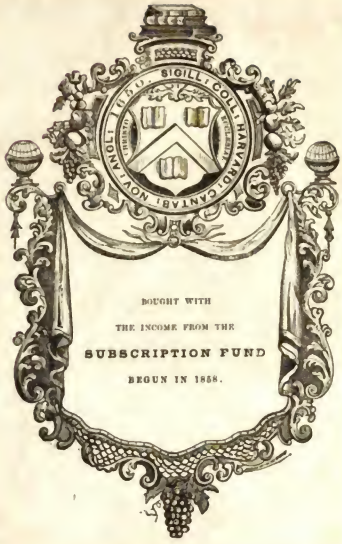
BP 373 .1



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE
SUBSCRIPTION FUND
BEGUN IN 1858.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Neunzehnter Band,

Januar bis Juni

1841.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

EX 6
BP 373.1

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY.
Subscription fund.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar: Die Literatur des Auslandes. 1841 (1).

Spanien.

Januar: Ein Ausflug nach Majorka. Von Georges Sand. I. Majorka's Natur-Verhältnisse (12).

Februar: Ein Ausflug nach Majorka. Von Georges Sand. II. Die Leidenschaft des Reisens. — Palma (17). Volksgeschichtliche Stoffe des Spanischen Drama's. Nach L. de Viell-Castel (19). Arabische Bibliophilen zu Cordova (29). Juden als Arabische Dichter. I. Von F. Lebrecht (35). Juden als Arabische Dichter. II (36).

Frankreich.

Januar: Das Schicksal der Städte. Konstantinopel, Alexandrien, Venedig und Korinth. Von St. Marc Girardin (2). Reisebriefe eines Glücklichen. Von J. Janin. I. St. Etienne und das südliche Frankreich. — Ein Blick auf die Ueberschwemmungen im südlichen Frankreich (4). Die Stenographen bei den Kammer-Verhandlungen (6). Napoleon und seine Minister. Nach E. M. von St. Hilaire (11).

Februar: Der Prinz von Joinville am Grabe Napoleon's. Von dem Abbé Felix Coquerreau (14). Mademoiselle Sédaine und das literarische Eigenthum (16). Berryer (18). Ueber das Auffordern zum Tanz. Bedenken gegen den Vorschlag des Herrn Karr (19). Literarische Vereine in Frankreich vor dem siebzehnten Jahrhundert (21). Das Fourierische Social-System (22). Die literarische Production der Französischen Hauptstadt und der Provinzen (23). Eine Staatsraths-Sitzung unter dem Konsulat. Von einem ehemaligen Staatsrath (24).

März: Die Pariser Königliche Bibliothek zur Zeit der Revolution (26). Pierre Duguenin und die Handwerker-Vereine in Frankreich. Nach George Sand (27). Scenen aus dem Revolutionskriege der Emigranten. Von dem Grafen Puymaigre (28). Der Zeitungsschreiber in einer kleinen Französischen Stadt (29). Jakob Callot, als Lothringen Französisch wurde (30). Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts unter Cousin (32). Napoleon in seinem häuslichen Leben auf St. Helena. Von E. de Las Cases (33). Gastronomische Aphorismen und Mysterien (34). Eine Pariser Privat-Heilanstalt (35). Ein Ball in den Tuilerieen. Von einem Engländer (36). Trend vor dem Revolutions-Gericht (37). Das Pariser Invalidenhaus unter Ludwig XIV., Napoleon und Ludwig Philipp (39).

April: Grundriß einer Philosophie. Von Lamennais. — Bayonne (41). Chavdau Lagarde zur Zeit der Revolution (42). Aphorismen über das literarische Eigenthum (44). Zur Statistik der Französischen Presse (46). Die Genealogie der Buonaparte's (47). Vom Schönen und von der Kunst, in ihren Beziehungen zur Schriftstellerei. Aus Lamennais' Grundriß einer Philosophie (48). Der Prozeß für Aristoteles gegen Pierre Laramée (49). Das Elsaß in den ersten Zeiten der Französischen Herrschaft (50). Französische Expedition nach dem nördlichen Eismeer. 1806 (51). Die mildernden Umstände der Französischen Geschworenen (52).

Mai: Die berühmten Frauen der Revolution. Ein Beitrag zur Geschichte der Frauen-Emancipation (54). Typen der heutigen Gesellschaft in England und Frankreich. I. Der Gentleman (55). Die Französische Deputirten-Kammer. Nach Englischer Schilderung (56). Weitere Nachrichten über die Geburt Napoleon's (57). Typen der heutigen Gesellschaft in England und Frankreich. II. Die Grisette (59). Ludwig XV. in Straßburg. Von C. F. X. Müller (60). Die Bedeutung der Daguerreschen Erfindung für die Kunst (62). Das Elsaß unter Französischer Herrschaft. — Frankreichs Unterrichtswesen. I. Der Elementar-Unterricht (64).

Juni: Die beiden Französischen Expeditionen nach Irland in den Jahren 1796 und 1798 (65). Das Hierodrama im Beginn der Französischen Revolution (67). Die Pariser Börse. Nach Englischer Darstellung (68). Ein Besuch in la Trappe (69). Die Friedens-Marseillaise von Lamartine (70). Historische Notizen über die Gefängnisse in Paris (71). Das Prohibitiv-System und die Abgaben. Von Alphons Karr (72). Winke zu einer Geschichte der Moden (74). Napoleon, Moreau und der Wahrsager aus der Normandie (75). Zur Geschichte der Bildung der Französischen Sprache (77). Lamartine's Friedens-Marseillaise. Deutsch von Freiligrath (77). Bordemerkungen zur Geschichte der Moral-Philosophie. Von Victor Cousin (78). Einfluß der Musik auf eine Deputirten-Wahl (78).

Schweiz.

März: Ueber Handelsfreiheit und Prohibitiv-Systeme. Vom Professor Cherbuliez in Genf (34).

Mai: Die Elektricität und das Fortschreiten unserer Kenntniß derselben (63).

Italien.

Januar: Die Reise nach Italien (3). Die Bauern der Romagna (5). Verbesserungen der Gefängnisse in Italien. Vom Grafen Luigi Serristori (10). Die Müßiggänger in Italien. Von der Gräfin Bleffington (11).

April: Die Sette Communi (43).

Illyrien.

Januar: Besuch eines Franzosen bei der Königsfamilie in Görz (6).

England.

Januar: Zur Geschichte der Europäischen Literaturen. Hallam, über das 15te, 16te und 17te Jahrhundert (1).

Februar: Ein Urtheil über Todesstrafen. Von Coote Taylor (16). Basil Hall's Fliedwerk (18). Die Säulen-Tempel in Irland (19). Vorherbestimmung der wahrscheinlichen Temperatur der Winter-Monate nach der Temperatur der entsprechenden Monate des vorhergegangenen Sommers (24).

März: London im Jahre 1840. I. Das Klubleben und das Garçonleben. II. Das Familienleben (29). III. Die Aerzte und ihre Praxis. IV. Der Englische Sonntag (31). V. Schattenseiten des Englischen Lebens (32). Die Tagelöhner-Arbeiten durch Kinder (32). Einfluß der Temperatur auf die menschliche Gesundheit. I. Vom Einfluß der Temperatur auf die Luft. II. Feuchtigkeit der Atmosphäre. III. Druck der Atmosphäre (33). IV. Elektricität der Atmosphäre (34).

April: Die Resultate der Reduction des Briefporto's in England (46). Der Galgen und die Guillotine. Ein National-Vergleich von Cap. Basil Hall (50).

Mai: Alfieri und Rousseau in England. Von William Howitt 1. Alfieri (55). II. Rousseau (56). Wallisische Literatur und Wallisische Nationalfeste (57). Schottland in politischer, literarischer und industrieller Beziehung (61).

Digitized by Google

Juni: Die Zukali (67). Die Rechte und die Stellung der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft (73).

Holland.

Januar: Holland und der Charakter des Volks. Von L. Marmier (10).

April: Louis Bonaparte als König in Holland (51). Nord-Holland und der Helder. Von L. Marmier (52).

Dänemark.

Februar: Die Königliche Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen. 1839 (14). Ueber die zukünftige Einheit der Skandinavischen Literatur. Dänische Rede, von Henrik Steffens (17). Alte Erinnerungen, von Carl Bernhard (25).

April: Jütland und die Jütländer. Nach Dänischer Darstellung (40). Oehlenschläger's Bearbeitungen altnordischer Sagen fürs Volk (45).

Mai: Die Hegelsche Philosophie in Dänemark (58).

Juni: Die Dänische Literatur im Jahre 1840 (71).

Schweden.

Januar: Die Tugenden. Eine Parabel (9).

Februar: Ueber die Todesstrafe. Von Sr. Königl. Hoh. dem Kronprinzen von Schweden (21).

März: Ueber Strafen. Von dem Kronprinzen von Schweden (27). Federzeichnungen ohne Figuren. Der Spanier (36).

April: Einige Worte über Korn-Gesetze. Vom Kronprinzen von Schweden (42). König und Landvolk in Schweden, zur Zeit Gustav's IV. (43). Schwedens Naturbeschaffenheit mit besonderer Beziehung auf seine Geschichte. Von E. G. Geijer (48).

Mai: Bruchstücke aus Fredrika Bremer's neuestem Roman „Streit und Friede" oder einige Scenen in Norwegen (53). Harald's Erzählungen. Aus „Streit und Friede", von Fredrika Bremer (54). Der Normannen Entdeckung von Weinland (60).

Juni: Hammerich's Volksbilder aus dem nördlichen Schweden (66). König Gustav Adolph. Von Andr. Fryxell (76).

Norwegen.

Mai: Norwegisches Alpenleben. Das Sätermädchen und der Jäger (62).

Polen.

April: Die Tatarenschlacht bei Liegnitz. Nach Adam Naruszewicz (45).

Rußland.

Januar: Wissenschaftliche Notizen aus Rußland. Bülletin der naturforschenden Gesellschaft in Moskau (3).

Februar: Ausflüge eines Russen, zur Erforschung Slawischer Literatur und Geschichte. I. Warschau. — Breslau. — Lausitz. — Dresden. — Böhmen (13). Die Universitäts-Stadt Charkoff. Bemerkungen eines Russen (20). Erwiederung, von Kohl (25).

März: Panorama von St. Petersburg (26). Memoiren des Feldmarschall Münnich (38). Ein Urtheil über die heutige Russische Literatur (39).

Griechenland.

Januar: Das neue Athen und seine alten Erinnerungen (8). Neugriechische Volkslieder (12).

Türkei.

Januar: Behandlung der Irren in Konstantinopel. Von einem Englischen Reisenden (8).

April: Zur Geographie und Naturkunde der Europäischen Türkei. Von Ami Boué (49).

Mai: Volkscharakter der Bewohner des Türkischen Reiches. Nach Ami Boué (53). Intelligenz und wissenschaftliche Bildung in der Türkei (61).

Juni: Zur Charakteristik der verschiedenen Völkerschaften in der Türkei. Nach Ami Boué (65).

Klein-Asien.

Juni: Die Stadt Koniah. Nach Russischer Darstellung (73).

Asiatische Türkei.

Januar: Das Ländchen Sindschar und die Jesidi's (23).

Armenien.

März: Die Armenische Literatur (37).

Arabien.

Januar: Der weise Suleiman und der Riesenvogel Simorgh. Eine Sage des Morgenlandes (13).

Juni: Ein Wettrennen mit Arabischen Pferden im sechsten Jahrhundert (72).

Ostindien.

Mai: Das Britische Indien im Jahre 1840 (58).

Juni: Ein Preß-Prozeß im Brittischen Indien (66). Die Empörung der Spahi's in Vellore. Von einem Augenzeugen (73).

China.

Januar: Die Chinesischen Würdenträger (13).

März: Schulen und Examina im Chinesischen Reiche (38).

April: Sechs Monate bei der Expedition gegen China. Von Lord Jocelyn (44).

Juni: Hochzeitsfeier eines Kaiserlichen Prinzen. Nach Pater Hyacinth (74). Zustand der Sittlichkeit in China. Nach Pater Hyacinth (76).

Asien.

Juni: Die Nestorianer in Kurdistan (70).

Aegypten.

Januar: Ueber den Volks-Unterricht und die Schulen in Aegypten (2). Die Französische Eroberung Alexandriens unter Bonaparte (3). Miß Emma Roberts in Kahira (9).

Afrika.

Januar: Die wahre Quelle des Sklavenhandels. Von G. Julius (1). Die Abstammung der Fulah's oder Fellans (2).

Nord-Amerika.

Januar: Fanny Elsler am Niagara-Fall. Von einem Amerikaner (7).

Februar: Redner und Staatsmänner des neueren Nord-Amerika. I. Zilper Amed. Nach der Quarterly Review (20). II. John Quincy Adams (22). III. Josiah Quincy. IV. William Wirt (28).

März: Glasunoff's Exkursion im nordwestlichen Amerika (30). Columbus vor dem Prüfungs-Ausschuß. Von J. F. Cooper (31).

April: Redner und Staatsmänner des neueren Nord-Amerika. V. Justice Story (40). Die Amerikanischen Squatters (47).

Mai: Die Irländer in Nord-Amerika (59).

Juni: Sklaven und Sklaverei in den Vereinigten Staaten (68).

Süd-Amerika.

Februar: Süd-Amerikanische Skizzen. Von Gay (13).

Mannigfaltiges.

Januar: Schiller auf der Französischen Bühne. — Belgiens eigene Literatur. — Olla Potrida. — Stolzes Wort eines Engländers. — Deutsche Klassikerinnen in Frankreich. — Institut der Provinzen Frankreichs. — Neues Werk von Georges Sand. — Meister des Schachspiels. — Alessandro Manzoni. — Gibbon und sein neuester Herausgeber. — Lebensskizze Guizot's. — Die Entdeckung von

Digitized by Google

Amerika, ein Roman. — Neue Aufklärungen über Maria Stuart. — Mlle. Taglioni und der Kunstgeschmack unserer Zeit. — Neue Weltansichte. — Französische Nordpol-Entdeckungen. — Vorlesungen über Deutsche Literatur in St. Petersburg. — Warren Hastings. — Rousseau's Emil.

Februar: Racine und Schiller. — Deutsche Literatur in England. — Der Gallische Hahn. — Deutsche Lieder in Französischer Prosa. — Gregor VII., von Bowden. — Bettina von Arnim. — Calderon's Asche. — Wie in der Welt der Krieg auszurotten. — Van den Vondel. — Amerikanische Riesen-Zeitung. — Dichtige Quelle für die Geschichte Spaniens im Mittelalter. — Deutsche und Polnische Nationalität auf dem Gebiete der Philosophie. — Beethoven's Leben, Englisch. — Dlle. Sophie Löwe in Paris. — Nacht und Morgen.

März: Zwei Deutsche Dramen auf der Französischen Bühne. — Herr Lacordaire und der Umschwung der religiösen Meinung in Frankreich. — Schicksale eines Briefes. — Die Familie Bonaparte. — Buchhändler-Speculationen. — Herr Marmier und die Deutsche Presse. — Ein Gesetz über das literarische Eigenthum. — Kohl's Reisen in Süd-Rußland. — Die Einaedornen von Kalikut im südlichen Ostindien. — Nobility und Mobility. — Der Deutsche Amerikaner. — Biographieen von Gelehrten. — Ein besonnenes Französisches Urtheil über Frankreichs Naturgränzen. — Allgemeine Gesetzgebung gegen den Nachdruck. — Tatarische Sprachen. — Menzel's Literatur-Geschichte Englisch. — Deutschlands mangelhafte Kenntniß der Slawen. — Einfluß der Französischen Literatur auf die Italiäner. — Die Italiänischen Dichter, von Streckfuß. — Bojardo, von Regis. — Berichtigung.

April: Eigenthumsrecht auf Fabriken-Muster. — Chinesische Bibliothek in Rußland. — Zweck der Kunst, nach Lamennais. — Zur Geschichte des Französisch gewordenen Elsasses. — Der artesische Brunnen bei Paris. — Zwei Goethesche Lieder Französisch. — Das Buch Mormon's und die Mormoniten. — Carlyle über Helden und Heldenthum. — Die Jungfrau von Orleans als historischer Roman. Die Revue de Paris über Frankfurt a. M. — Die Deutsche Oper in London. — Englische Abneigung gegen Deutsches Philosophiren. — Vittoria Accorombona. — Riemer's Mittheilungen von und über Goethe. — Die alten Schinesen und die Pythagoräer. — Deutsche Dichtkunst in England. — Einfluß des Französischen auf das Englische.

Mai: Elassische Journalisten über Deutsche Zustände. — Wie soll man schreiben — China, Schina, Tschina, Sina oder Zinas — Nachdrucke Deutscher Klassiker in England. — Englische Berichte über Deutsche Bade-Orte. — Ein Französischer Historiograph der Hohenstaufen. — Kunst-Verein in London. — Die Italiänische Oper in Berlin. — Alexandre Soumet. — Deutsche Forschungen in Englischer Sprache. — Ein Engländer in den Ateliers zu München. — Holländische Preisfrage. — Die westliche Gränsfrage. — Deutsche und Französische Literatur der Gegenwart. — Frankreichs Marine und Seeofficiere. — Dlle. Rachel in London. — Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland.

Juni: Die beiden Gefängniß-Systeme Nord-Amerika's. — Deutschlands politische Literatur in England. — Die Philosophen von Berlin. — Schomburgk's Reisen. — Die Sprache der Wienerinnen. — Deutsche Oper in London. — Berichtigung. — Das Kopenhagener Lesekabinet Athenäum. — Victor Hugo in der Akademie. — Alfred de Musset an Nikolaus Becker. — Ein Hindostanischer Urtheil über Ballette. — Thomas Campbell über Petrarca. — Das Berliner Diorama im Stockholmer Bazar. — Geistige Getränke in England und Frankreich. — Zur Geschichte des Englischen Theaters. — Deutsche Geschichtschreibung jenseits der Berge. — Kaufmannische Wechsel in China. — Edgar Quinet und der Deutsche Rhein. — Eduard Gans über Französische Zustände. — Deutsche Prosa in England. — Französisches Hieroglyphen-Wörterbuch. — Ludwig Tieck in England. — Robert der Teufel in London.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 8 Thlr. für das ganze Jahr. Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin: in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Jüdenstraße, Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Sonnabend den 2. Januar 1841.

Die Literatur des Auslandes. 1841.

Indem wir den zehnten Jahrgang dieser Zeitschrift beginnen, nehmen wir die Gelegenheit wahr, unsern Lesern für ihre treu geblibene, ja mit jedem Jahre gewachsene Theilnahme aufrichtig zu danken.*) Ueberall im großen Deutschland, und auch außerhalb der politischen Gränzen desselben, „so weit die Deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt", hat das Verzeichniß unserer Leser Namen aufzuweisen, deren Anzahl an den meisten Orten in einem ganz richtigen Verhältnisse zu dem Maße von Theilnahme steht, das dort für die Interessen der Literatur überhaupt zu erwarten ist. Wir finden darin eine ehrende Anerkennung unseres Bestrebens, überall und vorzugsweise Deutsch zu seyn, ungeachtet unsere Aufgabe ist, von der Deutschen Warte aus den Blick stets auf die ringsgelegenen Gebiete des Auslandes gerichtet zu halten.

Allerdings sind diejenigen unserer Landsleute, die ausschließlich mit Französischem oder Englischem Geiste verkehren, — diesen beiden großen Mächten, welche mit dem Deutschen Geiste zusammen das Triumvirat bilden, das jetzt die Welt des Gedankens und der Menschenbildung beherrscht, — der Gefahr ausgesetzt, verlockt durch die eigenthümliche und doch verwandte Dialektik des feinen Geistes, in Gallomanie oder Anglomanie zu verfallen; wer jedoch, gleich uns, Frankreich und England zwar in ihrer größeren Bedeutung, aber immer nur als Theile eines Ganzen gelten läßt, das erst als solches einen centripetalen und fugalen Einfluß auf die Literatur unseres Vaterlandes übt, der wird bei aller Auslands-Kunde doch nie in Ausländerei verfallen. Vielmehr wird er von jedem Ausflug in die Ferne stets mit vermehrter Vaterlandsliebe nach der Heimat zurückkehren und, obwohl in Allem, was die Fremde Schönes bietet, Stoff zu heimischer Benützung findend, doch die eigene Nationalität nur mit um so stolzerem Bewußtseyn gegen die Anmaßungen des Auslandes vertheidigen.

Wir dürfen uns das Zeugniß geben, daß wir das Letztere immer gethan, so oft und überall, wo wir solchen Anmaßungen begegnet sind. Lange bevor im Laufe des eben vollendeten Jahres der Deutsche Vaterlandssinn, von der Weichsel bis über den Rhein, wie aus Einem Munde das Wort der Entrüstung vernehmen ließ und wie mit Einer Faust das Schwert der Vertheidigung ergriff, als ein Theil des Bodens, den wir Deutsch nennen, von den Verächtern Deutscher Nationalität bedroht schien; lange bevor ein vaterländischer junger Dichter in einem glücklichen Augenblicke die Worte eines Liedes hinwarf, das sich als der Gedanke von mehr als sechsundzwölf Millionen Menschen auswies, haben wir in diesen Blättern gegen Soulié, Dumas und ihre Vorgänger, zwar in schlichter Prosa, aber gewiß mit eben so redlicher Liebe des Rheins, wie sie nur am Rheine selber wohnen mag, verkündet: sie sollen, sie können, sie werden ihn nicht haben! Freilich ist's nicht blos der Eine Strom, den unsere Liebe, unser Wort und unser Schwert geleiten. Behüte uns der Himmel davor, daß wir aus einseitigen Antipathieen den Rhein allein sollten bewachen wollen! Ueberall, wohin das Deutsche Wort an die Marken des Reiches von einem Strome getragen wird, an dessen Ufern die Deutsche Treue wohnt, heiße dieser Strom nun Rhein oder Donau, Weichsel, Pregel oder Niemen, da ist die Deutsche Liebe auch wach und der Sympathieen sicher von einem Gränzpunkte bis zu dem entlegensten gegenüber.

Das Jahr 1840, das sowohl in als außer Deutschland reich an wichtigen Ereignissen war, hat auch einen Gedanken, der sich seit fünfundzwanzig Jahren in den Gemüthern allgemein befestigt hatte, den Gedanken nämlich, daß die alte Scheidewand der Europäischen Völker zu fallen und daß auf ihren Trümmern ein gemeinsamer Civilisationsbau, dem der Name Welt-Literatur gegeben wurde, sich zu erheben beginne, nicht wenig erschüttert. Gerade diejenigen Nationen, die wir für die thätigsten bei diesem Baue hielten, und die, ihre Vorstellungen und Begriffe, ihre Bilder und Gestaltungen mit einander austauschend, sich dinüber und herüber die Hände zu reichen schienen, um die Erdkugel zu tragen, — gerade sie stehen wir jetzt wieder, wie vor dreißig Jahren, gerüstet und sich rüstend, als gälte es einen Kampf um die Weltherrschaft, nicht durch die Gewalt des Geistes, sondern durch die Eroberung des Schwertes. Sollten wir wirklich wieder zu dem Punkte zurückgekehrt seyn, wo die Kriege der Französischen Staatsumwälzung und eines großen, die Völker unterjochenden Feldherrn und sandten? Sollten alle Humanitäts-Theorieen, alle Lehren von der Unsittlichkeit des Krieges und von der Abartlichkeit jedes Nationalhasses nur zu der Erkenntniß geführt haben, daß die einen wie die anderen unpraktisch seyen, und daß der Traum vom ewigen Frieden ewig ein Traum bleiben werde?

Allerdings hat es den Anschein, als ob die gährende Gewalt entgegengesetzter Principien die Pforten des verschlossenen Janus-Tempels sprengen wollte; allerdings scheint eben nur irgend ein unerwartetes plötzliches Ereigniß nöthig, um ein großes Land, um vielleicht ganz Europa wieder in Flammen zu setzen; aber noch ist es nicht Zeit, über das Eitle und Träumerische jener Theorieen und Lehren zu spotten. Das ist ja eben die Probe, die sie zu bestehen haben: darzuthun, daß solche unerwartete plötzliche Ereignisse, wenn auch nicht immer abgewendet, doch, wie der Blitz an der leitenden Metallstange, unschädlich gemacht werden. Oder glaubt man etwa, die Ereignisse der letzten zehn Jahre hätten so und nicht anders sich gestaltet, wenn nicht eben die Ideen, die seit dem Frieden von 1815 auch über das kriegergewohnte, in Revolutionen erzogene Frankreich sich verbreiteten, ihre Macht auf daselbe geübt hätten? Glaubt man wirklich, es sey ein Zeichen der Energielosigkeit unserer Zeit, wenn Kollisionen, die in früheren Jahrhunderten Fürsten entzweit und Völker in Kriege gestürzt hätten, jetzt in anscheinend unerwarteter und wunderbarer Weise sich ausgleichen und Alles beim Alten lassen? Will man nicht vielmehr in diesen Wendungen und unsichtbaren Einflüssen eine höhere Leitung erkennen? Wir erkannten die Hand der Vorsehung in dem Schutze, den sie dem Könige der Franzosen angedeihen ließ, dessen Haupt fünf Mal von meuchelmörderischer Hand bedroht war, und wir sollten sie nicht auch in dem Gange der Ereignisse wahrnehmen, der, seitdem die Waffen des letzten allgemeinen Krieges ruhen, jeden Sturm, wo und so oft er auch in Europa wieder ausbrechen wollte, beschwichtigt hat? Wie in keinem anderen Viertheile Europa's haben neuere Geschichte, Kultur und Sitte eben verschlungene die Kenntnisse der Mechanik, die Künste der Industrie sich vervollkommnet und völlig neue Bahnen sich gebrochen. Sollte dies nicht, eben so wie es eine Folge des langen Friedens ist, auch ein Zeichen seyn, daß der menschliche Geist überall die Erhaltung des Friedens will, überall in den unblutigen Eroberungen des Fleißes und der Thätigkeit, nicht aber in den, allen mühsamen Anbau stets wieder zerstörenden Eroberungen des Schwertes, seine Aufgabe und seine Befriedigung erkennt?

Daß wir im civilisirten Europa Alle Kinder Eines Geistes, wenn auch verschieden durch National-Eigenthümlichkeiten und Charakter sind, das braucht nicht erst aus der neuesten Geschichte der Europäischen Civilisation nachgewiesen zu werden. Die Literatur, dieser Gradmesser der Civilisation, weist eine solche Uebereinstimmung in unverkennbaren Erscheinungen nach. So war es der Gedanke der Reformation, der im 16. Jahrhundert nicht blos in Deutschland, sondern auch in Italien, Frankreich, England und selbst in Spanien die Geister beherrschte, wenn auch der Umfang, den die Reformation selbst gewann, in jedem Lande, je nach dem Boden, den der Gedanke vorfand, anders sich gestaltete. Wir haben an einem anderen Orte (S. den nachfolgenden Artikel über Hallam's Literaturgeschichte) darauf hingewiesen, daß eben so die Poesie und namentlich das poetische Drama des neueren Europa's das Produkt einer gleichzeitigen Geistesrichtung war, die nur in Deutschland durch hundertjährige Religionskriege und Bürgerkriege unterdrückt worden ist. Die Geschichte der neueren Philosophie führt den Zeitraum ihrer Begründung in den verschiedenen Ländern unseres Welttheils, namentlich in Frankreich (Descartes), in Italien (Gassendi), in England (Hobbes), in den Niederlanden (Spinoza) und in Deutschland (Leibnitz) ebenfalls auf eine scharf begränzte Epoche zurück. Nicht minder läßt sich die Wissenschaft des Staats- und Völkerrechts, der Begriff der Humanität, wie die neuere Zeit ihn aufgefaßt und endlich der Aufschwung des in seiner nächstliegenden Bedeutung allerdings rein materiellen, aber, seinen nothwendigen letzten Zwecken nach, nur der höheren Civilisation dienenden industriellen Geistes in allen Ländern Europa's gleichzeitig und mit übereinstimmenden Wirkungen nachweisen.

Wir sind es also nicht allein, in deren Stimmungen, Richtungen und Begriffen eine Bürgschaft für die Fortdauer des Friedens liegt und die die Ueberzeugung in sich tragen von einer sicheren allmäligen Erziehung des Menschengeschlechts zu göttlichen Bestimmungen. So wir

*) Von dem ehemaligen Jahrgange (1840) des „Magazins" ist, ungeachtet der bedeutend vermehrten Auflage, doch kein vollständiges Exemplar mehr zu haben.

Digitized by Google

in uns, lebt und wirkt vielmehr derselbe Gedanke überall in den gistig abendländischen Ländern Europa's, wenn auch die Verschiedenheit der Nationalcharakters und des geschichtlichen Bodens eben so verschiedenartige sociale Erscheinungen und äußerliche Widersprüche hervorruft. Dieser Gedanke ist es, dem unsere Zeitschrift in ihrer bescheidenen Wirksamkeit zu folgen suchte, und den in seinen Manifestationen darzulegen auch ferner unser Bestreben sein wird.

J. L.

England.

Zur Geschichte der Europäischen Literaturen.

Hallam, über das 15te, 16te und 17te Jahrhundert.

Es ist ein großer, selbst von fremden Nationen anerkannter Ruhm der Deutschen, daß sie sowohl durch Sammlerfleiß, als auch durch zweckmäßige Anordnung des Materials, und noch mehr durch den geistreichen und weltumfassenden Blick, mit welchem sie das große Gebiet der geistigen Thätigkeit aller Völker und Jahrhunderte überschauen, den ersten Rang unter den Bearbeitern der Literargeschichte einnehmen und hierin den übrigen Völkern als gute Muster vorleuchten. Denn weder Engländer noch Franzosen besitzen eine die ganze Literatur umfassende Literargeschichte, wie es in Deutschland mehrere giebt. Ohne der älteren Werke von Lambezius, Morhof, Gesner und Fabricius zu gedenken, sey es uns erlaubt, nur an die neueren zu erinnern, z. B. Eichhorn's „Geschichte der Künste und Wissenschaften." 2 Bde. Göttingen, 1799; desselben umfassenderes Werk: „Geschichte der Literatur von ihrem Ursprunge bis auf die neuesten Zeiten." 6 Bde. Göttingen, 1805 – 1811. und „Literargeschichte." 3 Bde. Göttingen, 1814; ferner L. Wachler's „Handbuch der Geschichte der Literatur." 4 Bde. Leipzig, 1833; und zuletzt Gräfe's „Lehrbuch einer allgemeinen Literargeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit". (Dresden und Leipzig, 1837) das auf 6 Bde. berechnet ist, von denen bis jetzt bereits vier erschienen sind, die bis zur Zerstörung des Oströmischen Reiches gehen. Die genannten Werke stehen nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa als unerreichte Muster da. Die Engländer gestehen es selbst offen, daß in diesem Fache der Literatur bei ihnen eine Lücke ist. Mit Ausnahme der Geschichte der Poesie, besitzt der Englische Gelehrte kein Buch, aus welchem er sich eine, wenn auch nur allgemeine Kenntniß großer literarischer Namen und Werke verschaffen könnte; man müßte denn einige sehr unvollkommene biographische Wörterbücher kennenter begreifen wollen. Herr Hallam, der bereits durch seine rühmlich bekannte Geschichte des Mittelalters eine Lücke in der Englischen Literatur ausgefüllt hat, theilt das offenherzige Bedauern seiner Landsleute über Mangel an den allgemeinen literar-historischen Werken und hat in der neuesten Zeit versucht, durch seine „Einleitung in die Europäische Literatur des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts"*) einen andern, nicht minder bedeutsche Lücke für das Fach der Literargeschichte, wenigstens zum Theil für den Umfang dreier Jahrhunderte, auszufüllen. Nach seinem eigenen Geständniß hat er Eichhorn's und Wachler's Werke benutzt, aber bei weitem nicht ihre Vollständigkeit erreicht; dies war zuvörderst auch nicht seine Absicht; denn wer der Titel seines Buches sagt, hat er bloß eine Uebersicht der Literatur geben wollen, über welche Einleitung die nachfolgenden Betrachtungen, unter Benutzung einiger in England kaum gewordenen kritischen Urtheile, sich verbreiten.

Hallam's Anordnung ist chronologisch. Der erste Band führt den Leser bis zum Jahre 1520 in einer Art einleitender Skizze, in welcher die Klassifizirung der Schriftsteller nach Zeitalter und nicht sehr genau beobachtet ist. Nach 1520 verfolgt er einen sehr genauen und sorgfältigen Plan. Der erste Band schließt mit den dreißig Jahren von 1520 bis 1550; die übrigen drei Bände sind in halbe Jahrhunderte getheilt bis zum Jahr 1700, mit welcher Epoche das ganze Werk endet. Jedes halbe Jahrhundert ist wieder in Kapitel getheilt, die besonders bestimmt sind für die Literatur, theologische Literatur, spekulative Philosophie, Moralphilosophie und Staatsphilosophie, Poesie, dramatische Literatur, schöne Literatur, medizinische und gemischte Literatur. In jedem Kapitel wird die Ordnung nach Nationen im Allgemeinen befolgt, und gewöhnlich in dieser Reihe: Italien, Spanien, Frankreich und England. Deutschland hat, sofern seine National-Literatur in Betracht kommt, in dieser Reihe fast keinen Platz, was allerdings von der Zeit der Religions-Kriege bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts als gerechtfertigt erscheint, jedoch im Zeitalter der Reformation als einer der größten Mängel des umfangreichen Werkes sich darstellt.

Es muß übrigens bemerkt werden, daß jene Klassifizirung der chronologischen Ordnung Hallam's Schöpfung nicht ist. Die Ordnung der Geburten oder Todesfälle ihrer Verfasser folgt. Diese Anordnung ist als unnatürlich und willkürlich und als das Interesse des Werkes schmälernd getadelt worden; sie ist, ohne Zweifel, oft ungenügend, da die so angenommenen Eintheilungen mitten in Gegenstände übergehen, die eine Einheit der Behandlung zu fordern scheinen. Der Leser wird mitten in einer Periode über Staatskunst unterbrochen und wegen der übrigen Schaufpiele, die nach 1600 erschienen sind, auf einen anderen Band verwiesen; so findet er Bacon's „Versuche" als einen Theil der Literatur der einen Zeit und seine „Naturphilosophie" als den Theil einer anderen Zeit behandelt; und Taylor erscheint in dem einen halben Jahrhundert als ein führer und äußerster Verfechter der Toleranz, und in dem anderen als ein Kasuist mit etwas larer Moral. Oder so muß man sich begnügen mit einer bloßen Hindeutung auf die mächtigen Gestalten Leibnitz, Bentley und Newton, weil ihre Hauptwerke zufällig erst nach dem Jahre 1700 erschienen.

Doch es ist kaum möglich, eine Anordnung zu machen, die nicht ähnlichen Einwürfen begegnen würde; und im Ganzen hat Herr Hallam recht gehandelt, die chronologische Ordnung zu seiner Grundlage genommen zu haben. Keine andere giebt einen so starken Einblick in das, was man den inneren Mechanismus der Literargeschichte nennen möchte. Sie prägt dem Geiste die Wichtigkeit der Regel ein, die Individuen nach ihrer Zeit und ihren Zeitgenossen zu beurtheilen, und zwingt unserer Aufmerksamkeit die wenn auch scheinbar paradoxe Wahrheit auf, daß in den Werken ihrer genialen Geistesheller der Körper oder der Inhalt der Zeit und der Gesellschaft gehört, und daß die mehr oder weniger dunkele Farbe von dem Individuum gegeben wird, je nachdem es mehr oder weniger originell ist. Sie leitet uns besonders zum Nachdenken über jene höchst eigenthümliche und belehrende Erscheinung, welche eine allgemeine Literargeschichte ausstellt, — über die elektrische Schnelligkeit, mit welcher ein Gedanke mitgetheilt wird, über die unerwartete Gleichmäßigkeit, mit welcher neue Wahrheiten, neue Forschungsmethoden, neue Gefühls- und Geschmacksrichtungen zugleich in mehreren Ländern entstehen, — so unerwartet, daß es oft unmöglich ist, zu entreden, ob die Inspiration sich unmittelbar hatte oder gleichzeitig war. Wie in der Kunst, so ist es in der Literatur: der einzelne Kritiker kann in den Produktionen verschiedener Länder auch die Geistesrichtung, wie wollen nicht sagen, desselben halben Jahrhunderts, sondern derselben Generation oder desselben Decenniums entdecken. Selbst Erscheinungen, welche, an sich betrachtet, als sehr originell dastehen, sind sonderbarer Weise diesem Gesetz der Gleichzeitigkeit unterworfen. Die Reformation kam in den drei ersten Jahrzehnten des 16ten Jahrhunderts und 1540 zur Erscheinung; das Drama in England und Spanien erhob sich zwischen 1580 und 1600 auf einmal aus dem Chaos bis zur Vollkommenheit; Gassendi's erste philosophische Schrift erschien 1624; Descartes trat 1637 und Hobbes 1642 hervor; und mit diesen drei Namen beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des Gedankens. Man sieht, daß es sehr leicht ist, Beispiele der obigen Gesetz anzuführen, wenn man die Geschichte aller solcher Fälle schriebe und dasjenige ausschiede, was der eine Geist von dem anderen entlehen hatte. Auf diese Weise würden wir die Quintessenz der literarischen Alchymie kennen lernen, welche die Männer aller Nationen zu einem einzigen macht, trotz aller Unterschiede, welche verschiedene Sprachen, verschiedene Gewohnheiten und gegenseitige Abneigung zwischen ihnen aufstellen können.

Dies Alles hat Herr Hallam begriffen und auszuführen versucht. Ob er indeß gleich ein Unternehmen von großem Umfange und von ungewöhnlicher Macht des Gedankens, das in dem Leser wieder neue Gedanken erweckt, vollendet hat, so können wir doch kaum sagen, daß er, mit Rücksicht auf den Titel seines Werkes, dasjenige geliefert, was sein Buch sein will, nämlich eine Einleitung in die Europäische Literatur. Es nähert sich mehr einem Catalogue raisonné der Bibliothek eines Mannes von allgemeiner Belesenheit, der nach chronologischer, statt nach alphabetischer Ordnung eingerichtet ist. Jedoch leidet in dieser Hinsicht das er sich Interessirenden gestatten, den ihn interessirenden Schriftsteller sich enthalten sollte. Es würde pedantisch seyn, wenn man behaupten wollte, daß der Verfertiger eines solchen Katalogs genau die Zeugnisse abwägen (ponderanda sint, non numeranda) und jedem Schriftsteller, den er beurtheilt, so viel Raum und Aufmerksamkeit widmen sollte, als er wegen seines hohen Ranges in der gelehrten Welt und wegen der Wichtigkeit seiner Werke beanspruchen könnte. Doch diese Forderung muß wenigstens annähernd erfüllt werden, wenn der Literar-Historiker seinem Werke den Charakter der Vollständigkeit und Vollkommenheit zu geben wünschte. Die Erfüllung dieser condicio sieheit noch unerläßlicher, wenn eine literar-historische Uebersicht, welche die verschiedenen Fächer der Literatur in ihrem Umfassenen Verhältniß und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit darstellen gegeben werden soll. Wie verhalten sich nun die großen Namen der Europäischen Literatur zu einander mit Rücksicht auf den Raum, den sie in Hallam's Werke einnehmen? Wir finden, daß 70 Seiten einer Analysis des einzigen Werkes von Hugo Grotius „De jure belli et pacis" gewidmet sind; 60 dem Baco; 35 dem Hobbes; 26 dem Werke Sydnei „De Republica"; 30 bis 40 dem Shakspeare; 21 dem Cervantes; 8 dem Montaigne; eben so viele dem Ariost; und 3 bis 4 dem Bayle. Dieses Mißverhältniß in dem Raume, der den einzelnen Namen zukömmt, stellt sich als ein schlagender Beweis von den allgemeinen Ungleichheiten des Werkes dar. Die bei weitem längsten und schätzbarsten Partieen des Werkes sind diejenigen, welche die ältere spekulative Philosophie, Staatswissenschaft und Theologie verbreiten; die kürzesten und am schlechtesten ausgeführten sind die Fächer der Poesie und besonders der schönen Wissenschaften.

Wie und die katalogartige Anlage dieses Werkes einen Grund zum Tadel gab, so möchten wir uns auch über die willkürlichen Gränzen beklagen, welche der Verfasser um das Feld der Literatur gezogen hat, ohne Grund. Wie möchten wissen, weshalb einige theologische Kontroversen aufgenommen sind und die Geschichte fast gänzlich ausgeschlossen ist; warum er Werke über Algebra und Anatomie und nicht Werke über Malerei und Agrikultur zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat; warum Reisebeschreibungen, der interessanteste Theil einer Bibliothek, ausgeschlossen sind, während doch Werke über Naturgeschichte, obgleich sie ganz destituirt sind, besprochen werden? Doch wir haben Nachsicht mit der Blöße und Unvollständigkeit des Werkes, je mehr wir die Wahrheit empfinden,

*) Introduction to the Literature of Europe in the fifteenth, sixteenth and seventeenth Centuries. 4 Bde. 8. London, 1837–39.

Digitized by Google

daß die Freiheit die wesentliche Bedingung zur Entwickelung der Wahrheit und des Geistes ist. Der Geschmack einer früheren und systematischeren Zeitalters würden diese Darstellungen als die Anekdoten eines gelehrten Mannes, der in dem Laufe seiner mannigfachen Studien viel gedacht und noch mehr gelesen hat, aber kaum als eine „Einleitung in die Europäische Literatur" freudig bewillkommnet haben.

Doch die Geschichte der Literatur ist nicht ein vollständiger oder unvollständiger, chronologischer oder alphabetischer Katalog von literarischen Werken; und durch eine kursorische Andeutung der übrigen kann nur eine höchst beschränkte Einsicht in den Zustand des menschlichen Geistes in verschiedenen Perioden gewonnen werden. Wenn es irgend einen Zweig der Forschung giebt, in welchem die Neigung zum Generalisiren und Systematisiren uns weiten Feld haben darf, so ist es gewiß dieser. Die Literatur jeder Zeit oder jedes Landes ist das Produkt von hundert verschiedenen Ursachen, von angebornen Verschiedenheiten des Nationalcharakters, der Religion, der Regierung, der gesellschaftlichen Zustände. Wie kann man ohne Vergleichung und Generalisation einen wahren und lebendigen Eindruck von dem Charakter und den Eigenschaften der Literatur gebrut? Allerdings hat der häufige Mißbrauch oder die übermäßige Anwendung dieser philosophischen Prozesse ihnt zu Tage in skeptischen und scharfsinnigen Geistern das Streben erzeugt, sie herabzusetzen und gering zu schätzen. Und dies ist merkwürdiger Weise auch bei Herrn Hallam der Fall. Obgleich er mit einem großen Talent für Konjekturalkritik begabt ist, so fürchtet er sich doch vor der Erklärung und Anwendung derselben. Seine Geringschätzung und Verachtung des Paradoxen verleitet ihn, fast jede Spekulation als heterisch zu verdammen. Das entgegengesetzte System mag gefährlich seyn, aber es ist wenigstens weit anziehender. Ein Deutscher Kritiker, welcher seine ganze Sammlung von Thatsachen zu regelmäßigen Kryställen der Generalisation geklärt; ein Franzose, welcher seine brillanten Schlüsse kaum nach Thatsachen bildet, mögen unsichere Führer seyn, aber sie richten den Geist nach einem bestimmten Gegenstande. Selbst eine glänzende Täuschung kann von Nutzen seyn und oft zur Entdeckung der Wahrheit führen. Aber die märrische Verlegenheit alles Systems und die Angewöhnung, die von Anderen entdeckte Folge von Ursache und Wirkung als unwesentlich zu betrachten, giebt dem Style nicht nur eine gewisse zurückstoßende Kälte, sondern vermindert auch das Interesse des Lesers an dem Gegenstande und erzeugt ein Gefühl der Ermattung. Durch die Ausübung dieser Eigenschaften kann kein Schriftsteller die herrlicher Worte Bacos verwirklichen; — „Ut genius illius temporis literarius veluti incantatione quadam a nocturna evocetur."

Um ein Beispiel zu geben, wählen wir einen Gegenstand, an welchem Hallam ein mehr als gewöhnliches Interesse nimmt, — nämlich die Staatswissenschaft. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erschienen fast zu gleicher Zeit und in allen Ländern des westlichen Europa's Schriftsteller, die neue und kühne Ansichten von dem Verhältnisse des Fürsten zum Unterthanen aufstellten; Languet, La Bortin, Buchanan, Poynet, Mariana und andere geringere Namen, Männer von verschiedenen Sprachen und Glaubensbekenntnissen; die zwei ersten sind Franzosen, der eine Hugenott, der andere Katholik, der dritte ein Schottischer Presbyterianer, der vierte ein Englischer reformirter Bischof und der fünfte ein Spanischer Jesuit. Doch steht die Meinung in keinem direkten Verhältniß zu ihren Theorieen. Die Systeme Aller sind streng politisch. Sie Alle bekennen sich rinstimmig zu Lehren, die in ihrer Zeit unerhört waren; sie Alle behaupten die Souverainetät des Volks und das Recht, die Monarchen zu entthronen, ja sogar das Recht, sie zu ermorden. Woher entstand damals zu gleicher Zeit diese furchtbare Verirrung? Welche Ursachen haben diese gräßliche Gleichmung in der Gesellschaft des sechzehnten Jahrhunderts erweckt? Sicherlich ist es nicht hinreichend, um einer abgenutzten Bemerkung darüber hinweg zu gehen, „sie sey ein neuer Beweis, daß die Meinungen aller Parteien, so allgemein und spekulativ sie auch erscheinen mögen, wegen der Stellung derjenigen, welche sie äußern, und wegen der augenblicklichen Folgen, die sie haben können, angenommen werden", oder bloß zu sagen, daß „die Schriftsteller durch die verdrecherische Tyrannei der gleichzeitigen Herrscher dazu veranlaßt seyen." Man hat sowohl vorher als nachher unzählige Versuchungen gehabt, solche Meinungen anzunehmen, und doch sind sie nie auf eine so kühne Weise behauptet worden, ausgenommen von einigen sehr verworfenen Subjekten.

(Schluß folgt.)

Afrika.

Die wahre Quelle des Sklavenhandels.

In den von Herrn Fuf. de Salle mitgetheilten, zum Theil dem Herrn Fürsten von Pückler-Muskau in den Mund gelegten Aeußerungen über den Sklavenhandel*) werden die Anstrengungen der Engländer zur Unterdrückung der Sklavenjagden von Darfur u. s. w. auf eine Weise beurtheilt, welche die ganze Angelegenheit in ein falsches Licht bringt. Es heißt daselbst: „Der größte Theil der Sklaven kommt aus einer anderen Quelle" (nämlich als den Aegyptischen Gassuas). „Die Negerstämme bekriegen sich unter einander und verkaufen ihre Gefangenen; das ist nicht so grausam, als wenn sie dieselben tödteten..... Ich weiß so gut wie die Engländer, welche Achtung ein Prinzip verdient. Aber wenn man die wirklich Welt kennt, so schaudert man vor dem Unheil zurück, welches aus voreiliger Erneuungssucht entspringen kann. Die Engländer haben noch lange nicht Alles gethan, Christen bekehren den Sklavenhandel" u. s. w. — Die beiden Beschuldigungen, daß die Engländer die wahre Quelle des Sklavenhandels nicht erkannt hätten, und daß sie den Umfang des Uebels verhehlten, sind völlig ungegründet. Wenn es überhaupt glaublich schiene, daß die Englische Nation einem Uebel, an dessen Entfernung sie seit etwa 15 Jahren mit der Anstrengung ihrer ausgezeichnetsten Staatsmänner thätigen Philanthropen arbeitete, gegen 30 Millionen Pfund Sterl. gewendet hat, nicht bis auf die Wurzel nachgeforscht hätte, so läßt sich doch in diesem Falle erweisen, daß sie die wahre Quelle des Sklavenhandels seit genauer Zeit sehr genau kennt. Denn bei allen den denkwürdigen Parlamentsverhandlungen der Jahre 1788 und 89, 1806, 1816, 1823 u. s. w. über die Sklaven-Angelegenheit ist deutlich und oft genug Afrika selbst als der Sitz des Uebels bezeichnet worden. Da man es aber anfangs für unmöglich hielt, Hand an die Wurzel des Uebels zu legen, so wollte man wenigstens den immer weiter um sich greifenden Verzweigungen desselben Einhalt thun. Deshalb wurden nach und nach die bekannten Verträge Englands mit allen Nationen zur Aufhebung des Sklavenhandels geschlossen. Zwar haben die Menschenfreunde, welche die Ausführung von Hemmungs-Maßregeln anriethen, und die Staatsmänner, welche darauf eingingen, hinlängliche Kenntniß der wirklichen Welt besessen und in ihren Reden an den Tag gelegt, um zu wissen, daß die Macht und List des Eigennutzes mögliche Weise alle jene zur Beseitigung des Sklavenhandels getroffenen Veranstaltungen unwirksam machen könnten, aber sie haben dennoch geglaubt, daß sie kein Mittel dürften unversucht lassen, und haben lieber große Opfer vergeblich bringen, als die gute Sache aufgeben oder, wie es bei Herrn de Salle heißt, die „Aufrechterhaltung des Prinzips" verabsäumen wollen. Das Unheil ist dann nicht eher hervorgerufen, welches Herr de Salle befürchtet, als ein richten konnte. Der Sklavenhandel hat in der That, anstatt sich zu vermindern, leider nur von Jahr zu Jahr in unerhörtem Maße zugenommen, und England hat viel Verschwendung an Geld und sogar an Menschenleben zu beklagen, wofern es nicht etwa sich damit trösten will, daß von Anbeginn die „wirkliche Welt" allen wohlthätigen Reformationen mit lange dauernden, mächtigen Widerstand entgegengesetzt hat, bis sie zuletzt dennoch sich unverkennbaren Fortschritt fand und der Wahrheit die Ehre lassen mußte, wirklicher zu seyn als sie, die sogenannte wirkliche Welt.

Die Engländer haben sich inzwischen nicht dabei beruhigt, die eigentliche Quelle des Sklavenhandels zu kennen, sie haben vielmehr auf Mittel gesonnen, dieselbe zu verstopfen. Sie haben Sierra Leone, am Gambia, und wo es nur Englischer Niederlassungen in Afrika giebt, hat der Sklavenhandel in weitem Umkreise ein Ende genommen und dem Handel mit Landes-Produkten Raum gemacht; in der Gegend von Bathurst allein ist eine jährliche Ausfuhr von 13,000 Schwanen seit etwa 14 Jahren unterstehen; und auf solche Erfahrungen gestützt, hat in diesem Jahre Capitain Laing eiserne Dampfschiffe zu der bekannten Niger-Expedition unter Capitain Dundas Trotter ausrüsten lassen.*) Dem neuen Projekte, welches vermuthlich noch weit abenteuerlicher und hoffnungsloser erscheint, als irgend ein früheres, Afrika zu civilisiren, zur Entfaltung seiner eigenen Kräfte anzureizen und durch Anleitung gesetzlichen Handels von Menschenhandel abzulenken, wird freilich der Kenner der wirklichen Welt nicht minder mitleidig Glück auf den Weg wünschen, als dem Versuche, die Sklavenjagden zu unterdrücken, indem er bei der Erfahrung stehen bleibt, „daß nun einmal die Negerstämme sich unter einander bekriegen und ihre Gefangenen verkaufen, welche sie sonst, um das Fleisch nicht faulen zu lassen, tödten müßten." Aber wie gut es auch die Negerstämme zu kriegswichtig sind? Es ergiebt sich aus den mäßigsten Berechnungen, daß Afrika des Sklavenhandels wegen jährlich fünfmalhunderttausend Menschen verliert. Ist es nicht unglaublich, daß die Negerstämme bloß aus angeborener Kampfluft, oder um ihre eigenen Handel auszuwachen, Kriege führen sollten, jährlich durch Verheerung gegen 1,000,000 Menschen mehr in jedem Jahre zu verschlingen? Wenn aber dieses höchst unwahrscheinlich ist, so ist nur desto wahrscheinlicher, daß sie, eben um Sklaven zu erjagen, unter einander Krieg führen. Oder wird der Kenner der wirklichen Welt sich lieber vorstellen wollen, daß die guitmüthigen und wohlgesinnten Agenten der Sklavenhändler, aus Menschenfreundlichkeit die armen Schwarzen, welche sonst getödtet würden, aufzukaufen pflegen, nur eben ruhig zuwarten, bis etwa die Negerstämme einmal Lust haben, Krieg unter einander anzufangen, während es doch eine Kleinigkeit ist, die rohen Gemüther gegen einander zu reizen und Kriege da, wo keine sind, künstlich zu schaffen, als etwa in der Absicht, um zur Ausübung seiner Gutmuth Gelegenheit zu finden, ja noch mehr, um den armen unciviliirten Negern die Wohlthat der christlichen oder wenigstens der muhammedanischen Erziehung dadurch, daß sie zu Sklaven gemacht werden, mitheraig zu verschaffen? Nun hat schon Bosman um 1700 behauptet, es seyen die ersten Europäischen Ansiedler in Afrika, welche die Saat unsäglicher Uebel unter den Eingebornen ausgestreut haben, und Bruce hat sie erhalten. Denzet will um 1726 daselbe von einem Faktor, der zehn Jahre in Afrika gelebt, erfahren haben; Bruce, der in Abyssinien 1770 reiste, versichert, daß die kleinen Afrikanischen Despoten zunächst der Küste und tiefer im Lande gar keine andere Ursach zu ihrem Kriegführen hätten, als den Menschenraub zum Behufe des Sklaven-

*) S. Nr. 140 des Magazins von 1840.

*) Vergl. „Englands Verträge mit Afrikanischen Königen" in Nr. 146 des Magazins.

Digitized by Google

handels; Lord Muncaster in seinen historischen Skizzen (London, 1792) ist derselben Ansicht, und Mungo Park pflichtet 1817 seinen Vorgängern in diesem Punkte völlig bei. Die Handelsleute, schreibt Captain Moresby 1821, bringen in die entlegensten Gegenden, und wo sie ihre beweglichen Faktoreien aufschlagen, verloschen sie durch Geschenke und Versprechungen die Eingeborenen, irgend ein Dorf eines fremden Stammes zu überfallen, um die gewünschten Waren für Sklaven einhandeln zu können. Quillimane, so erzählt Commodore Owen 1824, war blühend durch Ackerbau und versorgte ganz Mozambique mit Korn, lieferte auch etwas Gold und Silber in den Handel, ehe die Sklavenhändler hinkamen; seitdem aber ist es eine Höhle der Plünderung und des Blutvergießens geworden. Der Schrift von Borua, wie ein Augenzeuge, der Amerikanische Agent, Herr Kohmun, 1823 berichtet, ließ gewöhnlich, wenn die Sklavenhändler Waare begehrten, alle erwachsene Männer und die kleinsten Kinder der von ihm überfallenen Dörfer ermorden, um nur die Weiber und die tauglichen Knaben und Mädchen hinweg zu führen und zu verkaufen; einmal, auf 3 Expeditionen, während der Amtsfrist von 6 Major Denham, erschlug er 20,000 Menschen, um etwa 6—7000 Weiber und Kinder zu erbeuten. Wer mehr Zeugnisse verlangt, der sehe nach: Lyons travels 1819. Dupays resid. en Ashantee 1824. Grays travels in west. Afr. 1825. Denham and Clappertons travels in Afr. 1826. Landers records 1830. Rankins Sierra Leone 1836. Laird and Oldfields narrative 1837.*)

Allen diesen und vielen anderen Autoritäten zufolge, ist man gezwungen, das Argument des Herrn de Salle umzukehren und statt zu sagen: „Die Kriege der Eingeborenen sind die Ursache des Sklavenhandels“ vielmehr: Der Sklavenhandel ist die Ursache der in Afrika einheimischen Kriege. Gleich viel! Da nun einmal die innern Kriege in Afrika eingerissen sind, muß nicht, bis die etwa von selbst einmal aufhören sollten, das Leben von Millionen Sklavenhandel als eine höchst barbarische Grausamkeit angesehen werden, weil, wie es bei Herrn Cuf. de Salle heißt, der Verkauf der Gefangenen in die Sklaverei weniger hart für sie sey, als der sonst unvermeidliche Tod? Zwar wird bei Herrn de Salle die gräßliche Lage der Sklaven in Aegypten gerühmt, aber die Frage wegen der Grausamkeit beiseit sich doch auf seinen eigenen „größten Theil der Sklaven, welcher in die härtere Sklaverei nach Tripolis und Abyssinien wandert“, und wir müssen hinzufügen: nach Amerika (Cuba, Portorico u. s. w.), wo ihrer jährlich ungefähr 200,000 verdraucht werden. Da soll nun grausamer seyn, die Gefangenen zu tödten, als sie in die Sklaverei zu liefern. Das heißt mit andern Worten: es ist grausamer, die Gefangenen tödten als — sie mit Ketten zusammengeschlossen, blowellen noch mit gebundenen Händen und, wenn sie widerspenstig sind, mit nachschleppenden Holzklötzen an den Füßen, halbnackt, das Fleisch von den Kettenringen bis auf die Knochen durchgerieben, elend genährt und kaum getränkt, und doch mit Säcken und Schläuchen beladen, über den glühenden Wüstensand und über heiße Strecken vermittelst der „Treiber“ — sie in Banden, deren Boden voll Wasser ist, gleich Stockfischen geschichtet, über die Ströme schaffen — sie an der Küste sodann in engen, ungelüfteten, verpesteten Sklavenhältern, zu Hunderten zusammengepreßt, mit Ketten beladen, aufbewahren, — dies Alles um sie endlich doch noch, wenn etwa Mangel an Raum entsteht, zu tödten, wie z. B. im Jahre 1830 der König von Lagoja mit einem Transport von 6 oder 500 verfuhr.***) In der Heimat erschlagen zu werden, ist nach Herrn de Salle ein härteres Loos als dies, zu den Sechzigen zu gehören, welche von Hunderten den Transport zur Küste und die Aufbewahrung daselbst überstanden haben, und nun zu Zwei und Zwei gekettet in einen Schiffsraum von 3 oder 4 Fuß Höhe gepackt zu werden, in einem Schiffsraum, welcher zwar von 71 Britische Tonnen, aber wohl 360 Sklaven fassen kann (wie die Spanische Fetude „Si“, genommen im Mai 1839), dessen Luken bei stürmischem Wetter geschlossen seyn müssen, in einer Luft, deren minutenlange Einathmung einst dem Arzte Falconbridge monatliches Siechthum zuzog, seekrank, mit durchgescheuerten Gliedern, fieberglühend, im eigenen Unrath, auf einem Boden zu liegen, den das Blut der Nutzthieren wie eine Schlachthaut überstromt, am Morgen an einen todtkaum gefesselt, der Abends zuvor noch athmete — dies Alles wiederum, um vielleicht vom Capitaine, wenn die Ladung hoch versichert ist und sich der Vorwand dringender Noth möglich findet, oder wenn ein Britischer Kreuzer das Sklavenschiff verfolgt, in eine Tonne gesteckt, über Bord geworfen zu werden.*) Ja, es ist härter, nach Herrn de Salle, dahein mit einem Stricke gedrosselt zu werden, als entführt der Heimat, nach langem unbeschreiblichen Leiden auf dem Sklavenmarkt noch gerissen von Weib und Kind, der Peitsche überliefert zu werden, um auch die unter allem Elende neugeknüpften Bande abermals durch Verkauf zerrennt zu sehen und endlich der Mißhandlung, der übermäßigen Anstrengung oder den Seuchen zu erliegen. Der „Kenner der wirklichen Welt“ mag wohl besser wissen, was für die Schwarzen besser ist, als die wirklichen Schwarzen selber, aber diese sind seiner Meinung keineswegs, denn aus den Schiffen, sobald sie nur können, sich ins Meer hinabstürzend, oder die Nahrung zurückweisend, wenn man sie nicht teuflisch durch Brennen mit glühenden Kohlen zwingt, und in den Plantagen sich selbst an Bäumen henkend, bereisen sie, daß Tod ihnen weniger hart dünkt, als ihre Sklavenlose. Die Sklavenhändler, die Pflanzer und die beim Kolonialwesen interessirten Kapitalisten und Banquiers haben zwar immer den Sklavenhandel unter dem Deckmantel der Menschenfreundlichkeit vertheidigt; wie aber Andere dies vermögen, wäre nicht zu begreifen, wenn es nicht theils jene leidige pikante Manier, welche die kühnsten Angelegenheiten cavalliermente behandelt, theils gewisse hoch-torystische Zwangstheorien gäbe, welche sich in Sachen des Liberalismus je verbergen kann.

G. Julius.

Mannigfaltiges.

— Schiller auf der Französischen Bühne. Schiller's Maria Stuart ist auf dem Théâtre Français in Paris, nach der Uebersetzung von Lebrun, wieder gegeben worden, nachdem das Stück zwanzig Jahre geruht hatte. Mlle. Rachel wählte dieses Stück, um zum erstenmale in einem Stücke zu erscheinen, das nicht zu den sogenannten klassischen Dramen des Französischen Theaters gezählt wird, sondern einen Uebergang zu der romantischen Schule bildet. Der Versuch mißlang jedoch; Mlle. Rachel fiel durch und scheint damit einen Theil ihres künstlerischen Rufes eingebüßt zu haben. Im Jahre 1820 hatten das grandiose Spiel Talma's, der den Kiesser gab, und die edle Sentimentalität der Dlle. Duchesnois, als Maria Stuart, das Trauerspiel, welches seiner Lieblingsdichterin, zu einem Lieblingsstücke des Publikums gemacht. Wenn nun aber einige Französische Kritiker, wie namentlich auch Herr Janin, einen Theil des schlechten Erfolges, den die Aufführung jetzt gehabt, unserm Schiller aufbürden wollen, so zeugt dies eben nur von neuem, wie wenig oft die Herren Feuilletonisten von den Dingen verstehen, über welche sie schreiben. Herrn Janin und seinen Französischen Uebersetzung nicht weiter als das Skelett der Schillerschen Maria Stuart wiedergegeben; die Seele aber und die Poesie fehlen. Schon im Jahre 1820, als das Stück noch durch das treffliche Spiel Talma's und der Duchenois gehoben wurde, erklärten Deutsche Literaten, die es in Paris darstellen sahen, daß die von Herrn Lebrun gelieferte Uebersetzung geeignet sey, den Franzosen auch nur einen entfernten Begriff von dem Deutschen Nationaldichter zu geben. Und nun wagt es Herr Janin, auf diese Uebersetzung hin, sein kritisches Anathema gegen den ihm außerdem gewiß ganz unbekannten Schiller zu schleudern!

— Belgiens eigene Literatur. Zählte man den Nachdruck zu den literarischen Erzeugnissen Belgiens, so würde dieses Land natürlich eines der produktivsten von Europa seyn. Seit einigen Jahren fest es jedoch einen Stolz darein, auch Original-Manuskripte zu drucken, und man muß dem Lande die Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, daß seine Bemühungen auf diesem Felde nicht ganz ohne Erfolg geblieben sind. Im Jahre 1840 sodann vielmehr vom November 1839 bis zum November 1840) wurden in Belgien 320 Originalwerke gedruckt, und zwar 218 in Französischer, 92 in Flamändischer, 4 in Deutscher und 6 in Lateinischer Sprache. Nach Fächern vertheilt, behandeln 32 die Belgische Geschichte, 63 die schöne Literatur, 11 sind Lebensbeschreibungen gewidmet, 4 der Münzenkunde, 14 der Grammatik und Philologie, 1 der Literaturgeschichte, 9 dem öffentlichen Unterricht, 9 oberirdischen Gegenständen, 15 der Arzneiwissenschaft, 3 der Kriegswissenschaft, 6 der Bibliographie, 10 der Politik ꝛc., 10 der Jurisprudenz, 15 der Statistik und den administrativen Fächern, 6 der Mathematik, 4 der Kunst, 2 der Heraldik und 1 der Mineralogie. Endlich zählt man noch der Taschenbücher und Kalender 17, der periodischen Sammlungen 24 und verschiedener nicht in diese Kategorien gehöriger Bücher 24. Als ein Seitenstück zu dem Gothaer genealogischen Taschenbuch ist in Brüssel auf das Jahr 1841 ein Almanach de la Cour erschienen.

*) Aus den von Randall dem Parlamente vorgelegten Papieren geht hervor, daß zu St. Louis, am Senegal, zur Zeit, da diese Kolonie in den Händen der Engländer war (1813—17), der Sklavenhandel daselbst völlig ruhte. Dennoch wurden die Eingeborenen daselbst, wie auch in den Gebieten Boden über ohne Nutzung. Das Volk ging unbewaffnet und furchtlos von Dorf zu Dorfe, und Niemes hatte ein ausgiebigeres Feuergewehr, als zu St. Louis die Franzosen zurückgegeben war, wurde der Sklavenhandel wieder ins Leben gerufen; der Acker blieb von nun an brach liegen, und die Kommunication zwischen den Dörfern ward unmöglich. — Der Kapitain Bowdich's Zeugniß nur bestätigte, da man es gerade in Peking auf St. Britannien halten konnte. Französische Kurten stehen mir aber in diesem Augenblicke nicht zu Gebote, sondern nur Englische Bücher, wie Captain Hamilton, nachrichten: Voc de Broglie. Discours prou. a la Chambre des Pairs le 28 Mai 1821; Archives des voyages vergleichen: La Barriere nat. hist. sur la Colonie de Sierra Leone. Par. 1816.

*) Vergl. den Artikel: Methwed Ali ein Revitionist in Nr. 190. des Magazins, im Anfange. Hierher: Dr. Arnolds Bericht über Aegypten und Nubien: im XVI. Band Nr. 99 des Magazins, S. 395, Spalte 2.

**) Grays travels 1821. S. 208. Denham and Clapperton travels III. Kapitel. Denham und Clapperton; Meyen's Reise um die Welt, 2 B. w. — Einem Portugiesischen Zoll-Inspektor in Quilimane wurden im August 1837 gegen 290 Sklaven bei heiterer Geschichte und jeder Nitter, da von Emma, einer Portugiesischen Ansiedlung, in Kanoes gebracht worden waren, zur Aufbewahrung übergeben. Der Markt war aber überfüllt, und der Inspektor hatte nicht Lust, die neuen Ankömmlinge zu füttern. Man ließ sie mit schweren Ketten, zu Zwölfen und Zwanzigen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, an einander geschlossen, in den Straßen sich umherschleppen, wo sie bettelten oder aus den Düngerhaufen Knochen und weggeworfenes Gedärm, wie die Hunde, hervorrissen, um ihren Hunger zu stillen, oder sie sammelten die Sectang zu ihrer Nahrung, oder sie starben Schrecken auf dem Felde und in den Straßen. Aerzte, die sie kuriren. Da sie von Noth und Krankheit ganz aufgerieben waren, so wollte natürlich kein Sklavenhändler sie kaufen, und sie kamen meist Alle elend um. Dies berichtet ein Augenzeuge, Kapitain Cook. — Man sieht, daß die Engländer Nichts verschweigen, auch die Barbareien nicht, welche beim Sklavenhandel von Christen geübt werden.

*) Nach den Parlamentspapieren. Nr. A. 1838—1839, mitgetheilt von Buxton, slave-trade and remedy. 1840.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Montag den 4. Januar 1841.

Frankreich.

Das Schicksal der Städte.

Konstantinopel, Alexandrien, Venedig und Korinth.

Von St. Marc. Girardin.

Auch die Städte haben ihr Schicksal. Die meisten entstehen, dauern fort und vergehen mit den Völkern, die sie gegründet haben. Aber es giebt auch Städte, welche ein eigenthümliches Leben zu haben scheinen. Sie überdauern den Wechsel der Zeiten und nehmen die verschiedensten Völker in sich auf. Woher diese Begünstigung?

Die Städte, deren Schicksal an das der Länder gebunden ist, haben kein eigenes Lebens- und Erhaltungs-Element. Sie sind das Werk der Menschen. Im Alterthum waren Babylon, Ninive, Persepolis solche Städte. So lange sich die Herrschaft der Assyrier und der Perser aufrecht erhielt, standen auch diese Städte in großer Blüthe. Aber derselbe Schlag, der diese Reiche niederstreckte, vernichtete auch die Städte, weil der Ort, wo der Mensch sie errichtet hatte, nicht von der Natur zum Sitze einer Stadt bezeichnet worden war. In unserer Zeit gehören London, Wien, Petersburg, Paris zu dieser Klasse. Ihr Schicksal hängt vom Schicksal der Reiche ab, deren Mittelpunkt sie sind. Wenn Frankreich vom Schauplatze der Geschichte abtritt, so ist kein Grund mehr dafür vorhanden, daß Paris eine große Stadt sey, wenn es nicht etwa, wie Rom oder Jerusalem, eine religiöse Stadt werden sollte; denn die Religion erhält die Städte der Oertlichkeit zum Trotz.

Man betrachte nur auf der Karte den Platz, welchen Paris einnimmt; es liegt an keiner natürlichen Straße, an keinem Punkte, den der Handel und Verkehr nothwendig berühren muß. Paris liegt sogar nicht einmal in der Mitte Frankreichs. Es ist eine Hauptstadt, die zufällig ihre jetzige Lage erhalten hat, die aber eben so gut an einen anderen Ort hätte kommen können, obschon der Zufall, der Paris zum politischen Mittelpunkte Frankreichs gemacht, auch seine Ursachen in der Geschichte gehabt hat, wie andererseits die Lage von Paris nicht ohne politische Wirkungen geblieben ist. Wir wissen, wie Paris allmälig zu seinem jetzigen Range emporgestiegen ist; eben so ist es bekannt, daß, weil die Hauptstadt in der Nähe der Nordgränze gelegen, auch vorthin vorzüglich die Vergrößerungs-Versuche gerichtet waren. Man könnte sogar behaupten, daß die Lage von Paris wesentlich dazu beigetragen hat, Frankreich zu einem großen Reiche zu erheben. Im Westen wird Frankreich durch das Meer, im Süden durch die Pyrenäen, im Osten durch die Alpen und den Jura geschützt. Aber nach Norden steht es offen; hier hat es keine natürliche Gränze, denn die Grüße bilden keine solche. Wäre die Hauptstadt nicht in der Nähe der Gränze gelegen gewesen, wäre Orleans oder Tours dazu erwählt worden, so ist es sehr glaublich, daß Frankreich bis zur Loire oder Seine zurückgewichen seyn würde. Daß aber Paris zum Mittelpunkte der Regierung erhoben wurde, hatte die glückliche Folge, daß die schwächste Gränze am besten vertheidigt wurde. Es ist kein Unglück, wenn die Hauptstadt eines Volkes seinen Feinden nahe gelegen ist, und wenn es da seine Kräfte sammelt, wo die meiste Gefahr droht. Es ist dies kein Unglück; wohl gemerkt, aber nur so lange das Volk seine Kraft bewahrt.

Was von Paris gilt, das findet auch seine Anwendung auf London, Wien und Petersburg; die Natur hatte sie nicht zu großen Hauptstädten vorausbestimmt; sie hätten eben so gut an einer anderen Stelle stehen können. Die Hauptstadt Oesterreichs hätte eben so gut in Linz oder Preßburg seyn können. Es war durchaus nichts Nothwendiges, daß London gerade an seiner jetzigen Stelle erbaut wurde. Da aber diese Hauptstädte einmal da stehen, wo sie stehen, so haben sie daraus die wichtigsten Folgen für Oesterreich, England und Rußland ergeben. Dadurch, daß die Hauptstadt Rußlands von Moskau nach Petersburg verlegt wurde, trat dasselbe in die Reihe der Europäischen Mächte, während es früher ein halb Europäischer, halb Asiatischer Staat war. Dadurch, daß Peter der Große Rußland in das Europäische System zog, breitet es seine Macht im Orient und seinen Einfluß in Europa aus. Der Fehler, mit welchem es auf Asien wirkt, ist darum so stark, weil er sich auf Europa stützt.

Die Städte, denen die natürliche Lage ihre Bedeutung giebt, haben einen eigenthümlichen Charakter. Da die Natur sie geschaffen hat, so gehören sie mehr der physischen Geographie als der Geschichte an; denn sie behaupten immer denselben Platz. Ihr Schicksal ist nicht an das der Reiche gebunden, denen sie zufallen. Sie werden im Laufe der Zeiten die Hauptstädte der verschiedenartigsten Völker, ohne daß eines daran dächte, sie zu verlassen oder zu zerstören; alle fühlen, daß diese Städte ein wichtiges Beförderungsmittel des Reichthums und der Macht sind. Sie scheinen ein unvergängliches Leben zu haben, obschon sie ohne bestimmte Nationalität und ohne eigene Geschichte sind und den verschiedenen Völkern, die sich in ihnen niedergelassen, nur als Herbergen zu dienen scheinen.

Wenn man die Geschichte der Städte studirt, die man nothwendige oder natürliche nennen könnte, so fällt es auf, daß sie nicht alle in gleichem Grade nothwendig und vorbestimmt sind. Die Städte erhalten ihre Macht und ihre Bedeutung durch ihre Lage; aber einerseits gewährt nicht immer die Lage der Stadt alle Vortheile, welche sie in sich schließt; andererseits findet die Stadt nicht gleich den günstigsten Platz, oder die Lage wird mit der Zeit mehr oder weniger günstig. Zuweilen büßt auch die Stadt ihre Vortheile ein, weil der Ort die seinigen durch die veränderten Wege des Handels und der Schifffahrt verloren hat. Konstantinopel, Alexandrien, Venedig, Korinth können als Belege dienen.

Der Mensch hat ebenfalls einen Antheil an dem Schicksal der Städte, und zwar einen großen, denn er muß den Platz der Stadt auswählen. Nicht alle haben den richtigen Blick, nicht alle verstehen die Winke der Natur. Es giebt Blinde, wie die Chalcedonier, welche den Hafen von Byzanz vor sich hatten und doch nicht einsahen, daß dieser Ort zu einer großen Stadt bestimmt sey. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" berichtete kürzlich über einen Plan, den Isthmus von Panama zu durchstechen. In der Mitte desselben, im Staate Nicaragua, ist ein See von 120 Meilen Länge und 40—60 Meilen Breite. Der St. Johannes-Fluß, der einen guten Hafen an seiner Mündung hat, bildet den Abfluß dieses Sees in den Mexikanischen Meerbusen. Vom See Nicaragua zum Stillen Ocean sind nur 9 Englische Meilen. Könnte dieser Kanal zu Stande, so muß sich nothwendig am St. Johannes-Fluß oder am Nicaragua-See eine Stadt erheben, welche zum Stapelplatze des Handels zwischen beiden Meeren bestimmt ist. Dies ist eine nothwendige Stadt, aber ihre größere oder geringere Blüthe wird immer von ihrer Lage abhängen, denn sicherlich giebt es hier einen Platz, der vorzugsweise günstig ist. Wer ihn findet, hat die Hauptstadt der neuen Welt gefunden.

Der menschlichen Geist hatte wohl eingesehen, daß am Bosporus eine Stadt stehen müsse, aber es bedurfte der Zeit, um den Platz zu finden, und selbst als er gefunden war, stellte sich nicht gleich die Ueberzeugung fest, daß in einer gewissen Weitlage hier die Hauptstadt seyn müsse. Griechische Kolonieen stiegen sich oberhalb und unterhalb von Byzanz nieder, ehe sie Byzanz selbst bevölkerten. Als das Römische Reich sich über die bekannte Welt verbreitete, führten Augustus und seine Nachfolger wohl, daß dieses Reich eine andere Hauptstadt haben müsse als Rom, welches wohl Italien, aber nicht der Römischen Welt zum Mittelpunkt dienen konnte. Sie wendeten ihre Blicke nach der Meerenge, welche das Schwarze und das Mittelländische Meer verbindet. Augustus dachte an Troja, aber wagte noch nicht die Verlegung der Hauptstadt. Zu Diocletian's Zeit suchte das Römische Reich eifriger als je nach einer neuen Hauptstadt. Man dachte an Antiochia, an Nicomedia, an Troja. Endlich wählte Konstantin Byzanz aus. Das Schicksal dieser Stadt war erfüllt; Konstantin gründete auf den Trümmern des alten Römischen Reiches ein neues, welches sich noch über elf Jahrhunderte erhielt, weil seine Hauptstadt gut gelegen war.

(Schluß folgt.)

England.

Zur Geschichte der Europäischen Literaturen.

(Schluß.)

Herr Hallam nimmt beständig eine negative Stellung selbst gegen die anerkanntesten und allgemeinsten Meinungen. So ist ihm z. B. der Begriff des allmäligen Fortschrittes des Geistes nicht nur ein im Allgemeinen unbestimmter, sondern auch ein äußerst schwer zu erklärender. Wenigstens ist dies seine Ansicht nach folgender Stelle: „Die abgenutzten Metaphern von Licht und Schatten, von Dämmerung und Zwielicht werden ohne Bedenken von denjenigen gebraucht, welche die Literatur des Mittelalters behandeln und einen ununterbrochenen Fortschritt annehmen, bei welchem die Wissenschaft

gleich der Sonne, die Schatten der Barbarei vertrieben hat. Doch bei größerer Aufmerksamkeit sieht man leicht, daß dies keine richtige Vorstellung ist. — Daß Europa, allgemein genommen, weit entfernt, in der Wissenschaft am Anfange des dritten Jahrhunderts weiter fortgeschritten zu sein, als 200 Jahre vorher, in vieler Hinsicht rückwärts gegangen ist und wenige Zeichen von einem solchen Streben gegeben hat. Es ist in der That nicht gewiß, so weit die Geschichte des Menschengeschlechts uns Gewißheit giebt, daß eine Nation in Kunst und Wissenschaft gleichförmig fortschreite."

Der Verf. ist also mit Anhängern der Theorie des Kreises und nicht der des Fortschritts, über vielmehr sein Princip liegt, wie wir bereits gesagt haben, in der Verwerfung aller Systeme und in der Zulassung von Ausnahmen. Diese Systemlosigkeit verleitet ihn oft zu falschen Urtheilen, und sonderbarer Weise sieht er große und kühne Männer mit weit ungünstigeren Augen an, als schüchterne und mittelmäßige. Nichts ist aber ungegründeter, als diese Beurtheilung Lowper's; er sagt, er vermisse an dem Reformator einen scharfsinnigen Verstand, und es sey ihm unmöglich, seine Abhandlungen über den Glauben und die guten Werke zu verstehen. Erasmus hingegen ist der Lieblingsheld Hallam's: „Er war der erste ansehnliche Feind der Unwissenheit und des Aberglaubens, der erste Wiederherstellter der christlichen Moral nach biblischen Grundsätzen." Auf eine ähnliche Weise behandelt er Milton und Grotius; den Ersten fertigt er mit einer ganz dürftigen und kalten Anerkennung ab, während er dem Zweiten mehr Raum gewidmet hat, als irgend einem anderen Manne der Europäischen Literatur.

Man muß jedoch erstaunen über seine unvergleichliche Bekanntschaft mit der katholischen Theologie und über seine Vorliebe für die Kanzelberedsamkeit besonders der großen Französischen Prediger des 17ten Jahrhunderts. Seine Bewunderung für Bossuet ist groß, fast zu groß; denn man kann sich schwer überzeugen, daß „in seinen Predigten viel wahre Poesie" ist. Doch in seiner Beurtheilung Pascal's erhebt er sich bis zur Beredsamkeit, — ein ungewöhnlicher Aufschwung an einem Schriftsteller, der gewöhnlich kalt und zurückhaltend ist und auf Beredsamkeit mit Verachtung herabblickt.

„Die Pensées zur Religion von Pascal", sagt er, „müssen als ein Denkmal seines Geistes über seine Lettres provinciales gestellt werden, obgleich einige das Gegentheil behauptet haben. Sie brennen mit einer intensiven Flamme: erhaben und energisch an Ausdruck, reißen sie den Leser mit sich fort, so daß er keine Stunde ist, die Vorstellungen von der Wahrheit, die sie enthalten, zu unterscheiden. Denn das viele derselben eine ruhige Prüfung nicht aushalten können, ist denjenigen sehr einleuchtend, die einen solchen Versuch machen. Die Bemerkungen Voltaires sind, obgleich sie immer die Absicht haben, herabzuwürdigen, manchmal unwiderleglich; doch der Glaube von Pascal's Bereitsamkeit schlägt diesen Gegner ganz und gar zu Boden."

„Pascal hatte wahrscheinlich nicht sehr viel gelesen, was seinem Geiste eine größere Freiheit gegeben hat. Mit Ausnahme der Bibel und der Schriften Augustin's waren die Essays Montaigne's das Buch, welches ihn am meisten angezogen zu haben scheint. Diese beiden Männer sind in der That in ihren persönlichen Anlagen und in der Richtung ihres Geistes wunderbar ähnlich. Obgleich Pascal vor der religiösen und moralischen Unbesonnenheit Montaigne's einen Abscheu hatte, so fand er doch Vieles in diesem, was mit seinen eigenen Gedanken in der Verachtung menschlicher Meinungen, in der beständigen Herabwürdigung der menschlichen Vernunft zusammenstand. Kein Buch scheint er so häufig an, und mit Ausnahme der Bibel das des Descartes citirt zu haben, als das unseres Schriftstellers. Pascal war ein zu scharfsinniger Dialektiker und ein zu aufrichtiger Freund der Wahrheit, als daß er die Sophismen des blinden Pyrrhonismus gelten lassen sollte. Man hat gesagt, daß er die Gültigkeit der Beweise der natürlichen Religion leugne; dies scheint gewissermaßen ein Irrthum zu seyn, der sich auf das Mißverstehen einiger Ausdrücke gründet, die er als Feind eines Unglaubigen in den Mund legt. Doch es muß, glaub' ich, zugegeben werden, daß seine Beweise für das Daseyn Gottes zu oft u curiosi sind."

Das Hauptprincip von Pascal's Theologie, aus welchem er die nothwendige Wahrheit der Offenbarung ableitet, ist die gefallene Natur des Menschengeschlechts; er hält sich weniger bei den Beweisen der Religion auf, als bei der Nothwendigkeit, welches der Mensch aus sich selbst schöpft. Reizte jedoch kann dem gewöhnlichen Katholizismus der Kanzel unähnlicher seyn, als Pascal's ohne Bilderen. Er schildert nicht den schmutzigen, gemeinen und entarteten Kaliban dieser Schule, sondern den gefallenen Cherubim. „Der Mensch ist so groß, daß seine Größe offenbar selbst in der Kenntniß seines Elendes besteht. Ein Baum weiß nicht, daß er elend ist. Es ist also Kennzeichen unseres Elends ein Elend; aber daß es ist, ist ein Zeichen unserer Größe. Sein ganzes Elend beweist seine Größe. Es ist das Elend eines großen Herrn, eines Königs, der seiner Größe beraubt ist. Der Mensch ist der schwächste Zweig der Natur, aber er ist ein Zweig, welcher denkt. Er fordert das Universum nicht auf, ihn zu zertrümmern. Er kann durch einen Wassertropfen getödtet werden. Doch wenn das ganze Universum ihn zertrümmerte, so würde er edler sein als das, was seinen Tod verursacht, weil er weiß, daß er sterben muß, und das Universum seine Macht über ihn nicht kennen würde. Dies ist offenbar sehr sophistisch und deklamatorisch; doch es ist die Sophistik einer schönen Einbildungskraft. Es würde jedoch leicht seyn, solche Stellen zu finden, die verschiedene Ideen kommt. Ich auf jeder Seite in Pascal bei. Sein weltumschiffendes Genie spielt mit vollen und gewaltigen Flammen, wie der Blitz um die gespaltenen Eiche, um die gefallene Größe des Menschen. Er bemerkt jede charakteristische Eigenthümlichkeit seiner Natur unter diesen Bedingungen. Sie sind die Lösung jedes Problems und klären jeden Widerspruch auf, der zu

verwirren. „Der Mensch", sagt er sehr schön, „hat einen geheimen Instinkt, der ihn zu Zerstreuung und Beschäftigung von außen zu suchen, was aus dem Gefühl seines beständigen Elends entspringt. Und er hat einen geheimen Instinkt, der ihm von der Größe seiner ursprünglichen Natur übrig geblieben ist und der ihn lehrt, daß das Glück nur in der Ruhe bestehen kann. Und aus diesen zwei entgegengesetzten Instinkten entsteht in ihm eine unbekannte, in seiner Seele verborgene Neigung, welche ihn antreibt, Ruhe durch Bewegung zu suchen und sogar sich einzubilden, daß er eine Zufriedenheit, deren er nicht genießt, gefunden werden wird, wenn er, durch einen längeren Kampf, eine Thür zur Ruhe sich öffnen kann."

„Man kann es kaum begreifen, daß Jemand das Schlimmste von der menschlichen Natur oder von sich denke, wenn er diese prächtigen Klagen Pascal's liest. Er schmückt und verredet die Entartung, um sie abzuerdeln. Der zerrissenste Granitfelsen, der umgestürzte Säule, die zerstörte Stadt geben nur einen Begriff von Wüste und Verödung. Niemand schämt sich des Elends, das von seiner Größe Zeugniß giebt. Wenn wir einen Bauer übereden würden, daß fürstliches Blut in seinen Adern fließt, so würden wir ihn seiner Zufriedenheit mit dem Loose, das er gezogen hat, beraubern, aber kaum in ihm den Gedanken des Stolzes weden."

Das Fach der schönen Wissenschaften ist dasjenige, was Hallam am dürftigsten behandelt. Es ist zu wenig als ein Ganzes betrachtet, und es sind zu viele Urtheile über einzelne Schriftsteller eingestreut. Doch seine Lektüre erwidert mehr, als die einzelnen Kritiken. Und ob wir gleich in diesem Werke schätzbare Abhandlungen und viele Bemerkungen antreffen, so zeigt sich doch oft ein Mangel an Geist und Lebendigkeit, an der Wirkung jener Vorzüge, welche neutralisirt. Der Verfasser scheut sich, seiner Phantasie den Zügel schießen zu lassen und sich seinen Spekulationen anzuvertrauen, damit sie nicht in Täuschung endigen. Denn es zeigen sich oft Spuren, daß der kalte und methodische Geist eines großen Theils des Werkes seinem Genius zuwider natürlich, als abstrakten angenommen ist. Seine, obgleich immer klare, Analyse ist oft nicht tief genug, gründlich zu seyn, oder vielmehr seine Verachtung für die phantasiereichen Spekulationen der Kritiker kommt ihm, in das Innere der Sache einzudringen. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon liefern seine Bemerkungen über Cervantes und Calderon.

Die folgende Stelle über die Poesie des Elisabethanischen Zeitalters kann vielleicht als ein schönes Beispiel eines umfassenderen kritischen Spiels, als gewöhnlich bei ihm gefunden wird, angeführt werden: „In der Poesie konnte England vielleicht keine Vergleichung anhalten mit Spanien oder Frankreich, um nichts von Italien zu sagen. Es gelangte in der That weit später dahin, die Poesie als eine allgemeine Kunst zu kultiviren. Auch folgte Lowe weit weniger den Regeln und Mechanismus des Style, als den gleichgültigen Gedichten anderer Sprachen. Die Englischen Sonettenschreiber bekümmern sich weniger um die herkömmlichen Schmuckworter und conventionellen Ausdrucksweisen. Jeder Gedanke mußte in neuen Ausdrücken dargestellt werden, da die erneuerten Beispiele früherer Versemacher sie nicht darboten. Daher einer Zweifel der Ursache von der Menge bilderreicher Ausdrücke in der Elisabethanischen Poesie: von dem falschen Geschmacke, der Rauheit, der Verderbtheit oder von der Gemeinheit und noch mehr von der Unverständlichkeit. Dadurch blieb sie aber auch frei von jener einförmigen Uebereinstimmung, welche uns oft in der gebildeteren Poesie ermüdet. Die Lektüre von Gascoyne und Edwards macht eben so wenig Vergnügen, als die rohen Französischen und Italiänischen Versuche, welche von ihren Zeitgenossen doch gepriesen wurden. Dies ist Alles, was wir mit Recht zu ihren Gunsten sagen können; denn eine Vergleichung der Elisabethanischen Poesie mit der des 19ten Jahrhunderts würde eine übermäßige Vorliebe für altertümliche Namen und altertümlichen Schmuck verrathen." — — „Wenn wir Saße aus Spenser zur Seite lassen, so wird die Englische Poesie unter Angelsachsen und Elisabeth gewiß nicht mit der Italiänischen verglichen, Periode wetteifern wollen. Es würde nicht nur ein großes nationales Vorurtheil verrathen, sondern auch einen Mangel an echter ästhetischer Kritik, wenn man diese beiden Personen gleichstellen wollte. Doch man kann noch immer sagen, daß die Englischen Dichter Recht hatten, und daß sogar am Ende dieses Jahrhunderts keine scheinbare Aussicht vor der Zukunft vorhanden war, als zuweilen der Alten. Wir möchten die Poesie der einen Nation mit einer Schönheit bei Hofe vergleichen, die edle und ungezwungene Züge, eine schnelle Gestalt und Anmuth in allen ihren Schritten, aber nicht die reine Einfalt hat, und die in der Zartheit ihrer Feinheit eine Krankheitsart anerkennt, welche ausgezeichnet spricht, und die erste Jugend und Schönheit der Poesie der anderen Nation eher ein Landmädchen darstellt, das eben in die gebildete Gesellschaft tritt; es hat nicht vollkommene Züge, aber es lockt durch den Reiz, durch Mannigfaltigkeit und durch die Verständigkeit seines Ausdrucks Anderer an und legt plötzlich die Spuren des Landlebens ab, die noch manchmal in seinem Betragen sichtbar sind."

Seine Beurtheilung der Englischen Poesie und Literatur ist jedoch weniger schätzbar, als die der Französischen und Italiänischen, vielleicht weil er in der ersten seine ganze Kraft weniger entwickelt hat, und Furcht, mit Männern vom höchsten Talent in Deutschland, deren Kritiken noch so frisch im Gedächtniß aller Freunde der Englischen Literatur sind, in Wettstreit zu gerathen. Seine Bewunderung Corneille's und Racine's, so wie Boileau's und Pascal's ist offenbar stärker, als es in England gewöhnlich ist; und wir haben ihn nicht wegen der Schätzung ihrer Beredsamkeit und Schönheiten; aber er hätte keine Vergleichungen anstellen sollen; denn diese zwingen manchmal den Leser zu der Frage, nach welchen Geschmacks-Prinzipien er zu so geurtheilt hat. So sagt Hallam:

„In einer Stelle hat Racine den Shakspeare übertroffen. Sie

haben Beide dieselbe Idee aus dem Plutarch entlehnt. Shakspeare's Worte stehen in Antonius und Kleopatra:

„Thy demon, that's the spirit that keeps thee, is
Noble, courageous, high, unmatchable,
Where Cæsar is not; but, near him, thy angel
Becomes „a fear", as being overpower'd."

Diese Stelle ist nicht sehr wirksam und selbst denjenigen dunkel, welche wissen, daß durch a fear ein genuiner Kobold gemeint ist, ein übernatürliches Wesen von einer niederern Ordnung, als Dämon oder Engel. Der einzige Vers Racine's ist grosartig:

„Mon génie étonné tremble devant le sien."

Dieser Vers ist klangvoll und energisch, aber er enthält keine Personification, sondern nur eine Metapher, da génie in dem gewöhnlichen Sinne von genius gebraucht ist. Die Sprache des alten Römischen Aberglaubens war zu roh für seinen Geschmack, und er wilderte sie durch eine triviale bibliske Redensart. Die Stelle in Shakspeare ist dort und wahrscheinlich corrupt; aber sie schreit ein Bild und zwar ein solches zu enthalten. Herr Hallam hätte leicht eine andere Stelle Shaksperare's wählen sollen, die dem denselben Gedanken enthält und eine genauere Parallele abgiebt:

„Under him
My genius is rebuked, as, it is said,
Antony's was by Cæsar."

Hallam's Gelehrsamkeit in einem setzt wenig kultivirten Felde der Literatur, — in dem Shreiben Lateinischer Verse und Prosa, ist zum Erstaunen, und der diesem Fache gewidmete Theil seines Werkes füllt eine große Lücke in der kritischen Bibliographie aus. Seine Beurtheilung besonderer Autoren jedoch ist nicht so doch wir zweifeln, ob er zur Crême der klassischen Lateinischen gehört.

Die Italiänische Poesie bildet sein Lieblingsstudium; doch ist er weit empfänglicher für die klangvolle Harmonie Italiänischer Verse, als für den Genius der Dichter. Aber das Haschen nach Melodie ist nicht Sache großer Dichter; weder Dante noch Petrarka zeichnen sich durch die Versification aus. Nur Shakspeare, Guarini, Tasso und Marini üben sie als eine Kunst, und Hallam behandelt diese Dichter mit einer Zärtlichkeit, die bei transkalpinischen Kritikern sehr ungewöhnlich ist. Doch der schreibt der Stanze seine Töne zu spyn. Die elenden versi sdrucciuli des Marini begleitet er mit der Bemerkung, daß „obgleich diese metrische Kunst nicht als das höchste Beispiel in der Poesie betrachtet werden kann, sie doch eben so wenig verachtet werden darf als die leichte Versificirung eines Mozes." Denn die pipe Schwierigkeit der Arbeit seine Bewunderung erregt, so hätte er lieber die Fuga per cromum als ein Beispiel leichter Pinselführung" in lateinischer Versification anführen sollen.

Die Poesie romanischer Dichter während der in diesem Werke beschriebenen Periode bildet den großen Ruhm der Italiänischen Literatur; und Hallam's Beurtheilung derselben ist im Allgemeinen gerecht und seine Bewunderung mehr zu stark für die Sympathie derjenigen, welche, wie er, frühzeitig die lieblichen Sänger schätzen gelernt haben. Doch dieser Gegenstand muß frühzeitig ergriffen werden; wir können Niemand, der in reiferen Jahren Italiänisch bekannt wurde, nachrem sich sein poetischer Geschmack gebildet hatte, der es ausdauern konnte, sie alle zu lesen, ausgenommen in einzelnen Stellen. Keiner dieser Dichter ist sonderbarer behandelt worden, sowohl von Italiänischen, als von ausländischen Kritikern, als Pulci. Seine Bandenate haben mit großem Eifer die nutzlose Frage aufgeworfen, „ob sein Gedicht zur Satire gerechnet werden kann." Voltaire und Panzani zanken es zu den erbärmlichen Gedichten. Voltaire schreint ihn als einen bloß profanen Satiriker betrachtet zu haben; Ginguené hält ihn für einen Possenreißer, der sich manchmal zum Heroischen erhebt. Hallam, der die romantischen Dichter Spenser, Bojardo, Ariosto, Berni, Pulci zur ersten Gattung rechnet, ist etwas unbestimmter, in so weit er bestimmt. Tasso gegenüber. „Aber die Helden seiner Romanze anlangt", sagt er, „so kann es kein Zweifel seyn, daß er sie nur als die Bilder seiner Phantasie darstellen wollte, damit der Leser sicher diejenigen spotten könnte, welche abgeschmackteste Dichter als bewundernswürdig geschildert hatten. Es ist von Italiänischen Kritikern die Frage aufgeworfen worden, ob das Gedicht des Pulci zur Heroischen zu rechnen sey." Joseph und Panzani zanken es zu den erbärmlichen Gedichten. Voltaire schreint ihn als einen bloß profanen Satiriker betrachtet zu haben; Ginguené hält ihn für einen Possenreißer, der sich manchmal zum Heroischen erhebt. Hallam, der die romantischen Dichter Spenser, Bojardo, Ariosto, Berni, Pulci zur ersten Gattung rechnet, ist etwas unbestimmter, in so weit er bestimmt. Tasso gegenüber. „Aber die Helden seiner Romanze anlangt", sagt er, „so kann es kein Zweifel seyn, daß er sie nur als die Bilder seiner Phantasie darstellen wollte, damit der Leser sicher diejenigen spotten könnte, welche abgeschmackteste Dichter als bewundernswürdig geschildert hatten. Es ist von Italiänischen Kritikern die Frage aufgeworfen worden, ob das Gedicht des Pulci zur Heroischen zu rechnen sey." Dieß mag von der Definition abhängen, entgleich ich nicht sehe, welche Definition mit dem Sprachgebrauch sich vertragen konnte, die es ausschließen würde: es soll eine Karikatur der poetischen Romane und zugar durch Anticipation eine Parodie des Orlando Furioso seyn. Daß er nichts Anderes als Lachen zu erregen suchte, kann, wie es scheint, nicht behauptet werden, und wir würden sehr in Verlegenheit kommen, wenn wir die Stellen, welche sich selten finden mögen, errathen nicht hin, um eine Ausnahme von seinem allgemeinen Plane zu machen." — Doch die Entscheidung der Frage hängt von etwas mehr, als von der Definition des Wortes „burlesk" ab. Wir können indessen hier unsere Ansicht nicht weiter auseinandersetzen.

Während Hallam sehr viele unbedeutende Dichter des 16ten Jahrhunderts anführt, hat er vergessen, das hohe poetische Verdienst des Michel Angelo zu erwähnen. Die Schauspiele des „Giaspare" (Carlo) Gozzi hat er nicht richtig charakterisirt, wenn er sagt, „sie seyen, wenn sie Schauspiele sind, bloße Winke für improvisirende Schauspieler." Er hätte sie besser schätzen sollen; denn sie waren einst sehr beliebt auch außerhalb Italiens.

Hier schließen wir unsere Skizzirung und fügen nur noch hinzu, daß dieses Werk, trotz der von uns gerügten Fehler, als eine bedeutende literarische Erscheinung zu betrachten ist, die kein Leser ohne erhöhte Anerkennung ihres Werthes, noch ohne Achtung gegen den gelehrten Verfasser aus den Händen legen wird.

Afrika.

Die Abstammung der Fulah's oder Felsans.

In dem nordwestlichen Theile Afrika's, zwischen Bornu und den Küsten von Senegambien, zwischen dem Südsaum der Sahara und den Gebirgen von Guinea, wohnen zahlreiche Stämme, welche von den Reisenden und Geographen mit den Namen Fulah's, Pulah's, Peul's, Futah's, Fulaue's, Fellane's und Fellatah's bezeichnet werden. Ehemals bauten diese Völkerschaften in den Wäldern und führten ein nomadisches Leben. Aber in einer neueren Zeit nahmen mehrere von ihnen den Islam an und gründeten unabhängige Staaten mitten unter den schwarzen Völkern. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschien ein kriegerischer Prophet unter dem Stamm Fullah und führte ihn zur Eroberung der benachbarten Provinzen. Dieser Stamm gründete, nachdem er die Eroberung vollendet, Fortschritte gemacht, ein furchtbares Reich im Strongebiete des Niger und übte eine Art von Oberherrschaft über alle Völker derselben Race. Das Oberhaupt dieses Reiches, Sultan Bello, war es, der mit Clapperton auf seinen beiden Reisen verkehrte. Die neue Expedition, welche England in diesem Augenblicke ausrüstet, um die Region des Niger zu untersuchen, wird ohne Zweifel die Europäer wieder mit den Fellah's zusammenführen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Volkes sind sichtbar von denen der Neger verschieden; denn die Neger sind niemals Hirten, Nomaden, Eroberer und Verbreiter religiöser Satzungen. Auch in physischer Hinsicht unterscheiden sie sich. Die Fulah's von unvermischter Abkunft sind groß und schlank, haben ein ovales Gesicht mit einer hellgelben Farbe, eine Haut ist weder schwarz, noch wollige und Nase sind fein und klein. Trog dieser Verschiedenheit haben die Reisenden dennoch bisher nicht aufgehört, die Fulah's zu den Negern zu zählen, und man hat sich wegen der auffallenden Abweichung mit der Aussicht, daß sie eine Abart waren.

Diese offenbare Anomalie bewog Herrn Gustav v. Eichhal, Untersuchungen über die Geschichte und Abstammung dieses Volkes anzustellen, die ihn auf doch merkwürdige Ergebnisse führten. Wir geben hier die Hauptpunkte. Ueberzeugt durch die Vergleichung der genetischen Charaktere, daß die Fulah's nicht zu den Race der Neger gehören, einschenk ferner, daß sie nichts gemein mit andren Afrikanischen Stämmen haben, kam er auf den Gedanken, zu fragen, ob sie nicht mit der Hindu-Race des Sanskrit Archipels eine mit der bis nach Madagaskar verzweigten Malaischen Race verwandt seyen? Das Resultat dieser Untersuchung war folgendes: Die Sprache der Fulah's, verglichen mit den Sprachen der Völker jenes Archipels, über welche die Arbeiten von Marsden, Raffles und Crawfurd so viel Licht verbreitet haben, bietet zahlreiche und auffallende Verwandtschaftsmerkmale dar. Wir legen nun den Fall, daß wir allein im Zusammenhang, aber nicht mit jener einzelnen, denn man kann hier wohl die Bemerkung Crawfurd's über die Sprache von Madagaskar anwenden, daß sie „nämlich nicht die geringste Analogie mit den jetzigen Sprachen des Archipels darbietet, und daß ihre Bildung auf einen Zeitpunkt zurückgeführt werden muß, der dem jetzigen sehr verschieden ist."

Die Sprache von Java hat schon mehrere und spezielere Aehnlichkeiten mit der Fulahsprache, als die anderen Dialekte des Archipels. Aus dieser Sprache sind wahrscheinlich auch die Sanskritworte zu ihr gekommen. Die Fulah's verbanken auch ihre Ochsen-Gattung (Zebu genannt) einem innigeren oder mittelbaren Zusammenhang mit Java, denn sie ist eben so wie diese, die man mit großer Ueberraschung in Sodafrika gefunden, und die nur durch die Fulah's worthin gebracht worden seyn kann. Die Sprachen des Archipels gaben außerdem eine Erklärung für den Volksnamen. Fulah nämlich ein Dialekt der Rotti, Fulah in dem von Madagaskar, Pulah in dem von Java bedeutet: weiß. Ohne Zweifel gaben sich die Fulah's selbst bei ihrer Einwanderung in Afrika den Namen der Weißen, um sich von den sie umgebenden Schwarzen zu unterscheiden. Nach einer unter ihnen allgemein verbreiteten Tradition überdies nennen sie sich: von der weißen Race.*)

Es ist unmöglich zu sagen, durch welche Veranlassung und bei welcher Gelegenheit sie nach Afrika gekommen sind. Man kann nur mutheln, daß sie einwanderten, als der Islam durch die Araber den Buchstabendruck bekannt war, denn sie kennen weder das eine noch das andere. Man kann auch vermuthen, daß sie in der Genesis unter dem Namen Phut oder Put gemeint sind, ein Volk, welches die Bibel dort neben Kusch und Mizraim aufführt. Ihre Wanderungen müssen mit denen der Malaien von Madagaskar zusammengehangen haben, und diese Wanderungen müssen in die Periode der ersten Verbindungs-Verhältnisse mit dieser Insel; denn es finden sich gemeinschaftliche Wörter in beiden Sprachen, die auderswo nicht sind. Ihre erste Niederlassung in Afrika scheint die Insel Meoor gewesen zu seyn, was noch einige Ortsnamen bewiesen; hierauf zogen sie nach Darfur (westlich: Land von Fur), welches von ihnen seinen Namen erhielt (Fur für Fulah) und wo die Sprache noch einige Aehnlichkeit mit der Javanischen enthält. Von hier aus haben sie sich allmälig nach dem ganzen Nordwesten verbreitet, wo sie, wie man weiß, seit kurzem ein mächtiges Reich gegründet haben. Die Ereignisse, die sich in

*) Wenn weiter nichts wäre, als den Namen mit Indien nachweisen soll, so behalten der Niederrhein, der Niederrhein, wieder aber Niederrhein zu sein. Besser, Weiß und Namen sind wohl in der ganzen Europäischen Gegend schon vorhistorischer Zeitenmann der Gymnasien, aber in hochdeutsch sind die Völker nicht so weit. Weißleder sind sie nicht, denn sie sind schwarzbraun, und die Haare entschieden kraus, oder das sie der Niederrheiner Phut von Negern Pattin unterscheiden. Auch Recht ganz Germanisch ist es nicht. Etymologien schmeicheln sich zu Gesetzen, wie geschmeige Mißhandlungen zu Neigungen dichteten.

Digitized by Google

Mittel jetzt vorbereiten, werden dieſem von ſeinen urſprünglichen Wohnſitzen entfernten Volke gewiß eine wichtige Stelle in der Geſchichte der Gegenwart anweiſen.

Das ſind die wichtigſten Reſultate der Arbeit, die Herr v. Eichthal dieſer Frage geweiht. Dieſe Arbeit wird nächſtens gedruckt werden, und wir wollen nach ihrem Erſcheinen darauf zurückkommen.*)

(N. A. des Voy.)

Aegypten.

Ueber den Volksunterricht und die Schulen in Aegypten.**)

Es war Mehmed Ali vorbehalten, die Wiſſenſchaften in ein Land zurückzuführen, wo ſie ſich zuerſt entwickelt und ſo ſchöne Früchte getragen hatten. Von Anfang an von den Vortheilen wiſſenſchaftlicher Bildung überzeugt, errichtete der Vicekönig ſogleich im Beginn ſeiner Herrſchaft einige Schulen, die jedoch ohne beſondere Bedeutung waren. Er faß ſpäter ein, daß er ſich zu ſeinem Zweck an Europa wenden müſſe, und ſo ſchickte er nach Italien und vorzüglich nach Frankreich mehrere junge Muſelmänner, um dort erzogen zu werden. Unter ihnen zeichnete ſich Osman Effendi Nureddin aus, der, nachdem er einige Jahre in Frankreich ſich aufgehalten hatte, an die Spitze des großen Collegiums von Kaſr-el-Ain geſtellt wurde und die Schule von Kankah im Jahre 1826 gründete.

Im Jahre 1815, nach Wiederherſtellung des Friedens, wandte ſich Herr Jomard, der als Ingenieur an der Expedition nach Aegypten Theil genommen hatte und damals Regierungs-Commiſſair für die Vereinfachung der Entzifferung des Hieroglyphen-Syſtems, an den franzöſiſchen Conſul in Alexandrien wegen Fortſetzung der zur Zeit der Expedition begonnenen wiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Unterſuchungen; und dieſelbe erntete ſchon damals, was man Alles von Mehmed Ali erwarten dürfe, um zugleich die an den Ufern des Nils während jener Zeit ausgeſtreuten Keime zur Entwickelung zu bringen. Seine Abſicht war, dieſes klaſſiſche Land an Frankreich zu ketten und es demſelben durch Dankbarkeit zu verpflichten, indem ihm Frankreich die Mittel zum Unterrichte und zur moraliſchen Bildung liefere. Unter allen Mitteln der Verbeſſerung und der Civiliſation war der Unterricht der Eingeborenen das wirkſamſte. Mehmed Ali war natürlich geneigt, es anzuwenden.

Während des Aufenthaltes des Herrn Nureddin in Frankreich theilte ihm Jomard einen Plan zur Erreichung dieſes Zweckes mit. Dieſer Plan wurde 1826 angefaßt. Der Vicekönig beorderte Herrn Jomard die erſte Miſſion von vierundvierzig jungen Muſelmännern aus den Armeniern an; und nach zwei Jahren ſchon hatte er ſie ſo weit gebracht, daß ein dreifaches die Militair- und Civilverwaltung und die Diplomatie, acht bis zehn Aerzte, eben ſo viele die Artillerie, zwei Medizin und Chirurgie, fünf Ackerbau, Bauweſen und Naturgeſchichte, vier Chemie, eben ſo viele die Hydraulik und das Schmelzen der Metalle, drei Kupferſtecherkunſt und Lithographie, einer die Uebertragungskunſt und einer die Architektur ſtudiren konnten. Die übrigen fünf hatten wegen ihrer Geſundheit oder ihrer Unfähigkeit nach Aegypten zurück. Von dieſer Zeit an folgten ihnen faſt jedes Jahr neue Zöglinge. In den Jahren 1827—1833 ſind deren gegen ſechzig nach Frankreich gekommen; größtentheils Fellahs, wovon vierzig für die mechaniſchen Künſte, zwölf aber für Medizin und Pharmacie beſtimmt waren. Neuerdings kamen dazu ſieben Aethiopier und drei andere vornehme Individuen, was eine Totalſumme von 114 macht. Ohne behaupten zu wollen, daß ſie alle mit gleichem Eifer in jenem Lande ſich aufgehalten, kann man dies doch von der Mehrzahl verſichern. Die Erfolge haben ſich durch öffentliche Prüfungen bewährt. Mehrere jener Zöglinge haben mit Auszeichnung dieſe Prüfungen beſtanden und haben wiſſenſchaftliche Grade und Würden davongetragen. Nur einige ihrer Namen können wir hier anführen. An der Spitze ſteht: Abd-el-Atif-Bei, Präſident des Admiralitäts-Raths und Miniſter des öffentlichen Unterrichts, ſo wie Haſſan-Bei, Maeine-Miniſter; ferner Artim-Bei und Ebobrem Effendi, Staats-Secretaire des Vicekönigs; Emin-Bei, Director der Salpeterfabrik; Eſſetan Effendi, Mitglied des Staatsraths; der Schreib Beſſad, Profeſſor der Geſchichte und Geographie und Director des Uebertragungs-Inſtituts; Mahmer und Mahmed Muſtapha, Ingenieure; Mohammed Bey, Profeſſor der Mathematik, Haſſan Emberdan, Muhammed Murad und Muhammed Ismael, Kupferſtecher, Maler und Zeichnenlehrer, Achmed Juſſuf, Director der Münzen, derſelbe, der die Goldquellen von Fazoglu und die Minen Merkko's beſucht hat; Muhammed Naby, Achmed Nachedy und zehn andere, Profeſſoren der Medizin an der Schule von Kankah; Hadſchi Ibrahim, Director des pharmaceutiſchen Laboratoriums. Außer den Dienſten, die ſie geleiſtet haben und täglich leiſten, iſt zugleich ein für Frankreich wichtiges Ergebniß aus dieſer Miſſion gewonnen worden, nämlich die Verbreitung der franzöſiſchen Sprache und zu gleicher Zeit des Franzöſiſchen Einfluſſes in Aegypten.

Im Jahre 1827 wurde die Schule der Medizin in Abuzabel errichtet. Andere Schulen entſtanden nach und nach; aber ſie hatten anfänglich keine gleichmäßige Organiſation. Sie dingen von den verſchiedenen Miniſterien ab; indeß war dieſer Mangel eines beſtimmten Verbandes unter einander und eines und deſſelben Syſtems ihren Zwecken nur um ſo nützlicher, je mehr dadurch eine glückliche Nacheiferung unter ihnen begründet werden konnte. Dieſelbe muß bemerkt werden, daß die Aegypter für die Erziehung ihrer Kinder ſich keineswegs ſogleich und ohne Widerſtreben hergaben. Weit entfernt, dies zu thun, ſetzten ſie ihr vielmehr dieſelben Hinderniſſe entgegen, wie der Aufnahme in den Militairdienſt. Man ſah Aeltern ihre Söhne verſtümmeln, um ihre Aufnahme in die Schulen zu verhindern. Gleichwohl groſſen die Zöglinge in dieſen Schulen nicht nur freie Wohnung und wurden ernährt und gekleidet, ſondern ſie wurden auch bezahlt; und die Zeit, die ſie in ihnen zubrachten, war nur ein Uebergang, indem ſie ſpäter in beſſere Verhältniſſe traten, als diejenigen waren, in denen ſie früher ſich befunden hatten. In der Folge begriffen die Aeltern die materiellen Vortheile der Erziehung und wurden weniger ſchwierig.

Als die endlich mit feſter Organiſation verſehenen Schulen ihre erſten Früchte hervorgebracht hatten, ſah man ihre Wichtigkeit ein und gab ihre oberſte Leitung einem beſonderen Miniſterium. Das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts theilte den letzteren in drei Klaſſen: die erſte umfaßte die Primair-Schulen, die zweite die vorbereitenden Schulen und die dritte die beſonderen Schulen. Die Primair-Schulen wurden in den Provinzen errichtet; es giebt deren in Unter-Aegypten vierzig und in Ober-Aegypten ſechsundzwanzig. Jede dieſer Schulen hat 100 Schüler, ungefähr vom 8ten Jahre bis zum 12ten. Sie bleiben darin drei Jahre, und jedes Jahr erneuert ſich ihre Zahl zu einem Drittheil. Sie lernen da die erſten Elemente der Arabiſchen Sprache und der Arithmetik. Diejenigen, welche darin verſorgen die zwei vorbereitenden Schulen, deren die eine, ſehr große in Abuzabel iſt, nachdem die geräumigen Lokalitäten von Kaſr-el-Ain, wo ſie früher war, zu einem Central-Militairhoſpitale und einer medizinichen Schule beſtimmt worden waren, die andere aber zu Alexandrien ſich befindet. In dieſen beiden Schulen lernen die Schüler die Türkiſche Sprache, die Elemente der Mathematik, Geographie, Geſchichte, Zeichnen, u. ſ. w.; ſie bleiben daſelbſt vier Jahre, und ihre Zahl erneuert ſich jedes Jahr zu einem Viertheil.

Die beſonderen Schulen ſind die polytechniſche, die Artillerie-, Kavallerie-, Infanterie-Schule, die der Medizin, der Thierarzeneikunſt, des Ackerbaues, der Sprachen, der Muſik, der Künſte und Handwerke und der Marine.

Es giebt in Aegypten neuntauſend Schüler; ſie haben freie Wohnung, werden ernährt, gekleidet und bezahlt. Sie ſchlafen auf eiſernen Betten, die mit einem Strohſacke und einer Matratze verſehen ſind, und empfangen jährlich 4 Hemden, 4 Unterbeinkleider, 4 Taſchentücher, 2 Servietten, 2 Weſten, u. ſ. w. Sie werden gut beköſtigt und haben täglich drei Mahlzeiten: die erſte um Sonnenaufgang, die zweite um Mittag, die dritte eine Stunde nach Sonnenuntergang. Der Unterricht iſt nach Stunden geordnet. Was ihre Bezahlung anlangt, ſo erhalten die Schüler der Primair-Schulen das erſte Jahr 5 Piaſter (d. i. 1 Franken 25 Cent.) monatlich, das zweite Jahr 10 Piaſter, das dritte Jahr 15. Die Schüler der vorbereitenden Schulen bekommen im erſten Jahre 20 Piaſter, im zweiten 25, im dritten 30, im vierten 35. Die Zöglinge in den beſonderen Schulen erhalten für das erſte Jahr 40, für das zweite 50, für das dritte 60 und für das vierte 70 Piaſter.

Mannigfaltiges.

Otia Potrida. Unter dieſem Titel hat Cap. Marryat eine Sammlung aller ſeiner kleinen Aufſätze und Erzählungen herausgegeben, die er ſeit einigen Jahren in Engliſchen Journalen und Taſchenbüchern hat abdrucken laſſen. Es geht dem ehrenwerthen Capitain aber, wie ſo manchem Schriftſteller in Deutſchland, der ſeine „ſämmtlichen Werke“ nicht raſch genug dem Publikum anbieten zu können glaubte. Was einzeln als eine anſprechende Blumte unterhielt, erſcheint en gros, mit Maſſen ähnlicher Art zuſammengehäuft, unerträglich langweilig. Die Engländer behaupten, Capitain Marryat fühle, daß ſein literariſches Ende nahe ſey, und habe daher noch vorher das Seinige in Ordnung bringen wollen.

— Stolzes Wort eines Engländers. In der Foreign Quarterly Review ſchließt ein Kritiker ſeine überaus anerkennende und hocheſtellende Anzeige der Engliſchen Ueberſetzung von Ranke's Geſchichte der Päpſte mit folgenden merkwürdigen Worten: „England allein beſitzt jetzt einen ausgebreiteten Einfluß auf die politiſchen, moraliſchen religiöſen Tendenzen der Welt, auf der römiſche Stuhl im Culminationspunkte ſeiner Macht jemals beſeſſen hat. Und wir, begen das Vertrauen, England werde ſeine ſtolze Stellung als Königin der Meere und als Herein einer Maſſe von Unterthanen, wie es davon noch kein Beiſpiel in den Jahrbüchern der Weltgeſchichte giebt, ſtets dazu gebrauchen, diejenige Verbreitung von Intelligenz, Moralität und Religion zu fördern, die einem großen Volke Achtung verſchaffen; denn in dieſen Beſtrebungen wird England das Mittel finden, ſeine gigantiſche Macht nicht blos permanent zu erhalten, ſondern auch immer mehr auszudehnen.“

*) Der Spiritismus der nicht auf ſtrengen Sprachgeiſt gegründeten Etymologie iſt wirklich — — ein Spiel zum Mitleiden, wo viel mit Worten und Namen, daß demjenigen, der einigen Sinn für Wiſſenſchaftlichkeit hat, die Stumpfheiten widerlich werden müſſen. Und wie ſolche Detail-Symptologen geſtehen daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, was ſie ihnen für Sinn beilegen, bewieſt leſen. Hr. v. E. ſchiebt ſeine Fabel à nach der Bibel zu Put und Phut, wo gibt aber, daß das volle ſchöne Wort Phut Fezzan ſey. Wenn einem Nachbarſchaften Volke wirklich actuel wird; vergeſſe, daß die Idee Dida damit zuſammenhänge und — doch ich verrathe ſelbſt, daß ich ſo gern gegen das verunglückte Etymologiſiren gerne das Beſte. Wenn Hr. v. E. aus das Chriſtliche neuen permutire in nouveau ſein Buch nicht noch im Putte behalten will, ſo ſeie er versichert! Champollion l'Egypte nous les Pharaons und andere ähnliche Werke vorher.

**) Auf dem Aperçu général sur l'Egypte par A. B. Clot-Bey, dem jetzt, wie bereits früher angezeigt worden, nur mit Vorſicht weiter Glauben zu ſchenken iſt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Mittwoch den 6. Januar 1841.

Italien.

Die Reise nach Italien.

Drei Länder auf dem Erdboden sind es vorzüglich, in die sich der Strom der Naturfreunde, der religiösen und kunstliebenden Wallfahrer seit Jahrhunderten ergießt. Palästina ergreift durch die erhabenen Erinnerungen, die viele seiner heiligen Stätten darbieten, das Gemüth der Frommen aller großentheils Religionen und fließt ihm eine glühende Sehnsucht ein, den Boden zu betreten, auf welchem das Göttliche dem Menschen erschien, so wie es den Erklärer des biblischen Alterthums zum Besuche der Schauplätze einladet, die durch das Wort der heiligen Schrift verewigt und verherrlicht wurden. Ist es hier die Religion, die und den Wanderstab in die Hand giebt, so führt uns das Verlangen, den Blick an den Wunderwerken der Natur zu weiden, nach der Schweiz. Dagegen wallfahrtet man nach Italien aus mehreren Bewegründen. Jahrhunderte lang pilgerten die Gläubigen der katholischen Christenheit nach dem Sitze ihres Oberhauptes mit derselben und noch größerer Andacht, als nach Palästina. Auch die Naturwunder prangen dort bald üppiger mit denen der Schweiz, bald von ihnen in Großartigkeit verschieden. Dennoch ist es weder Christenthum, noch Natur, welche Italien vorzugsweise zum Wallfahrtsort der Völker machten; es ist vielmehr dies das Heidenthum und die Kunst. Den Römern von ehemals will man seine Achtung bezeigen, indem man die Ehrfurcht gebietenden Ueberbleibsel ihrer Wirksamkeit und ihrer Wirkungskreise besucht und untersucht, während man auch jenen mäßerlichen Schönsinnigen der Kunst huldigt, die von der Hand jüngerer Söhne Italiens zum ewigen Ruhme der Künstler und ihres Vaterlandes dort aufbewahrt werden.

Für den gelehrten Forscher des Alterthums, für den berufenen Künstler, ja für den einfachen, aber aufrechtigen Freund der klassischen Wissenschaft und der Kunst wird immer eine Stimme da seyn, die ihn nach Italien ruft, wenn auch die religiösen Beziehungen ohne Eindruck auf ihn sind und wenn auch die sonst so hochgepriesenen Naturvorzüge des Landes zweideutig wären. Auch wird ein mit glücklichem Sinne für Bildung begabter Reisender niemals ohne Befriedigung aus Italien zurückkehren, und er wird z. B. an Rom mit Begeisterung denken, während Reisende, die von unbegründeter Schaulust getrieben werden, nur von der aria cattiva, den Pontinischen Sümpfen und den schlechten Gasthäusern zu sprechen wissen.

Indessen wird mit nichts mehr Mißbrauch getrieben, als mit der Verehrung des Alterthums und der Kunst in Italien. Von den Legionen Engländern, von den Hohoren Franzosen und von den Centurien Deutscher, welche jährlich nach diesem Lande reisen, haben die wenigsten den Hohen Sinn und die Vorbereitung, welche einen edleren Erfolg, eine höhere Befriedigung bedingen; die meisten dagegen heucheln nur jene Verehrung und Liebe, und sie lauten nach diesem gelobten Lande eben, weil es gelobt wird, weil es Mode ist, weil sie eine flugide Neugierde befriedigen und — weil sie das Holen sie meinte in seinem Vaterlande kennen lernen wollen.*)

Durch solche Reisewuth geraihen freilich manche häusliche Angelegenheiten in's Gedränge. Auch werden dem Heimatlande dadurch jährlich große Summen und Kräfte entzogen, die nützlicher verwendet werden könnten. Aber diese schlimmen Folgen sind nur Kleinigkeit gegen die üblen Folgen, welche es auf Italien selbst hat, daß es zur Herberge des Auslandes gemacht worden ist. Schon bei der Schweiz kann man mit Sicherheit den Beweis führen, daß der Einwohner nicht mehr lauter Telle und Winkelriede sind, seitdem sie die Gastwirthe und Führer der Fremden geworden. Die allgemeine Biederkeit der Alpenbewohner ist nur noch eine Wahrheit für den Leser der früheren Geschichte; der gegenwärtige Besucher der Alpen aber wird zu seiner traurigen Ueberraschung finden, daß nirgends Eigennutz und Uebervortheilung mehr zu Hause ist, als in diesem Lande der Biederkeit. Der Reiz eines mühelosen Gewinnes in der Anwartung reicher Fremden mußte nach und nach den thatkräftigen Charakter der Helvetier in seinen Grundvesten erschüttern und sie zum Abfalle von den Gewohnheiten der Väter führen.

Noch viel trüber ist die Gestalt des moralischen Verfalles in Italien. Unbescheiden wäre jetzt noch der Wunsch, in diesem Lande die Größe der alten Römer zu finden. Aber mit Recht darf der stille Beobachter fragen: wo sind die Helden, Ritter, Gelehrten, Seefahrer, der Weltbehandel, die Tugenden, die Macht und die Herrlichkeit hingekommen, die Italien zum ersten Lande der Erde gemacht haben? Noch vor 400 Jahren war es der Sitz der Größe, die Pflanzschule der Bildung, und heute sucht man vergebens ansehnliche Ruinen jener Größe und Bildung. In der Lage dieses Landes, sollte man glauben, bestanden sich die Bürgschaften des Wohlbefindens, in seinen Traditionen die Geheimnisse der Wohlfahrt, der geistigen Ueberlegenheit und der Thatkraft; und dennoch schmachtet es in Armuth, Rohheit, Finsternis und Verderbtheit.

Es wäre lächerlich, die Ursachen dieses Zustandes allein in der Ueberschwemmung Italiens durch üppige Fremden suchen zu wollen; aber es wäre eben so lächerlich, behaupten zu wollen, daß dieser Umstand nicht einen Beitrag zu den Gründen des Verfalles liefert. Ja, er ist ein Hauptgrund. Seit 30 Jahren haben in allen Ländern Europa's die sittlichen Thätigkeiten mehr oder weniger einen höheren Schwung genommen, der menschliche Geist hat sich neue Bahnen gebrochen und das soziale Leben sich mannigfach verändert; nur Italien blieb, mit wenig Unterbrechung, in träumerische Trägheit versunken, und wo es sich zu einer Bewegung anschickte, da war es auf dem Wege des Rückschrittes. Die Art seines Erwerbs ist dabei schuld! Ehemals kamen die Völker nach Italien zur Schule und zum Markte, heute kommen sie zum Karneval. Jede bedeutende Stadt war ein Tyrus, zu welchem die Karawane Fremden und wovon Kolonieen ausgingen; jetzt sind an die Stelle der Waarenlager Gasthöfe und Verzahrungsörter getreten, wo fremde Gaffer und Verschwender hausen und sich von einheimischen Dienern um ihr Geld bringen lassen. Wäre der Italiäner nicht daran gewöhnt worden, sich auf träge Weise von Fremden zu nähren, er würde sein Land besser bebauen, würde den Ueberfluß, den jetzt diese Fremden verzehren, nach fremden Ländern führen, würde dort Waaren und Ideen austauschen und würde endlich zu männlicher Industrie gezwungen seyn, statt sich zum dienstbaren Geiste aller Nationen herabzuwürdigen.

Wir haben uns von der Gewalt der Ueberzeugung hinreißen lassen, mehr über diesen Gegenstand zu sprechen, als der Anlaß eigentlich erlaubt. Wir wollten nämlich nur eine einleitende Bemerkung zu folgender Erzählung geben, welche die Folgen des unvernünftigen Hanges, nach Italien zu reisen, bereit und wahr schildert. Wir glauben zwar nicht, daß sich viele Deutsche in der Person des Monsieur Leger getroffen finden werden, doch kennen wir selbst manchen Deutschen, der seine Zeit und sein Geld viel nützlicher im Vaterlande hätte anwenden können, als in Italien, von wo er seine Ansteuer zurückbrachte. Wir lassen jetzt unseren Franzosen selber sprechen.*)

Die Leidenschaft oder vielmehr die Wuth, zu reisen, ist seit mehreren Jahren in Frankreich eben so epidemisch geworden, als in England, und Italien ist besonders das Ziel der Wanderungen unserer unerschrockenen Touristen. Nichts ist leichter, als Meilen zu messen: es ist das Metier aller reisenden Handlungsdiener; aber nichts ist auch schwerer, als gut zu reisen: es ist eine Kunst, die nur sehr wenige gebildete Menschen verstehen. Die viele aus jener Menge von Liebhabern, die alljährlich nach Florenz, Rom und Neapel eilen, um nach Paris zurückzukehren, um von den künstlerischen, romantischen und poetischen Eindrücke, Empfindungen und Begeisterungen mitzutheilen, waren es, werth, ihren profanen Fuß auf den klassischen Boden Virgil's und Raphael's zu setzen! Wie viele andere emeritirte Beamte, friedliche Rentiers oder einfache Jahrkanten sind nur so weit gegangen, um Ermattung und Langweile davonzutragen, oder um Gefahren oder eine Gefangenschaft vorstellend zu finden! Einer dieser Letzteren hat uns ein Beispiel geliefert, das ich hier erzählen will, um seinen Kollegen zu beweisen, daß der Handelsmann sein Comtoir als seinen einzigen Mittelpunkt und sein

*) Ein kiesiger Stutzer, der vielleicht alle Europäische Sprachen verstand, außer Französisch, besuchte die Vorstellungen des Französischen Theaters, weil es zum feinen Ton gehörte. Beim Herausgehen fragte ihn ein bescheidter Bekannter: ob er jetzt mehr wisse, als vor drei Stunden? Wie Viele, die von Italien zurückkehren, konnte man fragen, ob sie jetzt mehr als vor ihrer Reise wüßten?

*) In einer Note fragen wir noch die Bemerkung eines aufständigen Landes nach. Ein Volk nämlich weiß so wenig, wie gerade die Italiäner. Viele, die nichts als Reisende vor sich sehen, die von vielen Reisenden in vielen Gasthöfen ankommen, nahmen ihnen auch nicht in ihrer Reiselust nach. Im Süden, die 15 Meilen von Rom entfernt sind, findet man unter 15 Geschichten nicht immer Einen, der in dieser von Ausländern so sehr besuchten Stadt gewesen wäre.

Digitized by Google

Magazin als die einzige Welt betrachten soll, um die es ihm erlaubt ist, eine Wanderung zu machen.

Herr Leger, Modewaarenhändler in der Straße Saint-Denis, ein in seinem Stande geachteter Mann, war dabei auch in seinem Hause glücklich; denn seine junge und ziemlich hübsche Frau hatte immer den zärtlichen Blicken der Kunden und den höflichen Artigkeiten seines ersten Commis, des Herrn Courtois, der seinen Namen durch seine feinen Benehmen rechtfertigte, widerstanden. Herr Léger besaß in der That Alles, was Glück und Reichthum bedingt. Wenn er nicht viel Geist hatte, was im Handel vielleicht nicht unumgänglich nothwendig ist, so besaß er dagegen allgemeinen Menschenverstand genug, um seine Angelegenheiten geschickt zu leiten. Unglücklicherweise faßte er den Gedanken, Italien zu besuchen. Da er in seinem jugendlichen Eifer, trotz seiner Gicht, sich auf den Beinen stark genug fühlte, bis zur äußersten Spitze des Stiefels dieser Halbinsel vorzudringen, so bildete er sich ein, daß die Natur ihn zum Reisenden geschaffen habe. Unser Christoph Columbus aus der Straße Saint-Denis wähnte, er würde sich vielleicht den Ruhm erwerben, unbekannte Länder zu entdecken. Da er kein Wort Latein oder Römische Geschichte verstand, so hatte er die Geduld eines Schülers, die Grammatik von Chomond und das Geschichtswerk von Rollin zu studiren; aber aus diesen alljuy späten Studien erwuchs nur ein unverdauter Haufe von widersprechenden Regeln, Citationen, Daten und Gegebenheiten, die sich in seinem Gehirne durch einander drängten. Er nahm hierauf Unterricht in der Italiänischen Sprache, welche er wie ein ehrlicher Pariser Bürger auslprach. Ferner wollte er sich mit den Grundbegriffen der Künste bekannt machen; nach einem Jahre glaubte er etwas zu wissen, und er hatte in der That nichts gelernt. Trotzdem kündigte er, nachdem er seinen Freiheitsbrief erhalten, den Sprachen, Wissenschaften und Künsten gesammelt hatte, seiner Frau an, daß er erst in sechs Monaten zurückkehren würde, und nahm von seinem Magazin freudig Abschied mit den stolzen Worten: ich gehe nach Rom.

Das Sprüchwort sagt: jeder Weg führt nach Rom. Unser Pariser wählte das Meer als die kürzeste und angenehmste Reise; er ist bisher nur auf dem süßen Wasser der Seine gefahren, und es schien ihm ein Fest, sich auf der salzigen Woge des Mittelländischen Meeres zu schaukeln. Er schiffte sich also zu Marseille ein auf einem Dampfschiffe, das der Dante hieß und das für ihn eine wahre Hölle ward. Anfangs versuchte er, stolz auf dem Verdeck einher zu gehen; aber da er den Matrosenschritt nicht hatte, so konnte er sich nicht lange stehend erhalten; er wollte sich setzen und bekam jeden Augenblick Uebelkeiten. Auf den Rath eines alten Arztes, welcher seine Nebenmenschen heilen wollte und der sich selbst nicht zu schützen wußte, faßte er den Plan, sich auf seinem Bette in seiner Kajüte auszustrecken. Indem er hier in vollständiger Unbeweglichkeit zu bleiben versuchte, indem er nichts sah, nichts aß, nichts sagte und mutzlos und niedergeschlagen war, hätte man ihn für den einer finstern schweigenden Schatten, welche der Todtenfährmann des Heidenthums auf seine Höllenbarke lud, als für einen Menschen, der eine Lustreise unternahm, halten können. Das schlechte Wetter vermehrte noch das gewöhnliche Schwanken des Fahrzeugs und kündigte sogar einen Sturm an. Herr Leger, der mit seinem sehr heroischen Muthe ausgerüstet war und sich hinsichtlich der Seekrankheit nicht mehr vor Schrecken eines Schiffbruchs preisgegeben. Zum Glück legte sich das Meer und der Wind ein wenig, und der „Dante" lief ohne Schaden in den Hafen von Genua ein.

Unser unglücklicher Reisende trat aus dem Schiffe, oder vielmehr man trug ihn förmend aus dem Schiffe in das nächste Gasthaus. Wie Anfangs, bekam er seine Kräfte wieder, als er in die Barke stieg.

Der „Dante" fuhr am andern Morgen wieder ab, und Herr Léger, der seinen Platz bis nach Neapel bezahlt hatte, ließ lieber das Geld dafür fahren, als daß er selber mitfuhr und sich wieder in den Kreis seiner Seequalen begab. Nach der Beschäftigung seiner Effekten durch die Mauth und nach der Bitrung seines Passes durch die Polizei, nothgedrungen Ceremonien, die ihn einen halben Thaler kosteten, wollte er seine Gänge anfangen und mußte sogleich, da er sie nicht zu Wagen abmachen konnte, weil die meisten Straßen der stolzen Genua eng, bergig und krumm sind, sich ein Möbel kaufen, mit welchem sein Gepäck zu beschweren er für unnütz gehalten hatte. In Paris hatte er die beständige Heiterkeit des schönen südlichen Himmels rühmen hören, und an diesem Tage regnete es wie mit Strömen; nichts war also besungener, als der Anlauf eines Regenschirms. Trotz dieses Vorsichtsmittels kam er doch am Abend, bis auf die Haut durchnäßt, in seine Wohnung zurück, und dies kühlte schon etwas seinen Enthusiasmus für Italien ab.

Herr Léger opferte noch drei Tage dem Besuche der Paläste, Kirchen, Masken und der Zeltlotterien; aber er hatte weder Geschmack, noch das nöthige Wissen, um die Schönheit der Meisterwerke der Kunst oder den Werth der Bücher und Manuskripte, welche alle, in welcher Sprache sie auch verfaßt seyn möchten, für ihn nur Worte der Apokalypse waren, zu schätzen. Dennoch wollte er für einen Kenner gelten, und jede seiner Bemerkungen erweckte auf den Lippen derjenigen, mit welchen er redete, ein boshaftes Lächeln, welches er als ein Zeichen der Bewunderung auslegte. Der nutzenschied keine architektonische Ordnung, keine Maler- und Bildhauerschule, er verwirrte alle Gegenstände, alle Namen, alle Data, verwechselte das Antike mit dem Modernen, das Heilige mit dem Profanen, machte den Palladio zum Vorgänger des Vitruvius, hielt eine Kleopatra für eine Luerezia, einen Cato für einen Cäsar, eine Courtisane für eine Heilige, einen Komödianten für einen Kardinal; mit einem Worte, seine ganze Unterhaltung war nur ein Pandämonium von Verwechselungen, Widersprüchen und Anachronismen.

Begierig, viel und schnell, anstatt wenig, aber genau, zu sehen, beeilte er sich, nach Florenz abzureisen. Der Weg dahin, der fast beständig an den Apenninen und dem Mittelländischen Meere hin führt, ist einer von denjenigen, welche die Natur ganz besonders für die Augen des Malers oder des Dichters geschaffen zu haben scheint; aber unser einfacher Handelsmann war weder das eine noch das andere. Obgleich er die heftigen Stöße seines kleinen Wagens dem Uebelkeit erregenden Schwanken des „Dante" vorzog, so schien ihm doch der Weg von einer verzweifelnden Einförmigkeit zu seyn. Zwar kehrte er in seinem alljuy gerechten Groll gegen das Meer mit Abscheu seine Blicke von diesen verachteten Elemente ab, dessen bloßer Anblick ihm die Seekrankheit wieder hervorzurufen drohte, aber dadurch gingen für ihn die mannigfachen Wirkungen von Schatten und Licht verloren, welche die Wolken und die Sonne hervorbringen, indem ihr Bild auf dem beweglichen Spiegel der Wellen sich bricht.

Er hatte Muße genug, seine einsamen Gedanken auf sein Vaterland zurückzulenken; er erinnerte sich mit einem Anflug von Reue an seine Wochenarbeiten und an seine Sonntagsvergnügungen. Diese traurigen Gedanken begleiteten ihn bis Florenz, wo, kaum angelangt, er von einer Schaar von Eckenstehern umringt wurde, die sich seines Felleisens bemächtigten und sich um seine Person rissen, indem jeder ihn nach einem andern Gasthof führen wollte. In der Hoffnung, ihre Habsucht durch Zuvorkommenheit zu besiegen, bot er sein, auf sein Anrufen Einwohner der Stadt aus und schrie ihnen aus vollem Halse zu: io sono italiano; aber seine Aussprache strafte seine Worte Lügen; und Alle erwiederten ihm: „Ja wohl, ein vollkommener Italiäner, signore francese!" Ruhig ließ er sich nun in einen Gasthof schleppen, wo noch an demselben Tage ein Unglücklicher, den ein Bettler gestochen hatte, starb. Dieses, wie vermuthlich ein Sonnett vorlas, welches seine Ankunft in Florenz feyrte und ihn freigebig die Titel: Genie, Excellenz und Hoheit ertheilte. Da das Sonnett mit dem Lobe der Mildthätigkeit schloß und der armselige Verfasser, nachdem er es ihm überreicht hatte, immer seine Hand ausstreckte, so begriff er den Sinn der poetischen Bittschrift und bedauerte, ihn zu reichlich, als es ein wirklicher Italiänischer Fürst gethan haben würde.

Die reichen Reisenden nachzuahmen, miethete er sich einen Wagen, um Florenz auf eine schicklichere und bequemere Weise zu besehen; denn die ihrende Bekanntschaft im Magazin hatte ihm das Fuhrwerken verleidet, und übrigens trug seine Gicht nicht dazu bei, seine Lüste gelassener zu machen. Mit der Miethung des Wagens verknüpfte er die eines Cicerone, eines Führers, der eben so lügenhaft ist, als eine Reisebeschreibung, weil beide die gewöhnlichsten Dinge wie göttliche Wunder preisen. Dieser Cicerone, der gewöhnlich mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit die Echtheit der Trümmer, welche den Zweifel der gelehrtesten Akademiker erregten, bekräftigt, verschonte ihn nicht mit einem Vortrage über die Geschichte, welche, mit Ausnahme zertrümmerten Säulenkapitäl, noch mit dem Arm oder Bein einer zertrümmelten Statue; er schleppte ihn in alle Galerieen, in alle Paläste, und der Anblick so vieler Gegenstände wirkte auf seinen Geist wie eine Zauberlaterne und ließ ihm keine Zeit, seine Erinnerungen zu klassifiziren oder seiner Empfindungen sich bewußt zu werden. Der Kopf des armen Leger kam nicht mehr zur Ruhe, und bestätigen, glaubt sich seine Mannigfaltigkeit einförmiges Schauspiel zu wiederstehen.

Um sich am Abend von den Beschwerden des Tages zu erholen, ging er ins Theater. Da er nur im Konzert Musard's und in dem Cirque Olympique seinen musikalischen Lehrkursus durchgemacht hatte, so sah man begreifen, daß er in Italiänischen Genuß nicht vorbereitet war; auch schlief er oft mitten in der Cabatine der Prima Donna ein und erwachte erst durch den Lärm des Schlußchores. Zu seiner Rechtfertigung müssen wir jedoch hinzufügen, daß das Repertoire der Italiänischen Theater nicht sehr mannigfaltig ist, und daß er 14 Tage hinter einander dieselbe Oper von derselben Truppe in derselben Loge hören mußte, ohne daß die Hoffnung eines Lustspiels in seine vergnügenlichen theatralischen Genüsse eine Abwechselung bringen würde; aber die Geschwindigkeit der Darstellung und seine geringe Bekanntschaft mit dem Italiänischen Sprach-Idiom hinderten ihn, die Intrigue des Stückes zu begreifen, das jedoch nichts Anderes war, als die fast buchstäbliche Ueberlesung eines Buchstabirliedes von dem Theater des Vaudeville.

Nach dem Beyspiele vieler anderer Reisenden, sand Herr Léger, daß Italien der glänzenden Idee, die er sich davon gemacht hatte, nicht entsprach; er hatte geglaubt, seinen Reichthum und jene Mannigfaltigkeit der Kostüme, die es sonst so malerisch machten, dort bewundern zu können; aber überall wurden seine Blicke von der Französischen Kleidung und von dem Frack verfolgt.

Bei dem blosen Namen Florenz hatte er sich eine lachende und heitere Stadt gedacht, die wie ein frischer Blumenstrauß an den Ufern des Arno liege, und er traf nur Häuser an, die wie Festungen aussahen und noch etwas von der drohenden und trotzigen Physiognomie ihrer ehemaligen Herren an sich trugen. Im Allgemeinen hatte er sich auf eine Weise von immer neuen Empfindungen gesättigt gemacht, und schon bereute er seine doppelte Verschwendung von Zeit und Geld; denn er war durchaus nicht Künstler, und folglich rechnete er.

Mitten unter den Täuschungen beklagte er sich über das Stillschweigen seiner Frau; endlich empfing er einen Brief, in welchem sie, so sehr sie auch die Gesellschaft, ihn wiederzusehen, ausdrückte, doch ihm sagte, daß er sich auf den thätigen Eifer des Herrn Courtois verlassen könne, mit welchem sie alle Abende die Rechnungen des Tages in Ordnung brächte. Herr Léger hatte noch nicht Gelegenheit gehabt, eifersüchtig zu seyn, aber seine eheliche Zärtlichkeit

Digitized by Google

entrüstete sich ein wenig über die Vertrauensseligkeit, welche aus dieser Gemeinschaft der Arbeit zwischen seiner Frau und seinem ersten Kommis entsprang. Was sollte er thun? Welche Schande, wenn er vor der bestimmten Zeit zurückkehrte! Dadurch würde er zu verstehen geben, daß er sich gelangweilt habe; und er nahm sich vor, nach seiner Rückkehr nur mit Enthusiasmus von Italien zu sprechen.

Rom, das Magazin aller gefallenen Größen, entkräftete ihn vollends durch seinen düsteren Anblick und durch seine traurigen Ruinen. Das Coliseum schien ihm nur ein verwirrter Haufe alter Steine; und im Gedanken noch barbarischer, als die Barbarei es je in der That gewesen waren, hätte er fast gewünscht, daß der heilige Vater auf seiner Stätte und mit seinem Materialien eine Seiden- und Baumwollen-Manufaktur erbauen lassen möchte. Diesen allzu industriellen Wunsch hütete er sich jedoch wohl, zu äußern; denn er strebte nach dem Rufe eines Alterthumsforschers, ein ziemlich sonderbares Streben für einen Modewaarenhändler! Nichts war jedoch lächerlicher, als seine Art, die Inschriften der Gräber und Triumphbogen zu erklären; seine Uebersetzungen glichen der eines Pariser Kunstliebhabers, der, bei dem Anblick der Londoner den Großen gewetteten Dreiknaste, die Worte Ludovico Magno durch Porte Saint-Denis übersetzte. Man erräth leicht, welchen Mißgriffen und welchen Albernheiten ihn eine Unwissenheit aussetzte, die sich mit dem Firnis der Gelehrsamkeit zu überziehen suchte!

Da er gehört hatte, daß mehrere Maler das Geheimniß besessen hätten, Gemälde großer Meister zu entwerfen, welche sie wohlfeil erkauft und sehr theuer weiter verkauft hätten, so unternahm er auch diese Gattung von Speculation, nur mit dem Unterschiede, daß er schlechte Kopieen sehr theuer kaufte, welche man ihm für vortrefflliche Originale ausgab, und welche er gezwungen war zu bezahlen; er verstand sich besser darauf, die Leinwand, die zu Rouen oder zu Mühlhausen fabrizirt wird, zu beurtheilen, als die Leinwand, die von Correggio oder Rafael bemalt war.

Sein Cicerone, der seine anmaßende Unwissenheit geschickt auszubeuten, verstand sich mit den Trödlern, die ihm ihre schlechten Mainzen und falschen Mosaiken theuer aufnöthigten. Eines Tages führte er ihn auf ein unbebautes Feld, auf welchem eine Ausgrabung angefangen worden war. Die Arbeiter stellten sich, als suchten sie nach etwas; ihre Hast schlug lange, ohne etwas zu finden; endlich fühlte sie einen Widerstand und hielt an. O Wunder! Man sorgfältig eine Statuette der Fortuna aus, welche mit dem edlen Rost des Alterthums bedeckt zu sein schien. Alle Umstehenden schrien und jubelten darüber und sangen sogleich an, sie zu verauctioniren. Herr Leger, welcher glaubte, daß die Fortuna für ihn ein Schatz seyn würde, bot so hoch, daß sie ihm zugeschlagen wurde. Aber dieses erhabenen Meisterwerk der Bildhauerei ein Alter von zweitausend Jahren zuschrieb, war nur erst acht Tage vorher dort eingegraben worden. Es war ganz einfach eines jener modernen Alterthümer, welche die Nachkommen der Römischen Phidias zum Gebrauch der vermeintlichen Kunstkenner fabrizirten. Einer der jüngsten Punktanire der Französischen Akademie machte sich über den empfindlichen Kaufmann lustig. Herr Leger, der seinen Schatz verstand, versuchte, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten; aber die Lacher spotteten nur noch mehr über ihn; endlich wurde er, trotz seines friedlichen Charakters, ernsthaft zornig, und ein beleidigender Wortwechsel führte ein Duell herbei. Die beiden Kämpfer wählten außerhalb Roms ein Feld, wo, der Sage nach, der Kampf der Horatier und Curiazier stattfand. Herr Leger hatte nicht das Schicksal der Letzteren; aber geübter in der Führung der Elle, als des Degens, empfing er eine Wunde, die ihn nöthigte, seinen Arm einen Monat lang in der Binde zu tragen.

Diese Gefahr war nicht die einzige, welcher ihn sein Aufenthalt zu Rom aussetzte. Wenn er es nicht bereut hatte, sich zu hoch erhoben zu haben, indem er bis auf den Knopf der Peterskirche stieg, von wo ihn ein Schwindel beinahe herabgeworfen hätte, so bereute er es, zu tief herabgestiegen zu seyn, indem er sich in den Katakomben verirrte, die ihn als einen neuen Märtyrer hätten begraben können.

Als er aus dem unterirdischen Rom wieder an das Licht der Lebenden emporgestiegen war, athmete er jene schlechte Luft (aria cattiva) ein, die im Herbst so gefährlich ist, und verfiel dadurch in ein Fieber, das ihn, im Verein mit dem Arzte, drei Wochen lang, an das Bett fesselte. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Schicksal der Städte.

(Schluß.)

Die Gründung Alexandriens ist nicht weniger merkwürdig. Der Indische Handel bedurfte eines Stapelplatzes am Mittelländischen Meere. Ehemals hatten Tyrus und Sidon diese Bestimmung, und an den Mündungen des Nils hatten die Griechen Pelusium, Tanis und Naukratis gegründet. Aber diese Städte theilten die Nachtheile und die Vortheile des Flusses, sie konnten versanden. Alexander wollte eine Stadt gründen, die der Stapelplatz und die Hauptstadt der orientalischen und occidentalischen Welt werden sollte, und er gründete Alexandrien, nicht an der Mündung des Nils, aber in der Nähe des Flusses, mit dem die Stadt durch einen Kanal verbunden war, der nicht versanden konnte.

Konstantinopels Blüthe wuchs allmälig, die Alexandriens rief Alexander's Genius gleich fertig ins Leben; Venedig verdankt sein Daseyn dem Zufall. Einige Bewohner Friauls retteten sich vor den Anfällen der Hunnen auf die Sandbänke, welche den Mündungen der Etsch, der Brenta, der Piave und des Tagliamento gelegen sind. Bald erhob sich eine Stadt auf diesen Eilanden. Sie verdankte ihren Wohlstand der Sicherheit ihrer Lage. Das Mittelalter ist die Zeit der festen Schlösser, und Venedig inmitten seiner Lagunen ist eine uneinnehmbare Festung. Als die Venetianer sich auf diese Inseln flüchteten, wurden sie nur auf ihre Sicherheit bedacht. Bald erkannten sie die Vortheile ihrer Lage. Als Adriatischer Hafen, der Weg zwischen der Levante und Deutschland. Auf diesem Wege bedurfte der Handel eines Stapelplatzes. Venedig hatte zweierlei Ansprüche hierauf, erstlich seine Lage im Fond des Meerbusens. Diese Lage konnten auch andere Städte haben: Triest hatte sie und war sogar Deutschland näher gelegen; aber Triest entbehrte der Sicherheit. So lange diese Sicherheit nur hinter festen Wällen zu finden war, behauptete Venedig seine Macht. Als aber das alte Venedig die Schlüssel des Adriatischen Meeres nicht mehr bewahren konnte, als sich Oesterreich, im Besitz von Triest, mächtig neben der altersschwachen Republik erhob, da nahm Triest allmälig den Rang Venedigs ein. Für den Handel ist ein Hafen im Hintergrunde des Adriatischen Meeres nothwendig, aber es ist gleichgültig, ob Venedig oder Triest dieser Hafen ist.

Also die nothwendigen Städte verlieren zuweilen ihre Begünstigung, wenn der Vortheil der Lage getheilt werden kann.

Auch Korinth war nur in einem gewissen Weltzustande und für eine bestimmte Zeit eine solche nothwendige Stadt. Korinth ist zwischen zwei Meeren gelegen. Dessenungeachtet scheint es nicht berufen, jemals eine große Handelsstadt zu werden. Die Landenge von Korinth trennt nur zwei Theile desselben Meeres, nicht, wie die Landenge von Suez oder Panama, zwei verschiedene Meere. Der Zweifache Handel kann Suez nicht umgehen, wenn er nicht Afrika umschiffen will, was er freilich seit der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung thut, ohne sich um die Entfernung zu bekümmern. Noch weniger Sorge macht ihm die Umschiffung Morea's. Korinth war Korinth einst reich und mächtig, und die Dichter haben den Glanz der an zwei Meeren gelegenen Stadt besungen. Die Blüthe von Korinth war eine Folge der Unvollkommenheit der Schiffahrt bei den Alten. Für ihre Schiffe, die sich immer längs der Küsten hielten und das hohe Meer scheuten, war es schon eine große Sache, den Peloponnes zu umsegeln. Die Landenge von Korinth ersparte damals so manche Handel Verlustes und Schwierigkeiten. Ueberwand war Korinth das Thor des Peloponnes; dieses Vorrecht ist das einzige, welches Korinth noch jetzt behaupten kann.

Der Reichthum der Städte, welche die günstigste Lage zu haben scheinen, hängt also oft von der Kühnheit oder Durchschlauheit des Handels und der Schiffahrt ab. Als der Handel noch die weiten Wege zu Lande hatte, hatte die Landenge von Korinth dieselbe Wichtigkeit wie die Landenge von Suez oder Panama.

Das Schicksal der vier angeführten Städte zeigt, was die Natur ihren Günstlingen schenkt und was der Mensch hinzufügt. Korinth scheint lange eine der reichbegünstigsten Städte. Aber der Handel und die Schiffahrt schritten fort, und Korinth blieb seinen Vortheilen zurück. Venedig beherrschte das Mittelländische Meer. Seine Macht wurde durch den Zustand Europa's im Mittelalter bedingt. Dieser Zustand änderte sich, und Venedig verlierte seine Macht. Auch Alexandrien behauptet sich nicht. Alexandrien ist am Mittelländischen Meere nicht Suez am nächsten gelegen. Und wenn einst eine Eisenbahn die Landenge durchschneidet, so wird sich wohl ein näherer Punkt zum Stapelplatz finden. Die kürzeste Linie zwischen See und dem Mittelländischen Meere geht über Pelusium, und es ist sehr möglich, daß der Dampf das Werk Alexander's des Großen zerstört, und daß Aegyptens und Alexandriens Wohlstand in die Mauern des alten Pelusiums einzieht. Konstantinopel scheint keine Wechselfälle fürchten zu müssen. Es kann nie aufhören, ein großer Handelsplatz zu seyn, denn der Bosporus ist ein einziger Ort im Europa, und Konstantinopel ein einziger Ort am Bosporus. Dieser ist der nothwendige und unvermeidliche Weg für den Handel zwischen dem Schwarzen und dem Mittelländischen Meere. Der Handel konnte die Landenge von Korinth und von Suez entbehren. Aber um in das Schwarze Meer zu gelangen, giebt es keinen anderen Weg als den Bosporus. Eben so ist Konstantinopel ein einziger Ort am Bosporus. Wie man es im mindesten versetzt, büßt seine seiner Vortheile ein. Läge Konstantinopel am Hellespont bei den Dardanellen, so würde es noch immer die Durchfahrt ins Schwarze Meer beherrschen, aber es würde seinen geräumigen und bequemen Hafen verlieren. Rückt man es an das Marmora-Meer, so verliert es die Schlüssel des Bosporus. Konstantinopel kann nie unnütz werden, wie Korinth, oder verdrängt, wie Venedig und Alexandrien. Konstantinopel ist die vollkommenste Erscheinung einer natürlichen und nothwendigen Stadt.

Saint-Marc-Girardin.

Aegypten.

Die Französische Eroberung Alexandriens unter Bonaparte. *)

Nachdem Bonaparte die Verwaltung der Insel Malta geordnet und viertausend Mann zu ihrer Vertheidigung zurückgelassen, schiffte er sich am 20. Juni wieder ein. Die ganze Flotte segelte nach Aegypten; von einem sehr frischen Wind aus Nordwesten getrieben, setzte sie ihren Weg nach Osten fort, in das große Meer, das Malta

*) Aus den so eben erschienenen zwei neuen Bänden der „Histoire de la Révolution", von Conny.

Digitized by Google

von Kandien trennt. In einer Nacht wehte der Wind so heftig, daß das Convoi zerstreut ward; man brachte den ganzen Morgen damit zu, es wieder zusammenzubringen und Segel einzuziehen, um es zu erwarten. Während dieses Manövers verbarg ein dicker Nebel die Englische Flotte, die, sechs Meilen von uns, nach Westen steuerte und das Französische Geschwader an der Nordküste suchte. Am 28sten fuhr die Französische Flotte vor dem alten Kreta vorüber. Am 1. Juli begrüßte sie die Gestade Aegyptens. Mit Tagesanbruch entdeckte man die Küste im Westen, die sich wie ein weißes Band auf dem blauen Horizont des Meeres ausdehnte; nicht ein Baum, nicht eine Wohnung war zu sehen. Der Anblick dieser traurigen Natur trübte nicht die Heiterkeit der Französischen Soldaten; einer von ihnen sagte zu seinem Kameraden, auf die Wüste zeigend: „Da daß Du die sechs Morgen, die man Dir deserirt hat.“ Das Gelächter durchlief alle Reihen. Bald entdeckte man den Thurm der Araber; der glückliche Bonaparte war im Angesicht Alexandriens, ohne einem einzigen Englischen Schiff begegnet zu seyn. Gleich am folgenden Tage sandte er seinen Französischen Konsul an Bord, damit dieser beim Anblick der Flotte eine Bewegung gegen die Christen in der Stadt ausgebrochen sey, und daß er selbst sich mit Mühe gerettet habe. Vom Französischen Konsul erfuhr Bonaparte, daß vierzehn Englische Kriegsschiffe erst am Abend vorher die Rhede von Alexandrien verlassen hätten; der Admiral Nelson, nachdem er wegen Nachrichten über die Französische Flotte zu dem Englischen Konsul geschickt hatte seine Richtung nach Nordosten genommen.

Die Zeit drängt; das Englische Geschwader kann jeden Augenblick erscheinen und Flotte und Convoi angreifen. Bonaparte hat beschlossen, sofort nach Alexandrien zu ziehen und den Platz zu nehmen. Das war nicht mehr die alte Stadt, Alexander's Tochter, mit ihren prächtigen Gebäuden und ihren ungeheuren Bevölkerungen. Man erkannte in der Ferne die großen und zahlreichen Thürmen besetzten Mauern, die nichts als einige Sandhügel und ein paar Garten einschließen, wo das blasse Grün der Palmen nur wenig die Gluth der Sonne mäßigt. Man entdeckte das Türkische Schloß, Meschern mit ihren Minarets und die berühmte Säule des Pompejus. Die Vergangenheit trat allen vor die Augen. Hier war es, wo das Genie Alexander's den Grund zu einer stolzen Stadt gelegt, die dazu bestimmt war, die Treppchen der Weltherrschaft anzunehmen. Die Ptolemäer riefen die Künste und Wissenschaften dahin und sammelten daselbst jene Bibliothek, zu deren Zerstörung die Barbarei Jahre brauchte. Völlige Unwissenheit hatte ihren Sitz auf den Ruinen der Meisterstücke der Kunst aufgeschlagen.

Der Generalissimus gab den Befehl zum Beseht zur Ausschiffung. Man konnte nicht in den Hafen von Alexandrien einlaufen, da der Platz zur Vertheidigung bereit schien. Man mußte in einiger Entfernung an einer Bucht, welche die der Marabus genannt wird, landen. Bonaparte hatte beschlossen, die Schiffs-Armee so nahe als möglich an diesem Punkt landen zu lassen, aber jedes Kriegsschiff, die ein einziges Fahrzeug, selbst auf das Admiralschiff, und man war genöthigt, an dem Orte, wo dieser Unfall sich ereignete, zu ankern. Man war drei Lieues vom Lande. Die Divisionen der Generale Desair, Regnier und Menou bekamen den Befehl, an dem Marabu ihre Landung auszuführen. In einem Moment war das Meer mit Böten bedeckt, die gegen den Ungestüm und die Wuth der Wogen anzukämpfen hatten, um Kriegs- und Transportschiffe schwammen unter einander auf diesem Meer, das sich mit Wuth an den Klippen der Küste brach. Die Landung ist schwer und nur mit großer Mühe und Gefahr möglich. Die Schaluppen, indem sie an die Küste kommen, wissen nicht, wie sie dieselbe berühren sollen, ohne sich an der Brandung zu brechen, oder die Armee ist ungelandig. Die Galeere, die Generale befinden sich in einer Klippenbank, wo man die Durchfahrt findet, die nach der Bucht der Marabus führt, am meisten gefähret. Die Schaluppen, auf welchen sich die Truppen befinden, erreichen diesen Punkt erst nach Sonnenuntergang und können die Klippenbank erst des Nachts passiren: um ein Uhr des Morgens landet der Ober-General an der Spitze der ersten Truppen, die sich allmälig in der Wüste, drei Meilen von Alexandrien, ordnen. Die Küste bedeckt sich mit Soldaten; die Lage der Schiffe und die Küste des Marabu haben weder die Landung der Pferde noch der Kanonen erlaubt. Um halb drei Uhr setzt man sich in Marsch. Bonaparte marschirt zu Fuß mit der Avantgarde. Cafarelli, der ein holzernes Bein hat, will die Ausschiffung der Pferde nicht erwarten; er trept den Strapazen eines mühsamen Marsches; die Armee ist von dem glühendsten Enthusiasmus beseelt.

Bonaparte hat seine Soldaten in drei Kolonnen getheilt: der General Bon kommandirt die rechte, General Kleber die des Centrums und General Menou die linke, die das Meer berührt. Ein kleines Fort, genannt Marabu, wird angegriffen und genommen; hier war die erste breitägige Fahne in Afrika aufgepflanzt. Eine halbe Stunde vor Tagesanbruch trifft einer der Vorposten einige Araber, die einen Offizier tödten; eine Fusillade beginnt zwischen ihnen und den Tirailleurs der Armee eine halbe Meile von Alexandrien; aber die Araber, bei der Annäherung der Franzosen fliehend, verlassen die Höhen, welche die Stadt beherrschen und ziehen sich in die Wüste zurück.

Bonaparte ist in der Nähe des Umrings der alten Araberstadt; er befiehlt jeder Kolonne, auf Kanonenschußweite stehen zu bleiben, das Centrum an der Säule des Pompejus dieser großen Hügeln, die aus den Trümmern der alten Stadt bestehen. Man schickte sich an, zu unterhandeln, um Blutvergießen zu verhindern, als man auf einmal ein schreckliches Geschrei von Männern, Weibern und Kindern hört: der Kampf hat begonnen; ein außerordentlich lebhaftes Feuer überrascht einen Augenblick die Franzosen, aber bald machen sie sich durch ihr Ungestüm furchtbar. Bonaparte läßt zum Angriff trommeln, das Gehreul verdoppelt sich, man klettert zum Sturm; Kleber wird von einem Schuß niedergeworfen, der ihn am Kopf trifft: trotz des Feuers der Belagerten und eines Hagels von Steinen, den man auf die Franzosen herabregnen läßt, ersteigen Generale und Soldaten mit gleicher Unerschrockenheit die Mauern; Menou wird von der Mauer herabgeworfen. Koraim, der Scherif von Alexandrien, der überall zugegen ist, läßt den herabgeworfenen Menou für den tödtlich verwundeten Ober-General. Die Belagerten lassen neuen Muth; seiner von ihnen ist gesonnen, man mußte Alles auf der Breiche tödten, dagegen sind auch zweihundert Franzosen auf dem Platz geblieben. Die, welche sich in den alten Thürmen befinden, setzen ihr Feuer fort und weigern sich hartnäckig, sich zu ergeben. Bonaparte's Befehle lauteten, daß die Truppen nicht in die Stadt ziehen, sondern sich auf den die Stadt beherrschenden Höhen des Hafens ausstellen sollten; aber der Soldat, von dem Widerstand der Feinde gereizt, hatte sich von seinem Eifer fortreißen lassen. Schon hatte sich ein großer Theil in die Straßen der Stadt gewagt; die Franzosen hatten die alte Mauer überstiegen, man trieb die Araber von Ruine zu Ruine bis zur neuen Stadt. Der Kampf drohte, sich zu verlängern und heftiger zu werden: da läßt Bonaparte den Generalmarsch schlagen und seine Truppen sammeln. Der Scherif, die in den alten Hafen lag, zu sich kommen; er beauftragt ihn, den Bewohnern Alexandriens Friedensworte zu bringen, ihnen zu verkündigen, daß ihr Eigenthum, ihre Freiheit, ihre Religion respektirt werden sollen, und daß Frankreich es nur mit den Mamelucken zu thun habe. Dieser Capitain begiebt sich in Begleitung einiger Französischer Offiziere in die Stadt und versucht es, die Ruhe herzustellen; aber es ergeben sich nur Plünderung und Tod zu erwarten. Der furchtbare Haufe, der unter den Mauern liegenden Flotte, der Erfolg eines ersten Angriffs und die friedlichen Versicherungen, welche überall die Furchtsamen gewinnen, bestimmten die Stadt, sich zu ergeben. Auf das Versprechen, daß die Religion und die Obrigkeiten des Landes unverletzt gelassen werden sollen, leisten sie den Franzosen den Eid der Treue. Bald war Friede gesetzt. Die Scheichs, die Scherife und die Imams erschienen vor dem Sieger, um seine Gnade anzuflehen, und baten ihn, zum Zeichen der Verzeihung und der Freundschaft, Brod und Salz mit ihnen zu essen. Bonaparte erklärte, er sey weder gekommen, um das Land zu verheeren, noch es dem Großherrn wegzunehmen, sondern nur, um der Herrschaft der Mamelucken zu entreißen diese Beleidigungen, der Frankreich von denselben erfahren, zu rächen. So ward der Friede geschlossen und Alexandrien im Namen der Französischen Republik besetzt.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Klatschereien in Frankreich. Von dem Entdecker der philosophischen und der mathematischen Lustregion in Deutschland, dessen wir in Nr. 152 des Magazins von 1840 gedachten, befindet sich in der Lieferung der Revue de Paris vom 27. Dezember ein neuer Artikel über Deutschland, mit der Ueberschrift: „Einige Deutsche Originale.“ Leider ergiebt sich auch hier ganz deutlich, daß Fassung dieses Artikels, daß er zwar von einer Französischen Hand geschrieben, aber von einem Deutschen Kopf entworfen worden ist. Wir sagen „leider“, denn so viele Nachsicht wir sonst auch gegen die Persönlichkeits-Literatur üben mögen, die in Deutschland so Mode zu Anfehen giebt, die „Memoiren“ der Franzosen ertragen zu können, so unbedeutend und persönlich erscheint sie uns, wenn sie dem Ausland als Maaß sie verdingt und ihre neue Herrschaft mit dem Geschwätz über die Menschlichkeiten und Schwachheiten der alten unterhält. Solches Geschwätz aber und nichts weiter ist es, was sich auf zehn Seiten der Revue de Paris über zwanzig oder dreißig zum größten Theil bereits verstorbene Männer des nordlichen und südlichen Deutschlands, wenn auch nicht mit Wahrheit und Sachkenntniß, doch mit gewissen Details verbreitet, die eben nur einem Deutschen zugänglich seyn konnten. — Allerdings kommen auch diesmal wieder ähnliche Irrthümer wie in dem ersten Artikel vor, wo Schelling der „Philosoph von Wien“ genannt wurde, doch sind diese augenscheinlich erst durch die Französische Bearbeitung des Deutschen Materials entstanden, und in einer Anmerkung zu dem gegenwärtigen Artikel, der eben so wie der erste, mit einem Deutschen zugänglich seyn konnten. — Allerdings kommen auch diesmal wieder ähnliche Irrthümer wie in dem ersten Artikel vor, wo Schelling der „Philosoph von Wien“ genannt wurde, doch sind diese augenscheinlich erst durch die Französische Bearbeitung des Deutschen Materials entstanden, und in einer Anmerkung zu dem gegenwärtigen Artikel, der eben so wie der erste, mit einem Deutschen entworfen ist, wird der philosophe de Munic als Verbesserung nachgeliefert. Der Deutsche Verfasser verräth sich übrigens auch durch die merkwürdige Rechtschreibung der vielen in dem Artikel vorkommenden Deutschen Namen (einen einzigen ausgenommen, der durch einen Druckfehler etwas entstellt ist) — Namen, die zum Theil in Französischen kaum gekannt, geschweige denn richtig geschrieben zu werden pflegen. Wir sind daher auch über die Preßfreiheit ganz außer Zweifel. Man wird zwar von einigen Seiten vielleicht die Deutschen Censur-Verhältnisse als Entschuldigungsgründe anführen, aber diese können wir keineswegs als solche gelten lassen; denn abgesehen davon, daß in Deutschland selbst dergleichen Persönlichkeiten vielfach schon durch die Presse veröffentlicht wurden, fragen wir: würde nicht jeder Engländer, jeder Franzose, der Nationalgefühl besitzt, zu stolz seyn, ein Recht, das zukunft zu gebrauchen das Gesetz ihm verbietet, dem Ausland als Waffe anzutragen? Wahrlich, wir haben noch mancherlei zu lernen, um uns als Nation eben so einig und mächtig zu fühlen, wie es die beiden Rival-Nationen der Deutschen sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Freitag den 8. Januar 1841.

Frankreich.

Reisebriefe eines Glücklichen.

Von J. Janin.

I. St. Etienne und das südliche Frankreich.

Ich habe nicht vergessen, gnädige Frau, daß Sie mir erlaubt haben, Ihnen zu schreiben, und Sie haben mich in der That an so viele Güte und Nachsicht gewöhnt, daß ich sehr unbanthar und sehr ungezogen seyn müßte, wenn ich Ihnen nicht einmal dieses Zeichen meiner Erinnerung und meiner Ehrfurcht wollte zukommen lassen. Ich bin also am 24. August von Paris abgereist, allerdings etwas traurig, denn diejenigen, die ich liebe, liebe ich so sehr, und ich bin am folgenden Tage noch so sehr der Mann des vorigen, daß es mir schwer wird, während eines Monats meine Freunde, meine süßen Träume aufzugeben. Dennoch sah wir in aller Eile und ohne große Vorbereitungen als der Held der empfindsamen Reise aufgebrochen. Rasch geht's vorwärts, denn wir reisen mit vier Pferden wie Excellenz. Da ist schon Fontainebleau, die Königliche Stadt; wie begreifen diese Masse von Schlössern, die sich in ihren Fenzgoldigen Gärten blähen. Am Abend machen wir Halt in einer Herberge; aus dem von Epheu umschatteten Fenster sehen wir eine Nouvermählte vorüberziehen. Diese Neuvermählte war nichts Geringeres, als eine junge und schöne Pariserin, noch vor kurzer Zeit die Zierde der Oper, der Bälle und der Feste, welche nun der Welt, dem Pariser Satan und seinen Lockungen entsagt hatte, um den Postmeister des Orts zu heirathen. Die junge Dame lächelte uns im Vorübergehen anmuthig zu; wir kerzten ein Glas auf ihre Gesundheit. Dann aber rasch in den Wagen! „Reisen Sie nicht", sagte sie, „es wird eine sehr stürmische Nacht werden." — Nein, nicht morgen! Heute, gleich! Noch ist Paris nicht so fern, daß es uns nicht noch erreichen könnte. Rasch, in den Wagen! denn schon ist es mir, als ob ich die Kronenleuchter im Theater anzünden sähe; schon höre ich die Musikanten stimmen. Und diese kreischende Stimme, welche unter dem Kutscherhut seufzt, ist das nicht der Mime, der seine Verse herausprudelt? Also rasch in den Wagen!

Vorwärts! Vorwärts! Da liegt schon Pouilly. Wir durchfahren ein Sandmeer, und man sagt uns, daß das die Loire ist. Am Abend waren wir in Moulins. Der Postillon singt mit heiserer Stimme ein Volkslied:

Jupiter la Pallice fit voir;	Monsieur la Pallice est mort;
Ah! zehn Minuten vor dem Tod	Un quart d'heure avant sa mort
Da war er noch lebendig.	Il était encore en vie.

„Postillon, wir sind in la Pallice!" — Er zeigt mit der Peitsche auf das alte Schloß. Sie denken, wie ich, daß, wo es sich um den Ruhm handelt, nichts gering zu achten ist. Dies lächerliche Lied, das in seiner Zeit die Herren von la Pallice gewiß nicht wenig gefeiert hat, ist jetzt eine Ehre und Freude für Andenken. Wie wahre Freude ist's, diese Herren gewesen sein mögen, so waren sie doch sicherlich um kein Haar besser als eine Menge von Rittern, deren Namen wir nicht mehr wissen, carent quia vate sacro, wie Horaz sagt. Der Dichter, der Herrn von la Pallice auf diese burleske Weise besungen, hat ihm also den größten Dienst geleistet. Herrn von la Pallice und Marlborough wird man noch von einem Ende der Welt zum andern feiern, wenn von der orientalischen Frage längst nicht mehr die Rede ist.

Wir besuchen das Schloß la Pallice, indem wir das Lied vor uns hinsummen. Von da geht's nach Roanne. Aber welcher Himmel! Welche Berge! Nicht so rasch! Die Industrie ist noch nicht hierher gedrungen. Nicht so rasch! Die Straßenlohnen haben noch nicht mit ihren verpesteten Dämpfen das Grün der Felder und Saaten erstickt. Nicht so rasch! Denn bald werden das Eisen, die Steinkohlen, die Kanäle, die Verkehrswege, die Schmelzöfen auch hier ihr unbarmherziges Recht geltend machen. In Feurs — Forum Romanum, aber entschuldigen Sie, gnädige Frau, meine Gelehrsamkeit; man ist ja so pedantisch, wenn man gut gefrühstückt ist — in Feurs begrüße ich die Statue des Odrefen Combes.

Endlich, einige Stunden später, ziehe ich unter einem Bivbel von Feuer und Rauch, unter erschreckkichem Gelärm, unter dem Klappern der Webestühle, unter dem Toben der Maschinen und Blasebälge in meine Geburtsstadt St.-Etienne ein, diesen benommenden, dichten Kohlen- und Aschenhaufen, von dem ich schon so oft gesprochen habe, und von dem ich immer sprechen werde. Inmitten dieses wogenden Lebens, dieses gährenden Strudels giebt es nichts Interessanteres, als eine Seite der „Asterie" zu lesen, dieses schönen Romans, der in diesen Gebirgen ersonnen und niedergeschrieben wurde. Man denke sich nur zu diesen lärmenden Straßen, zu diesen geschwärzten Gestalten, zu diesen Frauen, welche man für Männer halten könnte, eine Seite der ländlichen Pastorale wie die folgende:

„Soll ich Ihnen das ganze Glück Phinarets schildern? Zuweilen mal hat er mit bethenert, daß er, trotz der Ungeduld seiner Wünsche, nie glücklicher gewesen sey. Nachts stieg er in den Garten hinab und brachte einen Theil derselben unter den Bäumen zu. Daphne, welche in demselben Zimmer schlief, wurde dies gewahr, und da man gewöhnlich eher das Schlimme als das Gute vermuthet, so argwohnte sie, daß Amidor und er sich ein Stelldichein gäben. Eines Abends, als die falsche Calcirea sich wie gewöhnlich entfernte, folgte sie ihm, um sich zu überführen. Da sah sie ihn denn in einen Garten eintreten, der unter meinem Fenster liegt, sich hier unter einen Baum setzen und hörte ihn mit lauter Stimme folgende Verse hersagen:

Diana, Deiner Schönheit Wunderpracht
Unterstrahlet jeder Schönheit Schimmer,
Wie der Mondes Silberschein bei Nacht
Leuchtet glänzet andrer Sichtgestimmer."

Sie können sich nicht vorstellen, gnädige Frau, welchen Kontrast die schöne durchsichtige Prosa des guten Urfe, seine wohlgesetzten Liebesempfindungen, seine klingenden poetischen Namen mit der Gegenwart dieser Oerter bilden. Wo seyd Ihr, Dorinde, Macäll, Perlander, Merindor, Adamas, Florier, Paliniet, Circine; wo seyd Ihr, Seladon, Melampus, Speinus, wo Eure strahlenden Augen, die mit Perlen durchflochtenen Haare, wo die Schäfer, welche, im Grase gelagert, so lieblich sangen! O, ihr schönen Träume dieser schönen Oerter, o, ihr schönen Oerter dieser schönen Träume, was ist aus euch geworden! Ach! die Poesie ist entwichen, um nie wiederzukehren; das Ideal ist entschwunden und die harte Arbeit geblieben. Der Raben und die Dohlen sind vertrocknet.

Nachdem wir die Stadt begrüßt, wünschen wir einen guten Tag den Freunden unserer ersten Jahre, einen guten Tag auch den Freunden unseres Vaters, den alten Freundinnen unserer Mutter, guten Tag der Familie, den Kindern, die Dich wie einen Fremden ansehen. Dann aber wieder weiter. — „Aber doch wenigstens bis morgen, mein Bruder." — „Nein, nicht bis morgen; wenn ich bis morgen bleibe, so bleibe ich auch ab Tage, und ich muß vorwärts; also lebe wohl!" — Eine Stunde später sind wir in das Gelärm hinter uns. Wir betreten jene köstliche Gegend aller Gegenden, welche Gallien enthält. Die Luft, die man daselbst einathmet, ist mild, das Klima so fruchtbar, daß es nach Belieben allerlei Früchte hervorbringt. In der Mitte ist eine bezaubernde Ebene, welche die Loire durchströmt und verschiedene Bäche benetzen."

— Ich sage dasselbe, und wir müssen ihm wohl auf Wort glauben: „In den Ufern dieses köstlichen Flusses hat man sonst jeder einen große Menge Schäfer gesehen, welche vermöge ihrer natürlichen Sanftmuth und der Vortrefflichkeit des Klima's um so glücklicher lebten, je weniger sie den Reichthum kannten." Wir haben keinen einzigen dieser vielen Schäfer wiedergefunden, wohl aber die finsteren Wälder, die braunfarbenen Gipfelchen, das Heulen der Winde, die düsteren und hohen Berge. Niemand überkreist sie, aber an diesem Tage zogen zwei Personen über sie hin, Sie, Hochwürden der Erzbischof von Bordeaux und ich, zwei Söhne dieser Berge. Wir hatten beide das väterliche Haus wieder aufgesucht und die Linde, unter der unser Herz zum erstenmal der Liebe entgegengeschlagen hatte. Die ganze Gegend war festlich geschmückt, um den Kirchenzügen zu empfangen; jedes Haus putzte sich aufs schönste heraus. Hört Ihr in der Ferne die Abendglocken läuten? In dem Hüneprhof des Pächters ist ein furchtbares Blutbad, in der erleuchteten Kirche ertönen festliche Gesänge, die ganze katholische Armee strömt von allen Seiten herbei, um ihren Hirten zu begrüßen. Denn dieser Gegend hat von ihrer alten Poesie noch den Glauben bewahrt. Sie glaubt, sie hofft, sie gehorcht dem Evangelium als der rührendsten Idylle, als dem erhabensten Gedichte. Wohl verfertigt sie den Atlas, welcher den Leib der weiblichen Damen deckt, aber sie selbst trägt ein einfaches Gewand; wohl schmiedet sie Zinnen, aber auch Pflugschaaren. Fraget doch die, welche so eilig vorüberziehen, und sie werden Euch sagen, daß sie stolzer darauf sind, einen Erzbischof als einen kommandieren-

Digitized by Google

den General zum Bruder zu haben. Fraget sie doch, welche Gesänge sie im Chor singen, und welches Buch sie in den Winternonaten lesen? „Ich sei die „Astrée“, das Buch des Esoklimanos! Der einzige Dichter, dessen Werke sie kennen, ist ein Priester aus dieser Gegend, Namens Chapelon.

Chapelon ist in der That ein großer Dichter. Er wurde in den letzten Jahren Ludwig's XIV. geboren. Die Poesie trieb ihn nach Italien. Es ist ja so nahe. Von Turin ging er nach Rom, wo seine erste Sorge war, einen Lorbeerkranz zu binden, wie er sollte er anfangen? Er tritt in die Peterskirche, und indem er seine Augen im weiten Raume umherschweifen läßt, stößt er das Schibboleth von St. Etienne aus, ein furchtbares Wort, ein Wort, über welches das Gewölbe des Heiligthums hätte zusammenstürzen müssen, wenn es nicht ein für reiner Mund ausgesprochen hätte. Das Wort hörte ein Mann, der gerade aus Jorez kam, und nun kannten sich unsere Landsleute. Heimathlos das einsame Herz verlassen. Von Rom begab er sich nach Paris, wo die große Poesie des 17ten Jahrhunderts noch ertönte oder vielmehr triumphirend und mit erhobenem Haupte einherging. Nachdem er noch den letzten Tönen Racine's und la Fontaine's gelauscht und Alles gelesen, was zu lesen war, kehrte er in seine Berge zurück, um da zu sterben, wo er geboren war.

Seine Rückkehr war eine große Freude für seine Familie, für seine Freunde und bald für die ganze Gegend, denn mit sich brachte er die Poesie des heimathlichen Bereichs, die Sprache von Forez, das Patois, welches das Volk dieser Gegend spricht, eine tauptonende Halbschwester des Italiänischen, welche sich jedoch allen Anstrengungen der Literatur voll bewegt. Chapelon hat in diesen Patois gedichtet, und darum ist sein Ruf nicht über diese Berge hinausgegangen. Aber in diesen Bergen ist auch sein anderer Ruhm dem seinen gleich. Der rohste Bauer kennt seine Verse, das wallwrilige Mädchen singt seine Lieder, die starken Greise des Dorfes führen seine Epigramme an. Es ist kein ordentliches Fest, an dem seine Gedichte nicht willkommen wären; er ist in einer Person der Homer und der Anakreon dieser Gegenden; er hat Lieder für alle Verhältnisse des Lebens, er hat Sonnette, Romanzen, Epifeln, Endreime, Epigramme, Grabschriften und Liebestränze an Chloris gemacht. Chapelon hat auch sein Testament gedichtet. Es ist das Testament eines armen Teufels, der nichts hat und seinen Freunden durchaus etwas hinterlassen will. Es besteht aus 260 kleinen Versen, welche zusammen nicht 20 Sous werth sind. Diesem hinterläßt er z. B. eine zerbrochene Schüssel, jenem Pfefferschote, einem dritten einen Lehnstuhl, einem anderen den Käfig von Weidenzweigen. Nachdem er alle diese Vermächtnisse aufgeführt, setzt er in seinem Patois hinzu: „Das ist nicht Alles; ich vermache der Dürftigen die 30 Sous, welche sie die Güte gehabt hat, mir zu leihen.“

Sie sehen, gedultige Frau, daß ich keine Reise schreibe; das verspare ich auf spät! Eine Reise werde ich schreiben, wenn Sie mir sagen, an welchen Ort, in welchen Planeten die Reisenden noch nicht gedrungen sind. Nur keine Reisebeschreibung! Ich schreibe, wie es mir einfommt. So eben lieft der Erzbischof von Bordeaux die Gluten unserer Dichter ertönen, und jetzt lüftet unser Landsmann Chapelon unsere Chapeln. Jener Räuberschwung führt auch seine Bewegung, sein Lächeln, sein Leid oder seinen Schmerz mit sich. Die Nacht ist finster; wir steigen zum Fleden Argental nieder, und die erste Person, die uns empfängt, ist ein leibhaftiger Pariser. Der gute Pariser, das Pariser Volkskind ist wie der Boydeaux-Wein; man findet ihn unter allen Breitengraden. Jener dieser beiden Landsleute ist jovialgnädig, wohlwollend, lächelnd; er ist Euch immer willkommen und Ihr ihm. Unser Pariser bereitet und mit Blitzesschnelle ein Abendessen, er bringt uns in einem großen Zimmer unter, das er selbst eingerichtet hat, er fragt uns nach Neuigkeiten aus Paris und vom Boulevard du Gand. „Und was macht Herr Maltzourne, meine Herren? der hat einmal Glück!“ „Schreiben ich Herrn Maltzourne, daß Ihr gut angekommen seid?“ „Schreiben ich Herrn Malitourne, daß die Komödie gar nicht so schlecht ist. — Talma habe ich sehr gut gekannt. — Wie viele Zuschauer haben ich mit A. Dumas gezankt. — Ach, die Baalkerinnen! Sie haben das Schöne und Gute, das sie göttliche Füße haben.“ — Und nun sprach er als Kenner vom Fuß der Frau von F. und von der Wade der Frau von A. Mein Freund und ich blieben ruhig, und er gerieth, erhaunt an, daß wir nicht erklären zu können, wie die Chronique scandaleuse der Pariser Welt in diese Berge gedrungen sei. „Meine Herren“, sagte er zu uns, und mich nannte er bei Namen, „ich bin hier Besitzer eines Gasthofs und in Paris eines Kaffeehauses und eines Fiakres; hier bringe ich den Sommer zu, dort den Winter, und daher mein Wissen. Uebrigens werde ich später meine Memoiren schreiben.“

Von diesem Dorfe, das am Rhone liegt, senken wir uns auf Balance, Montélimart, bis Nimes nieder, immer den schönen Rhone, meinen Lieblingsfluß, zur Seite. An diesem Tage war das Wasser nur spärlich vorhanden; das Bett des Flusses lag trocken; die Hügel erhoben sich rechts, glänzend im gelben Blätterschmuck der neben Weinlese, das ganz über Erwarten in Frende und Heiterkeit. Ich erhebe den Blick. Dieser durchbrochene Berg dort oben, ist eine Brücke, welche die Römer über einen Gebirgsbach geschlagen haben, den wir höchstens mit einem Breite bedecken würden. Noch sehe ich oft mir die riesenhaften Bogenwölbungen der Brücke über den Gard. An diesen ist, man kommt beim Untergang der Sonne hierher, wenn die letzten Strahlen von diesen Trümmerbogen zurückstrahlen. Von wärmer sich vielem Wundervolle mit einer feierlichen Stimmung; man sieht kaum die Augen zum Himmel aufgeschlagen, so erwacht das Vorgefühl von etwas Unerwartetem. Die Bewunderung ist noch unbestimmt, aber darum nicht weniger mächtig. Wir schreiten über die Brücke. Was waren doch die großen Römer für Männer!

Sie brauchten da eine Brücke und richteten drei auf. Beschreiben läßt sich hier nichts, denn der kleinste Stein, der von dieser Höhe auf die prächtigste Beschreibung niederrollte, würde sie wie Glas zerschmettern. Aber diese Barbarei darf nicht verschwiegen werden. Die Bewohner besitzen die Brücke über den Gard als volles Eigenthum; sie haben drei übereinandergebaute Meisterwerke; sie haben das unringende Schweigen und das schäumende Wasser, das zwischen den hohen Felsen durchbraust. Und sie, die Sterblichen von heute, sie, die Verblichen von tief Fuß und einigen Zollen, haben es sich einfallen-lassen, mit einem schmalen Pfade eine gebrechliche Brücke über den Gard zu bauen, Welcher Spott! Mit welchem Rechte wollt Ihr Pygmäen diese ungeheuren Steinblöcke und Bogenwölbungen, welche die Römer zwischen Himmel und Erde aufgerichtet haben, durch die elenden Bretter, welche an fingerwicken Fäden schweben und die ein Windhauch wegreißt, kindisch nachäffen?

Wir haben die Brücke mit Verwunderung überschritten. Auch Nimes ist voll von den Spuren der Römer. Aber hier treibt man einen anderen Mißbrauch; außerhalb der Stadt will man sich nicht der Brücke über den Gard bedienen; in der Stadt bedient man sich zu sehr der Arena, der Maison Carrée und des Bades der Römischen Damen. Um diese Denkmäler würdig zu ehren, müßte nicht Tag um Nacht das Menschengewimmel sie erfüllen. Der Mensch setzt das Ungeheure herab, wenn er ihm zu nahe tritt. So haben sie die Maison Carrée zu einer Ausstellung von Gemälden und Stickereien benutzt. Die Maison Carrée ist ein elegantes Gebäude, das von anderen Denkmälern, die es umgeben, viel gemacht ist. In demselben ist ein Büchler, der sich auf die anziehendsten Bindeln gewandt hat. Auf der Mauer der Maison Carrée geschrieben das, zwei dicke Bände, um zu beweisen, daß zwei Nägel, welche in der äußeren Mauer eingeschlagen sind, principia juventutis bedeuten oder auch nicht. Diese beiden Nägel haben überhaupt den Gelehrten von der Gegend schon viel Kopfzerbrechen gemacht. Der eine sagt: die Nägel stellen ein L. dar. Nein, sagt der Andere, ein C. Ein Dritter will wissen, daß ein M. der Pfeil sie überzeugt, daß das M ein C ist, während Herr Seguin wieder anderer Ansicht ist, und daß diese C ein M ist. Da kam als Dritter Herr Mérimée hinzu, welcher das M und das C vermittelte — denn das M ist auch ein C und das C nicht ein M, sagte er; sondern es ist ein L., Lucius Verus, principes juventutis; Kinder hat Recht; wieder Herr Seguin hat Recht; wieder Herr Mérimée. Und ferner von der Stadt gelegen, so würde es nicht zu diesen Mißverständnissen gegeben haben. Es wäre durch die Stille und Entfernung gesichert worden.

Ein anderes Beispiel. Nichts ist so merkwürdig zu Nimes, wie die Bäder der Römischen Damen. Es sind gewölbte Gänge, geräumige Zimmer, Badebecken, Gemächer, in denen die ganze Zierlichkeit dieser Römischen Civilisation. Nun, Sie wissen bereits, wo sie jetzt liegen, in welchen der Staub aufwirbelt und widerwärtiges Wasser dunstet, haben die Bäder der Römischen Damen ihre ganze Poesie verloren. Es ist in der That unmöglich, sich diese vornehmen Damen in die erfrischenden Marmorwände, in das schäumende Wasser, in die offenen Gemächer, in vielen Staub, in diese Sonne zurückzudenken. Vergeblich lud Ihr Auge auf den wüsten Stellen auf Ovids Liebesbrunk oder den schmeichelnden Liegen Tibull's herbeigerufen. Niemand erscheint, weder die Herrin noch die Sklavin, weder die Römische Convertation, noch die Schönheitsmittel oder die Badgeräthe. Das von den Siegern der Gallier gebaute Bad ist ganz einer Schweinschnute zum Opfergut der ungewaschenen Bewohner von Nimes.

Aber das schönste Denkmal der Stadt, das seltenste und bewundernswertheste ist die Arena. Es ist ein Riesenwerk. Nachdem sind die ewigen Mauern ihrer Zierde beraubt worden; seit man hinein, so glaubt man ein oben ein fertig gewordenes Denkmal zu sehen. Da sind die halbrunden Gänge, die hohen Stufen, das ungeheure Vomitorium. Hier drängten sich die Senatoren, weiter die Ritter; dort saß das souveraine Volk, weiter hinaus der Pleb, und noch höher die Fremden. Betrachten Sie diese dort, gnädige Frau, über deren unkeusche Berzierung Sie erröthen würden, wenn Sie eine Mumie von ihrem Sinne hätten; das war die Bank der Courtisanen, welche dem Gladiatoren-Spiele zu Beschauern, gewiß in sehr leuchtes Gewande. Unter diesen hallenden Gängen, diesen Löwen, in diesen Hallen harrten die Gladiatoren; in diesen unterirdischen Gängen suchte das Volk Schutz, wenn der Regen die Römer daran erinnerte, daß sie in Gallien waren. Für Alles war gesorgt, jeder Platz gezeichnet, Verwirrung unmöglich. Da waren, weiter in einem Labyrinthen nicht zu finden ist, Thoren für den Einzug und Thoren für den Ausgang. Der ungeheure Raum konnte unfüllte sich wie mit einem Zauberschlage.

Nun rathen Sie, gnädige Frau, wenn Sie es können, welches Schauspiel mich in der Arena von Nimes erwartete. Ich ertte, ich ein Billet im Bureau, drang in diese geheimnißvollen Wohnungen, stieg ganz oben hinauf, auf die niedrigsten Plätze, und sieh' mal, ich weiß nicht, was ich sah. Ich sah nichts, als Ruf den Graf hatte für eine kleine trübste Pretrüde; Sie sind eine hochmüthige, gesogzelkte Tunika; an den Füßen trute sie Sandalen. Ihre kleinen spindelvürren Arme dienten ihr als Balancirstange, und mit dieser zerarbeitete sie sich, das es ein Erbarmen war. Aus den Falten ihres Rathes hatte sie einen köstlichen Gesang hervorgeholt, der sie

Digitized by Google

vor vierzig Jahren viel Vollaft eingetragen haben mußte. Dieser Irrthum bestand darin, daß sie ihre Tantis etwas in die Höhe bob und eine schlotternde Leute, seyen sie, die bessere Zeiten gekannt hatte.

Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß, wenn ich so oft die Vergangenheit lobe, ich darum für die Gegenwart unparteiisch sey. Im Gegentheil gehe ich gern, daß der äußere Pomp der antiken Werke durch die Nützlichkeit der modernen aufgewogen werden kann. Es giebt sogar in Rimes ein gestern erst vollendetes Werk, auf das die Römer selbst stolz seyn würden. Es ist dies die Schöpfung eines einzigen Mannes, Namens Paulin Talabot. Indem er die Berge durchbrach, welche die Stadt umgeben, und überall wüstes Erdreich, ausgetretene Flüsse, Elend und Verwüstung sah, kam ihm der Gedanke zu einem wahrhaft Römischen Werke: auch er wollte die Thäler ausfüllen, die hohen Bergspitzen ebnen, die reißenden, Gußbäche eindämmen, mit einem Worte die Stadt Rimes mit dem Meere verbinden. Was er wollte, hat er ausgeführt. Und nicht nur hatte er nicht einen Kreuzer von Römern zu seiner Verfügung, sondern er hatte auch die Gewohnheit, das Verurtheil, die Böswilligkeit und den Besitz, diese blinden und eigensinnigen Despoten, gegen sich, ja, was noch mehr war, er hatte auch gegen eine außerordentliche Macht, welche man die Verwaltung der Brücken und Chausseen nennt, ankämpfen. Nichtsdestoweniger brachte er in Zeit von anderthalb Jahren das ungeheure Werk zur Ausführung. Sein Weg geht gerade durch die Berge hindurch; er bohrt sich in die Erde ein, und plötzlich erscheint er wieder am Tageslichte. Paulin Talabot führte uns in die Grand-Combe, ein wahres Kohlengebirge. Bedrückt und außer Athem kommt man dort an. Die ganze Landschaft, wenn hier noch von Landschaft die Rede seyn kann, ist nackt, wüst, erstorben. Dennoch hat sich schon ein Dorf auf den Abhange der Höhe erhoben; aber in diesem Dorfe hört kein Hund, ertönt kein Kindergeschrei, kein Vogelgesang. An diesem Orte, der verwundert scheint, daß er mit der lebenden Welt verbunden ist, beginnt kaum das Leben und die Bewegung. Noch dazu muß man drüber unter der Erde suchen. Weit und breit erstrecken sich die dunkeln Straßen, die nur hier und da von einem Lichtschimmer erhellt werden. Von Zeit zu Zeit hört man nur ein lautes Geräusch; es sind die wiederhallenden Steinlokeln.

Der Weg, der nach der Grand-Combe führt, geht weiter nach Beaucaire, Der Rhone nimmt in Beaucaire die Steinkohlen auf und fährt sie dem Meere zu. So hat Beaucaire, eine arme Stadt von zweifelhafter Größe, die von Jahrhundert zu Jahrhundert ihre Handelsherren erhalten. Auf dem Donau fließen mit eine Hängebrücke, welche der Rhone später fortgerissen haben soll; hier sehen wir das Dampfschiff und die Galeere, ein trauriges Fahrzeug, von einem schwindsüchtigen Pferde gezogen, vorübergleiten; vor zwanzig Jahren war dieses unsere ganze Bildung, und mit Recht keine andere Waffe gegen den Rhone, diesen Südwegsherrn und Ländervernichter. Links liegt das Schloß von Beaucaire, ganz in Trümmern; es ist jetzt ein Odeonsfall. Weiter erblicken wir Tarascon und das Schloß, das der König René erbaut hat; ein armer Cretin, der sich in der Sonne wärmt, empfängt uns.

(Schluß folgt.)

Ein Blick auf die Ueberschwemmungen im südlichen Frankreich.

Aus einem Schreiben aus Avignon.*)

Ein schreckliches Ereignis, ein unerhörtes, grandioses Drama hat sich im Laufe eines Monats vor unseren Augen entwickelt, ein Drama, an dem wir Alle selbst als Schauspieler oder Zuschauer, als Opfer oder Priester Theil genommen. Es ist uns gerade so zu Muthe, als hätten wir einen fürchterlichen Traum geträumt. Der Herbst schien mild und angenehm; unsere schöne südliche Sonne ließ noch durch das gelbliche Laub ihre melancholischen Strahlen durchschimmern, gleich einem Lächeln auf den Lippen eines Kranken; Alles war noch in voller Bewegung, lebte und arbeitete auf den Feldern. Kaum hatte der Bärmann den Boden für das künftige Jahr zu bereiten angefangen, als auf einmal der ganze Himmel sich verdüsterte; schien; die Hölle zu Atmosphäre zu; sich immer mehr zusammen und verdichtete sich; ein heißer Windhof verfinsterte uns die Sonnenscheine, und schwarze finstere Wolken, einem Schwarme von ungeheuren fürchterlichen Raben ähnlich, bedeckten unser Haupt. Der Wind hatte zugleich den Regen herbeigeführt, und welch einen Regen! Eine barmherzige, unaufhörliche und ununterbrochene Sündfluth. Zuweilen wiederhallte der Fall von Donnerschlägen, gleich als wenn die ganze Natur Lärm schlagen wollte. Der Regen verbreitet sich, verdichtet sich immer mehr, überzieht endlich das ganze Land und verwandelt den Felsen in eine Quelle, jede Quelle in einen Bach, jeden Bach in einen Fluß und jeden Fluß in einen Strom: alles dies vereinigt sich in jener unaufhaltsamen Strömung, deren Opfer wir nunmehr geworden. Ich will uns Ihnen durch ein Schauspiel des Schreckens dar. Der Rhone steigt, seine Ufer weichen; des Morgens überdeckt er das Gefilde, und des Abends durchzieht er die Stadt. Seine reißende Schnelligkeit und seine Eroberungssucht scheint keine Gränzen mehr zu kennen. Was er nie erreichte, was er niemals bedrohte, das reißt er plötzlich mit sich fort. Jedes Feld wird ein See, jede Straße ein Kanal und jedes Haus ein Wasserbehälter. Auf diesen neuen Meere steht man nur einige niedrige Baumwipfel hervorragen, so wie einzelne traurige Dächer, deren Schornsteine den ausgestreckten Armen eines Unglücklichen gleichen, der um Hülfe ruft. Oweh! die Dächer werden in der That bald von Schaaren von Unglücklichen belegt; ganze Familien flieben von einem Stockwerk zum anderen, und überall verfolgt, erreichen sie endlich ihre letzten Zufluchtsort. Hier, zwischen den Fluthen, die über ihre Häupter zusammenzubrechen drohen, und dem Gewässer, das bis zu ihren Füßen steigt, bringen sie ganze Stunden, ganze Tage, ganze Nächte zu und rufen um Hülfe, schreien nach Brod und suchen bald einen anderen Zufluchtsort zu erreichen; das Geschrei, das Flehen, die Flintenschüsse vermischen sich dumpfes Getöse mit dem Rauschen der reißenden Gewässer, mit dem Krachen der zusammenstürzenden Häuser und mit dem Heulen des zerstörenden Windes: es ist der unermeßliche, unerzwingliche Zorn Gottes! Der Fluß wächst immer mehr an, der Regen strömt herab ohne Aufhören, die Nächte haben eine Dauer von funfzehn Stunden, und die Menschen fangen an, zu verzagen, indem sie äußere, verzweifelte Blicke um sich her werfen! Die geängsteten Mütter drücken zitternd ihre kleinen Kinder an die Brust, welche vor Kälte und Hunger umzukommen drohen! O, es ist zu schrecklich! Die Feder vermag es nicht zu beschreiben, was Jener im Innern litt und leidet, in seinem Innern litt und leidet!

In derselben Zeit, als wir dem Schauspiele unseres eigenen Unglücks beiwohnten, wurden unsere Gemüther durch die mitleiderregenden traurigen Bewegte entsernerten und vielleicht noch grausameren Unglücks tief erschüttert, welche vor unseren Augen sich kundthaten: es waren Bäume, Gebäude, Thieren, Karren, Ackergeräth, Möbeln, Bekleidungsstücke, Thiere, Menschen, welche mit Strome fortgerissen wurden, um uns von irgend einer herzzerbrechenden Episode unserer eigenen Geschichte Nachricht zu geben und dann auf immer zu verschwinden. O, wie viel äußeres Glück, wie viel Freude und Wonne wurde mit jedem dieser unzähligen Trümmer plötzlich begraben! Wie viele Kinder und Greise sind mit jenen zusammenstürzenden, in den Abgrund sich verlierenden Gebäuden, mit jenen Thieren zerschmettert! Wo wird die arme Familie, deren Bett so eben von der wüthenden Fluth zertrümmert worden, ihre Zuflucht finden? Wer wird den öden Acker jenes unglücklichen Landmanns bebauen, dessen Karren, dessen Pferd und Heerde so urplötzlich eine Beute des Räubers, schonungslosen Meeres geworden? O, welche tiefe Trauer! Den ganzen Reichthum hingesammelten Menschen, für den, den trümmerlichen Reichen, der bei dem ganzes seinen den Täuschungen des Scheinglücks, frivolen Tändeleien und flüchtigen Vergnügungen opfert! Schau um dich her! Betrachte diese Trümmer und sieh, wie das Fleisch, das Blut, der letzte Schweiß und das letzte Gut des Armen unter denselben begraben liegen. Oh! erröthe über deinen eingebildeten Stolz und beuge dich vor diesem namenlosen Unglück!

Als bereits Alles verloren zu seyn schien, als der Fluß, selbst einem unerbittlichen Eroberer, der sich überall genau umsieht, ob's in dem zu verlassenen Lande nicht noch etwas zu zerstören und zu verheeren gebe, sich langsamen Schrittes endlich zurückgezogen hatte, als bereits Jener von uns sich anschickte, den Umfang des erlittenen Unglücks zu überschlagen, als wir in unsere öden Häuser, die wie Raum noch erkannten, wieder zurückkehrten, da hielten Unglücklichen stille sich der Regen wieder ein; der Wind erhob sich von neuem, und der von neuem wachsende Strom riß und abermals fort; der von der ersten Ueberschwemmung noch feuchte Boden ward von einer zweiten heimgesucht; zu dem bereits erlittenen Unglück sollte sich noch die Furcht vor der Zukunft gesellen, die ängstlichste Furcht, daß die Hungersnoth zu seinen Leiden gar kein Ende nehmen möchte! Die ist das Schicksal, das während des Laufes eines vollen Monats die schönsten Provinzen Frankreichs heimsuchte, jene Länder, deren sanftes Klima, deren schöne Sonne, deren fruchtbare Gefilde, deren Früchte voll Wohlgeruch, deren prachtvolle Blumen in jeder Reisebeschreibung so gerühmt zu werden! Aber noch ist das Unglück nicht ganz an den Tag gekommen; vielmehr hat es kaum erst begonnen. Bei jenem ersten Ausbruche eines öffentlichen Mißgeschickes werden die Gemüther von einer gewissen unbezwingbaren Gewalt gleichsam mit Sturm eingenommen und von der Begeisterung zum Wohlthun hingerissen. Aber wie verhält es sich in der Zukunft! Wie wird es uns im harten Winter gehen! Wie den außer Thätigkeit gesetzten Armen wieder aufhelfen! Wie den unerschöpflichen Vorrath besorgen, den Jeder erklärt, der ein Feld, einen Garten oder ein Haus besaß! Dies ist es, woran man jetzt zu denken hat; es ist die lange Kette der Folgen des Unglücks, auf welche das Mitleiden seine Aufmerksamkeit richten muß. Hierbei darf aber auch der Umstand nicht übersehen werden, daß an Ort und Stelle das Mitleiden zwar von selbst sich Bahn bricht, daß aber das schreckliche Unglück in den Reichen eben sowohl als den Armen heimsuchte, zu gleicher Zeit die Band des Bittenden und die Hand des Gebers lähmt.

Mit Recht dürften wir demnach unsere Aufforderung zur Hülfe an Europa, an Frankreich und insbesondere an die Bewohner der Provence richten. Seit jeden Jahren haben wir Unglück in den Haus der Freundschaft, eine bedeutende Verbindung der Verschiedenheit unsere diesen Bewohnern erzeugt, die sich durch die That bewähren muß. Seit zehn Jahren sind nur wenige Tage verflossen, wo wie nicht irgend eine Thräne zu trocknen hatten oder irgend eine Wunde dürren haben. Jedes dieser Jahre hat für und irgend ein bedeutendes Mißgeschick oder gar ein doppeltes heimgesucht; im Jahre 1829 die Revolution und die darauf folgende Handelskrise; 1831 die traurige Epidemie von St. Germain-Lauxerrois, welche unsere frommen Mitbrüder in Tribal versetzte, und außerdem die Erstarrung in Lyon, in jener ganz besonders unglücklichen Stadt; 1832 gräffierte in einem

*) Dieses vom 27. November 1840 datirte Schreiben wird bei der traurigen Wichtigkeit, die es hat, eine Gerichtsstelle erhalten haben, noch lange von Interesse seyn. Wir brauchen wohl mit Bezug auf den Schluß dieses Schreibens nicht erst besonders auf zu bemerken, daß es von einem tagtäglich thätigen Wohlthätigkeitsverein herrührt.

Digitized by Google

Theile Frankreichs die Cholera, während der Bürgerkrieg und Verrath in einem andern Theile daufete; 1813 der schmähliche Vertrag von Drux; 1834 die letzten Mißgriffe zu Lyon; 1835 der Schrecken der Cholera, die innerhalb dreier Monate die Provence in einen entsetzlichen Begräbnißplatz umwandelte; 1837 die dritte Erscheinung der Landplage; 1838 der grausame Winter; 1839 unsere politischen Prozesse, und endlich 1840 das unerhörte Mißgriffe, von dem wenn die Ueberlieferung noch die Geschichte ein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat.

Italien.

Die Reise nach Italien.

(Schluß.)

Ein Brief von seiner Frau verdoppelte noch die Langeweile seiner Einsamkeit; er bemerkte, daß sie in Verlegenheit war, wie sie von den Angelegenheiten und seinem ersten Kommis zu ihm sprechen sollte, und daß sie, anstatt sich über seine Anwesenheit zu beklagen, ihn fast auffordernte, seine Rückkehr zu verschieben. Wie groß auch sein bis dahin begründetes Vertrauen auf die feste Tugend seiner Frau war, so machte doch unser kluger Reisende die Bemerkung, daß, wenn die anwesenden Ehemänner von ihren Frauen manchmal Unrecht leiden, die abwesenden sich ihm gleicher aufstehen, dieses Unrecht noch zu vergrößern. Er wäre gern zurückgekehrt seyn; aber konnte er es thun, ohne sich zu blamiren? Er verließ schnell Rom und reiste nach Neapel. Italien ist das Land der Widersprüche. Von der Stadt der Ruhe und des Schweigens ging er in die Stadt der Bewegung und des Lärmens; denn von allen Städten der Antipoden Halbinsel ist Neapel die geräuschvollste, die schreiendste und die von allen geschäftigste. Er hatte dabei Mühe, sich an das Neapolitanische Getöse, gegen welches der Lärm in seiner Straße Saint-Denis faſt Ruhe war, zu gewöhnen. Da er zum Ueberfluß seines Unglücks sich eingebildet hatte, daß man in der Nähe des Vesuvs die Strenge der Jahreszeiten nicht fühlte, so hatte er seinen Mantel, kein Winterkleid mit sich genommen, so daß er Zeit hatte, auf die Lügen der Reisenden zu schimpfen, welche in Versen und in Prosa den ewigen Frühling des warmen Italiens priesen. Der Besuch des Vesuvs ist eines von jenen ermüdenden Vergnügen, von denen kein Reisender sich dispensiren kann. Nach einer besonders für einen Pedagogisten sehr mühsamen Anstrengung gelangte er an den Krater des Vulkans, an den er nicht herantrat. Sein Fuß glitt aus, und ohne die Hülfe seiner Führer, die ihn zurückhielt, würde er in den Abgrund hinabgestürzt seyn; ein dichter Schwefeldampf und Rauch erstickte ihn beinahe und brachte ihn um den Genuß des erhabenen Panorama's, das man von der Höhe des Vesuvs erblickt.

Unser unglücklicher Pariser entging der einen Gefahr nur, um in eine andere zu fallen; man merkt wohl, daß er in der Nähe der Scylla und Charybdis war. Nachdem die so sehr gewünschte Zeit seiner Rückkehr gekommen war, bereitete er sich, von Neapel auf ewig Abschied zu nehmen; und anstatt auf die Rückreise nach Rom den feierlichen Besuvius zu wählen, beschloß er seinen Platz in der Post, welche diesmal zum Unglück eine beträchtliche Summe Geldes mit sich führte. Räuber, die von dieser Ankunft Nachricht erhielt, hatten Lauerern ihr bei Terracina auf. Die Post hatte zwar eine Begleitung von vier Dragonern bei sich; aber diese Dragoner waren Päpstliche Soldaten; Herr Léger hatte aus Vorsicht Taschenpistolen zu sich gesteckt; aber aus Vorsicht hatte er sie auch nicht geladen, aus Furcht vor einer durch die Erschütterung des Wagens möglichen Explosion. Der Widerstand war also unnütz; unser liebenswerther Reisender wurde von Kopf bis zu den Füßen beraubt und ins Gebüsch geschleppt. Da er Diebe und Räuber nur in dem Theater la Gaite gesehen hatte, so glaubte er, daß die Italiänischen Banditen ein theatralisches Kostüm tragen müßten, und statt prächtiger Sammetjacken mit goldenen Schnüren sah er nur erbärmliche Lumpen, die ehre heute anständigen, die gepländerten soeben waren, als Beute, die das Handwerk einem Spitzbuben, treiben. Seine Angst vermehrte sich noch bei dem Anblick dieser zerrissenen Kleidung, die ihrer grimmigen Miene entsprach. Da er die eitle Thorheit begangen hatte, auf seinen Paß nicht den Titel: Kaufmann, sondern Eigenthümer setzen zu lassen, so glaubten die Räuber, daß ein reicher Kapitalist in ihre Hände gefallen wäre. Sie setzten ihm also die Klinke auf die Brust und zwangen ihn, an seine Frau zu schreiben, daß sie 50,000 Franes Lösegeld schicken sollte; sie überlegten sogar, ob sie ihm nicht ein Ohr abschneiden und dem Briefe als Erkennungszeichen beilegen sollten; sie sprachen sogar davon, daß sie das zweite Ohr nachfolgen lassen würden, wenn das erste nicht genügend seyn sollte. Der Unglückliche, der mehr todt als lebendig war, bemerkte ihnen, daß sie die verlangte Summe vor einem Monat haben würden; sie willigten daher ein, ihm seine beiden Ohren zu lassen, die ihm nur dazu dienten, täglich neue Drohungen zu hören. Eine Stunde später, und es war um ihn geschehen! In dieser schrecklichen Angst suchte er sein Heil in der Flucht, und in einer Nacht, als die Räuber, von einer beschwerlichen Expedition ganz ermattet, sich eingeschlafen waren, fand er Mittel zu entkommen. Ganz ausgehungert und von Rheumatismus fast gelähmt dem er hatte nur schwarzes Brod gegessen und auf der bloßen Erde gelegen) schleppte er sich bis auf die Hauptstraße und schwebte beständig in der Furcht, die Räuberbande sey dicht an seinen Fersen. Von Rom aus eilte er, die Französische Grenze zu gewinnen. Sechs Monate eines so bewegten und gefährlichen Lebens hatten seine Gesundheit untergraben und seine Börse geleert, ohne seinen Geist zu bereichern; mit welcher Sehnsucht eilte er zu den Gewohnheiten seines häuslichen und gewerblichen Lebens! Wie drängte es ihn, seinen Heerd wiederzusehen und seine tugendhafte Lebensgefährtin zu umarmen, deren er Nimmer würdig war! Denn abgesehen von der Furcht vor dem Skilet, welches in seinen Lenden der Strafe die zärtlichsten Verbindungen oft auf eine tragische Weise aufstößt, hatte ihn seine Treue gegen seine Frau vor den Reizen der Italiänischen Sirenen bewahrt. Er glaubte nur glücklich zu seyn, wenn er, wie Ulysses, am Ziel seiner traurigen Opfer seine geliebte Penelope wiederfände.

Je mehr er sich Paris näherte, je mehr klopfte ihm das Herz. Er kam an .... aber, o Unglück! während man im Postbote seine Sachen auspackte, durchlief er ganz gemächlich eine Zeitung, in welcher er folgenden Artikel las: „Man spricht von dem Fallissement des Herrn L...., des reichen Kaufmanns in der Straße Saint-Denis. Seit langer Zeit hatte er die Flucht ergriffen, um den Verfolgungen seiner Gläubiger zu entgehen. Man glaubt, daß er sich nach Italien geflüchtet hat."

Eine solche Nachricht war für ihn ein wahrer Donnerschlag. Er stürzte nach seiner Wohnung, wo er die Bestätigung einer so niederschlagenden Wahrheit empfing; er erfuhr, daß seine Frau und Herr Convois durch ihre allzu gewagten Spekulationen mit seinem Gelde seinen Kredit vernichtet hatten, und zuletzt durch die Flucht nach Brüssel abgereist waren. Da er ein rechtschaffener Mann war, so beklagte man ihn allgemein, aber man begnügte sich nur damit, ihn zu beklagen. Das Opfer einer Laune, die ihm so theuer zu stehen gekommen war, sah er sich genöthigt, in derselben Straße, wo er Chef eines Hauses gewesen war, einfacher Kommis zu werden. Dieser Amt über ihn, und jetzt ist er seiner Frau, seinen Kindern, seinem Hause, für immer geheilt. Er wird keinen Scheitt nach seiner Frau laufen, und wenn er jemals sein Glück wieder machen sollte, so verspricht er, glücklich und ruhig zu Paris zu bleiben.

A. Bignan.

Mannigfaltiges.

— *Institut der Provinzen Frankreichs.* Die Französische Provinz, die eben so in wissenschaftlicher und literarischer, wie in politischer und sozialer Beziehung von der Hauptstadt abhängig ist, hat zwar in den letzten Jahren einzelne Versuche gemacht, sich wenigstens einen Schein von Selbstthätigkeit zu verschaffen, doch die Schwerkraft, die Paris übt, ist von so überwältigender Art, daß man die Provinzialstädte nicht einmal die Planeten dieser Sonne nennen kann, in die Alles hineinstürzt, was in ihrem Spheme sich zu bewegen versucht. Nur wenn die Hauptstadt selbst Theil nimmt an den wissenschaftlichen, literarischen oder politischen Lebensäußerungen der Provinz, kann irgend ein Erfolg zu versprechen. Eine solche Lebensäußerung ist unter Anderem der wissenschaftliche Kongreß, der sich seit sechs Jahren nach dem Muster der Deutschen Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte gebildet hat und der im letzten Herbste in Besançon versammelt war. Die Pariser Gelehrten nehmen, wenn auch nur in spärlichen Deputationen, an diesen Versammlungen Theil, und bedauern es dann mit einem ironischen Lächeln, daß die 400 Provinzial-Männer des Kongresses zuweilen von einem wissenschaftlichen Gegenstand sprechen, das außerhalb der Hauptstadt sich geltend mache. In den beiden letzten Sessionen dieses Kongresses, zu Mans und Besançon, ist sogar der Plan entworfen worden, und zum Theil bereits zur Ausführung gekommen, neben einer umherwandernden Versammlung ein permanentes „Institut der Provinzen Frankreichs" zu begründen, dessen Sitz mindestens drei und höchstens sechs Jahre lang immer in der Hauptstadt einer Provinz seyn soll, in welcher ein beständiges Büreau mit einer Direction an der Spitze zu diesem Behufe errichtet wird. Jährlich findet eine Generral-Versammlung zur Ernennung neuer Mitglieder, deren Anzahl auf höchstens 300 in ganz Frankreich festgesetzt ist, und zur Bezeichnung der für den Druck bestimmten Memoiren statt. Die verschiedenen Sectionen des Instituts halten jedoch noch besondere Sitzungen, die der Direktor derselben einberuft und worin man sich berathen wird, die zerstreuten wissenschaftlichen Kräften der Provinz zu sammeln, zu ordnen und ihnen ein eingreifenderes Interesse zu verschaffen. Es werden zu diesem Behufe zwei verschiedene Sammlungen von Denkschriften publizirt: die eine für physikalische und Natur-Wissenschaften und die andere für Geschichte, Literatur rc. Das Institut selbst bleibt mit dem „wissenschaftlichen Kongreß" im Zusammenhang und hält auch jedesmal während der Versammlung desselben eine außerordentliche Sitzung. Für die nächsten drei Jahre ist die Stadt Mans zum Sitze des Instituts ernannt; Herr Caubin ist zum Präsidenten und die Herren Richelet und Demonzi sind zu Secretairen desselben ernannt. Alle drei Jahre wird ein allgemeiner Bericht über die wissenschaftlichen Arbeiten der Französischen Provinzen, auch mit Einschluß dessen, was außerhalb des Kongresses und Instituts geschieht, ausgegeben werden. Man sieht, es ist dies ein neuer löblicher Versuch, sich von der Alleinherrschaft der Hauptstadt zu emanzipiren; ob er aber nicht eben so wie seine Vorgänger an dem souveränen Willen von Paris scheitern werde, das muß die Folge lehren. Schon ist in dem Umstande, daß kein einziges Pariser Blatt von diesem Unternehmen ausführlichen Bericht gegeben, eine planmäßige Opposition zu erkennen.

Herausgegeben von der Redaktion der: Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 5. Berlin, Montag den 11. Januar 1841.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Italien.

Die Bauern der Romagna.

(Zweiter Artikel.*)

Jene natürliche Uebereinstimmung in Sitten, Neigungen, Tugenden und Lastern, welche die unmittelbare Abhängigkeit ackerbauender Völker und Volksklassen von dem Boden und dem theils gesetzmäßig, theils regellos wirkenden Naturkräften hervorzubringen pflegt, reicht nur so weit, als deren Einfluß auf den Menschen, ihm selbst noch unbewußt, reicht. Aber von dem Augenblick an, wo der bewußte Geist sich dieser verschlossenen Mächte zu bemeistern Anstalt macht, tritt der von so vielen Gräueln und geschichtlichen Verhältnissen bedingte, mannigfaltig bestimmte Unterschied hervor, und im Betrachten und Begreifen der Naturerscheinungen so wie im Ausgestalten des mit dem Jenseits das Diesseits verknüpfenden Glaubens gewinnen die individuellen Geister des Volkes, Himmelsstriches, der besonderen Stellung zur Welt und der geschichtlichen Entwickelung Raum für ihr keckes und wandelbares Spiel. Das Bedürfniß führt zur Beobachtung der Natur, die Beobachtung zur Entdeckung des Gesetzes in ihr: aber das Gesetz wird anfangs mehr geahnt als erkannt; der Umfang seiner Wirksamkeit bleibt verborgen. Die Nothwendigkeit liegt als eine Voraussetzung im Menschengeiste. Sie scheint ihm in der Natur verwirklicht, indem er in dieser das Gesetz erkennt. Dadurch überscheit er die Relativität der Wirklichkeit, sucht im Zufälligen das Gesetz nicht minder als im Nothwendigen auf und schließt Ursachen und Wirkungen willkürlich zusammen. Jede Ursache dünkt ihm die letzte Ursache zu seyn, und allen einander ähnlichen Wirkungen legt er dieselbe Ursache unter. Das schädliche oder nützliche Ding ist ihm folgleich die schädliche oder nützliche, die gute oder böse Macht selbst, der hülfreiche, der feindselige Gott. Am meisten mit dem Wandel der übersinnlichen Mächte wandelt sich ihm Wohl und Wehe. Die Sterne sind daher selbst gut oder böse. Und weil die Sterne Gutes oder Böses wirken, so müssen sie überall, wo irgend Gutes oder Böses gewirkt ist, die Ursache seyn. Daher herrschen die Gestirne nicht allein im Wechsel der Jahreszeiten, sondern überhaupt in allen natürlichen Dingen und selbst in den Ereignissen und Verwicklungen des menschlichen Lebens. Aber zugleich finden sich die guten und bösen Kräfte an alle Kreatur vertheilt. Sogleich wird in Allem nicht nur die Anlage zu bestimmten guten oder bösen Wirkungen, sondern wieder die gute oder böse Macht selbst erblickt, und jedes gleichgültige Ding kann gut oder böse wirken, entweder an sich selbst, durch seine natürliche Verwandtschaft mit der guten oder bösen Macht, oder vermittelst der durch den guten oder bösen Willen eines einzelnen Mächtigen, eines bedrängten, ihm eingeborenen Kraft.

Auf den unreifen Entwickelungsstufen des Menschengeistes bilden sich so jene Formen des Bewußtseyns aus, welche man Naturreligionen nennt, und zwar zuerst gewiß in sehr deutlich von einander gesonderten Sphären, also auch die Vergötterung der Gestirne anfangs lokal geschieden von dem Dienst und Zauberge brauche der Thiere und der Gespenstergeister, in denen die Völker sich verwirrten, flossen auch ihre Kulte in einander, und es entstehen neue Systeme, welche die früher getrennten Elemente zu verknüpfen suchen, wie denn dies schon im Arabischen Sternendienst und Zauberwesen, mehr aber noch in den spätern im Chaldäismus kulminirenden Natur-Religionen geschehen seyn muß.**) Sobald dagegen der Geist sich aus der Haft der Natur zu befreien anfängt, können allerdings die Erfahrungen der in ihr waltenden Mächte als Religionen sich nicht mehr erhalten, aber die alten Kulte behaupten sich noch auf zweierlei Weise, entweder neben der höheren Religion und im Kampf mit dieser, wie der Götzendienst im jüdischen Volke, oder mittelst der neuen Ideen umgewandelt und so als ein untergeordnetes Glied, gewöhnlich in Form einer Geheimlehre, in den Kreis der neuen Erkenntnißweise hineingedrängt, wie die kabbalistischen Spekulationen eben jenes Volkes. Je entwickelter die geistige Bildung eines Volkes ist, welches solche verwitterte und an sich selbst den längst verlassenen Bildungsstufen angehörige Elemente neu zu beleben sucht, desto unkenntlicher wird deren ursprüngliche Form und desto wilder und willkürlicher die Verwirrung der verschiedenartigsten Vorstellungen. Die Astrologie des Mittelalters verschmolz in frechen Wagnissen die entgeisteten Trümmer alter Volksanschauungen mit den jungen Resultaten experimentirender Naturforschung und den spekulativen Übungen christlicher Theosophie. Auch von diesen verworrenen und phantastischen Versuchen sind auf die nachfolgenden Geschlechter wiederum nur Trümmer gekommen, welche aus vielfach umgestalteten Sagen, dergleichen im Volke umgehen, und aus weit verzweigten abergläubischen Praktiken uns fremd anstarren. Der in der Nacht eines trüben Schauns nach Erkenntniß gebeimnißvoll schimmernde Trieb, an welchem sie einst ihr organisches Schwingen hatten, ist im Tageslichte lauterer Bildsamkeit in Aller gefallen, und nur das Bedürfniß des Geistes, aus welchem ihre ersten Lebensspuren in uralten Religionen oder kaum so zu nennenden Wahngebilden hervorgingen, ist geblieben und hat da, wo es nicht im Lichte des Wissens sich selber sehen konnte, die Splitter der zertrümmerten Systeme magnetisch an sich gezogen. Das Licht, sobald es wird, scheidet es die Welt in Nacht und Tag. Wo dann die Reste, welche in der alten Dunkelheit noch einen Schein hatten, hinfallen, da müssen sie ganz geistlos und zusammenhanglos werden, denn sie fallen den Unwissenden zu, während die Wissenden sich alle nach der andern Seite, der erleuchteten, hinüberziehen. Bleiben von den alten Spuren an solchen Orten, wo der aufklärende Verstand schon gefegtet hat, einzelne noch zurück, so führen diese nur in Kindermärchen und Spinnstubengeschichten ein blasses Gespensterleben, oder sie zeigen sich in der nüchternen Prosa des gemeinen Köhlerglaubens ganz inhaltlos und verächtlich. In Italien, wo für die rohere Masse des Volkes der Inhalt des Christenthums selbst in sehr heidnische Elemente sich auflöst hat, findet sich die wunderliche und bewußtlose Verwengung dunkel überlieferter Namen und Sagen aus alten und ältesten Zeiten und christlicher Vorstellungen, heidnischer Mythologeme und astrologischer Combinationen wirklich noch als die recht eigentliche — Religion zu sagen, länge wie Hohn — aber das ganze Leben belebig durchdringende Anschauungsweise einer großen Menschenzahl, zumal der Bauern. Gottheiten freilich dreht der Bauer der Romagna in Sonne und Mond nicht an, aber lebendige, persönlich gedachte Mächte sind sie ihm dennoch. Daß Sonne und Mond Ehegatten sind, ist ihm eben so unumstößlich wahr, wie das im Mittelpunkt der Erde das hölliche Feuer brennt. Luna ist doppelten Wesens, gut und böse, heilbringend und verderblich, nämlich der Welt seinbelig, so lange sie von ihrem Ehegemahl sich im Wachsen mehr und mehr entfernt, 14 und einen halben Tag lang, dann aber eben so lange während des Abnehmens der Welt geneigt, bis sie mit dem 29sten Tage ihres Laufes in ihr Ebebett zurückkehrt; am 30sten Tage beginnt folgleich wieder der böse Mond. Sol hat zwei Häuser, in welche er Abends einkehrt; das eine das Haus des Saturn, welches ihn im Sommer aufnimmt, das andere, in der Nähe gelegen, welches ihn im Winter-Hornege bietet, der Gestirn des Saturn, einer gewissen Saba. Jene sowohl der Griechischen als der Römischen Mythologie fremde Vorstellung eines ehelichen Verhältnisses zwischen Sonne und Mond weist mittelbar wenigstens auf alt-Asiatische Lehren zurück (Astrolat und Astlat, Baal und Astarte); auch dem Planeten lag der Vergleich der Sonne mit einem Brautigam nahe. Das Haus des Saturn deutet nicht nur sowohl auf den alten Kronos als astrologisch auf den Sternzeit hin; am wanderlichsten ist der Name Saba, welcher an den Namen der Sabäer erinneren konnte. Obgleich der Mond im Zunehmen immer für böse und im Abnehmen immer für gut gilt, so hängt doch auch von seinem Jahreslaufe Glück oder Unglück ab; wenn in den Septembermonat der Mond tritt, so bringt er Segen auf die Felder folgenden Monate, eben so den, der Mond verderben. Die Wirkung dieser beiden Gestirne bezieht sich vorzugsweise auf Witterung und Ackerbau; wenn der Mond zwischen Sonne und Erde tritt, so gilt die Zeit für günstig in Bezug auf alles Säen, Pflanzen und Pfropfen. Doch sind schon die Mondphasen auch für anderweitige Geschäfte und vorzugsweise für die Bereitung von allerlei Arzneien von Bedeutung. Die Wandelsterne oder besonders viel gewaltiger die irdischen Geschicke. Z. B. Mars (von den Romagnolischen Bauern Martedì genannt) in seiner Sonnennähe bringt Trübdien und Meeresstürme. Am meisten sind die seltenen und flüchtigen Himmelserscheinungen, wie ja überall, wenn nicht Unglückspender, doch Unglücksboten; Kometen zeigen alle Art von Jammer an, vornehmlich Brand, Hungersnoth und Seuche, Vorblicher Krieg, Erdbeben und häusliches Unfrieden, Sternschnuppen Todesfälle; denn jeder Mensch hat seinen Stern, der mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, und wenn sie sehen, daß ein Stern, wie sie es wohl nennen, sich schnaut (smuelsa una stella) oder, wie sie sonst sagen, fällt (caschea), so

*) S. den ersten Artikel in Nr. 126 des Magazins v. J. 1840.

**) Stuhr, Religions-Systeme der heidnischen Völker des Orients.

Digitized by Google

rufen sie: Ech! cha mor un, seht da! es stirbt Jemand. Dann gehen sie ellenwo heim und singen in famiglia ein Do profundis oder beten mindestens einen Rosenkranz für die arme Seele. Der ganze Himmel bezieht sich auf die Erde und ist nur der irwischen Dinge wegen da. Die Milchstraße ist der Wegweiser nach der heiligen Stadt, die Via cha guid a Roma. Sie glauben, daß ein Wanderer, welcher aufmerksam ihrer Richtung folgt, zuletzt unfehlbar zu Sant Peter's gelangen Sie glänzig. Sie sehen auch, wie übel zu solchen christlichen Deutungen der Naturerscheinungen die anderen aus dem Heidenthume übernommenen stimmen; es fällt ihnen auch nicht ein, daß den Einfällen auf Haus, Hof und Land, welche sie den sinnlichen Mächten zuschreiben, der Beruf der Heiligen, für alles dies zu sorgen, widerstreite. Denn eigentlich wirk von der Schaar der Heiligen, an deren Spitze die Himmelskönigin Maria steht, alles Gute, das Böse von Satan und seiner Rotte; ob von diesen noch neben den einflußreichen Sternen oder mit Hülfe derer, wird nicht untersucht. Die Teufel so gut wie in Sonnennähe Saturn oder Mars verursachen Stürme und Hagelschlag; drum Wind und Schlossen sind nach der Meinung dieser Bauern nichts Anderes, als Zeß- und Freudenbezeigungen des hölliſchen Heeres, wenn der böſe Feind die armen Seele bemächtigt. Aehnlich sagt der Weſtphäliſche Bauer, wenn es schneit, daß Frau Holle (die alte Lutigötin) ihre Betten ausschüttele. Gegen die Teufel kämpft die bewehrte Jungfrau mit allen Heiligen, vorzüglich die Madonna del fuoco von Forlì; denn viele Orte haben ihre besonderen Madonnen, welche nicht alle auf gleiche Weiſe wundermächtig sind. Daher ist die Madonna in der ganzen Romagna hochgepriesen. An ihrem Feſte sieht man im That und weit an den Höhen hinauf unzählige prächtige Freudenfeuer. Das Volk langt um die Flammen und singt dabei:

Ligrezza, ligrezza!	Freude, Freude!
Madonna benadetta,	Madonna lieb, benedeite,
Madonna da Forlì	Madonna lieb von Forlì,
Fà allegrezza ancor a me.	Beſcheer' Du Freud' auch mir!

Die Kirchenfeſte werden übrigens wie überall in Italien durch Kanonenſchläge, Feuerwerke und Volksbelustigungen verherrlicht. Nächſt der Madonna von Forlì wird vorzüglich Sankt Lukas in vielen Dörfern verehrt; an seinem Feſte läßt man die Ochsen nicht arbeiten, denn sie stehen unter seiner besonderen Obhut. Bei weitem aber am meiſten ist überall Sant' Antonio der Abt gefürchtet und gefeiert, wegen seiner besonderen Macht über Alles, was Vieh heißt. Ein Tag ist ihm in jeder Woche geheiligt, der Dienstag. Die Bigilie deſſelben mag Niemand zu verſäumen, aus Furcht, daß ihm sein Vieh fallen möchte. Am Sankt Antonius-Feſte werden alle Hausthiere geweiht und gesegnet. Die Ehrfurcht vor ihm ist anderſchreiblich groß. „Schwöre mir", sagte Don Giuseppe Bignoli, der Exprieſter, zu einem Bauern. — „Ich schwöre bei den beweinten Seelen im Fegefeuer", verſetzte der Bauer. — „Nein, schwöre feierlicher!" — „Ich schwöre bei Jeſus, Maria und Sankt Joſeph." — „Schwöre deſto, ich traue dir nicht." — „Ich schwöre bei der allen Heiligen des Himmels." — „Nicht genug!" schrie der Prieſter, „schwöre bei Sant' Antonio." — „Was, alle Teufel!" brach der Bauer los, „Signore Don! haltet Ihr mich für einen verſtockten Ketzer? Nein!", fuhr er fort, indem er sich bekreuzigte, „wer hat je anders gehört, als daß es bare Gotteslästerung sey, bei einem so großen Heiligen und Wunderthäter, als Sankt Antonius, in deſſen Aemteret des Himmels that sich erſt ganz die traurige Geiſtes-Oede auf, in welcher so viele unzuſammenhängende Einbildungen umherirren. Man könnte erwarten, da sie die Sterne beleben und als wirkliche Mächte fürchten, göttliche Verehrung aber, Opfer und Feſte nur den Heiligen weihen, daß sie viele Heiligen oder die guten und böſen Engel auch als Regenten der Sterne betrachten, ſchwören ich die Teufel als Elementargeiſter; aber nein! Die Sterne erhalten keinen Dienſt, weil kein Dienſt derſelben überliefert ist, und weil die Prieſter, welche den Glauben an die Sternenmächte sich wohl können gefallen laſſen, doch keine Anbetung verbieten dulden würden. Die zügelloſeſte Willkür herrſcht in diesem Allen. Denn was haben auch die Heiligen von Natur mit jenen natürlichen Dingen zu ſchaffen, denen ſie, nicht viel anders als die Amtsverweſer, welche der Kaiſer von China für Jahreszeiten, Regen, Wind und Donner ernennt, als Häter vorgeſetzt werden? Die Geſtirne wirken von ihnen unabhängig und ganz wie ein Saturn, wider welches keine Hülfe iſt. Wie jeder Menſch seinen Stern hat, so hat auch jeder Menſch seinen Schutzengel und außerdem unter den Heiligen seinen beſonderen Prieſter und Patron, den erſten von Natur, den zweiten von Gott, den dritten nach eigner Wahl. Dies Alles geht ruhig neben einander her, weil es in dumpfer Gedankenloſigkeit aufgenommen und unbeſehen, wie sich's trifft, verbraucht wird.

Die Heiligen werden verehrt in ihren Bildern, Medaillen, Reliquien. Solche Verehrung ist durch die Kirche ſelbſt anempfohlen, wenn auch nicht in abgötiſcher Meinung, wie ſie das Volk hegt, und ſo iſt der Rückfall auf die niedrigſte Stufe des geiſtigen Lebens, auf einen Kultus der Magie, wenn auch unabſichtlich, ſanctionirt. Noch viel anderer heidniſcher Glaube, welcher auch bei uns in Deutſchland mährchenhaft ſich in unſere Autſagen, hat dort Beziehung auf chriſtliche Sage und ſomit Weihe erhalten. Die Thiere ſind dem Dualismus der ganzen Natur nicht minder als die leblosen Dinge verfallen. Das die Schlange böſe iſt, findet ſeine Rechtfertigung an dem Fluche 1 Moſ. 3, 14. Daher hütet man ſich, Schlangen im Gehöfte zu dulden; ſucht ſie durch allerlei Zauber fern zu halten und erſchlägt ſie, wo man ſie auf dem Wege findet. Aber reden von Schlangen darf man nicht, denn thäte man es z. B. in der Kammer, wo die Käſe aufgeſchichtet liegen, ſo würden die Käſe verderben und ähnlich in andren Fällen. Hieran ſchließt ſich die auch anderwärts verbreitete Furcht vor dem Baſilisk, welcher durch ſeinen bloßen Blick die ganze Familie tödten würde, weshalb jährlich an einem Dreſchtage der älteſte Hahn des Hauſes, der das Baſiliſken-Ei legen könnte, geſchlachtet und verſpeiſt wird. Den Thieren wird mancherlei Kenntniß von menſchlichen Dingen zugeſchrieben. Sie verſtehen menſchliche Rede und erlangen ſelber Sprache. Man hütet ſich, unter dem Rauchfange zu erzählen, daß man ein Vogelneſt entdeckt habe; die Alten möchten ſich hören und der Junge verlaſſen. Mit der paradieſiſchen Volkommenheit haben die Thiere allerdings die Gabe der Sprache für gewöhnliche Zeiten eingebüßt, aber an gewiſſen heiligen Tagen tritt dieſelbe wieder hervor. Am Bigilie der Heil. Drei Könige wird allen Thieren in Haus und Ställen das beſte Futter und allerlei Leckſpeiſung geboten, damit ſie in der Nacht, wenn ſie reden, Niemand brechen können, was ihnen nicht zu reden. Aehnliches kommt auch in Deutſchland vor; im Holſteiniſchen giebt man in der heiligen Nacht dem Vieh auserleſenes Futter und ſteckt Lichter an die Krippen, indem man glaubt, daß die ganze Natur ſich über des Herrn Geburt freue und das Vieh ſich aufrichte. Den Thieren wird beſonders viel Fruchtbringung zugetraut, ſobald ein bekleidet Weſen ihnen Zuſtimmung ſchenkt; ſo geben die Romagnolen den Hühnern Weinträuben, in der Johannisnacht geſpflückt, zu freſſen, in der Meinung, daß ſie danach die Stöcke unbeſchädigt laſſen werden. Man ſieht, daß in dem Glauben dieſer Bauern das menſchliche Leben mit der geſammten Natur und mit dem ganzen Himmel in einem innigen Zuſammenhange und in ſteter Wechſelbeziehung erſcheint, nur daß der Vermittlung nicht mehr bedürfen Menſchen nach der Willkür eines aus vielerlei Elementen zuſammengeronnenen Aberglaubens bewirkt wird. Dieſe urſprüngliche Poeſie, die alle Herrlichkeit Himmels und der Erden in das enge Menſchenleben beeinzieht, iſt erſtarrt in ihnen und ohne alles ſchaffenden Trieb. Der Sternenhimmel reizt ſie niemals, die Bahnen ſeiner ruheloſen Wanderer zu verfolgen und den wunderbaren Geſetzen Lauf nachzuforſchen. Die Wiſſenſchaft der Sphärenbewegung, zu welcher ursprünglich die Erfahrung ihres Einfluſſes auf das Erdenleben den Menſchengeiſt führte, iſt ihnen gleichgültig geworden, iſt außerhalb ihres Kreiſes gewichen. Ihre Beobachtung des Himmels iſt gebunden in den Gränzen des ermeiſtigten Bedürfniſſes. Der Himmel iſt ihre Uhr; ihr Blick iſt durch die Lehrung geſchärft; ſie Tüchtigkeit erkennen ſie ſo genau, als ſie deſſen bedürfen, am Stande der Sonne oder der Sternbilder die Zeit des Tages oder der Nacht, und wo für eine größere Genauigkeit der Beobachtung das bloße Auge nicht hinreicht, werden einige ſehr kunſtloſe Mittel zu Hülfe genommen. Den rechten Arm als Sonnenzeiger in die Höhe gereckt, die Zauſt geſchloſſen, nur den Daumen aufwärts gegen den Himmel gerichtet, ſchätzt der Bauer auf den Schatten; wenn dieſer in das Handgelenk fällt, ſo iſt es Mittag. Um den zunehmenden Mond vom abnehmenden Monde zu unterſcheiden, bedient er ſich derſelben Regel wie unſere und aller Welt Bauern, den einen mit der rechten, den andern mit der linken Hand zu greifen, oder hilft, wenn er in Ob und Weh ſich zu fuxen weiß, ſeinem Gedächtniſſe mit dem artigen Reimſpruche:

Gobba a Ponente	Krumm im Weſten
Luna crescente,	Zunehmender Mond,
Gobba a Levante	Krumm im Morgen
Luna calante.	Abnehmend.

Die Uhr der Nacht, den großen Wagen, nennen ſie Chiocria, Gluchenne. Andere Namen der Sterne und Sternengruppen ſind theils von ihrer Geſtalt, theils von ihrer eingebildeten Wirkung hergenommen. Der Abendſtern heißt groſser Stern, sterlone, der Morgenſtern zweiter Hauptſtern, secondo sterlone, oder auch Pirbora, welches faſt wie Pyrphoros lautet und ſo zu Phosphoros, Lucifer Feuerbringer zu halten iſt (ſ. d. Wirkung) anſtatt Morgenſtern, Morgenröthe, erſcheinen die Norsient (Nocenti, ſchädliche Sterne!) welche bei Mitternacht am Himmel ſtehen und nur im Mai, Juni und Juli ſich verbergen.

Die Beobachtung des Himmels beſchränkt ſich natürlich nicht auf die Geſtirne. Gewiſſe unverkennbare Zuſammenhänge der verſchiedenen Phänomene des meteoriſchen Lebens, welche der Aufmerkſamkeit des Landmannes nicht entgehen. Die meiſten Sätze der Wetterkalenders, welchen die Ueberlieferung von Geſchlecht auf Geſchlecht bringt, ſind aus einfacher Wahrnehmung und altbewährter Erfahrung hervorgegangen, obgleich auch eine zahlreiche Klaſſe derſelben von aſtrologiſchen Grillen und religiöſen Einbildungen ſtarkt erſcheint. Auch aus der Beobachtung ſammender Wetterregen der Romagna weichen von denen, welche unter uns hergebracht ſind, nur in wenigen von der Verſchiedenheit der geographiſchen Lage bedingten Einzelnheiten ab; diejenigen, welche unter dem Einfluſſe chriſtlicher Vorſtellungen und Sagen ſich gebildet haben, pflegen in der ganzen Chriſtenheit verbreitet zu ſeyn. Den Wolken legen die Bauern der Romagna in einigen Fällen eine eigenthümliche prognoſtiſche Wirkung je nach ihrer Stellung gegen einflußreiche Sterne bei. Wenn Saturn oder Merkur, beſonders am Donnerſtage oder Sonntage ſchwarze oder weiße Wolken bei ſich haben, ſo werden die weißen auf Sturm, die ſchwarzen Sommers auf Regen und Winters auf Schnee oder Hagel (curiandoli eigentlich Koriander) geredet. Mondhöfe gelten, wie überall, für regenverkündend; die Romagnoſen ſagen, ein weißender oder hangender Mond bringe Näſſe, der aufgeſchrieene Mond, oder der ſich gekrümmt hat, einen ſchönen Tag. Im Sonnenuntergang wird auf Geſtalt und Farbe der Wolken geachtet; ſchwefelgelbe Streifen oder ſchwärzliche Bänder am Weſthimmel gelten für Vorläufer eines Erdbebens, eben ſo der Abendnebel, wenn er ſchnellſt erſcheint. Von Abendröthe laſſen ſie ſich Wind weiſſagen oder heiteres Wetter, letzteres dem alten Lateiniſchen Sprüche gemäß: Rubeus in aero denotat mane serenum, und dem Deutſchen: „Abendroth, Gut-Wetter-

Digitized by Google

bot's. Der Regenbogen iſt im Oſten ein anderer Prophet als im Weſten; darüber belehrt der Spruch:

L'arch celest dia mattena	Der Himmelsbogen im Morgen
E fa impi la p'ocolena	Giebet voll das Gerathe;
Quando ved de sant dia sera	Wenn er ſich zeigt auf der Abendſeite,
E fa asolarca la vela.	Deckt er den Schleier auf.

und übereinſtimmend mit unſerem: ſo wie mit dem Engliſchen:

Regenbogen im Morgen	A rainbow in the morning
Macht dem Schäfer Sorgen,	Is to shepherds warning,
Regenbogen im Abend	A rainbow at night
Iſt dem Schäfer labend.	Is the shepherds delight.

In Bezug auf die Aerndte werden aber auch die Farben des Regenbogens wichtig; viel Gelb giebt Hoffnung auf viel Korn, viel Grün auf viel Oel, viel Roth auf viel Wein. Die Winde werden mit größerem Rechte als Wetterweiſer angeſehen. Wenn ſich um Mittag Nordwind erhebt, ſo wird erwartet, daß die Luft ſich aufheitere; die Corsina, ein Nord-Weſtwind, meldet Gewitter an; der Scirocco wird am meiſten im Januar gefürchtet, und Niemand wagt, während ſeiner Herrſchaft in dieſem Monate Reiſer zu brechen, in der Einbildung, es werde das Ungeziefer, welches jener Wind bringe, dadurch vermehrt.

Das Vorgefühl eines nahen Witterungs-Wechſels, welches manche Thiere kundgeben, wird, wie anderwärts, in der Romagna zu Vorausbeſtimmungen der Witterung benutzt. Die Schweine ſchreien der Höhne und der Froſchrut. Wenn Nachts die Marienwürmchen zahlreich ſchwärmen, alle Wieſen mit Sternchen beſtreuen und alle Bäche mit ſanftem Geſtimmer füllen, ſo freut man ſich auf ein reiches Wein-jahr. Phantaſtiſcher iſt dieſes andere Vorzeichen einer glücklichen Wein-Aerndte, daß die Enten unter den Stöcken ſtehen und mit den Flügeln klappend die Tropfe in die Höhe treiben, als ob ſie Luſt hätten, Trauben zu naſchen und ſich des Vorſchmacks des verheißenen Segens behagten. Für die Aerndte des gemeinen und Chineſiſchen Weizens ſo wie aller Märzfrucht übernehmen die Hühner das prophetiſche Amt. Wenn ſie geſchwind zum Stalle laufen, ſo ſpricht man: Es giebt ein theures Jahr; wenn ſie dagegen gemächlich gehen, ſo heißt es: Ei, was werden wir Korn haben! Es iſt ſehr merkwürdig, daß der Aberglaube überall wo einzelnen Erſcheinungen auch die Vorbedeutungen für längere Zeitabſchnitte hernimmt. Nicht in allen Fällen läßt ſich dieſer Gebrauch aus einer richtigen oder eingebildeten Naturbeobachtung ableiten; er iſt vielmehr hier in dem Triebe des menſchlichen Geiſtes gegründet, eine überall Prädeſtination ſeiner Entwickelung zu erkennen. Wie die Pflanze im Saamenkorne ihre verborgene Entfaltung ſchon vor ihrem ſinnlichen Daſeyn hat, ſo ſoll jedes noch ungeworbene Daſeyn in irgend einem Keime bereits vor ſeiner Entfaltung ſich andeuten: ſo ſoll ein kleiner Zeitabſchnitt der Prototyp eines ihm folgenden größeren Zeitmaßes ſeyn. Dies zeigt ſich auffallend in der allerwärts verbreiteten Sitte, den erſten Tag des Jahres zum Vorbilde und zum Orakel des ganzen Jahres zu machen und aus ihm ſogenannten Lostagen oder Lostario der Romagnolen. Die erſten 12 Tage nämlich eines jeden Jahres nennen ſie ihren Kalender: dieſe 12 Tage bedeuten der Reihe nach die 12 Monate des Jahres, und das Wetter eines jeden derſelben zeigt den Charakter der Witterung an, welche in dem entſprechenden Monate herrſchen wird. Vorſichtige Leute nehmen zu den erſten 12 Tagen noch die 12 folgenden hinzu, und bringen auf die 12 Monate, aber in umgekehrter Ordnung, bezogen werden, und machen aus der Combination je zweier Tage, nämlich des 1ten und 24ſten, des 2ten und 11ten u. ſ. f. die Witterungsberechnung auf das ganze Jahr. Dieſe Vorſicht beſteht ſich vielleicht auf die Differenz des Alten und des Neuen Kalenders; denn der Bauer, der in Allem gern Recht geht, will wenigſtens auch wiſſen, wann er ſich irren ſoll, nach welchem von den beiden Kalendern das Wetter rechne, wie ja auch bei uns geſunden wird, daß die drei geſtrengen Herren, Mamert, Pankraz und Servaz, ſich die Alternative der beiden Style zu Nutze machen, um doppelt zu regieren. Nächſt dem Neujahrstage ſind dreigroßerſchwerlich die beiden Zeiten der Tag- und Nachtgleiche entſcheidend für den Gang der Jahreswitterung. Daß der Septimber die nächſten 7 Monate vorbilde, iſt ſchon oben angeführt worden; die letzten 3 Tage im März und die 3 erſten im April, oder nach der Meinung Anderer der 21e, 31e und 4le dieſes Monats geben über die ganze folgende Jahresphaſe Aufſchluß: heiß und trocken laſſen ſie Dürre und Noth erwarten, dagegen regnicht einen naſſen und fruchtbaren Sommer. Eine weitere Theilung machen die Quatember (die quatro tempi) welche den Eintritt aller vier Jahreszeiten bezeichnen; der an ihnen herrſchende Wind ſoll ſich das Quartal hindurch behaupten. Der Hauptwind des ganzen Jahres aber kündigt ſich in der Nacht zum Michaelisfeſte an, oder auch zum Tage der heiligen Katharina (25. November); bei uns wird geſagt: Michaelis-Regen, ein milder Winter, Katharinenwinter ein Pfeifer. Da in der Aerndte der Jahreswechſel des Landmannes ſeinen eigentlichen Mittelpunkt hat, ſo iſt nicht zu verwundern, daß in Bezug auf dieſe beachtet wird, was irgend als Vorzeichen gelten kann, eben ſo wohl der Stand der Geſtirne und die Geſtalt der Meteore als die Orakel der Thiere und der heiligen Tage. Jede Zuſammenſtellung der Wetterlage zeigt, daß ſie alle entweder den Wendepunkten des Sommerjahres nahe ſtehen oder daß ſie die Zeiten des Haupt-Aerndte ſich ungemittelbar beziehen. Gründete aber die ihnen zugeſchriebene Bedeutung ſich nur auf die immer wiederkehrende Beobachtung, daß in gewiſſen Zeitrn des Jahres einige Phänomene von anderen unverändert begleitet werden, ſo würde man nicht ſo feſt an Tag und Zahl bangen; man würde etwa bemerken, daß bei anhaltendem Süd- oder Südweſtwinde um die Johannisfeſt anhaltender Regen zu erwarten wäre, nicht aber das Anziehen an den Siebenſchläfer binden, und die Regenzeit auf 7 Wochen beſtimmen. Die Tagewahl und die geheimnißvollen Zahlen, bald Sieben, bald Vierzig, weiſen auf alte heilige Ueberlieferung hin; dieſer allerdings liegen die Naturerſcheinungen zu Grunde, aber ſie führt nicht auf bloße Naturbeobachtung, ſondern auf Naturdeutung zurück. Die den Sternenmächten, den Gottheiten des Sommers und des Winters, dem guten und dem böſen Geiſte geheiligten Tage ſind urſprünglich bedeutungsvoll für die Wirkungen dieſer Götter geweſen; deren Feſttage, an denen ſie auch vorzugsweiſe mächtig gedacht werden mußten, verwandelten ſich ſpäter in kirchliche Feſte und Heiligentage, behielten aber ihre alte Beziehung auf die Naturwirkungen bei. Unverkennbar iſt dies bei der Beziehung, welche man gewiſſen Wochentagen auf den Witterungswechſel giebt, dem Sonntage, welcher dem Sonnengott, dem Donnertage, welcher dem Planeten Jupiter, dem Dienſtage, welcher dem Mars-geſtirn, dem Feiertage, welcher der Venus geheiligt war.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Reiſebriefe eines Glücklichen.

I. St. Etienne und das ſüdliche Frankreich.

(Schluß.)

Wir ſind jetzt auf der großen Zahrſtraße; alſo raſch vorwärts! Arles iſt nicht fern. Begrüßen wir die freundliche Stadt; aber fürchten Sie nichts. Ich führe Sie nicht in die Arena, die ſich wo möglich noch beſſer erhalten hat, als die von Nimes, und die vor allen Dingen ſchweigend und einſam iſt. Ich werde nichts vom Theater ſagen, wo die Komödien des Plautus und Terenz aufgeführt wurden, nichts von den Heiligengräbern; ich bin kein Antiquar. Aber die Reliquien der Vergangenheit ſind nicht allein, die in Arles unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. O, ſehen Sie nur, gnädige Frau! Sehen Sie dieſe ſchwarzäugigen Mädchen! An jedem halboffenen Fenſter lauſcht ein reizender Mädchenkopf. Die Mädchen haben hier ganz die Haltung, das Lächeln und die Würde der vornehmen Römiſchen Damen; ſie wiſſen, daß ſie ſchön ſind, und ſie pflegen ihre Schönheit, wie die Stadt ihre Arena erhält, aus Nationalſtolz. Und dieſe Schönheit, auf die ſie gerechterweiſe ſtolz ſind, ſchmücken ſie, ſo gut ſie nur können, einfach, edel und anmuthig. Vom Kopfe bis zu den Füßen iſt Alles in ſchönſter Harmonie. Sehen Sie nur den feinen Strumpf, der den niedlichen Fuß bekleidet. Ihre Kleidung iſt einfach und natürlich. Sie tragen keine ſchimmernden Farben, ſondern dunkle, ſammtdene und ſtrahlend weiße Wäſche. Ihre Haare ſind üppig und wallend und erglänzen in dem ſchönen Schwarz, das die Strahlen der ſüdlichen Sonne erzeugen. Ja, ſicherlich, hier ſind die Spuren der Römer und der Römerinnen; hier verweilten die Fürſten und Fürſtinnen der Jugend. Dieſe athmeten hier die reine Luft, und zum Dank hinterließen ſie ihren Reichthum, ihre Anmuth, ihre Eleganz und Muſſe, ſie hinterließen das edle Blut, das ſeinen erlauchten Urſprung noch nicht verleugnet. Schöne Mädchen, die Ihr mit Euren achtzehn Jahren und Eurer antiken Abſtammung ſo leicht dahin ſchwebt, fürwahr, Ihr ſeyd das köſtlichſte Erdheil und das ſchönſte Geſchenk, das uns die Cäſaren hinterlaſſen haben.

Es war Nacht, als wir durch Nix kamen, die Stadt, welche ſo viel iſt, daß ſie dem bereiten Pilgrim das Leben gegeben, der ſchon ſo viele Hinderniſſe zertrümmert hat. Solche Männer ſind die Oracel der Zukunft. Und wenn ſie auch noch leben, ſo möchte man doch das Haus ſehen, in welchem ſie geboren ſind, das Stück Himmel, wo ihnen ihr Stern aufgegangen iſt. Aber wir behalten uns das weiter vor. Hier wir uns, denn ſchon droht meiner heftiger Sturm, und mit Tagesanbruch wollen wir in Marſeille einziehen. Da liegt Marſeille, in dieſem köſtlichen Erdwinkel, der ſo lange Griechiſcher und Römiſcher Boden geweſen iſt, ohne daß jedoch noch eine Spur Griechenlands oder Italiens hier zu finden wäre. Marſeille iſt durch und durch eine Franzöſiſche Stadt; ſie fragt wenig nach Kunſt und Poeſie, ſie liebt nur das Geld, ſie ſucht nur Reichthümer, und ſonſt nu zu handeln. Daher entgeht ſie auch den Antiquaren und Touriſten. Sie hat ihre ganze Vergangenheit umgeſtürzt und lebt nur von der Gegenwart. Sie kennt alle Sprachen und trägt alle Kleidungen; ſie kennt alle Münzen und iſt ſtolzer auf ihren Hafen, als wenn die Iliade in ihr entſtanden wäre.

Welche Wuth hat man nur, überall das Leben aufzuſuchen! Warum verweilet man nicht die Thränen, die man nicht trocknen kann? Aber man gehorcht dem Inſtinkt, welcher uns treibt. Alles zu ſehen. Ueberdies iſt das Bagno ſeit zehn Jahren ſo ſehr in der Mode, daß man nicht umgehen kann, ihm einen kleinen Beſuch abzuſtatten. Kaum ſind wir daher auch in Toulon angelangt, als man uns ins Bagno führt. Voller Schrecken ſteht man da, aber bald bewundert man den ungeheuren Raum, das geſpeiſte Meer und die großen Arbeiten. Hierdurch ſieht man ſich nach den Sträflingen um. Ach, es iſt nur zu wahr! die traurigen Feſſeln, das Eiſengeraſſel, der Zwang der Arbeit und der Zuſammenkoppelung verſchwinden im Lärm und in der Bewegung des Hafens. Man denkt nicht mehr an das Verbrechen und die Strafe. Man ſchaut und ſtudirt, man betrachtet jene alten Schiffe, welche ſo vielen Kämpfen noch aufrecht ſtehen und in ihren Seitenwänden noch die Kugeln bergen, die ſie verwundet haben; oder man beſteigt ſich die im Bau begriffenen Schiffe. Ein ſolches Schauſpiel, der Anblick deſſen, was zuſammengeſchmiedete Banditen in einem Winkel des Meeres ſchaffen, läßt oft erkennen, was ein großes Volk ſey. Wenn man dann auf die Sträflinge einen mitleidsvollen Blick fallen läßt, wiſſen Sie, weshalb man ſie dann beklagenswerth findet? Nicht wegen des Elends,

Digitized by Google

nicht wegen der Schläge, nicht wegen der Ketten oder der Verpflegung, sondern wegen der Unwissenheit, in welcher sie leben. Sie wissen nicht, was in ihrer Nähe vorgeht, nicht, weshalb so plötzlich die Rüstungen beschleunigt werden, nicht, woher das Schiff kömmt, welches sie ausbessern, nicht wohin die Fregatte geht, welche sie bauen; sie wissen nichts, sie hören nichts; sie sind vom Volke ausgeschlossen, ausgeschlossen von seinen Freuden und seinen Schmerzen.

Aber wozu diese Rührung? Jeder hat seine Freude und seinen Schmerz zu tragen. Bedenken Sie doch, daß Italien mich erwartet, daß es ganz nahe ist, meine herrliche und leuchtende Pision.

3 Janin.

Rußland.

Wissenschaftliche Notizen aus Rußland.

Bülletin der naturforschenden Gesellschaft in Moskau.

Die naturforschende Gesellschaft in Moskau werde im Jahre 1805 von dem Professor Fischer von Waldheim gegründet, der noch jetzt, ein Greis voll jugendlicher Thätigkeit, als Präsident an ihrer Spitze steht. Während ihres 35jährigen Lebens hat die Gesellschaft 15 Bände Memoiren und 24 Bände periodischer Bülletins herausgegeben. Letztere enthalten eine Menge Original-Beiträge, die insbesondere den Freunden der Naturgeschichte Rußlands ein großes Interesse darbieten. Die meisten Beiträge sind von äußerst korrekt gefertigten Zeichnungen begleitet, deren überhaupt an 250 Tafeln gezählt werden, die weit über 1300 Darstellungen dieser unbekannt gewesener Species Russischer Thiere und Pflanzen enthalten. Zu Ehre der Zoologie haben mehre Mitglieder von Gebler, Gieber, Saltzeg, Sukkoff, Kalinitschenko, Karelin, Krinitzky, Lichtenstein, Lowezky, Grafen Mannerheim, Meischutzky, Steven, Zaldermann, Fischer von Waldheim, Baron Chedoire, Ewersmann, Eichwald; im Fache der Botanik: von Besser, Hedenader, Gebdach, Meyer, Steven, Turtschaninoff, Fischer, Schtrowsky, Tschukin; und im Fache der Mineralogie: von Hermann, Fr. Brandt, Schmidt ꝛc.

In den letzten drei Heften (v. J. 1840) ziehen besonders nachstehende Abhandlungen die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich: „Uebersicht einiger in Rußland noch wenig bekannter Säugethiere", von Eversmann, Professor an der Kasanschen Universität. Dieser Gelehrte, bekannt durch mehrere naturwissenschaftliche Werke und Reisen in Asien, macht hier einige allgemeine Bemerkungen über die geographische Vertheilung der Thiere im östlichen Rußland und geht dann zur einzelnen Beschreibung der weniger bekannten Säugethiere über. Ferner zeichnen sich einige Aufsätze Turtschaninoff's aus, der fortdauernd bemüht ist, die Botaniker mit der Pflanzenwelt Sibiriens bekannt zu machen. Russische Botaniker haben bisher noch wenig für die Ursprünglichkeit, so zu sagen Vaterländische Pflanzenkunde gethan, um welche sich vornehmlich der Französische Naturforscher Herr Aiphond Bregnard viele Verdienste erworben. In den neuesten Heften der Gesellschaft finden wir jedoch auch in dieser Hinsicht einen lehrreichen Beitrag des Professors Kuiorga: „Beiträge zur Paleontologie des westlichen Urals"; ein Herr Aiejew giebt Mittheilungen über eine bemerkenswerthe natürliche Eisenquelle im Kreise Nowosilsk des Gouvernements Tula; Zakubowitsch über elektromagnetische Versuche am menschlichen Körper angestellt; Doktor Altmann über den Grad der Mortalität in Rußland. Unter den wissenschaftlichen Miscellen haben einige großes Interesse für die Gelehrten vom Fach: wie Moutier's, Secretairs der Gesellschaft, Bemerkungen über viele jetzt im Gouvernement Moskau einheimische Thiergattungen, die bisher nur im nördlichen und östlichen Rußland zu Hause waren, wie das Hermelin, die Bisamratte (castor moschatus), den weißen Uhu, den wilden Eber, die Tannenmeise (parus coeruleus), von Pallas unter dem Namen parus cyanus beschrieben, die dahin nur sehr selten in Sibirien und dem nördlichen Rußland wahrgenommen.

Die Gesellschaft hat in den letzten Jahren die naturwissenschaftlichen Werke einiger ihrer Mitglieder durch den Druck; dahin gehören: die Entomographie Rußlands von Fischer, seine Oryktographie von Moskau, die Fauna entomologica transcaucasia Zaldermann's. Nachstens sollen noch aus ihren Druckereien hervorgehen: die systematische Beschreibung des Urals in mineralogischer und geognostischer Beziehung von Tscheffkin; eine vollständige Darstellung aller Thierarten der Kaspischen und Kaukasischen Landstriche vom Professor Eichwald. Das dritte Heft macht uns auch mit der neuen wissenschaftlichen Reise bekannt, die auf Kosten dieser Gesellschaft Herr Karelin jetzt im Russischen Asien, bis zu seinen östlichen an China stoßenden Gränzen, unternimmt, deren Tendenz eine möglichst gründliche Erforschung der Thierzeugnisse und in dieser Beziehung noch so wenig gekannten Altai-Gebirges und der Sajanischen Bergkette ist. Herr Karelin wünscht in diesen Theil Sibiriens tiefer einzudringen, als es seinen Vorgängern Pebedouk, Meier und Bunge gelang. Schon durch mehrere frühere wissenschaftliche Reisen nach den Küsten-Ländern des Kaspischen Meeres und den Steppen-Distrikten erwies er sich als tüchtig zur erfolgreichen Lösung dieser Aufgabe. Nach den neuesten von ihm an die Gesellschaft gerichteten Briefen hat Herr Karelin bereits viele für die Wissenschaft interessante und wichtige Beobachtungen in dem von ihm bereisten Theil Sibiriens angestellt und eine reiche Collection von Pflanzen- und Thier-Präparaten im Altai- und Sajanschen Gebirge beisammen. Er hatte Buchtarma und Tarbagatay, die südlichsten Bezirke des Altai, besucht, die allen naturgeschichtlichen Forschungen bisher unzugänglich geblieben waren.

Kasim-Beg's Türkisch-Tatarische Sprachlehre. *)

Unter dem in der Anmerkung näher angegebenen Titel hat ein im Russischen Reiche geborener Tatar, der ordentliche Professor Mirsa Alexander Kasim-Beg in Kasan, ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Lehrgebäude der Türkischen Sprache veröffentlicht, aus dem wir zugleich ersehen, daß der höhere philologische Standpunkt des heutigen Europa dem Verfasser nicht unbekannt geblieben ist. Herr Kasim-Beg zeigt eine sprachliche Vielseitigkeit, wie sie bei seinem Stammesgenossen sehr selten vorkommen dürfte: er schreibt in gutem Russisch, zitirt die besten in Europa erschienenen Türkischen Sprachlehren und berücksichtigt so viele Dialekte seines Mutter-Idioms, als ihm zugänglich gewesen. Auch die Verwandtschaft des Tschuwaschischen mit der eigentlichen Tuel-Sprache und selbst die weit entfernetere des Mongolischen, ist ihm nicht entgangen, obgleich er bei Vergleichungen nur schüchtern in den Gränzen offenliegender Uebereinstimmung sich hält und seine Gesetze der Laut-Metamorphose zu ergründen sucht. Ein in Konstantinopel gewesener Deutscher Landsmann hat unlängst eine Türkisch-Deutsche Sprachlehre, worin er Jaubert's Grammaire Turque hillsichtigend ausgeschrieben, dem Publikum überliefert; Herr Kasim-Beg gesteht (S. VI der Vorrede) redlich, daß Jaubert's durch Klarheit der Methode sich empfehlendes Werk (nach der Russischen Bearbeitung eines Herrn Berezin) dem seinigen zum Grunde liegt; und wir setzen mit Ueberzeugung hinzu, daß seine Ergänzungen und Berichtigungen sehr dankenswerth sind. — Was die von dem Verf. nur en passant berührte Schuwaschische Sprache betrifft, so glauben wir nach genauerem Studium derselben ihre Ansprüche auf Türkische Abstammung ganz außer Zweifel stellen zu können, und wird man die Beweisgründe dafür in einer demnächst erscheinenden Abhandlung finden. Obwohl auf merkwürdige Weise entartet, ist dieser Dialekt weder dem Finnischen noch dem Mongolischen Sprachengebiete näher gekommen, als die übrigen Türkischen Mundarten.

W. Sch...

*) Грамматика турецко-татарскаго языка. Kasan, 1839. Ein Band von 423 Seiten. Ein Exemplar dieses in Deutschland noch unbekannten Buches verdanken wir der Güte des Kaiserl. Russischen Staatsrathes und Akademikers Herrn Frahn in St. Petersburg.

Mannigfaltiges.

— Neues Werk von Georges Sand. Le Compagnon du Tour de France ist der mysteriöse Titel und so den erschienenen neuen Werkes dieser Schriftstellerin, das bald Roman und bald ein Handbuch zur Kenntniß der geheimen Gesellschaften des heutigen Frankreichs ist. Solche Gesellschaften sind zwar auch von den Französischen Gesetzen verpönt, aber unter allerlei Ausflucht-Formen bestehen sie gleichwohl, und zwar besonders unter den Handwerkern, die ihnen den Namen „Devoirs" gegeben haben. Die Polizei weiß darum und sieht durch die Finger, weil sie diese Gesellschaften für unschädlich hält und darin sogar einen moralischen Ersatz für die entschwundenen Innungen zu erblicken glaubt. Der Held des Romanes ist ebenfalls Mitglied eines „Devoir" und führt eben als solches die Bezeichnung eines Compagnon du Tour de France. Handwerker sind auch die übrigen Personen des Romans, und mit diesen Handwerkern dringt Georges Sand Damen von hochstem Adel aus dem Faubourg St. Germain in Verbindung. Ueberhaupt sucht die Verfasserin im Adel- und im Handwerks-Stande die Idole zu ihrem neuen Staat, und in der Vermischung dieser beiden Stände findet sie die Lösung aller sozialen Fragen. Was dazwischen liegt, die eigentliche bourgeoisie, erscheint ihr nicht einmal der Rücksicht würdig und taugt nach ihrem Systeme weder physisch noch moralisch zu einer Regeneration der Gesellschaft. Georges Sand erklärt mit diesem Buche den eigentlichen Mittelklassen förmlich den Krieg; sie will eine Art sozialer Coalition, wie es die politische in der Deputirten-Kammer war, und denkt damit die Herrschaft der Banquiers und alles dessen, was daran hängt, zu brechen. Das ist wenigstens originell, als absurd; darum wird es ihm aber in Frankreich gewiß nicht an Bewunderern fehlen.

— Meister des Schachspiels. Der berühmteste aller Französischen Schachspieler, Herr von Labourdonnais, ist in London, wohin er gereist war, um es mit den ersten Helden im Westminster-Schachklub aufzunehmen, von einem Gegner matt gemacht worden, den noch kein Sterblicher besiegt hat, nämlich vom Tode. Vorher hatten indessen die Mitglieder des Westminster-Klubs noch Gelegenheit gehabt, seine Superiorität anzuerkennen. Besonders wußte ihm Niemand das faß unbegreifliche Meisterstück nachzuahmen, zwei Partieten Schach zugleich, und zwar mit abgewandtem Gesicht, zu spielen und lediglich mit Hülfe seines Gedächtnisses beide Partieten zu gewinnen. Nur Einen Schachspieler gab es, der dieses Meisterstück noch überbot. Herr von Bilguer in Berlin nämlich spielte nicht blos die beiden Partieten mit abgewandtem Gesicht, sondern gleichzeitig auch noch mit einem dritten Gegner eine Partie auf einem Schachbrett, das er vor Augen hatte. Dieser einzige würdige Rival des Herrn von Labourdonnais ist faß gleichzeitig mit ihm gestorben. Beide hatten sich in diesem Leben niemals gesehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Mittwoch den 13. Januar 1841.

Frankreich.

Die Stenographen bei den Kammer-Verhandlungen. *)

Wir wollen hier nicht von dem eigentlichen Stenographen sprechen, jenem gewissenhaften, immer gleich ruhigen Schüler Prépeans und Taylor's, der mit derselben Genauigkeit die Worte des Herrn Zuchtror oder die des Herrn Lamartine wiedergiebt, der mit gleicher Sorgfalt und, ohne sich etwas dabei zu denken, die Reden Dollon Barrot's oder Jolliet's, Jacsine's, Lefèvre's oder Berryer's nachschreibt, von dem Stenographen endlich, unter dessen unermüdlichen Fingern jene zahllosen Supplemente entstehen, womit die Bürde Agasse oder ihre Erben während der Session unaufhörlich diejenigen ennuyiren, die durch ihre gouvernementale oder administrative Stellung dazu verurtheilt sind, den „Moniteur" zu empfangen und zu lesen.

Die Stenographen des Moniteur bilden gewissermaßen das Armee-Corps, das Grod der parlamentarischen Presse; die redigirenden Stenographen der höhern Tribüne bilden die leichte Kavallerie derselben, die Tirailleurs, die Kosaken, wenn man will. Sie müssen das schwere Talent besitzen, sich eine Abbreviaturmethode zu schaffen, vermittelst deren sie im Stande sind, statt einen trockenen, kalten Bericht von den Sitzungen zu geben, ihre Leser mitten in die lebhaften und aufgeregten Diskussionen hinein zu versetzen; ihnen muß die Kunst gegeben seyn, mit einem Takt und Geschick, die wohl ihr Verdienst haben, sich den Forderungen des Formats und der Meinung ihres Journals anzubequemen; besonders aber wissen sie es verstehen, aus ihrem Bericht alles Ueberflüssige, jede Wiederholung zu entfernen, den Redner, nach einem auf der Tribüne hergebrachten Ausdruck, „waten" zu lassen, wenn er „im Kothe patscht", überhaupt Alles, was den Fortschritt der Debatte hemmt, mit Stillschweigen zu übergehen, dagegen Alles, was ihr Klarheit und Relief giebt, hervorzuheben.

Der redigirende Stenograph hat allein das Recht, seine Sitzung zu dramatisiren oder sie pikant und heiter zu machen, je nachdem die Diskussion ernst oder, was zuweilen vorkommt, bis ins Lächerliche spaßhaft war. Ihm liegt es ob, mag er an einem ministeriellen Blatt oder an einem Journal der Opposition mitarbeiten, die Herren S... oder B... Französisch sprechen zu lassen oder ihr seltenes Gewäsch zu wiederholen, die Reden selbst der Herren D... und C... klar und gedrängt zu machen und an der rechten Stelle die gehörigen Parenthesen einzuschalten, als da sind: „Gelächter", „anhaltende Sensation", „Beifall", „Mißbilligung", „sehr gut", die glänzenden Thaten eines Redners mit den Worten: „Herr N. N. empfängt, indem er die Bühne verläßt, die Glückwünsche seiner zahlreichen Freunde", zu begleiten oder unter eine Rede, die ihm im Mauskrieg vor der Sitzung mitgetheilt worden, zu schreiben: „Eine lange Aufregung folgt auf diese glänzende Improvisation; die Sitzung wird auf einige Augenblicke suspendirt", u. s. w. und andere ähnliche Verzierungen hinzuzufügen, welche seiner Darstellung das geben, was man allgemein die Lokalfarbe zu nennen beliebt hat.

Gegen diese leichten Truppen der Presse, die sich besonders in Scharmützeln, Ueberraschungen, Vorpostenkämpfen gefallen, sind die ernsten und schweigsamen Stenographen des Moniteur sehr achtbare, aber auch sehr zu beklagende Wesen; auch sieht man sie nicht ohne ein Gefühl von Mitleid alle fünf Minuten mit gravitätischem Schritt sich nach ihrem Platz am Fuß der parlamentarischen Tribüne in dem für die Unterwähltem reservirten Umkreis hindewegen, wo sie gezwungen sind, vor der Versammlung ein gewisses Decorum zu beobachten. Besonders bedauert man sie, wenn man sie sehnsüchtige, neidische Blicke auf jene heitere Tribüne der Journalisten werfen sieht, wo ein Epigramm, ein Bonmot das andere jagt und wo gewisse ehrbare Männer oben so erbarmungslos zergrieselt, als andere enthusiastisch vergöttert werden. Hier ist der Ort, wo man ohne Rücksicht auf die politische Partei, der er angehört, dem großen Redner vollständige Gerechtigkeit widerfahren läßt; hier werden vor der Eröffnung der Sitzung die ernsten Fragen, die gerade der Gegenstand der parlamentarischen Kämpfe sind, besprochen und aus dem, was bisher gesagt worden, auf das, was noch kommen wird, geschlossen; hier giebt man sich ganz dem Genuß hin, Berryer anzuhören, den man schon, mit den Händen hinter dem Rücken, in einem der Couloirs auf und abgehen sieht, über eine jener glänzenden Paranguen sinnend, die man nie ganz treu wiedergeben vermag, weil man der Lodung, mehr zu hören, als zu schreiben, nicht widerstehen kann; denn, man muß es sagen, Berryer ist der Schrecken der Journalisten auf der Tribüne sowohl als vor den Schranken. Sei ihm kommt man nicht mit jenen Hülfsmitteln aus, die bei anderen Rednern so gute Dienste leisten; wehe dem Stenographen, der sich auf Berryer's eigene Noten verläßt: Berryer schreibt nichts auf, die Fakta, die Data, die Zahlen sind alle seinem Gedächtniß mit wunderbarer Sicherheit und Ordnung eingeprägt; dazu füge man noch das mächtige Organ, das imponirende Geberdenspiel und den hinreißenden Fluß der Rede, und nun versuche man es einmal, eine Rede Berryer's wiederzugeben, und zwar so, daß sie den Leser eben so elektrisirt, als den Zuhörer: vergebens, es ist unmöglich, man kann seinen Freunden nur rathen, den großen Redner lieber selbst zu hören, als ihn zu lesen. Ihr seht, wir verrathen die Geheimnisse der Kunst. Doch glaube man ja nicht, daß man in der Journalistenloge nicht arbeitet: das wäre ein großer Irrthum. Wenn die Versammlung, ganz Ruhe und Aufmerksamkeit, eine jener schönen beredten Ergießungen hört, in welchen die höchsten Interessen des Landes, seine Ehre, sein Ruhm, seine Größe, mit hinreißender Wärme besprochen werden, dann herrscht in der Loge der Journalisten ein feierliches Schweigen, kaum unterbrochen durch das Geräusch so eben über das Papier fliegenden Federn. Dann wehe dem, der sich einen Scherz erlauben, nur ein Wort aussprechen würde; in den großen Debatten ist es nicht einmal erlaubt, zu husten.

Dann muß man aber auch den nachschreibenden Journalisten sehen, um ihn ganz kennen zu lernen; sie bieten ein kurioses Schauspiel, diese Menschen, die, ganze Stunden aufmerksam horchend und kaum zu athmen wagend, alle ihre Kräfte, ihre Phantasie, ihr Gedächtniß, ihre Fassungskraft durch die Gluth der Arbeit exaltiren, die mit dem Blick von den Lippen des Redners ein Wort holen, das ihrem Ohr entgeht, und deren rasche, unermüdliche Hand den abstrakteren, tiefen Gedanken, den glänzende wohlklingende Periode, in hieroglyphen übertragt, zu denen sie allein den Schlüssel besitzen.

Zum Glück erfordern nicht alle Sitzungen eine gleiche Anstrengung: wer könnte auch sechs Monate hindurch bei einer solchen Arbeit ausdauern! Die Redacteure haben von Zeit zu Zeit ihre Erholungsstunden, wo viel abgestimmt wird, wo die Berichterstatter der Kommissionen ihren Anträgen endlose schriftliche Berichte vorausgehen lassen, die den gedulbigsten Leser ermüden würden und die jedes nur irgend vernünftige Journal seinen Lesern erspart. Auch ist das Kapitel der politischen Rücksichten nicht zu vergessen; diese sind zwar nicht für alle Journalisten dieselben, aber jeder hat die Seinigen. Bald ein! wird hier mancher strenge Censor rufen; kennt sie in weiterer Detail eingeht, wird du am Ende die ganze „Küche" der Journale, wie Herr Janin in seinem Brief an Madame Emile Girardin sagt, der Oeffentlichkeit preisgeben; aber warum nicht? Warum sollte dieser unabhängige Theil der Presse nicht offen bekennen, was der Theil Mehrheit tadelt man der Majorität, was gute Zeloten, daß sie getödtet, die parlamentarische Null, die sie in die Höhe geschraubt! haben etwa die von den verschiedenen Ministerien den Journalen bewilligten Unterstützungen Berryer die Palme der Beredsamkeit entrissen? Hat der Parteigeist die Mauguins, die Lamartines, die Odilon-Barrots, die Aragos, die Garnier-Pages verhindert, große Redner zu feyn? Nein, diese unabhängige Presse, die man verleumdet, hat die Dorf-Reputationen, die sich auf die Tribüne verirren, auf ihren wahren Werth reduzirt; sie hat sich nicht gescheut, die geistreichen Angriffe, die sie von Seiten des Grafen J... erfuhr, wiederzugeben, aber sie gab auch mit derselben Gewissenhaftigkeit die rohen, brutalen Beleidigungen der Herrn B..., beider waren eine unwillkürliche ihrer Macht dargebrachte Huldigung. Man verschwendet nicht so viel Geist, um einen Feind anzugreifen, den man verachtet, und man vertheidigt sein Mädchen Vader nicht so heftig gegen den lästigen Kritiker, von dem man nichts fürchten zu dürfen glaubt.

Wir haben es schon gesagt: man hegt in der Journalisten-Loge die tiefste Achtung für die Schnellschreiber des Moniteur, aber man treibt die Achtung gegen diese würdigen Kollegen nicht so weit, die Verschiedenheit der Stellungen zu übersehen, in welchen sich die Schnellschreiber des Moniteur und die Redaktoren der Debatten befinden in Folge von Umständen, die von ihrem Willen unabhängig sind. Der Stenograph des Moniteur ist ein Sklave, von welchem jeder Red-

*) Aus dem Prisme, einer Reihe von Essays, die als Fortsetzung der Français peints par eux-mêmes anzusehen ist.

Digitized by Google

ner die wörtliche und oft noch nachträglich verbesserte Reproduction seiner Rede gedankenlos entgegennahm, der Redacteur der höheren Tribüne dagegen ist ein unabhängiges Wesen, dessen Willen oder Caprice es überlassen ist, seinen Lesern das ihm gut Scheinende oder, doch stets nach Recht und Billigkeit, das Lächerliche aus den Reden seiner Gegner zu geben: daher in gewissen Journalen die vollständige Wiedergabe der Reden dieser oder jener Herren und die höhnischen Citate aus den Reden Anderer. Aus dieser Verschiedenheit der Stellung ergiebt sich eine sehr leicht begreifliche Thatsache, daß nämlich die Redner bei den Einen als Pflicht betrachten, was sie von den Anderen als Gefälligkeit ansprechen. Pairs und Deputirte begreifen sehr gut, daß der officielle Moniteur nirgends gelesen wird, während man in allen Schlössern, allen Salons, allen Kaffeehäusern in Paris und den Departements den Courrier Français, den Constitutionnel, die Quotidienne, das Siècle und die Gazette de France bekommt und es für den Deputirten, der wiedererwählt werden, wie für den Pair, der sich populair machen will — denn die Pairskammer steht jetzt nach Popularität — wichtig ist, daß man in den viel gelesenen Journalen nicht bloß lieft: Herr N. bekämpft das Amendement, oder: Herr N. hält zu Gunsten des Gesetz-Entwurfs eine Rede, die das Gerüsch der Privatunterhaltungen und zu hören verhindert, und da die Kammern jährlich um Budget fünftausend Franken monatlich für die Hülfs-Stenographen, die der Moniteur während der Session braucht, bewilligen, so fordert man von dem Einen und bittet von den Anderen.

Wir führen folgende Thatsache zum Belege unserer Angaben an. Der Redacteur eines der verbreitetsten Journale ersuchte schriftlich einen sehr bekannten Deputirten, ihm für die Sitzung des folgenden Tages zwei Eintritts-Billets zu verschaffen. Der Deputirte, ein Mann von vielem Geist, antwortete ihm folgendermaßen: „Mein Herr, ich theile mich, den beiden Eintritts-Billets, die Sie für die morgende Sitzung verlangen, zu schicken. Bei dieser Gelegenheit ersuche ich Sie, künftig die „Gelächter" am Schlusse aller Phrasen meiner Reden gefälligst weglassen zu wollen. Ihr ergebenster u. s. w." (Schluß folgt.)

Italien.

Die Bauern der Romagna.

(Fortsetzung.)

Die Romagnolen halten alle Tage für verhängnißvoll, in deren Namen ein R ist, also Dienstag, Mittwoch und Freitag (Martedì, Mercoledì, Venerdì); den Planeten Mars und Merkur sind immer schädliche Einflüsse zugeschrieben worden: der Freitag hat erst als der Todestag Christi eine üble Vorbedeutung erhalten. An Freitagen beginnen die Frauen der Romagna keinerlei Arbeit; das Zeug, welches sie an einem solchen Tage zuschneiden wollten, würde reißen und von den Motten zerfressen werden, Wäsche würde seiner Dauer gemacht, würden auseinandergehen, ein Freitagsbrod würde stets voll Ungeziefers seyn und auch sonst demjenigen der es trüge, Hautjucken verursachen. Sodann hängen die ganzen Monate von ihren Planeten ab; der März, der Marsmonat, ist schädlich, sonderlich für die Hülsenfrüchte; nur wenn fünf Freitage in ihn fallen, ist sein verderblicher Einfluß gebrochen, worin wohl seine fruchtbare, vielleicht eine Beziehung auf das Uebergewicht des Benutzgestirne liegt. Endlich tritt auch das Jahr selbst in den Streit des Lichts und der Finsternis ein, welcher sich sonst nur innerhalb seines Kreises, durch Sommer und Winter, gute und böse Monde, glückliche und unglückliche Zeiten, Tag und Nacht waltsüret; das Schaltjahr nämlich ist unglücklich; der Arbeit, welche sich irgend aufschieben läßt, unterbleibt; man pflanzt nicht, man pfropft nicht, man versetzt nicht, man macht keine Senker; denn das Jahr des bisestile ist ein Verderbjahr, ein Kaufjahr. Um die Wetterregeln der Romagna, welche, an Heiligentage und kirchliche Zeiten geknüpft, sich auf die Abhängigkeit der verschiedenen ländlichen Arbeiten von Frost und Dürre und Näße beziehen, mit denjenigen, welche bei unseren Bauern herkömmlich sind, in Vergleich zu stellen, wird eine Uebersicht des vorigen Wirthschaftsjahres dienlich seyn. Nicht alle Vorsichtsmaßregeln, welche, namentlich in Nord-Deutschland, angewendet werden, um die Gewächse vor Kälte zu schützen, sind in der Romagna nöthig, aber doch einige. Junge Pflanzen werden mit Stroh gedeckt, vorzüglich im Januar. Im übrigen geht dieser Monat meist mit Vorbereitungs-Arbeiten hin; man bringt die Gräbungräben in Ordnung, macht Abzugskanäle und Wasserleiter für die Getraidefelder, bessert Hecken und Zäune aus, und bei trockenem Wetter wird Mist geschnitten. Maulbeerbäume und alte Weinstöcke, welche im November beschnitten worden sind, werden nunmehr ausgegraben, wie Maulbeerbäume und Oliven vom Moose gereinigt, zum Theil auch, wenn dies nicht schon in den vorigen Monaten geschah, umbackt und gedüngt. Manche düngen zugleich ihr Hanfland; das Maisfeld wird umgegraben, auf Flach- und Kornfeldern ebenfalls die maggiatura (Umbrechung) für die Märzsaat vorgenommen und das Gartenland rajolt und mit Dung bestahren. Im Februar wird die Grabenarbeit fortgesetzt; besonders sucht man dem stockenden Wasser Abfluß zu verschaffen, und wenn ein Schnee mehr zu fürchten ist, so werden die Liniengräben für den Weinbau gezogen (fossi pei filoni). Mit dem Rohrschneiden fährt man bei trockener Witterung fort. Man pflanzt Hecken, besonders Zäunerbecken. Die Wiesen (prati), welche erneut werden sollen, werden gepflügt. Bäume verschützt man (scapezzare) und bricht Reisig zur Feuerung; die Weinstöcke aber werden nicht angerührt. Die Feldarbeit wird fortgesetzt; im Garten die Aussaat von Kohl, Salat und allerlei anderem Küchengewächs besorgt. Im Februar pflegen Schnee und Regengüsse mit einander abzuwechseln, während schon einzelne heiße Tage eintreten; darauf geht das Sprachwort:

Un 1 fo mal Febraro!
Cun 'andess e can al or (ombra).

Kein Februar fehlt klar,
Das der Hund nicht suche Schatt.

Bei und bekanntlich ist Schnee und Kälte begehrt. „Die weiße Gans im Februar bratet wohl", und „je Lichtmeß steht der Landmann lieber den Wolf im Schafstall, denn die Sonne." Dem Romagnolen ist die Sonne erst im März verhaßt, nicht weil er Spitzfeile hierüber, sondern weil er Regen braucht. Dennoch bejeht sich eine seltsame Sitte; die Buben steigen am 1. März auf das Dach, machen der Sonne diejenige feine Geberde, mit welcher Mephistopheles der Hexe seinen Adel illustrirt, und singen dazu: Sol d'Marz cuzum e cul, (Sole di marzo, cuocimi il c., ma non cuocere qualche altra cosa). Der Deutsche Bauer behauptet dagegen: „Märzengrasen stillt aus der Erd' Segen." Man werden die Arbeiten für neue Rohrpflanzungen begonnen; die Rohrstäbe werden bekanntlich in Italien überall in großer Menge zum Tragen der Weinguirlanden gebraucht. Man besaet die Pflanzschule, jätet fleißig, verstupft die Bäumchen vom vorigen Jahre, mit Ausnahme der Obstbäumchen, welche erst im dritten Jahre verstupft werden, verpflanzt Bäume aller Art, säubert die Spalierbäume von vorigem Jahre und lockert (vangare) das Erdreich über den Wurzeln auf. Man bedeckt den Weinberg, beschneidet die Ranken, jedoch nur vor dem Aufbrechen der Augen (ad occhio morto) und bei abnehmendem Monde, steckt man Pfähle und beginnt mit dem Heften. In den ersten Tagen des Monates aber nimmt man keinerlei Arbeit in den Obst- und Weinpflanzungen vor, denn man sagt, der Hundsstern bringe für Holzfallen, Beschneiden und Bepuzen der Obstbäume eine unglückliche Stunde, deren genauen Eintritt man nicht kenne. Aehnlich warnt das Deutsche Sprichwort: „In Anfang oder zu End', der März seine Güte send." „In End'" möchte das Aequinoctium im Spiele seyn, an welchem auch die Romagnolen sich häufig erinnern, indem sie den Reim abfingen:

Nero, Mervesti,
Tant e dè quant e nott.

März, Märzenteig,
Tag und Nacht überein.

Im Uebrigen ist der März ein großer Saat-Monat. Man säet Märzenkorn, Flachs, Anies und Hirse, alle um Einiges früher als bei uns, wo „Sankt Ezechiel's Tag (10. April) zum Leinsäen der beste Tag" oder auch „Sankt Urbani Tag (25. Mai) Hanf und Flachs gesäet werden mag." Das Maisfeld wird vorbereitet; das Gartenland für neue Saaten umgegraben, besonders für Hülsenfrüchte; nur die Märzenbohnen (fave marzoline) werden schon gesetzt; man legt auch Gurkenkerne. Die Rückung der Monate gegen unser Jahr geht ferner noch über den März hinaus. Bei uns gilt im März viel Blühen für gefährlich und ist selbst im April nicht ganz erwünscht: „Märzenblust ist nicht gut, Aprillenblust ist halb gut, Maienblust ist ganz gut." Der Romagnole dagegen hat im März schon mit Freuden die Blüthen- und Farbenpracht beginnen. Er sagt:

März färbet wad,
April malet das,
Schön aber, schön ist erst,
Was im Mai ist artene.

Im April werden die Rohrstele noch zum Theil gegraben und meistens verpflanzt. Auch pflanzt man Oliven, beschneidet die älteren Bäumchen und nimmt besonders das wilde und dürre Holz von den Stämmen weg, düngt auch die alten Bäume, wenn es nöthig befunden wird, indem man Asche einmischt oder manchmal Schutt (calcinaccio). Den Maulbeerbäumen wird die Erde um den Stamm her aufgehackt; das Okuliren (inglio) ist in diesem Monate vorzüglich im Gange. Man verpflanzt die verschiedenen Weinanlagen (vigne und filoni). Man säet Hanf und Mais, legt Kartoffeln, richtet das Reisfeld zu und macht die Aussaat auf dunkelnden. Im Garten säet und pflanzt man vielerlei. Erbsen werden besonders in den ersten Aprilagen gesteckt, welche die Tage der alten Mütterchen (della vecchia) heißen, vielleicht weil sie von den Russischen Gevatter, der zu deren Feier im Anfange des April die Matronen sich vereinigten. Im Mai wird an einigen Orten, z. B. in der Gegend von Rimino, mit dem Rohrpflanzen fortgefahren. Unbeschädigte Bauern sangen an, den Wein zu behacken. Indessen pflanzt man diesweilen noch Reben, besonders in schwachen Lehmen. Auch macht man grün Senker. Das Weinreisfeld wird zum erstenmal gehackt; desgleichen das Maisfeld behackt und Erde aufgeschüttet. In diesem Monat findet die Schafschur statt. Der Juni bringt die Heumad und beschadt große Arbeit und große Schmutzerei; nachher werden die neuen Wiesen gepflügt. Zugleich wird das Korn geschnitten und in Garben gebunden. Den Mais behackt man zum zweiten Male. In Bäumen giebt es mancherlei Arbeit; die Bäumchen, welche zu auffällig scheinen, werden geschröpft, was bei uns schon im April und Mai zu geschehen pflegt; die Maulbeerbäume werden gekappt, besonders wegen des Pfropfens, welches bald darauf beginnen soll; die Reben werden gegipfelt; an sumpfigen Orten werden noch Senker gemacht. Im Juli geht das Behacken und Verputzen der Bäume fort, besonders der Maulbeerbäume und Weinstöcke. In sehr nassen Boden werden Senker erst jetzt gemacht. Man betreibt das Pfropfen ins schlafende Auge (a scudetto oder ad occhio morto). Der Mais erfährt seine dritte Jappatur. Der Lein wird geschnitten, gebunden, getrocknet, ausgeschlagen, eingerweicht; dann übernehmen die Weiber das Uebrige. Auf der Tenne wird Korn gedroschen, auch werden daselbst Hülsenfrüchte, besonders die großen Bohnen (fave), ausgeschlagen. Im August werden dann die Linsen und Erbsen, welche zur Winterkost aufbewahrt werden sollen, im Ofen gedörrt. Man behackt das Bohnenland wieder und düngt es nach dem ersten Regen, auch säet man Lupinen. Der Weizen wird zum drittenmale

Digitized by Google

bestrafen. Der September bringt hierzeit Aernte, Weinlese, Rüb- und Mais- und Kartoffel-Aernte, obgleich die beiden letzteren schon früher zu beginnen pflegen. Nach der Weinlese, wenn die Tage schön und trocken sind, wird der Mais gedroschen auf der Tenne gleich dem Weizen und den Hülsenfrüchten. Dann werden die Maisstengel mit den Wurzeln ausgegraben und das Feld wird umgepflügt. Auch andere Kornfelder werden wieder gepflügt, das Flachsland nach dem ersten Regen und, wo es nöthig ist, mit Dünger gebauet; ferner wird für den Hanfbau das Land von neuem vorbereitet und der Garten abermals umgegrabet. Die Düngung des Hanflandes findet gewöhnlich im Oktober statt. Gegen Mitte dieses Monats säet man den Flachs, dann auch Roggen und Weizen. Wenn man Düngungsfeuchter säen will, so geschieht es jetzt, nachdem das Land gut durchgegrabet ist. An den Bäumen giebt es verschiedene Arbeit, die meiste im Weinberge; man besorgt die Olivenpflanzschule (vivajo), pflanzt bei gutem Mond Bäume aller Arten und Weinstöcke, macht Löcher, um die Weinstöcke zu düngen, beschneidet die Ranken und düngt, indem man die Löcher offen läßt. Im Oktober wird hauptsächlich die Oelliese vorgenommen und der Honig gesammelt. Zuletzt beginnt man mit dem Ziehen der Gräben in den Weinpflanzungen und der Abflußfurchen auf den Feldern, welches dann den ganzen Winter hindurch fortgesetzt wird. Der November ist der Monat der Oliven-Aernte, welche im südlichen Italien gewöhnlich schon im Oktober vorgenommen wird. Das Abbrechen der Oliven währt eine Woche lang, worauf sie in die Oelmühle gebracht werden. Den Weinbauern werden sodann alle dienstfähige Zweige genommen (tagli grossi); die Stämme werden nach einem Regentage vom Moose gereinigt, die allerschwächsten werden geköpft, die jungen Stämmchen im vivajo werden mit Stroh umwickelt. Die Maulbeerbäume und alle Obstbäume (mit Ausnahme der Aepfelbäume) werden ausgeputzt, die Weiden und Pappeln geflugt, die Weinstöcke gänzlich abgeschnitten, damit man sie desto besser düngen könne; man nimmt die Eichelliese und verschneidet Maisschweine. Wer seine Schweine hat, lauft in diesem Monat ein, und wer Ueberfluß hat, verkauft. Das Schlachten der porci da coltello (Schlachtschweine) und das Wurstmachen geht in den beiden folgenden Monaten fort. Im Dezember bearbeiten Einige noch ihr Maisfeld, welchem auch noch Streu, um junge Olivenbäume damit zu decken, abgewonnen wird, und pflügt. Uebrigens benutzen sie die Muße dieses Monats, um Karren, Pflüge, Wagen und allerlei Hausbedarf und Ackergeräth auszubessern.

Die wichtigsten Epochen für Wetter-Bestimmung fallen in die beiden Sonnenwenden des Jahres, indem die eine um Weihnachten, die andere gegen Johannis eintrifft. Die Zeit der Sonnenwenden bedeutet kalte Oktern oder, wie sie sagen: Feuerungs-Oftern (pasqua al fuoco); nebenher glauben Manche, daß Wolken und Südwest-Wind Theurung, Erdbeben oder großes Sterben anzeigen. Der Neujahrstag muß, um Gutes zu verheißen, heiter seyn: Nebel vom Gebirge drückt der Reisfaat Schaden, obgleich diese erst nach drei Monaten der Aernte benachtheiligt wird. Wind am 13. Januar kündigt heftige Stürme und viel Unglück auf dem Meere an. Wenn S. Anton (am 17ten) mit Frost einkritt, so meint man, daß es mit der Kälte des Jahres in kurzem ein Ende haben werde. Der 25. Januar, auf welchen nach Alt-Römischem Kalender das sämliche Saatfest der Semestrinae fiel, ist jetzt Pauli Bekehrung und ein wichtiger Wetterag. Auch bei und wird gesagt: „Sankt Paulus klar bringt gutes Jahr; kommt er mit Wind, so regnet's geschwind", und ferner „Nebel im Januar macht ein naß Frühjahr." Die Romagnolen sind der Meinung, daß Nöthe an diesem Tage ein regnicht Jahr verspreche, Nebel ein nebicht Jahr. Dieser Nebel soll auch mit Seuchen schwanger gehen und Menschen und Thieren Tod bedeuten. Fällt dieser Tag heiter, so gilt es als Vorbedeutung, daß Nebel und finstere Tage vor Weihnachten auf Epiphanias viel Krankheit schaffen, oder jenes andre, welches lautet: „Wenn der Jänner viel Regen bringt, so werden die Gottesäcker gedüngt." Man erwartet jedenfalls noch Kälte, besonders am 25sten des Monats, wie der Reimspruch aussagt:

Per San Bastian	Am Tag Sankt Bastians
Il tremo la coda a cani.	Zittert's Hund' in der Schwanz.

Dies ist der Tag, an welchem unser Landvolk glaubt, daß der Saft in die Bäume steige, weshalb die Buben singen: „Fabian, Sebastian, hat mit der Weidensaft afgahn!" Im Februar begehrt der Bauer ein Zeichen, ob die Kälte noch fortdauern werde, bei uns erst gegen Ende des Monats (am 25sten): „Wenn's friert op Petri Stuhlfeier, friert et noch vierzehnmal heuer!" in der Romagna dagegen schon zu Anfang (am 2ten): „Regnet's an Lichtmeß, so hält's Regnigen, die vierzig Tage Winter-Verlängerung, an Lichtmeß Regengauß ist Winters Schluß." Hiemit ist die Wetterzeit der ersten Jahreshälfte beschlossen. Im Juni beginnt die andere Halbe. Wenn es am Tage des heil. Vitus, am 15. Juni, regnet, so fürchtet man eine lange Weinlese; bei und dagegen: „Regnet's an S. Baenebak, sam 11. Juni) schwimmen die Kranken ins Faß"; und überhaupt wird vor Johanni Regen gewünscht, nur der Haselnüssen soll auf Johannistag der Regen seyn eine Plag'; der Spanier nähert sich dem Italiäner und behauptet, daß Johanni-Regen den Wein verderbe und kein Brod gebe. Uebrigens glaubt der Romagnole, daß der Thau der Johannisnacht einen üblen Einfluß auf die Aernte habe, und wäscht gern vor diesem Feste. Ebenso auch am Himmelfahrtstage verbittet der Nord-Italiänische, auch der Toskanische Bauer den Regen:

Se piove nel giorno dell' Ascensione	Wenn zu Himmelfahrt Regen ist,
La spica perde un cantone	Die Aehr' eine Ecke mißt;

so wie der Deutsche Bauer Regen am Himmelfahrtstage für das Zeichen einer schlechten Heuärndte nimmt. Wie Lichtmeß den Winter, so bestimmt S. Lorenz (10. August) den Sommer; große Hitze an und da an ungewöhnlich, wenn sie wie nach Sankt Anton (17. Januar) große Kälte.

Per Sant' Antoni gran fardura	Macht's auf Sankt Anton Eis,
Per San Lorenz gran caldura	Macht's auf Sankt Lorenz heiß,
L'un o l' altr poch' o dura.	Nicht Beides auch nur was weich.

Endlich wird noch im Oktober (16ten) der Tag des heiligen Gallus beobachtet, welcher regnicht zu Regenlage bringt; den Wasserglotzern war dieselbe Zeit schon im Alterthume gewiesen, indem man am 13. Oktober die Zentinalien beging, wobei, nach Varro's Bericht, die Quellenhäuser bekränzt und Blumen in die Brunnen hinabgeworfen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Illyrien.

Besuch eines Franzosen bei der Königsfamilie in Görz.

Gleich am Morgen nach meiner Ankunft in Görz war ich auf dem Platze, wo die Königliche Familie wohnt; ich stand vor der bescheidenen Residenz, die sich vor wenigen Jahren schwerlich hätte träumen lassen, daß sie die Tuilerieen ersetzen werde.

Der Platz heißt Piazza delle legna und ist ungefähr 100 Schritte lang und ein Drittel weniger breit. Da er am Ende einer Stadt liegt, wo in ihrem Innern selbst wenig lebhaft ist, so kann er ihn nicht erwarten, daß er gesäuberlich sey. Oede und schweigsam ist dieser Holzplatz, auf dem kein Stein zu sehen ist, da man die Kosten, ihn zu pflastern, gescheut, so wie ein großer Theil der Stadt ohne Pflaster auskommt. Die Residenz selbst gleicht einem kleinen Hotel mit weißer Vorderseite; das 12 Fenster Front und nur eine Etage hoch ist. Das ist der Palast des Grafen Lodron, hier hat Hofjagger der Königlichen Familie von Frankreich. Das Gebäude heißt demnach bei den Italiänern Palazzo.

So unansehnlich von außen dieses Palais Strassoldo ist, so einfach und edel erscheint es im Innern. Ein reich gewonnener Wucherer, ein seigneur von der Sorte oder sonst ein auf sein Geschlecht Viele würde solche Wohnung für zu tief unter seinem Werth mögen halten; es ist höchstens eine Wohnung für einen gutmüthigen Edelmann oder den Präsidenten eines Gerichtshofes. Aber wie sehr werden diese wenig Verzierung und Vergoldungen darbietenden Gemächer durch ihre Bewohner gehoben! In welche von der prächtigen Umgebung und allem Glanze einer regierenden Familie erfüllte Residenz würde man mit solcher innerer Bewegung eintreten, als in diese so wenig königlichen, aber von der populösen Majestät, der Tugend und des Unglücks, erfüllten Säle.

Im ersten Zimmer findet man drei oder vier Diener ohne Livree und wird von hier zu der Königlichen Familie von Frankreich eingeführt. Als Franzosen, welche kommen, um den erhabenen Verbannten den Zoll ihrer Ehrerbietung und Verehrung darzubringen, werden mit unbeschreiblicher Freundlichkeit empfangen. Nie aber sah man dort die P……, D……, S……, diese Kuechte aller Gewalten, welche zu anderer Zeit sich der ältesten Linie der Bourbonen zu Füßen warfen, um mit Ordensbrüsten, Ehren und vorzüglich mit einträglichen Aemtern wieder aufzustehen. Nie sah man die Königliche Familie bei ihrer Verbannung den Vortheil, nicht mehr von diesen flachen Geistern und Gestalten mit den Allerweltsworten Komplimenten umlagert zu seyn. Schon das ist eine große Wohlthat.

Ich war mit dem Gedanken nach Görz gegangen, daß der sehr begreifliche Enthusiasmus der Royalisten das Lob der moralischen sowohl als physischen Eigenschaften der Fürstin, welcher der Gegenstand ihrer Huldigung ist, habe übertreiben können, und hatte mich in die beste Stimmung, welche möglich, zu versetzen gesucht, um Heinrich V. zu sehen, wie er wirklich ist. Wohlan, ich kann gewissenhaft versichern, daß keine der Lobeserhebungen, die man von unserm Fürsten gemacht hat, über die Wahrheit hinausgeht. Ich wünsche nur, daß ganz Frankreich ihn sehen und kennen, mit dieser Ehrfurcht, so schönen, so offenen, so ausdrucksvollen Gesichtsbildung, diesem immer aufrechten Haupte, dem immer gerade vor sich fliegenden Auge, diesem Empfange, welcher allen Zwang vergessen und dessen Würde doch die Größe der Ehre, welche man empfängt, fühlen läßt; dieser wohltönenden und reinen Stimme, welche der Freimüthigkeit der Worte und der Bieberkeit der Gedanken, deren Ausdruck sie ist, so wohl entspricht. Heinrich von Frankreich hat von seinem Vater Alles, was man wünschen kann: seine feste Gesundheit und seinen kräftigen Körperbau; doch mit etwas mehr Zierlichkeit verbunden und einer etwas höheren Gestalt; denn Heinrich hat ungefähr 3½ Zoll. Seine Züge erinnern sehr an die der Bourbonen, besonders Ludwig's XV. Geschicht in allen Leibesübungen, versteht er Degen und Pistol vollkommen zu handhaben und reitet eben so anmuthig als kühn. Kurz, Heinrich vereinigt Alles, was den Massen gefallen und sie anziehen kann.

Und wie würdig entspricht Geist und Herz des Fürsten jenem glücklichen Aeußern. Immer von Franzosen umgeben, und zwar von Franzosen, welche, wegen ihres Charakters und Verdienstes, des öffentlichen Vertrauens würdiger sind, als die flachen Hofleute, die schamlosen Abenteurer, die elenden Abtrünnigen, der Auswuchs aller Gattungen von Menschen, welche anderwärts ihre seile Huldigung zollen, — hat Heinrich im Geiste nie aufgehört, ein Bewohner seines Vaterlandes zu seyn. Die Angelegenheiten, Interessen und Bedürfnisse Frankreichs beschäftigen ihn unablässig. Hierauf beziehen sich alle die umfassenden und tiefen Studien, welche die Jahre seiner Jugend ausgefüllt haben, deren Ergebnissen meist die Kriegswissenschaften waren und welche jetzt durch Welt- und Menschenkenntniß

Digitized by Google

eine so bewunderungswürdige Vollendung erhalten haben. Heinrich hat alle Demüthigungen, welche Frankreich seit zehn Jahren erlitten, wie Beleidigungen gegen seine Person empfunden. Sein Herz hat vor Freude und Stolz gebebt bei der Kunde von den rühmlichen Waffenthaten, welche Dank unseren tapferen Soldaten, in Afrika, der edlen Eroberung der Restauration, wenigstens noch die Ehre des Französischen Namens aufrecht erhalten und der Welt zeigen, daß die diplomatischen Zeigheiten den Degen von Fontenay und Auskerlitz noch nicht abgestumpft haben. Heinrich hat den Geist seines Jahrhunderts vorhaus in den richtigen Maße in sich aufgenommen, sein Fortschritt, seine wahre Aufklärung ist ihm fremd. Man würde sich seltsam irren, wenn man bei dem Fürsten, welcher in Italien Herrn Liaulaud, den wackeren Tischler von Marseille, zu seiner Tafel zog, verächtte Vorurtheile vermuthen wollte. Man kann mit Zuversicht behaupten, daß, welches Geschick auch die Vorsehung Heinrich von Frankreich vorhalten haben mag, er nie unter demselben stehen wird.

Ich hatte das Glück, auch Mademoiselle, die Schwester Heinrich's, zu sehen. Sie ist ein Jahr älter als dieser, völlig ausgewachsen, von sehr einnehmenden Wesen und vereinigt in sich alle Eigenschaften, welche an einer Frau gefallen, wie ihr Bruder alle gute Eigenschaften eines Mannes und Fürsten besitzt. Ihre Gestalt ist sie nicht groß, aber vollkommen ebenmäßig; sie ist blond und frisch; aus ihren blauen Augen leuchtet die ganze Güte ihrer Seele, alle Liebenswürdigkeit ihres Geistes. Louise von Frankreich kennt kein größeres Glück, als den Ausdruck der Gefühle zu hören, welche ihr geliebter Bruder erweckt; denn dieser ist ihre Freude, ihr einziger Stolz. „Haben Sie meinen Bruder gesehen?“ fragte sie mich, gleich nachdem ich ihr vorgestellt worden war, mit reizender Lebhaftigkeit. Ich hatte nicht nöthig, die Wahrheit auszuschmücken, um ihre Schwesterliebe vollkommen zu befriedigen. Ihre Lebensweise ist, man darf es sagen, ein wenig ernst, zu streng für ein junges Mädchen. Aber Louise von Frankreich hat so viele Hülfsquellen in ihrer glücklichen Natur-Anlage, in ihrer köstlichen Kunst, sich immer Beschäftigung zu machen, daß Zufriedenheit und sogar Fröhlichkeit stets in ihren Zügen leuchtet. Mademoiselle liebt die Künste, wie ihr Vater dieselben liebte und ihre Mutter noch liebt. Sie treibt sie sogar mit Erfolg; in der Malerei würde jede Schmeichelei bei ihr überflüssig seyn.

Ich habe die Königliche Familie gesehen, wie sie zu Fuß die Messe in der Kathedrale besuchte, ohne irgend eine Auszeichnung durch die Bevölkerung von Görz und die Slavischen Landleute der Umgegend, welche in ihren weißwollenen und scharlachrothen Westen sich vor der Kirche aufgestanzt hatten, hingehend. Auch die Equipage, worin die hohen Verbannten Spazieren fahren, ist sehr einfach. Nur in den Wohlthaten, welche sie, wie es in Frankreich der in ihrer Umgebung, verbreiten, haben sie ganz Königliche Gewohnheiten bewahrt.

Von den Personen, welche unsere Fürsten zur Zeit meiner Reise umgaben, will ich, außer dem Grafen von Bouillé, diesem so ergebenen und vortrefflichen Diener, noch den Herrn Grafen von Montbel, den ehemaligen Minister, nennen. Herr von Montbel ist ein Mann vom liebenswürdigsten und gebildetsten Geiste, Musiker, Maler, ausgezeichneter Schriftsteller, wie dies die Schriften „Dernière époque de la vie de Charles X.“ und „Vie du Duc de Reichstadt“ beweisen, welche beide vollständig geworden sind. Aus der Unterhaltung mit Herrn von Montbel mußte ich vollkommen mit der jetzigen unserer Zeit und der gegenwärtigen Politik, so wie die erhabenste und umfassendste Ansicht. — „Man kann sich nicht verhehlen“, sagte er zu mir, „daß die Fürsten nicht darauf Anspruch machen können, heutzutage unter denselben Bedingungen zu regieren, wie ehemals.“ Aus diesen Worten schließe man, ob Heinrich von Frankreich in einer Atmosphäre von Vorstellungen, welche dem Räuschritte angehören und unserer Zeit fremd sind, lebe.

Der Besuch der Orte, wo Karl X. wohnte und nun ruht, ist eine Pilgerfahrt, die ich während meines Aufenthaltes in Görz nicht unterlassen wollte. Das Schloß Gradenberg ist Privateigenthum, und die Königliche Familie hatte es, wie auch den Palast Strassoldo, bei ihrer Ankunft in Görz in Miethe genommen. Die Gemächer desselben sind größer als die von Strassoldo, ohne aber im Geringsten etwas Königliches darzubieten. Die Lage desselben ist schön, auf einer Anhöhe an dem Strassoldo entgegengesetzten Ende der Stadt. Von den Fenstern desselben sieht man, auf einem ziemlich bedrutenden Abhange, in der Entfernung von ungefähr einer Viertelstunde von Görz, ein Franziskanerkloster. Karl X., dem die Lage dieses Klosters auffiel, hatte sich einen Spaziergang dahin vorgenommen; nach wenigen Tagen aber trug man seine entseelte Hülle dahin, unter den Thränen der Königlichen Familie und der Trauer der ganzen Bevölkerung, welche die Tagenden dieses hohen Gastes schon kennen gelernt hatte.*)

Ich besteig den Hügel. Von der Höhe desselben überblickt man die Stadt Görz und das ganze Thal, welches von der Bipata und Jlonzo durchzogen wird. Von den Mönchen wurde ich mit einer Zuvorkommenheit empfangen, welche sie vorzugsweise gegen Franzosen zeigen. Ich stieg in das Gewölbe hinab, wo der Monarch ruht, dessen Ueberreste sogar noch verbannt bleiben. Seine Grabstätte ist unter dem Chore in der Kirche. Beim Scheine einer Zacket, welche der Prior hielt, las ich die einfache Inschrift, welche anzeigt, daß dort ein Fürst ruht, dessen Ahn Gonth in St. Denis seyn sollte. „Wer hätte jemals vorausgesehen“, sagte der Prior zu mir, „daß wir die Reste eines Königs von Frankreich in unser Haus bekommen würden!“

Nachdem ich in Görz sechs Tage zugebracht, deren geringste Umstände mir nie aus dem Gedächtnis schwinden werden, trat ich die Rückreise nach Paris an, den Weg durch Oesterreich und Deutschland nehmend.

P. J. Vidal.

Mannigfaltiges.

— Alessandro Manzoni. Der berühmte Manzoni hat wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben, und zwar dadurch, daß endlich seine seit langer Zeit angekündigte und von allen Italiänern mit Begierde erwartete Storia della Colonna infama an das Licht getreten ist. Diese selbst bildet jedoch nur einen Anhang zu einer neuen Ausgabe seines weltbekannten Romanes I promessi sposi (die Verlobten), welchen der Verfasser vollständig umgearbeitet und in seiner gegenwärtigen Gestalt zu dem vollkommensten stylistischen Meisterstücke der neueren Italiänischen Prosa gemacht hat. Um jedoch dem Nachdruck, dem dis jetzt nicht bloß im Auslande, sondern auch in Italien selbst alle klassische Werke dieses Landes in hohem Maße ausgesetzt waren, die Mühe diesmal zu erschweren, hat Manzoni zu seiner neuen Ausgabe von einigen der berühmten Künstler Italiens ungefähr 400 Zeichnungen dazu anfertigen lassen, die in dem xylographischen Institute von Luigi Sacchi in Mailand in Holz geschnitten wurden und nun dem Texte zur Erläuterung und großen Zierde dienen. Dieser Umstand war es auch, der das Erscheinen der erwarteten Colonna infama so lange verzögert hat. Alle ältere Ausgaben der promessi sposi sind übrigens durch diese fast in jeder Zeile mit neuen feinen Schönheiten strotzende Arbeit unbrauchbar gemacht. Auch kommen dem Verfasser jetzt, außer den „Illustrationen“, die Verträge gegen den Nachdruck zu statten, welche die meisten Italiänischen Regierungen seit kurzem mit einander abgeschlossen haben. Es dürfte daher das jetzt erschienene Buch nicht bloß, wie die frühere Ausgabe, dem Ruhme Manzoni's, sondern auch seiner Kasse in dem einträglichsten Grade dienen.

— Gibbon und sein neuester Herausgeber. Der Geschichtschreiber des sinkenden und fallenden Roms steht in seiner Weise so groß und unnachahmlich da, wie sein Landsmann Shakespeare. Man hat ihn wohl übersetzt, ausgezogen (in mancher Bedeutung dieses Wortes), widerlegt und kommentirt, aber noch nicht erreicht, viel weniger übertroffen. Gerade wie dieser unsterbliche Dramatiker, der aus wenigen in seinem Vaterlande. Mochte sein hellstrahlendes Genie so schön am historischen, wie das Gestirn Shakespeare's am poetischen Himmel prangen, das Britische Publikum erhob selten einen ungetrübten verehrenden Blick dahin. Nicht mit den Dichter vom Avon verglich man gern Gibbon in seiner Bereitigung zur öffentlichen Gunst, sondern mit Byron, den man anstaunen, aber bedauvoluren müsse; dessen Gestirn gleich dem Gibbon's mit unreinem Strahl und Feuer, blendend und sengend, seine Bahn durch das moralische Weltsystem beschrieb. Gibbon's Lehrer war Montesquieu, aber neben diesem allerdings auch der durch seine Lehren nur bestätigte Hume, welcher ihn auf entschiedene Art ermunterte. Mit Letzterem besonders hat er das gemein, daß er dem Aufgange des Christenthumes, als herrschender Religion im Römischen Reiche, den Untergang dieses letzteren als natürliche Folge zur Last legt. Fast durch das ganze Werk weht der Geist solcher Ansicht, und faß überall ist Bildung und Gildung auf Seiten der Heiden und Barbarismus und Unwissenheit auf Seiten der Christen. Table man darum die Briten nicht, wenn sie, zurückgeschreckt durch die Ungerechtigkeit solcher Ansicht, ein Vorurtheil gegen das ganze Werk fatten, so daß es gewissermaßen einer Purification desselben bedurfte, um es wieder in allgemeine Gunst zu bringen. Der berühmte Theolog und Geschichtschreiber Herr H. H. Milman hat es unternommen, Gibbon's Werk mit Noten herauszugeben, in welchen die überspannten oder irrthümlichen Ansichten des berühmten Historikers als solche nachgewiesen werden. Die Ausgabe ist so eben in 12 Oktavbänden erschienen*), und sie wird von den Kritikern aller Farben gelobt. Die Monthly Review z. B. sagt Folgendes darüber: „Gibbon's Geschichte, besonders in der Milman'schen Ausgabe, ist ein Werk für alle Zeiten und Klassen. Jrrthümer konnte man es sungen Leuten nicht in die Hand geben und auch Erwachsenen nicht, welchen Gelegenheit und Mittel fehlten, seine Jrrthümer zu entdecken. Jetzt aber sind diese Jrrthümer geschickt und überzeugend als solche dargestellt. Ist das Gift auch nicht herausgenommen, so ist man doch davor gewarnt.“ Milman ist sehr lange als theologischer Schriftsteller geachtet. Er hat in prosaischer und poetischer Form die Geschichte des Judenthums und des Christenthums behandelt, und Gibbon, dessen Lehren er auch schrieb, nahm seit Jahren seine Thätigkeit in Anspruch.

*) Gibbon's History of the decline and fall of the Roman empire. An entirely new edition, with notes by the rev. H. H. Milman, and illustrated with original historical maps.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß zum vorigen Halbjahr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. (½ Thlr.), vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Von pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz in wie im Auslande bei den löblichst. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Freitag den 15. Januar 1841.

Nord-Amerika.

Fanny Elsler am Niagara-Fall.

Von einem Amerikaner.*)

Auf meiner Reise nach den Niagara-Fällen hatte ich das Glück, die letzten Meilen bis zu denselben mit der schönen und berühmten Fanny Elsler zusammen zurückzulegen; da ich die ganze Zeit ihres Aufenthalts bei den Wasserfällen ebenfalls daselbst zubrachte und sie auf verschiedenen Ausflügen in der reizenden Umgegend begleitete, die Ihnen**) aus eigener Anschauung bekannt ist, so denke ich, es wird Ihnen angenehm seyn, zu erfahren, welchen Eindruck die Wasserfälle auf die schöne Fanny machten. Die letzten dreißig bis vierzig Meilen zeigte sie die lebhafteste Ungeduld, die Niagara-Fälle zu erreichen; zwischen Lockport und hier***) hemmte der Conducteur einmal die Maschine, damit Miß Fanny das Gefühl des ewigen Wasserrauschens hören könne; da übertrug der leuchtende Ausdruck ihres Auges Alles, was ich bisher gesehen. Die Sprache ist zu arm, um wiederzugeben, was sie mit Blicken und Worten ausdrückte; ihr ganzes Antlitz leuchtete vor Freude, als sie ausrief: „Das ist die Musik des Donners!“

Bei unserer Ankunft am Wasserfall wollte sie kaum in das Gasthaus eintreten, so ungeduldig war sie, denselben zu erblicken. Als man nach dem unerläßlich nothwendigen Herrn Hooker, dem einsichtsvollen Führer, gesendet hatte, machte sich die Dame auf den Weg, begleitet von ihrem Couin, dem Führer, von mir und noch einem anderen Herrn. Mit der ausgelassenen Lustigkeit eines entzückten Kindes tänzelte sie in die Nähe, als wir dem Getöse näher und näher kamen. Beim Hinunterfteigen wollte sie auf den Stufen mit der ganzen Ungeduld weiblicher Neugier den Kopf wenden, um den Fall zu sehen. „Halt! halt! Miß Fanny“, rief der Führer, „sehen Sie sich jetzt nicht um; nicht eher, als bis ich Sie dazu auffordern werde; erst am Fuße dieser Treppe.... jetzt noch nicht.... nun blicken Sie durch das Fenster.... jetzt!“ Sie wendete den Kopf, und der volle Anblick dieses herrlichen Wunders der Welt bot sich ihr dar. Da Sie ein Freund von großen Effekten sind, so hätte ich Ihnen wohl gewünscht, diesen ersten Blick Fanny Elsler's auf den Niagara-Fall belauschen zu können. Der sehnlichste Wunsch ihres Herzens, den sie schon seit Jahren hegte, wie man mir erzählte, war nun erfüllt. Sie staunte das erhabene Schauspiel mit Verwunderung, Ernst und mit unendlicher Lust an; ihre ausdrucksvollen Augen folgten dem herrlichen Schaum-Bogen vom Fels zum Himmel, und als sie mit Ehrfurcht, die in ihrer ganzen Haltung sich kundgab, diesen einzigen Weltbrauch, den die Wasser als Tribut des Dankes zu Gott hinaufsenden, betrachtet hatte, senkte sie ihr Haupt, verbarg ihr Antlitz in das Taschentuch und brach in Thränen aus. Sie setzte sich hin und versenkte sich in der bekrönenden ihrer Freunde: „Es ist mir etwas unwohl“, — je me trouve un peu mal.

So war das erste Begegnen der Wasser des Niagara und Fanny Elsler's, und so war die Wirkung ihres ersten Blickes auf dies Meisterwerk des Schaum-Gottes. Das Interesse dieser kleinen „Scene“ wurde dadurch noch unendlich erhöht, daß sie nichts Sinnliches, nichts Gesuchtes hatte, daß kein Haschen nach Effekt darin vorwaltete, wie Manche es in den Vorbereitungen zu einem schwierigen Pas der „Sylphide“ sehen wollen. Es war die reine Natur und die Wirkung deshalb um so größer. Man fragte Herrn Hooker, ob man jetzt noch weiter vordringen könne; er aber erwiederte, dieser Anblick sey hinreichend für diesmal, und so kehrte Miß Fanny nach dem Gasthause zurück, um zu Mittag zu speisen.

Während der Mahlzeit schien sie sehr angegriffen, später aber sammelten ihre Lebensgeister während einer kleinen Unterhaltung neue Kräfte; wir machten uns nun in Gesellschaft auf, um die Wasserfälle zum zweitenmal zu besehen. Wir überschritten die Brücke und kamen bei der Hütte der alten Dame vorbei, deren sie in Ihren interessanten Briefen gedenken, und bei welcher Sie, wie Herrall, noch in guter Erinnerung stehen. Bald erreichten wir den runden Thurm dicht am Abhange des donnernden, schäumenden und nimmer ruhenden Wasserfalls. Miß Fanny's Erregung trug diesmal ein ganz anderes Gepräge; sie war im höchsten Grade ergriffen und begeistert; sie deutete ihren schönen Nacken vorwärts und und schaute nachdenkend in die gewaltige Masse des tobenden Wassers, die tief unter ihr im Abgrund schäumte und brauste, und gleich Byron schien sie zu denken und zu sühnen, daß man wünschen könne, den gefahrlichen Sprung zu wagen. Sie nahm die Stellung eines Renners an, der, aufgeregt durch den Trommelschlag, zum Sprunge bereit steht; sie sprach erst auf die sonderbarste Weise mit sich selbst, dann zu dem Wasserfalle; sie redete in Französischen, Deutschen, Englischen, Italiänischen Brocken und, wie mir schien, noch in einem halben Dutzend mir ganz unbekannter Sprachen.

Eine naive Aeußerung beluftigte mich ganz besonders. Nachdem sie mehrere Male sich über den Abgrund hinunter gebeugt und wieder zurückgelehnt hatte, ging sie behutsam vom Rande des Wasserfalles hinweg, und zurückblickend nach dem tosenden, zischenden Schaum in der Brandung des Kanadischen Falles, legte sie ihre Arme über einander und warf mit lächelndem, schelmischen Blick, mit beraufforderndem, neckischer, muthwilliger und komischer Trockenheit die Bemerkung hin: „quelle mousse extraordinaire“, „das nenne ich mit Mousseiren“! Die ganze Gesellschaft lachte so laut auf, daß selbst für einige Augenblicke das Gebrüll des Niagara davon übertönt wurde. Die Bemerkung war durch ihre Neuheit in Bezug auf den Niagara-Fall höchst englisch; sie war vielleicht durch ihren Kontrast mit der Erhabenheit der ganzen Scene um und neben uns. Den Tag nach ihrer Ankunft besuht Miß Fanny den Strom nach der Kanadischen Seite hinüber; ich bestieg dasselbe Boot, um den Eindruck zu beobachten, den die Fahrt auf ihre Nerven hervorbringen würde, und wirklich gewann auch, wie ich vermuthete, ihre weibliche Natur hier die Oberhand. Der reißende Strom, das Getöse des Wasserfalls, der Schaum, die ganze Scenerie der Gegend hätten wohl stärkere Nerven als die ihrigen angreifen können; ganz bleich wendete sie sich ab, stammelte „ich fürchte mich“ — j'ai peur — und war einer Ohnmacht nahe.

Denselben Vormittag erhielt Fräulein Elsler einen Besuch von dem würdigen Besitzer dieses Theils der Gegend, vom General Porter, dessen Behausung dicht am Fall gelegen ist; ihm gehört auch Goat Island (Ziegen-Eiland) und manche andere werthvolle Besitzung in dieser Gegend. Er lud Miß Fanny ein, ihn auf seinem eleganten Wohnsitz zu besuchen, und sie nahm die Einladung an. Ich gehörte auch mit zu der Gesellschaft. Es war ein sehr feiner und vornehmer Kreis von Damen und Herren versammelt, unter Räderen viele tapfere, witzreiche und hochgebildete General Macomb, der vor Allen Fanny's Aufmerksamkeit auf sich zog, denn er war die Seele der Gesellschaft und sagte der „schönen Fanny“ allerhand Artigkeiten in einem sehr reinen Französisch. Alles bewunderte sein gefälliges Benehmen, seine raschen geistreichen Antworten und seine unermüdliche Lebendigkeit. Miß Fanny gewann sich die ganze Hochachtung des tapferen Generals und der angesehenen Gäste des würdigen Wirthes.

Am nächsten Tage wurde General Macomb von den Britischen Offizieren eingeladen, einer Musterung des schönen Regiments Hochländer beizuwohnen, welches an den Wasserfällen oder in deren Nähe stationirt ist. Er lehnte aber die Einladung ab, bloß aus dem Grunde, weil er sich in dieser Gegend befinde, um seinen öffentlichen Pflichten als Oberbefehlshaber der Amerikanischen Armee obzuliegen, und er sich daher von diesen Pflichten durch nichts, ware es auch etwas noch so Angenehmes für ihn oder seine Stellung, dürfe abziehen lassen, wenn es nur ein Vergnügen und kein Amtsgeschäft sey. Miß Fanny erhielt eine ähnliche Einladung, und sie, wie nicht, wie der General, durch die Angelegenheiten des Landes oder durch irgend eine andere Pflicht abgehalten war, sondern nur dem Vergnügen nachzugehen hatte, nahm es an, begab sich zu der Revue und wurde von dem Britischen Commandeur und seinem Stabe aufs freundlichste und herzlichste empfangen. Der Anblick dieser Hochländer war ungemein schön; lauter auserlesene Leute von hohem, wohl proportionirtem Buchs. Sie führten alle ihre Evolutionen mit großer Genauigkeit und Gewandtheit aus und zeigten die treffliche Disziplin. Doch Sie haben sie ja selbst gesehen und geschildert. Ihre malerische Tracht mit ihren lebhaften Farben und ungewöhn-

*) Es wird unseren Lesern gewiß nicht uninteressant seyn, in Obigem eine Probe von Amerikanischen Enthusiasmus zu erhalten, um so mehr, da derselbe einer gesteigerten Landsmannin gilt. Wir haben, um den Eindruck des Originals möglichst treu wiederzugeben, die oft komisch steifen und geschraubten Wendungen des Amerikanischen Ausdrucks nicht umändern wollen. Man sieht, es ist den kaufmannischen Amerikanern noch etwas Ungewöhnliches, mit der Poesie umzugehen. Aber in Donquixotischer Verehrung der Bühnenwelt und ihrer Heldinnen scheinen sie die exaltirteste Theater-Zeit des alten Europa noch zu überbieten.

**) Der Verfasser dieser Schilderung richtet dieselbe an einen Freund in New-York. Herrn Bennet, der selbst einen Ausflug nach dem Niagara-Fall beschrieben hat, wie auch dem weiteren Verlauf der Briefes hervorgeht.

***) Der Brief ist von den Niagara-Fällen datirt.

Digitized by Google

lichen Form fesselte Miß Fanny's Blicke, und sie schien großes Vergnügen daran zu finden. „Eine Armee von Soldaten in Unterröcken ohne Beinkleider" nannte sie es und flügte, herzlich lachend, hinzu: „Das ist die einzige Art von Sansculottes, die ich jemals gesehen!"

Als sie von der Revue zurückkehrte, war ihr erstes Verlangen, die Wasserfälle auch von unten in Augenschein zu nehmen, ungeachtet der sehr empfindlichen Kälte, die wir hatten. Sie unterzog sich daher den gewöhnlichen Vorbereitungen und legte mit aller möglichen Grazie, die das Kostüm gestattete, die seltsame Kleidung an, welche der Schutzgeist des Orts hierzu vorräthig hält. „Ei, wahrhaftig", rief ihr Kammermädchen, „Fräulein Fanny in solchen Schuhen und Strümpfen zu sehen, ist es schon wert, daß zu erröthen. Was würden sie in Paris zu diesem Aufzuge sagen!" Nun ging es unter die Wölbung des Wasserfalls, und auch da brach Miß Fanny in Ausrufungen des Entzückens aus über die Erhabenheit des Schauspiels. Sie wollte noch weiter vordringen als irgend Jemand vor ihr, selbst weiter als Gutbrei nach Ihrer Schilderung, und nur mit Mühe konnte der Führer sie von diesem gefährlichen Beginnen zurückhalten. Nie sah ich ein so enthusiastisches Wesen. Sie las eine Handvoll Kieseln auf, die sie, wie sie sagte, nach ihrem Vaterlande schicken oder mitnehmen wollte. Dann kehrte sie nach dem kleinen Hause zurück, kleidete sich wieder um und begab sich nach dem Tafelfelsen, um noch einen Abschiedsblick auf eines der großartigsten Naturschauspiele auf Gottes Erdboden zu werfen. In ernstes Staunen versunken, stand sie einige Minuten an dem grn Himmel sich wölbenden, himmelserzeugten Schaumgebirg; große, helle Thränen entrollten ihrem Auge, und die Hände leidenschaftlich in einander schlagend, rief sie aus: „Ich habe die herrlichsten Schöpfungen des Menschen gesehen; aber was sind die Versailles und Fontainebleau, was sind sie alle gegen diese überwältigende Gegenwart Gottes in seiner Hände Werk!" Der Führer, Herr Hooker, wurde ungeduldig und mahnte die Gesellschaft zum Aufbruch. Als wir einige Schritte gegangen waren, vermißten wir plötzlich Miß Fanny; wir sahen uns um, und wir erblickten sie, eine Strecke hinter uns, auf den Knieen mit religiöser Begeisterung auf den Wasserfall zurückbauend. „Ah", sagte Herr Hooker, „da habe ich doch prächtige Reue von den Leuten gehört, die unsere Wasserfälle besucht haben, aber so etwas ist mir doch noch nicht vorgekommen." Auf dem ferneren Rückwege nach dem Gasthause sprach sie kaum ein Wort und schien tief in Gedanken versunken.

Der gutmüthige alte Führer überreichte der schönen Miß vor der Abreise eine Adresskarte, um sie recht ersuchte sie zu bringen, ein paar Zeilen in sein nie zu vergessendes Album zu schreiben. Fanny erklärte, daß ihr dies durchaus unmöglich sey, daß sie nie etwas in ein Album eingeschrieben habe und es nicht könne. Der würdige Alte wiederholte seine Bitte, er wollte ja mit einem bloßen Federstrich von ihrer Hand zufrieden seyn, um nur ein Andenken von ihr zu haben, die ihm so große Freude gemacht. Diesem ehrerbietigen und dringenden Ersuchen konnte sie nicht länger widerstehen. Sie ergriff eine Feder und schrieb, mit sichtbarem Widerstreben und zitternder Hand, folgendes Impromptu in Deutscher Sprache: „Welche Gottheit, Niagara-Falls*), ich bete euch schweigend an!" Etwa folgendermaßen ins Englische zu übersetzen:

Emblem of God — his power — his majesty!
Niagara Falls! I worship thee in silence!

Dies war Fanny Elsler's erster und letzter Besuch am Niagara-Fall. Am folgenden Tage reiste sie, wie sie glaube, nach New-York zurück.
(New-York Weekly Herald.)

Italien.

Die Bauern der Romagna.

(Fortsetzung.)

Obgleich unverkennbar die Bestimmung aller dieser Zeiten auf alter Naturbeobachtung beruht, so ist doch im Volke das Bewußtseyn solchen Ursprunges erloschen und die Wahrnehmung der bedeutungsvollen Tage durchaus abergläubisch geworden. Der Glaube an gehoffte Zusammenhänge hat sich daher auf zweifache Weise völkürlich entwickelt und völlig einander fremde Verhältnisse in Verbindung bringen können; so wird einerseits von den zufälligsten Dingen das Wetter abhängig gemacht und andererseits den heiligen Zeiten ein Einfluß auf alle möglichen Ereignisse des menschlichen Lebens und auf jede alltägliche Verrichtung zugeschrieben. Von ersterer Art ist die Behauptung, daß kein Regen auf eine Leiche falle, welche oben zu Grabe getragen wird, ohne daß es danach vierzig Tage regne. Ferner gehört hierher auf die mannigfaltigste Weise zum Vorschein, indem den Festtagen, besonders Zeiten des Jahres und einzelnen Tagen Einwirkung auf alle Geschäfte des Hauses und allerlei Wirthschaftsgegenstände beigelegt wird. Zur Zeit des Vollmondes oder der Weinweihung, getraut sich keine Azzora, ihr Zeug zu waschen, in der Meinung, daß es unvertilgbare Flecken davontragen würde. Unter den Wochentagen sind Dienstag und Freitag ominös. Eine Henne, Dienstags auf die Eier gesetzt, würde verkrüppelte Küchlein ausbrüten oder, wenn es Freitags geschehen wäre, solche Hühnchen, denen die Galle fehlte. Freitags dürfen keine Bohnen gelüet werden; Freitags darf man das Haar nicht kämmen, um nicht von Kopfschmerzen heimgesucht zu werden; wer Freitags Brod bäckt, macht sein Rindvieh krank. Wenn an einem Märzfreitage gewaschen wird, so hütet sich die Frau, das Zeug in Asche, wie sonst der Brauch ist, abzukochen, und zwar wegen dessen, daß Christus an einem Freitage geboren sey, man wisse nur nicht mit Sicherheit an welchem. Uebrigens macht der Charfreitag eine Ausnahme von den übrigen Freitagen des Jahres und wird manchen Verrichtungen für günstig geachtet, besonders dem Brüten der Hühner und der Aniesaat, welche, an diesem Tage ausgestreut, vor den Sperlingen behütet seyn soll; die Hirse genießt desselben Vortheils, wenn sie am heiligen Sonnabend gesäet wird; beides aber muß über Nacht geschehen, damit die Spatzen nichts davon merken. In der heiligen Woche giebt es überhaupt vielerlei zu beobachten. Die grünen Ruthen, welche, bei den Ceremonien gebient haben, müssen gesammelt werden, weil sie, zum Ausklopfen der Kleider verwendet, diese vor Motten bewahrten sollen. Am Grünen Donnerstage binden Einige die Obstbäume an Stamm und Aesten und lösen sie dann am heiligen Sonnabend wieder auf; Andere binden erst am letzteren Tage; beurtheilt sollen die Bäume vor Aehrl besonders und die reichen Tragen genothigt werden. In diesem Sonnabend vermeiden es Viele, ihr Gesicht nach dem Waschen abzutrocknen, um nicht früh ihr Augenlicht zu verlieren: dagegen, um das Gesicht recht lange scharf zu behalten, kaufen sie unter der Messe in dem Augenblicke, da der Priester Sursum Corda spricht, zum Weihwasser und binden darin Eier hinein; an Sonnabenden und Sonntagen lernen die Kinder, welche noch nicht lausen können, ein wenig gegängelt werden, damit sie das Gehen geschwind lernen. Zum Osterfonntag zieht der wohlhabende Bauer anfehlbar ein neues Hemd an, eben so am Weihnachtstage, nicht nur um seinen Reichthum zur Schau zu tragen, sondern um dadurch vornehmlich Siechthum von seinem Leibe für das nächste Jahrzehnt abzuhalten. Am Himmelfahrtstage darf keinerlei Landarbeit verrichtet werden; auch hütet man sich, zu schlafen, in der Meinung, daß man sonst das ganze Jahr hindurch schläfrig bleiben würde; in der feierlichen Prozession dieses Festes werden Maulbeerzweige umhergetragen, wodurch den Seidenraupen Segen gestiftet werden soll. Die wunderbarsten Eigenschaften hat ein am Pfingstsonntage gelegtes Ei: es begabert nicht allein, sondern findet auch Trinkenne auf; denn legt nämlich das Ei in ein Gefäß, und läßt es auf dem Wasser schwimmen, indem man glaubt, es werde da, wo ein Mensch untergesunken ist, stehen bleiben und den Leichnam nöthigen, herauszukommen. Den Sedenwürmern meint man auch durch Farrenkraut zu nützen, welches man in der Johannisnacht pflückt, und der Thau dieser Nacht soll eben so wie die Reife zwei heiligen Woche vieles Wollen herrlich seyn. Zu der Christnacht besprengen die Bauern ihre Weinstöcke, um sie fruchtbar zu machen, mit Neigen Weines, und wer in dieser Nacht frische Trauben ißt, der hält sich für gesichert, im bevorstehenden Jahre niemals ohne Geld zu seyn. Am letzten Tage des Karnevals spinnt kein Weib, weil es dadurch der Flachsfaat oder gar der Bohnenfaat zu schaden fürchtet; sondern damit kein Unglück unter die Hühner falle, schlachtet und essen sie die älteste Henne, die sich auf dem Hofe findet. An demselben Tage oder auch zu Epiphanias werden die Hühner mit Gaubohnen gefüttert, damit sie gut brüten. Epiphanias ist außerdem ein Orakeltag; man wirft Halmbälter in die Glut und achtet darauf, wie oft die verbrennenden Blätter knistern und aufhüpfen, um darauf vorherzusagen, von wem man gelieb sey, ob von Einem oder Jemand in der Familie sterben werde. Am 1sten Mai werden grüne Birkenzweige, wie in Deutschland, an Thüren und Dächern befestigt; diese Maien sollen das Haus vor Ameisen beschützen. Es ist sonderbar, daß die Madonna in dem ihr gewidmeten Monat sich der Kämmer nicht gnädig annimmt; man behauptet aber, daß die Maikämmer voll werden, und zieht deshalb keine auf, auch keine Maikäfer. Der erste Tag des Jahres ist vorzüglich reich an Vorbedeutungen und gebietet mancherlei Vorsicht. Auf den Neujahrswunsch pflegen jüngere Personen keinen sonderlichen Werth zu legen; die Alten aber unterlassen niemals, einander ihr Bonn dé, bonn' ann (Gut'n Tag, gut Jahr) zuzurufen, worauf die Antwort aufschallen kann: Di u e conosci (Gott bescher's uns)! Jedermann achtet beim Ausgehen in der Frühe auf das, was ihm zuerst begegnet: ein Bettler bedeutet Unglück, eine wohlbeleibte Person Glück, ein Greis einen Todesfall in der Familie, eben so ein Priester, einem heirathsfähigen Mädchen aber letzterer die nahe Hochzeit. Von jeherlei Arbeit, womit ein Jahre vorkommen möchte, unterwimmt man, um sie gleich wohl gelingen zu machen, einen Versuch im Kleinen. Mit dem Brauche entsprechen am letzten Tage des Jahres ein anderer, auf welchen die Frauen, besonders die alten Mütterchen, eifrig halten; sie lassen nämlich keine angefangene Arbeit unbeendet und hüten sich, Reste in das neue Jahr mit hinüber zu nehmen.

Die sympathetischen Einflüße und die Zauberkräfte gewisser Gegenstände auf Pflanzen-, Thier- und Menschenleben bleiben ineffen nicht immer an die guten und bösen Tage gebunden, sondern werden häufig als ganz frei und selbständig wirkend angesehen.

Wenn die Haselnüße am Baum castellesti (Büschelchen) formiren, so wird die Getraidedarrnde schlecht ausfallen, und man erinnert deshalb:

Quand la noza fa e castelli,	Wenn die Nüß' in Büschlein stehen,
Chi ha de grun ebli tegna stretti.	Soll, wer Korn hat, wohl drauf sehen.

Wenn ein Zweigchen oder nur ein Blättchen vom Maulbeerbaume, bevor die Würmer ihr Gespinnst machen, in das Faser fällt, so sagen die Weiber, daß die Seide nicht gerathen werde. Um das Korn zu behüten, werden an den vier Ecken des Feldes kleine Gruben mit Weihwasser gefüllt oder gewehte Palmen aufgesteckt. Ochsen spannt man nicht vor einen Wagen, welcher Aehe führt, weil gezlaubt wird, daß danach die Schwänze ihnen ausfallen. Wenn eine Kuh werfen

*) Die Elsler schreibt, wenn ihre Schrift im Amerikanischen Original genau wiedergegeben ist, den Englischen Namen des Wasserfalls, mit dem Plural Falls, als ein nomen proprium, auch im Deutschen beibehalten zu haben.

Digitized by Google

will, so darf kein Garn auf der Winde seyn. Wer zugiebt, daß im Hause Zugemüse bereitet werde, während noch das Brod im Ofen ist, der wird niemals auf einen grünen Zweig kommen. Man bejieht kein neues Haus, ohne die Stellung des Bettes mit allem Fleiße anzuordnen; es darf nicht der Traufrinne des Daches parallel stehen, sondern muß winkelrecht gegen dieselbe gerichtet seyn, wodurch gar vielerlei Zähnlichkeiten abgewehrt werden sollen, Plagegeist, verderblicher Mondenschein, Nachtgespenster, Alles die Schlangen zu vertreiben, legt man Knoblauchzweigen in die Ställe, oder verbrennt alte Schuhe, besonders an Pauli Wunderlag und Pauli Bekehrung. Während so Vieles geschieht, um Schaden zu verhüten, bedarf es noch größerer Achtsamkeit, um keines der zahllosen Mittel zur Beförderung glücklicher Erfolge zu verabsäumen. Einige Bäuerinnen glauben, daß ihre Käse sich gut halten, wenn sie eine Schnecke unter das Käsebrett legen, Andere werfen ein Nesselblatt in die Milch, aus welcher Käse gemacht werden soll. Im Januar, gewöhnlich am St. Paulstage, gehen die Buben mit Stöcken umher und schlagen alle Pflanzen, um sie durch Furcht zu bewegen, daß sie viele und gute Frucht bringen. Einer Kuh, die nichts vom Stiere wissen will, geben sie Haferstroh unter den Futter, und einer Kuh, die geworfen hat, ein Stückchen vom Felle ihres Kalbes, weil sie dann des Kalbes schnell vergesse und sich willig melken lasse; sie schütten ihr auch viel zu fressen vor, denn sie glauben, wenn sie an diesem Tage nicht satt werde, so werde sie es niemals wieder. Einen neu angeschaffen Hund setzen sie zuerst in den Ofen und dann unter den Rauchfang des Heerdes, mit den Worten:

Ar' wett ist e foran
Perche tan cuosa lonun d'ilatorn. —
Ar' wett sott e ramen
Perche tan cuosa parent, ae usen.

Ich setz dich in den Ofenmund,
Du sollst kennen keine Menschen in der Rund. —
Ich setz dich auf die Feuerstell',
Du sollst kennen keinen Nachbarn noch andern Gesell'n.

Wenn ein läufiger Kater heimkommt, so faßt ihn der Arzvor bei den Vorderfüßen und schleift ihn auf dem Heerde dreimal um die eiserne Kette herum, welche aus dem Schlot niederhängt, indem er glaubt, ihn dadurch an das Haus zu binden. Wenn eine Bäuerin von ihrer Heerschaft eine Ohrfeige erhält, so vermeidet sie auf dem Heimwege ihres fließende Wasser, weil sonst die Henne schlecht brüten würde. Wünscht sie getollte Hühner (colla luppola sul capo) zu gewinnen, so setzt sie ihren Hut auf, bevor sie die Eier unterlegt, und sollen es sederfüßige (zanbbeinige) Hähnchen werden, so zieht sie Stiefeln an; wenn sie lauter Hähne haben will, so steckt sie die Eier ihres Mannes in seine Buxen und setzt dann auf Checkstage die Brut ihrem darauf, wenn aber nur mehr Hähne als Hühner, so singt sie, die Eier immer zu dreien in das Nest legend:

In virrò dla nostra vuena — Im Namen unser Nachbarinne
Da gallett e una galiena. — Zwei Hahn' und eine Hinne.

oder wenn mehr Hähner als Hähne:

In virrò de nostr' arador — Im Namen unres Meier
Da gallen ed un cantor. — Zwei Hinnen und einen Schreier.

Ein anderes Mittel, um mehr Hähne als Hühner zu erhalten, ist dieses, daß zu dem Neste Stroh aus dem Bette des Mannes gezupft werde; umgekehrt wirkt Stroh aus dem Bette der Frau. Das Nest macht die Arzvora gemeinlich in einem alten Hute ihres Mannes und glaubt dann sicher zu seyn, daß die meisten Küchlein auskommen werden. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Stenographen bei den Kammer-Verhandlungen.

(Schluß.)

Nun ein Wort über das interessante Personal der Journalisten-Loge, das saß aus lauter geistreichen (wir sagen fast, da es natürlich Ausnahmen giebt), aber arbeitsamen Leuten besteht, denn das Geschäft eines Redacteurs der Debatten ist ein mühseliges. In dieser Versammlung erkennt man neben einander junge und ausgezeichnete Advokaten, die sich im Barreau durch ihr Talent einen Ruf erworben, den ihnen Niemand zu bestreiten wagt, geistreiche Feuilletonisten, die, nicht zufrieden damit, wöchentlich literarische und ernste Journale mit ihren pikanten Artikeln zu würzen, auch über die kalten und trocknen parlamentarischen Diskussionen in denselben Journalen mit Talent und Sorgfalt Bericht erstatten. Auch stehen hier eine Reihe von Schriftstellern, deren lustige Vaudevilles die Armer, über die sie sich des Morgens lustig gemacht, des Abends zum Lachen bringen: jeder hat sein Theater, jeder seine Erfolge. Endlich sieht man auf dieser Tribüne neben alten Militairs junge, bekannte Romandichter und sogar Aerzte, die gewiß, wenn sie den System einer die Hypochondrie zu behandeln haben, ihren Kranken die Lektüre gewisser Reden vorschreiben: zu großen Uebeln gehören große Mittel.

Man wird vielleicht meinen, Leute von so verschiedenen Glaubensbekenntnissen, die an Journalen von so entgegengesetzten politischen Meinungen arbeiten, seyen wenig mit einander betreundet. Aber dem ist nicht so; die Leute stehen auf dem besten Fuß mit einander: die Spottlust, um und der einmal hergebrachten Redeweise zu bedienen, ist sehr intim mit dem Courrier-français; der National läßt die France zum Frühstück ein; der Constitutionnel geht täglich Arm in Arm mit dem Moniteur Parisien, und das Journal des Débats, dieser Würdenträger der Presse, bietet ohne Umstände dem Messager eher dem Commerce eine Prise Taback an. Mit einem Wort, in der Journalisten-Loge arbeitet Jeder, und Jeder hilft dem Anderen, und wir könnten mit Recht sagen, indem wir ein bitterliches Wort parodiren, daß, wenn die Gleichheit auf Erden möglich wäre, sie in der Journalisten-Loge gesucht werden müßte.

Doch stellen wir die Dinge nicht gar zu glänzend dar; auch hier giebt es falsche Brüder, Neider, die hie und Gesicht schneichen, um dich hinter dem Rücken anzuschwärzen, Aufsätze, die, was sie können, herunterreißen, um das Amt eines ihrer Kollegen zu erlangen. In welcher Klasse der Gesellschaft findet man jetzt nicht solche Leute? Aber diese muß man beklagen und sich freuen, daß sie in so kleiner Anzahl da sind, und besonders das Bedürfniß hervorheben, das sie selbst fühlen, ihre Manöver zu verbergen oder zu leugnen.

Die Stenographen, welche von den Sitzungen der Pairs-Kammer Bericht zu erstatten haben, wurden vor einigen Jahren, d. h. nach der Juli-Revolution, da erst seit jener Zeit die Sitzungen im Luxembourg öffentlich sind, als Sinekuristen betrachtet, welche die äußerst selten stürmischen Sitzungen des Oberhauses ohne große Anstrengung mittheilten; daher bestand und besteht noch eine bedeutende Differenz zwischen den Gehalten, welche die Redacteure der Pairs-Kammer und die der Deputirten-Kammer bekommen.

Allerdings sind die Diskussionen in der Pairs-Kammer weniger lebendig, weniger glänzend und pikant als die der Deputirten-Kammer; man wohnt hier nie jenen wüthenden Kämpfen zwischen den Ministern und der Opposition bei, jenen heftigen Reden, deren Ausdrücke sich oft nur allzu sehr von der parlamentarischen Sprache entfernen; da kommen keine jener bitteren Apostrophen, jener tumultuarischen Scenen, jener langen Unterbrechungen und Ordnungsrufe vor, die im Palais Bourbon so häufig sind. Dagegen herrscht hier immer eine ernste, würdige, gründliche Diskussion, von Leuten geführt, die dem Studium der zu erörternden Fragen ein ganzes Leben gewidmet. Daher wissen auch die Redacteure auf dem bloßen Titel des zu debattirenden Gesetzes schon im Voraus, welche Pairs an der Debatte Theil nehmen werden; man ehrt die Spezialitäten des Luxembourg, und man sieht hier keine oder nur sehr wenige jener neuen Leuten, die über Alles mitreden zu können glauben, die bei einer militairischen Frage so gut wie bei einer ökonomischen das Wort verlangen, die mit derselben Sicherheit von Finanzen als von der auswärtigen Politik, von der Marine als von Agrikultur und schwierigen Rechtsfragen sprechen. Und dann hat man den Herren Pairs in den Journalen so oft widerholt, daß sie nichts thaten, daß sie sämmtliche Gesetze, die ihnen von der Deputirten-Kammer zugeschickt würden, ohne Diskussion votirten; man hat ihnen so oft gesagt, daß ihre Kammer nur eine Registrirungs-Kammer sey, daß sie sich nur bemühen, den Titel der Gesetze zu lesen und ihrer Prüfung mehr Zeit zu geben. Es folgt aus dem Allen, daß die Berichterstatter der Pairs-Kammer-Debatten jetzt eine schwerere Arbeit haben; denn man täuscht sich sehr, wenn man glaubt, daß es leichter ist, einer gründlichen, ernsten, ruhigen Debatte, in der Sachkenntniß und Urtheil hervorstechen, ohne zum Flittergold wohlklingender Phrasen die Zuflucht zu nehmen, mit Aufmerksamkeit zu folgen, als einer Rede, die auf Effekt berechnet ist, mitzutheilen oder „die Physiognomie" einer tumultuarischen und lärmenden Sitzung, wie man es in der Journalisten-Loge nennt, zu geben. Doch vergessen wir nicht zu bemerken, daß die Sitzungen der Pairs-Kammer weniger lang und weniger häufig sind, so daß es offenbar nur billig und sinnlhan seyn kann, wenn der die gewöhnliche Differenz rechtfertigt. Möge diese Bemerkung diejenigen Redacteure der Pairs-Kammer trösten, deren Eigenliebe durch eine Gehaltage verletzt würde.

Unter den Berichterstattern der Kammer-Debatten giebt es Einige, die eine doppelte Schwierigkeit zu überwinden haben: wir meinen die, welche für die Abendblätter arbeiten. Sie müssen ihre Sache nicht bloß gut, sondern auch schnell machen. Sie müssen noch den Abend sagen, ihre Stenographie oder ihre Noten zu verdolmetschen; sie können nicht einmal das Geschriebene überlesen, denn da ihr Journal fast unmittelbar nach dem Schluß der Sitzung erscheint, so müssen sie von einer halben Stunde zur anderen Manuskript in die Druckerei schicken. Sie können für keine Rede eine Lücke lassen, um dann des Abends den Namen des Redners zu bitten, sie müssen immer mit der Debatte Schritt halten. Besonders bei den Verhandlungen, die das allgemeine Interesse lebhaft erregen und bei denen man daher den Berichten der Abendblätter mit Spannung entgegensieht, haben sie eine schwere Arbeit: da ist keine Frist für sie; je lebhafter, tumultuarischer, ereignißreicher die Sitzung ist, desto schwerer ist sie wiederzugeben, um desto mehr drängt der Augenblick. Redacteur nach Manuskript, wenn es ist sein Interesse, daß sein Journal unter den Abendblättern zuerst erscheine.

Dazu kommt, daß die Redacteure der Abendblätter sich ganz auf sich selbst verlassen müssen; sie entbehren sich nicht jener gefälligen Unterstützungen, welche die Redacteure der Morgenblätter sich gegenseitig gewähren, und zwar aus folgenden Gründen: wenn der Redacteur eines Morgen-Journals eine Rede, die er sorgfältig nachgeschrieben, einem Abendblatte liehe, so könnte er am anderen Tage leicht in den Verdacht kommen, das Blatt, das zwölf Stunden früher erschienen, abgedruckt zu haben. Doch unter den redigirenden Stenographen weiß man dies und ändert nichts an dem guten Vernehmen, das unter ihnen herrscht. Und dann ist es selten, daß in den außerordentlichen Sitzungen die Redacteure der Morgenblätter ihre Arbeit nicht zu verdolmetschen und durchzusehen haben; denn man verlangt von diesen mehr als von den Abendblättern. Daher haben die Redacteure der Abendblätter, da sie fast mit dem Schluß der Sitzung fertig seyn müssen, wenigstens den Abend frei zur Erholung von ihren Anstrengungen, während die Redacteure der

Digitized by Google

Morgenblätter oft noch mehrere Stunden zu arbeiten haben, ehe sie nur essen können.

Die Redacteure der Provinzial-Korrespondenzen sind im Punkt der Arbeit die Glücklichen der Tribune, und wenn man von der beschwerlichen Aufgabe, mit ihrer abscheulichen autographischen Dinte auf ihrem ennmyanten Papier schreiben zu müssen, absieht, so haben sie eine leichte Arbeit: sie haben nur eine mehr oder weniger ausführliche und ausgearbeitete Uebersicht der Sitzung zu geben, und so wie es vier ein halb Uhr schlägt, müssen sie aufhoren, denn man muß Probebogen machen und sie vor dem Abgang der Couriere auf die Post schicken.

In der Journalisten-Loge sieht man auch einige Engländer, welche Notizen nehmen, die sie nach London schicken, aber diese haben nur einen gastlichen Platz auf der Tribune, und sie werden, trotz dem Juli-Vertrag, doch immer noch wie vor, wenigstens bis zur Kriegserklärung, ausgenommen; man wartet mit ihrer Ausschließung auf den casus belli.

Zwischen dem Stenographe-Redacteur und den Mitgliedern der Kammer, als deren Secretair er erscheint, besteht eine Analogie, die man hervorheben muß. Wie der Deputirte, so ist der Redacteur im Beginn der Session voller Eifer; an der Diskussion der Adresse nimmt er den lebhaftesten Antheil; so wie aber die schönen Tage kommen, wird er lauer, und im Juni ist sein Eifer auf Null herabgesunken. Leider wird der Vergleich von hier ab unpassend: denn wenn die Ordonnanz, welche die Session schließt, erscheint, so gehen die meisten Deputirten auf ihre Güter, um ihre Revenüen zu genießen; der Stenographe-Redacteur dagegen, der meist, so viel wir wissen, weder Güter noch Revenüen besitzt, nimmt mit neuem Eifer die Beschäftigungen vor, deren Emolumente durch die Arbeiten der Session vermehrt worden waren.

Dann zerstreut sich diese buntschectige Menge, die sechs Monate hindurch neben einander in der Tribune zugebracht, auf einmal: die Einen fehren ins Palais, die Anderen ins Theater zurück; der wird einen Roman, den die Session unterbrochen hatte, beendigen, jener besucht seine Kranken, die er gehellt findet; mehrere suchen unschuldige Vergnügungen auf, z. B. nach Versailles zu gehen. Und man glaube nicht, daß wir hier einen schlechten Calembourg machen wollen, denn wir können zur Noth einige Redacteure anführen, welche die ganze Session hindurch sich nach dem Moment sehnen, der sie aus dem Palais-Bourbon erlöst und den Ufern der Seine oder des Canals Saint-Martin wiedergiebt.

Sie gehen schnell voraber, diese Mußezeit, welche die Sessionen des Parlaments von einander trennt; sie geht schnell vorüber für die Minister, für die Pairs, für die Deputirten, das begreift sich leicht, und man findet es erklärlich, wenn diese Herren zuweilen auf sich warten lassen. Den Stenographen nun, sollte man meinen, vergeht diese Zeit noch schneller, aber dem ist nicht so: kaum ist der 15 Novembre da, als diese Vögel, die einige Wochen lang in lustig hellem Käfig zu entfliehen schienen, sich auf jede Weise bemühen, in denselben hineinzukommen; man sieht sie dann zum Journal zurückkehren, um sich die Physiognomie des Büreau anzuziehen und sich mit der neuesten Politik bekannt zu machen, kurz alle Vorbereitungen treffen, die dazu gehören, um mit Muth die Arbeiten wieder zu beginnen, die sie vielleicht am Schluß der vorigen Sitzung mehr als einmal verwünscht hatten.

Es ist leicht, den Grund dieser Verschiedenheit zwischen den Redacteuren und Deputirten anzugeben, die geringe Eile der Einen und den Eifer der Anderen zu erklären: die Deputirten haben nur die Angelegenheiten des Landes zu betreiben, die Journalisten dagegen ihre eigenen, und das ist ein großer Unterschied.

Bald hat man nur noch einige Tage Freiheit bis zur Eröffnung der Session: dann wird von der Thatür der Kammern eine Versammlung von Stenographen berufen. Hier sieht man sich wieder, bewillkommnet sich, lernt ein Paar neue Gesichter kennen, die ephemeren Redacteure jener vergänglichen Blätter, die mit einem Minister-Sturm entstehen und oft mit einem Fall zu Grunde gehen, verlorne Kinder der Presse, deren Existenz an der Ernennung des Präsidenten, an einer Phrase der Adresse, an dem Schicksal eines Gesetzes, an dem unbredurtenstein Antrag hängt, aus dem eine Caprice eine Kabinetsfrage macht. Diese ändern sich alle Jahre; sie allein also haben vor und während der Session beständig zu laufen, zu fragen, zu sorgen, und man die soliden Journale anzeigt, die wechseln selten ihre Debatten-Redacteure: da sie gut und pünktlich bezahlen, so haben sie die besten und behalten sie am längsten: man hat sogar an der Dienstzeit eines solchen Redacteurs einen guten Thermometer für das Gedeihen und den Wohlstand eines Journals. In dieser vorbereitenden Versammlung wählt man unter den ältesten und fähigsten zwei Syndici: diese haben die Pflicht, in der Ordonnanz auf der Tribune zu erhalten und die Rechte ihrer Kollegen zu schützen.

Endlich kommt die Zeit der Session und mit ihr die Arbeit, die Nachtwachen, die Anstrengungen, aber auch die lustigen Geschichten und die pikanten Unterhaltungen. Das ist das Leben eines Stenographe-Redacteurs. Einige Laden es durch ihr Talent zu glänzenden Stellungen gebracht. Wir wollen nicht von den lebenden sprechen, wohl aber von den Todten: Marat, nachheriger Herzog von Bassano, verdankte seine Beförderung und sein Glück zum großen Theil der Gewandtheit, mit der er aufsatze und ausarbeitete, was der Kaiser ihm mit der ihm eigenen Schnelligkeit in Kürze diktirte, und noch wäre Marat, der aus Napoleon's eigenem Munde jene Mansfeste, jene Memeranda, wie man zeit sagt, nachschrieb, die Europa zittern machten und die heutzutage fabelhaft erscheinen müssen, ganz gewiß ein sehr schlechter Stenograph des Moniteur gewesen; aber wenn er nicht Pair von Frankreich geworden wäre, so hätte er ohne Zweifel einen trefflichen Berichterstatter der Debatten im höhern Sinne des Worts abgegeben.

Auch die Eröffnungs-Sitzung aber die Königliche ist noch ein Ruhetag für die Redacteure. Die Thron-Rede wird immer im voraus geschrieben; man braucht sie also nicht nachzuschreiben und hat während dieser kurzen Sitzung weiter nichts zu thun, als die immer sich gleich bleibende Physiognomie dieser feierlichen Versammlung der obersten Staatsgewalten zu zeichnen. Auch die paar Tage, in welchen die Kammer ihr Büreau wählt, sind noch Ruhetage, aber endlich kommt die Adreß-Diskussion, diese für die Stenographen wie für die Minister gleich furchtbare Klippe, jene große Schlacht, in der alle Fractionen der Kammer ihre höchsten Kräfte gegen einander aufbieten, wo die Minister sich mit dem Muth vertheidigen, den die Furcht vor einer schimpflichen Niederlage einflößt, ein Streit, in welchem die Kampfrichter so lange haben zu thun sind als Kämpfer, und dessen Schilderung gewissermaßen den ersten Gesang der Epopöe ausfüllt, deren Katastrophe das Budget ist.

Von diesem Augenblick an muß man das Loos der Stenographe-Redacteurs beklagen, besonders wenn man bedenkt, was dazu gehört, um dieser stürmischen Diskussion zu folgen, sie aufzufassen und so wiederzugeben, daß man zugleich die Leser, die Zeitungs-Directoren und besonders die Redner zufriedenstellt, die Redner, die der Rock reizbarer ist, als das genus irritabile vatum des Horaz.

Mannigfaltiges.

— Lebens-Skizze Guizot's. François Guizot ward am 4. Oktober 1787 in Nimes von protestantischen Aeltern geboren. Nachdem sein Vater daselbst, auf Robespierre's Befehl, hingerichtet worden war, verließ seine Mutter einen Wohnort, der so fürchterliche Erinnerungen in ihr weckte, und begab sich nach Genf, um Trost bei ihrer Familie zu suchen und sich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Der junge Guizot besuchte in Genf das Gymnasium, wo er durch Talent und Fleiß sehr bald ausgezeichnet hervorthat. Nachdem er diese Schule vier Jahre besucht hatte, las und verstand er in ihren Sprachen: Thucydides und Demosthenes, Cicero und Tacitus, Dante und Alfieri, Schiller und Goethe, Gibbon und Shakespeare. Die beiden letzten Jahre seiner Schulzeit widmete er hauptsächlich historischen und philosophischen Studien. Im Jahre 1805 wurde er als reifer Jüngling mit ausgezeichneten Attestaten entlassen, worauf er nach Paris ging, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Im Jahre 1809 gab er sein erstes Werk: Le Dictionnaire des Synonymes, heraus. Alsdann folgten die Vies des poëtes français und demnächst Uebersetzungen von Gibbon's Geschichtswerk mit trefflichen Anmerkungen und von Reid's „Chanten im Jahre 1808.“ Diese literarischen Thätigkeit hatte Guizot bereits vollendet, bevor er noch das 25ste Jahr zurückgelegt. Die Ereignisse von 1814 fanden ihn in Nimes, wo er seine Mutter besuchte, die er lange nicht gesehen hatte. Bei seiner Rückkehr nach Paris ward er durch des ihm eng befreundeten Royer Collard Vermittelung von dem Minister des Innern, Abbé von Montesquiou, als General-Secretair der Ministerium angestellt, in welcher Sphäre er bis zu den Hundert Tagen blieb. Napoleon's Rückkehr trat er wieder in die Faculté des lettres als Dozent ein. Als gegen das Ende der hundert Tage Napoleon's Sturz unvermeidlich erschien, ward Guizot von den constitutionellen Royalisten, seinen Freunden, nach Gent abgesandt, um mit dem Könige Ludwig XVIII. über die Bedingungen der Charte zu unterhandeln und darauf zu dringen, daß der Herzog von Blacas, den man für den Leiter der Partei des ancien régime hielt, von den Geschäften entfernt werde. Als Frucht seiner historischen Studien publizirte er demnächst seine „Collection de Memoires relatifs à la Révolution d'Angleterre“, die bisher schon 20 Bände der „Histoire de la Révolution d'Angleterre“, die „Collections de Mémoires relatifs à l'Histoire de France“ und endlich seine „Essais sur l'Histoire de France.“ Gleichzeitig erschienen von ihm in Zeitschriften einige interessante Abhandlungen über Shakespeare und Calvin, so wie über politische Gegenstände in der neugegründeten Revue Française. Die beschriebene Thätigkeit Guizot's war auch die Ursache seiner baldigen Berufung in Wissenschaft geworden, als im Jahre 1827 der Tod ihm die Gefährtin seines Lebens, seine Frau entriß, die an allen seinen Bestrebungen den lebhaftesten und anregendsten Theil genommen hatte. Gegen die Zeit der Juli-Revolution ward Guizot eines der thätigsten Mitglieder der Gesellschaft Aide toi, le ciel t'aidera, die auch alle gesetzliche Mittel zu erreichen der Wahlen anstrebte. Unmittelbar nach der Juli-Revolution und bis zum Tode Casimir Periers war sein politischer Einfluß minder bedeutend, als seit dem Eintritte dieses Ereignisses, welches ihn und Thiers am 11. Oktober 1832 an das Ruder brachte. Als Minister des öffentlichen Unterrichts war Guizot's Einfluß sowohl in der Deputirten-Kammer, als in dem damaligen Ministerrathe, einem der am längsten dauernden seit 1830, überwiegend. Sein Gesetz vom 28. Juni 1833 in Bezug auf den Elementar-Unterricht wird ihm in der Bildungsgeschichte Frankreichs einen ehrenvollen Namen sichern. Unter welchem Gesichtspunkte man aber auch Herrn Guizot betrachten möge, ob als Privatmann, als Literat, als Geschichtschreiber, als Redner oder als Staatsmann, — immer wird man Achtung vor seinem Talent und seiner Ehrenhaftigkeit bekommen. (Galerie des Contemporains illustres.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Montag den 18. Januar 1841.

Griechenland.

Das neue Athen und seine alten Erinnerungen.

Am 7. Juli 1839 verließ der „Leonidas", eine herrliche Dampffregatte von Französischem Bau, aber mit Englischen Maschinen, den Hafen von Alexandrien. Auf dem Mittelländischen Meere findet man kein schöneres und schnelleres Spiel. Die Ueberfahrt von Alexandrien nach Syrien kostete uns nur 180 Fr.; so wie 6 Fr. für die tägliche Beköstigung und 24 Stunden Zeit. Man braucht auf diesen Dampfzahrzeugen, welche die Französischen Ingenieure auf eine merkwürdige Weise vervollkommnet haben, keiner Gewohnheit des eleganten Lebens zu entsagen. Durch die Französischen Paketboote ist die Verbindung zwischen Malta, Alexandrien, Athen, Konstantinopel, Smyrna und Marseille außerordentlich erleichtert. Im Falle eines Krieges könnte Frankreich in noch nicht einem Tage eine Flotte vortrefflich ausgerüsteter und zum Dienst geeigneter Dampfschiffe versammeln. Die Ausrüstung der Englischen gewährt nicht dieselben Vortheile; sie sind nur zum Transport der Briefe und Reisenden geeignet, und ihre Langsamkeit ist bekannt.

Ein sonniger Himmel, dessen Gluth durch einen leisen Windhauch gemildert wurde, lächelte auf das ruhige Meer hernieder. Am folgenden Tage um sechs Uhr Morgens hatten wir zu unserer Linken Amorgo und die kleine Insel Anapi; vor uns die Cykladen. Wir fuhren zwischen Paros und Naxos hindurch, und um 2 Uhr Morgens warfen wir im Hafen von Syra Anker. Wir sollten das Schiff nicht verlassen, die wir nicht die Quarantaine bestanden hätten. Die Inseln des Aegäischen Meeres, so berühmt im Alterthume, jetzt unfruchtbar und ohne Vegetation, nähren dennoch eine thätige, rührige und redliche Bevölkerung, welche die Dampfschifffahrt in einem gewissen Wohlstande erhält. Naxos und Paros bringen etwas guten Wein hervor. Das berühmte Delos ist so gesunken, daß es Eisel, der hier ausgesetzt wurde, um seine Quarantaine abzuhalten, nichts zu fressen fand. Syra, dessen tiefer, hufeisenförmiger Hafen nur gegen die Nordwestwinde keinen Schutz gewährt, war vor der Griechischen Revolution ein Seeräubernest. Da die Paketboote, welche den östlichen Theil des Mittelländischen Meeres besahren, hier anlegen, so hat sich eine kleine Stadt von 18,000 Einwohnern gebildet.

Wir wollten zuerst Konstantinopel besuchen; aber die strenge Quarantaine, der die von Stambul kommenden Fahrzeuge in den Griechischen Häfen unterworfen sind, schreckte uns ab, und wir beschlossen deshalb, zuerst Griechenland zu besuchen. Mit dem „Leonidas" wollten wir nun die Fahrt nach Athen machen. Ich habe schon erwähnt, daß wir das Ufer nicht betreten durften, und daß der „Leonidas" uns als Gefängniß diente. Die Gefälligkeit des Capitains gestattete uns indeß, in der Schaluppe mehrere Streifzüge um die Insel zu machen. Man kann sich übrigens keinen belebteren Anblick denken, als den kleinen Hafen, in dem die Lustliche, Russische, Amerikanische und Türkische Flagge wehten. Drei Dolmetschtische und drei Französische Dampfschiffe erhoben ihre Schornsteine in diesem Masenwalde. Am vollen Abends führen wir in Gesellschaft des „Mahmudie" ab; oder vielmehr segelte dieser eine halbe Stunde vor uns ab, gleichsam, um uns zum Wettlaufe herauszufordern. Wir eilten rasch hinterdrein, und unsere in Sobo-Sauce verfertigten Maschinen spritzten den klassischen Schaum des Meeres auf, aus welchem Aphrodite hervorgetrieben war. Ein solches Kirchthumsrennen von den Cykladen nach dem Piräus hat wohl ein gewisses Interesse, aber an und für sich ist es doch so wenig poetisch und steht in solchem Widerspruch zu der ruhigen Schönheit des Himmels und zu den klassischen Erinnerungen, daß man sich dadurch eher zu sentimentalen Empfindungen als zu Gefühlen der Bewunderung aufgefordert sühlt. Ich wollte hier einen Streifzug der Sonne sich am Vorgebirge Sunium brechen sehen. Ich fand deshalb um zwei Uhr Morgens auf und sah wirklich das verschwimmende Bild des Tempels und des Felsens. Um 4 Uhr Morgens stieg ich wieder auf das Verdeck. Auf dem klaren Meeresspiegel kreuzten sich tausend kleine Barken; rechts tauchten die hehren Umrisse des „Parthenon's und der Akropolis auf, links Aegina mit seinem verfallenen Tempel. Es war mir nicht möglich, das Verdeck zu verlassen. Die Aufmerksamkeit der Offiziere wurde durch einen weit ruhmvolleren und interessanteren Gegenstand angezogen. Wir waren in der Nacht so rasch gefahren, daß der „Mahmudie" nur einen kleinen Vorsprung hatte. Um 6 Uhr lief dieser in den Piräus ein; um 6 Uhr 5 Minuten wir.

Ein sehr belebtes Bild zeigte sich unseren Augen; aber die enttäuschte Phantasie minderte das Vergnügen des Anblicks. Anstatt der Galeeren des Themistokles beleidigten moderne Schaluppen und Nachen den Blick des Reisenden, und der schneidende Ton der Bootspfeife erinnerte an Portsmouth oder Calais. Die in Italiänischem Styl erbauten Häuser, die flachen Terrassen, die abendländisch aussehenden Straßen, überhaupt die hervortretende Nachahmerei erkälteten den Enthusiasmus. Das schöne Englische Schiff „Asiatic" lag vor Anker; die Mannschaft sang das „Rule Britannia"; wir wurden davon ergriffen, aber die klassischen Bilder wichen aus unserer Seele. Sogar das Grab des Themistokles ist entweiht; hier prangt an einem Pfahle mit rothen Backsteinen der Name des Liqueurhändlers John Johnsen. Der Amerikanische Reisende Stephens gerieth über diese Entweihung so in Zorn, daß er eiligst den Platz verließ, um, wie er sagt, das wüthendste und vergweifelte Maß einzunehmen.

Die gelbe Flagge, die an unserem Maste wehte, zeigte an, daß wir unsere Quarantaine noch nicht abgehalten hatten. Man hielt uns daher überall in angemessener Entfernung, und wir mußten uns auf die bloße Beobachtung beschränken. Ueber die modernen Gebäude am Ufer ragte der Gipfel des Parthenon hinaus und weiterhin der Hymettus und Penteikon. Am Strande herrschte eine außerordentliche Bewegung. An den Thüren der Kaffeehäuser theilten sich die Kaufleute die Tagesneuigkeiten mit, die Schiffe luden ihre Waaren aus, und die Schlowaken in weißen Westen und blauen Röcken schritten auf und ab. Die Schaluppen der Kriegsschiffe, welche mit regelmäßigem Ruderschlage die Wogen durchschnitten, verwollständigten dieses ganz moderne Bild und verwischten die letzte Erinnerung an das alte Griechenland.

Wir blieben am Bord des „Leonidas", so lange derselbe auf der Rhede lag. Am 10ten ging dieser nach Syra ab, und wir mußten unseren liebenswürdigen Gastfreunden Lebewohl sagen: das neue Lazareth, welches die Regierung hinter dem Zollhause hat erbauen lassen, wurde nun unser Aufenthalt. Diese Lage entzieht den unglücklichen Verlangenden jede Aussicht auf den Hafen. An Luxus war nicht zu denken. Die nackten Mauern, die kaum möblirten Zimmer, die Fenster ohne Scheiben, die Betten, in denen sich Schaaren von unwillkommenen Gästen eingenistet hatten, sprachen für die ökonomischen Grundsätze derjenigen, die uns dieses Asyl eröffneten. Dafür mußten wir täglich 18 Schillinge bezahlen. Der Preis der Verköstigungsmittel, die uns ein Restaurateur lieferte, war nicht weniger übertrieben. Der Direktor des Lazarets bot uns als ein Mittel gegen die Langeweile Italiänische Ueberssetzungen der „Corinna" und des „dreißigjährigen Krieges" von Schiller an. Unsere Hauptzerstreuung bestand aber darin, daß wir unsere Komische Philologie auf Kosten der Schildwache übten, die nicht wußte, was sie auf unsere unverständlichen Fragen antworten solle. Nach sünftägigem Harren wurde endlich unsere Thür geöffnet und wir in Freiheit gesetzt. Jetzt erblickten wir Alles eine andere Gestalt; unsere Wächter, welche uns mit ihren langen Stangen in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hatten, näherten sich uns und jetzt vertraulich. Der Direktor reichte uns die Hand und freundlichste mit uns, und die Schildwache sah uns mit einem Blicke nach, der zu sagen schien: „Glückliche Reise! Gott sey Dank, daß ich Euch los bin, und diese Euch der Teufel!"

Der erste Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit erregte, war ein Omnibus. Wer sollte es glauben? Zur Beglaubigung führe ich die Ankündigung an. „Der Omnibus", lautet diese, „geht vom Basar im Piräus und von der Ecke der Hermes- und Aeolus-Straße ab. In beiden Orten macht er einen Halt von fünf Minuten; während des Halts bläst der Conducteur in die Trompete. Preis des Platzes: eine Drachme." Empört von dem Omnibus mietheten wir zwei Kalechen, welche eine wahre Parodie auf alle Wagen waren. Kaum hatten wir die Ruinen der Mauer des Themistokles bewundert, als wir vor einer Schenke anhielten, da vor einer wahrhaften Schenke, wo Branntweine und gewürzte und gepfefferte Liqueure, wie sie die Griechen lieben, verkauft werden. Die Fruchtbarkeit der Ebenen um Athen lieb und diese schandbare Neuerung einigermaßen vergessen, und wir zogen in die Stadt ein, ohne den Tempel des Theseus, bei welchem der Weg vorbeiführte, angesehen zu haben.

Alle Gasthöfe waren überfüllt, mit Ausnahme des albergo reali von Casali, wo wir ein theures Unterkommen fanden. Ueberhaupt ist es schwer für einen Fremden, der einen Bedienten hat, in Athen weniger als eine Guinee täglich auszugeben. Und welche grausamen Nächte verlebt man in diesem theuren Gasthofe! Die einzigen Götter und Göttinnen, denen wir bei unserer Ankunft opferten, waren die

Digitized by Google

fliegen und andere Insekten, welche keinen Schlaf unseren Augen nahen ließen. Während wir mit diesen furchtbaren Feinden einen Kampf auf Leben und Tod führten und unsere Quälgeister allen Gottheiten des Erebus weihten, hörten wir im Nachbarzimmer das Geräusch umgestürzter Möbeln und Irische Flüche, was auf ähnliche Leiden wie die unseren deutete. Endlich kam der Morgen. Ich hatte das Romaische studirt, in der Hoffnung, mich den Neu-Griechen zu verständigen. Ich bemerkte aber bald zu meiner Verwunderung, daß sie nicht gern ihre Muttersprache mit Fremden sprechen. Das Italianische ist in der ganzen Levante verbreitet. Die meisten Reisenden, welche aus London oder Dublin ankommen, leben der Idee, daß das Englische die einzige anständige und in der ganzen Welt verbreitete Sprache ist. Ihre Verwunderung ist wirklich naiv, wenn sie laut sprechen und der Commissionair oder der Aufwärter sie nicht versteht.

Es war Zeit, die Ruinen Athens zu besichtigen. Unser erster Besuch galt dem Thseus-Tempel, welcher in eine dem heiligen Georg geweihte Kirche umgewandelt ist, und in welcher sich eine Menge antiker Ueberreste finden. Dieselbe würde ein herrliches Museum seyn, wenn die Gegenstände, die er enthält, der Nation und der Zeit, an die er erinnert, würdig wären. Die 34 Säulen von weissem Marmor aus der Zeit des Miltiades stehen noch aufrecht, obgleich die Türkischen Bomben und Kugeln sie vielfach beschädigt haben. Dennoch werden sie die neue Bedachung sicherlich überdauern. Vom Thseus-Tempel begaben wir uns nach der Akropolis, welche eine der fruchtbarsten Ebenen um 150 Fuß überragt. Den Zugang zu der Festung erschweren Trümmerhaufen. Es ist schwer, ohne den Verdacht der Ueberschwung zu geben, die Empfindungen zu schildern, welche diese verehrten Reste so vieler untergegangenen Herrlichkeiten erwecken. Ich überschritt rasch die eingesunkenen Stufen der Propyläen und stand nun inmitten umgestürzter Säulenschäfte. Die jetzige Regierung unterläßt nichts, was zur Wiederherstellung dieser Ruinen dienen kann, und der Victoria wird ein Denkmal aufgerichtet. Unglücklicherweise ist das Burkstoff und Löcherliche hier mit den grobartigsten Empfindungen und edelsten Erinnerungen verbunden. Die Herren John und Thoms auf Dublin schienen die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß den Mauern der Akropolis noch etwas fehle, wenn ihr glorreicher Name nicht an denselben prange. Wir hörten herrlichen Unsinnes haben sie alle Denkmäler in Athen verziert.

Diese Entweihungen führten uns wieder auf die Wirklichkeit zurück. Als wir den Ilissus gänzlich versiegt sahen und in der Kalirrhoe kaum so viel Wasser fanden, daß wir unsere Finger hineintauchen konnten, mußten wir wohl unserem klassischen Enthusiasmus Schweigen gebieten. Die Schönheit der alten Zeiten entschwindet uns. Als wir das Thor des Hadrian, das thorgische Denkmal, welches gewöhnlich die Laternen des Demosthenes heißt, den Tempel der Winde beschützten, stand doch, trotz der tiefen Bewunderung, die uns diese herrlichen Ruinen einflößten, zugleich die neue Stadt, d. h. das Elend und die Unordnung, vor unseren Augen. Es giebt keine andere Stadt, welche so verzweifelnden Athen den Anblick streitig machen könnte. Ganze Straßen sind verfallen, und Trümmerhaufen umgeben die Türkischen Moscheen, die Griechischen Kirchen und die alten Bazare. Die Regierung besitzt nicht die nöthigen Mittel, um diesen Wust aufzuräumen. Hier und da sieht man ein neues weißes Haus, welches das Bild der Verwüstung nur greller hervortreten läßt. Einige, wenn auch nicht sehr bedeutende, imposante Villen erheben sich in dem östlichen Viertel der Stadt; dort bewohnen der König und die Königin ein kleines Haus, bis der herrliche Palast, der nach Klenze's Zeichnungen gebaut wird, das erste Stockwerk überschritten haben wird.

Die zwanzigtausend Einwohner Athens sind eben so arm wie die Stadt. Sonntags Abends kommen man Musterung über sie halten, denn die jetzigen Athenienser, welche eitel und neugierig sind, versäumen keine Gelegenheit, zu sehen und gesehen zu werden. Ich verfehlte nicht, mich nach der Mode-Promenade, welche an der Stelle der alten Akademie liegt, zu begeben. Hier sah ich den König und die Königin vorüberreiten: der König war in Griechischem Kostüm, die Königin mit einem Amazonen-Reitkleide. Dieselben wurden von allen Parteien geliebt, und sie gilt für eben so gebildet wie wohlthätig. Ein kleines allerliebstes Mädchen, an welchen die Blicke der Anwesenden mit besonderer Theilnahme hafteten, begleitete Ihre Majestäten. Ich erfuhr, daß es die Tochter von Marcos Bozzaris sey.

Die einzigen *Kaffeehäuser* oder öffentlichen Anstalten, welche Beachtung verdienen, sind die Münze, die Königliche Druckerei und die lithographische Anstalt. Die Münze ist in etwas schwerfälligem Style ausgeführt. Die Präge'stöcke sind äußerst elegant. Die Münzen sind mit dem Brustbilde des Königs Otho geziert und auf der Rückseite mit der Inschrift: *Βασιλεὺς τῆς Ἑλλάδος*. Die Druckerei hat einige bemerkenswerthe Erscheinungen geliefert, darunter eine Sammlung von Volksliedern. Die lithographische Anstalt hat einen schönen Plan des alten Athens herausgegeben. Die wenigen Läden sind ziemlich schlecht versehen, dennoch habe ich eine recht gute Buchhandlung darunter gefunden.

Bald überwältigt des Alterthalts in der einst so glorreichen, jetzt so gesunkenen Stadt, besichtigen wir die Marmorbrüche des Peutelikon und durchwanderten in Begleitung zweier Bedienten, von denen einer Lord Byron gedient haben wollte, den Isthmus von Korinth. Unter den Griechischen Bedienten giebt es nur wenige, die nicht Lord Byron gedient haben; es ist dies für sie ein Mittel, den Preis zu steigern. Ich will nicht wiederholen, was schon so viele Reisende über die Schönheit des Landes und über die Empfindungen, welche die großen Erinnerungen der Vergangenheit in der robusten Brust erwecken, gesagt haben. Ich beschäftige mich mit dem modernen Griechenlande und nicht mit dem alten, und über den zwei oder drei verfallenen Häusern, welche das heutige Korinto bilden, vergesse ich das schöne Korinth mit den goldenen und marmornen Palästen.

(Fraser's Magazine.)

Italien.

Die Bauern der Romagna.

(Fortsetzung.)

Den Kapaunen werden die ausgenommenen Eingeweide ins Trinkwasser gegeben mit den Worten:

Bev' l'acqua de tu cul;	Trink dein Bohnenwasser;
Et' vi la voja,	Siehst du den Weg,
Corr' alla corte;	Lauf auf den Hof;
Et' vi la pajanca,	Siehst du das Wiesel,
Corr' alla capanna;	Lauf ins Hausel;
Et' vi e fischeti,	Siehst du den Faiken,
Corr sott' a capanett.	Flieh unter den Ballen!

Um den Hühnerhof noch besser vor dem Marder zu verwahren, geht die Arzdora um Mitternacht auf den Hof der Nachbarin, schlägt zwei Eisen an einander und singt leise:

Donditera, donditera,	Wieselchen, Wieselchen,
Va a ca dalla tu nsena;	Geh' der der Nachbarin Thür
Va a magnea la an pisena.	Und frik die Küchelchen!
Donditera, va int a bus	Wieselchen, geh' in die Kuhle,
Cat daro la rocca e fus,	Ich geb' dir Rocken und die Spule,
E la rocca da filez,	Und den Flachs zum Spinnen,
La pisena lasia stez.	Die Küchel laß hinnen.

Auch wirft sie die Eierschalen, aus denen die Hühnchen ausgekrochen sind, so geschwind als möglich in das Nachbarhaus, um dem Wiesel weiß zu machen, dort sey die Brut.

Krankheiten bei Menschen und Vieh gehen dem Abergläuben bei weitem mehr Spielraum. Sympathien sind überall so verbreitet, daß es nicht der Mühe lohnt, hier einige anzuführen; sie werden zum Theil als Präservative gebraucht, z. B. ein Band von Gras oder Kornhalmen um das Hausgeräth gebunden, welches beim Mähen das Ansehwellen verhüten soll. Auch der Glaube, daß man durch Sympathien Krankheiten und Tod erzeugen kann, hat in der Romagna eine große Herrschaft. Ob Jemand krankhaft geworden, so legt er-eine Bohne in die Tränke, meinend, daß mit dem Aufquellen der Bohne der Dieb schwellen und, wenn er das Gerauhte nicht zurückerstatte, sich zu Tode schwellen müsse. Das sogenannte Schwinden glaubt man durch Paare, Knochen und Federchen zu bewirken, welche man Jemanden unter das Kopfkissen oder in die Matratze steckt. Ebenso macht die Herr im Mühlchen der Petrosinella (im Pentamerone des Basile II. 1.) durch drei Galläpfel im Küchenkalken einen Zauber. Das Bezaubern durch allerlei Aepfel und runde Früchte ist in der Romagna ebenfalls üblich. Sobald Jemand erkrankt, wird Herrerei vermuthet; man trennt in Eil an Kopfkissen und Matratze die Nähte auf und sucht unter der Wolle nach Haaren, Knochen und Federn, durch deren Entfernung den Kranken zu heilen gedenkt. Um Kinder vor dem Beheren zu schützen, soll sehr dienlich seyn, das Vater over Mutter in die Asche, mit welcher das Feuer des Herdes zur Nacht bedeckt wird, darnen. Um zu unterschen, ob ein Kind behext sey, kochen sie Madonnenkraut in Wasser ab; dies Wasser soll denn Waschen an beheren-Kindern Streifen (strei) hervorbringen, zugleich aber den Zauber lösen. Manche Bauern machen über ein Kind, welches für verwünscht gehalten wird, drei Kreuze mit dem Ringe einer Mutter von zwölf Söhnen. Im Allgemeinen wird angenommen, daß der Zauber nur durch einen Unheil Verkehr getilgt werden kann; sie hilden sich aber ein, ein anderes dadurch beschwichtigen zu können, daß sie Kinder und Brittlaken des Kranken austochen. Eine bereitige Ruß gilt für ein Amulet; wenn die Arzdora eine solche findet und irgenwo im Hause niederlegt, so ist das ganze Haus vor Zauberei behütet. Am gewöhnlichsten soll Unheil durch das böse Auge (malochio) angerichtet werden. Um eine vom bösen Auge angethane Krankheit zu heben, muß der Erwachene auf ein Pfänchen Plantintomma (Verbascum man) drei Morgen nach einander in Wasser gefunkt, wofern das Kraut welkt, sonst nimmer; ein Kind dagegen muß sich mit Reibkraut, in Wein gekocht, waschen, dazu gehören drei Arlen Kraut, die muß man wissen. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit sind aber alle Weiber gern erbotig, sie zu nennen; es sind die Pflanzen: Leontodon officinalis, Systerium Heracles und eine Art Aragalis. Das Reibkraut wird auch bei Kühen und anderen Thieren hierzu vor den Zauber angewendet. Meistens kocht man über Nacht die Decken und Hatster von krankem Vieh, um die Here over den Herenmeister in Person herbeizunöthigen. Einem kranken Schweine, welches ohne Frage hexen over behext ist, schneidet der Arzdor ein Stückchen vom Ohr und ein Stückchen vom Schwanz ab, thut beides in einen Kessel mit Wasser, kocht es, rührt mit der Gabel um und schüttet es zuletzt in die Mistgrube. Wenn die Kühe keine Milch geben, so muß wiederum gegen die Hererei gearbeitet werden; ein Leberendchen mit etwas Schweiel in einem Topfe verbrannt und in den Stall gesetzt, probatum est.

Noch das gewöhnliche Zaubermittel, um einem Menschen das Schwinden anzuthun, ist die Aufnahme seiner Fußspur, pedga tajera d. i. pedica (für pedata) tagliata, in Toscana genannt orma tagliata. Der Zauberndе hält sich auf der Straße dicht an den Fersen seines Opfers, die Erde, welche er frisch von einem der Fußtapfen aufrafft, steckt er in ein Beutelchen und sagt dies, die Verwünschung murmelnd, unter einen Balken oder unter den Rauchfang seines eigenen Hauses. Wenn Jemand sich für bezaubert durch die pedga tajera hält, so sucht er Einen zusen, welcher gefeibt ist, oder welcher die Kraft hat (la

Digitized by Google

virtù), d. h., welcher etwa der siebente Sohn seiner Mutter ist, oder mit dem Madonnenhemd (das vielleicht der aus Mährchen bekannten Glückshaut entspricht) zur Welt gekommen. Dieser kindet sich an dreien Morgen ein, wann noch der Kranke nüchtern ist, und wischt deßen Länge und Breite mit jenen drei vollenen Fäden, saßt dann ein wenig Asche oder Sand, in welches der Kranke seine Fußspur gedrückt hat, in einem Lappen auf, welchen er in das nächste fließende Waßer trägt; er muß, sobald er den Lappen hineingeworfen hat, eilends entlaufen, damit er den Schall der eintauchenden pedgra nicht mehr höre; denn hört er dießen, so kann der Kranke nicht wieder gesunden. Ohne Meldung verloren ist auch der Bezauberte, wenn der Zauberer die Bosheit hatte, das Beutelchen mit der Zuftapfe ins Feuer zu werfen und zu Asche verbrennen zu laßen. Ein anderes Uebel, welches durch Verwünschung hervorgebracht werden soll, ist der Bendehals, Colorto. Diese Halsverrenkung und überhaupt jede Gliedervererkung wird durch besonders begabte Besprecher geheilt, mit saß denselben Ceremonien, welche Albertus Lucius in den Arkanen beschreibt.*)

Die Heren der Romagna halten nicht anders als die unsrigen eine jährliche Zauberfahrt und Zusammenkunft, reitend auf Besenstielen und dgl., nur daß es statt der ersten Mainacht in der Johannisnacht geschieht. Jroch in einigen Dörfern geht die Sage, daß sie in der Nacht des Sammid (des Heverfestes, unter den alten Russianen von Benevent ihren Reichstag halten. Fromme und gute Leute hüten sich, in der Herennacht aus dem Hause zu gehen oder gar einen Kreuzweg zu berühren, weil sie fürchten, von den Heren mit Beeren, welche diese zu ihren Zaubereien in den Gehölzen sammeln, beschädigt zu werden. Dagegen stellen sich wohl vorwitzige Bursche geflißentlich auf einen Scheideweg, um den Heren beim Vorüberziehen ihre Augen werden dann aufgethan, daß sie die schwärmenden Heren vorüberziehen sehen; auf den Zuruf: Hen staga l'untorchea „Gie grüßet du Gegabelter!" haben sie zu antworten: Hen vega a cha d'andea „Willkommen, die Du fahren mußt!" Es wird erzählt, daß ein junger Mensch bei diesem Wagestück, als er seine Liebste an der Spitze eines Heerenzuges daherreiten sah, vor Verblüffung und Verwunderung zu erwidern vergaß; da schrie das Mädchen ihm zu: Prema d' man tam l'ai da paghea. „Vor Tage sollst Du mir das büßen!" und der Jüngling lief von Wahnsinn gejagt in das Weite und ist nicht wieder gesehen worden. Es sollen auch noch andere gebrime Sprüche üblich sein, welche die Heren niemals bekennen wollten. Der Herenmeister giebt es meistens. Wer nun einem Weibe einen Besen quer vor die Thür, so soll sich bei ihrem Ausgang zeigen, ob sie mit Recht oder Unrecht verdächtig sey, denn die Heine schreitet unbefangen hinüber, die Here thut den Besen erst bei Seite. Oder sie suchen die Verdächtige mit einem Salzkorne in Berührung zu bringen, denn eine Here, sagen sie, muß danach unverzüglich niesen. Um zu sehen, ob eine Here eine Here sey, thut man eine im Zubetjahre geschlagene Münze in das Weihwaßerbecken oder einen Katerkopf auf die Kirchschwelle; die Here fängt sogleich zu murmeln an und kann die Kirche nicht verlaßen, bis die Hindernisse wieder entfernt worden sind. Auch wenn einer Here während der Elevation Feue aus Haupt geteret wird, so kann sie nicht mit den Andern aus der Kirche gehen, sondern muß bis zuletzt bleiben, bis sie frei macht. Endlich noch ist, wenn Jemand einen Pferdezaum übers Kirchdach von einem Giebel zum anderen hinüberwirft, den Heren, welche drinnen sind, der Ausgang verwehrt.

In dem Herenglauben macht die Ahnung überall wiederder lebenmächtige einen Versuch, sich aus jener Willkür und Verworrenheit der Einwirkungen von zufälligen und fremdartigen Dingen auf einander wiederherzustellen und zu dem Rechte des Geistes, daß er das Natürliche überwältige und beherrsche, zurückzukehren; denn in der Hexerei bringt der mächtige Wille des Menschen die Verwandlung der von ihm abhängigen Natur hervor, freilich nicht ohne zu mancherlei Bedingungen gekuüpft zu sein, weil der dunklen Vorstellung, welche hierin waltet, die Reflexion und die Helligkeit und Schlechtigkeit solches zaubernden Willens innewohnt; so vermag der Wille des Zaubernden zunächst nur vermittelst äußerlicher Arkane sich zu bethätigen. Die Annäherung an das Geistige wird aber noch größer, indem auch Zauber ohne irgend ein Zaubermittel, selbst ohne Hülfe des vom bösen Willen geleiteten vergiftenden Blickes, durch das bloße Wort, durch leidenschaftliche, verwünschende Formel vollzogen wird. Krankheiten, Schäden und Uebel aller Art, sogar die Elemente und Wind und Wetter werden besprochen und durch Sprüch entweder empört oder gedämpft. Der geistigen Stufe, auf welcher diese Vorstellungen stehen, ist es ganz gemäß, daß hier das Wort, auch ohne aus dem Willen hervorzugehen, die ganze Energie des Willens in sich hat. Es ist nicht zu den zufälligen Aussprechen Gutes oder Böses stiftet, wie z. B. in der folgenden Beschwörung vorausgesetzt wird. Daraus entspringt das Bewußtsein, auf jedes Wort zu achten, das Wort gelangt in sich selbst zu wesentlichem Werth und wird zum gemeßenen formulirten Worte. Es ist daher weder zufällig, noch bloß armselig, daß die Bauern so fest an hergebrachten Formeln halten: denn der rechte Spruch wirkt Gutes oder Böses, die Versäumniß des wirksamen Wortes stiftet Schaden; gar der feierliche Spruch ist ohne Anderes Segnung oder Verwünschung. Das Wort wird überhaupt in unentwickelteren Zuständen des geistigen Lebens, auch ohne daß ihm magische Kraft beigelegt würde, als der unmittelbare Ausdruck des Geistes bedeutungsvoller, als dies in der Sphäre unserer reflektiven Bildung möglich ist, und weckt das Wohlgefallen an gnomischer Gestaltung. Aus dem Sprucheschatz der Romagna ist im Obigen schon Verschiedenes mitgetheilt worden: auch in Beziehung auf ihren Landbau und ihre wirthschaftlichen Angelegenheiten haben sie eine Menge von Erfahrungen und praktischen Regeln in Reimpaare gefaßt, wie dies:

Vanga quast pu	Aus Hacken geh' geschwind,
E semna con l'bu	Und acker mit dem Rind.

oder wenn sie den Weinstock sprechen laßen:

Nomlo tè, nomio dea	Zieh' mich nicht her noch hin,
Nom anir a toran quand a non fag.	Laß ließ mich stehn, wenn ich bereinet din.

und zur Anempfehlung eines kräftigen Beschneidens der Ranken:

Fam porra cost laró roch.	Mach' mich arm, so will ich dich reich machen.

Eine Art von Besprechen läßt sich in folgendem Brauche finden: Wenn die Bienen schwärmen, so zieht die ganze Familie dem Schwarme nach, eilernes Geräthe zusammenschlagend, und lärmt so, bis der Schwarm sich anhängt; sind jedoch der Anzug der Bienen unvermerkt statt, so läuft die ganze Nachbarschaft zusammen und erhebt ein Geheul, indem Jedermann unablässig die Worte wiederholt: Pora, pora la mestra, pora la mestra! welches vielleicht bedeutet: Fürcht' dich, Königin, fürcht' dich (von paura, wofern das pora nicht mit porre zusammenhängt: setz' dich!). Unter solchem Geschrei verstellt sich der Hause und sucht den entkommenen Schwarm. Sobald sie diesen an einem Aste hängend finden, schneiden sie denselben den Ast ab und thun die Bienen in einen neuen Korb, worüber sie jedoch nicht schließen, bevor sie ihn mit süßem Weine besprengt haben. Die Formel, welche den Bienenschwärm bewegen soll, sich in der Nähe niederzulaßen, erinnert an die unter unseren Kindern üblichen Beschwörungen der Marienwürmchen, Maikäfer, Schnecken, Schmetterlinge: Maikäfer, flieg u. s. w. Schnecke im Haus, heb die Hörner raus! u. s. w. Schmetterling, setz dich! u. s. w.

Zum Schluße möge verstattet sein, noch einige Reimsprüche und Gebräuche anzuführen, welche sich an kirchliche Feste und Jahreszeiten knüpfen. In der Epiphaniasnacht ziehen junge Burschе, ob auch das Wetter schlecht sey, mit Violinen und Guitarren umher und singen die Befana, wofür sie Eier, Brod, Käse, Bratwürste oder Schweinsschinken erhalten. Dieses Singen wiederholt sich zur Fastenzeit und zu Ostern, wie dies auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands geschieht. Die Liederchen, welche in aller Kinder Munde sind, spielen meist auf die Ostern an, werden aber auch zu sam Fest der heiligen drei Könige gesungen, z. B.:

Da lontano siam venuti	Wir kommen her aus weiter Fern',
Per cantarvi la pasquella,	Die Ostern anzukingen,
Colla cetra e col liuti,	Laßen Cithern und Lauten klingen;
Per inviar la mortadella.	Ein Würstchen hatten wir wohl gern.
Viva Pasqua, Epifania	Ostern und drei König, die sollen leben,
E la buona compagnia.	Und die gute Gesellschaft auch daneben.
Su lavatevi, messere,	Auf, lieber Herre, steht darein
E dunatevi un biechiere	Und schenket uns ein Becherlein
Di buon vin che Pastro mova	Von gutem Wein, so Mutz und hier
Per cantare, e quattro nova	Zu singen machte: ein' Eier oder
Su donatevi, e abbondanti	Scheuti uns dazu; auch werden brod
Laddi arreste dal cantanti.	Die Sänger sagen Dank und Lob!
Viva Pasqua etc. etc.	Ostern ꝛc. ꝛc.

Zur Vergleichung ein ähnliches Todtanisches Lied:

Da lontano abbiam saputo,	Es ward uns in der Ferne kund,
Che nonnzzate il porco arete.	Daß ihr das Schwein geschlachtet habt.
Qualche cosa ei darete	Nun gebt uns auch ein Bißel ihr,
O salsicein, o mortadella.	Wurstwurst, Bratwurst wohl bereit.
Viva, viva la Pasquella.	Es lebe die fröhliche Osterzeit.
Su levateci, padrona,	Auf, und feisch, ihr gute Frau,
Vi mettete la pellicela,	Thut einmal eu'r Pelzchen an,
Andiasi alla solarcela,	Wollet auch an die Wirstle 'ran
E portate una capiella.	Und bringt uns eine Kleinigkeit.
Viva, viva la Pasquella.	Es lebe die fröhliche Osterzeit.

Dieselben Gaben erbitten die Kinder, welche am Rheine zur Fastnachtzeit mit einem Hahne im Korbe umherziehen und singen:

Hawele, hawele Hahne	
Fastennacht geht one,	
Dreben in dem Dinkelhaus	
Hänat ein Korb mit Eier raus;	
Dreben in der Hirte	
Hangen die Bratwierste; u. s. w.	

und die Kinder im Holsteinschen, welche den todten Fuchs umhertragen:

Dodden in der Hunsfirch	
Hangen die langen Mettenwürst;	
Gebt uns von den langen,	
Laßt die kurzen hangen;	
Sind sie uns zu feine,	
Gebt uns zwei für eine;	
Sind sie ein wenig verbrochen,	
So sind sie leichter kochen;	
Sind sie etwas fett,	
Je beßer es uns schmeckt.	

und auch die Kinder, welche den Reichen einen grünen Strauß bringen:

Ich bring' zum Faßtelabend einen grünen Busch.	
Hatt' ihr nicht Eier, so gebt mir Wurst.	

Abends wird am Drei-Königstage das Glücks-Orakel oder die Ventura gezogen. Freunde und Verwandte kommen zusammen; man thut in einen Topf so viele Kastanien, Maisörner oder Bohnen, als Personen zugegen sind, darunter ein gezeichnetes Stück; hierauf wird deßimmt, was derjenige sein soll, welcher die Ventura ziehen

*) Colui qui fait l'opération doit déchausser son pied gauche et n'en serrir que toucher trois fois la pied malade, en formant des signes de la Croix avec le même pied gauche, en prononcant les paroles suivantes: A la première fois Ora Sata +, à la seconde fois Adonai +, à la troisième fois Super astete +. Le pied malade doit être touché au dessus de l'entorse, et on n'en sert aussi bien pour guérir les chevaux que pour guérir les hommes.

Digitized by Google

wird, entweder der Klinkte, oder der Faustke, oder der Verliebteste, oder was ihnen sonst Tollet in den Sinn kömmt; die Loose werden geschüttelt, und Jedermann zieht sein Scheine; wer den Treffer zieht, der ist der Fortunato, das heißt nun aber der Klinkte, oder Faustke oder was sonst bestimmt ist. An diesem Abende giebt allemale die Aelteste im Hause das Abendessen. Auf das Karneval freut die junge tanzlustige Welt sich das ganze Jahr hindurch. Schon mehrere Wochen vor dem gesetzlichen Eintritt der öffentlichen Freiheit beginnen die Tänze im Familienkreise. An den eigentlichen Ball-Abenden (veglie) pflegen Kinder in Masken zu erscheinen, mit Bändern und Blumen geputzt. Die Männer sind verpflichtet, der Reihe nach jeder eine Flasche Wein zum Besten zu geben; jede frische Flasche wird mitten auf den Platz gestellt, die Gäste schließen einen Kreis und umtanzen dieselbe, worauf der Umtrunk folgt. Den setzesten und schwersten oder den reichsten Mann in der Gesellschaft pflegen die Uebrigen, wenn die Lustigkeit erst steigt, auf ihre Schultern zu nehmen und im Triumphe in sein Haus und in seinen Keller zu tragen, wofür er ihnen Allen zu trinken giebt. Am Tage sieht man auch einige Masken in den Dörfern umherziehen. Dies ist aber nur ein Bettelei. Irgend ein Schlankopf zieht ein Hemd über seine gewöhnliche Kleidung, nimmt einen Stock in die Hand und geht in diesem Aufzuge, indem er eine Alte vorstellt (man nennt es andea in veccia) von Haus zu Haus. Ueberall schreit er: Jo, la povra veccia! „Hallo! die arme Alte!“ Man reicht ihm Brod, Wein, Fleisch, Eier, Käse herum, worauf er spricht: La bona per la povra, jo, jo! „Gut dass für die arme Alte!“ Kriegt er aber nichts, so lautet sein Spruch: La brunzela, jo, jo! „Verbrennen soll das Haus! hallo! halle!“ Das Ende solcher Maskeraden pflegt eine große gatta, d. h. ein Saufgelage zu seyn. Häufig hat die Alte noch eine andere Maske bei sich, bagagliene genannt; der bagagliene hat ebenfalls ein Hemd übergezogen und trägt eine Mütze auf dem Kopfe; dieser schreit aus Leibeskräften: Loch il pover Carneval ist, jo! oder Loch! ch'a s-pover carneval, chiu sin vuo, sin vuo andea. „Da ist der arme Karneval, der will, der will wandern!“

Am ersten Sonntage in den Fasten haben die jungen Burschen und Mädchen unter einander ein Spiel, welches sie Sora verde „Blatt heraus!“ nennen. Mit diesen Worten nämlich fordern sie am Obersonntage einander auf, ein grünes Blatten vorzuweisen, welches sie zu diesem Ende am Fastenfountage einander gegenseitig brechen. Wer dann das Blatt nicht bei sich trägt, fällt in die Buße, welche in einer Anzahl von Eiern besteht. Dieser Gebrauch herrscht in den Städten wie auf dem Lande. Die Kinder erfinnen allerlei Listen, um eines das andere zu überrumpeln und ohne Blätchen anzutreffen, ganz wie bei unserem Vielliebchen-Spiel. Liebhaber pflegen auch das Blatchen zu verleugnen, wodurch sie sich die Gelegenheit verschaffen, ihrem Schätzchen ein Geschenk zu machen. Den Mädchen, welche während des Karnevals keinen Mann gefunden haben, besonders solchen, welche dafür gelten, galant zu seyn, stehen sie am ersten Fastensonntage die fagiolara, d. h. sie werfen zum Hohne auf ihre Thürschwelle Bohnen oder Erbsen, Salz, getrocknete Feigen und sonst dergleichen. Die jungen Bursche haben ein Liedchen, welches sie in der Fastenzeit zu singen pflegen, obgleich es sich nicht auf diese allein bezieht:

Oh la quaresena dell' do zambell —
Cum pio a vi guerd, e cum pio am pari bell.
E cum o ves la pasqua dagli oo rossa,
Cum pio a i vi guerd e manch a vi connoss.

L'e ben passea S. Bertul, amor mi bell!
Ball to man ancor a no vest quell.
E dà de lèph taiese at vusi impatra
La fazza mi non ti fara ballea.

Oha! mit wet Feingeln die Fastenzeit!
Je mehr ich euch seh', je schöner ihr send.
Und Ostern mit den rothen Eiern kömmt,
Je mehr ich euch seh', je mehr thut ihr fremd.
Schon lieb, nun ist auch S. Bertel vergangen,
Den Strauß Handen Nichts dat' um sonst bringen.
Beim Erstang, o gewiß! dann habe den Schaden!
Da soll keine Mirne zum Tanze Dich laden.

Das Mädchen aber antwortet:

La fazza mi la ti farà vider,
Sen ball con te, cha ballaro con dietar.

Meine Miene, die wird Dir's weisen, mein Hand'
Tanz' ich nicht mit Dir, mit Andren ich tanz'. —

(Schluß folgt.)

Türkei.

Behandlung der Irren in Konstantinopel.

Von einem Englischen Reisenden.

Eines der schönsten Derwisch-Klöster in Konstantinopel, nicht fern von der hohen Pforte, ist zur Aufnahme der Wahnsinnigen dieser Hauptstadt eingerichtet worden. Die Gebäude liegen rings um einen Hof, in dessen Mitte sich eine Fontaine befindet; an der einen Seite desselben gelangt man auf die Straße durch ein von einem Thürhüter bewachtes Thor, durch welches übrigens dem Publikum freier Eintritt gestattet ist. Drei Zimmer befinden sich an jeder Seite des Platzes im Erdgeschoß, sie haben eine Thür, zwei Fenster nach dem Hofe hinaus und zwei nach der entgegengesetzten Seite, die alle mit starken eisernen Gittern verwahrt sind, durch welche eine außerdem befestigte schwere eiserne Kette in die Fenster hineingezogen ist, ungefähr zwei Ellen lang und in ein fünf oder sechs Pfund wiegendes Hakeisen auslaufend; auf so schreckliche Weise versichert man sich dieser dem Türkischen Mitleiden anheimgefallenen Unglücklichen. Eine Menge Müßiggänger spazierten im Hofe umher, und Gruppen von Männern und Knaben waren vor den Gittern versammelt, wie man sie wohl in Paris oder London vor den Käfigen der wilden Thiere im Pflanzengarten sieht. Nicht Mitgefühl, nur Neugierde allein scheint sie nach diesem oder jenem Fenster der armen Unglücklichen hingezogen zu haben, bei der Annäherung ihrer angebetenen Besucher Zeichen von Freude oder Schmerz, Scham oder Aerger an den Tag legten, denn keine Glasscheibe oder sonst ein Laden schützte sie vor den Blicken der Neugierigen oder vor dem vielleicht weniger lästigen Eindringen des Sturmes.

Einer der unglücklichen Gefangenen von edlem Anstand und seinen Zuhörern schien durch die Zuschauer der auf dem Hof versammelten Knaben in einen Anfall von Wuth versetzt zu seyn. Entrüstet darüber, daß er der Gegenstand ihrer herzlosen Spöttereien seyn sollte, hatte er ein Stück Teppich an seinen Eisenstäben befestigt und sein Gesicht dahinter verborgen. Doch ließ sich der Hause nicht so leicht sein Vergnügen nehmen; sie benächtigten sich der Kette und zerrten so lange an derselben, bis der Kopf des armen Unglücklichen durch das daran befestigte Halseisen an dem Gitter emporgezogen wurde. Durch Zähneknirschen und Sträuben bezeigte er seine Scham und Wuth; daß er aber trotzdem doch der Gewalt seiner gemeinen Quäler nachgeben mußte, schien diese unendlich zu belustigen. Es ist sogar nichts Ungewöhnliches, daß ein oder zwei Glieder der Kette durch die Weitung gegen die Stäbe brechen. Von dieser Scene angelockt, schlüpfte ich in eine offenstehende Thür und gelangte so in eines der traurigen Gemächer. Zwei der eisernen Halsbänder, die an den Fenstern hingen, scheinen die letzte Kur an ihren letzten Trägern vollzogen zu haben, die anderen zwei Ketten aber hielten ihre Gefangenen noch in einem Zustande langsamer Folter fest. Die armen Unglücklichen befanden sich noch wahrlich genug; sie saßen auf drei oder vier mit einer Decke belegten Brettern, ein anderes zerlumptes Stück Decke um ihre Schultern oder ihre dünne Bekleidung geschlagen; ein Topf voll Reis und ein anderer voll Wasser standen neben ihnen, und ihre Ketten waren gerade lang genug, daß sie sitzen, aufstehen oder sich knieend konnten. Keine Scene kann in das Gemüth ein, als die Gitter-Oeffnungen der Fenster mußten die Winterstürme schauderlich hinein sausen. Die Sonnenstrahlen, die im Wasser der Fontaine glitzerten, schienen den freudlosen Elenden der armen Wahnsinnigen zu spotten, deren einziger Trost noch die Pfeife ist, die ihnen irgend eine mitleidige Hand zukommen läßt.

Gut gesorgt für die Türkischen Wahnsinnigen nur ein einziges Befreiungsmittel, sie werden nämlich nur dann losgegeben, wenn sie einen Vers aus dem Koran schreiben können. Das ist der einzige feststehende Beweis für die Wiederkehr der Vernunft, und zuweilen versuchen es Bamherzige, den Kranken begreiflich zu machen, wie dies zu ihrer Befreiung führen würde, so daß diese sich manchmal wirklich dazu verstehen lassen. Selbst ihr Patient ist schwierige Probe, was freilich selten der Fall ist, so wird er von seinen Leiden getröst und durch die besondere Einwirkung des Propheten geheilt erklärt.

Mannigfaltiges.

— Die Entdeckung von Amerika, ein Roman. Während der große Reisende und Naturforscher, auf welchen Berlin und Deutschland stolz sind, die Entdeckungsreisen des Columbus zu einem Gegenstande tiefer Studien und interessanter Aufschlüsse gemacht, findet ein Franzmann Amerikaner, den man noch die religiöseste Heiligthaltung jenes weltbefreierischen Ereignisses voraussetzen sollte, in der Reise des Columbus nichts weiter als das Thema — zu einem Romane. Herr J. Fenimore Cooper hat sie eben in der normannischen Gestalt von drei Bänden, zugleich in London und in New-York, erscheinen lassen: „Mercedes von Castilien; ein Roman aus der Zeit des Columbus.“ In diesen drei Bänden wird die Geschichte von Columbus' erster Reise zu einem gewöhnlichen Seeroman voller nautischen und Liebes-Abenteuer ausgebeutet. Herr Cooper rechtfertigt sein Verfahren, indem er in der Einleitung versichert, er habe nichts erzählt, was nicht wahrscheinlich sey, wenn er auch keine historische Bestätigung dafür habe. Nur wenn ihm über die Reise des Columbus solche Details vorgelegen hätten konnten, die mit den seinigen im Widerspruch wären, kann wollte er seinen Roman für ein unwahres Buch erklären. Etwas spitz sagt Herr Cooper auch noch dazu: „Wir glauben uns so wenigstens, daß in diesem Verfahren etwas Unverschämtes oder Ungewohnliches liegt, als vielleicht der große Theil derer, was täglich und stündlich der Leichtgläubigkeit des Publikums dasjenige thun muß, auf welchem Grundsatze ruht, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß wir Wahres darbieten, was wir als Erfindung bezeichnen, während die großen Moral-Lieferanten des Zeitalters Erfundenes darbieten und es für Wahrheit ausgeben.“ — Ja, wenn das Erfundene nur sämtlich oder poetisch wahr ist, so hat es auch in sich seine vollkommene Berechtigung; die Erfindungen des Herrn Cooper gewähren aber einen sehr mageren Ersatz für die wirklichen Details, die in Bezug auf die Reise des Columbus verloren gegangen sind. Nur die Seeschilderungen sind wieder ganz portrefflich und geben den besten Darstellungen dieser Art, die wir bereits von Cooper besitzen, nichts nach; alles Uebrige jedoch ist langweilig über die Maßen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Preußischen Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Mittwoch den 20. Januar. 1841.

Schweden.

Die Tugenden.

Eine Parabel.*)

Eines schönen Tages bekamen es die Tugenden satt, alle vereinigt bei dem Bischof von S. zu wohnen, und sie beschlossen daher, eine Reise zu machen, um etwas frische Luft zu schöpfen. Als sie sich zu dem Ende anschickten, ein kleines Boot zu besteigen, trat einer arme Frau mit einem bleichen Kinde heran und bat um ein Almosen. Die Barmherzigkeit fuhr sogleich mit der Hand in den Reisebeutel und holte einen Gulden heraus; die Sparsamkeit dreht jedoch den Arm ihrer Gefährtin zurück und raunte ihr ins Ohr: „Welche Verschwendung! Gieb ihr eine Anweisung auf die Armen-Suppe."

Die Vorsicht, welche stets eine gewisse Anzahl dieser Anweisungen mit sich führte, ließ sich, nachdem sie nähere Erkundigungen über die Verhältnisse der Armen eingezogen, willig finden, eine solche zu verabreichen; — die Barmherzigkeit, aufgemuntert durch einen Blick des Edelmuthes, drückte ihr heimlich den Gulden in die magere Hand, — der Eifer überreichte ihr ein Exemplar des Pfennig-Magazins, und vergnügt und dankbar, obschon mit einem gleichgültigen Blick auf die letzte Gabe, ging sie von dannen.

Schnell begannen nun die Tugenden ihre Reise; laue Winde umspielten sie, und unter erbaulichem Gespräch über die letzte Predigt des Bischofs wurden sie von düsteren Wolken dahingetragen. Plötzlich zog jedoch eine schwarze Wolke am Himmel herauf. Die Vorsicht, welche sich eine neue Haube zur Reise angeschafft, verlangte, daß man ans Land gehen und Schutz gegen das nahe Gewitter suchen solle; der Muth war dafür, der Gefahr Trotz zu bieten, — die Klugheit trat jedoch der Vorsicht bei, und man kam endlich überein, zu landen. Da bemerkten die Tugenden ein Boot, das gerade auf das ihrige lossteuerte, und dessen Passagiere äußerst munter waren und einen furchtbaren Lärm machten. Es war eine kleine Gesellschaft von Lastern, zu denen sich die gute Laune gesellt hatte und die nun höchst vergnügt reisten. Im Vorüberfahren gaben sie mit Absicht, wie es schien, dem Boote der Tugenden einen so heftigen Stoß, daß es nahe daran war, umzuschlagen. Der Muth brauste auf; er hielt das fremde Boot an und war im Begriff, ein Handgemenge zu beginnen, als die Demuth sich jedoch dazwischen warf und auf ihren beiden Wangen die Ohrfeigen, welche die streitenden Parteien einander zugedacht hatten, entgegennahm. Der guten Laune gefiel dies so außerordentlich gut, daß sie mit einem Satz in das Boot der Tugenden sprang. Dabei gab sie dem der Laster einen so heftigen Stoß, daß es, zur großen Bestürzung der Passagiere, beinahe umschlug und sich entfernte. Der Eifer und die Wahrheitsliebe schickten sich an, eine Ladung von Grobheiten nachzusenden, der Edelmuth gab ihnen jedoch ein Zeichen, zu schweigen; „denn", sagte er, „das Laster trägt seine Strafe schon mit sich."

Unterdessen hatte sich die Gewitterwolke verzogen, und man setzte die Reise vergnügt und unter den angenehmsten Gesprächen fort. Die Tugenden besuchten eine Menge Städte nach einander, — überall, wo sie weilten, verbreitete sich Segen. Der Handel blühte, die Menschen wurden heiter, eine Menge Ehen kamen zu Stande, und man begriff nicht, woher es sich schrieb, daß Alles so herrlich ging auf Erden.

Eines Abends, als die Tugenden in der guten Stadt Jönköping Ihre kranken und Pfefferkuchen dazu aßen, rühmten sie sich ihres Erfolges. Die Klugheit, entzückt über die segensreichen Leistungen, rief sich eben, um eine Art Thronrede über den Einfluß der Tugenden auf die Menschheit zu halten, und hätte dies auch gethan, wenn ihre Augen nicht in bewußten Augenblick auf die Demuth gefallen wären, die ihr einen bedenklichen Blick zuwarf. Da machte nach manchem Hin- und Herreden endlich ein Mitglied der Gesellschaft die Motion, daß die Tugenden, da sie viel mehr Gutes wirken könnten, wenn sie nicht alle bei einander blieben, sich trennen und über alle Theile der Erde verbreiten sollten, um, wie die Apostel, der Welt die Tugend zu predigen. Diese Motion ward von Allen mit dem höchsten Beifall aufgenommen, doch muß ich bemerken, daß die Klugheit und die Mäßigung nicht anwesend waren; sie hatten sich Tags vor der Einbringung der Motion beide aufgemacht, um in der Stadt die Kaffee- und Zucker-Vorräthe der Gesellschaft zu ergänzen, die ziemlich zusammengeschmolzen waren. Als sie zurückkamen, verstummten sie nicht, sich gegen den gefaßten Beschluß zu verwahren; Muth und Eifer schrieen jedoch so laut, daß die lauteren Stimmen kaum gehört wurden; und als endlich auch der Cardinalmuth, vom Eifer aufgeheizt, sich für die Trennung erklärte, da wagte die Vorsicht nicht mehr, ihre Taube-Stimme zu erheben, sondern nagte an den Nägeln, schwieg und ging endlich aus, um sich ein Paar neue Schuhe zu bestellen.

Am Tage darauf trennten sich die Tugenden und gingen, eine jede für sich, in die Welt, nachdem sie übereingekommen, sich am nächsten Jahrestage ihrer Trennung in Stockholm, an der Statue Gustav Wasa's auf dem Ritterhaus-Markt zu treffen und dort ein „Plenum" zu halten über ihre eigenen und des Reiches Angelegenheiten.

Der Muth schwärzte seinen Knebelbart mit lapis infernalis und wendete sich dem Süden zu. Auf dem Wege traf er den Ritter Don Quixote, der ihn ermahnte, den Ehrgeiz des so lange unterdrückten schönen Geschlechts zu erwecken und es aufzumuntern zu kühner Selbstthätigkeit und Selbstvertheidigung. Dies behagte dem Muthe gar sehr. Während die beiden Ritter sich über die ereignißreiche Verwandlung des bisher sogenannten schwächeren Geschlechts unterhielten, ritten sie an einer Kirche vorüber, aus der ein Hochzeitzug kam. Die so eben Getraute war ein ausgezeichnet schönes, jungfräuliches Frauenzimmer, die nicht ganz unbekannt mit dem Muth zu sein schien, denn sie nickte ihm freundlich zu, als sie in den Wagen stieg; — dies gefiel dem Muth so sehr, daß er sie dazu anwerben, ein Muster ihres Geschlechts zu werden, und die erste Gelegenheit benutzte, sich bei ihr einzuführen.

Was sich nach dieser Einführung in der jungen Wirthschaft zutrug, wissen alle Kaffee-Gesellschaften in der Stadt L., uns sie haben darüber berichtet. Es wird erzählt, daß die junge Frau unmittelbar nach der Trauung wie umgewandelt gewesen und der Mann darüber beinahe toll geworden. Man hörte aus dem Munde des jungen Ehepaares nichts als Zankworte und Drohungen, die bald in Handgreiflichkeiten übergingen. Endlich forderte die Frau ihren Mann zu einem Zweikampfe heraus, — da wurde sie jedoch auf den Antrag ihres eigenen Geschlechts in ein Irrenhaus geschickt, und es gab einen großen Skandal in Stadt und Umgegend.

Die Vorsicht befam in Stockholm in einer Zeitung einen langen Artikel über diesen Vorfall zu lesen. Erschreckt über alles Unheil, das der unweise Muth verursacht, überdachte sie alle Gefahren und Widerwärtigkeiten, denen man ausgesetzt in der Welt, beschloß in ihrer Weisheit, sich gänzlich zurückzuziehen, übergingt, daß das bösste hier zu erreichende Glück sey, mit heiler Haut davonzukommen. In Folge dieser Betrachtung miethete sie sich bei einer alten unverheiratheten Frauensperson ein, die aus Furcht vor Dieben vier Treppen hoch einige Dachstücken bewohnte. Hier hätte die Vorsicht nun ruhig und zufrieden leben können, wenn sie nicht von lauten Befürchtungen und Vorstellungen von Gefahr gequält worden wäre. Aus Furcht vor Feuer getraute sie sich kaum etwas zu kochen; sie besorgte, aus Mangel an frischer Luft, krank zu werden, aber an Ausgehen war nicht zu denken; sie hätte ja von ersten Wagen überfahren werden können; ein Blumentopf hätte aus dem Fenster fallen und sie erschlagen können; sie hatte auf der Treppe ein Bein brechen können u. s. w. Nein, nein! Ausgehen war rein unmöglich! Und solche Abwägung hatte sie dagegen, daß sie vor Furcht, einmal ausgehen und ein neues Kleid kaufen zu müssen, nicht den Muth hatte, das alte zu tragen, das schon an mehreren Stellen zerrissen war. Zuletzt kam es dahin, daß sie weder Dach noch Fach mehr rührte. Wie alten ihren Befürchtungen und Skrupeln hatte sie sogar ihre Wirthin, die alte Jungfer, angesteckt, und als einstmals jener im Hause ausbrach, wagten die beiden Freundinnen nichts zu ihrer Rettung zu unternehmen und wären unfehlbar in den Flammen umgekommen, wenn nicht ein Zimmermann und ein Schornsteinfeger sie auf den Rücken genommen und in Sicherheit gebracht hätten.

Unterdeß lief der Eifer in der Welt umher, schwitzte, schrie, predigte und stieß die Menschheit bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin. Er trieb den Bauer vom Pflug, die Mutter von ihren Kindern und den Beamten aus dem Geschäftszimmer, um ihnen andere Arbeit zu geben. Dann sprang er plötzlich davon und

*) Aus dem Roman „Nina" (Fortsetzung der „Töchter des Predigers"), von der Verfasserin der vorgelesenen „Skizzen aus dem Alltagsleben" (Fredrika Bremer).

Digitized by Google

überließ es ihnen, für sich selbst zu sorgen. Als er sich von Europa nach China wandte, um dort die Heiden zu bekehren, kam er in Rußland einer Meute im Augenblick des Springens zu nahe, wurde vom Pulver verfehlt und — verlor — — o weh! — beide Augen. Dennoch ließ er noch einige Zeit in der Welt umher, doch stürzte er nichts als Verwirrung und bekam es zuletzt mit der Polizei zu thun. Endlich war er genöthigt, sich einen Führer zu nehmen, der ihn, für ein Gewisses monatlich, dahin zurückführte, woher er gekommen.

Die Demuth erlebte zwar nicht so gefährliche Abenteuer, doch erging es ihr auch nicht besonders. Getrennt von ihren Gefährten, sah sie nämlich so erbärmlich und kläglich aus, daß Niemand sich mit ihr einlassen wollte. Nachdem sie sich mit Verbeugungen und Knixen, oft sogar auf den Knieen rutschend, durch die ganze Welt geschippt, an alle Thüren gepocht, überall gefragt: „ich bin nicht werth Eure Schuhriemen zu lösen", überall angelahnt und demüthigst bittend gewesen, war sie so tief betrübt über ihren Zustand zu und erreichte Stockholm gänzlich abgerissen und fast vernichtet.

Hier, am Fuße der Statue des Heldenkönigs, sah sie nach und nach alle ihre früheren Reisegefährten anlangen. Aber großer Gott! — wie verändert waren sie! Man konnte sie kaum wiedererkennen. Der Eifer hatte seine feurigen Augen verloren und lahmte auf dem rechten Bein; der Muth trug den Arm in der Binde und hatte im höchsten Grade das Aussehen eines „mauvais sujet"; die Sanftmuth war ganz und gar mit Beulen und blauen Flecken bedeckt, — auf ihrer sonst so rosigelmilchten Stirn hatte der Jahrgorn Platz genommen, und ihr drittes Wort war eine Grobheit; der Edelmuth sah aus wie ein Krondiamant, — er deklamirte und schwatzte unaufhörlich; die Geduld und die Barmherzigkeit waren so mager und durchsichtig geworden, daß man sie nicht ohne das tiefste Mitleiden betrachten konnte; die gute Laune war nichts weniger als nüchtern. Die Klugheit stand sich noch am besten, aber sie war ruhmredig und hochmüthig geworden; sie übertrieb und maß ihre Schritte und Worte, schnupfte alle Minuten, warf sich in die Brust, sah ihre Gefährten über die Achsel an, rümpfte die Nase und war unausstehlich.

Man kann sich denken, ob bei so bewandten Umständen das Wiedersehen der Tugenden ein vergnügtes war. Die Wahrheit zu gestehen, glichen sie in ihrem gegenwärtigen Aufzuge weit mehr den Lastern als den Tugenden. Kaum waren sie jedoch ein Weilchen zusammen gewesen, halten sich die Hände gereicht und sich wiedererkannt, als sich ihr Aussehen zu verwandeln begann und jede Tugend anfing, ihren früheren Charakter wiederzugewinnen. Die Klugheit nahm aus ihrer Reise-Apotheke eine Salbe, bestrich damit die entzündeten Augen des Eifers, die sich bald darauf wieder öffneten, um mit dem früheren Feuer zu strahlen. Die gute Laune wurde dergestalt von dem Thränenwasser der Demuth ergriffen, daß sie auf der Stelle nüchtern wurde und den Tugenden vorschlug, sich in der nächsten Restauration durch eine Bowle Punsch zu stärken; dort sollte ein Jeder seine Reiseabenteuer erzählen und ein Entschluß für die Zukunft gefaßt werden. „Bravo!" rief der Muth und reichte der Vorsicht die Hand; die gute Laune nahm die Demuth in die Arme und eröffnete den Zug, dem Alle willig folgten.

Es würde zu weitläufig seyn, alle die Erzählungen zu wiederholen, mit denen sich die Tugenden bei der Bowle unterhielten; ich begnüge mich damit, nur den Beschluß zu berichten, der zu Ende der Sitzung von allen Anwesenden einmüthig gefaßt wurde. Dieser war, von jetzt an stets zusammen zu reisen und sich so selten wie möglich zu trennen; denn sie hatten gefunden:

daß eine jede von ihnen, sich selbst überlassen und alleinstehend, ohne den Rath und die Stütze der anderen Tugenden, nur Thorheiten begehe und Unheil anrichte.

Italien.

Die Bauern der Romagna.

(Schluß.)

In der heiligen Woche am Sonnabend treiben sie dieselben Possen, welche man bei uns „Zu April schicken" nennt. Sie pflegen irgend einem Tropf im Dorfe eine mit Steinen angefüllte Kiste aufzupacken, indem sie ihm sagen, es seyen die Schätze des Hallelujah darin, die müsse er zur Pfarrkirche oder sonst wohin tragen, um ein Gotteslohn zu gewinnen; der Gimpfe wird dann mit seinem Kasten von Einem zum Anderen gewiesen, bis er die Hänselei merkt. Der Ostersonntag ist ihnen der heiligste Feiertag. Jede Familie bäckt Kuchen und kocht eine Anzahl Eier, läßt beides vom Priester einsegnen und verzehrt es nach abgehaltenem Paternoster nächst dem Passalamm, ohne dessen Genuß sie keine Ostern für vollkommen gefeiert halten würden. Der Gastherrschaft und den Dienstleuten schicken sie Birgheln und Stollen zum Geschenke; wenn dies Gebäck noch im Ofen ist, stellen gewöhnlich drei bis vier Knechte sich davor und machen allerlei Grimassen, grinsen in den Ofen hinein, lachen läppisch und mit klaffenden Mäulern: danach, meinen sie, gerathe es schön locker und braun.

Am Himmelfahrtstage wird Käse als Festspeise genossen; den Hirten geben ihn ihre Herren. Auch muß grünes Gemüse, Mangold und Torte an diesem Tage gegessen werden. Ein fettes gebratet Ei wird an einem besonderen Orte verwahrt, weil es dienlich seyn soll, um bei Gelegenheit das Wetter zu besprechen; zu demselben Zwecke werden sonst auch geweihte Palmen und Kreuze angewendet, welche sie aus der Kirche aus Feld hinaustragen, oder Christnachts-Kerzchen und, noch gewöhnlicher, um ein Unwetter zu beschwören oder den Hagel zu beschwichtigen, gemeines Eisenzeug, als Sichela, Schaufeln, Hacken, alle Nägel in Eil unter der Traufe des Hauses zusammengetragen. — Für die Christnacht sinnen sie außer jenen Kerzchen auch noch einen recht großen All an, welcher die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch brennen muß, um, wie sie sagen, das Christkindlein zu wärmen. Die heilige Handlung wird in großer Stille und Feierlichkeit begangen. Die Festspeise ist: Cappell-ti (Nudelthütchen), Ricotta (Quarkkäse), Eier und Kräuter, drei Alles in einem Topf gekocht, unter dem Namen Zoppiton als Lasagnen.

Der Eintritt des Sommers wird, wie überall, mit besonderen Bräuchen gefeiert. In einigen Gegenden Deutschlands tragen die Kinder den Sommerkranz aus, tanzen dabei und singen unter Anderem:

Wo sind unsere fleißige Knaben,
Die uns den Sommerkranz helfen rummertragen?

In der Pfalz gehen die Kinder am Sonntag Lätare mit der Sommerpuppe umher: „Lra ri ro! Der Sommer der is do!" u. s. w. In Sachsen und anderwärts wird zugleich der Tod ausgetrieben und in Gestalt eines Strohmannes ins Wasser geworfen. Die Romagnolen machen in einigen Dörfern am 1. März eine mit Flitterzeugen geputzte Puppe, welche die Weiber, Landtrommeln schlagend, als das Bild des Sommers umtragen; beträngte Mädchen ziehen von Haus zu Haus und singen die Zingarella, gute Aerndte verkündigend. In anderen Dörfern machen die Buben zur Nacht Märzlicht, indem sie auf dem Felde in der Nähe des Hauses Stroh verbrennen. Einige sagen, daß sie dem März um Wein, Andere, daß sie ihm um Korn Licht machen, worüber sie oft unter einander in Händel gerathen. Die Letzteren singen gewöhnlich:

Lemma, lemma d'Mers!	etwa: Licht, Licht dem März!
Una spiga lazza su berta,	Ein Aehren ein Bündel werd'n!
Un barrch su barvarol,	Ein Bündel eine Hock',
Lun spian su quarrtrol,	Ein Dutzen ein Schock,
Un berch una barcherta,	Ein Bündel ein Haus,
Una spiga una maletta!	Ein Halm ein schwer Pfund!

Von dem wunderlichen Besprechen der Sonne, welches die Knaben auf dem Hausdache vornehmen, ist schon die Rede gewesen. — Am 1. Mai ziehen Haufen von Mädchen durch die Dörfer und flechten Blüthenbüschel an die Thüren und Fenster ihrer Freunde. Dies nennen sie „den Mai pflanzen", und wehe Demjenigen, der sich sonst in Italien verbreitetes Sprüchwort: „den Mai an alle Thüren heften" appiecare il maggio ad ogni uscio, d. h. in Alle verliebt seyn. Nachts bringen die jungen Burschen Serenaden unter den Fenstern ihrer Geliebten. Die Letzteren werden häufig improvisirt. Eines der hergebrachten ist dieses:

Ben vegna, Mas,	
Che l'ha portes i bel fior!	
Vegna la stegna a tutt i maradur!	
Ch' l'n portes la bella spiga,	
Vo Cresi de all mandeln bon garuida.	
Ben vegn o vegna, Mas!	
Che Mas il e arrivess.	
E se pu an cardi, che da arrivess,	
Faasin' qua fura, cuje la Majen.	

Willkommen, Mai!
Daß uns die Bäumen schön gesprießt.
Allen Maurern nun die Kraut!*)
Daß uns gedracht wird ein guten Lein;
Christ vom Himmel gib' ihnen Gedeihn!
Willkommen, willkommen, Mai!
Weil der Mai nun da ist,
Wer's nicht glaubt, daß er da ist,
Der soche sich her, da der Maikäfer da ist.

Im Juni bei der Kornärndte, im Juli beim Flachsbrechen, im September bei der Weinlese und bei allen gemeinsamen Arbeiten sagen sie Lieder, welche in der Form mit den Toskanischen Rispeeti übereinkommen; der Gedanke findet sich häufig, besonders am Schlusse, in einer Umstellung oder Variation, welche einen neuen Reim herbeiführt, wiederholt, z. B.:

Bel e mi mar, bel e mi muradeu,	
Venum ajèra di cavar e leu!	
Ven e mi ben, venum on poc' ajdèra,	
Ch ti sara pagbèra la to fadiga;	
La ti sara pagbèra a do par dè,	
Par pagament la num avre pu me!	
La ti sara pagbrada qual moment,	
Ta sumi avre pu me par pagament!	

Mein schönes Lieb, o schön lieb Liebchen mein,
Komm' her und hilf ernten mir den Lein!
Komm', Du mein Gut, bist ein lieben wenig mir,
Bezahlen will ich alle Deine Müh';
Ja, Du sollst Lag drauf bezahlen will ich Dich,
Nach' geb' ich Dir zum Tagelohn nicht mich?
Und eben Augenblick sobl' ich Dir schon,
Hast du mich selber nicht zum Tagelohn!

Ein anderes beim Abstreifen der Maiskolben:

Ven o mi ben, ven a la spianeda,	
Sta nella stranza ti daro de mi;	
A ti daro la mi da star lundo,	
Tot' ajujarè, e me a starò a rider.	

Zum Streifen sey Dich her, mein Leben!
Und ist kein Stuhl, weil ich Dir meinen geben;
Ich will Dir meinen setzen, lose Du
Und streif den Mais! Ich sitz' und schau Dir zu.

*) Weil sie schlecht Wetter wünschen, um viel Arbeit zu haben.

Digitized by Google

Qui!

Bil giovinetti, che si arrivon di sera,
Se pensi portici una persona da nolo;
Che la persona sia pu cavarla d'oro,
Quand e va vi Poldon consiasi e ripe.
Che la persona sia pu cheerta d'arzento,
Quand e va vi Poldon a cu cer contento.

Nun, lieber Knab', da lie'ch hergekommen,
Gieben will ich euch zum Spaß ein schönlichen schaffen.
Wir Geiger soll das Stublchen sein beseelt,
Daß, wenn ihr scheidet, 's Herz euch frey ergeht.
Mit Geiger soll das Stublchen sein beseelt,
Daß euch das Herz ergeht ein, wann ihr scheidet.

Besonders sind die Lieder, welche während der Weinlese gesungen werden, oft sehr zart und drücken aufs mannigfaltigste die wechselnden Empfindungen der Liebe aus, sanfte Klagen über Untreue, wie das folgende:

Chesar e mi bea a ni andea a di cun certe,
Che mancli ch'a vi guerd, vo avi pio gout;
Vo zoui andea a di cun tott, e a lo savu,
Cu ei dessi de lon ca mi ei ingrat.
Se ammi vuia de bea, ens' avir spea?
Se ani' avi dea an azuerd aur' Paje reo!
Se ammi vuia de bea, ens' avir spea?
Se am' avi dea an azuerd avino reo du!

Mein theures Gut, ihr geht, zu sagen Allen,
Euch zu, daß ich zu euch, mehr kein Getallen;
Ich'm Allen sagen, o' ich hab's erfahren,
Niemand verdrießt euch, daß ihr gut mir wäret.
Wann ihr mir gut wart, sagt, was ich euch nahte?
Gabt ihr 'nen Blick, hab' ich ihn nicht bezahlt?
Wann ihr mir gut wart, sagt, was dünn' ihr ein?
Gabt ihr 'nen Blick, zahlt' ich ihn nicht mit Zwei'n?

oder den Schmerz des Abschieds:

La bona sera, che di qui mi portro,
Quant auspir lassiu par la mieu!
Am' andaru cuttand' indri qui piass,
Par ordi la Buma mi, dor' a la lum;
Am' andaru cuttand' qui pover Gabri.
Par ordi dov' a la lum la Buma mi.

E dmattena quand a spanzea la chessa,
La a trovari u mi eor inamorada!

Nah, die Gut-Nacht, die mich von hinnen schracht,
Wüßt's wohl'n unterwegs mit viel Seufzer!
Im Gehn werd' ich mich drehn bei jedem Schritt,
Zu sehn, wo meine Liebste bleibern ist:
Im Gehn werd' ich mich wenden bei jedem Schritt drehn,
Wo meine Liebste bleiben ist, zu sehn.
Und wenn Du früh die Thür' morgen früh,
Dann wirst Du finden mich vor Deinem Haus.

G. Julius.

Aegypten.

Mit Emma Roberts in Kahira.

Es war am Abend des 4. Oktobers 1839, als wir in dem Hafen von Bulak ankamen. Wir erwarteten, eine obrigkeitliche Person zu finden, die uns den Eintritt in die Stadt erlaubte, da alle Thore um 9 Uhr geschlossen werden. Auf die Gefälligkeit des Gastwirthes in Kahira, den wir von unserer baldigen Ankunft in Kenneh hatten gesetzt, und verlassen, hatten wir nicht, wie wir hätten thun sollen, unseren Janitscharen, den Kawass Mohammed, vorausgeschickt, damit er uns mit einem durch das Stadtthor führenden Talisman versorgt haben würde. Wir schickten Muhammed und den Janitscharen aus Ilee, um zu sehen, was geschehen konnte. Mit Erstaunen sah der Hafen auf dem Kanal, hatten Miß E. und ich drei Nächte an Bord eines Bootes zugebracht, die erste ohne einen Augenblick der Ruhe, die beiden anderen in unserem Reise-Anzuge auf dünnen Matratzen, die über diesen Brettern ausgebreitet waren. Ich hatte einen Brief an den Britischen Konsul, den ich Muhammed gab, ihn ersuchend, daß er die Bächter, wenn es angienge, bestechen möchte. Während seiner Abwesenheit kam der Arabische Capitain und setzte sich vor der Kajüte zu unserer Seite nieder. Wir knüpften eine Unterhaltung an, ohne daß Einer von uns des Anderen Sprache verstand; er konnte uns nichts anbieten, als Schnupftabak, und wir erwiderten seine Freundlichkeit, da er den Rein ausschlug, mit einem Granatapfel und einem Fünffrankenstück: das letztere — es war der einzige Ueberrest meiner Französischen Geldvorräthe — machte ihm solche Freude, daß er meine Hand aus Dankbarkeit an seine Lippen drückte; und er war der Erste, der bemerkte, daß ich schon bei dem Gedanken, über ein bloßes Brett auf dem Boot aus Ufer gehen zu müssen, schwindlig wurde, sprang er mit gierigen Füßen ins Wasser, um mich bei der gefährlichen Passage zu unterstützen. Der Janitscharen brachte uns endlich die Nachricht, es werde am entgegengesetzten Ende der Stadt ein Jahrmarkt gehalten, und wenn wir dann Anweg von drei Meilen um die Mauer machen wollten, so könnten wir noch an demselben Abend in die Stadt kommen, da das Thor zum Besten der Leute in der Nachbarschaft offen stände. Muhammed hatte einen Esel-treiber von seiner Bekanntschaft aus dem Schlafe geweckt, und dieser war ihm in Begleitung seines Sohnes und zweier Esel gefolgt. Der Knabe mußte eine Laterne tragen, ohne die kein Mensch nach Sonnenuntergang durch die Straßen gehen darf; wir faßen auf und trabten so vorwärts.

Die Gassen von Bulak sind eng, die Häuser aber hoch und dem Anschein nach massiv gebaut. Die Soldaten an den kleinen Thoren riefen uns an, ließen uns aber ohne weiteres Verhör vorbeigehen. Der nächtliche Akt um die Mauern war wegen des ausgeriffenen Sooms sehr beschwerlich, und überall wurden wir von Hunden angebellt. Dann und wann begegneten wir Leuten, die trompetende vom Jahrmarkt heimkehrten; diese brachten nur die willkommene Kunde, daß das Stadtthor noch offen stände; wir ritten weiter und kamen endlich zu dem letzteren, einem ziemlich großen übergewölbten Eingang. Hier wurde die Scene sehr belebt. Fromme Beter umgegen das Grab des Heiligen, zu dessen Ehren die Festlichkeit stattfand, und Lampen und Laternen beleuchteten jeden Winkel. In einigen Läden hat man schöne Leuchter aus geschliffenem Glase, augenscheinlich von Europäischer Arbeit. Sämmtliche zum Verkauf ausgebotene Artikel waren, so weit ein flüchtiger Blick im Vorbeigehen uns beurtheilen ließ, in ihrer Art gut und von Werthe; die Läden der Zuckerbäcker mit ihren buntfarbigen Süßigkeiten hatten ein fernunliches Ansehen; auch bemerkten wir so viel Obst und Südfrüchte, daß wir von dem Geschmack und der Pracht des Aegyptischen Festlands recht vortheilhafte Begriffe bekamen. Natürlich waren wir Gegenstände großer Neugier: das plötzliche Erscheinen zweier Europäischer Damen, — es war außer- und überhaupt kein weibliches Wesen zu sehen, — die um elf Uhr in der Nacht auf Eseln über den Jahrmarkt ritten, mußte große Sensation erregen. Unser Knabe ging mit der Laterne voran und hinter ihm der Janitscharen, der, seinen silberbeschlagenen Stock in der Faust schwingend, und durch die Menge Platz machte. Hätten wir nicht einen so achtbaren Offizianten zum Begleiter gehabt, so würden wir uns in einer solchen Stunde kaum an einem solchen Ort gewagt haben. Muhammed und der Eselreiber gingen Miß E. und mir zur Seite, und obwohl Einige über unser sonderbares Ansehen lachen mußten, so widerfuhr uns doch kein Schimpf. Wir konnten uns mit Mühe glauben, daß wir uns in einer muhammedanischen Stadt befanden, die im Rufe so großer Unduldsamkeit steht, und fühlten große Verpflichtung gegen den Herrscher, dessen Machtwort die Sitten und das Betragen des Volkes so bewundernswürdig umgewandelt. Als wir den Jahrmarkt verliefen, ging es durch finstere Gäßchen, die das Licht unserer Laterne schwach erleuchtete und die wenn wir begegneten, obwohl sehr selten, Irgends einer männlichen Person begegneten, der ebenfalls eine Laterne voranging und die uns mit Staunen betrachtete. Endlich kamen wir zur Pforte unseres Hotels; wir klopften stark an und wurden in einen Hofraum eingelassen. Hier sahen wir ab und stiegen eine steinerne Treppe hinan auf einen Balkon, der in einige recht hübsche Zimmer führte. Daß wir vornehmlich derselben einer großen Spellunge, wenn auch einer solchen Dirnens verstehen, enthielt aber auch viele Europäische Stühle und Tische; und nach wenigen Minuten servirte man uns kalten Puter, Schinken und andere appetitliche Dinge. Da wir die ersten Ankömmlinge vom Dampfschiffe waren, so mußten wir eine Menge Fragen beantworten, ehe wir zu Bett und Ruhe gehen konnten.

Am folgenden Morgen, unser Zimmer zu verlassen, führte man uns eine andere Treppe aus Stein hinauf, die nach einem zweiten und viel größeren Altane führte, dessen einzelne Abtheilungen den Schlafzimmern als Vorzimmer dienten. Wir erhielten ein sehr komfortabled Zimmer mit zwei Betten und legten uns sehr dankbar nieder, um der Ruhe zu pflegen, die unsere letzten Anstrengungen so nöthig gemacht hatten. Unser treuer Muhammed hatte zum nächsten Tage Esel für uns gemiethet, auch versprochen, uns jeden sehenswürdigen Ort in Kahira zu zeigen. Wir fühlten starke Versuchung, die Pyramiden zu besuchen, aber die Schwierigkeit des Unternehmens und die Gefahr, das Dampfboot in Suez zu verfehlen, hielten uns davon zurück. Wir erfuhren, daß Muhammed der Mühe sey nicht hoch genug, als daß wir auf einem Boot den Pyramiden uns nähern konnten, und versuchten wir den Landweg, so würden unsere Esel bis an die Knie im Schlamme waten müssen. Wir gaben also mit Widerstreben diesen Gedanken auf und begnügten uns mit den Sehenswürdigkeiten Kahira's.

Zum Besuchen wir die Citadelle, einen Ort, der wir — ich gestehe es ohne Erröthen — so interessant war, wie wir irgend ein Denkmal der antiken Aegyptischen Baukunst. Die Ueberreste längst entschwundener Zitalter, deren Geschichte unergründliches Dunkel einhüllt, erregen unser Staunen, unsere Bewunderung, und wir fühlen eine fast peinliche Neugier, den Schleier zu lüften, den die Zeit über sie geworfen hat, und Geheimnisse zu ihrer Kenntniß kommen, deine menschliche Geistesfamkeit bis jetzt auf die Spur kommen konnte. Die Citadelle von Kahira ist der Schauplatz vergleichsweise neuer Ereignisse gewesen; sie ist aber voller Erinneerungen an einen Helden, dessen Großthaten, von den bereitesten Erzählern fortgepflanzt, in unserer Kindheit uns entzückt haben und noch immer Interesse in uns wach erregen — an Sultan Saladin. Da ist der Thron, die Trümmer des Palastes, den er einst bewohnt, hier ist ein Brunnen der noch seinen Namen führt. Wer könnte unter den zertrümmerten Säulen dieses dachlosen Palastes sitzen, oder das Wasser aus den Tiefen dieses Brunnens trinken, ohne in die Tage der Kreuzzüge sich zurückzuträumen, in jenes ritterliche Zeitalter, wo Liebe, Krieg und Glaube die Herzen und die Handlungen der Menschen lenkten! Die Citadelle Kahira's bietet aber auch Erinnerungen genug an ein gräßliches Ereignis, das noch Viele von der heutigen Generation erlebt haben — die Niedermetzelung der Mamluken. Man zeigte uns eine Mauerspalte, durch welche der Einzige dieser dem Tode Geweihten, welcher davonkam, sein rolos Roß hinaus sprunte — es war in der That ein furchterlicher Sprung! Der Gedanke an diesen blutigen Tag füllte uns mit unwillkürlichem Schaudern.

Die Citadelle von Kahira hat weniger das Ansehen einer regelmäßigen Festung, als jeder andere Waffenplatz, den ich bis dahin betreten; dennoch hatte ich sie wegen ihrer Lage für sehr stark

Digitized by Google

und bebaute nur, daß ich den Platz nicht mit einem militairischen Kennerauge betrachten konnte. Nahe bei den Ruinen des Palastes Saladin's erbaut der Pascha jetzt eine Moschee, die, wenn sie vollendet ist, zu den prächtigsten muhammedanischen Tempeln, die es überhaupt giebt, gehören dürfte. Sie soll mit sehr zierlich gemeißeltem Marmor bekleidet und ausgelegt werden; ihr Ausbau wird aber drei Jahre erfordern, und sollten noch bei Lebzeiten des jetzigen Beherrschers von Aegypten hinderude Umstände eintreten, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie unvollendet bleiben wird. Im Hof auf die Schlußsteine einer der Kanonen und weidete ihr Auge an dem an einer der schönsten und interessantesten Aussichten, die es vielleicht überhaupt nur geben kann. Die ganze Stadt mit ihren Minarets, Thürmen, Kiosks und prächtigen Palmbäumen zu meinen Füßen, und jenseits wallte die breite Silberfluth des Nil unabsehbar durch eine grünende Ebene. Zu meiner Linken lagen die Gräber der Chalifen — eine wahre Todtenstadt — aber ein sehr todt zerfressen. Diese Monumente, obwohl weder an Größe noch an Großartigkeit den Jwidschen Mausoläen gleichkommend, haben doch viel Imposantes; sie sind großentheils mit Kuppeln überdaut, die auf majestätischen Säulen ruhen. Auf einem dieser Gebäude zeigte man uns ein Gefäß in Form eines Kohlkopfes, das an einem gewissen Feste, zum Beispiel der Vogel, mit Körnern und Wasser gefüllt wird. Die Pyramiden, welche jenseits der Arabischen Nekropolis emporragen, erscheinen von diesem Punkte nicht eben vortheilhaft, da eine lange ausgedehnte Ruhde von Sand ihre Basis den Blicken entzieht und nur die Spitzen hervorschimmern läßt; aber die ganze Landschaft ist unter dem reinen Aegyptischen Himmel so zauberisch, daß, wenn der Pascha mich als Gefangenen in diese Situation gehalten hätte, um dieser Aussicht willen mit meinem Schicksal versöhnt worden wäre.

Um Mittag setzten wir uns wieder in Bewegung. Die Gassen von Kahira sind so eng, daß selbst in dieser Tageszeit kein Sonnenstrahl sie bekleidet. Die Hitze wurde eben unerträglich heiß, und überdauert sind nur das Gaslicht zu nahe. Wir brachen uns auf unseren Eseln durch Alles Bahn; sogar Lastkamele stießen wir auf die Seite, kannten aber nicht umhin, mit Menschen von jeder Sorte in die engste Berührung zu kommen. Die Kaufläden waren gut versorgt, und in ganzen Straßen kannte man nur Eine Art von Manufaktur-Artikel haben; so z. B. haben wir in einer Straße von Anfang bis zum Ende nur Tücher, in der andern nur Waffen, polirte Tücher, in einer dritten nur Waffen ausgeboten. Das Franken-Viertel hat breitere Straßen, als die übrigen Stadtviertel, und man findet hier alle Europäische Manufaktur-Artikeln, großentheils zu billigen Preisen. Das Lärmen und Getümmel in den Straßen endlich machte, machten wir uns wieder auf den Weg nach der Citadelle, der wir, am Abhange des Gebirges angelangt, unser Auge zu weiden. Wir besahnten uns lange und mit Entzücken eine Scene, die, einmal gesehen, unvergeßlich bleibt, und folgten dann dem Muhammed'ä Anedoten, aus das Innere des Palastes des Pascha's zu zeigen, eines großen unregelmäßigen Gebäudes, dessen Stil ein barockes Gemisch von Europäischen und Orientalischen Geschmacke ist. Wir betraten eine Reihe Zimmer hinter einander durch eine große Antichambre in die Prachtzimmer. Diese waren ziemlich seltsam gebaut, aber schön und dem Klima sehr angemessen. Ein Drittheil jedes Zimmers besand aus Fenstern, die bis auf wenige Fuß vom Boden reichten, und war von einem Divan mit Polstern umgeben. Die Fenster einiger dieser Gemächer waren Englischen Gärten mit reichen Ueberwürfen zugehängt; von anderen hatte man die schönste Aussicht auf die Stadt. Um den Oberheil der Wände zogen sich Gemälde, die theils Aufsichten der Paläste und Gärten des Pascha's, theils Schiffe seiner Flotte vorstellten. Das Mundlement, obsidon großentheils aus Teppichen und Polstern bestehend, ist sehr schön. Der Divan ist von Kasimirm Seidat, Atlas, Damast, der glatteren Sammet überzogen. Die Damen zogen diese trimmphirender Miene die Umhänge von den großen Baudspiegeln weg; ohne Zweifel glaubten sie, wir hätten Spiegel von solcher Größe in unserem ganzen Leben nicht gesehen. Ich bemerkte, daß die Leuchter in einigen Zimmern nicht gut zu reinander paßten; aber im Ganzen machte die Einrichtung den geschmackvollsten Eindruck.

Unter diesen Gemächern befindet sich ein großes, ganz mit Marmor ausgelegtes Zimmer, das offenbar an sehr heißen Tagen als Aipl diente. Ein Theil des Flues war um eine Stufe erhöht und mit Rubpenstern bedeckt, ein anderer aber zu verschiedenen Bassins ausgetieft, mit einem Springbrunnen in der Mitte. An dieses Gemach stieß das Schlafzimmer des Pascha's, eine schone Lokalität mit Marmor ausgelegt Stube, mit einem in der Manier angebrachten Kamin, das sich bei warmem Wetter auf einem Zapfen umdrehte; aus dem Schlafzimmer gelangten wir in das schonste Bade-Lokal, das wir jemals betreten hatten und dessen sanfte Beleuchtung durch ein breites Fenster an der Decke einfiel. Das vornehmste Gemach und das, welches andere hatten Decken, welche zu allen Banten ähnlicher Art als Muster dienen konnten. Während wir noch in dem Palaste des Pascha's saßen, begann das Musik-Corps der Garnison auf dem Paradeplatz einen Marsch zu spielen. Muhammed, der im Palaste wie zu Hause schien, führte uns in ein Zimmer, das diesen Platz beherrschte, öffnete ein Fenster und ersuchte uns, und auf dem Polster niederzulassen. Wir hatten drei und hörten manchem wohlbekannten französischen Musikstücke zu. Die Truppe war nicht sehr groß, aber gut eingeübt und, wie das Militair, weiß uniformirt; auch hatte sie ein eben so schmuckiges Aussehen, da es in dem Staub Aegyptischer Städte unmöglich ist, weiße Gewänder rein zu erhalten. Die Sonne war jetzt völlig untergegangen, und wir kehrten in unser Hotel zurück, wo wir zu unserer großen Freude zwei Freundinnen verfanden, die erst lange nach unserer Landung Sukak erreicht hatten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Neue Aufklärungen über Maria Stuart. Unserer Zeit, die schon so viele geschichtliche Nebel zerstreut hat, war es vorbehalten, auch der unglücklichen Schotten-Königin zu ihrem Rechte zu verhelfen und die Widersprüche der Parteileidenschaften, die sich noch auf ihrem blutgetränkten Grabe bekämpften, zu einer richtigeren Anschauung zu vermitteln. Während ihres Lebens und nach ihrem Tode ist Maria Stuart verketzert und vergöttert worden. Während Brantome und andere katholische Schriftsteller ihr Haupt mit einem Heiligenschein schmückten, schleuderte Buchanan Flüche auf sie; während die Katholiken ihr Andenken als das einer Märtyrerin des Glaubens feierten, zerfleischten protestantische Eiferer sie als eine Jezabel. Nicht einmal im Tode konnte sie Frieden und Gerechtigkeit finden. Dann natürlich. Denn Maria Stuart und ihre Königliche Gegnerin kämpften nicht blos einen Kampf persönlicher Feindschaft und Eitelkeit, und als Zeue der Haupt- auch Schaffot Tage, bildet sie nicht blos ihre eigenen Sünden, sondern sie ist als Opfer ihres Glaubens. Beide hatten einen breiten Rückhalt; hinter der Einen standen die Guisen und das katholische Europa, hinter der Anderen England und die neue Lehre. Beide repräsentirten die weltbewegenden Ideen der Zeit. Die Leidenschaften des Tages haben ihr Recht und ihre Zeit. Aber auch die Leidenschaft, und diese hat die Alten jener großen Vorgänge einer neuen Revision unterworfen. Die Archive haben sich geöffnet, neue Aktenstücke, alte Korrespondenzen sind zu Tage gekommen. Das Urtheil kann freilich nicht mehr kassirt, aber die Frage doch wenigstens in ihr wahres Licht gestellt werden. Dies hat zunächst Friedrich von Raumer gethan durch die neuen Aufschlüsse, welche er aus Französischen und Englischen Archiven gezogen. Diese werden durch eine Reihe anderer Nachforschungen ergänzt und bestätigt, welche über die wahre Sachlage kaum noch einen Zweifel zurücklassen dürfen. Erstlich hat ein vornehmer Russe, der Fürst Labanoff, alle Bibliotheken Europa's durchsucht, um neue Aufschlüsse über das Schicksal Maria Stuart's zu entdecken"); ferner hat Gonzales in seinen Forschungen über die Regierungszeit Philipp's II. vieles Neue beigebracht, und endlich hat Patrick Fraser Tytler für seine Geschichte Schottlands die Londoner und Edinburger Archive zu neuem Zwecke ausgebeutet. Die durch diese vereinten Bemühungen gewonnenen Dokumente sind dreierlei Art: 1) diejenigen, welche Elisabeth als die Anklägerin der bürgerlichen Ehrenden in Schottland hinstellen; 2) diejenigen, welche das Verhalten Maria Stuart's, ihre Pläne und Intriguen betreffen; 3) diejenigen, welche den Zusammenhang zwischen den Verschwörungen Maria Stuart's und den Machinationen der großen katholischen Liga, an deren Spitze die Guisen standen, nachweisen. Diese neuen Aufschlüsse lassen diese Königinnen als gleich straßbar erscheinen, die eine, Maria, als leichtsinnig, leidenschaftlich, gewaltthätig, die andere als falsch, grausam, eifersüchtig und blutdürstig; jene als geschickt und intriguirend, die andere als unbesonnen, beide aber als sittenlos, treulos und gewissenlos.

— Mlle. Taglioni und der Kunstgeschmad unserer Zeit. Voll Begeisterung berichtet ein Korrespondent aus St. Petersburg an die Revue de Paris über ein neues Ereignis, das anzustaunen die civilisirte Welt berufen sey. Demselbe Marie Taglioni ist nämlich auf die bezaubernoste aller Ideen in dem zu einem Ballet umgewandelten „Gerofalke", von Adam, in St. Petersburg aufgetreten und — verunglückt. Der magere luftige Stoff dieser Oper schrint sich ebenfalls zu einem Ballet, an das man gewohnt ist keine Ansprüche für den Geist zu machen, mehr zu rignen, als zu einer dramatischen Handlung mit Worten und Gesängen. Kömmt nun aber gar ein so erfinderischer, hinreissender Fuß hinzu, wie der der berühmten Weltkünstlerin, so ist gar keine Frage, daß das Ballet über der Oper den Sieg davontragen. Auf vorne „Weltängerin" müssen wir bemerken, daß Marie Taglioni dieses Beinamen noch weit mehr verdiene, als ihre große Rivalin Fanny Elsler, so viele Dollard sich diese auch jenseits des Atlantischen Meeres erworben. Man bedenke, daß Marie Taglioni alle Elemente eines die mächtigsten Länder der Welt mit einander verbindenden Ruhmes sich vereinigte. Neomanische, Germanische und Slavische Nationalitäten treffen in ihr zusammen und huldigen ihr eine um die andere. Von Italiänischer Abstammung und einen Italiänischen Namen tragend, ward sie in Schweden geboren, in Deutschland (München) erzogen und zur Kunst herangebildet, in welcher ihr Paris, das sie als Französin adoptirte, die Wege gab, während sie nun schon drei Jahre lang in Rußland weilt, wo sie ihren Wohnsitz — denn sie kehrt nur immer zu kurzen Gastbesuchen nach dem übrigen Europa zurück — Slavin geworden ist. Gäbe es eine Welt-Denkmünze, so müßte sie das Bildnis der Mlle. Taglioni tragen, um der Nachwelt einen merkwürdigen Beweis von dem Kunstgeschmacke unserer Zeit zu überliefern.

*) Fürst Labanoff besitzt die vollständigste Sammlung der Briefe Maria Stuart's, die es bisher irgendwo gegeben. Er ist beschäftigt, diese Sammlung zu publiziren, bittet jedoch diejenigen, die noch eine zoll nicht weiter verbandene Zeile Maria's besitzen, ihm eine Abschrift davon mitzutheilen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Freitag den 22. Januar 1841.

Holland.

Holland und der Charakter des Volks.

Von L. Marmier.

Es giebt ein Land, das vermöge seiner geographischen Lage und seiner geringen Ausdehnung einem der beiden großen Länder, an die es gränzt, zugewiesen zu seyn scheint, ein Land, welches alle verschiedene Regierungsformen durchgemacht hat, welches der Schauplatz großer politischer und religiöser Kriege gewesen ist, welches den portugiesischen Juden und den französischen Protestanten, welches Bayle und Mirabeau eine Zufluchtsstätte gewährte hat, und das, trotz so vieler Kämpfe und so großer Meinungsverschiedenheit, einen eigenthümlichen Charakter bewahrt hat, wie kaum ein anderes Land in Europa. Dieses Land, man hat es wohl schon errathen, ist Holland.

Seit den ältesten Zeiten scheint das lange und tiefe That, das sich zwischen der Maas und dem Rhein bis zu den Ufern der Nordsee erstreckt, eine Beute fremder Eroberungslust gewesen zu seyn. Zuerst von verschiedenen Deutschen Stämmen besetzt, dann von den Römern erobert, hierauf den Franken unterworfen, scheint Holland unter den Nachfolgern Karl's des Großen sich nur seiner Abhängigkeit zu entwinden, um in sich zu zerfallen. Es wird von Fürsten, Grafen, Bischöfen beherrscht, welche alle nach Geld und Macht streben. Streitigkeiten erheben sich unter dem Volke, die sich durch Jahrhunderte hinziehen. Im Anfange des 14ten Jahrhunderts entspinnt sich eine solche in Friesland, die länger als zwei Jahrhunderte dauert; im Jahre 1340 eine andere in Geldern und neun Jahre später der schreckliche Kampf der hoeksche und kabeljausche (der Angelhaken und Stockfisch), der länger als ein halbes Jahrhundert die Dörfer und Städte gegen einander bewaffnet.

Begleitet durch diese innerlichen Streitigkeiten, welche die Bürger und Bauern schwächten, wuchs die Macht der Flandrischen Grafen empor. Ihr weites Gebiet fiel dem Hause Burgund zu, das allmälig die Herrschaft über die ganzen Niederlande erwarb. Maria von Burgund brachte diese Marimilian von Oesterreich als Mitgift zu. Karl V. vereinigte sie 1548 mit der Spanischen Monarchie. Dreißig Jahre hatten sie Holland den Joche der Inquisition und des Absolutismus. Nun bildete es sich zur Republik aus, und die ganze Welt wurde diesem kleinen Kaufmannsbunde tributpflichtig. Ludwig XIV. überzog Holland mit Krieg, und einige Jahre später schrieb dieses ihm Gesetze vor. Bald aber kam die Zeit stürmischer Revolutionen und furchtbaren Unheils. Der Winter bahnte der Armee Pichegrü's einen Weg und führte sie ins Herz des Landes. Holland war besiegt, seine Freiheit vernichtet. Diese stolzen Provinzen, welche Philipp II. widerstanden hatten, verloren Alles, was sich noch von ihrer alten Verfassung erhalten hatte, Alles, selbst den Namen und die alten Gränzen, und der Batavische Löwe wird ein ferner Schmuck in einem Wappenschilde.

Kaum ist aber der Sturm vorüber, als das Land sich wieder aufrichtet, mit demselben Charakter und mit derselben Physiognomie. Hier wohnt ein ruhiges und bedächtiges Menschengeschlecht, das sich nicht durch den Schimmer des Ruhmes blenden läßt, das gegen das Unglück die Waffe der Geduld hat und seine nicht glänzenden, aber nutzbringenden Tugenden unverdrießlich festhält. Die Natur, die ihnen so viel zu schaffen macht, scheint sie auf ihren Kampf gegen sie, mit dem sie beständig im Kampf leben, gleich ihren Ausdauer und Thätigkeit.

Ich kenne kein Land, das in den Reisebeschreibungen so ungerecht behandelt würde, wie Holland. Es wird jährlich von vielen Reisenden besucht, die es nach seinem wahren Charakter studiren könnten. Aber die Einen kommen Leichter, gleichsam nur um ihr Gewissen zu beruhigen; sie werfen höchstens einen flüchtigen Blick auf den Haag und Amsterdam und schreiben ihren Namen in der Hütte Peter's des Großen ein. Andere bringen vorgefaßte Meinungen und Gesichtspunkte mit und würden es für eine Schande halten, diese aufzugeben. Wie viele Epigramme in Versen und in Prosa sind nicht auf den Geiz und das Phlegma der Holländer gemacht worden! Zu wie vielen Spötteleien hat nicht das Rauchen und das häufige Scheuern der Zimmer Anlaß gegeben! Zur Noth ist es schon begreiflich, daß der Herzog von Alba in seinen katholischen und Spanischen Pasie meinte, Holland liege der Hölle am nächsten. Allenfalls ist es zu fassen, daß Voltaire, den die Amsterdamer Buchhändler gekörgert hatten, in die boshaften Worte ausbrach: „Adieu canaux, canards, canaille.“ Daß aber die Engländer und Deutschen, deren Sitten in so vielen Punkten mit denen der Holländer übereinstimmen, ebenfalls dieses ehrliche Volk mit Spott überhäufen, ist in der That etwas wunderbar. Man höre nur den Dichter Butler: „In Holland stehen die Menschen beständig an der Pumpe und glauben sich nicht anders in Sicherheit, als wenn sie den Geschmack riechen. Sie leben, als wenn sie geschiert wären, und wenn sie sterben, werden sie über Bord geworfen. In Ihren Schiffen sind sie wie die Ratten aufgeschichtet und nähren sich von allerlei fremden Erzeugnissen. Wenn ihre Kaufleute Bankerott machen, so leiden ihre Städte Schiffbruch und gehen unter. Als Fisch-Kannibalen fressen sie andere Fische, und auf ihren Tafeln werden ihre Blutverwandten gropiert. Das ganze Land ist wie ein Schiff, das den Anker ausgeworfen hat.“

So schreiben die Engländer in ihrem humour. Die Deutschen haben vollends erst, wenn man den Holländern glauben darf, das Land in die übelste Nachrede gebracht. Diese ungünstige Meinung der Ausländer ist vorzüglich eine Folge der Schnelligkeit, mit welcher sie das Land bereisen; denn es gehört nicht zu denjenigen, deren erster Anblick gefällt. Um es kennen zu lernen und zu würdigen, muß man es von verschiedenen Seiten betrachten. Ich selbst muß gestehen, daß ich nicht angenehm überrascht wurde, als ich aus dem Norden hierher kam. Jetzt ist es vorbei, sagte ich zu mir, mit den hohen Gebirgen Norwegens, mit ihren zackenumkränzungen und Schneegürteln. Vorbei ist's mit den klaren Seen Schwedens, in denen das Blau des Himmels wie in einem Spiegel wiederstrahlt; vorbei mit den dunklen Thälern und den Wasserfällen, wo der Strocmkarle die harmonischen Saiten seiner Silberharfe ertönen läßt. Von dem Dampfschiffe aus betrachtete ich die Landschaft, die sich vor meinen Augen entrollte, und ich sah nur die weite einförmige Ebene, den gelben Fluß, der sich in der Ferne verliert, und den umzogenen Himmel. Hier und da brehen sich langsam die Arme einer Windmühle; ein kleines Häuschen erhebt sich am Ufer eines Teiches, zwischen einer fächerartig geschnittenen Hecke und einem Taxusbaume, der die Form eines Zuckerhutes hat. Eine Barke gleitet auf dem Kanal hin; ein Fischer kehrt langsamen Schritten nach seiner Hütte zurück. Am Horizonte sieht man eine Kirchthurmspitze aus einer Baumgruppe aufsteigen; aber nirgends einen Hügel, nirgends einen steilen Pfad, überall eine grüne, wässerige Fläche, überall Wasser. Man kommt immer weiter in dem reichen und bevölkerten Lande; man erwartet, endlich das lärmende Getümmel eines bewegten Handels- und Geschäftslebens zu finden, aber überall herrscht Stille. Hier werden die Geschäfte nicht geräuschvoll, wie in andern Ländern, betrieben. Der Handwerker geht gemessenen Schritten zur Arbeit; der Kaufmann begiebt sich bedächtig nach der Börse. Die Müßiggänger sitzen in den Schenken ohne Gelang und ohne Geschrei. Der Holländer, der die Sparsamkeit zu den Hauptlugenden zählt, ist sparsam mit seinen Bewegungen und seinen Worten wie mit seinem Gelde. Alles ist hier abgemessen und folgt dem Gange einer regelmäßigen Uhrwerkes.

Man kömmt in eine Stadt und sucht vergeblich den Schwarm der Neugierigen und Geschäftigen, die auf den Straßen gegen einander rennen. Die meisten Häuser sind mit einer eisernen Kette verwahrt, welche die Vorübergehenden in einer Entfernung von drei Fuß hält. Die Thüren sind hermetisch verschlossen und die Fenster inwendig durch weiße Vorhänge verhüllt. Man könnte fast glauben, daß die Häuser unbewohnt seyen, oder daß die Bewohner in tiefem Schlaf lägen.

Das Alles ist in der That nicht sehr erbaulich, und wenn man bedenkt, daß der Norden und Süden Hollands denselben Anblick darbieten, und daß sich überall dieselbe Ebene und dieselbe Physiognomie der Städte zeigt, so läßt es sich wohl begreifen, daß die neugierigen Reisenden sich mit der Besichtigung einiger hervorstechender Punkte begnügen und schnell ihren Wanderstab weiterseßen. Wenn aber ein Fremder nicht bei dem äußeren Anblick stehen bleibt, wenn er die rauhe Schale, die so viele vortreffliche Eigenschaften verbirgt, zu durchdringen sucht, so wird er Holland lieben und dem Lande gern Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es giebt kein bewunderswürdigeres Werk der Industrie und der Gewalt, als den Boden Hollands. Als die Deutschen Stämme sich in diesen Gegenden niederließen, fanden sie einen so haltlosen und wässerigen Boden, daß sie, wie Tacitus sagt, nicht wußten, ob sie ihn Wasser oder Land nennen sollten. Die Familienhäupter zogen weit und breit umher, um eine Bodenerhebung zu finden, auf welcher

Digitized by Google

sie ihre Hütten aufschlagen konnten. Sie trockneten die Sümpfe aus, indem sie Kanäle gruben, und eröffneten dem stehenden Wasser einen Abzug. Aber von Zeit zu Zeit trat der Fluß über sein Bett, und das Meer zerstörte die Frucht ihrer Arbeiten. Gegen das Andringen dieser Gefahren mußten Schutzwehren aufgerichtet werden. „Die Natur", sagt ein holländischer Dichter, „hat nichts für uns gethan; sie hat uns ihre Gaben verweigert, und Alles, was man in unserem Lande sieht, ist das Werk der Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit."

Es entspann sich ein nie endender Kampf zwischen dem Menschen und der Natur, zwischen der Bevölkerung der Ebene und den Flüssen und dem Meere. Das Land, das unter dem Wasserspiegel des Oceans steht, ist einer großen Gefahren Quelle zu vergleichen. Die Wälle sind groß, stark und schwindelnd hoch auf ihren Posten, wie Gefahr droht, ertönt Alarmgeschrei, und die Sturmglocke schallt durch das Land. Wie wacker sich aber auch die Holländer gegen ihren unversöhnlichen Feind vertheidigen, so hat doch dieser öfter die gegen ihn aufgerichteten Schutzwehren durchbrochen. Die Annalen des Landes führen viele solcher Fälle an. Schon aus dem 6ten Jahrhunderte wird eine Ueberschwemmung in Friesland erwähnt; andere fanden in den Jahren 792, 806, 839, 1164, 1170, 1210, 1221, 1230, 1237 Statt. Drei auf einander folgende Ueberschwemmungen in den Jahren 1248, 1249, 1250 brachten eine epidemische Krankheit zum Ausbruch, welche große Verwüstungen anrichtete. Im 13ten Jahrhundert erlitte der Zuyderfee noch nicht oder war wenigstens ein kleiner schmaler See. Eine Ueberschwemmung im Jahre 1287 welche viele Menschen das Leben kostete, gab ihm seine jetzige Gestalt. In der Nähe der Stadt Dordrecht sieht man einen See mit vielen kleinen Inseln; dies war früher Wiesenland. Auch im 15ten und 16ten Jahrhundert traten Ueberschwemmungen ein; im Jahre 1570 erreichte eine solche die höchsten Spitzen des Landes und kostete mehr als 100,000 Menschen das Leben. Von dieser Zeit an wurden die Ueberschwemmungen weniger häufig, da die Unterhaltung der Dämme strengen Verordnungen unterworfen wurde. Dennoch kömmt noch eine solche im 18ten Jahrhundert vor, und im Winter 1825 geräth Holland in die größte Gefahr.

Der Bau und die Unterhaltung der Dämme fordert jährlich ungeheure Summen. Ein Theil der hierzu bestimmten Ausgaben steht auf dem Staats-Budget; der Rest müssen die Provinzen tragen. Jeder Eigenthümer, dessen Gebiet am Wasser liegt, hat außer den allgemeinen Abgaben noch eine besondere für die Dämme zu bezahlen. Breite Erd- oder Faschinen-Wälle ziehen sich längs der Ufer der Flüsse hin, noch stärkere und höhere schützen gegen das Meer. An manchen Stellen kommen den Holländern ferichts die Dünen zu Hülfe, aber auch gegen diese natürlichen Bundesgenossen müssen sie sich noch schützen; denn der Wind untergräbt diese Dünen und streut den Sand über diese Felder und Wiesen aus. Um dies zu verhüten, werden in gewissen Entfernungen Hecken von Pflanzen angelegt, die im Sande vortkommen. Gegen die Kaninchen wird ein unabläßiger Vertilgungskrieg geführt, weil diese den Anpflanzungen schaden. In manchen Stellen sind die Dünen zwei oder drei Meilen breit. Hier begnügt man sich nicht, den Flugsand festzuhalten, sondern bemüht sich, ihn fruchtbar zu machen, und diese allem Anschein nach so unbankbare Arbeit ist ziemlich lohnend. Man überdeckt den Sand mit einer dicken Lage Dünger und pflanzt dann Kartoffeln, welche gewöhnlich schon in der ersten Ernte die Kosten der Urbarmachung entschädigen. Ist der Boden bearbeitet, gedüngt und befestigt, so pflanzt man kleine Eichen, die man nach Verlauf von acht Jahren abschneidet. Diese Operation wird alle zehn Jahre wiederholt.

(Fortsetzung folgt.)

Aegypten.

Miß Emma Roberts in Kahira.

(Schluß.)

Nachts kann Ruhe und ruhiger seyn, als die Nächte in einer Stadt, deren sämmtliche Bewohner mit eindrechender Finsternis nach Hause gehen; sobald aber die Sonne emporsteigt, entsteht ein solches Lärmen und geschäftiges Treiben, daß kein Mensch ungeweckt bleibt. Die Fenster meines Zimmers waren einer engen Gasse zugewendet. Die Erdgeschosse der Wohnungen bestanden aus Läden, und mehrere Verkäufer von Korn und Vegetabilien tauerten unter freiem Himmel. Das Gesammte menschliche Stimmen, das Blöcken der Kameele und das Schreien der Esel wirkten anfänglich so betäubend auf meine Ohren, daß mehrere Minuten vergingen, ehe ich eine große Zänkerei vernahm, die unter meinen Fenstern sich entspann. Ich sah abwärts und bemerkte einen Mann und ein Weib, die einander derb gepackt hatten. Die Frau trug einen groben blauen Rock mit einer Kapuze von gleichem Stoffe, und ihr Gesicht verhüllte einer von den schwarzlichen schmalen schweren Schleiern, die unter den Augen befestigt werden, und die mich immer an den Rüssel des Elephanten erinnert haben. Plötzlich ergriff der Mann eine Art Peitsche, die man in Kahira gewöhnlich bei sich führt, trieb damit seine Kameraden weg, schleuderte das arme Weib an den Boden und versetzte ihr mehrere Schläge, ohne daß einer der Umstehenden ihn davon abzuhalten versuchte. Die Frau stieß ein durchdringendes Geschrei aus, raffte sich vom Boden auf, packte ihren Gegner wieder und machte ihrer Wuth in einem Hagel von Schmähreden Luft; der Mann aber warf sie zum zweitenmal an den Boden und schlug sie auf die unbarmherzigste Weise, während die Zuschauer so ruhig blieben, wie zuvor, und ihn seine Rache vollständig stillen ließen. Erst als der Bösewicht sortgegangen war, half man der Frau, die wie besinnungslos liegen geblieben, wieder auf die Füße. Während der ganzen Prügelei hatte ihr Schleier um keinen Zoll sich verschoben. Sie weinte und jammerte noch eine Zeitlang und erzählte die Begebenheit unter sehr lebhaftem Geberdenspiel jedem vorübergehenden Bekannten; endlich setzte sie sich wieder neben ihren Korb — sie war eine Gemüsehändlerin — und blieb ruhig sitzen, obschon alle ihre Knochen wie zermalmt sein mußten. Die Polizei von Kahira scheint sich den Schutz der Leute, die auf öffentlicher Straße mißhandelt werden, gar nicht angelegen sein zu lassen; nachmals sah ich, wie ein betrunkener Engländer, der, was ich mit Schmerz hinzufügen muß, Offizier bei der Indischen Armee war, einige Eingeborne von Kahira, die ihn vielleicht im Gedränge etwas gestoßen hatten, auf potentlatte Weise prügelte, ohne daß Jemand Notiz davon nahm. Es ist gewiß höchst überraschend, wenn man einen Fremden in die wirklich seelenmäßigen Bewohner einer muselmännischen Stadt, wo er als Fremder verweilt, mißhandeln sieht, und ich bedaure lebhaft, daß jener Offizier für solch ein rohes, seine Würde und sein Vaterland beflecktendes Benehmen nicht verdienter Weise bestraft worden ist. Kaum gestattet man uns das Recht in den Straßenthalt in einem Lande, wo es früher schon gefährlich war, für öffentlich als Christ zu zeigen, so mißbrauchen wir dieses Privilegium schon durch Unanständigkeiten, die wir an den friedlichsten Einwohnern begehen. Leider erlauben sich die Engländer nur zu oft, Bootsleute, Eselreiber und andere arme Leute, die sie um Lohn gedungen haben, zu schlagen. Sie rechtfertigen diese feige Gewaltthätigkeit — ich nenne sie feig, weil man nur von solchen Leuten nichts zu befürchten hat — mit der Erklärung, daß es nicht möglich sei, sich des Gesindes anders als der Peitsche zu regieren; aber in den meisten Fällen dieser Art, von denen ich Zeuge war, nahmen sich meine Herren Landsleute nicht einmal die Mühe, zuvor eine bessere Behandlung zu erproben.

Ein Engländer Herr, der schon lange in Kahira wohnte, war so gütig gewesen, mir am Tage nach meiner Ankunft aufzuwarten, und hatte mich in sein Haus eingeführt, wo seine Frau und Kinder und andere von ihm gesammelte Kuriositäten zu zeigen. In Begleitung zweier Freundinnen und eines Herrn, der die Topographie der Stadt genau kannte, gingen wir zu Fuße aus. Wir schritten durch Sackgassen und andere finstere Gäßchen, die und einen recht guten Begriff von dem labyrinthischen Bau des Ortes gaben. Zuweilen passirten wir bedeckte Gänge, in denen wegen der Aegyptischen Finsternis herrschte. Die kleinen Gassen führten meist an der Hinterseite der Häuser hin; in den eigentlichen Straßen konnte man durch die größtentheils offenen Thüren die Einwohner bei ihren gewohnten Beschäftigungen sehen. Endlich kamen wir zu dem Hause unseres Landsmanns, dessen Aegyptischer Bediente uns in ein Zimmer des obern Stockes führte, wo er sich der Ruhe setzte. Die Antiquitäten-Sammlung unseres Freundes schien mir sehr werthvoll; allein ich hatte das Auswickeln einer Mumie schon mit angesehen, und obschon keiner der verschiedenen Artikel, die seine Nachforschungen ans Licht gefördert hatten, mir gleichgültig war, so reizte sein Haus mein Interesse doch noch höher als seine Gaben. Viele Gemächer nahmen sich wie Laternen aus, weil sie nicht bloß nach der Straße, sondern auch nach innen, zu an Treppen und Thüren, große Fenster hatten. Vermuthlich will man auf diese Weise frischen Luftzug sichern; aber alle komfortable Heimlichkeit geht dabei verloren. Ich bemerkte viel hölzernes Gitterwerk, wie es in Herrn Lane's Buche abgebildet ist*). Nichts kann genauer sein, als die Beschreibungen, die Herr Lane giebt; die Britischen Bewohner Kahira's verstehen sie nie. Daß sie nicht den kleinen Irrthum in denselben bemerkt hätten. Die Zeichnungen sind eben so treu; und wer das Werk sorgfältig studirt, der kann von der Stadt und ihren Bewohnern die genauesste Kenntniß erhalten. Die oberen Gemächer führten, wie es gewöhnlich der Fall, auf eine geräumige Terrasse; aber die umgebende Mauer war so hoch, daß man, selbst vom blauen Himmel von oben, auf alle Aussicht verzichten mußte.

Ich versuchte in jedem Winkel des Hauses, mit einer Aegyptischen Katze Bekanntschaft zu machen, fand aber diese Thiere zu scheu. So viel ich bemerken konnte, unterscheiden sie sich von unseren Hauskatzen nur durch höheren Wuchs und schönere Zeichnung des Pelzes.

Als wir wieder nach unserem Hotel gekommen waren, fühlte ich eine solche Erschöpfung, daß es mir unmöglich war, von neuem auszugehen. Dazu kam noch der Gedanke, daß unser Zug in die Wüste um vier Uhr des anderen Morgens vor sich gehen sollte. Zwei Damen von unserer Gesellschaft, die auf dem Basar noch verschiedene Einkäufe zu machen hatten, kamen bei dem Rubichen Blödenmarkte vorüber und konnten nicht umhin, auf diesem Markte sich ein wenig umzusehen. Eine Frau, die, anscheinend in tiefe Melancholie versunken, von den übrigen getrennt saß, erregte ihr besonderes Interesse, die meisten Uebrigen zeigten geringen Kummer über ihr Schicksal, das auch vielleicht in der That keine schlimmere Wendung genommen hatte. Alle langten gierig nach ein paar Stücken Geld, welche man unter sie warf. Auch selbst es nicht an Zigeunerinnen, die sich beeiserten, unseren Freundinnen Proben von ihrer geheimen Kunst zu geben. Am Morgen nach unserer Ankunft hatte Miß E., die immer zuerst munter war, nach einem Laden in unserer Nähe sich

*) Sitten und Gebräuche der neueren Aegypter (An Account of the Manners and Customs of the modern Egyptians), von Lane 2 Bände. London 1836.

In einem früheren Jahrgange des Magazins haben wir von diesem wichtigen Werk eine Anzeige gegeben.

Digitized by Google

begleiten lassen. Während sie daselbst etwas einkaufte, trat ein Ziegeneweib vor sie hin und sagte ihr ganz unaufgefordert, sie (Miß E.) sey in Kahira fremd und habe eine Begleiterin, die sich für ihre Freundin ausgäbe, aber bald einen Verrath an ihr begehen würde *). Als wir am Abend vorher mit einander über den Jahrmarkt ritten, bemerkte es keiner großen Scharfsicht, um zu entdecken, daß zwei fränkische Damen in Kahira angekommen waren; mit dem überraschenden Zusatz aber wollte das Weib offenbar nur die Neugier meiner Freundin reizen und sich länger Gehör verschaffen. In meinem großen Bedauern hatte Miß E. von der Wahrsagerin gar keine Notiz genommen: nur ihr Begleiter, ein Herr, der Arabisch verstand, richtete mir aus, was das Weib gesagt hatte.

Die Ankunft des Schiffes „Bernice" in Suez war am Abend vorher gemeldet worden und das Zelleisen während der Nacht in Kahira angelangt. In unserem Gasthofe ging es jetzt sehr tumultuarisch her; ständisch tamen Reisende vom Nil, die bis dahin durch Windstöße und widrige Winde zurückgehalten waren. Fünfter Kameele und Esel hatte man bereits vor die Staubthore geschickt, wohin ein Zuhrwerk uns bringen sollte. In dem Hofraum des Hotels wurde eine Equipage von Englischer Arbeit, einer Britschka ähnlich, mit zwei muthigen Pferden bespannt, und wir stiegen unserer Biere ein. Die etwas übermüthigen Pferde schlugen öfter aus und thaten kleine Sätze; doch hielt ich es für unmöglich, daß sie mit uns durchgehen oder auch nur uns umwerfen könnten, da die Straßen wegen ihrer Enge nur mit Noth sich passiren ließen. Ein Herr, der freiwillig die Rolle des Kutschers bei uns übernommen hatte, fuhr anfänglich Schritt, bald aber, dermuthlich weil er die Gebnio verlor, in so schnellem Trabe, daß Menschen und Thiere umgefahren wurden, aber wenigstens arge Stöße und Verletzungen erhielten. Vergebens war unser Flehen und Schreien: er erklärte, es sey die Schuld des Volkes, wenn es nicht auszuweichen vermöchte; da wir aber keinen Vorreiter hatten und die Leute also recht eigentlich überrumpelt wurden, so begreife ich nicht, wie es ihnen möglich gewesen wäre, auszuweichen. Endlich gab der Unbarmherzige unseren dringenden Bitten Gehör und ließ die Pferde von ein paar Stallknechten führen, die mit Aufbietung aller Kräfte daneben rannten. Dann ging es wieder rasch und ohne Gefährdung eines lebenden Wesens durch die vorhin erwähnte Gräberstadt. Die Wüste reicht bis an die Wälle von Kahira, und die Mausoläen erheben sich aus dürrem Sande. Nur einige Gärten und angebaute Stellen schimmerten als Oasen aus der Wildniß hervor. Wir hätten die ganze Reise durch die Wüste in dem Wagen, der uns so weit gebracht hatte, zurücklegen können, da aber unser Lados einmal an den Nerven litt, und außerdem den Weg für zu holperig hielt, so sahen wir uns lieber nach einer anderen langsameren Gelegenheit um. Die gewaltigen Reformen, die jetzt in Aegypten vor sich gehen, werden, wenn nichts ihren Fortgang hemmt, den Weg nach Suez bald in eine Europäische Heerstraße verwandeln, und ein patriarchalisches Reisen wird dann noch möglich seyn, wo der Gesichtskreis ausgedehnter, ein Land, das an interessanten Erinnerungen so reich ist, in stürmischer Eil durchwandern zu müssen. Schon in meinem fünften Jahre hatte ich angefangen, die Mährchen von Tausend und Eine Nacht zu lesen; und seit jener Zeit hatte ich sie unzählige Mal und mit immer erneutem Interesse wieder gelesen; sie waren es, die mir so glühende Liebe für den Orient einflößten. Die Bücher des Alten und des Neuen Testamentes glaube ich eben so genau zu kennen, und somit durfte ich wohl hoffen, daß drei Tage in der Wüste mir nicht langweilig seyn würden.

Beim Scheiden erklärte unser Freund, er werde sich für den Zwang, den wir ihm auferlegt, schadlos halten und wenigstens zwei oder drei Personen überfahren. Glücklicherweise begann er seinen Lauf an pleine carrière etwas zu früh; wir hörten zu unserer Freude, daß er schon umgewendet hatte, ehe er bis zum Thore von Kahira gelangt war. Wenn der Pascha, der seine Pferde wie unsinnig austreibt, in Europäischer Equipage durch die Straßen fährt, sollen jedesmal mehrere Menschen das Leben verlieren. Durch die Erfindung oder die gefunden Gitter eines Unterthanes ihm keine Sorge machen, braucht uns nicht Wunder zu nehmen; daß er aber sogar Fremden, die außerdem Christen sind, beides hingehen läßt, ist höchst auffallender.

Ich kann Kahira nicht verlassen, ohne der Art, wie man die Straßen in Stand hält, rühmend zu gedenken. Selbst in den engsten Gäßchen und Durchgängen wurde keiner der Steine Schutt beseitigt. Staub giebt es zwar überall, aber wenigstens nicht Schlammeres. Wenn man etwas abgelegene Gassen von Paris oder London paßirt, haben Gesicht und Geruch viel mehr zu leiden. Ist es mir nach einem so kurzen Aufenthalte in Aegyptens wahrer Hauptstadt überhaupt vergönnt, eine Meinung auszusprechen, so möchte ich sagen, daß, wenn unsere friedlichen Verhältnisse zu Aegypten fortbestehen sollten, der Reisende nirgends besseren Aufnahme oder Verpflegung finden werde, als in Kahira. (A. J.)

Italien.

Verbesserungen der Gefängnisse in Italien.

Vom Grafen Luigi Serristori.**)

Diejenigen Gefängnisse, deren Einrichtung den Zweck hat, die gegenseitige moralische Ansteckung der Sträflinge zu verhindern und sie zu bessern, werden heutzutage Besserungs-Häuser (Häuser der Buße, case di penitenza) genannt. Um ein so hriflames Ergebniß zu erlangen, muß man solche Anstalten auf besondere Weise einrichten und mit stets wachsamer, von verständiger Strenge gemilderter Menschenliebe dirigiren. Großbritanien und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika waren die ersten Länder, in denen man verschiedene Systeme der Reform des Gefängnißwesens erprobte. Die Schweiz, Frankreich und Italien sind nach einander ihrem Beispiele gefolgt.

Man kann die Besserungs-Häuser unter drei verschiedene Rubriken bringen:

1) Zuchthäuser (Correzi di correzione).
2) Gefängnisse zur Abbüßung der Vergehen für jugendliche Verbrecher.
3) Gefängnisse zur Abbüßung für solche Verbrecher, die auf Lebenszeit oder wenigstens auf lange Zeit verurtheilt sind, so wie für die Rückfälligen.

Die Gefängnisse der ersten Klasse müssen in zwei Abtheilungen zerfallen: Eine für die Verdächtigen und Angeklagten, um eine andere für Solche, die auf kurze Zeit verurtheilt sind. In diesen findet bei Tage wie bei Nacht eine Absonderung in Zellen statt.

Die Abbüßungs-Gefängnisse für Jünglinge sind nach dem Prinzipe des abgesonderten Schlafens im einzelnen Zellen; und der gemeinsamen Arbeit bei Tage eingerichtet. In diesen muß so viel als möglich Ordnung gehalten werden, und Beschäftigungen mehr agrarischer (landwirthschaftlicher) als industrieller Art seyen.

Die Besserungs-Häuser der dritten Klasse sind, wie schon bemerkt, für Gefangene auf Lebenszeit, auf lange Zeit und für Rückfällige bestimmt. Wenn die bezeichneten drei Kategorieen der Verbrecher in Einem Gebäude vereinigt seyn sollen, so muß für jede Kategorie ein besonderer Abtheilungsraum seyn. Diese Kerker oder Besserungs-Häuser sollen an die Stelle der noch bestehenden Galeeren treten, die nach und nach aufgehoben werden müssen, weil man sie wegen ihrer fehlerhaften Einrichtung einstimmig für Schulen des tiefsten Sittenverderbens erklärt hat. Die erwähnten Etablissements sind so zu erbauen und einzurichten, daß das Prinzip der nächtlichen Absonderung der Verbrecher in einzelnen Zellen und der täglichen gemeinsamen Arbeit bei vollkommenem Stillschweigen in denselben die ausgedehnteste Anwendung finden könne. Sie dürfen nicht über 400 bis 500 Individuen aufnehmen, indem man sonst Gefahr läuft, die moralischen Zwecke der Disziplin unwirksam zu machen. Da diese Anstalten vor Allem zu verhüten haben, daß die Verbrecher einander gegenseitig verderben, und auch auf ihre Besserung kräftig einwirken sollen, so müssen sie nur für diese nächstigten religiösen und bürgerlichen Unterricht der Unglücklichen sorgen, damit sie der Gesellschaft als nützliche Mitglieder wiedergegeben werden.

Der Anfang zur Verbesserung der Gefängnisse und ihrer Einrichtung ist in Italien erst unlängst gemacht. Die Mittel, deren man sich bedient, sind von den sogenannten Luxuriösen Besserungs-Systemen hergenommen, und bestehen auf nächtlicher Absonderung der Sträflinge in einzelnen Zellen und gemeinschaftliche mit Schweigen verbundene Arbeit am Tage gegründet ist. Das Amerikanische Besserungs-System, bei welchem das Prinzip der beständigen Absonderung in Zellen zur Tag- und Nachtzeit — obwaltet, hat auf unserer Halbinsel keinen Anklang gefunden, weil es dem Klima, der Religion und den Sitten ihrer Bewohner widerstreit.

Den Thatsachen sind bei uns, wie anderwärts, die Schriften ausgezeichneter Vaterlandsfreunde vorangegangen. In Turin ist die Reform der Kerker durch den Grafen Peitti, in Neapel durch den Ritter Volpicella angeregt worden.

Im Königreich Sardinien wurde, während die Maßregeln zu Einführung des Besserungs-Häuser zeitigten, ein Central-Arbeitshaus für Frauen (zu Pallanza) errichtet. Bis jetzt hat man in demselben die nächtliche Absonderung in Zellen und die Regel des Stillschweigens bei der Arbeit noch nicht eingeführt; dagegen ist für religiösen und sonstigen Unterricht gut gesorgt. Die Zahl der Strafgefangenen beträgt 140. Man hat erst kürzlich Gesetze zur Erweiterung des Lokales gegeben, damit sämmtliche verurtheilte Individuen weiblichen Geschlechts in allen Sardinischen Staaten daselbst Unterkunft finden können und auch die nächtliche Absonderung in Zellen möglich werde.

Am 9. Februar 1839 wurden die Königlichen Patente veröffentlicht, worin der Plan zu einer Reform der Besserungs-Häuser in den Staaten des Sardinischen Festlandes enthalten. Man ließt darin Folgendes:

„Die Reform der Kriminal-Gesetzgebung, welcher wir seit der Publication des Civil-Gesetzbuches unsere Aufmerksamkeit zugewendet, erfordert, als nothwendige Ergänzung, eine bessere Einrichtung der Gefängnisse, besonders mit Rücksicht auf diejenigen Verbrecher, die zur Reclusion und Einkerkerung verurtheilt sind, damit die Zeit ihrer Strafe für sie nicht bloß ein Grund zur Reue werde, sondern auch ihnen Gelegenheit gebe, ihr künftiges Leben wahrhaft zu bessern."

„Zu dem erwähnten Zwecke wurden in den letzten Jahren das Central-Arbeitshaus in Pallanza und die Corrections-Anstalt des Arbeitshauses bei Turin für weibliche Strafgefangene errichtet, auch alle Anstalten getroffen, wodurch man über die Details so wichtiger und kostspieliger Unternehmungen Aufklärung erhalten konnte. Da wir nun solchergestalt zur vollen Einsicht gelangt sind, daß die heilsame Wirkung derjenigen Mittel, die zur sittlichen Veredlung der Sträflinge am besten geeignet, und namentlich des wichtigsten unter allen, der gemeinschaftlichen Arbeit und der Absonderung jedes Sträflings während der Nacht, nicht wohl verhofft werden könnte, ohne die Einrichtung besonderer und von einander geschiedener Gefängnisse für die Verbrecher, so haben wir nicht ferner anstehen wollen, unsere Verfügungen dahin zu treffen, daß man dieses unser Vorhaben schleu-

*) Der Leser wird schon errathen haben, daß diese Begleiterin Niemand anders seyn konnte, als ich!

**) Dieser Aufsatz des berühmten Italiänischen Statistikers ist laut der Unterschrift, schon im Juni 1840 geschrieben. Er befindet sich im Oktober-Hefte der Rivista Europea von demselben Jahre.

Digitized by Google

nig ins Werk setze. Wir behalten uns vor, auch neue Verordnungen; die innere Einrichtung der Kerker betreffend, gegeben zu lassen, besonders aber den bisher gewohnten Verkauf von Spirs-Artikeln und Getränken, den man mit Recht als ein Reizmittel zum Laster und eine Veranlassung häufiger Unordnungen betrachtet, abzuschaffen.

In Uebereinstimmung mit diesen Absichten hat Seine Majestät der König Folgendes zu verordnen geruht:

„1) Es sollen drei neue Central-Gefängnisse für erwachsene Verbrecher und ein Jugendhaus für jugendliche Verbrecher jungen Leute erbaut und eingerichtet werden. Das Gefängniß zu Pallanza soll hinführo der ausschließliche Central-Kerker der weiblichen Verurtheilten seyn.

2) Die drei Central-Kerker sollen nur ausschließlich solche Verurtheilte, die zur Strafe der Einsperrung und des Kerkers (sella reclusione o dei carcere) bestimmt sind, aufnehmen. Diese sollen eine thätige und schwerlastende Lebensweise führen, über welche wir uns fernere Bestimmungen vorbehalten.

3) Sobald eines oder mehrere dieser Gefängnisse im Stande seyn werden, und in dem Maße, als man alle Verurtheilten, von denen im vorigen Artikel die Rede gewesen, aus den vorhandenen Gefängnissen einer oder mehrerer Provinzen dahin transportiren wird, sollen diese Gefängnisse nur ausschließlich zur Haft der Inquisiten und der auf kurze Zeit Verurtheilten bestimmt seyn."

In demselben Jahre 1839 stellte die Sardinische Regierung eine Preis-Aufgabe, die nahin lautete: „Es wird ein Bauplan verlangt, welcher das System der Absonderung in Zellen zur Nachtzeit und der mit Schweigen verbundenen gemeinsamen Arbeit der Tage am besten realisiren kann." Die ersten Preise von 3000 Lire Italiänisch gewann der Französische Architekt Labrouste; den zweiten der Grüner Architekt Baucher-Cremieux, der Erbauer des Besserungs-Gefängnisses zu Genf.

Die Ausführung des Projektes des Herrn Labrouste erfordert 635,000 Italiänische Lire, was 1200 Lire (140 Thaler) für jeden Verbrecher gleichkommt, da das Gebäude 529 Sträflinge beherbergen kann. Die Arbeiten sollen im laufenden Jahre anfangen. Die in diesem Gebäude anwendbaren Aufsichts-Mittel werden jeden gesährlichen Verkehr zwischen den Verbrechern wirksam verhindern.

Da zweckmäßige Direction einer Besserungs-Anstalt ein sehr schwieriges Geschäft ist, so hat die Regierung schon vor Erbauung derjenigen, die in Alessandria errichtet werden soll, für einen Direktor denselben gesorgt. Die Wahl ist auf den Intendanten Candi gefallen, der in der Zwischenzeit auf Königliche Kosten die vornehmsten Gefängnisse Europa's besuchen wird, um seine Erfahrungen noch zu vervollständigen.

In Generala bei Turin ist neuerlich der Bau eines Besserungshauses für 300 Jünglinge, das im Jahre 1841 vollendet seyn soll, begonnen worden. In dieser Anstalt herrscht ein gemischtes, d. h. bald landwirthschaftliches und bald industrielles Besserungs-System. Hätte die Sardinische Regierung bei Generala Krongüter, so konnte sie das Projekt, den theoretischen und praktischen Unterricht mit den Feldarbeiten zu vereinigen, sofort realisiren; da jenes aber nicht der Fall ist, so wird man hier erst auf die Theorie der Landwirthschaft sich beschränken müssen. Es ist schon viel gewonnen, wenn die in Haft befindlichen jungen Leute über die Natur der Ländereien, über Viehmast und wechselnde Bestellung der Felder Belehrung empfangen und mit der Handhabung aller landwirthschaftlicher Geräthe vorläufig bekannt gemacht werden.

Die industrielle Unterweisung in dem Besserungs-Hause zu Generala hat den doppelten Zweck, die jungen Sträflinge in der Zeit, wenn es keine Feldarbeiten giebt, zu beschäftigen und denjenigen unter ihnen, deren Constitution für Feldarbeiten nicht stark genug ist, oder die vermöge ihrer individuellen Lage in Künsten und Handwerken natürlicherer und für sie verläßigere Hülfsquellen finden können, ein anderes Metier beizubringen.

Es giebt in Turin noch eine besondere Anstalt zur einstweiligen Bewachung verdächtiger oder angeklagter Individuen vom weiblichen Geschlechte. Erwähnung verdient dieses Etablissement besonders wegen der thätigen und erleuchteten Menschenfreundlichkeit, womit die Gräfin Barolle demselben vorsteht.

Im Reiche beider Sicilien ist ein neues Gefängniß in Palermo beinahe vollendet, und in Neapel schickt man sich eben an, ein Besserungs-Haus für solche Verbrecher zu errichten, deren Urtheil auf ein oder zwei Jahre Gefängniß lautet. Die dortige Regierung will außerdem in Neapel ein Zuchthaus für minderjährige Verbrecher organisiren, so wie ein Arrest-Haus in zwei Abtheilungen; das erste für Verdächtige und Angeklagte; das andere für Verurtheilte, deren Strafzeit weniger als zwei Jahre beträgt.

Eine Reform der Gefängnisse hat auch in Toskana bereits begonnen — Dank der aufgeklärten Fürsorge des Fürsten dieses Landes. Die älteren Anstalten dieser Art, von denen die meisten noch jetzt bestehen, sind folgende:

I. Bagno's der Galeerensklaven	Livorno . . .	194 Verbrecher.
	Portoferrajo	92 „
	Pisa	70 „
	Summe	356 Verbrecher.

Von diesen sind 111 auf Lebenszeit und die Uebrigen auf eine bestimmte Zeit verurtheilt.

Diese Bagno's erfordern eine jährliche Ausgabe von 140,000 Toskanischen Lire, also 390 Lire für jeden Zwangsarbeiter. Außerdem sind Bagno's werden die Sträflinge zur Reinigung der Straßen, zu Arbeiten in Salzwerken, Festungen u. dgl. verwandt. Im Bagno selbst müssen sie solche Handarbeiten thun, die sie früher schon getrieben haben, oder zu denen sie Neigung und Geschick zeigen. Die Uebung in denselben verschafft den auf eine bestimmte Zeit Verurtheilten nach wiedererlangter Freiheit ein Subsistenz-Mittel und den lebenslänglich Verurtheilten theils einen besseren Unterhalt, theils ein Schutzmittel gegen die unheilvollen Wirkungen des Müßiggangs. An Feiertagen, wenn die Messe gehalten ist, ertheilen die Kapellane den Sträflingen religiösen Unterricht.

II. Arbeits-Häuser (Casa di lavoreria, für Verurtheilte, die es auf nicht mehr als drei Jahre sind.

III. Zucht- und Arbeitshaus für Individuen weiblichen Geschlechts zu San Gimignano:

Im Arbeitshause	8 Verurtheilte.
Im Zuchthause	18 Eingesperrte bis auf 1 Jahr.
Ueberhaupt . .	26

Sowohl die Verurtheilten als die bloß Eingesperrten übernachten in besonderen Schlaf-Lokalen und verweilen bei Tage in Arbeitsstuben, wo sie mit Spinnen von Flachs, Hanf und Werg beschäftigt sind. Die Eingesperrten müssen abwechselnd den inneren Dienst des Hauses versehen. Zu bestimmten Stunden des Tages dürfen diese Abtheilungen nach einander im Hofraum und unter den Bogengängen des Etablissements frische Luft schöpfen.

VI. Gefängnisse bei den Vikariaten und den direttori degli atti, für Verurtheilte bis zwei Jahre gefänglicher Haft, desgleichen für Verdächtige und Angeklagte.

Was man bis heute für die Reform der Gefängnisse in Toskana gethan hat, besteht in Folgendem:

In den ersten Monaten des Jahres 1840 ist in Volterra ein Besserungshaus für männliche Verbrecher (das erste dieser Art in Toskana) errichtet worden, in welchem das Auburnsche System Anwendung findet. — In Florenz erhielt man gegenwärtig ein Gefängniß mit Zellen, das für minderjährige Züchtlinge beider Geschlechter bestimmt seyn soll. Erst neuerlich ist von Seiten der Regierung die Aufhebung des Galeeren-Bagno's in Pisa, das, wie man glaubt, in ein Besserungshaus für männliche Verbrecher umgewandelt werden dürfte, beschlossen worden.

Somit hätten wir denn unsere Leser eine Uebersicht dessen gegeben, was bis auf den heutigen Tag in Italien für die Reform der Gefängnisse geschehen ist. Unser Zweck ist der gewesen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen Gegenstand von höchstem moralischem Interesse zu lenken und außerdem darzuthun, daß man in Italien zum Verbesserungen jeder Art keineswegs so unbekümmert ist, wie lügenhafte Ausländer häufig vorgeben. (Rivista Europea.)

Mannigfaltiges.

— Neue Wespenstiche. Das kalte Leichenbegängniß Napoleon's giebt dem Verfasser der „Guêpes" zu mancherlei Sticheleien Anlaß. Unter Anderem erzählt er, es sey in den Straßen von Paris eine kleine Schrift verkauft worden, deren Titel folgendermaßen ausgerufen wurde: Description du char de Napoléon et de ceux qui l'ont trahi.

Die vielen schlechten Verse auf des Kaisers Rückkehr erregen natürlich auch manche satirische Bemerkung. Casimir Delavigne hat eine lange Ode gedichtet, die, wie Herr Alphons Karr behauptet, sich durch Nichtaufgeführt, das Publikum allen an diesem Tage gelungenen Kaiserliedern das schlechteste sey. Eine Strophe derselben endigt mit dem Vers:

La France recounut sa face respectée,
Même par le ver de tombeau.

Boshaft fügt der Wespenfreund hinzu: „On a regretté généralement que les vers de M. Delavigne n'aient pas pris exemple sur ce ver sinieux apprêts."

Folgende Bemerkungen giebt Herr Karr der launlustigen Welt zu bedenken: „Wenn auf einem Balle ein Herr eine Dame aufgefordert, die darauf nicht eingehen kann, weil sie bereits engagirt ist, so wendet er sich an eine Andere und scheint mit dadurch eine Ungezogenheit gegen zwei Damen zugleich zu begehen, für die Erste deshalb, weil sie ihn nicht mit ihnen, nun so werde ich mit einer Anderen tanzen. — Für die Zweite: Sie nehme ich, weil keine Bessere da ist; wenn eine Dame nicht engagirt wäre, so hätte ich an Sie nicht gedacht; sie ist schöner, eleganter, geistvoller als Sie. — Manche Herren, die dies vermeiden wollen, tanzen nicht, wenn die von ihnen aufgeforderte Dame bereits engagirt ist, — alsdann kann jedoch der Fall eintreten, daß man eine ganze Ballnacht hindurch nicht tanzt, so gern man es auch möchte. Wie wäre es nun, wenn man folgenden Gebrauch einiger Orte des südlichen Frankreichs allgemein einführte: Jeder einzelnen Dame nimmt das einem bereitstehenden Korb eine künstliche Blume, und wenn er eine Dame engagiren will, so läßt er die selben varirte Redensart: „Fräulein, kann ich die Ehre haben?" zc. ganz beiseit, sondern bietet seine Blume an, die sie an der Seite befestigt und hier trägt, bis der Tanz vorüber ist, zu welchem sie engagirt worden, worauf sie ihm die Blume zurückgiebt, die er einer Andern anbietet. Will man auf mehrere Tänze voraus engagiren, so mag man dazu verschiedene Blumen bestimmen: Tulpen, Rosen zc. Auf diese Weise setzt man sich nicht aus, eine bereits engagirte Dame aufzufordern, denn jede Dame, die keine Blume an der Seite hat, ist frei und erwartet noch vielen Tänzer."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Montag den 25. Januar 1841.

Frankreich.

Napoleon und seine Minister.

Nach E. M. von St. Hilaire.

„Es muß als eine Regierungs-Maxime gelten, daß ein Fürst seine Minister so selten als möglich und nur aus sehr wichtigen Gründen wechseln darf." Dieser Ausspruch Napoleon's kann freilich auf die jetzige Französische Regierung insofern keine Anwendung finden, als diese oft wider ihren Willen durch die bestehenden constitutionellen Formen zu einer Aenderung des Ministeriums genöthigt wird, wogegen unter der Kaiserlichen Regierung die politische und administrative Einheit nur in dem Staatsoberhaupt ruhte, welchem allein die Minister, die die verschiedenen Verwaltungszweige zu leiten hatten, für ihre Handlungsweise verantwortlich waren. Ein anderer Ausspruch Napoleon's war der: „In Betreff der Verwaltung ist die Erfahrung die Hauptsache." Diese beiden Grundsätze blieben die unveränderliche Regel seiner Regierung. Niemals verabschiedete er ohne höchst dringende Gründe diesen oder jenen Minister, ja, er übertrieb vielleicht sogar diese Liebe zur ministeriellen Stätigkeit. Wie dem nun auch sey, so hatte der Widerwille, „in seinem Hause aufzuräumen", wie er es nannte, sein Gutes und sein Uebles, und wenn einerseits dadurch die Macht, das Steuerseil zu Grunde zu richten, in den Händen des unfähigen Decrès blieb, so gewann andererseits auch der Finanz-Minister Gaudin auf diese Weise hinreichende Zeit, um in seiner Verwaltung solche Ordnung herzustellen, wie sie vor ihm noch nie dagewesen war.

Mitten unter den Festen, die bei Gelegenheit seiner Salbung gegeben wurden, beschäftigte sich Napoleon auf das angestrengteste mit allen wichtigen Fragen der auswärtigen Politik, mit dem Ackerbau, dem Handel, dem Gewerbsfleiß, kurz mit allen inneren Interessen Frankreichs. Täglich brachte er gehn bis zwölf Stunden entweder im Staatsrath oder mit seinen Ministern zu, die ihm über die geringsten Nebenzinge ihrer Verwaltungszweige Rechenschaft abzulegen mußten. Oft arbeitete er sogar mit ihren ersten Expedienten, die er auf der Stelle aus ihren Büreaus holen ließ, wenn die Minister nicht sogleich die nöthige Auskunft geben konnten. Da der Kaiser allein niemals ermüdete, so entlieh er sie oft nach der angestrengtesten Arbeit, und oft fanden sie sogar noch bei ihrer Rückkehr Kaiserliche Briefe vor, die eine augenblickliche Beantwortung erheischten.

Mit dem Finanz-Minister Gaudin, den Napoleon ganz besonders und auch verdienermaßen schätzte, unterhielt er sowohl in Paris wie im Felde den lebhaftesten Briefwechsel. Mit ihm zusammen arbeitete er das Budget jedes Jahres, die Einnahme-Mittel, die Vertheilung der Fonds an die verschiedenen Ministerien und in diesen Ministerien wieder ihre Bestimmung für jede Art von Staatsbedürfnissen aus. Und immer war es der Kaiser, der seinen Minister darauf aufmerksam machte, daß an diesem oder jenem Waffenplatze, in dieser Stadt des Reichs oder in jenem Seehafen die Hände nicht am bestimmten Tage zur Bezahlung des Soldes, der Arbeiten oder der eingegangenen Lieferungen bereit gelegen hätten; sein Gedächtniß war in diesem Punkte bewunderungswürdig. So schrieb er am Tage seiner Krönung in Mailand, den 26. Mai 1805, an seinen Finanz-Minister:

„Ich zeige Ihnen an, Herr Gaudin, daß ich Ligurien mit Frankreich vereinigt habe. Ich ersuche Sie deßhalb, sich zu mir nach Genua zu begeben, wo ich nächsten Monat am 25sten eintreffen werde. Richten Sie sich so ein, daß Sie wenigstens den Abend vorher anlangen. Wir wollen dann zusammen die finanzielle Verwaltung des Landes anordnen. Da ich weiß, daß Sie nicht aus Reisen gewohnt sind, und weil ich die Beschwerlichkeit der Ihnen von mir auferlegten Reise mildern will, so werden Sie sich in Alem nach der letzten Briefe beigelegten Note richten. Und nun bitte ich Gott, Sie in seinen heiligen und gnädigen Schutz zu nehmen. Mailand, 27. Juni 1805. Napoleon." — In dieser Note hatte der Kaiser seinem Minister seine Reiseroute und seine Ruhepunkte angedeutet, kurz, ihm einen vollständigen Wegweiser übermacht.

Bevor er Paris verließ, eiledigte Gaudin mit dem größten Fleiße erst alle Arbeiten, welche während der drei Wochen, die Napoleon noch in Mailand blieb, beendigt sepn mußten, und reiste dann ab. Am Morgen der Ankunft des Kaisers in Genua begab sich Herr Gaudin, der schon drei Tage vor demselben dort angelangt war, sogleich nach dem Palast und traf Napoleon so eben vom Pferde steigend, ganz mit Staub bedeckt und anscheinend von der Reise sehr ermüdet. „Guten Morgen, Minister", redete ihn der Kaiser an, so wie er abgestiegen war. „Haben Sie eine gute Reise gehabt? Ich möchte lieber zwei Schlachten liefern als noch einmal beginnen, was ich so eben abgemacht. Folgen Sie mir." — Napoleon war schon um drei Uhr Morgens fortgeritten, um neun Stunden lang in drückendster Sonnenhitze die Bergrücken, welche Genua umgeben, zu durchstreifen und die Befestigungen von der Landseite zu besichtigen. Nach einer Mahlzeit gingen Beide an die Arbeit. Gaudin legte ihm einen Organisations-Plan vor, den er unterwegs entworfen hatte. Der Kaiser billigte, verwarf oder änderte Einiges, und es verstrichen so mehrere Stunden. Gegen Abend brachte der dienstthuende Adjutant einige Briefe und die Pariser Zeitungen.

„Wir wollen ein wenig ausruhen", sagte Napoleon und blickte in eine Zeitung. Gaudin that dasselbe. Nachdem Napoleon eine Weile gelesen, sagte er den Minister: „Wie geht es zu, daß unser Renten-Cours nicht höher steht?" — Der Cours stand damals über achtzig Franken. — „Aber, Sire, ich dächte, Ew. Majestät könnten sich nicht über den Cours der öffentlichen Fonds beklagen, die sie auf 10 Franken vorhanden und die nun als Leibrenten auf Ihrem Haupte stehen." — „Was wollen Sie damit sagen?" — „Sire, ich meine, das Reich hat sich allmälig bis auf den Punkt erweitert, daß, wenn die Sache so fortgeht, es gar nicht mehr regierbar seyn wird." — „Ist diese Bergströrung in unserer jetzigen politischen Stellung zu England nicht eine Nothwendigkeit?" — „Ich gebe es zu, Sire, aber" . . . — „Ich thue Alles, was ich kann, um den Gang der Regierung noch mir zu erleichtern", fiel ihm Napoleon lebhaft ins Wort; „wenn mein Nachfolger ein Dummkopf ist, so ist das für ihn freilich sehr schlimm." — „Gewiß, Sire, aber auch um so schlimmer für Frankreich, und Ew. Majestät würden mich nicht so ruhig sehen, wenn ich nicht wüßte, daß ich nach den Gesetzen der Natur vor Ihnen sterben muß." — „Bah! Sie sind ein Kind, lassen Sie uns die Zeitungen lesen", sagte Napoleon, indem er sanft die Wange seines Ministers kniff. Mit diesen Worten schloß die Conferenz. Es war gehen Uhr Abends, und Nachmittags um ein Uhr hatte sich der Kaiser an die Arbeit gesetzt.

In einem früheren Briefe, als dem oben angeführten, hatte Napoleon Herrn Gaudin anbefohlen, einen seiner Divisions-Chefs, gegen den man ihn eingenommen hatte, nicht mit nach Italien zu bringen. Gaudin betrübte sich über dies Vorurtheil gegen den Familienvater, dessen Ergebenheit und Befähigung er richtig beurtheilte, weil er gegen alle seine Untergebenen sehr gütig gesinnt war, und nahm sich vor, es bei der nächsten schicklichen Gelegenheit zu bekämpfen. Bei Tische bot sich dieselbe dar, und er vertheidigte den verdächtigten Divisions-Chef mit großer Wärme. — „Nun, nun, mein lieber Gaudin, ereifern Sie sich nur nicht zu sehr", sprach Napoleon lächelnd zu ihm. „Legen Sie dem, was ich Ihnen über M. . . schrieb, nicht mehr Wichtigkeit bei, als es verdient. Sehen Sie", fügte er hinzu, indem er mit dem rechten Zeigefinger auf die Stirn deutete, „ich habe da zwei Kammern, eine für das Vorurtheil, eine für die Gerechtigkeit. Der Verdacht, dessen ich zu Ihnen erwähnte, befindet sich noch in der ersten." — „Sehr wohl, Sire", aber diese beiden Kammern liegen so dicht neben einander, daß ich befürchte, die Vorurtheile Ew. Majestät könnten von einer in die andere schlüpfen, ohne daß Sie es gewahr würden." — „Verwahren Sie sich, zwischen beiden habe ich einen eigenen Gränzaufseher angestellt: die Ueberlegung." — Napoleon sprach nie wieder mit seinem Minister über diesen Divisions-Chef, der seine Stelle noch zur Zeit der Restauration innehatte.

Es war schon oft über die Lieferungen an Gemüsen und eingesalzenen Lebensmitteln, die zum Verwaltungskreise des See-Ministers gehörten, von den Empfängern lebhafte Klage geführt worden. Der Director dieser Abtheilung machte schlechte Einkäufe, und alle Vorstellungen des Ministers fruchteten nichts. Napoleon, der nun nicht wußte, was für einen Ueg er einschlagen solle, so wendete er sich an den Kaiser, der ihm ruhig erwiederte: „Haben wir denn keine Gesetze, keine Gerichtshöfe! Wenn Sie aber glauben, daß man dem Schuldigen, bevor man zum Aeußersten schreite, erst den Text lesen müsse, so schicken Sie ihn mir nur, ich übernehme das." Die Erklärungen, welche der Director in Napoleon's Gegenwart ablegte, waren so ungenügend, so ungeschickt, daß der Kaiser, der seine Ungeduld nicht länger bemeistern konnte, ihn plötzlich unterbrach: „Genug, mein Herr! Haben Sie mich zum Besten? Glauben Sie, daß ein Mann, der nicht auf dem Throne geboren wurde und die

Digitized by Google

Strafen zu Fuß durchwanderte, sich mit so schlechten Gründen abspeisen lasse? Sie verdienten, daß ich Ihre Einkünfte für unzulässig erklärte und Sie vor ein Kriegsgericht stellte." Dieser Ausfall schüchterte den Mann so ein, daß er keines Wortes zu seiner Vertheidigung mehr mächtig war und ihm die Thränen in die Augen traten. Der Kaiser bemerkte es, milderte seinen Ton, besprach nun die ihm gegebenen Auseinandersetzungen und bewies ihre Unzulänglichkeit mit Ruhe und Mäßigung. „Nun, mein Herr", sprach er, ihn verabschiedend, „ich sehe, daß Sie der gute Herr Minister sowohl wie die Bestheiligten künftig ihre Handlungsweise nur loben werden."

Kaum hatte der Direktor das Kabinet verlassen, so wendete sich der Kaiser mit einem Ton, der jede Entgegnung abschnitt, an Decrès: „Sie verdienten, daß ich Ihnen den Kopf recht tüchtig wüsche, weil Sie daran Schuld sind, daß mich über einen Mann erzürnte, den ich gar nicht kenne. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich mich bei der ersten Klage, die gegen die Verwaltung erhoben wird, nicht mehr an Ihn, sondern an Sie allein halten werde, der Sie für die Leute verantwortlich sind, die Sie angestellt haben. Vergessen Sie das nicht."

Napoleon's erste Regung des Mißfallens war schwer auszuhalten, aber er trug nie etwas nach; so forderte er zum Beispiel bald darauf in der Karnevalszeit den Minister Decrès auf, einen Ball zu geben, den er mit seiner Frau und seinen Freunden zu besuchen versprach; dies waren seine eigenen Worte. Am Morgen des Ballages ließ er Gaudin rufen, um mit ihm über die Rechnungs-Ablage zu sprechen, die er ihm schon lange gefordert hatte; dann sagte er: „Apropos! Sie werden doch auch diesen Abend mit uns bei Ihrem Kollegen vom Seewesen seyn?" — „Sire, ich werde die Ehre haben." — „Sein Ball wird nicht vor elf Uhr beginnen, kommen Sie doch gleich nach Tische zu mir, wir wollen die Posten für das nächste Budget ordnen. Wir haben dann wenigstens noch drei Stunden vor uns; wenn wir sie gut nutzen, so können wir mit unserer Arbeit zu Ende. Später sehen wir dann jene die Damen tanzen."

Die Bestandheite des jährlichen Budgets des Kaiserreiches wurden dem Finanz-Minister von jedem seiner Kollegen in den Voranschlagungen stets mit den dazu gehörigen Belegen geliefert, und Napoleon sah gewöhnlich jede derselben genau durch; ganz besonders aber die des Kriegs- und des Seewesens, weil sie die größten Ausgaben verursachten, und weil auch seine Erfahrung ihn mit dem dazu Erforderlichen vertraut gemacht hatte. Waren die Ausgaben einmal vom Kaiser durchgesehen, so ordnete der Minister das allgemeine Budget, das dem gesetzgebenden Körper vorgelegt wurde, eben so wie die Abschluß-Rechnung der Finanz-Verwaltung des vorhergehenden Jahres.

Gaudin stellte sich pünktlich um acht Uhr in den Tuilerieen im Gallakleide ein, sein Portefeuille unter dem einen und einen ungeheuren Stoß Papiere unter dem anderen Arm. Er traf Napoleon mit dem Oberrichter Regnier, dem Polizei-Präfekten Dubois und mit Desmaretz, dem Chef dieser Verwaltung, im Friedenssaale an. Sie erstatteten gerade Bericht über Madrid, wohin man in der letzten Nacht angekommen hatte, um ein Individuum gefangen zu nehmen, das erst vor kurzem von England mit feindlichen Absichten gegen die Regierung angekommen war. Schon seit einigen Tagen war man ihm auf der Spur, und gerade als der Finanzminister eintrat, berichtete Desmaretz dem Kaiser, daß der Verfolgte Madrid um sechs Uhr Abends gegen in das Zimmer getreten sey, wo der Verdächtige die Nacht zugebracht, und daß er nur um einige Minuten zu spät gekommen, weil das Bett noch ganz warm gewesen sey. Napoleon zuckte mit den Schultern, wendete sich an Gaudin, den er leicht mit der Hand grüßte, und fragte ihn: „Was denken Sie von der Sache, Minister? Müssen diese Herren Polizei-Agenten nicht sehr ungeschickt seyn, daß sie nicht einmal einen Mann festhalten können, dessen Spur sie schon seit acht Tagen verfolgen! Wenn es nur ein Taschendieb wäre, so hätte man ihn längst gefaßt, aber ein Elender, der hierher kömmt, mich zu ermorden . . . . Ja, solche Leute finden immer Mittel zu entfliehen.*) Uebrigens ist das Ihre Sache, Oberrichter, Sie sind Frankreich für mich verantwortlich. Reden Sie doch, meine Herren; Finanz-Minister, lassen Sie uns in mein Kabinet gehen."

Napoleon setzte sich mit Gaudin an die Arbeit, und sie brachten diese Stunden damit hin, Zahlen zu schreiben und Additionen durchzugehen. Um Mitternacht klopfte es leise an die Thür des Kaiserlichen Kabinets: „Nun, wer erlaubt sich denn, uns zu stören", rief der Kaiser, den Kopf erhebend. Es war Dumanoir, der Kammerherr Josephinens, den diese an den Kaiser abgeschickt hatte, um ihm sagen zu lassen, daß der Ball des Ser-Ministers reizend sey, und daß er mit Ungeduld erwartet werde. „Gleich, gleich", antwortete Napoleon; „saget der Kaiserin, daß ich mit dem Finanz-Minister arbeite, daß wir noch höchstens eine Viertelstunde zu arbeiten haben, wir würden gleich bei ihr seyn." Nach Verlauf einer Stunde kam Dumanoir mit demselben Auftrage wieder und erhielt wieder dieselbe Antwort. Endlich kam der Diener des Kaisers: „Sire, sie ist es an der Zeit", fragte der Kaiser indem er die Arme ausreckte und wider Willen gähnte. „Sire, drei Uhr." — „Drei Uhr! das ist unmöglich, die Uhr geht sicher falsch. Sehen Sie doch nach der im Nebensaal, mein Lieber, die zeigt gewiß richtig." Gaudin öffnet die Thür des Saales, der nur noch matt von erlöschenden Kerzen erleuchtet war, und sagt: „Ein Viertel auf Vier, Sire." — „Nicht doch, sie muß fürchterlich vorgehen. Was ist denn Ihre Uhr?" Der Minister zieht die Seinige heraus und antwortet lächelnd: „Majestät haben Recht, die Wanduhr geht vor; sehen Sie, Sire, es fehlen fünf Minuten an Drei!" — „Aha, Minister, da ertappe ich Sie einmal!" sagte Napoleon, der sich vom Stuhl erhoben hatte, „diesmal sind Sie der Nachbleibende." Damit näherte er sich dem Kamin, verlustete mit der Zuhspitze einen schon lange erloschenen Brand umzukehren, blickte auf die Wanduhr, die ein wahres Meisterstück der Uhrmacherkunst war, und sprach: „Erst vorige Woche sagte ich zu Nitteau (dem Hof-Uhrmacher), um niemals zu wissen, wie man eigentlich an der Zeit sey, müsse man mehrere Uhren haben. Ich ed übrigens nicht ein wenig spät, um noch auf sey mit bei Decrès zu gehen? Was meinen Sie?" — „Sire, das ist ebenfalls meine Ansicht." — „Nun wohl, so wollen wir Beide unser Bett aufsuchen, das wird das Beste seyn." Und als er Gaudin bis an die Thür des Kabinets begleitet hatte, sagte er, indem sich dieser zum Abschied verbeugte: „Das nenne ich mir doch eine Sitzung! Ja, ja, so Manches haben wir berächnet und besprochen, so manches zu thun, und mit Einsicht und Bistuit und Süßigkeiten wie die Orientalen zu naschen. Das Kaiser-Handwerk ist beschwerlicher, als man denkt; und auch das des Ministers", fügte er lächelnd hinzu, „gute Nacht, Minister."

Eine merkwürdige Eigenheit in der so außerordentlichen Natur Napoleon's, auf der er sich erklärt, wie er den ungeheuren Arbeiten, die er sich aufbürdete, gewachsen konnte, war die, daß eine Sache, die er lange und mühevoll abgehandelt hatte, gar keinen Einfluß auf seine Gesteesstimmung für die folgende Arbeit ausübte; jede neue Frage fand an ihm immer einen neuen Menschen.

Holland.

Holland und der Charakter des Volks.

Von J. Marmier.

(Fortsetzung.)

Wenn wir von den Ufern des Meeres ins Innere des Landes niedersteigen, so finden wir auch dort überall die Früchte unermüdlicher Thätigkeit. Der Mensch ist hinter der Verschanzung seiner Wälle überall beschäftigt, sein Eigenthum aufbar zu machen. Er durchgräbt den Boden, er trocknet ihn aus, er gestaltet ihn wie ein rohes Material, das ihm von Gott zur Formung überliefert worden ist. Er legt Kanäle um Heerstraßen an, er baut Schleusen; überall findet man das lebendigste Spiel aller Kräfte. Wo man hinsieht, erheben sich großartige Gebäude auf einem unsicheren Boden, der erst befestigt werden mußte; Barken fahren auf den Kanälen, und allerlei Mühlen schauen ins Land hinein. Die Luft, die Erde, das Wasser sind diesen betriebsamen und unermüdlichen Völkern zinspflichtig. Der zweihundert Jahren haben sie Gefallener ein Unternehmen zur Ausführung gebracht, das man ohne die Beihülfe unserer Maschinen für unmöglich halten konnte. Sie haben den ganzen Beemster ausgetrocknet und ein Gebiet von mehreren Meilen, das bis dahin unter Wasser stand, der Kultur übergeben. Jetzt wollen sie das Harlemer Meer trocken legen. Dieser See ist neun Meilen lang, zu breit und ungefähr zu Fuß tief. Es ist bies eine Summe von 20 Millionen Gulden. Die Eisenbahn, welche von Amsterdam nach Harlem führt, ist ein erstaunliches Werk; sie geht zwischen dem See und dem Y hindurch, auf einem schlammigen Boden, den das Wasser von beiden Seiten untergräbt. Aber diese und ähnliche Arbeiten stehen in keinem Vergleich mit denen, die zu Amsterdam ausgeführt worden sind. Man weiß sich eine Stadt von 200,000 Menschen mit breiten Straßen und vielen großen und schönen Gebäuden, die ganz auf Pfählen ruht. Zur Grundlage des Palastes haben mehr als 20,000 Pfähle dreißig bis vierzig Fuß tief in den Boden eingerammt werden müssen. Bekannt ist, daß ein kleiner Wurm, den Handelsschiffe aus Indien mitgebracht hatten, einst unter Stadt Untergang drohte. Ich habe Pfähle von einem Fuß im Durchmesser gesehen, die wie die Schwämme durchlöchert waren. Die Luft, das Wasser und das Klima Amsterdams befreite die Stadt noch zu guter Letzt von diesem gefährlichen Feinde.

Einige Jahre später bemerkte die Hauptstadt des Holländischen Handels, daß sie von einer anderen, sehr viel to großen Gefahr bedroht sey. Das Ji (spr. Ey) setzte bedeutende Sandmassen im Hafen an. Die Sandbänke schienen beständig zu wachsen. Nachdem man sich lange über die Mittel zur Abhülfe eines so beunruhigenden Zustandes berathen, schritt man zur That. Wenn die Holländer aber zur That schreiten, so kann man auch sicher seyn, daß sie ihren Plan ausführen. Zuerst wurde das Bassin durch einen großen Damm von der Verbindung geschützt; dann grub man einen Kanal, der bis zur Nord-See geht. Dieser Kanal ist 25 Meilen lang, 36 Fuß breit

*) Es betraf einen gewissen Giuliet, ehemaligen Prodymeister des Prinzen der in Anfang Februars 1809, von Paris kommend, im Haken von Grapevern landete und den Minister Fox denuachrichtigen sieß, daß er ihm eine Mittheilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen habe. Er wurde an ihn abgeschickt, um Gaudin abzuliefern, und als der Letztere vor den Premierminister Englands geführt worden war, erörterte er ihm, wie man erwählt, den Plan, den er entworfen hatte, um Napoleon auf dem Wege der Meuchelmörder. Ein Mittel bestand in einem unsichtlichen Kasten mit Geschossen, der Pistolchen Höllenmaschine ähnlich. Diese Maschine wollte er hinter der hölzernen Bekleidung anbringen, welche dasselbe von dem Wagen trennt. Sobald Napoleon zurückkehrte, wo der Kaiser auf seinem Platz nach Sr. Cloud dort vorüberfuhren, sollte die Explosion geschehen. Fox wies den Verräther nicht zurück, sondern machte noch an demselben Tage dem Französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Talleyrand, davon Anzeige. „Die Englischen Gesetze", sagte er in seinem Briefe vom 12. Februar 1809, „geben mir keine andere Gewalt über diese Individuum, als daß ich ihn auf der Stelle aus dem Lande verweisen kann, indeß will ich ihn noch einige Zeit in London zurückhalten suchen, um Ihrer Regierung die nöthige Zeit zur Ergreifung von Sicherheitsmaßregeln zu lassen." Giuliet kehrte zu Anfange des Monats März nach Paris zurück, wo er von der Polizei verhaftet, verrichtet er Deutschland, wo er erst Mai darauf verhaftet wurde. Er gestand alle Umstände seiner Reise nach England ein, so wie auch seine Unterredung mit Fox. Der Letztere weigerte sich, den Mörder nach der Hinrichtung zu stellen, er wollte ihn nur aus einem durch Elend und Niederschicksal seiner gestanden Sünde bekannten Grund entlassen. Giuliet wurde daher nach Vincenne gebracht, wo er acht Monate darauf, am 31. März 1809, im 28sten Jahre seines Alters starb.

Digitized by Google

und 22 Fuß tief. Jetzt gehen die Schiffe, die aus der Nord-See kommen oder derthin bestimmt sind, nicht mehr durch den Zuyderser. Funfzehn bis achtzehn Pferde ziehen das Schiff durch den Kanal. Die Kosten der Fahrt eines Schiffes aus der Nord-See in den Zuyderser belaufen sich auf 1000—1200 Fr. Aber jetzt geht die Fahrt bei gutem und bösem Winde und in 18 Stunden vor sich, während sonst ein Schiff im Zuyderser oft zwei oder drei Wochen aufgehalten wurde.

Die meisten Holländischen Städte scheinen nach einem Vorbilde gebaut zu seyn, denen glänzendste Muster Amsterdam und Rotterdam sind; aber doch hat jede wieder eine merkwürdige Eigenheit. Oefst enthält die Gräber der alten Statthouders und anderer berühmten Männer. Der Haag ist seit zwei Jahrhunderten der Hauptsitz der Holländischen Politik. Dieselbe war ehemals die Residenz der Statthouders, jetzt ist er die der Königlichen Familie, des diplomatischen Corps und der Lieblingsaufenthalt der Fremden, die Holland besuchen. Hier hat sich der Französische Einfluß am meisten geltend gemacht. Man findet hier ein Französisches Theater, Französische Salons, ein Französisches Journal, und in den Läden und auf den Straßen, wo Prägen hört man nur Französisch sprechen. Die Straßen sind breit und elegant, die Umgebungen reizend. Das Gebüsch (le Bosch), einer der herrlichsten Spaziergänge, besteht aus einer langen Reihe der freundlichsten Landhäuser, aus weiten grünen Gehegen, die von majestätischen Bäumen eingeschlossen sind, und aus schönen Linden-Alleen.

Leyden ist bekanntlich eine der klassischen Städte der Gelehrsamkeit. Hier lebten Grotius, Descartes, Scaliger, Boerhave. Die Universität Leyden steht nicht mehr in solchem Glanze wie früher, und die Zahl der Studirenden hat abgenommen. Der Geist der Schule ist aber unverändert geblieben. Die Professoren halten an den alten Traditionen unverbrüchlich fest, und wohl nirgends stehen die Römischen und Griechischen Autoren in solcher Verehrung wie hier, sogar so weit, daß sie Lateinisch gesprochen werden.

Die Harlemer Tulpen coursiren nicht mehr an der Amsterdamer Börse. Die Zeit ist längst vorüber, wo ein Liebhaber für eine dieser theuren Blumen zwei Wagen Getraide, vier Wagen Gerste, vier fette Ochsen, zwölf Schafe, zwei Maaß Wein, vier Tonnen Bier, zwei Faß Butter, tausend Pfund Käse, einen vollständigen Einsatz und einen silbernen Becher hingab. Aber Liebhaber ist vorzüglich auch der der Tulpen. Die herrliche Zwiebel, welche ein enthusiastischer Gärtner den Admiral Enkhuysen nannte, blüht jetzt im Hause des Bürgers; der Semper Augustus, für den einst 13,000 Gulden bezahlt worden, ist jetzt für 50 Gulden zu haben. Obgleich der Preis der Tulpen sehr gesunken ist, so haben die Bewohner von Harlem die Zucht derselben niemals nicht aufgegeben, und ihre Bemühungen werden immer noch einen hübschen Ertrag.

Wenn man vom Palvillon, der früheren Residenz des Königs Louis, kömmt, so gelangt man zu einer doppelten Reihe von Häusern, denen die kleinen sorgfältig geschlossenen Thüren und die verhüllten Fenster ein geheimnißvolles Ansehen geben. Dies ist das Gebiet der Flora. Hier giebt der geschickte Gärtner der Natur Unterweisungen, wie sie die Anmuth der Tulpe, verschönert er die Dahlia und vervollkommnet die Tulpe. Harlem hat noch eine andere Merkwürdigkeit, auf welche die Bürger stolz sind. Es ist dies eine Orgel mit achtlausend Orgelpfeifen, die größte, die überhaupt existirt. In Harlem wurde auch Lorenz geboren, der sich nach seinem Stadtthurm Coster nannte und der im Jahre 1423 die Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken, erfand.

Ueber den Zuyderser gelangt man in die merkwürdigste Provinz des Reiches, nach Friesland. Hier herrscht eine besondere Sprache, eine eigenthümliche Poesie, alte Sagen und Sitten. Das Volk erzählt, daß es aus Juden stamme. Die Männer sind meistentheils groß und stark, die Frauen in ganz besonderm Grade durch Schönheit berühmt. Wenn man die kräftigen Gestalten der Männer und die anmuthige und edle Haltung der Weiber betrachtet, so sieht man mit größerem Interesse die Sage, welche sich über ihre Abstammung erhalten hat.

Ungefähr drei Jahrhunderte vor Christus, zählt diese, gab es an den Ufern des Ganges ein blühendes Reich, Jindia genannt. Es wurde beherrscht von Adel, einem Abkömmling Semo's. Ein Mann von niederer Herkunft, aber kühnem Sinne, Namens Agramas, reizte das Volk zur Empörung gegen den Fürsten, tödtete diesen und bestieg den Thron. Adel hatte drei Söhne, Friso, Saro und Bruno, die, aus dem Reiche verbannt, nach Griechenland zogen. Nach einer Erzählung ergaben sie sich in ihr Schicksal und suchten Trost bei Plato; nach einer anderen flüchteten sie zu Alexander dem Großen und begleiteten diesen auf seinen Zügen. Friso erlangte die Gunst des jugendlichen Eroberers und zog mit ihm nach Indien. Nach dem Tode Alexander's des Großen schlossen die Brüder Frieden mit dem Usurpator ihres Thrones und kehrten ins Vaterland zurück. Sie bemerkten aber bald, daß das Volk ihnen abgeneigt sey. Da beschlossen sie, wiederum auszuwandern. Sie hatten von einem Lande im Norden, Germania genannt, gehört. Sie brachen mit einer Flotte von 24 Schiffen auf, und nach einer siebenjährigen Fahrt und mannigfachen Abenteuern langten sie 312 v. Chr. auf Niederländischem Grund und Boden an. Die Gegend, wo Friso landete, war schon von einem Stamme der Sueven besetzt. Der kühne Streitcharr lieferte ihnen eine Schlacht, und unterwarf sie sich. Er gab dem Lande seinen Namen und baute Städte, unter welchen Stavoren, das noch jetzt existirt und dem Gotte Stavo geweiht war. Allmälig dehnte er seine Eroberungen aus und unterwarf das nördliche und einen Theil des südlichen Hollands. Die Zuhülfenahme der Bevölkerung nöthigte ihn, einen Theil derselben und zwei seiner Brüder zu entsenden. Sie zogen nach Sachsen, Bruno nach Braunschweig. (Schluß folgt.)

Italien.

Der Müßiggänger in Italien.

Von der Gräfin Blessington.

Der dritte und letzte Band des Italiänischen Tagebuchs der Gräfin Blessington ist so eben erschienen, und hier zeigt die Lady weniger von einer „Müßiggängerin" als in den früheren Bänden. Kurze Notizen von Besuchen in Spoleto, Loreto, Ankona, Ravenna, Ferrara, Padua, Venedig, Mailand, Bologna und einem Dutzend anderer Städte des nördlichen Italiens lassen jene interessanten persönlichen Schilderungen und jene anmuthigen Betrachtungen nicht zu, die nur die Frucht eines längeren Aufenthalts sind und die den früheren Bänden so viel Interessantigkeit geben. Wir werden daher in unseren Auszügen Gegenstände übergehen, die so oft besprochen worden, als die Schuld der Lukrezia Borgia oder der Wahnsinn und die Gefangenschaft Taffo's oder das traurige Ausleben von Julien's Grab — das, ach! jetzt nichts als ein schmutziger Trog ist, wo Vegetabilien gewaschen werden, lauter Gegenstände, die ganz natürlich die Aufmerksamkeit eines Weiblichen auf sich ziehen. Wir werden unseren Lesern lieber eine Scene mittheilen, die ihnen gewiß weniger bekannt seyn wird — eine Scene, die in dem wenig besuchten Ravenna ihren Schauplatz hat: —

„Als wir das Wirthshaus erreichten, denn es ist nur eines in der Stadt, das einen sehr ursprünglichen Charakter der Dänlichkeit an sich trägt, bestellten wir unser Mahl und machten uns auf, um die „Löwen" des Ortes in Augenschein zu nehmen. Wir erklaunten, auf unserem Wege die Straßen ganz verlassen und die Häuser verschlossen zu finden, was dem Ort das Ansehen einer von der Pest verheerten Stadt gab, die von denen, welche ihr entflohen konnten, verlassen war. Nicht ein menschliches Wesen war zu sehen, selbst vor Kaffee, wo man sonst gewöhnlich in Gruppen versammelt, schienen das Beispiel ihrer Herren nachgeahmt zu haben und geflohen zu seyn. Als wir um die Ecke einer größeren Straße, als wir bisher passirt, kamen, sahe sich das Räthsel auf eine Art, die uns unangenehm genug überraschte; denn wir kamen sah in persönliche Berührung mit den Leibern dreier Männer, die von Schlagbäumen herabhingen, welche in diesem Zweck errichtet worden. Wir sah ein schreckliches Schauspiel. Die geistberaubten Gesichter wurden noch grauenerregender durch die flatternden Locken und langen Bärte, die sich mit den vom Winde in Bewegung gesetzten Körpern hin und her bewegten. Die Augen schienen aus ihren Höhlen zu fahren, und die Zungen streckten sich aus dem verzerrten Munde hervor wie in gräßlicher Ironie. Ich fühlte mich durchdrungt von dem schrecklichen Gedanken, daß jeden ich das Auge nicht abwenden konnte, und jede Bewegung der Körper schien sie mit neuen Zügen des Schreckens zu bekleiden. Eine Abtheilung Päpstlicher Soldaten bewachte den Executionsplatz und schritt mit düsteren Blicken auf und nieder, in denen sich mehr Furcht als Abscheu aussprach. Die Tragödie, deren Entwickelung mit dem Tode endet, war von den unglückseligen Werkzeugen tyrannischer Gewalt, welche Menschen, um sie noch heilsame, verhängig gehandhabte Gesetze hätte in Zaum halten können, in den Wahnsinn treibt. Nirgends hat die Päpstliche Regierung ein mildes, schonendes Scepter fühlen lassen, am wenigsten in der Romagna, wo eine durch Ungerechtigkeit veranlaßte Empörung mit einer Strenge unterdrückt ward, die und noch jetzt, ja vorzüglich der Römisch-katholischen Kirche von Erlöser gegebenen Lehren und Beispiele befolgt, einen schlechten Begriff giebt. Die willkürlichen Maßregeln, die im Jahre 1819 zur Ausführung kamen, trafen daselbst jede Klasse der Gesellschaft und erregten eine allgemeine Unzufriedenheit, die täglich zunahm, als eine provisorische Gewalt durch Verhaftungs-Sentenzen, Verbannungen und endlich Hinrichtung Hunderte um Leben stürzte. Diese allgemeine Unzufriedenheit zeigte sich in verschiedenen Gestalten, und lauten und tiefes Murren wurde auf allen Seiten gehört; denn die Kardinal-Legaten, die man wegen ihrer Strenge haßte und wegen ihrer Schwäche verachtete, waren doch nicht gefürchtet genug, um die Vorwürfe der Unglücklichen zum Schweigen zu bringen, welche ihre Hoffnungslosigkeit Rach zu finden, zum Verbrechen trieb. Die Strafen von Ravenna, Faenza, Forli und Cesena boten oft Beispiele dieser barbarischen, aber nicht unverdienten Rache dar. Die Regierung, von den zunehmenden Gewaltthätigkeiten, die täglich begangen wurden, beunruhigt, berief die Kardinäle, deren Schwäche weder Achtung noch Furcht vor ihren aufkommen ließ, von diesen Orten nach Rom und Forli zurück und setzte den Kardinal Rivarola, einen Genueser von edler Familie, an ihre Stelle. Die Wahl konnte nicht unglücklicher seyn. Bei seinem heftigen Charakter und. jähzornigen Temperament verfor er die natürliche Güte seines Herzens und sein heller Verstand ihren Einfluß auf ihn, als er die schweren Functionen, zu denen er berufen war, ausübte. Einige Beispiele von Hitze und Ungeduld auf seiner Seite ersetzen hin hatte in der Romagna allgemeine Erbitterung, die sein Benehmen nur zu schnell rechtfertigte. Die Strenge der für geringe Vergehungen verhängten Strafen ließ die Antipathie der Bewohner Ravenna's gegen die Päpstliche Regierung nur allzu begründet erscheinen. Wenn des Kardinals Gesetze viele Trauerspiele hervorbrachten, so fehlte es auch nicht an lustigen Komödien, um in seine Regierung Abwechselung zu bringen. Unter diesen führen wir nur Ein Beispiel an. Nach öfteren nächtlichen Zusammenkünften und Ruhestörungen und nachdem man die Wälle der Stadt mehrere Male mit Drohungen gegen die Regierung und den Kardinal bedeckt gefunden, die während des Nachts angeschlagen worden, erließ Seine Eminenz, um dieser Unordnung zu steuern, eine Bekanntmachung, nach welcher jeder Verweser Ravenna's, ohne Unterschied des Ranges, Geschlechts oder Alters, den man von Untergang

Digitized by Google

der Sonne, mochte es auch noch so früh seyn, bis Tagesanbruch ohne Laterne auf der Straße treffen würde, die pärteste Strafe zu gewärtigen habe. Diese Verordnung behielt selbst dann ihre Kraft, wenn der Mond, der in Italien mit einer Helle scheint, die man in weniger begünstigten Ländern leicht mit der des Tages verwechseln kann, die Stadt erleuchtete, wobei der Anblick von einer Menge Personen, die mit Laternen ab- und zugingen, während die Silberstrahlen des Mondes die Straßen der Stadt so hell wie Tag machten, kurios genug war. Ravenna hat eine Bevölkerung von 20,000 Seelen, und da es an allem Handel fehlt, so waren kaum 20 Laternen zu haben, womit die Bewohner dem Edikt des Kardinals nachkommen konnten. Da aber der Befehl nicht zu umgehen und das jähzornige Temperament seines Urhebers bekannt war, so mußte man alle mögliche Erfindungsgabe aufbieten, um auf jeder Art von Material, das sich nur im entferntesten dazu eignete, die Laternen, welche die Läden nicht liefern konnten, herzustellen. Der Witz der Ravennaten erreichte bald, was ein weniger erfinderisches Volk in Verlegenheit gesetzt hätte. Sie lachten über einander, wenn sie wie die Bewohner Chinas mit bemalten Papier, großer Eile und Laternen von Zwischem Karton an einander vorbeitiefen. Aber hinter dieser momentanen Heiterkeit verbargen sich Thränen und Groll, denn während diese Komödie ihren Lauf hatte, wurden täglich neue Abfragungen, Entehrungen und ewige Verbannungen ohne allen Schuldbeweis ausgesprochen, indem der Kardinal sich ganz den Wünschen und Einflüsterungen derjenigen hingab, welche ihre gegen den Päpstlichen Stuhl gehegmelte gefängnisse Treue nur durch die unablässige Verfolgung derjenigen ihrer Mitbürger kundgaben, die entweder in der Politik ihre Gegner waren oder gegen die sie sonst irgend einen persönlichen Groll hatten. Die beschimpfendsten Ausdrücke, in denen die Urtheilssprüche abgefaßt waren, machten ihre Strenge noch empfindlicher und ließen Alle, die litten, leiden. Die Verurtheilten wurden mit einem lächerlichen, beleidigenden Spottnamen genannt, von dem sie wahrscheinlich nie früher etwas gehört. Ein junger Mann von edler Geburt, der großes Vermögen besaß und allgemein geachtet war, hatte einen körperlichen Fehler, auf den man in einer ungerechten Sentenz mit den Worten hinwies: „Der Gras", — bekannt unter dem Namen des Buckligen, „ist verurtheilt." Unter Anderem war der Kardinal Rivarola ein starker Freund von der Gesellschaft schöner Frauen, so wie er es auch liebte, seine wohlgeformten Beine zu zeigen, welche die Lobsprüche einer gewissen berühmten und schönen Prinzessin bekommen hatten. Eines Abends, als man wußte, daß er im Schloß der Gräfin Rudponi einige Stunden zu zubringen sollte, wurde ein Verfasser, der Sonette auf eine Reihe von Beleidigungen und Ungerechtigkeiten besonders erbittert, in der Nähe des Palazzo Rusponi aufgelauert und, als sein Wagen dem Hause nahe war, Schießgewehr auf ihn abgefeuert. Der Kardinal blieb unverletzt, was er dem Umstand zu verdanken hatte, daß er zufällig einen anderen als im Wagen einnahm als gewöhnlich. Aber der Kanonikus Mori, der an seiner Seite saß, empfing sah, bekam eine Wunde, die man anfangs für tödlich hielt, von der er aber wieder genas. Der Kardinal entsagte der angenehmen Soiree, die er sich versprochen, und kehrte nach Hause zurück, während der ungeschickte Mörder sich und unentdeckt blieb, obgleich man zwei Männer an dem Orte des Attentats gesehen haben wollte, die nach dem Schusse fortliefen. Der Graf Gerucci, der Stammvater Papst rief den Kardinal zurück und bestrafte Ravenna dadurch, daß er eine Kommission hinschickte, zu deren Präsidenten Monsignore Zevarnizzi ernannt wurde. Diese Kommission war allmächtig: in ihren Händen lag das Schicksal, ja das Leben der ganzen Bevölkerung."

Auch die alten Mauern Ravenna's werden in Zukunft bei Allen, welche die Geschichte der Dichter zu verfolgen lieben, ungemeinere Erinnerungen wecken. Eines der interessantesten Kapitel in der Schilderung Benedigs ist die Beschreibung des Tollhauses, ein anderes enthält eine warme Vertheidigung der Lady Mary Wortley Montagu; doch ein Einblick in das häusliche Leben in Italien wird den Lesern willkommener seyn:

„Trotz des Mangels des Lohnsystems, eines Systems, das so sehr geeignet ist, die Redlichkeit der Diener zu Grunde zu richten, habe ich doch nirgends ehrlichere getroffen, als in Italien. Schmuck und Pugsachen von Werth lagen beständig in Zimmern, die einer bedeutenden Dienerschaft offen standen, frei unter, und nie hörte ich während meines Aufenthalts im Auslande von einem einzigen Diebstahl, den ein Bedienter verübt hätte. Auch das Gemälde der Italiänischen Bedienten ist, unseren Englischen vorgefaßten Meinungen vom Gegentheil zuwider, sehr gut, und ihr Benehmen gegen ihre Brodherren nicht bloß sehr ehrerbietig, sondern auch sehr verbindend, indem sie sich auf jede Weise den Wünschen ihrer Herren zuvorzukommen bemühen. Ihre Dankbarkeit für gute Behandlung oder unbedeutende Gunstbezeugungen gleicht sehr lebhaft, und zwar nicht bloß in Worten, sondern, auch durch Handlungen kund. Ueberhaupt glaube ich, die Italiänischen Bedienten sind eifriger in der Erfüllung ihrer Pflichten und ihren Herren ergebener, als die irgend einer anderen Landes. Man nimmt es Italiänischen Bedienten so sehr übel, wenn man bei ihnen Anhänglichkeit an die Familien, denen sie dienen, vermißt, daß zuweilen diejenigen, die nur wenig davon empfinden, sie in übertriebenem Grade äußern. Ein deutlichendes Beispiel dieser Art erfuhren wir selbst. Wir hatten in Pisa noch diesen Bedienten zugemiethet, und als wir nach sieben oder acht Monaten Pisa verließen, um nach Livorno zu gehen, zeigte sich der arme Italiäner (so heißt der Pisaner) so betrübt über unsere Entfernung und vergoß so reichliche Thränen zum Bereise seines Kummers, daß wir bewogen wurden, ihn mitzunehmen. Als nach zwei- oder dreimonatlichem Aufenthalt in Livorno die Zeit unserer Abreise nach Rom herannahte, theilte Ranieri eines Tages mit einer vor Schluchzen und Seufzen kaum hörbaren Stimme dem Maitre d'Hotel mit, er müsse den Dienst verlassen und nach Pisa zurückkehren, da seine Frau im Sterben liege. Ranieri war ein so guter und aufmerksamer Diener, daß Jedermann im Hotel an seinem Kummer Theil nahm, während ich sogleich nach ihm schickte und ihm sagte, er möchte sofort abreisen, da es und nicht in den Sinn kommen könne, ihn nur eine Stunde von seiner Frau zurückzuhalten, deren Gefahr es als so drohend schilderte. Seine Thränen und Schluchzen verdoppelten sich, als ich zu ihm sprach. „Ah, Signora Contessa, Sie glauben nicht, wie unglücklich ich bin, eine Familie verlassen zu müssen, in der ich mich als Gutes erfahren. Es ist zu viel — mein Herz wird brechen!" „Aber es geht doch nicht anders, Ranieri, der Zustand Eures ärmen Weibes verlangt Eure unmittelbare Gegenwart, und obwohl es uns leid thut, Euch zu verlieren, so können wir Euch doch nicht länger zurückhalten." In diesem Augenblicke empfing ich den Besuch des Herrn Walter Savage Landor, und da er an dem sichtlichen Kummer Ranieri's ebenfalls Theil nahm, so wiederholte ich ihm den Grund desselben, und er richtete ein paar Trostworte an den Betrübten. „Hier, Signor Landor, ist der Brief, der mich von dem schrecklichen Zustande meiner Frau unterrichtet, lesen Sie ihn und denken Sie sich, wie mein Herz zerrissen seyn muß von kämpfenden Gefühlen zwischen meiner Pflicht gegen sie und gegen Euch." Landor nahm den Brief, indem seine Augen, wie die meinigen, von Thränen des Mitleids für den armen Ranieri benetzt waren. Doch kaum hatte er wenige Zeilen gelesen, als ich zu meinem großen Erstaunen ein Lächeln um seine Lippen spielen sah, das er vergebens zu unterdrücken suchte. Der Inhalt des Briefes war augenfahr folgender: „Ja, sag' ich, Du kannst Deine gütigen Herrn um den brünstigen Entschuldigung nicht verlassen. Ich glaube aber, Du willst lieber bei ihnen bleiben, als Deine Pflichten zu Hause erfüllen. Wenn es Dir nur an einer Entschuldigung fehlt, warum sagst Du nicht, daß Deine Frau im Sterben liegt? Dann konnen sie es Dir nicht verdenken, daß Du zu mir eilst. Du sagst, die Wochenrechnung Deiner Bäckerin betrage vier Paoli. Bei allen Heiligen börte je von einer solchen Verschwendung! Es ist nicht auszuhalten, und darum bitte ich Dich, sofort zu Jemanden zurückzusehren, der, denke ich, Dein Linnen besser waschen kann, als irgend eine Bäckerin in Livorno, um füe weniger als ein Viertel jener Summe. Seit Deiner Abreise sye ich fortwährend mit gekreuzten Händen traurig da, weil ich nicht weiß, was ich mit Dir machen soll, da Du mir nichts gesagt habe, und während dessen daß Du vier Paoli's für etwas gegeben, was ich für einen thun kann. Der bloße Gedanke empört mich. Ich schicke Dir neben diesem Brief noch einen, den Du dem Maestro di Casa vor dem Englischen Lord und Lady zeigen kannst, damit es Die nicht an einer genügenden Entschuldigung für Deinen Abgang fehlt. Handle, sobald Du kannst, Ihrer Pflicht, so ich schreckliche, daran zu denken." Der arme Ranieri, der weder lesen noch schreiben konnte, hatte sich vergriffen und den falschen Brief gezeigt, aber weder der gutmüthige Leser seines Briefes noch ich ließen ihn seinen Irrthum merken, und er ging nach Pisa ab unter Vergießung vieler Thränen, die in Wirklichkeit durch seine Betrübnis, eine gute Stelle zu verlieren, hervorgebracht waren. Wir mußten ihn entlassen, während er vor uns that, als würden sie ihm zum Theil durch die angebliche Gefahr seiner Frau entlockt."

Mannigfaltiges.

— Französische Nordpol-Entdeckungen. Einen starken Beweis ihrer grönzenlosen Leichtgläubigkeit und Leichtfertigkeit geben uns jetzt wieder viele Französische Journale, die eines dem anderen, und zwar in vollem Ernste, mit der Ueberschrift „Découvertes remarquables", einen Artikel nachdrucken, welcher den bekannten Münchhausenschen Bericht über die Petersburger Gelehrtenversammlung, noch bei weitem überbietet. Dieser Artikel ist dem angeblich in St. Petersburg erscheinenden Journal scientifique et littéraire entlehnt und enthält eine Beschreibung des Nordpols, den Herr „Nojnei Nitzgowosnesen" aufgefunden, welcher an der Spitze einer Russischen Schlitten-Expedition stand, die im Laufe des vorigen Jahres von dem nördlichen Punkte des Landes der Samojeden abgegangen war. Herr Nojnei hat darüber am 15. Dezember 1840 einen ausführlichen Bericht an die Akademieen von St. Petersburg und Moskau gelangen lassen, und das gedachte Journal scientifique et littéraire giebt nun einen summarischen Auszug aus diesem Berichte. Um es kurz zu fassen, sagen wir davon nur so viel, daß den Reisenden am Nordpol das Phänomen sich darbot, gefrorene Feuer zu besitzen, und daß ihr mit Eisen beladener Schlitten durch die magnetische Kraft des Nordpols so gewaltig angezogen wurde, daß sie keine anderen Zugkraft bedurften, um vorwärts zu kommen; ja sie wären unbezweifelt in den Krater des Poles selbst, den sie beim schwachen Schimmer des Nordlichts gewahren konnten, hineingeschleudert worden, wenn nicht glücklicherweise ein Eisberg auf ihrem Wege gelegen, sie aufgehalten und ihnen eine antipodische Richtung gegeben hätte. Man sieht, selbst als Scherz ist die Erzählung zu abgeschmackt; gleichwohl aber hat sie bereits so viele Wanderungen durch die Kolumnen der Französischen Journalistik gemacht, daß sogar das sonst so besonnene, mitten in Holland erscheinende Journal de la Haye seinen Kredit genommen, den Bericht vollständig und ohne irgend eine Anmerkung in seiner Nummer vom 17. Januar d. J. wiederzugeben.

Herausgegeben von der Expedition der Pllg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Mittwoch den 27. Januar 1841.

Spanien.

Ein Ausflug nach Majorka.

Von George Sand.

I. Majorka's Naturverhältnisse.

Zwei reisende Engländer entdeckten vor etwa funfzig Jahren das Chamounix-Thal; so sagt wenigstens eine Inschrift, die auf einem Felsstück am Eingang zu dem Gletscher eingegraben ist. Gewiß eine ziemlich harte Anmassung, wenn man die geographische Lage dieses Thales betrachtet, aber doch in gewissem Grade nicht ohne Grund, insofern diese Reisenden, deren Namen ich nicht behalten habe, den Poeten und Malern zuerst diese romantischen Landschaften aufschlossen, in denen Byron seinen „Manfred“, diese brennendenswürdige Drama, dichtete. Und wenn man sich auf den Gesichtspunkt der Mode stellt, so kann man überhaupt sagen, daß die Schweiz erst seit dem legten Jahrhundert von der schönen Welt und von den Künstlern entdeckt wurde. Jean Jacques Rousseau ist der eigentliche Christoph Columbus der Alpen-Poesie und, wie Chateaubriand sehr richtig bemerkt, auch der Vater des Romantizismus in der Französischen Sprache.

Nicht gerade mit gleichem Anspruch auf Klassikerschicht begabt, wie Jean Jacques, und zufrieden sich hier damit, mit irgendwie einem solchen zu erwerben, kam ich auf den Gedanken, daß ich mich vielleicht auf dieselbe Weise hätte berühmt machen können, wie die beiden Engländer, wenn ich die Ehre für mich in Anspruch genommen, die Insel Majorka entdeckt zu haben. Aber die Welt hat ihre Forderungen so gesteigert, daß es brutzinge nicht genügend gewesen wäre, meinen Namen auf irgend einen Baleartischen Felsen eingegraben. Man würde von mir eine einigermassen ausführliche Beschreibung oder zum mindesten eine einigermassen poetische Schilderung meiner Reise verlangt haben, damit den Touristen dadurch Lust gemacht würde, auf mein Wort einen gleichen Ausflug zu unternehmen, und da ich mich überdies auf jener Insel in keiner schwärmerischen Gemüthsstimmung befand, so entsagte ich dem Ruhme meiner Entdeckung und machte ihn weder auf Granit geltend, noch auf Papier.

Hätte ich unter dem Einfluß der Plagen und Widerwärtigkeiten geschrieben, die ich damals auszustehen hatte, so wäre es mir nicht möglich gewesen, mich dieser Entdeckung zu rühmen, denn ein Jeder, der meinen Bericht gelesen hätte, würde mir grantworter haben, die Sache sey nicht der Mühe werth. Und doch ist sie der Mühe werth, ich wage es jetzt zu versichern, dem Majorka ist für die Maler einer der schönsten Flecken auf der Erde und einer der unbekanntesten. Wo es aber nichts als malerische Schönheiten zu beschreiben giebt, da ist unsere schriftstellerische Feder so arm und unzulänglich, daß es mir gar nicht einfiel, mich dem zu unterziehen. Stift und Griffel des Zeichners gehören dazu, dem Reisefiebaber die Größe und Anmuth der Natur zu veranschaulichen. Wenn ich nun jetzt die Schlafsucht meines Gedächtnisses abschüttele, so geschieht es nur, weil ich an einem der letzten Morgen auf meinem Tisch ein hübsches Buch fand mit dem Titel: „Erinnerungen einer Kunstreise nach der Insel Majorka, von J. L. Laurens“, und mit einer großen Menge lithographirter Kupfer. Eine rechte Freude war es für mich, hier Majorka mit seinen Palmen und Aloen, seinen Arabischen Denkmälern und Griechischen Trachten wiederzusehen. Ich erkannte alle Gegenden mit ihrer poetischen Färbung, ich fand alle meine Eindrücke wieder, die ich schon erloschen glaubte. Kein Gemälver, kein Gedächt, daß nicht eine Welt von Erinnerungen in mir weckte, wie man heutzutage zu sagen pflegt; es ertönt sich in mir die Kraft, wo nicht meine eigene Reise zu erzählen, so doch wenigstens über die des Herrn Laurens zu berichten, eines Künstlers voll Geist, Fleiß, Raschheit und Gewissenhaftigkeit in seinen Arbeiten, dem sicherlich die ganze Ehre der Entdeckung Majorka's gebührt.

Diese Reise des Herrn Laurens in das Herz des Mittelländischen Meeres, an dessen Ufer, wo Land ist eben so ungastlich ist wie die Einwohner, hat viel größeren Verdienst als der Spaziergang unserer beiden Engländer nach dem Montanvert. Wenn indeß die Europäische Civilisation nur so weit gediehen wäre, daß die Zollwachen und Gewarmen aufhören könnten, diese sichtbaren Merkmale des Mißtrauens und der Antipathie unter den Nationen, wenn nur erst unsere Dampfschiffahrt direkt nach jenen Gegenden hin ginge, so würde Majorka sehr bald der Schweiz großen Schaden zufügen, denn man könnte dann in eben so kurzer Zeit dorthin gelangen und würde daselbst gewiß eben so anmuthige, wunderbare, großartige und erhabene Naturschönheiten finden, aus denen die Maler neue Stoffe hernehmen könnten. Für jetzt aber kann ich diese Reise nur Künstlern von robustem Körper und sehr enthusiastischem Geist mit gutem Gewissen empfehlen. Ohne Zweifel wird eine Zeit kommen, wo auch die zarteren Dilettanten und selbst die niedlichen Damchen mit eben so wenig Strapazen und Unannehmlichkeiten nach Palma werden reisen können, wie nach Genf.

Lange schon Theilnehmer an Taylor's artistischen Arbeiten aber die alten Denkmäler Frankreichs, gerieth Laurens, der jetzt auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist, im vorigen Jahre auf den Einfall, die Baleartischen Inseln zu besuchen, von denen er so wenig erfahren konnte, daß ihm, wie er gesteht, das Herz gewaltig klopfte, als er nun an diesen Ufern anlangte, wo vielleicht seine goldenen Träume aufs ärgste enttäuscht werden sollten. Doch nein, er fand, was er suchte, alle seine Hoffnungen gingen in Erfüllung, denn, noch einmal sey es gesagt, Majorka ist ein Eldorado für die Maler. Alles ist dort pittoresk, von der Hütte des Landmanns, die in ihren gezingten Linien die Ueberlieferung des Arabischen Styls bewahrt hat, bis zu dem in Lumpen gehüllten Kinde, das stolz ist auf seine großartige Nationaltracht, wie Heinrich Heine von den Weibern des Gemüse-Marktes zu Verona sagt. Der Charakter der Landschaft, die eine reichere Vegetation hat, als man sie sonst in Afrika zu finden pflegt, ist doch eben so erhaben, ruhig und einfach wie dort. Es ist das grüne Helvetien unter Kalabriens Himmel mit der feierlichen Stille des Orients. In der Schweiz erhalten die Ansichten durch den überall rollenden Giesbach, durch das unaufhörlich vorüberziehende Gewölk eine wechselnde Färbung und man möchte sagen eine Kontinuität der Bewegung, die der Pinsel des Malers nicht immer glücklich wiederzugeben vermag. Die Natur scheint hier mit Künstlers zu spotten. In Majorka hingegen ist es, als ob sie seiner harre, als ob sie ihn einlüde. Hier steht die Pflanzenwelt nach stolzen und seltsamen Formen, aber sie enthaltet nicht die wilde Ueppigkeit, in der die Linien einer Schweizer-Landschaft nur zu oft verschwimmen. Der Gipfel des Felsens zeichnet seine klaren, festen Umrisse an einem blendenden Himmel ab, der Palmbaum neigt sich von selbst gegen den Abhang, ohne daß ein launischer Luftzug die Majestät seines Hauptharz verwirrt, und Alles, bis auf den kräppelhaften Kaktus am Rande des Weges, scheint mit einer Art von Selbstgefälligkeit nur da zu seyn, um das Auge zu ergötzen.

Der wie aber Herrn Laurens auf seiner Kunstreise folgen, wollen wir eine ganz gedrängte Beschreibung von der großen Baleartischen Insel geben, in der gewöhnlichen Form eines Artikels für ein geographisches Lexikon. Das ist nicht so leicht, wie es scheint, besonders wenn man seine Belehrung an Ort und Stelle selbst sucht. Die Vorsicht des Spaniers und das Mißtrauen des Inselbewohners werden hier so weit getrieben, daß ein Fremder auch nicht die gleichgültige Frage von der Welt, an wen es auch sey, nicht thun darf, ohne gleich für einen politischen Agenten gehalten zu werden. So wurde auch der gute Herr Laurens, weil er sich entdeckte, ein halb verfallenes Schloß abzuzeichnen, von dem argwöhnischen Gouverneur gefangen genommen, der ihn beschuldigte, den Plan seiner Festung aufzunehmen.

„Das Einzige“, sagt Laurent, „was meine Aufmerksamkeit auf dieser Küste fesselte, war ein dunkelgelbes, von einer Kaktus-Hecke umzogenes Gemäuer. Es war das Castille von Soller. Kaum hatte ich die ersten Grundlinien meiner Zeichnung entworfen, so erblickte ich vier Individuen, die mit sachte- oder vielmehr lachenerregender Miene auf mich zuschritten. Ich hatte es mir zu Schulden kommen lassen, ganz gegen die Gesetze des Königreichs, den Plan einer Festung aufzunehmen, und so wurde sie denn auch sogleich für mich zum Gefängniß. Ich besaß einen zu geringen Grad von Sprachgewandtheit im Spanischen, um diesen Leuten das Thörichte ihres Verfahrens einleuchtend zu machen; genug, ich war gezwungen, den Schutz des Französischen Konsuls von Soller in Anspruch zu nehmen, und obgleich ich auf das prächtigste für mich bezahlt wurde, so hoch drei tödtlich lange Stunden, unter der Obhut des Befehlshabers der Festung, Señor Sei-Ordes, eines wahren Drachen der Hesperiden, gefangen bleiben. Mitunter gerieth ich in Versuchung, diesen lächerlichen Drachen und seinen militairischen Aufputz von der Höhe seiner Bastion ins Meer hinunterzuschleudern, sein Kostchen einnehmender aber immer wieder meinem Zorn. Hätte ich Charles's Talent besessen, so würde ich meine Zeit dazu benutzt haben, meinen Gouverneur zu skizziren, der ein ganz vortreffliches Muster zu einer Karikatur abgab. Uebrigens habe ich ihm seine zu blinde Ergebenheit im Dienste des

Staatswohls verzichten; es ist ganz natürlich, daß der Aermste, der keine andere Zerstreuung hatte, als seine Zigarre zu rauchen und das Meer zu betrachten, die Gelegenheit ergriff, die sich ihm durch mich darbot, seine Beschäftigungen zu vervielfältigen. Endlich kehrte ich jedoch nach Soller zurück und lachte aus Herzensgrund darüber, daß man mich für einen Feind des Vaterlands und der Verfassung gehalten hatte."

Unser Reisender, der entschlossen war, sein Album anderswo als in den Staatsgefängnissen von Majorka zu vervollständigen, bekümmerte sich sortan um andere Dinge als um Bergpässe und betragte andere Dokumente als die Steine der Ruinen. Nach reiflicher Prüfung Aufenthalt in Majorka wollen sich nicht mehr gut bekommen sey, also er, hätte ich nicht die wenigen Nachrichten zu Rathe gezogen, die uns über diese Gegenden zugekommen sind. Da wurde aber nun meine Ungewißheit erst recht groß, denn diese schon alten Berichte widersprechen sich dermaßen unter einander und strafen sich gegenseitig so sehr Lügen, daß man sich damit begnügen muß, einige Unrichtigkeiten zu verbessern und dabei vielleicht selbst so manche zu begehen. Hier folgt nun übrigens mein Artikel für ein geographisches Handbuch, und um nicht aus meiner Rolle als Reisender herauszufallen, beginne ich damit, zu behaupten, daß es hoch über allen ihm vorhergegangenen stehe.

Majorka, das Herr Laurens Balearis Major wie die Römer nennt, und von welcher Insel der König der Majorkanischen Geschichtsschreiber, der Doktor Juan Dameto, sagt, daß sie ehemals Clumba oder Columba geheißen, wird jetzt allerdings Mallorka genannt; die Hauptstadt derselben hat aber nie den Namen Majorka geführt, wie es einige Französische Geographen behaupten, sondern Palma. Diese Insel ist die größte und fruchtbarste des Balearischen Archipels und der Ueberrest eines Festlandes, das, vom Mittelländischen Meere überfluthet, gewiß früher Spanien mit Afrika vereinigte und noch jetzt das Klima und die Erzeugnisse beider theilt. Sie liegt 25 Meilen südöstlich von Barcelona, 45 vom nächsten Orte der Afrikanischen Küste und 95 oder 100 von der Rhede von Toulon entfernt. Ihre Oberfläche beträgt 1225 Quadrat-Meilen, ihre Umfang 143, ihre größte Ausdehnung 34 und ihre geringste 28 Meilen. Im Jahre 1787 belief ihre Bevölkerung sich auf 136,000 Seelen und ist seitdem bis auf ungefähr 160,000 gestiegen. Die Stadt Palma, die früher 32,000 Einwohner zählte, hat jetzt 36,000. Die Temperatur wechselt je nach den verschiedenen Lagen sehr von einander ab. In der Ebene ist sie im Sommer brennend heiß, die Bergkette aber, die sich von Nord-Westen nach Süd-Osten hinzieht und durch diese Richtung ihre Identität mit dem Festlande von Afrika und Spanien andeutet, deren nächste Punkte dieselbe Neigung zeigen und mit den hervorspringendsten Winkeln derselben übereinkommen, wirkt sehr auf die Temperatur des Winters ein. So berichtet Mignuel de Bargas, daß der Reaumür'sche Thermometer in dem kalten Winter von 1784 auf der Rhede von Palma nur ein einziges Mal im Januar bloß 6 Grad über dem Gefrierpunkt stand, gewöhnlich aber 11 Grad zeigte und zuweilen auf 16 stieg. Dies war denn auch ungefähr dieselbe Temperatur, die wir während eines gewöhnlichen Winters auf dem Berge Valdemosa hatten, welcher indeß für die kälteste Region der Insel gilt. In den tiefen Thälern, wo wir zwei Zoll Schnee hatten, stand das Thermometer auf 6 bis 7 Grad. Um acht Uhr Morgens stieg es auf 9 bis 10 und Mittags auf 12 bis 14 Grad. Um drei Uhr Nachmittags, wenn die Sonne für uns hinter die uns umgebenden Bergspitzen gesunken war, fiel das Thermometer gewöhnlich schnell bis auf 9, ja selbst bis auf 8 Grad.

Die Nordwinde stürmen hier mit außerordentlicher Wuth, und in manchen Jahren fallen die Regengüsse im Winter so übermäßig und so anhaltend, wie wir es uns in Frankreich kaum vorstellen können. Im Allgemeinen ist das Klima gesund und in dem ganzen südlichen, gegen Afrika sich neigenden Theile, der durch den mittleren Bergzug und die steile Abdachung des nördlichen Kalk- gegen die Nordstürme geschützt ist, auch sehr fruchtbar. Der allgemeine Charakter der Insel wäre also eine Fläche, die sich von Nord-Ost nach Süd-West neigt. Die Schiffahrt, die wegen der Zerklüftung und Schroffheit der nördlichen Küste oft fast unmöglich wird, ist leicht und sicher an der südlichen. Trotz der Stürme und zeitweiligen Raubheit der Temperatur ist Majorka, das mit gutem Recht von den Alten die goldene Insel genannt wurde, außerordentlich fruchtbar, und alle seine Produkte sind von der schönsten Art. Der Weizen ist hier so vorzüglich rein und schön, daß die Einwohner ihn sämmtlich aufsparen und man sich desselben ausschließlich in Barcelona zur Anfertigung des weißen und feinsten Backwerks bedient, welches man dan di Mallorca nennt. Das Galligien'sche Getreide bejehen die Majorkaner gröberes und billigeres Korn zu ihrer Nahrung; man muß daher in diesem Lande, das so reich an dem herrlichsten Getreide ist, mit ganz abscheulichem Brod vorliebnehmen. Ich weiß nicht, ob sie auf diesem Handel großen Vortheil ziehen; in den Provinzen des innern Frankreichs, wo der Ackerbau noch an meisten zurück ist, beweisen die Gewohnheiten der Landwirthe nur ihre Unwissenheit und Hartnäckigkeit. In Majorka verhält es sich gewiß eben so, und der Ackerbau ist hier, obgleich er auf das sorgsamste betrieben wird, doch noch in einem Zustande völliger Kindheit. Noch nie sah ich anderswo die Erde mit so vieler Geduld und Mühseligkeit bearbeiten. Man kennt hier nicht einmal die einfachsten Werkzeuge; Menschenarme, und zwar sehr magere und schwächliche, vertrichten Alles mit unerhörter Langsamkeit. Bei uns gräbt man in zwei Stunden ein größeres Stück Land um, als hier in einem halben Tage, und fünf bis sechs der stärksten Männer schleppen hier kaum eine Last fort, die jeder Lastträger bei uns mit Leichtigkeit auf seinen Schultern fortlaufen würde.

Trotz dieser Langsamkeit ist aber doch Alles in Majorka dem Anscheine nach gut bebaut. Man sagt, diesen Inselbewohnern sey das Elend ganz fremd; mitten unter den Schätzen der Natur und unter dem schönsten Himmel führen sie aber doch ein härteres und viel klägligeres Leben als die Französischen Bauern. Gründlich ergehen sich die Reisenden in Phrasen über das Glück dieser südlichen Völker, deren malerische Physiognomieen und Trachten sie Sonntags beim herrlichsten Sonnenschein betrachteten, und deren gänzlicher Mangel an Nachdenken und Vorsicht ihnen für das Ideal eines ländlichen Stillebens galt. Ich selbst verfiel oft in diesen Irrthum, doch bin ich davon zurückgekommen, seit ich Majorka besucht habe. Es giebt nichts Traurigeres und Aermeres in der Welt als so einen Landmann, der nichts versteht als beten, singen und arbeiten, und der gar nicht denkt. Sein Gebet ist eine leere Formel ohne Sinn für den Geist; seine Arbeit nichts als eine Thätigkeit seiner Muskeln, die keine Verstandes-Anstrengung ihn vereinfachen lehrt, und sein Gesang der Ausdruck jener dumpfen Schwermuth, die ihn, seiner selbst unbewußt, beschleicht und neben Poesie und zwar ergreift, ihn selbst aber unverständlich bleibt. Erwecke ihn nicht die Eitelkeit von Zeit zu Zeit aus seinem Stumpfsinn und treibe ihn zum Tanz an, so würden seine Festtage nur dem Schlafe gewidmet seyn.

Aber schon überschreite ich die Gränzen, die ich mir selbst gesteckt. Ich vergesse, daß ich geographischer Artikel vor Allem sich mit den Produkten und dem Handel beschäftigen soll, und daß erst ganz zuletzt, nach Feldfrüchten und Vieh, die Menschen-Gattung in Betracht kommt. In allen geographischen Beschreibungen, die ich zu Rathe zog, fand ich unter dem Artikel „Balearische Inseln" folgende kurze Andeutung, die ich hier wiedergebe, mit dem Vorbehalt, solche in der Folge berichtigen zu können, die ihrer Wahrheit Abbruch thun: „Diese Inselbewohner sind menschenfreundlich"; — bekanntlich zerfällt die menschliche Bevölkerung aller Inseln in zwei Kategorieen, in Menschenfresser und in Menschenfreunde; — „sie sind sanft und gastfreundlich, selten begehen sie Verbrechen, und der Diebstahl ist ihnen fast ganz fremd." Ich werde bestimmt später auf diesen Text zurückkommen, vor Allem aber wollen wir uns mit den Produkten beschäftigen, denn vor kurzem sind, wie mich dünkt, einige wenigstens unbesonnene Worte über die mögliche Besitznehmung Majorka's von Seiten Frankreichs in der Kammer gesprochen worden, und sollte diese kleine Abhandlung in die Hände eines Deputirten fallen, so wird sich derselbe wahrscheinlich mehr für das Kapitel der Lebensmittel interessiren, als für alle meine philosophische Betrachtungen über den Geister-Zustand der Majorkaner.

(Schluß folgt.)

Holland.

Holland und der Charakter des Volks.

(Schluß.)

Von den sieben großen Bezirken, die ehemals das Land der Friesen bildeten, ist nun noch die Provinz Friesland übrig. Die Hauptstadt ist Leeuwarden, eine ziemlich alte und elegant gebaute Stadt mit 18,000 Einwohnern. Das dortige Gefängniß hat vielfach die Aufmerksamkeit der Sachverständigen erregt. Die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen, die Klassifizirung der Gefangenen wird allgemein gerühmt, aber schwerlich wird irgend Jemand diese Räume ohne ein tiefes Gefühl des Mitleidens für die Unglücklichen betreten, welche hier wie die Neger in einem Sklavenschiffe aufgeschichtet sind. Daß die Regierung die Ausgaben so viel wie möglich beschränkt, daß sie es sogar dahin gebracht hat, mit jährlich 12 Gulden Menschen zu ernähren, die den ganzen Tag arbeiten, das mag noch hingehen. Aber das wäre zu verlangen, daß sie das Gebäude, in welchem 700 Gefangene eingepfercht sind, erweiterte und ihnen etwas mehr freie Luft gönnte, die Luft thut so noth.

Zehn Meilen von Leeuwarden ist Gröningen, welches, wie die Sage geht, 150 Jahre vor Christi Geburt gegründet, von den Römern erobert und verschiedene Male von den Dänen verwüstet worden ist. Jetzt ist es die Hauptstadt einer Provinz. Die Stadt ist der Sitz einer Universität, hat einen guten Hafen und treibt einen beträchtlichen Handel nach Westindien.

Aus der Provinz Gröningen kömmt man nach Drenthe, der traurigsten und dürrsten aller Holländischen Provinzen. Rechts und links vom Wege sieht man Heideland und Sümpfe, durchschnitten von Kanälen, welche das schlammige Wasser abführen. Die Torfproduction und die Viehzucht sind die einzigen Hilfsquellen dieser unglücklichen Provinz. Im Jahre 1816 wurde daselbst das Anbeden eines Dorfes. In dieser Provinz hat eine im Jahre 1816 vom General van der Bosch gegründete Wohlthätigkeit-Gesellschaft Armen-Kolonieen angelegt, welche schon die glücklichsten Resultate geliefert haben. Jeder Arme, welcher arbeiten kann, wird hier aufgenommen. Die Gesellschaft überträgt ihm das Eigenthum eines Lehn, ein kleines Gebäude, eine einige Schafe. Außerdem erhält er täglich ein Pfund Brod, wöchentlich einen Schessel Kartoffeln und einiges Geld, nicht in gewöhnlicher Münze, sondern in kleinen Karten, die für einen bestimmten Preis in den Verkaufsläden der Kolonie angenommen werden. Der Kolonist muß allmälig der Gesellschaft die Vorschüsse zurückerstatten und außerdem 10 pCt. von seinem Gewinne zur Verwaltung der Kolonie hergeben, so wie das Kapital, das zum Ankaufe seines kleinen Besitzthums gedient hat, verzinsen. Wenn er sich aller dieser Verpflichtungen entledigt hat, so tritt er in ein anderes Verhältniß zur Kolonie, er schließt dann einen Kontrakt mit der Gesellschaft und wird Pächter.

Aus dieser Zufluchtsstätte der Armuth kömmt man in den reich-

sen und bevölkertsten Theil Hollands. Der Weg von Arnheim nach Utrecht und von Utrecht nach Amsterdam ist auf beiden Seiten mit Blumenpflanzungen, Linden-Alleen und schönen Landhäusern bekränzt. In der herrlichen Provinz Geldern findet man sogar dann und wann einen Hügel.

Seit ungefähr dreißig Jahren haben die Holländischen Gärten eine große Umwandelung erlitten. Die kleinen Abbes von gebrannten Thon, die Damen mit Falbalas und Reifröcken, welche die Alleen schmückten und mit ihren kleinen niedlichen Fingern den Vorübergehenden Blumen darreichten, sind von ihren Postamenten gestiegen. Während die Worte Freiheit und Gleichheit in der ganzen Welt wiederhallten und die Revolution die Runde durch Europa machte, haben auch die Holländischen Gärten die Freiheit gewonnen. Der Krieg, der unbarmherzige Krieg, hat aus den bronzenen Najaden, die an den Ufern der Wasserfälle saßen, und aus den paushäckigen Tritonen Kugeln gegossen, und die Industrie hat die langen, unnützen Alleen in Runkelrübenpflanzungen verwandelt. Auch das Innere der Landhäuser hat sich unserem jetzigen Geschmack angepaßt. Die Möbeln sind einfacher und dauerner geworden. Indeß findet man in Holland immer noch einen eigenen Luxus, wie er nirgends anders in diesem Grade erscheint: den Luxus kostbarer Teppiche und feiner Porzellantassen, welche die Hausfrau selbst wäscht. Das Landhaus ist die Freude und der Stolz des Holländischen Landmannes. Er führt es an den besuchten Straßen auf und umgiebt es nicht mit einem undurchsichtigen Gehege, damit Fremden der Anblick nicht entgehe. Hier dringt die Zamitte den Sommer zu, und hier erholt er sich Sonntags von den Anstrengungen der Woche. Hier, wie in der Stadt, lebt er unter den Seinigen und zuweilen in einem kleinen Kreise von Freunden. In Holland kennt man nicht das Bedürfniß großer und häufiger Gesellschaften. Das Land des Holländers ist nur den Vertrauten, genauen Bekannten und Stammesfreunden geöffnet. Zwei oder drei Mal im Winter geben reiche Leute einen großen Ball oder ein Mittagsmahl. Dann werden die großen Gemächer geöffnet und die seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze zur Schau gestellt. Ist das Fest vorbei, so werden die seidenen und damastenen Möbel wieder mit ihrem Ueberzuge überdeckt, und das Porzellan und Krystall kehrt wieder in den Schrank zurück.

Die Gewohnheit der Holländer, ihre Thüren verschlossen zu halten und nur genaue Bekannte an gewissen Tagen des Jahres bei sich zu empfangen, kann wohl als Ungefelligkeit ausgelegt werden. Sie machen daraus kein Hehl und suchen nicht einmal nach Entschuldigungsgründen, obgleich es ihnen daran auch nicht fehlen würde. Der Holländer ist Natur zurückhaltend und schweigsam. Er liebt seine Arbeit, das Innere seines Hauses, das Familienleben. Der Besuch eines Fremden stört die systematische Ordnung seiner Haushaltung und bringt etwas Ungewohntes in seine täglichen Gewohnheiten. Bevor der Holländer einen Fremden in seinen Familienkreis einführt, will er ihn kennen lernen; ist dies geschehen, so zeigt er sich herzlich und zuvorkommend. Ein anderer Grund dieser Zurückhaltung entspringt aus der Sparsamkeit der Holländer. Da man hier nicht bloß zusammenkömmt, um sich ans Kamin zu setzen und mit einander zu plaudern, so darf auch der Gott des Ueberflusses nicht fehlen.

Schon seit früher Jugend an werden die Kinder zur Sparsamkeit angehalten. Am Neujahrstage erhalten die Kinder statt eines Geschenkes eine kleine Summe Geld, welche ihnen wieder abgenommen und in eine Sparkasse gethan wird. Bald wird ihnen die Freude zu Theil, ihr kleines Kapital selbst verwalten zu dürfen. Treten sie dann ins Leben, so läßt sich wohl voraussetzen, daß sie den Gesetzen eines Gottes nicht zu schlechten Werken mag aber diese Anleitung zur Sparsamkeit immerhin spotten, aber die Sache hat auch noch eine andere Seite. Holland ist ein ganz unproduktives Land, das nicht einmal die nöthigsten Stoffe zum Schiffbau enthält. Es besteht nur durch seinen Handel, und die Blüthe desselben hängt großentheils von der Sparsamkeit ab. Durch die Sparsamkeit hat dieses Land so viele Kanäle und Dämme anlegen können, kann es die schweren Lasten tragen, welche ihm auferlegt sind. Ueberdies ist von Sparsamkeit keine Rede, wenn der öffentliche Nutzen oder die Mildthätigkeit ins Spiel kommt. Zu glaube nicht, daß es ein Land giebt, wo so viele große und schöne Wohlthätigkeitsanstalten, Armenschulen u. s. w. bestehen, und alle sind von Privatleuten gegründet und werden durch sie unterhalten. Eben so leicht geben die Holländer über ihr gewöhnliches Budget hinaus, wenn es sich um den Ankauf eines Kunstwerkes oder eines kostbaren Werkes handelt. Holland ist das Land der Sammlungen. Einige Privatleute besitzen Sammlungen, auf die Fürsten stolz seyn könnten. So z. B. die Gemälde-Sammlungen der Herren Six, van Brienen und van der Hoop, in Amsterdam; im Haag die Sammlung von Elzevirs und Drucken aus dem 15ten Jahrhundert des Barons Westreenen; in Leyden die Japanische Sammlung Herrn Siebold's. Sogar die Sammlungen der Städte sind großentheils von Privatpersonen geschenkt worden. Die Universität Leyden verdankt z. B. einem Manne, dem gelehrten Naturforscher Temminck, ihre große Vögel-Sammlung. Zu bedauern ist nur, daß die Sammlungen die großentheils durch freiwillige Beiträge gegründet sind, dem Publikum nicht öffentlich gezeigt werden.

Die Holländischen Bauern zeichnen sich wie die Städtebewohner durch ihren Ordnungssinn und ihre Sparsamkeit aus. Sie können alle lesen; vorzugsweise lesen sie die Bibel, die Psalmen und Erbauungsbücher. Viele unter ihnen bezügen sich nicht, den Text der heiligen Schrift in ihr Gebächtniß aufzunehmen, sondern sie nahen denselben auch zum Gegenstande ihrer Erörterungen und Unterhaltungen. Oft kann man sie Sonntags, wenn die Kirche zu Ende ist, die Predigt analysiren hören. In Holland giebt es eine theologische Schrift in vier ungeheuren Quarthänden: Diese wird jetzt zum zweiundzwanzigsten Male aufgelegt, denn alle Bauern kaufen sie. Aus diesem Geiste entspringen natürlich mannigfache Meinungsverschiedenheiten, und in einem Lande, wo, wie in Holland, Alles einen ernsten und dauerhaften Charakter annimmt, entstehen auch diese Meinungsverschiedenheiten Sekten. Holland ist außerordentlich reich an religiösen Sekten; aber sie leben alle ruhig neben einander.

Die Liebe zur Kunst, die Liebe zum Gesange und zur Melodie findet man nicht in den Holländischen Dörfern wie in den Deutschen. Wie oft entzückte mich nicht an den Ufern der Elbe oder Spree der melodische Gesang einiger Handwerksburschen, die, auf dem Grase gelagert, ein fröhliches Lied anstimmten! Der Holländische Bauer singt nicht. Auf den Jahrmärkten, welche die wahren Volksfeste sind, auf den sogenannten Kirmessen, sieht man ihn mit seiner Frau oder seinem Mädchen bedächtig auf und ab gehen; dann spricht er in einer Schenke ein, wo er eine Pfeife raucht und ein Glas Bier, oder wenn er reich ist, eine Flasche Wein trinkt. Diese Kirmessen mit ihren kleinen offenen Buden, den Wagen der Quacksalber und den Bauern in sonntäglichem Anzuge gewähren einen ganz merkwürdigen Anblick. Jede Stadt, selbst jedes bedeutende Dorf hat eine solche. Die Oben der Waffelverkäufer und die kleinen wandelnden Buden der Liqueurhändler bilden das wesentlichste Element. In Amsterdam dauert die Kirmeß einen Monat. Glücklich, glücklich kann das junge Mädchen, das einen Better oder einen Bräutigam hat, der sie begleitet. Die Armen, welche von der Vorsehung nicht mit einem Vetter oder Liebhaber beglückt sind, haben sich schon oft genöthigt gesehen, einen Begleiter zu miethen, den sie wie ein Drechslerpferd stundenweise bezahlen.

Die Bauernhäuser mit ihrer Umzäunung, mit den Baumgruppen und den Storchnestern machen einen ganz allerliebsten Eindruck. In der Wohnung herrscht die strengste Ordnung und Reinlichkeit. Die Zenster werden jede Woche einmal gewaschen, die Möbel jeden Tag geläubert. Zur Beförderung der Reinlichkeit wird nicht in dem Hauptgebäude, das die Familie bewohnt, gekocht, sondern in einem besonderen Gebäude. Der Bauersfrau sind die Bauern behilflich in Milch, Butter und Käse. Die Frauen melken die Kühe in kupfernen Gefäßen, welche wie Gold schimmern. Die Käse werden zu Tausenden in den benachbarten Städten verkauft, zu Hunderttausenden im Auslande. Das Leben der Bauern ist nur wenigen Wechseln unterworfen. Alle Beschäftigungen sind durch die Sitte und die Ueberlieferung bestimmt; jeder Tag hat seine Aufgabe, jeder Monat ihre Fefte und Arbeiten. Im Sommer läßt der Bauer seine Pferde traben und versucht seine Geschicklichkeit im Kegelspiel. Im Winter läuft er Schlittschuh. Die Zamilienfeste werden mit großem Aufwande gefeiert. Viele Häuser haben noch eine besondere Eingangsthür, welche nur für die drei großen Feste des Lebens geöffnet wird: für das Kind, das zur Taufe getragen wird, für den Jüngling, der die Braut zum Altar führt, und für den Todten, wenn er seiner letzten Ruheſtätte zuwandert. Mehr als Eine Bauerfamilie hat eine lange Genealogie, auf welche sie stolz ist, und würde sich um keinen Preis mit einer nicht so alten Zamilie verbinden. In einigen Provinzen bringen die jungen Leute bei ihren Gelieblen eine Nacht zu, ohne sich darauf ein Aergerniß entstehen.

Wer wollte aber an der Sonderbarkeit mancher Gebräuche und an der Steifigkeit gewisser Formen in einem Lande Anstoß nehmen, wo sich so viele wahre Tugenden finden, Religiosität, Zamilienſinn, Redlichkeit und Ordnungsliebe? Die Holländer haben niemals Anspruch auf glänzende oder ritterliche Tugenden gemacht. Aber sie sind keiner ohne Aufschneiderei gewesen, und wenn wir auf ihre ersten See-Unternehmungen zurückblicken, so finden wir, daß sie mit größter Anspruchslosigkeit einen heroischen Muth verbunden haben. Sie sind ein praktisches und vernünftiges Volk, zwei Eigenschaften, die doch wohl einigen Werth haben. Sie bilden, wenn man will, ein großes Handelshaus, welches das Glück durch Arbeitsamkeit an sich fesselt und auf seine Denkmäler die Devise Devisen kann: Concordia res parvae crescunt.

I. Marmier.

Griechenland.

Neugriechische Volkslieder.

1.

Charos*) und der Hirt.

Sieht da den Berg da drüben wohl, den hohen Berg, den großen,
Der Wolken auf dem Gipfel hat und Nebel an dem Zuße? —
Ein Hirt kam per und stieg herab von jenen Bergeshöhen;
Er trug sein Zell schief auf dem Ohr und seinen Schopf gewunden.
Dem Hirten paßte Charos auf von einer Zelsenspitze,
Und stieg darauf zur Schlucht herab, von dort hin zu erwarten.
„Mein Charos, wünsch' dir guten Tag!" — „Sey du gegrüßt mir, Bursche!
Sag' an, mein Bursch, wo kommst du her? mein Bursche, wohin gehst du?" —

*) Charos (Charon) ist bei den Neugriechen die Personification des Todes, namentlich des frühzeitigen und unerwarteten, weshalb auch in den folgenden Liede die Berge und Zelder selig gepriesen werden, weil die Natur ihr Grünen und Verblühen an sehr Jahreszeiten gebunden hat, während der Mensch, der nur seiner Zeit, und diese oft nicht einmal, und eher der Zeind sait wird, dahin muß. Indeß ist dem Neugriechischen Charos eine, der der alten Nemesis nahe verwandte Idee beigemischt, wie dies auch den von Zauriel mitgetheilten, auf Charos bezüglichen Distichen hervorgeht. Er ist darnach nicht blos der vernichtende Tod, sondern zugleich die den Uebermuth, den Frevel strafende Nemesis selbst.

„Von meinen Schafen komm' ich her, und will nach Hause gehn,
Von dorther Brod zu holen mir und dann zurückzukehren." —
„„Mein Bursche, Gott hat mich gesandt, die Seele dir zu nehmen."" —

„Wie? ohne schwach und krank zu seyn, laß' ich sie mir nicht nehmen.
Wohlan denn! komm' zum Kampf heraus auf einer Marmorviene;
Und wenn du, Charos, mich besiegst, so nimmst du meine Seele;
Und wenn ich, Charos, dich besieg', so nehm' ich meine Seele." —
Sie faßten sich und rangen dann zwei Nächte und drei Tage,
Und an dem dritten Tage früh, als schon der Mittag nahte,
Da führte einen Schlag der Hirt, daß es den Charos schmerzte,
Und faßte jenen bei dem Haar und donnert' ihn zu Boden.
Laut jammerte der Bursche auf, in tiefen Seufzern stöhnend:
„Ach, Charos! ach! ach! laß' mich noch drei Tage nur noch leben,
Daß zwei davon ich eß' und trink'; den dritten will ich wandern,
Daß meine Freund' ich noch einmal und die Verwandten sehe.
Hab', ach! ja eine junge Frau, und ist zu jung zur Witwe;
Hab' auch zwei kleine Kinder noch, und sind zu jung zu Waisen;
Hab' ungeborne Schafe auch, und Käs in den Fässern." *)

2.

Das Mädchen in der Unterwelt. **)

Wir haben's doch die Berge gut! wie glücklich sind die Felser!
Sie kehren sich an Charos nicht und harren nimmer seiner;
Im Sommer giebt es Schatte dort und Schnee zur Zeit des Winters. —
Drei Riesen hielten einen Rath, des Hades Thor zu sprengen;
Der eine will im Mai hinauf, der andre will im Sommer,
Der dritte aber will im Herbst, zur Zeit der Traubenreife.
Ein blondes Mädchen trat hinzu im Lande, sprach zu ihnen:
„Ach! nehmt doch, ihr Riesen, mich hinauf zur obern Welt mit." —
„„Es tauschet, Mädchen, dein Gewand, es flattern deine Haare,
Es klappern die Pantoffeln dir, und Charos wird uns hören."" —
„Ich lege meine Kleider ab und schneide mir die Haare,
Und die Pantoffeln zieh' ich aus und laß' sie an der Treppe.
Ach! nehmt mich doch nur mit hinauf, nehmt mich mit euch, ihr Riesen,

Damit ich meine Mutter seh', die sich um mich betrübet,
Damit ich meine Brüder seh', die meinetwegen weinen." —
„„Ach! Mädchen, deine Brüder all', die tanzen in dem Reigen;
Ach! Mädchen, und dein Mütterchen, die plaudert auf der Gasse.""

3.

Der alte Hirsch und das Reh. ***)

Drüben auf dem Olympos, in dem niedern Tannenwald,
Saß ein alter Hirsch allein, und er weinte bitterlich;
Rothe Thränen, roth und grün, flossen aus den Augen ihm,
Blau auch flossen sie hervor.
Und ein Reh vorüberging, stand vor ihm und fragte ihn:
„Alter Hirsch, was fehlt dir doch, daß du weinst so bitterlich?
Rothe Thränen, roth und grün, fließen aus den Augen dir,
Blau auch fließen sie hervor." —
„„Türken drangen in das Dorf, haben Hunde zu der Jagd
Zwei und siebzig mitgebracht."" —
„Ich verjag' und treibe sie auf die Inseln vor mir her,
Auf die Inseln, in das Meer." — —
Als herbei der Abend kam, hatten sie das Reh verjagt;
Ey' die Mitternacht verbei, hatten sie den Hirsch verjagt.

4.

Die Räuber.

Kamen Räuber auf die Höhn,
Wollten Pferde holen da,
Fanden aber Pferde nicht,
Nahmen meine Lämmer mit,
Nahmen mit die Ziegen auch,
Mit fort, mit fort, mit fort.
Weh mir Armen! weh mir Armen! weh mir Armen!
Meine Lämmlein!
Meine Zicklein!
Weh!

Nahmen meinen Krug mit auch,
Meinen Krug, und drin die Milch;
Nahmen meine Flöte auch
Mitten aus den Händen mir,
Mit fort, mit fort, mit fort.
Weh mir Armen ꝛc.
Meine Flöte!
Und mein Freigeist!
Weh!

Nahmen den Leithammel auch
Mit dem goldnen Lockenhaar
Und den Silberhörnern mir
Mit fort, mit fort, mit fort.
Weh mir Armen ꝛc.
Meine Lämmlein!
Und mein Hämmlein!
Weh! —

Mutter Gott's, ich fleh' zu dir,
Daß du mir die Räuber strafst.
Oh! daß man sie fasste doch,
Nähm' die Waffen ihnen ab,
Mitten in dem Diebsgesindre,
Ihnen und der ganzen Brut.
Weh mir Armen ꝛc.
Meine Lämmlein!
Meine Zicklein!
Weh!

Wenn die Heil'ge mich erhört,
Und die frechen Räuber straft,
Daß ich meinen Hammel kann
Bleiben in der Hürde seh':
An dem heil'gen Ostertag
Will ich braten auch ein Lamm,
Bis es von dem Spieße fällt.
Weh mir Armen ꝛc.
Meine Lämmlein!
Und mein Hämmlein!
Weh!

K.

*) Prof. Ulrichs in Athen, der das vorstehende Lied, so wie die folgenden, in seinen „Reisen und Forschungen in Griechenland" (Bremen, Heyse, 1840), Erster Theil, S. 141 f. in den Originalien mittheilt, hörte dieses und das folgende Lied von einem alten Griechen in Arachova singen. Auf die Frage von Ulrichs bei dem schnellen Schlusse des Liedes, ob es nicht noch einige Verse habe, wanderte sich der alte Hirt und fragte Jenen, ob er glaube, Charos habe schon so einen losgelassen, den er einmal gefaßt gehabt.

**) Ulrichs bemerkt zu diesem Liede Folgendes: Die Ansicht des Neugriechischen Volks über das Leben nach dem Tode, wird entnommen, der christlichen Lehre von Barmherzigkeit und Hölle, Gericht und Fegefeuer zu seyn, zeigt sich vielmehr in seiner Naturgroße, die immer den einfachen und wahrsten Ausdruck der gemeinsamen Ansichten und Volks enthält, als vollkommen acht und lässt sich nur auf dem direkten Zusammenhange mit dem heidnischen Alterthume erklären. Der Hades ist in der Neugriechischen Volkspoesie eine dunkle, öde Behausung unter der Erde, in der eine Ewigkeit tief hinabschläft. Eine feste Thür verschließt sie, an der Charos wacht und Niemanden zurückläßt, unerbittlich gegen die Seelen der Verstorbenen, die sich nach dem Lichte zurücksehnen.

***) Dieses Lied erhielt Ulrichs auf Aegina, wo es Hirten vom Pindus sangen. Es handelt sich auf die Eroberung Thessaliens durch die Türken.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Freitag den 29. Januar 1841.

Arabien.

Der weise Suleiman und der Riesenvogel Simorgh.

Eine Sage des Morgenlandes.

Der Suleiman der Muhammedaner ist der Salomo des Alten Testaments, jedoch mit allerlei Attributen, die als mythischer Heiligenschein um seinen Namen flimmern. Die Muhammedaner behaupten von diesem Fürsten, er habe alle Gebrimnisse der Natur durchschaut, in die Zukunft geblickt und die Herrschaft über Thiere, Menschen und Genien besessen. Das Alte Testament hebt nur die beiden interessantesten Züge seines Charakters hervor: seine Weisheit in den Tagen seines Ruhms und seine Schwäche, als er den Kultus des wahren Gottes vergaß. Einen höheren Zweck verfolgend, als den, feinste Neugier zu befriedigen, grübelt die Bibel der glänzenden Talente des weisesten Sterblichen nur beiläufig und verweilt lieber bei der Reue, die seine Verirrungen nach sich zieht, zum klaren Beweise, daß Alles nur eitel — der gewaltigste Mensch mit eingegriffen.

Solche leise Andeutungen sind jedoch für die Talmudisten nicht verloren gegangen; sie haben ihnen den Stoff zu einem endlosen Gewebe artiger Märchen geliefert. Die Araber haben den Märchen-Schatz aus den Tiefen ihrer eigenen Phantasie noch erweitert, und so ist die Geschichte Sulèiman Ben Daoud's einer der schönsten Cyklen ihrer poetischen Schöpfungen geworden. Der Name Suleiman steht noch auf allen Talismanen. Die koktbare smaragdene und mit Geisterinen besetzte Tafel, welche Mûsa aber sein Freigelassener Tarik in Toledo erbeutete, war nichts Anderes, als der Tisch Salomo's; auch waren es seine Vasen und sein Siegel, jene Gefäße von Erz, die den rebellischen Genien als Kerker dienten, und jenes Siegel, das man auf ihre Oeffnung drückte, ehe man sie ins Meer warf. Alles dies ist dem Leser von Tausend und Einer Nacht hinlänglich bekannt, vorzüglich seinen, welche die Geschichte von der ehernen Stadt kennen, die Herr v. Hammer diesen Erzählungen hinzugefügt.

Ungeachtet seiner Herrschaft über die ganze vernünftige und vernunftlose Wesenwelt mußte Salomo manche empfindliche Demüthigung erleiden.

Als er eines Tages einem seiner dienstbaren Geister eine unerlaubte Frage stellte, weigerte sich dieser anfangs, zu antworten, und versprach es dann nur unter der Bedingung, daß der König ihm sein Siegel (d. h. seinen Talisman) zureichte. Sobald aber der böse Geist im Besitze dieses Steines war, verjagte er Salomo aus seinem Palaste, und der Königliche Greis mußte einige Monate lang bettelnd herumgehen, bevor er deständig die Worte sprach, die den Anfang des Kohelet bilden: „Ich, der Prediger, bin König über Israel gewesen!“ Endlich wurde der Dîw (Dämon), welcher Salomo's Thron, Tisch und Bett usurpirt hatte, ungefähr auf dieselbe Art, wie der Magier Smerdis, durch die Frauen des Monarchen entdeckt, und Salomo kam wieder auf seinen Thron. Seit dieser Begebenheit lebte er in beständiger Furcht und umgab sich alle Nacht mit einer Leibwache, aus „sechzig tapferen Männern, den Tapfersten Israel's“ gebildet, „von denen Jeder sein Schwert an den Hüften trug, wegen der Schrecknisse der Nacht“ (Hohestied, Kap. 3, V. 7—8). Die prächtigste Fiction, die man wohl jemals der Geschichte dieses Königs ringsumher hat, ist diejenige, worin er durch Gifter, die seine Zaubermacht unterthänig, den Tempel zu Jerusalem bauen läßt. Der Königliche Prophet starb während des Baues, blieb aber gleichwohl, auf seinen Stock gestützt, stehen, und die Dschinn's (Genien), nicht wissend, daß Salomo's Seele ihren Körper verlassen hatte, setzten fort mit Arbeiten, erschreckt von dem strengen Blicke des erbauten Auges, das sie im Leben beaufsichtigt hatte. Aber nach Vollendung des Tempels kroch ein Wurm aus dem Stabe, der Leichnam fiel zu Boden, und sogleich eilten die Legionen arbeitender Geister davon, voll Unwillen über den Irrthum, der sie so lange unter dem Joch eines Sterblichen gehalten hatte.

Dreizehige Zeitgenosse Salomo's, welcher die zweite Rolle nach dem Könige der Menschen spielt, ist Simorgh, der König der Lüfte, ein Vogel von ungeheurer Größe, Bewohner des Gebirges Kaf, das wie eine Mauer die Welt umzieht. Der Simorgh stirbt, um wieder aufzuleben, nachdem er 1500 Jahre gelebt hat. Im Leben wie im Tode ist er dem Phönix der Griechischen Mythe so ähnlich, daß man beide als einander dinstverwandt betrachten muß. Vielleicht stammen sie von dem Garuda der Hindu's, gleich dem Anka der Araber, der seinerseits mit dem in Sindbad's und Aladin's Erzählungen eine so große Rolle spielenden wunderbaren Vogel Rok unverkennbare Aehnlichkeit hat. Der Garuda, Träger des Wischnu, und der Sonnenlenker, der schöne Aruna, wurden Jeder in einem Ei ausgebrütet. Der gigantische Vogel in Sindbad's Reisen und das Ei, das man ihm wegnahm, um die Kuppel eines Palastes daraus zu zimmern, harmoniren mit der Großartigkeit der Indischen Mythologie; sonst aber findet man in dem üppig reichen Sagenkreise Indiens keine Spur von dem Volksglauben der alten Perser. Da der Simorgh jedoch in dem Schahnameh, einem auf Alt-Persische Ueberlieferungen gebauten Epos, eine sehr bedeutsame Figur ist, so leidet es keinen Zweifel, daß er lange vor den Zeiten des Islam in die Persische Mythologie aufgenommen worden. Der Simorgh erzieht im Schahnameh den berühmten Sal, den Vater des noch berühmteren Rustem. Er verbrennt eine seiner Federn, die er dem Sal als Talisman gegeben hatte, und bewirkt so, daß die Mutter des Helden leichter entbunden wird.

Die folgende, einem Arabischen Manuskripte der Bibliothek der Indischen Compagnie entlehnte Erzählung soll von der Wahrheit der Vorherbestimmung Zeugniß ablegen. Diese Lehre lähmt oft die Energie des Menschen, wenn es nur einer raschen Entschlusses bedürfte, um ein Unglück abzuwenden oder eine Gefahr zu entfernen; allein sie hat auch großen Antheil an dem tollkühnen Muthe gehabt, der die muselmännischen Krieger in verschiedenen Epochen ausgezeichnet. Die von dem Verfasser gewählte Form eignet sich sehr gut für Menschen, die den wunderbaren Mährchen ihrer Schnara's (fortlaufenden Erzählung) lieber, als dem Raisonnement der Philosophen das Ohr leihen. Wir lassen sie hier ziemlich wörtlich folgen.

* * *

Preis und Anbetung sey Allah, dem höchsten Herrn beider Welten! Ehre und Ruhm seinem Propheten Muhammed und dessen ganzem Geschlechte!

Solches haben wir erfahren. Eines Tages saß der weise Suleiman — Friede über ihn — auf seinem Throne, und alle geschaffene Wesen, die Dîw's und Pari's, die wilden Thiere, die Vögel und das Gewürm hatten sich, jedes nach seinem Range, ehrfurchtsvoll vor ihm geschaart. Aus Furcht vor seiner gewaltigen Majestät wagte kein Geschöpf das Haupt zu erheben und kaum zu athmen. Nur der Vogel Staar erlaubte sich eine Bewegung, und als Suleiman ihn dafür bestraft wissen wollte, sagte er: „O, Herrscher, diese Bewegung ist durch den Rathschluß Gottes erfolgt; warum willst Du mich züchtigen lassen?“ Der Simorgh hörte diese Rede, kehrte sich zu Suleiman und sprach: „O, Prophet Gottes! Ich glaube weder an Vorherbestimmung, noch an eine Vorsehung.“ Suleiman nahm die Worte des Simorgh sehr übel auf und entgegnete: „Hüte Dich, diese Gottlästerung jemals zu wiederholen; denn wer an keine Vorherbestimmung glaubt, der besitzt nicht den wahren Glauben.“ — „O, Prophet Gottes!“ versetzte der Simorgh, „ich überzeuge mich, daß die Lehre von der Vorherbestimmung allein menschlichen Ursprungs ist, weil sie den Menschen bei ihren Sünden gut zu Statten kommt; es giebt aber gewißlich keine Vorherbestimmung.“ Das verdroß den König noch mehr, und er sprach zornig: „Es ist uns heilige Pflicht, zu glauben, daß unsere Handlungen eine Vorkenntniß des Schicksals oder der Vorsehung sind.“

Während sie so redeten, schickte Gott den Engel Gabriel, der zu Suleiman sagte: „Dein Herz beruhe sich nicht über die Reden des Simorgh; denn es wird eine Zeit kommen, wo er mit Schande fliehen wird von Deinem Hofe und sich verstecken vor Allem, was da lebet auf Erden. Willst Du ihn aber wegen seines Unglaubens beschämen, so wisse, daß eben in dieser Nacht dem Könige des Abendlandes eine Tochter, und daß wir in unserer Vorsehung beschlossen haben, daß Beide einst einander begegnen sollen und ein Sohn ihnen geboren werde, ehdenn sie Mann und Weib sind. Dies ist eine göttliche Vorherbestimmung, deren Erfüllung allen Bewohnern dieser Welt unmöglich erscheinen wird.“ Suleiman ließ den Simorgh rufen und erzählte ihm, was Gabriel verkündet hatte; der Simorgh aber entgegnete: „Bei der göttlichen Allmacht, ich glaube zuversichtlich, daß Gott der höchste Gnadenspender ist; und doch ist es mir unmöglich, zu glauben, daß der Sohn des Morgens und die Tochter des Abends einander jemals begegnen können. Ertheile mir nur die Erlaubniß, und ich werde die Pläne durchkreuzen.“ Gabriel: Die offenbart hat, damit Du erfahrest, daß die Wahrheit auf meiner

Digitized by Google

Seite ist." Jetzt wählte Suleiman vier Vögel — die Krähe, die Eule, den Staar und den Sperling — um einen auf fünfzehn Jahre gültigen Vertrag anzuſiegeln. Dieſer wurde den Beſehlen des Königs gemäß abgefaßt und unterzeichnet.

Als der Simorgh von Suleiman geſchieden und den Blicken jedes lebenden Weſens entrückt war, flog er nach Abend und ließ ſich in der Stadt nieder, wo die Tochter des Königs eben zur Welt gekommen. In dieſer Stadt war ein Garten, ein See und ein Baum, an welchem eine mit Edelſteinen reich beſetzte Wiege mit Perlen und Edelſteinen hing. Das Kind lag in dieſer Wiege, und Ammen und Mägde ſaßen rings umher. Da ſchoß plötzlich der Simorgh ſo groß wie ein Berg aus den Lüften herab. Die dienenden Frauen fielen vor Schreck zu Boden; dann raften ſie ſich wieder auf und flüchteten unter großem Geſchrei in das Gartenhaus. Der Simorgh aber nahm die Wiege ſammt dem Kinde und flog weiter in die Lüfte. Das Zetergeſchrei der Weiber hatte unterdeß die ganze Stadt aufgeſchreckt, und ſobald der König erfuhr, was vorgefallen war, ſchickte er ſeine Bogenſchützen dem Simorghe nach. Sie ſtiegen auf Pferde, ſprengten davon, machten einen großen Lärm und ſchoſſen ihre Pfeile gegen den Abendvogel ab; aber vergebens: der Simorgh verſchwand gar bald den Blicken Aller. Der König des Abendlandes kehrte ganz unkröſtlich zurück in ſeine Wohnung, weinte, heulte und konnte ſich den Vorfall gar nicht erklären. Der Simorgh aber flog über die ſieben Weltmeere hinweg bis zu einem ungeheuer hohen Berge, den dichtes und dunkles Gehölz umzog. Er ſtieß in die Wiege auf den Gipfel eines Baumes, der auf dem Berge wuchs, und holte Milch, um das Kind zu nähren. So wuchs die Prinzeſſin, fern von aller Welt, heran. Der Simorgh ſprach zu ſich ſelber: „Ich will dieſes Mädchen bis in ihr funfzehntes Jahr erziehen, ohne daß irgend Jemand ſie kennen lerne, und dann will ich ſie zu Suleiman bringen, damit er und die ganze Welt mit ihm erfahre, daß es kein Verbannniß und keine Vorſehung giebt." Jeden Morgen pflegte um Mittag er das Kind mit allerlei guten und ſchmackhaften Dingen. Die kleine Königstochter blühete ſich ein, es gäbe keinen anderen Ort in der Welt, als wo ſie wohnte, und überzeugt, daß der Simorgh ſie geſchaffen habe, lebte ſie ſorglos und in Freuden. Der Allmächtige hatte dem Vogel ſolche Zärtlichkeit für die Kleine eingeflößt, daß er beinahe verzweifelte, wenn er ſie — als ſie ſchon zu Jahren kam — Angenblick auf dem Geſicht verlor. In ſeinem fünften Jahre war das Kind gar lieblich anzuſchauen, und der Simorgh zählte mit Ungeduld die Tage und Stunden bis zu der Zeit, wo er ſie Suleiman vorſtellen und ihm bewieſen könnte, wie ſchön er die Beſchlüſſe der Vorſehung bereitet hatte.

Unterdeß war der Sohn des Königs des Morgenlandes auch fünf Jahre geworden. Dieſer Knabe zeigte ſolche Luſt zur Jagd, daß er alle Tage jagen wollte. Da der König nur dieſen einzigen Sohn hatte, ſo konnte er ſich keine Minute von ihm trennen. Jeden Tag ſagte er zu ſeinen Großen: „Thut, was das Herz meines Sohnes wünſcht, und haltet ihn nicht von der Jagd zurück!" Als der kleine Prinz ſechs Jahre zählte, war er ſchon ſo flink, ſo ſchön und ein ſo guter Reiter, daß der ganze Hof über ſeine Vorzüge ſtaunte. Er blieb oft zwei bis drei Tage im Walde, und wenn er heimkam, rief er die Weiſen am Hofe ſeines Vaters zu ſich, die ihm dann Märchen aus allen Zeiten erzählen mußten. In ſeinem ſiebenten Jahre kriegte er Luſt, auf dem Meere zu jagen, und er bat ſeinen Vater um Erlaubniß. Der König, wohl wiſſend, daß jede Weigerung vergebens wäre, ließ ein Schiff mit Vorräthen auf einen Monat ausrüſten, und vertraute ſeinem Sohn einen treuen Diener. Außerdem gab er ihm noch reich gekleidete Pagen und allerlei große und kleine abgerichtete Falken mit. Sobald alle Vorbereitungen getroffen waren, verließ er ſeine Geburtsſtadt, ſchiffte ſich ein und ſagte auf der Ueberfahrt jenen Tag, daß man zum ſiebenten Male anlangt war. Hier ließ er Zelte aufſchlagen, bezog ſie mit ſeinem ganzen Geſolge und ſagte mehrere Tage lang an der Küſte. Am zehnten Tage ſchiffte er ſich mit Proviant auf zehn Tage von neuem ein; ſie ſegelten zwiſchen Eilanden hin und landeten endlich auf einer Inſel, wo es Tauben und Rebhühner in Ueberfluß gab. Der Prinz liebte dieſe Art Jagd ſo leidenſchaftlich, daß er Hunger und Durſt darüber vergaß. Nach zehn Tagen war ſchon kein Vogel mehr auf der ganzen Inſel: der Prinz langweilte ſich und befahl den Matroſen, ihn auf eine andere Inſel zu bringen. Aber kaum waren ſie eine Tagereiſe weit, als plötzlich ein fürchterlicher Sturm entſtand; die Fahrzeuge fielen ſo gewaltig an einander, daß ſie auf den Grund ſanken. Der Prinz klammerte ſich an ein Brett und ſchwamm ſo drei Tage und drei Nächte weiter, bis er an ein Ufer geworfen wurde. Hier lief er wie unſinnig vor Hunger hin und her und verzehrte, was er finden konnte. Als zwei Tage herum waren, bemerkte er ein Schiff mit Handelsleuten; er winkte ihnen, ſie ſteuerten heran und ſahen zu ihrer Verwunderung einen Knaben, ſo ſchön wie die Scheibe der Sonne.

Sie fragten ihn, wer er ſey und was er an dieſem Orte ſchaffe. Der Prinz antwortete: „Ich bin der Sohn eines Kaufmannes und befand mich mit vielen Waaren auf einem Schiffe; allein das Schiff iſt mit all meiner Habe untergegangen, und ich allein habe das nackte Leben gerettet. Ich bin ein armſeliger Knabe; wenn aber Einer von Euch ſo barmherzig ſeyn will, mich in ſeinen Schutz zu nehmen, ſo werde ich ihm dienen, und gewiß wird ihn Gott in dieſer oder in jener Welt dafür belohnen." Der Prinz weinte, indem er ſo ſprach, und alle die fremden Männer weinten mit ihm. Durch Gottes Zügung befand ſich auf dem Schiffe ein Weiſer vom Hofe Suleiman's, der den Knaben zu ſich rief, ihn tröſtete und ihm ſagte: „Sey wegen der Zukunft unbeſorgt!" Der kleine Prinz dankte ihm vielmal; dann verkleidete er einen goldnen Gürtel, den er getragen, im Schiffe, legte Sklavenkleider an und blieb im Dienſte des Weiſen, der ihn ſehr freundlich behandelte und, nachdem er ihn als treu und klug erkannt, ihm Alles anvertraute, was ſein eigen war. Sie trafen noch eine Zeitlang herum und kamen endlich in eine Stadt Aegyptens, wo der Prinz zwei Jahre bei dem Weiſen blieb. (Schluß folgt.)

Spanien.

Ein Ausflug nach Majorka.

(Schluß.)

Ich erwähnte ſchon, daß der Boden von Majorka von erſtaunlicher Fruchtbarkeit iſt, und daß eine thätigere und weſſere Baarbehandlung deſſelben eine Erzeugniſſe verzehnfachen würde. Mandeln, Drangen und Schweine ſind die Hauptartikel ſeines Handels. Die ſchönen hesperiſchen Früchte, die ihr von ſo unſaubern Drachen gehütet werdet, meine Schuld iſt es nicht, daß ich euren Namen mit dem dieſes unwürdigen Schwarzviehs zuſammenſtellen muß, auf welches der Majorkaner eiferſüchtiger und ſolger iſt, als auf eure balſamiſchen Blüthen und goldenen Aepfel! Der Majorkaner aber, der euch anbaut, iſt nicht poetiſcher als der Deputirte, der mich lieſt, ich muß alſo auf die Schweine zurückkommen. Dieſe Thiere, theurer Leſer, ſind die ſchönſten der Erde, und der gelehrte Miguel Bargas entwirft mit der naivſten Bewunderung das Portrait einer jungen Sau, die im zarten Alter von anderthalb Jahren ſchon achtundzwanzig Arroben, das ſind ſechshundert Pfund, wog. Die Maſſe ſtreute ſich die Speiſereſte in Majorka noch nicht des Ganzen, den ſie in unſerer Zeit erreicht hat; der Vieh-Handel war der Habgier der Lieferanten anheimgefallen, welchen die Spaniſche Regierung die Verproviantirung anvertraut, das heißt verkauft hatte. Kraft der ihnen verliehenen Macht widerſetzten ſich dieſe Spekulanten jener Verbeſſerung und beſchränkten ſich die Freiheit einer unclingeſchränkten Einfuhr ins Land. Dieſe unheilvolle Maßregel verleidete den Landleuten die Pflege ihres Viehſtandes. Das Fleiſch wurde zu niedrigen Preiſen verkauft, und da der Handel nach außen verboten war, ſo blieb ihnen nichts übrig, als ſich zu Grunde zu richten oder die Ausfuhrerung des Viehs ganz aufzugeben. Der Viehſtand verminderte ſich ſtufenweiſe, und vor vorhin angeführte Schriftſteller beklagt für Majorka die Zeit, wo es im Anfange der Mauren war, weil man damals auf dem einzigen Berge Arta mehr Häupter fruchtbarer Kühe und edler Stiere zählte, als man jetzt, wie er ſagt, in der ganzen Ebene von Majorka aufzutreiben vermöchte.

Dieſe Vergebung war nicht die einzige, welche das Land ſeiner natürlichen Reichthümer beraubte. Dreiſelbe Schriftſteller berichtet, daß die Berge, beſonders die von Terella und Galatzo, zu ſeiner Zeit mit den ſchönſten Bäumen der Welt bepflanzt waren. Es gab dort einen Oelbaum, der 42 Zuß im Umkreis und 14 im Durchmeſſer maß; dieſe herrlichen Wälder wurden aber von den Zimmerleuten der Marine verheert, die zur Ausrüſtung der Spaniſchen Flotten gegen Algier eine ganze Flotille von Kanonen-Böten daraus zuſammenzimmerten. Die Verwüſtungen, welchen die Waldbeſitzer damals ausgeſetzt waren, ſo wie die erhärmlichen Entſchädigungen, die ihnen bewilligt wurden, erbitterten die Majorkaner ſo ſehr, daß ſie ihre Waldungen zerſtörten, ſtatt ſie zu vermehren. Die Negetation iſt aber noch nicht ganz und zu Grunde, daß der Reiſende nicht daran denkt, die Vergangenheit zu beklagen, aber benutzungen, wie damals, iſt ſowohl in Majorka wie in Spanien der Mißbrauch eine Haupt-Macht. Doch dort der Reiſende nie eine Klage, denn beim Beginn einer ungerechten Herrſchaft ſchweigt der Schwache aus Furcht, und wenn das Uebel geſtehen iſt, ſchweigt er aus Gewohnheit.

Obgleich die Tyrannei der Lieferanten aufhörte, ſo hat ſich der Viehſtand doch noch nicht wieder aus ſeinem Verfall erhoben und wird auch nicht eher wieder gedeihen, als bis die Ausfuhr-Erlaubniß ſich nicht mehr bloß auf den Schweinehandel beſchränkt. In den Ebenen erblickt man nur wenig Ochſen und Kühe, auch auf den Bergen gar keine; ihr Fleiſch iſt mager und zähe. Die Schafe ſind von ſchöner Race, aber ſchlecht genährt und gepflegt; die Ziegen von Afrikaniſcher Zucht geben nur ſehr wenig Milch. Es fehlt dem Erdreich an Dünger, und trotz aller Lobeserhebungen, welche die Majorkaner ihrer Bearbeitungsweiſe ertheilen, ſchreint mir das von ihnen angewendete Sergrad noch nur eine ſehr mittelmäßige Leiſtung zu ſeyn. Es trägt der Boden lange nicht das, was er unter einem ſo ſegnenden Himmel hervorbringen ſollte. Ich habe das koſtbare Getraide genau geprüft, das die Bewohner zu eſſen ſich nicht für würdig halten; es iſt ganz daſſelbe, welches in den Provinzen des innern Frankreichs unter dem Namen des weißen oder Spaniſchen Korns angebaut wird, und es gerieth in dieſen, trotz der Verſchiedenheit des Klimas, eben ſo gut. Das Getraide von Majorka ſollte eigentlich einen Vorzug vor dem haben, welches wir unſeren harten Wintern und veränderlichen Frühlingen abgewinnen. Der Franzöſiſche Ackerbau iſt auch noch barbariſch genug, und wir haben in dieſer Hinſicht noch viel zu lernen; der Franzöſiſche Landmann beſitzt aber eine Ausdauer und eine Willenskraft, die der Majorkaner als eine unerläuble Erfindung verachten würde.

Feigen, Oliven, Mandeln und Orangen gedeihen im Ueberfluß auf Majorka; doch kann der Handel aus Mangel an Wegen ins Innere der Inſel nicht die nöthige Ausdehnung und Beliebtheit gewinnen. Jährlich wird Orangen verfaulen an Ort und Stelle mit drei Franken bezahlt; um nun dieſe umfangreiche Laſt auf Mauleſeln vom Inneren nach der Küſte führen zu laſſen, muß man noch faſt eben ſo viel entrichten; deshalb wird auch der Anbau der Orangenbäume im Inneren des Landes ganz vernachläſſigt. Nur in dem

Digitized by Google

hat von Soller und in der Nähe der Meerbuchten, wo die kleinen Französischen Fahrzeuge einladen, finden sich diese Bäume im Ueberfluß vor, doch wären sie überall gedeihen, denn selbst auf dem Berge von Valdemosa, einer der kältesten Regionen der Insel, gab es herrliche Zitronen und Orangen; wenn auch etwas später als in Soller. In der Granja, einer anderen Berggegend, hatten wir Limonien von der Größe eines Kopfes gepflückt. Mir scheint, als könnte die Insel Majorka allein ganz Frankreich mit den köstlichsten Früchten und zu denselben Preisen versehen, die wir für die abscheulichen Orangen zahlen, welche man von Spanien und von der Genuesischen Küste bezieht. Dieser in Majorka so gerühmte Handelszweig liegt, wie alles Andere, nur aus Mangel an Nachlässigkeit darnieder. Dasselbe ist der Fall mit dem unermeßlichen Ertrage der Oelbäume, die gewiß die schönsten der Welt sind und auf deren Zucht sich die Majorkaner, Dank den Arabischen Ueberlieferungen, auch vortrefflich verstehen; unglücklicherweise aber bereiten sie daraus nur ein ganz abscheuliches, ranziges Oel, das uns Ekel erregen würde und das sie nur nach Spanien ausführen können, wo man allgemein Geschmack an diesem verpesteten Zeuge findet. Spanien ist selbst so reich an Oel, und wenn Majorka Oel dahin liefert, so muß dies zu sehr niedrigen Preisen geschehen; in Frankreich wird unendlich viel Olivenöl verbraucht, und man erhält es nur schlecht und übertrieben theuer. Wenn unsere Fabrication in Majorka bekannt wäre und diese Insel den Weg hätte, um sich in Handels-Gesellschaften auf ordentlich eingerichtet würde, so könnten wir hier billiges und reines Oliven-Oel in Ueberfluß erhalten, wie streng der Winter auch immer seyn mochte. Ich weiß sehr wohl, daß die Gewerbsleidigen, die den Friedens-Oelbaum in Frankreich anpflanzen, es bei weitem vorziehen, für schweres Geld einige Tonnen dieser kostbaren flüssigkeit zu verkaufen, als unsere Küsten mit Fässern von Feinem Rapsöl vermischen, um es uns dann „zum Kostenpreis" anzubieten; aber es wäre lächerlich, darauf zu bestehen, dieses Produkt der Dürre des Klima's mühsam abzugewinnen, wenn wir es uns auf vierundzwanzig Stunden Wegs weit besser und billiger verschaffen könnten. Doch mögen unsere Französischen Liefernanten noch so sehr verschreien, daß man Oel nicht ohne Gefahr kaufen und auch den Spaniern verspreche, von ihnen so viel zu beziehen, daß ihre Reichthümer verzehnfacht würden, sie änderten doch nichts an ihrer einmal hergebrachten Gewohnheit; sie verachten jede Verbesserung, die ihnen aus der Fremde und besonders aus Frankreich kömmt, so sehr, daß ich nicht weiß, ob sie für Geld, das sie übrigens keineswegs so verschmähen, sich entschließen könnten, einen in der Seefahrungsweise ihrer Vorältern zu ändern. Und doch ist dieses Oel so überleichend, daß alle Häuser, Bewohner, alles Fuhrwerk, ja selbst die freie Feldluft auf ganz Majorka, von seinem Geskunke verpestet wird. Da man es in alle Gerichte mischt, so wird es täglich zwei oder drei Mal in jedem Hause gebraten, und die Mauern sind davon ganz durchdrungen. Hat man sich auf diese Weise vertraut, so braucht man nur die Nasenlöcher aufzuspreren; trägt der Wind auf seinen fliegen euch einen ranzigen Oelgeruch zu, so könnt ihr sicher seyn, hinter dem Felsen oder der Kalkusbecke eine Menschenwohnung zu finden. Verfolgt euch dieser Geruch bis in die abgelegensten, einsamsten Orte, so blicket nur um euch, sicher entdeckt ihr in einiger Entfernung einen kleinen Majorkaner, der sich mit einem Oelgefäß hinunter auf euch zu reitet; dies Alles ist kein Scherz, keine Uebertreibung, sondern nur die lauterste Wahrheit.

Da man nun weder die Ochsen zu mästen, noch die Wolle zu benutzen, noch die Kühe zu melken weiß, denn man verabscheut auf Majorka Milch und Butter, um so mehr, wie man überhaupt Fleischspeise haßt; da man nicht so viel Käse zu bereiten versteht, als zur Nahrung hinreichend wäre; da man es verschmäht, den Maulbeerbaum anzupflanzen und Seidenbau zu treiben; da die Tischlerei, die ehemals auf Majorka blühte, jetzt ganz vergessen ist; da man keine Pferde besitzt, weil Spanien sich aller Füllen von Majorka für seine Armee bemächtigt, und der Flugsand der Landstrasse sich wohl hütet, zu arbeiten, um die Kavallerie des Königreichs zu ernähren; da man es nicht für nöthig hält, eine einzige Landstraße oder einen Fußweg auf der ganzen Insel anzulegen, weil die Ausführ-Gerechtigkeit der Laune der Regierung anheimgefallen ist, die nicht Zeit hat, sich um dergleichen Lappalien zu kümmern, so begreift der Majorkaner nur noch um so weniger Anderes zu thun, als seinen Rosenkranz zu beten und seine Hosen zu flicken, die schadhafter sind, als die Don Quixote's, seines Patrons in Elend und Stolz; nun kam aber das Schwein und rettete noch Alles. Die Ausfuhr dieses Vierfüßlers wurde erlaubt, und eine neue Aera, eine Aera des Heils, begann. In den kommenden Jahrhunderten werden die Majorkaner dieses Jahrhundert das Zeitalter des Schweins nennen, wie die Muselmänner in ihrer Geschichte ein Zeitalter des Elephanten zählen.

Jetzt liegen Oliven und Johannisbrod nicht mehr zerstreut auf dem Boden umher, nicht mehr spielen die Kinder mit den Kaktus-Feigen, und die Familienmütter gehen haushältlerisch mit Bohnen und Kürbissen um. Das Schwein gestaltet seine Vergeudung, denn das Schwein läßt sich umkommen und liefert das schönste Gespiel geistreicher Gefräßigkeit. Im Verein mit Einkaufen des Geschmacks und der Sitten, das man den Völkern nur immer darbieten kann. Auch entreut es sich in Majorka gewisser Rechte und Freiheiten, die man bis jetzt den Menschen noch nicht geboten hatte. Die Wohnungen sind erweitert und gelüftet worden, die Früchte, die auf der Erde faulten, wurden aufgelesen, ausgewählt und verwahrt, die Dampf-Schiffahrt, die man bis dahin für überflüssig und unvernünftig hielt, ist jetzt von der Insel nach dem Festlande eingerichtet worden. Nur dem Schweine habe ich meinen Besuch auf Majorka zu verdanken, denn hätte ich vor drei Jahren diesen Einfall gehabt, so würde ich demselben wegen der langen und gefahrvollen Reise auf den Küstenfahrern haben entsagen müssen. Seit der Schweine-Ausfuhr ist die Civilisation dort eingedrungen. Man hat in England ein niedliches kleines Dampfboot gekauft, das freilich nicht Kurt genug ist, um gegen die Nordwinde anzukämpfen, die in diesen Aser-Gegenden so gewaltig herrschen, das aber bei heiterem Wetter einmal in der Woche zweihundert Schweine und nebenbei auch einige Passagiere nach Barcelona führt. Es ist ordentlich rührend, zu sehen, mit welcher Rücksicht und Zärtlichkeit diese Herren, ich spreche hier nicht von den Passagieren, am Bord behandelt werden, und mit welcher Liebe man sie ausschifft. Der Capitain des Dampfbootes ist ein sehr liebenswürdiger Mann und hat durch das viele Zusammenleben und die Unterhaltung mit seinen edlen Gästen etwas von ihrem Grunzen, ja selbst ein wenig von ihrem Anstand sich angeeignet. Beklagt sich ein Reisender über den Lärm, den sie machen, so antwortet der Capitain, das sey der Klang des gemünzten Goldes, das auf dem Zahltische umherrolle. Ist eine Frau so albern, die über das ganze Schiff verbreitete Verpestung zu bemerken, so meint ihr Mann sogleich, das Geld rieche doch gar nicht Geschmack und ohne die Schweine würde es für sie weder feidene Kleider, noch Französische Putze, noch Barcelonefer Mantillen geben. Hat irgend Jemand die Seekrankheit, so darf er nicht etwa versuchen, irgend eine Hülfsleistung von der Mannschaft des Schiffes in Anspruch zu nehmen, denn die Schweine haben auch die Seekrankheit, und dieses Unwohlsein ist so innig mit dem mit einer einzelnen Thatsache von einem Ueberdruß verbunden, den man um jeden Preis bekämpfen muß. Alsbald schwört der Capitain jedes Mitleid und jedes Mitgefühl ab, um nur das Leben seiner theuren Schutzbefohlenen zu erhalten; mit einer Peitsche bewaffnet, stürzt er sich unter sie, begleitet von allen Matrosen und Schiffsjungen, die Alles ergreifen, was ihnen in die Hand kommt, um die Thiere zu einer Eilenden Flucht zu Tau, zu bringen. Augenblicl wird die ganze Rumme, auf einer Seite hingedrückte Schaar recht väterlich durchgebläut; auf diese Weise ist sie genöthigt, aufzustehen, sich zu bewegen und durch diese heftige Aufregung den schädlichen Einfluß des Schwankens des Schiffes zu bekämpfen. Als wir im Monat März von Majorka nach Barcelona zurückkehrten, herrschte ein sehr drückender Hitze und noch war es auf unmöglich, das Verdeck zu betreten. Hätten wir auch selbst der Gefahr trogen wollen, von irgend einem mißlaunigen Schweine in die Beine gebissen zu werden, so würde der Capitain und dies gar nicht gestattet haben, aus Furcht, sie durch unsere Gegenwart zu erzürnen. Während der ersten Stunden verhielten sie sich sehr ruhig, mitten in der Seekrankheit schienen sie unter Deck sehr gut zu leben, und so sah sie einer düsteren Schwermuth anheimgefallen schienen. Man nahm nun zur Peitschen-Kur die Zuflucht, und wir wurden regelmäßig jede Viertelstunde durch fürchterliches Geheul und Geaufsche aufgeweckt, das Schmerz und Wuth den gepeitschten Thieren entrissen und das so gräulich klang mit Ermuthigungen des Capitains an seine Leute durch mich Geschrei hindurch unterstützt wurde. Nach vierundzwanzig Stunden, daß wir glaubten, die ganze Mannschaft würde von der Heerde zerfleischt. Als wir Anker geworfen hatten, wünschten wir sehnlichst, uns von einer so seltsamen Gesellschaft loszusagen, denn ich muß gestehen, daß mir die der Inselbewohner fast eben so lästig wurde wie jene, daß wir der Abschiffung der Schweine durften wir frische Luft schöpfen. Wären wir in unseren Studirzimmern geblieben, Niemand hätte sich darum gekümmert, so lange es noch ein Schwein ans Land zu bringen und vom Schiffsschwanken zu befreien gab. Ich fürchte das Meer nicht, aber eine Person meiner Familie war gefährlich erkrankt, und die Uebersahrt, der Schlechte Geruch und die Schlaflosigkeit hatten ihre Leiden gesteigert. Der Capitain hatte uns keine andere Bestimmsamkeit erwiesen, als daß er uns bitten ließ, unseren Kranken doch nicht in das beste Bett der Kajüte zu legen, weil nach Spanischem Vorurtheil jede Krankheit ansteckend ist, und da unser Mann schon beschrichete, das Lager des Kranken verbrennen zu müssen, so sollte es wenigstens nicht das beste seyn. Wir schicten ihn nach seinen Schweinen zurück, und am vierzehn Tage darauf nach Frankreich zurück, auf dem „Hyönjäger", einem prächtigen Französischen Dampfschiffe, zurückkehrten, stellten wir einen Vergleich zwischen der Ergebenheit des Franzosen und der Gastfreundlichkeit des Spaniers an. Der Capitain des Mallorkaners hatte dem Sterbenden ein Bett verweigert. Der Marseiller Capitain fand unseren Kranken nicht gut genug gebettet und gab ihm sein Bett und sein eigenes Gemach. Der Spanier ist unwissend und abergläubisch; deshalb glaubt er an Anstekung, er fürchtet Krankheit und Tod, weil es ihm an Glauben und Barmherzigkeit fehlt. Er ist arm und gedrückt durch Abgaben, deshalb ist er gedigtig, selbstsüchtig, betrügerisch gegen Fremde. Hier mit Recht oder Unrecht, ist es Geschmack an sich groß zeigen dürfen, er hat bewiesen, daß Größe in ihm verborgen liegt, daß er ein Mensch, und in seinem Privatleben unterliegt er da, wo Menschen gewöhnlich fallen. Ich müßte dies als Grundsatz voraus schicken, bevor ich von den Menschen redete, wie sie mir in Majorka erschienen sind, denn nun hoffe ich, daß ich genug von Oliven, Kühen und Schweinen gesprochen habe; meine Ausführlichkeit über diesen letzten Artikel zeugt schon von seinem guten Geschmack; ich hätte deshalb diejenigen, welche sich dadurch persönlich verletzt fühlen könnten, um Verzeihung und sange nun an, mich ernstlich mit meiner Beschreibung zu befassen. Ich glaubte, Herrn Laurens nur Schritt vor Schritt auf seiner Kunstreise folgen zu können, aber ich sehe, daß sich mir

Digitized by Google

oft selbst wider Willen so manche Betrachtung aufdrängen wird, wenn ich in der Erinnerung die rauhen Pfade von Majorka wieder durchwandle.

George Sand.

China.

Die Chinesischen Würdenträger.

Alle Beamten der Chinesischen Regierung, die in der Rangliste figurieren, begreift man unter der allgemeinen Benennung Kuan, welches Wort — wie auch die Zusammensetzung des Zeichens auf Dach, unter dem Viele versammelt sind, schon andeutet — zunächst einen Ort bezeichnet, wo öffentliche Geschäfte verhandelt werden. Gewöhnlich fügt man noch ein Synonymum hinzu und sagt Kuan-fu (in Canton Kun-fu). Ein Beamter vom Civilstande heißt Wen-kuan (literarischer Beamter); einer vom Militairstande aber Wu-kuan (tapferer Beamter). Diese Benennungen sind in China ehrn so gang und gäbe, wie in Europa das Wort Mandarin, eine Verderbung von Mantri, welches im Alt-Indischen einen weisen Rathgeber und insonderheit einen Minister bedeutet. Mantri ist mit sehr vielen anderen Wörtern der Halbinsel diesseits des Ganges in alle bekannteren Sprachen der Hinterindischen Halbinsel und des Malayischen Archipels übergegangen; noch jetzt bedient man sich im Birmanen-Reiche, in Siam, Java und selbst auf den Philippinen dieses Wortes, um höhere Beamte der einheimischen Regierungen oder der Chinesen zu bezeichnen. In jenen Gegenden war es auch, wo die Portugiesischen Seefahrer das Wort zuerst aufgriffen und, um es sich mundrechter zu machen, in Mandarim oder Mandarin umbildeten.*) Im Mandschuischen wird ein Chinesischer Beamter Chafan und, wenn er eine höhere Würde bekleidet, Amban genannt.

Seit dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zerfallen die Chinesischen Beamten in neun Klassen, und jede Klasse in zwei Abtheilungen.

Die Würdenträger der ersten und höchsten Klasse tragen, wenn große Cour ist, einen kostbaren rothen Stein, sonst aber eine Koralle auf der Mütze. Die erste Abtheilung dieser Klasse bilden die Staats-Minister; zur zweiten Abtheilung aber gehören die Präsidenten der höchsten Kollegien und die Ober-Censoren oder Ober-Inquisitoren, denen die Kontrolle über Staat und Kaiser zukommt.

Die gewöhnliche Insignie der Würdenträger zweiter Klasse ist eine geblümte Koralle. Erste Abtheilung: die ersten General-Statthalter oder, wie wir sie nennen, Vice-Könige aller Provinzen, und die Vice-Präsidenten der höchsten Kollegien. — Zweite Abtheilung: die Geheimen Staatsräthe, die zweiten General-Statthalter und die Steuer-Direktoren jeder Provinz.

Die dritte Klasse unterscheidet ein Mützenknopf aus blauem Steine.**) Erste Abtheilung: die übrigen Staatsräthe und ersten Besitzer der verschiedenen höchsten Kollegien und anderer Kaiserlichen Institute; die ersten Gerichtspersonen großer Städte u. s. w. — Zweite Abtheilung: die Salz-Inspektoren u. s. w.

Die vierte Klasse giebt ein lichtblauer Stein oder eine Glaskugel zu erkennen. Zu ihr gehören die Assessoren der höchsten Kollegien, die Bürgermeister der Städte ersten Ranges u. s. w.

Fünfte Klasse. Krystallene Kugel auf der Mütze. Würdenträger: Bürgermeister der Städte zweiten Ranges, Kaiserliche Leibärzte, Kaiserliche Aktuarien u. s. w.

Sechste Klasse. Weiße Glaskugel. Beamten: die Secretaire der höheren Behörden; die Adjunkte der Bürgermeister von Städten zweiten Ranges u. s. w.

Siebente Klasse. Goldener goldener Mützenknopf. Beamten: Bürgermeister der Städte dritten Ranges u. s. w.

Achte Klasse. Einfach Goldkugel. Beamten: Adjunkte der Bürgermeister in Städten dritten Ranges. Zweite Secretaire verschiedener Kollegien.

Neunte Klasse. Desgleichen eine einfache Goldkugel. Beamten: Dorf-Schulzen, niedere Kassen-Beamte, Kerkermeister u. dergl.

Die mechanischen Gehülfen an öffentlichen Instituten werden zwar auch als Beamte betrachtet, erhalten aber keine Titel und bilden keine gezählte Klasse.

Wenn ein Mandarin wegen eines Rechtsvergehens zur Verantwortung gezogen werden soll, so wird er vor Allem seines Nominal-Ranges baar erklärt. Bei den höheren Würdenträgern (vom bis den Rang incluss.) muß diese Degradation dem Verhöre vorangehen.

Wenn höhere Beamte einen Rechtsstand in Ehrstands-Sachen, Schuld- oder Eigenthums-Sachen u. dgl. bekommen, so dürfen sie nicht persönlich erscheinen, sondern müssen den Prozeß durch Bevollmächtigte, die gewöhnlich ihre Subalternen sind, anhängig machen oder führen lassen. In seiner Privat-Angelegenheit darf der Mandarin kein offizielles Schreiben ausfertigen.

Wer in seinem Amte Bestechung annimmt, der wird entweder kassirt oder — nicht kassirt; das letztere vielleicht öfter, weil die Regierung gern ein Auge zudrückt. Dem Bußthaten des Gesetzes nach muß jeder eines solchen Vergehens schuldig befundene Beamte (oder vielmehr Er-Beamte, da er als überwiesener Verbrecher dem Staate nicht mehr dienen darf) die empfangene Summe zurückstellen. Hat er monatlich ein Schi (120 Chinesische Pfund) an Reis bezogen, und die Bestechung kommt nur höchstens einer Unze Silber gleich, so empfängt er bereits 70 Stockprügel; beträgt die Summe 80 Unzen, so wird er strangulirt. Wenn sein monatliches Gehalt geringer als ein Schi war, so muß er wenigstens 120 Unzen angenommen haben, wenn die Todesstrafe ihn treffen soll.

Die Besoldung der Beamten besteht theils in Gelde, theils in Naturalien: das erstere ist oft eine wahre Kleinigkeit; die letzteren aber werden desto reichlicher verabreicht. Kein Beamter, von welchem Range er auch sey, kann in seiner heimatlichen Provinz eine Anstellung bekommen, und alle müssen sich periodische Versetzungen gefallen lassen, damit sie nicht in zu nahe Verhältnisse zu ihren Untergebenen treten. Die Bezeichnungen höherer Würdenträger werden von Seiten des Kaiserlichen Hofes nie gebraucht.

Die Chinesen machen sich mitunter auf recht ergötzliche Weise über ihre Regierung lustig. „Der Kaiser", sagt ein Sprüchwort, „ist ein Wagenlenker; die Staats-Minister sind sein rechter und linker Arm; die übrigen Beamten sind die Lenkrienen, und die Gesetze — das Gebiß im Maule des Volkes." Andere politische Sprüchwörter bewegen, wie gesunkod man dem „Recht der Mitte" eine kleinliche Denkungsart Schuld giebt. So z. B. lautet eines derselben: „Die Regierung muß ihr Netz recht groß machen und fest halten; aber die Maschen des Netzes dürfen nicht eng seyn, sondern weit, damit der große Uebelthäter sich einfange und der kleine wieder durchfalle."

Mannigfaltiges.

— Warren Hastings. Von diesem berühmten General-Gouverneur des Britischen Ostindien erscheint in London eine Sammlung von Memoiren, herausgegeben von dem Geistlichen G. R. Gleig. Zwei Bände von sehr starkem Umfang, die bis jetzt erschienen sind, reichen erst bis zum Jahre 1782 und enthalten daher auch noch nichts von dem großen Prozesse, der vor dem Englischen Parlamente gegen ihn geführt wurde, im Jahre 1786 begann und erst im Jahre 1795 mit seiner Freisprechung endigte, nachdem das Parlament über 130 Sitzungen in dieser Angelegenheit gehalten und nachdem die glänzendsten Redner der Opposition, Fox, Burke und Sheridan, sich in Argumenten gegen ihn erschöpft hatten. Mit jetzt erschienenen Memoiren ist die Englische Kritik sehr unzufrieden; sie sind des merkwürdigen Charakters, des ausgezeichneten Mannes, dem, nächst Lord Clive, die außerordentliche Entfaltung der Britischen Macht in Ostindien zu verdanken ist, durchaus nicht würdig und bieten nichts weiter dar, als eine bunte Sammlung veralteter Aktenstücke und ungeordneter Briefe und Tagebücher von geringem Interesse. Unter Anderem erfahren wir daraus, daß Lady Hastings, die Gemahlin des Sir Warren, eine Deutsche war. Hastings hatte sie kennen gelernt, als er im Jahre 1771 auf dem Schiffe „Herzog von Grafton" von England nach Madras sich begab. Sie war damals die Gattin des Barons Heam Karl von Imhoff, der sein Glück in Ostindien versuchen hatte und von noch Ostindien ging, um zu versuchen, ob er dort sein Glück machen könne. Frau von Imhoff wird als eine der reizendsten jungen Frauen ihrer Zeit dargestellt; ihrem Manne war sie jedoch nur aus Convenienz, nicht aus Liebe gefolgt. Die auf der Reise angeknüpfte Bekanntschaft hatte die Folge, daß nach ihrer Ankunft in Madras die Gattin des Britischen Generals sich von einander scheiden zu lassen, was jedoch nur durch den Geistlichen ihrer Heimat in Franken geschehen konnte. Da es damals noch keine Dampfschiffe und keine abgekürzte Korrespondenz-Verbindungen über Suez gab, so dauerte der Scheidungs-Prozeß an anderthalb Jahre, nach deren Verlauf Frau von Imhoff die Gattin von Warren Hastings wurde.

— Rousseau's Emil. Eine neue Deutsche Uebersetzung dieses Werkes, das in den Europäischen Erziehungsstreben eine nicht minder große Umwälzung hervorgerufen, als dessen Autors Contrat social in dem politischen Katechismus der Franzosen, ist so eben bei Ludwig Schreck in Leipzig unter der Redaction der Herren K. Grosse und Dr. J. G. Hanschmann erschienen. Das Unternehmen wird bei dem billigen Preise, zu dem das Werk ausgegeben wird, gewiß guten Fortgang haben; es ist jedoch zu bedauern, daß sich die Ueberseher von ihrer Verehrung für den Verfasser so weit haben hinreißen lassen, daß sie keinerlei Anmerkungen hinzugefügt, während dieß doch bei der immer einleitigen, wenn auch geistreichen Darstellung Rousseau's, so wie bei dem völlig veränderten Standpunkte, den die Geistlichkeit heutzutage im Vergleiche zu der des vorigen Jahrhunderts einnimmt, doppelt nothwendig gewesen wären.

*) Da die Indische Abstammung des Wortes nicht eine bloße Konjektur sondern historische Thatsache ist, so bedarf es kaum eines anderen Grundes für diejenigen, die es noch immer geneigt sind, dem Deutschen Mandrin mehr als Wurzel unterzulegen. Daß diese Thatsache wurde der letztere lieferung höchst verdächtig seyn, obwohl die eigentümlichste Form Mandarin dasselbe, daß in zum Jnfinitiv oder ein vor Wurzel tritt? Verbindet aber kann nur mandator oder mandatore heißen, und mandarin wäre ein ähnliches Ungeheuer, wie etwa materia für mandator! — Unbegreiflich ist dagegen die Verwandtschaft des Wortes mantri — von man, denken, und tri, s. v. a. tar, tre, und das Slawische dry — mit dem mahry (mandri, klug, weise) der Polen, dem bulgarischen mandrak (Zauberer) und dem Wander- oder Mahrer, was auch Keinen deferenden wird, der den engen Zusammenhang des Alt-Indischen mit den meisten Europäischen Stammsprachen kennt.

**) Wenn es in öffentlichen Blättern gelesen hat, daß der dritte Mandarin des Reichs mit den Engländern unterhandeln sollte, so gründet sich dies wahrscheinlich auf ein Mißverständniß, das allerdings ehrenvoller für England lautet, als die Wahrheit. Einen dritten Mandarin des Reiches giebt es nicht, wohl aber genug Mandarinen vom dritten Range.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis pro Jahr 5 Thlr.; vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Behrenstraße, Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Montag den 1. Februar 1841.

Dänemark.

Die Königliche Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen.

1839.*)

Das von der Gesellschaft herausgegebene Werk des Professors Rafn: Antiquitates Americanae sive Scriptores Septentrionales rerum Ante-Columbianarum in America, hatte verschiedene Mittheilungen veranlaßt. Der Secretair der Amerikanischen Alterthums-Gesellschaft, Edward Everett; Statthalter von Massachusetts, hielt einen Vortrag darüber in der Jahres-Versammlung der Geschichts-Gesellschaft in Massachusetts und übersandte The revised Statutes of Massachusetts, ärztliche Vorträge hielten Alexander Everett in Providence und George Folsom zu New-York; und Dr. Webb in Providence und John R. Bartlett sandten Auszüge verschiedener Beurtheilungen jenes Werkes in den Amerikanischen Zeitschriften.**)

John R. Bartlett veranlaßte zu New-York eine Englische Uebersetzung der geschichtlichen Darstellung Rafn's in diesem Werke, „Americas discovered in the 10th century"; eine Deutsche gab Konsthoesialatab Mohnike zu Stralsund, „die Entdeckung Amerika's im zehnten Jahrhundert"; eine Französische, Professor Xavier Marmier zu Paris, „Mémoire sur la découverte de l'Amérique au Xme siècle"; eine Holländische, Montanus Heilema zu Leeuwarden, „Narrigten over het ontdekken van Amerika in de tiende eeuw"; eine Polnische, Professor J. K. Trojanski zu Krakau, „Wiadomość o odkryciu Ameryki w dziesiątym wieku."

Dr. Jeremie W. C. Smith zu Boston gab Nachricht von einer merkwürdigen, etwa vor 50 Jahren entdeckten Grabstätte von rothem Granitwerk in Rainsford-Island bei Hull und Cape Allerton in der Bucht von Boston (vgl. Antiquit. Americ. p. 430—32): in dieser Grabstätte lag ein Menschengerippe, das sogleich zerbröckelte, aber das drei eines Schwertes von Eisen. Da hier unmöglich ein Indianer begraben seyn kann, und eben so wenig ein Europäer nach der früheren Entdeckung Amerika's, so hält Dr. Smith es für das Grab eines Amerikanischen Anführers und verspricht nähere Mittheilung darüber, nebst einer Karte von Rainsford-Island, von der Stadt und dem Hafen Boston.

Dr. Webb gab ausführliche Beschreibung des merkwürdigen Fundes eines Menschengerippes in einem Sandhügel bei dem Dorfe Fall River in der Landschaft Troy in Massachusetts, eben da, wohin Rafn auf seiner Karte von Vinland Leifsbudir setzt (Antiq. Americ. p. 433), zwischen Mount-Hope Bai und zwei Binnenseen, welche die Indianer Watuppa nennen und die jetzt Watuppa-Ponds heißen. Beigefügt waren Proben der verschiedenen Gegenstände, welche an dem Gerippe oder in Verbindung mit demselben gefunden worden; als: eine Bronze-Brustplatte, mehrere Metall-Reifen von einem Gürtel, Bruchstücke von Schlingen und Erklärungen wird in den Denkschriften der Gesellschaft erscheinen.

Die von der Gesellschaft veranlaßten alterthümlichen Untersuchungen auf Grönland, deren Ergebniße das von ihr begonnene Werk Grönlands historische mindesmærker (Grönlands geschichtliche Denkmäler) vollständig liefern wird, sind fortgesetzt worden: 1) J. B. Jörgensen, Missionair zu Julianshaab, sandte antiquarische Berichte über die Buchten Ikersuak und Sermilik, über Ekaluarfik, die Insel Sermerfok, die Meerbucht Tunnudliarfik, Igluitsok, Illoamiut und bemerkte, daß ein Grönländer ihm die Anzeigung einer vermeintlichen Inschrift auf Umunak an der Bucht Saadlof mitgetheilt, welche er selber genauer untersuchen werde. 2) Capitain Pittoki und J. C. Möller übersandten mehrere Skandinavische Alterthümer, welche zu Igpiarfeit bei Godthaab gefunden waren, darunter ein formloses Stück Topfstein (lapis ollaris), welches entschieden ist und vermuthlich als Senkstein am Schornsteine gedient hat; auf demselben ist der punktirte Runenstab (Punktstab) zu sehen, zum unbestreitbaren Zeugnisse, daß auch in diesem Theile der Westseite die Nordmänner in früheren Zeiten sich aufgehalten haben. 3) Für das ermähnte Werk über Grönlands historische Prof. Bredsdorff zu Soröe eine Skandenkung der Venetianer Zeno im Norden, mit kritischer Einleitung, Erläuterungen und Untersuchungen.

Zur vollständigen, besonders auch örtlichen Erläuterung der großen Reihe Isländischer Geschichts-Saga's (Islendinga Sögur), welche die Gesellschaft herausgiebt, hat sie ein Comité für die alte Landeskunde Islands aus einigen dort einheimischen Gelehrten gebildet, namentlich: Björn Gunnlaugson, Anjunkt an der gelehrten Schule zu Bessestad; Thorkelin Helgalon, Prediger zu Reykholt, und Bjarne Thorarensen, Amtmann des Nord- und Ost-Amtes.

Das von der Gesellschaft herausgegebene Jahrbuch der Nordischen Alterthumskunde (Annaler for Nordisk Oldkyndighed), welches auch Beiträge in Deutscher, Französischer und Englischer Sprache aufnimmt, damit die wichtigsten Geschichts- und Alterthums-Forschungen des nordischen Europa's und Amerika's auch der übrigen Welt zugänglich werden, enthält bisher folgende Mittheilungen:

Vom Prof. J. Marmier in Paris, eine Französische Uebersetzung von des Registrators P. M. Petersen Schrift über die Wichtigkeit der Isländischen Literatur und von Rafn's Geschichte der Entdeckung Amerika's im 10ten Jahrhundert.

Vom Amtmann Baron C. Diedrich Holmfeld in Aabeburg, eine Deutsche Uebersetzung von Registrator Petersen's Geschichte der Dänischen Züge zu den Wenden.

Von Hr. A. A. Wolff, zwei Dänische Mittheilungen, betreffend die Königin-Mutter Gunhild und einen Fund von Bronze-Sachen bei Katteruindsol in Vieland.

Vom Prof. Bredsdorff in Soröe, eine „Abhandlung über die Inschrift auf dem letztgefundenen goldenen Horne."

Von John M'Caul, M. A. Oxford, in Englischer Sprache, Beschreibung einer bei Himlingsöie auf Själland gefundenen Schnalle mit einer Inschrift in Angelsächsischen Runen.

Vom Prof. Finn Magnusen, ebenfalls in Englischer Sprache, eine Uebersicht der Alterthümer und Entheilungen der Gesellschaft, mit besonderer Hinsicht auf Rafn antiquit. Americ. p. 32.

Die Gesellschaft hat ferner durch besondere Abhandlungen und Untersuchungen, die für die Fortsetzung ihrer Denkschriften bestimmt sind, ihre Zwecke verfolgt:

Hofrath Prof. Kruse in Dorpat sandte eine Untersuchung über die Herkunft des alten Russischen Fürstengeschlechts aus Jütland" und seine Russische Schrift „über das älteste Erscheinen der Russen in Rußland und Byzanz unter dem Namen der Goten, Waräger, Foederati und Russen, vor der Stiftung des Russischen Reichs."

Capitain L. Kepper, der unlängst von einer wissenschaftlichen Reise in Rußland heimgekommen, legte mehrere durch die von der Gesellschaft besorgte Herausgabe der Eymundar-Saga veranlaßte Russische Schriften vor, über die Isländischen Saga's und deren Verhältniß zur Russischen Geschichte, welche von S. Russow, Sergius Skoumenko u. A. in Petersburg und Moskau erschienen sind. Dieselbe überbrachte auch von General Malinowski die vom Fürsten Odoiewski herausgegebenen Annalen von Nowgorod und Kiew und berichtete über einen Kalenderstab mit Runen im Museum zu Tarsko-Selo.

Propst Thomas Sämundsson zu Breidabolstad auf Island übersandte eine Beschreibung und Abbildung der Paradieseäpfel (Paradisi-Aepfel) im Kirchhofe zu Skarabolt daselbst; sie merkwürdigen Runeninschriften darin hatte schon im J. 1820 der Bischof Steingrim Johnsen abgezeichnet, und Rafn diese mit Amerikanischen Inschriften verglichen (Antiq. Americ. tab. XII; p. 395). Ein Theil derselben besteht aus den sogenannten Bindrunen (bandrúnir, verjúr), welche für die ältesten gehalten werden; und Prof. Finn Magnusen vergleicht sie mit den Runen der Runamo-Inschrift, welche vermuthlich dem 9ten Jahrhundert angehören.

Pfarrer Thorstein Helgafon in Reykholt auf Island gab Nachricht von sechs neulich durch ihn daselbst entdeckten Runensteinen; einer fand sich zu Gildhaalt, einer zu Hakafell, einer zu Hvam, einer zu Stadbolt und einer vor der Kirchthür zu Reykholt, wo Snorri Sturlason wohnte, von welchem bei dieser Stelle Geschichtschreiber 1241 erschlagen wurde.*) Derselbe Pfarrer berichtete, daß der Skabt Jon zu Svinanunga und der Skabtsud Magnus Johnsen zu Hvam im Sommer 1837 in Myodalen einen

*) Weil er die Runen, welche ihn warnten, nicht verstand.

*) Man sehe darüber Rafn's Antiquitates Americanae, p. 430—32.

**) Ich habe sich an den Artikel in diesen Blättern selbst zu thun.

***) Ein Auszug aus dem amerikanischen Theile dieses Berichts folgt.

Digitized by Google

merkwürdigen Fund gethan, bestehend aus zwei Kufischen Münzen, einigen Glas- und Brenstein-Perlen, zwei eisernen Bronzespangen und einem kleinen Stücke Zeug von blauer Farbe. Weitere Nachgrabung des Platzes an derselben Stelle ergab noch eine verrostete eiserne Schwertspitze.

Auch auf Bornholm wurde vor einigen Jahren eine Kufische Münze gefunden. Auf derselben waren einige Runeninschriften eingetrigt und dadurch das Gepräge etwas undeutlich geworden; demnach ließ Magister Lindberg den Namen El-Mamun, Kalif al Allah, ein Abbasidischer Chalif, und das Jahrzahl 201, also 816 nach Christi Geburt, der Name der Münzstätte scheint Bochara. Aus Vergleichung der verschiedenen Runeninschriften auf dieser Münze glaubt Prof. Finn Magnusen, daß dieselbe erst dem Goden Cpuff Einarsen zu Modruvellir auf Island gehört habe, der eine Volksversammlung hielt, um die im J. 975 ganz Island schwer heimsuchende Hungersnoth zu lindern. Von ihm hat ein Odmann, vermuthlich ein Dänischer Kaufmann, Dan, sie Münze bekommen, und hat die eingeritzten Runen schrinen das Gebet zu enthalten, daß der Gott der Götter (Tir Dia) ihm eine glückliche Reise gebe. Einige Inschriften mit Angelsächsischen Runen sind wohl noch später in England oder Dänemark eingetrigt.

Mag. Lindberg gab auch Erklärung der Runenschrift eines im J. 1821 zu Tunsbjaed Klint auf Fyen (Fühnen) in einem alten Grabhügel gefundenen goldenen Fingerringes, mit einer eirunden Platte, auf welcher nun einen Intaglio von Karniol eine Sassanidische Inschrift eingraben steht, deren Züge jetzt jedoch sehr undeutlich sind; so wie auch ein bedeutendes Stück in der Mitte der Gemme, die wohl eine spanische Bekehrung gehabt hat, verrieben und dadurch die ganze Figur unkenntlich geworden ist. Auf der inneren, dem Finger zugekehrten Seite der Platte liest man in Runenschrift: röd eg lagd alaga, oder nach neuerer Isländischer Schreibweise: rædli eg legdi álaga, d. h. ich lenke das Schicksals Kette oder Schuß; was vermuthlich auf das Bild der Gemme Bezug hatte. Man erstreht, daß die Nordischen Besitzer ihn als einen Talisman betrachteten, und vermuthlich schenke oder übergab der Führer morgenländische Eigenthümer ihn als solchen; wie der Ring denn auch ursprünglich wohl nach morgenländischem Aberglauben diese Bedeutung gehabt haben mag.

Der Major Graf von Ahlefeldt-Laurwigen auf Langeland legte einige merkwürdige Bronze-Sachen vor, welche in einem Grabhügel zu Snede Mark gefunden sind, nämlich: zwei große Spiralringe, eine Bucket und Bruchstücke von einer Pangeurne. Zur Vergleichung dermit diente ein anderes Bronzegefäß mit einer inneren Ausfüllung, vielleicht Gußkern, von Thon, welches die Gesellschaft neulich vom Schullehrer J. Kreiberg in Schatten direct erhielt. (Schluß folgt.)

Arabien.

Der weise Suleiman und der Riesenvogel Simorgh.

(Schluß.)

Eines Tages sagte der Weise zu dem Prinzen: „Du hast mit nun schon mehrere Jahre gedient, und ich habe Dir gar nichts Gutes erwiesen: setzt schäme ich mich fast, vor die zu erscheinen; darum fordere eine Belohnung von mir.“ Der Prinz sprach: „Tausend Mal sey mein Leben für Dich hingeopfert, und zehntausend Mal sey es gelegnet und glücklich! Ich habe Dir nicht mit Hoffnung auf Lohn gedient.“ Diese Antwort entzückte den Weisen, und er sagte nichts weiter. Der Prinz ging nun auf den Markt, verkaufte seinen goldenen Gürtel, den er so lange aufbewahrt hatte, strekte das Geld in seine Börse, und so oft er von dem Tage an auf den Basar ging, kaufte er sich den Weisen ein hübsches Geschenk. Auf diese Weise verging die dritte Zahr. Der Weise aber schämte sich immer mehr vor seinem Diener.

Eines Tages sagte der Prinz zu ihm: „Möchte mein Herr lange leben! Es hat mich eine Sehnsucht ergriffen, die Quelle des Nil zu sehen: gestatte mir, daß ich Dich verlasse!“ Sein Herr antwortete: „Mein Sohn, Du hast nur ein Kind, wenn die Nilquelle im äußersten Abendlande sich befindet, wie wirst Du bis dahin so lange können?“ — Der Prinz versetzte: „Es ist der Wille des allmächtigen Gottes.“ Als der Weise nun sah, daß seine Vorstellungen nichts fruchteten, ging er nach seinem Schatz, brachte etwas mit, das sich wie ein Stück Wachs ausnahm, und gab es dem Prinzen mit den Worten: „Ob diese Spezerei; denn sie wird Dir nützlich sepn.“ Der Prinz that ihm seinen Willen und hat ihn dann, ihn den Nutzen der Drogue kennen zu lehren. Der Weise antwortete: „Sie ist aus Suleiman's Schatze genommen. Durch ihre Kraft kannst Du an jedem Orte der Welt verstehen, was die Vögel und alle Thiere sprechen.“ Der Prinz dankte und begab sich dann voll Freuden auf die Wanderung nach der Nilquelle.*)

Nach einer Reise von drei Tagen kam der junge Wanderer zur Zelle eines Einsiedlers, mit dem er freundliche Grüße austauschte. Der Greis rief ihn zu sich und befragte ihn über seine Herkunft und den Zweck seiner Reise. „Ich komme von Morgen“, sprach der Prinz, „und gehe nach Abend, um die Quelle des Nil zu suchen.“ Darauf bemerkte der Einsiedler: „Wenn Du noch zwei bis drei Tagereisen weiter ist, so wirst das Meer Deine Schritte hemmen, und Du wirst unruhig und gedankenvoll da sitzen. Alsdann wird plötzlich ein Vogel aus den Lüften vor Dir sich niederlassen, der so ungeheuer groß ist, daß Du seinen Kopf gar nicht sehen kannst. Klammere Dich an einen Fuß dieses Vogels; und bald wird er sich wieder emporschwingen, über alle Meere hinwegfliegen und in einer Ebene Dich absetzen, die auf alle Tage besucht. Bist Du wieder am Boden, so säume nicht und gehe weiter; bald wirst Du einen hohen Berg entdecken, dessen Gipfel eine goldene, mit Rubinzinken und Smaragden herrlich besetzte Kuppel ist. Von dieser Kuppel eygießen sich vier Ströme: der Eine ist der Nil; die anderen heißen Dischsha, Dschidon und Euphrat. Sobald Du dort angekommen seyn wirst, lege Deine Kleider ab, wasche und reinige Dich, und gehe durch ein Gitter in Gestalt eines Bogens, das auf demselben Wege, den Du gekommen, in die Ebene zurück. Daselbst wirst Du den großen Vogel wieder sehen; halte Dich an seinem Fuß, so fest Du kannst, und laß Dich von ihm über die Meere zurücktragen, bis er Dich wieder an der ersten Stelle abgesetzt hat. Bist Du wieder glücklich diesseits, so wirst Du nach todt in der Einsiedelei gefunden, wasche dann meinen Körper und übergieb ihn der Erde; darauf geh, wohin es Dir gefällt.“

Der Prinz that, wie der Alte ihm gebeißen. Als er zu dem goldenen Berge gekommen war, schickte er sich an, die Kuppel zu ersteigen; aber eine Stimme von oben rief ihm: „Sohn Adam's, Du kannst hier nicht verweilen; geh Die keine Mühe, weiter vorzudringen: der Verlust würde Dir das Leben kosten.“ Der Prinz kannte über den Zuruf; dann legte er seine Kleider ab, wusch sich, warf sich mit dem Gesicht an die Erde und betete: Als er den Kopf wieder aufrichtete, sah er eine Weinlaube, die von der Kuppel zu ihm herabgeschwebt war; dieselbe Stimme sagte: „Dies ist Deine Nahrung für heute: nimm die Traube, denn sie ist eine Frucht des Paradieses, und wenn Du sie gegessen hast, wirst Du Dir nach einer anderen Speise gelüsten. Der Prinz stärkte sein Herz, prach ein Dankgebet, kehrte dann wieder in die Ebene und ließ sich von dem großen Vogel an das diesseitige Ufer der sieben Meere zurückbringen. Er ging nach der Einsiedelei, wo er den Körper des Einsiedlers fand, und begrub ihn. Darauf machte er sich wieder auf den Weg, kam immer weiter gegen Abend, und begegnete ihm Iblis (der Satan) im Gewande eines frommen Greises. Iblis sprach zu ihm, nachdem sie einander begrüßt hatten: „In welcher Richtung bist Du gewandert, und hast Du gefunden, was Du suchtest?“ Der Prinz antwortete: „Durch die Gnade Allah's ist meine Reise glücklich gewesen, und ich habe meinen Zweck erreicht. Sieh nur diese Weintraube hier, die mag davon zeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen.“ Iblis betrachtete sie, steckte dann die Hand in seinen Aermel und zog einen prächtigen Apfel hervor, den er dem Prinzen vorhielt: „Da“, sagte er, „hier ist auch eine Frucht aus dem Garten des Paradieses.“ Während der Prinz nun gierig in den Apfel biß, bemisterte sich Iblis der Traube und rief lachend: „Ich bin derjenige, der den ersten Menschen verführt hat, daß er aus dem Paradiese fliehen mußte; jetzt will ich nicht, daß Du eine Traube des Paradieses essest. „Mit diesen Worten verschwand er und ließ den Prinzen in tiefer Betrübniß zurück. Dieser ging weiter, bis er an's Meer kam; es gelang ihm aber nicht, eine Menschenwohnung zu finden. Er lief an der Küste hin und her und stillte seinen Hunger mit todten Krabben und todtem Gethier.

So verstrich eine Woche, als plötzlich ein Schiff sich sehen ließ. Der Prinz gab seine bisherige Lage durch Zeichen zu verstehen; man ließ ein Boot abstoßen und nahm ihn an Bord. Die Schiffer wollten nach der Insel Oman fahren; allein der allmächtige Gott lenkte es so, daß der Wind ihnen plötzlich entgegenblies; das Schiff wurde drei Tage lang hin und her getrieben und endlich so, daß es an einer Tag schreiterte es an einem Felsen. Die ganze Mannschaft ertrank; nur dem Prinzen und drei Arabischen Pferden gelang es, sich schwimmend an die Küste zu retten. Von hier erblickte er einen Berg, der ganz mit Rosen, Tulpen und Kräutern aller Art bedeckt war. Der Prinz lebte ein paar Tage am Fuße des Berges herum und stillte sein brennendes Verlangen nach frischem sein Leben. Da begab sich's, daß eines der drei Pferde stürzte und sich die Beine zerbrach. Der Prinz dachte: „Ich will dieses Thier tödten, ehe es von selber stirbt, und von seinem Fleische mich nähren, bis Allah mein Schicksal zum Besseren lenkt. So tödtete er das Thier, zog ihm die Haut ab und fing sie über einen Stab, um sie trocknen zu lassen. Dann zerschnitt er das Fleisch, legte ein Stück davon auf heiße Steine und verzehrte dasselbe. Jeden Tag ging er in der Nachbarschaft herum, und kam die Nacht, so wickelte er sich in die Haut des Pferdes und schlief. Zehn Tage hatte er diese Lebensweise geführt, als die Langeweile anfing, ihn zu quälen. Da sprach er zu sich selber: „Was kann ich thun, um mich von hier zu befreien? Noch ist kein Schiff gekommen, das mich erlöste. Ich will aufstehen und bis auf den Gipfel des Berges steigen; vielleicht wird mir Allah einen Wegweiser zuführen.“ Er ging den Berg hinan und gelangte mit vieler Mühe nach oben; da sah er aber noch einen Berg über dem Berge, dessen Haupt bis in den Himmel reichte, und auf diesem Berge einen Baum, der an Größe und Gleichmaß seines Gleichen. Der Prinz legte sich ermüdet im Schatten dieses Baumes nieder, dessen Wipfel er vergebens zu erspähen suchte, und wurde bald vom Schlafe überwannt. Während er schlief, bemerkte ihn die junge Tochter des Königs vom Abendlande aus ungeheuer Höhe. Das war eine Gestalt, dergleichen sie nie gesehen hatte; und sogleich fühlte sie ihr Herz zu diesem Wesen hingezogen. Sie sprach bei sich selber: „Ist dies ein Traum oder ein Blendwerk?“ Bis dahin war ihr noch nie ein Kind von Adam's Stamme zu Gesicht gekommen; sie hatte sich eingebildet, der Ort, wo sie wohnte, sey die ganze Welt, und Gott habe kein anderes Wesen, als den Simorgh, geschaffen. Der Prinz kam ihr ungemein schön vor, und es befiel wenig, so wäre sie vom Baume herabgesprungen. Sie wußte einiges Obst hinab, das der Simorgh ihr gebracht hatte. Der Prinz schlug die Augen auf, sah über sich

*) Wir übergehen hier ein langes Einschiebsel, das mit dem Faden und der Tendenz des obigen sehr unmittelbar zusammenhängt, aber ganz und gar nichts zu schaffen hat.

Digitized by Google

und bewerkte in den Zweigen eine Jungfrau, so schön, wie der volle Mond. Dieser Anblick entzückte ihn dermaßen, daß er beinahe den Verstand verlor. Er rief das Mädchen an und sprach: „Wer bist Du, und was thust Du dort oben?“ Sie antwortete: „Ich bin die Tochter des Simorgh.“ Der Prinz sagte lächelnd: „Wie kann denn der Simorgh eine Tochter haben?“ Das Mädchen zurückgnurrte: „Ich weiß, daß ich die Tochter des Simorgh bin; wer aber bist Du?“ Der Prinz sagte: „Ich bin ein Mensch und der Sohn eines Menschen.“ Sie sagte: „Was ist das? von einem solchen Wesen habe ich nie gehört.“ Er versetzte: „Du bist ja selber ein solches Wesen und also auch das Kind unmöglicher Wesen; der Simorgh aber ist ein Vogel; weißt Du das nicht einmal? Du gleichst dem Simorgh ganz und gar nicht, und er gleicht auch Dir nicht. Willst Du Dich davon überzeugen, daß Ihr nichts mit einander gemein habt, so bitte ihn nur um einen Spiegel, wenn er wiederkommt.“ Das Mädchen fragte: „Was ist ein Spiegel?“ Er sprach: „Du wirst es schon sehen, wenn er Dir gebracht wird.“ Sie sprach weiter: „Ich bitte Dich um Mitleid, nun bitte Deinen herauf zu kommen.“ Der Prinz antwortete: „Ach, zwischen Dir und mir sind dreihundert Meilen Weges!“ Während sie so plauderten, nahte die Zeit der Rückkehr des Simorgh. Die Königstochter sprach: „Geh' jetzt und verstecke Dich irgendwo am Ufer; der Simorgh würde Dich vielleicht wittern, wenn er Dich fände.“ Sogleich that ihm die Prinzessin ihren Willen zu. Der Prinz barg sich, und kaum war die Sonne am Himmel und vor Gedanken an den Prinzen nicht zur Ruhe kommen. Als es Morgen ward, flog der Simorgh wieder an Suleiman's Hof, und der junge Prinz ritte mit Bravourstücke den Berg hinan. Der Königstochter pochte das Herz vor Freude, und sobald sie Gelegenheit zum Vorsichein kam, frage sie ihn, was sie mit dem Spiegel zu machen habe. Der Prinz rief: „Sieh nur hinein!“ Sie that drei und sah Augen, Mund, Brauen und Zähne. Der Prinz fuhr fort: „Jetzt daß Du Dich selbst gesehen; nun sieh auch noch wieder an und merke, wie jedes Ding seines Gleichen hat.“ Nachdem sie sich früher genug betrachtet und die Verzeugung gewonnen hatte, daß sie dem Prinzen sehr ähnlich sah, sprach sie in seinem Herzen: „Alles, was dieser junge Mensch mir gesagt hat, ist der Wahrheit gemäß.“ Jetzt wurde ihre Liebe zu ihm noch tausendmal glühender, so daß sie beinahe vom Baume hinabgestürzt wäre; allein sie faßte sich und sprach: „Durch welches Mittel wird Dir auch zu mir herauskommen, damit Einer des Andern Gesellschaft genieße? Der Prinz antwortete: „Wenn der Simorgh wiederkommt, so weine recht erbärmlich und sage ihm: Ich möchte so gern einmal den Baum hinunter; denn es langweilt mich, immer hier oben zu sein. Thu' mir doch den Gefallen, lieber Simorgh, und bring mich nur auf ein Stündchen auf Ufer des Meeres: vielleicht wird die angenehme Erfrischung mein Herz wieder kühlen.“ Das gefiel der Prinzessin, und sie folgte seinem Rathe.

Durch eine doppelte List — d. h. indem er sich in die Haut des Pferdes versteckt und der Prinzessin räth, den Simorgh zu bitten, daß er ihr die Haut herausbringe, gelingt es dem Prinzen, seine Geliebte auf dem ganz unzugänglichen Baume besuchen und bei ihr wohnen zu können. So geht es ein paar Monate lang, bis Suleiman, dessen prophetischer Geist schon Alles wußte, dem Simorgh Befehl gab, in Gegenwart derselben Thiere zu erscheinen, die vor fünfzehn Jahren seine Prahlereien und Lästerungen gehört hatten.

Eines Tages fragte Suleiman den Simorgh: „Die vertragsmäßige Zeit ist abgelaufen; sage jetzt an, was Du ausgerichtet?“ Der Simorgh sprach: „Ich habe Dir guten Erfolg gehabt, daß Du selbst, o König, gestehen wirst, es gebe keine Vorbedeutungen.“ „Laß sehen“, sprach Suleiman; „bringe mir die Königstochter und die Pferdehaut dazu.“ Der Simorgh brachte Beides; in der Haut steckten aber ohne sein Wissen der Prinz und sein kleines Söhnlein. Nun bestieg der König seinen Thron, hieß den Simorgh vor ihm nieder sitzen und sagte: „Wohlan, wie hat Dir's angefangen, um Gottes Rathschluß zu hintertreiben?“ Der Simorgh sagte: „O, großer Prophet! Gleich nach Abschiednehmen unseres Brettvogels flog ich ins Inselland, stahl das Kind mit seiner Wiege und setzte es jenseits der sieben Meere auf einem hohen Berge und eilurn noch höheren Baume nieder.“ Salomo nickte Beifall und drehte ihm, die Haut, welche zusammengenäht war, zu stehen. Der Simorgh öffnete sie mit Schnabel und Klauen, und heraus kam ein Jüngling, der ein dreimonatliches Kind an seinem Busen herzte! Jetzt sprach Salomo zu dem Simorgh: „Sieh' Du, wie der Beschluß der Vorsehung, den Du thörichter Weise vereiteln wolltest, in Erfüllung gegangen ist! Gott dem Allmächtigen zum Preise werde ich Dich auf eine Weise züchtigen, daß die ganze Welt darüber staunen soll.“ Entsetzt und von Scham erfüllt, senkte der Vogel vor Suleiman nieder, schwang sich dann in die Lüfte und war verschwunden. Seit jener Zeit hat kein lebendes Wesen den Simorgh wieder gesehen. Suleiman bekahl 12,000 Vögeln und Genien, ihn überall aufzusuchen; aber zu keiner Zeit und an keinem Orte konnte man eine Spur von ihm entdecken.

Darauf gab Suleiman die Tochter des Königs des Abendlandes dem Sohne des Königs des Orients zur Gattin und schickte das junge Paar zu den Aeltern des Prinzen. Alle Bewohner der Erde feierten die erfolgreiche Weisheit Suleiman's; die Aeltern des Prinzen gingen dem Paare und ihrem kleinen Enkel bewillkommend entgegen, und die Familien beider Gatten versammelten sich zu einem glänzenden Festmahle.

Das Mannichrapt dieser Geschichte ist mit sehr vielen trefflich gezeichneten Vignetten geziert, in denen man jedoch wieder einen Beleg dazu findet, wie gerne Sorge den Orientalen die Perspektive macht. Der Simorgh, dessen Abbildung öfter vorkommt, erscheint hier als ein ungeheurer Vogel, der an Form und Gefieder einem Haushahn ähnelt.

(A. J.)

Frankreich.

Der Prinz von Joinville am Grabe Napoleon's.

Von dem Abbé Félix Coquerran.*)

..., Wir verließen Plantation-House und nahmen unseren Weg nach Longwood, das wir erst erreichten, nachdem wir zwei Stunden lang eine Reihe ziemlich steiler Höhen hinan- oder hinabgeritten waren.

Der Anblick, den die Insel bot, war überall gleichförmig; nur am Abhang einiger Hügel sah man etwas Vegetation; das Wetter konnte schon heißen, wenn man von der verdrückenden Hitze in den Thälern und der fast strengen Kälte auf den Bergen absah. Voran ritt der Hofmarschall des Prinzen; ihm zunächst folgten der Capitain Utterauer, der die erste Gerichtsperson, der Platz-Kommandant und der Bataillons-Chef; die übrige Eskorte bestand aus Franzosen.

Von Zeit zu Zeit sahen wir berittene Offiziere in gestrecktem Galopp anlangen: sie überbrachten oder empfingen Befehle und sprengten dann eben so schnell wieder fort, als sie gekommen waren. Wir sahen ihnen mit den Blicken, bald verschwanden sie an einer fahlen Krümmung des Weges, bald erschienen sie weiter auf dem spitzigen rines Pik's oder in der Poplung eines Thales. Die oft müssen diese Estaffeten dem Kaiser, wenn er ihrer rothen Röcke im Nebel verschwinden und dann aus düsteren Tannen wieder hervorschimmern sah, als unheimliche Dämonen der Wildniß erschienen sepn!

Einer Anzahl mehr oder weniger zerlumpter Knaben lief beständig hinter uns her; man kann sich denken, daß solche Begleiter unserem Zuge kein Relief gaben; allein ihre Anwesenheit war uns oft nützlich; sie öffneten die Barrieren, mit denen man von einer Englischen Meile zur anderen den Weg versperrt hatte. Hier war das Ziel der Ausflüge eines Mannes, der einst die Strecke zwischen Ballasteid und Burgos (40 Lieues) in sieben Stunden durchritt! Der Weg ging auf die Länge einen fleilen Abhang hinunter; er nahm eine plötzliche Wendung. Im Hintergrunde, etwas zur Rechten, auf einem ziemlich entfernten Plane, erstreckt sich ein ungehnrrr nackrr Felsen voller Spalten und Risse. Kein Baum, keine Pflanze, nicht einmal Haidekraut, das arme Kind der Gebirge, wuchs an seinen Abhängen. Von dem Felsen, bad seinen Fuß bespülte, ausgehend, zog er um eine Schlucht, die von einer unbrrrn weniger hohen Felsenreihe vollrnds ringrschlossen ward. Auf einem uns näher liegenden Plane hatten es die Einführrr höherrr Erdschichten den Bewohnern möglich gemacht, hin und wieder Bäume drs Nordens mit rnacrrr Mühe zu pflanzen. Hier erweiterte sich die Schlucht zu einem Thale; von ganz grüner Farbe der Wurzel-geschlagrn; in der Ferne aber, von der Platte des Berges, schimmerte uns aus dem Nebel ein ärmliches Gebäude entgegen: das Gebäude hieß Longwood, und das von den großen Eichen beschattete Thal barg Napoleon's Asche.

Wir ließen den Weg nach Longwood rechter Hand liegen und wendeten uns in dem Thale zu. Dort angekommen, hielt rrst der Vorschreiter, daß unser Ritt so still und feierlich war, wie unser Inneres: Blicke und Gedanken strebten nur, die Tiefe des Thals's zu ermessen, eine Rengier, die Irder begreifen wird. Wir hatten sie um eines Grabes willen den Ocean durchschifft!

Bald mußten wir uns sättlings rechts wenden und den Pfad einschlagen, der in's Thal hinabführte. Noch ziemlich weit vom Ziele hielt der Prinz sein Pferd an und stieg ab; wir folgten ohne Verzug seinem Beispiel, und in wenigen Minuten war jedes Haupt entblößt: wir hatten ein Gitter erblickt, einen Leichenstein und eine Trauerweide.

Noch ein paar Augenblicke, und wir sahen uns innerhalb der Einfriedigung; unser Fuß berührte die Erde, in die man mit Recht den Spruch eingraben konnte: Sta viator, heroem calcas.**)

Mein erstes Geschäft war, mich auf die Kniee zu werfen und für den Mann zu beten, welchrn Gott so groß gemacht in seinem doppelten Glücke. Vielleicht war seit lange kein frommes Gebet über seinem Grabe gesprochen worden, war groß auch die Zahl der Pilger gewesen, die dahin gewandert waren. Viele Blicke haben gebadet, sehr Wenige an den Christen. Nach meinem Gebete erhob ich mich, und wir Alle standen eine Zeit lang regios, in stumme Anschauung versunken, um das Gitter herum. Welche hohe Lehren für Jrden von uns könten wie Geisterrus aus diesem Grabe!

Von drei Steinplatten eingeschlossen, erhob sich das Grab nur wenig über die Erde; es bildete ein längliches Viereck. Ein eisernes Gitter ohne Oeffnung, deffen Stangrn in Lanzenspitzen endeten, umzog es in seinem ganzrn Umfang. Den Raum zwischen Steinplatten und Gitter füllte rine Rabatte mit zerstreuten Zwiebelgewächsen, Vergißmeinnicht und vier oder fünf Geranien, welche die Gräfin Bertrand mit eigener Hand gepflanzt hatte. Einige Beiden an der Seite des Einganges, von denen die nächste ihre Zweige auf das Gitter lehnte, wurzelten über der Gruft; an der anderen Seite deckte

*) Dieser Geistliche, der die Regatte „Belle Poule“ als Schiffsordrnar nach St. Helena begleitete, hat kürzlich einen ausführlichen Bericht über diese Erchrdite auf dieser Erdrdillon drucken lassen, dem wir Obiges entlehnen.

**) Steh', o Wanderer, Du tritts auf einen Helden.

Digitized by Google

der Stamm einer abgestorbenen Weide den Boden; diese hatte Napoleon's Garg hinabsinken sehen; wenige Jahre darauf war sie gefallen, und die Engländer hatten des verwitterten Zeugen einer solchen Bestattung geschont. Hin und wieder erhoben sich auch Lärchenbäume, deren schwarze Stämme mit dem grünen Rasen kontrastirten.

Cypressen bildeten die Umfäumung des gewellten Rasmes; ein hölzernes Gitter von drei Fuß Höhe leine äußerste Einfriedigung. Anscheinend derselben, zu Häupten der Gruft und halb versteckt unter einem Felsenkamm, sprudelt ein klarer Quell; auf einem weißen Steine zunächst steht ein Becher aus Weidenholz, und nahe dabei erhebt sich das Häuschen des Englischen Unteroffiziers, dessen Obhut der Ort anvertraut ist. Alles war einfach, aber welche Erhabenheit in dieser Einfalt! Hohe Felsenmauern schützten den andächtigen Beschauer vor jeder Zerstreuung, und kein Geräusch unterbrach die hehre Stille dieses Ortes, den der Kaiser selbst zu seiner letzten Ruhestätte erkor.

Als die ersten Augenblicke der stummen Betrachtung vorüber waren, regte sich in uns Allen die Gier nach historischen Erinnerungen: wir raubten der Erde einen Grashalm, einen Stein, eine Wurzel, den Cypressen einige Blätter; die Engländer verstanden uns, und ein Wagen wurde mit der alten Weide beladen. Eine Hand voll Gold, die auf Befehl des Prinzen in die Hände des alten Wächters fiel, war das Zeichen zum Rückzuge. Wir schieden ohne Betrübniß, denn wir sollten ja wiederkehren.

Eine Stunde später offerirte man uns die letzte Erfrischung; wir waren auf eine große, allen Winden ausgesetzte Berghöhe gekommen, wo nur langes Gras mit dünnen hohen Halmen, der traurige Schmuck eines verkrüppelten Fichtenwäldchens, unterbrochen. Stammbäume mit dickem, kargem und schattenlosem Laube standen hin und wieder in Gruppen beisammen. Wir schritten einer Art von Meierhof zu und ließen ein stattliches Haus mit großen Fenstern und einer Bedachung aus Schiefer zur Linken liegen. Der Meierhof war der ehemalige Kaiserliche Palast oder Alt-Longwood, und das schöne Haus war Neu-Longwood!

Am 3. Mai 1821, vier Stunden vor dem Tode des Kaisers, krafen zwei Personen an seiner Thür zusammen: die Eine überbrachte die Schlüssel seiner neuen Wohnung; die Andere wollte vermuthlich das Maaß zu seiner letzten Wohnung nehmen ....

Wir stiegen ab und standen vor einem in Trümmer fallenden Hause. An verschiedenen Stellen waren die Mauern riffig, und den Fenstern fehlten die Scheiben. Wir gingen über die drei Stufen vor der Thür und durch eine Veranda aus grünem Gitterwerk ins Haus. Als Cicerone diente Herr Marchand, der hier sechs Jahre — d. h. so lange wie Napoleon — gewohnt hat.

Das erste Zimmer war anfangs ein Billard-Saal gewesen, dann ein Wartezimmer geworden. Zwei Fenster haben ihm Licht. Links von der Thür beim Eintreten gewahrt man ein mit Dinte beschwärzte Tischchen aus Tannenholz, und auf dem Tischchen ein Buch, in welches die Pilger ihre Namen schrieben. Ein holzerner Kamin in der Ecke war an allen seinen Kanten zerhackt und zerschnitzt, und die Wände wimmelten von eingeschnittenen oder darauf geschriebenen Namen. Dem Eingang gegenüber sieht man sich eine Thür nach dem Saal, in welchem der Kaiser gestorben ist.

Dem Sterbebette gerade gegenüber hatte ein Müller, der Mieter von Longwood, eine Mühle gebaut! .... Ich suchte Herrn von Las Cases mit den Augen und sah, wie er, von Thränen satt erstickt, sich entfernte.

Der Speisesaal, nur von Einem Fenster beleuchtet, führte und linker Hand in die Bibliothek — nichts als verfaulte und mit Inschriften bedeckte Mauern. Wir kehrten in den Speisesaal zurück; dann öffnete Herr Marchand eine andere Thür und sagte: „Hier sehen Sie Napoleon's Schlafzimmer und Arbeitsstube.“ Wir traten hinein und fanden da, wie vom Blitz getroffen, wir bebenden Leibs in einem Stalle — ja, in einem Stalle mit seinen Krippen und seinem Miste: der Mist lag da, wo Napoleon zu ruhen gepflegt; die Krippe war da angebracht, wo er seine Feldzüge in Italien und in Aegypten gleichzeitig schrieb und diktirte! Wir sahen uns nach unseren Brüdern Begleitern um: sie waren nicht anwesend; eine Scham, die ihnen Ehre machte, hatte sie am Eingang von Longwood festgebannt. Gott lohne es ihnen!

Hätte ich Longwood besessen, ich würde es bewahrt haben wie eine kostbare Reliquie; kein Wechsel der Witterung, kein Frevel von Menschenhand hätte diesen Ort beschädigen oder entweihen dürfen. Ihr aber, habt ihn einem Kaufmann überlassen, und der Kaufmann ist mit ihm verfahren, wie mit einem anderen Handels-Artikel.

Wir verließen und, einen Ort zu verlassen, dessen Anblick so schmerzliche Betrachtungen weckte. Einige Minuten reichten hin, um die Nebengebäude zu durchlaufen, die einst den Generalen Bertrand, Montholon, Gourgaud und dem Grafen las Cases als Aufenthalt gedient. Man muß gestehen, das unsere französischen Bauern wenigstens eben so gut logirt sind.

Wir hatten jetzt Alles in Augenschein genommen, auch den kleinen Garten, der von dem Kaiser selbst angelegt war. Ein dicker Rebel, der gewöhnliche Vorbote eines gewaltigen Platzregens, bestimmte Seine Königliche Hoheit, das Zeichen zum Aufbruch zu geben, und wir verließen gern diese Bergblöße, wo drückende Hitze mit sumpfentdem Frost wechselt und ein mittlerer Temperatur-Grad etwas Unerhörtes ist. Eine Stunde später waren wir in James-Town. Man hatte hier für den Prinzen, sein Gefolge und eine große Zahl Britischer Offiziere ein Diner von vierzig Gedecken servirt.

Zwei Tage später, an einem Sonntage, ging ich nach abgehaltener Messe mit Herrn Hervouet ans Land, um eine beschränkte Erkursion auf der Insel zu machen. In James-Town überraschte mich diesesmal die allgemeine tiefe Stille: kein Mensch war auf den Straßen; hinter den verschlossenen Thüren las Jeder die Heilige der Heiligen die Bibel, und weder Spiele noch Bankette störten die Heiligkeit des Tages. O, wie ganz anders wird der Sabbath des Herrn von den Engländern begangen, als von uns Katholiken! Dieser Gedanke betrübte mich und erpreßte mir manchen Seufzer.

Wir gingen mitten durch die Stadt und stiegen dann aufs Gerathewohl einen steilen Abhang hinan. Bald gelangten wir an einem belegenen Haus in einem freundlichen Garten unsere Aufmerksamkeit, noch mehr aber ein prächtiger Wasserfall, der von einem ungeheuren das Haus beherrschenden Felsen stürzte und dessen vom Echo wiederhohltes Rauschen etwas Schwermüthiges und Klagendes hatte.

Was für ein Ort war dies! Ein Chinesischer Thurm, der Zugang schattig, alles Uebrige — Wasser, Felsen, Garten! Also Briars sahen wir vor uns, die erste Behausung des Kaisers, wo er ein paar Monate wohnte, während man sich nach einem passenderen Hoefte für den Adler umsah!

Die einzige wirkliche Wohnstätte Napoleon's auf St. Helena wäre Plantation-House gewesen. Da es aber nicht herkömmlich ist, daß der Kerkermeister dem Gefangenen seinen Platz einräumt, so mußte man schon ein anderes Quartier aufsuchen. Briars war klein; es konnte vergrößert werden; aber Briars lag dem Thore von James-Town so nahe — der Anstrich einer Sympathieen hätte dort noch ein Echo finden können. Longwood war zwei Lieues entfernt und konnte leicht bewacht werden: man blieb also bei Longwood.

Ich habe noch nicht gesagt, daß man von unserem Zelte Briars kaum von Außen gesehen, möglichst genau kennen lernen; noch blieb mir das Haus des zwölf-Waschalls zu sehen übrig; aber der Regen fiel in Strömen herab; ich suchte einen Augenblick unter der Eche, deren Laub den Gelangenen beschützt hatte, Zuflucht! Hinter mir stand die Cremanee, die er hatte erreichen lassen, um dem Wüthen der Wolken Schranken zu setzen; ein Theil dieser ausmeligen Mauer war eingesunken.

Der Weg nach Longwood fällt Einem schwer; aber die Rückkehr ist leicht und bequem: man hat unaufhörlich bergan steigen müssen; jetzt geht es unaufhörlich bergab. Wir hatten die Strecke, welche diesen Punkt von dem Thal des Graben trennt, sehr bald durchschritten. Zwei Uhr Nachmittags erreichten wir Longwood. Ich besuchte noch ein letztes Mal das Grab sehen und begrüßen, da er bei der Ausfahrung des Sarges nicht zugegen sein sollte. Ich betete mit ihm an der hehren Stätte; dann gingen wir wieder schweigend unseres Weges.

Mannigfaltiges.

— Racine und Schiller. Herr Jules Janin nimmt in Feuilleton des Journal des Debats vom 25. Januar dasjenige, was er früher über Schiller und dessen Maria Stuart gesagt, zurück, indem er nämlich selbst zugiebt, was wir in unserem „Magazin“ vom 2. Januar schon gesagt, daß es nicht eigentlich dieses Drama selbst, sondern die schlechte Französische Uebersetzung von Lebrun gewesen sey, was seinem früheren Urtheile zum Grunde gelegen habe. „Man hat uns“, sagt er, „die Maria Stuart von Schiller zwar gegeben, aber verstümmelt und entstellt, den blechen Schatten einer Sterbenden, den Aeffer einer Leidenschaft, die dunkle Erinnerung an eine ferne Poesie.“ In dieser besseren Einsicht ist Herr Janin durch die in Französischen Zeitungen enthaltene Nachricht gekommen, daß in Berlin eine Uebersetzung von Racine's „Athalie“ eben so kalt aufgenommen worden sey, wie in Paris die Uebersetzung von Schiller's „Maria Stuart“. Die herrliche poetische Sprache Racine's, sagt er, werde selbst im Original in Frankreich nicht überall mehr nach Verdienst gewürdigt; kein Wunder also, daß sie, wenn die Schönheit seiner Poesie in einer Uebersetzung ganz verloren gehe. Derselbe Schluß, auf Schiller angewandt, möchte ihm zeigen schlechten Eindruck, den „Maria Stuart“ in der Uebertragung von Lebrun bei dem Französischen Publikum hervorgerufen, vollkommen erklärlich. Die Italienische Oper, welche den Heren Janin nur ihre gereichen, wenn wie sie einzig und allein seinem Urtheilsfähigkeit zu verdanken hätten, aber unten diesem oder vielmehr dauptsächlich in es seine Eitelkeit, die ihn dazu veranlaßt hat. Herr Janin will nämlich die Leser des Journal des Debats glauben machen, seine Bemerkungen gegen Schiller seyen es gewesen, die in Deutschland den alten Wahne einen kalten Empfang bereitet haben. Herr Janin mag sich beruhigen! Man hat in Deutschland vor dem Ruhme der alten Französischen Klassiker noch immer so viele Achtung, daß ihnen der Ruhm der jungen Französischen Kritiker nicht leicht Eintrag thun kann.

— Deutsche Literatur in England. Das Januar-Heft der Foreign Quarterly Review enthält über folgende Deutsche Werke ausführliche Beurtheilungen nebst Auszügen daraus: 1) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, von K. A. Varnhagen von Ense; 2) Italien, Beiträge zur Kenntniß dieses Landes, von Frdr. von Raumer; 3) Anleitung zur Kupferstich-Kunde, von Adam Bartsch; 4) Reise durch alle Theile des Königreiches Griechenland in Auftrage der Königl. Griechischen Regierung, in den Jahren 1832 bis 1837, von Dr. L. G. Ziebler; 3) Südöstlicher Silberfaal, vom Fürsten von Pückler-Muskau; und 6) Urkunden über das Seewesen des Attischen Staates, von August Boch.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern; Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Mittwoch den 3. Februar 1841.

Rußland.

Auszüge eines Russen, zur Erforschung Slavischer Literatur und Geschichte.

1. Warschau. — Breslau. — Lausitz. — Dresden. — Böhmen.

Mehrere meiner Bekannten haben mich veranlaßt, eine Skize meiner Reise zu geben, welche ich aus eigenem Antriebe vorzüglich in diejenigen Länder gemacht habe, in denen ich Ausbeute für die Geschichte des Slavischen Volkes und seiner Sprache zu finden hoffte. Zu welchem Maße ich meinen Zweck erreicht habe, werde ich später in einem besonderen Werke darthun, jetzt aber mich nur auf eine gedrängte Anzählung der schriftlichen oder gedruckten Slavischen Denkmäler beschränken.

Im Jahre 1838 reiste ich im Monat Februar, also im rauhen Winter, von Petersburg nach Kauen auf der herrlichsten Chaussee durch Weiß-Rußland und kam in den ersten Tagen des März, mit dem entdeckenden Frühlinge, in Warschau an. — Weich' scharfer Kontrast zwischen den beiden Hauptstädten! In ersterer war die Natur noch von der Kälte in Fesseln geschlagen, in der letzteren athmete sie dagegen schon jungen Leben. Bei meiner Ankunft in Warschau war es mir anfangs nicht möglich, das Königliche Archiv und die Bibliothek zu sehen. Doch verdankte ich später sehr viel der wohlwollenden Unterstützung Sr. Excellenz Andreas Jakowlewitsch Sworbejeff und des Kollegien-Rathes Mikewitsch, welche mir auch die Mittel und Wege verschafften, die in Privathänden befindlichen Alterthümer zu benutzen, wobei ihre ungemeine Theilnahme, so wie ihre ausgebreiteten Kenntnisse in Betreff der Slavischen Denkmäler, mir sogar die Auswahl derselben erleichterten. Gleichzeitig erhielt ich den Vergleichniß des Acten-Archives, in welchem nicht nur für die Geschichte des Königreichs Polen, sondern auch für die von Rußland sehr wichtige Dokumente aufbewahrt werden.

Nachdem ich die historischen Schriften so wie die Merkwürdigkeiten der Stadt betrachtet hatte, reiste ich weiter über Kalisch nach Breslau, der Hauptstadt von Schlesien, welche zeigt völlig in eine Deutsche Stadt verwandelt ist*), so daß, außer der Erinnerung an ihr Alter, sich hier nichts für Slavische Untersuchungen Merkwürdiges vorfindet. Zwar leben hier sehr eifrige Vertheidiger des Slaventhums, doch ihre Stimme ist wie die Stimme in der Wüste. Sie lieben alles Vaterländische**) und lesen und verfolgen mit Begierde den Gang der Slavischen Bildung. Unter der Zahl der eifrigsten Verehrer des Slaventhums ist besonders der berühmte Purkinje, Professor an der Breslauer Universität, zu nennen. ***)

In Breslau (Slavisch Wratislaw) giebt es nicht einmal eine Slavische Handschrift oder Slavische Bibliothek, obgleich die Bibliothek der Universität 200,000 Bücher zählt und viele reiche Sammlungen hat. In einzelnen Archiven in Schlesien sollen, der Aussage der Verehrer des Slaventhums zufolge, viel wichtige Handschriften in verschiedenen Slavischen Mundarten sich vorfinden.

Von Breslau reiste ich durch die Lausitz nach Dresden und schickte auf dieser Reise meine ganze Aufmerksamkeit auf die Einwohner — unsere Stammverwandten — die Wenden und Sorben, welche heutigen Tages noch Wendisch reden, größtentheils aber sich zum Deutschthum bekannen. Dieselben leben meistentheils zerstreut in kleinen Städten und Dörfern. Nur wenige Deutsche leben unter ihnen. In ihrer Ausbildung haben sie gute Lehrer und Wendische Schulen; der Gottesdienst wird in Wendischer Sprache gehalten. Während meines Aufenthalts in Görlitz, dem Hauptorte der Nieder-Lausitz, besuchte ich vorzüglich die Wenden, um ihre Sprache kennen zu lernen, und fand, daß dieselbe mit der Polnischen, Czechischen (Böhmischen), Serbischen und anderen Slavischen Mundarten gemischt ist. Unser Petersburg nannten sie Rotterburg (rothe Stadt). Die Augen nennen sie worzehi †; die Tasse Tosse ‡, vom Deutschen Worte Tasse; den Teller Talerka §, vom Deutschen Teller; die Uhr Jegar ‖, vom Polnischen jegarz; die Nase Noss ¶; das Brod Kokos **; den Krug Kagan ††; die Backen Waszeki ‡‡) etc. Schriftliche Slavische Dokumente findet man in der Lausitz jedoch auch nicht, nur noch einige alte Gebäude und Ruinen aus der alten Vorzeit, welche für den Alterthumsforscher höchst wichtig sind. Die heutigen Wenden haben dagegen die Thaten ihrer Vorältern, der Sorben, heilig im Gedächtnis aufbewahrt; und in Entzücken gerathen sie, sobald sie mit ihren Stammverwandten, namentlich mit Russen, sprechen. Als sie erfahren hatten, daß ich aus Petersburg sey, sahen sie mich lange Zeit mit Verwunderung an, und ein altes, krankes, im Bett liegendes Mütterchen richtete sich auf und fragte: „Ist es denn wirklich wahr?" — „Ja gewiß", erwiederte ich. — „Sagen Sie mir", fuhr sie fort, „ist unser Weißer Zar*) gesund?" — „Gott sey Dank", sagte ich — „So gebe Gott ihm eine lange Regierung." — Nachdem ich mich noch einige Zeit über ihre Lebensweise und ihre Beschäftigungen unterhalten hatte, sagte ich ihnen Lebewohl. Man brachte mir Salz und Brod, die alte Slavische Gastfreundschaft! und mit herzlicher Dankbarkeit nahm ich es an.

In den Preußischen Staaten giebt es ungefähr zwei und eine halbe Million Slaven, welche also mehr als den sechsten Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen, die etwa 14 Millionen beträgt.

Von Görlitz bis Dresden sind der Wenden nicht; sie wurden derselben findet man um Bautzen, zu Deutsch Budissin, zu Deutsch Bautzen. Budissin in der Ober-Lausitz hat 12,000 Einwohner, welche größtentheils Wenden sind. Die Stadt gehört zum Königreich Sachsen und rühmt sich der Tuch-Fabrication, so wie der Wollenzeug- und Leinwand-Manufaktur. Der Zug der hiesigen Wenden gleicht in vielen Stücken dem Klein-Russischen. — In der Lausitz, in Ober- und Nieder-Lausitz, findet man auch keine Slavische Manufaktrie. Es giebt zwar, sogar in jeder kleinen Stadt, Bibliotheken, doch bestehen dieselben vorzüglich nur aus Lateinischen und Deutschen Büchern.

Nach meiner Ankunft in Dresden — Slavisch Drasdin — eilte ich sogleich auf die sehr reiche Königliche Bibliothek, welche aus 300,000 Büchern besteht, jedoch von Slavischen Handschriften nichts Besonderes enthält. Die bemerkenswerthesten sind nur etwa folgende:

1) Die Werke von Johann Damaskin — 2 Theile — von denen der erste 192 Predigten Johann Damaskin's, der zweite eine Auswahl von Stellen aus gottesfürchtigen Schriften, so wie das Leben des ehrwürdigen Vaters Johann Damaskin von Peter Damaskin, enthält. Dieses in Kirchenschrift geschriebene Manuskript ist ursprünglich vom Patriarchen Johann von Antiochien verfaßt und hierauf von Pachomii, einem Mönch des Dragomirischen Klosters, im Jahre 7126 (1618) abgeschrieben worden.

2) Eine Sammlung von Gebeten, nach Monaten eingetheilt, ohne Anfang und Ende; eine Handschrift aus dem 18ten Jahrhundert in Kirchenschrift, in einer Kolle.

3) Wunder und Leben des Heiligen Vaters so wie ehrwürdiger Männer, nebst Gleichnissen und Erzählungen. Eine Handschrift aus dem 17ten Jahrhundert in Kirchenschrift.

4) Sage in der Kürze von dem Beginn des Kasanschen Königreichs, so wie von dem Streite um den Sieges-Fahnen Mamaitschen Großfürsten und des Zaren von Kasan und von der Einnahme des Zarthums Kasan durch den rechtgläubigen Zaren und Großfürsten Johann Wassiljewitsch. Eine Handschrift aus der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, deren Ende jedoch fehlt.

Unter vielen Handschriften wird auch noch aufbewahrt:

a) Beckii Glossarium Russico-latinum und Nomenclatorium Russicum, in zwei von Beckius eigener Hand geschriebenen Heften. Im ersten Hefte befindet sich ein Auszug aus einem im Jahre 1689 in Moskau gedruckten Evangelium, mit Erklärungen Slavischer Ausdrücke in Lateinischer Sprache; im zweiten Hefte aber eine Fortsetzung des Auszuges aus demselben Evangelium und ein Monolog.

b) Das Original-Werk der Reise des Baron Meyerberg nach Moskau im Jahre 1661. Diese Reise wurde 1827 durch Adelung

*) Dieses „ist" datirt schon von einigen Jahrhunderten her. Breslau war bereits Deutsch, noch ehe es unter die Herrschaft Deutscher Kaiser kam. Das Slaventhum wurde in Schlesien erniedrigt auf das rechte Oder-Ufer und zwar auf nur Oberschlesien zurückgetrieben, während der ganze übrige, also der bei weitem größte Theil der Provinz, mit Einschluß der Hauptstadt, schon lange vor der Reformation einen Stoß darein legte. Deutsch und zwar ausschließlich Deutsch zu sein.

**) Wenn der Verfasser „Vaterlandisches" für synonym mit „Slavischem" hält, so ist es in dieser Zusammensetzung hier ein unrichtiger Ausdruck.

***) Prof. Purkinje, einer der bedeutendsten neuen gelehrten Physiologen, welche Deutschland besitzt, ist bekanntlich von Geburt ein Böhme, und zwar ein Slavischer Böhme (Czeche), weshalb seine Vorliebe für das Slaventhum auch erklärlich, in Schlesien aber als ernstlich zu betrachten ist.

D. R.

*) Diese Worte heißen im Russischen: 1) Ouzeli, 2) Tschaschka, 3) Tarelka, 4) Tschapy, 5) Noss, 6) Chleb, 7) Kwartschina, 8) Schtschoki.

**) Ihr Zar, namentlich in Klein-Rußland, nennt das Volk den Kaiser den Weißen Zar. Mit Vergnügen die Russischen Erzähler erlauben wir uns übrigens, dieses Geschichtchen — für ein Geschichtchen zu halten. D. R.

Digitized by Google

in Petersburg herausgegeben, leider aber mit vielen Lücken, welche man jedoch nicht Herrn Aehring, sondern dem Bibliothekar in Dresden, Herrn Ebert, zur Last legen muß, indem derselbe nicht Alles mitgetheilt hat, weil er nicht Alles für interessant hielt; doch sind diese Lücken für uns Russen höchst empfindlich: denn so hat er z. B. 97 Briefen und Dörfer weggelassen, welche größtentheils deutsprachige Städte gewesen sind; und noch wunderbarer ist, daß er das Titelblatt mit einem Gemälde, das Russische Alphabet, den Zarentitel in der Sprache jener Zeit, den Stammbaum der Russischen Großfürsten und des erhabenen Hauses Romanoff, so wie ein Verzeichniß von Bojaren*), Okolnitschi**), rathsfähigen Edelleuten, Stolnik***) und Diaks†) aus dem Jahre 1661 unter der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch, gänzlich unbrachtet gelassen hat.

Andere Slavische Denkmale finden sich in Dresden nicht vor.

Die Zahl der Wenden im Königreich Sachsen beträgt ungefähr 45,000, also den 315ten Theil der ganzen Bevölkerung der Monarchie, welche 1,600,000 Seelen beträgt.

Ich brannte übrigens vor Ungeduld, schnell die Gegenden zu erreichen, wo die Anzahl der Slaven die ihrer Besieger, der Oesterreichischen Deutschen, weit überwog. Böhmen war daher das erste Land meiner Wünsche, nächstdem Mähren, Oesterreichisch Schlesien, die Republik Krakau, Galizien, Ungarn, das Erzherzogthum Oesterreich, Tyrol, Steiermark, Illyrien mit Croatien und Slavonien rc. rc. Von da wollte ich zu den Montenegrinern gehen, zu ich aber erfuhr, daß die Albaneser die Straße zu denselben durch Räuberei unsicher machten, und daß der König von Bayern, auf seinem Rückwege von Griechenland nach seinem Reiche, Gefahr getaufen wäre, ausgeplündert zu werden, wenn der Wladika von Montenegro ihm nicht eine Schutzwache zugeschickt hätte, so war ich genöthigt, meine weitere Reise aufzugeben und mich auf die nächsten Slavischen Länder zu beschränken.

Nicht wenig war ich aber verwundert, als ich in das Gebiet der Slaven einfuhr, alle Welt, sogar die Deutschen, Czechisch (Böhmisch) reden zu hören. Die Czechen lieben ihr Vaterland sehr.

Den neuesten Nachrichten zufolge, beträgt die Zahl aller in den Oesterreichischen Staaten befindlichen Slaven über 15 Millionen, und zwar sind:

in Steyermark	300,000	Slaven unter	900,000 Ew.
" Illyrien	875,000	"	1,240,000 "
" Böhmen	2,700,000	"	4,000,000 "
" Mähren	1,700,000	"	2,130,000 "
" Galizien	3,400,000	"	4,500,000 "
" Ungarn	5,300,000	"	10,000,000 "
" der Militair-Gränze von Croatien, Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen	1,000,000	"	
" Dalmatien	360,000	"	
	15,935,000 Slaven.		

Nach einer entzückenden Reise durch das reiche und fruchtbare Böhmen kam ich in einer unbeschreiblich frohen Stimmung in Prag an, wo die freundschaftliche Theilnahme der gelehrten Czechen: Hanka, Schaffarik und Jungmann mir die Möglichkeit verschaffte, mich sehr genau mit der Slavischen Thätigkeit bekannt zu machen. Vor Allen bin ich aber Hanka sehr verpflichtet: denn mit ihm besuchte ich die Bibliotheken, in denen ein großer Vorrath für die künftigen Geschichtsschreiber Böhmens und der Slavischen Lande aufgehäuft liegt. Das Volks-Museum (was richtiger „das Museum der Grafen Sternberg" heißen würde, da der Gründer Graf Kaspar Sternberg war) ist vorzüglich reich an Quellen für die Czechische Rechtsgelehrsamkeit, Geschichte und Literatur. Die Böhmische Literatur steht in großem Ansehen; besonders glänzt dieselbe durch vortreffliche Erzeugnisse in der Geschichte und Sprachkunde. Ich kann über fünfzig junge Schriftsteller aufzählen, welche in Prag arbeiten und denen Hanka, besonders aber Schaffarik, zum Muster dienen. Die Liebe des gemeinen Mannes zu allem Vaterländischen wird aber durch Lektüre in seiner eigenen Sprache besonders mächtig befestigt, und die Einwohner der Dörfer und kleinen Städte wollen gar nicht Deutsch sprechen.

II. Prag. — Brünn. — Olmütz. — Krakau. — Galizien.

In dem Volks-Museum werden 300 Handschriften aufbewahrt, von denen die Aleste die Kratodworsker oder Königshofer aus dem 10ten Jahrhundert ist. Dieselbe wurde durch Hanka an das Tageslicht gezogen, doch ist ihre Glaubwürdigkeit bisher von Vielen bestritten worden; ferner ein Bruchstück aus dem Evangelium Johannis aus dem 10ten Jahrhundert; Bruchstücke von Volksliedern aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert; die Sprüche Salomonis oder Mater verborum aus dem Jahre 1102.

Die hier befindliche einzige Sammlung Böhmischer Münzen, welche vom Grafen Franz Sternberg, dem Bruder des unvergeßlichen Gründers des Volks-Museums, herstammen, enthält 3527 Stück, unter denen sich 279 goldene befinden. Die Bibliothek enthält 13,000 Bücher, besonders über die Geschichte und Gesetzgebung Böhmens; die übrigen über Slavische Nationen handelnden Werke sind nach Wien gebracht worden. Der Russische Professor Iwanyschew*) von der St. Wladimir-Universität zu Kiew hat sich der zuhmwürdigen Arbeit unterzogen, und mit dem alten Czechischen Recht bekannt zu machen. Während seines längeren Aufenthaltes in Prag studirte er fleißig den Geist der ältesten Czechischen Gesetzgebung und fand, indem er denselben mit dem der ältesten Fränkischen und Germanischen Gesetzgebung verglich, daß die Böhmen nicht nur ihre ursprünglichen, eigenthümlichen Gesetzbücher hatten und durchaus nichts von anderen Nationen entlehnt haben, sondern daß hingegen die Deutschen sogar viel von ihnen entlehnt haben. Mit Ungeduld erwarten wir daher das Erscheinen des wichtigen Werkes des Herrn Iwanyschew.

Außer der Bibliothek im Volks-Museum sind in Prag noch folgende merkwürdigkeiten:

1) Die Bibliothek der im Jahre 1348 gegründeten Universität, welche 130,000 Bücher und 1000 Handschriften zählt, unter denen sich ein auf Pergament geschriebenes, von Johann Huß unterzeichnetes Universitäts-Protokoll befindet.

2) Die Dragomanskaja, nach dem Kloster desselben Namens so genannt, welche 50 Handschriften in Czechischer Sprache besitzt.

3) Die des Jesuiten-Kollegiums, welche eine schöne Sammlung von Büchern geistlicher Inhalts besitzt. Außerdem giebt es in Böhmen noch viele Archive und Bibliotheken, von denen jedoch die ersteren nicht nur dem Fremden, sondern auch dem Inländer völlig unzugänglich sind.

In Prag hat man auch im Jahre 1707 ein Wendisches Seminar in St. Peter erbaut, in welchem ungefähr 23 junge Leute zu Wendischen Lehrern**) erzogen werden. Früher war hier das oberste Wendische Seminar mit einem akademischen Kursus, dmtzulage aber ist selbst die Existenz dieses Seminars unsicher, indem man damit umgeht, es nach Leitmeritz zu verlegen, wo die Sprache einzuführen, wie dies bereits in Mähren und Galizien geschehen ist. Uebrigens unterstützen die Freunde des Slaventhums in diesen Ländern dasselbe bedeutend und verbreiten mit Erfolg den Kreis der Slavischen Kenntnisse über alle Zweige der Wissenschaft.

Die Czechische Sprache hat jedoch unter dem Einflusse der Deutschen viele Veränderungen, die Wendische Mundart aber sogar viele Worte angenommen, welche der Slavischen Sprache, der reichsten in der Sprachenwelt, sonst völlig fremd sind.

Bis zur ersten Hälfte des 14ten und sogar bis zum Anfang des 15ten Jahrhunderts verstanden sich sämmtliche Slaven leicht unter einander, heutzutage aber sind fast alle Slavische Mundarten für uns Russen Gegenstände besonderen Studiums.

In Mähren, namentlich in dessen Hauptstadt Brünn und in Olmütz, werden nur noch wenige Ueberreste von Handschriften aufbewahrt, und zwar sind dieselben in den Archiven verborgen, wo man sie ohne besondere Erlaubniß der Regierung nicht einmal sehen darf. In Brünn, Slavisch Brno, leben gegenwärtig zwei bekannte Schriftsteller geistlichen Standes: Zlobicky und Klacel, von denen letzterer namentlich ein berühmter Zahdichter ist. Nachdem ich mit mehreren Mähren bekannt geworden war, welche sich durch persönliche Rechtschaffenheit auszeichnen, fand ich, daß sie mit Scherz und Geist der Verbreitung der Russischen Sprache zugethan waren, doch haben sie für diese Bücher, nicht einmal Grammatiken.

Der Professor Josel vom dortigen Gymnasium allein sprach Russisch, und zwar hatte er, wie Hanka, es sich selbst gelehrt. Im Gymnasium zu Brünn werden alle Wissenschaften in Deutscher Sprache gelehrt, die Mährische oder Czechische Sprache aber nur zur Conversation gebraucht.

In Olmütz suchte ich von durch seine gelehrten Werke bekannten Professor Boček seinen zu kennen, und kaum im Gasthofe angetreten, ließ ich mir seine Wohnung zeigen. „Dort wohnt er", war die Antwort, „dem Gasthofe gegenüber." Ich begab mich dahin sogleich, mit einem Empfehlungsschreiben versehen, zu ihm und fand ihn in einer weißen Schlafmütze, so wie mit einer weißen wollichte umgürtet. Dieser Anzug setzte mich sehr in Verwunderung, da ich schon daran gewohnt war, die Deutschen Gelehrten in Schlafmützen zu sehen. Höflich überreichte ich ihm den Brief. Er erbrach denselben, ohne nach der Unterschrift zu sehen, und las. Während des Lesens bemerkte ich aber, daß sein Gesicht sich veränderte, und mit sehr bewegter Stimme sagte er: „Entschuldigen Sie, dieser Brief ist nicht an mich." — „Nein, irrigte ich: „Sind Sie nicht Herr Bošček!" — „Ja, dieser Herr, Sie haben sich nicht geirrt, ich bin allerdings Herr Bošček, aber es ist ein großer Unterschied zwischen mir, Herrn Bošček, und dem Herrn Professor Bošček. Ich bin Herr Bošček, Inhaber eines Kaufenhauses, jener Herr Bošček ist aber Inhaber gelehrter Dinge. Die Collection interessanter Gegenstände ist sehr angenehm und nützlich für den Volk, die Sammlung der Gegenstände meines Namens-Vetters aber ist schädlich für dem Magen. Wollten Sie sich gefälligst zu ihm begeben, er wohnt dort." — Ich ging natürlich sogleich, fand den Herrn Professor Bošček aber nicht zu Hause, da er einige Tage vor meiner Ankunft nach mehreren Slavischen Städten gereist war, und so reiste denn auch ich, nachdem ich noch einige Slavische Denkmäler hier besehen hatte, nach Krakau weiter.

In Krakau ist ein Archiv und eine Bibliothek, welches ersteres außer mehreren auf das Königreich Polen bezüglichen Werken sehr reich an Dichterwerken ist. Die Universitäts-Bibliothek, welche richtiger die Jagellonische genannt wird (indem die Universität im Jahre 1360 von Kasimir den Großen gegründet wurde), besitzt 45,000

*) Bojar, ein Magnat.

**) Okolnitschi war ein vornehmer Beamter, welcher die Gebote beaufsichtigt.

***) Stolnik war ein vornehmer Hofbeamter, der für die Tafel des Zaren zu sorgen hatte.

†) Diak war ein Ober-Secretair des Zaren.

*) Herr Iwanyschew hat sich auch 2 Jahre in Berlin aufgehalten und über russische Kenzige Forschungen nach den Resten des alten Slaventhums gesammelt.

**) Man rechnet jetzt ungefähr 800,000 Wenden in allen Oesterreichischen Staaten.

Digitized by Google

Bücher und 2210 Handschriften, unter welchen letzteren sich mehrere Briefe und Nachrichten von dem falschen Demetrius und Maria Mnischek befinden. Ich sah das Archiv durch und war erstaunt, das noch kein Gelehrter diese Schätze angerührt hatte. Da ich jedoch wenig Zeit noch Mittel hatte, um auch nur der Neugierde zu fröhnen, so beschloß ich die genauere Besichtigung dieser Schätze für eine Zeit und den Umständen zu überlassen und reiste nach Galizien ab. Hier aber wußte ich wirklich nicht, was ich zuerst vornehmen sollte, besonders in Lwow (Lemberg). Nirgends findet man so viel Material für die Geschichte des westlichen Rußlands als hier, und schon vor langerer Zeit hat die Oesterreichische Regierung der vorigen Gleichgiltigkeit ungeachtet, alle Handschriften aus sämmtlichen geraubten Bücher über diesen Gegenstand aus ganz Galizien zusammenzubringen und dieselben zur fernern Aufbewahrung nach Wien zu schicken. Wie man sagt, so werden im Kaiserlichen Geheimen Archiv zu Wien auch bereits die in Ungarn und anderen Staaten Europa's gesammelten Handschriften und Bücher aufbewahrt, und auch sämtliche Serbische, Illyrische und andere Dokumente befinden sich daselbst.

In mehreren Klostern Galiziens befinden sich unter anderen noch Original-Quittungen Tatarischer Zöllner über gesammelte Abgaben; in anderen bewahrt man historische und diplomatische Dokumente über Verträge des südwestlichen Landes mit den benachbarten Nationen, welche sehr viel Licht über das Wesen jener Zeiten verbreiten sollen.

Im Basilianischen Kloster St. Onuphrius und im Slawropigialischen Kloster zu Lemberg sah ich Urkunden der Wlseneskischen Patriarchen mit deren in Farben gemalten Brustbildern.

Das Kaiserliche Archiv in Lemberg war zwoch ebenfalls für Niemand zugänglich. In demselben befinden sich ebenfalls Urkunden von dem goldenen Fürsten Wasilka, dem Fürsten Low, Daniel u. A.

Ich kann freilich nicht alle Archive Galiziens aufzählen, doch genügt die reiche Zahl derselben in der Hauptstadt allein, und zwar sind dies: 1) das Kaiserliche Archiv; 2) das städtische Archiv; 3) das Lateinisch-Lemberg'sche Privat-Archiv, 4) das Privat-Archiv des Klosters St. Georg; 5) das Slawropigiatische Archiv der Russischen Gesellschaft; 6) das Archiv des Klosters St. Onuphrius.

In der Umgegend von Lemberg, in Krakau, im Basilianischen Kloster, in Lwowsk, im Sombocgschen Kreise, in Galitsch und von Przemysl bis zur Ungarischen Gränze wird man noch viel Interessantes für die Slawonische Sprache und Geschichte finden. In Nord-Rußland und Galizien wird Alles, was in Russischer Sprache geschrieben ist, mit Begierde gelesen. Die jungen Leute im Lemberger Seminar schreiben Alles ab, was bekannt zu werden verdient. Besonders doch schagen sie von den neuesten geistlichen Schriftstellern die Predigten des Bikars der Kiewschen Metropole, des Bischofs von Kiew und Tschigirin, Innocenz, sie sprechen gern von dem geistlichen Werthe unserer Prälaten; sie sind genau bekannt mit den vortrefflichen Werken der Russischen Gelehrten, Historiker und Literaten, und mit glühender Begierde lesen sie alle gute Russische Werke, die sie bekommen können. Mit großer Mühe jedoch nur und für vieles Geld erhalten sie Bücher aus Rußland: so kostet ihnen z. B. das Journal des Ministeriums der Volksaufklärung 30 Russische Gulden. Karamsin's Geschichte von Rußland besitzen nur der Metropolit Michael und die Offoliasische Bibliothek, welche dieselbe wie ihren Augapfel bewahren; auch kostet sie ihnen 200 Rheinische Gulden, und mit Recht beschweren sie sich über diese Uebertheurung. Es fehlt ihnen daher an Kenntniß unserer Literatur, Geschichte und kirchlich-theologischen Werke. Die Russische Sprache verschwindet allmälig in Galizien, und in den Seminaren wird in Lateinischer und Deutscher Sprache gelehrt. Das gemeine Volk spricht den Polnisch-Kleinrussischen Dialekt; in den Kirchen aber wird der Gottesdienst in der alten Kirchen-Slawonischen Mundart gehalten. Ich habe auch einige Predigten mit angehört, wie der Sprache nach eine große Verwandtschaft mit dem Klein-Russischen, das Volk soll in der großen Mehrzahl, und die Geistlichkeit unterscheidet sich in dieser Beziehung von demselben nur wenig.

III. Berlin. — Wien. — München. — Paris.

In Böhmen, Mähren, Ungarn und anderen Slawischen Ländern glaubt nicht weniger der Wunsch, und näher kennen zu lernen, mit unserer Bildung bekannt zu werden, doch dazu sind dort keine Mittel vorhanden, wie aber verwenden keine Aufmerksamkeit auf jene Länder, als wollten wir nicht wissen, wie sehr sie unser Vaterland, das glückliche Rußland, kennen zu lernen wünschen.

Da es mir unmöglich wurde, die Erlaubniß zur Kopienahme von den mir in Lemberg besichtigten Handschriften zu erhalten, so gab ich dieses Vorhaben mit wahrem Seelenkummer auf und setzte meine Reise nach den Karpathen fort, erkrankte jedoch so, daß ich umkehren und zwei Monate in Lemberg liegen bleiben mußte. Nach meiner Genesung reiste ich aber über Krakau nach Berlin.

(Schluß folgt.)

Dänemark.

Die Königliche Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen.

(Schluß.)

Das Alterthümer-Comité legte einige unter einem großen Steine im Brönsted-Walde bei Fredericia gefundene Alterthümer vor, nämlich Brustbilder von zwei sehr großen und prächtigen Streithämmern von Bronze, zum Theil mit Goldzierrathen, und außerdem durch ihre Arbeit ausgezeichnet, indem beim Guße besondere Kunst angewendet ist, um Metall zu sparen.

Oberst-Lieutenant Sommer, Kommandant von Rosenberg, gab Bericht über einen bei Underup by im Amte Frederiksborg geöffneten Grabhügel und die darin gefundenen Alterthümer.

Brude Bendsen in Aeroskjöbing gab Bemerkungen über den sogenannten St. Alberts-Kirchhof auf Aerö.

Capitain Joh. Schröder in Schleswig verbrebte der Gesellschaft seine Alterthümer-Karte und Beschreibung der Stadt Schleswig und Umgegend.

Der Bürgermeister in Wismar sandte Bemerkungen „über den frühen Verkehr der Ostseeküste mit Kopenhagen und den Dänischen Inseln."

Prof. R. Keyser in Christiania sandte Beschreibung eines Alterthümer-Fundes bei Nordgaard, Amt Throndheim.

Dr. Lund in Rio Janeiro sandte seines Reisegefährten P. A. Brandt Zeichnung des Runensteins zu Dynna in Hadeland und der Alterthumsforscher Aasmund Erklärung des Thaubergs-Runensteins. Zugleich erhob sich Brandt, seine Zeichnungen merkwürdiger Stellen und Trümmer Norwegens für die Gesellschaft auszuführen.

Justizrath Thomsen brachte von seiner Reise in Schweden, wo er die wichtigsten öffentlichen und Privat-Sammlungen der Alterthümer besichtigte, sieben auf Oel gemalte gefundene Stücke von Kalkstein, die ihm Dr. Erman in Kalmar für das Museum gegeben. Sechs davon haben bisher unbekannte Gestalt, herzförmig, fünfeckig, mit gekrümmter Spitze u. s. w.*), alle sind durchbohrt. Man fand sie, mit ähnlichen, beim Aufbrechen von Steinsärgen; einige tragen Spuren von Feuereinwirkung, wodurch sich etwa ihr Zeitalter bestimmt. Die hiesige Steinart, aus welcher sich gewöhnlich dergleichen Steingeräthe gearbeitet sind, findet sich nicht auf Oeland. Oberst-Lieutenant Sommer wies zur Vergleichung verschiedene meist Indische Amulete von sehr ähnlicher Gestalt mit den Oelandischen Steinsachen, welche freilich zu groß sind, um sie als Anhängsel am Leibe zu tragen, jedoch, nach Thormodr Torf's Meinung, wohl dazu dienen mochten, wie noch in den Südländern**), in Tempeln als Weihgeschenke zu hangen.

Pfarrer Fr. P. von Knorring zu Finström auf Aland sandte, mit mehreren in Finnland gefundenen Alterthümern, einen Abdruck des alten Siegels von Aland, auf welchem K. Olaf der Heilige mit Steinkeule und Reichsapfel sitzt; umher die Inschrift: S. Hemingwardo: Stangarswio; welches letzte Wort prof. Rasloff, in seiner Geschichte Alands, durch den Ort Tosarby deutet, oder durch Sotaskärsbol, weil Olaf den Seeräuber Sotti besiegte.

Die Asiatische Gesellschaft zu Kalkutta übersandte durch ihren stellvertretenden Secretair James Prinsep zwei alte Kupfermünzen, die Hindustanischen Ursprungs sind, und Prinsep bei dem Dorfe Nioral in der Landschaft Etäwej, zwischen dem Ganges und Dschumna, zum Vorschein kamen, nämlich: ein kurzes breites Schwert, dessen Handgriff bloß aus einer Verlängerung der Klinge besteht, und eine Lanzenspitze, die in den Schaft eingesteckt und durch vorstehende Laten daran befestigt wurde**). Aehnliche Waffen werden häufig in den Gräbern der Hindostanischen Tartarei gefunden. Bekanntschaft gefunden, und die Eingeborenen halten dieselben für solche, wie in dem durch die merkwürdige Sanskritische Heldengedicht besungenen Mahabharata-Kriege gebraucht worden: was jedoch Prinsep bezweifelt, weil dieses Gewicht ausschließlich von Stahl verfaßen spricht. Aber Gestalt, Arbeit und Stoff, faß ganz reines Kupfer, deuten auf hohes Alterthum. Im Norden kann man bisher stets schon durch Zinn zu Bronze gehärtetes Kupfer zu Waffen verarbeitet.

Das Alterthümer-Comité zeigte, zur Vergleichung mit den Geräthen des Nordischen Steinalters, mehrere Waffen und Geräthschaften von Stein aus Neu-Seeland, so wie Karaibische und Mexikanische; ferner 20 aus v. Siebold's Sammlung in Leyden eingetauschte Stein-Alterthümer aus Japan: fast sämmtlich von auffallender Aehnlichkeit mit den Nordischen Steinsachen. Es sind: drei Keile, Japanisch Kai-seki, d. h. Donnerkeile, benannt; ein Messer von Feuerstein; drei Wurfspießspitzen von Feuerstein; sieben herzförmige Pfeilspitzen, Japanisch Janomi ist genannt, zum Theil von Obsidian; zwanzig sechseckige Pfeilspitzen von Feuerstein. Ferner, gleichfalls aus der Siebold'schen Sammlung, einen Harpun von den Aleutischen Inseln, dessen eigentliche Spitze, ein scharfgeschliffener Schieferstein, in einen kleinen Schaft auf dieselbe Weise eingefest ist, wie bei den Grönländischen Eskimo's, und an dessen einer Seite zwei Widerhaken durch Einschnitte hervorgebracht sind. Prinz Christian ließ der Gesellschaft sechs Alterthümer von Feuerstein aus Indianischen Gräbern der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika vorlegen, besonders eine herzförmige Pfeilspitze, den Nordischen und den Japanischen fast ganz ähnlich; ferner einige in Griechenland gefundene Stein-Alterthümer, darunter eine den Nordischen Feuersteinhämmern völlig gleichender Span von Obsidian, der in Verbindung mit einigen Marmor-Figuren, welche auffallende Aehnlichkeit mit den Aegyptischen haben, gefunden wurde. Dr. Lund sandte aus Brasilien Bemerkungen über die Waffen und Geräthschaften der Süd-Amerikanischen Wilden und versprach, dergleichen nachzusenden, namentlich von ihren Steinkeilen, welche von den Portugiesischen Eingewanderten Corisco, d. h. Donnerkeil, genannt werden.

*) Sie sind dem Bericht in Holzschnitt beigefügt.

**) J. B. in der auf Kouradin's Thierschilderungen in Neapel erbauten Kapelle.

***) Abbildungen von beiden, so wie von den folgenden Alterthümern, liefert ebenfalls der Bericht, welcher so zugleich zur Fortsetzung bei der Gesellschaft 1837 herausgeg. beitragen der Nordischen Alterthumskunde dient.

Digitized by Google

Das Museum der Nordischen Alterthümer ist im abgelaufenen Jahre mit 480 Stücken vermehrt worden, und der König hat für dasselbe noch einen Saal im Christiansburger Schloß anweisen lassen, so daß die Sammlungen nun in einer ununterbrochenen Reihe von 8 Sälen aufgestellt sind.

In der Oktober-Versammlung überreichte der Vorstand der Gesellschaft dem Bildhauer Thorwaldsen, der nun erstenmale als Mitglied gegenwärtig war, im Namen der Gesellschaft, als Zeichen ihrer Anerkennung seiner großen Verdienste, ihr Werk Antiquitates Americanae, in welchem Thorwaldsen's Stammbaum, von Thorkmn Karlsefne an, einem der berühmtesten Normännischen Ansiedler Amerika's im Anfange des 11ten Jahrhunderts, enthalten ist.

Auf die Theilnahme, welche die Gesellschaft der im Jahre 1834 von der Französischen Regierung nach Island und Grönland gesandten wissenschaftlichen Commission zu erweisen bemüht sind, verweise der Französische See-Minister für die Bibliothek der Gesellschaft: Voyage autour du monde sur la corvette de S. M. la Coquille (6 Bde. in 4, und 4 Atlasse in Fol.), und Voyage autour du monde sur la corvette de l'Etat la Favorite (4 Bde. in 8, und 2 Atlasse in Fol.), so wie eine Sammlung der wichtigsten Karten der Französischen Hydrographie. Außerdem sandten ihre Schriften:*) die Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften zu St. Petersburg, München, Görlitz, Aix und Lissabon; die Königl. Literaturgesellschaft und die geographische Gesellschaft zu London, die Königl. Irländische Akademie, die antiquarischen und historischen Gesellschaften in London, New-York, Rhode-Island, Stockholm, Zürich, Würzburg, Aufsach, Hessen, Mecklenburg-Halle, Mecklenburg und Kiel; und die Herren Iberg, Alten, d'Arezac, Baer, Baetlett, Bozjet, Burmeister, Everett, Featherstenhaugh, Hessem, Howler, v. d. Hagen, Halbertsma, Hottema, Jilgen, Johnten, Kruse, Lebrun, Leemans, Macedo, Malinovski, Nillon, Pickering, Pingel, Porter, Ritter, Smith, Sniegirei, Staples, Stone, Straderjan, Tamaus, Vandermaelen, Wilsterini, Wyer, Zober.

Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft hat sich auch dieses Jahr vermehrt; und die von dem unermüdlich für alle ihre Zwecke thätigen Secretair, Professer Rafn, mitgetheilte Uebersicht ihres Vermögens ergab auch einen Zuwachs von 2200 Reichsbankthalern in Silber, so daß es nunmehr 26,000 Rthl. beträgt.

v. d. Hagen.

Süd-Amerika.

Süd-Amerikanische Skizzen.

(Aus dem Tagebuche des Französischen Reisenden, Herrn Gay.)

Die Stadt Kusko kann, wie Rom, zu den ewigen Städten gerechnet werden, die alle sowohl durch die Natur als durch die Menschen hervorgeführte Revolutionen überleben und nur mit unserem Planeten zugleich untergehen werden. Die von den alten Inkas herrührenden Monumente dürften als ewig unvergängliche Denkmäler mit der Zeit nur immer ehrwürdiger erscheinen; diese allen Stürmen einer so langen Reihe von Jahrhunderten Trotz bietenden Monumente sind unangreifbar, und es scheint fast unmöglich, sie je zu zerstören. Sie bestehen nicht aus Steinen, nicht aus einzelnen Felsen, sondern gleichsam aus ganzen Felsgebirgen, die unter einander so fest und dicht verbunden seyen, daß es schwer halten würde, selbst auch mit der feinsten Nadel zwischen denselben irgendwie einzudringen. Wenn man bedenkt, daß die Indianer weder Hebel noch Maschinen, weder den Gebrauch des Eisens noch des Mastix oder sonst irgend eines Steinkittes kannten, so muß man über die hohe Vollkommenheit solcher Riesenwerke erstaunen, von denen nicht bloß die Stadt Kusko selbst, sondern die Thäler rings umher eine so große Menge aufzuweisen haben, und unter welchen die zu Hesiaytapiambo fast noch bewundernswürdiger erscheinen dürften. Trotzdem sind sie noch von keinem Schriftsteller, selbst nicht einmal von dem sonst so verständigen und naiven Garcilasso, zum Gegenstande einer ausführlichen Untersuchung gemacht worden. Bei Betrachtung derselben kommt man nicht auf den Gedanken, daß die Herrschaft der Inkas ganz nach dem System unserer Feudalwelend organisirt war; dies giebt sich in den zu denselben Zwecken aufgeführten Bauwerken in gleichartigen Verhältnissen und Formen zu erkennen. Zu Hollaytaytambo steht man noch eine große Anzahl von Gebäuden, die alle auf den steilen Anhöhen, am Rande der fürchterlichsten Abgründe aufgeführt sind, und die vermuthlich den Besitzern dazu dienten, sich gegen Angriffe ihrer Nachbarn und Nebenbuhler zu vertheidigen. Sie saß unbezwingbaren Burgen, die sich hier befinden, werden zu allen Zeiten die Bewunderung der Reisenden erregen, und es bedürfte nur eines geschickten Beobachters, um so vermittelst derselben die wahrhaft interessante Geschichte des einst so blühenden Reiches zu enthüllen.

* * *

Mehr aus einer gewissen Neugier als in Folge irgend eines andern Beweggrundes überschritt ich die äußersten Vorhöhen, die Puna von den ungeheuren Ebenen trennen, welche von dem Beni, dem Amazonenfluß u. s. w. bespült werden; ich verfolgte meine naturhistorischen Untersuchungen bis zu den roten Stämmen der Panacalambuos, Chaduaris u. s. w., Völkerschaften, die allesammt unter dem Kollektivnamen der Chunchos begriffen werden. Ich schiffte mich sodann auf dem Rio de Chabuaris ein, der in seinem weiteren Laufe den Namen des Amazonenflusses annimmt, und während ich diese Indianer in ihren armseligen Hütten besuchte, war ich bemüht, Beiträge zu Wörterbüchern ihrer selbst den an den Gränzen dieser Republiken wohnenden Spaniern gänzlich unbekannten Sprachen zu liefern. Als eine Eigenthümlichkeit dieser Idiome verdient hervorgehoben zu werden, daß die Anfangssilbe in allen Wörtern, die die Hauptredetheile bilden, gleich lautet, und so oft ein Stamm sich in zwei von verschiedenen Häuptern verschiedene Zweige trennt, so nimmt jeder dieser Zweige eine verschiedene Anfangssilbe in seinem Idiom statt der bisherigen an. Diese Anfangssilbe bildet gleichsam das Wappen, wodurch sich die einzelnen Stämme und selbst Familien von einander unterscheiden. Im Rechnen sind diese Völkerschaften noch sehr zurück; sie zählen nur bis drei und kennen keinen Ausdruck für eine größere Zahl als diese. Ohne Zweifel werden sie ein gescheidter Philolog in dem genauen Studium der Sprachen dieser Indianer, dieser sie noch durch den Verkehr und die Berührung mit den Weißen ihre Eigenthümlichkeiten abstreifen, eine sehr interessante Quelle über die Abstammung und den Ursprung dieser Völkerschaften entdecken, die in mehr als einer Rücksicht eine besondere Stelle in der Geschichte der Menschheit einzunehmen verdienen.

Mannigfaltiges.

— Der Gallische Hahn. In einem Artikel der Revue de Numismatique weiß Herr de la Saussaye nach, daß das Symbol der alten Gallier nicht, wie man allgemein annimmt, der Hahn, sondern der Eber gewesen sey. Auf den Münzen der Gallier findet man neben denjenigen Symbolen und Attributen, die den Römischen und Griechischen Münzen entlehnt waren und dazu dienen sollten, der Münze einen allgemeinen Charakter zu verschaffen, noch ein und wieder auch das Bild eines Stieres, eines Hundes, eines Kriegers, als Sinnbild einer besonderen Lokalität, niemals aber das eines Hahns, und man begreift kaum, wie in neurer Zeit dieses Thier zu der Ehre gekommen ist, Frankreich und die Gallier zu repräsentiren. Auf den meisten Münzen Galliens, und zwar der verschiedensten Lokalitäten, findet sich dagegen das Bild eines Ebers, so daß irgendwo, wo er auf Münzen erscheint, gewöhnlich auch als aus gallischen bezeichnet wird. Herr de la Saussaye ist der Meinung, daß der Eber, wegen seines Waldlebens, das mit dem der Gallier selbst manche Analogie hatte, von den Letzteren zum Sinnbild erwählt worden sey. Vorschriften aller Münzen von Aquitanien, Armorika, den Celtischen Lyon, von Belgien, Britannien und anderen Ländern, wo die Spuren der Celten sich nachweisen lassen, und auf denen überall der Eber als Gallisches Sinnbild hervortritt, dienen dem Verfasser zur weiteren Begründung seiner These, die auch darauf sich stützen kann, daß man auf manchen verwitterten Stein-Monumenten des alten Galliens ebenfalls die Bauer over den Fey einen Eber dargestellt findet.

— Deutsche Lieder in Französischer Prosa. Unter dem Titel: Ballades et Chants populaires anciens et modernes de l'Allemagne hat ein Herr Sebastian Albin in Paris eine Sammlung von Uebersetzungen deutscher Lieder und Balladen herausgegeben. Wer aber voraussetzen mochte, daß diese Sammlung in ähnlicher Weise bearbeitet und kritisch gesichtet sey, wie wir in Deutschland dergleichen Anthologieen des ausländischen wie des heimischen Volksliedes besitzen, der würde sich sehr irren. Herr Albin hat vielmehr ziemlich bunt durch einander und ohne irgend ein weiteres Hinzuthun Gedichte von Goethe, Schiller, Hirschfeld, Prof. v. Stolberg, Matthisson, Theodor Körner, Uhland, Schwab, Zedlitz und Anderen in Französische Prosa übersetzt. Es ist unbegreiflich, daß man in Frankreich, nach so vielen mißlungenen Versuchen, noch immer glaubt, auf solche Weise ein Lied wiedergeben zu können, dessen Form dem poetischen Gewachsen unentbehrlich zusprechen muß, wenn es nicht seine ganze Bedeutung verlieren soll. Wir theilen zur Probe hier die Albinsche Uebersetzung von Lützow's wilder Jagd mit:

La Chasse sauvage.

Que voit-on briller là-bas dans la forêt aux rayons du soleil? Ecoutez, ea bruit. De sombres lignes descendent et s'approchent; le son retentissant des cors s'y fait entendre; il remplit l'ame de terreur. Interrogez les noirs coursiers pagnons. C'est la chasse sauvage du comte de Lutzow.

Qui traverse rapidement l'obscure forêt? qui passe de montagne en montagne? qui se met en embuscade nocturne? Le hennissement terrible, l'aboiement part, les archers français l'entendent. Interrogez les noirs chasseurs. C'est la chasse sauvage et téméraire du Lutzow.

Dans les pays où les raisins mûrissent; dans les pays où coule le Rhin, le tyran se croyait à l'abri; la chasse avance à la tour où le forage; elle se jette dans le Brenz, et passe sur le corps de l'ennemi. Interrogez les noirs oiseaux. C'est la chasse sauvage et téméraire de Lutzow.

Pourquoi la bataille retentit-elle là bas dans la vallée? Pourquoi les épées se croisent-elles? Des cavaliers se cavent en courant sauvagement. Delivrée de la liberté s'est rallumée ardente, et lance de sanglantes flammes. Interrogez les noirs cavaliers. C'est la chasse sauvage et téméraire de Lutzow.

Qui sonne, vous qui abandonnez la plaine, ce ralliez, le bannière de soleil, courbés parmi des ennemis gémissans! La mort contracte leur traits; mais la patrie est sauvée. Interrogez ces noirs mourans. C'est la chasse sauvage et téméraire de Lutzow.

La chasse sauvage! la chasse allemande, la chasse aux tyrans, la chasse aux libertrans. Vous tous qui vivez encore, pleurez sur nos morts. Que de générations ou générations on redisent: C'était la chasse sauvage et téméraire de Lutzow.

Theodore Koerner.

*) Der Dänische Verein giebt das nähere Verzeichniß derselben.

*) Hier ist die Uebersetzung etwas mehr als frei. Im Originale steht: Fränkische Schergen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Freitag den 5. Februar 1841.

Frankreich.

Mademoiselle Sébaine und das literarische Eigenthum.

Ein Brief an die Französische Deputirten-Kammer.

Die Presse ist eine Tribüne, besonders für diejenigen, welche die Einsamkeit lieben. Sie genügt für das Wenige, was ich zu sagen habe. Ich will Ihnen also schreiben, meine Herren, was ich Ihnen vielleicht gern gesagt hätte. Es scheint auch wohl am passendsten, daß diese Ideen so hervortreten, wie es hier geschieht. Es hat jeder die Zeit, einen Augenblick bei ihnen zu verweilen. Die großen Fragen, welche mit leidenschaftlich erregtem Sinn zur Sprache gekommen, wenn sie auch nicht erledigt sind; in den Kammern ist nicht mehr davon die Rede. Ist dies die Stille, welche auf den Sturm folgt, oder die ihm vorausgeht? Sie haben geglaubt, das politische Schiff sey durch die Wellen auf den Strand getrieben, und Sie haben es umgekehrt. Jedenfalls hat die Toga Frankreichs weder Krieg noch Frieden aufgeschüttet. Man sagt, daß man jetzt endlich das so lange projektirte Gesetz über das literarische Eigenthum werde beenden können. Diese wichtige Frage ist immer nur angedeutet und mit einer gewissen Flüchtigkeit behandelt worden, weil man sie für leicht hält, und weil diejenigen, die hinlänglich damit vertraut sind, nicht genug gesagt haben, so daß eine üble Gewohnheit leicht nur um einige Jahre verlängert werden dürfte.

Ich würde mir es zum Vorwurfe gemacht haben, wenn ich eine Begebenheit, welche die Unvollkommenheit unserer Gesetze so schlagend nachweist, in ein phantastisches Gewand hätte hüllen wollen. Kein Raisonnement hat die Kraft einer Thatsache, wie ich sie anführen will, und man muß die Kunst zuweilen bei Seite lassen, wenn die Wahrheit in ihrer schmerzlichen Nacktheit und als lebender Vorwurf entgegentritt. In einem solchen Falle muß man diese den Gleichgültigen unerhörte und angeschmückt vorführen, besonders in einem Augenblicke, wo ein unvollständiges Gesetz ergänzt werden soll.

Was ich zu erzählen habe, ist Folgendes: Eines Morgens vor nicht gar langer Zeit trat zu mir eine alte und unbekannte Person ein, welche mich sprechen wollte. Ich ging ihr rasch entgegen und half ihr in den Lehnstuhl hinein, nach welchem sich sie umherstarren sah. Lange Zeit betrachtete ich mit Rührung eine Frau von nicht gewöhnlichem Aeußern und feinen Manieren, deren lebhafte, geistreiche Physiognomie und zuvorkommende Sprache die erkünstelte Heiterkeit der Blinden und das gezwungene Lächeln verrieth, welches sich einstellt, wenn der Gesichtssinn verschwunden ist. Das war Mlle. Sébaine, die Tochter des Dichters. Man hatte ihr ein Buch vorgelesen, worin ich von ihrem Vater sprach, und sie hatte geglaubt, daß derjenige, der dessen Andenken so viel Antheil bezeugt, auch ihre Gegenwart nicht ungern sehen würde. Sie hatte sich nicht getäuscht: ihre Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Sie ist jetzt 73 Jahr alt. Sébaine hatte ihrer Mutter ihr fast anderes Erbtheil hinterlassen, als seine Autorrechte. Nach dem Gesetze verfiel dieses Recht zehn Jahre nach seinem Tode. Der Kaiser kannte ihre Lage und wurde davon gerührt. Eine Pension von 1200 Fr. ersetzte eine Einnahme, die sich auf mindestens 12,000 Fr. hätte belaufen müssen, in Betracht der vielen Auflagen, welche die zahlreichen Werke des Dichters erlebten. Sie hatten nun wenigstens Brod. Ludwig XVIII. fügte den Wein hinzu, indem er die Pension um 300 Fr. erhöhte. Mutter und Tochter waren glücklich. Sie konnten doch nun zuweilen der Aufführung ihrer Lieblingsstücke beiwohnen. Aber bald folgte die Wittwe dem Manne und ließ Mlle. Sébaine allein zurück, die den ihr so werthen Namen nie gegen einen anderen vertauschen wollte. Da stieß ein Minister die 1200 Fr. aus und reducirte sie auf 900. Das sind nun neun Jahre her. Seitdem hat sie unaufhörlich um die Zurückgabe der kleinen Rente nachgesucht, aber ihre zitternde Stimme hat kein Gehör gefunden. Nichts ist ihr geworden als Schmerzen, Jahre und Blindheit. Eine erste Staar-Operation hat ihr das Gesicht nicht wiedergegeben, eine zweite würde zu kostspielig für sie seyn. Das ist Alles.

Während mir die Arme in wenigen Worten ihre langen Leiden erzählte, ließ ich in meinem Gedächtniß die lange Liste der Arbeiten und glänzenden Erfolge ihres Vaters vorüberziehen und fragte mich, wie man seine Familie habe in Noth lassen können.

Michel Jean Sébaine wurde 1719 in Paris geboren. Er war der Sohn eines der angesehensten Architekten der Stadt. Er hatte indeß kaum sein dreizehntes Jahr erreicht, als sein Vater sein Vermögen verlor. Er zog sich mit seinen Eindern nach dem Berri zurück, wo er, verzehrt von tiefer Traurigkeit, bald starb. Der kleine Sébaine, der mit einem jüngeren Bruder allein zurückgeblieben war, nahm ihn bei der Hand und machte sich mit ihm auf den Weg nach Paris, wo seine Mutter in einer Abtei lebte. In seinem ganzen Vermögen hatte er nur 15 Francs. Damit bezahlt er einen Platz für seinen Bruder in der Diligence, giebt ihm seine Reste zum Schutz gegen die Kälte und folgt dem Wagen zu Fuß. In Paris exlernt er das Handwerk seines Vaters von unten auf und geht munter daran, Steine zu behauen, um zum Unterhalt seiner Mutter und seiner jüngeren Geschwister beizutragen. Neben seiner Maurerelle lagen indeß Horaz und Virgil, Molière und Montaigne, und wenn seine Arbeitsgefährten auf dem Rasen schlummerten, las er in seinen geliebten Büchern.

Es war ihm nie in den Sinn gekommen, fürs Theater zu schreiben, bis eines Tages im Jahre 1754 ein gewisser Monnet, Direktor der komischen Oper, an seine Thür klopfte und ihm freies Entree anbot. Sébaine hatte bis dahin nur kleine Gedichte gemacht. „Ich werde mich wohl hüten", sagte er, „Ihr Entree anzunehmen; man bietet nichts für nichts. Wenn Sie aber von mir eine komische Oper erwarten, so können Sie sicher seyn, sie nicht zu bekommen. Ich baue Häuser und sonst nichts. Ich bin Maurer, um zu leben, und Dichter, um zu lachen. Nach einiger Zeit kehrte indeß der Besuch wieder; er war traurig und niedergeschlagen. Er sey genöthigt, sein Eigenthum zu verkaufen. Da er aber jetzt kein Werk habe, das Glück mache, so sey er gezwungen, es unter dem Werthe loszuschlagen. Wenn Sébaine ihm eine komische Oper gebe, so hoffe er, es dagegen zum vollen Werthe anzubringen. Vergeblich waren dessen Ausflüchte. Um den Direktor der komischen Oper zu retten, machte Sébaine den Diable à quatre. Das Stück machte Glück. Er ließ indeß seinen Namen nicht nennen und dachte nicht mehr ans Theater, als fünf Jahre später ein anderer Direktor ihn in Versuchung führte. Sébaine unterlag ihr; die Leidenschaft fürs Theater ergriff ihn, und jedes Jahr sah nun zwei oder drei Stücke von ihm aufführen. Vierundvreißig folgten in geringen Zwischenräumen, und auch die unbedeutendsten wurden in ganz Europa aufgeführt, am Oesterreichischen wie am Russischen Hofe. Seine Stücke wurden Mode, aber es lag ihnen auch ein wahres und dauerndes Verdienst zu Grunde. Unglücklicherweise gab er den meisten seiner Werke die am wenigsten literarische Form, die des Libretto. Seine sorglose Wohlthätigkeit wurde nie vergeblich aufgerufen, wenn die komische Oper im Sterben lag. Da dieß aber immer der Fall war, so war der gute Sébaine unaufhörlich beschäftigt, Stützen und Krücken für dieselbe zu zimmern.

Nur zweimal dachte er ernstlich an seinen Ruhm und gab der „Comédie Française" zwei Stücke, welche diese als zwei köstliche Kleinode bewahrt hat: die unverhergesehene Wette und den Philosophen ohne es zu wissen.

Nachdem Sébaine als Ehrenmann gelebt, durch die engste Freundschaft mit allen großen und angesehenen Männern verbunden, bevorzugt von Königen, geehrt und geliebt von Voltaire, Ducis d'Alembert, Diderot, Diulos, La Harpe, Lemierre, von allen großen Künstlern seiner Zeit, wie Houdon und David, den er für die Kunst gebildet, nachdem er zwei Stücke für die „Comédie Française" geschrieben, die vom glänzendsten Erfolge gekrönt wurden, und 32 Opern, da durfte er doch wohl glauben, daß, wenn er die Augen schlösse, er seiner Tochter außer seinem Ruhme einen festen Besitz, ein sicheres Erbtheil hinterlassen würde, und zehn Jahre nach seinem Tode war Alles für sie verloren, und zwar nach dem Gesetze.

Das bestehende Gesetz trägt also die Schuld.

Das Gesetz vom 13. Januar 1791 bewilligte den Erben des Schriftstellers einen Zeitraum von fünf Jahren, das Gesetz vom 19. Juli 1793 verlängert ihn auf zehn Jahre nach dem Tode des Verfassers. Das allgemeine Billigkeitsgefühl hat sich dagegen empört beim Hinblicke auf so viele Familien, welche durch das gegenwärtige Gesetz eine offenbare Beraubung erleiden. Dies gab sich auch in der Sitzung der Pairs-Kammer am 28. Mai 1839 kund. Aber das Gesetz des Convents herrscht noch immer.

Bevor wir auf die Vorschläge zurückblicken, welche in der Pairs-Kammer gemacht wurden, dürfte es wohl angemessen seyn, die Natur dieses Billigkeitsgefühls zu untersuchen, welches die gesetzgebenden Versammlungen bewegt, den bedrängten Familien von Zeit zu Zeit einen Aufschub zu bewilligen. Ich meine keinen Gefallen zu erklären, das dieses Gefühl nicht einzig und allein aus dem Mitleiden

Digitized by Google

entspringt, sondern auch aus einer unbestreitbaren Thatsache, aus der immer mehr anerkannten Würde des denkenden Menschen. Ueber den Trümmerhaufen unserer Revolutionen und den Verwüstungen der Demokratie erheben sich die Köpfe der Denker, welche zu den Völkern reden. Dichter, Schriftsteller, Literaten haben Anspruch auf eine bessere und würdigere Existenz. Aber noch sollte man meinen, daß einige Männer es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Literatur, diese edle Macht, in Mißachtung zu bringen. Sie lassen nicht ab, die jüngeren und enthusiastischen Schriftsteller zu entmuthigen; sie wenden die warm strudelnde Quelle des Begeisterung herum in das Eis ihrer Reflexionen. Man sollte kaum glauben, welche Beispiele sie in den Chroniken der Vergangenheit suchen. Wozu die Klagen, sagen sie, da Tasso und Camoens nicht klagten? Sieht der Fünfte hüiete die Schweine, und J. J. Rousseau war Lakai; ihr, die Ihr diesen nicht gleichkommt, könnt Euer Schicksal noch nur wünschen.

Ist denn aber die Bildung nicht fortgeschritten? Hat der Mittelstand, indem er seinen Kreis erweiterte, nicht auch die Muster des Gedankens und des Wortes in denselben aufgenommen? Der Bürger hat aufgehört, Lehnsmann zu sepn; auch der Schriftsteller ist nicht mehr Schmarotzer, Lakai und Bettler wie in den vergangenen Jahrhunderten, die man als Narren einstellt. In welcher Absicht dies geschieht, ist leicht einzusehen, aber man darf auch erwiederen, daß der Schweinehirt und der Lakai der Frau von Vercellis weder Sirius der Fünfte, noch Rousseau waren. Der Wirter Felix Peretti konnte wohl 1529 die Heerden hüten; als er aber lesen konnte, als er sich Montalto nannte und seine erste Predigt gehalten hatte, da schien es, wegen er bestimmt war, und Sixtus hatte es wohl wagen dürfen, ihn in den Stall zurückzuweisen. Der Knabe, welcher aus dem Katechumenen-Hospiz in Turin kam und seinen Rock auf einem Stocke trug, konnte sehr wohl Lakai sepn, ohne sich etwas zu vergeben. Als er aber die erste Seite geschrieben hatte und sühlte, daß er J. J. Rousseau war, welcher Fürst, welcher König hätte da wohl einmal Kinderei aus ihm machen wollen, als den kleinlichsten, unabhängigsten Bürger und Denker? Dieser so empfindliche und reizbare Mensch, welcher den vornehmsten Herren kaum nach zwanzigjähriger Bekanntschaft erlaubte, ihn zu Tische zu laden, gestand seine frühere Dienstbarkeit erst dann ein, als er so hoch stand, daß er es dreist thun konnte; er prunkte mit dieser dunkeln Stelle seiner Kindheit, nachdem er den „Contrat social" und den „Emile" geschrieben. Gerade Rousseau hat die Würde des Schriftstellers am besten gefaßt und gelehrt, und die Achtung, die derselbe vor sich selbst haben soll, nie aus den Augen gesetzt. Um zu behaupten, daß Tasso und Camoens sich nicht über die Ungerechtigkeit ihrer Zeit beklagt haben, hätte man die Klagen und Seufzer, die der Eine im Hospital ausstieß, hören, und die Briefe, die der Andere an die Großen der Erde schrieb, lesen müssen. Die zahllosen Ungerechtigkeiten der Gesellschaft, die ein Unrecht haben will, konnen durch keine Paradoxen gerechtfertigt werden. Es ist ein grausamer Schmerz, wenn man nach Verlauf von vier Jahrhunderten sagt, die Unglücklichen hätten sich nicht beklagt, weil uns die Zeit ihre Klagen nicht überliefert hat. Es ist ein merkwürdiges Raisonnement, wenn man sagt: „Ihr habt Euer Haupt unter der Ruthe, lasset Euch die Schmach und die Schande gefallen, nachdem Ihr Meisterwerke hervorgebracht, Ihr jungen Leute unserer Zeit, denn im 16ten Jahrhundert hütete ein achtjähriger Knabe, der Sohn eines Bauern, die Schweine, ehe er Papst wurde, und im 18ten Jahrhundert war ein sechzehnjähriger Diener Lakai, zwanzig Jahre früher war er ein großer Schriftsteller gewurde." Diesen sonderbaren Rathgebern wäre zu antworten: Wozu dienten denn unsere beiden Revolutionen, wenn noch solche Sachen geschrieben werden? Ihr wollt unser Herz irren und uns Verachtung gegen uns selbst beibringen, indem Ihr Alles verwirrt. Sicherlich waren sie tief gebeugt, sie, denen wir Statuen errichten, aber sie konnten sich doch damit trösten, daß sie herum nicht sagen konnten: Euer Haupt unter der Ruthe, lasset Euch die Schmach und die Schande gefallen, nachdem Ihr Meisterwerke hervorgebracht, Ihr jungen Leute unserer Zeit, denn im 16ten Jahrhundert hütete ein achtjähriger Knabe, der Sohn eines Bauern, die Schweine, ehe er Papst wurde, und im 18ten Jahrhundert war ein sechzehnjähriger Diener Lakai, zwanzig Jahre früher war er ein großer Schriftsteller wurde." Diesen sonderbaren Rathgebern wäre zu antworten: Wozu dienten denn unsere beiden Revolutionen, wenn noch solche Sachen geschrieben werden? Ihr wollt unser Herz irren und uns Verachtung gegen uns selbst beibringen, indem Ihr Alles verwirrt. Sicherlich waren sie tief gebeugt, sie, denen wir Statuen errichten, aber sie konnten sich doch damit trösten, daß sie herum nicht sagen konnten: „Ihr habt

Die Bibliotheken sind hier Jedermann geöffnet, besonders dem Fremden; man wird nicht an den Thüren angehalten, noch gefragt, wer man sey, und ob man eine Karte besitze, welche das Recht giebt, zu lesen und auszuschreiben? Man wird nur gefragt, welches Buch man wünsche, und erhält es dann sogleich. Gegen Bürgschaft darf man sogar Bücher mit nach Hause nehmen. Hier ist Alles und für Jedermann täglich unentgeltlich zu sehen. Paris ist der wahre Mittelpunkt der Wissenschaften. Wir viele Gelehrte und gelehrte Gesellschaften, unter allerhand verschiedenen Namen, existiren nicht in Paris! Schon längst ist eine Schule für die Russische Sprache unter dem Titel Athenäe (im Palais-Royal) errichtet. — Auch in der Schweiz, im Waadtlande, in Lausanne hat man den Vorschlag gemacht, einen Lehrstuhl der Slavischen Sprache und Geschichte zu errichten.

Von Paris reiste ich später über Brüssel, Antwerpen, Amsterdam, Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Posen und zum zweitenmal über Berlin nach Warschau.

In Brüssel ist eine sehr gute Bibliothek von 100,000 Büchern und einer bemerkenswerthen Sammlung von 2000 Werken aus dem 15ten Jahrhundert, so wie 16,000 Handschriften, welche größtentheils sich auf die Geschichte von Burgund und Belgien beziehen.

Die Bibliothek zu Amsterdam ist unbedeutend; eben so sind die zu Hannover, Braunschweig und Magdeburg nicht bedeutend.*) Die Gräflich Razzynskische zu Posen dagegen ist bekannter.

Nachdem ich meinen Wunsch gethan hatte, mich mit den Slavischen Volksstämmen und den merkwürdigsten Bibliotheken bekannt zu machen, kehrte ich von Warschau über Lublin, Kirw, Smolensk und Moskau nach Petersburg zurück.

In Lublin brauchte ich noch das städtische Archiv und fand daselbst sehr wichtig für die Geschichte von Galizien.

In Kirw, reich an Gouvernements-Archiven, an- und Privat-Bibliotheken, ist den Russen genugsam bekannt. Ich besuchte dieselben nur, um mich an Ort und Stelle von einigen Handschriften zu überzeugen.

IV.

Schließlich will ich noch einen Blick auf die Slavische Literatur werfen, da in einem Gespräch mit einigen Verehrern ausländischer Bildung, über Slavische Denkmäler und die Kraft der Slaven bemerkt wurde: „daß die Slavische Literatur in keinem Zweige des Wissens große Genies habe, noch je gehabt habe; daß dieselbe mehr nachahme, als originell, schöpferisch sey, und daß die Slaven dies zu sehr auch nicht vermöchten!" — Um nun diese Ansicht mit den, obgleich genugsam bekannten Namen unserer berühmten Stamm-Verwandten im Gebiete der Literatur bekannt zu machen, habe ich daher beschlossen, hier einige, und zwar nur die allerbedeutendsten derselben, anzuführen.**)

1) Die Cechen besitzen ein höchst merkwürdiges Heldengedicht, welches unter dem Namen „Königshofer Manuskript" bekannt ist. Daselbe beschreibt die herrlichen Thaten des Ctbrich und Beteslav, so wie der Gründer des Böhmischen Reiches und seiner Hauptstadt, und enthält zahlreiche Volkslieder. Ein bemerkenswerthes Werk ist ferner: Kosma's Chronik von Böhmen und seines Zeitgenossen Binjang: „Jaroslav's" Siege über die Tataren bei Olmütz im Jahre 1241 und viele vortreffliche poetische Gedichte. — Chronik von Dalemilla und Pulkawa aus dem 14ten Jahrhundert. — Die Werke von Johann Huß und seiner Gefährten Hieronymus von Prag und Jakob Miß; von denen die letzteren bisher als Muster gegolten haben. Bogoslaw Luba, Blagoslaw Hajek, Grubi, Weleslawin erwarben sich im 16ten Jahrhundert großer Berühmtheit in allen Zweigen der Literatur. Um dieselbe Zeit machte sich Kozin als Historiker berühmt, Slawata als politischer Redner, Kotwa und Mirbkowski durch geistliche Predigten und Betrachtungen, so wie Iwan Sytwan († 1572) und Simon Lamnizki durch lyrische Gesänge. Komenski (1592—1671) ein ausgezeichneter Genius zeichnete sich auch durch gelehrte Abhandlungen über Böhmische und Slavische Literatur aus. Seine Lehrbücher wurden in 15 Europäische Sprachen übersetzt. Kramer (1753—1808) ist bekannt durch seinen reinen und leichten Styl. Zu Anfang des 19ten Jahrhunderts zeichneten sich besonders aus: Pollack durch lyrische, Stepanek und Klapin durch dramatische Dichtungen, Regdai durch die Uebersetzung der Iliade, Tschejtakowski durch eine Sammlung von Volksliedern; Dobrowsky, Puchmaier, Jungmann und Janka durch philologische Werke. Gegen 1200 Cechische Schriftsteller lässt sich aber ganz unerwähnt, da ich nur die allerwichtigsten anführen will, bitte aber die Liebhaber der Cechischen Literatur ihre Kunstreichamkeit auf das vortreffliche Werk von Jungmann Historie literatury Ceské zu wenden.

2) Von den Slowaken, deren Literatur mit der Cechischen gemischt ist, nenne ich nur: Leman und Bell, diese im 18ten Jahrhundert; den Grammatiker Bernolak, die beiden Pastowatsch, Uebersetzer der Bibel; Dankovski, ein ausgezeichneter Hellenist; Holly und Roschaal, Elegiker; den Lyriker Kollar und Schaffarik, den gelehrten und unermüdlichen Philologen.

3) Von den Serben ist das vorzüglichste Denkmal die Kyrillische Bibel und der Himmel, eine Uebersetzung von Johann Bulgarski gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts; Waßilii's Perameron im 12ten Jahrhundert. Die Chronik des Bischofs Daniel, welcher die Ereignisse seiner Zeit von 1272—1336 beschrieb; das brühmte Gesetzbuch vom siegreichen Zaren Duschan im Jahre 1349 erlassen. Ihre Volkslieder voller Kraft und Feuer sind die Erzeugnisse einer glühenden Phantasie und unglücklicher Schicksale, wie z. B. die Gründung von Skutari und die Schlacht bei Kossowo (1389), in welcher Zar Lazar und Sultan Amurat umkamen u. s. w. — Die Geschichte von Serbien vom Hospodaren Georg Brankowan (geb. 1645 † 1711). — Die Geschichte der Slaven von Raiffch (geb. 1726 † 1801). Obranowitsch (geb. 1739 † 1811) schrieb mehrere Bücher über Erziehung, Solarasich und Dawidowitsch waren berühmt Gelehrte. Wuk Stephanowitsch (geb. 1786), der Sammler der Volkslieder; der Lyriker Muschizki; Mikutanowitsch machte sich berühmt durch das epische Gedicht: Serbjanka.

4) Von den Dalmatinern sind bemerkenswerth Nikolai Ragnina und Franz Gundola um 1550, welche Chroniken in Lattinischer und Italiänischer Sprache verfassten. Die Dalmatiner singen später an in Serbischer Sprache zu schreiben, in welcher ihnen als Muster dienten: Hegje (geb. 1506 † 1576), der Verfasser der Derwischiade, und Dubrabanowitsch, der Verfasser der Zigeuner (um 1559) — Ztoria Pujzeri (geb. 1577 † 1600), eine gelehrte Frau, schrieb Epigramme. — Iwan Gondola († 1638) machte sich berühmt: durch mehrere theatralische Erzeugnisse, durch eine Uebersetzung von Tasso's heldenem Jerusalem und ein Helden-Gedicht: der Osmanide. — Junius Palmota († 1657) schrieb treffliche Dramen nach Volks-Sagen und übersetzte das Leben Zein Christi aus dem Spanischen. Nikolai Bola beschrieb eine glänzende Sendung an den Magistrat von Ragusa im Jahre 1667. Jacob Palmota († 1680) schrieb ein elegisches Gedicht: „Das wiedererschaudrne Ragusa." Miosich sammelte Volkslieder; der Geistliche Rosa fing im Jahre 1730 an die Bibel in das Dalmatinische zu übersetzen, welche Dreschi 1832 in Lateinisch-Katanitzich beendigte. Stulli gab ein vortreffliches Lateinisch-Italiänisch-Illyrisches Wörterbuch heraus und Appendini eine Grammatik der Illyrischen Sprache.

5) Von den Kroaten nennt ich nur den feurigen Reformator Busitsch (geb. 1530), welcher sich durch Predigten und Betrachtungen, durch Uebersetzungen († 1713), den ersten Psalmisten, so wie durch die Herausgabe der Kroatischen Chronik und vieler anderer nützlichen Werke berühmt machte, so wie Manowitsch durch philologische Betrachtungen und ein Volks-Epos.

6) Von den in Krain, Kärnthen und Illyrien lebenden Slaven sind besonders zu nennen: Truber (geb. 1508 † 1586) übersetzte die Evangelisten in die Volkssprache; Dalmatin und Bogoritsch, seine Zeitgenossen, machten sich durch grammatikalische Werke einen Namen, und Janet bewährte unter seiner Aufsicht im Jahre 1560 die Uebersetzung der Bibel. Wodnik zeichnete sich durch Volkslieder aus, Kopitar durch eine vortreffliche Grammatik der Krainischen, Kärnthnischen und Illyrischen Mundarten, so wie durch mehrere andere gelehrte Werke.

7) Bei den Polen ist das älteste Denkmal der Literatur ein Leitgsied, welches unter dem Namen „Die heil. Mutter Gottes" bekannt ist und dem P. Woizek (um das Jahr 1000) zugeschrieben wird. Nach Ambren soll daselbe aber im 14ten Jahrhundert geschrieben worden seyn. Bemerkenswerth sind: Die Chronikenschreiber Martin Gallus (1110) und Dlugosh. — Der Vater der Polnischen Poesie, Nagiowitsch (1515—1569), welcher sich mit Werken geistlichen Inhalts beschäftigte und die Psalmen in Verse übertrug. Iwan Kochanowski (1530), ein großes Genie, war Verfasser von Oden und rührenden Elegieen, so wie von Dramen im Griechischen Geschmack und einer vortrefflichen Uebersetzung der Psalmen. Sein Bruder Andrzei Kochanowski übersetzte die Aeneide, den Kess der Locke Tasso's befreites Jerusalem. Rybinski (1590) und Grochowski († 1644) thaten sich durch lyrische Dichtungen hervor; Schimonowitsch (1558—1629), ein gekrönter Poet, schrieb bezaubernde Idyllen, sein Freund Simonowitsch (1604—1629) Hirtenlieder; Dombrowski (1577—1625) und Miaskowski (1610) verfaßten geistliche Hymnen; Orschowski († 1570). Janischowski und Janna Lingwena übersetzten († 1581), der Secretair Königs Sigismund August, that sich hervor durch Eloquenz und ausgezeichnete Prosa. Skarga (1536—1612) war ein ausgezeichneter geistlicher Redner; Wusef, der Uebersetzer der Bibel (1540—1597), Martin Bielski (1496—1576) und sein Sohn Joachim sind bekannt durch die Reinheit des Styls in ihrer Polnischen Chronik. Twardowski (1600—1660) schrieb Heldengedichte; Kochowski (1683) war ein berühmter Oden-Dichter; Rjoffzki († 1743) der mühsame Heraldiker und Biograph; Konarski (1700—1773) der Secretair und Freund des Königs Stanislaus; Leschnoski, war ausgezeichnet als Grammatiker und gab dem guten Geschmack der Sprache durch seine vortrefflichen Werke eine bestimmte Richtung. Salinski (1701—1774), berühmt durch seine Ehrbeiramkeit, und Rzschewiski (1705—1791), durch seine poetischen Talente, hatten Konarski ebenfalls in der Säuberung und Umarbeitung der Sprache. Naruschewitsch (1733—1796) verfaßte eine musterhafte Geschichte von Polen und vortreffliche lyrische Gedichte. Kraschizki (1733—1801), ein feiner Satyriker, übersetzte den Ossian und war der erste Fabeldichter. Albertrandt (1731—1808) und Wengierski (1753—1787) waren berühmte Lyriker; Knjaschnin (1780) war Verfasser anakreontischer Lieder. Schimanowski (1798—1801) und Trembezki († 1812) waren zarte Idyllen- und Elegieen-Dichter, endlich Kraschinski (1820), der Verfasser von Hirtenliedern, ahmte vorzüglich die Psalmen nach. Ignatius Potozki (1759—1821) war Redner und Aesthetiker; Stanislaus Potozki (1750—1821), sein Bruder, war ein vortrefflicher Kritiker und Redner.

Durch klassische Gelehrsamkeit waren bekannt: Dmochowski (1726—1808), Prschypkowski (1790), Zelinski († 1829). Der Bischof

*) Der nicht dies Städtlin, sondern auch etwas oberschächtig beobachtende Reisende hat hier einige Kleinigkeiten übersehen: nämlich die berühmteste Bibliothek Deutschlands in Göttingen und die Bibliotheken in Hannover und Wolfenbüttel, die schon durch die Namen Petz und Lessing ihm hätten bekannt sein müssen.

**) Wie ehrlich diese Nomenklatur, zum Theil auch Russischer Recht schreibung, hier mir, nicht um des Autors als um ihrer selbst willen.

D. R.

Digitized by Google

Karpowitsch zeichnete sich durch Kanzleiberedsamkeit aus; Bentkowski (1768) durch seinen Kursus der Literatur; Linde (1771) und Ossolinski durch philologische Werke. Koschmjan und Tomaschewski waren Verfasser didaktischer Gedichte; Ochinski und Brodschinski ausgezeichnete Lyriker; Gurski und Woronitsch wurden berühmt durch leichte Poesie, die voller wunderbarer Schönheit war, Wenshyk durch Tragödien und Romane. Die Zahl der Polnischen Dichterinen und Schriftstellerinnen ist in Ganzen aber gegen dreitausend.

Ich möchte gern auch noch Einiges von der Literatur der Serben, Letten, Litthauer u. A. sagen, allein ich habe schon zu sehr die Gränzen dieser kurzen Skizze überschritten und muß dies bis zu einer spätern Zeit lassen. Zum Schluß aber mag es mir noch erlaubt seyn, diesen Artikel mit einem flüchtigen Blicke auf die Stamm-Verwandtschaft der beiden Haupt-Völker Europa's, Germanen und Slaven, zu schließen.

Die Völker, welche von allen Zeiten her den Westen, die Mitte und den Norden Europa's einnahmen, waren besonders Germanen, die sich später, nachdem sie sich mit einem Zweige der Celten in Frankreich, Großbritannien, im Norden Italiens und der Pyrenäischen Halbinsel ꝛc. vermischten, sich in verschiedene Stämme theilten, welche den Grund zu den heutigen Europäischen Reichen legten.

Die Slaven, von denen die Russen, Polen, Böhmen, Mähren, Illyrier, Rußnaken, Serben, Bosniaken, Montenegriner, Slawaken, Dalmatiner, Kroaten, Wenden u. A. abstammen, beherrschten den ganzen Flächenraum Europa's von den Ufern des Deutschen, Baltischen und Adriatischen Meeres bis zur Donau, dem Schwarzen, dem Kaspischen Meere und den Uralischen Gebirgen. Von den auf diesem übermäßigen Flächenraum ausgebreiteten Völkern haben jedoch die Russen allein ihre Unabhängigkeit erhalten und sich heutzutage zu einem mächtigen Volke gemacht.

Die gesammte Bevölkerung von Europa besteht aus 235 Millionen Menschen. Berücksichtigt man nun, daß unter diesen an 72,000,000 Slaven sind, und rechnet man von der allgemeinen Volksmenge die Türken, Tataren, Griechen, Magiaren, Finnen, Lappländer, Baskken, Zigeuner und Juden mit circa 28,000,000 ab, so ergiebt sich, daß der Slaven in Europa gerade halb so viele als Europäer Celto-Germanischen Stammes sind, welche an 135 Millionen betragen.

Alexander Tereschtschenko.

England.

Ein Urtheil über Todesstrafen.

Von Cooke Taylor.*)

Der konservative Einfluß der Gesellschaft soll nicht bloß physische, sondern auch moralische Uebel heilen: das Verbrechen muß man verhüten, und Verhütungs-Mittel sind die einzigen würdigen Gegenstände der peinlichen Gesetzgebung. Noch jetzt glauben Viele ganz irrthümlicher Weise, die Gesellschaft bestrafe den Verbrecher, um für das Unrecht, so er ihr angethan, Rache zu nehmen: diese Ansicht war vormals allgemein, und ist es hat man es beizumerken, daß die Strafgesetzbücher der meisten Völker so blutig und grausam sind. Der Unwille des Volks kehrte sich gegen den Verbrecher, statt gegen das Verbrechen, und Mancher beurtheilte den Werth und die Wirksamkeit der administrativen Justiz nach der Größe des Elends, das sie über Wenige brachte, nicht nach der Größe des Schutzes, den sie der großen Mehrheit angedeihen ließ. Selbst aufgeklärtdenkende Leute äußern erklärten das Kriminal-Gesetz nur für ein Erlaßmittel der Privat-Rache und fühlten sich daher geneigt, die Strafe so zu verhängen, daß sie der Entschädigung, die ein Beeinträchtigter verlangen konnte, ungefähr gleich kam. Keiner hat jemals in bestimmten Ausdrücken gesagt, die administrative Gerechtigkeit solle nichts weiter als eine rechtskräftige Rache seyn; aber Viele haben stillschweigend Verschärfung der Strafen gebraucht, haben sich darüber beschwert, daß man nicht genug peitsche, hänge oder deportire, indem Menschen, die sich gewisser Verbrechen schuldig machten, gar keine Barmherzigkeit verdienten. Selbst Johnson definirt die gerichtliche Strafe als „ein Ungemach oder eine Pein, die Jemanden als Rache für ein begangenes Verbrechen auferlegt wird." Es ist aber dadurch nicht klar ermittelt, daß die Begriffe von Gerechtigkeit und Vergeltung in irgend einer nothwendigen Verknüpfung stehen sollen; vielmehr scheint eine solche Verknüpfung nur in barbarischen Gesetzbüchern zu gehören. Das Gesetz civilisirter Völker sollte nicht ein Rachemittel, sondern ein erhaltendes Element der Gesellschaft seyn, dessen Operationen in dem, was zu Erfüllung seiner konservativen Functionen wesentlich Noth thut, ihre Beschränkung finden. Von diesem Standpunkte betrachtet, dürfte das Gesetz seine Art von Strafe zuerkennen, es sey denn, daß sie zur Unterdrückung des Verbrechens schlechterdings nothwendig wäre; und von Grad des Leidens dürfte man nur nach der Wirksamkeit der Strafe (sofern sie den Verbrecher von Wiederholung seines Verbrechens abhält) und des abschreckenden Beispiels für Andere ermessen. Rache und Vergeltung gehören nicht zu den Pflichten der Gesellschaft; denn es ist einer der großen Zwecke dieser letzteren, die Entwickelung solcher Leidenschaften zu hemmen. Die Barmherzigkeit darf man nicht als den Gegensatz der Gerechtigkeit betrachten, sondern als ein Mittel, wodurch die Zwecke der Gerechtigkeit öfter höchst wirksam erreicht werden; letztere hat aber, unseres Ermessens, kein anderes Ziel, als die Erhaltung und den Schutz der Gesellschaft.

Wenn es nun auf Rache ankäme, so würde die Gerechtigkeit dadurch, daß sie den Verbrecher aus der Welt schafft, ihren Zweck vollkommen erreichen. Ziehen wir aber die Wirksamkeit der Strafe als Verhütungs-Mittel des Verbrechens in Erwägung, so entsteht die Frage, ob das Verbrechen durch solche Repressalien nicht vielmehr Zuwachs erhält. Einige haben den Zweifel ausgesprochen, ob die Gesellschaft überhaupt in irgend einem Falle berechtigt sey, können, einen Menschen zu tödten; aber dieser Zweifel wäre kaum erhoben worden, hätten nicht die obwaltenden Ansichten von Rache und Vergeltung den gesunden Sinn mystifizirt. Von diesem Standpunkt betrachtet, ist es allerdings absurd, wenn die Gesellschaft für den Verlust eines ihrer Mitglieder darin, daß sie ein anderes aus der Welt schafft, Entschädigung sucht; lassen wir aber diesen verjährten Irrthum bei Seite, so darf man unbedenklich behaupten, daß die Gesellschaft ein Recht hat, durch Aufopferung eines Menschenlebens für ihre Erhaltung zu sorgen, wenn nämlich kein anderes Mittel dem Zwecke angemessen ist.

Nehmen wir den Mord als Beispiel: es ist nicht Rechtfertigung genug, einen Mörder hinzurichten, wenn wir sagen, daß er einen Anderen ums Leben gebracht hat; es müßte vielmehr dargethan werden, daß der Verbrecher, wenn man ihn am Leben ließe, höchst wahrscheinlich Verbrecher bleiben oder daß seine Verschonung Andere ermuthigen würde, ein Beispiel nachzuahmen. Dagegen ist viele Rücksicht nicht obwalten, zu erwägen, daß die Folgen seiner Hinrichtung Unschuldige treffen können: ein Weib wird eine Wittwe; seine Kinder werden Waisen; der Finger der Verachtung deutet auf seine ganze Familie. Somit stiftet die Gesellschaft viel Unglück, indem sie Unglück verhüten will; und man kann also mit Recht den Beweis für die Nothwendigkeit der Strafe verlangen.

Ist die Furcht vor dem Tode hinreichend, um von Begehung eines Mordes abzuhalten? Dies ist eine zweite Zweifel. Wo der Mord eine Wirkung des Parteigeistes ist, wie z. B. in den agrarischen Streitigkeiten zwischen Landeigenthümer und Pachter in Irland, da werden Mordthaten auf einer Seite als eben so rechtmäßige Handlungen angesehen, wie Hinrichtungen auf der anderen; solche Hinrichtung des Verbrechers gilt nicht selten für ein Märtyrerthum, und seine Verurtheilt erlebt eine Canonisation. Der Gegenpartei erscheint eine Hinrichtung als ein Sieg über ihre Feinde; man sieht triumphirende Mienen und hört auch bisweilen Worte des Triumphs, wenn das Opfer die Rechtfätte betritt. Auf diese Weise entsteht eine doppelte sittliche Einartung: die, welche solchen Gefühlen nachgeben, entmenschen ihre Gegner, denen sie Wunden schlagen, fühlen die unversöhnlichste Rache. Das Entkommen des berüchtigten Frost und seiner Genossen war vielleicht ein Glück; denn die Hinrichtung dieser Leute würde auf der einen Seite ein Frohlocken veranlaßt haben, das auf der anderen den tödtlichsten Haß erzeugt hätte. Wir kennen traurige Beispiele dieser Art leicht anführen; allein sie würden nur zu Vielen weiter anreißen, die noch nicht gehrilt ist, und vielleicht gar politische Streitigkeiten herbeiführen, deren es ohnehin schon mehr als genug auf Erden giebt.

Es ist sehr zweifelhaft, ob eine öffentliche Hinrichtung unter allen Umständen die moralische Wirkung habe, die sie allein rechtfertigen könnte. Wer solchen Schauspielen beigewohnt hat, der weiß recht gut, daß das Betragen der um die Richtstätte versammelten Volksmasse wenig von dem hehren Schauder zeugt, womit man die Hinrichtung eines Mitmenschen ansehen sollte; im Gegentheil, es giebt rohe Scherze, Ausbrüche pöbelhaften Uebermuths in solcher Menge, daß man drinahe in Versuchung kommen möchte, die Bemerkung eines Deutschen zu unterschreiben, der, nachdem er einer Execution in London beigewohnt hatte, ausrief: „Man sollte einen Verbrecher nicht hinrichten, daß er eine Welt verlassen muß, die solche Scheusale aufzuweisen hat, wie die Zeugen seiner Hinrichtung gewesen sind."

*) Aus dessen unlängst erschienenem Werke: The natural History of Society in the barbarous and civilized state etc. (Die Naturgeschichte der Gesellschaft im Zustande der Barbarei und in dem der Civilisation: ein Versuch, den Ursprung und Fortgang der menschlichen Verbesserung zu entdecken.) 2 Bände. London, 1840.

Mannigfaltiges.

— Gregor VII., von Bowden. Herr J. W. Bowden, Professor an der Universität Cambridge und durch mehrere Werke über die Englische Kirche nicht bloß bekannt, sondern auch zu großer Autorität unter seinen Anglikanischen Landsleuten gelangt, hat jetzt das „Leben und Pontifikat Gregor's VII."*) in 2 Bänden herausgegeben. Es schließt sich dieses Werk an die Deutsche Arbeit Voigt's über denselben Gegenstand unmittelbar an und bildet, eben so wie diese und Hurter's „Innocenz III.", einen merkwürdigen Beitrag zur Kritik der Päpste durch protestantische Geschichtschreiber. Der freie Anglikanisch gesinnte Bowden stellt den Papst Hildebrand als einen großen Reformator dar, der in seinem Kampfe mit Kaiser Heinrich IV. vollkommen im Rechte gewesen und nur manchmal in den Mitteln, die er angewandt, um zu seinen hohen Zwecken zu gelangen, sich vergriffen habe. Dem Buche steht unstreitig eben so, wie sie den Werken Voigt's und Hurter's zu Theil wurde, sehr bald die Ehre bevor, in der Accademia della Religione Cattolica in Rom vor den versammelten Kardinälen kritisch analysirt und belobt zu werden.

*) The Life and Pontificate of Gregory VII. By J. W. Bowden.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslands.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstraße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Montag den 8. Februar 1841

Dänemark.

Ueber die zukünftige Einheit der Skandinavischen Literatur.

Dänische Rede, von Henrik Steffens.

Nachstehendes ist der Inhalt einer gemüthvollen und gedankenreichen Rede, welche Herr Professor Steffens in Dänischer Sprache am letzten Tage der diesjährigen Versammlung der Skandinavischen Naturforscher zu Kopenhagen hielt und die, von einem Zuhörer, der ein glückliches Gedächtniß besitzt, aus der Erinnerung aufgezeichnet, jetzt nachträglich im Fädrelandet abgedruckt ist.

Der Redner begann mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Begriff der Literatur. Unter Literatur in weitester Bedeutung versteht man die Totalität aller Schriftwerke in einer Sprache. Aber die eigentliche Wissenschaft muß mehr und mehr für alle Nationen eine gemeinschaftliche und dieselbe werden; also bei eigentlich gelehrten Büchern ist die Sprache etwas Unwesentliches und Zufälliges. Nicht so, wenn die Rede von Literatur in engerer Bedeutung, der geistigen Absiegelung und Niederprägung von der Eigenthümlichkeit eines Volkes ist; denn von dieser kann die Sprache, welche ja der wesentliche Ausdruck der geistigen Eigenthümlichkeit einer Nation und die nothwendige Form für dieselbe ist, unmöglich getrennt werden. In dieser Beziehung ist die Literatur auf zwei große Gebiete beschränkt: auf die Poesie und Philosophie, im weitesten Sinne dieser Worte; denn bei ihnen beiden ist die Eigenthümlichkeit etwas, was wesentlich in Form gelegt, und so letzterer kann, wie gesagt, die Sprache nicht geschieden werden. Hatten wir diesen Begriff fest, so bietet Skandinavien die merkwürdige und in der neueren Zeit einzige Sonderbarkeit dar, daß sich hier zwei Sprachen und doch eigentlich nur eine Sprache finden, zwei Literaturen, die doch im Grunde nur eine Literatur sind und aus gleichen inneren Antrieben sich beständig mehr einander nähern müssen. Fragt man nun, in welchem Verhältniß man sich die Skandinavische Entwickelung denken soll, namentlich zu der anderen großen Abtheilung der Germanischen Volksstämmlichkeit, der Deutschen, so kann dies vielleicht am passendsten als ähnlich mit dem Verhältniß angesehen werden, worin, die Aeopptische und Jüdische zu der Griechischen stand. Doch muß man dabei den Unterschied nicht übersehen, daß jene orientalischen Entwickelungen der Griechischen nur vorangegangen waren, wogegen die Skandinavische natürlich als noch lebend und wirksam zu betrachten ist, ja ihre ohne Zweifel wichtigste Periode, seit den Tagen der Mythologie, noch vor sich hat.

Ein wesentliches Hinderniß für eine lebendigere literarische Wechselwirkung zwischen den drei Reichen ist der Schlechte Zuß, auf welchem die merkantilische Seite derselben sich befindet. Es ist äußerst schwierig, wie der Redner aus eigener Erfahrung wußte, Bücher von hier ins Ausland zu erhalten, und bekannt ist es, wie schwach die Communication zwischen den Ländern gegenseitig ist. Für Ausland müßte zwar Kopenhagen immer der nächste Punkt bleiben; aber welchen Ort, welchen Mittelpunkt sollte man für den Verkehr unter sich Skandinavien wählen? „Ich bin in Norwegen geboren, in Dänemark erzogen", fuhr der Redner fort; „es ist also nicht Parteilichkeit, daß ich Gothenburg als den einzig richtigen Ort in dieser Hinsicht nenne. Seine Lage, ungefähr in der Mitte aller drei Länder, die beständige Dampfschifffahrt dorthin, Alles macht es dazu passend. Man hat mir eingewendet, daß es eine reine Kaufmannsstadt ist. Dein dieser! Je mehr das merkantilische von allen anderen Interessen abgesondert wird, desto besser wird die ganze Sache gedeihen."

Noch war ein wichtiger Gegenstand, auf den der Redner die Aufmerksamkeit hinlenkte. An den vier Universitäten sollte aller Nationalunterschied unter den Lehrern und Studenten aufhören, so daß diese ihren Bestandtheile der Universitäten ihnen allen vier gemeinsam wären, wie es in Deutschland der Fall ist. Wo ein berühmter Name in einem oder dem anderen Fache (der Theologie, der Physik, der Philosophie u. s. w.) leuchtete, da müßten die Jünglinge, welche diese Wissenschaft treiben, hinströmen; wo ein Lehrer-Posten besetzt werden sollte, da müßte man durch vortheilhafte Anerbieten den besten aus allen drei Staaten zu gewinnen suchen.

Erst dann würde eine wahre Skandinavische Literatur sich entwickeln; dann würde der Einfluß der Schriftsteller sich so weit erstrecken, daß ein Buch, welches in Kopenhagen herauskäme, seine volle Wirkung nicht eher gethan hätte, bis es auch in Drontheim und in Stockholm gelesen worden sey — und umgekehrt. Ein hoher Schwung und eine mehr großartige Richtung müßte die Folge davon in der Literatur seyn, und in dieser Geist würde von selbst Neigung zu kleinem Blattergezänk und spießbürgerlicher Renommisterei zurückdrängen, die sich so leicht in einen engen Kreis und in ein eingeschränkte Literatur einschleicht. Die Macht, welche die Epochen der Geschichte leitet, erdrückt und vernichtet zwar jede partikulare und egoistische Bestrebung, aber sie stößt Niemand von sich, der stark ist, und stark ist Skandinavien, wenn es einig ist.

Hierauf ging der Redner zu persönlichen Verhältnissen über. Er dankte den Zuhörern für das unerwartete Interesse, welches sie seinem ersten*) Vortrage geschenkt hätten. Auf rührende Weise äußerte er seine Anhänglichkeit an Skandinavien, von welchem er sich innerlich nie getrennt habe, ungeachtet er nicht hier lebte und auch wahrscheinlich hier nicht sterben würde. Er sprach seinen Dank für die Gnade des Königs von Dänemark aus, durch die er in den Stand gesetzt worden wäre, noch einmal in der Mitte seiner Landsleute zu reden. „Es ist mir", sagte er, „als wenn der Kreis meines Lebens geschlossen wäre, indem ich nach einem bewegten Leben zum Lande meiner Jugend zurückgekehrt bin, um den letzten Abschied von ihm und meinen Landsleuten zu nehmen."

Spanien.

Ein Ausflug nach Majorka.

Von George Sand.

II. Die Leidenschaft des Reisens. — Palma.

Aber was in aller Welt, wird man mir sagen, was haltest Du denn auf dieser verwünschten Galeere zu thun, wenn Du doch von der Malerei nichts verstehst? — Ich möchte gern den Leser so wenig als möglich von mir und den Meinigen unterhalten; dennoch werde ich bei der Erzählung der Dinge, die ich in Majorka gesehen, öfters das „Ich" und das „Wir" gebrauchen müssen; ich und wir, dies ist zufällige Subjektivität, ohne die sich die Majorkanische Objektivität nicht unter gewissen Gesichtspunkten hätte offenbaren können, welche jetzt wiederum dem Leser zu offenbaren vielleicht von ernstem Nutzen sein dürfte. Ich ersuche also den Letzteren, meine Persönlichkeit hier als eine ganz passive Sache anzusehen, als ein Verständigungsmittel, durch die er betrachten kann, was in jenen fernen Gegenden vorgeht, von denen man gern mit dem Sprüchwort sagt: Lieber glauben, als selbst hingehen und schauen. Ueberdies beschwöre ich ihn, überzeugt zu seyn, daß ich nicht die Anmaßung habe, ihm Thatsachen abzugewinnen für die Zukunft, die mir dargeboten. Mein Zweck, weshalb ich sie hier schildere, ist ein klein wenig philosophisch, und habe ich erst meine Gedanken darüber in eine Formel gebracht, so wird man mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß nicht die geringste Selbstliebe mit im Spiel ist.

Ohne Umschweife werde ich meinen Lesern mittheilen, weshalb ich mich auf diese Galeere begeben; mit kurzen Worten also: Ich hatte Lust, zu reisen. — Ich will nun aber auch meinerseits den Lesern eine Frage vorlegen: „Wenn Sie reisen, meine lieben Leser, weshalb reisen Sie denn? — Ich höre deutlich, wie Sie mit meine Antwort zurückgeben: Wir reisen, um zu reisen. — Ich weiß sehr wohl, daß eine Reise an und für sich selbst ein Vergnügen ist, aber was treibt Sie denn eigentlich so sehr zu diesem kostspieligen, ermüdenden und oft gefahrvollen Vergnügen, das noch immer mit zahllosen Täuschungen verknüpft ist? — Das Bedürfniß, zu reisen. — Nun wohl, so erklären Sie mir, was es damit eigentlich für eine Bewandniß hat; warum wir alle damit mehr oder weniger geplagt sind, und weshalb wir alle demselben nachgehen, obgleich wir schon so manches Mal erkannt haben, daß es mit uns saitelt und reitet, um uns ewig anzuspornen und doch durch nichts genügen zu lassen?

Wenn Sie mir nicht antworten wollen, so werde ich mir an Ihrer Stelle die Freiheit nehmen. Das kömmt daher, weil wir uns eigentlich in jetziger Zeit nirgends wohl befinden, und weil unter allen Gefühlen, das des Zweal (oder, wenn mein Lieblingswort Sie langweilt, das Gefühl des Besten) annimmt, die Reise die freundlichste und klendendste ist. In der öffentlichen Welt geht Alles schlecht, und diejenigen, welche dies bedauern, fühlen es eben so tief und so bitter, als die, welche es zugeben. Doch wandelt die göttliche Hoffnung ihren Weg fort und fort, arbeitet an ihrem Werk in unseren

*) Im Eröffnungstage der Versammlungen gehaltenen.

Digitized by Google

warmen Herzen und nährt ohne Unterlaß dies Gefühl des Besten, dies Sachen nach dem Ideal. Die soziale Ordnung, die gar nicht einmal das Wohlwollen ihrer Apologeten besitzt, befriedigt Niemanden von uns, und Jeder geht, wohin es ihm gefällt. Dieser wirft sich auf die Kunst, Jener auf die Wissenschaft, die Meisten betäuben sich, so gut sie können. Wir alle aber, wenn wir nur ein wenig Zeit und Geld übrig haben, so reisen wir oder fliehen vielmehr, denn es handelt sich hier mehr um die Abreise, als um die Reise selbst. Aber wo und wie hätte nicht eine Sache ihre verführerische Seite? Wo hätte sich nicht eine Schule aufschlitten! Gewiß, wer nicht mit Arbeit überhäuft oder in Trägheit erstarrt ist, kann nicht lange an einem Orte verweilen, ohne Qual zu empfinden und eine Veränderung zu wünschen. Ist Jemand glücklich, — und dazu muß man entweder sehr geizig oder sehr erbärmlich seyn, — so hofft er sein Glück durch Reisen noch zu steigern; die Liebenden, die Künstlerfamilien reisen nach der Schweiz, nach Italien, eben so wie die Müssiggänger und Hypochondristen. Kurz, wer sich nur leben oder dinsterben fühlt, ist mit dem Fieber des ewigen Juden behaftet und wacht sich auf, um weit in der Ferne eine Hütte zum Lieben oder einige Fuß breit Erde für sein Grab zu suchen.

Ihr Männer bewahre mich davor, daß ich gegen die Bewegung der Völker eifere, oder daß ich mir die Menschen in Zukunft an ihrem Lande, an der Scholle, am Pfluge haftend vorstelle, wie die Polypen am Schwamm! Wenn aber Geist und Sittlichkeit gleichzeitig mit dem Gewerbefleiße fortschreiten sollen, so scheint es mir, als wären die Eisenbahnen nicht dazu bestimmt, von einem Ende des Erdballs zum andern nur Menschen-Ochsen zu führen, die verwechselt vom Spleen befallen sind von dem einen Krankheiten-Thätigkeitstrieb hergezehrt werden. Ich will mir das Menschengeschlecht glücklicher und deshalb auch ruhiger, aufgeklärter vorstellen, wie es zwei Arten von Leben führt; die eine, still abgeschlossen, ist für das häusliche Glück, für die Bürgerpflichten, für geheimes und philosophisches Nachdenken; die andere, thätig bewegt, für den redlichen Austausch, der die Seele des schmachvollen Verkehrs ausfüllen müßte, den man jetzt Handel nennt, — für Kunst-Begeisterung, für wissenschaftliche Forschungen und vorzüglich für die Verbreitung der Ideen. Genug, mir scheint, daß der Normalzweck des Reisens das Bedürfniß nach sympathischer Berührung, nach Gemeinschaft und Austausch mit den Menschen ist, und daß man da sein Vergnügen empfinden sollte, wo man seiner Pflicht genügt. Heutzutage scheint es aber im Gegentheil, daß reisten die Meisten unter uns nur aus Geheimnißkrämerei, aus Absonderungssucht und weil wir uns durch die Umgebung von unseres Gleichen in unseren angenehmen oder schmerzhaften persönlichen Eindrücken behindert fühlen.

Was mich anbetrifft, so machte ich mich auf den Weg, um einem Bedürfniß nach Ruhe zu genügen, das sich mir damals besonders mächtig aufdrängte. Da es uns in der Welt, wie wir sie uns selbst eingerichtet haben, zu Allem an Zeit fehlt, so hatte ich mir in den Kopf gesetzt, durch eifriges Suchen einen ganz stillen abgelegenen Ort aufzufinden, wo ich weder Briefe zu schreiben, noch Journale zu durchfliegen, noch Besuche zu empfangen hätte, wo ich nie mein Hausthier ablegen dürfte, wo ich mich zwölf Stunden schlafen, wo ich alle Pflichten der feinen Lebensart abschütteln, mich von der geistigen Bewegung loslagen, die uns alle in Frankreich zermartert, ein oder zwei Jahre Geschichte studiren und unsere Sprache mit meinen Kindern nach Regeln erlernen könnte.

Wer unter uns hätte nicht schon den selbstsüchtigen Traum geträumt, an einem schönen Tage seine Geschäfte, seine Gewohnheiten, seine Bekanntschaften, ja selbst seine Freunde zu verlassen, um auf irgend einer bezaubernden Insel ohne Sorgen, ohne Plackereien, ohne Verbindlichkeiten und hauptsächlich ohne Journale zu leben? Ganz im Ernst kann man sagen, daß der Journalismus, dieses erste und letzte aller Dinge, wie Aesop gesagt haben würde, dem Menschen ein ganz neues Leben, voll von Sorgfalten, Hetzjagden und Sorgen, geschaffen habe. Die Stimme des Menschheit, die jeden Morgen uns beim Erwachen erzählt, wie die Menschheit den vorigen Tag verlebt hat, die bald große Wahrheiten, bald erschreckliche Lügen predigt, die jeden Schritt der menschlichen Natur bezeichnet und alle Stunden des Gesammtlebens anschlägt, ist sie nicht etwas sehr Großes, trotz aller Flecken und Gebrechlichkeiten, die daran haften? Aber wie schön auch für unsere Generation die Sympathie im Ganzen ist, erregt es uns nicht Schauder und Widerwillen, das Einzelne zu betrachten, wenn überall der Streit tobt, wenn Wochen, wenn Monate unter Schmähen und Drohungen verfließen, ohne eine einzige Frage ausgeklärt, ohne einen merklichen Fortschritt bezeichnet zu haben? Und in dieser Zeit der Erwartung, die uns um so länger scheint, je gespannter man uns alle Pfade verfolgt, forschend und bis nicht in unsere Lust, uns Künstler, die wir am Steuerruder nichts zu schaffen haben, in den Flanken des Fahrzeugs einzuschlafen und nicht eher zu erwachen als nach einer Reihe von Jahren, um alsdann frisch und kod die neue Erde zu begrüßen, zu der wir uns hingetragen fänden. Gewiß, wäre dies möglich, könnten wir des Gesammtlebens und entschlagen und eine Zeit lang von aller Berührung mit der Politik uns losmachen, wir würden bei unserer Rückkehr erstaunen über die Fortschritte, die unterdessen gemacht worden. Dies ist uns aber nicht beschieden, und stehen wir den Brennpunkt der Thätigkeit, um bei irgend einem Volk von lanasamerer Bewegung und minder leidenschaftlichem Geist, als wir, Vergessenheit und Ruhe zu suchen, so erleiden wir dort ungeahnte Pein und bereuen es, die Gegenwart um der Vergangenheit, die Lebenden um der Todten willen verlassen zu haben.

So hätte ich mich nun ganz offen über den Text meiner Mittheilung erklärt und die Gründe angegeben, weshalb ich mir die Mühe nehme, sie aufzuzeichnen, obgleich mir dies keineswegs angenehm ist und ich anfänglich beschlossen hatte, mich so viel als möglich vor allen persönlichen Eindrücken zu hüten; nun aber erscheint mir diese Trägheit als ein Unrecht, und ich will sie entsagen.

Im November 1838 langten wir in Palma bei einer Hitze an, wie sie in Paris nur im Juni herrscht, denn als wir diese Stadt ungefähr vierzehn Tage vorher verlassen hatten, war es schon sehr kalt, und da wir auf diese Weise bereits die erste Strenge des Winters gefühlt, so machte er uns auf den Bergungen, dem Feinde entstohen zu seyn. In dieser Anstechtlichkeit gleicht Palma, eine sehr charakteristische Stadt zu durchwandern, die als Schmuck oder als Seltenheit mehrere ausgezeichnete Denkmäler besitzt. Bald aber beunruhigte uns die Schwierigkeit, ein Unterkommen für uns zu finden, und wir merkten, daß die Spanier, die uns Majorka als das gastfreundlichste und an Hülfsquellen reichste Land empfohlen, sich eben so wie wir darin geirrt hatten. In einer Gegend, die den civilisirten Ländern Europa's so nahe gelegen ist, hätten wir nicht weniger als diesen gänzlichen Mangel an Beherbergung erwartet. Aus dieser einzigen Thatsache konnten wir abnehmen, wie Majorka sich zur übrigen Welt verhielt, und es wäre am gerathensten gewesen, gleich nach Barcelona zurückzukehren, wo es doch wenigstens ein absonderliches Wirthshaus mit der pompösen Benennung eines „Gasthofes der vier Nationen" giebt. In Palma muß man zwanzig der vornehmsten Personen empfohlen und Monate lang angemeldet und erwartet seyn, wenn man hoffen will, nicht unter freiem Himmel zu schlafen. Alles, was man für uns hatte thun können, bestand in der Bereitwilligung zweier möblirten oder vielmehr unmöblirten kleinen Stuben, die in einem ganz verlassenen Hause, das die Fremden sich glücklich nennen können, wenn sie ein schlechtes Quartier und Gespenster-Matratzen, die hart wie Stein sind, Strohstühle und als Nahrungsmittel Pfeffer und so viel Knoblauch vorfinden, als sie nur immer essen wollen. Nach Verlauf einer Stunde hatten wir die Ueberzeugung gewonnen, daß man uns für Unverschämte und für Ruhestörer oder aus Mitleid vielleicht für Narren halten würde, wenn wir nicht von dieser Aufnahme bezahrt schienen. Wohl kann, der sich in Spanien nicht mit Allem zufrieden bezeigt. Die geringste Grimasse, die man an Euch bemerkte, wenn Ihr Angesicht im Geist und Storpionen in der Suppe findet, würde Euch die tiefste Verachtung zuziehen und den allgemeinen Unwillen gegen Euch erwecken. Bis nahmen wir unser Heil in der Flucht und gewahrten nach und nach, woher dieser Mangel an Gastlichkeit rührte. Diese Unfreundlichkeit stammen. Außer der geringen Thätigkeit und Willenskraft der Majorkaner, hatte der schon seit langer Zeit in Spanien herrschende Bürgerkrieg damals jeden Verkehr zwischen den Bewohnern der Insel und des Festlandes aufgehoben. Majorka war überfüllt mit flüchtigen Spaniern, und die Eingebornen hüteten sich, ihre Wohnungen Fremden zu verlassen, um sich nicht den Karlisten zu verdächtigen. Auch der ganzen Insel herrscht auch nicht der geringste Gewerbfleiß, und alle zur Behaglichkeit nothwendige Gegenstände sind mit dem übertriebensten Eingangszoll belastet. So sollten wir unter Anderem für ein Pianino, das wir aus Frankreich kommen ließen, 700 Franken Eingangszoll entrichten. Wir wollten es zurückschicken, aber es war nicht mehr Zeit dazu, denn eher als zwei bis zum Eintreffen einer neuen Ordre im Hafen zu lassen. Es gleich aufs Land bringen lassen, wo wir uns aufhielten, um wenigstens den vom Einfuhrzoll noch unterschiedenen Thorzoll zu vermeiden, ist gegen die Gesetze; es in der Stadt lassen, um den Ausgangszoll, der wieder etwas Anderes als der Eingangszoll ist, zu ersparen, ging nicht an; jedoches hätten wir vielleicht ins Reine kommen dürfen. Nach vierzehntägigen Unterhandlungen wurde uns endlich erlaubt, das Pianino durch ein anderes Thor als das früher bestimmte hinaustringen zu lassen, und so kamen wir mit ungefähr 400 Franken davon.

Palma ist für eine gewisse Anzahl Einwohner eingerichtet; je mehr nun die Bevölkerung zunimmt, desto mehr Leute kommen. Somit sind die Preise der etwas bequemen Wohnungen nicht nur Geringste erneuert, und mit Ausschluß von Brod oder drei Familien hat sich das Mobiliar seit zweihundert Jahren nirgends verändert. Man erkennt weder die Herrschaft der Mode, noch Luxus, noch Behaglichkeits-Bedürfnisse an; einerseits ist Apathie, andererseits Noth daran Schuld, und so bietet Alles seinen Alten; man besitzt das durchaus Nöthige und mehr nicht. Die ganze Gastfreundschaft besteht auch nur in leeren Worten. In Madrid, wo, wie in allen Spanien, giebt es eine Redensart, die Jeder im Munde führt, um sich vor dem Verleihen zu bewahren, denn sie bietet Alles an: „Das ganze Haus und Alles, was sich darin befindet, steht zu Ihrer Verfügung." Man kann kein Gemälde betrachten, keinen Stoff berühren, seinen Verfall anlassen, ohne daß Einem mit der größten Anmuth gesagt würde: „Ihr Disposition ist dasselbe" (es steht zu Ihrer Verfügung). Man hüte sich aber wohl, auch nur eine Stecknadel anzunehmen; das wäre die größte Unbescheidenheit. Gleich bei meiner Ankunft in Palma beging ich einen Verstoß der Art, und ich bedauerte, daß ich im Andenken des Marquis von *** nie wieder zu dieser Ehre kommen werde. Ich war vielem jungen Palmesischen „Löwen" empfohlen, und ich glaubte seinen Worten gemäß in einer Spezierfahrt annehmen zu dürfen, denn er wurde mir auf die liebenswürdigste Weise angeboten. Den andern Tag gab mir aber ein Briefchen des Marquis zu verstehen, daß ich gegen alle Schicklichkeit verstoßen hätte, und ich bereute mich daher, die Equipage sogleich unbenutzt zurückzuschicken. Uebrigens habe ich doch einige Ausnahmen von dieser Regel angetroffen, und zwar bei gereisten Personen, die dadurch mit der Weltsitte bekannt geworden und so allen Ländern angehörig erschienen. Wenn aber auch Einige durch Herzensgüte zu einer aufrichtig gemeinten Gefälligkeit veranlaßt wurden, so hätten sie und doch nicht den kleinsten Winkel ihres Hauses abtreten können, ohne sich selbst die größten Entbehrungen und Verlegenheiten aufzu-

Digitized by Google

sinken, denn der Mangel an Gewerbsfleiß und die hohen Zölle machen die größten Einschränkungen nothwendig, und es wäre daher wirklich unbedachten gewesen, irgend etwas anzuwenden.

Von dieser Unmöglichkeit einer gastlichen Aufnahme überzeugten wir uns zur Genüge, als wir uns in der Stadt nach einer Wohnung umsahen, denn es war auch nicht ein einziges bewohnbares Gemach zu finden. In Palma besteht ein Zimmer aus vier durchaus kahlen Wänden, ohne Fenster und Thürflügel. In den meisten bürgerlichen Häusern giebt es gar keine Glasfenster, und will man sich diese Unbehmlichkeit verschaffen, die im Winter doch höchst nothwendig ist, so muß man sich erst die Rahmen dazu bestellen. Jener Miether nimmt daher beim Ausziehen doch man wechselt hier fast nie die Wohnung) die Fenster, die Schlösser und selbst die Thürangeln mit. Sein Nachfolger muß dies Alles von neuem machen lassen, wenn er es nicht vorzieht, dem Winde freien Eingang zu gestatten, wie man dies fast überall in Palma sieht. Sechs Monate gehören wenigstens dazu, um sich das Nöthige anfertigen zu lassen, und zwar nicht blos Fenster und Thüren, sondern auch Betten, Tische, Stühle, kurz Alles, was zur einfachsten Möblirung erforderlich ist. Es giebt nur äußerst wenig Handwerker, und diese arbeiten aus Mangel an Werkzeugen und Material sehr langsam; auch hat der Majorkaner immer einen Vorwand, um sich dem Arbeiten zu entziehen. Das Leben ist so lang! Man muß ein Franzose seyn, um es heißt übereilenden zu können, um zu verlangen, daß etwas gleich gemacht werden soll; denn wenn man schon ein halbes Jahr gewartet hat, warum sollte man nicht noch länger warten können? Wenn einem das Land nicht gefällt, weshalb bleibt man dort, man bedürfte ja hier unserer nicht! Unterwegen wird man doch nicht Alles Kopf oben, Kopf unten fahren! Ob gewiß nicht, denn sehen Sie, wir lassen die Leute reden, und wir thun, was uns beliebt. — Was kann man hier sein Möbel stehen! — Was heißt das, leihen, Möbel leihen? Wir haben keine übrig, um welche zu verleihen. — Kann man keine kaufen? — Da müßten sie schon fertig dastehen, und man hat hier keine Zeit, welche vorräthig zu halten; wenn Sie welche brauchen, so lassen Sie sich diesleben aus Frankreich kommen, wenn man doch in diesem Lande Alles vorräthig hat. — Um aber aus Frankreich etwas kommen zu lassen, ist ebenfalls ein dahres Jahr erforderlich, und dann muß man noch den Eingangszoll bezahlen; das man also die Thorheit begangen, hierher zu kommen, so kann man sie nur dadurch gut machen, daß man sich gleich wieder entfernt; das rathe ich Jedem, oder man muß Geduld haben, viel Geduld. Mucha calma, viel Geduld, das ist die Beredtheit des Landes.

Von diesem Rath machten wir gleich die Nutzanwendung, als man uns, gewiß aus guter Absicht, den schlechten Dienst erzeigte, ein Landhaus für uns zu miethen. Es war die Villa eines reichen Bürgers, der sie uns für den Preis von 100 Franken monatlich ganz überließ. Sie war auf dieselbe Weise möblirt, wie alle Landhäuser der Insel; Betten mit Gardinen, Lehnstühle mit Lehnen, Strohstühlen, dünne Matrazen, Strohstühle, Tische aus rohem Holz, weiß übertünchte kahle Mauern, und aus übergrossem Luxus saß in allen Stuben Glasfenster; in dem Gemache, welches Saal genannt wurde, hingen vier abscheuliche Kaminstücke, wie man sie in jeder elenden Dorfschenke in Frankreich vorfindet, die unser Wirth, der Senor Gomez, mit vielem Stolz als eine Zierde hatte einsetzen lassen, um damit die Wände seiner Eigenthums zu verzieren. Im Uebrigen war das Haus geräumig, lustig, saß zu lustig, gut eingetheilt und sehr schön gelegen, am Fuße fruchtbarer, allmälig sich senkender Berge, in einem blühenden Thale, an dessen Ende die gelben Mauern Palma's und die ungeheure Masse seiner Kathedrale hervorragten; das schimmernde Meer schloß den Horizont.

Die ersten Tage verbrachten wir in dieser Zurückgezogenheit unter Spaziergängen und in jenem ergötzlichen Umherirren, zu dem uns ein köstliches Klima und eine reizende, uns ganz neue Natur einluden. Niemals hatte ich mich weit von meinem Vaterlande entfernt, obgleich ich fast mein ganzes Leben auf der Landstraße zugebracht habe; nun erscheinen mir solche Orte eine Begierde, die mir einerlei von der unserer gemäßigten Zone sich unterschied. Als ich Italien sah, betrat ich on den Toskanischen Küsten zuerst das Land, und die großartige Vorstellung, die ich mir von jenen Gegenden gemacht hatte, störte mir den Genuß ihrer ländlichen Schönheit und lachenden Anmuth. An den Ufern des Arno glaubte ich in die Wellen des Indus zu blicken, und ich ging bis nach Venedig, ohne über etwas erstaunt oder ergriffen zu seyn. In Sicilien konnte ich aber keine Vergleichung mit bekannten Gegenden anstellen; die Menschen, die Häuser, die Pflanzen und selbst die kleinsten Kiesel am Wege hatten ihren durchaus eigenen Charakter. Meine Kinder fanden daraus so großen Gefallen, daß sie unsere Reisekoffer mit schön gedörrten hundsfarbigen Quaggen und Marmorsäulen anfüllen wollten; die Umzäunungen aller Gehöfte bestehen aus Felsenstücken von Porphyr. Von den Bauern, die uns Alles, bis auf die dürren Zweige, aufkaufen sahen, hielten uns einige für Apotheker, andere für freigelassene Verrückte.

Die große Berschiedenartigkeit ihres Anblicks verdankt die Insel dem beträchtlichen Wechsel, die ein angebauter und von den verwelkten Gewächsen verschiedener Boden hervorbringt. Ein ziemlich der Theil, den wir damals bewohnten und der „Etablissments" genannt wurde, im Umkreis von wenigen Meilen sehr mannigfaltige Landschaften. Um uns herum waren die angebauten fruchtbaren Hügel in breite Stufen eingetheilt, die sich unregelmäßig um dieselben herumzogen. Diese terrassenförmige Bearbeitung, welche in allen Theilen der Insel angewendet wird, die beständig von den Regengüssen und dem Anschwellen der Bäche bedroht sind, ist sehr vortheilhaft für die Bäume und verleiht der ganzen Landschaft das Ansehen eines vortrefflich gepflegten Baumgartens. Zu unserer Rechten stieg der Boden allmälig von der grünen Weide bis zu dem mit Tannen bedeckten Berggipfel an. Am Fuß dieser Berge rauscht im Winter und nach den Gewitterzügen des Sommers ein Strom entlang, von dem wir bei unserer Ankunft nichts als das mit Kieseln überzogene Bett gewahrten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Mademoiselle Sedaine und das literarische Eigenthum.

(Schluß.)

Wenn nicht zuweilen Worte des gesunden Menschenverstandes auf solche Paradoxen antworteten, so konnte man glauben, daß die Schriftsteller die Literatur und sich selbst zu gering anschlagen. Berechtigt durch solche Beispiele, konnten Sie, meine Herren Deputirten, sich in der Idee der unbeschränkten Gewohnheit befestigen, die Fragen der Zeit leichtfertig zu behandeln. Sie konnten Meinungen hergenommen, welche das einzige unbestreitbare Talent besitzen, mit dem der Himmel die Erde beschenkt hat, und von denen Platon, wenn Sie sich dessen erinnern, sagt hat: „Der Dichter ist ein gesitgeltes und heiliges Wesen. Er ist unfähig, zu singe, ehe ihn der Wahnsinn der Begeisterung ergreift. Er hat eine göttliche Kraft, die ihn bewegt, ähnlich der bei der Magneteisenstein. Eine lange Kette eiserner Ringe empfangen von dem Steine die magnetische Kraft. Der Dichter entlehnt die seinige der Muse und theilt sie dem Schauspieler mit". Und wenn Sie die Mißverhältnisse, die zwischen diesem Stande und anderen vorhanden sind, aufmerksam prüfen, wenn Sie erwägen, daß er allein immer dem Fortschritt des allgemeinen Wohlstandes zurückgeblieben ist, so werden Sie nicht erlauben, daß man, um einige Intriguanten abzuschrecken, in Ihrem Namen die inquisitorischen Untersuchungen betreibe, welche geeine Gelehrte und Schriftsteller zwingen, öffentlich zu erklären, weshalb sie von unserer reichen Nation eine elende Unterstützung empfangen, auf die sie eben sowohl Anspruch haben, wie der Soldat und Beamte. Der Gesetz-Entwurf, welchen die Pairs-Kammer schon verstümmelt hat, wird Ihnen übergeben werden; durch das Beispiel der Tochter Sedaine's habe ich zeigen wollen, wie ungenügend unsere Gesetze über das literarische Eigenthum sind. Das Gefühl, welches sich während dieser Erörterungen in der Pairs-Kammer kundgegeben hat, war ohne Zweifel der Wunsch, dem Privatleben der Schriftsteller und nach ihrem Tode ihrer Familie einen unabhängige, unabhängige und mit Würde stimmende Haltung zu geben und der Erbin des Literaten alles Abenteuerliche und Zigeunerartige zu nehmen, was seiner so unwürdig ist. Es ist also wichtig, sich zu erinnern, was an diesem Tage gesprochen wurde. Es läßt sich auf wenige Worte reduziren.

Am 23. Mai 1839 machte Herr Portalis den Vorschlag, die Eigenthumsrechte des Schriftstellers bis auf fünfzig Jahre nach seinem Tode auszudehnen. Dieser Vorschlag wurde bekämpft und durch den 2ten Art. des Entwurfs die Ansprüche der Erben auf 30 Jahre beschränkt. Der Gedanke der Gegner war der, der Ruhm der Schriftsteller könne darunter leiden, wenn ihre Werke 50 Jahre von ihrer Familie unter Sequester gehalten würden, und ihre Mißhelligkeiten könnten fortwährend den Werken ihrer Väter schaden. Die Minister die Ausgaben nicht nach dem Bedürfniß und der Laune des Publikums vervielfältigt werden, und da das Publikum in dieser wichtigen Angelegenheit keinen Advokaten habe, so wäre es billig, ihm auch Vertheidiger zu geben.

Gewiß ist dies eine wichtige Angelegenheit für das Land, da es sich um seine Bildung und seinen Ruhm handelt. Daher rühren sich die Fürsprecher des Gesetz-Entwurfs nur auf die großmüthige Sorgfältigkeit der Literaten, welche sie zu gleichgültig gegen ihren materiellen Vortheil mache und sie nicht befähige, durch weise Maßregeln für die Zukunft ihrer Erben zu sorgen. Ein Redner ging über die Frage hinaus, um die Werke der Mechanik und das Genie, das sich in der Vervollkommnung der Dampfmaschinen bethätigte, zu preisen. Er vergaß, daß, wenn die Erfindung einmal da ist, die gewöhnlichen Menschen sich durch Anwendung derselben bereichern, und daß für hunderttausend Werke der Industrie nur Eine Erfindung nöthig ist, während es in der Literatur für jedes Werk einer besonderen Erfindung bedarf. Die Kammer blieb endlich beim Unbestimmten und Problematischen stehen, denn man muß sich hier sagen, weshalb gerade die dritte Generation eines berühmten Schriftstellers, nicht die erste oder zweite, ihres Eigenthums beraubt werden solle.

In der That, meine Herren, das gegenwärtige Schicksal der Tochter Sedaine's kann Ihnen zeigen, daß in den Vorwürfen, die Sie zuweilen der Regierung machen, die thörichten Ausgaben über diesen oder jenen Punkt seine Schuld finden; denn wenn Sedaine's Tod dieselbe durch ihre musterhafte Sparsamkeit verdient. Er größer aber diese ist, desto unsicherer scheint es, ihr Witwen und Waisen zu hinterlassen.

Ein Umstand konnte Ihnen in der Erörterung der Pairs-Kammer auffallen, daß sie nämlich flüchtig war und nicht in den innersten Kern eindrang. Niemand dachte daran, daß die Kommt auf den Weg der Gesetzgebung Aussicht zu führen, auf selbe theilweise der Muth, ungesetzen, daß man Angesichts des Landes einen persönlichen und kräftigen Antheil an einer Frage der Kunst und der Literatur nehme. Auch in Ihren Kammen wird diese Bedenklichkeit und Verschämtheit sich zeigen; und gerade diejenigen, die selbst der Literatur angehören, sind am furchtsamsten. Sie besorgen, ohne es zu wissen, sich nicht genug als Staatsmänner zu zeigen und für ihre eigene Sache, für die Werke der Phantasie das Wort zu führen, nicht etwa, als ob sie diese nicht für die vorzüglichsten hielten, aber sie verzweifeln, diese Ueberzeugung zur Anerkennung zu bringen.

Digitized by Google

Die Frage war meiner Ansicht nach nicht die, um 30, 50, 100 Jahre den Augenblick hinauszuschieben, wo ein Werk der Literatur dem öffentlichen Besitz verfällt, es handelte sich nicht darum, wie es geschehen ist, Partei für die Nation gegen die Familie oder für die Familie gegen die Nation zu nehmen, sondern es mußte ein Mittel gefunden werden, die Rechte der Erben mit den Rechten der Gesellschaft in Uebereinstimmung zu bringen. In dieser Erörterung haben aber die Herren Pairs die Gränze, welche den Besitz der Familie von dem der Nation trennt, nicht immer deutlich gezogen. Offenbar hatten die Advokaten beider Parteien Recht. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Ihre und ihre Form demjenigen gehören, der sie zuerst ausgesprochen hat, und wenn das Eigenthumsrecht den Erben zuerkannt ist, so sieht man nicht ein, weshalb die vierte Generation desselben beraubt seyn sollte. Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß, da der Verfasser seine Werke geschrieben hat, um der Literatur ein Geschenk damit zu machen, welche ihn durch ihre Bewunderung und durch ihr Geld belohnt, das Eigenthum zwischen der Familie und der Nation getheilt werden muß. Diese Theilung ist leicht zu machen. Das Land muß erklären, daß nach dem Ableben des Verfassers das Eigenthum erloschen ist. Daß von diesem Tage an die Theater seine dramatischen Werke so oft aufführen können, als es ihnen beliebt, ohne daß es den Erben gestattet sey, das Werk zurückzunehmen, die Aufführungen zu verzögern oder den Druck zu hindern; aber daß sie Anspruch auf dasselbe Honorar haben wie der lebende Verfasser; daß die Buchhandlungen das Recht haben sollen, nach dem Tode des Verfassers so viele Ausgaben zu veranstalten, als sie Lust haben, aber gegen Entrichtung eines bestimmten Honorars.

Wäre nicht so für Alles gesorgt? Nicht allen Anforderungen der Billigkeit genügt? Das Land hat sich öfter über die durch die Hinterlassenen herbeigeführten Verzögerungen zu beklagen gehabt. Es werden berühmte Memoiren angekündt, die des Herzogs von Saint-Simon, deren Druck seiten Jahre lang aufgehalten wurde, Bücher von praktischem Nutzen, welche gar nicht gedruckt werden können. Es hat sich getroffen, daß die Erben eines Schriftstellers seine Memoiren dieser oder jener Familie verkauft haben. Dadurch wird die Nachwelt beeinträchtigt, und dies muß verhütet werden. Diese flüchtige Skizze des Gesetz-Entwurfs hat auch noch den Vortheil, daß sie den Erben eine Einnahme gewähren würde, welche in richtigem Verhältniß zum Erfolge des Buches stände. An einem schönen Abende würde ein Erbe Meliere's 1000 Fr. einnehmen, in manchem Jahre ein Nachkomme Pascal's, Fenelon's, Montaignes 20,000 Fr. empfangen. Es würde hierdurch jeder Anspruch mit der strengsten Billigkeit abgemessen werden, und wenn die Dichter noch die Verdanken wärmen der Nation einen Vorwurf zu machen haben. Auch an der Weise des Gesetzes würden die Gerichte Gutes zu thun haben; die Einkünfte würden an der allgemeinen Achtung und am Barometer des öffentlichen Geschmacks gemessen werden können. Die Charlatane und die Gilbert würden nicht mehr Hand an sich legen und die Enkel Corneille's und Sedaine's im Wohlstande leben.

Wenn man erwägt, wie schwer es ist, ein Recht zur gesetzlichen Anerkennung zu bringen, daß einem Menschen, welcher ererbten oder erworbenen Besitz einräumen, so muß man denjenigen als einen Verbrecher und Verführer betrachten, der zuerst das Wort schriftstellerische Laufbahn ausſprach. Im Vertrauen auf dieses sinnlose Wort haben Tausende von jungen Leuten, getäuscht von einer chimärischen Hoffnung, ihre Barke ins trügerische Meer der Oeffentlichkeit getrieben. Sie haben die Laufbahn wie jeder andere angesehen; sie glaubten, daß auch hier ein allmäliges Steigen von Stufe zu Stufe bis zu einer gewissen Pairs-Würde stattfinde. Aber sie haben den steilen Abstieg zwischen diesem Gewerke und anderen übersehen. Ueberall giebt die Dienstzeit Ansprüche, und man fordert vom Offizier, vom Diplomaten, vom Beamten nur seine Anwesenheit und Tauglichkeit in der Arbeit, die öffnet ihm den Weg zu einer unfehlbaren Beförderung. Aber das Leben des Literaten ist wegen seiner Fehlschläge mit dem Leben des Spielers zu vergleichen.

Es ist das Verhängniß der Literatur und der Künste, daß nie eine Stellung definitiv erobert werden kann. Bei jedem neuen Werke wird der Verfasser wieder in die Arena getrieben, Verworfen und mit dem unwiderstehlen durch einander geschüttelt. Die dramatische Kunst ist die geschmackteste. Man könnte dem Publikum das Recht bestreiten, leichtfertig zu seyn, aber es hat sich dasselbe einmal genommen. Für den berühmtesten Schriftsteller ist jedes neue Werk ein Debüt. Die Unbankbarkeit des Publikums ist unbegränzt. Kann man hat es einem Werke Beifall geklatscht, so fragt es auch schon nach einem anderen. Gestrige Siege werden wie Vergangenheit ausgestrichen und der Dichter wie ein Spielwerk zerkrümmert, und wenn auch zwanzig Lorbeerkränze seine Stirn schmückten. Aufgereizt zu höhnischem Mißtrauen gegen jede produktive Kraft, gibt das gleiche Publikum hinter und her, wie die Thiere der Wüste, welche den Blick des Menschen nicht aushalten können, welche aber, wenn er strauchelt, über ihn herfallen, um ihn zu verschlingen.

Es hängt gewiß mit den von gesetzgebenden Körperschaften ab, diese Lotterie, diesen immerwährenden Ostracismus abzustellen; aber es steht in ihrer Macht, den Arbeitern den Gedanken den Trost zu geben, daß sie nie mit unsäglichen Anstrengungen ergezten Werke als ihr Eigenthum ansehen dürfen. Man sieht aus dem Beispiele, welches ich zum Texte meiner unnützen Reden genommen, daß, wenn Sedaine Maurer geblieben wäre, um zu leben, und Dichter, um zu lachen, er seiner Tochter mehrere Häuser und einen großen Palast hinterlassen haben würde. Hier könnte ich Komödien aufführen lassen, und hiesigen, welchen sie seit mehr als ihren Sitzen schwerlich fällt, würden sich zu einer Einladung dazu gesellen dürfen, die Dramen und der Kummer würden sie nicht des Gesichts beraubt haben. So aber, da Sedaine Dichter, um zu leben, und Maurer, um zu lachen, gewesen ist, haben seine Kinder leiden und dulden müssen, ich sage seine Kinder, denn Mlle. Sedaine hat auch einen unglücklichen Bruder.

Mlle. Sedaine hat vor acht Jahren eine Bittschrift um Wiederherstellung ihrer Pension eingereicht. Die Bittschrift wurde von Lamartine, Salvette, Dupin, Pagès, Etienne, Bignon, Bignet, Clement, Roper-Collard, Salvandy, Duchâtel, Guizot und Thiers unterstützt. Mehrere dieser Herren sind ab und zu Minister geworden. Ihrer hat die von ihm selbst unterschriebene Bittschrift gleichwohl nicht unberücksichtigt gelassen. Wenn man König von Frankreich wird, ist es Sache, zu antworten: „Ich erinnere mich nicht der Beleidigungen, die dem Herzog von Orleans zugefügt sind.“ Aber noch ehrenvoller ist es, zu sagen: „Ich erinnere mich der Forderungen des Herzogs von Orleans.“

A. de Bigny.

Mannigfaltiges.

— Bettina von Arnim. Die Revue de Paris vom 31. Jan. widmet dieser geistvollen Frau einen Artikel, der aus der Feder des Herrn Louis Prevost herrührt, eines jungen Franzosen, der seit längerer Zeit in Berlin aufgehalten und ihrer Bande der Verwandtschaft angehäuft hat, die ihn wohl auch bald wieder nach Deutschland zurückführen werden. Herr Prevost kennt die im vorigen Jahre erschienene „Günderode“ noch nicht, beurtheilt also die Schriftstellerin nur nach dem Briefwechsel des „Kindes“ und stellt auch danach einen Lebensabriß Bettina's zusammen, so gut er es eben vermag. „Ich habe“, schreibt er, „als ich in Berlin war, Frau von Arnim nur einige Male gesehen aber sie scheint, so wenigstens hoffte; sie hat mir jedoch durchaus nichts mitgetheilt wollen. „Meine Lebensereignisse (sagte sie zu mir) sind nicht interessant genug, um Stoff zu einer Biographie zu liefern. Ich lebte nach innen und sehr wenig nach außen: man kümmert sich aber selten um das, was ein Mensch gedacht, sondern hauptsächlich um dasjenige, was er gethan hat. Uebrigens (fügte sie hinzu) habe ich nie mehr gelebt, seitdem Sie ja erfunden. Lügen Sie nur, lügen Sie, so viel als Sie wollen; ich werde Ihnen nicht widersprechen, ja, ich werde die Erste seyn, das zu glauben, was Sie auf meine Unkosten schreiben.“ — Glücklicherweise hat Herr Prevost nichts geschrieben, was er nicht verantworten könnte; denn diese es ihm auch die Deutsche Frau selber so hingeworfen, das Deutsche Publikum würde mit gleicher Geschicklichkeit verfahren. Hören wir, was Herr Prevost unter Anderem in der Einleitung seines Artikels sagt: „Seit einiger Zeit ist in Frankreich ein Name groß geworden, den man nur zu nennen braucht, um alle schrecke Wige niederzuschlagen, die bisher gegen schriftstellernde Frauen gemacht worden. Zwischen Georgie Sand und Bettina von Arnim existirt eine Verwandtschaft, welche der Kritik gefitzigt Verwandtschaft. Beide besitzen in gleichem Maße die Freiheit des Gedankens und der Form; beide urtheilen mit gleicher Strenge über unsere gesellschaftlichen Einrichtungen. Aber hierauf beschränkt sich auch ihre Aehnlichkeit; denn wenn Frau von Arnim und Madame Sand Beide mit der Gegenwart zu brechen und sich freiwillig von dem, was erstirt, zu isoliren scheinen, um sich in ihrer eigenthümlichen Welt abzuschließen, so verwacht dieser Entschluß bei der Einen aus einem ganz anderen Prinzip, als bei der Anderen. Frau v. Arnim ist eine Deutsche, und das Vermögen der Konzentrirung in sich ist bei ihr in einem hohen Grade entwickelt. Wenig kümmert es sie, ob die Menschen, die sich umgeben, sie in Bewegen, kalt und egoistisch, ob ihre Begriffe beschränkt und kleinlich seyen, ob die gesellschaftliche Organisation auf Vorurtheilen ruhe: was hat sie mit der Welt zu schaffen? Kann sie sich ihr nicht entziehen, so oft sie will? Sie braucht ihre Phantasie nur den Zügel entfallen zu lassen und befindet sich dann gleich in jenen überwissen Reichen, wo unaufhörlich eine geheimnißvolle Musik ertönt, wo es nur immer blühende Gärten, Paläste von Krystall und Rosen zu sehen giebt. Madame Sand dagegen, wenn sie sich von der Gesellschaft isolirt, so geschieht es nur, um stärker auf sie einzuwirken; wenn sie die gegenwärtige Organisation derselben tadelnd zu träumt sie zugleich eine bessere. Diese Sand weiß ganz genau, was sie will; bei ihr ist der Begriff fertig und sie eine systematische Form erhalten; bei Bettina liegen in Allen gleichsam im Zustande des gesetzlos verblieben, oder wenn auch hier und da einige entschiedene Ansichten durchblicken, so fehlt es ihnen doch an jener belebenden Einheit, wodurch sie mit einander verbunden werden könnten, um so ein harmonisches Ganzes zu bilden. Das ist auch der Fehler, den ihr Goethe vorwarf. „Wir müssen dahingestellt sein lassen, ob diese Charakterität der beiden Schriftstellerinnen ganz richtig und ob nicht vielmehr ihr unterscheidendes Merkmal darin zu suchen sey, daß die Deutsche eine entschieden poetische und die Franzöin eine eben so entschieden politische Natur ist. Im Ganzen hat doch Herr Prevost das Verdienst des Goethe-Bettinaschen Briefwechsels besser aufgefaßt, als wie es einem Ausländer zugetraut hätten. Am Schlusse seines Artikels stellt der Verf. auch noch eine Uebersetzung derselben Briefe Berchovens an Bettina mit, die wir kürzlich in dem jetzt in Berlin erschienenen „Athenäum“ (von Dr. K. Riedel) gelesen haben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Mittwoch den 10. Februar 1841.

Frankreich.

Berryer.

Das Herr Berryer die Zierde des Französischen Advokatenstandes, der Ritter der Rednerbühne und der Fahnenträger der Legitimität ist, darf als weltbekannt vorausgesetzt werden. Aber es dürfte interessant seyn, zu erfahren, wie sich diese mächtige Dreiheit gebildet hat, wie er von der Schulbank in den Gerichtspalast, aus dem Gerichtspalast auf die Rednerbühne gelangt ist, und wie dieser Bürgerliche als Verfechter der Abkömmlinge Ludwig's des Heiligen Ehrbot und Beifall errungen hat, er, der Vertheidiger einer bevorzugten Partei, der ohne andere Waffe als die des Worts unter die feindlichen Phantangen geworfen wurde.

Pierre Antoine Berryer wurde am 4. Januar 1790 zu Paris geboren; sein Vater, der noch lebt, nahm schon vor der Revolution eine ziemlich bedeutende Stellung im Gerichtsstande ein. Da er detrat und geschickt war, so hätte er es, wie so viele andere Advokaten der damaligen Zeit, seine Stimme in der konstituirenden Versammlung, der gesetzgebenden Versammlung oder des Konvents ertönen lassen können, wie so viele andere hätte er dem Wohlfahrts-Ausschuß seinen Kopf hintragen können; aber er hielt sich zurückgezogen und betrauerte den Untergang der Gerechtsame seines Standes. Als der revolutionaire Sturm sich etwas ausgetobt hatte, vertraute er seinen Sohn den Oratorianern von Juilly. Der junge Berryer gab schon in frühester Jugend Proben seiner Fassungskraft, aber auch seiner Faulheit; er war im Ganzen ein ziemlich mittelmäßiger Schüler, der nur in Absätzen arbeitete, der im Griechischen sehr verrufen war, aber zuweilen vortreffliche Französische Ausarbeitungen lieferte. Hingegen zeichnete er sich wieder durch seine Frömmigkeit aus, und als er seine philosophischen Studien beendet, wollte er mit aller Gewalt zum Priesterstande übergehen. Wie tief sich wohl ermessen, welche Rolle dieser neue Bossuet gespielt haben würde, den das Schicksal jetzt zum monarchischen Mirabeau gemacht hat? Man denke sich ihn auf der Kanzel, einem Volke gegenüber, das für den Glauben erfochten ist, das aber dennoch nach dem Glauben schmachtet; man denke ihn sich, erfüllt von heiliger Begeisterung, die Völker zu Gott rufen, mit der gewaltigen Stimme, die jetzt vor Minister stürzt. Wer möchte die Gränzen des Möglichen bestimmen?

Jedenfalls ließ diese religiöse Erziehung in dem jungen Mann einen unauslöschlichen Eindruck zurück. Als Berryer sich in das Getriebe der Welt stürzte, als er bis an den Hals in den Materialismus und in der praktischen Gottlosigkeit und in die Zerstreuungen der Welt versank, blieb er immer katholisch, immer gläubig gesinnt. Sein Glaube ist, nach Versicherung seiner Freunde, wahrhaft Italiänischer oder Spanischer Natur; er ist wahr und aufrichtig, aber sehr biegsam und behnbar.

Die Natur schien Berryer ausdrücklich zum Redner geweiht zu haben. Eine klare und mächtige Stimme, eine schöne und ausdrucksvolle Gestalt, weite Lungen, die leidenschaftliche Organisation eines Volks-Tribuns, überhaupt alle Rednergaben waren ihm zu Theil geworden. Nachdem er einige Jahre dem theoretischen Studium des Rechts gewidmet, nachdem er einige Monate bei einem Advokaten zugebracht, um sich in der gerichtlichen Zechtkunst zu üben, nachdem er im Alter von 21 Jahren ein schönes junges Mädchen geheirathet, trat er in der letzten Zeit des Kaiserthums hervor. Sein erstes Auftreten war ein Triumph; der junge Advokat schien die Aktenstöße weniger zu studiren als ihren Inhalt zu errathen. Als Mensch der Leidenschaft und zugleich der Zahlen, brachte er Leidenschaft in die Zahlen und Zahlen in die Leidenschaft. Zu dieser Zeit, d. h. im Jahre 1815, hatte Berryer noch keine politische Ansichten. Er diente weder den Krieg noch den Despotismus und theilte dennoch bis zu einem gewissen Punkte den Napoleonischen Enthusiasmus der damaligen Jugend. Sein Vater verdankte übrigens die Wiederkehr seines Vermögens dem Kaiserlichen System.

Als endlich die erste Restauration eintrat, fand sie in Berryer einen eifrigen Royalisten, und seit dieser Zeit haben seine politischen Ansichten im Ganzen nicht geschwankt. Einige schrieben die Ehre seiner Bekehrung einem Mailändischen Flüchtlinge zu, von dem er erfahren hätte, daß jenseits des Meeres noch einige Abkömmlinge des Stammes der Bourbons lebten. Wenn diese Thatsache wahr ist, so erscheint es als eine sonderbare Laune des Schicksals, daß gerade derjenige sich zum Vertheidiger der vertriebenen Dynastie erheben hat, dem vor zwanzig Jahren nicht einmal ihre Existenz bekannt war. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, trat Berryer in die Reihen der Königlichen Freiwilligen. Nach den hundert Tagen weihte er sich der Vertheidigung der Opfer der Reaction, „in der Ueberzeugung, daß es nicht Sache des Königthums sey, die Verwandten vom Schlachtfelde aufzuheben, um sie dem Schaffot zu übergeben.“ In dem Prozesse des Marschalls Ney unterstützte er seinen Vater und Herrn Dupin; nicht minder führte er vor einem Kriegsgerichte das Wort für den General Debelle, und wenn er ihn auch nicht der Beruthellung entreißen konnte, so bewirkte er doch wenigstens eine Milderung seiner Strafe. Einige Tage später, den 26. April 1815, trug er einen vollständigen Sieg davon: der junge Freiwillige der Königlichen Armee schirmte mit der Klinge seiner Beredsamkeit einen der ruhmvollsten Veteranen der Kaiserlichen Armee; er trotzte allen Rücksichten und wurde fast als Aufrührer behandelt, aber er rettete den General Cambronne. In dem Prozeß der Generale Canuel und Donnadieu, welche eines Komplotts gegen das Leben des Königs beschuldigt wurden, zeichnete sich Herr Berryer durch heftige Ausfälle gegen den Ministerium Decazes aus, welches er beschuldigte, daß es die Aufstände in Lyon und Grenoble veranlaßt habe. Eine Broschüre, die er über diesen Gegenstand veröffentlichte, machte Aufsehen, und Berryer wurde so zu der Schattirung der reinen Royalisten hingetrieben, die sich um Chateaubriand, Bonald, Lamennais, Cordiere, Villèle gruppirten und deren Organ der „Conservateur“ war.

Die politischen Prozesse entzogen Berryer nicht dem Civil-Prozessen. Begünstigt durch einen außerordentlichen Scharfsinn, genügte er allen Ansprüchen. Die Erbfolge des Marquis von Berac, die Liquidations-Prozesse, welche durch die Rückkehr der Emigranten veranlaßt wurden, die Streitigkeiten zwischen den Banquiers Séguin und Ouvrard, des Letzteren Lieferungen für die Spanische Armee machten ihn berühmt und bereicherten ihn. Als das Ministerium Villèle aus Ruder gelangte, sah sich Berryer genöthigt, für die Freiheit der Presse zu kämpfen; er lieh dem „Journal des Debats“, dem „Drapeau-Blanc“, der „Quotidienne“ den Beistand seines Worts. In derselben Zeit nahm er an der Gründung der „Société des bonnes Lettres“ und der „Société des bonnes Etudes“ Theil; zum erstenmale machte er sich an Fragen der höheren Politik; er fand Beifall, und vielleicht bestärkte ihn dieser Vorschmack der parlamentarischen Triumphe in der Neigung für eine politische Wirksamkeit. Schon Villèle verkannte, dieses jugendliche Talent an sich zu fesseln, aber Berryer mochte seine unabhängige, einträgliche und so vielfach bewegte Thätigkeit nicht gegen den Titel eines General-Prokurators aufgeben; er blieb Advokat, obschon er an den verschiedenen politischen Schöpfungen lebhaften Antheil nahm. Als er endlich das erforderliche Alter erreicht hatte, um die Tribüne zu betreten, ließ das Ministerium Polignac nichts unversucht, um ihn für sich zu gewinnen. Um wahrhaftig zu werden, hatte Berryer das Landgut Augerville gekauft und sich dadurch in bedeutende Schulden gestürzt. Er wurde nun dem Wahl-Kollegium von Puy zum Erfatz für Herrn von Chabrol-Chaméane, der in die Kammer trat, als ministerieller Kandidat vorgeschlagen und mit bedeutender Majorität gewählt. Er erschien zum erstenmal auf der Tribüne in der bekannten Adresse der 221, die er auf allen Kräften als unconstitutionell und aufrührerisch bekämpfte. „Was liegt daran“, sagte er, „daß Eure Adresse von Bestimmungen der Ergebenheit, der Ehrfurcht und der Liebe erfüllt ist, wenn die Rechte des Königs verletzt werden, wenn die Krone beschimpft wird? Was liegt daran, daß Ihr sagt, die Rechte des Königs sind heilig, wenn Ihr ihn zugleich in der Ausübung derselben beschränkt?“

Da ihn sein Talent von vornherein an die Spitze der ministeriellen Phalanx stellte, so mochte er sich wohl mit einer baldigen Erhebung ins Ministerium schmeicheln; in der That wurde ihm ein Portefeuille angeboten, aber er hatte sich den Ansichten Herrn von Polignac's unterwerfen müssen. Berryer, dem eine untergeordnete Rolle nicht zusagte, vertagte seine Hoffnungen. Die Juli-Revolution vernichtete sie plötzlich. Er protestirte gegen die konstitutionelle Macht, welche sich die Kammer beilegte, und bestritt ihr das Recht, über die Erbfolge der Thrones und die Wahl eines Königs zu entscheiden. Das Juli-Königthum wurde nichtsdestoweniger proklamirt. Die meisten Legitimisten verließen nun die Kammer, und Berryer blieb so gut wie allein. Dazu kam noch die Verlegenheit, in welche ihn die Ehrbestellung brachte. Viele seiner politischen Freunde wollten ihn auf seiner Bank zurückhalten; andere dagegen ermahnten ihn, sein Leben nicht für eine verlorene Sache zu opfern. Den letzteren beiden Vorschlägen wählte Berryer den mühseligsten und unfruchtbarsten,

Digitized by Google

oder den ewigen. Er leistete den Eid, und sah sich nun zu einer fortwährenden Opposition verdammt.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Ein Ausflug nach Majorka.

(Schluß.)

In einiger Entfernung von unserer Einsiedelei theilte sich der Strom in mehrere Arme und schien sich in der Ebene zu verlieren. Die Ort- und Johannisbrodbäume reichten ihre Zweige bis zu der bebauten Erde und gaben dieser kultivirten Gegend den Anblick eines Waldes. Auf den zahlreichen Hügeln, welche diese waldige Region begränzten, erhoben sich Hütten, die zwar in wahrhaft Lilliputischen Dimensionen, aber in großem Styl gebaut waren. Man kann sich gar nicht denken, wie viele Scheunen, Heuschober, Ställe, Höfe und Gärten ein pagès (Eigenthümer eines Bauerguts) auf einem Morgen Landes zusammenhäuft, und welcher angeborene Geschmack ihn unbewußt bei diesen mannichfachen Bauten leitet. Das Wohnhäuschen besteht gewöhnlich aus zwei Stockwerken mit einem flachen Dach, dessen Vorsprung eine durchbrochene Galerie bedeckt, wie eine Reihe von Zinnen, über die ein Florentinisches Dach hinausragt. Diese symmetrische Krone giebt den gebrechlichsten und armseligsten Gebäuden einen Anschein von Glanz und Macht, und die gewaltigen Trauben von Türkischen Weizen, die, zwischen jeder Oeffnung der Galerie hängend, in der Luft trocknen, bilden ein schweres, in Roth und Goldgelb schattirtes Feston, das eine ungemein reiche und gefällige Wirkung macht. Um dieses Häuschen zieht sich meist eine starke Kaktus- oder Indianische Feigen-Hede, deren krauses Netzwerk sich zu einer Mauer in einander schlingt und die leichten Schilf- und Rohr-Einfriedigungen, in denen die Saat eingeschlossen sind, gegen die Nordwinde schützt. Da diese Bauern sich niemals unter einander bestehlen, so brauchen sie zur Bewahrung ihres Eigenthums keines anderen Schutzes. Mandel- und Orangen-Gehölze umgrünen den Garten, in welchem man kein Gemüse außer Spanischen Pfeffer und Liebesäpfel anbaut; dies Alles aber giebt ein herrliches Kolorit, und oft breitet, um das allerliebste Bild zu vollenden, ein Weinstock zu Füßen, ein einziger Palmbaum in der Mitte seinen anmuthigen Schirm aus oder neigt sich, wie ein schöner Federbüschel, graziös zur Seite.

Diese Region ist eine der fruchtbarsten der Insel, doch bestätigt Herr Graffet de Saint-Sauveur in seiner Reise nach den Balearischen Inseln Alles, was ich früher über das Unzureichende der Kultur im Allgemeinen auf Majorka gesagt habe. Die Bemerkungen, die sich diesem Kaiserlichen Beamten im Jahr 1807 über die Unwissenheit und den Stumpfsinn der Majorkanischen pagès aufdrängten, veranlaßten ihn, den Ursachen davon nachzuspüren. Die hauptsächlichsten sind die große Menge der Klöster, die einen Theil der schon so geringen Bevölkerung in Anspruch nehmen (diesem Uebelstande ist jetzt freilich durch das energische Verfahren Espadal's abgeholfen, das ihm die Majorkanischen Frauen nie verzeihen werden), und der Geist der Dienstbarkeit, der die Bauern bubenweise an irgend einen Edelmann oder einen Reichen fesselt. Dieser Mißbrauch besteht immer noch in seiner ganzen Kraft; jeder Majorkanische Edelmann hat ein so zahlreiches Gesolge, daß sein ganzes Einkommen kaum hinreicht, sie zu erhalten, obgleich Jeder daraus seine Eitelkeit noch irgend ein Vortheil erwächst, denn Niemand kann schlechter bedient seyn, als er es durch diese Ehrendiener ist. Wenn man sich fragt, wie ein reicher Majorkaner sein Einkommen in einem Lande verzehren kann, wo es weder Luxus noch andere Lockungen giebt, so findet man dies ganz natürlich, wenn man sein Haus mit diesen schmutzigen Müßiggängern bevölkert, deren Gefräßigkeit sieht, die eine Masse für sie bestimmter Gebäude bewohnen, und die, wenn sie nur ein Jahr im Dienst des Herrn zugebracht, dadurch für ihr ganzes Leben gesicherten Anspruch auf Kleidung, Nahrung und Wohnung haben. Diejenigen, welche ihre Dienstverpflichtungen aufgeben wünschen, müssen gewissen Vortheilen entsagen, doch bleibt ihnen für immer das Recht, allmorgentlich mit ihren früheren Kameraden die Chokolade zu theilen und, wie Sancho bei Gamache, alle Festlichkeiten des Hauses mitzumachen. Zuerst erscheinen einem diese Sitten recht patriarchalisch, und man bewundert den republikanischen Sinn, der in diesen Beziehungen der Herren und Diener durchwaltet; doch bald gewahrt man, daß dies ein Republikanismus nach der Art des alten Roms ist, und daß die Diener nur Klienten sind, die sich aus Faulheit oder Armuth der Eitelkeit ihrer Patrone unterwerfen. Es ist doch in Wahrheit ein lächerlicher Luxus, wenn man in Majorka funfzehn Diener bei einem Haushalt anstellt, der durch höchstens zwei versorgt werden könnte. Steht man nun weite Flächen unangebaut, den Gewerbfleiß daniederliegen und jeden Fortschritt durch Trägheit und Nachlässigkeit unterdrückt, so wird man nicht, wer mehr zu verachten ist, der Herr, welcher die moralische Erniedrigung seiner Mitbrüder unterstützt und erhält, oder der Sklave, der einen erniedrigenden Müßiggang der Arbeit vorzieht, die ihm eine der menschlichen Würde angemessene Unabhängigkeit sichern würde.

Einige reiche Majorkanische Grundbesitzer, welche ihre Ausgaben steigen und ihre Einnahmen sich vermindern sahen, entschlossen sich, der Sorglosigkeit ihrer Verwalter und dem Elende der Arbeiter ein Ende zu machen. Sie verkauften also einen Theil ihrer Ländereien an Bauern auf lebenslänglich, und Herr Graffet de Saint-Sauveur hat sich überzeugt, daß auf allen Besitzungen, wo man dies Mittel in Anwendung brachte, der früher unfruchtbar scheinende Boden, durch die Bearbeitung von Menschenhänden, die bei seiner Verbesserung interessirt waren, höchst ergiebig geworden, so daß in wenig Jahren beide Theile davon Nutzen zogen; so ist zum Beispiel jetzt die ganze Gegend von Establiments in einen weiten Garten verwandelt worden, die Bevölkerung hat sich vermehrt, zahlreiche Wohnungen sind auf den Hügeln gebaut und die Bauern sind zu einem gewissen Wohlstand gelangt, der sie zwar noch nicht bedeutend aufgeklärt, aber ihnen doch schon mehr Lust zur Arbeit eingeflößt hat. Es wird noch lange Zeit dauern, bis der Majorkaner thätig und arbeitsam wird, und wenn er es wird wie wir, erst dann ist Majorka von Vier nach persönlichem Gewinn durchmachen muß, um zu der Einsicht zu gelangen, daß dies doch noch nicht der Zweck der Menschheit ist, so können wir ihm wohl seine Guitarre und seinen Rosenkranz zur Zeitstödtung lassen. Gewiß ist aber ein besseres Schicksal also unsrige für diese noch in der Kindheit befangenen Völker aufbewahrt, die wir vielleicht bald in eine bessere Civilisation einweihen werden, ohne ihnen das vorzuwerfen, was wir für sie gethan haben. Sie sind noch nicht groß genug, um all den revolutionairen Stürmen trotzen zu können, welche das Gefühl unserer Vervollkommnungsfähigkeit über unseren Häuptern erregt hat. Allein daß dadurch, nicht anerkannt, verfolgt und vom übrigen Erdkreis bekämpft, haben wir ungeheure Schritte gethan, und das Geräusch unserer Riesen-Kämpfe hat diese kleinen Völker, die im Mittelländischen Meer im Bereich unserer Kanonen hausen, nicht aus ihrem tiefen Schlaf erweckt. Es wird der Tag kommen, wo auch sie an die Festtafel der echten Freiheit sich niedersetzen werden. Laßt uns den Schlüssel zu unserer besonderen Bestimmung finden, laßt uns unsere erhabenen Träume verwirklichen, und wir werden auch diese Völker, die durch ihre Schwachheit beständig eine Beute der stiefmütterlichen Völker sind, welche sich um ihren Besitz streiten, werden aus ihrer Erniedrigung sich erheben.

Drei Wochen waren wir in Establiments, als die Regenzäffe ihren Anfang nahmen. Bis dahin hatten wir himmlisches Wetter gehabt, und die Regenströmen unserer Nachtwache, in einer Blätze, und in den ersten Tagen des Dezember konnte ich noch bis fünf Uhr Morgens im Freien auf einer Terrasse die Nacht zubringen und mich der ganzen Behaglichkeit der köstlichsten Temperatur erfreuen. Und hierin kann man sich auf mich verlassen, denn Niemand auf der Welt kann seßhafter als ich seyn, und die Begeisterung für die Schönheit der Natur ist nicht im Stande, mich unempfindlich gegen den leisesten Frost zu machen. Uebrigens war meine Nachtwache, trotz der Anmuth der monbhellen Landschaft und des Blumenduftes, der zu mir heraufstieg, keineswegs mit Körperbewegungen verbunden. Ich saß still da, nicht wie ein Dichter, der nach Begeisterung hascht, sondern wie ein Müßiger, der beschaut und horcht. Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich auf jedes Geräusch der Nacht Acht gab und mir davon Rechenschaft ablegen wollte, so gut es gewiß, und Jedermann weiß dies, ein jedes Land hat seine eigenen Harmonieen, seine Seufzer, sein Geschrei, sein mystisches Flüstern, und diese materielle Sprache der Dinge ist sicher nicht eines der unwichtigsten Merkmale, die dem Reisenden auffallen. Das geheimnißvolle Plätschern des Wassers an den kalten Marmorplatten, der schwere, abgemessene Schritt der Schirren auf dem Quai, der schrillende, den Kindergeschrei so ähnliche Laut der Ratten, die sich auf diesen schlammigen Steinplatten umherjagen und streiten, und alle die flüchtigen, sonderbaren Töne, die das düstere Schweigen einer Venetianischen Nacht leise unterbrechen, sind dem einförmigen Geräusch des Meeres, dem Wer das der Schildwachen und dem schwermüthigen Gesange der Serenos von Barcelona so ganz unähnlich. Der Lago Maggiore hat andere Naturlaute als der Genfersee; das beständige Krachen der Kiesbäume in den Wäldern gleicht in nichts dem Krachen der Gletscher. In Majorka ist die Stille tiefer als irgendwo, nur die Eselinnen und die Mäulthiere, welche die Nacht auf den Weiden zubringen, unterbrechen sie zuweilen durch das Getön ihrer Glocken, deren Ton weniger ernst und melancholischer als der der Kühe ist. Der Bolero erklingt hier an den einsamsten Orten und in den düstersten Nächten. Es giebt keinen Bauer, der nicht eine Guitarre besäße und nicht damit auch zu jeder Stunde umherstreifte. Von meiner Terrasse hörte ich auch das Meer, aber so fern und so schwach, daß mir die seltsam phantastische und ergreifende Dichtung der Dschinns dabei ins Gedächtniß kam:

Pécoute	
Tout fait	
Un doute,	
La nuit,	
Tout passe.	
L'espace	
Efface	
Le bruit.	

In der benachbarten Meierei hörte ich das Weinen eines kleinen Kindes, und die Mutter sang, um es einzuschläfern, ein plötzliches Volksliedchen, das sehr einförmig, traurig und Arabisch klang. Aber andere weniger poetische Stimmen erinnerten mich an die grotteske Seite von Majorka. Die Schweine erwachten und klagten ihr Leid auf unbeschreibliche Weise. Der pages, der Familienvater, entriß sich dem Schlafe auf diesen Ruf seiner geliebten Pfleglinge, wie die Mutter vom Weinen des Säuglings aufgewacht war. Ich hörte, wie er den Kopf zum Fenster hinausstreckte und sie mit erhobener Stimme anschalt; die Schweine verstanden ihn sehr wohl, denn sie schwiegen. Dann bettete der pages, murmelte um sich dadurch wieder in den Schlaf zu lullen, seinen Rosenkranz mit dumpfer Stimme, die, je nachdem ihn der Schlaf befiel oder er wieder aufschreckte, bald erlosch, bald sich wieder belebte, wie das ferne Rauschen der Wogen. Von Zeit zu Zeit stießen die Schweine ein wildes Geschrei aus, der pages erhob seine Stimme, ohne sich im Gebete stören zu lassen, und die gehorsamen Thiere, die ein auf gewisse Weise betontes Ora pro nobis oder Ave Maria beschwichtigte,

Digitized by Google

schwiegen augenblicklich still. Das Kind hörchte gewiß mit offenen Augen und mit jener Verdutztheit, worein unverstandene Laute den werdenden Gedanken des Menschen in der Wiege verfenken, der so geheimnißvoll in sich selbst gekehrt, bevor er sich kundthut.

Plötzlich trat nach so heiteren Nächten eine Sündflut ein. Eines Morgens, nachdem der Wind uns die ganze Nacht über mit seinen klangvollsten Klagetönen ein Wiegenlied gesungen und der Regen an unsere Fenster geschlagen hatte, hörten wir beim Erwachen das Geplätscher des Stromes, der sich einen Weg durch die Kiesel bahnte. Den nächsten Tag brauste er schon stärker, und am dritten Tage riß er die Zeltstücke mit fort, die seinen Lauf hemmten. Die Blüthen fielen von den Bäumen, und der Regen rann in unser schlecht verwahrtes Zimmer hinein. Man kann gar nicht begreifen, warum die Majorkaner sich nicht besser gegen das Ungemach von Wind und Wetter zu schützen suchen. Ihre Verblendung oder ihre Prahlerei ist so groß, daß sie diese uebenher laufenden, aber beschwerlichen Unannehmlichkeiten ihres Klima's durchaus ableugnen, denn die ans Ende der zwei Regen-Monate, die wir durchmachen mußten, behaupteten sie beständig, das es niemald in Majorka regne. Hätten wir besser auf die Bergspitzen und auf die gewöhnliche Richtung des Windes geachtet, so würden wir uns im voraus von der unvermeidlichen Plage, die über uns kam, unterrichtet haben.

Doch traf uns noch ein anderes ernsteres Ungemach, dessen ich schon gedacht, als ich meine Reisebeschreibung mit dem Ende begann. Einer von den Fehlern unserer Fensterschreinerei war, daß sie eckrunde und litt sehr durch die Einwirkung der Feuchtigkeit. Das Band der Winde (Son-Vent), so dieß die Villa, die Herr Gomez uns vermiethet hatte, wurde ganz unbewohnbar, denn die Wände unserer Zimmer waren so dünn, daß der Kalkput derselben sich wie ein Schwamm aufblähte. Nie habe ich so viel von der Kälte ausgestanden, als hier, wo es eigentlich gar nicht kalt war; aber auf uns, die wir im Winter ans Heizen gewöhnt sind, lastete dieses kaminlose Haus wie ein Gladsmantel, und ich fühlte mich wie gelähmt. Wir konnten uns gar nicht an den erstickenden Dampf der Kohlen gewöhnen, und unser Kranker litt viel und sing an zu husten. Von diesem Augenblicke an wurden wir ein Gegenstand des Schreckens und Abscheues für unsere Umgebung. Wir sollten von der Langenschwindsucht befallen seyn, die, nach den Ansteckungs-Vorurtheilen der Spanischen Arzneikunde, der Pest gleich steht. Ein reicher Arzt, der für das mäßige Honorar von 45 Franken die Gnade hatte, uns einen Besuch abzustatten, erklärte aber doch, daß es nichts auf sich habe, und verschrieb nicht das Geringste. Ein anderer Arzt war so gefällig, uns Hoffnung zu machen, daß der Frühling nach Palma aber besand sich in so schlechtem Zustand, daß wir nur ganz abscheuliche Medikamente erhalten konnten. Unterdessen verschlimmerte sich das Uebel immer mehr, aus Ursachen, die keine Kunst und keine Ausopferung mit Erfolg zu bekämpfen vermochte.

Eines Morgens, als wir eben über die Dauer der Regenglüte und der damit verbundenen Kälte die kläglichsten Befürchtungen äußerten, empfingen wir einen Brief von Herrn Gomez, der uns im Spanischen Styl schrieb, daß wir eine Person hielten, welche eine Krankheit hatte, die sein Haus anstecke und folglich das seinen seiner Familie bedrohe; deshalb ersuche er uns, seinen Palast so bald als möglich zu verlassen. Wir waren darüber nicht sehr betrübt, denn wir konnten auch hinaus in unsere Gruben eintrankt zu werden, doch nicht länger darin verweilen; aber unser Kranker konnte nicht ohne Gefahr, bei so schlechten Transportmitteln, wie sie in Majorka vorhanden, und bei so schlechtem Wetter fortgeschafft werden. Dann wußten wir auch nicht wohin, denn überall war das Gerücht von unserer Schwindsucht verbreitet, und selbst für Gold durften wir nicht hoffen, auch nur Quartier für eine Nacht zu finden. Wir wußten sehr wohl, daß die gefälligen Personen, die es uns allenfalls anbieten möchten, ebenfalls nicht frei von Vorurtheil waren, und dann hätten wir auch die Schmach, die auf uns lag, auf sie übertragen. Ohne die Gastfreundschaft des Französischen Konsuls, der Bunder that, um uns alle bei sich aufnehmen zu können, hätten wir wie echte Zigeuner in einer Höhle unter Lager aufschlagen müssen.

Noch ein anderes Unglück geschah zu unserm Glücke und ließ uns ein Unterkommen für den Winter finden. In der Karthause zu Valdemosa hielt sich ein flüchtiger Spanier aus irgend einem politischen Grund verborgen. Als wir die Karthause in Augenschein nahmen, fielen uns sein edler Anstand, die melancholische Schönheit seiner Frau und die ländlichen, aber bequemen Gerätschaften ihrer Zelle auf, und die Poesie dieser Karthause bezauberte mich damals vermöge. Dieß geheimnißvolle Paar wollte gerade eiligst die Insel verlassen und war eben so erfreut, uns sein Mobiliar und seine Zelle überlassen zu können, als wir es gern übernahmen. Für die mäßige Summe von 1000 Franken erhielten wir eine vollständige Wirthschaft, wie wir sie freilich in Frankreich für 100 Thaler gekauft hätten, so feinen, kostspielig und schwer zu erlangen sind selbst die wohlverwahrten Gegenstände in Majorka.

Vier Tage verbrachten wir in Palma, der Hauptstadt von Majorka; ich konnte aber den Kamin, den der Französische Konsul das Glück zu besitzen hatte, nur selten verlassen, weil die heftigsten Regengüsse zunahmen.

George Sand.

England.

Basil Hall's Flickwerk. *)

Unter diesem Titel hat der bekannte und fruchtbare Schriftsteller Basil Hall drei Bände voll Erinnerungen an seine Reisen herausgegeben, deren Gegenstand bald die Alpen, bald die merkwürdigsten Naturscenen der Schweiz, Frankreichs, Siciliens oder Schottlands sind. Hin und wieder kommen auch geologische und nautische Artikel vor, die bisweilen zu wahren Abhandlungen anschwellen, oder Betrachtungen praktischer Lebensweisheit. Da der Verf. selbst seine Sammlung „Flickwerk" betitelt, so scheint es auch ganz in der Ordnung, wenn wir dem Leser einige flickenartige Aufzüge geben.

Zuerst eine Beschreibung des Sommers und des Winters in Frankreichs Hauptstadt:

„Ich bin unter der lothrechten Sonne Kalkutta's geröstet, in der brausenden Hitze Batavia's gedörrt worden; aber kein tropisches Klima kommt dem von Paris gleich, wenn man diese Stadt im Juli besucht. In den engen Straßen wirft Du erschöpft, in den heißen lebendig geröstet. Deine Zimmer haben eine Atmosphäre wie Ziegelöfen. Sperrst Du Licht und Hitze den Zugang, so ist Dir auch die Lebensluft abgeschnitten; und öffnest Du den knarrenden Fensterladen einen Augenblick, so dringt ein wahrer Samum in das Gemach. Da alle Vegetation verwittert ist, so findet das Auge keinen Ruhepunkt; denn die Straßen der Stadt werden von jedem Gegenstand, auf den sie fallen, zurückgestrahlt, und da Alles (!) eine weiße Farbe hat, so kann man nirgends hinsehen, ohne geblendet zu werden. Den Himmel überzieht eine Art von weißem feurigen Nebel, während die ausgedörrte verdorrte Erde einen sichtbaren Schwall flüssiger Hitze ihrem Schooß entsendet. Diese optische Täuschung entsteht dadurch, daß die nicht sichtbare Luftschicht, die den brennend heißen Boden berührt, leichter wird und also mit der oberen Luftschicht den Ort wechselt. Letztere strömt gegen die Erde, an der sie geheizt wird, und steigt dann wieder auf, um den leichenden Pariser mit rothglühendem Athem zu versorgen." —

„Wenn aber schon der Sommer in Paris Menschen und Thieren übel mitspielt, so ist der Winter noch weniger zu ertragen. Ich wenigstens habe in dem einen Winter, den ich dort zubrachte, eine Kälte erlebt, wie an keinem anderen Orte. — Es war nicht ein guter, gehaltener, mäßiger Mittelgrad von Kälte, die man außer der Thür durch Emsige Motion und in seinen vier Wänden durch ein lustiges Feuer bewältigen kann; vielmehr hatte sie einen trockenen, schneidenden, unbarmherzigen Charakter, wo jeder Gegenstand Hohn sprach. Sie tyrannisirte alles Lebende in Paris — Inländer und Ausländer — und dann und wann verödete sie die Straßen in solchem Grade, daß die Hauptstadt einer von den mystischen Städten des inneren Hywohan glich, die mit ihren vielen Tempeln und Palästen schon Jahrhunderte lang keine Bewohner mehr haben." —

„Am Tage nach Weihnachten, als ich mich nach Calais Paris von einem Ende zum anderen und begegnete auf dieser ganzen Tour im buchstäblichen Sinne des Wortes keinem menschlichen Wesen als zwei Gendarmen! Das Eis in den Straßen war wie Steine in einem Steinbruch geworden und verwandelte sich in Puder, wenn man es zerstieß. Wenn die strenge und anhaltende Kälte etwas nachließ, so that man in allen Straßen Schritten, die Wege an den Räderfuhrwerken hinken mit ihren erstarrten Beinen jämmerlich vorwärts. Das Frostkommen wird durch die eigenthümliche Bepflasterung der Straßen nicht wenig erschwert. Da nur Eine Rinne in jeder Straße und diese einzige Rinne in der Mitte angebracht ist, so haben die Fuhrwerke wegen des abhängigen Dammes immer die Richtung, sich gegen die Mitte zu neigen, wenn die Straße mit Eis und Schnee bedeckt, so gleiten die Räder saft in demselben Grade seitwärts, als sie sich vorwärts bewegen, und auf diese Weise entsteht eine vollkommen diagonale Fahrt, die sehr lächerlich seyn würde, wenn sie nicht mit mancher Gefahr verbunden wäre, da es beständige Kollisionen mit anderen Fuhrwerken giebt."

Wir wird dem Verfasser, der bekanntlich seiner Schilderung willen einige Uebertreibung zu Gute halten; der Schriftsteller muß oft, wie der Wundarzt, über die schadhafte Stelle hinaus schneiden wenn es gute Wirkung haben soll. Ein Sommer und ein Winter in London, von der Feder eines launigen Franzosen skizzirt, würde ein ergötzliches Seitenstück zu der Karikatur des Herrn Paul abgeben.

Gegen Italiens Klima hat der Verfasser nichts einzuwenden. Wie konnte auch ein Reisender auf die Atmosphäre eines Landes schelten, das uns Naturscenen wie die folgende beut?

„Wir begannen unser Tagewerk mit einem Spaziergang längs dem Strande, an dessen Krümmung die kleinen Wogen des Mittelländischen Meeres sich brachen. Das Erechen derselben kann zwar nur ein Anspülen heißen; aber die beständigen murmelnden Töne der gegen den Sand schlagenden Fluth — obwohl sie in diesen Gegenden nur um einige Zoll steigt — klingen dem Ohre dessen, der die See liebt, sehr wonnig. Erst kürzlich schien ein starker Wind aus Südwest hier getweht zu haben; denn die ganze Küste war mit Seegras bedeckt, wovon einiges, das in Verbindung mit gefischtem Tange, verwittert und geruchlos dalag, während anderes, noch in der Brandung sich herumtreibend, erst unlängst von seinem heimatlichen Felsen losgerissen seyn mußte. Zwischen diesen beiden Linien lag ein schmaler Gürtel theilweise verdorrten Seegrases, der sich, weiter als das Auge reichte, längs der Küste ausdehnte und einen Duft verbreitete, so kräftig, wie der von wendenden Heuschen. Jeder Hauch des sterbenden Seewindes führte uns dieses Aroma zu."

„Die Sonne ging wie in Eile unter, während wir noch an der Küste lustwandelten; und dann stieg der beinahe volle Mond im Osten empor. Der ganze Strand, so weit die Blicke reichten, erschien wie mit Silber verbrämt. Als wir einige Stunden später aus unseren Fenstern schauten, fanden wir die Scene wieder verändert: die See war jetzt der dunkelste, nicht, wie vorher, der hellste Theil der Landschaft; aber ein Gürtel beweglicher Lichtfunken zog in ziemlicher Entfernung über die Oberfläche. Vermuthlich hatte der

*) Patchwork, by B. Hall. London, 1841. 3 Vbe.

Digitized by Google

sich erhebende Landwind auf jenem Striche die Wellen in zitternde Bewegung versetzt; aber dieselbe und jenseits dieses Lichtgürtels war das Meer so glatt und dunkel, wie der große Pech-See auf Trinidad.

Ungefähr im Mittelpunkt der Krümmung erkannte wir mit Mühe zwei Gruppen Fischer, die ein Netz von ungeheurer Ausdehnung, womit sie die halbe Bai gefegt hatten, ans Ufer zogen. Während dieser Operation kamen beide Gruppen einander allmälig näher, und das Fortrücken des Netzes durch die Fluth erzeugte eine gelinde Bewegung der Oberfläche um seinen Rand herum. Da der Mond dieses Beleuchtungskreislein belebte, so konnte man das Netz eben so deutlich herankommen sehen, als hätte an jenem seiner Korkköpfe eine Lampe gesteckt." —

Das prächtige Syrakus giebt dem Verfasser Stoff zu einigen sehr lebhaften Schilderungen:

„Die bereitesten Zeugen von der Größe des alten Syrakus sind wohl die ungeheuren Steinbrüche, aus denen man einst die Steine gewann, womit Paläste, Tempel und Wohnhäuser der Millionen Menschen, welche diese Stadt in ihren Mauern beherbergte, erbaut wurden. Einen dieser Steinbrüche — jetzt der Garten des Kapuziner-Klosters — untersuchten wir genauer; er ist eine unregelmäßige Aushöhlung im Felsen, die hundert Fuß tief haben soll. An einigen Stellen beträgt seine Breite wohl hundert Yard's; an anderen nur ungefähr ein Zehntheil. Der Grund des Steinbruches ist nicht eben, sondern bald höher, bald tiefer, je nachdem die Schutthaufen von den Arbeitern dahin oder dorthin gebracht worden sind, und mit wahren Paradiesen-Gärtlein bepflanzt: Orangen, Oliven, Linden, Feigenbäume, Weinreben, Granatapfel u. s. w. Alles wuchert hier üppig durch einander. Der Wände, die rauhen Felsbrüchen gleichen, wuchern und wiegen sich einer Gardine vor ungeheuren Grotten dängt, die tief in den Felsen hinein sich erstrecken. Der Prior des Klosters, dem unser Erstaunen große Freude machte, zeigte uns seinen ganzen Garten und führte sich sehr geschmeichelt, als wir ihm versicherten, wir hätten noch nirgends etwas gesehen, das so lebhaft an gewisse Beschreibungen in Tausend- und Einer Nacht erinnere."

„In einem anderen Steinbruche, der noch gewaltigere Dimensionen hat, besuchten wir das berühmte Ohr des Dionysius, dessen Echo allerdings wunderbar ist. Eine Pistole wurde an der Mündung abgefeuert, während wir am inneren Ende der Höhle standen, und ich zählte die Rückprallungen (Reverberationen) zwanzig Sekunden lang. Es würde mir später sehr schwer geworden sein, diese Wirkung zu beschreiben; am besten ließe sie sich mit einem anhaltenden Donner vergleichen; doch schien ihm das Abrupte und Prasselnde des Donners."

„In den meisten dieser Steinbrüche sind die Spuren des Arbeitsgeräths noch sehr deutlich. Man kann sogar die Größe und Gestalt vieler Steine, die ausgehauen worden, antreffen und hin und wieder die Ordnung angeben, in der sie weggeschafft worden sind. Dies ist an sich zwar trivialen, aber deutlichen und unzweifelhaften Spuren von Handarbeit auf dem Altertheume tragen ein ganz eigenthümliches Gepräge der Authentizität und unmaßgeblichen Wahrheit, das uns die alten Zeilen lebendiger vor die Seele führt, als große Kunstwerke thun. Von den Bildsäulen und Tempeln könnte man fast sagen, daß sie unter höheren Welten-Einflüssen entstehen, mit so wenig bestimmt menschen wenig gemein haben. Wenn wir uns Anschauen einer medizäischen Venus, eines Belvedereschen Apoll's versunken sind oder staunend vor dem Neptunus-Tempel in Pästum stehen, so ist es uns fast eben so schwer, zu glauben, wir seyen mit den Schöpfern dieser Meisterwerke gleichen Geschlechtes, als bei Betrachtung des Fusses Jupiter oder des Saturn mit seinem wirklichen Ringe zu begreifen, daß diese gewaltigen Himmelskörper wirklich zum Theil des Systemes ausmachen, dem wir Pygmäen angehören. Aber die schlichte Spur einer Hacke an der Felswand in einem alten Steinbruche erzählt uns eine Geschichte, an der Niemand zweifeln kann. Wir horen beinahe den Schall in unseren Ohren und verwundern uns sicher, daß wir die Haufen Griechischer und Römischer Werkzeuge nicht um uns her geschaftig sehen. Arbeiter waren meine Gefährte, als ich die Straßen von Pompeji durchschritt."

„Auf der Wanderung zum Gipfel des Aetna bietet sich dem Verfasser manches andere interessante Schauspiel. Wir lassen ihre seine Beschreibung des Val del Bove folgen, das von Fremden selten besucht wird.

„Das Val del Bove ist eine ungeheure kreisrunde, von steilen Felsen umschlossene Vertiefung am östlichen Abhang des Aetna. Sie hat etwa fünf Engl. Meilen im Durchmesser, und die Höhe der sie begränzenden an den meisten Zähen lothrechten Felsenmauern beträgt drei- bis fünftausend Fuß. Diese ungeheuren Mauern oder Klippen sind aus Lava-Schichten von sehr verschiedener Dicke gebildet, mit Zwischenschichten aus Asche und vielfarbiger und vulkanischer Erde. Ohne Zweifel verdanken sie tausendjährigen Ausbrüchen des Aetna ihre Entstehung; und es ist auch sehr wahrscheinlich, daß sie einst gerade durch Val del Bove sich fortgesetzt haben, ehe jener Theil des Berges zerstarrt."

„Die senkrechten Seiten dieses großartigsten natürlichen Amphitheaters sind fast überall von vertikalen Lava-Mauern durchschnitten. Diese Deiche, wie man sie nennt, stehen gewöhnlich im Relief und springen bisweilen viele Ellen weit vor. Die Ursache ist darin zu suchen, daß sie aus härterem Material bestehen, als die Strata ist, und somit der Zerkrung der Elemente weniger unterworfen sind. Ihr Material ist bald Trachyt, bald blauer Basalt oder Olivin. Der Grund der Plattform des Val del Bove ist von unzähligen über einander getürmten Lava-Bächen durchkreuzt, die alle, wie Kasser und andere Flüssigkeiten, eine noch tiefere Fläche suchen. Einige dieser Feuerströme haben im Thale plötzlich gestockt, weil ihre Quellen over Krater keine geschmolzene Lava mehr ausswarfen; andere sind durch kleine Kegel, die Erzeugnisse noch älterer Eruptionen, in ihrem Laufe gehemmt und nach einer anderen Seite gelenkt worden." .....

Zu Livorno besuchte der Verfasser den Britischen Gottesacker, einen in seiner Art sehr hübschen, zierlich eingefriedigten Platz, mit vielen schönen Monumenten aus weißem Marmor und in allen erdenklichen Formen. Ungewöhnlich viele Trauerweiden und Zäune und Blumen und Sträucher umgeben die prächtigen exotischen Begräbniß-Plätze einen ganz eigenthümlichen Charakter.

„Wenn man", so sagt der Verf., „auf diesem Kirchhofe herumgeht, so sieht man mit Wehmuth die Namen vieler jungen Opfer der Schwindsucht, die nach Italien geschickt worden sind, um daselbst — zu sterben, nachdem in ihrer Heimat alle Mittel der Kunst umsonst erprobt waren. In solchen Hoffnungslosen Fällen ist es oft schwer, guten Rath zu geben; aber nach dem, was ich gesehen, möchte ich den Verwandten einen Menschen von hektischer Constitution fast abrathen, ihn nach Italien zu schicken. Die Fußboden aus Backsteinen, oder selbst aus Marmor; die dumpfigen und nicht immer reinen Betten; das saurer Brod; die mit Oel gekochten Speisen; die Mosquito's, Flöhen und anderes Ungeziefer; die gänzliche Entbehrung vieler kleinen und einiger großen Bequemlichkeiten, die in England nothwendige Bedürfnisse geworden sind — alles dies macht den Aufenthalt in Italien einem von Krankheit gebeugten und aufgeriebenen Englischen Individuum nicht eben zuträglich. Weit lieber würde ich eine Person, die mit ihrer wäre, nach Madrira schicken, wo ein vortreffliches Klima herrscht und wo man in wenig Tagen Temperatur-Wechsel, den die Wahl hat, von 90° Fahrenheit Wärme bis zum Gefrierpunkte."

„Am meisten interessirte mich auf diesem Todtenfelde das Grab unseres Smollett, obschon es mich etwas entrüstete, dieses Heiligthum mit obskuren Namen und geistlosen Bemerkungen unzähliger Touristen bekritzelt zu sehen. Dergleichen Leute bilden sich vermuthlich ein, daß ihre Gedenkt in Prosa und Versen, wenn sie einen solchen Ort verunziert, ihnen selbst einigen Grad von Unsterblichkeit geben werde. In meinem ersten Unwillen trug ich dem Todtengräber unter dem Versprechen einiger Paoli an, all dieses Geschreibsel weginlilgen; und ehe wir noch vom Gottesacker schieden, hatte der Mann mit Hülfe eines Eimers Wasser und eines Stückchens Marmor dem Steine seine ursprüngliche Reinheit wiedergegeben, so daß aber kreute mich meine Pureiterei wieder; denn diese Entstellung des Denkmals eines großen Mannes ist doch eigentlich eine der schönsten Anerkennungen, die man seinem Rufe geben kann. Durch meine zelotische Dankung war das Grab nun jedes Unterschides und auszeichnenden Merkmals beraubt worden."

Zum Schlusse noch einige interessante Beobachtungen über den berühmten schiefen Thurm von Pisa.

„Auf der Durchreise durch Pisa verweilte ich ein paar Stunden, um vermittelst meiner Camera obscura ein treues Bild des hangenden Thurmes zu zeichnen, der mir immer sehr merkwürdig gewesen ist. Bei dieser Gelegenheit war es mein Zweck, zu ermitteln, ob der Thurm schon durch seinen Bauherrn in schiefe Richtung erbauet habe, oder ob ein particulles Einsinken der Bodens nach der Vollendung des Baues die Ursache sein möge."

„Zu meiner großen Befriedigung kam ich zu dem Ergebnisse, daß der Thurm von oben bis unten gleich anfänglich so gebaut worden ist, wie er jetzt steht. Die Linie des Thurms an der Seite, wo er sich zuneigt, hat nicht dieselbe Krümmung wie die entgegengesetzte Linie. Wäre der Thurm gerade erbaut gewesen und hätte er sich dann erst auf eine Seite geneigt, so würde die Linie an der Neigung, meines Ermessens, etwas konkav geworden seyn, wie dies in solchen Fällen bei sehr hohem Mauerwerke, das in schräger Richtung einen gewissen Grad von Elasticität erhält, vermöge des Gesetzes der Schwerkraft, immer der Fall ist. Es findet aber das gerade Gegentheil Statt: die Mauerlinie an der Seite, gegen die der Thurm überhängt, entschieden noch konverer, als an der entgegengesetzten. Ohne Zweifel hat also der Architekt, indem er die Reihen der Steine über einander schichtete, bei jeder Lage etwas gewonnen oder gestohlen, so daß sein Bau immer weniger überhing, je höher er wurde, und auf diese Weise, der eigenthümlichen Stellung unbeschadet, fester und stätiger wurde."

Mannigfaltiges.

— Calderon's Asche. Die irdischen Ueberreste von Don Pedro Calderon de la Barca sind kürzlich in Madrid durch einen Zufall aufgefunden worden. Das baufällige San Salvador-Kloster wurde nämlich niedergerissen, und bei dieser Gelegenheit fand man unter einer Wand der Sakristei einen Grabstein, welcher unwidersprechlich darthat, daß hier die Gebeine des unsterblichen dramatischen Dichters ruhten. Zufällig war der Baumeister, der den Arbeitsleuten vorgesetzt war, ein unterrichtirer Mann und drang sogleich darauf, die weiteren Nachgrabungen mit der größten Vorsicht zu bewirken. Es hätte sonst diesem Grabe leicht eben so gehen können, wie dem Grabmal des Cervantes, das sich ebenfalls in einem Kloster von Madrid (dem Dreieinigkeits-Nonnenkloster) befand und das um die Mitte des vorigen Jahrzunderts beim Niederreissen des Gebäudes völlig zerstört worden ist. Die Ueberreste Calderon's sind nach der Kirche von Atocha gebracht worden, die als eine der von den vorzüglichsten Männer Spaniens angesehen wird und wo ihnen ein würdiger Platz in einem Sarkopfag angewiesen ist.

Herausgegeben von der Expedition der kön. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Freitag den 12. Februar 1841.

Spanien.

Volksgeschichtliche Stoffe des Spanischen Drama's.

Nach L. de Vieil-Castel.

Ein charakteristischer Zug des Spanischen Theaters besteht darin, daß es durchaus volksthümlich ist, ein lebendiges Abbild der Sitten, Ideen und Geschichte des Landes. So wie es uns in den Mantel- und Degen-Stücken (comedias de capa ed espada) ein treues Gemälde von dem geselligschaftlichen Zustand der Zeit liefert, in welcher dieselben verfaßt wurden, eben so bieten die heroischen Dramen, die einen so bedeutenden Theil seines Repertoirs bilden, eine grobartige Galerie dar, in der sich die ganze Geschichte Spaniens von Anbeginn der Monarchie vor unseren Augen entwickelt. Selbst vor der schwierigen Aufgabe, fast zeitgenössische Ereignisse auf die Bühne zu bringen, schrecken die dramatischen Dichter nicht zurück. Indeß wenn ihnen auch dies kühne Unternehmen zuweilen glücklich ist, so hat man doch ihre Meisterwerke nicht gerade unter den Stücken zu suchen, welche so neuen Begebenheiten entlehnt sind. Die Poesie ist nicht in ihrem eigentlichen Element, wenn sie die verwickelten Verhältnisse einer so vorgeschrittenen Civilisation, wie die des damaligen Spaniens, schildern soll; sie versteht sich schlecht auf die Berechnungen der Politik, die tief angelegten Pläne und großen Kämpfe des Chrgeizes, die weltverschlungenen und methodischen Kriege, kurz auf alles das, was den Glanz und Ruhm des Jahrhunderts Ferdinand's des Katholischen, Karl's V. und Philipp's II. ausmachte. Sie verlangt einfachere und ergreifendere Stoffe, die unmittelbarer zur Einbildungskraft sprechen. Sie verlangt Helden, deren offener und entschiedener Charakter mächtig auf die Gemüther wirkt, ohne daß man erst eine anstrengende Verstandes-Operation vorzunehmen braucht, um ihn zu würdigen. Sie verlangt endlich, — und dies letzte Erfordernis ist kaum unerläßlicher als die anderen, — daß die Thatsachen und Personen, wenn sie auch durch lebendige Ueberlieferung im Gedächtniß der Völker sich erhalten haben müssen, doch schon von der Gegenwart in einer Entfernung liegen, in welcher für unseren Geschichtspunkt die Zinten sich abdämpfen und verschwimmen, die scharfen und groben Umrisse, die von der Wirklichkeit ungertrennlich sind, in einen milden Duft sich hüllen und die Menge der Einzelnheiten, die nur zu oft gar wenig Poetisches haben, selbst in Epochen, die am reichsten hieran zu seyn scheinen, sich konzentrirt und in eine kleine Zahl von Ergebnissen zusammendrängt, welche leichter deutlicht werden können.

Aus alle diese Bedingungen in einem Grade vereinigt zu finden, in welchem sie vielleicht bei keinem anderen Volke vorkommen, brauchte man in der Geschichte Spaniens nur ein wenig weiter hinauf zu steigen. In dem ganzen Zeitraum von 8ten bis zum 15ten Jahrhundert unserer Aera bildet diese Geschichte gewissermaßen eine große Epopee, deren grandiose Einheit in der Wirklichkeit die glänzendsten und glücklichsten Dichtungen übertrifft. Ein Volk, das acht Jahrhunderte lang kämpft, um sein Gebiet von fremden Eindringlingen zu befreien, und das nach tausend Wechselfällen, nachdem es sich auf den Besitz einiger unfruchtbaren Felsen eingeengt gesehen, endlich seine Bezwinger vertreibt; die Sache der Religion, in diesem Kampfe unzertrennbar vereint mit der Sache der Nationalität; der Kontrast zweier so einander feindlicher Volksarten, die, so sehr sie in Sitten, Glauben und Sprache verschieden sind, doch in ihrem ritterlichen, hochherzigen Sinn, in ihrer abenteuerlichen Tapferkeit sich gleichen, — wie Alles bietet wahrlich einen ganz anderen Stoff für die Dichtkunst, als der kleine Trojanische Krieg bei den Griechen und die sabelhaften Zahrten des Aeneas bei den Römern, die doch eine Quelle der wunderbarsten Geistesschöpfungen waren.

Volkssänger hatten frühzeitig einen so ergiebigen Boden ausgebeutet, und ihre Romanzen verliehen den National-Ueberlieferungen jene poetische Weihe, die ihnen allein Dauer sichern kann. Diese Romanzen verdienen nicht nur die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde und der Philologen, die darans die Fortschritte der Sprache und des literarischen Geschmacks finden können; sie sind ganz besonders auch eine reiche Fundgrube historischer Belehrung. Freilich darf man ihren Werth in letzterer Hinsicht nicht überschätzen. Man hätte Unrecht, wollte man darin zeitgenössische Dokumente erblicken, auf die man mit Sicherheit fußen könne, um das Zeugniß der Chroniken zu bestätigen und zu ergänzen. Wenige dieser Romanzen sind in der Zeit gedichtet, von der sie handeln, und mit Ausnahme einer sehr geringen Anzahl, deren rohe und derbe Zeichnung für ein hohes Alter zeugt, scheinen die ältesten nicht über das 15te Jahrhundert hinaufzureichen; doch bestehen sich viele darunter, die, allem Anschein nach, nur eine Uebertragung älterer Dichtungen in neuere Sprache sind, und jedenfalls braucht man nur einen Blick auf dieselben zu werfen, um sich zu überzeugen, daß die in ihnen gefeierten Begebenheiten und Personen nicht aufgehört hatten, im Andenken des Volks zu leben. Hätten die Dichter sie erfunden oder auch nur nöthig gehabt, sie aus der Vergessenheit hervorzuziehen, um ihnen wieder Leben zu verleihen, so würde die flüchtige Andeutung derselben dem Publikum unverständlich seyn.

Offenbar, und dies ist gerade ein bedeutender Vorzug dieser kleinen Gedichte, offenbar geben sie nur Erinnerungen wieder, die durch den Volksglauben schon bestätigt und geheiligt waren. Sie beweisen keineswegs die Wahrheit von allem, was sie erzählen; aber sie beweisen, daß diese heroischen und romantischen Erzählungen dem Geschmack der Zeit gemäß, dem Geist der Nation entsprechend und allgemein geglaubt waren. Die Geschichte ist ja nicht blos die Ueberlieferung der Ereignisse, die sich zugetragen haben, sie überliefert auch auch die Meinungen und Ueberzeugungen, welche in einer gewissen Epoche herrschten, und von diesem Gesichtspunkt betrachtet, der für den philosophischen Beobachter vielleicht der wichtigste ist, sind die besagten Romanzen recht eigentlich Geschichte zu nennen.

Man weiß sehr wenig von dem, was während der drei ersten Jahrhunderte, die dem Einfall der Araber folgten, im christlichen Spanien vorgegangen. Die Christen, die sich in ihre Gebirge geflüchtet hatten, wo es ihnen so schwer wurde, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, fanden keine Muße, um ihre Geschichte zu schreiben, und waren bei der Nothwendigkeit fortwährenden Krieges fast in Barbarei verfunken. Kaum daß uns die in jener Zeit geschriebenen Chroniken die Namen der Könige und das trockene Verzeichniß einiger Hauptereignisse geben. Alles, was spätere Geschichtschreiber hinzugefügt haben, beruht offenbar nur auf den so eben besprochenen Volks-Ueberlieferungen.

Die Liebe des Königs Rodrigo und der schönen Cava, für Spanien nicht minder unheilbringend wie einst für Ilion die Liebe des Paris und der Helena; der jährliche Tribut von hundert jungen Mädchen, der den Christen von den Mauritaniern auferlegt und von Alfons dem Keuschen abgeschafft wurde; das unglückliche Schicksal des Salvaña, der das Verbrechen, der Schwester dieses Monarchen gefallen zu haben, mit dem Verlust seiner Augen und mit einer langen Gefangenschaft büßte; die Thaten seines Sohnes Bernardo del Carpio, des Schreckens der Muselmänner, des Rebenbuhlers und Besiegers des tapferen Rolands; die tragische Geschichte der sieben Kinder Cava's, die durch den Verrath ihres Oheims dem Schwerdt der Mauren überliefert und von ihrem nachgeborenen Bruder, dem berühmten Mudarra, einem der Vorfahren des Cid, so furchtbar gerächt wurden: alle diese romantischen Abenteuer und noch viel andere, die hier nicht aufgezählt werden können, sind wahrscheinlich nicht blos erdichtet. Sie verbergen ohne Zweifel unter der fabelhaften Einkleidung, in der sie uns überliefert werden, einen historischen Kern; aber dergebens würde man heutzutage sich bemühen, diese Wahrheit vor der damit gleichsam eins gewordenen Dichtung abzulösen, eben so wenig wie man aus den Griechischen Mythen die wahre Geschichte des heroischen Zeitalters auszuschreiben vermag.

Spanien hatte also auch sein halbhistorisches Epos, das mehr der Dichtkunst als der eigentlichen Geschichte angehört. Was bei den Griechen die Dichter waren, die durch Homer der Vergessenheit überliefert wurden, indem er ihre Gesänge in ein Ganzes zusammenfaßte, das sind bei den Spaniern die unbekannten Verfasser der Romanzen; sie sind die wahren Geschichtschreiber der frühsten Zeiten; Spanien besaß daher keinen Homer, der alle diese unvollkommenen Versuche gesammelt und zu einem erhabenen und schönen Denkmale vereinigt hätte, um ihnen so die Weihe des Genius aufzudrücken. Die späteren dramatischen Dichter haben aus diesen Romanzen den Stoff unzähliger Werke geschöpft, wodurch die alten Erinnerungen wieder erweckt und belebt wurden. So entstehten Aeschylus, Sophokles und Euripides der Ilias und Odyssee den Grundgedanken ihrer herrlichen Tragödien.

Die Dramen, welche und die frühsten Zeiten Spaniens vorführen, sind freilich keine Meisterwerke; gemeinhin stehen sie tief unter den Romanzen, aus denen sie geschöpft wurden, und die durch die Einfachheit ihrer Form weit gezigneter waren, diesen volksthümlichen Ueberlieferungen Geltung zu verschaffen. Die reizende Originalität, worin ihr Hauptreiz besteht, hervorzuheben und manche Abgeschmackt-

Digitized by Google

zeit zu verbreiten, die in den weitläuftigen Lustenanderfetzungen eines romanischen Recken so kost und auffallend hervortritt. Einigen weise Schauspiele kann man ein großes romantisches Interesse nicht absprechen; andere wieder tragen mit Glück den spanischen und andern Charakter an, mit dem die Einbildungskraft so gern die Lüfte der Spanischen Monarchie umgiebt, als diese noch auf die Gebirge beschränkt war oder eben erst anfing, diese zu verlassen, die die Zuschauerhäuste des Pelagius und seiner Genossen waren. Lope de Vega, der so geschickt seine Töne zu verschiedlichen und so fest an ihnen, die er hervorgehen wollte, anzupassen verstand, ist vorzugsweise glücklich in den Schilderung eines sozialen Zustandes, wo so verschieden von dem unsern ist, so verschön er leicht. Freilich ist in ihre seine Stücke verbreitete Volkslaune nicht durchweg tadellos, man kann ihm manchen der echt altritterlichen Züge manche Ungereimtheit nachweisen, doch ist der Ton ländlichen Heldenlebens, die Schilderungen des ungebundenen Berg-Lebens, die Lope de Vega mit so viel Kunst und Anmuth einzuflechten wußte, hinreichend, um eine Täuschung hervorzubringen, welche zur Täuschung ist in der Entfernung, welche man an die Poesie macht, die nicht der ungeschmückten Wahrheit sich oft schlecht würde verbinden lassen.

Gegen die Mitte des 11ten Jahrhunderts geht dieses erste Zeitalter der Spanischen Geschichte zu Ende. Damals wurde durch die Vereinigung der Grafschaft Kastilien und des Königreichs Leon zu einem einzigen Staate, worauf die Eroberung Toledo's, der alten Gothischen Hauptstadt, dato folgte, der Grund zu der Halbinsel so theilhaften, festen und mächtigen Königreich begründet, das schon den größten Theil Spaniens beherrschte, den Ueberresten der Maurischen Macht an Stärke überlegen war und mit seinen Fortschritten nicht eher einhielt, als bis es dieselbe gänzlich unterjocht hatte. Von diesem Augenblick an ist Kastilien ein ansehnlicher und regierender Staat, der seinen Rang unter den großen europäischen Reichen einnimmt, von da an wird seine Geschichte bekannter, und Fabel und Roman haben nun noch ein geringes Anrecht daran, das sie bald gänzlich verlieren. Um diese Zeit tritt die Heldengestalt des Cid auf.

Ruy Diaz, nach Rodrigo genannt, Sohn des Diego Ruy Diaz von Bivar, ist der vollthümlichste unter den Spanischen Helden, und ihn haben die Dichter auch am meisten besungen. Schon lange Jahre nach seinem Tode war er der Gegenstand eines Epos, des ersten, noch formlosen Versuches der Spanischen Poesie, und in den darauf folgenden Jahrhunderten wurden eine fast unglaubliche Menge von Romanzen zu seinem Ruhme verfaßt. In diesen kleinen Dichtungen mischte sich, wie mehr oder weniger in allen Gedichten zu viel Erfundenes, so wie viel Abgeschmacktes, das selbst die größte Leichtgläubigkeit daran zweifeln müßte; deshalb hat denn auch erst kürzlich ein Kritiker, der nicht wußte, wie er Wahres und Falsches von einander trennen solle, die Existenz des Cid überhaupt in Zweifel gezogen, was man aber nach einer genauen Prüfung der geschichtlichen Dokumente keineswegs annehmen kann, so schwer es auch sein mag, sie auch immer über diesen Punkt fest zu machen. Die Romanzen, deren Held er ist, sind vielleicht in ihrer Gesammtheit die anziehendsten und poetischsten, die man besitzt. Die Sammlung, ist der man sie alle zusammenstellte, hat einen Cid-spanischen Rus, überall wird er überlegt und gefeiert, und man staunt die naive und kraftvolle Begeisterung bewundern.

So wie die Romanzen des Cid allein den meisten Anklang außerhalb Spaniens fanden, so hat auch das nach denselben von Guilen de Castro, einem Zeitgenossen Lope de Vega's, verfaßte Drama von allen Spanischen Schauspielen die meiste Berühmtheit in Frankreich und in ganz Europa erlangt. Corneille schopfte daraus den Stoff seines ersten Meisterwerkes; der Französische Cid entfernt kaum eine Scene, deren Grundgedanke, deren Dialog selbst nicht fast wörtlich dem Spanischen Original entlehnt wäre, und wenn Corneille zuweilen die Ideen seines Vorbildes vervollkommnete, so hat er sie auch oft geschwächt, indem er sie modifizirte, um sie mehr den Französischen Theater-Regeln und dem verfeinerten Geschmack anzupassen. Weniger bekannt ist, daß Guilen de Castro noch einen zweiten Theil zu diesem Drama schrieb, der den ersten nicht nachsteht, obgleich darin nicht ein Hauptgedanke vorwaltet, der das Interesse auf einen einzigen Punkt hinleitet und dem Werke einen echt dramatischen Charakter verleiht. Es ist, so zu sagen, eine dialogisirte Chronik in Epodenspezieller Art, eine Erzählung der Bürgerkriege, die Kastilien und Leon nach dem Tode Ferdinands des Großen zerrütteten, und die erst mit der Eroberung seines Sohnes Sancho bei der Belagerung von Zamora endeten; aber es ist eine Erzählung voll Handlung, Bewegung und Pathos; das Mittelalter athmet darin in seiner ganzen Kraft, und die Brauchthümer aus alten Chroniken, die Guilen de Castro mit großer Kunst einzuflechten verstand, geben dem Ganzen eine so altritterthümliche Färbung, wie man sie in keinem andern Spanischen Schauspiele findet. In diesem zweiten Theile, der „der Jugend des Cid" betitelt ist, tritt uns ganz besonders der eigenthümliche und energische Charakter des Helden entgegen. wie er den Romanzen entlehnt wurde; er ist tapfer, großmüthig, gläubig, und Pflicht und Ehre gehen ihm über Alles. In ihm ist die hingebendste Treue gegen seinen Oberherrn mit einem edlen Streben nach Unabhängigkeit gepaart; er geht auf jede Verbannung, um sich nicht einem ungerechten, harten Befehle zu beugen; doch noch in dieser Verbannung belagert er der Feinde eigenes Herrn und erweitert die Macht desselben. An Kampf und Verrichtung gewöhnt, ist er freimüthig und rund und verzagt nicht, sich in das Gefechten zu stürzen; er ehrt den König, doch er schmeichelt ihm nicht; er kann nicht der Sprache des Schmeichlers lauschen, und nur um Angesichte der Gefahr sucht man seine Dienste, sind findet man sie anderwärts und anwärts. So erscheint uns der Cid recht, der er war und zwar auch in seiner Jugendblüthe vorführt, und dem er aber ein Muster des ritterlichen Edelmuthes, Großmuth und Tapferkeit, einen wahren Romanen-Paladin gemacht hat, und doch ist der echte Spanische Held des Mittelalters durch die Tradition verherrlicht, wie Alles, was in der Poesie lebt.

Die beiden Dramen Guilen de Castro's sind nicht die einzigen, in denen die Geschichte des Cid den Stoff hergab, doch verdienen die anderen nur geringe Aufmerksamkeit; wir können davon selbst nicht das Stück Diamante's ausnehmen, dem Voltaire eine gewisse Berühmtheit in Frankreich verschafft, weil er glaubte, das Corneille auch daraus geschopft hätte; doch ist dem nicht so, Diamante nahm den Französischen Tragiker nicht, und da, wo er ihn nicht wörtlich übersetzt, liefert er fast eine Parodie desselben.

Der Cid eröffnet in der Spanischen Geschichte gewissermaßen das Mittelalter; von da an tragen auch alle außerwahrte Thatsachen einen bestimmten glaubwürdigen Charakter an sich, und die sonderbaren, romantischen Abenteuer, in welchen sich die Romanzendichter so gern ergingen, werden immer seltener. Sie bilden nun nicht mehr eine Art von ununterbrochener Chronik, wohl aber bemächtigt sich der dramatische Genius der vorhandenen Stoffe, die ihm das reichste Material darbieten, und schopft seine schönsten Werke aus den Annalen des 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts. Bevor wir jedoch weiter gehen, müssen wir noch eine Bemerkung anführen, die auf von Nichtspanier nicht gekannt ist. Die Dramen nämlich, welche die Spanier als historische bezeichnen, verdienen diese Benennung eigentlich nur in sehr beschränktem Sinne. Die Namen der Hauptpersonen, die hervorstechendsten Charakterzüge derselben, die allgemeine Physionomie der Zeit, in welcher sie leben, sind freilich der Wirklichkeit entlehnt, doch bedient meistentheils der Grundgedanke der Handlung auf einer reinen Fiktion, oder sie ist dermaßen entstellt, daß man sie mehr sagen kann, die historische Wahrheit sey der Vorwand, als die Quelle derselben gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Berryer.

(Schluß.)

In einer Zeit, wo das Maaß des materiellen Vortheils an alle Dinge gelegt wird, wo die Geistesstuft so häufig die Maske großherziger Entschlüsse vorstellt, bleibt es immer ein schönes und seltenes Schauspiel, einen Mann in die Kampfbahn niederkriegen zu sehen, um allein gegen Alle einen anaugsgetzten, erfolglosen und vielleicht hoffnungslosen Kampf einzugehen. Es wäre nicht anwendbar, die jahrlichen Reden Berryer's zu analysiren; man muß sie hören, nicht ihn lesen. Wir wollen auch nur die verschiedenen Phasen seines parlamentarischen Lebens kennzeichnen.

In den ersten Tagen nach der Revolution, als die Kraft, welche eine Dynastie gestürzt hatte, noch fortwirkte, war es schwer, die Stimme zu Gunsten der Vergangenheit vor denjenigen zu erheben, die diese zerstört hatten. Die beredtesten Klagen würden nur auf Spott und Ironie gestoßen seyn. Berryer wählte eine andere Taktik. Erfolglos, Feindseligkeiten verschmähend und sich auf die gegebene Lage haltend, bekämpfte er die Verwaltung mit ihren eigenen Waffen. Durch Anrufung des revolutionairen Prinzips bemühte er sich, sie in ihren organisirenden Bestrebungen aufzuhalten; er redete ihr viel von ihren Pflichten vor, wenig von ihren Rechten, und suchte sie von Zugeständniß zu Zugeständniß ihrem Untergange zuzutreiben. Dichten er royalistischer gesinnt war, als der König, je geistiger er sich doch mit seinen liberaler als die Freiheit. Anstatt den Wagen zurückzuhalten, suchte er ihn rasch vorwärts zu treiben, damit er an einem Felsen zerschelle. Er ergriff die Initiative in allen Fragen, welche die Massen interessirten. So forderte er die Ueberweisung aller Projekte an die Geschworenen, die Herabsetzung der Stempelgebühr, die Aufhebung des Wahl-Gesetzes, die Erweiterung des Rechts der Wähler und die Abschaffung des Census. So suchte er nicht nur der Mann der besiegten Partei, sondern der Mann aller derer, welche der Juli-Regierung feindlich gesinnt waren.

In der folgenden Session konnte Berryer seine monarchischen Sympathieen schon leichter getheilt machen, und er bekämpfte den Briquevillischen Vorschlag wegen Verbannung der Bourbons mit der ganzen Macht seiner Rede. Am 3. Oktober 1831 trat er zum erstenmale mit Herrn Thiers über die Erblichkeit der Pairswürde zusammen. Als er einige Tage später die Tribüne bestieg, um die Gedächtnißfeier des 21. Januar zu vertheidigen, und durch laute Gemurre unterbrochen wurde, da rief er der linken Seite zu: „Am Tage des Urtheilspruches war es gestattet, von den Tagenden Ludwig's XVI. zu reden; ich möchte nicht, daß der Konvent die Vertheidiger des Königs unterbrochen hätte."

Während Berryer wie ein Fabius Cunctator für eine dritte Restauration wirkte, wollte die Ungeduld einer Frau eine raschere Entscheidung durch die Waffen herbeiführen. Die Herzogin von Berry durchzog Frankreich und suchte die alte Begeisterung wieder aufzuwecken. Sie machte sich heimlich in Paris eine Zukunft; dem Briefe war eine lange Reve in Versen beigefügt, zu welchen die Herzogin aber nicht den Schlüssel gegeben hatte. Berryer's Scharfsinn fand ihn. Dieser Antrag an den Waffen, diese Schilderhebung in einer Zeit gänzlicher Ohnmacht schien den einsichtsvollen Männern der legitimistischen Partei ein Anachronismus. In einer zu Paris gehaltenen Versammlung wurde beschlossen, Berryer solle einen Prozeß in Bannes zum Vorwande gebrauchen, um sich zu der Herzogin zu begeben und die Vorkehrungen zu machen. Er

Digitized by Google

reiste in der Nacht des 20. Mai ab; am 22. Mai langte er in Nantes an, und noch in derselben Nacht durchzog er das Borage. Sein Name war schon unter den Thüren der Bewohner genannt und diente ihm als Paß. So gelangte er zu einer kleinen Meierei, in welcher die Herzogin ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Die Unterredung zog sich bis zum Morgen hin. Vergeblich stellte ihr Berryer alle Gefahren des Unternehmens vor, vergeblich machte er geltend, daß ein unzeitiges Losbrechen nur der Partei schaden könne. Die Herzogin war indes nicht zu überzeugen, und Berryer entfernte sich mit betrübtem Herzen. Am 24. Mai Abends traf er wieder in Nantes ankam, erhielt er die Meldung, daß in der Nacht vom 3. zum 4. Juni der Aufstand ausbrechen werde. Am 3. Juni reiste Berryer der Schweiz zu; als er aber durch Angoulême kam, wurde er angehalten und von Brigade zu Brigade nach Nantes zurückgeführt. Auf ihm lastete die Anklage der Aufreizung zum Bürgerkriege.

Die Unruhen der Vendée und in den südlichen westlichen Provinzen in Belagerungszustand erklärt worden waren, so mußte die Sache vor den Militair-Gerichten zur Entscheidung kommen. Eine Haussuchung in der Wohnung Berryer's in Paris hatte Papiere zu Tage gebracht, die ihn nicht wenig verdächtigen sollten. Vergeblich bestellt Berryer ein energischen Protestation die Kompetenz der Richter, die über ihn gesetzt worden waren. Am 4. Juli sollte er vor einem Kriegsgericht erscheinen. Da verlieh der Cassations-Hof am 30. Juni den bekannten Beschluß, welcher die militairischen Gerichte in den Kreis ihrer Befugnisse zurückwies. Nach vier Monaten vorläufiger Haft erschien Berryer am 16. Oktober 1832 vor den Assisen von Blois, wo er einen vollständigen Triumph davontrug. Der öffentliche Ankläger gab die Anklage auf, und Berryer wurde einstimmig freigesprochen.

Nachdem er einige Monate in der Schweiz zugebracht, um seine Gesundheit zu stärken, erschien er in der Session von 1833 wieder auf der Tribüne, um die Petitionen wegen Freilassung der Herzogin von Berry zu unterstützen. Zu gleicher Zeit lief er Ehrenbeleidigungen, als dieser von den Assisen erschien, den Beistand seine Worte. In den folgenden Monaten verbreitete er noch einander die „Gazette de France", die „Quotidienne", den „Rénovateur" und den „Revenant."

In der Session von 1834 nahm sich Berryer der Sache Bayer-d'Argenson's und Ludvy de Puyraveau's an, die wegen der Theilnahme an der Gesellschaft der Menschenrechte angeklagt wurden. In seiner Vertheidigungsrede sprach er sich freimüthige Radicalismus zu erkennen. Als eine nothwendige Folge der Juli-Revolution sollte es auch unbedingte Recht der Erörterung und Association, sollte es auch zum Umsturz des herrschenden Systems führen. Als ihm Guizot einwendete, daß solche Grundsätze jede Regierung unmöglich machten, entgegnete er: „Wer behauptet das Gegentheil? Ja, allerdings ist jede Regierung unmöglich gemacht, Mir meint Alle Sie thun ich von der Schwierigkeit Ihrer Lage überzeugt; ich begreife Ihre Bemühungen, ich habe sie vorausgesehen, und deshalb protestirte ich gegen das, was Sie thaten, und gegen das Prinzip, das Sie befolgten. Aber dies Prinzip haben Sie einmal angenommen, als Gesetz des Landes angenommen. Ich lebe unter dem Gesetze, das Sie gutheißt, und ich verlange, daß man mir, wenn Sie mir die natürlichen unmittelbaren Folgen dieses Gesetzes bestreiten wollten." — Während dieser ganzen Session trat Berryer allen ministeriellen Maßregeln entgegen; sein parlamentarischer Ruhm erreichte den Höhepunkt. Vier Wahl-Bezirke hatten ihn gewählt; er hatte sich für Marseille entschieden und trat einen Triumphzug durch das südliche Frankreich an, als ihm der Verordnung der Nonnenklosterlichen Freiheiten Gelegenheit gab, sich mit neuen Lorbeern zu bekränzen. Zum erstenmale nahm er ein ernstliches Studium zu Hülfe; er entzog sich allen Zerstreuungen der Welt, und als der Tag des Kampfes gekommen war, erschien er mit einer der beredtesten Philippiken. Die Blätter aller Parteien, selbst die der Regierung, stimmten ein allgemeines Hosianna an.

Während ihm aber von allen Seiten Beifall gespendet wurde, verfielen seine Vermögensumstände immer mehr. „Das Landgut Augerville, welches unserem Deputirten Berryer gehört", sagte die „Gazette de France" vom 6. August 1837, „ist zum Verkauf ausgeboten." Auf diese Anzeige folgte ein Schreiben von Latour-Maubourg, Fitz-James, Antoine Passy, Amedée Pichot und Andern, in welchem diese zur Subscription aufforderten. Die Subscription wurde eröffnet, aber das Geld strömte nicht allzu reichlich herbei. Indeß verhalf Berryer sein Eigenthum. Während für ihn die spärliche Großmuth seiner Partei angerufen wurde, durchzog er Deutschland, um seine Huldigungen zu den Füßen der verbannten Königsfamilie niederzulegen. Der Ertrag seiner Angouleme überzog ihn ein Ehrenschuld, welches seine Ansprüche bis zu einer dritten Restauration wahren sollte. Daselbe zog Berryer eine Haussuchung und einen Prozeß zu, der keine Folgen hatte.

Als ihr die Coalition zum Sturz des Ministeriums Molé bildete, gehörte Berryer zu deren eifrigsten Beförderern. Die berühmte Rede, welche er in der Sitzung vom 13. Januar über die confessionellen Angelegenheiten hielt, steigerte seinen Ruhm aufs höchste; aber sie rief auch im Schoße seiner Partei Mißstimmungen hervor, die schon lange im Keime vorhanden waren. Berryer ist nicht nur der beredteste Mann, sondern auch der beliebteste, gefeiertste und beschäftigste in Frankreich und Navarra. Er ist allgemein beliebt. Die Radikalen lieben ihn wegen seiner demokratischen Ansichte; die dynastische Linke wegen des Antheils, den er an ihren innerern Streitigkeiten nimmt; die Schattirung des Herrn Thiers wegen der Streiche, die er an die Schattirung Molé's austheilt; eine Tirade gegen die Doctrinairs bringt ihm einen Händedruck Dupins, und ein Angriff auf das linke Centrum ein Lächeln Guizot's ein. Ueberdies gehört Berryer der legitimistischen Fraction an, welche nichts von gewaltsamen Mitteln hofft und nur auf constitutionellen Wege zu ihrem Triumphe gelangen will. Da man aber dies für unmöglich hält, so haßt Niemand Herrn Berryer. Seinen politischen Ansichten gegenüber wird seine Stellung schwieriger. Allerdings wird er gefeiert und in die Wolken erhoben; aber da die Legitimisten in unzählige Schattirungen zerfallen, so will ihn jede für sich gewinnen. In die zahlreichen Feder-Kämpfe, welche sich seit 9 Jahren die Legitimisten des 14ten Jahrhunderts und die von 1789 liefern, wird Berryer's Name immer hineingezogen. „Herr Berryer ist für uns", sagen diese; „nein, er ist für uns", antworten jene. — „Herr Berryer soll sich erklären", sagen die Einen; „ja, er soll sich erklären", wiederholen die Anderen. Und Herr Berryer, der größte Redner und der gutmüthigste Mensch, erklärt sich zum hundertstenmale auf eine Weise, die Keinen zufriedenen läßt; er erklärt, daß er nach dem alten Sinne stelle der Monarchie und der Freiheit Treue, und daß er sich demzufolge den Arbeiten seiner Freunde auf dieser Seite beigesellte, wie er den hochherzigen Bestrebungen seiner Freunde auf jener Seite seinen Beifall nicht versagen könne.

In der berühmten Eröterung der Adresse entschlüpften ihm nur einige Repterien, die nicht unbedacht vorübergingen. So wies er den Konvent, daß er Frankreich gerettet habe, und sprach Thiers sagte er: „Sie haben Aneona den Händen und den Osterreichern zum Trotze behaupten wollen; um konfeuent zu sepn, haben Sie Don Carlos aus Spanien vertreiben wollen. Das sind zwei ehrenvolle Zeugnisse Ihrer Gesinnung, für die ich Ihnen danke, denn ich bin doch vor allen Dingen Franzose und will es bleiben." Darüber erhob sich nun großer Beifall in der Kammer, aber lauten Grimmer im Lager der Legitimisten. „Wie spricht", sagten sie, „daß Herr Thiers den Konvent verherrlicht?" riefen unwillig die reinen Legitimisten. — „Aber merken Sie denn nicht", sagten die parlamentarischen, „daß dies ein oratorischer Kunstgriff ist, der nichts zu bedeuten hat" — „Also Herr Berryer wird gefeiert und gepriesen, weil er Karl V., den rechtmäßigen König, verjagen will; das ist ja abscheulich! Der Redner ist ja zum Feinde übergegangen, Herr Berryer muß sich erklären." Und Herr Berryer erklärte sich abermals, indem er seinen muthigen Freunden auf der einen Seite seinen Beifall schenkte und sich seinen edlen Freunden auf der anderen zugesellte.

Armer gefeselter Adler der Tribüne, der sich nicht frei aufschwingen kann! Armer Riese, der in den Windeln eines Spätlings gefchnürt ist! Armer gefangener Löwe! Er ist ein Mann nach Mirabeau's Zuschnitt in einer Zeit, wo es keinen Mirabeau geben kann. Er ist eine leidenschaftliche Natur, Meister in heftigen Ausfällen in einer Zeit, in welcher die materiellen Interessen herrschen und die Parteien nicht einmal die Kraft haben, sich zu haßen. Welch herrlicher Konversations-Redner wäre Berryer geworden! Man denke ihn sich auf einer Bank des Bergen, wie er seinen Gegnern sagt, daß sie einen Volks-Tribun dort angetroffen scheint, mit dieser mächtigen Stimme, dem fiegreichen Blicke und der breiten Brust, welche alle Dolche herausfordert. Hier soll er sein berühmtes Niemals vom vorigen Jahre sprechen, und es wird Blut fließen, und es werden Köpfe fallen. Was geschieht aber jetzt? die Kammer bleibt unbewegtlich; das gläubende Wort gelangt zum Ohre, aber der Geist der Begeisterung ist nicht da. Berryer mit den Worten zurück: „Wir wissen sehr wohl, daß uns Ihr Votum immer entgehen wird."

Als Advokat ist Berryer noch schlimmer gestellt als auf der Tribune. Er hat seine guten Tage, aber er ist sich häufig ungleich. So Mancher, der begierig herbeiströmt, entfernt sich unzufrieden, weil er den Dieb vor der Verordnetenkammer, und unter der Mörderinnen-Prozesse, gelangweilt von seinem Auditorium, von den Richtern und sich selbst gehen hat. Aber welches Talent, welche Allmacht entfaltet er, wenn er eines jener gerichtlichen Dramen entrollt, wo Schmach und das Schaffot als Katastrophe eintreten! Wer erinnert sich nicht des Laroncierschen Prozesses. In solchen Fällen erhebt er sich riesenhaft. Sein Kopf überragt die Versammlung, sein Auge strahlt, seine Stimme tönt wie der Donner, sein Wort wirkt allmächtig. Vergeblich erhebt sich ein Gegner, um ihm den Sieg streitig zu machen. Er dringt auf ihn ein, er kämpft ihn nieder, er vernichtet ihn. Der Urtheilsspruch, der aus seinem Munde kömmt, wird von den Richtern angenommen, wie einst die Aussprüche der Pythia.

Im Privatleben ist er sanft, umgänglich und mittheilend. Er ist durch und durch eine künstlerische Natur und leidenschaftlich für die Italiänische Musik eingenommen. Epikuräer aus Neigung und unbekümmert um die Zukunft, wirft er das Geld zum Fenster hinaus und macht einen reichlichen Gebrauch von dem ihm verliehenen Vorrecht, nicht studiren und arbeiten zu dürfen.

Ueber das Auffordern zum Tanz.

Bedenken gegen den Vorschlag des Herrn Karr.

Das „Magazin" giebt in Nr. 10 der tanzlustigen Welt einen Vorschlag des Herrn Karr zu bedenken, wodurch die Uebelstände gehoben werden sollen, die auch wir bei dem Engagiren der Damen schon längst empfunden haben. Wie vortheilhaft derselbe aber auch, bei erster Betrachtung, erscheint, so zeigt sich doch sehr bald, daß selbst die einfachsten Gegenstände nur selten eine leichte Lösung zulassen, wenn überhaupt das Auffordern der Damen zum Tanze ein so einfaches Geschäft seyn sollte, wie es von den Meisten, die es betreiben, genommen wird. Aber es ist in der That des Delikaten gar Vieles dabei zu beobachten, das nur von denen übersehen werden kann, die weder bei Großem noch bei Kleinem nachzudenken gewohnt sind.

Digitized by Google

Wir sind vollkommen mit Herrn Karr darin einverstanden, daß es eine Beeinträchtigung der Würde einer Dame sey, wenn man die andere auffordert, nachdem die erste danke, und dieser Uebelstand wird allerdings gehoben, wenn eine an der Seite getragene Blume ein bereits eingegangenes Engagement andeutet. Aber andere Uebelstände werden auch hierbei nicht ausbleiben. Denn da es bei uns Sitte ist, sich gleich zu Anfang des Balles für alle Tänze Damen zu verschreiben, so müßten, wie auch in der gedachten Nummer des „Magazins" angedeutet wird, Blumen verschiedener Gattung, welche die verschiedenen Tänze bezeichnen, vertheilt werden. Dann könnte es aber nicht fehlen, daß Damen, welche noch gar keine Blumen erhielten, sich zurückgesetzt fühlen müßten, wenn allbereits ihre Nachbarinnen ganze Tannensträuße zur Seite trügen. Die jetzige Sitte verräth erst beim Beginn eines Tanzes, daß eine Dame zu diesem seinen Tänzer sind; das seltende oder unvollkommene Bouquet aber würde schon ange vorher anzeigen, daß sie zu keinem oder nur zu wenigen Tänzen engagirt sey. Tänzer, die nur an sich denken, würden sich freuen, ihre Blumen dem Strauße einzuverleiben, der seiner Vollendung am nächsten, uns sich wohl hüten, bei vorgerückterm Balabende einen neuen anzulegen, da sie in der späten Sammlerin keine geübte Tänzerin u. s. w. zu gewärtigen haben, indem sie noch keinen gefunden, der ihr ein duftiges Blümchen brachte. Dagegen würden zartsühlende Tänzer sich nicht gestatten, einer Dame, die lange ohne Sträußchen blieb, eine Blume anzubieten, da es das Ansehen gewinnen kann, sie habe an den Bällen der kostspieligsten Nachbarin keinen Wandel gefunden. Kurz, man befände sich dann ziemlich wieder auf derselben Stelle, von welcher wir ausgingen. Auch können sich, wie jetzt die Sache gewöhnlich liegt, Hausherr und Haustrau bemühen, den Damen, die freie Tänze haben, Herren zu verschaffen. Diese Operation aber, die freilich nur selten glücklich, aber doch wenigstens Paare bildet, müßte wegfallen, da keine zur Vermittelung dient, indem die mangelnde Blume die Nichtengagirte verräth. Wäre hiermit aber wohl den sorglichen Wirthen gedient?

Einen Vorzug vor den Blumen, die nur da nützlich scheinen, wo die manche andere Uebelstände herbeiführende Sitte herrscht, immer nur zu einem Tanze und unmittelbar vor dem Beginn desselben zu engagiren, scheinen uns die Tanzlisten zu haben, die vor einiger Zeit die Damen im Gürtel trugen, die aber auch mehr oder minder wieder verschwunden sind. Als diese Sitte noch herrschte, hat man, statt der Redensart: „Fräulein, kann ich die Ehre haben?" u. sch die Liste aus und schrieb zu irgend einem Tanze seinen Namen. Hierbei siel zwar Zurückfragung fort, und man kam anderem noch dem Gedächtniß der Damen zu Hülfe, das nun ein nicht sehr gewandter Tänzer nur allzu leicht verschwand. Aber eben dieses Protokollsühren der Tänzer schreint den schriftlichen Engagements den Todesstoß gegeben zu haben, denn wir wollen es uns nicht verhehlen, daß die Damen gern einen kleinen Unterschied machen, um einen übrigen Tänzer abzuweisen und der Hoffnung Raum zu geben, daß der gewünschte noch kommen werde. Dieses Recht aber würde beraubt zu werden, schien den Damen zu hart, die ohnehin einen Zwang darin zu erkennen glauben, daß nur die Herren die Wähler sind. Sie verkennen hierbei, daß die Süßigkeit, gewählt zu werden, den Vorzug, wählen zu dürfen, aufwiegt, obschon wir nicht leugnen wollen, daß dieses Süße oft sehr bitter sey. Daher wird man den Damen wohl ihre kleinen Privilegien lassen müssen, welche die Blumen gänzlich zu vernichten drohen, während sie neben den Ballisten doch noch einigermaßen bestehen können; da es nur nöthig ist, sie unter dem Vorwande, daß sie bereits ausgefüllt, Einem oder dem Anderen vorzuenthalten.

Wir wollen gern einräumen, daß wir, indem wir die bestehende Sitte ändern und und für Blumen und Ballisten nicht entscheiden erklären, kein Mittel in Vorschlag bringen können, wodurch das Uebel gänzlich gehoben wird. Aber Vieles wäre gewonnen, wenn zunächst die kleines Intriguen dadurch vermindert würden, daß die Herren ihre Bitten um einen Tanz nur an solche Damen richteten, von denen sie wüßten, daß jene nicht allzu lästig werden, und wenn sie eine gewisse Geschicklichkeit da obwalten ließen, wo sie nicht zumuthen, nach erhaltener abschlägiger Antwort der einen Dame, sich an eine andere zu wenden. Besser ist nicht leicht. Denn es kann heute der Eine ein ganz gelegener Tänzer seyn, der morgen durch einen Anderen in den Hintergrund gedrängt wird; und bei der Wahl der anderen Dame, wenn die erste dankte, wird Zeit und Raum nöthig. Dies Alles zu erwägen, hat seine Schwierigkeiten!

Hst.

England.

Die Säulen-Tempel in Irland.

Unter den Ueberresten des Alterthums in Irland sind die sogenannten Säulen-Tempel oder Runden Thürme am merkwürdigsten. Schon zur Zeit des Giraldus, im zwölften Jahrhundert, scheinen diese Monumente als dem hohen Alterthum angehörig betrachtet worden zu seyn, wie aus der denselben von den Fischern des Lough-Neagh überlieferten Sage zu entnehmen ist, welche den Ort beschrieben Fremden die Stelle angaben, wo unter dem Gewässer spitzige, hohe heilige Thürme befindlich wären, von denen man vermuthete, daß sie in Folge der Ueberschwemmung, durch welche der See entstanden, versenkt worden. Jene Ueberschwemmung aber wird von Tigernach ins Jahr 62 n. Chr. gesetzt, und ebenderselbe Annalist verlegt das Datum der Entstehung der in Rede stehenden Bauten in zu entfernte Zeiten, als daß sie als ein Werk der Christen betrachtet werden dürften. Uebrigens hat man über den Ursprung und die eigenthümliche Bestimmung dieser Monumente verschiedene Meinungen aufgestellt. Der Name Clochteach, den einige derselben führen, könnte leicht den Glauben veranlassen, daß sie mitunter auch als Glocken benutzt wurden; allein dagegen spricht nicht nur die äußere Form und ihre innere Dimension, die keineswegs geeignet war, einer Glocke von gewöhnlicher Größe den erforderlichen freien Spielraum zu lassen, sondern auch der Umstand, daß der Eingang zu den Thürmen sich gemeiniglich in einer Höhe von zehn bis sechzehn Fuß über dem Boden befindet. Wahrscheinlicher ist die Ansicht, daß sie ehemals als Tempel für die Anbetung des Feuers, die einen Theil der uralten Landesreligion bildete, dienten, welche Annahme auch durch Folgendes unterstützt wird.

Bevor man nämlich irgendwo auf dem Kontinent von Europa auch nur ein einziges Monument von ähnlicher Bauart entdeckte, wurden bei Mandgutpore in Hindostan zwei Thürme aufgefunden, die eine auffallende Aehnlichkeit mit denen in Irland darboten. Auch bei diesen Indischen Tempeln befinden sich die Eingänge in einiger Höhe über dem Fußboden; ihre vier Fenster nahe am Dache sind nach den vier Himmelsgegenden hin gerichtet; ihre kleinen Dächer laufen rund zu; endlich aber stimmen sie in ihrem ganzen Bau mit den Runden Thürmen in Irland überein und werden wie diese für einem bereits erloschenen Kultus einst gewidmet gewesen Gebäude gehalten. In Betracht der engen Verbindung, die zwischen dem Sonnendienste und der Astronomie bestand, ist es nicht minder wahrscheinlich, anzunehmen, daß die vier in der Nähe des Daches befindlichen Fenster zur Anstellung von aktronomischen Beobachtungen gedient haben. Auch bei den Pyönizirern finden sich ähnliche Gebäude aufgeführt. So zum Beispiel waren zu Hierapolis zwei Tempel in einem die zwei beträchten dem Winde und dem Feuer geweihten Säulen standen, Postamente angebracht, auf deren nach den vier Himmelsgegenden hin gewandten Seiten man die vier Bilder des Thierkreises eingegraben sah, welche die Richtung jener vier Hauptpunkte bezeichnen. Dafür aber, daß die „Runden Thürme" in Irland zu ähnlichen Zwecken bestimmt gewesen, spricht auch, daß sie von einigen Irländischen Annalisten Himmelszeiger genannt werden. Was die Epoche ihrer Entstehung betrifft, so muß man sie über alle historische Zeit hinaus verlegen. Endlich aber dürfte man nach den vielfachen Beweisstellen, die sich bei den Alterthumsforschern über die enge Verbindung, welche einst zwischen Irland und dem Orient bestand, vorfinden, gar keinen Zweifel hegen, daß jene von dem der heutzutage bereits unbekannte Kultus ausgegangen, dessen Spuren sich in den „Runden Thürmen" als unvergängliche Zeugnisse erhalten haben.

(Echo du Monde Savant.)

Mannigfaltiges.

— Wie in der Welt der Krieg anzurotten. Die Amerikanische Friedens-Gesellschaft in New-York hatte einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage ausgesetzt, wie der Krieg in der Welt am besten zu vertilgen sey. Es sind darauf eine große Menge von Schriften eingegangen, von denen jetzt eine, deren Verfasser Herr W. Ladd ist, unter dem Titel: „Ueber einen Völker-Kongreß zur Ausgleichung internationaler Streitigkeiten, ohne daß zu den Waffen gegriffen werde"*) publizirt worden. Vorläufig haben die in dieser Schrift ertheilten Rathschläge das Resultat gehabt, den Krieg — nicht etwa zu bannen — sondern gegar in der Friedens-Gesellschaft hervorzurufen. Weil nämlich die Herren Preisrichter über den größeren Werth dieser oder jener Schrift sich nicht einigen konnten, ist die des Herrn Ladd an die Oeffentlichkeit getreten, und nun mag das Publikum vor allen anderen Kriegen den Krieg in der Friedens-Gesellschaft schlichten. Interessant ist in dieser Schrift die Mittheilung einer offiziellen Bill, so am 25. April 1838 in dem Repräsentanten-Hause des Staates Massachusetts durchgegangen ist. Diese Bill lautet folgendermaßen: „Beschlossen: Daß jeder Angriffskrieg mit dem wahren Geiste des Christenthums unvereinglich ist. Beschlossen: Daß die große Wichtigkeit des Gegenstandes es allen civilisirten Staaten zur Pflicht macht, sich über einen ausführbaren Plan zu einigen, vermittelst dessen ein so edles Ziel, wie die Austrottung des Krieges und die Erhaltung des Friedens unter den Völkern der Erde, zu erreichen sey. Beschlossen: Daß die Errichtung eines Völker-Kongresses zur Abfassung eines internationalen Gesetzbuches und zur Bestellung eines oberschiedsrichterlichen Tribunals zur Schlichtung von Völkerzwisten ein Gegenstand ist, der die Aufmerksamkeit und sorgfältige Erwägung aller aufgeklärten Regierungen verdient. Beschlossen: Daß Sr. Gouverneur diesen Freistaates eine Abschrift dieser Beschlüsse mit dem sie begleitenden Berichte an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, so wie an die exekutive Regierung jedes einzelnen Staates, zusende und sie einlade, zu dem angegebenen Zwecke mitzuwirken." — Allem Anschein nach, haben sich weder der Präsident noch die Regierungen der Schwester-Staaten von Massachusetts dieser veranlaßt gefühlt, die Beschlüsse dieser menschenfreundlichen Bill sowohl in Nord-Amerika selbst als in der übrigen Welt in Ausführung zu bringen.

*) An Essay on a Congress of Nations, for the adjustment of international disputes without an appeal to arms, by W. Ladd. — New-York, 1840

Herausgegeben von der Expedition der Pollg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Zeitungsexpr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Montag den 15. Februar 1841.

Nord-Amerika.

Redner und Staatsmänner des neueren Nord-Amerika.

(Nach der Quarterly Review.)

Die Verdrossenheit der Amerikaner, so wie die der Franzosen, datirt von ihrer Revolution; doch waren die Amerikaner viel besser vorbereitet. Als sich die Abgeordneten Frankreichs zuerst versammelten, waren nur wenige unter ihnen, die ein Talent zur Improvisation hatten. Nur Maury, Clermont-Tonnere, Barnave und Thouret werden als solche genannt, und unter diesen hatte nur Barnave allein das Geschick, eine Rede von ziemlicher Länge aus dem Stegreife zu halten. In Amerika dagegen war die Gewohnheit, öffentlich zu sprechen, so allgemein wie in dem Mutterlande, und der erste Kongreß schon bot das Schauspiel der besonnensten Debatten. Ja, sie leiteten damals ihre Geschäfte mit solcher Ordnung und Umsicht, als wären sie in unserem Parlamente erzogen. Viele behaupten, daß, seitdem die Aufregung und Krisis des ersten Freiheitsrausches vorüber, die Ruhe und Ordnung im Amerikanischen Kongresse nicht mehr so ohne Unterbrechung ist, wie in den Flitterwochen der Revolution. Zu bewundern ist es aber gewiß, daß die auf öffentliche Eloquenz so stark vorbereiteten Amerikaner im Vergleich mit den gar nicht vorbereiteten Franzosen so wenig Fortschritte gemacht haben. Es ist wahr, die Deputirten Frankreichs sind im Allgemeinen die gebildetsten Männer der Nation, und diese Nation ist im Allgemeinen gebildeter als die der Amerikaner; aber dieser Grund reicht nicht aus, das Mißverhältniß zu erklären, welches zwischen der fortschreitenden Schwungkraft Französischer Beredsamkeit und der Amerikanischen herrscht.

Ohne näher auf Untersuchung dieses Umstandes einzugehen, der sich in auch mit so scharf ausgeprägter Gestalt in der Presse beider Nationen geltend macht*), laßt sich doch das als eine historische Wahrheit aufstellen, daß Amerika's Redner bei ihrem ersten Auftreten die romanischen Hoffnungen erregten, die damals vielleicht manchen gut Königlich gesinnten Engländer überraschten und seinen Zorn gegen die Umpörer bald entwaffneten. Leider war das Zeitungswesen damals noch weit mehr im Argen als jetzt, und die wichtigsten Sitzungen wurden auch bei verschiedenen Thüren gehalten. Daher ist es schwer, die Verdienste jener jungfräulichen Wohlredenheit gehörlich zu prüfen, und nur die von Zeit zu Zeit erscheinenden Schriften von Amerikanischen Zeitgenossen und literarhistorischen Forschern können uns Führer auf diesem weiten und fruchtbaren Felde sein. Aus solchen nun haben wir einige Männer hervorgehoben, die dem Leser ein Bild von denjenigen Rednern geben mögen, auf die Amerika stolz ist.**)

Um jedoch nicht mit öfteren Wiederholungen zu belästigen, wollen wir ein- für allemal hier die Namen und die Bedeutung der verschiedenen Parteien und Partei-Streitigkeiten angeben, die dem größeren Theil der Amerikanischen Redekunst zum Gegenstand und zum Schutze dienen.

Kurz nach dem Frieden mit England, der Amerika als unabhängigen Staat anerkennt, trat die erste Spaltung ein. Die Aristokratischen wollten der höchsten Central-Behörde eine ausgedehnte Macht vertheilen wissen; das Volk sagegen wollte Provinzial-Gewalt. Die Letzteren legten ihre Grundsätze in einem Blatte dar, das The Federalist hieß. Dies gab den Namen Federalist und Anti-Federalist, die Entstehung. Jay, Madison und Hamilton waren die Führer der Föderalisten und wurden von Washington unterstützt. Der Sprecher der Anti-Föderalisten war Patrick Henry, aber ihr wirklicher Leiter war Jefferson, damals Gesandter im Auslande. Die Föderalisten allein hatten Redner, die Anti-Föderalisten nicht; die Gegner für Demokraten und Frankreichs Freunde.

Als die Constitution verhandelt wurde, standen die Parteien in so gleichen Theilen, daß die Entscheidung oft von einer einzigen Stimme abhing. Aber nach dem Tode Washington's gewann die Volks-Partei Grund. Die Wahl Jefferson's zum Präsidenten im Jahre 1801 war ein Triumph für die Demokratie. Damals nannten sich seine Freunde: Democrats oder Republicans. Der Name Federalist erhielt sich aber bei der anderen Partei bis 1824. Als in diesem Jahre John Quincy Adams Präsident wurde, fingen die Föderalisten an, sich National-Republicans zu nennen; und um dieselbe Zeit ließen sich die Demokraten, seine Gegner, schon Jacksonmen nennen. Im Jahre 1834 taufte man die Parteien aufs neue. Die Aristokraten oder ehemaligen Föderalisten bekamen den Namen Whigs, und diese nannten ihre Gegner zum Schimpf Tories. Einige dieser Neu-Yorker hatten eine Zusammenkunft in Tammany-Hall zu New-York. Die Lampen wurden zufällig durch Feuerzeuge, die man Locofoco-matches nennt, verdrängt; und hieraus entstand der Name Locofocos für alle Ultra-Radikale der Vereinigten Staaten.

Wir brauchen kaum zu bemerken, daß beide Parteien nicht immer sorgfältig in Bewahrung ihrer Gränzen waren, daß die Gränzen ihrer Grundsätze oft ausgedehnt, oft zurückgezogen wurden. So z. B. war die Proclamation Jackson's gegen Süd-Karolina im Jahre 1833 in jeder Hinsicht ein föderalistisches Manifest. In der neuesten Zeit sind die Stichworte nicht immer auf Grundsätze, sondern mehr auf merkantilische Fragen zu beziehen, z. B. die Bank, der Tarif, die Staatsrevi. Gegenwärtig sind die Kämpfe um rein persönliche Verhältnisse in Mode gekommen. Die Stimmen der ausgelärten Wähler wurden für General Harrison geworben, weil er in einem Log-house wohnt und statt Cider trinkt, den er selber braut. Es gehört mit zu den schönsten Ausdrücken des Patriotismus, Briefpapier zu benutzen, wo besagter General und Brauer gemalt ist, wie er im Eingange zu sich einem Log-house sitzt, das Glas in der Hand und das Faß zur Seite!

Wir lassen nun die berühmtesten Redner der Reihe nach folgen:

1. Fisher Ames.

Derselbe wurde zu Dedham in Massachusetts im Jahre 1758 geboren. Er empfing seinen akademischen Grad auf der Universität Harward, und nachdem er in Boston einen Kursus der Rechtswissenschaft durchgemacht hatte, begann er die Ausübung seines Berufes in seinem Geburts-Dorfe. In den meisten Theilen Nord-Amerika's sind die Verrichtungen des Anwalts und Sachwalters verbunden, wie die der Wundarzten und Apothekers in einer Landstadt England; wahrscheinlich vereinigte Ames eine solche Praxis mit durch seine politischen Beiträge zu den Zeitschriften bekannt und wurde zum Mitgliede der Provinzial-Versammlung gewählt. Hier zeichnete er sich in so hohem Grade aus, daß er bald auf ein wichtigeres Feld versetzt wurde, — den ersten Kongreß nach Errichtung der Constitution.

Fisher Ames hat von der zärtlichen Parteilichkeit seiner Landsleute den Namen des Amerikanischen Burke bekommen; und, obgleich seine politischen „Versuche" die hauptsächlichste und dauernde Grundlage seines Ruhmes bilden, so sind doch auch in seinen „Reden" Stellen, welche die Benennung sehr wohl erklärlich machen können, wenn sie dieselbe nicht völlig rechtfertigen. So in seiner Rede über Mr. Madison's Vorschlag (1790), dem fremden Handel mehr Beschränkungen aufzulegen, in der Hoffnung, andere Nationen zu vermögen, die ihrigen aufzuheben: „Der unmächtige Despotismus dieser Sprache stimmt sehr übel zu unserer Macht, sie wiederum zu machen, und dem vergeblichen Eifer für unbegränzte Handelsfreiheit. Ein solcher Zustand unbedingter Handelsfreiheit war niemals vorhanden, und es ist sehr zu bezweifeln, ob er je einmals sein wird. Wäre die Gesetzgebung für die Menschheit mir anvertraut, sehr wahrscheinlich würde ich die Ausübung meiner Macht damit beginnen, daß ich alle Gesetze, welche den Handel beschränken oder verbieten, ins Feuer würfe; die Beschlüsse auf der Tafel hier würden nicht gestimmt werden. Aber wenn ich das thäte, würde ich wahrscheinlich mit allen politischen Nationen einen Kampf um meine Ohren beschworen haben. Die Holländer würden den Alleinhandel mit Erwärzen beanspruchen, um dessen halber ihre Vorfahren ihr ganzes Leben im Kriege hindrachten. Die Spanier und Portugiesen würden nicht weniger hartnäckig sein. Wenn wir berechnen, was Kolonie-Monopole an Blutstand, Leiden und Verbrechen gekostet haben, werden wir sagen, sie wurden theuer gekauft." Die Engländer würden ihre Navigations-Akte als rechtlich vertheidigen, nicht als eine Quelle des Gewinnes, sondern

*) Bei den Französischen und Englischen Zeitungen darf man nicht fragen, wer der Redakteur ist, denn jede Französische hatte verthetdigt werden, welcher Partei sie angehörte. Jene bedeutende Zeitung in Frankreich und England ist das Organ einer großen Gesellschaft, die sie die Geschicke des Landes in Händen hat. Einer der Artikel dieses Kodex auf dieser Gesellschaft heißt die Redaktion, und die anderen stellen hinterrücks Hand. In Amerika dagegen ist fast jede Zeitung das Blatt eines Individuums, der Gott verdienen will und nichts als Gott verdienen will. Kann sich bei solcher Lage der Dinge noch Jemand über den Gesand der verschiedenen Urtheile fragen?

**) Man sehe: Eloquence of the United States. Compiled by E. B. Williams. 4 vols. 8vo. Middletown, Conn. 1827. — Orations and Speeches on various occasions by Edward Everett. Boston 1836. — Speeches and forensic Arguments by Daniel Webster. 2 vols. Boston 1835.

Digitized by Google

als das Mittel, ihre Unabhängigkeit zu sichern. So viele Interessen würden gestört und so viele verloren werden durch eine gewaltsame Veränderung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge in einem undenkbaren; und die gegenseitigen Verhältnisse der Nationen, in Bezug auf ihre Macht und ihren Reichthum, würden einen solchen Stoß erhalten, daß zugegeben werden muß, die Idee sey völlig utopisch und wild. Den Plan zu fassen, daß unser Land die Politik der Nationen ändern und die Abschaffung der Beschränkungen durch eigene Beschränkungen beginne, ist eben so lächerlich als unhaltbar."

Wie glauben, daß bei der gegenwärtigen Weltlage es für jedes Land gleich utopisch ist, wenn es daran denkt, daß die Nationen zu ändern und die Abschaffung der Beschränkungen durch Abschaffung seiner eigenen zu beginnen. Aber die Selbstgefälligkeit, mit welcher unsere Korngesetz-Gegner jährlich ihre Gemeinplätze (!) als Neuigkeiten vorbringen und es für die Höhe der Philosophie halten, das abgetragene Uebel der Monopole entdeckt zu haben, ist der durch jene Gegner begangenen Thorheiten fast würdig. Wir gedenken, daß schon Sir Robert Peel's meisterhafte Darlegung ihrer irrigen Ansichten, welche er in Fetzen zerriß, ohne nöthig zu finden, auf die Hauptfrage einzugehen, sie auf das geringste Maaß ihrer Wichtigkeit als Oekonomisten zurückgebracht hat.

Die Landsleute des Herrn Ames können auch aus dem Folgenden noch etwas lernen:

„Im offenen Kriege sind wir der Schwächere und werden in Gefahr gebracht werden, wenn nicht zum Untergange. Durch Pflege der Künste des Friedens werden wir Kraft und Hülfsquellen zu einem Kriege erwerben; und wir erwerben sie wirklich. Statt Verträge zu suchen, sollten wir sie meiden; denn, je später sie werden geschlossen werden, desto besser werden wir die Bedingungen seyn: wir werden mehr zu geben und mehr zu verweigern haben. Wir haben noch nicht unseren gebührenden Stand eingenommen, noch jene Achtung erworben, welche uns nicht verfehlt werden wird, wenn wir bei einem klugen und friedlichen Betragen beharren, wenn wir unserer Kraft Zeit zur Reife geben. Sogleich Amerika sich mit Mißvertrauen erhebt, so fühlt seine Knochen nur erst Knorpel. Dahin, daß wir den Beginn eines Kampfes verzögern, sichern wir uns den Sieg." Burke in seiner 1772 gehaltenen Rede nennt die Amerikaner eine Nation in der Verknorpelung; und Talleyrand beschrieb sie bei seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten als einen Riesen ohne Knochen und Sehnen! „un géant sans os ni nerfs."

Herrn Ames's Hauptrede ist eine im Jahre 1796 gehaltene, zur Unterstützung des Vertrages mit Großbritannien, welchen, obgleich er vom Präsidentrn genehmigt war, eine beträchtliche Partei im Hause der Repräsentanten zu verwerfen eifrig bemüht war.

Er war damals durch eine Krankheit so geschwächt, daß, als er aufstand, man zweifelte, ob er im Stande sey, mehr zu thun, als seinen Widerspruch gegen die vorgeschlagene Verletzung des öffentlichen Vertrauens auszusprechen. Jedoch, so wie er bei der Auseinandersetzung seines Gegenstandes warm wurde, erlangte er eine erkünstelte Stärke; und es ist eine Art fieberischer Kraft und Mildheit in den Worten, die ihm nun entströmen, da seine Ueberzeugung gerade bei Aeußerung derselben innigst, völlig wird.

„Wird irgend ein Mann behaupten, die Amerikanische Nation sey durch festes Vertrauen mit der Englischen Nation verbündet, diese Verbindung aber sie dieses Haus wichtig? Mit einem solchen Manne läßt sich nicht vernünftigerweise verhandeln. Eine solche Lehre ist ein Pangerlieb, von welchem die Schneide jeder Waffe der Ordnung abgerollen wurde, und auch sich selbst ein Schwert. Wird man sich einbilden, der König von Großbritannien und der Präsident seyen gegenseitig an den Vertrag gebunden, aber die beiden Nationen seyen frei davon?"

„Diese Sache ist der Art, daß sie entehrt und verrathen werden würde, wenn ich mich mit einer Berufung auf den Verstand begnügte. Der ist zu kalt und seine Wirksamkeit zu verkörpert, zu langsam. Ich will Gott danken, daß, da er mir eine so mangelhafte Verstandeskraft gegeben, er mir doch einen Trieb eingepflanzt hat, der sicher ist. Ueber eine Frage der Ehre und Schande mit Gründen des Verstandes zu streiten, ist zuweilen unnütz und sogar schlimmer. Ich fühle die Entscheidung in meinem Pulse; wird dadurch kein Licht in Gedanken gebracht, so wird doch dagegen ein Feuer im Herzen entzündet."

Zufolge des fraglichen Vertrags, sollten mehrere Punkte, welche zum Schutze der Amerikanischen Gränze gegen die Indianer für wesentlich gehalten wurden, von Großbritannien abgetreten werden. Dies bot einen schönen Gegenstand für die Declamation dar:

„Durch Willen, ferner Punkte zünden wir die Feuer der Wilden an, wir binden die Schlachtopfer. Heut nehmen wir es auf uns, Rechenschaft zu geben den Witwen und Waisen, welche unsere Entscheidung machen wird, den Unglücklichen, welche am Pfahle werden geröstet werden, unserem Vaterlande, und ich glaube nicht, daß das zu viel gesagt ist, unserem Gewissen und Gott. Wir sind verantwortlich und, wenn Pflicht irgend etwas meint ist, als ein Wort des Trostes, so sind wir im Begriffe, uns eben so elend zu machen als unser Vaterland. Es ist kein Irrthum in diesem Falle, es kann keiner seyn: die Erfahrung ist schon Prophet der Ereignisse gewesen, und das Geschrei unserer künftigen Schlachtopfer hat uns schon erreicht. Die Grenzhöfe unseres Westens sind nicht als schweigende und flagelose Opfer. Die Stimme der Menschlichkeit geht aus ihrer Wildniß hervor. Sie ruft aus, daß, während eine Hand aufgehoben ist, um den Vertrag zurückzuweisen, die andere das Tomahaak ergreift. Sie ruft unsere Einbildungskraft zu den Scenen, welche sich eröffnen werden. Es kostet der Einbildungskraft keine große Anstrengung, um zu begreifen, daß so nahe Ereignisse schon begonnen haben. Ich kann mir vorstellen, daß ich auf das Gebell wilder Rache und das von Qualen erpreßte Angstgeschrei lausche. Schon scheint es im Westwinde zu seufzen, schon sich mit jedem Echo der Berge zu mischen."

Um die Aehnlichkeit mit Burke vollständiger zu machen, stellt der Sprecher eine zweite Feder von seiner Schwinge:

„Denn als der feurige Dunst des Krieges in den Bezirken unseres Gerichtskreises lagerte, vereinigten alle unsere Wünsche sich in dem einen, daß wir der Verheerung des Sturmes entgehen möchten. Dieser Vertrag, wie ein Regenbogen am Rande der Wolke, bezeichnete unseren Augen der Sturm, wo das Ungewitter rase, und gab zu gleicher Zeit die Verheißung seines schönen Lichtes. Wenn wir ihn verwerfen, werden die lebhaften Farben bleich werden; es wird ein feldwerkändendes, Sturm und Krieg bedeutendes Meteor seyn."

Dies ist nicht ganz genau das berühmte Hyper-Att Bild, aber es ist eine augenscheinliche und beinahe plumpe Nachahmung desselben. Der Redner empfing am Schlusse seiner Rede einen Glückwunsch, ähnlich dem, welchen Pitt Sheridan am Schlusse der berühmten Begum-Rede des Letzteren abstattete. Ein Mitglied der Gegenpartei widersetzte sich einer Abstimmung, da man durch die Rede hingerissen sey.

Kränklichkeit zwang Ames, sich ins Privatleben zurückzuziehen, aber er betrachtete den Fortschritt der ultrodemokratischen Meinungen mit immer größerem Interesse und größerer Unruhe und sahe fort, viel über politische Gegenstände zu schreiben, bis zu seinem Tode, 1808. Er war ein Mann von warmem hingebendem Gefühl und soll gesagt haben: „Ich will die Behauptung wagen, daß niemals ein Mensch wahrhaft bereut geworden ist oder werden wird, ohne ein beständiger Leser der Bibel und ein Bewunderer der Reinheit und Erhabenheit ihrer Sprache zu seyn."

Seine „politischen Versuche" wurden ungefähr ein Jahr nach seinem Tode gesammelt und in Amerika herausgegeben. Eine Auswahl davon ist im Jahre 1835 in London gedruckt worden, unter dem Titel: „Der Einfluß der Demokratie auf Freiheit, Eigenthum und Wohlfahrt der Gesellschaft, betrachtet von einem Amerikaner." Die Erscheinung dieses höchst merkwürdigen Buches war eine zu rechter Zeit und brachte einige Proben tiefen Denkens und fließender, kräftiger Beredsamkeit, und verdient, daß auch englische Leser darauf aufmerksam gemacht werden.

Spanien.

Volksgeschichtliche Stoffe des Spanischen Drama's.

(Fortsetzung.)

So hat Lope de Vega in einem seiner besten Schauspiele, „der König ist der beste Alkalde", ganz vortrefflich eine an sich nicht besonders effektvolle Anekdote benutzt. Die Geschichte erzählt, daß der berühmte König Alfonso, als er erfuhr, ein Militair-Befehlshaber habe einen armen Galizischen Landedelmann seines Hauses beraubt, seinen sogleich die Zurückgabe der geraubten Güter aufgetragen; der Befehl blieb aber unausgeführt; da erklärte der König ganz unerwartet an der Stätte des Verbrechens, lieb den Schuldigen ergreifen und zur Strafe für den Raub und Ungehorsam enthaupten. Statt eines geraubten Hauses schob der Dichter ein entführtes und entehrtes Mädchen unter, machte aus der Intrigue eine regelrechte Handlung und benutzte das Ganze zu einer glänzenden Probe der unumschränkten Gewalt, die dem „Stern von Sevilla" hat Lope de Vega die Geschichte mit noch größerer Freiheit benutzt. Man kennt das Schicksal des berühmten Secretairs Philipp's II., Antonio Perez, der auf bestimmten Befehl seines Herrn einen Mann ermordete, dessen sich der Tyrann gern entledigen wollte; nichtsdestoweniger ward er bewogen durch Verfolgungen der Gerechtigkeit Genugthuung, entweder die Flucht, ohne etwas zu gebrauchen, wählte und suchte Schutz in Frankreich. Durch nichts wird Philipp II. und sein Zeitalter besser geschildert als durch die schmucklose, einfache Erzählung dieser Thatsachen in den von Perez geschriebenen Memoiren; wenngleich nun aber diese Begebenheit für den Geschichtschreiber und den Philosophen großes Interesse hat, so ist sie an sich selbst nicht dramatisch, weil alle darin auftretende Personen gleich wenig Achtung verdienen, und weil kein edles oder erhabenes Gefühl sie belebt. Aus diesem undankbaren Stoff hat Lope de Vega, mit Hülfe einiger Abänderungen, sein schönstes Drama gebildet. Statt des finsteren ersten Philipp's, den er übrigens unter der Regierung seines Sohnes nicht auf die Scene bringen konnte, hat er einen König des 13ten Jahrhunderts untergeschoben. Der Mörder, der sein Opfer aus Eigennutz oder aus knechtischer Unterwürfigkeit durchbohrt, wird unter seiner Feder zu einem tapferen Krieger, zu einem Helden, der mit tiefem Seelenschmerz seinen Freund, den Bruder seiner Geliebten, tödtet und alles Glück seiner Zukunft der Pflicht, die beleidigte Majestät zu rächen, hinopfert. Im Text ist nicht so viel moralischer Trost, und als das Bekenntniß des König ihn dem Henker entreißt, fordert er als eine einzige Belohnung die Erlaubniß, im Kampf gegen die Mauren ein ruhmvolles Grab suchen zu dürfen. Nie wurde die Tragik mehr auf die Spitze getrieben, als in diesem herrlichen Stück, von welchem vor vor einigen Jahren auf dem Theatre français aufgeführte „Cid in Andalusien" eine Nachahmung ist.

Die Liebe des Königs von Kastilien, Alfons III., zur schönen Jüdin Rahel, welche die über ihren unumschränkten Einfluß auf den König erzürnten Großen während der Abwesenheit ihres Königlichen Liebhabers ermordeten, bietet ungleich mehr dramatischen Interesse dar, und Diamante hat diesen Stoff zu seiner „Jüdin von Toledo" benutzt, in der sehr ergreifende Situationen und recht schöne poetische Stellen vorkommen. Fast ein Jahrhundert später, in der Zeit, wo

Digitized by Google

die alte Spanische Sage von der Rachedmung des Französischen Gesandten verdrängt wurde, hat Gutierrez de la Puerta denselben Gegenstand in seiner Tragödie „Rahel“ mit vielem Glück behandelt, und das Trauerspiel ist eines der besten aber vielleicht eines der leidlichsten Erzeugnisse dieser neuen Schule. Unter allen historischen Personen des Mittelalters ist unstreitig Peter der Grausame am häufigsten und mit dem besten Erfolg auf die Scene gebracht worden, ein, in seltsammem Widerstreit, wie die Geschichtschreiber wie einen zweiten Nero und die Spanischen Dramatiker als Held, ja fast als Weisen darstellen. Den geschichtlichen Beinamen des Grausamen haben sie in den des Rechtspflegers verwandelt, und sie schildern ihn als muthvoll, großmüthig und galant, als einen Freund des Volkes, als den Beschützer und Rächer der Schwachen und Unterdrückten, wenn sie auch einige Gewaltthätigkeiten, einige Mordthaten anführen, die welchen ihn die Heftigkeit seines Charakters hinriß, so benutzen sie dieselben doch nur als Folie seiner glänzenden Eigenschaften und um größeren dramatischen Effekt zu bewirken. Moderne Kritiker haben diese poetischen Schilderungen mit den schweren Anklagen der Historiker verglichen und bewiesen wollen, daß dieser Monarch ein Opfer der Parteiwuth erkaufter Geschichtschreiber geworden sey, und daß alle die Grausamkeiten, die ihn zum Abscheu der Welt machen, falsch oder übertrieben wären. Obgleich diese Voraussetzung im Ganzen unhaltbar ist, so liegt doch eine Spur von Wahrheit darin. Der Vater Peter's des Grausamen, Alphons XI., einer der größten Könige Castiliens, hatte durch Heftigkeit und Rigidität die heftigsten Empörungen der Großen im Land erhalten. Als nach seinem Tode ein fünfjähriger Knabe den Thron bestieg, schien ihnen die Gelegenheit zur Wiedererlangung ihrer unumschränkten Macht sehr günstig. Es gelang ihnen, die Königliche Familie zu verunreinigen und den Ehrgeiz Heinrichs von Trastamara und den anderen natürlichen Brüder des Königs aufzuregen; eine Empörung brach aus, man bemächtigte sich des Königs, zwang seine Gemahlin auf und hielt ihn eine Zeit gefangen. Als er seine Freiheit wieder erlangte, nahm er schreckliche Rache, badete sich im Blut seiner Brüder und Gegner und fiel nach langen Kämpfen in einer durch fremde Hülfe unterstützten aristokratischen Empörung. Unter der Regierung des Brudermörders Heinrich II. von Trastamara schien sich die Geschichte, die in ihm nicht den König, sondern nur ihren Gefährten sahen, schwede Verdrückung und Grausamkeit, so daß die Kastilianer sich oft Peter den Grausamen, als ihren Rächer, zurückwünschten, um alle ihre Tyrannen zu strafen und zu unterstrafen; diese Stimmung des Volkes nun fassten die dramatischen Dichter auf und schmückten ihr gemäß ihren Helden aus. Auch den Romanzen konnten die Züge ihre Stoffe nicht entkehnen, denn diese sind dem König Peter nicht günstig; in den wenigen, deren Held er ist, werden nur die ihm vorgeworfenen Gewaltthätigkeiten erzählt, wie der Mord seines Bruders, des Großmeisters, die Ermordung seiner unglücklichen Gemahlin Blanka von Bourbon und die des Maurischen Königs, der bei ihm Schutz suchte und dem er sich durch seine Treulosigkeit bemächtigen zu können. Wir müssen noch bemerken, daß die Dramen, in denen dieser unglückliche Fürst auftritt, alle in den ersten Jahren seiner Regierung spielen, wo er sich noch nicht so grausam zeigte, und diesen Umstand darf man nicht übersehen, weil sonst die Verherrlichung eines Mannes, der sein späteres Leben durch so viel Gräuel befleckte, noch zu sonderbaren Folgerungen führen könnte. In den besten dieser Dramen gehören, „der tapfere Richter“ von Moreto, „der Arzt seiner Ehre“ von Calderon und „das Gewisse für das Ungewisse“ von Lope de Vega; die beiden ersten sind wahre Meisterwerke, in denen der Charakter Don Peyro's mit bewunderungswürdiger Kraft und Tiefe geschildert ist. Ein weniger bekanntes, aber sehr gutes Stück, worin Calderon den Charakter des geschichtlichen Wahrheit auf seiner Seite hat und gewissermaßen eine Vermittlung zwischen dem Peter der Dramatiker und dem der Geschichtschreiber bildet, ist „der Bergbewohner Johann Paskal oder der Ober-Justizrath von Sevilla“, dessen Verfasser unbekannt ist. Alsdann ist der Titel, den noch vor wenigen Jahren die erste Magistratsperson der Andalusischen Hauptstadt trug, die in den anderen Städten Korregidor genannt wird.

Der Charakter der ersten Nachfolger Peter's eignet sich nicht zu dramatischer Entwickelung. Die Bürgerkriege, welche ihre Regierungen beunruhigten und fast das ganze fünfzehnte Jahrhundert ausfüllten, bieten wenig hervorstechende Begebenheiten dar, die zu einer tragischen Anschauung benutzt werden konnten. Sie gaben aber doch Anlaß zu einigen Dramen, wie zur „klugen Frau“ von Tirso de Molina und zum „armen Teufel in Spanien“ von Canizares. Die interessanteste Begebenheit dieses Zeitraums, die Ungnade und der Tod Alvaro de Luna's, des allmächtigen Günstlings Johann's II., der zuletzt, von seinem königlichen Gebieter dem Hasse der Großen preisgegeben, mehr sein Stück als seine Verbrechen auf dem Schafott büßte, diese grauenvolle Katastrophe, die lange Zeit hindurch in poptihundert Romanzen wiederklang, hat Lope de Vega nur zu einem sehr mittelmäßigen Drama angeregt.

Das fünfzehnte Jahrhundert, welches durch seine fortdauernden Umrüpen die Spanische Macht gänzlich zu untergraben drohte, sah noch die Grundvesten jener allgewaltigen Herrschaft Karl's V. und Philipp's II. entstehen. Die Heirath Ferdinand's und Isabella's vereinigte Arragon und Kastilien unter einem Scepter; dadurch wurde die Bewältigung der letzten Maurischen Ueberreste auf der Halbinsel sehr leicht gemacht. Die Belagerung und Einnahme Granada's ist der Gegenstand eines Dramas von sonderbarem Titel, „der Triumph des Ave Maria“. Der Verfasser desselben ist unbekannt; es hat eigentlich nur sehr geringen poetischen Werth, ist aber der treue Ausdruck der ehevaleresken Sitten und der religiösen Ueberspanntheit jener Zeit. Ein christlicher Ritter dringt, um Proben seines Muthes und seiner Frömmigkeit abzulegen, heimlich in die belagerte Stadt ein und richtet auf dem Giebel der Haupt-Moschee eine Art Banner auf, das als Inschrift den Gruß des Engels an Maria trägt. Um diese Beleidigung Mahomet's zu rächen, befestigt ein Maurischer Ritter diese sonderbare Trophäe an den Schweif seines Rosses und forcirt die Christen heraus; bald aber fällt er unter dem Schwert eines Kastilianers, der, als er seinen Herrschern den Kopf des Ungläubigen zu Füßen legt, zum Kampen Maria's ernannt und mit ausgezeichnen Ehrenbezeugungen überhäuft wird.

Unter den Kriegsthaten, die der Dichter in dem obenerwähnten Drama auftreten läßt, erschient auch Gonzalo von Cordova, der in Spanien und, man kann wohl sagen, auch in ganz Europa vorzugsweise unter dem Namen „der große Capitain“ (el Gran Capitan) bekannt ist. Gonzalo von Cordova ist nach dem Cid vielleicht der berühmteste und populärste der Spanischen Helden. Noch in einem anderen Punkt kann man ihn mit jenem vergleichen. Eben so wie mit den Thaten des Cid gewissermaßen die fabelhaften Zeiten Spaniens schließen und das eigentliche Mittelalter anfängt, so beginnt mit Gonzalo von Cordova, der vermöge seiner Kämpfe gegen die Mauren noch dem Mittelalter angehört, so zu sagen die neuere Geschichte der Halbinsel. Seine Italiänischen Siege sind der erste Akt, durch welchen Spanien, von seinen inneren Feinden befreit und endlich in eine einzige Monarchie vereinigt, mit Glanz auf der politischen Bühne Europa's erschien. Ein Dichter aus der Zeit Karl's II. und Philipp's V. schrieb eine romantische Geschichtserzählung der Italiänischen Schule, hat ein sehr bemerkenswerthes Stück geschrieben, in welchem Gonzalo die Hauptrolle spielt; es heißt „die Rechenschaft des großen Feldherrn“ und zeigt uns diesen im vollen Glanze des Ruhms und der Größe, die er durch die Eroberung des Königreichs Neapel erlangt hatte. Die Handlung besteht in den Intrigunen, welche von einem neidischen Hofe angezettelt wurden, um den Held dem zu Mißtrauen sehr geneigten Ferdinand dem Katholischen zu verdächtigen. Der Charakter des Königs, der zwischen seinem Argwohn, seiner Eifersucht und der Schonung hin und her schwankt, die er gegen einen mächtigen Unterthan ausüben muß, welcher so viel Schlachten für ihn gewonnen hat, ist sehr gut gezeichnet; eben so die Seelengröße, Gutmüthigkeit und Naivität Gonzalo's, der wenn dies Alles ihn selbst nicht ganz die Züge sind, unter denen der Letztere in der Geschichte erscheint, so kann doch einem solchen Charakter der Beifall nicht entgehen.

Gonzalo von Cordova ist, wie schon gesagt, gewissermaßen das Band, welches in Spanien das Mittelalter mit der neueren Geschichte verbindet. Mit ihm treten wir in das Zeitalter der vervollkommten Civilisation, der großen Kriege, der umfassenden politischen Combinationen, wo das poetische Element verschwindet oder erschlafft. Die Romanzen halten inne, weil die Ereignisse nicht mehr darbieten, was zu ihrer naiven Weise stimmt. Selbst das Drama findet keinen so günstigen und reichen Stoff mehr, um sich darin zu Mysterien zu erheben, noch bereit mitten in der neuen Bahn, die es mit solcher Größe betrat, durch eigenthümliche Verhältnisse noch einige Züge von seiner früheren romantischen Phantasie und lieferte daher auch noch manchen Stoff zu wiefungsreichen Dramen. Der in Europa beendigte Krieg gegen die Mauren wurde auf der Küste von Afrika mit unvermindertem Fanatismus fortgesetzt, und es gelang der Geistlichkeit, die Einbildungskraft zu enstlammen. Andererseits eröffnete das eben entdeckte und noch wenig bekannte Amerika allen Spanischen Abenteurern eine unbegränzte Laufbahn, in die sich alle diejenigen stürzten, welche mit unbezwingbarem Muth, unerschütterlicher Festigkeit und spekulativem Kopf ausschweifenden Ehrgeiz und unmäßige Habsucht vereinigten, um sich auf gewöhnlichem Wege nicht befriedigen zu können glaubten. Der Gedanke, daß man Volkerschaften, die bis dahin in die Finsternisse des Gottesdienstes versunken waren, dem christlichen Glauben gewinne und der Monarchie Karl's V. unermeßliche reiche Länder erobere, konnte die Phantasie wohl auftegen. Man braucht nur einige der Dramen zu lesen, worin Lope de Vega Eroberer von Amerika sind, um Beispiel die, welche Tirso de Molina über die Thaten der Pizarro's gedichteten hat, um sich des tiefen Eindrucks bewußt zu werden, die jene außerordentlichen Abenteuer auf die Gemüther machten. Amerika erschien ihnen wie ein Wunderland, in welchem die Naturgesetze nicht gälten; man sah in seinen Eroberern das Ebenbild von dem, was der Krieger der heidnischen Zeit in den Augen des Alterthums war, Männer von einer so hoch über das gewöhnliche Maß erhabenen physischen und moralischen Kraft und von so unerschütterlicher Entschlossenheit, daß nichts ihnen unmöglich sey, daß alle Hindernisse vor ihnen verschwänden.

Das interessanteste dieser Amerikanischen Dramen möchte wohl die Eroberung von Neukanarien“ von Lope de Vega sein, dessen Inhalt zerfallen ist, wie der des berühmten epischen Gedichts von Ercilla. Es ist eine völlige Chronik, in welcher dem Zuschauer alle Umstände, selbst die Todesstrafe des Haupted der Insurrection nicht ausgenommen, ganz in der Ordnung vorgeführt werden, wie sie sich zugetragen. In der Schilderung dieses Kampfes zwischen der rohen und der civilisirten Barbarei, wenn man sich so ausdrücken darf, hat Lope de Vega es so einzurichten verstanden, daß die Sympathie und die Bewunderung des Lesers sich bald den Araukanern, die mit der vaterländischen Erde auch ihre Unabhängigkeit vertheidigen, bald der Handvoll Spanier zuwenden, die mit der vollkommensten Verzweigung ihres Rechtes für ihr Leben, für ihre Ehre, für die Bekehrung der Wilden ihres Königs und vor Allem für die Verbreitung des christlichen Glaubens kämpfen.

Die der Regierungsgeschichte Karl's V. entlehnten Dramen, in denen dieser Fürst zuweilen, aber in nicht besonders bedeutender Weise auftritt, sind im Allgemeinen sehr mittelmäßig. Einige von denen aber, welche sich auf die Regierung Philipp's II. beziehen,

Digitized by Google

sind dagegen aufgezeichnet zu nennen; dazu gehört zwar Cuello's „Prinz Don Carlos“ nicht, aber den wir jedoch in historischer Beziehung Einiges beifügen wollen. Es ist bekannt, welche romanhafte Theilnahme außerhalb Spaniens der Tod dieses jungen Fürsten erregt hat, der, wie man sich einbildete, als ein Opfer der stolzen Unabhängigkeit seines Charakters und der Liebe zu seiner ihm früher bestimmten Stiefmutter gefallen seyn sollte. In Spanien aber berichtet man ganz anders hierüber; da ist Don Carlos nur ein Wahnsinniger, dem eine körperliche Ursache schon frühzeitig den Verstand verwirrt hatte, der gleich unfähig war, eine so leidenschaftliche Liebe einzuflößen und zu empfinden, wie der Roman es schildert, der aus nothiger Vorsicht gerade in dem Augenblick gefangen genommen wurde, wo die Verschwörer seine Schwachheit mißbrauchen, um ihn in ein Komplott gegen die Königliche Macht hineinzuziehen, und der dann darauf an den Folgen seiner ausschweifenden Lebensweise starb. Als Beweis für die Wahrheit dieser Version ist anzuführen, daß Philipp II., in dem unser Vorurtheil uns einen alten und finsteren Tyrannen ebenlos läßt, der die junge Verlobte seines Sohnes raubt, erst 31 Jahr alt war, als er diese Prinzessin heirathete. Wie dem nun auch Lyon mag, Cuello's Drama, das nach den echten geschichtlichen Thatsachen bearbeitet ist, bietet einen merkwürdigen Gegensatz zu Schiller's Trauerspiel, und dies ist auch der einzige Grund, weshalb es einige Berücksichtigung verdient; in einer Scene ist jedoch der unbeugsame Stolz des Helden dieser Zeit, des Herzogs von Alba, sehr glücklich geschildert.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Universitäts-Stadt Charkoff.

(Bemerkungen eines Russen.)

.... Zehn Werst von Charkoff auf der Pultawaer Straße führt der Weg einen Berg hinauf. Linker Hand erhebt sich das Kloster Kurilsk, welches unter Alexei Michailowitsch erbaut, gegen Ende des Jahrhunderts mit mehreren anderen Klöstern der Ukraine wieder aufgehoben, einige Jahre später aber durch Meletius, Erzbischof von Charkoff und Achtyrka, wieder hergestellt wurde. Rechts von der Landstraße, dicht bei Charkoff selbst, liegt ein Landgut Dshnomo, welches dem Geheimen Rath Kwitka gehört, der hier mit seinem Bruder Gregor Fedorowitsch lebt, welcher in der Literatur unter dem Namen Grigka Odnorjzanenka bekannt ist.

Fünf Werst von der Stadt erblickt man in der Ferne, wie einen Wetterhahn, den Gleichthurm des Klosters zu Mariä Himmelfahrt. Obgleich die Stadt selbst in einer Senkung liegt, so ragt doch das Centrum derselben hervor, das aus einem runden Berge gebaut ist, auf welchem der Dom, die Universität, die Gerichts-Lokale und andere Haupt-Gebäude der Stadt sich befinden. Die Lokalität von Charkoff macht dasselbe jedoch ungesund, und zwar wird die Bösartigkeit des Klima's nicht durch die kleine unbedeutende Bäche, die Lopann und den Charkoff, verschlimmert. An der Barrière der Stadt steht eine Pyramide mit dem Wappen von Charkoff: dem Füllhorn und dem Merkur-Stabe, den Symbolen des Handels und des Ueberflusses dieser Stadt.

In der That kann keine einzige Gouvernements-Stadt mit Charkoff sich vergleichen, welches neben vielen breiten Straßen auch mehrere krumme, wie die Moskauer, hat, von großen massiven Gebäuden eingefaßt, welche sich durch Petersburger Bauskpft auszeichnen. Einige Straßen von Charkoff haben sogar Trottoirs; sie werden in ungläublich kurzer Zeit erbaut und nehmen noch fortwährend zu. So sind z. B. mehr als vierzig Häuser im Laufe des Sommers 1840 gebaut worden.

Charkoff wurde in der Mitte des 17ten Jahrhunderts gegründet, zur Zeit, als man anfing, die Slobodischen Regimenter, größtentheils aber aus Kiewschen und Podolischen Einwanderern, zu formiren. Nebrigens fanden in jenen Gegenden Niederlassungen schon im 13ten Jahrhundert bei den Tataren und sogar im 7ten bei den Chasaren statt, was verschiedene noch vorhandene Ruinen, Kurgane ꝛc. beweisen.

Den Namen Charkeff leiten Einige von dem Fließen dieses Namens, Andere dagegen vom Kosaken Charka (Charison) ab, welcher hier zuerst eine Kolonie zu gründen angefangen hat. Im 18ten Jahrhundert wurde Charkoff, im Jahre 1765, bei der Formation des Slobodisch-Ukrainischen Gouvernements, zur Gouvernements-Stadt ernannt, indem ihm seine Lage zwischen den Städten Ssum, Ostrogosk, Achtyrka und Sum den wohlverdienten Vorrang vor anderen gab.

Durch die kleinen Flüsse Lopann, Charkoff und Neteschka wird die Stadt in drei Theile getheilt, von denen der zwischen den Flüssen gelegene Theil schlechthin „die Stadt“, die beiden anderen aber Salopanskaja*) und Sacharkowskaja**) genannt werden. Der letztere wird durch das Flüßchen Neteschka wieder in zwei Theile getheilt. Charkoff zählt 25,000 Einwohner, 20 Kirchen und an 3500 Privathäuser. Die Haupt-Gebäude der Stadt sind: die Universität (früher die Wohnung des General-Gouverneurs, in welcher einst die Kaiserin Katharina II. abstieg), das adelige Fräulein-Institut, das Gerichts-Gebäude, das Kollegium, das Gymnasium, das Post-Amt und das außerhalb des Thores liegende Krankenhaus.

Die Universität nimmt mehrere Gebäude ein, hat eine Bibliothek von 25,000 Bänden, ein Kinkinet, ein mineralogisches und ein physikalisches Kabinet, so wie einen botanischen Garten, dessen oberer Theil zum öffentlichen Spaziergange dient.

Die Universität wurde 1803 gegründet, und zwar mit Gelehrten, welche in den Klein-Russischen Gouvernements zusammengebracht worden waren. Dieselbe zählt gegenwärtig über 390 Studirende. Das adelige Fräulein-Stift wurde 1817 gegründet, mit Gelehrten, welche der Adel des Charkoffschen Gouvernements zusammenbrachte, und Beide unter dem Schutze der Kaiserin, wonach es dieselben Rechte wie die ähnlichen Kaiserlichen Institute zu Petersburg und Moskau genießt.

Das Kollegium wurde 1727 durch Epiphanius, Bischof von Belgorod, so wie durch die Freigebigkeit des Feld-Marschalls Fürsten Michael Galitzin und des General-Majors Schwidowski, gegründet, welche Familien verschiedene Ländereien zu diesem Eigenthum schenkten. Im J. 1731 verlieh die Kaiserin Anna dem Kollegium ein Statut und überwies der Bibliothek desselben die dem Metropolitten Stephan Jarowski gehörenden Bücher. Die Kaiserin Katharina II. lieh hierauf das dem Kollegium vererbte Vermögen im J. 1780 zur Staatskasse einziehen und bestimmte demselben dafür ein jährliches Einkommen von 3000 Rubel. Das Kollegium zu Charkoff hat der Kirche und dem Staate bereits viele ausgezeichnete Männer geliefert.

In Charkoff werden jährlich vier Jahrmärkte gehalten, und zwar: zu den Heiligen Drei Königen, um Pfingsten, um Mariä Himmelfahrt und um alle Seelen. Die Masse der hierzu herbeiströmenden Menschen beträgt stets gegen 40,000, die der Waaren aber den Werth von 25 Millionen Rubel Banko.

Mannigfaltiges.

— Van den Vondel. Dies ist der Name eines klassischen Dichters der Holländer — ein Name, den außerhalb Hollands nur Wenige näher kennen, ja vielleicht kaum einmal haben nennen hören. Und doch ist Vondel der Vater der Holländischen Dichtkunst, ihr Shakespeare, insofern er fast gleichzeitig mit dem großen Briten gelebt hat (Vondel wurde im Jahre 1587 geboren), und in der That ein Mann von Geist, großer Gelehrsamkeit und von einer Herrschaft über die Sprache, die ihn auch in Deutschland zu einer Autorität machen sollte, da sein schönes und kräftiges Niederdeutsch eine unerschöpfliche Quelle der Bereicherung auch für unser edleres Hochdeutsch seyn kann. Insofern erscheint der Verwurf für das Ausland, das ihn nicht kennt, ungerechtfertigt, daß Vondel nur für Holland da sey. Anderer, die auf den Namen Vondel natürlich sehr stolz sind, von diesem ihren Nationaldichter äußerst wenig kennen und seine besten Werke in Ausgaben des 17ten Jahrhunderts und in schweinsledernen Einbänden auf ihren Bibliotheken schlummern lassen, ohne von dem Inhalte dieser dickleibigen, doch behaulden und ehrwürdigen Literatur-Denkmäler je nur einen Blick zu werfen, als sie hochtrabenden Lobes mittheilen und was sich an einzelnen kleinen Gedichten noch im Munde des Volks erhalten hat. Das ist allerdings von unseren Holländischen Nachbarn um so ungerechter, als ihre neueren Dichter ihnen keineswegs einen Ersatz für den vernachlässigten alten gewähren; ihre Literatur hat nicht einmal wie die Deutsche seit in unserem Jahrhundert einen Kulminationspunkt gehabt, sondern bietet seit je Ursache, zu einer Zeit, wo Druckfehlers Zeiger vom Blute der Religions- und Bürgerkriege gedüngt wurden und sein poetischer Boden brach und wüst lag, mit Stolz auf und herabzublicken, während sie jetzt neben den Deutschen so arm und schwach erschienen, daß ihre Literatur nur einen noch kurz ihre historischen Momente auch in der Gegenwart eine Geltung hat. Wenn daher ihre gelehrten Sprach- und Literaturforscher jetzt bemüht sind, durch neue Ausgaben der alten Dichter den Werth der Letzteren wieder zum Bewußtseyn des Volkes zu bringen, so ist das gewiß etwas Verdienstliches. Ein solches Verdienst hat sich Herr Schrant in Leyden erworben, der kürzlich den ersten neue Ausgaben von Vondel's Gedicht „Johannes“ mit Anmerkungen, Kritiken und Erklärungen herausgegeben hat *). Allerdings hat der gelehrte Herausgeber sich darin als ein Holländischer Gelehrter bewiesen, d. h. als ein solcher, der die Deutschen Gelehrten an Gründlichkeit, Breite und Mangel an Schönheitssinn noch zu übertreiben weiß; aber unter der vielen Spreu, mit der in den klassischen Dichter Vondel's, ist doch auch manches Goldkörnchen, das nicht blos seinen Landsleuten, sondern auch ausländischen Sprach- und Literatur-Freunden reiche Frucht tragen kann. Man denke nur, der Umfang der Anmerkungen ist mehr als zweimal so stark als der poetische Text! Zur Erklärung derselben hat der Kommentator sämmtliche Bibelstellen ausgeschrieben, auf die der Dichter nur mit der leisesten Andeutung sinnigt. Die einfachste Silbe veralteten Wortes wird unter dem Texte ab ovo, d. h. von der Zeit der Germanen und der Gothen, erzählt und dabei erklärt, welche Wandlungen dasselbe Wort im Hochdeutschen, im Angelsächsischen, im Dänischen, Schwedischen und endlich in allen anderen Sprachen der Welt erfahren habe. Das ist freilich viel zu viel, aber gerade für Deutsche Forscher, bei denen oben jetzt eine historische Erinnerung an das Niederdeutsche und Vlaemsche wieder erwacht ist, möchte unter dem Zwiel doch auch Manches zu finden seyn, was mit Nutzen zu gebrauchen ist.

*) Johannes de Boetgenaut, door J. van den Vondel; met aantekeningen van J. M. Schrant. Te Leyden, by J. H. Gebhard et Comp. 1841.

*) D. h. der jenseits der Lopann gelegene.
**) D. h. der jenseits des Charkoff gelegene.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis beträgt 2½ Sgr. (8 Xkr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den resp. Postämtern.

№ 21. Berlin, Mittwoch den 17. Februar 1841.

Schweden.

Ueber die Todesstrafe.*)

Die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe ist, besonders in der neuesten Zeit, von vielen Rechtsgelehrten und Staatsmännern bestritten worden, und diese wichtige Frage verdient in der That ernstlich erwogen zu werden. Der Staat hat unleugbar das Recht und die Pflicht, jede Handlung mit Strafe zu belegen, welche den allgemeinen Rechtszustand unterbricht; er hat auch das, wenn ein Verbrecher durch erkannte Vergehen sich als unverbesserlich zeigt oder diese für die allgemeine Sicherheit immer bedrohlicher werden, ihn außer Stand zu setzen, den übrigen, den Gesetzen des Staates Folge leistenden Mitgliedern abermals zu schaden. Erstreckt sich aber dies Recht weiter als bis auf die Entziehung der Freiheit, wodurch der Zweck schon erreicht ist? — Jede Strafe, welche sich über die Gränze der Nothwendigkeit ausdehnt, schweift ja in das Gebiet der Willkür und Rache hinüber.

Hiergegen wird freilich eingewendet, daß die Todesstrafe mit ihren schauerlichen Vorbereitungen und die Entsetzen erregende Hinrichtung selbst weniger zur eigenen Bestrafung des Verbrechers, sondern ganz besonders darum beibehalten werde, um Andere zu warnen und von der Nachahmung des bösen Beispiels abzuschrecken. Ohne in eine nähere Untersuchung eingehen zu wollen, ob dem Staate das Recht zustehe oder nicht, einem seiner Mitglieder Strafen aufzuerlegen und es sogar zu tödten, einzig und allein, um den übrigen dadurch Furcht einzuflößen, — möchte es doch wohl großem Zweifel unterliegen, ob die größere oder geringere Anzahl von Verbrechen von der mehr oder minder häufigen Anwendung der Abschreckungs-Theorie abhängig sey. Die Erfahrung scheint im Gegentheil zu lehren, daß den Verbrechen viel besser durch vermehrte Bildung, durch eine vernünftige und gute Staats-Ordnung und durch die Leichtigkeit der Erwerbung des Unterhaltes vorgebeugt wird. Diese Mittel müssen in ihrer weitesten Ausdehnung, sowohl aus Gründen der Menschlichkeit als aus denen der Politik, angewendet werden. Diejenigen, welche den Nutzen der Drakonischen strengen Gesetze vertheidigen, werden in folgender Tabelle ihre Widerlegung finden:

Spanien . . . eine Hinrichtung jährlich auf . . .		122,000 Ew.
Schweden . . . eine " " . . .		172,000 "
Norwegen . . von incl. 1832 bis incl. 1834 eine "		
" . . . " von incl. 1835 bis incl. 1837 keine.	Hinrichtung jährlich auf	220,000 "
Irland . . . . eine Hinrichtung jährlich auf		200,000 "
England . . . eine " "		250,000 "
Frankreich . . eine " "		447,000. "
Baden . . . . eine " "		400,000 "
" . . . 1834 nur eine auf		1,230,000 "
Oesterreich (Deutscher Theil) eine Hinrichtung jährlich auf		840,000 "
Würtemberg eine Hinrichtung jährlich auf . . .		750,000 "
Pensylvanien eine " " . . .		829,000 "
Bayern . . . . eine " " . . .		2,000,000 "
Preußen . . . eine " " . . .		1,700,000 "
Vermont . . . seit 1814 keine.		
Belgien . . . . seit 1830 keine.		

Obgleich die Anzahl der Hinrichtungen, verglichen mit der Volksmenge, in Spanien und nächst diesem in Schweden und Irland am bedeutendsten ist, so weiß man doch hinlänglich, daß daselbst die Anzahl der Verbrechen darum nicht geringer, sondern im Gegentheil noch weit größer als in mehreren anderen Ländern ist, wo die Todesstrafe ganz und gar nicht, oder wenigstens höchst selten angewendet wird. Man sieht auch, daß sie am wenigsten in den Staaten angewendet zu werden braucht, wo man am meisten für die Verbreitung der Bildung gesorgt und die Bande gelöst hat, welche die Gewerbthätigkeit des Einzelnen fesselten; Preußens Beispiel ist in dieser Beziehung ganz besonders bemerkenswerth.

Die Todesstrafe ist auch noch aus einigen anderen wichtigen Gesichtspunkten zu betrachten. Sie bewirkt keine Besserung, sie vernichtet eben sowohl die guten Vorsätze als die bösen Neigungen. Man glaubt gewöhnlich, daß man nicht besonders viel Hoffnung auf die Besserung derjenigen setzen dürfe, welche die höchste Strafe, die von den Gesetzen auferlegt werden kann, verdienten. Dennoch ist es eine sowohl von Richtern als Gefängniß-Beamten gemachte Erfahrung, daß die, welche durch das Gesetz dem Tode verfallen, weit weniger verhärtet und minder gesunken sind als andere dergl. Verbrecher, deren wiederholte Vergehen ihnen nur eine geringere Leibes- oder Gefängnißstrafe zuziehen. Diesen Letzteren die Möglichkeit gewähren, sich zu bessern und zu retten, jenen Ersteren aber sie zu verweigern, scheint weder mit der Vernunft noch mit der Gerechtigkeit übereinzustimmen.

Die Todesstrafe gestattet keine Restitution, keine Rettung, wenn sich später die Unschuld des Hingerichteten herausstellt. Dergleichen Fälle sind zwar selten, dennoch aber kommen Beispiele vor, die beweisen, daß unglückliche Opfer dieser Art sich ereignen, und daraus kann man auf andere Fälle schließen, bei denen das menschliche Auge nicht vermochte, die Wahrheit zu entdecken. Man darf auch nicht vergessen, daß die ersten Untersuchungen, wo das Verbrechen erörtert und das wahre Verhältniß aus verwickelten, oft scheinbar sich widersprechenden Angaben festgestellt werden soll, zuweilen jungen Richtern anvertraut sind, die, solchen Kenntnisse und Geschicklichkeit besitzend und von den rechten Grundsätzen beseelt, bemüht des scharfen Blickes und des scharfen Urtheils ermangeln, welche sich nur durch eine längere Erfahrung und häufigere Behandlung juristischer Fragen erwerben lassen. Später wird die Sache freilich der Prüfung eines Oberrichters übergeben, aber dieser läßt sich gewöhnlich durch die in den Akten befindlichen Angaben leiten, und die Feststellung des Endurtheils ist immer mehr oder minder von ihnen abhängig. Dieses Verhältniß, das gewissenhafte Richter gewiß beklagen, muß wohl in Betracht gezogen werden, wenn man unparteiisch die Anwendbarkeit einer Strafe untersucht, deren Vollstreckung jeglichen Ausweg zur Rettung oder Restitution versperrt.

Aber, wendet man ein, es ist bedenklich, die Todesstrafen abzuschaffen, denn wenn z. B. ein zu lebenslänglichem Gefängniß Verurtheilter entspränge, so würde dies höchst gefährlich seyn, da ihn keine härtere Strafe als diejenige, zu welcher er bereits verdammt ist, von der Begehung der furchtbarsten Unthaten abhielte. Hiergegen kann angeführt werden, daß dieser Fehler hauptsächlich auf den Staat zurückfällt, der seine Gefangenen nicht besser verwahrt. Ein Räuber, der aus dem Zollhause entspringt, kann auch solche gefährlich für den werden, den er erreicht; gleichwohl dürfte es Niemand einfallen, ihm das Leben zu nehmen, um ihn dadurch außer Stand zu setzen, Unglück anzurichten. Diese präventive Ansicht ganz besonders kann nicht als ein gültiger Rechtsgrund aufgestellt werden.

Einer der Gründe, womit die Todesstrafe oft vertheidigt wird, ist der, daß ihre Beibehaltung nöthig sey, damit man vorkommenden Falls nach dem Ausspruch der Gesetze im Stande sey, das Wiedervergeltungsrecht (Jus talionis) zu üben, welches auf dem Grundsatz beruht; der Verbrecher müsse dieselben Leiden erdulden, die er Andern zugefügt. Diese Idee ist gewiß eben so schön als von tiefer Bedeutung; aber sie bedeutet nur aus Eines Absicht und ist in der Wirklichkeit nicht ausführbar. Wenn ein Verbrecher z. B. seinem Opfer eine tiefe Wunde beibringt, soll man ihm ein Gleiches anthun? — Wenn er Jemand das Haus anzündet, soll er dann selbst verbrannt werden? Nein, wird darauf geantwortet, das wäre grausam und unmenschlich; die Gerechtigkeit muß durch eine andere gleiche Strafe verübt werden. Aber da dieselbe, man sich möglich mühte in einem ganz anderen Gebiet, wo es sich zeigt, daß die Strafe dem Verbrechen nicht absolut entsprechen kann, sondern daß man sich zu einer Art conventioneller Approximation verstehen muß, und in diesem Falle stürzt ja das auf strenger Wiedervergeltung ruhende Gebäude zusammen.

Diese Ansicht verwerfe, nicht minder dennoch die ungerechtigkeit, welche diese, der Menschlichkeit widersprechende Idee mit sich führt, ist die, daß, wenn sie ohne Schonung vollzogen wird, man der höchsten Gewalt den Vorwurf der zu großen Strenge macht, — und, wenn oft Begnadigungen eintreten, sich Unzufriedenheit gegen die Gesetze erzeugt und die Furcht vor ihren Geboten sich mindert. Wir haben gesehen, daß, nach Spanien, Schweden dasjenige Land ist, welches die wenigsten und die häufigsten Hinrichtungen anwendet, indem bereits in den sieben letztverflossenen Jahren durchschnittlich 43 zum Tode verurtheilte Individuen jährlich begnadigt wurden.

Das Begnadigungsrecht beruht auf einem großen und heiligen

*) Aus der von Sr. Königl. Hoh. dem Kronprinzen von Schweden herausgegebenen Broschüre „Om straff och straffanstalter" (Ueber Strafe und Strafanstalten). — Eine Dänische Uebersetzung, herausgegeben von H. C. Trydsen, erschien nächstens bei J. L. Beockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Gedanken und gewährt der verfolgten Unschuld die letzte Zuflucht auf Erden; es kann sogar als eine Vervollständigung der Gesetze in den Fällen betrachtet werden, wo der Buchstabe nicht ausreicht. Das Gesetz enthält die unbewegtlichen Anforderungen der Gerechtigkeit, die kalten Berechnungen des Verstandes; die Gnade hingegen ist die Stimme des innerlichen Gefühls des Gesammtwohles und dessen Herzenseinwirkung. Aber das erwähnte Vorrecht, das schönste unter denen der Krone, muß sparsam angewendet werden; es ist so schwer wie verantwortungsvoll, das Wort auszusprechen, das unwiderruflich ein Menschenleben rettet. Vepor der Entschluß gefaßt wird, sind die Gedanken peinlich beschäftigt, das aufzusinden, was recht ist, und später lastet wieder des betrübten Vasalls Erinnerung schwer auf dem Herzen. Der Richter ist dieser schwerzlichen Ungewißheit nicht ausgesetzt, denn er ist nur der Ausleger des Gesetzes und wendet seine Aussprüche ohne Leidenschaft und ohne Mitleid an; aber der Wirkungskreis der Gnade ist nicht so genau abgegrenzt. Wie weit darf er sich ausdehnen? Wo finden sich die Gränzen für ihr mildernden Einschreiten? — Diese Fragen sind schwer abzuthun und nehmen eine Zeit und eine Thätigkeit in Anspruch, welche, durch die Abschaffung der Todesstrafe, für die Beförderung anderer, dem Wohl des Staates dienlicher Zwecke verwendet werden könnte. Um die Nützlichkeit dieser Bemerkung recht aufzufassen, muß man sich in Gedanken in die Lage des Regenten versetzen und sich sagen, daß in Schweden durchschnittlich im Jahre mehr als 61 Fragen über Leben und Tod vorkommen, also wöchentlich mehr als Eine, welche einen bedeutenden Theil der Zeit des Staatsoberhauptes in Anspruch nehmen; denn es liegt in der Natur dieser Sachen, daß sie nicht mit den gewöhnlichen administrativen Angelegenheiten verglichen werden können.

Bei mehreren durch Gelehrsamkeit und edle Denkungsart ausgezeichneten Männern rührt die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe von einer religiösen Ansicht und der Auslegung gewisser Stellen aus dem alten Testamente der. Ohne auf eine kasuistische Untersuchung der richtigen Auffassung dieser Stellen einzugehen zu wollen, führe ich nur an, daß die Meinung, welche ich hier gewissenhaft zu entwickeln versucht habe, durch den Geist des Christenthums unterstützt wird. Diese göttliche Lehre stellt das Leben nicht als das höchste Gut, als die Gränze aller Wirksamkeit und alles Daseyns hin, sondern vielmehr als eine Prüfungszeit, als die Erziehung zu einem anderen, seligeren Leben, welches der Menschheit wirklicher Zweck und eigentliche Heimat bildet. Wie kann man nun noch aus einem religiösen Gesichtspunkte eine Strafe verheimlichen, welche diese Prüfungszeit abkürzt, diese Erziehung unterbricht? Ist das nicht fast so, als wollte man sich in die unerforschlichen Rathschlüsse der Vorsehung drängen?

Aber, wird man antworten, dann muß auch der Krieger verurtheilt werden, wenn er sein Schwert zur Vertheidigung des Vaterlandes zieht; hierauf ist zu erwidern: daß der Krieg nicht mit dem gewöhnlichen Rechtszustande verglichen werden kann, sondern nur als eine gewaltsame, zur Wiedereroberung desselben nothwendige Krisis betrachtet werden kann, während welcher man nicht im Stande ist, dieselben Rechtsansichten geltend zu machen, die bei dem gewöhnlichen inneren Zustande des Staates Geltung haben. Ich sehe vollkommen ein, daß man im Allgemeinen bei dem bloßen Gedanken an alle Verbrechen und Abscheulichkeiten, welche die Erde nach dem Abschaffen der Todesstrafe vermeintlich heimgesucht werden soll, erschrecken wird; man wird glauben, es sey eine neue Büchse der Pandora geöffnet, aus welcher nun unzählige Unglücksfälle und Leidenschaften strömen. Dasselbe fürchtete man, als die Torinr und andere Abscheulichkeiten abgeschafft wurden, und gleichwohl hat seitdem die Civilisation ihren ungehinderten Fortgang gehabt und das Verbrechen seine wohlverdiente Strafe erhalten.

Spanien.

Volksgeschichtliche Stoffe des Spanischen Drama's.

(Schluß.)

Was der Cid und Gonzalo von Cordova für ihre Zeit gewesen waren, das wurde Herzog Alba für die seinige. Er ist die höchste, glänzendste Personifizirung seines Zeitalters, und gerade in diesem Zeitalter hatte Spaniens Größe ihren Gipfel erreicht. Durch seinen Muth, seine Geistesfähigkeiten, seinen kalten, ruhigen Sinn, der nur das tiefe und feste Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit kund gab, durch seine unerschütterliche Anhänglichkeit an einen Monarchen, dessen Undankbarkeit ihn weder erzürnen noch demüthigen konnte, und dann vor allem Anderen durch die blutigen Thaten, die sein Gedächtniß befleckt haben, stellt Herzog Alba gewissermaßen das Ideal des Kastilianischen Charakters dar, wie er zu jener Zeit war, als Spanien die Welt beherrschte und auch in einem gewissen Grade zu beherrschen verdiente. In keinem einzigen Drama tritt er als Hauptfigur auf, doch greift er in verschiedene episodisch ein, und sein Name wird immer mit der Ehrfurcht erwähnt, die man außerordentlichen Männern und denen voll, welche die Natur zu Herrschern über ihre Zeitgenossen erschuf. In einer Scene der Calderonschen „Belagerung der Alpujarra", oder „Leben nach dem Tode", in welcher der andere Held jener Zeit, der Sieger von Lepanto, der berühmte Don Juan, auftritt und den Befehl über das Heer übernimmt, das gegen die aufrührerischen Mauren zieht, läßt dieser sich bei einer Heerschau die Namen der Anführer der einzelnen Truppen-Abtheilungen nennen. Es werden ihm nach einander mehrere damals berühmte Krieger genannt, unter Anderen auch Don Sancho von Avila: „Was den betrifft", fällt Don Juan ein, „so reicht Ein Wort zu seinem Lobe hin; er ist der würdige Schüler Herzog Alba's, der die Kunst zu siegen, unbesiegt zu bleiben."

Dieses Wort des Don Juan giebt ein eben so wahres, als beliebtes und anziehendes Bild von einem der großen Ereignisse aus der Regierung Philipp's II., von der Empörung der Mauren des Königreichs Granada, die, durch gehässige Maßregeln erzürnt, deren sich die Regierung zur Unterdrückung des letzten Schimmers ihrer alten Gebräuche bediente, plötzlich zu den Waffen griffen, den christlichen Glauben abschworen, sich in die Berge der Alpujarra zurückzogen, das ohnedieß schon halb wüsten und drei Jahre lang allen Anstrengungen der Spanischen Monarchie trotzten. Aufstand ist es, das dieses Stück mit ganz besonderem Vorliebe für die Sache der Mauren geschrieben ist, denn einige gezwungene Declamationen abgerechnet, die mehr aus gewissen Rücksichten, als aus fester Ueberzeugung hervorzugehen, scheint Calderon von der Idee durchdrungen zu seyn, daß man ungerecht gegen sie verfahren, und daß durch weniger gewaltsame Maßregeln das ganze Unglück dieser Empörung wäre vermieden worden; er legt seinen Personen Worte der Menschlichkeit, Mäßigung, ja fast der Duldung in den Mund, die bei einem Spanischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts und besonders bei Calderon in Erstaunen setzen, wenn man sich jeder andere in seinen meisten Werken jene Gleichgültigkeit gegen das Menschenleben bekundet, die eine natürliche Folge des religiösen Aberglaubens und des Fanatismus war.

Ein anderes berühmtes Ereigniß unter der Regierung Philipp's II., die Ueberrumpelung von Amiens, welches Frankreich durch eine Kriegslist abgenommen wurde, lieferte einem der glänzendsten Dichter aus Calderon's Schule, Candamo, den Stoff zu einem sehr schönen Schauspiel, dessen Titel „Für seine Ehre" zugleich der Titel seiner Dame" schon den ritterlichen und heroischen Charakter desselben anzeigt. Nach Candamo's Dichtung wäre der tapfere Porto Carrero, da er die Tochter der obersten Magistratsperson von Amiens liebte und nicht hoffen konnte, ihr Gatte zu werden, wenn sie nicht Beide unter Einer Herrschaft ständen, durch seine Leidenschaft fortgerissen worden, ein so schwieriges Werk, wie die Eroberung einer Stadt von dieser Stärke, zu unternehmen und zu vollbringen. Diese Glut treibt ihn zu einer Reihe von Thaten, wovon die eine immer verwegener ist als die andere, und in die er sich nach einander stürzt, um der schönen Serafina zu beweisen, daß keiner ihrer Wünsche für seine beldenmüthige Hingebung zu hoch ist. Man kann die Theilnahme nicht stärker fesseln und steigern, als Candamo es in diesem interessanten Drama gethan. Zwei galante, ritterliche, geistreiche Sen des Dialoges stimmt vortrefflich zu der Handlung und den Personen. Die Charaktere sind meisterhaft gezeichnet, der Kontrast zwischen den Französischen und Spanischen Sitten ist treffend ausgedrückt, und in dem Ganzen herrscht eine heroische Begeisterung, ein patriotischer Stolz, eine Erhabenheit der Traditionen und Erinnerungen, daß man nicht begreift, wie ein solches Gedicht einen Reiz selbst für diejenigen Zuschauer haben kann, von denen Calderon's Geist so ganz verschwunden konnte. Auch noch unter Philipp II. geht die sonderbare Begebenheit vor, der ein unbekannter Dichter den Stoff zu einem in Spanien sehr berühmten Drama, „der Pastetenbäcker von Madrigal", entlehnt hat. Dieser Pastetenbäcker ist ein gewandter Betrüger, dem es einige Zeit nach dem Tode des auf einem Zuge gegen die Türken in Afrika gebliebenen Sebastian von Portugal gelang, sich für diesen unglücklichen Fürsten auszugeben.

Nach der Regierung Philipp's II. hat die Geschichte keine Thatsache oder Person mehr aufzuweisen, die in irgend bedeutender Art auf die Bühne gebracht werden wäre, und dies ist sehr erklärlich, denn unter Philipp III., Philipp IV. und Karl II. lebten eben die dramatischen Dichter, und sie konnten unmöglich ihre Zeitgenossen auf dem Theater vorführen, ohne ihnen unaufhörlich Vorwürfe machen, deren Zeuge das Publikum selbst gewesen war, dort zur Darstellung bringen. Indeß gaben ihnen diese Ereignisse doch oft Gelegenheit zu Anspielungen und episodischen Erzählungen, die keineswegs ohne Interesse sind. Man sieht gewöhnlich in den Schauspielen, deren Handlung sonst nichts Historisches hat, irgend einen Obsizier erwähnen, von einer Expedition nach Afrikanischer Küste, oder von einem Italiänischen, oder noch öfter von einem Flandrischen Feldzuge zurückkehren und in pomphafter Sprache, mit allen Uebertreibungen des Kastilianischen Stils, die letzte Schlacht, die letzte Belagerung erzählen, die von den Spanischen Waffen, namentlich in Flandern, diesen Schauplatz eines endlosen Krieges gegen die Franzosen und Holländer, dieser berühmten Kriegsschule, geschehen oder bestanden worden. Noch kann keiner dieser Helden heutzutage gänzlich vergessen: Prinz oder Feldherr doch über alle Helden des Alterthums gepriesen werden. Häufig auch legt der Dichter einer seiner Personen die nicht minder ausführliche und nicht minder hochtrabende Erzählung öffentlicher Festlichkeiten, wie etwa des Einzuges und der Vermählung einer Fürstin, in den Mund, und es ist dann natürlich jede Prinzessin eine Venus oder Pallas, jeder Prinz ein Achill, Alexander, Mars oder Herkules.

In anderer Beziehung werfen diese Schauspiele auf die Geschichte Spaniens im 17ten Jahrhundert ein direktereß Licht; man findet nämlich darin die Physiognomie des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit in allen ihren Zügen wieder. Lope de Vega besonders, der nicht so idealisch ist, als Calderon, sondern der Natur näher, nicht so durchaus artistokratisch in der Wahl seiner Stoffe, und nicht minder geschickt als dieser in der Schilderung der höheren Klassen, nur nicht verschmähend, auch die der niederen zu schildern, — Lope de Vega giebt uns in seinen unzähligen Dramen das vollständigste und mannigfaltigste Gemälde von dem damaligen Spanien. Er bietet uns das interessante Schauspiel jener Civilisation dar, die einerseits so verfeinert und andererseits doch noch so roh ist,

rnes wunderbaren Gemisches von Geist, in Genie und eben so blinden als abgeschmackten Vorurtheilen, jenen galanten, ritterlichen, zarten und doch auch so blutigen Sitten. Er führt uns in die Kreise ein, in denen wir seine Gespräche und literarischen Uebungen mit anhören, die mehr spitzfindig als gehaltvoll sind. Er läßt uns auf den mysteriösen Spaziergängen der Prado over des Nachts unter den Balkonen, in den engen Straßen, jenen Liebesabenteuern, Eifersuchtsscenen und Zweikämpfen beiwohnen, deren romantische Geschichte in Spaniens Erinnerungen eine so charakteristische Rolle spielt. Das von Lope de Vega hier Gelagte gilt in verschiedenen Abstufungen und Nüancen von allen dramatischen Dichtern dieses Jahrhunderts. Sie alle führen uns vor, was sie wirklich sahen und erlebten. Selbst die Namen ihrer erwichtesten Personen sind von den berühmtesten Familien entlehnt, und deren damals der hohe Kastilianische Adel behand und noch jetzt besteht, den Toledo's, Mendoza's, Silva's, Velasco's, Cardona's und vielen anderen. Auch das von Lope de Vega hier Gelagte gilt in verschiedenen Abstufungen und Nüancen von allen dramatischen Dichtern dieses Jahrhunderts. Sie alle führen uns vor, was sie wirklich sahen und erlebten. Selbst die Namen ihrer erwichtesten Personen sind von den berühmtesten Familien entlehnt, und deren damals der hohe Kastilianische Adel behand und noch jetzt besteht, den Toledo's, Mendoza's, Silva's, Velasco's, Cardona's und vielen anderen. Auch das von Lope de Vega hier Gelagte gilt in verschiedenen Abstufungen und Nüancen von allen dramatischen Dichtern dieses Jahrhunderts. Sie alle führen uns vor, was sie wirklich sahen und erlebten. Selbst die Namen ihrer erwichtesten Personen sind von den berühmtesten Familien entlehnt, und deren damals der hohe Kastilianische Adel behand und noch jetzt besteht, den Toledo's, Mendoza's, Silva's, Velasco's, Cardona's und vielen anderen.

sollte. So erhielt im Jahre 1554 Pierre Ronsard wegen seines „fürtrefflichen und seltenen Genies“ den Preis, und die für ihn bestimmt gewesene wilde Rose wurde in eine silberne Pallas verwandelt. Im folgenden Jahre, als Ronsard gefehlen war, kam derselbe Preis an Antoine de Bail.

Während aber die Flora-Spiele von Toulouse einen Theil ihres Ursprungs unbezweifelt den alten Liebeshöfen verdanken, muß man die Entstehung der verschiedenen literarischen Gesellschaften, welche vom 14ten bis 16ten Jahrhundert in mehreren guten Städten Frankreichs, wie z. B. Rouen und Amiens, gegründet wurden, anderweitig suchen. Diese Innungen, gewöhnlich Puy's genannt, theilten zu verschiedenen Zeiten das Jahr Zusammenkünfte, bei denen man einander Verse zu Ehren der heiligen Jungfrau machte. Auf das beste Gedicht war ein Preis gesetzt. Jedes Jahr wurde ein Vorsteher oder „König“ dieser Versammlungen ernannt, der auch die vorgenommen mit denselben verbundenen Kosten bestreiten mußte. Um die Ursache zu begreifen, warum man die heilige Jungfrau zum allseitigen Gegenstand der Lieder, Vorwdrauf und-Balladen wählte, die an diesen verschiedenen Vereinen gedichtet wurden, muß der Leser sich vorgegenwärtigen, welch glühender und enthusiastischer Kultus während des Mittelalters der Mutter Christi gewidmet war. In dieser Periode des naiven Glaubens schrieb man ihrer Fürsprache bei Gott eine unbegränzte Kraft zu. Die zahlreichen Wunder, welche jeden Tag von dieser unerschöpflichen Güte zeugten, wurden sorgfältig gesammelt und vergrößerten die Anzahl der täglich in den verschiedenen Legenden-Cyklus, welchen das Mittelalter erdacht hat. Wer diese religiösen Sagen, die ein Gegenstand sehr langer Werke von jeder Art sind, gelesen, der weiß, in wie vielen Gestalten die gränzenlose Liebe, die Jeder für Christi Mutter hegte, sich kund that; und man kannt nicht mehr darüber, daß ihr Lob der vornehmste Gegenstand poetischer Wettbewerbungen war. Der älteste dieser Puy's wurde gegen Ende des 11ten Jahrhunderts in Rouen gestiftet, und zwar einem Feste zu Ehren, das die Kirche noch jetzt feiert, dem Feste der unbefleckten Empfängniß. Darf man dem Meister Wace, einem Normännischen Dichter des 12ten Jahrhunderts, Glauben beimessen, so ward dieses Fest auf Veranlassung eines Wunders der heiligen Jungfrau gestiftet. Dieß, als von Rameln, der auf Befehl von England zum König von Dänemark schickte, empfahl sich in einem furchtbaren Seesturm der heiligen Jungfrau, die ihn rettete und wohlbehalten in den Hafen führte. Meister Wace heiligte das Andenken an dieses Wunder in einem ziemlich langen Gedichte, dessen Inhalt das Leben der heiligen Jungfrau ist, und seit jener Epoche (ums Jahr 1150) wurde das Fest der Empfängniß, manchmal Fete aux Normands genannt, allsährlich in Rouen gefeiert. Im 13ten und 14ten Jahrhundert war diese literarische Societät besonders glänzend. Alle Jahr wählte man einen „Fürsten“ oder Director des Spiels (du jeu), der die nothwendigen Kosten bestreiten sollte. Nach dem Muster der Flora-Spiele von Toulouse, bestand der Preis oft in einer silbernen Blume; so findet man in einer Handschrift folgende Notiz: „Sonntag den 13ten Dezember 1533 hat zu Rouen, im Kloster der Karmeliter, der ehrenwerthe Jean Leuge, Herr von Fregueure, Bürger und Kaufmann der Stadt Rouen, als Fürst des Puy gehalten, zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Sankt Maria“.... „Der Fürst hatte alle Dichter und Poeten, in französischer, gemeiner und Lateinischer Sprache Königliche Lieder, Balladen, Rondeaux und Epigramme zu dichten und solche dem gemeldeten Puy zu übermachen“....

Der Ursprung des Namens Puy, den diese literarischen Meetings erhielten, ist verschiedentlich erklärt worden; man weiß, daß puy von podium (Hügel) kommt, daß man oft Grund genommen, es sey die Bezeichnung des natürlichen Amphitheaters gewesen, das zu diesen ersten Rennionen diente. Allein die Gelehrten von der Brüderschaft des Puy zu Amiens gaben dem Worte einen andern Ursprung; sie behaupteten, der Name Puy erinnere an ein Wunder der Mutter Gottes, wodurch ein in Schlaf gesunkenes Kind, das daselbe in einen Brunnen gefallen war, gerettet worden sey. Sie hatten dieses Mirakel auf einem Gemälde über dem Hochaltar der Kathedrale zu Amiens darstellen lassen, dessen Inschrift also lautete: „Ursprung der Brüderschaft vom Brunnen“ (Origo confraternitatis Putei).

Am Tage Mariä Lichtmeß gaben diese Gesellschaften ein Diner auf gemeinschaftliche Kosten und ernannten den Meister der Verbrüderung für das nächste Jahr. Während der Mahlzeit ließ dieser Meister ein Spiel oder Mysterium vorstellen und schenkte jedem Mitglied einen grünen Hut nebst einer Kopie des Mysteriums. Am anderen Morgen, nach der Messe, erkannte der Meister demjenigen, der die beste Ballade gemacht hatte, öffentlich eine silberne Krone zu.

Diese und ähnliche Gebräuche fanden auch in anderen Städten Frankreichs statt. Im nördlichen Frankreich, in Belgien und den Niederlanden erblickten die Vereine nur einen gelehrten Namen; sie hießen Rhetorische Kammern (chambres de rhetorique). Mehrere dieser Säle, deren Ursprung, wie man sagt, ungemein hoch hinaufreicht, hatten schon um 1302 eine regelmäßige Organisation.

In gewissen Perioden des Jahres stellten diese Chambres auch literarische oder philosophische Fragen, welche nur die anerkannten Kammern beantworten durften; sie thaten dies gewöhnlich in einer Art von moralischem Gedichte. Ums Jahr 1492 berief der Erzherzog Philipp, Karl's des Fünften Vater und Beherrscher der Niederlande, alle Chambres de Rhétorique aus Flamändischer Zunge in Mecheln zusammen. Sie schickten Deputirte dahin ab. Der Erzherzog setzte damals eine oberste Kammer, welche durch seine unumschränkten Ehre, Pierre Attours, ein Reglement erhielt. Der wesentlichste Inhalt dieses Reglements, das erst im Jahre 1505 erschien, war folgender: „Die Kammer soll aus funfzehn Mitglieder bestehen, den Stellvertreter und den Schatzmeister eingerechnet, und aus funfzehn jungen Leuten, welche die Kunst der Poesie zu erlernen gekommen sind. Von dem Gelde, das die Mitglieder beisteuern haben, soll jedes Jahr ein Preis ausgesetzt werden, um den jeder Rhetoriker sich bewerben kann. Wenn die besagte rhetorische Kammer mit ihren funfzehn jungen Beisitzern an den Zusammenkünften der übrigen Kammern Theil nimmt, so kann sie, kraft ihrer Suprematie, ihr Drama oder Moralitäten-Spiel vorstellen, wann es ihr gefällt, ohne das Loos ziehen zu müssen. Endlich, um die Liebe zu kommender unseren Herrn Jesum und die heilige Jungfrau absonderlich zu ehren, sollen funfzehn Frauen zugelassen werden, als Erinnerung an die funfzehn Freuden der heiligen Jungfrau.“

Man sieht aus der Schilderung, die ich von den verschiedenen literarischen Gesellschaften des Mittelalters entworfen habe, daß keine dieser Gesellschaften mit der Französischen Akademie, nicht blos weil sie Richelieu gründete, sondern auch wie sie später durch Ludwig XIV. eingerichtet wurde, vollkommen identisch war. Doch läßt sich in allen diesen Anstalten etwas den Beschäftigungen der Französischen Akademie Analoges entdecken. Es bleibt uns nun zu untersuchen, ob in Frankreich während des 16ten Jahrhunderts Akademien existirten, und welche Umstände der Idee Colin's von Richelieu gegründeten Akademie so fröhliches Gedeihen verschafft haben.

Obwohl Franz I. die Künste und Wissenschaften aus allen Kräften beschützte, so kann ich doch unter seiner Regierung keine Spur von Gründung einer Akademie finden. Erst unter Karl IX., ums Jahr 1570, wurde eine der durch Richelieu gegründeten vollkommen gleiche Akademie gestiftet, und zwar auf die Anregung des Dichters Baif, der, um die Dichtkunst mit der Musik zu verbinden, den Thibaut de Courville, Professor des Gesanges, sich beigestellt hatte. Beide überreichten Karl IX. den Plan und die Statuten ihrer Akademie. Der König billigte ihr Vorhaben und ertheilte ihnen im November 1570 ein Patent, in welchem sie die Erlaubniß erhielten, zehn Ehrlaubner zu wählen. „Sechs dieser Herren“ — heißt es im Patent — „sollen die Privilegien und Freiheiten unserer übrigen Staatsdiener genießen; und damit besagte Akademie von den Größten gehört werde, nehmen wir huldreichst den Beinamen ihres Beschützers und ersten Beisitzers an.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Amerikanische Riesen-Zeitung. Das größte Zeitungsblatt, das bisher gedruckt worden, erschien am Neujahrstage 1841 in New-York unter dem Titel The new World (Die neue Welt). Eine Nummer desselben liegt vor uns und bedeckt einen Flächenraum von ungefähr funfzig Engl. Quadratfuß. Das Blatt ist ungefähr 3½ Fuß hoch und etwa 4½ Fuß breit. Ein Mann von mittlerer Größe kann sich bequem darin einhüllen, ohne daß sein Kopf bis zu den Füßen reicht; nur einmal kann man es zusammenlegen, wo ein Blatt zum Theil mit einander in der Mitte gelheilt und zusammengelegt wird, erhält man erst das Format, in welchem unser „Magazin“ erscheint. Jede der vier Seiten des Blattes zählt elf Kolumnen, die zusammen in ziemlich großem (Bourgeois-) Druck den Inhalt von drei gewöhnlichen Oktav-Bänden liefern. Unter Anderem ist auf 63 dieser 44 Riesen-Kolumnen eine vollständige Englische Uebersetzung von Ludwig Tieck's „Blaubart“ abgedruckt. In der Einleitung dazu sagt der Herausgeber: Obwohl der Name Tieck's dem Amerikanischen Leser bekannt ist, so kennen wir doch nur wenige seiner ins Englische übersetzten Werke. Wir glauben, eine Mittheilung derselben könne nur angenehm sein, und bieten daher heute den Lesern der „Neuen Welt“ eine Probe davon an. Tieck ist der populärste jetzt lebende Schriftsteller Deutschlands; seine Schriften behandeln eine große Mannigfaltigkeit von Stoffen, und seine kritischen Versuche, besonders über Gegenstände der Kunst, nehmen in der Europäischen Literatur einen sehr hohen Rang ein. Seine Popularität scheint sich jedoch von seinen leichteren Skizzen, z. B. seine Erzählungen, Gedichte und Satiren werden von seinen Landsleuten wegen ihres tiefen, ächten Humors und ihrer lebendigen Phantasie sehr geschätzt und haben ihm den Namen des Deutschen Boccaccio verschafft. Ob seine Schriften dem Amerikanischen Publikum gefallen oder nicht, — dies zu erfahren, sohnt sich wenigstens ein Versuch; wir haben dazu den „Blaubart“ als erste Probe gewählt.“ — Findet die Probe Beifall, so ist nicht zu zweifeln, daß nach und nach sämmtliche Werke Tieck's in den Spalten der „Neuen Welt“ eben so rasch und gewissermaßen als Zugabe zu dem übrigen politischen, novellistischen, poetischen, satirischen und mit zahlreichen Holzschnitten ausgestatteten Inhalt verarbeitet seyn werden, wie es bereits in demselben Journal (im etwas kleinerem Format) mit den Werken von Bulwer, Marryat, Dickens (Boz) und Anderen geschah. Wöchentlich erscheint eine Nummer dieses Blattes (mit dem Inhalte von drei Bänden), und doch kostet der ganze Jahrgang nicht mehr als drei Dollars (4½ Thaler); nun wundere man sich noch, daß in Nord-Amerika weder der Buchhandel, noch die einheimische Literatur auf einen grünen Zweig gelangen kann! Von der ersten Nummer des Riesen-Formates der „Neuen Welt“ sind 20,000 Exemplare abgezogen und versandt worden.

Herausgegeben von der Expedition der kön. Preuß. Staats-Zeitung. — Redigirt von J. Lehmann. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Freitag den 19. Februar 1841.

Frankreich.

Das Fourriersche Social-System.

Es ist Zeit, daß man sich mit dem Fourrierschen System mehr beschäftigt, als bisher geschehen, da es Fragen und Ideen vom höchsten Interesse anregt. Es sind aus dieser Schule Schriften hervorgegangen voller Geist und Originalität, und Keiner, der sich für die von ihr angeregten Fragen interessirt, kann sie länger ignoriren oder vornehm übersehen. Dem Irrthum versperrt man nicht den Weg, wenn man sich Ohren und Augen dagegen verschließt. Sollte man nicht auch aus dem Umstand, daß eine Doktrin sich verbreitet, daß sie gute Köpfe verführt hat, schließen können, daß sie neben vieler Spreu auch manches edle Weizenkorn, neben vielen Irrthümern auch manche neue Wahrheit, manche brauchbare Idee enthält, daß, mit einem Wort, auch sie ihren Tribut zu dem großen Civilisationswerk darbringt, an dem die Geister fort und fort arbeiten?

Allerdings hat sich Fourier's Schule sehr feindselig gegen das Publikum benommen. Aergerlich über die Nichtbeachtung, die man ihr zeigte, trat sie mit zu viel Geräusch und Prätension auf, indem sie dem ungläubigen Mißtrauen der Einen eine fanatische Ueberzeugung, dem Spott der Anderen tausendmal bitterern Spott und der Gleichgültigkeit der Mehrzahl Beleidigungen und Drohungen entgegenstellte. Daher die mitunter etwas brutalen Ausfälle, die sich ihre talentvollsten Schriftsteller, wie besonders Victor Considerant, gegen die Civilisation, gegen die politische Oekonomie und gegen Alles, was bisher für Philosophie, Politik oder Social-Wissenschaft gegolten, erlaubt. Ausfälle, die sich übrigens auf der eigenthümlichen Stellung der neuen Schule, wo nicht rechtfertigen, doch erklären lassen.

Die Fourriersche Schule will nicht einzelne Leiden der Menschheit heilen; sie verwirft vielmehr alles Bestehende. Ihr Social-Prinzip, das demzufolge, welches der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zu Grunde liegt, gerade entgegengesetzt ist, läßt sich nicht stückweise in dieselbe einschmuggeln oder an irgend etwas dieser Angehöriges anknüpfen. Dieses Prinzip braucht vor Allem ein Medium, in welchem es leben kann, und dieses Medium ist ein Phalanstère und eine Phalange, das heißt eine lokale, aber vollständige Realisation des Systems. Die Doktrin muß auf dem Boden der Civilisation einen leeren Raum haben, auf welchem sie ihr Ei fertig niederlegen und unter der Wärme ihres Prinzips ausgehen lassen kann, fern von der Berührung der feindlichen Elemente, in deren Mitte wir leben. Bis dieses Vacuum um dieses Medium sich gefunden haben, muß die Doktrin in der Luft leben, über der civilisirten Erde schwebend, den armen Menschenkindern in der Ferne ihr Ei zeigend und sich bemühend, ihren Appetit danach zu erregen. Mit einem Wort, für den Augenblick spazirt die Societar-Schule im Ballon über unseren Häuptern.

Diese luftige Stellung hat zwar ihre Nachtheile, aber auch ihre Vortheile. Ersteres giebt sie eine sehr genaue Ansicht von den Formen des Bodens und den Dingen, die darauf sind. Aus der Ferne und aus der Höhe läßt sich Vieles besser erkennen, als in allzu großer Nähe. Daher ist auch die Kritik unserer Civilisation das merkwürdigste Resultat der Arbeiten dieser Schule. Man findet in den Schriften der Chefs und besonders Fourier's theilweise Analysen unseres Gesellschafts-Zustandes, voller Tiefe und Klugheit in Erstaunen setzt. Ein zweiter Vortheil, der den Fourieristen aus ihrer isolirten Stellung erwächst, ist der, daß sie jeden von der Erfahrung dargenommenen Einwand leicht zurückweisen können; denn die Erfahrung konnte nur in dem civilisirten Medium erworben werden, und aus ihr also kann man auf nichts schließen, was in dem harmonischen Medium vorgehen wird. Sie haben es eben so frei, die schönen Wirkungen ihres Systems auszumalen, als die Theologen die Freuden des Paradieses. Wer kann ihnen beweisen, daß sie sich irren? Das Ganze steckt im Keim in einem Ei, das sie sich wohl hüten werden zu zerbrechen und das wir ihnen nicht auszubrüten erlauben. So hat die Schule ihre Dichter in Prosa, und wenn sie keine Verse machen, so kommt dies vielleicht daher, daß ihr Neologismus sich dazu nicht eignet, oder daß sie die Versification der Civilisten verachten.

Andererseits ist diese Isolirung der Fourieristen sehr begreiflich eine Quelle der Erbitterung und des Verdrusses. Ein Ei zu haben, welches das Glück der Menschheit birgt, und es nirgends niederlegen zu können! In einem Ballon gefangen sitzen zu müssen, weil man nirgends ein Erdwinkelchen bemerkt, wo man sich niederlassen kann. Welche Lage! Gewiß, die Verlockung muß stark sein, auf diese isolirenten Civilisés herabzudonnern, die sich in ihren Hütten und Palästen breit machen und sich um den Societar-Ballon eben so viel kümmern, als ob er nichts enthielte.

Ehe wir nun zu der Darstellung des Systems selbst übergehen, nennen wir noch die vorzüglichsten Werke, aus denen wir dieselbe schöpfen: 1) Einleitung zum Studium der Social-Wissenschaft (Introduction à l'étude de la science sociale), von Dr. Paget; 2) Fourier et son système, von Madame Gatti de Gamond; 3) Etudes sur la science sociale, von J. Lechevalier, das Resumé der von dem Verfasser, einem ehemaligen St. Simonisten, gehaltenen öffentlichen Vorlesungen vor einem gröstentheils aus Simonisten bestehenden Auditorium; man findet darin eine Parallele beider Systeme. 4) Destinée sociale, von Victor Considerant.

Die menschlichen Gesetze haben bisher die gesellschaftliche Ordnung auf den Zwang gegründet; durch Unterdrückung unserer Leidenschaften haben sie uns den Gesellschafts-Zustand möglich gemacht. Daher der Kampf der Interessen, das Elend mit allen seinen Folgen, die Corruption der Reichen, die brutalen Leidenschaften der Armen, die Unsicherheit in allen Verfassungen, die Mangelhaftigkeit aller politischen Verhältnisse; kurz, das verworrene System, das wir Civilisation nennen. Nun konnte uns der Schöpfer keine Leidenschaften geben, die nicht unserer gesellschaftlichen Bestimmung entsprächen. Andern er uns dazu schuf, in Gesellschaft zu leben, mußte er Alles in uns diesem Zweck gemäß einrichten; er konnte nur Triebe in uns legen, welche die Erreichung dieses Zwecks beförderten. Wenn aber unsere Leidenschaften unserer gesellschaftlichen Bestimmung entsprechen, so ist die Erfüllung dieser letzteren der freie Entwickelung der ersteren nothwendig untergeordnet, und die Grundform der Gesellschaft muß diese Entwickelung gestatten, d. h. diese Form muß den Forderungen und Tendenzen unserer Leidenschaften gemäß eingerichtet seyn. Um also diese Form zu finden, muß man eine vollständige Analyse unserer Leidenschaften geben, d. h. jener ursprünglichen, angeborenen Triebe, deren verschiedene Combinationen die menschlichen Individualitäten charakterisiren und deren Gesammtheit von Fourier mit dem Namen attraction passionnelle bezeichnet wird.

Fourier theilt die attraction passionnelle in zwölf Ur- oder Elementar-Leidenschaften, die in drei verschiedene Klassen zerfallen. Die erste ist die der physischen oder rein sinnlichen Leidenschaften; sie umfaßt fünf den fünf Sinnen entsprechende Triebe, und das Ziel dieser Klasse ist das Wohlleben, d. h. das Glück, insofern es aus der Befriedigung unserer Begierden hervorgeht. Die zweite Klasse umfaßt die affektiven Leidenschaften, die uns antreiben, die Gesellschaft von unseres Gleichen zu suchen, und ihnen, sey es zur Arbeit oder zum Genuß, anzuschließen. Dieser affektiven Triebe giebt es vier: Freundschaft, Liebe, Ehrgeiz und Familienliebe (familisme). Ihr gemeinschaftliches Ziel ist die Bildung der Gruppe, d. h. der Elementar-Association, auf welcher das ganze Gebäude der allgemeinen Association beruht. Der kombinirte Mechanismus der Gruppen endlich, der diese allgemeine Association bilden soll, ist das Resultat des Spiels dreier Leidenschaften, die Fourier passions distributives ou mecanisantes genannt hat und welche die dritte Klasse der attraction passionnelle bilden. Diese distributiven Leidenschaften hat Fourier papillonnes, cabalistes und composite genannt. Die papillonne ist das Bedürfniß nach Veränderung und Abwechselung. Die cabaliste ist der Partei- oder Rachseerungsgeist; sie ist es, welche die Rivalität zwischen den einzelnen Gruppen erregt. Die composite ist der Geist der Gemeinschaft, der Enthusiasmus, der uns beseelt, wenn wir mit einer Menge anderer Personen zugleich derselben Arbeit oder demselben Genuß nachgehen. Aus der Wirkung dieser drei Triebe gehen gehe die Serien-Organisation hervor, die Vertheilung der Gruppen in Serien. Die Serien selbst sind Gruppen, die sich nur durch Nüancen von einander unterscheiden; je weniger diese Nüancen von einander geschieden sind, desto kompakter ist die Serie. Ferner gehört zur Bildung der Serie die Verrichtung jedes Geschäfts in kurzen Zeiträumen und die Zerstückelung der Arbeit. Der Grund hiervon liegt in der Mannigfaltigkeit und Spezialität der individuellen Fähigkeiten. Da wir Alle eine größere Anzahl von Fähigkeiten haben und diese Fähigkeiten selbst größer seyn wollen, so können wir die vollständige Uebung derselben nur durch die Vertheilung der Arbeit in kurze Zeiträume erreichen. Außerdem erlaubt uns oft die Spezialität unserer Fähigkeiten nur die Anwendung derselben auf besondere Einzelnheiten einer Arbeit. Es ist selten, daß wir die zur

Digitized by Google

befriedigenden Ausführung aller Theile einer verwickelten Arbeit erforderliche Geschicklichkeit haben. Daher die Nothwendigkeit, eine große Parzellirung der Arbeit einzuführen, damit jede Fähigkeit sich üben und nützlich machen könne. Diesen neuen organischen Bedingungen der Arbeit entsprechen zwei Leidenschaften, die nur dann volle Befriedigung finden, wenn jene Bedingungen erfüllt werden: nämlich die papillonne und die composite. Die papillonne ist offenbar eine allen Menschen gemeinsame Leidenschaft. Es giebt Keinen, der vor Langeweile und Ermüdung stirbt, wenn er lange dasselbe Kindvieh unterwerfen ist. Der Reiz besteht, erschöpfte Genüsse bei zuletzt vielen Cube. Sehr langweilt uns ermüdet und früh oder spät, und das aus zwei Gründen, einmal, weil unsere Organe und Fähigkeiten so eingerichtet sind, daß sie anhaltend nicht über eine gewisse Zeit hinaus beschäftigt werden können, und dann, weil alle unsere Fähigkeiten gespalten zu werden verlangen und dies auf einmal nicht möglich ist. Der Reiz der Abwechslung, als der Arbeit in kurze Zeiträume zu vertheilen. Was die composite betrifft, so wickt sie auf die Gruppen, indem sie den gemeinschaftlichen Enthusiasmus erzeugt, indem sie die Anstrengungen mehrerer Gruppen und folglich einer großen Masse von Individuen zur Erreichung eines Ziels, zur Vollendung eines und desselben Werks, an dem jeder Einzelne seinen bestimmten Antheil hat, vereinigt. Je bedeutender die Zahl der Arbeiter ist, desto mehr muß die Arbeit getheilt seyn. So macht diese Leidenschaft die Zerstückelung der Arbeit nothwendig, wie die papillonne die Vertheilung der Arbeit in kurze Zeiträume. Das ist also die Bedeutung der drei distributiven Leidenschaften. Die cabalistes erzeugt durch die Eifersucht, die sie zwischen den Gruppen hervorruft, das Streben nach Vollkommenheit und nach Vollkommenheit. Die composite, indem sie die Einzelwillen vereinigt, steigert ihre Kraft zur Macht. Die cabalistes und die composite sind die organisirenden Hebel der Serie; sie sind es, die ihre Elemente kombiniren und ihre Bewegung einleiten. Die papillonne, welche die Individuen anreizt, ihre Beschäftigungen zu wechseln, und sie so in eine Menge von Gruppen und Serien verbreitet, spielt nothwendig dahin, die letzteren in einander zu verschlingen, sie alle unter einander zusammenzuhalten, mit einem Wort, aus einer Masse von Serien ein kompaktes, homogenes Ganze zu bilden. Die papillonne ist es, welche die sozialen Verbindungen erzeugt.

So haben wir die Association, ohne Hülfe des Zwanges, bloß durch die freie Entwicklung der dem Menschen angeborenen Triebe zu Stande gebracht. Die affektiven oder gemüthlichen Leidenschaften bilden die Gruppe, die mechanisirenden die Serien. Beide zusammen treiben mit den sinnlichen Leidenschaften verbunden den Menschen zur Arbeit, denn die Arbeit ist ein Vergnügen geworden, eine Lust aus der Lust, die sie unter der Herrschaft des Zwangs war.

Die Gruppe gehört übrigens der Fourierschen oder Harmonischen Gesellschaft nicht allein an. Sie ist das wesentliche Element jeder Gesellschaft; nur sind die Gruppen entweder frei oder gezwungen, je nachdem sie die wirklichen Gefühle der Individuen, aus denen sie bestehen, ausdrücken oder nicht. Die gezwungenen Gruppen sind die, deren Bildungs-Prinzip die physische Gewalt oder die Nothwendigkeit der Arbeit ist. In unserer gegenwärtigen Gesellschaft giebt es keinen noch so unabhängigen Menschen, der nicht täglich mit einer Menge von Personen zusammenkommen muß, deren Gesellschaft ihm nicht behagt; diese Gruppen sind gezwungene, unter der Herrschaft der Civilisation gewiß die häufigsten. Alle gezwungene Gruppen sind falsch, weil sie im Widerspruch mit dem natürlichen Gesetz ihrer Entstehung, welches sie verwirklicht, den Naturtrieben folgende Vereinigung der Individuen ist, sich bilden. Die falschen Gruppen sind nicht blos mit der Freiheit, auch mit der Ordnung sind sie unverträglich. Auch ist jede Gesellschaft, in der die falschen Gruppen vorherrschen, eine von Grund aus zerrüttende, und das ist der Charakter aller bestehenden Gesellschaften. Um diesem Zustand der Auflösung ein Ende zu machen, giebt es kein anderes Mittel, als an die Stelle der falschen oder gezwungenen Gruppen das System der echten oder freien zu setzen; man muß die Individuen nach ihren natürlichen Sympathieen für die Personen und Dinge vertheilen und verbinden, d. h. nach den angeborenen Verwandtschaften, die uns zu einander hinziehen und uns die eine Arbeit, Beschäftigung oder Zerstreuung der anderen vorziehen lassen.

Um nun dieses Ziel zu erreichen, hat man entweder den Menschen, das Individuum, zu ändern, oder das Medium, die Bedingungen, unter denen er lebt. Das Erstere nun ist nicht möglich: der passionelle Organismus des Menschen ist fix und absolut; der Mensch wird nie aufhören, die sensitiven und distributiven Leidenschaften zu haben, die wir an ihm kennen. Also nur das Medium, in welchem er lebt, ist es, welches geändert werden kann und muß.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Vereine in Frankreich vor dem siebzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Als dieses Patent dem Parlamente zugeschickt wurde, um von demselben registrirt zu werden, widersetzten sich mehrere seiner Mitglieder der neuen Stiftung unter dem Vorwande, daß sie den guten Sitten schädlich seyn würde. Daß und sein Kollege erschien den Hof in einer Sitzung, ertheilte Magistrats-Personen zu schicken, „damit sie einer Probe der Poesie und Musik beiwohnen und darüber Bericht erstatten könnten.“ Anderthalb Luden sie den ersten Präsidenten des Parlaments, den General-Prokurator und das älteste der Mitglieder zum Eintritt in die Akademie. Allein das Parlament fürchtete, dieses Institut könnte den Rechten der Universität Gefahr bringen; es schickte Bailf zu dem Rektor. Als nun Rektor und Senat die Statuten der neuen Akademie hatten verlesen hören, sagten sie, sie wollten die Fakultäten um Rath fragen. Endlich trug der Poet die Sache dem Könige vor, und dieser befahl, die Akademie solle unverzüglich ins Leben treten. Karl IX. wohnte den Sitzungen zuweilen persönlich bei; auch in Heinrich III. fand das Institut einen eifrigen Beschützer. Der Letztere wollte vor dieser ehrwürdigen Körperschaft nie sein Haupt bedecken.

Vielleicht verwandte diese Akademie einem Gebrauche ihre Entstehung, der während des 16ten Jahrhunderts in Italien sehr verbreitet war; denn man weiß, wie sehr die Sitten und Gewohnheiten Italiens in jenem Zeitalter in Frankreich Nachahmung fanden. Wenn Gabriel Naudé Glauben verdient, so hatten alle nur einigermaßen namhafte Städte der Halbinsel damals ihre Akademieen. Eine jede dieser Cooperationen legte sich einen pomphaften oder wunderlichen Namen bei: so gab es Eingeschrene (Innvenuti) zu Sienna, Humoristen (Umoristi), Luchse (Lincei), Fantasten (Fantastici) zu Rom; Fanllenzer (Oziosi) zu Bologna; Geschmeide (Adornati) zu Genua; Olympier (Olimpici) zu Vicenza u. s. w. u. s. w. Nach Naudé befanden einige dieser Akademieen, namentlich auch die von Siena, im Jahre 1625; sie traten an verschiedenen Tagen der Woche zusammen, kultivirten Poesie und Beredsamkeit und glänzten gern in öffentlichen Uebungen mit ihren Talenten.

Außerdem verdient Beachtung, daß die Künste und Wissenschaften seit Franz des Ersten Regierung in der Französischen Gesellschaft eine bedeutende Stelle einnahmen. Franz verkammelte gern die bedeutendsten Männer der Wissenschaft um seine Person und sah an ihren gelehrten Unterhaltungen Vergnügen. Nachdem er Boccacio's Decamerone gelesen und die Zuneigung einer Französischen Uebersetzung dieses Buches (von Antoine Le Maçon) angenommen, wollte Franz, in Vereinigung mit seiner Schwester, seinem Sohne und seiner Stieltochter eine ähnliche Sammlung unternehmen, die aber von des Italieners unsterblichen Werke darin sich unterscheiden sollte, daß sie nur wahre Geschichten enthielte. Nach dem Muster des Französischen Hofes, wurden auch die Häuser einiger reichen Prälaten und die der ersten Magistrats-Personen des Reiches Asyle einer ausgesuchten Gesellschaft, in welcher die schönen Künste und Wissenschaften Gegenstände der Unterhaltung bildeten.

Diese Versuche zum Anbau und zur Pflege des Wahren und Schönen, an so hohen Orten, mußten sich natürlich auch allen übrigen Theilen des Reichs mittheilen. Nach dem Muster des Französischen Hofes, wurden auch die Häuser einiger reichen Prälaten und die der ersten Magistrats-Personen des Reiches Asyle einer ausgesuchten Gesellschaft, in welcher die schönen Künste und Wissenschaften Gegenstände der Unterhaltung bildeten.

Die Versuche zum Anbau und zur Pflege des Wahren und Schönen, an so hohen Orten, mußten sich natürlich auch allen übrigen Theilen des Reichs mittheilen. Nach dem Muster des Französischen Hofes, wurden auch die Häuser einiger reichen Prälaten und die der ersten Magistrats-Personen des Reiches Asyle einer ausgesuchten Gesellschaft, in welcher die schönen Künste und Wissenschaften Gegenstände der Unterhaltung bildeten.

Die Versuche zum Anbau und zur Pflege des Wahren und Schönen, an so hohen Orten, mußten sich natürlich auch allen übrigen Theilen des Reichs mittheilen. Nach dem Muster des Französischen Hofes, wurden auch die Häuser einiger reichen Prälaten und die der ersten Magistrats-Personen des Reiches Asyle einer ausgesuchten Gesellschaft, in welcher die schönen Künste und Wissenschaften Gegenstände der Unterhaltung bildeten.

Die Versuche zum Anbau und zur Pflege des Wahren und Schönen, an so hohen Orten, mußten sich natürlich auch allen übrigen Theilen des Reichs mittheilen. Nach dem Muster des Französischen Hofes, wurden auch die Häuser einiger reichen Prälaten und die der ersten Magistrats-Personen des Reiches Asyle einer ausgesuchten Gesellschaft, in welcher die schönen Künste und Wissenschaften Gegenstände der Unterhaltung bildeten.

Die Versuche zum Anbau und zur Pflege des Wahren und Schönen, an so hohen Orten, mußten sich natürlich auch allen übrigen Theilen des Reichs mittheilen. Nach dem Muster des Französischen Hofes, wurden auch die Häuser einiger reichen Prälaten und die der ersten Magistrats-Personen des Reiches Asyle einer ausgesuchten Gesellschaft, in welcher die schönen Künste und Wissenschaften Gegenstände der Unterhaltung bildeten.

Digitized by Google

deren man einander neue Werke vorlas oder über Poesie und Beredsamkeit konferirte. Der berühmte Malherbe sah fast jeden Abend eine gelehrte Gesellschaft bei sich, obschon seine Stube sehr dürftig möblirt war und nur sieben oder acht Rohrstühle enthielt. Oft traf es sich, daß noch Besucher kamen, als alle Stühle schon besetzt waren; alsdann öffnete Malherbe die Thür nicht und rief den Hinkopfenden von Innen zu: „Warten Sie ein wenig, es sind keine Sitze vakant.“

Diese Vereine verdienen besonders darum unsere Aufmerksamkeit, weil die Französische Akademie einem derselben ihr Dasein verdankt. Pellisot erzählt, daß umd Jahr 1629 mehrere in verschiedenen Arbeiten von Paris wohnhafte Privatleute den Beschluß faßten, an einem Tage der Woche bei Conrart von ihren Arbeiten zusammenzutreffen. Sie waren Leute von gelehrter Bildung und ungewöhnlichem Verdienste; und in ihren Zusammkünften kam alles Erdenkliche, insonderheit aber die schöne Literatur, zur Sprache. Hatte Einer von ihnen Etwas geschrieben, so las er es vor, und die Uebrigen sagten ihm dann freimüthig ihre Meinung. Diese kleine Gelehrtenrepublik, die mehrere Jahre gedauert blieb, wurde durch die Zunderection eines neu aufgenommenen Mitglieds plötzlich bekannt: ein Herr Faret entdeckte sie den Herren Desmarets und Boisrobert; diese äußerten den Wunsch, mit einzutreten; man stellte sie vor, und sie wurden von der geistreichen Art, womit man literarische Produkte in dieser Versammlung würdigte, wie auch von der echten Humanität und dem feinen Benehmen ihrer Mitglieder dermaßen bezaubert, daß sofort, dessen Geschäft darin bestand, daß er dem Kardinal Richelieu alle pikante Stadt-Neuigkeiten hinterbrachte, versichte nicht, ihn auch von diesem literarischen Vereine zu unterhalten. Richelieu forderte die Gesellschaft durch Boisrobert auf, eine Körperschaft zu bilden und unter dem Schutz der Behörde sich regelmäßig zu versammeln. Die Anerbietungen waren dermaßen günstig, daß selbst von den meisten Herren vorgetheilt; doch bekagten sie ihre alte Unabhängigkeit und Obskurität; ja, zwei unter ihnen, die Herren Malleville und Serisay, von denen Ersterer bei dem Herzog de la Rochefoucault und Letzterer bei dem Marschall von Bassompierre in Diensten stand, wollten den Verein mit dem Aufgebot ihrer ganzen Beredsamkeit dazu bewegen, daß er den Schutz des Kardinals ablehne. Aber Chapelain, ein neues Mitglied, bestimmte die Herren zur entgegengesetzten Meinung. Endlich wurde beschlossen: „Herr von Boisrobert solle die Güte haben, dem Herrn Kardinal für die Ehre, die er ihnen erweisen, unterthänigsten Dank abzustatten und ihn die Versicherung zu geben, daß sie, obschon ein so kühner Gedanke niemals bei ihnen sich gezeigt, und obschon das Vorhaben ihrer Einkunft sie außerordentlich überraschk hätte, doch sämmtlich entschlossen seyen, seinem Willen nachzukommen.“ Der Kardinal ließ ihnen antworten, sie möchten ihren Verein ganz nach eigenem Ermessen erweitern und unter sich darüber berathen, welche Form und welche Gesetze für ihn am schicklichsten syn dürften.

Die Verhandlungen gingen zu Anfang des Jahres 1634 vor sich. Die Gesellschaft wählte noch einige Mitglieder und vertraute ihre Leitung dreien Beamten: einem Direktor, einem Kanzler und einem Secretair. Die beiden Ersten sollten nur zeitlich ihre Aemter verwalten; der Secretair aber auf Lebenszeit. Ferner wurde beschlossen, daß die Gesellschaft den Namen „Französische Akademie“ annehmen sollte, obschon mehrere sie lieber „Akademie der schönen Geister“, „Akademie der Beredsamkeit“ u. s. w. betitelt hätten. Diesen vorläufigen Arbeiten folgten eine Rede des Herrn Faret und ein Brief des Herrn Serisay: die Rede sollte den Statuten der Akademie als Vorbericht dienen; der Brief aber war an den Kardinal Richelieu adreßtet und enthielt die Bitte, daß Se. Eminenz geruhen möchten, den Titel eines Beschützers der Akademie anzunehmen.

Der Kardinal ließ sich die Rede und den Brief zweimal vorlesen; auf den letzteren anwortete er, daß er die Ehre, die man ihm zu erweisen beabsichtigte, mit Dank annähme; die Rede aber schickte er mit kritischen Randbemerkungen, welche Form und Stil betrafen, wieder zurück. Die Akademie folgte denselben und diese kamen schon ein Zeichen selbständiger Sinnesart: in der Sitzung vom 27. November 1634 erklärte sie hinsichtlich zweier Bemerkungen des Kardinals „Seine Eminenz möchte die Gnade haben, zu sagen, ob sie diese Stellen durchaus verändert wissen wollte; denn ihre Glossen seyen etwas unbestimmt, und die getadelten Ausdrücke schienen der ganzen Körperschaft viel und Französisch genug.“ Wirklich scheint der Kardinal nachgegeben zu haben; denn die angefochtenen Stellen blieben ungeändert.

Die Akademie mußte nun auch an die Gegenstände ihrer Beschäftigungen denken; Chapelain stellte vor, nach seiner Meinung sollte man hauptsächlich an der Reinheit der Französischen Sprache arbeiten und solche befördern, daß sie zum Akademie schon ein Organ der höchsten Beredsamkeit werde. Ein gutes Wörterbuch, eine Sprachlehre, eine Rhetorik und eine Poetik seyen vor Allem nothwendig. Die Akademie billigte diesen Vorschlag, und Chapelain erhielt die Weisung, den Plan zu entwerfen.

In Anbetracht des Freiheitsrieb der neuen Körperschaft konnte man schon vorhersehen, daß sie wenig seine Einwilligung dazu geben würde; auch fiel es dem Groß-Seegelbewahrer nicht ein, die Sache zu verspäten. Aber das Parlament legte Schwierigkeiten in den Weg; es wagte zwar keinen offenen und mokdirten Widerstand, ging aber sehr langsam und böswillig zu Werke. Das verdroß den Kardinal: er schrieb in seinem und des Königs Namen an den ersten Präsidenten; er erklärte, daß er, falls man die Sache in die Länge zöge, den Freiheit dem großen Rath vortegen und von ihm verlassen lassen würde. So mußte das Parlament endlich sich resignirten, und im Juli 1637, nach zweijährigem Verzuge, wurde der Freibrief, welcher die literarische Gesellschaft zum Range einer Französischen Akademie erhob, endlich registrirt.

Die der neuen Akademie von Richelieu erwiesenen Gunstbezeugungen machten in den verschiedenen Zirkeln der Hauptstadt ein großes Aufsehen. Man staunte anfänglich, und alle Nicht-Mitglieder, wie auch alle diejenigen, die keine Hoffnung hatten, Mitglieder zu werden, beschwerten sich laut über das geringe literarische Verdienst einiger Akademiker. Tallemant legt in seinen Beiträgen zu seinen Historchen, das er Boisrobert zuwinnet, der Letztere habe viele lächne Passagerie, die man seine Kinder der Barmherzigkeit nannte, bei der Akademie angestellt. Es ist interessant, zu lesen, wie Balzac, der nachmals eine so kräftige Stütze der Akademie war, die Nachricht von ihrer Errichtung aufnahm. „Sie zeigen mir an,“ sagte er — „daß Sie in der Akademie der Schöngeister einen Platz erhalten haben; ich meinerseits mochte Ihnen die Frage stellen, wer diese Schöngeister aufgenommen hat, von denen Sie aufgenommen sind.“ Nachdem er Chapelain einige übertriebene Komplimente gemacht, fragt er, was der Titel „Direktor der Akademie“ bedeute, und wer die Herren seyen, deren Namen die Herausgeber der lauter erstion eines neu aufgenommenen Mitglieds plötzlich bekannt: ein Herr Faret entdeckte sie den Herren Desmarets und Boisrobert; diese äußerten den Wunsch, mit einzutreten; man stellte sie vor, und sie wurden von der geistreichen Art, womit man literarische Produkte in dieser Versammlung würdigte, wie auch von der echten Humanität und dem feinen Benehmen ihrer Mitglieder dermaßen bezaubert. Boisrobert, dessen Geschäft darin bestand, daß er dem Kardinal Richelieu alle pikante Stadt-Neuigkeiten hinterbrachte, versichte nicht, ihn auch von diesem literarischen Vereine zu unterhalten. Richelieu forderte die Gesellschaft durch Boisrobert auf, eine Körperschaft zu bilden und unter dem Schutz der Behörde sich regelmäßig zu versammeln. Die Anerbietungen waren dermaßen günstig, daß selbst von den meisten Herren vorgetheilt; doch bekagten sie ihre alte Unabhängigkeit und Obskurität; ja, zwei unter ihnen, die Herren Malleville und Serisay, von denen Ersterer bei dem Herzog de la Rochefoucault und Letzterer bei dem Marschall von Bassompierre in Diensten stand, wollten den Verein mit dem Aufgebot ihrer ganzen Beredsamkeit dazu bewegen, daß er den Schutz des Kardinals ablehne. Aber Chapelain, ein neues Mitglied, bestimmte die Herren zur entgegengesetzten Meinung. Endlich wurde beschlossen: „Herr von Boisrobert solle die Güte haben, dem Herrn Kardinal für die Ehre, die er ihnen erweisen, unterthänigsten Dank abzustatten und ihn die Versicherung zu geben, daß sie, obschon ein so kühner Gedanke niemals bei ihnen sich gezeigt, und obschon das Vorhaben ihrer Einkunft sie außerordentlich überraschk hätte, doch sämmtlich entschlossen seyen, seinem Willen nachzukommen.“ Der Kardinal ließ ihnen antworten, sie möchten ihren Verein ganz nach eigenem Ermessen erweitern und unter sich darüber berathen, welche Form und welche Gesetze für ihn am schicklichsten syn dürften.

Die Verhandlungen gingen zu Anfang des Jahres 1634 vor sich. Die Gesellschaft wählte noch einige Mitglieder und vertraute ihre Leitung dreien Beamten: einem Direktor, einem Kanzler und einem Secretair. Die beiden Ersten sollten nur zeitlich ihre Aemter verwalten; der Secretair aber auf Lebenszeit. Ferner wurde beschlossen, daß die Gesellschaft den Namen „Französische Akademie“ annehmen sollte, obschon mehrere sie lieber „Akademie der schönen Geister“, „Akademie der Beredsamkeit“ u. s. w. betitelt hätten. Diesen vorläufigen Arbeiten folgten eine Rede des Herrn Faret und ein Brief des Herrn Serisay: die Rede sollte den Statuten der Akademie als Vorbericht dienen; der Brief aber war an den Kardinal Richelieu adreßtet und enthielt die Bitte, daß Se. Eminenz geruhen möchten, den Titel eines Beschützers der Akademie anzunehmen.

Der Kardinal ließ sich die Rede und den Brief zweimal vorlesen; auf den letzteren anwortete er, daß er die Ehre, die man ihm zu erweisen beabsichtigte, mit Dank annähme; die Rede aber schickte er mit kritischen Randbemerkungen, welche Form und Stil betrafen, wieder zurück. Die Akademie folgte denselben und diese kamen schon ein Zeichen selbständiger Sinnesart: in der Sitzung vom 27. November 1634 erklärte sie hinsichtlich zweier Bemerkungen des Kardinals „Seine Eminenz möchte die Gnade haben, zu sagen, ob sie diese Stellen durchaus verändert wissen wollte; denn ihre Glossen seyen etwas unbestimmt, und die getadelten Ausdrücke schienen der ganzen Körperschaft viel und Französisch genug.“ Wirklich scheint der Kardinal nachgegeben zu haben; denn die angefochtenen Stellen blieben ungeändert.

Die Akademie mußte nun auch an die Gegenstände ihrer Beschäftigungen denken; Chapelain stellte vor, nach seiner Meinung sollte man hauptsächlich an der Reinheit der Französischen Sprache arbeiten und solche befördern, daß sie zum Akademie schon ein Organ der höchsten Beredsamkeit werde. Ein gutes Wörterbuch, eine Sprachlehre, eine Rhetorik und eine Poetik seyen vor Allem nothwendig. Die Akademie billigte diesen Vorschlag, und Chapelain erhielt die Weisung, den Plan zu entwerfen.

In Anbetracht des Freiheitsrieb der neuen Körperschaft konnte man schon vorhersehen, daß sie wenig seine Einwilligung dazu geben würde; auch fiel es dem Groß-Seegelbewahrer nicht ein, die Sache zu verspäten. Aber das Parlament legte Schwierigkeiten in den Weg; es wagte zwar keinen offenen und mokdirten Widerstand, ging aber sehr langsam und böswillig zu Werke. Das verdroß den Kardinal: er schrieb in seinem und des Königs Namen an den ersten Präsidenten; er erklärte, daß er, falls man die Sache in die Länge zöge, den Freibrief dem großen Rath vortegen und von ihm verlassen lassen würde. So mußte das Parlament endlich sich resignirten, und im Juli 1637, nach zweijährigem Verzuge, wurde der Freibrief, welcher die literarische Gesellschaft zum Range einer Französischen Akademie erhob, endlich registrirt.

Die der neuen Akademie von Richelieu erwiesenen Gunstbezeugungen machten in den verschiedenen Zirkeln der Hauptstadt ein großes Aufsehen. Man staunte anfänglich, und alle Nicht-Mitglieder, wie auch alle diejenigen, die keine Hoffnung hatten, Mitglieder zu werden, beschwerten sich laut über das geringe literarische Verdienst einiger Akademiker. Tallemant legt in seinen Beiträgen zu seinen Historchen, das er Boisrobert zuwinnet, der Letztere habe viele lächne Passagerie, die man seine Kinder der Barmherzigkeit nannte, bei der Akademie angestellt. Es ist interessant, zu lesen, wie Balzac, der nachmals eine so kräftige Stütze der Akademie war, die Nachricht von ihrer Errichtung aufnahm. „Sie zeigen mir an,“ sagte er — „daß Sie in der Akademie der Schöngeister einen Platz erhalten haben; ich meinerseits mochte Ihnen die Frage stellen, wer diese Schöngeister aufgenommen hat, von denen Sie aufgenommen sind.“ Nachdem er Chapelain einige übertriebene Komplimente gemacht, fragt er, was der Titel „Direktor der Akademie“ bedeute, und wer die Herren seyen, deren Namen die Herausgeber der lauter Respekt durch Punkte angedeutet hätten. Er schließt seinen Brief mit den Worten: „Alle Ihre Gründe werden mich schwerlich überzeugen oder dazu bestimmen, daß ich die werdende Sonne anbete. Man schildert sie uns als einen Unglücks-Kometen, der und noch Schreckthierend droht, alsdie heilige Inquisition selber. Man berichtet mir, daß sie eine Geister-Tyrannei, der wir Büchermacher blinde Unterwürfigkeit beweisen sollen; ist dem so, dann werde ich gewiß ein Rebell.“ Ein paar Tage später, nachdem Chapelain an Balzac geschrieben, daß alle diese Gerüchte unbegründet seyen, und daß er zufrieden sei in kurzem selbst Akademiker werden würde, ändert der Letztere urplötzlich seine Sprache: „Ich sehe jetzt ein“ — so schreibt er — „daß ich viele neue Geschichten, Fabeln, Märchen und Italiens Neid erregen wire; und din ich ein guter Forosstopfist, so wird sie bald das Orakel des civilisirten Europa werden.“

Dennoch verdrießt es ihn, daß man gewisse Personen unter die Mitglieder aufgenommen hat. „Sie mögen bei der Akademie angestellt werden“ — sagt er — „aber als Bütel oder Lakenbruder, wie die Laufferes zum Parlamente gehören. . . . In jenem Falle bitte ich Sie, gleich bei der ersten Sitzung die Akademiker in zwei Klassen zu theilen und die Patrizier von den Plebejern zu sondern.“

Der herzog von Orleans, Ludwig's XIII. Bruder, dem Richelieu immer ein Dorn im Auge war, wollte vermuthlich zur zur Verhöhnung der Académie Française eine eigene Akademie in seiner Behausung stiften. Mehrere der Mitglieder konnten kaum lesen. Ein Herr Laboulaye-Brubart erhielt 15,000 Livres, um das Lokal zweckmäßig einrichten zu lassen und Papier, Dinte, Bücher u. s. w. zu beschaffen. Es ergab sich aber bald, daß er keinen seiner Aufträge erfüllt hatte. Der Herzog ließ ihn rufen. „Ich will Ew. Hoheit die Wahrheit berichten“, sagte er; „seitdem ich die Ehre habe, Herr Schatzmeister zu seyn, habe ich nur Ausgaben, wie die Anderen, und Alles ist in meinen Beutel gewandert.“ Die ganze Versammlung brauste auf: man warf ihm sogar einige Bücher an den Kopf; er aber machte sich ohne weitere Defension oder Protestation aus dem Staube, und die kaum geborene Akademie zerfiel wieder in Staub.

Man stellte auch zwei ernsthaftere Versuche an, um mit Richelieu's Akademie zu rivalisiren; aber keiner von beiden gelang.

Die Bicomtesse von Auchy, ein schöner Geist jener Periode, hieß jedes Individuum, das sich mit Poesie beschäftigte, in ihrem Zirkel willkommen. Darf man Tallemant in seinen Historchen Glauben schenken, so war sie die Leibeke Malherbe's gewesen, der sie unter dem Namen Kalliste besang. Aus einem Briefe Malherbe's ergiebt sich, wie Tallemant bemerkt, daß dieser Herr ein ziemlich plumper Liebhaber war; er gesteht nämlich der Frau von Rambouillet, daß sein Verdacht, die Bicomtesse liebe einen Anderen, ihn einmal so weit getrieben habe, daß er ihre beiden Hände mit einer Hand festhielt und ihr mit der anderen so lange Ohrfeigen gab, bis sie laut um Hülfe schrie.

In ihren alten Tagen kam diese Dame noch auf den Gedanken, ihre Soiree's in akademische Sitzungen zu verwandeln. Anfangs versprach das Unternehmen guten Fortgang. Als aber ein gewisser Saint-Ange eine Anzahl Bauden, denen er, wie es sagte, Philosophie und Theologie beigebracht hatte, in dieser Akademie Vorträge halten ließ und einige der jüngsten Gelehrchäbel ungereimte und fast ketzerische Thesen verthedigten, da gab der gerade anwesende Erzbischof von Paris der Bicomtesse den freundlichen Rath, diesen Disputationen ein Ende zu machen. Frau von Auchy zeigte keine Lust dazu, bis Herr von Retz (der Polizeiminister!) ins Mittel trat.

Der Versuch des Abbé's d'Aubignac war führer, gelang aber nicht besser. Dieser Perr schuf im Jahre 1662 eine Akademie, deren Mitglieder, worunter viele ausgezeichnete Personen, zweimal wöchentlich zusammenkamen. Im Jahre 1664 wollte er diese Societät zu einer Königlichen Akademie erheben und machte zu diesem Zweck eine Eingabe an den König; allein er wurde nicht gehört, und die von ihm gestiftete Societät ging mit ihrem Stifter zu Grabe.

(Revue de Paris.)

Nord-Amerika.

Redner und Staatsmänner des neueren Nord-Amerika.

II. John Quincy Adams.

Er war der Sohn des Redners dieses Namens beim Kongreß der Amerikanischen Revolution und wurde zum Advokaturstande er-

Digitized by Google

zogen. Man findet seinen Namen ein oder zwei Mal in den Berichten von den Entscheidungen des obersten Gerichtshofes der Nord-Amerikanischen Freistaaten; bald jedoch verließ er diese Laufbahn und wandte sich zur Diplomatie, wo er dann die Stelle eines Ministers an mehreren fremden Höfen mit Erfolg bekleidete. Seine Muße widmete er eifrig der allgemeinen Politik, und 1825 wurde er zum Präsidenten erwählt. Seine Studien sind so mannigfach gewesen, als seine Berufsverhältnisse. Er stellte sich, als wäre er — und wirklich weiß er beinah in jedem Zweige der schönen und literarischen Aspirationen eingetreut, um sein Gegenstand irgend einer Art wird, als seinen Bestrebungen fremd, verschmäht. Wo nur irgend eine philosophische Gesellschaft oder gelehrte Anstalt eine Einweihungsrede gebrauchte, war er mit einer solchen bereit; wenn eine Lobrede auf Lafayette zu halten war, wurde er vom Kongreß erwählt, sie zu halten, und seine Jahresvorlesungen waren zahllos.

Die einzigen Proben, welche sich von Herrn Williams's sündfündiger Sammlung finden, sind: Seine Antrittsrede als Präsident im Jahre 1825 — eine männliche, staatsmännische und geistreiche Rede — und eine in Plymouth in Neu-England, am 22. Dezember 1822, bei Feier des Jahrestages der dortigen Landung der ersten Pflanzer, gewöhnlich die Pilger genannt, gehaltene Rede. Ein Hauptgegenstand ist bei dieser Gelegenheit, die Reinheit Amerikanischer Abstammung zu beweisen:

„Die Gründer eures Geschlechts sind euch nicht, wie der Vater des Römischen Volkes, als Säuglinge einer Wölfin durch die Sage geschildert. Ihr stammt nicht von einer ekelhaften Mischung von Fanatismus und Sinnlichkeit, sondern einiger Puritanischen Schwärmer, deren einziges Stammbaus ein Bordell war. Keine Gothische Gottesgeißel, keine Vandalische Pest der Nationen, kein fabelhafter Flüchtling aus den Flammen Troja's, kein Normannenbastard-Tyrann erscheint in dem Verzeichnisse der Würdigen, welche zuerst auf dem Felsen landeten, der durch eure Verehrung ein bleibendes Denkmal ihrer That geworden ist. Die großen Leiter des Tages, den wir jetzt feiern, waren nicht weniger durch ihre unerschrockene Tapferkeit, als durch ihre christlichen Tugenden berühmt; aber die Posaune der Eroberung hat nicht ihre Namen allen Winden des Himmels verkündet: ihr Ruhm ist nicht über Meere von Blut zu den entferntesten Gegenden der Erde getragen worden; sie haben sich keine angebetete Bildsäulen und Fußgestelle von menschlichen Gebeinen errichtet, um die jögernde Hand der himmlischen Vergeltung herauszufordern und zu verhöhnen. Aber sie hatten die bessere Standhaftigkeit der Gebuld und des heldenmüthigen Märtyrerthums. Ihr Theil war der milde Sinn christlicher Liebe, die strenge Beobachtung gegenseitiger Gerechtigkeit, eine unerschütterliche Treue von bewußter Rechtheit. Weniger Zahl ist mit einer Gewißheit versehen gewesen gegen diese hochherzigen Kämpen. Ihre Zahl war gering; ihr Verhältniß im Leben unscheinbar; der Zweck ihres Unternehmens nicht vielversprechend; der Schauplatz ihrer Thaten abgelegen: wie konnten sie möglicherweise Einflüsse des irdischen Ruhmes sepn? — jenes gemeinen Schreiers, dessen Dasepn nur durch das Zusammenströmen der Massen erkannt wird, und dessen Kriterium nicht wahre Größe, so eitrig, die Palästte des Glückes heimzusuchen, und so verächtlich gegen die obdachlose Würde der Tugend; jenes Schmarotzergewächses des Stolzes, immer höhnisch gegen Sanftmuth und immer willfährig gegen anmaßende Macht; jenes sinnlichen Trompeters, dessen Ohren taub sind gegen beschiedenen Verdienst und dessen Augen blind gegen unblutige, entsetzliche Aufopferlichkeit."

Die Quarterly Review bemerkt hierzu spöttisch: „Als unter anderen Gründen der Beschwerden gegen das Englische Heer wegen der Verbrennung Washington's besonders hervorgehoben wurde, daß die National-Erinnerungen zerstört worden wären, antworteten eine Zeitschrift, wieder Erwarten, es könne leicht dadurch ersetzet gut gemacht werden, daß man dem Kongreß ein vollständiges Exemplar des „Newgate Calendar" (Tagebuch der Gefängniß-Anstalt zu Newgate bei London) zum Geschenk mache; und als ein seiner Herr aus Virginien einst mit seinen Familien-Kleinodien prahlte, wurde er durch einen Englischen Reisenden in Wuth versetzt, indem dieser sprach, ob er die Gefälle meine, in denen sein Ahn entstehen sey? Dies sind Scherze, welche an die Unwissenheit des Volkes gerichtet werden, doch möchte es auch gut seyn, gehäufige Gegenstände zu verweiden, da, gewissenshalber, selbst Englische Flüchtlinge von Geburt schwerlich besser sepn können, als Engländer; und die Bevölkerung Nord-Amerika's hat sicherlich einen beträchtlichen Bestandtheil aus einer Klasse erhalten, welche von Barrington, dem berühmten Taschendieb, in einem in New-South-Wales gesprochenen Prologe beschrieben wird:

„True patriots we; for un it understood,
We left our country for our country's good." *)

Wahrhafte Vaterlandsfreunde sind wir, denn man wisse, daß wir unser Vaterland „um unseres Vaterlandes Beste" (unübersetzbares Wortspiel, da es auch heißen kann: „weil wir an unseres Vaterlandes Gut und -vergriffen") verließen."

Herr Adams sagt in seiner Rede ferner:

„Bewahrt die Tugenden, deren wir denn als des Schmuckes unserer Vorfahren gedenken, in aller Reinheit, reinigt sie wo möglich von allen schlechteren Beimischung. Haltet daran mit unwandelbarem Entschluß, wie an den Tafeln des Altars; flößt sie mit unermüdlicher Standhaftigkeit den Herzen eurer Kinder ein; verbindet eure Seelen und die ihrigen zu einer National-Einheit, wie die Lebensflüsse Ich im Herzen vereinigen; und ihr werdet in raschem und unwiderstehlichem Zuge euch aufschwingen zum Gipfel menschlichen Ruhmes. Fast vor einem Jahrhundert sprach einer der seltenen Geister, denen gegeben ist, künftige Größe schon im Keime zu erkennen, in dichterischer Begeisterung:

„Westward the course of empire takes its way."

„Nach Westen nimmt der Lauf der Herrschaft seinen Weg."

Vereinigen wir uns alle in heißem Gebete zum Begründer der Nationen und Erbauer der Welten, daß, was damals Weissagung war, fortfahren möge, sich als Geschichte zu enthalten — daß die theuersten Hoffnungen der Menschheit nicht als Täuschungen zergehen und das letzte Reich auf das erste in der Zeit erkannt werden möge."

Der Vers ist aus einer Stanze des Bischofs Berkeley genommen, welche lautet:

„Westward the course of empire takes its way.
The four first acts already past
A fifth shall close the drama with the day.
Time's noblest offspring is the last."

Nach Westen ist der Herrschaft Schritt gewendet.
Vier Akte sind bereits vorüber zieht;
Im fünften Akt ist Spiel und Tag geendet.
Der beste Sproß der Zeit kommt erst zuletzt.

Die Quarterly Review erklärt übrigens das obige Stück für das reinste rednerischer Werke, was sie bei diesen Untersuchungen bisher gefunden, und sagt noch im Allgemeinen über Adams:

„Man würde ihm Unrecht thun, wenn man nicht zugäbe, daß er höhere Verdienste hat, als gelegentlicher Kraft und Gelungenheit des Stils. Seine politischen Ansichten sind fast gleichmäßig, umfassend und aufgeklärt; und seine Reden sind die Angelegenheit von Tacod gehaltene Rede ist von Sachkennern für die durchaus am meisten staatsmännische erklärt, welche jemals in Nord-Amerika gehalten worden. Seine zeigt durch das Alter geschwächte Stimme ist einst hell und wohltönend gewesen; sein Blick und seine Haltung sind auch merkwürdige Weise ergreifend. Wenn bei einer Erinnerungs-Rede solche Personen in Amerika gewöhnlich in einer Kirche oder einem Versammlungshause gehalten, der ehrwürdige einfache Präsident eine zahlreiche Zuhörerschaft von der Kanzel herab mit aller Lebendigkeit der Jugend anredet, würde er einen eben so guten Gegenstand für ein Gemälde bilden, wie John Knox."

Mannigfaltiges.

— Wichtige Quelle für die Geschichte Spaniens im Mittelalter. Das berühmte Arabische Geschichtswerk von Abmed al Mokri über die Araber in Spanien, das bis jetzt nur handschriftlich auf reichen Bibliotheken zu finden ist, erscheint jetzt in Englischer Uebersetzung von dem Spanier Pascual de Gayangos, ehemaligem Professor der Arabischen Sprache zu Madrid. Daß ein Spanier nicht Spanisch oder wenigstens Französisch, sondern Englisch übersetzt, hat seinen Grund darin, daß das Werk im Namen und auf Kosten des „Oriental translation fund" erscheint.*) Dieses Werk wurde schon früher von den besten Bearbeitern der Geschichte der Mauren in Spanien mit mehr oder minderem Fleiß benutzt; besonders in dem vortrefflichen Englischen Werke von Murphy (History of the Mahommedan Empire in Spain) und von unserem Deutschen Landsmanne F. W. Lembke. Letzterer hatte eine ausgezeichnete Handschrift der Gothaer Bibliothek vor sich, von der er auch eine Abschrift nahm. Diese Abschrift theilte er Herrn Pascual de Gayangos mit, der sie mit den Pariser und den Londoner Handschriften verglich. Und so entstand ein Quellenwerk, das ein reiches Aerndteleb von Aufschlüssen für den Forscher der Geschichte Spaniens im Mittelalter bietet. Wer das jetzige Volk von Spanien mit den damaligen Arabern, in wer den jetzigen Boden des Landes mit dem von jenen Arabern bebauten vergleicht, wird in dem Werke Al-Mokri's sehr vieles mit Staunen lesen und sehr vieles für unwahrscheinlich erklären, obgleich es wahr ist. Welcher hohe Schwung in Wissenschaft, Kunstfleiß, Gewerbthätigkeit war bei jenen Muhammedanern; welche Fruchtbarkeit, Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse und Fülle hatte der Boden, während jetzt die Unbankbarkeit desselben dem Unfleiß seiner Bewohner gleichkommt, bald Spanien verödet, entwölkert ist und die heitere Romanze, der versteinerte Sinn eines reichen Lebens und die Thatkraft praktischer Richtungen vor dem düsteren Fanatismus, vor dem finsteren Blick selbstsüchtiger Beschränktheit gestohen ist! — Das Werk von Pascual de Gayangos ist ein solches, das in jeder Rücksicht zur Zubelfahr der Buchdruckerkunst Ehre macht. Der gelehrte Uebersetzer hat den kritischen Noten gezeigt, daß er mit der Geschichte seines Vaterlandes eben so vertraut ist, wie mit der Sprache, die man dort vor 500 Jahren gesprochen hat. Die äußere Ausstattung aber ist von einer typographischen Pracht, wie man sie in Deutschland selten sieht.

*) Barrington wurde verbannt wegen einer sehr erfolgreichen Aufwartung, die er unter dem Charakter eines Irischen Bischofs im Gesellschaftszimmer der Königin Charlotte gemacht hatte; man fand die feinsten Aermel mit Sternen und Diamanten vollständig. Er erhob sich später zum Zuhtzuchtverwalter und High-Sheriff in Botany-Bai.

*) Die erste Hälfte des Werkes, ein großer Quartband, ist vor kurzem erschienen und führt den Titel: The History of the Mohammedan Dynasties in Spain; Extracted from the „Nafhu-l-tib min ghosni-l-Andalusi-l-Ratib. . . . By Ahmed Ibn Mohammed Al-Makkari. . . . Translated from the copies in the library of the British Museum, and illustrated with critical notes . . . by Pascual de Gayangos.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Montag den 22. Februar 1841.

Frankreich.

Die literarische Production der Französischen Hauptstadt und der Provinzen.

(Nach Französischen Angaben.)

Die Gesammtzahl der im Jahre 1840 in Frankreich herausgekommenen Druckwerken beläuft sich nach Beuchot's „Journal de la Librairie" auf 76,879. Diese Zahl muß noch mit der Stärke der Auflage, die sonst angegeben wurde, die aber jetzt das Geheimniß des Buchhändlers bleibt, vervielfältigt werden. Im Durchschnitt wird man dieselbe wohl auf 1500 anschlagen können. Die Erbauungsbücher, die Kinderschriften, die Werke längst berühmter Schriftsteller, die Erscheinungen der wahlesllen Literatur werden in größerer Anzahl abgezogen; aber die bänderreichen Sammlungen, die wissenschaftlichen Abhandlungen, die Romane und Gedichte unbekannter Schriftsteller, die Gelegenheits-Schriften, welche im Laufe einer Woche abgelesst werden müssen, philosophische, metaphysische und ästhetische Werke erscheinen dagegen in sehr kleinen Auflagen.

Nehmen wir die Zahl 1500 als Durchschnittssumme der Auflage an, so ergiebt sich, daß im Jahre 1840 mehr als 115 Millionen Bogen gedruckt worden sind. Geben wir jedem Bande eine Stärke von 12 Bogen, so findet es sich, daß täglich derjenigen, die in der Kunst des Lesens bewandert sind, eine Masse von 26,000 Bänden dargeboten wird.

Es wären darüber manche Bemerkungen zu machen; hier nur einige. Die Zahl der Franzosen, die nicht lesen können, wird zu 62 auf 100 angenommen. Es bleiben also nur ungefähr 12 Millionen, die im Stande sind, ein A von einem Z zu unterscheiden. Zu diesen vielen Millionen Bogen bedrucktes Papiers ist der reiche Stoff, den der Journalismus täglich in Umlauf setzt, nicht mit eingegriffen, obgleich derselbe eben so hoch angeschlagen werden kann wie die Production der nichtperiodischen Presse. Auch fehlt es an Nachweisungen über alle Druckschen, welche nicht dem gesetzlichen Depot unterworfen sind, wie gerichtliche Denkschriften, Publicationen der Behörden, Handels-Circulaire u. s. w. Die Nachdrücke und die Erzeugnisse heimlicher Pressen sind ebenfalls nicht berücksichtigt worden.

Wir wollen jetzt sehen, welches Kontingent die einzelnen Städte Frankreichs zu dieser unzählbaren papierenen Armee beigesteuert haben. Es hat sich ergeben, daß die Provinzen 19,565 Druckbogen lieferne; also bleiben für Paris 57,316, was ungefähr 73 pCt. ausmacht. Nächst Paris hat Lyon das Meiste beigesteuert; hier sind 2917 Bogen gedruckt worden, wovon indeß zwei Dritttheile einigen Anstalten angehören, die für die Geistlichkeit und für gemeine Gewerber arbeiten. Den dritten Rang nimmt die kleine Stadt Corbeil ein; sie hat 1462 Bogen geliefert, fast lauter neue Romane; dieselben können hier billiger hergestellt werden als in Paris, weil die kleinen Mädchen, statt die Strafe zu hüten, sich an den Manufkripten Alfred de Musset's und Frederic Soulie's die Augen blind sehen. Besançon arbeitet in demselben Fache wie Lyon, nur in geringerem Maßstabe; es hat es nur auf 929 Bogen gebracht. Lille hat 548 geliefert, Metz 795, Nancy 558, Strasburg 773. Es sind also außer Paris 7 Städte, die mehr als 500 Bogen beigesteuert haben.

Zwischen 100 und 500 Bogen stehen 28 Städte. Bordeaux, wo nach dem „Journal de la librairie" 47 Werke erschienen sind, zählt 338 Bogen; das macht 7 mehr als Troyes, 9 mehr als Nantes und 11 weniger als Rouen. Dijon hat 469 Bogen in die Welt geschickt, und Tours, das sich mit der Fabrication von Kinderbüchern beschäftigt, ist nur um 1 unter dieser Zahl geblieben. Limoges und Avignon, welche Schulbücher drucken, weisen 475 und 408 Bogen auf. Toulouse 466, Poitiers 276, Nantes 249, Douai 291, Grenoble 194, Rennes 176. Fontainebleau hat es nur auf 293 Bogen gebracht.

Unter 100 Bogen liefernten 160 Städte, worunter manche nicht unbedeutende. Wenn aber auch an einem Orte, der außerhalb der literarischen Bewegung steht, einmal etwas gedruckt wird, so ist es immer für nichts zu rechnen, denn es ist höchstens ein Kalender, ein Verzeichniß der Maße und Gewichte. Von solchen Sachen haben Mühlhausen und St. Omer 3 Bogen geliefert; Chateaurour, Hagenau und Dreux haben sich auf 2 beschränkt, Etampes und Pithiviers haben eben so viel geliefert; Orthez, Pezenas, Berrins, Aries und Saumur haben 1 Bogen schon für genügend erachtet; in Gap und Riom steigt die Production auf 4 Bogen, in Colmar auf 5, in Abbeville, Rodez, Aurillac und Verdun auf 6; in Falaise fällt sie auf 2, aber in Senz und Perpignan erhebt sie sich wieder auf 6, in Pau und Tulle sogar auf 10, eine Zahl, welche Carcassonne, La Rochelle, Cherbourg und eine Menge anderer Städte nicht erreichen.

Etwas mehr Thätigkeit herrscht in Bourges (88 Bogen), in Toulon (69 B.), in Agen (41 B.), in Toul (83 B.). Betrachtet man die Erzeugnisse der Provinzial-Presse, so fällt besonders auf, daß sie so wenige ernste, originelle, nützliche Werke liefern. Wenn man einige Schriften von lokalgeschichtlichem Interesse, einige juristische und medizinische Werke, einige Sammlungen akademischer Denkschriften, die zuweilen schätzenswerthe Beiträge enthalten, abrechnet, so ist der Rest nicht der Erwähnung werth. Es ist viel von einer geistigen Decentralisation Frankreichs, von einer Reaction gegen die literarische Oberherrschaft der Hauptstadt gesprochen worden; im Jahre 1840 ist aber kein ernstlicher Versuch dazu gemacht worden. Sehr auffallend ist die Trägheit der Presse im ganzen südlichen Frankreich; dieses hat kaum den dreißigsten Theil beigesteuert.

Das Fourierische Social-System.

(Fortsetzung.)

Mit den materiellen Bedingungen des socialen Mediums, in welchem wir gegenwärtig leben, ist die Harmonie, die das Resultat des societarischen Lebens sein soll, nicht zu erreichen. Diese materiellen Wohnungs- und Arbeits-Bedingungen machen die vollständige Andeutung aller Mittel, über die der Mensch zu verfügen hat, unmöglich. Wenn z. B. jede Familie ihr besonderes Haus, ihre eigene Wirthschaft und Werkstätte hat, so ist es durchaus unmöglich, daß die Individuen sich in freie, unter einander verbundene Gruppen vereinigen, und daß die landwirthschaftlichen, wissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Arbeiten in Gesellschaft ausgeführt werden. Mit anderen Worten, damit die Association und die Arbeit, ohne die keine Gesellschaft leben kann, das Resultat der freien Entwickelung der verschiedenen Triebe seyen, auf denen das System der menschlichen Leidenschaften besteht, muß die Arbeit sehr produktiv seyn und in kurzen Zeiträumen von großen Versammlungen von ganz freiwilligen Gruppen ausgeführt werden, die sich nur unter dem Einfluß der affektiven Leidenschaften bilden und in kompakte Serien organisirt sind; es muß also diese Arbeit sehr getheilt seyn und diese Theilung auf alle Arten von Arbeiten ohne Ausnahme angewandt werden; endlich müssen alle Arten von Arbeiten bestimmen und die Gruppen und Serien gegenseitig in einander verschlungen seyn durch den freien Eintritt derselben Individuen in verschiedene Gruppen und verschiedene Serien.

Daraus folgt als materielle Bedingung des harmonischen Gesellschaftslebens das Zusammensetzen an einem und demselben Ort und die kontinuirliche Thätigkeit in einem und demselben Lokal einer gewissen Anzahl von Individuen, deren Minimum durch die Nothwendigkeit gegeben ist, alle Gruppen zu bilden, die den verschiedenen Zweigen der menschlichen Arbeit entsprechen sollen, während das Maximum von der Ausdehnung des Terrains abhängt, das man um ein und dasselbe industrielle Centrum mit Leichtigkeit bewirthschaften kann. Zunächst bis achtzehnhundert Individuen mit einer Quadratlieue Terrain bilden, nach Fourier, die phalange, d. h. die societarische Einheit oder Gemeinde, das Grund-Element jeder großen oder kleinen Gesellschaft unter dem harmonischen Regime. Das phalanstère, d. i. das Gebäude, das den Individuen, welche die phalange bilden, zur Wohnung dienen soll, muß groß genug seyn, um Allen bequeme Wohnungen darzubieten, außer den Werkstätten, den Erholungs-Sälen und den zur Verbindung dieser verschiedenen Theile nothwendigen Zwischenräumen.

Diese Vereinigung von 4—500 Familien in eine einzige Phalange, diese Subdivisirung einer einzigen großen Societar-Wirthschaft an die Stelle der 4—500 zerstreuten Wirthschaften, aus denen jetzt unsere Dörfer und unsere Stadtviertel bestehen, ist ein mächtiges Mittel dar, den Leidenschaften der ersten Klasse oder denen der fünf Sinne alle Befriedigung zu verschaffen, indem sie die Arbeit unendlich produktiver macht, als sie es jetzt ist, oder vielmehr indem sie die Masse der Genüsse, die eine gegebene Quantität von Produkten verschafft, unendlich vermehrt. So begreift man leicht, welch ungeheurer Ersparniß die Zubereitung sämmtlicher für die

Digitized by Google

Phalange nothwendigen Nahrungsmittel im Großen und in einer einzigen Küche gewähren wird, ein Ersparniß, das sich bei einer Menge von anderen nicht weniger nothwendigen Verbrauchs-Gegenständen wiederholen wird.

Jedwed wird das Leben hier nicht gemeinsam seyn. Jeder wird sein besonderes Zimmer, seinen Tisch, seine Bequemlichkeiten, seine Lieblings-Erholungen haben, mit derselben Freiheit, als wenn er sein eigenes Haus bewohnte. Man wird in der Phalange alle Bedürfnisse und alle Luxus-Gegenstände abonnementsweise und zu so verschiedenen Preisen, als sie die Verschiedenheit des Vermögens der Konsumenten nothwendig machen, verschaffen können.

Im Phalanstere wird man sich sehen, wie man will und nur so lange man will. Was die Erholungs- und Fest-Säle betrifft, so kann man sich denken, daß man sie hier so schön und so groß finden wird, als bei irgend einem Fürsten. Der Luxus sagt Jedermann zu, und es ist billig, daß Jedermann seinen Theil daran hat. Dies wird einer der großen Vortheile der Association heißen.

So wie die Phalange nur ein Wohngebäude hat, so wird sie auch nur ein Grundstück haben. Diese Thatsache ist eine nothwendige Folge der ersten; 1500 Individuen, die in einem Gebäude vereinigt sind, wo sie mit gemeinsamen Anstrengungen und Mitteln alle neren häuslicher Arbeit, Manufaktur, Kunst u. s. w. treiben, können sich nicht in das Land theilen, um es nach unseren Flosirungs- und Zerstückelungs-Systemen Jeder für sich zu bewirthschaften. Aber daraus folgt noch keine Gütergemeinschaft. Es kann wohl eine Anzahl benachbarter Eigenthümer nach vorausgegangener Abschätzung ihrer respektiven Grundstücke dieselben zusammenschlagen, um sie gemeinschaftlich zu bewirthschaften und sich in der Ernte gewissen nach Verhältniß ihres respektiven Werthes zu theilen. Das wäre aber nicht Gemeinschaft, sondern Assoziirung des Eigenthums, und auf diese Weise soll sich der Grundbesitz jeder Phalange oder Kommune bilden. So läßt sich der Boden von den vielen Einhägungen und Abtheilungen befreien, die ihn zu Grunde richten und deren Herstellungskosten oft eben so viele Grundzinsen unergiebige Ausgaben sind. Hier wird man leicht alle die großen Verbesserungs-Arbeiten ausführen, die der Zustand des Bodens erfordert; hier hören die Schwierigkeiten und Hindernisse auf, die sich feindliche Nachbarn unter tausend verschiedenen Formen in den Weg legen, und welche nicht nur eine Menge Verbesserungen hindern, sondern auch einen mehr oder minder bedeutenden Verlust von Zeit und Arbeit verursachen. Da wird man jenes Grundstück nach seiner Eigenthümlichkeit bebauen können: man wird nicht auf einem platten, feuchten Terrain Wein pflanzen, oder auf abschüssigem, felsigem Boden grasartige Pflanzen, weil nichts zu solchen Verkehrtheiten zwingen wird.

Uebrigens werden die Anpflanzungen einer Phalange nothwendig sehr verschieden seyn, denn es giebt kein Land, das nicht einen fruchtbaren Landes, die nicht eine Menge Arten von Anbau zuläßt. Diese Mannigfaltigkeit ist auch für den Mechanismus der Leidenschaften nothwendig, da sich nur unter dieser Bedingung die Serien und Gruppen bilden können.

In dieser Ordnung der Dinge giebt es, wie man sieht, weder Besoldete, noch Kapitalisten, die mit ihrem Gelde für sich spekuliren, noch Eigenthümer, die selbst ihre Felder bebauen. Alles, was im Schooße dieser Gesellschaft produzirt wird und in verschiedenem Maße das Wohl ihrer Mitglieder befördert, bildet eine einzige Masse von Reichthum; vor den individuellen Einkünften also giebt es erst soziale Einkünfte, und durch die Vertheilung der letzteren entstehen die ersteren. Damit nun die Vertheilung der Produkte zur Arbeit assoziirten sey, muß der Antheil jedes Individuums dem entsprechen, was er zur Produktion selbst gethan oder gegeben. Die Mittel aber, durch welche man zur Production beitragen kann, sind dreierlei: 1) das Kapital, worunter Fourier Ländereien, Arbeitswerkzeuge, Vorräthe in Waaren oder Geld u. s. w. versteht, also das zu bearbeitende Material selbst und das zur besseren Bearbeitung erforderliche Material; 2) die Arbeit im engeren Sinn des Worts, und 3) das Talent, das die Bearbeitung eines gegebenen Materials leitet. Das Kapital, die Arbeit und das Talent sind also die drei industriellen Vermögen des Menschen, die drei Arten, wie er zur Production beitragen kann. Daraus folgt, daß der Ertrag einer Arbeit in drei gleiche Theile getheilt werden muß, in der Art, daß den drei sie stellt, welche das Kapital oder das rohe Material hergegeben, der zweite an den oder die, welche die Arbeit gemacht, und der dritte an den oder die, ohne deren geistige Mitwirkung oder Leitung die Arbeit nicht zu Stande kommen konnte. Es folgt aus der Verwirklichung dieses Prinzips, daß mit der Vermehrung oder Abnahme des Totale-Ertrags in gleichem Verhältniß auch die respektiven Antheile des Kapitals, des Talents und der Arbeit zu- oder abnehmen würden, so daß Jeden sein eignes Interesse antreiben muß, für das der Anderen zu wirken. Es giebt hier keine Arbeiter für Lohn; es giebt nur Assoziirte, und so muß das individuelle Interesse immer mit dem allgemeinen zusammenstimmen. Sobald dieser Bestimmung, d. h. wenn die Einnahme des Kapitalisten zunehmen kann, während die des Arbeiters stabil bleibt oder abnimmt, müssen die Interessen divergiren und soziale Kollisionen und Kämpfe eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Unter dem Titel Le Commandeur de Malte hat Herr Eugen Sue in Paris so eben einen Roman in zwei Bänden herausgegeben. Der Franzosische See-Novellist, der, eben so wie sein Amerikanischer Kollege Cooper, eine seit lang bei Weitmeer und die Schiffbrüche gegen die Satons und Bourbons der verschiedenen Herren und Damen verfasscht hatte, thut es auch darin dem Amerikaner nach, daß er, nachdem er auf dem selben Landes sein Glück gehabt, wieder dem wogenden Elemente sich anvertraut. Der „Commandeur von Malta" ist ein Seeschauspiel von Abenteuern, Gefahren und Zufällen reichlich ausgestattet und ganz geeignet, das Lesebedürfniß des Publikum reicht angenehm zu unterhalten.

Asiatische Türkei.

Das Ländchen Sindschar und die Jesidi's.

Unter den zahlreichen Stämmen, die über West-Asien zerstreut leben, sind die Jesidi's ohne Zweifel einer der merkwürdigsten. Ihr materieller Seyn giebt Stoff zu interessanten Beobachtungen; denn sie bilden eine Varietät mehr unter der so verschiedenartigen Bevölkerung unseres großen Kontinentes, und ihre Religions-Begriffe bieten dem forschenden Geiste ungemein viel Räthselhaftes und Merkwürdiges. Von der Natur hier und dort in Gebirgs-Schlüfte zwischen Regionen gestellt, welche die Heimatländer des Persischen Feuerdienstes, des Baal- und Moloch-Kultus, der Religion Abraham's und des Islam waren, scheinen die Jesidi's gleich diesen Systeme etwas erborgt und sich angeeignet zu haben, wenn auch die wahre Wurzel ihrer Lehre im alten Persien sucht.*)

Der Jesidi's bewohnen einen wenig bergigen Distrikt im Südosten der Asiatischen Türkei, der sich wie eine hohe, lange und schmale Insel über die ungeheuren Ebenen Mesopotamiens erhebt, und außerdem noch einige Kantone des Hochlandes Kurdistan. Die kleine Region, deren wir eben gedacht, ist das Gebirge Sindschar genannt worden, verdient aber weit eher den Namen eines Hügellandes, da die Höhe an keinem Punkte 1600 Engl. Fuß übersteigt. Der Persische Name Sindschar, von den Kurden und Jesidi's Singali ausgesprochen, kam ursprünglich einem Städtchen oder Dorfe zu, das einst von allen am Abhange des Höhenzuges erbauten Dörfern das bedeutendste war. Ein Britischer Reisender, Herr Frederik Forbes, der vor zwei Jahren Gelegenheit gehabt, diesen Distrikt zu besuchen, theilt uns darüber seine Bemerkungen in vollständigsten Notizen mit.

Als ich — so erzählt Herr Forbes — zu Ende Septemberd 1838 auf meinem Wege nach Indien in Mosul verweilte, fühlte ich eine unwiderstehliche Lust, das Gebirge Sindschar zu besuchen, das uns noch so gut als unbekannt geblieben war, da die Wildheit der Jesidi's jedem Reisenden einen Besuch unter ihren Stämmen verbot. Im Jahre 1837 hatten diese räuberischen Bergbewohner allerdings ein Schrecken des ganzen Landes zwischen Mossul und Nisib, und ihre Verheerungen wurden auf die Länge so bedeutend, daß Hafid, Pascha von Diarbekr, sich gezwungen sah, gegen sie ins Feld zu rücken. Er sammelte bedeutende Streitkräfte, und es gelang ihm, Dank der ihren Operationen günstigen Jahreszeit, die Jesidi's zu unterwerfen. Er gab ihnen einen Statthalter (Mutesellim), ließ aber ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche unangetastet. Da sonach eine Exkursion in die Wohnsitze dieser Leute viel weniger gefährlich seyn mußte, als vordem, so ersuchte ich Muhammed, den Pascha von Mossul, um ein Empfehlungsschreiben an den Statthalter und die Häuptlinge der Jesidi's. Der Pascha versah mich mit seinem Beistand; aber die Ordre blieb so lange aus, daß ich einen der vornehmsten Scheiche oder Priester der Jesidi's, der im Dorfe Baaschecha, am Fuße des Machlud, wohnte, höflichst bitten ließ, mich nach Sindschar abzuholen. Nachdem dieser Mann die Erlaubniß des Pascha's erhalten, stellte er sich bei mir ein, und wir verließen Mossul am 10. Oktober.

Der Weg von Mossul bis zu den Sindschar-Bergen hat nichts Merkwürdiges aufzuweisen, die Stadt Til-Afar ausgenommen, deren Anblick allerdings sehr überraschend ist. Til-Afar erhebt sich auf vier Hügeln von ungefähr 200 Fuß Höhe, die eine unabsehbare Ebene beherrschen. Sie zählt ungefähr 3000 Häuser, von denen 200 unbewohnt sind; die übrigen bieten einer bald Arabischen, bald Kurdischen Bevölkerung als Aufenthalt. 35 Engl. Meilen jenseits Til-Afar ist die Gränze des Distriktes Sindschar.

Nachdem Herr Forbes eine genaue Topographie des ganzen kleinen Hochlandes gegeben, resumirt er seine Beobachtungen über Land und Volk in folgender Weise:

Der Höhenzug Sindschar erhebt sich in der Wüste Mesopotamiens zwischen Euphrat und Tigris aus. Sein östliches Ende ist 83 Engl. Meilen von Mossul, und das westliche 70 Engl. Meilen von Nisibin. An beiden Seiten hat die Wüste einen ganz gleichen Charakter; sie ist bald eine nackte Fläche, mit seltenem grobem Gras und flachigen Büschen bedeckt, bald in ungeheure Sand- und Salzhaufen stark geschwängerten Terrain. Im Süden von Mossul ist der Boden trocken und sandig; allein er wird merklich besser, je näher man der Stadt Mardin kommt, und in der Richtung nach Kasich-Hiraß hat er eine Fruchtbarkeit, die auf der ganzen Erde ihres gleichen suchen dürfte.**)

Die Beschreibung von Sindschar beträgt ungefähr 20 Engl. Meilen in der Länge und 7—9 Engl. Meilen in der Breite. Gewöhnlich wird der Distrikt in zwei Theile, Dschinat und Chanarki, getheilt, die bei den Jesidi's Dschauana und Chorki heißen. Dschinat begreift alle Dörfer von Nogri und Amr bis Teppa (einschließlich), d. h. den östlichen Theil und die Hälfte des nördlichen. Chanarki nennt man den Theil des Gebirges, den Sindschar-Dag bildet. Eine andere Eintheilung theilt in Schemali oder Ghardi (den nördlichen und westlichen) und Kibli (den mittäglichen). Hinsichtlich der Bevölkerung und der Fruchtbarkeit kann der südliche Theil (Kibli) mit

*) Hammer sagt in seiner Osmanischen Geschichte (Tbl. 1, S. 737): „Nach Mardin (am Euphrat) und noch bis Libanon verpflanzte Ueberreste von ihm (dem besiegte eben so tapfere als halsbrecherische Volk der Marwan. Diese scheinen zu einer Kil-Persischen Sekte gehört zu haben, welche blos das böse Prinzip verehrte; denn die Jesidi's, ihre Abkömmlinge (?), verehren blos ihn Teufel."

**) Der tiefere Name ist ohne Zweifel Kotsch Hissar zu lesen; so steht er auch auf der kleinen Karte von Mesopotamien, die dem ersten Bande des Hammerschen Werkes beigegeben ist. Ebendaselbst findet sich der Distrikt Sindschar zwischen Mossul und Nisibin, obwohl etwas schiefstehen und unsicher, angedeutet.

Digitized by Google

dem nördlichen (Schemâli) keinen Vergleich aushalten; der letztere, obwohl viel weniger ausgedehnt, ist ungleich stärker bevölkert und besser angebaut. Zwischen Mirkâ und Schillu erzeugt das dürre und seichte Erdreich Weintrauben und Feigen, zwar in mäßiger Quantität, aber von besserer Qualität, als diejenigen, die in anderen Gegenden des Gebietes wachsen. An den Ufern der Flüssen Sindschar und Salûk ziehen sich große Felder mit Getraide, Gerste und Baumwolle, und von Bukra bis Amr sind alle Abhänge der Hügel mit Feigenbäumen bewachsen. Von Amr bis Samuchra hat der Eichenwuchs die Oberhand; Feigen und Trauben gedeihen auf dieser Strecke nur am nördlichen Abhang der Höhen.

An den südlichen Bergketten steht man keine Eichen, aber hohe Vorberebäume und zwölfen Hagedorn. Nur wenige Eichen sind von ausfallender Größe; die schönsten wachsen in den höchsten Regionen; sie geben eine große Menge dicker Eicheln, die jahrlichen Heerden wilder Schweine als Nahrung dienen. Die Ufer eines Baches bei Kiefi waren von diesen Thieren ganz aufgewühlt und die umgepflügt. Der Feigenbaum trägt alle vier Jahre, und, wenn Dünger und Lage günstig sind, alle drei Jahre Früchte; er bleibt durchschnittlich 45—50, zuweilen sogar 70—80 Jahre fruchtbar. Alle Feigen in Sindschar gehören zur weißen Varietät; obgleich von kleiner Dimension, gelten sie doch für besser als die in jeder anderen Gegend Mesopotamiens oder Kurdistans.

Die Jesîd's verdanken wahrscheinlich ihre Abkunft und ihren Namen dem Jesîd, einem Sohne des Moawia, dem Vertilger der Nachkommen Ali's; einige Schriftsteller betrachten jedoch einen Heiligen, Namens Jesîr, der ungefähr um dieselbe Zeit lebte, als ihren (gefeigen oder leiblichen?) Stammvater. Es ist mir nicht möglich gewesen, den Ursprung des Namens Dawâsin, womit man alle Klassen der Jesîd's im Allgemeinen belegt, zu entdecken*). Außer den Jesîd's in Sindschar giebt es noch Viele in Kurdistan und bei Mossul, besonders in den Distrikten Dschulamerk, Amadia, Dschefrieh-ibn-Dwar und Schêx; auch wohnt ihrer eine beträchtliche Zahl in den nordöstlichen Theilen von Zakho, und in Amadia wohnen mehrere gelbst für die oestliche als Hauptplatz hat die Ohhut über das Grab des Scheih's Adi. Die Sindscharli's sind immer der mächtigste Stamm gewesen**). Man darf annehmen, daß die Jesîd's ursprünglich in Babylonien und Assyrien wohnten, daß sie aber, verfolgt von dem Hasse der Perser, die ihnen den Untergang des Hauses Ali's durch Jesîn nicht vergessen konnten, sich in die Gebirge Kurdistans vor den Arabern verbargen, in den isolirten Bergketten von Sindschar und in den wilden Hochlanden Kurdistans Zuflucht suchten.

Die Religion der Jesîd's ist, nach ihren eigenen Berichten, ein wunderbares Gemisch von Teufels-Kultus und Lehrmeinungen der Magier, der Muhammedaner und der Christen. Bei den Bewohnern von Sindschar scheint sie Abänderungen erlitten zu haben, die Einem zu sagen scheinen, wenigstens habe ich keine bemerkt. Da Lesen und Schreiben unter ihnen so gut als unbekannte Dinge und in gewissem Betracht verboten sind, so pflanzen sie ihren Glauben, der bei den verschiedenen Stämmen etwas variirt, nur durch Tradition fort. Ihre größten Heiligen und Patron ist der Scheih Adi, der vor ungefähr 700 Jahren in Hakkâri lebte. Das Buch der Esnaf, das Schwarzen) seyn soll, worin ihre Gesetze und Sittenregeln angeblich enthalten sind. Ihre vornehmste Pflicht ist, sich des dauernden Wohlwollens seiner höllischen Majestät zu versichern. Sie verwerfen den Gebete und Fasttage, weil der Scheih Jesîd, nach der Verschickung des Scheih's Adi, sich für Alle und für ihre spätesten Nachkommen bis ans Ende der Zeiten losgesprochen hat. Der Satan (Satan) ist in ihren Augen zwar nicht das höchste Wesen selbst, wohl aber der vornehmste Volkrecher des göttlichen Willens, und sie verehren Musa (Moses), Isa (Jesum), Muhammed und die übrigen gottbegeisterten oder heiligen Männer der Christen und der Moslemin als eben so sehr oder zweifelsvollkommene Werkzeuge der göttlichen Vorsehung. Niemand giebt es einen Mittelzustand der Seele nach dem Tode, bis zum jüngsten Tage, an dem sie mit gewaffneter Hand in den Himmel eingelassen wird. Ihr vornehmster Häuptling, der Scheih von Amadia, muß aus dem Stamme des Jesîd seyn; er hat das Recht, von aller Beute, die sie machen, einen Theil zu sich zu nehmen. Sein Vertrauter ist eine andere bedeutende Person. Scheih Nasr-ed-dîn, der Bruder des Scheih, genannt***); dieser soll in direkter Verbindung mit dem Satan stehen und gegen ein bestimmtes Honorar seine Eingebungen denen mittheilen, die ihn, nachdem er aufscheinend ein paar Tage lang in tiefem Schlaf gelegen, um Rath fragen. Die Besetze dieser eigenthümlichen Person werden pünktlich befolgt.

Die in Kurdistan und östlich vom Tigris wohnenden Jesîd's beobachten allerlei religiöse Gebräuche, worunter folgende die gewöhnlichsten sind. Im Monat August halten sie eine Versammlung am Grabe des Scheih's Adi, welche 24 Stunden lang dauert, und bei der alle verheiratete Personen bedeutet Schlafes sich einfinden. Sobald es Nacht geworden, löscht man die Lichter aus, und alle Versammelten machen einen verworrenen schwer zu beschreibenden Lärm, der bis zum Morgen anhält. Bei Baslicheda befindet sich eine Quelle, an welcher die dortigen Jesîd's Schafe und Ziegen opfern, auch hier Mal jährlich ein Fest zu Ehren des Satans feiern. Bei dem Dorfe Scheih-Adi steht ein Pfau aus Bronze, Melik Taûs (König Pfau) genannt, den sie als ein Emblem der Könige David und Salomo gleichfalls mit Opfergaben ehren.

Die Sindscharli's sind nicht beschnitten; aber die Jesîd's von Kurdistan vollziehen, wie man sagt, die Beschneidung, und zwar acht Tage nach der Geburt. Im 6ten oder 7ten Jahre werden die Kinder getauft, ohne daß ein Gebet diese Handlung begleitete. Die haben keine eigenen und sichtbaren Kennzeichen bestimmten Gebäudes; dieweilen kommen sie in christliche Kirchen und Klöster und bringen Weihgeschenke, um irgend ein Gebrechen los zu werden, oder einer Gefahr zu entgehen.

Die Priester oder Scheiche der Jesîd's behaupten, durch Vollziehung einiger abgeschmackten Gebräuche jenem Verstorbenen einen Platz im Himmel zu sichern. Sie klatschen ihn zuerst aufrecht; dann berühren sie ihm Nase und Schultern; dann geben sie dem Leichnam einen Handschlag in die Rechte und sagen: ara bihiseh (geh ins Paradies)*)! Auch wollen sie Blutheit durch Auflegung der Hände kuriren können. Der jährliche Wunsch des Jesîd ist, eine abgetragene Robe des großen Scheich als Sterbekleid mit unter die Erde nehmen zu dürfen: diese Lappen solcher Kleider werden sehr theuer bezahlt, und die größte Gunst, die der Scheih seinen Freunden bezeigen kann, ist, wenn er sie mit dem Abfall seiner Garderobe beschenkt. Die Familien dieser heiligen Männer verheirathen sich nur unter einander.

Ihre große Ehrfurcht vor dem bösen Geist verbietet den Jesîd's den Gebrauch aller Namen oder Benennen, die er gewöhnlich führt, weil diese alle mehr oder weniger despektirlich und entheiligend sind; auch dulden sie nicht, daß man sich in ihrer Gegenwart derselben bedient. Besonders gewissenhaft vermeiden sie das Wort Scheitan und selbst jenes ähnlich klingende, wie z. B. Schâi, ein Fluß, der unweit des Grabes des Scheich Adi (Scheich Adi's Fluß), und für Schâi gebrauchen sie, um siebende Wasser zu bezeichnen, das Kurdische Wort awi (vom Persischen âb, Wasser, fluß), oder das Arabische mâ, Wasser.**) Die Muhammedaner bedienen sich oft, wenn sie vom Teufel reden, des Wortes Ia'net (Fluch); und wenn Perser einem Jesîd begegnen, so begrüßen sie ihn gewöhnlich mit den Arabischen Worten: Lanet-schetjan (Fluch dem Satan)! Daher vermeiden die Jesîd's auch den Gebrauch aller Wörter, welche dieselben Buchstaben enthalten, wie das Wort la'net z. B. na'l, Pufeifen. Sie nehmen es als eine große Beschimpfung auf, wenn man in ihrer Gegenwart ausspuckt oder ins Feuer spuckt. Beim Schwören schienen sie sich nach Willkür einer christlichen, türkischen oder jüdischen Eidesformel; aber ihr kräftigster Eid ist der bei Jesîd's Haupt.

Das Kostüm und die häuslichen Sitten der Jesîd's sind im Allgemeinen sehr einfach. Männer und Frauen haben eine mittlere Größe und rüstige Körper; ihre Züge sind regelmäßig, ihre Gliedmaßen kräftig und wohlgeformt. Ihr schwarzes Kopfhaar tragen sie gewöhnlich lang und einem gewaltigen Busch; eben so den Schnurrbart, der gewöhnlich werden darf; dagegen schneiden sie Kinn- und Backenbart kurz ab. Der Mann bekleidet sich mit einer langen Robe aus weißem Baumwollenzeug und langen Beinkleidern von demselben Stoffe. Beides hält ein lederner Gürtel zusammen. Die Scheiche tragen weiße Turbans, die gemeinen Jesîd's aber Mützen aus Kamelhaar, mit Wollenzeug, die ihnen umwickelt. Der weiße Jesîd trägt seiner langen Robe aus weißer Kattunleinwand, mit sehr langen und weiten Aermeln, die über die Schultern zurückgeworfen und an der Taille befestigt werden — einem seltsam zugeschnittenen Ueberkleide aus schwarzem Kattun oder farbigem Stoffe, das vorn die Brust bedeckt und in Form zweier langer Streifen bis fast an den Boden hängt — und einem gewaltigen um seinen Kopf geschlungenen Kopftuch, der unter dem Kinn befestigt wird. Die Jesîdischen Frauen verschleiern sich nicht, gehen an jeden Ort, wohin ihre Geschäfte sie rufen, und mischen sich unter die Männer wie die Frauen in Europa. Die Häuser der Sindscharli's sind im Allgemeinen niedrig, oder für Gemässig und mit platten Dächern versehen; einige um diese Dächer herumlaufende Brustwehren dienen zum Schutz der Familie, nebst Blättern aus Reisig, die als Zimmdach dienen. Die Häuser haben ein reinliches Aeußere; sie sind ganz einfach aus rohen Steinen und Mörtel errichtet, aber von Innen sehr komfortabel. In den Wänden der Zimmer bemerkt man eine Menge kleiner Nischen oder Ausbiegungen, die als Kleiderschränke, als Betten und zugleich als Behälter für kleine Gegenstände dienen. Der Fußboden besteht aus gebrieteten Lehm; einige Vertiefungen desselben in Gestalt von Becken werden als Feuerherde benutzt. Jedes Haus bewohnt nur eine Familie, aber in allen ihren ausgedehnten und niederstehenden Graden, vom Großpapa der Urgroßpapa bis zum jüngsten Enkel, die Frauen und Kinder mit eingerechnet.

Gerstenbrod, Zwiebeln, Feigen und frische Trauben oder Rosinen sind die vornehmsten Lebensmittel aller Volks-Klassen; nur sehr selten speißt man Roggenbrod. Das nur wenig gesäuerte Brod wird in Oefen gebacken, die wie große irdene Wassertrüge geformt sind. Man feuchtet die Kuchen etwas an und klebt sie an die Wände des Ofens. Die Jesîd's bereiten aus Reigen ein Gemüse, das sie Adis nennen, und aus den Kernen sauerer Granatäpfel eine sehr gute schmackhafte Suppe. Auch kochen sie grob gestoßenes Getraide mit Butter und Spezereien; diese Speise, von ihnen Burghul genannt, wird übrigens in ganz Kleinasien und in Kurdistan stark genossen. Ein anderes Lieblingsgericht besteht aus gedämpften

*) Es ist sehr zu Herrn Forbes zu tadeln, daß er auf über die Muttersprache der Jesîd's im Zweifel läßt. Hat der obigen Phrase zu urtheilen, dürften sie wohl Persisch reden; denn bildsamst heißt nur in dieser Sprache Paradîs, und wir könnte eine dialektische Verderbung von raw oder rew (geh) kom. Die meisten übrigen von ihm citirten Ausdrücke sind Arabisch.

**) Ein Wunder, daß sie nicht auch das Wort Scheich abgeschafft haben, da Schêitan mit Scheich anfängt.

*) Wörtlich das Arabische dawwas, Löwe; tapferer Mann.

**) Sindscharli werden sie von den Türken genannt, bei denen das Affixum li, li, a) Eigenschaften unterscheidet, ohne Zweifel.

***) Hier ist ein Irrthum des Publikum (Layard) Arabischer Weise dem Arabischen Namen nachgesetzt. Die Türken würden ohne Ausnahme Kutschuk scheich sagen.

Feigen mit abgeklärter Butter und Zwiebeln; statt der Butter nimmt man auch Oel oder Hammelfett. Verschiedene Syrupe, aus Trauben und Feigen, werden zu Brod verspeist: sie heißen Dibs (Honig, Hebr. dbasch). Ein Teig, dessen Ingredienzien Syrup und Gerstenmehl sind, giebt ein trockenes Konfekt, das den Namen Dschildelaras (Pferdehaut) führt und wirklich fast wie ein Stück Pferdehaut aussieht. Die Jeseden essen wenig Fleisch, weil es schwer zu haben ist. Das Schweinefleisch ist ihnen, wie den Juden und Mohammedanern, verboten. Sie lieben den Tabak leidenschaftlich und geben Alles dafür hin, was man verlangt. Ihre einzigen Getränke sind, außer dem reinen Wasser, eine Art Sorbet aus Granatäpfeln und ein süßer Trank aus trocknen in Wasser gekochten Feigen; sie kennen weder den Wein noch den Branntwein. In moralischer Hinsicht stehen die Jeseden viel höher, als die ihre Nachbarn, die Mesopotamier. Sie sind nüchtern, tapfer, gastfrei und niemals wortbrüchig, aber daneben auch grausam, rachsüchtig und räuberisch. Vor den meisten Orientalen zeichnen sie sich darin aus, daß sie nicht in Polygamie leben; jeder Jeside heirathet nur eine Frau. Ihre verschiedenen Stämme in Kurdistan und Sindschar vermischen sich unter einander durch Heirathen, was die Stämme der Wüste bewohnenden Araber niemals gutwillig thun: wenn ein Beduine ein Mädchen aus einem Nachbarstamme haben will, muß er sie rauben.

Die Sindscharli's haben nie einen unumschränkten Gewalthaber gekannt; jedes Dorf steht unter der Verwaltung eines erblichen Häuptlings, dem sein Stellung jedoch nur geringe Vortheile bringt. Der von den Türken erhobene Tribut ist so nach der Zahl der Dörfer und der Ergiebigkeit ihres Bodens verschieden. Im Allgemeinen ist er der Zehnte von allen Produkten oder eine demselben gleichkommende Geldsumme. Außerdem müssen die Häuptlinge eine bestimmte Summe für den Kauf einer Anzahl Schwerter, Schilde, Ringen, Mantlitzer, Eisen und Pulver an den Pascha verrichten. Sindschar treibt einen unbedeutenden Handel mit Wolle und Rissbin, der eigentlich im Austausche von Feigen und Rosinen gegen baumwollene Stoffe, wollene Mäntel, Roggen, Gemüse und Tabak besteht. Ihre Industrie beschränkt sich auf Anfertigung grober wollener Tücher und einiger Seife zu ihrem eigenen Gebrauch; diese Seife ist aus Hammelfett durch Beimischung eines sehr mittelmäßigen alkalischen Salzes zubereitet.

Um die Bevölkerung von Sindschar richtig abzuschätzen, muß man sich vergegenwärtigen, daß alle Häuser sehr geräumig und von sämmtlichen Gliedern einer Familie bewohnt sind. Ziehe ich dies in Erwägung, so scheint mir die mittlere Zahl der Bewohner eines jeden Hauses nicht unter 10 zu betragen, wenn ich dabei mich wiederholte Beobachtungen in dieser Annahme bestärkt. Die Zahl der erwachsenen Männer des Dorfes Buchra war von verschiedenen Personen auf 140—160 taxirt; die der Wohnungen darin auf 65. Die letztere Zahl ergäbe, mit 8 multiplizirt, 520 Seelen. Rechnen wir aber auf jeden Erwachsenen 3 Frauen und Kinder, so erhalten wir 260 als Total-Summe; diese ergäbe für sämmtliche Feuerstellen von Sindschar — es sind deren 776 — die Total-Summe von 6208 Seelen. Ohne Zweifel haben verschiedene Reisende den Belauf der Bevölkerung sehr übertrieben; so z. B. sagt Garzoni, der doch Gelegenheit hatte, gute Erkundigung über den Gegenstand einzuziehen, Sindschar könne 6000 Bewaffnete ins Feld stellen. Doch muß die Bevölkerung in jedem Falle früher bedeutender gewesen seyn, als jetzt, dies bezeugen neun große verödete Dörfer, eine sehr beträchtliche Anzahl zertrümmerter Wohnhäuser und große brach liegende Grundstücke, die einst angebaut waren.

(Journal of the Geographical Society.)

Mannigfaltiges.

— **Deutsche und Polnische Nationalität auf dem Gebiete der Philosophie.** Von Herrn Dr. Bronislaus Ferdinand Trentowski, einem Polen, der seit mehreren Jahren in Deutschland philosophischen Studien lebt und jetzt an der Universität zu Freiburg im Breisgau als Privatdozent lehrt, sind kürzlich (Leipzig, J. J. Weber) „Vorstudien zur Wissenschaft der Natur" in 2 Bänden erschienen. Wir haben es in diesen Blättern nicht mit dem philosophischen Inhalt dieses Buches zu thun, der unzweifelhaft, als das Ergebniß einer klaren und reblichen Forschung, seine Geltung in der wissenschaftlichen Welt sich schon selbst wird zu verschaffen wissen. Was dagegen vor unser Forum gehört, ist das darin sich aussprechende Urtheil über Deutsche Nationalität in ihrem Verhältnisse zur Slawischen. Es erhält dieses Urtheil einen um so größeren Werth, als es nicht von einem flüchtig und oberflächlich beobachtenden Slawischen Reisenden herrührt, wie dasjenige, was wir in Nr. 14 und 16 des „Magazins" von Herrn Alexander Tereschtschenko als Kuriosum mitgetheilt, sondern ein Resultat ernster Lebenserfahrungen und wissenschaftlicher Kritik ist. Zunächst sagt Herr Trentowski in der Einleitung seines Vorwortes: „Schon zum dritten Mal teilt der Verfasser dieses Werkes mit seiner Geistesarbeit vor das Deutsche Publikum. Dieszmal aber tritt er mit ganz neuen Gefühlen vor dasselbe, und hoch auf schlägt sein erweitertes Herz; jetzt nämlich gehört auch er kraft des erhaltenen Indigenats zu den Deutschen! Und die Wissenschaft mehr als Alles in der Welt ehrend, achtet er dieses Glück unendlich hoch. Auf dem ganzen Erdenrunde giebt es ja heute nur ein einziges Volk, das durch seine philosophische Bildung glänzend hervorragt und die Wissenschaft als solche mit fruchtbarem Erfolg bearbeitet. Dieses Volk, welches nicht bloß die Freiheit des Gewissens und des Denkens mit seinem Blut erkauft, sondern dieselbe durch die Macht seiner allenthalben verbreiteten Rüstquelle auch sicher zu stellen gewußt, ist in der That die hellleuchtende Himmelsfackel der heutigen Menschheit, der Thron eines lichten Tages und die aus unterirdischer Tiefe hervorspruderude Rüstquelle der Weisheit. — Und wie heißt dieses Volk? Es ist Teut's uraltes, edles, tiefsinniges und geistvolles Geschlecht! Der Deutsche darf stolz seyn auf seinen Namen. Er ist der begeistigste Verkörperung, in welcher die Idee der schöpferischen Gedankenfreiheit sich offenbart. Deutschland ist das Land, wo immer hell, wie Sunna's Haupt. Er wird im nahen und entfernten Auslande von allen Freunden der Wissenschaft, um seines reichen Genien- und Bücher-Thesaurus willen, beneidet." — Der Verfasser spricht nun zunächst seine Dankbarkeit für die gastliche Aufnahme aus, die er in Deutschland gefunden, und sagt für die Verbreiterheit, die ihm hier gegönnt wird. Besonders aber sind es Baden und sein Großherzog, denen er mit enthusiastischer Liebe zugethan ist. „Es giebt nur ein Deutschland auf dem Erdboden", sagt er, „und nur ein Baden in Deutschland!" Hören wir nun, wie er durch seine Liebe zu Deutschland sich auch die Berechtigung erworben zu haben meint, dem denkenden Deutschen die Wahrheit zu sagen: „Allein nicht bloß durch sein neues Vaterland ist der Verfasser mit dem aufgeklärten Germanien verbrüdert worden; tausend heilige Bande giebt es noch, die ihn allmächtig an das Deutschthum fesseln. Seine Gattin ist eine Deutsche, und seinen Kinder wird das Deutsche Muttergut zu Theil. Für die Philosophie ist er einzig und allein, und diese ist jetzt mit dem Deutschen identisch. Er schreibt nur Deutsch und genießt die hohe Ehre, an einer Deutschen Universität doziren zu dürfen. Mit der Liebe zu einer fremden Sprache entflammt auch die Liebe zur Nation, welche diese Sprache spricht. Das ist ganz begreiflich und natürlich. Der Verfasser, der sich unausförlich im Deutschen denkt, spricht und schreibt, der sogar im Wachen und im Träumen Deutsch denkt, lieb daher das Deutsche schon lange eher so sehr, wie das Polnische; das Deutsche ist ja jetzt sein Wesen. Wenn er sich also hier und da in dieser Schrift die Freiheit nimmt, die Deutsche Philosophie stärker anzugreifen, so darf er hoffen, daß ihm dies nicht übel genommen werde. Es ist nicht der Feuereifer eines fremden Neubekehrten, nicht die gebräuchliche Zudringlichkeit eines Ausländers! Es ist die nothwendige Folge der warmen Liebe zur Deutschen Wissenschaft und des aufrichtigen Wunsches, ihr Gedeihen zu fördern. Jeden Deutschen betrachtet der Verfasser als seinen Bruder; er möchte auch selbst jedem Deutschen als Bruder gelten. Er meint also, durch seine Lage und Stimmung das Recht erlangt zu haben, das Deutsche überhaupt zu loben und zu tadeln. Uebrigens läßt sich, ohne ein Verbrechen zu begehen, dem ruhig denkenden Deutschen in der Deutschen Sprache schon die Wahrheit sagen, denn das Gesagte, mag es auch ein wenig kränken, wird doch dem Ausländer nicht ganz enthüllt und feil geboten." — Endlich sagt Herr Dr. Trentowski auch noch Folgendes für seine polnischen Landsleute hinzu, die ihm bereits einen Vorwurf daraus gemacht, daß er Deutsch und nicht Polnisch schreibe: „Der Verfasser fühlt sich gedrungen, hier noch einige Zeilen für seine Landsleute niederzuschreiben. Alle Brüder! Betrachtet nicht mein neues Verhältniß zu Deutschland als einen gottlosen Abfall von euch! Ich bin eben so treu darauf, daß ich ein Pole bin, als daß ich jetzt den deutschen angehöre. Ein neues Vaterland mußte ich haben, denn mein Herz kann nicht ohne Liebe bestehen, und gemeinschaftliche Mutter ist im Grabe! Soll ich denn die angelöschte Kalkgrube unseres ohnmächtigen Zugrimms, wie ein Weib, ewig nur mit meinen Thränen begießen? Die Sache des Mannes ist, zu wirken, wo er ist und so gut er es vermag. Wenn man sich zu irgend einem Zwecke für die Menschheit verpflichtet und in diesem Dienste fleißig arbeitet, so geht die lahme Zeit selbst mit ihm; und die Stunde der Erlösung wird uns desto süßer überraschen. Die Arbeit entfernt von uns Ungebuld, Unmuth und die gefährliche Krankheit amoris patriae; sie giebt den Minuten Zaikenflügel. Fleißig, fleißig muß man in den trüben Stunden seyn, meine Brüder! Die heiligste Biene landet auch nur dann auf den längst gesuchten goldenen Blumenkelchen an und arbeitet darin, auch in der Ferne, für ihren Mutterstock. Der Mensch erhört nur das Gebet einer geduldigen und arbeitsamen Tugend und führt diese zuletzt zur Erreichung ihres Ziels. — Ihr werdet mir in euren Zeitschriften vor, daß ich Deutsch schreibe! Unser genialer Dichter Mickiewicz macht mich in einem ernsten Briefe auf die tiefe Philosophie aufmerksam, die geisterhaft und unbegreiflich in der Polnischen Sprache weht. Er verheißt mir die schönsten, die beneidenswerthesten Lorbeern, wenn ich nur Polnisch schreibe. Solche Bemerkungen zermalmen mein armes Polnisches Herz. Allein, Brüder, sür wen soll ich jetzt Polnisch schreiben? Würde man meine Werke in Polen duldens Ich brauche euch diese und viele ähnliche Fragen nicht zu beantworten, sonst müßte ich mich weit in die Politik einlassen. Kurz, ich bin in Deutschland, meine Zuhörer, die jetzt hauptsächlich das Recht haben, von mir etwas zum Lesen zu verlangen, sind Deutsche; meine nächsten Hoffnungen beschränken sich auf Deutschland; meinem neuen Vaterlande, welches ich, wie begreiflich, als meinen schwer erobertem Himmel betrachte, muß ich mit Leib und Seele treu seyn. Brüder, ich bin nicht der Meister meines Schicksals, ich kann nichts dafür, ich kann nicht anders, — ich muß Deutsch schreiben! Mein heißer Wunsch bleibt aber immer, daß ich auch in unserer lieben und schönen Polnischen Sprache, die ich früher so sehr pflegte, etwas hinterlasse. Diesen Wunsch kann ich jedoch nur dann verwirklichen, wenn ich selbst einen freundlichen Himmel in den Krystall-Bogen unseres Weichselstroms sich spiegeln sehe."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Mittwoch den 24. Februar 1841.

Frankreich.

Eine Staatsraths-Sitzung unter dem Konsulat.

Von einem ehemaligen Staatsrath.

In einer frühern Sitzung, in welcher Cambacérès den Vorsitz führte, da der erste Konsul sich damals in Boulogne befand, hatte man beschlossen, daß, der noch nicht erledigten Tagesordnung gemäß, in der nächsten, auf den 2. Frimaire (23. Dezember 1803) angesetzten Versammlung über einen von dem Seeminister Decrès vorzulegenden Plan zur Organisirung des Corps der Marine-Arbeiter berathen werden sollte. Gerade an dem Morgen des Tages, auf welchen diese Sitzung anberaumt war, verkündeten die Kanonen des Invalidenhauses die in der Nacht erfolgte Rückkehr Napoleon's nach den Tuilerieen. Es begaben sich daher einige Räthe, in der Meinung, daß in Folge dessen die Sitzung einen Aufschub erleiden würde, zu Cambacérès, um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen. Dieser aber antwortete ihnen, daß Bonaparte's Ankunft die Ordnung der Berathungen keineswegs stören dürfe, sondern daß dies im Gegentheil ein Grund mehr für den Staatsrath sey, durch einen solchen Beweis von Pünktlichkeit seinen Eifer zu zeigen, und daß er, Cambacérès, in dieser Sitzung wie gewöhnlich und zur bestimmten Stunde den Vorsitz übernehmen werde. Wie überrascht waren nun die Räthe, als sie zum Mittag in den Saal traten und den ersten Konsul bereits vor seinem Pult fanden, mit Cambacérès, Fleurieu, Berlier und Redon, die vor ihnen angelangt waren, in Verhandlungen begriffen. Nach und nach hatte sich eine dichte Gruppe von Räthen und Auditeuren um Napoleon gebildet, der sich folgendermaßen über die Französische Marine aussprach: „Die Republik wird niemals eine Marine haben, so lange man nicht alle Gesetze, alle Verordnungen und Vorschriften, die sich auf diese Legetre beziehen, in ein einziges Gesetzbuch zusammenfaßt. Auf die Nebendinge muß man ganz besondere seine Aufmerksamkeit wenden. Eine schlecht angebrachte Hangematte, eine beträchtlichere Stückpatrone können einem ganzen Geschwader Verderben bringen. Die Geschwornen-Gerichte, die Rathe-Versammlungen, die Sitzungen müßten vom Bord der Staatsschiffe verbannt werden; auf einem Schiffe muß es nur Eine Machtvollkommenheit, die des Capitains, geben, und die muß unumschränkter als die der Konsuln bei den Römischen Herren seyn, unumschränkter als die der wenige und die Curige, Bürger Kollege, bei der Regierungsverwaltung, deren Geschäfte wir heute besorgen." Die letzten Worte richtete er an Cambacérès.

Die Antwort des dritten Konsuls Lebrun und Truguet's unterbrach diese Erörterungen für kurze Zeit, die aber bald bei einer Bemerkung Truguet's wieder aufgenommen wurden, auf welche Napoleon mit Lebhaftigkeit entgegnete:

„Ganz und gar nicht, Herr Vice-Admiral; wenn wir bis jetzt noch keine bedeutende Erfolge auf dem Meere davontragen, so liegt das weder an den Leuten, noch am Material, noch am Gelde, sondern einzig und allein an dem Mangel guter Gesetze. Was mich anbetrifft, so erkläre ich hiermit, daß, wenn man dieselbe Verfassung im Seewesen noch länger fortbestehen läßt, es besser wäre, man schlösse unsere Häfen ganz, denn auf diese Weise wird das Geld wirklich ins Wasser geworfen." — Im demselben Augenblicke meldete der Thürsteher den Bürger Seeminister. — „Endlich", sprach Napoleon, als er Decrès eintreten sah. Kaum fing dieser an, dem ersten Konsul zu seiner glücklichen Rückkehr Glück zu wünschen, als derselbe ihm in die Rede fiel: „Bringen Sie uns Ihren Bericht?" — „Ja, Generals." — „So hindert uns nichts mehr am augenblicklichen Beginn der Berathungen; Sitzung genug für die Herren Jägerei und Fanfaren." — In der That schien gerade an dem Tage Boulay de la Meurthe, Emery, Portalis, Cretet, Beranger, Matthieu Dumas, Champagny und einige andere Räthe, die sich sonst durch Umsicht bei den Versammlungen auszeichneten. Nur die Marine-Section war unvollständig, alle junge Auditeure waren anwesend. Als Jeder sich beeilte, seinen Platz einzunehmen, sprach Napoleon noch zu Truguet, der einer der Letzten in seiner Nähe geblieben war:

„Seit ich mich an der Spitze der Regierung befinde, sind alle unternommene See-Expeditionen nur deshalb geschritten, weil die Herren Admirale doppelt sehen und, ich weiß nicht wo, gefunden haben, daß man ohne die mindeste Gefahr Krieg führen könne .... Nun, meine Herren, lassen Sie uns beginnen", fügte er, mit der Hand auf sein Pult schlagend, hinzu. „Die Sitzung ist eröffnet, der Bürger Decrès hat das Wort, um uns von seinem Bericht in Kenntniß zu setzen." — Der Seeminister las darauf ein langes Memoire vor, das man in die wenigen Worte hätte zusammendrängen können: „Ich fordere 800 durch Conscription zusammengebrachte Arbeiter für die Marine." Napoleon machte leise eine Bemerkung zu Cambacérès und sagte dann mit erhobener Stimme:

„Ich werde antworten; ein Seeminister ist nicht blos Minister des Kriegs-Seewesens, er ist Minister der National-Marine im Allgemeinen; indem er über die Staats-Interessen wacht, darf er die des Handels nicht aus den Augen verlieren. Sie haben Holz, Eisenwerk und Hanf, warum bauen Sie nicht!.... Es fehlt Ihnen an Arbeitern, insbesondere für die Handelsschifffahrt, sagen Sie.... Man muß also die Arbeiter aus dem Innern an die Küsten zu versetzen suchen, und zwar nicht blos zum Staatsdienst, sondern auch im Interesse des Handels. Um die achtsamen Arbeiter aufzureizen, die Sie verlangen, müßten wir wenigstens 2000 ausheben; vielleicht wäre es besser, wenn wir für jedes Kriegsschiff Matrosen-Corps einrichteten, die Regimenter bildeten und feste Wohnplätze hätten, wie die Soldaten der Land-Armee. Ist man nicht meiner Meinung?"

„Der Handel bildet den Matrosen", sagte Truguet; „wenn Handel getrieben würde, so hätte man Matrosen, die nichts kosteten; wenn man aber keinen Handel treibt, so kann man gar nicht daran denken, Matrosen zu rekrutiren und davon Regimenter zu bilden; in Frankreich ist diese Maßregel unnütz. Bedarf es überhaupt nicht weit mehr Zeit, um einen Matrosen zu bilden, als einen Landsoldaten? Der Letztere ist in kaum sechs Monaten gehörig eingeübt?"

„Bürger Truguet!" rief Napoleon mit Leidenschaft aus, „das ist ein Irrthum, dessen Verbreitung sehr gefährlich wäre; er würde uns um unsere ganze Armee bringen. Während der ersten Revolutionsjahre hat man nur auf eine lächerliche Weise Krieg geführt." Einige Stimmen riefen: Oh! Oh! „Nicht so lächerlich haben in Frankreich Siege davongetragen, sondern nur die 30,000 Mann alter Truppen und alle die Militairs ausser Dienst, welche die Revolution an die Gränzen getrieben hatte. Von den Rekruten sind viele desertirt, die anderen sind umgekommen" ....

„Das kann man ihnen doch nicht zum Vorwurf machen!" rief einer der Räthe.

„Der, welcher mich unterbrach, hat mich falsch verstanden; vielleicht habe ich mich auch schlecht ausgedrückt; ich wollte sagen, daß sie in den Lazarethen an Krankheiten oder an den Folgen ihrer Ausschweifungen und nicht im Kampf auf dem Schlachtfelde umgekommen seyen. Es ist jedoch eine Anzahl von diesen Rekruten übrig geblieben, aus welchen mit der Zeit gute Soldaten werden können. Warum vollbrachten die Römer so große Dinge? Weil sie sechs Jahre und nicht, wie man vorhin meinte, sechs Monate auf die Ausbildung ihrer Krieger verwendeten. Eine Legion von 3000 Mann war mehr werth als 30,000 Barbaren. Mit 25,000 Soldaten, wie die der Leibwache der Konsuln, wollte ich 100,000 Mann gewöhnlicher Truppen schlagen." Hier erhob sich ein leises, unglaubiges Gemurmel am äußersten Ende des Saales; Napoleon schien nicht darauf zu achten und fuhr sogleich fort: „Ich würde mich sehr hüten, mit einer aus Rekruten bestehenden Armee Krieg zu führen. In dem uns vorgelegten Berichte handelt es sich nicht um Ersparnisse, sondern um die Zusterbung von Arbeitern für das Seewesen. Ein Zimmermann aus dem Innern wird sich nie freiwillig an die Küsten zur Arbeit begeben; man muß ihn gewissermaßen dazu nöthigen oder besser ihn zu bereden suchen, daß er sich dahin begebe."

„Es fehlt auf unseren Schiffen an Einheit", fuhr Napoleon fort; „ich erblicke hier nur Offiziere, Soldaten, Matrosen, die von einander abgesondert sind, keine Beziehung zu einander haben und sich nicht kennen. Zur Beseitigung eines ausgerüsteten Schiffes ist ein ganz ausgezeichneter Mann erforderlich, den wir nicht besitzen! Nein, wir haben keinen solchen", wiederholte er, sich nach Truguet's Seite hinwendend, der seine Nachbarn lächelnd ansah. „Nicht der Capitain befehligt am Bord, sondern die Lieutenants, die Fähnriche und die Bootsmänner. Was kann wohl ein Befehlshaber ausrichten, der die persönlichen Eigenschaften seiner Untergebenen nicht kennt?"

„Die Conscription für das Seewesen müßte schon mit zehn oder zwölf Jahren beginnen; die Leute müßten ihr ganzes Leben hindurch dienen. Es wäre ein Corps von 12,000 Mann erforderlich, das machte 300 Kinder auf das Jahr, und was bedeutete diese Anzahl auf die ganze Masse! Was die Schwierigkeiten anbetrifft, so müßte man es versuchen, die Ideologie zu verbannen und die Menschen ge-

Digitized by Google

hörig zu benutzen; in der Marine kann man überdies eine schöne Carriere machen. Um die Küsten nicht zu sehr zu entblößen, würde ich wenigstens 5000 Seeleute im Innern aushehen lassen. Man wird fragen, wozu man sie in Friedenszeiten verwenden solle? Beschäftigen, aber jetzt nicht wenigstens eben so viel Seeleute? Haben wir nicht Stationen, Küstenschiffahrt und dergleichen? . . . Man wird nicht verfehlen, mir zu erwiedern, daß man in England nicht so verfahre! Aber es ist auch hier etwas ganz Anderes; in England wäre dieser Plan nicht anwendbar. England besitzt eine große Küsten-Ausdehnung, die lästlich eine hinreichende Anzahl von Matrosen liefert: Frankreich hat dagegen nur wenig Küsten, und einen ungeheuren Bauch". . . . Einige Räthe lachten über den Vergleich, auch Napoleon lächelte und sagte: „Ich muß gestehen, daß die Natur uns in dieser Hinsicht vernachlässigt hat". . . . Das Lachen steigerte sich, und Napoleon fuhr fort: „Nun wohl, wenn das besser scheint, so will ich sagen, daß sich im Innern Frankreichs Bevölkerung ansammelt hat, wie in der Bevölkerung der Küsten in keinem Verhältniß steht. In den Departements des Calvados, des Morbihan, der Charente, der Vendee, der Aube und einigen anderen ist die Bevölkerung durchaus unbedeutend." Dad ist wahr, das ist richtig, ertönte es an der rechten Seite des Saales. „Wahrhaftig, das weiß ich besser als irgend Jemand", sprach Napoleon, sich nach dieser Seite hin wendend; „habe ich sie nicht alle voriges Jahr bereist . . . England ist eine Beule, die wir beständig auf der Stirn tragen werden . . . (Allgemeines Gelächter.) Wenn England die Natur für sich hat, so müssen und die Gesetze beistehen. So haben die schwächeren Mächte Festungen zum Schutz gegen die stärkeren errichtet."

Die Sitzung wurde hier einen Augenblick unterbrochen. Napoleon flüsterte Cambacérès, der trotz seines gewöhnlichen Ernstes mehr als die Uebrigen lachte, etwas ins Ohr, worauf dieser bejahend mit dem Kopfe nickte; dann sprach der erste Konsul weiter: „Der See-Minister meint, er könne keine Matrosen für sechs Sous täglich mehr finden. Die Gesetze müssen das thun, und der Minister wird vermag. Glauben Sie Volkstanz für sechs Sous? Sous finden können. Eben so wenig! Alle würden es sicher vorziehen, daheim bei ihren Familien zu bleiben und täglich 15 bis 20 Sous dort zu verdienen. Frankreich ist ein zu schönes, ein zu gutes Land, als daß man Soldat werden sollte, so lange der heimatliche Boden nicht hervoth ist. Daher muß die Hand der Regierung den Leuten aufhelfen, sonst, in der Natur der Sache, werden sie nicht dient sind. Ich zieht daher aus diesem Allen den Schluß, daß man die See-Konskribirung aufrecht erhalten, daß man aber auch eine Reserve organisiren muß, um in Kriegszeiten nicht, der sehlenden Mannschaft wegen, seine Zuflucht zu den Handelsschiffen nehmen zu müssen. Freilich wird mein Vorschlag in diesem Jahre nicht mehr ausgeführt werden können". . . . Es ist nun Mode, zu blockiren; zum nächsten Jahre", fiel einer der Räthe ein. — „Nun dann im nächsten Jahre", fuhr Napoleon fort; „vielleicht sind auch wohl zwei oder drei Jahre dazu erforderlich; so viel aber ist gewiß, daß sogleich etwas geschehen muß, und darüber will ich nachdenken, das soll meine Sache seyn."

Kaum hatte der erste Konsul zu sprechen aufgehört, so verließen einige Räthe ihren Platz und umringten sein Schreibpult. „Was wollen Sie?" sragte er sie, die Sitzung ist noch nicht aufgehoben. Haben Sie die Güte, an Ihre Plätze zurückzukehren, meine Herren." — Auf die Bemerkung, die Cambacérès machte, daß nach der Tagesordnung nur der Entwurf über die Organisirung der Marine-Arbeiten zur Berhandlung stehe, versetzte Napoleon: „Es ist wahr, daß heute wir denn nichts weiter zu thun! Es hat kaum drei geschlagen! Da wir noch beisammen sind, so lassen Sie uns doch sehen, ob wir nicht vor meiner Abreise noch eine andere Diskussion vertagt hatten. Wie steht es mit der Einrichtung der Marine-Tribunale?" — „Sie liegt noch im Entwurf, da nicht definitives darüber beschlossen worden", sagte Truguet; „ich wüßte eine wichtige Frage, die heute angeregt werden könnte, und das wäre die Einrichtung von Akerbau-Kammern in den Kolonieen, wiewohl dieselbe nicht mit zu". . . . „Sie gehört allerdings zur Marine", unterbrach ihn Napoleon lebhaft. „Wir sind noch sehr zurück mit Allem, was in dieses Fach einschlägt; welche Mühe ist mir dem Bericht darüber herausgetragen". — „Wahrscheinlich wird er damit noch nicht fertig seyn, da er nicht daran erinnert worden." — „Wer ist mit dem Bericht über die Akerbau-Kammern beauftragt?" fragte Napoleon mit erhobener Stimme. „Ich", antwortete der Staatsrath Najac. — „Dann bin ich ruhig, und wir können gehen. Haben Sie die Sache hinlänglich studirt, um auf dem Stegreif darüber zu sprechen?" — „Bürger erster Konsul, ich habe noch keine Zeit dazu gehabt." — „Wann werden Sie es im Stande seyn?" — „Ich brauche wenigstens eine Woche dazu; die Frage will gründlich geprüft seyn." — „Was haben wir heute für einen Tag?" Diese Frage war an Cambacérès gerichtet, der trocken antwortete: „Montag." — „Wohl", versetzte Napoleon lächelnd, „nächsten Montag müssen mir der Marine auf den Grund gehen." Und an die Räthe sich wendend, fuhr er mit verändertem Tone fort: „Auf Montag, meine Herren. Bis dahin wird der Bürger Najac volle Zeit gehabt haben, seine Arbeit vorzubereiten. Ich hebe die Sitzung auf."

Bei diesen Worten drängte sich der größte Theil der Räthe und Auditeurs in Masse nach dem Pult des ersten Konsuls. Truguet sagte ihm einige Schmeicheleien über die Rede, welche er gehalten hatte, und Napoleon antwortete in sast freundschaftlichem Tone: „Wissen Sie wohl, daß Sie mir ein furchtbarer Gegner sind? Doch immerhin, ich hoffe doch das Vergnügen zu haben, Sie heute Abend bei Madame Bonaparte zu sehen." Truguet erschien nie in den Tuilerieen. „Ich erwarte Sie dort, wie auch Sie, meine Herren", fügte er hinzu, indem er um Umgebenden mit einer herablassenden Handbewegung zugleich ein Zeichen der Einladung und des Abschieds machte. Dann ging er sich vertraulich an Cambacérès' Arm und verließ den Saal. Ihm folgte der Konsul Lebrun, der die ganze Sitzung hindurch den Mund nicht geöffnet hatte.

Das Fourierische Societät.

(Fortsetzung.)

Dies sind die Basen des Fourierschen Systems, die Grundideen, nach welchen wir es beurtheilen werden. Ehe wir aber diese Prüfung beginnen, wollen wir unser Gewissen beruhigen, indem wir unseren Gegnern alle Rechte einer aufrichtigen und billigen Diskussion einräumen. Wir erklären also fürs erste, daß unsere Darlegung, obgleich den Schriften der Fourieristen wörtlich entlehnt, Irrthümer, falsche oder unvollständige enthalten kann, für welche die Doktrin selbst nicht verantwortlich gemacht werden kann. Wir verachten mehr als irgend Jemand jene edeln so leichte als unehrliche Kritik, die einen Schriftsteller nach einzelnen Sätzen seines Buchs, welche von Allem, was zu ihrer Erklärung und Rechtfertigung dienen kann, hinterlistig isolirt sind, verurtheilt. Besonders nehmen wir alle Vorwürfe der Zusammenhangslosigkeit auf sich, welche diejenigen, die das System nur nach unserer Analyse kennen, demselben machen möchten; denn es giebt kein konsequenteres, dessen sämmtliche Theile genauer mit einander zusammenhängen. Alles bedingt sich gegenseitig in der Societar-Doktrin; Alles weist darin auf das Fundamental-Prinzip zurück. Man wird in dem Organismus der Phalansterer auch nicht die kleinste Einzelheit finden, die nicht ein vollkommen logisches Ergebniß der Mutter-Idee ist. Zweitens gestehen wir, daß diese Details ein außerordentlich interessantes Studium darbieten, daß sie eine wahre Wissenschaft bilden, welche es verdient, die Aufmerksamkeit und die Muße der Denker zu beschäftigen, obgleich man, ohne sie studirt zu haben, den ökonomischen oder moralischen Werth des Systems recht gut beurtheilen kann. Diese Wissenschaft hat von den Fourieristen einen neuen Namen bekommen, aber sie schlägt offenbar in das Gebiet zweier anderer Wissenschaften ein, die unter den alten Namen Anthropologie und Social-Philosophie bekannt sind. Drittens gehen wir zu, daß, wenn erst die Phalanges organisirt ist, nichts leichter sey, als mehrere Phalangen in eine Societar-Provinz, mehrere Provinzen in eine Societar-Gruppe, mehrere Gruppen unter sich zu vereinigen und so zum unitéisme absolu, d. h. zur allgemeinen Association aller menschlichen Wesen, zu gelangen. Dieser grandiose und poetische Gedanke ist auch nur eine sehr natürliche Folge des Fundamental-Prinzips, und wenn man einen Augenblick seinen Geist in der idealen Welt, die er verwirklichen würde, schweifen läßt, so sieht man gleichfalls die Fourieristischen Paradoxien verschwinden, so glänzende Formen annehmen, daß man unwillkürlich davon geblendet wird. Viertens endlich räumen wir gern ein, daß die Societar-Doktrin, so wie sie gegenwärtig die meisten ihrer Anhänger sehren, keineswegs jenen revolutionairen Charakter hat, den oft die, welche von ihr sprechen, ohne sie zu kennen, ihr zuschreiben. Obgleich sie letztes Resultat ihr einen von der jetzt bestehenden politischen und socialen Organisation durchaus verschiedenen an deren Stelle zu setzen, so schreibt sie doch nicht gewaltsame Mittel zur Erreichung dieses Ziels vor, und die Predigten der Fourieristischen Schule sind weder den bestehenden Regierungen, noch dem Eigenthum, noch den von unserem Industrie-System geschaffenen Interessen feindlich.

Herr Considerant zeichnet sehr geschickt den Widerstand, den gewisse Geister den neuen Ideen entgegensetzen, in einem Kapitel, das überschrieben ist: Die queiques Aneries civilisees, aus welchem wir Einiges unseren Lesern um so lieber mittheilen, als wir dadurch Gelegenheit haben, sie mit der eigenthümlichen Sprache der Schule bekannt zu machen.

„Menschen, die gewöhnlich keine andere Bildung haben, als die Bildung des gemeinen Lebens, welche urtheilen und raisonniren, wie man im gemeinen Leben urtheilt und raisonnirt, und die von den Dingen nicht mehr wissen, als was sie jeden Morgen in ihrem Journal lesen, solche Menschen können sich nicht einig einige Ideen gemeinhelten von einer Theorie, die ihre Anhänger unter Leuten von solcher Bildung hat, von einer Theorie, die du, ihr Gegner, lange und gründlich studirt hast, und nach diesen fünf Minuten einer baldigen Aufmerksamkeit machen sie dir mit großer Selbstzufriedenheit einige abgenutzte und abgeschmackte Einwände. Und nun sind sie überzeugt, daß sie die Vernichtung dieser Theorie, von der sie nicht ein Wort begriffen, ex abrupto improvisirt haben. Vergebens sagst du ihnen, daß sie es nicht verstanden haben, daß ihre Angriffe nicht euer System treffen, sondern ein Gemisch, das sich eben in ihrem Kopfe gebildet hat. Sie behaupten zur Noth, daß sie es besser als du verstehen; sie haben auf den ersten Blick die schwache Seite deiner Sache herausgefunden. Dann gehen sie das Amalgam, das sich in ihrer Phantasie erzeugt hat, zum Besten und nennen das deine Theorie. Monstrositäten und Armseligkeiten jeder Art verschaffen sich auf diese Weise Glauben, und die Wahrheit zieht sich heraus, wie sie kann. Gott weiß, was für Antworten gewöhnlich auf die Frage gegeben werden: „Was ist's denn eigentlich um dieses Fourierschen Systems?" Was ist denn eigentlich ein Phalansterer?" — Für Einen, welcher antwortet: „Ich weiß es nicht", oder der euch einfach erzählt, was er davon weiß, giebt es Tausend, die euch darüber die unerhörtesten Dinge sagen. Und mit dem Sagen ist's nicht abgemacht, man schreibt auch . . . Der Phalansterer? . . . Das ist ein Haus von einer Quadratmeile, um fünftausend Personen auf einmal zu beherbergen. — Um fünfhunderttausend zu beherbergen, sagt ich Ihnen; ich weiß es ganz gut zum Quelle. — Es ist ein System, durch

Digitized by Google

welches das Sermaffer in gasthaltige Limonade verwandelt wird. — Man wird damit die Haar- und Wallfische zähmen. — Man wird dadel fünfundzwanzig Pfund Nahrung täglich verzehren wollen. — Man wird den alten Mond abschaffen, um ihn durch fünf junge Monde von allen Farben zu ersetzen. Und tausend andere Definitionen von demselben Genre, die sehr gut dazu sind, ehrliche, unwissende Civilisations-Menschen zu belustigen.

„Bleib' artige Dummheit begehen doch die Civilisations-Menschen, indem sie sie hinzugen Lächerlichkeiten machen lassen, welche ihnen lehren, ihre Lebensfeinde Gesellschaft durch eine wohl ausgestaltete zu ersetzen, die ihnen die Mittel geben, ihre hungrigen Magen zu füllen und den Schmutz, woron ihnen Kopf und Herz voll sind, wegzuschaffen, um wahre Gedanken und edle Neigungen hineinzulegen. Nicht wahr, es gehört viel Geist, ja viel gesunder Verstand dazu, um sich an eine Theorie lustig zu machen, deren Verwirklichung die Wünsche und Lüden, womit sich diese Spötter vom Morgen bis zum Abend ihres Lebens erbärmlich herumquälen, ausstillen würde: arme Thoren, die an das Leben wie ein blindes Pferd an seinen Mühlstein angespannt sind, die es wie der Galeerensklave seine Kugel hinschleppen und wie dobafte Thoren die Hand, die sie befreien will, beißen — Ja, wir wollen noch für ein Jahrhunderttes Geschlecht, für eine sehr lief gesunkene Race halten, weil Hohnlachen eure Lippen verzerrt, wenn man euch verspricht, ordentliche und glückliche Menschen aus euch zu machen!!!!

„Uebrigens, was hat die Ihre sich darum zu kümmern? Braucht sie, um vorwärts zu kommen, sich mit dem caput mortuum der Civilisation zu belasten? Ist sie nicht genug reale unter der Sonne, die die Blat in den Adern, Geist im Gehirn, Leben in der Brust und Jugend in der Seele haben. Wir öffnen die Gräber nicht, um die Todten zu harangurren. Sollen wir Leute der Zukunft, schnaubend und keichend, uns an jenen schwerfälligen, stumpfsinnigen Generationsschwei hängen, der weit hinter uns in der Vergangenheit schleppt und den seine eigene Last rückwärts zieht? In der That, wir haben Besseres zu thun!

„Und dann, wem gehört eigentlich die Zukunft? Doch nicht denen, die mit beiden Füßen im Grabe stehen? — Zurück also, ihr Greise, die ihr uns den Weg versperrt! Altes Jahrhundert! Geh, gieb dem Todengräber drin Maul und behalte dein Erbe! — Es ist klar, daß wir darum — zurück sagen wir, und man mache Platz, damit die Menschheit passire!

Nachdem wir gezeigt, daß wir keine Feinde Fourier's sind, haben wir noch zu sagen, warum wir nicht zu seinen Anhängern gehören, eine Aufgabe, die schwerer zu lösen ist, als die erste. Wir werden das Ideal umfassen, und sich vielleicht unserer Leser von dieser harmonischen Gesellschaft gemacht, aus welchem der Zwang für immer verbannt seyn, wo die Arbeit ein beständiges Vergnügen und wo Ueberfluß, Sicherheit und Freiheit das Loos Aller seyn sollen. Wir werden die Sache jenes „schwerfälligen und kompakten Generationsschweifes" führen, von dem Herr Considerant spricht, und die Rolle „jenes Greises" spielen, der Fourier's Hypothesen. In seinen Geschöpfen mit zwölf Leidenschaften, die er nach Gruppen und Serien ordnet, erkennen wir das menschliche Wesen nicht wieder. Unter den Bevölkerungen, die ganz dem Handel und der Industrie obliegen, mag sich das Leben in der Regel unter den zwölf Formen, die Fourier Leidenschaften nennt, äußern. Aber diese zwölf Formen für den ganzen Menschen, für das Ganze und die Verschiedenheit des Lebens die ganze menschliche Existenz sehen, das zeugt von einer Naivetät oder, um mich der Sprache der Schule zu bedienen, von einem „Simplismus", der kaum zu begreifen.

Hat der Mensch keine andere Leidenschaften als die, von welchen Fourier spricht, und ist er überhaupt nichts Anderes als Leidenschaften? Hat haben Fourier und seine Schüler gar nicht in Betracht gezogen, und doch hätten sie damit anfangen sollen, wenn sie irgend einen Werth auf die Meinung der gebildeten und einflußreichen Klassen legten. Alles, was bis auf unsere Tage für Philosophie und Moral gegolten, Alles, was unter diesen Namen von den Weisesten jeder Zeit gelehrt und von den Besten wohl oder als freiwillig anerkannt und befolgt worden, dies Alles „dummes Zeug" nennen, das zeugt nicht von Tiefe, sondern von Unwissenheit, oder von unverzeihlichem Leichtsinn; beim Lehrer war es Unwissenheit, aber die Schüler haben diese Entschuldigung nicht.

Wenn man alle Gesetzgeber, alle Moralisten und die meisten Philosophen darin übereinstimmen sieht, daß man die Leidenschaften theils unterdrücken, theils mäßigen muß, und daß der Triumph der Pflicht über die Leidenschaften bei dem Individuum Tugend, in den Gesellschaften Ordnung ist, so muß man darin den Ausdruck eines allgemeinen Faktums erkennen, das nicht von Zeit und Ort abhängt, da es in den Wesen des Menschen seine Begründung hat. Es sind in dem Menschen zwei Naturen, deren Antagonismus sein ganzes Dasepn ausmacht. Es giebt einen Kampf in dem Individuum zwischen der Vernunft und den Leidenschaften, wie es in der physischen Welt einen Kampf giebt zwischen der Ordnung und den atdiven Kräften. Dieser Gegenstaß findet sich in allen menschlichen Schöpfungen wieder, in den Gesetzgebungen wie in den Moral-Systemen, weil dieses Alles ein Produkt des Menschen ist, und zwar nicht des fiktiven Menschen, der mit seinem Gedanken spielt, sondern des socialen, der in sich und in der äußeren Welt sucht, was den Bedürfnissen seiner doppelten Natur entspricht. Man muß in der That wenig nachgedacht haben, um in den Gesetzgebungen und Einrichtungen unserer gegenwärtigen Gesellschaften nur die willkürlichen Schöpfungen einiger verschrobenen Geister zu sehen, die, während sie zwischen zwei Prinzipien zu wählen hatten, das zu zwingen und in den Vordergrund zu ziehen. Nein, diese Systeme sind der Ausdruck unserer Bedürfnisse; wir mußten die Tugend, das heißt die moralische Ordnung, in die Herrschaft unserer Vernunft über unsere Triebe setzen und die sociale Ordnung in einem Organismus suchen, der die Aeußerung der individuellen Triebe den von der Vernunft ausgegangenen Regeln unterwarf; wir mußten es, weil diese Ordnung Bedingung für Befriedigung unserer Natur sind, ein nothwendiges Ziel des Gegensatzes, der unser Dasepn bildet. Diesen Gegensatz also aufheben, indem man die Menschen vermittelst des Gewährenlassens aller ihrer Triebe mit einander verbindet, wie die Fourieristen wollen, dies hieße die Gesellschaft auf ein falsches Prinzip, auf eine irrige Vorstellung von der menschlichen Natur gründen. Nehmen wir einmal an, die Gesellschaft sey unter diesen Bedingungen möglich, so wird sie nur auf Kosten der Individuen, durch die Austartung und Degradation derselben, existiren. Die Fourieristen sagen: da Gott den Menschen dazu bestimmt hat, in Gesellschaft zu leben, so konnte er nicht Triebe in ihn legen, welche dieser Bestimmung widersprechen würden. Aber hier wird von einem Prinzip ausgegangen, das wir bekriteln. Wir glauben nicht, daß die Gesellschaft oder, um wie die Fourieristen zu reden, die Verwaltung der Erdkugel durch die allgemeine Association der menschlichen Wesen die Bestimmung, das Ziel des Menschen ist; die Association ist nur ein Mittel, nicht ein Zweck. Die Bestimmung des Menschen ist eine individuelle; jedes Individuum hat seinen eigenen Daseynszweck, der ihm durch seine Vernunft offenbart wird und zu dessen Erreichung der Gesellschaftszustand dienen muß. Wenn die Gesellschaft, zu der er gehört, so organisirt ist, daß sie ihm diese Erreichung unmöglich macht, dann ist es besser für ihn, in der Einsamkeit zu leben.

Man sieht, daß einmal die wahrscheinlichen Folgen dieser ungeheuren Ausbeutung der Individuen zum Vortheil des Ganzen vor! Jeder Zwang hat aufgehört; die Arbeit ist anziehend geworden, und Jeder widmet sich ihr ohne Unterlaß; eine enorme Production ergezt eine nicht weniger enorme Consumtion; es giebt keine Strafen, keine Entbehrungen, keinen Kampf mehr zwischen der Vernunft und den Begierden jeder Art, und somit verschwindet auch die Idee eines solcher Kampf zu entwickeln geeignet ist. Mit einem Wort, man nehme dem Menschen Alles, was das Resultat des Zusammenstoßes seiner Interessen mit den allgemeinen Gesetzen und dem allgemeinen Interesse ist, Alles, was wir Socialtugenden nennen, und man hat einen Begriff von den Menschen der Fourieristen, von jenen Parmoniaeren, den sie so hoch über den gegenwärtigen Menschen, den civilisirt, stellen.

Man nenne uns doch einen schönen Zug, eine edle, große Handlung, zu der die Triebfeder im Herzen des Menschen nicht durch das sogenannte Zwangs-System geschaffen oder wenigstens ausgebildet worden. Der bloße Gedanke an eine Gesellschaft, wo Schönheit würde aus der harmonischen Gesellschaft verschwinden, in wem Kultus der materiellen Größe, der physischen Schönheit in den Kreaturen und Dingen Platz zu machen. Jede Ueberlegenheit, jede Macht würde rein numerisch werden; Ziffern würden den einzigen möglichen Unterschied zwischen zwei Phalangen, zwei Nationen oder zwei Zeiten ausdrücken.

Wie gesagt, gewisse locale Erscheinungen könnten sich hier in gigantischen Proportionen realisiren. Man würde hier Bauten ausführen, gegen welche die Aegyptischen Pyramiden nur wie ein Kinderspiel erscheinen würden. Athen und Rom wären in den schönsten Zeiten ihres republikanischen Lebens nicht im Stande gewesen, die Feinde Fourier's zu erziehen, oder ihre Geschichte wäre noch heute das Herz der Jugend schlagen, während die längstvergessene Geschichte der Aegypter nur die Aengier der Gelehrten erregt, welche sich damit beschäftigen, einige Bruchstücke derselben auf den Monumenten, die sie vor der Vergessenheit retten sollten, zu entziffern.

Ich habe die Möglichkeit der Gesellschaft ohne Zwang, unter dem harmonischen System, angenommen. Aber diese Annahme ist unhaltbar, denn sie setzt voraus, daß wir keine antisociale Leidenschaft haben oder keine, deren maßlose Befriedigung für alle Mitglieder der Gesellschaft zugleich unmöglich ist.

Die Folgerung, welche die Fourieristen daraus ziehen, daß Gott keine Triebe in den Menschen legen konnte, die seiner Bestimmung widersprächen, ist, wie wir gesehen, unhaltbar; es ist eine wahre petitio principii. Wenn Gott gewollt hat, daß der Mensch sich entwickele und vervollkommne, indem er seine Triebe seiner Vernunft unterwirft, wenn er gewollt, daß das Individuum seine Bestimmung, den individuellen Zweck seines Daseyns durch den Antagonismus seiner zwei Naturen, durch einen beständigen Kampf zwischen der Vernunft und der Leidenschaft erreiche, wenn er endlich die Gesellschaft selbst zum Mittel seiner Entwickelung dienen lassen will, so mußte er den Gesellschafts-Zustand zu einem Zustand des Kampfs und das Individuum für eine Gesellschaft ohne Zwang untauglich machen.

Es giebt fast nicht eine unter den zwölf Leidenschaften Fourier's, die nicht antisocial werden kann, wenn sie nicht bei Zeiten in Zaum gehalten wird. Gleich die fünf sinnlichen Leidenschaften gehören hierher. Ich als einfacher Arbeiter, der eine reichliche, aber

Digitized by Google

einfache Kost habe, darf nur nach den Beinen und der verschwendrischen Tafel des Kapitalisten Verlangen tragen, und folglich ist die Sünde in der Phalange da, wenn ich meine Genäschigkeit nicht überwinde. Und warum sollte ich dies? Wenn die feine Küche des Kapitalisten und seine Weine eine unwiderstehliche Begier in mir erregen, kann ich da nicht in die Keller und Vorrathskammern des Phalanstère schleichen, um meinen Appetit zu befriedigen? — Man wird mich sehen, sagst du? — Ei, was geht das mich an? Man wird mich schmähen und strafen? — Das heißt also mit anderen Worten, es wird auch da Gendarmen, Gefängnisse, ein peinliches Gesetz und Gerichte geben? — Uebrigens brauche ich mich nicht einmal in die Keller und Vorrathskammern zu schleichen, ich darf mich nur den Gruppen der Kellner, Köche, Gärtner anschließen und kann meine Begierden befriedigen, indem ich thue, als arbeitete ich. Ich werde beobachtet werden, sagt man, aber von wem? Und welches wird das Resultat dieser Beobachtung seyn? Eine Strafe? Da haben wir also wieder die Gendarmen, das Gefängniß und das Kriminal-Gesetz.

Hierauf antworten die Fourieristen, daß der Phalanstèrekörper, da er nach Verhältniß seiner Aktie Miteigenthümer des Kapitals der Phalange und also auch aller Produkte dieses Kapitals ist, als solcher nicht darauf kommen kann, zu nehmen, was ihm nicht ertheilt wird, weil man sich nicht selbst bestiehlt. Aber warum nicht? Auch das hat man gesehen; man hat gesehen, daß ein Individuum die Corporation, die Gesellschaft, zu der er gehörte, bestahl, und das heißt nicht sich selbst bestehlen, weil die Corporation, die Gesellschaft, moralische Personen bilden, die von den physischen Personen, aus denen sie bestehen, durchaus verschieden sind.

Bei den affektiven oder Gemüthsleidenschaften finden wir noch viel stärkere antisociale Richtungen. Zu dem Ehrgeiz, auf der Stufe, wo er social ist, muß man alle schlechte Leidenschaften, deren Quelle der Stolz ist, hinzurechnen. Mit der Liebe und Freundschaft muß man die Eifersucht, den Haß, die Rache und manche andere unvernünftige Antipathie verbinden. Orest ist leidenschaftlich verliebt in Hermione, aber Hermione kann den Orest nicht leiden. Muß man nicht Hermione gegen Orest's Verfolgungen schützen? Wenn Hermione den Pyrrhus liebt, wird nicht in Orest die Eifersucht erwachen, die ihn zum Verbrechen treiben kann? Wird man auch gegen diese Leidenschaften einer Aufsicht der Gendarmen, der Gerichte und eines Strafgesetzes bedürfen?

Die Fourieristen behaupten, die mechanistrenden Leidenschaften werden dem Menschen seine Zeit lassen, sich diesen schlechten Leidenschaften hinzugeben. Der Mißbrauch und der Gesellschafts-Enthusiasmus werden in der Serie der Harmonien nur wenige Zeit Anderen mitgetheilte Liebe noch Eifersucht aufkommen lassen. Das ist eine Behauptung, welche die Erfahrung rechtfertigt; was aber die Erfahrung nicht rechtfertigt, ist, daß der Mensch in einem dauernden Zustand des Enthusiasmus existiren kann. Ein Enthusiasmus von einigen Stunden an gewissen Tagen begreift sich wohl, aber nicht ein Enthusiasmus zu allen Stunden des Tages und an allen Tagen. Indeß wiederholen wir es, daß die Erfahrung uns fehlt, die uns allein das Recht giebt, den Einfluß des Societär-Systems auf die antisocialen Leidenschaften vollständig zu beurtheilen.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Vorherbestimmung der wahrscheinlichen Temperatur der Winter-Monate nach der Temperatur der entsprechenden Monate des vorhergegangenen Sommers.

Herr Hutchinson hat in der British association of Sciences zu Glasgow eine Abhandlung vorgelesen, worin er nachzuweisen suchte, daß nach der Langsamkeit, mit welcher die erhöhte Temperatur des Sommers in die Schichten des Erdbodens eindringt, der wahrscheinliche Schluß zu machen sey, daß die letzte Portion der Wärme, welche während der Sommer-Monate absorbirt sey und welche am wenigsten tief in die Erde eindringt, zu Anfang des Winters zuerst wieder emporstrige. Eben so muß die Wärme, die sich während des ersten Theils des Sommers angehäuft und den tiefsten Erdschichten sich nach und nach mitgetheilt hat, auch zuletzt sich wieder frei machen. Und obgleich das Streben des Wärmestoffes zum Gleichgewicht und außerdem der Temperaturwechsel, der von der Richtung der Winde und anderen unvorhergesehenen Ursachen abhängt, es unmöglich machen, etwa die auf eine Woche den Augenblick voraus zubestimmen, wo eine solche Portion der im Sommer angehäuften Wärme zur Oberfläche der Erde emporsteigen werde, so glaubt Herr Hutchinson doch, daß bei Benutzung einer Reihe von Beobachtungen, z. B. eines Monats, man, nach mehreren Jahren, der Wahrheit ziemlich nahe kommen könne. Nach diesen Prinzipien muß jeder Monat, in welchem eine Absorption von Wärme stattgefunden hat, auch einen verhältnißmäßigen Zeitraum haben, während welches diese angehäufte Wärme sich wieder frei gemacht hat; folglich muß die mittlere Temperatur jedes Monats der heißen Jahreszeit den Weg zeigen, auf welchem es möglich ist, die mittlere Temperatur der entsprechenden Winter-Monate vorherzubestimmen, sofern wenigstens diese Temperatur von der durch den Erdboden absorbirten Wärme abhängt. Um die Vergleichung zu erleichtern, werden die zwei Monate der Aequinoctien, September und März, mit mitgerechnet. Die übrigen Monate entsprechen sich ungefähr auf folgende Weise:

August	— Oktober
Juli	— November
Juni	— Dezember
Mai	— Januar
April	— Februar.

Wenn z. B. der Monat August eine Temperatur gehabt hat, die höher ist, als die mittlere Wärme dieses Monats, so wird die Temperatur des nächsten Oktobers gleichfalls höher als die mittlere Temperatur seyn.

Herr Hutchinson, der diese Regel auf die thermometrischen Beobachtungen, die er seit einer Reihe von Jahren in Schottland gemacht hat, anwendet, findet, daß der Einfluß der Wärme der Sommer-Monate auf die Temperatur der entsprechenden Winter-Monate sich sehr leicht berechnen lasse, und daß die Modificationen, welche, wie man beim ersten Blick hätte glauben sollen, diese Regel durch zufällige Ursachen erleiden müßte, sehr gering sind, wenn man der Vergleichung von Monat zu Monat stattgefunden hat. Wenn man besselben Monate während einer Reihe von Jahren zusammengruppirt und sie mit einander vergleicht, so findet man alsdann, daß die etwaigen Veränderungen verschwinden und sich ausgleichen, und daß jeder etwas bemerkbare Unterschied von Kälte oder Wärme ein ähnliches Resultat von Kälte oder Wärme auf den entsprechenden Winter-Monat hervorbringt, ein so sicheres Resultat, daß man, nach der Meinung des Herrn Hutchinson, unmöglich eine Bestätigung der Hypothese, auf welche er seine Theorie gegründet hat, verkennen kann.

Ohne Zweifel könnte man auf bestätigte Thatsachen nichts erwidern; aber wenn man nur a priori urtheilt, so scheint es sehr schwierig, das ungleiche und allmälige Eindringen der Wärme in den Erdboden, die dann wieder regelmäßig auf die Oberfläche emporsteigen soll, zu begreifen und anzunehmen. Das Streben des Wärmestoffs zum Gleichgewicht, vorzüglich in den festen Körpern, und die direkten thermometrischen Beobachtungen, nach welchen die oberen Erdschichten im Sommer immer wärmer und im Winter kälter sind, als die unteren, scheinen den Ideen des Herrn Hutchinson gar sehr entgegenzustehen.

Mannigfaltiges.

— Beethoven's Leben, Englisch. Der bekannte Virtuos, Herr Moscheles, hat in England ein ausführliches Werk über Beethoven's Leben, in zwei Bänden, herausgegeben.*) Zum Grunde liegt Schindler's deutsche Beethovenbiographie, die Moscheles übersetzt und ergänzt hat. Insbesondere ist Vieles aus der bekannten Korrespondenz Beethoven's mit Wegeler und Ferdinand Ries hinzugefügt, so wie auch eine Englische Uebersetzung seiner Briefe an Bettina von Arnim mitgetheilt ist, die die Letztere dem Herausgeber bei zukommen lassen. Das Englische Publikum erhält dadurch die beste Gelegenheit, die Anschuldigungen zu würdigen, die sich Herrn Schindler gegen die in den „Briefen des Kindes" enthaltene Schilderung Beethoven's erlaubt hat, was auch Frau v. Arnim selbst in einem Briefe ausdrückt, den der Herausgeber mit abdrucken ließ. Das Buch, sagt die Englische Kritik, sey zwar keine eigentliche Biographie, in der das Leben des Dargestellten offen und treu dem Leser vorliege, sondern vielmehr eine Sammlung von Memoiren, nach Art Französischer Bücher dieser Art, doch hat es, bei der großen Vorliebe für Beethoven, die unter dem musikalisch gebildeten Theil des Britischen Publikums herrscht, auch in dieser Gestalt so großes Interesse erregt, daß es zu den gelesensten Werken gehört, die die letzte Aernte auf dem Londoner Bücher-Markte gebracht hat.

— Dlle. Sophie Löwe in Paris. Die Revue des deux Mondes widmet in einem Hefte, das sich fast nur mit ernsten politischen und scientifischen Angelegenheiten beschäftigt, einen besonderen und zwar sehr ausführlichen Artikel der von Berlin nach Paris gekommenen Sängerin. Er rühmt von einem großen Theile der Deutschen Musik, in vielleicht wohl zu weit gehendem Enthusiasmus selbst hier, wo es sich zur Aufgabe gemacht, der Académie Royale de Musique zu bewellen, daß sie nothwendig Dlle. Löwe unter die Zahl ihrer Künstler aufnehmen müsse, wenn sie nicht ihren Rang als erste musikalische Bühne Europa's verlieren wolle. Die Direction der Akademie scheint mit dieser Ansicht nicht einverstanden zu seyn und der Behauptung des Referenten, daß Dlle. Löwe eben so ausgezeichnet in der großen klassischen Oper, als im Italiänischen und Französischen Genre sey, keinen rechten Glauben schenken zu wollen; indessen hat die Sängerin auch noch einen anderen mächtigen Fürsprecher in Herrn Meyerbeer, der seine neue Oper, „der Prophet", nicht zur Aufführung will bringen lassen, wenn seine Landsmännin nicht die erste Rolle darin erhält. Dieser Erklärung gegenüber wird wohl die jögernde Akademie nachgeben und wenigstens den Versuch wagen müssen, die Sängerin Auber's und Donizetti's auch auf der Bühne erschinnen zu lassen, auf der nur Opern mit Rezitativen gegeben werden dürfen. Jedenfalls scheint vorläufig keine Aussicht vorhanden zu seyn, die flüchtig gewordene Nachtigall bald wieder nach Deutschland zurückkehren zu sehen.

*) The Life of Beethoven; including his Correspondence with his friends, numerous characteristic traits and remarks on his musical works. Edited by Ignaz Moscheles Reg. 2 vols. London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der kön. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Freitag den 26. Februar 1841.

Dänemark.

Alte Erinnerungen, von Carl Bernhard.

Einer der Vorhänge der Zeit zerriß vor den Augen der Dänen, als Friedrich VI. zu seinen Königlichen Vätern versammelt ward. Manches, was bisher sorgfältig verhüllt worden war, wurde dem Blick der Menge entschleiert, und Jeder, die wie noch angereifte Geburten dem Herzen des Volkes lange nahe gelegen hatten, erhielten plötzlich eine Stimme. Doch waren es nicht allein die Geheimnisse seiner Regierungszeit, welche offenbar wurden. Es giebt auch eine entfernte Vorzeit in Friedrich's VI. Leben, die mit ihren interessanten, aber ungewissen Umrissen bisher noch so gut wie unbekannt war und fast ausschließlich in mündlichen Traditionen lebte. Noch vor einem Jahre mußte man in Kopenhagen zu verwunden befürchten, wenn man die Streusenreiche Periode berührte, oder den Schleier zu heben suchte, der Friedrich's VI. düsterer Kindheit einhüllte. Was dieselbe von 1768 lag, wurde fast wie Politik — das heißt als verbotene Frucht betrachtet.

Der geniale Schriftsteller, der unter dem Namen Carl Bernhard schreibt, ist der Erste, der von dieser Periode eine recht lebendige Schilderung zu geben gewußt hat; und in seinem Gemälde findet sich kein Strichel, welcher verwunden, kein Wermuth, welcher das Gefühl verbittern könnte. Als wahrer Künstler hat er seinen Gegenstand in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, aber auch im schönsten Lichte aufgefaßt. Mit kühner Hand, doch ohne Zaudertion, hat er den Schleier gehoben von mit seinem Huß ein bisher noch wenig angebautes, aber sehr fruchtbares Gebiet der Dänischen Geschichte betreten. Es ist indeß kein historischer Roman, den der Verfasser geliefert hat, auch keine Alltagsgeschichte; es ist eine Reihe von Lebensbildern, von wahrheitstreuen Schilderungen der echt menschlichen, ewig wiederkehrenden Gefühle und Verstellungen, die jedem Zeitalter angehören, und die der Verfasser mit dem ganzen Geschmack neuerer Novellistik in eine Zeit verschmolzen hat, die uns jetzt eben so veraltet vorkommt, als die Porträits unserer Großmütter mit ihren hohen Toupees und ihren Hochen; es ist eine Reihe von Zeitbildern und lebensvollen Darstellungen von der Großväter eigenthümlichen und friedsbürgerlichen Sitten, — von Kopenhagen, wie es aufgefaßt hat, als die alte Christiansburg noch mit ihrem hohen Thurm prangte und die Bürger, ehe Streusens die Straßenbeleuchtung verbesserte, des Abends mit der Laterne nach Hause gingen, während der Adel mit Fackeln vor sich her leuchten ließ. Man bewundert das prachtvolle Hirschholm, welches jetzt nicht mehr ist, und Fredensborg mit seinen weitläuftigen Gärten von breiten Alleen und geschorenen Hecken, man weint bei Gaulkers und Abentreurers Sieur Gabel Vorstellungen im Rosenborg-Garten bei, in welchen Streusens dem Publikum zuerst Zugang verschaffte; man sieht diesen merkwürdigen Mann als den allmächtigen Minister des Zwölfkönigreiches, mit seinen Schwachheiten bei persönlicher Gefahr, aber in seiner vollen Kraft, wenn es galt, die Aristokratie zu bemüthigen; man sieht grandiose Hof-Intriguen, wie sie hier wenigstens heutiges Tages nicht mehr vorkommen, sich entwickeln und große Resultate mit sich führen. Man sieht einen glänzenden vollzähligen Hof, ein treues Abbild von dem Ludwig's XV., und die Dänische Königswohnung zu einem Tempel der Freude umgewandelt, in welchem die Königin die Hohepriesterin ist, die schöne gute Caroline Mathilde, deren Leben so viel Entschädigung in den Umständen finden. Und dist du jung, lieber Leser oder Leserin, ist dein Herz offen für des Lebens schönste Gefühle, oder wandelst du bereits unter Amors Scepter, so findest du hier dein eigenes Bild unter den alten Porträits.

Streusens hat der Verfasser selbst eine Deutsche Uebersetzung seines Buches angekündigt, und um auf diese die Aufmerksamkeit hinzulenken, glaube ich mit ein paar Worten den Rahmen andeuten zu müssen, in welchem das schöne Gemälde eingefaßt ist.

Ein alter Hofmann, ein Kammerherr, und zwar einer von der Gattung, die nie eine andere Stellung als bei Hofe bekleidet haben, der nicht wenig stolz darauf ist, von der Zeit sprechen zu können, wo ein Kammerjunker eben nichts Anderes war, als ein Kammerjunker, der noch beständig den Zopf im Nacken trägt und übrigens gutmüthig und liebenswürdig ist, — theilt dem Verfasser theils mündlich, theils schriftlich seine Memoiren mit, und aus diesen ist die Erzählung geschöpft.

Der alte Herr heißt Sophus Norden. Als Page an Christian's VII. Hof begleitet er die Königin Caroline Mathilde auf einem Spaziergang bei Fredericksberg, und ist hier dazu behülflich, daß die Königin in ihrem menschenfreundlichen Gefühl einer Familie vom Untergang rettet. Bei dieser Gelegenheit sieht er Lisette Catais, damals noch ein Kind. Die Bekanntschaft wird in Kopenhagen fortgesetzt, wo der Vater, ein vom Hofe beschäftigter Goldschmied, anfällig ist. Norden wird Posjunker bei der Königin, und die kleine Lisette hört auf, ein Kind zu sein. In dieser Zeit erscheint eine Jugendbekannin von Sophus, Elisabeth Helt, nach mehrjähriger Entfernung in Kopenhagen. Beide junge Mädchen, die höchst liebenswürdig sind, setzen zu gleicher Zeit sein Herz in Bewegung, und die Unbeständigkeit, mit der die Männer so reich ausgestattet sind, wird hier in einer Reihe gut ausgeführter Scenen recht sichtbar. Es ist merkwürdig genug, daß jene Schwachheit im Grunde dem günstigen Total-Eindruck vom Charakter der Hauptperson nicht schadet. So parteiisch sind die Männer in dem, was mit ihrer Leidenschaft übereinstimmt, so ungerecht sind sie in der Beurtheilung der Pflichten zwischen den Geschlechtern, daß die zweifache Leidenschaft, wie zweier er flammt, uns als ein Ausdruck von Liebenswürdigkeit vorkommt, während dieselbe Doppelneigung in einem weiblichen Herzen dieses absolut in unseren Augen herabsetzen würde!

Unter der Schilderung dieser Verhältnisse, des Lebens am Hofe, in den Salons und im Hause eines Bürgers — so wie einzelner Personen, unter welchen ein Oberst Helt und Tante Cordia besonders hervorgehoben zu werden verdienen, drängt sich, nach größerer Begebenheiten vorbereitet werden, wie der verborgene Meeresstrudel unter der ruhigen Oberfläche, und man entdeckt deutliche Merkmale zweier Parteien, von welchen die Königin mit Streusee und Brandt auf der einen Seite stehen, während die Königin Wittwe, an deren Partei unter Anderen sich der Russische Gesandte anschließt, die zweite einnimmt. Eine Posdame der Königin Wittwe, Comtesse Breitenstein, macht dem jungen Posjunker Annäherungen, die nicht erwidert werden; in einem unbesonnenen Augenblick verräth sie ihm die Geschichte, wodurch die Dame dem Gelächter des Hofes preisgegeben wird. Sie sinnt auf Rache und wird eine Hauptintriguen in der ganzen Intrigue gegen die Königin und ihre Anhänger. Am Ende des ersten Theils kommt ein Brief vor, der ein wahres diplomatisches Meisterstück ist. Die Comtesse wird durch denselben von der Lage der Dinge am Hofe, während dessen Aufenthalt in Holstein, unterrichtet; unter Mehreremm ist darin das Verhältniß der Königin zu Struensee nicht erzählt, aber auf eine unendlich feine und zarte Weise angedeutet, immer jedoch so deutlich, daß die Comtesse gleich einsieht, wie sie es zum Vortheil ihrer Pläne benutzen kann.

Mit dem zweiten Theil beginnt die Nemesis ihr Haupt zu erheben, und das tragische Schicksal, welches sich auf diese Charaktere der Hauptpersonen selbst und auf den Verhältnissen des Augenblicks entwickelt hat, bahnt sich vor unseren Augen den Weg zu seinem Ziel. Der Verfasser hat hier lebensvolle Schilderungen von einzelnen hervorstretenden Begebenheiten aus dem denkwürdigen Jahr 1771 geliefert, mit welchem dieser Theil anfängt. Der Zug der Matrosen nach Hirschholm, die Emeute der Garde auf dem Schloßplatz und jene unvergeßliche Maskerade-Nacht auf dem Hof-Theater, welche die regierende Königin Caroline Mathilde mit der trübseligen Fahrt nach der Festung Kronborg in der kalten winterlichen Morgenkühle beschließen mußte, — dies sind die großen interessanten Haupt-Abschnitte, an die sich eine Menge kleinerer Bilder auf dem Leben der in der Erzählung mitspielenden Personen sich anschließen. Die eigentliche Katastrophe geht hinter der Scene vor; man sieht sie nicht, empfindet aber ihre Wirkungen. Unbeschadet des Antriebens dieser Begebenheiten, hat der Verfasser gewußt, das Interesse des Lesers für die Hauptpersonen in seiner Erzählung zu bewahren. Ich will indeß den Genuß für diejenigen nicht verringern, die das Buch nächstens deutsch lesen werden, indem ich den Gang der Begebenheiten hier erzähle, doch darf ich dreist die Vermuthung aussprechen, daß es mit Begierde gelesen werden wird, und daß der Einwand, welcher mit mehr oder weniger Grund einigen früheren Novellen dieses Schriftstellers gemacht worden ist, die Erfindung sey nämlich trotz ihrer glänzenden Malerei und ihres Gedankenreichthums arm und die Aufsofung unbefriedigend, die vorliegende nicht mehr trifft.

Daß der Verfasser die Geschichte, die Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit fleißig studirt hat, ist oben angedeutet. Das Eigenthümliche einer bestimmten Zeit zeigt sich fast am meisten in Kleinig-

Digitized by Google

teiten aus dem täglichen sozialen Leben; und zu solchen charakteristischen Zügen, welche er uns hier aufbewahrt hat, kann es z. B. gezählt werden, daß die Einwohner von Kopenhagen, wenn sie den Schloßplatz passirten, mit entblößtem Haupt gehen mußten, daß die vornehmen Herrschaften Menschen vor ihren Wagen herlaufen ließen, und daß diese Läufer Wegesstrecken, wie die von Kopenhagen nach Hirschholm, in dreiviertel Trabe zurücklegen mußten, wie die Rosse. Des Verfassers Beschreibung der damaligen Königlichen Schlösser und der Kopenhagener Christiansstadt ist so treu als lebendig zu nennen. Unter den eigentlich historischen Personen ist Struensee die, deren Charakter am sorgfältigsten geschildert ist. In dieser Beziehung will ich auf ein meisterhaft ausgeführtes Gespräch zwischen ihm und dem alten Grafen Tannenberg verweisen, welches zur Mittheilung hier mir zu lang ist. Und unter den Personen, die nicht als historisch angegeben sind, kommen manche vor, von denen es deutlich ist, daß der Verfasser damit gemeint hat, wenn man nur z. B. Raumer's Gesandtschaftsberichte über jene Begebenheiten gelesen hat, welche in seinen kürzlich erschienenen Mittheilungen aus dem Londoner und dem Pariser Archive stehen. So ist die Generalin Gedern die bekannte Generalin Gähler, welche der beständige Umgang der Königin war und als eine schöne, kluge, aber etwas leichtsinnige Dame geschildert wird. Graf Tannenberg kann Niemand anders seyn, als Rantzau-Aschberg, der zuerst Struensee dem Könige empfohlen hatte und später, wie bekannt, eine der Hauptpersonen war, ihn zu stürzen. Das Gut Tannenberg, das am Ende des ersten Theils beschrieben wird, soll auch das letzige drei Meilen von Kiel liegende Aschberg seyn. Ein Pastorat erkennt man leicht den damaligen Russischen Gesandten, dessen Name Philosophorff war, und in Carter den Englischen Gesandten Knighl. Dagegen vermißt man die Königin Witwe Juliane Marie, welche doch die Hauptperson in dieser Revolution war. Man müßte sie denn in dem unbekannten Domino finden, der am Abend der Maskerade den 26. Januar 1772 die Comtesse Reitzenstein in einem so gebietenden Tone anredet. Denn wer anders konnte diese Sprache führen?

Das Carl Bernhard ein guter Stylist ist, beweisen seine früheren Arbeiten, und wie man erwarten konnte, hat er beständig mehr und mehr Herrschaft über die Sprache gewonnen. Der Styl ist leicht und fließend, der Vortrag geschmackvoll und lebendig, die Sprache rein und correct — kurz, die Form läßt nichts zu wünschen übrig. Zum Schluß will ich wenigstens einige Druckfehler als Proben von der Verfasserl Schreibart hierher setzen, von denen die eine reflektirenden und die andere beschreibenden Inhalts ist.

Ueber Liebe (in der Mitte des ersten Theils).

„Unvermerkt leitete er das Gespräch wieder auf die Gefühle und Ansichten der Jugend, und der große Brennpunkt, worin alle diese zusammenfallen, bot von selbst den Stoff zu Betrachtungen dar. Er sprach von seiner eigenen Jugend und von seiner ersten Liebe, — diese unbelangene Periode im Frühling des Menschen, — wo jeder Tag ein Fest, geschmückt mit ewig frischen Kränzen ist. — „Es ist ein karpanum Gift", sagte Graf Holen, „nun warum ist es so? Weil wir selbst so unendlich geschäftig sind, die Blumen in unserem Paradies zu zerstören. Wir sind von grober Natur, die Liebe ist zu zart für den Materialismus, dem wir verfallen sind. Unsere eigene Liebe kann uns nicht vollständig erfassen, — nur in der Neigung unserer Geliebten zu uns finden wir einen Himmel. Aber wie die Titanen stürmen wir gleichsam diesen Himmel, weil wir uns so stark fühlen, und nachher weinen wir auf den Ruinen, weil wir so elend sind. Die Leidenschaft eines jungen Mannes enthält lange nicht die Poesie, welche in der Liebe eines jungen Mädchens ist. Von diesen kulenweisen Fortschritten durch alle seine Nüancen wissen wir nichts. Es giebt z. B. eine Epoche in der Neigung eines Mädchens, die unbeschreiblich lieblich ist; es ist die, wo sie anfängt zu fühlen nach in der Wiege liegt und ihre Nahrung aus so feinen Stoffen zieht, daß wir ihr Vorhandenseyn nicht einmal ahnen. Es ist ihr genug, den Geliebten in weiter Ferne zu sehen, den Laut seiner Stimme zu hören, einen flüchtigen Blick aufzufangen; diese Genüsse, die wir für weniger als Nichts rechnen, davon lebt das Herz eines Weibes drei Monate. Sie verschönt diese Monate, so genügsam, so ganz von der ermattenden Krisis der Leidenschaft hinterlassen. Es ist eine Unschuld über diesen glücklichen Zeitpunkt ausgebreitet, der ihm ein göttliches Gepräge aufdrückt, und ich beklage den Mann, der zu blind ist, um dasselbe zu erkennen, oder richtiger gesagt, ich beklage seine Geliebte; denn er selbst ist es dann nur, was er liebt. Des Mannes Neigung ist gar zu viel mehr egoistisch, als die des Weibes. Jene Periode, wo jener Augenblick ihr Freuden bietet, wo der Staub Psyches seine Flügel noch ganz bedeckt, sie ist ihre wahre Regierungszeit, da herrscht sie unbeschränkt auf einem Thron, der von unsichtbaren Engeln getragen und mit Schwarzen Blumen bedeckt wird. Diese Zeit sollten wir verstehen oder wenigstens nicht verkürzen; wir sollten uns an ihrer Heiligkeit ergötzen und nicht durch eine schreinheilige Unterwürfigkeit profanirten, den herrn herabsetzen, Egoismus das Mädchen nicht einmal die Möglichkeit ahnt; wir sollten in Geist und Wahrheit anbeten, denn es ist unleugbar die Gottheit, welche durch eine Offenbarung zu uns redet, und nicht die duftenden Blumenketten zerreißen, um unser eigenes Götzenbild zu schmücken. Und doch wird es uns so leicht, sie zu zerreißen; wir sehen die Wunden nicht, welche ihr die Dornen beibringen, sie über andere Schmerzen sind wir erhaben, wir drücken den Siegeskranz auf unseren eigenen Scheitel und sehen nicht, daß die Rosen alle verblichen sind. Aber die Siegespalme wird eine Dornenkrone; gleich dem König in der Sage, erfassen wir das Leichenhemd anstatt des Krönungsmantels, der vermeintliche Herrscher ist ein armer Tropf, die Illusion ist vernichtet, und Reue ist die wohlverdiente Strafe. Selbst, das ist ungefähr ein Bild vom Schicksal unserer Liebe, wenn sie sich nicht von ihrer Geburt an auf eine ritterliche Selbstverleugnung stützt, denn dies ist die einzige Garantie für ihre Existenz, es ist die Form, in der sie sich bewegen muß, wenn sie dauern will."

Schloß Hirschholm (im zweiten Theil).

„Ungeachtet Seeland keinen Mangel an Königlichen Schlössern hat, indem jetzt noch zehn derselben die Hauptstadt umgeben, wovon keines mehr als sechs Meilen von dem anderen entfernt ist, ist es mir doch immer schmerzlich gewesen, daß Hirschholm - Schloß von der Oberfläche der Erde verschwunden ist. Frederiksberg, Charlottenlund, Sorgenfrei, die Eremitage, Rorskilde, Frederiksborg, Fredensborg, Kronborg, Marienlyst und Jägersprit repräsentiren jedes für sich eine verschiedene Zeit und einen verschiedenen Baustyl; aber keines von ihnen allein repräsentirt Ludwig's XIV. Zeit, diese sonderbare Periode, welche der Culminationspunkt der irdischen Eitelkeit war, welche uns noch so nahe liegt und uns doch so unbegreiflich vorkommt. Diese Zeit mit ihren Französisch-Holländischen Styl repräsentirte Hirschholm, welches man deshalb das Versailles Seelands nannte. Ich beweine Hirschholm, wie man einen Mann beweint, den ein plötzlicher Tod in seinem kraftvollsten Alter hinweggerafft hat. Das prächtige Hirschholm stand in seinem vollen Glanze und spiegelte seine kokette aristokratische Schönheit in den klaren Wellen eines kleinen Sees. Der verjüngende Zahn der Zeit erdrückt nicht Mode, an seinen Mauern zu nagen. Feindschaft hat es nicht verheert, nicht die Flammen zerstörten diese Hallen, so wie sie die mächtige Christianshavn vernichtet haben — nein, Hirschholm fiel, wie der stolze üppige Baum des Waldes von den rohen Händen der Art fällt. Der Hammer löste den Stein vom Stein, die mühsam gesammelte Pracht und Größe vieler Jahre wurde mit einer barbarischen Gleichgiltigkeit zerstümmert. Jetzt strickt der Wind über die grüne Fläche, wo Hirschholm früher prangte, eine kleine Kirche ist auf dem leeren Platze gebaut, sie steht einsam und verlassen, sie hat keinen Kirchhof, sie hat keine Thurmspitze, in sich selbst kriecht sie gleichsam zusammen und sucht sich unheimlich auf diesem Fleck. Doch vom Grunde der See her heraus klagen die zerbrochenen Säulen und hinabgestürzten Kapitäle, die man noch nicht aus grüne Wasser trachten sieht, das mehr und mehr mit Untergrün sich bedeckt. Es ist ein großes Grab mit einem beweglichen Rasenteppich überkleidet. Wanderer, halte an! hier unten ruht ein Schloß. — Die weiße Kirche aber steht wie ein Monument auf dem Grabhügel der irdischen Eitelkeit; es ist ihr symbolisch, denn der Menschen Größe soll vergehen, aber was von Gott ist, soll ein ewiges Leben haben!"

Frankreich.

Das Fourier'sche Social-System.

(Fortsetzung.)

Es ist dies ein Punkt, worin die Fourieristen zuletzt Recht haben könnten. Es wäre wohl möglich, daß der Mensch, indem er sich so zu sagen mechanistirt und jeden moralischen Werth verliert, ein so gelehriges Werkzeug der Socialmaschine würde, daß er weder die Kraft noch den Willen hätte, das Spiel derselben zu verwirren. Aber wir haben noch nicht genug gesagt, wie es mit dieser Socialmaschine im harmonischen Regime stehen würde. Wir haben bis jetzt nur das Prinzip an sich betrittten; betrachten wir jetzt die Folgen desselben.

Die Fourieristen vergessen nicht, zu erklären, daß sie weder an der Familie noch an der Ehe rühren werden. Sie sagen, ihre Constellation anerkenne „das Recht der Familie zerstören wollen. Diese Erklärung erinnert an das Wort eines Jägers, der, als er auf einen Hasen zielte, dadurch einen Menschen in Gefahr brachte, der an demselben Ort vorüberging. Da dieser erschrocken entfliehen wollte, sagte der Jäger: „Sey unbesorgt, ich habe es nicht mit dir, sondern mit dem Hasen zu thun." „Das glaube ich wohl", antwortete der Andere, „allein der Hase läuft, wenn du mich triffst, so werde ich darum nicht weniger todt seyn."

Ihr sagt, ihr wollt die Familie nicht aufheben; gut, das glauben wir recht gern; aber ihr hebt sie auf, das ist das Resultat. Betrachtet es nur genau: wie soll da eine Familie möglich seyn, wo jedes ihrer Mitglieder, das heißt Frau und Kinder so gut wie der Vater, in jeder Woche drei, sieben oder zehnmahl der Tages eine andere Beschäftigung zu wählen, sich der Gruppe anzuschließen und in die Serie, die ihm behagt, einzutreten? Denn diese Freiheit ist ein Hauptheil des Systems; Fourier sagt es selbst; das sind seine Worte: „Ein Jeder, Mann, Weib oder Kind, sey im vollen Genuß des Rechts, zu arbeiten, d. h. des Rechts, zu jeder Zeit in jeden Association zu treten, der er sich wählen will, einzugreifen." Nun mit dieser Bedingung ist die Arbeit anziehend, und die anziehende Arbeit ist ja die Basis des ganzen Systems. Verheirathe dich also, damit deine Frau nach der Traunngs-Ceremonie von Gruppe zu Gruppe schwärme oder „papillonnire" und sich dem Freundschafts- oder Feindschafts-Enthusiasmus mit dem ersten Besten hingebe! Verheirathe dich, um deinen Namen einer Frau und Kindern zu geben, über die du keine Macht behältst und deren Handlungen du zu keiner Zeit und unter keinem Vorwand leiten und kontrolliren kannst. Ueberdies sind die Erziehungsgeschäfte auch eine Arbeit, und diese Arbeit muß ja ebenfalls frei gewählt, Niemanden aufgezwungen werden. Daher gehören auch im Phalanstere alle Kinder der Phalange und werden von Leuten erzogen, die für die Erziehung eine Leidenschaft

Digitized by Google

haben. Die Ammen, die Bonnen, die Lehrer und Lehrerinnen, sie alle bilden Gruppen und Serien, wo Jeder nach Belieben eintreten kann und Keiner zu bleiben gezwungen ist.

Hier wendet Herr Considerant ein: „Eine Familie und eine Wirthschaft sind sehr verschiedene Dinge. In der gegenwärtigen Ordnung hat jede Familie ihre Wirthschaft; diese Wirthschaft besteht aus einer Küche, einem Keller, einem Boden und allen zur häuslichen Arbeit nöthigen Geräthen. Aber das Alles ist nicht für das Leben der Familie unentbehrlich; davon hängt nicht die gegenseitige tiefe Hingebung, die Innigkeit, wie sie entsteht durch die zahllosen, mit der Wirthschaft verbundenen Langweiligkeiten von einander getrennt werden. Giebt es doch Leute genug, die ihre Kinder zärtlich lieben und von ihnen geliebt werden, obwohl sie in der Restauration essen und außer dem Hause waschen lassen." Kann ein Kind so geistreicher Schriftsteller im Ernst so sprechen? Die Wirthschaft ist freilich nicht die Familie, aber zusammen mit der Familie; aber sie ist eine Folge derselben. Das Wirthschaftsleben ergiebt sich aus dem Gesetz, das die Gatten zwingt, zusammen zu wohnen, sich zu hessen, zu ehren, ihre Kinder zu nähren und zu erziehen, und aus dem Gesetz, das Frau und Kinder der Autorität des Mannes unterwirft, besonders in der Ausübung einer Industrie und der Betreibung der materiellen Interessen. Das Wirthschaftsleben ist je nach den verschiedenen Zeiten und Orten, mehr oder weniger umfassend. Hier umfaßt es den Gottesdienst und die Zerstreuungen, dort nicht einmal die Mahlzeiten. Ueberall aber, wo eine Gesetze herrschen, bildet die Familie eine von jeder anderen genau geschiedene Verbindung, aus welcher gemischte Folge-Consequenzen sich ergeben, die überall dieselben sind. Allerdings lieben wir unsere Kinder nicht weniger, weil wir mit ihnen zusammen essen oder weil wir und damit beschäftigen, für ihre materiellen Bedürfnisse zu sorgen, aber die Verpflichtung, mit ihnen zusammen zu leben und für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen, ist keine geringe Quelle unserer Zärtlichkeit, denn wir sind Anderen eben so sehr und noch mehr um der Pflichten willen, die wir gegen sie zu erfüllen haben, zugethan, als wegen der Rechte, die wir über sie haben.

Wir glauben, Fourier's Schüler meinen es sehr ehrlich, wenn sie erklären, die Familie respektiren zu wollen; nur haben sie die Sache nicht gründlich genug studirt. Ihre hauptsächlich auf die industrielle Organisation und die diktirbaren Institutionen gerichtete Aufmerksamkeit hat sich nicht auf die associativen Gesetze gewandt. Ihr Lehrer haben vielleicht schon Recht gehabt, wenn sie sagten, an mehreren Stellen seiner Schriften gerathen die Gruppe an die Stelle der Familie zu setzen und eine absolute Freiheit in den Verhältnissen der beiden Geschlechter einzuführen. Aber ehe seine Schüler so weit gehen, mögen sie sich doch noch etwas besinnen. Das freie Zusammenleben der Geschlechter an die Stelle der Monogamie gesetzt! Das wäre eine Revolution, die Folgen unberechenbar wären. Dadurch würde jene ganze Partie unserer individuellen Entwickelung unterdrückt, die wir den Familien-Beziehungen, den Gatten- und Vaterpflichten, dem Zusammenleben mit Wesen verdanken, die schwächer, aber auch zarter und gefühlvoller sind als wir. Und es ist eine ganze Erziehung, die wir damit bekämpfen, ohne sicher zu sein, ob wir sie dann, wenn die Leidenschaften zu den Gruppen, noch die mechanistrenden Leidenschaften, weil sie das Werk der Pflichten und der Verantwortlichkeit ist, welche die Ehe im „Zerstückelungs-System", wie die Fourieristen die gegenwärtige Ordnung der Dinge nennen, dem Familienvater auflegt. Damit würde auch jene Leidenschaft, die, durch das Instinkt der Ehe erweckt und durch die Hindernisse der civilisirten Ordnung angefacht, die Quelle so vieler edler Gefühle, die Triebfeder so großer Handlungen, so energischer Anstrengungen wird, in eine rein sinnliche Begierde verwandelt. Die Liebe von ihrer edleren Seite, die Liebe, so wie sie sein muß, um unsere geistigen und sittlichen Fähigkeiten auszubilden, ist mit dem freien Zusammenleben der Geschlechter unvereinbarlich.

Wenn man bedenkt, was die Frauen bei einem solchen System werden würden, sie, die an der Bewegung des socialen Lebens und an den Ursachen, welche den Fortschritt der Menschheit hemmen oder befördern, einen so großen Antheil haben, so begreift man nicht, wie Fourier und seine Schüler über diesen Einwurf so leicht hinweggehen können. Es ist nicht bloß die Gesellschaft, die sie desorganisiren, sie zwingen sogar der Menschheit die Bedingungen ihrer normalen Entwickelung, denn nicht zufrieden damit, die juristische Familie zu zerstören, lösen sie auch die natürliche auf, jene Urgesellschaft, die alle menschliche Racen kennen, und die selbst da, wo sie am unvollkommensten ist, der Embryo jeder größeren Gesellschaft, also der einzige Keim jeder höheren Entwickelung des socialen Menschen zu sein scheint.

Die Familien-Verbindung ist null und ohne Bedeutung für den Charakter und den Geist des Menschen ohne das Zusammenleben, ohne die gegenseitige Abhängigkeit ihrer Mitglieder, ohne die Autorität des Stärkeren über die, welche seines Schutzes bedürfen. Also ist es gerade am Beginn des Lebens, wo der Mensch in der Familie zu den wichtigsten Lehren über sich selbst und über seine Pflichten gegen die Familiengruppe die Herrschaft der Stärke in ihrer ganzen Brutalität geltend macht, wie da, wo, obgleich von Huldigungen umgeben und vom Mann die Erwiederung ihrer Zärtlichkeit zu fordern berechtigt, die Frau doch immer unter der Vormundschaft des Mannes steht.

Wenn unter den Fourieristen ein gewissenhafter Familienvater ist, der eine Tochter von funfzehn Jahren hat, unschuldig, naiv, schön, kurz so, wie man es in diesem Alter ist, so beschwören wir ihn, diesen glücklichen Vater, sich einmal die Verwirklichung des Societar-Systems auszumalen. Wir sind in einer Phalange. Treten Sie ein, Mademoiselle, und wählen Sie sich Ihre Gruppe. Wir haben deren von jedem Alter; hier junge Frauen, die, frei von der beengenden Kontrolle ihrer Männer oder Aeltern, sich ein oder zwei Stunden für die Mittel der Rosen passioniren; dort junge Männer, schön, kräftig und kühn, die, ohne Zwang den Leidenschaften ihres Alters sich hingebend, bald als Jäger, bald als Holzhauer, bald als Herbaristen die Wälder durchstreifen; noch weiter sind Gruppen von Jünglingen, noch frischen Greisen und Frauen jedes Alters, welche heiter alle Arten von industriellen oder häuslichen Arbeiten treiben. Nicht wahr, dieses lustige, forglose, munt're Leben zieht Sie an, dieser beständige Wechsel von Arbeit und Ruhe, gestützt Ihnen Damen nach den Arbeiten kommen glänzende beraufchende Feste, und das alle Tage; der Ball, wo Sie nicht von Ihrem Vater begleitet zu sein brauchen, und wo Sie in einem Schmuck Ihrer Wahl glänzen werden, den Sie sich obendrein verdient haben, indem Sie sich nur anmüßten; das Theaterspiel, dem Sie mit Ihren lustigen Gespielinnen beiwohnen werden, so oft es Ihnen gut scheint; verschwenderische Festmahle, wo das strenge Auge Ihrer Aeltern dem Ausbruch Ihrer Freude keine Schranken anlegen wird. Was fürchten Sie? Welche geheime Furcht mischt sich in Ihre Wünsche und macht Ihnen das Herz klopfen? Warum erröthen Sie und fragen mit dem Blick jenen unbewurenen Mentor, den die Civilisation Ihnen gegeben, von dem Sie aber für immer befreit werden sollen?

Und du, Familienvater, welcher Scrupel hält dich noch zurück und läßt Dich die Schwelle der Phalange nicht überschreiten? Warum seufzest du? Warum folgt dein feuchtes Auge so hartnäckig jenem jungen Mädchen in unserer Mitte, das wir eben emanzipirt? Sie war für dich die ganze Welt, sagst du? Ihr Lächeln zertröstete all deinen Kummer; ihre süßen Liebkosungen verscheuchten alle Freuden deines Lebens. Es war eine Wonne für dich, über sie zu wachen, sie unschuldig und fröhlich zu erhalten, bis der Mann sich zeigte, den du ihrer würdig glaubtest, der Gatte, der eine glückliche Frau und eine geachtete Mutter aus ihr machen sollte. Aber dafür bist du jetzt jeder Verantwortlichkeit für sie überhoben und jeder Besorgniß wegen sie entbunden. Aber du fühlst nur Neigung, die bisher deine Seele ausfüllte, wird du deren tausend finden. Geh, wähle: willst du Liebe haben? alles Frauen ist es vergönnt, dich zu lieben. Willst du Freundschaft? nichts steht dir uns den Aeußerungen derselben im Wege. Sehnst du dich nach Familienliebe? alle Kinder sind deine Söhne. Tritt in die Erziehungs-Gruppen ein, wo kaum du bei Fourieristen die leisesten Ranzen von Eifersucht, den Vater zu spielen, vollauf befriedigen. Ihre Zukunft gehört dir nicht; dafür machen sie dir auch keine Sorge, und du hast ihnen keine Rechenschaft von ihrer Vergangenheit zu geben. Und dann wird es dir auch an Ausgleichungen, an Luxus, an guten Mahlzeiten nicht fehlen. Wir haben von diesen Dingen mehr, als je ein Fürst der Erde gehabt hat. Sage zu mir, wo ist das Glück, das Liebe und die Liebkosungen deiner Tochter vorzieht! Am wenigsten sage, daß das Glück deiner Tochter das Ziel deines Lebens ist. Deine Mission, o Mensch, ist, den Erdball verwalten zu helfen; sein Glück, seine Produkte zu verzehren. Vorwärts also, Familienvater! Komm, erhebe dich mit uns für die Verwaltung der Parzelle des Erdballs, die deiner Phalange gehört, gegen Familienvater, tröste dich und trockne deine Civilisations-Thränen.

Mit dem Eigenthum geht es den Fourieristen eben so wie mit der Familie. Sie können nicht klar genug ihren Unwillen gegen diejenigen aussprechen, die sie beschuldigen, das Eigenthum aufheben und die Gütergemeinschaft einführen, sie haben nicht genug Sarkasmen für jene absurden Civilisé's, die Association und Gütergemeinschaft, zwei so verschiedene Dinge, zusammenwerfen: ja sie sind ganz wie wir der Ansicht, daß gleiche Theilung des Eigenthums oder Gütergemeinschaft auf die Dauer nicht zu realisiren sein, und daß nur die schreiende Ungerechtigkeit oder der Wahnsinn an die Durchführung derselben denken können, und dennoch läßt sich leicht zeigen, daß ihr System im Verlauf der Zeit nothwendig dahin führen muß.

Ueberall, wo es Eigenthum giebt, giebt es auch ein Erbrecht, oder vielmehr das Eigenthum kann ohne Vererbung gedacht werden. Das Erbrecht aber, worauf beruht es? offenbar nur auf der Familie. Diese natürliche, ursprüngliche Gesellschaft ist es, die dem Prinzip des Privateigenthums die Personen übergiebt, wie es braucht, um sich zu erhalten. Aufgehoben die Familie findet kein anderes berechtigte Erben als Corporationen, moralische Personen: im Civilisations-Leben ist dies der Staat, die Kommunen, die frommen Stiftungen u. s. w., im Fourierschen System die Phalange, denn die Gruppen und Serien sind keine moralische Personen. Wenn es also wahr ist, daß das Bestehen der Familie mit dem Fourierschen System unmöglich ist, so müssen wir in der Phalange den einzigen berechtigten Erben aller Kapitalien sehen, die ohne Testament sterben. Nach Verlauf zweier oder dreier Generationen wird also die Phalange sich im Besitz des größten Theils der Güter, die sie exploitiren wird, befinden. Da haben wir einen ersten Schritt zu dem System der Gütergemeinschaft, zu jenem System, dessen „Ungerechtigkeit so ausgemacht und dessen Absurdität so handgreiflich ist!" Da haben wir einen ersten Schritt zu jener Gleichheit, die Herr Considerant für „unmöglich, für die vollkommenste Negation der menschlichen Natur hält." Da die Phalange selbst Actionnair geworden ist, so wird sie sich eben so in den Ertrag ihrer Actien theilen, denn da Jeder ein Recht darauf hat, nicht im Verhältniß seiner Arbeit oder seines Talents, sondern als Mitgenossenschafter der Actien, so ist kein Grund da, um die Theilung ungleich zu machen.

Früh oder spät wird die gleiche Theilung sämmtliche Kapitalien umfassen, und dann werden keine andere Ursachen der Ungleichheit mehr da sein, als die Arbeit und das Talent, oder vielmehr nur

Digitized by Google

die Arbeit, da das Talent ohne Arbeit keinen Werth hat. Die Arbeit, nach ihrer Dauer, ihrer Güte und Schwierigkeit, wird also allein die sozialen Unterschiede in der Phalange begründen. Suchen wir nun, und von dieser Ordnung der Dinge eine klare Vorstellung zu machen. Bei der ersten Gründung der Phalange werden die Reichen, d. h. die alleinigen Eigenthümer des ganzen Kapitals, alle Bedingungen, die sie für gut finden, festlegen und namentlich werden sie sich die Theilung des Ertrags in zwei Theile vorbehalten, von denen der eine an die Kapitalisten fällt, der andere unter die Arbeiter im Verhältniß ihrer Talente und ihres Fleißes, das heißt nach der Qualität und Quantität der von Jedem gemachten Arbeit, vertheilt wird. Wenn die Reichen ihre Theilnahme an der Association verweigerten oder ihr Eingebrachtes zurückzögen, so könnte die Phalange nichts prodnziren; sie muß sich also ihren Bedingungen unterwerfen, so lange die Aristokratie der Kapitalisten existirt.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Erwiederung.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

In Nr. 134 (Jahrgang 1840) Ihres Blattes finde ich eine vom Staatsrath von Fischer, Direktor des botanischen Gartens in Petersburg, herrührende Berichtigung einiger kleiner Bemerkungen über diesen Garten, die in einem größeren Aufsatze von mir „über die Treibhäuser und den Obsthandel in St. Petersburg" vorgekommen waren.

Es enthält diese Berichtigung ohne Zweifel manche dankenswerthe Belehrung, zugleich aber auch eine für den Verfasser jenes Aufsatzes nicht sehr ehrenvolle Insinuation, die, wenn sie begründet wäre, oder doch nach dem Satze: „Qui tacet, consentire videtur", bei ausbleibender Antwort als zugegeben erscheinen konnte, eine Täuschung Ihrer Leser von meiner Seite voraussetzen würde.

Obgleich ich die ganze durch jene Berichtigung angeregte Frage für ziemlich unbedeutend halte — ich äußerte mich über den besagten Garten ja nur nebenher, — ich sprach nur als unbefangener reisender Laie meine Meinung über ihn aus, — ich gab mich für keinen großen Kenner des Gartens, — und wagte es daher auch nicht, eine umständliche und genaue Beschreibung desselben zu liefern — so ersuche ich Sie doch, bloß auf diese oben berührten Gründe, um den Anschein einer geschehenen Mystification Ihrer Leser abzuwenden, folgender Erwiederung eine Stelle in Ihren geschätzten Blättern zu gönnen.

Da es nicht meine Absicht war, unrichtige Begriffe über jenen Garten im Publikum zu verbreiten, da vielmehr mein Streben dahin ging, die Wahrheit über ihn so auszusprechen, wie ich sie glaubte erkannt zu haben, so werde ich mich zugleich bemühen, diejenigen meiner Angaben, welche vielleicht irrthümlich erscheinen könnten, zurückzunehmen oder ihnen die Deutung zu geben, welche ich ihnen von Anfang herein untergelegt wissen wollte.

Unter den von dem genannten Herrn berichtigten Punkten ist die Frage über den Namen der Apotheker-Insel der erste. Dieser Name rührt allerdings, wie auch jede gewöhnliche Beschreibung von Petersburg dies lehrt, von den Arzneywaaren-Magazinen, welche Peter der Große für die Hospitäler des Reichs hier errichtete, her. Und wenn ich dies nicht erwähnte, so war es, wenn auch nicht Irrthum oder Unkenntniß, doch eine Nachlässigkeit, die mir vielleicht deshalb, weil ich überhaupt nicht vollständig und ex officio über den botanischen Garten handeln wollte, verziehen werden könnte. Was aber die ausgesprochene Vermuthung betrifft, daß die Apotheker-Insel beim Volke ihren Namen deswegen führen möchte, weil sich die geringen Leute, welche weder den Nutzen eines botanischen Gartens für die Wissenschaften begreifen, noch auch aus den Annalen der Stadt wissen, was Peter der Große hier that, einbildern, daß die dort gepflegten Pflanzen alle für die Apotheken bestimmt seyen, so war dieselbe durch die Bemerkung eines Petersburger Zeitschriftsteln hervorgerufen, der mir eines Tages, indem er mich bei jener Insel vorüberführte, zurief: „Sehr, Herr! hier pflanzen sie die Gewächse für unsere Apotheken."

Man sagte mir in Petersburg, daß der botanische Garten sich den Verkauf und die Vertheilung nützlicher Pflanzen sehr angelegen seyn lasse. Wenn ich nicht sehr irre, war es auch anfänglich seine Bestimmung, zunächst der Akademie und den Wissenschaften und dann auch dem Publikum als ein Institut zu dienen, durch welches Jeder sich auf leichte Weise und zu billigen Preisen mit nützlichen Gewächsen versorgen könne. Wir vernehmen es von unserem Berichtiger mit Bedauern, daß die Wirksamkeit des Gartens in dieser Hinsicht nicht so groß sey, und daß er Verkäufe nur ausnahmsweise an Privaten abschließe. Es wäre gewiß zu wünschen, daß er, seiner ihm vom verstorbenen und vom regierenden Kaiser gegebenen Bestimmung gemäß, sich wieder ganz dem Dienste der Wissenschaften und des großen Publikums weihe.

Der Widerspruch, welcher dem Berichtiger in den beiden Bemerkungen, daß der Garten, seiner eigenthümlichen geographischen Position gemäß, Repräsentanten der Flora aller Länder vom Nordpol bis zum Aequator beherberge, doch aber der Reichthum seiner Sammlungen keinen Vergleich aushalte mit dem der Gärten von Wien, Berlin, London, Paris ꝛc., zu liegen scheint, existirt in dem Zusammenhange, in welchem ich diese Bemerkungen gab, nicht. Es löst sich derselbe leicht auf die auch schon von Ihnen in Ihrer Anmerkung zu jener Stelle angegebene Weise.

Nach Durchwanderung einer Reihe mit Palmen und anderen exotischen Pflanzen gefüllter heißer Säle traten wir am Ende auch in einen kühlen, vorzugsweise mit arktischen Pflanzen besetzten Raum. Der Uebergang aus jenen heißen Sälen zu diesem kühlen Raume, von jenen üppigen Productionen südlicher Zonen zu diesen dürftigen und kümmerlichen Pflanzen des Nordens frappirte uns stark, und wenn dieser Raum, der doch nach dem, was uns theils der uns Führende Aufseher, theils der Augenschein darbot, seiner Bezug auf Wärme und Lichtreiz eigens für jene Pflanzen berechnet war, auch nicht den offiziellen Namen „der Sibirische Saal" führen sollte, so war es uns doch wohl erlaubt, zu seiner Bezeichnung ihm diesen oder sonst irgend einen passenden Titel zu geben.

Weder dies, noch weniger aber unsere Aeußerung über die geringe Ordnung, die uns in dem Garten zu walten schien — eine Aeußerung, die wir einfach hinstellten, ohne auf die Ursachen dieser Erscheinung, welche sehr mannigfach seyn können, einzugehen, und ohne dadurch den Direktor des Gartens anklagen zu wollen, — berechtigt unseren Berichtiger zum Ausspruch der Meinung, daß ich wohl „gar nicht in dem botanischen Garten in Petersburg gewesen sey." Wenn ich in dem citirten Aufsatze auch nicht geradezu aussprach, daß ich den Garten selber besucht habe, so deutete ich doch indirekt genugsam darauf hin, daß ich als Augenzeuge rede, und es liegt in jener Verdächtigung der Wahrhaftigkeit dieser Andeutung eine Beleidigung, mit der man sich hüten sollte, so rasch hervorzutreten, und der die Leser Ihrer geschätzten Blätter auch kein Gehör leihen werden, da sie aus meinen durch Sie ihnen gewordenen Mittheilungen schon entnommen haben werden, daß ich, wenngleich auch oft gewiß irrend, doch überall nach Treue und Wahrheit strebe und sicher wenigstens keine grobe Unwahrheit und Aufschneiderei zu Tage bringen werde.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Dresden, den 10. Februar 1841. J. G. Kohl.

Mannigfaltiges.

— Nacht und Morgen. So heißt ein neuer, kürzlich in London erschienener Roman in drei Bänden von Sir Edw. Lytton Bulwer.*) Man hatte geglaubt, der berühmte Novellist habe sich jetzt ganz und gar dem Theater zugewandt, aber kaum war sein letztes Lustspiel „Selbst" aufgeführt und gedruckt, als auch bereits wieder ein Werk aus seiner alten Werkstatte, wenn auch nicht vom alten Schrot und Korn, erschien. „Nacht und Morgen" ist ein Roman im Geschmacke der Zeit, d. h. ausgestattet mit Lastern und Verbrechen, mit Schreckens- und Gräuel-Scenen, die die große Nachsteile des Buches bilden, welcher zwar ein lichter Versöhnungs-Morgen folgt, aber dieser reicht am Schlusse ein wenig zu spät, um von vorübergehender Wirkung, daß man sich einen bestimmten Tag zu glauben wagt. Philipp Beaufort ist der Neffe eines reichen Lords, von dessen Willen sein Glück abhängt und ohne dessen Zustimmung er keinen Schritt im Leben unternehmen darf. Gleichwohl hat er sich in ein armes Mädchen von niederer Geburt verliebt, und da er seine Neigung nicht zu überwinden vermag, so geht er heimlich mit seiner Geliebten nach Wales, wo ein Universitätsfreund, der dort Landpredigter ist, sie traut. Das Paar ist glücklich; die junge Frau bleibt in Wales, wo Philipp sie ab und zu besucht, doch muß die Ehe fortwährend vor der Welt verborgen gehalten werden. Endlich stirbt der reiche Oheim. Philipp ist jetzt seines Geheimnisses quitt und will nun seine Frau und seinen Sohn, den künftigen Erben des Titels und der Güter, in den Kreis seiner Familie ziehen. Da stirbt jedoch, in die Welt zu eintreten, in der, wenn der ältere ohne Nachkommen stirbt, Titel und Güter der Familie erbt. Dieser räth ihm, sofort nach Wales zu eilen, um öffentlich durch die Kirche seine Ehe sanctionieren zu lassen, damit sein gerichtlicher Einfluß gesichert sey. Im Begriffe, dies zu thun, stürzt jedoch Philipp vom Pferde und stirbt. Der Leser erräth den furchtbaren Zusammenhang dieses plötzlichen Todes mit jener vorschnellen Offenbarung des Geheimnisses. Philipp's Familie, seine Frau und sein Sohn, leben im bittersten Elend, denn die gewohnten Unterhaltungen vom Vater bleiben aus, während der ihnen unbekannte Bruder desselben Besitz von einem Vermögen genommen, das ihnen gehört, wovon sie aber auch nichts ahnen. Es kommt dazu, daß die Mutter des jungen Mannes, der ebenfalls Philipp heißt, in der ganzen Gegend für eine Entehrte gilt und also solche gemieden wird. Sie stirbt vor Gram, und nach der in Wales herrschenden Sitte wird eine Erinnerung an ihre vermeintliche Schuld sogar auch auf ihren Leichenstein gesetzt. Der Sohn stürzt sich in die Welt hinein und trifft nun hier mit den Erbprätendenten des Titels zusammen — mit deren Höhen und Höllen und der Verfasser bekannt macht. Doch durch diese Nacht wird der Held des Romanes zum Lichte geführt; er entdeckt das Geheimniß seiner Geburt, entlarvt den Mörder seines Vaters, gelangt zum Besitze seiner Familiengüter, und, was sein schönster Gewinn ist, er kann die Ehre seiner Mutter wiederherstellen, indem er auf ihrem Grabsteine jetzt verkünden darf, sie sey die rechtmäßige, kirchlich angetraute Ehefrau Philipp Beaufort's gewesen.

*) Night and Morning. By the author of Rienzi etc. 3 vols. London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Ztg. Nr. Strand-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Montag den 1. März 1841.

Rußland.

Panorama von St. Petersburg.

Die Skizzen der Russischen Hauptstadt, die Herr J. G. Kohl in diesen Blättern nach und nach mittheilte, haben wegen ihrer treuen, nach Art der Niederländischen Genrebilder ins Detail gehenden Auffassung das Interesse unserer Leser in Deutschland, so wie nicht minder in Rußland selbst, erregt. Den Letzteren dürfte es daher ganz besonders willkommen seyn, zu erfahren, daß Herr Kohl, als Seitenstück zu seinen kürzlich erschienenen „Reisen in Süd-Rußland" eine Sammlung seiner Petersburger Darstellungen unter dem Titel: „Petersburg in Bildern und Skizzen") herausgegeben hat. Auch diese beiden Bände sind, wie die früher erschienenen, von dem Verfasser mit Randzeichnungen ausgestattet, die den Titelblättern als charakteristische Verzierung und dem Inhalte des Buches zur veranschaulichenden Erklärung dienen. Ein Grundriß des großartig angelegten St. Petersburg fehlt nicht, und so wird auch derjenige, der nie in der nordischen Hauptstadt war, sich in dem reichhaltigen Buche leicht orientiren können. Doch ist es nicht der Charakter St. Petersburgs allein, sondern auch der des colossalen Reiches, dessen bewegendes Prinzip, dessen Herrschersitz und erste Universitäts-, Handels- und Gewerb-Stadt es ist, der uns in diesen Bildern und Skizzen dargestellt wird. Der Verfasser gehört nicht zu den Reisenden, die, wenn sie aus Rußland zurückkommen, entweder Alles, was sie dort Fremdartiges gesehen, als barbarisch und unerträglich darstellen, oder die, von großartigen und anderen Eindrücken bestochen, sich so eifervoll predigen, daß man in Europa einen ganz falschen Begriff von Rußland habe, und daß dieses Land das Muster aller jungen und zu neuem Leben erwachenden Staaten sey. Er lobt vielmehr redlich, was zu loben, und tadelt eben so redlich, was zu tadeln ist. Wir wissen daher auch nicht, daß er eben so in Rußland wie in Deutschland, dort wegen des Tadels und hier wegen des Lobes, angegriffen worden wird, aber gerade aus diesen Gegensätzen wird für ihn die genugthuende Bestätigung hervorgehen, daß er die Wahrheit gesagt — verhehle sich, keine Irrthümer ausgenommen, von denen auch der redlichste und aufmerksamste Reisende sich nicht ganz frei halten kann.

Zur Vervollständigung dessen, was bereits früher in diesen Blättern von Herrn J. G. Kohl über St. Petersburg mitgetheilt wurde, wollen wir hier das erste Kapitel des Buches wiedergeben, welches die Ueberschrift Panorama trägt. Es wird zugleich unsere zahlreichen Deutschen lesen in der Russischen Hauptstadt auf das begierig machen, was sie mit dem ersten Bücher-Transporte der wieder öffnen werdenden Kette von Lübeck nach St. Petersburg zu erwarten haben. Der Verfasser sagt:

„Wenn unsere im grauen Alterthume gebildeten und im wüsten Mittelalter krystallisirten Städte mit ihren engen Straßen und winkligen Häusern, von den bizarrsten Formen und mit tausend von Jahrhundert zu Jahrhundert sorgvererbten Unbequemlichkeiten und Abwürdigkeiten im Bauplane, als wahren verwachsenen Steinmassen und ausgehöhlten Felsennestern gleichen, in denen planloser Zufall die Wohnungen auf einander setzte, oder Furcht und Noth die Mauern bellte, die Gebäude zu Thürmen auftrieb und die Menschen wie in Bienenzellen häufte, so wurde dagegen in Petersburg, dem Kinde unserer aufgeklärten Tage, Alles bequem, verständig und geniesbar, die Straßen weit, die Plätze regelmäßig, die Gebäude groß, die Häuser geräumig. Bei dem Bauen und mit dem Baugelde nach den Zollstabe. Die 30 Quadratwerste, welche Petersburg für sich nahm, erlaubten, freigebiger zu verfahren, und wenn in Wien oder Dresden selbst die Königs-Paläste so sehr mit den übrigen Gebäudemassen verschmelzen, daß sie kaum als selbständige Gänge zu erkennen sind, so nimmt dagegen in Petersburg jedes Haus mit seinen Höfen ein Stück Boden ein, das hinreichend groß ist, um sich vollkommen bequem auszubreiten. Die gequetschten, unnatürlich emporgetriebenen, gestückten und verdrehten Häuser, die überall von ihren Nachbarn genirt werden, erregen dem in den äußeren Straßen Wandelnden bei uns ein ängstliches und drückendes Gefühl, während in Petersburg die Gemächlichkeit, mit der die Wohnungen daliegen, die Vollständigkeit und Abgeschlossenheit, mit der sich jeder Einzelne darstellt, dem Beschauer einen großen Comfort gewähren und es möglich machen, den völligen Effekt jedes architektonischen Ganzen wirken zu lassen. Bei uns erscheint selbst das größte Gebäude nur als ein Theilchen des ganzen dichten Stadtgewächses, während in Petersburg sich jeder Theil als ein Ganzes präsentirt und jeder Baum im großen Häuserwalde seine individuelle malerische Wirkung nicht verliert.

Dennoch aber, oder vielmehr eben daher, — denn wo das Einzelne sich breit macht, verliert natürlich das Ganze an Einheit — ist Petersburg nichts weniger als eine malerische Stadt. Alles ist so luftig und licht. Es fehlt in den Straßen so sehr an kräftigen Schatten, an hell durchbrechenden Strahlen, an Mannigfaltigkeit der Lichttöne, es ist Alles so breuem, so schön, so verständig, so neu, daß ein Canaletto schwerlich auch nur eine solche poetische Ansicht darin für die Leinwand gewinnen würde, wie er in unseren an Kontrasten, Erinnerungen und buntem Leben so reichen Städten deren auf allen Straßenecken finden mag. Die Gassen sind so breit, die Plätze so groß und wüst, die Zlußarme in der Stadt so mächtig, daß die Häuser, so gewaltige Massen sie auch an und für sich bilden, ihrer nicht leicht Herr werden können und gegen diese Riesenmäßigkeit ihre Pfund verschwinden. Dazu kommt, daß das Terrain der Stadt so äußerst eben ist, daß sich nirgends eines über das andere erhebt. Alle diese prächtigen Gebäude, deren jedes werth gewesen wäre, daß ihm ein Berg als Piedestal gedient hätte, liegen, in unabsehbare Reihen geordnet, auf der platten Erde hin, wie disjecta membra eines Rielen. Nichts hebt sich, nichts gruppirt sich, Alles zerfällt und verschwindet, und die Augen finden keine Anhaltspunkte in diesem gewaltigen Meere auf- und niederwogender Paläste.

Namentlich macht sich diese Eigenthümlichkeit Petersburgs im Winter bemerklich, wo Alles, der Boden, die Dächer, die Newa-Arme mit einer und derselben Farbe, mit dem einförmigen Weiß des Schnees, überzogen sind. Die weißen Wände der Häuser heben sich nicht vom Boden ab und scheinen kaum auf festem Grunde zu wurzeln, die beschneiten Dächer verschließen mit den grauen lichten Tinten des Himmels, ohne die Häuser deckend abzuschließen, und die nordische Palmyra gleicht dann vielmehr einem Nebelgebilde von Stadt, einer Schattenstadt, in der alle Linien verschwinden, alle Ecken fehlen, als hätten die Häuser keine Festigkeit, und als wäre alles Gemäuer nur locker und luftig. Es giebt viele Dinge in der Natur, die das Auge erfreuen und den Geist bezaubern und doch nichts weniger als pittoresk sind. Petersburg ist unter anderen ein solches, besonders in seinem Wintergewande.

Kein Ort erleidet eine so interessante Verwandelung als die Newa-Tochter im Frühlinge, wenn ihr Himmel sich abklärt und die Sonne das bleiche Leichentuch des Winters von den Dächern und Zlüssen hebt. Es ist, als wenn dann die Stadt erst wahre Existenz bekäme und sich in wenigen Tagen von neuem von

und dem Palaste des heiligen Synods, in denen das Mein und Dein, das Glauben und Verwerfen, das Leides- und Seelenheil von hundert Völkerschaften besprochen und bestimmt wird, — die säulenreiche Isaakskirche, bei der jener Baufleck eine Riesenmasse ist, — das Kriegs-Ministerium, in dessen Räumen tausend Zehern friedlich im Dienste des wilden Mars beschäftigt sind, und endlich — das gewaltige Winterpalais, in dessen einer Ecke der kolossale Mann thront, zu dem der zehnte Theil des Menschengeschlechts mit Sorgen und Hoffnungen aufblickt, mit seinen Namen auf der einen Hälfte unseres Globus der gepriesenste und gefürchtetste von allen ist.

Die Länge der die Admiralität umgebenden und von den genannten Gebäuden begränzten Plätze beträgt nicht viel weniger als eine Englische Meile, und die Schauspiele, Metamorphoken, tableaux vivans, ombres chinoises, welche sich hier täglich und stündlich vor den Augen der Admiralitäts-Thurmwächter hin- und herbewegen, sind so mannigfaltig als prachtvoll und interessant. Auf dem einen Ende in der Nähe des Senats und Synods galoppirt der kolossale Peter der Große auf mächtigem Felsen, den Drachen finsterer Barbarei zertretend, von ab- und zufahrenden Häuptern des Staats und der Kirche, von Metropoliten, Bischofen, Senatoren und höchsten Richtern beständig umrauscht. Auf der anderen Seite erhebt sich der blank polirte Monolith des „Wiederherstellers des Weltfriedens", auf dessen höchster Säulenspitze der Erzengel mit dem Friedenskreuze schwebt, an dessen Fuß nie das Gedonner der Kaiserlichen Karossen verstummt und beständig Feldherren, Generale, Statthalter und glänzende Hofleute sich tummeln. Priester-Prozessionen, militairische Paraden, Lauipagen-Pomp, die Trauerzuge der Leichenbegängnisse drängen sich hier den ganzen Tag, und selten schweigen ein paar Augenblicke die Trommeln und Kanonen-Pfeifen, welche verkündigen, daß ein Mächtiger dieser Erde passirte.

Vom Admiralitätsthurme nach Süden entwickelt sich der wichtigste Theil der Stadt, die sogenannte „große Seite" (Bolschaja Storona). Nach Westen hin bietet die „Bastilus-Insel" („Wassilewskoi Ostrow") ihre schöne Börse, die Akademie der Künste, die Universität dar. Nach Norden breitet die „Petersburger Seite" („Peterburgskaja Storona") mit ihrer in die Newa hineinragenden Festung, und nach Osten den tauchen die Kasernen und Fabrikgebäude der „Wiborgschen Seite,*) auf. Es sind dies die vier Hauptmassen, in welche die Stadt durch die große und kleine Newa und durch die große Newka zerfällt. Die sei weitem alle anderen überwiegende ist aber „die große Seite", in der Hof, vom ganzen Adel und von der wichtigsten Hälfte der Einwohnerschaft domicilirt ist; die unbedeutendste ist die Wiborger Seite, welche Gärtner, Soldaten und Fabrikanten nährt und noch eine größere Bedauung erwartet, mit welcher man jetzt eifriger als mit der irgend eines anderen Stadttheiles beschäftigt ist. Auf der Bastilus-Insel, die auf allen Seiten von den tiefsten Newa-Armen umflossen ist und dem Meere sich zuwendet, ist der Handel seinen Sitz aufgeschlagen, und die Masen, die Freunde Merkur's, haben sich ihm angeschlossen. Die „Petersburger Seite", auf der theils niedrige, unbewohnte Sumpfinseln, theils die Festung mit ihrem Rayon die Gebäude vom Flußufer entfernt halten, ist von vielen ärmeren Klassen der Einwohnerschaft besetzt und hat schon größtentheils ganz den Charakter einer Petersburger Vorstadt.

Die dichten Häusermassen der großen Seite, dicht im Vergleich zu den Verhältnissen der übrigen Stadttheile, werden von den in Halbkreisen sie umschlingenden drei Kanälen, der Moika, der Fontanka und dem Katharinen-Kanale, in die drei um die Admiralität herum sich legenden Halbringe „des ersten, zweiten und dritten Admiralitäts-Stadttheile" konzentrirtig zerschnitten und dann wieder radial durchbrochen durch die drei von dem Admiralitätsthurme ausgehenden Perspektiven **), durch „die große oder „Newaische Perspektive" („Newskoi Prospekt"), „die Erdbeerstraße" („Gorochowaja Ulitza") und „die Auferstehungs-Perspektive" („Wosnelenskoi Prospekt").

Vom Admiralitätsthurme aus, der allen jenen Straßen als point de vue dient, folgt das Auge der langen Reihe von Palästen, die sich an ihnen in weite Ferne hinziehen, und mit einem guten Fernrohre entdeckt man mittelst dieser Durchbrüche leicht, was sich in den entlegensten Quartieren ereignet und bewegt. Die drei ersten Admiralitäts-Stadttheile enthalten Alles, was der Stadt das Theuerste ist, die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude, die vornehmsten Magazine, Basare und Märkte, die größte Masse der Beamtenwelt, die besten Handwerker und Künstler, die Crème des Adels, von allen Klassen das Feinste und Nobelste.

(Schluß folgt.)

*) Wahrscheinlich nannte man die verschiedenen Stadttheile Petersburgs „Seiten", indem man dabei seinen Standpunkt auf der Newa nahm und, von ihr ausgehend, nun den rechten und linken, kleinen und großen Seite sprach. „Die große Seite" bekam diesen Namen, weil an ihr die Hauptmasse der Stadt sich hin erstreckt, die „Wiborgsche Seite", weil der Weg nach Wiborg durch sie hindurch, die „Bastilus-Insel" von dem Kapitale „Bastilus", der bei der Anlegung der Stadt die Arbeiter in diesem Stadttheile kommandirte, und die „Petersburgsche Seite", weil zu ihr die eigentliche Burg Peter's, die Festung, gehörte.

**) Alle lange Straßen ersten Grades Petersburgs, die eine unendliche Aussicht ins Weite gewahren, heißen „Perspektiven."

Arbeiterschöne, die eine und dieselbe Erziehung bekommen haben. Da die Freiheit des Geschlechtsumgangs die Abstammung der Individuen ganz ungewiß macht und so auch das Erbrecht thatsächlich aufgehoben ist, so beerbt die Phalange die Reichen und wird nach und nach Eigenthümer aller ihrer Actien. Von da ab geht die Gewalt in die Hände der Menge über. Die Menge, d. h. die Mehrheit der Individuen mit berathender Stimme in der Phalange, wird jetzt die ihr gut scheinenden Bedingungen festsetzen. Glaubt man nun, daß es unter Menschen, die auf gleiche Weise erzogen sind und welchen dieselben Rechte haben, lange Arbeiterverschiedener Arten, die Arbeit zu belohnen, wo oder mehrere Arbeiterklassen gehen könne, deren eine mehr als die andere bekommen wird, ohne mehr zu arbeiten? Glaubt man ferner, daß solche Menschen, die mit Niemanden mehr in engerer Verbindung stehen und die nur in den Gruppen und Serien ihrer Wahl gemüthliche Erholung und Zerstreuung finden, länger abgesondert leben werden? Nein, das Gesetz der Anziehung, welches die Serien, und die Stelle der Actiengesellschaft wird eine vollkommene Gütergemeinschaft treten, oder vielmehr die Gemeinschaft der Schlechten und Ungeschickten wird die Guten und Fähigen allmälig verschenchen, bis die Phalange sich auflöst und ihr Terrain aufs neue durch ein Dorf nach dem „Zerstückelungs-System" eingenommen sein wird, dem das Phalanstère zum Gefängniß, Tempel oder Hospital bestimmt wird. Zwar bebauten die Fourieristen, Jeder werde bei der Erhaltung der bestehenden Unterschiede und Vertheilungen interessirt seyn, da Jeder sich in irgend einer Arbeit auszeichnen und folglich in der für diese Arbeit bestimmten Gruppe der Erste seyn wird. Aber wer sieht nicht das Falsche dieses Satzes? Wenn Jeder in einer Gruppe der Erste seyn wird, so wird er auch in jener oder jener anderen der Letzte seyn, und so wird er als Erster sich mehr für Gleichheit interessiren, denn als Erster für die Ungleichheit. Uebrigens wird die Menge, die das Gesetz giebt, gewiß aus Individuen bestehen, die sich in keiner Gruppe auszeichnen. Wir sehen also, daß es in der Organisation des Societar-Systems Elemente giebt, die es früher oder später in Gütergemeinschaft verwandeln werden, und daß die Socialen Unterschiede, die es bei seiner Gründung geltatten, bald jener absoluten Gleichheit Platz machen müssen, die, nach Herrn Considerant, „nur in Folge des Zwanges oder des Elends, durch den Despotismus eines Gesetzes oder einer religiösen Idee bestehen kann."

Eine andere Behauptung der Fourieristen ist, daß ihr System alle Interessen-Konflikte, die aus dem Civilisationsleben einen Schauplatz machen, Zwistigkeiten und Feindschaften machen, beschwichten und für immer unmöglich machen wird. Gerade durch diese Uebereinstimmung der individuellen Interessen soll sich ja das Societar-System vor unserem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand auszeichnen; in dieser beständigen Harmonie liegt ja das Geheimniß eines Organismus, der allen Leidenschaften freien Lauf lassen wird, ohne sie zu unterdrücken, der Gegensätze in Einigkeit und Zweck und Zwangsmittel zu bedürfen. Gewiß, um ein solches Utopien auf das Wort des Meisters hin anzunehmen, ehe irgend eine Erfahrung gemacht worden, dazu gehört ein ziemlich starker oder vielmehr blinder Glaube. Sobald erst die Gütergemeinschaft vollständig eingeführt ist, begreifen wir wohl, daß die Interessen-Konflikte fall unmöglich sind; aber so lange die Socials Phalanstère nur bestehen der des Dein und Mein, so lange es eine Portion Reichthum giebt, woran nicht Alle gleiche Rechte haben, ist es offenbar, daß die Interessen der Individuen, oder der Association selbst als moralischer Person sehr häufig auseinanbergehen können und müssen. Wie, wenn Du ein Kapitalist und ich ein einfacher Arbeiter bin, sollten wir nicht entgegengesetzte Interessen haben, wenn es sich um Unterschied, um Antheil des Kapitals, ob das, den Antheil der Arbeit zu vermehren? — Peter, ein reicher Kapitalist, stirbt und hinterläßt ein Testament, in welchem er seinen Erben in so unbestimmten Ausdrücken nennt, daß man eben so gut Philipp als Karl darunter verstehen kann. Wenn das Testament nicht erkuirt wird, so erbt die Phalange. Da haben wir drei sehr getrennte Interessen, die man unmöglich auf einmal befriedigen kann. Nehmen wir an, daß Karl Unterschrift, und wenn ein solcher Konflikt eintritt, wie ihn lösen ohne ein Tribunal, ohne Gesetze, ohne Agenten, welche die Sentenz vollstrecken? Und alle diese Functionen sollen von Gruppen, die eine eigene Leidenschaft dafür haben und alle zwei Stunden sich verändern, vollzogen werden? — Das ist noch nicht Alles. Die Produkte der Arbeit werden unter alle Actionaire nach Verhältniß ihres Mitgebrachten und ihrer Leistungen vertheilt. Dies Alles muß sorgfältig aufgeschrieben werden; namentlich muß man einen genauen Etat aller Stunden, die jedes Individuum der Arbeit gewidmet, und über den Grad des Talents, den es erreicht hat, halten. Da haben wir ein ungeheures Rechnungswesen, dessen Details täglich zu Streitigkeiten führen, alle Konflikte erzeugen können. Und wer wird diese Rechnungen führen? Wieder Gruppen, deren Personal stündlich wechselt und über welch alle diese Konflikte entscheiden und brendigen? Wieder Gruppen, immer Gruppen; denn man kann keine Ausnahme an dem System machen, ohne es ganz über den Haufen zu stürzen. Was wird aus der Harmonie mitten unter allem diesen?

Nun haben wir noch einen letzten Einwand zu machen, einen Einwand, der von einem ganz anderen Punkte ausgeht. Dr. Paget, voraussetzen und auseinandergesetzt worden ist. Wir führen seine eigenen Worte an: „Man begreift", sagt er, „daß, so sehr auch die Production steigen mag, die Gesellschaft doch früh oder spät dahin kommen muß, nicht alle ihre Bedürfnisse befriedigen zu können, wenn nicht dem Wachsthum der Bevölkerung ein Ziel gesetzt würde; denn die produktiven Kräfte des Erdballs sind ja ebenfalls beschränkt, und objektiv wird noch lange nicht die erschöpft haben, so muß doch einmal ein Tag kommen, wo die Be-

Digitized by Google

Frankreich.

Das Fouriersche Social-System.

(Schluß.)

In der zweiten Generation sind an die Stelle der Reichen neue Wesen getreten, die in der Phalange geboren und erzogen sind, lauter

völkerung der Erde nothwendig tief sinkt und ihr Wachsthum ein Ziel findet.

„Wir wissen, daß gegenwärtig, besonders in den civilisirten Ländern, die Bevölkerung mehr oder weniger bedeuten zunimmt, und daß eine der vorzüglichsten Ursachen dieser Zunahme die Vermehrung des industriellen und materiellen Wohlstands ist. Wenn wir nun bedenken, daß die Association vorzüglich dahin wirken soll, den Wohlstand zu verallgemeinern, alle Klassen daran Theil nehmen zu lassen, Jedem individuell höhere moralische und materielle Genüsse und folglich auch Gesundheit zu verschaffen, wie die glücklichsten Klassen der gegenwärtigen Gesellschaft sich ihrer erfreuen, so müssen wir auch einsehen, daß die Association, indem sie die Production vermehrt, auch eine mehr oder minder bedeutende Zunahme der Bevölkerung hervorrufen wird. Unter solchen Umständen nun fragt sich, wie die Bevölkerung im Gleichgewicht mit dem Social-Reichthum erhalten werden kann? Offenbar nur durch die Zunahme des letzteren, aber so wie in jedem Lande dieser Zunahme ein Ziel hat, so muß sie es auch auf der ganzen Erde haben, und trop alles Rationalismus würde immer eine Zeit kommen, wo die Bevölkerung die Gränze der producirten Reichthümer überschritte und Armuth und Elend wieder das Loos der menschlichen Gesellschaften würden, und dann würden die meisten Vorzüge der Phalanges-Association verschwinden. Sie würde sich dann durch ihre eigenen Wirkungen tödten." „Was antwortet Ihr darauf?" fragt er, indem sie die Summe der Social-Reichthümer vermehrt, indem sie den Wohlstand verallgemeinert und auf alle Klassen ausdehnt, vermehrt nothwendig auch die Mittel der individuellen Erhaltung. Die Zerstörungs-Elemente, denen wir jetzt unterworfen sind, sind dann zum großen Theil beseitigt. Die Krankheiten werden auf außerordentliche Fälle beschränkt, die Zahl der Geborenen wird sich nicht mehr hinter der Gebornen zurück. Die mittlere Lebensgränze steigt, und die Bevölkerung nimmt in mehr oder minder auffallendem Verhältniß zu. Das würde so lange dauern, bis das Uebermaß der Bevölkerung mit dem Elend in seinem Gefolge neue Zerstörungs-Elemente hervorrufen würde, Krankheiten, die wieder die Zahl der Geborenen steigern und die Bevölkerung zu ersticken suchen würden, bis auf ein mit dem verbesserten Vermögen des Erdballs im Niveau stände. Es ist klar, daß überall, wo der Unterschied zwischen der Zahl der Geborenen und der der Gestorbenen größer ist, dieses Ziel auch früher erreicht wird. Die Association, deren Wirkung es ist, die Zahl der Todesfälle zu vermindern, kann auf keine andere Weise das Gleichgewicht der Bevölkerung erreichen, als durch die Verminderung der Zahl der Geburten. Wenn nun das Erstere eine klare, nothwendige Folge des Societar-Lebens ist, so kann man von dem Zweiten nicht dasselbe sagen, und man sieht nicht gleich, wie das Societar-System die Verminderung der Geburten herbeizuführen vermag. Muß man nicht viel eher voraussetzen, daß in den glücklichen Verhältnissen, in welchen die Individuen sich befinden werden, die Fruchtbarkeit der Gattung zunehmen und eine größere Anzahl von Kindern erzeugt werden wird?"

Wollt ihr wissen, was unser Fourierist dieser gewiß sehr natürlichen Voraussetzung entgegenstellt, wie er beweist, daß dies Alles nur ein Irrthum sey, und daß das Societar-System eine der angenommenen gerade entgegengesetzte Wirkung haben werde? Sein Beweis besteht aus zwei Sätzen, die er bloß aussprich, ohne sie tiefer zu entwickeln. Der erste derselben ist, „daß es ein Grundsatz der Vorsehung ist, für die Fortpflanzung und also für die Erhaltung einer animalischen oder vegetabilischen Gattung um so weniger zu sorgen, je mehr die Existenz der Individuen dieser Gattung gesichert, d. h. je weniger sie den gewöhnlichen Ursachen des Untergangs und der Zerstörung ausgesetzt ist." Aber darauf berufen wir Herrn Paget zurück, daß jede der den Gesetzen und Plänen, die wir der Vorsehung zuschreiben, gezogene Schlußfolgerung sehr gewagt ist, weil wir noch weit davon entfernt sind, in alle Gesetze und Pläne der Vorsehung eingeweiht zu seyn. Zweitens aber wollen wir sehen, inwiefern die Wirklichkeit zur Annahme jenes Satzes berechtigt. Die Natur hat nämlich allerdings für die Fortpflanzung von Gattungen, die viele Feinde und wenige Vertheidigungs-Mittel haben, reichlich gesorgt, während die Gattungen, die mehr Mittel, sich zu erhalten, haben, im Allgemeinen nicht so fruchtbar sind. Dies ist ein Gesetz, das sich in der Organisation, in dem allgemeinen Charakter der animalischen und vegetabilischen Gattungen ausspricht. Wenigstens beobachten wir es in einer gewissen Anzahl von Fällen, und wir sind weit gewiß, es für ganz allgemein zu halten, einen Plan der Vorsehung darin zu finden, obgleich die logische Folgerichtigkeit einer solchen Verallgemeinerung noch sehr in Zweifel gezogen werden kann. Aber daraus schließen, daß in jeder Gattung die Fruchtbarkeit im umgekehrten Verhältniß zu den Erhaltungs-Mitteln der Individuen zu- oder abnehme, das heißt nicht mehr, die beobachteten Thatsachen verallgemeinern, das heißt, ein neues Naturgesetz erfinden, ohne daß irgend eine allgemeine oder besondere Thatsache und dazu berechtigt. Wir glauben nicht, daß es ein einziges Beispiel von animalischen oder vegetabilischen Gattungen gebe, deren Fruchtbarkeit durch die bloße Entfernung einiger Zerstörungs-Ursachen vermindert worden. Die Fruchtbarkeit einer Gattung liegt in ihrer Organisation, und die Entfernung einer oder mehrerer Zerstörungs-Ursachen hat noch keinen direkten Einfluß auf diese Organisation. Ja noch mehr: die über das menschliche Geschlecht bis zu diesem Tage gemachten Beobachtungen berechtigen uns, gerade das Gegentheil der Behauptung des Herrn Paget anzunehmen. Wenn man die Fruchtbarkeit der wilden Völker mit der der civilisirten Völker vergleicht, so sehen wir sie nicht im umgekehrten, sondern im geraden Verhältniß zur Sicherheit des Lebens oder, was dasselbe ist, im umgekehrten Verhältniß zur Unsicherheit des Lebens zu- oder abnehmen.

Der zweite Satz ist so außerordentlich, daß wir nicht umhin können, die eigenen Worte des Verfassers herzusetzen: „Sehen wir nicht", sagt er, „in unserer gegenwärtigen Gesellschaft, daß die Frauen, die eine große Körperkraft besitzen und noch dazu ein glückliches Leben führen, umgeben von allen Genüssen und Bequemlichkeiten des Reichthums, gerade am unfruchtbarsten sind, während die in der entgegengesetzten Lage sich befindenden Frauen meist von einer trostlosen Fruchtbarkeit sind?"

Aber in welcher unserer Gesellschaften oder vielmehr in welchem Theile der Welt hat Herr Paget Frauen gesehen, die „mit einem glücklichen Leben, umgeben von allen Genüssen und Bequemlichkeiten des Reichthums, eine große Körperkraft verbinden?" Doch selbst wenn wir zugeben, daß diese uns ganz unbekannte Kategorie irgendwo in Europa existirt, so fragen wir Herrn Paget weiter, welches die statistischen Data oder die Erfahrungen sind, auf die er seine aufgestellte Behauptung stützt. Wir kennen wohl viele Beobachtungen über die Fruchtbarkeit der Ehen, aber keine über die absolute Fruchtbarkeit der civilisirten Frauen, was, wie bekannt, zwei sehr verschiedene Dinge sind.

Herr Paget, der auf die politische Oekonomie nichts giebt, hat vielleicht noch nicht von einem gewissen Malthus sprechen hören, welcher Verfasser jene bedeutenden Untersuchungen über die Bevölkerung, welcher unter und Civilisirten ein viel größeres Ansehen genießt, als Fourier. Dieser Malthus hat die Wissenschaften mit folgenden Wahrheiten bereichert, die seitdem unumstößlich geworden: 1) Es giebt kein Beispiel einer menschlichen Gesellschaft, deren Bevölkerung in ihrer Zunahme durch den Mangel absoluter Fruchtbarkeit gehemmt worden. Im Gegentheil, alle Gesellschaften, die man beobachten konnte, welchen Normen auch das Verhältniß der Ehen geschlossen, zu einander unterworfen seyn mochte, haben die Tendenz gezeigt, sich schneller zu vergrößern als die Subsistenz-Mittel, über die sie zu verfügen hatten, so daß die Zunahme der Bevölkerung nie durch innere Hindernisse, die in der Organisation der Gattung liegen, sondern nur durch äußere, wie eine den Mangel an Subsistenz-Mitteln, aufgehalten wurde. 2) Der Mangel an Subsistenz-Mitteln hemmt die Zunahme der Bevölkerung auf zweierlei Art, präventiv oder zerstörend; präventiv durch die Verantwortlichkeit, die das Institut der Ehe auf jeden Familienvater wählt, indem es ihn zwingt, seine Kinder zu ernähren, und seine Eigenliebe wie seine Zärtlichkeit für das Streben, seine Familie in der gesellschaftlichen Stellung, die er selbst einnimmt, zu erhalten oder vielleicht zu verbessern, interessirt; zerstörend durch die Krankheiten und Unfälle verschiedener Art, welche eine zu starke Bevölkerung unvermeidlich bezwingen. 3) Da, wo das präventive Hinderniß energisch wirkt, d. h. wo die mit der Ehe verwachsende Verantwortlichkeit von allzu unvorsichtiger Eingehung dieses Bandes abhält und so die Zahl der Ehen nicht größer als die Mittel, sie zu ernähren, werden läßt, macht sich das zerstörende Hinderniß nicht oder sehr selt nicht fühlbar. Also begegnen das präventive Hinderniß ohne Macht ist, wächst die Bevölkerung reißend schnell, bis sie durch das zerstörende Hinderniß mit seinem ganzen Gefolge von Elend, moralischen und körperlichen Leiden aufgehalten und so das Gleichgewicht wieder hergestellt wird.

Die Anwendung dieser Prinzipien auf die vorliegende Frage ist leicht. Man sieht gleich, daß die Wirksamkeit, ja die Existenz des präventiven Prinzips unmöglich ist ohne die Ehe, ohne die Familie. Durch die dem Familienvater in den civilisirten Gesellschaften auferlegten Verpflichtungen wird es für diesen sehr wichtig, nicht mehr Kinder zu haben, als er ernähren, erziehen, in gleicher Lage mit der seinigen erhalten kann. Um dieser Verpflichtungen willen verheirathen sich Manche sehr spät. Andere gar nicht, und so ist Fruchtbarkeit der Ehen an verschiedenen Orten, bei verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft sehr verschieden.

In dem Societar-System, wo es weder Ehe, noch Familie, noch eine Verantwortlichkeit für die Aeltern giebt, ist das präventive Hinderniß also Null. Was wird also eintreten? Herr Paget selbst sagt: das zerstörende Hinderniß allein wirken, und „die Association wird sich durch ihre eigenen Wirkungen tödten."

(B. U. d. G.)

Die Pariser Königliche Bibliothek zur Zeit der Revolution.

Die große öffentliche Bibliothek von Paris ist unbezweifelt eine rein Königliche Stiftung, da Alles, was sie vor der Revolution von 1789 besaß, aus der Privatkasse des Königs angeschafft war. Man kann sogar sagen, daß sie unter dem alten Regime eine Art Ministerium für sich bildete. Der Bibliothekar, ein wegen des Ansehens seiner Familie und des Umfangs seiner literarischen Kenntnisse sehr bedeutender Mann im Staate, besaß das Privilegium, direkt mit dem Fürsten zu arbeiten, und brauchte von seinen Plänen und Ausgaben zur Unterhaltung der Bibliothek Niemanden Rechenschaft zu geben. Er schlug die Kuftoden der vier großen Sammlungen dem Könige zur Ernennung vor, und diese Kuftoden, aus den bedeutendsten Mitgliedern der gelehrten Gesellschaften gewählt, waren für das

Digitized by Google

ihnen anvertraute Depositum und für das Betragen ihrer Adjunkte, die der Bibliothekar ihnen auf ihr Verlangen bewilligt hatte, persönlich verantwortlich. Obwohl die Sammlungen dem Publikum damals nur an zwei Tagen der Woche geöffnet wurden, so war doch jeder subalterne Bibliothek-Beamte streng verpflichtet, seine ganze Zeit und Thätigkeit der Bibliothek zu widmen; dafür übernahm aber auch der Staat die Verpflichtung, seine Subsistenz vollkommen zu sichern. Jeder bei der Königlichen Bibliothek Angestellte konnte von diesem Amte leben, und Alle hatten die Aussicht auf einen höheren und einträglicheren Wirkungskreis, den sie nicht etwa mit bloßer Rücksicht auf lange geleistete Dienste, denen vornehmlich nach Maßgabe ihres Eifers, ihrer Talente und Kenntnisse erhielten.

Diese alte Organisation besteht nicht mehr. Man hat das Amt eines Bibliothekars abgeschafft und dafür einen Verwaltungs-Rath gestiftet, der aus sämmtlichen Kustoden oder Konservatoren zusammengesetzt ist. Diesem Rathe steht keine freie Verfügung über jedere Bibliothek-Aemter zu; er muß selbst in den unbedeutendsten Berufsarbeiten eine Belohnung für die längste Probe-Zeit sehen und befördertungen als den verdienten Lohn, wo nicht des hohen Alters, doch wenigstens vieler Dienstjahre, bewilligen. Man erkennt ohne Mühe die Unstatthaftigkeit des neuen Systems: die Nothwendigkeit, auf das Datum geleisteter Dienste mehr als auf ihren Werth Rücksicht zu nehmen, ersährt den ewigen Wettleifer in den Bürgen; und indem das Gouvernement die Subsistenz seiner Beamten nicht sichert, läuft es Gefahr, sein Recht auf ihre Hingebung im Dienste zu verlieren. Am stärksten aber spricht es gegen die neue Einrichtung, daß Herr van Praet, wenn sie zu seiner Zeit bestanden hätte, niemals an die Bibliothek gekommen wäre. Er hatte eben seinen Vater verloren, und seine Mutter forderte ihn dringend zur Heimkehr auf, weil sie ihn an der Spitze seines ererbten Buchhandels wissen wollte. Ohne Zweifel würde er den zudringlichen Bitten der Seinigen sich haben fügen müssen, hätte er ihnen nicht die Aussicht auf eine andere ehrenvolle Laufbahn, die ihm eine sorgenlose Zukunft versprach, entgegen halten können. Man übertrug ihm nur die untergeordnetste Stelle im Kabinet der gedruckten Bücher; diese war aber schon mit einem Fünftausend Livres verbunden, und alle Bedürfnisse, die er sonst noch haben konnte, deckte; denn die Königlichen Bücher stillten sein damaliges heißestes Sehnen, eine Bibliothek zu eigenem Gebrauchte zu besitzen.

Was man sich als vornehmste Frucht der Anstellung des Herrn van Praet versprechen mochte, war die Fortsetzung der Redaction des großen Katalogs, dessen Theil er bereits bis Folio 1 Recueil Van Herselde Mann, der durch seine Studien, seine unbesiegbare Neigung und den Wunsch seiner Kollegen zur Fortsetzung, ja zur Beendigung dieser wichtigen Arbeit berufen schien, sollte unaufhörlich davon abgezogen werden. Und wie erklärt sich dies? Aus einer Thatsache von ganz anderer Wichtigkeit, dem drohenden Herannahen und endlichen Ausbruche der Französischen Revolution. — einer Revolution, die schon Jahre lang in den verschiedenen, die alle Gesellschaftlichen Beziehungen der gesellschaftlichen Elemente änderte und alle Klassen, alle administrative, bürgerliche und militairische Anstalten dem Despotismus politischer Combinationen unterwarf. Während Herr van Praet durch Ausfüllung der Lücken der alten Inventarien sich vorbereitete, die Arbeit seiner Vorgänger da wieder aufzunehmen, wo sie abgebrochen war, verlangte ganz Frankreich mit großem Geschrei eine Reform der Verfassung, des Kultus, der Gesetze. Dann wurden die Notabeln zusammenberufen; die General-Stände, Vorläufer der konstituirenden Versammlung, dann die gesetzgebende Versammlung, dann endlich der National-Konvent! Wir können über diese Zeiten impotenten und schrecklichen Andenkens nur so schneller hinweggehen, da sie Herr van Praet im Innern der wüthendsten Leidenschaften, da ihn unmoegten, immer unempfindlich geblieben zu seyn scheint. Dennoch ist vor kurzem behauptet worden, er habe „die Meinungen, die Wünsche und Hoffnungen des Jahres 1789 aufrichtig und selbst mit einigem Enthusiasmus getheilt." Es findet sich aber weder in den Erinnerungen seiner Freunde noch in den ziemlich zahlreichen Notizen über diesen Abschnitt seines Lebens, die er gleichzeitig niederschrieben, auch nur die leiseste Spur solcher Gesinnungen. Wir finden ihn aus Jahr 1785 fast ausschließlich damit beschäftigt, die Bücher-sammlung der Königin Maria Antoinette zu ordnen; und wir wissen, daß er später mit Pergamen auf die Gunst zurückkam, welche diese unglückliche Fürstin ihm bezeugt hatte. Wenn er aber wirklich die Gefühle, die damals den großen Haufen berauschten, zu Herzen theilte, so muß er wenigstens oft darüber sich betrübt haben, daß der Kultus des Freiheits-Idols mit den Interessen und dem Kultus der Bibliographie nicht immer harmonirte. In der allgemeinen politischen Aufregung wurden die Büchersammlungen vernachlässigt; die Leser kamen alle Tage in geringerer Zahl, und alle Tage riß neuer Argwohn irgend einen Beforgetheren oder Kollegen von Praet's von seinem Geschäfte. Der Abbé Desfontaines war so klug gewesen, zu fliehen; ein paar Monate nach seiner Flucht in eine entfernte Provinz mußte der Bibliothekar, Herr d'Ormesson, sein Amt zum Besten zweier Männer niederlegen, denen die Vortheile des republikanischen Systems ohne Zweifel besser einleuchteten, als ihm. Der Erste, ein giftiger Zeitungsschreiber, seines Namens Carrat, flieg bald nachher auf das Blutgerüst; der Andere Champfort, ein begeisterter Schüler der Philosophie Voltaire's und der Politik Rousseau's, behielt nicht ein Jahr lang das Amt, auf welches ihm seine persönlichen Verdienste gleichwohl gegründete Ansprüche gaben. Man bezüchtigte ihn der Anhänglichkeit an das alte Regime — ihn, der, wenn sein Freund und Biograph Guinguené Glauben verdient, zuerst gerufen hatte: „Krieg den Schlössern! Friede den Hütten!" — ihn, der im Jahre 1792, beim Anblick einiger Equipagen, sagte: „Ich werde nicht an die Revolution glauben, so lange ich diese Karossen und Kabriolets die Zuggänger umwerfen und zermalmen sehe." Ein Angeber fand sich unter den Subalternen der Bibliothek: der ehrsole Tobiason Dubo verschwärzte Champfort, verschwärzte den berühmten und ehrwürdigen Barthelemy, den jungen darmlosen van Praet. Champfort, der Abbé Barthelemy, der Abbé de Courçai und van Praet wurden in das Gefängniß des Manoeuvrettes eingeführt; sie blieben drei Tage in daselbst. Van Praet täuschte die Wachsamkeit eines Hüters, entfloh und suchte ein Asyl bei Herrn Théophile Barrois; dieser Buchhändler war damals in den republikanischen Ideen weit vorgeschritten, und doch setzte er sein Leben aufs Spiel, um das Leben eines harmlosen Protektirten zu retten. Zum Glücke kam Niemanden der Gedanke, das Haus eines Mannes, wie Barrois, könne jemals der Zufluchtsort eines Feindes des Vaterlandes werden; und van Praet blieb drei Monate lang bei seinem Beschützer geborgen. Champfort und Barthelemy wurden der Bibliothek zurückgegeben, aber nicht der Freiheit; denn sie mußten sich die beständige Anwesenheit eines Emissairs der Nation gefallen lassen, den sie für seine lästige Gegenwart besoldeten und der ihnen selbst in der Nacht keine Einsamkeit gönnte. Zu dieser peinlichen Gesellschaft war ihnen ein Mond gegangen, und eben faßen sie beim frugalen Mahle, als plötzlich ein Gendarm hereintrat und sie aufforderte, ihm zu folgen. Champfort dieß den Gendarm ein wenig warten, ging in den anstoßenden Saal und zerschmetterte seine Stirn mit einem in der Eil geladenen Pistol, ohne sich zu tödten. Ganz rasend über das kaltte Gelingen seiner That, ergriff er nun sein Rasirmesser und zerfleischte sich noch die Kehle wieder umsonst: er konnte für den Angenblick seines Körpers nicht ledig werden. Aber der bittere Kummer vollendete bald, was seine verzweifelte Hand unvollendet gelassen.

Nach Champfort's Tode vertraute man die Obhut über die National-Bibliothek einem gewissen Lefevre de Villebrune, einem erschlichen und niederträchtigen Pedanten, der, um ihm unmöglich war, die Achtung seiner Kollegen zu verwerben, wenigstens ihrer Kontrolle sich entziehen wollte. Van Praet, der eben sein Amt als Kustos wieder antrat, wurde bald unter dem Vorwande, daß er ein Belgier sey und mit Feinden der Republik (d. h. mit Desaulnays und dem Abbé Barthelemy) in Verbindung stehe, von ihm angeklagt; allein sein Elender sollte die Frucht seiner Verleumdung nicht sofort: Robespierre stürzte, van Praet blieb im Amte, und Lefevre mußte dem seinigen entsagen. Im Oktober 1795 wurde van Praet zum Konservator der National-Bibliothek befördert. Dem Dekret, welches ihm diesen Titel, den er bis an sein Ende bewahrt hat, bewilligte, war ein Gesetz vorangegangen, das die alte Einrichtung aufhob und die Direction der Anstalt den Konservatoren der verschiedenen Abtheilungen übertrug. Diese Konservatoren waren acht an der Zahl; van Praet theilte mit Capperonnier die Aufsicht über die gedruckten Bücher.

Paulin Paris.

Mannigfaltiges.

— Zwei Deutsche Dramen auf der Französischen Bühne. Von der erlauchten Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" sind abermals zwei ins Französische übersetzte Lustspiele auf Pariser Theatern gegeben worden, und zwar mit günstigerem Erfolg, als früher die „Braut aus der Residenz", die durch Ungeschicklichkeit der Uebersetzer, welche daraus ein Französisches Vaudeville gemacht hatten, keinen Beifall fand. Der „Oheim" wurde unter dem Titel „La Malade imaginaire" (die Kranke in der Einbildung) auf dem Théatre Français von den ersten Französischen Künstlern und die „Fürstenbraut" (La Fiancée du Prince) auf der Bühne des „Gymnase" dargestellt. Der Uebersetzer des ersten Stückes hatte wohl Unrecht, einen Titel zu wählen, der zu Vergleichungen des Dramas mit einem Meisterstücke von Molière das Französische Publikum gewissermaßen herausforderte; sein Wagstück ist ihm jedoch gelungen: die Habitues des Theatre Français meinen, eine durch ihre Geburt so hochgestellte Verfasserin habe wohl ein Recht gehabt, ihrem Stücke in Deutschland einen Titel beizulegen, der in Frankreich klassisch sey. Sie wissen nicht, daß das Deutsche Original durch seinen Titel auch nicht im allerentferntesten an Molière erinnert. Aber L'Oncle, — das schien dem Uebersetzer zu nichtssagend, er griff daher gleich zu dem vielsagenden Titel und hat es glücklicherweise nicht damit verdorben. Die Kranke in der Einbildung wird auf den klassischen Brettern des Kranken in der Einbildung gern gesehen und sich neben demselben wohl auch eine Zeitlang erhalten. Durch die Metamorphose des Stückes geworden, worin die Deutsche Verfasserin gewiß auch nicht gedacht hat. Ihre „Fürstenbraut" wird; eben so wie im Titel, auch in der Anordnung der Scenen ganz unverändert auf der Französischen Bühne gegeben. Allerdings ist das darin herrschende patriarchalische Hofleben den Pariser, die an „Attentats" und an fortifizirte Gallanzen gewöhnt sind, etwas ganz Fremdartiges und zum Theil Unerklärliches, aber sie ergötzen sich daran, indem sie es „Deutsch" nennen, und das wollen wir uns zu unserem Ruhme gesagt seyn lassen.

Herausgegeben von der Expedition der Kön. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Mittwoch den 3. März 1841.

Schweden.

Ueber Strafen.

Von dem Kronprinzen von Schweden.*)

Die Gesetze eines Volkes kann man mit Recht als den Maßstab der Bildung und des sittlichen Zustandes betrachten, den es erreichte. Dies gilt besonders von den Straf-Gesetzen, die sich weit leichter den steigenden Anforderungen der Menschlichkeit und Rechtsidee anpassen lassen, als die Civil-Gesetze, welche in gewisser Beziehung mehr durch Landessitte und Nationalgebrauch bedingt werden, so wie auch oft von besonderen Lokal-Verhältnissen abhängen. Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß eine auf billigen und natürlichen Grundlagen ruhende Civil-Gesetzgebung eines der wirksamsten Mittel zur Ausgleichung veralteter Mißbräuche und eingewurzelter Vorurtheile ist, und daß sie eine wichtige Bedingung zur Entwickelung eines geläuterten Nationalgeistes und einer echt vaterländischen Gesinnung ausmacht.

Damit der Staat thätig sey, auf dem Wege zu seinem großen Ziele, dem sittlicher und geistiger Bildung bei allgemeinem Wohlstande, unbehindert fortzuschreiten, muß er auf einer vernünftigen Grundlage ruhen und so eingerichtet seyn, daß er Schutz gegen Alles gewähre, was die Sicherheit des Ganzen oder des Einzelnen in Gefahr bringen könnte. Die äußere Selbstständigkeit und der innere gesetzliche Zustand des Staates müssen gegen verrätherische Anschläge, — Leben und Wohlfahrt des Einzelnen gegen Gewalt und Verfolgung, — das Eigenthum gegen unerlaubte Eingriffe geschützt werden. Aus diesen für das Bestehen und die Entwickelung eines Staates unerläßlichen Bedingungen, die nichts Anderes als Gottes in dem innersten Antriebe und dem äußeren Bedürfniß der Menschen sich offenbarenden Wille sind, entsteht ganz besonders das eigentliche Straf-Recht des Staates, welches sich daher gänzlich auf Vernunft und Gerechtigkeit gründet.

Aber die Ausführung einer anerkannten Rechts-Idee muß mit dieser Idee vollkommen übereinstimmen, damit sie ihre Eigenschaft der Rechtmäßigkeit beibehalte. Die Form, worein sie sich kleidet, muß der als richtig erkannten Grund-Idee entsprechen und eben so gewissenhaft als folgerecht ihre Anforderungen erfüllen; denn sonst verliegnet sie ihr eigenes Urbild und geht in dessen Gegensatz über.

Hieraus folgt, daß die Wahl der Strafen selbst unter der religiösen Anerkennung einer höheren Weltordnung und einer erweiterten Berücksichtigung des Menschenwerthes geschehen muß; auch müssen die Strafen vollkommen gerecht seyn, und zwar sowohl in Bezug auf ihre Qualität oder Beschaffenheit, als auch auf ihre Quantität oder das der Größe des Vergehens entsprechende Maß. Eben so müssen sie auch vernünftig, d. h. in psychologischer Hinsicht so beschaffen seyn, daß sie die Besserung des Bestraften bewirken und auf diese Weise dahin abzwecken, einer neuen Störung des zum Gedeihen des Staates nöthigen Rechtszustandes vorzubeugen.

So zeigt sich also in dem Wesen einer vollkommenen Strafe das Ziel, nach welchem man beim Bestimmen derselben zu streben hat. Daß man in der Wirklichkeit nicht im Stande ist, dies Ziel vollständig zu erreichen, davon muß man die Ursachen theils in der Unvollkommenheit, die unzertrennlich von allem Menschenwerk ist, theils in äußeren Umständen suchen, welche oft einen so mächtigen Einfluß üben, daß sie selbst eine Art von relativem Rechtszustand bilden. Dies liefert eine Erklärung — und vielleicht eine Entschuldigung — der Abwege, auf welche die Kriminal-Gesetzgebung sich so oft verirrte und sich zum großen Theil noch befindet; doch darf es das Streben nach einer für die Fortschritte der Bildung und die Anforderungen der Menschheit besser passenden Straf-Theorie nicht verhindern; denn das Streben danach, daß Alles sich mehr und mehr der Vollkommenheit nähere, ist ein Kennzeichen des göttlichen Ursprungs der Menschen. Vorurtheilsfrei auf die oft theuer erkauften Erfahrungen der Vorzeit lauschen und daraus Lehre und Anleitung entnehmen, wie man die gegenwärtige Anforderung zu beurtheilen und zu erfüllen habe, und besonders die Möglichkeit zu einer vernünftigen Auffassung des Problems vorbereiten, welches die Zukunft ihrerseits auch zu lösen bekommen wird: dies macht die wahre Kontinuität in der wachsenden Bildung des Menschengeschlechts aus. Der eigentliche Werth einer jeden Grundlage, im Reiche der Ideen sowohl als in dem der Wirklichkeit, hängt von dem Gebäude ab, welches man darauf errichten kann; denn es ist gleich unbestritten, daß das letztere sich ohne jenen nicht zu erhalten vermag, wie der Grund allein an und für sich nichts Ganzes, nichts Vollendetes ausmacht.

Das Heidenthum hatte seine Rechts-Ansichten, welche den Lehren des Christenthums, den Lehren der himmlischen Liebe und Gerechtigkeit, weichen mußten. Unwissenheit und Dunkel verhüllten lange dies ewige, Alles belebende Licht; aber sein milder Geist siegte über jegliches Hinderniß und allen weltlichen Widerstand und lehrte die Menschen, den Versuch zu machen, selbst in der Bestrafung ihrer gefallenen Brüder die Anforderungen der christlichen Liebe zu erfüllen. Die Straf-Gesetze sowohl als auch die Straf-Anstalten dieser Denkungsart anzupassen, ist eine würdige Aufgabe für die Bewohner Europa's.

Unter den mannigfaltigen und wichtigen Gegenständen, die zur Kriminal-Gesetzgebung gehören, ist die Beschaffenheit der Strafen ohne Zweifel derjenige, welcher die meiste Aufmerksamkeit erfordert. Nach den Straf-Arten, welche die Gesetze vorschreiben, kann man auf die größere oder geringere Achtung des Gesetzgebers vor der Menschenwürde schließen.

Die Strafen zerfallen in zwei Hauptarten, nämlich:

a) In solche, welche eine Pein oder Marter des physischen Theils am Menschen bezwecken und die man im Allgemeinen Leibesstrafen nennt.

b) In psychische oder sogenannte Seelenstrafen.

Jene, die Leibesstrafen, sind unrein. Sie haben ihren Grund in dem Rachegefühl, welches in der Vorzeit bei der Ausübung des Strafrechts überwiegend war, so wie in dem damals herrschenden Mangel an Bildung. Es bedarf in der That eines nicht geringen Grades von Bildung, um die Wichtigkeit der Seelenstrafen richtig zu beurtheilen und sie als eine vollkommene Sühne für begangene Verbrechen zu betrachten. Der Haß der Einzelnen oder das gekränkte Rechtsgefühl trieben lange das menschliche Erfindungs-Vermögen an, den Grausamkeiten der Leibesstrafen tausenderlei Gestalten zu geben. Sie wurden nicht nur zur Bestrafung des wirklichen Verbrechers, sondern auch dazu angewendet, um denjenigen ein Bekenntniß abzupressen, die man schuldig finden wollte. Das Christenthum mußte Jahrhunderte hindurch gegen die Gewalt der Leidenschaften und Vorurtheile kämpfen, bevor es deren Barbarei zu mildern oder mindestens die Ueberreste heidnischer Rohheit mit rechtsbehaglicheren Formen zu umkleiden vermochte.

Nachdem die immer mehr fortschreitende Bildung aus unserer Kriminal-Gesetzgebung die barbarischsten Leibesstrafen, als Stäupen, Brandmarken u. dgl.*) verbannt hat, sind nur noch Ruthenhiebe und Stockschläge als die leisten Spuren von Rechts-Ansichten einer vergangenen Zeit übrig geblieben.

Ruthenhiebe, welche den Bestraften mit unauslöschlicher Schande bedecken, sind vielleicht fernerhin eben so vernunftwidrig als die Todesstrafe; im letzten Falle wird die physische Existenz des Verbrechers, durch Ruthenstreiche aber fast die Möglichkeit seiner künftigen Besserung vernichtet. Das Strafrecht des Staates, dessen einziger Zweck ist, durch verhängte Strafen den gestörten Rechtszustand wiederherzustellen, so wie zu warnen und zu bessern, hat sich demnach so dinumelweit von seiner Grund-Idee entfernt, daß es verunehrt, die Umkehr auf der Bahn des Verbrechens fast unmöglich macht und nur die Wahl zwischen Elend und Schaffott übrig läßt. Wie viele Beispiele dieser Art, die für die Menschheit eben so betrübt als für die allgemeine Sicherheit gefährlich sind, hat nicht unser Vaterland aufzuweisen!

Aber, wendet man ein, die Leibesstrafen sind verwachsen mit unseren Gewohnheiten, unseren Sitten und National-Gebräuchen! Diese Behauptung beruht, nach meiner Ueberzeugung, auf einem Mißverständniß, — sie geht aus dem Zusammenwerfen der Ansichten verflossener Zeiten mit denen der unsrigen hervor. Körperliche Züchtigung war mit der allgemeinen Denkweise verwachsen, so lange sie mit den herrschenden Religionsbegriffen übereinstimmte. Die Kirche selbst wies den Sünder darauf hin, als auf ein seligmachendes Mittel, und der Bußfertige glaubte durch Geißelung, körperliche Schmerzen

*) Aus der von Sr. Königl. Hoh. verfaßten Broschüre „Ueber Strafen und Straf-Anstalten." Siehe Nr. 21 des Magazins.

*) Zur Ehre unseres Vaterlandes kann angeführt werden, daß sie in Schweden nie angewendet worden. (Anmerk. d. Verf.)

Digitized by Google

und strenges Fasten den verlorenen Gewissensfrieden wieder zu gewinnen. Weit entfernt, körperliche Züchtigung für entehrend zu betrachten, wurde sie vielmehr als ein Akt der Sühne und als der einzige richtige Weg zur Wiedervaufnahme in den Schooß der Kirche angesehen. Dabei findet man sie in Verbindung mit Kirchenbuße und Beichte, nach welchen der durch die Strafe Gereinigte wieder in die Versammlung eintrat. Aber dieser Glaube, dieser Begriff ist längst verschwunden. Die öffentliche Meinung stempelt in unseren Tagen den Gezüchtigten mit fast unauslöschlicher Schmach und stößt ihn mit Abscheu zurück. Findet sich wohl Einer unter denen, welche die Ruthenhiebe verbreiteten, der einen Ausgetretischen in seinen Dienst nähme? Hat man dadurch nicht eine Kaste von *Parias*, eine Art vogelfreier Wesen geschaffen, die gezwungen sind, sich so zu betrachten, als lebten sie mit dem Staate in einem fortwährenden Kriegszustande?

Entehrende Leibesstrafen führen außerdem noch die Gedanken auf einen gefährlichen Abweg, und zwar auf den, zu glauben, das Verbrechen selbst sey eigentlich weniger entehrend, entehrender aber die Strafe. Daher kommt bei Ungebildeten oft die Ansicht, ein Verbrechen sey durchaus nicht schändend, wenn man nur verstanden habe, durch List oder hartnäckiges Leugnen sich der erniedrigenden Strafe zu entziehen.

Die Ruthenhiebe, welche in anderen Ländern gebräuchlich waren, sind doch in Deutschland und Frankreich ohne Schaden abgeschafft worden, und ohne daß eine Vermehrung der Verbrechen die Folge davon gewesen wäre. Sollte wohl das Schwedische Volk, das sich durch eine tiefere Religiosität auszeichnet, — das seit uralten Zeiten eine freie Verfassung hat, so weit hinter jenen Nationen zurück seyn, daß es nicht eine eben so vernunftgemäße und menschliche Gesetzgebung zu ertragen vermöchte? Die allgemeine Stimme wird diese Behauptung sicher verwerfen, und es sind bereits auf dem gegenwärtigen Reichstage die Abschaffung der Ruthenstrafe betreffende Anträge gemacht worden.

Es gewährt meiner Ueberzeugung eine wichtige Unterstützung, daß die durch den Justiz-Minister von den Kreis- oder Bezirks-Richtern eingeforderten Stimmen über die Ruthenhiebe und die eben so verderbliche als von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit gänzlich abgewichene Kirchenbuße folgendes Ergebniß geliefert haben:

Für Abschaffung der Ruthenhiebe	48	Stimmen.
Für Beibehaltung	13	"
Nach Willkür	12	"
Für Abschaffung der Kirchenbuße	44	Stimmen.
Für Beibehaltung	21	"
Nach Willkür	12	"

Außerdem kann man annehmen, daß Manche, welche Bedenklichkeiten über die Abschaffung der Ruthenhiebe hegen, dazu durch das geringe Vertrauen veranlaßt werden, welches sie zu unseren Gefängnissen und Corrections-Anstalten haben, und daß dieses wohlbegründete Mißtrauen keinen geringen Einfluß auf ihr Urtheil übt.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Panorama von St. Petersburg.

(Schluß.)

Dem Geiste schwindelt, wenn er die bewundernswürdige Welt, die erstaunliche Menge lebendiger Kreaturen und geformter und geordneter Massen, die hier das Zaubermort eines gewaltigen Machthabers in's Leben rief und zusammelte, in detaillirende Untersuchung zu ziehen wagt. Mit einem Blicke überschaut hier das leichtfertige Auge Werke, zu deren Vollendung Millionen von Händen anderthalb Jahrhunderte lang sich regten. Der Tribut von hundert Völkern und der Schweiß zahlloser Sklaven erschrint hier in magnifiken Palästen an den Ufern der Newa aufgethaft. Es ist das brillante Resultat aller Kriege und Siege des Russischen Volkes und das Erzeugniß seiner merkwürdigen Wachthums. Byzanz und Babylon, Samarkand und Peking blicke überschaut hier das palmyra der nordischen Wüsten zu bauen, die Tataren und Kalmüken, die Polen und Finnen mußten hinten, damit dies Babylon bestehe, frei athme und lebe. Der Robbenthran der Eskimos und Samojeden duftet nach tausendfachen Metamorphosen als Oeuer und Parfum in den Sälen dieser Gebäude, und was die Natur in den Eingeweiden des Wallfisch und Aktal unter dem Schutze der goldbrütenden Greifen langsam schuf, die Edelsteine, das Gold und Silber, die Pelze, mit denen sie die Thiere der Sibirischen Wälder schmückte, die Theerdame, die sie an China's Staaden erblühen ließ, die Gewürze, die sie an Arabiens Sonne kochte, dies Alles ist hier an's helle Tageslicht der Residenz hervorgegangen, und alle Säfte und Kräfte, die irgendwo in dem großen Areal des Nieseureichs spärlich tröpfelten und keimten, fließen unter diesen Dächern in Strömen, und indem sich Tropfen zu Tropfen und Körnchen zu Körnchen fügte, wuchs hier Alles zu riesenmäßiger Größe heran. Diese silbernen Altäre und dieses Gold der Kirchenkreuze wurde erkauft mit dem Blute vieler tausend Krieger. Eine einzige Gesellschaft, wie sich deren unter diesen Dächern täglich hunderte versammeln, ist das Produkt von den pädagogischen und belehrenden Bemühungen von vielen langjährigen Erziehungen und unzähligen aus Englischen, Französischen, Deutschen und Russischen Lippen hervorgegangenen Ermahnungen.

Die Richtung der drei Perspektiven, die unter Winkeln von etwa 90 Graden aus einander laufen, und der Lauf der drei Kanäle bestimmen die Direction der übrigen radialen und konzentrischen Straßen der drei Admiralitäts-Stadttheile. Die berühmtesten unter ihnen sind die große und kleine „Morskaja", die große und kleine „Millionawa", die „Weschitschanskaja" und die „Sadowaja" (Gartenstraße). Alle diese Straßen Petersburgs nun, Ausnahme sind breit und bequem, und Winkel- und Sackgäßchen sind hier durchaus unbekannt. Allerdings theilt man sie ein in drei Klassen, in „Prospekte" (lange Straßen erster Größe), „Ulitzen" (gewöhnliche Straßen) und „Perenulot" (Verbindungsstraßen, Quergassen). Doch sind diese Quergassen meistens noch so breit und groß, daß sie in jeder anderen Stadt von minder kolossalen Verhältnissen für Hauptstraßen gelten würden. Die Straßen haben alle drei Namen, unter Russischen und einen Deutschen, der aus dem Russischen überlegt ist. Außer den Deutschen, die ihre Deutschen Namen gebrauchen, bedienen sich alle andere Nationen, die nicht so zahlreich vorhanden sind, der Russischen Benennungen.

Jenseits der „Fontanka", die, mit den schönsten Palastreihen an ihren Ufern besetzt, den letzten Admiralitäts-Stadttheil umschließt, dehnen sich alsdann noch breit umher die übrigen Stadttheile aus und legen sich in mächtigen Ringen um den inneren Kern, und radlich weit hinten aus der Ferne, an die Wüstenreien der Ingermanländischen Sümpfe gränzend, dämmern in mattem Lichte und in den Nebel des Horizonts verloren die Vorstädte an der „Zigowka" und dem „Jagorodno-Kanal" und die von Arbeitern und Handlangern bewohnten Vorstädte „Klein- und Groß-Ochta" hervor. Auch diese Stadttheile, die von den Zämschtschicks (Fuhrleuten), Plotniks (Zimmerleuten) und Muschiks (Bauern) bewohnt werden, gleichen in nichts unseren Armen-Vierteln. Es giebt in Paris und London und auch in einigen unserer Städte Quartiere, welche die wahre Residenz des Hungers und Elendes zu heißen scheinen, in denen sich eine schmutzige, verlumpte, sittenlose und freche Menschenrace bewegt, in denen die Häuser eben das zerfallene und kümmerliche Ansehen ihrer Bewohner haben und Noth, Kummer und Entsittigung in tausend gräßlichen Gestalten auf den schmutzigen Straßen schleichen. Dies ist in Petersburg nicht so. Lumpensammler, freche Straßenränder, elende halbnackte Krüppel, zudringliche Bettler kennt diese vornehme Residenz nicht. In ganz Rußland hat in keiner Einer Städte eine Straßenbevölkerung der beschriebenen Art. Rußland ist reich an Armuth, aber nicht an Bettlern. Die Armuth ist scheu, sie fast in jeder beliebigen West-Europa's, obgleich allerdings die Verschiedenheiten zwischen der rohen Einfachheit der Einen und dem Ueberflusse der Anderen groß genug sind. Der böse Geist der Gier nach den von Anderen in Besitz genommenen Gütern ist nicht in dem gemeinen Russischen Bauer erwacht. Sie haben satt zu essen, wenn auch nur rohen Kohl und grobes Brod, und bleiben sich vollständig, wenn auch nur mit Sackleinwand und Schafsfellen. Die Vorstädte der Arbeiter und die Quartiere „des schwarzen Volks" in Petersburg sind daher durch nichts anstößig und verletzend, obgleich allerdings wüst, öde und unlichön und alles auch durch nichts wohlgefällig. Da in ganz Petersburg, wie überhaupt in ganz Rußland, die hohen thurmartigen Dächer unserer Städte fehlen, da man glücklicher Weise durchweg mit mehr oder weniger platten Dächern baut, so fehlt damit auch die ganze bei uns so zahlreiche Dachbevölkerung. Ein Dachstübchen giebt es wohl in ganz Petersburg kaum, und so auch nicht die Dachpoeten, nicht die im höchsten Stocke wohnenden Gewerbtreibenden und Schriftsteller und nicht alle die übrigen bei uns auch den Schindeln und neben den Schornsteinen hausenden Gefangenen und Kummervollen. Die Häuser in Petersburg sind fast durchweg nur ein- und zweistöckig. Gewiß sind die meisten einstöckig, besonders in den äußeren Ringen der Stadt, aber auch in den inneren selbst finden sich nicht wenige einstöckige, und nur in den Admiralitäts-Stadttheilen erheben sie sich zu drei- und vier Stockwerken, doch auch hier nur sehr selten. Zünftköpfige giebt es kaum ein halbes Dutzend, während man bei uns sehr häufig zu sechs-, sieben- und achtköpfigen auftrigt. Es macht sich indeß allerdings jetzt, da die Räume am Boden theurer zu werden beginnen und die Stadt nicht mehr so bedeutend und zerstreuend um sich greift, sondern sich mehr in sich selbst ausdant, ein bedeutendes Streben in die Höhe geltend. Die neuen Häuser werden höher gebaut, und es giebt allen ein- zweistöckigen werden neue Etagen aufgesetzt. Während meiner Anwesenheit in Petersburg hätte man leicht ein paar Hundert solcher Häuser zählen können, deren Dächer man abgedeckt hatte, um neue Etagen anzusetzen.

Wie nach Süden vom Admiralitätsthurme die drei Perspektiven, so gehen nach Norden und Westen die Flußarme aus einander, und wenn auf ihnen das Treiben und Jagen der Equipagen das Fernrohr ergötze, so ist es hier das noch viel interessantere Schaukeln der Gondeln und Schiffe. Der Brücken über die Newa sind nur wenige, und man wäre daher in allen Fällen gezwungen, große Umwege von mehreren Werften zu machen, wenn nicht an zahlreichen Punkten des Ufers Gondeln bereit ständen, die für wenige Kopeken auf die andere Seite führen. Die gewöhnlichen Petersburgischen Gondeln sind unbedeckt und mit zwei Ruderern versehen. Doch giebt es auch bedeckte und sehr große zu 6, 10 und 12 Ruderern, die mit großer Geschicklichkeit ihr Handwerk treiben und ihre Passagiere gewöhnlich auch noch mit Gesang und Musik unterhalten. Die großen Herren, der Hof, die verschiedenen Ministerien und viele öffentliche Anstalten haben ihre besonderen Gondeln, die oft sehr reich gesiert sind und von prächtig

Digitized by Google

unförmirten Gondolieren geführt werden. Alle Kanäle und Flussarme Petersburgs sind von ihnen eben so belebt wie die Straßen von den Droschken. An Festtagen gleiten sie in großen Schaaren den zauberischen Inseln, den beliebtesten Lustorten der Petersburger, zu.

In Hamburg, Odessa, Rotterdam und vielen anderen Seehandelsplätzen, wo nur ein enger Hafen zur Aufnahme der Schiffe bereit ist, liegen alle Schiffe zu einem dichten Haufen vereinigt. In Petersburg, wo die beiden Arme der Newa in ihrer ganzen Länge als Häfen dienen, vertheilt sich Alles mehr, und die Schiffe sich an den Quais hin und auf der Mitte des Flusses verschiedene Gruppen von Schiffen. Hier sieht man eine kleine Flottille armirter „Kriegsmänner", dort einen Haufen friedlicher Kauffahrteifahrer, vor einer Versammlung von allerzeit segelfertigen Dampfböten.

Wie sich auf der Wasserleite die Schiffe am Ufer hinziehen, so auf der Landseite die Prachtgebäude des Englischen und des Hof-Quais und ihnen gegenüber die endlose Reihe der Paläste des Wassili-Ostrowschen Quais, die Börse, die Akademie der Wissenschaften, die Universität, das erste Kadetten-Corps*), die Akademie der Künste, das Corps der Berg-Kadetten, sämmtlich am schönen südlichen Ufer der Insel hingelagert. Alle diese Gebäude sind pompös und von außerordentlichem Umfange. Die letzten erkennt das Auge schon kaum mehr, und noch immer dämmern neue und neue Gruppen von Palästen hinter ihnen auf, die in Hagenen und in Reihen sich fern sich verlierende Bergzüge. Das nördliche Ufer von Wassili-Ostrow ist nicht so brillant, weil es der wüsteren Petersburgischen Insel zugewendet ist. Mit Bedacht macht Wassili-Ostrow gegen die große Newa Front und zeigt seine Lichtseite den Palästen der Admiralitäts-Seidtheile.

Peter der Große, der schon vom Anfange herein Wassili-Ostrow zum Sitze des Handels anderweitig und dem Amsterdam als Muster einer gut eingerichteten Handelsstadt vorschwebte, wollte diese Insel nach Art jener Stadt mit Kanälen durchschneiden, auf denen dann die Waaren auf die bequemste Weise zu den Magazinen gelangen sollten. Einige von diesen Kanälen wurden auch schon ausgeführt, später aber ward der Plan aufgegeben und Alles wieder verschüttet. So sieht denn jetzt Wassili-Ostrow in seinem Theile einigen unförmlichen Vorbilde, Amsterdam, ähnlich. In Amsterdam, wie in allen anderen Holländischen Handelsstädten und auch in den meisten unserer Seeplätze, bleibt Einem kein Zweifel darüber, daß man unter Kaufleuten sey. Auch zeigt der Geruch von Käse, Häringen, Tabak und Gewürzen, der aus jedem Hause haucht, dem Vorübergehenden deutlich genug die Waare an, mit welcher das Haus verkehrt. Waarenballen liegen in den Hausthüren, Fässer sind in Menge aufgestellt, unter allen den Weinfässern und Kaffeefächen lassen sich kaum die Wohnzimmer des Kaufmanns auffinden. Schwer beladene Wagen raffeln auf den Straßen, daß die alten Häuser beben, und die Menschen kaufen hin und her, wenig besorgt darum, ob sie hier oder da einen Müßigen umrennen. Comptoirstuben zeigen sich mit Fenstern bis zu den Ohren von vielen Packkammern, Kellern, Boutren, Markten und Inspizirern beschäftigt. Wie ganz anders ist es hier auf dem Petersburgischen Wassili-Ostrow, wo die prächtigsten Paläste in langen Reihen, geputzt und aufmarschirt wie Gardejunker, stehen, wo ich kein Handels-Commis mit bedecktem Arbeitsrocke unter freiem Himmel zeigt, ja kaum anders als nach sorgfältiger Toilette ins Comptoir geht, wo Niemand auf dem Trottoir den Anderen auf den Straßen umrennt, vielmehr Alles sich höflich und mit vielle excuses neben einander hindewegt, meistens in eleganten Equipagen, wo keine Spur von Käsegeruch zu finden, wo Alles glauben machen könnte, das hier nur Fürsten und Herren den Handel trieben. Die Waaren-Magazine der Kaufleute liegen theils in Kronstadt, theils außerhalb der Linien der Wohngebäude, theils sind sie eben so elegant wie diese und ihnen auf gleiche Weise zur Zierde.

Wassili-Ostrow zerfällt durch seinen feine sich rechtwinkelig schneidenden Straßen in eine Menge von Quarrés oder „Kwartals", wie die Russen sie nennen. Die Straßen, welche der Länge der Insel nachgehen, heißen Prospekte, wie alle lange Straßen in Petersburg; bei den quer über die Insel hinlaufenden findet aber eine eigenthümliche Benennungsweise statt. Die Straßen selber haben eigentlich gar keine Namen, sondern nur die zwischen ihnen befindlichen. Es werden dieselben nämlich „Linien" genannt und durch die Ordnungszahlen von einander unterschieden. Die rechte Seite der ersten Querstraße heißt „erste Linie", die linke „zweite Linie;" die rechte Seite der zweiten Querstraße heißt „dritte Linie"; die linke, „vierte Linie" u. s. f. bis zur 25ten Linie. Bei dieser höchst bequemen Regelmäßigkeit wird die Bezeichnung der gesuchten Wohnungen sehr gemein leicht. Die Sache, die bei unseren Stadt-Irrgärten von A. B. „mittlerer Prospekt, rechte Seite zwischen der ersten und zweiten Linie Nr. 22." Da kann kein Mensch fehlen. Die Insel Wassili-Ostrow bildet ein gleichschenkeliges Dreieck, das mit seiner Spitze sich in das Innere von Petersburg erstreckt. Diese Spitze hälfte ist die jetzt bebaut. Die dem Meere zugekehrte Basishälfte ist außer dem vom Gaiereenhofe, dem Quartiere für Marine-Soldaten u. s. w. eingenommenen Theile völlig wüst und unbewohnt, sumpfig und häufig vom Meere überschwemmt.

Die „Petersburger Insel", von der wieder durch kleine Flussarme die Apotheker-Insel, die Insel Petrowskoi und eine Menge kleinerer abgetheilt sind, gewährt das meiste Interesse durch die auf einer besonderen kleinen Insel vor ihr liegende Festung, die man vom Admiralitätsthurme aus in allen ihren Theilen übersieht. Sie bildet ein längliches Viereck, das große Vorwerke auf der Peters-Insel und zwei andere kleine Inseln vorgeschoben hat, so daß sich auf den Kanälen, welche die Inseln von einander trennen, auch Schiffe unter die Kanonen der Festung sicher zurückziehen können."

Frankreich.

Pierre Huguenin und die Handwerker-Vereine in Frankreich.

(Nach George Sand's neuestem Roman: „le Compagnon du Tour de France.")

Pierre Huguenin, der Held des neuesten Romanes der berühmten Verfasserin, ist nur ein Handwerker, möchte man sagen, wenn dieselbe ihn nicht zum Ideale aller menschlicher Vollkommenheiten gemacht und sein Bild nicht mit dem strahlendsten Tugend-Nimbus geschmückt hätte. Er ist wundererfahren an Weisheit, hohem Sinne, Muth, Verstand und Schönheit: denn seine äußere Bildung und sein Benehmen geben dem angeborenen Adel seiner Seele und dem Schwunge seines Geistes nichts nach. Er ist einfach und unschuldig wie ein Kind und dabei sich seiner Kraft bewußt; er ist stolz und furchtsam, enthusiastisch und reflektirend. Seine eigenen Schmerzen fühlt er tief gar nicht; aber die Leiden der gesammten Menschheit stehen Allen vor Augen auf ihn. Die äußerlichen Verhältnisse, die Ansprüche der Reichen auf menschliches Glück, die Zerrüttelung des Eigenthums zerreißen sein Inneres und führen ihn an den Rand der verzweiflungsvollsten Skepsis. Persönlicher Ehrgeiz ist ihm fremd. Er ist Handwerker und will Handwerker bleiben; nur fehnt er sich nach der Muße derer, die nicht von der Arbeit ihrer Hände leben, nach den Stunden, welche den Geist üben, nach den Büchern, welche die Seele mit poetischen und erhabenen Anschauungen erfüllen. Aber der Reichthum ist in seinen Augen ein Verbrechen, das er nicht auf sich laden möchte. Er ist ein Kind des Volkes, er ist arm, und diesen populellen Vorzug möchte er um keinen Preis gegen die Auszeichnung eines hohen Ranges oder die Verweichlichungen eines großen Vermögens austauschen. Pierre Huguenin kennt die feinsten Gewahrsamkeiten seiner, die zartesten Gefühle und Schattirungen; er hat alle große Schriftsteller gelesen und sich ihre kostbarsten Schätze angeeignet. In der Politik können die Männer aller Parteien von ihm lernen; in der Philosophie ist er weiter gegangen als die meisten Schriftsteller, die ihm das Heiligthum der Wissenschaft erschlossen haben. Die Kraft seiner Rede ist wunderbar, und seine Worte regen das Herz in seinen tiefsten Grunde auf. Er bleibt immer ruhig, immer Herr seiner selbst, wie sehr er auch in seinem Herzen stürmt und tobt; er ist immer sittlich, immer mitfühlend, immer mit dem gegenwärtigen oder zukünftigen Glück seiner Brüder beschäftigt; er ist mehr als ein Held; er ist das Ideal der Tugend und des Evelsinns.

Neben ihm erbleichen und vergehen alle andere Charaktere; die Menschen, die ihn umgeben, zeigen eine Kleinlichkeit und Gewöhnlichkeit der Gesinnung, die leider natürlicher erscheint als seine Vollkommenheit. Sie sind offenbar nur da, um ihn zu heben und die Heiligkeit und Gerechtigkeit seiner Sache in ein helleres Licht zu setzen. Diese Bestimmung haben die Adeligen und die Bürger aller Klassen, die vor uns ziehen, die jungen Elegants und sogar die Carbonaris. Die viele Selbstsucht, die viele Laster und welche Erbärmlichkeiten bergen diese in sich? Der Handwerker erscheint neben ihnen als der König der Schöpfung. Wenn der alte Graf von Villeprevr seinen Liberalismus in geistreichen Sätzen auskramt, wenn er von Gleichheit, von den Rechten und der Souveränetät des Volkes spricht, so dürfen wir ihn nicht beim Worte nehmen; das würde uns übel bekommen: er spielt nur mit diesen Ideen, er betrachtet sie nur als ein Kunststück, seine artikelmäßige Zugehörigkeit zu verschaffen; aber der Handwerker durchschaut ihn. Wenn die jungen Patrioten flusiren und für den Carbonarismus Anhänger werden, wenn sie mit edlen Empfindungen prunken und die Freiheit mit der ganzen Kraft ihrer Lungen ausschreien, so belächelt der Handwerker ihre Unwissenheit und ihre Anmaßung, so erkennt er ihre wahren Beweggründe und ihre Beweggründe derer, die hinter ihnen stehen, und bleibt unerschüttert. Seine Vernunft, seine Urtheilskraft, seine geistige Ueberlegenheit weichen nie von ihm, und er ist erst 21 Jahr alt! Die Fragen, die er aufwirft, sind vom ungeheurersten Interesse. Sie zeigen in der Ferne eine bessere Ordnung der Dinge als die bestehende und scheinen der Ausdruck des tiefgefühltesten und begründetsten Bedürfnisses.

Pierre Huguenin hat Frankreich durchwandert; ihre Jahre lang ist er von Stadt zu Stadt gezogen, um als Gehülfe des „Devoir de liberté" zu arbeiten. Zu seinem Vater zurückgekehrt, einem Tischler, der noch in allen alten Vorurtheilen befangen ist, werden ihm bedeutende Arbeiten in der Kapelle des Schlosses Villeprevr übertragen. Pierre ist ein gewöhnlicher Handwerker; seine Kenntnisse, sein Geschmack, seine Geschicklichkeit erheben ihn zum Range eines Künstlers, und bevor zweier Gehülfen, die er zu Blois, unter seinen Geschäften, den „gavots", sucht. Unterweges begegnet er einem seiner liebsten Freunde, der ihn erzählt, daß die Stadt Blois zwischen dem „Devoir de liberté" zu dem sie gehören, und dem „Devoir dévorant" ausgetheilt werden soll. Pier dürfte es indeß nöthig seyn, einige Aufklärungen über den Ursprung und die Organisation der Handwerker-Verbindungen beizubringen, die ganz Frankreich durchziehen.

„Wenn zwei Gesellschaften ihr Devoir in einer Stadt haben, so bleiben sie selten in Frieden. Die geringste Verletzung des schweigend getroffenen Abkommens führt zu furchtbaren Fehden. Auf die geringfügigste Veranlassung hin, oft ohne eine solche, streiten sie sich

*) „Kadetskoi Korpus." Die Russen nennen nicht nur die Gesellschaften der Kadetten u. s. w., sondern auch die von ihnen eingenommenen Gebäude „Corps" (s. „Korpus"). —

Digitized by Google

um die ausschließliche Behauptung der Stadt, und der Streit währt oft Jahre lang. Wenn die Streitgelehrten, die Rede- und die Faustkämpfe zu keinem Resultate führen, so bleibt noch ein letztes Mittel, die Sache auszumachen: die Stadt wird dann ausgespielt, d. h. das ausschließliche Niederlassungsrecht in derselben. Es sind jetzt 110 Jahre, daß die Steinschneider Salomonis, genannt die „compagnons étrangers“ oder „loups“ die Kinder Salomonis (die Loups auf 100 Jahre gegen die Steinschneider Meister Jakob's, genannt die „compagnons passants“ oder „loups-garoux“, ausspielten. Die Letzteren verloren, und der Vertrag wurde 100 Jahre mit der strengsten Gewissenhaftigkeit gehalten. Kein „compagnon passant“ setzte den Fuß auf das Gebiet der „compagnons étrangers“. Aber als der Vertrag abgelaufen war, glaubten die Verbannten sich berechtigt, das wieder frei gewordene Gebiet zu betreten. Die Kinder Salomonis leisteten der Sache nicht so an; sie fühlten sich behaglich im Besitz und meinten, ein unvergängliches Recht erworben zu haben. Man unterhandelte, aber man konnte sich nicht verständigen; man schlug sich, aber die Behörde trat dazwischen. Mehrere Vorkämpfer beider Parteien hatten sich Thaten zu Schulden kommen lassen, welche sie in das Gefängniß oder auf die Galeeren führten. Aber das Gesetz, welches diese maurerischen Verbindungen nicht anerkannte und beschützte, konnte auch den Streit nicht enden. Die Sache schwebt noch bei den geheimen Gerichtshöfen der Verbindungen, und es ist zu fürchten, daß sie noch mehr als einem der Theilnehmer die Freiheit und das Leben kosten wird.“

„Die Nachforschungen nach den Ursachen der Uneinigkeit unter den verschiedenen Handwerker-Verbindungen würde vom höchsten Interesse seyn; aber hier herrscht das tiefste Dunkel. Die Arbeiter verbergen sie sorgfältig, wenn sie dieselben kennen; aber es ist anzunehmen, daß sie nicht viel mehr wissen als wir. Was bedeutet z. B. der endlose und blutige Streit zwischen den beiden ältesten Verbindungen, der Salomonis und der Meister Jakob, auch genannt die „Gavots“ und die „Devorants“, oder auch das „Devoir“ und das „Devoir de liberté“, wegen der Ermordung Hiram's beim Tempelbau von Jerusalem, eine Frage, welche die meisten Handwerker im wörtlichsten Sinne nehmen. Jede Verbindung schiebt der anderen diese schreckliche Anklage zu und sucht sie von sich abzuwälzen. Wenn die Verbindungen ihre Feierlichkeiten begehen, ziehen die Mitglieder Haubthahn an, um dadurch anzudeuten, daß sie sich rein von diesem Verbrechen erhalten haben. Die Gavots werfen sich heraus und schlagen sich todt, um das Andenken Hiram's zu rächen, der von einer neidischen Hälfte seiner Arbeiter erschlagen und unter dem Schutt begraben seyn soll. Es liegt hier offenbar eine historische Thatsache zu Grunde oder ein Lebensprinzip der Vergangenheit und Zukunft des Volks, das in eine Dichtung gekleidet ist.“

„Einige gebildete und verschiedene Handwerker haben das Geheimniß auf philosophische Weise zu erklären gesucht. Die Einen führen den Ursprung ihrer Verbindung auf den Untergang des Templer-Ordens zurück, und nach ihrer Verschwörung wäre der berühmte Meister Jakob, der Ober-Zimmermeister Salomonis, Niemand anders als der, Großmeister Jakob Molay. Nach Anderen müßte man weiter zurückgehen und den Grund der Feindschaft in dem Hasse der ihres Besitzes beraubten und verfolgten Stämme des südlichen Frankreichs suchen, namentlich der Albigenser gegen ihre Prediger, die Dominikaner. Es ließe sich ganz gut annehmen, daß die großen Insurrectionen der Landbewohner, der Waldenser, Protestanten und Calvinisten, welche sich als Bekenner des ewigen Evangeliums ankündigten und mit ihrem Blute die Ebenen Frankreichs benetzt haben, nicht unterdrückt worden sind, ohne den Haß gegen ihre Verfolger von Generation zu Generation zu vererben. Der Grund ist vergessen oder entstellt, aber die Leidenschaft hat sich erhalten.“

„Es giebt zwei Verbindungen, deren Ursprung weit zurückreicht: es sind die genannten. Aus diesen beiden Gesellschaften oder aus einer von ihnen ist eine dritte hervorgegangen, die beide feindlich gegenübersteht: es ist die der „Union“ oder der „Indépendants“, genannt die Révoltés. Sie wurde 1830 zu Bordeaux von Afpiranten gegründet, die sich gegen ihre Gefährten auflehnten. In Lyon, Marseille, Nantes stehen ihnen viele Unzufriedene zu. Eine vierte Gesellschaft ist die des Père Soubise, welche sich auch „Dévorante“ nennt. Ihre Gesellschaft hat ihre Verbindungs-Städte, wie die Handwerker sich auffalten und arbeiten dürfen, und wo sie Anspruch auf die Unterstützung und den Schutz der Gesellschaft haben, deren Mitglieder, je nach ihren Wünschen oder Bedürfnissen, sich festsetzen oder wechseln.“

„Gewisse Grundlagen haben alle Devoirs und alle Körperschaften, die sie bilden, gemein, und wenn man die Sache im Ganzen und Großen betrachtet, sind die Hauptgrundsätze viel und achtungswerth. Die Zulassung der Handwerker zur Arbeit, die Verbürgung ihrer Ehre, die Beziehungen des Gesellen zum Meister, die Ceremonie des Abschiedes, die Unterstützung der Kranken, die Feier der Verbindungs-Feste und viele andere Gebräuche sind gemeinsam. Der größte Theil der Handwerker in den Provinzen gehört den Verbindungen an. Der kleinere Theil kennt deren Wichtigkeit nicht und wünscht nicht, in ihre Geheimnisse einzudringen.“

„Was den Verbindungen in den Provinzen ihre Bedeutung giebt, sind die Kenntnisse, der kriegerische Sinn, der Associationsgeist und die regelmäßige Organisation einer Masse junger Leute, welche das Bedürfniß haben, der Vereinigung, der Unwissenheit und dem Elende zu entgehen. Dies sind die edlen verlorenen Söhne der großen Handwerker-Familie, die Zigeuner der Industrie, die kühnen Mamertiner des alten Roms. Die Wanderjahre sind die abenteuerliche Pilgerschaft, die irrende Ritterschaft des Handwerkers. Wer weder Haus noch Erdtheil hat, sucht auf der Landstraße eine Heimat, eine Adoptiv-Familie, die ihn weder im Leben noch im Sterben verläßt. Wer nach einer ehrenwerthen und sicheren Stellung in seinem Lande strebt, will sich noch der Kraft seiner Jugend bewußt werden und sich den Sitzkeil eines thätigen Lebens stärken. Vielleicht findet er im ganzen Laufe seines langwierigen Lebens kein Jahr, keine Woche der Freiheit mehr. Er muß die unbestimmte Sehnsucht, die ihn treibt, befriedigen; er muß reisen. Später nimmt er den Hammer oder den Meißel in die Hand. Aber ihm bleiben Erinnerungen und Einbrücke: er hat die Welt gesehen; er kann seinen Freunden und Kindern erzählen, wie schön und groß das Vaterland ist.“

„Vierzig Jahre vergehen, um all diesen Gedankenkram, ist freilich aber diese Verbindungen hinaus. Seine Liebe zur Menschheit ist so groß, daß er alle trennende Schranken einreißen und alle Herzen im Gefühl der brüderlichen Liebe vereinen möchte. Deshalb ermahnt er seine Brüder, die gavots, sich den anderen Gesellschaften zu nähern und die alten Streitigkeiten zu vergessen. Aber er wird nicht gehört; seine Worte und Vorschläge erregen Widerstand; man behandelt ihn fast wie einen Ueberläufer, während sein Herz voll Liebe für Alle kennt, in ihm das Ebbild Christi oder vielmehr einen neuen Christus erblickt, der seine Sendung der Liebe unter Wesen erfüllt, die ihn verkennen und mißverstehen.

Mannigfaltiges.

— Herr Lacordaire und der Umschwung der religiösen Meinung in Frankreich. Der Abbé Lacordaire, dessen Predigten vor vier oder fünf Jahren in Paris so viel Aufsehen machten, daß der damals noch sehr junge Geistliche schon zu den Illustrationen der Hauptstadt gezählt wurde, ist, nachdem er eine Zeit lang, wie es schien, dem Glanze seines Namens ganz entsagt hatte, mit einemmale wieder auf seiner Kanzel von Paris erschienen, und zwar mit demselben Erfolge, den er bei seinem ersten Auftreten fand. Aber eine wichtige Scheidelinie ist zwischen seinen früheren und seinen jetzigen Predigten für ihn und seine Zuhörer gezogen. Der Erzbischof von Paris hatte ihn vor vier Jahren, weil seine Predigten nicht ganz dem Geiste der Römischen Kirche gemäß befunden wurden, von der Kanzel suspendirt; Lacordaire mochte nach Rom gegangen, um seine Rechtfertigung zu vertheidigen, aber dort wollte man keine Vertheidigung, sondern unbedingte Buße. Der junge Geistliche that, was man verlangte; ja, er that noch mehr: auf dem Weltpriester wurde ein Ordenspriester, ein Mönch, und zwar trat er in den armen, keinerlei Ausblick zu künftigen geistlichen Ehrenstellen gewährenden Orden der Dominikaner ein. In dem einfachen Gewand von grobem wollenen Zeuch erscheint nun auf der Kanzel des prächtigen Domes von Notre-Dame, vor sich unter den gothischen Gewölben und rings um die tausendjährigen Säulen das elegante Publikum von Paris. Natürlich machen jetzt seine beredten Denkschriften gegen die Eitelkeiten dieser Welt, seine Bethervungen gegen eigenere Ehrgeizigkeit, wenn er auf die große Bühne zeigt, das tiefste Brust bewegt, einen so ergreifenden Eindruck. In Frankreich kömmt Alles auf den dramatischen Effekt an; wo dieser glücklich erreicht ist, da ist das Spiel gewonnen. Um dieses Effektes sicher zu seyn, bedient sich übrigens Herr Lacordaire noch eines anderen Mittels, als seiner lange verwandten Zurückgezogenheit und Buße; er bringt nämlich die Französische „Politik“ in seine Predigten und weiß dieses Thema mit seinen biblischen Texten immer sehr gut zu verweben. Lepthin sprach er von den Helden der Geschichte Frankreichs, von der er ein volliges Resumé gab, indem er nachzuweisen bemüht war, daß es immer der Katholizismus gewesen, der allen jenen Helden, von Clovis und Karl Martell an, erst die Weihe gegeben; selbst Napoleon habe nicht umhin gekonnt, „in vielen Stücken auf den Händen gerade dieser Kirche Christi die Krone zu empfangen, die er auf den Schlachtfeldern sich erobert hatte.“ Herr Lacordaire wendet sich nicht gegen die Leidenschaften seines Volkes; er weiß, dies würde so viel heißen, als gegen den Strom schwimmen. Darum schmeichelt er diesen Leidenschaften vielmehr, und so glaubt er, sie in der Folge zu seinem Vortheil benützen zu können. In welchem Maße ihm dies gelingt, möge auf nachfolgenden Bemerkungen der Revue de Paris entnommen werden. „Was und betrifft, so müssen wir gestehen, daß, als wir am Sonntage Notre-Dame verließen, wir gleichmäßig von Achtung vor dem ausgezeichneten Talente des Redners und von Bewunderung des herbeigeströmten Publikums durchdrungen waren. Bewundernswerth ist in der That der Umschwung der öffentlichen Meinung, der unter uns stattgefunden hat. Man denke sich den Schrecken des Umpfindens vor Wuth, den es noch vor etwa zehn Jahren, unter einem anderen Regime, erregt hätte, wenn ein Mönch auf der Kanzel erschienen wäre. Welchen Aufruhr in der Presse, welche Diatriben gegen den religiösen Fanatismus hätte man erhoben! Und nun seht, — nachdem in diesem Sinne eine Revolution geschehen, ist es das Wort eines Dominikaners, das nicht allein kein Mißtrauen einflößt, sondern vielmehr mit warmer Theilnahme angehört wird! Wahrlich, Herr Lacordaire hat recht, den Ruhm der Französischen Nation zu preisen, denn wir sind ein edelmüthiges Volk, ohne Heimtücke und jeder Vervollkommnung fähig. Seit zehn Jahren besonders hat der öffentliche Geist in Frankreich sehr lobenswerthe Fortschritte gemacht: Jeder ist bereit und willig, mit Redlichkeit die Ideen des Anderen zu prüfen, und selbst der alte Journalismus ist toleranz geworden.“

Herausgegeben von der Expedition der kön. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Freitag den 5. März 1841.

Frankreich.

Scenen aus dem Revolutionskriege der Emigranten.

Von dem Grafen von Puymaigre.

In den ersten Tagen des Juli 1796 bivouakirten wir in einer Anzahl von acht- bis zehntausend Mann aus allen Waffengattungen auf der Hochebene bei dem Städtchen B., einem elenden Neste des Schwarzwaldes. Unsere Sprache, unsere Uniformen, die Weise unseres *Kommando's*, die Trommelschläge, der Trompetenschall, kurz Alles kündigte uns als Franzosen an; wir trugen die weiße Kokarde, und unsere Fahnen waren mit Lilien durchwirkt. Wir bildeten das sogenannte Condesche Corps, als eine Division der Oesterreichischen Armee.

Hier sah man sämmtliche Abtheilungen der verschiedenen nach Französischem Exercitium disziplinirten Regimenter: Infanterie, Dragoner, Jäger, Husaren: an dem geringen Raume, den sie im Bivouak einnahmen, an der Mannigfaltigkeit der Uniformen, die vor der Standarte bin und her wogten, erkannte man bald, daß diese Truppen nicht vollzählig waren: sie bestanden nur aus angeworbenen Deserteuren oder Elsässischen Bauern, die emigrirt waren, um den Proscriptionen des Konvents zu entgehen, und die Lücken, die in Folge mehrerer mörderischer Schlachten in ihren Reihen entstanden waren, konnten nicht sogleich wieder ergänzt werden. Dort erblickte man die Schaaren der Freiwilligen zu Fuß oder zu Pferde, die mehr als das Drittheil dieser kleinen Armee bildeten. Man nannte sie die adelige Schaar: es war eine wahrhafte militairische Musterkarte, ein bizarrer Zusammenfluß von Menschen von dem verschiedensten Alter und den verschiedenartigsten Gewerben, Nichtadelige und Adelige, Alle durch ein gleiches politisches Mißgeschick an die Hingebung für eine unglückliche Sache gebannt. Hier sieht du den Sohn oder Neffen eines Pairs von Frankreich unter der Korporalschaft eines Bürgers, der im Dienste den Vorrang vor Jenem hat; dort einen alten hohoren Offizier, der zu spät angekommen, um seinen Rang einzunehmen, als gemeinen Soldaten; jener Kavalier, dem hier seine Kameraden zum Scherz eine Streitsache über ein Bündel Heu zu schlichten übertragen, war vormals Parlamentsrath gewesen. Der elegante, von allen seinen Kriegsgenossen geliebte noch so junge Mann dort wird einst Gesandter am Hofe von St. Petersburg und Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden: es ist Lasternonaps. Und jener ernste, fleißig nachdenkende Infanterist, der eben aus seinem Tornister einen halb zerrissenen Horaz hervorzieht, läßt sich noch keinesweges träumen, daß er einst Großsiegelbewahrer werden und mittelst seiner Beredsamkeit Frankreich beherrschen wird: sein Name ist de Serre.

Wer ist jener junge Mann dort, dessen bleiche, abgehärmte Gestalt ein so düsteres Gepräge an sich trägt, das gegen die freie Heiterkeit seiner übrigen Kameraden so seltsam abstickt? Ist's etwa eine heftige Leidenschaft, die ihn verzehrt, oder sollte wohl auf ihm irgend ein Vergehen lasten? — Es ist Charles L. R. Das ihm widerfahrene Unglück hat ihn so ganz und gar niedergebeugt. Er war mit seinem jüngern Bruder zugleich emigrirt; sie traten beide als Freiwillige in die Dienste eines jener Regimenter, welche damals, von England auf dem Kontinent unterhalten, unter dem Beinamen der weißen Kokarde bekannt waren. Die beiden Brüder, die einander aufs zärtlichste liebten, hatten sich gegenseitig das feierliche Versprechen gegeben, daß Einer den Anderen auf jede nur mögliche Weise vor den grausamen Martern retten sollte, welche Jeden von dem Konvent zur Nord-Armee abgesandte Protokoll den aufgefangenen Emigranten androhte. Als nun in Folge des unglücklichen Rückzuges des Herzogs von Jork durch Holland, im Winter des Jahres 1794, der junge L. R., plötzlich von einer Kugel tödlich verwundet, vom Pferde stürzte, rief er seinem Bruder zu: „Erinnere Dich meines feierlichen Vertrages, mache meinem Leben schnell ein Ende, damit ich nicht in die Hände der Wüteriche falle!“ — „Nein, es geht über meine Kräfte“, entgegnete Charles; „„lieber würde ich mich auch gefangen nehmen lassen und zugleich mit Dir sterben.““ — „Aber unsere arme Mutter, — wer wird hier auf der Erde bleiben, um sie zu trösten?“ Hierauf ergriff Charles mit ohnmächtiger Hand den Karabiner seines Bruders — „Schnell, schnell“, rief ihm der Sterbende zu, „sie kommen schon herbei.“ — Da verlor Charles seine volle Besinnung, es war ihm, als vernehme er wirklich das Stampfen der Rosse der feindlichen Husaren, und er drückt das Gewehr gegen die Brust seines Bruders los.

Willst du die Eigenthümlichkeiten dieser Kriegerschaaren recht ins Auge fassen, so wende dich nur zu den Feuern des Bivouaks oder nach jener Wein- und Bierbude hin. Du würdest dich sehr irren, wenn du glaubst, hier lauter Leute anzutreffen, die, von Vorurtheilen eingenommen, als lebendige Ueberreste einer verfallenen Aristokratie, unaufhörlich die Vergangenheit ins Gedächtniß rufend, allem Neuern schnurstracks entgegenstehen. Dies ist keinesweges der Fall! Auch unsere Emigranten sind nicht auf ihren alten Standpunkten zurückgeblieben; sie haben sich vielmehr in ihre neue Lage bereits gefügt: aus den ehemaligen Offizieren, Beamten und Gutsherren sind gemeine Soldaten geworden. Ihre lebhaften, pikanten Unterhaltungen und derben Anekdoten tragen das doppelte Gepräge sowohl ihrer gegenwärtigen als ihrer vergangenen Verhältnisse an sich, das heißt, du findest hier eben sowohl das, was man gewöhnlich den guten Ton zu nennen pflegt, als auch jene pittoresken und mitunter trivialen Redensarten des gemeinen Soldaten, die als ein Tribut der Gegenwart entrichtet werden. Aber du vermissest hier nichts von religiösem Skeptizismus, nicht ein Wort von Politik; die Thatsachen drängen einander zu sehr, als daß sie noch den Emigranten von Sophismen Raum lassen sollten. Alles ist in Begeln begriffen, und man diskutirt über Nichts. Du hörst hier auch nichts von einem Selbstmord. Nicht etwa, daß es den Leuten an Muth oder an Mißgeschicken fehlte, sondern weil noch lebendige Funken religiösen Glaubens im Innersten ihres Herzens walten. Eben daher mangelte es ihnen auch nicht an der nöthigen Disziplin. Beim ersten Trompetenschall waren sie alle auf ihren Posten bereit, und drei Generationen der Condés dienten ihnen als Anführer und Muster.

Inzwischen hatte unser Corps, das man mit Stolz, sey es in Betracht der Leistungen, die man schon im voraus von ihm erwartete, oder weil man die nie in Erfüllung gegangene Absicht hegte, dasselbe auf 25,000 Mann zu bringen, die „Condésche Armee“ nannte, dadurch eine besondere Wichtigkeit erlangt, daß sein König, so sein rechtmäßiger König, Ludwig XVIII., an die Spitze desselben getreten war.

Bekanntlich hatte sich Ludwig XVIII., als Proskribirter von Allen verstoßen, im Jahre 1796 nach Verona geflüchtet, nach jener Venetianischen Stadt, die fünf Jahrhunderte vorher einen anderen nicht minder berühmten Proskribirten in ihre Mauern aufgenommen, ich meine Dante. Aber es war nicht mehr die Zeit der Ligue von Cambray, Venedig hatte schon lange seinen Dandolo oder Mocenigo zum Dogen gehabt; bereits altersschwach, glaubte die hohe Republik durch eine feige Handlung der eisernen Gewalt ihrer furchtbaren Schwester, der Französischen Republik, zu entgehen; sie erließ an den flüchtigen Monarchen den Befehl, auf der Stelle ihr Staatsgebiet zu verlassen. Bevor aber der König gehorchte, verlangte er noch mit eigener Hand seinen Namen aus den goldenen Buche zu streichen, in das die Venetianer seit Franz I. alle Französische Prinzen einzutragen sich die Ehre gaben, und sofort warf er sich in die Arme jener seiner getreuen Unterthanen, die das Condésche Corps bildeten und die ihn zum Könige austießen. Es war damals ein kritischer Moment. Moreau hatte eben den Rhein überschritten und verfolgte die Oesterreichische Armee, von der man sich nicht vorzustellen vermag, wie sie durch Verwirrungen dieses überrollen Rückzuges geschah es, daß wir zu W. zur Cour zugelassen wurden; hier, anstatt der Tuilerieen ein elendes Wirthshaus; anstatt des Thronsaals eine verräucherte Stube; ein Thürsteher, oder vielmehr einer, der einstweilen die Stelle desselben versah, öffnete die Königliche Pforte, deren Doppelflügel er vergeblich aufsuchte, und rief uns, dem Gebrauche gemäß, zu: „Meine Herren, der König!“ — Der König erschien; ich sah ihn zum erstenmal, er war 44 Jahr alt; er trug die rechtgraue Uniform des Condéschen Generalstabes mit seinen Kron-Epauletten; seine Taille war zwar nicht schlank, litt aber damals noch nicht an jener Beleibtheit, von der er in späterer Zeit so sehr geplagt wurde; sein Brustbild war schön; sein Haupt zeichnete sich durch den Adel seiner Züge die Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge so wie durch eine heitere Miene aus, die auf Vertrauen in die Zukunft deutete; seine Stimme war scharf und melodisch. Er sprach von seiner Lage, ohne weder zu prahlen, noch auch kleinmüthig zu erscheinen: unsere Hingebung für seine Sache hatte ihn zur lebhaften Dankbarkeit hingerissen. Trotzdem stieg er von einer gewissen natürlichen Höhe nicht herab, und verstand er es gar wohl, der sonst so einfachen Scene einen erhabenen, grandiosen Charakter zu verleihen.

Ludwig's XVIII. Gegenwart inmitten einer Division, die nicht nur seine Farben trug, sondern auch seinem Interesse ganz ergeben war, brunnruhigte indessen bald das Oesterreichische Kabinet, das demnächst auch den König bedeuten ließ, sich von der Armee zu ent-

Digitized by Google

fernen. So mußte er sich denn ein neues Asyl aufsuchen. Als er eben im Begriffe war, uns zu verlassen, ward seine Stirn plötzlich von einer von unbekannter Hand abgeschossenen Kugel getroffen, die sie mit einer langen blutigen Furche durchzog. „Ah! Sire, nur einen Zoll niedriger!“ rief Perr von Knaray bewegt aus. — „Nun, weiter! weiter!“ erwiederte der König, „so würdet Ihr statt eines Ludwig's einen Karl haben.““ Das Attentat hatte am 18. Juli stattgefunden.

Inzwischen sah sich das Condesche Corps genöthigt, der rückgängigen Bewegung der Oesterreichischen Armee zu folgen; General Latour, der dieselbe befehligte, war keineswegs geeignet, einem so kolossalen Gegner, wie Moreau, die Stirn zu bieten; auch vermied er es sorgfältig, sich in irgend ein ernstes Gefecht mit ihm einzulassen. Doch hielt er es, um das rasche Vordringen der Französischen Armee zurückzuhalten, für gut, durch das Corps des Prinzen von Condé eine Diversion ausführen zu lassen. Der Prinz gehorchte mit Widerwillen; er hatte nur einen schwachen Theil seiner Infanterie bei sich, und überdies wußte er gar wohl, daß ein solcher Angriff eben von keinem Erfolge für den Ausgang der Schlacht sepn konnte.

Es war am 13. August. Wir hatten die freie Reichsstadt Memmingen seitwärts liegen lassen und durchquerten vor der kleinen Stadt Mindelheim. Gegen Abend konnten wir aus den ersten Meienen unserer Chefs, so wie aus dem vielfältigen Pun- und Herrennen der Offiziere des Generalstabes, gleich entnehmen, daß es die Nacht nicht so ruhig ablaufen werde. In der That setzten wir uns um Mitternacht zu Pferde; eine tiefe Dunkelheit und Stille herrschte überall; es wurde verboten, zu rauchen, laut zu sprechen, und das Kommando selbst ward mit leiser Stimme ausgeführt. Es war eine jener schönen Sommernächte, wie wir sie in den Romanen so oft geschildert finden; trotzdem, daß der Mond nicht schien, konnten wir doch alle Gegenstände in ziemlicher Ferne genau unterscheiden. Wir rückten ungefähr in einer Zahl von 1500 Mann Infanterie und Schlachtreserve vor, in einer blühenden Ebene, deren reiche Aernde von den Hufen unserer Rosse zertreten wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde machten wir Halt. Zu unseren Füßen lag das Dorf Kamelab in einem engen Thale, und gerade gegenüber bemerkten wir in einem dichten Tannenwalde die kreideweiße Straße von Memmingen, deren von einem matten Weiß überzogene Krümmungen in dunkle schwarze Wände eingerahmt schienen. Alles war ruhig und still; die Glocke hatte eben Ein Uhr geschlagen.

In diesem Augenblick wurden drei Haubitzen von unseren Batterieen abgefeuert. Dies war das Signal. Zweitausend Mann von unserer sogenannten adeligen Infanterie fielen über die schlafenden Republikaner mörderisch her; überall vernimmt man das Geschrei der Verwundeten, so wie das Stöhnen der Sterbenden und der Kämpfenden: fast jedes einzelne Haus ist zu einem Schlachtfelde geworden. Unterdessen wird, trotz der Behauptung eines unserer geistreichsten Romanschreiber, daß man selten demjenigen Pardon gewährt, der ihn in der Landesfprache erbittet, das Wort rends-toi (ergieb dich!) oft ausgesprochen, und in der That haben wir bald eine ziemlich zahlreiche Kolonie von Gefangenen zu uns abführen.

Aber die Republikaner säumten nicht, sich von ihrem ersten Schrecken zu erholen. Bald stellten sie sich in Reihe und Glied wieder auf, und nachdem sie aus den benachbrten Bivouaks Verstärkung erhalten, setzten sie sich kräftig zur Wehr. Sofort erfolgten die kaltblütigen und ordnungsmäßigen Kommandos der Bürger-Chefs: Pelotons, Gewehr auf, Feuer! Und so vor einer Augenblicke noch so friedliche Straße verwandelte sich plötzlich in Kanonendonner; zur selben Zeit rückten die hier und dort im Walde zerstreut gelegenen Tirailleurs herbei, und ein ernstes Gefecht begann.

Gegen den Anbruch des Tages gab der Prinz von Condé, nachdem seine Mission erfüllt war, Befehl zum Rückzuge, der auch in der besten Ordnung vor sich ging. Von unserer Seite waren auf dem Schlachtfelde zwei- bis dreihundert adelige Jäger und zwei Generale geblieben.

Ich habe dieses weder in strategischer noch in politischer Hinsicht wichtige Treffen nur deshalb erwähnt, um es als Typus jener bejammerswürdigen Epoche zu bezeichnen, wo in Folge trauriger Bürger-Zwistigkeiten Franzosen gegen Franzosen zu Felde zogen. Zwei Prinzinnen fanden einander gegenüber, Prinzipien verletzt, die kaum sogleich definirten lassen dürften, und wegen solcher übelverstandener Mißhelligkeit war man damals schon hier Zahre damit beschäftigt, sich gegenseitig, ja seine eigenen Freunde und Verwandten niederzumetzeln. Selbst Delair, der eine Division der Armee Moreau's befehligte, hatte einen Bruder und mehrere Vettern bei der Artillerie des Condéschen Corps. Gegen den 10. September wurde unser Bivouak nach einer großen Ortschaften Ebene verlegt, die auf einer Seite, eine halbe Stunde vor uns, von einem parallel mit ihr laufenden Flusse, der Iller, begränzt war. Auf dem gegenseitigen Ufer erblickten wir, gleichsam um alle unsere Entbehrungen desto tiefer zu empfinden, eine große Stadt mit ihren prachtvollen Gebäuden, Monumenten, mit allem Luxus der Civilisation, mit allem Pomp einer Residenz ausgestattet: es war München. Zweitausend Bayerische Soldaten hatten sich daselbst eingeschlossen, in der Hoffnung, durch eine impofante Neutralität ihre schöne Stadt vor den Zerstörungen des Krieges zu retten. Aber bald ward eine Vorstadt preisgegeben; unser Vortrab nahm den einen Theil derselben des Flusses ein, während der andere von dem Vortrabe der Republikaner besetzt ward. Die beide feindliche Parteien von einander scheidende steinerne Brücke verwandelte sich bald in ein Schlachtfeld. Während des ganzen Tages ward ein lebhaftes Kleingewehrfeuer unterhalten, bis endlich auch die Artillerie herbeirückte, und während der Nacht gewährte uns, gleichsam als ein prachtvolles Diorama, der ganz in Feuer stehende Horizont den fürchterlich schönen Anblick einer schrecklichen Feuersbrunst. Eine Anzahl von Häusern brannte auf beiden Ufern; die Stadtbewohner selbst zitterten: einige unserer Fuhrleute entluden sich innerhalb des Umkreises der Stadt.

Den Morgen darauf stellte sich die Ruhe wieder her: es erschienen zwei Männer zu Pferde, als Repräsentanten der beiden feindlichen Parteien, ohne alle Bedeckung, von gegenseitigen Zutrauen erfüllt, auf der Brücke einander entgegenreitend. Der Eine ist sechsundzwanzig Jahr alt: an der blauen Schärpe, an dem dreifarbigen Heimbusch erkennst du den Brigade-General Abatucci, der den Vortrab der Republikaner befehligt; der andere, um zwei Jahre jüngere Mann trägt eine weiße Zeder auf dem Hute und einen mit Lilien durchwirkten Harnisch am linken Arme: es ist ein Condé, der Herzog von Enghien, der Chef unseres Vortrabes. Beide tapfere, ausgezeichnete, edle Jünger des Ruhmes; sie achten sich gegenseitig, weil sie oft im Treffen einander gegenüber gestanden. Nach einer kurzen Unterredung werden sie bald mit einander einig, denn es handelt sich um einen Waffenstillstand, der das auf dem engen Schlachtfelde vergeblich fließende Französische Blut schonen sollte. Als sie mit der gewöhnlichen Courtoisie von einander scheiden, schlug endlich Abatucci „Monseigneur (ein Titel, der für die damalige Zeit höchst bemerkenswerth ist), Sie hatten gar nicht als Prinz geboren werden dürfen; wären Sie auch nur der Sohn eines Kohlenbrenners gewesen, Sie würden doch denselben Rang in der Französischen Armee eingenommen haben.“

Der Waffenstillstand dauerte zehn bis zwölf Tage. Wir waren darauf gefaßt, bis zum Inn, ja vielleicht selbst bis nach Wien zurückzuschreiten, als man auf einmal an einem schönen Morgen uns umzukehren befahl, um Moreau nachzufetzen. Moreau, der bisher stets als Sieger vorgeschritten, plötzlich zu verfolgen: dieser Wechsel der Dinge überraschte uns wie ein Wunder. War wußten damals nicht, wie sehr die Lage jenes Feldherrn durch die wiederholten Niederlagen der Armee Jourdan's am Main leidend geworden war.

Es war die Zeit, wo der große Französische General seinen berühmten Rückzug begann. Wir trieben ihn anfangs ziemlich lebhaft zurück, aber am 2. Oktober, zu Biberach, wandte er sich wieder plötzlich und brachte der Oesterreichischen Armee eine gänzliche Niederlage bei. „Bei dieser Gelegenheit“, sagt ein Geschichtschreiber, der die damaligen Tagesbegebenheiten aufzeichnete, „verdanke der General Latour die Rettung eines Theiles seiner Armee lediglich der Ergebenheit der Französischen Emigranten, welche in Masse mit ihren Leichnamen ein Schlachtfeld bedeckten, das sie allein dem Feinde streitig gemacht hatten.“

Schweden.

Ueber Strafen.

Von dem Kronprinzen von Schweden.

(Schluß.)

Ein lobenswerther Unwille über die Ruthenhiebe und die klägliche, höchst fehlerhafte Einrichtung unserer Corrections-Häuser haben die allgemeine Aufmerksamkeit immer mehr und mehr auf das Deportations-System gelenkt, dessen Einführung auf dem gegenwärtigen Reichstage von verschiedenen achtungswerthen Mitgliedern verlangt worden. Auf den ersten Blick scheint dieses System den wichtigen Vortheil mit sich zu führen, das Land von Verbrechern zu säubern, ohne daß man dabei nöthig hätte, die Stimme der Menschlichkeit zu unterdrücken, so daß also die Anforderungen der Gerechtigkeit und Klugheit erfüllt würden. Bei näherer Betrachtung entdeckt man jedoch bald die Fehlerhaftigkeit in juristischer Beziehung und die Schwierigkeiten, mit denen die Durchführung der Deportations-Idee umgeben ist. Ich werde die wichtigsten in aller Kürze hervorzuheben suchen.

Welche Klasse von Verbrechern soll der Deportation unterworfen werden? Die, welche für die Lebenszeit ihrer Freiheit verlustig erklärt sind; aber da ist ihre Anzahl nur unbeveutend. Die, welche verurtheilt sind, für eine gewisse längere Zeit gefangen zu sepn; aber wie sollen sie es anfangen, um aus einem fernen Welttheil wieder nach ihrem Vaterlande zurückzugelangen, und wenn ihnen dies auch glückt, so sind sie dadurch nicht besser geworden, daß sie in Gesellschaft einer Menge von Verbrechern das Meer durchschiffen und fremde Länder besuchten. Da ist es in der That minder kostspielig, sie, wie bisher, in Gefangenwagen nach Lyngholm oder nach Malmo zu fahren, um sie nach Ablauf der Strafzeit, ebenfalls ungebessert, wieder in den Staat hineinzuschicken.

Wenn jemand vermuthlich ein, der Schutz des Staates liege hier eben gerade in der Eigenthümlichkeit, daß eine Verurtheilung zur Deportation für eine gewisse Zeit, den Verbrecher eigentlich für immer aus seinem Vaterland verbannen und ihn lebenslänglich landflüchtig mache. Aber dann verstößt ja diese Gesetzgebung wieder auf eine schwere Weise gegen den angenommenen Rechtsgrundsatz, daß die Strafe in einem richtigen Verhältnisse mit dem Verbrechen selbst stehen müsse, um wie im Allgemeinen jegliche Verletzung der Rechts-Idee ihre Strafe mit sich führt, so hat der Staat den Verbrecher aufgenommen, nur gleich das größte der Verbrechen zu begehen, worauf Deportation steht (denn die Folgen davon sind ja doch immer dieselben), und ihn dadurch für die allgemeine Sicherheit nur noch gefährlicher gemacht. Man sieht hieraus,

Digitized by Google

wie das Deportations-System nicht alle die verschiedenen Abstufungen gewährt, welche zur Bestrafung der verschiedenartigen größeren oder geringeren Verbrechen nöthig sind.

Denn sich aber die Deportation wegen der ihr abgehenden Mannigfaltigkeit als ungerecht darstellt, so zeigt sie sich nicht minder unbillig wegen der verschiedenen Bedeutung, die sie, als Strafe betrachtet, für das eine oder das andere Individuum hat. Für den, welcher bereits alle Bande zerriß, die ihn mit Familie und Staat verknüpften, ist die Deportation eine geringe Strafe; seine Ausmerksamkeit wird durch neue, unbekannte Gegenstände angezogen, welche ihn nicht zum Selbstbewußtseyn kommen lassen und allmälig die strafende Stimme des Gewissens betäuben. Für denjenigen aber, der sich von gärtlichen Anhänglichkeiten an seinen Heimath und einem geliebten Vaterlande vielleicht für immer trennt, ist die Deportation fast die grausamste aller Strafen. Wer von diesen Beiden aber ist am gefährlichsten für die allgemeine Sicherheit? Derjenige, welcher, egoistisch in sich abgeschlossen, nur an seinen eigenen Gewinn denkt, oder der, welcher, obschon schwach und irregeleitet, doch mit dem Staate durch eine Menge von Banden verflochten ist? Wirkt da nicht die Strafe in einem ganz unrichtigen Verhältniß, — am stärksten gegen den am wenigsten Gefährlichen und am schwächsten gegen den Gefährlichen?

Diese Ansichten von der Unanwendbarkeit des Deportations-Systems werden nicht nur von der Theorie gut geheißen, sondern auch durch die Erfahrungen derjenigen Landes bestätigt, welche dies System in größerm Maßstabe angewandt haben, von Großbritannien. Es war gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts, als England, die auf dem correctionellen Wege mit Erfolg angestellten Versuche aufgebend, anfing, seine Verbrecher zu deportiren, zuerst nach seinen Amerikanischen Kolonieen, und, nachdem diese sich vom Mutterlande getrennt, nach der dadurch berüchtigt gewordenen Botany-Bay. Diese Mittel hat jedoch nicht den großen Erwartungen entsprochen, die man sich davon machte; denn seit der Zeit haben die Verbrechen, besonders die gegen das Eigenthum, d. h. diejenigen, welche hauptsächlich mit Deportation belegt werden, in einer so gefährlichen Progression zugenommen, daß sie sich nach Beaumont und Tocqueville in etwa 20 Jahren beinahe verdreifachen.

Dies betrübte Verhältniß senkte seit etwa zehn Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Ungenügsamkeit des Deportations-Systems. Aber dem Verlassen des einmal betretenen Bahn stellen sich große Schwierigkeiten entgegen, sowohl in Bezug auf die bereits verausgabten enormen Summen, als auch auf die in Australien angelegten Kolonieen. Anfangs suchte man durch geschärfte Strenge in der Behandlung die Deportation abschreckender zu machen, und die Landesverwiesenen wurden in drei Klassen getheilt. Die erste unterwarf man bei ihrer Ankunft in einem besondern Corrections-Anstalt auf der Insel Norfolk der Pönitentiar-Behandlung und verdoppelte dadurch die Strafe und die Kosten. Die zweite Klasse legte man in Ketten und ließ sie im Freien arbeiten; die dritte wurde den Kolonisten zugetheilt. Aber nicht zufrieden damit, erhielten gewisse Beamte den Befehl, vom 1. bis zum 30. September 1833 alles Verdienst eines jeden Mitbürgers in Beziehung auf sein Betragen und in einem besonderen Protokoll mit schauerlicher Gewissenhaftigkeit zu verzeichnen, beim wiederholten Streiche sich Blut gezeigt, ob es reichlich geflossen oder nicht, und ob der Bestrafte durch Klagelaute einen heftigen Schmerz zu erkennen gegeben u. s. w.

Eine solche Grausamkeit mochte indeß wohl bald der Ehre und der Menschlichkeit des Englischen Parlaments gänzlich weichen müssen; die Deportationen werden immer seltener, und das Corrections-System kann immer mehr als in England eingebürgert betrachtet werden, da es mit starken Schritten vorrückt.

Ohne in eine weitläufige Untersuchung darüber einzugehen, ob Schweden einen passenden Deportations-Ort für seine Verbrecher aufzufinden vermöchte, ist doch unbestritten, daß die Reise- und Kostenfrage sich für die Landesverwiesenen sich unendlich hoch stellen würden. Wenn nun auch das Deportations-System die abschreckenden Eigenschaften für diejenigen enthebrt, gegen welche es gerichtet ist, so besitzt es doch dieselben im vollkommensten Grade für die Steuerpflichtigen, welche diese Kostenlast zu tragen haben würden.

Die im Jahre 1838 im Englischen Unterhause zur Untersuchung der Deportations-Frage niedergesetzte Kommission sagt in ihrem Bericht Seite 39:

Anzahl der bis zum Schluß des Jahres 1836 nach Süd-Wales und Van-Diemens-Land deportirten Verbrecher . . .	96,338
Der Transport beträgt durchschnittlich für den Kopf . . 28 Pf. St.	
Andere Ausgaben während ihres Aufenthalts in der Kolonie . . . . . 34 „ „	
Macht an Kosten für jeden deportirten Verbrecher . . . 82 Pf. St.	
oder etwa 350 Thaler Preuß.	

In einem dem nämlichen Berichte beigefügten Briefe des Erzbischofs von Dublin wird über das Deportations-System gesagt, „man habe es gegen allen gesunden Menschenverstand angenommen und groß über Gebühr eingeführt." In einer kürzlich im Englischen Unterhause stattgefundenen Debatte über die Deportation der Verbrecher äußerte Sir William Molesworth unter Anderem, jeder Verbrecher koste in Australien nach der niedrigsten Berechnung jährlich 8 Pf. St. (54 Thlr.), die Transportkosten ungerechnet.

In demselben Maße, wie Bildung und Menschlichkeit die geltenden Rechts-Ideen mildern, sind auch die Leibesstrafen abgeschafft worden, und es hat in allen Ländern die Kriminal-Gesetzgebung eine edlere und christlichere Richtung genommen. Die Staaten, welche auf eine gewaltsame Weise die Verbrechen durch Tod oder Marter der Verbrecher ausrotten wollten, — oder die da glaubten, durch eine kostspielige Verbannung nach fernen Ländern sich von der Sorge der Beaufsichtigung ihrer sittlichen Besserung befreien zu können, sind nach und nach auf eine reinere Auffassung ihrer Pflichten zurückgeführt und genöthigt worden, ihre Zuflucht zu Strafen zu nehmen, welche mehr auf die Seele des Verbrechers einwirken; wir werden daher in Schweden wohlthun, diesem Beispiel zu folgen.

Nord-Amerika.

Redner und Staatsmänner des neueren Nord-Amerika.

III. Josiah Quincy.

Josiah Quincy ist der Sohn eines Patrioten von Boston, desselben Namens, welcher 1775 starb. Unser Redner, obgleich, wie wir glauben, zum Stande eines Sachwalters erzogen, hat der Literatur mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als dem Gesetze. Er wird für einen klassisch gebildeten Gelehrten gehalten und hat mehrere Jahre die Stelle eines Präsidenten der Universität Harward bekleidet. Er ist ein fruchtbarer Verfasser von Jahrestags-Reden, aber seine beiden besten Reden hielt er als Kongreß-Mitglied. Im Jahre 1808 sprach er zur Unterstützung eines Beschlusses, um den Verordnungen der kriegführenden Mächte zu widerstehen, welche den Handel der Vereinigten Staaten beschränkten.

„Die Herren rufen aus, Großbritanien schlägt uns auf einen Backen; und was thut die Verwaltung? Sie bietet den anderen auch dar. Sie rufen, Frankreich legen, Großbritannien hat ein Räuber; es nimmt uns unseren Mantel; und was sagt die Verwaltung? Sie rath, auch unseren Rock nehmen. Frankreich und Großbritanien fordern von Euch, Ihr sollt einen Theil Eures Handels lassen, und Ihr geht ihn ganz auf. Dies mag der Weg seyn zu Würde und Ehre in der alten Welt; aber nie wird es Sicherheit und Unabhängigkeit in der neuen verbürgen. Aber man wird mir sagen: „Das kann zum Kriege führen." Ich frage: „Haben wir jetzt Frieden?" Gewiß nicht; wenn nicht etwa ein Zurückweichen vor Beschimpfung Frieden ist; wenn nicht ein Zusammenducken unter Schlägen Frieden ist. Das sicherste Mittel, den Krieg zu meiden, ist, ihn nicht zu fürchten. Der Gedanke, nichts auf Erden sey so schrecklich, als der Krieg, wird uns zu eitlem eingeimpft. — Schande ist schlimmer; — Aufgeben unserer Rechte ist schlimmer."

Der Gegenstand der andern großen Rede Quincy's war die Zulassung Louisiana's zur Union. Der Eingang derselben — zu lang, um hier gegeben zu werden — ist bewunderungswürdig, obgleich er plötzlich durch eine Berufung auf den Vorsitzenden (Chair, Vorsitz) abgebrochen wird. Es wird aus zuverlässiger Quelle versichert, daß er stets seine Reden auswendig lernt, aber doch dessenungeachtet verhehle, sie mit der erforderlichen Kraft und Lebendigkeit vorzutragen. Dies gehört zu dem am schwersten Erreichbaren in der Redekunst. Denn um es zu thun, ist nothwendig, denselben Zustand in Gedanken und Gefühl hervorzubringen, unter welchem die Rede abgefaßt wurde. Unglücklicherweise ist der Schriftsteller geneigter, zu empfinden, wie der Prozeßführende, welcher sich gegen Lysias beklagte, daß die für ihn besorgte Rede sich das erste und zweite Mal gut genug löse, beim dritten oder vierten Male aber fast platt klänge. „Die Zuhörer", erwiederte Lysias, „sollen sie nur einmal hören." Um sich in dieser Beziehung so sehr als möglich den Zuhörern gleichzustellen, ist es bei den besten Rednern Gebrauch, den Gegenstand recht zu durchdenken, ihre Seele mit Gründen und Ausschmückungen zu erfüllen, die besten Gegenstände auszuwählen um zu ordnen, in Betreff der Ausdrücke und des Tones aber der Begeisterung des Augenblicks zu vertrauen.

IV. William Wirt.

Wirt wurde 1772 in Maryland geboren und nach einer erfolgreichen Laufbahn beim Gerichtswesen unter der Präsidentschaft Monroe's zum General-Anwalt der Vereinigten Staaten ernannt. Er ist in der General-Rede durch eine Rede von „Essay" bekannt: „The British Spy" (der britische Spion), bekannt, welche mit Klarheit, Geist und Leichtigkeit geschrieben sind; diese herrschen auch in seinen Reden, wovon eine einen hohen Grad von Berühmtheit erlangt hat, nämlich die gegen Aaron Burr, der im Jahre 1807 wegen Verraths zur Untersuchung gezogen wurde, weil er die Mittel zu einem kriegerischen Zuge gegen Mexiko, damals ein Gebiet des Königs von Spanien, mit welchem die Vereinigten Staaten in Frieden waren, vorbereitet hatte. Die folgende satirische Skizzirung des Stiles seines Gegners (Mr. Wickham) kann dazu dienen, seine Herrschaft über die Sprache zu veranschaulichen.

„Ich will den geehrten Herrn mit Aufrichtigkeit behandeln. Sollte ich ihn unrichtig darstellen, so wird er unmittelbares Recht abstrichlich geschehen. Ich will nicht das Beispiel befolgen, welches er mit bei einer noch sehr neuen Veranlassung gegeben hat. Ich will nicht, wie er, in Erwiederung auf eine Anschuldigung, die so nackt wie eine schlafende Venus, aber nicht halb so schön ist, mich über die peinliche Nothwendigkeit beklagen, wegen Schwäche und Gebrechlichkeit sophischer Stärke, zurück diese Falle zu thun, denn jene Verpflichtung litten zu müssen, ehe ich zum Angriffspunkte gelangen kann. Ich habe keine auf Vorrath gemachte und in dem Puplatzen meiner Einbildungskraft zum Gebrauch aufgehangene Fabeln und Verbrämungen; und wenn ich sie hätte, würde ich nicht so unbesonnen ungebuldig seyn, meine Waare los zu werden, daß ich sie bei unpassenden Gelegenheiten zur Schau austegte. Ich kann nicht verspreche, durch klassische und zierliche Anspielungen auf die reinen Perlen (pages) Tristam Shandy's" bei euch Ehrlnahme zu erwecken. Ich kann euch nicht in jeder Periode einen Schwärmer und eine Rakete geben. Ich für mein Theil habe diese Blitze des Witzes (wenn sie den Namen verdienen), diese Meteore des Geistes, welche

Digitized by Google

in den Reden dieses Herrn in so üppiger Ueberfülle hervorspringen, welche auf beiden Seiten des Pladet der Vernunft spielten oder, in wundervoller Bewegung quer darüber springend, den Geist vom eigentlichen Punkte der Erörterung ablockten, für kein besseres Zeugniß der Tüchtigkeit der Beweisführung, womit sie verbunden sind, und, man erlaube mir, hinzuzufügen, der Stärke des Gehirns, aus welchem sie entsprungen, gehalten, als jene Dünste, welche aus unseren Sümpfen aufsteigen, in augenblicklicher Verbrennung flammen und, mit der Wellenbewegung der Atmosphäre hinflatternd, den Wanderer in Schlamm und Dornge sträuch verirren. Zeugnisse der Festigkeit und Dichtigkeit des Bodens sind, welchem sie entstiegen."

Der Vertheidiger des Angeklagten hatte sich bemüht, die Hauptschuld an dem Kriegszuge vom Obersten Burr auf einen gewissen Blannerhassett zu schieben. Herrn Wirt's Schilderung des Letzteren ist ein gewöhnlicher Gegenstand der Declamation in Amerikanischen Schulen geworden.

„Wer ist Blannerhassett? Ein Eingeborner von Irland, ein Gelehrter, welcher vor den Stürmen seines Vaterlandes floh, um in dem unsrigen Ruhe zu finden. Seine Geschichte zeigt, daß der Krieg nicht das natürliche Element seiner Seele ist. Wäre das, würde er niemals Amerika gegen Irland vertauscht haben. So wenig kann ein Gentleman die dem Charakter B.'s natürliche und passende Gesellschaft darbieten, daß, nach seiner Ankunft in Amerika, er sich sogar von der Bevölkerung der Atlantischen Staaten zurückzog zur Ruhe und Einsamkeit im Innern des westlichen Striches suchte. Aber er nahm Geschmack, Wissenschaft und Reichthum mit sich; und siehe, die Wüste lächelte. Den Besitz einer schönen Insel im Ohio erwerbend, errichtet er darauf einen Palast und ziert ihn mit jedem romantischen Schmuck der Phantasie. Ein Heckengarten, um den Sbandy ihn beneidet haben könnte, blüht rund um ihn. Musik, welche Kalypso und ihre Nymphen hätte bezaubern können, ertönt für ihn. Eine große Bücherversammlung breitet ihre Schätze vor ihm aus. Ein physikalischer Apparat erschließt ihm alle Geheimnisse, alles Verborgene der Natur. Friede, Ruhe und Unschuld ergießen gemeinschaftlich ihre Freuden um ihn her. Und den Zauber des Anblickes zu krönen, hatte eine Frau, von welcher man sagt, daß sie an Liebenswürdigkeit sogar ihr Geschlecht übertrifft und mit jeder Vollkommenheit, welche es unwiderstehlich machen kann, begabt ist, ihn mit ihrer Liebe beglückt und zum Vater mehrerer Kinder gemacht. Der Augenschein würde euch überzeugen, daß dies ein schwaches Gemälde des wirklichen Lebens ist. Inmitten all dieses Friedens, dieser unschuldigen Einfachheit und dieser Ruhe, dieses Festes des Gemüthes, dieses Freudengelages des Herzens, kommt der Verderber: er kommt, um dieses Paradies in eine Hölle zu verwandeln. Er kommt, um die Blumen nicht bei seiner Annäherung. Durch die Brust ihres unglücklichen Besitzers bedt keine Ahnung, die ihn vor dem Untergange, der über ihn kommt, warnte. Ein Fremder erscheint. Durch den hohen Rang, den er vor kurzem in seinem Vaterlande eingenommen hatte, ihrer Zuvorkommenheit empfohlen, findet er bald den Weg zu ihren Herzen durch die Wärme und Freiheit seines Betragens, den Schlang und die Schönheit seiner Unterhaltung und die verführerische und bezaubernde Macht seines Benehmens. Die Eroberung war nicht schwierig. Die Unschuld ist immer einfach und leichtgläubig. Selbst sich keiner Absicht bewußt, argwöhnt sie keine in Anderen. Sie trägt kein Schild vor ihrer Brust. Jede Thür und jedes Thor und jeder Zugang zum Herzen ist weit geöffnet, und Alle, denen es beliebt, treten ein. So war der Zustand Eden's, als die Schlange in seine Lauben drang. Der Gefangene, in lockenderer Gestalt sich in das offene und unerfahrene Herz des unglücklichen Blannerhassett windend, fand nur wenig Schwierigkeit, den angeborenen Charakter jenes Herzens und die Gegenstände seiner Neigung zu ändern. Allmälig durchdrungen er es mit dem Gifte seinen Ehrgeizes. Er haucht ihm das Feuer seiner eigenen Mathes ein; einen Theil seiner gewaltigen Ideen, seinen Durst nach Ruhm, seine nach großen Unternehmungen, nach all dem Geräusch, dem Sturm und Drange des Lebens lechzende Gluth. In kurzer Zeit ist der ganze Mann verwandelt und jeder Gegenstand seines früheren Bezeigungen ist verlassen. Er erfreut sich nicht mehr des ruhigen Anblickes, der ist für seinem Geschmack lad und schaal geworden; seine Bücher sind vereinsamt aufgegeben, seine Instrumente sind vergessen; kurz sie sind geworfen. Vergebens blüht sein Heckengarten und duftet seinen Wohlgeruch in die Luft; er liebt ihn nicht. Sein Ohr trinkt nicht länger die reiche Melodie der Musik; es schmachtet nach der Trompete Schmettern und der Kanone Gebrüll. Selbst das Geplauder seiner Kinderchen, ihm einst so süß, rührt ihn nicht mehr; und das engelgleiche Lächeln seines Weibes, welches bisher sein Herz in so unaussprechliches Entzücken versetzte, ist jetzt angelaufen und ungefällig. Größere Dinge haben sich seiner Seele bemächtigt. Seine Einbildungskraft ist durch Traumerscheinungen von Diademen, Sternen, Ordensbändern und Adelstiteln geblendet worden. Ihm ist gelehrt worden, in ruhelosem Streben nach dem Namen großer Helden und Eroberer zu entbrennen. Seiner bezaubernden Insel wird der Schicksal bald in eine Wildniß zurückgewiesen sein, und wenig Monaten finden wir die schöne und zärtliche Gefährtin seines Herzens, die er vor kurzem sogar von den Sommerwinden nicht unsanft berühren ließ, wir finden sie um Mitternacht an den winterlichen Ufern des Ohio, schaudernd und ihre Thränen mit dem Strome vermischend, welcher gefriert, während sie fallen. Doch soll dieser unglückliche Mann, — so von seinem Wohl um seiner Glückseligkeit abgelockt, so von den Pfaden der Unschuld und des Friedens verführt, so in die Drangsale verstrickt, welche mit Vorbedacht ihm bereitet waren, und überwältigt durch den heherrschenden Verstand und Geist eines Anderen, — dieser Mann, so in Abgrund und Verderben gestürzt und zum Spieler einer untergeordneten Rolle in jenem Drama von Schuld und Verrath gemacht, — dieser Mann soll der Hauptschuldige genannt werden, während derjenige, durch welchen er so ins Elend gestürzt wurde, vergleichungsweise unschuldig, eine bloße Nebenperson seyn soll! — Ist das Vernunft? Ist es Gesetz? — Ist es Menschlichkeit? Weder der menschliche Verstand noch das menschliche Herz wird eine so ungeheure und unsinnige, der Seele so anstößige, gegen die Vernunft so empörende Verkehrtheit ertragen! Laßt daher Aaron Burr vor dem hohen Gerichte, um das er sich verbrochen hat, nicht zurückreichen, und nachdem er schon Blannerhassett in Vermögen, Ruf, Lebensglück für immer zu Grunde gerichtet hat, — laßt ihn das Trauerspiel nicht dadurch vollenden, daß er jenen von bösem Gesicht verfolgten Mann zwischen sich und die Strafe wirft."

Mannigfaltiges.

— **Schicksal eines Briefes.** Ein Autographon ganz eigner Art ist kürzlich unter den Papieren Tissot's, des berühmten Arztes, gefunden worden, der im vorigen Jahrhundert in Lausanne lebte und starb. Tissot erhielt aus allen Gegenden der Welt Briefe, worin er von Kranken konsultirt wurde. Unter diesen Briefen befand sich im Jahre 1787 auch einer aus Korsika, geschrieben von einem zu Donap in Garnison stehenden, dermalen aber auf Urlaub in Ajaccio befindlichen Unter-Lieutenant von der Artillerie, Namens Napoleon Bonaparte. Der Lieutenant bittet nur nicht rund, sondern sein Oheim, ein alter Cyprietiker, hatte das Zipperlein, und um den geistlichen Herrn von diesem fatalen Uebel zu befreien, war der angehende Feldherr auf die Idee gekommen, aus Korsika direkt an den berühmten Doktor in der Schweiz zu schreiben. Hätte dieser ahnen können, was eigentlich in dem Unter-Lieutenant verborgen sey, der ihm den Brief schrieb, so würde er ihn gewiß schleunigst beantwortet haben, aber das Schreiben selbst, das nicht einmal orthographisch abgefaßt war, sondern die Italiänische Abstammung des Verfassers vielfach verrieth, empfahl sich nicht sonderlich, und so ward es von dem vielbeschäftigten Arzte beiseit geworfen, mit der für uns überaus ergötzlichen Bemerkung auf dem äußeren Rande: „Lettre non reponsive et peu interessante." Dieser „unbeantwortete und nicht sehr interessante Brief" wurde jetzt bei einer Versteigerung in Paris oder London vielleicht theurer bezahlt werden, als eine ganze Sammlung von Briefen aller heutzutage in beiden Hauptstädten lebender gekrönten und berühmten Männer. Um aber doch eine Probe davon zu geben, was für ein Französisch der Korsikanische Unter-Lieutenant im 18ten Jahre seines Alters schrieb, theilen wir hier eine Stelle aus dem Konsultations-Schreiben mit:

„Ce sera un mauvais préambule pour ma consultation, lorsque vous saurai que le malade en question à soixante et dix ans (70 ans), mais, Monsieurs, considéres que l'on vit jusqu'à cent ans et plus et mon oncle par sa constitution devoit être du petit nombre de ces prevelégiés, d'une taille moyenne, n'ayant fait aucune débauche, ni de femme, ni de table, ni trop sédentaire, ni trop peu, n'ayant été agrie d'aucune de ces passions violentes qui derangent l'economie animal, n'ayant presque point eu de maladie dans tous le cous de sa vie je ne dirai pas comme Fontenelle qu'il avait les deux grandes qualités pour vivre, bon corps et mauvais coeur, cependant je crois qu'ayant eu du penchant à l'égoisme, il s'est trouvé dans une situation heureuse qui ne l'a pas mis dans le cas d'en developper toute la force."

— **Die Familie Bonaparte.** Bei ihrem letzten Aufenthalt in Majorka, von welchem mir eine Beschreibung theilweise in den Blättern wiedergegeben, hat George Sand die interessante Entdeckung von Grabmälern der Familie Bonapart gemacht, die sich in dem Dominikaner- und Inquisitions-Kloster zu Palma befinden. Sie giebt uns eine Zeichnung von dem schönen Wappen der Bonapart, das auf den Grabes-Monumenten angebracht ist. Es besteht aus drei Feldern: zweien neben einander und einem dritten über denselben. In dem linken Felde erblickt man einen aufrechten, zum Angriff bereiten Löwen, nach dem Felde links hingewandt, das einen blauen Himmel mit fünf goldenen Sternen zeigt; über beide Felder breitet vom Giebelfelde ein Adler seine Schwingen aus. In der Symbolik dieses Wappens ist natürlich für Alle, die dergleichen Dinge suchen, die ganze Prädestination der Geschichte Napoleon's zu finden. Was aber nie über den Italiänisch-Korsikanischen Ursprung der Bonaparte etwas verdrießlichen Franzosen besonders erfreuen mag, ist der bei dieser Gelegenheit ebenfalls entdeckte Umstand, daß die gedachte Familie eigentlich aus der Provence stamme, wo sie Bonpar geheißen, dann nach Spanien und vornehmlich nach Majorka gekommen sey, wo sie Bonapart genannt worden, und endlich im Jahre 1411 in Hugo Bonapart, der als Gouverneur von Korsika, im Auftrage des Königs Martin von Aragonien, nach jener Insel abging, hierher den Ahn der Familie Buonaparte verpflanzt habe, von welcher der Kaiser der Franzosen abstamme. Allerlei Register in den Archiven der Könige von Aragon zu Barcelona sollen diese Hypothesen unterstützen, die natürlich noch sehr problematisch sind. Besonders aber würde auffallend bleiben, warum die Korsikanischen Buonapartes das solge Wappen der Majorkanischen Bonaparts so ganz und gar sollten verleugnet haben. Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit haben niemals zu den Tugenden der Korsikaner gehört.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Montag den 8. März 1841.

England.

London im Jahre 1840.

I. Das Klubleben und das Garçonleben.

Die Bevölkerung von London vermehrt sich ins Unendliche; diese Hauptstadt dehnt ihre Straßen nach allen vier Weltgegenden aus; im Osten und Norden errichtet die Industrie ihre Fabriken, heizt ihre Oefen und eröffnet ihre Werkstätten, während im Süden und Westen die Reichen, fern von dem Geräusch und den Rauchwolken der Manufakturen, die neuen für ihre Lebensweise eingerichteten Stadttheile beziehen. Die neuen Bauten werden auf folgende Weise ausgeführt. Eine Gesellschaft kauft ein Terrain, das einem mehr oder weniger reichen Besitzer gehört; der Eigenthümer tritt den Platz auf 99 Jahre ab; die Bau-Unternehmer errichten eine Stadt, von der jedes Haus dem Grundbesitzer eine kleine Rente zahlt; die Häuser gehören der Gesellschaft, und wenn die hundert Jahre verflossen sind, so fallen die Stadt und der Boden dem Eigenthümer oder vielmehr der zweiten Generation seiner Erben wieder anheim, die ihren Urgroßvater segnen, daß er, anstatt eines Parks oder eines Landhauses, ihnen eine Stadt hinterlassen hat. Im Allgemeinen legt man in diesen neuen Stadtvierteln zuerst große Straßen an, die zur Verlängerung der alten Londoner Straßen dienen müssen; hierauf wählt man zwei bis drei Plätze, auf denen man Kirchen erbaut, deren Größe im Verhältniß zu der Anzahl von Häusern steht, aus denen eine neue Stadttheil bestehen soll; die vollendeten Kirchen sind Mittelpunkte, nach welchen die Hauptstraßen auslaufen. Diese sind theils breit und luftig und bestehen aus Häusern, die nur für die wohlhabenden oder reichen Familien eingerichtet sind, theils sind sie engere Querstraßen, welche Kaufmannsläden, Magazine und allerlei Werkstätten enthalten, die zur Lieferung der Bedürfnisse der neuen Stadt bestimmt sind. Die Gesellschaft vermiethet oder verkauft ihre Häuser auf 99 Jahre und gewinnt dadurch ungeheuren Vortheil. In anderen Ländern, wo man mit Sand- oder Bruchsteinen baut, wird ein neues Haus erst nach einem bis zwei Jahren bewohnbar; in London aber, wo alle Gebäude aus Backsteinen bestehen, ist die Schnelligkeit, mit welcher sie sich erheben, fast zauberhaft. Hier ein Beispiel davon. Ich wohnte an einem Ende des Hyde-Park. Im Mai 1839 sah ich von meinem Fenster aus eine unermeßliche Ebene; nach einer Abwesenheit von 11 Monaten bemerkte ich, anstatt einer Wiese, eine Stadt von einer Viertelstunde im Umfang; und dieselbe Erscheinung wiederholt sich jährlich auf allen Seiten der Residenz. Diese neuen Stadttheile werden folglich verkauft oder vermiethet, ohne daß darum die Bevölkerung des Mittelpunkts der Stadt weniger dicht wird; sie nimmt bloß eine andere Gestalt an; denn alle Anstrengungen des Englischen Kaufmanns und Handwerkers gehen auf hinreichenden Gelegewinn, der sie in den Stand setzt, mit ihrer Familie in einer reineren Luft und an einem schöneren Orte, als in dem Mittelpunkte der Geschäfte und des Handels, zu leben.

London scheint durch einen Umstand sich besonders vor allen anderen Hauptstädten auszuzeichnen. In Paris, Wien, Berlin, Rom und Turin stehen die heterogensten Häuser neben einander, ein Hotel garni, ein Schuhmacher, ein Schneider neben den prächtigsten Palästen, in denen die Reichsten und Vornehmsten wohnen; selten wohnen in drei bis vier hinter einander folgenden Häusern Personen von gleichem Stande, und es ist unmöglich, den Stand oder das Vermögen eines Personen nach dem Stadtviertel, in welchem sie wohnt, zu ermessen oder zu bestimmen. In London dagegen können die Straßen und Stadtviertel, die für eine bestimmte Klasse von Personen gebaut werden, ihre Bestimmung nicht verändern. In der Baker-Street z. B. müssen alle Häuser von Personen bewohnt seyn, die für ihren Haushalt jährlich wenigstens 10,000 Thaler brauchen; auf Grosvenor-Square beträgt diese Quantität Niemand, eine Wohnung miethen, der nicht 30,000 bis 120,000 Thaler zu seinen jährlichen Ausgaben verwenden kann, u. s. w., so daß man, wenn man nur den Stadttheil kennt, wo Jemand wohnt, fast sicher die Höhe seines Vermögens angeben kann; doch freilich darf man nicht immer nach dem äußeren Schein urtheilen; denn wie viel glänzendes Elend liegt nicht in diesen so neuen und reichgeschmückten Wohnungen verborgen! wie viele Familien machen nicht einen großen Aufwand, ohne daß man errathen kann, woher sie das Geld, das sie verschwenden, oder den Kredit nehmen, vermittelst dessen sie die Kaufleute betrügen!

Wenn also London im Aeußeren seiner anderen Residenz gleicht, so hat London eben so im Inneren eine eigenthümliche Physiognomie, die man außerhalb der Britischen Inseln nirgends wiederfindet. Im Allgemeinen giebt es in London drei verschiedene Lebensweisen: das Familienleben, das Leben in den Klubs und das Garçonleben. Zuerst einige Worte über die letztere.

Die Klubs sind sehr große Hotels, in deren Einrichtungen ein übermäßiger Luxus herrscht. Diese Etablissements enthalten Alles, was zum bequemsten Leben erforderlich ist: gut geheizte große Säle, eine Bibliothek, in der die neuesten Werke und eine vortreffliche Auswahl älterer aufgestellt sind, alle wichtige Journale der Welt; für das materielle Leben, schöne Speisezimmer, eine vortreffliche Küche und eine zahlreiche Dienerschaft in eleganter Livree, Badesäle und Toilettenzimmer. Für einen jährlichen Beitrag von 25 bis 40 Thlr. bleibt nichts zu wünschen übrig. Jeder Klub besteht ungefähr aus 300 bis 500 Mitgliedern, welche gleiche politische Ansicht, gleiche Lebens-Carriere und gleicher Geschmack vereinigt hat. Man ist sehr streng in der Aufnahme eines neuen Mitgliedes; daher herrschen auch Einheit und Ordnung beständig in dem Inneren dieser Etablissements. Die Stammgläubiger eines Klubs haben gewöhnlich ein kleines Zimmer für sich, worin sie schlafen und frühstücken; denn ihr übrigen Tag bringen sie im Klub zu, wenn sie nicht des Abends im Theater oder in Gesellschaften sind. Dieses Leben ist, wie man leicht begreift, sehr angenehm; für eine mäßige Summe verschafft sich ein Mann alle Annehmlichkeiten, wozu somit ein großes Vermögen gehört; aber diese Organisation leistet der egoistischen Tendenz der Englischen Nation einen ungeheuren Vorschub und vermehrt ins Unendliche die Zahl der jungen oder alten Pagestolzen, deren Einfluß auf die Gesellschaft betrübend ist, um es nicht schlimmer auszudrücken.

Das Garçonleben ist davon sehr verschieden; ein solches führen die Secretaire der verschiedenen Regierungs-Büreaus, die Handlungdiener, die jungen Kaufleute. Die Zukunft dieser verschiedenen Individuen hängt von ihrer Arbeit ab; und sie wissen (dies ist eben das Geheimniß des glücklichen Erfolges ihrer Unternehmungen), daß man niemals vorwärts kommt, wenn man die Thorheit begeht, seine Ausgaben in dem Maße, als die Einnahme zunimmt, zu vermehren. Da jedoch die Einsamkeit für den arbeitsamen und moralischen Menschen, dessen tägliches Geschäft um 5 Uhr geendigt ist, ein großes Uebel ist; da die Abende in London für denjenigen, der nicht viele Freunde hat, unerträglich sind; da die großen Entfernungen und die Beschwerden des Tages die Freuden am Kamin wünschenswerth machen, so vereinigen sich, um dieser gezwungenen Einsamkeit abzuhelfen, drei bis vier junge Leute, die ihren Charakter und ihren Geschmack vorher gehörig geprüft haben, und miethen gemeinschaftlich ein anständes Haus, nehmen zwei bis drei Bediente an und theilen sich in die Aufsicht des Hauswesens. Der Eine sorgt für den Wein, ein Anderer für das Fleisch, ein Dritter für Thee, Kaffee u. s. w. Des Morgens frühstücken sie zusammen und plaudern ein halbes Stündchen mit einander; dann geht Jeder seinen Geschäften nach und bekümmert sich weiter nicht um seine Kameraden. Um 6 Uhr, wenn die Büreaus geschlossen werden, kommen die Junggesellen beim Diner wiederzusammen, aber selten allein; denn Jeder hat das Recht, Freunde dazu einzuladen. So vergeht der Abend stets auf eine interessante Weise; denn da die Bekanntschaften eines Jeden sehr verschieden sind, so sind die Anekdoten und die Tagesneuigkeiten natürlich aus sehr verschiedenen Quellen geschöpft, und vermag kann in dieser Gemeinschaft seine Gleichförmigkeit bestehen. Dadurch aber sind jedes Mitglied viel behaglicher und beauemer, als wenn er allein wäre. Es giebt solche Junggesellen-Wirthschaften, die jährlich 600 Louisd'or kosten; Jeder bezahlt, nach der Anzahl der Mitglieder, 40 bis 50 Pfr. monatlich und genießt die Vortheile einer jährlichen Einnahme von 3000 Pfrn. Diese Lebensweise schadet den Verbindungen, welche die Junggesellen später schließen, sobald sie Familie haben, eben so erschwert es Jedem, an Heirath zu denken, durchaus nicht, denn die Damen gestehen, daß häufig die besten Ehemänner diejenigen sind, welche auf diese Weise einige Jahre gelebt haben. In den Junggesellen-Wirthschaften lernt man in der That die Häuslichkeit lieben und die Kosten einer Haushaltung kennen; man ist gezwungen, seine Laune und seinen Geschmack nach dem seiner Kameraden zu richten, um den Frieden und die Eintracht zu erhalten; und was bewirkt es, im Allgemeinen, mehr, um eine Vereinigung glücklich zu machen?

Digitized by Google

II. Das Familienleben.

Es giebt in der Welt kein glücklicheres häusliches Leben als das Englische. In dem matriellen und socialen Leben ist Alles in dem Worte Familie konzentrirt. Wenn man das folgende Prinzip, das unglücklicherweise durch die Erfahrung bestätigt wird, gelten läßt, daß die Demoralisation mit der Zunahme der Bevölkerung gleichmäßig Fritt; wenn man gestehen muß, daß all' allen Hauptfäden die Bande der Liebe und die moralischen Gefühle unendlich lockerer sind als in kleineren Ortschaften; so muß man bekennen, daß, da London die Stadt der Welt ist, wo das Familienleben am meisten gehrt wird, wo die Liebe zur Häuslichkeit und zu ihren Freuden eine Art von Kultus geworden ist, wo Alles dazu beiträgt, diese Liebe zu entwickeln und zu stärken, — so muß man, sag' ich, bekennen, daß die Einrichtungen, die ein solches Resultat hervorbringen, für jeden Menschen, der in seinem Herzen das Gefühl der Ordnung und Moral hat, der Achtung und Nachahmung werth sind.

Die Lebensweise der reichen oder wohlhabenden Englischen Familien gestaltet sich im Allgemeinen auf folgende Weise. Es ist bekannt, daß die Reinlichkeit, die fast bis ins Kleinliche getrieben wird, in allen Häusern und in allen Etablissements, wo Hände um Seife Waschen arbeiten, ungewöhnlich auffällt; vom frühen Morgen an sind Kammermädchen, Küchenmädchen u. a. beschäftigt, jede Spur von Staub zu tilgen und jeder Thürhaspe, jedem Schloß, jedem Fenster, jedem Stück Metall den Glanz wiederzugeben, den sie hatten, als sie aus der Werkstatt des Handwerkers kamen; denn man ist unerbittlich streng gegen den geringsten Schmutzfleck. Um 8 Uhr ist die Arbeit beendet, und bis 10 Uhr Vormittags, wo die Herrschaften kommen, um sich den ganzen Tag nicht wieder zu zeigen; denn der Englische Bediente darf und will nur im reinsten Anzuge vor seinem Herrn oder dem Fremden erscheinen. Um halb 9 Uhr kommt man zum Frühstück, Jeder in einer so sorgfältigen Toilette, als wenn er eine Staatsvisite machen wollte. Selbst im engsten Familienkreise ist das Negligé niemals erlaubt; und das Hauptkleid kommt nie aus der Schlafstube heraus, die Niemand, außer der Dienerschaft und den Aerzte, betreten darf. Wenn die Aeltern und ihre Freunde um den Tisch sitzen, kommen die Kinder, die Sommer und Winter um 8 Uhr ihren Thee in der nursery (Kinderstube) trinken, lärmend herein, springen Jedem an den Hals, unterbrechen die Unterhaltung durch tausend Fragen nach der Gesundheit vertrauter, welche sie tiebkosen, spielen dann mit Bierteltränchen und gehen zu ihren Lehrstunden wieder zurück. Die Journale sind inzwischen angekommen; ihre Lektüre und ihre Besprechung sind der Hauptgegenstand der Unterhaltung beim Frühstück, welches aus Thee und mehreren kalten Braten besteht. Eine Stunde darauf erhebt sich Jeder; der Vater und die ältesten Söhne gehen an ihre Geschäfte; die Pferde, die Kabrioletts oder die Omnibus tragen sie in die Stadt, wo sie Besorgungen machen müssen. Die Mutter und die Töchter bleiben zu Hause; sie haben das Hauswesen zu besorgen, womit sie sich täglich unausgesetzt bis 1 Uhr beschäftigen. Nach einer bestimmten Ordnung vertheilen sie die Arbeit unter die Dienerschaft, schließen die Rechnungen ab und leiten überhaupt alle innere Einrichtungen.

Um 1 Uhr kommt das Luncheon (zweites Frühstück) und das Diner der Kinder und ihrer Bonne. Die Personen, die um diese Zeit zu Hause sind, oder die Freunde, die in dieser Stunde zum Besuch kommen, nehmen ihr zweites Frühstück, um den Tisch herum stehend, ein, während die kleine Familie Hammelbraten, Kartoffeln und Pudding, die beständige Speise der Englischen Kinder, der sie ihren vortrefflichen Teint verdanken, mit vietem Appetit zu sich nimmt. Hierauf bringen die Kinder eine Stunde bei ihrer Mutter zu; dies ist der Augenblick, wo man von dem Betragen am Morgen, von den Arbeiten und Fortschritten der Kinder Rechenschaft ablegt. Die Mutter nimmt an diesem Examen ein lebhaftes Interesse, sie geht in die kleinsten Einzelnheiten ein, läßt sich Alles erklären, ist in ihren Vermahnungen strenger als die Gouvernante, bestraft mit ihr die Fortschritte und Fehler einer jeden Stunde, lächelt bei den ersten und bestraft die letzteren. Und dennoch erweckt diese thätige Aufsicht, dieses tägliche Lernen beständig in dem Kinde das Gefühl der größten Dreanivortlichkeit. Hierin liegt auch das Grundprinzip der Englischen Erziehung. Man lehrt das Kind, sich durch sich selbst bestimmen, sobald es einen Willen haben kann; man hilft ihm, ohne daß es etwas davon vermuthet, alle Folgen seines kleinen Entschlusses erwägen. Dann läßt man es, ohne es zu taiden oder zu strafen, Freuden oder Leiden von den Resultaten seiner Entscheidung haben.

Diese Methode, die in der Kinderstube anfängt und erst in Oxford oder Cambridge aufhört, entwickelt in dem jungen Menschen gewaltig das Gefühl der persönlichen Würde und lehrt ihn die Moralität und den Werth einer Handlung nach den Regeln der Religion, Schicklichkeit und Gerechtigkeit abwägen. Täglich versammelt die gewissenhafte Mutter zu einer bestimmten Stunde ihre Kinder um sich, um sie ein Kapitel aus der Bibel lesen zu lassen, und unter keinem Vorwande unterbricht oder schiebt sie diese Lektüre auf. Sie prägt ihnen die Liebe zur heiligen Schrift und zu ihrer Lehre ein; sie verwebt die moralischen Betrachtungen auf die Tagesereignisse der kleinen Zuhörer an und bemüht sich, jede Seelle der Bibel in eine interessante Erinnerung der Kindheit und Jugend anzuknüpfen. Gewiß werden nach dieser Methode die religiösen Erinnerungen des väterlichen Hauses in den Tagen des Unglücks mächtiger und nützlicher seyn, als die Schul-Lectionen, die zwar zur Vernunft sprechen, aber das Herz nicht berühren. Nicht ohne tiefe Regung habe ich von Kriegsmännern und Seeleuten, deren Name in Europa berühmt ist, erzählen hören, daß, wenn sie nach einer Schlacht oder auf dem Verdeck der Schiffe einige Kapitel wiederlasen, welche ihre Mutter auf einen Umstand ihrer Jugend angewandt hatte, ihre Augen sich mit Thränen füllten.

Der Nachmittag wird von den Frauen und Männern, die keine dringende Geschäfte haben, angewandt, um Besuche zu machen, Einkäufe zu besorgen, die Parks, die Ausstellungen, die Konzerte, die von 2 bis 5 Uhr dauern, zu besuchen und überhaupt an allen Vergnügungen Theil zu nehmen, welche die Residenz demjenigen, der einen Wagen und eine reichgefüllte Börse hat, darbietet. Um 6 Uhr geht Jedermann nach Hause; man macht sich möglichst Toilette, als wenn man auf den Ball gehen wollte; kein Einziger handelt gegen diese Gewohnheit. Der Mann und die Frau, die bei Tische sich gegenüber sitzen, sind geschmückt, als wenn sie eine zahlreiche Gesellschaft erwartet hätten; diese Toilette ist übrigens der Behaglichkeit des Abends keineswegs hinderlich; denn die Kleider sind so gut gemacht und so geschmeidig, daß sie sich leicht in alle Bewegungen fügen.

Worauf ein Englisches Diner besteht, weiß Jedermann, aber vielleicht weiß nicht Jedermann, daß in den reichen und wohlhabenden Häusern ein wahrer Luxus mit der Livree der Dienerschaft und dem Tafelservice getrieben wird. Unabänderlich sind zwei bis sechs Dinner bei Tische beschäftigt. Die Gewohnheit, bei jeder Schüssel ein neues Couvert zu geben, scheint zwar so kleinlich, wird aber bald so angenehm, daß man, wenn man einige Zeit in England gelebt hat, gar nicht mehr über die Sorgfalt erstaunt, welche die reifenden Engländer auch auf dem Kontinente fortzusetzen suchen. Das Bier erscheint nur in sehr kleiner Quantität auf dem Tische der reichen Familien; das gewöhnliche Getränk ist Xeres- und Portwein, und Jeder hat seine Flasche für die Bordeaux-, Rheinwein, Champagner- und Hermitage; jeder andere Wein, selbst Madeira, ist jetzt aus der Mode. Nach dem ersten Gange, der bloß aus Fisch besteht, ladet der Hausherr diejenige Person, die er vor Anderen auszeichnen will, ein, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, und bittet sie, sich eine beliebige Quantität zu wählen. Gewöhnlich nimmt man denjenigen, welcher angeboten wird; hierauf giebt sich der Hausherr zuerst ein um schickt die Flasche den Gäste durch einen Bedienten; der Gast füllt sein Glas, erhebt es über der Tafel, macht gegen den Wirth eine leichte Verbeugung und trinkt so viel als er will. Diese Ceremonie wiederholt sich mit Allen, die bei Tische sind. Wenn man mit einer Dame, die unsere Nachbarin ist, trinkt, so überläßt man ihr die Wahl des Weines, aber man muß ihr Glas füllen; trinkt man aber mit einem Herrn, so bedient man sich zuerst. Diese Sitte war noch vor einigen Jahren tyrannisch; denn Jeder, der zum Trinken aufgefordert wurde, mußte sein Glas ausleeren, und wenn die Tafel nur irgend zahlreich war, so hatte man, wenn das Dessert kam, einen schweren Kopf, da die Höflichkeit forderte, mit jeder der anwesenden Personen ein Glas Wein zu trinken. Nach dem zweiten Gange, aus Braten, Gemüse und warmen Gerichten bestehend, trägt man das Wildpret und die Puddings auf, deren es unzählige Arten giebt; hierauf nimmt man Alles weg, und der Tisch vom feinsten Mahagoni erscheint in seiner ganzen Pracht, um das Dessert zu empfangen, dessen Luxus oft alle Erwartung übertrifft. Es ist nicht selten, daß Früchte aus allen fünf Welttheilen und aus allen vier Jahreszeiten aufgetragen werden. Die Bedienten stellen neben den Hausherrn die Weins-Karaffen hin, die auf silbernen Schalen stehen; diese sind unten mit Sammet belegt, damit sie auf dem Tische leicht hingleiten können, ohne ihn zu beschädigen. Der Wirth gießt sich zuerst ein, läßt dann die Flasche nach einander zu jedem Gast wandern, der sich nach Belieben eingießt und sie seinem Nachbar zuschiebt, der es eben so macht, bis die Runde der Karaffen auf ihren Ausgangspunkt wieder zurückführt. Jeder trinkt dann, ohne sich mit seinem Nachbar zu beschäftigen. Nach einer Viertelstunde giebt die Wirthin, indem sie aufsteht, das Zeichen zum Aufbruch, und alle Damen entfernen sich. Nun nimmt die Unterhaltung, die für beide Geschlechter intereffant und belehrend gewesen war, einen andern Charakter an. Die politischen und kommerziellen Fragen werden mit einer Lebhaftigkeit erörtert, bei der man es anfieht, daß sie das Hauptinteresse des Diners ist. Dieser letzte Theil der Mahlzeit dauert ungefähr eine Stunde, so daß das Diner niemals vor halb 10 Uhr zu Ende ist. Man spottet auf dem festen Lande vielfach über diese Sitte, und man begreift nicht, wie die Englischen Damen, die mit Recht für Königinnen in ihrer Haushaltung gelten, diese barbarische Sitzung nicht nach und nach haben abschaffen können. Doch die Frauen werden sich wohl davor hüten; erstens sind sie froh, daß sie diese Stunde für sich allein haben können, und dann ist die Gewohnheit, sich etwas zu betrinken, die noch vor einigen Jahren Mode war und manchmal bis an das Gemeine streifte, gänzlich abgeschafft, so daß ein Gentleman, der mit eingenommenem Kopfe und schwerer Zunge in das drawing-room (Salon) hinaufkäme, Gefahr laufen würde, aus dem Hause gewiesen zu werden, wo er bald vergessen seyn würde; endlich werden in dieser Beaufsichtigung ernste Fragen abgehandelt, die niemals im Salon berührt werden dürfen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Zeitungschreiber in einer kleinen Französischen Stadt.

Der Journalist der Provinzialstädte in seiner einfachsten Gestalt ist der Drucker der Präfektur; er ist guter Familienvater und ehrenwerther Gatte. Nachdem er in Paris lange Jahre als Setzer fungirt, hat er beschlossen, dem Dinge ein Ende zu machen. Demzufolge hat er sich in der Provinz eine Frau gesucht und mit der Mitgift derselben in dem Hauptort des Departements ein Patent als Drucker

Digitized by Google

und das Recht, das politische und literarische Journal, das „Echo" oder den „Courier", herauszugeben, gekauft.

Der gewöhnliche Lauf seines Lebens fließt sanft dahin. Wenn die Malle-Post aus Paris anlangt, so öffnet er die lithographirte Korrespondenz, welche er gewöhnlich unentgeltlich bekömmt, berechnet den Raum, welchen die gerichtlichen Ankündigungen und sonstigen Anzeigen für die Polizei und Literatur übrig lassen, dann ergreift er sein Scheerer. Gierig durchliest die Korrespondenz und die Journale aus, ordnet sorgfältig die Nachrichten für die starken Geister des Orts, und die Selbstmorde, Unglücksfälle und Sitzungen der Geschworenen für die Masse der Leser. Zuweilen wagt er es auch wohl, eine Epistole des Zuchtpolizei-Gerichts aufzunehmen, aber er schenkt der Anwuhl die gewissenhafteste Aufmerksamkeit, damit die keuschen Ohren des Lesers nicht verletzt werden. Nur selten beliebt es dem Redakteur, wenn ein Journal in der Provinz gedeihen soll, so muß die Mutter ihren Töchtern das Lesen desselben, wenn auch nicht anempfehlen, doch wenigstens gestatten können.

In entscheidenden Momenten, wenn ein parlamentarischer Sturm des politischen Horizont verdunkelt, erhalten die Verrichtungen des Eigenthümers und Herausgebers eine ganz besondere Wichtigkeit. Jeden Tag wird er auf eine geheimnißvolle Weise in das Kabinet des General-Secretairs oder gar des Präfekten eingeführt; da wird ihm feierlichst der halboffizielle Artikel übergeben, dessen Aufnahme für angemessen erachtet wird, da werden alle eingehende Nachrichten sorglich gepruft; man wägt gewissenhaft ihre Bedeutung ab, man berechnet die Zweideutigkeiten, die sie veranlassen können, man sucht sich sogar in Antizipationen hinein zu versetzen, wie unparteiische Wige, welche die Schöngeister des Orts hineinlegen könnten, auszulegen. Zuweilen holt die oberste Behörde des Departements den Rath des publizistischen Druckers ein, und dieser tritt unfehlbar den An- und Absichten des Präfekten bei, mit dem die Fürsorge des Ministers des Innern die Provinz beschenkt hat. Zur Zeit der großen Krisen ist sein Druckerei-Journals fast der Freund des Präfekten, und es trift sich dann wohl, daß er in Gesellschaft eines Dorf-Maire's und eines Steuer-Einnehmers des Kantons am Tische des Präfekten sitzt.

Wenn die Zeiten der Ruhe wiederkehren, überläßt der Präfekt auch wiederum die unwichtigere Leitung der Departemental-Zeitung ihrem Herausgeber. Als ein zu erleichtern jedoch auch wenn die Konditionen des offiziellen Blattes eine Verbesserung. Da hat der Maire eines Dorfes in aller Stille eine Theorie über die Zindelkinder ausgearbeitet; oder ein Departemental-Rath will der Oeffentlichkeit ganz neue Ansichten über die Gemeinde-Wege oder über die Gendarmerie-Kaserne des Departements übergeben; oder ein anonymer Philanthrop trägt auf Verbesserung des Looses der Gefangenen an. Der Herausgeber kann diese Artikel unmöglich annehmen, ohne seinen Lesern unfehlbar folgenden Eingang voraus: „Unsere Leser werden uns Dank wissen, daß wir den vortrefflichen Aufsatz von Herrn X über einen so interessante Frage aufgenommen haben. Möchten doch die Ansichten dieses ausgezeichneten Schriftstellers nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden; möchte doch seine dreifache Stimme einen günstigen Beifall bei den Regierungen finden." Nach diesen kommen die Dichter, welche sich mit furchtbarer Fruchtbarkeit vermehren. Bald ist es ein Romantiker, der seinem Weltschmerze Luft macht, bald ein elegisches Gemüht oder ein fröhlicher Epikuräer, der die Liebe und den Wein besingt. Der Redacteur bringt diese poetischen Schöße im Feuilleton unter, und fügt eine Anmerkung hinzu, daß er sich glücklich schätze, den Publikum ein ungedruckte Werk eines zukünftigen großen Dichters übergeben zu können.

Es gibt indeß auch regelmäßig wiederkehrende Epochen, welche die süße Ruhe des Redacteurs stören; es ist die Zeit der Wahlen. Da sind die Wahlen der National-Garde, die Wahlen zu den Arrondissements-Conseils, die Wahlen zu den Departemental-Conseils, die Wahlen der Deputirten. Wenn diese eintreten, ist es aus mit seiner Ruhe; Glaubensbekenntnisse des Hasses und der Einseitigkeit, Anklagen, selbst durch ihre Anhänger stürmen nun unaufhaltsam auf ihn ein. Jeder derselben braucht die wunderbarsten Uebertreibungen, um die Tugenden seines Erwählten zu preisen. Soll ein Kommandant der National-Garde gewählt werden, so wird ein ehemaliger Korporal der Küsten-Wache als ein Ueberbleibsel der heldenmüthigen Armee des großen Kaisers herausgestrichen; soll ein Departemental-Rath ernannt werden, so wird ein Dorf-Maire wegen seiner musterhaften Verwaltung und seiner fünfundzwanzigjährigen Dienste in den Himmel erhoben, obgleich der ehrenwerthe Mann in den fünfundzwanzig Jahren blos die Geburts- und Sterbe-Listen geführt hat. Wenn die Zeit der Deputirten-Wahlen kömmt, geht der Lärm erst recht los. Der Redacteur sieht der Herausgeber vor den Einsendungen und Reklamationen, die ihm von allen Seiten zuströmen, gar nicht mehr zu lassen. Das ausschaidigste Wort, die unwahrscheinlichste Anspielung gibt einen Vorwand, um auf eine Behauptung zu antworten, die nicht aufgestellt worden ist, um einen Kandidaten zu vertheidigen, der nicht angegriffen worden ist, oder um die unbekannten Tugenden desselben in helle Licht zu stellen. Und wenn unglücklicherweise in einem Artikel zu Gunsten eines Kandidaten der Kandidat der Gegenpartei erwähnt wird, dann wehe dem Redacteur! denn augenblicklich stellt sich dieser mit einer endlosen Erwiederung und zwei Advokaten seiner Partei ein. Mag der unglückliche Redacteur immerhin anführen, daß der Artikel keine feindliche Tendenz gegen den Kandidaten hat, daß dessen Name nur beiläufig erwähnt wird; die Advokaten gehen nicht davon ab, daß der 11. Art. des Gesetzes vom 25. März 1822 den Redacteur nöthigt, die Antwort jeder im Journal genannten oder erwähnten Person aufzunehmen, daß die Aufnahme derselben unentgeltlich sein soll, und daß sie die doppelte Länge des Artikels haben kann, auf welchen sich die reklamirende Partei bezieht. Der Artikel, gegen welchen die Reclamation erhoben wird, beträgt zwei Spalten; also stehen dieser vier Spalten unentgeltlich zu. Fällt die Antwort länger aus, so wird der Rest nach dem Tarif der Annoncen bezahlt. Der Herausgeber kann dagegen nichts einwenden, aber bei näherer Betrachtung des ihm aufgezwungenen Artikels findet er, daß derselbe eine Verleumdung seines eigenen Kandidaten enthält. Er erinnert sich des Gesetzes vom 18. Juli 1828, welches lautet: „Die Unterzeichner jeder Blätter sind für dessen Inhalt verantwortlich und allen gesetzlich deshalb festgestellten Strafen unterworfen, unbeschadet der Bestrafung der Verfasser solcher Artikel als Mitschuldiger." So steht er also zwischen zwei Klippen. Entweder muß er das Gesetz von 1822 verletzen und eine Geldstrafe tragen oder muß er nach dem Gesetze von 1828 in die Verpflichtung der Verleumdung gegen seinen eigenen Kandidaten auf sich nehmen.

Endlich kömmt der Tag der Wahlen. Schon am frühen Morgen wird sein Büreau geflürmt. Die Opposition nimmt im Namen der Unparteilichkeit die zwölf Spalten seines Journals für ihre Kandidaten in Anspruch. Die Regierungs-Partei geht zu verstehen, daß sie auch wohl einiges Recht habe, über das Journal zu verfügen. Während die Häupter der feindlichen Parteien sich im Büreau besehden, hat aber die Tiers-Partei die Druckerei geflürmt. Es läuft die Nachricht ein, daß der Druck der ministeriellen Artikel im Namen des Redacteurs aufgehalten und eine Apologie des linken Centrums unterzeichnen worden ist. Dieser kühne Streich der dynastischen Opposition stürzt den Herausgeber in die furchtbarste Verlegenheit. Die Zeit drängt, und es ist zu befürchten, daß die Nummer heute zeitig genug erscheinen werde, um noch einen Einfluß auf die Wähler zu üben. Um wenigstens eine Wirkung hervorzubringen, muß er die Sachen lassen, wie sie sind, und die Apologieen der linken Seite bringen. Endlich erscheint das Blatt, und selbst in der Hitze des Gefechts finden die Kämpfenden noch die Muße, den unglücklichen Herausgeber zu quälen und ihn zu Allem Vorwurf zu machen, was er für oder gegen jeden Kandidaten gethan hat. Aber des Widerstandes müde, bringt er sein Haupt unter dem Sturm der widersprechenden Bemerkungen und läßt ruhig Alles über sich ergehen.

Trotz aller Opfer, die der offizielle Journalist der Unparteilichkeit bringt, gelingt es ihm doch nicht, die Opposition zufriedenzustellen. Die Führer derselben sehen, daß die nationale Partei in schimpflicher Abhängigkeit von einem Schreiber der Staatsgewalt gehalten werde; die Sache der Freiheit müsse durchaus ein würdiges Organ in dem Hauptorte des Departements erhalten. Es würde ein Verrath an der heiligsten Sache sein, wenn die Verbreitung der Theorie von der Souveränetät des Volks dem Gutdünken des Druckers der Präfektur überlassen bliebe. Das Bedürfniß eines Journals der Opposition macht sich demnach geltend, die Kraft geltend, und die gewogten Männer der Partei setzen sich nach den Mitteln um, durch welche diese große Idee ins Werk gesetzt werden könne. Während sie aber noch darüber debattiren, springt die Idee schon ganz fertig aus dem Haupte eines der Ihrigen hervor. Gewöhnlich ist der Redacteur des Journals der Opposition ein Advokat, und von seiner Beredsamkeit hängt es ab, ob die Gründung des Blattes einen erster Instanz herabgesetzen ist. Erbittert über die fröhliche Gleichgültigkeit, welche das Publikum seinem Genie bezeigt, erbittert über die unverantwortliche Vernachlässigung, welche sich die Regierung gegen ihn zu Schulden kommen läßt, ist er zu der Einsicht gekommen, daß eine so organisirte Gesellschaft nicht dauern könne, und daß ein Volk, welches einem seiner berechtigten Söhne weder Geld noch Ehre spenden könne, seinem Untergange nahe sein müsse. Mit dem Aederblicke des Publizisten mißt er die Tiefe des Abgrundes aus; er ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Revolution im Anzuge sey, daß sie nothwendig sey, um der Fähigkeit einen breiteren Pfad zu eröffnen. Da er überdies nicht zu thun hat, so „widmet er sich dem Werke des Fortschritts", so übernimmt er dieses Apostolat; es weiht sein Leben dieser heiligen Sache und verbindet sich auf das Märtyrerthum nicht scheuen wird, wenn der Präfekt und der Königl. Prokurator gegen die Journalisten, diese Verkündiger des neuen Glaubens, die Verfolgungen erneuern wollen, welche einst Diocletian über die Anhänger Christi verhängte."

Die schlagende Wirkung dieser Dazugung der Prinzipien ist leicht vorauszusehen. Die Opposition ist von Verehrern so sehr, und die ministerielle Partei heuchelt eine Ruhe, welche leider nicht in ihrem Herzen wohnt. So weit ist Alles ganz gut; aber es bleibt noch eine Hauptsache zu berücksichtigen: das Geld. Denn wie groß auch der Eifer des Druckers sey, wie sehr er auch wünschen möge, seinem Nebenbuhler Abbruch zu thun, so ist er doch keineswegs gesonnen, den Krieg auf eigene Kosten zu führen. In einer kleinen Stadt hält es sehr schwer, die Gedanken für eine solche Sache zu erschließen. Die verschiedenartigsten Combinationen werden in Vorschlag gebracht, um endlich bei derjenigen stehen zu bleiben, welche den Actionnairen am bequemsten ist. Es werden z. B. Actien zu 60 Fr. gemacht, welche Ansprüche auf ein zweijähriges Abonnement geben; oder die Notare nehmen Actien von 100 Fr., welche ihnen allmälig durch die Einrichtung von Anzeigungen abgetragen werden; auf eine Weise nun oder auf die andere wird ein kleines Kapital zusammengebracht, und der „Andependant", der „Imparial", der „Progressif", oder wie das Blatt sonst getauft wird, tritt ins Leben.

Von diesem Augenblicke an ist es mit der friedlichen Existenz des Journals der Präfektur zu Ende. Es ist jetzt ebenfalls gezwungen, sich in den Strudel der Politik zu stürzen; auf ist es mit dem Monopol der Annoncen, auf mit dem bequemen für nichts. Anstatt den „Moniteur" und die halboffiziellen Journale auszuschelten, muß es sich jetzt täglich mit einem streitsüchtigen Journale herumschlagen. Der Drucker fühlt seine Unzulänglichkeit, die täglichen

Digitized by Google

Angriffe abzuwehren, und muß daher die Leitung des Kampfes einem wirklichen Redacteur überlassen. Er verliert nicht nur einen Theil seines früheren Gewinnes durch die Konkurrenz, sondern er sieht sich auch zu neuen Ausgaben gezwungen. Er büßt auch seine frühere Stellung ein; er repräsentirt nur noch den materiellen Theil des Blattes; er ist nur noch der Arm des Körpers, dessen Haupt der Redacteur ist. Diesen offiziellen Redacteur sind zuweilen die Hauptblatt, denn es giebt noch viele kleine Städte in Frankreich, wo die Eigenschaft eines Publizisten in sehr geringem Ansehen steht. Indeß findet sich doch dann und wann unter den Supernumerarien der Präfektur ein vorurtheilsfreier Geist, welcher die Vertheidigung der Staatsgewalt zu übernehmen wagt.

Der Kampf der beiden Blätter endet nur mit dem Tode des Oppositionsblattes, aber dieses erhebt sich wie der Phönix aus seiner Asche. In den täglichen Befehdungen handelt es sich keineswegs um die Orientalische Frage oder um die Englische Allianz; selbst die Wahl-Reform beschäftigt die Journalisten der kleinen Städte sehr wenig. Diese Herren sind nur groß in kleinen Dingen. Der Journalist der Opposition demüthigt sich der Worte: Freiheit, Volks-Souverainetät und öffentliches Recht. Der Journalist der Präfektur antwortet darauf mit den Worten: Ordnung, Charte und Rechte der Staatsgewalt. Wird ein Straßenbube verhaftet, weil er den Leuten die Fenster eingeworfen, so macht der Journalist der Opposition ein Attentat gegen die Freiheit daraus; worauf dann der Journalist der Regierung mit dem unverwüstlichsten Ernste fragt, was aus der öffentlichen Ordnung werden sollte, wenn Jeder ungestraft die Fenster ihrer Mitbürger einwerfen dürfte. Wozu den Gar gut einwerfen könnte? Wird der Adjunktus eines Maire's in einem Dorfe ernannt, mit dem die Opposition nicht einverstanden ist, so ist dies eine Antastung der Volks-Souverainetät, dem Einen zufolge; ein Recht, welches die Krone dem Könige verliehen hat, dem Anderen zufolge. In endlich ein Gemeindewog über ein Dorf zur linken Hand statt über das Dorf zur rechten Hand geführt worden, so verdreifacht die Opposition augenblicklich das öffentliche Interesse des vom Wege ausgeschlossenen Dorfes, wogegen das Journal der Regierung einen zu richtigen Begriff von den Rechten der Staatsgewalt hat, um seinen Gegnern Recht zu geben. So oft ein Abonnent eine Reclamation zu machen hat, tritt sie im Oppositionsblatt im Namen des öffentlichen Interesses auf und wird sie im ministeriellen Blatt im Namen der Rechte der Staatsgewalt zurückgewiesen. Es läßt sich wohl denken, daß diese tägliche Polemik bald in Grobheiten ausartet; und man stößt nicht selten auf Sätze, wie folgenden: „Elende Söldlinge der Gewalt, welche nur von der Schmach der geheimen Fonds leben, Lakaien der Präfektur, welche ein erkaustes Blatt redigiren, wagen" u. s. w. Die Sellung des ministeriellen Journalisten gestattet ihm nicht, diesen Ausfall im gleichen Tone zu erwiedern, und er antwortet etwa nur: „Auf wie großen Schmähungen, welche hungerleidige Schriftsteller in ihrem ansinnbaren Blatte täglich gegen uns richten, werden wir nicht antworten." Trotz dieses seit ausgesprochenen Entschlusses, nicht zu antworten, antwortet er dennoch sehr weitläuftig, und das Ende vom Liede ist gewöhnlich eine Herausforderung zum Duell, die selten ernste Folgen hat. (Courrier de Bordeaux.)

Spanien.

Arabische Bibliophilen zu Cordova.

Die Regierung Alhakem's II. wurde mit Recht das goldene Zeitalter der Arabischen Literatur in Spanien genannt. Dieser Chalif war nicht bloß Freund der schönen Wissenschaften, sondern versuchte sich selbst mit Erfolg in ihrer Bearbeitung. Beständig reisten seine Agenten im Morgenlande, um werthvolle Bücher aufzukaufen; mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit unterstützte er zu Hause jedes schriftstellerische Talent, und so kam er dahin, daß seine Bibliothek, nach mehreren gleichzeitigen Berichten, 400,000 Bände zählte. Nach dem Araber Ben Caffri (Bibl. Ar. Hisp. T. 202) soll der unvollendet gebliebene Katalog 44 Bände stark gewesen sein! Mögen auch die Zahlen übertrieben sein, so ist doch gewiß, daß diese die größte Bibliothek Europa's im 10ten Jahrhundert war; und dies allein reicht auch hin, das literarische Uebergewicht der Araber in Spanien über ihre Europäische Zeitgenossen zu beweisen.

Wenn der Chalif ein so großer Bücherfammler ist, so läßt sich leicht denken, daß auch viele Großen der Residenz einen Ruhm darin suchten, sich Bücher anzuschaffen, wenn es auch schwerer war, dem Fürsten im Gebrauch der Bücher es gleich zu thun. Als einen Beitrag zur Geschichte dieser Bibliophilen erzählt Al Makkary Folgendes*):

„Die reichen Leute der Hauptstadt hielten sich jeder seinen Bücherschap. Hier kommen die Lernbegierigen sich in den tiefen Schoß der See des Wissens tauchen und seine unschätzbaren Perlen heraufbringen. Bei allen Gelehrten galt daher Cordova als die Quelle der Bücher, und seine Bewohner waren wegen ihrer Leidenschaft, Bibliotheken zu sammeln, weit und breit in großem Ruf. Ihn Said sagt, es war die Bücherwuth so eingerissen, daß jeder irgend wohlhabende Mann, jeder, der ein Amt von der Regierung hatte, sich für verbunden hielt, seine Ausgabe, seine Anfrengung zu scheuen, eine Büchersammlung aufweisen zu können. Es galt ihnen über Alles, wenn nur die Leute sagten: Dieser da hat eine ausersesene Sammlung, dieser dort hat ein Unicum von dem und jenem Buche, oder hat eine Abschrift von der hand dieses oder jenes. Ueber diese Leidenschaft berichtet Alchajarami Folgendes: „„Während meines Aufenthalts zu Cordova besuchte ich den Bücher-Markt eine Zeit lang sehr fleißig, weil ich ein Buch zu finden hoffte, auf welches ich lange vergeblich gefahndet hatte. Ich durchsah den ganzen großen Fremde; und das Exemplar war noch dazu schön geschrieben und hatte einen guten Kommentar. Ich that sogleich ein Gebot; allein ich wurde überboten. Ich ging immer höher, wurde aber immer überboten, obgleich der Preis schon übermäßig war. Erstaunt über diese Sache, bat ich den Auktor, mir den Mann zu zeigen, der mich Alle von einem höheren überbiete, welcher mehr über den Werth des Buches ist. Er zeigte auf eine Person in Amtstracht. Dieser amtlichen Person näherte ich mich und sagte: Möge Gott verherrlichen Ew. Hochwürden Doktor! Wenn Sie das Buch zu haben wünschen, so will ich davon abstehen, denn durch unser gegenseitiges Gebot ist es weit über seinen Werth hinaufgetrieben worden. Er aber antwortete: „Ich bin kein Doktor, weiß auch nicht, was das Buch enthält; aber ich suche eifrig eine Bibliothek zu vervollständigen, mit deren Bildung ich beschäftigt bin, damit ich achtbar erscheine unter den Vornehmen der Stadt. Da nun noch ein Plätzchen für dieses Buch in meiner Bibliothek leer steht, das Buch aber schön geschrieben, elegant gebunden ist, so gefällt es mir, und ich trage nicht danach, wie hoch ich seinen Preis setzere. Gelobt sei Gott dafür, daß die Mittel, die ihm nie fehlen, mir zu geben, und die gar nicht gering sind!"" Da ich sah, daß ich das Mittelgut aufbieten mußte, so sagte ich: Wohl! die Mittel sind in der Regel bei solchen Leuten, wie Du, im Ueberfluß; ich dagegen, der ich den Inhalt des Buches kenne und einen Gebrauch davon zu machen wünschte, habe nur beschränkte Mittel und bin also gezwungen, dem Besitze des Buches zu entsagen. Mit Recht sagt das Sprüchwort: „„Der keine Zähne hat, muß die Nuß vergeben!""**)

Indessen ist es doch nicht zu leugnen, daß solche Liebhaberei für Bücher den Autoren derselben nur günstig sein kann. Wenn nur diejenigen Leute die „Nuß kauften, welche Zähne haben", so würde mancher Schriftsteller „nur Zähne und keine Nuß haben." Der Gelehrte und der Künstler können sich nicht immer mit der Aufmunterung des „Lyzy Ew" sunter welcher in der Regel sehr happy sind) begnügen, von denen sie verstanden werden. Jedenfalls lohnt das Stockenfiert der Bücherliebhaberei nicht so viel Futter wie tausend andere Steckenferde. Historisch betrachtet, war es eben diese Liebhaberei, die uns so viele reiche Schätze der Arabischen Literatur in Spanien erhalten hat, obgleich der Kardinal Ximenez 80,000 Arabische Manuskripten (nach einem seiner biographen sogar eine Million und fünfzausend) auf dem öffentlichen Markte zu Granada verbrennen ließ.

Mannigfaltiges.

— Buchhändler-Spekulationen. In England finden ganz ähnliche Beschwerden wie in Deutschland gegen gewisse Buchhändler-Spekulationen statt. So findet sich von dem bekannten Botaniker Loudon in Englischen Blättern eine Reclamation dagegen, daß manche Buchhändler alte Bücher mit neuen Titelblättern anstatten und sene nun für neue Auflagen ausgeben. (In Deutschland hat man sich in solchen Fällen durch das Wort „Ausgabe" statt „Auflage", das Gewissen zu verwahren gesucht.) Herr Loudon nimmt die Hülfe des Gesetzes gegen diesen Mißbrauch in Anspruch und verlangt namentlich, daß auf stereotypirten Werken das Jahr angegeben werde, in welchem die Stereotypirung stattgefunden, damit das Publikum wisse, wann das Buch in dieser Gestalt entstanden, was viel wichtiger, als zu erfahren, wann es zuletzt ausgegeben sey. Mit Recht bemerkt Herr Loudon, daß die Täuschung des Publikums sey bei solchen Werken um so viel größer; denn in der Regel würden nur wissenschaftliche Werke, von denen sich der Verleger einen sehr großen Absatz versprechte, stereotypirt; nun schreite aber die Wissenschaft täglich vor, und was vor zehn Jahren noch als erschöpfend gegolten, könne jetzt sehr mangelhaft sein, während oft der Verleger keinen Anstand nehme, das gefertige Exemplar um einen Spottpreis unter Werkes zu setzen, dessen Resultate vielleicht längst schon durch spätere Beobachtungen widerlegt worden. Herr Loudon nennt das Werk nicht, das er bei dieser Anklage hauptsächlich im Sinne hat; allgemein wird jedoch verstichert, er habe nächst Andersa als seine eigene „Encyklopädie der Gartenkunst" (Encyclopaedia of Gardening) gemeint, deren Stereotyp-Platten bereits vor länger als zehn Jahren angefertigt worden und die trotzdem noch fast alljährlich mit einem neuen Titelblatte versehen, als das letzte Kompendium der Gartenkultur, neu ausgegeben werde.

*) Wir geben die Erzählung nach Murphy: History of the Mahometan empire in Spain, und ergänzen ihn aus Pascual de Gayangos (T. d. Magg. Nr. 22), der manche andere besaß hat. Wir behalten den orientalischen Stil bei.

*) Es scheint also, daß dieser Verkauf auctionsmäßig geschah. Eine Auction heißt bei den Arabern Almonadah, wovon das Spanische almoneda. Der Auktionator heißt: Sawwak (eigentlich: der Marktverkaufsagte), wovon das Spanische Zaguanaker, eine Art Marktrichter, der noch in den ehemals Spanischen Theilen Nordafrika's vorkommt. S. Pascual de Gayangos S. 418.

**) In Murphy heißt es: he gives away the nut who has no teeth. Dagegen übersetzt P. de Gayangos nach seiner Handschrift: he gets the nut who has no teeth, und der Zahnlose würde demnach Ihre Hochweisheit die Erzbischöfe Stadtherren sein, die mit der Nuß nur spielen kann, um Knacken aber keine Kraft hat. Der Uebersetzer vergleicht das Spanische Sprüchwort: Da Dios nueces a quien no tiene dientes, welches dem Arabischen seine Entstehung verdankt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Mittwoch den 10. März 1841.

Nord-Amerika.

Glasunoff's Erkursion im nordwestlichen Amerika.

Die Russisch-Amerikanische Compagnie hatte mit den wilden Polar-Amerikanern, deren Wohnsitze zwischen dem Golfe Kenaiski (Cook's Inlet) und der Bai Schaktol (Norton's Sound) sich ausdehnen, schon lange Handels-Verbindungen anzuknüpfen versucht. Eine von dem Schiffs-Fähnrich Wassiljeff kommandirte Expedition verließ 1828 das Fort Alexandrowsk, welches am Flusse Nuschagak unter 59° 57' N. B. und 154° 20' O. L. von Greenwich liegt. Im Laufe desselben Jahres und des Jahres 1829 versuchte Herr Wassiljeff, mit Aleutischen Barken (Baidar's) den Fluß Kuskowim stroman zu fahren, allein erst im Jahre 1830 erreichte er seinen Zweck. Die große Menge Biber, die er in jenen Gegenden gesehen, bestimmte bald zu einer zweiten Expedition (1832—1833) unter Herrn Kolmakoff, dem Kommandanten des obgenannten Forts, deren vornehmster Zweck merkantilisch war. Die Reisenden gingen zu Fuße, aber begleitet von zwei mit Hunden bespannten Schlitten, in denen sie ihre Tausch-Artikel transportirten.

Etwas später beschloß man, über den südlichen Theil der Bai Schaktol bis zum Flusse Kwichpak und von da über die Berge bis zum Kuskowim einen Weg nach dem Golfe Kenaiski zu suchen und so eine Strecke zu erforschen, die bis dahin ganz unbekannt geblieben war. Die Compagnie ließ 1833 unweit Kap Stephen ein Fort bauen, das den Namen Fort Michailoff, erhielt. Es liegt unter 63° 28' N. B. und 161° 53' O. L. In demselben Jahre ging eine Expedition von dort ab, mit der Ordre, über die Berge und Flüsse zu wandern, welche diesen Punkt vom Golfe Kenaiski trennen. Den Oberbefehl erhielt der Hofbootsmann Andrei Glasunoff, der als geboren und in der Kolonie aufgewachsener Kreole die unter den zu besuchenden Stämmen am meisten verbreitete Kadschak-Sprache geläufig sprechen konnte. Vier andere Russen, Wassili Donskoi, Wassili Derschawin, Iwan Balaschoff und Jakoff Knagge, begleiteten ihn freiwillig.

Um diese Zeit hatte das Gerücht sich verbreitet, als ob die Anwohner des Flusses Pastol zu Feindseligkeiten schreiten wollten. Dieses Gerücht erfüllte die in der Nachbarschaft des Forts wohnenden Stämme mit solchem Schrecken, daß die Reisegesellschaft keinen Eingebornen hätte bewegen können, sie als Führer zu begleiten, wenn sie jener Richtung gefolgt wäre. Um also jeder Kollision mit den Anwohnern des Pastol auszuweichen, mußte Glasunoff mit nordwestlicher sich halten. Unter dieser Bedingung schlossen sich drei Indianer der Gesellschaft an. Man nahm zwei von je fünf Hunden gezogene und theils mit Lebensmitteln, theils mit Tausch-Artikeln, vorzüglich Tabak, beladene Schlitten mit. Außerdem trug jeder der fünf Reisenden eine Flinte, eine volle Patronentasche und einen Tornister, der Kleidungsstücke enthielt.

Am 30. Dezember brach die Gesellschaft auf und gelangte nach achttägigem Marsche über das Eis, das den Golf in nordöstlicher Richtung bedeckte, zu einem Indianer-Dorfe. Die Häuptlinge desselben empfingen die Reisenden sehr freundlich; sie gaben ihnen Fische und sogar drei Hunde. Man rastete hier am anderen Tage, um Schlitten und Fußbekleidung aufzufrischen. Glasunoff erfuhr, die Bukalist'schen lämen jedes Jahr von den Ufern des Kwichpak an diesen Ort und brächten Biberfelle mit, die sie den auf ihrem Marsche nach Pastol hier verweilenden Asschakmut's verkauften.

Nachdem die Russen die Gastfreiheit der Bewohner mit einigen Geschenken belohnt hatten, machten sie sich am 1. Januar wieder auf den Weg. Es wäre zu weitläufig und ermüdend, ihren Schritt vor Schritt folgen zu wollen; wir verweilen daher nur bei den merkwürdigen Ereignissen ihrer Reise.

Am der Mündung des Nygwinuk, der in den Bergen Ingislinat entspringt, liegt ein kleines Dorf, dessen Bewohner im Sommer von Fischen und im Winter von Rennthieren leben, die sie in den Wäldern mit Schlingen fangen. An den Ufern dieses Flusses ist ein kleiner Tannen- und Pappelwald. Die Wanderer wollten auf dem Eise hindurchgehen; allein es brach, die Schlitten versanken beinahe, und die Leute selbst kamen bis an den Gürtel unters Wasser. Dennoch gelangten sie ohne große Schwierigkeit ans jenseitige Ufer, wo sie ein großes Feuer anzündeten, um ihre durchnäßten Kleider zu trocknen.

Von hier setzten sie, anfangs über einen kahlen Hügel, dann über die Eisdecke eines ziemlich bedeutenden Flusses der in den Anwick sich ergießt, ihre Wanderung fort. Am vierten Tage kamen sie zu dem Punkte, wo beide Flüsse sich vereinigen; sie waren in dieser ganzen Zeit zwischen steilen Hügelreihen und Wäldern aus Birken gewandert. Am 3. und 6. Januar ging es auf der Eisdecke des Anwick weiter. Beide Ufer waren hoch, steil und mit dichter Waldung bedeckt. In der Ferne bemerkte man zur Rechten und Linken sehr hohe Berge, und von Zeit zu Zeit wurden einige Biber-Hütten bemerklich. Da die Lebensmittel allmälig ausgingen, erboten sich die Führer, eine Barabora aufzusuchen, welche einem Indianer von ihrer Bekanntschaft gehörte und nur eine Tagereise entfernt war.*) Man schickte sie vorthin, und sie brachten in der That einige Lebensmittel mit.

Während ihrer Abwesenheit mußten Glasunoff und seine Gefährten von einem schneidenden Froste mit Windstößen und Schneewirbeln viel leiden, um so mehr, als ihre Kleider, die seit oberwähntem Unfalle noch nicht Zeit gehabt, zu trocknen (!), vor Kälte ganz steif geworden waren. Einem der Gesellschaft erfroren auch die Füße.

Am 8ten stieg das Wasser, von der Last des gefallenen Schnees gedrückt, bis zur Oberfläche des Eises; man mußte also warten, bis eine neue Eiskruste sich gebildet hatte. Am nächsten Morgen kamen die Russen nur sehr mühselig vorwärts, erreichten aber zum Glücke eine verlassene Sommerwohnung mit einer Barabora daneben, aus der sie fünf Lachs mitnahmen. Sie hatten hier vier Tage verweilen, um ihre Schneeschuhe auszubessern.

Am 13ten machte sich die Expedition wieder auf den Weg; der Schnee fiel aber so dicht, daß sie nach dreistündigem Marsche im Walde verweilen mußten, wo sie glücklicherweise einige Barabora's aus Baumrinde vorfanden, welche von den Indianern, die während des Sommers hier gejagt und gefischt hatten, errichtet waren. Gegen Ende Februars zieben die Eingebornen von Anwigmut an der Mündung des Anwick diesen Fluß wieder hinan und jagen die Biber in den Bächen, die ihm zufließen. Während des Sommers legen sie ihre Fisch-Vorräthe an, und im Herbste, bis zum November, jagen sie Marder, Füchse, Hasen und Rennthiere. Die Wälder sind dicht und voll großer Bäume; besonders findet man Tannen, die zu Bauwerken aller Art dienen können. Die Wanderer bemerkten viele Schneehühner und Auerhähne.

Am 15. Januar versuchten sie, ihre Reise wieder anzutreten; da sie aber nicht gewohnt waren, mit Indianischen Schneeschuhen über dichten und dabei lockren Schnee hinwegzuschreiten, so kamen sie nur sehr langsam vorwärts. Nach einem mühseligen Marsche von nur sieben Werst, auf dem sie ihre Schneeschuhe verbrechen, mußten sie Station machen, um günstigeres Wetter, d. h. einen Frost, der den Schnee erhärtete, abzuwarten; sie waren von Strapazen erschöpft und hatten kaum etwas, um sich zu sättigen; denn ihr Vorrath war sehr verringert, und sie wußten nicht, wann sie hoffen konnten, auf Wohnungen zu stoßen. Während die Wanderer, um ihren Hunger zu stillen, einander ergutzeitig Muth zusprachen, kamen zwei Schneehühner so dicht an sie heran, daß sie dieselben mit Händen greifen konnten. Diese Gabe Gottes war für sie ein großer Trost. Am folgenden Tage strichi Glasunoff zwei Jäger in den Wald, allein sie brachten keinen einzigen Vogel mit.

Am 17ten nahmen die Reisenden ihre übrigen Vorräthe auf den Rücken, ließen die Schlitten zurück und brachen mit einigen Hunden auf, um in forcirten Märschen bis zur nächsten Menschenwohnung zu gelangen. Erst gegen Abend erreichten sie eine Hütte, die ein Indianer mit seinem Weibe und seinen drei Kindern bewohnte. Er bewirthete sie nach besten Kräften mit Fischen und einem Schneehuhn und erzählte ihnen, er wohne Winters und Sommers in dieser Gegend und lebe vom Wildpret, dessen Felle er in dem Dorfe an der Mündung des Nuwick verkaufe. Nach seiner Versicherung waren die Bewohner jenes Dorfes kampfgerüstet, weil sie von den Anwohnern des Flusses Unalaklit, der nicht weit von dem Kwichpak mündet, einen Angriff erwarteten. Eine Rennthier-Jagd, auf welcher die Anwikmut's glücklicher gewesen, als ihre Nachbarn, hatte die beiden Stämme entzweit.

*) Die Barabora's sind Magazine, die man im Sommer mit Fischen, Kanoe und anderen Vorräthen füllt. Man läßt sie ganz ohne Schutz, überzeugt, daß Niemand es wagen werde, sie zu berühren, außer etwa ein naher Verwandter des Eigenthümers, und auch ein solcher nur, wenn er in großer Noth ist. Obgleich eine Barabora mitunter 12 — 14 Tagereisen von der Wohnung ihres Eigenthümers entfernt liegt, reist er doch im Zeit zu Zeit dahin, um die Vorräthe deren er benöthigt, zu holen.

Digitized by Google

England.

London im Jahre 1840.

II. Das Familienleben.

(Schluß.)

Wenn die Männer in den Salon zu den Damen hinaufkommen, wird Thee und Kaffee serwirt; nun bemüht sich ein Jeder, die Soiree so angenehm und interessant als möglich zu machen. Nie sieht man hier, wie anderwärts, daß die Männer sich gruppiren und über die Rente oder das Ministerium reden, während die im Kreise sitzenden Frauen hinter ihren Fächern gähnen oder die Blumen auf ihren Kleidern zählen. Jeder mischt sich ins Gespräch, Niemand beobachtet oder kritisirt den Anderen. Die jungen Damen plaudern und lachen aus Herzenslust, ohne zu fürchten, sich zu kompromittiren; sie lassen nicht zu besorgen, daß man sie, wenn sie sich ein halbes Stündchen mit einem jungen Manne unterhalten haben, am anderen Morgen in einer anderen Gesellschaft verlobt; die Personen, welche singen oder ein Instrument spielen, lassen sich ohne Weiteres hören, ohne sich lange bitten zu lassen; man tanzt eine Quadrille; eine witzige Anekdote, die Nachricht von einem neuen Theaterstücke, die Erzählung von einer komischen Scene aus dem Parlament oder von einem lustigen See-Abenteuer führt mehrere Personen zusammen; der Tisch ist mit den schönsten Albums und den treffendsten Karikaturen des Tages bedeckt; in einem Winkel außerhalb des Kreises der Tänzer spielt man eine Partie Whist, und Mitternacht kommt herbei, ohne daß man es merkt. Der Fremde, welcher zum erstenmale in eine Englische Soiree eingeführt wird und eine eingelernte Steifheit, frostige und langweilige Manieren erwartet, kann seinen Augen und Ohren nicht trauen, wenn er ein ungezwungenes Leben und heitere Fröhlichkeit antrifft, die weder für den Verstand noch für das Herz etwas zu wünschen übrig lassen, und der Neuangekommene nimmt an dieser liebenswürdigen Gesellschaft Theil, als wenn er seit lange ein vertrauter Freund des Hauses wäre.

Es hält nicht schwer, in eine Englische Familie eingeführt zu werden; zwei Bedingungen sind dazu hinreichend: man muß ein rechtschaffener Mensch seyn und gute Manieren haben. Wenn der Hausherr, durch die Empfehlung eines Freundes, versichert ist, daß ihr ein moralisches Wesen seyd, auf das man trechen kann, so reicht er euch die Hand, und sein Haus steht euch offen. Wenn die Wirthin sieht, daß eure Kleider anständig und eure Manieren gut Ehre machen werden, so giebt sie euch die Hand, und ihr gehört nun zu ihrem Zirkel. Man wird euch nicht, wie anderwärts, fragen, welchen Titel ihr habt, wie groß eure Einkünfte sind, um danach das Benehmen gegen euch abzumessen. Habt ihr die leider obengenannten Bedingungen erfüllt, so werdet ihr mit gleichem Rechte wie ein alter Hausfreund behandelt. Auch ist man hier in London sehr für einen neuen Fremden ganz angenehm, und ich gestehe, daß ich immer Mißtrauen in die Personen gesetzt habe, welche über das steife Benehmen der Engländer spotteten und es für unmöglich hielten, in gute Gesellschaften eingeführt zu werden. Wahrscheinlich werden immer trifftige Gründe vorhanden seyn, die das Letztere erschweren.

Eine große Annehmlichkeit der Englischen Gesellschaft besteht in der vollständigen Eintheilung des Tages; ein Theil desselben wird den Geschäften gewidmet, ein anderer dem Familienleben. Der Vater giebt behandig das Zeichen zum Anfang der geselligen Lustigkeit, und man weiß, welchen Einfluß die Stimmung des Herrn auf das ganze Haus hat. Daher ist die Hauptirgendsache, welche ein Engländer von dem Charakter seiner Kinder einzuprägen sucht, vollkommene Herrschaft über sich selbst; denn äußerlich sehen lassen, was man empfindet, einem Anderen seine gebeimsten Gefühle mittheilen, ist ein unverzeihlicher Fehler. Der Geschäftsmann, der mit Sorgen überladen ist und sich mit irgend einer großen Handels-Spekulation trägt, erscheint in der letzten Hälfte des Tages eben so heiter, als wenn er sich mit den gleichgültigsten Dingen beschäftigt hätte. Der Mann, der einen Herzensschmerz hat, hält es für eine unwürdige Schwäche, eine Thräne zu vergießen, und ich kann versichern, daß dieser konzentrirte Schmerz, der sich trotz der scheinbaren Ruhe der Person, die ihn empfindet, durch einen oft herben Ausdruck verräth, weit mehr Eindruck macht, als das Schluchzen und äußerst Trauergeberde.

Der junge Mann, der für ein junges Mädchen zärtliche Neigungen empfindet, bemüht sich sorgfältig, jede äußere Offenbarung derselben zu vermeiden; ja, er vertraut sich nicht einmal seinem besten Freunde an; er prüft lange den Charakter derjenigen, zu der seine Gedanken und Wünsche gehen, und gewöhnlich ist die Verheirathung schon festgesetzt, ehe die Aeltern es wissen. Die Mütter, die in anderen Ländern gewöhnlich die Hauptrolle bei der Verheirathung ihrer Kinder spielen, halten sich hier besonders fern von dieser ängstlichen Heit. Sie wissen, daß eine Intervention dazu beitragen würde, eine begonnene Annäherung wieder rückgängig zu machen; daher beschränken sie sich nur darauf, den jungen Leuten Gelegenheit zu geben, sich zu sehen, ohne daß sie diesen indirekten Beistand vermuthen. Auch darf man sich nicht wundern, wenn die Ehen, im Allgemeinen, einiger und glücklicher sind, als anderwärts; die wirklich freie Kenntniß der Charaktere der unwiderruflichen Verbindung vorausgeht; und obgleich die Ehescheidung erlaubt ist, so sind solche Fälle doch höchst selten, denn die öffentliche Meinung straft sie mit einer Mißbilligung, die fast einem gesetzlichen Verbote gleich ist.

Diese Entwickelung der Familienliebe, welche durch die Englischen Sitten und Gewohnheiten noch befördert wird, giebt dem geselligen Leben eine gewisse Einförmigkeit, die den leichten und unfixirten Charakteren nicht behagt, die aber die besonnenen Männer liebhaft zu

*) Im Texte ist hier das Wort portage gebraucht, welches Stellen in Flüssen bezeichnet, wo man wegen eines Wasserfalls oder großer Seichtheit des Wassers die Fahrzeuge ans Land bringen und bis zu einer schiffbaren Stelle tragen muß.

Digitized by Google

dem Entschlusse auffordert, das Leben ernst zu nehmen und nur auf sicheren und ehrenvollen Wegen durch die Welt zu gehen. Ein Fremder fügt sich sehr schnell diesen häuslichen Gewohnheiten, und wenn sie in der Stadt leicht anzunehmen und gut zu behalten sind, so erhalten sie im Landleben einen noch eigenthümlicheren Reiz.

Am Ende des Monats Juli verläßt man London und kehrt erst im Februar oder März wieder dahin zurück. Während dieses langen Aufenthalts ist die Eintheilung der Stunden eben so wie in der Stadt; aber man beschäftigt sich nur mit Jagden, Besuchen und Promenaden zu Pferde. Sehr selten ist im Herbst das Wetter so schlecht, daß man zwei Tage lang nicht ausgehen könnte. Uebrigens sind die Wege und Straßen so dauerhaft und so vortrefflich unterhalten, daß sie niemals schlimm sind. Das Englische Klima wird vielfach verleumdet. Zwar sind die Residenz, und die großen Fabrik-Städte von Rauch und Nebel eingehüllt; aber auf dem Lande ist das Wetter eben so heiter, als auf dem Kontinent unter denselben Breitengraden, und das grüne Laub hält sich bis die Weihnachten; nur nimmt es alsdann eine dunklere Tinte an, wie das Laub unserer Tannen.

Die Eisenbahnen haben eine große Veränderung in dem Landleben hervorgebracht. Sonst miethete Jedermann, den seine Geschäfte täglich nach London riefen, für den Herbst, sechs bis acht Engl. Meilen von der Residenz, fern von dem Einfluß des Rauches, sich ein Haus. Jetzt erheben sich auf jeder Station der Eisenbahn zahlreiche Sommer-Wohnungen, die nach und nach zu einem Flecken werden, der ebenfalls bald eine Stadt bilden wird; so daß eine beträchtliche Anzahl von Personen, die sich sonst nicht von London entfernten, jetzt 20, 30 bis 40 Engl. Meilen sich zu retiren, um die Landluft zu genießen. Jeden Abend entführen die Schienenwege von Birmingham, Southampton, den östlichen Grafschaften, Greenwich, Croydon, Great-Western auf ihren Wagenzügen viele Personen, die am andern Morgen früh um sechs Uhr nach London zu ihren Geschäften zurückkehren.

Dieser täglichen Wanderung der Städter auf das ferne Land verdanken die Eisenbahnen einen großen Theil ihres Gedeihens; und ob man gleich bei Anlegung dieser Communicationsmittel auf diesen Umstand gerechnet hatte, so ist doch jede Erwartung bei weitem übertroffen worden. Auch freuten sich die Bewohner der Grafschaften, die von diesen unermüdlichen Unternehmungen Verwüstungen befürchteten, zuerst über den zunehmenden Wohlstand, welchen die Eisenbahn durch Zuführung von vielen reichen oder wohlhabenden Familien ihnen verschafft. Die Liebhaber malerischer Gegenden schrieen sonst: „Die Eisenbahnen verderben alle Landschaften, ebenen die Berge, füllen die Thäler, reißen die schönsten Besitzungen nieder, u. s. w.“; jetzt aber sehen sie, daß alle ihre Besorgnisse nichtig waren. Denn prachtvolle Brücken mit kühngewölbten Bogen sind von einem Berg zum andern geschlagen. Anlagen zur Verschönerung der Landschaft sind ausgeführt, unsäglich Landhäuser stehen jetzt da, wo sonst die Gegend öde und kahl war, und der Wohlstand der an den Stationen liegenden Ortschaften wächst täglich mehr und mehr. Wenn man annimmt, daß unser Leben aus Zeit und Raum besteht, so kann man in der That sagen, daß die Eisenbahn, die den Raum vernichtet, die Zeit, die uns zugemessen ist, verdoppelt. Man gewöhnt sich schwer an die Idee, daß man des Morgens zu seinen Freunden, die 40 bis 60 Engl. Meilen entfernt wohnen, reisen und am Abend desselben Tages ohne Ermattung, und ohne daß man die durchlaufene Entfernung gemerkt hat, wieder zurückgekehrt sein könne. Das Einsteigen und Aussteigen der Passagiere geschieht mit einer vollkommenen Ordnung und Ruhe. Kein Lärm, kein Schreien, keine Schimpfworte von Seiten der Reisenden oder der Beamten; Jeder weiß, daß, wie groß auch die Zahl der Passagiere sey, keiner zurückbleiben wird, und die furchtsamsten Mütter vertrauen ihre zahlreiche Familie unter der Aufsicht einer einzigen Bonne der Eisenbahn an. Dies muß demjenigen sehr auffallen, der auf den Eisenbahnen von Versailles und Saint-Germain gewesen ist, wo das Drangen und Stoßen, das Schreien und die Unordnung der Passagiere einen peinlichen Eindruck machen.

Hieran aber erkennt man den Unterschied des Charakters der beiden Nationen.

Frankreich.

Jakob Callot, als Lothringen Französisch wurde.

Es war das erste Mal, daß Jakob seit dem Einzug der Franzosen in die Stadt Nancy den Fuß aus dem Hause setzte; auf dem Wege wurden seine Blicke schmerzlich berührt von dem Anblick einer Menge fremder Offiziere, Hofleute, Müßiggänger jeder Art, unter die sich eine Menge Personen aus seiner Bekanntschaft mischte, die alle mit Haß ihren Weg nach der Cathedrale St. Georges nahmen, wohin, wie man wußte, König und Hof sich begeben hatten, um der Messe zu hören. Jakob, wenig begierig, dieses Gefolge zu vermehren, ging der Kirche vorüber; bald stand er vor dem großen mit der Reiterstatue des Sohnes Rene's II. geschmückten Thor, das weit aufstand, wie beim Einzug der Fürsten, und versuchte, die von den Gendarmen und Musketieren des Königs bewachte Schwelle zu überschreiten; diese wollten schon mit gefälliger Höflichkeit einen eingeladenen Mann, der nur ungern hier erschien, den Eintritt versagen, als der junge Marquis von Blainville, Capitain des Regiments Lenoncourt, rasch hinzutrat und dem Garde-Offizier sagte, daß der Sieur Callot, auf Befehl Sr. Hoheit des Herzogs Karl aufs Schloß bestellt, von Sr. Majestät dem König von Frankreich erwartet würde.

Bei diesen Worten richteten sich die Lanzen und Büchsen wieder auf, und Jakob, seinem jungen Führer folgend, stieg die große Treppe hinauf, die auf einer Seite in die Hirsch-Galerie, auf der anderen in die Staatszimmer führte, wo Herr von Blainville nach dem Befehl des Königs seinen schweigsamen Gefährten hinbrachte. Hier gab Ludwig XIII. seine Audienzen und empfing den ganzen Hof. Nichts hatte sich in diesen schönen Räumen verändert, nichts verrieth daselbst die Anwesenheit eines neuen Herrn; überall glänzte das Gold der Lothringischen Kreuze auf azurnem Grunde, die goldenen Adler in rothem Felde; überall verschlangen sich die Worte „d'ardents désirs, c'est mon espoir, toutes pour une, j'espere avoir“, diese stolzen Devisen des Hauses Lothringen, mit den Distelstengeln und Kastanienzweigen. Dieselben Ziersbrichen Tapisserien, mit Seide und Gold verbrämt, bedeckten die Wände; im Hintergrunde des Saales, auf einer von einem Thronhimmel überragten Estrade, dessen Purpursammet unter den Stickereien, den Franzen von Gold und Perlen verschwand, saß der Herzog Karl, auf welchem die Souveraine Lothringens bisher die Huldigungen ihrer großen Vasallen empfangen hatten. Jakob, dessen äußerer Blick über alle diese Herrlichkeiten umherirrte, fühlte sich im Innersten empört bei dem Gedanken, daß vielleicht bald ein gehaßter Sieger hier Platz nehmen sollte. Doch obwohl ihm dieser große Schmerz erspart werden sollte, so war ihm doch ein anderer nicht weniger empfindlicher vorbehalten. In dem Augenblick, wo er gedankenvoll und träumerisch mit zerstreutem Auge die verschiedenen Bilder eines großen mit goldenen Jerusalemer Kreuzen und silbernen Disteln übersäeten, vor dem Thron ausgebreiteten Teppichs verfolgte und die in die Einfassung gestickte alte Legende von der Königin Philippe: De me toquera j' joinez, ein unbestimmtes Gefühl der Furcht in ihm erweckte, sah Jakob sich plötzlich mit goldenen Sporen versehene Füße rasch dranken, diese edlen Embleme des Nationalstolzes mit Füßen treten und so gleichsam den stummen Wunsch, der sich so eben in dem edlen Lothringer geregt, vernichten, und zugleich kündigte die Stimme der Pussiers den König an.

Es war in der That Ludwig XIII., welcher rasch durch die Menge der Höflinge hindurch zu seinem Sessel sich hineintrat. Der Herzog Karl, sein Bruder, der Kardinal Nikolaus Franz, der Prinz Heinrich von Lothringen, der Prinz von Phalzburg, der Marschall de la Force, der Herzog de la Valette und andere große Herren, sowohl Franzosen als Lothringer, begleiteten ihn. Der Herzog, Jakob bemerkend, dessen düstre, strenge Miene mit den winzigen Manieren der jungen Franzosen sonderbar kontrastirte, und selbst mit denen der anderen Lothringer, die sich hinter ihm hielten, drängend, die größte Courtoisie gegen den fremden Monarchen und sein Gefolge affektirten, Karl, sagen wir, wandte sich an den Künstler, redete ihn mit Auszeichnung an, und indem er ihm sagte, wie er mit seiner Bereitwilligkeit zufrieden sey, forderte er ihn auf, ans Rücksicht für ihn, sich für das Wohlwollen des Königs, der ihn zu unterhalten gewünscht, dankbar zu zeigen. Jakob verbeugte sich, während Stillschweigen. Dieser Prinz, dem die Verstellung ein Spiel war, obwohl er Jakob's edle Motive begriff, wunderte sich, daß er seinen Schmerz nicht besser verbergen könne: — „Allons, allons, mein lieber Callot“, sagte er ihm mit leiser Stimme, „nehmen Sie sich zusammen, ahmen Sie mir nach! Sie sehen, man muß gegen seinen Willen böses Spiel machen.“ — „Monseigneur“, fuhr Jakob heraus, „wenn Eure Hoheit gewollt hätte, hätte er mir das ersparen können.“ — „Ja, ja“, entgegnete der Prinz in demselben Ton, „aber was aufgeschoben ist, ist nicht aufgehoben.“ Und mit diesen Worten zog er Jakob zum König fort, der aus Zartgefühl sich nicht auf den Herzogsstuhl gesetzt, sondern einen Sitz vor der Estrade eingenommen hatte. Die Prinzen, Marschälle und alle hohe Personen, die ihn begleitet hatten, bildeten einen imposanten Hof um ihn; der Künstler aber, stets von dem Herzog geführt, trat ohne Verwirrung unter die edle Gesellschaft, obgleich er unter den Anwesenden die jungen Edelleute erkannt hatte, deren Zumuthung er des Abends vorher zurückgewiesen, und welche spottende, triumphirende Blicke auf ihn warfen.

Der König, dem der Herzog Callot vorstellte, empfing den Letzteren mit vieler Grazie. — „Ja der That“, sagte er, „unter allen schönen und merkwürdigen Sachen, die mein Vetter Lothringen in seiner Hauptstadt mich bewundern ließ, gab es nichts, was mir lieber war, als das Bergnügen, Euch wiederzusehen, Meister Callot, und mich mit Euch über gewisse Arbeiten, die ich Euch empfehlen will, zu unterhalten. Ihr habt schon viel für meinen Bruder gearbeitet, indem Ihr jene schöne Einnahme der Insel Rhe und die Belagerung Rochelles' in treu zeichnetet; auch habt Ihr meine ganze Königliche Gunst für diese schönen Sachen erworben, und was ich von Euch erwarte, wird das Bergnügen, das ich darein setze, Euch dienen zu können, nur vermehren. Es handelt sich jetzt“, fuhr der König fort, während Jakob sich mehr aus Ehrfurcht für diese wohlwollenden Worte, als für sie sich davon sehr gerührt fühlte, verbeugte, „es handelt sich um ein großes und schönes Stück, das Euer Meißel Griffel und Euer geschickter Grabstichel trefflich wiedergeben werden: ich meine die Darstellung, ich will nicht sagen, meines feierlichen Einzugs in diese Stadt“, sagte der Monarch, sich unterbrechend, mit einem grausamen Lächeln, das die Franzosen die Blicke zu Boden setzen ließ und das Herz der Lothringer wie ein Schwert durchbohrte, „ich will nicht sagen, meines Triumphirenden Einzugs der König ohne Mitleid, denn Dank der Courtoisie meines lieben Bruders, ist Alles in unseren Anordnungen auf eine für uns Beide ehrenvolle Weise zugegangen; aber ich will von der Belagerung sprechen, die uns hergeführt hat, und das ist keine Kleinigkeit, obgleich unsere Truppen die Stadt nicht erstürmten, nur durch die große Höflichkeit meines Vetters, der die Sachen nicht aufs Aeußerste treiben wollte; aber die Geschichte wird das Andenken davon aufbewahren, meine Herren“, fügte der König hinzu, in Eifer gerathend, so daß das Stammeln, das gewöhnlich seine Rede hemmte, fast verschwunden

Digitized by Google

war; „denn die Circumvallationslinien sind doch unter meinen Augen gezogen worden, ich selbst habe die Forts und Redouten bezeichnet, ich selbst habe zu den Arbeiten des Laufgrabens, der mehr als vier Meilen im Umfang hat, die erste Scholle geworfen, und ich schwöre sogar in mehr als einer Gefahr, indem ich diesen verschiedenen Arbeiten folgte; Sie wissen, meine Herren, daß es gerade nicht an der Frau Prinzessin von Pfalzburg lag, wenn ich keine Kanonenkugel, welche die schöne Amazone von der Walzeville-Brücke gegen mich abschießen ließ, nicht um einen Kopf kleiner wurde; daß sind Umstände, die Ihr nicht vergessen dürft, Meister Callot, sie werden Euch sehr interessante Episoden liefern, die Eurer Arbeit ein großes Relief geben werden."

Während dieser Anrede erröthete und erbleichte Jakob abwechselnd vor Schmerz und Unwillen; in Zaum gehalten durch die Gegenwart seines Fürsten, dessen peinliche Verlegenheit er gewahrte, so sehr er sich auch bemühte, sie zu verbergen, würgte Jakob diesen neuen dem Lothringischen Namen angethanen Schimpf hinunter und beobachtete ein tiefes Schweigen. Der Herzog antwortete seinen geringen Eifer, auf eine so fein ausgedrückte Bitte zu antworten, sagte ihm nun etwas ärgerlich: — „Nun, Meister Callot, habt Ihr nicht gehört, wozu ich Euch auffordere? und wollt Ihr mir nicht sagen, wann Ihr die Arbeit anfangen werdet?..." — „Nie, Sire", sagte Callot mit fester, aber bewegter Stimme. — „Warum?" fragte der König, auf dem Gipfel des Zornes angelangt. „Weigert Euch wirklich, mir zu dienen?" — „Ich bin Lothringer", rief Callot stolz, „und will mir lieber den Daumen abschneiden lassen, als meinen Griffel dazu hergeben, das zu zeichnen, was für immer die Schmach meines Fürsten und meines Vaterlandes sein wird."

Nicht zu schildern ist die wunderbare Wirkung, welche diese muthigen Worte auf den ganzen Versammlung machten; auf Seiten der Franzosen sah man Unwillen, verletzte Eitelkeit, Zorn und alle Leidenschaften in Aufregung; auf Seiten der Lothringer theils Bestürzung über eine solche Kühnheit und Angst vor den Folgen, die sie haben konnte, theils Freude, gehobenen Muth, bethenigten Vaterlandsstolz, da sie einen seiner würdigen Kinder die Sprache desselben führen und einem beleidigenden Sieger in seiner ganzen Macht trotzen sahen. Schon stummen die Schmeichler des Königs, die Statuen Richelieu's, alle Arten von Drohungen gegen den kühnen Lothringer in die Ohren des Königs; Degen wurden entblößt, und auf ein Zeichen der Höflinge zeigten sich einige Soldaten mit Partisanen an der Thür des Saals. Jakob's Freunde traten aus den Reihen hervor und drängten sich um ihn, ihn zu beschützen oder zu vertheidigen; eine traurige Entschlossenheit verbreitete sich darüber, auf Jakob nach der ersten Ueberraschung, welche diese stolze Antwort erzeugt, sich erhob und, einer Anwandelung von Bewunderung nachgebend, mit würdiger Miene jede feindliche Demonstration beseitigte. — „Meister Callot!", sagte er zu Jakob gewendet, welcher, ohne seine Stellung geändert zu haben, ruhig und unerschüttert mitten unter dieser Bewegung geblieben war, „Meister Callot, das Gefühl, das Ihr jetzt so freimüthig vor mir ausgesprochen, weit entfernt, Euch bei mir zu schaden, ehrt Euch vielmehr und erwirbt Euch meine Achtung; empfangt die Versicherung hiervon, ich bitte Euch!... Der Herzog von Lothringen, meine Herren", fuhr er fort, während Karl, dessen Lage während dieser Scene peinlich genug war, beantrat, als wollte er dem König für seine Nachsicht danken, „der Herzog von Lothringen ist sehr glücklich, auf so treue und liebende Unterthanen zählen zu können. Mein Vetter!" fügte der Monarch mit halblauter Stimme hinzu, „hättet Ihr den Rath solcher Menschen, wie dieser hier, angenommen, statt den Eingebungen Eures schlechten Kopfes zu folgen, ich glaube, Ihr und ich wären nicht auf dem Punkte, wo wir jetzt sind... — „Wohlan, Sire", antwortete lebhaft der Herzog, welche Friedenshoffnungen durch diese Worte neu belebt wurden, „noch ist es Zeit. Alles wieder gut zu machen, wenn Ew. Majestät an meinen Wunsch, sie jetzt zu betriedigen, glauben will, so..." — „Still!" sagte der König, indem er mit dem Finger auf den Pater Joseph wies, Richelieu's Vertrauten, der seinen durchbohrenden Blick fest auf sie gerichtet hielt, „da ist die graue Eminenz, die uns beobachtet; sie ist, wie Ihr wißt, die Vertraute eines Mannes, der es nicht liebt, daß man solche Materien ohne ihn verhandelt... Aber, mein Vetter", fuhr er fort, Karl vertraulich beim Arm nehmend, um in ein anderes Zimmer zu treten, wo die Königin und die Prinzessinnen versammelt waren, „wir werden ein andermal darüber sprechen, und es wird nur an Euch liegen, daß die Dinge sich zu unserer gegenseitigen Zufriedenheit arrangiren."

Diese Worte und die freundschaftliche Art, in welcher der König den vertriebenen unglücklichen Fürsten behandelte, belebten die Hoffnungen der Lothringischen Edelleute aufs höchste. Die umringten Jakob Callot, dessen edle Antwort diese Scene herbeigeführt, und richteten ihre Glückwünsche an ihn; die Herren de Beaulieu und de Contrisson, die sich seine Freunde nannten, Jean Leclerc, Bellange und Andere führten ihn im Triumph in seine Wohnung zurück, wo Jakob sich nicht anlangte, aber saß erschöpft durch die heftigkeit seiner Empfindungen. Der Zwang, den er sich aufgelegt, hatte seine Bestemmung so gesteigert, daß er bald ohnmächtig sinket, als er in sein Zimmer eintrat. Katharina, tödlich erschreckt und die Augen in Thränen, lief nach Stärkungsmitteln. Während ihrer Abwesenheit schlug Jakob wieder die Augen auf; seine Freunde, die ihn nicht verlassen hatten, erzählten ihm, während sie noch mit ihm beschäftigt waren, seinem Bruder, der zu seinem Empfang herbeigeeilt war, was in der Audienz des Königs vorgegangen war, und die glücklichen Folgen, die dieses Ereignis für das Schicksal Lothringens haben könne. Jakob, der wieder zu sich gekommen war, hörte sie traurig an; die Lobsprüche des Königs, der Prinzen, die Glückwünsche seiner Freunde glitten wirkungslos über seine von bitterem Schmerz niedergedrückte Seele hin. — „Eitle Täuschungen!" sagte er endlich, wie von prophetischer Ahnung ergriffen; „chimärische Hoffnungen! O, meine Freunde! unser Land ist in den Fallstrick des Löwen gefallen, er wird nicht herauskommen, und seine unklugen Anstrengungen, sich davon zu befreien, werden seine schimpflichen Bande nur enger knüpfen!..... Unser Land ist für immer verloren!" fügte er in herzzerreissendem Tone hinzu, „und ich fühle, daß ich es nicht überleben werde!..... Aber bewahrt mir das Geheimniß!..." flüsterte er, auf Katharina zeigend, welche wieder eintrat, nachdem sie ihm ein Getränk bereitet, das ihm oft in solchen Krisen Erleichterung gewährt; beim Anblick seiner zärtlichen Gattin zwang Jakob, um sie zu beruhigen, seine Lippen zum Lächeln, und nachdem er seinen Freunden für ihre Sorgfalt gedankt, nahm er das Glas, das die Herzstärkung enthielt, und trank es schweigend aus.

Mannigfaltiges.

— Herr Marmier und die Deutsche Presse. Herr X. Marmier, der in dem neuesten Hefte der Revue des deux Mondes unter dem pompösen Titel: „Literarische Musterung Deutschlands" (Revue Littéraire de l'Allemagne) wiederum eine Anzeige von wenigen Deutschen Werken giebt*), nimmt bei dieser Gelegenheit die Polemik auf, zu der die Augsburger „Allgemeine Zeitung" und mehrere andere Deutsche Blätter ihn aufgefordert haben. Wie zu erwarten war, hat der große Lärm, den die gedachten Journale über einige kleine Artikel des Herrn Maemier erhoben, nur dazu beigetragen, ihm in seinen eigenen Augen eine ausserordentliche Wichtigkeit beizulegen und darauf für seine Landsleute den Beweis zu begründen, welche Bewegung das Wort eines Französischen Kritikers in ganz Deutschland hervorbringen könne. „Die Deutsche Presse", sagt er, „hat einen harten Feldzug zu bestehen gehabt. Seit dem Monat Mai bis zur Sylvesternacht des vorigen Jahres hat sie, wie wir glauben, nicht einen Augenblick aufgehört, in Zorn zu seyn, und wenn die Deutsche Presse einmal im Zorn ist, so setzt sie gleich ein kleines Wörterbuch von Schimpfworten in Bewegung, neben welchem das unserer Journale, selbst in ihrer größten Heftigkeit, für ein Handbuch des guten Tons passiren könnte." — Wir mögen die Wichtigkeit, die einige Blätter den literarischen Bemerkungen des Herrn Marmier beigelegt, keineswegs und noch viel weniger die Urbanität und Anstrickt in Schutz nehmen, die hier und da gegen ihn gebraucht worden sind; wir müssen doch Herrn Marmier, wenn er es noch nicht weiß, darauf hinweisen, daß es eigentlich nicht er, oder Herr Soulié, oder Herr Dumas war, gegen den die Deutsche Presse im vorigen Jahre polemisirte, daß diese Namen vielmehr nur als Repräsentanten eines oden in Frankreich herrschenden Begriffes angesehen wurden, dem die gedachten Schriftsteller in jenem Augenblicke die Ehre gelieben hatten. Einem Begriffe, der gewissermaßen ein Angriff aus Deutschland traf, den er mit seiner wohlmeinenden, ja oft sogar gemüthlichen Persönlichkeit nichts weniger als verdient hatte, so hat er darunter nur als Theil eines Ganzen gelitten, selbst Verantwortlichkeit er freiwillig mit übernahm. Die Deutsche Presse war im Kriege mit der Französischen, so lange diese die Nationalität Deutscher Volksstämme und die politische Würde des Deutschen Bundesstaates anzugreifen wagte; will dies die Französische Presse fürder nicht mehr, wie man dies hier und da von ihr versprochen hört, nun, so wird auch der Friede zwischen den Pressen beider Länder bald wieder hergestellt seyn.

— Ein Gesetz über das literarische Eigenthum. In dem neuesten Hefte seiner „Wespen" giebt Herr Alphons Karr einen Gesetz-Entwurf zum Besten, den er zum Schutze des literarischen Eigenthums zusammengestellt und den er allen gesetzgebenden Versammlungen empfiehlt, die sich in diesem Fache mit dem Gegenstande beschäftigen. Der Gesetz-Entwurf lautet in seiner bündigen Fassung: „Einziger Artikel. Das literarische Eigenthum ist ein Eigenthum." — Und dieses Eigenthum (fügt Herr Karr hinzu), einmal anerkannt, findet dann seine Gewähr in allen Gesetzen und Verordnungen über das Eigenthum im Allgemeinen. Das ist ganz einfach, das ist so leicht aufzufinden, — daß wir nicht wissen, wenn es darum noch nirgends in die geringste Erwägung gezogen wird.

— Kohl's Reisen in Süd-Rußland. Diese haben eine sehr wohlwollende und anerkennende Beurtheilung in dem Französischen Moniteur Universel gefunden, worin es heißt: „Das Buch des Herrn Kohl ist einer der interessantesten und nützlichsten Reiseberichte, die seit langer Zeit erschienen sind. Es liefert uns eigenthümliche und neue Details über Ländergebiete, die nur wenig bekannt sind, und zwar in einer lebendigen, mit malerischen Schilderungen reichen Form. Ganz West ist, bei dem Interesse, das die Küstenländer des Schwarzen Meeres überhaupt in diesem Augenblicke gewähren, eine zur rechten Zeit erschienene Schrift zu nennen." Unterzeichnet ist die Kritik im Moniteur, die übrigens auch zahlreiche Auszüge aus dem Buche giebt, J. Duerberg.

*) Geschichte der Geographie, von J. Löwenberg.
Geschichte von Rügen und Pommern, von A. W. Barthold.
Die Volkssagen von Pommern und Rügen, von Temme.
Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Tonsetzer, von Tadvi.
Lustspiele, von der Verfasserin von „Ruge und Wahrheit".

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Zeitungsstraße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 31. Berlin, Freitag den 12. März 1841.

Nord-Amerika.

Columbus vor dem Prüfungs-Ausschuß.

Von J. Fenimore Cooper.*)

In der Alhambra drängte sich die Schaar der Höflinge, die theils Gunstbezeigungen, theils die Abstellung eingebildeter Beschwerden forderten. Die Vorzimmer waren überfüllt; die Bittsteller betrachteten sich mit mißtrauischen Blicke, und Jeder suchte in den Augen des Anderen zu lesen, ob er von demselben Begünstigung oder Durchkreuzung seiner Pläne zu erwarten habe. Man begrüßte sich kalt und mißtrauisch und wechselte Komplimente von dubiöser Höflichkeit.

Während die Neugierde sich in tausend Vermuthungen über die Pläne der Anwesenden ergötzte, während die älteren Höflinge sich ihre vermeintlichen Geheimnisse zuflüsterten, stand ruhig in einer Ecke ein Mann, der durch seinen Wuchs, durch seine ernste Haltung und die Aufmerksamkeit, die er erregte, auffallen mußte. Wenige der Anwesenden nährten sich ihm, und diejenigen, die bei ihm vorübergingen, nahmen, sobald sie ihm den Rücken zugekehrt hatten, die selbstzufriedenste und höhnische Miene an, welche anzeigt, daß gewöhnliche Geister sich über Jemand lustig machen. Dieser Mann war Columbus, der allgemein als ein Phantast verrufen war. Die Höflinge waren indeß schon des Spottes über ihn müde geworden, und die Ungeduld der Wartenden hatte den höchsten Grad erreicht, als die Thür mit einer Schnelligkeit geöffnet wurde, welche auf den Eintritt einer Person von hoher Wichtigkeit schließen ließ. Don Luis de Bobadilla erschien. „Das ist der Neffe der Gemahlinn der Königin", murmelte einer der Bittsteller. — „Er stammt aus einer der ältesten Familien Castiliens", bemerkte ein Anderer, „aber er kann sich dreist mit Columbus paaren, denn weder der Einfluß seiner Vorwürfe, noch die Wünsche der Königin, noch seine Stellung dulden ihn als ein ausschlußfreies Leben zu führen." — „Er würde einer der besten Degen seyn", sagte ein Dritter, „wenn seine Klugheit nur einigermaßen seiner Körpergewandtheit entspräche." — „Es ist der junge Offizier", brummte ein Unter-Offizier vor sich hin, „der sich im letzten Feldzuge so wacker gehalten hat; er hat Don Alonzo de Oieda befreigt; er ist tapfer, aber von unbeständigem Charakter und läßt sich auf Alles ein."

Luis schien diese Behauptung rechtfertigen zu wollen, indem er auf Columbus zuschritt. Das Lächeln und Flüstern, welches sich erhob, zeigte, wie die Versammlung darüber denke. Aber da sich jetzt die Thür des Kabinets der Königin öffnete, so wendeten sich alle Blicke dorthin und man vergaß Don Luis. „Ich grüße Sie, Señor", sagte dieser zu Columbus, indem er sich überhaupt vor ihm verneigte; „seit unserer Unterhaltung von neulich Abend habe ich an nichts Anderes gedacht und möchte sie gern erneuern." — Columbus fühlte sich augenscheinlich durch diese Huldigung geschmeichelt, aber er mußte das Vergnügen, welches ihm jede Besprechung über sein Unternehmen verursachte, noch etwas hinausschieben. „Vater Perez, ich bin vom Erzbischof von Granada hierher berufen worden, er, wie es scheint, den Auftrag hat, meine Angelegenheit schleunigst zu Ende zu führen. Wir sind großen Ereignissen nahe, und der Tag ist nicht mehr fern, wo die Dinge, welche der Schleier der Zukunft verhüllt, die Eroberung Granada's in den Hintergrund drängen werden." — „Beim heiligen Petro, meinem neuen Schutzheiligen, ich glaube Ihnen, Señor. Cathay muß da liegen, wo Sie sagen, wenn Ihre Augen werden es nicht früher sehen als die meinigen. Denken Sie an Pedro de Muño, Señor Columbus." — „Ich werde an ihn denken, mein junger Herr, das versprech' ich Ihnen, und alle Thaten Ihrer Vorfahren werden durch den Ruhm ihres Enkels verdunkelt werden. Aber ich höre, daß ich aufgerufen werde; wir wollen ein andermal davon sprechen." — „Der Señor Erzbischof Columbus!" hatte ein Page gerufen, und der Seefahrer schritt in Begleitung der Versprechung hin.

Daß ein Mann, auf den man mit Gleichgiltigkeit, ja mit Verachtung niedersah, zuerst aufgerufen ward, erregte einige Verwunderung. Sie legte sich, als einige Offiziere erschienen, um die Bittschriften in Empfang zu nehmen und auf die Fragen zu antworten. Luis zog sich verdrießlich zurück, denn er hatte auf eine lange Unterhaltung gerechnet. Wir lassen ihn indeß im Gewühle der Höflinge zurück, um dem berühmten Seefahrer in die Zimmer des Palastes zu folgen.

Fernando de Talavera war seines Auftrages eingedenkt; aber anstatt diesem Prälaten Männer beizugesellen, welche vermögend gewesen wären, die Vorschläge des Columbus zu würdigen, hatten der König und die Königin solche oder acht Höflinge ausgewählt, welche scherzlich rechtschaffene Leute waren, die aber der wissenschaftlichen Forschungen zu fern standen, um den Werth der vorgeschlagenen Entdeckungen zu würdigen. Zu diesen wurde Columbus eingeführt. Der Erzbischof von Granada nahm das Wort im Namen der Kommission. „Wir erfahren, Señor Columbus, daß, wenn die Macht Ihrer Majestäten Ihnen zu Hülfe kömmt, Sie beabsichtigen, eine Reise über das Atlantische Meer zu machen, um Cathay und die berühmte Insel Cypangu aufzusuchen." — „Das ist meine höchst hochwürdiger und heiliger Pere. Die Sache ist zwischen den bevollmächtigten Ihrer Majestäten und mir so oft zur Sprache gekommen, daß es überflüssig seyn würde, sie weiter zu entwickeln." — „In der Versammlung zu Salamanca theilten mehrere Geistliche Ihre Ansichten, aber die Mehrzahl war Ihnen entgegen. Dennoch sind Ihre Majestäten Ihnen günstig gesinnt, und die Kommission ist zusammenberufen worden, um die Grundlagen einer Abkunft zu entwerfen und die beiderseitigen Ansprüche zu regeln. Gleiche Unterstützung verlangen Sie, um Ihren Plan mit Gottes Hülfe auszuführen." — „Sie haben sehr recht, Herr Erzbischof, wenn Sie Gottes Beistand anrufen, wenn sein Ruhm und die Ausbreitung seines Dienstes kömmt bei dem Unternehmen in Betracht. Mit seinem Beistande werde ich nur weniger menschlicher Mittel bedürfen. Zum Catholischen vom entsetzlichen Donnergehalte, die Flagge Ihrer Majestäten und eine hinlängliche Anzahl von Seeleuten sind Alles, was ich verlange."

Die Mitglieder der Kommission betrachteten sich mit erstaunten Blicken; sie haben in diesem bescheidenen Ansuchen theils die Sorglosigkeit eines Enthusiasten, theils ein festes Vertrauen auf Gott. Zu jenen gehörte der Erzbischof. „Sie fordern nicht viel", sagte er, „und obgleich der Krieg Castilien von Geld entblößt hat, können wir doch die Caravelen stellen und die Matrosen ausheben, ohne daß es eines Wunders bedürfte. Zuvor müssen wir uns aber über einen wichtigen Punkt vereinigen. Sie gedenken, Señor, in eigener Person das Unternehmen zu leiten?" — „Nur in dieser Voraussetzung kann ich den Erfolg verbürgen. Ich fordere die unbeschränkte Macht eines Admirals Ihrer Majestäten. Die zu verwendenden Kräfte sind anscheinend gering, aber das Wagniß ist groß, und das Ansehen beider Kronen muß den Mann unterstützen, der das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit auf sich nimmt." — „Das ist nicht mehr als billig, und Niemand wird etwas dagegen einwenden; aber, Señor, haben Sie auch an die Vortheile gedacht, welche den Herrschern zufallen, wenn dieselben Sie in Ihrem Unternehmen unterstützen? Sind achtzehn Jahren beschäftigt mich über diesen Gegenstand Tag und Nacht. In dieser ganzen langen Zeit habe ich nicht leicht etwas gethan, was nicht darauf Bezug hatte. Mir sind also alle Vortheile, die sich aus dem Gelingen des Unternehmens ergeben müssen, gegenwärtig." — „So geben Sie sie an, Señor." — „Zuerst wird Gott die Ehre erhalten, die sein allmächtiger Schutz verdient, indem wir den Glanz seiner Kirche und die Zahl seiner Bekenner vermehren." — Der Erzbischof und die Geistlichen bekreuzten sich, und Columbus folgte ihrem Beispiele. „Sodann wird die Herrschaft Ihrer Majestäten über neue Reiche ausgedehnet werden. Nach Castilien und Arragonien werden reiche Schätze kommen, wenn der heilige Vater den christlichen Monarchen die Länder der ungläubigen Fürsten verwilligt." — „Das läßt sich hören und beruht auf ganz richtigen Grundsätzen. Unser heiliger Vater hat sicherlich diese Macht und wird sie zum Ruhme Gottes ausüben. Sie wissen ohne Zweifel, Señor Columbus, daß Johann von Portugal und seine Vorgänger schon Entdeckungsreisen unternommen haben, und daß ihnen von Rom gewisse Vorrechte bewilligt sind, die wir nicht antasten dürfen." — „Ich kenne sehr wohl die Unternehmungen der ersteren. Ihre Flotten sind selbst längs der Westküste Afrika's hin, in einer ganz anderen Richtung, als ich einzuschlagen gedenke. Mein Plan ist, dem Niedergange der Sonne zu folgen und die östliche Gränze Indiens auf einem Wege zu erreichen, der die Fahrt um mehrere Monate abkürzen wird."

Obgleich der Erzbischof und die meisten seiner Beisitzer durchaus vom Wahnsinn des Columbus überzeugt waren, so machten doch die großartige Einfachheit, mit welcher er seine Pläne darlegte, der Enthusiasmus, welcher aus seinen Augen hervorsprühte, und die Sicherheit seiner Haltung einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden. Diese

*) Aus dessen neuestem in Nr. 8 d. J. erwähnten Roman: „Mercedes von Castilien."

Digitized by Google

vorübergehende günstige Stimmung verrieth die Frage eines der Anwesenden: „Haben Sie, Señor Columbus, die Absicht, die Staaten des Priesters Johannes aufzusuchen?“ — „Ich weiß nicht, edler Herr, ob es je einen Herrscher dieses Namens gegeben hat“, sagte Columbus; „mir ist nichts bekannt, was das Vorhandensein dieses Monarchen und seines Reiches auf eine sichere Weise darthäte.“ — Dieser Zweifel war der Sache des Columbus nicht günstig, indem er das Wunderbare und die Möglichkeit gegen eine auf Gründen beruhende Ueberzeugung zurückstellte, mit welcher gewöhnliche Geister sich nicht gern zu schaffen machen. „Viele Personen messen der Königlichen Macht des Priesters Johannes viel Glauben bei und verstellen die runde Gestalt der Erde, denn wir wissen alle, daß es Könige giebt, und wir sehen, daß das Meer und die Erde eine Fläche sind.“ Dieser Einwand wurde von einem Mitgliede des Ausschusses erhoben und von den meisten Anwesenden mit beifälligem Lächeln aufgenommen. „Señor“, erwiederte Columbus mit sanftem Tone, „wenn in dieser Welt Alles wirklich so wäre, wie es zu sein scheint, so würde man seiner Beichte bedürfen, und die Bußungen würden weit gelinder sein.“ — „Ich halte Sie für einen guten Christen, Señor Columbus“, sagte der Erzbischof gereizt. — „Ich bin es, so weit die göttliche Gnade und meine schwache Natur es verstatten; aber ich bin in aller Demuth überzeugt, daß ich nach Vollführung meines Plans des göttlichen Schutzes weit würdiger sein werde.“ — „Man sagt, Sie glaubten, daß die Erde nicht so beschaffen wäre, wie sie gesehen habe.“ — „Ich fühle in mir etwas, das mich zu dieser Vermuthung treibt, aber ich begründe nichts auf Geheimnisse, welche meiner Einsicht verschlossen sind.“

Es möchte schwer zu sagen sein, ob Columbus diese Antwort bei seinen Zuhörern vorbereitet oder nachträglich war. Die ruhigsten Erwägungen der Zeit standen in vollkommenem Einklange mit dieser Aeußerung, aber die anwesenden Geistlichen fanden es unbesonnen, daß ein unbekannter Laie sich für ein Werkzeug der Vorsehung hielt. Dennoch sprachen sie diese Meinung nicht aus, weil sein Gottvertrauen einen tiefen Eindruck auf sie machte. „Sie wollen auf dem Atlantischen Ocean nach Cathay gelangen, und dennoch leugnen Sie die Existenz des Priesters Johannes?“ — „Verzeihen Sie, Herr Erzbischof, obgleich ich auf dem angegebenen Wege nach Cathay zu gelangen gedenke, so stelle ich doch die Existenz dieses Herrschers nicht ganz in Abrede. Für die Wahrscheinlichkeit meines Unternehmens habe ich schon mehrere Gründe beigebracht, welche viele aufgeklärte Geistliche zufrieden gestellt haben; aber kein Zeugniß bestätigt die Aussagen über den Priester Johannes.“ — „Es wird aber doch behauptet, der zweihundertste Nachfolger sey ein König dieses Namens vom Bisthof Giovanni di Montecorvino zum wahren Glauben bekehrt worden.“ — „Der Macht Gottes ist nichts unmöglich, und ich möchte nicht gern die Macht seiner Diener bezweifeln. Aber ich sehe keinen wissenschaftlichen Grund, auf den ich mich stützen könnte, wenn ich ein Reich suchen wollte, das vielleicht so trügerisch ist, wie der Lichtschein, der vor der Hand entweicht, wenn sie ihn zu fassen strebt. Von Cathay und jenen Theilen Indiens haben uns bagegen die berühmten Venetianer Marco und Nicolo Polo sehr genaue Nachrichten überliefert. Nicht nur haben sie diese Gegenden besucht, sondern sich auch mehrere Jahre am Hofe des Fürsten aufgehalten. In jedem Falle, edler Herr, mag es nun einen Priester Johannes und ein Cathay geben oder nicht, ist es ausgemacht, daß der Atlantische Ocean im Westen an eine Gränze hat, und diese will ich finden.“

Der Erzbischof machte ein Zeichen des Unglaubens; aber es waren an ihn die Befehle der Fürsten ergangen, denen er gehorchen mußte. Er wußte, daß die Theorie des Columbus zu Salamanca einer ernstlichen Untersuchung unterworfen worden war. Ohne seine eigenen Ansichten auszusprechen, setzte er also die ihm aufgetragene Untersuchung fort. „Señor“, sagte er, „Sie haben die Vortheile angeführt, die unseren Fürsten aus Ihren Unternehmen erwachsen würden; sie sind glänzend, wenn Ihre Hoffnungen sich erfüllen. Es fragt sich aber noch, welche Belohnung Sie sich für vieljährige angebrachte Arbeiten und für die Gefahren, denen Sie sich aussetzen wollen, vorbehalten haben.“ — „Ich habe die Bedingungen reiflich erwogen und bin auf einige untergeordnete Bestimmungen hier aufgezeichnet.“ — Columbus reichte dem Erzbischof das Papier; dieser durchflog es erst hastig, dann aber betrachtete er es aufmerksamer. Als er es auf den Tisch legte, malten sich Spott und Unwille auf seinem Gesichte, und er betrachtete Columbus, als ob er sich überzeugen wollte, daß derselbe nicht wahnsinnig sey. „Hielten Sie diese Bedingungen in vollem Ernste, Señor?“ — „Herr Erzbischof“, erwiederte Columbus würdevoll und ohne sich auf der Zaghaftigkeit bringen zu lassen, „diese Angelegenheit hat mich achtzehn Jahre lang unausgesetzt beschäftigt. Jeden Tag zeigt die Wahrheit glänzender vor meinen Augen auf. Ich vertraue auf den Erfolg; ich glaube, daß mich Gott zur Erfüllung von Plänen auserkoren hat, deren Zukunft sich nicht allein auf den Erfolg meines Unternehmens beschränkt. Ich muß also mit der nöthigen Würde und dem erforderlichen Ansehen bekleidet werden; ich kann nichts von meinen Forderungen nachlassen.“

Obgleich der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, ihnen einiges Gewicht verlieh, so glaubte der Erzbischof doch, daß der Verstand des Seefahrers durch die unausgesetzte Richtung auf einen Gegenstand gelitten habe. Die Methode und die Wissenschaft des Columbus, die Wahrscheinlichkeit seiner geographischen Voraussetzungen hatten den Erzbischof nicht übergezeugt, aber ihn doch schwankend gemacht. Aber die ihm vorgelegten Bedingungen schienen ihm so ausschweifend, daß das Mittel allein den Ausbruch seines Unwillens zurückhielt. „Was sagen Sie, edle Herren“, äußerte er zu den Mitgliedern der Kommission, die jetzt das Papier durchflogen, „was sagen Sie zu den beschriebenen Vorschlägen des berühmten Seefahrers, der die Gelehrten zu Salamanca beschämt hat? Müssen Sie Ihre Majestäten nicht kurzsichtig um deren Annahme bitten?“ — „Lesen Sie, hochwürden“, erwiderte es von allen Seiten. — „Es sind die Bedingungen von geringerer Bedeutung, von denen zu sprechen es sich nicht der Mühe verlohnt; zwei werden aber Ihren Majestäten zu hoher Befriedigung gereichen. Columbus begnügt sich mit dem Range eines Admirals und Vice-Königs aller zu entdeckenden Länder; von dem Gewinne fordert er nur ein Zehntheil, den Antheil der Kirche, meine ehrwürdigen Brüder — nur ein Zehntheil!“

Ein unwilliges Gemurmel durchlief die Versammlung, in der Columbus nur seinen Schutz suchte zu rechnen hatte. „Ich bin noch nicht Alles, edle Herren und heilige Priester; damit die Last dieser Würden nicht zu schwer auf den Schultern Ihrer Majestäten drücke, hat der großmüthige Genueser sich bereit erklärt, seine Nachkommenschaft für immer damit zu belasten. Das Reich Cathay glaubt er zur Nutznießung seiner Familie bestimmt, und um seine Würde aufrecht zu erhalten, nimmt er den Zehnten aller Einkünfte in Anspruch.“ — Diese auf edle Haltung der Columbus nicht zu rechnen hatte, entgegen den Saal erschallt. Aber sein strenger Blick und seine zuhige Haltung imponirten selbst dem Erzbischof, der zu glauben anfing, daß er zu weit gegangen sey. „Entschuldigen Sie, Señor Columbus!“, sagte er, „aber die Bedingungen sind so hoch gestellt, daß ich nicht glauben kann, Sie wollten sie im Ernste vertheidigen.“ — „Ich werde auch nicht einen Zoll breit davon weichen, Herr Erzbischof. Was ich fordere, das verdiene ich, und wer weniger in Anspruch nimmt, als er berechtigt ist, wird das Verzeihung seiner eigenen Schande. Ich werde Ihren Majestäten ein Reich geben, welches ihre anderen Besitzungen an Werth übertrifft, und ich fordere meinen Lohn. Ueberdies muß ich bemerken, daß zu meinen Bedingungen Klauseln gehören, die vervollständigt werden müssen.“ — „Das sind sie, der Hof beschränkende Bedingungen für einen Genueser von dürftiger Herkunft!“ rief einer der Höflinge. „Señor Columbus erhält die Gewißheit, im Dienste Ihrer Majestäten zu beförligen, und wenn er nichts erreicht, so hat er die Ehre, ohne etwas gethan zu haben. Glück dagegen sein Unternehmen, so wird er Vice-König und begnügt sich mit den Einkünften der Kirche.“

Diese Bemerkung schien die noch Schwankenden zu entscheiden, und die Anwesenden erhoben sich insgesammt, als ob sie die Angelegenheit jeder weiteren Besprechung unwerth erachteten. Um aber den Schein der Unparteilichkeit zu bewahren, wendete sich der Erzbischof zu Columbus und sagte zu ihm im sanftesten Tone: „Zum letztenmale, Señor, frage ich Sie, ob Sie auf diesen seltsamen Bedingungen bestehen?“ — „Ich nehme keine zurück, auch ich kenne die Dinge meiner Arbeiten und werde sie nicht herabwürdigen, indem ich mir schlechtere Vorschläge gefallen lasse. Aber, Herr Erzbischof, und Sie, edle Herren, die Sie meine Ansprüche so leichtfertig behandeln, ich bin bereit, mehr zu thun, als meine Person, mein Leben und meinen Ruf aufs Spiel zu setzen; ich will den achten Theil des nöthigen Geldes zuschießen, wenn mein Genua-Antheil verhältnißmäßig erhöht wird.“ — „Genug! Genug!“ rief der Prälat indem er sich anschickte, den Saal zu verlassen; „ich werde unseren Herren Bericht erstatten, und Sie sollen bald deren Willensmeinung erfahren.“

So endete die Konferenz. Die Höflinge verließen das Zimmer. Auch Columbus entfernte sich mit dem Ausdrucke eines Mannes, dessen Vertrauen auf seine Kraft durch keinen Gegner erschüttert worden war, und der die Kleinlichkeit und die Unwissenheit der ihm entgegenstehenden Ansichten zu gut durchschaute, um das geringste Gewicht darauf zu legen.

Glasunoff's Exkursion im nordwestlichen Amerika.

(Schluß.)

Das Dorf Magimut bestand aus fünf großen Behausgebäuden, vierzig Magazinen und einem großen Versammlungs-Lokale; es zählte 120 Seelen, darunter 25 erwachsene Männer. Glasunoff ließ die Einwohner in dem Kaschim zusammenkommen, wir er in dem anderen Dorfe gethan, und auch hier wurde seine Rede, worin er den Zweck seiner Expedition ankündigte, mit denselben Beifallszeichen aufgenommen. Die Greise redeten laut, aber die jungen Leute schwiegen, obwohl sie dem Redner sehr aufmerksam zugehört hatten.

Die Bewohner dieses Dorfes gleichen den Anwikmuk's in allen Stücken. Glasunoff rauchte hier mit seinen Gefährten 24 Stunden lang. Da zwei Indianer von den Ufern des Tschagitut zum Besuche kamen, stellte ihnen Glasunoff allerlei Fragen; er erfuhr auf diesem Wege, daß der Tschagitut zwischen dem Kwikchak und dem Kuskowim fließe und in den ersteren einmünde; seine Ufer, sagten sie, seyen sehr bevölkert, da eine Menge Wild von verschiedener Art an denselben zu finden sey. Die barbarischen Kolitschan's oder Intalischlaki's, deren Wohnsitze von den Europäischen Niederlassungen am weitesten entfernt sind, handeln mit den näher wohnenden Stämmen, die sie gegen Tabak mit Pelzwerk versorgen. Da diese Indianer feine vegetabilische Stricke haben, so flechten sie sehr dünne Streifen aus Bibergell in einander, nachdem sie das Haar weggeschabt haben, und machen Schlingen zum Kennthierfange daraus.

Am 7. Februar brach Glasunoff von Magimut auf und gelangte des folgenden Tages in das Dorf Anulyschtyschpak, am rechten Ufer des Kwikchak. Bei der Annäherung unserer Reisenden ergriffen alle Einwohner die Flucht und schickten ihre Frauen und Kinder auf einen nahen Berg. Sobald aber die Magimutschen Führer ihnen den Zweck der Expedition erklärt hatten, beruhigten sie sich, und neun Greise kamen den Russen bewillkommnend entgegen.

Digitized by Google

Glasunoff ging geradeS Weges nach dem Kaschim und wiederholte hier die Rede, die er schon in den anderen Dörfern gehalten. Ein Greis antwortete ihm: „Jetzt glauben wir nicht mehr, was man uns von den Russen gesagt hat, daß ihre Zähne und Fingernägel von Eisen seyen. Ihr seyd Menschen, wie wir, und wir denken Dir, daß Du und die Wahrheit daß erkennen lassen. Wir werden Eure befestigten Orte besuchen und Euch alle genesigt, mit Euch Handel zu treiben." Die Verhandlung endete wieder mit einer Vertheilung von Tabak, einem allgemeinen Niesen und dem Niederfallen mehrerer vom Dampfe betäubter Indianer.

Der Kaschim dieses Dorfes war sehr groß und an jeder Seite von einer dreifachen Reihe kleiner Häuschen umgeben. Glasunoff zählte 300 erwachsene Männer und schätzte die Bevölkerung des Dorfes auf 2000 Seelen. Die Russen befanden sich nun bei 24 Uhr, lagen 1½ Werst vom Dorfe entfernt. Hierher bringen die Indianer am Anwick, Pschamuschkat, Tschaglikut und anderen Flüssen ihre Pelzwaaren, die sie gegen Tabak und eiserne Werkzeuge austauschen. Diese Artikel liefern ihnen die Stämme am unteren Kwichpak, denen sie wiederum von den Akaknut's am Pastol zugetragen werden.

Die Bewohner dieses Dorfes zeigten große Ehrfurcht vor ihren Aeltern und vor allen Personen überhaupt. Sie glauben an Zauberei; ihre Zauberer tragen geflochtet Haar. Der Mann heirathet zwei Frauen, auf die er sehr eifersüchtig ist; Ungwohn im Punkte der ehelichen Treue führt oft zu Zänkereien, die mit Mord und Todtschlag enden.

Diese Indianer halten des Tages nur Eine Mahlzeit. Man zündet im Kaschim ein großes Feuer an, das die Männer sich zu Nutze machen, um ein allgemeines Dampfbad zu nehmen, wobei sie den Körper mit Urin rein waschen! Gleichzeitig beweinen sie ihre gestorbenen Verwandten und singen ihr Lob. Dann löscht man das Feuer aus, und die Frauen bringen die Mahlzeit; vor dem Essen trinkt man eine Quantität kaltes Wasser, um den durch die Hitze verursachten Durst zu löschen. Die Frauen der verheiratheten Männer und die Mütter oder Schwestern der Ledigen sehen sich am Boden nieder und warten ruhig, bis das männliche Personal abgespeist hat. Dann tragen sie die Reste in ihre Hütten und verzehren sie mit den Kindern.

Nach fünftägigem Aufenthalt in Analyschpschpak machte sich Glasunoff am 14. Februar wieder auf den Marsch. Man verließ jetzt die Ufer des Kwichpak und wanderte durch Thäler, die von einer Menge kleiner Seen und Bäche durchschnitten waren, dem Kuskowim zu. Am 18ten kamen die Reisenden auf den Gipfel der Hügel, welche die Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Kwichpak und des Kuskowim sind. Jetzt erblickten sie den letzteren Fluß, und in der Ferne eine Bergkette, die höher war, als alle bis dahin von ihnen gesehene.

Als man die Gestade des Kuskowim erreicht hatte, der in dieser Gegend wohl eine Werst breit ist, begegneten der Expedition sieben Kwichpak-Indianer mit vier Schlitten, die von Kuskowim nach Pastol kehren. Sie erzählten Glasunoff, daß die Kunde, sein Landsmann Kolmakoff befände sich am Kuskowim, sie bewogen habe, zurückzukehren, um ihn zu besuchen. Die Freude war verschieden, daß sie alle nur seinen Dolmetscher Lukin angetroffen hätten, der um dieses Handels willen zurück geblieben war und am Kuskowim ein Häuschen mit einem Russisch eingerichteten Zimmer für sich gebaut hatte.

Am 20sten begann Glasunoff den Kuskowim stromauf zu gehen, und kam nach Tschurkwat, einem Sommerorte der Inkalit's vom Kuskowim, die denen am Kwichpak in allen Stücken gleichen. Am 26sten erreichte man Kwigpantsinagmut, wo Glasunoff den Dolmetsch Lukin traf, der ihn nach dem von Kolmakoff erbauten Hause führte. Kolmakoff hatte gegen Ende Januar den Rückmarsch nach Fort Alexandrosk angetreten. Glasunoff bewarb sich hier um Führer, die ihn bis zur Mündung des Tschalschuk bringen sollten; aber weil entfernt, sich dazu bereitwillig zu finden, widerriethen ihm die Einwohner lebhaft die Ausführung seines Vorhabens. Sie würden, sagten sie, ihn nicht, wenn er ja den grausamen Kylschan's entrinnen könnte, unfehlbar vor Hunger umkommen, da auf dem ganzen Wege bis zu den Sümpfen in der Nähe des Golfs Kaniski keine Menschenwohnung anzutreffen sey. Lukin bestätigte Alles, was die Indianer sagten, und setzte hinzu, daß er selber im Anfang Mimero den Tschalschuk eine große Strecke stromaufwärts gegangen sey, aber wegen des sehr reißenden Stromes fast nirgends festes Eis gefunden habe. Die Ufer waren mit so dichtem Gebüsche bedeckt, daß er nothgedrungen den Rückweg hatte nehmen müssen, um dem Hunger zu entgehen.

Alle diese Vorstellungen konnten Glasunoff nicht anderen Sinnes machen; er beschloß, seinen Weg fortzusetzen, kaufte zu diesem Zweck einen Vorrath trockener Fische und reiste am 25. Februar ohne Führer weiter. Er verweilte bei allen Hütten, die er auf dem Wege antraf, um bei ihre Bewohner, ihm als Führer zu dienen, aber lange vergebens. Erst am 27sten gelang es ihm, zwei Führer zu bekommen. Bis zum 28sten kam er von Zeit zu Zeit an Indianischen Hütten vorüber, deren Einwohner Kolmakoff bereits sämmtlich gesucht hatte. Man wohnt ihn überall freundlich auf; allein die Flußbetten anderten immer ihre Richtung, und der Schnee wurde tief. Als die Gesellschaft am 7. März der Mündung des Tschalschuk nahte, bemerkte Glasunoff im Nordwesten einen hohen Berg, der Tenada heißt; er lag etwa 70 bis 80 Werst (10 bis 12 unserer Meilen) entfernt. Hier soll die Quelle des Tschalschuk seyn.

Bald darauf nahmen die Führer von Glasunoff Abschied; sie wollten sich, wie sie sagten, um keinen Preis dem unvermeidlichen Tode aussetzen. Die Russen zogen allein weiter; sie fanden in dem Eise des Flusses kleine Spalte, die groß genug war, um ihren Marsch zu hemmen. Sehr viele Bäume sahen sie am Fuße von Bibern angenagt.

Indeß verringerten sich ihre Vorräthe mit jedem Tage; der Marsch wurde schwieriger, und als der Südwestwind, den ein wärmer Regen begleitete, plötzlich nach Nordwest umschlug, mußten die Wanderer viel von der Kälte ausstehen. Am 12ten gingen sie auf die Jagd, um sich einige Lebensmittel zu verschaffen, und schossen ein Eichhorn, einen Raben und ein Schneehuhn, die sie alsbald verzehrten. Wenn es an Wild fehlte, was oft der Fall war, tauften sie weißes Moos auf, um Hunger zu stillen.

Das Wetter erlaubte ihnen, rasch zu gehen; die Nacht war hell, und sie marschirten zwölf Stunden ohne Unterbrechung. Zum Abendessen lochten sie Stücke von einem alten ledernen Sack, den sie mitgenommen hatten, um ihre Schuhe damit auszubessern. Am nächsten Morgen waren sie so glücklich, drei Halbfuchsur zu schießen, und marschirten dann funfzehn Stunden lang.

Am 17ten erreichten sie den Kuskowim und beeilten sich, diesen Strom wieder hinan zu wandern. Sie waren in einem solchen Zustande, daß sie ihre Besorgniß, vor Hunger zu sterben, einander nicht verhehlen konnten. Glasunoff ließ einen alten, mageren Hund, der ihnen gefolgt war, schlachten; an demselben Tage verzehrten sie die Hälfte des Fleisches und verwahrten den Rest auf morgen. Am 18ten setzten sie ihren Marsch fort; sie fühlten sich aber so erschöpft, daß sie nicht eher vorwärts konnten, bis das übrige Fleisch des Hundes verzehrt war. Glasunoff kochte, wie er selbst berichtet, seinen Schuh und verspeiste ihn.

Am 19ten fühlte sich Glasunoff, als er nur sechs Werst von der Sommerwohnung der Ilschtagalik's entfernt war, so entkräftet, daß seine Gefährten ihn in einem Schlitten weiter ziehen mußten. Gegen vier Uhr Nachmittags erreichten sie das Dorf, dessen Einwohner sie mit Thränen des Erbarmens aufnahmen. Man räumte ihnen eine Hütte ein, kleidete sie dann aus und gab ihnen zu essen, jedoch mit Vorsicht und in kleinen Quantitäten.

Sie verweilten bis zum 25sten an diesem Orte. Die herzliche Aufnahme Indianer, die Ruhe, die sie hier fanden, was sie ihnen nur an den Augen absehen konnten, ließ unsere Wanderer das ausgestandene Ungemach bald vergessen. Die Bewohner vieler Dörfer hatten ihre Sommerwohnungen schon bezogen; an anderen Orten erwartete man mit Schrecken einen Angriff der Kylschan's.

Endlich am 15. April erreichten Glasunoff und seine Gefährten das Fort Michailoff; allein ihre Augen und Füße blieben noch lange geschwollen. Ihre Abwesenheit hatte ein Jahr 104 Tage gedauert. Nach Glasunoff's Berechnung hatten sie in dieser Zeit eine Strecke von 2060 Werst (ungefähr 297 Deutsche Meilen) zurückgelegt.

(N. A. d. V.)

England.

London im Jahre 1840.

III. Die Aerzte und ihre Praxis.

Im Auslande macht man sich eine sehr unvollkommene Vorstellung von der ärztlichen Praxis in England. Auf dem Kontinente vertrauen wir unsere Gesundheit nur zwei Männern an: dem Arzt oder Chirurgen und dem Apotheker. Ihre Amtsgeschäfte sind ganz verschieden, und keiner denkt daran, sie vereint auszuüben. In England aber hat man ersteres den Doktor, dann den Physician, der keinen Chemistel hat, den Surgeon (Chirurgen), den Chemiker und endlich den Apotheker.

Der Doktor und der Physician besuchen die Patienten und schicken nach der Heilung derselben ihre Rechnungen ein. Der gewöhnliche Preis eines Besuchs ist eine Guinee; die meisten Aerzte jedoch richten gewöhnlich ihre Rechnung nach den Vermögens-Umständen der Patienten ein und sind in ihrer Behandlung eben so sorgfältig und uneigennützig, als die Deutschen und Französischen Aerzte. Der Surgeon, der unserem Chirurgen nicht ganz entspricht, und der Chemiker besitzen ein Laboratorium; sie machen ihre Besuche unentgeltlich, untersuchen den Zustand des Kranken und schicken dann Heilmittel von ihrer eigenen Composition. Der Apotheker verkauft nur Heilmittel und darf keine Besuche machen.

Man begreift leicht, daß unter solchen Umständen Mißbräuche nicht zu vermeiden sind; die Zahl der selbst klügsten Leuten Gläubigen ist unbegrenzt; es ist buchstäblich wahr, daß es kein Gläschen in London giebt, wo man nicht mehrere antrifft. Die Menge der Heilmittel, welche sie schicken, um damit zugleich ihre Besuche bezahlt zu machen, ist wahrhaft entsetzlich. Ich würde fürchten, die Gränzen der Wahrscheinlichkeit zu überschreiten, wenn mir nicht das Zeugniß von einem Englischen Arzte mitgetheilt wäre. Der Letztere sagte mir Folgendes: „Das Parlament hat eine strenge Untersuchung über diesen Gegenstand anbefohlen, und man hat folgendes Resultat gefunden: 1) daß die meisten Pharmaceuten nicht genug Kenntnisse besitzen, um irgend eine etwas schwierige Krankheit zu beurtheilen und zu behandeln; 2) daß die Menge der Heilmittel, die den Patienten von den pharmaceutischen Aerzten aufgedrungen werden, und das Doppelte und Dreifache des Bedürfnisses übersteigt; 3) daß die angewandten Heilmittel gewöhnlich von einer sehr untergeordneten Qualität und oft ganz und gar verdorben sind. Man begreift leicht, daß aus der Anwendung solcher Mittel nichts Gutes hervorgehen kann. Ich kenne Fälle, wo ein gewissenhafter Arzt zwei Monate gebraucht hat, um den Einfluß dieser schlechten Heilmittel in den Patienten wieder zu zerstören. Diese reiche Beute schenken ihr ganzes Vertrauen den Pharmaceuten und geben ihnen die Gesundheit ihrer Kinder preis, und ich könnte Fälle anführen, wo die Ausgabe für Medikamente, bei 4 bis 5 Kindern, während dreier Monate sich die auf 32 Pfd. Sterl. belief; und die längste Krankheit hatte nur drei Tage gedauert! Dies scheint unglaub-

Digitized by Google

lich; aber solche Fälle sind häufig. Zwar entwickelt das Englische Klima und die feste Nahrung, welche wir zu uns nehmen, gar sehr die bilidsen Krankheiten, wogegen wir mehr Heilmittel anwenden müssen, als die Aerzte des Kontinents; aber der Missbrauch ist einmal so sehr eingewurzelt, daß viele beklagenswerthe Fälle, welche dem Beobachter die Augen öffnen müßten, unbemerkt vorübergehen. Man gewöhnt sich an den Geschmack der Heilmittel, man nimmt sie aus Gewohnheit ein, und das Vorurtheil ist so mächtig, daß ein Arzt, so geschickt er übrigens auch mag, Gefahr läuft, das Vertrauen seiner Patienten zu verlieren, wenn er nicht viele Medizin verschreibt. Ich habe hier ganz einfachen Schnupfen mit Mitteln kurirten sehen, welche in Deutschland und Frankreich übermäßig heilen würden, um ein Gallen- und Katarrhal-Fieber damit zu dämpfen. Die Untersuchung des Parlaments hat zu Verbesserungs-Vorschlägen Veranlassung gegeben, und wir hoffen, mit der Zeit unsere Landsleute von den traurigen Uebeln dieses Systems zu befreien."

IV. Der Englische Sonntag.

Wenn man es als ein Naturgesetz ansieht, aus dem Sonntag für den Menschen und die übrigen Geschöpfe, die ihm dienen, einen Ruheiag zu machen; wenn man, von Jugend auf, die Ausübung des Gottesdienstes, die Familien-Versammlungen und das Aufhören der Arbeit an diesem Tage als einen wesentlichen Theil seines Lebens betrachtet hat: so erregt es ein wahrhaft schmerzliches Gefühl, wenn man, auf einer Reise durch Frankreich, genöthigt ist, seinen Kalender zur Hand zu nehmen, um nachzusehen, ob es denn wirklich der Tag des Herrn ist.

So streng die Englische Sonntagsfeier ist, so ist sie doch der Französischen vorzuziehen. Schon am Abend des Sonnabends kann man erwarten, daß folgenden Morgen alle Geschäfte ruhen werden; denn in den Straßen, wo Etwaaren verkauft werden, kommt eine unzählbare Menge von Handwerkern zusammen, um bei dem Bäcker oder Schlächter den schönsten Theil ihres Wochenlohnes zu lassen; von 6 Uhr Abends bis Mitternacht hört man in diesen lauten, mit Gas erleuchteten Straßen nur von Wirthshaus-Angelegenheiten und Vorbereitungen zur Quantität oder Qualität des morgenden Dinners sprechen. Ihre arme Familie, deren Vater arbeitet und sich nicht betrinkt, holt sich Rind- oder Hammelfleisch und Kartoffeln. Da es aber zu kostbar sein würde, dies zu Hause zu kochen, so bringen die Bäcker sehr früh des Sonntags ihren Ofen und braten unentgeltlich das Fleisch aller armen Leute, die ihr Brod bei ihnen kaufen. Nicht ohne Vergnügen sieht man gegen 1 Uhr die armen Leute, eine große Schüssel, deren Quantität oder Qualität den

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Str. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Montag den 15. März 1841.

Frankreich.

Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts unter Cousin.

Herr Cousin, der unter der Thiersschen Verwaltung im vorigen Sommer das Ministerium des öffentlichen Unterrichts dirigirte, veröffentlicht jetzt einen Bericht, worin er zusammenstellt, was er als Minister für den öffentlichen Unterricht theils gethan hat, theils zu thun beabsichtigte. Herr Cousin ist es bekanntlich, der seine Landsleute zuerst mit den Einrichtungen der Deutschen Lehr-Anstalten, insbesondere der Preußischen, bekannt machte und ihnen diese von diesen Einrichtungen zur Nachahmung empfahl. Dieser Bericht ist daher von doppeltem Interesse für uns, einmal, weil er uns einen Einblick in die Zustände und Verhältnisse des öffentlichen Unterrichts in Frankreich überhaupt gewährt, und dann, weil wir daraus erfahren, wie sehr Deutschland den Franzosen bei den neuesten Einrichtungen und Verbesserungen ihres öffentlichen Unterrichts als Muster vorgeleuchtet; wir werden daher, wo in diesen beiden Beziehungen der Mittheilung werth ist, aus dem Bericht auszieben. Herr Cousin geht die einzelnen Stufen des öffentlichen Unterrichts der Reihe nach durch und fängt also mit der niedrigsten oder dem Primär- oder Elementar-Unterricht an. Hierüber, sagt Herr Cousin, sey am wenigsten zu thun gewesen; nur einen Punkt geht es hier, auf den er seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet: das sey der höhere Volks-Unterricht, der, für welchen in Deutschland und Preußen die höheren Bürgerschulen da seyen. Herr Cousin spricht sich darüber folgendermaßen aus: „In Frankreich, sagte ich 1831 zum Minister des öffentlichen Unterrichts in meinem Bericht über Preußen, in Frankreich ist der Primär-Unterricht sehr unbedeutend, und zwischen diesem und dem unserer Collegen (die ungefähr den Deutschen Gymnasien entsprechen) liegt nichts in der Mitte; daher ist jener Familienwunsch, selbst aus den untern Klassen des Volks, welcher den achtungswerthen Wunsch hegt, seinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben, genöthigt, sie ins Collège zu schicken. Das hat zwei ernste Nachtheile: gewöhnlich entreißen diese jungen Leute, die sich zu keiner höheren Laufbahn berufen fühlen, ihre Stunden sehr nachtheilig, und wenn sie nach mittelmäßigen Fortschritten im achtzehnten Jahre zu dem Gewerbe und den Gewohnheiten ihrer Familie zurückkehren, wo nichts sie zu ihren früheren Studien zurückführt, so haben einige Jahre bald das Bischen klassische Wissen, das sie erworben, verwischt. Oft schließen auch diese jungen Leute im Collège Verbindungen und nehmen Neigungen an, die ihnen die Kinder in die niedere Sphäre ihrer Väter schwer oder gar unmöglich machen: daher eine Race von unruhigen Menschen, die, unzufrieden mit ihrer Lage, mit den Anderen und mit sich selbst, Feinde einer gesellschaftlichen Ordnung, wo sie sich nicht an ihrem Platze fühlen, und bereit sind, sich mit einigen Kenntnissen, einem mehr oder weniger rollen Talent und einem zügellosen Ehrgeiz in alle Gefahren der Servilität oder der Empörung zu stürzen..... Allerdings müssen die Collegien Ludwig, der ihre Zahlen tragen kann, offen stehen; aber man muß nicht unvorsichtig die niederen Klassen zu ihrem Besuch veranlassen, was man thut, wenn man nicht Anstalten errichtet, die in der Mitte stehen zwischen den Primär-Schulen und unseren Collèges. Deutschland und Preußen scheinen sind reich an Anstalten dieser Art. Ich habe mehrere derselben in Frankfurt, Weimar, Leipzig gesehen und beschrieben, und das Preußische Gesetz von 1819 führt sie im Prinzip ein. Sie sehen, daß ich von den Bürgerschulen sprechen will, einem Namen, den man nicht gut nach Frankreich übertragen kann, der aber an sich richtig ist im Gegensatz zu den gelehrten Schulen, die man in Deutschland Gymnasien und bei uns Collèges nennt..... Die Elementar-Schule muß eine freie, denn sie soll die National-Einheit repräsentiren und nur Beschränkungen verlieren. Bürgerschule ist es im Allgemeinen nicht gut, daß die vom Gesetz für den Unterricht der Elementar-Schule bestimmte Schranke überschritten werde; anders ist es mit einer Bürgerschule, denn diese ist für eine ganz andere Klasse bestimmt, und sie kann also auch im Verhältniß zu der Bestimmung der Städte, für die sie errichtet wird, eine höhere Richtung nehmen. Daher hat auch die Bürgerschule in Preußen sehr verschiedene Grade von dem Minimum, welches durch das Gesetz bestimmt wird, bis zu der Stufe, wo sie sich an das eigentliche Gymnasium anschließt. Die Deutschen Bürgerschulen, die in den klassischen Studien und den exakten Wissenschaften unseren Kommunal-Collèges ein wenig nachstehen, sind, was den Unterricht in der Religion, Geographie, Geschichte, den modernen Sprachen, Musik, Zeichnen und National-Literatur anbelangt, den meisten derselben überlegen. Meiner Meinung nach ist es von der höchsten Wichtigkeit, in Frankreich unter einem oder dem anderen Namen Bürgerschulen zu gründen von sehr verschiedenem Umfang und eine gewisse Anzahl unserer Kommunal-Collèges in solche umzugestalten.....

In Preußen sind die Namen Elementar- und Bürgerschule, welche den niedrigsten und den höchsten Grad des Primär-Unterrichts repräsentiren, volksthümlich; in einigen Theilen Deutschlands wird auch der Name Mittelschule gebraucht. Dieser Name könnte auch bei uns eingeführt werden."

Was Herr Cousin so schon 1831 für nothwendig erkannt, suchte er nun als Minister zu realisiren. Um den Nutzen der neuen Institution einleuchtend zu machen, wollte er eine gewisse Anzahl von Muster-Anstalten dieser Art in zehn Städten des Königreichs, die sich am meisten dazu eignen könnten, gründen, in Paris, Lyon, Bordeaux, Rouen, Marseille, Strasburg, Nantes, Caen, Orleans und Lille. In Paris und Caen machte er auch den Anfang; doch war sein Ministerium von zu kurzer Dauer, als daß er hier viel hätte zu Stande bringen können.

Vom Primär-Unterricht geht er zum sogenannten Sekundär-Unterricht und zum höheren Unterricht überhaupt über. Hier, sagt er, handelt es sich nicht mehr um angefangene und unvollendete Pläne, sondern um Arbeiten, die zum Theil gekrönt wurden. Hier kam es zunächst darauf an, daß von der Charte vorgeschene Gesetz über die Freiheit des Unterrichts zu verwirklichen. Es ist nun Herrn Cousin zwar nicht Zeit gelassen worden, dasselbe vor die Kammern zu bringen, doch hat er es fertig zurückgelassen. Es handelt sich nämlich bei diesem Gesetz um die Existenz der höheren Privat-Schulen, welche bisher sehr prekär war, d. h. ganz von der Einschätzung der Administration abhing; auch durfte keine Privat-Schule zum Baccalaureat, der Stufe unserer Abiturienten-Reife, vorbereiten, d. h. alle junge Leute, die das Baccalaureats-Examen machen wollten, mußten die Staats-Schulen besucht haben. Durch das schon von der Charte versprochene Gesetz über die Freiheit des Unterrichts sollen alle diese und andere Beschränkungen der Privat-Lehranstalten aufgehoben werden. Wir beschränken uns auf diese Andeutungen, da dieser Theil unseres Themas für das Ausland geringeres Interesse hat. Eben so gehen wir über die Aenderungen weg, die Herr Cousin im Baccalaureats-Examen und im Lehr-System der Sekundär-Schulen oder Gymnasien getroffen, wobei er besonders den Naturwissenschaften einen angemessenern Platz anwies. Von desto größerem Interesse ist das, was Herr Cousin über seine Reformen im höheren Unterricht im engeren Sinne des Wortes mittheilt, die hier um so viel mehr länger verweilen. Wir lassen Herrn Cousin selbst sprechen:

„Aber im höheren Unterricht kann die beste Verwaltung nicht die Fehler der Einrichtung gut machen, und man muß es sagen, so trefflich die Anstalten für den Sekundär-Unterricht in Frankreich sind, so viel läßt der höhere Unterricht in der Organisation noch zu wünschen übrig. Die Fakultäten konferiren Lehren; aus ist ihre Bauyr-Mission, die sie auf beferiegende Art mit Eifer und Billigkeit erfüllen. Aber die Zahl der Fakultäten ist willkürlich, und ihre Vertheilung über die verschiedenen Punkte des Territoriums wird durch kein Prinzip bestimmt. Die Ernennungsart der Professoren ist verschieden in den verschiedenen Fakultäten und wird mit Recht angegriffen. Unter den Studenten herrscht kein Wetteifer; mit einem Wort, man nicht hundertmal ausgesprochenen Rügen wiederholen zu müssen, erinnere ich nur daran, daß ich selbst in meinen Werken über den öffentlichen Unterricht in Deutschland und Holland das Uebel bezeichnet und seine Heilung angegeben. War es mir nun hiernach gestattet, nichts zu thun und nichts selbst als Minister auszuführen, was ich als Rath und Schriftsteller so oft empfohlen?

„Wohlerwogen sind die vorzüglichsten allgemeinen Ideen, auf welche man alle meine Verfügungen über den öffentlichen Unterricht bezeichnen kann. Erstens nahm ich mir in Uebereinstimmung mit dem, was ich in meinen Werken gesagt und wiederholt, vor, an die Stelle der isolirten, zerstreuten und ohne Leben begetierenden Fakultäten an einer Menge von Punkten ein System von großen wissenschaftlichen Centralpunkten zu setzen, wo alle Fakultäten beisammen wären, wie es in der ganzen Welt Sitte ist. Ja, ich läugne es nicht, wenn ich die Einheit Frankreichs innig bewundere, so halte ich diese kostbare Einheit nicht für gefährdet, wenn sich auch anderswo als in Paris Leben zeigt. Um mich auf den öffentlichen Unterricht zu beschränken, so bin ich überzeugt, daß es möglich ist, in einer gewissen Anzahl von Städten geistige Sammelpunkte zu gründen, von welchen aus ganze

Digitized by Google

Provinzen zum Vortheil der ganzen Französischen Civilisation erleuchtet und befruchtet würden. So wollte ich z. B. in Rennes eine Bretagnische Universität gründen. Es gab schon in Rennes eine Rechts-Fakultät und eine Fakultät der schönen Wissenschaften; ich verlangte von der Deputirten-Kammer die nöthigen Fonds zur Gründung einer Fakultät für die exakten Wissenschaften und einer medizinischen Fakultät für alle Departements des Westens. Die Kammer hat die Fakultät der exakten Wissenschaften ohne Schwierigkeit votirt, und ich werde keine Zeit, sie zu gründen und mit einem auserwählten Personal zu begaben. Der Entwurf einer medizinischen Fakultät konnte nicht diskutirt werden, und ich würde ihn in dieser Session wieder vorgelegt haben. Ich wäre vor der Deputirten-Kammer erschienen, hätte sie auf die Vortheile aufmerksam gemacht, welche die Medizin-Schulen der Medizin eine feste Grundlage giebt, andererseits auf den laut ausgesprochenen Wünsche der ganzen Bretagne, mit Ausnahme der Stadt Nantes. Die Pairs-Kammer hatte sich durch das Organ des Herrn von Gerando deutlich darüber ausgesprochen; sie verlangte die schleunigste Gründung einer medizinischen Fakultät in Rennes, und wir hätten gesehen, ob sie der Deputirten-Kammer beschränkte Lokal-Interessen über nationale Ideen, die allgemeine Erfahrung, die Meinung der Pairs-Kammer und die Bedürfnisse der ganzen Bretagne den Sieg davongetragen hätten. Ich hoffe, das wenigstens die medizinische Sekandär-Schule zu Rennes in der wissenschaftlichen Atmosphäre, die ihr die neue Fakultät der Wissenschaften bereitet, ein neues Leben gewinnen und das es so in dieser gesitigen Hauptstadt der Bretagne außer allen Zweifel gesetzt sein wird, das ausgezeichnete und einer großen Normal-Primärschule, vier schöne Schulen für Recht, der Literatur, der exakten Wissenschaften und der Medizin geben wird, wo Alles, was die Bretagne an jungen nach Auszeichnung strebenden Geistern hat, sich heranbilden wird. Man darf nicht die Menge fürchten, und der Menge geben die ausgezeichneten Menschen hervor, weil in der Menge allein Meisterer und Leben ist. Vier Departements der Bretagne von fünf haben Beiträge bewilligt für die künftige medizinische Schule, welche ein einmal vorgelegter Gesetz-Entwurf ihnen versprochen hat. Die Stadt Rennes hat sich verpflichtet, den vereinigten Fakultäten ein großes akademisches Gebäude einzuräumen. Ehe ich aus dem Ministerium trat, machte ich eine bedeutende Sendung wertvoller Bücher für die Bibliothek dieser Fakultäten und diejenigen für die neue Fakultät der exakten Wissenschaften. Auf meine Bitte hatte mein Freund, Herr Cousin, Minister des Innern, eine Büste Descartes', des berühmtesten Sohnes der Bretagne, für die Fakultät der Wissenschaften in Rennes bestellt, und ich hatte den Deputirten der Bretagne, ich hatte es mir selbst versprochen, nach Rennes zu gehen, um die Eröffnung der Bretagnischen Universität einerlei zu begehen; wenigstens ist der Grund zu dieser Universität gelegt, die Zeit, hoffe ich, wird das Uebrige thun.

„Was ich in Rennes für die Bretagne beinahe vollendet, habe ich in Caen für die Normandie versucht. Caen ist offenbar die geistige Hauptstadt der Normandie. Es hatte ehemals eine Universität, welche Männer von vielen Verdienste zu den Ihrigen zählte. Es wäre leicht, eine Fakultät der Wissenschaften und eine Rechts-Fakultät, eine Fakultät der Literatur, eine Fakultät der Wissenschaften und eine medizinische Sekundär-Schule, welche durch die Ordonnanz vom 13. Oktober 1840 noch erweitert wird; meine Absicht war, die theologische Fakultät von Rouen dahin zu verlegen. Die Ordonnanz der Verlegung liegt bereit, vom König unterzeichnet. In Rouen ist eine theologische Fakultät ein unfruchtbarer Keim; sie ist sterile, sie flößt sich nicht auf eine literarische Fakultät. Rouen ist eine herrliche Handelsstadt, aber durchaus keine Stadt für Studien, am wenigsten für kirchliche Studien. Daher hat auch diese Fakultät nie etwas geleistet; sie ist ganz unbekannt, und die Bewohner von Rouen selbst sind durch meine Reisen belehrt, sie von ihrem Orte wegzuverlegen, von ihrem Daseyn unterrichtet, worüber die Vorlesungen bereits nicht gehalten; der Erzbischof ist gegen sie, und der Dekan hatte mir von seinen Stücken seine Entlassung gesendet. Mit einem Wort, ich habe sie todt gefunden; ich wollte sie wieder beleben, indem ich sie anderswohin verlegte. Ich habe der Stadt Rouen statt dieser unbedeutenden Fakultät eine große Mittelschule angeboten, die das Gefolge einer Stadt bildet, die von unbestreitbarem Nutzen seyn würde. Caen dagegen ist eine Stadt, wo eine theologische Fakultät ganz an ihrem Platze wäre, der allgemeinen Stimmung und dem Geist des Landes gemäß, wo die Frömmigkeit sehr geehrt wird, und auch wegen der Nachbarschaft der drei anderen Fakultäten, welche derselben und unterrichteten Religionslehrern, wie ich sie schon gefunden hatte, ein vortreffliches Noviziorium bieten würden. Der Rektor der Akademie, Abbé Daniel, hatte sich dieser Angelegenheit angenommen, und Niemand war geeigneter als er, sie geschickt zu betreiben. Ich wünsche, daß sie zu Stande komme; es wäre ein großer Vortheil für die ganze Normandie, die dann auch ihre Universität hätte.

„Sollte ich successiv im Centrum jeder der großen Provinzen Frankreichs mehrere Fakultäten zu gründen versucht, die, unter sich verbunden, sich gegenseitig stützen und aufmuntern und ihre Bibliothek, ihre Schäler, ihre Ideen gemein machen hätten.

„Aber die Grundlage eines solchen Systems ist die Einsetzung der Fakultäts-Adjunkten, welche alle besitzt sind, die Professoren, die ihre Vorlesungen aufstehen müssen, zu ersetzen, und das Recht haben, in dem Amtsorium der Fakultät selbst mit der Genehmigung des Dekans und des Ministers freie Vorlesungen zu halten. Die Adjunkten sind das Lebens-Element für eine Universität. Ich habe diese wichtige Institution ursprünglich unseren medizinischen Fakultätten, der Sie z. B. dann der Praxis Deutschlands ratlichst, wo sie die herrlichsten Resultate liefert. Sie existirte sogar bis auf einen gewissen Punkt in den Rechts-Fakultäten, denn die Substituten sind wahre Adjunkten; man durfte ihnen nur das Recht bewilligen, ergänzende Vorlesungen zu halten. Ich habe die Ehre, sie zuerst in den Fakultätten der Literatur und der exakten Wissenschaften eingeführt zu haben. Große Konkurse sind in Paris an der Sorbonne eröffnet worden für die mathematischen, die physikalischen, die Naturwissenschaften, die Literatur, die Philosophie und die Geschichte. Von allen Punkten Frankreichs sind eine Menge Kandidaten daselbst erschienen, die Elite der Adjunkten an den Colleges, die Blüthe der Unterstadt. Diese Konkurse sind von den ausgezeichnetsten Männern, lauter Mitgliedern des Instituts und hohen Beamten des öffentlichen Unterrichts, geleitet worden. Der Glanz dieser Konkurse hat die Unglaubigsten besehrt, und ihre Erfolge gießt bei ihrem Beginn haben die neue Institution bestätigt. Zwölf Adjunkten für die Fakultät der Literatur und der exakten Wissenschaften sind dieses Jahr ernannt worden; sie sind jetzt in Paris und der Provinz in Thätigkeit. Auch die Adjunkten der Rechts-Fakultäten haben nun die Erlaubniß, Ergänzungs-Vorlesungen zu halten über wichtige und vernachlässigte Punkte der Rechtswissenschaft, nachgesucht und sie erhalten. Wenn man sich also dieser Institution zu bedienen weiß, so wird sie in Frankreich dieselbe Dienste leisten wie in Deutschland: sie wird den höheren Unterricht beständig beleben, denn darüber darf man sich nicht täuschen: für den Unterricht wie für den Krieg zählt man nur auf die Jugend. Nach funfzehn oder zwanzigjährigem Unterricht, ich meine einen sorgfältigen und etwas glänzenden Unterricht, ist ein Lehrer abgenutzt. Er kann noch ein Bewährtes Gute thun haben, aber seine Kraft über die Jugend ist erloschen. Eine Fakultät braucht also immer eine gewisse Anzahl junger Leute voll Eifer und selbst Ehrgeiz, welche die Bewegung repräsentiren wie die alten Professoren die Stabilität. Diese beiden Elemente sind eben so in einer Fakultät nothwendig, als anderswo. Die Adjunkten sind allerdings nicht zum Vergnügen der alten Professoren da, welche sonstige Adjunkten fürchten; aber diese jungen Nebenbuhler reifen mit dem Alter und werden ebenfalls selbst große Titulare. Sie geben erst der Jugend einen lebendigen Impuls, die sie das Recht erworben, sie zu fesseln.

„Wenn das Institut der Adjunkten den Unterricht belebt, so vermuntern die Fakultäts-Preise die Studien. Auch hier bin ich durch das Beispiel der medizinischen Schulen und durch die Praxis Deutschlands, mit der meine Freunde Jouffroy und Cousin mich vertraut machten, dazu gekommen, zwei Rechts-Fakultäten, die von Poitiers und Aix, einige Preise gegründet, zu denen die Liberalität der Departements-Conseils die Fonds beigab. Nach diesen isolirten Vorbildern habe ich eine allgemeine Institution für alle Rechts-Fakultäten des Königreichs gegründet, und diese unmittelbar in Anwendung gebrachte Institution hat sofort die glücklichsten Früchte getragen. Die Preise der Provinz hat überall mit einer nützlichen Heftigkeit stattgefunden. Dank der frommen Freigebigkeit einer trefflichen Mutter, der Frau von Beaumont, sind die Preise der Pariser Fakultät es werth, ernste Arbeiten hervorzurufen. Wenn wir schon in einem Jahre so schöne Resultate hatten, was muß man nicht von der Zukunft erwarten!

„Noch habe ich von einem Theil des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts zu sprechen, welcher die literarischen und wissenschaftlichen Anstalten, die außerhalb der Universität vorhanden sind, und die Anwendung der zur Unterstützung der Wissenschaften und der Literatur bestimmten Fonds umfaßt. Es giebt nur ein Mittel, dem Französischen Institut nützlich zu seyn, indem man ihm Gelegenheit giebt, sich durch neue Dienste auszuzeichnen. Die Juli-Revolution hatte die im Jahre 1803 aufgehobene Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften wiederhergestellt; um diesen großen Wiederherstellungs-Akt zu vollenden, zu welchem mitgewirkt zu haben ich mir zur Ehre rechne, habe ich die neue Akademie mit allen anderen auf gleichen Fuß setzen wollen, indem ich sie beauftragte, die Geschichte der Wissenschaften, die seit 1789 in Gebiet bildete, zu bearbeiten, und wo der Akademie von den Instituts es gethan hat, die verschiedenen Wissenschaften, die ihnen anvertraut sind. Die Akademie hat diesem Ruf auf ehe Weise entsprochen; schon sind die Arbeiten der verschiedenen Sectionen begonnen, und ich schmeichle mir, daß die Ordonnanz vom 20. März 1840 ein Werk ins Leben rufen wird, das es verdienen wird, den schönen Berichten Dacier's, Delambre's und Cuvier's an die Seite gestellt zu werden; eine große Seite der Geschichte des menschlichen Geistes in einer seiner fruchtbarsten Epochen.

„Als ich von der Deputirten-Kammer einen beschränkten Kredit von 5000 Franken für die Gründung eines neuen Lehrstuhls am College de France, der für den Unterricht in der Slavischen Sprache und Literatur bestimmt war, verlangte, hatte ich Einwendungen von mehr als einer Art zu bekämpfen. Was ist aus diesen Einwendungen geworden dem gelehrten und glänzenden Unterricht des Herrn Mickiewicz gegenüber? Indem ich Frankreich einen Slavischen Lehrstuhl und Herrn Mickiewicz gab, glaube ich, Frankreich und der Literatur einen doppelten Dienst geleistet zu haben. Meine Absicht war, ich verhehle es nicht, und Herr von Gerando in der Pairs-Kammer hat mich schon ein wenig verrathen, meine Absicht war, in der nächsten Session einen neuen Kredit von 5000 Franken zu verlangen, um an demselben College de France einen neuen Lehrstuhl der Germanischen Sprache und Literatur zu errichten, und ich war nicht ohne Hoffnung, Herrn Grimm zu gewinnen, wie es mit mit Herrn Mickiewicz gelungen war."

England.

London im Jahre 1840.

IV. Der Englische Sonntag.

(Schluß.)

Wenn es schönes Wetter ist, begiebt sich Jedermann in die Parks und auf die Spaziergänge der Vorstädte. Hier sieht man etwas, das nur in England vorkommt; nämlich religiöse Versammlungen unter freiem Himmel.

Wenn man in einen Park tritt, sieht man unter den Bäumen zwölf bis funfzehn dichte Versammlungen von 200 bis 300 fast unbeweglicher Personen. Wenn man sich ihnen nähert, unterscheidet man die Stimme eines Predigers und hört bibliſche Erklärungen. Diese Meetings werden auf folgende Weise gebildet. — Die Sectirer, welche ein zahlreicheres Publikum haben wollen, schicken des Sonntags Nachmittag vier Personen in den Regentspark, auf die Felder von Islington, Kennington u. ſ. w. Unter diesen vier Personen sind drei Vorsänger und ein Prediger; sie stellen sich unter einen Baum und stimmen ein geistliches Lied an, das gewöhnlich von sehr schönen Stimmen gesungen wird. Dies lockt mehrere Spaziergänger herbei. Nach dem Gesange hält der Prediger ein Gebet, wählt seinen Text und improvisirt eine Predigt. Je deutlicher die Stimme und je kräftiger die Beredsamkeit des Redners ist, um so mehr vergrößert sich der Kreis seiner Zuhörer. Die Umstehenden, die der Müßiggang herangeführt hat, werden oft durch das Interesse der religiösen Betrachtungen festgehalten. Die Rede dauert angefähr eine Stunde; ein Segensgebet beendigt sie; dann sagt noch zuletzt einer der Vorsänger folgende Worte: „Wenn diese Erklärung der Bibel nach Eurem Sinne ist, so kommt jeden Sonntag in die und die Straße, in die und die Kapelle, wo unser Gottesdienst gefeiert wird." — Ohne Zweifel fällt in diesen Meetings auch viel Lächerliches vor; man mißbraucht oft die religiöse Freiheit, die dann benutzt wird, mehr den Vortheil der Prediger, als die Ehre der christlichen Religion zu befördern. Doch das Publikum verdammt mit seinem richtigen Gefühle schnell jede Taschenspielerei, indem es das Meeting, worin unedle Worte ausgesprochen werden, verläßt und sich um einen anderen Redner gruppirt, dessen ernste Erklärungen für die Fassungskraft der Zuhörer eine wirkliche Erbauung hervorbringen und auf der Kanzel einer Kirche recht an ihrem Platze seyn würden. Uebrigens kommt es selten vor, daß diese religiösen Versammlungen lächerlich zu machen oder zu stören. Dem Gewissen eines jeden Engländers ist der Grundsatz eingeprägt: „Er hat das Recht und die Freiheit, dies zu thun, und ich habe nicht das Recht, mich ihm zu widersetzen."

Wenn der Spaziergang beendigt ist, begiebt man sich nach Hause zum Mittagstische, wo die Familien, denen Ausländer empfohlen sind, machen sich ein Vergnügen daraus, diese dazu einzuladen. Dies ist die schönste Weise, Gastfreundschaft auszuüben. Denn der Abend dieses Tages ist sehr lang und peinlich, wenn man ihn einsam verleben muß. Da alle öffentliche Anstalten unbedingt geschlossen sind, so ist verzweige, welcher sein Diner in einer öffentlichen Taverne vorzurichten muß, und keinen anderen Zeitvertreib hat, als sein Zimmer, sehr zu beklagen; denn die Erinnerungen an den Sonntag seines Vaterlandes sind sehr bitter, wenn man in der Stunde, wo sich sonst das Herz den Freuden des Familienkreises und den Gesprächen der Freunde hingab, in der Wüste einer großen Stadt sich mit seiner Persönlichkeit allein und einsam findet. Das Leben eines jungen Mannes in London ist ganz anders, wenn der Kreis seiner Bekanntschaften groß genug ist, daß er sicher seyn kann, regelmäßig jeden Sonntag eingeladen zu werden. Der Abend wird in den Familien, welche die alte Strenge bewahrt haben, gänzlich der Unterhaltung gewidmet; die einzigen Gesänge, welche man sich erlaubt, sind Bruchstücke von schönen religiösen Hymnen, die mit dem Fortepiano begleitet werden. In vielen anderen Zirkeln aber, besonders unter den Fremden, wenn sie in England eine große Menge giebt, wird eine Partie Whist gemacht, und man macht über die Wahl der Musikstücke sich nicht die geringsten Gewissenskrupel.

Dem bisher Gesagten will ich eine Erzählung beifügen, welche meine Ansichten über das religiöse Gefühl des Englischen Volkes bestätigt. Im Vermählungstage der Königin drängte sich eine dichte Volksmasse auf dem Platze zwischen dem Buckingham-Palaste, aus dem das Brautgefolge herauskam, und der Sankt-James-Kapelle, in welcher die Feierlichkeit stattfand; dieser Platz war ein Meer von Köpfen, und dem sich ein so starkes Gemurmel und Geschrei erhob, daß die Hausvögel, z. B. die Tauben, erschreckt davonflogen. Als der Königliche Wagen kam, war das Durchgehrufe dem Donner einer Lawine gleich. Aber als eine Stunde nachher die Artillerie-Salven ausblieben, daß in diesem Augenblicke die Trauungsrede gewechselt werden, und daß der Erbprinz des Königliche Paar einsegnete, entstand ein allgemeines tiefes Schweigen, wie es nur in einer Kirche berrschen kann, auf dem ganzen Platze, und diese Hunderttausende von Menschen blieben während der mittagsstillen Dauer des feierlichen Segens in einer vollkommenen Andacht. Dieses geistige und freiwillige Gebet einer ganzen Nation für ihre Königin machte auf mich einen Eindruck, wie ich ihn niemals empfunden hatte, und wie ich ihn auch nicht empfinden werde. — Zu einer Zeit, wo alles fromme Vertrauen zu verschwinden scheint, bewahrt man die Augenblicke, in denen man Zeuge war von solchen Manifestationen, deren ganzer Werth in ihrer freiwilligen Aeußerung besteht, als eine ihrer kostbarsten Erinnerungen.

V. Schattenseiten des Englischen Lebens.

Wenn die meisten Englischen Familien, in ihrer behaglichen Wohlhabenheit, das Gemälde eines allgemeinen und beneidenswerthen Glückes darstellen, so herrscht dagegen in vielen eine traurige Neigung, die ihre Existenz untergräbt und sie elend und lächerlich macht; es ist die Sucht, vornehme Gesellschaften zu besuchen, und die Wuth, Personen von höherem Stande, als sie selbst, bei sich anzunehmen. Da die allgemeinen Züge dieser Menschenklasse überall dieselben sind, so wähle ich nur einzelne Beispiele aus dem Englischen leben aus.

Das Erste also, was ein Englischer Adelsfreund thun muß, ist, die Kaste, in welcher er gern leben möchte, genau zu kennen. Um dies zu erreichen, lernt er die vorzüglichsten Biographieen in dem Buche: Peerage auswendig und studirt sorgfältig alle Wappen, die an der Spitze einer jeden Lebensgeschichte der in diesem sonderbaren Buche beschriebenen Familien stehen. Mit einer solchen Gelehrsamkeit bereit ist nun eine reiche Leuten Sand in Sand in Augen, mit einer Equipage, an deren Seitenthüren ein Wappen und darüber eine Krone gemalt ist, und fragt man: „Wer ist dieser vornehme Herr?" — so antwortet der Adelsfreund: „Es ist Lord oder Lady Somebody in Begleitung der Miß Such a one; seit so und so vielen Wochen wohnen sie in ihrem Hotel auf dem Portman-Square; vor drei Tagen haben sie ein sehr prachtvolles Konzert gegeben; auf morgen sind sie zum Diner bei dem Herzog B. oder bei dem Marquis v. A. eingeladen; im Sommer bringen sie die ersten Wochen auf ihrem Gute Somebodyshall zu; dann gehen sie, zur Eröffnung der Jagd, nach . . . parl u. ſ. w." Der Fremde, über diese genaue Kenntniß erstaunt, sagt: „Sie kennen wohl diese Familie sehr genau?" — „O nein! ich bin ihnen nur einige Male in Gesellschaften begegnet."

Um diejenigen nothwendigen Kenntnisse für den Adelsfreund in die ausmerksame und tägliche Lektüre der Artikel in der Morning-Post oder im Herald, die mit: Fashionable World (vornehme Welt) überschrieben sind. In einer der Spalten dieser Journale läßt man für 10 Shillinge oder gar für eine Guinee seinen Ball, sein Diner, sein Konzert einige Tage zuvor anzeigen und den Tag darauf für eine der Länge des Artikels angemessene Summe die Namen seiner Toiletten, die im Salon glänzten, beschreiben und die klangvollen Namen der vornehmen Gäste bekannt machen.

Diese mit Kritiken begleitete Schilderung des Festes bildet den Stoff der gewöhnlichen Unterhaltung der Adelsfreunde. — Wenn man den Tag eines Festes bestimmt hat, so schickt man seinen Artikel in die Morning-Post oder in den Herald; der Redacteur wird geboten, den Ball des Lord A. unter den bestimmten Tage, oder des Herzogs B. anzuzeigen; dann hört man im Verlaufe des Tages bei den Besuchen, die man abstattet, folgende Gespräch, das sich überall wiederholt:

„Ah, meine liebe Mistreß A., ich habe heute die Anzeige Ihres Balls in dem Herald gelesen." — „Nicht möglich!" sie sagen mich in Erstaunen!" — „Sehen Sie nur selbst nach." — „Es ist unbegreiflich! daß Freunde oder Verwandte nicht eine solche Indiscretion erlauben und ein so kleines Fest öffentlich bekannt machen." — „Klein? Wie viele Gäste haben Sie denn eingeladen?" — „Vierhundert; aber ich sehe, daß ich nun noch weit mehr einladen muß." — „Warum denn?" — „Sehen Sie selbst, meine Liebe! Der Herzog B. giebt an demselben Tage, wie ich, einen Ball; Sie begreifen, daß dieser Umstand mir einen großen Theil meiner Herren entziehen wird; ich muß alle die Ihrigen ersetzen."

Wenn ein Adelsfreund das Glück gehabt hat, bei einer hochadeligen Familie eingeführt zu werden, so giebt er an der Thür dieser letzteren seine Karte ab. Und es ist ein großes Vergnügen, sagen zu können: „Ich habe bei der Lady X. oder B. einen Besuch gemacht." Beim nächsten Besuche anwortet sie auf eine uns zukünftlichen mit einer steifen Verbeugung, und wir haben das Vergnügen alle verdolmetscht wird: „Meine liebe Mistreß, ich weiß, daß Sie ein schönes Haus und eine glänzende Umgebung haben; aber unsere Adels-Gesellschaft ist so zahlreich und so überfüllt, daß, wenn wir Jeden, der es wünscht, einführen wollten, unsere Zeit, die von unseren nächsten Bekannten schon ganz in Anspruch genommen ist, für die hinzutretenden Empfehlungen durchaus nicht hinreichen würde."

Wenn ein Dandy von altem Adel sich erdreistet, in einen hochadeligen Hause eine Einladung anzunehmen, so darf man ihm nur diejenigen Gäste vorstellen, die seines Ranges würdig sind; die übrigen sind für ihn so gut wie gar nicht da.

Diejenigen Personen, welche die Sucht haben, über ihren Standbinanzugehen, krämken oft ihre Untergebenen mit einem Hochmuth an, der unerträglich, die sie sich von Vorgesetzten erdulden. Hier ein Beispiel: Eine Dame aus der Hilfklasse verlangt einen Sprachlehrer, der sich ihr, mit vornehmen Empfehlungen versehen, vorstellt. Die Dame sieht ihn, ohne ihn zum Sitzen einzuladen, durch eine Lorgnette mit frechem Stolze an. — „Ah! Sie sind Herr X . . . ?" — „Ja, Madame." — „Sie geben Unterricht in der Literatur?" — „Ja, Madame." — „Und wie viel nehmen Sie für die Stunde?" — „Zehn Shillinge." — „O! das ist zu viel; ich kann Lehrer für zwei Shillinge haben." — „Das weiß ich auch, Madame; Sie können sogar einen Lehrer für 18 Pence bekommen; denn es giebt verschiedene Klassen von Lehrern. Es hängt ganz von Ihnen ab, einen Lehrer zu wählen, der so wohlfeil als möglich unterrichtet; aber ein erfahrbarer und verständiger Mann hält seine Zeit zu kostbar, Mißverständnisse für seine Lehrer. Ich thue mir alle leid, Madame, daß man mich wegen einer solchen Kleinigkeit incommodirt hat; Ihr Diener . . . ."

„O, warten Sie doch, mein Herr; vielleicht können wir noch einig werden. Man hat mir gesagt, daß Sie gute Empfehlungen haben." — „Die habe ich, Madame; ich komme eben von Lady Julia B., und ich gebe ihren Töchtern Unterricht." — „O, Lady B., die kenne ich genau." — „Verzeihen Sie, Madame; ich meine Lady Julia B." — „Ja, ja; ich kenne sie genau, und ich treffe sie oft." — „Verzeihen Sie, Madame; Sie irren sich ohne Zweifel in Namen; denn ehe ich mich Ihnen vorstellte, fragte ich Lady Julia,

Digitized by Google

ob sie mir einige Nachrichten über Ihre Familie mittheilen könnte; sie antwortete mir, daß sie Sie wohl hätte nennen hören, aber daß sie Sie gar nicht kennte." — „O ja... sie wird sich gewiß haben... Kurz, mein Herr, ich werde mich freuen, wenn ich Sie bei meinen Freunden empfehlen kann." — „Ich danke ergebenst, Madame, aber ich bin durch meine Freunde schon genug empfohlen." Eine Verbeugung endigte diesen Besuch.

Diese Sucht nach Vornehmheit hat aber nicht blos die Handelsklassen ergriffen, die durch ihren Reichthum und ihren Luxus es den Adeligen gleich thun; die Kaufleute lassen auch unter einander und gegen einander selbst dieselben Schwächen blicken; sie messen ihre gesellschaftliche Stellung nur nach der Zahl ihrer Pferde und nach der Pracht ihrer Livree ab. Derjenige, der in einer Equipage mit zwei Pferden fährt, sieht mit Verachtung auf den herab, der sein Pferd und sein Gig selbst lenkt. Dieser Letztere wirft einen mitleidigen Blick auf seinen Nachbar, der in einem Omnibus oder in einer Miethkutsche fährt; derjenige, der zwei Lakaien und einen Haushofmeister hält, läßt sich nicht herab, den Nachbar zu besuchen, der nur zwei Livree-Bediente hat, u. s. w. Diese Unterscheidungen gehen ins Unendliche, und man muß erkennen, daß das Englische Volk, welches doch so viel gesunden Verstand und richtiges Urtheil hat, auf der anderen Seite so thöricht und so kleinlich denken und handeln kann. That is human nature. J. Gaberel.

Die Tagelöhner-Arbeiten durch Kinder. *)

Das Maschinenwesen ist, da es so viele Arbeit von Menschenhänden entbehrlich macht, ein neues Element der Gesellschaft geworden, das wahrscheinlich noch viele andere Elemente erzeugen wird. Es ist aber nicht blos neu, sondern auch schnell in seinem Wachsthum und von mächtigem Einflusse; seine Entwicklung hat die bisherige soziale Maschinerie schon gestört, und während man dabei thätig ist, die letztere wieder einzurichten, wachsen Uebel in Menge empor und verlangen große Wachsamkeit der Regierung, wo nicht selbst ein thätiges Dazwischentreten des Gesetzgebers. Kein Element der bürgerlichen Gesellschaft ist an sich gut oder böse; seinen moralischen Werth oder Unwerth bestimmt erst die Richtung, in welcher seine Kräfte thätig sind. Das Maschinen-System kann allerdings so gehandhabt werden, daß es Uebel hervorbringt: auch sind einige seiner Wirkungen in der That schon sehr verderblich gewesen; aber es kann auch ohne Zweifel unbrechendbar viel Gutes wirken und hat dem Gemeinwesen schon sehr viel genützt. Stiftende Philanthropen halten sich, wie schlechte Aerzte, zu oft nur an die äußeren Symptome der Krankheit: sie wünschen Heilmittel an, während die Wurzel des Uebels in Systemen liegt. Ein solcher Irrthum ist es — wie befürchtet es — in den Mitteln begangen worden, wodurch man das Ueberarbeiten der Kinder in Fabriken hat verhüten wollen; und da dieser Gegenstand wahrscheinlich bald die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf sich lenken wird, so glauben wir nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir hier andeuten, was für Betrachtungen den Philosophen und den Staatsmann zu Einsichtungen in dieser Materie bestimmen sollten. Diese Pflicht ist um so gebieterischer, als Herrn Horner's, des Verfassers der in der Anmerkung genannten Schrift, wohlbekannte Vertrautheit mit dem Gegenstande dem Publikum leicht imponiren und Ansichten, die uns irrig scheinen, Gültigkeit verschaffen könnte.

Unschicke erkennen wir zwischen den beiden Fragen: „Was verlangt das Interesse der Fabrikherren?" und „Was verlangt das Interesse der Kinder?" durchaus keinen Unterschied: sie sind identisch. Die Fabrikherren wissen, daß tyrannische Behandlung etwas sehr Kostspieliges ist: sie haben den engen Zusammenhang zwischen Brutalität und Bankerott schon lange entdeckt; daher kann ein Gesetzgeber, der da vermeint, gelegentlich den Brodherren aufgeregter Zwang sey das Einzige, was da thun, um die Wohlfahrt der Kinder zu sichern, nur bittere Täuschung erleben und das Uebel vergrößern. Es ist sehr leicht, mit Herrn Horner zu sagen:

„Das Parlament muß den Gewerbs-Eignern bedeuten, daß sie sich, so viel an ihnen ist, den Bewingungen fügen sollen, unter welchen der Staat ihnen die Unterhaltung arbeitender Kinder allein zugestehen kann; und diese Bedingungen müssen so beschaffen seyn, daß sie die Gesundheit der Kinder wirksam beschützen und ihnen einige Erziehung sichern."

Wenn aber das Parlament den Brodherren dies gesagt hat, so muß es auch den Kindern, die durch gesetzliche Beschränkungen von der Arbeit ausgeschlossen sind, sagen können, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen — und hier sind wir stets vor den Knoten. Wenn man die Kinder nicht mehr arbeiten läßt, damit sie statt dessen faulenzen, so wird das Heilmittel schlimmer seyn, als die Krankheit. Die Gefahr eines solchen Ergebnisses ist aber durchaus keine geträumte.

In allen Englischen Fabrik-Städten und in den Ausfuhr-Städten, die mit Manufakturen in unmittelbarer Verbindung stehen, ist die Bevölkerung so angewachsen, daß sie zu den Mitteln des Broderwerbs in ganz und gar keinem Verhältnisse steht. Angel-Meadows in Manchester, die Nachbarschaft der Schiffsdocken zu Liverpool und die Wynds und Bennels von Glasgow beherbergen Schwärme von Arbeitsleuten, die jede Nacht wie Bienen in einem Korbe zusammengedrängt sind. Unter solchen Umständen ist das, was wir häusliches Leben nennen, eine gar nicht zu erfüllende Bedingung; sobald ein Kind nothdürftig gehen kann, darf es nicht mehr im Hause bleiben — wenn anders die Kammer oder der Kammerwinkel, den seine Aeltern bewohnen, diesen Namen verdient. Die Arbeitsleute müssen daher sehr früh nach Beschäftigung für ihre Kinder sich umsehen, weniger um der paar Pfennige willen, die sie etwa verdienen, als damit ihnen kein Leid in vorliegen Sinne widerfährt. Zu sowell in den Vereinigten Staaten hat man diesem Uebel durch Errichtung einer Art Kasernen abzuhelfen gesucht, in welchen jede Familie ein Zimmer zu ihrem ausschließlichen Gebrauche hat und außerdem ein großer Saal, eine Küche und ein freier Platz zum gemeinsamen Besten Aller sich befinden. Der arme Tagelöhner zahlt für eine Wohnung in diesem Gebäude geringere Miethe, als für einen engen Raum in einer ungesunden gemeinsamen Wohnhube. Diese Einrichtung hat nicht alles Gute erzeugt, das man von ihr zu erwarten berechtigt war, da die wohlwollenden Stifter in den so gewöhnlichen Fehler verfallen sind, daß sie zu viele Gesetze gegeben. (Schluß folgt.)

*) Mit Beziehung auf Leonard Horner's jüngst erschienene Schrift: „Letter on the Bescharftigung von Kindern in Fabriken und anderen Gewerbs-Anstalten" (Ob the Employment of Children etc.).

Mannigfaltiges.

— Der Deutsche Amerikaner. So heißt eine vor uns liegende Zeitung in Deutscher Sprache, herausgegeben in New-Orleans. Bisher waren uns nur aus den nördlichen Staaten der Union, namentlich aus Pennsylvanien und New-York, Deutsche Zeitungen vorgekommen; zum erstenmale erhalten wir eine solche, und zwar sowohl grammatisch als typographisch sorglamer ausgehalten, als es früher Deutsche Zeitungen Nord-Amerika's zu sein pflegten, auf einem südlichen Staate: aus Louisiana. Der Kains-Stempel des Südens, das Sklaventhum im Lande der Freiheit, ist sogar auch dem Deutschen Amerikaner, als Merkmal der Unterscheidung von den Zeitungen des Nordens, aufgedrückt. In einer Ecke des Blattes befindet sich nämlich folgende Anzeige: „Wilhelm Berger, Commissionair, Agent und allgemeiner Makler — in St. Louis-Straße, empfiehlt sich dem Publikum zum Einkauf und Verkauf von Grundstücken, Landeigenthum, Papieren, Actien, Wechseln, Sklaven, Waaren, Gütern und Produkten aller Art." Der Mensch, als Kaufs- und Verkaufs-Gegenstand, steht zwar, wie man sieht, in dieser Anzeige in Vergleichung mit Güter dem Grund- und Landeigenthum, dem Papiergeld und allen anderen Produkten voran, was immer ein Beweis ist, daß dieser Herr Wilhelm Berger seine menschliche Würde sehr wohl zu schätzen weiß. Dieselbe Deutsche Zeitung mit Sklavenhändlerischer Annonce ist gleichwohl in ihrem politischen Theile überaus freiheitsliebend und beginnt ihre langen (das Format der Englischen Blätter bedeuten) Spalten mit einer warmen Empfehlung des Volksmannes Geiger, dem gewiß sehr ehrenwerthen Deutschen Advokaten und der eifrigsten „demokratischen Whig-Kandidaten" zu den Stellen der „Erwähler" im Staate Louisiana. Sie predigt gegen einen Herrn Jakob Geiger, Kandidaten der Stadt Louisville für die gesetzgebende Versammlung von Kentucky, welcher die in diesem Staate wohnenden Deutschen gegen den General Harrison einzunehmen suchte, indem er vorgeblich behauptete, dieser würde, wenn er Präsident wäre, alle Deutsche zwingen, das Land zu verlassen. Hierzu macht der „Deutsche Amerikaner" folgende Bemerkungen: „Wer sich einbildet, daß Menschen solchen Unsinn glauben können, muß sie gewiß für Dummköpfe halten. Hat Herr weiger keine bessere Ansprüche auf die Unterstützung der Louisville-Deutschen, als sein Bemühen, sie mit abgeschmackten Unterbreitern zu unterhalten, kann dieselben wir, im Vertrauen auf den gesunden Verstand und die Einsicht der Deutschen in Louisville, Herrn Geiger im voraus zu seiner Niederwahlung Glück wünschen."

— Die Nachrichten aus Europa nehmen, eben so wie in den Englisch-Amerikanischen Blättern, auch in dem Deutschen einen großen Theil des Raumes ein; wir müssen jedoch zur Ehre des letzteren hinzufügen, daß es noch hauptsächlich auf Ereignisse in Deutschen Vaterlande Rücksicht nimmt. So findet sich bereits in dem Blatte vom 1. Aug. die erste Erwähnung von dem Testamente unseres verewigten Königs, das sechs Wochen vorher in Berlin publizirt worden war. Auch der Deutschen Literatur ist in vielen Nottzen mit Anhänglichkeit gedacht. Besonders ausführlich aber wird über die von unserem Mitbürger, Herrn Direktor Dr. Hitzig, herausgegebene „Allg. Preßzeitung" berichtet, deren Verdienst, die Gebrechen der periodischen Literatur Eigenthümlichkeit, in ihrer ganzen Bedeutung erkannt und deren Herausgeber noch speziell wegen seiner uneigennützigen Förderung dieser Interessen belobt wird. Eine Menge den bürgerlichen Verkehr betreffender Privat-Anzeigen, die sich in dem „Deutschen Amerikaner" befinden, geben hinlänglichen Zeugniß davon, wie groß jetzt die Betriebsamkeit unserer Landsleute in New-Orleans seyn muß. Dieser blühenden Verhältnisse in früherer Zeit den Deutschen Einwanderern stets sehr verderblich waren. Besonders scheinen es Schwaben zu seyn, die dort angesiedelt sind, wenigstens wird in vielen Fällen Württemberg als das Vaterland der Personen bezeichnet, die darin eine Aufforderung erlassen, oder an die eine solche ergeht. Ein Herr J. F. Pechler hat in New-Orleans ein „Allgemeines Deutsches Auskunfts-Comptoir" errichtet und verkauft unter Anderem: eine Deutsche Familie zur Uebernahme einer „Bauerei", zwei andere Familien, um die Geschäfte auf verschiedenen „Farmen" (Meiereien) zu besorgen, „zwei gute Deutsche Köchinnen" ꝛc. Unerwähnt dürfen wir endlich nicht lassen, daß der Deutsche Wein in New-Orleans, wahrscheinlich aus Patriotismus, viele Liebhaber zu finden scheint, denn Hochheimer, Rüdesheimer und Schloß Johannisberger werden vielfach angekündigt, wobei es auch an „Selters-Wasser" nun für diejenigen, die sich am Wein den Magen verdorben, an einer „Deutschen Apotheke" nicht fehlt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Mittwoch den 17. März 1841.

England.

Einfluß der Temperatur auf die menschliche Gesundheit.

Wir theilen hier einen Auszug aus dem ausgezeichneten Werke des Dr. Holland mit, welches den Einfluß der Witterung auf die Gesundheit unter dem vierfachen Gesichtspunkte der Temperatur, der hygrometrischen, barometrischen und elektrischen Verhältnisse betrachtet.

I. Vom Einfluß der Temperatur der Luft.

Der Einfluß der Temperatur ist der am genauesten erforschte Theil der Untersuchung. So lange die belebende Kraft der Wärme und die Functionen der Lunge und der Haut sich normal erhalten, erträgt der Mensch mäßige Temperatur-Wechsel ohne Störung der Gesundheit. Ganz anders aber verhält es sich, wenn diese Functionen geschwächt sind; und der Wechsel der Temperatur übt vorzüglich einen ungünstigen Einfluß dadurch aus, daß er das Gleichgewicht zwischen der Circulation im Allgemeinen und der an der Peripherie des Körpers aufhebt. Die Versuche Poiseuille's haben in der That dargethan, daß eine niedrige Temperatur den Blutlauf in den Kapillar-Gefäßen zu verlangsamen und selbst zu hemmen im Stande ist. Diese Wechsel aber werden die Ursache mehrerer Krankheiten, zu denen man den Rheumatismus, verschiedene Krankheiten der Eingeweide, die Apoplexie u. s. w. rechnet. Von der letztgenannten ist es sogar statistisch nachgewiesen, daß sie bei hohen Kälte- oder Wärme-Graden häufiger beobachtet wird als sonst.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß man den Wirkungen der durch die Kälte verminderten Hautausdünstung einen allzu großen Werth beilegt, und daß dieselben vornehmlich den Störungen der Circulation zugeschrieben werden müssen. Die Gewohnheiten gewisser Länder und die Erfordernisse einzelner Gewerbe zeigen, wie leicht selbst ungestüme Wechsel der Haut-Transpiration beim Mangel anderer Krankheits-Ursachen ertragen werden können, und liefern den Beweis von der Nutzlosigkeit übertriebener Vorsichts-Maßregeln rücksichtlich dieses Punktes.

Die Benutzung der Kälte als Heilmittel scheint dem Verfasser von großem Werthe und einer häufigeren Anwendung in der Praxis nicht unwürdig zu seyn. Er glaubt, daß die Anwendung der Kälte als eines gefahrlosen Linderungs-Mittels bei trockener und heißer Haut sehr am Orte ist. Ja, er hat sich häufig mittelst des Thermometers von der Herabsetzung der innern Wärme in Folge künstlicher Abkühlung der Körperfläche überzeugt, und zu seinem Bedauern selbst man, einerseits so beforgt, den Kranken die Wärme zu erhalten, so diese Vorurtheile der Anwendung des entgegengesetzten eben so schädlichen und seiner Meinung nach nützlichen und leicht anwendbaren Heilmittels entgegen.

Ausgezeichnet und insbesondere den Militair-Aerzten wohl bekannt ist der Einfluß der Luft-Temperatur auf Wunden. So hat der Verfasser bei der Englischen Armee in Portugal beobachtet, daß die Zahl der Heilungen der Wunden in demselben Maße sich mehrte, wie die Temperatur abnahm, und umgekehrt. Die Kälte scheint ein sehr geeignetes Mittel zu seyn, um die Entzündung der Wunden zu bekämpfen, und vortheilhafte äußere Anwendung des kalten Wassers zur Heilung der Frakturen ist ein hinlänglicher Beweis von dem Nutzen dieses Heilmittels. Nichtsdestoweniger wird dasselbe nur nach Bekämpfung jener Vorurtheile eine allgemeine Verbreitung gewinnen.

Was die Wirkungen einer mäßigen Temperatur-Erhöhung auf die Gesundheit anbetrifft, so steht es keinesweges fest, daß die Wärme als die Hauptursache der Brechen, der Leberkrankheiten Indiens, der Wechselfieber Guinea's und derjenigen, die das Produkt der Italiänischen Malaria sind, zu betrachten ist. Es ist im Gegentheil sehr wahrscheinlich, daß eine große Anzahl anderer Einflüsse dabei wirksam ist, unter denen die Natur des Bodens, die Art der Kultur, die Gewohnheiten der Einwohner, die endemischen Miasmen von größerer Bedeutung sind als die Temperatur. Sie kann nur insofern die Production der Miasmen begünstigen oder zu der Unmaudung des Körpers beitragen, bei der derselbe zur Aufnahme krankmachenden Potrugen geeigneter ist.

Ein nicht nur für die praktische Medizin, sondern auch für das gesellschaftliche Leben berücksichtigungswerther Punkt ist die individuell verschiedene Wärme-Entwickelungsfähigkeit. Mag diese Function nun in der chemischen Einwirkung auf das Blut begründet, mag sie geradezu das Produkt des Nerven-Systems seyn, jedenfalls ist sie in ihrer In- und Extensität eben so wandelbar, wie die übrigen Functionen des Organismus, und diese Abweichungen verdienen daher wohl Berücksichtigung. Jedes Alter, jener Gesundheits-Zustand bietet in dieser Beziehung eine besondere Disposition dar. Uebrigens scheinen die äußersten Gränzen der thierischen Wärme, welche die Temperatur des Blutes durch verschiedene Krankheiten erreichen kann, 40° Fahrenheit (17° 8′ R.) nicht zu überschreiten.

II. Feuchtigkeit der Atmosphäre.

Die Wirkung der feuchten oder trocknen Luft ist sicherlich von geringerer Bedeutung auf die Gesundheit des Körpers, als die der Temperatur; nichtsdestoweniger läßt sich ihr Einfluß auf bestimmte Organe und namentlich der Respirations-Organe nicht leugnen. Einer der beachtenswerthesten Verhältnisse aber ist dasjenige, welches zwischen der Sättigung der Luft mit Wasserdampf und der Entwickelung der Miasmen existirt. Mögen wir auch noch so wenig von der chemischen Natur dieser Schädlichkeiten wissen, so viel ist wenigstens erwiesen, daß ein feuchter und neblichter Zustand der Atmosphäre der Entwickelung und Verbreitung kontagiöser und epidemischer Krankheiten am günstigsten ist.

Was die Wirkung der Luft nach ihrem verschiedenen Feuchtigkeits-Grade auf Haut und Lungen anbetrifft, so hängt diese theils von dem Verhältniß des durch die Gefäße ausgehauchten Wassers, was nothwendigerweise nach dem verschiedenen Sättigungs-Grade der umgebenden Luft variirt, theils von dem wachselnden Einfluß der Kälte ab, welche die Feuchtigkeit jedesmal zur Folge hat. Jeder kann leicht die Verschiedenheit des Eindrucks abschätzen, den man durch eine Temperatur von 3—6° R. bei trockener oder bei feuchter Luft erfährt. Bei der Wirkung einer sehr hohen Temperatur, z. B. 80° R., kömmt es natürlich eben so in Betracht, ob die Luft trocken oder mit Wasserdampf gesättigt ist. Die Arbeiter der Schmelz- und Glashütten leben ohne Beschwerde in einer Temperatur, die 100° R. übersteigt, weil sie trocken ist, während man bei Feuersbrünsten häufig Fälle von Erstickungs-Tod bei einer Temperatur, die kaum die bei siedenden Wassers überschreitet, zu beobachten Gelegenheit hat, lediglich, weil die Luft zugleich einen sehr hohen Feuchtigkeits-Grad besitzt.

Eine sehr feuchte Luft muß, wenn sie in die Lungen dringt, die Exhalation, diese so nothwendige Erscheinung der Respiration, verzögern oder selbst aufheben. Eine zu trockene Atmosphäre aber kann gerade die entgegengesetzte Wirkung haben, und man schreibt daher mit Recht diesem Umstande zum Theil die schrecklichen Wirkungen des Samum-Windes zu. Die mit Oefen oder warmer Luft geheizten Zimmer befinden sich häufig in dieser Beziehung in sehr verdrießlichen Zuständen. In einer über die Ventilation des Zollhauses zu London von Dr. Ure im Jahre 1836 geschriebenen Abhandlung berichtet derselbe über den Zustand der Atmosphäre des großen Saales, in dem sich mehr als 200 Personen aufhalten und der mit warmer Luft geheizt wurde. Die höchste Trockenheit der Luft (70 ⅝ des Danielschen Hygrometers) und ihr elektronegativer Befund haben die Veranlassung, daß die in derselben befindlichen Personen von Schwindel, einem Gefühl von Schwere und Spannung im Kopfe befallen wurden, einen schnellen, der schwachen Puls hatten, und daß die Circulation des Bluts in den unteren Extremitäten mangelhaft wurde. Ein beständiges Verdunsten von Wasser, das in der Luft den gehörigen Feuchtigkeits-Grad erhält, ist ein leichtes Mittel, um diese Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu räumen.

III. Druck der Atmosphäre.

Der Einfluß der Barometer-Schwankungen auf die Gesundheit des Menschen ist ein interessanter Gegenstand der Untersuchung. Der Druck der Luft wirkt mechanisch auf die Lunge selbst, durch Aufhebung des Gleichgewichts zwischen der äußeren und der in den Bronchial-Zellen eingeschlossenen Luft, wodurch die Circulation des Bluts in der Lunge eben so wie die Thätigkeit des Herzens nothwendigerweise modifizirt wird.

Eben so einflußreich wie die Dichtigkeit der Luft auf die chemischen Veränderungen des Blutes ist, ist sie gleichzeitig auch auf den Akt der Respiration. Es existirt nothwendigerweise ein Punkt in der Verdünnung der Atmosphäre, wo das benöthe Blut nicht mehr die zu seiner vollständigen Umwandlung in arterielles nothwendige Menge Sauerstoff aus derselben zu schöpfen im Stande ist. Es muß daher auch ein bestimmtes spezifisches Gewicht der Luft geben, welches

Digitized by Google

wahrscheinlich dem mittleren Barometer-Druck derselben entspricht und für die vitalen Functionen der Lunge am geeignetsten ist. Jede Abweichung von diesem Dichtigkeitsgrade muß daher auch eine mehr oder minder beträchtliche Störung in diesen Functionen veranlassen.

Diese Wirkungen kommen indeß bei den gewöhnlichen Fällen wenig in Betracht, wenn man die ziemlich beschränkten Gränzen der Barometer-Schwankungen und die gewöhnliche Langsamkeit dieser Veränderungen bedenkt; sie werden aber deutlicher bei solchen, wenn die Schwankungen beträchtlich und schnell erfolgen. An die Veränderungen der Respiration schließen sich diejenigen, welche die ungleiche Vertheilung des Bluts nach Maßgabe der Störung des Gleichgewichts zwischen dem Druck der inneren und der äußeren Luft zu erzeugen im Stande ist. (Schluß folgt.)

Die Tagelöhner-Arbeiten durch Kinder.

(Schluß.)

In einigen Englischen Fabriken, z. B. denen der Alpton's, der Ashworth's, der Strutt's, ist man einem besseren Plane gefolgt; besondere Hütten sind für die Werkleute errichtet worden, und man hat ihnen den Kostlauf von der Miethe entrichtet. In diesen Fabriken sind die aus zu früher oder zu angestrengter Beschäftigung der Kinder erwachsenden Uebel unbekannt; aber ein solches System findet natürlich keine Anwendung in bedeutenden Städten, wo der Raum so großen Werth hat; zu hoffen auf dem Lande würde es sich in größerem Maßstabe nicht thunlich erweisen.

Das Elend der in Bergwerken, Kohlengruben, Fabriken u. s. w. arbeitenden Kinder geht uns nicht weniger als den Herrn Horner zu Herzen; wenn es aber auf Abhülfe ankommt, so glauben wir, daß man seine Aufmerksamkeit zunächst den Aeltern der Kinder zuwenden müsse. Prüfen wir, ob das Elend der Werkthätten nicht am Ende geringer ist, als das häusliche; betrachten wir die harte Arbeit, welche zarte Kinder thun müssen, nicht als eine isolirte Thatsache, sondern als ein Ergebniß anderer Thatsachen; betrachten wir sie als ein sehr bedenkliches Symptom, aber verwechseln wir dieses Symptom nicht mit der Krankheit.

Die Wirkung der Fabriken-Akte vom Jahre 1833 beschränkt uns in unserer Ansicht; die Kinder wurden zwar von ihren gewohnten Beschäftigungen befreit, aber fast allgemein zu noch härteren und ungesunderen Arbeiten angehalten — das war, wo möglich, noch um einige Prozent schlimmer, als aus dem Regen in die Traufe kommen! Auf der Versammlung der British Association zu Newcastle sagte man öffentlich, die Kinder würden in die Kohlengruben geschickt, bis sie alt genug wären, um in den Fabriken arbeiten zu können. Nach Herrn Horner's eigener Angabe übertrug man denjenigen Kindern, welche für die Spinnereien zu jung seyen, die härtere und ungesundere Beschäftigung des sogenannten Reißens (tearing), d. h. sie mußten die Farben für Kattundrucke auffrischen. Er schlägt als Abhülfe vor, daß man den Kattundruck unter besonderer Aufsicht stelle; dieser Vorschlag ist aber eben so abenteuerlich, wie der jenes Inspectors, welcher, als er ein Kind in einem Sack verstickt gefunden hatte, der Factory-Bill eine Klausel beigefügt wissen wollte, des Inhalts, daß man keine Kinder in Säcke stecken dürfe!*) Wenn die Gesetzgebung ihre Prinzipien aus dem Auge verliert und zu so kleinlichen Details hinabsteigt, wo ist dann ein Ende abzusehen?

Herr Horner klagt mit Grund darüber, daß man in England zwei sehr verschiedene Dinge — Unterricht und Erziehung — mit einander vermenge. Dann giebt er uns folgende Belehrung des Irrthums:

„Ich habe öfter, und selbst von gefühlvollen Menschen, die aber offenbar den Gegenstand nicht genugsam bedacht hatten, in Vorschlag bringen hören, daß man Kinder, die schon neun oder zehn Jahr alt sind, wenn sie bereits lesen und schreiben können, an die Arbeit schicken und nicht länger zum Besuch der Schule anhalten solle. Dies ist fürwahr eine sehr beschränkte Ansicht von Erziehung! Sie erinnert mich an eine Aeußerung einer Prediger-Frau, die ich im vergangenen Jahre gehört: diese würdige Dame meinte, die arbeitenden Klassen brauchten nichts weiter zu wissen, als das Glaubensbekenntniß, das Vaterunser und die zehn Gebote; und ich glaube, daß sie mit ihrer Meinung nicht allein dasteht."

Das heißt nicht, eine beschränkte Ansicht von Erziehung haben; es heißt, sie ganz aus den Augen verlieren und ein armseliges Unterrichts-Mittel an ihre Stelle setzen. Die „würdige Dame" ist nicht weiter vom Ziele abgeirrt, als die „gefühlvollen Menschen". Sie würde sich zufrieden geben, wenn die arbeitende Klasse das Glaubensbekenntniß wüßte, ohne daran zu glauben — das Vaterunser, ohne den Sinn der einzelnen Bitten zu verstehen, und die zehn Gebote, ohne ein durch Gewöhnung entwickeltes Gefühl von der Verpflichtung, sie zu halten: gewiß eine abgeschmackte Ansicht, aber um kein Haarbreit abgeschmackter als die, welche damit vorlieb nimmt, wenn Kinder lesen und schreiben können, ohne sich darum zu kümmern, welchen Gebrauch sie davon machen.

*) Vor mehreren Jahren wurde ein Elephant in London über den Strand geführt. Ein Müßiggänger hielt dies einfältig, das Riesenthier am Schwanze zu zupfen; dieses drehte sich um und packte den Verwegenen mit seinem Rüssel. Jeder Anwesende sah mit Grauen einer furchterlichen Katastrophe entgegen; aber der großmüthige Elephant begnügte sich damit, seinen Gegner ein Weilchen in den Lüften zu schütteln, daß er seinen die Strömung verlor, und setzte ihn dann sanftmüthig wieder auf den Boden. Der Kerl wurde auf die Polizei gebracht, dort ausgefindig, und ihm zum Bedauern, daß er nie wieder sich unterstehen solle — einen Elephanten am Schwanz zu zupfen. So viel uns bekannt, hat man noch in Folge dieser Regel bemerkt sein, neues Gesetz, so nicht einmal eine Klausel in Vorschlag gebracht.

Die Erziehung, d. h. die Entwickelung der physischen, geistigen und sittlichen Vermögen des Menschen, besteht eben so wenig in Lesen und Schreiben, als eine gute Mahlzeit in Messer, Gabel und Löffel. Diese Werkzeuge erleichtern das Essen, und eben so erleichtert der Schul-Unterricht die Heranbildung des Menschen, aber an und für sich thut er nichts weiter. Das Erziehen beginnt aber faß eben so zeitig, als das Schlucken, jedenfalls schon lange bevor künstliche Hülfsmittel möglich sind. Es ist also natürlich, daß wir für die künftige Wohlfahrt des Kindes am besten sorgen, wenn wir unsere erste Aufmerksamkeit seinen Aeltern zuwenden: erleichtern wir den Aeltern die Erwerbung eines Hausstandes, verschaffen wir ihnen Gelegenheit, häusliche Neigungen zu entwickeln; gestatten wir dem Springquell der Liebe, aus dem menschlichen Herzen zu fließen, lassen wir ihn nicht durch den Druck einer fühlosen Menge zu einem verstopften Quell, einem versiegten Bronnen werden.

Es giebt viele locale Uebel, die der Gesetzgeber nicht wirksam heilen, im Gegentheil sehr verschlimmern kann; gewöhnlich sucht er seinen Zweck durch Verbote und hemmende Maßregeln zu erreichen; er will den Strom eindämmen, wenn er schon übergetreten ist, statt daß er in der Nähe seiner Quelle Sicherheits-Kanäle graben sollte. Ein recht anschauliches Beispiel solcher Verirrung sind Herrn Horner's Vorschläge, wie eine kurze Prüfung ergeben wird. Er sagt:

„1) Kein Kind unter acht Jahren sollte irgend eine Art von Handarbeit thun. 2) Kein Kind unter dreizehn Jahren sollte mehr als einen halben Tag arbeiten dürfen. 3) Kein Kind von diesem Alter sollte vor fünf Uhr Morgens oder nach acht Uhr Abends arbeiten, es sei denn Aeltern oder andere Personen, denen das Arbeitslohn des Kindes zu Gute kommt, sollten sich schriftlich dazu verstehen, einen Theil seines Verdienstes zum Besten seiner Erziehung bei Seite legen und allwöchentlich dem Fabrikherrn ein Certifikat vorzeigen, auf welchem bemerkt sey, daß das Kind an fünf Tagen der vergangenen Woche wenigstens zwei Stunden täglich die Schule besucht hat."

Bei dem ersten Vorschlag entsteht sogleich die Frage, was und den Kindern geboten werden soll, die bis ins sechste Jahr von der Arbeit ausgeschlossen sind? Man muß nämlich wissen, daß in Fabrik-Städten beide Aeltern den ganzen Tag von Hause abwesend sind, also gehörige Aufsicht über ihre Kinder ihnen unmöglich ist. Kinder von zartem Alter den ganzen Tag in die Schule zu stecken, würde unmöglich seyn, gesetzt auch, es wäre wünschenswerth; die Aeltern sehen sich daher gezwungen, ihre Kleinen unter der Aufsicht einer Art unfähigen alten Weibes oder eines Kindes zu stellen, das nicht viel älter ist als seine Schützlinge. Herrn Reale's verständige Schrift über jugendliche Verbrechen in Manchester zeigt uns zur Genüge, wie solche Wärter ihr Amt verwalten:

„Wer nur irgend die Wohnungen der Armen in Manchester besucht hat, oder in die Stadtviertel gekommen ist, die ihnen als Aufenthalt dienen, der wird wahrgenommen haben, wie Menge Knabenschuster, bald nackter, ungekämmter und überaus schmutziger Knäbleins von zwei bis sechs Jahren und darüber sehen, die in den Gassen herumschwärmen, auf Koth und Schnitt herumkriechen oder, in Gruppen zusammenkauernd, irgend einem läppischen Zeitvertreib sich hingeben."

Eine sehr genaue Untersuchung des häuslichen Zustandes der arbeitenden Klasse hat uns überzeugt, daß ein absolutes Verbot kindlicher Handarbeit, wenn nicht dabei für andere Beschäftigung der Kinder gesorgt ist, unmittelbar zu den beiden größten Uebeln führen würde, die eine dichte Bevölkerung treffen können — jugendlichem Müßiggang und jugendlichem Verbrechen. Die Art und den Belauf der Arbeit mag eine öffentliche Behörde zweckmäßig bestimmen; es würde aber ausnehmend schwierig seyn, dies durch eine Parlaments-Akte zu bewirken; denn die mit jedem Gewerbe und jeder Localität verknüpften Umstände sind so verschieden, daß Manches, was im einen Falle vortheilhaft ist, im anderen nachtheilig seyn würde.

Herrn Horner's jüngste Maßregel hätte nie Jemand vorschlagen können, dem es um etwas mehr als um die bloße Bertilgung des bestehenden Uebels zu thun gewesen wäre. Er will die Kinder gern im Unglück lassen, wenn sie nur nichts zu arbeiten brauchen. Die Befanntschaft mit einer wohlunterhaltenen Fabrik würde ihm zeigen, daß Kinder, die zwei oder drei Stunden des Tages Handarbeit thun und in der übrigen Zeit etwas lernen und sich aufheitern können, bessere Mitglieder der Gesellschaft werden; alles solche, die wenigstens einen halben Tag der Langeweile preisgegeben sind.

Der dritte Vorschlag ist vortrefflich; aber drei vierten thun einige erhebliche Verbesserungen Noth. Es giebt Schulen, deren Besuch den Kindern nur sehr nachtheilig seyn würde, und die Berichte der statistischen Societät zu Manchester ergeben, daß solcher Schulen in den Manufatur-Distrikten nur allzu viele sind. Es müßte also neben dem Zwange zum Besuch der Schulen auch eine gewisse Freiheit der Wahl bestehen; doch müßte zugleich der Behörde das Veto gegen eine Wahl zukommen, auf welche der Unwissende oder der Leichtsinnige verfiele.

Eine Gesetzgebung, die nur den Tagelöhner oder den Armen zum Gegenstand hat, ist, wie jede für eine besondere Klasse berechnete Gesetzgebung, sehr mißlich; sie verletzt, indem sie Manche begünstigt, die Rechte Aller, und ist nicht weniger mißlich, wenn sie kann mit sehr wesentlichen Umständen in der Lage derer, die sie betreffen, ganz unbekannt seyn. Eine kleine Prinzessin, die einmal erfuhr, daß die Armen kein Brod hätten, soll verwundert gefragt haben, warum sie nicht Kuchen statt des Brodes äßen? Das klingt wie ein Mährchen und mag auch ein Mährchen seyn; aber Mißgriffe von eben so absurder Art, nur von dem Grade nach schwächer, begehen oft Personen, denen es sonst gar nicht an Bildung fehlt. Ein Landjunker weiß in der Regel von der Oekonomie eines Manufakturen-Distriktes nicht viel mehr, als von den bürgerlichen Gesellschaften im

Mode. Er meint, wenn ein Kind in Manufakturen oder Fabriken nicht arbeiten dürfe, so könne es ja pänsliche Dienste thun, die Hühner oder die Schweine füttern, das Unkraut im Garten ausjäten, oder im schlimmsten Falle auf den Feldern mit seines Gleichen spielen; er bedenkt aber weiß nicht, daß es für Kinder von Tagelöhnern keine Hütten, keine Hühnerhöfe, kein Feld und keinen Garten giebt, daß sie nur zwischen einer dumpfigen, mit Jauchen überfüllten genußsamen Wohnstube und der peinlichen Straße die Wahl haben. Die eine so traurige Alternative besteht, da ist wohl geregelte Beschäftigung ein Segen für die Kinder und bildet sogar einen wesentlichen Theil der Erziehung solcher Kinder, die einst von Handarbeit leben sollen.

Die Frage, welche die Arbeiten der Kinder betrifft, ist keine sklavische Frage: sie muß, wenn sie irgend etwas Gutes bezweckt, im Zusammenhang mit dem ganzen Zustande der arbeitenden Klassen und der socialen Oekonomie der Fabrik-Distrikte erwogen werden. Jener Kesselflicker weiß, daß ein Loch in einem Gefäße verstopft werden muß; allein er weiß auch, daß die Wahl des Flickens, den er anzuklöhren hat, durch das Material des Topfes oder Kessels bestimmt werden muß: er flickt nicht einen kupfernen Tiegel mit demselben Blei, dessen er sich zur Ausbesserung eines Wasserröhre oder eines anderen Wassergefäßes bedient, noch setzt er das an einen zerrissenen Blasbalg gehörende Stück Leder an einen löchrigen Kessel. Man möchte wirklich oft wünschen, daß Leute, die Gesetze in Vorschlag bringen, zuvor ein Weilchen bei Kesselflickern in die Lehre gingen, und nicht mehr blos das zu heilende Uebel, sondern auch die Natur des Materials, an welche ihre Heilmittel angewendet werden wollen, in Betrachtung zögen. (Athenaeum.)

Frankreich.

Napoleon in seinem häuslichen Leben auf St. Helena.

Von E. de Las Cases.*)

Wenn die Sonne auf St. Helena scheint, so herrscht meistens eine außerordentliche Hitze, und die Winde erhalten eine austrocknende Kraft. Die Ausdünstung der Haut geht dann so rasch vor sich, daß die Glieder und die Haare starr und steif werden; die Brust verengt sich, und das Athmen wird erschwert. Die Abenddämmerung ist, wie in allen Ländern, die Zeit der kühlen Luft. Sobald die Sonne untergegangen ist, fühlen die Passatwinde den Boden ab, und in sehr kurzer Zeit folgt auf eine außerordentliche Hitze eine durchdringende Feuchtigkeit. Das Thermometer fällt oft plötzlich um 20 oder 25 Grad.

Gegen Ende des Jahres 1819 beschäftigte sich Napoleon viel mit Gartenanlagen und ließ von seinen treuen Dienern die von ihm entworfenen Pläne ausführen. Dies führte auf den Gedanken, einen kleinen Garten unter den Fenstern des Kaisers anzulegen. Als er bemerkt war, entwarf der Kaiser den Plan zu einem anderen und zu zwei Sitzungärten. Er arbeitete selbst daran; zuweilen frühstückte er in einem derselben. Nach seinem Tode wurde Longwood als Pachthof verwiethet, und mit Ausnahme einer zerbrochenen Fontaine und eines Pfirsichbaumes ist keine Spur mehr vom Garten zu finden. An der Stelle des einen befindet sich das Triebwerk, welches die in seinem ehemaligen Salon errichtete Mühle in Bewegung setzt. Alles, was in der Zeit des Kaisers emporblühte, ist so vollständig verschwunden, daß sich die Absicht nicht verkennen läßt. Wenn man aber die Stummen und dennoch so beredten Zeugen der Vergangenheit vernichten wollte, so hätte man die Mauern niederreißen und nicht sich so entweihen müssen.

Als der Prinz von Joinville Longwood besuchte, war die Vertagheit der ihn begleitenden Englischen Offiziere unverkennbar. Man hat mir erzählt, daß der Prinz, nachdem er die anderen Räume besichtigt, in den Stall getreten war, daß er sich dort umwendete, um in zu besragen, daß sie aber verschwunden waren. Vermuthlich hatten sie nicht Zeuge der Empfindungen seyn wollen, die eine solche Entwerthung in ihm hervorrufen mußte. Welche Erinnerungen erweckte in mir dieser Ort! Ich sah den Ort wieder, wo der Kaiser sich mit so liebenswürdiger Laune der Unterhaltung hingab, den Ort, wo er gewöhnlich Schach spielte, das Fenster, aus welchem er zu blauen Himmel, die Baumgänge, in denen ich ihn so oft hatte auf und ab schreiten sehen und die ich selbst mit ihm hinaufgeritten war. Obgleich die Zerstörung überall hingedrungen war, so waren doch fünf oder sechs Bäume in der Umgegend des Hauses verschont geblieben. Mein Vater erzählt in seinem „Mémorial", daß er sich kurz vor seiner Entfernung von Longwood beim Kaiser befand. Lady Malcolm hatte demselben Orangen überschickt, die er sehr liebte und die er hier nur selten bekam. An einem Baum gepflückt, entschädte er sie. Die Rede kam auf Frankreich. „Sie werden es wiedersehen, meine theuren Freunde", sagte er lächelnd, „aber ich — —" Dieser Baum stand noch; ich erkannte ihn wieder.

Ich hatte einen Theil meiner Jugend in Longwood in der Atmosphäre des großen Mannes verlebt, den ich mit jugendlicher Begeisterung liebte. Schon in Britarè hatte ich unter dem Obstbaume des Kaisers gesprochen; in Longwood verkehrte ich mit meinem Vater, dem der Zustand seiner Augen nicht länger das Schreiben gestattete; dennoch war derselbe immer zugegen, wenn der Kaiser mir diktirte. Mein Vater hat die Italiänischen Feldzüge bis zum 12ten Kapitel geschrieben, ich den Rest und einige Noten. Der Kaiser diktirte sehr rasch; ich brauchte drei Stunden, um das abzuschreiben, was er mir in einer Stunde diktirt hatte. Es war für ihn Bedürfniß, daß ihm täglich das Diktirte vorgelegt wurde, wenn er Geschmack an der Arbeit finden sollte; geschah dies nicht, so beklagte er sich zwar nicht, aber er verlor die Lust und gab die Sache auf. Ich fühle mich so glücklich in seiner Nähe, daß ich lieber die Nächte gespferrt haben würde, ehe ich in Klagklang geblieben wäre. Seine Art, zu arbeiten, war leicht und angenehm; in ihm war Alles so klar, so lichtvoll, so bestimmt, daß man augenblicklich seinen Gedanken faßte.

In seinen Arbeiten strebte er immer nach Klarheit und Einfachheit. Ich habe oft gesehen, daß er Ausdrücke, die gesucht scheinen konnten, mit einem Haken einklammerte und sie durch andere ersetzte. Wenn er etwas mehrmals diktirt hatte und die Form endlich festzustehen schien, so überlas er die Abschrift dennoch mehrmals und strich sorgfältig alle unnütze Worte aus. Ich glaube nicht, daß sich ein solches in seinen Schriften findet. Er nannte dies ribotter.*) Einmal mußte Jemand, der in der Orthographie nicht sehr bewandert war, einen seiner Diktate kopiren. Als der Kaiser die Abschrift las, merkte er den zweiten Fehler an, den dritten und so bis zum zwölften. Endlich warf er das Papier hin mit den Worten: „Das ist nicht zu lesen", und stellte die Arbeit ein. Wenn er selbst schrieb, so machte er übrigens auch orthographische Fehler, und zwar sehr grobe. Hatte er einen Stoff einmal in seinem Geiste geordnet, so bewahrte er ihn auch lange im Gedächtnisse. Eines Tages diktirte er mir einen ziemlich langen Abschnitt über das Direktorium. Er erörterte darin alle Gründe, die für oder gegen die Regierung von fünf Personen geltend gemacht werden konnten. Dieser Abschnitt wurde dreimal abgeschrieben, bis die Fassung desselben endlich feststand. Zwei Monate später forderte er die Abschrift von mir, so daß sie verlegt; nach langem vergeblichen Suchen mußte ich ihm endlich erklären, daß ich sie nicht finden könne. „Setzen Sie sich hin und schreiben Sie", sagte er zu mir. Später fand ich die verlorenen Bogen wieder. Nur einige Ausdrücke waren verschieden, aber der Plan, der Gedankengang und sogar die einzelnen Wendungen stimmten überein.

Als mein Vater ihm entrissen wurde, war der Kaiser im Begriff, mir die bürgerliche Geschichte des Konsulats zu diktiren. Ich hatte schon aus dem „Moniteur" und einigen anderen Werken eine Menge Daten und Notizen ausgezogen. Eine Zeit lang hatte er auch die Absicht, mir die Geschichte Alexander's des Großen zu diktiren. Er sprach von demselben mit der größten Bewunderung und sagte, seine Geschichte sey nur von Voltaire geschrieben, die nichts davon verständen. Ich erinnere mich einer Zeit, wo er eine wahre Leidenschaft für die Geschichtschreibung hatte. Er sprach häufig mit meinem Vater von den dazu erforderlichen Eigenschaften, von dem Vergnügen, welches diese Beschäftigung einem Staatsmanne gewähren müsse, und von den Schwierigkeiten derselben, wenn man sich zu einem gewissen Grade an ihr betheiligt gekommen. Seine mächtige Geist nicht selbst mehr handeln konnte, fühlte er das drängende Bedürfniß, sich mit seinen vergangenen Thaten oder mit den Thaten Anderer zu beschäftigen. Während der Arbeit war er ernst. Fast immer diktirte er im Gehen. Dann war sein Gang nicht rasch; derselbe wurde überhaupt, wenn seine Aufmerksamkeit gefesselt war, sehr regelmäßig. Wenn er den Ton in höherem Grade erhob, so that er es selbst auf, und man hörte deutlich, wie er den Fuß niederstieße. Wenn er lebhaft wurde, athmete er laut und häufig. Ich habe immer bemerkt, daß er sich ganz und ungetheilt jeder Beschäftigung hingab, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß er zu gleicher Zeit zwei verschiedene Sachen vorgenommen habe. Eines Tages machte er sich darüber lustig, daß man von Cäsar erzähle, derselbe habe zu gleicher Zeit mehreren Secretairen in verschiedenen Sprachen diktirt. Oft wurden, während er arbeitete, die Thüren laut zugeworfen; er schien nicht darauf zu achten. Oft, wenn ich am Tische saß, trat er hinter mich hin, legte seine Brust auf meine Schultern, schüttelte meinen Arm oder meinen Kopf und sagte: „Aber lesen Sie doch — aber schreiben Sie doch." Zuletzt gab er mit dann einen tüchtigen Klapp auf die Wange oder Schiff mich ins Ohr.

Eines Tages las ich eine einer Proclamationen von 1796. Der „Moniteur" aus dieser Zeit zeichnet sich durch schlechten Druck und schlechtes Papier aus. Obgleich ich mir alle mögliche Mühe gab, stieß ich doch öfter an. „Ah! my son! und die Autorgefühle!" sagte er mit der ausdrucksvollsten und komischsten Betonung. Mein Vater konnte sich des Lachens nicht erwehren, und der Kaiser schien sich selbst. Sie erinnern sich des ersten Englischen Satzes, den meinem Vater erhalten, nannte er mich immer my son, und dieser Name verblieb mir. Er duzte mich selten.

Wir wohnten seit einigen Monaten in Longwood, als sich ein Umstand zutrug, den mein Vater nicht veröffentlicht hat. Der Kaiser mußte durchaus etwas aufschreiben lassen, und mein Vater konnte es wegen seines Zustandes seiner Augen nicht thun. Mein Vater schlug mich vor. „Können Sie aber auch auf ihn vertrauen?" sagte der Kaiser. Ich fand mich ein, ohne zu wissen, wovon die Rede war. Ein kleiner Tisch, aber nicht der, an dem ich sonst arbeitete, stand schon bereit. Ich saß an demselben und hielt die Feder in der Hand, als der Kaiser im Schlafrock sich dicht vor mich hinstellte und mit mir einem Blicke betrachtete, den ich noch nicht wahrgenommen hatte. Dieser Blick schien in mein Innerstes eindringen zu wollen. „Junger Mann, ich ziehe Sie in mein Vertrauen, sehen Sie sich vor, daß man nicht" — — Hierauf fing er an zu diktiren. Von diesem Tage unterhielt er sich mit meinem Vater in meiner Gegenwart, als ob ich gar nicht zugegen wäre.

Ich weiß nicht, wie sich der Kaiser in den Tuilerien gezeigt hat, als er die Angelegenheiten Europa's leitete und das Geschick der

*) Aus dessen: „Journal écrit à bord de la Belle-Poule."

*) Entwerfen ist dafür rabotter (abhobeln) zu verstehen, aber der Ausdruck ist mit riboter in bourre (die Sahne zur Butter schlagen) zusammenzubringen.

Digitized by Google

Welt in Händen hielt. Ich kann nur von Napoleon auf St. Helena sprechen. Ich unterhielt mich nicht mit ihm; das gestattete mein Rang nicht. Aber er redete mich zu oder befragte mich, und ich durfte ihm ganz frei antworten. Mit meinem Vater hörte ich ihn öfter auf die ungezwungenste Weise plaudern. Mehrere Monate hindurch diktirte er mir fast alle Tage. In der ganzen Zeit meines Aufenthalts zu Longwood habe ich ihn nur sieben Tage lang nicht gesehen, und zweimal brachte ich vierzehn Tage ununterbrochen bei ihm zu, weil er mich in der Nacht hatte rufen lassen, um mir zu diktiren. Ich wurde zu seinem Frühstück und zu seiner Mittagstafel gezogen. Ich will jetzt sagen, wie mit Napoleon erschienen ist.

Napoleon war damals 47 Jahr alt; nur in sehr wenigen Portraits habe ich den Eindruck wiedergefunden, den er auf mich machte. Nur das Portrait von David hat mir die Züge des Kaisers ins Gedächtniß zurückgerufen. Sein Wuchs war gewöhnlich, eher klein als groß. Seine Brust war breit, der Oberleib des Körpers etwas lang, so daß er zu Pferde größer erschien, als er wirklich war. Sein Hals war kurz. Seine Hand und sein Fuß würden einer Frau nicht zur Unzierde gereicht haben. Seine Haut war weiß und sammetartig, sein Kopf sehr stark. Seine Haare von kastanienbrauner Farbe waren fein wie Seide und standen ziemlich dünn, besonders auf dem Scheitel. Etwa anderthalb Zoll über der Stirn hatte er gar keine mehr; ein Zeichen, daß er sich oft bemerkt. Seine Gesichtszüge zeichneten sich durch eine wahrhaft antike Regelmäßigkeit aus. Seine Stirn war hochgewölbt und breit. Während seines Lebens war der Adlerblick des Kaisers in Frankreich sprüchwörtlich. Im gewöhnlichen Leben machten seine Physiognomie, sein Auge, das Zusammenziehen der Lippen, die Haltung des Kopfs den Eindruck der Offenheit und Natürlichkeit. Aber im Rathe leuchteten den größten Bewerglichkeit, die aber immer in Bezug zu dem Gedanken stand, der ihn beschäftigte. Wenn er zornig erschienen wollte, so hatte sein ganzes Aeußere den Anschein der höchsten Aufregung; war er freundlich gesinnt, so nahm seine Physiognomie und sein Lächeln einen unbeschreiblich einschmeichelnden Charakter an. Wollte er seine Empfindungen verbergen, so erschien er stumm und unzugänglich. Sein Puls schlug mit der größten Regelmäßigkeit. Der Doktor O'Meara hat ihn oft befühlt und fand fast immer weniger als 60 Schläge. Er sagte einst meinem Vater, daß er nach Belieben schlafen könne: wenn er das Bedürfniß der Ruhe empfinde, so hemme er die Thätigkeit seiner physischen und moralischen Kräfte. Eben so hatte er die seltene Gabe, zu einer bestimmten Stunde aufzuwachen. Herr von Montholon, Secretair des Kaisers, hat mir dies oft versichert. Er erzählte mir: „In Paris oder St. Cloud trat es sich häufig, daß ich dem Kaiser ein Papier zur Unterzeichnung vorlegte. „„Jetzt werde ich es nicht unterzeichnen; finden Sie sich aber diese Nacht um ein Uhr oder um vier Uhr ein; dann wollen wir arbeiten.““ — Ich ließ mich dann vor ein Uhr wecken. Da ich vor der Thür seiner Bettzimmers brummen hörte, so trat ich ein, und als er mich fragen, ob er schon erwacht sey; man antwortete mir immer, er hat Constant geschellt, und gleich darauf erschien er auch im Schlafrocke und den Kopf mit einem Tuche umwunden.“

Im gewöhnlichen Leben war der Kaiser einfach, natürlich und offen; er schien seine Lebrlegenheit nicht zu kennen; er imponirte, aber ohne es zu wissen. Seine freie Laune hatte immer den Anstrich des Wohlwollens, und wenn sie sich in Bewegungen äußerte, so geschah das immer mit einer gewissen Anmuth und Feinheit; doch kniff er gern diejenigen, mit denen er sich unterhielt, in die Ohren. Im Allgemeinen liebte er die Unterhaltung; seine Worte waren inhaltsvoll und geistreich, die Ausdrücke aber immer einfach. Das Pittoreske des Ausdrucks und der Reichthum der Bilder hielten der Strenge der Logik und des Raisonnements die Wage. In manchen Augenblicken kam nichts der Fülle seiner Ideen gleich; sie sprudelten in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit aus ihm hervor. Er schien durchaus Herr seiner geistigen Kräfte zu seyn; er spannte sie an oder brachte sie zur Ruhe, wie es ihm beliebte. Er ging plötzlich von einem Gegenstande zum anderen, wie verschiedener Natur sie auch seyn mochten, z. B. von der Mathematik zur Literatur, und liebte es sich mit ganzer Seele hin. Sein Gedächtniß war ungeheuer, und man mochte glauben, daß er nichts vergessen, was er einmal gelesen. Eines Tages, als er allein in seinem Zimmer gespeist hatte, kam er zu uns, setzte sich an unseren Tisch und fragte uns nach dem Gegenstande unserer Unterhaltung. Es wurde ihm gesagt, daß wir von der Entdeckung des Glases und seinem Gebrauche bei den Alten gesprochen hatten, und daß wir uns nicht eine Ansicht aufgestellt worden sey. „Sie irren sich“, sagte er und gab uns einen ins Einzelne eingehenden Abriß der Geschichte des Glases. „Uebrigens“, setzte er hinzu, „muß das in der Englischen Encyklopädie stehen, die wir kürzlich erhalten haben.“ Ich holte den Band und las den Artikel. Alle seine Anführungen waren richtig, und als wir ihm unser Erstaunen bezeigten, sagte er, er habe das gelesen, als er noch Artillerie-Lieutenant gewesen.

Alles wies in ihm auf einen sehr ausgebildeten Sinn für Ordnung hin. Er sagte oft: „Ich bin ein Gewohnheitsthier.“ Aus dieser Neigung erklärte er es, daß er so lange Personen um sich behalten, die ihrer hohen Stellung durchaus nicht gewachsen waren. Er war sehr methodisch. Das zeigte sich in der Art, wie er das Papier zur Arbeit ordnete und wie er die Verbesserungen machte. Seine Finger waren nicht recht gelenkig. Die Gabe, einen großen Plan zu fassen und ihn im Einzelnen durchzuführen, schien bei ihm in gleichem Maße vorhanden zu seyn. Wenn er ein Werk beurtheilte, so betrachtete er es zuerst in seiner Einheit; dann ging er zu den Einzelheiten über. Wenn er anfing zu diktiren, so war es erschöpflich, daß der Plan schon in seinem Geiste feststand; später schritt er zur Ausführung. Ich glaube, daß er von Natur freigebig war; dennoch sah ich oft, wie die Reflexion seinen ersten Einfällen auffuhr und over äußerte.

Seine Phantasie war oft äußerst glänzend. Er war angenscheinlich zum Dichter geboren. Verse las er sehr gut und wußte viele anzuwendig; in seiner Jugend hatte er sogar Gedichte gemacht. Dem Grafen von Ségur hörte ich mehrere, die recht artig waren. Man denke nur an den großartigen Schwung und die Silberpracht seiner Prachtmetaphoren: „Wierzig Jahrhunderte schauen von den Pyramiden auf Euch herniederr“, und „mein siegreicher Adler wird von Thurm zu Thurm schweben und sich auf der Spitze von Notre-Dame niederlassen.“ — Es schienen zwei Menschen in ihm verbunden zu seyn: der Mann der Phantasie und der Mann der That. Sie waren sehr bestimmt von einander unterschieden. Der Mann der Phantasie liebte leidenschaftlich die Unterhaltung und wurde zuweilen sogar geschwätzig; dieser liebte paradoxe Behauptungen, die Spiele des Geistes, das Ideale, das Wunderbare und sogar die Geistergeschichten. Der Mann der That war ganz positiv und hatte seinen Fuß in der Wirklichkeit gefaßt.

Er war von einer tiefen religiösen Ueberzeugung durchdrungen; den Atheismus faßte er nicht. Einst warren in seiner Gegenwart irreligiöse Gespräche gehalten; er gab deutlich seine Mißbilligung zu erkennen. Er war sehr wohlwollend und dachte eher an Andere als sich selbst. Unter den ersten Zusendungen, die er von Lady Holland erhielt, befand sich auch eine Kiste mit Eau de Cologne, das ihm langjährige Gewohnheit zum unentbehrlichen Bedürfnisse gemacht hatte und das ihm schon lange fehlte. Aber er sendete augenblicklich der Gräfin Bertrand, der Frau von Montholon die Hälfte derselben. Seine erste Eingebung war immer eine wohlwollende, aber meistentheils verdarb und unterdrückte er dieses Gefühl, weil sein Stolz sich dagegen sträubte. Eines Tages fuhr er in einer Kalesche aus. Ich folgte ihm zu Pferde. Mein Pferd ging mit mir durch und lief gegen die Bäume. Um mir nicht an einem starken Zweige die Stirn zu zerschmettern, warf ich mich an demselben und blieb das Pferd stehen, das in voller Carriere bei der Kalesche des Kaisers vorüberjagte. Der Kaiser fand von seinem Platze auf und rief: „Halt! Halt! Wo ist er? Was ist ihm zugestoßen?“ — In diesem Augenblicke war ich selbst bei der Kalesche angekommen; als der Kaiser mich sah, behandelte er mich sehr kalt und nannte mich einen kleinen Narren, der nicht reiten könne.

Man kann sich denken, wie Napoleon auf St. Helena, wo ihm tausend Widerwärtigkeiten entgegentraten, sein Charakter sich bestimmt hätte, so wäre es nicht zu verwundern gewesen. Aber er war im Gegentheil am gleichmäßigsten von seiner ganzen Umgebung gestimmt. Ein Fremder, der ihn auf St. Helena gesehen und nicht gekannt hätte, würde wohl nicht errathen haben, daß ihm allein kein Trost und keine Hoffnung blieb. So lange ich mich ihm war, hat er mir nie Veranlassung zur Beschwerde gegeben, wohl aber Grund, ihn immer mehr zu lieben. Anfange sah ich in ihm nur den großen Mann, später liebte ich ihn wie einen Vater.

Mannigfaltiges.

— Biographieen von Gelehrten. Sir David Brewster hat eine Lebensbeschreibung der drei berühmten Astronomen Galileo, Tycho de Brahe und Keppler unter dem Titel „die Märtyrer der Wissenschaft“ herausgegeben *). — einem Titel, der nicht ganz richtig ist, denn Tycho und Keppler sind wohl nicht eigentlich Märtyrer der Wissenschaft zu nennen, wenn der Erstere auch nach dem Tode seines Königlichen Gönners die Sternwarte bei Kopenhagen mit der bei Prag vertauschen mußte und der Letztere auf den ihm zugesichert gewesenen Kaiserlichen Jahrgehalt bis zu seinem Ende vergeblich gewartet hat. Der Englische Mathematiker schildert seine berühmten Vorgänger in Italien, Dänemark und Deutschland zwar mit vollegialischer Vorliebe, aber doch ohne gehörigen Pedantismus, so daß seine Beschreibungen auch für Solche, die nicht Mathematiker, viel Anziehendes und Belehrendes enthalten.

— Ein besonnenes Französisches Urtheil über Frankreich's Naturgränzen. **) Herr Lortet in Lyon macht seinem Vaterlande Vorwürfe über seine jetzige Vereinzelung (Isolirung) und sagt, es solle sich den anderen vier großen Mächten wieder anschließen und dahin wirken, daß in Syrien ein Christlicher gestützter Staat gegründet werde, gleich frei vom Türkischen wie vom Aegyptischen Despotismus. In Hinsicht der Naturgränzen Frankreichs stimmt er auffallend mit der kleinen Schrift: „Ein Wort Friedrich's des Großen über die Naturgränze zwischen Deutschland und Frankreich“ überein, daß das Rheinbecken im oberen und mittleren Laufe durchaus Deutsch sey, und nur im unteren Becken, wo die Gebirge sich verflachen, der Germanische und Romanische Stamm sich mischen (es diverses races se sont melangées). Dagegen zeigt er, daß das Rhonebecken vorherrschend Französisch (eminemment française) ist, bis auf einen kleinen Theil des höchsten Beckens (in Ober-Wallis). Er sagt sehr richtig, daß Flüsse die Stämme vereinigen, dagegen Gebirge; ja oft selbst niedere Wasserscheiden, Völker und Pflanzenwelt trennen (les chaines de montagne et quelquefois seulement des lignes de partage peu élevées tracent les limites des productions végétales, des populations, des langages et des moeurs).

*) The Martyrs of Science, or the Lives of Galileo, Tycho Brahe and Kepler. — By Sir D. Brewster. London, 1841.

**) Du Rhin et de la Syrie, par Lortet. Lyon, 1841. 15 Seiten.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Redigirt von J. Lehmann. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Freitag den 19. März 1841.

Schweiz.

Ueber Handelsfreiheit und Prohibitiv-Systeme.

Vom Prof. Cherbuliez in Genf.

Es giebt keinen Industriezweig, von dem man sagen könnte, daß seine Interessen vorzugsweise mit denen des Landes zusammenfielen. Das ökonomische Interesse jedes Landes besteht in dem möglichst besten Gebrauche, den es von seinen produktiven Kapitalien macht, und nur in diesen allein. In einem Lande, wo sämmtliche Kapitalien so vortheilhaft als nur möglich verwendet werden, ist das Gesammt-Interesse aller Industrie-Zweige, welche diese Kapitalien nähren und fördern, mit dem des Landes innigst verknüpft, während da, wo solchethe Gesetze die vortheilhafteste Verwendung der Kapitalien verhindern, die Interessen gewisser Industrie-Zweige denen des Landes zuwiderlaufen.

Von zweien Industrie-Zweigen, in denen die Kapitalien eines Landes angelegt werden können, ist in ökonomischer Hinsicht derjenige der vortheilhaftere, welcher, ceteris paribus, mit demselben Kapital den bedeutendsten Ertrag giebt. Wir sagen ceteris paribus, weil man bei dieser Vergleichung die Wagnisse des Unternehmens, die Zeit, welche das Kapital zu seiner Umsetzung bedarf, und die verschiedenen Formen, unter welchen der Verbrauch des Kapitals vor sich geht, in Anschlag bringen muß.

So z. B. verbraucht Frankreich alle Jahr eine gewisse Quantität Feinwand, die wir mit 1100 bezeichnen; und diesem Industrie-Artikel ist ein Kapital gewidmet, das 1000 gleichkommt; allein baßselbe Kapital würde, auf den Weinbau angelegt, eine Quantität Wein hervorbringen, für die man eine der Zahl 1200 gleichkommende Quantität Leinwand eintauschen könnte. Augenscheinlich würde also der Weinbau, unter dieser Voraussetzung, dem Lande vortheilhafter seyn als die Fabrication der Leinwand, da er für baßselbe Kapital eine doppelte Quantität dieser Waare verschaffen würde.

Nun ist aber der vortheilhafteste Industriezweig für das Land nothwendig auch der vortheilhafteste für den Kapitalisten, der ihn ausübt und den Gewinn davon hat, da dieser Gewinn ja nichts Anderes ist, als der Ueberschuß des totalen Ertrages, den das auf die Production verwendete Kapital abgeworfen. Unter obiger Voraussetzung ergiebt es sich klar, daß der Weinbau dem Weinbauer das Doppelte des Gewinnes einbrächte, der ihm zufließt, wenn er baßselbe Kapital in die Leinwand-Fabrication steckte.

Aus dieser Prämisse ergiebt sich als streng logische Folgerung, daß die Kapitalien eines Landes immer durch das bloße Interesse der Producenten die vortheilhafteste, den ökonomischen Interessen des Landes angemessenste Verwendung erhalten; und daß, wenn diese Gesetze nicht einer Industrie gewährt sind, deren Erzeugnisse ein Land durch Tausch erhalten kann, es nie vortheilhaft seyn könne, diesen Tausch unmöglich zu machen und somit den Kapitalien einen Weg anzuweisen, den sie nicht von selber eingeschlagen hätten.

Die unbegränzte Freiheit des Tauschhandels zwischen verschiedenen Ländern ist also für jedes dieser Länder ein Mittel, zur höchsten möglichen Stufe des Wohlstandes sich zu erheben; denn jede Beschränkung dieser Freiheit durch Gesetze hat die unmittelbare und unvermeidliche Folge, daß sie einem Theile der Kapitalien des Landes eine weniger vortheilhafte Richtung giebt, als diejenige ist, der sie sonst gefolgt seyn würden. Dieses Prinzip duldet, so lange man nur die absolute Berechnung des Wohlstandes im Auge behalten will, keine Art von Beschränkung, selbst nicht, wo wir weiter unten zeigen werden, mit Begünstigung auf ein Land, welches allein im Besitze einer solchen Freiheit wäre und dessen Erzeugnisse von den Nachbarländern zurückgewiesen würden.

Diejenigen Staaten, die ihren internationalen Verkehr durch Verbote und Einfuhr-Zölle am meisten gelähmt haben, gestatten bestimmtgedacht dem Binnenhandel zwischen ihren verschiedenen Provinzen unbeschränkte Freiheit, so daß sie in den Dilemma, aus dem ihre gesunde Logik sie schwerlich befreien wird, Nehmen wir Frankreich als Beispiel:

Dieses Reich zerfällt in 86 Departements, deren Productions-Fähigkeiten, die erworbenen wie die natürlichen, sehr verschiedener Art sind, und welche, Dank dieser Mannigfaltigkeit, unter einander einen Verkehr treiben, gegen den der Verkehr des ganzen Landes mit dem Auslande nicht von fern in Betracht kommt. Wenn diese 86 Departements eben so viele verschiedene Staaten bildeten, so würde jeder einzelne dieser Staaten den Prinzipien der Handels-Gesetzgebung sich anbequemen, die jetzt in Frankreich herrschend sind. Sie würden sich deßwohlgiebt stolliren, den Versuch machen, Alles hervorzubringen, was ihnen Bedürfniß wäre, und zu diesem Ende durch Verbote und Zölle alle Industrie-Zweige schützen, die ohne einen solchen Schutz nicht bestehen könnten. Vermöge eines solchen Systems würden sie den Anwachs des Wohlstandes zu begünstigen vermeinen; und alle ohne Ausnahme, die südlichen wie die nördlichen, die armen wie die reichen Departements, würden die Handelsfreiheit als etwas ihrem ökonomischen Gedeihen Nachtheiliges von sich weisen. Thäten sie wohl Recht daran?!

Da nun der Reichthum Frankreichs nur die Summe des Reichthums seiner Departements ist, so muß ein System, welches jedem dieser Departements den größten möglichen Wohlstand zuführte, auch für ganz Frankreich das vortheilhafteste seyn. Unsere Maxime ist auf so allgemeine Thatsachen gegründet, daß sie in jeder menschlichen Vergesellschaftung, die eine Nation für sich bildet, Anwendung finden muß; die Größe des Landes und die Zahl seiner Bevölkerung kommen dabei gar nicht in Betracht.

Die Freiheit des Binnenhandels war — so wird man sagen — von der Nothwendigkeit diktirt, die verschiedenen Theile des Reichs innig zu vereinen und mit einander zu verschmelzen. Wir antworten hierauf, daß eine Vereinigung der verschiedenen Nationen Europa's nicht weniger wünschenswerth ist. Was aber die Verschmelzung und die aus derselben sich ergebende vollkommene Centralisation betrifft, so erscheint uns diese als ein Uebel, als der wesentlichste Mangel in der jetzigen Organisation Frankreichs.

Vielleicht hört man einwenden, daß die Freiheit des Binnenhandels vollkommen gegenseitig ist, wogegen die des Außenhandels es nicht seyn würde. Dieser Grund mag einen starken Schimmer von Triftigkeit haben; allein er besteht kaum die schwächste Probe. Welches ist die Wirkung der Verbote und der Einfuhr-Zölle, womit eure Nachbarn den Import eurer Produkte behindern? Sie verringern die Zahl der Tausche, die ihr mit ihnen machen könnt. Was thut ihr, wenn ihr selbst solche Hindernisse legt? Ihr vollendet das Werk eurer Nachbarn; ihr macht das Uebel ärger, das sie euch anthun wollen.

Indem der Ausländer auf eure Weine ungeheure Zölle legt und eure Seidenwaaren verbietet, bewirkt er, daß diese beiden Industrie-Artikel für euch minder vortheilhaft werden, als sie werden könnten; er verringert die Zahl der Tausche, durch welche ihr gewisse Erzeugnisse, wie Eisen und Leinwand, mit einem geringeren Kapital euch verschaffen könnt, als wenn ihr selbst sie anfertigtet. Der Tauschhandel hört damit zwar nicht auf, und ihr könnt eure Kapitalien noch zu etwas Besserem als der Fabrication von Leinwand oder Eisenwaaren verwenden. Das ist euch aber unerträglich. Ihr erwiedert die feindlichen Maßregeln des Auslandes mit ähnlichen Maßregeln; ihr erschwert die Einfuhr der Leinwand und des verarbeiteten Eisens durch Zölle und zwingt das Land, diese Artikel selbst zu fabriziren, sollten sie auch dann um das Doppelte mehr kosten als früher; ihr verwendet Kapitalien, die sehr vortheilhaft angelegt waren, auf Industrie-Zweige, aus denen ein weit geringerer Vortheil resultirt. Ihr vermehrt das Uebel, das der Ausländer euch zufügt, um ihn selber zu ruiniren. Mitten im Frieden macht ihr von dem Kriegsrechte Gebrauch und verbrennt eure Arrndten, damit der Feind sie nicht bekomme.

Das Prinzip der Handelsfreiheit ist wirklich so einleuchtend, daß wir uns immer von neuem verwundern müssen, dieses Prinzip so geringe Vorsichtigkeit machen, und noch mehr, es von gewichtigen und wohlunterrichteten Personen unanständig in Frage stellen zu sehen. Es scheint beinahe, als wäre die Handelsfreiheit ein Gegenstand, über den man ohne alle Kontrolle ins Blaue reden dürfte; und nichts ist wunderlicher, als die Gründe, die einige neuere Autoren zur Unterstützung des restriktiven Systems vorbringen. Beleuchten wir das Gelagte mit drei Beispielen, die aus den Werken Französischer Staats-Oekonomisten, denen man sonst ein richtiges Urtheil nicht absprechen kann, aufs Ungefähr ausgezogen sind.

Herr Dupois-Aymé, vormals Deputirter, Verfasser einer „Prüfung gewisser national-ökonomischer Fragen", läßt sich in einem Briefe an Herrn Dvilon Barrot, der in das Handels-Journal von 1833 eingerückt ist, also vernehmen:

„Die Verfechter der unbegränzten Handelsfreiheit sagen uns, es sey im Interesse jedes Franzosen und folglich auch der ganzen Nation, Alles da zu kaufen, wo es am wohlfeilsten ist. Ich leugne nicht eine

Digitized by Google

solche Bahrheit; allein ich zage diesen Herren zugleich, daß sie von Wohlfeil und Theurer keine klare Vorstellung haben. Sie glauben, dieser oder jener im Ausland fabrizirte Gegenstand komme ihnen weniger theurer zu stehen, als in Frankreich, weil sie ihn gegen eine geringere Summe Geld haben könnten, allein sie vergessen, von der Summe, die ihr Landsmann verlangt, den Werth alles dessen abzurechnen, was sie ihm für die Dienste, die er ihnen erwiesen hat, schuldig sind. Zahlt dieser Mann nicht einen Theil der Auflage, die ihnen selbst zur Last fiele, wenn er, statt in Frankreich zu wohnen, seine Fabrik ins Ausland verlegte? Zahlt er nicht einen Theil der Nationalschuld, einen Theil der Ausgaben des Staates? Nimmt er für seine Person keinen Antheil an der Vertheidigung unseres Gebietes, an der Beschützung unseres Eigenthums und unserer Familien? Ihr kaufet die Erzeugnisse seiner Arbeit; kauft er auch die eurigen?

Hören wir nun, was Herr Louis Say in sein Kapitel seiner Betrachtungen, die 1836 erschienen sind, über den National-Reichthum sagt:

„Zugegeben, was in gewissem Betracht auch wahr ist, die Schooten konnten den Franzosen wegen des niedrigen Preises ihres Eisens und ihrer Kohlen, vielleicht auch, weil sie mehr Ausdauer bei der Arbeit haben, baumwollene Stoffe liefern, die 20 Prozent wohlfeiler wären, als die in Frankreich fabrizirten; so würden die Konsumenten dieser Stoffe allerdings den Franzosen mit 120 Millionen bezahlen müssen, was sie den Schotten nur mit 100 Millionen bezahlt hätten. Erwägt man aber, daß diese Art Auflage den Französischen Industriellen jährlich 100 Millionen einbringt, so wird man sie nicht nur rechtmäßig finden, sondern auch eine wichtige Ursache der Mehrung des National-Reichthums in ihr erkennen."

„Was würde die Folge gewesen seyn, wenn das Französische Gouvernement vor vierzig Jahren die Theorie des Sir Adam Smith angenommen hätte? es würde die Baumwollenzeuge zu gekauft haben, wo sie am wohlfeilsten waren, würde keine Kosten darauf gewendet haben, um geschickte Mechaniker und gute Webrstühle aus England zu erhalten; und der niedrige Preis der Stoffe hätte die ungeheuren Etablissements, die man um jene Zeit in Frankreich gründete, nicht aufkommen lassen. Gewiß, unser Vaterland würde 120 Millionen jährlicher Einkünfte entbehren müssen, die es jetzt wohl als Ueberschuß hat; denn die industrielle Klasse genießt gegenwärtig dieses Einkommen außer dem, das sie nur gehabt hätte, wäre die Baumwollen-Industrie in Frankreich nicht auf obigem Wege akklimatisirt worden."

Diese beiden Schriftsteller sind also darin einig, daß sie annehmen, ein Verbot oder ein schützender Zoll habe die magische Kraft, Fabrikanten und Kapitalien in einem Lande zu erzeugen. Dennoch sind es Leute, denen man eine Dosis gesunden Menschenverstandes nicht absprechen kann, und die uns gewiß einer großen Absurdität beschuldigten, wenn wir ihnen sagten, man brauche einen Acker nur umzupflügen, um Kohl und Kartoffeln zu bekommen.

In Herrn Alban de Villeneuve's Geschichte der politischen Oekonomie (1839) lesen wir mit Bezichung auf den Handelsvertrag, den Frankreich und England im Jahre 1786 abgeschlossen, folgende Bemerkungen:

„Der Minister schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß die Freiheit des gegenseitigen Tausches beider Länder auf jeden Fall unseren Wohlstand vermehren würde. Allein er hatte nicht berechnet, daß die ungeheuren Kapitalien Großbritaniens den Kampf mit unseren Opfer erlauben, mit deren Hülfe es in wenigen Jahren unsere Industrie vernichten könnte. Er vergaß, daß die Engländer hinsichtlich ihrer Versorgung mit Wein und gewissen anderen Lebensmitteln schon durch den Vertrag von Methune mit Portugal verbunden waren. Endlich hatte er sich auch von dem nationalen Sinne der Franzosen eine zu hohe Vorstellung gemacht. Nachdem die Geschäftigkeit und Frivolität unserer Landsleute machten, daß ihnen alle Britische Waare willkommen waren, gaben die Engländer beständig den Weinen Portugals, den Oelen und Seidenwaaren Italiens den Vorzug und bezogen aus Frankreich nur unser daares Geld. Unter dem Schein vollkommener Gleichheit führten die vortheilhaften Stipulationen, welche England sich verbedungen hatte, und die Art, wie es diejenigen ins Werk setzte, die uns günstig waren, zu dem Ergebniße, daß der französische Verkehr zwischen beiden Ländern, der bis dahin so ziemlich Bilanz gehalten, fortbin der landwirthschaftlichen und Manufaktur-Industrie Frankreichs 25 Millionen entzog; denn so groß war die Summe des Ueberschusses der Britischen Importe."

Man muß diese letzten Zeilen mehrere Male lesen, um seinen Augen zu trauen. Wie? Frankreich befände sich im Verluste, wenn es mehr empfängt als es giebt? Bis jetzt haben wir immer geglaubt, wir machten eine treffliche Speculation, wenn wir zehn Säcke Getraide hingäben und funfzehn Säcke Mehl dagegen empfingen, wenn auch die Müller dabei nicht ihre Rechnung fänden. Herr von Villeneuve ist anderer Meinung; nach ihm wäre diese Speculation für die Müller vortrefflich, desto schlechter aber für uns!! *)

Solche Dinge schreibt und druckt man heutzulage in Frankreich unter dem Titel: „politische Oekonomie".

Kommen wir nun wieder auf unser Prinzip.

Je mehr die Kapitalien eines Landes anwachsen, desto mehr wächst auch die Zahl der industriellen Unternehmungen, auf die sie mit Vortheil verwendet werden können. Es waltet aber in dieser Beziehung zwischen der landwirthschaftlichen und der fabrizirenden Industrie ein sehr merklicher Unterschied statt. Der letzteren macht jede auf die Production verwendete Zulag-Summe das Kapital immer produktiver, während in der ersteren die nach und nach verwendeten Theile des Kapitals immer weniger produktiv werden.

Dieser Unterschied hat eine doppelte Ursache. Die Hinzufügung neuer Kapitalien in den fabrizirenden Zweigen der Betriebsamkeit verschafft uns das Mittel, die Arbeiten immer mehr zu vertheilen und eine immer thätigere Mitwirkung der Naturkräfte zu sichern, während diese Anwendung und Mitwirkung in der landwirthschaftlichen Industrie schon durch die Natur der Arbeiten sehr beengt sind. Ferner bleiben die chemischen oder mechanischen Kräfte, welche die fabrizirende Industrie anwendet, fast immer so ziemlich sich selber gleich; die tausendste Maschine hat dieselbe Wirkung, wie die erste; wogegen die pflanzenerzeugende Kraft, das wesentliche Agens der Production in der landwirthschaftlichen Oekonomie, einem begränzten Boden einwohnt und hier in sehr verschiedenen Graden sich äußert, mag man nun den verschiedenen Charakter des Bodens oder die successive Verwendung des Kapitals, wodurch die Entwickelung dieser Kraft auf einem und demselben Grundstück bewirkt wird, im Auge haben.

Hieraus ergiebt sich, daß die Fortschritte der landwirthschaftlichen Industrie im Allgemeinen durch eine Verminderung der relativen Produktivität des Kapitals und Erhöhung des Preises der Produkte bezeichnet werden; während in den übrigen Industrie-Zweigen der Fortschritt durch eine sowohl relative als absolute Vermehrung der Produktivität des Kapitals und durch ein Sinken des Werthes der Produkte sich kundgiebt. Im ersten Falle ist die Erhöhung des Werthes die unmittelbare Ursache des Fortschritts, d. h. die Hinzufügung zum produktiven Kapital; im anderen Falle ist das Sinken des Werthes die Wirkung dieser Hinzufügung und der Vermehrung der relativen Produktivität, die aus derselben resultirt.

Der Fortschritt des Landbaues, kurz er nur in einer Ausdehnung der Kultur des Bodens besteht, ohne einer die andere Industrie verwendeten produktiven Kapital besteht, dieser Fortschritt, der nur mit einer Vermehrung der totalen Quantität der Erzeugnisse enden kann, ist also nicht ein absoluter Vortheil, den man immer wünschen dürfte, und zu dessen Erreichung es weise wäre, Opfer zu bringen. Der Ackerbau sollte weniger, als jeder andere Industriezweig, durch Verbote und Einfuhrzölle auf fremde Erzeugnisse beschützt werden; denn während die anderen Industriezweige diejenigen unter einem solchen Schutze mit der Zeit einträglich werden, dann jedes Schutzes entbehren und das Land zum Theil für die Opfer, die es ihnen gebracht, entschädigen können, gelingt es der landwirthschaftlichen Oekonomie nur dann, die totale Masse ihrer Erzeugnisse zu vermehren, wenn sie ihre Kapitalien weniger ökonomisch verwendet, eine Verminderung, deren unvermeidliches Resultat eine beständige Erhöhung des Werthes ihrer Erzeugnisse ist. Da nun der Ackerbau den übrigen Industriezweigen ihre ersten Stoffe und den größten Theil dessen liefert, was die Arbeiter nöthig haben, so übt die beständige Erhöhung des Preises seiner Erzeugnisse auf alle Arten von Production einen schädlichen Einfluß. So ist es in England, unter der Herrschaft von Gesetzen, welche die Einfuhr des Getraides verbieten, so lange sein Preis auf dem National-Markte nicht eine gewisse Höhe erreicht hat.

(Schluß folgt.)

England.

Einfluß der Temperatur auf die menschliche Gesundheit.

(Schluß.)

Die bekannten Zakta der Wirkung der Luftpumpe und der Schropfköpfe auf die Gefäße der Haut beweisen, mit welcher Leichtigkeit die in ihnen enthaltene Flüssigkeit dünn werden. Die peinlichen Sensationen, die man im Kopfe unter der Taucherglocke in Folge einer Vermehrung des Druckes verspürt, die kaum $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ beträgt, bringen, wenngleich in geringerem Grade, die umgekehrten Wirkungen zur Anschauung. Sir J. Murray schlug im Jahre 1835 der Britischen Association der Wissenschaften die Anwendung der nach Verschiedenheit des Falles verdichteten oder verdünnten auf einzelne Körpertheile applizirten Luft als Heilmittel in mehreren Krankheiten vor. Diese Vorschläge könnten sehr nützlich seyn, und wir haben späterhin ersahren, daß die Ausführung derselben in Paris mit einigem Erfolg und in geeigneten Apparaten, die sowohl die Operation auf ein einziges Glied als auch auf die ganze Körperoberfläche geskatteten, verwirklicht worden ist. Auch abgesehen hiervon, ist es doch nicht zweifelhaft, daß selbst in der Gränze der Barometer-Schwankungen ein plötzlicher Wechsel des Druckes, wenn er nicht einmal $\frac{1}{10}$ überschreitet, entsprechende Veränderungen in dem Gleichgewicht der Circulation veranlassen kann, die namentlich geeignet sind, Krankheiten des Gehirns zu erzeugen. So hat der Verfasser während seines praktischen Lebens zwei oder drei durch die häufigen und plötzlichen Wechsel des Barometer-Standes und durch das gleichzeitige auffallende Sinken des Thermometers ausgezeichnete Perioden beobachtet, während welcher die Anfälle von Apoplexie oder Paralyse bei weitem das gewöhnliche Mittel überschritten. Gleichzeitig hatte

*) Der Notwendigkeit wegen setzen wir hinzu, daß die 25 Millionen, von denen es sich hier handelt, weder ein Verlust, noch ein Gewinn für Frankreich waren, dessen Gesammt-Importe durch seine Gesammt-Exporte aufgewogen wurden, wie dies in jedem Lande der Fall seyn muß. Wenn der Ueberschuß der Britischen Importe direkt in Geld bezahlt wurde, so mußte sich wohl Frankreich dieses Geld gegen ein Aequivalent an Produkten von Außen herverschaffen. Es ist noch wahrscheinlicher, daß dieser ganze Betrag Metall Transsort gar nicht stattfand, und daß die Britischen Gläubiger durch Remissen auf dritenigen Länder, mit denen Frankreich, wie man damals sich ausdrückte, günstige Bilanz hatte, bezahlt wurden.

Digitized by Google

er mehrere weniger bedeutende Affectionen des Gehirns, wie Schwindel, und jenes Ensemble von Zuständen zu sehen Gelegenheit, welche auf eine Störung des Gleichgewichts in den Functionen des Organismus hindeuten. Die im gemeinen Leben üblichen Ausdrücke: „Reichthierkeit und Schwere der Atmosphäre", scheinen schon auf die Kenntniß jenes beträchtlichen Einflusses hinzudeuten, der durch jene Wechsel in unserem Befinden zu Wege gebracht werden kann. Störungen der Digestion und Schlaflosigkeit sind häufig gleichfalls als Wirkung einer schnellen Verminderung des Luftdrucks beobachtet worden.

Das Gefühl äußerster Ermüdung, das man beim Ersteigen hoher Berge verspürt und das man den Wirkungen der verdünnten Luft zuzuschreiben pflegt, kann wohl auch durch den Kraftverlust in Folge des Ganges und durch die beschleunigten Herz- und Athembewegungen bewirkt werden. Die Versuche des Professors Weber aber verleiten zu dem Gedanken, daß diese Wirkung zum großen Theil auch durch das Fallen des Schenkelknochens in seiner Gelenkkapsel zu Stande gebracht werden kann, da der Druck der Luft so weit abnimmt, daß er darin ihn nicht mehr darin erhalten wird. Die pathetischen Luftfahrten scheinen in der That zu beweisen, daß bei guter körperlicher Gesundheit und vollkommener Integrität der Functionen die Verminderung des Luftdruckes nicht dieselben Sensationen hervorbringt. Herr Green, jener berühmte Englische Aeronaut, der Luftfahrten mit 400 verschiedenen Personen die zu den verschiedensten Jahreszeiten mit der verschiedensten Schnelligkeit und bei den mannigfaltigsten Zuständen der Atmosphäre unternommen hat, hat dem Verfasser das Resultat seiner Beobachtungen über diesen Gegenstand mitgetheilt. Er versichert darin, daß er niemals Jemand durch etwas Anderes als durch den plötzlichen Temperatur-Wechsel und durch Ohrensausen, welches Einige dem Geräusch eines tönenden Donner vergleichen, merklich belästigt sah. Die letztere Sensation fand aber nur bei heftigen Stürzen oder Fallen des Ballons Statt, und sie war weit weniger beschwerlich als die gleiche Empfindung unter der Taucherglocke. Herr Green hat nie seine eigene Respiration beeinträchtigt oder beschleunigt gefunden, außer dann, wann er sich durch das Herabwerfen des Ballastes oder anderswie ermüdete oder sich plötzlich einer bedeutenden Kälte aussetzte. Sein Puls kam nie unter 10 bis 12 Schläge. Weder er, noch irgend einer seiner Gefährten wurde jemals von Schwindel oder Uebelkeit heimgesucht, obgleich dieser Wirkungen manchmal bei ähnlichen Fällen Erwähnung geschieht. Im September des Jahres 1838 erhob er sich mit Herrn Auld bis zu einer Höhe von 27,136 Englischen Fuß über 24 Meilen über die Meeresfläche, die größte Höhe, zu der ein Mensch gelangt ist und die bis jetzt der höchsten glaubwürdigen Höhe des Himalaya entspricht. Die ersten 11,000' wurden in sieben Minuten zurückgelegt, und Herr Auld wurde dabei nur durch die Kälte belästigt.

Auch die Gewohnheit kann gegen den Einfluß einer sehr verdünnten Luft unempfindlich machen. So liegt die Stadt Mexiko 7400' über der Meeresfläche, die Stadt Potosi in Peru, nach den im Jahre 1826 von Pentland veranstalteten Messungen, 13,260' über dem Stillen Ocean, und Humboldt erwähnt Dörfer, die auf den Anden mindestens eben so hoch liegen. Zuverlässige Berichte aber über die diesen Gegenden eigenthümlichen Krankheiten, über die Mittelzahl der dortigen Mortalitäts-Verhältnisse und über die Schnelle, welche man aus dem Einfluß, den ein so schwacher Luftdruck dort ausübt, ziehen könnte, fehlen bis jetzt.

Man darf wenigstens folgern, daß sich der menschliche Körper leichter einer Verdünnung als einer Verdichtung der Luft akkomodirt, und daß häufige Wechsel des Druckes einen schädlicheren Einfluß auf den Organismus ausüben, als eine lange Dauer derselben, selbst weit von dem mittleren Stande entfernten Barometer-Höhe.

IV. Elektrizität der Atmosphäre.

Dieser wenig untersuchte Einfluß scheint am mächtigsten auf die thierische Oekonomie zu wirken, sey es in Folge seiner Schnelligkeit und Verbreitung, sey es durch seine innige Beziehung zum Nervensystem. Er mischt sich außerdem allen übrigen atmosphärischen Veränderungen bei und erscheint auf diese Weise die richtige Abwägung des einem jeden von ihm zukommenden Theiles. Die Beispiele sind dargethan, daß fast alle Naturerscheinungen des pflanzlichen und thierischen Lebens, daß die chemischen Prozesse, die Verdunstung und Condensation des Wassers, die Störung des Gleichgewichts in der Temperatur der Körper, kurz, daß eine so große Zahl verschiedener Umstände elektrische Phänomene zu erzeugen im Stande ist, daß sich vorherzusagen auch in der Atmosphäre in dieser Beziehung bemerkende und häufige Wechsel unaufhaltsam zeigen müssen.

Ganz abgesehen von der fraglichen Identität der Elektrizität und des Nerven-Prinzips, existirt doch eine große Zahl von Thatsachen, welche die Möglichkeit einer Störung des elektrischen Gleichgewichts zwischen den lebenden Körpern und der Außenwelt zur Genüge darthun. Die Phänomene der elektrischen Fische sind allbekannt; aber ähnliche Wirkungen sind auch bei Menschen beobachtet worden. Einer der merkwürdigsten und ein vollkommen konstatirter Fall dieser Art ist derjenige, der im Jahre 1838 an einer Dame in Boston beobachtet worden ist, die ohne wahrnehmbare Ursache plötzlich vermaßen elektrisch wurde, daß sie, sobald ein Leiter sich derselben näherte, dieselben auf eine Entfernung von 1½' Funken sprühte, während sie selbst außerdem ganz die den elektrischen Schlägen eigenthümliche Sensation empfand. Dieser Zustand dauerte ganze Monate und hörte allmälig auf, indem die Elektrizität allmälig an Intensität zu verlieren scheint.

Indeß ganz unberücksichtigt diese speziellen Fakta, erzeugt der Einfluß der Veränderungen in der atmosphärischen Elektrizität durch seine Beziehung zu den Sensationen und zur Muskelkraft Wirkungen, welche denen wohlbekannter Krankheiten sehr ähnlich sind. So bringt eine, nach anderen Erscheinungen zu schließen, mit Elektrizität überladene Atmosphäre bei manchen Personen fieberähnliche Symptome hervor: abwechselnden Frost und Hitze, allgemeine Abgeschlagenheit, Schwäche und Schmerzhaftigkeit der Gliieder, Druck und andere Beschwerden im Kopfe ꝛc. Bisweilen haben die in den Muskeln des Stammes und der Glieder hervorgerufenen Sensationen die größte Aehnlichkeit mit dem Rheumatismus. Diese Aehnlichkeit kann einen solchen Grad erreichen, daß man beim Herannahen eines Sturmes manche Personen an allen diesen Empfindungen, begleitet von Druck und Stechen in den Augen und einer Art Prickeln über den ganzen Körper, leiden sieht.

Die durch die Kunst hervorgerufenen Wirkungen der Elektrizität, welche in den Muskeln und Gelenken ein Gefühl von Erstarrung und Schmerz zurücklassen, sind den oben beschriebenen Wirkungen oder den Symptomen eines beginnenden rheumatischen Fiebers sehr analog. Eine längere Zeit fortgesetzte künstliche Elektrisirung bringt immer, namentlich wenn das Individuum violirt ist, in einem mehr oder minder deutlichen Grade eine Art allgemeiner Mattigkeit und eine Verminderung der Pulsfrequenz hervor. Diese Beobachtungen bestätigen den der Elektrizität als veranlassendem Moment der oben beschriebenen Erscheinungen zugeschriebenen Einfluß.

Obgleich diese Wirkungen gewöhnlicher beim Herannahen und während der Dauer der Stürme sich finden, so kann sie doch keineswegs an diese atmosphärischen Ereignisse gebunden. Man sieht sie bisweilen während des Vorherrschens gewisser Winde ganze Wochen dauern und mit noch größerer Intensität auf Thiere und Pflanzen als auf den Menschen wirken. Die Oswinde in England sind durch die Sensationen ausgezeichet, welche sie hervorrufen, selbst ohn daß man sich der äußeren Luft aussetzt, Wirkungen, die man weder durch die Thermometer, noch durch das Hygrometer, selbst durch den Trockenheits-Grad der Luft erklären kann, sondern die sich genau so verhalten, daß man veranlaßt wird, sie auf Rechnung des elektrischen Einflusses zu bringen. Der unter dem Namen Sirocco bekannte Wind des südlichen Europa's, der Samum in den Wüsten Afrika's und die aus Süd-Ost kommen, die Eben in einem noch viel höheren Grade dieselben schwächenden Einflüsse auf den Menschen ausüben, der sie begleitenden Erscheinungen verleihen an den Küsten des Mittelländischen Meeres zu beobachten Gelegenheit hatte, trägt kein Bedenken, sie dem elektrischen Verhalten des auf diese Weise in Bewegung gesetzten Luftzuges zuzuschreiben.

Bis jetzt hat man sich noch nicht veranlaßt gefunden, irgend eine genau bestimmte Krankheits-Species mit Sicherheit der atmosphärisch-elektrischen Reizung zuzuschreiben. Die wenigen genau beobachtbare Epidemieen, für die sich eine andere Ursache nicht aufzufinden machen ließ, auf deren Rechnung geschoben hat. Indeß ist doch, trotz der Unmöglichkeit der Zurückführung einer speziellen Krankheit auf die Elektrizität, die Annahme derselben als einer Causa disponens, namentlich für Krankheiten der Circulation und des Nervensystems, eine sehr plausible. Es giebt allerdings keinen directen Beweis von dem Einfluß dieser Kraft auf das Blut; wenn man aber an die bekannten Wirkungen des Blitzes auf diese Flüssigkeit, an die Aufhebung der Gerinnungsfähigkeiten, an die Beschleunigung der Putrefaction derselben und an die Elektrizitäts-Entwickelung bei allen chemischen Prozessen denkt, so wird man es wohl nicht mehr für unwahrscheinlich erachten, daß jeder Wechsel der äußeren oder inneren Elektrizität auch von Bedeutung für die Circulation des Blutes seyn muß. Um zu einigermaßen geläuterten Begriffen über diesen Gegenstand zu gelangen, müßte man die Krankheiten selbst in ihren verschiedenen Phasen auf die natürliche Elektrizität des Körpers studiren. Einige vortreffliche Beobachtungen von Humboldt und Pfaff in Bezug auf das Verhalten der Elektrizität bei Kranken, die an Rheumatismus litten, liefern eine Probe von den Resultaten, die man durch solche Beobachtungen zu erlangen im Stande ist. Man müßte ferner genau die Entwickelung der Elektrizität im thierischen Organismus überhaupt untersuchen; die natürlichen Veränderungen derselben nach Alter, Geschlecht und Temperament erforschen; man dürfte endlich das Wechselverhältniß derselben zu den vitalen Functionen und zu den Schwankungen der Lust-Elektrizität nicht unberücksichtigt lassen. Bis jetzt aber kennen wir in der That noch nicht einmal mit Sicherheit die statistischen Zahlen-Verhältnisse der positiven und negativen Elektrizität der Individuen, noch viel weniger aber die Momente der Differenzen und der Wechsel, die eine und dieselbe Person darbieten kann. Die Haut-Elektrizität z. B., die vielleicht durch die Natur der Bekleidung modificirt wird, muß nothwendig eine große Rolle in ihrem Verhalten zur atmosphärischen Elektrizität spielen, und es wäre sehr interessant, sich von der Angabe des Herrn Donné zu überzeugen, daß die Haut an ihren beiden Oberflächen ein entgegengesetztes elektrisches Verhalten zeigt. Diese Untersuchungen würden auch ein ausgezeichnet nützliches Resultat haben; denn sie würden die mehrjährige Praxis über die wahrscheinlichen von der Elektrizität bei der Behandlung einzelner Krankheiten zu erwartenden Erfolge ausklären, die bis jetzt noch äußerst zweifelhaft geblieben sind.

Frankreich.

Gastronomische Aphorismen und Miszellen.

(Nach dem Französischen in Philomnestes (Delgnot) Livre des Singularités. Dijon et Paris, 1841.)

Die Freuden der Tafel eignen sich für jedes Alter, für jeden Stand, für jedes Land und für jeden Tag. Sie lassen sich mit allen

Digitized by Google

anderten Lebensfreuden verbinden und sind die letzten, welche bleiben, um uns für den Verlust der übrigen zu trösten.

Dem rechtschaffenen Mann muß vor Allem die Ehre seines Tisches am Herzen liegen. Eine gute Küche ist die Zettweide eines reinen Gewissens.

Der wahre Gastronom, der ein seiner würdiges Diner geben will, schreibt seine Einladungs-Karten des Morgens nüchtern, mit der kaltblütigsten Ruhe und der reinsten Ueberlegung. Er wird zwischen dem Tage der Einladung und dem des Gastmahls nie weniger als 4 und nie mehr als 14 Tage verstreichen lassen.

Wer einen Menschen zu Gast bittet, möge nie vergessen, daß er die Sorge über sich genommen hat, so lange er sein Dach mit ihm theilt, ihn glücklich zu machen.

Vor der Einladung muß er seinen Mann ins Visier nehmen und prüfen, ob er theoretisch und praktisch der Ehre würdig ist, die er ihm erzeigen will.

Der Gastronom muß einen feinen Geruch haben; die Nase ist ihm, was dem Schiffer der Kompaß ist.

Dem Geladenen ein einfaches Mittagbrod vorsetzen, ist eine Treulosigkeit; unter Männern von Zeingeschmack eine Ehrenkränkung.

Das Mahl muß aufgetragen seyn, ehe die Gäste kommen. Beiläufig ist die Sommeteie der gefährlichste Feind des wahren Tafel-Genusses.

Wenn die Nebengerichte (hors d'oeuvres) Weltseine der Eßluft sind, so sind die Gemüse eine Sicherheitsklappe, welche das Fenet des Magens wieder dämpft.

Der wahre Gastronom wird nie vor Ende des ersten Ganges ein Gespräch anknüpfen. Bis dahin ist die Sache zu ernst, um eine unnütze Zerstreuung der Tischgesellschaft herbeizuführen.

Kommt ein Kapaun mit Trüffeln auf den Tisch, so muß sofort jede angefangene Unterhaltung abbrechen.

Enthaltsamkeit ist das Beweisstepan eines schlechten Magens.

Ein Gastronom, der keinen guten Magen hat, ist ein Grenadier von der Invaliden-Compagnie.

Die Austern sind die besten leichten Truppen, die vorausgeschickt werden können, um das Tafelgericht in den Gang zu bringen, aber sie müssen ohne Unterlaß mit einem leeflichen weißen Wein angefrischt werden.

Einer Schöpfenkeule ist mit denselben Gefühlen entgegen zu gehen, wie einem ersten Liebesgespräch; nur muß sie weich seyn, wie das zerknirschte Herz eines Sünders, goldbraun wie ein Deutsches Mädchen und blutig wie ein Karaibe.

Benutze die Bildsamkeit eines guten Kalbsnierenbratens, vervielfältige seine Metamorphosen; es ist das Chameleon der Küche, und eben so an seiner Stelle als Einleitung eines Junggesellen-Frühstücks, wie als Peripetie eines Philosophen-Mahles.

Das Schwein ist der Held des Karnevals. Gleich der tollen Jugend, steckt es sich hinter allerlei Masken; aber unter den zierlichsten Verkleidungen verräth sich immer seine unverkennbare Originalität. Mögen wir es nun in der braunen Kutte der Bratwurst oder unter dem weißen Domino der Leberwurst, in dem knappen Wamms der Mettwurst oder in dem Mäntelchen der Saucischen zu suchen haben.

Das wilde Schwein, der Fürst der Forsten, ist so unbezähmbar, daß seine Wildheit nur unter dem Joch einer kalten Pastete gebeugt werden kann.

Sein Thronerbe, der Frischling, ist gespickt der Hippolyt der Küche, gleich seinem Vater, wie Racine sagt: nourri dans les forêts, il en a la rudesse. Es ist vielleicht der einzige schöne Zug von dem grausamen Heinrich VIII. von England, daß er seinen Koch zum Baronet machte, weil er ihn zur rechten Zeit mit einem Frischling überrascht hatte.

Ein Wiesenblatt umhüllt das Rehhuhn, wie einst der große Denker Diogenes hinter einer Tonne gesucht werden mußte.

Mit Recht wird der Schnepfe von uns dieselbe Verehrung erwiesen, wie dem Dalai Lama von seinen Anbetern, denen selbst die Extremente desselben köstlich sind.

Die Kaetoffel ist das Zunzfernwache des Kochkünstlers; er kann Alles daraus machen. Uns noch hat sie in der Unsicht ihrer natürlichen Schale für viele Liebhaber den größten Reiz, und sie sagen zu ihr in dieser Gestalt, wie der zärtliche Drosman zu Zaiee:

> L'art n'est pas fait pour toi,
> te n'en a pas besoin.

Das Ei ist der stets gefällige Vermittler in Sachen der freitigen Gerichtsbarkeit unter den Gewürzen. Selbst wo sich die Poeteren am schroffsten gegenüber stehen, wird ihm selten der Sühneversuch fehlschlagen.

Die Trüffel, so unaussehnlich sie an sich ist, kann für den Diamant der Küche gelten. Eine Pastete, welches ihre Baks auch sey, mit Trüffeln, ist eine Dose mit dem Portrait in Brillanten gefaßt.

Ein Nachtisch ohne Käse ist eine Szene, die nur ein Auge hat.

Einen Rest in einer Champagner-Flasche lassen, heißt eine Sünde gegen sich selbst begehen.

Napoleon machte sich aus den Tafelfreuden wenig, worüber sein vertrauter Kammerherr, M. de Cussy, ein großer Feinschmecker, unendlich war und weshalb man ihn sagen hörte, selbst dem größten Manne pflege immer noch etwas zu fehlen. Nur ein Huhn, Cotelets und vor Allem der Kaffee mußten an jedem Ort und zu jeder Zeit für den Kaiser bereit gehalten werden. Den Kaffee liebte er leidenschaftlich und trank bis 20 Tassen täglich, ohne sich dabei schlechter zu befinden. Indessen hat seine Tafel nichtsdestoweniger zu einer der glänzendsten Erfindungen der Französischen Kochkunst, dem rôti à l'impératrice, Veranlassung gegeben. Das Rezept dazu ist folgendes: Nimm eine Olive von den schönsten und fleischigsten Art, löse den Kern aus und fülle sie statt dessen mit einem Schnittlein Knoblauch; dann stopfe die Frucht in eine Drossel*), und diese, gehörig zubereitet, in eine fette Wachtel. Die Wachtel wird nun in ein Rebhuhn, das Rebhuhn in einen Fasan, und der Fasan in einen Kalbsbraten gesteckt, der endlich in dem Bauch eines Spanferkels Platz nehmen muß. Dies am Spieß gebraten, giebt, wenn sich sein Küraß im Feuer vergoldet hat, ein Gericht, welches, durch die hervorgebrachte Wechselwirkung aller eingeschachtelten Elemente auf einander, sowohl für den Gaumen als für den Geschmack selbst gleichen Reiz hat, dessen kostbarster Bissen aber die Olive ist, die den Mittelpunkt bildet und die Quintessenz der feinsten Kräfte aus ihren verschiedenen Umgebungen an sich gezogen hat. Ein ähnliches Gericht, nur in großartigerem Maßstabe, hatten, wie der ältere Plinius und Makrobius berichten, schon die Römer; es war ein wildes Schwein, mit mancherlei anderem Wild und Geflügel gefüllt, das auf einem Spieß umgedreht unter einem Beinamen, der vom Trojanischen Pferde hergenommen war (porcus trojanus, sanglier à la trojenne).

Auch Lord Byron verdient keinen Platz in den gastronomischen Annalen. Er pflegte weder zu frühstücken, noch zu Abend zu essen. Was er sein Mittagbrod nannte, bestand hauptsächlich aus Theetassen, der so oft seyn mußte, daß er aufzuhandwerfen, aus Gurken und rothem Kohlsalat. Vom Käse aß er am meisten und kochte ihn mit Cider oder Bonrton-Ale an. Nach Tisch trank er Wein oder Liqueur. Den Thee genoß er flach und in Menge.

Lessing's Leibgericht waren Linsen, um derentwillen er derselben Aufopferung wie Esau fähig gewesen wäre. Schiller aß Schinken gern und beinahe täglich, eine Wahrverwandtschaft, die vielleicht durch die Allusion in prädestinirt war; bald trank er wenig, bald viel Kaffee, wie die Kinder, Kuchen und Gebackenes. Wie herrlich ihm eine Forelle aus dem Zillertbal geschmeckt hatte, wußte er noch nach zwei Jahren zu rühmen. In seinem Alter trank er nach Tisch ein Glas Kirschwasser. Mehr zu den Deutschen Feinschmeckern gehört Klopstock; er schmunzelte, wenn er eine Leiffelpastete, einen Lachs oder eine Lachsforelle vor sich sah, und trank gutes Rheinwein dazu, wo er konnte in späteren Jahren mit einer Flasche Bordeaux vertauschte. Genügsamer war Kant; seine Hauptgerichte bestanden in Linsenbrei, Rüben mit Speck, einem Pommerschen Speckpudding, Erbsen mit Schweinsfüßen und Backobst, ein Beweis, daß er sich durch ätherische Speisen den Weg zum Absoluten nicht zu bahnen suchte, daher ihm auch gewöhnlich drei volle Stunden von 1 bis 4 Uhr nicht zu viel waren, um sie mit philosophischer Ruhe zu genießen.

Mannigfaltiges.

— Allgemeine Gesetzgebung gegen den Nachdruck. Dreiundfunfzig Pariser Buchhändler haben neuerdings bei der Französischen Deputirten-Kammer eine Bittschrift eingereicht, worin sie, mit Bezug auf das derselben vorliegende Gesetz über das literarische Eigenthum, darauf antragen, daß Frankreich, wenn es auf Abschließung von Verträgen zu erwarten, auch des Auslandes literarisches Eigenthums-Recht anerkenne und so der übrigen Welt mit einem guten Beispiele vorangehe. Die Buchhandlung Jules Renouard und Comp. in Paris, die seit kurzem auch in Leipzig ein Filialgeschäft etablirt hat, theilt diesen Beschluß der Pariser Bezleger in einem Rundschreiben an die Deutschen Buchhändler mit. Mit Recht sagen die Herren Renouard in ihrem Rundschreiben: „Wenn der Nachdruck die widerrechtliche Anmaßung des Eigenthums eines Anderen ist, so muß man den Muth haben, dies laut zu erklären, und damit beginnen, das Beispiel des Opfers zu geben, um damit das Recht zu erlangen, die Nachahmung dieses Beispiels zu fordern." Allerdings würde, wenn eine solche allgemeine gegenseitige Rechtsgewährung einträte, der Französische Buchhandel weit mehr dabei gewinnen, als der irgend einer anderen Nation; aber wer wird, wo es auf so Anerkennung sittlicher Grundprinzipien, auf Recht und Ehre ankömmt, seinen Privatvortheil, und wäre es auch der Privatvortheil einer Nation, auf die Waagschale legen wollen? Ueberdies werden auch wie Deutsche immer mehr von der Nachdrucks-Industrie des Auslandes bedroht. Nachdem es der Bundesgesetzgebung gelüngen ist, diese Industrie auch auf Württemberg zu vertreiben, wo sie noch zu letzt unter den Augen der ersten Verleger Deutschlands ihre Pressen aufgestellt hatte, hat sie sich nach der Schweiz und nach Frankreich geflüchtet. In Paris lassen jetzt die Herren Bandry nach den Stereotyp-Platten, die früher von Tétot Freres angefertigt worden, neue Abdrücke der Deutschen Klassiker veranstalten, und zwar nachdem sie von Platten von so gutlesbarer Druckschrift gezeugt worden, die früher dem Debit ein wesentliches Hinderniß waren. Nicht minder beginnt man auch in Holland, „veranlaßt durch den dierzulande stets zunehmenden Geschmack an der Hochdeutschen Literatur", Nachdrücke von Schiller, Goethe, Körner, Bürger, Herder, Wieland, Klopstock, Voß, Tiedge, Gellert, Lessing, Chamisso und Uhland*) zu veranstalten. Es wäre daher, wenn nicht schon das höhere Interesse der Ehre und des Rechts es geböte, auch im praktischen Interesse des Handels und Verkehrs, wenn Deutschland mit Frankreich bei jenem gesbartigen Plane gemeinschaftliche Sache machte.

*) Eigentlich maovierte, eine Art kleiner Drosseln.

**) Wir haben die Dichter hier in der Reihefolge genannt, wie die Holländische Ankündigung sie giebt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 35. Berlin, Montag den 22. März 1841.

Spanien.

Juden als Arabische Dichter.

Mitgetheilt von F. Lebrecht.

Vor der Erscheinung Muhammed's lebten auf der Arabischen Halbinsel viele jüdische Stämme unter eigenen Fürsten, unabhängig von Arabern und Christen, ja das ganze Land zu manchen Zeiten beherrschend. In dieser Zeit gab es unter ihnen Ritter und Dichter, welche nicht die Sprache der Väter, sondern die des Landes zum Ausdrucke ihrer poetischen Ergüsse wählten. Die große Arabische Anthologie bewahrt die herrlichsten Proben von Schlacht- und Minneliedern solcher jüdischen Ritter, die eben so sehr ein Denkmal der Sprachbildung, wie der Freiheit jener Tage sind. Muhammed fand an den Juden seine tapfersten Widersacher; erst nach langen, heldenmüthigen Kämpfen wurden sie von ihm, dessen Streitkräfte täglich wuchsen, überwunden und zu einem Vergleiche genöthigt, der ihnen die Unabhängigkeit raubte.

Die Araber selbst hörten durch die Einführung des Islam auf, im freien Zustande der Bedouinen zu leben. Durch die Vereinigung derselben zu einem Volke und unter einem Chalifen wurden sie aus der Einfachheit patriarchalischer Sitte hinaus in das städtische Leben der großen Weltbühne getrieben, und hierdurch theilten sich auch dem Charakter ihrer Poesie ganz neue Züge mit. Die originalen Eingebungen des Gefühls, der ungekünstelte Hauch der Natur unterwarfen sich der poetischen Kunst oder wichen ihr ganz. Die Juden in Arabien und in den Ländern, die von den Sarazenen nach und nach unterworfen wurden, schlossen sich dieser Bewegung in der Poesie an, und sie zeichneten sich nicht blos in der Wissenschaft überall aus, sondern sie wußten sich auch der Schönheiten des Gesanges in der Landessprache so zu bemeistern, daß aus dem Munde der Muhammedaner selbst häufig Lob und Genugthuung darüber ertönt.*)

Nicht so wohlgefällig wie die Muhammedaner nahmen die orthodoxen Juden selbst die Lieder ihrer Glaubensgenossen auf. So lange die Sprache nur das Mittel war, mit dem Publikum über ernste Wissenschaft, über Kunst und Religion sich zu verständigen, duldete man gern den Vorzug der Arabischen vor der Hebräischen Sprache. Dabei sehen wir die gefeiertsten jüdischen Gelehrten Philosophie, Grammatik, Gesetz, Rechtgmachen, Medizin, ja selbst Auslegungen des Thalmud, in der reicheren, für jeden Begriff ergiebigen Halbschwester des Hebräischen vortragen. Sobald aber die Schönheit der Sprache ein Hauptzweck war, d. h. sobald sie nicht im Dienste des Glaubens und der Wissenschaft den kalten Gedanken derselben vertrat, sondern muthwillig mit den Bildern der Phantasie ihr Spiel trieb, hielten es jüdische Zeloten für Abtrünnigkeit, für einen Verrath an den himmlischen Tönen, durch die auf Sinai Gott sich offenbarte, wenn Juden sich der Arabischen Sprache bedienten. War vollends der Inhalt dieser Lieder Liebe und Wein, so konnten die Dichter eher auf Aechtung als auf Achtung von Seiten abergläubiger Brüder rechnen.

Selbst sonst freisinnige Männer, wie der berühmte Juda Alcharisi, eifern gegen das Dichten in Arabischer Sprache und die dadurch nothwendig wachsende Vernachlässigung der Hebräischen. Dieser Übersetzte auf Verlangen vieler Spanier den Hariri ins Hebräische. Er hatte aber kaum das Werk vollendet, als er Gewissensrathe darüber fühlte, aus dem Arabischen ein Buch übersetzt zu haben, statt ein ähnliches oder besseres im Hebräischen selbst zu schreiben. Wirklich schrieb er ein selbstständiges Werk nach der Weise der Makamen des Hariri in Hebräischer Sprache und ganz in Hebräischem Geiste.*) Hier war es eben, wo er in der Einleitung seine Klagelieder über die vernachlässigte Kultur des Hebräischen anstimmt. Blumenreich und mit fester Anpfeilung auf Bibelstellen schildert er den Verfall der poetischen Literatur während seiner Zeit. „Man opfert fremden Göttern", sagt er unter Anderm, „man liebäugelt mit der Jmaelitischen der Töchter Edom's (d. h. man bearbeitet die Arabische Sprache auf Kosten der Hebräischen). Das Herz der Juden werde gerührt von Gedichten der Magd Hagar und bleibe kalt für die Perle Sarah!" Er ruft dann aus:

Des Eifers Schmerz hat mein Gemüth durchdrungen,
Daß und der Ton des Schönen*) ist verklungen:
So schöne Frucht erdacht aus Hagar's Schooß,
Die Herrin Sarah, ach! ist kinderlos.

Prüfen wir die Folgen solchen Eifers, so müssen wir als eine der unmittelbarsten erkennen, daß man die Arabisch dichtenden Juden als Ketzer verabscheute, ihre Namen nicht in die jüdische Literaturgeschichte aufnahm und sie innerhalb des Judenthums vergaß. Hierdurch wurde es auch den Muhammedanern leicht, von vielen Juden, die sich bei ihnen einen literarischen Namen erworben, zu sagen, sie seyen zum Islam übergetreten oder wären wenigstens im Herzen Moslems gewesen. Zur Bestätigung des Gesagten geben wir hier aus einem bis jetzt im Original ungedruckten Arabischen Schriftsteller Notizen über einige jüdische Dichter und eine Dichterin, deren Namen bei allen Literar-Historikern fehlen.**) Unsere Quelle ist der so eben erschienene Almakkari in Englischer Sprache von Pascual de Gayangos.***)

Nachdem der Arabische Geschichtschreiber die hohe Bildung der Mauren in Andalusien†) gepriesen, fährt er so fort: „Witz und Poesie in Andalusien waren aber nicht auf Moslems beschränkt, sondern wir finden sie auch bei Christen und Juden, die dieses Land bewohnten. Möge Gott der Almächtige es bald wieder in die Hände der Gläubigen geben!" Er führt dann einen Christen aus Sevilla als Arabischen Dichter an, der an Ibn Abbad Almotamed ein Gedicht ex tempore gerichtet. ††)

I.

Hierauf nennt er den Juden Jbrahim Ibn Sahl Al-Jsraeli, von dem er auch einen Vers, der aus dem Stegreif gemacht war, anführt und dann so fortfährt: „Jm Betreff dieses Juden sind verschiedene Meinungen in Umlauf. Einige behaupten, er wäre nur innerlich Moslem gewesen (in heart a Moslem); Andere sagen, er habe öffentlich den Islam angenommen und sich dazu bis an seinen Tod bekannt; wieder Andere dagegen behaupten, er lebte und starb im jüdischen Glauben. Abu Hayan, der Grammatiker, erzählt im Namen des Kadial Koda (Oberkadi) Abu Bekr Mohammed Ibn Abi Nasr Al Fath Al Kaysi, welcher es von Alle dem Christen, einem Einwohner Sevilla's, den er auf seinen Reisen zu Granada traf, hörte, daß Jbrahim Ibn Sahl, der Dichter, früher Jude war; allein gegen Ende seines Lebens wurde er zum Islam bekehrt, und er schrieb zum Lobe Muhammed's, des Apostels des Herrn, eine lange und schöne Kassida. †††) „„Ich las sie einst"", sagt Abu Hayan, „„und ich erkläre, daß sie hinsichtlich ihres Wohlklanges eines der wundervollsten Gedichte ist, die ich je gehört habe.""

Es giebt aber, wie gesagt, Leute, die von der wahren Bekehrung dieses Mannes nichts halten wollen..... Al-Ala, welcher sein Leben schrieb, sagt, es wären Gründe genug, zu glauben, daß er ein Moslem gewesen sey; doch Gott allein wisse das Wahre der Sache. Eines aber ist gewiß; nämlich daß Jbn Sahl einer der besten Dichter seiner Zeit war, wie die Sammlung seiner Poesien hinreichend zeigt. Er lebte zu Sevilla, wo er ein Vorsteher der jüdischen Gemeinde war (one of the elders of his tribe) und die Vorlesungen des Abu Ali Al-Schalubin Jbn al Dabbag und Anderer besuchte. Man erzählt, ein abendländischer Araber wurde gefragt, wie doch Jbn Sahl in einem so zärtlichen, schmelzenden Tone singen konnte? Er antwortete, es käme daher, weil er zwei Arten von Demuth in seinem Herzen vereinige, die Demuth eines Liebenden und die eines Juden.

Abu Hayan zufolge, kam Jbn Sahl auf einer Seereise um. Das Schiff, worauf er sich befand, ging in einem Sturme mit Mann und Maus zu Grunde. Dies trug sich zu im Jahr 649, und Jbn

*) Dieses Werk heißt Thachkemoni und entspricht im Namen, Plan und zum Theil auch in der Ausführung dem Vorbilde, den Makamen des Hariri. Uebersetzungen einzelner Stücke lieferte das Journal Asiatique. Dukes und Kraft haben Deutsche Uebersetzungen (Ersterer mit Meisterschaft, Letzterer mit Glück) versucht.

*) Jm Originale heißt es Chachmah, ein Wort, welches Weisheit, Klugheit, Geschicklichkeit, Erhabenheit, Schönheit im moralischen Sinne, Tugend und noch vieles Andere bezeichnen kann. Alkharisi's Meinung aber wird gewiß am besten durch das von mir gewählte Wort wiedergegeben. Chachma entspricht hier ferilich dem Worte: Muse (hat aus der Musie Stimmen sind verklungen); aber im Munde eines frommen Juden hat das Wort einen andern Sinn.

**) Nur Bei Nikolaus forscht von einem derselben, worüber unten.

***) S. Magazin Nr. 22 d. J. Mannigfaltiges. Der Herausgeber wird unwiderleglich nach, daß der Name nicht Almakri (d. h. Barbierer des Koran), sondern nach einer Stadt Nord-Afrika's Almakkari aussprechen sey.

†) Die Araber nennen ganz Spanien von der Provinz, die sie zuerst darin kennen lernten: Andalusien.

††) Dieser christliche Dichter wird Almaqqari genannt. Jbn Abbad Almotamid aber herrschte über Sevilla und Cordova zu Ende des 11ten Jahrhunderts.

†††) Kassida heißt ein Gedicht, das wenigstens 30 Doppelverse enthält.

Digitized by Google

Sahl war damals 40 Jahr oder ungefähr so alt. Als die Nachricht in Sevilla bekannt wurde, sagte ein anderer jüdischer Dichter sehr glücklich: „„Die Perle ist nur in ihrer Muschel zurückgekehrt.““

So weit der Arabischen Geschichtschreiber, dessen Worte wir treu nach der Englischen Uebersetzung darbieten, um zugleich eine kleine Probe seiner Darstellungsweise zu geben.

Fragen wir jetzt näher über die Lebensumstände des so sehr gepriesenen Dichters, so verstummen alle Literarhistoriker. Von gedruckten Arabischen Büchern ist Almakkari wahrscheinlich der Erste, welcher biographisch von ihm spricht; und so unvollständig auch seine Angaben sind, so sind sie doch wenigstens sichere Quelle und zugleich sichere Andeutungen für den Forscher, die richtige Spur zu verfolgen. Den Namen Sahl in der noch sehr dunkeln Literaturgeschichte der Mauren zu ermitteln, ist etwas schwer. Nicht, weil der Name selten vorkommt, sondern weil er zu häufig erscheint. Jüdische Familien, besonders in Cordova (z. B. der Doctor Joseph ben Sahl); muhamedanische Familien, besonders in Granada, tragen diesen Namen, der schon unter dem Chalifen Almanzur berühmt war; und von einem Dichter Ibrahim ben Sahl aus Valencia spricht Casiri I. pag. 128. Noch bezeichnender ist derselbe pag. 112, wo eine Sammlung Gedichte im Exkurial beschrieben wird, deren Verfasser Abu Jschak Ibrahim ben Sahl Hispalensis heißt. Die Abraham oder Ibrahim hatten gewöhnlich den Ehrennamen Abu Jschak in Beziehung auf den Patriarchen, der Abu genannt wird, Abu 2 Mal erhalten. Da dieser Ibrahim zugleich aus Sevilla ist, so hätten wir doch einigen Grund, die Identität mit dem unsrigen für wahrscheinlich zu halten. Dennoch wage ich hier nicht, eine bestimmte Meinung darüber auszusprechen, weil mir weitere Data fehlen.*) Fassen wir jetzt nach Almakkari die Lebens-Momente des Dichters zusammen, um sie in einer kleine Skizze zu vereinen.

Ibrahim ben Sahl war um 1211 (609 d. H.) geboren. Wahrscheinlich zu Sevilla**); wenigstens muß er sehr jung dorthin gekommen seyn, da er die dortigen Schulen besuchte. Sevilla hatte damals über 300,000 Einwohner und war der Mittelpunkt der Industrie, der Bildung und des Reichthums, seitdem Cordova gefallen war. Auch die jüdische Gemeinde war zahlreich und theilte nach Verhältniß die Gunst der damaligen Zustände. Sevilla's, das übrigens nicht eine bloße Stadt, sondern ein Staat war. Das Jahr Ibrahim den Sahl in dieser Gemeinde, trotz seiner Jugend (da er nicht älter als 40 geworden), Aeltester war, beweist schon genug für seine Vorzüge. Es bewirkt aber auch besser als alles Andere, daß er kein Moslem gewesen seyn kann, wenigstens so lange er diese Würde bekleidete, und als Almakkari's Nachricht lasse sich schließen, daß er bis zu seinem Todesreise Vorsteher war. Das Streben der Araber, ihn als einen Proselyten darzustellen, wird durch zweideutige Autoritäten begründet. „A. hörte von B., welcher es wieder von C. hörte, den er auf Reisen kennen gelernt, daß D. ꝛc.“ ist nach wahrhaft historischen Grundsätzen nur ein Beweis, daß man keinen Beweis hat. Da es Männer mit dem Namen Ibrahim so viele gab, die muhamedanisch Glaubensbenner waren, so ist der Irrthum sehr leicht möglich gewesen. Das Streben ist aber jedenfalls ein neuer Beweis, wie hoch sein Ansehen bei den Arabern war, da sie sich so sehr bemühen, ihn für einen der Ihrigen zu erklären. Daß er aber viel unter Muhammedanern gelebt und sich seiner Enthaltsamkeit nach den Regeln der strengen Orthodoxie unterworfen habe, möchten wir für Viele setzen. Kurz vor seinem Tode 1275 ist Sahl Aeltermann der Juden in die Hände des Castilischen Königs Ferdinand über. Vertragsmäßig durften die Einwohner (die sich heldenmüthig vertheidigten) mit ihrer Habe abziehen. Juden und Moslems eilten in der That nach Afrika hinüber aus dem seinem Verfalle zueilenden Sevilla. Und Sahl mag mit einem solchen Auswandererschiffe fortgezogen haben.

Mit den bestimmteren biographischen Berichten Almakkari's müssen wir jetzt die Nachrichten vergleichen, welche Leo Africanus in seinem Werke: De viris illustribus etc. mittheilt, und welche, wie es scheint, von den neueren Gelehrten, die über die Literatur der Juden geschrieben, nicht gekannt sind.***) Leo Africanus setzt bekanntlich das Zutrauen seiner prüfenden Leser oft auf harte Proben; das thut er auch bei Abraham ben Sahl. Dennoch sind seine Nachrichten über diesen Mann von vielem historischen Werth. Schon daß er (der nur so wenige Juden aufgenommen) ihm einen so großen Raum widmet, beweist, wie hoch Sahl zu Leo's Zeit gestanden haben muß. Aber dies geht noch deutlicher aus den Erzählungen selber hervor.

Nach Leo war Abraham ben Sahl zwar zu Sevilla geboren, aber er hat sich in Cordova niedergelassen. Er war medicus, philosophus und — — astrologus.†) Aus Neigung widmete er sich der Poesie, seinen Beruf als Arzt ausgebend. Als er im Begriff war, einige erotische Gedichte zu veröffentlichen, baten ihn seine Glaubensgenossen, dies als unter der Würde eines frommen Mannes zu unterlassen; er antwortete ihnen durch Verse und ließ sich in seinem Vorhaben nicht hindern. Damals war zu Cordova Moses ben Kabi ††); zu diesem gingen die Juden und berichteten, daß Sahl die Stadt mit seinen Liedern verderbe. Averroes schickte zu dem Dichter, heimlich sich über sein Dichten und Thun zu belehren. Der Abgesandte brachte die Nachricht, daß Averroes' eigener Sohn bei Sahl säße und seine Gedichte abschriebe, und daß diese im Munde aller Einwohner von Greis bis Klein wären.

Averroes selbst kam in einen Bücherladen und sah, wie man den Koran für ein einziges Goldstück verkaufte; dagegen forderte der Buchhändler für ein Exemplar der Gedichte Sahl's 10 Goldstücke, und man zählte sie sogleich auf. Da sagte Averroes prophetisch: „Der Staat muß bald untergehen, wo man das Wort Gottes so wohlfeil hingiebt und unnützliche Lieder dagegen für das Zehnfache nicht zu theuer gefunden werden.““)

Die Verwandten des Abraham, die zu den Vornehmsten gehöten, schließt Leo, schämten sich seiner und erledigten sich seiner wahrscheinlich durch Gift, denn man fand ihn eines Morgens todt in seinem Bette (!).

Wenn Almakkari auch fast 100 Jahre später als Leo blühte, so sind seine Angaiffe doch im Allgemeinen gültiger, und besonders hier, wo er sich auf Ibn Sahl stützt, der wahrscheinlich Sahl persönlich kannte. Dahre ist auch Leo nicht zu glauben, selbst wo seine Angabe nicht erwiesen falsch ist, aber mit Almakkari im Widerspruche steht. Drei Dinge sind jedoch aus seiner Erzählung zu entnehmen: 1) daß Sahl's Dichterruf wirklich sehr groß gewesen sein muß; 2) daß Sahl von seinen Glaubensgenossen nicht geliebt wurde, da er sich erotische Gesänge erlaubte zu veröffentlichen. Daß sie ihn vergiftet haben, ist gewiß eine Lüge, wir würden es für eine solche halten, selbst wenn Almakkari nicht ausdrücklich von Sahl's Untergang zur See gesprochen hätte. So weit ging der Fanatismus der Juden nicht. Aber es beweiß doch wenigstens, daß sie seine Gedichte nicht gern gehört haben. 3) Geht endlich auch Leo hervor, daß Sahl nicht Muhammedaner geworden ist.

Schweiz.

Ueber Handelsfreiheit und Prohibitiv-Systeme.

Vom Prof. Cherbuliez in Genf.

(Schluß).

Auf der anderen Seite erkennen wir an, daß es gewisse Rücksichten giebt, die jede Nation bestimmen sollen, den Flor des Ackerbaues in ihrem Vaterlande zu wünschen. Diese Rücksichten sind theils politisch, theils moralische, wie wir schon oben sahen, bald rein ökonomische Interessen ihnen vermittelst Weise geopfert werden können, ja öfter sogar geopfert werden sollen. Auch sind wir weit entfernt, jede gesetzliche oder administrative Maßregel, welche die Förderung dieses Zweiges der Industrie bezweckt, zu verdammen. Allein wir glauben, daß die Prinzipien der ökonomischen Wissenschaft mitwirken müssen, wenn solche Maßregeln eine wahrhaft zweckmäßige Richtung erhalten sollen. Das wahre Gedeihen des Ackerbaues ist die Vermehrung der relativen Produktivität des Kapitals und die Anwendung von Maßregeln, welche uns in Stand setzen, mit demselben Kapitale einen bedeutenderen Ertrag zu erhalten — ist ein Gedeihen, das die absolute Quantität der Erzeugnisse mehrt, ohne eine dauernde Erhöhung ihrer Preise herbeizuführen. Wir wollen hier einige Mittel anführen, deren man sich jene Zwecke bedienen könnte, um ein solches Gedeihen zu begünstigen.

Vor Allem gehört hierher die Errichtung zahlreicher Land- und Wasser-Communicationen zwischen den verschiedenen Mittelpunkten der Consumtion und der Gewerbthätigkeit des Landes. Solche Communicationen sind jedem Industriezweige förderlich, ganz besonders aber dem Landbau, dessen Eigenthümlichkeiten, da sie gewöhnlich bei großem Volumen geringen Werth haben, nur durch leichte und wenig kostbare Transportmittel auf die entfernten Märkte gelangen können. Die Ausbeutung eines Grundstückes von vorzüglicher Qualität kann oft wegen der Lage des Grundstücks nicht vortheilhaft seyn. Soll sie nun vortheilhaft werden, so braucht man den Produkten nur Ausgänge zu öffnen, wo ihnen stehen.

Zum nächsten Zwecke Errichtung, welche Wissenschaft und Kunst des Ackerbaues fördern, die eine ausbreiten und die andere vervollkommnen sollen; Ertheilung von Muster-Meiereien, Vertheilung von Preisen u. s. w. Diese Maßregeln sind ohne Zweifel sehr kostspielig; bedenkt man aber, an wie manche unfruchtbare und viel weniger zu rechtfertigende Unternehmung in den meisten größeren Staaten Geld in Fülle verwendet wird, so wird man gewiß Ausgaben, die entschieden zur Wohlfahrt des Staates beitragen, kaum tadeln können.

Endlich gehören auch solche Einrichtungen hierher, welche die intellektuelle und sittliche Entwickelung der ackerbautreibenden Klasse bezwecken, damit die Arbeit, welche sie thun muß, und die von derselben ungertrennliche Lebensweise in ihren Augen höheren Werth erhalten. Es ist kein Zweifel, daß in den Staaten-Oekonomien gelehrte Arbeit, daß höherer Gewinn oder Lohn nicht die einzige Ursache ist, welche die Kapitalien und die Arbeiter eher dem einen Industriezweige zugewendet, als dem anderen; daß man, um Gewinn oder Lohn zweier Industriezweige in Parallele zu stellen, auch die Neben-Vortheile, welche mit der Ausübung beider verknüpft sind, in Anschlag bringen müsse. Nun aber ist die soziale Stellung, der Grad von Werth-

*) Ibn Chalbun bei De Sacy (Anthologie Grammaticale Arabe p. 429) forscht von einem Ibrahim el Sahili, der eine neue poetische Schule stiftete; aber nach der Stelle zu urtheilen, die er in der Reihe der aufgezählten Schulen einnimmt, hat er nichts mit unserem Sahl gemein. Sein Vorgänger starb 749 d. H. De Sacy muß die Beschreibung des Leo Africanus entgangen sein. Eben so wenig verweist Casiri I. l. auf ihn.

**) S. unten bei der Literatur.

***) S. Fabricii Bibliotheca Graeca XIII. pag 296 f. Dem fleißigen Wolf (S. Bibl. Hebr. I. pag. 94) sind Leo's Nachrichten bekannt geworden. Unbegreiflich ist, daß dieser so sorgfältige Gelehrte over die Jahre der Hegira nach unseren Sonnenjahren berechnet.

†) Astrologus ist bei Leo nicht im üblen Sinne zu nehmen, sondern mit Astronomus gleichbedeutend.

††) Dieses ist der berühmte Philosoph, der zwar 565 d. H. schon todt und mehrere Jahre vorher nicht mehr in Cordova war, aber von dem guten Leo aus

dem Todtenreiche herausbeschworen wird, um das Mährchen mit seinem berühmten Namen zu schmücken. 565 der Heg. = 1198 a. C. war Sahl noch nicht geboren.

*) Die letzte Anekdote erzählt Leo im Namen des Ibn al Abbar, eines sehr berühmten Dichters und Historikers, und der sogar in einem Jahrhunderte mit Sahl lebte. Doch ist es wahrscheinlich, daß Leo es wirklich bei Ibn al Abbar gefunden und nicht erdichtet habe. Der Räuber selber hat sich aber tauschen lassen.

Digitized by Google

schätzung, den man durch diese Ausübung erwirbt, eines der vornehmsten dieser Neben-Vortheile.

In dieser Beziehung bleibt selbst in denjenigen Ländern, wo der völlig emancipirte Landbauer die Lebtagen schaft nur noch aus der Tradition kennt, Vieles zu thun übrig. Die Spuren müssen ausgelöscht werden, die dieser Zustand der Abhängigkeit und Verworfenheit in der Meinung und in den Gewohnheiten des Volkes zurückgelassen hat.

Ist es nicht wahr, daß noch heutiges Tages in unseren civilisirten Staaten der Name Bauer die Vorstellung von etwas Unedlem weckt und der Stand des Bauern als ganz besonders niedrig und armselig betrachtet wird? Diese ungerechten und bis jetzt unwiderlegten Vorurtheile sind den Fortschritten des Landbaues nachtheiliger, als man denken sollte.

Die Mehrung der Produktivität des Ackerbau-Kapitals übt einen leicht zu begreifenden Einfluß auf die anderen Industrie-Zweige; denn sie liefert so viel, daß eine steigende Zahl Arbeiter, außer denen, die das Land bauen, unterhalten werden kann. Der niedrige Preis der ersten Stoffe und Lebensmittel, was die Arbeiter bedürfen, erleichtert das Wohlfand der fabrizirenden Industrie-Zweige; und indem dieser Wohlstand die Anhäufung der Kapitalien und somit den Anwachs der Bevölkerung begünstigt, wirkt er von seiner Seite auf die Ackerbau-Industrie zurück, weil alsdann der Begehr nach Erzeugnissen des Bodens stärker wird. Aus dieser gegenseitigen Wirkung resultirt ein allgemeiner Fortschritt der Gesellschaft, ein Fortschritt, der jedoch durch die Nothwendigkeit, die Kultur auf immer weniger fruchtbare Länder auszudehnen, oder die Ackerbau-Kapitalien immer weniger produktiv zu verwenden, irgend einmal erlahmen oder selbst stocken wird. Aber nichts ist geeigneter, diese Epoche fern zu halten, als eine vollkommene Freiheit des Handels, die das Land belebigt, seine Kapitalien auf die vortheilhafteste Weise zu verwenden und die totalen vermindert, auf alle Industrie-Zweige einen nachtheiligen Einfluß hat. Es ist also für ein Land immer vortheilhaft, Erzeugnisse des Ackerbaues um einen wohlfeilern Preis, als wofür das Land selbst sie liefern könnte, aus der Fremde zu beziehen. Ein solches ausländisches Produkt zurückweisen, um die einheimische Produktion auf zu begünstigen, heißt die Kapitalien des Ackerbaues beträchtlich mindern, eine Verminderung, die natürlich durch alsdann nothwendig eintretende Theurung sich bald offenbaren würde.

Frankreich.

Eine Pariser Privat-Heilanstalt.

Die Krankenhäuser in Paris haben ihren Sitz meistentheils in einem alten Hotel, dessen Erdgeschoß die Wirthschaftsräume, der große und kleine Saal, der Speisesaal, das Sprechzimmer u. s. w. einnehmen. Die oberen Stockwerke sind in eine Menge kleiner Zimmer abgetheilt, in denen die Kranken der höheren Stände wohnen. Die Kranken pariser Hospitäler sind in den Räumen unter dem Dache oder zu solchen, die man aus den früheren Ställen und Remisen gewonnen hat, untergebracht. Da im Prospektus einer Heilanstalt immer von der reinen Luft die Rede ist, so gehört dazu nothwendigerweise ein ziemlich großer Garten. Die Unterhaltung dieses Gartens wird gewöhnlich in Entreprise gegeben, d. h. gegen eine jährliche Summe von 100 Fr. macht sich ein Gärtner anheischig, ihn in Ordnung zu halten und mit Blumen zu versehen, wovon denn die nothwendige Folge ist, daß das Gras in den Gängen aufschießt, und daß in den Beeten keine Binnen wachsen. Hier allein findet man indeß die frische Luft, die so viel gerühmt wird, denn von der, die im Innern des Hauses herrscht, ist es schwer, sich eine Vorstellung zu machen. Da die Werthlichkeit und der Nutzen der Eigenthümer es so mit sich bringen, daß die Heilanstalt zugleich eine Restauration ist, so bildet sich nämlich eine kulinarische und pharmaceutische Atmosphäre; es entwickelt sich ein fettiges und stinkendes Gas, das Uebelkeiten erregt.

In einem solchen Hause weist die verschiedenartigste und wechselnde Bevölkerung, denn die Heilanstalt ist nicht nur ein Hospital und eine Restauration, sondern auch eine Art Gefängniß. Dadurch unterscheidet sich die Heilanstalt wesentlich von der bürgerlichen Pension. Diese ist, Alles wohl erwogen, doch nur ein unvollständiges Abbild einer kleinen Stadt; die Heilanstalt aber ein Bild der ganzen Gesellschaft. In der einen quartiert sich nur die Thorheit und die Lächerlichkeit ein; in der anderen findet sich auch noch das Verbrechen und das Laster. Vermöge einer Sicher zu begreifenden Toleranz wird nämlich einer großen Zahl von gerichtlich Verurtheilten die Erlaubniß zu Theil, ihre Strafe in einer Heilanstalt abzubüßen. Diese Toleranz kam zuerst nur den politischen Schriftstellern zugute, und da schient sie noch am ersten zu rechtfertigen; denn unsere Sitten machen einen Unterschied zwischen einem Verbrecher und demjenigen, der ein moralisches Vergehen begangen hat, und unser Zartgefühl sträubt sich dagegen, daß ein politischer Schriftsteller mit einem Gauner, ein Dichter mit einem Diebe zusammengesperrt werde. Aber ungläcklicherweise steht bei uns die Unsitte der Sitte immer sehr nahe, und allmälig hat sich diese Toleranz auch auf Bankerottirer, Betrüger u. s. w. ausgedehnt, so daß ein Theil der Verbrecher in den schmutzigen Zellen schmachtet, der andere sich in den Salons der Heilanstalt sprezt.

Von einem Freunde, der in einem solchen Hause wohnte, hatte ich eine Einladung empfangen. Es war im Sommer, und die meisten Bewohner des Hauses lustwandelten im Garten. Bei einem Blumenbusche bemerkte ich zwei Menschen, die ein Gespräch ganz in Anspruch zu nehmen schien. Der Eine war jung und kräftig, sein Anzug war im höchsten Grade elegant; der Andere, von untersetzter Gestalt und strotzender Gesundheit, hatte etwas Gemeines in seinem Wesen und sah aus wie ein Handwerker, der sich in seinen Sonntagsput gesteckt hat. Ich erkundigte mich bei meinem Freunde, wer diese beiden Männer seyen, die sich so angelegentlich unterhielten, obgleich sie von ganz verschiedenem Stande zu seyn schienen. Der Erste, wurde mir gesagt, sey ein reicher Tuchfabrikant, der sich wegen einer unheilbaren Hautkrankheit hier aufhalte, der Andere ein Maurermeister, der einen betrügerischen Bankerott gemacht.

Beide sind vortreffliche Kunden: der Baron muß tüchtig zahlen, weil er reich, der Maurermeister, weil er schuldig ist. Der Eine hat in der Erlangung der Heilung, mit der er von einem Monat zum andern vertröstet wird, der Andere in der Furcht, ins Gefängniß abgeführt zu werden. Die Vertraulichkeit dieser beiden Männer, die anfangs befremdlich scheint, erklärt sich auch sehr leicht; der Maurermeister ist allein dickfellig genug, um sich dem Baron zu nähern und die peinlenzartige Luft in dessen Zimmer einzuathmen. Beide bekämpfen indeß deren schädliche Einflüsse durch eine ungeheure Consumption von Bier und Tabak, obgleich dies den Vorschriften des Arztes zuwider ist. „Und die Besperin des Hauses duldet diesen Verstoß gegen die Sanitäts-Gesetze, die hier despotischer als irgendwo herrschen müssen?" — „Wie würde wohl", antwortete mein Freund, „das Geschäft rentiren, wenn die Kranken gefund würden? Jede Flasche Bier erfordert am nächsten Tage einen Topf Salbe für den Baron, um seine Haut einzuwichsen, und er wird nur so lang das, was er trinkt, eingerieben, sondern auch für das, was der Maurermeister trinkt." — „Aber der Unglückliche wird sterben." — „Das wird man schon verhindern. Die Hautkrankheiten sind als die einträglichsten für die Heilanstalten bekannt; man wird nie davon gehört, aber man stirbt auch nur langsam daran. Eine Hautkrankheit ist fast eine lebenslängliche Rente für eine solche Anstalt, und deshalb läßt man sie nicht zu rasche Fortschritte machen. Kein Kranker wird sorgfältiger behandelt als der Baron.

Ich muß gestehen, daß diese Betrachtungen mir schwer aufs Herz fielen, und daß ich mich wohl unter irgend einem Vorwande vor dem Mittagessen entfernt haben würde, wenn mich nicht ein neues Begegniß auf andere Ideen gebracht hätte. Ein junger Mann kam mit einer Miene auf mich zu, die mir sehr bekannt vorkam; spielen Sie mit uns? Ich werde Champagner kommen lassen, denn ich gehöre zum Hause." — „Sie? In welcher Eigenschaft denn?" — „Nun", versetzte er lachend, „als Kranker." — „Als Kranker mit Ihrer blühenden Gestalt? Dann sind Sie wohl ein eingebildeter Kranker?" — „Das nicht, sondern die Sache verhält sich so. Ein Onkel hat mir 20,000 Fr., d. h. er gab mir 100 Louisd'or in Gelb und 17,600 Fr. in Winbon-Scife, in Siegellack, in Schnürleibern und ähnlichem Kram. Als die Verlassirt gekommen war, versolgte er mich. Ich schlug ihm einen Vergleich vor, den er adlehnte. Ich rächte mich. Er hatte mir das Geld in Seife und Siegellack vorgestreckt; ich bezahlte mit Gefängniß. Da aber Clichy ein abscheulicher Aufenthalt ist, so wurde ich am Tage nach meiner Gefangensetzung von einer chronischen Lebenskrankheit befallen. Ich wurde unter Androhung des Todes verurtheilt, gut zu speisen, zu reiten und mich auf alle Weise zu zerstreuen. So bin ich in diese Anstalt gekommen, in welcher ich mich pflege, so gut ich kann, und meine endliche Heilung abwarte, die in zwei Jahren eintreffen wird; denn drei Jahre bin ich schon hier, ohne daß meine Krankheit im Geringsten sich vermindern hat."

Endlich kam die Essenszeit. Wir waren ungefähr 25 Personen zu Tische. Gegen das Essen war mirs nichts auszusetzen, aber der Anblick des Tisches war mächtiger als mein Appetit. Mir gegenüber saß eine Schwindsüchtige, etwas weiter ein Einarmiger, den ich anfangs für einen Militair gehalten, von dem ich aber erfuhr, daß er den Arm durch Skrofeln verloren. Das Gespräch siel auf die Literatur. Ich ließ die Unterhaltung sich zwischen einem reichen Geizhalse und einem Professor der Englischen Sprache, der sich der Fälschung schuldig gemacht hatte, entspinnen. Der Eine wurde in seinen klassischen und moralischen Meinungen durch einen Mann unterstützt, der ein heimliches Spielhaus gehalten hatte, während dem Anderen, der die Romantik verfocht, ein Wasserfüchtiger sekundirte, der den Bauch Zaffaffe zu haben behauptete.

Die Herrin des Hauses zeigte einige Aehnlichkeit mit der Besperin einer Pension. Sie beehältigte dieselbe Geschicklichkeit im Zutheilen der Gerichte, denselben Aerger, wenn eine unbeachtete Hand zweimal von derselben Schüssel nahm. Aber an die Stelle der humoristischen Geschmeidigkeit der Pensions-Besperin trat hier eine strenge Autoritätsmiene, welche nur durch meine Unwissenheit getrübt wurde, sich in ihrer ganzen Herbigkeit zu zeigen. Hinter den Worten dieser Frau sah man wie ein drohendes Gespenst entweder den Arzt aufsteigen, wenn sie dem Appetit der Kranken eine Gränze setzten, oder den Polizei-Präfekten, wenn sie der Gier der Verurtheilten Einhalt zu thun suchten. Nur zwei der Anwesenden, unter denen der Baron, hatten unbedingte Freiheit zu essen, da sie sich nur selbst schaden konnten, und da die Apotheke dabei hundertfach gewann, was die Küche verlor.

Endlich endete das Essen. Als man von Tische aufstand, befremdete mich am meisten die gänzliche Verschmelzung der verschiedenen gesellschaftlichen Elemente, die im Salon zu Stande kam. Außer den erwähnten Personen waren hier noch manche heute von erprobter Redlichkeit und von gutem Tone, die sich ihrer Gesundheit

Digitized by Google

wegen hier aufhielten. Ich glaubte, daß sie sich in eine Ecke zurückziehen würden. Zu meinem großen Erstaunen entfaun sich eine allgemeine Unterhaltung, von der Niemand ausgeschlossen war. Zwei junge Mädchen, die hier bei ihren kranken Müttern wohnten, elegante Damen, die ihre Brüder oder Verwandte besuchten, traten mit dem Maurermeister und zehen anderen Bewohner des Hauses in einen Kreis zusammen. Die Heilanstalt verschwand einen Augenblick und verwandelte sich in eine heitere und glänzende Gesellschaft, in der von Moden, Schauspielen, Konzerten gesprochen wurde.

Als die Mahlzeit zu Ende war, ließ sich mich der Regentin dieses sonderbaren Reichs vorstellen und unterhielt mich lange mit ihr. Sie ist nicht mehr jung, aber gewiß einst schon gewesen; ihr Wesen ist rauh, aber es hat ihr eine Autorität seiner Ausdrücke zur Gebote. Wenn man sie an einem andern Ort sähe, so würde man sie geistreich finden und fragen, woher sie ihren Geist habe; wenn man aber an der Quelle steht, aus der sie ihn geschöpft hat, so erscheint derselbe fast als ein schrecklicher Cynismus. Nie habe ich von den menschlichen Leiden und Verbrechen mit solcher Kenntniß und solcher Gleichgültigkeit sprechen hören. Der Richter, der noch so gewohnt an den Anblick des Lasters ist, der Arzt, der in die Hospitäler gebannt, besitzen doch jeder nur eine Hälfte dieser Erfahrung, die den Glauben und das Gefühl tödtet. Die Frau schien mir von Holz und Eisen zu seyn. Und dennoch ist ein Theil ihres Herzens der allgemeinen Verknöcherung entgangen. Diese Frau liebt und liebt leidenschaftlich.

Indeß hat die Besserin einer solchen Anstalt auch Tugenden, die man vergeblich in der Welt suchen würde, und sie geben eine unerschütterliche Verschwiegenheit. Wie viele Frauen haben hier eingezogen, nach deren Ankunft eine Hebamme herbeigerufen wurde! In den Mauern dieses Hauses sind ganze Romane begraben. Ich selbst kann ein kleines Abenteuer erzählen, dessen Geheimniß sich mir drei Wochen nach diesem ersten Besuche auf einem Balle enthüllte; denn auch die Krankenhäuser geben Bälle.

An dem Tage, wo ich hier zu Mittag speiste, entfernte ich mich erst, als es schon finstere Nacht war. Chaillot vereinsamt früh, und ich traf auf der Straße einen flüsternden Postwagen, von dem der Postillon abgestiegen war. Ich trat näher, weil ich ein Unglück fürchtete, als mir eine Frauenstimme entgegentönte und in bittendem Tone zu mir sagte: „Mein Herr, können Sie dem Postillon nicht die Heilanstalt des Doktor N. zeigen? Der Mensch ist betrunken und klopft an alle Thüren." — Die Sprechende hatte sich etwas aus dem Wagen gebeugt, und die Laterne brannte hell genug, um mir zu zeigen, wie schön ihr Gesicht war. In den Augen und im Tone dieser Frau lag eine gewisse Unruhe, welche sie wohl nicht bemerken ließ, mit welcher Neugierde ich sie betrachtete. Als sie es gewahr wurde, zog sie sich in den Wagen zurück und verschwieg ihr Gesicht. Ich begleitete sie bis zu dem Hause, welches ich eben verlassen hatte, gelobte mir aber, mich nach ihr zu erkundigen. Ich befragte meinen Freund. Er hatte sie nicht gesehen und nichts von ihr gehört. Niemand im Hause wußte etwas von einer Pensionairin oder Kranken, die in einer Post-Chaise angekommen. Ich vermuthete, daß sie den Doktor nicht zu Hause gefunden und sich anderswohin gewendet.

Der Spezial-Arzt, der dieses Haus, das Kranke oder Verbrecher bewohnten, wo die Krankheit in allen Stockwerken herrschte, und wo es schien, als ob die Scham die Thüren verschließen würde, welche der Schmerz nicht geschlossen hatte, entfand ein Drängen und Treiben, enthaltete sich eine blendende Pracht von Blumen, Diamanten und schönen Frauen. Eine einzige Gestalt erinnerte während dieses lärmenden Festes an den Tod. Es war die einer jungen brusttranken Dame, welche auf vieles Bitten die Erlaubniß erhalten hatte, in einem Winkel des Saales zu verweilen. Dort saß sie unbeweglich und sah mit glühendem Blicke dem Tanze zu. Sie zitterte vor unheimlicher Freude, wenn der Tanz in leichtem Wirbel ihre lachenden Schwestern vor ihr vorüberführte. Sie verschöne, sich von ihrem Lebenslose zu erheben, und ich glaubte, daß es ihr gelingen würde, aber sie fiel wieder entkräftet auf ihren Sitz.

Man darf nicht glauben, daß den Tanzenden die Gegenwart dieser Sterbenden unbekannt gewesen wäre; Jeder wußte, daß sie zugegen war, Jeder hatte sie gesehen. Aber der bewundernswerthe Instinkt des Egoismus trieb Alle, sie nicht zu beachten und nicht von ihr zu sprechen, damit man nicht genöthigt sey, eine Minute dem Vergnügen zu entziehen von dem Mitleiden zu schenken. Ich selbst fühlte das Bedürfniß, diesem Gedanken nicht nachzuhängen, und so fragte ich meinen Freund nach einem ehemaligen Präfekten, der seinen Verstand verloren hatte und der mir früher aufgefallen war. „Still, mein Freund", antwortete mir dieser, „seine Tollheit ist in Wahnsinn umgeschlagen, und heute Morgen hat er sich mit einem Messerstich getödtet. Aber sprechen Sie nicht davon, um das Vergnügen nicht zu stören. Er liegt nebenan. Die Frauen sind so reizbar; sie würden sich fürchten, und ich muß gestehen, daß ich die Gliedpuppe, welche mit die Frau des Generals R., die Schwägerin des Doktors, versprochen hat, nicht gern verlaumen möchte; sie ist heute erst aus England eingetroffen und reist morgen schon nach Brüssel."

Ich blieb an meinem Platze. Die tanzenden Paare wogten bei mir vorbei. Der Gedanke an den Todten beschäftigte mich so sehr, daß ich Niemand sah. Ein Paar stieß gegen mich, und ich hörte ein süßes Lachen. Ich blickte auf und sah meinen Freund mit einer eleganten und äußerst liebenswürdigen Dame tanzen. Sie kam wieder bei mir vorüber, und ich erkannte sie. Dennoch wollte ich mich nicht auf einen flüchtigen Blick verlassen. Als sie sich gesetzt hatte, näherte ich mich ihr. Sie bemerkte mich und erblaßte. Ich wollte meinen Freund anreden, der auf mich zukam, als sie mit dem liebenswürdigsten Lächeln zu mir sagte: „Nicht wahr, mein Herr, Sie haben mich zum nächsten Contre-Tanz aufgefordert!" Ich beeilte mich, ihr zu erwiedern, daß sie sich nicht irre. Wir tanzten zusammen. Während einer Figur wendete sie sich zu mir und sagte, indem sie eine Falte ihres Blonden-Tuches ausglättete, und mit einer Miene, als ob sie von ihrem Kleide spräche: „Wenn Sie ein Wort sagen, bin ich verloren. Keine Frage über mich! Der Mann mit den weißen Haaren, der dort in der Fenstervertiefung steht und dem ich jetzt zulächle, ist mein Mann. Wenn er ahnte, daß ich vor drei Wochen hierher gekommen bin, während er mich in London glaubte, so würde er mich tödten." Sie konnte nicht weiter reden, denn die Reihe kam auf mich; sie mit heiterem Gesicht und lächelndem Munde machte sie ihre Pas.

Als sie wieder zu mir zurückkehrte, beruhigte ich sie. Sie dankte mir, als ob ich ihren Zähen angehoben hätte. Der Ball dauerte bis zum Morgen. Ich verließ denselben gegen 6 Uhr, aber ich kam doch viel später in meiner Wohnung an. Der Grund war der, daß in der Einfahrt der Wagen, auf welchen meiner folgte und in welchem die schöne Madame N. saß, mit dem Leichenwagen zusammenstieß, welcher den ehemaligen Präfekten wegführte. Es dauerte länger als eine Stunde, ehe die Verwirrung sich löste. Der Kutscher des Leichenwagens sagte zum anderen: „Dummkopf, Du hättest aufmerken sollen; ich brauchte nicht, wie Du, zu fürchten, daß unsere Passagiere in der Verwirrung verlanscht würden." — „O, still doch!" rief Madame N. erschreckt. — „Was thut das," sagte Dame" erwiederte der Kutscher. Früher oder später kommen Sie doch dahin; ich kenne den Weg und werde dann den Ort schon finden." — Ich sah mir den drolligen Kerl an; es war der Postillon von Chaillot, der Leichenkutscher geworden war. Frédéric Soulié.

Mannigfaltiges.

— Tatarische Sprachen. Im neunten Bande des Journals der Königl. geographischen Gesellschaft zu London (1839) befindet sich ein Artikel „Über die Ethnographie Hochasiens", dessen Verfasser, Dr. James Prichard, nach einer übersichtlichen Zusammenstellung dessen, was in neuester Zeit für die genauere historische Kenntniß dieses ungeheuersten Hoch-Plateau's unserer Erde geschehen, auch der Forschungen gedenkt, die verschiedene Gelehrte den Hauptsprachen desselben gewidmet. Die meiste Aufmerksamkeit schenkt er Abel-Remusat's Recherches sur les Langues Tartares und Schott's „Versuchen über die Tatarischen Sprachen"*), bei letztgenannter Abhandlung, die er ihrem Inhalte nach dürftig resumirt, am längsten verweilend. Nach Herrn Prichard's Ueberzeugung hat Prof. Schott die Lautgesetze dieser Sprachen zuerst entdeckt und überhaupt in den Genius der ganzen Sprachen-Klasse ungleich tiefere Blicke gethan, als jeder andere Schriftsteller in diesem Gebiete. Mit Schott's Resultaten im Wesentlichen übereinstimmend und noch eigene Gründe hinzufügend, hält es der Britische Gelehrte für entschieden, daß Abel-Remusat's in den Recherches verheißene Fortsetzung, die sogenannten Tatarischen Sprachen, fernen bloß logisch-analytisch dar sey, und daß man der Zore, als gehörten die Turk-Stämme ursprünglich zur Kankasischen Race, ganz entlagen müsse.

— Menzel's Literaturgeschichte Englisch. Von Wolfgang Menzel's „Deutscher Literatur", die früher bereits in Britischen Reviews vielfach benutzt und im Auszuge wiedergegeben wurde, ist jetzt eine vollständige Englische Uebersetzung in vier Bänden erschienen.**) Das Londoner Athenaeum sagt von dieser Uebertragung: „Im Ganzen ist die Arbeit von Herrn Thomas Gerson recht schätzbar, doch an einzelnen Stellen ist der Sinn des Originals nicht deutlich wiedergegeben. Besonders in den beiden letzten Bänden lassen sich viele Beispiele von Eilfertigkeit und Nachlässigkeit aufzeigen. Die hinzugefügten Anmerkungen, hauptsächlich die im Texte citirten Schriftsteller betreffend, würden von großem Nutzen seyn, wenn nicht eine Masse von Druckfehlern, besonders in den Zitaten, sie ganz unzuverlässig machte. Fast in einzigen ausländisches Wort oder Citat ist richtig gedruckt, was der Presse einer Universitätsstadt (Oxford) gewiß nicht zur Ehre gereicht." Ueber Menzel selbst sagt der Englische Kritiker in der obengenannten Zeitschrift, er sey wegen seiner parteilichen Stellung und vermöge seiner gereizten Stimmung am wenigsten geeignet, den Engländern einen richtigen Begriff von der Deutschen Literatur beizubringen. „Alle das Produkt eines geistvollen und originellen Mannes (sagt unser Engländer hinzu), der sich eben so durch seine Thätigkeit wie durch seine Entschlossenheit auszeichnet, wird das Buch allerdings mit Vergnügen gelesen werden; ja, Manche werden den strengen Aristarchen, den sarkastischen Spötter einem ruhigen Literarhistoriker, der sie vielleicht ermüden würde, weit vorziehen; den Widerspruch jedoch, denjenigen, den es um Wahrheit zu thun ist, wird Menzel's Werk nur reizen, wenn nicht etwa die Farben, die er aufträgt, den Leser schon von vornherein abhalten, sich näher mit dem Autor bekannt zu machen. Der Eindruck, den das Ganze gewährt, ist ein unbestimmter, konfuser, niederschlagender; es ist mehr ein gehaarschlebes Wort zu nennen, das der Verfasser an seine Landsleute gerichtet, als eine Darstellung, aus der der Ausländer sich eine Uebersicht oder Belehrung verschaffen kann."

*) Berlin, bei Reit und Comp., 1836.

**) German Literature. By Wolfgang Menzel. Translated from the German, with notes, by Thomas Gerson. 4 vols. Oxford, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Mittwoch den 24. März 1841.

Frankreich.

Ein Ball in den Tuilerieen.

Von einem Engländer.*)

Wenn man von den Franzosen behauptet, daß sie sich mit magerer Suppe und geschmorten Froschkeulen abspeisen ließen, so ist das eine, freilich sehr gewöhnliche, Schmähung, die aber durch die Speisekarte der Pariser Restaurateure hinlänglich widerlegt wird; gewiß ist es aber keine Unwahrheit, wenn man von ihnen sagt, daß sie leidenschaftliche Tanzliebhaber sind, daß sie das Tanzen dem Essen, dem Trinken, dem Schlafe, der Unterhaltung und selbst der Musik vorziehen, daß der größte Theil ihrer Belustigungen und Beschäftigungen durch Tanz ausgefüllt wird.

Bei einer Hochzeit tanzt die Braut die ganze Nacht hindurch, bis die ersten Strahlen der Morgensonne durch die Fenster-Vorhänge hereinbrechen. Bei einer Taufe überläßt die junge Mutter das Kind, dessen Geburt die Gäste feiern helfen, der Sorgfalt einer Amme und nimmt am Tanze so lange Theil, bis sie ganz erschöpft in das Sopha sinkt, um sich auszuruhen. Bei den Geburtstagen der Mutter, des Vaters, der Großältern, der Kinder ordnet man nicht, wie in England, ein Mittagsmahl, oder, wie in manchen Kantonen des schönen alten Helvetiens, ein Abendessen, sondern eine Tanzbelustigung an. In England trägt die Hausfrau die größte Sorge, daß bei solchen Geburtstags-Feierlichkeiten die Tafel auch recht hübsch ausstehe, reich besetzt und glänzend erleuchtet sey; in Frankreich stehen auf einem Seitentisch eine kalte Pastete, einige Schalen voll Reismisch oder Bouillon, ein wenig Punsch und einige kleine Kuchen: das sind die ganzen Erfrischungen, die man bei dem großen Vergnügen des Abends, beim Tanze, darbietet. Der Engländer schrieb bei einer Abendgesellschaft seine Sparpfennige zum Pastetenbäcker, der Franzose zu den Spielleuten.

Selbst bei den gewöhnlichsten und einfachsten Soireen, wenn ein Kunde der Einladungskarte bemerkt ist: „Man wird nach dem Klavier tanzen", damit man nicht etwa glauben soll, es fände ein Ball statt, muß der Franzose drei oder vier Musikanten, ein dazu gemiethetes und besonders gestimmtes Klavier und die neueste Musik aus der neuesten Oper zu den Quadrillen haben. Dabei wird aber weder auf den Werth der Musik, noch auf die Schwierigkeit Rücksicht genommen, auch Musikanten herbeischaffen zu können, die schon mit den labyrinthischen Schönheiten und Schwierigkeiten der neuesten Tänze vertraut sind; es ist eine Pflicht, der man genügen muß, und die Mutter würde aufs tiefste beschämt seyn, wenn bei ihrer Tochter nicht gleich die neuesten und modernsten Quadrillen gespielt würden.

In den unteren Ständen ist die Liebe zum Tanz, wenn auch weniger verfeinert, doch nicht minder lebhaft. Es giebt keine Mademoiselle, wenn sie auch noch so demüthig das Mittelid der Reisenden zu Anspruch nimmt oder Orangen und Nüsse an die Passagiere der nach Dowvaar oder Calais fahrenden Eilwagen verkauft, die nicht tanzen könnte. Die Bettler schlachzen und ihr Englisches Kauderwelsch entgegen, um das Mitleid der Briten zu gewinnen; ist aber der Eilwagen oder die Kalesche vorüber, so tanzen sie den Hügel hinab, wenn sie erstiegen haben, um ein paar Sous von dem Reisenden zu erwölfchen; sie drehen und tummeln sich, hüpfen und springen nach den Weisen der letzten Quadrillen Meyerbeer's.

Woher kömmt das? Es ist den Leuten angeboren. Warum ißt der Irländer Kartoffeln? Weil es seine Nationalkost ist. Warum tanzt der Franzose? Weil es in seiner Natur liegt. Um wenn sie die Stufenleiter hinaufsteigen, vom Bettler zum Arbeiter, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, was ist das Hauptvergnügen des Bauers, des Tagelöhners und des Handwerkers, von dem an, der hinter der Pflugschaar hergeht, bis zu dem, der zu Lyon so geschickt und geschmackvoll zu weben versteht, bei allen Festen des Dorfs oder des Bezirks, der Familie oder der Schenke, zu Hause und auf Besuchen? Nichts als tanzen! Ja, der Franzose ist so sehr Franzose, daß er nicht einmal mehr tanzen kann, wenn er nicht mehr tanzen will. Auch graue Haare und Runzeln sind kein Hinderniß; wer nicht mehr walzen kann, tanzt doch die Quadrille noch mit, und wer die Pas nicht mehr machen kann, läuft doch noch mit und macht den Strohmann wie beim Ichtisspiel. In den Bettlichen Reichen giebt es vielleicht einige Millionen junge Damen, die nicht tanzen können; in Frankreich aber geht das Alt und das Tanzen Hand in Hand, so daß selbst der alte Monsieur Monod, jener berühmte Pastor der protestantischen Kirche zu Paris, den Adolph und den Friedrich und alle seine Söhne, die meistentheils auch Pastoren waren, in der wundervollen Kunst unterrichtete, den rechten Fuß vor und den linken auswärts zu setzen. Professor Albert hat ein Buch über die Seltsichkeit des Tanzens geschrieben, worin er darthut, daß der Tanz dazu geeignet ist, die geistigen wie die moralischen Fähigkeiten und Kräfte des Menschen zu vervollkommnen.

Wer keinen ländlichen Fest in Frankreich beigewohnt hat, kann sich keine Vorstellung machen von der Schönheit und malerischen Lebendigkeit solcher Scenen. Das Fest von Ville d'Avray, etwa zwei Meilen von Paris, ist ein herrliches Musterbild dieser Art von Lustbarkeiten. Nicht etwa häßliche alte Mützen findet man da, nicht abgeiragene Damen-Shawls, nicht schmutzige Putzlappen; nein, Häubchen so weiß wie Schnee, Fichüs so nett und schwellend wie ein Blumenbeet im Juli, zierliche, saubere, knappe Kleider und Füßchen so niedlich und in so feinen Strümpfen und Schuhen wie die der eleganteften Gräfin auf den Londoner Almacks-Bällen. Und wie sie tanzen! o wie sie tanzen! mit ihren ganzen Augen und Herzen, mit ihren ganzen Füßen und Beinen, mit ihrer ganzen schlanken, regelformigen Taille und ihrem glückseligen, munteren Antlitz, nach den Tönen zahlloser Violinen und allerlei Instiger, wenn auch manchmal nicht gerade harmonirender Instrumente.

Das Tanzen ist der arbeitenden Klassen, der Dienstboten und Landleute unter diesem Himmel ist ganz einzig in seiner Art. Wir haben viele Länder bereist und manche Tänzer und Tänze gesehen, aber die arbeitenden Klassen und Dienstboten in Frankreich übertreffen alle anderen in ihrer Liebe zu diesem Vergnügen. Die Männer hängen oben so sehr daran wie das schönere Geschlecht; frisch und munter sind sie am Morgen wieder um die gewöhnliche Stunde an der Arbeit und verrichten unverdrossen, es koste, was es wolle, ihre Geschäfte in der Werkstatt, in der Fabrik oder am Ladentisch, wenn sie auch eine lange Nacht hindurch in stets kreisender Bewegung gewesen sind.

Es ist unglaublich, mit welcher Ausdauer und Leidenschaft sie tanzen, obgleich ihre einzigen Erfrischungen in Zuckerwasser, Gaslimonade oder einem Teller Suppe bestehen, wenn die Morgendämmerung die verglimmenden Dochte der schwindsüchtigen Oellampen in den Buden oder Schenken überleuchtet. Zuweilen ziehen die Damen indeß Bier vor, ein Getränk, welches zwar der Masse des Volks in Frankreich noch wenig bekannt ist, das aber bei warmer Witterung und beim Tanz immer beliebter zu werden anfängt. O um wie tanzen sie dann! Mit welcher Wonne nicht selten, oder stets mit welcher Seele und Lebendigkeit! Wie manche Lady Arabella, die zu Hastings mit einem schwarzen Respicator vor dem Munde dahinsteckt, würde in solchem Tanz, als gymnastischer Uebung, mit leichter Lust, leichter Kost und leichtem Wein, die beste und schnellste Heilung finden!

Aber diese Erinnerungen an den Französischen Tanz und an die Französischen Feste hätten uns fast ganz vergessen lassen, daß wir heute zu einem Ball in den Tuilerieen eingeladen sind. Dahin wollen wir unsere Leser und Leserinnen führen, wenn es ihnen gefällig ist; wir versichern im voraus, daß Verkleinerungssucht und Bosheit uns fern liegt. Wir haben es nicht mit den Tuilerieen von ehedem zu thun. Nicht unbekannt ist uns deren Geschichte, uns nicht unempfänglich sind wir für die ergreifenden Eindrücke, welche diese Geschichte auf unser Gemüth macht. Wir erinnern und des Lebens Katharina's von Medicis, welche die Tuilerieen schuf, und des dreizehnten und vierzehnten Ludwigs, die ihr Werk fortführten. Die schönen Venetianischen Rose aus der neueren Zeit schweben uns noch in all' ihrer Vollkommenheit und Schönheit vor Augen, und die Scenen, welche im Flora-Pavillon vorgingen, sind uns frisch in unserem Gedächtniß, als hätten sie gestern sich zugetragen. Es war im Juli 1830, als der letzte König aus dem alten Kapetingischen Geschlecht ihn zum letztenmal besuchte; seitdem hat Frankreich seine Farben wieder angenommen, wie die neue Charte sagt. Immerhin, wir wollen uns auf den Ball begeben.

Die politischen Ereignisse der letzten vierzig Jahre in Frankreich haben den Charakter der Französischen Bälle und des Französischen Tanzes ganz umgewandelt. Die Tracht ist eine andere geworden;

*) Die Franzosen sind mit dieser im New Monthly Magazine enthaltenen Darstellung nicht ganz einverstanden; sie nennen sie ein Gemälde mit den Farben John Bull's. Nur uns, die wir unparteiisch zwischen Engländern und Franzosen uns befinden, wird der Standpunkt, am das natürlichen Auffassen von dem Liebenswürdigen zu unterscheiden, leicht zu gewinnen seyn.

Digitized by Google

die Toilette hat sich geändert; die Art des Empfangs ist nicht mehr dieselbe; die Einladung geschieht in anderer Form; die Vorstellung, sey der König oder wer sonst der Wirth, ist traulicher und bürgerlicher geworden; die Etikette, hinsichtlich der Platzanweisung für die Gäste, die Beleuchtung, die Erfrischungen, die Versammlungsgrist, die Stunde des Aufbruchs, die Unterhaltung für diejenigen, welche am Tanze nicht Theil nehmen, die Kartenspiele, der Königliche Spieltisch im Palast, die Musik, die Gattung der Tänze, Alles, Alles ist anders, und die Revolutionen von 1793 bis 1840 haben nirgends größere Veränderungen zur Folge gehabt, als auf einem Ball in den Tuilerieen.

Wir geben heute Abend auf den Ball, der den National-Garden von Paris, ihren Frauen und Kindern gegeben wird. Dies ist der Abel von 1840, — einen anderen giebt es aus dieser Zeit nicht. Die vor wenigen Jahren ereirten Pairs auf Lebenszeit sind nicht halb so aristokratisch als der Senat des Kaisers Napoleon. Es ist keine andere Aristokratie da, die nach dem Schloß gehen könnte, oder möchte, denn das könnt auf eins heraus, als die Aristokratie des Reichthums. Die Foult's, Lefebvre's und Rothschild's in Frankreich sind jetzt der Adel des Palastes. Und doch, welch' edles, Königliches Benehmen hat Ludwig Philipp! Frau von Genlis sagte: „Er war dazu geboren, ein König zu seyn.“ — Hierin war sie Prophetin; wenn sie aber hinzusügte, er würde schlecht dazu taugen, so bewies sie seine tiefe Menschenkenntniß. Ihre Freundin Karl's X. hatte Recht, als sie sagten, dieser sey der letzte Französische Edelmann. Das ist nicht wahr; es gab nie einen feineren Hofmann, nie einen vollendeteren Edelmann, als der König der Franzosen es ist. Heute Abend soll er unser Wirth seyn, und wir wollen ihn recht mit Muße betrachten auf dem Ball der Tuilerieen.

„Die Französische Nationaltracht“, sagte jener liebenswürdige Spötter und talentvolle Politiker, Herr Mauguin, „ist ein schwarzer Frack.“ Und so ist es. Wie es gekommen, oder warum es so ist, dabei wollen wir uns heute nicht aufhalten; genug, es ist so, und wir lieben das Thatsächliche von ganzem Herzen. Als dahin die Deputirten Frankreichs auf den Antrag eines wohlhabenden Mitgliedes der rechten Seite darüber berathschlagten, welcher Art ihr Kostüm seyn solle, entschied man sich einstimmig für den Frack. Wenn nun also die Deputirten zuweilen in Masse sich ins Schloß begeben, um Se. Majestät zu einer neuen Rettung von einem abermaligen Attentat ergend eines hart- und dirnlosen Schuftes zu beglückwünschen, so geht Alles im schwarzen Frack. Auf einem Ball jedoch ist dies nicht der Fall; da sind so viel National-Gardisten als möglich, und manchen unglücklichen Bürger, der achtzehn Monate in Arrest gewesen ist, weil er sich einmal über das andere gewriggert, auf die Wache zu ziehen, putzt, wenn er zum Ball in den Tuilerieen eingeladen wird, stink sein Messing und Zinn, bürstet seinen blauen Rock, polirt seine versilberten Knöpfe, läßt sich seine breiten Beinkleider so weiß waschen, wie der Mont Blanc im Januar, kutschirt in einem Kabriolet für 30 Sous in Handschuhen von Privat und Stiefeln von Concannon nach dem Königlichen Schloß und ist so lustig oder ernst, munter oder witzig, als seine jedesmaligen Gefährten in jeder halben Stunde, die er dort ist, es nur erwarten oder wünschen können.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Juden als Arabische Dichter.

II.

Nachdem Almakkari von Ibrahim ben Sahl gesprochen, der unter den Arabern im Süden der Halbinsel gelebt hatte, geht er zu einem anderen Ibrahim über, welcher unter den Christen gelebt. Wir lassen ihn selber sprechen:

„Ibrahim Ibn-al-Fachabr al Jahudi*) ist auch ein berühmter Dichter. Er lebte unter den Christen, und zwar im Dienste Alfonso's, Königs von Toledo, bis welcher er in so hoher Gunst stand, daß er ihn zu seinem Gesandten an dem Hofe eines muhammedanischen Sultans in Afrika ernannte.**) Nach der Verstierung aller seiner Zeitgenossen war er in der Prosa gewandt und in der Poesie sehr glücklich. Ibn Said hat uns einige seiner Verse aufbewahrt, worunter ein Gedicht zum Lobe seines Herrn Alfonso (Gott verdamme ihn!) ***)

Folgende Anekdote ist von diesem Juden in Umlauf; er hat sie selbst dem Schriftsteller erzählt, dem ich sie hier entlehne. „Ich wurde von meinem Königlichen Herrn einst als Gesandter zu dem Chalifen Al-Mostanser geschickt. Als ich zur Audienz beim Wesir ging, um ihm mein Beglaubigungs-Schreiben vorzulegen, führte man mich durch die Gärten des Palastes, wo er sich befand. Es war ein bezaubernder Gesilde; sein hinreissender Glanz, seine üppige Schönheit, seine balsamischen Düfte entsprachen nur der Vorstellung vom Paradiese. Merkwürdig an dem großen Garten war aber noch der Pförtner, der nur darin mit dem paradiesischen Ort zu vergleichen war, daß er eben so sehr durch seine Häßlichkeit, wie jener durch seine Schönheit überrascht. Ich habe in meinem ganzen Leben keine solche abschreckende Figur gesehen. Der Wesir fragte mich später, was ich von der Anlage des Gartens dächte? Ich antwortete, ich würde den Ort ohne Bedenken mit dem Paradiese vergleichen, allein ein Umstand hindere mich an dieser Vergleichung; man habe mir nämlich gesagt, das Paradies werde von Redwan (einem Engel) bewacht, hier aber sehe ich Malek (den Teufel).“)

Der Wesir lachte herzlich und konnte sich nicht enthalten, dem Chalifen meine Antwort mitzutheilen. Nach einiger Zeit sagte er mir im Namen seines Herrn Folgendes: Der Thürsteher ist absichtlich für den Eintritt des Gesandten gewählt worden. Hätte man einen Redwan hingestellt, er würde ihn sicherlich von der Thür gewiesen haben, mit der Bemerkung, daß hier das Paradies sey und folglich kein Ort für solche Sünder; während Malek, nicht wissend, was hinter ihm ist, und in dem Wahne, er hüte berufsmäßig die Hölle, ihm den Eingang ohne Weiteres gestattete.““

Bei Ibrahim den Sahl hat uns Almakkari doch wenigstens einige bestimmte Angaben überliefert und uns dadurch einen indirekt einige Mittel zur Combination. So viel historische Freude macht er uns nicht bei Alfachabr. Die schwachen Lichtpunkte, mit welchen er unsere Dunkelheit bescheint, sind: 1) daß Alfachabr in Toledo lebte; 2) daß er im Staatsdienste bei Alfonso war; 3) daß er am Hofe eines Chalifen oder Sultans Mostanser Gesandter seines Königs war. Aus dem Letzten giebt es nur einen mögl ichen, nämlich Alfonso den Siebenten von Toledo und Mostanser's auch mehrere. Das Sicherste, was hieraus zu gewinnen wäre, läuft darauf hinaus, daß Alfachabr nicht vor 1085 (Jahr der Eroberung Toledo's) und (lassen wir als vierte Notiz die Aufbewahrung einiger Gedichte durch den im 13ten Jahrhundert lebenden Ibn Said gelten) nicht später als 1250 gedruckt haben kann. Ich habe mich in der Zeit, die mir für die gelehrten Ausflüge des Herausgebers werden wollen, Allein Herr Dr. G. Gayangos hat seine Noten über diesen Dichter gar wenig in ein richtiges Verhältniß zu dem Forscherkreise gesetzt, der seiner ganzen Arbeit zum Grunde liegt. Zuerst sagt er: „I have never met with the name of this poet.“ Sodann hat er nicht Lust, Hafem II. für den Chalifen Mostanser zu halten, bei welchem Ibrahim Alfachabr akkreditirt war, obgleich dieser Fürst ein Zeitgenosse der Eroberung Toledo's starb; und endlich will er einen Herrschting zu Saragossa aus der Dynastie der Bene Hud unter dem angsührten Mostanser verstehen. Er sieht jedoch selbst bei der ersteren Konjektur seinen Anachronismus ein und verwirft auch seine zweite Vermuthung mit Recht schon aus dem Grunde, daß ein so kleiner Herrscher nicht Chalif genannt wird. Wir sind im Stande, nähere Auskunft zu geben.

Das Geschlecht der Alfachabr gehört mit zu den berühmtesten unter den Juden in Spanien. Mit der größten Ehrerbietung wird dieses Geschlecht in Hebräischen Werken genannt. Maimonides in seinem Briefe an Samuel Aben Tibbon erwähnt der Alfachabr, die zu seiner Jugendzeit in Granada blühten. Auch Ibn Esra erwähnt eines Sprachstellers aus dieser Familie.**) Im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert zogen sehr viele Juden aus dem Maurischen Spanien in das christliche, wo sie günstige Aufnahme fanden, da sie Arabische Bildung und Kenntnisse mitbrachten und besonders durch Uebersetzungen viel Gutes vermittelten. Vor Allem war ihre Wirksamkeit in Castilien, wo sie später auch die berühmten Alfonsinischen Tafeln anfertigten. Hier finden wir auch das Haus Alfachabr wieder, und zwar zu Anfang des 13ten Jahrhunderts in der größten Blüthe. Bei dem Streite über das Buch More Nebochim von Maimonides ums Jahr 1230 that sich der Rasi (eine Art Fürstentitel, den die Juden ihren Vornehmen beilegten) Jehuda ben Joseph Alfachar hervor. Trotz seiner gelosischen Schritte zur Verketzerung des Maimonides und trotz seiner hohen Sprache, wird er doch von Allen, die sich schlichtend in den Streit mischten, darunter von dem berühmten David Kimchi, mit größter Ehrerbietung behandelt, und zwar mit der ausgesprochenen Rücksicht auf seine vornehme Familie.

Nachdem wir gezeigt, daß der Name Alfachabr nicht nur bekannt, sondern sogar berühmt ist, so wird es wieder vielleicht Schwierigkeit einflößen wie bei Ibrahim den Sahl, nämlich, das einzelne Glied aus dem zahlreichen Geschlecht hervorzusuchen. Glücklicherweise sinde ich in den Hebräischen Makamen des oben angeführten Alcharisi einen von diesem wie gewöhnlich nur dingeworfenen Namen, welcher etwas Sicheres über unseren Alfachabr, über Alfonso und Mostanser geben mag.

Dieser Alcharisi giebt uns in der XLVI. Makamah seines Tachkemoni eine Liste jüdischer Großen von Toledo, wo er um 1200 sich aufhielt. Der dritte Mann in der Reihe ist „Abraham ben Alfachabr mit seltenen Tugenden und gerechten Handlungen.“ In Toledo herrschte damals Alfons VIII., der Sieger von Tolosa. Dieser Fürst war bekanntlich ein großer Freund der Juden †) und

*) Der letzte Theil des Namens heißt dies der Jude, wie oben Al Israeli der Israelit. Ibrahim ist der Vorname, und Ibn-al-Fachabr heißt wörtlich: „der Sohn des Töpfers“; nach dem Sprachgebrauche aber: „aus dem Geschlechte Alfachabr“.

**) Bei Pascual de Gayangos heißt es: in the west, im Arabischen demnach Magreb oder Gard. Beide Wörter werden im engeren Sinne für Nord-Afrika gebraucht, da man für Spanien das Wort Andalus gewohnt. Man wird unten sehen, daß wahrscheinlich hier Afrika gemeint ist.

***) Diese menschenfeindliche Formel, im Arabischen gewöhnlich: Laanaho Allah, gebrauchen die Muhammedaner in ihren Schriften sehr häufig, besonders gegen siegende Feinde und gegen große Männer überhaupt, die nicht Muhammedaner sind.

*) Nach der Dämonologie des Koran nämlich heißt der Thürhüter des Paradieses Redwan, der der Hölle aber Malek.

**) Es ist die Stelle: Er beruft sich auf das Wachtwort des Propheten Daniel 11. Abenesra nennt einen Ben Hajoter, der über die Erklärung gerechten haderte; Hajoter ist aber nur eine Uebersetzung des Wortes Alfachabr, d. h. der Töpfer. Solche Uebersetzungen sind sehr häufig und gewöhnlich sogar wie hier dreifache. Namen früher in klassischer Sprache ausdrückten, z. B. Metanschthoni; der spottende Abenesra gab aber hier uns so lieber den Namen Hebraisch, weil er einen Wortwitz darauf gründen wollte. Statt nämlich ein Lied wider sie, sagte er: „Ich habe seine Worte wie Töpferwerk zerschmettert.“

***) Herr D. Gayangos schreint in der Hebräischen Literaturgeschichte nicht sich bewandert. Er beruft sich auf das Wachtwort des Propheten Daniel 11. Abenesra nennt einen Ben Hajoter, der über die Erklärung gerechten haderte; Hajoter ist aber nur eine Uebersetzung des Wortes Alfachabr, d. h. der Töpfer. Solche Uebersetzungen sind sehr häufig und gewöhnlich sogar wie hier dreifache. Namen früher in klassischer Sprache ausdrückten, z. B. Metanschthoni; der spottende Abenesra gab aber hier uns so lieber den Namen Hebraisch, weil er einen Wortwitz darauf gründen wollte. Statt nämlich ein Lied wider sie, sagte er: „Ich habe seine Worte wie Töpferwerk zerschmettert.“

†) Das er auch ein großer Freund einer schönen Judin war, und daß diese von den Großen des Hofes vor den Augen des Königs ermordet wurde, erzählen viele Französische und Deutsche Schriftsteller; die Spanischen Historiker erklären es für Fabel.

Digitized by Google

stand mit den Arabern in Andalusien und Afrika während seiner ganzen Regierung (bis 1214) bald in kriegerischen, bald in freundlichen Verhältnissen.

Alfonso und Abraham wären durch diese Angabe gefunden. Aber auch der wahrscheinliche Mostanser wird sich jetzt zeigen. Das Wort Chalif Al-Mostanser würde freilich auf einen Chalifen von Bagdad hinweisen. Jedoch dieser heißt auch nicht Sultan, und der ganze Anstrich der Erzählung zeigt, daß wir es mit einem Sultan der Moahadin in Afrika zu thun haben. Die Sultane aus dieser Dynastie führten wohl den Titel Emir-al-Mumenin, den sonst nur die legitimen Chalifen führten; und ein Nord-Afrikaner, wie Almakkari, würde am wenigsten anstehen, die mächtigen Herrscher seines Vaterlandes Chalif zu nennen. Auch sagt er zu früher ausdrücklich, daß Alfonso bei einem Sultan in Magred Gesandter war; Magred aber wird vorzugsweise von Nord-Afrika gesagt. Was hätte auch Alfonso mit dem Chalifen von Bagdad zu thun gehabt, der damals zwar ein unabhängiger Fürst, aber doch von geringer Bedeutung für Europa war!

Wenn es uns durch Obiges erlaubt wird, den Chalifen oder Sultan in Nord-Afrika zu suchen, so wird der wahre Mostanser sogleich gefunden seyn. Kurz nach der Schlacht von Tolosa nämlich bestieg den Thron der Moahadin Sultan Abu Jakub Mostanser (billah). Er besaß noch das ganze südliche Spanien und mußte nothwendig mit dem Könige von Castilien in häufigen Berührungen stehen; sey es auch nur, um über die Auswechselung der Gefangenen jener entschiedenen Schlacht zu unterhandeln. Wie lebhaft damals die Christen und Araber mit einander verkehrten, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß Mamun kurz nach dem Tode Mostanser's mit 12,000 christlichen Kriegern, die ihm der König Ferdinand von Castilien zu Hülfe schickte, nach Nord-Afrika zur Wiedereroberung seines Reiches ging.

Mögen nun auch dem Gesagten gehen, daß die noch so wenig für die Geschichte des Mittelalters benutzten jüdischen Quellen nicht ohne Nutzen für die historische Forschung sind.

Noch einige andere jüdische Dichter und eine Dichterin (Kasmuna) fährt Makkari auf; wir werden vielleicht ein andermal davon Mittheilung machen.

F. Lebrecht.

Schweden.

Federzeichnungen ohne Figuren.

Der Spanier.

I.

Der berühmte Englische Mechanikus und Instrumentenmacher Graham, dessen vortreffliche mathematische Instrumente in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Gelehrten aller Weltgegenden die Mittel an die Hand gaben, die Physik, Astronomie und überhaupt alle mathematische Wissenschaften durch genaue Untersuchungen und Messungen zu fördern, hatte eine lebhafte Freundschaft für einen Schweden gefaßt, der aus seinem Vaterlande nach London gekommen war, um sich in Graham's Kunst unter seiner Anleitung zu vervollkommnen. Der Englische Meister, obschon stolz, war in dieser Beziehung zwar sehr willfährig, und sein aufbrausender Charakter gewann oft die Oberhand über ihn. Der Schwede, ein ruhiger und besonnener Mann, hatte bald diese Eigenschaft seines Freundes erkannt und vermied sorgfältig, ihn durch Widerspruch aufzureizen.

Beide Künstler unternahmen eines Tages einen Ausflug nach Greenwich, um einen neuen, von Graham verfertigten Theodolithen zu probiren. Die breite Themse war mit Böten und Schiffen aller Art bedeckt, deren Bewegungen mehr oder minder von Fluth und Ebbe abhingen; denn in jener Zeit durchschnitt noch kein Dampfboot den Spiegel jenes vielbesuchten Stromes, weitgedehnte Wasserberge hinter sich und in der Luft einen nachschwebenden Rauchstreifen zurücklassend. Als die Mechaniker ihr Boot befestigen und die Fahrt begonnen hatten, trafen sie einige See-Offiziere, die Graham kannten. Man begrüßte sich, und da die Offiziere den Zweck des Ausflugs der Mechaniker erfuhren, baten sie um Erlaubniß, dem Experimente beiwohnen zu dürfen, und wendeten ihr Fahrzeug um.

Nach der Ankunft in Greenwich wurde der Theodolith auf der Sternwarte schnell aufgestellt, und alle Umstehenden umringten ihn. Graham ließ seine stolzen und befriedigten Blicke bald auf seiner schönen Arbeit, bald auf der Versammlung ruhen. Alle lobten und bewunderten ihn, nur Einer nicht, ein Spanier; dieser betrachtete das Instrument schweigend und prüfend. Aber er war ja ein Ausländer, ein Fremder, der natürlich wenig von der Kunst der Schiffahrt und den mathematischen Erfindungen verstehen konnte, durch welche Graham sich für den Hauptunterhalt und Erhalter des blühenden Zustandes und der Ueberlegenheit der Englischen Marine ansah. Graham richtete den Tubus des Theodolithen auf ein Landhaus, welches dem Lord Sommerset gehörte, und sagte, er wolle die Entfernung zwischen jenem und dem Thurm der St. Paulskirche berechnen, dessen Kuppel, erglänzend im Sonnenschein, aus der grauen Rauchwolke emporragte, die London gewöhnlich bedeckt. Der Schwede nahm an der Berechnung Theil, und bald war sie fertig; selbstzufrieden rechnete Graham den Abstandswinkel aus, aber das Resultat machte ihn bestürzt.

„Gott verdamm' mich", sagte er, betrachtete das Instrument noch einmal, durchlief genau alle Ziffern auf der Metallplatte und in der Berechnung und brach endlich in die Worte aus: „Lord Sommerset's Landhaus ist sechzehn Meilen von der Paulskirche entfernt, so viel ist gewiß!"

„Sechzehn Meilen!" versetzten einige Offiziere; „man rechnet gewöhnlich nur zehn."

„Gott verdamm' mich, — es sind sechzehn", rief Graham; „rechnen Sie einmal, Sir Topham."

Der Aufgeforderte brachte mit Benutzung des Theodolithen dasselbe Resultat heraus.

Der Schwede machte ebenfalls noch einen Versuch und sagte dann endlich: „Der Zehler liegt nicht an uns, — wir haben richtig gerechnet; aber die Gradeintheilung am Instrument ist falsch."

„Nein, das ist unmöglich!" rief Graham.

„Unmöglich!" riefen die Offiziere einstimmig.

„Und das wagt ein Fremdling, der von mir das Beste gelernt hat, was er kann, mir ins Gesicht zu sagen?" fuhr Graham fort, den funkelnden Blick auf den Schweden gerichtet.

„Verzeiht, Meister Graham", versetzte dieser; „ich bezeichnete eine Unrichtigkeit, die ich am Instrument entdeckt zu haben glaubte; ich hatte aber keineswegs die Absicht, einen so vortrefflichen Künstler zu beleidigen."

„Ha, ich kenne Euch", brach Graham in vollem Zorn heraus; „Ihr glaubt nicht nur, meine Arbeiten kritisiren zu dürfen, — Ihr bildet Euch auch ein, sie eben so gut machen zu können, wie ich. Kommt mir nie wieder vor die Augen! Geht, wohin es Euch beliebt, aber geht gleich! Wenn ich dem komme, will ich Ruhe in meinem Hause haben. Treff' ich Euch noch einmal in London, so — Gott verdamm' mich —"

Das Wort erstickte ihm vor Wuth im Munde; er knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. Die Englischen Offiziere betrachteten den dreisten Schweden halb mit Erstaunen, halb mit Theilnahme.

„Geht mir mit Eile!" sagte dieser mit bestrübter Stimme, „daß Meister Graham, in welchem ich sowohl wie die ganze Welt den geschicktesten Mann in seinem Fache verehre, eine Bemerkung über einen wissenschaftlichen Gegenstand so übel aufnimmt, den man ganz ruhig und ohne jegliche Aufwallung am besten erörtern könnte. Aber ich kenne Meister Graham's Charakter. Ich werde abreisen und mich schriftlich bei ihm für alle Freundschaft, die ich früher erfahren habe, bei ihm bedanken."

„Nein!" rief dieser mit steigender Erbitterung; „vorher soll die Sache auf der Stelle von den hier anwesenden Herren entschieden werden, die sämmtlich ihr Fach verstehen. Habt Ihr Recht, so — so — darüber werde ich hernach sprechen."

Der Spanier, der den Streit schweigend mit angehört hatte, trat jetzt dicht an das Instrument, obgleich Graham ihn mit einem Blick der Verachtung und Wuth maß. Die Offiziere, — vielleicht kannten sie ihn, — schienen mit Spannung seinem Ausspruche, als dem eines kompetenten Richters, entgegenzusehen.

Nachdem er das Instrument einige Minuten mit Aufmerksamkeit betrachtet, sagte er gemessenen Tones: „Jener junge Mann hat Recht, — der Theodolith ist falsch."

„Das versteht Ihr nicht!" rief der erhitzte Graham.

Der Spanier warf einen stolzen Blick auf ihn, drehte ihm dann den Rücken und reichte dem Schweden die Hand.

Da Graham einige beleidigende Ausdrücke gegen den Spanier heraustieß, breitten sich die Offiziere, ihn zum Schweigen zu bringen; doch der empörte Meister legte die Hand an sein Degengefäß und schwor dem Schweden Tod und Verderben.

Man war in jener Zeit nicht eben geneigt, Ehrensachen auszuweichen. Kurze Zeit nachher befand sich die Gesellschaft an einer entlegenen Stelle im Park hinter der Sternwarte, und der Spanier rief den beiden Gegnern die verhängnißvollen Worte zu: „Bindet die Klingen!" — Los!"

Graham war der geschicktere Fechter, — der Schwede jedoch der ruhigere. Nach kurzem Zweikampf durchstach der Schwede mit seiner Klinge den Rockärmel Graham's, und als dieser eine Bewegung mit dem Arme machte, zerspranz die feine Stahlklinge des Schweden. In demselben Augenblick machte Graham einen heftigen Ausfall, und die Brust seines durch jenes Ereignis entwaffneten Gegners, doch sprang der Spanier ein und erklärte das Duell für beendet. Die Offiziere stimmten ihm bei.

Aber Graham war noch ganz eben so erbittert wie vorher, und der Schwede mußte sich entschließen, wie tief es ihn auch schmerzte, abzureisen. Man lehrte mit dem unglücklichen Instrument nach den Böten zurück; einige Offiziere begleiteten Graham, die übrigen aber gesellten sich zum Schweden, an dessen Seite der Spanier sich ernst und würdevoll niederließ.

Am anderen Morgen segelte Daniel Ekström seiner Heimat — Schweden — zu.

II.

Der Kronprinz von Schweden, Adolf Fredrik*), war äußerst geschickt im Drechseln und unterhielt sich damit, die künstlichsten Arbeiten in Holz, Elfenbein und Schildpatt anzufertigen. Er besuchte oft den berühmten Mechanikus und Anfertiger mathematischer Instrumente, Ekström, welcher ihm die meisten seiner feinen und oft höchst zusammengesetzten Werkzeuge lieferte. Er hatte wohl bemerkt, daß Ekström's finanzielle Verhältnisse nicht die besten waren, doch stand es mit denen Adolf Fredrik's auch nicht besonders. Der redliche Ekström war nicht einer von denjenigen, die unter allen Umständen ihren eigenen Vortheil wahrzunehmen verstehen; es kam ihm mehr darauf an, seine Instrumente wirklich gut und brauchbar zu

*) Regierte als König Adolf Fredrik von 1751 — 1771.

Digitized by Google

machen, als einen guten Preis dafür zu erhalten. Er sagte zum Kronprinzen: „Oeffentliche Anstalten, knapp besoldete Beamte und unbemittelte Studenten sind meine häufigsten Kunden; soll ich sie durch hohe Preise drücken und abschrecken?“

In dem nämlichen Jahr, in welchem Adolf Fredrik den Schwedischen Thron bestieg, wurde Stockholm von einem berühmten Gelehrten, dem Spanischen Marine-Offizier Don Antonio di Ulloa, besucht, der seinen Namen durch seine Gradmessungen in Süd-Amerika und durch die Einführung vieler Einrichtungen und Verbesserungen in das Spanische Seewesen unsterblich gemacht hatte. Sein hoher Rang und seine tiefen Kenntnisse machten ihn zu einem sehr gefeierten Gast für den Schwedischen Hof. Oft ging der König in bürgerlicher Kleidung und ohne jegliches Gefolge mit ihm spazieren.

Als man eines Tages in den Salons der geistreichen Königin Louise Ulrike über die wissenschaftlichen Vermessungen des Spaniers unter dem Aequator sprach, erzählte derselbe, er habe vor mehreren Jahren in London die Bekanntschaft eines Schwedischen Mechanikus gemacht, der schon damals eine große Geschicklichkeit, besonders aber ein höchst sicheres Urtheil in wissenschaftlichen Dingen bewiesen habe; er erwähnte zugleich eines Zwistes, der zu einem Duell zwischen dem Schweden und dem berühmten Graham geführt. Der König lächelte und sagte, ob Don Antonio jenen Mann zu sehen wünsche; er wohne in Stockholm und habe hier eine Werkstatte.

Noch an demselben Tage begab sich der König mit seinem Gast zu Eckström. Sein bekümmertes und niedergeschlagenes Gesicht erheiterte sich beim Eintritt des hohen Besuchs. Kaum hatte er einen Blick auf den Spanier geworfen, als er, vor Ueberraschung und Freude erröthend, auf ihn zueilte. Don Antonio grüßte ihn mit echt Spanischem Grandezze, wobei seine Augen jedoch verriethen, daß er seinen früheren Bekannten mit Vergnügen wiedersah) und fragte: „haben Sie vielleicht einen Theodolithen fertig, mein Herr?“

Eckström führte die Kunden in ein Zimmer, wo er seine fertigen Instrumente stehen hatte. Es waren ihrer nicht viele, aber der Spanier fand sie ausgezeichnet und erklärte, nirgends so vortreffliche Arbeit gesehen zu haben. Er bestellte sogleich mehrere Instrumente für das neue Observatorium zu Cadix, dessen Anlegung er veranlaßt hatte.

Diese Bestellung kam dem bescheidenen Künstler in seinen gedrückten Umständen hoch gelegen, und er vermochte nicht, seine Freude darüber zurückzuhalten. Der König selbst bemerkte, es sey eine Ehre fürs Land, daß ein Mann von Don Antonio's Kenntnissen und Berühmtheit eine Schwedische Arbeit so rühmend anerkenne, und noch in Gegenwart des Spaniers ernannte er seinen Schätzling dafür, mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Thaler Kupfermünze, zum Direktor aller Königlichen Werkstätten zur Anfertigung mathematischer Instrumente.

Eckström's Freude war unbeschreiblich groß, aber sie äußerte sich auf eine besondere Weise. Sein Gesicht glühte, — er blickte unruhig und verlegen um sich. Endlich griff er nach seinem Hut und schien nicht übel Lust zu haben, seine Gäste allein zu lassen. Der König bemerkte dies und fragte: „Wohin so eilig, mein lieber Eckström?“

Er erröthete noch mehr, stammelte einige unverständliche Sylben und schien in der peinlichsten Verlegenheit. Endlich sagte er: „Wenn ich Ew. Majestät denn nicht vorenthalten darf, was mich auf eine so unhäufliche Weise nach meinem Hut greifen ließ, so will ich bekennen, daß ich im ersten Augenblicke meines Glückes keinen anderen Gedanken hatte, als es meiner — meinem Freunde — —, dem Secretair Elvins, mitzutheilen.“

„Ah“, versetzte der König, „ich kenne den Elvins; aber der macht sich nichts aus Neuigkeiten; er sah vor einigen Jahren, vertieft in seine mathematischen Berechnungen, auf seinem Zimmer und hörte nicht, daß sich die empörten Dalekarlier unter seinen Fenstern den ganzen Tag mit dem Militair herumschossen, sondern erfuhr hier erst am nächsten Morgen von seiner Wirthsfrauen. Doch jetzt erinnere ich mich, — Elvins hat ja wohl eine hübsche Schwester — —?“

Eckström schlug die Augen nieder, „Schön, schön!“ sagte Adolf Fredrik mit jenem Ton von Herzlichkeit, der ihn so liebenswürdig machte, wenn er es seyn wollte, und den sein Sohn Gustav III. von ihm erbte: „es macht mir doppelt Freude, zum Glück zweier Menschen beigetragen zu haben.“

Auch Don Antonio erklärte auf herzliche Weise seine Theilnahme an Eckström's Glück.

Der edle Spanier, welcher ferner alle Instrumente in Schweden bestellte, hob die tief verfallene Spanische Marine wieder so empor, daß sie im Stande war, noch einmal kräftig aufzutreten, und das selbst ihr Untergang bei Trafalgar ihr wenigstens Ehre, wenn auch nicht den Sieg bereitete. (Dagliet Allehanda.)

Mannigfaltiges.

— **Deutschlands mangelhafte Kenntniß der Slawen.** Die mit jedem Hefte reichhaltiger ausgestattete und die Interessen der Gegenwart immer mehr umfassende „Deutsche Vierteljahrsschrift“ (Stuttgart, Cotta) enthält in ihrem neuesten Bande (Nr. 12) einen Aufsatz über die Slawischen Völker und ihr Verhältniß zu Deutschland, dem wir folgende sehr treffende Stelle über die in unserem Vaterlande verbreitete höchst mangelhafte Kenntniß der Slawischen Länder und Völker entlehnen: „Seit die Französische Revolution alle Blicke auf den Westen und dessen Bewegungen lenkt, und seit man anfing, über Völkerverhältnisse und Völkerschicksale nach papierenen Constitutionen oder nach Lärm von Zeitungen und berathenden Kammern zu urtheilen, scheint man den Sinn für Beurtheilung anderer Zustände wie verloren zu haben. Es gilt dieser Vorwurf freilich nicht den Einzelnen, welche zum Theil sehr wohl unterrichtet sind, sondern mehr der Gesammtmasse derer, welche an öffentlichen Gegenständen Antheil nehmen und in der Geschichte der Völker und Menschen Nahrung für den Geist und Belehrung suchen. Aber es ist ein noch weit nicht hinreichend gewürdigter Umstand, wie sehr eine allgemeinere Beschäftigung mit diesem oder jenem Gegenstand auf dessen wissenschaftliche Behandlung einwirkt: ist eine Sache Gegenstand allgemeinerer Besprechung geworden, nimmt die größere Masse des lesenden und aufmerksamen Theils der Nation daran Antheil, so erhält die Betrachtung alsbald eine gewisse praktische, ins Leben greifende Richtung, von welcher der Einzelne, wenn er nicht durch die allgemeine Denkweise gefügt und getrieben wird, nur allzugern abweicht. So ergeht es namentlich uns Deutschen gegenwärtig mit den Slawischen Völkern und ihren Verhältnissen unter einander und zu Deutschland: die öffentliche Aufmerksamkeit, die allgemeine Theilnahme dafür ist, wenn nicht gerade ein Ereigniß, wie etwa die Polnische Revolution, eintritt, noch gering, und blos Rußland erweckt Aufmerksamkeit wegen seines täglichen und stündlichen Eingreifens in alle Verhältnisse Asiens und Europa's. Aber auch Rußland ist darum nicht besser gekannt und erweckt im Allgemeinen wegen der politischen Tendenzen, die man ihm zuschreibt, auf der einen Seite blinden Haß, auf der anderen nicht minder blinde Liebe, und die rechte Würdigung will fast allenthalben. Es bietet aber der Europäische Osten, und vor Allem die Slawischen Völker, Deutschland ein Interesse dar, welches über alle Tagespolitik hinausliegt, und welches richtig aufzufassen, zur Kenntniß der Vergangenheit wie zur richtigen Beurtheilung der Zukunft von großer Bedeutung ist. Zwischen Franzosen und Deutschen läßt sich unschwer eine Grenzlinie ziehen, wenn sie auch an manchen Stellen ziemlich gezackt herauskommt, zwischen Deutschen und Slawen aber ist dies rein unmöglich. Man kann Oder und March als die Gränzen des Deutschen Reichs und Volks ansehen; aber diesseits wohnen noch Millionen Slawen, wie jenseits Millionen Deutsche, der Deutschen Kolonieen im tiefsten Rußland gar nicht zu gedenken. Zwischen Oder, Warthe und Weichsel, Netze und der Linie Danzig, der Düna, Dnieper und dem Schwarzen Meere auf der anderen Seite ist ein Gebiet, welches seit vielen Jahrhunderten zwischen Rußland, Deutschland, der Türkei und den zwischen Russen und Deutschen in der Mitte liegenden Slawischen Polen streitig gewesen, und wie die Deutsche Herrschaft und Sprache auf der einen Seite bis nach Livland und Siebenbürgen so tief eingedrungen ist, so haben auch solche Eigenthümlichkeit und Sprache durch alle Stürme der Zeit sich in Schlesien, Mähren, Böhmen und einem Theil der Lausitz noch erhalten. Wer will hier die Gebiete scheiden, eine Gränzlinie ziehen? Es ist rein unmöglich. Aber es hat Zeiten gegeben, wo Deutsche und Slawische Nationalität in erbittertem Kampfe einander gegenüber standen, selbst die in der neueste Zeit haben gegenseitige Neigungen hervorgeweckt, und es liegt keineswegs außer dem Reiche der Möglichkeit, daß diese Neigungen einst wieder zu einer Flamme sich entzünden. Die neuere Zeit mit ihrer vorherrschend literarischen Grundlage ist der Entwickelung der einzelnen Nationalitäten günstig; die kosmopolitischen Tendenzen des letzten Jahrhunderts sind im Rede verflogen, und auch der umfangreicher gewordenen Literatur hat sich ein Nationalgeschäft in viel umfassenderer Weise gebildet, als dies früher je der Fall gewesen. Daß die gegenwärtige Literatur des westlichen Europa's, namentlich Frankreichs und Deutschlands, fast zu einer leblosen Mumie geworden, die man nur noch mit allerlei Flitterstaat aufzuputzen sucht, beweist nur, daß die Literatur dieser Länder einer gründlichen Umwandlung entgegen geht, und mithin darf behauptet werden, daß diese sich bei den weit minder blasirten Slawischen Völkern in gleicher Weise der Form Fall sey; für sie scheint sich im Gegentheil die literarische Periode, welche sich für uns zum Ende neigt, erst recht zu öffnen. — Aber um solche Dinge, wie dieses theils neu erwachende, theils erst beginnende geistige Leben so vieler Millionen, kümmert man sich in Deutschland sehr wenig; es hat man seichte Französische und breit getretene Englische Romane zu lesen, oder unendliche Kammer- und Parlaments-Debatten zu verfolgen. Die Erklärung ist freilich leicht: wie sprechen Deutsch und können ohne große Mühe verwandte Germanische Sprachen lernen; man bläut uns als Knaben das Lateinische ein und erleichtert uns dadurch das Erlernen der verschiedenen Romanischen Sprachen; aber eine Slawische zu erlernen, das erscheint uns gerade so schwierig, als einem Franzosen die Erlernung des Deutschen, und wie die Franzosen darauf rechnen, in Deutschland Leute genug zu finden, denen sie sich Französisch verständlich machen können, so geht es uns mit den Polen, Böhmen und Russen, zumal diese, wenn sie zu uns kommen, so gut Deutsch oder Französisch sprechen, daß die Erlernung ihrer Sprache uns ganz überflüssig erscheint. Dafür sind auch über Slawische Verhältnisse ziemlich eben so gut unterrichtet, wie die Franzosen über Deutschland, und auf Verstöße, wie der, daß das Journal des Débats vor einigen Jahren noch von einem Königreich Westphalen sprach, kommt es uns in Slawischen Landen eben auch nicht an.“

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Freitag den 26. März 1841.

Armenien.

Die Armenische Literatur.

Die Armenier behaupten, ihre Sprache sey älter als die Sündfluth, und Noah habe sie bereits von seinem Vater überkommen. Griechen und Römer waren anderer Meinung: Herodot und Eudoxius lassen die Armenische Nation von einer Phrygischen Kolonie abstammen; nach Strabo kamen ihre Urväter aus Syrien, und Justinus erzählt, ein Grieche aus Thessalonich, Namens Armenos, der den Helden Jason auf seinem Argonautenzuge begleitete, habe eine Kolonie gegründet, der er seinen Namen gegeben und welche die Wiege des Armenischen Volkes gewesen sey. Die Sprache der Armenier ist in jedem Falle sehr alt; auch hat sie einen großen Reichthum an Lauten und Wörtern: man zählt in ihr gegen 3000 Wurzeln oder Kernwörter, die mit großer Geschmeidigkeit zur Bildung einer Menge Derivata und Composita sich fügen; aber dem Ohre klingt sie nicht angenehm. Die häufige Wiederkehr dumpfer, stumpfer, gutturaler und nasaler Laute, eine unbehülfliche harte Aussprache und sehr einförmige Accentuation ermüden den Hörer und verderben die klassische Schönheit eines so ehrwürdigen Idioms.

Die Literatur dieses jetzt nach allen Zonen versprengten Volkes steht an Reichthum und Mannigfaltigkeit den Literaturen der Araber, Perser, Hindu's und Chinesen sehr nach. Seine Schriftsteller haben keine Riesenschritte in den Wissenschaften gethan; dagegen paaren sie gute Kenntnisse mit Bescheidenheit und lassen nicht leicht von ihrer Phantasie sich fortreißen. Sie suchen keinen anderen Ruhm als: Aufklärung des Verstandes, Veredlung des Herzens und Förderung des Wohles der Menschheit; ihre Stoffe sind gut gewählt, ihre Darstellung ist klar und fließend, ihr Stil oft von musterhafter Eleganz.

Den größten Reichthum enthaltet die Armenische Literatur auf dem historischen Gebiete. Für den ältesten Historiker gilt ein gewisser Mar-Chas-kadina, der ungefähr 150 vor Chr. gelebt haben soll. Dieser schrieb angeblich in Griechischer und Chaldäischer (?) Sprache eine Chronik vom Anfang der Welt bis auf Tigranes I. und übergab sie dem Könige Sagardad, der das Buch in den Archiven seiner Residenz Ninive verwahren ließ. Ein zweiter Geschichtschreiber, Agathangelos, der im 4ten Jahrhundert lebte, schrieb eine histoire de son temps, die besonders wegen ihrer Nachrichten über den alten Götzendienst der Armenier, ihre Tempel und Idole, und über die Einführung des Christenthums werthvoll ist. Dieses Buch wurde 1709 zu Konstantinopel gedruckt. — Im 5ten Jahrhundert blühte Moses von Chorene, mit dem Beinamen „der Grammatiker". Dieser schrieb eine vollständige Geschichte Armeniens bis 400 n. Z., außerdem eine kleine Geographie und andere minder wichtige Werke. Die Geschichte ist einmal ins Lateinische und mehrere Male ins Russische übersetzt worden. — Jezikes Wartabet, der gleichfalls im 5ten Jahrhundert lebte, erzählt den Krieg der Armenier mit den Persern und andere vaterländische Begebenheiten von 339 bis 463 u. Z. Sein Werk gilt für ein Muster der Wohlredenheit.

Im 12ten Jahrhundert lebte Nerses Klajezi, ein historischer Dichter oder Historiker in Versen. Dieser hat die ganze Geschichte seines Vaterlandes in sehr zierliche Verse gebracht, jedoch ohne Beimischung eigener Fiktion; denn zu einer Epopöe konnte der Armenische Genius nie sich versteigen. Prächtige Ausgaben dieses Werkes erschienen in Amsterdam, Venedig, Konstantinopel und Rußland. — Michael Tschamitschan, ein Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts, verfaßte eine Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf Schurz, des Armenischen Reiches und ergänzte sie mit einer geistlichen Historie der Patriarchen bis zum Jahre 1784.

Außer den erwähnten Historikern, die man als Sterne erster Größe (versteht sich, relative) betrachten kann, haben vom 5ten Jahrhundert bis ins 18te noch eine Reihe Anderer gelebt, von denen sich kaum was Besonders sagen läßt; Einige sind auch, wie es scheint, unwiederbringlich verloren gegangen. In belletristischen Werken ist die Armenische Literatur sehr arm: das vielfache, obwohl größtentheils selbst verschuldete politische Unglück der Armenier und ihre endliche Zerstreuung über so viele Theile der Erde haben kein poetisches Element bei ihren Schriftstellern wahrhaft gedeihen lassen; man darf aber dreist annehmen, daß dieses Element immer nur spärlich bei ihnen vorhanden war, da es sonst wenigstens in Elegieen sich Luft gemacht hätte.

Jetzt ist der Mittelpunkt aller Armenischen Bildung und Gelehrsamkeit zu Venedig, hinter den Mauern des Klosters San Lazzaro. Die Armenische Sprache, oder vielmehr ein verderbter Bulgarisch-Dialekt derselben, wird außer dem Hochlande der Haik, wie die Nation sich selber nennt, auch in Kleinasien, Syrien, Mesopotamien, Aderbidschan, im persischen Irak, Gilan und Masenderan, in Jspahan, Grusien, auf der Kaukasischen Linie, in Astrachan und am Don, in der Krim, der ganzen Europäischen Türkei, einem Theile des Oesterreichischen Kaiserthums, des ehemaligen Polens, und gegen Sonnenaufgang hin bis weit nach Jndien — verstehet sich, überall nur von Armeniern — gesprochen. Die reiche Mannigfaltigkeit des Laut-Systems seiner Muttersprache und, wenn er, was häufig der Fall, die letztere nicht mehr kennt, die angeborene Geschmeidigkeit seines Organs qualifizirt aber den Armenier, wie den Slawen, in eminentem Grade zur guten und reinen Aussprache jedes anderen Jdioms.

Herr Chopin, dessen Russisch geschriebener Abhandlung Краткое Обозрѣніе Армянской Словесности (Kurze Uebersicht der Armenischen Literatur) diese Skizze entlehnt ist, bemüht sich am Ende noch, und über die Ursachen Aufklärung zu geben, warum eine Sprache von so unleugbaren Vorzügen bei der gelehrten Welt so lange und tief in Vergessenheit begraben lag, bis der räumlich so bekannte Französische Gelehrte Saint-Martin ihren Leichnam wieder ausscharrte und ihm wieder Odem in die angefaulte Nase blies.

Frankreich.

Trend vor dem Revolutions-Gericht.

Der Baron Friedrich von Trenck, dessen Name sich durch seine lange Gefangenschaft in Graz und in Magdeburg in ganz Europa verbreitet hatte, erschien am 7. Thermidor des Jahres II. (Juli 1794) vor dem Revolutions-Gerichte, unter der Anschuldigung, der geheime Agent des Königs von Preußen zu seyn und an einer Verschwörung der Eingesperren von St. Lazare Theil genommen zu haben.

„Ihr Name? Ihr Alter? Ihr Stand?" — Diese Frage richtete Herrmann an den Angeklagten, dessen hoher Wuchs über die Bajonnette der Gendarmen hinausragte. — „Baron Friedrich von Trenck, geboren zu Königsberg im Jahre 1726, früher Offizier in Preußischen und Oesterreichischen Diensten, jetzt Literat." — „Sie sind einer verbrecherischen Korrespondenz mit den Königen Europa's angeklagt. Es ist ein Brief von Ihnen aufgefangen worden, worin Sie den öffentliche Ankläger vorlegen wird und in dem Sie sich sehr zweideutig über die Ereignisse der letzten Tage aussprechen." — „Der öffentliche Ankläger ist getäuscht worden. Ich habe keinen Brief nach Deutschland geschickt. Schon lange bin ich nicht mehr in den Palästen heimisch, und wenn die Könige Europa's sich von den Vorgängen in Brasilien unterrichten wollen, werden sie sich nicht an einen Mann wenden, der sich immer als Anhänger des Volks und der Freiheit bewährt hat. Bürger", fuhr Trenck fort, indem er seine Arme entblößte, „hier steht Ihr die Wundmale, welche der Despotismus meinen Gliedern aufgedrückt hat, und ich sollte diese Hand der Vertheidigung des Despotismus weihen! Nein, Ihr glaubt es nicht, Ihr dürft und könnt es nicht glauben!"

Diese mit großem Nachdruck geprochenen Worte schienen die Richter zu erschüttern; unter den Zuhörern ließ sich ein Beifallsgemurmel hören. Der Greis (Trend zählte 68 Jahre) war aufgestanden; seine edlen Züge, die von weißen Haaren eingefaßt waren, strahlten im Wiederschein heiliger Entrüstung.

„Sie können nicht leugnen, daß Sie der Korrespondent des Tyrannen Joseph's II. sind." — „Ja war es, aber ich bin es nicht mehr; übrigens wird es mir ein Leichtes seyn, alle gegen mich erhobene Beschuldigungen zum Schweigen zu bringen, wenn Sie mir dazu Gelegenheit geben wollen." — „Sprechen Sie", sagte Herrmann. — „Ich thue Einspruch", rief der öffentliche Ankläger Fouquier-Thinville; „der Angeklagte darf sich nicht länger in unnützen Abschweifungen ergehen. Die Zeit des Gerichts ist kostbar; über vierzehn Gefangene soll bis um vier Uhr das Urtheil gesprochen werden; jetzt ist es zwölf; mit haben keine Zeit zu verlieren." — „Sie haben keine Zeit zu verlieren!" rief Trenck unwillig; „die wenigen Augenblicke, welche Sie der Vertheidigung eines Angeklagten bewilligen, halten Sie also für verloren!" — „Sprechen Sie, Angeklagter", sagte der Präsident. — „Dann, Bürger Präsident", fiel Fouquier-Thinville ein, „bin ich nicht mehr —" — „Bürger Ankläger",

Digitized by Google

unterbrach ihn der Präsident, „mir allein liegt die Leitung der Debatten ob; überlassen Sie mir die Sorge, die Ansprüche der Vertheidigung und der Anklage zu vermitteln. Angeklagter, ich widerhole es, Sie können sprechen."

Nun erhob sich Trenck und sagte: „Bürger, länger als zehn Jahre habe ich in Fesseln geschmachtet. Ein glücklicher Zufall verschaffte mir die Freiheit, und durch die Art, wie ich dieselbe anwendete, glaubte ich mich als Philosoph gezeigt zu haben. Ihre heilige Nothwendigkeit lief empfindet. Kaum dem Gefängnisse entflohen, dachte ich darauf, mich zu einem nützlichen Bürger zu machen. In Aachen heirathete ich die Tochter des Burgemeisters und ergab mich nun dem Handel, der Literatur und militairischen Studien. In Aachen gründete ich eine Zeitung, in welcher ich die reinen Lehren der Demokratie und des Christenthums predigte. Auf Sichtung für eine Fürstin, der ich meine Freiheit verdankte, gab ich dieselbe auf, aber nicht meine Grundsätze. Das war im Jahre 1772. Von 1773 bis 1777 bereiste ich Frankreich und England und machte in jenem Lande die Bekanntschaft Franklin's, auf den ich zum Zeugniß meiner Bewunderung und Freundschaft den Vers machte:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.

Als ich nach Deutschland zurückgekehrt war, wollten meine Mitbürger und die Regierungen mir öffentliche Aemter übertragen, aber der Tod meiner Wohlthäterin, der großen Maria Theresia —" — „Sie dürfen die Ihnen gegebene Erlaubniß nicht zur Verherrlichung der Tyrannen mißbrauchen", rief Fouquier-Thinville. — „Sie werden mich nicht abhalten, so zu sprechen, wie ich muß; auffallend ist es jedenfalls, daß ein republikanischer Beamter die Freiheit der Vertheidigung mit dem Kreise des Pöpilius umgränzen will." — „Wir sind hier, um Recht zu sprechen", fiel Herrmann ein, „uns nicht, um Lobreden auf die Feinde der Republik zu hören." — „Sagen Sie lieber, um zu verurtheilen; oder Sie haben mir das Wort bewilligt, Bürger Präsident, und ich werde es zu bewahren wissen", entgegnete Trenck würdevoll.

Sodann fuhr er fort: „Als meine Wohlthäterin, die große Maria Theresia, gestorben war, ging ich nach Ungarn und baute das Land. Ja, Bürger, der, den Ihr anklagt, den Ihr als Aristokraten vor Eure Schranken gefordert habt, der war der Mitarbeiter und Freund Franklin's und Ihr seid in den Ebenen von Sinahoin die Pflugschaar geführt. Im Jahre 1787 wurde es mir endlich gestattet, mein theures Vaterland wiederzusehen; ich verließ einigt Ungarn und kehrte nach Preußen zurück, wo ich nur so lange blieb, als nöthig war, um die Schuld einer heiligen Dankbarkeit und Freundschaft zu bezahlen. Der Gegenstand derselben entlief der Welt, und ich verließ nun, aber freiwillig, eine Stätte, wo ich das höchste menschliche Glück und das höchste Elend kennen gelernt hatte. Meine Zeit erschienen meine Denkwürdigkeiten, welche die Aufmerksamkeit ganz Europa's auf mich lenkten. Wäre ich den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit weniger ergeben gewesen, so hätte ich leicht mein Glück begründen können, wenn ich den Herrschern, die sich um mich bemühten und die, ich darf es sagen, mich liebten, meine Meinung hätte zum Opfer bringen wollen. Aber ich war meiner Ueberzeugung nicht untreu werden, und um mir diese zu bewahren, trotzte ich neuen Verfolgungen. Bürger, ich war der Erste, der in Wien der Französischen Revolution das Wort redete; mein Lohn war siebzehnjährige Gefangenschaft und die Androhung einer längeren, wenn ich ferner über diesen Gegenstand schriebe. Bürger, dies scheint mir ein merkwürdiges Benehmen für einen Verschwörer, für einen Söldner des Despotismus. Seit 1791 wohne ich in Paris, und diese vier Jahre widmete ich dem Studium und der Veröffentlichung einiger Broschüren, welche, wie ich glaube, nicht unwesentlich für die politische Erziehung des Französischen Volks gewesen sind. Wenn ich nicht, wie ich vielleicht gesollt, die Volks-Versammlungen besucht habe, so hat dazu keiner, der anderen Gründe, als mich zu fürchten, daß man mich als Fremden nicht hören würde. Uebrigens, Bürger, darf ich fragen Sie die Beamten der Section der Lombardern, der ich lange angehört habe, und sie werden Ihnen sagen, ob mein Betragen nicht immer das eines ehrlichen Mannes und eines guten Bürgers gewesen sei. Ich habe nichts weiter zu meiner Vertheidigung zu sagen; ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß ich des angeschuldigten Verbrechens nicht schuldig bin, und daß ich nie die Sache der Freiheit und des Französischen Volks verrathen habe."

Der Greis setzte sich nieder, nachdem er sich ehrfurchtsvoll vor dem Gerichtshofe verneigt, und aus allen Theilen des Saales ertönte beifälliges Gemurmel. Der öffentliche Ankläger erhob sich. „Ich werde mich", sagte er, „dem Angeklagten in seinen einzelnen Abschweifungen folgen, denn die Gerechtigkeit, vor Allem die reine revolutionaire Gerechtigkeit, muß die Schnelle des Blitzes haben. Ich will sogar, wenn er es verlangt, den Theil der Anklage aufgeben, der sich auf seine geheimen Verbindungen mit den Feinden Frankreichs bezieht; aber was kann der Angeklagte gegen die niederschmetternden Beschuldigungen einwenden, die denen ich jetzt übergehe. Bürger, in den Lazaret ist eine Verschwörung gefunden worden, welche die Wiederherstellung des Königthums und den Umsturz der Republik zum Zwecke hatte; Trend, André Chénier, Boucher, Ex-Capitain der Königlichen Ex-Marine, de Bart und mehrere Andere waren die Haupträdelsführer. Bürger, Sie sind berufen, um heute die eine Hälfte derselben zu richten, die andere wird morgen vor den Schranken erscheinen. Der Abend des 6. Thermidors war zur Ausführung dieses blutigen Planes bestimmt; der Genius der Freiheit hat dieselbe verhindert, und die Hauptschuldigen stehen jetzt vor Ihnen. Sie werden sie verurtheilen, denn das Heil des Vaterlandes steht auf dem Spiel."

„Ein Sklave hat immer Recht, wenn er seine Fesseln sprengt!" rief André Chénier. — „Wir wollten der Strafe entstehen, aber nicht die Republik umstürzen", sagte Boucher; „nicht Jeder paßt zum Mörder, und die Hand, die eine Feder oder ein Schwert mit Ehren geführt hat, verschmäht den Dolch." — „Als ich aus der Festung Grätz entkohen war", äußerte Trenck, „legte man mir schwerere Ketten auf, aber man bestrafte mich nicht mit dem Tode; dem revolutionairen Gerichte war es vorbehalten, Alles an Grausamkeit zu übertreffen." — „Warum greifen Sie dem Urtheil vor, das der Gerichtshof nach dem Ausspruche der Geschwornen fällen wird?" sagte der Präsident Herrmann. — „Wir kennen unser Schicksal", rief Boucher; „vergeblich sucht Ihr noch einen Schein des Rechts zu retten; die Zuchthaus, in die Ihr Euch hüllt, verdirgt nicht den blutdürstigen Tiger; unser Tod ist unwiderruflich, und wir werden diesen Raum nur verlassen, um zum Schaffott zu schreiten. Schändliche Richter, über uns thront ein Richter, der auch Euch richten wird. Wehe Euch! Wehe Euch! denn Eure Blutunthat werden Euch überleben, und Eure Namen werden bis in die entferntesten Zeiten am Schandpfahle prangen."

„Im eigenen Vortheile der Angeklagten glaube ich, ihnen das Wort entziehen zu müssen", sagte Herrmann. — „Entzieht und das Wort, aber laßt es uns", brauste Chénier auf; „wir wollen uns nicht vertheidigen; es wäre unverzeihliche Schwäche, gegen die Parteilichkeit eines solchen Gerichtshofes anzukämpfen. Die Richter und die Geschwornen des revolutionairen Gerichts schänden die Freiheit! — Doch nein, die Freiheit kann durch Euch nicht besudelt werden; sie wird trotz Eurer Niederträchtigkeit, trotz Eurer Grausamkeit rein bleiben." — „Bürger Präsident", sagte Fouquier-Thinville, „macht diesem Geschrei ein Ende und fordert die Geschwornen auf, sich zu Berathungszimmer zurückzuziehen." — „Angeklagter Trend", sagte Herrmann, „Ihre Vertheidigung trägt den Charakter der Mäßigung; bleiben Sie dabei, daß Sie an der Verschwörung nicht Theil genommen haben!" Trenck konnte sich durch ein Wort retten, aber er wollte es nicht. „Bürger", rief er, sich erhebend, „ich erkläre, daß ich die Verantwortlichkeit der von meinen Unglücksgenossen gesprochenen Worte übernehme. Ihr Schicksal soll das meinige seyn, ich will mit ihnen leben und sterben."

Die Geschwornen traten ab und erklärten nach vierstündiger Berathung sämmtliche Angeklagte, dreißig an der Zahl, für schuldig. Sie wurden alle zum Tode verurtheilt, weil sie, wie das Urtheil lautete, eine Verschwörung im Gefängnisse angezettelt, um zu entfliehen und durch Bewaffnung der Volks-Repräsentanten die republikanische Regierung aufzulösen und das Königthum wiederherzustellen. Die Angeklagten hörten das Urtheil mit großer Ruhe an und entfernten sich, geleitet von den Gendarmen. Um zwei Uhr war das Urtheil gesprochen, um vier Uhr wurden sie nach dem Revolutionsplatze abgeführt.

Die Dreißig stimmten den Chant du départ an. Boucher und André Chénier unterhielten sich von ihren poetischen Träumen, aus denen sie so grausam geweckt wurden. „Sie führen mich so jung zum Tode", sagte Chénier, „und dennoch fühle ich", fügte er hinzu, sich gegen die Stirn schlagend, „daß hier etwas war!" — „Zweiter André", erwiderte Boucher, „Du verläßt nur Ideen, ich aber meine Kinder und ein angebetetes Weib. Aber es giebt noch ein anderes Leben, mein theurer André, und dort werden wir uns einst wiedersehen, um uns nicht mehr zu trennen. Enden wir edel, und geben wir nicht unseren Henkern das Schauspiel der Schwäche oder des Zitterns." — „Ich zittere nicht", antwortete André, „aber ich bedaure, daß mein Leben endet, ohne der Republik Nutzen zu bringen."

Das Volk sah der Vorbeifahrt der Karren mit mehr Mitgefühl als Neugierde zu. Trenck rief der versammelten Menge mit seiner mächtigen Stimme zu: „Worüber wundert Ihr Euch! Dies ist ja nur eine Komödie à la Robespierre." — Die Hinrichtung der dreißig Verurtheilten dauerte nur 45 Minuten. Boucher war der vorletzte, Trenck der letzte. Bevor ihn Kopf unter dem Todesmesser fiel, sagte er: „Franzosen! wir sterben unschuldig, sucht unseren Tod und stellt die Freiheit wieder her, indem Ihr die Ungeheuer opfert, welche sie schänden."

Der unglückliche Trenck hatte eine Vorempfindung seines nahen Todes. Am 6. Thermidor, dem Tage vor seiner Verurtheilung, sagte er zum Grafen B., indem er ihm eine schöne Dose übergab: „Mein theurer Graf, nehmen Sie dieses Zeichen meiner Freundschaft; es ist das letzte Geschenk der Prinzessin A., meiner Wohlthäterin und Freundin. Ich bewahre es lange, bewahren Sie es eben so lange, zur Ehre meines Andenkens und des Ihrigen." — Als der Graf von B. einige Einwendungen machte, sagte er: „Nehmen Sie es nur und bewahren Sie, daß es das Vermächtniß eines Sterbenden ist. Mein Kopf steht in Ihrer Hand." — „Nein, mein theurer Baron", erwiderte der Graf, „wir sind von derselben Anklage bedroht, und mein Kopf wird so gut wie der Ihrige fallen." — „Zergend ein Zufall wird Sie retten; ich sage es Ihnen voraus. Aber mein Schicksal steht fest; ich werde sterben."

Die Prophezeiung wurde erfüllt. Trend's Kopf fiel. Der Graf von B. wurde nach drei Monaten in Freiheit gesetzt. Er bewahrte das Vermächtniß seines unglücklichen Freundes, aber um es der Habsucht der Wächter zu entziehen, trennte er die goldene Einfassung ab und gab sie ihnen. (Le Droit.)

Ein Ball in den Tuilerieen.

(Fortsetzung.)

In der That, wir wären höchst ungerecht, wollten wir nicht eingestehen, daß diese Tracht der Französischen National-Garden ganz

allerliebst ist. Weiß, roth und blau sind beliebte Farben bei Feuerwerken, an Militair-Uniformen und auf Bällen, und wenn wir auch der dreifarbigen Zahne Frankreichs nicht besonders zugethan sind, so nimmt sie sich doch, in den Lüften flatternd, recht hübsch und lustig aus. Ein gewisser abscheulicher Jemand, der wahrscheinlich von irgend einem obskuren Geschwornengerichte im Osten Englands als Strafe für seine unzähligen Schmähungen auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt wurde, sagte einmal: „Frauen und Wäsche sehen bei Licht am besten aus.“ Unserer Ansicht nach stimmen wir dieser gehässigen Insinuation nicht bei, wir wollen uns aber die Freiheit nehmen, den Ausspruch dahin abzuändern, „daß die National-Garden und ihr Anzug am besten in den Tuilerien bei Kerzenlicht aussehen.“ Wie gesagt, man kann sich gar nichts Anmuthigeres denken, als das Weiß, Roth und Blau auf einem Tuilerien-Balle, um jeder Beschauer ist auch von dem Anblick entzückt.

Die Kavallerie der National-Garde ist mit Federbüschen geschmückt, und die Offiziere sehen wie die Stutzer von ehemals aus, als es noch Mode war, den ganzen Vormittag Köpfe abzuschneiden und die ganze Nacht hindurch nach der bejammernden Melodie von ça ira oder der Marseillaise zu tanzen. Wir haben keinesweges die Absicht, hiermit beweisen zu wollen, daß die Kavallerie-Offiziere der Pariser National-Garde in irgend einer anderen Hinsicht, als im Dandysmus, Robespierre's seyen; unschuldigere, harmlosere und unschädlichere Wesen, als diese Offiziere, können gar auf der ganzen Oberfläche des bewohnten Erdkreises nicht vorhanden seyn. Die Kavallerie-Offiziere der National-Garde betrachten es als eine Nothwendigkeit, zu alle ihren Dienstpflicht, einen Schnurrbart zu tragen, dessen beide Enden geschmackvoll gedreht sind, gelbe Glacé-Handschuhe, die sie nie zweimal anziehen, gestattet schwarze Atlas-Kravatten, die so breit und bequem wie ihre constitutionellen Privilegien sind, und mit Patent-Stiefe blank geputzte Lederstiefeln, die so eng sind, daß sich jede Ader und, beiläufig gesagt, auch jedes Hühnerauge auf der Oberfläche deutlich abdrückt. Sie sind die Aristokratie der National-Gardisten, mögen sie nun Schweine-Schlächter oder Schreiber bei den Acten-Mäkern seyn, was thuts? Mögen sie auf gemietheten Rossen einherstolziren und manche bedeutende Auseinandersetzung mit ihren Schuh- und Handschuhmachern durchzusechten haben, wogen sie immerhin das ganze Jahr hindurch hinter ihrem Lavendelsche Gingham an bleichwangigt Fräulein und deren wachsame Mütter verkaufen, was thuts? — wohlan sie sind die Dienst thuenden, auf die Wache ziehen, zu Pferde eine Revue mitmachen oder in den Palast eingeladen werden, sind sie die Elite der ultrazösischen Aristokratie, und was ihnen an Verstand, Rang, Familie, Talenten oder Muth abgeht, ersetzen sie reichlich durch Tressen, Fransen und Federn, und so erblicken wir sie auf dem Ball in den Tuilerien.

Und wie lieblich sahen sie alle aus, als die große Treppe hinaufgestiegen und eingetreten waren. Der Saal der hundert Schweizer ist jetzt nicht mehr wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten mit der aus jungen Edelleuten bestehenden Leibwache des Königs, sondern mit Pariser National-Gardisten und einigen Linien-Soldaten angefüllt, und überall gewahrt man die hübsch gekleideten, nett aussehenden Stutzer mit der Feder- und Fransen-Schärpe, die Dienst thuende Leitung. Wie bemüht sind sie, gut zu tanzen, wie halten sie Takt mit der Musik, wie gleichgültig stellen sie sich gegen die Erfrischungen, mit denen man sie überschüttet, und wie nachlässig benehmen sie sich gegen die vornehmen Damen, wenn sie dieselben zum Tanz auffordern, als ob diese ihnen eher eine Gunst damit erweisen könnten, ihre Aufforderung abzulehnen, als sie anzunehmen.

Die Tuilerien des 1831 sind nicht mehr der Palast von 1830. Ludwig Philipp liebt Hammer und Kelle. Der Herzog von Wellington würde sich jetzt in den Tuilerien nicht mehr zurecht finden, obgleich gewiß Niemand in Europa von dem gegenwärtigen Königlichen Bewohner jenes Palastes besser würde empfangen werden, als dieser erlauchte Held. Zu der Zeit, wo der Herzog von Wellington sich als Erobrer und Diktator in Paris hielt, waren in Zimmer des Exkaisers voller Seide, Sammet, Marmor, Bergoldung, Gemälde und Bildwerke; jetzt aber sind sie bei weitem glänzender, ja, und plastischer. Die große Treppe, obgleich unverändert in ihrer Bauart, ist doch sehr verschönert; die nach dem Garten hinausgehenden offenen äußeren Galerieen sind geschlossen; auch wurden, seit der Herzog dort war, das Königliche Parterre und mit Rasen ausgekleidete Gerden zunächst dem Garten angelegt, um das Niveau von den Thoren des Palastes fernzuhalten; mit der inneren Einrichtung in den Zimmern und Sälen sind große Veränderungen vorgenommen worden, und wenngleich der Adels-Saal noch sein reiches Gerüfel mit den alten Schachten und Siegen hat, so ist doch kein Adel da, um darin zu antichambriren. Der Friedenssaal stellt noch immer die Zeit, den Frieden, die Jahre und Monate dar, aber er ist in jetzt noch weit prächtiger als selbst in früheren Tagen. Die Tapezierung des Thronsaales ist noch eben so schön, ja noch schöner, noch herrlicher als jemals, und wenn auch die Lilien verschwunden sind, welche einst um den Thron prangten, so ist doch das Tafelwerk von Hemael noch vorhanden, welches die Religion darstellt, wie sie Frankreich beschützt, und man kann nur wünschen, daß das also beschützte Volk seine gütige Beschützerin mit mehr Ehrfurcht behandle. Gemälde, ehemals nur mit ärmlichen Malereien verziert, ist jetzt prachtvoll und klassisch, und der Grazien-Saal ist der anmuthigen, geschmackvollen und feingebildeten Familie würdig, die durch die außerordentlichen Ereignisse von 1830 auf den Thron gerufen wurde.

Ludwig Philipp hat der Rückseite des Schlosses ihr alterthümliches Ansehen gerauht, indem er an Thüren und Fenstern die moderne Architektur einführte, und so ist hier, in Folge seines Geschmacks für das Nette und Behagliche, ein wunderliches Gemisch der gemauerten Bauart von 1830 und der steinernen und gemeißelten des sechzehnten Jahrhunderts entstanden. Aber die innere Einrichtung der Tuilerieen hat einen ganz anderen Charakter. Da ist Alles beibehalten, was den Palast eines alten Königsgeschlechts bezeichnet, verbunden mit allen Annehmlichkeiten, Bedürfnissen und Zierden der neueren Zeit. Wir wünschten zwar, daß die Wach-Toilette des Königs nicht gar so wohlfeil, die Bettstelle nicht so rumpelhaft wäre, aber Ludwig Philipp schläft neben seiner Königin, und eine Hälfte seines Bettes, die leinige, ist so hart, wie selbst sie seyn pflegte, wenn er im Lager oder auf dem Schlachtfelde schlief, wogegen die für seine Königliche Gemahlin bestimmte Hälfte an Weiche den Betten zu Neapel und den besten Eiderdaunenpfühlen der Königinnen nichts nachgiebt. Ludwig Philipp hat alle seine Söhne daran gewöhnt, mit einfacher Kost sich zu begnügen und hart zu schlafen. Eine Matratze ist ihr Bett, ein hartes Brett ihre Matratze. Die Schlafzimmer der Prinzessinnen, — eine davon, die liebliche Bildnerin der neueren Geschichte, ist leider jetzt todt, — sind so schlicht wie die eines Englischen Landmädchens, und von Leppigkeit ist nichts zu sehen.

„Diese Orleansschen Mädchen“, sagte die menschenfreundliche Herzogin von Berry, als dieselben einst auf einem Hofball alle in einfachen weißen Mousselin gekleidet erschienen, „haben am besten aus auf dem ganzen Ball. Es sind die niedlichsten Mädchen in Frankreich.“ Und wahrlich die Herzogin hatte Recht; als die Königin der Belgier noch zu Hause war und die verstorbene Herzogin von Würtemberg noch lebte, konnte mit ihrer noch unverheirathten Schwester Clementine zusammen kein lieblicheres Trio vom Pas de Calais bis zum Golf von Genua gefunden werden. Wir werden sogleich die Prinzessin Clementine, ihre herrliche Mutter, ihre geistesstarke Tante Adelaide, ihre Brüder und vor Allen den König zu sehen bekommen, der als Offizier der Nationalgarde gekleidet auf uns zu schreitet.

Niemals gab es einen besseren Talkirer als Ludwig Philipp. Als bei der denkwürdigen Eröffnung der Kammern im Jahre 1830 Karl X. beim Hinaufsteigen auf den Stufen des Thrones seinen Königshut mit dem Straußenfederbusch fallen ließ, hob der Herzog von Orleans, jetzt Ludwig Philipp, ihn auf und sagte, ihn dem Könige überreichend: „Möge er lange Zeit von Ew. Majestät getragen werden.“ Aber schon wurden die Worte „Revolution“ und „der Herzog von Orleans“ von Dumoen, Dupin und Perier gestikulirt. Als die Revolution von 1830 mit ihren Barrikaden alle Thrones übertraschte und die Beherzteren erbleichten, da ergriff Ludwig Philipp die Flasche mit schlechtem Wein, welche ein Mann aus dem Volk an der Barrière St. Martin ihm zum Trinken darbot, und führte sie mit den Worten: „La France et son bonheur!“ an seine Lippen. Wir könnten noch tausend andere Beispiele geben, doch wir wollen hier innehalten. Genug, Ludwig Philipp ist ein bewundernswürdiger Taktirer.

„Sie sind meine Kameraden!“, hatte der König vor etwa fünf Minuten gesagt, als er mit Einigen von der Demokratie dieser National-Garden in Berührung kam, die hier versammelt waren, um zu tanzen und glücklich zu seyn. Dies machte sie nicht zu seinen Kameraden, aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit und entmuthigte ihre Gereitheit. Und nun einen Blick auf jene jungen Prinzen, die in der langen Galerie voll Licht, Gemälden, Gold, Glanz, Marmor und Schönheit, in der wir uns befanden, sich hin und her vertheilt haben; man betrachte sie nur. Der Herzog von Orleans spricht mit der Tochter eines Banquiers, mit einer von der ersten, sondern von der zweiten Klasse, von denen, die keine Note von leserlich Pfund ohne gewissige Vorherbenachrichtigung ausbezahlen können; und doch, wie leutselig plaudert er mit ihnen. Es sind aber auch allerliebste Mädchen und à l'Anglaise gekleidet, das heißt nett, einfach und natürlich; und Jedermann kennt die Vorliebe des Herzogs für Engländerinnen. Der Herzog ist als Artillerist der National-Garde erschienen, die unscheinbarste und wohl auch unkleidsamste von allen Uniformen des Bürgermilitairs. Aber er hat eine prächtige Figur, hält sich vortrefflich, zieht seinen Rücken wundervoll ein und steht nachdenklich da, in einer wohlangemessenen Stellung. Die beiden Töchter des armen Banquiers schauen ihn an, als liebten sie ihn um seines Selbst willen, und gewiß, er verdient es, denn einen wohlwollenderen, edelmüthigeren Prinzen giebt es in ganz Europa nicht. Die älteste dieser Mädchen soll so eben mit ihm getanzt, und so wie der Muth anhebt, durchbebt Entzücken ihre Augen und Füße.

Hier kömmt der Herzog von Nemours. Er war der hübscht Knabe zu Pferde, den wir jemals sahen, und jetzt, als Kavallerie-Offizier der Nationalgarde gekleidet, ist er ein wahres Kleinod von Soldaten. Es wundert uns nicht, daß er das Herz des liebenswürdigsten Mädchens in Deutschland, ausgenommen die junge Herzogin des Russischen Thronfolgers, erobert hat. „Seht diese blauen Augen“, sagte eine Engländerin, als er so eben an uns vorüberging. Die Engländerin dachte vermuthlich, ihr Englisch sey nicht verstanden worden, doch wir wollen ihren Namen nicht nennen, aus dem selben aller Gründe, — weil wir ihn nicht wissen. Der Herzog von Nemours bedauerte die Ereignisse von 1830; er beklagte es, daß sein Vater auf den Thron berufen wurde, ihn dagegen, der Anerkennung der erblichen Pairie, die durch jene Revolution vernichtet ward; es that ihm wehe, daß man die Herzogin von Berry verhaftete und gefangen setzte, und er sympathisirt nicht mit der demokratisch-politischen Schule in irgend einem Theile der Welt. Der Herzog von Nemours spricht mit Entzücken von seinem Empfange in England, von Schloß Windsor und dessen erlauchten Bewohnern. Er unterhielt sich jetzt mit der Tochter eines Generals, für die er die aufrichtigste Hochachtung hegen soll. Wie sie erröthet! Er aber ist so kühl, würdevoll und des Entzückens, welches er erregt, wenigstens scheinbar sich so unbewußt, daß wäre er nicht jung, nicht hübsch,

Digitized by Google

nicht brav, edelmüthig und gut. Sie soll so eben mit ihm tanzen. Aber der General wünscht ihn fern. Es hat nichts zu sagen, der Herzog ist eben so ehrenhaft als galant und ritterlich, wie irgend einer seiner Vorfahren, deren Namen er so rühmlich führt.

Der Herzog von Aumale, obgleich er ein ihm vom Prinzen von Condé vermachtes bedeutendes eigenes Vermögen besitzt, folgt doch der Taktik seines Vaters und ist in das Kostüm des Tages gekleidet; er ist Infanterie-Offizier der Nationalgarde. Man erzählt sich eine Geschichte von diesem jungen Herzog von Aumale, die ihm sehr zur Ehre gereicht. Als der Deputirten-Kammer so zusetzt war, die Dotation, welche der König für den Herzog von Nemours von ihr verlangte, mit einer gewissen Majorität zu verwerfen, eilte der Herzog von Aumale nach dem Schloß, erschien vor dem König, seinem Vater, und erbot sich, dieselbe Summe, die von dem Lande verlangt worden war, für seinen geliebten Bruder zur Verfügung des Monarchen zu stellen. Ludwig Philipp umarmte ihn und sagte: „Nun, wir wollen sehen, mein Sohn.“ Der Herzog von Aumale ist ein etwas nachdenklich aussehender junger Mann; er studirt eifrig, hat Preise am Gymnasium Heinrich's IV. davongetragen und liebt das Vergnügen weniger als seine Brüder. Aber er ist eben so brav wie der beste unter ihnen und würde gewiß tapfer fechten, wenn der Ruf auf Schlachtfeld an ihn ergienge. Doch wir mögen ihn lieber, wie heute Abend, auf einem Ball im Tuilerien sehen. Der Herzog hat Madame Thiers zum Tanz aufgefordert, — mehr ein Kompliment für sie als für ihren Gatten, denn sie ist hübsch, und er liebt keineswegs die Demokratie oder den Krieg. Sein Erzieher ist ein Feuilletonist des „Journal des Débats“, und zwar einer der geistreichsten und liebenswürdigsten. Herr Thiers ist heute Abend Nationalgardist, aber wenn Frankreich jemals solche Gardisten hätte, wie er einer ist, so müßte es 3 Millionen Soldaten ansheben, um seine Gränzen zu vertheidigen, denn Europa kann nicht lange ungestraft verhöhnt werden. Mit Madame Thiers spricht es sich viel angenehmer als mit ihrem aufgeregten, diktatorischen Gemahl. Sie versteht sich vortrefflich auf das leichte Geschwätz, welches für die Unterhaltung in einem Ballsaal so wesentlich ist; wogegen er stets all' seine Segel beißt und mit vollen Backen über Politik, Parteien, Presse, Eisenbahnen und über sich selbst spricht. Madame Thiers tanzt auch sehr gut, während ihre entzückte Mutter, Madame Dosne, dem General Jacqueminot dosirt und allen Prinzen völlige Liebeserklärungen macht.

Der junge Prinz von Joinville ist nicht hier. Er ist selten daheim. Der König will, daß er kein auf dem Lande herumlungernder Matrose seyn soll. Er verdient sich alle seine Grade wie jeder andere Offizier und kann es im Erklettern des Mastkorbes dem Besten gleichthun. Schade, daß er sich heute nicht auf dem Ball der Tuilerieen befindet, denn er ist ein lustiger Bursch und ein Fürst unter den Tänzern, aber ihn hält die Pflicht gefesselt, und so möge es ihm wohlgehen!

Der jüngste des männlichen Zweiges der Familie ist der Herzog von Montpensier. Er tanzt so eben auf oder ist vielmehr so eben erst aufgetaucht aus der Aufsicht der Mutter und Tante. Vielleicht weniger als der jüngste ist, aber die Familie liebt ihn ganz besonders. Er plaudert dort mit der Gräfin Zlahault, einer lieben, bewundernswürdigen Engländerin. Die Orleans sprechen alle Englisch und schätzen England's Volk, Sitten und Charakter. Die Gräfin ist mit einem braven Franzosen aus der besten Schule verheirathet, einem echten Freunde Ludwig Philipp's und wahren Verehrer alles Guten und Rechten. Der Herzog von Montpensier wird die Gräfin zur nächsten Quadrille führen, und wir wollen ihnen mit den Augen folgen.

Die Galerie ist gefüllt, die Erleuchtung glänzend, die Gemälde köstlich, die Statuen prächtig, das Ganze gleicht einem Feenreich, und die Farben sind so brillant wie die Federn des Paradiesvogels. Niemand gab je so reiche Feste, in Allem, was die Sinne reizt, als Ludwig Philipp. Aber eine erbliche Pairie kann er nicht wieder schaffen. Die alten Familien Frankreichs kann er nicht um sich sammeln. Er kann sich nicht, wie Ludwig XVIII. es konnte, mit den Söhnen der Aristokratie des Landes umgeben. Er kann die Stellung nicht ändern, in die nicht er selbst, sondern die Umstände ihn versetzt haben. Wenn die Aristokratie von 1841 aus den Mittelklassen besteht, so ist das nicht seine Schuld. Er giebt die Königlichen Feste, wenn auch dem mindest loyalen Volke; aber niemals wurde seit den Tagen Ludwig's XIV. größere Pracht in Versailles, St. Cloud, Eu, Neuilly oder den Tuilerieen entfaltet, als jetzt. Wir kennen manche namhafte Männer in Frankreich, welche die Feste Napoleon's gesehen und allen höchsten Glanz der letzten funfzig Jahre geschaut haben, aber Alle sind einstimmig der Meinung, daß Ludwig Philipp dies insgesammt an Reichthum, Mannigfaltigkeit, Reiz und klassischer Schönheit seiner Unterhaltungen übertrifft. Das Königliche Bankett zu Versailles, bei Gelegenheit jenes Nationalwunders der Welt, war eine der prachtvollsten Veranstaltungen aller Jahrhunderte, und doch waren ein Jules Janin, ein Alexandre Dumas und ein Herr Cousin die Gäste. Die Schuld lag nicht an dem Könige. Das Fest war ein Fest für Riesen; wenn Zwerge daran Theil nahmen, so kann er nicht dafür.

Doch hier kömmt er so eben, der König, begleitet von der Königin, der Prinzessin Adelaide und der Prinzessin Clementine. Nun gehörig, aber ehrerbietigst aufgestanden. Sie schreiten heran und machen die Runde durch die Galerie. Folgen wir ihnen mit den Nicken. Die Musik spielt die Marseillaise. Das ist nicht die Melodie, die der König als ein Orleans und als Ehrlmann liebt; aber es ist die Melodie seiner Gäste, denn die Bürger sind hier, die ihn zum Könige machten. Der König steht seit einiger Zeit viel älter aus. Doch hält er sich immer noch aufrecht; er lächelt durch die Falten seines Antlitzes und sieht heiter aus trotz seiner Sorgen. Er scheint alle seine Gäste zu kennen, und doch ist das unmöglich. Was sagt er! Er wendet sich eben zu dem General Jacqueminot. „Der Anblick ist entzückend, mein lieber General“, spricht er; „ich bin nie glücklicher, als wenn meine Nationalgarden mich umgeben.“ — „Und ihre Familien“, setzt die Königin mit sanftem, bejahendem Ton hinzu. Das ist dem General Jacqueminot zuviel; fort eilt er, des Königs freundliche Worte und der Königin wohlwollenden Zusatz durch die ganze Versammlung zu verbreiten, schon sind die beiden Phrasen im Munde der anwesenden Tausende, und die Musik beginnt das Französische Lied: „Où peut on être mieux qu'au sein de sa famille?“

Der Königin lächelt mehr, als sie spricht. Sie ist ganz Anmuth, ganz Freundlichkeit; aber ihr Lächeln vermag ihre eine geheime Sorge nicht zu verhüllen. Diese Sorge ist die Furcht vor Dolchen und Pistolen; nicht um ihres eigenen Lebens willen, sondern vor denen, die gegen das Leben ihres Gemahls gerichtet sind. Ihr Daseyn ist eine fortdauernde, unaussprechliche Angst. Daheim fürchtet sie das Eindringen irgend einer bewaffneten Bande; draußen klopft jeder Ton ihr Schrecken ein, in jedem Antlitz sieht sie einen Verräther. Und doch wird sie von Allen geliebt, die ihr nahe kommen. Mit kennen ein Paar Französinnen, die ihr die Aufwartung machten, um eine Gunst für ihren Sohn und Bruder zu erbitten. Obgleich sie ihnen eine bestimmte Stunde festgesetzt hatte, war sie doch nicht pünktlich. Endlich kam sie. „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich sie unpünktlich erscheinen muß“, sagte die Königin, „ich bitte sehr um Entschuldigung, meine Damen; es war nicht Achtlosigkeit von mir, ich verschere Sie, sondern Ueberhäufung mit Geschäften.“ Die Damen trugen ihre Sache vor. „Ich werde thun, was ich kann“, sagte sie, „gewiß, ich werde; aber Sie glauben nicht, wie gering mein Einfluß ist; es geht Alles von den Ministern aus, wie Sie wissen. Der König würde weit mehr thun, als er thut, wenn er es könnte; allein Sie wissen, in konstitutionellen Monarchieen geschieht Alles durch die Minister.“

Die Unterhaltung dauerte noch länger, doch dürfen wir weiter nichts davon mittheilen. Der Tod der Herzogin Marie von Württemberg, der zweiten geliebten Tochter der Majestäten, hat der Königin großen Kummer bereitet, denn sie lebt nur für ihre Familie, und die Mutterliebe kann nichts übertreffen. Jedesmal wenn die Königin der Belgier sich dem Zeitpunkt ihrer Niederkunft nähert, begiebt sich die Königin der Franzosen nach Brüssel und pflegt ihre geliebte Louise. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Einfluß der Französischen Literatur auf die Italiäner. Herr G. Libri, der in der Revue des deux Mondes einen Artikel über Frankreichs historisches Verhältniß zu Italien mittheilt und die Franzosen davor warnt, fernerhin, wie in früherer Zeit, an eine Eroberung Italiänischer Provinzen zu denken, weil sie dadurch nur die Sympathieen der Italiäner sich entfremden könnten, sagt bei dieser Gelegenheit: „Von allen ausländischen Literaturen ist die Französische die einzige, die in Italien wirklich verbreitet ist. Deutsche Werke werden dort wenig gelesen, Englische allerdings etwas mehr, doch haben sie immer nur eine sehr beschränkte Zahl von Lesern, während in Frankreich nichts von einiger Bedeutung erscheint, was nicht, aller Censur-Verbote ungeachtet, bald überall in Italien verbreitet ist, wo das Französische fast wie eine Landessprache gilt, und oft von Leuten, die dabei ihre Muttersprache vernachlässigen. Zeitungen, Revues, Reisebeschreibungen, Theaterstücke finden augenblicklich ihren Weg hin, und da man in Italien eben nicht sehr viel zu thun hat, so liest man viel und interessirt sich natürlich für das, was man in anderen Ländern von den Italiänern sagt. In einem Lande, wo literarische Arbeiten fast gar nichts einbringen, glaubt man auch leicht, daß Alles, was ein Schriftsteller irgendwo drucken läßt, wirklich seine Meinung sey; man nimmt Alles sehr ernst, ohne daran zu denken, daß in denjenigen Ländern, wo die Feder des Autors häufig ein Erwerbsquell ist, das literarische Erzeugniß vielfach zur industriellen Spekulation wird, und daß man darum oft drucken läßt — nicht was man für wahr hält und schätzt hält, sondern das, was einen großen Absatz verspricht. Nun machen aber jene Französischen Reisebeschreibungen, jene Journal-Artikel, worin Italien fast immer nach Wirthshaus-Eindrücken oder Theater-Erinnerungen beurtheilt wird, und worin keinerlei Sarkasmen gespart werden, jenseits der Alpen einen sehr bedauerlichen Eindruck. In Frankreich kann man sich kaum einen Begriff davon machen, wie schlecht die Französischen Reisebeschreiber dort angeschrieben sind, und zwar blos wegen ihres ewigen Wiederkäuens von Räubergeschichten, Vetturini-Abenteuern und Cicisbeen, welche fast allen Darstellungen zum Grunde liegen, die in Frankreich über Italien erschienen.“

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Montag den 29. März 1841.

China.

Schulen und Examina im Chinesischen Reiche.

Was man bis jetzt von dem Studien-Gange der Chinesen erfahren hat, von ihren Examen, literarischen Graden u. dergl., das bezieht sich Alles nur auf diejenige Klasse, die zu Staatsämtern richterlicher oder administrativer Art sich ausbildet. Wie es in China mit der Bildung von Architekten — namentlich in der Wasserbaukunst, die dort eine so große Rolle spielt — sich verhalten mag, wie mit dem Studium des Forst- oder Bergwerkfaches und ähnlichen, darüber ruht für uns noch ein Dunkel. Eben so wenig erfahren wir, ob die Aerzte vor dem Antritt ihres Berufes Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen müssen — dies ist mindestens sehr zweifelhaft, obgleich es ein medizinisches Kollegium in Peking giebt, zu dem auch die Kaiserlichen Leibärzte gehören.*) Oeffentliche, der Heilkunde gewidmete Lehranstalten sollen gar nicht vorhanden seyn; wer diesen Beruf wählt, der wird Gehülfe eines längere Zeit praktizirenden Arztes oder Chirurgen und studirt die besten in sein Fach einschlagenden Werke. Echte Sternkundige (nicht bloße Astrologen) findet man wohl nur in dem astronomischen Kollegium zu Peking, das zugleich ihre Schule ist. Die Reichs-Religion ist eine rein politische, die von keinem Klerus, keinem theologischen Systeme weiß und deren einzige Repräsentanten die Lenker des Staates sind, vom Kaiser bis zum Bürgermeister der kleinsten Stadt.

Man ersieht hieraus, daß etwas unseren Universitäten Aehnliches im Chinesischen Reiche nicht gesucht werden darf. Die einzigen höheren Lehranstalten, von deren Daseyn wir wissen, haben den Zweck, tüchtige Männer der praktischen Justiz und der Regierung zu bilden, oder sie wenigstens bis auf den unteren Grad der Gelehrten-Würde zu fördern. Ueber die Gegenstände des Unterrichts und die Art desselben hat man keine ausführlichere Kunde; aber nach dem zu schließen, was von jenem Examinanden verlangt wird, müssen kanonische Bücher, Reichs-Annalen, Statistik und Verskunst die vornehmsten Gegenstände seyn. Diese Anstalten sollen zumeist nicht sehr eifrig gelehrt, auch nie zahlreich besucht werden, indem wohlhabende und reiche Leute ihren Söhnen Privat-Unterricht geben lassen, bis sie zum ersten Examen reif sind. Das Kuo-tse-kian in Peking ist eine Art von Kaiserlichem Pädagogium, worin man Söhne und Verwandte der unterworfenen oder zinsbaren Fürsten und gewisser begünstigter Personen zu Gelehrten erzieht. Die Mitglieder dieses Instituts, dessen Name f. v. a. „Erziehungs-Anstalt für die Kinder des Reichs" bedeutet, haben zugleich eine gewisse Kontrolle des öffentlichen Unterrichts im Reiche.**)

Auch die niederen Schulen oder Elementar-Schulen werden hauptsächlich von Kindern armer Leute besucht, die keine Privatlehrer besolden können. Gewöhnlich tritt der Knabe auf ein ganzes Jahr in die Schule, und alsdann zahlt er das Honorar, welches im Durchschnitt nur zwei Dollars beträgt, prämunerando. In großen Städten giebt es sogenannte Raths-Schulen für junge Leute, die drei Tage Handarbeit thun müssen (!). Morrison hat ungefähr 100 Regeln für Lehrer und Schüler, von denen wir eine Auswahl folgen lassen, aus einem populairen Werke mitgetheilt:***)

„Beim Eintritt in die Schulstube und wenn er sie verläßt, soll der Knabe zuerst vor dem Bilde des weisen Kung-tse und dann vor seinem Lehrer eine Verbeugung machen. — Wenn eine ehrenwerthe Person hereintritt, sind alle Schüler verpflichtet, aufzustehen, ihren Schul-Range nach sich in Reihe zu stellen und das Haupt zu bücken. Sie sollen dabei ganz ruhig bleiben, nicht einander zuflüstern oder gar lachen und lärmen. — Wenn der Lehrer einmal ausgeht, sollen die großen Knaben ihren kleinen und schwachen Kameraden in seiner Abwesenheit keinen Schabernack anthun; und es soll bei Strafe keine Kauferei, kein Zerstören von Pinseln oder Zerschlagen von Anreibsteinen entstehen. — Im Winter, wenn die Schüler ihre Feuerstübchen mitbringen, sollen sie nicht mit den Kohlen oder der Asche spielen. — Der Lehrer halte seine Eleven zu größter Ordnung und Reinlichkeit an: auf den Anreibsteinen darf keine alte Tusche zurückbleiben, und noch weniger im Pinsel, den der Knabe jeden Abend rein auswaschen muß; die Blätter der Schuldücher dürfen nicht zerknittert oder beschmiert werden, auch darf man keine Eselsohren (durch Umbiegung der Ecken) hinein machen u. s. w. — Beim Aufsagen ihrer Lection sollen die Schüler nicht um den Lehrer sich drängen, sondern darum loosen, wer vor dem Anderen an die Reihe kommt. — Wenn irgend eine Erklärung dem Schüler nicht deutlich gewesen ist, so wende er sich mit seinem Zweifel privatim an den Lehrer und befriedige sich nie dabei, wenn er etwas nur halb oder gar nicht verstanden hat. — Von Allem, was da erklärt wird, soll der Schüler eine Anwendung auf sich selbst machen und zu sich sagen: Geht dieser Spruch mich an, oder nicht? Auch muß der Lehrer seiner Urtheilskraft zu Hülfe kommen und ihm stets vorhalten, was Nachahmung verdient und was man vermeiden soll. — Wenn ein Knabe nicht lernt oder den Schulregeln zuwider handelt, so soll ihn der Lehrer zwei oder drei Mal ermahnen; ist dies vergebens, so lasse er ihn zu seiner Beschämung zu dem Orte, wo er sitzt, niederknieen. Hat auch dies keine Wirkung, so lasse er ihn, zu größerer Beschämung, an der Thür niederknieen: die Zeit des Knieens werde vermittelst eines brennenden Räucherkerzchens berechnet. Helfen alle diese Mittel nicht, so schreibe der Lehrer zu einer körperlichen Züchtigung; doch vollziehe er sie nicht nach dem Essen, weil der Knabe sonst krank werden kann; auch schlage er nicht zu heftig, damit keine Verletzung entstehe. — Im Herbste und Winter sollen die Schüler auch des Abends, bei Lampenschein, arbeiten; nur in heißen Sommer-Monaten mag ihnen dies erlassen seyn. — Sie sollen mit halblauter Stimme auswendig lernen, nicht zu laut deklamiren und schreien, damit ihre junge Brust nicht leide. — Alles Spielen um Gemma sey der Schuljugend streng verboten; denn es zerstört die kostbare Zeit, erregt schon früh unedle Leidenschaften, macht liederlich und hat in späteren Jahren unsägliche Uebel zur Folge. — Schmutzige oder läppische Erzählungen, gemeine Lieder, Romane und üppige Bühnenstücke sollen dem Schüler ganz unbekannt bleiben."

An Jeden, der dem Lehrfache sich widmet, ergeht die ernste Mahnung, daß er einen ganz unsträflichen, von Selbstachtung zeugenden Lebenswandel führe und die übernommenen Pflichten mit nie erkaltendem Eifer erfülle. „Erst in unserer Zeit" — sagt der wohlmeinende Verfasser — „ist eine Klasse von Lehrern aufgekommen, die neben ihrem eigentlichen Berufe noch andere Dinge treiben, als da sind: Medizin und Quacksalberei, Makler-Geschäfte u. s. w. Solchen Stümpern soll man die Bildung seiner Kinder nicht anvertrauen.

Die Stiftung der so berühmten Examina ist, für ein Reich, dessen beglaubigte Geschichte lange vor der christlichen Zeitrechnung anfängt, von ziemlich jungem Datum. Schon tausend Jahre und darüber hatte es Gelehrte und Staatsmänner in China gegeben, als Kaiser Ven-ti im Jahre 179 vor Christus (nach Morrison — 140) diese nützliche Einrichtung ins Leben treten ließ. Alle die Examina betreffende Kaiserliche Statuten sind sorgfältig gesammelt worden und bilden jetzt einen Kodex, der, nach Europäischer Weise gebunden, drei ziemlich starke Bände in groß Oktav giebt. Er wird alle zehn Jahre neu aufgelegt, und jede neue Edition ist nach Maßgabe der Abänderungen, die in der Zwischenzeit getroffen sind.

An diesen Prüfungen, deren Zahl jetzt auf fünf festgesetzt ist, darf Jedermann Theil nehmen, ausgenommen die niederen Polizei-Offizianten, die gemeinen Handarbeiter, die Schauspieler, das Gesinde und das Gesindel. Es bedarf dazu nur vorgängiger Meldung, die aber kostenfrei ist, wie das Examen selbst. Die größere oder geringere Beförderung der verschiedenen Examina wird schon durch den Ort, wo sie respektive vor sich gehen, schon bezeichnet: das erste findet in dem Hauptorte jedes Distriktes Statt; das zweite in den Hauptstädten der Provinzen; das dritte in der Kaiserlichen Residenz; das vierte im Bezirk des Kaiserlichen Palastes, und das fünfte im Audienz-Saale, im Anschauen des hohen Drachenthrones, dem ein Dritttheil der Menschheit gehorcht. Wer in dem alljährlich wiederkehrenden Distrikt-Examen bestanden hat, der erhält den Grad eines Siu-tsai, d. h. eines Mannes von blühenden Gaben (etwa Baccalaureus). Die übrigen Examina gehen nur alle drei Jahre vor sich: das zweite

*) Dieses Kollegium heißt Chinesisch „Große ärztliche Behörde" (Ta-yuen) und Mandschuisch „Behörde, welche die Aerzte regiert" (sakta-sahalaha yamun). Nach der im Dikshi-dikshe gegebenen Erklärung, welche seine Mitglieder „über die Behandlung der Krankheiten und die Erregung der Arzneimittel."

**) Dies ergiebt sich aus der Definition des Instituts im Dikshi-dikshe: Behörde, welche der Verbreitung des Unterrichts im Reiche vorsteht und die Bildung und Unterweisung aller Studierenden leitet und beaufsichtet."

***) Sie finden sich in dem Chinesisch-Englischen Wörterbuche unter dem obrigen reichhaltigen Artikel Hio (Unterricht).

*) Was wir nachstehends mittheilen, ist größtentheils eine serrere Bearbeitung der sehr fruchtbaren, aber auch sehr schlecht geordneten Notizen, die Morrison im oben erwähnten Artikel seines Wörterbuches (wo sie freilich ein seltsames hors d'oeuvre sind) aus diesem Kodex mitgetheilt hat.

Digitized by Google

fördert zum Grade eines Kiu-schin (promovirten Mannes), was man mit Licentiat übersetzen mag, da diese Klasse schon zu öffentlichen Aemtern qualifizirt ist; und durch das dritte erlangt man den Titel Jin-sse (etwa Doktor). Aus dem vierten Examen gehen die Han-lin, die Mitglieder der Kaiserlichen Akademie zu Peking, hervor. Diese Körperschaft, die alle klassische Bücher-Gelehrsamkeit repräsentirt und kontrollirt, große National-Werke auf Kaiserlichen Befehl abfaßt und veröffentlicht und, sofern sie bei nächstfolgenden Proben des alten Chinesenthums, gewissermaßen dem Corps der Ulema's in Konstantinopel gleicht, liefert dem Kaiser auch seine meisten Staats-Minister und übrigen höchsten Würdenträger. Das fünfte Examen, bei welchem der Kaiser selbst Fragen vorlegt, hat nur den Zweck, aus dem erwähnten gelehrten Eliten-Corps eine neue Elite, die Han-lin vom ersten und zweiten Range — gleichsam die fettesten Sahne der edeln Milch — auszuscheiden. Diese letzte und ehrenvollste Examen ist erst unter der heutigen Dynastie (im Jahre 1722) gestiftet worden.

Die Graduirten aller Klassen zerfallen nach ihrer relativen Tüchtigkeit wieder in verschiedene Abtheilungen, die sich durch besondere Titel unterscheiden. Es ist diese Classification schon darum nothwendig, weil sonst namentlich beim zweiten Examen ein zu großer Zudrang entstände. In Canton allein zählt man durchschnittlich 12,000 Siu-tsai oder Baccalaureï.

Der als Ober-Examinator beim zweiten Examen in die Provinz beorderte Han-lin muß längstens vier Tage nach seiner Ernennung abreisen. Das Gouvernement bewilligt ihm Postpferde und Diäten bis zu seiner Rückkehr. Da Peking übrigens nicht blos Reichs-, sondern zugleich Hauptstadt der Provinz Pe-tschi-li ist, so versteht es sich von selbst, daß auch hier, wie in den übrigen Provinzial-Hauptstädten, Licentiaten-Prüfungen (für die Siu-tsai der Provinz Pe-tschi-li) gehalten werden, die man mit den drei höheren, nur in Peking und zwar für Kandidaten des ganzen Reichs angestellten Examen nicht verwechseln darf.

Die eine nur Zahl der bei solchen Prüfungen beschäftigten Personen macht besonders das Provinzial-Examen in einem Lande, wie China, wo große politische Katastrophen selten sind, zu der wichtigsten Angelegenheit einer ganzen Provinz. Jedes Examen dauert drei Tage und wird in einem sehr geräumigen Gebäude gehalten, das bei Tage wie bei Nacht an den inneren und äußeren Zugängen mit Polizei-Wachen besetzt ist, während starke Patrouillen die Straßenmündungen durchziehen — laute Vorsichtsmaßregeln gegen das Einschmuggeln von Büchern und Papier, oder von Personen, die nicht hierein gehören. Die Examinanden, deren Zahl bisweilen Tausend übersteigt, sitzen auf numerirten Plätzen, die so abgetheilt sind, daß Keiner dem Anderen ohne große Unbequemlichkeit mündlichen Beistand leisten kann. Ihre Aufarbeitungen über die gegebenen Themata werden in einem besonderen Gemache von eigends dazu bestellten Personen in Empfang genommen. Diese bringen sie in ein anderes Zimmer, wo man die Ecke jedes Heftes, auf welcher der Name des respektiven Verfassers steht, umbiegt und versiegelt. Aus diesem Gemache wandern die Aufsätze in ein drittes, das Lokal der Kopisten, die von jedem Pensum eine Abschrift machen, welche der Examinator zuerst erhält und, damit er nicht etwa eine Kopie für's Original ansehe, nach dieser parteiisch entscheide. Die Abschriften werden in einem vierten Gemache, wo die Vergleicher oder Revisoren sitzen, mit den Originalen collationirt; und nun erst dürfen die Probe-Arbeiten in demjenigen Lokale abgeliefert werden, wo der Ober-Examinator mit seinen Assistenten, deren gewöhnlich zehn sind, sich aufhält. Diese würdigen Herren stehen aber wieder unter der Kontrolle des Fu-yuan (zweiten General-Statthalter) oder Ober-Präsidenten der Provinz, der dem Ober-Examinator gerade gegenübersitzt, und seiner Adjutanten. Jeder Ober-Examinator darf drei, jeder seiner Assistenten zwei Bedienten mitbringen, die aber alle am Eingang streng visitirt werden, damit nicht eine andere gelehrte Person in Bedienten-Kleidung sich einschmuggele, um über Aufarbeitungen ihr Urtheil abzugeben. Die von den Examinatoren aufgegebenen, unter Kandidaten zu vertheilenden Themata werden sämmtlich, und zwar im Lokale selbst, von Xylographen in Holzplatten geschnitten und von Druckern auf einzelne Blätter abgedruckt. Eigene Personen vertheilen die Exemplare der Themata, und wieder Andere haben das Geschäft, die angekommenen Kandidaten streng zu visitiren, damit es an der Tag komme, ob sie nicht schon vorher ausgearbeitete Themata, oder Stücke unbeschriebenen Papiers, oder Bücher bei sich führen. Auf dem Provinzial-Examen zu Peking sind der Kopisten nicht weniger als 1000; die Zahl der Revisoren beträgt 90 bis 100; die der Xylographen und Drucker zusammen 36 u. s. w.

Beim Empfange seines Thema's muß der Examinandus ein obrigkeitliches Signalement seiner Person vorzeigen; stimmt dieses nicht, so erhält er kein Thema mehr, weil Thon hernach, Thon und Zeugen Papier mitbringen, ausgenommen die vielfach besiegelten oder gestempelten Hefte, auf die er seine Ausarbeitungen zu schreiben hat. Das Papier dieser Hefte ist eine besondere, in seinem Laden vorräthige Sorte und von eigenthümlicher Form: jedes Heft hat angefähr einen Fuß Länge, aber nur vier Zoll Breite. Auf die ersten 7 Blätter kommt der Entwurf, das Brouillon; die folgenden 7 Blätter, roth linirt, sind zur Reinschrift bestimmt. Die letzten, schwarz linirten 7 Blätter zur Kopie. Man kannt sie zu ungefähr 3 Dollar auf dem Büreau des Pu-tsching-sse (der ersten Gerichtsperson); es wird bei jedem Examen nur eine bestimmte Zahl derselben verabfolgt.

Am ersten Tage müssen die Examinanden über drei Themata aus dem Sse-schu oder den sogenannten kanonischen Büchern zweiten Ranges (Werken des Kung-sse und seiner Schüler) Ausarbeitungen und über einen gegebenen poetischen Stoff eine 16zeilige Stanze in Chinesischen Pentametern (d. h. jede Zeile zu fünf Wörtern) mit acht Endreimen liefern. Die Themata des zweiten Tages, an der Zahl fünf, sind aus den kanonischen Büchern ersten Ranges entnommen; und die des dritten Tages — eine gleiche Zahl — aus den Gebieten der Geschichte, der Administration und der National-Oekonomie. Keine Ausarbeitung darf über 700 Wörter (Charaktere) lang sein, sonst wird sie nicht angenommen; eben so wird jede Arbeit zurückgewiesen, die Plagiate enthält, oder allzu heterodoxe Ansichten oder gemeine Ausdrücke. Der Stil muß klar und edel, nicht verworren und nicht gekünstelt sein; auch darf das Thema nie aus dem Auge verloren werden. Endlich ist es unerlaubt, Charaktere zu gebrauchen, die nicht in anerkannt mustergültigen Werken vorkommen.

Den Examinatoren dürfen, so lange das Examen dauert, keinen Privatverkehr mit einander haben; nur im Lokale der Prüfungen ist es ihnen erlaubt, etwas gemeinsam zu besprechen, und auch da nur möglichst offiziell. Eben so wenig dürfen sie während der Zeit des Examens Besuche, Briefe oder Geschenke von Kandidaten annehmen. Den Unter-Examinatoren ist es nicht verwehrt, anderer Meinung zu sein, als ihr Vorgesetzter, und mögen sie ihm ihre Gegengründe freimüthig vortragen; aber jede leidenschaftliche, das Lokorum verletzende Debatte zwischen dem Ober-Examinator und seinen Assistenten, gleich viel, ob sie die Wahl eines Thema's oder die Censur einer Arbeit betreffe, ist unterlagt. Die Themata aus den heiligen Büchern sollen Sprüche von tiefem Sinne sein und die Aufgaben zu Versen einen edeln und großartigen Gegenstand haben. Sentenzen aus den heiligen Büchern, die als Themata dienen sollen, darf der Examinator nicht verstümmeln; und eben so wenig ist es erlaubt, mehrere Sentenzen zusammenzuschweißen. Die Gegenstände der politischen und staatsökonomischen Aufgaben müssen wichtig und gemeinnützlich sein.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Ball in den Tuilerieen.

(Schluß.)

Der König liebt seine Kinder nicht weniger als seine Gemahlin. Es wird erzählt, daß, als der König der Belgier nach mehreren Jahren der Trennung seinem früheren Freunde, dem Herzog von Orleans, nun Ludwig Philipp, einen Besuch abstattete, dieser ihm sagte: „Nun wohl, Ihnen fehlt eine Frau; ich habe drei nette Töchter. Meine Louise ist eine schöne Blondine, meine Marie eine schwarzlockige Brünette, meine Clementine wäre vielleicht für Sie zu jung, aber Sie sollen sie sehen, denn es müßte schlimm zugehen, wenn Ihnen nicht eine gefiele.“ Die Wahl war nicht schwer zu treffen, die schöne, sanfte Louise wurde Königin der Belgier.

Des Königs Schwester, Madame Adelaide, ist unzertrennlich von Seiner Majestät; in so manchem Augenblick stählte ihn schon ihre Herzhaftigkeit, und ihre kühnen, kräftigen Rathschläge werden jederzeit von ihm wohl aufgenommen. Sie hetzt ihre Nichten und Neffen an, bezahlt sich gegen sie sehr großmüthig und wird von allen auf das zärtlichste und achtungsvollste behandelt. Doch liebt sie die Pariser nicht, ist keine Anhängerin der Revolution von 1830 und ist kalt in ihrem ganzen Wesen, obgleich von mildthätigem Charakter. Wenn sie den König ansieht, so ist es gerade, als ob sie begierig jedes Wort von seinen Lippen sauge, und auf das versammelte Volk blickt sie herab, als spräche sie zu Unmündigen: „Unmündiges Volk, du bist eines solchen Fürsten nicht werth!“ Dann spielt ein gewisser wohlgefälliger Zug um ihre Lippen, der zu sagen scheint: „Und ich bin seine Schwester!“

Madame Adelaide wird der Selbstsucht und des Geizes beschuldigt, doch ist das unwahr. Wie ihr Bruder, hat sie in den früheren Tagen ihres Lebens den Werth des Schätzen gelernt, aber sie unterscheidet so Manchen durch ihre Mildthätigkeit, die sie mehr als ein Drittel ihrer Einnahmen zu wohlthätigen Zwecken. „Nie einem Aufruhr etwas nachgeben“, war stets ihr Rath an den König in so manchen schwierigen und angstvollen Augenblicken; auch ein anderer ihrer Gedanken ist dem Könige immer gegenwärtig. „Besser, du stirbst auf dem Blode, mein Bruder, als in einer Gosse.“ Madame Adelaide ist bei der Pariser Bevölkerung nicht so populär, wie es die Herzogin von Berry war; und darüber kann man sich gar nicht wundern, denn die Mutter des Herzogs von Bordeaux war so fröhlich, so munter, so unbezwängt freigebig, so witzig und so eingenommen für Feste, Bälle, Gastmähler, Theater und Tanz, daß man ihr den Beinamen der Königlichen Parisern gegeben hatte. Madame Adelaide überschaut mit Ernst den gegenwärtigen Zustand der Dinge; sie weiß, daß der Beifall von heute sich leicht in nächsten Tag in Verwünschungen verwandelt, und daß die, welche heute: „Es lebe der König!“ rufen, morgen irgendwen anders leben lassen. Die Marseillaise liebt sie gar nicht und die Parisienne nur halb, und sie ist froh, wenn die letzte Reihe der Quadrillen ertönt, die von dem berühmten Orchester aufgeführt werden, in welchem die ersten Talente und die schönsten Instrumente vereinigt sind.

Die Prinzessin Clementine wurde vom Grafen von Montalivet geführt, der ein treuer und ergebener Freund der Familie ist und als Intendant der Civilliste so manche Proben seiner innigen Verehrung für die Dynastie Orleans an den Tag gelegt hat. Man versichert sogar mit vieler Bestimmtheit, daß er sich vor ihrer Verheirathung mit der Hoffnung auf die Hand der Prinzessin Louise geschmeichelt habe; so viel ist gewiß, daß er in den Tuilerieen wie ein Sohn und Bruder geliebt wird. Wen die Prinzessin Clementine heirathen wird, ist noch unbekannt; sie hängt sehr an der katholischen

Digitized by Google

Confession, und würde einen Protestanten schwerlich wollen; Ludwig Philipp aber hat sich bisher in allen seinen Wahlen zu den Protestanten hingeneigt; seine Kinder, haben sich meistens mit protestantischen Prinzen und Prinzessinnen vermählt, und sein Haupt-Rathgeber und Freund ist der Protestant Guizot. Die Prinzessin Clementine war sehr einfach gekleidet; ein weißer Unterwurf und ein weißes Atlas-Unterkleid, weiße Blumen und Perlen machten ihren Schmuck aus, der ein Sinnbild ihrer reinen Seele und ihres unschuldigen, tugendhaften Lebens ist. Sie unterhielt sich mit dem Grafen Montalivet über den Anblick, welchen der Ball darbot, und bewunderte die Musik und die Erleuchtung.

So ist also der Ball in den Tuilerien eigentlich ein Ball der Nationalgarde, doch waren auf dem, welchen wir eben beschrieben, auch viele Andere gegenwärtig, die man nicht zu ihnen, noch zu ihren Frauen und Töchtern zählen konnte. Eine Menge von Engländern und von anderen Fremden, die darauf Anspruch machen können, einem Ball in den Tuilerieen beizuwohnen, waren anwesend. Unsere Leser werden wissen, daß der alte Französische Adel nicht bei Hofe erscheint. Die Revolution von 1830 veranlaßte Einige ihrer Titel und ihrer angeerbten Vorrechte, Andere wurden durch ihre Entfernung aus dem Staatsdienst und durch den Ausfall der Benefize der alten Civilliste Karl's X. gänzlich zu Grunde gerichtet; sie haben sich in die Departementer zurückgezogen und leben dort ganz in der Dunkelheit; sie verschwören sich nicht, sie bitten und verlangen nichts; sie fordern nichts, als in Ruhe zu sterben, und ihre Titel sollen mit ihnen erlöschen. Das ist keine feindliche Stellung, nur Unterwerfung unter die Umstände und unter ihr hartes, unverdientes Schicksal.

Die Prinzessin Clementine tanzt natürlich nicht mit einem Jeden; ihre Brüder haben diese Freiheit, sie nicht; doch ist sie keine Sklavin der Etikette; nur sind die Töchter der Könige, dem Himmel sey Dank, noch nicht öffentliches Eigenthum. Die Königin blickt sie immer mit großer Freundlichkeit an, als wollte sie sagen: „Du bist die letzte mir übrig gebliebene Tochter, denn Louise ist fort und Marie todt!“

Die Herzogin von Orleans ist dem Könige der Franzosen sehr ergeben und liebt ihn wie eine Tochter ihren Vater. Sie ist eine sehr verständige Dame und eine angenehme Erscheinung, aber sie ist eine Deutsche, und wenn Französische Prinzessinnen nicht mit den Deutschen wie der Engländer. Die Herzogin wurde von dem Gemahl der verstorbenen Prinzessin Marie geführt, sie sprachen zusammen Deutsch, und da sie den Tanz liebt, so war der Herzog von Württemberg jetzt auch ihr Tänzer. Die Herzogin und der Prinz wahlten heute vorzüglich gut, so daß es eine Lust war, ihnen zuzusehen. Kein Volk walzt so gut, wie die Deutschen, und in der Deutschen Schweiz haben wir diese feinen Bewegungen, der den Tag über gelahmt war, Abends bei einer Kirmeß mit Anmuth und Eleganz walzen. Man sagt, die Herzogin von Orleans sey eifersüchtig — aber auf wen? Auf wen könnte sie wohl eifersüchtig seyn, sie, die ganz Anmuth und Leben und eine Zierde der besten Gesellschaft ist. Es mag wohl nur Verleumdung seyn, auch ist der Herzog zu galant und zu edel, um ihr gerechte Ursache zu geben.

Jetzt wollen wir uns zu der Menge wenden, zu der Menge der Damen, zum schönen Geschlecht, zu den Frauen und Töchtern der Bürgergardisten von Paris, zu den Pairinnen, das heißt den Frauen der Pairs auf Lebenszeit, zu den Frauen und Töchtern der Deputirten, der Beamten, der General-Einnehmer und des ganzen Schwarmes von Angestellten, die in Paris viel zahlreicher sind, als in irgend einer Stadt der Welt.

Die Französinnen sind nicht niedlich, das ist eine Thatsache, und wir wollen in diesem Punkte keinen Zweifel laut werden lassen; auch schön sind die Französinnen nicht. Die alten Frauen sind gradezu häßlich, nicht etwa blos lebendig oder gewöhnlich, nein, ganz häßlich. Die Frauen in mittleren Jahren sind nicht häßlich, aber auch keineswegs schön. Die jungen Frauen und Mädchen sehen so ziemlich aus, und hier und da bemerkten wir auch wohl in den Provinzen eine Schönheit. Man besuche ein Theater, eine Kirche, einen Ball oder öffentlichen Spaziergang, zum Beispiel den Garten der Tuilerieen oder des Luxemburg, oder man reite nach Longchamps, in das Bouloggier Gehölz, man schiendere bei schönem Wetter zwischen 4 und fünf Uhr in den Elysäischen Feldern umher, kurz, man begebe sich, wohin man will, so wird es doch selbst den größten Bewunderern des schönen Geschlechts nicht gelingen, ein Dutzend schöner oder wenigstens hübscher Frauen herauszufinden. Weder in Spanien, noch in Italien, noch in Oesterreich oder in Deutschland und Belgien würde dies schwer halten, nur in Frankreich ist es der Fall. Die Ursachen davon sind Jedem klar, wer darüber nachgedacht hat. Die Französinnen schminken so viel Grimassen, daß sie die Form ihres Mundes dadurch verunstalten, sie essen so viel Bonbons und eine solche Masse verschiedener Süßigkeiten, daß sonst Hunderten kaum eine Einzige schöne Zähne besitzt, und statt frisch und blühend, sehen sie bleich, gelb und kränklich aus.

Trotz man in eine Gesellschaft von Französinnen, so ist der allgemeine Eindruck kein gefälliger, und doch findet man in ganz Europa, trotz dieses Mangels an Schönheit, nicht so angenehme, gesellige, einnehmende und umgängliche Frauen wie in Frankreich. Ihr Anzug ist nett, geschmackvoll, gut, ohne eigentlichen Putz und doch zierlich, frisch und allerliebst. Ihr Haar ist so hübsch glatt gebürstet und gekämmt, so schön aufgerollt und gelabt und auf tausenderlei Arten anmuthig geordnet, ihr Fußwerk so reizend bekleidet, sie verstehen es, ihre Arme, ihren Kopf, ihren ganzen Körper so schön zu tragen, Hände und Füße so reizend, mit einer so kunstvoll berechneten und doch so natürlich scheinenden Koketterie zu bewegen, daß wir auf unseren Reisen nirgends anziehendere Geschöpfe als die Französischen Frauen antrafen. Nicht ihre schwarzbraunen Augen, denn sie waren satt zu dunkel, um uns hier zu gefallen, wo es deren so viele giebt; nicht ihre gut gepflegten Augenbrauen und Wimpern, denn durch Kunst ausstaffirte Natur kann nie gefallen; nicht daß die Französinnen beim Schminken ihren Wangen die natürlichen Tinten vollkommener nachzuahmen verstehen, als alle Andere ihres Geschlechts, die wir jemals gesehen; nicht daß sie süßeren Veilchenduft ausathmeten, oder daß sie tödtere Kirschmündchen hätten, als unsere lieben Englischen Mädchen zu Bath oder Brighton; aber ein gewisses unnennbares Etwas-in dem Wesen einer Französin, und was dazu gehört, das ist es, was sie so bezaubernd macht.

Ein Englisches Mädchen, wenn es hübsch ist, baut auf ihre Schönheit; ein Französisches auf sein Lächeln, seine Schelmerei, seine ergeschwimmenden Blicke und seine Zunge. Die Engländerin ist eine Königin, die Französin eine halbe Modistin; und doch, wer möchte auf einem Ball nicht eine Französin sich zur Tänzerin wählen? Nur hingeschaut auf diese Engelschaar, die heute hier versammelt ist, und unter der sich freilich auch mancher gefallene Engel befinden mag. Nicht eine unter vierzig sieht gut aus, nicht eine unter sechzig hübsch, nicht eine unter achtzig ist eine Schönheit, und nicht eine unter hundert eine Unbergleichliche. Aber dessenungeachtet, ist nicht immer eine unter zwanzig, ja immer eine unter zehn reizend? Man braucht sie nur anzureden, so langen sie an zu plaudern; man braucht sie nur anzulachen, so lieben sie uns; man scherzt mit ihnen, und sie werden uns durch ihrem allzeit fertigen Witz bald zu dem Jede schlagen; man tanzt mit ihnen, und die Feen die ganze Zeit nicht auf zu schwatzen; man walzt mit ihnen, und sie werden unsere armen Beine bald zum Wanken bringen, so unermüdlich sind sie in ihrer Lust. Werfen wir nur einen Blick auf jene Quadrille von Zwölundvierzig. Sah man jemals sechzehn so glückliche Gesichter, zum mindesten in einem Palast? Aber wenngleich dieses Völkchen in einem Palaste ist, wenngleich es tagtäglich in Festen, Comödien, Lärm und finsteren Hinterhäuben sich herumzubewegen pflegt, ist es doch in den Tuilerieen so zu Hause, als wäre es da geboren. Kein anderes Eis als Ananas ist gut genug für sie; das seltenste und kostbarste Sorbet ist es, welches sie am meisten lieben, und was nicht außerordentlich fein und pikant schmeckt, sey es Essen oder Trinken, das verschmähen die würdigen Bürger als eine gemeine Erfrischung von der Art ihres Johannisbeer- und Himbeersafts, ihrer Orgeade und Limonade.

Welche Mannigfaltigkeit von eingemachten Früchten, überzuckerten Drangen, Wallnüssen und Mandeln, welche Fülle von kühlenden Getränken und Sorbets, von Eis in jeder Farbe und Art, von Kuchen in jeder Form und Mischung wird jetzt von Bedienten in Scharlachlivree und mit weißen seidenen Strümpfen auf silbernen Tabletten an die versammelte Menge herumgereicht. Nie kann es irgendwo reichlicher und doch, es klingt seltsam, aber es ist so, auch nirgends sparsamer hergegangen seyn. Ludwig Philipp macht das Alles durch Zuschlag an den Mindestbietenden. Der niedrigste Preis wird angenommen, doch wehe dem Entrepreneur, der seinen Kontrakt schmutzig und betrieblich erfüllen wollte; er würde nie wieder zum Mitbieten zugelassen werden. Wohlfeil, aber gut, sparsam, aber reichlich, ist der Grundsatz, der den König bei allen Anordnungen seiner Civilliste leitet, und der Graf von Montalivet, der seinen Sinn kennt, unterstützt ihn in allen seinen Plänen und Kontrakten.

Was die Beleuchtung anbelangt, so war gewiß der Palast nie so tageshell wie jetzt. Es werden dreimal so viel Bicht-Exemplare, als in irgend einer früheren Zeit. Auch dies ist eine Sache des Kontrakts, und so muß es seyn, denn da die Kammern einem so tapferen Prinzen wie der Herzog von Nemours ein Heirathsgut derweigern, so hat der König nicht viel Hoffnung, daß die Deputirten die Schulden der Civilliste bezahlen würden. Und hier müssen wir gerecht gegen Ludwig Philipp seyn. Zu seiner Ehre sey es gesagt, daß er nicht Schulden, sondern Ersparnisse hinterläßt. Er bezahlt beschuldigt man ihn, daß er auf niedrige Weise zusammenspare und sein Vermögen im Auslande und in fremden Papieren anlege, um sich für den Tag der Revolution zu sichern, der noch bei seinen Lebzeiten erscheinen könnte. Das ist eine ungerechte schändliche Lüge. Ludwig Philipp hat zu viel Geld auf die prächtigen Gemälde- und Skulptur-Galerieen zu Versailles verwendet, als daß er seinem guten Nation gewidmet, daß er aber vielmehr die Civilliste sehr in Schulden ist. Odilon Barrot weiß dies so gut wie Dupin, Mauguin so gut wie Pasquier, und doch schwatzen Barrot und Mauguin vom Reichthum des Königs, um ihn unpopulär zu machen, obgleich sie sehr wohl wissen, wie viel Anleihen derselbe seit seiner Thronbesteigung hat machen müssen.

Die königliche Familie hat sich nun entfernt. Es ist bald zwölf Uhr; aber die Herzoge von Orleans, Nemours und Aumale bleiben noch, um ihrer Tanzlust genug zu thun und den Nationalgarden zu Gefallen, die sie noch immer ihre Kameraden nennen. Der Tanz ist nun weit geräuschiger, ausgelassener und anhaltender, als bisher. Das Eis macht warmen Getränken Platz, es wird Punsch, Glühwein und verschiedenerlei Konfekt herumgereicht. Die Musik ist entzückend. Niemand sieht ermüdet aus, noch Keiner scheint des Tanzes genug zu haben. Da walzen sie hin, jetzt geht es ans Galoppiren; o welch ein Wirbel, welche Hitze, welches Geschwirre, welcher Lärm, ja völliger Lärm! Die Prinzen sind mit die Lustigsten, und der ernste Herzog von Nemours plaudert in einem fort Spanisch mit der niedlichsten Dame im ganzen Saal. O über den Schall! mit trockner Miene sieht er auf all' die hübschen Mädchen, und sie schauen alle nach ihm, als wären sie in ihn verliebt. Die Nacht rückt vor. Stunde auf Stunde verfließt. Wir müssen nach Hause. Es ist schon über drei. Alle Prinzen sind fort, nur der Herzog von

Digitized by Google

Remours verweilt noch; jetzt scheint er ein Zeichen des Aufbruchs geben zu wollen; so laßt denn auch uns so königlich seyn wie er und dem Ball in den Tuilerieen unser Lebewohl sagen. Auf baldiges Wiedersehen am selben Ort! (N. M. M.)

Rußland.

Memoire,

welches der Feld-Marschall Münnich vor seinem Eintritt in den Russischen Dienst dem Kaiser Peter dem Großen übergab.*)

Meine Aemter in Polen in der Armee der Krone sind:

1) das eines General-Inspecteurs der fremden Truppen;
2) das eines General-Majors der Infanterie;
3) das eines Ober-Commandeurs der beiden Regimenter der Kron-Garde.

Ich habe diese Aemter und Stellen, nachdem ich während des ganzen letzten Krieges mit Frankreich bei den Hessischen Truppen gedient, durch die besondere Gnade Sr. Maj. des Königs von Polen erhalten (den ich Zeit meines Lebens zu ehren wissen werde), und weil ich an allen Reglements über das Exercitium, die Disziplin und Oekonomie, nach denen man die gedachten fremden Truppen formirt hat, gearbeitet habe.

Außerdem habe ich einige Bauten von Kanälen, Schleusen und Gebäuden des Königs zu leiten gehabt.

Mit dem größten Vergnügen von der Welt werde ich aber alle diese Aemter aufgeben, um die Ehre zu haben, Seiner Zarischen Majestät zu dienen, Deren Großthaten ich Zeit meines Lebens bewundert habe, und hoffe, daß der König, mein Herr, mir meine Entlassung bewilligen wird, auf die ich so bald als möglich antragen werde.

Ich werde mich aber für den Dienst Seiner Zarischen Majestät nicht nur auf drei oder vier Jahre, sondern für den ganzen Rest meines Lebens verpflichten und als Beweis hiervon in den Staaten St. Majestät eine ziemlich zahlreiche Familie etabliren, deren Versorgung der liebe Gott mir anvertraut hat.

Da ich jedoch weder von Seiner Zarischen Majestät, noch von Seinen Generalen gekannt zu seyn die Ehre habe, so muß ich nothwendigerweise kund geben, worin ich mit Gottes Segen, Seiner Majestät Dienste leisten kann und worin ich Hochstderselben nicht dienen kann, als z. B.:

1) In jener schönen Flotte und in Hinsicht auf die Kriegsschiffe kann ich Seiner Majestät in keiner Art Dienste leisten, indem ich davon keine Kenntnisse habe.
2) Eben so kann ich im Fache der Artillerie nicht dienen, da ich die Details dieser Waffe nicht kenne und nur weiß, wie man sich derselben beim Angriff und der Vertheidigung einer Festung, so wie in einer Schlacht, bedienen muß.
3) In der Kavallerie würde ich ebenfalls keine große Dienste leisten können, weil ich stets in der Infanterie gedient habe.
4) In Hinsicht der Civil-Baukunst kann ich nur mittelmäßige Dienste leisten, obgleich ich in Deutschland und in Polen Gebäude habe aufführen lassen, die das Glück gehabt haben, den allgemeinen Beifall der Leute von gutem Geschmack zu erhalten.

Worin ich dagegen Seiner Majestät nützlich seyn könnte, indem ich Hochstderselben mit Eifer die Früchte einer einundzwanzigjährigen Dienstzeit widmen würde, wäre:

1) in der Infanterie, und würde ich die Kriegs-Artikel, die Reglements, die Exercitien, die Disziplin und die Oekonomie prüfen und die Mängel, die Seiner Majestät und Seiner Generale mit aller Genauigkeit, deren ein treuer Offizier fähig ist, beseitigen.
2) in der Militair-Baukunst, in der Errichtung von Festungswerken, in den Angriffen und Vertheidigungen von Festungen, und da ich einer großen Anzahl von Belagerungen beigewohnt habe, so habe ich die Stärke und Schwäche aller Befestigungsarten gründlich erforscht, die, wie der Erfolg es gezeigt hat, keine Widerstandes fähig sind, und werde ich sowohl die Mittel, sie zu verdestern, als auch ein neues System überdauert angeben; indem dies der Hauptgegenstand ist, in welchem ich Seine Majestät zufriedenzustellen und Seinen Staaten wesentliche Dienste zu leisten hoffe.
3) in dem Unterrichte des Großfürsten, Enkels Seiner Zarischen Majestät, und zwar in der Mathematik, der Fortification und der Kriegskunst.

Auf diese drei Zächer, bitte ich daher Seine Zarische Majestät demüthigst, meine Dienste und Aemter beschränken zu wollen.

Was den Charaktter oder Titel anbelangt, so werde ich, wenn der Dienst Seiner Majestät es zuläßt, gar keinen verlangen, indem ich meinen ganzen Ehrgeiz nur darein setze, ein treuer und eifriger Diener Seiner Majestät zu seyn, und da ich Niemandes Eifersucht zu erregen wünsche. Sollte es aber Seiner Majestät gefallen, mir einen Charakter ertheilen zu wollen, so würde ich bitten, mir den eines General-Lieutenants der Infanterie und eines Direktors Ihrer Befestigungen zu verleihen.

Was die Besoldung oder das Gehalt anbetrifft, so besteht es in der Wahrheit, daß ich in Polen jährlich über 8000 Thaler baares Geld erhalten habe. Ich hoffe daher, daß Seine Zarische Majestät geruhen werde, mir keine geringere Besoldung und Wohlthaten für mich Unterhalt und meiner Familie zu bewilligen, indem ich den äußersten noch demüthigst bitte, die Gnade hinzuzufügen, ein mäßiges Gehalt einem sehr geschickten Rechtsgelehrten zuzubilligen, welchen ich als Secretair bei mir habe, so wie auch für einen Ajutanten und für einen oder zwei Jungenieure, je nachdem der Dienst Seiner Majestät diese erfordert. Ich stelle jedoch Alles der Gnade und dem Willen Seiner Majestät anheim und versichere demüthigst, daß es mein größtes Glück seyn wird, meine letzten Tage einem so erhabenen, großen Fürsten dienen zu können.

Petersburg, den 14. März 1721.

B. Ch. von Münnich. (P. B.*)

Mannigfaltiges.

— Die Italiänischen Dichter, von Streckfuß. Den Deutschen Freunden der klassischen Literatur Italiens ist jetzt durch die Buchhandlung C. A. Schwetschke und Sohn in Halle Gelegenheit gegeben, sich das große Kleeblatt der Italiänischen Epiker in einer überaus kompendiösen und handlichen Ausgabe zu verschaffen. Die bekannten meisterhaften Uebersetzungen, die Karl Streckfuß vom Dante, Ariost und Tasso geliefert hat, sind nämlich von der gedachten Verlagshandlung in einem Bande vereinigt worden, und zwar zu einem so mäßigen Preise dergestellt worden, daß sie die Zierde jeder Privatbibliothek werden können, die ohne zu großen Aufwand sich doch mit Allem schmücken will, was die gebildetsten Nationen Europa's als ihr kostbarstes geistiges Eigenthum betrachten. Dabei ist das Buch der drei Dichter, das den gemeinsamen Titel: „Der Italiänischen Dichtkunst Meisterwerke" führt, keineswegs so unbequem, wie manche andere in neuerer Zeit erschienene, oft noch schwerer als die alten Folianten zu traktirende Gesammtausgabe in Einem Bande; vielmehr ist es so bequem und einladend, daß wir es auf unserem Lesepulte neben den vor einigen Jahren bei Ernst Fleischer gleichfalls in Einem Bande erschienenen Originalen (Il Parnasso italiano) zur interessanten Vergleichung mit einem mit denen wir vor uns haben können. Als eine überaus wertheolle Zugabe zu der Gesammtausgabe der Deutschen Uebersetzungen betrachten wir, nächst den übersichtlich unter dem Text des Dante angebrachten Noten und den Nachrichten über das Leben Dante's und Ariost's, die ausführliche Lebensskizze Torquato Tasso's, die Prof. Karl Streckfuß im vorigen Jahre auch als besondere Schrift erscheinen ließ. Es ist diese Lebensskizze nach den neuesten Forschungen und mit Benutzung der vom Grafen Alberti kürzlich aufgefundenen und zum Theil veröffentlichten Papiere (Briefe und kleine Dichtungen) Tasso's bearbeitet, und es wird daher manche Ansicht, mancher romantische Irrthum, zur Ehre der Wahrheit und ohne Nachtheil für den Ruhm des großen Dichters und seines Werkes, berichtigt. Wir haben in früheren Jahrgängen dieses Blattes öfter der Forschungen Alberti's, so wie der Polemik, die sich über diesen Gegenstand in Italien entsponnen, gedacht und freuen uns daher um so mehr, auf die kritische Arbeit unseres hochgeehrten Mitbürgers, als auf ein befriedigendes Resultat, hinweisen zu können. Uebrigens ist diese Ausgabe der Streckfußschen Uebersetzungen als „Ausgabe letzter Hand" zu betrachten, da der Uebersetzer, der jeder neuen Auflage mit sorgsamer Feile eine poetischere Form zu geben suchte, jetzt erklärt, daß er, zu einem gewissen Lebensalter gelangt, es für Pflicht halte, an früheren dichterischen Arbeiten nichts mehr zu ändern, um denselben nicht an lebendiger Frische Werthvolleres zu rauben, als sie durch größere Korrektheit vielleicht gewinnen. Wir haben nun zwar auch in den neuesten Arbeiten des Verfassers Frische und Lebendigkeit stets wahrgenommen, können uns daher mit seinen Alters-Rücksichten nicht einverstanden erklären; gleichwohl dürfen wir jedoch seine Ausgabe letzter Hand freudig als eine vollendete begrüßen. Wir zweifeln daher nicht, daß der Uebersetzer nicht blos noch manche spätere unbenutzte Auflage seiner Arbeit erleben, sondern daß er auch, ohne seinem Worte untreu zu werden, sein Werk, die edle Frucht der Musestunden eines vielbeschäftigten Lebens, noch mit mancher Beobachtung, wie sie zu dem mit der Literatur stets fortgehenden Manne täglich sich darbietet, als Zusatz ausstatten werde.

*) Der berühmte Graf Münnich ward in der Grafschaft Oldenburg im Jahre 1683 geboren und diente anfangs in der Französischen Armee, später bei den Hessen-Kasselschen Truppen und 1716 der Krone Polen, deren Dienst er in Folge einer ihm durch den Grafen Flemming gewordenen Kränkung verließ. Im Jahre 1721 bot ihm Peter I. eine Anstellung in der Russischen Armee an und veranlaßte dadurch den Grafen Münnich zur Anfertigung des hier vorliegenden Memoires.

*) Der vorstehende Artikel ist dem 15ten Heft, Jahrgang 1841, des Russkoy Westnik (Русскій Вѣстникъ), d. h. „Russischen Courier", entlehnt, einem Journal, welches seit Januar 1841 in monatlichen Heften erscheint.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Mittwoch den 31. März 1841.

Frankreich.

Das Pariser Invalidenhaus unter Ludwig XIV., Napoleon und Ludwig Philipp.

I.

Am 9. Mai 1705 waren die Bewohner des Invalidenhauses auf dem großen Ehrenhofe in langer Reihe aufgestellt. Es war ein großartiges und rührendes Schauspiel, zweitausend tapfere Krieger, alle mehr oder weniger verstümmelt, um die Fahnen geschaart zu sehen, die sie in so vielen Kämpfen erobert hatten.

Man zählte in den Reihen dieser Märtyrer des Krieges Soldaten jeden Alters. Jede der ruhmvollen Perioden der Monarchie hatte hier ihren Repräsentanten. Die Einen hatten bei Freiburg oder Rokroy mitgekämpft, die Anderen hatten dem Rhein-Uebergange oder der Belagerung von Maëstricht beigewohnt; diese hatten Flandern erobert, jene Roussillon; die kleinere Anzahl, und zwar die Aeltesten und Schwächsten, waren bei der Eroberung von Rochelle zugegen gewesen; Einige erinnerten sich sogar der Schlacht von Marienthal unter Türenne; Alle aber fühlten sich stolz und glücklich, daß sie die Muskete oder die Pike, die sie an jenen denkwürdigen Tagen getragen hatten, wieder schultern durften.

Freude erglänzte auf allen Gesichtern. Man erwartete Ludwig XIV., der seinen Besuch angekündigt hatte. Der König hatte dem Marschall von Grancey, damaligem Gouverneur des Invalidenhauses, geschrieben, daß er Versailles auf einige Stunden verlassen wolle, um sich in dem Glanze der ruhmbedeckten Trümmer seiner Bataillone zu spiegeln. Die Kanoniere standen mit brennenden Lunten bei den Kanonen und erwarteten das Signal zum Losbrennen. Alle Blicke waren auf den Weg von Cours-la-Reine gerichtet. Endlich verkündete ein Vorreiter in Königlicher Livree der vor dem Invalidenhause sich drängenden Menge die Ankunft des Königlichen Zuges. Alsbald wurden die Kanonen gelöst, und die Invaliden orneten sich schweigend. Bald sah man auch die Karosse des Königs sich nähern; sie war von den Stallmeistern und von den Edelleuten des militairischen Hofstaates umgeben; voraus eilten zwei Läufer mit langem Stabe und ein Piket Garden-du-Corps in rothen Sammetjacken, deren Näthe mit Silber besetzt waren. Kaum waren aber die Garden-du-Corps am Gitter des Invalidenhauses angelangt, als sie den Degen einsteckten, vom Pferde stiegen und sich zu beiden Seiten des Weges aufstellten. „Herr von Breteuil", hatte der König zum Capitain der Garden gesagt, „der König bedarf seiner Schutzwache, wenn er sich unter seinen Soldaten befindet." — Hierauf war er vom Wagen gestiegen, und gefolgt vom Dauphin, dem Marquis von Louvois, dem Marschall von Luxemburg, dem Herzog de la Force und den Edelleuten seines Gefolges, musterte er die ruhmbedeckte Kriegerschaar, indem er hier und da einige Worte an die Offiziere und Soldaten richtete.

Als er bei den Fahnen angelangt war, welche die jüngeren Invaliden trugen, entblößte er sein Haupt und hielt einen Augenblick an, indem er den jüngsten derselben mit mitleidsvollem Blicke betrachtete. Derselbe schien eine schwere Wunde am Halse erhalten zu haben; dies mußte man wenigstens aus den Anstrengungen schließen, die er machte, um den Kopf gerade zu halten. Der König machte von Marquis von Louvois auf denselben aufmerksam; „er ist noch sehr jung", sagte er. Hierauf fragte er den Invaliden nach seinem Namen. „Moritz, Sire", antwortete dieser mit furchtsamer Stimme. Der König fragte weiter, in welcher Schlacht er verwundet worden. „Bei Höchstädt", entgegnete er. Des Königs schon ernste Physiognomie wurde bei dieser Antwort noch finsterer. „Und unter Anführung welches Marschalls kämpften Sie?" fuhr der König fort. — „Sire, unter Herrn von Tallard." — „Die Herren von Tallard und Marsin zählen in der Geschichte ihrer Häuser genug der ruhmvollen Seiten, um diese übersehen zu lassen", sagte der König zu seinen Höflingen; „auch die Sonne hat zu flecken." Hierauf fragte er den jungen Soldaten: „fühlen Sie sich glücklich?" — „Ich! Sire", entgegnete dieser, „die Wohlthaten Ewr. Majestät lassen Ihren treuen Soldaten keinen Wunsch übrig."

Der Marschall von Grancey näherte sich dem Könige und sagte zu ihm in erforderlichem Tone: „Sire, erfreuen Sie sich Ihres Werks. Vor Ihnen hatten die Vertheidiger Frankreichs keine Zuflucht. Die erlauchten Ahnen Ewr. Majestät bewilligten den verstümmelten Kriegern nur ein Hospital. Jetzt haben wir, Dank Ew. Majestät, einen Palast. Das Elend und die Noth können diejenigen nicht mehr erreichen, die ihr Blut im Dienste Ewr. Majestät vergossen haben. Genehmigen Sie, Sire, unsere Danksagungen für diese Wohlthat. Jeden Tag wollen wir den allmächtigen Gott bitten, seine Segnungen über Ew. Majestät auszuschütten, und wenn das Blut, das in unseren Adern fließt, noch zum Ruhme Ew. Majestät dienen kann, so mögen Sie nur befehlen. Wir wollen unseren Nachfolgern zeigen, daß das Herz das Alter überdauert."

Bei diesen Worten blickte ein alter Kanonier, dem eine Kanonenkugel das Bein weggerissen hatte, auf den König zu und sagte: „Sire, der Herr Gouverneur hat Recht; Ihre Invaliden können noch mit gutem Beispiele vorangehen, und Lacunes ist bereit, auf einer Bastion seinen alten Platz einzunehmen." Der König schien von dieser Aeußerung gerührt zu werden; er sagte, indem er seine Blicke über die Linie der Invaliden hingleiten ließ: „Nun, meine Kinder, fühlt Ihr Euch glücklich?" Bis jetzt hatten die Ehrfurcht und die Disziplin Allen feierliches Schweigen auferlegt; aber wenn der König fragte, mußten sie antworten. „Ja! Ja!" riefen sie. „Es lebe der König!" Zugleich schwenkten sie die Hüte auf den Piken.

In Begleitung des Marschalls von Grancey und eines Ehren-Pikets, welches aus den Offizieren der Invaliden gewählt wurde, besuchte nun der König einige Theile des Hauses. Dieses Piket befand nur aus zwanzig Mann, aber von diesen zwanzig Kriegern hatten die zehn hölzerne Beine, und die zehn Anderen waren einarmig. Die Biographie dieser zwanzig Tapferen wäre Lobeshall gewesen. Der Eine derselben hatte in einem Gefecht, als er seinen Obersten von einem Prellschuß bedroht sah, denselben vom Pferde geworfen und bei dieser Gelegenheit ein Bein verloren. Ein Anderer, ein alter Dragoner-Rittmeister, hatte höchstens noch drei Haare auf seinem Kopfe aufzuweisen, die ihm nichtsdestoweniger zu einem Zopfe und zu zwei Seitenlocken genügt hatten. In einer Schlacht traf ihn eine Kugel den Arm fort. „Ich, mein Ring! mein Ring!" rief er einem Trompeter zu; „suche mir meinen Ring!" Eine Dame in Versailles hatte ihm denselben geschenkt. Der Trompeter steckte ihm den Ring an die andere Hand, und nachdem die Wunde eiligst verbunden war, stürzte sich der Capitain wieder ins Gefecht mit dem Ruf: „Es lebe der König!"

Als der König in die Kirche trat, deren Schiff noch nicht ausgebaut war, sagte er zu seinem Kriegs-Minister, dem Marquis von Louvois: „Herr von Louvois, Sie werden für die Vergrößerung dieser Kapelle sorgen; der Gott Frankreichs ist auch der Gott der Armeen; sein Tempel kann nicht zu groß seyn. Es ist unser Wunsch, daß in dem Dome die dem Feinde abgenommenen Fahnen aufgehängt werden. In den Gewölben der Kirche sollen die sterblichen Reste unserer Marschälle; von jetzt an soll das Königliche Invalidenhaus das Saint-Denis der großen Kriegsführer seyn." — „Sire, die Befehle Ewr. Majestät werden vollzogen werden", antwortete der Minister, sich tief verneigend.

Als der König aus der Kapelle trat, fuhr ein sechsspänniger Wagen in den Hof. Die Dauphine, Frau von Maintenon, die Herzoginnen von Ehrreveux und Roquelaure stiegen aus demselben. „Wie, meine Damen", sagte der König, galant auf die Dauphine zuschreitend, „so verrätherisch überfallen Sie uns?" — „Sire", entgegnete die Prinzessin, „wir benedicten Sie um ein Glück, das Sie uns verborgen hatten." — „Sire", fiel die Marquise ein, „Ew. Majestät sind alle diejenigen, die Ihren Namen, daran gewöhnt, sich Helden zu lieben; sollten Sie sich verwundern, daß wir das Alt seyen wollten, das Sie ihnen eröffneten?" — „In der That", entgegnete der König, „dieser Tag ist ein so glücklicher für mich, daß Ihre Gegenwart, meine Damen, ihn verschönern mußte. Folgen Sie mir also zu meinen tapferen Soldaten, wäre es auch nur, um sie einen Augenblick die Sorgen ihres traurigen Daseyns vergessen zu machen, gewiß einen traurigen, da sie nicht mehr dienen können, selbst nicht unter den Bannern der Bellona."

Der Königliche Zug verließ den Palast unter dem lauten Zurufe der Soldaten. Eine Kanonensalve feierte die Abfahrt des Königs. Am folgenden Tage ließen die Kanoniere, um die Erinnerung an diesen Besuch zu verewigen, auf eine Kanone die Worte graben: „Ludwig der Große brachte sein Königliches Invalidenhaus am 9. Mai 1705 zum erstenmale mit seiner Gegenwart."

II.

Am 1. Sept. 1806 stieg Napoleon an einem schönen Herbsttage zu Pferde und verließ Saint-Cloud, seine Lieblings-Residenz, um

Digitized by Google

einen kleinen Ausflug in die Umgegend zu machen. Nur vom Groß-Marschall, einem Pagen, dem dienstthuenden Adjutanten und einem berittenen Jäger begleitet, galoppirte er dem Bois de Boulogne zu. Als er am Gitter von Passy angekommen war, wendete er sich links und ritt in die Allee des Gebolzes hinein, welche nach dem Thore Maillot führt. Dort machte er einen kurzen Halt und sagte zu Rapp: „Wie wäre es, wenn wir bis zum Rondel des Stromes ritten, um zu sehen, wie weit die Arbeiten des Triumphbogens gediehen sind?“ — „Ich glaube, daß Ew. Majestät dort nicht lange bleiben werden.“ — „Und weshalb?“ — „Weil es noch heller Tag ist und man Ew. Majestät erkennen und umringen wird.“ — „Erkennen?“ fragte Napoleon. „Habe ich nicht meinen Ueberrock an? Bin ich nicht als Bürger gekleidet? Du und die Anderen werden Schuld seyn, wenn man mich erkennt“, sagte er, auf den Groß-Marschall blickend, der mit seinem Taschentuche die reichen Stickereien seiner Uniform vom Staube säuberte. — „Aber, Sire“, erwiederte der Adjutant, „es ist jetzt gerade die Zeit, welche die Pariser zu den Spaziergängen im Bois de Boulogne wählen. Werden Ew. Majestät erkannt, so dürfte es Ihnen unmöglich seyn, das, was Sie sehen wollen, mit Muße zu betrachten und sich den Schwarm der Neugierigen vom Halse zu halten; Ew. Majestät wollten ja aber keine Begleitung mit sich nehmen.“ — Die letzten Worte sagte der Adjutant fast mit dem Tone des Vorwurfs. „Du mußt nicht schelten“, entgegnete Napoleon, „Du hast Recht, aber wir können immer den Triumphbogen vorüberreiten, in Erwartung der Zeit, wo es uns vergnügt seyn wird, hindurchzugehen.“ Hierauf zum Groß-Marschall gewendet, sagte der Kaiser: „Sie können nach St. Cloud zurückkehren; ich werde auch bald dort seyn.“ Als Napoleon sah, daß der Page sich anschicke, ihm zu folgen, und er die Freude darüber in seinem Gesichte las, sagte er zu ihm: „Auch Ihrer bedarf ich nicht; folgen Sie dem Groß-Marschall und bleiben Sie bei ihm.“

Gefolgt von Rapp, ritt nun der Kaiser in die Allee von Neuilly hinein und jagte einige Minuten später bei dem Gerüste des Denkmals vorüber, das erst angefangen war, zum großen Aergerniß der erschreckten Spaziergänger. Als sie endlich vor dem Invalidenhause anlangten, hielt Napoleon sein Pferd an und blieb einen Augenblick in stummer Betrachtung des Bildes des Königs Ludwig's XIV. verloren. „Das ist schön! Das ist schön!“ rief er mehrmals; „in der That, Ludwig XIV. war ein großer König.“ Hierauf sagte er zu Rapp, der von derselben Empfindung beherrscht schien: „Laß Du nie Luft verspürt, bis zu der Laterne vort oben hinaufzusteigen!“ — „Nein, Sire; der Marschall Serrurier hat es mir vorgeschlagen, aber ich habe es abgelehnt.“ — „Und weshalb? An Muth fehlt es Dir doch gewiß!“ — „Kopf-Schwindel, aber keine Beine.“ — „Ich schwindle.“ — „Allerdings; auch ich werde nicht hinaufsteigen, nicht aus Vorsicht, sondern weil ich fürchten müßte, daß mir meine Soldaten zu klein erscheinen würden.“ — „Um so mehr“, fiel Rapp lächelnd ein, „als Ew. Majestät sie auch zu ebener Erde nicht allzu groß finden.“ — „Ich will sehen, was sie brute machen“, entgegnete der Kaiser, ohne, daß er seine Antwort seinem Adjutanten zu beachten; „aber ich will es allein thun und ohne daß der Marschall etwas davon erfahre. Du kannst mein Pferd halten; ich werde nur einen Augenblick dort verweilen.“

Napoleon ritt nun weiter. Als sie über die Brücke des Corps legislatif kamen, sagte Rapp: „Ich muß Ew. Majestät bemerken, daß es schon spät ist, daß Sie ohne Begleitung sind, — daß —“ — „Du mir schon gesagt“, unterbrach ihn der Kaiser. — „Und Ihre Majestät die Kaiserin wird Sie zum Essen erwarten“, fuhr der Adjutant fort. — „Ach, was! Sie wird zweimal-gefrühstückt haben; welche Uhr ist es denn übrigens?“ — „Ich habe keine Uhr, Sire.“ — Bei dieser Antwort hielt Napoleon sein Pferd an, — er war auf dem Vorplatze des Invalidenhauses angelangt, — sattte seinen Adjutanten scharf ins Auge und sagte zu ihm: „Du bist ein Lügner; ich will nehmen, die ich Ihnen vor zwei Jahren gegeben habe?“ — „Ich trage sie nicht mehr, seitdem mir Ew. Majestät vorgeworfen haben, daß sie in Ihrem Dienste vierundzwanzig Stunden nachgehe.“ — Diese Antwort bezog sich auf einen Vorfall, der sich im vergangenen Jahre zwischen Napoleon und Rapp zugetragen hatte. Napoleon schrieb eines Morgens aus Malmaison nach Paris, er möge die Tag für einer bestimmten Stunde bei ihm einfinden. Der Diener, der den Brief überbringen sollte, kehrte unterwegs ein, und die Folge davon war, daß Rapp den Brief erst am folgenden Tage aus den Händen des Boten empfing, der ihm weinend seinen Irrthum eingestand. Rapp verfügte sich nun zum Kaiser, der ihm harte Vorwürfe machte. Um sich seinem nicht zum Wort zu bringen, nahm er die ganze Verantwortlichkeit auf sich. Er suchte Rapp damit zu entschuldigen, daß er sagte, seine Uhr — der Kaiser hatte sie ihm geschenkt — gehe bedeutend nach. Wie sich leicht denken läßt, begnügte sich Napoleon nicht mit dieser Entschuldigung und antwortete darauf, er müsse sich außerordentlich wundern, daß eine Uhr an einem Tage vierundzwanzig Stunden nachgehe. Später erfuhr der Kaiser die Wahrheit, aber nach seiner Gewohnheit sagte er seinen Adjutanten nichts davon. Rapp's jetzige Aeußerung war zu deutlich, als daß der Kaiser die Anspielung hätte mißverstehen können. Aber er wußte die Sache zu seinem Vortheil zu wenden, indem er erwiederte: „Mein Herr Spaßmacher, ich habe Ihnen im Gegentheil gesagt, daß Ihre Uhr in meinem Dienst immer um vierundzwanzig Stunden vorgehe.“ Schamm sagte er lächelnd: „Erwarte mich dort; es wird Niemand auf Dich achten; in einem Augenblick bin ich wieder hier.“

Napoleon schritt nun mit großen Schritten auf den Haupteingang zu. Schon brach die Nacht herein. Die Schildwache hielt ihn für einen Offizier und ließ ihn passiren, obschon die Retraite geschlagen war. Napoleon streifte nun auf den Höfen und unter den Galerien umher; überall herrschte tiefe Stille, denn die Abendmahlzeit war beendet und die Soldaten in ihre Schlafsäle heimgekehrt. Napoleon hatte sich nach dem Hofe der Kapelle gewendet und schaute dier umher, als das Gespräch zweier Invaliden, die aus der Kirche traten, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Beide schienen von der Last der Jahre gebeugt. „Jerôme“, sagte der Aeltere, den der Jüngere führte, „Du siehst ihn also nicht kommen?“ — „Nein, Vater, aber seyen Sie nur ruhig; ich will ihm eine Predigt halten, an die er denken soll.“ — „Jerôme, man muß nachsichtig gegen seine Kinder seyn; auch wir sind jung gewesen. Das ist freilich schon ein hundert Jahre her; es war zur Zeit Sr. Majestät Ludwig's XIV.“ — „Nein! nein!“ erwiederte Jerôme, indem er sich mit der einen Hand an die Stirn schlug. „Achtung dem Alter! das war unsere Devise zur Zeit des Marschalls von Sachsen.“ — „Sey doch nur ruhig, mein guter Jerôme, er wird schon kommen, der arme kleine Cyprian. Gegen uns ist er ja doch nur ein Kind. Er wird geglaubt haben, mein Gebet werde länger dauern. Schelte ihn nicht.“

(Schluß folgt.)

China.

Schulen und Examina im Chinesischen Reiche.

(Schluß.)

In dem Allerheiligsten des großen Gebäudes, hinter dem innern Vorhang, wo das furchtbar strenge Gericht über die Geisteskinder der zum Theil von Angstschweiß triefenden Kandidaten vor sich geht, werden die in Form von Aktenstößen angekommenen Aufsätze unter sämmtlicher Assistenten des Ober-Examinators vertheilt und erst, nachdem Jene sie prüfend durchgelesen und ihre Gloffen dazu gemacht, dem Ober-Examinator vorgelegt. Eine Menge Pensa kommen übrigens gar nicht vor die Augen des Letzteren; die Assistenten werfen sie als Quark und Schund in einen gemeinsamen Korb; doch müssen sie zuvor auf jedem dieser Auswürfe die Gründe bemerken, warum er ihnen der Durchsicht des Vorgesetzten unwürdig erscheinen ist; denn es steht Letzterem frei, nach Beurtheilung der guten Arbeiten auch in dem literarischen Müll-Korbe herumzuwühlen und so viel von seinem Inhalte zu revidiren, als ihm gefällig ist. Findet er bei solcher Gelegenheit einen oder den anderen Propheten, der unverdienter Weise den Saulen beigemengt ist, so bringt er ihn gleich wieder zu Ehren und in bessere Gesellschaft. Derjenige Assistent, der den Auftrag ungerecht verdammt hat, muß alsdann seinen Irrthum ewig bekennen; weigert er sich oder lieb zu thun, und bleibt er rechthaberisch bei seiner Meinung, so darf der Ober-Examinator hierüber an den Hof berichten.

Die gelungensten Arbeiten werden zuerst registrirt. Wenn ein Kandidat gleich am ersten Tage sehr gute Aufsätze geliefert hat, so läßt man ihn doch, wenn die Arbeiten der folgenden Tage sämmtlich schlecht sind, ohne Diplom durchfallen, weil er dann mindestens einen leichtsinnigen Charakter beurkundet. Auf jedes preiswürdige Pensum schreibt der Assistent das Wort Angenommen! und der Ober-Examinator, falls er gleicher Meinung ist, das Wort Getroffen! Doch muß Letzterer auf jede ihm vorgelegte Ausarbeitung auch die Gründe schreiben, warum er sie gelungen findet oder im Widerspruche mit seinen Gehilfen durchfallen läßt. Die Elite aller dieser Geistesprodukte wird an dem Tage, wo man die Namen der Graduirten proklamirt, in ein elegantes, wohl verstegeltes Behältniß gethan und durch Beamte von unbescholtener Rechtschaffenheit nach Peking, wo die letzte Revision stattfindet, eskortirt. Von den durchgefallenen Kandidaten empfängt Jeder, der es wünscht, seinen Sudel aus dem obenerwähnten Müllkorbe zurück; und vernimmt dann Einer der Letzteren, daß ihm Unrecht widerfahren sey, so darf er deßhalb nach Peking appelliren. Ist aber auch die Entscheidung von derselben gegen ihn, so wird er als unbefugter Querulant noch obendrein bestraft.

Eine Proclamation, welche die Namen der wohlbestandenen Kandidaten enthält, wird in der Provinzial-Hauptstadt am Palaste des Vu-yuen des Provinz-Präsidenten angeschlagen. Dieser hohe Beamte trägt begleitet in eigener Person den Träger des Riesen-Zettels, und im selben Augenblick donnern drei Kanonen. Ist das Papier glücklich aufgeklebt, so hört man eine zweite Kanonen-Salve; dann verneigt sich der Vu-yuan vor seiner eigenen Proclamation, als symbolische Anerkennung des Verdienstes der Graduirten und schreitet unter einer dritten Salve aus großem Geschütz in seinen Palast zurück. Ein neues ceremoniöses Kin-Thun wird von vollständigen Verpolung von ihren Strapazen ein herrliches Festmahl gegeben, bei welchem der jetzt nicht mehr schreckbare, sondern liebenswürdig herablassende und leutselige Ober-Examinator präsidirt. Der Schatzmeister der Provinz liefert zu diesem Mahle das nöthige Gold- und Silbergeschirr; niedere Beamte vertreten die Stelle von Aufwärtern, und zwei allerliebste als Genien der Wälder verkleidete Knaben singen, indem sie blühende Oelzweige schwenken, einige Verse aus dem ehrwürdigen Liederbuche Schi-king. Dasjenige Bankett, welches nach dem Provinzial-Examen in Peking gegeben wird, heißt das Fest-mahl der Gnade, und sein Ort ist der Palast des Ritual-Kollegiums.

Einen oder zwei Monate, nachdem er seinen Grades empfangen, muß der Kiu-jhin nach Hofe wandern, um über die Identität seiner Person sich auszuweisen. Er erscheint zu diesem Zwecke auf dem betreffenden Tribunale, wo er vor Zeugen einen historischen Bericht über seine Familie und sich selber, vom Urgroßvater anhebend, aus dem Kopfe niederschreibt und dann seine ihm vorgelegte Probe-Arbeit noch einmal kopirt, damit die Revisoren von der Identität der Hand-

Digitized by Google

schrift sich überzeugen. Wer diese Probe nicht bestehen will, der bleibt dem dritten und vierten Examen ausgeschlossen.

Wenn ein Kin-shin das dritte Examen (in Peking) machen will, so muß er sich von dem Magistrate seines Ortes ein Certifikat ausstellen lassen. Diese Urkunde wird der ersten Gerichtsbehörde seiner Provinz, dem Pu-sching-sse, vorgelegt. Der Pu-sching-sse übersieht sie dem Fu-puan und empfängt eine andere Urkunde dagegen, die er an den Orts-Magistrat abschickt. Dieser stellt sie dem Kandidaten zu, der sie mit auf die Reise nehmen, in der Residenz vorzeigen und wieder mit in seine Heimat bringen muß, mag er nun im dritten Examen bestanden haben oder nicht. Ist ein Kin-shin mit Steuern im Rückstande, oder in einer gerichtlichen Untersuchung, oder trauert er um den Tod eines nahen Verwandten, so muß das Examen noch aufgeschoben werden. Für seine Reise nach Peking erhält er, wenn er es wünscht, das nötige Geld; auch solchen Kandidaten, die aus den entfernteren Provinzen kommen, bewilligt die Regierung Postpferde auf den ganzen Weg.

Aus den älteren Verfügungen der heutigen Dynastie, welche in das Korpus der Examen-Statuten aufgenommen sind, scheint sich zu ergeben, daß die Mantschu an der literarischen Hierarchie im Chinesischen Reiche anfänglich keinen großen Geschmack fanden. Im Jahre 1645 wurde verordnet, daß Volk wie dürftig Kandidaten zum Provinzial-Examen zugelassen werden sollten; in den ersten der Jahre Jungtsching (1726) unterfagte der damalige Kaiser alle literarische Examen in der Provinz Tsche-kiang, weil zwei aufgeblasene Graduirte dieser Provinz seinen Vater und Vorgänger Kang-hi betrittelt oder, nach den Worten des Ediktes, gelästert hatten. Es heißt in dieser merkwürdigen Verfügung unter Anderem: „Die Regierung unterhält Gelehrte, damit das Volk die Pflichten seiner Gehorsams gegen Fürsten und Väter kennen lerne, und nicht bloß um des Anbaus der schönen Literatur willen; denn diese ist an und für sich eine unnütze Sache. So z. B. schreibt man in Tsche-kiang einen zierlicheren Stil als irgend sonst wo; aber die dortigen Gelehrten haben dessenungeachtet einen niedrigen und abscheulichen Charakter; sie wissen sich mit ihren Kenntnissen und ihrer beschränkten Einsicht erstaunlich viel, sind voll Dünkel und Eitelkeit, sehen Andere von der Seite an und verachten und insultiren jeden Menschen. Auf diese Art verhärtet sich ihr Inneres; sie widersstreben am Ende sogar den Pflichten des Gehorsams und lästern und verunehren regierende Häupter."

Sch.

Rußland.

Ein Urtheil über die heutige Russische Literatur.

Die Zeitschrift Majak (der Leuchtthurm) enthält unter der Ueberschrift „Literarische Werke" einen großen Artikel, dessen Verfasser annimmt, daß die Russische Literatur in einem Zustande des Stockens und Verfalls sich befinde. Diese Voraussetzung veranlaßt ihn, zwei sehr natürliche Fragen aufzuwerfen: 1) Welche sind die Ursachen dieses Verfalls? 2) Wie kann man ihm entgegenwirken?

Das unter den Auspizien des Ministeriums der Volksaufklärung erscheinende Russische Journal übernimmt es, diesen Artikel in nachstehender Weise zu erläutern. „Der ungenannte Verfasser meint es gewiß redlich und sagt auch viel Wahres; dessenungeachtet hat er gewisse schiefe Ansichten und fällt mitunter in einen ans Burleske gränzenden Ton — vielleicht thut er dies vorsätzlich, um größere Aufmerksamkeit zu erregen, obwohl eine ernste und würdige Besprechung ernster Bedrfnissen ihrem Gegenstande immer viel angemessener ist. Die Schuld an dem Stocken und Sinken der Russischen Literatur tragen, wie der Verf. behauptet, die Schriftsteller, weil sie ihr eine falsche Richtung geben — die Lehrer der Poesie und Beredsamkeit, weil sie die Jugend zu dieser Richtung herandilden — und endlich das ganze lesende Publikum, weil es dieser falschen Richtung Nachsicht beweist und sich von ihr fortreißen läßt. Man sieht ohne Schwierigkeit ein, daß die Schuld des Einzelnen durch eine Anklage, die alle trifft, verringert wird, um so mehr, wenn der wahre Grund des Uebels nicht einmal unter uns, sondern im Auslande zu suchen ist."

„Die Ursachen unseres literarischen Ruins sind nun, dem Verf. zufolge, Mangel an wissenschaftlicher Bildung — Mangel an Religiosität — Mangel an Popularität. Er behauptet, die echte, reine und lautere Inspiration schöpfe man nur aus dem Borne des Christenthums; aus, die wir als Christen nicht können heidnische Vorbilder nicht mehr gelten; darum seyen die Klassiker der Griechen und Römer für die heutige Welt veraltet, obschon auch der an die Stelle des Klassizismus getretene Romantizismus die wahren Bedürfnisse unseres Geistes nicht befriedige. Nachdem der Verf. über alle unsere Schriftsteller in corpore sein Schuldig ausgesprochen, schreitet er zur Untersuchung der besonderen Verschuldungen derselben, nach Maßgabe ihres Mangels an jenen drei Eigenschaften. Die Leser wundern sich ohne Zweifel, daß unsere größten Dichter zuerst an die Reihe müssen — von dem gewählten Gesichtspunkte ausgehend, sagt der Verf. z. B. von Schukofski: „Dieser hat niemals zu den Philosophen vom Fache gehört, und doch liebte er die Philosophie mehr, als alle unsere Literaten; er war mit ihr vertraut, wie keiner; und eben darum ist in seinen Schöpfungen so viel Gehalt, eben darum sind sie unsterblich! Aber auch er hat dem in seiner Zeit vorherrschenden Hange zu melancholischer Träumerei gehuldigt; sie durchdringt alle seine Produkte und kleidet sich in einen ungewöhnlich weichen, melodischen Versbau. Diese mehr äußerlichen Eigenschaften, die man auch ohne Philosophie erkennt und begreift, zogen die Blicke der Nachahmer, denen eine philosophische Basis fehlte, zuerst auf sich . . . sie trieben die süße Träumerei bis aufs Aeußerste. Shukofski's Gluth und innige Frömmigkeit sind auch ein Grund des reichen Seelenlebens, das in seinen Dichtungen waltet; aber Popularität muß man ihm absprechen." Viel weniger schonend urtheilt der Verf. von Puschkin, der nach ihm weder Philosophie noch Religiosität besaß. „Der Nachahmung des Briten Byron hingegeben", sagt der Verf., „wurde Puschkin mager (gemüthlos), aber glänzend und gewaltig — darf es und Wunder nehmen, daß Alle ihn anbeteten, ihm nacheiferten! Die Nachahmer begriffen sogleich den Mechanismus seiner Verse, die Manier, den Schwung und den Jammer seines Genius, aber sie sahen den Genius selbst nicht, vor ihnen unbemerkte Bahnen wandelte; und diese Eigenschaften hielten sie für das nothwendige Requisit eines großen Dichters. Daher giebt es in unserer heutigen Poesie so viele prächtige Verse, zum Theil noch schöner, als die von Puschkin selbst; aber es ist kein Licht, keine Wärme, kein Leben darin. Man muß einen zweiten Puschkin erwarten; unter den jetzigen Poeten ist schwerlich ein solcher — er muß noch geboren werden." . . . . „Wer Du auch seyst, Du, der seine Schwingen, seine Schöpfermacht in sich fühlt — halte an! lies Deine Verse seinem Freunde vor (man ergänze: damit er sie nicht lobe); zeige sie keinem Journalisten! Schreibe jetzt noch wenig, schreibe Dich vor der Zeit nicht aus (wir möchten lieber sagen: laß nicht drucken!)! Bewahre das Jungfräuliche, die Frische Deiner poetischen Kräfte. Treue Religion, Philosophie, Popularität, den Worten und der That nach. Schütze Dein Herz vor jeder Befleckung! Weihe Deinen Geist der Wahrheit, Dein Gemüth — den Schönheiten der Offenbarung, der Natur, der Kunst; sey aber mit der letzten vorsichtig; laß Dich von falschen Mustern nicht hinreißen: flutive und vergliche Alle, werde aber keines Anderen Nachahmer! Studire, vervollkommne Dein Talent, erkenne die dringendsten Bedürfnisse Deiner Zeitgenossen und gieb ihnen, wessen sie bedürfen. Du wirst ihr Orakel werden; nur laß alle Deine Kräfte reifen und sich entwickeln. Versorge Dich mit Wissenschaft — sie ist ein unentbehrliches Kapital, ohne das man nichts Unsterbliches leisten kann. Habe keine Scheu — die Wissenschaft erstickt nicht die Poesie."

„Der humoristischen Artikeln Bulgarin's, des gegen Irrwahn, Vorurtheile und Unthaten der verschiedenen Klassen der Gesellschaft gerichtet sind, läßt unser Autor Gerechtigkeit widerfahren. Er bemerkt zwar auch in diesem Schriftsteller keine wahre Popularität, leugnet aber nicht sein Verdienst um die Bildung der Nation im Allgemeinen. Dagegen wirft er ihm vor, daß er in seinen Romanen und kritischen Artikeln dem modernen Romantizismus huldige. Nur in seinem „Schwarzen Frau" von Gretsch sieht der Verf. den ersten Versuch zu einem Romane, worin das Verhältniß des Menschen zur Natur und die inneren Wege seines Geistes sich offenbaren, und wo nur die Tendenz zum Wunderbaren der Romantik entlehnt ist. „Wohl wissen", sagt der Verfasser, „daß die mittelalterliche Wunderwelt für uns veraltet ist, daß Gretsch ein natürlich-wunderbarer, aber nicht übernatürlich-wunderbarer Triebwerk gewählt, und Alles wirkt drei ihm einem sittlichen Ziele entgegen. Sein Roman nähert sich mehr als jeder frühere der wahren Theorie, nach welcher dieser Zweig der Literatur eine Geschichte des inneren und des äußeren Menschen seyn muß, doch so, daß das Innere, als das wichtigere Agens, die Hauptsache bleibe, und die handelnde Person, die Begebenheiten, die Verwicklung und die Lösung mehr Decorationen seyen, die einem bezweifelten und klaren, auf dem Ziele der ganzen Menschheit zusammenfallenden Ziele entgegenführen."

„Von Gretsch wendet sich der Verfasser zu Polewoi und Senkofski. Der Erstere hat, nach seiner Meinung, bei seiner glühenden Liebe zur Philosophie einer modernen ausländischen Denkweise sich hingegeben, wodurch er unserer Literatur geschadet, so oft nicht in ihm der Geist der echten Poesie mit einer ganz ungewöhnlichen Gewalt der Popularität dagegen wirkte. Der Andere, mit seiner ungemeinen Gabe, die Duellen zu benutzen, mit dem großen Umfang seines Wissens und seiner seltenen Sprachenkenntniß, war gegen die Philosophie, gegen Systeme und Autoritäten eingenommen, bekämpfte sie mit der Waffe des Witzes und wollte eine neue leichtfüßige Prosa schaffen, die gleichmäßig für Alle passend und verständlich wäre. An einer anderen Stelle empört sich aber unser Autor selbst gegen die Junahme der philosophischen Systeme in Deutschland und gegen die unglückliche Sucht eines jeden Systematikers, seinem Systeme ohne Weiteres alle übrige Wissenschaften anzupassen und damit sein Werk für vollendet zu halten. „Dieser Mißbrauch", so sagt er, „hat Vieles gestiftet, daß man die Bestrebungen des ästhetischen Sinnes für den alleinigen Zweck aller Vollkommenheiten erklärt und dieselben keiner sonstigen Bedingung unterwirft. Unsere begabtesten Schriftsteller kreisen in dem allgemeinen Strudel, und die sogenannte leichte Lektüre, die keine Religion, keine Philosophie und grosthentheils auch keine Popularität zur Basis hat, ist bei uns, wie allerwärts, der Ruin der Literatur geworden."

„Was thut nun dem eigentlichen Noth, wenn man letzterer wieder aufhelfen will? Dasselbe, was der Wiederaufrichtung, der Wiedergeburt des Menschen überhaupt Noth thut. Man wende sich zur ewigen Ordnung des Alls, zu dem vernunftgemäßen Hauptziele aller unserer Handlungen. In unserer menschlichen Natur muß dieselbe strenge Subordination herrschen, die wir in dem ganzen Weltsystem erkennen. Der Leib muß der Seele gehorchen, die Seele dem Geiste, der Geist — dem höchsten Lenker. Jeder Umsturz dieser Ordnung ist ein Versall. Gleich dem Ziele aller moralischen Handlungen des Menschen, muß auch das Ziel aller seiner literarischen Erzeugnisse nur darin bestehen, daß er Gott diene im Angesicht der Menschheit. Dieses Ziel im Auge behaltend, sollen wir auch in der sogenannten

Digitized by Google

leichten Literatur von drei Seiten, die dem erleuchtetsten und dem finstersten Geiste gleich zugänglich, auf die Leser wirken: von Seiten der Religiosität, des philosophirenden gesunden Verstandes und der Popularität. „Kobi jenen Schriftsteller, bevor er die Feder ergreift, die Religion, Philosophie und Popularität theoretisch und praktisch erlernen, lasst ihn ihre Wahrheiten, den Schatz der Liebe und der Schönheit, sich aneignen; und es schwindet alle Unnatur aus seinem Stil und Ausdruck. Seine Schöpfung wird dann ohne Zweifel von leichter Art sein, weil sie Allen fasslich und verständlich ist; aber wie Bedrenn, wie tief- und segenreich wird sie auf die bürgerliche Gesellschaft wirken! wie tief wird diese Gesellschaft ihre Wurzeln schlagen! und wie dauernd wird der Ruhm, das Ansehen solcher Bücher sein! Die Verfasser von den Dichtern insbesondere zwei, lässt er sich also vernehmen: „Der Dichter hat gleich im Anbeginn seiner Laufbahn drei Dinge zu bekriegen; er muss: 1) seine Phantasie bändigen und beherrschen, damit sie den Frieden seiner Seele nicht untergrabe und ihm selber zu Willen sey, so oft er ihrer bedarf; nur im stillen Wasser spiegelt sich die ganze Herrlichkeit des Himmels und der Natur. Wer einmal zum Dichter berufen ist, der kann nicht ohne Begeisterung seyn: wenn aber Besechung, Dithyrambonie, weniger Sturm in seiner Seele sind, so bringt die Begeisterung gleichsam durch einen unreinen Sieb und offenbart sich mit allen diesen Beimischungen: man weiß alsdann gar nicht, woher sie kommt, ob vom Himmel, oder aus der Unterwelt. Der Dichter muss 2) seinen Willen bändigen und beherrschen, dass er ihn nicht zu Gegenständen hinziehe, welche die Reinheit seines Herzens trüben. Er handle nicht nach seinem Willen, sondern nach dem des Dichtgeschaffen. Er muss 3) immer selbst die Ueberzeugung gewinnen, dass die Gabe der Poesie ihm nicht darum verliehen sey, damit er Berühmtheit und den Beifall der Welt erwerbe, sondern damit er ein uneigennütziges Organ des Wahren, Guten und Schönen für die Menschheit werde. — Welche Erziehung erhalten aber die Poeten? Grösstentheils sich selber überlassen, verpuppen sie sich von Kindesbeinen an in ihren Phantasie- und gehen sich allen Launen und Grillen dieser Herrscherin preis. Man sollte sie bedauern, aber nicht als Muster aufstellen. Durch harte Schicksale giebt Gottes Vorsehung zwar endlich auch den Poeten diejenige Erziehung, welche die Menschen ihnen in ihrer Kindheit nicht geben wollten oder konnten — dann handelt sich's aber nur noch von der Rettung des Menschen, nicht von der Bildung des Dichters! dieser ist untergegangen, weil er der Menschheit gedient (nicht Gott), wenn er gleich ein paar Lorbeerkränze dabei verdient hat; er ist untergegangen, weil er seinen wahren, erhabenen Beruf nicht erkannte."

„Aus diesen wenigen Proben werden die Leser ersehen, welche Ansicht der Verf. von unserer Literatur hat, und mit Freude wahrnehmen, dass unsere Literatur von religiösen, volksthümlichen und gründlichen Wissen bahrte Literatur verlangen, wenn sie auch dabei von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen. Dieselbe Tendenz thut sich in anderen Europäischen Ländern kund. Die wahrhaft erleuchteten Geister erkennen die Nothwendigkeit, nicht blos den literarischen, sondern auch den künstlerischen Erzeugnissen jene Grundlagen zu geben, unter denen die erhabene Idee des Christenthums den ersten Rang einnimmt: denn sie ist für Alle und Jeden die unentbehrlichste Bedingung zur Harmonie mit dem ewigen Gesetze der Wahrheit. Nachdem wir aber Ausjüge aus vorliegender Abhandlung mitgetheilt, glauben wir uns auch verpflichtet, solcher Behauptungen des Verf. zu gedenken, mit denen wir nicht einverstanden sind. Vor Allem sagen wir, dass man, wenn es erlaubt ist, den Dichtern, welche den Ruhm unserer Literatur begründen, einen Vorwurf zu machen, auch die Zeitumstände, unter denen sie sich bildeten, berücksichtigen müsse; denn Jeder ohne Ausnahme muss dem Zeitalter, in dem er lebt, seinen Zoll entrichten. Im entgegengesetzten Falle dürfte man auch Kantemir anklagen, weil er in Syllabischen, von den Polen erborgten Versen schrieb, Lomonossoff, weil er die Lateinische Muse nachahmte, und überhaupt Jeden als Gemissen schieden, das er nicht unter den seinen Talenten günstigen Umständen geboren oder erzogen ist. Selbst Schukoffski und Puschkin haben in der Periode der Nachahmung ihr Daseyn und ihre Bildung erhalten. Etwas Anderes wäre es, wenn irgend Einer unserer Schriftsteller jetzt, nachdem die Periode der Nachahmung vorüber ist, das Ausland noch zum Muster nähme; dieser Schriftsteller würde eine unverzeihliche Sünde begehen. — Wir sagen ferner, dass man weder Schukoffski noch Puschkin gegründete Vorwürfe wegen Mangels an Popularität machen kann. Diese Schriftsteller haben, auch sofern sie das Ausland nachahmten, die Russische Sprache nicht verdorben, nicht ausländisch gemodelt; vielmehr ist sie durch Beide noch reiner, edler und erhabener geworden. Anderem war uns Schukoffski ein wahrhaft populairer Dichter in jener unvergesslichen Zeit, als die Lage unseres Vaterlandes das Herz jedes Russen bewegte und seine ganze Seele erschütterte; in den folgenden Jahren aber erfreuten uns noch um ihrer selbst willen die Klänge seiner echt volksthümlich gestimmten Leier, wie auch die Lieder Puschkin's, denen man noch weniger Mangel an Popularität schuld geben kann; denn Letzterer begann sogar seine poetische Laufbahn damit, dass er unseren alten Volkssagen sich zuwendete. Auf die übrigen Vorwürfe aber, die man Puschkin macht, antworten wir, dass er, obwohl er, gleich Derschawin und Kryloff, nicht ex professo mit der Philosophie sich beschäftigte, im höchsten Grade gesunden Verstand besaß und die Lücken seiner Religiosität auf seiner ferneren Laufbahn gewiß ausgefüllt und endlich mit Schmerz empfunden haben würde, dass er der Nothwendigkeit und Wichtigkeit dieses derrlichen wohlthätigen Gefühls, dessen Stimme in einigen seiner Schwanengesänge schon bei unserer Nachkommenschaft, etwas zu spät inne geworden. Beide Dichter haben, indem sie die Sprache unserer Poesie ausbildeten, auch zu unserer wahrhaft volksthümlichen Dichtkunst den Weg gebahnt. Wir sehen schon bei Anderen unserer Schriftsteller, die der Verf. des Artikels nicht erwähnt, die Leistung dessen, was er von unserer Literatur verlangt: bei Murawieff und Chomäkoff ein tiefes religiöses Gefühl, bei Ogol wahre Popularität u. s. w. Wir hoffen von Letzterer Nachkommenschaft, die unter dem Schatten einer weisen Regierung klassische Bildung empfängt, dass sie Schriftsteller von echter Frömmigkeit und tiefem Wissen hervorbringen werde, die, mit Russischer Moralität Russische Philosophie und Volksthümlichkeit vereinend, in der Welt der Geister eine eben so glänzende Stelle einnehmen werden, wie sie unser Vaterland in der politischen Welt einnehmenden bestimmt ist."

(K. M. H. N.)

Mannigfaltiges.

— Bojardo, von Regis. Nachträglich zu der in unserer vorigen Nummer enthaltenen Anzeige von der neuen Ausgabe der Uebersetzungen Dante's, Ariost's und Tasso's, bemerken wir auch der vor kurzem hier (im G. Reimerschen Verlag) erschienenen vollständigen Deutschen Uebersetzung von Bojardo's Verliebtem Roland zu gedenken. Herr Gottlob Regis in Breslau, welchen poetische Uebertragung des Adelaids den selbst seinen Landsleuten nicht mehr ganz verständlichen alten Franzosen in einer frischen jugendlichen Gestalt für und herstellte, hat dasselbe mit dem Orlando innamorato versucht, welches Gedicht bekanntlich, sowohl dem Stoffe, als der Zeit seiner Entstehung nach, älter als der Orlando furioso des Ariost ist, aber von den meisten Italienern in seiner ursprünglichen Form kaum noch gekannt, geschweige denn gelesen wird. Es giebt allerdings in Italien zahlreiche und zwar auch neuere Ausgaben des Orlando innamorato, — jedoch nicht in der Gestalt, wie der Dichter ihn ursprünglich geschrieben, sondern in der Umdichtung (Rifacimento), die es die Italiäner nennen, des Francesco Berni. Matteo Bojardo, Graf von Scandiano, der in seinem Poem, welches nicht weniger als 69 Gesänge umfasst und dabei doch unvollendet ist, den ersten Versuch eines grossen heroldenreichen belebengewirkts gelieferet, hatte freilich noch nicht die abgeschlossene einschmeichelnde Form seiner Nachfolger Ariost und Tasso; vielmehr ist seine Sprache, wie es die meisten Figuren seiner Dichtung sind, im welcher er die Namen der Bauern seiner Grafschaft verewigte*), rustikal und rauh, aber auch am so frischer und eigenthümlicher. Die verwöhnten Italiäner mochten jedoch gerade an diesen Eigenschaften keinen Gefallen finden, und so konnte es kommen, dass, bevor noch sunfzig Jahre nach seinem Tode verflossen waren, Francesco Berni es wagen durfte, Bojardo's Werk alles auf die Karte möglichster Schönheit zu stellen, sondern auch das alte Antlitz desselben dermaßen zu verbergen, dass dieser in seinem Vaterlande bald nur noch als eine literar-historische Erinnerung. sein Gedicht aber als das rahmgekrönte Werk des so geschickt mit seemder Feder sich schmückenden Berni vorliebte. Unser Landsmann Regis trägt demnach durch seine Wiederverwedung des echten Bojardo ein Scherflein zu Jahrhunderten an den Altmeister der Italiänischen Heldendichter ab. Leicht möglich, dass die erneuerte Aufmerksamkeit, die ihm dadurch in Deutschland zugewandt wird, auch das undankbare Vaterland des Dichters wieder mehr für ihn begeistert. Es kann hier nicht der Ort seyn, die Arbeit unseres Landsmannes, der jahrelange Studien auf die Kritik und Uebertragung Bojardo's verwandt hat, ihrem ganzen Werthe nach zu würdigen. Aber unerwähnt dürfen wir doch nicht lassen, dass die Anmerkungen und das Glossar, welche Herr Regis als Anhang seiner Werkes mittheilt, das am tiefsten in die Sache Eingehende und das Belehrendste sind, was und bis jetzt zur Kenntniß der Italiänischen Dichter des 15ten Jahrhunderts dargeboten worden.

— Berichtigung. Wir erhalten folgende berichtigende Notiz in Bezug auf den Aufsatz über Armenische Literatur in Nr. 37 des Magazins: „Herr Chopin irrt, wenn er sagt, das Grabmal des Armenier von den Syrern ableite. Dieses sagt vielmehr ganz klar und deutlich XI, 4, 8 und 14, 12, das Armenien vom Armenos, dem Gefährten Jason's, seinen Namen habe, gerade wie es Justinus in seiner Weltgeschichte sagt. Dieser Armenos war übrigens aus Thessalien, nicht aus Thessalonich (wie jener Aufsatz angiebt), welches letztere bekanntlich in Makedonien liegt. J—e."

*) Den Namen Rodomonte z. B., der in dem Europäischen Worte „Rodomontade" verewigt ist, führte zuerst ein Bauer in der Grafschaft Scandiano, von dem er auf den prahlerischen Heiden im Bojardo und Ariost übergieng, welcher Letztere ihn eben so berühmt gemacht, wie den historischen Roland.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Freitag den 2. April 1841.

Dänemark.

Jütland und die Jütländer. *)

(Nach Dänischer Darstellung.)

Es ist wieder eine kleine Reise, aus der ich hier folgende Bruchstücke mittheile, welche, wie ich hoffe, die Natur und das Volk in Jütland in ein richtigeres Licht setzen werden, als das, worin man sie gewöhnlich auf jener Seite des Belts betrachtet. Denn leider ist dis in die letzte Zeit die Lust, unsere nächsten Nachbarn lächerlich zu machen, so mächtig, daß Viele auf den Inseln nur mit Spott an Jütland und die Jüten denken. Wenn wir über uns selbst um die Unrichtigkeiten lachen, von welchen Fremden können, wir alsdann Achtung verlangen? In der That, kein Däne sollte vergessen, daß Jütland das Land ist, wo Hamlet und Niels Ebbesen geboren wurden, wo ein freier, niemals unter das Joch der Frohnde sich beugender Bauernstamm aufwuchs, und wo ein Adelsgeschlecht und eine Bürgerschaft blühte, welche Dänemarks herrlichste Männer unter die Ihrigen zählte. Und die Kinder dieser Väter sind nicht aus der Art geschlagen; noch wohnt Kraft und Sinn für alles Edle, Große, Freiheit und Ehrlichkeit in den Wäldern, auf der Heide und zwischen den Dünen.

1. Veile, Dänemarks schönste Gegend.

Auf unserer Wanderung durch das Land waren mein Bruder und ich am Ende des Sommers in Dänemarks reizendste Gegend gekommen, die um Veile. Es war an einem schönen Morgen in dem sonst so regenvollen Jahr, wo wir das Veilethal hinaufschritten, das mit seiner nächsten Umgebung sowohl zu Gorm's und Harald's Zeiten als später der Schauplatz für Dänemarks wichtigste Geschichte gewesen ist. Zu beiden Seiten des breiten Wiesenthals; welches die Aue durchströmt, erheben sich die Hügel bedeutender, als man sie gewöhnlich bei uns trifft, mit Heidekraut bedeckt, sonst aber bald kahl, bald mit Wäldern und zerstreuten Hütten, und alles dies durch unzählige munter fließende Bäche belebt, die wirklich eher einem Gebirgslande, als unseren ebenen Flächen anzugehören scheinen. An einem von diesen setzten wir uns und ließen uns recht behaglich von der Sonne durchwärmen, während wir unsere trockenen Zwiebacke in den Bach eintunchten und seinem Rieseln, seinen Strudeln und seinem sanften Murmeln lauschten. Gegen Haraldskjär (Haraldslieb) verengt sich die Wiese zu einem schmalen Uferstreif. Hier blieben wir auf der Brücke über die Aa **) stehen und hatten eine hübsche Aussicht den eilig zwischen dem frischen Grün und einzelnen Baumgruppen dahinströmenden Wasserstreif entlang, nach den ferneren Abhängen, welche ein vorüberziehender Regenschauer mehr belebte als verbarg. Der Heimweg, den wir von hier wieder antraten, führt über Felder, dann durch Thäler und Wald, war wie der Hinweg und überhaupt die ganze Gegend sehr sandig und hügelig, aber nicht so schön, da die von den Westflächen ihrer Zweige beraubten Baumstämme überall nackt entgegenragten. An einer Stelle fanden wir an einem Abhange einen bunten Sand, der sich der Erdart der bekannten Asphalte nähert. Als wir so ohne ein bestimmtes Ziel in den Waldungen umherstreiften, trafen wir glücklicherweise einen alten Bekannten von der Universität, der uns auffforderte, einen Ausflug nach der Greis-Mühle nicht zu versäumen, und sich selbst als Wegweiser anbot. Dies ist das schönste Thal, welches ich in Dänemark gesehen habe, und es könnte sich wohl mit vielen in den hochgerühmten Gegenden Sächsischen Schweiz messen. Seine Seiten bilden wirkliche Gebirgs-Partieen, die sich zu entzückenden Landschaftsbildern abschließen; tief in seinem Hintergrunde, im Schatten uralter Bäume, stürzt sich die Greis-Aa an lieblichen Blüthen-Inseln in Miniatur mit Strudel auf Strudel vorüber, und mit vielen von den raschen Strömungen, die man in Norwegen Stryg nennt und die somit nur den Gebirgsländern eigenthümlich sind. Der Hintergrund ist, wie die steilen Seiten, mit dichtem Buchenwald bewachsen; bei dem Werk, einer Tuchmühle, erweitert sich das enge Thal und bildet einen malerischen Kessel. Besonders ist der Innerblick von einem der höchsten Hügel, dem Himmelspink, zwischen dessen niedrigkrämmigen Eichenbüschen hindurch über steile Waldhügel mit rothen Dächern und den klaren blauen Fluß, entzückend.

2. Angeborener Muth des Jütländers.

Unser Freund, ein echter Jüte, unterhielt uns die ganze Zeit über das ursprünglich Tüchtige bei seinen Landsleuten, das sich noch jetzt zeigt, obgleich leider oft nicht unter den liebenswürdigsten Formen. So erzählte er uns von dem Volk, welches an einem Ort lange die Gewohnheit gehabt hatte, sich sein Holz aus einem Walde zu holen. Als den Leuten dies auf einmal verboten ward, wurden sie sehr auffessig, vorzüglich weil sie meinten, sie hätten, wenn kein ursprünglicheres, doch ein Verjährungs-Recht dazu; sie bewaffneten sich deshalb, überfielen die Wache und fuhren im Triumph mit ihrer Beute davon. — Auf der Gränze, wo die Zollwache noch durch Ulanen unterstützt ist, wagen die Schmuggler nicht selten ordentliche Bataillen mit denen, besiegen sie und führen die Waaren in gangen Karawanen ein. Wird einer von ihnen gefangen, so ist es für die Umwohner der Gegend eine Ehrensache, ihm „aus dieser kleinen Verlegenheit" zu helfen, und sie wagen oft das Leben, um dies auszuführen. Da ich hier darauf komme, des Jütländers natürliche Unerschrockenheit zu erwähnen, selbst wo er eine schlechte Sache zu vertheidigen hat, so muß ich doch auch ein ehrenvolles Zeugniß über dieselbe anführen, wenn es eine edle gilt. Ich traf in Kolding einen Ulanen-Offizier, einen Kieler von Geburt und also nichts weniger als parteiisch; er hatte im letzten Kriege sowohl bei Holsteinischen als bei Jütländischen Regimentern gedient, zog aber die Jütländer mit ihrem kräftigen Wuchs, ihrer genügsamen Lebensart, ihrem besonnenen, aufopfernden Muth und willigen Gehorsam seinen verwöhnten, pohmärthigen Landsleuten weit vor. Der Holsteiner, erklärte er, kann nichts aushalten, wenn er nicht seinen Kaffee u. s. w. zu rechter Zeit erhält; der Jüte aber, besonders aus der Potte- und Aale-Gegend, sey an geringe Bedürfnisse gewöhnt und nehme mit Allem vorlieb; des Jüten Verständigkeit mache, daß er seinen Zelter einsehe, wenn er etwas verschuldet habe, und daß er ruhig seine Strafe leide, wogegen der Holsteiner einen bitteren Groll gegen den Offizier faße, der ihn strafen müßte. Der Jüte könne alle Strapazen ertragen, der Holsteiner aber würde bald müde; und was den Muth betrafe, so wäre der Jütländer in keiner Beziehung der Schlechteste. Hierüber hörte ich auch recht hübsche Beispiele aus der Kriegszeit, sowohl von ihm als von Andern. So war es dem Landvolk verboten gewesen, gegen die herumstreifenden feindlichen Truppen zu den Waffen zu greifen; in Schleswig wurde das Verbot befolgt, aber das Dutzend Kosaken, die über die Königs-Aa kamen, wurden von den Bauern erschossen. — Ein Franzose hatte bei einem Schmied in Vonsild Nachtquartier erhalten, fand aber sein Zimmer so schlecht, daß er dem Schmied befahl, sein Pferd hineinzuführen. Der Schmied gehorchte, band dasselbe an die Stube und legte sich vor den Thür vor. Am Abend verlangte der Franzose ordentliches Logis, wozu der Schmied „ja" antwortete, die Mütze abnahm und dem Herrn die alte Stelle wies. „Soll ein Französischer Soldat mit seinem Pferde zusammen wohnen, Du verdammter Schmied!" brüllte dieser ihn an, zog blank und ging auf den Mann los; aber ganz ruhig setzte letzterer nun seine Mütze auf, faßte den Gegner mit dem kräftigsten Ruck am Kragen, warf ihn unter sich und sprach: „Ja, Herr Franzos!" Der Kriegsmann schwieg wie die Wand, und von diesem Augenblick war er der höflichste Mensch. — Als Engelbred mit seinen Jütländischen Dragonern, von der übrigen Dänischen Armee abgeschnitten, vor die Thore von Hamburg kam, schickte ihm der Fürst von Schwarzenberg einen Boten entgegen und warnte ihn, sich nicht Holstein hinein zu wagen, das schon von Feinden überschwemmt wäre; wolle er dagegen mit Quartier in Hamburg vorlieb nehmen, so solle er es so gut als möglich bekommen. Engelsted hielt gerade an der Spitze seines Regiments; er wandte sich mit seinem Pferde um: „Ja, ich weiß nicht, was Ihr dazu sagt, Kerls; aber ich reite nach Hause!" Damit hieb er seinem Pferde die Sporen ein; das Regiment folgte und hieb sich durch die Oesterreicher, welche nach Hamburg durch, wo man es schon verloren gegeben hatte. In diesen Gefechten war es, so viel ich weiß, wo Major Bönninchen fiel; er hielt an einem Graben, über welchen sein Pferd nicht setzen konnte, weil er zu schwer war; seine Leute wollten eben zurück, um ihm zu helfen, obgleich der Feind ihnen auf den Fersen war. „Ins Teufels Namen, vorwärts, Kerls", rief er, „laßt mich hier bleiben!" wandte sein Pferd, während seine Leute, obgleich ungern, fortgalloppirten, hieb darauf in einen Haufen Kosaken ein und tummelte sich ganz allein mit diesen, bis er von ihren Lanzenstichen fiel. — Ich glaube, dies sind Beweise genug, daß der Jütländer noch der Alte ist, und

*) Das in jeder Beziehung mit den Deutschen am nächsten verwandte Land und Volk, und doch fast eine Terra incognita. Aus seiner Gegend Europa's erhalten so selten Berichte in Deutschen Blättern.

**) Der Dänische Name für Ey oder Bach.

daß, wenn ihm etwas fehlt, es weder Muth noch Kraft ist. Doch wir müssen nach Veile zurück.

3. Landschaften.

Des Nachmittags, machten wir eine Tour nach Tirstrup; der Wald längs dem Strande ist vortrefflich gehegt, und herrlich war die Wanderung durch denselben mit der Aussicht auf den tiefblauen Fjord mit seinen Fischerdörfen und seinen hohen waldgrünen Südufern. Als der Forst aufhörte, gingen wir am Fuße der Höhen bei mit Sergras (Sang) gedeckten Fischerhütten vorüber, dann auf den sich lang hinziehenden Berg-Gebäuden mit kleinen, niedlich liegenden Häuschen, bald in den Schluchten versteckt, an Nas vorbei, endlich durch ein dunkles, schattiges Thal von Tannen zu dem Herrschaftshause, einem einsimals zur Vertheidigung eingerichteten alterthümlichen Gebäude. Auf dem Heimwege wurden wir durch ein Geschrei zahlreicher junger Lämmerherden verfolgt, wir ich es nur in den Ebenen der Lombardei wieder gehört habe. Die Nacht brachten wir bei einem Bauern in Ure zu, um zeitig den nächsten Morgen nach Westen weiter zu fahren, und trotz des Regens ging es auch mit der früheren Tagesstunde nach Jellinge. Die Kirche daselbst liegt ehrwürdig zwischen Gorm's und Thyre's gewaltigen Kämpehügeln *), mit Nunensteinen an ihrer Pforte, übrigens ziemlich uninteressant in einer kahlen Gegend am Anfange der Heide, nur umgeben von den Denkmalen alter Größe, den vielen Grabhügeln.

4. Die Lyng-Heide.

Unter kleinen Regenschauern, später bei besserem Wetter, ging der Weg auf dem Rücken der Heideraut-Hügel, mit Aussichten in ein wüstes Thal und auf einige verkrüppelte Baumpflanzungen, und dann über die leere, flache Lyng-Heide **) weiter. Es hat immer etwas Eigenthümliches, in einer solchen Wüste zu fahren, und obgleich das Heideraut jetzt nicht durch die schönen blaßrothen Blüthen und die Bienenschwärme über denselben belebt war, so war es mir doch sehr interessant, besonders als die letzte Spur von Anbau, die letzten Flecke mit kurzem, aber reinstreibendem Getraide, verschwanden. Die öde Wildniß mit dem weiten Horizont hat etwas von der Größe des Meeres an sich; sie nährt einen ungefesselten Sinn, ein kühnes Unabhängigkeits-Gefühl, das auch stets den Dänischen Heidebauern ausgezeichnet hat. — Jetzt hatten sich hier Störche in großen Heerden gesammelt und tummelten sich über die Lyng-Wüste; die Alten lehrten die Jungen fliegen, und es war ywahsatt anzusehen, was diese für Bewegungen machten, ohne daß es zu etwas wurde.

Wir hielten vor dem Kruge zu Ramdsöl. Mit gefälliger Freundlichkeit kam und der Wirth entgegen, erfuchte uns, einzutreten, und ließ sich sogleich auf die gewöhnliche gutmüthig neugierige Zutländische Manier mit uns ein. „Mit Erlaubniß, wo wollen die guten Leute heute hin? Das muß ja recht beschwerlich seyn, in solchem Wetter zu reisen, und ich zweifle, daß es da daß sich besser!" Als er hörte, daß wir nach Veile wollten, freute er sich. „Ja, ja, ich will nicht zu viel sagen, aber dort sollen Sie Kreis sehen, hullenstark, wie meines Nachbars Ochse, und ehrlich, gutmüthig und hülfreich; denken Sie einmal, da war neulich auf dem Markt eine arme Frau, der diese Geier-Taschendiebe Alles konfiszirt hatten, aber schau wir den Dänenbrowhner, er ist warm und Herz; in der Nacht kamen sie, prügelten die Soldaten gehörig zusammen, und brachten dem armen Weibe ihre ganz Habe zurück." Das nenne ich ein Freundschaftsstück.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Pariser Invalidenhaus unter Ludwig XIV., Napoleon und Ludwig Philipp.

(Schluß.)

Napoleon hatte Alles gehört. Um mehr zu erfahren, redete er die beiden Invaliden mit den Worten an: „Wie ich sehe, meine Freunde, wartet Ihr auf Jemand." — „Ja, Herr Oberst", erwiederte der Jüngere, der den Kaiser nicht erkannte, „ich und mein Vater Moritz wir warten auf unseren liederlichen Sohn, der uns verlassen hat, obschon er sehr wohl weiß, daß sein Großvater seiner beiden Arme bedarf, um ins Schlafzimmer zu gelangen; denn er hat noch beide Arme, Hände ist er". Er schwenkte seinen armlosen Stumpf. — „Sie sind ein braver Mann", sagte der Kaiser, „und Ihr Sohn hat Unrecht; aber warum", fuhr er fort, indem er mit ihnen weiterging, „ist Ihr Vater so lange in der Kapelle geblieben? Das ist dem Reglement zuwider." — „Mein Vater hat eine besondere Erlaubniß unseres Marschalls. Am 1. September jeden Jahres betet er für den ewigen Frieden des Königs, dem er gedient hat." — „Welches Königs?" fragte Napoleon. — „Sr. höchstseligen Majestät des Königs Ludwig's XIV.", antwortete der Greis, der sich bis jetzt noch nicht in die Unterhaltung gemischt hatte. — „Ludwig's XIV.!", wiederholte Napoleon verwundert, „haben Sie ihn denn gesehen?" — „Hier, an diesem Platze, hat er mit mir gesprochen und habe ich ihm geantwortet", antwortete Moritz. — „Sie sind sehr glücklich, aber dann müssen Sie ja älter als hundert Jahre seyn." — „Zur nächsten Lichtmesse werde ich hundertundzwanzig Jahre alt."

— „Hundertundzwanzig Jahre!" rief der Kaiser verwundert aus; hierauf faßte er den Arm des Vater Moritz und sagte zu ihm mit wohlwollendem Tone: „Stützen Sie sich auf mich, mein alter Kamerad." — „Ich, Herr Oberst", antwortete dieser mit tränenden Tone; ich wage es nicht, ich kenne zu wohl die Achtung —" — „Gebet Sie mir nur immer Ihren Arm, ich will es so!" Mit diesen Worten faßte er den Arm des Invaliden, der sich noch immer sträubte. „Sie haben wohl nicht vielen Kämpfen beigewohnt!" fragte Napoleon den Greis, „denn Sie mußten noch sehr jung seyn, als Sie Ludwig XIV. sahen." — „Je nun", antwortete der Greis, „als die Schlacht von Friedlingen geliefert wurde, war ich achtzehn Jahre alt. Im folgenden Jahre erhielt ich meine dritte Wunde in der Schlacht von Hochstädt." — „Hochstädt! sagen Sie? Das ist lange her, engegnete Napoleon; diese Schlacht verloren die Franzosen, obgleich sie von zwei Marschällen und einem Bayerischen Prinzen angeführt wurden, ich weiß nicht mehr, von welchem." — „Ja, Herr Oberst; es waren der Kurfürst von Bayern und die Marschälle von Tallard und Marsein. Ich entsinne mich der Schlacht noch sehr wohl. Eine Musketenkugel drang mir in die linke Schulter und fuhr durch die rechte wieder hinaus. Ein Jahr nach meiner Heilung erwies mir Sr. Maj. die Gnade, mich in das Invalidenhaus aufzunehmen." — „Das war keine Gnade", unterbrach ihn der Kaiser, „sondern Gerechtigkeit." — „Bald werden es hundertundzwei Jahre seyn, seitdem ich den Hause wohne, ich habe mich hier verheirathet und manchen meiner Kameraden von mir scheiden sehen. Obgleich ich jetzt unter lauter jungen Leuten lebe, bin ich dennoch glücklich, besonders seitdem meine Kinder mit mir vereint sind." — „Herr Jerôme", fragte Napoleon, „der Sohn dieses Tapferen, wie alt sind Sie denn?" — „Sire, ich bin einundneunzig Jahre, Herr Oberst; ich bin 1715 geboren." — „Ja", fuhr der Greis fort, „in dem Todesjahre Sr. Hochseligen Majestät des Königs Ludwig's XIV. Ich erinnere mich dessen, als ob es gestern gewesen wäre." — „Einundneunzig Jahre!" rief Napoleon aus; „dann müssen Sie lange gedient haben." — „Achtundzwanzig Jahre lang, Herr Oberst. Ich habe unter dem Marschall von Sachsen, unter den Marschällen von Soubise, von Broglie, von Lontades und unter dem Prinzen von Condé gedient. Ich war bei Fontenay, Lafweld, Rosbach, Bergdem und Freiburg. Dort habe ich meinen Arm verloren. In dem Hause bin ich seit 1763. Ich bin und der Zeit Ludwig's XV." — „Ludwig's XV!" wiederholte Napoleon leise. „Ein armseliger König, der einen schmachvollen Traktat unterzeichnete, durch welchen Frankreich einen Kästenstreif von 1500 Meilen verlor." — „Und Ihr Sohn?" fragte der Greis ein wenig ärgerlich Jérôme als guter Sohn gegen mich. Warum gleicht ihm doch der seinige nicht!" — „Vater", entgegnete Jérôme, „Cyprian ist noch jung, und wir dürfen noch nicht verzweifeln." — „Gewiß!" sagte Napoleon; „die jungen Leute bedürfen der Nachsicht. Sie selbst, mein alter Kamerad, haben vor kurzem diese Beachtung gemacht." — „Herr Oberst", versetzte der alte Mann, „ich bin alt, und es ist möglich, wenn mein Sohn gegen den seinigen in Zorn gerath, stelle ich mich noch erbitterter gegen ihn. Durch diese Taktik bereite ich den Frieden vor."

Sie waren jetzt unter einer Galerie angelangt, die nur matt vom Schimmer der Laternen erhellt wurde. Der Vater Moritz kam still. „Stehst Du den Cyprian noch?" fragte er seinen Sohn. — „Nein, Vater", antwortete dieser mit traurigem Tone; ich weiß, der liederliche Mensch hat die Erlaubniß erhalten, außer dem Hause zu schlafen; aber morgen soll er schon sehen." — „Was ist da zu thun!" sagte Napoleon zu dem Greise; „da Herr Cyprian sich nicht einfindet, so werde ich seine Stelle einnehmen. Die Abendluft ist kühl, und in Ihrem Alter können Sie seine Stube mehr unter freiem Himmel thun." — „O, am Tage vor der Schlacht bei Hochstädt blieb ich sechs Stunden auf meinem Posten in halber Musketenschusse weite*) hatte mich vergessen." — „Das mag seyn", antwortete Napoleon, „aber damals waren Sie hundert Jahre jünger, und diese machen doch einen Unterschied." — „Ach, Herr Oberst", sagte Moritz, indem er seinen Arm Napoleon zu drücken suchte, ich kann das nicht zugeben." — „Laß doch, Vater", sagte Jérôme, wenn der Oberst die Güte haben will; der Abend ist kühl, und Sie fangen schon an zu husten."

Der Alte nahm nun die Unterstützung des Kaisers an, und sie schickten sich eben an, die wenigen Stufen der kleinen Treppe der Galerie hinaufzusteigen, als Jérôme ausrief: „Da ist er auch!" — „Cyprian!" fragte der Alte. — „Ja, Vater", antwortete Jérôme, indem er leise die Wörter Taugenichts und Herumtreiber vor sich hin murmelte. — „Schelte ihn nicht zu sehr", sagte Moritz begütigend; „er wird es nicht mehr thun." Der Kaiser schante nach dem Taugenichts und liederlichen Menschen um; er sah nur einen Invaliden, dessen silbernes Kinn im Mondenschein glänzte und der so schnell auf die Treppe zuschritt, wie es seine beiden hölzernen Beine nur irgend gestatteten. Das war der Nachtschwärmer.

Derselbe mochte ungefähr sechzig Jahre zählen; sein Gesicht war schrecklich verstümmelt; außer dem künstlichen Kinn hatte er noch ein Gladauge, das seinen Zügen einen verwendenden fieren Ausdruck gab. Er war groß und stark gebaut. Schon wollte Jérôme ihn mit Vorwürfen überschütten, aber der Sohn kam dem zuvor. Nachdem er den Kaiser begrüßt, den auch er nicht erkannte, sagte er mit sorgendem Tone: „Nubig, Papa! Man muß Niemand ungehört verdammen, wie der berühmte Dagommier sagte. Ich fehlte beim Appel, das steht fest, aber hören Sie mich: ich hatte bemerkt,

*) Diese Grabhügel sind die ältesten geschichtlichen Denkmäler Dänemarks. Die Runenschrift, welche sie enthielten, haben ihre Deutung unzweifelhaft aufgefunden. Gorm war der erste König, der Dänemark zu einem Ganzen sammelte, und seine Gattin Thyre Dannlöd (Thora Dänenbändige) war die Erbauerin des berühmten Dänenwalls bei Schleswig.

**) Lyng ist der Name für das Kraut der Heide.

*) So hieß damals der niedrigste Unter-Offizier, an dessen Stelle jetzt der Korporal getreten ist.

daß, wenn der Großpapa seinen Rosenkranz in der Kapelle abgebetet, ein Glas Wein mit allen drei gewöhnlich ihm gut zu bekommen pflege. Ich habe nun mit meinem Stubenburschen Golibert einen Taufbund gemacht; er hat mir seine Portion Wein abgetreten, und ich werde dafür morgen für ihn Wache stehen. Nun schelten Sie mich, wenn es Ihnen Vergnügen macht." — Bei diesen Worten zog der Invalide aus der Tasche eine Korbflasche und reichte sie dem Greise. Jerôme erwiederte nichts, aber Moritz betrachtete seinen Enkel mit gerührtem Blicke und sagte zu seinem Sohne: „Hatte ich Dir nicht gesagt, daß Cyprian unschuldig wäre?" — „Das ist schön und gut", versetzte Jerôme, der jetzt ganz verstohlen war, „aber dennoch hat er uns in eine grausame Verlegenheit gebracht, und wenn der Oberst nicht so gütig gewesen wäre, so würde ich wirklich nicht, was wir hätten machen sollen." — Cyprian erröthete, und der Kaiser sah ihn an, sagte dann, zur linken Seite des Greises hinkretend: „Jetzt nehme ich meinen Chrenposten wieder ein." — „Ja, Herr Cyprian", erwiederte der Kaiser, indem er etwas zurücktrat, „dieser Platz ist für Sie ein Ehrenposten, den Sie Niemand abtreten dürfen." — „Gewiß, Herr Oberst, werde ich diesen Platz so wenig verlassen, wie ich die anderen verlassen habe." — „Ich glaube es, aber in welcher Schlacht sind Sie denn so grausam zugerichtet worden?" — „In der Schlacht bei Fleurus. Als wir uns auf das feindliche Geschütz stürzten, riß mir eine Kartätschenkugel das Knie weg, eine andere ging mir durchs Auge, und zwei andere bedeckten mich von meinen Beinen. Indeß das Heer ist unversehrt geblieben, und ich stehe auf der Liste mit dem Activitäts-Solde."

Napoleon lächelte bei diesen Worten. „Wurde die Schlacht bei Fleurus nicht am 26. Juni 1794 geliefert?" fragte der Kaiser. — „Ja, Herr Oberst." — „Das war schon zur Zeit Bonapaste's", bemerkte der Alte. — „Großvater, sagen Sie lieber des Kaisers Napoleon des Großen; das ist sein Taufname." — „Ja, wie Se. Hochselige Majestät der König Ludwig XIV." — „Ei, Großvater!" rief Cyprian ungeduldig aus, „lassen Sie uns doch in Ruh mit diesem Monarchen des ancien régime, der in seidenen Strümpfen und mit einer Perrücke Krieg führte. Können Sie Ihren Ludwig XIV. mit Napoleon, Kaiser der Franzosen und König von Italien, vergleichen? Das ist noch ein ordentlicher Monarch! Der trägt Stiefeln, kurze Haare und einen Hut wie wir. Nicht wahr, Herr Oberst?"

Bei dieser Anrede krachte der Greis die Stirn und antwortete mit ernster Stimme: „Sie irren sich, Herr Cyprian, und Napoleon ist ein großer König gewesen. Er hat Frankreich zum ersten Range in Europa erhoben und eine Armee von 400,000 Mann und 100 Schiffe unterhalten. Er hat Rousillon, die Franche-Comte und Flandern erworben und eines seiner Kinder auf den Spanischen Thron gesetzt. Seit Karl dem Großen kann ihm kein König verglichen werden." — Als der Greis diese Worte hörte, sprang er die Arme auf Anbetung gewohnt hatte, sagte er: „Brava! Brava! Sie, Herr Oberst, wären werth, unter Sr. Hochseligen Majestät dem Könige Ludwig XIV. zu dienen. In seiner Zeit, wo das Verdienst so würdig belohnt wurde, wären Sie marechal de camp geworden."

Cyprian, auf den der Ton des Kaisers einen größeren Eindruck machte, als die Worte seines Großvaters, knirte das Haupt und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Oberst, ich habe nie den Monarchen Großpapa's gekannt und nur die alten Kameraden des Hauses von ihm sprechen hören." — „Auch die sollten nicht so sprechen, wie Sie", entgegnete Napoleon lebhaft; „denn wenn Ludwig's XIV. Andenken irgendwo geehrt werden muß, so ist es hier. Die Pracht und die vorsorgliche Güte, die sie umgiebt, müßten ihnen sagen, daß der große König ihnen einen glänzenden Beweis seiner Großmuth und seiner Macht hat hinterlassen wollen."

In diesem Augenblick ließ sich vom anderen Ende des Gebäudes her das Geräusch von Schritten und Stimmen vernehmen. Es war Rapp, begleitet vom Marschall Serrurier und dessen Generalstabe, hinter denen mehrere Invaliden mit Fackeln hergingen. Rapp hatte gewußt, daß der Kaiser an dem bezeichneten Platze sie erwartet. Als er den Kaiser nicht kommen sah, hatte er den Platz verlassen und sich dem Gitter genähert. Eine zweite halbe Stunde verfloß, und die Nacht brach herein. Seine Ungeduld machte endlich der Besorgniß Platz, und da der Kaiser immer noch nicht kam, so übergab er sein und dessen Pferd einer Schildwache und begab sich zum Gouverneur, dem er mit Lebhaftigkeit Vieles erzählte, daß der Kaiser vor länger als einer Stunde das Invalidenhaus betreten habe und noch nicht wiedergekehrt sey.

Bei dieser Nachricht zog der Marschall Serrurier eiligst seinen gestickten Sammetrock an und ließ die Offiziere des Generalstabes zusammenbrechen. Sie schickten sich nun zur Nachsuchung an und fanden endlich den Kaiser im Gespräch mit dem Vater Moritz, Jerôme und seinem Sohne. Als Cyprian den Rat: „Es lebe der Kaiser! Hierher Kameraden!" hörte, betrachtete er den vermeintlichen Obersten, dessen Gestalt und Kleidung er früher nicht beachtet hatte, etwas aufmerksamer und erkannte nun in ihm den Kaiser. „Ah, mein Kaiser!" rief er, „verzeihen Sie mir meine vorlauten Reden!" Hierauf ging er seinem Großvater und Vater entgegen, sagte er: „Aber Vater, aber Großvater, der Kaiser und König steht vor Ihnen; es ist der Kaiser Napoleon!" — „Sie sind der Kaiser, Herr Oberst!" riefen die beiden Alten mit naiver Verwunderung aus. — „Ja, meine Kinder", antwortete Napoleon; „ich bin Euer Vater, denn ich bin der Vater aller Soldaten, die tapfer für die Ehre Frankreichs gekämpft haben."

Unterdeß warnen Rapp und der Gouverneur näher getreten. Als der Kaiser Jenen erblickte, warf er ihm einen strengen Blick zu und sagte zu ihm mit vorwurfsvollem Tone, doch so, daß er von keinem Anderen gehört werden konnte: „Du hast wieder nicht die Geduld gehabt, mich zu erwarten." Hierauf zu den Offizieren gewendet, sagte er: „Treten Sie näher, meine Herren, treten Sie näher, Herr Marschall, und Ihr, meine alten Kameraden. Sie sollen mit heißen, drei Heldengeneerationen würdig zu belohnen. Hier sind drei Tapfere, die in drei gleich ruhmvollen Schlachten gekämpft haben: bei Friedlingen, bei Auxeours und bei Fleurus. Ihre Tapferkeit verdient denselben Lohn. Mein lieber Marschall, leihen Sie mir doch Ihr Kreuz, und auch Du, Rapp, gieb mir das Deinige."

Als er die beiden Kreuze erhalten hatte, heftete er das eine an die Brust Jerôme's, das andere an die Cyprian's; sodann nahm er sein eigenes und gab es Moritz, indem er zu ihm sagte: „Mein alter Kamerad, ich bedaure, daß ich nicht schon früher die Schuld Frankreichs abgetragen habe." — „Es lebe der Kaiser!" riefen die Invaliden. „Sire", sagte der Greis mit zitternder Stimme, „die Schmälerung meiner Ehre und meines Glücks soll, daß ich noch zwei Söhne geschenkt, deren Dienste Em. Majestät so ehrenvoll belohnt haben." — „Mein Freund", entgegnete Napoleon, indem er dem Vater Moritz die Hand reichte, die dieser ehrfurchtsvoll küßte, „ich wiederhole, daß ich nur die Schuld des Vaterlandes abtrage, denn auch ich bin Soldat und verdanke diesem Alles." Hierauf sich zum Marschall Serrurier wendend, sagte er: „Mein Lieber, ich bin ganz ärgerlich geworden wäre, ohne meine alten Kameraden zu sehen. So hätte das gerade so viel, als ob ich in Rom gewesen, ohne den heiligen Vater zu sehen."*)

Der Kaiser bezeigte den Wunsch, die Wasch-Anstalt zu besuchen. Beim Eintritt in dieselbe äußerte er seine Zufriedenheit über die bewundernswerthe Ordnung, die hier herrschte. Er erkundigte sich mit der größten Genauigkeit nach den geringfügigsten Einzelheiten; endlich fragte er die Vorsteherin, wie viele Personen jener Invalide habe. „Drei", gab sie ihm zur Antwort. — „Das ist nicht genug, von jetzt an soll jedes Ihrer Pensionnaire deren fünf erhalten." Sich hierauf zum Gouverneur wendend, sagte er: „Hören Sie, Herr Marschall, sünf Pemden! ich beherre es."

Als er sich hierauf noch einige Augenblicke mit der Vorsteherin unterhalten hatte, schickte er sich an, wegzugehen; aber an der Thür hielt er an und richtete noch eine Frage an die Vorsteherin. „Wenn die Sachen aus der Wäsche kommen", fragte er sie, „wie legen Sie dieselben?" Als diese über die sonderbare Frage lachte, fragte er sie: „Weshalb lachen Sie?" — „Aber, Sire, ich lege meine Wäsche immer so, wie Sie eben gesehen haben." — „Ich wollte es nicht wissen, aber ich wünsche, daß Sie die eingehende Wäsche immer unter die ältere legen müssen. Auf diese Weise werden die Hemden immer gleichmäßig abgenutzt, und der Soldat erhält die Wäsche immer trocken." — „So machen wir es auch, Sire; aber werden wir Em. Majestät vielleicht erlauben, meine Verwunderung darüber zu bezeigen, daß Sie Kenntniß von Sachen haben, mit denen sich sonst nur die Hausfrauen zu beschäftigen pflegen?" — „Meine liebe Dame, der General muß die Mutter des Soldaten seyn, und seine Pflicht ist es, sich mit Allem zu beschäftigen, was das Loos eines Standes verbessern kann, der in der Wirklichkeit der unglücklichste ist, wenn er auch in der Geschichte den ersten Rang einnimmt. Adieu, werden mich verstehen." Die Vorsteherin machte eine Verbeugung, ohne ein Wort zu erwiedern.

Von hier begab sich der Kaiser nach der Kranken-Anstalt. Einen Augenblick schien er sich zu besinnen, ob er das betrübende Schauspiel, das ihn hier erwartete, aufsuchen sollte, aber er trat ein. Diejenigen, die in seiner Nähe standen, konnten sehen, wie er erbleichte, als seine Blicke die dreifache Reihe von Betten durchliefen, in denen so viele tapfere Krieger dem Tode entgegensahen.

Er ging gerade auf ein Bett zu, um welches mehrere Personen standen. Er war hier Zeuge des Todeskampfes eines mehr als hundertjährigen Unteroffiziers. Dieser Invalide war aus allen Zeldzügen ohne die geringste Wunde hervorgegangen; das Alter allein hatte ihn aufs Schmerzenslager geftreckt. Der Kaiser näherte sich dem Bette und entblößte sein Haupt. Der ewige Gott hatte den neuen Napoleon verliehen, und er sein Haupt wieder aufsetzte, konnte man auf seinen Wangen die Spur zweier Thränen wahrnehmen. Napoleon verließ das Krankenhaus, ohne ein Wort zu sagen. Auf der Treppe drückte er die Hand des Marschalls und sagte zu ihm mit leiser Stimme: „Es war mir eben, als ob mir mein Vater das letzte Lebewohl gesagt hätte."

Noch war in dem Hause Alles lebendig geworden. Als die Invaliden erfuhren, daß ihr Kaiser unter ihnen sey, stürzten sie alle aus ihren Zimmern in den Hof, unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" In einem Augenblicke war der Kaiser von allen Seiten umringt. „Mein Kaiser!" riefen sie durch einander, „ich war mit Ihnen vor Toulon!" — „Ich bin mit Ihnen über den St. Bernhard gegangen!" — „Mit mir haben Sie in Aegypten gesprochen!" — „Ich habe mit Ihnen mein Brod bei Rovereto getheilt!" — „Ich habe Ihren Hut bei Maengo aufgehoben!" — Napoleon suchte Jedem zu antworten und feagte, ob sie zufrieden wären. Es war eine rührende Musterung, die Napoleon an diesem Abend hielt. Wer hätte wohl in dieser kleinen Schaar verstümmelter Krieger die jungen und glänzenden Sieger Aegyptens, Italiens, Deutschlands erkannt?

Nachdem Napoleon fast eine halbe Stunde unter ihnen verweilt, gab er Rapp einen Wink und sagte dem Gouverneur, daß er zu seinem Bedauern gezwungen sey, fortzugehen. Alsbald trat die Menge ehrfurchtsvoll zurück und gestattete ihm einen Durchgang. Lange tönte ihm: „Es lebe der Kaiser!" nach.

Als sie das Haus verlassen hatten, sagte der Kaiser zu Rapp: „Das war einer der glücklichen Abende meines Lebens; ich möchte

*) Obgleich der Marschall Serrurier sich früher lange in Rom und Italien aufgehalten, so hatte er doch nie Gelegenheit gefunden, den Papst zu sehen.

Digitized by Google

meine Tage im Invalidenhause verleben können." — „Und ich", entgegnete Napp mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, „ich möchte Gewißheit haben, dort zu sterben und begraben zu werden." — „Wer weiß!" sagte Napoleon lächelnd; „das kann sich wohl noch treffen." — „Dort habe ich wenigstens die Gewißheit, nicht in schlechte Gesellschaft zu kommen, und das ist immer etwas werth." — „Ha! Ha! Herr Frondeur", sagte Napoleon, ihm ins Ohr kneifend, „ich weiß schon, was Sie damit sagen wollen; das soll eine Anspielung auf den Besuch seyn, den ich neulich in Saint-Denis abstattete. Im Sawnig's XIV. Stelle würde ich mich allerdings lieber zwischen Türenne und Vauban haben beisetzen lassen. Das Invalidenhaus ist sein Werk. Denkt Du nicht so wie ich?" Als Napp ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe machte, setzte er hinzu: „Ich werde doch schon Leute finden, die meiner Meinung sind, und wäre es auch nur Vater Moriz."

III.

Vierunddreißig Jahre später, am 15. Dezember 1840, zog ein mit Kränzen und Immortellen geschmückter Wagen langsam durch den Triumphbogen. Die Ueberreste Napoleon's hielten ihren Einzug in den Dom des Invalidenhauses. An Abend, als die Menge sich verlaufen hatte, trat ein fast hundertjähriger blinder Invalide in den Raum, wo die sterblichen Ueberreste des Kaisers ruhten. Als er mit vieler Mühe bis zum Katafalk gekommen war, ließ er sich seine beiden hölzernen Beine abnehmen, um niederknieen zu können. Dieser Invalide, der der sterblichen Hülle Napoleon's die letzte Huldigung darbrachte, war Cyprian, der Enkel des Vater Moriz.

Marro de Saint-Pilaire.

Bibliographie.

Ein Lexikon aller Lexika erscheint jetzt in Paris unter dem Titel: Dictionnaire Encyclopédique Usuel, ou resumé de tous les dictionnaires historiques, biographiques, géographiques, mythologiques, scientifiques, artistiques, technologiques etc. etc. Repertoire universel et abrégé de toutes les connaissances humaines. Mit Herausgeber ist Herr Charles Saint-Laurent genannt. Nach den Proben zu urtheilen, die wir von diesem Lexikon gesehen haben, ist es allerdings sehr umfassend zu nennen, besonders da es in einem einzigen Bande von 1200 Seiten (mit drei Kolumnen) der auskommt, indessen bleibt es doch an Vollständigkeit hinter dem neuen Pierer'schen „Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit" (Altenburg, 1841) noch weit zurück.

Nord-Amerika.

Redner und Staatsmänner des neueren Nord-Amerika.

V. Justice Story.

Dieser Redner hat sich durch seine Kommentare „über den Widerstreit der Gesetze"*) einen dauernden Ruf gegründet, während seine Werke über Bürgschaft und Billigkeits-Verfahren**) schon in hohem Grade mit den besten Englischen Büchern über diese Gegenstände wetteifern. Sein seinen vermischten Schriften sind seine beiden Reden gesammelt und bilden dauernde Denkmäler für seinen Geschmack, seine Kenntnisse, Gefühlswahrheit und Gedankenschärfe. Wir geben hier eine Probe seiner Vertheidigung der Studien des klassischen Alterthums gegen die Angriffe der materialistischen Nützlichkeits-Prediger, an denen es bekanntlich auch in anderen Ländern nicht fehlt:

„Ich unterlasse jede Betrachtung der geschriebenen Schätze des Alterthums, welche die Zeitstrümmerung von Reichen und Herrschergeschlechtern, von Siegesdenkmälern und Triumphbogen, von Fürstenpalästen und Göttertempeln überdauert haben. Ich unterlasse jene Betrachtung jener bewunderten Werke, in denen Weisheit spricht, wie mit einer Stimme vom Himmel; jener erhabenen Bemühungen des Staatsgeistes, welche noch immer an Frische gewinnen, indem sie von Jahrhundert zu Jahrhundert übergehen; jener vollendeten Geschichten, welche noch immer die Regierungen über ihre Pflicht und ihre Bestimmung aufklären und unterrichten; jener unvergleichlichen Reden, welche Völker zu den Waffen riefen und Senate an die Wagenräder alliirender Bereelsamkeit fesselten. Alles dies kann jetzt in unserer Muttersprache gelesen werden, — ja, aber nur wie man sich des Angesichts eines todten Freundes erinnert, indem man die Brustbilder seines Bildes sammelt, — wie man auf die Erzählung eines zweimal erzählten Traumes lauscht, — wie man das Tosen des Oceans im Gerölzlicher eines Bächleins hört, wie man das Flammen des Mittags im ersten Glimmern des Zwielichts sieht. — Vom Norden bis zum Süden Europa's, von den bleichen Ufern der Ostsee bis zu den lichtglänzenden Ebenen Italiens, ist kein einziges Werk, dessen Literatur nicht gerade in die Elemente der klassischen Gelehrsamkeit gebettet ist. Die Literatur Englands ist, in engerem Sinne, das Erzeugniß seiner Gelehrten, von Männern, welche die Wissenschaften in seinen Universitäten, Gelehrten- und grammatischen Schulen pflegten, von Männern, welche jedes Leben für zu kurz hielten, dauerschlicht, weil es ein Ueberdrüssel des Alterthums unüberwältigt ließ, und jeden anderen Ruhm für gering achteten, weil er vor dem Römischen und Griechischen Genius erblichen. Der, welcher die Englische Literatur studirt, ohne die Leuchte klassischer Bildung, verliert die Hälfte des Zaubers ihres Geistes und Stiles, ihrer Kraft und Gefühle, ihrer zarten Züge, ihrer heiteren Anspielungen, ihrer verschönernden Verknüpfungen. Wer fühlt nicht, wenn er die Dichtungen Gray's liest, daß es die Läuterung durch klassischen Geschmack ist, welche seiner Sprache so unaussprechliche Lebendigkeit und Klarheit giebt? Wer, indem er den gedrungenen Sinn und gesangvollen Versbau Dryden's und Pope's liest, bemerkt nicht in ihnen die Zöglinge der alten Schule, deren Gift einstammt wurde durch den heroischen Vers, die feine Satire und den spielenden Witz des Alterthums? Wer, indem er über die Gesänge Milton's nachdenkt, fühlt nicht, daß er tief krank aus:

„Siloa's brook, that flow'd
Fast by the oracle of God" —

„Siloa's Bach, der hell
Entströmt der Gottesgeisterung Quell."

daß das Feuer seines hohen Gemüthes an Kohlen alter Altäre angezündet wurde?

„Es ist keine Uebertreibung, zu erklären, daß derjenige, welcher vorschlägt, die klassischen Studien abzuschaffen, in gewissem Maße vorschlägt, die Masse der Englischen Literatur für drei Jahrhunderte kraftlos und unerquicklich zu machen; und viel von dem Ruhme der vergangenen und viel von der Bildung künftiger Jahrhunderte zu rauben; uns für Vortrefflichkeiten zu blenden, welche Wenige zu erreichen, Keiner zu übertreffen hoffen kann; Gedanken zu vernichten, welche mit unseren besten Empfindungen verwebt sind und fernen Zeiten und Ländern Gegenwart und Wirklichkeit geben, als ob sie die unseren wären."

Justice Story's Betrachtungen über die Geschworen-Gerichte werden ebenfalls sehr bewundert, und seine Urtheile sind bewundernswerthe Proben richterlicher Auseinandersetzungen und Schlußfolgerung. Die wichtigsten derselben sind durch Herrn Charles Summer, einen Amerikanischen Rechtsgelehrten, welcher neuerlich einige Zeit in England zubrachte, dort bekannt geworden. Dieser Herr Charles Summer liefert in seiner Person einen entschiedenen Beweis, daß ein Amerikanischer Gentleman, ohne amtlichen Rang oder weitverbreiteten Ruf, bloß durch Höflichkeit, Aufrichtigkeit, gänzlichen Mangel an Anmaßung und hellen Geist, seine Aufnahme in die besten Englischen gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Kreise bewirken kann und auf gleichem Fuß mit anderen Ständen behandelt wird, während dieselben dem reisenden Notizen-Sammler hoffnungslos unzugänglich bleiben.*)

Mannigfaltiges.

— Eigenthumsrecht auf Fabriken-Muster. Ueber die Nothwendigkeit, auch den Musterzeichnern der Kattundruckereien und anderer Manufakturen ein Eigenthumsrecht an ihren Arbeiten zu vertheilen, hat das Englische Parlaments-Mitglied, Herr Emerson Tennent, so eben eine kleine Schrift herausgegeben.**) Es besteht in England allerdings schon jetzt ein solcher Schutz, jedoch nur auf die Dauer von drei Monaten. Diese sind aber kaum hinreichend, ein neues Muster auch nur in Publikum bekannt zu machen, und dienen eben nur dazu, dem Nachdrucker Gelegenheit zu geben, wahrzunehmen, ob das Muster Gefallen findet oder nicht. Der Fabrikant, der die Zeichnungen urfprünglich anfertigen läßt, weiß natürlich auch nicht immer mit Sicherheit, welche von denselben Erfolg haben werden. Unter 400 neuen Mustern werden in der Regel nur 100 von der herrschenden Mode acceptirt; 50 finden anfterem noch Absatz, jedoch schon in weit geringerem Maße; die übrigen 250 bleiben jedoch dem Fabrikanten auf dem Lager liegen, und er muß sie mit Schaden an den Mann zu bringen suchen. Der nachdruckende Fabrikant hat diese prekäre Probe nicht zu bestehen; er sucht sich eben nur jene hundert Muster aus, welche bald nach ihrem Erscheinen von der Mode acceptirt werden, und druckt nun allein den Rutzen, während der ursprüngliche Fabrikant diesen durch den Schaden, den die nichtverkauften Muster bringen, aufgezehrt sieht. Herr Tennent versichert, es sey dem gegenwärtigen schutzlosen Zustande dieser Industrie zuzuschreiben, wenn die Franzosen, welche durch das sogenannte Conseil des Prud'hommes geschützt wären, durch ihre Muster und Desseins den Engländern so überlegen seyen. Auch die Preußischen und die Belgischen Fabriken, sagt er, so belegt sie auch mit unserer Konkurrenz sind, wenn sie auch in Mechanik und Technik handeln, blicken doch spöttisch auf unsere Musterzeichnungen und Desseins, die sie durch die übrigen auf den gemeinsamen Märkten zu verdrängen wissen. — Da aber in Preußen in dieser Beziehung eben so wenig als in England ein Gesetz gegen den Nachdruck besteht, so mag der Grund jener Erscheinung wohl vielmehr darin, zu suchen seyn, daß in England überhaupt die zeichnende Kunst nicht so ausgebildet wird, wie die Mechanik, und es darum auch dort nicht so viele geschmackvolle Musterzeichner geben mag, als in Deutschland, Frankreich und Belgien.

*) „On the conflict of laws."
**) Es ist nämlich eine eigene Abtheilung des Englischen Kanzlei-Gerichts, welches Court of Equity heißt.

*) Dieses Lob des Herrn Summer stehet aber auch in seiner Person den Beweis, daß die Abhandlung über die Amerikanischen Redner in der Quarterly Review aus seiner Feder geflossen sind, und deshalb nehmen wir auch diese dem Amerikaner gemachte Verbeugung in den Kreis unserer politischen und wissenschaftlichen Betrachtungen auf, obgleich wir sie zwar für höflich, aber nicht so ganz aufrichtig und ohne Anmaßung halten.
**) A Treatise on the Copyright of Designs etc. By J. Emerson Tennent, Esq. M. P. — London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (½ Thlr.). vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Str. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Montag den 5. April 1841.

Frankreich.

Grundriß einer Philosophie.

Von F. Lamennais.

Das kürzlich in drei Bänden herausgekommene philosophische Werk von Lamennais, welches im Französischen den Titel Essai d'une Philosophie führt, ist eine in vielfacher Hinsicht merkwürdige Erscheinung. In Bezug auf den Verfasser zunächst bildet es den Anfang einer neuen Epoche seiner literarischen Thätigkeit. Diese, bisher ausschließlich der Politik und der theologischen Kontroverse zugewandt, wirft sich nun mit einemmale auf das Gebiet der spekulativen Wissenschaft, bei der es sich allerdings um die höchsten Aufgaben des Menschen handelt, die jedoch keinen anderen Lohn gewährt, als den, welcher in der Lösung dieser Aufgaben selbst liegt, und die zwar eine ausserlesene Schule bilden, aber kein Volk erziehen und politisch wie religiös umwandeln kann, wie es der Verfasser der Paroles d'un Croyant gewollt. „Die Philosophie ist", sagt Lamennais, „das Bestreben des menschlichen Verstandes, die Dinge zu begreifen, und zugleich das Resultat dieses Bestrebens." Nicht mehr also die begeisterten Gesichte und Verzückungen eines in die Zukunft blickenden neuen Jesaja's, sondern die Begriffe eines von Gott und Welt erfüllten Menschen, der dem Ursprunge der Dinge nachgeht und Alles auf Gott, als das feste und das letzte Moment der Betrachtung, zurückzuführen sucht, wird und der Verfasser jetzt darlegen.

Dies führt uns aber sogleich auf das zweite überaus merkwürdige Phänomen, durch das sich das vorliegende Werk von Allem unterscheidet, was bisher als philosophische Wissenschaft in Frankreich dargeboten worden. Wir abstrahiren hier natürlich von Descartes, Malebranche und einigen anderen Philosophen einer älteren Epoche, die in Frankreich ohne Einfluß auf die Schule wie auf das Leben geblieben sind. Was man in diesem Lande unter „Philosophie" im Allgemeinen versteht, ist vielmehr die sogenannte Philosophie des 18ten Jahrhunderts, deren Grundgedanke die Negation war und die Alles, was dem „Geist" unbegreiflich erschien, auch sofort als Vorurtheil verwarf. Dieser mehr oder weniger noch jetzt dort verbreiteten Vorstellung tritt nun der neue Philosoph mit einem formlichen System, zu Schutz und Trutz gebarnischt, entgegen. „Das blose Verwerfen geheiligter Glaubensmeinungen", sagt Lamennais seinen Landsleuten, „ist nicht allein keine Philosophie, sondern macht diese sogar unmöglich."

Drittens endlich ist das Lamennaische Buch besonders für uns Deutsche von überaus merkwürdige Erscheinung. Wir erkennen nämlich darin die Einflüsse der Deutschen Wissenschaft des Absoluten auf einen Französischen Geist, der selber noch im Kampfe zwischen Encyklopädismus und Romanismus begriffen ist. Was uns hier dargeboten wird, ist Fleisch von unserem Fleische, Bein von unserem Beine, aber doch unter einer anderen Sonne, als wir, geboren, von anderem klimatischen Einflüssen gezeitigt und zur Reife gebracht. Lamennais selbst fühlte, wie viel er Deutschem Geiste bei der Begründung seines Systemes zu verdanken habe; ja, er rechnet sogar in der ersten Zeit auf größere Anerkennung in Deutschland. Darum hat auch die Buchhandlung Jures Renouard und Comp. in Paris (und Leipzig) neben der Französischen Ausgabe zu gleicher Zeit eine vollständige Deutsche Uebersetzung herausgegeben, die an sich weiter eine interessante Erscheinung ist, denn das in Paris gemachte, fast druckfehlerfreie Deutsche Buch bezeugt einen typographischen Fortschritt, an den wir noch vor kurzem nicht geglaubt hätten. Die Uebersetzung ist im Ganzen gelungen zu nennen, obwohl sie an vielen Stellen nur zu deutlich zum Bewußtseyn bringt, daß man kein Original lese, und daß die philosophische Sprache sich eben so wenig aus dem Französischen wie aus dem Deutschen gut übersetzen lasse.

Um unseren Lesern einen anschaulichen Begriff von dem Lamennaischen Werke zu verschaffen, theilen wir hier sein Vorwort, in welchem er eine Uebersicht dessen, was das Buch enthält, zu geben sucht, vollständig mit. Es spricht dasselbe erschöpfender und besser über die Sache, als wir es zu thun vermögen. Lamennais sagt:

„Die Philosophie wurzelt tief in der menschlichen Natur, und eben deshalb ist ihr Anfang dunkel. Mit dem Menschen ward sie geboren und ist weiter nichts als der Gebrauch seiner Vernunft, die Thätigkeit seines Geistes zur Entwickelung der Kenntniß, zur Beobachtung der Erscheinungen, zur Ergründung der Ursachen, wodurch letztere erklärt werden können: Ursachen, sekundär nun und zufällig, die sich alle zu einer nothwendigen, absoluten Ursache, welche dem Geiste stets gegenwärtig ist, weil er sonst von Ursache gar keinen Begriff hätte, vereinigen.

Soll aber die Philosophie, in ihren Ergebnissen, einen bestimmten Charakter tragen, so müssen nothwendig mehr oder minder gründliche Forschungen vorausgegangen seyn; es müssen die bereits erworbenen Kenntnisse einen schon ziemlich weiten Kreis umfassen und anfängliche Methoden die Thatsachen geordnet und irgend eine vorläufige Erklärung derselben erzielt haben. So bilden sich Systeme, Lehren, die, wie Alles in der Welt, wachsen und zunehmen durch allmäliges Fortschreiten: einfache Elemente eines zukünftigen Ganzen, das nie vollendet, nie vollständig seyn wird. Denn eine vollständige Philosophie wäre die absolute, die unendliche Wissenschaft. Die menschliche Wissenschaft aber, und überhaupt die Wissenschaft jedes Geschöpfes, gleicht der Schöpfung, gehorcht denselben Gesetzen. Nothwendig immer beschränkt, entwickelt und organisirt sie sich gewissermaßen wie die Welt, in der zuerst die einfachsten Wesen auftreten, die sich später in zusammengesetztere Wesen verbinden, und so von Stufe zu Stufe, kraft eines endlosen Fortschrittes.

Zwischen dem Fortschreiten der Philosophie jedoch und der Entwickelung der Schöpfung ist der Unterschied zu bemerken, daß letztere als vollkommener Ausdruck ihrer Gesetze so zu sagen nimmer fere geht, ewig wahr ist oder dem ewigen Urbilde, das in ihr sich zu verwirklichen strebt und darin nie verwirklicht werden kann, entspricht; während die Philosophie in dieser Beziehung nicht allein unvollständig ist, sondern außerdem sich verirrt, falsche Wege einschlägt, die Ursachen, die Wirkungen und beider Verkettung und gegenseitige Abhängigkeit mißkennt. Kurz, die Philosophie kann falsch seyn, wenigstens zum Theil; und wo ist das System, von Anbeginn bis auf den heutigen Tag, das nach genauer Prüfung, in gewissen Beziehungen, nicht für irrig oder unzulässlich erklärt worden wäre?

Deswegen ist es, bei einer aufmerksamen Betrachtung des menschlichen Geistes in seinem philosophischen Fortgang, in den Wegen, die er eingeschlagen, in den Verfahrungsarten, zu denen er seine Zuflucht genommen, höchst wichtig, die Hauptursachen zu ergründen, die ihn in dergleichen Irrthümer haben verfallen lassen. Einige wenige Bemerkungen über diesen Gegenstand, der für sich allein zu einem Buche, und sogar zu einem nützlichen Buche, Stoff liefern könnte, dürften wohl hier an ihrer Stelle seyn.

Unter diesen Ursachen der Verirrung ist eine erste, bei der zu verweilen höchst überflüssig wäre, weil sie zugleich allgemein anerkannt und für unbestritten erklärt wird; wir meinen die Beschränktheit unseres Verstandes, der endlich und folglich fehlbar ist. Manche jedoch haben sich eingebildet, es sey möglich, dieser wesentlichen Fehlbarkeit zu entgehen, wenn man nichts annehme, was nicht, wie sie sagen, streng beweisen sey. Allein in Bezug auf den Menschen, individuell betrachtet, ist eben dies wieder ein Beispiel, wie leicht er sich verirren kann; denn einerseits kann man ganz leicht über Dinge raisonniren, die für wahr gelten und dennoch unrichtig oder falsch sind, und auf diese Weise sehr logisch zu gleichfalls falschen Schlüssen kommen; andererseits kann man, durch eine zuweilen unwiderstehliche Ueberzeugung geläuscht, für bewiesen annehmen, was nichts weniger als bewiesen ist, oder einen Paralogismus für einen Beweis ansehen. Dies ist gar oft der Fall. Je unerleuchteter, je schwächer der Geist ist, desto zuversichtlicher behauptet er seine Meinung, welcher Art sie auch seyn mag, für desto strenger hält er seinen angeblichen Beweis, desto mehr erstaunt er über die Unglaubigkeit der Anderen, einer so klaren Evidenz gegenüber.

Ein Irrthum der Art hat sogar ausgezeichnete Philosophen vom wahren Wege abgebracht. Sie haben geglaubt, die Wahrheit müsse immerdar auf einem logischen Beweis beruhen, und daher sich bemüht, sie zu beweisen. Es giebt jedoch Wahrheiten, die nicht bewiesen werden, die logisch nicht bewiesen werden können, und dennoch sehr gewiß, sogar die gewissesten sind, weil die Gewißheit aller anderen darauf beruht. Diese Methode führt folglich zum absoluten Leugnen und schließt anderdem einen reinen Widerspruch in sich. Sie führt zu einem absoluten Leugnen, weil der Beweis desselben, was ihr zufolge nicht ohne Beweis angenommen werden darf, so fern der Beweis der nothwendigen Grundlagen alles Begreifens, alles Denkens, aller Kenntniß, unmöglich ist; sie schließt einen reinen Widerspruch in sich, weil nichts bewiesen werden kann, anders als durch vorher schon anerkannte Wahrheiten.

Digitized by Google

Wir dürfen nicht vergessen, einer zweiten Ursache des Irrthums zu erwähnen, deren Einfluß sich in allen Systemen mehr oder weniger kund giebt. Dadurch, daß man die Philosophie unter einem Begriff gedacht, der solche gewissermaßen verstümmelt und folglich ihre Verhältnisse zur Gesammtheit der Dinge zerstört, hat man ihre Probleme unlöslich, auch ihr eine trige und fruchtlose Wissenschaft gemacht. Dieser Grundfehler zeigt sich unter zweierlei Formen, je nachdem er im Gegenstand der Philosophie selbst, oder in ihrer Verfahrungsart, ihrer Methode und vorzüglich ihrem Ausgangspunkt seinen Sitz hat.

Hinsichtlich des Gegenstandes der Philosophie haben manche dieselbe auf das physischen Welt verwiesen und in das Bereich der reinen Ideen zurückgedrängt. Dadurch ist die Harmonie und die Einheit der Schöpfung, und folglich auch die Harmonie und Einheit der Wissenschaft, gestört worden. Letztere ward dadurch sogar unmöglich; denn Alles, was im Ganzen seine nothwendige Stelle hat, muß nothwendig auch in der Wissenschaft dieses Ganzen, wo Alles nur im Verein mit der Gesammtheit der wesentlichen Elemente erklärt werden kann, woraus es besteht, und welche durch wechselseitiges Wirken und Rückwirken einander modifiziren und ihrer Natur nach bei den Erscheinungen, deren Auffassung die Philosophie zum Zweck hat, thätig sind, seine Stelle haben. So sind die Gesetze der organischen Wesen mit den Gesetzen der intelligenten Wesen, in der Schöpfung, wo kein intelligentes Wesen anders als unter der Bedingung des Organismus besteht, nie verbunden.

Klar ist, daß derselbe Fehler sich im entgegengesetzten Sinne kundgeben würde, wenn der Geist die reinen Ideen durchaus vernachlässigte, bloß mit der physischen Welt sich befaßte und darin allein den Grund der Dinge suchen wollte. Dies ist, in der That, mehr denn einmal versucht worden; die Resultate dieser Bemühungen aber waren beständig mehr scheinbar als reell. Denn um die reinen Ideen von den Erscheinungen vollständig zu trennen, um sie ersteren ganz und gar zu abstrahiren, müßte man auch das Denken, welches dieselben streng voraussetzt, beseitigen und auf die Sprache, die in ihnen wurzelt, Verzicht leisten.

In Betreff der Methode haben verschiedene Philosophen Gott allein, andere die Welt, noch andere den Menschen zum Ausgangspunkt ihres Systems genommen. Wir werden in der Folge (siehe *), wie die einen unausweichlich zum Pantheismus, die anderen zum Skeptizismus hingerissen werden. Was die letzten, die Psychologen, wie sie sich nennen, betrifft, so kann man nichts Unsinnigeres denken, als die Grundlage ihres Systems; denn sie führt dahin, beides, Gott und die Welt, zu leugnen, weil der Grund des einen wie der anderen nicht in dem Menschen ist. Sie können nur sich selbst für erschirend erklären; es ist ihnen logisch unmöglich, aus sich selbst herauszutreten; sie bleiben ewig auf ihr einsames Ich beschränkt. Ihre sinnlose Philosophie, mit einem Wort, ist eine Art menschlichen Pantheismus, der exkordert, daß man in einem und demselben Subjekt widersprechende Begriffe annehme.

Diese falschen Methoden stammen und sonders haben den Nachtheil, zahllose Widersprüche zu erzeugen, in deren Labyrinth der Gedanke sich verirrt, und die, wenn sie auf das ganze System der Wissenschaft sich ausdehnen, endlich dazu zwingen, entweder auf die Vernunft oder auf den Glauben zu verzichten: auf den Glauben, wenn man nur Wahrheiten annehmen will, die sich mit einander vertragen; auf die Vernunft, wenn man Ideen, die sich in der Theorie, die man aufstellt, auf dem Berührungspunkte, voraus, in Folge dieser Theorie, sie betrachtet werden müssen, wechselseitig ausschließen, zu gleicher Zeit als Wahrheiten annimmt.

Es beruht in der That jedwede Theorie auf einer ursprünglich gegebenen Thatsache, und der eine Reihe von nothwendigen Konsequenzen entfließen. Wenn also diese Thatsache nicht alle Grund-Elemente des Problems der Wesen in sich begreift, so wird nothwendig erfolgen, daß man logisch gezwungen ist, Alles zu leugnen, was diese gegebene Thatsache nicht in sich faßt; zweitens, daß, weil man es nicht leugnen kann, da sich das innere Bewußtseyn dagegen sträubt, zwei Reihen in verschiedener Richtung hin laufender Konsequenzen entspringen, wovon die eine aus der ursprünglich gegebenen Thatsache, die andere aus dem Ur-Prinzip, das in letzterer nicht enthalten ist, die Thatsachen aber, wovon wir das unüberwindliche Bewußtseyn haben, vorausgesetzt wird, sich ableiten lassen. Nichts hat über die großen Fragen, womit sich die Philosophie beschäftigt, mehr Dunkel verbreitet. So gerstört, um nur ein Beispiel anzuziehen, die christliche Theorie von der Gnade den Begriff von freiem Willen; die Theorie vom freien Willen, aus dem theologischen Gesichtpunkt betrachtet, den Begriff von Gnade; und doch nimmt die Theologie zu gleicher Zeit die Gnade und den freien Willen an, weil die Existenz der Gnade sich streng aus der Grund-Idee der theologischen Lehre folgern läßt, und weil auf der anderen Seite der freie Wille eine Thatsache ist, deren jeder Mensch innerlich bewußt ist.

Im Grunde lassen sich alle Widersprüche der Art auf einen ursprünglichen Widerspruch, dessen sekundäre Aeußerungen sie bloß sind, zurückführen; und dieser ursprüngliche Widerspruch selbst ist nur derjenige, welcher aus dem Problem der Schöpfung, oder der Coexistenz des Unendlichen und des Endlichen, sich ergiebt. Denn wenn man, um die Dinge zu begreifen, zuerst nur das Unendliche annimmt, so kann man, streng genommen, daraus das Endliche nicht folgern; und umgekehrt, wenn man das Endliche allein annimmt, so kann man das Unendliche davon nicht ableiten. Je nachdem man also das eine oder das andere zum Ausgangspunkt genommen, so entspringen daraus zwei Reihen entgegengesetzter Konsequenzen, die logisch mit einander zu verbinden kein Mittel vorhanden ist.

*) Erstes Buch, drittes Kap.

Damit folglich eine Philosophie nicht von Anbeginn schon ohnmächtig sich erweise, muß sie in ihrer ursprünglich gegebenen Ursache, oder in ihrem Ur-Prinzip, zugleich das Unendliche und das Endliche umfassen, beide zugleich annehmen, weil keines von beiden von dem anderen abgeleitet werden kann und sie, wiewohl mit verschiedenem Rechte, beide der nothwendige Gegenstand der Philosophie sind. Hieraus folgt: erstens, daß die Reihen der Konsequenzen, die aus beiden entspringen, in demselben Grade logisch gültig werden; zweitens, daß die Vereinbarung derselben sich in die Vereinbarung der beiden zugleich angenommenen Ur-Thatsachen, mit anderen Worten in die klare Erscheinung der Einheit, welche beide in sich faßt, noch anders in die Auffassung dessen, was sie Gemeinsames haben, auflöst. Da nun aber jeder Begriff den Begriff von Wesen voraussetzt, weil nur, was ist, gedacht werden kann, so heißt das Endliche so viel, wie das endliche Wesen, das Unendliche so viel, wie das unendliche Wesen. Das Unendliche und das Endliche haben folglich ein gemeinschaftliches Element, die Grund-Idee vom Seyn, bevor aller bestimmteren Unterscheidung. Es muß folglich das zu lösende Problem, das Problem der Vereinbarung des Endlichen mit dem Unendlichen, seine ursprüngliche Lösung in dem Begriff vom absoluten Wesen selbst finden.

Hieraus ergiebt sich, daß das absolute Wesen der erste Gegenstand, die nothwendige Grundlage der Philosophie ist, und daß alles jedes philosophische System, das nicht von demselben ausgeht, das nicht ganz und gar auf diesem Begriff beruht, entweder unfruchtbar, entstieht, oder einen unrichtigen, falschen Begriff von dem absoluten Wesen aufgestellt hat, in der Wurzel schon unwiederbringlich falsch ist.

In Ermangelung dessen, was uns fehlt, haben wir wenigstens uns bemüht, diese Klippe zu vermeiden. Unsere Arbeit, von der wir nur die Hand nun aus Hülfe veröffentlichen, zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten, der Grundlage der beiden anderen, sprechen wir von Gott und der Welt; in der zweiten von den Menschen; in der dritten von der Gesellschaft.

Weit entfernt, die Existenz Gottes und die Existenz der Welt beweisen zu wollen, erklären wir sie, im Gegentheil, als Beweises unfähig. Sie sind in unseren Augen die beiden ursprünglichen Thatsachen, die alles Denken, jedwede geistige Akt voraussetzt. Dieselben leugnen, heißt so viel, wie sich selbst leugnen; unsere Existenz annehmen, heißt ihre Existenz zugeben. Der Zweck der Philosophie ist nicht, dieselben zu beweisen, sondern begreiflich zu machen und ihre Beziehungen zu einander aufzufinden, in dem Grade, wo solch ein Begriff möglich ist; denn ein vollständiger, absoluter Begriff wäre nur ein unbedingter Begriff, und ein unendlicher Begriff in einem endlichen Wesen ist etwas Widersprechendes.

Wenn wir ergründen wollen, was das Wesen, in dem allgemeinsten Begriff, den man sich davon machen kann, Nothwendiges einschließt, so kommen wir dahin, zu erkennen, daß die einige und unendliche Substanz nothwendig mit drei Eigenschaften begabt ist, ohne welche dieselbe nicht gedacht werden kann, und daß diese drei wesentlichen Eigenschaften selbst nur unter einem Begriff, der etwa dem Worte Person entspricht, gedacht werden können. Wir zeigen mit einem Worte, daß der christliche Lehrsatz von der Dreieinigkeit, ein Ergebnis der Thätigkeit des menschlichen Verstandes während langer Jahrhunderte, eine Folge von dessen allmäligem Forschen, der höchste Punkt ist, wohin dieser Verstand in der Kenntniß Gottes bis jetzt gelangt ist, und daß das Dogma die unerschütterliche Grundlage desselben bleiben wird, so bedeutend auch seine spätern Fortschritte seyn dürften. Nur müssen wir bemerken, daß man sich, in Folge einer besonderen Richtung der Denkkraft, dem Veranlassung zu erklären die Schranken einer Vorrede nicht zulassen, bisher beinahe ausschließlich an die Philosophie, gewissermaßen, der göttlichen Personen und ihrer Beziehungen Betrachtungen gehalten hat, ohne sich im mindesten um die Eigenschaften derselben zu bekümmern, die denselben als Grundlage dienen, ohne sogar den wesentlichen Begriff dieser Eigenschaften zu bestimmen. Wir haben uns, im Gegentheil, hauptsächlich bemüht, eben diesen Begriff, woraus der Begriff von Person fließt, der sonst unmöglich wäre, weil die Person nur eine Abstraction wäre, näher zu bestimmen; und wir haben es uns um so angelegener seyn lassen, das die nothwendigen Eigenschaften des absoluten Wesens Betreffende zu erläutern, da die ganze Lehre von der Welt davon abhängt.

Wir zeigen ferner, daß in Gott ein besonderes Prinzip vorhanden ist, dazu bestimmt, in der unendlichen Intelligenz die Ideen durch die Begränzung zu unterscheiden; und nachdem wir erklärt, wie in Gott zugleich Einheit und Vielheit ist, sprechen wir von diesen verschiedenen Arten, zu seyn.

Von da aus gehen wir zur Schöpfung über und betrachten sie zuerst in dem Akt, wodurch sie vollendet wird, und unter den nothwendigen Bedingungen, welche dieselbe voraussetzt. Dies führt uns dahin, zu ergründen, was die Materie an und für sich ist und welchen Begriff man sich davon machen muß. Wir hoffen, hier dargethan zu haben, daß dieselbe in der Welt dem entspricht, was in Gott das Unterscheidungs-Prinzip ist; daß sie dieses Prinzip selber ist, das nach Außen verwirklicht und außer Gott die wirkliche Gränze der Wesen, deren Ideen es in Gott durch die Begränzung unterscheidet, geworden ist. Uebrigens hat keine Frage dem menschlichen Geiste mehr Schwierigkeiten dargeboten, als die von der Schöpfung, und bei keiner ist er mehr irre gegangen. Es ist uns keine Philosophie bekannt, die nicht am Ende diesen Akt der Allmacht offen oder deimlich leugnete, oder ihn einfach annähme, ohne ihn im geringsten zu erklären.

Nachdem wir auseinandergesetzt, wie wir und Gott als schaffend denken, suchen wir den Zweck dieses Akts oder die Welt zu begrei-

Digitized by Google

fen, d. h. erforschen wir deren Gesetze. Da aber das endliche Wesen nur eine Theilhaftigkeit des unendlichen Wesens ist, so können seine Gesetze auch nur die Gesetze des unendlichen Wesens seyn, die sich bei jedem Wesen nach der Beschränkungs-Art, welche die innere Beschaffenheit desselben erfordert, modificiren. Dieser logische Schluß, der sich zuerst in den allgemeinen Gesetzen der Schöpfung bewährt, bewährt sich nachher allmälig in den Gesetzen der verschiedenen Wesen-Ordnungen, der unorganisirten, der organischen, der intelligenten und freien Wesen. Hierbei wollen wir bemerken, daß, weil wir beständig von der Einheit ausgehen, nur der Mannigfaltigkeit zu gedenken haben, vom Einfachen zum Zusammengesetzen übergehen; weil wir, mit anderen Worten, beständig der Schöpfung in ihrer normalen Ausbildung folgen, bei jedem neuen Schritt, den wir in der Kenntniß der Wesen thun, die ursprünglich aufgestellten Prinzipien sich weiter entwickeln und neuerdings bestätigt werden; so daß dieselben, durch ihre Anwendung auf immer vielfältigere Erscheinungen, die durch immer auffallendere Unterschiede charakterisirt werden, mehr und mehr klar und gerechtfertigt werden, je weiter wir vorrücken, und man deshalb nicht allzu voreilig oder in rollen Verth derselben urtheilen darf; denn dieser Werth, so wie der Werth jedes allgemeinen Grundsatzes, steigt im Verhältniß mit der Anzahl von Probemen, wozu diese Grundsätze die Lösung geben: er wäre absolut, wenn es geschähe, daß sie allen Problemen gerecht würen.

Jeder der drei nothwendigen Eigenschaften des Wesens überhaupt hat ihre besonderen Gesetze, weil sie von den beiden anderen Eigenschaften von Grund aus verschieden ist. Wir suchen diese Gesetze an und für sich und in ihren wechselseitigen Verhältnissen zu ergründen, indem wir von der niedrigeren Welt der unorganisirten Körper zur Ordnung der organischen Wesen und von da zur Welt der freien Intelligenzen hinaufsteigen. Weil aber Alles, was da ist, in irgend einem Grade mit diesen nothwendigen Eigenschaften versehen ist, weil die verschiedenen Theile des Ganzen mit einander gleichfalls in nothwendiger Verbindung stehen, weil die unaufhörliche Entwickelung der Dinge unaufhörliche Veränderungen, die zu neuen Verbindungen werden, Auflösungen und Erzeugnisse, die selbst zuletzt nur ein fortwährender wechselseitiger Austausch von Kraft, Formen und Leben sind, erfordert, so folgt, daß die Schöpfung eine ununterbrochene Mittheilung der den Wesen inhaltenden Eigenschaften darbietet, aus welcher der Fortschritt und die Einheit des Ganzen hervorgehen. Es gehören also die Gesetze dieser Mittheilungen zu der ohne sie unvollständigen Gesammtheit der Gesetze der Wesen und den Gesetzen der allgemeinen Ordnung. Sie entspringen der wandelbaren Seite der Erscheinungen und sind allein im Stande, diese Veränderlichkeit zu erklären; sie äußern, sie verfinnlichen gewissermaßen den Einfluß der Eigenschaften und entsprangen folglich aus den Ur-Gesetzen der Eigenschaften selbst.

(Schluß folgt.)

Bayonne.

Bayonne gleicht mehr einer Kolonie als einer Französischen Stadt. Die Bayonner von reinem Blute bilden nur einen kleinen Theil der Bevölkerung, welche in den letzten sechs Jahren durch die Einwanderung zahlreicher Spanischer Flüchtlinge um mehr als das Doppelte angewachsen ist. Bayonne, die einzige größere Handelsstadt in diesem Winkel Frankreichs, ist von jeher der Streb epunkt unternehmender Köpfe gewesen. Die Basken und Bearner haben hier das Uebergewicht, obgleich man hier auch Leute aus Bordeaux, aus den Landes naturalisirte Spanier findet. Jeder ist an dem vorherrschenden Charakter seines Stammorts zu erkennen; der eigentliche Bayonner unterscheidet sich durch die Eigenthümlichkeit seiner Aussprache, welche die Betonung der Gaskognischen Mundart noch übertreibt.

Die Physiognomie der Stadt ist sehr belebt, und man trifft hier die verschiedensten Menschenbildungen, die man nirgends anders vereinigt finden dürfte. Auf dem Platze Grammont unter den Bögen des Port-Neuf sieht man die Spanier, gehüllt in einen einfachen Mantel, aus welchem nur der Kopf, die rechte Hand und eine Zigarre hervorblickt. In der Hauptstraße der Stadt gehen der Baskische Bauer und Lastträger mit erhobenem Haupte einher, ohne dem Vorübergehenden nur einen Schritt auszuweichen; der Ochsentreiber, der seine natürliche Ungeduld nicht mäßigen kann, sticht der Heerde dreifig Schritt vorauf, fährt schnell zurück, stachelt die Säumthiere und läuft schnell wieder vor, die Fußgänger, welche im Sturmschritte aus Saint-Jean-de-Luz, sechs Meilen von dort, herangeeilt ist, schreit ihre Waare in gellenden Tönen aus; der Kaufmannsdiener, der vor der Thür seines Ladens in Erwartung von Käufern steht, ruft jeden Vorübergehenden, jede Magd, jede Grisette mit grobkörnigen Scherzen an. Endlich in den Cafés unterhalten sich die Notabilitäten des Handelsstandes über die neuesten Nachrichten aus Spanien. Doch vergessen wir nicht die Bayonner Grisette, ein reizendes Wesen. Sie ist zuerst Weib; das ist ihr erstes und größtes Verdienst; dann ist sie aber auch niedlich. Ein feuriges Auge, ein immer lächelnder Mund, ein gutes Herz, ein feiner Wuchs zeichnen sie aus. Nichts kann von der Koketterie ihres Anzuges, von der Anmuth ihrer Bewegungen einen Begriff geben. Das Tuch, welches die Spitze ihres Kopfputzes umhüllt, hat unnachahmliche Knoten, die eigenthümlich herabhängenden Zipfel scheinen die Kunst der geschicktesten Pariser Modekünstlerinnen herauszufordern.

Wenn der Sonntag kömmt, hört Bayonne auf, eine halb-Französische Stadt zu seyn und gewinnt einen ganz Spanischen Anstrich. Die Leute haben schon am Tage vorher angefangen, sie Grisette legt ihre Fischkleider an, der Navarresische Bauer sein Nationalkostüm. Die Glocken läuten, und Basken, Bearner und Biscayer drängen sich zur Kirche. Nach der Messe strömt die ganze Bevölkerung nach dem Glacis, um der Parade der Garnison zuzuschauen; allmälig entteilt dann eine ungeheure Menge von Wagen, Omnibus, Kaleschen, Fiakern, Kabriolets der Stadt und ergießt sich auf die Straße nach Spanien. In der Stadt bleiben nur alterschwache Greise und Säugekinder zurück. Wer nur irgend zur Jugend zählt, wer das Bergsteigen und die Tafelfreuden liebt, macht sich nach Biarritz auf den Weg. Es giebt wohl keinen Pariser Bergsteigungs-Ort, den der Bayonner diesem seinem Dorfe an die Seite stellen möchte. Und am Ende könnte er wohl Recht haben. An der ganzen Küste Frankreichs findet sich kein Punkt, wo das Meer schöner, grossartiger, majestätischer wäre; auf dem ganzen Küstenstriche von Brest bis zur Bidassoa findet man keine drohendere Felsen. Wenn man die den guten Pariser Bürgern so theuren Namen: Vincennes, Montmorency, Saint-Cloud zusammenthut, so erhält man doch keine solche Summe von Verwandtgungen, wie in dem einzigen Worte Biarritz liegt. Nur dort schätzt sich der Kaufmann glücklich, dort schäfert und lacht die Grisette mehr als an einem anderen Orte, dort prunken auf einem engen und staubigen Flecken die Schönheiten der Stadt in den schönsten Toiletten, dorthin strömt das ganze Volk, läuft zum Ufer, kniet nieder sich und stürzt sich ins Wasser. Nirgends könnte man wohl eine Lärmenderes, fröhlichere Bevölkerung finden, um ein solches Gemälde zu beleben. Wenn dann der Abend kömmt, so genügen die Zuhrwerke, welche seit dem Morgen in beständiger Bewegung sind, nicht, um die sich drängende und treibende Menge nach der Stadt zurückzubringen. Und lange hallt die Straße wieder vom Stampfen der Pferde, von den Flüchen der Kutscher, von dem lauten Lachen der Grisetten und der jungen Leute, die sich durch den Sand durcharbeiten, und von dem durchdringenden Schrei der Basken, welchen das Echo eine Meile weit trägt. Endlich verstummt Alles in Schweigen und Schlaf. (Memorial des Pyrénées.)

Dänemark.

Jütland und die Jütländer.

3. Die Dünen und die Westerkee.

Wir folgten dem Strande bis in diejenigen Dünen hinein, in welchen Fischerhäuser lagen, umgeben von dichten Büschen von Strandrohr, durch welche der Wind sauste. Sie bestanden nur aus Strohdächern, und zwar so niedrigen, daß für die, welche darin sitzen und es etwas bequem bei der Arbeit haben wollen, Löcher in die Erde gegraben sind. Uebrigens aber sahen sie wohnlich genug aus, hatten jedes seinen Feuerheerd mit Schornstein, Behälter zu Proviant unter der Decke und im Hintergrunde Lagerstätten, die für zwei Männer und zwei Mädchen, die in der Fischerei thätig hier wohnen. Zeyt war Niemand hier, als ein kleines Fischermädchen, das uns freundlich ihren „Gotted Friede und willkommen die fremden Leute!" bot. Der Dünenvogt Zeppe, bei dem wir eingekehrt waren und der uns jetzt als Führer geleitete, erklärte uns in einer der Hütten das Verfahren bei der Fischerei. Die Höte, oder Meerschife, wie sie hier heißen, haben einen flachen Boden, jedesmal, wenn die See auslaufen, bleiben sie vorher am Strande liegen und heben zuerst leife ein Achter Unser; darauf müssen sie im Wasser waten und das Boot so lange schieben, bis die See es tragen kann; dann springen sie rasch in daffelbe. Jedes Boot hat sechs bis sieben Mann, jeder Mann drei im Wasser schwimmende Tröge, woran 1800 Haken im Ganzen, deren Köder Heringsstück sind. Wenn sie von ihrem Zuge heim kommen, der oft ganze Meilen weit in die See hinausgeht, dann sind die Mädchen geschäftig, ihnen Warmbier zu bringen, die Tröge u. s. w. wieder in Stand zu setzen. Nur wenn starker Sturm oder wenn Wind gegen das Land ist, können sie sich manchmal ausruhen, und beiläufigen, wo sie dann mit dem Sturm in den Dünen um die Wette singen, spielen und tanzen. Bei rühem Wetter und wenn weiß, wenn das Meer ein wahrhaftes Feuerwitzer spürt, geht von den Brandungen ein Leuchten aus, wie schwache Funken, die auch unter den Ruderschlägen und unter den Tritten im Meeresfande hervorspringen, ja bisweilen bewirken, daß die Fischer den Fisch merken können, der mehrere Klafter in der Tiefe an den Haken beißt; dies Leuchten heißt hier Mordb. (Ob, heißt auf Dänisch Feuer, Meer, sommt vielleicht vom Meer, mare.) „Aber wenn es ganz plötzlich zu stürmen anfängt, und die Fischer sind draußen?" frögten wir. — „Ja, alsdann", erwiederte Zeppe, „ist es freilich hart; meine Jungens aber verstehen recht brav, können Sie glauben, die Zunge seit im Munde zu halten (gepfannt aufzupassen) und die Wogen todt zu rudern. Das Vordertheil gerade in die Welle hinein, wenn sie sich bricht, und zurückhalten, so lange bis eine kommt, die manierlich ist, daß das ist eine ganze Kunst; und doch lernt man sie nicht in einem Jahr."

6. Das Volk auf der Westküste.

Die Nacht brach bereits herein, und wir mußten nach Hause eilen. Es war uns lieb, daß der Plan unserer Reise es fügte, noch einen Tag bei dieser wackren Familie zu bleiben; denn Zeppe gewinnt mit seinem treuherzigen Sermanns-„Gutenmorgen die guten Leute" an unser Bett treten zu dürfen. Es ist ein kraftig gebauter, tüchtiger, verständiger, biederer Volksstamm, gutmüthig und gastfrei; sie geben mit großem Fleiß ihrem Nahrungszweige nach und stehen sich im Allgemeinen gut, so daß das Sprüchwort „wie Jütländer, der auf einem Stein sitzt und doch Geld zusammenkratzt", auch hier seine Bestätigung findet. Besonders Phantasie scheinen sie dagegen nicht zu haben, wenigstens bekamen wir keine Sagen und Gesänge zu

hören, obgleich wir ziemlich mit ihnen vertraut und wie halbe Jütländer geworden waren; vielleicht hatten sie jedoch, wie der Jüte im Allgemeinen bei Allem, worüber er sich ausläßt, noch etwas in mente. Vorsichtig sind sie wie Hamlet, das echte Grundloß vom Jütischen Volks-Charakter; wollen sie aber etwas durchsetzen, dann haben sie Ausdauer, die sich stets in Jütlands Geschichte bewiesen hat und die wir Inselbewohner bewundern müssen. Sie wagen dann Leben und Blut für die Sache, die sie vertheidigen; doch dauert es lange, ehe sie sich entschließen, eine zu vertheidigen. Ihren Charakter kann man recht gut aus einer Geschichte sehen, die uns ein Strandzoll-Beamter erzählt: Die Fischer im Amt Ringkjöbing hatten darüber geklagt, daß im Fjord nach Hering gezogen wurde; die Kanzlei verbot es und trug dem Zollbeamten auf, dafür zu sorgen, daß es nicht geschehe; aber die Fischer von Lönne ließen sich keinen Schreck einjagen, sie traten zusammen und brachten die Obrigkeit vom Amt Ribe auf ihre Seite. Jetzt kamen sie zum Zollbeamten und sagten ihm: „Auf den Freitag werden wir ziehen!“ — „Ja, ja“, erwiederte dieser, „aber Ihr werdet auch sehen, was erfolgen wird.“ Sie kamen, und er lief eilig, was er konnte, an den Strand hinunter, um das Garn zu konfisziren; hier aber drängten sie sich sämmtlich um ihn herum und riefen ihm zu: das solle nimmermehr geschehen. Er mußte sich begnügen, die Schuldigen aufzuschreiben. Den nächsten Tag kamen noch Viele, die er nicht hatte fischen sehen, zu ihm ins Haus: „Er hat uns noch nicht mit aufgeschrieben.“ — „Wollt Ihr Euch selbst angeben, daß Ihr auch gezogen habt?“ — „Gewiß, das wollen wir thun; aber das sagen wir ihm, so lange noch Mark und Bein in uns ist, bekennt er uns vor Gerichte nicht.“ Dies Alles wurde ruhig gesprochen, während sie dabei dasaßen und ihre Pfeifen tauchten, aber fest und bestimmt. Sie erhielten auch später richtig von der Kanzlei die Erlaubniß, zu ziehen, so viel sie bedürften.

Ihre Sprache nähert sich dem Englischen sehr, sowohl in der Wahl der Worte als Formen, und sie hat das echte Seemannsgepräge. Bilder und Ausdrücke, dem Seeleben entlehnt, dort man jeden Augenblick. So, um ein Beispiel anzuführen, kam das eine Mal, während wir hier waren, Jeppe's kleines Mädchen weinend mit einem Topf herein. „Nun, was hast Du, mein Kind?“ fragte er. — „Ach, Vater, der Topf ist ganz leck.“ — Und die Seemanns-Sprache hat ihr ganzes Leben durchwebt, so daß man kaum findet, die man eher unter den Ulfen in Rybodet*) geboren glauben sollte, als in West-Jütland. Als der verstorbene König unlängst auf seiner Reise hierher kam, war ein alter Lootsk daß außerstehen, des Königs Boot zu führen. Der König fragte ihn nach seinem Alter und bemerkte, als er es erfuhr: „So bist Du vier Jahre älter als ich.“ — „Das weiß ich“, war seine lakonische Antwort. Als man ihm nachher sein Kirchspielgeschäft anbot, lehnte er es ab: „Zum Geier, weshalb sagt er auch das; er konnte es ja aus dem Kalender sehen.“ Eine zweite Entgegnung von ihm an den König war eben so kräftig. „Weshalb ruhern wir vor und zurück?“ hatte dieser gefragt. — „Das Ding ist klar; des Fahrwassers wegen“, war die Lootsen-Erwiederung.

Den dritten Tag nach unserem Hierherkommen nahmen wir Abschied von der freundlichen, zufrieden lebenden Fischer-Familie. „Wissen Sie, was für ein Gericht hier über sie umläuft? — Daß Sie zwei See-Offiziere sind, abgeschickt, um die Tiefe zu peilen“, sagte Jeppe mit einem schelmischen Lächeln, während er uns ein Stück begleitete. Nach seinem trockenen Tone dachte zu urtheilen, war er nicht unschuldig an dem Gerücht. Der eine Jüte hat nun einmal den andern gern zum Besten.

Wir setzten unsere Reise nördlich fort und kamen wieder durch Heide. Das Wetter war klar und schön und vergönnte uns sogar einen flüchtigen Anblick der luftigen Zaubergebilde, in denen die Elfen des Lichtes im Sommer ihr Spiel treiben. Ein warmer, schwüler Dunstkreis lag über der Heide am Horizont, und über demselben bildete er sich wie Schlösser, Kirchen und Bäume. Dies ist Lehrmann, der seine Heerden treibt oder seine Haferfaat bestellt, sagt das Volk, und oft soll dieses Gaukelspiel Loke's außerordentlich schön sein, besonders am Meere, wo man ganze Flotten mit vollen Segeln dahinschweben sieht. — In Fjaltring, wo wir im Predigerhause äußerst gastfrei aufgenommen wurden, hielten wir uns ein paar Tage auf. Unser behändiges Christinum schaffte uns das Meer; Dienstag und Abends waren wir unter See bemselben, aber es war auch der Laune und wohl werth, anzuschauen. Das Ufer ist hier mit steilen Dünen von Mergel und Sand umrandet, deren höchster Punkt der Bovbjerg ist; vor diesen schwellten die Wogen immer höher und höher, bis sie auf dem selben Langgrunde brachen und den Schaum, mit Sand und zerspülten Muscheln vermischt, viele Klaftern hoch in die Luft sprützten. So rollten sie sich in langen Kämmen, Lage auf Lage, über den flachen Strand hin, während der Wind die jähen Schaumflocken weit ins Land hinaustührte oder gegen die Küstenwand mit solcher Heftigkeit stürmte, daß es unter Einem dröhnte und große Stücken Erde hinabstürzten. Der Strand lag in einem Nebel aufgepeitschten Wassers, und man hörte nichts als das tobende Brausen in dem steigenden und fallenden Rhythmus der Wellen und das Rollen der zahllosen Steine, welche es in seiner Wuth mit sich hinabschleuderte. Wir mußten uns unten dicht am Wasserraum niederseyen, denn oben konnte man sich vor dem streuenden Sande nicht retten.

*) Nobodet heißt das Matrosen-Viertel in Kopenhagen. Mit (das Dänische, auch Altdeutsche Wort für Frosch) ist eine überhaupt Bezeichnung für dieselben.

Das Meer im Sturm ist so gewaltsam, daß man im Prediger-hause, welches eine halbe Viertelmeile vom Strande liegt, die Wellen über den Ufersrand schäumen sieht und, wenn man im Freien steht, wie von einem sanften Regen durchnäßt wird. Das Volk hier hat ein munteres und kräftiges, bisweilen sogar schönes Aeußere, oft bräunliche Haare und Augen; aber leider, die gute Meinung, die wir vom West-Jüten hegten, verlor sich durch die Anklärungen, die uns der Prediger gab. Sie sind zwar unvergagt, Schiffbrüchige zu retten, aber sehr lüstern danach, etwas vom Strandgute zu stehlen, welches sie weiter nicht als Sünde ansehen. Historische Sagen und Gesänge leben nur im Munde der Alten, und diese letzten Reste einer Volksbildung sinken mit ihnen ins Grab; phantastische Sagen hört man dagegen noch hier und da, und an diesen findet auch die Jugend Vergnügen. Solche Sagen können selbst oft ganze Trauerzüge auf Leichenfackeln zum Mitternacht, wenn Jemand Sterben soll; und wenn solche auch fast jedesmal Einer nach solchen Erscheinungen. Vor nicht langer Zeit war in einer Nacht eine alte Frau am Strande draußen; plötzlich sah sie es auf den Wellen leuchten; es war wie ein Flammenbes Schiff, das sich durch die erste Brandung kreuzte, aber in der letzten versank. Nun erwarten Alle sicher, daß vort ein Fischerboot untergehen wird. Solche Sagen sind eben ihrer Heimat die ganze Kost entlang; liegt die wunderbare Prophezeiungslust, welche sie zu beweisen scheinen, im Volksgeist, oder hat sie hier, wie in Lappland, das Klima erzeugt? — Wir hörten auch von einem reichen Mann, der auf des Eilenköings Höhe Zusammenkünfte mit einem jungen Mädchen gehabt habe und sich auch jetzt noch behändig, wo er auch sein mag, nach seinem vorherigen Versprechen bei Sonnenuntergang auf dem Berg einfinden solle.

Die Erzählungen, welche man hört, berichten übrigens alle von Strandungen und Schiffen in See-Noth, und bei Festen erschallt die Gilde-Halle von Liedern darüber. Von Liebe weiß der West-Jüte nur wenig; die Meisten suchen sich eine Braut aus, die Wollen- und Leinenzeug hat, um Einrichtung und Bett zu besorgen; ist dies geschehen, so sendet der Bräutigam seiner Auserwählten einen Brief, einen Vers, den der Küfer oder ein anderer gelehrter Mann schmiedet, oder ein leichtes Räthsel, welches sie lösen soll. J. B.: Was ist das für ein Mann mit rother Flamme auf dem Kopf und Sporen an den Stiefeln, der Dir jeden Morgen sagt, was die Zeit ist? — Bettler ist mit Spiel und Scherz All und Jung unterhalten, jeden von Dorf zu Dorf; unter ihren zahlreich sich befindet ein alter Bauer in einem fein reinen weißen Rock mit einem zierlich geschälten Stabe aus, welcher viele gute Einfälle hat und Niemanden durch Zudringlichkeit beschwerlich fällt. Will ihm Jemand etwas geben, so ist es gut; sonst aber kann er sich auch mit seiner Handthierung durchschlagen, welche ein Handel mit allen Knöpfen ist, wovon sich auch eine einzige Sorte für 16 Schilling, wenn sich sie Spiel ergibt hat, ihm das, was man von dieser Sorte hat, zusammenpassend oder nicht, zu verehren. — Einen Begriff von dem treuherzigen, gutmüthigen Ton, der bei vielen Bauern sogar im Umgange mit den Vornehmsten herrscht, erhält man an besten durch folgende kleine Geschichte aus dieser Gegend. Als Friedrich VI. hier reiste, kam er zufällig vor einem Bauerhof, der sich sehr kann folgleich heraus und ging ganz freimüthig zu dem Königlichen Wagen hin, nahm die Mühe ab und sprach: „Guten Tag und willkommen Seine Majestät; ich wollte Ihn gern bitten, ob Er nicht ein ganz klein wenig in die Stube treten will, wo ich der Höchstkommandirende bin, um einige Erfrischung zu sich zu nehmen. Der Kaffee ist gleich fertig, und unsere Mutter kann auch eine Tasse Chokolade zurecht machen!“ Der König, der dazu nicht Muße hatte, begleich ihm die freimüthige Einladung gethel, antwortete: „Nein, schönen Dank!“ Der Bauer ward indeß nicht verlegen. „Ja, freilich“, sagte er, „Er muß natürlich Seinen Willen haben, das weiß ich wohl.“ Damit nahm er die Mühe wieder ab und blickte auf die Prinzessin, die neben ihrem Vater saß. „Ja das Seine Frau, die Königin!“ fragte er. — „Nein, es ist meine Tochter“, erwiederte der König. — „Ja so, man kann's auch gleich sehen, sie sieht ihm recht ähnlich.“ — Damit sagt Du ihr kein Kompliment“, sprach der König lächelnd, „kann schön kann man mich eben nicht nennen.“ — „Nun“, entgegnete der freimüthige Jüte, „ich Er nicht schön, so ist Er desto mehr gut, das weiß ich und Christen (Christine) mit.“

Mannigfaltiges.

— Chinesische Bibliothek in Rußland. In einer der letzten Nummern des Bulletin scientifique, publié par l'Académie Impériale de St. Petersbourg, wird ein interessanter Bericht des Herrn Brosse über den im Asiatischen Museum der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften befindliche Chinesische Bibliothek mitgetheilt. Diese Bibliothek enthält, als im J. 1730 der vom Kaiser Peter I. nach Peking geschickte Resident einige Chinesische Bücher von dort einkandte. Seit jener Zeit ist dieselbe durch Ankäufe von Büchern in China von Zeit zu Zeit vermehrt worden, so daß dieselbe jetzt, dem von Herrn Brosse angefertigten Katalog zufolge, in welchem die Bücher nach Materien geordnet sind, der Anzahl der Bücher nach, nächst der Pariser Chinesischen Bibliothek, die größte in Europa ist, indem sie 1671 Chinesische Werke in 1364 gebundenen Bänden umfaßt, welche 11,510 Darstellungen verschiedener Gegenstände enthalten. Unter diesen Werken befindet sich die Allgemeine Statistik von China in 300 Bänden und eine Allgemeine Geschichte von China vom höchsten Alterthume bis auf unsere Zeit.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Mittwoch den 7. April 1841.

Schweden.

Einige Worte über Korn-Gesetze.

Vom Kronprinzen von Schweden.*)

Einen der wichtigsten Theile der Staats-Oekonomie bildet unstreitig die Korn-Gesetzgebung. Ihr Einfluß erstreckt sich sowohl auf die höchsten als auf die niedrigsten Regionen der bürgerlichen Gesellschaft, und sie wirkt eben so sehr auf den Ueberfluß des Reichen, wie auf den Mangel des Armen. Das Getraide ist ohne Frage das allgemeinste und unentbehrlichste der mannigfachen Nahrungsmittel, mit denen der Schöpfer die Menschen erschenkte, und es bildet so zu sagen den Maßstab zur Bestimmung des Werthes der übrigen. Aber alle Länder, selbst die von der Natur am meisten begünstigten, sind Mißernten ausgesetzt, und in der Schale der Noth ist es, wo die Menschen zu Arbeit und Sparsamkeit erzogen werden.

Schon in den ältesten Zeiten findet man Spuren jener durch die äußerste Noth und weise Vorsicht gebotenen Bemühung, den Ueberfluß guter Jahre zum Schutz gegen Mangel und Hungersnoth schlechter Zeiten aufzubewahren. Diese durch die Erfahrung vieler Jahrhunderte unumstößliche Nothwendigkeit wird auch in unseren Tagen anerkannt, obgleich man in Bezug auf die Realisirung jener schützenden Maßregeln verschiedener Ansicht war und noch ist. Man glaubte anfänglich, daß, wie ein Familienvater gleichsam für die Seinigen sorgt, der Staat unmittelbar sich mit der Verwaltung dieser National-Angelegenheit befassen müsse. Aber diese im Grunde schöne Idee hörte in Folge der Ausdehnung von Handel und Gewerbe allmälig auf, ausführbar zu seyn. Die kommerzielle Thätigkeit Einzelner trat an seine Stelle, und der Staat sah ein, daß er seine Fürsorge darauf beschränken müsse, diesen neuen Kräften durch kluge und sichernde Einrichtungen eine heilsame Stütze und wohlthätige Richtung zu verleihen.

Diese Fürsorge, so einfach sie an und für sich zu seyn scheint, hat jedoch ihre Schwierigkeiten, denn es sind vom Staate zwei sich gänzlich entgegengesetzte Interessen zu berücksichtigen, die beide gleiche Ansprüche auf seinen Schutz und seine Aufmerksamkeit haben, nämlich die der Produzenten und die der Konsumenten, von denen jene hohe, diese aber niedrige Preise verlangen, — jene die Begünstigung des Ackerbaues, diese den Vortheil der Gewerbe im Auge haben. Diese streitenden Interessen durch einen billigen Mittelweg auszusöhnen, — beide Theile gegen die schädlichen Folgen zu schützen, welche eintreten, wenn die Preise alle Gränzen überschreiten, oder die Waare ihren Werth verliert, ist daher das wichtige, aber verwickelte Problem, welches die Korn-Gesetzgebung zu lösen berufen ist.

Auf dreierlei Weise hat man dies Ziel zu erreichen gesucht:

a) Dadurch, daß man der Regierung überlassen, nach Befinden der Umstände, auf kürzere oder längere Zeit, den auf das eingehende Getraide stehenden Zoll zu verändern oder aufzuheben.

b) Dadurch, daß man einen Eingangs-Zoll angeordnet, der, nach Verschiedenheit der Getraide-Preise und mit ihnen im Verhältniß, steigt oder fällt.

c) Dadurch, daß man einen auf längere Zeit geltenden, also unveränderlichen oder fixen Zoll eingeführt.

Der erste Ausweg scheint auf den ersten Blick derjenige zu seyn, welcher sich den verschiedenen Verhältnissen, die aus guten oder schlechten Aernten entstehen, am besten anpassen läßt; er hat indeß zwei wesentliche Fehler, nämlich:

a) Den, daß die Regierung selten Angaben haben kann, die zuverlässig genug sind, um danach die wirklichen Verhältnisse gehörig beurtheilen zu können.

b) Den, daß die durch die Veränderlichkeit des Zolles entstehende Unsicherheit jede Ausbildung und jeglichen Fortgang einer geordneten Kornhandels vernichtet und ihn in eine abenteuerliche und zufällige Speculations-Sache verwandelt.

Der für das Gedeihen des Ackerbaues allein nützliche Kornhandel ist derjenige, welcher in guten Jahren den einheimischen Ueberfluß ankauft, um ihn in oder außer dem Lande abzusetzen, wenn Noth oder Nachfrage eintritt. Durch diesen Ankauf bei guten Aernten wird dem übermäßigen Fallen der Getraide-Preise vorgebeugt, bei Mißwachs aber die Einfuhr vermehrt und dadurch ein zu übermäßiges Steigen der Preise verhindert. Wenn hingegen das Getraide gilt, was es nur immer gelten kann, ein jedes Jahr für sich genommen, so wird stets die Folge davon seyn, daß, wenn Ueberfluß vorhanden, der Absatz, und, wenn Noth eintritt, die Zufuhr mangelt.

Wie soll aber jener Getraidehandel, der in seinen Folgen für Produzenten und Konsumenten gleich vortheilhaft ist, wohl emporkommen, wenn der Eingangs-Zoll auf ausländisches Getraide nach Gutdünken erniedrigt oder aufgehoben werden kann? Es ist ja natürlich, daß äußerst Wenige inländisches Getraide auffaufen (selbst nicht, wenn man es für einen Spottpreis haben könnte) und große Vorräthe davon aufspeichern werden, so lange eine unerwartete Ermäßigung oder Aufhebung des Zolles den Spekulanten gänzlich das Gewinnziehen benehmen kann, auf welchen er rechnete. Man sieht hieraus sehr leicht, daß, so lange diese Unsicherheit währt, der Kornhandel gezwungen ist, auf gewisse Weise negativ zu seyn, d. h. nur dann hervorzutreten, wenn die Noth vor der Thür ist; aber auf diesem eingeschränkten Felde kann er niemals, weder für das Wohl des Landes, noch für die Entwickelung des Ackerbaues, von großem Nutzen seyn.

Der andere Ausweg, den Eingangs-Zoll auf eine vorher bestimmte Weise nach den Getraide-Preisen steigen oder fallen zu lassen, scheint der beklagten Unsicherheit ohne Zweifel abzuhelfen und den Getraide-Händlern eine zuverlässigere Basis für ihre Berechnungen zu gewähren. Er verspricht dem Produzenten durch einen hohen Zoll den nöthigen Schutz, wenn die Preise im Lande niedrig sind, — und dem Konsumenten die Ueberzeugung seiner Interessen durch einen verminderten Einfuhr-Zoll, wenn die Preise steigen. In der Theorie macht diese Einrichtung sich ganz vortrefflich, bei der Anwendung aber stößt sie auf ein großes, unausweichliches Hinderniß: auf die Unmöglichkeit nämlich, den Mittel- oder Durchschnitts-Preis zu bestimmen, der das wirkliche Verhältniß im Lande vollkommen repräsentirt.

Dieser Grundfehler, welcher der Haupt-Idee anklebt, worauf das ganze System ruht, macht sich in einem Lande, wie Schweden, wo Lage und Klima so wesentliche Unterschiede hervorbringen, nur noch mehr bemerkbar.

Eine andere Mißlichkeit, die auch nicht übersehen werden darf, ist die Schwierigkeit, den passenden Zeitpunkt für die Bestimmung des Mittelpreises zu wählen. Geschieht dies im Monat September, so ist die Aernte so eben vollendet, — von einem allgemeinen Mangel kann also noch nicht die Rede seyn, und die Preise sind daher ganz andere, als sie im nachfolgenden Winter oder gar im Frühling seyn werden. Findet die Berechnung des Preises während der sogenannten Jahresfrist statt, so ist sie bei zur nächsten Aernte für die Handels-Speculationen zu kurz und das fremde Getraide daher theurer, als wenn man die Kontrakte zeitiger hätte abschließen können, welches auf jeden Fall einen bedeutenden Verlust, sowohl für den Staat, als auch für den einzelnen Konsumenten, verursacht.

Nachdem in dieser kurzen Erörterung die Mißlichkeiten eines veränderlichen Getraide-Zolls entwickelt worden, — sey es in Folge der unmittelbaren Einwirkung der Regierung, oder des vermeintlichen Durchschnitts-Preises des Getraides, — bleibt noch der dritte und letzte Ausweg, der nämlich eines bestimmten, auf längere Zeit unveränderlichen, fixen Eingangs-Zolles, zu prüfen übrig.

Es ist ein von der Theorie anerkannter und durch die Erfahrung bestätigter Grundsatz, daß Bestimmtheit und Sicherheit die unentbehrlichen Bedingungen für das Gedeihen von Handel und Gewerbe sind. Diese Wahrheit ist so unbestritten, daß sogar der Uebergang von einem falschen oder schädlichen staats-ökonomischen System zu einem besseren und vortheilhafteren mit einer gewissen Vorsicht und ohne zu plötzliche Maßregeln bewerkstelligt werden muß.

Fortlaufende und ausgedehnte Handels-Spekulationen, so wie größere gewerbliche Unternehmungen, erfordern intellektuelle Anstrengung und einen materiellen Aufwand von Kapitalien; wer würde aber wohl jene machen und diese daran wagen, ohne dazu durch eine schützende Gesetzgebung ermuthigt zu seyn? — Der Getraidehandel bedarf dessen ganz besonders, denn er ist dem unberechenbaren Wechsel der Witterung, so wie anderen veränderlichen Konjunkturen,

*) Aus einer kürzlich über diesen Gegenstand in Schwedischer Sprache erschienenen Schrift Sr. Königl. Hoheit.

Digitized by Google

unterworfen, und der Getraidehändler ist genöthigt, häufig bedeutende und lange Zeit ausstehende Vorschüsse zu machen. Durch einen auf mehrere Jahre festgesetzten Zoll, während deren, wie die Erfahrung lehrt, gewöhnlich immer eine oder mehrere ungünstige Aerndten eintreten, kann er eher auf Ersatz für seine Mühe und Opfer, die er gehabt und gebracht, zählen. Die Berechnungen sind nicht mehr durch augenblicklich eintretende Verhältnisse bedingt; sie haben eine längere Zeit der Entwicklung vor sich und durch die bedeutenderen Zeitabschnitte werden die gelegentlichen Unterbrechungen.

Auf dem letzten Reichstage wurde die Richtigkeit dieses Grundsatzes eingesehen, und in einem besonderen Schreiben vom 12. März 1835 leiteten die Reichsstände die Aufmerksamkeit der Regierung auf „eine Sache, die bei mehreren anderen Gelegenheiten schon der Gegenstand der Ueberlegung beider Staatsgesellschaften gewesen, nämlich die Einführung eines Getraide-Zolles, der dem Lande eine regelmäßige Getraide-Einfuhr, zu gleicher Zeit aber auch den nöthigen Schutz gegen das unverhältnißmäßige Sinken der Getraide-Preise bereite." In Verbindung hiermit schlugen die Stände vor, „es solle für den Zeitraum von fünf Jahren ein unveränderlicher, fixer Zoll eingeführt und so berechnet werden, daß er auf der einen Seite gegen ausländische Konkurrenz schütze, auf der anderen Seite aber bei eintretendem Mißwachs oder weniger guten Aerndten das Getraide nicht so hoch aufschlagen lasse, daß Mangel und Noth dadurch entstehen."

Die in diesem Schreiben an den Tag gelegten Ideen sind ohne Zweifel wohlbegründet, denn sie erkennen an, daß Stätigkeit die erste Bedingung für das Emporkommen des Getraidehandels sey; wenn sie jedoch ihren Zweck vollkommen erfüllen sollen, so müssen sie so weit ausgedehnt werden, daß der feste Eingangs-Zoll mit dem zollfreien Ausfuhrrecht und einer für denselben Zeitraum wie der Zoll geltenden, unveränderlichen Bestimmung, betreffend die Branntweinbrennerei, in Zusammenhang stehe. Dann erst sind alle Hindernisse beseitigt, die dem Aufschwunge des Getraidehandels im Wege stehen, und die Bahn für seine Berechnungen und Unternehmungen geöffnet.

Wenn man in Schweden vom Getraidehandel spricht, bekommt man oft zu hören, daß wir dazu weder Kapitalien noch Kaufleute hätten; aber diese Behauptung ist vollkommen grundlos. Die Kapitalien fehlen nicht, wenn sich Gelegenheit dazu darbietet, sie sicher und vortheilhaft anzuwenden, und wir haben eben so gute Gelegenheit dazu, wie Flensburg, Kiel, Greifswald und mehrere andere nicht besonders reiche Handelsstädte, die gleichwohl einen lebhaften und ausgedehnten Kornhandel treiben. Hstad, wo dieser Handel, ungeachtet der Unsicherheit und Gefahr, welche die gegenwärtigen Korn-Gesetze hervorrufen, in einem nicht unbedeutenden Maßstabe getrieben wird, liefert einen deutlichen Beweis davon.

Dasselbe gilt auch von unseren Kaufleuten; sie würden ohne Zweifel in Bezug auf den Kornhandel eine eben so große Thätigkeit entwickeln, wie die ausländischen, wenn unsere den Eingangs-Zoll und die Branntweinbrennerei betreffenden Vorschriften nicht ihre Unternehmungen lähmten. Wenn sie ihren Spekulationen andere Richtungen geben, so lange dies willkürliche und unveränderliche System fortbesteht, so ist dies im Gegentheil ein Beweis von Klugheit auf ihrer Seite.

Daß sich unser Getraide wegen seiner geringeren Beschaffenheit nicht mit Vortheil auf den Weltmärkten zeigen könne, ist ein Einwurf, der zum Glück alles Grundes entbehrt. Es ist in jeder Hinsicht eben so gut wie das Dänische und wie das, was auch dem Innern Rußlands geholt wird; ja der von der Magazin-Komission im Jahre 1821 nach England ausgeführte Hafer wurde mit 1 Shilling auf das Quarter höher bezahlt, als der Dänische.

Meiner Ansicht nach scheint daher gar kein triftiger Grund vorhanden, warum der Reichstag nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf die Ermittelung und Einführung eines zweckmäßigen Getraide-Zolles richten sollte.

Frankreich.

Grundriß einer Philosophie.

Von F. Lamennais.

(Schluß.)

Die erste Abtheilung vorliegenden Werkes, die zugleich auch die wichtigste ist, weil sie dem Ganzen zur Grundlage dient, bezweckt die Nachweisung der Identität zwischen den Gesetzen der Erscheinen und des Unerscheinen, die in der That nur die Gesetze des, seiner Essenz nach einigen, Wesens sind und seyn können; mit anderen Worten, es soll darin durchgeführt werden, daß die Gesetze der Welt weiter nichts sind, als die unter den Bedingungen der Gränze nach außen geoffenbarten Gesetze Gottes: nothwendige unabänderliche Gesetze, die in jeder Weltordnung, jeder Art, jedem Zustande, ja sogar in jedem Individuum hyzisch auftreten, und sich mehr und mehr dem Zustande nähern, worin sie sich in Gott vorfinden, je weiter die Naturen auf der Stufenreihe steigen und Gott desto näher kommen.

Die zweite Abtheilung ist ausschließlich der Lehre vom Menschen gewidmet. Allein schon beim Eintritt in diese Bahn werden unsere Schritte plötzlich gehemmt. Bei den Wesen, welche niedriger stehen als der Mensch, sind die Erscheinungen der richtige und genaue Ausdruck der Gesetze, und es können demnach diese streng aus jenen gefolgert werden. Nie erleidet die Ordnung hier die geringste Beeinträchtigung. Mit dem Menschen aber verhält es sich ganz anders. Seine Handlungen sind bei weitem nicht alle der Ausdruck seiner Gesetze; er weiß es, er ist dessen unüberwindlich bewußt; und diese Gegensatz, der nur in ihm sich vorfindet, ist eine Folge seiner höheren Natur, seiner Intelligenz und seines freien Willens, der mit der Intelligenz unzertrennlich verbunden ist. Denn die Willens-Freiheit verleiht ihm die Macht, die von allen und bekannten Wesen er allein besitzt, die Macht, seine Gesetze zu übertreten oder freiwillige Störung in sich selbst zu verursachen. Hier bietet sich einer der Fragen dar, welche zu allen Zeiten den menschlichen Geist am meisten ängstigt haben, die schreckliche Frage vom Bösen. Wir suchen die Ursachlichkeit und Mangelhaftigkeit der Lösungen, welche diese Frage erhalten, und die entsprechende Fehlerhaftigkeit der Theorien über die Mittel, welche dem Menschen zu Gebote stehen, um das Böse zu bekämpfen und am Ende zu besiegen, hervorzuheben; wir erklären ferner, wie das Böse und dessen Heilmittel nach den zuvor aufgestellten Grundsätzen gedacht werden kann.

Hierauf betrachten wir den Menschen aus einem doppelten Gesichtspunkte, als organisches und als intelligentes und freies Wesen, und erforschen die physiologischen Gesetze seiner Natur, so wie auch in einer höheren Ordnung, die Gesetze der Intelligenz, der Liebe und des Willens, die in ihm mit den Gesetzen des Organismus eng verbunden sind. Da aber die Lehre vom Menschen, um vollständig zu seyn, die verschiedenen Zustände, in denen er uns erscheint, umfassen muß, so konnten wir nicht umhin, ihn sowohl im Normal-Zustande oder im Zustande der Gesundheit als im anormalen Zustande oder im Zustande der Krankheit zu betrachten. Hieraus erhellt, wie nothwendig es war, vor allen Dingen die Frage vom Bösen im Allgemeinen zu erörtern.

Nachdem wir so den Menschen an und für sich und Alles, was in ihm Aktives und Passives liegt, betrachtet haben, gehen wir zur Untersuchung der Entwicklung seiner Thätigkeit und sofort der Gegenstände dieser Thätigkeit über, und das Ergebniß dieser angestellten Untersuchung ist die Kenntniß der Verhältnisse, worin der Mensch mit allem kann, was nicht er ist, steht, wie die Kenntniß der Gesetze dieser Verhältnisse.

Nun aber steht er zugleich in nothwendigen Verhältnissen mit Gott und mit der Welt, und es verleihen diese Verhältnisse, die immerdar verwickelt sind, in Folge seiner zugleich organischen und intelligenten, körperlichen und geistigen Natur, seiner Thätigkeit, je nach dem Zweck, wonach sie strebt, verschiedene Charaktervorzüge. Wir nennen sie menschliche, wenn solche das Nützliche, d. h. die Erhaltung und Entwickelung des Organismus zum Zweck hat, Industrie oder Gewerbfleiß. Dasselbe Wirken, in einer höheren Sphäre, wenn es, durch den Schleier der Weltverschiedenheiten hindurch, in Gott das Ideal, das ewige Urbild der Schöpfung erblickt und dasselbe wiederzugeben trachtet, heißt die Kunst, deren Zweck das Schöne ist. Die menschliche Thätigkeit endlich, wenn sie mit reinen Ideen zum Gegenstand nimmt, um zum Begriff der Dinge zu gelangen, erzeugt die Wissenschaft, deren Zweck das Wahre ist.

Bei Gelegenheit der Abhandlung der Industrie beschäftigen wir uns mit den Problemen, wovon die ersten Erfindungen Anlaß gegeben, und vorzüglich mit der so lange bestrittenen Frage über den Ursprung der Sprache. Wir stellen sodann die Grundsätze der Kunst, die aus den allgemeinen Gesetzen der Wesen entspringen, auf und versuchen, nachdem wir auseinandergesetzt, wie die verschiedenen Künste entstanden, diese Grundsätze für jede einzelne getrennt zu machen.

Hiermit schließt der Theil unseres Werkes, der vorläufig herausgegeben werden soll. In dem vierten Bande soll von der Wissenschaft, in den beiden folgenden, die unsere Arbeit beschließen, von der Gesellschaft die Rede seyn.

Das Studium des einzelnen Menschen ist unzulänglich, um denselben kennen zu lernen; denn der Mensch ist seiner Essenz nach ein gesellschaftliches Wesen, und es nimmt die menschliche Thätigkeit in der Gesellschaft, wo Alles durch gegenseitigen Verkehr neuer und großartiger wird, neue Formen an, zeigt sich unter neuen Gesichtspunkten. Der Hauptzweck dieser Thätigkeit ist die Bildung der Einheit, deren Ur-Element die Familie ist, und die, wiewohl allmälig zunehmend, erst dann vollkommen seyn wird, wenn sie in ihrem weiten Schoße das ganze Menschengeschlecht umfaßt. Denn die Gesellschaft entwickelt sich wie der einzelne Mensch und folgt in ihrer Entwicklung demselben Impuls, demselben Gesetze. Dieselben und nähert sich demselben Ziele. Die Gesetze dieser Entwicklung oder die Social-Gesetze, der Ausdruck der Pflicht und des Rechtes, bestehen aus den religiösen und moralischen Gesetzen, aus denen die politischen, die bürgerlichen und sogar die ökonomischen Gesetze, wovon letztere in Betreff der Erzeugung des Reichthums unmittelbar mit der Wissenschaft, in Betreff der Vertheilung derselben aber unmittelbar mit Recht und Pflicht in Berührung stehen, entspringen.

Da die Methode, die wir befolgen, uns nöthigt, von den allgemeinsten Ideen zu den minder allgemeinen herabzusteigen, die ursprünglich aufgestellten Grundsätze gewissermaßen in den verschiedenen Reihen von Konsequenzen, worin sie sich verzweigen, wie die Erscheinungen, deren Ursachen sie repräsentiren, zu verfolgen, so dürfte es höchst schwierig seyn, vielleicht auch zu verderblich, wenn man sie von diesen auf einander folgenden Anwendungen, wodurch sie immer wieder in einem neuen Lichte erscheinen und zugleich erklärt und gerechtfertigt werden, trennen wollte. Wir werden also, so sehr wir uns auch bemüht, die Anklarheit zu vermeiden, einem Vorwurf der Art von Seiten solcher, welche dieser Reihe von Folgerungen, wovon jede einen Lichtstrahl, sey er auch noch so schwach, zum gemeinschaftlichen Brennpunkte zurücksendet, eine allerdings mühevolle, jedoch unumgänglich nothwendige Aufmerksamkeit verweigern wollten, nicht entgehen. Häufig sogar dürfte es geschehen, daß man die von uns

Digitized by Google

aufgestellten Grundsätze unvollkommen auffaste und unrichtige Schlüsse daraus zöge und uns in Folge dessen Ideen zuschriebe, die durchaus die unsrigen nicht sind, so daß viel Zeit und viel Argumente, vielleicht viel Witz mit einer Leistung vergeudet werden müßte, die ihren Zweck verfehlte, weil sie bloß Phantasie zur Zielscheibe nennen. Die Unvollkommenheit der menschlichen Sprache ist nun einmal so unverbesserlich, daß irgend ein System der Ur-Prinzipien und ursprünglichen Gesetze, so bestimmt es auch in Formeln ausgedrückt seyn mag, für den Geist immer etwas Dunkles hat, was erst dann verschwindet, wenn dieses System durch seine Anwendung auf die verschiedenen Probleme, zu deren Lösung es dienen soll, näher bestimmt worden. Sein Werth hängt ebenfalls von diesen Anwendungen ab. Denn wenn einerseits die Grundsätze die Thatsachen erklären, so bewähren auf der anderen Seite die Thatsachen die Grundsätze. Ohne diese ist jede wahre Wissenschaft, alles Begreifen der Ursachen unmöglich; ohne jene ist die Wissenschaft unsicher, hypothetisch, leer, folglich auch keine Wissenschaft. Die beyde Wissenschaft liegt zwey von einander unzertrennliche Elemente voraus: die Thatsachen und die Ursachen der Thatsachen; fällt eines dieser Elemente weg, so verschwindet sogar die Idee von Wissenschaft ins Nichts.

Deßhalb betrachten wir auch die rein abstrakten philosophischen Systeme, die nicht in die reelle Welt eindringen, gewissermaßen über die Erscheinungen hinwegeilen, ohne dieselben zu erklären, als nutzlose oder wenigstens als in ihren Ur-Grundsätzen verdächtige Systeme. Es sind, so zu sagen, lauter Logik-Sätze, die auf nichts Existirendes schließen. Sind wir richtiger und besser verfahren? Diese Frage zu beantworten, steht uns nicht zu. Niemand kann im Uebrigen weiter entfernt seyn als wir von der thörichten Meinung, es sey die Arbeit, die wir dem Publikum vorlegen, vollständig oder fehlerlos.

In diesem Werke, das wir dem allgemeinen Urtheil preisgeben, müssen zwei Dinge unterschieden werden, nämlich die allgemeinen Grundlagen und die Einzelnheiten, die durch Schlußfolgerung daraus entstehen. Die Grundlagen sind für uns durchaus nicht zweifelhaft; wir hängen daran mit inniger Ueberzeugung. Wir wissen jedoch wohl, daß diese Ueberzeugung, so fest sie auch seyn mag, solch seyn kann und nichts beweis, so lange die allgemeine Vernunft ihr den Siegel der Gültigkeit nicht aufgedrückt. Was die Nebensachen betrifft, so können sich darin Irrthümer in größerer oder geringerer Anzahl vorfinden, Irrthümer in Bezug auf die Dinge selbst, Irrthümer in den Schlüssen; denn Keiner weiß Alles, und Niemand ist unfehlbar.

Die Philosophie, deren die Menschheit heutzutage bedarf, die sie ungeduldig erwartet, wird nicht das Werk eines Einzigen, sondern das Werk Aller seyn. Wenn zwar auch nicht Alle zu deren Gründung unmittelbar beitragen, so werden doch in Folge jenes dunkeln Gefühls, jener geheimnißvollen Erschauung, welche das Verhältniß des Menschengeschlechts zum Wahren charakterisirt, Alle ihr Urtheil darüber fällen. Wenn der einzelne Mensch die Wahrheit verkennt und sie in Formeln bringt, so ist er bloß der Widerhall, die Stimme, welche Allen offenbart, was in Jedem dunkel und verborgen vorhanden war. Er nähert die unsichtbare Schrift der glühenden Kohle, und siehe da, sie strahlt in die Ferne und ist sortan nicht mehr zu verwischen.

Allenthalben, in religiöser, politischer und sogar in wissenschaftlicher Hinsicht, äußert sich ein allgemeines Sehnen nach Etwas, was die Leere ausfülle, worin die Gemüther sich hoffnungslos herumtummeln. An die Stelle der auf ihren Grundpfeilern wankenden Religion hat man versucht, andere Religionen zu bauen. Dieser Versuch aber ist gescheitert, und man ist mit eben so wenig Erfolg zur reinen Philosophie zurückgekommen. Denn die an sich unvollständigen, dunklen, unzusammenhängenden Lehren, die man aufstellen sich bemüht, haben dazu noch den doppelten Fehler, den seit achtzehnhundert Jahren unter dem Einfluß des Christenthums zu Glaube gekommenen Fortschritt zu leugnen und wirklich keine einzige neue Lösung der großen philosophischen Fragen herbeizuführen. Obschon diese Theorien in einigermaßen verjüngter Form aufgetreten, so sind sie doch weiter nichts als veraltete Systeme, welche sowohl wegen Unzulänglichkeit und Falschheit ihrer Grundsätze, die durchaus keiner ernstlichen Prüfung Stich halten, als wegen ihrer gefährlichen, alle Pflicht, alle Tugend, alle Moral verletzenden Konsequenzen bereits mehrmals verworfen worden. Es haben Viele nicht gefehlen, daß die Gesetze der Moral, in der besonderen Sphäre der intelligenten Geschöpfe, die Gesetze des Lebens sind; daß sie folglich, wenn sie sich auch dem Begriff nach, den man sich davon gemacht, nur in ihrer praktischen Anwendung entwickeln und vervollkommnen, an und für sich unveränderlich bleiben; und daß also den Menschen die Entdeckung einer neuen Moral, welche die fortan veraltete ersetzen soll, verlaufen, sie viel heißt, als ihnen die Entdeckung eines neuen Lebens und folglich einer neuen menschlichen Natur verlänen; denn bei allen Wesen sind die Gesetze weiter nichts als die Gesetze ihrer Natur selbst, Gesetze, welche, ihrer Wesentlichkeit nach, immer instinktmäßig denselben bekannt sind. Kein Wunder also, wenn das allgemeine Bewußtseyn sich gegen die Anerkennung dieser sonderbaren Entdeckung sträubt.

Nicht minder eitrig sucht man in der Lösung der Probleme, welche sich auf die Social-Einrichtung beziehen, ein Mittel, um dem Elende, das allenthalben auf dem größten Theile des Volkes lastet, abzuhelfen. Aber auch hier hat bis jetzt keine der vorgeschlagenen Lösungen die allgemeine Vernunft befriedigt. Man hat ein gewisses Vorgefühl weit umgreifender Veränderungen, die in den gesellschaftlichen Verhältnissen, so wie die Vergangenheit dieselben gestaltet hat, nothwendig vorgehen müssen; und fragt man, worin diese Veränderungen bestehen werden, so träumt Jeder davon nach seiner Weise, weil Alle, den allgemeinen Rechtsgrundsätzen und der christlichen Bruderliebe fremd, sich auf keine anerkannte Gesetze, ja sogar auf durchaus keine aus einem vorläufig aufgestellten System vom Menschen und seiner Natur hervorgegangene Gesetze stützen. Versucht man aber, ihre Systeme an Gesetze zu knüpfen, von denen sie die vernunftgemäßen Folgen sind, so geben diese Gesetze, die selbst mit den philosophischen Theorien, welche, wie gesagt worden, das menschliche Bewußtseyn verwirft, innig verwandt sind, keine befriedigende Lösung der aufgestellten Fragen. Daher kommt diese schmerzliche Unruhe der Gemüther, dieser Zustand der ängstlichen Erwartung, worin, in ganz Europa, die menschliche Gesellschaft sich befindet.

Auch die Wissenschaft, von Thatsachen überladen, die sich während Jahrhunderten zusammengehäuft, sehnt sich nach einer synthetischen Organisirung derselben. Es sind Versuche gemacht worden, um zu diesem Zweck zu gelangen, d. h. um eine Philosophie der Wissenschaft zu begründen. Sind diese sonst an und für sich lobenswerthen Versuche fruchtlos geblieben, hat man bis jetzt die Einheit nur unter einem Begriff denken können, der alle Mannigfaltigkeit von Grund aus zerstört, so liegt der Fehler daran, daß man diese Einheit da gesucht, wo sie ihren Grund nicht hat und nicht haben kann, und in Folge dessen auf den ursprünglichen Widerspruch, der weiter oben erklärt worden, gestoßen ist; ein Widerspruch, der Schuld war, daß man entweder die Existenz leugnen mußte, um die Mannigfaltigkeit zu behaupten, oder die Mannigfaltigkeit, um die Einheit zu behaupten. Da nun aber die erstere dieser Negationen sich in die Negation des Unendlichen oder Gottes, die zweite in die Negation des Endlichen oder der Schöpfung auflöst, so ist man, um die Einheit logisch zu behaupten, zum Pantheismus hingetrieben worden, und zwar zu einem widersprechenden Pantheismus, insofern man die Natur besaht, weil man ihr Dasein nicht ausgeht, und zugleich dieselbe leugnet, weil man auf die absolute Einheit oder auf die ursprüngliche Gleichartigkeit aller Dinge schließt.

Im Grunde ist nichts theilweise erklärbar, und es giebt für die drei Ordnungen von Problemen, welche der menschliche Geist in neuester Zeit zu lösen versucht, entweder gar keine Lösung, oder dieselben haben eine ursprünglich gemeinschaftliche Lösung, weil sonst mehrere verschiedene und unabhängige Grundursachen vorhanden seyn müßten. Was ist der religiöse Glaube? Die allgemeine Uebereinstimmung in irgend einem Begriff von Gott oder von der ersten Ursache, woraus der Begriff von dem ganzen System der Wesen und ihrer Gesetze entspringt. Die Social-Systeme müssen also augenscheinlich ihr Prinzip, ihren Grund in der Religion suchen. Denn bei verschiedenartig gedachte Gesellschaft, auf welche Art die Organisirung der Menschheit nach den natürlichen Gesetzen des Menschen, und es muß die Kenntniß dieser Gesetze, der Organisirung, welcher sie vorwalten sollen, vorangehen, so wie die freiwillige Annahme dieser Organisation den Glauben an diese Gesetze, die zugleich die moralische, die politische und die ökonomische Ordnung, welche mit einander verwandt sind, bestimmen, voraussetzt. Gott ist also die erste Grundlage der menschlichen Gesellschaft, in Rücksicht auf Recht und Pflicht. Dieselbe steht auch in nothwendiger, wiewohl untergeordneter Beziehung zu der Wissenschaft, aus welcher der materielle Fortschritt hervorgeht. Das Problem des gesellschaftlichen Lebens ist folglich kein einfaches Problem; es enthält zwei verschiedene Elemente, wovon das eine dem geistigen, das andere dem körperlichen Wesen entspricht. Wenner man diese wichtige Bemerkung auf die heutzutage so lebhaft erörterten Fragen an, so kann man sagen, daß die Wissenschaft, wie wir bereits bemerkt, auf die Erzeugung des Reichthums unmittelbar und auf beiden Vertheilung indirekter Weise wirkt, und daß der religiöse oder moralische Glaube unmittelbar auf die Vertheilung des Reichthums und indirekter Weise auf dessen Erzeugung wirkt.

Die Wissenschaft selber aber, die wahre Wissenschaft, diejenige, welche sich nicht auf die einfache Experimental-Kenntniß der Erscheinungen beschränkt, hat ihren Ursprung in dem Kreise der Ideen, die den Gegenstand der Religion bilden; sie muß, in anderen Worten, den Begriff der sekundären Ursachen aus dem vorangehenden Begriff der ersten Ursache schöpfen, aber das Zufällige, das Veränderliche, das Relative an das Nothwendige, das Unveränderliche, das Absolute knüpfen, weil sie sonst keine Grundlage hätte, ewig unfähig bliebe, irgend etwas zu erklären; denn erklären heißt so viel wie das Zufällige zum Nothwendigen, das Relative zum Absoluten, die Mannigfaltigkeit zur vorausgesetzten Einheit zurückführen; heißt mit einem Worte so viel, wie in jedem einzelnen Fall das große und urspünglichste Problem der Vereinbarung des Endlichen mit dem Unendlichen lösen. Aus diesem neuen Gesichtspunkt betrachtet, erscheint wieder die Nothwendigkeit einer allgemeinen und gründlichen Lösung dieses Problems, das alle andere in sich auffaßt. Sollte unsere Arbeit im geringsten dazu beihülflich seyn, so würden wir uns dadurch reichlich belohnt fühlen; unsere Ansprüche gehen nicht höher."

Chauveau-Lagarde zur Zeit der Revolution.

Zu den merkwürdigsten Männern der Französischen Revolutionszeit gehört der so eben verstorbene Rechtsgelehrte Chauveau-Lagarde. Mitten in den Grauen des Terrorismus entfaltete er eine Seelenstärke, welche den Machthabern, die jede Tugend bestraften, imponirte; er hatte den gefahrvollen Muth, nach einander drei berühmte Frauen vor Richtern zu vertheidigen, die es für ein Verbrechen hielten, das Opfer ihrer Rechtspflege zu rechtfertigen oder gar zu loben. Er vertheidigte Charlotte Corday, die Prinzessin Elisabeth und die Königin von Frankreich. Alle drei bei den damaligen

Digitized by Google

Verhältnissen nothwendig ohne Erfolg für die Angeklagten, aber seine Bemühungen werden nichtsdestoweniger bei der Nachwelt in achtungsvoller Erinnerung fortdauern, und sie wird so wie die Mitwelt stets sein Andenken als das eines edlen Mannes ehren. Außerdem, daß wir es für eine der angenehmsten Beschäftigungen hatten, unsere Leser mit den schönsten Zügen dieses Mannes aus der bewegtesten Periode seines Lebens bekannt zu machen, glauben wir auch, durch die Erzählung auf diese Periode, die vielleicht die merkwürdigste der Weltgeschichte ist, manches neue Licht zu werfen. Wir entlehnen unsere Erzählung den Worten Aimé-Martin's im Journal des Débats:

„Chauveau-Lagarde hatte schon die ersten Schritte auf der Laufbahn der Sachwalter mit entschiedenem Glücke zurückgelegt, er hatte vor dem Parlamente gesprochen und Beifall gewonnen, er umfaßte mit voller Tugendkraft den Gedanken seiner beginnenden Größe, seiner geschienen Zukunft — als ihn die Revolution von 1789 überraschte. Dieses größte Jahr der Weltgeschichte, dieses an so naiven Freuden, so reinen Hoffnungen und an so tugendhaften Freiheiten reiche Epoche fand ihn voll Eifers und guten Willens. Er glaubte, wie alle rechtschaffene Menschen, es handle sich nur darum, einige Mißbräuche zu reformiren, die Ordnung in den Finanzen wieder herzustellen und die berühmten Regungen des Königs, die alle zu Gunsten des Volkes und der Freiheit waren, zu befördern. O! wie groß und edelmüthig war dieser König, der gerecht seyn wollte; wie groß und edelmüthig war diese Nation, die frei seyn wollte! Als leidenschaftlicher Royalist, als aufrichtiger Patriot, legte der junge Mensch sogleich Hand ans Werk und schrieb seine Broschüre, seinen Verfassungs-Plan, Jeder machte damals Gesetze, das war die Mode. Dieser hatte das Schicksal aller anderen: er wurde publizirt und vergessen; Alles ging zu dieser Zeit schnell. Während unter Gesetzgeber ein Utopien träumte, stürzte die Revolution die Altäre, ermordete den König und schuf, indem sie die Gestalt des schrecklichen Ungeheuers annahm, ein Frankreich voll von Ruinen und Schaffotten. Was that damals der junge Chauveau-Lagarde? Vom Schrecken ergriffen sah in seiner Seele einen unermeßlichen Haß nährend gegen die Wüthericht, welche das menschliche Geschlecht niederzumetzeln, faßte er anfangs den Entschluß, Frankreich zu verlassen und auszuwandern, wie es so viele Andere gethan hatten; aber bald begriff er, daß seine Flucht seinem Vaterlande keinen Nutzen bringen würde, daß sie höchstens sein Leben retten könnte. Der Anblick der unglücklichen Gefangenen rief in ihm einen Gedanken, an sein Amt; er maß mit einem langen und traurigen Blicke den schmalen Raum, der das Tribunal von dem Schaffot trennte, und stellte sich sogar in die Höhle des Verbrechens, gerade den Tigern gegenüber, um ihnen ihre Beute streitig zu machen zu suchen. Die Schreckens-Regierung sah ihn daher in dem Parquet des Revolutions-Tribunals, wo er als Vertheidiger der Angeklagten auftrat, die seine Hülfe verlangten. Sein Eifer war nicht immer fruchtlos; viele Opfer entgingen dem Beile; Marat, der darauf aufmerksam ward, bezeichnete ihn in seinem Tagebuche der Rache des Volkes als denjenigen, der die Schuldigen befreit habe. Diese scheußliche Kreatur, diese wilde Bestie, vor welcher damals Alles zitterte, kann diesen edelmüthigen Muth nicht einschüchtern, und Chauveau-Lagarde feinerseits vernunftet Marat als denjenigen, welcher Verleumdungen begünstige und Mordthaten befördere. Die Unschuld der Angeklagten, welche er dem Schaffot entrissen hat, zu beweisen, ist seine erste Sorge; er verficht ihre Sache vor dem Volke, wie er sie vor dem Tribunal verfochten hat; dies war ein wesentlicher Punkt, weil Marat alle Köpfe forderte. Hier bohte seine Rolle als Vertheidiger auf; kaum machte er plötzlich den Anfang, und Beschuldigter zu reißt dem Ungeheuer die Maske ab und schüttet seinen ganzen Zorn auf ihn, daß er sich den edlen Titel „Freund des Volkes" unedel beigelegt habe: „Wie könnte er", rief er aus, „der Freund eines gerechten und großmüthigen Volks seyn, dieser feige Lügner, der nur nach Blut dürstet, dieses Ungeheuer, welches überall Verbrechen sieht, weil das Verbrechen ihn überall begleitet!" Diese kräftige Beschuldigung wurde an allen Häufern in Paris und sogar an der Thür dieses deßfallschen Tribuns angeheftet, der, als er sich kompromittirt sah, Stillschweigen beobachtete. Die Zeigen verfolgen nur die Zeigen; man behandelt ihn als Lügner, und er schweigt; man beschuldigt ihn des Blutdurstes, und er schweigt; man sagt ihm, daß man ihn verachte, und er schweigt; aber auf dem Winkel seiner Höhle, worin er sich verborgen hält, beobachtet er seinen Feind und wartet auf die Gelegenheit, ihn zu stürzen.

In der Ueberzeugung, daß sein Untergang beschlossen war, zeigte sich Chauveau in der Vertheidigung der Angeklagten nur noch muthiger und eifriger. Er wollte wenigstens kämpfend sterben. Das damalige Leben war ein Leben des Ringens, der Angst, der Aufopferung und Verzweiflung, wie die Briefe Renaud's der ganzen Welt haben kein zweites Beispiel aufzuweisen. Die Opfer des Verbrechens vermehrten sich mit einer Schrecken erregenden Schnelligkeit. Eifer von Seiten der Henker, Todesverachtung von Seiten der Opfer und oft unnütze Kühnheit von Seiten des Advokaten. So vertheidigte er nach und nach die Girondisten, den Herzog von Chatelet, Mademoiselle Dillier, den Zungfrauen von Verdun, die siebenundzwanzig Angeklagten von Tonnerre und den General Miranda, der sein Freund war und den er den blutigen Händen Marat's entriß. Madame Rolland wollte keinen Vertheidiger, aber sie wählte ihn zu ihrem Rathgeber und schenkte ihm, im Sterben, ihren Trauring. Er war auch der Rathgeber des großmüthigen Bailly. Es ist unmöglich, Alles wieder zu erzählen, was ich aus dem Munde des Chauveau-Lagarde gehört habe; er war unerschöpflich in der Aufzählung von Beispielen der Zärtlichkeit, des Muthes, des Adels und der Aufopferung so vieler zarter und reizender Frauen, welche alle wie Helden, wie Märtyrer zu sterben wußten. Eine einzige schrie kläglich, als sie auf das Schaffot gerufen wurde, nur eine einzige; aber diese einzige hieß Dubarry!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Zweck der Kunst, nach Lamennais. In der zweiten Abtheilung des Lamennaisschen „Grundrisses einer Philosophie"*), welche von dem Menschen, als organisirtem und intelligentem Wesen, in seinen Beziehungen zum göttlichen Geiste handelt, giebt der Verfasser auch eine vollständige Theorie der Kunst, die eben so durch tief eindringenden Scharfblick wie durch geistvolle Darstellung sich auszeichnet. Wir behalten uns vor, auf diese interessanten Kapitel des Buches ausführlicher zurückzukommen, indem wir hier aus der Einleitung zu derselben eine Bemerkung über Prinzip und Zweck der Kunst mittheilen: „Einige haben das Prinzip der Kunst in der Nachahmung gesucht. Augenscheinlich ist die Nachahmung eines ihrer Elemente, aber sie ist nicht ihr Prinzip. Die Kunst ist nur eine Seite der Entwickelung des Menschen, seiner thätigen Kräfte. Sie entsteht aus einer Ordnung neuer Bedürfnisse, welche die Entwickelung seiner höheren Fähigkeit in ihm erzeugt; sie bezeichnet eine Stufe seiner Wachsthums. Anfangs ist er kein physiologisches Leben verschlungen, hat seine erste Thätigkeit, durch blinde, auf den Körper bezügliche Appetite bestimmt, zum einzigen Zweck, dieselben zu befriedigen. Er strebt ausschließlich nach dem Nützlichen und ist hierin dem Thiere ähnlich, das der Intelligenz, der Erschauung des Wahren und eben dadurch des Gefühles des Schönen beraubt ist. Sobald dieses Gefühl in dem Menschen hervortritt, manifestirt es sich in seinen Werken, aus denen das neue Licht, das ihn innerlich erleuchtet, zu schimmern beginnt. Wie die durch die Atmosphäre gebrochenen Strahlen allmälig das Dunkel der Nacht zerstreuen und den Aufgang des noch unter dem Horizonte verborgenen Gestirnes verkündigen, so bricht die Kunst den Aufgang der Wissenschaft an, deren glänzende Morgenröthe sie ist. Denn Alles hat sich, Alles selbst das Gefühl in dem Menschen hervorrief, geschieht zufolge einer isolirten Sphäre von Statten. Was der Kunst vorangegangen, was ihr nachfolgt, ist von ihr unterschieden. Das Schöne, welches das Gute mit einschließt, schließt auch das Nützliche mit ein; es vereinigt sich mit demselben, verkörpert sich mit demselben. Ihre Gesetze, obgleich verschieden, umschlingt ein Band, in Folge einer Grundharmonie, welche dieselben auf die Einheit zurückführt. In ihrer Beziehung auf das Schöne vollkommensten Maßverhältnisse sind zugleich die vollkommensten in ihrer Beziehung auf das Nützliche. In einem lebenden Organismus sind die schönsten Formen zu gleicher Zeit die für ihre Functionen passendsten. Keine Kunst stammt von sich selbst ab, besteht durch sich selbst, so zu sagen, einzeln für sich. Die Kunst um der Kunst willen ist alle eine Abgeschmacktheit. Ihr Zweck ist die Vervollkommnung des Wesens, deren Fortschritte sie äußert. Sie ist gleichsam der Punkt des Zusammentreffens einer physischen und seiner intellectuellen und moralischen Bedürfnisse, und die Künste können in der That nach ihrer Beziehung auf diese verschiedenen Bedürfnisse klassifizirt werden. Aus dem Bedürfniß, sich ein Obdach, mehr und mehr bequeme Wohnungen zu verschaffen, aus dem Verlangen, dieselben zu schmücken, aus dem Bedürfnisse, sich zu versammeln, um religiöse oder bürgerliche Akte zu vollziehen, ist die Baukunst entstanden, mit ihren Anhängseln, der Bildhauerkunst, der Malerei, die sich unter dem Einflusse mehrerer anderer der höheren Natur des Menschen innwohnender Bedürfnisse entwickeln. Eine Schwester der Poesie, bewerkstelligt die Musik ihre Verbindung mit ihr, indem sie sich direkt an ein Sinnes wenden, mit den eigenthümlichen Künsten des Geistes, und ihr gemeinsamer Gegenstand ist der, die Bedürfnisse der moralischen Ordnung zu befriedigen, die Anstrengungen der Menschheit zu unterstützen, damit sie ihre Bestimmung erreiche, sie von der Erde empor zu heben und in ihr eine beständige Bewegung nach oben anzuregen. Kann man sich eine Kunst vorstellen, die zu nichts taugte? Eine Kunst, zu bauen, ohne Zweck praktischer Nützlichkeit? Eine Musik, unabhängig von der Wirkung, die das Wort hervorbringen kann, und eine Wirkung dieser Art, die, gut oder böse, nicht in sich und in demjenigen, der sie gesucht, gewollt hat, einen moralischen Charakter hätte? Die Kunst hat also nicht nur ihre Wurzel in den angeborenen, radikalen, wesentlichen Kräften des Menschen, ist ihre Uebung, ihre Manifestation nicht einem gewissen Modus; sondern sie lenkt auch, indem sie die Gesetze des Organismus mit den Gesetzen der Intelligenz und der Liebe verbindet, dieselben zu dem gleichen Ziele, der Vollendung des Wesens in dem, was seine Natur Erhabenstes umfaßt; eine wundervolle Verkettung, die durch das, was in uns vorgeht, uns die Harmonie aller Ordnungen von Wesen, ihre wechselseitigen Beziehungen, ihre gemeinsame Tendenz und die Einheit der Schöpfung, das Bild und der Abglanz der Einheit Gottes selbst, begreiflich macht."

*) Esquisse d'une Philosophie und nicht Essai, — wie es durch einen Schreibfehler in der Einleitung des Artikels in unserem letzten Blatte heißt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Sonnabend den 10. April 1841.

Italien.

Die Secte Communi.

Im Sommer 1835 wurde ich durch eine Krankheit meines Reisegefährten, des gelehrten Mailänders Herrn Lamberti, gezwungen, mich einige Zeit in Vicenza aufzuhalten. Der Genesende brachte seine Vormittage größtentheils in dem naturhistorischen Cabinet des Doktors Dominico Gregori zu, das sich durch einen außerordentlichen Reichthum von Fossilien auszeichnete. Als ich ihn hier eines Vormittags besuchte, fand ich ihn in die Betrachtung eines fossilen Kopfes versunken, der, wie er mir versicherte, einem antediluvianischen Krokodille angehört hatte. Ich gab zu, daß der Kopf einem Krokodille angehört haben könne, doch wollte es mir nicht einleuchten, warum dasselbe ein antediluvianisches gewesen seyn sollte. „Herr Gregori wird Ihnen den Grund angeben", sagte mein Freund, sich zu dem Eintretenden wendend. Statt aber unmittelbar darauf einzugehen, öffnete dieser das Fenster, und seine knochige Hand nach Norden ausstreckend, sagte er: „Sehen Sie jenseits der ersten Gebirgskette die drei blauen Spitzen? Nun, dieser Krokodilkopf ist auf dem höchsten Punkte des Gebirges gefunden worden. Hiernach werden Sie wohl nicht bezweifeln, daß er vorsündfluthlich ist." — Mir war die Beziehung, welche zwischen den blauen Gebirgen, dem Krokodilkopfe und der Sündfluth stattfinden sollte, anfangs nicht recht klar; aber mein gelehrter Freund belehrte mich, daß nur die Wasser der Sündfluth die Ueberreste von Thieren, welche am Ufer der Flüsse lebten, auf die Gebirgsgipfel hätten hinauftragen können. Dagegen war nichts zu erwidern. Die Handbewegung des Doktors hatte indeß meine Aufmerksamkeit auf die drei blauen Spitzen gelenkt; ich fragte ihn, was dies für Gebirgsgipfel seyen. „Es sind die drei Glockenthürme der Secte Communi", antwortete Herr Gregori. — „Und die Secte Communi?" — „Diese sind eines der merkwürdigsten Länder, ein kleiner neutraler Staat, der weder zu Tyrol noch zu Italien gehört, obgleich er von diesen Ländern eingeschlossen ist. Die Bewohner desselben, die aus dem Norden stammen, sprechen eine eigene Sprache, die weder Italiänisch noch Deutsch ist, haben eigene Gebräuche und Sitten und eine eigenthümliche Verfassung. Von mächtigen Nachbarn umgeben, haben sie ihre Freiheit und ihre Eigenthümlichkeiten zu bewahren gewußt. Woher kommen diese merkwürdigen Gebirgsbewohner? Niemand weiß es zu sagen; sie selbst nicht. Stammen sie von den Rhäten, welche die Römer so lange bekämpften? Sind sie die Nachkömmlinge der Cimbern, welche Marius bei Campo-Romano, nicht weit von Verona, schlug? Oder stammen sie von den Thüringern, welche das Schwert des Franken-Königs Chlovis in den Gefilden Kölns niedermähte und deren Trümmer sich unter Theoderich's Schutz in die Rhätischen Gebirge flüchteten?" Der gute Doktor wollte mir die Stellen citiren, auf die er sich bezog; aber ich überhob ihn dieser Mühe und bat ihn, mir vielmehr Auskunft über die Sitten und die gegenwärtige Verfassung dieses Völkchens zu geben. „Ihre Verfassung", antwortete er, „ist die der Republik San-Marino in größerem Maßstabe; es ist eine Municipalverfassung, deren Ursprung sich ins Dunkel der Zeiten verliert. Ihre Sitten sind die der Schweizer und Tyroler, doch mit größerer Ursprünglichkeit."

Die sparsamen Mittheilungen des Doktors hatten meine Neugierde im höchsten Grade gereizt, und als ich in meinen Gasthof zurückgekehrt war, dachte ich nur auf die Mittel, sie zu befriedigen. Mein Freund theilte meinen Wunsch. Das Nächste war, daß wir die Carettina unseres Wirthes mietheten, die uns in weniger als drei Stunden nach Bassano brachte. Wir nahmen uns nicht die Zeit, die niedliche Stadt zu besichtigen; wir wollten in Valstagna schlafen, um wo aus wir am nächsten Tage unseren Einzug in die Secte Communi zu halten hofften. Wir durcheilten also die Stadt und drangen in das Thal der Brenta, das man richtiger einen unwegsamen Pfuhweg nennen würde. Mit Einbruch der Nacht trafen wir in Carpenedo ein, einem elenden Weiler, wo wir auf einem Lager von Maisstroh schliefen.

Am nächsten Morgen traten wir mit dem Frühesten unsere Wanderung an. Die Brenta zwischen Carpenedo und Valstagna ist ein wilder Gießbach, der aus ungeheuren Felsstücken hervorschäumt und sich in gähnende Schlünde stürzt. Mit überschreitbaren sie auf einigen Balken. Jenseits der Brücke steigen die Berge senkrecht auf. „Dort sollen wir also hinaufklimmen" sagte mein Freund mit einem schmerzlichen Seufzer. Einer der Führer, die wir in Carpenedo angenommen hatten, schüttelte verneinend das Haupt, und auf eine Felsspalte deutend, aus der ein Wasserstrurz hervorbrudelte, sagte er: „Das ist unser Weg." — Wir hatten noch nicht Zeit zum Fragen gefunden, als jeder der Führer einen von uns auf den Nacken geladen hatte. So schritten sie in die Felsöffnung hinein, die nur spärlich durch den Dämmerschein des Tageslichtes erhellt wurde. Plötzlich machten unsere Führer eine Schwenkung, stiegen einige Stufen hinauf und legten uns auf einer Felsabdachung nieder, die der Giesbach nicht benetzte. Während wir uns verschnauften, schlug einer der Führer Feuer an und entzündete einen getheerten Strick, der uns als Fackel dienen sollte. Nun ging es weiter. Die Windungen der Höhle stieg jetzt zu einer bedeutenden Höhe empor, und in manchen Augenblicken verloren wir sie ganz aus dem Gesichte. Ueber uns schäumte der Giesbach, den wir nicht sahen; nur wenn der Pfad sich seinem Rande näherte, deutete ihn uns ein flimmernder Schein an. Lange gingen wir so in dem weiten und schweigenden Dunkel fort; es war uns, als ob wir den Abhang eines Berges in einer winzlichen und sternenlosen Nacht erklimmten. Plötzlich hand einer der Führer still, lauschte einige Augenblicke, worauf er einige Worte mit seinem Gefährten wechselte und wir rascher zuschritten.

Wir stiegen jetzt eben so rasch abwärts, wie vorher aufwärts. Schon lange hatte der Giesbach aufgehört, zu brausen; tiefe Stille umgab uns. Unsere Führer standen wiederum still, um sich mit einander zu berathen; sodann nahm der Eine einen Stein zu seinen Füßen und warf ihn in den leeren Raum hinein. Einige Sekunden lang hörten wir nichts; dann ließ sich ein dumpfes Geräusch, ähnlich dem Niederfallen eines schweren Körpers in einen tiefen Brunnen, vernehmen. Ein Wasserstrurz breitete sich zu unseren Füßen aus. Wir klommen jetzt mit großer Vorsicht an einem feuchten und glatten Felsabhange nieder, und bald sahen wir zu unseren Füßen ein Wasserbecken, in welchem der Schein unserer Fackeln wiederstrahlte und in welchem sich der Pfad zu verlieren schien. Wir sahen uns nach einem Kahne um, aber unsere Führer luden uns auf die Schultern und durchwateten mit uns das Wasser, das ihnen bis an den Gürtel, zuweilen bis an die Achseln ging. Sie hatten ziemlich eine Viertelstunde zu gehen; sodann gelangten wir in eine sandige Ebene, welche man für das Ufer eines unterirdischen Meeres hätte halten können. Wir durcheilten sie rasch, nach dem Beispiele unserer Führer, die zuweilen ängstlich in die Ferne lauschten. Ein schmaler Gang, in den die ungeheure Grotte wie in einen Trichter ausliet, nahm uns auf. Die nahe an einander tretenden Wände ließen dem Giesbache, der sich in den See stürzte, und dem Wege nur einen schmalen Raum. Es war augenscheinlich, daß diesen langen Gang das Wasser ausgehöhlt hatte.

Jetzt hörten wir vor uns ein Geräusch, wie das des fernen Donners. Unsere Führer zogen uns rasch hinter sich her auf diesem beschwerlichen Wege. Mein Freund, der sich noch nicht ganz von seiner Krankheit erholt hatte, keuchte athemlos und wollte anhalten. Aber unser Letzter Führer rief uns zu: „Rasch vorwärts! Gehen hat es im Gebirge geregnet, und nach Lonotta zu ist der Schnee des Berges Portole geschmolzen. Wehe uns, wenn der Giesbach uns ereilt, ehe wir aus der Höhle gelangt sind!" Wir vernahmen jetzt ein dumpfes Geräusch, das vom Ende der Höhle, auf die wir zuschritten, zu uns herkönte. Je weiter wir vorschritten, desto mehr erweiterte sich der Felsgang. Bald bemerkten wir einen Lichtschein, der unser einer großen Oeffnung hervorzustrahlen schien. Wir wollten dies sonderbare Phänomen genauer in Augenschein nehmen, aber unsere Führer faßten uns beim Arme und rissen uns rasch hinter sich her. „Rasch! rasch!" riefen sie uns zu; „das Wasser kömmt schon herangebraust; noch eine Minute, und wir sind verloren!" Sie hatten noch nicht geendet, als uns das Wasser schon bis zu den Knieen und im nächsten Augenblick bis zu den Hüften stieg. Mit Hülfe unserer Führer klimmten wir auf Händen und Füßen die Felswand hinan und gelangten so außer dem Bereiche des Wasserstromes.

Das Schauspiel, das sich uns jetzt darbot, war eines der großartigsten und konnte uns für manche Anstrengungen und Gefahren entschädigen. Der Felsgang, aus dem wir hervorgetreten waren, lief in eine ungeheure Höhle aus, die so sehr nicht finster war, wie die vorher durchschrittene, sondern die durch eine weite Oeffnung über unseren Häuptern erhellt wurde. Der Abschnitt des Himmels, der durch dieselbe hindurchstrahlte, war vom schönsten Meerblau gefärbt, das bis in die entlegensten Winkel der Höhle einen bläulichen Widerschein warf. Es war eine blaue Grotte, wie die von Capri, aber

Digitized by Google

von riesenhaften Dimensionen und von höchst phantastischem Ansehen. In der Höhe von einigen tausend Fuß ging an den Wänden der gähnenden Felsspalte ein Fichtenwald, der in dieser Entfernung wie niedriges Haidegesträuch erschien. Einige riesenhafte Stämme, die in die Höhle herabgestürzt waren, verhalfen der Phantasie indeß zur Wiederherstellung des wahren Verhältnisses. Ueber dem Walde hingen noch große Felsblöcke, aus denen ein Wasserstrahl hervorbrach, der in tausend Wasserstrahlen zerschäumte und als feiner Staubregen auf dem Grunde der Höhle anlangte. „Es ist Zeit, daß wir uns entfernen, denn die Wasser steigen immer mehr“, rief unser ältester Führer. Diese Worte lenkten unsere Aufmerksamkeit wieder auf den Tunnel, aus dem wir hervorgetreten waren; wir sahen die wirbelnde Wassermasse immer höher anschwellen und schon mehrere Fuß über die Oeffnung, aus der sie hervorsprudelte, hinausspritzen. Es war in der That die höchste Zeit.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Chauveau-Lagarde zur Zeit der Revolution.

(Schluß.)

Unter den berühmten Opfern, welche sein Eifer nicht zu retten vermochte, habe ich Charlotte Corday, die Königin Marie Antoinette und die Prinzessin Elisabeth noch nicht genannt. Chauveau hat schätzbare Bemerkungen über diese drei großen Prozesse hinterlassen. Die über Charlotte Corday herausgegebene Schrift kann eine Idee von dem Interesse der Debatten geben; sie wird einst von allen Geschichtschreibern benutzt werden. Hierin hat er mit einem kräftigen Pinsel die Heldengestalt dieser Jungfrau mit sanfter und kindlicher Stimme gezeichnet, welche mit so viel Energie, in Beziehung auf Marat, sagte: „Wenn dieser todt ist, werden sich die Anderen vielleicht fürchten.“ Ihr Verhör machte einen tiefen Eindruck; man hörte in der Versammlung einen dumpfen und verworrenen Lärm. Hierauf geboten die Geschworenen dem Vertheidiger Schweigen, und der Präsident befahl ihm, sich auf den Beweis zu beschränken, daß die Angeklagte wahnsinnig wäre; man wollte sie nicht retten, man wollte sie demüthigen. Charlotte Corday erreicht diese Absicht. Besorgt um die Worte, welche ihr Vertheidiger aussprechen wollte, warf sie auf ihn einen trotzigen Blick, welcher im Voraus gegen jede Rechtfertigung zu protestiren schien. Der Blick wurde verstanden, und während der Vertheidiger sprach, glänzte ein zufriedenes Lächeln auf dem Antlitz der Angeklagten. Als endlich das Todesurtheil ausgesprochen war, ließ sich Charlotte zu Chauveau-Lagarde führen und sagte ihm mit fester Stimme: „Ihre Vertheidigung, mein Herr, ist Ihrer und meiner würdig gewesen. Ich mochte Ihnen gern ein Zeichen der Dankbarkeit geben. Diese Herren unterrichten mich jedoch so eben, daß mein Vermögen verloren ist. Ich bedauere, mir im Gefängnisse noch kleine Schulden zu bezahlen, und diese Pflicht übertrage ich hiermit Ihnen.“ Dieses junge Mädchen hatte die Seele ihres Vertheidigers verstanden; und wie seine Worte ihrer würdig gewesen waren, so war ihre Belohnung seiner würdig.

Einen Monat nach diesem blutigen Drama erhielt Chauveau-Lagarde eines Abends die Nachricht, daß er zugleich mit Tronçon-Ducoudray zum Vertheidiger der Königin offiziell ernannt worden sey. Die Debatten sollten den anderen Morgen um 8 Uhr anfangen. Man ließ ihm keine Zeit, die Anklage genau kennen zu lernen und sich vorzubereiten: die Akten des Prozesses waren so zahlreich und so verwickelt, daß ihre Entzifferung allein schon mehr als einen Monat gefordert hätte. So viele Vorsicht, die man nur angewandt hatte, um die Vertheidigung zu paralysiren, verrieth hinlänglich, daß es sich höchstens darum handelte, einem Morde die Formen eines Urtheils zu geben. Man muß Chauveau-Lagarde selbst von dieser ruhmreichen und qualvollen Epoche seines Lebens haben reden hören, um sich eine Idee von den Regungen zu machen, die durch seine Seele stürmten. Welche Verzweiflung über seine Unmacht! welcher Schrei, welche Angst, welches Entsetzen, als er zum Ohre in seine Hände kam, die ihm das Gefängniß öffnen sollte, als er die Schwelle der Conciergerie überschritt, und als er, allein mit dem Gefangenwärter in einem dunkelen Korridor, den der schwache Schein einer Lampe kaum erleuchtete, ein dumpfes Geräusch von Schlössern und Riegeln hörte, und als er plötzlich in einer finsternen und feuchten Höhle der Königin von Frankreich gegenüberstand. Sie lehnte sich an ein Gurtbett und trug mit einem langen weißen Kleide angethan, sie hatte keinen anderen Schmuck als ihre nachlässig aufgebundenen Haare. Eine Spanische Wand trennte sie von einem Gendarm, der sie bewachte und sie niemals verließ. Wie schön und majestätisch war sie! und dennoch las man auf diesem so zarten Antlitz unaussprechliche Schmerzen; man erkannte daran, daß sie die Zukunft ihrer Kinder, das Schicksal des Königs und ihr eigenes Schicksal vorausgesehen hatte; man las in ihren Mienen alle Leiden der Gattin, der Wittwe, der Mutter, des Opfers, die unaussprlich die Würde der Königin trübten, ohne sie je gänzlich vertilgen zu können. Es war ohne Zweifel ein erhabenes und herzzerreißendes Schauspiel. Chauveau fühlte sich versucht, vor ihr aufs Knie zu stürzen. Je mehr die Königin gekränkt ward, um so mehr glaubte er, sie durch seine Achtung ehren zu müssen. Aber damals mußte er Alles verbergen, seine Thränen, seine zitternde Stimme, sogar die einfache Aufmerksamkeit, die man einer Frau schuldig ist; sie wäre ein Verbrechen gewesen; denn ein Gendarm war da, der ihn beobachtete.

Die Königin empfing ihren Vertheidiger mit Befangenheit; aber indem sie seine Unruhe bemerkte, ward sie ruhiger, und bald konnte er erkennen, daß er ihr ganzes Vertrauen besaß. Wir wollen hier nicht die einzelnen Umstände dieses großen und schrecklichen Prozesses erwähnen. Chauveau-Lagarde hat selbst die rührendsten Züge in einer kleinen Broschüre bekannt gemacht. Die Sitzung dauerte zwanzig Stunden! Zwanzig Stunden der Mißhandlung! zwanzig Stunden des Kampfes und der Angst! Kaum war die Vertheidigung beendigt, als die Vertheidiger von Gendarmen ergriffen wurden. Die Schreckensregierung war auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht; eine Todesstille herrschte in der Versammlung, und mitten in der Feierlichkeit dieser Stille, die nur durch ihren Richtern gegenüberstand, mit Majestät und ohne eine Miene zu verändern, das Urtheil an, das sie dem Henker überlieferte.

Einige Tage nach diesem Verbrechen, als Chauveau-Lagarde seine Freiheit wieder erhalten hatte, wurde er aufgefordert, die Prinzessin Elisabeth zu vertheidigen. Diesmal verweigerten sich die Schriftsteller noch. Nichtsdestoweniger wurde der Vertheidiger erst den Abend vorher davon benachrichtigt, indem sonst jeder Zuruf zu der Angeklagten war ihm untersagt. Er sprach sie nicht; er sah sie nicht; oder vielmehr, er sah sie nur auf der Bank der Opfer, umringt von Gendarmen, die, gerade vor den Augen der Richter, mit ihren Gewehren ihr eine Barrière bildeten.

In dem Prozesse der Königin hatte man wenigstens äußerlich die Formen einer Instruction beibehalten; aber in dem Prozesse der Elisabeth wurden alle Gerichtsformen unterdrückt. Man war ihm sogar überdrüssig; sie kosteten Zeit und beschützten die Opfer; von jetzt an war das Tribunal nur noch eine Stufe, um von hier auf das Schaffot zu steigen.

Unwillig über die Hindernisse, welche man der Vertheidigung der Angeklagten in den Weg legte, wagte es Chauveau, sich der Dumas zu dem furchtbaren Vorschlage des Revolutions-Tribunals, zu beklagen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als plötzlich der Tiger seine blutigen Augen auf ihn richtete und ihm die kalte Antwort gab: „Die Vertheidiger sind unnütz; die gerichtlichen Formen und das Tribunal selbst sind der Nation unwürdig; um Gerechtigkeit auszuüben, braucht das Volk keine Tribunale und keine Urtheile, sondern nur den Augenblick und die Guillotine!“ Ein furchtbares Wort, welches das ganze Schreckenssystem erklärt. Er wandte sich jetzt nicht mehr von Schuldigen oder Unschuldigen, sondern von zwei bis drei Klassen der Gesellschaft, welche man vertilgen wollte. Wozu konnte damals die Vertheidigung nützen? Man vernichtete nicht Einzelne, sondern ganze Massen; das Revolutions-Tribunal war nicht eingerichtet worden, um Recht zu sprechen, sondern um zu morden.

Von der letzten Lage an begann Chauveau-Lagarde das Verhängniß dieser Menschenschlächterei. Da er keine Gerechtigkeit mehr hoffen konnte, so protestirte er unaufhörlich gegen die dreifache Verletzung der Formen, der Gesetze und der Menschheit. Von nun an wollte er nicht mehr die Opfer, sondern die Opfer Frankreichs retten. Er mußte daher alle seine Vertheidigungsmittel ändern. Und in der That, die Vertheidigung der Prinzessin Elisabeth war nicht das, was die Vertheidigung der Königin gewesen war. Anstatt das Opfer zu rechtfertigen, wagte er es, sie mit allen Tugenden zu schmücken, durch die sie sich auszeichnete. „Ich habe die Anklage-Akten gelesen“, sagte er, „und habe kein Verbrechen darin entdeckt. Die Angeklagte, sagte man, war der Königin ergeben; sie liebte sie; sie ist ihr in ihrem Unglück treu geblieben, wie man es sonst in Glück ist. Sind Freundschaft, Treue, Muth todeswürdige Verbrechen, und soll ich sie wegen ihrer Tugenden rechtfertigen?“ Bei diesen Worten unterbrach, von Zorn hingerissen, Dumas heftig den Redner; er warf ihm vor, daß er es wage, von den vermeintlichen Tugenden der Angeklagten zu sprechen und so die öffentliche Moral zu untergraben. In der That, eine gränzenlose Schicklichkeit! Die Henker wollten nicht, daß das Volk seine Tugenden, als Mord und Todtschlag kennen lernen sollte.

Dieser Umstand war für das Tribunal nicht verloren; es sah darin eine Gelegenheit, auf seine eigene Sicherheit bedacht zu seyn, und die Unterdrückung der Vertheidiger wurde den folgenden Morgen beschlossen. Der Bericht sagt buchstäblich, „daß die Vertheidiger das Tribunal von ihren Schmähungen gegen die Revolution wiederholten liefen, daß sie bezahlt wären, um die Tyrannei wärern, und daß sie die Feinde des Volkes vertheidigten.“

Damals erst hielt sich Chauveau-Lagarde für frei. Da er seine Angeklagten mehr zu vertheidigen hatte, so hielt ihn keine Pflicht in Paris zurück. Er begab sich also in seine Geburtsstadt Chartres, wo er hoffte, vergessen zu werden. Aber kaum hatte er Zeit gehabt, seine Familie zu umarmen, als er von Gendarmen ergriffen und nach Paris zurückgeführt ward. Er sollte Beistand leisten einem drei Tagen vor das Revolutions-Tribunal zu stellen, um dasselbst verurtheilt zu werden, weil es Zeit wäre, daß der Vertheidiger der Bürgerin Capet auch seinen Kopf auf dasselbe Schaffot niederlegte.“

In seinen geheimen Berichten an Robespierre, die Courtois herausgegeben hat, kommt der National-Agent Payen, ehemaliger Geschworener im Revolutions-Ausschuß, mehrmals auf die Nothwendigkeit zurück, jenen Vertheidiger der Königin, diesen Verbrecher der öffentlichen Moral, von dem er, wie er sagt, eine Schmähschrift gegen Marat besitze, aus dem Wege zu räumen.“ Auf den Grund dieser Berichte wurde Chauveau-Lagarde arretirt. In die Conciergerie gebracht, durchschritt er den feuchten und finsteren Korridor, auf welchem sich ihm der Kerker der Königin öffnete; dieselbe Lampe leuchtete an derselben Stelle; sein Herz ward ihm beklommen. In dieser Hölle gab es nur noch eine Hoffnung, den Tod. Was ihm in diesem Augenblick widerfuhr, daran hat er sich nie wieder erinnern können; es war wie das Alpdrücken eines qualvollen Traumes. Man stockte ihn in ein Loch, wo er zwei Leidensgefährten antraf; diese holte man darauf ab, aber sie kamen nicht wieder. Statt ihrer brachte man andere; auch sie holte man ab, und sie

Digitized by Google

tamen nicht wieder. Während vierzig Tagen sah er so dreiundzwanzig Opfer kommen und gehen; es war die Hölle des Polyphem, aus der man nur hinausging, um zu sterben. Die Vorsehung wahrte sichtlich über Chauveau-Lagarde; er wurde vergessen; und damals vergessen werden, hieß gerettet werden. Der Sturz Robespierre's gab ihm die Freiheit wieder.

Mitten unter so vielen Heldenthaten dieser schreckensvollen Zeit ist es schwer, eine vollkommenere Selbstverleugnung, einen würdigeren Muth, eine großmüthigere Hingebung zu finden. Chauveau-Lagarde ist das echte Muster des Advokaten. Im Tage der Gefahr, seine Ausdauer in der Erfüllung seiner Vertheidigungsgeschäfte ist die rührendste Handlung, der kühnste Akt der Französischen Revolution. Dem Tode in einem Augenblicke des Heroismus oder der Verzweiflung trotzen, ist nichts; aber ihm immer trotzen, sich den Henkern gegenüber stellen, sie in ihrer Wildheit, in ihren Entwickelungs-Systeme verwundern, ihnen ein Opfer entreißen, von ihrer Buth Junge seyn und den Grimm der Rache stehen, das wird die ewige Ehre der Pariser Barre bleiben, dadurch wird Chauveau-Lagarde sich die Dankbarkeit der Nachwelt erwerben. „Das Gesetz", sagte er, „macht den Vertheidigern aus der Hingebung und, wenn es seyn muß, aus dem Märtyrerthum eine Pflicht." Dies war die Maxime seines Lebens.

Als Chauveau das Gesängniß verließ, blickte er um sich, er sah nur Ruinen. Die Barre existirte nicht mehr; die Gerichte waren unterdrückt; die Gesetze, die Gewohnheiten, die Gesetzbücher, Alles, was in der Gesellschaft Ungerechtigkeit verhindert, war vernichtet worden. Mitten unter diesen Trümmern fand man eine ungeheure Masse von revolutionairen Gesetzen und Dekreten in wilder Unordnung durch einander geworfen. In diesen Chaos und vor einem Volke, das keine andere Macht, als zerstörende, ist seyt die Witwen, die Waisen, die Ausgewanderten und andere dem Elende und dem Hunger preisgegebene Opfer. Er kämpfte für das Glück, die Ehre, ja selbst für das Leben seiner Klienten. Chauveau besaß alle jene Eigenschaften, welche einen Advokaten groß und berühmt machen, eine schöne Gestalt, ein schönes Organ, Redemuth, Redekunst, eine tiefe Kenntniß des Menschen, eine mit seinen Richtern und seinen Zuhörern sühlende Seele. „Niemals", sagte einer der alter Rechtsgelehrter, „niemals hat ein Mensch besser mit den Geschworenen die Sprache geredet, welche sie zu begreifen wissen, und vor ihnen und durch sie glänzendere und zahlreichere Triumphe davongetragen, als Chauveau-Lagarde." Aber es kam ihm nicht darauf an, Prozesse zu gewinnen; seine Reden drangen viel weiter und tiefer. Sie kentten die Aufmerksamkeit auf die Mißbräuche der Macht, auf die Gewaltthätigkeit der revolutionairen Dekrete, auf die Lücken in der Gesetzgebung, mit einem Worte, auf die Nothwendigkeit, das Gesetz souverain zu machen und die Gerechtigkeit zurückzuführen, das einzige Mittel, den Staat wiederherzustellen. Seine Reclamationen, die lange Zeit unnütz blieben, wurden endlich verstanden; die Kaiserzeit nahm sie auf, und die Vorschläge Chauveau-Lagard's erkennt man in mehr als einem Artikel unserer Gesetzbücher.

In der Kaiserzeit war das Gesetz wieder hergestellt und geachtet. Aber daneben hatte sich der Despotismus den Kriegsrath, die Kommissionen und die Exceptions-Tribunale vorbehalten. Hier fand man Chauveau-Lagarde wieder; hier rettete er das Leben von drei berühmten Klienten, dem Grafen von Bentink, dem General Dupont und dem Oberst Caraman. Der Empfang, den Napoleon ihm that und annahmen; aber der Advokat konnte nicht in das Gesängniß des Gefangenen dringen. — „Warum ist es mir nicht gestattet gewesen, ihn zu vertheidigen!" sagte er mit einem Tages; „ich würde ihn und mit ihm Bonaparte selbst gerettet haben, dessen ganzer Ruhm diesen Blutflecken nicht verdecken kann."

Die Restauration sah den Vertheidiger der Königin auf der Bank der Advokaten. Er war daselbst seit mehr als 13 Jahren vergessen. Einige unklare Verleumdungen, denen die Minister, die die Wahrheit nicht liebten, bereitwillig ihr Ohr liehen, erklären diese Vergessenheit, ohne sie zu rechtfertigen. Die muthigen Minister, Hyde de Neuville und Martignac, die das ihm angethane Unrecht einsahen, beeilten sich, es wieder gut zu machen. Chauveau-Lagarde wurde zum Mitglied der Gallionsehrenlegion ernannt. Der Präsident dieses Hofes, Sége, der Vertheidiger des Königs, war so eben gestorben.

Wie er dies Amt antrat, fühlte er das Bedürfniß, seine Studien zu verdoppeln; er, der erfahrene Mann, der gründliche Rechtsgelehrte, glaubte sich seinen Kollegen nicht gewachsen und machte sich an die Arbeit, wie ein junger Mensch, „blos", wie er sagte, „um würdig zu werden, sie zu hören". Wie ihn überhaupt die Stürme, die mitten unter diesen ernsten Beschäftigungen, welche er mit den Freuden und den Pflichten der Welt so gut zu verbinden wußte; denn bis auf seinen letzten Tag war sein Streben, sein Leben den Unglücklichen nützlich und seinen Freunden angenehm zu machen. Der Optimismus war der vorherrschende Zug seines Charakters. Niemals beklagte er sich über die Ungerechtigkeit, welche nur ihm widerfuhr. Nach einem so gefahrvollen Leben, sagte der edelmüthige Greis, sey er noch so glücklich geworden, als man es in der Welt seyn kann. O, sein Bewußtseyn tänschte ihn nicht. Denn das glücklichste Leben hat der Mensch, der das Unglück am meisten gemindert und seinen Nächsten am meisten geliebt hat. Mit einer solchen Seele sammelt man keine große Reichthümer. Chauveau-Lagarde hinterläßt seiner Witwe und seinen drei Kindern nur seinen Namen. Man sagt, daß die Pairskammer um ein Eine sehr unbedeutende Pension Anspruch machen könne, weil er als Beamter die von Gesetz vorgeschriebene Dienstzeit nicht erfüllt habe. Aber wenn das Gesetz, das immer unbarmher ist, seine der Menschheit erwiesenen Dienste für nichts rechnet, so wollen wir hoffen, daß das Vaterland, welches immer gerecht und edelmüthig ist, sie für etwas rechnen werde. L. Aimé-Martin.

Schweden.

König und Landvolk in Schweden, zur Zeit König Gustav's IV.

Aus „Jugenderinnerungen" (Barndomsminnen).

Seit Menschengedenken hatte sich kein König von Schweden den Bewohnern des südlichen Theiles der Provinz Schonen gezeigt, als plötzlich im September des Jahres 1801 die Nachricht eintraf, König Gustav habe beschlossen, mit mehreren Hof-Kavalieren von Malmö aus nach der Gegend von Falsterbo zu kommen, um einer Hasenjagd beizuwohnen. Nachdem man sich genau danach erkundigt, ob der König auf seinen Reisen ebenfalls auf die Wege fahre, welche von den gewöhnlichen, nicht gekrönten Reisenden befahren werden, verfammelte sich Jung und Alt an den Landstraßen, die er kommen mußte, um doch einmal zu sehen, wie ein König denn so recht eigentlich aussieht. Sehr oft hatten sie in Predigten und bei anderen feierlichen Gelegenheiten Gott und den König zusammen nennen und die Ermahnung an sich ergehen hören, den Geboten und Befehlen Beider mit Ehrfurcht Folge zu leisten; zu wenig hatten sie gehört, jemals die Unterschiede zwischen dem himmlischen und irdischen Machthaber aufzuwischen, als daß sie nun, da die Nachricht von der Durchreise des Königs unvermuthet eintraf, nicht etwas ganz Außerordentliches erwartet haben sollten. Die einfältigsten und wunderlichsten Vermuthungen wurden ausgekrochen, und es klingt unglaublich, aber ist dennoch wahr, daß sich kaum Jemand fand, der sich den König als einen Mann von Fleisch und Bein dachte; man erwartete ein überirdisches Wesen oder doch mindestens einen Menschen mit einem verklärten Leib. Man dachte sich sein Haupt umgeben von einer Glorie, und denjenigen, die den König in Malmö gesehen und das Gegentheil verlernten, schenkte man nicht den geringsten Glauben. Schon mit Sonnenaufgang versammelte sich eine Menge Wagen an der Chaussee, da man erfahren hatte, daß der König in Dammen Frühstücken werde. Dasselbe traf offen Dänen, eine große Neuigkeit, und man war äußerst verwundert darüber. Als die Thurmuhr die siebente Stunde, die gewöhnliche Frühstückszeit der Landleute, verkündete, hatte sich die Neugierde bis auf den höchsten Grad gesteigert, und man sah der Ankunft des Königs mit einer Art von Beben entgegen.

Unterdessen stand vor dem Pfarrhause zu Falsterbo der blau angestrichene Holsteiner Wagen, auf welchem Hans Persson, der getreue Knecht des Pfarrers, in seinem reingebürsteten blauen Sonntagsrock seinen Herrn erwartete. Auf dem in Federn hängenden Sitz, der auf der rechten Seite, wo der Pfarrer gewöhnlich saß, etwas tiefer hing, lag ein mit rothblumigem Kattun überzogenes und mit Federn weich aufgestopftes Kissen. Es währte auch nicht lange, so kam der Pfarrer, ebenfalls in seinem besten Rock, setzte sich an Hans Persson's rechte Seite und wies mit einem Platz im Stroh zu seinen Füßen an. Durch jenes wohlbekannte Schnalzen mit der Zunge, — die Peitsche steckte nur als ein Zierrath unter dem linken Arm, — wurden die Pferde in Bewegung gesetzt, und nun ging es fort nach Dammar, um den König zu sehen. Mein Herz hüpfte vor Freuden, und kaufend wunderliche Vorstellungen durchkreuzten sich in meinem Kopfe.

„Kann der König fliegen?" war meine erste Frage; diese wurde jedoch mit einem für mich so höchst verletzenden Gelächter beantwortet, daß ich mich alles ferneren Fragens enthielt, obschon der Pfarrer mich auf den Kopf klopfte und sagte: „Nein, mein Sohn; er liebt mehr an der Erde als Du."

Der Wagen rollte eine gute Weile unter Stillschweigen dahin, während welcher der Pfarrer wahrscheinlich seine Andere überdachte, die Hans Persson, der indeß darüber nachgegrübelt, wie man wohl die Anwesenheit des Königs zum Vortheil für den Pfarrhof benutzen könne, zu seinem Herrn äußerte, er — Hans — würde sich sehr wundern, wenn der Herr Pfarrer bei dieser schönen Gelegenheit den König nicht ersuchte, den versammelten Gemeinde-Mitgliedern die getreue Ableistung ihrer Hofdienste für die Pfarre gelobte und Herz zu legen. Der Pfarrer meinte dazu ganz kurz, das gehe nicht an, und verfant in sein früheres Schweigen, bei welchem er verharrte, bis wir zu der auf den König wartenden Menge von Landleuten kamen, die uns umringten und den Pfarrer fragten, wie sie sich bei der Ankunft des Königs zu benehmen hätten. Der Pfarrer antwortete kurz, sie sollten die Geschäfte ihnen und sagen: „Gott beschütze den König!" Aber der Landrath hatte ihnen durch den Gerichtsdiener sagen lassen, sie sollten „Hurrah!" rufen, ein Wort, welches sie früher nie gehört hatten und womit der Süd-Schonenschr Landmann sich nicht befassen wollte.

Nach vielem Hin- und Herreden blieben die Meinungen dennoch getheilt zwischen dem alten, bedeutungsvollen „Gott beschütze den König" und dem äußerst neumodischen, bedeutungslosen „Hurrah" (dessen Einführung beim Schwedischen Volk sehr viel Schwierigkeiten gemacht hat), und die Parteien stellten sich gesondert von einander auf.

Mit Vergnügen sprang ich aus dem Wagen, um mich den

Digitized by Google

Knaben zugesellen, die auf Bäume und Dächer geklettert waren. Endlich kam ein Wagen, ein ungewöhnlich hoher, langer und auffallend angestrichener Kasten mit vier Rädern, in welchem zwei von Silberflicrei glänzende Herren mit großen dreieckigen Hüten saßen. Was man in diesem ungeheuren Kasten verbarg, wußte Niemand mit Bestimmtheit anzugeben. Vielleicht ist es der König, der incognito reist, dachten einige der Einfältigern. Schnell wurden alle Köpfe entblößt, als der Wagen herankam. Da rief indeß ein kleiner Zuschauer, der hinter großeren stand und, trotzdem er sich nach Kräften reckte, nichts zu sehen bekam: „War das der König!“ und — „Nein, das war nicht der König, Ihr Dundejungen“, antwortete eine rauhe Stimme aus dem Wagen; — „wenn der König kommt, werdet Ihr Maul und Nase aufsperren!“ — Gleich darauf erhuben wir, daß es der Koch des Königs mit dem Küchenwagen sein müsse. Da aber zufällig der Küfer der Gemeinde Koch hieß und kein Bauer den geringsten Begriff davon hatte, was Koch wohl sonst noch bedeute, lief bald das Gerücht umher, der Küfer des Königs sey bereits angelangt und habe gestinkt wie ein Heide.

Lange mußte man sich mit dieser Ankunft begnügen. Die Nachricht davon hatte sich bald bis in die benachbarten Dörfer verbreitet, und diejenigen, welche Geschäfte daselbst ihr Haus nicht verlassen konnt, beklagten ihr Geschick, daß ihnen nicht vergönnt gewesen, den Küfer des Königs singen zu hören; denn sie glaubten, er müsse vor und nach den Mahlzeiten Gustav's einen Psalm anstimmen, wie dies bei den Zusammenkünften und Mahlzeiten ihrer Gilden üblich. Besser unterrichtet waren jedoch bald diejenigen, welche dem Koch in der Küche zur Hand gingen, wo die Töchter des Dorfes mit einander um die Ehre stritten, dem mit Silber bedeckten „vornehmen Herrn“ zu helfen. Mehrere von den hübscheren, die er ihn und wieder mit piumpen Liebkosungen begnadigte, fühlten sich von einer gewissen Eitelkeit erfaßt, die ihnen bisher gänzlich unbekannt geblieben; die häßlicheren Mädchen aber, die der Koch nicht eben anzugreifen, bemerkten dagegen mit um so größerem Verdruß, wie der Koch ganze Pfunde Butter und Zucker ward, um schnell einen großeren Hitzgrad zu erzielen, und wie übel er überhaupt mit den „lieben Gottesgaben“ umging.

Unterdeß brannte man an der Landstraße vor Begierde, den König zu sehen, und man fing aus langer Weile wieder an, das Thema zu besprechen, wie man sich bei der Ankunft desselben zu benehmen habe. Der Schulmeister hatte die Schuljugend um sich versammelt, den Weg zu beiden Seiten mit Sonnenblumen und andern zarten Kindern der Flora geschmückt, und beabsichtigte, beim Herannahen des Königs ein Hosianna anzustimmen. Ein Hülfsgeistlicher, der zu einer Pfarre vorgeschlagen war, hatte sein weites priesterliches Gewand angelegt, das im Winde unruhig flatterte, und einen großen Stein am Wege erstiegen, von welchem aus er dem vorüberfahrenden Könige sein Hurrah, sondern ein „Gott segne den König!“ zurufen wollte. Selbst der Pfarrer, dieser ehrwürdige und liebenswürdige Greis, hatte seine gewöhnliche Ruhe verloren und überlas mit verletztem Athem seine Rede, während das Blut in den Adern ihm bald stockte, bald wie ein Gebirgsstrom dahinrauschte und er eigentlich noch nicht mit sich einig war, ob er die Rede überhaupt halten solle oder nicht. Alle Gartenzäune, alle Bäume waren voller Menschen, die Blicke ausmerksam der Stelle zugekehrt, von welcher her man den Monarchen erwartete. „Da kommt der König!“ riefen einige Knaben auf dem Dache in meiner Nähe. Eine große Bewegung entstand unter den Zuschauern, — alle Blicke hefteten sich auf eine Staubwolke, die vom Wege emporstieg; bald aber sprengte auf einem schäumenden Pferde der Gerichtsdiener, den wir im Genick, auf die Straße auf seinem Stein nicht mehr als „Gott — —“ herausbrüngen vermochten, bevor der Wagen aus dem Bereich der Stimme war. Verdrießlich trock der Hülfsgeistliche von seinem erhöhten Platz herunter und stieß im ersten Unmuth ein sehr hörbares — „Zum Teufel!“ — aus; dann aber seufzte er und schöpfte einigemal tief Athem, was er seit drei Stunden nicht vermochte; da ihm die Erwartung und die Furcht, seine schwierige Rolle vor dem Könige nicht gut zu spielen, schwer auf dem Herzen gelegen hatte. Während der Zeit war der Schulmeister, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen erholt, eifrigst damit beschäftigt, alle um ihn versammelte Knaben, die er mit seinen langen Armen und dürren Händen zu erreichen vermochte, mit Ohrfeigen zu versorgen, denn er behauptete, der Chor sey nicht schrill genug auf das von ihm mit dem Hut gegebene Zeichen eingefallen. Für die Schlußjugend waren die bedeutungsvollen Bewegungen ihres Lehrers das Zeichen zur allgemeinsten Flucht, — der Pfarrer steckte seine Rede in die Brusttasche, — die Täuschung war allgemein. So erging es der Anti-Hurrah-Partei.

Unterdeß war der Königliche Wagen weiter gerollt und zu der von der unsrigen einen entfernten Stelle gelangt, wo sich der Feldhäter, ein sehr höflicher und dem Zorschritte ergebener Mann, mit der Hurrah-Partei befand. Alle hatten gelobt, sich nach seiner Anweisung zu benehmen. Als daher der Wagen vorüberfuhr, riefen sie Hurrah und vermeigten sich dazu bis auf die Erde, welches jedoch nichts Anderes zur Folge hatte, als einen leichten Schmerz im Rückgrad, und daß während der tiefen Verbeugung der Wagen vorüberrolle, ohne auch nur Einem von der ganzen Hurrah-Partei die ersehnte Gelegenheit zu gönnen, den König zu sehen.

Die Hunde im Dorfe hatten ganz so gebellt, wie man es bei der Durchfahrt gewöhnlicher Reisenden von ihnen gewohnt ist.

Auf diese Weise vermochte denn keiner von den vielen versammelten Zuschauern genau anzugeben, welcher von den angekommenen Herren der König gewesen; nur so viel war entschieden, daß keiner von Allen den Begriffen entsprochen, die man sich von einem König gemacht hatte. Der, welcher unter den Bauern noch den meisten Effekt gemacht, war des Königs Leibkutscher. Dieser schwang seine lange Peitsche mit der vollkommensten Unbekümmernis darüber, ob sie Pferde oder Menschen traf, welches hinlänglich bewies, daß er ein deutliches Bewußtseyn von seinem hohen Beruf hatte, der Leibkutscher eines großen Königs und der Stellvertreter aller Postsyerde im Lande zu seyn.

Der Wagen hielt endlich vor dem schönsten Gehöfte im großen Dorfe an, und der König stieg aus und ging, begrüßt von dem aus „Hurrah“ und „Gott bedüte den König“ gemischten Jubel zwischen den Zuschauern hindurch ins Haus hinein. Im Vorübergehen klopfte der Landvogt einem der eifrig Hurrah rufenden Knaben auf die Schulter und sagte: „Bravo, mein Sohn, Du machst es besser als die Maulaffen dort oben, Deine Schulkameraden!“ — welches Kompliment dieser mit einer tiefen Verbeugung, innerem Wohlbehagen und der sicheren Hoffnung auf ein gutes Weihnachtsgeschenk fürs nächstemal hinnahm. Der König setzte sich mit seinem Gefolge unmittelbar zu Tische, und die Mahlzeit wurde begonnen, ohne daß die Bauern weiter von Etikette beobachtet, noch weniger beim Essen gestört worden. „Der am oberen Ende der Tafel ist der König“, flüsterten jetzt die Zuschauer unter einander, die sich an den Fenstern in und außer dem Hause zusammengedrängt hatten, von welchen man, wenn auch nur in günstigen Momenten, einen Blick ins Speisezimmer werfen konnte. Mit der höchsten Verwunderung bemerkte man, wie der König, ganz wie ein gewöhnlicher Mensch, einen Bissen nach dem anderen in den Mund steckte, laute und hinunterschluckte.

Gegen Abend kehrte Gustad IV. nach Malmö zurück, nachdem er die Begriffe seiner Unterthanen von einem König berichtigt hatte.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte des Französisch gewordenen Elsasses. Es ist seit einiger Zeit viel davon die Rede, daß eine Geschichte der Französischen Eroberungen in Deutschland, zu Nutz und Frommen der Gegenwart, geschrieben werden soll, und von einem Gelehrten in Stuttgart ist sogar bereits ein Buch dieser Art angekündigt worden. Ein solches Werk, wenn es nicht eine bloße Kompilation von Erzählungen seyn soll, wie sie in allen Geschichtsbüchern der drei letzten Jahrhunderte vorkommen, ohne eben die Erscheinungen genügender zu erklären, als es die Thatsachen an und für sich thun, ist jedoch nicht die Aufgabe einer kurzen Schilderung. Die wichtigsten Friedensschlüsse des mittleren Europa's, vom Westphälischen bis zum zweiten Pariser, haben stets noch die Gränzverhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich zum Gegenstande gehabt. Es käme also darauf an, der Französischen Diplomatie von Richelieu zum Mazarin bis zu Napoleon und Talleyrand auf allen ihren offenen und Schleichwegen zu folgen und nicht bloß die Perkdie auf der einen, sondern auch den jammervollen Zustand auf der anderen Seite zu kennen, in Folge deren das von ungleich kräftigeren und einigeren Völkerstämmen bewohnte Deutschland so bei allen seinen Friedensschlüssen, mit Ausnahme der letzten, von Frankreich überlistet und gedemüthigt werden konnte. Französische und Deutsche Archive bieten in dieser Beziehung einen Schatz von Dokumenten dar, der zum Theil noch unbenützt ist. Einen Anfang mit Ausbeutung derselben machte im vorigen Jahre Herr von Rommel, der in Paris, wie wir in vielen Blättern gelesen, die Archive des Ministeriums des Auswärtigen Ludwig XIV. und dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel herausgab, die zur Genüge darthun, wie schon vor der Zeit Richelieu's das Bestreben Frankreichs immer dahin ging, die Deutschen Fürsten unter einander entzweit zu halten. Eine andere sehr wichtige Publication dieser Art sind die vor kurzem von Herrn von Hussel herausgegebenen Aktenstücke zur Geschichte des Elsasses während der Regierung Ludwig's XIV.*) Wir erhalten in dieser Schrift manche neue Aufschlüsse über das Verfahren der berüchtigten Reunions-Kammern, so wie über den Handstreich, durch welchen im Jahre 1681 Straßburg in die Gewalt der Franzosen kam. Wir erfahren, welche Mühe und besonders welchen Geldaufwand es gekostet, um die Elsasser, die in den ersten funfzig Jahren von dem Gedanken, daß sie Deutsche seyen, sich nicht trennen konnten, mit ihrer neuen Nationalität nur einigermaßen zu befreunden. Ganz besonders aber ist darans zu ersehen, welche Kunstgriffe angewandt wurden, um den Wortlaut des Westphälischen Friedens-Traktates nach den nuumschränkten politischen so wie nach den sehr beschränkten religiösen Ansichten Ludwig's XIV. zu deuteln und zu verkehren. Wir denken über diese interessante Schrift in kurzem noch Einiges mitzutheilen.

*) Nr. 93 der Magazins v. J. 1840.

**) Documents inédits concernant l'histoire de France, et particulièrement l'Alsace et son gouvernement pendant le règne de Louis XIV., tirés des manuscrits de la Bibliothèque du Roi, des archives de royaume et autres depots. — Paris, 1840.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2¼ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlbbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Dienstag den 13. April 1841.

China.

Sechs Monate bei der Expedition gegen China.

Von Lord Jocelyn.*)

Lord Jocelyn begleitete den Theil der Chinesischen Expedition, der von Kalkutta abgelegte, und fungirte als Kriegs-Secretair bis zur Ankunft des Chefs, durch den er in seinem Amte bestätigt wurde. Er wohnte der Einnahme von Tschusan bei und begleitete die Flotte auf ihrer diplomatischen Mission nach Norden. Von den Ufern des Pei-ho zurückgekehrt, ließ man ihn, da seine Gesundheit gelitten hatte, mit den Depeschen nach England abgehen, und Lord Jocelyn vertrieb sich die Langeweile der Fahrt durch Niederschreibung seiner Erlebnisse während der Expedition.

Der Verfasser betheuert in der Vorrede, daß das Britische Gouvernement an seinen Notizen keinen Theil habe, und wir glauben ihm dies unbedenklich; denn seine schlichte und schmucklose (obwohl in Beschreibungen etwas nachlässige und verworrene) Erzählung stellt den Opium-Krieg noch viel gehässiger dar, als er bis jetzt erschienen, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß das Gouvernement so gegen sein eigenes Interesse schreiben sollte.

Lord Jocelyn hat wenig von China gesehen, und doch waren ihm zur Auffassung des Charakters der Chinesen die Umstände sehr günstig, da er sie in Roth, in Gefahren und in ungewohnten Verhältnissen beobachten konnte. Sein Bericht ist für die so oft und bitter gerühmte Nation in jeder Hinsicht vortheilhaft. Die Chinesischen Offiziere in Tschusan entschlossen sich, obwohl sie das Verzweifelte ihrer Lage einsahen, zum Widerstande, da er nun einmal pflichtmäßig war; und sie thaten dies mit einer Hingebung, wie sie nur jemals die Entschlossenheit Europäischer Soldaten charakterisirt hat. Die Befehlshaber und mit weniger Ausnahme das ganze Volk wußten den offiziellen Charakter der zur Expedition gehörenden Individuen von ihrem Privat-Charakter sehr wohl zu unterscheiden. Obschon der Englische Angriff ihnen als eine Art Freibeuterei erscheinen mußte, behandelten sie doch solche Engländer, die ihnen in die Hände fielen, eben so menschlich, wie Europäische Nationen ihre Gefangenen behandeln; und im Ganzen zeigten sie nichts von jener wilden barbarischen Feindseligkeit, die selbst unserem hochgestimmten Beitheil bisweilen anklebt. Der Hausrath, die Kleidung, die häusliche Oekonomie und die bürgerlichen Einrichtungen der Chinesen von Tschusan gaben den Kritikern Offizieren einen weit höheren Begriff von der Chinesischen Civilisation, als sie bis dahin gehabt. Wir heben nur Eine Thatsache hervor, welche die sorgfältige Bedrückung des Schul-Unterrichts in diesem Reiche beweist: Als die Expedition der Insel Tschusan sich näherte, kamen einige arme Fischer an Bord; da aber das provinziale Patois den Dolmetschern unverständlich war, so bediente man sich der Schrift zur gegenseitigen Verständigung.

Es waren nur zwei verunglückte Kriegs-Pläne gegen China denkbar, die aber beide nicht gelingt oder nicht ausgeführt wurden. Die Expedition konnte Canton angreifen, als den Ort, von welchem die Beleidigung ausging, oder die Kaiserliche Residenz, vor deren Mauern der Krieg am schnellsten beendigt worden wäre. Statt dieser Alternative gaben die Behörden das unschuldige und in gewissem Sinne unheilvolle Tschusan zum Angriffspunkte. Die Besitznahme dieser Insel ist einigermaßen mit der Französischen Besitznahme von Algier zu vergleichen; denn Krankheiten haben dort den Engländern schon mehr Leute geraubt, als der Krieg den Chinesen. Dennoch ist die Niederlage, die den Chinesen beigebracht wurde, das Empfindlichste von Allem; denn sie war vergeblich und nutzlos — sie verscheuchte den Engländern keine Vortheile und führte zu keinem Ergebniß. Wir theilen nun einige Bruchstücke aus Lord Jocelyn's Erzählung mit.

Erste Begegnung mit den Chinesischen Behörden.

„Am Nachmittag des 4. Juli begleitete ich Capitain Elsecker, den Commandeur des Schiffes „Wellesley", an Bord der Chinesischen Admirals-Dschunke, die wir an ihren zahlreichen Fähnchen und an den drei auf ihren Stern gemalten Tigerköpfen erkannten. Unserer Ordre gemäß sollten wir Stadt und Insel auffordern, sich binnen sechs Stunden zu ergeben."

„Als wir bei der Admirals-Dschonke anlegten, schob man die Kanonen des Schiff-Ganges heraus. Aber noch ehe der Feind irgend Anstalten zum Widerstand getroffen hatte (wenn er diesen bezweckte), sprangen wir mit unserem Dolmetsch an Bord, und gleich zunringten uns ganze Scharren der Mannschaft. Auch von der Küste kamen Viele herbeigerudert, sobald man uns von der Stadt aus erblickt hatte."

„Der ganze Haufe gab übrigens kein Zeichen von Feindseligkeit; sie sagten uns, der Admiral befinde sich mit den übrigen höheren Beamten des Distrikts am Ufer, und man habe ihm schon unsere Ankunft melden lassen. Es wurde uns Thee gereicht, aber kein solcher, wie Englische Damen ihn genießen würden, denn die Chinesen trinken ihn immer (!) so schwach, daß das Wasser kaum gefärbt wird; und die Blätter der Staude bilden einen nothwendigen (!) Bestandtheil des ekelhaften Getränkes.*) Eine halbe Stunde nach unserer Ankunft erschien der Tschung-ping nebst Gefolge an Bord; er war ein alter Mann, mit Opium-Spuren im Gesichte, und seine Mütze zierte ein rother Knopf. Die Mützenknöpfe der übrigen Offiziere waren blau oder weiß, je nach ihren verschiedenen Graden."

Die Aufforderung. „Wir öffneten das Papier, das unsere Aufforderung an die Bewohner enthielt, und verlasen es vor allen Versammelten. Die tiefen Seufzer und der immer stärkere Andrang des Volkes überzeugten uns, daß wir unter Feinden waren; und seit jenem Augenblick habe ich das in Ostindien ausgesprengte Gerücht, als hätten China's Eingeborne ihre Tatarischen Beherrscher, für völlig grundlos gehalten." **)

„Unsere Aufforderung besagte, wir wollten ihnen kein Leides anthun; wir seyen nur gekommen, um mit ihren Beherrschern wegen ihrer Ungerechtigkeiten Krieg zu führen. Diese Ungerechtigkeiten schienen sie wohl einzusehen; aber ihre zusammengekrümmten Hände und angstvollen Gesichter bewiesen uns, wie sklavisch wir angenommen hatten, daß wir zu einem Volke gekommen seyen, welches nur eine fremde Armee erwartet, um ein verhaßtes und tyrannisches Joch abzuschütteln."

„Nach kurzem Hin- und Herreden kamen sie überein, uns auf das Flaggen-Schiff zu begleiten. Wir erboten uns, am Bord ihrer Dschonke als Geiseln zu bleiben; allein sie wiesen dieses Anerbieten zurück und drangen in uns so lange und freundlich, daß wir ihr Boot mit ihnen besteigen möchten, bis wir nachgaben."

„Auf unserem Admiralsschiffe wiederholte man ihnen Alles, was sie schon wußten, und erklärte ihnen den Zweck dieser feindlichen Demonstration. Sie beschwerten sich darüber, daß sie für Unbilden, die wir in Canton erlitten hatten, verantwortlich seyn sollten, und setzten ganz vernünftig hinzu: „Gegen Jene (die Beherrscher in Canton) sollte Ihr Krieg führen, und nicht gegen uns, die wir Euch nie ein Leid angethan. Wir sehen Eure Macht und wissen, daß unser Widerstand eine Tollheit seyn wird; allein es liegt und ob, unsere Schuldigkeit zu thun, sollten wir auch dabei das Leben einbüßen."

„Sir Gordon Bremer ersuchte sie, doch zu mit sich selbst zu Rathe zu gehen, ehe sie Etwas versuchten, was nach ihrem eigenen Geständnisse keine Bürgschaft des Gelingens in sich trüge. Sie versprachen dies, und er gestattete ihnen Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen. Ihre letzten Worte, ehe sie das Boot verließen, waren: „Wenn Ihr vor Sonnenaufgang nichts von uns hört, so mögen die Folgen davon über unsere Häupter kommen."

„So lange die Chinesischen Offiziere sich am Bord befanden, äußerten sie über nichts auf dem Schiffe Verwunderung, einen Einzigen ausgenommen, dessen tragisches Schicksal der Leser bald erfahren wird. Auch wollten sie während der Konferenz keine andere Erfrischungen annehmen, als einige Schluck süßen Weins, mit dem sie wohlbekannt zu seyn schienen."

Der Angriff auf Tschusan. „Als der Tag graute, wurden auf dem Hügel vor der Stadt einige Kanonen montirt, und man sah die Chinesischen Offiziere geschäftig ab- und zugehen. Bald nachher nahmen sie ihre Stellungen bei den Truppen ein; besonders erkenn-

*) Die Bemerkung, daß man den Thee in China immer schwach trinke, ist sehr paradox, indem alle übrige Europäer, die in China Thee geschlürft, das gerade Gegentheil versichern; und man möchte beinahe argwöhnen, daß wenigstens die Bemerkung mit schlechtem Thee ein Zeichen von Zeitabkürzung gewesen sey. Was übrigens die ausgekochten Blätter betrifft, so steht es Jedem frei, ob er sie verschlucken will oder nicht.

**) Diese Behauptung ist selber beinahe grundlos, denn sie basirt sich nur auf die Gesinnung der Bewohner eines Eilands, das, im Vergleiche mit der ganzen Monarchie, ein verschwindender Punkt ist. Und wenn diese armen Insulaner, die so gut als nichts von den Europäern wußten, nicht zu Gunsten derselben, da sie aus dem gewohnten Regen in eine ungewohnte Traufe kommen würden?

*) Six Months with the Chinese Expedition etc. London, 1841.

Digitized by Google

dar war die kleine Besatzung des Martello-Thurms. Die Kriegs-Dschonken stellten sich ebenfalls in Schlacht-Linie."

„Die Britischen Fahrzeuge kehren ihre breiten Backbord-Seiten der Stadt zu, von der sie 200 Yards entfernt lagen. Sie bestanden aus dem „Wellesley", der 74 Kanonen führte; dem „Conway" und „Alligator", mit 28; dem „Cruizer" und der „Algerine", mit 18 Kanonen, und zehn Kanonen-Brigs. Um acht Uhr gab man das Signal zur Vorbereitung des Kampfes; doch ließ der Befehlshaber den Chinesen immer noch Zeit zur gedoppelten Reue; und erst um zwei Uhr traten die Truppen aus den Transportschiffen in die Boote und stellten sich in zwei Linien hinter den Kriegsschiffen auf, um unter dem Schutze des Feuers zu landen. Schlag halb drei Uhr feuerte der „Wellesley" eine Kanone gegen den Dschonken-Thurm; dieses Herausforderungs-Schuß begegneten die Chinesen mit einer Kanonade aus den Kanonen der ganzen Dschonken-Reihe und auf Damm und Anhöhe. Jetzt begann ein allgemeines Feuern von unserer Seite, in dessen Intervallen man das Krachen einstürzender Häuser vom Ufer her vernahm. Wir beschossen die Dschonken und die Militair-Posten an der Küste neun Minuten lang; aber selbst als wir schon aufhörten, schicken und die unbeständigen Dschonken noch Schüsse zu."

„Der Rauch zertheilte sich, wir sahen einen Trümmerhaufen vor uns. An dem noch vor wenigen Stunden lebhaften Orte waren nur einige Verwundete zurückgeblieben, dagegen sah man einzelne Häuflein, die nach allen Richtungen flohen. Einige Personen schleppten die Verwundeten aus den Dschonken in die Stadt; auch unser Freund, der Tschung-ping, dem ein Kornschuß das eine Bein weggerissen hatte, wurde von zweien seinen Gefährten dahin getragen. Man transportirte ihn nach der gegenüberliegenden Stadt Ning-po, wo er für seine tapfere, obwohl fruchtlose Vertheidigung des Platzes mit Ehren überhäuft wurde, aber schon nach wenigen Tagen seinen Geist aufgab."

„Wir landeten an einem verödeten Strande; ein paar Leichname, Bogen und Pfeile, zerbrochene Speere und Kanonen waren allein zurückgeblieben."

„Die aus den Bösen gesammelte Mannschaft stellte sich auf dem Damme in Schlachtordnung, und das 18te Regiment marschirte die Stufen hinan, welche nach dem Tempel auf der Anhöhe führen. Von dem Gipfel aus erblickten wir die innere Stadt, die uns der Hügel bis dahin verdeckt hatte; sie liegt in einem Hohlgrunde und nahm sich von diesem Standpunkt sehr malerisch aus. Auf den Mauern wehten die Fahnen der Chinesischen Garnison, die mit Gong's und Tomtom's das Zeichen zum Angriff gab. Es begann nun ein Feuern aus schlechtem Mauer-Geschütz, das gar nicht gerichtet werden konnte, und mit einer schlechten Sorte Pulver; — unsere Leute blieben ganz unverletzt."

„Zwei Stunden, nachdem wir die Stiffe verlassen hatten, marten vier Kanonen von der Artillerie von Madras aufgepflanzt und warfen einige Sprengkugeln in die Stadt. Man stellte Vorposten aus, und die Chinesen schossen von der Mauer auf die Rekognoszirenden, wo sie ihrer nur ansichtig wurden. Der Abend brach unterdeß herein: die kommandirenden Offiziere mußten ein Obdach suchen, da der Brigadier Burrell die Stadt nicht früher als am nächsten Morgen angreifen wollte. Bis Abends zehn Uhr unterbrachen die Chinesen ein Plankler-Feuer, unter dessen Schutze sie, wie sich nachmals ergab, die Stadt verließen. Noch an demselben Abend wurden der Bürgermeister und einige seiner Subalternen durch unsere Sprengkugeln getödtet; der Gouverneur aber soll sich in einem Teiche ersäuft haben, da die Bewohner ihn der Feigheit bezüchtigten."

(Schluß folgt.)

Italien.

Die Sette Communi.

(Schluß.)

Der Weg, den wir jetzt einschlugen, setzte uns anderen Gefahren aus. In Schlangenwindungen führte er durch die ausgehöhlten Felsen, die über unseren Häuptern zusammenragten und leitete uns auf ausgehöhlten Felsstücken vom Rande eines Abgrunds zum anderen. Fast zwei Drittheile dieses halsbrechenden Pfades hatten wir zurückgelegt, als unsere Führer die Fackeln wieder entzündeten. Wir traten in eine andere Grotte, die mit schwacher Lichtschimmer erhellte und die sich senkrecht in den Berg hineinbohrte. Der Weg stieg immer nieder, nieder, als ob er zu den Antipoden führe. Bald kamen wir in die letzte unterirdische Caverne und in einen Hohlweg, der zwischen ungeheuren Felswänden hindurchführte. Aus diesem traten wir in eine der merkwürdigsten Gegenden. Auf allen Seiten erhoben sich Kalkstein-Pyramiden, die von Basalt-Schichten durchbrochen waren. Auf ihren Abhängen sah man bald ein Stück Wald, bald eine Wohnung mit einem kleinen Gersten- oder Kartoffelfelde, bald eine magere Weide. Die Pyramiden stießen mit ihren Basen zusammen.

In der Nähe von Anfiago, der Hauptstadt des Ländchens, treten die Berge etwas aus einander und sind theilweise mit schönen Fichtenwäldern bedeckt. Dieser Theil des Landchens, welcher die untere Gegend heißt, liegt 2 — 3000 Fuß über dem Wasserspiegel des Mittelländischen Meeres. Hier wachsen die Cerealien, Roggen, Gerste und etwas Weizen. Die bebauten Thäler bedecken für ungefähr zwei Monate den Bedarf des Landes, der übrige Theil kaum auf vier Monate. Die Bevölkerung beläuft sich auf 30,000 Seelen, mit Inbegriff der Bewohner der dreizehn Dörfer, genannt die Trebeci, welche von denselben Bergen umschlossen werden und dieselben Freiheiten haben, obgleich sie einem besonderen Bunde bilden. Die Ausdehnung des kleinen Staates beträgt 12 geographische Quadratmeilen.

Schlägt man die Ausgabe jedes Bewohners auf 300 Fr. jährlich an, so erhält man eine Summe von 9 Millionen. Aber die jährliche Einnahme der Sette Communi beträgt höchstens 8 Millionen. Es ergiebt sich also ein Defizit von einer Million, welches die Betriebsamkeit der Bewohner decken muß. Da sie die meisten Gegenstände des Verbrauchs aus dem Auslande beziehen, so geht der größte Theil der Kapitalien auch dorthin. Glücklich sind noch diejenigen, die im Winter von dem Gelde leben können, das sie im Sommer verdient haben. Diese sind die Aristokraten der kleinen Republik. Viele arme Hirten leben in der Winterzeit nur von schlechtem Gerstenbrode oder von Schaf- und Ziegenkäse. Oft, wenn der Winter lange anhält, sind sie sogar gezwungen, sich ganze Wochen lang nur von Mehl zu ernähren, das an den Felsen wächst und dessen sie in Masse ansichtig werden. Der Kartoffelbau, welchen dieses Jahrhundert hier einheimisch ist, hat allerdings wohlthätige Folgen gehabt; aber wenn dieselben sich in größerem Umfange bewähren sollten, müßte die Kartoffel an den Felsabhängen fortkommen, da das Felsenland sich zum kulturfähigen Lande wie 6 zu 1 verhält.

Die außerordentliche Armuth des Ländchens hat vielleicht nächst seiner natürlichen Lage am meisten zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit beigetragen. Die Waffen-Ueberschwemmungen wie die Waffen-Ueberschwemmungen verschonen die hochgelegenen Oerter. Die Eroberer lassen denselben lieber ihre Freiheit, als daß sie von der natürlichen Straße abgehen. Welche Vortheile hätten aber auch wohl diese armen Gebirgsbewohner ihren Herren bringen sollen? Die Lombardischen, Deutschen oder Venetianischen Eroberer hätten in diesen Felsklüften nur Armuth gefunden, die Freiheit aber gerettet. Auch nahmen sie kaum deren eigennützige Unterwerfung an. Nur dem schrecklichen Exzelino von Romano kam einst die Laune an, ihnen sein Joch aufzulegen. Im Jahre 1240 eroberte er die Gebirge im Namen des Kaisers. Seine Herrschaft war aber nicht von langer Dauer; sein Tod befreite die Sette Communi, welche sich von nun an nach Belieben umkehrte, um keinem Herrn zu gehorchen. In solchen wählten sie gewöhnlich die Macht, welche das Uebergewicht in Ober-Italien hatte; so die Bischöfe von Padua, die Herren von Verona, dann wieder die Mailändischen Visconti's.

Als die Republik Venedig in den Provinzen zwischen dem Po, der Adda und den Alpen die Scaliger's und Visconti's verdrängte, da schlossen sich die Sette Communi ganz an. Venedig erklärte sich in ihren Freibriefen, hielt ihre alten Freiheiten aufrecht und bewilligte ihnen sogar neue. Als endlich Venedig in den Staub sank und Frankreich und Oesterreich sich um den Besitz Ober-Italiens stritten, erhielt sich die kleine Republik nichtsdestoweniger. Ihre Deputirten brachten zuerst das Anspruch, dann aus Wien die Bestätigung ihrer alten Freiheiten zurück.

Die Einrichtungen dieses Ländchens waren ihrem Prinzip nach die liberalsten, die sich nur denken lassen. Es besaß die reinste republikanische Verfassung. Jeder Bürger hatte Antheil an der Regierung, da jedes männliche Individuum Wähler und wählbar war. In jedem der sieben Bezirke ernannten die Bürger zwei Repräsentanten, welche den Regierungsrath oder die Regierschaft bildeten. Diese wurde jährlich erneuert; sie theilte die vollziehende Gewalt mit den Municipalitäten der einzelnen Bezirke, welche sich die Verwaltung der Lokal-Einkünfte vorbehielten. Oesterreich hat diese Regierungsformen theilweise bestehen lassen. Auch ist den Gemeinden die Leitung der Auflagen, die Wahl und die Unterhaltung der Polizei-Wache, genannt i fazioni del quieto vivere, so wie die Ernennung der Pfarrer in geheimer Abstimmung verblieben. Wenn die Bürger der Sette Communi einige ihrer Freiheiten gezwungen haben, so macht dies ihrer Einsicht alle Ehre. Sogar sie selbst haben sich von der Nothwendigkeit der einzelnen Gesetze, welche sich die Verwaltung der Lokal-Einkünfte vorbehielten. Oesterreich hat diese Regierungsformen theilweise bestehen lassen. Auch ist den Gemeinden die Leitung der Auflagen, die Wahl und die Unterhaltung der Polizei-Wache, genannt i fazioni del quieto vivere, so wie die Ernennung der Pfarrer in geheimer Abstimmung verblieben. Wenn die Bürger der Sette Communi einige ihrer Freiheiten gezwungen haben, so macht dies ihrer Einsicht alle Ehre. Sogar sie selbst haben sich von der Nothwendigkeit der einzelnen Gesetze, welche sich die Verwaltung der Lokal-Einkünfte vorbehielten, überzeugt. Sie können nämlich nicht mehr Auflagen machen, als sie für nöthig halten, und sie können sie nicht verwenden, wie sie wollen. Ihre Prozesse werden jetzt in letzter Instanz zu Verona entschieden. Aber einem ihrer Vorrechte, welches in ihren Augen den größten Werth hatte, nämlich dem Schleichhandel, haben sie sich so leicht entsagt. Eben so wenig hat aber Oesterreich in diesem Punkte nachgeben wollen.

Asiago, der Sitz der Regentschaft und die Hauptstadt des Ländchens, hat ungefähr 4000 Einwohner. Die kleine Stadt nimmt sich besser aus, als wir erwarteten; einige Häuser der vornehmeren Einwohner zeigen sogar eine gewisse ländliche Eleganz. Aber die Hauptzierde ist die Kathedrale, deren Ursprung bis ins 11te Jahrhundert zurückgeht. Im Innern ist die Kirche reich verziert, aber die meisten Gemälde, welche umstreitig der Venetianischen Schule angehören, sind unter aller Kritik.

Die Sette Communi sind ein zwischen Deutschland und Italien hingeworfenes Uebergangsland. Das Klima zeigt dies sehr deutlich; der Winter ist rauh und langedauernd; auf ihn folgt eine unerträgliche Hitze. Zu dem kleinen Staate gehört der ganze Landstrich, der unterhalb von der Kette der Venetianischen Hügeln von Marostica und St. Michael, andererseits von den Höhenzügen von Trient und dem Val d'Astiro eingeschlossen ist. Er wird also nördlich und westlich vom Italiänischen Tyrol, südlich und östlich von dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche begränzt.

Vielleicht giebt es in der ganzen Welt keine merkwürdigere Terrain-Bildung, als die Gebirgsgegend, welche wir hat. Der Konstruktionspunkt der unterirdischen Feuer, welche sonst die kleiner, jetzt erloschenen Vulkane des Euganäischen Höhenzuges nährten, war ohne allen Zweifel im Schoße dieser Berge. Schreckliche Erdbeben erschütterten dieselben häufig, und in früheren Zeiten haben sie dieselben von Grund aus umgewühlt. Hochaufsteigende Berge sind in die Seitenthäler hineingestürzt und haben dieselben ausgefüllt; die Gebirgsformation ist durch diese Fluthen fast ausgelöscht, haben sich neues Bett durch die Berge gegraben. Die von den Gewässern ge-

Digitized by Google

bahnten Wege werden auch von den Menschen benutzt; der Reisende, für den die Ueberstiegung der steilen Bergzipfel mit unsäglichen Beschwerden verbunden sein würde, folgt dem Laufe der unterirdischen Gewässer.

Der Kalkstein zeigt sich vorherrschend in der Gebirgs-Formation, zuweilen ist er von bunten Marmoradern durchzogen, aber hier und da steigen auch Basaltdänke aus den horizontalen Kalkstein-Schichten auf. Das Wasser und Feuer sind also vorzüglich bei der Gebirgsbildung thätig gewesen. Der Kalkstein hat Aehnlichkeit mit dem des Jura, aber er scheint neueren Ursprungs zu seyn. Die oberen Schichten sind reich an Fossilien und Petrefakten jeder Art; Seepflanzen, Meergras, Muscheln und Fische finden sich sehr häufig, die Ueberreste höherer Thiergattungen dagegen sehr selten.

Wir brachten einige Tage in diesen Bergen zu, welche wir zu Ausflügen im Kalkkasa, im Basalte und in den Schluchten von Campo-Longo benutzten. Wir bestiegen den Gipfel des Portole und sahen zu unseren Füßen die schrecklichen Abgründe des Cavo dell' Oro und die 23 niederen Berggipfel, die sich um die höchste Spitze herumlagern. Von einem anderen Höhenpunkte aus, dem Monte Sirrone, der wie ein einsamer Obelisk über die Weiden von Ceresano und San-Giacomo emporragt, überblickten wir den Theil der Lombardei, der sich von Mantua bis Brescia erstreckt hat. Wir suchten die Stelle auf, aber unser antiquarischer Eifer wurde nicht nach Verdienst belohnt, denn von dem Pompeji der Stelle Communi haben sich nur einige unförmliche Mauern erhalten, die eher Zellen als Häusern angehört zu haben scheinen. Doch läßt sich eine gewisse Analogie mit den Römischen Ruinen auf den Hügeln von Baja nicht verkennen. Ueberreste von Tempeln oder antiken Gebäuden findet man in der Gegend von Rozzo nicht. Die steinernen Messer und die unförmlichen Münzen, welche hier gefunden worden sind, möchten wohl einer früheren Zeit als der Römischen angehören. Vielleicht sind diese Ruinen die Ueberreste einer der Euganiischen Städte, welche die Römer zerstörten, als sie Anfangs gründeten.

Die Thätigkeit der Gebirgsbewohner läßt sie verwandter mit den Deutschen Tyrolern als mit den Cyclopen von der Etsch oder dem Pusterthale erscheinen. Männer sowohl wie Weiber arbeiten auf dem Felde oder beschäftigen sich mit Weben und Töpferarbeiten. Die in den Stelle Communi übliche Tracht hat viele Aehnlichkeit mit der der Gebirgsbewohner von Trient und Roveredo. Theilweise derrscht unter ihnen noch der rohste Aberglaube. In der Gegend zwischen Feltre, Trient und Belluno hausen die wilde Frau und die Bergkreiser, deren Macht nicht länger als einen Monat, nämlich vom 15. Dezember bis zum 15. Januar, dauert; in der übrigen kurzen Zeit spielen sie den Jägern, die sich zu weit in die Gebirge hineinwagen, gar üble Streiche. Die Kobolde und die Zwerge werden ebenfalls sehr gefürchtet. Wenn man die Bezirke Auliago und Gallio verläßt und zum schrecklichen Schlunde des Bärenloches (cavo dell' orso) auffteigt, so kann man die fürchterlichsten Geschichten erzählen hören. Auf einem dieser Berggipfel befindet sich das Paradies der Thiere. Zwischen den steilen Felsgipfeln breitet sich nämlich ein blühendes Thal aus, wo zahllose Heerden von Gemsen und anderen Thieren, wozu auch das Einhorn gehört, vor jeder Verfolgung sicher, werden. Alle zwanzig Jahre kömmt ein Tag, wo der Felsen sich öffnet und dem Jäger, der das Glück hat, sich in dieser Gegend zu befinden, seinen Durchgang gestattet. Indeß darf er nur allein in das Thal dringen und muß sich sorgfältig hüten, eines der Thiere zu verletzen. Erfüllt er diese Bedingung, so darf er in der Folge immer auf glückliche Jagden rechnen; alle seine Schüsse treffen. Die Namen der Jäger, welche dieses geheimnißvolle Thal besucht haben, sind auf den riesenhohen Bäumen zu lesen, die diesen schönen Weideplatz beschatten. Die meisten Gebirgsbewohner glauben auch an Gespenster und Hexen. Wenn Jemand sterben soll, so steht am Abend vor seinem Tode ein Gespenst zum Fenster herein. Sind die Läden geschlossen, so öffnen sie sich vor ihm; ist das Zimmer in einem höheren Stockwerk gelegen, so bläst sich das Gespenst so lange auf, bis es an das Fenster hinanreicht. In diesem armen Lande hat jeder Gewinkel einen unheimlichen Ruf, und jeder Felsen seine besondere seltsame Sage. Wer sein Gebiet auf Kosten eines Nachbars vergrößert, indem er den Gränzstein verrückt, wird verdammt, ewig auf diesem Gränzstein zu hausen, und er hat dabei noch die Unannehmlichkeit, daß die Thiere vorzugsweise an solchen Steinen ihre Nothdurft verrichten.

Die Bewohner der Stelle Communi sind meistentheils stark gebaut. Ihr hoher Wuchs, ihre blauen Augen, ihre scharfen Züge, in denen sich doch eine gewisse Milde zu erkennen giebt, deuten auf ihren nördlichen Ursprung hin. Ihre Sprache ist höchst sonderbar. Sie ist ein Gemisch Deutscher, Slavischer und Italiänischer Elemente, was auch auf eine Mischung der Bevölkerung hinweisen würde. Dieselbe ist selten geschrieben worden. Der Graf von Sternberg und Hormayr sind vielleicht die Einzigen, die ein Wörterverzeichniß bekannt gemacht haben. Von den Volksgesängen zeigen diejenigen, welche einen heroischen und ernen Charakter haben, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Slavischen Liedern; die Lieder fröhlichen Inhalts erinnern dagegen an Friaulische, Trevisanische oder Venetianische Volkslieder.

Es fehlt den Gebirgsbewohnern, wenn auch an Bildung, doch nicht an natürlichem Verstande. Die meisten sind gereist und erzählen gern, was sie gesehen haben. Der Diebstahl ist in diesen Gegenden äußerst selten und der Mord so gut wie unbekannt. Vor der Heirath sind die Sitten der Frauen nicht sehr streng, nach derselben ist aber ihr Betragen musterhaft, und Beispiele von Ehebruch kommen so gut wie gar nicht vor. Dem betrogenen Gatten, welcher die Schuldigen auf der That ertappt, ist, nach den Sitten des Landes, Alles gestattet. So wurde mir ein Beispiel erzählt, daß ein Mann aus Campo-Rovere sein eigenes Haus, in welchem sein unkreues Weib einem Liebhaber einer Zusammenkunft bewilligt, angezündet hatte, nachdem er vorher alle Ausgänge sorgfältig verrammelt. Dem Liebhaber gelang es zwar, einen Fensterladen zu zertrümmern, aus dem er sich mit dem pflichtvergessenen Weibe herabzulassen wollte, aber die Bewohner der umliegenden Gegend, welche der Mann von der Veranlassung der Feuersbrunst unterrichtet hatte, trieben beide mit Gabeln und Hacken in die Flammen zurück.

Der Weg, der uns aus den Stelle Communi führte, war sehr verschieden von dem ersten. Wenn dieser in die Erde hineinbohrte, so schien jener in den Wolken zu schweben. Derselbe führt vom Thal der Brenta über Ronchi, Rossa und Ennego nach Bassano. Selbst im Augenblicke unserer Schreckens von der kleinen Republik sandten wir noch Gliedgebete, die Vertheidigkeit ihrer Bewohner zu bewundern. An einer Stelle sahen wir eine ganze Heerde in die Lüften schweben. Ziegen und Hammel wurden an Stricken von den Weiden der Ebene, welche die Sonne versengt hatte, zu den Gebirgsweiden hinaufgezogen. Wie gelangte aber der Mensch, der dieses gefährliche Geschäft übernahm, auf diese schwindelnde Höhe? Schon der Gedanke daran erfüllt mit Schaudern. Auf zerbrechlichen Leitern, welche sie auf den Absätzungen der Felsenwände befestigen, klimmen die kühnen Gebirgsbewohner hinauf. Sogar die Heerden müssen zuweilen solche Luftwandelungen. Der Bauer, der ein fruchtbares Feld im Thale und einen unfruchtbaren Felsrücken im Gebirge besitzt, gräbt jenes ab und transportirt die Hälfte der fruchtbaren Erde auf den Felsen.

In allen Dörfern, durch die und der Weg führte, sahen wir die Bewohner vor den Thüren sitzen und mit unermüdlichem Fleiße arbeiten. Die Frauen spinnen Wolle und Hanf, flechten Strohhüte oder verfertigen die groben Spitzen, welche in Triest und Venedig verkauft werden. Die Männer dagegen fabriziren Uhren, Kruzifixe, unförmliche Statuetten und Kinderspielzeug. Zenseits Ennego, einige Meilen vor Bassano, gelangt man in eine Thalschlucht, wo die Brenta und die große Straße nach Tyrol sich, so zu sagen, den Weg streitig machen. Auf der Mitte der Thalschlucht steigt ein vier- bis fünfhundert Fuß hoher Felsen auf, dessen Hauptseite von Menschenhand behauen und polirt zu seyn scheint. In der Mitte des Felsens befindet sich eine Höhle, und in dieser Höhle ein Schloß, zu dem man sich an Stricken muß hinaufwinden lassen. Es ist der Felsen und das Fort von Kofol oder Covolo. Das Fort wird durch einige Kanonen und eine kleine Garnison vertheidigt. Von demselben läßt sich in Wahrheit behaupten, daß es ohne Garnison nicht einzunehmen sein würde; denn wie sollte man hinauf gelangen, wenn nicht oben Jemand stände und einen Strick herabließe? Im Mittelalter war das Schloß unter dem Namen Claustran oder Cubali bekannt und hat manche Belagerung ausgehalten. Jetzt haben die Kugeln und Bomben die Frage freilich etwas geändert; da aber der Felsen, in welchen die Mauern eingegraben sind, weite unterirdische Gewölbe enthält, die mit Lebensmitteln und Munition reichlich gefüllt sind, da überdies ein Brunnen, der in den Felsen gegraben ist, vortreffliches Wasser liefert, so könnten die Belagerten die Sache immer noch ruhig mit ansehen, wenn auch das kleine Schloß zusammengeschossen würde. Das Fort Kofol ist also auch jetzt noch uneinnehmbar; leider aber vertheidigt und schützt es nichts, nicht einmal die Straße, die nach den Stelle Communi führt.

F. Mercy.

Frankreich.

Aphorismen über das literarische Eigenthum.

Die Sprache bezeichnet das literarische Eigenthum mit demselben Worte wie das Grund-Eigenthum, das Mobiliar-Eigenthum. Doch stellt sich in der Anwendung bald eine auffallende Verschiedenheit heraus; denn wenn die Französische Deputirten-Kammer so wie die Gesetzgebungen aller Länder die Dauer des literarischen Eigenthums auf eine bestimmte Zeit beschränken will, so wird der Begriff des Eigenthums im Grunde dadurch aufgehoben, wenigstens in der Unbedingtheit, wie er für jeden anderen Besitz gilt. Die Schriftsteller scheinen somit allein nach den Bestimmungen des Hebräischen Jubel-Jahres unterworfen. Nach den Ansichten, die sich bei den Berathungen über das literarische Eigenthum in der Französischen Deputirten-Kammer kundgegeben, und nach der seltsamen Abstimmung vom 3. April, wobei der Gesetz-Entwurf, den man in seinen einzelnen Theilen angenommen hatte, als ein Ganzes verworfen wurde, dürfte der Vorschlag A. Karr's, welcher zulolge das betreffende Gesetz nur den einen Artikel: „Das literarische Eigenthum ist ein Eigenthum", enthalten soll, wohl noch lange ein pium desiderium bleiben. Wir theilen hier einige Bemerkungen nach dem Journal des Debats mit:

„Der Bericht der Kommission sagt: „Der Gesetzgeber ist nur das Organ der gangbaren Ansichten. Wir haben deshalb dem literarischen Eigenthum keine Schranke gesetzt, sondern nur eine zeitliche Gränze." Als ob eine solche zeitliche Gränze, die Beschränkung des Eigenthums auf eine bestimmte Zeit, nicht den Begriff desselben aufhöbe! Weiter heißt es: „Wenn der Gesetzgeber es später für angemessen halten wird, dem literarischen Eigenthum eine weitere Aus-

dehnung seiner natürlichen Rechte zu bewilligen, so braucht er blos diese Gränze aufzuheben."

Hierzu muß bemerkt werden, daß das Gesetz über das literarische Eigenthum doch nur die aus einer sehr alten Thatsache, nämlich der Erfindung der Buchdruckerkunst, sich ergebenden Konsequenzen regelt. Diese Thatsache hat der ganzen Gesellschaft eine andere Gestalt gegeben. Die Schriftsteller beherrschen dieselbe; und doch will man diejenigen, welche die Gesetze machen, außer dem Gesetze erklären! Es soll damit nicht gesagt werden, daß die Macht der Presse vergrößert werden müsse; aber es ist dringendes Bedürfniß, ihr nicht ein blos lebenslängliches Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten zu geben. Indem man den Schriftstellern gestattet, Alles zu sagen und alle Parteien vor ihr Forum zu ziehen, ohne ihnen die Eigenthumsrechte zu bewilligen, zwingt man sie, auf Gleichstellung alles anderen Eigenthums mit dem ihrigen, auf die Erschütterung des Bestehenden hinzuarbeiten. Ein fester Besitz ist immer das beste Unterpfand für die Gesellschaft. Die erste Pflicht einer gut organisirten Gesellschaft müßte seyn, sich eines solchen Unterpfandes von Seiten derjenigen, welche alle Macht in Händen haben, zu versichern.

Durch die Beschränkung des literarischen Eigenthums will man den Preis der Bücher herunterseßen. Aber zeigt uns nicht die Erfahrung, daß es gar keinen Unterschied für den Preis der Bücher macht, ob die Verfasser und ihre Erben noch im Besitze des Buches sind, oder ob das Expropriations-Gesetz schon auf sie seine Anwendung gefunden hat? Die unbegränzte Konkurrenz schreckt die Kapitalisten weit mehr zurück, als eine mäßige Abgabe. „Paul und Virginie" ist jetzt dem öffentlichen Besitze verfallen. Ein Pariser Buchhändler veranstaltet davon eine Prachtausgabe in einer großen Menge von Exemplaren. Der Preis derselben ist aber weit höher, als der irgend einer früheren Ausgabe. Der Verlust der Erben Bernardin's von Saint-Pierre ist leicht zu berechnen, eben so der Gewinn des Buchhändlers; aber das Publikum! In derselben Zeit bekreirte der Municipalrath von Havre die Errichtung einer Statue Bernardin's von Saint-Pierre auf öffentlichem Markte.

Oder hofft man von der Beschränkung des literarischen Eigenthums ein anderes Wunder? Erwartet man nämlich, daß dann jedes gute Buch ununterbrochen in neuen Auflagen erscheinen werde? Die Erfahrung beweist, daß die theuersten und seltensten Bücher diejenigen sind, nach welchen die allgemeinste Nachfrage ist, die aber Niemand zu drucken wagt, weil er die unbegränzte Konkurrenz fürchtet.

Man beklagt sich jetzt öfter, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß so wenige ernste und umfassende Werke erscheinen. Ist das aber nicht auch die Schuld der gegenwärtigen Gesetzgebung? Indem diesen die Zeit der Nutznießung beschneidet, giebt man nicht dadurch schon den literarischen Erzeugnissen, die sich in kurzer Zeit rentiren, eine Prämie? Indem man dem literarischen Eigenthum eine Gränze setzt, belegt man die Werke, welche der Zeit und der Dauer bedürfen, mit einer wölkürlichen Auflage. Es giebt Bäume, welche schon nach zwanzig Jahren gefällt werden, während sie erst in zwei Jahrzehnten, in hundert Jahren ihren vollen Ertrag gewähren. Wäre es aber nicht die größte Ungereimtheit, wenn man durch Prämien zur Pflanzung der nützlichen Eichen ermuntern und durch ein anderes Gesetz die Zeit ihrer Benutzung beschränken wollte? Das thut aber das Gesetz über das literarische Eigenthum.

Die dramatischen Schriftsteller in Frankreich sollen viel Geld verdienen. Der Grund ist der, daß die Theater nie feiern dürfen. Ein einziger Erfolg kann ein Theater retten, und dasselbe kann also den Erfolg nie zu theuer bezahlen. Man hört oft behaupten, kein Stück der Gegenwart werde noch nach funfzig Jahren zur Aufführung kommen. Nehmen wir an, es wäre so, wozu nützte es denn wohl, das literarische Eigenthum zu beschränken? Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, und das Publikum wohl auch. Was macht es übrigens für das Publikum für einen Unterschied, ob ein Stück von einem expropriirten oder nicht expropriirten Autor aufgeführt wird? Hat man wohl schon je den Zuschauern an der Kasse gesagt: „Da heute ein Stück aufgeführt wird, für das keine Autorrechte bezahlt zu werden brauchen, so wird bei herabgesetzten Preisen gespielt"? Was gewinnt also das Publikum dabei? Das Publikum hat blos das Vergnügen, den kostbaren Grundsaß eines Revolutionnairs: „Achten wir das Eigenthum, aber ändern wir die Eigenthümer", in Ausführung gebracht zu sehen.

Im Alterthume hat man die Gesetze mit Spinnengeweben verglichen, in denen sich die Kleinen fangen, die aber die Großen durchbrechen. Das Gesetz über das literarische Eigenthum würde nur den Großen nützen. Aber sollte nicht das Genie das Recht haben, der Mittelmäßigkeit die Worte zuzurufen, die einst ein vornehmer Mann zu seinem unverschämten Bedienten sagte: „Du vergißt, daß wir seit der Revolution Alle gleich sind."

Das Gesetz soll mit den Sitten und Gebräuchen in Uebereinstimmung stehen. Aber die ehrenvollen Einkünfte, mit denen einst das literarische Verdienst belohnt wurde, haben aufgehört; die Pensionen werden als Mißbrauch betrachtet; sie werden jährlich der Prüfung der Kammern vorgelegt, die sie beschneiden oder einziehen. Ein Minister ließ die Frau eines berühmten Schriftstellers, welche ihn um eine Pension ersuchte, einst ziemlich hart an. Diese sagte zu ihm: „Anstatt Sie um Geld zu bitten, würde ich Ihnen eine Unterstützung für Ihre Armen senden, wenn mich Ihr Gesetz nicht ruinirt hätte, indem es mich des Eigenthums der Werke meines Mannes beraubte."

Mannigfaltiges.

— Der Artesische Brunnen bei Paris. Herr Alph. Karr erzählt in der neuesten Lieferung seiner Wespen folgende Geschichte: „Die angesehensten Bürger von Paris erhielten dieser Tage unter Couvert eine rosenfarbene Karte, auf der Nachstehendes gedruckt war:

Ministerium des Innern.

Diese Karte gilt nur für die namentlich Bezeichneten.

Herr . . . . . erhält hierdurch die Befugniß, mit seiner Gesellschaft das Innere des Artesischen Brunnens von Grenelle zu besuchen.

Der Direktor der schönen Künste.

Cave.

Nota. Diese Karte ist nur für ein Mal gültig und muß beim Eintreten abgegeben werden. Stöcke, Regenschirme und Hunde sind am Mundloche bei dem Aufseher des Brunnens in Verwahrung zu geben.

Viele von gedachten Bürgern fanden sich darauf ein und waren nicht wenig überrascht, als man ihnen bemerklich machte, daß man sie und ihre Gesellschaft in das Innere des Brunnens unmöglich einlassen könne, da das Mundloch derselben nur einige Zoll im Durchmesser habe. Es hat viel Mühe gekostet, ihnen begreiflich zu machen, daß sie mystifizirt seyen. — Bei der Errichtung des Obelisken von Luxor wurden ähnliche Erlaubnißkarten zum Eintritt in das Innere des Obelisken umhergeschickt. Mehrere mit solchen Karten versehene Leute pochten an allen vier Seiten des Monolithen, und da ihnen nirgends geöffnet wurde, so ließen sie ihre Wuth an dem Dattelnbaholze aus, der gewöhnlich am Fuße des Steinkolosses seine Waare feilbietet."

— Zwei Goethesche Lieder Französisch. Herr Paul Ackermann, ein seit kurzem philologischer Studien wegen, in Berlin lebender Französischer Literat, dessen Deutscher Name von Classischer Abstammung ist, hat hier im Verlage von Veit u. Comp.) eine Sammlung Französischer Poesien herausgegeben, welche die Aufmerksamkeit aller Freunde anmuthiger Chansons verdient. Obwohl der Sohn einer Französischen Mutter, hat doch die Muttersprache seinen väterlichen Vorfahren den jungen Dichter stets so angezogen, daß er hauptsächlich darum nach Deutschland gekommen ist, um hier gründlicher, als er es in Paris vermag, unsere Sprache und Literatur zu studiren. Mit großerem Glück, als viele andere Franzosen, die bisher Deutsche Dichtungen ins Französische übersetzen, hat er es versucht, Lieder von Goethe, Gedichte von Schiller, nicht blos den Worten, sondern auch ihrem ganzen Geiste nach, seinen Landsleuten verständlich zu machen. Wir lassen hier zur Probe die Uebertragungen des „Heidenröslein" und des „Königs von Thule" folgen, die uns der Verfasser zur Mittheilung in diesen Blättern übergeben hat.

L'Eglantine.

Dans les champs brillait une rose,
Rosette sur le buisson.
Vive, charmante, fraiche - éclose;
La pauvrette un jeune garçon:
Sa beauté l'attire et l'arrête.
Rose, rose, rouge rosette,
Rosette sur le buisson.

— „Je veux te cueillir, belle rose,
Rosette sur le buisson.
— „Moi, je te piques, si tu l'oses;
„Appros-toi cela, méchant garçon.
„Penses-tu que je le permette!"
Rose, rose, rouge rosette,
Rosette sur le buisson.

L'enfant brusque cueille la rose,
Rosette sur le buisson;
La belle hélas s'oppose,
Gémit et blesse le garçon:
Rien ne put sauver la pauvrette.
Rose, rose, rouge rosette,
Rosette sur le buisson.

Le Roi de Thulé.

Jadis au roi, jusqu'au tombeau fidèle,
Fut à Thulé, à qui légua sa belle
Au point de mort
Sa coupe d'or.

N'était pour lui rien de plus cher au monde:
Et chaque fois qu'il buvait à la ronde,
Il la vidait,
Ses yeux pleuraient.

Enfin, mourant, il dénombre ses villes,
Dont à son hoir il fait au don facile;
Mais reste encor
La coupe d'or.

Dans au château, qui sur la mer domine,
Ses chevaliers l'entourant, il festine;
Là ses aieux
Ont bu, buvront.

Le vieux buveur, séant dans la grand-salle,
Tarit le vase et la flamme vitale,
Et jette tôt
Sa coupe aux flots.

Puis il la voit et tournoyer et boire,
Et s'enfoncer dans l'onde sans mémoire:
Son oeil s'éteint;
Plus de festins!

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz in gute im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Mittwoch den 14. April 1841.

Polen.

Die Tatarenschlacht bei Liegnitz.*)

Nach Adam Naruszewicz.

Ein Theil derjenigen Mongolen, die Ungarn verheert hatten, drang über Mähren in Schlesien ein; die Uebrigen blieben zur Erstürmung der Stadt Pesth und anderer Burgen in Ungarn zurück. Alle Heerhaufen der Ersteren sammelten sich bei Ratibor an der Oder, um gegen Breslau zu ziehen. Gewohnt, auf leichten Schläuchen oder an die Schweife ihrer Pferde sich flammernd, durch die reißendsten Ströme zu schwimmen, stutzten sie nicht darüber, daß Zähren und Brücken abgebrochen waren. Am jenseitigen Ufer hatte ihrer Mieczysław Kazimierzowicz, Fürst von Oppeln, um es gelang ihren Haufen, der zuerst aus dem Wasser sich aus Ufer schleppte, in die Pfanne zu hauen; aber andere übersetzende und sich schaarende Haufen nöthigten ihn, da seine Streitkräfte den übrigen nicht gleich kamen, zum Rückzuge nach Breslau, wo er seinem Bruder Heinrich II. sich anschloß, der bereits andere Polen, die Schlesier und die fremden Hülfstruppen unter seiner Fahne versammelt hatte.

Die Tataren hatten in Breslau, einer reichen und wohlbevölkerten Stadt, ansehnliche Beute erwartet; allein ihre Hoffnung täuschte sie. Als das Gerücht von dem herannahenden barbarischen Feinde zu den Ohren der Bewohner drang, faßten sie, die Schwäche ihrer Stadt im Fall eines Sturmes wohl kennend, ihr Geld, ihren Hausrath und ihre Lebensmittel zusammen und flüchteten auf das Kastell; die Schlauen aber steckten alle die verdeckten Bauer in Brand, damit der Feind kein Obdach fände. Entrüstet darüber, daß die Beute in der Stadt ihnen entgangen war, stürmten die Mongolen das Kastell, aber ohne Erfolg. Die Belagerten wehrten sich um so mannhafter, da sie Vorräthe an Waffen und Lebensmitteln auf lange Zeit besaßen; und die heidnischen Angreifer, weit mehr an Raubzüge als an regelmäßige Operationen gewohnt, wichen ganz plötzlich, als hätte ein panischer Schrecken sie ergriffen, von den Mauern zurück. Man erzählt, der Himmel habe auf das demüthige Gebet des heiligen Czeslaw — eines Schülers und Nachfolgers des heiligen Dominikus — der im Breslauer Kloster Prior war, eine Feuersäule in das Lager der Unglaubigen gesandt, die mit fürchterlichen Blitzen und dräuender Gestalt die Mongolen vom Kastell fortscheuchte. Naturforscher nehmen an, dieses Phänomen sey ein Nordlicht gewesen; die Vorstellung konnte aber, das Gebet ihres frommen Dieners erhörend, eine an sich unschädliche Lufterscheinung diesen ungeschlachten Naturmenschen als ein himmlisches Strafgericht erscheinen lassen. Wie dem nun sey, die Tataren hoben die Belagerung des Kastells urplötzlich auf und zogen gen Liegnitz, wo Heinrich mit einer zahlreichern, aus den Städten und aus verbündeten Streitern bestehenden Ritterschaft ihrer wartete, fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Die hochgesinnte und gottesfige Jadwiga (Hedwig) unterstützte ihren Sohn mit Rath und Ermahnungen; denn sie hielt es für die erhabenste Tugend eines Fürsten, sein Land zu beschützen, und für den herrlichsten Ruhm des Mannes, die Wohlfahrt, das Recht und den Glauben seines Vaterlandes mit seinem Blute zu retten.

In fünf Abtheilungen marschirte das christliche Heer gegen den Feind. Die erste Abtheilung bildeten wandernde Kreuzfahrer von allerlei Volk, die in Folge päpstlicher, zum heiligen Kampfe mahnender Kunschreiben sich eingefunden, und Bergleute von Goldberg, unter dem Oberbefehl Boleslaw's, mit dem Beinamen Szpiotka (der Lichter), eines Vetters des Fürsten Heinrich und Sohnes des Markgrafen von Mähren. In der zweiten Abtheilung zogen die Groß-Polen und Krakauer unter Sulislaw, einem Sohne des Woiwoden von Krakau. Die dritte Abtheilung führte Mieczysław, Fürst von Oppeln und Ratibor; in der vierten befanden sich die Preußischen Kreuzritter mit ihrem Ordensmeister Poppo von Osten, und den Ratiborer beherzigte Heinrich selbst; diese letzte Abtheilung bestand aus der Blüthe der Polnischen und Schlesischen Ritterschaft und aus heimischen und ausländischen Söldnern. Die Tataren theilten ihr Heer in eine gleiche Zahl von Haufen.

Bei Liegnitz erstreckt sich eine weite Ebene, das gute Feld (dobre pole, Wahlstatt) genannt. Hier begegneten einander die feindlichen Heere. Die Kreuzfahrer mit den Bergleuten eröffneten den Kampf und warfen die Mongolischen Vorposten mit ihren Lanzen ohne Mühe zurück. Aber bald kam es zu Säbelhieben und zum Handgemenge, und die Tataren, mochte ihre Kraft nun wirklich erlahmt seyn, oder mochten sie nur ihren gewohnten Scheinangriffe — nach Art der alten Scythen, die, wenn sie flohen, am furchtbarsten waren — sich bedienen, ergriffen eine verstellte Flucht. Die Unseren stürmten, ankluger Weise hinter ihnen her und fuhren sich mit einem Male von zahllosen Schwärmen der Feinde, wie von ungeheuren Wasserwolken, umlagert, die einen solchen Pfeil-Hagel gegen sie entluden, daß der größte Theil der leicht bekleideten Mannschaft durchbohrt und entseelt den Boden deckte. Boleslaw selber fiel; die Uebrigen schlugen sich durch den Feind und gelangten so wieder zu dem Hauptheere.

Jetzt ließ Heinrich zwei vereinigte Abtheilungen unter Mieczysław und Sulislaw vorrücken. Die Tataren stellten ihnen drei Haufen entgegen. Den gepanzerten und mit Schilden bewehrten Rittern konnte das Mongolische Geschoß schon weniger Schaden thun; als aber der Polnische Säbel in die Feinde einhieb und gleichzeitig die Fahnenthüten ihre dicken Wurfspieße gegen sie schleuderten, mußten sie mit großem Verluste auf der Hauptheer zurückweichen. Da erschien plötzlich ein Russe oder ein der Slawischen Sprache kundiger Tatar, der, vor den Unsrigen hin und her laufend, aus Leibeskräften: „Fliehet! Fliehet!“ schrie. Dieser Ausruf erschreckte den Fürsten Mieczysław, weil er gleich annahm, ein anderer Befehlshaber bemerke eine dringende Gefahr und lasse durch diesen Menschen zum Rückzug mahnen. Mehr von Leichtgläubigkeit als von Furcht angetrieben, machte der Fürst wirklich eine Bewegung rückwärts; die Schlesier wurden durch sein Beispiel fortgerissen, um so geneigt das ganze Heer in furchtbare Verwirrung. Der tapfere Heinrich höhnte und ergrimmte, als er diese Wendung der Dinge vernahm; da er nur noch auf die unter seinem Banner geschaarten Kämpfer seine Hoffnung setzen konnte, sog er mit ihnen gegen die drei Tataren-Haufen, die schon weit dünner geworden waren, und zersprengte sie gänzlich. Noch stand aber Batbar mit einem Heerhaufen, der ungleich größer war, als die übrigen, zum Schlagen fertig *): dieser stellte die gestörte Ordnung seiner Truppen wieder her und eröffnete gegen den schon halb ermüdeten Streiter Heinrich's einen frischen Kampf. Auch diesem Angriff trotzte der heldenmüthige Fürst; durch Zuruf und Beispiel die Seinen ermuthigend, drang er so unaufhaltsam in die Reihen der Mongolen ein, daß sie nach langer Gegenwehr schon an den Rückzug dachten.

Da ihr kriegerischer Muth ihnen nichts half, nahmen sie zur List ihre Zuflucht. Wie unsere Chronikenschreiber berichten, so hatte dieses in Heerenkünsten wohlerfahrene Volk eine mit dem Buchstaben L bezeichnete Fahne aufrichten lassen, auf deren Stange der dürftige Kopf irgend eines gräßlichen Ungethüms steckte, dessen offenem Rachen ein giftiger Dualm entstieg. Gewisse Schriftsteller, welche die Sitten der Tataren kannten, sagen aber, dieses Volk sey nie zu Geschlechtern liefere, für den Fall einer ihm drohenden Niederlage mit Zündstoff versehen, womit sie auf ein gegebenes Zeichen Hanf oder anderes Brennmaterial anzünden, damit der aufsteigende Dualm die Feinde betäube und in Verwirrung bringe. Wie dem nun sey, sobald der Wind die schreckliche Rauchwolke unserem Heer entgegenwehte, brachte der Schrecken über den eingebildeten jüdischen Spuk die ohnehin schon durch den Anblick des nahen Todes erschütterten Gemüther ganz außer Fassung. Die Barbaren merkten dies und dieben jetzt um so muthiger auf die Unsrigen ein. Viele Preußische Kreuzritter von großer Tapferkeit verloren mit einem ihrer Anführer das Leben; und als die Polen selber schon zur Flucht sich wendeten, da hielt Heinrich allein mit einer Handvoll Getreuer, die ihn umgaben, den Feinden die Stirn. Da er es seiner fürstlichen Würde und seines Polnischen Blutes unwürdig erachtete, zu fliehen, bestand er lange die Angriffe der Heiden, von denen mancher durch sein rächendes Schwert den Tod fand. Als der Fürst endlich, von Pfeil

*) Der Name dieses Mongolischen Feldherrn ist wahrscheinlich das Persische Wort Bahadur, Landsknecht. Die Gerechte Persiens fand bei den Großen der Mongolen in solcher Gunst, daß sie am Hofe des Groß-Chans in China ungefähr den Rang erhielt, wie das Französische an Europäischen Höfen.

*) Seit gerade sechshundert Jahre verflossen, seitdem (15. April 1241 n. St. = 2. April a. St.) diese Schlacht geschlagen wurde, in Folge deren die Tataren, die hier zum erstenmale die Schärfe des Schwertes empfanden, das seinen Glauben und seinen Herrn vertheidigt, ihren Vorlauf aufgaben, und Deutschland und mit ihm Europa vor ihnen sich sicher wußte. Wir entlehnen diese Züge dem Polnischen Geschichtschreiber Naruszewicz, dem bekannten Verfasser der Historya Narodu Polskiego (Geschichte des Polnischen Volkes), die unseres Wissens noch nicht ins Deutsche übersetzt ist.

Numerk. d. Uebers.

seiner Kampfgenossen, daß er zum Wohl des Vaterlandes seines Lebens noch schonen möchte, nachgiebend, mit nur vier Begleitern — Klemens, dem Woiwoden von Glogau, Konrad Konradowicz, Sulislaw und Jan Zwanowicz — durch die feindliche Schaaren kämpfend sich Bahn brach, stürzte das Pferd, das er ritt, vor Erschöpfung und Wunden, die es erhalten hatte, todt nieder. Er schwang sich sogleich auf ein anderes, das Jan ihm zuführte. Unterdeß dauerte der Kampf zwischen der Tataren fort; drei der Begleiter Heinrichs waren schon gefallen; nur Jan, obwohl ebenfalls verwundet, blieb am Leben, verfolgte sich aber im Getümmel. Heinrich erhob eben sein Schwerdt gegen einen Mongolen, der ihm dicht zu Leibe kam — da stieß ihm ein anderer Heide seinen Speer in die Achselhöhle, daß er besinnungslos vom Pferde taumelte. Sogleich ergriffen ihn die Tataren, schleppten ihn auf zwei Pferdekadaverleiten auf dem Schlachtfelde herum und hieben ihn mit jauchzender Freude den Kopf ab. Seinen Leichnam beraubten sie noch der Rüstung und Bekleidung und ließen ihn nackt auf dem Felde liegen.

So endete Heinrich II., Fürst von Breslau und Grospolen. Seine Unterthanen, für die er sein edles Leben hinopferte, hatten sich seiner milden Regierung nur kurze Zeit erfreuen können; denn er regierte erst vier Jahre, obgleich er schon 30 Jahre alt war. Seine Mutter Hedwig, die ihn vom zartesten Alter an christliche und bürgerliche Tugenden gelehrt und noch vor diesem letzten Kampfe zu mannhafter Vertheidigung seines Volkes mütterlich ermahnt hatte, soll zu Krossen, wohin sie mit den geistlichen Schwestern um ihrer Sicherheit willen aus Trebnitz sich begab, den Tod ihres Sohnes geahnt haben. Die sichere Kunde, daß Gott ihm in der Ewigkeit einen unverwelklichen Siegeskranz gereicht, hemmte den Lauf ihrer Thränen, und sie war so gefaßt, daß sie sogar ihrer Schwiegertochter und den Nonnen, die über den Verlust eines solchen Gatten und Gebieters weinten und jammerten, laute Vorwürfe machte.

Ein Ereigniß kurz vor der Schlacht konnte als Vorbedeutung des Todes vieles Fürsten gelten. Als Heinrich, die Ritterschaft ins Feld führend, an der Kirche der heiligen Jungfrau zu Liegnitz vorbeiritt, stoße sich ein Stein von der Mauer und fiel so dicht vor dem Reitenden nieder, daß er ihn beinahe erschlagen hätte.

„Diese allgemeine Niederlage für die Christenheit erfolgte am 15. April 1241. Es waren so viele christliche Streiter gefallen, daß die Tataren, obschon sie sich ihrem jedes erschlagenen Feindes nur Ein Ohr abschnitten, neun große Säcke mit Ohren anfüllen konnten! Jan Zwanowicz schlug sich mit zwei Knappen durch die feindlichen Scharen und kämpfte dann, nachdem ein Soldat, Namens Lixman, nebst zwei Anderen sich ihm angeschlossen hatte, obwohl auch mehre als ihm Wunden bluteten, mit neun ihn verfolgenden Mongolen, von denen er auf niederländische und den neunten gefangen nahm. Bald darauf verlaufchte er seinen Wappenrock gegen eine Dominikaner-Kutte und verlebte seine übrigen Tage in stiller Zurückgezogenheit.

Die Mongolen steckten Heinrich's Haupt auf eine Lanze und trugen es um das Kastell von Liegnitz, um die Belagerten durch Schrecken zur Uebergabe zu zwingen. Als man ihnen aber gleichwohl die Thore nicht öffnete, benannten sie die umliegenden Ortschaften — die Stadt selbst hatten sie schon eingeäschert — und zogen dann über Ohmachau nach Ratibor ab. Von dort stelen sie in Mähren ein, verheerten das ganze Land beinahe unter den Augen des Böhmischen Königs Wenzlaw, der es nicht wagte, etwas gegen sie zu unternehmen, und wendeten sich dann wieder nach Ungarn, wo sie mit dem Herre Batu-Chan's, ihred Ober-Feldherrn, sich vereinigten.*)

Den Körper Heinrich's soll seine Gemahlin Anna an den sechs Zehen seines linken Fußes erkannt haben. Er wurde in der Franziskaner-Kirche des heiligen Jakob in Breslau beigesetzt.

China.

Sechs Monate bei der Expedition gegen China.

(Schluß.)

Nach der Schlacht. „Am Bord der Admirals-Dschonke fanden wir fünf Verwundete, die außer Stand gewesen, mit ihren Kameraden zu fechten; an dem Verdeck klebte viel geronnenes Blut, und alle Geräthschaften des Admirals befanden sich noch in seiner Kajütte, wo er seine letzte Mahlzeit eingenommen hatte. Zwei seiner Leute waren todt, und an zwei Anderen hatten einige Aerzte der Flotte eben die Amputation vollstreckt; ein fünfter aber, ein junger Offizier, der dem Admiral an Bord des „Wellesley" gefolgt war, lag im Todeskampfe. Als dieser Unglückliche die Operateure der Aerzte an seinen Leidensgefährten sah, deutete er auf seine zerschmetterten Glieder, schlug in die Hände und flehte durch Geberden, daß man ihm einige Linderung schaffen möchte; aber in seinem schrecklichen Zustande war dies unmöglich, und er verschied nach wenigen Stunden. Dieser junge Mann hatte auf unserem Admiralsschiffe wegen seiner Bildheit und Liberalität mehr Zuneigung erregt, als alle Uebrigen."

„Das waren also die Wirkungen unserer gerühmten Menschlichkeit! Um Blutvergießen zu vermeiden, sollten wir Canton, wo man uns, und mehr als einmal, angegriffen hatte, nicht angreifen; dafür wurden unsere Leute nach Tschusan beordert, um Tod und Verwüstung unter Menschen zu bringen, mit denen sie niemals zu thun gehabt!"

Die Stadt Tschusan. „Bei unserem Einzuge fanden wir die Wälle mit Pfeilen, Luntenflinten und einer Art Brandpfeilen bestreut, auf den Brustwehren lagen ganze Haufen ungelöschten Kalks, der uns beim Stürmen das Augenlicht rauben sollte. Die Hauptstraße war beinahe verödet; nur hin und wieder zeigte sich ein erschrockenes Individuum, das uns beim Vorüberziehen ehrerbietig begrüßte. An den meisten Häusern stand ein Anschlag, der die Worte enthielt: „Schonet unseres Lebens!"; und wenn wir im Tempel einraten, fahen wir betende und Weihrauch opfernde Leute jedes Alters und Geschlechts auf den Knieen liegen. Wir verhießen ihnen allen möglichen Schutz, konnten aber doch kein Vertrauen bei ihnen wecken. Viele eilten mit ihrer gemachten Beute durch Hintergassen aus Land; denn wir ermittelten nachmals, daß die vornehmsten waggeschleppten Güter nicht von ihren rechtmäßigen Besitzern, sondern von Plünderern geraubt worden. Endlich kamen wir in die Behausung des Tschung-ping, deren Portale mit ungeheuren und unmenschlichen Bildern, die Gerechtigkeit und Strafe vorstellten, bezeichelt waren. An einer Seite befand sich der Gerichtssaal, in welchem Daumenschrauben und andere Folter-Werkzeuge lagen. Der Weg nach dem innerem Gemach oder dem „Saale der Vorältern" führte durch eine Porcellan-Halle, wo sich Porcellan-Säulen unmöglichen Werth."

Einige nur halb geschriebene Briefe und Dokumente bezeugten, in welcher stürmischen Eile man die Stadt geräumt hatte. Aus dem Hofe kamen wir in ein Wachthaus, das wiederum zu einem vergitterten Gange führte, an dessen südlichem Ende die Halle sich befand. Auf den Pfosten in derselben lagen Mäntel, Barrette, Schwerter, Halbaxtgewehre und Pfeilen — Alles in bunter Verwirrung. Ganz im Hintergrunde des Gebäudes endlich reihten sich die Gemächer der Frauen, in denen wir eben so verworren durch einander liegende Fächer, Seidenstoffe, kleine Schuhe, Töpfchen, Vasen aus Porzellan und lackirtem Blech u. s. w. vorfanden."

„Die Gassen sind eng, viele Häuser trocken gerieben (dry rubbed) und von außen polirt. Die Dächer sind der malerische Theil der Gebäude. An vielen Häusern prahlhaften Personen hat man hübsche Gärten angebracht, mit einer hohen Mauer, die sie gang von der Stadt abscheiden."

„Das Innere einiger Häuser fanden wir schön möblirt und mit artigem Schnitzwerk verziehen; ein jetzt von dem Statthalter bewohntes Haus, das einer gelehrten Person angehört haben soll, wurde, als man es öffnete, ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Die Ausgänge der verschiedenen Gemächer sind dem inneren Hofe zugekehrt, der eine zierliche Bepflasterung von Ziegeln hat. Die Thüren, Fensterrahmen und Säulen, welche die Decke tragen, sind mit allerliebstem Schnitzwerk verziehen, und Decke und Getäfel bekleideten Basreliefs, deren Ausführung große Sorgfalt gekostet haben mußte. Das Wohlthuende war der geschmackvolle Styl der Zellen in Schlafgemächern des weiblichen Personals konnten eher große Schlafstätten als Betten heißen; in einem Winkel des Zimmers befand sich ein besonderes Kabinet oder Alkov von ungefähr acht Fuß in der Länge und Breite. Den Eingang bildete eine kreistunde Oeffnung von vier Fuß im Durchmesser, mit eingeschnitzten Thüren, die man zurückschob; inwendig aber war ein mit weißen Matten überzogenes und von dichten Gardinen aus Fadbaum Seidenstoff umzogenes Ruhelager angebracht. Von innen ist das Bett polirt und bemalt, und ein kleiner Tisch sammt Stuhl sind die übrigen Möbel dieses reizenden Alkovs."

„Viele öffentliche Gebäude in Tschusan erregten das Staunen derer, die sich in einem halb barbarischen Lande zu befinden glaubten. Vorzüglicher Prozion war Waffen jeder Art, die mit großer Symmetrie in ihren verschiedenen Fachwerken aufgestellt waren. Alles, was zur Montur der Soldaten gehörte, lag numerirt und mit Aufschriften versehen in großen Schränken. Unter den Waffen zeichneten sich die Pfeile durch ihre Größe und Stärke aus. Zu jedem Arsenal gehörte eine Feuerspritze, denen ähnlich, die wir in unserer Vaterstadt gebrauchen."

„Das privatlegirte Irrhaus war uns ebenfalls ein interessanter Gegenstand; wir fanden in demselben Kleidungsstücke und Artikel jeder Sorte, darunter viele, die augenscheinlich das Eigenthum höherer Klassen waren; die Pelzröcke hatten zum Theil großen Werth."

Der Adel des Landes. Man schickte kleine Detachements ins Innere der Insel, um, wo möglich, einen der Compradore's, der beim Kommerzieren vorzugsweise thätig waren, zu verhaften. Auf diese Art erhielt die Expedition einige vorläufige Kenntniß des Landes. „Die Wege — so berichtet der Verfasser — sind überall mit viereckigen Steinplatten ausgelegt, die eine solche Breite haben, daß drei Personen gemächlich neben einander gehen können. Nachdem wir einige Miles weit durch Reisfelder gegangen waren, wendeten wir uns dem Pfade zu, der uns auf einen Berg hinan. Das umliegende Land war mit Thee- und Baumwollenstauden, Zwergeichen und Merckirschenbäumen bewachsen und der hohe Gipfel mit grünen Weiden bedeckt. Hin und wieder sah man Gruppen schöner Bäume, die an den Abhängen der Hügel wuchsen; die Dächer von Häusern und Tempeln, welche aus dem dichten Laube hervorschimmerten, brachten angenehme Abwechslung in die Szene. In vielen der schönen Haine, die hier den Wanderer zur Ruhe einladen, befinden sich ewige Ruhestätten für die Abgeschiedenen, mit lieblich duftenden Blumen bepflanzt. — Die Eingeborenen der Insel Tschusan begraben ihre Todten auf andere Weise, als die Chinesen der Süd-Provinzen: der Körper wird in einem hölzernen Sarg, dessen

*) Batu, einer der größten Feldherren aus Tschingisi-Chan's Schule, wurde Beherrscher der westlichen Theile des Mongolischen Weltreichs, vom Kaspischen Meere an. Da die sogenannten Tataren im heutigen Rußland, arme liderreste des von Batu gegründeten Kapschakischen Reiches, nicht Mongolisch, sondern Turkisch als Muttersprache reden, wie auch ihre Physiognomien schon gethan, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die in Rußland, Ungarn u. s. w. eingedrungenen und endlich im ersteren Lande seßhaft gebliebenen sogenannten Mongolen-Heere großentheils, vielleicht sogar größtentheils, Turkische Stämme waren, die unter Mongolischen Fahnen zogen, denn alle die rühmgen Völker Mittelasiens gehorchten den Tschingisschanden und wurden willige Werkzeuge ihrer weltumfassenden Plane.

Anmerk. d. Uebers.

Deckel schön polirt ist und leicht abgehoben werden kann, auf die Erde (?) gestellt; rings umher wachsen wilde Blumen und rankende Pflanzen. In den meisten Häusern der Insel, die wir durchsahen, waren Särge (versteht sich, leere) der erste Gegenstand, auf den im Vorzimmer unser Auge fiel.*) In solchen Gräbern, die wir aus Neugier öffneten, fanden wir die Leichname wie bei ihren Lebzeiten angekleidet: auf der Brust lag eine gestopfte Tabaksspeise und zu Häupten einiger Vorrath an Lebensmitteln!“ — Also nicht einmal den todten Chinesen hat man Ruhe gegönnt!

— — — „Die Häuser waren alle von ihren Bewohnern verlassen, eines ausgenommen, das dem Vorsteher des Distriktes anzugehören schien. Dieses Haus lag in einem dichten Haine von Palmen, Citronen-Bäumen und anderen Stauden der Gebirge, die wir nicht kannten. Ein dasselbe umziehender Garten war mit Jasmin vom Kap und anderen süß duftenden Blumen bewachsen. Aus einem großen höheren Zimmer trat man in einen inneren Hof, den an zwei Seiten verschiedene Nebengebäude umgaben, die als Scheunen und Lokale zum Trocknen der Früchte dienten. An den übrigen Seiten befanden sich die Gemächer der Familie und der Ahnen-Saal, dessen Fronte auf polirten und zierlich geschnitzten Säulen ruhte. An die Wände lehnten sich Divans, mit Matten belegt, um kleine Tische mit Thee-Tassen und Tabaksspeisen standen in der Mitte. Unter dem vorragenden Dache saß ein ehrwürdiger Greis mit langem weißem Barte, der ihn als den Großvater der Familie kund gab; denn nur in diesem weit vorgerückten Alter lassen die Chinesen den Bart am Kinn wachsen. Seine Kinder und Enkel schienen entfernten zu seyn. Der arme Alte sah so einsam und verlassen aus, und seine Thränen waren so reichlich über das verwitterte Gesicht, daß wir es nicht über's Herz bringen konnten, ihn gefangen fortzuführen, obschon wir aus seinem eigenen Munde vernahmen, daß er gehört hatte, man habe den Comprador am vergangenen Morgen fortgeschleppt.“

„Unsere Detaschements durchzogen die Insel mehrere Tage lang in allen Richtungen, mußten aber endlich ohne den Comprador heimkehren. Die Aktie fuhr nun nach der Mündung des Peiho (Pe-ho), und Captain Elliot hatte eine Konferenz mit Kia-schin.“

— — — „Wir hatten eine Brücke aus Booten über die sumpfige Fläche gebaut; ein schmaler Pfad, der einige Hundert Yard's von der Küste landeinwärts führte, brachte uns zu einem Lager, das zur Aufnahme der Mission geschlagen war. Am Eingang ringte eine blaue chinesische Wand das Haben-Gut einiger wohlgekleideter Gaffer. Diese Würdenträger nahmen uns hier im Empfang und geleiteten uns zu Kia-schin, der bei unserem Eintritt aufstand und uns mit großer Höflichkeit empfing. Er erkuchte uns, die Hüte wieder aufzusetzen, und brückte seinen Wunsch aus, daß das Geschwader die nöthigen Vorräthe schon empfangen haben möchte. Er entschuldigte sich, daß er die ehrwürdigen Gäste unter Zelten aufnehmen müsse, bemerkte aber, der Ort Tortou (?) sey nur in geringer Entfernung vom Landungsplatze. Kia-schin ist ungefähr 40 Jahr alt; seine Persönlichkeit und sein ganzes Benehmen verkündeten einen Staatsmann von großer Einsicht und Klugheit. Sein Kostüm bestand aus einer blauen seidenen Robe, die ein gestickter Gürtel zusammenhielt, aus weißen Atlas-Beinkleidern und einer Sommermütze von feinem Stroh. Die Mütze schmückte eine dunkelrothe Zeichnung, das Emblem seiner hohen Ränges. Dieser Anzug war jedoch sein gewöhnlicher; denn ihr äußerst kostbares Ceremonien-Kleid tragen die hohen Würdenträger nur, wann große Tour ist, und bei anderen feierlichen Gelegenheiten. Das Lager umgab eine Einfriedigung aus Segeltuch, denen ähnlich, welche die innere Zeltwohnung hoher Personen und Mandsha's auf ihren Wanderungen durch Indien umgiehen. Innerhalb dieser Einfriedigung standen acht kleine Zelte, in jedem Zelte aber Tische und Bänke. Diese Zelte bildeten ein Oval, und im Mittelpunkte stand eine Hütte aus Segeltuch von sehr zimmerlicher Form, während am oberen Ende, von einem zweiten mit Segeltuch bekleideten Pfahlwerk umzogen, das Zelt der Konferenzen sich erhob. Dieses war mit gelber Farbe verbrämt und mit dem Wappen des Reichs besteckt. Die Dolmetscher und Captain Elliot blieben bei der Kommission, während die übrigen Offiziere und Gentlemen in die verschiedenen umherstehenden Zelte sich begaben, in welchen die niederen Würdenträger ein Frühstück für die Gesellschaft bereiteten. — Alles wurde hier durch Mandarinen abgethan, selbst die mechanischen Geschäfte. Das Mahl bestand aus vielen kleinen über einander gethürmten Schüsseln, welche Seevögel, Vogelnester, Meer-Schnecken, Hai-fisch-Flossen, hart gebackene Eier und Fische enthielten. Auf derjenigen Tafel, an der ich die Ehre hatte, zu sitzen, wurden nicht weniger als dreißig dieser kleinen Gerichte serviert.“

Das Ergebniß aber, besser gesagt, das Nicht-Ergebniß dieser Konferenzen kennt Jedermann. Die einzigen politischen Fakta von Erheblichkeit, die man aus diesen so interessanten Büchlein entnehmen kann, sind, daß die Chinesen zu diesem Kriege gar nicht vorbereitet waren, und daß man sehr bezweifeln muß, ob sie wirksame Vorbereitungen treffen konnten. Auf jeden Fall haben sie zwei mächtige Alliirte gehabt — Zögerung und Krankheiten.

Dänemark.

Oehlenschläger's Bearbeitungen altnordischer Sagen für's Volk.

Oehlenschläger hat sich jetzt einer Thätigkeit zugewandt, die man eine glückliche nennen kann, und die vielleicht jedem Dichter in seinen alten Tagen zu empfehlen seyn dürfte: der Uebersetzung nämlich ausländischer Meisterwerke in seine Muttersprache und der Bearbeitung von ältern Dichtungen, die er, nach kurzen Anforderungen, auch für das größere Publikum genießbar zu machen sucht. Die hinreißende Macht der Phantasie ist etwas, was mit dem Alter schwindet. Die Herrschaft über die Form aber, einmal gewonnen, ist mehr etwas Bleibendes. Wer sich sein ganzes Leben darin geübt hat, der muß wohl vor jedem Anderen bei der Uebertragung von Dichtungen aus fremden Sprachen den Sieg davontragen. Die Uebersetzung von einem Akt Theil Tieckscher Gedichte (Blaubart, Genofefa, K. Octavianus) aus dem Jahre 1840 haben wir nicht gelesen, dagegen die von Goethe's Hermann und Dorothea (1841); diese ließ sich mit einer Leichtigkeit, daß, wer das Original nicht kennt, sie für ein solches halten muß. Hiervon lassen sich freilich den mit der Dänischen Sprache so unbekannten Deutschen Lesern keine Proben mittheilen; wohl aber aus der zweiten Gattung von Oehlenschläger's Thätigkeit, der Bearbeitung älterer Werke. Der Berichterstatter ist selbst gegenwärtig ziemlich weit mit der Arbeit vorgerückt, die „Kämpedier“ in einer Form Deutsch herauszugeben, die vornehmlich zum Lesen derselben in der Ursprache anregen soll; er nimmt sich dabei die von Oehlenschläger ebenfalls erst in diesem Jahr erschienene Sammlung von Kämpeviser theilweise zum Vorbild. Ich sage theilweise; denn dies wird sich fast nur auf die Abkürzungen beziehen. Jene Lieder besangen zu den Zeiten, wo sie entstanden, vor 500—600 Jahren, die Begebenheiten des Tages; sie wurden bei der Tafel gesungen. Ihre Länge von oft 200 und mehr Strophen war ein Verdienstmal mehr, für Ort und Zweck angepaßt. Jetzt sollen sie als Gedichte in einem Buche stehen. Wenn sie nun auch nur ein schwaches Abbild von dem lebendigen Eindruck wiedergeben sollen, den sie ursprünglich hervorbrachten, so müssen sie bedeutend kürzer seyn. Darin hat Oehlenschläger Recht, obschon er sehr viele poetische Stellen hat fortschneiden müssen. Zu einer größeren Verbreitung wird seine Ausgabe beitragen; sonst aber könnte man über Vieles gar sehr mit ihm rechten. Wenn er z. B. sagt, einen Kämpen (schon das Wort bedeutet im Dänischen einen Recken, und nur figürlich einen Helden) könne man seine Ehre ausreißen lassen, es wäre mit dem Umbrechen eines großen Zweiges genug; oder ein Page könne nicht schneller reiten, als der Falke fliegt u. s. w, so muß man erstaunen, wie ein großer Dichter solche echt poetische Metaphern, deren sich das Volk ja noch heute im Leben immerwährend bedient, nicht sine ferne gelten lassen will. Ein Anderes ist erklärlich, daß Oehlenschläger in seinem Alter reiner Verstandesmensch geworden ist, und seine Vorlesungen, selbst über seine eigenen Dichtungen, tragen auch jetzt durchaus nur einen philosophirenden Charakter. Weit treuer hat sich der Dichter des Helge in der Bearbeitung der alten Sagen stets Volk bewährt, und zwar vornehmlich dadurch, daß er so wenig als möglich ändert und daß nur an einer solchen Kunst- und Sinn-Stellen gefeilt. Hiervon will ich einige Proben geben. Jedoch muß ich meine Ueberzeugung aussprechen, daß immer nicht viel dabei herauskömmt, wenn man die Dichtungen der Skandinavischen Vorzeit ins Deutsche übersetzt. Es fehlen alle bezeichnende Ausdrücke, welche allein erst die Gemälde lebendig machen. Es wird Einem immer gehen, wie es Oehlenschläger nicht blos mit Helge, sondern auch mit der Herdis-Sage seinem Schauspielen der Vorzeit gegangen ist; es wird todt und herzlich matt. Dadurch beschränke ich mich auch auf ein paar kurze und leichter gehaltene Sagen, die zum Theil sich noch ihren Inhalt an uns bekannte Umstände anknüpfen, wie die von Hamlet oder Amleth, die Shakspeare mit so großer Treuheit in Bezug auf Ort und Handlung benutzt hat. Hier folgt sie in ihrer ursprünglichen Gestalt. Was thut doch nicht eine Autorität, wie Shakespeare! Wer jetzt den Sund hinausschifft, phantasirt von Hamlet, wenn er Helsingör erblickt. War er wirklich eine geschichtliche Person, so werden wir sehen, daß seine Handlungen auf den Küsten Jütlands zu Hause waren. — Herausgegeben hat Oehlenschläger diese Sagen ebenfalls erst im vorigen Jahre. Man sieht, er ist noch ungemein thätig.

Snie.

An einen lustigen Zug aus der Vorzeit knüpft Saxo hier die Sage von der Auswanderung der Longobarden, über welche die Gelehrten aber verschiedener Meinung sind. Ein alter Geschichtsschreiber, Paulus Diakonus, erzählt den Ursprung des Namens der Longobarden auf folgende Weise. Die Vandalen, ihre Feinde, riefen einst Odin um Sieg über jene an. Odin antwortete, daß dasjenige Volk den Sieg erhalten solle, welches er beim Aufgang der Sonne zuerst erblicken würde. Gambara (oder Gambarak), die Mutter der Heiden Ebde und Aage, ging zu Frela und bat um den Sieg für ihre Landsleute. Frela rieth ihr, alle Frauen und Mädchen möchten ihr Haar über ihre Gesichter herabkämmen, damit sie Gambara, und gerade über vor dem Fenster, wo Odin zuerst nach Osten hinausschauen pflege, zeitig zur Stelle seyn. Als Odin nun die Morgensonne auf alle die schönen Goldhaare flammen sah, rief er verwundert: „Wer sind diese Langbärte!“ und davon erhielten sie den Namen.

***

In Snie's Zeit traf die große Hungersnoth ein, von der man noch bis auf diesen Tag zu erzählen weiß. Die Erde lieferte wegen langanhaltender schlimmer Witterung nicht mehr die gewöhnlichen Früchte. Der König gebot deshalb im ganzen Reiche, daß Niemand Bier von Getraide brauen solle, so lange der Mißwachs anhielt, und ließ einen Jeden hart bestrafen, der sich der Trunkenheit hingab. Ein Trinker fiel auf einen teuflischen Gedanken. Da es ihm verboten war, zu trinken, so suppte er das Bier mit einem Löffel, so lange, bis er nicht mehr stehen und gehen konnte. Als der König

*) Wohlhabende Chinesen lassen sich gern schon bei Lebzeiten ihre letzte Behausung machen und stellen das tragische Möbel, wenn es recht kostbar ist, in ihrem Prachtzimmer zur Schau.

ihn deshalb befragen wollte, sprach er: „Ich halte streng, was Ihr befohlen habt, Herr König! denn jetzt trinke ich nicht mehr unmäßig, wie früher, sondern behelfe mich, so gut ich kann, mit einem Löffel zum Bier.“ Der König verbot ihm auch, zu suppen. Darauf tauchte er Brod ins Getränk und aß sich trunken. Als nun der König hierüber sehr erzürnt wurde und ihm bei Lebensstrafe verbot, weder zu trinken, noch zu suppen, noch Bier zu essen, so that der Säufer sich nicht länger Gewalt an, sondern ergab sich ohne Rückhalt dem Zechen und Schwelgen. Er wurde wieder vor den König gebracht, und wie dieser ihn fragte, wie er wagen könne, seinen Befehl zu übertreten, so erwiederte er: „Herr König! es ist ja Sitte, das Grabesbier*) hoher Leute zu trinken, und Ihr seyd sicher der Erste, der vor Hunger stirbt, da Ihr das Essen und Trinken verbietet; deshalb feiere ich Euren Heimgang mit gebührender Ehre.“ Der König lachte und hob dies Gebot auf, um seine Unterthanen nicht aufzubringen.

Als endlich die Hungersnoth furchtbar zunahm, gaben zwei von des Königs ersten Helden, Ebbe und Aage, ihm den Rath, alle alte Leute und schwache Kinder todtschlagen und nur die kräftige Jugend leben zu lassen, welche die Erde bearbeiten könne. Aber da ihre Mutter Gambarawi diesen grausamen Vorschlag hörte, sprach sie: dies solle nimmermehr stattfinden; es schicke sich für starke mannhafte Kämpen weit mehr, für ihre alten Aeltern und kleinen Kinder zu sorgen, als sie zu tödten. Sie rieth dazu, wenn das Land sie nicht alle ernähren könne, so solle man das Volk in zwei Haufen theilen und loosen lassen, welcher fortziehen und welcher bleiben müsse.

Dieser Rath wurde befolgt. Eine große Schaar starker junger Männer, welche das Loos traf, schifften sich ein und kamen zuerst nach Gutland**); dort opferten sie der Göttin Frigga, die, wie Einige behaupten, ihnen den Namen Langbaeren gab. Von der Zeit an, wo sie den Norden verließen, machten sie sich weitberühmt. Sie gingen durch Pommern und Deutschland, eroberten die Länder, durch die sie kamen, und ließen sich zuletzt in Italien, in der Landschaft nieder, die noch den Namen nach ihnen führt.

Sigrid.

Diese Sage schildert Weiblichkeit und Liebe; sie ist ein Bild altnordischer Schamhaftigkeit, in starken Farben, wie Alles aus der Heldenzeit. Die neuere Zeit hat keinen schöneren Zug von Mädchenstolz, der durch Liebe schmilzt, als Sigrid, die mit der Beantwortung in der Hand da steht, ihre Thränen verbirgt und nicht merkt, daß das Licht sie verbrennne, weil eine schmerzlichere Flamme in ihrem Herzen brennt.

* * *

König Sigmald hatte eine Tochter, Sigeid; sie hatte viele Freier, ihrer Schönheit wegen, war aber so schamhaft, daß keiner von ihnen sie zu sehen bekam, bis der Sohn von ihrem Vater verlangt, daß sein Anderer ihr verlobt werden sollte, als derjenige, der mit sanften Worten sie dazu bewegen könnte, ihr Angesicht zu entblößen. So groß war die Züchtigkeit in alten Tagen bei den Dänischen Jungfrauen, daß sie keinen Mann dreist anblickten, damit die Augen nicht verrathen sollten, was im Herzen wohnte, und das Liebäugeln nicht Leichtfertigkeit erzeugen und Ehre und guten Ruf aufs Spiel setzen möchte.

Othar Ebbefon, entweder auf seinen Heldenmuth oder auf seine Wohlerbenheit vertrauend, wagte, um Sigrid zu werben. Doch er bestrebte sich vergebens und mußte unverrichteter Sache heimziehen.

Ein mächtiger Riese versuchte dasselbe. Aber da er merkte, daß er nicht mehr Glück hatte, als Othar, sendete er ein Weib aus, welches eine Zeit lang Sigrids treue Dienerin endlich mit List sie einst aus ihres Vaters Hofe aufs Feld hinaus lockte. Hier ergaste sie der Riese und führte sie in seinen Berg mit sich. Einige behaupten, es wäre der Riese selbst gewesen, der sich vorher als Weib verkleidet hätte.

Als Othar dies zu hören bekam, hörte er nicht auf, im Gebirge zu suchen, bis er Sigrid fand; er schlug den Riesen todt und brachte sie zu sich in sein Haus. Der Riese hatte Sigrid's Haar so wunderbar geflochten, daß es unmöglich war, es aufzulösen, ohne es mit einem Messer zu durchschneiden. — Othar versuchte nun aufs neue, sie zu rühren; doch da es nicht glückte, wollte er sie nicht zwingen und ließ sie gehen, wohin ihr beliebte.

Sie ging irre, fand wieder Haus nach Dorf und kam endlich in einen Wald zur Wohnung eines bösen und furchtbaren Weibes. Diese nahm sie zu sich und ließ sie ihre Ziegen hüten. Othar kam wieder und befreite Sigrid aus dieser Dienstbarkeit. Er fragte sie: „Was meinst Du, Sigrid, was besser ist? Daß Du mir Dein Herz und Deine Hand gewährst oder mit diesen übeltriechenden Ziegen und Böcken umgehst? Verlasse dieses abscheuliche Weib und eile rasch mit mir in mein Schiff!“ Theure Sigrid! wende Dein Antlitz zu mir und blicke mild auf mich, nach meiner vielen Treue und meinem langen Sehnen! Wenn Du dies thust, will ich Dich heim zu Deiner Mutter bringen. Denke daran, daß ich Dich aus der Höhle des häßlichen Riesen rettete! Besinne Dich! Wirst es Dir nicht als Wahnwitz angerechnet werden, daß Du lieber diesem Waldteufel dienst und ihre Ziegen bewachst, als mir Dein Jawort giebst und mit mir in Glück und Ehre lebst?“

Sigrid aber blieb standhaft in ihrem Vorsatz und wollte ihr Antlitz nicht enthüllen, um Othar anzublicken. Als sie ihn verlassen hatte, kam sie nach langem Umherirren zu dem Hause von Othar's Mutter, und da sie sich ihrer Dürftigkeit und ihrer schlechten Kleidung wegen schämte, sagte sie, sie wäre armer leute Kind. Aber Othar's Mutter merkte wohl an ihrer Schönheit, daß sie nicht aus Leibeigen-Stamme war; darum nahm sie sie freundlich auf und ließ sie mit am Herdschlafstelle sitzen.

Als Othar kam, that er, als wenn er den fremden Gast nicht erkenne, und fragte: weshalb sie ihr Angesicht mit einem Tuche verborgen? Und um das Gefühl ihres Herzens genau zu erfahren, ließ er Alles im Hause ganz so anrichten, als wenn er eine andere Jungfrau zur Ehe nehmen wollte.

Da er zur Brautkammer ging, befahl er Sigrid, ihm die Brautkachel voran zu tragen, und ließ sie so lange stehen *), bis dieselbe hinab auf ihre Finger brannte. Sie stand dennoch still und kehrte weder Hand noch Kopf, bis Othar sie bat, ihre Hand zu schonen und sich vor Verletzung in Acht zu nehmen. Da blickte sie freundlich auf Othar und wurde ihm gut, gab ihm ihr Jawort und blieb bei ihm. Als König Sigwald dies erfuhr, wurde er zuerst zornig und wollte Othar hängen lassen; aber da er hörte, wie der Held seine Tochter von den Trolden geeettet hatte, gab er ihm Sigrid zur Ehe.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Das Buch Mormon's und die Mormoniten. Das Britische Athenaeum giebt nähere Nachrichten über eine unter der Benennung „Mormoniten“ seit dem Jahre 1830 in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und seit einem Jahre auch in England bestehende Sekte, die immer mehr Proselyten macht und die ein eigene heilige Schrift, das „Buch Mormon's“, besitzt, mit welchem sie die Autorität der Bibel allmälig zu verdrängen denkt. Dieses „Buch Mormon's“ liefert jedoch, wie das Athenaeum bemerkt, den schlagendsten Beweis von der Unwissenheit des großen Haufens, in Amerika sowohl als in England, denn kein nur irgend unterrichtetter oder auch nur mit der Bibel selbst vertrauter Leser würde sich durch ein solches Machwerk täuschen lassen. Das Buch, von welchem in Liverpool ein Abdruck nach der Amerikanischen Ausgabe erschienen ist, führt folgenden Titel: „Das Buch Mormon's; ein Bericht, geschrieben von der Hand Mormon's auf Platten, von den Platten Nephi's genommen worden. Ueberliefert von Joseph Smith jun.“ Herr Joseph Smith jun., der Apostel der Mormoniten, erklärt in der Einleitung zu diesem Buche, daß, nachdem er über die verschiedenen Kirchen nachgedacht, die es in der Christenheit gebe, er in einer schattigen Lande, unweit von seinem väterlichen Hause, die göttliche Verheißung empfangen habe, ihm zu zeigen, welches die wahre Kirche sey. In dieser Stunde habe er zum erstenmale eine Vision gehabt, in welcher ihm durch zwei Engelsgestalten kund gemacht worden, daß keine der bestehenden Kirchen die wahre sey, daß ihm jedoch das eigentliche Evangelium offenbart werden würde. Späterhin sey in einer anderen Vision ihm verkündet worden, daß die Nord-Amerikanischen Indianer Abkömmlinge der vertriebenen jüdischen Stämme Israels seyen, daß diese ihre eigenen Propheten, eben so wie der Stamm Juda, gehabt, und daß der letzte (Moemon) eine göttliche Offenbarung auf Goldplatten niedergeschrieben, die auf einem Hügel an der Landstraße von Palmyra nach Canandaigua im Staate New-York vergraben seyen. Eine Uebersetzung dieser von Joseph Smith jun. aufgefundenen und in Aegyptischer Sprache abgefaßten Offenbarung ist nun das „Buch Mormon's“, welches unter Anderem die Wiederherstellung von Jerusalem und der Burg Zion verkündet, doch wird sowohl das Eine wie das Andere in Nord-Amerika liegen. Das „Buch Mormon's“ ist 634 Seiten stark und zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Geschichte der Nephiten, eines Theiles des „Stammes Joseph“, behandelt, der unter dem Propheten Nephi aus Aegypten die Wüste vom gelobten Lande nach Amerika kam. Die zweite Abtheilung umfaßt die Bücher Enos, Jarom, Zenik ꝛc. und die Prophezeihungen Nephi und seiner Nachfolger um die Zeit Christi. Das Ganze wimmelt von Anachronismen und anderen Dummheiten. So läßt das „Buch Mormon's“ schon den Propheten Nephi, zur Zeit der Uebersetzung von Syrien nach Amerika, also vor mehr als 2000 Jahren, den Kompaß sich bedienen; Gott wird „das Alpha und Omega“ in einer Urkunde genannt, deren angebliche Verfasser vom Griechischen gar keine Kenntniß haben können u. dgl. m. Gleichwohl hat eine große Anzahl von Handwerkern und Fabrikarbeitern in England und Wales den Missionairen, die aus Amerika dorthin gekommen, Glauben geschenkt, und gegenwärtig bilden sie schon ganze Gemeinden, Synodal-Versammlungen, deren schon gegen 100 unter dem Titel The Millenial Star (der Stern des tausendjährigen Reiches) eine eigene Zeitschrift heraus. Sie haben in ihren religiösen Prinzipien, namentlich was die Taufe betrifft, viele Aehnlichkeit mit den „Wiedertäufern“ des 16ten Jahrhunderts; was jedoch besonders dem Umwesen der Mormoniten Eingang in England zu verschaffen scheint, ist der Umstand, dessen sich ihre Missionaire bedienen, indem sie sich den bestehenden „Mäßigkeits-Vereinen“ anschließen und deren Grundsätze auch als die ihrigen verkünden.

*) Grabbi (Grabesbier) ist ein Fest, welches auch noch heutzutage auf dem Lande überall im ganzen Norden zu Ehren eines Verstorbenen begangen wird, gewöhnlich einige Zeit nach dem Begräbniß.

**) Der Insel Gothland, östlich von Süd-Schweden.

*) Dieses Halten der Brautkachel (ein dünnes Rund Lichter) vor der Thür des Hochzeitgemachs ist auch noch jetzt bei den Normännischen Bauern in Sitte.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Freitag den 16. April 1841.

Frankreich.

Zur Statistik der Französischen Presse.

Auf einem fein polirten Tische liegen die Englische Times und der Französische National vor mir. Wirth' ein Unterschied! Ich spreche hier nicht vom Unterschiede in Grundsätzen, Schreibart, Zweck und Nutzen, sondern vom Unterschiede in der Dimension. Die Times enthält 5 Fuß 11 Zoll in der Breite und 27 Zoll Höhe. Von 48 Kolumnen derselben sind 24 den Advertisements (Ankündigungen) gewidmet, die andere Hälfte der Politik, den Neuigkeiten, Parlamentsdebatten, Erlehrtrn-Streitigkeiten, der Korrespondenz, dem Handel, Finanzwesen, dem gerichtlichen Urtheilsspruche, den Geburten, den Todesfällen, den Markt-Angelegenheiten und vermischten Anzeigen. Eine Kolumne der Advertisements enthält durchschnittlich 241 Zeilen, also im Ganzen 5784 Zeilen für die Ankündigungen. Eine wahrhaft angenehme Thatsache für den Herausgeber. Die Kolumnen des politischen Theiles enthalten 151 Zeilen, also Totalsumme 3624. Eine wahrhaft angenehme, wenn auch nicht so einträgliche Thatsache für denjenigen Jedhaber, der beim Titel des Journals seine Lektüre beginnt und dem Namen des Druckers aufhört. In den 313 Tagen, an denen die Times erscheint, liefert sie eine Totalsumme von 156,046,776 Buchstaben.

Der National steht neben der Times wie ein Zwerg aus. Er hat 25 Zoll Breite und 18 Zoll Höhe und enthält auf 12 Kolumnen 1680 Zeilen, jede von ungefähr 50 Buchstaben, was demnach täglich die Summe von 84,400 Buchstaben giebt. Der National erscheint 362mal im Jahre und enthält demnach 30,552,800 Buchstaben im ganzen Jahrgange, was nicht einmal den fünften Theil der Times ausmacht.

Die Advertisements der Times, zu einem Shilling die Zeile berechnet, bringen 90,300 Pfo. Sterl. ein, während die Annoncrn im National, selbst zu zwei Shilling die Zeile berechnet, kaum eine Summe von 2000 Pfo. Sterl. darbieten. Man wird freilich leicht verleitet, den ungeheuren Unterschied durch die Tendenz beider Blätter zu erklären. Die Times hat konservative Grundsätze, wird von den Konservativen gelesen und hat demnach ein sehr großes Publikum, das auf die meisten Ankündigungen was giebt und, wenn es zum Kaufen geneigt ist, auch was zu geben hat; in einem solchen Blatte kann jeder Marktschreier stets eine mehr oder weniger zahlreiche Klasse von Narren finden. Der National aber wird vorwiegend von einem großen, noch von einem reichen Publikum gelesen, er wird auch von Leuten gelesen, die sich nicht leicht zu täuschenden Anpreisung fügen; wie kann also der Quacksalber oder der reelle Kaufmann erwarten, daß seine Annonce in einem solchen Blatte viel Glück machen wird? So wird wahrscheinlich mancher meiner Leser erröthen, obgleich ein Blick auf andere Journale ihn belehren würde, daß dieser Grund unzureichend ist. So kann das Journal des Débats z. B. nur auf 9000 Pfo. Sterl. für Annoncen rechnen, obgleich es das gelesenste Französische Blatt ist. Es hat beinahe dieselben Grundsätze wie die Times, wird von den Konservativen gelesen und unterstützt und hat demnach nur ein Zehntel der Einkünfte der Times von ihren Annoncen. Sei alldem kostet die Times nur 6 Pfo. 10 Sh. der National dagegen, mit kaum einem Fünftel so viel Schrift, 3 Pfo. 4 Sh.*)

Doch es ist Zeit, mit der Vergleichung der beiden Journale nach ihrer Ausdehnung und ihren Einnahmen aufzuhören und einige andere Französische Blätter in statistischer Hinsicht zu besprechen. Der Moniteur ist lang, schmal und häßlich. Seiner düsteren Erscheinung wegen, seit seinen Entstehung im ersten Jahre der Französischen Revolution, nahm ihm Niese mit einer Art von Furcht.**)

*) Der unverhältnißmäßig billige Preis der Times erklärt sich, abgesehen vom innneren Werth der literarischen Blätter, auf dem Umstande der Ankündigungen von selbst. Da die Hälfte des ganzen Raumes mit Advertisements angefüllt ist und jeden Leser doch hochstens nur einige solcher Ankündigungen interessiren können, so kann man auch nicht verlangen, daß der Leser die ganze Hälfte bezahle. Nach dieser Berechnung kommen die Preise der beiden Journale fast auf gleiche Höhe.

**) „Der Moniteur hat, als Organ der jedesmaligen bestehenden Regierung, seines gleichen nicht. Bei allen Veränderungen, die er seit 1789 (wo er gegründet wurde) berichtet, hat er doch seinen Charakter als treuer Dolmetscher der Regierung seines Landes stets unverändert erhalten. Am 19. März 1815 war Napoleon noch „bad Korsische Ungeheuer, welches seine Höhle von Elba verlassen", am 8ten April „der Monarch", der „seinen Palast der Tuilerieen zurückgekehrt." Der Moniteur kann mehr als jede andere Zeitung der Welt mit Obrist Wrangel sagen, „er habe nur ein Amt und keine Meinung."

Während der Sitzungen der Deputirten-Kammer nimmt dieses amtliche Organ an Dicke zu, so daß es manchmal wie ein mäßiger Foliant aussieht. Der Moniteur nämlich muß alle jene vom Blatte abgelesenen langen Reden der Herren Volksvertreter in sich aufnehmen, damit für ihre Treue eine offizielle Bürgschaft da sey. Zu anderer Zeit, wenn keine Kammern versammelt sind und kein besonderes Dokument von Amts wegen zu geben ist, enthält der ganze Moniteur nicht so viel Schrift, als die eines Bandes der Times.

Das Journal des Débats hat seit einiger Jahren sein Format vergrößert, ohne den Preis zu erhöhen. Man sagt, die Vergrößerung geschah aus Rücksicht auf die damalige Quadrupel-Allianz und im Betrachte, daß die Debatten des Britischen Parlamentes und der Corts der Halbinsel in dem verbündeten Frankreich mehr Aufmerksamkeit reservirn. Allein ich glaube, das Journal hat seine Kosten aus Verehrung für die Quadrupel-Allianz verdoppelt, schwerlich aber seine Subskribenten **vervierfacht**). Die Débats enthalten mehr Annoncen, als jedes andere Französische Blatt, natürlich mit Ausnahme derer, die ausschließlich den Ankündigungen gewidmet sind.**) Wir wollen einige von dieser Gattung durchnehmen, um über die Annonce überhaupt in Frankreich zu sprechen.

Solcher Blätter, die ihre Seiten bloß mit Ankündigungen füllen, giebt es in den Departments mehr als 100; in Paris dagegen 3. Man darf sagen, nur 3, da Paris als Sitz des Wohlstandes in manchen Artikeln, als Hauptstadt des Luxus und der Vergnügungen, als Rendezvous so vieler Fremden, die nehmen und bringen, und besonders als der Punkt, worauf die politische Centralisation alle Kraft und Zuthätigkeit zusammenzieht, zu wenig an 3 solcher Blätter hat, wenn alle übrige Frankreich deren nur 96 hat. Das älteste der Pariser sind die Petites Affiches. Anfangs hatte dieses Blatt nur 8 bis 10 Ankündigungen; jetzt hat es so viele Hundert. Man findet hierin Alles, was man sucht und was man anbietet, Alles, was in Deutschen kleinen Lokalblättern steht, nur Bücher werden darin niemals ausgeboten. Die Gebühren sind gering, und da die Verbreitung des Blattes ungeheuer ist, so finden die Liebhaber leicht ein hübsches Mädchen für Alles (a pretty maid of all work), eine junge Gouvernante und sogar eine Frau mit so und so viel Jahren, mit so und so viel Mitgift gegen Zusicherung strenger Discretion.***)

Es waren in Frankreich wenig literarische Spekulationen, die so vortheilhaft für den Unternehmer waren, wie die Petites Affiches. Das von diesem Blatte gemachte Glück reizte natürlich viele Spekulanten zu ähnlichen Unternehmungen, von denen wir bei gratis nennen, welches frei ins Haus gebracht wird, um durch die große Verbreitung das Publikum für die Insertion zu gewinnen.

Die Quacksalber dieses drolligen Volkes schreien mehr in den öffentlichen Blättern, als die Englischen Charlatane. Auch in den Ankündigungen zeigt sich der Unterschied des Volksgeistes beider Länder. Zu der Times fängt die erste Kolumne mit Dampfschiffen und Kauffahrteischiffen nach allen Weltgegenden an, und die letzte Kolumne spricht von Auctionen. Aber wo sind Dampfschiffe in Französischen Journalen zu finden?†) Blauen Dunst die Menge, aber keine Dampfschiffe. Ja, ein Französischer Kapitalist muß sich hüten, einen Theil seiner Ersparnisse in Dampfschiffen anzulegen, weil er Anglais geschimpft werden würde, und dies wäre hinreichen, sein Unternehmen zu verdammen. Die Französischen Annoncen haben in der Regel Eß- und Modewaaren, Bedürfnisse der Toilette und

*) Im Original quadruplet its subscribers. Um diesen Wortwitz anzubringen, hat unser Verfasser den Grund mit der Quadrupel-Allianz erfunden. Der Uebersetzer aber braucht seine Leser nur an die auch in diesen Blättern besprochenen Umtriebe zu erinnern, die von Emil de Girardin durch Gründung des Journals La Presse ausgingen, um den Preis der Zeitungen herzumindern, darunter die Débats, die Journal waren.

**) Der Verf. beweist hier die unbesonnene Einrichtung der Französ. und Engl. Blätter. Aber ein Deutscher darf sich mit Recht wundern, daß die Franzosen, die sonst so sehr mit der Klarheit der Anordnung und Oekonomie ihrer Schriften prahlen, doch in ihren Zeitungen keine Spur von einer bequemen Uebersicht durch einander werfen. Es bedarf schon einiger Uebung, um sich z. B. im Journal des Débats schnell zurecht zu finden, da weder ein Index noch sonst eine Erleichterung des Aufsuchens vorhanden ist. Die Deutschen Blätter sind hierin weit voraus.

***) Unsere Leser können hieraus sehen, daß die Heirathö-Gesuche in unserem Intelligenzblatte keine Deutsche Erfindung sind.

†) Hierin geht der Verf. gewiß zu weit. Die Französischen Dampfschiffe von Havre an Norden und von Marseille im Süden sorgen jetzt über den Nord als der Ost eines Engländers erregen. Die Französische Regierung befördert ihre Briefe von und nach der Levante durch die Französischen Schiffe der Marseiller Linie, und die meisten Banquiers daselbst machen mit ihren Einrichtungen für Amerika nach Havre. Etwas Anderes ist es, daß alle diese Dampfschiffe Frankreichs ihre Maschinen in England holen müssen, so wie auch Englische Ingenieure die Französischen Etablissements bauen.

Digitized by Google

Erfindungen der Winkel-Medizin zum Gegenstande. Hierin verstehen es die Franzosen, die Farben der Aufschneidekunst scharf gegung aufzutragen. Vor Allem wird dabei der Eitelkeit der muthmaßlichen Opfer der Ankündigung so hübsch geschmeichelt, daß Viele sich für verpflichtet halten, demjenigen, der ihnen so zum Herzen spricht, zu belohnen.

Ich übergehe viele fabelhafte Ankündigungen und wähle nur die „Sous-Jupes-Oudinot" als ein Pröbchen der Pariser Krämersprache von 1841. Herr Oudinot entdeckt uns Unterröcke von neuer Erfindung, die nicht nur alles bisher in dieser Kleidungsart Geleistete übertreffen, sondern selbst Alles leisten, was man bisher niemals von Unterröcken mit den kühnsten Hoffnungen erwartet hat. Herr Oudinot hat ein Erfindungs-Patent und eine Ehren-Medaille für diese Unterröcke erhalten und droht, daß er jeden contrefaçon seiner Erfindung wegnehmen lassen wird, er mag sich im Schranke, oder gar am Orte seiner Bestimmung befinden, denn er wolle keine Dame schonen, die sich herabwürdige, seine wohlthätige Unterröcke zu tragen. Die echten Sous-Jupes-Oudinot tragen den Stempel Oudinot und sind

Bouffantes et Elastiques.

Durch das Bouffantische wird jede körperliche Unebenheit und Schiefe gedeckt; ein verwachsenes Mädchen kann dadurch wie eine schlanke Taglioni aussehen. Durch das Elastische aber wird eine Frau, die schon 69 mal den Lenz blühen gesehen, so blühend und beweglich wie die Meinung eines Franzosischen und Englischen Volks-Repräsentanten. Damit aber auch alle Damen in der Welt an dem Genusse dieser wohlthätigen Erfindung Theil nehmen können, setzen wir den Auszug einer Annonce des Marschall Oudinot der Sous-Jupes hierher:

Brevet d'invention . . . . Médaille d'honneur. Dans chaque ville, saisie des contrefaçons . . . . . .

Bouffantes et Elastiques

Elles forment tournure . . . . . .

27, Place de la Bourse, à Paris.

Doch ist Oudinot noch nicht der ärgste. Ich kenne Schneider, die „geometrisch" das Maß nehmen; Schnürleibmacher, die „durch den Schnitt ihrer Schnürleiber die Leidenschaften einschränken; Haarkräusler, deren Pomade „dem Verstande neue Kraft giebt" ꝛc. ꝛc.

Die Ankündigungen in Provinzialblättern sind weniger hasthaft; sie sind überhaupt selten von der Pariser Art, da alles Elegante, Fashionable, und was man Distingué nennt, nur gern in Paris ahmet. Für kosmetische Mittel ist der Sinn der Provinzialblätter noch weniger empfänglich als für Reinlichkeit, die, wie jedem Reisenden bekannt ist, dort noch zu den großen Seltenheiten gehört. Die gewöhnlichen Blätter der Provinz haben 12 Zoll Quadrat, sind von gelbem Papier und präsentiren einen Druck, wie er auf Glückwunschbriefen nicht kunstloser war. Wir wollen jedoch einiger Ausnahmen erwähnen. Dahin gehört das Mémorial Bordelais, welches von dem kühnen Streiter für Frieden und Ordnung, Herrn Henri Fonfrede, herausgegeben wird.*) Eben so der Courrier de l'Isère und ein Blatt, das in Calais erscheint. Rouen, Havre, Lyon, Bordeaux, Lille und Nantes haben sonst auch ziemlich gute Blätter, die ein oder mehrmal wochentlich erscheinen und von der Größe des National sind. Die Annoncen decken gewöhnlich die Kosten des Verlegers, und der Redakteur erhält 40 bis 50 Pfd. Sterl. das Jahr. Ein schlechtes Honorar! Doch, wer wird in Frankreich gut bezahlt, wenn er nicht Opernkänzerin oder Koch ist**)?

Es besteht in Paris eine eigene Klasse von Menschen, die courtiers d'annonces heißen, die in allen Richtungen rennen, um Leute zum Ankündigen zu bewegen, und die dann die Bedingungen für die Gebühren mit dem oder jenem Blatte negoziiren. Diese Menschen haben ihre sicherste und fruchtbarste Domaine in der Lüge. Man lese das folgende Colloquium:

„Guten Morgen, Herr Oudinot! Große Nachfrage ist jetzt nach Sous-Jupes; Paris ist voll von Fremden, die sie kennen Lernen haben und mit Geld werfen. Jetzt oder nie ist die Zeit zur Ankündigung. Jedermann geht spazieren, lieft die Journale in den Boulevards und in den Gärten."**) Nun, Herr Oudinot? Jetzt oder nie! Herr Billard verkauft, wie Sie doch sicher gehört haben werden, für eine Million mehr von seinem Theer-Extrakt, seitdem ich sein Annoncen-Bureau leite. Ein wunderbarer Gedanke doch die öffentliche Presse Frankreichs gleich der Gemahl einer Dame zu nennen! Nun, Herr Oudinot?"

O. „Gut, Herr Roger, was sind aber Ihre Bedingungen?"

R. „Kennen Sie das Journal Wigwam, das vor kurzem noch so schlecht ging? Durch meine Bemühung wird es jetzt von ganz Paris, der Provinz und dem Auslande gelesen; keine Dame kann ohne dieses Blatt leben. Geben Sie mir eine Annonce für dieses Blatt; ich spreche für Ihren Vortheil, denn ich habe einen Freund an Ihnen."

Nachdem Herr Roger auf Ehre versichert, daß er kein Interesse am Wigwam habe, obgleich er Mit-Eigenthümer ist, fordert er 15 Sous für die Zeile. Oudinot bietet 5, und Roger giebt Sous für Sous nach, bis er endlich „aus inniger Freundschaft für Freund Oudinot" 9 Sous nimmt.

Die politischen Blätter von Paris sind jetzt den gebildeten Klassen so bekannt, daß einige Worte in ihrem Betreffe genug sind. Das Journal des Débats unterstützt die neue Dynastie. Der Courrier français entspricht der Morning Chronicle. Der Temps verfolgt dieselbe Politik und hält die Mitte zwischen dem, Globe und der Chronicle. Der Constitutionnel hat kein ihm entsprechendes Blatt in England; aber er steht sich immer auf die popularе Seite der Frage, wie sie auch beschaffen sey. Der National ist mehr Republikaner als der Morning Advertiser; aber gleich diesem wendet er sich mehr an die Mittelklassen. Der Siècle ist nur eine wohlfeile Ausgabe des Courrier français; dieser kostet 80, der Siècle 40 Francs. Die Quotidienne, France und Gazette sind das, was in England die Morning Post und der Standard sind, mit der einzigen Ausnahme, daß sie drei Französischen Journale es mit der alten gefallenen Dynastie halten, während die zwei Englischen ihre Neigung für eine junge und liebenswürdige Monarchin an den Tag legen. Der Commerce verfolgt dieselbe Politik wie der Sun und beschäftigt sich gleich seinem Englischen Zeitgenossen mehr mit den Angelegenheiten des Inlandes als mit denen des Auslandes.

Die juristischen Journale von Paris werden am meisten gelesen. Die Berbere zu Paris und an den Provinzial-Gerichtshöfen werden mit Talent, Gelehrsamkeit und Witz in ihnen wiedergegeben. Die Entscheidungen der Richter werden immer mit großer Umsicht und Gelehrsamkeit besprochen; die Gesetze selber und die damit vorgenommenen Veränderungen werden wissenschaftlich unterfucht. Die Gesetze des Auslandes werden hierbei verglichen, Nachahmungen vorgeschlagen, und auf Verbesserungen wird aufmerksam gemacht; und alles dieses in einem ruhigen Geiste, ohne Partei-Ansicht. Man kann sagen, daß in diesen Blättern die ehrlichste, umsichtigste und selbst unterhaltendste Sprache aller Französischer Blätter herrscht. Die Gazette des Tribunaux errang die Palme unter ihren Schwestern, obgleich viele Versuche gemacht wurden, mit ihr zu rivalisiren und sie zu übertreffen. Ihr verstorbener Gründer gewann durch sie ein großes und wohlverdientes Vermögen.

Die Theater-Zeitungen und humoristischen Journale sind die lebendigsten und witzigsten in Europa. Der Charivari ist unerreicht; der Abonnementspreis ist freilich sehr hoch; denn er kostet eben so viel wie die Débats, obgleich er nicht mehr als den sechsten Theil derselben an Schrift enthält; aber er hat lithographische Karikaturen jeden Tag zu geben, immer prollig, burlesk, komisch oder satyrisch, und immer treffend. Nach den September-Gesetzen glaubte Jedermann an den Sturz des Charivari, da ihm verboten wurde, irgend etwas zu drucken oder zu lithographiren, ohne die Erlaubniß des Ministers des Innern eingeholt zu haben. Allein so groß war das Talent um der unerschöpfliche Witz und Humor dieses Muster-Journals, daß seine Leser nicht im geringsten litten, daß es täglich der grausamen Censur unterworfen ist. Es weiß dem Gesetz bei jeder Gelegenheit so geschickt zu entschlüpfen, daß es sehr selten vor Gericht getrieben wird. Ehemals waren seine Karikaturen auf den König jedem Rechtlichen zum Abscheu; seit den September-Gesetzen muß er dies bleiben lassen. Der Corsaire, das Journal des Théâtres, La Mode und ein Schock anderer bemühen die Kaiserlich-Königliche, alle voll Frohsinn, Leichtfertigkeit, Leben und heiterer Abenteuer, England hat keine ähnlichen aufzuweisen. Alle Engländer, wenn sie in Frankreich sind, fühlen sich sogar von den Französischen Blättern so angezogen, daß sie auf ihre Times, Morning Chronicle etc. etc. gewaltig zürnen, obgleich in England sie diese verschlingen.

Ein Wort noch zum Schlusse! Die Französische Presse hat über die Englische eine größere Gewalt, als die Englische Presse über die Engländer. Wie geht dies zu? — weil es in Frankreich keinen wirklichen Volksgeist giebt, der fähig wäre, selbständig zu unterfuchen, zu vergleichen, zu billigen oder zu verwerfen; während in England das Volk selber denkt und selbständig diskutirt. In Frankreich wird der Volksgeist von den Journalen erst geschaffen; in England begegnen sich die Journale von Männern herausgegeben, die dieselben Gesinnungen mit denen haben, an welche sich das Journal wendet. In Frankreich hat jedes Journal seine Partei; in England hat jede Partei ihr Journal. Der Unterschied ist in die Augen springend. In Frankreich ist das Journal der Herrscher, in England der Landesvertreter. (N. M. M.)

Dänemark.

Oehlenschläger's Bearbeitungen altnordischer Sagen für's Volk.

(Schluß.)

Amleth (Hamlet).

In dieser Sage, die ebenfalls Saxo erzählt, wird die List geschildert, die sich in der Vorzeit oft mit der Wildheit verbunden findet. List ist die erste Entwicklung der geistigen Macht; von ihr geht sie über zur Klugheit, endlich zur Weisheit. Darum ist List das alte Dänische Wort für Kunst; das will sagen: etwas können mit dem Geist. In dem Deutschen Worte „Leisten" findet sich noch eine Spur davon.

* * *

In des Leirekönigs*) Rörik Zeit ward Gewendel, Unterkönig in

*) Kein Wunder, daß das Blatt schmackt aufsteht, es wird von den geheimen Fonds gespeist und ist daher wie die Sous-Jupes-Oudinot etwas stark Bouffant et élastique. Jenfrede wurde vor einigen Jahren nach der Hauptstadt gerufen, um dort seine Kühnheit zu produziren, oder die Pariser fürchteten oder schwiegen gar, und der Kühne schlich von dannen.

**) Unser Engländer irrt sich! Auch die Stimmen bei einer Deputirtenwahl werden gut bezahlt; freilich nicht so glänzend, wie im reichen Albion, wo bei solchen Wahlen oft eine Lage mit 1000 Pfd. Sterling bezahlt wird.

***) So bei schönem Wetter. Wenn dagegen es regnet, schlechtes Wetter: da sitzen die Leute zu Hause eingefroren, lesen vor langer Weile Zeitungen und entwerfen vor langer Weile Pläne für die Einkäufe kommender Tage.

*) Leire war die Hauptstadt der Dänen in der Heidenzeit, wie Roeskilde in der ersten und Kopenhagen in der zweiten Hälfte der christlichen Zeitrech-

Jütland. Seine beiden Söhne Harthvendel und Fenge setzte Rörik an des Vaters Stelle ein. Harthvendel machte einen Bikingszug, brachte König Rörik große Beute und ward um seine Tochter Gyrithe. Er erhielt sie und wurde durch sie Vater von Amleth. Aber Fenge mordete aus Mißgunst heimlich seinen Bruder und nahm seine Frau zum Weibe.

Als Amleth erwachsen war, fürchtete er sich vor seines Vaters Mörder, und um sein eigenes Leben zu retten, stellte er sein Thun und seine Rede, als wenn er irre wäre. Alle seine Fragen und Antworten waren einfältig und närrisch. Alle seine Handlungen schienen von einem Gecken zu kommen. Er glich mehr einer Vogelscheuche, als einem Menschen. Bisweilen setzte er sich ans Feuer in die Asche und stopfte die Kohlen hin und her. Bisweilen machte er spitzene Haken, Fenge sie an seiner und sprach: das sie wie Fischerhaken, damit sie an dem, was noch sie geworfen würden, fester haften sollten. Als man ihn fragte, was er thäte, antwortete er: „Ich schärfe Lanzenspitzen, um meines Vaters Tod zu rächen!“ Manche, welche sein Betragen genauer übertegten, saßen Argwohn, daß er nicht so wahnsinnig sey, als er schiene, vielmehr unter seiner lustigen Einfältigkeit und verstellten Narrheit Weisheit verstecke.

Man beschloß, ihn durch ein hübsches Frauenzimmer, die ihn zu Liebe und zu Bett trauen verleiten sollte, ausforschen zu lassen.

Mit dieser wollte Amleth im Wald spazieren gehen; ein Freund jedoch, der ihm mit einigen Andren folgte, gab ihm ein Zeichen, er möge auf seiner Hut seyn. Amleth bemerkte es. Als man zu Pferde steigen wollte, setzte er sich deshalb verkehrt, mit dem Rücken gegen den Pferdehals und mit dem Gesicht gegen den Schwanz, und bediente sich so des Gebiß. Es war ein wunderlicher Anblick, wie das Pferd ging und der Reiter es am Schwanz lenkte. Als sie zum Walde kamen, erblickten sie einen Wolf. Amleth fragte, was dies wäre? Sie sagten ihm: „ein junges Füllen.“ Er antwortete: „Von solchen Füllen hat Fenge einige in seinem Hofe.“ Mit solch ernst gewinnetn Spaß bezeichnete er schon die Strafe seines Stiefvaters, indem gleichsam Wölfe und blutgierige Thiere seines eigenen Vaters Tod rächen würden. Aber er wußte seine Worte zu wenden, so daß er nicht Unwahrheit sprach und doch in nichts ergriffen werden konnte.

Sie kamen darauf zum Strand hinunter; dort lag das Ruder eines gestrandeten Schiffes. Siehe, sagten sie, was wir hier für ein großes Messer finden. Er antwortete: „Es ist ein breiter Schinken, den dieses Messer durchschneiden muß.“ Sie zeigten ihm den Sand am Ufer und meinten, es wäre schönes weißes Mehl. Er erwiderte: „Es ist durch Windmühlen und durch die weißen Schaumwellen des Meeres gemahlen.“

Im Walde verliefen ihn die Andren, um ihn mit dem jungen Weibchen allein zu lassen. Aber sein Freund gab ihm wieder einen Wink, indem er eine Brunse fing und einen Strohhalm durch dieselbe stach. Als Amleth dies sah, merkte er wohl, daß Verrätherei im Spiele wäre; er achtete es aber nicht und bat, als sie allein waren, das Mädchen um einen Kuß. Sie hatte ihn von Kindheit an gekannt, war ihm gut und gewährte es ihm gern.

Später fragten sie ihn, ob er sie geküßt hätte? Er antwortete: „Ja! Auf dem Grobholm von einem Dache, auf einem Pferdehof und einem Hahnenkamm.“ Alle diese Dinge hatte er nämlich in der Tasche bei sich gehabt und unter seine Füße geiegt, ehe er sie küßte. Sie wurden aus dieser Rede nicht klüger, und das Mädchen verrieth Amleth natürlich nicht.

Einer von Fenge's Freunden rieth nun diesem, einen Menschen im Zimmer zu verstecken, wenn Amleth mit seiner Mutter allein spräche, und ihm so auf die Spur zu kommen. Der Mann erbot sich selbst, der Spion zu seyn. Als Amleth das nächste Mal bei Gyrithe war, fürchtete er wohl, daß man ihn belauschen möchte. Er lief deshalb umher, wie er gewöhnlich pflegte, schlug mit den Armen wie mit Flügeln und krähte wie ein Hahn. Darauf sprang er auf das Getäfelwand, unter welchem der Kundschafter verborgen lag, und da er hier etwas Hartes fühlte, durchbohrte er ihn mit seinem Schwert. Dann zog er die Leiche unter dem Stroh heraus, hieb sie in Stücke und warf sie den Schweinen vor. Nun kehrte er zu seiner Mutter zurück und sagte: „Du arge Bubin! Du umarmst Deines Mannes Mörder und liebst den, der Deinen einzigen Sohn vaterlos machte. So lieben die vernunftlosen Thiere, die es nicht besser wissen und verstehen. Ich sage Dir, daß ich mich nicht ohne Ursach so toll stelle. Der seinen eigenen Bruder opferte, wird auch dessen Sohn nicht schonen. Meines Vaters Tod geht mir Tag und Nacht zu Herzen. Käme nur erst Zeit und Gelegenheit, ihn zu rächen! Aber es gehört große Verschlagenheit dazu, den gewaltthätigen Bösewicht zu fangen. Meine nicht über meine Narrheit! Willst Du trauen, so trauve über Deine eigene Schuld und Unehre.“ — Mit solchen scharfen Worten wendete er seiner Mutter Vergessenheit zu Reue und Besserung.

Man fragte Amleth, wo der Auskundschafter geblieben sey. Da entgegnete er lachend: „Die Schweine haben ihn gefressen!“ Unwahres wollte er nicht sagen. Fenge hatte Amleth gern nach dem Leben getrachtet; aber er durfte es nicht wegen seines Oheims und wegen Gyrithe. Er sandte ihn darum zu dem König von Britland.*) Als Amleth abreiste, bat er seine Mutter, über Jahr und Tag möchte sie sagen, sie hätte die Nachricht von seinem Tode erhalten, und dann möge sie die Halle mit Teppichen behängen wie zu einem Begräbnißbier. Genau zu derselben Zeit würde er heimkehren. — Es folgten ihm nach Britland zwei Begleiter mit Runenstäben, in welche eine Bitte an Breitlands Fürsten geritzt war, er möge Amleth tödten lassen. Diese Stäbe fand Amleth eine Nacht auf der Reise, und er veränderte die Runen auf ihnen so, als wenn Fenge den König in Britland bäte, seine Begleiter zu hängen und ihm selbst seine Tochter zur Ehe zu geben.

Der König empfing Amleth freundlich; dieser aber wollte von dem, was ihm aufgetragen wurde, weder essen noch trinken. Der König ließ deshalb durch einen Forcher die Ursache ausforschen, und er hörte nun, daß Amleth zu seinem Gefolge gesagt hätte: das Brod schmecke nach Blut, das Bier nach Eisen und der Schinken nach todtem Menschenfleisch. Ferner: der König habe die Augen eines Leibeigenen, und die Königin schicke sich in drei Dingen an wie eine Dirne. Als dies der König hörte, sprach er: „Dieser Mann muß entweder sehr weise seyn, oder er ist ein großer Narr.“ Er ließ sogleich seinen Bogt rufen. Der erzählte jenem, daß die Aehren zu dem Brode auf einem Bahlplatze gemachen wären. Der König fragte wegen des Schinkens? Dieser war von Schweinen, die aus Versehen von der Leiche eines hingerichteten Räubers gefressen hatten. Der Brunnen, aus welchem das zum Bier gebrauchte Wasser genommen war, wurde untersucht, und man fand auf seinem Grunde verrostete Schwerter.

Der König sah, daß Amleth Recht hatte. Er ließ seine Mutter holen und fragte sie allein, was das heißen wolle, daß er Knechtesaugen habe? Sie antwortete, sie hätte nie einen andern Mann geliebt, als seinen Vater. Doch da der König drohte, sie foltern zu lassen, gestand sie, daß er der Sohn eines Leibeigenen wäre. — Als er hierauf Amleth fragte, weshalb er das Benehmen der Königin verdächtig gefunden, sagte dieser: „In drei Dingen ahmt sie einem brennenden Frauenzimmer nach. Sie birgt ihren Kopf in ihren Mantel*); wenn sie geht, schürzt sie den Rock unter den Gürtel auf, und sie sticht sich in den Zähnen nach der Mahlzeit.“

Der König lobte Amleths großen Verstand, und er gab ihm seine Tochter. Die Begleiter ließ er nach Fenge's schriftlichem Begehr hängen. Amleth that, als wenn er zornig würde, daß ihnen Unrecht geschehe, und der König gab ihm eine Summe Goldes als Mannbuße. Dieses Gold schmolz Amleth und füllte damit zwei hohle Stäbe, welche er mit nach Dänemark nahm, als er ein Jahr in Britland gewesen war.

Da er in Jütland antam, legte er seinen guten Anzug ab und kleidete sich in Lumpen. In seines Vaters Hofe fand er Alle lustig und guter Dinge. Er trat in die Halle, wo man eben sein Begräbnißbier hielt. Man fragte ihn, ob er keine Begleiter habe? Er sog seine Stäbe vor und entgegnete: „Hier sind sie beide!“ Amleth übernahm jetzt das Schafferamt für die Gäste, um sie besser trunken machen zu können. Als wenn er im Gange durch seinen zerfetzten Kittel nicht gebindert werden wollte, spannte er sich den Gürtel mit dem Schwerte daran um. Die Gäste wollten aber nicht haben, daß er so oft das Schwert zöge und es an seinen Finger-Nägeln schärfte, drum schlugen sie ihm einen Nagel durch die Scheide und das Schwert. Er schenkte ihnen so lange, bis sie bewußtlos von den Bänken sanken. Nun ließ Amleth alle die Teppiche und Thürvorhänge, womit die Halle bedeckt war, auf sie niederfallen und knüpfte Alles mit den Enden zusammen, die er in seiner Kindheit gemacht hatte, so daß Keiner sich loswickeln und entkommen konnte. Hierauf zündete er Feuer im Hause an, und bald stand der ganze Hof in Flammen. Schnell lief er selbst nach der Kammer, in welche Fenge schlaftrunken von seinen Dienern gebracht worden war. Er nahm dessen Schwert von der Wand und hieb sein eigenes an die Stelle, dann weckte er ihn und rief: „Fenge! Deine braven Mannen verbrennen zu Asche und hier steht Amleth mit seinen Haken, um seines Vaters Tod zu rächen.“

Fenge sprang auf; aber wie er nach dem zugenagelten Schwert faßte, hieb ihn Amleth mit seinem eigenen todt.

Alle seine Thaten ließ Amleth später auf ein Schild malen. — Die Königin von Schottland verstreichen ihn in ihr Liebesnetz, und er gelobte ihr, sie zu heirathen. Die Gäste wollten aber nicht haben, daß ein

port aller Waaren um 30 pCt. abgenommen; die Verminderung der Transport-Preise steht in geradem Verhältnisse zu der Verbesserung der Wege. Bei der Briefbeförderung dagegen tritt das umgekehrte Verhältniß ein. In der Zeit von 1710—1839 ist in England das Brief-Porto um das Doppelte, in vielen Fällen um das Dreifache gestiegen; so daß vor der Reduction des Brief-Porto's ein Brief 700 mal mehr einbrachte, als die Kosten betrugen. In Frankreich überstieg, nach der Berechnung eines höheren Post-Beamten, das Brief-Porto die Transportkosten um das Fünfhundertundreißigfache. Kein Handelszweig erfreut sich solchen Gewinns.

Dieses ungeheure Mißverhältniß zwischen dem Porto und der wirklichen Auslage hat sich überall dem Zorn- sicht der Gesellschaft feindlich gezeigt; denn die Zunahme des brieflichen Verkehrs hängt von der Leichtigkeit desselben ab. Je theurer das Porto ist, desto weniger Briefe werden geschrieben. Ein Brief kauft immer den anderen hervor, und die Schnelligkeit der Correspondenz hebt den Unterschied des Raumes auf und verbindet die getrennten Theile der Bevölkerung. Die Briefe eröffnen und beenden alle Geschäfte; sie sind die Seele derselben und erweisen sich dem Handelsstande eben so nützlich wie den Privatleuten, den Reichen so sehr wie den Armen. Es wäre also einer weisen Politik angemessen, dieses Beförderungsmittel möglichst zugänglich zu machen; wie wenig indeß hierauf Rücksicht genommen wurde, zeigt die Geschichte des Postwesens.

Von Karl dem Großen bis auf Ludwig XI. wurde die Correspondenz der Privatleute nur durch die Boten besorgt, welche die Universität Paris nach den bedeutendsten Städten des Reiches absendete. Im Jahre 1464 erließ Ludwig XI. in Donlins das erste Edikt, welches über das Postwesen erschien; da das aber noch das Publikum von der Benutzung desselben ausschloß. Ludwig XI. errichtete die Posten nur, „weil es für seine Angelegenheiten höchst nothwendig war, rasch von allen Seiten Nachrichten zu erhalten und, wenn es nöthig wäre, überall hin zu versenden.“ Da aber für die Gehalte der Postmeister und der 230 Couriere, welche die Reise des Königs beförderten, gesorgt werden mußte, so wurde das Volk mit neuen Auflagen belegt. Damit diese Last weniger drückend erscheine, gestattete nun Ludwig XI. den Privatleuten die Benutzung der Postpferde gegen Entrichtung einer bestimmten Summe. Auch erlaubte er den Couricren, die Briefe der Privatleute zu befördern.

Die pragmatische Sanction zeigte sich der Entwicklung dieser neuen Einrichtung feindlich: es wurde den Couricren verboten, die Briefe von Privatleuten zu übernehmen. Aus die Zeit der religiösen und bürgerlichen Unruhen in Frankreich übte einen schädlichen Einfluß auf die Postverwaltung; es verschwand alle Sicherheit für die Correspondenz der Privatleute. Erst unter Sully's Verwaltung wurde die Ordnung wiederhergestellt. Ordentliche Couriere, welche an bestimmten Tagen ankamen und abgingen, traten an die Stelle der Estaketen oder außerordentlichen Couriere, welche früher den Königlichen Dienst versahen. Das Porto der Briefe, welche den Couricren des Königs mitgegeben wurden, war willkürlichen Abschätzungen unterworfen gewesen. Sully setzte einen bestimmten Tarif ein. Bisher war das Postwesen eine Last für den Schatz gewesen: jetzt fing es an, einen Ertrag zu gewähren. Die Briefpost zeigte sich über alle Erwartung ergiebig, und Sully verpachtete sie. Als nach Heinrich IV. Tode seine Minister alle seine Würden niederlegten, trat er die eines Generals der Posten und Relais an Herrn von Almérad ab.

Der Kardinal von Richelieu entsetzte wieder Herrn von Almérad und verkaufte die Stelle an drei General-Intendanten für 356,000 Livres (1629); Sully hatte sie für 32,000 Thaler abgetreten. Aber der Ertrag nahm beständig zu, und der Kardinal blieb nicht auf der Hälfte des Weges stehen. Am 25. Mai 1636 errichtete er neue erbliche Aemter: Räthe, Postmeister, Controlleure. Im Jahre 1643 wurde die Zahl der Stellen wieder vergrößert, und das Gehalt der neuen Beamten durch die Erhöhung des Porto's um ein Viertheil gedeckt. Im Jahre 1672 verpachtete Louvois die Postverwaltung für 1,200,000 Livres an Lazare Patin. Nunmehr ist es leicht, den fortwährenden Aufschwung des Postwesens, sowie auch auf der beständigen Zunahme der Pachtsumme ergiebt, zu verfolgen.

Folgendes ist eine Uebersicht derselben von 1672—1786.

	Livres Tournois.		Livres Tournois.
1672 . . .	1,200,000	1750 . . .	4,801,500
1683 . . .	1,800,000	1756 . . .	5,001,500
1695 . . .	2,820,000	1764 . . .	7,113,000
1703 . . .	2,200,000	1770 . . .	7,700,000
1721 . . .	3,446,000	1776 . . .	8,700,000
1727 . . .	3,946,000	1777 . . .	10,400,000
1739 . . .	4,551,000	1786 . . .	10,800,000

Von Frankreich aus verbreitete sich diese Einrichtung in alle andere Länder Europa's. Zerwinaud und Jsabelle führten sie nach der Eroberung von Granada in ihren Staaten ein. Dem Grafen von Thurn und Taxis gebührt diese Ehre für Deutschland. Karl V. übertrug ihm, zum Lohn für seine Dienste, die erbliche Würde eines Postmeisters in Deutschland und Spanien, so wie in einigen Städten Jtaliens und in den Niederlanden. In Dänemark, Schweden und Rußland tritt eine regelmäßige Organisation des Postwesens erst mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein.

In England war die Post ebenfalls zunächst nur den Bedürfnissen der Könige vorbehalten. Im Jahre 1481 führte der König Eduard während seines Schottischen Krieges das Courierwesen ein. Im Jahre 1548 gab Eduard VI. der Postverwaltung eine regelmäßigere Organisation; indeß leisteten die Posten bis dahin dem Publikum nur sehr unvollständige Dienste. Karl I. paßte sie den Bedürfnissen der Zeit etwas mehr an. Im Jahre 1635 wurde der Ober-Postmeister Thomas Withertings angewiesen, einen regelmäßigen Courierdienst zwischen London und Edinburg einzurichten. Die Couriere mußten den Weg hin und zurück in sechs Tagen zurücklegen, ohne unterwegs anzuhalten. Diese Verordnung bestimmte auch die Städte auf dem Wege, welche berührt werden sollten. Jeder Postmeister sollte Courier- ein über zwei Pferde bereithalten. Aber die bald ausbrechenden Unruhen und bürgerlichen Kriege störten dieser Einrichtung nur eine kurze Dauer. Unter dem Protektorat Cromwell's erhielt das Postwesen eine ausgedehntere und festere Organisation. Im Jahre 1656 wurden Bileam's in den vornehmsten Städten Schottlands und Jrlands errichtet; die Regierung eignete sich ein unbeschränktes Monopol an, und es wurde seinem Privatmanne gestattet, Couriere zu Fuß oder zu Pferde zu unterhalten. Damals bewilligte das Parlament jedem seiner Mitglieder Portofreiheit für seine Privat-Korrespondenz; die Tarife wurden revidirt und erhöht, die Entfernungen ausgemessen und die Krümmungen der Wege zur Grundlage der Berechnung gemacht. Damals wurde auch die Erklärung des einfachen Briefes erfunden, der nur eine Unze wiegen durfte. Bog ein Brief mehr, so mußte er das vierfache Porto bezahlen, und war in einem Brief das kleinste Städchen Papier eingeschlossen, so mußte er die doppelte Taxe bezahlen. Dies dauerte zwei Jahrhunderte, und noch dazu stieg das Porto fortwährend, in manchen Fällen auf das Vierfache.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Carlyle über Helden und Heldenthum. Thomas Carlyle, den viele seiner Landsleute den Britischen Jean Paul nennen und der in der That in Alt-England der gründlichste Kenner und Bewunderer dieses Dichters so wie der Deutschen Literatur überhaupt ist, hat im vergan Jahre vor einem großen, aber zugleich gewählten Englischen Publikum sechs Vorlesungen über Helden und Heldenverehrung, so wie über das Heroische in der Geschichte, gehalten, die jetzt im Druck erschienen sind.*) Unter sechs verschiedenen Gesichtspunkten stellt Carlyle in diesen Vorlesungen den Helden dar, zunächst in seiner antiken und historischen Erscheinung, und zwar 1) als göttliches Wesen (Herkules, Odin); 2) als Prophet (Moses, Mahomed); 3) als Dichter (Dante, Shakespeare) und 4) als Priester (Luther, John Knox) und endlich in seiner modernen Erscheinung 5) als Schriftsteller (Rousseau, Johnson, Burns) und 6) als Feldherr und Herrscher (Cromwell, Napoleon). Wir haben hier in Parenthese nur diejenigen Namen wiederholt, an welche er zunächst seine Betrachtungen knüpft, denen er jedoch eine große Menge von Namen anreiht, die er, eben so wie jene, charakterisirt, oder ihren Verwandtschaften nicht blos ihrer eigenen Zeit, sondern auch der Nachwelt zu Lehrern erwerben anzuerkennen oder zu negiren. Am längsten verweilt er bei der fünften Kategorie, bei dem Schriftsteller-Helden, der, ein Produkt der neueren Zeit, erst seit einem Jahrhundert seine jetzige Bedeutung erlangt hat und mit immer allgemeinerer Zustimmung die Aufgabe zu erhalten scheint, welche der Menschheitsgeschichte zu fordern. Goethe ist, nach Carlyle, das edelste Specimen eines Helden dieser Art, und Fichte's Ausspruch, daß in der Literatur ein beständiges Priesterthum von einem Zeitalter auf das andere sich vererbe, um den Menschen zu zeigen, daß Gott überall in ihnen lebe, wird von dem Englischen Heldenmaler als eine Jnschrift für seine Schriften benützt.

— Die Jungfrau von Orleans als historischer Roman. Der Engländer Serle hat die wundersame Erscheinung Johanna d'Arc's zum Gegenstand eines historischen Romans gewählt, der in kurzem die Presse verlassen wird. Der Dichter hat hierdurch eine Lücke in der poetischen Behandlung dieses Thema's ausgefüllt, und zwar mit vielem Beruf, wenn man nach Proben und nach der allgemeinen Erwartungen urtheilen darf, die sein Werk in England erregt. Auffallend ist es, daß Deutschland und selbst Frankreich keine ernste Versuche dieser Art im Fache des historischen Romans gemacht haben. So merkwürdig die Geschichte der Johanna in der Wirklichkeit auch ist, so dürfte doch ihre Behandlung durch die Dichter fast noch merkwürdiger genannt werden. Frankreich, das den ihr gereiften, hat die Manen der in ihrem Tode so mißhandelten Heldin, statt aller nothwendigen Sühnen, nur mit dem aufschmeichelten Epos Chapelain's und mit dem unsaubren Gedichte Voltaire's geehrt, und noch hat kein Französischer Dichter es unternommen, durch ein würdiges Epos die Nationalschuld zu tilgen. Deutschland, dem der Gegenstand als Nationalsache fern liegt, und dessen Dichter weder durch Geschmacksstreit, noch durch Spott an der Jungfrau gefrevelt haben, verklärte sie durch Schiller. Und England, das ihr durch Shakespeare so wehe that, gab ihr in neuerer Zeit durch Robert Southey eine glänzende Ehrenrettung.**) Das Andenken der Jungfrau bei allen Klassen von Lesern wieder zu erneuern, schreint ein Roman viel wirksamer, als eine Epopöe, die doch selten vollendet erscheint und selbst vollendet doch nur von Wenigen begriffen wird.

*) On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History. Six Lectures. By T. Carlyle. London, 1841.

**) Das so herrliche Werk Southey's: „Joan of Arc“ ist noch nicht im Deutsche übersetzt. Nur eine kleine, aber sehr gelungene Probe hat Herr Fürstenhaupt daraus in seinem „Pantheon“ (Berlin, 1837) mitgetheilt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Montag den 19. April 1841.

Frankreich.

Die Genealogie der Buonaparte's.

Die Abstammung, der Adel und die Geburt Napoleon's sind Gegenstand der verschiedensten und der widersprechendsten Untersuchungen gewesen. Wenn einige Schriftsteller seine Abstammung in ein romantisches Gewand gehüllt und ihm sogar den Mann mit der eisernen Maske zum Ahnherrn gegeben haben, so haben ihn andere aus der untersten Klasse der Gesellschaft hervorgehen lassen. Einige Geschichtsschreiber haben ihm wiederum eine Genealogie zusammengestümpert, welche bis ins höchste Mittelalter zurückgeht, und die Herzogin von Abrantes hat sogar die Behauptung aufgestellt, der Name Buonaparte sey die wörtliche Uebersetzung des Wortes Kaiserreich, eines Beinamens der Komnenen, mit denen der Kaiser durch gemeinsame Abstammung verbunden seyn sollte.

Dennoch war es ganz leicht, nach unzweifelhaften Dokumenten eine authentische Genealogie des Hauses Buonaparte zu entwerfen. Im Jahre 1771 provozirte Karl Buonaparte, um die Anerkennung seines Adels beim obersten Rathe von Korsika zu erwirken, ein Certifikat der Notabeln von Ajaccio, in welchem ihm diese bezeugten, daß seine Vorfahren seit zwei Jahrhunderten Mitglieder des Korsikanischen Adels seyen, so wie ferner eine Beglaubigung der Buonaparte's von Florenz, einer der ältesten Familien Toskana's, welche darin die Gemeinsamkeit ihrer Abstammung mit den Korsikanischen Buonaparte's zugestanden. Wenn sich gegen diese Zeugnisse vielleicht noch Zweifel erheben sollten, so müssen sie doch vor einer Bestätigung derselben verstummen, die in jeder Beziehung unverwerflich erscheint.

Im Jahre 1779 sah sich Karl Buonaparte genöthigt, um seinem Sohne Napoleon die Aufnahme in die Militair-Schule zu Brienne zu verschaffen, dem Wappenrichter d'Hozier de Serigny die Papiere einzusenden, auf welche sich seine Adels-Ansprüche gründeten. Dieselben wurden einer strengen Prüfung unterworfen und als gültig anerkannt. Die Aktenstücke wurden nach einigen Monaten zurückgeschickt, aber ein Verzeichniß derselben wurde zurückbehalten. Dieses, welches von Karl Buonaparte's eigener Hand geschrieben ist, befindet sich jetzt in den Reichs-Archiven. Hier folgt eine wörtliche Uebersetzung desselben:

Verzeichniß der Aktenstücke, welche Napoleone von Buonaparte aus Ajaccio in Corsika, dem von Sr. Majestät dem Könige die Aufnahme in den Königlichen Militair-Schulen bewilligt ist, die Ehre hat, Herrn von Sérigny, Wappenrichter des Adels von Frankreich, vorzulegen.

Es sind sehn Hefte.

Das erste enthält den Taufschein des genannten Napoleone, vom 15. August 1769.

Das zweite enthält den Taufschein Karl's, Vaters des Napoleone und Sohnes des Joseph, vom 29. März 1746;

ein Certifikat der vornehmsten Adeligen der Stadt Ajaccio, vom 19. August 1771, welches bezeugt, daß die Familie Buonaparte immer in den ältesten und adeligsten Familien gezählt worden ist, sowohl in Betreff ihrer eigenen Abstammung, als der Verbindungen, die sie eingegangen ist;

ein Heirathe-Permiß, vom 2. Juni 1764;

einen Beglaubigungsschein der Toskanischen Buonaparte's, vom 28. Juni 1759, die im Besitze des Patriziats sind und also zum vornehmsten Adel gehören, wo sich dies auf einem Großherzog von Toskana unter dem 28. Mai ausgestellten Zeugnisse ergiebt;

ferner eine Urkunde des Erzbischofs von Pisa, die dem gedachten Karl Buonaparte die Adels- und Patrizierts-Titel zu führen gestattet, vom 30. November 1769;

so wie ein Zeugniß des obersten Rathes von Korsika, vom 13. September 1771, welches die Familie Buonaparte für adelig und den Adel derselben seit mehr als zweihundert Jahre erklärt.

Das dritte enthält den Taufschein Joseph's, Vaters des Karl und Sohnes des Sebastian, so wie den Beweis, daß er 1760 zum Stadtälteßen mit dem Titel magnifieus ernählt worden ist.

Das vierte enthält den Taufschein Sebastian's, Vaters des Joseph und Sohnes des Joseph, so wie den Beweis, daß er 1720 zum Stadtältesten erwählt worden ist.

Das fünfte bezeugt, daß Joseph Buonaparte, Vater des Sebastian, der Sohn Karl's ist; er ist 1702 zum Stadtältesten erwählt worden.

Das sechste enthält einen Beschluß des Kommissarius der Republik Genua, welches dem Karl den Adelstitel beilegt, und welches beweist, daß er der Sohn Sebastian's ist, vom 1. September 1661;

ein anderes Beweisstück von 1672, welches bezeugt, daß der genannte Karl adelig und der Sohn Sebastian's war, so wie auch, daß er 1681 zum Stadtältesten erwählt worden ist.

Das siebente enthält den Taufschein Sebastian's, Vaters des Karl und Sohnes des Franz.

Das achte enthält den Beweis, daß Franz, Vater des Sebastian, Capitain und Sohn des Hieronymus war, und daß der genannte Franz 1596 zum Stadtältesten erwählt worden ist.

Das neunte enthält ein Aktenstück vom Jahre 1562, in welchem der Senat von Genua den Hieronymus „Egregium Hieronymum de Buonaparte, Procuratorem nobilium" nennt;

ein anderes Aktenstück, welches bezeugt, daß die Familie Buonaparte zur Zeit der Gründung der Stadt Genua existirte, da ihr ein Theil des Gebietes gehörte, auf welchem die Stadt erbaut wurde;

ein anderes Aktenstück vom Jahre 1572, welches bezeugt, daß der gedachte Hieronymus, Vater des Franz, Sohn des Gabriel war, und daß er 1594 zum Stadtältesten ernählt wurde.

Das zehnte und letzte Heft enthält ein Aktenstück vom Jahre 1567, welches beweist, daß Gabriel, Vater des Hieronymus, Sohn des Franz war; und andere Aktenstücke von 1567 und 1568, welche beweisen, daß der genannte Gabriel den Titel Messire führte, der nur den vornehmsten Adeligen zukam.

Schließlich das Wappen der Familie, das sich seit undenklichen Zeiten über der Thür des Hauses der Familie und im Gradgewölbe verstehen in der Gemeinde und im Palaste der alten Podesta's von Florenz befindet. Das genannte Wappen trägt die Grafenkrone und besteht aus einem Wappenschilde mit zwei Querbalken und zwei Sternen nebst den Buchstaben B. P., welche Buonaparte bedeuten. Der Grund ist roth, die Querbalken und die Sterne blau.

Dies Verzeichniß der Adels-Ansprüche der Buonaparte's enthielt einige Unrichtigkeiten. Der Wappen-Richter, auf den hier kein persönlicher Einfluß einwirkte, da der Einsender für ihn ein unbedeutender Edelmann war, zeigte sich streng, und um weitere Auskunft zu erhalten, richtete er an Karl Buonaparte einen Brief, der hier folgt, wie er im Originale vorliegt:

Brief
des Herrn von Hozier.

„Paris, 8. März 1779.

„Ich bitte Sie, mir den Familiennamen Ihrer Frau Gemahlin anzugeben; in dem Heirathe-Permiß des Bischofs von Ajaccio vom 2. Juni 1764 wird sie Maria Lätitia Zemolina genannt. Ist der dritte Name Familiennamen oder Taufname? Welches ist der erste Buchstab dieses Namens? Welches würde die Französische Uebersetzung desselben seyn?

Ihr Taufschein nennt Sie Karl Mra. Der letzte Name ist wohl eine Abkürzung für Maria. Sie heißen also Karl Maria, obgleich Ihnen nur der Name Karl, sowohl in der vorerwähnten Urkunde, so wie in dem Taufscheine Ihres Sohnes und in dem Adels-Zeugnisse von 1771, beigelegt wird.

In allen Urkunden, sogar in dem Stadtältesten-Zeugniß, erscheint Ihr Name ohne von; demnach unterzeichnen Sie sich von Buonaparte.

Das Adels-Zeugniß von 1771 giebt Ihrer Familie den Namen Bonaparte, nicht Buonaparte; muß ich mich nicht hinsichtlich der Orthographie dieses Namens nach dem Adels-Zeugnisse richten?

Antwort
Karl's von Buonaparte.

„Versailles, 8. März 1779.

„Der Familien-Name meiner Frau ist Ramolini; ihre Französische läßt er sich nicht übersetzen.

Mein Name ist allerdings Karl Maria, aber ich habe mich immer nur Karl genannt.

Die Republik Genua hat meinen Ahnherrn Hieronymus schon vor zweihundert Jahren egregium Hieronymum de Buonaparte genannt; ich habe dieses Wörtchen weggelassen, weil man sich desselben in Italien fast gar nicht bedient.

Mein Familienname wird Buonaparte geschrieben.

Digitized by Google

Muß ich Ihnen in meinem Adels-Certifikat den Titel eines Adels-Deputirten von Korsika geben?

Ich habe die Ehre, St. Maj. am 10ten d. M. als Adels-Deputirter vorgestellt zu werden.

Die Erklärung des Wappens, die Sie mir eingeschickt haben, verstehe ich nicht; Sie müssen mir eine Abbildung senden.

Ich habe die Ehre, Ihnen, Ihrem Wunsche gemäß, eine Abbildung meines Wappens zu übersenden.

Wie müßte der Name Ihres Sohnes, der Italiänisch Napoleone heißt, übersetzt werden?

Der Name Napoleone ist Italiänisch.

Setzen Sie gefälligst Ihre Antworten meinen Fragen gegenüber.

Ich bin u. s. w.

Ich bin u. s. w.

D'Pozier de Sérigny.

von Buonaparte."

Herrn von Buonaparte, Deputirten des Korsikanischen Adels, bei Hrn. Natté, rue Saint-Médérie, in Versailles."

Man sieht aus dieser Korrespondenz, daß Napoleon's Familien-Name Buonaparte geschrieben wurde, und daß seine Genealogie sich nicht weiter als bis auf Franz, den zehnten Ahnen, der im Jahre 1567 lebte, zurückführen läßt. Sein Toskanischer Ursprung entbehrt also aller sichtern Beweise.

Die Erklärung des Wappens war falsch, denn sie setzte Blau auf Roth, also Farbe auf Farbe; in der kolorirten Abbildung war der Irrthum berichtigt. Die Buonaparte's hatten Roth mit zwei goldenen Querbalken und zwei Sternen, einer oben, der andere unten, und eine Grafenkrone. (Revue historique de la Noblesse.)

England.

Die Resultate der Reduction des Brief-Porto's in England.

(Schluß.)

Die Einführung der kleinen Posten innerhalb der Städte, welche in das Jahr 1683 fällt, und die von Herrn Palmer eingeführten Verbesserungen sind mit materielle Vervollkommnungen, welche dieser Verwaltung nicht den Charakter der Fiskalität rauben konnten, den man ihr mit Recht vorgeworfen hat. Vor Herrn Palmer legten die Englischen Malle-Posten nur 3¼ Engl. Meilen in der Stunde zurück; jetzt im Durchschnitte 8¼ Meilen. In Frankreich zeigt sich derselbe Fortschritt. Die Revolution war auch auf die Postverwaltung von großem Einflusse. Bis 1792 waren die Depeschen durch Courirer oder in Wagen ohne Federn befördert worden. Vierzig Postrouten wurden von eben so vielen Malle-Posten befahren, welche die Regierung unterhielt, vierzehn gingen von Paris ab, 26 stellten die Verbindung zwischen den einzelnen Departements her. Trotz dieser Verbesserungen wurde sogar noch im Jahre 1814 die Postmeile nicht in einer Stunde zurückgelegt; im Jahre 1829 sank die Zahl der Stunden schon auf 626, und 1836 betrug sie nur noch 501. Diese Beschleunigung wurde durch die Umstände geboten, denn die Messagerieen und Diligencen hatten einen Vorsprung gewonnen und stellten überdies niedrigere Preise.

Mit Ausnahme der Journale, welche wegen ihres hohen Stempels unentgeltlich von der Post befördert wurden, wies die Postverwaltung in Großbritanien alle periodische Schriften, Börsen-Berichte, Prospekte und Kataloge unbarmherzig zurück, während sie in Frankreich zu einem ziemlich mäßigen Preise zugelassen wurden. Trotz aller Reclamationen des Handelsstandes wollte sich die Postverwaltung zu keiner Milderung verstehen; alle Druckachen mußten den Weg eines Briefes gehen oder in vielen Briefe, die sie Blätter enthielten. Um so noch dazu stieg der Tarif beständig. Der Preis des einfachen Briefes wurde von 3 Pence für eine Entfernung von 80 Meilen auf 8 Pence erhöht. Für eine Entfernung von mehr als 400 Meilen mußten statt 3 Pence 1 Sh̃illing 3 Pence bezahlt werden.

Folgende Liste zeigt die Zunahme der Post-Einkünfte in England:

Im Jahre 1653 brachte die Verpachtung der Posten ein		10,000 Pfd.
" " 1659		14,000 "
" " 1663, wo sie dem Herzoge von York als Dotation übergeben wurde		21,500 "
" " 1711, wo das Parlament sich die Kongeßton beilegte		112,000 "
Von 1716—1733 ergab sich durchschnittlich ein reiner Ertrag von		97,500 "

Für die folgenden Jahre liegen noch genauere Angaben vor:

	Brutto-Ertrag.	Netto-Ertrag.
1758	222,075 Pfd.	173,780 Pfd.
1769	305,058 "	164,760 "
1779	402,918 "	139,248 "
1786	306,500 "	281,975 "
1799	1,012,731 "	324,787 "

Die Kriegsfieber, welche auch die Privat-Korrespondenz traf, führte ein rasches Steigen der Post-Einkünfte herbei. Aber seit 1816 haben dieselben, trotz des Wachsens der Bevölkerung und des Wohlstandes, nicht zugenommen, in welcher Thatsache wohl der entschiedenste Beweis liegt, daß dieser Verwaltungszweig an einem innern Gebrechen litt. Die Regierung wollte dies nicht anerkennen, und es nach zweiundzwanzigjährigem Widerstande entschloß sie sich zur Annahme der von Herrn Rowland Hill vorgeschlagenen Radikal-Reform. Bevor wir auf die Resultate derselben übergehen, wollen wir zunächst einen Blick auf die Post-Einnahmen von 1816—1838 werfen:

	Brutto-Ertrag.	Netto-Ertrag.
1816	2,193,741 Pfd.	1,326,527 Pfd.
1820	2,068,061 "	1,479,547 "
1825	2,276,207 "	1,670,219 "
1830	2,212,206 "	1,517,952 "
1831	2,227,564 "	1,569,018 "
1837	2,206,736 "	1,511,026 "

Die Resultate, die sich aus dieser Nichtzunahme der Einnahme ergeben, stellen sich noch deutlicher heraus, wenn man eine Vergleichung mit den Französischen Posten anstellt, die auf einem bei weitem billigeren Tarif beruhen:

	Brutto-Ertrag.	Netto-Ertrag.
1815	19,364,724 Fr.	7,688,085 Fr.
1820	23,156,780 "	11,527,788 "
1825	27,372,247 "	14,479,305 "
1830	33,698,000 "	14,979,000 "
1831	33,889,000 "	15,171,000 "
1836	35,665,732 "	?
1838	42,070,000 "	19,560,000 "

Solche Thatsachen ließen eine Reform als unabwendbar erscheinen; dennoch ist es bekannt, welche Anstrengungen dieselbe Herrn Hill gekostet hat. Unterschlagungen folgten auf Unterschlagungen, bis endlich die Post-Verwaltung einen Penny als Taxe für alle Briefe annahm, deren Gewicht nicht eine halbe Unze überstieg, ohne Rücksicht auf die Entfernung des Orts. Am 17. August 1839 sanctionirte das Parlament diese Reform.

Am 5. Dezember wurde zunächst, um die Beamten an die Abschätzung der Briefe nach ihrem Gewichte zu gewöhnen, das Porto auf 4 Penny herabgesetzt. Am 10. Januar 1840 trat die definitive Reform ins Leben, und zwar wurde das Porto für Briefe von einer halben Unze, die frankirt waren, auf einen Penny, für unfrankirte auf zwei Penny festgesetzt. Die Verwaltung wollte einen Versuch machen, ob das Publikum das System der vorgängigen Freimachung gänzlich aufnehmen würde, um später den Gebrauch des gestempelten Briefpapiers einzuführen, das alle Kosten der Korrespondenz auf den Absender überträgt.

Der Andrang des Publikums, als zum erstenmale frankirte Briefe zu einem Penny angenommen wurden, übertraf alle Erwartung. Von 4½ bis 5½ Uhr Abends wurden, trotz der strengen Jahreszeit, die Büreaus förmlich belagert. Früher war ein Büreau zureichend gewesen; am 10. Januar mußten vier, sodann fünf und endlich in der letzten halben Stunde sechs Schalter geöffnet werden. Die Post-Verwaltung zeigte den größten Eifer, und am letzten Theile des Tages nahm sie 3000 Briefe an. Die Cilposten gingen nichtsdestoweniger zu derselben Stunde und mit derselben Regelmäßigkeit ab.

So waren alle Berechnungen der Widersacher der Reform widerlegt. Sehen wir jetzt, welches die nächsten Resultate der Herabsetzung des Porto's waren:

In der Woche bis zum 24. Nov. 1839, wo noch der alte Tarif in Kraft war, stieg die Brief-Circulation auf .	1,585,973
In der Woche bis zum 22. Dez., wo der provisorische niedrigere Tarif eingeführt war, betrug dieselbe . . .	2,008,657
Endlich in der Woche bis zum 21. Feb. 1840, wo der Penny-Tarif eingeführt war, stieg sie auf	3,199,637

In den folgenden Wochen ist das Verhältniß folgendes:

In der Woche bis zum 26. April 1840	2,934,866
" " " 22. Mai	3,138,035
" " " 21. Juni	3,221,206

Die Zunahme der Brief-Circulation kann auftreiben nur der Herabsetzung des Porto's zugeschrieben werden. Die Abnahme im April hat keinen andren Grund als die Osterwoche, in welcher die Geschäfte mehrere Tage unterbrochen werden. Der Brief-Umsatz zeigt eine gewisse Ebbe und Fluth, welche bei statistischen Berechnungen nicht übersehen werden darf. So stieg bei Monatzeg die Brief-Circulation in London regelmäßig um 30 pCt.; zur Weihnachtszeit nimmt sie um 70—80 pCt. ab, während sie am St. Valentinstag um 25—30 pCt. steigt. So lange aber das vorgängige Frankiren und die unfrankirten Briefe neben einander bestanden, war das System Herrn Hill's noch nicht ganz durchgeführt. Das Frankiren hinderte die Expedition und bringt keine Vereinfachung in den Postdienst; die nichtfrankirten Briefe, für welche das Porto vorläufig bei der Ablieferung entrichtet werden muß, machen eine doppelte Rechnungsablegung nothwendig und verzögern die Vertheilung, denn man hat berechnet, daß zur Vertheilung von 120 tarirten Briefen drei Stunden, für 120 frankirte Briefe aber nur 16 Minuten erforderlich sind. Alle diese Uebelstände glaubte Herr Hill durch die vollständige Durchführung seines Systems beseitigen zu können, indem er, daß das Publikum vermittelst gestempelten Postpapiers, das bei allen Papierhändlern und in allen Post-Büreaus zu haben wäre, sich mit den Mitteln zur raschen Erledigung seiner Korrespondenz versehen könne. Am 6. Mai 1840 kam dieser Plan zur Ausführung, der den Privatleuten und der Verwaltung alle versprochenen Vortheile gewährte. Die Korrespondenzen können nun zu jeder Stunde geschrieben und expedirt werden; der Unterschied hört auf, und die Austheilung geht mit einer unerhörten Schnelligkeit von statten. Es ist erwiesen, daß

1837 und 1838 die Zahl der in Umlauf gesetzten Briefe 80—84 Millionen betrug; 1840 stieg diese Zahl auf 168 Millionen.

Der Vorgeb der Brief-Taxe ist also durchaus zu Gunsten des Publikums entschieden worden: Sehen wir jetzt, wie der Vortheil der Reform gefahren ist. Wenn die Circulation sich verdoppelt hat, so muß doch anerkannt werden, daß die Einnahme außerordentlich gesunken ist. Die Post-Direction in Dublin, deren Einnahme unter der Herrschaft des alten Tarifs 6,850 Pfd. betrug, hat in dem Jahre seit der Einführung des neuen nur 2,843 Pfd. eingenommen. Die Verminderung beträgt also 59 pCt; in Edinburg beläuft sie sich nur auf 56 pCt. Im Dezember 1838 hatte die Gesammt-Einnahme 260,387 Pfd. betragen, im Dezember 1839, wo die provisorische Taxe von vier Penny galt, sank sie auf 136,608 Pfd.

Folgendes ist das finanzielle Ergebniß der drei ersten Vierteljahre von 1840, verglichen mit 1839:

	1839	1840.
Bis zum 5. April	392,000 Pfd.	120,000 Pfd.
„ „ 5. Juli	369,000 „	100,000 „
„ „ 10. Oktober	407,000 „	123,000 „
	1,168,000 Pfd.	343,000 Pfd.

Die Differenz beträgt also 833,000 Pfd. oder 71 pCt. Die Verwaltungskosten für 1839 beliefen sich auf 741,677 Pfd. Der Ertrag von 1840 wird auf 465,000 Pfd. überschätzt; es ergiebt sich also ein Ausfall von 276,000. Es fragt sich nun, bricht dieses Resultat dem System des Herrn Pill den Stab und soll man wieder zu dem alten Tarife zurückkehren? Wir glauben nicht; das Sinken der Einnahme ist vorauszusehen worden, und die Verwaltung darf den Muth nicht verlieren und muß auf Verbesserungen denken. Die Post-Einnahmen für 1840 werden nicht 465,000 Pfd. übersteigen; 1837 beliefen sie sich auf 2,36,731 Pfd., die Differenz würde also 1,771,736 Pfd. betragen; in demselben Jahre brachten die Posten einen reinen Gewinn von 1,311,000 Pfd. Während früher aber das übermäßige Porto den Aufschwung der Brief-Circulation und der Handels-Beziehungen niederhielt, erschien jetzt die Post als ein mächtiges Beförderungsmittel der Bildung und des gesellschaftlichen Fortschritts.

Man lasse übrigens der neuen Einrichtung Zeit, feste Wurzel zu fassen, dann ist möge man tadeln und kritisiren. Herr Pill hat nie behauptet, daß sein System die Einnahmen der Post zu derselben Höhe bringen würde, wie das frühere. Nach seiner Berechnung sollte die Zahl der Briefe auf 200 Millionen steigen und allmählig auf 600 Millionen anwachsen. So ziemlich ist seine Berechnung eingetroffen. Als der Kaffee noch 2 Schillinge 9 Pence vom Pfunde bezahlte, brachte er 2,821,000 Pfd. ein; als dieser im Jahre 1839 um die Hälfte vermindert wurde, 4,446,000 Pfd. Die Herabsetzung der Abgabe von den Ankündigungen und Journalen hatte dasselbe Resultat. Eben so wird es mit den Post-Einkünften gehen. Mit jedem Jahre bringt die Bildung in einen größeren Kreis; die Zahl der Personen, welche lesen und schreiben können, nimmt beständig zu; die neuen Gewerbszweige, welche der Kommerz hervorruft, fordern leichtere und schnellere Beförderungsmittel, die Posten konnten unmöglich in ihrem alten Schlendrian fortgehen, der sich dem Fortschritt feindlich zeigt.

(L. and W. R.)

Nord-Amerika.

Die Amerikanischen Squatters.*)

I. Die Squatters des Mississippi.

Die Europäische Reitenden, welche den Mississippi hinabgefahren sind, und zwar jede Meilen in der Stunde, erzählen und, daß die Squatters elende menschliche Geschöpfe sind, von blasser, kränklicher Gesichtsfarbe, die in den Sümpfen leben und sich von Pilzen, Mais und Bärenfleisch nähren. Doch ist es einleuchtend, daß man, um zuverlässige Nachrichten über die Squatters zu haben, sich an Einen wenden muß, der mit ihrer Geschichte und ihren Sitten bekannt ist.

Die Individuen, die Squatters werden, wählen aus freien Stücken diese Lebensart; sie kommen meist aus solchen Provinzen der Vereinigten Staaten, wo sie den Preis des Bodens zu hoch fanden. Es sind Männer mit einer starken, zahlreichen Familie, die den Muth in sich fühlen, selbst für ihre Subsistenz zu sorgen. Man hat ihnen gesagt, daß die Gegenden längs der großen Flüsse des Westens an Boden, Holzschlag und Wild die ersichsten sind in der ganzen Union; das Verdienst des Mississippi-Thales ist sehr viel ist, und das jedes Hektarzeug, das er trägt, den Kolonisten Gelegenheit bietet, ihre Waaren zu verkaufen oder andere dafür einzutauschen. Was aber für die Kolonisten besonders lockend ist, das ist die Aussicht, sich auf einem Stück Land niederlassen und es behaupten zu können, ohne dafür irgend eine Rente oder Abgabe zu zahlen.

Ich will kein zu günstiges Gemälde von der Lage der Squatters geben. Statt einer Familie, die von anderen östlichen Gränzen aus fortzieht und deren Zahl gewiß sehr groß ist, begleiten wir lieber eine, die aus Virginien auswandert, nachdem wir zuvor ihre Verhältnisse in dieser Provinz vor ihrer Auswanderung nach dem Mississippi betrachtet. Der Boden, den sie hier seit einem Jahehundert besessen, ist beständig gewogen worden, bald eine und bald eine andere Aernde zu liefern; so ist er jetzt ganz erschöpft und liefert nur eine dünne Krufte von rothem Thon, die von tiefen Bächen durchschnitten wird, durch welche ein Theil des ursprünglichen Bodens einem glücklicheren Nachbar zugeführt worden, der in einem noch reichen und schönen Thal wohnt. Die letzten Bemühungen, diesem Grundstück seine Fruchtbarkeit wiederzugeben, waren umsonst. Die dichterigen Bebauer entledigen sich also alles dessen, was ihnen zu beschwerlich oder zu kostspielig ist, mitzunehmen, und behalten nur einige Pferde, ihre Arbeitswerkzeuge und die Gegenstände, die ihnen auf der Reise nöthig sind in ihrem neuen Aufenthalt von Nutzen seyn können.

Ich sehe sie im Geiste, wie sie ihren Pferden das Geschirr anlegen, um sie an die Wagen anzuspannen, die schon mit Matrazen, Linnen, Proviant und den jüngsten Kindern angefüllt, während von außen der Wohlruf und das Spinnrad der Hausfrau daran befestigt sind. Ein Eimer voll Theer und Unschlitt hängt zwischen den beiden hinteren Rädern. Verschiedene Hacken oder Beile sind an der Querstange des Wagens befestigt; die Krippe enthält Töpfe, Fleischstöpfe und Tiegel. Der Nachtwacht, in einen Postillon umgewandelt, sitzt auf einem der Pferde, die Frau des Herrn auf einem anderen; das Haupt der Familie geht zu Fuß, mit der Flinte auf der Schulter, und seine Söhne, in ein grobes, aber solides Tuch gekleidet, bilden die Spitze des Zugs, indem sie die Heerde führen, die von den Hunden begleitet ist. Die Karawane reist in kleinen Tagereisen und mit wenig Sequemlichkeit; das ungelehrige Vieh läuft oft von der Straße in den Wald und ist nur mit Mühe wieder zusammenzutreiben; das Geschirr der Pferde bedarf oft der unmittelbaren Aufmerksamkeit; ein Rad fällt herab, und man muß umkehren, um ihn zu suchen, denn die Reifenden haben nicht viel, was sie entbehren können. Die Straßen sind schlecht, und von Zeit zu Zeit bedarf es sämmtlicher Arme, um den Wagen vorwärts zu bringen oder sein Umfallen zu verhüten. Etwas ermüdet, lagert sich die Familie um ein Feuer, an welchem das Abendbrod bereitet wird, und dann wird ein Lager für die Nacht aufgeschlagen.

Wochen und Monate bringen diese Leute in unterwegens zu; sie haben die beiden Karolina's, Georgien und Alabama hinter sich, und nachdem sie von Anfang Mai bis zu Anfang September gewandert sind, durchziehen sie mit beklommenem Herzen die Provinz Mississippi. Endlich haben sie die Ufer dieses großen Flusses erreicht und betrachten erstaunt die üppigen Wälder, die sie umgeben; sie sehen verschiedene Stelle jetzt nur an die Bodenerhebungen zum Winter, während andere ihn hinaufschwimmen. Sie begeben sich in die nächste Hütte, um Erkundigungen einzuziehen, und mit Hülfe der Bewohner, die ihnen ihre Kanoe's leihen, setzen sie über den Mississippi und suchen sich ihren Aufenthaltsort aus.

Die Dünfte, welche aus den umgebenden Sümpfen aufsteigen, üben einen mächtigen Einfluß auf die neuen Ankömmlinge, doch denken sie jetzt nur an die Vorbereitungen zum Winter. Vermittelst des Feuers und der Art schaffen sie sich ein Terrain im Walde, wo sie eine provisorische Hütte errichten. Jedes Thier der Heerde bekommt ein Glöckchen am Halse, ehe man es in die Gebüsche der Nachbarschaft laufen läßt, während die Pferde in der Nähe der Hütte bleiben, wo sie eine hinreichende Weide finden. Bald kommen Büchse und Axt zu Ehren; durch welche sich die Squatters mit Mehl, Angeln, Blei, Pulver und anderen Vorräthen versehen. Die Webstühle sind aufgestellt; das Spinnrad liefert gesponnene Wolle; in einigen Wochen hat die Familie ihre Lumpen bei Seite geworfen, um sie mit einem Gewebe, das dem Klima angemessener ist, zu vertauschen. Währenddeß haben Vater und Sohn Stecklohen und andere Küchengewächse gepflanzt, ein Kohn aus Kentucky hat auch eine Zufuhr lebendigen Geflügels gebracht.

Der Winter kommt heran und mit ihm die Zeit der Fieber-Anfälle für die noch nicht aus Klima gewöhnte Familie; jetzt bekommen die Squatters jenen kränklichen, blassen Teint, durch den sie bekannt sind. Doch die ungesunde Jahreszeit dauert nicht lange; die Kälte tritt ein, und mit ihr kommen die Mitglieder der Familie wieder zu Kräften. Jetzt werden große Eichenstämme gefällt, zerlegt und vor der Hütte aufgeklaftert; des Nachts wird ein großes Feuer angezündet, und bald kommen Fahrzeuge an, welche ihnen das Holz abnehmen und dafür andere Dinge liefern, die das Winterleben bequem machen. Die ersten Früchte der Industrie der Squatters haben ihnen Muth gemacht, und mit dem Eintreten der Frühlings gewinnt Alles einen anderen Anblick um sie herum. Wildvögel, Truthühner, Enten, wilde Gänse, auch einige Fische von Zeit zu Zeit, haben sie bei Kraft erhalten, und jetzt verspricht ihr vergrößertes Gebiet eine Aernde von Korn, Kartoffeln und Pilzen. Auch das Vieh hat zugenommen; das Dampfboot, das jetzt vorzugsweise an diesem Ufer fährt, kauft ihnen ein Kalb oder ein Schwein und all' ihr Holz ab. Alle ihre Vorräthe werden reichlich erneuert, und die glänzendste Zukunft scheint ihnen zu winken.

Ein Kolonist des Mississippi kann sich immer etwas verdienen; nie sind sie industriös ohne Lohn. Wenn der Herbst zurückkehrt, sind sie viel besser vorbereitet, das Fieber abzuwehren, vermittelst einer soliden Wohnung, einer zweckmäßigen Kleidung und eines wohlunterhaltenen Feuers, und ehe noch ein Jahr vergeht, ist die Familie naturalisirt. Die Söhne haben inzwischen einen Sumpf entdeckt, wo trefflliches Bauholz wächst, und da sie oft Flöße von ähnlichem Holz vor ihrer Wohnung vorüberschwimmen sahen, das nach den Werften von Neu-Orleans kömmt, so entschließen sie sich ebenfalls, ihr Glück zu versuchen. Durch ihre Industrie und Oekonomie haben sie schon ihren Kredit gegründet: sie kaufen einige Sägen von Bretterschneidern und machen sich selbst einen Wagen mit großen Rädern. Die Balken häufen sich bald am Ufer des Flusses, bald ist das erste Floß unterer Squatters fertig und mit frischem Holze beladen. Sobald das jährliche Wachsen des Stromes es flott gemacht, wird es durch lange Lianen oder Kabeltaue befestigt, bis der günstige Augenblick gekommen ist und Vater und Söhne sich der Strömung des großen Flusses anvertrauen.

*) Von dem bekannten Audubon, aus dessen Amerikanischen Natur- und Sittenschilderungen wir schon früher Mehreres mitgetheilt.

Digitized by Google

Nach Ueberwindung vieler Hindernisse erreichen sie Neu-Orleans, wo sie ihr Floß verkaufen. In diesem Handel ist Alles Gewinn; daher zögern sie auch nicht, recht viel einzukaufen, dann schaffen sie sich mit leichtem Herzen einen Platz im Dampfboot, der ihnen meist wenig, oft nichts kostet, weil sie sich am Bord nützlich zu machen wissen. Und nun naht das Dampfboot ihrer Wohnung; die fröhliche Mutter und ihre Töchter warten schon am Ufer; um sie herum sieht man Haufen von Gemüse, zu ihren Füßen Zuber mit frischer Milch und in ihren Händen Teller mit Butterbroten. Das Dampfboot hält an; drei Strohhüte bewegen sich auf dem Verdeck, und bald liegen Mann und Frau, Brüder und Schwestern einander in den Armen. Das Dampfboot nimmt die Vorräthe mit, nachdem es sie gut bezahlt, und sobald der Capitain den Befehl zur Abfahrt gegeben, tritt die glückliche Familie in ihre bescheidene Hütte. Hier übergiebt der Vater der Frau seinen Sack mit Dollars, während die Söhne den Schwestern ein kleines Geschenk mitbringen. In einem solchen Augenblick sind die Squatters gewiß reichlich belohnt für alle ihre Mühseligkeiten.

Jedes Jahr vermehrt ihr Ersparnisse. Sie besitzen jetzt eine Menge Pferde, Kühe, Schweine u. s. w., mit reichlichen Vorräthen und allen Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens. Die Töchter haben die Söhne der benachbarten Squatters geheirathet und haben in den Frauen ihrer Brüder neue Schwestern gefunden. Die Regierung sichert der Familie das Eigenthum an dem Boden, auf welchem sie sich vor zwanzig Jahren in Dürftigkeit und Unsicherheit niedergelassen. Größere Häuser werden auf Pfählen erbaut, um vor den Ueberschwemmungen geschützt zu seyn. Wo früher nur eine einfache Hütte stand, sieht man jetzt ein artiges Dorf; Wagenschoppen, Magazine, Werkstätten erhöhen die Bedeutung des Ortes. Die Squatters leben geachtet; sie werden sterben, bedauert von Allen, die sie gekannt.

So bevölkern sich die ungeheuren Gränzen unseres Continents; so breitet sich der Anbau von Jahr zu Jahr über die Wüsten des Westens aus. Gewiß wird einst der Tag kommen, wo das große Mississippi-Thal, das jetzt noch mit seinen Urwäldern bedeckt und von Sümpfen durchschnitten ist, von Kornfeldern und Gärten prangen wird, während sich volkreiche Städte an seinen Ufern erheben und civilisirte Nationen die Wohlthaten der Vorsehung genießen werden.

II. Die Squatters von Labrador.

Man versetze sich, wohin man will; überall, wo es einen Schilling zu erwerben giebt, wird man auch Leute finden, die damit beschäftigt sind, ihn zu verdienen. Im Laufe des letzten Sommers habe ich in Labrador Individuen und Familien, die ich mit nichts Besserem vergleichen kann, als mit dem, was wir in Amerika Squatters nennen.

Unser Schooner hatte in einem schönen Bassin an der Küste, umgeben von rauhen, mit einer verkrüppelten Vegetation bedeckten Granitfelsen, Anker geworfen. Eines Morgens, da ich Vögel und andere Gegenstände auf dem Gestade naturgeschichtlich zu studiren, richtete ich zufällig die Augen auf den höchsten Punkt einer kleinen durch einen sehr engen Kanal vom Festland getrennten Insel und fing nun an, ihn mit dem Teleskop zu untersuchen. Ich sah einen Menschen auf den Knieen, mit gefalteten Händen und gen Himmel gewandtem Gesicht. Vor ihm stand ein kleines Monument von unbehauenen Steinen, auf welchem ein hölzernes Kreuz emporragte. Dieser Mann betete. Bei diesem unerwarteten Anblick an so ödem Ort fühlte ich mich gerührt; denn man findet hier selten Spuren von menschlichen Wesen, und die Hülfe des Höchsten, obgleich überall nothwendig, scheint hier besonders für die Erlangung von Subsistenzmitteln in Anspruch genommen zu werden. Von Neugier getrieben, bestieg ich mein Kanot, landete an den einsamen Felsen und erklimmte die Höhe, wo der Menschen noch auf den Knieen fand. Als er sein Gebet geendigt, grüßte er mich und redete mich in ziemlich schlechtem Französisch an. Ich frug ihn, warum er sich einen so wüsten Ort ausgesucht, um daselbst zu beten. „Weil", antwortete er mir, „das Meer hier vor mir liegt und ich von diesem meine Nahrung im Frühling und Sommer empfange. Wenn der Winter kommt, wende ich mich zum Gebet nach den Bergen des Festlandes. Zu dieser Zeit kommen die Karabus an den Strand; ich tödte sie, nähre mich von ihrem Fleische und mache mit ein Bett von ihrem Pelz."

Ich fand diese Antwort ganz vernünftig; um aber diesen Menschen näher kennen zu lernen, folgte ich ihm in seine Hütte. Sie war niedrig, sehr klein, aus Steinen, die mit Erde an einander gekittet waren, erbaut. Das Dachwerk bestand aus großen Gräsern und Moosen. Ein großer Holländischer Backofen füllte fast eine Hälfte des Innern aus; eine kleine, damals mit alten Lumpen garnirte Oeffnung diente als Fenster. Das Bett war ein Haufe von Dambirschfellen. Auf einem Brett stand eine Tasse, ein Krug und ein eiserner Topf. In einem Winkel bemerkte ich drei alte verrostete Musketen nebst Ladezeichen, die das Blei, das Pulver und die Flintensteine enthielten. Um und herum sprangen und klafften acht Eskimohunde. Der starke Geruch, den sie verbreiteten, vermischt mit dem Rauch und dem Schmutz dieser Wohnung, verursachte mir unangenehme Empfindungen.

Als echtes Kind Frankreichs, erwies mir der gute Mann viel Höflichkeit und lud mich ein, einige Erfrischungen zu nehmen; dann nahm er auf einmal, ohne meine Antwort abzuwarten, seine Tasse und ging hinaus. Kaum war er mit seinen Eskimohunden verschwunden, als auch ich hinaustrat, um die reine Luft einzuathmen und die Pracht dieses wilden Landes anzuschauen. Ich war betroffen von dem außerordentlichen Reichthum der Pflanzen und Kräuter, die auf dem mageren Boden des kleinen Thals, in welchem der Squatter sich niedergelassen, wuchsen. Die Stengel und Aehren reichten bis an den Gürtel. Aber wir waren im Juni; die Fliegen, Muskito's und andere Insekten schwärmten in der Luft, eben so unbequem als in einem Sumpf Floridas.

Der Squatter kam zurück: er hatte den Kopf gesenkt; ich glaubte sogar eine leichenartige Färbung auf seinem Gesicht zu bemerken. Thränen rollten auf seinen Wangen: „Ich", sagte er endlich, „mein Faß Rum ist mir von einigen Fischern oder von jenen Leuten, deren Gewerbe es ist, Eier auf dem Nest zu nehmen, gestohlen worden. Ich hatte die Gewohnheit, es im Gebüsch zu verbergen, fürchtend, es möchte mir von diesen unerbittlichen Banditen geraubt werden; sie haben mir gewiß bei den häufigen Besuchen, die ich in meinem Versteck machte, aufgepaßt. Allons!", fügte er hinzu, „ich kann es vor dem nächsten Frühling nicht ersetzen, und Gott weiß, was in diesem Winter aus mir werden soll."

Mein Wirth nannte sich Pierre Jean Baptiste Michaux. Er lebte schon seit mehr als zehn Jahren in diesem Theil der Welt. Er hatte das Zanglschiff, das ihn dahin gebracht, verlassen; er hoffte einst reich zu werden durch den Verkauf von Pelzen, Seekalbfällen, Eiderdaunen und anderen Artikeln, die er für die Kaufleute sammelte, welche jährlich seine Einsamkeit besuchten. Er war ein Mann von ausgezeichnetem Muth, kräftig und so energisch wie ein Katzenpard. Er sagte, er habe, den Verlust seines Rums ausgenommen, niemals den geringsten Verdruß erfahren, und er fühle sich so „glücklich wie ein Herr."

Ehe ich von diesem glücklichen Sterblichen Abschied nahm, frug ich ihn, auf welche Weise seine Hunde sich hinreichende Nahrung verschafften. „Während des Frühlings und Sommers", antwortete er, „irren sie längs dem Ufer umher, wo sie eine Menge von todten Fischen finden, und im Winter essen sie das Fleisch der Seekälber, die ich in den letzten Tagen des Herbstes tödte, wenn diese Thiere aus dem Norden zurückkehren. Was mich betrifft, so ist alles Essbare gut für mich, und wenn der Hunger mich sehr drängt, so verschere ich Ihnen, daß ich das Mahl meiner Hunde mit eben so viel Vergnügen theile, als sie selbst." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Revue de Paris über Frankfurt a. M. Der Mitarbeiter der Revue de Paris, der unter der Chiffre O. dahl über Wien und Berlin, bald über St. Petersburg und London angeblich eigene Beobachtungen mittheilt, hat sich neuerdings eben so viel Erkundungen als Wahres enthalten, giebt in dem letzten Hefte der genannten Zeitschrift eine Skizze von Frankfurt a. M. — Frankfurt ist von jeher ein Lieblings-Stadthalt medisirender Reisenden gewesen. Die mittelalterlichen Reste reichsstädtischen Wesens, die sich dort noch neben der Grazie und Bildtheit der allermodernsten Bildung finden, geben Gelegenheit, je nachdem eben die Gesinnung des Beurtheilers kann den Darstellers die Dinge betrachtet, entweder gegen das Alte oder gegen das Neue loszuziehen. Ueberhaupt sind die Städte, über welche viel raisonnirt wird, in der Regel die interessantesten; ein langweiliges Nest vergißt man, sobald man ihm den Rücken gekehrt, aber eine Stadt, die in vielerlei Gegensätze in sich vereinigt, muß auch nothwendig zu vielen Widersprüchen Anlaß geben und so selbst Reisenden etwas Mißfälliges neben manchem Annehmlichen darbieten. Unser Franzose hat zu Frankfurt a. M., wie er versichert, in den beiden verschiedenen Kreisen, in die die dortige Gesellschaft zerfällt, mit gleicher Berechtigung und Leichtigkeit sich bewegt. Er kennt — so versichert er — eben so den Bundestag mit seinen Diplomaten und gesellschaftlichen Zirkeln, als die freie Reichsstadt mit ihren Bürgermeistern, Patriziern, simpeln Bürgern und Juden. Er kennt sie, d. h. er weiß von Allen etwas halb Wahres und etwas ganz Unwahres zu erzählen. Das ist einmal die Art der Touristen, deren ja auch Deutschland Einige aufzuweisen hat, die uns alle Hofgeheimnisse von St. James und Versailles mit eben so vieler Sachkenntniß als Wahrheitsliebe offenbart haben. In Bezug auf den in Frankfurt noch herrschenden Zunftgeist weiß unser Franzose allerlei artige Anekdoten mitzutheilen. Seine Frau, erzählt er, habe sich von einer Nätherin ein Kleid zurechtmachen lassen, und darüber sey ihm von der Frauenschneider-Zunft ein förmlicher Prozeß vor dem Magistrate der Stadt Frankfurt gemacht worden. „Es ist mir einmal", fährt er fort, „in Frankfurt passirt, daß ich mich unwohl fühlte und meinen Barbier bat, mir zur Ader zu lassen. Der darf sich nicht erweigerte mir den Dienst. Ihr Barbier (Baders) würde mich bei der Stadt verklagen. Und so war ich denn gezwungen, nach meinem Barbier zu schicken, der mit starken Fäusten sein Recht an mir ausübte, wobei ich Gefahr lief, mich zu verbluten. Der Fleischhauer, welcher Rindfleisch verkauft, hat nicht das Recht, Hammelfleisch zu verkaufen; und derjenige, der Euch eine Kalbsleule liefert, darf unter keinem Vorwande sich unterstehen, ein Stück Federvieh nach Eurer Küche zu bringen. Hier hat Jeder sein Privilegium und sein Recht. Der Sektengeist thut es indessen in Frankfurt dem Zunftgeiste noch zuvor. Die Stadt besitzt mehrere musikalische Vereine; um in dem größeren Theile derselben Mitglied zu werden, bedarf es folgender Dinge: man muß einige musikalische Kenntniß besitzen, singen oder ein Instrument spielen und christlicher Religion seyn. Meyerbeer würde nicht Mitglied eines musikalischen Vereins in Frankfurt seyn können!"

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Mittwoch den 21. April 1841.

Frankreich.

Aus Lamennais' Grundriß einer Philosophie.*)

Vom Schönen und von der Kunst, in ihren Beziehungen zur Schriftstellerei.

Die Schriftstellerei unterscheidet sich von der Beredsamkeit, und selten finden sich Männer, die in beiden Fächern gleich ausgezeichnet sind. Um einen und denselben Zweck zu erreichen, um zu erleuchten, zu überzeugen, zu überreden, hinzureißen, gehen oft der Schriftsteller und der Redner, in gewissen Hinsichten, ganz entgegengesetzt zu Werke. Der Redner wiederholt sich, verweilt bei einem Gedanken, zeigt ihn von verschiedenen Seiten, dreht und wendet ihn nach allen Richtungen, um den trägen oder unaufmerksamen Köpfen denselben leichter verständlich zu machen. Beim Schriftsteller wäre diese Methode in den meisten Fällen unausstehlich. Sobald er eine Idee klar ausgedrückt, muß er weiter gehen, sonst ermüdet er und erregt Langweile. Hat der Leser den Sinn nicht recht aufgefaßt, so mag er noch einmal von vorn anfangen, ein zweites-, ein drittesmal durchlesen, bis er sicher ist, begriffen zu haben. Aus diesem Unterschiede zwischen den Verfahrungsweisen des Redners und des Schriftstellers entspringt ein ähnlicher in den Gewohnheiten der Schriftsteller selbst. So lange die Rede, in Folge der Regierungsform, in den Staats-Angelegenheiten einen bedeutenden Einfluß übt, nimmt die Schriftstellerei den Charakter der Redekunst an; die geschriebene Sprache ist gedrungener, vorsichtig, die Sätze eilen sich nicht, sie entfalten sich nach aller Bequemlichkeit; sie finden gleichsam Gefallen daran, ihre weiten Zalen auszuruhen. Hört, im Gegentheil, der politische Einfluß der Rede auf, so wird der Styl kurz, gedrängt; der Gedanke schnürt sich zusammen und verlangt bloß, in die unentbehrlichen Worte eingekleidet zu werden. Dies erhellt deutlich, wenn man den Titus Livius und Cicero mit Sallust, Seneca und Tacitus vergleicht. Die Prediger, die Redner auf der gesetzgebenden Tribüne und an den Gerichtshöfen könnten, in unseren Tagen, zu einer ähnlichen Bemerkung Anlaß geben.

Der Redner wirkt außerdem auf seine Zuhörer und durchdringt sie mit seinen Gefühlen und Gedanken mittelst der Stimme, der Geberde, des Blicks, des Spiels seiner Gesichtszüge, jener Art lebendergießung, welche unter den Gemüthern eine unmittelbare Communication bewerkstelligt. Die grammatikalische Richtigkeit, die Anordnung und Wahl der Worte, haben für ihn bei weitem weniger Wichtigkeit als für den Schriftsteller; er besitzt andere Mittel des Ausdrucks, und die Unregelmäßigkeit verschwindet in dem raschen Gang der Sprache, während sie beim Schriftsteller augenblicklich auffällt, da des Lesers Aufmerksamkeit durch nichts abgewendet wird. Um auszudrücken, was er denkt und fühlt, hat der Schriftsteller nur eine nackte, stumme und stets unvollkommene Sprache, so daß die Klarheit und demgemäß auch der Effekt einzig von der genauen Beobachtung der Regeln, denen zufolge die Eintheilungen der Rede sich an einander reihen, und von der Pünktlichkeit der Ausdrücke, ferner von dem Widerschein, den diese Ausdrücke durch ihre Artmäßigkeit oder ihren Gegensatz einander zurückwerfen, abhängt: darin liegt das Geheimniß der Stylistik. Die ganze Schriftstellerkunst besteht darin, unter den Worten das zu zeigen, was nicht in denselben ist; das sichtbar zu machen, was man weder wirklich gesagt, noch hat sagen können; den Leser zu zwingen, in sich die Idee und das Gefühl hervorzurufen, das man ihm mittheilen will; — dieses Problem ist, wie man sieht, im Grunde dasjenige aller Künste.

Der Zweck aller Künste besteht, in der That, darin, daß jede in ihrer Sphäre ein idealed Muster verwirklichte, das weiter nichts ist als das unendlich Wahre oder Gute unter einer seiner Ansichten. Dieses Muster realisiren, heißt so viel, als es mit einer Form, mit einer Hülle bekleiden, wodurch es den Sinnen zugänglich werde. Zwei Kunstwerke, die aus zwei verschiedenen Künsten verbunden und von einander unterschiedenen Elementen zusammengesetzt; der Idee und der Einkleidung der Idee. Die Idee macht Eindruck auf den Geist; die Einkleidung wirkt auf die Sinne und ist, obgleich mit der Idee innig verbunden, ihrer Natur nach davon verschieden, ist derselben Gränze und nicht die hervorbringende Ursache, das unmittelbare Bild davon. Allein, so wie die äußeren Gegenstände, durch ihre Einwirkung auf die Organe, das Schauen des Geistes physiologisch bestimmen, so bestimmt die Einkleidung der Idee, in dem Geiste, das Schauen des Musters, das der Künstler hat äußern wollen. Mit anderen Worten, der Geist allein sieht dieses Muster, das von dem unterschieden ist, was solches durch die Beschränkung verwirklicht; und er sieht es, nicht in der materiellen Form, in der Gränze, in denen es nicht ist, sondern in der Sphäre der Essenzen, wo es unwandelbar verharrt. Das, was die Sinne wahrnehmen, wird von allen Menschen gleichmäßig wahrgenommen, und sogar von Thieren so gut wie vom Menschen, und doch bleibt die Idee, das göttliche Musterbild, dem Thiere ewig verhüllt, entblößt sich vor dem Menschen sogar nur in sehr verschiedenen Graden, je nach der Entwickelung der inneren Fähigkeiten, die im Verhältniß zur Vollkommenheit der Sinneswerkzeuge Grade umgekehrt seyn kann.

Es muß dazu noch bemerkt werden, daß jede einzelne Kunst zur Erreichung des Zweckes der Kunst im Allgemeinen nur eine partielle und beschränkte Ordnung von Mitteln zu Gebote stehen hat. So können z. B. die plastischen Künste und die Zeichenkünste nur durch den Gesichtssinn, die Musik nur durch den Gehörsinn zum Geiste gelangen. Jede dieser Künste verfügt demnach nur über eine Art von Mitteln, und dazu noch in sehr engen Schranken; denn es giebt in der Natur eine Anzahl Töne, Intervalle, Rhythmen, Klänge, welche die Musik nicht zuläßt, oder die sie sich nicht anzueignen vermag; und eine Menge Linien, Ebenen, Reliefs, Farben, Tinten, Spiele von Licht und Schatten, in Bezug auf welche Bildhauerei und Malerei in derselben Ohnmacht sich befinden. Der Künstler muß also die Mittel, die ihm abgehen, durch andere Mittel ersetzen; er muß durch mancherlei Combinationen, die ihm die Art von Influß, welchen wir Genie nennen, eingiebt, den Geist anfeuern und ihn zwingen, in sich die Idee, das Gefühl, das Bild, das die Kunst nicht unmittelbar reproduziren kann, hervorzurufen. Deshalb erheischt auch sein Werk, soll es verstanden werden, eine gewisse Anbacht, eine gewisse Anstrengung, deren Nothwendigkeit die tägliche Erfahrung lehrt. Denn es ist Jedermann bekannt, daß man, um recht zu hören, recht zu sehen, sich sammeln muß, wie man sagt, daß der Blick nach einem Orte gerichtet werden muß, den ein anderes Licht beleuchtet, als das, welches die Außenwelt offenbart.

Wir haben so eben gesagt, jede Kunst habe eine besondere Ordnung von Mitteln zu Gebote stehen, und jede dieser partiellen Ordnungen sey außerdem in den Schranken, worin sie sich hält, unvollständig. Dies wird sehr deutlich bei der Schriftstellerkunst. Die Sprache ist das Werkzeug des Schriftstellers. Alle Sprachen aber leiden an der wesentlichen Unvollkommenheit der menschlichen Sprache überhaupt, sind außerdem noch unvollkommen, im Vergleich zu anderen Sprachen, die wieder anderen in anderen Beziehungen untergeordnet sind. Alle haben ihren besonderen Bau, ihre Wendungen, Wörter, die ihnen ausschließlich eigen sind. Deshalb ist eine Uebersetzung oft unmöglich. Manche Ideen-Nüance, mancher Effekt der Harmonie oder des Rhythmus verschwindet durchaus in einem anderen Idiom. Tausend Schönheiten können selbst von der reichsten Sprache nicht wiedergegeben werden. Wie arm wäre folglich die Kunst, wenn es nur Eine Sprache gäbe! So groß also die Hindernisse seyn mögen, welche die Verschiedenheit der Sprachen dem wechselseitigen Verkehr der Menschen entgegenstellt, so begünstigt sie doch in anderen Hinsichten die allgemeine Entwickelung dadurch, daß sie eine Menge von Aeußerungen möglich macht, die in der Voraussetzung einer einzigen Sprache unmöglich wären. Gerade dies aber zeigt, wie viele Schwierigkeiten der Schriftsteller zu überwinden hat, um, was er denkt und fühlt, auszudrücken, so wie er es denkt und fühlt, um das ideale Musterbild, das sein Geist innerlich beschaut, in der Sprache zu verkörpern.

Diese Fähigkeit, das Wahre und Schöne an der Quelle zu erfassen, ist die Grundlage, die erste Bedingung der Schriftstellerkunst, und aus der geringen Anzahl solcher, die sich in dieser schwierigen Kunst hervorgethan haben, läßt sich auf die seltene Bescherung dieser Gabe Schließen. Sie allein ist jedoch nicht hinreichend. Der Schriftsteller muß noch ein anderes Vermögen besitzen, das nicht durch Uebung erlangt, wohl aber durch sie entwickelt wird, nämlich die Fähigkeit, den immateriellen Typus zu reproduziren. Diese eben so seine als komplizirte Arbeit, um den Ausdruck hervorzubringen, läßt sich in zwei Zweige abtheilen, die allgemeine Zusammensetzung und Anordnung der Rede, und den besonderen Bau des Satzes. Betrachten wir zuerst diesen.

Was ist der Satz? ein mit der ihn äußernden Form bekleideter Gedanke. Es ist also nothwendig, daß die Form genau dem Gedanken ent-

*) S. Nr. 41 und Nr. 42 des Magazins.

Digitized by Google

sprache, ihn vollständig frei repräsentire. Dazu aber muß man oft zu indirekten Verfahrungsweisen seine Zuflucht nehmen, weil die unverbesserliche Unvollkommenheit der Sprachen es nicht anders gestattet. Es fehlt denselben an Ausdrücken, Worte und Verbindungen derjenigen, die sie besitzen, außer, daß solche sehr beschränkt ist, hängt nicht blos von den allgemeinen Gesetzen der Logik der Sprache überhaupt, sondern auch von den grammatikalischen Gesetzen, welche aus der spezziellen Beschaffenheit und der besonderen Natur jeder einzelnen Sprache entspringen, ab. Jedwede Verletzung dieser Gesetze macht den Satz dunkel und läßt im Geiste einen unangenehmen Eindruck von Unordnung zurück. Die Stelle eines jeden Wortes in der Rede ist zwar nicht so streng bestimmt, daß der Schriftsteller in dieser Hinsicht gar keine Freiheit genießt. Nun aber modifiziren die Worte sich wechselseitig, je nach der Weise wie sie zusammengestellt, so daß, ohne deßhalb ihre Bedeutung zu verlieren, sie also kombinirt eine Idee oder ein Gefühl äußern können, das keinen unmittelbaren Ausdruck hat, gerade wie gewisse Farben, wenn sie zusammengestellt, die Empfindung der Nüancen geben, die durch ihr wechselseitiges Rückstrahlen hervorgebracht werden, ohne daß jene Farben außdrein zu seyn, was sie waren. Was wir von den Worten sagen, muß gleichfalls auf die Glieder des Satzes, auf deren respektive Stellung, angewandt werden.

Außerdem ersetzt man den gesuchten Ausdruck, wenn die Sprache ihn nicht beut, durch ein Bild, das der Geist in die Idee umwandelt, die in Folge der Analogie, welche zwischen beiden besteht, indirekterweise durch das Bild erweckt wird. Diese Art zu verfahren ist so nothwendig und so natürlich zugleich, daß sie der Bildung aller Sprachen vorgestanden hat; denn es giebt deren nicht eine, wo man bei genauer Untersuchung nicht erkennt, daß die Ausdrücke, welche den geistigsten Ideen entsprechen, anfänglich alle figürlich waren. Endlich ruft noch der Schriftsteller, um seinen Zweck zu erreichen, den Beistand des Rhythmus und des Wohllauts an, ein äußerst wirksames Mittel, namentlich, wenn er das Herz erschüttern oder die Phantasie anregen will, welche letztere in der Unbestimmtheit sich gefällt, weil sie alle Schranken durchbricht.

Man sieht, daß für den Schriftsteller sowohl, wie für den Bildhauer und Maler, die Kunst zwei Elemente hat, das ideale Muster und die äußere Form, die solches für die Sinne wahrnehmbar macht. Daher zwei Arten von Schönheit, die Schönheit des geistigen Typus und die Schönheit der Form, in welcher er sich verkörpert. Die Schönheit der Form aber stammt angenscheinlich von der Schönheit des Typus; ihm entlehnt sie Alles, was sie an Vollkommenheit besitzt, und folglich die Form, je vom Typus unterschieden ist, in ihrer materiellen Existenz von ihm nicht abhängt, so gleicht sie doch, wird sie von der Idee, die sie beseelte, getrennt, einem Körper, von dem das Leben gewichen.

Die Schriftstellerkunst steht noch in anderweitiger Beziehung mit der Malerei. Auch sie besteht, wie diese, aus der Zeichnung und dem Kolorit. Die Zeichnung, der Umrisse oder Linien nach, giebt deren Umrisse an. Durch sie entsteht der Ausdruck, durch sie zeigt sich das ideale Schöne und äußert sich dem Geist, in seiner unsichtbaren Essenz. Das Kolorit wirkt mehr auf die Sinne, und herrscht es vor, so ist der Effekt zwar lebhafter im Anfang, hat aber weniger Tiefe und Dauer. Er ermüdet sogar sehr bald dadurch, daß er die Empfindsamkeit zu sehr abspannt. In der That also, so wie in der Malerei, muß das Kolorit der Zeichnung untergeordnet seyn, und obschon sie beide unentbehrlich sind, so besteht doch das Schriftstellergenie weit mehr in der Zeichnung als im Kolorit.

Derselbe Gedanke wird nicht in verschiedenen Sprachen, noch von den verschiedenen Schriftstellern in derselben Sprache, auf dieselbe Weise ausgedrückt. Der Grund davon liegt darin, daß jedes Volk, so wie jeder Schriftsteller, seine intellektuelle Form hat, die jenes seiner Sprache, dieses seiner Schreibart einprägt. Diese persönliche Gepräge bildet den Charakter des Styls, und dieser Charakter verräth unmittelbar den Charakter des Geistes. Er ist in Bezug auf den Geist des Styls, was beim Menschen die Gesichtszüge und die Physiognomie sind. Wie sich giebt gemeine und leere Züge, ausdruckvolle und stumme Gesichter, so verfährt auch der Styl sagen, und der Mangel an Charakter ist, was die Kunst anbelangt, das sicherste Zeichen der Mittelmäßigkeit.

Es giebt Werke, die aus einzelnen, unzusammenhängenden Gedanken bestehen; so schrieben einige Gnomiker bei den Griechen, Publius Syrus bei den Römern, la Rochefoucault, les Bruyere und Andere bei den Franzosen. Manche darunter sind Meisterstücke der Stylistik. Die ausgezeichneten Kunstwerke jedoch bilden ein zusammenhängendes Ganze, dessen Theile, in dem Ganzen angeordnet wie die Organe im lebenden Körper, zu einem gemeinsamen Zwecke mitwirken. Es steht alsdann jedweder Satz, wiewohl an sich vollständig, mit den vorhergehenden und nachfolgenden Sätzen in enger Verbindung; die Sätze sind in der Rede, was die Worte im Satze. Sie verrichten darin dieselben Funktionen, erklären und modifiziren einander, um das auszudrücken, was keiner allein für sich ausdrücken könnte. Ihre wechselseitige Verbindung zeichnet den Umriß des Gemäldes, das sie zu gleicher Zeit mit ihren gemischten und nach dem Haupt-Effekt vertheilten Nüancen koloriren. Auch der Rhythmus wechselt je nach dem Eindruck, den der Schriftsteller gegenwärtig hervorbringen will. Bald wird er rasch, bald bedeutend, bald schleppend, bricht sich, gestaltet sich um, gleicht zuweilen den majestätischen Fluthen eines stillen Meeres, dann wieder den Blumenkränzen, die ein sanfter Frühlingshauch auf der Ebene in tausendfachen Krümmungen zu Boden neigt.

Der Gegenstand bestimmt das Farbenlicht im Allgemeinen. Handelt es sich einfach darum, zum Geiste zu reden, ihn zu überzeugen, so sind die hauptsächlichsten und beinahe die einzigen Eigenschaften des Styls die Klarheit, die Regelmäßigkeit, die Ordnungsfolge, die logische Verkettung der Ideen, damit diese ohne Anstrengung, ohne Unterbrechung und einander hervorgerufen und sich wechselseitig erklärten und befestigten. Diese Art Werke lassen nur wenige Zierrathen und ausschließlich ernste Verzierungen zu. Ihre Schönheit besteht in der Korrektheit, der Reinheit der Risse, dem Adel der strengen Feinheit und einer gewissen dauernden Erhabenheit. Unter den Philosophen bietet uns Malebranche ein vollendetes Muster davon dar.

Wenn die leidenschaftlichen Rede nimmt der Styl, der dann lebendiger ist, alle Merkmale der Leidenschaften an und drückt alle Nüancen derselben aus. Eine andere Logik als die des Geistes leitet die Wahl und Anordnung der Worte, verbreitet sie zu neuer und unerwarteter Bedeutung. Von den inneren Fluthen hin und her getrieben, drängen und mischen sie sich ohne anscheinliche Richtschnur. Die Rede wird bildlich, das Kolorit lebhafter, die Bewegung abwechselnder. Rasch zuweilen und ungestüm, hüpft und rennt sie manchmal schreiend sie langsam vorwärts und scheint bei jedem Schritt unter der Last der Traurigkeit zu erliegen. Bald dort man zarten Liebesgeklapel, bald schrosse, gellende Töne, wobei das Herz erzittert. Das Drama ist voll solcher Effekte; sie müssen aber inspirirt seyn, sich natürlich darbieten; so oft sie gesucht, berechnet sind, trugen sie etwas Falsches an sich, was kalt macht, statt zu erschüttern.

Die Leidenschaft ist reich an Bildern, weil bei ihr das physiologische Element vorherrscht, und sie folglich mit der Sinnlichkeit eng verwandt ist. Andererseits setzt das Schöne in der Kunst wesentlich das Bild voraus, weil es eine sinnliche Form erfordert, die das ideale Muster nach außen realisirt. Der Schriftsteller muß also eine lebhafte und reiche Phantasie haben. Sie ist's, wenn sie sich innerhalb der Schranken des Wahren erhält, die dem Styl Glanz, Erhabenheit, Wärme verleiht. So deutlich auch alle andere zur Schriftstellerkunst erforderliche Eigenschaften hervortreten, so fühlt man doch in dem Werke, wenn die Phantasie solches nicht mit ihrem mächtigen Hauche, mit ihrer plastischen Kraft durchdrungen, eine gewisse Trockenheit, die eine Empfindung zurückläßt, ähnlich derjenigen, die mir beim Anblick der leblosen Natur einer Leiche befiel haben. Wir sprechen hier nicht von der Einbildungskraft, die einen Gegenstand, ein Epos, ein Drama erdichtet, die Theile desselben anordnet, die verschiedenen Zwischenfälle zu einer großen Einheit kombinirt, sondern von der Phantasie der Sprache, von der Phantasie, welche den Ausdruck belebt und lebendig macht.

Da sie die äußere Form nicht in sich hat, das Muster enthält, welche sie offenbaren soll, wie dem Maler einer Farbe gelagt worden, so besteht ihre eigenthümliche Function darin, den Geist anzuregen, selber dieses Muster zu reproduziren. In dieser Beziehung weicht die Schriftstellerkunst von den anderen Künsten nicht ab und ist in ihren Verfahrungsweisen im Grunde nicht verschieden. Weigert sich die Sprache, direkt auszudrücken, was der Künstler gedacht und gefühlt, so läßt er es auf der Kombination der Ausdrücke, er läßt es durch das deren Mischung und Kontrast hervorgehen. Durch wohlgetroffene Wahl der Worte, durch ihre Stellung, durch die Nebenideen, die sie erwekken, durch unbestimmte Nüancen, die stets etwas mehr ahnen lassen, als sie ausdrücken, dehnt er die Sphäre des geistigen Schauens aus, öffnet er dem Denken unermeßliche Gesichtskreise, der Träumerei endlose Perspektiven, einen unbegrenzten Spielraum, der sich im wirklichen Raum verliert. Daraus entsteht das Gefühl von Unendlichkeit, und mit demselben die ideale Schönheit, jenes unbeschreibliche Etwas, das und mit Entzücken hinreißt an den außerdrichen Werken, die wir hundert Mal gelesen und noch immer lesen, weil der Reiz, den sie für uns haben, unerschöpflich ist.

Nord-Amerika.

Die Amerikanischen Squatters.

(Schluß.)

Ich verließ meinen Squatter, um meine Gefährten aufzusuchen, mit welchen ich die Winkel der Bai durchstreifte. Hier trat ich ein anderes Individuum, welches, wie das erste, nach Labrador gekommen war, um daselbst sein Glück zu machen. Wir fanden ihn nur mit Mühe, aber indem wir um eine lange Spitze kamen, welche sich in die Bai hinausstreckt, sahen wir mit Freude mehrere kleine Schooner vor Anker liegen, deren einer sich bei einer Art von Niederlage befand. Häuser von gutem Aussehen schmückten das Ufer, und beim Landen wurden wir von einem Manne empfangen, der der Besitzer dieser Niederlassung war. Nach der etwas rauhen Einfachheit des Rum-Squatters hatten wir hier die Manieren und das Aeußere eines Mannes von Welt. Eine artige Polymütze beschattete seine gebräunte Stirn; seine Kleider glichen ganz den unsrigen, mit einem Wort, es war ein Gentleman. Ich nannte mich; er stellte mir hierauf die Seinigen und als ich ihm meine Gefährten vorstellte, grüßte er ihnen dieselbe Höflichkeit. Aber wie erstaunte ich, als der Mann mich ansredete: „Mein lieber Herr, ich erwarte Sie schon seit drei Wochen; aus den Journalen habe ich Ihre Absicht, hierher zu kommen, erfahren, und von Fischern dörte ich, daß Sie in Klein-Natasguan angekommen . . . . Treten Sie gefälligst ein, meine Herren."

Wir folgten ihm in sein reinliches, komfortables Haus, wo er uns seiner Frau und seinen Kindern vorstellte; er hatte deren sechs, alle stark und von rosigen Wangen. Die Mutter, obgleich im Lande geboren, war von Französischer Abkunft, hübsch und gut genug erzogen, um eine treffliche Gesellschafterin abzugeben. Ein niedliches Mädchen trug uns ein Mahl auf, das aus Brod, Käse und guten Portwein bestand. Unser Wirth hat uns Journale von verschiedenen Ländern und zeigte uns seine Bibliothek; es waren wenige, aber

Digitized by Google

ausgewählte Bücher. Nachdem wir und erquickt, gingen wir in den Garten, wo einige Vegetabilien durch ein wenig Sonne hervorgetrieben wurden. Ich frug den Eigenthümer dieses Erkmitchen, in dieser Wüste gelegenen Gartens, wie er sich so von der Welt habe zurückziehen können. Die Welt liebte er nicht, und obgleich er eine liberale Erziehung empfangen und die Gesellschaft gesehen, so wollte er doch nie mehr dahin zurückkehren. „Dieses ganze Land", sagte er, „gehört mir, noch weiter als Ihre Augen reichen können. Hier giebt es keine Advokaten, keine Memoires von Prokuratoren, keine Richter. Ich thue, was ich will, und es fehlt mir an nichts, Dank meinem Fleiße. Alle Schiffe holen sich hier Felle, Seekalbsöl oder Lachse, und sie bringen mir Alles, was ich brauche, um das Leben, das ich liebe, angenehm zu genießen. Was kann mir also die Welt Besseres gewähren?" — Als ich auch von der Erziehung seiner Kinder. — „Meine Frau und ich", sagte er, „bringen ihnen Alles bei, was ihnen zu wissen nützlich ist, und ist das nicht genug? Meine Töchter werden ihre Landsleute heirathen, meine Söhne die Töchter meiner Nachbarn, und ich hoffe, daß Alle im Lande leben und sterben werden." Ich sagte nichts mehr, lauste aber zum Ersatz für die Störung, die ich ihm verursacht, den ältesten seiner Kinder eine schöne Fuchshaut ab.

Er sagte mir, er sehe im Sommer wenig Vögel kommen; im Winter aber tödtete man Tausende von Ptarmigans und Möwen. Er hatte alle Fischer und Restaurateurs, und ich glaube wirklich, daß er auch die kühnen Schiffer, welche ihn jährlich besuchten, um ihm seinen Lachs, sein Oel und seine Seekalbshaute zu handeln, mit Vergnügen wieder abfahren sah. Er hatte mehr als vierzig Eskimohunde, und da ich einen derselben liebkoste, sagte er: „Sagen Sie meinem Bruder vom goldenen Arm, daß wir uns alle hier wohl befinden, und daß ich, nachdem ich meinen Schwiegervater besucht, auch zu ihm kommen werde."

Sein Schwiegervater war nämlich ein anderer Einsiedler, der siebzig Meilen weiter unten auf der Küste wohnte. Was den Schwager vom goldenen Arm betrifft, so wohnte er noch zweimal weiter. Doch wenn der Winterschnee das Land mit einer dichten Schicht überzogen, so spannt man die Hunde an die Schlitten, und die ganze Familie steigt in diese Wagen, um ihre Visiten abzustatten oder ihre Karten dazulassen.

Unser Schooner, der „Ripley", landete uns in Bras-d'Or. Ich machte dem Einsiedler meinen Besuch. Er lebte in einem aus Quebec mitgebrachten Hause, das der Meerenge von Belle-Isle gegenüber lag und ein Inselchen beherrschte, jenseits dessen das Auge die Küste von Terre-Neuve bemerkte, so oft der Wind die gewöhnlich auf beiden Küsten angehäuften Dünste zerstreute. Der Schwager war mit seiner Frau hingereist, um seinen Besuch zu erwidern, und in dem Hause, das noch nicht fertig war und dessen hervorstechendste Möbel der große Holländische Trockenofen war. Unsere Wirthin hatte einmal die Hauptstadt von Kanada besucht und schien begierig, den Blaustrumpf zu spielen.. Als sie hörte, daß ich ein wenig Künstler sey, zeigte sie mir mehrere schlechte Stiche an den Wänden. „Das sind", sagte sie, „elegante Italiänische Gemälde, denn ich habe sie von einem Italiäner gekauft, der ganz Europa durchreist hat und alt hatte. Jedes Stück hat mir mit dem Rahmen einen Schilling gekostet!" Ich hatte der guten Dame nichts zu antworten, aber ich war entzückt, zu sehen, daß, wenn sie im Kapitel über die schönen Künste nicht sehr stark war, sie wenigstens ein gefühlvolles Herz hatte. Eines ihrer Kinder hatte einen Hänfling genommen und quälte den armen Vogel. Sie stand auf, nahm ihm den unglücklichen Gefangenen aus der Hand, küßte ihn und ließ ihn fliegen. Dieser Zug ließ mich ihr Geschwätz über die Italiänischen Gemälde vergessen.

Man brachte uns gute Milch in reinlichen Gefäßen. Das war ein wahres Fest für uns, denn wir hatten noch keine Kühe im Lande gesehen. Aber die Dame des Hauses hatte uns ihre Prätensionen auch nicht erlassen: sie wollte eine musikalische Unterhaltung herbeiführen und frug mich, ich sey Musiker? ich antwortete, ich verstehe die Violine, aber ich hätte nur ein unbedeutendes Talent. Was sie betraf, so war die Musik ihre Passion, und sie war vernarrt in diese Kunst .... Ihr Instrument war nach Europa geschickt worden, um daselbst repatrirt zu werden; es würde bald zurück seyn, und ihre Kinder würden dann mehrere luvertde Arien ausführen; denn es sey ein solches Instrument, für Alle zu spielen, so daß, wenn sie oder ihre Kinder müde wären, die Bedienten an ihrer Stelle spielten. Etwas erstaunt über die außerordentlichen Fähigkeiten dieser Familie von Musikanten, wollte ich wissen, welches dieses wunderbare Instrument sey. „Meine Herren", antwortete mir unsere Wirthin, „mein Instrument ist dick, mehr lang als breit; es steht auf vier Füßen wie ein Tisch. An einem Ende ist eine Kurbel, die man nur schnell oder langsam umzudrehen braucht, um die verschiedenste, die schönste Musik hervorzubringen." Meine Gesichten konnten ein Lächeln nicht zurückhalten, aber ein Blick von mir gab ihnen die Besonnenheit wieder. „Madame", sagte ich, „Ihr Instrument muß eine Drehorgel seyn." — „Ah, ja, das ist es", rief sie, „es ist eine Drehorgel; ich hatte wirklich den Namen vergessen."

Inzwischen hatte der Mann der kunstliebenden Dame und verlassen, um zur Arbeit zu gehen; er war in der Rhede damit beschäftigt, einen alten Schooner zu falfatern. Er speiste mit mir am Bord des „Ripley" und erwies sich als einen ausgezeichneten Tischgenossen. Wie sein Schwager, hatte auch er viel die Welt gesehen, er hatte sie zu Wasser fast umschifft und sie, ohne ein Gelehrter zu seyn, wie Jener satt bekommen. Er hatte die Sitten seiner Nachbarn angenommen; er fing zahllose Seekälber, lebte bequem und glücklich und besuchte seinen Schwager und den Gelehrten mit Hülfe der Hunde, deren er eine große Meute hatte; er tauschte oder verkaufte seine Waaren wie seine beiden Verwandten und kümmerte sich um nichts Anderes in der Welt. War das Wetter schön, so ging er mit seiner Frau auf den bemoosten Felsen der Nachbarschaft spazieren; im Winter tödtete er Ptarmigans und Karabus, während sein Sohn für die Schlingen Sorge trug und die Thiere nahm, die sich darin fangen ließen. Er hatte ein Pferd, das einzige dieses Kantons, und mehrere Kühe. Aber besonders war er wohlwollend gegen Jedermann, und alle Welt sagte Gutes von ihm; das einzige Unangenehme in der Nähe seiner Pflanzung war ein Haufe von funfzehnhundert Gerippen geschundener Seekälber, die in dieser Jahreszeit, im August, einen Gestank verbreiteten, der nach der Meinung gewisser Naturalisten alle Geier der Vereinigten Staaten hätte herbeiziehen müssen.

Während unseres Aufenthalts im Bras-d'Or schickte uns die gute Mistreß** täglich Milch und frische Butter, ohne daß wir das Vergnügen hatten, ihr ein Gegengeschenk zu machen.

Schweden.

Schwedens Naturbeschaffenheit, mit besonderer Beziehung auf seine Geschichte.

Von E. G. Geijer.

Zum richtigen Verständniß der Geschichte eines Volkes ist die Betrachtung der Natur des Landes nothwendig, in welchem es lebt. Diese Betrachtung ist um so unerläßlicher, je ausgeprägter, je charakteristischer und unabänderlicher jene Natur ist, — einen um so stärkeren Einfluß ist also auf die Menschen übt, die sie entweder fortwährend bekämpfen oder sich ihr unterwerfen müssen.

In den südlicheren Himmelsstrichen entsaltet die Natur die größte Mannigfaltigkeit und kommt gleichsam dem Fleiß und dem Kunstsinn ihrer Bewohner entgegen; in den Polar- und Aequatorial-Ländern zeigt sie dagegen eine große Einförmigkeit, widersteht allen Angriffen und herrscht mit einem strengen, gewaltigen, oft grauenerregenden Scepter, vor welchem der Mensch sich beugen muß. Die heiße Sandwüste ist nicht kulturfähiger als der ewige Schnee; und wenn auch die erwärmenden Sonnenstrahlen in einem bedeutenden Grade die Vegetation und alles physische Leben hervorlocken, so ist doch ein Uebermaß davon in den heißen Zonen dem Anbau oft eben so hinderlich, wie die entsetzliche Armuth und Wildheit der Natur in den Polarländern.

Die Skandinavische Halbinsel ist schon zum Theil ein Polarland, obschon das mildeste und am meisten begabte von denjenigen Ländern, die mit ihm unter gleicher nördlicher Breite liegen. Wenn uns nun die Natur auf der einen Seite auch ziemlich gewogen ist, so erinnert sie uns auf der anderen doch daran, daß wir die Nachbarn derjenigen Gegenden sind, wo sie auf ihrem einsamen, von Eis erbauten und mit Schnee-Teppichen unterbreiteten Throne herrscht, die Kunst der Menschen verachtet und keine fremde Eingriffe in ihre unumschränkte Gewalt duldet.

Das Eigenthümliche in der Beschaffenheit und der äußeren Formation eines Landes entgeht sehr leicht der Aufmerksamkeit der Eingeborenen, obgleich Jedes einen großen Einfluß auf sie übt, den sie aber ebensalls nicht wahrnehmen. Vertraut mit unserer Natur überhaupt, sind wir es auch mit ihrer Strenge, welche den Südländern, den Schoßkindern der Natur, bald abschreckend, bald majestätisch vorkommt, jedoch stets einen großen Eindruck auf sie macht. Deshalb will ich das Urtheil eines Italiäners über unser Land hier anführen, und zwar um so mehr, weil es das eines berühmten der neueren Italiänischen Dichter und eines Mannes ist, der sich eben so sehr durch seinen strengen, eigenthümlichen Charakter, als durch sein Genie auszeichnet.

Vittorio Alfieri besuchte während der unaufhörlichen Reisen seiner jüngeren Lebens-Epoche im Jahre 1770 auch den Norden. „Ich durchreiste", sagt er in den nach seinem Tode veröffentlichten Berichten aus seinen Leben, „so wie seine Bewohner alle Klassen, gefiel mir sehr, entweder, weil ich überhaupt am Extremen Vergnügen finde, oder aus Gründen, über die ich keine Rechenschaft abzulegen vermag; gewiß ist nur, daß, wenn ich mir im Norden einen Wohnort wählen müßte, ich dies Land allen anderen mir bekannten vorziehen würde."

„Die Großartige, majestätische Natur seiner unendlichen Wälder, Seen und Felsengebirge entzückte mich; und obgleich ich damals Ossian's Gedichte noch nicht gelesen hatte, entstanden doch in mir viele Ideen und Bilder, die ich in ihm wiederfand, als ich ihn mehrere Jahre nachher kennen lernte."

Und an einer anderen Stelle:

„Schweden ist in seiner rauhen Wildheit eines von denjenigen Europäischen Ländern, die mir am meisten behagten und in mir die phantasiereichsten, schwermüthigsten und zugleich erhabensten Ideen erweckten. Ein gewisses unaussprechliches Schweigen herrscht in seiner Atmosphäre, so daß man sich dem Erdreiche entrückt glaubt."

Es ist ein Südländer, der so spricht. Aber die klaren und oft durch das Vorlicht erhellten Winternächte, in denen die Sterne Anzahl und Glanz verdoppelt zu haben scheinen, während die weiße Schneedecke rings umher Alles in Einförmigkeit hüllt, können bei uns solche Empfindungen nicht hervorrufen. Das Vergnügen, in einem Schlitten durch die dunklen Wälder und über die gefrorenen Seen dahin zu fahren, entzückte Alfieri; noch weit mehr aber die Schnelligkeit, mit welcher Ende April's das Eis aufthaute, der Schnee verschwand und das junge Grün emporsproßte. „Ein in der That seltsames Schauspiel", ruft er aus, „welches mich zum Dichten eingeladen haben würde, wenn ich es damals schon verstanden hätte."

Gegen die Strenge des Winters flieht die Blüthenzeit des Jahres desto mehr ab und wird daher bei uns mit einem viel lebhafteren

Digitized by Google

Gefühl begrüßt, als in Ländern, deren Bewohner diesen plötzlichen Uebergang nicht kennen, — gerade so, wie der Mutterliebe warmer Blick ein Kind mehr bewegt, aber wirksamer er nicht allzeit wacht. Der Frühling, welcher alle Seelen durchdringt, scheint im Norden mehr als anderwärts das innerste Herz der Natur zu bewegen und bietet, besonders in derjenigen Gegenden, wo der Uebergang noch frappanter ist, ein Schauspiel dar, welches auch das beträchtlichste Gemüth, das gedengteste Herz mit einem Strahl von Daseynsfreude durchdringen muß. Der von der wärmenden Sonne schmelzende Schnee, welcher in unzähligen Bächen von den Bergen nieder das schmelzene Grün der Thäler bäßt, — die von ihren Eisfesseln befreiten mächtigen Ströme, die mit beschleunigtem Lauf ihren Weg zum Meere fortsetzen, — die fast wie durch Zauberei plötzlich belaubten Bäume, auf deren Wipfeln die Vögel, trunken von Frühlings-Entzücken, die laue, erquickende Luft mit ausgelassenem Gesang erfüllen, — der in einem Meere von Licht und Blau schwimmende Himmel, welcher von winterschädlicher Finsterniß kaum noch etwas weiß, — die Freude, welche sich alles deßen bemächtigt, was athmet und lebt: alles dies kommt im nordischen Frühling überein, mit tausend Zungen das überwältigende Gefühl des Erwachens der Natur zu herrlichem Leben aus einem langen Winterschlaf zu predigen.

Wenn dieser plötzliche Wechsel einen stärkeren Eindruck macht, so erweckt die darauf folgende Stille, blühende Entwickelung ein eigenthümliches, mehr ruhiges Gefühl, und zwar durch den Anblick gegen die nur zu oft unfruchtbaren, gewaltigen Schönheiten des Landes und durch den Schatten von schneller Vergänglichkeit, der im Hintergrunde von so viel Leben und Anmuth lauert. Alle Schönheit der Natur hat im Norden ein gewisses zartes Ansehen. Dies gilt sowohl von der ausdrucksvollen Rose blasser Farbe, wie von der Röthe auf den Wangen der nordischen Mädchen; es gilt von dem lieblichen Farbenspiel am nordischen Himmel, verglichen mit dem lieblauen Lustion des Südens; es gilt endlich von dem hier lebhafteren, helleren Grün des Grases und Laubes, das, selbst abstechend gegen des Winters nie weichende, unveränderliche Vertreter, unsere dunklen Nadelhölzer, eigentlich ein Beweis ist von der Schwächlichkeit unserer Vegetation, wie von den gleichsam vollständigeren Erzeugnissen der südlicheren Vegetation nicht gefunden wird. Auf diese Weise gleichen die Schönheiten des Nordens faß immer einem zarten, lieblichen Kinde, dessen unschuldige, rührende Schönheit bereits in der Wiege zu bitten scheint, es mit dem harten Loose zu verschonen, zu welchem es verurtheilt ist; und der scharfe Gegensatz zwischen Strenge und Milde, Leben und Winterschlaf, der sich in unseren Jahreszeiten findet, macht sich sogar mitten im blühenden Frühling fühlbar.

Diese und so viele andere Eigenthümlichkeiten, welche auf eine angenehme oder schmerzhafte Weise in das menschliche Leben eingreifen, scheinen daher im Norden die Ausmerksamkeit der Menschen viel mehr auf die Natur hinzulenken, und sie machen eine nähere Bekanntschaft mit ihr zum ihren Bedürfniß. Daher kommt ein umfassenderes Sinn für die Natur, zu einem Grundzug bei den ausgezeichneteren nordischen Gemüthern. Schon in unserer alten Götterlehre und Poesie ist es dieser eigenthümliche Hang, der sich in dunklen Bildern und Tönen ausspricht; er ist es auch, der, durch die Kultur geläutert, später in nordischer Kunst und Wissenschaft am meisten ausgebildet worden.

Wenn Natur und Kunst die Quellen sind, aus denen man zur Erkenntniß eines Volkes schöpfen muß, so nimmt man den Einfluß jener mehr am gemeinen Mann, den Einfluß dieser aber mehr an den höheren Ständen wahr, die, mit einer ausgedehnteren Welt in Berührung stehend, dadurch schon eine mannigfaltigere Bildung erhalten. Der Akrokmann ist es, der im Schweiß seines Angesichts sich ernähren muß, der Natur die einfachsten Lebensbedürfnisse abzuringen, — welcher am meisten erfährt, daß eben diese Natur im Norden alle Eigenschaften einer verzärtelnden Mutter, die viel gewährt und wenig fordert, gänzlich abgelegt hat, obschon sie Mühe und Anstrengung immer noch belohnt. Nur ein abgehärtetes, arbeitsames, verständiges Geschlecht kann die Berge und Thäler Skandinaviens bewohnen, — ein anderes wäre darin verarmt; auch Nachgeschichte führt die Gedanken zu jener moralischen Elastizität und Kraft zurück, welche durch die nordische Lebensweise entwickelt und erhalten wird. Daher blieb die Freiheit der Person und des Eigenthums in Skandinavien unantastbar, während im übrigen Europa das Feudal-System sie fast überall vernichtete; denn die Kraft, welche im Norden dazu gehört, zu erwerben, ist mehr als hinreichend, um das Erworbene zu vertheidigen.

Auf der anderen Seite kann man jedoch nicht behaupten, daß die Schwierigkeit zu erwerben dem nordischen Bauer auch die Kunst zu ersparen gelehrt hätte. Im Allgemeinen giebt er gern aus, was er sich durch seine Arbeit verdient, so wie er in der Zeit das verzehrte, was er im Kriege erobert. Sie liebt mehr zu genießen als zu arbeiten, — oft eher zu jeglicher Mühe und Arbeit aufgelegt, als dazu, sich diese durch Nachdenken zu erleichtern; und wenn er einmal darauf angeht, etwas zu gewinnen, so verlangt er gewöhnlich zu viel und dies noch dazu so schnell wie möglich. Dies rührt jedoch keineswegs von Mangel an Verstand her. Der Schwede besitzt dadurch, daß er im Stande ist zu arbeiten und zu entbehren, die größte Geschicklichkeit, für alle seine Bedürfnisse allein zu sorgen und sich selbst Alles in Allem zu seyn. Es giebt keine Noth, der er nicht überlegen wäre; er trägt die größten Hülfsmittel in sich, er will nur aufgefordert seyn, sie zu gebrauchen, und keinem Volke dürfte eine gewisse Empfindungsgabe reichlicher zugetheilt seyn, als den Schwedischen Bauern, die außerdem noch, durch ein altes Privilegium an der Verwaltung des Landes Theil nehmend und in Folge einer langen Freiheit, an Bildung unstreitig die Volksmasse anderer Länder übertreffen. Selten jedoch werden sie diese Naturgaben, selbst da, wo sie sich im hohen Grade finden, anders an als zur Abhülfe eines augenblicklichen Bedürfnisses, ohne sie verschwenden sie an Versuchen, bei denen man mehr ein eitles Spiel mit den Verstandeskräften, als die Absicht auf Erzielung eines wirklichen Vortheils bemerkt.

Man kann im Allgemeinen sagen, daß im Norden die Anlagen der Menschen größer und umfassender sind als wo anders, daß selbst sowohl in der moralischen als in der physischen Welt die belebende Wärme, welche eine reiche, glückliche, in sich vollendete Natur zur vollen Reife bringt. Von um so größerer Wichtigkeit sind daher für uns die Kräfte der moralischen Triebfedern, welche den Menschen über eine feindliche Natur und über Mängel zu erheben vermögen. Von diesen Kräften legen Schwedens Geschichte und die unberühmten Namen, die sie preist, vollgültiges Zeugniß ab. Sobald indeß kein großer König ein nachahmungswürdiges Beispiel giebt oder die politischen Verhältnisse des Landes nicht zu großen Thaten entflammen, findet man in der Geschichte, daß unsere höheren Stände leicht der Gefahr ausgesetzt sind, in äußere Ueppigkeit und innere Unbedeutsamkeit zu versinken. Die arbeitenden Klassen im Norden müssen ihr Leben mit ihren Händen gewinnen und vertheidigen. Sie thun dies mit Geschicklichkeit, Muth und Kraft; nach gehöriger Anstrengung finden sie aber Vergnügen an der Ruhe, und daher vermißt man bei ihnen nur zu oft Sinn und Sorge für Alles, was das Leben schmückt und verschönert, obgleich dies eigentlich erst die schönste Frucht und Folge des Fleißes ist. Doch macht sich hier ein bedeutender Unterschied zwischen den Bewohnern der Ebene und denen der Gebirge bemerkbar, und zwar zum Vortheil jener. — Die höheren, von mechanischer Arbeit befreiten Klassen haben keine Veranlassung zu körperlicher Anstrengung. Der Feind, den sie zu bekämpfen haben, ist kein offener, kein physischer, sondern ein verborgener, ein moralischer. Er zieht sich kund durch eine erdrückende Schwerfälligkeit, und welcher die strenge Natur des Nordens seinen Bewohnern beimischt, die nicht durch körperliche Uebung und Elasticität frisch und wach erhalten werden. Bei dem feurigen Naturen des Südens erzeugt der Müßiggang heftige und schnell zerstörende Krankheiten, — bei den kälteren Naturen des Nordens wirkt er langsamer, heimlicher, sicherer und führt eigentlich jenen schmachvollen moralischen Tod herbei, vor welchem sie zu bewahren unsere Vorfahren die Götter baten. Diese Lähmung ist unter gewissen Umständen einer eine leicht auffangende Krankheit, welche allen Sinn für etwas Höheres erstickt, und während welcher die dem nordischen Charakter sonst eigene Unruhe sich nur in einem Haschen nach dem Schein, in dem ganzlichen Verlust des Begriffes vom eigentlichen Wesen und Zweck der Dinge ausspricht. Daher gehört auch Alles, was die in der Tiefe ruhenden moralischen Kräfte wecken, vereinigt zum Gemeinnützigen, wie z. B. eine strenge und gerechte Handhabung der Gesetze, eine kräftige Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung, zur eigentlichen Gesundheit des Nordens. Ueberall scheinen beim Menschen dieselben Gegensätze hervorzutreten zwischen Kraftäußerung und Ruhe, Lebhaftigkeit und Trägheit, welche sich in der nordischen Natur zeigen. Gegensätze, die unter hier gemilderter und überwunden werden durch natürlichen Ernst, durchdringenden Verstand und durch einen Muth, der keine Furcht kennt und sich über das Vergängliche erhebt. Diese Tapferkeit in des Wortes bester Bedeutung ist unseres Volkes edelstes Erbtheil, das gediegene Metall in seiner Seele, welches aus allen Prüfungen stets rein und unvermischt hervorgegangen ist.

Mannigfaltiges.

— Die Deutsche Oper in London. Die unter der Leitung des Herrn Schumann aus Mainz im Drurylane-Theater in London jetzt stattfindenden Deutschen Opern-Aufführungen geben den Englischen Blättern und namentlich dem Atlas (vom 10. April) Gelegenheit, auf den Unterschied hinzuweisen, der in dem Eindruck wahrzunehmen, welchen nicht blos der Gesang, sondern auch das Spiel der Deutschen Choristen, im Vergleiche mit den Englischen, auf das Publikum mache. Die Jäger im „Freischütz", die Gesangenen im „Fidelio" erscheinen als solche nicht blos durch ihr Kostüm, sondern seyen es auch durch ihre Haltung, ihr Geberdenspiel, den Ton ihrer Stimme und den Ausdruck ihres Gesanges. Den Englischen Choristen dagegen sähe man immer die Verkleidung an; John Bull möge einen grünen oder einen rothen Rock auf der Bühne tragen — er bleibe doch immer John Bull, und es gehöre nicht blos viel Phantasie, sondern noch mehr Nachlicht und Geduld dazu, um die Darstellungen Englischer Choristen auch nur irgendwie als eine Kunstleistung zu betrachten. Das Deutsche Publikum mag hieraus entnehmen, was unsere Bühne, so zurückgekommen sie auch in vielen Stücken seyn mag, doch auch immer noch manche Vorzüge besitzt, um die uns das Ausland beneidet. Andererseits aber sollte unseren Kritikern die wohlwollende gastfreundliche Aufnahme, deren sich selbst unsere Choristen bei den Berichterstattern der kompetentesten Englischen Blätter erfreuen, ein Fingerzeig seyn, daß es nicht immer ein Beweis von Urbanität sey, den kritischen Maßstab, mit dem man Fremde anzulegen, die uns die eigenthümlichen Laute ihrer Heimat zutragen, und sie mit Spott zu begrüßen, weil wir zeigen wollen, daß wir über jede Möglichkeit einer kleinen Täuschung, die man sich mit uns erlaubt, erhaben seyen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Freitag den 23. April 1841.

Türkei.

Zur Geographie und Naturkunde der Europäischen Türkei.

Nach Ami Boué.

Wenn man Italien und das Türkische Reich in Europa hinsichtlich des Profils ihrer geographischen Configuration mit einander vergleicht, so sind beide Länder ungemein verschieden; dennoch haben sie unverkennbar geologische Analogien, und vorzüglich Messungen vermittelst des Barometers lassen uns noch gegenseitige Beziehungen anderer Art zwischen ihnen entdecken. Ihre unregelmäßigen Umrisse schließen die Symmetrie nicht aus. Das Donau-Thal, dessen Niveau nur wenig über die Meeresfläche erhöht ist, trennt, wie die Po- und Ebro-Thäler, den Körper der Halbinsel von den hohen Gebirgszügen, die ihre nördliche Gränze bilden. Das Innere Spaniens zeigt uns in Castilien ein Tafelland von 1800 bis 2000 Fuß Höhe; Italien aber nur die Andeutung eines solchen in dem Bassin, dessen Mittelpunkt der See Fucino bezeichnet, welcher nach Perrey von Zach ebenfalls 2000 Fuß hoch belegen ist. In der Türkei erstirbt eine Massenerhebung des Bodens zwischen Macedonien und Albanien; mehrere See-Bassins nehmen die Vertiefungen derselben ein, und ihre Höhe hat mit der Höhe der Seen des Apennin's eine überraschende Analogie. Der See von Kastoria, dem Kessel eines Kraters ähnlich, ist 1923, der von Ochrida 2015 Fuß über das Meer erhoben. Letzterer mag wohl der höchste und zugleich schönste See des ganzen Türkischen Landes seyn: seine Länge beträgt ungefähr sieben, seine größte Breite anderthalb Französische Meilen. Seine Ufer sind mit kleinen Böschungen aus Kalk gebildet; dichte Waldung bedeckt die Abhänge der Berge an beiden Seiten, und hin und wieder schimmern Dörfer aus den Windungen der steilen Gestade (falaises) hervor. Auf einer andern Seite gewährt Ochrida mit seinem Erdhügel, mit dem Berge Pieria und seinem alten Römischen Kastelle, wo einst der Bulgarische König Samuel residirte, einen ähnlichen Anblick, wie Genf im Hintergrunde des Lemanischen Sees. Die blauen Wasser des Sees von Ochrida sind vielleicht noch durchscheinender, als die des Rhone, da, wo dieser Fluß den Schwefelreichen See verläßt. Die Benennung Lychnidos (von λυχνος, durchscheinend) paßt sehr gut auf ihn, da man die Fische aus einer Höhe von 30 bis 60 Fuß auf dem Grunde des Wassers sehen kann.

In der Ebene, die sich südwärts von diesem See ausdehnt, giebt es noch andere kleinere Seen, von weit ausgedehnten Mooren umgeben, die uns zu der Annahme berechtigen, daß Alles einst eine zusammenhängende große Wassermasse bildete. Vielleicht waren diese kleinen Stillwasser einst, als sie noch ein höheres Niveau hatten, mit den Seen Ochrida und Kastoria vereinigt.

Epirus bietet uns eine Anzahl räthselhafter Seen und dreisumpfter oder eiförmiger Berg-Bassins; merkwürdig sind auch in diesem Lande die tiefen muldenförmigen, die Teiche oder Wasserläufe, welche in gewissen Jahreszeiten verschwinden, die Strudel und unterirdischen Flüsse. Das schönste Beispiel der letzteren findet man in dem Abflusse der Gewässer des Janina-Sees, welcher den See von Labschistas mit ersterem in Verbindung setzt. Zwischen beiden Bassins zieht sich ein so enger Kanal, mit so vielen Inseln und Röhrichten, daß dadurch eine absolute Trennung der beiden Seen erfolgen wird. An den Ufern dieses Kanals befinden sich Torfmoore, die den Mangel an Brennholz in diesem Becken zum Theil ersetzen. Ueberhaupt vermindern sich die am wenigsten tiefen Seen von Tag zu Tage; die Ufer des Sees von Janina sind zum Theil nur noch ein weiter schilfbewachsener Morast. Dieses traurige Wasser erscheint wegen seines Torfgrundes schwärzlich; sein Niveau ist einst höher gewesen, und vielleicht hat die fast gänzliche Entwaldung der benachbarten Berge zur Verminderung dieser süßigen Masse, die eine so passende Stelle für den Acheron der Fabel war, beigetragen. Diese Seen werden besonders von Gießbächen und unterirdischen Quellen genährt, die eine mäßige Temperatur haben. Ihre Seehöhe beträgt 1500 bis 1600 Fuß. Sie entladen ihre Gewässer durch eine Anzahl unterirdischer Kanäle gleichzeitig in den Golf von Arta und in das Jonische Meer.

Der See von Skodra ist der größte im nördlichen Albanien. Er mag einst der Sammelort für die Gewässer des Drin gewesen seyn, dessen Mündung jetzt eine andere ist. Die Ebene, die ihn von diesem Flusse trennt, ist nur zwei Franz. Meilen breit, mit Undulationen, die nur 20 bis 30 Fuß über sein Becken sich erheben. In den Umgebungen des Sees findet man Spuren einer Verände-

rung seines Niveau's und weite Moräste. Seine Ufer bilden an anderen Stellen eine lange Böschung, die sich in einen entzündenden Wall verwandeln ließe, wenn die Eingebornen es so wie die Aegypter verständen, die Vegetation im Sommer dadurch zu beleben, daß sie die Gewässer bis zur Höhe dieses abhängigen Planes steigen ließen und die allzu tiefigen Theile des Erdreichs verbedelten. Seine flachreichen Wellen belspülen den Fuß der Montenegrinischen Berge, und einige hohe felsige Eilande schimmern in ihrer Oberfläche hervor.

Diesmigen Türkischen Provinzen, deren Gewässer in das Bassin der Donau sich ergießen, haben ein waldreicheres und tiefer bewässertes Erdreich, als die entgegengesetzten Abhänge der Berge, welche ihre Rückseite bilden. Der Ackerbau hat hier beständigere Hülfsquellen, und die schiffbaren Flüsse sind ziemlich zahlreich. Diese Flüsse führen oft den Türkischen Namen Kara-sou (schwarzes Wasser), oder den gleichbedeutenden Slawischen Tschernitza und Tchorna Rieka (schwarzer Fluß), ohne Zweifel darum, weil sie, zwischen Bergen von schwarzer oder schwärzlicher Färbung sich schlängelnd, aus der Ferne das Ansehen haben, als führten sie schwarzes Wasser, besonders, wenn die Berge bewaldet sind.

Albanien, Herzegowina und Epirus bilden mit ihrem felsigen Ansehen, ihren rauhen und nackten Bergen, ihren seltenen Quellen und der bergstromartigen Natur ihrer Flüsse einen starken Contrast zu Bosnien, Serbien und der Wallachei. Ihre Flüsse werden in der Gewitter- und Regenzeit momentan zu wüthenden und sehr gefährlichen Strömen, die ihr Bett ungeheuer erweitern und die überfluthete Ebene mit Kieselsteinen bedecken; im heißen Sommer dagegen schwinden sie zu unsichtbaren Wasserstreifen ein. So ergießen sich die Flüsse Albaniens durch viele Rinnsale ins Meer, ohne der Landwirthschaft oder dem Handel merklichen Vorschub zu thun.

Von den Kalkgebirgen der Herzegowina stürzen sich viele Wasser, die in den Spalten der Felsen oder in kleinen verschlossenen Thälern verschwinden, um in tiefer liegenden Bassins wieder zum Vorschein zu kommen. Im Sommer ist die Pflanzenwelt hier versengt, und der Bauer ist zur Bewässerung seiner Felder auf Cisternen angewiesen. Auch in Griechenland und Albanien sind die unterirdischen Abflüsse der Gewässer nicht selten, da diese Länder eine sehr analoge Configuration haben, wie die Herzegowina.

Warme Quellen giebt es in der Europäischen Türkei ungemein viele; Herr Boué macht 76 derselben namhaft, von denen ein gutes Drittheil den Slawischen Namen Banja (Bad) führt. Die Zahl der blos mineralischen Quellen kann sehr bedeutend seyn; es ist aber schwierig zu ermitteln, da die Eingebornen von Heilquellen wenig Notiz nehmen; und nur der Zufall kann den Reisenden zu ihrer Entdeckung führen. Herr Boué zählt in Bosnien allein 25 Sauerbrunnen, und nicht viel weniger hepatische, muriatische und eisenhaltige Quellen, die über andere Theile des Reichs verbreitet sind; man begreift leicht, daß dies nur ein kleiner Theil der wirklich vorhandenen seyn müsse.

Die bekannten Mineralwasser sind größtentheils warm und wasserschwefelig, weil die Türken nur in diesen gern und oft sich baden. Kalte Mineralwasser wissen sie nicht zu schätzen, einige salzsaure ausgenommen. Die warmen Quellen findet man in allen Provinzen, bis auf Bulgarien und Albanien. Sie reihen sich von Norden nach Süden, oder den Bergketten in der Mitte entlang, und ziehen sich zu den krachzitischen Felsen in Beziehung. Ein west-östlich laufender feuerhaltiger Gürtel wird durch diese Quellen bezeichnet. Die erste findet sich unweit des Schwarzen Meeres, 2½ Meilen östlich von Aidos und in geringer Entfernung vom Fuße des Balkan. Der pyrogenische Boden enthält einen warmen Schwefelbrunnen, der im ganzen Alterthum unter dem Namen Anchiala bekannt war und jetzt Aghiolu heißt. Dieser wird im Sommer stark besucht, obschon das Gebäude verenigelt steht und nur von provisorisch errichteten Hütten umgeben ist.

Der Brunnen Kiseljak (d. i. der saure) in Bosnien ist am stärksten mit Kohlensäure geschwängert.*) Man hat um die Quellen einen viereckigen Platz angelegt und denselben mit Breiterwänden und einem Oppenbach eingefriedigt. Die drei benachbarten Badhäuser können nicht alle Personen beherbergen, die bisweilen aus weiter Ferne kommen, um das Wasser zu trinken; daher Viele in Hütten aus Laubwerk logiren müssen. Die freie Kohlensäure

*) Im Russischen heißt кисловодъ кислый, ein säuerlicher Methbret. Bei den Polen ist kisać oder kisieć, durch Gährung sauer werden, und kisić, einsauern.

Digitized by Google

dieses Wassers entkräftet ihm in großen Blasen oder ruckweise, und in solcher Fülle, daß man an der Oberfläche nicht lange niederhocken kann, ohne gewisse unangenehme Wirkungen dieses verderblichen Gases zu verspüren. Das Wasser läßt, wie in Pyrmont, einen gelblichen eisenhaltigen Niederschlag im Gefäße, schmeckt aber recht angenehm.

Der Landbewohner hat in keinem Theile der Türkei große Lust, Minen zu entdecken, weil eine solche Entdeckung, falls man die Minen annehmet, für ihn nur die Folge haben kann, daß er neue Frohndienste thun oder neue Abgaben entrichten muß. Die Bergwerke Serviens sind wahrscheinlich schon im hohen Alterthum ausgebeutet worden, und überhaupt kennt man fast nur in diesem Lande nußbaar Erze, weil es eine Zeit lang unter der Oesterreichischen Regierung gestanden hat, die dahin bezügliche Nachforschungen anstellen ließ. Man besitzt hauptsächlich Eisenschwefel und Bleiglanz, der bisweilen silberhaltig ist, aus den Servischen Minen. Im Jahre 1836 hat der Sächsische Berg-Hauptmann von Herder (ein Sohn des berühmten Denkschen Dichters) auf Ansuchen des Fürsten Milosch die vornehmsten Metall-Lager dieses Landes besucht.

Bodnien dürfte wohl wenigstens eben so viel, wo nicht noch mehr Erz enthalten, als Servien. Es scheint unbestreitbar, daß dieses Land auch noch andere Metalle als Eisen in seinem Schooße birgt. Bei der Stadt Serebernitza (d. i. die Silberstadt) soll in alter Zeit silberhaltiges Blei ausgebeutet worden seyn. Der Berg Slatibor (Goldberg) passet vielleicht mit Unrecht für goldreich; denn Kargoglo und Kargoslitze erscheinen dem Unwissenden leicht als edle Metalle. Nach Plinius belaßen die Römer in der Slatnitza (Goldgegend) eine Mine dieses Metalls, das auch mehrere flüsse Bodniens in Form von Blättchen führen sollen.

In den Bergen von Ober-Mösien, zwischen Macedonien und Servien, giebt es ohne Zweifel Silber-Erz, besonders um Novo-Brdo. Die Geschichtschreiber nennen sogar Gold, und Herr Boué glaubt, das Pangäum der Alten könne wohl in diesen Bergen zu suchen seyn von Kossowa benachbarten Bergen gelegen haben. Nach den Historikern der Alten gab es seit der Mitte des ersten Jahrhunderts u. Z. in Illyrien Bergwerke, die eine große Menge Gold lieferten. Um 1227 war die Ausbeute der Minen des alten Serviens so bedeutend, daß man Bergleute aus Deutschland kommen ließ, in demselben Jahrhundert entdeckten auch die Ungarischen und Deutschen Bergleute in Ungarn. Eine Kolonie Sächsischer Bergleute hat namentlich bei Novo-Brdo existirt. Von 1427 bis 1437 wurden die Minen Ober-Mösiens durch den Servischen Despoten Georg gegen eine jährliche Pacht von 200,000 Dukaten der Republik Ragusa überlassen; dennoch hatten die Ragusaner großen Gewinn davon, weil sie nur die reichsten Lager ausbeuteten. Um die Epoche der Türkischen Eroberung Konstantinopels wurde der jährliche Ertrag dieser Minen noch auf 120,000 Dukaten geschätzt. Die Zeit, als man ihre Ausbeutung einstellte, muß schon sehr fern liegen, da nur noch Erinnerungen daran im Lande geblieben sind.

In der Wallachei gewinnt man bedeutende Quantitäten Salz und Kupfer, wie in den benachbarten Siebenbürgen. Das ganze übrige Reich hat merkwürdiger Weise kein Salz, keinen Basalt und auch fast keine Spur von Gyps aufzuweisen. Auf der anderen Seite sind die alten vulkanischen Stoffe unter dem zerklüfteten Boden noch in Thätigkeit, wie die häufigen warmen Quellen darthun. Den Basalt ersetzen große Massen pyroxenischen Porphyrs.

Die Entwahlung der Hügel, welche dem Ackerbau der Zeitgenossen so große Nachtheile bringt, hat in der Türkei weit mehr um sich gegriffen, als die Bedürfnisse einer auf fruchtbarem Boden dünn gesäeten Bevölkerung erheischen. Die Ebenen Thraciens und Thessaliens sind ganz von Holzung entblößt; ja sogar an einzeln stehenden Bäumen ist Mangel. In gewissen Gegenden, wie z. B. im östlichen Ungarn, muß man die Kahlheit des Landes physischen Ursachen zuschreiben, anderswo, zumal um das Marmora-Meer, ist sie das Werk menschlicher Hände. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Aus Lamennais' Grundriß einer Philosophie.

Vom Schönen und von der Kunst, in ihren Beziehungen zur Schriftstellerei.

(Schluß.)

Diesen Reiz verdanken die Meisterwerke unserer Schriftsteller theilweise dem harmonischen Element der Sprache, dem Rhythmus, der Bewegung, der Melodie. Da der Musik eigene Macht, verbunden mit der Macht des einfachen Wortes, vergrößert des Wortes Effekt. Allein die Harmonie, welche des Herzens Saiten rührt und die Einbildungskraft erschüttert, durch geheime Verwandschaften sogar zum Begreifen hilft, besteht nicht in einer einförmigen Reihenfolge von kadenzirten Tönen. Sie muß der Natur, der Gedankenund Gefühlsordnung entsprechen, sich mit ihr entwickeln, mittelst zarter Modulationen oder plötzlicher Dissonanzen mit ihnen abwechseln, bald hell und glänzend, zuweilen tiefsinnig, traurig seyn, sich nach allen Ausdrücken schmiegen, nach einander einen ernsten, periodischen, strengen, schroffen, rauhen, lieblichen, leichten Charakter annehmen. Auch in dieser Beziehung tragen die großen Schriftsteller, wie die großen Tonkünstler, jeder seinen besonderen Charakterzug und, um so zu sagen, seine eigene harmonische Form, die unmittelbar kenntlich werden; alle haben aber auch sich den Anforderungen der Kunst zu unterwerfen gewußt und das Geheimniß besessen, stets neu zu erscheinen, ohne ihre Selbstheit zu verleugnen.

Da das Schöne und das Wahre ihrer Essenz nach identisch sind, so giebt es keine Schönheit ohne Wahrheit, und es muß falsch der Schriftsteller, selbst wenn er in seiner kühnen Ungebundenheit sich über die gewöhnlichen Regeln erhebt, sich stets durch eine strenge Vernunft leiten lassen, die weiter nichts ist als jenes instinktmäßige Urtheil gleichsam, welches aus der gleichzeitigen Wahrnehmung der oft so feinen und komplizirten Beziehungen der Formen, Bilder und Ausdrücke unter einander und mit dem Gegenstand, welchen sie äußern sollen, hervorgeht. Nichtdestoweniger aber ist, in Betreff der Verhältnisse zwischen Ausdruck und Gegenstand, in der Kunst die Wahrheit nicht die genaue Nachahmung der Natur, sondern die Reproduction des idealen Typus, von bloß der Geist erschaut, und der, indem er sich in der Natur verkörpert, dasselbe für die Sinne unzugänglich bleibt und diesen nur sein todtes Gewand darbietet. Daher giebt es zwei Wahrheiten, die der Natur zu malen; die Alten haben sich hierin ausgezeichnet erwiesen. Sie hatten ernstlich recht wohl eingesehen, daß das Schöne, da es nothwendig mit der Intelligenz in Berührung steht, in Bezug auf uns nicht in den Dingen selbst sey, sondern in den Eindrücken, die sie auf uns machen, in den Gedanken und Gefühlen, die sie in uns erwecken. Darum schilderten sie niemals, bloß um zu schildern, sondern beabsichtigten stets, bei Darstellung der äußeren Dinge irgend ein Gefühl, eine moralische Idee beizugestellen, wodurch der innere Blick unmittelbar auf das ewige Prinzip des Schönen gelenkt wurde. Aus einem ähnlichen Grunde malten sie den Gegenstand im Gesammten, statt sich mit den Details aufzuhalten, wählten den auffallendsten Zug und überließen sodann der Einbildungskraft, denselben zu vervollständigen; denn sie wußten, daß sie auf diese Weise es unvollkommen vergegenwärtigen und mit den Schöpfungen bereicherten, womit das Denken und Träumen eine gränzenlose Perspektive auszuschmücken vermag.

In anderen Epochen, im Gegentheil, war man darauf bedacht, die Natur einzig zu schildern, so wie sie ist und wie sie von den Sinnen wahrgenommen wird, und man sah sich zu Folge dessen einer unübersehbaren Menge von zahllosen und nichtigen Details hingegeben, die das Auge sich verliert. Da blieb auch keine Nüance von Form, Farbe oder Schall, kein Spiel von Licht und Schatten, keine Bewegung, die nicht durch tausenderlei Metaphern und Vergleichungen wiedergegeben ward, wovon sehr einzelne ihre Schönheit haben mag, die sich aber so sehr durchtreuzen und vermengen, daß die Aufmerksamkeit, außer Stande, bei von einander zu unterscheiden, sich in Folge dessen zurückschrecken, das der Geist erlassen kann, den Ermüdung erschöpft, unterlingt und von so vielen Reichthümern, welche mit Blitzesschnelle vor unseren Augen erschienen und wieder verschwanden sind, nur eine Art von Schwindel zurückbleibt.") Diese Art, zu malen, gehört in die Verfallzeit der Kunst. Sie nimmt gewöhnlich überhand in den Perioden, wo der Geschmack der Gesellschaft sich in niedrigen materialistischen und sensualistischen Philosophie-Systeme vorherrschen. Hierbei bleibt es aber nicht stehen; der Abgrund muß dis in seine Tiefen ermessen werden. Die Kunst verfällt immer mehr. Es kommt so weit, daß man nur noch nach der Form allein hascht. Man verlangt von ihr das Schöne, das nicht in ihr ist, das sie bloß zurückstrahlt, wie ein Gegenstand sein Bild, und da das todte Form die Schönheit des Künstlers nicht hervorbringt, so martert er sie auf tausend Arten, kneet auf bizarre Weise dieses Leichnam und vermag weiter nichts, als ihn häßlicher zu machen. Alsdann sinkt auch die Sprache; sie verliert ihre Klarheit, ihre Reinheit, ihre Natürlichkeit, ihre Anmuth; sie wird zu einem zwittergestaltigen Idiom, zu einem einförmigen, jammervollen monotonen Sauderwelsch.

Dieser Uebergelegte läßt sich auf den Stil sowohl als auf die Prosa anwenden, denn der Vers unterscheidet sich von der Prosa nur durch streng erfordertes Maaß und Rhythmus, zuweilen auch durch die periodische Wiederkehr gewisser Konsonanzen.") Die eigenthümlichen Merkmale und die respektiven Vorzüge dieser beiden Formen des Sprechens sind anderwärts auseinandergesetzt worden. Wir wollen hier nur bemerken, daß der Vers alle Gedanken nicht eben so leicht für die eine wie für die andere schicken. Der Vers erheischt eine große Ungebundenheit in der Stellung der Wörter und der Satzglieder, und in dieser Hinsicht kann von den neueren Sprachen keine den klassischen Sprachen zur Seite gestellt werden.""") Er er-

*) Qui ne sait ne botter, ne ont jamais écrire.
Boileau.

Nie hat die Vernunft etwas Richtigeres ausgesprochen. Man verschmäht heutzutage einzig sehr die alten Vorgeber der Kunst und die traditionellen Sprachwörter des gesunden Menschenverstandes.

**) Der Reim, mit seinen verschiedenen Formen, ist aller Orte und aller Epochen, wenn freilich Mißbräuche daran sich knüpfen, wie z. B. bei den Griechen, namentlich im Odipus in Kolonos und den Trachinierinnen von Sophokles, bei den Römern in Virgil selber, in den Gesichen und Kunstreichen Versbildungen und in allen neueren Sprachen. Aber bei den wenig prosodischen Sprachen wird er absolut erfordert. Das höchst dekretirt dare Vergessen, das derselbe nach gewissen Intervallen wiederkehren soll, dem Verstande, der durch diese Wiederkehr, die ihn zum Voraussehen nöthigt, erleichtert wird, der Grund, daß die Einbildungskraft weniger ermüdet entdeckt darauf weiter arbeitet als eine ermüdende Eintönigkeit. Er dient dazu, und hier ist seine wahre Funktion, den Rhythmus hervorzubringen, den man sonst sehr schwer aufsinden würde; er schägt gleichsam den Takt.

***) Nicht unmerkwürdig mag es sein, zu bemerken, daß die Ausbildung der Sprachen genau auf dieselbe Weise den Stufen gefolgt ist, wie die Entwickelung der Kunst und der Wissenschaft, ja sogar wie die Entwickelung jedes einzelnen Wesens und der Gesammtheit der Wesen oder der Schöpfung; namentlich sind die allmälig gebildet Individualisirung besitzen, was ursprünglich den Gattungen verwischt und in mehr oder minder gedehntem Zustande, mehr oder weniger unterschieden vorhanden war. Dieses ist namentlich der Fall, wenn gleich den Idiomen der mehr meisten wilden Völker, eine komplexe Construktion, worin die auf Person, Zeit, selbst auf die Eigenschaften der Gegenstände bezüglichen Modificationen durch einfache Partikeln, die mit dem Wort selbst eins ausmachen, ausgedrückt werden. Allmälig reißen sich diese Anhängsilben los und erhalten gewissermaßen eine getrennte individuelle und unabhängige Existenz. Dieser Zustand zeigt sich deutlich in den sogenannten klassischen Sprachen, im Griechischen und Lateinischen. Noch auffallender ist er in den neueren Sprachen und wird darin, weil sehr bemerkbar, ihr hauptsächlich durch die Entwickelung der Persönlichkeit charakterisirt, die früher im Zeitwort absorbirt war; sie synthesirt, individualisirt

Digitized by Google

fordert überdies, daß eben diese Wörter, in ihren langen und kurzen Sylben, einen genau bestimmten und meßbaren Werth darbieten und dazu noch einem prosodischen Accent haben, dem kurzen Tempo in dem musikalischen Rhythmus ähnlich. Der Französischen Sprache, mehr als jeder anderen, geben alle diese Bedingungen ab. In der Construction der grammatikalischen Periode zur direkten Satzstellung gezwungen, hat sie eine höchst unvollkommene und unbestimmte Prosodie. Aus ihrer Inferiorität in dieser Beziehung entspringt jedoch eine Superiorität anderer Art und vor allen Dingen eine wundervolle Klarheit, ferner eine große Leichtigkeit, tausend feine und sichtige Nüancen wiederzugeben, weil der Geist nach Belieben den Ton auf diese oder jene Sylbe des nämlichen Wortes legen kann, je nach dem verschiedenen Modificationen des Gedankens und des Gefühls, die der stumme Selbstlaut durch den ihm eigenen harmonischen Effekt auszudrücken noch beiträgt. Daher kommt es, daß sich die Französische Sprache vorzugsweise zur Conversationssprache eignet, zugleich aber zum Verd ein am wenigsten taugliche ist. Der Mangel an prosodischem Accent, wodurch der Fall und der Rhythmus dieser Sprache vermindert wird, gestattet im Gegentheil, den Rhythmus der Prosa unbestimmt zu vervielfältigen, weil dadurch die Möglichkeit entsteht, die Sylben nach Willkür zu betonen, je nach dem Gefühle, das ausgedrückt, und dem Effekt, der hervorgebracht werden soll. Diese Ursachen zusammen waren Schuld, daß die Poesie gewissermaßen in die Prosa eindrang, ein Umstand, dem die Französischen Prosaiker, die sammt und sonders Poeten waren, und bessere Poeten als manche von denen, die sich den strengen Regeln des Verses unterworfen haben, den hohen Rang verdanken, welchen sie in dem Reich der Beletristik in Europa einnehmen.

Wir haben uns vorgenommen, von der Schriftstellerkunst bloß zu sprechen, um deren allgemeine Prinzipien aufzusuchen. Dem Grunde nach haben wir sie mit den Prinzipien aller anderen Künste identisch gefunden. Dem konnte nicht anders seyn; denn die Kunst im Allgemeinen ist einig, und die verschiedenen Kunstweise sind nur verschiedene Spezifikationen derselben, die sich auf untere verschiedenen Fähigkeiten beziehen. Uebrigens beschränkte die Schriftstellerkunst, als sie entstand, einen untermeßlichen Schritt der Menschheit. Durch sie hauptsächlich konnte fortan der Fortschritt im Raum sich ausbreiten und in der Zeit sich verewigen; ihr verdanken wir, daß Alle der Entwickelung des Einzelnen und der Einzelne der Entwickelung Aller theilhaftig werden kann. Was ist aber diese gemeinschaftliche Entwickelung anders, als die natürliche Ausbildung des Menschengeschlechts, in dessen Schooße eine Idee immigere, vollkommere Einheit zu Stande kommt, je weiter es in dem Wahren, von dem das Schöne die sinnliche Form ist, sich ausbehnt.

Der Prozeß für Aristoteles gegen Pierre Laramée (Petrus Ramus *).

Es war im Jahre 1543, als einer der berühmtesten und gelehrtesten Professoren des Collége royal, Petrus Ramus, maitre ès arts der Universität, zwei Werke: „Institutiones dialecticae" und „Animadversiones aristotelicae" herausgab, in denen er es wagte, das Lehrgebäude des Aristoteles mit Lebhaftigkeit zu verwerfen und denselben dem Sokrates und Xenophon nachzusetzen.

Ueber diesen Angriff gegen den klassischen Ruhm des Lehrers Alexander's gerieth die ganze Universität in Bewegung. Aristoteles herrschte damals noch als unumschränkter Gebieter in den gelehrten Schulen; sein System war das einzige, das sich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte und nach dessen Anleitung man sowohl die Logik als die Dialektik als Wissenschaft vortrug. Hier nun hatten Leute Muth zu stürzen und sein Ansehen zu erschüttern suchte, mußte in den Augen der Universität als ein Mann erscheinen, der die alte Barbarei wiederherzustellen und die Fackel der Wissenschaft gewaltsam auszulöschen sich erfühnte, die man eben erst mit so vieler Mühe angezündet hatte.

Das allgemeine Aergerniß hatte die Universität bewogen, gegen Ramus beim Parlament von Paris einzukommen, indem sie ihn des Verbrechens der Diffamation und der Verleumdung des Aristoteles beschuldigte.

Das Parlament und die Universität waren indeß nicht immer mit einander einverstanden. Die zwei großen Institute, obwohl sie beide in zwei verschiedenen Sphären gewaltig herrschten, sahen sich gegenseitig mit eifersüchtigen Augen an. Die Universität, eifrig bemüht, ihre zahlreichen Privilegien nicht nur zu erhalten, sondern wo möglich noch immer zu vermehren, befand sich beständig in feindlicher Opposition gegen die Gesetze, welche die obrigkeitlichen Personen unerbittlich in Vollzug setzen ließen. Das Parlament hingegen, feinerseits begierig, den Eingriffen und Ansprüchen der erzgeborenen Tochter der Könige von Frankreich ein Ziel zu setzen, mußte gar wohl Beschwerden tragen, wenn es sich darum handelte, Männer auf dem Wege Rechtens zu verfolgen, welche die Universität lediglich ihrem eigenen Groll, ihrer übertriebenen egoistischen Empfindlichkeit und Rache zum Opfer bringen wollte.

Bevor daher der Prozeß eingeleitet werden sollte, beschloß das Parlament, unseren Adamas von dem General-Advokaten, Gilles Lemaître, einem Manne von allgemein anerkanntem unbescholtenem Charakter und gewichtvollem Ansehen, zuerst vernehmen zu lassen.

Der General-Advokat ließ den Professor des Collége royal zu sich vorladen.

„Meister Ramus!" redete Gilles Lemaître ihn an; „Sie sind verwickelt in einen Prozeß mit der Universität. Das Parlament nimmt jedoch Anstand, einen Mann von Verdienst, wie Sie, sogleich als Verbrecher zu behandeln, und ich bin deshalb beauftragt, Sie zuerst zu vernehmen, um, wo möglich, die Sache niederzuschlagen. Wohlan denn! Sprechen Sie aufrichtig mit mir."

„„Bei meiner Treu, Herr General-Advokat!"" erwiederte Ramus; „„ich kann mit den grimmen Zorn der Universität gar nicht erklären. Seit meinem Austritt aus dem Collége von Navarra, seitdem ich Professor geworden bin, habe ich keinen Tag verstreichen lassen, an dem ich nicht, als erklärter Gegner des Aristoteles, dessen Lehren und Systeme zu widerlegen bemüht gewesen wäre. Die Universität hat mir auch deshalb nie einen Vorwurf gemacht; und nun auf einmal geht sie darauf aus, mich gänzlich zu Boden zu drücken!""

„Sie haben neulich zwei Werke gegen Aristoteles herausgegeben, und gerade diese zwei Werke sind es, welche die Anklage der Universität motivirten."

„„Mein Herr General-Avokat, ich habe Alles, was in den beiden Büchern enthalten ist, bereits bisher öffentlich vorgetragen, und, ich wiederhole es Ihnen, die Universität hat keinen Beamtkopf gegen mich geschleudert. Der Schlag, der mich treffen soll, kommt aber von einer fremden Hand her; er entspringt aus einem alten Groll, zu dessen Werkzeug die Universität sich nur hergiebt, ohne es selber zu wissen.""

„Erklären Sie sich deutlicher, Meister Ramus."

„„Es ist ein Portugiese, ein Doktor der Universität Coimbra, Namens Antonius Govearus, der sich gegenwärtig zu Paris befindet. Derselbe hat der Königin von Navarra, der Schwester unseres Königs, eine ziemlich schlechte Lateinische Uebersetzung der Aristotelischen Physik dedizirt, in Folge dessen er sich berechtigt glaubt, alle diejenigen zu verfolgen, die seinen blinden Eifer für das Haupt der Sekte der Peripatetiker nicht theilen wollen. Ich habe ziemlich lange einen Briefwechsel mit diesem Doktor unterhalten; allein sein philosophisches System, lediglich auf die Worte des Aristoteles baßrt, ist so mangelhaft und abgeschmackt, daß ich mich nicht enthalten konnte, meine Briefe, die mit Komplimenten begonnen hatten, mit Injurien zu schließen.""

„Daß aber Gelehrte sich gegenseitig Schmähreden halten!" unterbrach ihn Gilles Lemaître.

„„O!"" versetzte hierauf Ramus ganz freimüthig. „„Mein Herr General-Avokat, Sie kennen unsere Kaste noch nicht. Man spricht wohl von der Reizbarkeit der Poeten, allein die Gelehrten sind gewiß weit zänkischer und unversöhnlicher als diese. Das Polabularium der Place Maubert ist ein wahrhaftes Muster des feinen und guten Geschmacks, wenn man es mit dem unsrigen zusammenhält. Um Ihnen von dem letzteren eine nur sehr unvollkommene Probe zu geben, will ich Ihnen ein Stückchen aus einem Briefe vorlesen, den dieser Antonius Govearus einige Monate vor seiner Ankunft in Paris an mich richtete. Er ist ans Lissabon datirt und zwar in Französischer Sprache abgefaßt: „Meister Ramus, ich habe Ihre Werke, die alle Irrgedanken, die viel Rauch hervorbringen, aber nicht zu leuchten im Stande sind. Ich werde nach Paris kommen, um Ihre Verleumdungen zunichte zu machen, Ihre Raisonnements in Stand zu verwandeln und Sie endlich unguibus et rostro zu überzeugen, daß Sie, trotz Ihrer satanischen Eindildungen, nichts als ein elender Gimpel, ein Dummkopf und Tölpel sind."

„Genug, genug, Meister Ramus", unterbrach ihn der General-Advokat.

„„Und doch, mein Herr General-Advokat, theile ich Ihnen nur einen sehr geringen Theil der Artigkeiten mit, mit denen der Portugiese mich überhäuft. Setzen Sie nun zu, mein Herr, ob ich nicht Recht habe, zu glauben, daß die Motive meiner Verfolgung von Seiten der Universität lediglich von den Intrigues Anderer sich herschreiben. Aristoteles ist weder Doktor, noch Kirchenvater; er ist vielmehr ein heidnischer Philosoph, den man gar wohl einer Kritik unterwerfen darf, da seine Doktrinen ganz außer dem Bereich unserer religiösen und politischen Sphären liegen. Oder denken Sie etwa, daß es mir, der, ich darf mich's wohl selber rühmen, bereits so viele Beweise meiner Ergebenheit und kindlichen Gehorsams gegen die Universität abgelegt, nicht erlaubt sey, auf meinem Katheder frei über das zu sprechen, was ich im Interesse der allgemeinen Bildung für gut und nützlich halte? Es ist wohl Zeit, den alten Schlendrian zu vernichten und die wurmstichigen Gögenbilder niederzuhauen, an deren Stelle in dem Tempel der Wissenschaften die wahre Vernunft und die Synthese einzusetzen sind.""

„Ganz wohl, Meister Ramus!" sagte hierauf Gilles Lemaître; „ich darf Ihnen die Versicherung geben, daß das Parlament sich nicht zum Werkzeuge der Bosheit derer hergeben wird, die Ihren Ruhm und Ihre Talente beneiden. Gehen Sie nur getrost wieder nach Hause, und fahren Sie fort, öffentlich zu lehren; nur mögen Sie sich aus Vorsicht, wenigstens für einige Zeit, enthalten, über Aristoteles und seine Werke zu sprechen. Gehen Sie, Meister Ramus, gehen Sie mit Gott, das Parlament wird sich nie damit beflecken, in die Freiheit eines Mannes, wie Sie, frevenlich einzugreifen."

---

sich in besonderen Wörtern, wodurch sie hervortritt, und es wird die Anwendung dieser Wörter, welche der Rede etwas von ihrer Kürze entnimmt, unentbehrlich nothwendig.

*) Vgl. Nr. 128 des „Magazins" vom Jahre 1837, wo wir die Geschichte eines von diesem Gelehrten angeregten Streites über die Ausdrache des Ae in Lateinischen Wörtern mittheilten.

Digitized by Google

In der That nahm das Parlament den Prozeß nicht auf; aber die Universität, angereizt von Antonius Govеanus, der wiederum von der Königin von Navarra und der Herzogin von Etampes, welche Letztere keiner Art von Intrigue fremd blieb, unterstützt ward, wandte sich an den König selbst, der, mittelst eines Handschreibens vom 14. Oktober 1543, die Sache vor den Staatsrath zog, um summarisch und prompt darüber zu entscheiden.

Franz I., der, bei aller seiner eifrigen Liebe für die Wissenschaften, wie ein Historiker sagt, nichts von denselben verstand, hegte noch die in der damaligen Zeit allgemein herrschende Meinung, daß die Verachtung des Aristoteles zugleich eine Beschimpfung des Erlösers involvire, und so wollte er denn auch in seiner ersten Aufwallung Ramus zu den Galeeren verurtheilen.

Der Prozeß ward eingeleitet. Der König ernannte einen Schiedsrichter, der die Defensoren vernehmen sollte, deren zwei für Ramus und zwei für Aristoteles bestellt wurden. Es konnte nichts Komischeres geben, als jene vier Advokaten, die auf's hartnäckigste in einer Sache gegen einander sochten, in der weder Ruhm noch sonst irgend ein reeller Vortheil zu erlangen war. Nur begierig, ihre Gelehrsamkeiten auszukramen, füllten sie ihre Plaidoyers mit lauter Zitaten an, die sie von allen Seiten mit den Haaren gewaltsam herbeizogen. Virgil, Lukan, Homer, Seneka, Strabo, ja selbst Vitruv wurden in bunter Mischung mit dem heiligen J. Chrysostomus und St. Augustin, Papinian und Ulpian, Lakantius und Diodor neben einander aufgeführt. Man hörte hier nicht einen einzigen Satz, in dem nicht zwei verschiedene Sprachen vorkamen; wenn der Anfang Französisch, so war das Ende Lateinisch, oder es war das Eine Griechisch und das Andere Hebräisch. Wer in diesen Dingen recht fruchtbar sich zeigte, der galt als beredt und hatte sich eines hohen Rufes zu erfreuen.

Sechs Wochen waren mit dem Plädiren verstrichen. Die Advokaten des Ramus sowohl als die des Aristoteles waren gänzlich ermüdet; sie hatten bereits alle Vorrathskammern der Syllogismen, das ganze Arsenal der Dialektik und Rhetorik erschöpft. Obwohl aber ermüdet, jedoch nicht besiegt, schlossen sie endlich die Untersuchung und erwarteten, als brave Faustkämpfer, die Sentenz des Schiedsrichters, eine Sentenz, die übrigens schon im Voraus bekannt war und um die sich auch die Advokaten sehr wenig bekümmerten. Der König, die Herzoginnen von Etampes und Valentinois, die Königin von Navarra, die vornehmsten Hofdamen und die berühmtesten Courtisanen hatten öfter ihren Gefechten als Augenzeugen beigewohnt: diese unschätzbare Ehre, war sie nicht Entschädigung genug für die Besiegten und ein Uebermaß der Belohnung für die Siegers? Kurz, alle Welt war zufrieden.

Der Schiedsrichter war der Königin von Navarra, die Königin von Navarra war Govea, und Govea war Aristoteles ergeben. Aristoteles hatte somit gewonnen Spiel.

Franz I. hatte anfänglich davon gesprochen, den unglücklichen Gegner des Aristoteles zu den Galeeren zu verdammen. Der darüber in Verwirrung gebrachte Ramus beeilte sich aber, seine Widerlegungen zu widerrufen. Sobald man ihn Staatsrath ernannt, „Daß Pierre Laramée, genannt Ramus, als ein bewegsamer, abgewandter, unverschämter Mensch zu erklären, der die bei allen Nationen gäng und gäbe seyende Wissenschaft der Logik zu schmähen gewagt; der in seinem Buche der „Animadversiones“ den Aristoteles getadelt; der überhaupt gegen mehrere gute und auerkannte Wahrheiten gesündigt und dem besagten Aristoteles Dinge unterschoben, die nie er sie gesagt. In Betracht alles dessen supprimirte, konfiszirte und abolirte der König die beiden Werke des Ramus; verbiete anhero den Druckern, sie zu drucken, zu kopiren und zu verkaufen, und den Professoren, sie bei ihren Vorlesungen zu Grunde zu legen; verbiete auch anbei jede Art von Lästerung und Invektive gegen Aristoteles und andere alte rez prite und approbirte x.“

Der ganze Akt ist, wie Jedermann sieht, ein merkwürdiges Monument der Dummheit und Ignoranz der damaligen Zeit. Das Parlament konnte in der leidigen Sache für Ramus nichts thun; aber in dem darauf folgenden Jahre, als die Feinde des gelehrten Professors denselben aus dem Collège de Presles, dessen Principal er war, zu vertreiben suchten, da intervenirte das Parlament und vertheidigte Ramus mittelst eines gründlich motivirten Bescheides in dem Besitze seiner Functionen und in der Ausübung aller seiner bisherigen Rechte.

Heinrich II., der seinem Vater Franz I. im Jahre 1547 gefolgt war, berief sich, Ramus dem Lehrstuhle des Collège royal wiederzugeben. Das zeitherige Opfer des Antonius Govеanus benutzte seinen Triumph mit einer gewissen antiken Würde und Anstand. Als er an dem Tage, an dem er wieder seine erste Vorlesung hielt, vor sämmtlichen Professoren des Collège royal begrüßt wurde, erwiederte ihnen Ramus in folgender Weise: „Ich habe sehr trübe Erfahrungen gemacht; aber ich befinde mich ja wieder mitten unter Euch, meine theuren Brüder, und dieses Glück muß alle meine Aergernisse, ja selbst die Erinnerung und die Namen derer, die mich verfolgt, in mir verschwinden.“

Einige Tage nach seiner Wieder-Installirung schrieb er folgendes Sendschreiben an Antonius Govеanus:

„Ramus an Govea freundlichen Gruß.

„Mittelst Geduld, Anstrengung und Resignation ist es mir gelungen, meinen Thron wieder einzunehmen, und ich habe bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an die Vergangenheit gänzlich verloren. Besuche mich doch einmal im Collège royal, mitten unter meinen Zuhörern, die mich lieben, und die Dich auch lieben werden, wenn ich ihnen age, daß Du die glänzendste Fackel der Philosophie, der Physik und der Beredsamkeit seyst. Komme, ich sage Dir's, komme ohne Scheu; der glückliche Ramus will nur an die Namen seiner Freunde und nicht an die seiner Verfolger mehr denken.“

Ramus hatte nicht nur seinen Lehrstuhl wieder eingenommen; er nahm auch seine freie Sprache wieder an. „Er hatte“, wie Bayle scherzhaft sagt, „das Schwert gezückt mit Feder und Zunge.“ Allein seine Neuerungssucht und sein Hang zur Kritik trieben ihn etwas zu weit; er begann nicht nur wiederum gegen Aristoteles zu eifern, sondern schleuderte selbst die Blitze seiner schrecklichen Kritiken gegen die verwunderten Männer des Alterthums: gegen Cicero, Quintilian, Cäsar, Tacitus und Terenz. Eines Tages, als ihm der General-Advokat Bauquet Vorwürfe machte, daß er sich öffentlich vor dem Parlaments geworfen war, begegnete und lächelnd zu ihm sagte: „Meister Ramus, Ihre Antipathie gegen Aristoteles rechtfertigt nicht Ihre Angriffe gegen Cicero; was hat er Ihnen denn gethan?“ da erwiederte Ramus:

„„Mein Herr, er hat mir gar nichts zu Leide gethan, weder er, noch die Anderen; allein die ausschließliche Bewunderung, die man allen diesen Männern zu zollen pflegt, erstickt die Achtung, die man gebührender Weise für seine eigenen Landsleute hegen sollte. Wenn es von mir abhinge, so würde man anstatt der Reden des Cicero lieber dreimal des Tages die Merkwürdigkeiten eines gewissen Gilles Lemaître lesen, der vormals General-Anwalt war.““

Der erste Präsident empfand gar wohl das Schmeichelhafte dieser Bevorzugung und ließ sie sich gefallen.

Uebrigens hatte sich Ramus durch seine abhandelnden Ansichten viele Feinde gemacht. Da er des Hugenottismus verdächtig ward, sah er sich veranlaßt, aus seinem Vaterlande zu flichen, und wollte sich zu Genf niederlassen. Allein von den Vornehmsten unter den Protestanten verstoßen, suchte er vergeblich, daselbst einen Lehrstuhl zu erhalten. Hierauf kehrte er wieder nach Paris zurück und fand seinen Tod in dieser Stadt in der Bartholomaus-Nacht. Charpentier, sein Nebenbuhler, hatte ihn durch Meuchelmord aus dem Wege räumen und selbst nach seinem Tode durch einige von den Zuhörern bestochmpfen lassen, die für die Alleinherrschaft des Aristoteles und seine Rhetorik noch blindlings eingenommen waren. (Le Droit.)

Mannigfaltiges.

— Englische Abneigung gegen Deutsches Philosophiren. Die Foreign Quarterly Review trägt eine alte Schuld an die von ihr stets mit großer Aufmerksamkeit behandelte Deutsche Literatur ab, indem sie in ihrem neuesten Vierteljahrs-Hefte (April 1841) eine ausführliche Anzeige von Rahel's Briefen und Briefwechsel liefert. Um die Verspätung zu rechtfertigen, nimmt der Englische Kritiker, der übrigens voll der Bewunderung und des Lobes für die Werke ist, die er anzeigt, die Abneigung seiner Landsleute gegen Alles, was Deutsche Grübelei heißt, zum Vorwand. Es sind diese Bemerkungen so bezeichnend für die Art der Auffassung Deutscher Literatur in England, daß wir nicht umhin können, ihnen hier einen Platz anzuweisen. Unser Engländer sagt: „Diese Briefe der berühmten Deutschen Rahel liegen nun bereits — wir gestehen es mit Beschämung und Erröthen — volle vier Jahre ungeöffnet auf unserem Deutschen Büchertisch. Wir müssen uns schuldig bekennen einer Art Scheu — ein einseitiges Britisches Gefühl unbewußt — vor allen Privat-Memoiren-Büchern, auf die jetzt die große Masse des literarischen Publikums in Deutschland ganz verfessen scheint. Solcher Art ist der Gegensatz im National-Charakter der beiden Länder, daß, wenn ein Buch dieser Kategorie in Deutschland sehr angepriesen wird, daselbe, aller Wahrscheinlichkeit nach, ganz unlesbar für das Englische Publikum ist. Hin und wieder kann wohl einmal das Fremdartige und Neue an der Sache uns anziehen; das „Deutsche Gemüth“ ist etwas, was man sich eben so gut einmal ansieht, wie man Amburg's Löwen oder die Pironetten Duvernay's. Ja, es kann auch ein zufälliger Umstand dazu beitragen, daß ein praktischer Engländer sich bewegen läßt, das nebelige Gebiet und die fruchtbaren Gefilde der Deutschen Grübelei aufzusuchen; so ist es Jung-Stilling gelungen, durch das Patronat unserer religiösen Leute Grund und Boden in England zu finden, — Herrn wir aber Goethe's Bettinen von Arnim als Empfehlung geniest. In gewöhnlichen Fällen jedoch wird kein Engländer von seinem eigenen Tagesliche schreiben, um in irgend ein unterirdisches erhabenes Antiparos oder Adelsberg der Deutschen Spekulation hinabzusteigen. Nennet es Einseitigkeit, Hohlheit, literarische „Philisterei“, wenn Ihr wollt, — genug, es ist eine mit den wesentlichsten Eigenschaften des Britischen Charakters eng verbundene National-Gewohnheit. Kaum wir uns nicht schämen, eben so wenig wie wir uns unseres Ostwinds schämen, welcher allerdings schneidend ist, aber auch erfrischend. Rahel also, die Deutsche Staël, und weil Deutsch auch in einigen wesentlichen Momenten höher zu stellen als die Französische, hat nur wenig Hoffnung, jemals dem Britischen Publikum allgemeiner bekannt zu werden. Von der Deutschen Literatur und der philosophischen Menschenbetrachtung allein kann Rahel Theilnahme erwarten und mit Recht sie fordern. Glücklicherweise sind beiderlei Arten von Forschern, sowohl die philosophischen als die germanistreuden — und wer in England zu irgend einem Zwecke Deutsch treibt, der lernt auch dadurch, ein Forscher seyn — sehr im Zunehmen unter uns. Diesen wird unsere Kurze Notiz über das Leben, den Charakter und die Ansichten einer der außerordentlichsten Frauen der neueren Zeit gewiß sehr willkommen seyn.“

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Montag den 26. April 1841.

Frankreich.

Der Elsaß in den ersten Zeiten der Französischen Herrschaft.*)

Nach der Vereinigung des Elsasses mit Frankreich wurde der Marquis von Tilladet, Gouverneur von Breisach, beauftragt, im Namen des Königs die Eidesleistung der Lehnsbesitzer der Provinz anzunehmen. Beinahe hätte aber Ludwig XIV. dieselbe durch die Erschöpfung des Schatzes wieder verloren. Dies ergiebt sich aus einem Briefe des Cardinals Mazarin an Le Tellier; derselbe ist vom 28. August 1650 und lautet: „Entweder verstehe ich nichts von den Geschäften, oder es ist ein unverzeihliches Verbrechen, das Geld zur Erhaltung von Plätzen wie Casal, Philippsburg, Breisach und andere, zu deren Eroberung es Jahrhunderte bedarf und die Ströme Französischen Blutes gekostet haben, nicht zu nehmen, wo es sich findet. Es muß dies dem Ober-Intendanten einleuchtend gemacht und er darauf hingewiesen werden, daß ihn kein größeres Unglück treffen könnte, als wenn unter seiner Finanz-Verwaltung einer dieser Plätze wegen Mangel der nöthigen Subsistenzmittel verloren ginge, da er doch wissen muß, daß jeder gute Franzose sein Blut hingeben würde, um den Verlust eines Besitzes zu verhüten, dessen Erwerbung so viele Mühe gekostet hat und dessen Erhaltung unumgänglich für das Wohl des Staates ist. Für jedes andere Unglück giebt es noch Abhülfe, aber keine für die Einbuße solcher Plätze.“ Mazarin, der hier den Rath gab, das Geld zu nehmen, wo es sich fände, entschloß sich, es vorzuschreiben. „Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen bei dieser Gelegenheit zu bemerken“, schreibt er, „daß ohne meine Bereitwilligkeit, das Wenige hergeben, was ich theils an Geld, theils an Möbeln besitze, ich verpfänden mußte, so wie ohne die Anleihen, welche ich bei denen aufgenommen habe, die mir Kredit geben, der König jetzt einige Plätze, vielleicht einige Provinzen weniger besitzen würde. Ich bin fest entschlossen, und in aller Freudigkeit, ohne einen Pfennig zu sterben, und dieser Gedanke macht mir viel Vergnügen.“ Diese Worte Mazarin's bilden einen merkwürdigen Widerspruch mit der Gedigkeit, die man ihm gewöhnlich vorwirft; es waren indeß auch nur Worte. Dieser Mann, der „fest entschlossen war, und in aller Freudigkeit, ohne einen Pfennig zu sterben“, hatte bekanntlich ein ungeheures Vermögen zusammengescharrt, das wohl übertrieben auf 160 Millionen geschätzt wurde, das aber wohl mindestens auf 40 Millionen, wie Pamponne meint, geschätzt werden darf. Auch war es wohl Mazarin weniger um eine Darlegung seines Patriotismus als um die Wiederherstellung seiner früheren Vorschüsse zu thun. Die im Elsaß vor dem Frieden ertheilten Donationen waren zurückgenommen worden, um den Donatairen Geld abzupressen; aber dieses Mittel erwies sich als ungenügend, und da die Deutschen Obersten ihren Sold nicht erhielten, drohten sie, sich selbst bezahlt zu machen. Dadurch wurden die Besitzthümer Mazarin's gerechtfertigt.

Es bedurfte langer Zeit, um Frankreich den ruhigen Besitz dieser Provinz zu sichern. Man ersieht dies aus einem Briefe, den der berühmte Condé am 30. Juni 1673 an Louvois schrieb. „Ich kann nicht umhin, Ihnen zu bemerken“, heißt es in diesem, „daß das Ansehen des Königs im Elsaß ganz zu Grunde geht. Die zehn Kaiserlichen Städte, weit entfernt, dem Könige Unterwürfigkeit zu bezeigen, wie sie doch vermöge des Beschwerdeschriftes sollten, daß der König durch den Westphälischen Frieden erlangt hat, sind ihm feindlich gesinnt. Der Adel im Nieder-Elsaß hat fast dieselbe Gesinnung; Hagenau hat Herrn von Mazarin frecher Weise die Thore vor der Nase zugeworfen und die kleine Stadt Münster hat ihn ausgetrieben.“ Es war dies ganz natürlich. Der Westphälische Friede hatte Frankreich allerdings den Besitz von Breisach, von dem dazu gehörigen Dörfern, so wie aller erblichen Besitzungen des Hauses Oesterreich im Elsaß zugestanden; aber über die zehn Reichsstädte: Kolmar, Hagenau, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Obernheim, Rosheim, Münster, Kaisersberg und Türckheim, hatte der König nur ein Schutzrecht erworben. In der sehr gegründeten Furcht, daß dieses Schutzrecht sich leicht in ein Besitzrecht verwandeln könnte, wachten die Reichsstädte sehr ängstlich über ihre Freiheiten, und da ihre Interessen mit denen des Kaisers und Reiches eng verflochten war, so mußte der König in seinen Usurpationsplänen anfangs sehr leise auftreten. Noch nach einem Vierteljahrhunderte dauerte der Kampf fort, und Condé rieth dem Könige, den günstigen Augenblick wahrzunehmen, „um Kolmar und Hagenau zur Vernunft zu bringen“, d. h. sie zu unterwerfen.

Unter den damaligen Verhältnissen hatten diese Kämpfe eine große Bedeutung. Die Französische Invasion in Holland hatte Deutschland in Aufregung gebracht. Der Regensburger Reichstag hatte eine allgemeine Bewaffnung zur Sicherheit des Reiches angeordnet. In dem Augenblicke, wo der Elsaß der Kriegsschauplatz zu werden schien, schickte Franz Egon, Graf von Fürstenberg und Bischof von Straßburg, einen Abgeordneten nach Paris, um sich Centralität seines Bisthums zu erwirken. Sie wurde ihm zugestanden, aber Frankreich suchte lange den Straßburgern ihre Unabhängigkeit so viel wie möglich zu verleiden. Es erschwerte ihren Handel, indem es die Schiffe mit Abgaben belegte, obschon der Westphälische Friede die freie Rheinschiffahrt verbürgt hatte. Im Jahre 1681 kam endlich der lange gereifte Plan, Straßburg zu besitzen, zur Ausführung. Man ging dabei folgendermaßen zu Werke. Der Westphälische Friede, so wie der Aachener und Nymweger Friede, hatten stipulirt, daß auch die Dependenzen der abgetretenen Städte an Frankreich kommen sollten. Ludwig XIV., der sich auf die Unbestimmtheit dieses Ausdrucks stützte, hatte 1679 in den Parlamenten von Metz, Breisach und Besançon sogenannte Reunions-Kammern errichtet, welche seine Ansprüche ermitteln sollten, und diese Kammern sprachen ihm große Gebiete zu, die er augenblicklich durch seine Truppen besetzen ließ. Der Regensburger Reichstag protestirte, aber Ludwig XIV. achtete nicht darauf und ließ den Beschluß des Parlaments von Breisach, der ihm den ganzen Elsaß zusprach, zur Vollziehung bringen. Der Magistrat von Straßburg schickte am 29. September 1681 eine geheime Botschaft an den Kaiser, um ihn von dieser Lage der Dinge zu benachrichtigen. In dieser heißt es:

„Herr von Montclar hat uns am 28sten Abends angezeigt, er wünsche, daß wir ihm einen unserer Abgeordneten zuschicken, damit er demselben die Willensmeinung St. Allerchristlichen Majestät mittheilen könne, daß er nämlich, da die Kammer von Breisach dem Könige seinen Herrn die Oberhoheit der ganzen Elsaß zugesprochen, in Folge dieses Beschlusses, die Anerkennung dieser Oberhoheit und die Einnahme einer Garnison wünsche. Herr von Montclar hat uns zugleich angedeutet, daß, wenn wir uns gutwillig und bei Zeiten fügten, wir auf die Erhaltung unserer Rechte rechnen dürften; wenn wir uns dagegen widersetzten und den geringsten Akt der Feindseligkeit begingen, so habe der König jetzt eine hinlängliche Anzahl von Truppen, Artillerie und anderen nöthigen Dingen, um uns zu unserer Pflicht zurückzuführen. Da der Marquis von Louvois heute ankommen werde, so rathe er uns, rasch einen Entschluß zu fassen, damit er ihm diesen gleich nach seiner Ankunft, welche der des Allerchristlichen Königs um 6 Tage vorangehe, mittheilen könne.“

Dieser Brief hatte nicht zum Zweck, Unterstützung vom Kaiser zu fordern, sondern ihn nur zu benachrichtigen, daß der Magistrat sich unterwerfen werde, da er sich zu schwach zum Widerstande fühle. Er ließ allerdings Kanonen auf den Wällen aufpflanzen, aber das war nur zum Scheine; zugleich ließen sie an den Französischen Residenten heimlich die Anzeige ergehen, daß die Thore den Truppen Ludwig's XIV. geöffnet werden sollten, und wirklich konnte Louvois einige Tage später den Bevollmächtigten seines Herrn in Frankfurt schreiben, Straßburg habe sich ergeben, ohne daß die Truppen Sr. Majestät einen anderen Akt der Feindseligkeit begangen, als daß sie in eine Redoute eingedrungen, die von 10—12 Mann vertheidigt worden, welche entflohen seyen, nachdem sie 5 oder 6 Schüsse losgebrannt hätten. Der Angriff auf die Redoute sey vorher mit dem Magistrat verabredet worden, der einen Vorwand zur Vertheidigung seiner Ehre gesucht habe.“ Es erhielt Frankreich fast ohne Widerschlag diese bedeutende Stadt, welche bald mit ungeheuren Kosten belegt wurde, der man aber, um sie für diesen Verlust zu trösten, noch einige ihrer früheren Einrichtungen ließ. So z. B. die Elbschleifung des Magistrats und der Bürgerschaft auf dem Kirchplatze, eine Ceremonie, die, nach dem Ausdrucke des Königlichen Kommissarius Küntzin, zwar an die Republik erinnerte, die aber doch insofern von Nutzen war, als dadurch beiden Theilen, nämlich dem Magistrate und den Bürgern, die Treue gegen den König ausdrücklich eingeschärft wurde.“

Wenn Ludwig XIV. Straßburg noch einige seiner alten Einrichtungen ließ, so that er dies offenbar dazu, dem Elsaß Stück vor Stück und unter verschiedenen Vorwänden die religiöse Freiheit zu rauben, obgleich er die Erhaltung derselben angelobt hatte. Die Juden, welche der Westphälische Frieden nicht unter seinen Schutz

*) Nach den Documents inédits concernant l'histoire de France et particulièrement l'Alsace et son gouvernement sous le règne de Louis XIV.; par Vanderbel. — Vgl. den Artikel „Mannigfaltiges“ in Nr. 43 des Magazins.

Digitized by Google

genommen hatte, kamen zuerst daran. Der König selbst schrieb am 26. Februar 1651 in Betreff ihrer an Tillabet: „Da ich nicht zu leiden wünsche, daß die Juden in Breslach oder an anderen Oertern meines Reiches wohnen, seitdem diese Stadt mit meiner Krone vereinigt ist, schreibe ich, um Ihnen zu sagen, daß ich es für angemessen finde und wünsche, daß Sie die Juden zum Auszuge aus Breslach nöthigen und daß Sie ihnen jeden Ihnen passend scheinenden Aufschub bewilligen können.“ An die Protestanten kam indeß auch die Reihe; Ludwig XIV. ergriff mit strengen Maßregeln, um die Ausübung jener anderen Religion als der Römisch-katholischen in Breisach, im Breisgau und Sundgau zu hindern. Hierin vollstreckte er nur den Traktat, aber er hatte durchaus kein Recht für sich, als er nach der Unterwerfung Straßburgs den Münster, in dessen Besitz die Protestanten seit länger als einem Jahrhunderte waren, dem Bischof Franz Egon übergab. Covisé sagte vom Herzoge von Mazarin, der zum Gouverneur des Elsasses ernannt worden war, er lege sich mehr eifriger auf Missionsgeschäfte als auf die Regierung. Der Intendant Lagrange war der Ausspender der Gnadenbezeigungen, welche der König den Neubekehrten bewilligte. So erhielt Kempfen, der Adels-Syndikus des Nieder-Elsasses, für seine Glaubensabschwörung eine Gratification von 1000 Thalern, und außerdem wurde dem Adel noch angekündet, er möge den Gehalt besserlen um 1500 Livres erhöhen. Billiger waren die Weiber und Kinder auch der Umgegend von Chälons zu haben. Ludwig XIV. beauftragte seinen Intendanten, ihnen, wenn sie sich bekehren sollten, Wagen zu liefern, um sie nach Lothringen zu bringen. Die Lutheranischen Prediger, welche Konvertiten zu ihren Predigten zuließen oder ihnen das Abendmahl reichten, wurden ins Gefängniß geworfen; die Religionsübungen der Lutheraner wurden untersagt, wo zwei Drittel der Familien katholisch waren.

Türkei.

Zur Geographie und Naturkunde der Europäischen Türkei.

(Schluß.)

Die waldige Zone der Türkei zieht am unteren Theile der Region der subalpinen Pflanzen und an demjenigen Theile der Bergabhänge hin, der unmittelbar unter dieser letzteren liegt. In der Bulgarei steigen die großen Wälder von Olymp bis zum Balkan die auf die Vorketten und niederen Tafelländer im Norden breit, aber gegen die Donau hin verliert sich aller Waldwuchs, oder schwindet zu Buschwäldchen ein, die einige Hügel krönen. Man kann drei Zonen der Wald-Vegetation unterscheiden, deren Gränzen aber von verschiedener Höhe sind, je nachdem man im Norden oder im Süden der Türkei Beobachtungen anstellt. Diese Zonen sind: 1) die der Eichen und Kastanien; 2) die der Buchen, der Eiben und des Nadelholzes, das man noch in einer Höhe von 6000 Fuß antrifft.

Nur auf der Kette des Rhodope, die beinahe 8000 Fuß sich erhebt, sah Perr Boué Lärchenbäume unter den Tannen; Herr Pouqueville fand aber diese Bäume auch auf dem nördlichen Theile des Olymp und des Pindus. In Bosnien und Servien ziehen die Tannen wohl 10—20 Stunden über die Bergrücken. Die Buchenwälder steigen an der Nordseite der Berge am tiefsten herab; sie bilden einen Gürtel auf dem Olymp, auf den Bergen von Agrapha und überhaupt auf allen bedeutenden Höhenzügen der Türkei.

Die Wald-Vegetation der Niederungen besteht hauptsächlich aus Eichen, die in Servien und Bosnien schöne Wälder bilden. Die grüne Eiche ist im Süden gewöhnlich. In Morea und Thessalien findet man sie mit Myrthen, Lorbeerrosen und gemeinen Lorbeerbäumen vermengt; auf dem Pelion und dem Ossa gesellt sie sich zu Oliven und Mandelbäumen. Die Apfelbäume, Birnbäume, Nußbäume und wilden Kirschenbäume bilden mit der Eiche die Wälder der Servischen Ebenen; aber in allen diesen Gegenden treiben sich so viele Schweine, Hämmel und Ziegen in den Wäldern herum, daß dem Botaniker sehr wenig zu sammeln bleibt. Die Silberpappel gruppirt sich zu den Eichen, und die Pappeln überhaupt werfen in derselben Zone oft einen prächtigen Schatten. Orientalische Platanen findet man in Macedonien, in Thracien und an den Gestaden des Bosporus; aber sie überschreiten nicht den Balkan. Große isolirt stehende Platanen, wie auch Pappelbäume, sind die gewöhnlichsten Ruheplätze der Bewohner und derjenigen in Albanien und Thessalien oft die Stelle von Schilfgemächern. Die schönsten Bäume dieser Art steht man in der Umgegend von Pella, im Thale Tempe, am Bosporus u. s. w.

Blutegel giebt es in großer Menge in den Sümpfen Serviens, Bulgariens und der Moldau, an den Ufern der Donau in der Walachei, bei den Seen Bosniens und der Landen Epirus, endlich auch in gewissen Theilen von Thessalien und Macedonischen Ebenen. Sie bilden einen Handels-Artikel. Europäische Spekulanten sind nach den Gebirgs-Gegenden Serviens, Macedoniens und Albaniens gereist, um Schalen von Land-Schildkröten zu sammeln, die daselbst sehr häufig vorkommen. Die Eingebornen essen diese Thiere niemals und haben einen großen Abscheu vor denselben.

Das zahme Schwein findet in allen Provinzen der Türkei sehr häufig; es gleicht aber hier mehr dem wilden Schweine, als unseren Haus-Schweinen; denn seine Borsten starren den ganzen Rückgrad entlang, und oft hat es auch starke Hauzähne, die auswärts gekrümmt sind und einwas in die Höhe stehen. Dieses Thier ist oft grimmig und Kindern und Hunden furchtbar. Wenn ein Schwein irgend einem zu nahe kommt, so fängt es sofort an zu grunzen und zu schnauben und rückt ihm zu Leibe bis er den Weite sucht; leistet der Hund Widerstand, so ist es um ihn geschehen; darum bricht man den Schweinen bisweilen ihre Hauer aus. Um sie vom Eindringen in Gehege abzuhalten, hängt man ihnen ein Triangel aus Eisen um den Hals. In Servien leben die Schweine Sommers und Winters zu Tausenden in den Eichenwäldern, so daß ihre Eigenthümer selbst nicht wissen, wie viele dieser Thiere sie haben. Die einzelnen Schweine einer Heerde kennen einander jedoch sehr gut, und gewöhnen sich so an einander, daß es kaum einmal zu einer Vermischung zwischen zwei Stück kommt, die verschiedenen Heerden angehören. Wenn die Eigenthümer einige Stück sich benennen wollen, so stellen sie eine Treibjagd an; oder sie werfen einem Schweine etwas Mais oder Gerste hin, und locken es so in eingefriedigte Orte: also kann kommen die übrigen unfehlbar alle nach.

Zeit werden die Türkischen Schweine von Eicheln, Birnen und wilden Aepfeln; will man ihnen aber noch mehr Beleibtheit geben, so thut man sie in einen Stall und füttert sie mit Mais, Gerste oder Kukuruz. Für ein Servier hat dieses Thier, um somit auch die Eichel, einen solchen Werth, daß das Volk murrte, als Fürst Miloich Wege durch die Wälder anlegen ließ; denn, sagte man, Eichen umhauen, ist so sündhaft, wie Menschen todtschlagen. Oft singen die Leute: „Gott schenke und Ueberfluß an Eicheln; denn jede Eiche ist ein Servier.“*)

Die Osmanen stehen mit Recht in dem Rufe, vortreffliche Reiter zu seyn. Sie dressiren ihre Pferde in engen Höfen und gewöhnen sie so, sich leichter zu schwenken und mitten im stärksten Galopp im Nu stille zu stehen. Die Hufeisen sind alle ganz rund, mit einem Loch in der Mitte, und das Pferd hat außer den Nägeln seiner Hufeisen keinen Anhalt; dennoch steigt es die schlechtesten in Felsen gebauenen Wege hinauf und hinab, ohne zu stimmen. Die Reiter hängen hinauf oder hinunter, ohne zu straucheln. Die Wege in den Bergen sind oft so schlecht, daß das Türkische Pferd sich unmerklich an Ritte gewöhnt, die unseren Pferden unmöglich sind. Man füttert die Pferde nur zweimal täglich, am Morgen und am Abend. Im Sommer bei großer Hitze läßt man sie oft trinken, ohne sie abzuzäumen. Der Schweif wird ihnen niemals verschnitten, oder abgeschnitten. Um ihre Kraft zu erproben, zieht man sie am Schwanze; dieser alten Sitte ist in Serbischen Volksliedern gedacht, und Marko-Kraljewitsch soll sein Leibpferd, genannt Scharaz (Scheckt) nur darum gewählt haben, weil er es, wenn er an seinem Schwanze zog, nicht von der Stelle bringen konnte.

Der große Hetzhund, der Schäferhund, der Wolfshund und der Windhund sind fast die einzigen Hunde-Arten im Innern der Türkei. In den großen Städten aller Provinzen — Servien und die Walachei ausgenommen — giebt es eine Anzahl Hunde, die keinem Menschen angehören, gleich den Maro-Hunden Amerika's in ganzen Rudeln zusammen leben, und einander gegen ihre gemeinsamen Feinde Beistand leisten. Diese Hunde und die Raubvögel verrichten das Amt von Straßenreinigern, indem sie alles Eßbare verzehren und somit die Straßen und die Fleischbänke von Unrath reinigen. Reisenden, die in Gärten übernachten, ist das Gebell dieser Thiere bei nächtlicher Weile sehr beschwerlich und unangenehm; denn sobald einer dieser Hunde einen Fremden ausgewittert hat, verlammein sich alle Hunde des Stadtviertels vor seinem Logis und bellen und heulen die ganze Nacht hindurch. Der Anblick einer Peitsche reicht jedoch schon hin, um sie in wilde Flucht zu schlagen; aber bald finden sie sich wieder ein, und die gräuliche Serenade beginnt von Neuem.

Wölfe giebt es in allen Gebirgen der Türkei; aber der Bär bewohnt saß nur die höchsten. In Servien erhält derjenige, der einen Bären erlegt, 20 Piaster und das Fell des Thieres dazu. Im Gebirge Rhodope sollen während eines einzigen Winters 60 bis 100 Bären getödtet worden seyn. Zuweilen fängt man sie mit einem Faße voll Branntwein, der mit Honig vermengt ist; dieses Getränk berauscht den Bären, und er tanzt so lange herum, bis seine Kräfte erschöpft sind.

Das Wildpret soll ungemein zahlreich seyn, da die Zahl der Jäger so gering ist; aber die Raubvögel vermindern es sehr. Oft es der Letzteren so viele giebt, daß nur nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, wie schwach die Bevölkerung ist, welche große Landstrecken unangebaut bleiben, und wie wenig man sichs angelegen seyn läßt, die Aeser gefallener Thiere einzuscharren. Die Albanefer im Gebirge haben einen beständigen Krieg mit Raubvögeln zu führen, damit wenigstens ihre Maisfelder verschont bleiben.

Die Schwalben werden von allen Mahomedanerlern in der Türkei sehr respektirt, weil man ihre Nester als Glückespfänder betrachtet. Auch Störche findet man in Thracischen Dörfern fast auf dem Dache jedes Hauses. Die Nachtigallen sind in der südlichen Türkei sehr zahlreich; aber man unterhält die Singvögel nicht so allgemein in Käfigen wie bei uns.

In den tiefen Sümpfen und Moräste gewisser Distrikte geben ganzen Schwärmen von Musquitos oder Stechfliegen ihr Dasepn. Selbst die zauberischen Ufer des Bosporus werden von diesen beschwerlichen Gästen heimgesucht.

Die Fülle der Türkei scheinen fischreich zu seyn; aber man findet dort weniger Geschmack an Fischen als bei uns, oder wenigstens giebt man sich kaum die Mühe, sie zu fangen, weil man genug geschenkt bekommt, oder gehörete Fische für die Fastenzeit von dem Meere, der Donau und einigen Seen erhält. Selbst im Gebirge kommen die kleinen Forellen, von denen jeder Waldstrom wimmelt, kaum einmal auf die Tafeln. Oft treten die von Regengüssen geschwellten Waldströme Albaniens so jählings in ihr Beite zurück, daß eine Menge Fische, besonders Aale, auf dem Trockuen liegen bleiben.

*) Eine andere Lesart lautet: Gott lasse unsere Schweine fressen und Schweine?) gebeihen, denn jedes Schwein ist ein Servier (oder umgekehrt?)

Digitized by Google

Ein von den Italiänern scoranza genannter Fisch, dessen Größe zwischen Sardelle und Häring die Mitte hält, kommt zur Herbstzeit in ungeheurer Anzahl durch den Golf Bothana in den See von Skodra. Man bemerkt am Ufer entlang Stellen, deren glatte Oberfläche von dem Ausgang einer Quelle anzudeuten scheint. Diese Punkte heißen Augen: sie sind der Sammelort der Skoranzen, sobald die Kälte eintritt, weil die Temperatur der Quellen höher ist, als die des Seewassers. Alsdann wimmelt es dergestalt von solchen Fischen, daß ein zwischen sie gestoßenes Ruder bidwollen stecken bleibt. Um diese Augen spannt man Netze und fängt so viele Fische, als man will. Der See von Skodra beherbergt auch Karpfen und Forellen von 30 Pfund, die man an benselben Orten fängt, denn letztere nähren sich von Skoranzen. Die Lachsforellen wiegen manchmal bis an 50 Pfund.

Die Wallachen sind den Muselmännern ein Gegenstand des Abscheus, weil sie so große Quantitäten Fett genießen: das Oel ist bei ihnen ein Getränk, und das Fett für sich schon ein Gericht. Der Wallache glaubt an nichts Mangel zu leiden, wenn er auf der Reise zu seinem Brote noch Speck und Branntwein haben kann. Wallachen und Slaven thun, gleich den Asiatischen Türken, eine unglaubliche Menge Zwiebeln, Knoblauch, dicke Milch, Honig und rothen Pfeffer als Würze an alle ihre Ragouts.

Vor dem Kalbfleische haben die Türken große Abneigung; ihre Empfindsamkeit empört sich bei dem Gedanken, wie viele schöne Tage das Thier, wäre es nicht geschlachtet worden, noch hätte leben, welche glänzende Carriere es vereinst als promovirter Bulle, oder wenigstens als Zugochse, hätte machen können. Hinsichtlich der jungen Lämmer und Zicklein sind sie nicht so gewissenhaft oder sensibel.

Die Griechen verwahren ihre Sahne in Blasen! In Bosnien und Herzegowina verstehen die Hirten sehr fette und vortreffliche Sahne zu bereiten. Dennoch bedient man sich der gesalzenen Butter um der der Schmelzbutter viel häufiger, als der frischen Butter.

Wein und Branntwein findet man fast allerwärts. Die Mahammedaner trinken Branntwein oder Liqueurs gewöhnlich lieber, als Wein. Abdul Medschid hat im Jahre 1839 eine strenge Verwahnung zur Enthaltsamkeit von allen Spirituosen gegeben lassen; er kann aber auch in dieser Hinsicht den Zeitgeist nicht mehr bewältigen. — Die Religion des Propheten taumelt selbst schon an Abgrundes Rand; wie sollte sie denen, die von seinem Weine taumeln, zurufen dürfen: Ruhet fest!!

England.

Der Galgen und die Guillotine.

Ein Nationalvergleich, von Cap. Basil Hall.*)

Wenn man den National-Charakter der Völker studiren, wenn man sehen will, wie sie in verschiedenen Lebens-Umständen handeln und sich betragen, so muß man, trotz seines Widerwillens, mancherlei Schauspielen mit beiwohnen. Die historischen Epochen eines Landes, das unter dem Einflusse der revolutionairen Leidenschaften steht, sind vorzüglich lehrreich; die Ereignisse kommen ganz unerwartet und wie von selbst; da aber zum Glück diese Epochen selten sind, so muß der Beobachter die besonderen Umstände aufsuchen, die die Menge gewöhnlich lebhaft aufregen und sie aus der täglichen Ruhe, unter welcher ihr natürlicher Instinkt und ihr wahrer Charakter sich verbergen, aufschütteln.

Wir kennen die Pariser Bevölkerung nur nach dem, was wir in den Salons, den Theatern, in den öffentlichen Versammlungen der Akademie, bei den Gelehrten und Schriftstellern oder in der Pairs- und Deputirten-Kammer gesehen haben; wenig Neugierige gehen sich die Mühe, die Hospitäler, die Gefängnisse und die Schulen von Paris zu besuchen; man hat doch gieht es hier, wie bei, mit seinen Augen sehen kann, Vieles zu lernen; denn die Beschreibung kann die persönliche Beobachtung nicht ersetzen. Es giebt auch noch andere Scenen, welche man nicht erzählen oder beschreiben kann, ohne in Gefahr zu gerathen, das Zartgefühl der Leser zu verletzen; ich erwähne daher diejenigen, deren Nerven sehr reizbar sind, sich zum Lesen dieses Aufsatzes mit einem gewissen Muth zu waffnen.

Seit langer Zeit war es mein Wunsch, die Methoden zu vergleichen, welche in England und Frankreich bei der Hinrichtung der Verbrecher gebräuchlich sind; ich wollte nach meinem Gefühle urtheilen, in welchem dieser beiden Länder das Todesurtheil und die Vollziehung desselben den wirksamsten und vortheilhaftesten Einfluß auf die Gesammtheit äußert; denn ich hatte hierüber zu viele Phrasen, die mir nur Vorurtheile, Irrthum oder falsche Erklärung der Thatsachen auszudrücken schienen, anhören müssen. Meinen über mein Wissen ein weniger zu entschuldigender Grund mich hierzu antrieb, wenn ich weniger einer philosophischen Begeisterung, als einer müßigen Neugierde gehorchte, so ward ich genug dafür gestraft, um es nie wieder zu versuchen; doch möchte ich nicht die Empfindungen verschweigen, welche ein solches Schauspiel in mir erregte.

Ich benutzte in England die Gelegenheit, die mir die Hinrichtung Thistlewood's und ihrer Theilnehmer darbot. Sie wurden 1820 gehängt, als des Hochverraths überwiesen, weil sie den Plan gefaßt hatten, alle Minister zu ermorden. Ich hatte, schon den Tag vorher, mit einen der Richtstätte ziemlich nahen Platz gesichert, um nicht blos sehen zu können, was vorginge, sondern um auch zu hören, was man sagen würde, und um die Eindrücke zu beobachten, welche eine solche Hinrichtung auf die Zuschauer und auf die Menge machen werde. Großartige Vorsichts-Maßregeln waren getroffen worden, um die Ordnung aufrecht zu halten, jede Demonstration zu Gunsten der Gefangenen zu verhindern und um unerwartete Ereignisse abzuwenden. Ich hatte mit einem Freunde ein Fenster in dem Hause gemiethet, das dem Thore von Newgate, welches das Schuldthor heißt, gegenüber lieat und vor welchem das Gerüst errichtet werden sollte. Die Bewohner dieses Hauses schienen zu solche traurige Scenen schon gewöhnt zu seyn, und ich glaube, daß sie von ihrer vortheilhaften Lage in der unmittelbaren Nähe des Theaters, auf welchem so viele unglückliche ihre Irrthümer durch den Verlust des Lebens gebüßt haben, gewöhnlich Nutzen ziehen. Sie hatten uns von Nath gegeben, den Abend zuvor einen Bedienten zu schicken, um das gewählte Fenster in sicheren Besitz zu nehmen; das ist selbst noch vor Mitternacht dahin zu begeben; dies thaten wir auch; aber wie waren wir überrascht, in dem Zimmer schon sechs bis acht Personen anzutreffen, die in derselben Absicht, wie wir, dahin gekommen waren. Vier unter ihnen waren Damen; und obgleich anfangs eine kalte und ceremonielle Zurückhaltung unter uns herrschte, als ob wir uns auf Über den Grund dieses Zusammentreffens ein wenig schämten, so knüpfte sich doch nach und nach die Unterhaltung an; wir vertagten, wo wir waren, und wir brachten die Zeit sehr angenehm hin.

Der Sonnenaufgang lockte uns an unsere Fenster, von wo aus wir die Wirkungen der Neugierde auf unsere unermeßliche Hauptstadt prüfen konnten. Während der Zeit zwischen Mitternacht und dem Tagesanbruch wurden wir durch das Getöse, das wir hörten, daran gewöhnt, die Zimmerleute zur Errichtung des Schaffots beobachten, an die tragische Scene erinnert, die wir sehen wollten. Bei dem düsteren Schein der Laternen konnten wir nur instinktmäßig ihre Arbeit verfolgen; aber man konnte leicht sehen, daß eine lange Gewohnheit, oder wahrscheinlicher der Instinkt des Handwerks, diese Arbeiter gegen ihr Werk ganz gleichgültig machte, obgleich es das Vorspiel eines schaurigen Trauerspiels war. Während sie das Schnellbrett zurecht legten, auf welches die unglücklichen Verurtheilten sich stellen sollten, sprachen und lachten sie, als ob sie eben die Bretter zu einem Theater für Pantalon und Harlekin beabreitet hätten. Links von uns, neben der Kirche „zum heiligen Grabe", warm andere Handwerker nicht minder thätig, unter der Leitung der Polizei. Barrieren quer über die Straßen zu errichten, um die Menge in Sectionen zu theilen. Aus der Stärke der Pfähle und aus der Art, wie man sie in die Erde befestigte, erriet man das ganze Interesse, welches das Werk dieses Tages erwecken mußte. An der Stelle, über welche hinaus zu gehen es der Menge verboten war, entdeckte man die stärksten Pfähle.

Je mehr das Tageslicht den Platz erhellte, um so deutlicher konnten wir die Wagen des Volkes erkennen, das aus allen anliegenden Straßen herbeiströmte; auch hatten die Arbeiter, obgleich von den Polizei-Beamten zur Eile aufgefordert, kaum Zeit gehabt, ihre Arbeiten zu beendigen, als die Zuschauer schon um sie eine dichte Masse bildeten. Bald erfuhr man, daß während der Nacht zwei Infanterie- und zwei Kavallerie-Regimenter in den Umgebungen der Stadt aufgestellt waren, aber daß man genau den Ort angeben konnte, an welchem sie standen. Ich sah mich nach allen Seiten um; aber ich konnte nicht die geringste Spur von dieser verborgenen Macht entdecken. Es schien mir wohl, als erkannte ich etwas wie eine Offiziers-Uniform hinter einer Thür, die einen Augenblick geöffnet wurde, um einen berittenen Courier einzulassen; aber gewiß hätte Niemand sagen können, wo die Soldaten waren, noch wie sich ihre Zahl belief, obgleich überall die Meinung herrschte, das beträchtliche Heeres-Abtheilungen außerdem noch anrücken würden, wenn ihr geheimnißvoller und präventiver Einfluß nicht hinreichen sollte, dem Ungestüm des Volkes Einhalt zu thun; glücklicherweise herrschten Ordnung und Schweigen allgemein, mit einigen Ausnahmen, welche ich bezeichnen werde.

Während der ganzen Zeit, welche zwischen dem Tagesanbruch und der Ankunft der Schuldigen verfloß, bemerkte man ein Summen, das dem Gemurmel der Woge glich, die unter einem tropischen Klima leise sich erhebt, wenn die launenhaften Stöße des Landwindes ihren so fernen Ton an unser Ohr tragen, daß man nicht sagen kann, ob es das Rauschen der Palmblätter oder der leichte Wellenschlag des Meeres zwischen den Kiesein und Korallen des einsamen Ufers ist.

Die verhängnißvolle Stunde nahte; schon war in dem Zimmer, in welchem ich mich befand, das Vertrauen auf uns selbst geschwunden; wir sprachen nicht mehr mit derselben Unbefangenheit, sondern mit leiser Stimme und mit zitternder Unsicherheit; besonders schienen die Frauen sehr verstimmt zu seyn; mehr als Eine bereute es, hierher gekommen zu seyn, und wünschte wieder nach Hause zu gehen; wir sahen jedoch jetzt ein Ding der Unmöglichkeit. Zwei Damen schienen anfänglich auch geneigt, sich zurückzuziehen; aber da man nicht daran denken konnte, sich durch die dichtgedrängte Masse des Volkes durchzuschlagen, so gaben sie ihren Plan bald auf und sprachen sich und den Damen zum Anschauen des bevorstehenden Trauerspiels Muth ein. Mein Begleiter und ich hatten nicht die entfernteste Absicht, vom Platze zu weichen, trog dem, daß unser Muth immer raschere Schläge that und uns das Blut auf Augenblicke ins Gesicht trieb, so sehr beschäftigten uns die Zurüstungen zu dem furchtbaren Drama und das Studium der Physiognomieren, welche wir in den ersten Reihen der Menge unterscheiden konnten. Meine Neugierde wuchs vielmehr von Augenblick zu Augenblick, so daß endlich mein Zartgefühl der gewaltsamen Aufregung wich, die sich meiner bemächtigte.

Ungefähr um 8 Uhr strengte sich die Sonne, eine Mai-Sonne, vergeblich an, durch die gelbe Nebelschicht zu dringen, welche der Kohlenrauch zwischen uns und dem blauen Himmel bildete; das

*) Aus dessen Patchwork. G. Nr. 18 des Magazins.

Digitized by Google

Pochen der Hämmer auf dem Schaffot und längs der Barrieren in den Straßen hörte man und nach auf; die Arbeiter verschwanden, und wir konnten rechts und links nur noch eine dichte Masse von Köpfen bemerken. Auf den Dächern der Häuser und an allen Fenstern war kein Platz leer, und doch herrschte in diesem ängstlichen Augenblicke ein so tiefes Schweigen, daß, wenn wir die Augen schlossen, wir hätten glauben können, die Straßen seyen ganz öde.

Eine Viertelstunde vor 8 Uhr sing die Glocke auf der Kirche zum Heiligen Grabe in der nahen Rue-Neuve-St.-Eustache an, ihr Trauergeläute zu ertönen. Bald darauf bemerkte man den Zug, der sich durch den engen Kirchhof bewegte. Die ersten Gensdarmen, welche die Aufmerksamkeit fesselten, waren die fünf Särge, welche von dem Henker und seinen Gehilfen unter dem Galgen parallel aufgestellt wurden. An dem obern Ende des ersten Sarges, der ohne Zweifel für den Anführer der Verurtheilten bestimmt war, stand ein Holzblock, der für den Akt des Kopfabschneidens dienen sollte. Eine oder zwei Minuten vor der letzten Stunde, die für diese unglücklichen Menschen schlagen sollte, bestieg der hochwürdige Kapellan von Newgate, Herr Cotton, langsam das Schaffot und las dabei das Gebet. Thistlewood, der ihm unmittelbar folgte, stieg mit festem Schritte hinauf und nahm an unterem Ende des Sarges den ihm vom Henker angewiesenen Platz ein; dann knirte er seine Blicke ruhig und ohne daß die geringste Aufregung in seinen Zügen sichtbar war, bald nach dieser, bald nach jener Seite. Seine Hände schienen fest geknebelt und seine Ellenbogen auf dem Rücken gegen einander gebunden zu seyn; das eine Ende des Stricks, der dazu dienen sollte, ihn zu hängen, war zu einer Schleife zusammengelegt und lag auf seinem Halse, der bis auf die Schultern entblößt war; das andere Ende war auf die Hände herabgerollt.

Mit meiner Lorgnette konnte ich nicht die geringste Veränderung in seinen Gesichtszügen entdecken; die einzige Bewegung, welche einer Aufregung gleichen konnte, zeigte sich, als er den Fuß auf das Schaffot gesetzt hatte. In diesem Augenblicke war die Sonne mitten durch die Dünste der Atmosphäre sichtbar geworden, und Thistlewood erhob seine Augen mit einem melancholischen Gefühle, als wenn er mit Schmerzen daran gedacht hätte, daß er zum letzten Male das Licht des Tages anblickte. Hierauf wandte er sich nach dem Volke, aus dessen Mitte sich ein leises Murmeln erhob, dessen Sinn zweideutig war, da es weder Beifall, noch Haß, sondern nur, wie ich glaube, ganz einfach das Erstaunen ausdrückte, auf einmal den Mann zu sehen, der seit einiger Zeit die Phantasie so lebhaft beschäftigte. Vielleicht ist es mehr, daß sie Neugier, Schaulustig ich unterhalten besorgt, es möchte ein Umstand sein Vergnügen unterbrechen oder aufschieben, zu solchen Scenen bereitströmt, eine Art wilder Genugthuung empfindet, wenn es endlich den Hauptheldenen bemerkt.

Von dem Hause eines Dachs rief eine Stimme: „God bless you!“ (Gott segne euch!) Thistlewood machte hierauf eine leichte Verbeugung; aber der Ausdruck seiner Verachtung leitete, daß er sich umkehren, so daß sein Gesicht nach Old-Bailey gerichtet war, wo verhältnismäßig weniger Menschen standen. Thistlewood unterwarf sich ohne Widerstand dieser Veränderung seiner Stellung und sprach einige Worte, welche wir nicht deutlich verstehen konnten. Er schien sich zu entschuldigen, daß er nicht wüßte, wie er sich in einer für ihn so neuen Lage benehmen sollte. Er machte keine Bewegung mehr; nur drehte er sich noch ein- oder zweimal um, und ließ seinen Blick von einem Fenster zum anderen schweifen, als ob er dort vergeblich nach Sympathie gesucht hätte.

Man darf bei Beurtheilung dieser Unglücklichen nicht vergessen, daß, wenn sie auch wegen ihrer Verschwörung gegen die Regierung mit Recht den Tod verdient hatten, sie in der vollen Ueberzeugung gehandelt haben konnten, daß sie das Land wirklich retten, so wie vor der sehr patriotischen Zeit gethrebt zu haben. Ich denke nicht daran, ihr Verbrechen in gutem Lichte darzustellen; aber können wir nicht, ohne inkonsequent zu seyn, für diese so sehr irregeführten Männer, welche sich einer großen und ehrenvollen Sache geopfert zu haben glaubten, eine gewisse Sympathie empfinden? Zwar wurde in dem Kampfe, der ihrer Verhaftung vorausging, ein Polizei-Beamter getödtet; wären sie nicht des Hochverrathes überführt worden, so würden sie des Todtschlags für schuldig befunden worden seyn, und dieses Verbrechen hätte mit Recht das Todesurtheil gefordert. Aber dieser Umstand kann zufällig genannt werden; er lag nicht in ihrem Plane, so schrecklich dieser übrigens auch war, weil sie nichts weniger beabsichtigten, als durch die Ermordung der Minister die Regierung zu stürzen. Nichtsdestoweniger gehört ihr Verbrechen, so unbedingt gerno und abscheulich es auch sey mochte, einer Klasse von Verbrechen an, welche, da die Chefs Männer von einem gewissen Namen und einem gewissen Range sind, nach der Meinung der Welt von jenen Attentaten, die durch die gemeine Liebe zum Geld oder durch teuflische Rachsucht eingezogen werden, weit verschieden ist.

Man kann also nicht zweifeln, daß diese durch das Gericht des Landes verurtheilten Männer bei ihrer männlichen Zuversicht in ihren letzten Augenblicken nicht blos die Ueberzeugung ihres durch Zufall verrathenen Patriotismus, sondern auch noch das Vertrauen auf das sympathetische Mitleid des Volkes hatten, das hier versammelt war, um sie sterben zu sehen. Und doch hatten sie zuverlässlich nicht die mindeste Aussicht auf Befreiung; im Gegentheil, ich lag vielmehr in der Physiognomie aller fünf armen Sünder den Ausdruck einer vollständigen Niedergeschlagenheit. Ein Einziger zeigte zwar und empfand vielleicht wahre Reue über seine That; aber ich bin gewiß daß sie alle im Grunde ihres Herzens an der Hülfe der Menschen verzweifelten.

Zwei bis drei Minuten nachher erschien ein anderer der Mitverschworenen auf dem Schaffotte und nahm seinen Platz neben seinem Chef ein. Er stieg hastig und mit außergroßer Miene die Leiter hinauf; er war augenscheinlich im Innern sehr bewegt. Er sah mehrmals auf die Menge; aber ich erinnere mich nicht, daß er dahte sprechen wollen. Thistlewood und er lehnten höflich, aber entschieden jede Unterhaltung mit dem Andern ab. Bald wurde der zweite Mitverschworene auf einmal ruhig, und ich merkte an seinem Ausdrucke, daß er schon eine Vorempfindung von der unglücklichen Katastrophe hatte, die bald folgen sollte. Während dieser Zeit beobachtete das Publikum ein feierliches Schweigen. Das Gemurmel, von dem ich sprach, hatte sich jetzt gelegt; Niemand rührte sich; aber in dieser dichtgedrängten Menge hätte sich auch Niemand rühren können.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Vittoria Accorombona. Nachdem der Ruf dieser neuesten Schöpfung Tieck's auch bis England gedrungen war, kam man dort, wo man den Deutschen Dichter wenigstens mehr als in Frankreich kennt, die nähere Bekanntschaft mit dem Werke selbst mit einiger Begierde gesucht. Die Erwartung der Britischen Berther Tieck's ist jedoch, wie das neueste Heft der Foreign Quarterly Review sagt, sehr getäuscht worden und man weiß dort für den Enthusiasmus, den dieses Werk anscheinend in Deutschland erregt hat, keine Erklärung zu finden. Ein Hauptfehler des Tieckschen Romanes, sagt jener Englischer Kritiker, besteht darin, daß er durch dem Mittelalter angehörenden Charakter die Sprache der vor zwei Jahrhundert reden läßt und die Situationen derselben im Gewande der neuen Zeit darstellt. Vittoria Accorombona ist in Tieck's Sittengemälde nicht von Bianca Capello, sondern von George Sand eine Zeitgenossin; nur die Namen und Begebenheiten gehören jener fernen Epoche an, die Stellung der Gesellschaft aber und das Reden über die unreale Frau und über die Ehe ist den Social-Theorien der jüngsten Französischen und Deutschen Schriftsteller entlehnt. Die äußere Handlung des Romans ist mit der des alten Englischen Drama's „der weiße Teufel“ von Webster*) ziemlich übereinstimmend. Auch ist Tieck, wie er selbst sagt, durch Webster's Drama zuerst auf die Idee gebracht worden, den Charakter der Vittoria Accorombona zum Gegenstand einer Novelle zu machen. Um so mehr also glaubt der Englische Kritik berechtigt zu seyn, ein Wort darüber mitsprechen zu dürfen. Dieses Wort ist jedoch sehr streng und schließt mit dem Wunsche, daß der durch viele frühere Werke so hoch gestellte Dichter noch lange der sorgenfreieren Muße sich erfreut, die jetzt durch die Liberalität eines großmüthigen Fürsten ihm bereitet worden, daß jedoch kein Erzeugniß dieser Muße dem Romane Vittoria Accorombona ähnlich sehen möge.

— Riemer's Mittheilungen von und über Goethe. Auch dieses Deutsche Buch findet in dem obgedachten Hefte der Foreign Quarterly Review eine strenge Beurtheilung. Der Englische Kritiker hatte sich von diesen Mittheilungen „aus mündlichen und schriftlichen Quellen“ Aufschluß versprochen, wie das, was ihn zu seiner großen Befriedigung Eckermann's Gespräche dargeboten, und sieht sich nun getäuscht, weil er in dem bisher erschienenen sehr umfangreichen ersten Bande fast nur polemisirende Artikel gegen die Widersacher und Verkleinerer Goethe's findet. Unser Engländer meint, der große Dichter bedürfe solcher Vertheidigung nicht, auch nicht einmal gegen die Anschuldigung, daß er an dem politischen Aufschwung seines Vaterlandes keinen Theil genommen. Deutschland, sagt er hinzu, habe erst in der neueren Zeit gelernt, ein einiges politisches Land zu seyn, und in seinem patriotischen Ungestüm verlange es nun von allen seinen großen Geistern, auch wenn sie, wie Goethe, diese Zeit erst in ihrem Alter erlebten, vielelbe Aufwallung. In England, wo Jeder sich seines Patriotismus und politischen Selbstgefühls seit mehr als Jahrhunderten rühmt, sind Männer wie Burns oder Wordsworth deshalb anzuklagen, weil sie Napoleon nicht gehaßt, oder weil sie die Schlachten von Trafalgar und von Waterloo nicht besungen. „Wir zweifeln nicht“, sagt der Englische Kritiker, „daß mit der Zeit jene ungestümen Angriffe auf Goethe's Ruhm aufhören werden, und daß, wenn der Dichter erst längere Zeit im Todten angehört haben wird, auch der Patriotismus, in welchem er jetzt noch von Parteien erscheint, sich auflösen und in ungetheilte Bewunderung seiner Landleute genießen werde. Es ist kein geringer Beweis für seinen edeln Charakter, daß in seinen bändereichen Werken, so wie in den vielen Briefsammlungen von ihm und an ihn, nichts Niedriges oder gar Gemeines sich nachweisen läßt und daß überhaupt nichts Positives gegen ihn ausgezeigt werden kann. Alle Anschuldigungen gegen ihn sind negativer Art; seine Gegner und Verkleinerer können blos behaupten, daß er nicht solche Gesinnungen ausgesprochen, als man von ihm erwarten konnte. Nirgends aber finden wir, daß ihm Mangel an Vaterlandsliebe bewiesen worden sey.“

*) The White Devil, or the tragedy of Paulo Giordano Ursino, Duke of Bracciano, with the life and death of Vittoria Accorombona, the famous Venetian Courtizan. (Old Plays, Vol. VI.)

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Von pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Mittwoch den 28. April 1841.

Holland.

Louis Buonaparte als König in Holland.

Louis Buonaparte wurde in seinem siebenundzwanzigsten Jahre König wider seinen Willen. Welches Mährchen der Tausend und einen Nacht nimmt wohl einen phantastischeren Anfang?

Sobald er in die Hauptstadt eingezogen war, bot der improvisirte Hof des widerstrebenden Monarchen ein Schauspiel, welches in vollkommenem Einklange mit dem Romane seines Ursprungs stand. Das diplomatische Corps und der Hofstaat des Königs fanden weder Zufluch noch Tafel bei einem republikanischen Volke, das in Zeit von vierundzwanzig Stunden zu Königlichen Unterthanen umgewandelt worden war; sie mußten in einem Gasthofe wohnen und bei einer Schauspielerin speisen. In diesem Gasthofe, der den Namen des Marschalls Türenne führte, mußten die Gesandten der beim König Ludwig 1. vertretenen Mächte ihre Kanzleien wohl oder übel in sehr beschränkten Zimmern unterbringen, deren Thüren alle nach Einem Korridor hinausgingen. Auf diesem Korridor wurden die Rechte des Vortritts mit nicht minderer Strenge geltend gemacht, als auf dem Wiener Kongresse. Der Schein einer Lampe zeigte Nr. 1, Russische Gesandtschaft, Herr von Resselrode; Nr. 2, Oesterreichische Gesandtschaft, Herr von Fritz; Nr. 3, der Graf von Loewenda! u. s. w. Der Französische Gesandte, Dupont-Chaumont, war der einzige, der eine Garderobe vor seiner Thür liegen hatte.

Der leidenschaftliche Kampf der politischen Interessen entspann sich an der gemeinsamen Tafel. Mlle. Lodé vom Französischen Theater im Haag hatte hier die Rolle der Ninon de Lenclos unter ihren Anbetern der Place Royale im siebzehnten Jahrhundert übernommen.

Das Ministerium wurde bald zusammengebracht; Mollerus, Gogel, Twent, Roell, van der Goes waren Männer, die alle Achtung verdienten; aber die Fatalität, welche auf dieser merkwürdigen Regierung lastete, offenbarte sich von Anfang an. Einige Höflinge hatten den König überredet, er sey der Landessprache vollkommen mächtig; er wollte demnach die General-Staaten Holländisch anreden; brav jedoch die Rede zu Ende war, schwebte Lächeln auf Aller Lippen. Etwas später, gleichsam als ob der Zufall alle seine Launen an ihm hätte auslassen wollen, verwirrte sich eine Debatte, welche die Minister in der Landessprache begonnen hatten, so sehr, daß sie zum Französischen ihre Zuflucht nehmen mußten.

Diese und ähnliche komische Vorfälle bekümmerten den König, dem deren nachtheilige Wirkung nicht entging. Daher unterließ er auch nichts, was seiner Krone eine moralische Stütze verleihen konnte. So unternahm er eine Pilgerfahrt nach Saardam. Die Huldigung, die ein aus dem Volke hervorgegangener Fürst einem Monarchen erwies, der wenigstens für einige Zeit in die Reihen desselben zurückgetreten war, zeigte jedenfalls von einer edlen Gesinnung. Zu jener Zeit war das elegante steam-boot, welches die Reisenden jetzt nach Amsterdam bringt, noch nicht vorhanden; Napoleon hatte den Dampfschiffbau nicht gekannt; man mußte mit der nackt schaut vorlieb nehmen.

Welche Fahrt! Auf dem Boote befand sich der Bruder des großen Napoleon; in seiner Gesellschaft Gesandtschafts-Secretaire, Minister, Neugierige; hinter ihnen entrollte sich das prachtvollste Panorama: Amsterdam, bewimpelt und beflaggt zu Ehren Louis Buonaparte's, Amsterdam, die schwimmende Stadt, das Holländische Delos. Vorwärts des Schiffes entfaltete sich dagegen ein bukolisches Tableau: üppige Wiesen, zwischen denen hohe Segel emporragten, so daß die Schiffe auf den Deichwege zu schwimmen schienen. Auf diesen weiten Flächen traf der Blick auf keinen Menschen; sie waren ganz und gar von dem Lieblingsvolke Paul Potter's, von weidenden Rindern und frei umherschweifenden Heerden, eingenommen. Es schien fast, als ob diese höhnisch auf den Monarchen herabschauten, dem sein Thron weniger Sicherheit bot, als ihnen die beständig dem Anstürmen des Meeres ausgesetzten Weideplätze.

In Saardam fand der König auch keine Beruhigung. Der Anblick des reizenden Dorfes von buntem Holze, der elliptisch ausgeschnittene Hafen, die vierbunderl sausenden Mühlen machten einen freundlichen Eindruck auf ihn; aber die Schlange lauerte unter den Blumen. Als man der Häusergruppe näher kam und die Einwohner auf ihren Lustdächern mit unerschütterlicher Ruhe ihre Pfeifen rauchen und die „Vrai Hollandaise" lesen sah, die neue Zeitung, welche Herr von Zerriere und Louis für sie redigirten, da entschlüpfte dem Munde Aller ein Schrei der Verwunderung. Auf dem Giebel jedes Häuschens las man Worte des Friedens und der stillen Zufriedenheit, Axiome und Sentenzen, welche als Ausdruck der Volksweisheit von einem Ende der Welt zum anderen verbreitet sind, Aufschriften wie folgende: „Hier weilt der Frieden." — „Hoffnung und Ruhe." — „Ich bin zufrieden." — „Ich liebe meine Mitmenschen." — „Vaterland und Ehre", und ähnliche. Beim Anblicke dieser Inschriften, von denen einige unter den damaligen Umständen beißende Satiren waren, konnte ich mich nicht enthalten, verstohlen auf den König hinzuschauen. Sein Charakter widerstand diesem Eindrucke nicht, und das traurige Verhängniß seiner Regierung schien sich in seinen Zügen abzuspiegeln.

Zu jener Tag brachte solche Winke der Vorsehung, geheimnißvolle Andeutungen. Bald waren sie düster wie das Geschick des Fürsten, bald burlesk wie eine Fastnachtsposse. Im Jahre 1808, während der Hof sich zu Utrecht aufhielt, wendeten sich die Hofleute an einen Schauspieler, Namens Moraitrier, der sich im Französischen Frack mit leichter Eleganz bewegte, um von ihm die Kunst zu lernen, wie man einen Federhut halten oder einen Degen à la Richelieu umgürten müsse. Aber Moraitrier's Kunst scheiterte an den bürgerlichen und militairischen Gewohnheiten von Leuten, die wohl dazu gemacht waren, um Holland zu erobern, aber nicht, um sich darin zu behaupten.

Im Palaste kamen die lächerlichsten Scenen vor. Ein Oberhof, Namens Darras, der sich, wie Batel, durch eine verleumderische Nachrede in seiner Ehre gekränkt glaubte, drang einst beim Frühstück bis zum Könige. „Sire", sagte er, „man hat mich verleumdet, aber ich habe mir keinen Vorwurf zu machen; und da ich Ihr Vertrauen verloren habe, so gebe ich Ew. Majestät die Schürze meines Dienstes zurück." Mit diesen Worten legte er, wie ein abgedankter Minister sein Portefeuille, die Schürze auf den Tisch des Königs nieder. Einen wenigstr zur Schwermuth geneigten Fürsten würde dieser lächerliche Stolz erbittert oder betrübt haben. Louis antwortete mit traurigem Lächeln: „Darras, ich din mit Ihnen zufrieden; nehmen Sie die Schürze zurück." — „Sire", entgegnete der Koch mit tiefer Verbeugung, „Ihnen kann ich nichts abschlagen." Ein anderesmal sagte der König zu Giraud, seinem ersten Chirurgus: „Giraud, hätten Sie wohl je geglaubt, daß Sie der Chirurgus eines Königs werden würden?" — „Und hätten Sie wohl, Sire", entgegnete der Franzose pikirt, „noch vor kurzem daran gedacht, daß Sie König werden würden?" (F. F.)

Frankreich.

Französische Expedition nach dem nördlichen Eismeer.

(1806.)

Seit langer Zeit behaupten sich die Engländer im Besitze des Fischfang-Monopols in den Gewässern in der Nähe des Nordpols. Die Holländer, die eine lange Reihe von Jahren mit denselben kämpften, um ihre eigenen Fischereien, und selbst auch nur, um das Recht sich zu erhalten, gewisse fischreiche Gegenden besahren zu dürfen, haben endlich ihren mächtigen Gegnern das Feld räumen müssen. Die Entdeckungen Parry's und des Capitains John Roß in der Baffins-Bai, in dem Lancaster-Sunde und in der Prinz-Regenten-Einfahrt haben dazu beigetragen, die Anfprüche der Englischen Wallfischfänger dermaßen zu steigern, daß sie sich fortan als die unumschränkten Beherrscher der Schiffahrt in den nördlichen Gewässern betrachten, und daß man seit geraumer Zeit kein Fahrzeug einer anderen Nation, weder in der Davis-Straße, noch in den jenseitigen kleineren Durchfahrten gegenüber der nördlichen Küste von Grönland, noch weniger in der Meerenge der Hudsons-Bai erblickt.

Als alleinige Herren des Wallfisch- und des Seehunds-Fanges in fast dem ganzen Umfange der nördlichen Polar-Gegenden, erkennen sich die Engländer ungestört des Betriebes eines Handelszweigs, der außerordentlich viel gewinnreich für sie ist. Die Aleder und mittelbar die Regierung ziehen jährlich bedeutende Vortheile aus demselben, und überdies bildet die zu den jährlichen Reisen verwendete Handelsflotte eine vortreffliche Matrosen-Schule für die Marine.

Um nun Großbritannien diese gewiß unersetzliche Hülfsquelle zu entziehen, hatte Napoleon im Jahre 1805 beschlossen, die Englischen Wallfischfänger von den Gegenden in der Nähe Spitzbergens und Grönlands so möglich zu entfernen. Die Engländer schienen keineswegs zu vermuthen, daß die Kaiserliche Regierung auch nur daran dächte, sie in der Ausfuchung und Durchforschung jener Eis-Regionen

Digitized by Google

irgendwie zu stören, da der kühne Schiffer dort ohnehin schon von lauter Gefahren umgeben ist. Der Augenblick war demnach gut gewählt. Ein Sperrzug mußte die Englischen Fischfänger unterhalten, abertrafen, und somit ward derselbe auch beschlossen und zur Ausführung gebracht.

Das Projekt wurde bis zu den ersten Monaten des Jahres 1806 geheim gehalten. Erst am 26. März, zu der Zeit, welche für die Schiffahrt in den Nord-Regionen am günstigsten ist, liefen die drei Französischen Fregatten „Revanche“, „Syrene“ und „Guerriere“ von dem Hafen von Portsmut aus nach Island und Norden zu. Sie hatten Befehl erhalten, um Island herum, an der Einfahrt in die Davis-Straße und in der Nachbarschaft Spitzbergens zu kreuzen, wofern nur die Eismassen ihnen gestatteten, das letztere zu erreichen.

Bis zum 75ten Grade der Breite war unser kleine Flotte auf kein Hinderniß gestoßen. Es war ihr vielmehr gelungen, drei Englische Fahrzeuge aufzubringen und ihren Weg nach dem Pole zu verfolgen. Aber unter dem 75ten Grade begann das Eis ihr entgegenzutreten, und von diesem Augenblicke an befanden sich die drei Fregatten in der verdrießlichen Lage von der Welt.

Das Jahr 1806 hatte in den arktischen Gewässern einen Sommer gehabt; selbst zu der Zeit, wo sie gewöhnlich Kreuzfahrt von Eis, waren sie in jenem Jahre von unermeßlichen Eisbergen umgeklüft. Mühsamer Weise in einem Labyrinthe von Engpässen laviren; die Englischen Wallfischfänger überfallen mitten unter jenen treulosen Fluthen, die feindlich an einander brachen; das Takelwerk handhaben, im Kampfe gegen eine selbst für die abgehärtesten Matrosen erschreckliche Kälte, — das war das Leben und Treiben der Französischen Seeleute während der ganzen ersten Monate ihres Kreuzfahrt.

Das Eis ist es aber nicht allein, das uns in den nördlichen Meeren zum Hinderniß wird: es herrschen auf denselben auch dicke Nebel, die die Schiffer ganz besonders in Angst und Furcht setzen, nicht nur weil sie dieselben hindern, die Eisschollen zu bemerken, sondern auch weil sie das Tauwerk auf den Schiffen, mit einer Reifkruste überziehen, die jeden Gebrauch derselben fast unmöglich macht. An einem dieser neblichten Tage verlor die „Guerriere“ ihre beiden Gefährtinnen aus dem Gesichte und blieb hinter denselben zurück. Von diesem Augenblicke an mußte sich die Mannschaft auf diesem Schiffe in die in jenen ungastlichen Gegenden höchst traurige Nothwendigkeit fügen, von ihren Kameraden isolirt zu agiren, was indessen den Muth der Französischen Seeleute keineswegs unterdrückte. Schweren Muthes verließ das Schiff seinen unheimlichen Freiern machte, versuchten es die beiden anderen Fregatten, an Spitzbergen zu landen; allein unter dem 77sten Grade überzeugten sie sich, daß es eine Thorheit wäre, bei ihrem Projekte zu beharren. Sie kehrten vielmehr um und nahmen ihre Richtung nach Südwest.

Das Schiffsvolk hatte trotz seiner Leiden und Anstrengungen weder seine Frohlichkeit noch seine Kriegslust verloren. Mit Hülfe der von ihnen Ehefs verordneten strengen Diät waren sie vom Skorbut, jener in den Eisregionen so schrecklichen Krankheit, frei geblieben. So oft eines der Schiffe einen mit Thran reich beladenen Wallfischfänger aufbrachte, war das siegende Fahrzeug von ungeheurem Jubel erfüllt, und unsere Matrosen vergaßen inmitten ihrer Beschäftigungen sowohl ihre Leiden als die Unfreundlichkeit des Klimat. Jmweilen führte ihnen eine bewegliche Eisscholle ein Ungeheuer von einem Bären zu; alsbann galt es, das unerschrockene Thier zu erlegen, das indeß sein Leben immer theuer verkaufte. Man überließ den Offizieren die Ehre, zuerst zu schießen; alsdann kam die Reihe an die Soldaten und Matrosen.

„Dir gebührt der Engländer!“, sagte jener lustige Maßwächter. — „Wenn ich ihn erlege“, erwiderte der, an dem die Reihe war, „so fertige ich mir von dem Fell einen Mantel an, der mit Ruhm gekrönt seyn soll.““

Der Schuß glückte, und der Bär rührte sich fortan nicht mehr. Sogleich rückte die Schaluppe an die Eisscholle heran, und die kleine Truppe zog entschlossen auf das furchtbare Thier mit der Lanze und dem Bajonett los. So etwas ist der Geist genug für die Unterhaltung der Seeleute während des ganzen Ueberrestes der Tageszeit dar.

Eines anderen Tages bezeichnete man einen Gegenstand in der Ferne als ein Schiff unter dem Winde; man ließ es näher heranskommen, und als man dem bemerkten Gegenstande nahe genug war: sehe, da zeigte sich auf einmal ein ungeheurer Wallfisch. Ein rauschendes Gelächter entwurzelte alle Gesichter, und Keiner von Allen wollte irgendwie mystifizirt gewesen seyn.

Unterdessen waren mehrere Englische Wallfischfänger, durch die Anwesenheit der Französischen Fahrzeuge in jenen Gegenden in Schrecken gesetzt, eilends in ihre Rüstungshäfen zurückgekehrt und hatten der Admiralität angezeigt, daß feindliche Schiffe das Eismeer durchkreuzten, welche auf die Fischereyfahrzeuge Jagd machten. Diese hatten erzählt, daß die „Guerriere“, den „William“ von Greenock sammt einem anderen Fahrzeuge aufgebracht; am 25. Juni den „Dingwal“ von London sammt seiner Bedeckung; den 30. desselben Monats den Korsaren „Sirius“, der den Flammen übergeben wurde, und dessen Mannschaft, auf ein Dänisches Schiff transportirt, eben zu Aberden angekommen war. Auf die erste Nachricht von diesen Verlusten hatte die Englische Regierung Befehl ertheilt, daß vier große Schiffe der Fregatte sich anschließen sollten, die dazu bestimmt war, den Englischen Fischfang in der Davis-Straße zu beschützen.

Während die Britischen Schiffe mit vollen Segeln nach Island zusteuerten, wo sie unseren Fregatten zu begegnen hofften, kamen diese ihnen entgegen und verbrannten, gleichsam zum Zeitvertreibe, im Vorbeigehen mehrere Fischereifahrzeuge. Einer jener Englischen Schiffe stieß zwischen Island und der Ostküste von Grönland, die bekanntlich stets von ungeheuren Eisfeldern umgeben ist, auf die „Syrene.“ Der Captain Lambert, der diese Fregatte befehligte, nahm, nachdem er sich überzeugt, daß das Englische Schiff allein war, seinen Anstand, bestellte herrenen zu salven, obgleich die „Syrene“ nicht so stark war und weniger Kanonen hatte. Auf das Kommando: branle-bas de combat! (Die Hangematten herunter, zum Kampfe!) sprang die Mannschaft, die seit dem Beginne der Kreuzfahrt es nur mit Kauffahrteischiffen zu thun gehabt hatte, vor Jubel und Begeisterung. Trotz der damals noch herrschenden Kälte begab sich Jeder eilends auf seinen Posten und erwartete, nicht ohne lebhafte Ungeduld, das Kommando, das so lange still gewesenen Kanonen endlich zum Sprechen zu bringen.

Das Gefecht, das von der Ferne aus begonnen hatte, ward bald ernster und mörderischer. Gegen Ein Uhr Nachmittags standen die beiden Feinde auf Pistolenschußweite einander gegenüber, während sie sich gegenseitig mit einem schrecklichen, fast ununterbrochnen Feuer begrüßten. Captain Lambert hatte seine Leute nicht eher antreiben, da diese als Männer fochten, die, nachdem sie drei Monate hindurch nur in kleinlichen Unternehmungen gedient hatten, wahrhaft erfreut waren, an dem gegenwärtigen Feldkampfe Theil zu nehmen. Jener beschränkte sich daher darauf, ihnen anzuempfehlen, daß sie mit ihrem Geschütze dem Feinde den größtmöglichen Verlust beibringen sollten. Die Kanoniere befolgten genau diese Order; sie alle Lugtin drangen in das Segelwerk oder in die Seitenwände des Englischen Schiffes, während das Geschütz des letzteren der Fregatte wenig Schaden zufügte. Allein, trotz der Gewandtheit des Französischen Befehlshabers, der bisher die vortheilhafteste Stellung zu behaupten gewußt, konnte doch die „Syrene“ nicht vermeiden, daß der Engländer in eine solche Lage in das Hinterheil verlegte, die nachtheilig für jene Kanonenschüsse war, der Lafette genommen, fünf Männer von der unteren Batterie tödtete und sechs auf dem Kastell verwundete. Einen Augenblick darauf riß eine zweite Salve das Hißtau ab, das die Flagge gehalten hatte, und stürzte die dreieckige Flagge ins Meer.

Aber kaum waren die Französischen Nationalfarben von dem Wipfel des Besanmastes verschwunden, als drei Bootsleute sich schnell auf die Strickwände schwangen, um sie wieder aufzurichten. Inzwischen hatte sich das Englische Schiff in der Meinung, die „Syrene“ hätte absichtlich die Flagge gestrichen, voller Zuversicht genähert, um von derselben Besitz zu nehmen. Da ergreift der Capitain, der den Irrthum erriet, augenblicklich das Sprachrohr und ruft der Mannschaft zu: „Der Engländer glaubt, wir wollen uns ergeben, laßt mit Kartätschen und doppelten Kugeln, und zwar Bomben, feuern! . . . Feuer!“ Während nun die Französische Flagge wieder an ihrem gewöhnlichen Platze ruhmwürdig prangte, drang eine schreckliche Lohung in die Wände des feindlichen Schiffes, versenkte das Steuerbord, zerbrach den Fockmast und bedeckte den Boden der Batterien mit Todten. „Ich hoffe nun“, rief der Capitain, „daß er seinen Theil hat . . . dies wird ihm gewiß zur Lehre dienen gegen fernere Täuschung.“

Niedergedonnert und faß vernichtet, antwortete das Englische Schiff gar nicht, und während die Mannschaft damit beschäftigt war, die Verwundeten bei Seite zu schaffen, führte die Französische Fregatte mit Schnelligkeit ihre Evolutionen aus und brachte denselben eine zweite Lage bei. Diese war der Gnadenstoß für den Engländer. Captain Lambert bemerkte es alsbald: allein in dem Augenblick, in dem er jenem den Garaus machen und sich seiner bemächtigen wollte, benutzte dieser den ihm günstigen Wind, entfernte sich in aller Eile und räumte das Schlachtfeld der siegreichen Fregatte.

Das Gefecht hatte etwas wahrhaft Feierliches gehabt. Die schwimmenden Gebirge, die während desselben in der Nähe der beiden kämpfenden Parteien vorbeiglorn, als stumme Zeugen eines Zweikampfes auf Leben und Tod; der Kanonendonner, der, von den Echos der ewigen Eisgebirge Grönlands wiederholt, eine ganze Stunde hindurch die Stille jener ungeheuren Einöde unterbrach; der Anblick des mit glänzenden Eisblöcken belasten Meeres; die unbeweglichen Physiognomien des Himmels, der in dunkles, trübes Grau eingehüllt war; in der Ferne der ewige Schein der Vulkanischen Vulkane und die in den Wolken sich verlierenden Gletscherkuppen: alles dies, sowohl der Kampfplatz selbst als die ihn umgebende Landschaft und der Horizont, hatten dem Gefecht einen ganz eigenthümlichen, grandiosen Charakter verliehen. In dem Augenblick, als der Befehl zum Angriffe gegeben wurde, gerieth die Offiziere der Fregatte in eine Art von gottesfürchtiger Begeisterung; so sehr hatte das Außerordentliche des Schauplatzes auf ihre Gemüther eingewirkt.

Die „Revanche“ war nicht so glücklich gewesen als die „Syrene“. Gedrängt von den drei übrigen feindlichen Schiffen, mußte sie sich damit begnügen, vor denselben her Jagd zu machen und eilends fortzulaufen, um sich nicht genöthigt zu werden, den Kampf mit einer weit überlegenen Macht einzugehen.

Nachdem übrigens der Capitain Lambert den Engländer besiegt, hatte er noch eine weit gefährlichere, schrecklichere Probe zu bestehen.

Der Wind war heftiger und das Meer unruhiger geworden. Es erhob sich einer jener Stürme, die in den Polar-Meeren mit so vielem Ungestüm hervorbrechen. Eine von den Küsten Grönlands abgelöste Eismasse, die sich mit reißender Schnelligkeit nach Norden zu. Die Stirn des Capitains runzelte sich, als er diese in einiger Entfernung sich aufhäufen und eine Barriere bilden sah, die unburchdringlich schien. Es verging keine halbe Stunde, als der Orkan sich schon in seiner furchtbarsten Gewalt zeigte. Während der ganzen Expedition hatten unsere Seeleute den arktischen Ocean noch nie so tief aufgeregt gesehen; noch nie hatte die Fregatte so gewaltige, so vielfache Stöße und Erschütterungen erlitten. Der Capitain sah ein, daß alle nautische Wissenschaft hier nichts helfe.

Digitized by Google

Er dachte nur daran, so viel als möglich dem Winde zu widerstehen, der das Fahrzeug gegen die im Norden gebildete Eismauer trieb: allein seine Anstrengungen waren vergebens. Die „Syrene" näherte sich unwiderstehlich immer mehr der schrecklichen Barriere, und es schien nicht mehr möglich, sie zurückzuhalten. Was war nun in dieser kritischen Lage zu thun? Wollte man sich der Laune des Ostwindes aussetzen, so wäre man bald in Gefahr gerathen, von den ungeheuren Eismassen ganz zerschmettert zu werden. Es gab nur einen kühnen Entschluß zu fassen: das war, sich mit Gewalt einen Weg durch die drohenden Eisfolosse zu bahnen. Der Capitain läßt sogleich, zum nicht geringen Erstaunen der Mannschaft, alle Segel aufsetzen, und giebt Befehl, den Wall der schwimmenden Inseln zu durchrennen. Es war für das Schiffsvolk ein Moment der unbeschreiblichen Angst, des unaussprechlichen Schreckens. Dieselben Leute, die sich so eben gewissermaßen daran ergötzt hatten, gegen eine überlegenere Mannschaft muthig zu kämpfen, erblickten bei dem ihnen jetzt bevorstehenden Kampfe mit der Natur: es war hier nichts zu erwarten, als der Tod aus der kalten Hand eines Feindes, mit dem man sich messen mußte, ohne im geringsten auf Ruhm hoffen zu dürfen, selbst dann, wenn der günstige Erfolg wahrscheinlich gewesen wäre.

Diese Angst dauerte zehn Minuten. Die Fregatte, getrieben von dem ungestümen Orkan, der ihre Segel schwellte, glitt über der Oberfläche des Gewässers mit der Schnelligkeit einer Schwalbe hinweg; man vernahm ein furchtbares Krachen, und das Fahrzeug erbrobrte von dem Kiel bis zum Wipfel der Maßbäume; das Geschwirre kündigte an, daß die Splitter der Eisberge, welche man wie eine Reihe der Eisgebirge glücklich passirt, Zeit gegangen. Der seltsamste Kampf, dessen das Meer Zeuge gewesen: die „Syrene" war ihnen Schritten den schwimmenden Felsen ausgewichen, die sie von allen Seiten umgaben; aber kaum glückte es ihr, sich hier eine bewegte Durchfahrt zu schaffen, als dort wiederum neue, zahlreichere und furchtbarere Feinde sich ihr entgegen stellten. Es verging kein Augenblick, wo nicht die scharfen Spitzen der Eisfelsen in ihre Seitenwände eindrangen und denselben tiefe Wunden beibrachten. Die Matrosen, deren Dienste hier ganz unnütz geworden waren, betrachteten mit Staunen die schreckenerregende Scene. Noch nie hatte der Sturm so erschütternd auf ihre Gemüther eingewirkt.

Dieser Faustkampf zwischen dem Menschen und der ergrimmten Natur, zwischen einem Zwerge und einem ganzen Heer von Riesen, hatte länger als eine halbe Stunde gedauert. Endlich befand sich die Fregatte auf einmal in einem ruhigeren und freieren Bassin. Zu derselben Zeit nahm der Wind eine andere Richtung und trieb einen Theil der Eismassen nach Osten zu. Capitain Lambert hatte gesiegt.

Die „Syrene" war, obgleich verstümmelt, leidend in den letzten Zügen, endlich doch so glücklich, in eine Bucht Islands einzulaufen, wo sie ihre Gefährtin, die „Revanche", wiederfand. Als sie ihre Wunden verschmerzt hatte, steuerte sie mit vollen Segeln nach Frankreich zu.

Der Hafen von Brest öffnete sich den drei Fregatten, die ihre Bestimmung rühmlich erfüllt hatten. Achtundvierzig Englische Fahrzeuge und ein Russisches Schiff waren von ihnen aufgebracht und verbrannt worden.

F. Cochert.

England.

Der Galgen und die Guillotine.

(Fortsetzung.)

Nun kam der dritte Verurtheilte, dessen Betragen von dem der übrigen so verschieden war, daß ich ihn, wenn es unter diesen Umständen nicht unmöglich gewesen wäre, für betrunken gehalten hätte. Indem er sich gegen die Kirche zum heiligen Grabe wandte, grüßte er dreimal das Volk, sprach viel und wollte die Versammlung anreden. Thistlewood bat ihn, mit der Mine eines Mannes, der es gewohnt ist, daß ihm Andere gehorchen, mehr ruhig zu bleiben.

Dieser dritte Verurtheilte schien so sorglos oder so leichtsinnig zu seyn, daß es sogar unschicklich auslief: als er mit dem Fuße den Sarg berührte, in den er bald gelegt werden sollte, hätte man glauben sollen, er sey ohne alles moralische Gefühl. Doch dieses Alles war nur eine äußere Täuschung; den Abend vorher hatte er noch zwei Briefe geschrieben, einen an seine Frau, einen an seine Töchter und einen an seinen kleinen Sohn, den er, wie aus dem Briefe hervorgeht, sehr liebte. Man kann die Echtheit dieser Dokumente nicht in Zweifel ziehen; sie zeigen uns erstens, daß man die Menschen nicht nach dem äußeren Schein beurtheilen soll; dann, daß die besten Empfindungen unserer Natur höchst selten bekannt werden, wenn sie von Menschen niederen Ranges ausgesprochen werden. Gesetzt, der sohnende Brief wäre von einem vornehmen Jakobiten im Jahre 1745 in dem Augenblicke, wo er auf dem Schaffotte für das Verbrechen des Hochverraths büßen sollte, an seinen Sohn geschrieben, so würde er uns weit lebhafter interessiren, als der Brief eines armen radikalen Schlächtermeisters von 1820:

„Mein lieber kleiner William, ich hoffe, daß du zu der Zeit, wenn dein Vater nur Staub und Asche seyn wird, diese Zeilen wirst lesen können. Mein lieber Knabe, ich hoffe, daß das unglückliche Ende deines armen Vaters in deinem Herzen bewahrt und kein Vertrauen auf die Menschen setzen wird; denn die Betrügerei, die Verdorbenheit und die List der Menschen gehen über alle Begriffe. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß du ein braver Mann in der Gesellschaft werden wirst, und ich bin der Meinung, daß der Weg, welchen du einschlagen mußt, darin besteht, rechtschaffen, vernünftig, arbeitsam und aufrichtig in deinen Handlungen zu seyn und deinen Nächsten das zu thun, was du wünschest, daß sie dir dich thun sollen. Mein liebes Kind, setze dein Vertrauen auf Gott und mißtraue jeder spitzfindigen und schmeichlerischen Zunge. Mein liebes Kind, sey ein gutes, sanftes Kind, gehorche deiner armen Mutter und tröste sie .... und sey gegen deine Schwestern ein zärtlicher Bruder. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß du meine letzten Lehren befolgen wirst. — Von der Hand deines zärtlichen und unglücklichen Vaters.

Newgate, Sonntag Abend, um 8 Uhr, den 30. April 1820."

Wer wollte nach der Lektüre dieser rührenden Zeilen die Wirkung verkennen, die solche und in einem solchen Augenblick geschriebene Empfehlungen hervorbringen müssen? Heute sind seit diesem Briefe einundzwanzig Jahre vergangen; — das Verbrechen und die Strafe dafür sind vergessen; aber das Kind muß ein Mann geworden seyn, und wer weiß, bis zu welchen Grade es ein nützlicher und tugendhafter Bürger hat werden können!

Hierauf erschien der Mohr, welcher der einzige unter den fünf Unglücklichen war, der einige Spuren von Reue oder, wie man es nennt, von Unruhe zeigte. Er hatte wenigstens eine sehr traurige Miene; es schien mir, als ob er zitterte, als er sich neben diejenigen stellte, deren Verbrechen und Verurtheilung er getheilt hatte. Sein Schritt war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war: aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Widerstreben seine Mütze bis über die Augen herabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Endlich kam, in großem Widerspruche mit dem armen Schwarzen, der sein Verbrechen und seine Verurtheilung so gebeilt hatte. Sein Gesicht war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war: aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Widerstreben seine Mütze bis über die Augen herabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Endlich kam, in großem Widerspruche mit dem armen Schwarzen, der sein Verbrechen und seine Verurtheilung so gebeilt hatte. Sein Gesicht war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war: aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Widerstreben seine Mütze bis über die Augen herabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Endlich kam, in großem Widerspruche mit dem armen Schwarzen, der sein Verbrechen und seine Verurtheilung so gebeilt hatte. Sein Gesicht war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war: aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Widerstreben seine Mütze bis über die Augen herabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Endlich kam, in großem Widerspruche mit dem armen Schwarzen, der sein Verbrechen und seine Verurtheilung so gebeilt hatte. Sein Gesicht war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war: aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Widerstreben seine Mütze bis über die Augen herabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Endlich kam, in großem Widerspruche mit dem armen Schwarzen, der sein Verbrechen und seine Verurtheilung so gebeilt hatte. Sein Gesicht war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war: aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Widerstreben seine Mütze bis über die Augen herabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Endlich kam, in großem Widerspruche mit dem armen Schwarzen, der sein Verbrechen und seine Verurtheilung so gebeilt hatte. Sein Gesicht war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war: aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Widerstreben seine Mütze bis über die Augen herabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Digitized by Google

hören konnte. Noch einige Sekunden, und diese fünf menschlichen Wesen, jetzt noch voll Leben und in Besitz aller Fähigkeiten der vernünftigen Kreaturen, sollten weiter nichts als eine unbelebte Masse bilden, und ihre Seelen sollten, wir wußten nicht, wohin, entfliegen. Aber welches auch die Vermuthungen über diesen ernsten Gegenstand seyn mochten, es war vielleicht Niemand in dieser Menge, der nicht den Eindruck des schrecklichen Beispiels, das ihm gegeben werden sollte, empfunden hätte. Ich studirte viele Physiognomieen, und ich kann, um nur von den Judividuen zu sprechen, die sich mit uns in demselben Zimmer befanden, berichten, daß die Aufregung sehr stark war; die Frauen, die bis eine unserer Fenster belegt hatten, wurden immer unruhiger und sanken in Ohnmacht, und die Männer waren nahe daran, ihrem Beispiele zu folgen.

Ich weiß nicht mehr, worin das Zeichen bestand; ehe der vorgenene Riegel zurückgeschoben wurde, schien die Platform, worauf Thistlewood und die vier Anderen standen, fest und eben zu seyn; der eiserne Kapellan fuhr fort, mit lauter Stimme zu beten, während der Henker ihnen die Augenbinden zurechtrückte. Bis jetzt noch waren die um ihren Hals geschlungenen Stricke so lose, daß zwischen dem Strick und der Schleife zur Hälfte auf ihren Rücken herabhieß; aber einen Augenblick darauf wurde das Zeichen gegeben, und Alles war verändert: eine leere hatte sich plötzlich unter ihren Füßen geöffnet, und von ihren Körpern, die herabgesunken waren, sah man nur noch den obern Theil von der Taille bis an die Schultern. So gewaltsam war die Erschütterung, daß die Stricke, die sie trugen, gespannt waren, wie Eisenstangen, und von dem Gewicht dieser hängenden Körper knarrte das Zimmerwerk des Schaffots, wie der Kiel eines Schiffes.

Die Journale erzählten, vermuthlich, um mehr Wirkung hervorzubringen, von den letzten Zuckungen dieser Unglücklichen; aber nichts dergleichen war für uns sichtbar, da wir noch nicht zweihig Klafter von dem Galgen entfernt standen, um zu sehen, daß der Tod die augenblickliche Wirkung der gewaltsamen Verrenkung war, welche der perpendikulare Fall von mehr als drei Fuß in den Nackenwirbeln verursachte. Was mit am meisten an den Gehängten in diesem letzten Augenblicke auffiel, war die drehende, aber entsetzlich anzusehende Bewegung, welche an einigen dieser Körper die Stricke hervorbrachten, die, da sie noch neu waren, natürlich bei dieser plötzlichen Spannung sich aufrollten.

Das Schauspiel, welches der Platz noch eine Stunde nach der Hinrichtung darbot, war im höchsten Grade feierlich und schrecklich. Obgleich es in dieser Menge einige verstockte Herzen geben mochte, die unempfindlich blieben, so konnte doch die Mehrzahl nicht ohne innere Regung, noch eine Stunde lang, diese fünf Körper an dem Galgen hängen sehen. Sie hatten keine Bewegung, theils aus dem persönlichen Empfindungen, theils nach dem, was ich über die sichtbaren Eindrücke der Menge urtheilen konnte, daß die moralische Lehre, der einzige Zweck, den das Gesetz durch solche Beispiele beabsichtigt, so wirksam war, als sie es nur seyn konnte.

Auch habe ich von einem ausgezeichneten Beobachter, der die Menschen und ihre Sitten verschiedener Länder verglichen hat, sagen hören, daß, wie empörend auch die Todesstrafen, sie bennoch, wenn sie auch von einem zweifelhaften Nutzen sind, wenigstens den Vortheil haben, daß sie durch die öffentliche Hinrichtung der Masse beweisen, daß eine Regierung im Lande bestehe, die stark genug sey, dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Nur darf die Hinrichtung wegen Hochverrathes nicht lange dauern, sondern sie sollte sich mit dem begnügen, was ich eben beschrieben habe, ohne noch Umstände hinzuzufügen, welche den Eindruck auf das Volk schwächen und sogar das Interesse der Zuschauer den Opfern zuwenden könnten. Je strenger die Gerechtigkeit ist, um so weniger muß sie als Rächerin erscheinen wollen. Zufolge dieses Prinzips muß sich auch der Kriminalrichter bei dem Verhöre nicht nur ruhig und gelassen, sondern auch dem Angeklagten günstig zeigen, nicht etwa aus Sargefühl gegen das Verbrechen, sondern einzig um Vorwürfe des Volkes zu vermeiden zu erhalten, der in seinem Namen herrscht und regiert. In den Ländern, wo die Obrigkeit, als öffentlicher Ankläger auftretend, durch verfängliche Fragen den Angeklagten zu verwirren und in traurige Widersprüche zu verwickeln sucht, ist es unmöglich, daß das Publikum auf Seiten des Gerichts sey. Nach demselben Prinzip würde man Unrecht haben, wenn man verlangte, daß nach der Vollziehung eines Todesurtheils die Masse des Volkes sich nicht getrunkt fühlen sollte, wenn es gegen alles Schicklichkeitsgefühl die Körper der Unglücklichen, die durch den Verlust ihres Lebens dem Gesetze schon Genugthuung gegeben haben, noch verstümmeln sähe.

Eine Stunde darauf wurde das Schneidbret, welches sich unter den Verbrechern gesenkt hatte, wieder in seine horizontale Lage gebracht, und die fünf Leichname wurden, nachdem die Stricke von ihnen abgebunden waren, in ihre Särge gelegt, aus denen man bloß ihre Köpfe hervorragen sah. Nun erschien eine widerwärtige Gestalt mit einer schwarzen Maske und einem Messer in der Hand. Mittelst dieses unpassenden Instruments fing der Mann mit der Maske an, die Köpfe von den Leichnamen abzuschneiden; eine Operation, die die derbsten und lautesten Verwünschungen der Menge hervorrief. Das Volk hatte Recht; man kann sich nichts Gräßigeres denken.

Vielleicht ist es gerecht, einen Unterschied zwischen Hochverrath und den übrigen Verbrechen zu machen; aber wenn der Unterschied nur in der Kopfabschneidung, die aus den Zeiten der Barbarei überkommen ist, bestehen soll, so sollten wir sie nicht noch empörender machen, als sie in den Zeiten ihres Ursprungs war. Wenn der Kopf eines Verräthers einmal von seinem Rumpf getrennt werden muß, so thue man es mit einem breiten und scharfen Beile und der Scharfrichter sey mit einem imposirenden Kostüm bekleidet; es darf kein Mann mit einem Fleischermesser seyn, wie dieser maskirte Bürger im Maskotten-Anzuge, der den großen Umwillen in der Versammlung erregte. Man präge sich seh den Gedanken ein, daß es nicht die Enthauptung an sich ist, welche Eindruck auf das Volk macht, sondern die Feierlichkeit des Aktes, der das Verbrechen des Hochverrathes von jedem anderen Verbrechen unterscheidet. Es kann also von keiner guten Wirkung seyn, wenn man den Körper eines Verräthers eben so behandelt, wie den Rumpf eines wilden Thieres, und nicht wie die Hülle eines unsterblichen Geists. Diese falsche Barbarei muß die Achtung des Volkes vor den Gesetzen und vor der Gerechtigkeit des Landes vermindern.

Wie jener Kopf abgeschnitten war, hob ihn der Henker bei den Haaren empor und rief: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!“ Dieser Theil der Ceremonie war ebenfalls grosartig; auch dürfen die Ausdrücke des Unwillens und Abscheues, welche der barbarische Akt veranlaßt hatte, jetzt auf, und bei der Vorzeigung eines jeden Kopfes äußerte das Volk durch ein starkes Gemurmel nur seine lebhafte Auftregung.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die alten Chinesen und die Pythagoräer. Unter diesem Titel hat Herr A. Gladisch, Oberlehrer in Posen, eine Abhandlung herausgegeben, welche die erste Abtheilung seiner „Einleitung in das Verständniß der Weltgeschichte“ bildet. Die Aufgabe, die sich der Verf. in diesem Werke überhaupt gestellt, ist, den Beweis zu führen, daß die wir grundelgentümlichen Hauptbildungen des Alten Morgenländischen Geistes und der Vor-Sokratischen Griechischen Philosophie — das Erkenntniß der Chinesen, der Pythagoräer, der Hindu's und der Eleaten, der Perser und des Heraklit, endlich der Israeliten und des Anaxagoras — je eine mit der anderen dieselbigen sind oder wesentlich übereinstimmen. Am liebsten hätte der Verf. die Sprachen der Hauptvölker Asiens erlernt und aus den Urquellen selbst die Untersuchung geführt, wär' es nicht — wie er sich ausdrückt — eine Thorheit gewesen, auf einer so langen Lebensbahn sich ein so weites, unerreichbares Ziel zu stecken. Er hatte gleichwohl, da die Vergleichung der Chinesen mit den Pythagoräern ihm am vollständigsten durchführbar erschien, wenigstens das Studium der Chinesischen Sprache begonnen, aber, durch äußere Verhältnisse verhindert, nicht fortlesen können. Er bedauert sich also mit den vortrefflichen Leistungen der alten katholischen Missionaire und hofft so wenigstens die Erklärung dieser neuen Ansicht darzulegen, weitere Erforschung und Aufklärung Anderen, Glücklicheren überlassend, denen die Vorsehung die erforderlichen Mittel dazu verliehen habe. Ganz neu ist die Ansicht von einer auffallenden Analogie des Chinesischen und des Pythagoräischen Prinzips nun, freilich nicht; aber dem Verf. gebührt das Verdienst, die wirkliche Uebereinstimmung aller wesentlichen Momente, soweit in der Weltanschauung beider alten Völker, als in der sittlichen Verwirklichung derselben, mit großer Gründlichkeit nachgewiesen zu haben. Es ist hier nicht der Ort, Herrn Gladisch's mühsame und schöne Untersuchung Schritt vor Schritt zu verfolgen; wir begnügen und daher vorläufig mit Anführung des Resume's, das er selbst (S. 82) von seiner Arbeit giebt: „Es ist gezeigt worden, daß die alten Chinesen, wie die Pythagoräer, für das Wesen der Dinge erkennen die Zahl, in dem Gegensatze des Geraden und Ungeraden, Vollkommenen und Unvollkommenen, und daß sie vermöge derselben, wie Jene, eine Harmonie oder Musik der Dinge bilden, durch welche Alles hervorgehe und bestehe; ferner, daß die Sch., eben so wie P., diese musikalische Weltansicht sittlich verwirklicht haben in Begriff der Tsamitie, welche Grundlage und Stoff der gesammten Sittlichkeit war, daß sie daß Wesen der Tugend über Sittlichkeit derselbe ist, wie der der Pythagoräischen, nämlich Maaß und Harmonie, ja daß das Rechte und Gute selbst von den Sch., wie von den P., als Maaß und Harmonie erkannt werden. Nur freilich liegen diese beiden Welten des menschlichen Geistes in gar verschiedenen Aufstehen vor uns da, in Hellas und in Hinterasien ..... denn diese Erkenntniß und Sittlichkeit ist in Hellas der Geist einer auserlesenen Schaar der Gebildetsten und Edelsten, dargestellt mit Hellenischer Klarheit und Schönheit, während dieselbe in Hinter-Asien der Geist eines großen, in seiner ganzen Breite entwickelten und mehr oder weniger nur von einer Dämmerung des Selbstbewußtseyns beherrschten Volkskörpers ist.“ — Zum Schlusse machen wir auf zwei minder erhebliche Irrthümer aufmerksam: die Pythagoräer haben nicht (S. 13.) sich mit den Chinesen um den Preis ihrer Geistesbildung gebannt worden; sie haben nur höchstens einen Fuß in diesen Kreis gesetzt, um ihn bei Zeiten wieder zurückzuziehen, und ihr innerer Mensch ist schon seit einem halben Jahrtausend der Buddha-Lehre verfallen. Ferner ist das S. 148 angeführte Klagelied des pflügenden Ochsen nicht Chinesischen, sondern Buddhistischen Ursprungs, wie Herr G. schon aus der Stelle entnehmen konnte, daß die Menschen, die sein (des Ochsen) Fleisch genießen, unfehlbar selber als Ochsen wieder ins Leben treten werden, denn eine solche Drohung setzt die Idee der Seelenwanderung voraus, welche dem alten Chinesenthume ganz fremd ist. Dieses Klagelied wird von den Bonzen auf losen Blättern unter das Volk vertheilt, und gewöhnlich ist ihm eine ähnliche metrische Abmahnung vor dem Schlachten der Hunde beigegeben. Sch.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Rtr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Freitag den 30. April 1841.

Holland.

Nord-Holland und der Helder.

Von L. Marmier.

Eine der anziehendsten und mannigfaltigsten Provinzen des jetzigen Königreichs Holland ist diejenige, welche den Namen Nord-Holland führt; in derselben gewahrt man die frischesten Landschaften, die auffallendsten Gegensätze. Es breitet sich vor unseren Augen eine weite Ebene mit üppigen, fruchtbaren Gärten und gesegneten Kornfeldern aus, und dicht daneben schimmert der dürre Sand der Dünen; hier betreten wir Haarlems breite und schöne Straßen, erblicken das Stadthaus, welches Zenge so vieler großen Begebenheiten war, vernehmen das muntere Glockenspiel, das den Reisenden schon von weitem zugleich erbaut und erheitert, und kaum zwei Stunden davon entfernt liegt der arme Flecken Zandvoort, mit seinen baufälligen Bretterhütten, die mich an Norwegen und Island erinnerten, und mit langen nackten Sandwüsten, wo man nichts als das Brausen der Wellen und die Seufzer des Sturmes vernimmt; hier der Luxus der reichen Bank-Notabilitäten, deren Unterschrift in der ganzen Welt gilt, dort das Elend des armen Schiffers, der mitten durch Wogen und Ungewitter einer unsicheren Beute nachstellt oder bis an die Brust in die salzige Fluth hineinwatet, um einen mit unendlicher Mühe gefüllten Korb voll Fische nach Hause zu bringen. In dieser Provinz zeichnet sich das Volk durch Kraft und durch einen gewissen Anstrich von Unabhängigkeit aus, der selbst jenen männlichen Stolz, den die Gewohnheit der Gefahr und die Nachbarschaft des Meeres verleiht, des Meers, das für den freien Mann erschaffen wurde, made for the free, wie Thomas Moore sagt. Mit schmerzlicher Theilnahme würde der ihr an einem Werktage diese armen Küstenbewohner betrachten, wie sie in ihrer abgetragenen Bekleidung, ganz durchnäßt, unter der Last ihrer Netze, ihrer Purpuren beherlaufen, unter das elende Dach, das sie ihr Haus nennen, eintreten und sich mitten unter ein Halb-Dutzend zerlumpter Kinder niederlassen, die alle mit gierigen Blicken nach dem großen Topf Kartoffeln schauen, der langsam über einem kleinen Torffeuer brodelt. Kommet aber nur Sonntags wieder und betrachtet euch denselben Arbeiter, wenn er die Tracht seiner Väter angelegt hat, die lange blaue Jacke mit der Metallknöpfung, die Weite und dicken Wollenstrümpfe, die wie ein Küraß seine breite Brust schirmt, und den breitkrempigen Hut, unter dem dichte Haarbüschel hervordringen. Er ist gar nicht mehr derselbe Mensch; er ist der Abkömmling der alten Niederländischen Freiheitskämpfer, der Besitzer einer Barke, der schon oft den vom Sturm erregten Meereswellen trotzte und der sein Haupt nicht vor dem reichen Grundherrn beugt, welcher ohne Mühsal ärndtet und sich ohne Anstrengung bereichert. An solchen Tagen betrachtet er das Meer mit einem ganz absonderlichen Gefühl von Nichtachtung. Still, still, armes Meer, spricht er zu ihm, umsürme immerhin mein armes Schiffchen mit deinen Liebkosungen, zerschelle deine übermüthigen Wellen am Fuß der Dünen, suche mich mit deinen Seufzern in den feuchten Schaumbett zu locken, heul sind alle deine Klagen umsonst, heut gehe ich mit meiner Frau in die Kirche, ich setze mich mit meinen Kindern an dem Tische meiner Väter nieder, die doch alle sehr wohl kannten, ich trinke in Ruhe mein Glas Wachholder, schmauche ein Pfeifchen wie der Direktor der Ostindischen Compagnie und singe mit meinen Gefährten unser vaterländisches Lied:

Wien Neerlands bloed door de adern vloeit!

So versperrt der Feiertag des Fischers, und am nächsten Morgen schüttelt er die süßen Bande seiner sonntäglichen Genüsse wieder ab und kehrt zu seinen abenteuerlichen Fahrten zurück.

Eine andere nicht minder scharf gezeichnete Klasse ist die der Bauern; sie besitzen denselben Stolz, nur mehr Ruhe und regelmäßigere Gewohnheiten. Sie haben denselben Wohlspruch wie die Schweizerischen Bauern: „Weder Herren noch Knechte“; sie bebauen von Vater auf Sohn dieß Gemeinerben hinterm Deichen, und die selbsthen Holländischen Gewohnheiten verleihen ihnen ein so festes Gefühl von Ruhe, daß es kaum durch einen Besitztitel erhöht werden könnte. Es giebt dort alte Gebräuche, die durch eine erdliche Ehrfurcht beschützt werden, Niederlieferungen, die sich immer weiter fortpflanzen, von denen uns van Lenney einst in seinen Romanen und Sagaren in seinen Gemälden erzählen wird. Einige Stunden von Haarlem entfernt liegt das alte Schloß Egmont's, dieses Holländischen Heiden, des Märtyrers der Spanischen Inquisition. Sein Enkelsohn, der einst so herrlich strahlte und durch so prächtige Feste belebt wurde, zerfällt in Ruinen, doch zeigt der Holländer noch dem Reisenden mit Ehrfurcht die zerborstenen Thürme und erzählt den Ruhm und den Tod des Siegers von Gravelingen, mit nicht so erhabenem, aber vielleicht mit dramatischerem Ausdruck als Goethe.

Die Provinz Nord-Holland ist eine von denen, wo der industrielle und genialische Charakter der Holländer sich am hartnäckigsten im Kampfe gegen die Gewässer der Sümpfe und gegen die Meereswellen bewährt hat. Die Pettener Dämme sind wahre Meisterwerke an Kühnheit und Ausdauer; der Kanal setzt einen Jeden, der seine Anordnung kennt, in Erstaunen, und noch an verschiedenen anderen Punkten dieses weitläuftigen Landbezirks sind Arbeiten von bewundernswürdiger Kühnheit ausgeführt. Wie uns die Chronikenschreiber berichten, so war noch vor wenigen Jahrhunderten die ganze Oberfläche, wo Alkmaar erbaut ist, von dreiundvierzig Seen überschwemmt. Jetzt erblickt man an der Stelle dieser gefährlichen Gewässer zahme Wiesen, von langen Baumgängen durchkreuzt, reizende Landhäuser und eine schön gebaute, belebte, durch blühenden Handel reich gewordene Stadt von 16,000 Seelen. Jede Woche werden aus den Dörfern und Flecken der Provinz alle Erzeugnisse des Ackerbaues nach Alkmaar gebracht, von wo aus sie auf den Kanälen über das Königreich verbreitet oder ins Ausland versührt werden. Jeden Markttag werden dort über 200,000 Pfd. Käse und bedeutend viel Butter verkauft.

Von Alkmaar geht alle Morgen eine Treckschuite nach dem Helder; diese Treckschuiten sind das Lieblings-Beförderungsmittel der Holländer, und schon lange versprüte ich große Lust, sie zu beschreiben. Wie das aber anfangen? O Musen!... Ist es nicht eigentlich eine neue Entweihung, wenn ich die Musen hier meiner Schwachheit zu Hülfe rufe, bei der Beschreibung eines Fahrzeuges, von dem sicher weder Griechen noch Römer etwas wußten? Lassen wir also die weisen Göttinnen in ihrer klassischen Region, wo sie friedlich auf einem Hügel von Epopöen und narkotisch wirkenden Trauerspielen schimmern, durch welche die Höhen des Olympus noch bedeutend an Zuwachs gewinnen, und bemühen wir uns, ohne Umschweife zu beschreiben, was wir auf den zahlreichen Kanälen Bataviens erblickten. Die Treckschuite ist eine breedte Barke, die aus zwei Abtheilungen besteht. In der nahe am Vorderheil des Schiffes belegenen befinden sich das Gepäck, die Butter- und Heringstonnen und die armen Reisenden, die für wenige Dobbeltjes, von Schlaf und Tabaksdampf umnebelt, von einer Stadt zur anderen fahren. In der zweiten Abtheilung, Ruim genannt, hält sich das aristokratische Publikum auf, dem es nicht darauf ankommt, das dreifache Fahrgeld zu und noch ein Trinkgeld zu entrichten. Hier ist das Steuer- und das Gesteuertwangen, also die Seele und der Geist des bewglichen Fahrzeugs. Am äußersten Ende der Treckschuite ist ein langes Seil befestigt, das von einem hagren Pferde gezogen wird, auf dessen von Hunger und Ermüdung ausgedorrtem Kreuze ein kleiner Mann mit einer biegernen, wie ein Zaydhorn geformten Trompete stzt. Es ist eigentlich aufgemacht, daß dieses unschuldige Beförderungsmittel wenigstens anderthalb Stunden in einer Stunde machen soll, die pflegmatischen Holländer würden aber aufs tiefste betrübt seyn, wenn es sich solcher Geschwindigkeit unterfinge. Mit liebenswürdiger Bedächtigkeit hält die Treckschuite also bei jeder Schleuse, bei jeder Brücke, bei jeder der wohlweislich von Zeit zu Zeit am Ufer erbauten Schenken an. Bei jedem Ruhepunkte hat der Steuermann irgend ein wichtiges Geschäft zu verrichten, das ihn auf den festen Boden bringt; er wagt einen gländlichen Sprung und verschwindet am Ufer; die über sein Ausbleiben besorgten Reisenden machen sich auf, ihn zu suchen. Das erste Gebäude, welches ihnen in die Augen fällt, ist die Ortsschenke, die Schenke mit ihren Wachholderflaschen, ihrem von irgend einem modernen Teniers gemalten Schilde, mit ihren Bänken im Schatten der Bäumen, die den Vorübergehenden mit recht christlicher Barmherzigkeit zuzurufen scheinen: Ihr armen, ihr Mühseligen und Beladenen, hier ist Ruhe, tretet ein, ihr Hungrigen und Durstigen, hier ist Brod zur Sättigung und Wasser zur Stillung des Durstes.“ Unmöglich kann man einer so liebreichen Einladung widerstehen; man tritt ein, man trinkt ein Glas Branntwein, man spricht ein paar Worte mit der Wirthin, die immer lang und blond und blauäugig ist und rosenrothe Lippen hat; man wirft einen Blick auf die Spalten der Amsterdamer Zeitung, bis endlich der Steuermann, seine Reisenden suchend und sie sanft zur Fortsetzung der Reise auffordernd. Diese Abschweifungen und

Digitized by Google

Haltpunkte ergeben dann zuletzt das Resultat, daß man auf einer Treckschuite noch eine etwas kleinere Strecke an einem Tage zurücklegt, als man zu Fuß vor sich gebracht haben würde. Auch muß man Abends, wenn man sein Tages-Budget ordnet, es wegen zahlreicher unvorhergesehener Ausgaben bedeutend vergrößern; was schade das aber Alles, nach Holländischer Idee sind die Treckschuiten nächstdem wenniger ganz vortreffliche Beförderungsmittel. Ich, der ich große Verlangen trug, alle Wunder und Merkwürdigkeiten von Holland kennen zu lernen, der ich schon das Rynweger Dampfboot, die Rotterdamer Diligence und die Parlemmer Eisenbahn kannte, ich freute mich sehr darauf, mit einer Treckschuite zu fahren, und um sie in ihrer ganzen Herrlichkeit zu schauen, nahm ich einen Platz in dem Raim.

Um sechs Uhr Morgens stand ich mit dem Eifer eines Manuel auf, dem eine neue Erfahrung in seinen Nomadenleben aufgehen soll. Mit erhobener Stimme rufe ich ein Holländisches Wort, das Kellner bedeutet, ich bemühe mich, es mit einem gewissen Batavischen Accent auszusprechen, der mir vortrefflich schien; die Wirthin kam und fragte nach meinem Begehren. Ich wünschte, daß der Kellner meinen Mantelsack forttrage. Sie entfernte sich sogleich und rief Jan. Ich hatte vergessen, daß in Holland alle Kellner in den Wirthshäusern Jans heißen; gewiß sehr bequem.

Mit gemessenen Schritten schreitet Jan herbei, beladet sich mit meinem Reisegepäck, trägt es in die zweite Kajüte, und weil sich da nur eine sehr schmale Bank befand, so hatte ich das Vergnügen, zu sehen, wie ein ehrwürdiger Bauer auf meinem Mantelsack sich niederließ, eine Frau mein Nachtzeug als Labouret benutzte und ein Kind meine Hutschachtel als Trommel handhabte. Ich trete in den Raim ein und finde hier drei Holländer mit langen Pfeifen und einen Belgischen Handels-Reisenden. Die Holländer dampften wie drei Schmelzöfen, und der Belgier sprach sechs Worte, die eben so viel Barbarismen enthielten. Ich machte sogleich Kehrt und zog mich zum Steuermann zurück. — Um welche Stunde kommen wir im Helver an, Steuermann? — Das war meine Anfrage ein ganz geschickter Unterhaltungs-Anfang, allein diese wenigen Worte enthüllten gleich meine thörichte Fremden-Natur, denn würde wohl ein Holländer je fragen, um welche Zeit man da oder dort ankömmt? Der würdige Schiffer ließ mich auch gleich das Unstatthafte meiner Frage fühlen, er warf mir einen Blick tiefen Mitleids zu und kaute ruhig seinen Taback weiter. Um meinen Fehler gut zu machen, rühmte ich die Schnelligkeit seines Fahrzeugs. Ich begriff sogleich aber der gute Mann die unwürdige Fallsbrick, die ich mir zu Schulden kommen ließ, und strafte mich wiederum durch Stillschweigen. Nach manchem Versuche und mancher Abschweifung, die er entweder mit kaltem Schweigen oder mit irgend einem trocknen Laute aufnahm, glaubte ich endlich etwas aufgefunden zu haben, das seine Schweigsamkeit besiegen und mit die Erfahrungen eines Praktikers verschaffen könnte, die ich denen eines Gelehrten bei weitem vorziehe. Es hatte von der Nordsee gesprochen, erwähnte dann des Mittelländischen Meeres und nannte Marseille; da fand es sich, daß mein schweigsamer Steuermann bei seinen Fahrten auch die Canebiere gesehen hatte. „O Marseille!“ rief er aus, „o good vijn! der gute Wein!“ — Welch ein Glück, dachte ich bei mir selbst, daß ihm der Marseiller Wein gemundet hat, nun ist seine Zunge gelöst, und mittelst einiger Uebergänge werde ich ihn wohl von dort unten hierher zurückführen. — Als ich aber die Unterhaltung wieder aufnahm, wiederholte er nur seinen begeisterten Weintrinker-Ausruf „guten Wein!“ und damit war Alles vorbei; selbst meine muthigsten Anstrengungen entlockten ihm nun auch nicht mehr ein einziges Wort. Müde, gegen ein falsches Schweigen anzukämpfen, lehnte ich mich über Bord der Barke und schaute in das Kanal hinein.

Damit hätte ich sicher begonnen, wäre ich in meinem theuren Schweden gewesen; da würde ich nicht inmitten jener schönen Flächen, die mit Seen, malerischen Bergen und erhabenen Wäldern durchzogen sind, so eifrig um die Unterhaltung eines Schiffers gebuhlt haben. Der Leser stelle sich aber nur meine Lage vor; ich bin ganz allein mit meinem Reisebegleiter, dem Steuermann, am äußersten Ende eines langsam fortkriechenden Fahrzeuges, umgeben von einer flachen Landschaft, die ich nun schon lange betrachtet habe und deren einförmiger Anblick und grüne oder graue Tinten mir nach Wochen lang vor Augen seyn werden. Der Kanal, der uns freundlich auf seinen ruhigen Wogen einbettägt, ist in der That ein sehr löbliches Werk; es bereichert den Anstrom der Handel, er ist die Ader der Holländer und der Stolz ihrer Ingenieurs, seine Bau die Bewunderung aller Reisenden auf sich. In mancher gründlichen Statistik habe ich gelesen, wie viel Hindernisse zu überwinden waren, um dieses Unternehmen glücklich zu brenden, und wie unermeßliche Kosten es verursacht hat; aber ich gedenke der schäumenden Wasserfälle Finnlands, der schönen Flüsse Deutschlands und der silbernen Bäche der Schweiz, welche soll ich wählen, um mit ihnen das verdrießlichste Wasserfressen, der von der Spitze eines Felsen niederrauscht, die kleinste Quelle, die in ihrem bemoosten Bett dahinmurmelt, ziehe ich dieser gleichmäßigen Woge vor, die weder Zorn noch Gebrauss kennt. Zur Rechten und Linken dieses gewiß vorzüglichen Kanals, bemerke ich einen feuchten und sumpfigen Boden, Buchsbaumhäuser, mit Schilf gedeckt, die stets von einander stehen und meistentheils mit Gräben oder kleinen Kanälen umgeben sind. Bei Tage wird ein Brett über den Graben gelegt, um mit den Nachbarn zusammenzukommen, Abends zieht man diese bewegliche Brücke zurück, und nun ist das Haus wie eine Festung gesichert. So schwimmt man denn von Schleuse zu Schleuse fort, und der Ort, den man sehen wird, gleicht genau dem eben geschauten, nichts unterbricht die Einförmigkeit des Gemäldes, als die Erscheinen irgend einer großen Schiffes, das aus Indien mit Zucker, Gewürzen und Tabak zurückkehrt. Das schwerfällige Fahrzeug nimmt zwei Drittel der Breite des Kanals ein und macht sich auf dem Wasser so breit wie der Diener eines angesehenen Hauses, der seinem Herrn viel Glückwünscher hinbringt. Wenn nun zwischen Himmel und Erde ein wenig günstiger Wind bläst, so setzt man alle Segel bei; das ist aber nur ein sehr schwacher Förderungsmittel auf einem ganz bewegungslosen Gewässer, und sinsahrn sind zwanzig Pferde, die am Vorder-Kastell angespannt werden, ziehen das reiche Schiff langsam vorwärts, das wie ein Emporkömmling dahinschwimmt, der, nachdem er muthig allen Wechselfällen des Glückes trotzte und alle Gefahren eines abenteuerlichen Lebens besiegte, nun ganz gemächlich den übrigen Theil seiner irdischen Pilgerfahrt vollenden will. Die Matrosen, die auf den Bollwerken lehnen oder wie Seemöven in den Strickleitern hängen, betrachten uns mit einem Blicke, in dem eine wirklich rührende Bewegung schimmert. Sie haben eine Reise nach Indien gemacht und schon lange nicht die volksthümlichen Treckschuiten gesehen, ihr geliebtes Beförderungswerkzeug, das sie in ihrer frühsten Jugend von einem Dorfe zum anderen brachte. Der eine ruft uns von einer Tonne herab an, denn er erkannte in unserem Steuermann einen Bewohner seines Fleckens; mit Heftigkeit erkundigt er sich nach den Seinen, die er vor einem Jahre verlassen und an die er so oft gedacht hat. Unser Schiffer steigt auf eine Bank und schreit ihm zu: „Deine Frau und deine Kinder sind gesund, mit deinem Vater habe ich auf der letzten Kirmeß getrunken, und man erwartet dich zur Hochzeit deiner Schwester.“ Das Gesicht des Matrosen erheitert sich bei diesen Worten, er antwortet mit einem ausdrucksvollen Zuruf, mit einem Dank, der aus dem tiefsten Herzen kömmt. O! Erregungen und Glück des Seelebens, wer euch nicht kennt, der begreift euch nicht, und wer euch empfunden, ist er im Stande, euch zu schildern?

Während ich diese Bemerkungen mache, wird der Holländische Nebel, der schon seit frühmorgens den Himmel bedeckte und den Horizont einhüllte, immer schwärzer und dichter und löst sich in einen kalten durchdringenden Regen auf. Der Schiffer zieht seinen Mantel an und hüllt den Kopf in den schweren Kragen desselben. Da ich kein solches Schutzmittel besaß, so mußte ich mich mit dem Durchdrungen in die Kajüte zurückziehen. Die drei Holländer bliesen noch immer lange Rauchwolken aus ihren Pfeifen vor sich hin, und der Belgier, der den Feinen spielen wollte, hielt zierlich eine schlechte Zigarre zwischen den Fingerspitzen. Das Gemach war schwarz wie ein Ofen und die Unterhaltung so sentimentalisch. Der Belgier hatte in seiner spottlustigen Laune das Herz seiner Reisegefährten auf das empfindlichste gekränkt. Er hatte nämlich die Fähigkeit der Holländer zu sanfteren Gefühlen in Zweifel gezogen, und diese widerlegten seine Meinung auf eine naive und bedachtige Weise durch die Erzählung von Vorfällen, bei denen sie Zeugen abgegeben hatten oder deren Helden sie waren. „Gewiß, mein Herr!“, sagte der Eine, „ich habe nur sehr unvollkommen durch die Bauchwolken hindurch erkennen konnte, der aber eine gute und ehrliche Gesichtsbildung besaß, „gewiß, es ist eine sonderbare Geschichte, ich kann sie Ihnen erzählen.“ — „Nun wohl, wir wollen sehen“, sagte der, Belgier, indem er die Beine über einander kreuzte und sich mit der Miene eines Mannes aufsichtete, der sich aufs Kritisiren vorbereitet und sein Opfer nahen sieht.

Der Holländer klopfte seine Pfeife aus, stopfte sie von neuem und begann also: „Es werden ungefähr zwanzig Jahr der seyn, als ich an einem Oktober-Tage in Utrecht ankam, um hier die Rechte zu studiren. Ich war der jüngste Sohn einer zahlreichen Familie, und mein Vater konnte mir monatlich nur eine geringe Summe geben. Ich richtete mich in dem schlechtesten Viertel der Stadt ein, gab mich mit einigen andren eben so armen Studenten in Kost und suchte in der Arbeit, in der strengsten Pflichterfüllung, die Genugthuung, nach welcher die reichen und sorglosen Studirenden im Gerüsch der Welt und der Festlichkeiten strebten. Trotz aller Vorsicht, trotz der strengsten Sparsamkeit, wurde es mir recht schwer, mit meiner geringen Einnahme auszukommen. Mehr als einmal sah ich mich genöthigt, in meiner Stube, in dem kleinen Viertel vom Mittagessen und im härtesten Winter oft nur ein Stückchen Torf zur Erwärmung, so daß mir die Zähne klapperten, während meine Kameraden lachend und singend die Straße entlang gingen, um sich ins Theater oder in die Gasthäuser zu begeben. Dann gedachte ich meines armen Vaters, der sich selbst die schwersten Opfer auferlegte, um mir ein spärliches Jahrgeld zukommen zu können, und lieber wollte ich Hunger und Durst leiden als seine Entbehrungen noch steigern. (Fortsetzung folgt.)

England.

Der Galgen und die Guillotine.

(Schluß.)

Wenn ich meinen Widerwillen überwunden habe, diese Gräuel zu beschreiben, so ist es mit der Hoffnung geschehen, die Aufmerksamkeit der Personen darauf zu lenken, welche, ihrer Stellung nach, die Macht haben, den im Namen der Civilisation, im Namen der Würde unserer Rechts-Systeme hier von mir aufgesprochenen Wunsch zu erfüllen, jene grauenvolle Operation abzuschaffen. Mit diesen Gedanken und in der Ueberzeugung, daß sie unter dem Geschichtspunkte des allgemeinen Interesses richtig sind, will ich jetzt die Methode beschreiben, wie man in Frankreich die Verbrecher hinrichtet, eine Methode, welche ich oft als viel menschlicher als diejenige, welche in England gebräuchlich ist, habe rühmen hören. Ich werde mich vorzüglich an diejenigen, welche darauf bestehen, sie in England einzuführen.

Digitized by Google

Ich war vor einigen Jahren an einem kalten Dezembertage zu Paris Zeuge der Hinrichtung eines Mörders, Namens Daumas-Dupin; es war vor dem Jahr 1793. Die Guillotine war auf dem Greve-Platze, der jetzt place de l'Hôtel de ville heißt, errichtet. Ich war besonders neugierig, das Instrument zu sehen, welches in der Revolution, im Jahre 1793, zu einer Epoche, wo die Schneide der Guillotine wirklich das Amt der exekutiven Gewalt ausübte, eine so große Rolle gespielt hat. Auch wollte ich selbst darüber urtheilen, ob es wahr wäre, daß die Französische Guillotine vor dem Englischen Galgen den Vorzug verdiene, erstens wegen ihres rascheren Verfahrens, welches, wie man sagt, die Leiden des Verurtheilten abkürzt, und zweitens unter dem Gesichtspunkte des guten Geschmacks nach der Meinung derjenigen, welche annehmen, daß das Englische Schaffot einen Anblick gibt, der, wie sie es nennen, zum Davongrenen (sloughike death) verurtheilt ist, den Blicken des Volkes zu lange ausseht.

Der Gefangene wurde von der Conciergerie nach dem Greve-Platz auf einem Karren gefahren; er saß darauf auf einer Querbank, mit dem Rücken gegen das Pferd gekehrt und neben einem Priester, welcher ihm von Zeit zu Zeit mit einem Kruzifix die Ohren zerbläute; die Handbindung wurde auf eine sehr verdrießliche Weise aufgenommen. Trotz der Kälte war der Kopf des Verurtheilten entblößt, so wie sein Hals, der auf diese Weise im Voraus für das Todesmesser zubereitet war. Die Volksmenge, die den Karren begleitete, war so gedrängt, daß die Gendarmerie große Mühe hatte, ihm einen Weg zu bahnen. Ich konnte diese lange Parade des Gefangenen durch die Menge nicht billigen; dies konnte dem Volke Ehrfurcht vor der Todesstrafe beibringen, ihn zu befreien. Da das Fahren jedes anderen Wagens unterlagt war, so hörte man nur das Gerausch der Räder des Karrens, jenes düstere Gerausch, welches während der Schreckens-Regierung täglich um eine bestimmte Stunde zu hören war.

Auf dem Greve-Platze oder vielmehr auf demjenigen Theile des Platzes, von welchem die Gendarmen die Menge mit Mühe fern halten konnten, nahmen alle Zuschauer ihre Hüte ab und blieben entblößten Hauptes während der ganzen übrigen Ceremonie stehen. Dieser Beweis von Achtung hatte etwas Imponirendes; aber die Wirkung wäre stärker gewesen, wenn dieselben Zuschauer ihr allgemeines Geschwätz, welches von Anfang bis zu Ende herrschte, eingestellt hätten. Der größere Theil dieser Versammlung bestand aus Frauen und Kindern. Ich hörte viele dieser Letzteren laut lesen, ungefähr 6 Fuß Höhe, die gegen das Schaffot gelehnt war. Der Gefangene und der Priester stiegen von den Karren; man band dem Unglücklichen die Hände; man entblößte ihm noch mehr den Hals und die Schultern, und er ward aufgefordert, die Leiter hinauf zu steigen. Auf der Plattform angekommen, kniete man ihn auf einen kleinen Fußschemmel, der am unteren Ende eines aufrechtstehenden, ungefähr fünf Fuß langen Brettes befestigt war, an welches er sogleich mit zwei ledernen Riemen gebunden wurde. Dieses Brett ward hierauf mit dem angebundenen Verbrecher, vermittelst eines Zapfens, niedergelegt, so daß er horizontal darauf ausgestreckt lag, das Gesicht nach unten gekehrt; ein leichter Druck schob das Brett längs einer Lage bis auf den Punkt, wo der Kopf des Menschen gerade unter dem Beile lag, das zwischen zwei Pfählen schwebte. Einen Augenblick danach wurde der Strick, der die Maschinerie festhielt, angezogen; das Beil fiel, und in einem Augenwinken war der Kopf des Mörders vom Rumpfe getrennt und in einen Kasten gefallen, der unten am Schaffot stand. Es verstrichen genau vierzehn Sekunden zwischen dem Augenblick, wo der Gefangene das Schaffot mit dem Fuße berührte, und dem Augenblick, wo er nur noch ein lebloser Körper war.

Hierauf zog man das Brett, auf welchem der entseelte Leichnam angebunden war, zurück; man band ihn los und ließ ihn, blutig, wie er war, in einen langen Korb rollen, in welchen man auch, ganz zuletzt, den Kopf warf, der vorher in einen Kasten gefallen war. Dies Alles war ekelhaft anzusehen; aber es wurde noch ärger, als der Korb vom Schaffotte herab auf den Karren getragen wurde und als man die rothen Blutspuren des Kai entlang verfolgen konnte.

Die Gendarmen erlaubten hierauf dem Volke, sich dem Schaffotte zu nähern; eine Erlaubniß, welche die Menge hastig benutzte, um ihre Blicke an den letzten Spuren des Schauspiels zu weiden, das eben vor ihren Augen aufgeführt worden war; das Volk ist gewiß sehr befriedigt worden, wenn es das Blut durch zwischen den Brettern und vereinigte sich mit dem rothen Strome, welcher den Weg des Karrens anzeigte. Das große Messer der Guillotine, die schwere Holz- und Metallmasse, an welcher es befestigt war, die blutrothen Flecken der schrecklichen Maschine, dieses Alles war furchtbar anzusehen.

Man sagen die Henkersknechte mit der größten Kaltblütigkeit an, die Guillotine zu waschen, und zwischen dem Schaffot und der Seine bildete sich eine Kette von Menschen, die scherzend und lachend große Wassereimer sich zureichten; sie brauchten nicht weniger als vierundzwanzig Eimer Wasser, um die von der Hinrichtung zurückgebliebenen Blutspuren zu vertilgen, und während der halben Stunde, die diese Operation dauerte, konnte ich nicht umhin, ganz leise die Worte der Lady Macbeth zu wiederholen: „Wer hätte es gedacht, daß der alte Greis so viel Blut hätte!“ Nachdem diese Abwaschung beendigt war, begriff ich endlich in ihrem buchstäblichen Sinne jene Redensart, welche man in den Erzählungen der Französischen Revolution so oft wiederfindet und welche ich bisher nur im figürlichen Sinne nehmen zu müssen glaubte; ich meine die Redensart: „Blutströme flossen durch die Straßen.“ Alle Kanäle der in der Nähe des Greve-Platzes liegenden Straßen wurden bald davon gefärbt; denn es ist bekannt, welche Menge Wassers durch einige Blutstropfen, die den Augen eines Menschen entzogen werden, gefärbt werden kann. Dazu kommt noch, daß die Menge, welche über den Platz schritt, wenig um das sich bekümmernd, auf was sie mit den Füßen trat, blutige Fußspuren, die den Schauplatz noch schauerlicher machten, daselbst zurückließ.

Die lebhafte Unterhaltung, welche während der ganzen Hinrichtung des Verbrechers nicht aufhörte, beweist mir, daß das dem Volke dargebotene Schauspiel keinen sehr furchtbaren Eindruck auf dasselbe machte. Die Prozession, die erstens von der Conciergerie nach dem Greve-Platze bewegte, hätte mir fast burlesk geschienen, wenn ich nicht an den Zweck derselben gedacht hätte; die Hinrichtung fand mit einer so wilden Hast statt, daß zwischen der Ankunft auf dem Schaffot und der Enthauptung kaum eine Viertelminute vergangen war. Was soll ich endlich von der Scene mit dem Korbe und dem Abwaschen der Guillotine sagen, das an das Reinigen einer Abdeckerei und Schinderei erinnerte?

Ohne Zweifel könnte man einige unangenehme Einzelnheiten aus diesem öffentlichen Hinrichtungs-System weglassen; aber dann bliebe immer noch die Eile zu tadeln, welche man so sehr gerühmt hat, und die große Menge Blutes, welches die Strafe überschwemmt. Nach meiner Ansicht reicht das Schauspiel einer Hinrichtung zu Paris, wie ich es beobachtet und geschildert habe, jene Gefühllosigkeit der Menge, jener Mangel an Feierlichkeit hin, um die Vortheile zweifelhaft zu machen, welche man der Guillotine, mit dem Englischen Galgen verglichen, zuschreibt, um so mehr, da die Englische Methode, selbst ein Einführung des neuen Gesetzes, den Verbrecher nicht länger leiden läßt, als die Guillotine. Es ist ein peinlicher Gedanke, daß die Todesstrafe noch nothwendig ist; aber so lange die menschliche Gesellschaft bestehen wird, werden gewisse Verbrechen nur durch diese äußerste Maßregel (ultima ratio juris) unterdrückt werden können. Da die achtungswerthesten Autoritäten hierüber einerlei Meinung zu seyn scheinen, so wird es sehr wichtig, für die unglücklichen Verurtheilten die am wenigsten schmerzliche Execution zu wählen, die zugleich am geeignetsten seyn muß, auf die Zuschauer jenen Eindruck der Furcht und der Achtung vor den Gesetzen des Landes zu machen, der der einzige gesetzmäßige Zweck der gerichtlichen Strafe ist.

Diejenigen, welche vom Hängen wie von einer Hundestrafe sprechen, verwechseln die Ursache und die Wirkung und vergessen, daß, wenn ein Mensch einen Mord begeht, aber eine Empörung erregt, oder, mit anderen Worten, „sich schlechter aufführt als ein Hund“, er durch diese seine Aufführung alles Recht verliert, wie ein Mensch behandelt zu werden. Wenn also, wie ich glaube, das Leiden in beiden Methoden gleich ist, so muß die andere Betrachtung uns wenig berühren. Nach der genauen und unpartheiischen Beschreibung dieser beiden Hinrichtungs-Arten traue ich kein Bedenken, zu erklären, daß die Französische Methode ihre Ekel als Schrecken einflößt, während die feierliche Ceremonie einer Englischen Hinrichtung nicht bloß eines der imponirendsten Schauspiele der Welt darbietet und zur Phantasie spricht, ohne sie zu verletzen, sondern auch, indem sie die beleidigte Majestät der Gesetze rächt, die Wirkung hervorbringt, daß sie die Ehrfurcht der Ordnung, die versuchen möchten, die Rechte der Gesellschaft zu verletzen, abschreckt.

Scott Paul.

Frankreich.

Die mildernden Umstände der Französischen Geschworenen.

Große Verbrecher können sich jetzt in Frankreich einer unschätzbaren Wohlthat erfreuen, — ich meine die sogenannten mildernden Umstände, deren Anwendung ganz dem Gutbefinden der Jury überlassen ist, ohne daß sie auch nur gehalten wäre, sich darüber zu erklären, worin diese mildernden Umstände eigentlich bestehen.

Diejenigen, die ihren Unwillen darüber laut werden lassen, daß man bei den abscheulichsten Unthaten mildernde Umstände zuläßt, erhalten den Bescheid, die Jury habe durch dieses Mittel nur die Anwendung der ihren besseren Gefühlen widerstrebenden Todesstrafe vermeiden wollen; denn jene in der Kriminal-Justiz eingeführte unkluge Neuerung faßt gerade mit der Ausbreitung gewisser mehr edelmüthigen als wohlüberlegten Theorieen zusammen, und eben jetzt, wo das Verbrechen von Jahr zu Jahr wächst, an Größe wie an Zahl, will man die ihm feindlichen Gesetze mildern. Kann die gute Absicht, welche unsere Geschworenen leiten mag, den Schimpf wieder gut machen, den sie der öffentlichen Moral anthun? Wird das Beispiel darum weniger beklagenswerthe Folgen tragen? Viel besser wäre unfehlbar eine vollständige gerichtliche Freisprechung, die auf negative Ueberführung oder Zweifel an der That selbst sich gründete, als eine philanthropisch-alberne Entschuldigung, die einer Schandthat. Ihr guten Philanthropen, macht Eure Schützlinge vor Allem religiöser und moralischer; dann werden Eure Theorieen nicht mehr gefahrdringend seyn.

Fragt die Aufseher und Direktoren der Gefängnisse, und sie werden Euch von der teuflischen Freude jener Ungeheuer, die das Verbrechen zur Aufgabe ihres Lebens machen, von den höllischen Projekten, die sie schmieden, als auch der Revolution des Jahres 1830 ein Gerücht von gänzlicher Abschaffung der Todesstrafe sich verbreitete, viel zu erzählen wissen. Die so häufige Anwendung der mildernden Umstände hat eine ganz ähnliche Wirkung. In dem Bagno zu Brest befinden sich vierzehn Vatermörder, die man sonach Alle der Rachsucht würdig erachtet hat! Fragen, die ihre Männer vergiftet, und Männer, die ihre Frauen gemordet, erkennen sich derselben Wohlthat, vermuthlich, weil die Sache eine bloße

Digitized by Google

Familien-Angelegenheit gewesen und weist auf den Mord fast immer durch einen romantischen Ehebruch motivirt wird. Nun staune man noch, daß Dolch und Gift eine immer größere Rolle spielen!

Wohl bemerkt — seine sympathetischen Herzen drohen keinen Augenblick an die unglücklichen Gemorveten und an die, denen ein solches Loos noch harren könnte, wenn ein Entweichen aus seinem Kerker — diese Hoffnung läßt er nie schwinden — dem blutbefleckten Verbrecher seine gefährliche Freiheit wiedergiebt. Die Herren Philanthropen gleichen dem Volke im heutigen Rom, das nur Mördern Theilnahme beweist und ihnen sein povero cristiano! zuruft. Bald wird man die Zuhörden der Gefängnisse mit Teppichen belegen und elastische Armsessel statt der harten Stühle hineinsetzen wollen. Wie man der Lampe und Tintenfaß mit Liebe und Sorgfalt zur Verfügung zusehen, wie man den verworfensten Elenden väterliche Fürsorge beweist! Ein Philanthrop, an dessen eigener Unschuld ich gar nicht zweifeln will, hat vor ein paar Jahren in allem Ernste die Gründung einer Sühnungs-Stadt vorgeschlagen, die aus hübschen kleinen Wohnungen und einem artigen Stück Gartenland bestände, auf welchem der durch die Wonne eines ländlich-patriarchalischen Lebens auf den Plan der Tagend zurückgebrachte Verbrecher Rosenstöcke pflanzen und die Morgensonne begrüßen sollte!

Wir haben so manchen Pseudo-Demosthenes, dem sein Talent, mildernde Umstände zu erfinden, großen Ruf erworben hat. Man gebe diesen ehrenwerthen Herren — ich will nicht sagen, einen Menschen, den die dringendste Noth einigermaßen entschuldigt, oder deßen Verbrechen wirklich noch die leisesten Zügen vermuthen ließ — nein, den niedrigsten, faltblütig-grausamsten und verstocktesten Böse-wicht — und sie werden aus diesen dürren und nackten Steine ihre Blume der Milderung wie durch Zauber hervorlocken. Es giebt Advokaten, die sich im Plaidoyer so empfindsam geberden, daß der gleichgültigste Umstand ihrer thränenreichen Rhetorik Schwingen verleiht. Ich selbst habe jetzt, wie ein bekannter Pariser Advokat mit äußerst patetischer Geberde und von Schluchzen fast erstickter Stimme ausrief: Er wohnte — der Unglückliche wohnte — in der Straße St. Martin — Numero — zweihundertundvierzig! Es war um Felsen zu erweichen.

Vielleicht darf man in Zweifel ziehen, ob diese sentimentalen Herren dem Verbrecher, deßen ganzen Seelenadel ihre Beredsamkeit uns enthüllet, ohne alles Bedauern folgen würden. Wir unterlassen Versuch hierüber thut, was seines Amtes ist — hören ihn sagen, und dieses Argument ist allerdings stark genug. Aber der Herr Geschworene, der eben den Frühlingsregen seiner Milde und Milderung auf das Haupt irgend eines Bösewichts hat träufeln lassen, würde er wohl an der Logik des Straßenräubers Gefallen finden, der ihm an irgend einem einsamen Ort sein Pistol auf die Brust setzte und also spräche: „Sie haben Geld, und mich treibt eine unwiderstehliche Lust, dieses Geld statt Ihrer zu besitzen — ein mildernder Umstand, Herr Geschworener; also die Börse oder das Leben!“ Man erzählt, daß ein Mitglied der Jury, dem es immer eine große Angelegenheit gewesen, den stärkstrichen 463sten Artikel des Strafgesetzbuches in Anwendung zu bringen, einst, vom Gerichte nach Hause kommend, seinen Bedienten, der bei Überraschte, wie er ohne Erlaubniß in einem Hause Bekannten gestillten Durst herumstöberte. „Ha! Schurke! ha! Elender!“ rief der Geschworene außer Athem; „kein Mitleid und keine Gnade sollst Du haben!“ — „Ach, Herr!“ antwortete der Diener; „Sie haben ja gestern für den berüchtigten Mörder mildernde Umstände gefunden, und so weit, wie mit Jenem, ist es — Gott sey Dank — mit mir noch nicht gekommen!“

Aber nicht bloß bei den Tribunalen spielen die mildernden Umstände eine große Rolle. Die Welt ist bei einer Menge von Urtheilen, zu denen man sie auffordert, eben so nachsichtig, wie die Jury; ja, man könnte zwischen gewissen misten Verdikts und den feinen Entschuldigungen, den verdünnichen Euphemismen, mit welchen unsere Salons so freigebig sind, eine nahe Verwandschaft entdecken. In unserem moralischen Chaos haben alle Begriffe von Gut und Böse, von Recht und Unrecht die Tendenz, sich zu verschmelzen und unterzugehen. Besonders in der Pariser Welt, deren Beispiel nur zu sehr auf die Provinzen wirkt, herrscht ein Sichgehenlassen der Begriffe und der Handlungen, das einem skrupelfreien Gewissen und einer zweideutigen Leitung großen Vorschub thut. Daher ist auch Paris ein wahres Chaos für Leute beiderlei Geschlechts, die an jedem anderen Orte vor der allgemeinen Mißbilligung ihre Segel streichen müßten. Unredlichkeit und böse Sitten sind, seitdem man Frankreich auf eine so schöne Bahn der Fortschritte gebracht, selbst in unseren kleinsten Städten — leider! — keine Phänomene mehr; dort aber reicht man ihnen wenigstens noch nicht die Hand bei hellem Tage und vor Jedermanns Augen: man scheut sie auf kleinstädtische Weise. In Paris brechen die Leute großartiger: sie schließen die Augen und wissen nichts.

Treten wir z. B. in einen Mode-Salon. Die Dame des Hauses ist, wir glauben es gern, von ganz unbescholtenem Charakter. Verhält sich's aber eben so mit allen den theuren Freundinnen, die sie bei sich sieht? Es wäre wenigstens sehr gewagt, dafür einzustehen.

Sieht da jenen jungen Mann, den sein Schneider und seine Pferde in Auf gebracht, der seine andere Renten hat, als Schulden, und diese negative Hundgrube so lange ausbeuten wird, bis ein gewisses Haus in der Straße Clichy (das Schuldgefängniß) an irgend einem schönen Morgen den verblichenen Stern abforbirt. Ein ungehobelter Moralist wird ein solches Individuum, das, obwohl es seine jetzige und künftige Unfähigkeit, zu bezahlen, kennt, immer drauf los borgt, in die Kategorie der Betrüger und der Diebe stellen, nur mit dem erschwerenden Umstande des gemißbrauchten Vertrauens. Aber die schöne Welt wird ganz anderer Meinung seyn und in dem erfinderischen Geiste des jungen Mannes, der die elegante Kunst, die Leute zu Narren zu machen und den Kredit zu verlängern, noch vervollkommnet, einen ausgezeichnet mildernden Umstand finden. Die Hand, welche so geschickte Operationen ausführt, ist wunderbar behandschuht, und darauf kommt es eigentlich an. Alles, was der feine Herr thut, hat den Stempel des Esprit und des höheren Anstands.

Staune nicht, wenn Du einen Glücksritter, der Haufen Gottes auf den Jarotsick setzt, in Häusern von gutem Rufe wiederkindest; auch in Orin Zeitalter Pitt die fremde gehenden. Die tausend und ein Mittel, deren man jetzt sich bedient, um klingende Münze und selbst Bankzettel aus einer Tasche in die andere zu spielen, haben der glücklichen Verwegenheit des Ritters großen Vorschub geleistet. Wenn er alle Opfer seiner Geschicklichkeit auf der Straße grüßen wollte, würde er seinen Hut viel schneller abnutzen; so begnügt er sich, sie mit Koth zu bespritzen: das ist bequemer. Nun geb' und frage seinen seiner Beckannten, was er von dem Manne denkt. „Hm, hm!“ werden sie antworten, „man könnte wohl dieses oder jenes an ihm ausstellen; allein er ist und bleibt doch ein sehr gewandter, ein durchtriebener und prächtiger Kerl! Und warum giebt es Einfaltspinsel, die sich hüpiren lassen! Dotto schlimmer für sie!“

Die Pariser Welt erstreckt aber ihre Toleranz auch auf Bubenstücke, die noch weit schändlicher und ehrloser sind. Hier doch unsere Zeder .....

Th. Muret.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Dichtkunst in England. Herr Professor D. L. B. Wolff in Jena hat für die Engländer eine Anthologie Deutscher Dichter unter dem Titel „Poetischer Hausschatz des Deutschen Volkes“ und zwar in einem Bande von 1163 Seiten herausgegeben.*) Es heißt allerdings schon ein sehr bedeutened Interesse für die Poesie eines fremden Volkes voraussetzen, wenn man von dieser nicht bloß Proben des Besten aus klassischer Zeit, sondern auch eine historische Sammlung von den Anfängen bis auf die neuesten Tage mittheilt. Das Britische Alterthum, welches eine Anzahl des Hausschatzes enthält, findet diese Voraussetzung vollkommen gerechtfertigt. Wunderbar, sagt das genannte Journal, sey der Fortschritt zu nennen, den die gute Meinung von der Deutschen Literatur seit einiger Zeit in England gemacht. Noch sey es nicht lange her, das es hier für eine ausgemachte Sache gegolten, das Deutschland sey nichts Lohnendes für Geist und Herz eines Engländers zu holen, und wer dem widersprechen, den habe man für einen Sonderling, wo nicht gar für ein Bischen nicht ganz richtig im Kopfe gehalten. Aber wie in allen Dingen die Wahrheit endlich den Sieg davontrage, so sey es auch der Sache der Deutschen Literatur in England ergangen. Jetzt gebe es hier keinen vobierzogenen Gentleman mehr, von dem nicht gesorgt werde, die Dichter, Philosophen und Historiker Deutschlands wenigstens dem Namen, wo möglich aber auch der Sache nach zu kennen. Magna est veritas et praevalebit.

— Einfluß des Französischen auf das Englische. Ueber die Geschichte des Einflusses der Französischen Sprache auf die Englische hat Herr G. P. Thommerel in Paris eine Schrift herausgegeben, in der, neben einer Zusammenstellung von Belegen, auch manche neue Aufschlüsse gegeben werden.**) Herr Thommerel weist nach, daß Wilhelm der Eroberer keineswegs die Absicht hatte, seine Sprache dem Lande aufzudringen, zu dessen König er sich gemacht. Vielmehr gab er sich Mühe, das Angelsächsische zu erlernen, und leistete auch zu Westminster den Krönungseid der Sächsischen Könige, wodurch er beschwor, die Angelsächsischen Gesetze treu zu befolgen. Der gute Wille der Fürsten konnte indessen an der Sprachmischung, in seinem Alter eine fremde Sprache zu erlernen, die von der eigenen so sehr verschieden war. Er sowohl als seine Ritter und Edelen thaten daher auch bald Verzicht auf dieses Bestreben, und so gingen fortan in England die beiden Sprachen, eine Hof- und eine Volkssprache, mit gleicher Berechtigung neben einander. Erst die spätern Kriege gegen Frankreich gaben der letzteren das Uebergewicht, das Eduard III. das bekannte Dekret erließ, wodurch das Angelsächsische als einzige Nationalsprache erklärt wurde. Inzwischen war das Französisch-Normannische doch schon zu verbreitet und unter den Vornehmen zu sehr zum Bedürfniß geworden, um es ganz ausrotten zu können. Deshalb kämpften auch beide Sprachen noch lange mit einander, entlehnten sich gegenseitig Wörter und Ausdrücke und modifizirten einander so lange, bis es endlich in einem gemeinschaftlichen Idiome, dem heutigen Englisch, sich begegneten. Die Geschichte dieses Kampfes und dieser Vermischung, die keineswegs das Werk eines einzigen Jahrhunderts war, sondern sich über viele Generationen verbreitete, ist nun der hauptsächlichste Gegenstand der Forschungen des Herrn Thommerel gewesen, dessen Buch also für alle Freunde der Englischen Sprache eine interessante Lektüre darbietet.

*) London, bei C. und H. Senior (Leipzig bei Wigand); in England ist ihm auch noch der überlegte Titel gegeben: Household Treasury of the Poetry of the German People.

**) Recherches sur la fusion du Franco-Normand et de l'Anglo-Saxon, par S. P. Thommerel, docteur es-lettres de la faculté de Paris. — Paris, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dies. Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Montag den 3. Mai 1841.

Türkei.

Volkscharakter der Bewohner des Türkischen Reichs.

Nach Ami Boué.

Der Despotismus der Türken hatte diejenigen Bewohner Griechenlands, die sich ihnen nicht unterwerfen wollten, ganz aus der Gesellschaft verbannt. Unter dem Namen Klephten in ihre Berge zurückgezogen, waren sie oft genöthigt, herabzusteigen, um sich durch Räubereien auf Kosten ihrer Tyrannen eine unsichere Subsistenz zu verschaffen. Dieselbe Ursache hat in den Slawischen Provinzen der westlichen Türkei ein ähnliches Ergebniß herbeigeführt. Ganze Banden Leute, von denen unsere Strafanstalten keine gute Vorstellung geben, traten unter dem Namen Haiducken zusammen; diese Leute treiben ihr Metier nur im Sommer und verbringen sich im Winter bei ihren Hehlern oder treten bei irgend einem Großen in Dienste. Der Bauer ist selten das Opfer ihrer Plünderungen; ihr vornehmster Zweck bestand immer darin, die Einkünfte der Regierung in Beschlag zu nehmen und ihre Angriffe so viel als möglich auf reiche Muselmänner zu beschränken. Nach Art der Spanischen Räuber sind auch sie äußerlich sehr religiös; sie beten und beobachten die von der Griechischen Kirche vorgeschriebenen Fasten. Ein Haiducken-Häuptling verspeichert die Bube der Mönche und die Ehre der Frauen, welche ihm in die Hände fallen; er würde es sogar als eine böse Vorbedeutung betrachten, wenn er sinnliche Ausschweifungen zu seinen Untergebenen duldete.

Heutiges Tages greifen die Haiducken die Geld-Transporte der Pascha's nur selten an, weil auf den Bewohnern der Dörfer die Verpflichtung lastet, den Werth aller Geraubten zu ersetzen, und der Haiducken somit den Haß und die Verfolgung ihrer eigenen Glaubensbrüder auf sich ziehen würden.

In der südlichen Türkei bemerkten sich die Haiducken dieweilen noch der Person der Reisenden, um ein Lösegeld zu erhalten, oder sie nehmen einen Hausbesitzer mit sich fort, wenn sie sein verlocktes Geld nicht gefunden haben. In den Jahren 1834 und 1835 hielten Griechische und Albanische Haiducken am Olymp und in Morea Courriere und Beamte der Türkischen Regierung fest und diktirten ihnen Briefe an die Pascha's, worin sie den Betrag des verlangten Lösegeldes anzeigen mußten. Gegen Verräther oder worthrüchige Personen sind sie unversöhnlich; sie nehmen dieweilen noch Rache, wenn ein paar Jahre verflossen sind.

Zum Islam bekennen sich nur die Haiducken von Albanesischem Stamme, die wildesten unter Allen. In den Unabhängigkeits-Kriegen Serviens und Griechenland haben diese Banden tapfer mitgekämpft. Da der Entschluß, Haiduk zu werden, schon einen energischen Charakter anzeigt und dieses Metier eine Schule des Krieges ist, so haben die Pascha's den Haiducken oft das Amt von Panduren und Gendarmen übertragen, um ihren Räubereien ein Ende zu machen. Die in Gendarmen verwandelten Räuber werden in der Türkei, wie in Sicilien und Italien, die sichersten Bürgen der öffentlichen Ruhe, da sie alle Verstecke und Schliche ihrer ehemaligen Kameraden kennen. Jetzt, nachdem man viele Köpfe abgeschlagen, den Räubern viele Niederlagen beigebracht und Zugeständnisse abgedrungen, scheint eine neue Aera der öffentlichen Ordnung begonnen zu haben. Die Landstraßen sind eben so sicher geworden, wie in Europa.

Der Serbischen Volksliedern vielbesungene Marko Kraljewitsch ist ein Held, auf dessen Rechnung die meisten außerordentlichen Thaten kommen und der mit ungeheurer Körperkraft einen ritterlichen Charakter verband und nur dann grausam wurde, wenn man ihn reizte. Herr Boué nennt ihn den Serbischen Don Quixote, aber in vielfacher Beziehung gewiß mit Unrecht; denn Kraljewitsch hat während seines ungeheuer thätigen Daseyns nicht den kaufmännischen Sinn der Stockträger bekommen, die auf den abgemagerten Rücken des Helden der Mancha fielen; außerdem brachte dieser, ein Muster von Keuschheit, die Nächte damit zu, daß er ehrwürdigerweise an die Dame seines Herzens dachte, und nährte sich ohne Murren von Wurzeln und trockenen Früchten, wogegen Marko Kraljewitsch in jeder Hinsicht sehr materielle Neigungen hatte. In mehr als einer Episode seines Lebens sehen wir ihn, gleich wenn der Vorhang aufrollt, beim Trinkgelage; sogar sein Pferd Scharag hatte nach dem Vorgang seines Herrn Wein trinken lernen. Eines Tages ging er mit zweien seiner Freunde, um die Gunst eines Mädchens zu gewinnen; aber die schöne Rosfanda wies alle Drei mit bitterem Spotte von sich. Darob ergrimmt, hieb ihr Marko die Arme ab, stach ihr die Augen aus und warf ihr diese in einem Tuche zu! — Wie stimmte das mit seinem ritterlichen Charakter?

Marko war der älteste Sohn des Generals Wukaschin, der nach Stephan Duschan's d Tode König von Serwien wurde. Er trat in die Dienste Sultan Murad's I. und folgte den Muselmännern bis nach Arabien. In der Schlacht bei Angora rettet er Suleiman, den Sohn Bajasid's; und bald darauf erschlägt er einen Wesir mit noch Zwölfen seiner Leute, weil der Wesir einen seiner Lieblings-Falken einen Flügel gebrochen hatte. Rachmahl rächt Marko den Tod seines Vaters an dessen Mörder und tritt mit seiner Streitschaar und seinem nach Außen gekehrten Pelzmantel muthighaudend vor den Sultan; dieser fährt erschrocken zurück und sucht ihn durch Trost und Geschenke zu besänftigen. Nach einer Menge Abenteuer wird dieser Roland Serviens endlich in einer Schlacht Bajasid's gegen den Fürsten der Wallachei durch einen Pfeilschuß getödtet und verstirbt mit seinem Pferde in einem Morast. Andere wollen wissen, er habe sich nach der Schlacht in eine Höhle zurückgezogen und sey daselbst durch Gottes Rathschluß in einen tiefen Schlaf gesunken, aus dem er nicht eher erwachen wird, bis sein Schwert ganz aus der Scheide gefallen ist. Schon zur Hälfte ist es heraus, und man hört zuweilen das Wiehern seines Rosses.

Milosch Obilitsch (Kobilswitsch) ist ein anderer Serbischer Held von gleicher Berühmtheit. Er war bei Novi-Bazar geboren und hütete als Kind die Schafe seiner Mutter. Als der mächtige Zar Duschan einst mit seinen Leuten auf die Jagd ritt, fand er den Knaben, von seinen Schafen umgeben, unter einem Baume schlafend. Seine Art steckte so tief im Stamm eines benachbarten Baumes, daß Keiner von dem Gefolge des Fürsten sie herausreißen konnte. Man weckte den Kleinen, der sein Werkzeug sofort ohne Anstrengung aus dem Stamme zog, und diese herkulische Kraftprobe verschaffte ihm die Gunst des Fürsten. Milosch heirathete Wukassowa, die Tochter des Königs Lazar. Zu ihm sagte Lazar, als er in der Ebene von Kossowa ankam: „Wo sind Deine Krieger von Matschwa?“ — „Sie sind daheim geblieben, um zu ackern und zu säen.“ — „Nun, so mögen sie mit Gottes Beistand ackern“, rief der Fürst zornig, „bis sie nur noch Disteln zu fressen haben, und mögen die Türken ärndten, was sie säen!“ Ein anderer Eidam Lazar's, Wuk Brankowitsch, nährte einen geheimen Groll gegen Milosch, weil Wukassowa in Gegenwart ihrer Schwester den Wunsch ihres Mannes höher gepriesen hatte, als den ihres Schwagers. Die Folge davon war ein Zweikampf, in welchem Milosch den Wuk vom Pferde warf, ohne ihm sonst ein Leid anzuthun. Diese großmüthige Prostitution entrüstete Letzteren noch mehr, und er klagte Milosch bei einer Versammlung Fürstenvölkes mit den Türken an. Der König wünschte über die Sache ins Klare zu kommen; er reichte Milosch einen Becher Wein und sprach zu ihm: „Trinke nur, obschon man Dich des Verrathes zeiht!“ Der Held wurde bleich und entgegnete: „Am Vorabend einer Schlacht ziemt es nicht, Streit und Zank anzufangen; aber ich werde es beweisen, wie falsch diese Anklage und wie rein meine Treue ist.“ Er verschwand am nächsten Morgen (15. Juni 1389) und ließ sich als Ausreißer vor Sultan Murad führen. Als er nun dem Sultan die Hand küssen sollte, kniete er nieder und stieß ihm seinen Dolch in den Leib. Darauf suchte er sich zu retten und erschlug noch mehrere Türken, ehe er selbst den Tod fand.

Murad gab noch wenigen Stunden den Geist auf, gewann aber nichtsdestoweniger die Schlacht und konnte sogar Lazar's Haupt fallen sehen. Wuk Brankowitsch, der einen Flügel des Serbischen Heeres befehligte, war nach einer lässigen Vertheidigung mit seiner zahlreichen Reiterei entflohen, weil er an Lazar's Stelle auf den Thron zu kommen hoffte; allein der neue Sultan wollte einem Verräther nicht so zu Willen seyn. Wuk selbst wurde ermordet, und seine Kinder erbten seine Nachlosigkeit gegen die rechtmäßigen Erben des Thrones.

Die Türkischen Geschichtschreiber räumen die Thatsache des Mordes ein, behaupten aber, daß Milosch ihn schon verwundet auf dem Schlachtfelde beging. Man errichtete Murad ein Cenotaph und brachte seinen Leichnam nach Konstantinopel. Einer Türkischen Sage zufolge, soll Milosch den Kopf des Sultans vom Rumpfe gehauen haben; dieser Kopf soll aber nie wiedergefunden worden seyn. Der gefangene und enthauptete Lazar wurde in Prischina beerdigt. Sein Sohn und die Serbische Geistlichkeit brachten ihn nach dem Kloster Rawanitza, das er selbst gestiftet hatte; später kam die kostbare Reliquie auf Oesterreichischen Boden.

Die zum Islam bekehrten Serbier lassen den Helden Marko

Digitized by Google

Kraftzwitsch durch einen fingirten anderen Helden ihres Glaubens, den sie Hirniu Muo (?) oder Muhaša nennen, besiegen. Dieser wackere Kämpe ließ aber den Marko nicht bloß an Kraft, sondern auch an Völkerei ein gutes Theil hinter sich: er verzehrte bei einer Mahlzeit zwanzig Pfund Brod und neunzig Pfund Hammelfleisch; er leerte ungeheure Weinkrüge und hatte ein Pferd, das eben so gefräßig war wie sein Herr. Es scheint, daß die muselmännischen Slawen von Muhammed's Verbot des Weines nie viel Notiz genommen haben.

Juden und Zigeuner verstehen sich nach dem Serwischen Volksglauben auf Hexerkünste. In einem Serwischen Liede ist von einer Frau die Rede, die ein Jude vermittelst einer unter einem Grabhrein gefundenen Kröte behext hat. Phosphorisch leuchtende Hexen sollen bei nächtlicher Weile in Vögel oder Raubthiere sich verwandeln, kleine Kinder fressen und schlafenden Personen das Herz aus der Brust reißen. „Sei kein Lämmlein!“ — so heißt es in einem dieser Lieder — „ruht der junge Rabosh sanft schlummernd. Seine Schwester weckt ihn; allein er antwortet: Ich bin mit sanftem Schwefter; Hexen haben mich getroffen; die Mutter hat mir das Herz ausgerissen, und die Mahme hat ihr dazu geleuchtet.“ Wenn eine Hexe sich in die Lüfte schwingen will, muß sie ihre Achselhöhlen mit einer Salbe einreiben und dabei einige mystische Formeln sprechen. Der Knoblauch, womit man Brust und Schuttern einreibt, ist das probateste Mittel gegen alle Art von Verzauberung.

Allgemein in der Europäischen Türkei ist der Glaube an die Wirkungen des bösen Auges, die man jedoch durch das Tragen blauer Kleidung, durch Anfassen eines eisernen Geräthes oder Abschießen eines Pistols neutralisirt. Flüche und Verwünschungen glaubt der gemeine Servier unwirksam zu machen, wenn er beim Hören derselben tüchtig ausspuckt. Die Albaneser fürchten sich vor Werwölfen, die von Reisenden nicht zum Essen Epiphanias umgehen, und die Griechen vor Vampyr-Geistern, die in Bergschluchten hausen. Diese letzteren Unholde verlassen ihre Gräber, um die Lebenden zu beunruhigen, oder sie zu ersticken und ihnen das Blut auszusaugen. Wer in solcher Art von Vampyren heimgesucht worden, wird selbst ein Vampyr, und an seinem Körper erscheinen rothe oder blaue Flecken, den Stichen der Blutegel ähnlich. Man erkennt einen Vampyr-Leichnam an der jüdlichen Frische seines Bartes, der Biegsamkeit seiner Glieder und scheinbar frischen Spuren der Verwesung. Bisweilen haben Körper offne flarrende Augen; ihr Haar und ihre Nägel wachsen noch im Tode, und sie machen ein Geräusch, dem Akte des Kauens und Zermalmens ähnlich. Um sich von ihnen zu befreien, muß man sie wieder ausscharren, den Kopf abhauen und den Rumpf verbrennen. Ihre Wuth macht man dadurch unwirksam, daß man den leidenden Theil mit einer Salbe aus Vampyr-Asche und aus Erde, die von dem Grabe eines Vampyrs genommen ist, einreibt.

Je schöner und großartiger die Begräbniß-Plätze von Konstantinopel und Skutari sind, desto unangenehmer muß es berühren, daß man sie nicht bloß als Promenaden, sondern sogar als Schauplätze von Spielen und Lustbarkeiten benutzt. An Tagen, die dem Gebrauche nach der Ruhe gewidmet sind, füllen die einige große, außerhalb der Mauern Konstantinopels liegende Todtenfelder mit Männern, Frauen, Kindern und Zuschwerern; man lagert sich, zecht und treibt allerlei ergötzliche Possen, während in geringer Entfernung von einem solchen lärmenden Kreise an einem frisch aufgeschütteten Grabe Leichengesänge angestimmt werden. Der Kontrast ist sehr unangenehm und das Verweilen auf den verpesteten Grabstätten sehr ungesund.

Die Gottesäcker der Christen und der Albaneser sind eben so wenig als die muselmänischen eingefriedigt und liegen oft mitten in Wäldern oder Einoden. Kleine dreieckige Steine, zu denen selten noch ein kleines hölzernes Kreuz kommt, bezeichnen die Gräber. Da die Slawen ihre Särge nicht tiefer vergraben, als die Türken, so geschieht es in Servien nicht selten, daß Schweine die Gräber aufwühlen — ein abscheulicher Anblick! Die Montenegriner zieren die Kreuze auf den Gräbern mit so vielen Abbildungen des Vogels Kuckuk, als der Verstorbene Schwestern hinterlassen hat. Dieser Gebrauch kommt daher, weil ein Mädchen den Tod ihres Bruders so lange bewein haben soll, bis der Himmel, ihrer unaufhörlichen Klagen müde, sie endlich in einen Kuckuk verwandelte.

Der muselmänischen Sitte soll selbst die Türkei bewohnenden Völker scheint noch sehr unentwickelt zu seyn. Der alte Statthalter von Bitoglia machte sich regelmäßig das Vergnügen, ein furchtbares Charivari aus Trompeten, Klarinen, Klarinetten, Oboen, Cymbeln und großen Trommeln anzuhören; ein anderer Statthalter ergötzte sich jeden Abend an einer Trommel-Serenade, die im Vorsaale seines Diwans geschlagen wurde! Nur am Serwischen Hofe scheint eine mehr künstlerische Musik allmälig aufzukommen. Fürst Milosch eines konkubinen Sclaven als Kapellmeister angestellt hat. Dieser wackere Mann soll seinen Zöglingen zuweilen bis an 30 Stockprügel aufzählen lassen — so sehr liegt ihm die Bildung eines guten Musik-Corps am Herzen!

Die große Trommel darf bei keiner Serwischen Hochzeitsfeier fehlen; auch der Dudelsack darf dabei eine Rolle; doch substituirt man ihm bisweilen ein Spanferkel, das von Künstler unter dem linken Arme trägt, während er es mit der rechten Hand in die Ohren zwickt. Dies ist eine zarte Anspielung auf die Harmonie, welche der Ehestand den künftigen Gatten verheißt.

Galanterie gegen Damen ist den Albanesern, den Slawen und den Türken eine unbekannte Sache. Der gemeine Muselmann begreift nicht, wie man seiner Frau den Arm reichen und so mit ihr spazieren gehen könne. Jussuf, Pascha von Belgrad, gab im Jahre 1837, bei Gelegenheit der Verbrüderung seines Sohnes, ein großes Fest. Die Familie des Fürsten Milosch und der Oesterreichische Konsul waren dazu eingeladen; der ungalante Pascha wollte aber nicht, daß Letzterer der Fürstin Milosch den Ehrenplatz einräumte, und nöthigte ihn, diesen Platz selbst einzunehmen, die Worte hinzufügend: „Die gehört der erste Platz; denn Du bist mein ältester Freund!“

Bei den Slawischen Christen muß das Weib die Kinder erziehen, spinnen, Leinewand weben, Tuch bereiten, die Heerde hüten und den größten Theil der Feldarbeiten thun. In der Wallachei sieht man die Frauen, mit schweren Lasten Holz oder Heu beladen, von den Bergen herabsteigen, während ihre Männer. Tabak schmauchend und höchstens mit einer Flinte auf dem Rücken, ihnen zur Seite gehen. Die Bäuerinnen ziehen ihren Männern, wenn sie von Acker heimkehren, Schuhe und Strümpfe aus, waschen ihnen die Füße, bedienen sie mit Speisen und entfernen sich dann, um in Gesellschaft der Kinder und der Mägde zu essen. So groß aber auch die Unterwürfigkeit des weiblichen Geschlechts in der Türkei ist, so kann man den Türken und Slawen doch zum Ruhme nachsagen, daß sie ihre Frauen niemals mißhandeln, wie die Wallachen und der Ungarn thun; sondern sanft und freundlich mit ihnen umgehen, wie im tiefen Gefühl der physischen Schwäche des Weibes. Der gemeinste Türke hat Rücksichten gegen sein Weib, die das niedere Volk bei uns lächerlich finden würde; und doch ist keine dieser Rücksichten eigentlich galanter Art, daher diese Bemerkung mit der obigen keineswegs im Widerspruch steht.

Wo Herr Bowring von den Reformen Mahmud's spricht, zeigt er uns, wie wenig er die tief in den Türken Wurzel gefaßt. Die meisten dieser Reformen betreffen übrigens nicht einmal Dinge von Erheblichkeit. Die Türken haben in Konstantinopel keine andere Schauspiele, als Marionetten, Zauberlaternen und Gauklerstücke. Im Jahre 1839 sollte ein gewisser Ali Aga Europäische Komödien übersetzen und auf einem Amphitheater vorstellen lassen. Drei Jahre früher hatte Fürst Milosch in Kragujevatz ein kleines Theater errichtet; allein er unterbrach mehrmals die Vorstellungen und bewies damit, wie sehr neu ihm diese Ergötzlichkeit war. Einst Tages wollte er mitten in einer Waldgegend auf der Bühne ein Kriegsschiff wiedersehen, dessen Decoration ihm ein paar Abende zuvor besonders gefallen hatte. Ein anderes Mal ermahnte er Kämpfende Schauspieler, nicht so stark auf einander einzudauen, damit keiner das Leben einbüße; und wieder ein anderes Mal rief er einen Schauspieler, der an einem Baum gefesselt war, zu, wie er in diesem Zustand fingen könne?

Holland.

Nord-Holland und der Helder.

(Fortsetzung.)

So verstrich der Winter, und ich sah den Frühling beginnen, mit dem ganzen Entzücken der Armen, die an dem ersten sonnigen Tage ihre dunkle Abgeschiedenheit verlassen, durch die blumenreichen Wiesen wandeln und alle Schätze der Natur als ihr Eigenthum betrachten. Ein merwartetes Ereigniß, ein Zufall, überhob mich plötzlich aller meiner Sorgen. Wenn ich mich von meiner Wohnung nach der Universität begab, kam ich regelmäßig täglich zweimal durch eine kleine ziemlich dunkle Straße, die von Handwerkern und Kaufleuten dritter Gattung bewohnt war. Schon öfters hatte ich eine bejahrte Frau in einer Niederlage Chinesischen Porzellans bemerkt, die mich jedesmal beim Vorübergehen aufmerksam betrachtete. Lange hatte ich das regelmäßige Hinausstreten der Krämerin auf ihre Ladenschwelle bemerkt, ohne mir dabei etwas zu denken, und ohne daß es auf mich irgend einen Eindruck gemacht hätte. Meine Freunde hatten schon dieselbe Beobachtung gemacht. Nach und nach wurde ich aufmerksamer, und wenn ich mich zuweilen in einiger Entfernung umkehrte, so bemerkte ich, daß die Frau mir unverwandt nachblickte um erst dann in ihren Laden zurückzutreten, wenn mich eine Biegung der Straße ihren Augen entzog. Meine Gefährten, welchen die Zuneigung der Krämerin ebenfalls aufgefallen war, spotteten jedesmal bei unserem Abendessen über meine Eroberung, deren Name Elvina Terderhart (ärztlichen Herz) noch ganz besonders zu den romantischen Gefühlen zu passen schien, die mir bei ihr voraussetzen. Zuerst waren mir auch diese Anspielungen sehr unangenehm und peinlich darüber sehr unangenehm, und nach und nach ließ ich mich aber verleiten, selbst über das zu lachen, was man mein gutes Glück nannte. Eines Tages, als ich einige Schritte hinter meinen Freunden zurückgeblieben war, sahen diese die gute Frau schon in der Thür stehen und riefen mir lachend und spöttisch zu: „Eile herbei, zögernder Geliebter, Deine junge Schönheit erwartet Dich.“ Die arme Frau erröthete und erbleichte, stand mit verlegenheitvollem Lächeln und traurigen Blick zu und zog sich in ihr Magazin zurück. Ich entfernte mich stillschweigend, unzufrieden mit meinen Freunden und mit mir selbst; denn wodurch hatte die Aermste wohl solche unwürdige Kränkung verdient?

Diesmal schien mir der Vortrag des Professors äußerst langweilig zu seyn; ich war gar nicht im Stande, meine Gedanken darauf zu richten, sondern eilte nur nach dem Laden der Frau Terderhart, die mich aber nicht sehen ließ, ich ging vor ihren Fenstern auf und ab, setzte meinen Weg fort, sah mich dann um, sie kam nicht. So trieb ich es drei Tage, und als ich sie gar nicht wieder erblickte, beschloß ich, zu ihr zu gehen und sie um Verzeihung zu bitten. Schüchtern und ängstlich schritt ich über die Thürschwelle, blieb stehen und sah mich um, ob die Nachbarn mich wohl bemerkten; ich war so unruhig geworden, als ob mein lauteres kindliches Gefühl, das mich zu ihr führte, entrieb, gemißdeutet werden könnte. Als ich noch unbeweglich und unentschlossen dastand und nicht wußte, ob ich vorwärts gehen oder

umfehren solle, öffnete Ich plötzlich eine Glasthür, durch welche die Gesellschaft mich beobachtet hatte; tächelnd trat Sie mir entgegen und begrüßte mich, der ich erröthend und stotternd um Verzeihung meiner Kühnheit bat. — „O, ich weiß, was Sie sagen wollen", entgegnete Sie, „die Neven Ihrer Freunde haben mich viel berührt, aber ich glaube faß, daß Sie an dieser thörichten Ungerechtigkeit ganz unschuldig sind, denn seit drei Tagen beobachtete ich ungesehen alle Ihre Bewegungen und Ihre Unruhe; Sie sind gut, und ich freue mich über den Umstand, der mir entdüllte, was ich schon längst vermuthete. Nehmen Sie Platz."

Ich setzte mich auf einen alten sichenen Lehnstuhl, der mitten unter allen Artikeln des Magazins stand, und Sie musterte mich lange mit einem Blicke, der mich verwirrte um in Erstaunen setzte, dann ließ Sie sich an meiner Seite nieder, faßte meine Hand und fragte nach meinem Namen. — „Ich heiße Karl." — „Karl! ist das wahr? O mein Gott, wie sonderbar! Heißen Sie wirklich Karl? Betrügen Sie mich auch nicht? Aber wehhalb sollten Sie das wohl thun; Ihr Name ist also Karl, Karl!" Ihre Stimme zitterte vor Bewegung, ihr leuchtendes Auge bestete sich auf das meinige; Sie hatte einen Augenblick mit Fragen innegehalten, dann begann Sie von neuem: „Wie alt sind Sie?" — „Zwanzig Jahr." — O! das ist schön! Aber still, still, ich bin eine Närrin; was mögen Sie von mir denken! Und doch!" . . . Sie brach wieder ab, ergriff meine Hand und fügte mit verbindlichem Tone hinzu: „Hören Sie, Herr Karl, würden Sie wohl einer armen Einsiedlerin, die Ihnen ganz unbekannt ist, ein großes Vergnügen bereiten? Möchten Sie wohl nächsten Sonntag bei mir zu Mittag essen, doch nicht bloß den einen Sonntag, sondern auch alle folgende, wenn Ihnen kleine bessere Einladung zukömmt; denn ich bin ja nur eine alte Frau, eine einfache Trödel-Krämerin, und Sie ein Student der Universität und erst zwanzig Jahr alt!" — „O gewiß! ich werde kommen", rief ich mit dem Tone der schrellsten Zusage, über den ich mich selber verwunderte; „nichts soll mich abhalten, Ihrer Einladung Folge zu leisten." — „Herrlich! Tausend Dank, tausend Dank!" erwiderte Sie; „jetzt aber kehren Sie in Ihr kleines Zimmer zurück, denn ich weiß, daß Sie ein Stübchen mit vielen Büchern bewohnen und sehr fleißig sind; gehen Sie, ich erwarte Sie Sonntag." Bei diesen Worten gab Sie mir noch einmal die Hand, zog sich dann zurück, und ich verließ sie in sonderbarer Verwirrung, weil ich gar nicht wußte, was ich von dieser Zusammenkunft, von den liebreichen Worten und den freudigen Blicken denken sollte, und doch freute ich mich über dies Alles wie über eine glückliche Begebenheit. Als ich mich in einiger Entfernung umsah, bemerkte ich Frau Teeverbart, die den Kopf zur Ladenthür hinausstreckte, um mir nachzuschauen, und ich mußte mir selbst sagen: „Wie ist das Alles so sonderbar!" Doch war mir eine Zentnerlast vom Gewissen gefallen.

Bei meiner Rückkehr standen meine Freunde alle auf dem Flur beisammen und tuschelten geheimnißvoll mit einander; der Eine hatte mich bei der Krämerin eintreten sehen, da wurden denn allerhand Deutungen gemacht, und welcher Art! Und als ich kam, da gab es Scherze und bittere, ärgliche Reden. „Sie ist eine Närrin", meinte der Eine; „sie weiß das von ihrem Vater, Schon seit Jahren führt sie das seltsamste Leben; sie gibt nie aus, macht keinen Besuch und spricht mit Niemand." — „Sie ist eine klugge Alte", sagte ein Zweiter, „die sich einschließt, um ihre Thaler zu bescheiden und ihre in Lumpen eingenähten Goldstücke zu zählen." — „Nichts da", sprach ein Anderer; „sie ist kurzweg eine von jenen gottlüstigen Kreaturen, die eine besondere Vorliebe für die Verehrungen des Teufels haben und sich seichzig Jahren gern bei Freuden der Jugend wieder auffrischen möchten." — „Sie ist eine vortreffliche Frau", rief ich zornig aus, „eine Frau, von der man in meiner Gegenwart nie etwas Unwürdiges sprechen soll", und so ging ich in meine Stube, alle meine geschäftigen Ratgeber ganz erstaunt über meine lebhafte Antwort zurücklassend.

Zur Mittagsstunde begab ich mich am Sonntag zur Frau Teeverbart. Ich hatte mich mit meinen besten Kleidern herausgeputzt; ich trug meinen besten Rock, hatte eine von meinen Schwestern gestickte Halsbinde um, meine geblümte Weste war das Geschenk einer freigebigen Pathe, und als ich mich in meinem Studenten-Spiegel betrachtete, fand ich mich gar nicht übel. Ich wurde in ein nettes Zimmer hinter dem Laden geführt, das einfache, aber geschmackvolles Hausgeräth in sich hielt; der Hauptschmuck desselben war ein mit Sammet vom Treppe verhangenes Gemälde. Blumenvasen standen auf dem Kaminsims, ein neuer Teppich war unter dem Tisch ausgebreitet, auf dem ein damastenes Tischtuch und schöne silberne Couverts lagen. Die Krämerin war als gute Holländische Hausfrau noch mit der Anordnung des Mittagessens beschäftigt, sie kam mir freundlich entgegen und dankte mir aufs herzlichste für die Erfüllung meines Versprechens. Einige Augenblicke nachher saßen wir einander formmäßig am Tische, und Gläser und Flaschen, und dann gingen wir zu Tisch. In meinem ganzen Leben, selbst bei großen Familienfesten, hatte ich kein so üppiges Mittagsmahl eingenommen, und doch fand es Frau Teeverbart noch zu schlecht; sie schalt die Magd, daß sie keinen delikateren Fisch und nicht noch feinere junge Hühner ausgesucht habe. In einem Venetianischen Krystall-Spiegel schenkte sie mir den herrlichen, alten Vordeaux-Wein ein, entschuldigte sich dabei, daß er nicht so schlecht aussehme, und vergaß über der Betrachtung meines Appetites selber ganz das Essen und Trinken. Gegen Ende des Mahles that sie einige Fragen über meine Familie, mein Vaterland, meine Pläne und hörte die Antworten mit der größten Theilnahme. Nach ungefähr zwei- bis dreistündiger Unterhaltung, während welcher mich ihr herzlicher Antheil oft aufs Neue gerührt hatte, wollte ich mich empfehlen, da zog sie mich heiseit und sprach zu mir: „Sie haben mir durch diese Ihrem Sonntag gezaubten Augenblicke eine Gunst erzeigt, für die ich Ihnen sehr dankbar bin; gewähren Sie mir aber nun auch eine andere. Sehen Sie, Sie sind reich, Sie haben es mir selbst eingestanden, Sie sind in dieser Stadt mit ihren schwachen Hülfsmitteln ich ganz allein überlassen und müssen so manche Entbehrung erdulden. Gestatten Sie mir also, daß ich in Ihre Hände ein Wenigtes von meinem Ueberflusse niederlege. Indem ich Ihnen dieses Anerbieten mache, erfülle ich nur den Willen der Vorsehung, die mir mehr zu Theil werden ließ, als ich brauche, damit ich anderen Würdigen davon mittheilen könne. Sie wollte mir dabei ein Goldstück in die Hand drücken, und als ich schnell zurücktrat, fuhr sie fort: „O, ich beschwöre Sie, verschmähen Sie nicht diese unbedeutende Gabe, denken Sie daran, daß ich dieses Geschäftsein Niemanden entziehe, daß ich frei darüber verfügen kann, und daß Sie es mit einst wiedererstatten können, denn Sie müssen in Zukunft so reich und glücklich werden, wie Sie es verdienen." So sprechend, reichte sie mir mit zärtlichem, bittendem Blick ein Goldstück, drückte mir die Hand und entfernte sich, mir zurufend: „Also auf nächsten Sonntag! Leben Sie wohl, Gottes Segen über Sie!"

(Fortsetzung folgt.)

Schweden.

Bruchstücke aus Fredrika Bremer's neuestem Roman „Streit und Friede", oder Einige Scenen in Norwegen.*)

Das letzte, „Streit und Friede" betitelte literarische Produkt der beliebten Verfasserin der „Skizzen aus dem Alltagsleben" ist reich an eigenthümlichen Schönheiten und stellt sich den in Deutschland bereits bekannten Schriften jener gemüthlichen Schriftstellerin würdig zur Seite. Wir erlauben uns daher die Mittheilung einiger Bruchstücke aus diesem in Norwegen spielenden Roman, die geeignet seyn dürften, dem Leser einen Begriff von Ton und Haltung desselben zu geben. Zum Verständniß dieser Bruchstücke bedarf es nur der Anführung der im Roman vorkommenden Personen. Es sind: die Oberstin Astrid, eine sehr schwermüthige Dame; — Susanna, ihre Gesellschafterin, eine junge Schwedin, welche sich auch der Wirthschaft annimmt; — Harald, ihr Wirthschafter, ein junger Norweger. Zwischen Susanna und Harald ist ewiger Streit, bis sie Frieden schließen und — sich heirathen. Ferner Astrid, Harald's Schwester, und Lerow (ihr Verlobter), ein in Tromsö ansässiger Kaufmann.

Und nun zur Sache, d. h. in den „Streit" hinein, der geführt wird im

Brauhaus.

Harald hatte sich hier eingefunden, um ein neugebrautes Bier eigener Art zu kosten, in dessen Zubereitung Susanna eine Meisterin war; nachdem er aber einen starken Zug aus dem Glase gethan, sagte er mit einer entsetzlichen Gesichtsverzerrung: „Taugt nichts, — taugt ganz und gar nichts!"

Etwas beleidigt, entgegnete Susanna: „Vielleicht behaupten Sie auch, daß das Brau-Rezept der Landeshauptmännin Rosenstjern nichts taugt?"

„Das behaupte ich ganz bestimmt. Sie ist es ja wohl, die so viele Damen-Kaffees gibt!" — Eine Kaffeeschwester kann niemals eine gute Hausfrau seyn, und da die Landeshauptmännin eine Kaffeeschwester ist, so . . ."

„Ich muß Ihnen sagen", brach Susanna mit Heftigkeit auf ihn ein, „daß ich es eben so unschicklich wie ungutmüthig von Ihnen finde, in dieser Weise von einer vortrefflichen Frau zu reden, die so hoch in Aller Achtung steht."

„Hoch! — Wie hoch ist sie ungefähr, wenn sie steht?"

„Viel höher als Sie gegenwärtig sind oder jemals seyn werden, — das kann ich Ihnen versichern."

„Höher als ich? Dann geht sie bestimmt auf Stelzen. Nun, das muß ich gestehen, das ist sicher der Gipfel der Vornehmheit. Damen-Kaffees geben und sich theuer und prachtvoll anziehen, das kann man den Damen allenfalls verzeihen, — aber auf Stelzen zu gehen, nur um höher zu stehen als alle Andere und um auf sie hinabblicken zu können, das ist stark." Wie kann eine so hochstehende Dame sich herablassen, ein gutes Bier zu brauen! Eine Schwedin kann ebenfalls kein trinkbares Bier brauen, denn . . ."

„Sie wird Ihnen auch keinen einzigen Tropfen mehr brauen, Sie garstiger Norweger, denn Sie haben weder Vernunft, noch Witz, noch Geschmack, noch . . ."

Die Worte verstagten ihr vor Zorn; sie flog in der höchsten Wuth aus dem Brauhause, indem sie das Glas umwarf, welches Harald sich während des Streites ruhig wieder gefüllt hatte, und dessen Inhalt er auf den Leib bekommen hätte, wenn er dem auf ihn gerichteten Bierstrahl, mit welchem sich Susanna's abziehendes Zorngewitter entlud, nicht durch einen schnellen Seitensprung entgangen wäre.

Gegen Abend, an denselben Tage, sehen wir die streitenden Parteien wieder an einander treffen, und zwar auf dem

Boden.

„Sind Sie noch böse?" fragte Harald scherzhaft, indem er den Kopf durch die halbgeöffnete Thür in den Bodenraum steckte, wo

*) Strid och Frid, eller Några Scener i Norge. — Eine Deutsche Uebersetzung dieses Romans erscheint in diesen Tagen bei F. L. Morin in Berlin.

Google

Susanna mit Gewicht und Würde einer echten Wirthschafts-Regentin auf einer Mehlkiste wie auf ihrem Throne saß, einen Scepter von den weltberühmten Wurzkräutern Timian, Majoran und Basilika in der Hand haltend, die sie in kleine Schnippchen zerschnitt, prüfende Blicke in ihrem wohlgeordneten Reich umherwendend.

Die Brodkasten sperrten nach dem kürzlich verrichteten Backen den Mund vor Uebersülle auf; Fleischwürste und Schinken hingen, saftig und braun erglänzend, in der Decke, und neben ihnen große Bündel getrockneter Fische; Säcke mit allerlei Hülsenfrüchten und trockenen Gemüsearten standen auf Brettern umher u. s. w.

Harald sah sich mit einer Kennermiene auf dem Boden um und sagte, obgleich er keine Antwort auf seine Frage erhalten hatte:

„So viel ist gewiß, daß ich nie einen besser ausgestatteten und besser geordneten Boden gesehen habe."

Susanna bemühte sich, das Vergnügen zu verbergen, welches diese Aeußerung ihr machte.

„Aber gehen Sie auch zu", fuhr Harald fort, „da ist kein großes Kunststück ist, Boden und Keller in einem achtungsgebietenden Zustand zu erhalten, in einem Lande, das so reich ist an den Lebens Gütern, wie unser Norwegen, von dem es heißt:

„Gesegnet Land, mit himmelhohen Bergen,
„Frischdurchen Thälern, fischerreichen Küsten — —

„Schon gut", unterbrach Susanna ihn kurz; „wir haben in Schweden, Gott sey Dank, auch Fische."

„Ja, die sich aber mit den unsrigen nicht messen können. Oder wollen Sie vielleicht Ihre paar Barsche gegen unsere Makrelen, Häringe, Flundern und andere unermeßliche Schaaren unserer Fische setzen?"

„Alle Ihre unermeßlichen Schaaren von Norwegischen Fischen geb' ich für einen einzigen Schwedischen Hecht hin."

„Ein Hecht! Also giebt es wirklich in Schweden nichts Anderes als Hechte?"

„In Schweden finden sich alle Fischarten, die Norwegen hat, nur mit dem nicht zu übersehenden Unterschied, daß sie dort sämmtlich größer und fetter sind."

„Ja, dann kommen sie aber von unserer Küste. Wir nehmen uns, so viel wir bedürfen, und die übrigen lassen wir nach Schweden schwimmen, damit die Leute dort auch ein wenig Fleisch zu essen bekommen. Aber ich vergesse, daß ich selbst hinausgehen muß, um „kleine Fische, große Fische" zu fangen. Adieu, Mademoiselle Susanna; ich bin bald wieder hier."

„Er wäre viel besser, Sie blieben gleich draußen bei Ihren Norwegischen Fischen", rief Susanna ihm nach.

Harald that dies nicht. Am nächsten Morgen folgte er Susannen in die

Milchkammer.

„Ich seh' aus Ihrer Beschäftigung", sagte er zu ihr, „daß wir heute Mittag kaute Milch, eines unserer köstlichsten Nationalgerichte und mein Lieblingsgericht, essen werden."

„Still' doch, — man kann den Magenkrampf bekommen, wenn man an Ihre Nationalgerichte denkt. Es giebt nichts Unnatürlicheres, nichts Abscheulicheres, als die Art, wie man hier zu Lande die saure Milch anrichtet und genießt, nämlich mit Obstsuppe und Sardellen!!"

„Obstsuppe und Sardellen, das allerfeinste, allerleckerste Gericht auf Erden, — ein Essen, das ich mit Zug und Recht ein Christenessen nenne!"

„Und ich nenn' es ein Heidenessen, das kein Christenmensch zu genießen vermag."

„Seit Menschengedenken wird es von freien Norwegern in Norwegerd schönen Thälern verzehrt."

„Das beweist nur, daß die „freien Norweger" noch Heiden sind."

„Ich kann Ihnen beweisen, daß die Norweger früher ein christliches Volk wurden als die Schweden."

„Das können Sie beweisen, so viel Sie wollen, ich werde es Ihnen doch nicht glauben."

„Ich werde es Ihnen aber gedruckt zeigen."

„So bin ich überzeugt, daß es ein Deutscher ist."

Harald lachte und warf etwas von der Unmöglichkeit hin, mit „Schwedischen Frauenzimmern" eine vernünftige Unterhaltung zu führen.

Sollte nun Jemand sich darüber wundern, daß Harald überall mit Susannen zusammentrifft, im Brauhause, auf dem Boden und in der Milchkammer, und vielleicht gar fragen, woher dies komme, so antworten wir ihm, daß Harald vielleicht ein großer Liebhaber ist von Bier, Mehl und Milch, oder auch von einem gewissen anderen Gewürz in der Alltagssuppe des Lebens, welches man einen kleinen Streit nennt.

Die Oberstin früh'stücke gewöhnlich allein in ihrem Zimmer, doch ist sie stets mit Susanna und Harald zu Mittag und laß sie auch wohl ein Stündchen des Abends. Bei Tische brach oft der Streit über die Norwegisch-Schwedische Suprematie aus, denn die geringste Veranlassung war hinreichend, die Schwedische Burgermeister-Tochter ins Feld zum Kampf für's angegriffene Vaterland zu rufen. Sonderbar genug schien es, als fände selbst Madame Afrin ein Vergnügen daran, die streitenden Parteien an einander zu bringen, indem sie zuweilen eine oder die andere verfängliche Frage hinwarf, wie z. B.: „Ich möchte wohl wissen, welcher Blumenkohl besser ist, der Norwegische oder der Schwedische?" oder: „Welche Aerndte wohl in diesem Jahr am besten ausgefallen seyn mag, die Norwegische oder die Schwedische?"

„Ganz bestimmt die Norwegische!" sagte dann sicher Harald; — und

„Ganz bestimmt die Schwedische", war stets Susanna's Antwort darauf, — und der Streit war fertig. Auf diese Weise kamen Gemüse, Fleisch, Fisch, Moose, Münzen und Gewichte, genug die meisten Gegenstände nach und nach an die Reihe.

Eines Tages sagte Harald zu Susanna: „Ich habe noch auf dem ganzen Gute hier keinen Strohhaim gesehen, der sich mit einem Schwedischen vergleichen könnte."

„Das wird wahrscheinlich daher rühren, daß Sie hier überhaupt zum erstenmal in Ihrem Leben schönes Stroh in die Hand bekommen haben."

Vom Norwegischen Gewicht sagte sie: „Das verunreinigte, abscheuliche Norwegische Gewicht mit seiner verwirrten Eintheilung werde ich in meinem ganzen Leben nicht begreifen."

„Und doch ist es jetzt für Sie wichtiger als das Schwedische", war Harald's Antwort.

Wenn nun Susanna recht eifrig und recht böse wurde, dann — lachte Harald von ganzem Herzen, und selbst auf Madame Afrin's blassem Gesicht zeigte sich zuweilen ein leiser Anflug von einem Lächeln; doch glich dieser mehr einem flüchtigen Sonnenschimmer am dunkeln Novemberhimmel, der sich nur zeigt, um sich bald darauf wieder hinter um so dichtere Wolken zu verbergen.

Doch nicht immer herrschte der Geist des Widerspruchs und Streites zwischen Harald und Susanna. Mitunter wollte auch der Friede ob, und zwar gewöhnlich des Abends beim Kaminfeuer, wo Harald vorzulesen oder die Sagen seines Vaterlandes zu erzählen pflegte; doch glich dieser Friede nur einer scheuen Taube, bereit, bei dem geringsten Bewegen auf und davon zu fliegen. Wir wollen nächstens eine von Harald's Erzählungen mittheilen.

Mannigfaltiges.

— Elsässische Journalisten über Deutsche Zustände. Der unstreitig noch sehr junge Schriftsteller, der unter dem Namen A. Weill in mehreren Deutschen Blättern Artikel voll sprudelnder Bewegung über Paris und die Franzosen geliefert, schreibt jetzt auch in Französischen Journalen ähnliche Artikel über Deutschland und Deutsches Leben. Am hervorstechendsten ist in diesen Artikeln, sowohl in den Deutsch als in den Französisch geschriebenen, die nationale Gesinnungslosigkeit, wobei es allerdings weder den Deutschen Ansätzen an Esprit, noch den Französischen an Gemüth fehlt. In Deutschland spottet Herr Weill über die Franzosen und in Frankreich über die Deutschen, was gewiß klüger und dräben als ein sehr unschickliches Treiben bezeichnet werden müssen. Wenn man nicht hinterein erfährte, daß der Verfasser das Unglück hat, ein Elsasser zu seyn, der weder als ein ganzer Franzose noch als ein ganzer Deutscher erzogen, sondern beides halb oder vielmehr keines von beidem geworden ist. Herr Weill ist auf seiner schriftstellerischen Carriere zuerst nach Deutschland verschlagen worden, und daher rührt wahrscheinlich das noch vorwaltende Deutsche Element in ihm, während in anderen seiner Elsässischen Landsleute, die in Französischen Journalen über Deutschland schreiben, z. B. in Herrn F. X. Müller, der nicht wie Jener in Frankfurt a. M., sondern in Paris seine Bildung sich holte, das Französische Element so vorherrschend geworden, daß in dem unblutigen Zeitungskriege, den der vorjährige Juli-Traktat zwischen Deutschland und Frankreich erregte, kein Franzose vielleicht so heftig auf die Eroberung der Rheinprovinzen pochte, als eben Herr F. X. Müller, einer der fleißigsten Mitarbeiter des Constitutionnel. Interessant müßte es seyn, alle Elsasser, die heutiges Tages für die Literatur wirken, zu beobachten, um darauf vielleicht einen Schluß auf die Richtung ziehen zu können, die der Deutsche Geist in einer Deutschland seit beinahe zwei Jahrhunderten entfremdeten Provinz genommen hat. Nicht Alle sind, wie wir beiden Obengenannten, entweder Zwitter oder enragirte Franzosen; es giebt auch Manner unter ihnen, die in rein Deutschem Sinne wirken, wie z. B. der Direktor der Handels-Lehranstalt in Leipzig, Herr August Schiebe, der ein Strasburger ist und dem wir das vortreffliche Deutsche „Universal-Lexikon der Handels-Wissenschaften" verdanken. Von Herrn A. Schiebe befindet sich in einer der letzten Blätter der Revue Musicale ein Aufsatz über die Musikfeste der Deutschen. Er handelt vornehmlich von einem vor drei Jahren in Frankfurt a. M. stattgefundenen Feste dieser Art, wobei das Arndtsche Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" als eine Art politischer Macht bezeichnet wird, welche die Deutschen zusammenhalte. Es wird demnächst auch der Brief entstandenen Mozart-Stiftung gedacht, dem Herrn Schiebelen nur Deutschen Musik-Jüngern, aber einer geheimen Klausel zufolge, auch den Elsassern zukommen sollen, die man sonstwährend als Deutsche betrachtet. „Es ist dies", fügt Herr Weill hinzu, „eine politische arriere-pensée, die wohl beachtet zu werden verdient." — Es ist dies, können jedoch wir noch hinzufügen, eine blose Mystification, die sich Herr Weill mit dem Französischen Publikum erlaubt, denn die Mozart-Stiftung ist keinerlei geheime Klauseln, wohl aber öffentlich ausgesprochen, daß jeder Musikbeflissene, dessen Muttersprache das Deutsche sey, Ansprüche auf ihre Protection habe, und dies ist wohl keine „pensée politique, digne d'être relevée."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 24 Sgr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Jägerstraße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Donnerstag den 6. Mai 1841.

Frankreich.

Die berühmten Frauen der Revolution.

Ein Beitrag zur Geschichte der Frauen-Emancipation.

Das unter obigem Titel in Paris erschienene Werk muß als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Frauen-Emancipation angesehen werden. Vielleicht ist der Gedanke derselben nie kühner ausgesprochen, vielleicht sind nie energischere Versuche zur Durchführung desselben gemacht worden, als in der Revolutionszeit. Was den ersteren Punkt betrifft, so brauchen wir nur das Manifest der berühmten Olympia von Gouges zu betrachten, wo alle Beschwerden des schönen Geschlechts auf eine sehr kraftvolle Weise formulirt sind. „Welche Vorrechte", ruft sie den Frauen zu, „hat Euch denn die Revolution gebracht? Keine andere, als eine größere Geringschätzung und eine entschiedenere Verachtung."

Das schöne Geschlecht hat übrigens in dem Verfasser des genannten Werkes, Herrn Lairtullier, einen begeisterten Vertheidiger seiner Rechte gefunden. „Gewiß", ruft er aus, „wird einst die Zeit kommen, wo die Frau die ihr gebührende Stellung in der Gesellschaft einnehmen, ihre verkannten Rechte zur Anerkennung bringen und sich aus der Erniedrigung erheben wird, zu der die Jahrhunderte sie verdammt haben, und welche kraft der Usurpation für den Normalzustand gilt. Dann wird man sie auch zuweilen aus dem Gebiete der Häuslichkeit hervortreten sehen, um das Heiligthum des Vaterlandes zu betreten, das Land zu lieben und nicht bloß die Haushaltung, die Franzosen und nicht bloß einen Franzosen, dann wird man sie sich den höchsten Bestrebungen in den Wissenschaften, in den Künsten, in der Industrie zugesellen sehen." — Sollte es einem unseren Chaumette einfallen, zu sagen: „Seit wann ist es denn den Frauen gestattet, ihr Geschlecht abzuschwören? Seit wann ist es denn gebräuchlich, daß sie ihre Haushaltung, die Wiege ihrer Kinder verlassen, um auf den öffentlichen Plätzen, auf der Rednerbühne, vor den Schranken des Senats und in den Reihen der Armee die Pflichten zu erfüllen, welche die Natur den Männern zugetheilt hat? Hat sie uns denn Brüste gegeben, um unsere Kinder zu säugen?" so hat er die Antwort bereit: „Ihr bewilligt ihnen die Herrschaft der Schönheit, der Anmuth und Jugend, Kleinigkeit! Wenn sie aber zu dem Alter gelangen, wo ihr Leben den Reiz der Schönheit und der Illusion verliert und sich ganz in die denkende Kraft zurückzieht, was wird dann aus dem Argumente?" Ja, möchten wir fragen, was wird dann aus dem Argumente? Was sollen die Frauen im dürftigen Jahre thun, wenn sie nichts mehr als Gattin, Mutter und Weib sind?

Die Erfahrungen des Jahres 1793 erlauben uns, die Folgen der Frauen-Emancipation nach ihrer physischen und moralischen Seite hin wenigstens einigermaßen, zu überschauen. Da haben wir zunächst die Thorheiten, die sich durch Thaten einen militärischen Grad erkämpfte. Sie erscheint in einem Amazonenkleide, mit einem Hute à la Henri IV. An der Seite trägt sie einen mächtigen Säbel, im Gürtel zwei Pistolen, in der Hand eine Reitgerte. Wie Herr Lairtullier sich ausdrückt, ist die Energie, die unter diesem Kostüm zum Vorschein kömmt, leichter auszudrücken, als die Anmuth. Wir glauben es ihm gern; die Anmuth, die bis zu den Zähnen bewaffnet ist, welche die Vorgerechtigkeit auf der Stirn, die Wuth und die Rachsucht in den Augen trägt, und die ihre Hände in Blut getaucht hat, muß allerdings nicht leicht auszudrücken seyn. Die Idee der Weiblichkeit darzustellen, darf eine solche Heroine keinen Anspruch machen, höchstens eine Marketenderin in einem Reiter-Theater. Herr Lairtullier, welcher alle mögliche Beispiele von der moralischen Macht der Frauen zusammengetragen hat, von Miltes Xeting an, welche an der Seite ihres Gatten kämpften, von der Marschallin von Guebriant, die einen Gesandtschaftsposten versah, und der gelehrten La Lézardière, bis zu Frau von Krüdener, hat doch vergessen, das Resultat zu ziehen, daß die Frau, die ihren Vater tröstet, ihren Mann beglückt, ihre Kinder gut erzieht, mehr wahrhafte Energie beweist als diejenige, welche ihr Leben in blutigen Kämpfen aufs Spiel setzt oder politische Abhandlungen ausheckt.

Betrachten wir Madame Rolland z. B., wie sie sich außerhalb ihres politischen Lebens darstellt. Wenn wir den Schriften glauben, die ihr zugeschrieben werden, so war sie im siebzehnten Jahre Philosophin und wußte die mädchenhafte Unschuld zu bewahren. Sie sah in der Ehe eine Institution, in welcher die Frau das Glück zweier Individuen auf sich nimmt. Sie theilte die Arbeiten ihres Mannes, wie sie seine Mahlzeiten theilte. Ohne sie würde sein Verdienst vielleicht nicht geringer gewesen seyn, aber in Verbindung mit ihr machte es mehr Sensation, weil sie zu ihren gemeinschaftlichen Schriften ein Gemisch von Verstand, Sanftmuth und Empfindung hinzubrachte. Ihr Leben, welches puritanisch und schimmernd zu gleicher Zeit war, erscheint bis zum Tage ihrer Gefangensetzung als ein Leben der Entsagung. Was hat sie aber an diesem Tage? Warum verwarf sie die Verkleidung, von welcher sie Rettung hoffen durfte? Warum flüchtete Rolland allein? Warum hielt seine Frau, die im Besitze eines Passes war, es für ihre Pflicht, in Paris zu bleiben? Warum drängte sie sich so sehr danach, die Empfindungen, von denen ihr Herz überwallte, vor dem Konvent auszufüllen? Weil, wie sie sagte, sie die hochherzigen und schrecklichen Empfindungen kennen gelernt hatte, die nie heller aufstammen, als in den Zeiten politischer Umwälzungen und des Umsturzes der gesellschaftlichen Beziehungen. Herr Lairtullier glaubt in Barbarour, dem schönsten der Girondisten, den Gegenstand ihrer spät erwachten Leidenschaft zu erkennen, und diese Annahme ist nicht unwahrscheinlich. Dem sey indeß, wie ihm wolle; wir wollen in dem Gefühle, welches Madame Rolland zurückgehalten hat, nur ein unsicheres Schwanken, eine unerklärliche Rathlosigkeit sehen. Welches sind aber nicht die Folgen dieser augenblicklichen Selbstvergessenheit? Was wird aus dieser Familie, die mit einer Pensylvanischen Pflanzerfamilie verglichen wurde? Was wird aus dem würdevollen, einfachen Manne? Was aus der schönen, keuschen, aufopfernden Frau? Die Frau stieg auf das Schaffot, der Mann tödtete sich auf der Heerstraße, und ihre Tochter blieb als Waise zurück.

Olympia von Gouges sagte: „Das Prinzip jeder Souveränetät hat wesentlich seinen Sitz in der Nation, welche nichts Anderes als die Vereinigung der Frau und des Mannes ist." Zugegeben, daß die Frau und der Mann sich in die Macht theilen sollen, so ergiebt es sich doch aus der natürlichen Verschiedenheit der Geschlechter, daß dem Manne die Leitung nach außen hin, der Frau die nach innen hin zufällt. Das sieht auch wohl sei, daß Mirabeau, als er die Frauen unter das häusliche Dach verwies, als er ihnen den Zutritt zu den öffentlichen Versammlungen untersagte, ihnen nicht die Pille vergoldete, wie Herr Lairtullier behauptet, sondern ihnen Alles bewilligte, was ihnen möglicherweise bewilligt werden konnte. Ein Blick auf das Leben der Olympia von Gouges wird den Beweis liefern.

Mit einem Talente ausgestattet, welches zuweilen an das der Improvisatorin zuweilen an das des Geistesgenen Lenaskretärs, war sie doch nicht die bemerkenswertheste Frau ihrer Zeit. Und warum nicht? Weil sie nicht Frau seyn wollte. Ohne lesen oder schreiben zu können, strebte sie nach dem Ruhme einer Ninon de l'Enclos; aber Niemand konnte weniger als sie Anspruch auf raffinirte Eleganz machen. Im sechzehnten Jahre Wittwe, kam sie nach Paris und wurde die gefeierte Schönheit aller Epikuräischen Gesellschaften. Möglich, daß sie ihre Gedanken diktirte, nachdem sie sich zur Schriftstellerin aufgeworfen; weniger glaublich ist es aber, daß sie von allen Dingen ordentliche Kenntniß gehabt, ohne lesen oder schreiben zu können. Wahrscheinlicher ist es, daß sie ziemlich unwissend gewesen, daß sie aber gar nichts zu wissen vorgab, um mit der den Südländern eigenthümlichen Prahlerei ausrufen zu können: „Man hat mir nichts gelehrt; ich mache aus meiner Unwissenheit eine Tropher; ich diktire mit meiner Seele, nie mit meinem Geiste." Sollten wir mit ihr annehmen, daß ihrer Seele die Kenntniß der Geschichte und der Literatur angeboren gewesen sey?

Nachdem sie mit mehreren Sachen hervorgetreten, die sie in einigen Tagen entworfen und diktirt haben soll, und die alle das natürliche Gepräge des Genies tragen, nachdem sie die Idee zu einem zweiten Theâtre Français angegeben, welche sie Gräffigkeit, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, um einen Plan zu Gunsten ihres Geschlechts auszusinnen. „Dasselbe fühlt", sagte sie, „daß sein Ruhm nur auf der Schwachheit der Männer beruht, deren Wünsche dadurch die Verachtung verdrängt werden. Sonst läuterte das Bestreben, unserem Geschlecht zu gefallen, ihren Muth; jetzt hält sie eine unheilige Begehrlichkeit nur noch in einer demüthigen Entwerung." Auch im äußeren Leben übersteigt sie immer mehr die Grenzen, die der Weiblichkeit gesteckt sind. So bot sie ihren Kritikern Pistolen-Duelle auf vier Fuß Distanz und drei Fuß in der Erde an und wollte ihnen noch den Vortheil des ersten Schusses einräumen; im Weigerungsfalle drohte sie ihnen die Ohren abzuschneiden. Vom Schauspielerwesen sagte sie sich ganz los und richtete ihre Thätigkeit bloß noch darauf, Pläne für das öffentliche Wohl zu entwerfen.

Sie unterhäufte die revolutionnaire Propaganda, indem sie weibliche Volksgesellschaften errichtete, und von der Tribune ihrer Klubs herab rief sie: „Ich habe gesprochen, ich habe mich aufgeschwungen, und meine Stimme ist durch die Vorurtheile hindurchgetönt.“ Die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie, die Fruchtbarkeit ihrer Ideen, der Ungestüm ihrer Sprache rissen die besonnensten Männer mit sich fort. Aber der ungewöhnliche Erfolg verdrehte der geistesgeborenen den Kopf, und in ihren politischen Beobachtungen findet man die wunderlichsten Sachen. Der Nation schiug sie einen Regenten vor und forderte den, der sich dazu würdig hielt, auf, sich selbst zu nennen. Dann wirft sie sich wieder zu den Füßen des Thrones nieder und ruft: „Sire, man täuscht Sie“, und ein anderesmal: „Warum darf ich Ludwig XVI. nicht todt sehen? Der lebende Ludwig XVI. ist mir lästig auf dem mit so vielem Blute Französischer Bürger getränkten Boden.“ Aergerlich über ihren geringen Einfluß ruft sie aus: „Ich reiche hundert nützliche Pläne ein; man nimmt sie an, aber ich bin ein Weib, und man beachtet sie nicht.“ Nachdem sie durch ihre Wandelbarkeit bald den Verdacht des fanatischen Republikanismus, bald den des aberwitzigen Royalismus auf sich geladen, beklagt sie sich bitter, daß man sie der Regierung verkannt glaube. Darauf redet sie einen ausmärkischen Fürsten an: „Nun bist Du also besiegt, leichtsoller Potentat, jammervoller Riesenbekämpfer, elender König des ufurpirten Landes! Du weißt vielleicht nicht, wer ich bin, um so zu sprechen. Ich bin eines von den Wesen, die seit Jahrhunderten unter dem Druck der männlichen Vorurtheile gebeugt sind. Daraus wirst Du wohl sehen, daß ich ein Weib bin, aber eines von den Weibern, die unserem großen Manne an Tugenden dem Mann gleich stehen; wenn Du diese Vorzüge besäßest, würde ich Dich meinesgleichen nennen.“ Am 15. Dezember 1792 wollte sie Ludwig XVI. gemeinschaftlich mit Malesherbes vertheidigen, aber schon bevorlie sie selbst eines Vertheidigers. Bourdon hatte die de Gouges als eine Schelmin denunzirt, welche eine Bittschrift koportirt, um Ludwig XVI. wieder auf den Thron zu setzen. Um sich zu rechtfertigen, hält sie sich eine Lobrede. Sie habe die Mängel der ersten Constitution entdeckt, nämlich daß die Monarchie erniedrigt und doch beibehalten worden. Sie sey schon ein großer Mann gewesen, als Marat, Robespierre, Danton noch erbärmliche Sklaven, verächtliches Gewürm gewesen, das im Staube der Verderbtheit gekrochen. Als sie ankündigte, daß sie den politischen Schauplatz verlassen und die Maske der Thalia wieder vornehmen wolle, setzte sie hinzu: „Lebt wohl, Bourdon, Marat und alle möglichen Schmeißfliegen! Ihr verdient eine neue Sintflwache, deren freie und stolze Seele durch ihre Tugenden die Verderbtheit der Curigen beausschtigte; richtet Frankreich nun zu Grunde, wie Ihr wollt, verschleudert die Finanzen, reizet zum Morde und zur Plünderung, vertheilet die Stellen, verdränget die Tugenden und Talente durch Frechheit und Unsädigkeit.“ Robespierre rief sie besonders zu: „Du glaubst, Du seyst ein Gott, Du bist nur ein Zerrbild desselben. Du möchtest Dir einen Namen unter den scheußlichsten Usurpatoren machen: Cromwell schmeichelt Deinem Verstande, Mahomed bewältigt ihn ganz. Du hälst Dich für den einzigen Urheber der Revolution; Du bist, warst und wirst nur ihre Schande und ihr Abscaum seyn. Dein Hauch verpestet die Luft, die wir athmen; Dein blinzelndes Auge verräth die Schändlichkeit Deiner Seele, und an jedem Deiner Haare hängt ein Verbrechen.“ An demselben Tage ließ sie in einem Anschlage bekannt machen, Robespierre habe Holland und alle Girondisten wollen ermorden lassen. Nachdem sie ihn mit Schmähungen überhäuft, warf sie ihm, wie Lairtullier sagt, den Handschuh des Bürgerthums hin: „Schreib auf diesen Anschlag den Tag, die Stunde, den Ort des Kampfes; ich werde mich stellen.“

Wer hätte hiernach nicht glauben sollen, daß Olympia von Gouges ihr Leben längst daran gegeben habe? Als sie indeß wegen anderer nicht weniger heftiger Ausfälle verhaftet wurde, rief sie den Schutz der 48 Sectionen von Paris an. Von diesen verlassen, machte sie einen anderen Versuch, ihr Leben zu retten. Gefragt, ob sie sinschtlich der Vollstreckung des Gesetzes Bemerkungen zu machen habe, antwortete sie: „Keine, aber meine Feinde sollen nicht ihre Freude erleben, mein Blut fließen zu sehen; ich bin schwanger und werde der Republik einen Bürger oder eine Bürgerin schenken.“ Diese Erklärung wurde von den Richtern und den Zuhörern mit lautem Lachen aufgenommen. Indeß ging sie dem Tode mit Festigkeit entgegen und bereute auch die Abwege, auf welche sie gerathen war, wenn man den Worten glauben darf, die ihr zugeschrieben worden: „Verhängnißvolle Leidenschaften! Ach! Ich habe sie stets fliehen wollen.“ Wenn sie noch hinzufügte, wie man sagt: „Sie gerstören den Baum und den Zweig!“ so hatte sie freilich ihre Frechheit unverändert bewahrt.

Sie war, wie Herr Lairtullier sagt, eine der geistreichsten, beredtesten und muthigsten Frauen. Vielleicht läßt sie sich selbst die beste Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie von sich selbst sagt: „Ich bin ein Thier ohne Gleichen, weder Frau noch Mann; ich habe den Muth des einen und zuweilen die Schwächen der anderen.“

In der Einleitung spricht Herr Lairtullier von der Bereitwilligkeit, mit welcher die Frauen sich der Sache der Revolution angeschlossen, und von dem Einflusse, den sie, je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung, theils in den Salons, theils auf die Menge durch Pamphlets, Broschüren und Klubs geübt. Hier erwähnt er auch, daß die Frauen durch Mirabeau's Ausspruch, daß keine Insurrection möglich sey, wenn die Frauen sich nicht mit der Sache befaßten und an die Spitze träten, in die Ereignisse des 5. und 6. Oktobers hineingeschleudert worden.

Unter den Frauen, welche die Bewegungen hervorriefen und leiteten, fand die Theorigne eine Nebenbuhlerin in der Komödiantin Rosa Lacombe. Die Anfänge ihrer kriegerischen Laufbahn sind in einiges Dunkel gehüllt. Wir finden sie auf dem Kirchhofe der Innocens, wo sie einen Frauenklub gründete und eine Adresse verbreitet, in welcher besondere Abzeichen für die Hebdinnen der 3. und 6. Oktobers gefordert wurden. Es wurde ihnen ein Platz an den bürgerlichen Festen bewilligt; sie wohnten denselben mit ihren Männern und Kindern bei, und vor ihnen her wurde eine Fahne getragen. Chaumette, der den Beschluß redigirte, schrieb, daß sie bei dieser Gelegenheit sticken würden. Herr Lairtullier, was die republikanische Strenge als das beste Mittel gegen die Sticken-Verderbniß ansieht und bei dieser Gelegenheit die Courtisane Théroigne anführt, die ihre Anbeter besserte, obschon sie immer noch einige vertrauliche Verhältnisse beibehielt, kann doch nicht umhin, zu bemerken, daß Rosa Lacombe nach der Art der damaligen Zeit lebte, indem sie ihren Lebensfesten allen möglichen Spielraum gestattete. Am 10. August entfaltete sie mit Muth ihre kriegerischen Talente, was man mit dem Königthum ein Ende machen müsse, und bewaffnet mit einem Säbel und einer Flinte, trat sie an die Seite des Generals Westermann. Beim Sturm der Tuilerieen war sie an den gefährlichsten Stellen; sie wurde in der Hand verwundet, und die Marseiller dekretirten ihr eine Bürgerkrone, welche sie in der gesetzgebenden Versammlung niederlegte. In der Abbaye, in der Conciergerie, in Bicêtre wohnte sie den drei blutigen Septembertage Juriosi sie fortwährend in der vorderstes Reihen. Am 26. August forderte sie an der Spitze einer Frauen-Deputation vom Konvent die Absetzung der Adeligen, die ein Amt bekleideten. Als nach der Ermordung Marat's einer von dessen Anhängern gegen Charlotte Corday beklamirte und seine Verwünschungen auf das ganze Geschlecht ausdehnte, übernahm Rosa Lacombe folgenden Tage die Vertheidigung ihres Geschlechts. „Gesetzgeber“, sagte sie, „man hat gestern eine Vertheidigung eingeleitet. Intriganten, Verläumder, welche und seines Zeichen zu Fall bringen konnten, haben uns mit einer Katharina von Medicis, mit einer Elisabeth von England, mit einer Charlotte Corday in eine Reihe gestellt. Sicherlich hat die Natur ein Ungeheuer hervorgebracht, das uns des Volksverrathes beraubt hat; aber sind wir für sein Verbrechen verantwortlich? Gehörte Charlotte Corday zu unserer Gesellschaft? Wahrhaftig, wir sind großmüthiger als die Männer. Unser Geschlecht hat nur Ein Ungeheuer erzeugt, während wir seit vier Jahren verrathen und gemordet werden von den Ungeheuern ohne Zahl, die das Curige hervorgebracht hat. Unsere Rechte sind die des Volkes, und wenn man uns unterdrückt, werden wir dem Widerstande Widerstand entgegenzusetzen wissen.“ Diese sichere Sprache mußte den Mann mit Recht erbosen.

„Eine Macht, die bei den Frauen kein Gegengewicht hat“, sagt Herr Lairtullier, „schien ein Vergnügen daran zu finden, die Adeligen an Rosa Lacombe zu rächen.“ Das heißt mit anderen Worten, sie liebte den jungen Rey, der als Er-Adeliger gefangen saß. Sie ließ den Deputirten Bazire zu sich kommen, forderte ihn auf, sich mit den Behörden der Stadt und den jungen Rey Mittel zu geben und denselben in Freiheit zu setzen; ihr entgegengesetzten Falls drohte sie ihm mit der Rache der revolutionnairen Frauen. Als diese Drohungen unberücksichtigt blieben, begab sie sich selbst zu Bazire, der diesen Besuch den Jakobinern denunzirte. Er erklärte, daß Rosa Lacombe sehr feuillantistischen Reden erlaubt habe; sie habe behauptet, man dürfe die Menschen nicht so gefangen halten, sondern müsse sie, Revolution oder nicht, innerhalb vierundzwanzig Stunden verhören und sie freilassen, wenn sie unschuldig seyen. Ein anderes Mitglied fügte hinzu, Rosa Lacombe stehe in einem sehr engen Verhältniß zu dem jungen Leclerc, dem Herausgeber eines royalistischen Journals, und in der Person Robespierre's, den sie monsieur zu nennen gewagt, habe sie die Tugend selbst beleidigt. Ein anderes Mitglied bemerkte: Gestern wurde in der Sections des Berges die Einweihung der Büsten Lepelletier's und Marat's gefeiert. Eine Frau strach und sagte vortrefflliche Sachen; hierauf griff sie aber die konstitutionellen Behörden an und schoß mit glühenden Kugeln auf die Jakobiner und den Konvent.“ Rosa Lacombe erschien in einer rothen Mütze auf der Tribüne; sie wollte antworten, aber die Versammlung gerieth in Aufruhr; der Präsident mußte sich bedecken, und die Versammlung befahl, daß der Gerichts-Ausschuß aufgefordert werden solle, alle verhächtige revolutionnaire Weiber einzuziehen; es sollten ferner Kommissarien ernannt werden, um Rosa Lacombe und Leclere dem Sicherheits-Ausschusse zu denunziren. Die „Gazette Française“ meldete die Verhaftung der Rosa Lacombe, welche diese Nachricht in einem Briefe widerlegte, der folgendermaßen endete: „Ich werde Ihnen zeigen, daß mir Arme eben so frei sind, wie mein Körper, daß ihre Kraft sich in ein Vergnügen daraus machen, Ihnen eine Tracht Schläge auszutheilen, wenn Sie nicht in Ihrem morgenden Blatte einen Widerruf ergehen lassen; ich pflege in solchen Dingen Wort zu halten.“

Als Rey und Leclerc unter dem Beil der Guillotine gefallen waren, schien Rosa's Turbulenz wo möglich noch zu wachsen. Jeden Tag erregte sie einen neuen Skandal, und zuletzt kam es sogar auf dem Jakobinerklub zu Thätlichkeiten. Frauen in rothen Beinkleidern stellen über alle diejenigen her, welche seine trugen. Es wurde für den Konvent dringend, einen Zusammenlauf von 6000 tollen Weibern zu unterdrücken. Amar bemerkte, daß, wenn die Interessen des Staates den Frauen anvertraut würden, sie diese bald der Zügellosigkeit der Leidenschaften opfern würden. Bazire ward die Frage auf, ob die Frauengesellschaften schädlich seyen, und trug darauf an, daß dieselben wenigstens während der Revolution verboten würden. So wurde der von Olympia von Gouges 1791 gestiftete Frauenklub gegen Ende 1792 aufgehoben. Rosa Lacombe trat vom Schauplatze ab und ihr Schicksal blieb bis zu dem Tage verborgen, wo Pellier in einen Laden des Luxembourg trat, um eine Kerze zu kaufen, und in der Verkäuferin die Exprädikantin der brüderlichen Gesellschaft der revolutionnairen Frauen erkannte.

Digitized by Google

Zu diesen Portraits tritt nun noch eine Reihe anderer Gestalten. So Madame Necker, Charlotte Corday, Madame Rolland, Katharine Théot, die Jlluminatin, welche Robespierre's Sibylle war und ihm viele Proselyten warb, Suzette Labrousse, ebenfalls eine Visionairin, welche im Namen des Evangeliums die Freiheit predigte, Frau von Cabarrus, deren Schönheit die Krisis des Thermidors beschleunigte, und Andere.

Holland.

Nord-Holland und der Helder.

(Fortsetzung.)

Auf solche Weise verstrichen mehrere Sonntage; ich breitle mich immer, sie zu besuchen, und sie schien immer glücklich, wenn sie mich sah; sie häkelte mich, sorgte auf die zarteste Weise für mich und forschte mit mütterlicher Anhänglichkeit nach meinen Studien, meinen Bedürfnissen und meinen jugendlichen Traumbildern. Bald sächelte sie über meine unbefangenen Erzählungen, bald ermuthigte sie mich zu meinen Arbeiten, bald lobte sie meine Pläne für die Zukunft, und wenn sich auch manchmal ein leichter Tadel in ihre Worte mischte, so wurde er doch immer mit einer sanften, liebevollen Würde ausgesprochen.

Gern wäre ich in das Geheimniß der Geschichte ihres Lebens eingedrungen und hätte sie um ihre Erinnerungen betragt. Es war über dem Ausdruck ihrer Züge mit langsamer Betonung über ihr Leben ein solcher Hauch tiefer Traurigkeit verbreitet, daß ich mich dafür interessirte, ohne es mir erklären zu können. Wenn ich ihre offene einnehmende Gesichtsbildung, ihre großen blauen Augen betrachtete, deren Glanz das Alter nicht verlöscht hatte, die Lippen, die zuweilen ein süßes Lächeln umspielte, und das ganze so fein und anmuthig geformte Antlitz, so mußte ich mir gestehen, daß sie schön gewesen sey, und ich fragte mich dann, ob nicht vielleicht das über ihr Leben verbreitete Geheimniß eine jener halbbekämpften Leidenschaften verhülle, deren Opfer die Schönheit so oft ist, ob ihre Traurigkeit nicht aus bitteren Herzenserfahrungen, aus jenen harinäckigen, schmerzlichen Erinnerungen entsprungen sey, welche die Zeit nur langsam besiegt, wenn es ihr überhaupt damit gelingt. Jedesmal aber, wenn ich sie an ihre Jugendzeit erinnerte, wurde sie plötzlich ernst und heiterte sich so schnell wieder auf, daß ich meine Zudringlichkeit aufs tiefste bereute. Ich hätte wohl durch meine Freunde ihre Nachbaren können ausforschen lassen, aber ich scheute mich, auf solche Weise etwas zu erfahren, was mir meine Wohlthäterin nicht selbst mittheilte. Was ging mich übrigens auch die geheimnißvolle Geschichte der Vergangenheit an, was schadete mir die Seltsamkeit und das Unerklärliche ihrer Zuneigung für mich? Machte mich diese Liebe nicht glücklich, empfand ich nicht für diese Frau, zu der ein Zufall mich geführt hatte, eine Ehrfurcht und wahrhaft kindliche Anhänglichkeit, und war sie nicht gegen mich so nachsichtsvoll und zärtlich wie eine Mutter? Jedesmal, wenn ich sie wieder sah, öffnete sich ihr mein Herz ganz rückhaltlos, und wir blieben nach dem Mittagessen noch stundenlang zusammen und plauderten, als wenn wir alte Bekannte wären. Mit sinnreicher Liebe fand sie schon Sonntag ein neues Mittel auf, um mich auf die zarteste Weise zu bereichern, und wenn ich ihre Geschenke ablehnte, so sprach sie: „Nehmen Sie nur, ich verdanke Ihnen eine Täuschung, die mich beglückt; Gott selbst hat Sie zu mir geführt, um uns Beiden zu geben, was wir bedursten, Ihnen eine sorglame Freundin und mir ein wenig trägerische Freude in meinem Kummer."

Eines Tages, als ich hartnäckiger denn je ihre Geschenke ablehnte, sagte sie mit bald ernstem, bald scherzendem Ton: „Ich bin gar nicht so uneigennützig, als Sie denken, ich will Sie auch um eine Gefälligkeit bitten; fast wage ich es nicht, denn es ist etwas Thörichtes, das Sie nicht begreifen werden und das mich in Ihren Augen lächerlich machen wird." — „Gewiß nicht, sprechen Sie!", entgegnete ich, „ich will blindlings Ihren Willen befolgen, und Allen, was Sie verlangen, werde ich immer nur eine edle Bedeutung unterlegen." — „Nun wohl, es ist zwar eine Kinderei, die Ihnen seltsam scheinen wird, ich möchte Sie aber gern einmal in einem grünen Rock mit Metallknöpfen und einer blauen Weste sehen. Der Anzug ist ganz aus der Mode, und Sie können sich damit nicht vor Ihren Freunden sehen lassen, tragen Sie ihn aber nur ein einziges Mal für Ihre alte Freundin!" — „Ach!", rief ich mit freudigstarker Betonung, als wolle ich irgend einen heldenmüthigen Entschluß bekräftigen, „ich komme so gekleidet zu Ihnen, und zwar nicht einmal, nein, so oft wie Sie es wünschen werden."

Sogleich bestellte ich mir, trotz aller Einwendungen des Schneiders, das man wohl vor zwanzig Jahren sich so getragen habe, den vorerwähnten Anzug, und am folgenden Sonntag ging ich zu Frau Tedorbarrt in meinem Rocke mit kreiten Schößen, die über den Kniegürtel hinabfielen, und mit einer Weste, die den halben Leib bedeckte. Alle Vorübergehenden gafften mich auf der Straße an, denn es war ein völliges Masken-Kostüm; mich kümmerte das aber wenig, ich freute mich, den Wunsch meiner Wohlthäterin erfüllt zu haben, obgleich er mir etwas sonderbar vorkam. Als mich Frau Tedorbarrt erblickte, sprang sie laut auf, betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen, saltete die Hände, und freudiges Entzücken strahlte auf Ihrem Angesicht. „Etwas aber fehlt noch an Ihrem Anzuge", sprach sie und nahm aus ihrem Schrank eine lange weiße gestickte Halsbinde, die sie mir statt meiner Atlasbinde umlegte, und betrachtete mich dann von neuem mit unverhohlener Rührung, ohne ein Wort sprechen zu können. Als wir noch Beide uns so stumm gegenüber standen und ich mir das Geheimniß ihrer Bewegung im Stillen zu enträthseln versuchte, tritt eine ihrer Freundinnen unerwartet ein, sieht mich an und ruft: „Herr Jesus! das ist ja der Herr Karl!" Beim Klange dieses magischen Namens bedeckte Frau Tedorbarrt ihr Gesicht mit den Händen und eilte ins Nebenzimmer.

„Nein, gewiß, Sie sind Herr Karl", betheuerte die Freundin von neuem, „eine solche Aehnlichkeit sah ich noch niemals." — „Aber wer ist denn der Herr Karl", fragte ich, „den Sie kennen?" — „Wie, Sie wissen das nicht? Das ist ja der vielgeliebte Sohn meiner Freundin, den sie noch immer betrauert", und dabei näherte sie sich dem Bilde, das ich schon bei meinem ersten Besuch bemerkt hatte, zog den schwarzen Krepp fort, und ich sah einen jungen Mann von meinem Alter, so gekleidet, wie ich es gerade diesen Augenblick war, und mir so ähnlich wie mein Spiegelbild, so daß kein Maler mich besser hätte treffen können. „Ach, arme Frau, ach unglückliche Mutter", rief ich aus, „jetzt begreife ich, was Sie gelitten, und was für trügerische Freuden und tiefe Schmerzen ihr mein Anblick verursacht haben mag." Da kehrte Frau Teederbart zurück; sie sah blaß und niedergeschlagen aus und hatte ganz rothgeweinte Augen. Sie bat ihre Freundin, ein andermal wiederzukommen und sie jetzt ganz ihren Erinnerungen zu überlassen. Die arme schmerzerfüllte Mutter legte sich nieder, faßte mich bei der Hand, betrachtete das entrollte Bild und sprach zu mir: „Sie wissen nun Alles; Sie wissen, weshalb mich Ihr Anblick im Vorübergehen so ergriff, weshalb ich Sie öfter zu sehen wünschte und warum ich Sie lieb gewann. Verzeihen Sie mir, daß die Ihnen bezeigte Zuneigung eigentlich meinen Erinnerungen galt. Zuerst zog mich nur eine Aehnlichkeit zu Ihnen hin; die körperliche Aehnlein hatte nur kurze Zeit ein Anziehungskraft ausgeübt, aber ich entdeckte auch Aehnlichkeiten zwischen Ihrer und der Seele, und das flößte mir nach und nach ein so inniges Gefühl von Zärtlichkeit und Dankbarkeit ein, gerade als wenn der Himmel diese Gleichheit geschaffen hätte, um mir ein scheinbares Glück, eine süße Täuschung, ein Traumgebilde zu bereiten. Ach! derjenige, dessen Bild Sie hier sehen, der Ihnen so sehr gleicht, und dessen Namen Sie sogar durch wunderbare Fügung tragen, war wie Sie jung, rechtschaffen und gut. Unglücklicherweise war er nicht so vernünftig wie Sie, er liebte kühne Unternehmungen, abenteuerliche Träumereien. Dieses Zimmer, das Ihnen prachtvoll erscheint, war ihm zu ärmlich, diese Stadt zu unbedeutend, dieses Land zu beschränkt; er wollte sich in den unendlichen Raum stürzen und große Dinge wagen. Die weitesten Reisen, die gefahrvollsten Unternehmungen reizten am meisten seinen feurigen Muth und glühende Einbildungskraft. Ich hätte ihm ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen können, denn obgleich ich nur eine Trödel-Krämerin bin, so gehöre ich doch nicht zu den Aermsten in Utrecht. Aber Glücksgüter genügten ihm nicht, er strebte nach Ruhm, nach dem Ruhm der Gelahrten, der Wechselfälle, der ungewissen Erfolge, nach dem Ruhm der kühnen Holländischen Reisenden Bernard und Boutman, die oft, wenn er vor Begierde brannte, sich in die Wellen des Oceans hinaus zu wagen, rief ich ihm zu, wie jene Mutter, von welcher der Friesische Dichter Gijsbert Japicf uns erzählt: Karl, Karl, warum willst du gehen? Ist denn deine Vaterstadt so klein, ist das Haus, das dir Schutz gewährt, so düster, und ist das Herz der Mutter so arm, daß du nicht im Anblick dieser Stadt, in den Freuden des väterlichen Heerdes und in der unbegrenzten Zärtlichkeit verbringen, die deine Kindheit bewachte, hinreichende Nahrung für Seele und Einbildungskraft finden kannst? Aber sein Vater, dessen Ansehen das meinige unterstützt hätte, war todt und meine Bitten und Wünsche vergeblich. Heute vor zwanzig Jahren nahm ich auf der Amsterdamer Rhede von ihm Abschied, und heute vor zwanzig Jahren sah ich ihn zum letztenmale. Er kam bei einem Schiffbruch um, und von dem Tage an, wo ich diese schreckliche Nachricht empfing, hatte ich bis zu dem Augenblicke, als ich Sie zuerst sah, keinen einzigen frohen Gedanken; da wiegte ich mich in einem thörichten Irrthum ein, ich verschmolz das meinem Gedächtniß eingegrabene Bild mit der Gestalt, die vor meinen Augen lebte. Ihre Gegenwart erfreute und betrübte mich zu gleicher Zeit, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, zu Ihnen von meinem Sohne zu sprechen, bis Ihr Andenken mir durch Sie immer lebhafter und ergreifender aufgefrischt wurde. Sie haben mich gewiß oft sehr sonderbar gefunden, nicht wahr? und jetzt, wo Sie Alles wissen, wo Sie meine Leiden kennen, behalten Sie mich nur ein wenig lieb, wenn nicht aus Dankbarkeit, so doch aus Mitleid." Und als ich aus Rührung einen Augenblick mit der Antwort zögerte, rief sie: „O sagen Sie mir wenigstens, ob ich Sie von nun an nicht mehr sehen soll, ob Sie auch fortfahren wollen, wie mein unglücklicher Karl, und den Gefahren einer unseligen Schiffahrt trotzen. Ich frage Sie nicht bloß meinetwegen, denn ich bin nur Ihre alte Freundin, ich frage Sie Ihrer eigenen Mutter wegen."

(Fortsetzung folgt.)

Schweden.

Harald's Erzählungen.

Aus „Streit und Friede" von Fredrika Bremer.*)

Harald erzählte gern und ausgezeichnet gut. Diese heitere und angenehme Gabe trifft man häufig in Norwegen, und zwar unter allen Klassen, bei Männern sowohl wie bei Frauen; sie scheinen dieselbe von den alten Skalden geerbt zu haben. Ausserdem war Harald wohl bewandert in Allem, was sich auf die Natur und die Legenden des Fjöllen-Landes bezog, wie er denn auch in den Gebirgen selbst genau Bescheid wußte.

Und dies Gebirgsland ist es eben, aus welchem die schönsten

*) Siehe die vorige Nummer des Magazins.

Digitized by Google

Blüthen der Volkspoesie, gleichsam wie aus seinem innersten Herzen, hervorgegangen sind. Hier hat das heidnische Zeitalter der Sagen seine Riesenspuren zurückgelassen. Felsen und Eilen (Flüsse) haben ihre Traditionen von Bezauberungen und Verwandlungen. Vom Hallinger Thale ging der Norwegische National-Tanz mit seiner eigenthümlichen Musik aus, deren wunderlichen Rhythmus und sonderbare Uebergänge eigentlich nur die Hardanger Fiedel, eine Geige mit sechs Saiten, gehörig hervorzubringen im Stande ist. Am schönsten sind aber die Liebesblüthen, welche hier aus der christlichen Vorzeit übrig geblieben. Der ewige Schnee auf den Zinnen der Urberge ist nicht unverwelklicher, nicht frischer als diese unschuldigen Rosen der Poesie. So lange der Gausta-Berg steht und der Rjukan-Fall donnert, wird man sich Marie Stien's erinnern und die Sage von ihr erzählen.

Wenn das Tagewerk vollendet und die Oberstin in ihr einsames Zimmer zurückgekehrt war, machte es Harald großes Vergnügen, Susannen etwas vorzulesen oder zu erzählen, während sie nähte oder ihr Spinnrad munter schnurren ließ.

Wie tief wurde nicht ihr Gefühl durch die Geschichte von der armen Marie Stien ergriffen. Hatten sie doch vorher die grauenvollen Abgründe geschildert, durch welche der Rjukan-Fall seine ungeheuren Wassermassen rollt. An ihnen hin führt ein Weg, vor dessen Gefahren und schwindelnder Höhe der Wanderer noch heute zurückbebt. Auf diesem ging Marie Stien, die Blume des Westthorsthales, täglich ihrem Geliebten Eistein Passvorthen, der auf der Höhe wohnte, zum traulichen Stelldichein entgegen. Eistein war arm; ein reicher Freier hat um Mariens Hand, — ihr Vater versprach sie ihm; doch sie wies ihn zurück. Von Muth entbrannt, trachtete er seinem glücklichen Nebenbuhler nach dem Leben, und dieser ließ sich durch Mariens Bitten und Thränen zur Flucht bewegen. Jahre vergingen, Marie blieb standhaft in ihrer Treue, und der lästige Freier mußte sich entfernen. Durch Tapferkeit und Ordnung war es Eistein endlich gelungen, sich die Freundschaft seines Nebenbuhlers und die Einwilligung von Mariens Vater zu gewinnen, und nach langer Trennung sollten sich die Liebenden wiedersehen, um nie wieder von einander zu scheiden. Eistein eilt seiner Geliebten auf dem gefährlichen Pfade entgegen; schon hat sie ihn auf dermselben erwartet. Endlich erblickt sie ihn und ruft mit einem Schrei der Freude seinen Namen. Er sieht sie, streckt die Arme nach ihr aus, und seine ganze Seele fliegt ihr entgegen. Er vergißt des Gefahren des Weges, tritt fehl, stürzt — und verschwindet in dem donnernden Schoß des Rjukan, ohne jemals wieder zum Vorschein zu kommen.

Von diesem Tage an wanderte viele Jahre lang eine bleiche Gestalt, mit dem Ausdruck stillen Wahnsinns im erloschenen Gesicht, den grauenvollen Pfad hinauf bis zu der gefährlichen Stelle, wo Eistein in den Wasserfall gestürzt. Hier pflegte sie sich lange schwindelnden Höhe über den Abgrund und schien mit Jemand dort unten in der finsteren Tiefe zu reden. Mit wilder Freude in den Augen kehrte sie dann von ihrer gefährlichen Wanderung zurück und erzählte den Ihrigen: „Nun hab' ich ihn wiedergesehen, ihn gesprochen; ich soll ihn dort jeden Tag treffen und ihn sagen, wie ich lebe. Ich kann es ihm nicht abschlagen, — er ist so gut und liebt mich so getreulich."

So ging Marie Stien noch, als das Alter ihre Locken bereits gebleicht und ihr Gesicht in Falten gelegt, nicht Wind, nicht Wetter fühlend, täglich um dieselbe Stunde zu den traulichen Zusammenkünften mit ihrem Geliebten, bis Gott die müde Wandrerin zu sich nahm, um sie ihrem Freunde für immer in die Arme zu führen.

Minder traurig, doch nicht minder interessant war für Susanna die alte Sage von Holgrim.

Der schwarze Tod hatte in Norwegen gewüthet, mehr als zwei Drittel seiner Bewohner hingerafft und ganze Gemeinden, ganze Länderstrecken verödet. Im Uldwigsthal war ein junger Bauer, Namens Halgrim, ganz allein von allen Bewohnern, die sonst dies Thal inne gehabt, übrig geblieben. Er erhob sich vom Krankenlager, an welchem der Tod vorübergegangen war, und blickte umher. Er fand sich mit den Leichen seiner Angehörigen umgeben, und er ging aus, um — lebende Menschen aufzusuchen.

Es war Frühling; doch über ihm in der blauen Luft sangen die Lerchen, die Birken kleideten sich in junges Grün und die Eilen eilten aus dem schmelzenden Schnee der Felsspalten dem Thale zu; aber kein Pflug zog Furchen in die aufgelockerte Erde und auf den Höhen ertönte kein langgedehnter Ton, kommt die Hirten die Heerden auf die Weide rufen. In den Wohnungen der Menschen war Alles todt und still; nichts regte sich. Halgrim ging von Thal zu Thal, von Hütte zu Hütte; überall starrte ihm der Tod entgegen, und er erkannte die erblaßten Gesichter seiner dahingestorbenen Freunde. Da sing er an zu glauben, er sey allein übrig geblieben; wilde Verzweiflung ergriff seine Seele, und er beschloß, seinem Leben ein gewaltsames Ende zu machen. Aber als er eben im Begriffe war, sich von einem hohen Felsen in den Abgrund zu stürzen, sprang sein treuer Hund an ihm hinauf, schmeichelte und liebkoste ihm und klagte in den ausdrucksvollsten Tönen. Halgrim faßte sich, trat von dem Rande des Abgrundes zurück und schloß den Hund in seine Arme. Thränen rannen ihm aus den Augen, die Verzweiflung wich aus seinem bedrängten Herzen, und er setzte seine Wanderung fort. Erinnerung einer Liebe, welche er vor seiner Erkrankung empfunden, führte ihn nach dem Kirchspiel Graven, wo er Hildegunde zum erstenmal gesehen und lieben gelernt hatte.

Es war Abend und die Sonne im Sinken, als Halgrim in das bekannte Thal hinabstieg, wo Alles eben so still und todt war, wie er es in den übrigen Thälern gefunden hatte. Finster standen die Tannen in den langen Schatten der Thalwände, — und schweigend schlich die Elf zwischen den unbelebten Ufern dahin. Von dem andern Ufer der Elf sprang eine kleine Felsgunge mit einem frischen Laubgehölz in die blauen stillen Wogen, und in den Wipfeln ihrer Bäume spielten die letzten Sonnenstrahlen.

Plötzlich schien es Halgrim, dessen Blicke sich unwillkürlich auf die hellen Lichtstreifen geheftet hatten, als wirbelte sich ein leichter Rauch aus dem Wäldchen empor. Aber er traute seinen Augen nicht; mit verhaltenem Athem blickte er auf die Stelle hin. Es währte keine Sekunde, als deutlich und unverkennbar eine bläuliche, dichte Rauchsäule aus dem Laubgehölz in die stille Abendluft emporstieg. Mit einem Freudengeschrei warf sich Halgrim dem Erscheinung begrüßt; er sprang in die Elf und stand bald am andern Ufer. Mit fröhlichem Gebell eilte ihm sein Hund voraus, einer Hütte im Gehölz zu, aus welcher der Rauch kam. Die Thür war offen, auf dem Heerde brannte ein helles Feuer, und durch die Thür trat ihm ein junges Mädchen entgegen. Ein Doppelruf unsäglichen Entzückens ertönte, und Halgrim und Hildegunde lagen sich in den Armen. Auch sie war bei dem entsetzlichen Sterben des schwarzen Todes allein in ihrem Thale von ihm verschont geblieben.

Am nächsten Tage gingen sie, gemeinschaftlicher Abrede gemäß, zur Kirche; und da sich weder ein Geistlicher fand, der sie trauen, noch Menschen, die ihnen als Zeugen hätten dienen können, so traten sie beide allein an Gottes Altar und reichten einander die Hände, indem Halgrim mit feierlicher Stimme sagte: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Und Gott segnete die in seinem Namen eingegangene Verbindung. Von diesem glücklichen Paar gingen die Geschlechter aus, welche diese Gegenden aufs neue bevölkerten, und die Namen Halgrim und Hildegunda sind noch bis auf den heutigen Tag unter den Bewohnern derselben gebräuchlich.

Mannigfaltiges.

— Wie soll man schreiben — China, Schina, Tschina, Sina oder Zina? Es kommt den Chinesen schon wunderlich genug vor, daß wir sie und ihr Land mit einem Nationalnamen belegen, der bei ihnen gar nicht existirt; fast unglaublich würde es ihnen aber seyn, wenn sie wüßten, wie machten und über Aussprache und Schreibung dieses Unnamens Skrupel. Ihren Gelehrten ist zwar bekannt, daß bereits vor dritthalbtausend Jahren ein Gebiet des nordwestlichen China's, dicht an der Gränze gegen das westliche Ausland, Tsin (sast wie unser Zinn lautend) geheißen und einen Fürsthausen seinen Namen gegeben hat, aus welchem der gewaltige Schi-hoang-ti (Shi-hoang-ti) hervorging, allein sie können nicht, wie weit der Ruf von den Großthaten dieses Kaisers den Namen der Tsin im Abendlande wiederhallen macht! Ueber die Alpen-Region Tangut und den Himalaya getragen, gestaltete er sich bei Hindu's, Persern u. s. w. als Tschina, Tschin, Dschin und Sin — lauter verzeihliche Corruptionen, da Tsin Anfang eines Wortes bei den meisten dieser Völker nicht mundrecht war. So verwandeln auch die heutigen Perser und die Türken das Z der Deutschen, Italiäner, Russen und Griechen (ζ) in Tsch, wie die Neu-Griechen umgekehrt jedes Tsch in Z (ζ). Völlig endemisch mußte aber der Name bei den übrigen Asiaten werden, als im dritten Jahrhundert u. Z. eine neue mächtige Dynastie in China erstand, der eine Zeitlang fast ganz Mittel-Asien die gegen die Persische Gränze hin buhlte, und die, vermöge einer merkwürdigen Zufalls, unserer Tsin hieß! — In den Malayen dürfte der Name China wohl erst aus Vorder-Indien gekommen seyn; denn obgleich dieses Volk dem Chinesischen Reiche in seiner heutigen Ausdehnung ziemlich benachbart ist, so wurde es doch, wegen der sehr langsamen Erweiterung China's gegen Süden, zu spät mit den eigentlichen Chinesen bekannt, als daß unmittelbare Kunde von den beiden Tsin übers Meer bis zu seinen Inseln hätte dringen können. Malayen und Indianern ist folglich, aus deren Munde die ersten Portugiesischen Seefahrer im 16ten Jahrhundert, noch ehe sie China gesehen, das Wort Tschina empfingen, und durch diese Leute gelangte der Name zuerst auf dem Seewege nach Westen, nachdem er tausend und mehr Jahre früher zu Lande die Reise gemacht und in Europa längst wieder verklungen war.*) Aber jedes Europäische Volk, das ihn aufnahm, behielt die Spanisch-Portugiesische Orthographie bei, mochte sich auch in seiner respektiven Aussprache des Ch passen oder nicht. Italiäner, Polen und Deutsche sind dabei freilich am schlechtesten gefahren; die Französische Aussprache (Sch) ist nun zwar etwas besser, aber gleichfam wieder gebauen noch gestochen, verdient also keine Nachahmung; Tschina trägt den Stempel der ältesten und verwildertsten Corruption, nimmt sich aber dennoch etwas gut aus; man mache also China empfehlen wir einem sentimentalen Poeten Zin oder Zin einem strengen orthodoxen Puritaner, und China endlich — Jedem, der an Reformen solcher Art keinen Geschmack findet.

*) Das entsprechende Chinesische Schriftzeichen ist hier ein ganz anderes, und auch in der Aussprache sind beide Tsin ein wenig unterschieden; die feine Nüancirung ist aber dem Ausländer fast unmerklich.

**) Das weitberühmte Wort Cathai, welches der Venetianer Marco Polo im Mittelalter von seinen Reisen heimbrachte, wollte nicht klastisch werden, weil der die und gewissenhafte Reisende selbst zu lange seinen Aufenthalt in Cathai, wie Marco Polo, d. h. von den Mongolen, erhalten und auch die Russen diesen Namen für China (bei ihnen Kitai) und sind ihm treu geblieben. So nannten nämlich die Mongolen das nördliche China, wo nicht lange vor ihrer Invasion eine Tunguisische Dynastie Kitan regiert hatte.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Thlr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Freitag den 7. Mai 1841.

England.

Alfieri und Rousseau in England.

Von William Howitt.

Es würde ein interessantes Unternehmen seyn, wenn man in einem Lande die Spuren berühmter fremder Reisenden, welche sich eine Zeit lang daselbst aufgehalten haben, aufsuchen, — wenn man an den Oerten, wo sie gewohnt haben, nach Erinnerungen an ihren dortigen Aufenthalt forschen wollte. Was für sonderbare Kontraste und was für bizarre Bilder würden aus einem solchen Studium entstehen! Um nur von England zu sprechen, wie viele Biographien könnte man nicht durch solche in der angedeuteten Absicht angestellte Nachforschungen um einige interessante Kapitel vermehren. Man würde Karl V. zu den glänzenden und üppigen Festen begleiten, welche Heinrich VIII. ihm zu White-Hall, Hampton-Court, Greenwich und Windchester gab; man würde Peter den Großen auf seinen Schlitten-Promenaden zu Woolwich antreffen; zu Warrington in der Grafschaft Lancaster würde man Marat, den blutdürstigen Marat, in der Schule als Französischen Sprachlehrer finden, der mit Aikins und Barbauld in friedlicher Eintracht lebte und den berühmten Duellisten Jitzgerald zu seinen Schülern zählte. Zu Richmond würde man die beschriebene Wohnung aufsuchen, wo einige Jahre nach Marat einer seiner Zeitgenossen zu demselben Mittel griff, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Dieser ist gegenwärtig König der Franzosen. In London erblickt die Druckerei noch, wo Franklin als einfacher Buchdrucker arbeitete; und mehrere Personen erinnern sich noch, den berühmten Lamennais dort gesehen zu haben, aus dessen dumm aussehendem Gesichte Unfähigkeit und Talentlosigkeit hervorzublicken schienen. Endlich müßte man, um von Mina und Don Miguel, zweien unserer berühmtesten Zeitlöwen, etwas zu erfahren, die schönen Damen fragen, denen sie ihre blutigen Abenteuer lächelnd erzählten.

I. Alfieri.

Für jetzt will ich nur einen Theil dieses reichhaltigen Thema's behandeln. Unter den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts giebt es zwei, die England wirklich bewohnt haben; und nur auf diese will ich meine jetzigen Untersuchungen beschränken. Beide sind eifrige Apostel der menschlichen Freiheit gewesen; Beide haben nicht blos auf ihr Zeitgenossen, sondern auch auf die jetzige Generation einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt; Beide haben übrigens, nach meiner Meinung, fast gleichen Charakter, wenn nicht gleiches Schicksal: denselben krankhaften Stolz, denselben Hang zum Argwohn und dasselbe ungestümme Temperament. Der Leser wird sie ohne Zweifel schon erraten haben; ich meine Alfieri und Rousseau.

Beide haben noch jetzt in England leidenschaftliche Bewunderer; aber dennoch sieht man selbst diejenigen, welche die politischen Tragödien des Einen und die philosophischen Theorieen und bewunderungswürdigen Phantasieen des Anderen mit Enthusiasmus lesen, gleichgültig über die Stellen hinwegschreiten, die durch diese zwei großen Genies geweiht sind.

Alfieri hat England dreimal besucht. Sein erster und zweiter Aufenthalt daselbst umfassen jeder einen Zeitraum von mehreren Monaten. Man kann annehmen, daß er ungefähr zwei Jahre auf der Britischen Insel gelebt hat, und den Eindruck, den das Land auf ihn gemacht hat, schildert er selbst in seiner Autobiographie in für die Engländer sehr schmeichelhaften Worten:

„Das Land gefiel mir unendlich", sagt er, „und die Harmonie, welche in allen Dingen auf dieser Insel herrscht, entzückte mich täglich mehr. Da entstand in mir der Wunsch, mich dort für immer niederzulassen, nicht etwa, weil mir die Individuen besonders gefallen hätten (sie gefielen mir jedoch besser als die Franzosen), sondern weil die Physiognomie des Landes, die Einfachheit der Sitten, die Schönheit und Sicherheit der Frauen und jungen Mädchen, vor Allem aber die Gerechtigkeit der Regierung und die Tochter derselben, die wahre Freiheit, mich die Unannehmlichkeiten des Klima's, die Melancholie, die sich der dortigen Einwohner immer bemächtigt, und die außerordentliche Theurung der Lebensmittel gänzlich vergessen ließen."

Und an einer anderen Stelle:

„Nach vielen Reisen, auf denen sich meine Erfahrung bereicherte, sind England und Italien die einzigen Länder Europa's, nach denen Wiederstehen ich mich immer gesehnt habe, weil in dem ersteren die Kunst, so zu sagen, die Natur unterjocht hat, und weil in dem zweiten die Natur immer in tausenderlei Gestalten ihre Energie gegen die oft schlechten, aber immer trägen Regierungen an den Tag legt."

Man hat das Leben Alfieri's oft mit dem Leben Byron's verglichen; so viel ist wenigstens gewiß, daß Beide viele Schicksale gemein haben. Alfieri war von klein auf, und bevor den Tod seines ältesten Bruders ward er der Erbe der väterlichen Güter. Er ward, noch sehr jung, der Vormundschaft eines Verwandten übergeben, der ihn auf der Universität zu Mailand erziehen ließ. Dort wuchs er unter der aristokratischen Jugend des Landes auf; wie sie, studirte er wenig, aber er widmete sich eifrig der Reitkunst und allen müßigen Beschäftigungen eines reichen Adels. Seine Schwester Julia, die Gräfin Cumiana, war lange Zeit der einzige Gegenstand seiner Neigungen; er liebte sie so sehr, daß er zu ihren Gunsten seinem ganzen unbeweglichen Vermögen entsagte und für sich nur eine kleine Rente behielt. Von Kindheit auf offenbarte er einen heftigen, zornigen Charakter, und der geringste Widerspruch brachte ihn in Wuth. Da sein Oheim ihn nicht allein wollte ausgehen lassen, so legte er sich selbst die engste Gefangenschaft auf, indem er sich nicht nur seiner Unabhängigkeit, sondern auch jener vornehmen Bequemlichkeiten, an die er von dem zartesten Alter an gewöhnt war, beraubte. Er verließ sein Zimmer nicht mehr, wo er lieber verfaulen, als sich unterwerfen wollte; er schlief dort fast den ganzen Tag, und wenn er Abends sein Bett verließ, so that er es nur, um sich auf einer Matratze auszustrecken, die er auf den Fußboden neben das Kamin hatte legen lassen. Nur war nicht zu vermögen, daß ihm geschickte Essen angenommen; er bereitete sich selbst seine Mahlzeit, die aus Polenta oder etwas Aehnlichem bestand.

Aber sobald seine Majorennität ihn der Tyrannei seines Vormundes entzogen hatte, entschlüpfte er sich reichlich für diese erzwungene Einsamkeit durch fortwährende Reisen. Frankreich, Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland, Preußen, Spanien, Portugal wurden jede Jahre lang, im eigentlichen Sinne des Wortes, durchlaufen, und dennoch minderten sie kaum die zwecklose Neugierde und grundlose Thätigkeit dieses sonderbaren und wilden jungen Menschen. Alle diese Länder sahen ihn wie einen grimmigen Centauren, halb Mensch, halb Pferd, vorüberziehen; er verschwendete sein Geld an Pferdehändler, nahm an Pferdewettrennen Theil, wo er immer Sieger blieb, und war stolz auf sein Kutscher-, Jockey-Talent. Uebrigens immer verliebt, in Holland wie in England, in Spanien oder in Italien, und jedes Mal in so hohem Grade, daß er fast den Verstand darüber verlor. Eine geistreiche Schriftstellerin hat jedoch richtig bemerkt, daß viel mehr seine Eitelkeit, als sein Herz ihn zu diesen Abenteuern trieb: „Deshalb wählte er", setzt Lady Morgan hinzu, „die Frau eines Englischen Pairs zu seiner Geliebten und verband sich in geheimer Ehe mit der Witwe eines legitimen Königs."

Die erste dieser beiden Frauen, welche Alfieri jevoch nicht ein einziges Mal in seinen Memoiren nennt, war die sehr schöne, aber mehr als leichtsinnige Lady Ligonier. Als er sich in sie verliebte, war der junge Graf nur erst zweiundzwanzig Jahre alt: er war ein fashionabler Kavalier und weiter nichts. Von Vernunft, Kenntnissen und von Selbstbewußtseyn war bei ihm nicht die Rede. Zu welchen Thorheiten ihn diese Liebe verführte, kann man aus Folgendem ersehen: Alfieri, der auf 48 Stunden von Lady Ligonier getrennt war und der schon bei dem Gedanken daran wie ein wildes Thier aufschrie, erzählt selbst, daß das einzige Mittel, sich einige Ruhe zu verschaffen, darin bestand, daß er immer zwecklos vor sich hin ging. Hielt er ja einmal an, um auszuruhen oder um etwas zu essen zu verschlucken, so sprang er sich sogleich wieder mit schrecklichem Geschrei und Geberde sich in seinem Zimmer wie ein Wahnsinniger.

Während dieser Paroxysmen hatte er sich fast einmal das Genick gebrochen, indem er sein Pferd über eine sehr hohe Barrière springen ließ, welche eine Wiese von der Straße, auf welcher er mit Reiten seine glühende Ungeduld abkühlen wollte, trennte. Von diesem kühnen Sprunge trug er eine verrenkte Schulter davon. Einer schrecklichen Leiden empfing er einen Brief, der ihn zum glücklichen Rendezvous beschied. Zur festgesetzten Stunde reiste er, trotz der Einreden seines treuen Dieners Elias, einen Arm in der Binde und seinen Degen zwischen den Zähnen, in einem schlechten Postwagen ab. Zwei Tage später ließ er sich, immer noch mit verrenkter Schulter, ins Italienische Theater tragen, um einer Einsamkeit, die ihn verzehrte, zu entgehen. Plötzlich hörte er an der Thür die Lege, in

Digitized by Google

welcher er den Melodieen der Oper lauschte, seinen Namen aussprechen; er eilte schnell hinaus und fand auf einmal dem Lord Elgoiner gegenüber, der Alles erfahren hatte und ihm für seine geheimen Besuche Rechenschaft abforderte. Diese beiden Männer wechselten nur einen Blick und nur ein Wort. Als sie in Green-Park angekommen waren, war es fast Nacht; Beide zogen vom Leder, ohne ein Wort zu sagen. Sonderbar! der Beleidiger Alfieri griff in blinder Wuth an, und der beleidigte Ehemann hatte sich nur zu vertheidigen: „Wenn er mich nicht tödtet", sagt Alfieri selbst, „so wollte er es nicht; wenn ich ihn tödte, so geschah es wider mich."

Dennoch zeigte sich der Himmel gerecht, und der wüthende Italiäner erhielt einen Hieb in den Arm. Seine Wunde war tief; er verband sie, so gut er konnte, mit seinem Schnupftuch und ging zur Oper zurück. Der Fürst von Masserano, in dessen Loge er war, hatte nicht die geringste Ahnung von diesem Abenteuer.

Für Desjenigen, welcher von Alfieri's nicht gelesen haben, wollen wir hinzufügen, daß das Geheimniß seiner Zusammenkünfte mit Lady Ligonier von einem Jockey ihres Mannes verrathen worden war; das Eifersucht diesen Jockey zur Anklage seiner Herrin getrieben hatte, und daß diese Eifersucht ihren Entschuldigungsgrund in den frühesten Anfprüchen dieses Jockeys an die Liebe seiner Gebieterin hatte. Lord Ligonier trug natürlich auf Scheidung an; doch hatte er die Grossmuth, nicht eine ausführliche Klage anzustellen.

Der Prozeß machte dennoch großes Aufsehen, und noch jetzt giebt es unter den ältesten Personen einige, die mit der größten Ausführlichkeit die geringsten Umstände desselben zu erzählen wissen. So habe ich in der Nähe von Warrington einen armen alten Pächter aufgefunden, der sich noch dunkel des Master Alfieri erinnert, jedoch, wie es scheint, das Hauptalle Abenteurer nicht kennt. In dem Hause dieses Pächters hat Alfieri eine Zeit lang gern von seinen Schönen, gelebt. Die Jahre haben übrigens nichts an den Orten, welche Zeugen der Thorheiten waren, die ich eben erzählt habe, geändert. Von den Fenstern dieses Pachthauses aus sieht man noch manche alte herrschaftliche Besitzung; auf der einen Seite Elsler-Place und den schönen Thurm, welchen Wolsey während der ersten Monate seiner Verbannung erbauen ließ; auf der andern Seite Claremont, wo die Prinzessin Charlotte starb; an einer dritten Stelle sieht man die Villa des Astrologen Lilly, wo Paine einen Theil seiner Abhandlung über die Menschenrechte geschrieben hat. Ein wenig weiter davon liegt das beschriebene Pfarrhaus, wo Gibbon mit Hollivy Francis, dem Uebersetzer des Horaz, einige Jahre seiner Jugend verlebte. Man sieht also, daß nichts dauerhafter und so wenig den Zerstörungen unterworfen ist, als die Landsitzen der glücklichen Britischen Insel.

Der Gasthof zum Greif (Grifon) in Kingston, wo Alfieri einen Postwagen nahm, um, in einem blauen Kittel und mit einem groben runden Postillonshute auf dem Kopfe, nach Cobham zu fahren (unter dieser groben Kleidung trug er aber einen feinen moosfchen Frack, feidene Strümpfe und Schnallenschuhe); — im Schenke zum Tartaren, bei Cobham, wo er seinen Wagen ließ, um zu Fuß weiter zu gehen; — die kleine Gartenthür von Cobhampark, durch welche ihn Lady Ligonier oft einließ; — der Gasthof zu Cobham, mit dem Schilde zum König Georg, wohin sich diese Dame heimlich begab und wo sie dem Grafen ein Billet schrieb, das mit den Worten anfing: „My lord wer ß Alles!" — um, wo möglich, ein Zusammentreffen ihrer Damen mit ihren Geliebten zu verhindern; alles dieses existirt heute noch und erinnert uns lebhaft an das unorventliche Leben, mit welchem der Stammhalter einer vornehmen Familie seine Laufbahn in der Welt begann.

Später, als Alfieri achtundzwanzig Jahre alt war, begegnete er zu Florenz einer Frau, welche sein ungestümes Wesen für immer bändigen sollte. Es war die Gräfin von Albany, Wittwe des Engliſchen Prätendenten von Karl Eduard Stuart. Alles recht= fertigte diese letztere Wahl; denn die Gräfin, drei Jahre jünger als Alfieri, zeichnete sich eben so sehr durch ihre Talente und durch ihr vortreffliches Herz, als durch ihre persönlichen Reize aus. Auch verlebte er mit ihr den Rest seines Lebens; sie ermuthigte und bestärkte ihn in dem edlen Trieb nach Ruhm, den er bei der Betrachtung des Denkmals Michel Angelo's zum erstenmale empfand.

Er benetzte das Marmorgesicht mit bitteren Thränen; und jetzt steht — möge dies dieſenigen trösten, welche an ihrem jugendlichen Streben verzweifeln — neben Angelo's verehrtem Denkmal, neben den Gräbern von Galilei und Machiavelli, ein anderes, welches für Alfieri der Meißel seines Freundes Canova gefchaffen hat.

Diese fünf Namen sind wunderbarer Weise in den folgenden zwei Strophen des Childe Harold zusammengestellt:

In Santa Croce's heil'gen Mauern weilt
Der Staub, der jene heiligt, dem allein
Am sich kinderähnlichsten schon zuerkteilt;
Der, drang die Zeit auch mächtig auf ihn ein,
Ein Theil doch der Erhabenheit will sein.
Die langst das Chaos wieder heimgenommen.
Hier ruht Michael Angelo, Machiavell,
Und Galilei's Asche schmerzerklommen;
Hier kehrte Machiavell heim, wo er her gekommen.

Vier Geister sind's, den Elementen gleich,
Und so erschuf er eine neue Welt.
Italien! hat auch die Zeit dein Reich
Und deinen Schmuck durch tausend Riß entstellt,
Gab sie doch seinem Volk, das sie zerstellt,
Die Geister noch! Dan Gottheit auf die Erde,
Hat deinen Thron sie zerstreut doch erhellt;
Was dich mit neuer Lebenskraft durchdringt!
Zeigt selbst Canova, wo die Grossen einst gebildet!
(Lord Byron's Werke, Gesang IV. Strophe 54—55 Ueberf. von Adolf Böttger.)

Diese Stelle führt uns ganz natürlich auf die eben angedeutete Parallele zurück. Alfieri und Byron liebten leidenschaftliche Pferde und Freiheit; beide liebten auch ihren Rang und waren stolz darauf, daß sie zum Adel gehörten; auch ihre Geburt waren sie stolzer, als auf ihr Genie. Alfieri schimpfte auf die Tyrannei; aber er verabscheute die Französische Revolution, als den Ausdruck rein demokratischer Prinzipien. Alfieri und Byron stifteten beide einen Ritter-Orden, den Homers-Orden und den Schädel-Orden; Beide waren leidenschaftliche Schwimmer. Eines des größten Vergnügen Lord Byron's, wie er selbst in seinem Tagebuche erzählt, war, sich an einem entlegenen Orte zu baden, sich auf einen Felsen zu setzen, dem Gipfel eines Felsen am Meeresufer niederzusetzen und hier ganze Stunden zu bleiben, nur mit der Betrachtung der Sonne und der Meereswogen beschäftigt. Das Lieblingsvergnügen des Italiänischen Reisenden bestand in Marseille darin, sich alle Abende, nach dem Theater, im Meere zu baden; Alfieri sagt in seinem Leben, 1te Epoche, Kap. 4:

„Ich hatte ausserdem das Glück, Nachts einen sehr angenehmen kleinen Platz entdeckt; hier, auf dem Sande sitzend und mit den Schultern gegen einen kleinen Felsen gelehnt, der noch genug war, um mich den Augen der Menschen, die ich hinter mir ließ, zu entziehen, sah ich vor mir und um mich nur das Meer, und so verlebte ich zwischen diesen beiden unermeßlichen Räumen, welche die Strahlen der Sonne, die sich in die Wogen senkten, noch verschönerten, ganze Stunden in süßen Phantasieen."

Holland.

Nord-Holland und der Helder.

(Fortsetzung.)

„Ich habe nicht so abenteuerliche Ideen", erwiederte ich ihr, „die mich veranlassen könnten, unsere mütterliche Erde zu verlassen, um in der Ferne ein ungewisses Glück zu suchen, das uns in unsren Träumen vorschwebt. Ich bleibe bei Ihnen und bei meinen theuren Aeltern; ich will ein redlicher Rechtsgelehrter, ein friedlicher Bürger von Utrecht, ein guter Familienvater werden, alle Tage regelmäßig den Gerichtshof besuchen und Abends beqvem meine Pfeife bei einer Tasse Thee schmauchen. Das ist meine Zukunft, ich wünsche mir gar keine andere." — „Herrlich, herrlich", sagte die arme Mutter; „o warum hatte mein Sohn nicht auch so rubige Gedanken und einen so bürgerlichen Sinn! dann lebte er noch, und ich wäre die glücklichste der Mütter. Wenigstens bleiben Sie mir, Sie, sein Ebenbild, die Sie so oft mein Herz durch Ihre Aehnlichkeit mit ihm täuschen. Sie bleiben mir, und ich danke dem Himmel, daß er mir in meinem Unglücke als letzten Strahl der Freude noch diese Täuschung sandte."

Von dieser Zeit an wurde das Band, welches mich an Frau Terderhart knüpfte, immer fester. Ich sah sie nun täglich und bald selbst mehreremale des Tages. Seit mir das Geheimniß ihres Schmerzes enthüllt war, fühlte ich ganz den Reiz ihrer Unterhaltung und empfand eine lebhafte Freude darüber, zu wissen, daß meine Gegenwart ihren Kummer mildern und die Bitterkeit desselben dämpfen könne. Mit jedem Tage verdoppelte die gute Frau ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit gegen mich; sie war erfinderisch in allerhand Mitteln, um meine Wünsche zu errathen und zu befriedigen. Man hatte sagen mögen, sie sey, da ich ihr an Sohnes Statt galt, von Besorgniß erfüllt, mich wie diesen abreisen zu sehen, und ihre Bemühungen, ihre Geschenke, ihre liebreichen Worte erschienen wie eben so viel zarte Kunstgriffe, um mich immer fester an sie zu ketten.

So verstrichen mehrere Jahre; Personen, welche sie erst nur für einen Sonderling gehalten, wurden lebhaft von der Mittheilung ihrer Leiden gerührt, und alle meine Freunde, die früher über ihre Bettlerin für mich gespottet hatten, kamen in ihr, sie bedauernd, zu erbitten. Mein Rechts-Kurius war beendigt, aber ich blieb noch in Utrecht, um einigen besonderen Studien nachzuhängen. Meine Aeltern besuchten mich, und ich führte sie zu meiner Wohlthaterin. — „Lassen Sie mir Ihren Karl", bat sie, „ich werde für ihn sorgen, er ist mein Adoptivsohn; ich will ihn nicht zwingen, seinen Namen zu verändern, ich will ihn nicht Ihrer Liebe entziehen. Bald will ich ihn Ihnen oftmals wieder allein zugeben, und wenn ich auch seinen Adoptiv-Kontrakt von einem Advokaten aufsetzen lasse, so steht doch der beste Kontrakt hier eingezeichnet", fügte sie hinzu, die Hand aufs Herz legend.

Sie starb, indem sie mir ihren letzten Segen ertheilte, und ich beweinte sie wie eine Mutter. In ihrem Testament wurde ich zum Universal-Erben ernannt. „Ich habe keine Verwandte", so schloß ihr letzter Wille, „als eine alte sehr reiche Muhme; will Karl derselben einen Theil meines Vermögens anbieten, so gestatte ich es ihm, aber ich erriche ihn, und es ist der letzte Wunsch einer Sterbenden, den größten Theil desselben für sich zu behalten." Sie setzte ferner eine immerwährende jährliche Rente von 100 Gulden für die Witwe liegend eines armen Germanns aus, die ihren Sohn bei einem Schiffbruch verloren hatte. Eine dritte Testamentsklausel zur Ausführung, begab mich zur Muhme, die aber nichts von der Erbschaft annehmen wollte, und so blieb ich Herr eines ganz unerwarteten Vermögens. Das Jahr darauf verheirathete ich mich und wurde Richter in Utrecht; mein ältester Sohn heißt Karl, meine Tochter führt den Namen meiner Wohlthaterin, und wir Alle, meine Frau, meine Kinder und ich, beten täglich für ihr Seelenheil."

Als der Holländer seine Erzählung beendigt hatte, fuhr er mit der Hand über die Augen, um eine Thräne zu trocknen. Sein Gefährte, ein großer dicker Mann, dessen kolossaler Gliederbau sich gewiß durch oftmaligen Genuß von Rostbeaf gestärkt und dessen rothe Wangen der Wachholder gefärbt hatte, nahm darauf das Wort und

sprach: „Das ist eine Geschichte, die klar beweist, daß die Holländer nicht ganz in der Materie aufgegangen sind, wie gewisse übelberathene Reisende uns zu schildern beliebten; ich könnte noch andere hinzufügen. . . . Aber da wärm wir ja in Nieuwdorp angelangt." Und so sprechend, stand er auf, ging flüchtig und ging hinaus. Auf dem Kanal wartete seiner eine junge Frau, die ihn mit rührender Zärtlichkeit bewillkommnte. Zwei kleine Kinder mit apfelrunden rosigen Gesichtern hängten sich an seinen Rock, und der glücklich Reisende ging mit seiner süßen Last davon. Das war vielleicht die Geschichte, die er uns erzählen wollte.

Ich hatte unseren räucherigen Ruim mit ihm zugleich verlassen, und mit Erstaunen betrachtete ich das Gemälde, das sich vor meinen Augen entrollte. Statt der sumpfigen Ebenen, der dürren Flächen, der abgeschorenen Hütten, deren einförmiger Anblick von Aitkaar an unsere Augen ermüdete, gewahrte ich plötzlich große, schöne Gebäude, See-Magazine und eine lebhafte Bevölkerung. Ich höre, wie ein Offizier ein Manöver auf einer Fregatte kommandirt, wie die Matrosen das Tauwerk ergreifen; der Lagdoen kommandirt in den Straßen, und die Trompete wird vor der Kasernenthür geblasen. Handelsschiffe laufen in den Hafen ein, Kähne rudern die Kanäle entlang, Lastträger keuchen unter der Last der Säcke voll Kaffee oder Reis. Wir befinden uns auf dem Stapelplatze der Nordsee, in einem der Holländischen Residenzen.

Vor vierzig Jahren fand noch an dieser Stelle aller dieser Gebäude und dieser Werfte nur ein armseliges Bauernhaus. Die Anlegung des Nord-Kanals hat in kurzer Zeit eine öde Fläche in eine belebte Stadt verwandelt. Hier legen die Amsterdamer an, wenn sie nach Indien gehen oder von dort zurückkehren; hier ist das ganze zur Ausrüstung nöthige Material der Kriegsschiffe aufgehäuft. Wenn eines dieser Schiffe nach irgend einer fremden Gegend hin beordert wird, so holt es in Nieuwdorp seine Lieferung und seine Kugeln; bei der Rückkehr legt es seine feindseligen Waffen wieder ab, die Waffen, die Munitionen, einen großen Theil seiner Segel, ja zuweilen selbst seine Masten, und kehrt in das Amsterdamer Bassin wie ein ruhiger Bürger zurück, der Niemanden beleidigen mag. Ich sah so eine herrliche Fregatte, mit leerem Verdeck, geschlossenen Schießscharten und herabgelassenen Masten ihren Weg ziehen. Wo! wie bald trauria sah machte! Vielen Lärmung und leere Kugeln; bei der Rückkehr legt es seine feinen kriegerischen Schmuck wieder ab, die Waffen, die Munitionen, einen großen Theil seiner Segel, ja zuweilen selbst seine Masten, und kehrt in das Amsterdamer Bassin wie ein ruhiger Bürger zurück, der Niemanden beleidigen mag. Ich sah so eine herrliche Fregatte, mit leerem Verdeck, geschlossenen Schießscharten und herabgelassenen Masten ihren Weg ziehen. Wo! wie bald traurig

Amsterdam zu reisen, und später, um in dem Pelder sich anzusiedeln. Die beiden jugendlichen Töchter hingegen, lanste und reizende Geschöpfe mit blauen Augen und offenen Gesichtern, trugen sich nach dem neuesten Moden-Journal. Sie flüsterten mit unverhohlener Verlegenheit einige Französische Worte, konnten aber ohne Aufsicht einer Uebersetzung „Jocelyn“ und die „Orientalen“ lesen und gestehandten, mit wie vielem Vergnügen sie nach Paris reisen würden, um auf den Boulevards zu spazieren zu gehen, meinte die Eine, die Andere aber, um das Theater zu besuchen, und der Vater fügte hinzu, um den Sitzungen der Deputirten-Kammer beiwohnen zu können. Dieser war ein bescheidener kluger Mann, der sindirt hatte, gereist war und sich für alle große Fragen der Zeit interessirte. Er bildete mit seiner belehrenden, bunt bewegten Unterhaltung einen sonderbaren Gegensatz zu seinem Freunde, dem es lieber gewesen wäre, wenn Alle geschwiegen und man nur von Zeit zu Zeit, zwischen zwei Zügen aus der Pfeife, irgend ein Wort über den Preis der Kolonialwaaren gesprochen hätte. Aber trotz dieser Verschiedenheit der Neigungen und des Geschmackes gefiel mir diese kleine Versammlung durch ihre ungezwungene Deutlichkeit wegen ihrer Freimüthigkeit und Einfachheit, und ich war dankbar für die Herzlichkeit, mit welcher man mich in einem Pause aufnahm, das ich zum erstenmale betrat. Herr E. drückte mir die Hände und dankte mir für mein Kommen; seine Frau füllte aus einem Uebermaaß von Höflichkeit, aus dem es fortdauernte, lästig werden konnte, meine Tasse mit Zuckerstücken und meinen Teller mit Pfirsichschnitten. Eine der Töchter, ich glaube die hübschere, stand auf und bot mir mit vieler Anmuth eine lange Meerschaumpfeife an, die mit dem köstlichsten Tabak gefüllt war.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Typen der heutigen Gesellschaft in England und Frankreich.

1. Der Gentleman.

Die elegante Welt Frankreichs hat schon seit langer Zeit ein bedeutendes Debet bei den Engländern. Wie London, besitzt auch Paris seine fashionablen Zirkel, seine Dandys, seine Löwen und Lionnes, auch seine ungeheure Zahl von Blaustrümpfen, wenn alle Frauen, die sonst nur viel sprachen, schreiben jetzt ein wenig. Was aber die Franzosen den verschiedenen Kategorien der feinen Welt Englands noch nicht entlehnt haben, das ist der Gentleman.

Obgleich der große Hause jedem nur einigermaßen anständigen Manne den Titel eines Gentleman bewilligt, so hat derselbe doch auch eine besondere Bedeutung bewahrt und bezeichnet eine Klasse ehrenwerther Leute, die in der englischen Gesellschaft leider immer seltener werden. Der Dandy hat von dem Gentleman nur die Aeußerlichkeiten entlehnt, welche zum Reiche der Mode gehören, und diese Aeußerlichkeiten sind, beiläufig bemerkt, in England weit zahlreicher und wunderlicher als anderwärts. Die Englische Mode ist die seltsamste Tyrannin. So hatte sie z. B. vor einigen Jahren eine kleine Straße des West-End's, Namens Bond-Street, die von den bedeutendsten Buchhändlern bewohnt wird, unter ihren Schutz genommen. Ein echter Gentleman mußte alle Tage um 4 Uhr in Bond-Street vom Pferde steigen und Stiefeln aufweisen können, die mit einem gewissen gelblichen Staube bedeckt waren, der sich nur auf einer ziemlich entfernten Promenade vorfindet, wohin die elegante Welt ihre Ausflüge zu richten pflegte. Diejenigen, die nicht die nöthige Muße oder keine schönen Pferde hatten, wagten nicht, sich in Bond-Street mit unbedeckten Stiefeln zu zeigen. Was war da zu thun? Ein Spekulant kam auf den Einfall, in Bond-Street eine Niederlage dieses fashionablen Staubes zu errichten, mit dem die Dandys zweiter Klasse sich dort versahen.

Das Geschäft des Dandy's ist, großen Luxus zur Schau zu tragen und auffallende Abenteuer zu suchen. Der Gentleman hat eine andere Aufgabe in der Gesellschaft. Der Dandy muß in der Oper und bei den Wettrennen erscheinen, er muß Pferde halten und sich durch feine Toilette und seine Equipage auszeichnen. Der Gentleman kann sehr wohl zu Fuße gehen und braucht sich der Herrschaft der Mode nur bis zu einem gewissen Grade zu unterwerfen. Der Gentleman ist der Dnäker der Fashion.

Es giebt gewisse Regeln des Benehmens, welche der Gentleman durch die Tradition überliefert erhalten hat, und die er auf das gewissenhafteste befolgt. Seine einzige Sorge ist, nie gegen die strengen Gesetze des guten Geschmacks und guten Tons zu verstoßen. Er thut nichts, ohne sich vorher zu fragen: „Ist das auch eines Gentlemans würdig?“ Seine Unterwerfung unter die Gebote des Despoten, welcher die Schicklichkeit heißt, treibt er zuweilen bis zum Heroismus und bis zur Lächerlichkeit.

Sir Lionel Darvey galt lange für das vollkommenste Muster eines Gentleman. Er stammte aus einer angesehenen Familie Northumberlands und trat nach seiner Volljährigkeit in den Besitz eines bedeutenden Vermögens. Die ersten Jahre seiner Jugend verreiste er. Sein Vermögen und seine Persönlichkeit hätten ihm gestattet, unter den glänzendsten Dandys zu figuriren, aber er zog es vor, ein Gentleman zu seyn. Da er mit allen hierzu nöthigen Eigenschaften ausgerüstet war, so gelangte er bald zu großer Achtung, und es eröffnete sich ihm die schönste Zukunft, als ihn ein unerwartetes Unglück traf. Der Banquier, bei dem er den größten Theil seines Geldes untergebracht hatte, machte Bankerott, und der junge Gentleman war so ziemlich ruinirt.

Trotz dieses Unfalls verwarf er den Gedanken, sich um ein Amt zu bewerben. Er ergab sich mit philosophischer Resignation in sein Schicksal und stellte Alles der Zeit anheim, die noch drei reiche Onkel für ihn in Reserve hielt. Lionel war einer von den Menschen, die auch in beschränkten Verhältnissen ihre Würde zu bewahren wissen. Durch seine Geschicklichkeit gelang es ihm, seinen Rang und seine Eigenschaft als Gentleman in der Welt zu behaupten. Ein Freund Lionel's, der große Spekulationen machte, schlug ihm einst ein Mittel vor, wieder reicher zu werden, als er früher gewesen war. Er bot ihm die Theilnahme an einem glänzenden Geschäft an, welches großen und sichren Gewinn bot. Lionel prüfte den Plan und antwortete kalt, daß er nicht mit den Interessen Anderer spielen könne. „Und weshalb?“ fragte der Spekulant; „hatten Sie das Geschäft nicht für gut?“ — „Zu gut für mich“, war die Antwort; „ein Gentleman läßt sich auf kein Geschäft ein, das nur sicheren Gewinn bietet.“

Man muß indeß nicht glauben, daß der Gentleman immer in einer so großartigen Stellung erscheint, zuweilen fällt er auch ins Lächerliche. Einer von Lionel's Onkeln, ein alter Seeman, lud denselben einst zum Frühstück ein und bat ihn, Weinkrausen mitzubringen, die er sehr liebte. Wer den Onkel kannte, wußte, daß dieses Billet so gut wie ein Testament war. Lionel machte sich auch zur bestimmten Stunde auf den Weg und trat unterwegs in mehrere Läden ein, um Weinkrausen zu kaufen, die zu dieser Jahreszeit noch sehr selten waren. Endlich trieb er zwei prächtige Trauben auf, die er sorgfältig in Fließpapier einschlug und sie theuer bezahlt hatte. Aber wer sollte sie tragen? Der Kaufmann war allein im Laden, und Lionel konnte auf der Straße keinen Boten antreffen. Der Kord war allerdings nicht schwer, aber Lionel hatte um seinen Preis mit demselben über die Straße gehen mögen. Lionel ließ alle die Weintrauben stehen und ging nicht zu seinem Onkel, der ihn enterbte.

Ein anderesmal hatte er eine Landpartie gemacht; es war heiß, und er war noch zwei Meilen von London entfernt, als es anfing, stark zu regnen. Glücklicherweise bemerkte er einen Miethswagen. „Sind noch Plätze zu haben?“ fragte Lionel den Kutscher. — „Ja!“, antwortete dieser, indem er ihm den Schlag des Wagens öffnen. Lionel trat näher, aber im Wagen saß schon ein weibliches Wesen, deren freche Reden ihm hinlänglich sagten, weß Geistes Kind sie sey. Sie lachte. Lionel sah dem Kutscher einen Schilling, aber er sah sich nicht in den Wagen. Es brach ein heftiges Unwetter aus, und der arme Lionel zog sich eine Erkältung zu, die ihn zwei Monate an das Bett fesselte.

So viel Tugenden verdienten eine Belohnung. Einige seiner Freunde verhalfen ihm zu einer reichen Heirath. Aber auch die sie hat ihre Schattenseiten, und es giebt gewisse Fälle, wenn ein Gentleman sich nicht unterwerfen kann. Unglücklicherweise konnte er auch auf Scheidung antragen, weil er keine Beweise provociren konnte. Da ihm indeß ein mit Scham bedecktes Leben nicht anstand, so sagte er sich eine Kugel durch den Kopf.

So lebte und starb er als wahrer Gentleman.

Mannigfaltiges.

— Nachdrucke Deutscher Klassiker in England. Der Buchhändler Baudry in Paris hat in London sechs verschiedene Niederlagen von seinen Nachdrucken Deutscher Klassiker (bei Dulau u. Comp., Barthes und Lowell, Baltiere, Rolandi und bei Jeffs) etablirt. Dort ist unter Anderem in 15 Bänden eine mit doppelten Kolumnen auf seinem Papier gedruckte Ausgabe der sämmtlichen Werke Klopstock's, Goethe's, Schiller's, Tieck's und C. T. Hoffmann's, zusammen für 3 Pfund (21 Thaler) zu haben. Das natürlich für einen Englischen Bücherliebhaber, der sich eine Deutsche Bibliothek anschaffen will, eine unverdauliche Summe ist. Wir machen die rechtmäßigen Verleger der gedachten Deutschen Klassiker auf diese wohlberechnete Speculation des Herrn Baudry aufmerksam, damit sie ihrerseits, falls sie es für nöthig erachten, Gegenmaßregeln treffen, die zunächst wohl darin bestehen können, daß sie ebenfalls schöne und wohlfeile Exemplare ihrer korrecter gedruckten Ausgaben nach England senden.

— Englische Berichte über Deutsche Bade-Orte. Das Herannahen der Badezeit wird in England immer auch durch den Büchermarkt angezeigt; denn um diese Jahreszeit erscheinen gewöhnlich die zahlreichen Wegweiser durch bekannte Gegenden, die Reiseberichte und Bad-Chroniken, die eine besondere Rubrik des Englischen Bücher-Katalogs bilden. Als das Beste dieser Art, was in neuester Zeit erschienen, bezeichnet man Dr. James Johnson's „Pilgerfahrten nach den Bädern (, nicht Pilgerfahrten die Engländer nicht Brunnen- und Bade-Orte nennen), zur Gesundheit und Erholung.“*) Herr Dr. Johnson beschreibt in diesem Buche die Bäder Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Ems, Baden-Baden, Wildbad, Spa, Pyrmont, Aachen, Karlsbad und Teplitz. Er folgt dem Dr. Granville, der diese Bäder früher besucht und beschrieben, fast auf den Fuß, berichtigt jedoch seinen Vorgänger bei vielen Gelegenheiten und hat überdies das Verdienst, nicht blos für Laien, sondern auch für Aerzte, und zwar in einem zugleich sehr unterhaltenden und ihre Chalataneric beleidigenden Ton geschrieben zu haben.

*) Pilgrimages to the Spas in pursuit of Health and Recreation; with an Inquiry into the comparative merits of different mineral waters, the maladies to which they are applicable, and those, to which they are injurious. By James Johnson, M. D., Physician to the late King. — London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Montag den 10. Mai 1841.

Frankreich.

Die Französische Deputirten-Kammer.

(Nach Englischer Schilderung.)

Die Leser werden vielleicht schon wissen, daß ein Französischer Deputirter einer von vierhundertundneunundsiebzig Gesetzgebern ist, die von allen Franzosen gewählt werden, welche jährlich 12 Pfund Steuern zahlen, während der Deputirte selbst 20 Pfund zahlen muß; daß jedes Mitglied ein besonderes Arrondissement repräsentirt, deren einige wohlhabend und volkreich, andere arm und dünn bevölkert sind, und daß viele Tausende von den Wählern weder schreiben noch lesen können. Ferner ist ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß die Französischen Deputirten-Wahlen nur Einen Tag dauern, daß es da keine Hustings, keine Reden, keine Bretterbuden giebt, daß die Wähler vermittelst Kugelung stimmen, und daß die Dauer der Parlamente auf fünf Jahre beschränkt ist. Auch das haben sie vielleicht schon gehört, daß die Wähler hauptsächlich der Klasse der Geschäftsleute angehören, und daß in großen Städten die Krämer allmächtig sind. Es giebt in den Französischen Provinzen keine Gentry, die dieses Namens werth ist. Die alten Hallen und Schlösser sind längst dem Boden gleich gemacht. Ein leerer Schloßgraben bezeichnet nur noch hier und da durch seine verfaulenden Backsteine und sein üppiges Unkraut die Stätte früherer Größe und ruft die grimmigen, blutigen Zeiten des alten Frankreichs den Politikern ins Gedächtniß. In einigen Departements, wo die Schlösser während der Anarchie mehr geschont wurden, sieht man wohl noch ein riesenhaftes Paar eiserner Thore, verrostet und unangestrichen, mit zwei Reihen Pappelbäumen, die eine lange Allee bilden, an deren Ende der Familiensitz des Marquis oder Grafen und zuweilen des Herzogs oder Barons liegt. Das Schloß ist gewöhnlich von einem hellen Gelb oder schmutziger Rahmfarbe; die äußeren Mauern sind verfallen, da der Stuck oder Mörtel am Ende jedes Winters, wenn der Frost sich löst, in großen Stücken abfällt; wenn der Herzog reich ist, so werden solche Stücke durch andere Mörtelstücke ersetzt, alle von verschiedenen Farben, so daß man glauben könnte, ersteres, der Mörtel müsse sehr theuer seyn, und zweitens, daß Pauls habe die Blattern gehabt. Betritt man das Schloß selbst, so kommt man in eine große steinerne Halle ohne Zimm, Stuhl oder Bank. Das Speisezimmer hat seinen Teppich. Der Speisetisch ist nur einmal täglich mit einem Tafeltuch bedeckt, da dieses beim Frühstück für überflüssig gehalten wird; die Stühle sind eine bunte Gruppe von abgenutzter Tapetenarbeit, mit Binsenboden, Roßhaarpolstern, kurz, schlank, mit hoher Lehne, niedriger Sitze und gar keiner Lehne, und der Boden wird zuweilen einmal täglich gefegt oder einmal wöchentlich gebohnt. Der Salon oder das Besuchzimmer enthält ein Piano, ein paar Stühle von verschiedenem Farben, keine Jalousien, keine Vorhänge, ein Sopha ohne Seide und Sopha kissen ohne Daunen, Federn oder Roßhaar und eine ungeheure Uhr auf dem Kaminsimms, mit einem gläsernen Schirm bedeckt und zwei gläsernen oder messingnen oder bronzenen Kandelabern daneben. Der Glasschirm ist mit Staub bedeckt; die Zenster sind äußerst schmutzig und zuweilen mit Papier ausgefüllt; der Tisch ist allerschwach; die Demoiselles denken nur an ihre Wollenarbeit und Stickerei, die Garçons nur an ihre Hunde und Flinten. Mit einem Wort, es ist in diesen Schlössern nicht viel zu suchen; sie sind ein treffendes Abbild des modernen Französischen Adels.

Doch um wieder auf die Deputirten-Kammer zurückzukommen: die Französischen Deputirten sind den Mitgliedern des Britischen Unterhauses so unähnlich, als Schuhputzer Königen und rohe, zurückgezogene Krämer erhobenen Gentlemens.

Da sind sie vor uns; denn wir sitzen in einer besonderen, bevorzugten Tribüne oder Loge auf der ersten Reihe, dem Präsidenten gerade gegenüber; und zwar sind wir deshalb hier, um einer bedeutenden Debatte über die verwickelte Frage, ob Paris befestigt werden soll, zuzuhören. Die Stunde, zu welcher die Debatte beginnen soll, ist zwei Uhr — wir sind eine Stunde früher hingegangen, um die eintretenden Deputirten zu beobachten, zu hören, was sie in ihren lauten Unterhaltungen sprechen, und die Anatomie der Kammer zu studiren. Der Präsident, die Vice-Präsidenten und Secretaire sitzen auf einer erhöhten Platisform oder Bühne und werden in der Ausübung ihrer Functionen durch die Quästoren unterstützt. Die Kammer hat die Form eines Fußeisens. Die Sitze für die Deputirten sind erhöht. Jeder von ihnen hat ein kleines Schreibpult vor sich, mit Dintenfaß, Federn, Papier, Oblaten und Sand, gewöhnlich von schmutziger Sorte, der die Stelle des Löschpapiers vertritt. Die Franzosen verstehen kein Löschpapier. Sie haben umsonst versucht, es gut zu machen, und wir wundern uns nicht, daß sie mit dem schlechten Stoff, der diesen Namen trägt, keine Geduld haben. Sie brauchen daher Sand, Sägestaub, Schnupftabak und Asche, je nach ihrem Geschmack, ihrer Börse oder Stellung und, vor Allem, je nach ihren Verhältnissen im Augenblick des Schreibens.

Dort kommt George Lafayette. Er gehört natürlich zur Partei seines verstorbenen Vaters und spricht mit Arago und Lafitte. Sie lachen alle Drei. Worüber? vielleicht errathen wir's. Arago belustigt sie mit einer Skizze der projektirten Befestigungen, die er gemacht hat, und die beinahen sie mit sichtlichem Wohlgefallen. George Lafayette ist seinem Vater gar nicht ähnlich. Arago ist ein wahrer Riese. Wir beziehen dies nicht auf seinen Geist, obwohl Sir John Herschel ihn für „eine sehr begabte Person" erklärt, sondern wir meinen seine breiten Schultern, seinen athletischen Bau, sein schwarzes Haar, wallende Locken, durchdringende Augen und muskulöse Gliedmaßen. Da steht er, sagen wir, lachend — denn was kümmert er sich darum, daß fünfhundert Augen auf ihn gerichtet sind? Lafitte steht, mit Arago verglichen, wie ein paris maire aus. Herr Lafitte ist frühzeitig grau geworden, und seitdem er seinen blauen Rock mit messingnen Knöpfen abgelegt, sieht er nicht mehr so gut aus. Er friert Herrn Jacques Lefebvre, seinen glücklichen Gegner im zweiten Arrondissement von Paris. Lafitte ist von Lefebvre zweimal geschlagen worden, und das kann er ihm nicht verzeihen. Sie sind Beide Banquiers, aber sehr verschiedenen Meinungen zugethan: Lafitte gehört der Kriegs-Partei der äußersten Linken an, während Lefebvre ein Mitglied des rechten Centrums ist und Herrn Guizot unterstützt. Welcher Kontrast zwischen dem schwarzen Haar und dem dunkeln Gesicht Arago's und dem blassen und nervösen Aussehen des Pariser Banquiers! Herr Lefebvre hat einen tiefen Widerwillen gegen die Männer der Linken. Er behandelt sie mit Verachtung und geht ihnen vorbei, als wenn er von ihnen angesteckt zu werden fürchtete.

Jener ernst aussehende Mann, der mit Herrn Thiers spricht, ist Odilon Barrot. Er ist Jurist. Es ist etwas an einem Juristen, was fast immer seinen Stand erkennen läßt. Wir mögen Barrot, Mauguin oder Persil ansehen, die jetzt alle drei vor uns sind, wir erkennen den Advokaten in Jedem und in Allen, und doch giebt es keine fünf Menschen, die physisch weniger sich gleichen können, als die eben Genannten. Odilon Barrot, obgleich eben sowohl Politiker als Advokat, ist vor allen Dingen Jurist. Das war auch Dupin, und das ist er bis zu dieser Stunde.

Odilon Barrot spricht offenbar mit Thiers über die bevorstehende Debatte. Odilon Barrot sucht Herrn Thiers in seiner Opposition gegen die Regierung und gegen die Regierungs-Maßregeln zu bestärken, während Thiers zu Herrn Barrot sagt: „Que voulez-vous faire, M. Barrot, avec des hommes comme ceux-là?" Er zeigt mit Kopf und Schulter nach den Centren. Er weiß, sie hassen ihn — und daß er sie verachtet. Herr Barrot sieht zweifelnd aus. Er scheint zu erwiedern: „O, das hat betrifft, Herr Thiers, so sind wir mit geschlagen, bis die Abstimmung vorüber ist; denn wer kann sagen, was für Kugeln in diese Stimm-Urnen gelegt werden?" Und das ist allerdings sehr wahr — denn gar manche Bill seit 1830, deren einzelne Klauseln von einer großen Mehrheit durch Aufstehen und Niedersitzen genehmigt wurden, ist dann von derselben Mehrheit bei der Abstimmung über das ganze Gesetz verworfen worden.

Jener Deputirte in der Mitte des Hauses, der mit großer Heftigkeit zu Herrn Royer-Collard spricht, ist Graf Jaubert. Beides sind wackere Männer und verdienen Achtung. Es war eine Zeit, wo sie Beide auf einer Seite stimmten; aber Herr Thiers hat den Letzteren für sich gewonnen, während Royer-Collard den Grundsätzen seines langen Lebens treu bleibt. Royer-Collard ist ein großer Mann; er hat einen gewaltigen Geist, liebt die Wahrheit und verabscheut Lüge und Betrug, mißtraut den heftigen Meinungen aller Parteien und hat die Gewohnheit, alle Fragen mit dem Auge eines Philosophen zu betrachten. Ludwig XVIII. und Karl X. achteten ihn sehr hoch, und selbst als der Letztere am wenigsten mit ihm zufrieden war, sagte er: „Uebrigens ist Collard ein sehr braver Mann." Graf Jaubert widmet in der Französischen Deputirten-Kammer besonders dem Agrikultur-Interessen seine Aufmerksamkeit; er ist ein trefflicher Präsident in Comité's und sucht Alles, was zur Sprache kommt, zu verstehen, ehe er eine Meinung ausspricht. Graf Jaubert kann auch mehr als

Digitized by Google

irgend ein Lebender über Trocknen, Graben, Pflügen, Eggen, über Bergwerke, Fischerei, Eisenbahnen, Kanäle, Straßen, Salzgruben, Dampfboote, Zucker-Fabrication, Weinbereitung, Patente, Verbesserungen in der Landwirthschaft und Pacht-Instrumente erzählen, und zwar kann er dies Alles so gefällig, so vertraulich, so verständig und verständlich, daß ihr ihm unwillkürlich folgen müßt.

(Schluß folgt.)

England.

Alfieri und Rousseau in England.

II. Rousseau.

Die Neigung Alfieri's zu Jean Jacques Rousseau war nicht so wohlwollend, wie die Byron's zu dem Letztern. Jedermann hat das schöne und treue Gemälde gelesen, welches er in dem dritten Gesange des Childe Harold von dem Genfer Philosophen entworfen hat. Alfieri weigerte sich, seit seinem zweiten Aufenthalte in Paris, entschieden, Rousseau zu sehen oder gar sein Freund zu werden. Ein Italiäner, ihr gemeinschaftlicher Freund, übernahm es, sie in ein näheres Verhältniß zu bringen, welches, wie er glaubte, für Beide sehr angenehm seyn müßte; aber der aristokratische Stolz des jungen Mailänders schreckte zurück vor der Zurcht, eine Unschicklichkeit zu begehen:

„Ich war von Natur nicht sehr neugierig", sagt er, „und ob ich gleich weniger Verstand besaß als Rousseau, so hatte ich doch eben so viel starren Egoismus als er; auch wollte ich mich niemals zu einem Schritt entschließen, dessen Resultat zweifelhaft seyn konnte, noch mich einem stolzen, launenhaften Menschen vorstellen lassen, dem ich für eine Lobhöflichkeit gewiß sehr andere erwiesen haben würde."

Es wurden natürlich keine weitere Schritte in dieser Angelegenheit gethan. Alfieri kam damals auf England zurück, und Rousseau war fünf Jahre vorher dorthin gegangen, nicht als ein reicher Müßiggänger, der dem Vergnügen nachjagt, sondern schon alt und von einer Art Zatum dahin getrieben. Einige heuchlerische Priester wollten ihn bekanntlich zu Motiers-Travers steinigen lassen; der große Rath zu Bern befahl ihm, eine kleine Insel zu verlassen, wohin er sich geflüchtet hatte. Rousseau begab sich demnach nach Berlin zu dem Lord Marschall, kam durch Straßburg, wurde und erhielt die Zusicherung, daß man, trotz des gegen ihn erlassenen Arrestbefehls, ihn durch das Land reisen lassen würde, damit er sich nach England begeben könne. Man hat behaupten wollen, daß er sich zu Paris nicht mit aller wünschenswerthen Klugheit benommen habe. Bei dem Prinzen Conti, bei welchem er wohnte, besuchten ihn seine zahlreichen Bewunderer und Bewunderinnen; auf dem Boulevard lud man ihn in seinem Vorderwagen spazieren. Die Straßburg, das er seit langer Zeit angenommen hatte, einhergehen. Die Verfolger des großen Mannes benutzten diese kleinen Unvorsichtigkeiten, und bald darauf befahl ihm die Polizei, ohne Verzug die Hauptstadt zu verlassen, wenn er nicht verhaftet seyn wollte. Mit David Hume, den man den dicken David nannte und den er durch die Gräfin Boufflers kennen lernte, reiste er nach Paris ab. Schon damals war der unglückliche Jean Jacques von der fixen Idee befangen, die ihn in jeder Person, die zufällig in seine Nähe kam, einen Feind und einen Spion sehen ließ. Er glaubte, daß alle Könige und alle Priester des Kontinents sich vereinigt hätten, um ihn zu vernichten, und daß sie hierbei von seinen literarischen Nebenbuhlern unterstützt würden. Europa hatte, nach seiner Meinung, nur ein einziges freies Volk und einen wahren Philosophen, nämlich England und David Hume. Von ihnen verlangte er eine Zufluchtsstätte und einen Beschützer. Hume versprach ihm den herzlichsten Beistand und bot ihm zu Wotton in der Grafschaft Staffordshire das Haus seines Freundes Davenport zur Wohnung an. Dieser Vorschlag schmeichelte der unruhigen Gemüthsstimmung Rousseau's, der nun auf eine friedliche Zukunft hoffte. Das englische Journale zeigten den 13. Januar 1766 seine Ankunft zu London an; einige Tage darauf hatte er sich in Wotton häuslich eingerichtet.

Es hing von ganz Dorn ihm ab, so unabhängig zu leben, als er es so lange gewünscht hatte. Alles schien sich zu vereinigen, um seine Wünsche zu erfüllen. Seine treue Geläutin, Therese Levasseur, war bei ihm. Herr Davenport, ein gebildeter Ehelmann, suchte seinem Gaste den Aufenthalt zu Wotton so angenehm als möglich zu machen, indem er ihn wie ein Glied seiner Familie behandelte. Als leidenschaftlicher Bewunderer der Natur, war Rousseau von herrlichen Landschaften umgeben. Es war dort zwar weder das sanfte Klima Frankreichs, noch die majestätische Erhabenheit der Alpen zu finden; aber grüne Hügel, ferne Aussicht auf lachende Ebenen, prächtige Wiesen und gewaltige Bäume umgaben diese neue Wohnung. Als Botaniker mußte er übrigens dieses Land für ein wahres Paradies halten. Wenn er die Einladungen der Nachbarschaft hätte benutzen wollen, so würde er die achtbarsten Familien haben kennen lernen. Alle diese Vortheile waren so einleuchtend, daß sie ihn trotz seiner Wildheit rührten, und in seiner Korrespondenz findet man die Schilderung seiner ersten Eindrücke. Einer seiner Briefe erkennt es an, welche Nücksichten Herr und Frau Davenport seiner Gattin und ihrer Sorgfalt er ihm widmete, ja sogar welche Freundschaft er ihm einzuflößen wußte; ein anderer erwähnt die Zuvorkommenheiten, womit ihn der umwohnende Adel, die Prediger der benachbarten Kirchspiele und sogar die Bauern von Wotton überhäuften.

Nicht weit von seiner Wohnung lag Calwich-Abbey, die schöne Villa Granville's. Dieser Edelmann erzeigte dem Verbannten die wohlwollendste Gastfreundschaft. Granville hatte zwei Schwestern, von denen die ältere, Mistreß Delany, mit Georg III. und der Königin Charlotte in vertrautem Umgange lebte. Ihr Portrait, von Opie gemalt, hat man noch jetzt in der Galerie von Hampton-Court sieht, giebt ein flammes Zeugniß von den schönen Eigenschaften ihrer Seele; ihr Geist war sehr ausgezeichnet und mit Talent geschmückt, was eine wissenschaftliche Erziehung gewährt. Diese Dame, die Freundin von Swift, dem Dr. Burney, Peraz Walpole, Anna Seward und von der Herzogin von Portland; ihre Schwester, Mistreß Dewes, die Familie dieser Letzteren und Poots von Alem bewarben sich, wetteifernd, um die Freundschaft des Französischen Philosophen. Zitzherbert von-Norbury*) und der Graf Harcourt gehören auch unter seine Korrespondenten. Vorzüglich aber war es die Herzogin von Portland, Tochter des Herzogs von Devonshire, die ihre ganze Koketterie anwandte, um den Genfer Bären zu zähmen. Sie war jung, schön und vor kurzem erst verheirathet. Granville stellte ihr Rousseau vor, den ihr Gemahl, wie sie selbst, mit der größten Auszeichnung behandelte. Die Herzogin liebte leidenschaftlich die Botanik, und da sie bemerkte, daß Rousseau sich besonders darüber freute, so ließ sie sich von ihm in den Thälern und auf den Festen, die Wotton-Hall umgeben, begleiten. In seinen Briefen schildert er sie als eine unerschrockene Spaziergängerin, deren kühne Exkursionen die schönen Pariserinnen in Erstaunen setzen würden. Endlich wirkte Davenport von seinem Freunde, dem General Conway, der damals Staatsminister war, für seinen Gast eine jährliche Pension von 100 Pfd. Sterl. aus.

Wie viele Gründe, um sich für glücklich zu halten; wie viele Gründe, um es folglich zu seyn! Aber Rousseau konnte sich von seiner Krankheits-Gemüthsstimmung nicht befreien. Einige übrig dafte Spötterein in den Journalen, ein oder zwei abgeschmackte Witze, ein schlechtes Portrait, in welchem er eine absichtliche Karikatur zu erkennen glaubte, reichten hin, seine thörichte Zurcht, seinen unbegründeten Argwohn und seine übermäßige Empfindlichkeit wieder zu erwecken. Er bildete sich plötzlich ein, daß Hume ihn verrathe, und daß sein Ruhm in ganz England angeklagt sey. „Verrath", schrieb er an den Grafen Marcoray, „die Unglücklichen sind überall unglücklich; in Frankreich verbannt man sie, in der Schweiz steinigt man sie, in England beschimpft man sie. Das heißt die Gastfreundschaft theuer bezahlen." Am meisten aber reizte den Zorn unseres Misanthropen gegen England ein vermeintlicher Brief des Königs von Preußen, durch den er sich im innersten Grunde des Herzens verletzt fühlte. Horaz Walpole hatte diesen Brief geschrieben; seine Worte lauten folgendermaßen:

„Der König von Preußen an Herrn Rousseau.

„Sie haben auf Ihr Vaterland, Genf, Verzicht geleistet; Sie sind auf der Schweiz, dem Lande, das Sie in Ihren Schriften so sehr rühmen, verfolgen worden. Frankreich hat Verhaftsbefehle gegen Sie erlassen. Kommen Sie also zu mir! ich bewundere Ihre Talente; ich freue mich über Ihre Träumereien, die, im Vorbeigehen sey es gesagt, Sie zu sehr und zu lange beschäftigen. Man muß zugleich klug und glücklich seyn. Durch Ihre für einen wahrhaft großen Mann wenig schicklichen Sonderbarkeiten haben Sie viel von sich reden machen. Zeigen Sie Ihren Feinden, daß Sie bisweilen auch den gemeinen Menschenverstand haben können. Dies wird sie ärgern und Ihnen keinen Schaden thun. Meine Staaten gewähren Ihnen einen friedlichen Aufenthalt. Ich will Ihnen Wohlthaten erzeigen und werde es, wenn Sie es für gut finden. Aber wenn Sie darauf bestehen, meine angebotene Hülfe zu verwerfen, so können Sie versichert seyn, daß ich es Niemanden sagen werde. Wenn Sie darauf beharren, Ihren Geist zu ermüden, um neues Unglück anzugrübeln, so wählen Sie es, wie Sie wollen. Ich bin König; ich kann Ihnen zur Erfüllung Ihrer Wünsche die Mittel verschaffen.

Friedrich."

Die Englischen Journale und besonders die London Chroniele nahmen diesen Scherz in ihre Spalten auf. Rousseau antwortete darauf durch das folgende Billet, das er an den Redacteur des genannten Journals richtete.

„Wotton, 3. März 1766.

„Mein Herr, Sie haben dadurch, daß Sie einen Brief, der voll von Uebertreibung und Bosheit ist, dem König von Preußen öffentlich zuschreiben, die Achtung auf's Spiel gesetzt, welche ihrer Privatmann den gekrönten Häuptern schuldig ist. Sie haben es sogar gewagt, seine Unterschrift mit abzudrucken, als ob Sie dieselbe, von seiner Hand geschrieben, gesehen hätten. Ich benachrichtige Sie, mein Herr, daß dieser Brief zu Paris fabrizirt worden ist, und daß, was mein Herz verwundet und zerreißt, der Lügner in England Beifersheiter hat. Sie sind es dem Könige von Preußen, der Wahrheit und mir schuldig, diesen meinen Brief an Sie in Ihrem Blatte abzudrucken, um einen Zehler wieder gut zu machen, den Sie sich ohne Zweifel vorwerfen würden, wenn Sie wüßten, zu welchen Verleumdungen Sie sich hergegeben haben. Uebrigens, mein Herr, grüße ich Sie aufrichtig. Jean Jacques Rousseau."

An einem schönen Tage glaubte dieser berühmte und unglückliche Bagabund, daß sein Leben unter seinen Feinden nicht mehr sicher wäre, und reiste, nach einem Aufenthalte von ungefähr sechzehn Monaten, im Monat März 1767, plötzlich von Wotton ab. Diesen raschen Entschluß schreibt man übrigens der Therese Levasseur zu, welche, aus Sehnsucht, Frankreich wiederzusehen, die Zurcht ihres Herrn so viel als möglich noch erhöhte. Auf ihre Anklage, daß sie gesehen habe, wie der Koch unbekannte Subklingen in sein Essen gemischt hätte, verließ Rousseau sogleich das Haus, ließ von Ashdorne einen Postwagen holen und fuhr rasch fort.

*) Schwiegervater der berühmten Mistreß Fitzherbert, welche nachher mit Georg IV., damals Prinzen von Wales, verbunden war.

Digitized by Google

Sein übriges Leben war von nun an nur ein beständiges Reisen um die Ruhe zu finden, die ihm jedoch das moralische Fieber, das ihn verzehrte, überall versagte. Ein unbekanntes Land schwebte immer vor seinen Augen und zog ihn, man weiß nicht, durch welchen Zauber, an. Bald nannte er es Amiens, bald Fleury, das Landhaus von Mirabeau; bald war es Bourgoin, bald Brie-le-Chateau, die Residenz des Fürsten Conti. Auch Amerika stellte sich seiner thätigen Phantasie unter reizenden Farben dar. Er reiste nach Botton fam, hatte er bei der Englischen Regierung um die Erlaubniß nachgesucht, nach Botton zu gehen, um zu erfahren, ob die Familie, in deren Hause Rousseau gelebt hatte, noch einige Reliquien von diesem großen Manne bewahre; besonders aber, um die Traditionen zu sammeln, die von diesem sonderbaren Fremden, der, von einer Krau begleitet, die nicht seinen Namen führte, plötzlich ankam und plötzlich wieder abreiste, noch in der Gegend lebendig sein mußten. Er kam an mit einem weiten Armenischen Kaftan und aus einer Pelzmütze bestand, durch sein gewöhnliches Schweigen (er verstand das Englische nicht) und durch seine langen Wanderungen, die die naiven Bauern in seiner Umgebung nicht zu begreifen vermochten, auszeichnete.

Botton liegt am Fuße des Berges Weaver, ungefähr 1½ Stunde von Aldborne und eine Stunde weit von Cheadle entfernt. Ich weiß nicht, warum ich mir einbildete, ein wunderliches Asyl in Botton-Lodge und nicht in Botton-Hall gewohnt haben müsse; ich kam also an ein Haus, das in dem strengen Elisabethanischen Style erbaut war und mitten in einer einsamen Gegend lag. Nicht ein lebendiges Geschöpf erschien in der Landschaft; nicht eine menschliche Stimme ließ sich hören; nicht ein anderes Haus war zu bemerken. Dem Gebäude gegenüber befand sich, wie bereits ich die angebaute Masse von grauen Steinen, auf der sich kleine Thürme erhoben; der Hof war gepflastert; die hohe Freitreppe führte zu einer, mit großen Nägeln beschlagenen Thür; der Garten sah verwildert aus. Ich war ungefähr gegen Mittag dort. Kein Geräusch vernahm man nun diese stolze Wohnung; kein Rauch wirbelte aus ihren Gothischen Schornsteinen. Ich ging die Stufen der Treppe hinauf, ich zog an der Glocke; keine Antwort. Indem wollte wieder ich die angebaute Masse von Fenster der oberen Etage das runzelichte Gesicht einer alten Frau erscheinen sah: „Ich komme schon", sagte sie mit zitternder Stimme.

Diese Dame bewohnte allein das öde Haus, das ich eben beschrieben habe und dessen Besitzer schon seit Jahren abwesend war. Sie zeigte mir einige leere Zimmer und das Portrait eines alten Schiffs-Capitains, des ersten Besitzers dieses Gutes; er war ohne Erben geblieben. Dann die Besitzung an eine Seitenlinie; aber niemals hat ein Mann, Rousseau, hier gewohnt, und Davenport hat niemals Botton Lodge besessen. Diese Erklärungen überzeugten mich von meinem Irrthum, und ich-reiste sogleich nach Botton-Hall ab. Auch diese Villa liegt allein, obgleich das Dorf Botton nur wenig davon entfernt ist. Botton-Hall steht in seiner Bauart eben so altertümlich und als Botton-Lodge. Nämlich von der verschiedenen Bedauung und dem Boden erhebt der Berg Weaver seinen grünen Gipfel, der eine reizende Aussicht gewährt. Nach Süden zu sieht man in der Entfernung die Stadt Uttoreter und ihre rauchenden Schornsteine, die Thürme von Cheadle und Aldborne, Alton-Abbey, den Wohnsitz der Grafen von Shrewsbury.

Die Familie Bromley, der Botton-Hall jetzt gehört, war nicht zu Hause, als ich dort ankam. Ich fand Handwerker, die das Haus ausbessern und vergrößern. Der Hausverwalter benachrichtigte mich, daß nichts, was Rousseau gehört hätte, aufbewahrt wäre. Die zwei Zimmer, die er zu seiner Disposition hatte, waren wegen der vorgenommenen Vergrößerung des Hauses ganz weggerissen worden. Nur eine Grotte war noch vorhanden, welche nach der Tradition sein Lieblingsaufenthalt war.

In Dorfe war meine Jagd auf Erinnerungen an Rousseau glücklicher. Ich fragte den ersten Bauer, der mir begegnete, ob er niemals von einem Franzosen hätte reden hören, der eine das Schloß bewohnt habe?

„Ein Franzose? ja wohl", antwortete er. „Sie meinen den alten Roß-Hall?"

„Ganz richtig", rief ich aus, etwas erstaunt über die sonderbare Verwandelung, die die guten Bauern von Botton mit diesem schon so lange Europäischen Namen vorgenommen hatten. Kein einziger nennt ihn richtig. Einige nennen ihn sogar den alten Droß-Hall, oder Dwd-Droß-Hall! Da erkenne ihn, wer es vermag!

Der Gefragte fuhr fort: „Im Dorfe giebt es einige sehr alte Leute, die sich seiner noch erinnern; er war ein großer Kenner von Kräutern, und man hat mir erzählt, daß er damit alle Krankheiten heilte. Der alte James Robinson da unten im Dorfe, der Pächter Burton hier nebenan und die alten Missis Sall kennen ihn genau. Gehen Sie hin, und sie werden Ihnen Alles sagen, was Sie wünschen."

James Robinson war ein munterer Greis von neunzig Jahren. „Der alte Roß-Hall", rief er aus, als er meine Frage vernanden hatte, „o! den kenne ich ganz gut; ich habe ihn oft gesehen mit seiner drolligen Mütze und seinem Türkischen Rocke; er suchte Kräuter." — Ich fragte ihn, ob er mit ihm gesprochen hätte. — „Gesprochen!" antwortete er, „und warum? Er verstand ja nicht zwei Worte Englisch." — Ich fragte weiter: „Hatte der Fremde noch Jemand bei sich?" — „Freilich; es war eine Frau; sie hieß Madame Zell (Mademoiselle); aber ob es seine Frau war oder nicht, das weiß ich nicht; die Nachbarn sagten, es wäre nicht seine Frau."

Der Pächter Burton und Miß Sall erzählten dasselbe; sie sprachen von seinen langen Spaziergängen, seinem sonderbaren Anzuge und den großen Kräuterbündeln, welche er im Arme trug. Miß Sall äußerte noch, sie hätte sich vor ihm gefürchtet, wenn er ihr auf dem Felde begegnete; er hätte wie ein Zauberer ausgesehen, und seine schwarze Sammetmütze hätte ihr einen abergläubischen Schreck eingejagt.

Alle bezeugten übrigens die Bereitwilligkeit, mit welcher der alte Roß-Hall und Madame Zell (so nannte man Therese Levasseur) den Kranken beizustehen pflegten. Die braven Leute erinnerten sich noch einer Anekdote, die nicht ohne Witz ist. Als einmal die Familie Davenport nach der Residenz gereist war, waudelte den alten Diener, der zurückgeblieben war, die Lust an, seine rechtmäßige Obrigkeit zu prügeln. Auf ihr Geschrei eilten die Bauern aus dem Dorfe herbei, und Madame Zell, die darüber sehr entrüstet war, nahm ihr Bißchen Englisch zusammen und sagte zu den jungen Mädchen: „Da seht ihr's; da seht ihr's: — heirathet ja nicht, heirathet ja nicht!"

Der Pächter Burton hatte die Ihre seit beiheilten, daß Roß-Hall ein aus seinen Staaten verbrieheter Monarch gewesen sein müsse; deshalb darf man sich nicht wundern, wenn meine Fragen, die bald von Mund zu Mund gingen, in den Augen der Bauern von Botton schnell eine hohe Wichtigkeit erlangten; man würde sie nur mit Mühe überzeugt haben, daß bloß die müßige Neugierde eines gelehrten Reisenden mich zu dieser unerwarteten Nachfrage getrieben hätte, und aus allen Winkeln liefen sie herbei und fragten mit ernster Miene, „ob die Regierung den Roß-Hall suchen ließe ... oder ob es sich darum handele, einen von ihm vergrabenen Schatz wieder aufzufinden?"

Man sagte mir, daß der Pächter Gallimore noch eine Pfeife und eine Mütze besitze, die dem Französischen Edelmann gehört hätten. Nichts war ergötzlicher, als mein Gespräch mit diesem mißtrauischen und lustigen Bauer. Auf alle meine Fragen antwortete er nur: „Wovon handelt es sich, mein Herr? — Was beabsichtigen Sie damit?" — Er wollte durchaus nicht glauben, daß meine Fragen keine hinterlistige Absicht enthielten; er schüttelte den Kopf, warf mit einen schielenden Seitenblick zu, und ich konnte nur solgende Worte aus ihm herauslocken: „Das ist eine sehr alte Geschichte, mein Herr, — eine sehr alte Geschichte."

Seine Frau war etwas vernünftiger; sie führte mich in ein Zimmer und erklärte mir, daß sie mir sehr verbunden sein würde, wenn ich ganz offen sagen wollte, warum so viele Menschen sich so eifrig um den alten Roß-Hall bekümmerten. Ich suchte ihr das Interesse begreiflich zu machen, welches man an einem großen Schriftsteller nach seinem Tode nehme, und es gelang mir fast, sie zu überzeugen; wenigstens trug sie jetzt kein Bedenken mehr, mir zu sagen, daß sie wirklich die vor langem noch ein Ueberrock Sammetmütze und eine Pfeife, die aus Bolton-Hall stammten, aufzeheben hätten; aber als eines Tages vornehme Leute diese Gegenstände zu sehen verlangt hätten, habe man sie aus dem Schranke hervorgeholt und nach der Adreise dieser vornehmen Herren weder die Mütze noch die Pfeife wiedergefunden. Man beschuldigte die Handwerker, die damals dort arbeiteten, diese zwei Sachen gestohlen zu haben. Sie setzte hinzu, daß ein Pächter, dessen Vater bei der Familie Davenport gedient hatte, noch eine Mütze besitze, die Roß-Hall dem Letzteren geschenkt habe. Ich begab mich zu diesem Pächter und sah die Mütze; sie war von grobem grauwollenen Zeuge und mit silbernen Troddeln verziert; aber da sie in dem Schubkasten des Küchentisches gelegen hatte, so war sie von den Motten ziemlich beschädigt worden. Ich bot einen ansehnlichen Preis dafür; der Eigenthümer erklärte mir jedoch, daß er sie sich dazu niemals trennen wollte: „Es wäre", sagte er mir, „ein altes Andenken von seinem Vater."

Später habe ich von dem jetzigen Besitzer von Botton, Herrn Walter Davenport Bromley, die Nachricht erhalten, daß in dem Schlosse auch nicht das geringste Andenken von Rousseau zu finden sey.

William Howitt,
aus seinen: Visits to remarkable Places.

Holland.

Nord-Holland und der Helder.

(Schluß.)

Als wir den gastfreundlichen Anforderungen der Madame C., die gar nicht müde wurde, uns Thee einzuschenken, hinreichend genügt hatten, fing die Unterhaltung an, lebhafter zu werden; selbst der Kaufmann wurde ziemlich gesprächig, und wovon hätten wir wohl sprechen sollen, als von jenem Elemente, das den ewigen Gegenstand aller Unterhaltungen der Einwohner des Helder ausmacht, von dem Meere, dessen Wellen, sich unten gegen den Wall anbrandeten, wir durch das Fenster erblickten, wie sie bald beim Vorübergleiten einer düsteren Wolke verfinstert, bald vom hellen Licht des Mondes versilbert wurden. Die jungen Mädchen schilderten mir mit naivem Entsetzen den Schrecken, den ihnen manchmal in den langen Winter-Nächten das Brausen des Meeres verursache, das sich am Fuß ihrer Wohnung wie an einem Schiffe brach; ihr Vater rieth, und das gewiß mit Recht, das Genie und die Ausdauer der Holländer, die unermüdlich mit dem Ocean kämpfen, und der Kaufmann beschrieb, seiner selbst unbewußt, mit poetischem Aufschwunge die heitere Schönheit der südlichen Meere, das Leuchten der durch die Sonne vergoldeten Wellen und den warmen Hauch der Passat-Winde. Dann erzählte er von den abergläubischen Einbildungen der Holländischen Seeleute, und ich hörte ihm mit immer steigender Aufmerk-

Google

samkeit zu. Man kann sich gar nicht vorstellen, bis wohin sich die Leichtgläubigkeit in Bezug auf Ueberlieferungen und der spitzfindige, träumerische, oft poetische Geist dieser guten Leute verirrt, die doch anscheinend so materiell sind. Die Naturforscher geben uns jedes Jahr, ja jeden Tag, Gott weiß wie viele Erklärungen über den Einfluß der Jahreszeiten, die Bewegung der Winde, die Gewalt der Strömungen, der Matrose aber will von allen diesen wissenschaftlichen Berechnungen nichts wissen. Er hat seine eigene besondere Wissenschaft, die ihm seine alten Kameraden Abends auf dem Verdeck und in den Erholungsstunden in der Schenke gelehrt haben. So sagte einmal einer derselben zu mir nach einem heftigen Gewitter: „Ich was, mit Euren Aequinoctial-Stürmen; das Alles ist ganz schön, aber es ist nicht minder gewiß, daß, wenn wir bei der Abrechnung alle unsere Schulden bezahlt haben werden, wir bei der Abfahrt aus diesem abscheulichen Meere herumtreiben müßten, wie das nun schon acht Tage lang anhält. Auf solche Weise erklären sie sich die meisten Erscheinungen, deren Ursache ihr Verstand nicht begreift; so schreiben sie alle Verzögerungen, jede Windstille, jeden Sturm, jeden widrigen Wind nicht bloß der Anwesenheit irgend eines Passagiers zu, der sein Gewissen mit einer schweren Sünde belastet hat, sondern sogar leblosen Gegenständen, einem neuen Möbel, einem Ende Tau, einem Segel, irgend einem Zuge der Gesichtsbildung, einem Barte, einem schielenden Blick. Sie besitzen den Aberglauben der Spieler und glauben außerdem noch an Gott weiß was für geheimnißvolle, bald unglückbringende, bald wohlthätige Mächte, an erzwungene Busen, an wunderbare Erscheinungen. „Gewiß haben Sie schon", fragte der Kaufmann, sich zu mir neigend, „von dem fliegenden Holländer gehört?" — „Allerdings", antwortete ich, „aber ich habe ihn nie gesehen, und Sie gewiß auch nicht, wie ich denke!" — „Nein, und doch habe ich mich schon oft ganz im Ernst gefragt, ob nicht das, was meine Vernunft durchaus nur für ein grob erfundenes Märchen erklären wollte, nicht doch eine furchtbare Wirklichkeit sey, weil ich so viel redliche Seeleute kenne, die mir davon, wie von einer wahrhaftigen Thatsache, erzählt haben; und der düstere Ernst, mit dem sie gewöhnlich von den Erscheinungen dieses Gespenstes sprechen, hat etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Sie wissen doch, daß der fliegende Holländer ein großes Kriegsschiff ohne Segel und Masten ist, das ganz in der Ferne wie ein ungeheurer Wallfisch erscheint und das die jungen, unerfahrenen Matrosen leicht für eine Erzgruft halten. Dieses Schiff segelt gegen die Fluth, ohne daß man eine Hand am Steuerruder bemerken konnte; es schwankt nicht auf den Wellen wie ein gewöhnliches Fahrzeug, es zeichnet lange, tiefe Furchen und gleitet ohne Anstoß dahin, das Meer scheint vor Entsetzen sich unter ihm zu beugen; plötzlich stürmt es daher, wie ein Raubvogel, und hält einige Kabellängen von dem vorüberfahrenden Schiffe unverlesens an; dann bemerkt man Menschen oder Gestalte mit hohlen Leichengesichtern, sich über Bord beugen, die aufstehen, die Strickleiter hinaufklettern und in die Maströrbe steigen. Nun vernimmt man schwerzlich klagende Stimmen, welche Erkundigungen über eine schon seit Jahrhunderten zerstörte Stadt einziehen und die Matrosen bitten, zu ihnen an Bord zu kommen, um Briefe zu holen, die sie an ihre Aeltern bestellen sollen. Aber wehe dem, der sich mit einem dieser Briefe befaßt, er wird gewiß auf viele Jahren Centner und würde das ganze Schiff in Grund bohren. Fragt man die Matrosen, was sie von dem phantastischen Schiffe denken, so antworten sie, daß seine Mannschaft aus schweren Verbrechern bestehe, die verdammt seyen, bis ans Ende der Welt auf den Wellen umherzuirren, wie der wilde Jäger in den Deutschen Balladen, der auch ewig mit seinem Gefolge und seinen Hunden der Nacht durch Wälder und Gebirge stürmt. Wenn man solche Sehn-Sereien nur mit einem gewissen Unbehagen anhören kann, so gewährt es desto mehr Vergnügen, Abends beim Sternenschimmer, auf einer Kanone sitzend, oder an einen Mast gelehnt, den Erzählungen von jenem wunderbaren Fahrzeuge zu lauschen, auf dem man alle Freuden des Seelebens genießen kann, ohne etwas von den Plagen und Entbehrungen derselben zu empfinden. — Das Schiff ist so groß, daß noch Niemand seine Länge ausmessen konnte; es etwas kann einen Begriff davon geben: es braucht nämlich ein Jahr dazu, um sich zu wenden. Offiziere, Bootsmänner und Matrosen bilden in bestimmten Entfernungen immer wieder eine besondere Mannschaft. Der Capitain hält sich oben auf der Campanie des Schiffes auf, und wenn er einen Befehl ertheilt, so schickt man gleich eine dreitheilige Staffette ab, der ihn im gestreckten Galopp dem nächsten Posten überbringt, der ihn auf dieselbe Weise weiter befördert, und so immer fort. Die Masten sind so hoch, daß man diejenigen Maswächter, die zweimal bis zu den Bramstengen hinauf waren, als große Reisende nennt. In jedem Maströrbe ist eine Herberge, wo der Matrose sich mehrere Tage von den ausgesuchtesten Mühseligkeiten ausruht, und Mancher, der vom Verdeck als junger unerfahrener Mann fortreiste und nur bis zum kleinen Maströrbe hinaufstieg, kehrt mit weißen Haaren zurück, so lang ist der Weg. Welch' herrliches Leben führt man aber am Bord dieses Wunderschiffes! Da braucht der Matrose nicht in trauriger Witwerschaft zu schmachten, er kann dort seine Frau und Kinder um sich haben; seine Hängematte ist an zwei mit Obst beladenen Fruchtbäumen befestigt, seine Pulverbüchse läuft nie von der Feuchtigkeit an, und das Pudern wird ganz einfach mit einer Pfauenfeder bewerkstelligt, mit der man leicht über das Kupfer der Kanonen und Mörser hinstreicht. Das Verdeck ist ein weiter, mit grünem Salat, mit Petersilie und Kresse besäeter Garten, und der untere Raum endlich einer jener kühlen Zellengrotten, wo immer ein frisches, klares Wasser fließt. Die Ration ist uneingeschränkt, der Sold wird wöchentlich in Goldstücken ausgezahlt, und es giebt dort gar keinen Kommissar. Die Segel, die mehrere Meilen im Umfang haben, sind von so leichtem Seidenzeuge, daß man sie nur mit der Fingerspitze zu berühren braucht, um sie zusammen zu ziehen; die Taue sind so fest wie Eisenketten und doch biegsam wie Spinnenfäden. Ein Kind könnte mit einer Hand eine Rolle von tausend Klaftern tragen. Sie können sich den Jubel der Schiffsjungen vorstellen, wenn sie alle wunderbaren Erzählungen mit anhören, ich kann es Ihnen nicht verschern, daß selbst alte Matrosen seit überzeugt sind, daß sie eine dies schwimmende Paradies bewohnen werden, wenn sie in dieser Welt genug die Bopleine ergogen und die Schiffswinde gedreht haben . . . Ich erzähle Ihnen aber da Lindermährchen und vergesse, daß ich morgen mit Tagesanbruch, wenn der Wind günstig bleibt, unter Segel gehen will, und daß ich noch so Vieles zu besorgen habe, um anders". — „Wohin werden Sie morgen gehen?" fragte ich den Kaufmann. — „Wir gehen nach Batavia; es ist eine lange Reise, aber nächstes Jahr denke ich zurück zu kehren."

Bei diesen Worten erhob sich der würdige Kaufmann, empfahl sich unserm Wirthe, seiner Frau und seinen Kindern mit bewegter Stimme, drückte mir freundschaftlich die Hand und entfernte sich von seinen besten Wünschen begleitet. Auch ich sollte von nächsten Tag abreisen. Mit Bedauern verließ ich die liebenswürdige und redliche Familie, mit welcher der Zufall mich bekannt gemacht hatte; ich ging noch einmal auf den Damm, um auch der Nordsee ein Lebewohl zuzurufen, die ich vielleicht nie wieder sehen werde, und begab mich dann sinnend und träumerisch nach meinem Gasthofe hin, immer der letzten Worte des Kaufmanns eingedenk: Wir gehen nach Batavia! So giebt es also doch noch in der Welt glückliche Leute, die nach Batavia segeln können!

Xaver Marmier.

Mannigfaltiges.

— Ein Französischer Historiograph der Hohenstaufen. Unter dem Titel „Geschichte des Kampfes der Päpste und der Kaiser aus dem Hause Schwaben"*) hat ein Herr C. von Cherrier in Paris so eben den ersten Band einer Geschichte der Hohenstaufen herausgegeben. Der Französischen Ankündigung zufolge hat der Verfasser dabin gestrebt, den Fehler Friedrich's von Raumer, der angeblich seine Darstellung zu sehr mit Einzelheiten überladen, zu vermeiden. Auch beschränkt er sich, dem Titel seines Werkes gemäß, meist auf die Geschichte des Streites zwischen Staat und Kirche, während das Deutsche Werk alle Lehens- und Regenten-Verhältnisse der Kaiser und besonders auch die Kreuzzüge Friedrich's Barbarossa und seines großen Enkels Friedrich's II. umfaßt. Der Franzose rühmt sich zwar, unparteiisch zwischen Welfen und Ghibellinen den Griffel der Geschichte zu führen, doch kann er gleichwohl der unter den neueren Geschichtschreibern herrschend gewordenen Manie, die Energie eines Innocenz III. und eines Gregor IX. höher zu stellen als allen Heldenmuth und alle Seelengröße der ihnen gegenüberstehenden Kaiser, auch seinerseits nicht Widerstand leisten. Wir werden also jetzt auch Welfische und Ghibellinische Geschichtschreiber des Hohenstaufen-Geschlechtes zu unterscheiden haben, und wenn wir unserm Raumer, dem es an jener Manie fehlt, darum als Ghibellinen zu bezeichnen haben, so müssen wir den Franzosen von Cherrier unbedingt unter die Welfen rangiren.

*) Histoire de la lutte des Papes et des Empereurs de la maison de Souabe.

— Kunst-Verein in London. Die den Deutschen Kunst-Vereinen nachgebildete Britische Art-Union, deren wir in diesen Blättern bereits öfter gedachten, hielt kürzlich ihre Jahres-Versammlung, die von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Cambridge präsidirt wurde. Der Herzog sagte bei dieser Gelegenheit, er rühme sich, einen ganz ähnlichen Verein in Hannover mit begründet zu haben, und sey bereits so glücklich gewesen, in der Britischen Art-Union einmal den ersten Preis zu gewinnen. Der Verein zählt jetzt 3000 Mitglieder und läßt außer einem Kupferstiche auch Steindrucke von sämmtlichen angekauften Kunstwerken unter seine Interessenten jährlich vertheilen. Die Einnahmen im Jahre 1841 beliefen sich auf 3610 Pfd. 4 Sh. (nahe an 40,000 Thlr.); die bisherigen Ausgaben auf 634 Pfd. 11 Sh. Zum Ankaufe von Kunstwerken sind 3650 Pfd. und der Ueberrest in zur Deckung der Kosten für den Kupferstich re. bestimmt. Bei der Jahres-Versammlung waren an 1900 Mitglieder anwesend. Es wurden, nachdem die Vorträge des Vorsitzenden und des Secretairs gehalten worden waren, 193 Nummern gezogen und demnächst die Preise, die auf diese Nummern fallen. Die Besitzer derselben haben die Befugniß, sich für den gewonnenen Preis ein Gemälde der vom Kunst-Verein veranstalteten Ausstellung zu wählen, durch welches Verfahren die Britische Art-Union sich von den Deutschen Kunst-Vereinen unterscheidet, die nur die bereits angekauften Gemälde selbst verlosen. Das Englische Verfahren gewährt den Vortheil, daß dadurch der Kunst eine größere Geldsumme zugewandt wird, indem mancher Gewinner veranlaßt oder genöthigt ist, zu seinem Gewinnste noch ein Ansehnliches baar zuzulegen, um ein Kunstwerk, das er eben wünscht, zu erhalten. Dagegen entsteht aber auch der Nachtheil daraus, daß nicht immer die vortheilhaftesten, sondern sehr oft die Bümperthalen, aber mehr in die Augen fallenden Arbeiten von den Laien gewählt werden, so daß der Kunst-Verein in vielen Fällen seinen Zweck ganz verfehlen mag.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Mittwoch den 12. Mai 1841.

England.

Wallisische Literatur und Wallisische Nationalfeste.

Von den Ueberresten Wallischer oder Wälscher Nationalität und Dichtkunst, die sich mit einer seltenen Stärke und Festigkeit in den Bergen der Grafschaft Wales erhalten haben, hatte bis jetzt die große Mehrzahl der gebildeten Europäer nur eine sehr geringe Kunde. Viele von ihnen kennen den Namen des Landes wohl nur aus dem Titel der Prinzen von Wales, und Andere haben zwar oft im ersten Theile von Shakespeare's Heinrich IV. von dem wilden Walliser Owen Glendower gelesen, der „den Amaimon ausprügelte und Lucifer zum Zahnrei machte und den Teufel auf das Kreuz einer Wälschen Streitart den Paladin Eid leisten hieß", ohne sich weiter um das Land Wales zu bekümmern. Wenn ferner in demselben Stücke Mortimer zu seiner Wälschen Gattin, deren Sprache er nicht versteht, sagt:

> Ja ich versteh' den Blick; das horde Wälsch,
> Das du, von deiner schwein'schen Himmrin gieckelt,
> Ist zu bekannt mir; und, schamt' ich mich nicht,
> Es wollt' ich dir in dem Gespräch erwidern,

so haben wohl nur die wenigsten Leser gedacht, daß es sich der Mühe verlohne, der Sprache und den Sagen dieses Volkes eine genauere Kenntniß zuzuwenden. Und doch hat es an patriotischen Wallisern nicht gefehlt, welche die Lieder und Denkmäler ihres Volkes, die bis in das sechste Jahrhundert hinaufreichen, gesammelt haben, unter denen vor allen Owen Jones, auf dem Thale Myvyr, zu nennen ist, der sich sowohl durch ein (nur in etymologischer Hinsicht gerade nicht ausgezeichnetes) Werk über Cornwall (1805) wie besonders durch sein Werk: The Myvyrian Archaiology of Wales (3 Bde. London, 1801—7) einen rühmlichen Namen erworben hat. Von dem letzteren Werke hat im vorigen Jahre der gelehrte Rektor der Edinburgher Akademie, John Williams, eine Uebersetzung begonnen, weil, wie er sagt, die Sprache des alten Wales nicht einmal mehr den jetzigen Bewohnern der Grafschaft, geschweige denn den anderen Engländern, verständlich ist.

Die sprachvergleichende Richtung der neueren linguistischen Studien hat auch in der Engländers Prichard (London, 1831) und des Franzosen Pictet (Paris, 1838) tüchtigen Büchern über die Verwandtschaft der Celtischen Sprachen mit dem Sanskrit, dem Lateinischen, Griechischen und anderen Sprachen viele interessante Bemerkungen zu Tage gefördert. Ihnen schließt sich Bopp in seiner Schrift über das Celtische (Berlin, 1839) und Lor. Diefenbach in dem verdienstlichen Werke Celtica (Stuttgart, 1839) an, der dem Wallischen neben dem Irischen und Nieder-Bretagnischen eine verdiente Berücksichtigung angedeihen läßt. Nicht minder hat ein anderer Deutscher, der Preußische Regierungs-Rath Alb. Schulz*) zu Bromberg, der gewandte Uebersetzer und gelehrte Erklärer Wolfram's von Eschenbach und der Gudrun, den Wallischen Sagen ein so eifriges Studium gewidmet, daß seine Abhandlung „über den Einfluß der Wälschen Traditionen auf die Literaturen Frankreichs, Deutschlands und Skandinaviens" als die würdigste Lösung dieser Preis-Aufgabe von der Wallisischen Gesellschaft, der Cymreigiddion Society, zu Abergavenny in Wales gekrönt und so eben in Englischer Uebersetzung herausgegeben worden ist. Es ist sehr erfreulich, daß, wie ein Deutscher, Professor Wagner in Marburg, den Engländern nach ihrem eigenen Zugeständniß die beste Ausgabe des Vicar of Wakefield gegeben hat, so wiederum ein Deutscher mit kritischer Fackel diese entlegensten Gegenden des Britischen Alterthums beleuchtet hat.

Jene patriotische Gesellschaft zur Erhaltung der Wallischen Sprache und Dichtkunst verdient eine ausführlichere Erwähnung, als ihr bis jetzt in irgend einem Deutschen Blatte zu Theil geworden ist, sowohl wegen der Reinheit ihres Strebens, als wegen der echt volksthümlichen Weise, in welcher sie alljährlich ihre Zusammenkünfte in Abergavenny begeht. Schwerlich möchte es einen der vielen Alterthums-Vereine in Deutschland, England, Frankreich, Belgien und Skandinavien geben, der auch in seiner äußeren Form, im Festsinn und in der ganzen Scenerie die Eigenthümlichkeit längst vergangener Jahrhunderte so treu darzustellen vermöchte und sich der wärmsten Theilnahme einer außerordentlich großen Volksmenge (an einer solchen fehlt es den übrigen Alterthums-Vereinen fast überall) zu erfreuen hätte.

Die Cymreigiddion Societies, welches Wort eine Versammlung von Wallisern oder Kymren (der alte Name des Volkes) bezeichnet, hatten der Sache nach schon lange in Wales bestanden. Ihr Zweck waren Preis-Aufgaben für die besten Gedichte auf abwesende Freunde und Wohlthäter und die Lösung von allerhand Fragen, musikalischen oder antiquarischen Inhalts, jedoch mehr nur für die nächste Umgebung, bis im Jahre 1833 die Cymreigiddion Society von Abergavenny, besonders auf Veranlassung des Sir Benjamin Hall, eines reichen Gutsbesitzers zu Llanover im Wallisischen, und seiner edeln Gattin, zusammentrat, um jenen lokalen Bestrebungen einen nationalen Mittelpunkt zu bieten. Die vierundzwanzig Mitglieder, aus denen der Verein zuerst bestand, hatten sich schon im folgenden Jahre auf 82 vermehrt und wurden in den folgenden Jahren immer mehr; im J. 1838 waren sie bis auf 222 gestiegen. In gleicher Weise vermehrten sich die Preis-Aufgaben über historische und dichterische Gegenstände, und die dafür ausgesetzten Summen beliefen sich weit über 300 Pfd. Sterl., ungerechnet die Prämien und anderen Geschenke. Ein besonderes Verdienst aber erwarb sich der Verein im Jahre 1838 durch die Haltung eines Eisteddfodd's oder einer Versammlung sämmtlicher Barden aus allen Theilen von Wales. Dadurch brzwecke derselbe, die Talente der Landsbewohner zu ermuthigen, die Reinheit der Wallisischen Sprache, als einer der ältesten unter allen Europäischen Sprachen, zu erhalten und die Fertigkeit im Spielen der Alt-Wallisischen, dreireihigen Harfe (the triple harp*) zu bewahren, da die besten National-Lieder allein auf diesem Instrumente in ihrer ganzen Kraft und Stärke vorgetragen werden können.

Die siebente Versammlung des Vereins ward im Oktober 1840 zu Abergavenny im Lande Wales (Grafschaft Hereford) gehalten, und Alles hatte sich vereinigt, dieselbe glänzend, feierlich und heiter zu machen.

An einem schönen, sonnenhellen Morgen des 7. Oktober bewegte sich der festliche Zug durch die Straßen der mit Fahnen und Kränzen reich geschmückten Stadt Abergavenny. Voran ging eine Abtheilung der Schottischen Leibwache (the Scots Greys) in ihren scharlachrothen Röcken und glänzenden Helmen mit weißen Federn; dann kam ein Wagen mit Harfenspielern, hierauf die Fahnen des Vereins, auf denen nationale Sprüche, als Cymra dros byth (d. h. Wales for ever), Oesy Byd i'r Jaith Gymraeg (the duration of the world to the Welsh language) und andere zu sehen waren. An sie schlossen sich die mit Medaillen, den Zeichen ihrer dichterischen Siege, geschmückten Barden, ihnen folgten die anderen Barden, zwei und zwei, in der Kleidung ihres Ordens, mit lang herabwallenden Bärten; die beiden Anführer des Zugs waren der eine in ein purpurnes, der andere in ein karmosinfarbiges seidenes Gewand gekleidet. Nach ihnen kamen die Mitglieder des Comite's und die Mitglieder des Vereins. Diesen folgte eine ausgesuchte Militair-Musik aus der benachbarten Grafschaft Newport, die, mit den Scharlach-, abwechselnd kriegerische Märsche vortrug, dann der Präsident, Herr J. W. Rolls, in seinem Wagen, nebst einem Gefolge sehr angesehener Personen. Eine Abtheilung der Schottischen Leibwache schloß den Zug. Man giebt die Zahl der Theilnehmer an dieser Prozession auf 7000 an.

In einem hierzu erbauten geräumigen Zelte nahm die Versammlung ihre Plätze ein. Der Präsident eröffnete die Versammlung mit einem Ueberblick über die Geschichte des Vereins. Thomas Price, ein ausgezeichneter Geistlicher und Wallisischer Literat, redete über die Schicksale der Wallisischen Sprache und über ihr Verhältniß zu den anderen Europäischen Sprachen und erwähnte ganz besonders das aus einer Wälschen Handschrift in Oxford, dem rothen Buche von Hergest, durch Lady Charlotte Guest, eine in Wales ansässige gelehrte Engländerin, auf ihre eigenen Kosten herausgegebene und zugleich in das Englische übersetzte Mabinogion. Es enthält dies Werk in einfacher, schmuckloser Sprache, etwa wie in den Deutschen prosaischen Volksbüchern vom hörnen Siegfried und den Heimonskindern, die lediglich auf Wallisischen Quellen beruhende Ablassung der Sagen vom König Arthur und seinen Helden. Der Inhalt dieser Wallisischen Mabinogen oder Mährchen (juvenile instructions nach Owen) stimmt mit den älteren Französischen Arthur-Romanen überein, nur

*) Sein schriftstellerischer Name ist San Marte.

*) Diese vorhaltich im nördlichen Theile von Wales einheimische Harfe hat drei Reihen von Saiten. Jede Hand greift in eine verschiedene Saitenbespannung; eine dritte, die in der Mitte liegt, enthält die halben Töne und wird zwischen durch noch vom Finger gerrichtet.

Digitized by Google

sind alle in Frankreich hinzugekommene Elemente, als die Sagen vom heil. Graal, von Joseph von Arimathia u. a., hier nicht zu finden. Auf jenen Fall gewinnen wir durch sie ein bisher schmerzlich vermißtes Mittelglied in der Geschichte der Arthur-Sage.*) Der Redner, Thomas Price, unterließ auch nicht, zu bemerken, daß die typographische Ausstattung gleichfalls von einem Walliser, Mr. Rees zu Landovrey, herrühre, und drohte ihn dafür mit dem Namen des Wallisischen Chevre. An Mr. Price schickt sich ein Barometer Hall an; er gab Bericht über mehrere vom Verein unternommene literarische Arbeiten, wobei er zugleich das erste vom Verein herausgegebene Buch, das liber Landaviensis or the ancient register of the cathedral church of Llandaff, einen sehr wichtigen Beitrag zur älteren Britischen Kirchengeschichte, vorlegte und daſselbe unter feodalischer Zustimmung der Versammlung dem Bischofe von St. David's (Thirlwall), der auch in Deutschland als der gelehrte Bearbeiter der Niebuhrschen Römischen Geschichte bekannt ist) überreichte.

Nach diesen längeren Reden wechselten nun Gesänge, Gedichte und Reden in Wallisischer Sprache mit der Vertheilung der Preise und Medaillen und mit der Ausgabe neuer Preise an diesem ersten wie an dem zweiten Tage des Festes (am 8. Oktober) mit einander ab. Die Preise wurden meistens von Lady Augusta Hall und Lady Charlotte Guest an die Sänger vertheilt, die Gewinde trugen Wallisische Barden und Sängerinnen vor, durchaus nationalen Inhalts. Eben so bezweckten die Preisaufgeber sämmtlich die Geschichte und Literatur von Wales, z. B. die Ermordung der Barden unter Eduard I., eine Geschichte der Grafschaften Montgomery, Glamorgan und Monmouth, einen Bericht über die Niederlassungen in Schwyz und Pembrokeshire, eine historische Geschichte der Wallisischen Harfe und viele musikalische Aufgaben für daſselbe Instrument. Die dafür ausgesetzten Preise stiegen von 3 Guineen bis auf 80 Guineen, ungerechnet die Medaillen und Ringe. Auch die Frauen von Abergavenny blieben nicht zurück. Sie setzten einen Preis auf die Anfertigung eines Stückes vom besten Wallisischen Flanell, das in den Distrikten Gwent und Morgannwy gewebt und besonders durch Farbenpracht ausgezeichnet seyn müßte. Ein so rühmliches Bestreben, zur Verbesserung der National-Industrie mitzuwirken, fand allgemeinen Beifall. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Französische Deputirten-Kammer.

(Schluß).

Manchen Menschen ist ganz besonders die Kunst gegeben, zu lehren und dabei weder sich noch ihre Zuhörer zu ermüden. Das ist der Fall mit Graf Jaubert. Er ist gerade sehr eifrig mit Royer-Collard, während der Letztere einige Zeichen von Ungeduld blicken läßt. Wofür kommt das? Es ist kein Zweifel, daß Royer-Collard mit Herrn Guizot zu sprechen wünscht, der eben als Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf der Ministerbank seinen Sitz einnimt. Herr Guizot betrachtet Herrn Royer-Collard, wie ein Kind einen geliebten und verehrten Vater betrachtet — wie ein Jüngling einem geachteten und geschätzten Lehrer ins Gesicht sieht. Royer-Collard schaut mit innerem Entzücken über Guizot, seinen politischen Schüler, seinen philosophischen Zögling, und nachdem er leise ein paar Worte gesprochen, schreitet er langsam seinem Sitz zu. Während er geht, kommt Herr von Cormenin, der Ex-Vicomte und jetzt der heftigste Gegner Ludwig Philipp's, mit dem Haupt der Doctrinaire in Berührung. Sie grüßen einander nicht, obgleich sie einander so nahe sind, daß es fast unmöglich scheint, daß Gesichter zu vermeiden. Herr von Cormenin besitzt ein wunderbares Talent, für das Volk zu schreiben. Er ist der Cobbett Frankreichs. Kein Lebender schreibt ein reineres Französisch — aber wenige sprechen schlechter. Er ist nicht nur nicht beredt, sondern kaum verständlich. So geht es auch Beranger, dem unnachahmlichen Sänger Frankreichs. Wer kann lieber wie er schreiben? im Gespräch jedoch ist er eine Null.

Die Glocke zur Präsidentin läßt sich jetzt hören — nicht einoder zweimal, sondern unzählige Male, ehe die Mitglieder der Kammer ihre Sitze einnehmen. Einige plaudern noch, Andere stürzen aus dem Konferenzsaal herein. Herr Thiers spricht sehr eifrig auf Herrn Mauguin ein. Herr Garnier Pages ist offenbar in heftigem Streit mit einem der Quästoren, weil er keine Billets für einige Freunde des Deputirten abfolgt, die draußen auf Einlaß warten. Marschall Soult steht ängstlich und aufgeregt aus, da er zuerst zu sprechen hat, denn er möchte lieber hundert Schlachten fechten, als eine Rede halten. Herr Guizot ermuthigt ihn, indem er auf die große Anzahl der anwesenden Regierungs-Deputirten zeigt. Herr Dupin brummt über einen Boten des Hauses, weil er seinen Schirm verloren hat. Herr Jollivet spricht auf der sinken Seite zu den rechten Centrenchef laut genug zu Jedermann in der Welt hören zu lassen, daß es Herr Thiers ist, über den sie spotten. Herr Delessert ist in sehr eifrigem Gespräch mit Herrn Lefebvre über das Sinken der Zonds oder die Rothwendigkeit, die Administration zu unterstützen. Die diplomatische Tribüne ist dicht gefüllt; die öffentlichen Tribünen sind so voll gedrängt, von den Neugierigen, Pübchen, Unmissenden und Leidenschaftlichen, daß keine Nadel mehr zwischen ihren Kleidern Platz hat. Eine Dame droht in Ohnmacht zu fallen, wenn der Mann hinter ihr so sehr drängt; eine andere Dame bittet um Erlaubniß, hinauszugehen; die Glocke des Präsidenten erschallt noch einmal in den stärksten Schlägen, und „silence" wird von den Thürstehern mit aller Kraft ihrer Stimme gerufen, während der Präsident die Achsin sucht, die Augen zum Himmel erhebt und die Sitzung aufzuheben droht, unter dem Gelächter Aller, die ihn hören, da sie wissen, daß bei dieser Gelegenheit wenigstens seine Drohungen unausführbar sind. Endlich haben die Mitglieder ihre Sitze eingenommen, und der Präsident verkündet, daß die Besetzigung von Paris an der Tagesordnung ist. In Frankreich sagt der Präsident nie Wahrheit, wenn er „Tagesordnung" sagt; in England aber drückt sich der Sprecher falsch aus, wenn er sich dieser Phrase bedient, denn es ist viel öfter die „Nachtordnung". Eine Debatte in der Deputirten-Kammer beginnt um zwei und schließt um sechs Uhr Nachmittags. Der muß in der That ein Demosthenes seyn, der noch nach dieser Stunde sich Aufmerksamkeit verschaffen kann. Bierbuttenverkäufen-unfunzige Suppenschüsseln warten prägig zu dieser Stunde auf die verstummelten Gesetzgeber, und wer da selbst eine Rede des Herrn Berryer, der eben eingetreten ist und dem Präsidenten seine Verbeugung gemacht hat, mit einer Marronen- oder selbst einer Kohlsuppe in Vergleich stellen wollen?

Marschall Soult erhebt sich jetzt. Er ist Conseils-Präsident und hat die Intentionen der Regierung auseinanderzusetzen. Die Kammer, noch vor wenigen Minuten in Geräuschvoll, ist jetzt so still wie das Grab. Die Franzosen lieben Effekt; sie lieben ihn Alle. Extreme sind zu ihrem Glück, wir möchten sagen zu ihrer Existenz unentbehrlich. Sie lieben es, das summende Geräusch von tausend versammelten Stimmen zu hören und dann in Todesstille zu horchen. Marschall Soult ist keineswegs ein guter Redner, aber er hat heute den Vortheil gehabt, eine gleichviel Rede mitzubringen, nicht von ihm selbst, sondern von einem Andern für Rollen in Name und der Französischen Klasse der modernen Historiker wohl bekannt ist, und obgleich der Marschall zu diesem Mittel oft seine Zuflucht nimmt, so stolpert er doch gewöhnlich über manche Worte, weil sie, von einem Andern geschrieben, für ihn kaum verständlich sind. Heute hat er es besser als gewöhnlich gemacht; er hat sehr wenig gestuset, hat nur vier- oder fünfmal gestockt und, wenn er zu sagen hatte, mit einer Sicherheit und Kraft gelesen, als glaubte er selbst Alles, was er sagte. Der Marschall ist mit großer Aufmerksamkeit gehört worden. Er hat das Ansehen eines feinen Gentleman auf der Tribüne, und obgleich seine politischen Grundsätze während der letzten siebenundzwanzig Jahre seines Lebens etwas gewechselt haben, so giebt es ja in Frankreich, mit Ausnahme vielleicht Clermont Tonnerre's, Chateaubriand's und Royer-Collard's, Keinen, der sich mit Recht rühmen kann, konsequenter gewesen zu seyn. Und jetzt hat der Marschall geschlossen. Welches Gesumme, welches Geräusch, welcher Aufruhr! Alle diese drei Grade der Vergleichung in dem kurzen Raum von eben so viel Minuten. Herr Thiers tanzt; er hat seinen Sitz verlassen und das Knopfloch des Herrn Berryer in Beschlag genommen. Herr Dillon Barrot streitet mit Herrn Dupin. Alle Mitglieder sind auf den Beinen. Berryer mit seinem Lorgnon Gesetz und seinen Manieren herangurirt einen Haufen Deputirter von allen Parteien, die mit Herrn Thiers ihn umgeben haben und die ihm alle mit dem größten Interesse zuhören. Garnier Pages ist der Mittelpunkt eines andeeren Kreises, der aus Männern von republikanischen Grundsätzen besteht. Arago lacht über den Marschall, denn ein dreifaches Akrostichon auf Soult's Namen ist eben erschienen und macht die Runde durch die Linke. Herr Guizot gratulirt dem Marschall zu seinem discours admirable, und der Marschall steht entzückt aus.

Dort steht General Bugeaud, so fest wie Erz und so tapfer wie ein Löwe. Er hält sich für ein Orakel in militairischen Angelegenheiten und bekennt sich nicht, dies selbst zu gestehen; er hat das Talent, Alles, was er denkt, herauszusagen, und es ist schlechterdings Thatsachlich wahrer als Ludwig Philipp's Wort, er unterzeichnete den berüchtigten Tafna-Vertrag mit Abdelkader und hat sich seitdem von seinem Arabischen Gegner getäuscht gesehen. Der König hält viel auf Bugeaud. Er hasst die Republikaner so herzlich, beobachtet die Bonapartisten so genau, greift bei jeder Gelegenheit die Karlisten und Legitimisten an und ist so fest überzeugt, daß die Orleanische Dynastie für die Existenz und das Glück Frankreichs unumgänglich nothwendig ist, daß der König der Franzosen mehr als Monarch seyn müßte, wenn er ihn nicht gewogen wäre.

Und jetzt ist Herr Thiers der Redner, denn der Lärm ist wieder zu Ende, und die Deputirten haben wieder ihre Sitze eingenommen. Seht, wie er sich zur Linken wendet, dann emporschaut und zur Tribüne der Zeitungs-Berichterstatter lächelt, dann die Centre angreift, dann die zum Präsidenten sich wendet und dann sich selbst anlächelt! Nur Ein Auge ist, dem er weniger zu begegnen begierig scheint, als es zu meiden — das ist Guizot's.

Das blasse, gelehrte, denkende Gesicht des Herrn Guizot wird selten von einem Lächeln erhellt, aber eben jetzt geschah es, als Thiers von seinem Patriotismus und seiner Selbstverleugnung sprach. Als Thiers dies sagte, sah er zu den Zeitungs-Berichterstattern empor, damit sie seine Worte auffangen und niederschreiben möchten. Aber da steht er noch: er hat eine Stunde lang hinter einander gesprochen und alle mögliche Dinge in der unterhaltendsten Weise gesagt, und Keiner ist ermüdet. Er versteht die Kunst, ein Gewächs zu machen, besser als irgend ein öffentlicher Redner, den wir in irgend einer öffentlichen Versammlung hören; seine Rede ist eine fein ausgedachte Konversation ge wesen — etwas wie ein Zeitungs-Artikel anfing, einem Roman, einer Geschichte, einem Stück Selbstbiographie oder einer Predigt dienen. Jetzt tritt wieder Verwirrung ein, weil ein Mitglied der Centra einer Angabe des Redners durch einen höhnischen Ruf widerspracht. Thiers ist böse; die äußerste Linke schenkt ihm Glauben: die linke und ein Theil des linken Centrums stehen sie ihn auf. „Ja, ja, es ist wahr!" ruft Arago mit Kulkansstimme, „Vive la France!" gellt eine Stimme in der öffentlichen Tribüne.

*) Eine ausführlicher Notiz hierüber hat San Marte in den Neuen Mittheilungen des Thüring. Sächs. Alterthums-Vereins Bd. 5. H. 4. gegeben.

„Ring — ting — ting" geht die Glocke des Präsidenten, während seine Augen den Schauplatz solcher Unehrerbietigkeit gegen die Majestät der Kammer suchen, aber der Schuldige ist nicht zu finden. „Silence! silence!" rufen die Huissiers der Versammlung, während die Secretaire und Duästoren dieselbe offiziellen Aufsehen in der Herstellung der Ruhe und Ordnung unterstützen. Berryer lacht laut; der Herzog von Valmy lächelt in bald unterdrückter Heiterkeit. Mauguin ruft satisfeit: „Vous verrons" (er gehört zu seiner Partei als seiner eigenen). „Oui, c'est vrai", wiederholt Thiers, indem er dem Hause noch einmal bewichert, daß, wenn sein gegenwärtiger Plan unter dem Kaiserreich ausgeführt worden wäre, die Bourbonen nie nach Frankreich zurückgekehrt seyn würden! Die Centra glauben ihrem Gegner nicht, dessen Stimme von Thoren erstickt wird. Aber er läßt sich nicht durch die Zaffung schrecken; er spricht weiter. Er spricht fort — nichts kann ihn einschüchtern. Die Glocke bewegt sich nicht so schnell als seine Zunge, und Berryer ruft: „C'est admirable!"

So wie Thiers dem Schluß seiner Rede naht, wird er beifällig und bitter. Er hat geschlossen. Da ist er — der Meister des Faubourg. Er betrachtet durch die Reihe Stufen Auditorium, jetzt ist alles voller Bewegung. Sterne Gesichter, verdrängte ich um ihn. Seine Bewunderer auf den öffentlichen Tribünen ereifern sich für ihn. „Vive Thiers!" erschallt es aus der Gallerie der Journalisten, und Thiers steht sich in seiner Glorie.

Welche Scene! Bären im Porzellanladen sind regelmäßig und mathematisch in ihren Bewegungen, verglichen mit diesen Deputirten. O, welche Durchwinger von Männern! Wie schlicht sie gekleidet sind! Der Eine rafft sich nie, der Andere wäscht sich nur; ein Dritter kämmt sich nie das Haar, ein Vierter bürstet nie seinen Rock, und ein Fünfter scheint dieselben Stiefeln Jahr aus Jahr ein zu tragen, ohne sie je putzen zu lassen. Der Name Warren's (des berühmten Engl. Wichse-Fabrikanten) hat sichtlich nie sein Ohr erreicht.

Jene zwei Deputirten auf der dritten Reihe der Linken werden gewiß bald zu Schildern kommen. Trotz ihrer Stiefel sind sie Lafitte ist in Lebensfarbe; selbst die Masse der Mitglieder, die Alten und Jungen, die Heiteren und die Mürrischen, Alle sehen freigeistig aus.

Jener kurze, dicke, kleine Mann neben Berryer ist ein Notar in einer kleinen Provinzialstadt; seine Frau war das schönste Weib in der Nachbarschaft, und ein alter reicher Weinbauer verliebte sich in sie. Der Mann hörte mit Entzücken von dieser unschuldigen Leidenschaft und erlangte seiner besseren Hälfte die Aufmerksamkeit zu erweisen. Gewinn und Gold war der Beweggrund ihrer Höflichkeit, Lupbo aber blendete die Augen des Liebenden, und er glaubte, daß er es sey und nicht sein Vermögen, was ihm die Liebe des angebeteten Wesens erworben. Das Beste an der Geschichte ist, daß der alte Herr keine Verwandten hatte und über sein ganzes Vermögen nach Belieben verfügen konnte. Er that dies zu Gunsten der Notarsfrau, und diese brachte ihren Mann in die Deputirten-Kammer.

Jener nach dem Kramladen aussehende Mann mit zerrissenem Rock, schmutzigen Händen und weißer Kravatte, die er wenigstens seit drei Wochen getragen hat, ist ein Fabrikant. Er kommt aus dem Ofen Frankreichs von der Schweizergränze und soll reich seyn. Sich rühmt er sich, daß seine Ausgaben, wenn er in Paris ist, nur fünf Franken täglich betragen. Für sein Schlafzimmer auf dem vierten Stock in der Rue Traverssere St. Honoré zahlt er einen Frank, wenn Bedienung und Portier eingeschlossen sind. In einem kleinen aufgebauten Kaffehause, um acht Uhr jeden Morgen, nimmt er eine Tasse Kaffee für acht Sous und kauft bei einem Bäcker eine Semmel für drei Sous, die er zum Kaffee ißt. Mit dem Glockenschlag ein Uhr geht man ihn in eine Art von Englisches, das Frankreichisch Speisehaus eintreten in der Rue Neuve des Capucins, wo Rindbeef, Gemüse und Bier für einen Frank zu haben ist. Er giebt nie etwas dem Aufwärter: das ist seine Regel, und er handelt nach Grundsätzen. Wenn er sie seinen Frank Alles verschlungen hat, was er vom Wirth und Kellner erpressen kann, begiebt er sich in die Deputirten-Kammer. Er sieht alle gedruckte Papiere nach, nimmt von fast jedem Dokument zwei Exemplare und trägt im Laufe einer Session so viel parlamentarische Papiere unter dem Arm mit fort, daß er mit dem Erlös derselben beim Käsehändler alle seine extra Frühstücke bezahlen kann. Er stimmt mit der Mehrheit, wenn diese Mehrheit ministeriell ist; ist sie schwankend, so geht er vor dem Anfang der Abstimmung ihr aus dem Wege, um keinen Anstoß zu geben.

Fast eine halbe Stunde ist verflossen, seit Thiers seine Rede geschlossen hat, und noch ist die Kammer im Zustand der Unordnung. Die Glocke des Präsidenten fängt wieder an zu arbeiten. Das ist ein großer Festtag für die Götter der Gallerieen. Ein Bärengarten, ein Hiergetecht, ein Hahnenkampf, ein Amphitheater in der Barriere des Combats, Alles würde sie bestridigen, nur weil es Kämpfe wären; aber die Scene von und ist ihnen noch lieber als alles dies. Hier sind über vierhundert Männer, die alle schreien, zanken, plaudern, lachen, stampfen, je nach ihrem Geschmack und ihren Neigungen, und das Wort „Krieg", das sie so zärtlich lieben, erreicht jeden Augenblick ihre entzückten Ohren. Die Deputirten haben endlich wieder ihre Sitze eingenommen, der Präsident hat seine Fassung wiedererlangt, die Glocke ist so ruhig wie Herr Thiers, die Tribüne wird von einem in Schlaf sullenden Leser einer noch mehr einschläfernden Rede eingenommen, und wir haben volle Freiheit, unsere Beobachtungen zu machen.

Die noch bestehende Gewohnheit, Reden in der Deputirten-Kammer abzulesen, ist äußerst unangenehm. Die meisten Franzosen, selbst im Gespräch, haben ein Winseln oder Schnarren an sich, das für ausländische Ohren sehr widerlich klingt; aber die freie Rede mit ihrer Lebendigkeit, Eindringlichkeit und selbst Unbedolfenheit läßt einen immer gern hören, wird zu bemerken, und erlöst so den Zuhörer wenigstens von einem Theil seiner Leiden. Andererseits wird ein Französischer Deputirter, wenn er seine Rede liest, noch einmal so viel winseln, einmal von Autor, weil er es immer thut, und zweitens absichtlich noch mehr, um seine Rede eindringlicher und wirksamer zu machen. Jener würdige Mann, der sein Möglichstes that, uns in eine Art Apathie zu versenken, hat gewiß zwanzig Minuten gesprochen — aber wer hört auf ihn! Der Präsident nicht, denn er ist damit beschäftigt, Papiere zu unterzeichnen; die Minister nicht, denn sie plaudern, oder lachen, oder zeichnen Köpfe mit Federn oder Pinsel; die Deputirten nicht, denn sie schlummern, oder träumen, oder lächeln, oder lesen, oder gähnen, oder treiben Possen; die Stenographen des Moniteur nicht, da sie recht gut wissen, daß der Redner ihnen seine Rede selbst mittheilen wird, sobald er von der Tribüne gestiegen ist, und daß er des Abends das Büreau des Moniteur besuchen wird, um die Probebogen zu korrigiren. Wer hört ihm also zu? Die Zeitungs-Berichterstatter und die Neugierigen und Zufriedenen auf den öffentlichen Zuhörsitzen. Diese sind ein Auditorium, und er weiß es; also erhebt er seine Augen zu ihnen, bemüht sich um ihren Beifall und hofft, daß, wenn seine Rede im Druck erscheinen wird, sie leserlich wird. Ach! Erclamation. Schlechte Zeichen des Beifalls" durchspricht seyn wird.

Der schlafbringende Deputirte steigt die Tribüne herab; — „le demain, à demain", schreien die Deputirten der Centra. Warum? Es ist erst halb sechs, und also fehlt noch eine halbe Stunde zur gewöhnlichen Schlußzeit. Ja, aber seht diesen kleinen dicken Mann in schwarzem, kurzen Rock, seidenen Strümpfen und Tanzschuhen, der am Fuß der Tribüne steht, um sich hören zu lassen. Er hat seine Rede in der Hand. Es ist eine dicke Rolle Papier, deren Durchlesung wenigstens drei Viertelstunden wegnehmen würde. „Vertagen, Vertagen!" „Steigen Sie hinauf, steigen Sie hinauf!" Der Deputirte steigt die Stufen hinauf. Der Präsident läßt seine Glocke erschallen. Der Deputirte beginnt seine Rede. „Monsieur le Président, quand, je prends — Nun wird der Lärm schrecklich. „Sprechen Sie, sprechen Sie!" „Schließen, schließen!" so geht es in unsere bedauern Ohren. „Was sagt der Präsident?" fragt Nopre Collard. „Man höre den Präsidenten!" verlangt der sähige und elegante Lamartine. „Man schließe, man schließe!" schreit die Schaar Arago's und Lafite's. „Ring — ting — ting", geht die Glocke wieder, und der Präsident verlangt, gehört zu werden. Präsident: „Die, welche Vertagung wünschen, mögen aufstehen." Alle die Deputirten erheben sich. Präsident: „Wozu also dieser Lärm! Sie sind einig, meine Herren" — (und dann fügt er leise hinzu:) „um erstenmal in Ihrem Leben."

Die Sitzung ist aufgehoben. „Ja, ha, ha", schreit die Linke, und die Deputirten laufen zu ihren Diners. Dies ist ein Bild der Deputirten-Kammer. Und die Moral davon? daß es sehr leicht ist, ein Gesetzgeber zu seyn. (N. M. N.)

Weitere Nachrichten über die Geburt Napoleon's.

Ein geheimnißvoller Schleier scheint über die Wiege Napoleon's gebreitet zu seyn, um der Welt die Stunde zu verbergen, wo dieser außerordentliche Mann geboren wurde. Trotz der Nähe der Zeiten und der schreibaren Leichtigkeit, sich echte Urkunden und unumstößliche Beweise hierüber zu verschaffen, bleibt doch das genaue Datum der Geburt Bonaparte's einer der dunkelsten Punkte der Annalen der gegenwärtigen Geschichte. Die Civilstands-Register selbst bieten nur Ungewißheiten und Widersprüche dar, und selbst die Herrschaft der reinen Zweifel über diese Frage übrig. Das Taufzeugniß, welches Napoleon beibrachte, um in die Militairschule zu Brienne aufgenommen zu werden, nennt den 15. August 1769 seinen Geburtstag; dieses Datum stimmt mit den Traditionen und allen Familien-Papieren Bonaparte's überein. Man erzählt, daß Madame Letitia, die alle Beschwerden und Gefahren ihres Mannes während des Korsischen Freiheitskrieges getheilt hatte, sich mit ihm auf den Gipfel des Monte Rotondo den 9. Mai 1769 rettete. Sie war dem Ende ihrer Schwangerschaft nahe und erhielt nur auf vieles inständiges Bitten einen Paß, um sich nach Ajaccio zu begeben. Trotz ihrer Schmerzen, glaubte sie am Tage Mariä Himmelfahrt (15. August) im Stande zu seyn, dem Gottesdienste beizuwohnen; aber kaum war sie in der Kirche angekommen, als sie Geburtswehen empfand und schnell nach Hause zurückeilte, wo sie einige Augenblicke darauf in einem Bette, das mit einem alten Teppich bedeckt war, dessen Gemälde einen Kampf darstellte, mit Napoleon niederkam. Dieses Daus, welches in der Straße Santo Carlo liegt, ist durch Erbschaft dem Herrn Napoleon Leide zugefallen, der, unter dem Vorwande, es ausbessern zu lassen, nicht einmal die Zimmer und das Mobiliar verschont hat.

Madame Letitia selbst erkannte den Tag von Mariä Himmelfahrt offiziell für seinen Geburtstag an. Einige wollen jedoch behaupten, daß dieses Datum falsch sey, und daß er sich um ein oder zwei Jahre jünger machte, um nur als Franzose geboren zu seyn, weil die Vereinigung Korsika's mit Frankreich erst im Juni 1769 ausgesprochen wurde. Ein Umstand scheint dem etwas Anblick diese Behauptung zu bestätigen; denn nach der fast allgemeinen Sitte des

Google

Mannigfaltiges.

— Die Italiänische Oper in London. Wir haben in diesen Blättern einmal des Umstands gedacht, daß die Textbücher der in London spielenden Deutschen Opern-Gesellschaft mit dazu beitragen, die Kenntniß Deutscher Sprache und Literatur in London zu verbreiten. Denn die Englische Uebersetzung, die den Deutschen Texten en regard abgedruckt ist, fordert manchen Opern-Besucher zu Vergleichungen beider Sprachen auf; oft wird dann aus dem zufälligen Vergleichen ein sorgfältiges Studiren, und am Ende ist das Textbuch zum „Freischütz“ oder zur „Zauberflöte“ der Vorläufer von Schiller und Goethe bei ihren Englischen Bewunderern gewesen. Eine ähnliche Gelegenheit, Studien fremder Sprachen zu machen, ist uns jetzt in Berlin dargeboten, wo neben der bereits einheimisch gewordenen Französischen Schauspieler-Gesellschaft jetzt auch eine Italiänische Oper als Gast eingeführt ist. Die Königsstädtische Theater-Direction läßt ganz ähnliche Textbücher, wie die oben erwähnten, in zwei Sprachen drucken, und so haben vielleicht Alfieri und Manzoni ihre künftigen Verehrerinnen in Berlin den Texten von Gemma di Vergy oder des Barbiere di Siviglia zu verdanken. Wir haben bei dieser Gelegenheit eine Wahrnehmung gemacht, die uns mit Schmerz erfüllt; wir haben nämlich bemerkt, wie zerrissig die Worte der Deutschen Uebersetzungen neben dem Urtext der Italiänischen Libretti erscheinen, die doch eben auch nicht gerade durch ihre poetischen Schönheiten berühmt sind. Vergleichen wir z. B. nur folgende Strophe, mit der der Barbiere beginnt, Italiänisch und Deutsch:

Fiorello.	**Fiorello.**
Piano, pianissimo	Sachte, mit leisem Schritt,
Senza parlare!	Rede kein Wort!
Tutti con me	Freunde, kommt nur hierher,
Venite qua.	Hier ist der Ort!
Coro.	**Chor.**
Piano, pianissimo	Sachte mit leisem Schritt
Recordi qua.	Schreiten wir fort.

Wie musikalisch ist besonders in den letzten Zeilen die Zusammenstellung der Worte „Schritt schreiten“! Oder wie treffend und gedankenvoll sind in derselben Oper die nachstehenden Verse der berühmten vielgesungenen Arie Rosinens Una voce poco fa wiedergegeben:

Un voco docile — non rispettosa,	Geduld und Frohsinn sind mir beschieden,
Sono obbedienti — dolce amorosa.	Zu Ruh und Frieden bin ich die Hand.
Mi lascio reggere — mi lo guidar.	Doch will der Regwohn mich lang umschlingen,
Ma se mi stringano — dar' è il mio	Dann sprengt ich auch mit festem Sinn,
debole	Zerlacht, verbrüht muß er entweichen,
Bardo una ripresa: — e cento trappole	und Spott und Hohn ist nur sein Gewinn.
Prima di cedere — farò giuocar.	

Ist es unter solchen Umständen wohl zu verwundern, wenn die Italiänische Musik und das Deutsche Wort zuweilen den allerwunderlichsten Ehebund abgeben, den man sich denken kann? Und leuchtet nicht, ganz abgesehen von allen anderen nationalen Bezügen und Verhältnissen, darauf allein schon ein, daß man Italiänische Opern, um sie ganz zu verstehen, nur von Italiänern selbst dargestellt sehen muß? Es ist daher in jedem Falle dankend anzuerkennen, daß das Königsstädtische Theater uns Gelegenheit gegeben, die Italiänische Oper in ihrer vollen National-Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Wir sollten uns doch gratuliren, wenn uns, gleich den Bewohnern von London und Paris, die dramatische Kunst des Auslands ins Haus gebracht wird, so daß wir nicht nöthig haben, erst nach Frankreich und Italien zu reisen, um die Bühnen beider Länder mit unserer eigenen zu vergleichen. Statt dessen aber pflegt man in Berlin, im Widerspruche mit sonstiger und keineswegs löblicher Vorliebe für alles Fremde, Erscheinungen wie die Vergängner aus den Pyrenäen und die Opern-Darsteller aus Turin, durch kalten Empfang einzuschüchtern und kann mit Freiheit sagen zu dürfen. Glaube man doch ja nicht, daß in solchem Verfahren mit National-Gesinnung sich kundgebe! Diese stellt allerdings die Heimat über Alles; aber um dies mit vollem Selbstvertrauen zu thun, läßt sie auch fremde Eigenthümlichkeiten gelten. Nur indem ein Volk nicht ungerecht gegen Vorzüge des Auslandes ist, darf es die Anerkennung der eigenen von Anderen als Gerechtigkeit fordern. Glücklicherweise hat sich die Italiänische Opern-Gesellschaft nicht, trotz des musikalischen Kritik hat jene Darstellungen allerdings immer noch Schwächen genug dargeboten, doch hier kömmt es ja nicht darauf an, das Höchste und Vollendetste in dem Genre zu sehen, sondern das Genre selbst erst kennen zu lernen. Wenn in Paris und London die Italiänische Oper vollendeter gegeben wird, so darf nicht übersehen werden, daß die Directorin an beiden Orten ganz andere Opfer für derglechen Genüsse bringen, als wir zu thun pflegen; auch können an eine Gesellschaft, die, kürzlich zusammengetreten, sich eben erst zu orientiren beginnt, Forderungen, wie an die seit Jahren bestehende Oper in jenen Hauptstädten, unmöglich gestellt werden. Es ist vorläufig genug, wenn uns ein Ganzes künstlerisch dargeboten wird; das Höchste ist überhaupt schwer zu erreichen, aber Vollendetes läßt sich wohl von billigerweise Vollendetem verlangen.

„Auszug aus dem Register der Heirathe-Akten des zweiten Bezirks für das Jahr IV.

Am neunzehnten Tage des Monats Ventose des vierten Jahres der Republik.

Heirath-Akt des Napolione Bonaparte, Generals-en-Chef, alt achtundzwanzig Jahr, geboren zu Ajaccio im Departement Korsika, wohnhaft zu Paris, Rue d'Antin Nr. —, Sohn des Rentiers Karl Bonaparte und der Letitia Ramolini.

Und der Marie Josephine Rose de Tascher, alt achtundzwanzig Jahr, geboren auf der Insel Martinique, wohnhaft zu Paris, Rue Chanteraine, Tochter des Joseph Gaspard de Tascher, Dragoner-Hauptmanns, und der Rose Klara Desverges de Sanois, seiner Ehefrau:

Ich, Charles François Frederic, Civilstands-Beamter des zweiten Bezirks im Kanton Paris, habe gelesen in Gegenwart der Parteien und der Zeugen 1) den Geburtsschein des Napolione Bonaparte, welcher besagt, daß er den 5. Februar 1768 aus der gesetzlichen Ehe des Karl Bonaparte und der Letitia Ramolini geboren ist; 2) den Geburtsschein der Marie Josephine Rose de Tascher, welcher besagt, daß sie aus der gesetzlichen Ehe des Joseph Gaspard de Tascher und der Rose Klara Desverges de Sanois den 23. Juni 1767 geboren ist; habe gesehen den Todtenschein des literarischen Franz Maria Beaubarnais, welcher besagt, daß er mit der Marie Josephine Rose de Tascher vermählt gewesen und den 5. Thermidor im Jahre II gestorben ist, und ich habe gesehen das öffentliche Aufgebot der genannten Heirath, das zu seiner Zeit gesetzlich verkündigt worden ist. Da Napolione Bonaparte und Marie Josephine Rose de Tascher mit lauter Stimme erklärt haben, sich gegenseitig zu Gatten zu nehmen; so habe ich mit lauter Stimme ausgerufen, daß Napolione Bonaparte und Marie Josephine Rose de Tascher eheleich verbunden sind, und zwar in Gegenwart der nachgenannten majorennen Zeugen: Paul Barras, Mitglieds des exekutiven Direktoriums, wohnhaft im Palais Luxemburg; Jean Lemarrois, Adjutanten und Capitains, wohnhaft in der Rue des Capucins; Jean Lambert Tallien, Mitglieds des legislativen Corps, wohnhaft zu Ceilles, Etienne Jacques Jerome Calmelet, Rechtsgelehrten, wohnhaft in der Straße am Pendomeplatz Nr 307, welche Alle mit den Parteien und mir diesen Trauschein gelesen und unterschrieben haben.

(Gez.) Napolione Buonaparte; M. J. R. Tascher; Tallien; P. Barras; J. Lemarrois der jüngere; Calmelet; Leclercq, Maire.“

Wir haben die Thatsachen und die Urkunden angeführt und überlassen es den Lesern, hierüber ein Urtheil zu fällen und einen Schluß daraus zu ziehen. (Revue historique de la Noblesse.)

*) Auch Josephine, erzählt man, überzeugt ihrerseits den Geburtsschein ihrer um vier Jahre jüngeren Schwester.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Freitag den 14. Mai 1841.

Dänemark.

Die Hegelsche Philosophie in Dänemark.

Es ist eine in Deutschland ziemlich verbreitete Meinung, daß das Hegelsche System nicht über die Gränzen Nord-Deutschlands hinaus Anerkennung finden und kaum bei den Süd-Deutschen, geschweige denn bei einem ausländischen Volke, großen Einfluß gewinnen werde. Und doch giebt es ein fremdes Land, in dessen Hauptstadt die Hegelsche Philosophie jetzt ganz eben so geachtet ist, wie nur in Berlin, nämlich Dänemark. Dort ist es auch allein möglich, Lust man in Deutschland, wie so häufig, aus; denn was sind die Dänen im Grunde Anderes, als Nord-Deutsche?! So oft aber solche Ansprüche an die Skandinavische Nationalität in Deutschen Blättern erhoben werden, verletzen sie in den drei Reichen des Nordens, und mit Recht. Wie, wenn der Bayer zum Württemberger sagen wollte: Was bist Du eigentlich Anderes als ein Bayer? bloß, weil Bayern größer ist als Württemberg, und weil Beide Antheil am Schwäbischen Volksstamm haben! Der Name Deutsch kam erst nach der Trennung des Skandinavischen vom eigentlich Germanischen Stamm auf; die Vorsilben haben ihn nie getragen. Viel eher könnten wir von den Engländern verlangen, daß sie sich Deutsche nennen sollten. Bei ihnen ist wirklich ein Deutsch-Sächsisches Element das vorherrschende. Und der Celtisch-Britischen Blutsvermischung steht in Dänemark eine in der unteren Hauptmasse des Volkes nicht geringere Celtisch-Cimbrische und noch einige andere mehr gegenüber; die Skandinavischen Sprachen haben eben so viel alten Deutschen Dialekten ganz fremde Wortstämme, als nur die Englische, trotz ihrer Menge Romanischer Wörter; die Struktur und die Ausdrucksformen aber haben bei weitem größere Unterschiede, als wenigstens die Englische und Deutsche Schriftsprache heutzutage.

Das, was dennoch eine viel nähere Verbindung Deutschlands mit den Nordländern herbeigeführt hat, ist, namentlich in Dänemark, abgesehen von seinen Verhältnissen zu Holstein, daß durch einen ausgezeichneten politischen Akt die Reformation mit einer Festigkeit und Ruhe hier eingeführt wurde, wie sie fast nirgends, und daß sich das reine Lutherthum und der Protestantismus überhaupt hier so ungeflört ausbilden konnten. Seitdem ist Dänemark mit Nord-Deutschland in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht beständig fortgeschritten, und dies erklärt auch vollkommen, daß die Hegelsche Philosophie dort Einfluß gewinnen konnte.

Wenn ich es nun auch im Stande wäre, das Maaß und die Gränzen dieses Einflusses genau anzugeben, so würde sich eine solche Unterfuchung immer für einen größeren Leserkreis nicht eignen. Dagegen wird es leicht werden, sich eine ziemlich deutliche und lebendige Vorstellung davon durch einen Artikel aus dem Blatte „Dagen" zu machen, der schon darum hierzu sehr passend ist, weil er nicht allein sehr gut geschrieben, sondern auch an lauter Beziehungen und Namen anknüpft, die in Deutschland allgemein bekannt sind.

Folgendes Motto aus Holberg's Erasmus Montanus leitet den Artikel ein:

„Aber Ihr macht die Philosophie zu einer Fechtkunst und haltet den für einen Philosophus, der durch subtile Distinctionen die Wahrheit zu verkehren und sich aus allen Meinungen gut herauszuhelfen weiß; durch dergleichen macht Ihr Euch verhaßt bei den Leuten und bringt die Gelehrsamkeit in Verachtung, sofern man sich einbildet, daß solch wunderlich Gebaden die wahre Frucht der Studien ist."

Dann beginnt er:

Von des berühmten Marheineke's „Entwurf der praktischen Theologie" ist vor einiger Zeit eine Dänische Uebersetzung herausgekommen, die, an sich selbst zwar nicht weiter bemerkenswerth, durch einen einzelnen Umstand öffentliche Besprechung erfordert.

Der Umstand ist folgender: Das Deutsche Original ist von seinem einen hohen Ruf genießenden Verfasser unserem Mynster*) mit den Worten zugeeignet:

„Dem glaubenstreuen, wissenschaftlich gesinnten und beredsamen Mann, der eine Zierde ist der Kirche von Dänemark, zur freundlichen Erinnerung an frohe und erhabene Augenblicke und zur öffentlichen Bezeugung der innigsten Verehrung und Liebe."

*) In Deutschland hauptsächlich durch seine „Betrachtungen über die christliche Glaubenslehre" bekannt. Er ist Bischof von Seeland.

Diese Zueignung hat der Dänische Uebersetzer ausgelassen und an deren Stelle folgende Dedication eingeschoben:

„Zugeeignet der Dänischen Geistlichkeit zu sorgfältigem Durchdenken."

Um dieses Faktum richtig zu würdigen, muß man die obwaltenden Verhältnisse, sowohl im Großeren als im Kleineren, betrachten.

Es ist bekannt, daß man in neueren Zeiten dem Bischofe Mynster einen Mangel an Sympathie für die neueste Entwicklung in der Theologie, den Hegelianismus, vorgeworfen hat; und es ist wohl nicht unwahrscheinlich, daß die Anhänger dieser neuen Lehre mit Bedauern eine solche Stimmung bei einem Manne wahrgenommen haben, der nicht bloß durch seine bürgerliche Stellung, sondern auch durch seine großen und seltenen Fähigkeiten, seine umfassenden und tiefen Einsichten, seine in Dänemark und in der Dänischen Literatur noch beispiellose Beredsamkeit, die in der Dänischen Prosa Epoche gemacht, so mächtig über den ganzen Klerus des Landes hervorragt und einen so hohen Einfluß auf die Dänische Kirche ausübt. Wenn nun der berühmte Marheineke, nachdem er selbst in Dänemark gewesen, öffentlich seine vorhin angeführte Dedication an den Bischof Mynster ergehen läßt, so scheinen alle Verhältnisse und der Dedication eigene, im höchsten Grade merkwürdige Worte diesem literarischen Faktum eine höhere und allgemeinere Bedeutung beizulegen. Denn es ist bekannt genug, daß der Hegelianismus, indem er sich über jedes andere philosophische System erhebt, die volle Erkenntniß von der Bedeutung aller anderen Systeme als eine seiner innersten Eigenthümlichkeiten hinstellte. Aber Marheineke bekleidet Mynster mit Ehre! nicht bloß „zur freundlichen Erinnerung an frohe Stunden", sondern auch „zur öffentlichen Bezeugung der innigsten Verehrung"; und der erste Vorkämpfer der neuen Lehre in gegenwärtiger Zeit scheint mit diesen Worten etwas weit Mehreres und noch ganz Anderes als seine persönlichen Gefühle für Mynster, den Mann, aussprechen zu wollen; er scheint des Hegelschen Systems unmittelbarsten und augenblicklichen Standpunkt neben einem anderen theologischen System, jedenfalls aber dessen Standpunkt in der Dänischen Kirche bezeichnen zu wollen. So können Marheineke's Worte aufgefaßt werden, so sind sie von Vielen verstanden worden.

Dies waren die Verhältnisse im Großeren, und wir kommen nun zu den Verhältnissen im Kleinen, ja im ganz Winzigen. Wir deuten damit auf das Leben hin, das sich in den letzten Jahren nicht sowohl unter unseren theologischen Studenten im Ganzen, als besonders unter einer kleinen Partei geräthrt hat, welche sich selbst für Hegelianer ansieht und es auch wohl ist, d. h. auf ihre Weise. Diese theilen zwar nicht so ganz Meinungen und Ansichten mit ihrem Dänischen Geistesverwandten Marheineke (auch der Rauch und die Flamme sind ja mit einander verwandt); aber sie haben ein inniges Mitleiden mit der „jetzigen" Dänischen Geistlichkeit, diesen groben und gemeinen Leuten, die noch auf dem Standpunkte der Reflexion, zum Theil noch der Unmittelbarkeit, stehen, und die nicht einmal wissen, was universalia entia rationis und formae substantiales sind; und sie haben besonders eine edle Geringschätzung für den Theologen und Geiehrten Mynster, dieses antiquirte Monument, dem jede höhere Weltanschauungsmangelt, „diesen Menschen, der distinctiones curiosales ignorirt und gegen Holberg*) und Marheinesen**) publice opponiren will." Man muß natürlich auf ihren Standpunkt übergehen, um mit Billigkeit ihre Ansichten beurtheilen zu können, und man wird dann finden, daß diese nicht so gar nichts für sich haben. Sie haben vollkommen dasselbe Recht, Mynster's wissenschaftliches Christenthum abzuleugnen, als der übrichtige Tyracier hatte, die Gegenwart des Kolosses zu leugnen, unter der er durchkroch. Auch ist es gewiß daß Mynster's Christenthum nicht wie das ist, welches man sich auf den Kollegienbänken holt, und daß der wissenschaftliche Geist, der in diesen merkwürdigen Mannes Seele lebt, allzu schlecht dreffirt ist, um mit Anstand auf dem Türkischen Sopha im „akademischen Lese-Verein" zu figuriren. Und die edle Kunst, die unsere Hegelschen Studiosi zu so großen Philosophen macht, die Kunst, mit Nichts zu tauen und neue Ideen ins Unendliche schaffen zu können, indem man bloß ein paar Dutzend Hegelsche termini umfetzt, auf dieselbe Weise, wie der junge Musik-

*) Seine 1841 herausgekommenen größeren Gedichte: „Eine Seele nach dem Tode", „Protestantismus in der Natur" und die „Neuvermählten" sind eben so ausgezeichnet gedichtet als tief philosophisch gedacht.

**) Der Deutschen philosophischen Welt bekannt und namentlich durch Franz v. Baader hochgeschätzt. Seine Kritik über Goethe's Faust dürfte die ausgezeichnetste seyn, welche existirt.

Digitized by Google

Ebene eine gedruckte Melodie variirt, deren einzelne Takte jeder auf ein Stück Pappe geklebt ist — diese Kunst ist in der That nicht für einen so mässigen Genius wie der Mynsterische erfunden.

Was nun den Uebersetzer des „Entwurfs der praktischen Theologie“ bewogen haben kann, die oben angegebene Veränderung in der Dedication vorzunehmen, scheint nicht schwierig zu vermuthen. Offenbar hat er in seinem zarten Gewissen gefühlt, daß seines Vaters Marheineke's Dedication eine Unwahrheit ist; und die Unwahrheit sey nun entsprungen aus Mangel an prüfendem Scharfblicke oder aus Uebereilung — genug, der Uebersetzer, als ein ernsthafter Kämpfer der Wahrheit, hat nicht einmal dulden wollen, daß Irmand anders im eigenen Namen und auf eigenes Risiko eine Unwahrheit sage. Und kraft seines Systems hat er diesen falschen Wechselbrief zerrissen, ihn mit Füßen getreten und seine andere Dedication ausgestellt, welche den bestimmtesten Protest und das vollkommenste Dementi von Marheineke's Zueignung ist, besonders wenn dieser eine so allgemeine Verdolmetschung geben will, als wir oben angedeutet haben.

Daß aber die erwähnte Dedications-Verwandlung wirklich aus Betrachtungen hervorgegangen, angefaßt wie die, die wir eben anführten, wird in hohem Grade durch eine bekrachtende Aeußerk derselben zu geben“ — (des Referenten Güte verdient unleugbar Anerkennung), — „sondern nur eine kurz gefaßte Charakteristik, aus welcher man ersehen wird, in welcher innigen Berührung die echte Wissenschaft zum Leben steht, mit welcher Macht sie dessen konkreteste Bestimmtheit zu durchdringen weiß, darin unendlich weit entfernt von dem reflektirenden Verstand, mit seinen trockenen Abstractionen und hohlen Allgemeinheiten.“

Hierauf folgt dann die ganze kurzgefaßte Charakteristik, in Bezug auf welche wir unseren Lesern dieselbe Galanterie erzeigen wollen, die der Referent dem Publikum mit seiner „eigentlichen Kritik“ von Marheineke's Werk erwiesen hat.

Endlich erhält die kurzgefaßte Charakteristik, wie alles Andere in der Welt, ein Ende, und die Anzeige schließt mit einer Anmerkung über die Dänische Uebersetzung. Ehe wir die Worte dieser Bemerkung hinsetzen, ist es nicht überflüssig, anzuführen, daß die verwandelte Dedication unter den Studenten von Kopenhagen eine heftige Diskussion erregt hat, die dem Rezensenten doch auch wohl bekannt seyn mußte. — Jene Schlußworte sind aber folgende:

„Der Uebersetzer hat durch seine glückliche Dänische Uebertragung dieses Werkes sich unbezweifelt sich Anspruch auf die Dankbarkeit der Dänischen Geistlichkeit erworben, indem gegenwärtige Schrift, zu welcher so der Zugang erleichtert ist, diejenigen, die sich mit ihr beschäftigen wollen, nicht bloß zu der klarsten Erkenntniß von der Bedeutung des geistlichen Amtes, namentlich in unserer Zeit, erheben, sondern ihnen auch die Mittel an die Hand geben wird, sich aus den verschiedenen Standpunkten (z. B. der Nationalität, Pietismus, Rnflizismus) zu der Höhe der wissenschaftlichen Erkenntniß der Zeit emporzuschwingen, welches umgekehrt auch eine Bedingung für das vollkommene Verstehen des hier angekündigten Werkes ist.“

Diese Worte sind wohl zu deutlich, als daß es noch nöthig wäre, ihre Uebereinstimmung mit unserer Meinung von des Uebersetzers Dedication nachzuweisen.

Ueber den Aufruf an die Dänische Geistlichkeit selbst haben wir nichts zu sagen, sondern wollen ruhig die Zeit abwarten, bis diese Geistlichen erwachen, dieser Reflectionsmann Mynster mit den trockenen Abstractionen und den hohlen Allgemeinheiten, dieser Rationalist Clausen*), dieser Preist Grundtvig**), dieser Bischof Jakobson***), dieser Bischof Monrad†) und alle die anderen theologischen Bauernknollen des Rnflizismus; — bis sie erwachen, diese und andere Geistliche, um die Höhe der wissenschaftlichen Erkenntniß unserer jungen Studenten zu erklimmen, um den Deang zu fühlen, sich von ihren verschiedenen Standpunkten dazu zu erheben und sich mit dem neuen Lehrbuch in der Hand hübsch hinzusetzen, um daßelbe sorgfältig zu durchdenken. Und Ihr, Kopenhagener Geistliche, Mynster, Clausen, Grundtvig, Monrad, alle Andere, und Ihr die wissenschaftliche Erkenntniß „der Zeit“ in Euch vermißt, welche Bedingung für das vollkommene Verständniß des Buches ist, so säumet nicht, den Vortheil Eures Aufenthaltes in Kopenhagen zu benutzen; eilet ihn zu diesem Uebersetzer und diesem Rezensenten, die Euch gern manövriren und sich Anspruch auf die Dankbarkeit der Dänischen Geistlichkeit erwerben werden. Zweifelt nicht daran, daß sie die echte Wissenschaft, die wissenschaftliche Erkenntniß der Zeit, haben; seht sie nur genau an: sie sind zwei junge Burschen, frische neugebackene Kandidaten. Seyd vollkommen ruhig: sie sind zu jung, um etwas Anderes als die wissenschaftliche Erkenntniß der Zeit, am liebsten lagten wir, des heutigen Tages, zu besitzen!

* * *

Wir halten diesen Artikel, der allerdings nicht ohne Partei-Leidenschaft geschrieben ist, doch für geeignet, Deutschen Lesern einen Blick in das akademische Treiben und in die philosophischen Bewegungen der Kopenhagener Universität zu gewähren. Man erkennt selbst in dieser Verspottung der Dänischen Hegelianer die große Verehrung Deutscher Wissenschaft und besonders der Namen Hegel und Marheineke. Daß die Schüler, die auf die Worte des Lehrers schwören, ohne von seinem Geist erfüllt zu seyn, zu bitteren Bemerkungen Anlaß geben, darf uns in Dänemark eben so wenig wundern als in Deutschland.

England.

Wallisische Literatur und Wallisische Nationalfeste.

(Schluß.)

Wie interessant und volksthümlich alle diese Aufgaben und Aufmunterungen sind und als ein wie rühmliches Vorbitz zur Erhaltung ähnlicher Nationalität in anderen Ländern sie genannt werden können, so hat doch für das Ausland und unsere allen Preis-Aufgaben gewiß diejenige das meiste Interesse, welche, wie schon bemerkt, unser Deutscher Landsmann gewonnen hat. Es sollte dieselbe den Einfluß der Wälschen Traditionen auf die Literatur Frankreichs, Deutschlands und Skandinaviens behandeln und war zu Abergavanny im J. 1839 gestellt worden. Zum Preisrichter war der jetzige Preußische Gesandte in der Schweiz, Geh. Legationsrath Bunsen, ernannt worden, der sich in den Jahren 1838 und 1839 längere Zeit in der Grafschaft Wäles aufgehalten und sich dort mit der Geschichte und Literatur der Landessprache beschäftigt hatte, weshalb auch Mr. Price und Baronet Hall nicht unterließen, in der vorsährigen Versammlung stets mit großer Ehre des angesehenen Diplomaten zu gedenken. Sein Bericht (in Englischer Sprache) über die drei eingegangenen Preis-Aufgaben war auch dem vom 26. September 1840 datirt und wurde in Englischer Sprache vorgelesen. Der Bischof von St. Davids bevorwortete die Vorlesung in einer vortrefflichen Rede. Er sprach in derselben zuerst seinen Dank für die ihm gewordene Ehre aus und erklärte dann, daß die Berichterstattung in keine bessere Hände hätte gelegt werden können, als in die des Ritter Bunsen, denn er wüßte aus längerer genauer Bekanntschaft, wie sehr die große allgemein anerkannte Gelehrsamkeit des hochgeehrten Freundes persönlichen Liebenswürdigkeit zurückbliebe (his private worth, his domestic virtues, his pure, noble and amiable character). Weiter bemerkte der Redner, daß es kein übles Glut machen dürfe, daß der Bewerber, dem, wie er wisse, der Preis zugesprochen sey, ebenfalls ein Deutscher sey, wie Herr Bunsen. Und dies benutzte er nun, um, als geborner Engländer, sich über sein Verhältniß zu dem Lande Wäles, das er jetzt bewohne, auszusprechen. Er würde bei seinen Zuhörern nur verlieren, wenn er sagen wolle, er habe mit seinem Eintritte in Wäles alle Gefühle seines Englischen Vaterlandes verleugnet, oder er schäme sich jetzt seines rühmvollen Landes. Nein, er schätze daßelbe fortwährend sehr hoch, aber er betrachte auch den Kymrischen Verein als das schönste Mittel, alle Vorurtheile zwischen Engländern und Wällisern, alle frühere Animosität, aus ihren Herzen zu verlegen. Er setze (so schloß er) auf den Zahnen ein Wälsches Motto: Gaton wrth galon (Herz an Herz), und das müsse in diesem Augenblicke auch alle Gemüther erfüllen. Denn es sey sein innigster Wunsch, daß sich nie der Wallister Herzen von denen ihrer Englischen Landesgenossen trennen, daß vielmehr beide Stämme nur immer einer sein möchten.

Auf diese mit dem einmüthigsten Beifalle aufgenommene Rede folgte der Bunsensche Bericht.

Von den drei eingegangenen Preis-Arbeiten war die erste zwar in elegantter Form abgefaßt, aber ohne tief eingehende Forschungen. Die zweite Arbeit trägt einen weit gründlicheren und gelehrten Charakter. Ihr Hauptinhalt ist, gegen die durch Zauriel verbreitete Meinung darzuthun, daß die Französischen und Deutschen Sagen von König Arthur sämmtlich aus Wälschen Quellen geschöpft sind, und daß hier also der eigentliche Boden der Arthur-Romane gewesen ist. Dies wird einmal an den welschen Ritter-Romanen, am Lancelot, Triftan, Ywain und anderen nachgewiesen, dann an den geistlichen Rittergeschichten, am Titurel und am Perceval, sowohl durch gadhrieche Belege aus den bekannten Werken, als durch die Nachweisung der noch ungedruckter Handschriften; somit ist der Einfluß der Kymri-Sagen auf Frankreich, Deutschland und Skandinavien auf das bündigste gezeigt. Die dritte Abhandlung zeichnet sich gleichfalls durch Sorgfalt und Gelehrsamkeit aus. Ihre Methode ist mehr historisch und allgemein, als bezüglich auf die Details der einzelnen Sagen; ihr Zweck ist, die passende Stelle für die Kymrischen Sagen in der gesammten Sagen-Literatur der Mittelalters anzuweisen. Demnach trifft dieser Verfasser in den Resultaten der ersten

*) Wir wissen nicht, was der sinnreiche Referent unter einer glücklichen Dänischen Uebertragung versteht. Die vorliegende Uebersetzung führt eine erschreckliche harte und barbarische Sprache und bietet beispielsweise einer der unglücklichen Verdeutschung der Wörter, Ausdrucke und Wendungen. Schon der Titel ist eine nicht sonderlich glückliche Uebertragung: „Udkast af den praktiske Theologi“ ist nicht Entwurf, auch nicht Grundriß, das muß es Deutsch heißen müßte, nicht Entwurf, sondern Ausdruck aus der praktischen Theologie. (Anmerk. des Journ. „Dagen.“).

**) Verfaßer einer 1840 erschienenen Kirchengeschichte von Dänemark.

***) Der berühmte Mathorlog, Dichter, Herausgeber der Angelsächsischen Literaturgeschichte, Geschichtsschreiber des Mittelalters u. s. w.

†) Bischof von Funen.

††) Gegenwärtig wohl der beliebteste Kanzelredner Kopenhagens.

Digitized by Google

drei Kapitel soll durchgängig mit dem Verfasser der ersten Arbeit überein und spricht den Kymeischen Sagen, mit einigen kleineren Abweichungen, denselben Einfluß zu. Im vierten Kapitel ist eine sehr umfichtige Untersuchung über den Einfluß der Wälschen Poesie auf das Formelle in den Gedichten des Mittelalters angestellt worden, wo unter Anderem der Reim als eine ungehörigweisende Erfindung des Celtischen Völkerstammes angenommen wird. Im letzten Kapitel wird über die Originalität und das Alter der Skandinavischen Sagen gesprochen. Auch sie sind Ausstäße Französischer und Germanischer Sagen und haben in Bezug auf die Wälschen Sagen den geringsten Anspruch auf Originalität; sie sind überdies weit jünger als die einheimischen Sagen.

Der Preisrichter entschied für die Krönung der dritten Abhandlung, wegen ihres großen Reichthums an Kenntnissen, wegen der unbefangenen Kritik ihres Verfassers und wegen der Wichtigkeit der von ihm gewonnenen Resultate. Es war die unseres Landmannes Schatz, welche in kurzer Zeit in Deutscher Bearbeitung erscheinen wird, da der Verein das Verlagsrecht ihrem Verfasser übelassen hat. Der Preis bestand in einem goldenen Siegelringe, an Werth 10 Guineen, und in einer Prämie von 70 Guineen.

Nach Beendigung der Vorträge versammelte sich der größte Theil der Gesellschaft an allen drei Tagen zu der heiteren und reich besetzten Mittagstafel. Zahlreiche Toast's wurden ausgebracht und alle von drei- und mehrmaligen Lebehoh's und Hurrah's begleitet. Die Gesundheit der Königin Victoria war der Wunsch, daß sie dem Lande noch einen Prinzen Wälsch schenken möchte, erhielt den lautesten Beifall. An jedem Abende fanden glänzende Bälle statt; am letzten Abende gab eine Gesellschaft junger Männer (die Frauenrollen waren mit wirklichen Schauspielerinnen besetzt) eine theatralische Beluſtigung zu allgemeinem Jubel. Kurz, es fehlte nichts, um das Jahresfest der Cymreigeldion Society von Abergavenny auf das glänzendste in allen Volksfesten zu begehen.

Eine eigenthümliche Feier hatte noch am letzten Tage, am 9. Oktober, statt. Es war der Gorsedd oder die Einführung neuer Barden in den Orden. Nach alter Sitte und Herkommen bildete sich der heilige Kreis in den Morgenstunden, „als der Thau noch auf dem Grase lag", in einer Umzäunung von zwölf Steinen. Baardäuptig und baarfuß betrat der oberste Barde (Mr. Taliesin Williams ab Jolo, ein hochgelehrter Wälsiser in der Sprache; alle übrige folgten ihm nach. Darauf übergaben ihm die schon älteren Barden ein blankes Schwert, welches er mit der Spitze auf seine Brust hielt, nun in symbolischer Weise seine friedliche Gesinnung anzudeuten, und wie der Barde eher geneigt sey, sich selbst Unrecht zu thun, als Anderen Unrecht zuzufügen. In dieser Stellung las er die alten Rechte und Privilegien der Barden mit lauter Stimme ab. Auf seinen namentlichen Aufruf traten nun diejenigen vor, welche die Verleihung höherer Grade im Barden-Orden nachgesucht hatten, und schritten nach Ablegung eines feierlichen Gelübdes „vor dem Auge des Lichts und vor dem Gesichte des Tages" zu dem oberſten Barden. Dieser legte ihre linke Hand auf sein Herz und verpflichtete sie zu Tugend und guter Führung in allen Angelegenheiten des Ordens. Auch sollten sich die Ernannten ihren Namen selbst angelegen seyn lassen und Andere darin unterstützen; sie sollten auf alle Weise dahin streben, daß Glück und Friede unter den Menschen zunähmen und die Laster verschwänden; sie sollten für ihr eigenes Glück in so weit zu sorgen suchen, als es ohne den Schaden Anderer geschehen könnte; sie sollten endlich ihr ganzes Leben hindurch dieser Obliegenheiten eingedenk seyn und bedenken, daß das gebrochene Gelübde schwer auf ihnen lasten würde. Ein neuer Blick in die Sonne (die Art der alten Barden, einen Eid abzulegen) beendigte diesen Akt der Feierlichkeit. Nachdem die Austheilung der verschiedenen Bänder und Borten nach den einzelnen Abstufungen der Ordensmitglieder erfolgt war, schloß der oberste Barde mit kraftvollen Worten die ganze Ceremonie und verkündigte die Zeit der nächsten Versammlung. An diesem Tage wurden sieben Wälsische Männer in den Barden-Orden aufgenommen.

Ostindien.

Das Britische Indien im Jahre 1840.

Während Admiral Elliot sich anschickte, dem Kaiser von China das Testell der Königin Victoria zu überbringen, kommten die Chinesen von ihren politischen Verbindungen mit Awa und Nepál Vortheil ziehen und die Fürsten dieser Länder dazu bewegen, daß sie in denselben Augenblick, als die Elite der Britischen Truppen Afganistan verwüstung unternahm, in Behar und in Assam einfielen. Aber der General-Gouverneur, Lord Auckland, kannte diese Ereignisse vorbereitet, und die Art, wie er jene wichtige Angelegenheit leitete, giebt den vollständigsten Beweis, daß er in jeder Krise klug und energisch gehandelt haben würde. — England verdankt der Festigkeit dieses Mannes die Aufrechthaltung einer friedlichen Politik in seinen Differenzen mit dem Oberhaupte von Birma. Der Britische Resident am dortigen Hofe, der Commissair, welcher die im Jahre 1825 von den Birmanen abgetretenen Provinzen Arakan, Tenasserim, und mehrere andere Behörden, die Charakter und Pläne des neuen Königs von Birma zu kennen vorgaben, drangen vereint auf blutige Rache für die verletzte Britische National-Ehre; die nach Beförderung und Beute geizende Armee that ein Gleiches, und die Presse gab diesen Manifestationen der Leidenschaft und des Egoismus bestmöglichst Nachdruck; sie brandmarkte in den stärksten Ausdrücken die schimpfliche Nachgiebigkeit der Regierung gegen den König von Awa, der die Engländer ungestraft insultiren und während dessen seine Macht befestigen könne. Aber dies Alles rührte Lord Auckland nicht; er traf ruhig seine Vorkehrungen und ließ den Birmanen anzeigen, daß er nicht bloß ihre Angriffe zu bestehen, sondern auch die Angreifer zu züchtigen im Stande sey. Seit dieser Epoche hat König Tharawadi für gut gefunden, anthätig zu bleiben. Die Beziehungen Großbritaniens zu dem Hofe von Awa sind nicht gerade freundschaftlich; aber der Souverain hat durch die Invasion Afganistan's und Britischer Seite eine nützliche Belehrung empfangen, deren Einfluß wahrscheinlich noch ein paar Jahre fortdauern wird.

Jedem, der den Birmanischen National-Charakter kennt, kann es übrigens nicht zweifelhaft seyn, daß die Verhältnisse des Britischen Indiens zu diesem Lande bald einen gedrehenen feindlichen Charakter annehmen müssen. Die Unwissenheit und Anmaßungen des Hofes von Awa gehen über alle Europäische Begriffe. Als Maha-Bandoola, der General des vorigen Königs, zu Anfang des letzten Krieges in den Distrikt Tschittagong einfiel, *) brachte er goldene Ketten für Lord Amherst mit und hatte den Befehl, gleich nach der Einnahme Kalkutta's gegen London zu marschiren und diese Hauptstadt einzunehmen! Er bekam eine Schärpe um die andere, und doch blieb der unsinnige Dünkel dieses Volkes unerschüttert. Das Britische Heer näherte sich bereits der Hauptstadt, und obwohl die flüchtigen Birmanischen Offiziere Alle überzeugt waren, daß jeder fünftige Widerstand nichts mehr fruchten würde, beschönigten sie doch ihre Ohnmacht durch die albernsten Ausreden, von denen ein Theil in die Hände der Briten fiel. Der unglückliche Feldherr, welcher den letzten verzweifelten Kampf leiten sollte, wurde, sobald er die Kunde von seiner Niederlage brachte, unter die Füße eines Elephanten gezeigt, der ihn zertrat. Der König sah das Gefährliche seiner Stellung nicht eher ein, bis die Britischen Truppen (im Mai 1825) nur noch drei Tagereisen von der Hauptstadt entfernt waren.**) Jetzt wußte er freilich nachgeben; dennoch ist es kaum wahrscheinlich, daß diese furchtbare Lection genügt haben sollte, um den Birmanen einen richtigen Begriff von der ungeheuren Ueberlegenheit ihrer Feinde beizubringen. Seitdem sind fünfzehn Jahre vergangen, und ein neuer König regiert, der an nichts Anderes denkt, als an seine Emancipation von den schimpflichen Bedingungen, die England seinem Vorgänger auferlegt. Es ist außerordentlich schwer, mit einem so hochmüthigen Volke zu unterhandeln, und nicht minder, den kühnlichen Verletzungen, die ihnen vertragsmäßig gestatten Gränze, daß sie sich erlauben, zu widersetzen; selbst wenn sprachlet vermeidet die Indo-Britische Regierung noch immer jede Gelegenheit zu einem neuen Bruche; und werden die Engländer auch über kurz oder lang sich gezwungen sehen, ihre Besitzungen in diesen Gegenden zu erweitern, so dürfte es wenigstens mit großem Widerstreben geschehen. Einer ihrer politischen Schriftsteller sagte noch kürzlich: „Es ist nicht einem solchen Kriege vorherzusehen, wie er sich zu Ende nehmen würde, wenn die Natur des Landes, die weite Entfernung seiner Lebenstheile (vital parts), die man gleichwohl in Besitz nehmen müßte, werden den Feldzug eben so lang als kostbar machen. Amitapura, die heutige Residenz, liegt am oberen Ende des langen Thales des Irawadi, 600 — 700 Engl. Meilen vom Meere.***) Der untere Theil dieses Thales ist in den meisten Gegenden ein pestilenzischer Sumpf; und wählte auch unsere Armee einen Zweifel den kürzeren Weg über die Berge von Arakan, so würden die Kosten des Transporties der angeheuren Vorräthe, welche die gigantische Expedition nöthig hätte, doch in jedem Falle ungeheuer seyn." Die bedeutenden, durch den letzten Krieg in Britischen Besitz gekommenen Landstrecken von Birma haben für das Britische Indien keinen anderen Nutzen gehabt, als den, daß sie das benachbarte Provinzen Bengalens nicht mehr in jener unmittelbaren Berührung mit Birma stehen, die ihnen allzudrich Gefahr drohte; denn das abgetretene Gebiet ist größtentheils von unburchdringlichen und ungefunden Wäldern bedeckt, und es werden noch viele Jahre vergehen, bevor eine dieser Provinzen die Kosten decken kann, die sie der Regierung macht.

Nepál ist für die Compagnie noch immer ein furchtbarer Nachbar, wenngleich seine Macht durch den Traktat, den Lord Hastings im Dezember 1815 nach zweien ziemlich blutigen Feldzügen diesem Staate adnöthigte, sehr verringert ist. Das herrschende Volk, die Ghorka's, haben allen Muth und alles Hochgefühl kraftvoller Gebirgsbewohner. Ihr Land, wegen seiner plastischen Configuration eine natürliche Festung, bietet unter der tolosfalischen wie unserer dem militairischen Wissen und der hohen Disziplin des Britischen Heeres Trotz. Die ganze freie Bevölkerung von Nepál wird kriegerisch erzogen und steht unter einem eben so wirksamen als populairen Rekrutirungs-System. Sie hat auf der einen Seite geheime und sichere Communication mit den Birmanen †), und auf der anderen Seite können die Päße ihrer Berge sie unbemerkt bis zum Eingang der großen und fruchtbaren Provinzen Bengalens und Bahar führen. Der kriegerische Charakter der Nepalesen und ihr stolzes Vertrauen

*) Tschittagong heißt der nördliche Theil des von den Birmanen an die Briten abgetretenen Gebiets, Arakan der südliche.

**) Der Hauptstadt ist seit der Vereinigung von Awa, Pegu und Birma die Stadt Amitapura am großen Strome Irawadi, unter 22° N. B. und beinahe 114° O. v. Ferro. Die Stadt Tschittagong (Hauptstadt) liegt etwa 4) Grad westlicher und 2 Grad südlicher an der Oſtseite des großen Bengalischen Golfes.

***) Als Quellen-Werke des Irawadi ist auf der Grimmischen Karte die Gegend angegeben, wo das Gebirge Langtan, die östliche Fortsetzung der mächtigen südlichen Vormauer Assam's, mit einer von Norden nach Süden ziehenden Bergkette, der westlichen von den Chinesisch-Birmanischen Parallel-Ketten, zusammenstoßen. Bis Amitapura strömt er von Norden nach Süden und windet sich dann westwärts.

†) Eine Hauptursache der Schwierigkeit dieser Communication beruhet darin, daß Nepál an keiner Seite unmittelbar mit dem Birmanen-Reiche gränzt; es bleibt ihm nur die Alternative, durch Tangalen, oder durch Assam, das bekanntlich auch Britisch ist, zu kommuniziren.

Digitized by Google

auf die fratzigsten Hülfsmittel ihres Landes werden sie vielleicht so weit führen, daß sie die Schande des Vertrags vom Jahre 1815 in Englischem Blute rein zu waschen suchen. Aber der politische Zustand dieser Gegenden läßt uns eher vermuthen, daß die Engländer in ihren bürgerlichen Streitigkeiten als Vermittler auftreten und endlich ihre lebensbenrliche Autorität über diese zweirachtigen Völker fest begründen werden. Der regierende Fürst, ein junger Mann von beschränkter Einsicht, steht unter dem Einflusse seines Harems und hat alle Männer von Talent und Auszeichnung verungnadet oder verbannt. Das Volk entarnet rasch unter dieser ungeschickten und tyrannischen Herrschaft, und wie die Britischen Unterthanen wider den Willen der Masse der Bewohner vielleicht als eine Wohlthat angenommen werden.

Afganistan ist, seitdem Schah-Schudscha unter der Eskorte eines Indo-Britischen Heeres nach Kabul zurückgekehrt und den Thron seiner Väter wieder befestigen hat, der Schauplatz wichtiger Ereignisse gewesen. Der gegen Ende des Jahres 1840 erneuerte Kampf zwischen dem Emir Dost-Muhammed-Chan und dem Souverain, dessen Sache die Engländer zu der ihrigen gemacht, dirtet uns mehrere merkwürdige Incidenzen, die wir zept hervorheben wollen.

Vor Allem müssen wir uns erinnern, daß das Land im Norden des Kabul-Flusses, in welchs eine der Heeres-Abtheilungen Alexander's eindrang, heutzutage unter dem Namen des Kofestan (Gebirgslandes) von Kabul bekannt ist. Die Engländer hatten in diesen Gegenden, wo Schach-Schudscha's Autorität auch nicht seit begründet ist, mehrere kleine Gefechte liefern müssen; allein die wirkliche Gefahr, welche der Restauration drohte, hatte ihre Quelle im Nordwesten von Kohestan, weit jenseits Bamian, zu Chulum, wo Dost in dem Usbekischen Häuptling dieser Provinz eine Stütze fand und mehrere Tausend Mann um sich versammelte, an deren Spitze er entweder über Bamian oder über Kohestan in Kabul vordringen können hoffte. Die seit langer Zeit mit diesem furchtbaren Uebermundenen eingeleiteten Verhandlungen führten zu keinem anderen Ergebniß, als daß sie seinen Bruder, den Newab Dschebar-Chan, und noch einige Personen seiner Familie bestimmten, sich unter Britischen Schutz zu begeben. Er selbst wollte mit diesen Verhandlungen nur Zeit gewinnen und seinen Einfluß bei seinen Landsleuten erweitern; von denen er wußte, daß sie lieber ein Abenteuerleben führen, als einer Legitimität huldigen würden, die ihnen von Europäern aufgelegt war. Als ein tapferer, geschickter und lange Zeit glücklicher Chef, stand Dost-Muhammed bei allen Waffenbrüdern, die nur eine günstige Gelegenheit erwarteten, um wieder unter seiner Fahne zu kämpfen, in großem Ansehen; mehrere hatten Schach-Schudscha's Sache schon verlassen; und als es sich bestätigte, daß der alte Serdar Bareksai durch den Sohn des Al-Kobai von Bamian verrückte und die Britisch-Afganischen Truppen eine retrograde Bewegung nach ihrem Hauptquartier machten, da brach eine ganze Compagnie eines Afganischen Regimentes, die ein Britischer Offizier beföligte, zur Nachtzeit ihr Lager ab und ging zum Feinde über. Indeß entzogen die Bewegungen Dost-Muhammed's der Wachsamkeit des Sir Ws. Macnaghten nicht; und als man Kunre noch bezweifeln konnte, daß er den Päßen sich näherte, wurden Truppen von Kabul abgeschickt, um die Brigade zu Bamian unter dem Befehle des Brigadiers Dennie zu verstärken. Dieser General hatte nur den Vortrab des feindlichen Heeres zu rekognosziren erwartet; aber am 18. September 1840 sah er sich unverhofft der ganzen Armee gegenüber, die der Ex-Emir von Kabul in Person gegen Bamian führte. Ohne einen Augenblick zu verlieren, marschirte der Brigadier mit seinem kleinen Detachement — es waren nur 500 Mann Infanterie, halb Hindustaner, halb Ghorka's, 300—400 Mann Reiterei und zwei Kanonen gegen fünf- bis sechstausend Usbeken und Afganische Auxeitser! — gerade auf den Feind los, warf ihn augenblicklich aus seinen Stellungen, daß er sich zu wilder Flucht wendete, und ließ ihn durch seine Reiterei verfolgen, die in großer Unordnung unter den Fliehenden anrichtete. Dost-Muhammed, der selbst eine Wunde empfing, einer seiner Söhne und einige Hundert Reiter entkamen mit genauer Noth; die Zelte und alles Gepäck der Armee fielen in die Hände der Sieger. In Folge dieses glänzenden Sieges entschloß sich der Usbekische Häuptling von Chulum, unmittelbar mit den Engländern zu unterhandeln. Von seinen Alliirten verlassen, wollte Dost-Muhammed, dessen Heer auf zwei bis dreihundert Reiter eingeschmolzen war, den verzweifelten Versuch machen, sich schnell unter seine Parteigänger im eigentlichen Kohestan zu begeben. Er drang gegen Ende Oktobers in diese Provinz, sammelte ein Corps von 3500 Fußgängern und 500 Reitern und eröffnete am 2. November einen letzten Kampf mit den Englischen Truppen bei Parwar oder Parwan, das ungefähr auf halbem Wege zwischen Bamian und Kabul liegt. In diesem letzten Gefechte wurden die wenigen leichten Indo-Britischen Kavallerie, von Dost selbst mit 200 erlesenen Reitern angegriffen, mit großem Verluste weichen; ein panischer Schrecken bemeisterte sich der Suwar's (Reiter), die bei dem wüthenden Angriffe Dost-Muhammed's ihre Offiziere im Stiche ließen. Doktor Lord, der politische Agent in Nordwest, und mehrere andere Offiziere verloren in dieser mörderischen Attacke ihr Leben. Aber die verzweifelte Tapferkeit des Feindes half ihm nicht; die geschickten Manöver und das schreckliche Feuern der Infanterie und Artillerie machten Alles in einem Augenblicke wieder gut, und der Emir mußte schleunig zum Rückzug blasen lassen. Dost-Muhammed, dessen letzte Hoffnung nun vernichtet war, verschwand nach der Schlacht, galopvirte in Begleitung eines einzigen Offiziers geradeS Weges bis Kabul, und erschien am Abend des dritten November unerwartet vor Sir William Macnaghten. Er gab sich diesem zu erkennen, aber zu stolz, um einem Souverain zu huldigen, dessen Krone er 15 Jahre lang getragen hat, überreichte er dem Repräsentanten der Britischen Macht in Afganistan seinen Säbel und erklärte sich als seinen Gefangenen. Gerührt und über diese ritterliche Handlung des Emir's staunend, stellte ihm Sir William den Säbel wieder zu, ließ ein Zelt für ihn errichten und behandelte ihn mit vieler Achtung. So endete die politische Laufbahn Dost-Muhammed's. Dieser Fürst, jetzt ein Gegenstand der Bewunderung und einer etwas verspäteten Sympathie von Britischer Seite, ist, wie verlautet, mit seiner Familie und großem Gefolge, bereits an dem Orte im inneren Hindostan angelangt, wo er künftig verweilen soll.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Alexander Soumet. In jeder Gattung von Poesie auf gleiche Weise sich hervorzuthun, war das stolze Bestreben dieses Dichters; darum zog er sich nach der Juli-Revolution von den politischen Treiben und dem feinen Art von ausdauernder Arbeit günstigen Boden der Französischen Hauptstadt zurück, um in der Einsamkeit den Musen und seinen Studien zu leben. Nach zehn Jahren ist er in die große Welt zurückgekehrt, reich beladen mit gereiften Früchten, und wie es scheint, ist es ihm mit einigen derselben gelückt, den Appetit des bekanntlich sehr übersättigten Pariser Publikums zu reizen. Zuerst ließ er vor einigen Monaten ein großes Epos unter dem Titel La divine Epopée drucken; — gewiß ein gewagter Versuch: zu einer so von aller Naivetät ursprünglicher Poesie entfernten Zeit, ohne die unfrige, durch ein Gericht von zwölftausend Versen die Phantasie der Leser zu den Erstreunungen der Gegenwart ab auf das wunderbare Gebiet einer gebeiligten Vergangenheit hinüber ziehen wollen! Allerdings ist auch das neue das bisher noch fast ganz unbrachtet gebliebene; die Wenigen jedoch, die es gelesen, versichern, daß sich diese Dichtung ihre Bahn mit der Zeit selbst werde zu machen wissen, und daß Frankreich mit derselben ein Geschenk empfangen habe, das seiner poetischen Literatur noch ganz und gar fehle, nämlich eine gute Epopöe. Herr Soumet, wenn jedoch nicht damit gedient zu seyn scheint, erst bei der Nachwelt allen Ruhm zu ärnten, hat gleichzeitig dafür gesorgt, daß sich auch schon die Ausmerksamkeit der Mitwelt auf ihn richte, und zwar auf er dies auf eigenthümliche Weise ausgeführt. An einem und demselben Abende ließ er nämlich in den letzten Tagen des vorigen Monats auf dem Theâtre Français ein neues dreiaktiges Lustspiel, ebenfalls in Versen (le Chêne du Roi), die er beide in seiner Zurückgezogenheit vollendet hat, aufführen. Schon daß derselbe Dichter sich in so entgegengesetzten Genres versucht, kömmt in Frankreich selten vor; aber noch niemals hat man es erlebt, daß von demselben Autor zwei neue Stück, von denen das eine zum Weinen und das andere zum Lachen reizte, auf denselben Brettern, vor demselben Publikum und auch fast von denselben Schauspielern an einem Abend hintereinander gegeben wurden. Natürlich mußte schon dies allein die Neugierde des Publikums rege machen, und damit hatte der Dichter bereits einen bedeutenden Vortheil auf seiner Seite. Es kömmt aber dazu noch, daß der Verfasser für seine Tragödie einen Stoff wählte, mit welchem die in Paris eben wieder erwachte, hoffentlich nicht bloß dem Bereich der Mode angehörende, sondern einen Bedürfniß des Herzens entsprringende, religiöse Regung übereinstimmt. Das Trauerspiel „der Fechter" hat den Triumph des religiösen, christlichen Bewußtseyns im sittenverderbten heidnischen Rom zum Gegenstande. Ein Bericht darüber in der Revue de Paris sagt: „Niemals hat man Stoff und Form schöner verbunden gesehen, als bei hundert Jahren sand sich in Frankreich kein günstigerer Moment, als der gegenwärtige, zur Aufführung einer christlichen Tragödie. Es sind der neuen Götter müde, und seit einigen Jahren geht bei uns eine religiöse Reaction vor sich, die selbst von den Ungläubigsten nicht geleugnet werden kann. Der beste Beweis für diese Reaction ist eben auch das Glück, das Herrn Soumet's Trauerspiel gemacht hat, das zur Zeit der Restauration ganz sicher ausgepfiffen und am nächsten Morgen von den Journalen des Liberalismus nicht wenig heruntergerissen worden wäre." — Herr Soumet aber will mit seiner Tragödie nicht bloß die christliche Idee, sondern auch die alten „klassischen" Begriffe vom Drama in Frankreich wieder erwecken, und dies ist, wie uns scheint, nicht ganz der Sache gemäß, denn gerade das katholische Christenthum, was es Herr Soumet selbst sagen hat, ist, seinem innersten Wesen nach, romantischer und schwungreicher Natur im Vergleiche zu dem steregen Heidenthum, mit dem wir auch schon von der Schule her den Begreff des „Klassischen" verbinden. Ist also auch, wie wir hoffen, die christliche Auffaat des Herrn Soumet auf einen fruchtbaren Boden gefallen, so mochte doch, trotz des Jubels, mit dem einerseits die Wiedererweckung von Corneille und Racine durch das Spiel der Mlle. Rachel und andererseits der Sieg des Herrn Soumet über Victor Hugo und die Romantiker vom Pariser Publikum begrüßt worden, eine Rückkehr zu der alten Einseitigkeit der Französischen Literatur kaum noch möglich seyn. — Trauerspiel und Lustspiel des Herrn Soumet sind übrigens auf gleiche Weise bei ihrer ersten Aufführung im Théâtre Français mit Beifall aufgenommen worden.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Montag den 17. Mai 1841.

Nord-Amerika.

Die Irländer in Nord-Amerika.

Das Verhältniß der nach Nord-Amerika auswandernden Irländer zu ihrem neuen Vaterlande ist ein ganz eigenthümliches und verdient insofern eine besondere Betrachtung, eine Betrachtung, zu welcher das der Auswanderer aus anderen Ländern Europa's keinen Stoff giebt, mit Ausnahme vielleicht der Deutschen. Denn die Deutschen bilden schon in Nord-Amerika eine respektable Masse, die nicht unter die übrigen Bevölkerungs-Elemente zerstreut ist, sondern als kompakte Gesammtheit dastebt, mit eigener Sprache, eigener Publizität und schon jetzt sehr bedeutendem Gewicht in der Waagschale der Nord-Amerikanischen Partei-Interessen, in deren Kampf die Parteien oft sehr um ihre Stimme buhlen. So bildet sich in jenem Weltheil auch eine Kolonie Deutschen Stammes und Geistes, welche in treuer Bewahrung des heimatlichen Geistes vielleicht einst dazu berufen ist, ein wohlthätiges Gegengewicht theils gegen die Exzesse der dortigen Demokratie, theils gegen die Allmacht der materiellen Interessen zu bilden und so jene ganz und Nehmen verbannte Weisheit mit Deutscher Tiefe, Deutscher Gemüthlichkeit und Wissenschaftlichkeit zu durchdringen, und die jedenfalls, wofern sie nur fest zusammenhält und sich ihrer selbst und ihrer Stellung immer mehr bewußt wird, in der zukünftigen Geschichte der Union eine bedeutende Rolle spielen muß.

Anders ist es mit den Irländern: diese bilden dort keine getrennte, abgesonderte Nationalität, die als selbständige Gesammtheit den anderen gegenüberstebt; dagegen stehen sie von vorn herein, schon als Einwanderer, ja, man möchte sagen, schon in ihrem Europäischen Geburtsland, in einem ganz anderen Verhältniß zu Amerika, als die Einwanderer aller anderen Europäischen Völker. Diese Letzteren, welcher Nation sie auch angehören mögen, sind als Einwanderer grundsätzlich nicht von einander zu unterscheiden. Der Deutsche, der Franzose, der Holländer kommen nach Nord-Amerika nicht als Deutsche, Franzosen oder Holländer, sondern als Europäer, die bald Noth, bald Lust zu Abenteuern oder Unternehmungsgeist, bald politische oder religiöse Unzufriedenheit der neuen Welt zuführt; sie kommen daher mit gleichen Wünschen und Hoffnungen und werden auf gleiche Weise empfangen. Der Irländer dagegen kommt eben nicht bloß als Europäer hin, sondern als Irländer, d. h. die Motive seiner Auswanderung, seine Hoffnungen, sein Empfang in dem neuen Vaterlande kommen nur einem Irländer zu. Das diese Eigenthümlichkeit mit der eigenthümlichen Geschichte und den Zuständen seines Europäischen Heimatlandes genau zusammenhängt, versteht sich von selbst. Damit diese allgemeinen Bemerkungen faßlicher werden, wollen wir Einiges aus einem sehr lehrreichen Artikel mittheilen, den eine literarische Zeitschrift Nord-Amerika's hierüber, wie über die Verhältnisse der Irländer in Amerika überhaupt, enthält.

„Jedem Reisenden in Irland, sagt die North-American Review, muß die Begeisterung für Amerika, die alle Klassen der Bevölkerung, außer den Orangisten, durchdringt, auffallen. Von den niederen Klassen, den kleinen Pächtern, den Handwerkern, der Bauernschaft, werden die Vereinigten Staaten als eine Art Zwischen-Station auf dem Wege zum Himmel betrachtet, als ein Paradies, wohin schon Einige von den Verwandten oder Freunden fast jeder Familie gewandert sind und von wo sie Berichte bekommen, welche, selbst wenn sie nicht übertreiben oder der Wahrheit sehr nahe kommen, diese neue Heimat in Vergleich mit ihrem heimischen Elend als das wahre Elysium der Spanischen Romane darstellen.*) Die Kinder saugen gleichsam mit der Muttermilch diese leidenschaftliche Bewunderung der neuen Welt ein. Das Lob derselben ist das Wiegenlied des Kindes. Dem Knaben wird gelehrt, ihre Größe zu verehren, und der Mann glaubt, spricht und seufzt nach ihren fernen Ufern mit einer glühenden Bewunderung, die keine Gränzen kennt.

Das poetische Gemüth des Irländers, sein warmes Herz, sein feuriges Temperament, Alles vereinigt sich, ihm das Festland, nach dem er schmachtet, in den reizendsten Farben darzustellen. Die Schönheit, die Liebe, der Ruhm, den er sich ausmalt, bilden den Regenbogen des neuen Bergleichs, den der Himmel mit dem armen Verbannten geschlossen zu haben scheint. Lange ehe er sein Geschick dem Ocean anvertraut, sieht er Amerika in den Visionen der Nacht wie in seinen Tagesträumen, grünet als seine eigenen grünen Felder, fruchtbarer als die Thäler, erhabener als die Berge seiner Erin. Vor Allem rechnet er mit zu hoher Sicherheit auf eine der seinigen ähnliche Begeisterung in der edlen Race, mit der er sein eingebildetes Elysium bevölkert hat.

Der Irländer betrachtet in der That Amerika als die Zuflucht seiner Race, die Heimat seiner Verwandten, das Erbtheil seiner Kinder und Kindeskinder. Das Atlantische Meer ist für ihn weniger eine Trennungsfluth, als der St. George's-Kanal. Die Englischen Küsten sind in seines Herzens Geographie weiter entfernt als die von New-York oder Massachusetts. Breitegrade kommen in den Messungen seines Enthusiasmus nicht in Anschlag. „Alt-Irland", wie er es so gern nennt, scheint ihm nur ein Stück jenes großen Kontinents, den „neue Welt" zu nennen ihm fast unnatürlich klingt. Er hat kein anderes Gefühl in Bezug auf Amerika, als das der Liebe und Loyalität. Auf seinem Boden zu leben, für sein öffentliches Wohl zu arbeiten und in des Landes Dienst zu sterben, sind aufrichtige Wünsche des Sohnes Erin's, wenn er seine Heimat mit dem adoptirten Lande vertauscht. Er denkt nicht an strenge Unterscheidung der Nationalitäten, an kalte Berechnung der Formen. Er fühlt nur, daß er dem Lande angehört, wo er sein Brod verdient. Sein Bürgerrecht war früher nur das Recht, zu dulden. Der Instinkt der Nationalität liegt in seiner Seele. Und er kann nicht begreifen, daß der Ocean, den er überschreitet, mehr Macht haben sollte, ihm alle die Rechte und Privilegien, welche dieser Instinkt in Anspruch zu nehmen scheint, zu rauben, als seine eigene Herzenssehnsucht, sie ihm zu sichern.

Der erste Zutritt auf den Boden der neuen Welt ist für ihn schon ein Akt, der seine Treue bindet. Der erste Lufthauch, den er einathmet, ist eine Stärkung für sein Herz; denn er weiß, es ist die Luft der Freiheit. Er blickt um sich im Bewußtseyn neugeborener Würde. Er fühlte sich nie früher wahrhaft als Mann, da der Druck kleinlicher Proscription auf ihm lastete. Er kannte nie früher die Pflichten der Treue, denn ein Herr von kleinen Hindernissen kann zwischen ihm und dem Gegenstand, dem er sie schuldete. Jetzt verlebt und erkennt er sie an. Er fühlt sich mit dem, welchem seine Treue gebührt, identifizirt; er betrachtet sich als einen integralen Theil des Staates und ist in Herz und Seele, wenn nicht der Form nach, ein Bürger.

Die Erwartungen des Ankömmlings, die freilich mehr romantisch als verständig sind, werden oft in den ersten Augenblicken seiner Ankunft grausam getäuscht. Er giebt den dinterlistigen Leuten, von welchen er aus verschiedenen Gründen gelockt und in Beschlag genommen wird, seine Hand, aber die Herzlichkeit seines Drucks findet eine kalte Entgegnung. Er spricht im Ton der Offenheit, aber seine Stimme erwidert denselben. Sein ungeschlachtes Aussehen, seine schmutzige Kleidung, sein Irischer Accent müssen freilich denjenigen abstoßend und lächerlich erscheinen, welche in ihm nur eine Maschine für die grobe Arbeit des Staates oder ein Werkzeug politischer Speculation sehen. Der Irländer erkennt bald die Wahrheit seiner Stellung, denn er ist über die Massen empfindlich. Niemand wird schneller auf seine eigenen Gefühle zurückgeworfen als ein Ire. Das Mißtrauen steht im Verdächtig zur Hingebung, und in demselben Grade, wie sie anfänglich warm und aufrichtig sein, werden sie kalt und mürrisch, sobald sie so zurückgestoßen worden. In schnellem Wechsel nimmt er, sobald er sich verschmäht sieht, die Offensive an, wird gewaltthätig, wirft sich in die offenen Arme der Parteiung, trinkt, schwört, nimmt an Auftritten Theil, verliert sich in jene Masse von Unwissenheit und Unmäßigkeit, die unsere Städte schändet, und ist so bald wenig besser als ein Bagabund in dem Lande, das er seiner Ehefurcht aufstellte, wie einen ewigen Sünder in den beseligenden Schooß der Kirche führt.

Doch obwohl verhöhnt und getäuscht, verläßt doch die glühende Liebe zur Freiheit selten das Irische Herz, und eben so selten fällt es in Verzweiflung. Wenige von den Auswanderern kehren in ihre alte Heimat zurück. In den meisten Fällen halten sie aus und arbeiten sich durch. Auch hören sie nie auf, Amerika zu lieben; aber sie lieben es jetzt nicht mit dem beifallzollenden Entzücken einer abstrakten Leidenschaft, sondern mit praktischem und geschäftsmäßigem

*) „Die Irländer bei ihrer Ankunft in Amerika können ihren Augen nicht trauen; sie fühlen sich wie verzaubert. Sie wagen es nicht, ihren Freunden in Europa die Szene von Milch und Honig, welche durch diesel gelobte Land fließen, zu beschreiben. Ein kürzlich angelangter Ire zeigte seinem Herrn einen Brief, den er eben an seine Familie geschrieben. „Aber, Patrick", sagte sein Herr, „warum sagst Du Dich heimat wöchentlich Fleisch, wenn Du es dreimal täglich hast?" — „Ei", erwiderte Pat, „sie würden mir nicht glauben, wenn ich ihnen das erzählte." (Gesellschaft, Sitten und Politik in den Vereinigten Staaten, von Michel Chevalier.)

Digitized by Google

Sinn, als den Geburtsort ihrer Kinder und den Schauplatz für die Ausübung ihrer eigenen Industrie.

So bringt der Einwanderer sämmtliche Jahre, schwere Jahre in roher Arbeit hin, in einem Zustand offenbarer Inferiorität gegen den Bürger, der ihn braucht, ein Werkzeug aus ihm macht, oder ihn vielleicht zu Wahl-Intriguen besticht und kauft! Dies kann gewiß die Selbstachtung des Eingewanderten nicht erhöhen oder ihn zur Ausübung der Rechte eines Amerikanischen Bürgers geschickter machen. Er wird zwar jedes Jahr immer bekannter mit dem Gerüche und den Operationen der Politiker. Aber was lehren ihn das Land und nicht ein Jota mehr lieben als er es am Tage seiner Landung liebte, und er hat nicht jenes Bewußtsein seiner Stellung und seines Werthes, das den wahren Freien, so untergeordnet seine Sphäre sepn mag, befähigt, die öffentlichen Angelegenheiten von einem erhabenen, umfassenden Gesichtspunkt aus zu überschauen. Je länger der Erwendling in diesem Puppen-Zustand bleibt, desto weniger tauglich wird er für den Genuß des Lichts und der Luft, wenn er seine Hülle durchbricht, seine Flügel ausbehnt und in sein neues politisches Daseyn hinausfliegt. Verdumpft und in Vorurtheilen eingrengt, wird er in die schlechten Umtriebe der Intriganten hineingezogen, die sich seiner bemächtigt haben, und immer gereizter und erbitterter gegen die, welche, abgesehen von eigennlichen Partei-Motiven, ihm bloß wegen seiner Geburt abgeneigt sind. Sein tiefgewurzelter Abscheu vor Unrecht und Haß gegen die, welche es verüben, werden in seinem Herzen genährt und seinen Kindern eingeprepft, und ein großer Theil der Bevölkerung wird so, für eine Generation wenigstens, den Uebrigen entfremdet und aus dem Genuß aller socialen Vortheile des Bürgerrechts gleichsam in ein zweites Exil getrieben. Bei allem dem kann der Irländer kaum zu einem tüchtigen oder unbequalen Bürger gebildet, oder seine Neigung, dem Lande zu dienen, unterdrückt werden, wie die Bereitwilligkeit zeigt, mit der er in den Land- oder Seedienst tritt.

Indem wir so unparteiisch und mit vollkommener Kenntniß des Irischen Charakters den auf große Massen Einwanderer aus jenem Lande hervorgebrachten Eindruck darstellen, sind wir keineswegs gemeint, denen, welche der Irländer Irland anschließen wollte, die den Charakter des Volkes nur durch das Medium eben dieser Ausgewanderten kennen und keine Gelegenheit gehabt haben, die Herzen, die unter einem so schmutzigen Aeußeren schlagen, zu prüfen, aus ihren Gefühlen oder ihrer Gefühllosigkeit gegen sie einen Vorwurf zu machen. Jeder ehrliche Irr, der von der menschlichen Natur mehr kennt als sich selbst, wird zugeben, daß sein überschäumendes Temperament nicht anders als Beweis für gutes Irländ anschlagen wird

Rechte der Lehnsherrlichkeit, nebst Anerkennung derselben, und endlich treten sie fast naturgemäß und ohne Gewaltthätigkeiten an die Stelle der einheimischen Herren.

Von denjenigen Indischen Fürsten, deren Staaten innerhalb der Gränzen des Indo-Britischen Reiches liegen, und die in mehr oder weniger absoluter Abhängigkeit zu den Briten stehen, sind der König der Landschaft Aude und der Nisam von Heiderabad, die Radscha's von Sindiar Berar und die ritterlichen Radschputen-Häuptlinge die bedeutendsten; die muhammedanischen Dynastieen von Aude und Heiderabad sind verwittert, abgenutzt, und die Mahrattischen Fürstenfamilien haben kaum größere Bedeutung. Nur in den Radscha's von Radschputana scheint noch so viel politische Lebenskraft zu schlummern, daß man hoffen darf, sie werden uns, wie es scheint, als hätte die Britische Regierung noch nicht der Hoffnung entsagt, besonders in den Fürstenthümern Dschrpur und Dschadpur ein Nationalgefühl und einen Geist der Unabhängigkeit, die mit dem Vertrauen und der Hingebung, welche diese Regierung als Freundin und als Beschützerin verlangt, nicht unvertraglich wären, wieder anzufachen. Zwei dürften die Verhältnisse der Britischen Regierung zu den Häuptlingen von Radschputana wohl schwerlich auf einer noch liberaleren Basis ruhen können, als eine so zu sagen stets dominirende Intervention ist; und was erst kürzlich gerade in Dschadpur sich zugetragen, giebt einen guten Maßstab für die Erwartungen, die man von der Zukunft hegen kann. Wie dem aber nun sey, in keinem Falle dürfen wir den Zustand der Nullität, in welchen die angeblichen muhammedanischen Souveraine Indiens versunken sind, bewundern. Es ist dies freilich eine geschriebene und thatsächlich ihrer Wirkungen beklagenswerthe Nullität, da die Britische Regierung durch Verträge sich verpflichtet glaubt, jeden dieser kleinen Tyrannen gegen jeden innern oder äußern Feind zu vertheidigen. Die von ihnen beherrschten oder gedrückten Völker müssen somit alle Uebel erleiden, die eine schwache und verderbte Regierung in ihrem Gefolge hat, und das Volk, unter dem sie seufzen, wird durch eine unverbrüchliche Kraft der Trägheit von Seiten des Britischen Gouvernements auf ihrem Nacken befestigt. Das gewöhnliche Heilmittel gegen eine schlechte Regierung in Indien, sagte Sir Thomas Munro (Statthalter von Madras) in einem Briefe an den Marquis von Hastings, ist eine Revolution, die ruhig im Innern des Palastes, oder außer demselben durch Gewalt, d. h. durch Aufruhr oder Invasion, ausgeübter Druck ist. Die Furcht vor der Einmischung der Britischen Streitkräfte macht jede Abhilfe auf diesem Wege unmöglich und hält den Fürsten auf seinem Thron, wie unsicher er auch sitze. Das Bewußtseyn, eine solche Stütze zu haben, macht ihn indolent, habsüchtig und grausam; er weiß ja, daß er von dem Hasse seiner Unterthanen nichts zu fürchten braucht. Die Staatsmänner Englands und Indiens haben sich stets eingeredet, daß alles Gehässige dieses Despotismus auf die Britische Regierung zurückfallen müsse, und daß außerdem die unvermeidlichen Ausgaben, die eine solche Stellung erfordert, die Lasten des Staats bedeutend vermehren, weil er eine bewaffnete Macht unterhalten muß, die für jeden möglichen Erfolg ausreichen könne. Jede dieser gekrönten Gliederpuppen unterhält ein von Britischen Offizieren befehligtes Truppen-Corps, und hat außerdem einige Bataillone irregulairer Truppen im Solde, die im Frieden nur den friedlichen Unterthanen furchtbar sind, von denen man aber, falls ein Krieg an der Gränze, ein Aufstand oder eine Verschwörung ausbricht, besonders wenn die Britischen Truppen irgend einen Verlust erlitten, unsäglliches Unheil erwarten könnte. Die Regierung hat jetzt nur zwischen zwei Uebeln zu wählen: sie muß aus Achtung für ihre Verträge den kleinen Tyrannen jeden Vorschub thun, oder den Beweis liefern, daß die unveräußerlichen Rechte der Menschheit ihr mehr am Herzen liegen, als Verträge, deren Ursprung nur Erbzeit und materielles Interesse erklären können. Dies würde ihr Ruhm und zugleich eine der kostbarsten Garantieen für Glück und Wohlstand so ausgedehnter und volkreicher Länder seyn.

Diejenigen Indo-Britischen Gramien, welche das Unterhaus beantragt hat, durch was für Mittel man dem Handel Indiens die Ausdehnung, deren er fähig, geben könne, haben sich dahin erklärt, daß ganz Ostindien, vom Indus an gerechnet, hinsichtlich der kaufmännischen Gesetzgebung als Ein Reich betrachtet und behandelt werden müsse, was diese Länder auch wirklich sind. Das Britische Indien begreift in der That den zwölf bis sechszehn unabhängigen einheimischen Staaten, als die verschiedenen Territorien, welche der Britischen Herrschaft unmittelbar unterworfen sind. Diese Staaten vereinigt und verkörpert gleichsam das enge Band der subsidiarischen Allianz mit dem Reiche: sie liefern regelmäßige Beiträge an Geld und an Truppen zu den allgemeinen Ausgaben dieses Reichs und müssen sich in jeder der Wohl des Staates betreffenden Angelegenheit den Instructionen fügen, die sie von der Britischen Behörde erhalten, mag der Fall nun in den Verträgen schon vorhergesehen seyn oder nicht. Pflichten, die von der Ausübung der lehnsherrlichen Gewalt in Indien unzertrennlich sind, erfordern, daß man die Maßregeln des allgemeinen Nutzens in Ostindien mit der Gewalt unterstütze, erfordern gebieterisch das Zusammenwirken aller Indischen Staaten, deren besondere Interessen und ihrer Souveränen immer der Gunst und des Schutzes der Britischen Regierung bedürfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch den Einfluß dieser Regierung die allgemeine, politische und kaufmännische Lage Indiens sehr verbessert worden ist. So haben die Engländer, von dem ersten Augenblick der Anerkennung ihrer Supermatie stets für die Aufrechthaltung des Friedens unter den eingebornen Fürsten gesorgt; sie haben den Plünderungen und Verwüstungen der Pindari ein Ziel gesetzt und den abscheulichen Verbrüderungen der Thug's kräftig entgegen gearbeitet. Sie haben sich energisch und edel ihrer Macht bedient, um das Verbrennen der Wittwen und des Kindermords abzuschaffen. Auch ist es ihnen gelungen, unzählige tyrannische Handlungen der einheimischen Regenten zu verhüten; denn diese wissen recht gut, daß Ungehorsam gegen die höchste Gewalt sie dieser furchtbaren, aber nothwendigen Strafe berauben muß. Ihre Maßregeln zur Verminderung der ungeheuren Zahl und zur Verbesserung gewisser Wege, die den Verkehr bedeutend erschwerten, verdienen zum Theil ebenfalls Lob, sind aber bis jetzt, selbst dem Geständniß der vornehmsten Agenten der Regierung zufolge, im Ganzen weder sehr klug, noch von gutem inneren Zusammenhang gewesen; und die auf eine sehr neue Epoche ist der Handel, selbst im unmittelbaren Gebiete der Compagnie, durch ein Zollsystem, das schlechter kaum, als es in seinen einzelnen Theilen, das Pendschab allein ausgenommen, seyn kann, bedrückt worden.

Lord Wellesley hatte mit den Staaten Aude, Nepál, Heiderabad und Nagpur Handelsverträge nach dem Europäischen Prinzipe der Gegenseitigkeit eingeleitet; aber die Klauseln dieser Verträge waren entworfen für die Eingebornen nicht einfach genug oder zu zwangvoll; und da die Regierung ihre Aufmerksamkeit bald wieder auf andere Punkte wendete, wurden die Verträge vergessen. Nach sechsjährigen Verhandlungen mit den Staaten am Seeufer und Indus verständigte man sich endlich über die Mittel, die Schifffahrt auf diesen Flüssen wieder zu eröffnen; den endlosen und ganz willkürlichen Erpressungen früherer Zeit wurde ein einziger mäßiger Transito-Zoll substituirt, der nur an Einem Orte erhoben wird und für Fahrzeuge von jeder Größe und Befrachtung derselbe ist. Uebrigens müssen alle einheimische Staaten herkommlich, und wo anderere auch frei bestehender Verträge, die für das Britische Gouvernement bestimmten Vorräthe jeder Art ganz zollfrei passiren lassen.

Die Sicherheit und das Gedeihen der Schifffahrt auf dem Indus und seinen Zuflüssen sollten hauptsächlich durch die Haupt-Angelegenheit der Regierung seyn, da die großen Interessen des Binnenhandels so sehr damit verbunden sind. Aber die Indische Regierung kann sich die Vollendung des ihr aufgetragenen Geschäftes nicht eher versprechen, bis England selbst einsehen wird, daß es in seinem Interesse liegt, daran Theil zu nehmen. Wenn die Regierung zu Kalkutta auf der einen Seite die Production ermuthigt, so muß die gesetzgebende Gewalt in London auf der anderen Seite die Ausfuhr der Indischen Erzeugnisse ermuthigen. Es liegt jetzt am Tage, daß Indien, da es so jährlich Millionen gewinnen ist, die im Durchschnitt bis 3,200,000 Pfd. Sterl. betragen, nicht lange mehr Mittel zur Bestreitung seiner inneren und äußeren Ausgaben finden wird, wenn es nicht seinen Ackerbau und seine Industrie normal entwickelt. Indien als erobertes Land behandeln und ihm einen beständigen Tribut auflegen, der vielleicht nie mit etwas zugewogen wird, ist Druck und schlechte Verwaltung zumal, ein Verbrechen und ein politischer Fehler. Die Compagnie, auf welcher die unmittelbare Verantwortlichkeit für diese Zukunft des Britischen Indiens ruht, hat gethan, was der Augenblick gekommen seyn, um die Aufmerksamkeit des Parlamentes auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft und des Handels in dieser ungeheuren Kolonie zu lenken.

Es ist mit dem gegenwärtigen Wollstand und der Zukunft der Nationen, wie mit Wohlthun und Zukunft Familien. Die materiellen Interessen sind nicht Alles; eine gute Regierung muß sich die moralischen und geistigen Interessen der Völker eben so angelegen seyn lassen. In dieser Beziehung giebt es in Indien noch viel zu thun, und die Schwierigkeit, alle einzelne Modificationen, die als gleich nothwendig erscheinen, einem allgemeinen Plane unterzuordnen, ist in einem so ungeheuren Lande selbst ungeheuer! — vielleicht unüberwindlich!

Was wird Indien unter dem kaufmännischen und militairischen Einflusse Englands, unter dem dreifachen Einflusse der Religionen Brahma's, Muhammed's, Jesu's endlich werden! Welch wunderliches Gemisch! welche Elemente des Lebens! welche Keime des Todes! Schwirrt es nicht, als hätte dieser Riesenkorper die Bestimmung, immerfort in die Tiefe und Breite zu wachsen, die Fülle seiner eigene Wucht ihn zermalmt! Wird es den Engländern gelingen, ihr Werk in Asien für jede Zukunft zu befestigen, oder werden sie die Fackel der neuen Civilisation, welche diesen Ländern leuchtet, in andere Hände übergeben müssen? Das ist eine Frage, deren Beantwortung uns nicht zukommt.

Bekümmern wir uns um die vornehmsten Thatsachen, welche während des Jahres 1840 die Fortschritte der Britischen Herrschaft oder Autorität im äußersten Osten bezeichnet haben, so finden wir Afganistan unterjocht, Dost-Muhammed, den jungen Chan von Kelat, und die vornehmsten Häuptlinge der Bareksai's und Beluttsch's gefangen, todt oder versprengt; das Pendschab in unmittelbare politische Abhängigkeit von der Compagnie getreten; Nepál gleichsam am Vorabend seiner Vereinigung mit dem Gebiete der Compagnie und das Birmanenreich in Unthätigkeit erhalten. Selbst China muß, gezwungen durch Britischen Waffen, mit der Königin Großbritanniens auf dem Fuße der Gleichheit unterhandeln und seine Pforten dem Indischen Handel wieder öffnen.

Die Civilisation, welche England in Ostindien einführt, hat die unverkennbare Tendenz, ein System religiöser Ideen hinzuführen, deren Schönheit und Nützlichkeit man auch lange verkennen wird. Gewisse Formen des Christenthums sind zwar allerdings den Sitten der Hindu's weniger widerstrebend, als der Islam; allein die protestantische Religion, deren große Einfachheit mehr den Verstand, als die Phantasie anspricht, findet an den Ufern des Indus und des Ganges wenig Sympathie und wird mit den eingeroßten Gewohnheiten, den abergläubischen Vorurtheilen, dem fanatischen Glauben der Hindu's und besonders der Muselmänner noch harte Kämpfe bestehen müssen. Nur die höchste Schonung und unermüdliche Wohlthaten

Digitized by Google

von Seiten ihrer ausländischen Beherrscher werden den Eingebornen das Christenthum liebenswürdig machen; denn die jetzt flüchten sie noch in den Schoß der Kirche, wie ein Wanderer, der, um vor einem Gewittersturme sicher zu seyn, in einen festen Thurm sich flüchtet.

In dieser letzten Beziehung haben also die Briten einen moralischen Kampf zu bestehen; sie wissen es und treten nicht scheu zurück. Großbritanien hat nie eine größere Energie entwickelt, nie über mehr Hindernisse triumphirt, als gerade in unserer neuesten Zeit, wo man so viel von dem Sinken seiner Macht und von seinem nahen Verfalle gesehen und geschrieben. Sieger in Indien, in Syrien, in China, behauptet es die stolzen ihrer Besitzungen und vermehren die Hülfsquellen ihrer Zukunft. Vielleicht darf man in der so bedrohlich verwickelten Lage des Innern Großbritaniens die Lösung dieses Räthsels seiner äußeren Stellung suchen. Auf rastloses Handeln gleichsam angewiesen, übernimmt diese Nation mit Entschlossenheit ihre gefährliche Rolle, denn sie begreift wohl, daß lässige Ruhe der Tod der Völker ist. Wer dem nun sey, Irrthümer, Beispiel beweist, was man aus einer repräsentativen Verfassung, wie die seinige ist, und von der die Franzosen kaum etwas mehr als die Form erborgt haben, machen kann. Die Britische Verfassung, weit entfernt, nationale Gleichgültigkeit und Apathie zu begünstigen, ermuthigt und belebt eine beständige, unermüdliche, an Einsichten, an Erwerbungen und Eroberungen fruchtbare Thätigkeit.

(Revue des deux Mondes. A. de Jancigny.)

Frankreich.

Typen der heutigen Gesellschaft in England und Frankreich.

II. Die Grisette.*)

Die Grisette ist eine Blüthe, die nur auf Pariser Boden gedeiht. An anderen Oeten Frankreichs findet man wohl Arbeiterinnen, aber diese Wesen sind doch einen tiefen Abgrund getrennt. Diese sind steif, schwerfällig; die Andere lacht und scherzt wie der Vogel auf dem Zweige. Kein Weib in der Welt geht zierlicher als die Grisette. Man sehe sie nur über das kothige Straßenpflaster tingeltern, ohne ihre weißen Strümpfe im Geringsten zu beschmutzen. Und wohin eilt sie? Es ist ja noch so früh, und Paris schläft sich ja kaum aus seinem Schlummer auf. Immerhin, aber für die Grisette ist es schon lange Tag. Ihre Toilette ist beendet, und sie wandert nach ihrem Laden.

Man geht es an die Arbeit. Armes Geschöpf, deren Kleid aus bedrucktem Kattun besteht und deren gelenkige Finger von Morgen bis zum Abend Tüll, Seide und Sammet zuschneiden! Ist das nicht eine wahre Tantalus-Qual? Sie ist dazu bestimmt, andere Frauen zu schmücken, während ihr doch selbst ein seidenes Kleid nicht übel stehen würde und sie vielleicht nur ein Wort zu sagen brauchte, um dieses und andere Herrlichkeiten zu erhalten. Aber das will sie nicht; wenn ihr nur ihr Julius oder ihr Eduard treu bleibt, so ist sie glücklich; denn die Grisette hat ein Herz, welches dem Eigennutze unzugänglich ist.

Es giebt wohl kein besser angewendetes Leben als das der Grisette.

Der Beamte, der Schreiber, der Büreau-Mensch haben den Abend für sich. Wenn es vier Uhr schlägt, so stehen alle Federn still. So glücklich ist die Grisette nicht. Ihre Arbeitszeit beginnt um neun Uhr Morgens und endet erst um zehn Uhr Abends. Und von diesen breizehn Stunden verbleiben ihr kaum einige Minuten für ihre Mahlzeit. Und wie wird sie für solchen ausdauernden Fleiß bezahlt? Ihr Lohn beträgt kaum so viel, daß sie ihre Kanarienvögel davon füttern und ihren Stubengarten unterhalten kann.

Dennoch ist die Grisette glücklich. An einem Tage vergißt sie die Beschwerden der ganzen Woche: O glückseliger, dreimal gesegneter Sonntag!

Am Sonntage, wie nur ein Sonnenstrahl sich sehen läßt, holt sie ihr bestes Kleid, ihre kokettste Haube, ihre zierlichsten Hatschiefeln hervor und legt sich dann ins Fenster, mit Ungeduld dem Augenblicke entgegenharrend, wo es zehn Uhr von Saint-Jacques-du-Haut-Pas herabschlagen wird. Wenn die erwehnte Stunde gekommen ist, so wird dreimal an die Thür geklopft und Julius stürzt in das Zimmer.

Julius ist Student; auch er muß in der Woche arbeiten, und den Liebenden bleibt für ihre Leidenschaft also nur der Sonntag. Wie wissen sie aber auch diesen Tag zu benutzen! Vor allen Dingen beeilen wir uns aber, aus Paris zu kommen. Wohin soll die Reise gehen? Ei, da ist ja Montmorency mit seinen grauen Eseln und seinen rothen Kirschen, Saint-Germain und sein Wald, Versailles und seine Wasserkünste. Also vorwärts!

Nie ist wohl ein König, die Könige der Tausend und einen Nacht mit eingerechnet, so glücklich gewesen wie der Student und die Grisette, so lange der Sonntag dauert. Promenaden zu Fuß, zu Pferde, zu Esel, Ringstechen, ein Mahl in einem besonderen Kabinette, welche Freuden ließen sich wohl diesen vergleichen! Und wo kömmt der Abend und in seinem Gefolge ein ländlicher Ball. Sie walzen, sie galoppiren, bis der letzte Wagen oder der letzte Eisenbahnzug sie nach Paris zurückführt.

Aber das Glück ist vergänglich. Julius wird Advokat oder Arzt. Er kehrt in seine Provinz zurück und läßt die Grisette einem melodramatischen Schmerz zum Raube. Das arme Wesen seufzt und geht mit Gedanken des Selbstmordes schwanger bis zum nächsten Sonntage, wo sie eine neue Bekanntschaft anknüpft.

*) Vergl. Nr. 55 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Forschungen in Englischer Sprache. Im vorigen Jahre machten wir auf eine Englische Dissertation aufmerksam, die vor eine Deutsche Universität gebracht wurde (S. Magazin 1850 Nr. 95); jetzt haben wir von einer noch bedeutenderen Erscheinung dieser Art zu berichten. Einer unserer Mitbürger nämlich, der Buchhändler Herr A. Asher in Berlin, hat es unternommen, die berühmte Reisebeschreibung des Benjamin von Tudela aus dem 12ten Jahrhundert aufs neue in dem Hebräischen Urtext herauszugeben, in mit einer Englischen Uebersetzung zu begleiten und durch eigene kritische Noten sowohl, als durch Noten und Abhandlungen von verschiedenen namhaften Gelehrten, zu bereichten.*) Der Herausgeber hat die Arbeiten der Letzteren aus der Hebräischen ins Englische übertragen, seine eigenen Arbeiten Englisch geschrieben und bereits zwei Bände von diesem noch fortzusetzenden Werke, das in Berlin gedruckt wird, ausgegeben. Es ist etwas über hundert Jahre, daß sich ein anderer Preuße an diesem Benjamin versucht hat; es war das Wunderkind Baratier, das in seinem 14ten Jahre den Reisebeschreiber übersetzte und ihm mit Scharfer Kritik Schritt vor Schritt folgte. Das Ergebniß dieser Arbeit entwickelte so viele Gelehrsamkeit ins Englische übertragen, seine eigenen Arbeiten Englisch geschrieben und bereits zwei Bände von diesem noch fortzusetzenden Werke, das in Berlin gedruckt wird, ausgegeben. Es ist etwas über hundert Jahre, daß sich ein anderer Preuße an diesem Benjamin versucht hat; es war das Wunderkind Baratier, das in seinem 14ten Jahre den Reisebeschreiber übersetzte und ihm mit Scharfer Kritik Schritt vor Schritt folgte. Das Ergebniß dieser Arbeit entwickelte so viele Gelehrsamkeit und Geistesstraft, daß es in der That nöthig schien, ihm ein kleines Heer von Gelehrten entgegenzustellen, um seine Arbeiten zu berichtigen. Baratier schrieb Französisch; und somit ist der Benjamin zweimal ausführlich von Deutschen bearbeitet und beide Male in fremder Sprache! Das Herr Asher sein Werk in Englischer und nicht in Deutscher Sprache herausgab, können wir nur aus dem Umstand erklären, daß er, und zwar allerdings mit Recht, bei den Engländern, denen ja der halbe Orient unterwürfig ist, ein größeres Interesse für die ältere Geographie desselben voraussetzt, als in Deutschland. Wir rathen indessen dem Herausgeber, wenigstens auch eine Deutsche Ausgabe bald folgen zu lassen. Seine und seiner gelehrten Mitarbeiter vereinte Leistungen verdienen wohl, auf dem Boden, auf dem sie entstanden, heimisch zu werden. Auch es den Alten nicht selbst, wie wir ohne Zweifel bald ein Anderer sich daran machen und vielleicht schlecht übersetzen, was im Deutschen Original in des Herausgebers Händen ist. Außer den Anmerkungen von D'Olsson, Munk, Rapaport, Ritter und Zunz, befindet sich in dem Werke auch noch eine besondere Abhandlung von Zunz „über die geographische Literatur der Juden", so wie eine Abhandlung von Ebrard „über den Zustand der Israeliten im Reiche Gaghal in der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts", und endlich eine Abhandlung, ebenfalls von Zunz: „zur Geographie von Palästina aus jüdischen Quellen." Die Verdienste des Benjamin um die Geographie des Mittelalters setzt der Herausgeber in der Einleitung gründlich ans Licht; die Verdienste dieses Letzteren aber und die seiner Mitarbeiter werden von Männern der Fach gewürdigt werden. Herr Asher tritt hier nicht als Buchhändler, sondern als Gelehrter auf, und das Unternehmen trägt durchaus keine Spur von Buchhändler-Spekulation, sondern das Gepräge wissenschaftlichen Fleißes, der sich mit dem Streben begnügt, für die Geographie und Sittenkunde des Mittelalters neue Quellen gefunden oder die alten zugänglicher gemacht zu haben. Druck und Papier sind von großer Pracht und möchten seinen Augenblick vergessen, daß das Werk ganz Englisch gehalten ist.

*) Benjamin of Tudela's Itinerary, by A. Asher. 2 Vols. London and Berlin, 1841.

— Ein Engländer in den Ateliers zu München. Die neueste Nummer des Britischen Athenaeums enthält einen Artikel über das Kunstleben in München. Der Berichterstatter spricht sich darin mit großer Begeisterung vornehmlich über Peter Heß und Schwanthaler aus, deren Maler- und Bildhauer-Ateliers er ausführlich beschreibt. In Bezug auf Ersteren sagt er: „Sein einziger Fehler ist das mangelhafte Kolorit, — ein Fehler, den er mit vielen seiner Kollegen hier theilt, zum Nachtheil ihrer unübertrefflichen Zeichnung. In dieser Beziehung können sie von uns Engländern lernen, während wir dagegen bei ihnen im Zeichnen Unterricht nehmen sollten. Zeichnen, zeichnen müßt Ihr, das ist der Rath, den Cornelius seinen Schülern giebt. Ihr Engländer, sagen die Deutschen, könnt wohl Gesichter malen und kolorieren, aber es ist mit Eurer Kunst vorbei, so wie Ihr an die Draperie kommt. Darum halten auch ausländische Künstler so viel daran auszuleben, als nach dem Wiener Kongreß von 1815 Sir Thomas Lawrence (durch seine in Rom gemalten Bildnisse des Papstes, Metternich's und anderer ausgezeichneten Persönlichkeiten jetzt. Doch will ich Wilkie, Landseer und einige Andere von diesem Tadel ausnehmen." — Weiterhin sagt der gelehrte Englische Kunstkritiker: „Wer Cornelius' Nachfolger in München werden wird, ist bis jetzt noch in Zweifel. Overbeck, Heß und einige Andere werden genannt. Der Erstere, Herr Heß, ist der neuere Stern, den bekanntlich sich fast ausschließlich auf streng religiöse Darstellungen. Wenn wir die Religion als den Hauptquell der Kunst in München zu betrachten haben, so muß dies doch nicht so angesehen werden, als ob, wie in früherer Zeit, der Künstler mit seinem Glaubensbekenntniß identifizirt wäre: denn es bietet sich uns hier die seltsame Anomalie dar, daß Maler, die der reformirten Kirche angehören, Römisch-katholische Gegenstände malen, während in diesen Augenblicke ein ganzer Katholik die Werke des großen Reformators, Luther's selbst, illustrirt."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Mittwoch den 19. Mai 1841.

Frankreich.

Ludwig XV. in Straßburg.

Von C. F. L. Müller.*)

Ludwig XV. hatte eben seinen Einzug in Straßburg gehalten. Ein ungeheurer Aufwand von Seiten der Stadt sollte dem Könige den Beweis liefern, daß alle Deutsche Erinnerungen und Umtriebe beseitigt seyen, und daß die ehemalige freie Reichsstadt nun in aller Demuth ihr Haupt unter das Joch des erhabenen Königs von Frankreich gebeugt. Inzwischen hatte Straßburg keineswegs den alten Glanz fahren lassen, jene angeborene Genußsucht und Verschwendung, die es nie ganz aufgegeben; nur hielt es, durch die Erfahrung belehrt, für gut, mit seinen Absichten ein wenig zurückzuhalten und nicht zu verrennen gleichsam mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen.

Der bischöfliche Palast, den der König in Straßburg bewohnte, war mit unerhörter Pracht ausgeschmückt worden. Dem Schlosse gegenüber, an der Ill, hatte man eine Ehrenpforte, mit sechs herrlichen Bildern, aufgerichtet, von Pyramiden umgeben, die mit Blumen-Guirlanden verziert und mit einigen Springbrunnen ausgestattet waren, und denen täglich mehrere Stunden lang Wein aus den vorzüglichsten Weingegenden des Elsasses hervorprudelte. Oberhalb der Ill sah man Neptune, Delphine und Feuerräder sich bewegen, und Schwäne schwammen auf dem Flusse umher, den zierliche Nachen durchkreuzten, auf der Ill, darin junge Mädchen vor Schiffer, in ihren eigenthümlichen Kostüme, zu sehen waren. Täglich wurden hier vor den Augen des Königs neue Feste veranstaltet, und des Nachts illuminirte man die Ehrenpforte und brannte Feuerwerke ab.

Am 7. Oktober hatten die Schiffer von Straßburg und dem ganzen Elsaß sich vereinigt, um vor dem Könige das Schauspiel einer Art von Seeschlacht aufzuführen. Sie waren auf blau gemalten, mit Wimpeln ausgeschmückten Fahrzeugen erschienen. Paarweise in der vollkommensten Ordnung angelangt, pflanzten sie sich zu beiden Seiten des Flusses reihenweise auf und bereiteten sich zu den Evolutionen, die der Schlacht vorausgehen sollten. Längs der Ill war eine ungeheure Menge zusammengeströmt, und die Dächer aller Häuser waren von Menschen voll gepfropft.

Ludwig XV. befand sich, umgeben von vornehmen Herren und Damen, an einem Fenster des Schlosses. Das sich vor seinen Augen entwickelnde Schauspiel schien ihm sehr zu gefallen, und der laute Jubel des Volkes entlockte ihm Freudenthränen. Wer hätte auch bei jenen einfachen gemüthlichen Elsassern an der Aufrichtigkeit der Ausbrüche ihres Frohsinns wohl zweifeln mögen?

Aber auf einmal hatte sich ein fast unvernehmbares Gemurmel unter der Menge verbreitet. Alle Augen wandten sich den Strom hinauf. Ein außerordentlich leicht gebauter grüner Nachen, auf dem ein junges weißgekleidetes Mädchen sich befand, fuhr pfeilschnell die Ill hinab. Das Wasser schien kaum von dem Ruder des kleinen Fahrzeuges berührt zu werden, das nur eine geringe Spur von schäumender Furche hinter sich ließ. Das junge Mädchen war nach dem damaligen Kostüme der Elsässischen Bäuerinnen gekleidet; nur war ihre Kleidung etwas weiter als gewöhnlich, so daß man ihren Wuchs nicht zu erkennen vermochte. Gleichwohl gab sich in ihren Bewegungen ein gewisser Anstand kund, und ihre ganze Haltung verrieth nicht den geringsten Zwang. Sie schien die Bescheidenheit und Sanftmuth selbst; aber wenn sie ihr schwarzes Auge auf die Menge umher warf, drückte sich in demselben eine Kühnheit und ein Stolz aus, wie sie schwer zu beschreiben sind.

Die über diese unterwartete Erscheinung erstaunten Schiffer ließen sie einen Augenblick ruhig ihren Weg verfolgen. Als aber das Signal zum Beginn der Evolutionen gegeben wurde, fuhren sie ihr nach, um sie aufzuhalten. Das junge Mädchen ließ sie jedoch nicht an sich herankommen, und es gelang ihr, indem sie bald den Verfolgenden entwich, bald mit ihrem Ruder die zahlreichen ihr entgegen kreuzenden Fahrzeuge zurückwarf, endlich mit unerhörtem Glücke, sich bis unter die Fenster des Schlosses durchzuschlagen.

Hier wurden neue Angriffe versucht, um sich ihrer Person zu bemächtigen; aber mit bewundernswürdiger Gewandtheit schlug sie diese alle zurück. Ihr Nachen schlüpfte gleich einer Schlange mitten durch die feindlichen Fahrzeuge hindurch; zuweilen schien sie zwar einen offenen Kampf mit ihnen eingehen zu wollen, allein in dem Augenblicke, wo der Angriff erfolgen sollte, verstand sie es, behend eine andere Richtung zu nehmen und sich ihren Verfolgungen zu entwinden.

Der König ergötzte sich ungemein an dieser sonderbaren Scene; da er aber fürchtete, daß sie ein unglückliches Ende für das junge Mädchen nehmen dürfte, so bedeutete er die Schiffer, daß sie von ihren Verfolgungen ablassen sollten. Diese gehorchten dem Befehl und kehrten nach ihren Plätzen zurück.

Das junge Mädchen hielt mit ihrem Nachen an. Da die Strömung nicht sehr stark war, so durfte sie sich nicht eben anstrengen, um derselben Widerstand zu leisten. Hierauf wandte sie sich gegen den Königlichen Palast, löste die Schnallen und den Gurt, die ihr weites Oberkleid bisher zusammengehalten, und ließ dasselbe ganz herabfallen. Als die Volksmenge dies sah, wurde sie anfangs von einem gewissen Schrecken ergriffen, aber das keusche, züchtige Lächeln des jungen Mädchens beruhigte sie bald wieder .... Leicht und schön wie ein Schmetterling teat sie aus ihrer Hülle hervor. Ein rosenfarbiges Gewand, das ihre sylphidenartige Taille vollkommen abzeichnete, reichte ihr bis an die Knie, und unter trug sie eine Art weißen Pantalond; ein zierlich um den Hals gebundenes Tuch spielte an beiden Enden mit den Liebkosungen des Windes, und ihr verrlichet blondes Haar fiel in langen Locken auf ihre halbnackten Schultern herab.

Das junge Mädchen streckte seine schönen runden Arme zierlich aus, hob ein Bein in die Höhe, schwang das andere gleich einer von den Windhauche bewegten Garbe und begann einen Tanz, der anfangs etwas melancholisch, aber allmälig immer lebendiger und bewegter wurde; in einem Augenblicke schienen ihre Füße den Nachen gar nicht mehr zu berühren; ihr Gewand schwebte in der Luft, gleich einem Ballon, auf dem sie mit reißender Schnelligkeit einherzufahren schien.

Der König hatte sie nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verloren. Als sie ihren Tanz beendigt, berührte sie die Spitzen ihrer kleinen Finger mit den Lippen und machte dann mit ihrem Arme eine graziöse Bewegung, gleich als wollte sie dem Fürsten einen Kuß zuwerfen. Dieser erwiederte durch ein Lächeln.

Das junge Mädchen zog hierauf aus einer kleinen in ihrem Gewand angebrachten Tasche eine Schleuder hervor und legte darauf eine Kugel, die sie mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit über das Haupt des Königs in den Saal warf, in welchem sich der Monarch mit seinem Hofe befand. Ludwig gab ein sichtbar zurückgehaltenes Erstaunen zu erkennen; seine Leute liefen sogleich herbei, um den Gegenstand aufzuheben und ihm zu bringen. Es war eine kleine, hölzerne, hohle, schwarze Kugel, die mittelst einer Springfeder durch einen Druck mit dem Finger sich öffnen ließ; sie trug die Inschrift: „An den König — Antwort, wenn's beliebt."

Ludwig XV. war weder furchtsam, noch argwöhnisch; indessen hielt er es für klug, nicht selbst die Kugel zu öffnen; einer der anwesenden vornehmen Herren bot sich dazu an. Es fiel ein dreifaches Schreiben heraus, das der König eilends erbrach und las. Folgendes war der Inhalt: „Sire, es hat Sich ein Komplott gegen Ew. Majestät entsponnen; Ihr Leben ist in Gefahr; lassen Sie mich, aber allein — denn ich mag nicht vor Zeugen sprechen — vor sich kommen, und ich werde Ew. Majestät Alles entdecken, was ich von der Verschwörung weiß. In einer Viertelstunde wäre vielleicht keine Zeit mehr dazu. Vor Allem aber mag Niemand erfahren, weshalb Ew. Majestät mich vor sich lassen. Ich würde dadurch ernstlich kompromittirt werden." Der König schien diesen letzten Worte etwas Wichtigkeit beizulegen. Augenblicklich besann, ergriff er einen Bleistift und schrieb auf das Billet: „Ich erwarte Sie", that das Papier wieder in die Kugel und warf sie dem jungen Mädchen zu. Diese fing es geschickt auf, zerriß sogleich das Billet und fuhr, indem sie der Menge zulächelte, den Strom hinauf.

Einen Augenblick darauf erschien sie vor dem Eingange des Palastes. Der König hatte Befehl gegeben, sie einzulassen. Ludwig ließ zu gleicher Zeit den Saal räumen; indessen blieben aus Vorsicht mehrere von seinen Leuten in den anstoßenden Zimmern zurück.

*) Es ist dies der Elsässische Schriftsteller, von dem wir in Nr. 23 des Magazins (Art. „Mannigfaltiges") gesprochen. Herr Müller erzählt hier seinen Landsleuten keinen die Geschichte einer gegen den König von Frankreich gerichtet gewesenen Verschwörung in Straßburg, bei der sogar der Minister und die Schöffen dieser Stadt betheiligt gewesen seyn sollen. Die ganze Geschichte ist jedoch so abenteuerlich und unbeglaubigt, daß wir sie wohl um so mehr in das Reich der Fabel verweisen können, als von dem Rath einer Deutschen Stadt gewiß nicht anzunehmen, daß er ein Komplott begünstigt habe, bei welchem es um einen Meuchelmord sich handelte.

Digitized by Google

„Reizendes Kind", begann hierauf der König, „ich bin erkenntlich für die Theilnahme an meiner Sicherheit, die du so eben an den Tag gelegt. Obgleich ich in Betreff meiner Person nichts befürchte, so ist doch ein Attentat gegen das Leben des Souverains immer ein verbrecherisches Unternehmen, das nach der Strenge der Gesetze geahndet werden muß."

„„Ja, Sire, ich fühle es wohl"", erwiederte das junge Mädchen; „„ich weiß auch, daß die Gesinnung Ew. Majestät über alle kleinliche Angst und Furcht erhaben ist. Aber ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie zu benachrichtigen, um keinen feigen Königsmord zuzulassen. Straßburg hat eben Ew. Majestät einen prächtigen Empfang zubereitet; lassen Sie sich durch den äußeren Schein nicht täuschen; die Stadt beklagt noch immer den Verlust ihrer Freiheit, und es wird nie möglich seyn, sie ganz zu bezwingen.""

„Ich begreife, was du sagen willst; man hat mir schon oft dieselbe Bemerkung gemacht. Aber nun zur Sache! Du sprachst von einem Komplott."

„„Ja. Durch einen sonderbaren Zufall bin ich in das Geheimniß eingeweiht worden. Man hat Ew. Maj. den Tod geschworen, und in dem Augenblicke, wo Sie am wenigsten daran denken werden, wird man den Streich zur Ausführung bringen.""

„Gut. Man wird also Vorsichtsmaßregeln treffen. Erkläre Dich nur deutlich. Zu welcher Zeit hat man das Verbrechen auszuführen beschlossen?"

„„Ich fürchte, Sire, daß Vorsichtsmaßregeln vergeblich seyn werden. Die Verschworenen sind schlaue Leute, die sich der List und Verstellung zu bedienen wissen.""

„Aber wenn man ihnen Einhalt thut, wenn man das Komplott bei Zeiten vereitelt", erwiederte der König ungeduldig.

„„Ach, Sire, es ist bereits keine Zeit mehr dazu! Der Verschworene, der den Auftrag hat, Straßburg von seinem Tyrannen zu befreien, dieser Verbrecher, soll schon in der Stadt seyn.""

Das junge Mädchen hatte die letzten Worte mit schrecklicher Stimme ausgesprochen; ein wilder Blick sprühte aus ihren Augen. Bevor noch der König Zeit hatte, sich zu besinnen, war sie über ihn hergefahren, mit einem Dolche in der Hand, der sein Herz durchbohren sollte. Glücklicherweise trug Ludwig XV. einen Harnisch unter dem Oberkleide. Die Waffe glitt am Stahle ab, und der König, außer Gefahr, bemächtigte sich der Hand, die den Dolch gegen ihn geführt hatte.

Die in den anstoßenden Zimmern befindlichen Leute eilten auf den Ruf des Königs herbei und bemächtigten sich des jungen Mädchens. Diese blieb ruhig und kalt, gleich einer Statue; ja, sie machte nicht die geringste Miene, irgendwie zu entfliehen. In diesem Augenblicke traten der Ammeister und die Schöffen der Stadt, die bereits in einem Vorzimmer die Zeit erwarteten, wo Se. Majestät gruhen würden, sie zu empfangen, von dem plötzlichen Geräusch herbeigezogen, herein. Sogleich setzte man sie in Kenntniß von dem, was hier so eben vorgefallen.

„Sire", sagte der Ammeister, „ich bin höchst betrübt darüber, daß das schöne Fest durch ein so beklagenswerthes Ereigniß gestört worden. Die Schuldige ist ohne Zweifel nicht bei Sinnen; sie verdient deshalb zu werden; aber wir bitten Ew. Majestät, den Lenten hier den Befehl ertheilen zu wollen, daß sie den Vorfall nicht im Volke verbreiten. Man soll auch nicht den geringsten Zweifel über die Treue und die Ergebenheit der Stadt Straßburg gegen Ew. Maj. Person hegen dürfen." Hierauf wandte er sich an das junge Mädchen mit den Deutschen Worten: „Geh' nur hin, das Vaterland wird noch andere Rächer haben!"

Niemand außer den Schöffen verstand die Deutschen Worte. Einer der Leute des Königs bat Jene, ihm zu erklären, was der Ammeister so eben zu dem jungen Mädchen gesagt. Die Schöffen erwiederten ganz ruhig, er habe sie daran erinnert, daß Gott die Königsmörder mit ewiger Verdammniß strafe.

Das junge Mädchen erwiederte darauf bitter lächelnd: „„Nein, nein, Gott wird sich meiner erbarmen!""

Kaum hatte sie geendet, als die Wachen eintraten, um sie abzuführen. Aber in dem Augenblicke, wo die Königlichen Bedienten sie den Soldaten überliefern wollten, entwand sie sich ihren Händen, sprang zum Fenster hinaus und verschwand. Ihr schöner Körper fiel, schrecklich verstümmelt, auf das Steinpflaster nieder. Allgemein ertönte es unter der Menge: „Sie war wahnsinnig!"

Am Abend des 7. Oktobers sprudelte der Wein wie an den vorhergehenden Tagen aus den unterhalb der Fenster des Schlosses befindlichen Fontainen; man brannte Feuerwerke ab, und die Stadt ward illuminirt. Das Volk schien eben so froh und glücklich zu seyn, als vor dem traurigen Ereigniße, das wir so eben unseren Lesern mitgetheilt haben. Nur Ludwig XV. war nicht mehr heiter; seine Stirne war düster und trüb; alle Freude war für ihn verschwunden. Die Worte: „Lassen Sie sich durch den äußeren Schein nicht täuschen!" wiederhallten noch in seinen Ohren.

Nord-Amerika.

Die Irländer in Nord-Amerika.

(Fortsetzung.)

Da wir gerade von der Aufnahme und der Naturalisation der Irländer in Amerika sprechen, so benutzen wir die Gelegenheit, über die Naturalisations-Verhältnisse der Fremden in Amerika überhaupt Einiges mitzutheilen, was für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn wird. Die Naturalisation der Fremden ist seit den ältesten Zeiten in allen civilisirten Ländern mit eifersüchtigen Augen betrachtet worden. Die alten Griechischen Staaten ließen sich von engherzigsten Ansichten über diesen Gegenstand beherrschen. Eben zwischen den Bürgern verschiedener Republiken waren verboten, und Landbesitz war Jedem nur innerhalb des eigenen Staats, in keinem fremden erlaubt. Als die Olynthische Republik eine liberalere Politik annahm, ward man dies für eine ungeheure Neuerung. Und als einen außerordentlichen Beweis der Dankbarkeit gegen die Athener für ihren Beistand im Kriege gegen Philipp von Macedonien ließen die Byzantiner von ihrer gewöhnlichen Strenge nach und bewilligten ihren Alliirten durch ein Gesetz das Recht der Ehe mit ihren Bürgern und die Fähigkeit, im Byzantinischen Gebiet Grundstücke zu kaufen und zu besitzen. In den Blüthetagen Athens selbst galt das Bürgerrecht für eine große Begünstigung und konnte nur durch den Beschluß zweier auf einander folgenden Volks-Versammlungen erworben werden, und die Gesetze verhängten die Todesstrafe über jeden Fremden, der in ihre legislativen Verhandlungen seine Stimme einbrängte.

Die Römer der Republik waren wegen ihrer besonderen Eifersucht auf das jus civitatis oder die Rechte eines Bürgers bekannt. In Augustus Zeit suchte man noch mit gleicher Aengstlichkeit das Volk unvermischt mit fremdem Blut zu halten. Erst unter Caracalla wurde zum Behuf einer ausgedehnteren Besteuerung die Freiheit der Stadt der ganzen Römischen Welt ertheilt.

Seit jenen fernen Zeiten bis auf die Gegenwart haben entgegengesetzte Ansichten und widersprechende Bestimmungen im Betreff der Naturalisation und der Fremden-Gesetze vorgewaltet. Fast alle civilisirte Staaten scheinen sich darin zu gefallen, die Verleihung an Fremde betrachtete es als eine der festesten Grundlagen Römischer Freiheit, daß der Bürger das Recht habe, im Staate nach Gefallen zu bleiben oder nicht. Und die vorzüglichsten neueren Schriftsteller über Staatsrecht, als Grotius, Puffendorf, Wodekort und Vattel, haben im Allgemeinen, obgleich vielleicht etwas unbestimmt, das Recht eines Unterthanen, auszuwandern und ein Heimatland zu verlassen, in Schutz genommen, sowie auch das Gesetz eine solche Beschränkung ausstellt oder er gerade im Besitz eines öffentlichen Amtes ist, oder sein Land im Krieg, in Noth oder irgend wie seiner bedürftig ist.

Es ist der Grundsatz des Englischen Gemeinen Rechts, daß ein eingeborene Unterthanen einen Gehorsam schuldig sind, der immanent und also ewig ist und durch keinen Akt von ihrer Seite gelöst werden kann. Obgleich sich die Idee des unseren Begriffen von der natürlichen Freiheit des Menschen streitet, so hat doch einzelnen Constitutionen einzelner Staaten ausgesprochenen Prinzip widerspricht, so muß man doch, da die Frage niemals durch gerichtliche Entscheidung gelöst worden und da die Besitzer des obersten Gerichtshofs große Schwierigkeiten in der Erwägung derselben fanden, annehmen, daß, bis andererseitige gesetzliche Bestimmungen darüber getroffen werden, die Rechte und Gewohnheiten des Volks ihre Kraft behalten.

Die Naturalisations-Gesetze der Vereinigten Staaten sind großen und häufigen Veränderungen unterworfen gewesen. Die Bedingungen, unter welchen ein Fremder, der eine freie weiße Person ist, naturalisirt werden kann, sind durch die Kongreß-Akten der Jahre 1802, 1813, 1816, 1824 und 1828 vorgeschrieben. Vor der ersten dieser Akten, welche ein- für allemal die Länge des Aufenthalts im Lande vor der Naturalisation festsetzte, schwankte dieselbe bedeutend. Im Jahre 1790 war nur ein zweijähriger Aufenthalt erforderlich; 1795 wurde diese Probezeit auf fünf Jahre ausgedehnt, und 1798 auf 14 Jahre. 1802 wurde sie wieder auf fünf Jahre herabgesetzt, wobei es bis jetzt geblieben ist.

Der Fremder muß einlich vor einem Staatsgerichtshof oder vor einem Bezirksgerichtshof der Vereinigten Staaten, wenigstens zwei Jahre vor seiner Naturalisation, seine Absicht erklären, ein Bürger zu werden und sich von seinen Unterthanenpflichten gegen seinen bisherigen Herrn losjusagen, obwohl die letztere Bestimmung von den besten Juristen des Landes für unverträglich mit dem allgemein angenommenen Prinzip beständiger und nie erloschender Unterthanentreue gehalten wird. Die vorgeschriebene Erklärung bricht mit zwei Jahre vorher abgelegt zu werden, wenn der Fremde vor den 18. Juni 1812 im Lande wohnte und seitdem daselbst geblieben ist, auch nicht, wenn er noch nicht 21 Jahr alt ist und die letzten drei Jahre vor Erreichung der Majorennität in den Vereinigten Staaten gewohnt hat. Es ist hinreichend, daß sie zur Zeit seiner Aufnahme abgelegt wird, und daß er dann endlich erklärt und den Gericht beweise, daß er in den letzten fünf Jahren keine Adelstitel war. Bürger zu werden, und dann wird ihm der fünfjährige Aufenthalt mit Einschluß der drei Jahre seiner Minorität zur Aufnahme als Bürger berechtigen, wenn er die anderen Erfordernisse des Gesetzes erfüllt. Zur Zeit seiner Aufnahme muß sein Vaterland in Frieden mit den Vereinigten Staaten seyn, und er muß vor einem Gerichtshof schwören, die Verfassung der Vereinigten Staaten zu vertheidigen, und daß er allen fremden und einheimischen Feindseligkeiten entsage. Er muß dem Gerichtshof durch andere Beweise als seinen eigenen Eid darthun, daß er wenigstens fünf Jahre innerhalb der Vereinigten Staaten und ein Jahr wenigstens in dem Staat, wo der Gerichtshof ersidirt, gewohnt hat, und wenn er nach dem Frieden von 1812 daselbst angekommen ist, so muß er die letzten fünf Jahre vor seiner Aufnahme daselbst gelebt und niemals während dieser Zeit sich aus dem Gebiet der Vereinigten Staaten entfernt haben. Er muß den Gerichtshof überzeugen, daß während dieser Zeit seine moralische Aufführung immer untadelhaft war, daß er immer den Grundsätzen der Conklitution ergeben und auf die Ordnung und das Glück der Staates bedacht war. Er muß zugleich jedem Adelstitel, den er hat, entsagen. Das Gesetz bestimmt auch, daß Kinder von ordentlich naturalisirten Personen, welche zu dieser Zeit minorenn sind, wenn sie in den Vereinigten Staaten wohnen, für Bürger gelten sollen.

Eine so gehörig naturalisirte Person hat Ansprüche auf alle Privilegien und Freiheiten eingeborener Unterthanen, außer daß ein

Digitized by Google

siebenjähriger Aufenthalt erst sie befähigt, einen Sitz im Congreß einzunehmen, und daß nur ein eingeborener Bürger zum Amt eines Präsidenten der Vereinigten Staaten, so wie zu dem eines Gouverneurs in manchen Staaten, wählbar ist.

Wir können nicht die verschiedenen Bestimmungen aufzählen, die in den verschiedenen Staaten der Union die besonderen Rechte und Privilegien der nicht eingebornen Bürger reguliren. Große Duldung und Zugänglichkeit herrschen in einigen, während andere frühere die äußerste Strenge hierin beobachteten. Vor der Annahme der gegenwärtigen Constitution stand die Befugniß, zu naturalisiren, den verschiedenen Staaten zu, und die Verfassung von New-York, wie sie ursprünglich angenommen wurde, forderte von allen außerhalb der Vereinigten Staaten geborenen Personen bei ihrer Naturalisirung einen Eid, durch welchen sie den Gehorsam gegen jede fremde Autorität in kirchlichen wie in bürgerlichen Angelegenheiten absolut abschwören sollten. Die Wünschen die Katholiken auszuschließen werden, die die geistliche Oberherrschaft des Papstes anerkennen. Es war ein Gesetz im Anfang des letzten Jahrhunderts, das jeder Jesuit und papistische Priester, der nach einem bestimmten Tage sich in der Kolonie finden ließe, zu ewigem Gefängniß verurtheilt und, im Fall er entfloh und wieder gefangen würde, der Tod seine Strafe sein sollte. Smith in seiner „Geschichte New-Yorks" ist der Meinung, daß das Gesetz sowohl auf die Strafe ewig gelten sollten. Noch 1738 nahm die Virginische Legislatur eine Akte an, welche papistische Konkonformisten zu den drückendsten Beschränkungen verurtheilte. Doch solche nicht vergessen werden, daß die Urkunde von Rhode-Island aus dem Jahre 1663 erklärte, „daß Niemand in der Kolonie künftig irgendwie belästigt, bestraft oder beunruhigt werden sollte wegen irgendwelcher Meinungen in religiösen Angelegenheiten, sobald der Friede der Kolonie nicht darunter leide." Und da die katholischen Pflanzer von Maryland schon im Jahre 1649 durch ein Gesetz erklärt hatten, daß „Niemand, der an Jesum Christum glaube, wegen seiner Religion beunruhigt werden solle", so erwarben sie ihrem adoptirten Vaterlande den Ruhm, der erste Amerikanische Staat zu seyn, in welchem es gesetzliche Duldung gab, und nun während die Puritaner in protestantischen Brüder in Neu-England verfolgten und die Episkopalen mit gleicher Strenge gegen die Puritaner in Virginien verfuhren, bildeten die Katholiken, gegen welche die Anderen vereinigt waren, in Maryland ein Heiligthum, wo Alle anbeten und Niemand verfolgen durften, und wo selbst Protestanten gegen protestantische Intoleranz Schutz suchten. Marc Aurelyn mag Kolonien folgten diesen löblichen Beispielen, und Pennsylvanien unter den Auspizien seines berühmten Gründers ging am weitesten, indem es erklärte, daß „kein Mensch auf der Erde Macht oder Befugniß habe, das Gewissen der Menschen in religiösen Angelegenheiten zu meistern", und daß „Niemand, der eine Gottheit anerkenne und friedlich in der Gesellschaft lebe, wegen seiner religiösen Ueberzeugung dreinträchtigt werden solle."

Aus diesen gütigenden Beispielen geht hervor, daß verschiedene Theile dieses Landes schon in seinem Kindheitszustand Asyle für den Genuß der Prinzipien bürgerlicher und religiöser Freiheit der verfolgten Anhänger dieser Prinzipien aus allen Theilen Europa's wurden.

Jeder lebende Philanthrop muß sich freuen, daß ein solcher Sicherheitshafen für die Unterdrückten der Erde vorhanden ist, wie er in den großen Landbrüchen zu finden ist, an denen äußersten Rande unsere Atlantischen Städte stehen. Und während die Natur selbst und die Gewalt der Umstände Alle, die ihre bürgerliche oder religiöse Lage verbessern können, hierher locken, wie seltsam und traurig ist es, daß in eben diesen Städten sich Gesellschaften bilden, als eben so viele soziale Barrieren gegen die Arnotwendigkeit Amerikanischen Lebens! Wenn man betrachtet, was schon mit Hülfe fremder Arbeit bei uns geleistet worden, die großen öffentlichen Arbeiten unserer Städte, unsere Kanäle, Eisenbahnen und in der That jede Unternehmung physischer Kraft, und damit vergleicht, was noch zu thun übrig bleibt, ehe dieser Kontinent seine Bestimmung erfüllt haben kann, so erscheint Einem die Unterbrechung der Emigration wie ein wahres Debret gegen Fortschritt, ein Interdikt gegen die Civilisation — wie eine Verewigung der Noth und des Elends. Jedwedes Mittel, diesen Strom der Emigration zu hemmen, der von den Küsten der alten Welt über den Atlantischen Ocean hinüber rollt. Es fehlt an statistischen Details, um mit irgend einiger Genauigkeit das Verhältniß zu bestimmen, in welchem die Emigration aus Europa zunimmt. Doch hat sich offiziell herausgestellt, daß die Anzahl der Fremden, die im vorigen Jahre vom 1. Januar bis zum 1. November, also in einer Periode von zehn Monaten, im Hafen von New-York anlangten, 58,000 betrug.

Dieser Thatsache gegenüber besteht eine Partei, die in mehreren unserer großen Städte ihre Organe hat und deren ausgesprochener Zweck es ist, auf die alte Welt, wie nicht auf Nationen zurückzuwerfen, die schon sie vor neuen Welt angelangt sind, so noch die Hunderte von Tausenden, die in diesem Augenblick wartend an den Europäischen Küsten stehen. Die Tendenz dieser kurzsichtigen Partei ist keine andere, als die Bekämpfung und Abweisung „der bestehenden gehässigen und verderblichen Naturalisations-Gesetze und des ausländischen Einflusses, dem dieselben den Weg bahnen."

Die Gewährsmänner, die bei Erhebung dieses blinden Lärms über ausländischen Einfluß angeführt werden, sind Washington, Jefferson und Madison, gewiß sehr hohe Autoritäten, fast Orakel-für verschiedene Schattirungen der politischen Parteien in der Union. „Geschichte und Erfahrung beweisen, daß Nichts die Existenz einer republikanischen Regierung mehr untergräbt, als ausländischer Einfluß", sagt Washington sehr richtig in seiner berühmten Abschieds-Adresse. „Ausländischer Einfluß ist ein Trojanisches Pferd für die Republik. Wir können nicht wachsam genug seyn, seinen Eingang zu verhindern", ruft Madison aus. „Ja hoffe, wir werden in Zukunft Mittel finden, uns gegen fremden Einfluß politischer, kommerzieller oder in welcher Art er versucht werden mag, zu schützen", waren Jefferson's Worte. Aber es wäre unbillig, ihm eine Sympathie mit dem Wunsche Silas Deane's, „daß ein Fenen-Dream zwischen dieser und der alten Welt liegen möchte", zuzuschreiben.

Aber wenn wir die von diesen großen Männern unserer Revolutions-Geschichte so deutlich ausgesprochenen Ansichten in ihrem vollen Werthe nehmen und, wie jeder Freund seines Vaterlandes, uns mit Herz und Seele der Gesinnung anschließen, welche das Eindringen fremden Einflusses unter uns entschieden zurückweist, welcher Lebende von gesundem Menschenverstand wird hieraus einen Schluß machen wollen auf die Zulassung Irischer oder Deutscher Arbeiter zum Genuß des Bürgerrechts? Solche Ansichten, wie sie neuerdings schriebenen Probezeit? Als Washington in seinem Briefe an Morris vom 24. Juli 1778 „aus inbrünstigste wünschte, daß wir nicht einen einzigen Fremden unter uns hätten, außer dem Marquis Lafayette", wollte er damit etwas Anderes als seinen Unwillen über die Zudringlichkeit der Französischen und Deutschen Abenteurer, welche die Armee anfüllten, mit ihren sormwährenden Gesuchen um Beförderungen und Belohnungen, ausdrücken? Und wie historische Erhebung gegen den Einfluß fremder Monarchen und die noch giftigeren Uebel aristokratischer Corruption verzerrt man zu einer Feindschaft gegen die Bauern, die Handwerker, die Manufakturisten oder die Agrikulturisten Europa's, welche die Geschicklichkeit und die Industrie mitbringen, die allein fehlten, Amerika zu dem zu machen, was es jetzt ist, und ohne die es seine gegenwärtige hohe Stufe nie erreicht hätte!

Doch welches waren die wirklichen Ansichten einiger unserer ersten Männer, die in vielen anderen politischen Fragen von einander abwichen, über diesen wichtigen Gegenstand? Eine merkwürdige Debatte über die Naturalisation fand im Bundes-Konvent den 13. August 1789 statt, bei Gelegenheit der Motion der Herren Wilson und Randolph, zu bestimmen, daß nicht ein Fieber, sondern schon ein vierjähriger Genuß des Bürgerrechts zur Erwählung ins Repräsentanten-Haus befähigen sollte. Herr Williamson schlug vor, statt fieben gar neun Jahre festzusetzen, und bemerkte zwar richtig, aber ohne damit die Klasse von Menschen zu treffen, die sich zu der Ehre, zu einem Sitz im Kongreß erhoben zu werden, durch ihren Fleiß und Industrie fähig machten: „Reiche Emigranten suchen mehr durch das Beispiel ihres Luxus, als sie durch das Geld nützen, das sie mitbringen." Oberst Hamilton, der diesem Gemeinplatz durch eine umfassendere Betrachtung der Frage begegnete, sagte: „Der Vortheil, den es bringe, die Fremden zu begünstigen, sey in die Augen springend", und er schlug daher vor, daß nur Bürgerrecht und Ansässigkeit zur Erwählung ins Repräsentanten-Haus erforderlich seyn sollen. Herr Madison unterstützte die Motion. „Die wünschte, Fremde von Verdienst und republikanischen Grundsätzen unter uns zu locken. Amerika verdanke der Emigration seine Ansiedlungen und seinen Wohlstand. Der Theil von Amerika, der sie am meisten begünstigt hätte, wäre in Bevölkerung, Ackerbau und Künsten am schnellsten fortgeschritten." Dr. Franklin sagte: „Wenn Fremde, nachdem sie sich einem anderen Lande angesiedelt, in welchem sie mehr Glück finden konnten, unserem den Vorzug geben, so ist dies ein Beweis von Anhänglichkeit, der von unserer Seite Vertrauen und Liebe erwecken müßte." Und er erklärte sich für einen Gegner jeder Beschränkung der Naturalisation. Washington war damals Präsident und Jefferson in Frankreich. Aber die Ansichten des Letzteren über die damals verhandelte Frage gehen aus einer Stelle in seinem Briefe an Kosciusko hervor bei einer späteren Gelegenheit, wo er, von den heilsamen Arbeiten des ersten Kongresses während seiner ersten Präsidentschaft sprechend, sagt: „Sie öffnen die Thüren der Gastfreundschaft den Flüchtlingen vor den Verdrückungen anderer Länder", wobei er auf die nach einer dringenden Empfehlung in seiner Botschaft erfolgte Aufhebung der retrograden Bestimmung von 1798 anspielt, welche vor Zeit bei der Naturalisation vorgeschrieben Aufenthalt von 5 auf 13 Jahre verlängert hatte. Noch führen wir jenes unterbliche Dokument, die Unabhängigkeits-Erklärung, an, die von Jefferson selbst verfaßt ist. Indem er die Mißregeln König Georg's III. gegen die Kolonieen aufzählt, sagt er: „Er hat das Wachsthum der Bevölkerung dieser Staaten zu hemmen gesucht, indem er die Gesetze für die Naturalisation der Fremden beschränkte, anderen Gesetzen zur Beförderung ihrer Einwanderung seine Genehmigung verweigerte und die Bedingungen der Bodenverleihung erschwerte."

(Schluß folgt.)

Schweden.

Der Normannen Entdeckung von Weinland (Amerika).

(Aus Fredrika Bremer's neuestem Roman „Streit und Friede".*)

Es war ein schöner Sommerabend. Durch die geöffneten Fenster des Wohnzimmers drangen die Düfte vom Heu, welches man den Tag über im Thale gemäht hatte und das zum Trocknen liegen geblieben. An dem einen Tisch saß Suzanna beim dampfenden Thee, den die Norweger saft eben so sehr lieben wie die Engländer; an dem anderen die Oberstin mit Harald und Aliette, beschäftigt, das kürzlich erschienene Werk „Snorre Sturlesson's Norwegische Königsſagen" aus dem Isländischen übersetzt von J. Aal, zu

*) Siehe Nr. 53 und 54 des Magazins. Wir theilen diese Episode mit, um zu zeigen, in welcher Weise die Verfasserin den in neuerer Zeit viel besprochenen Gegenstand auffaßt und darstellt.

Digitized by Google

durchhältern. Das 4te Heft dieser Arbeit lag vor Harald, und in demselben war die Abtheilung: „Entdeckung des Weinlandes“ aufgeschlagen. Er hatte so eben des Uebersetzers interessante Einleitung zu den Sagen von Erik Röde und Karlefene vorgelesen und schickte sich jetzt an, die Sagen selbst vorzutragen, welche Berichte von der ersten Entdeckung Amerika's enthalten und von denen wir hier einen kurzen Auszug liefern.

„Am Schlusse des zehnten Jahrhunderts, um die Zeit, als die Normannen den Süden Europa's mit kriegerischen Scenen beleuchten und das Christenthum mit dem Evangelium des Friedens sich dem Norden nahte, lebte auf der Insel Island ein sehr angesehener Mann mit Namen Herjulf. Sein Sohn hieß Bjarne und war ein entschlossener junger Mann. Zeitig stand sein Sinn nach Reisen und Abenteuern. Bald verschaffte er sich auch ein eigenes Schiff und fuhr damit in die Welt hinein. Als er einst im Sommer zu seinen Landsleuten Jslef zurückkehrte, war sein Vater fortgegangen nach Grönland und hatte sich dort angebaut. Da stach Bjarne sogleich wieder in See, indem er sagte: „Ich will nach alter Sitte bei meinem Vater Winterkost nehmen und gen Grönland steuern.“

„Nachdem er drei Tage gefahren, erhob sich ein heftiger Nordostwind, dem ein starker Nebel folgte, so daß Bjarne und seine Leute nicht mehr wußten, wo sie sich befanden. Drei wahrte mehrere Tage; — hierauf bekamen sie die Sonne wieder zu sehen und verwochten die Himmelsgegenden zu erkennen. Da sahen sie ein Land vor sich, das war waldbedeckt und hatte kleine Höhen. Bjarne wollte hier nicht vor Anker gehen, da es nicht Grönland seyn konnte, von welchem er wußte, daß sich hohe Schneeberge darin befänden. Sie segelten mit Südwestwind weiter, drei Tage lang, und bekamen ein anderes Land zu Gesicht, das war bergig und hatte hohe Schneekegel; aber Bjarne erkannte auch dies nicht für Grönland und segelte weiter, bis er endlich das Land fand, was er suchte, und seines Vaters Hof.“

„Während eines Besuches bei Erik Jarl in Norwegen erzählte Bjarne später von seiner Fahrt und von den fremden Ländern, die er gesehen. Da er aber weiter nichts von diesen Ländern zu sagen wußte, hielt man ihn für äußerst wenig wißbegierig und lachte ihn aus. Erik Röde's Sohn, Leif, der Sprößling eines angesehenen Geschlechtes, wurde bei Bjarne's Erzählung von Lust ergriffen, die Entdeckung zu verfolgen. Er kaufte ihm ein Schiff ab, welches er mit fünfundreißig Mann besetzte, und stach in See, um das neue Land zu entdecken. Zuerst kamen sie zu einem Lande voller Schnee und Berge, und das ihnen „ohne alle Herrlichkeit“ zu seyn schien. Dann bekamen sie eines zu sehen, dessen Küste aus weißem Sande bestand und dessen Inneres mit Wald bedeckt war.*) Sie segelten noch weiter und gelangten endlich zu einem herrlichen Lande, wo sie Weintrauben und Mais und jenen edlen Baum fanden, den man Maser-Baum nennt. Dies Land hießen sie das Weinland**), und bauten Häuser daselbst und blieben den Winter dort, der so mild war, daß auf den Feldern das Gras nie ganz verwelkte. Auch waren Tage und Nächte in Bezug auf ihre Dauer nicht so sehr von einander verschieden wie in Island und Grönland. Und Leif war ein großer und starker Mann von kräftigem Ansehen und verständig und klug in allen Stücken.“

„Nach diesem Seezuge nahm er noch zu, sowohl an Ansehen als an Vermögen, und wurde allgemein „der Glückliche“ genannt.“

„Von den Jahren nach dem neuen Lande, welche der des Leif folgten, ist die von Karlefene die merkwürdigste; aber theils wurden die entstehenden Kolonieen durch schwere Krankheiten heimgesucht, theils trieb das den nordischen Bauer eigene Heimweh ihn von den Ufern des Weinlandes nach seinen heimischen Schneefeldern zurück; gewiß ist, daß keine von allen Kolonieen in der neuen Welt festen Fuß gewann; auch wurden sie bald von den Eingebornen angefallen, deren zahlreichen Waffen zu widerstehen sie nicht mächtig genug waren.“

„Jndeß haben mehrere Jsländische Chronikenschreiber aufgezeichnet, daß in jedem Jahrhundert, von Leif's Entdeckung bis zu der des Columbus, Amerika von Normannen besucht sey. Den Beweis von diesen Fahrten liefern nicht nur diese Berichte, sondern auch ein merkwürdiger, jetzt „Dighton writing Rock“ genannter Stein, den man an den Ufern des Taunton-Flusses in Massachusetts aufgefunden, und dessen Runen und Hieroglyphen, die der Amerikanische Gelehrte Dighton im Jahre 1830 abzeichnete, die Wahrheit dieser Entdeckungszüge noch näher bekräftigen.“

Ueber diese Figuren kommentirte Harald jetzt mit großem Eifer, indem er erzählte, wie man noch gegenwärtig in Norwegen auf alten Grabsteinen, Gebäude-Trümmern u. s. w. ähnliche Zeichnungen und Runen finde. „Siehst Du, Alette“, fuhr er eifrig fort, „dies hier soll eine Frau mit einem kleinen Kinde vorstellen; vermuthlich Karlefene's Frau, welche während ihres Ausenthaltes im Weinlande einen Sohn bekam. Und das hier soll ein Stier seyn, denn in Karlefene's Sage wird von einem Stier gesprochen, welcher die Eingebornen durch sein Gebrüll erschreckte. Diese Figuren hier links stellen die Eingebornen vor. Dies hier soll ein Schild seyn, und das ist Runenschrift .....“

„Es gehört in der That sehr viel Einbildungskraft dazu, mein lieber Bruder, um alle diese Dinge herausfinden“, unterbrach ihn Alette lächelnd, die nicht immer so patriotisch gesinnt war wie Harald; „aber angenommen, alles dies hier bewiese in der That, daß Amerika schon früher von unseren Vorältern entdeckt worden, was dann? — welchen Nutzen hätte die Welt davon? und was entstände ihr Gutes daraus? Jst es nicht im Gegentheil höchst betrübt, zu sehen, daß eine so wichtige Entdeckung, wie die einer neuen Welt, spurlos verloren gehen konnte, als wäre sie nie gemacht worden! Und hätte nicht Columbus mehrere Jahrhunderte später der Engherzigkeit der Menschen und den unermeßlichen Räumen des Weltmeeres den neuen Trotz geboten, so wüßten wir heute sicher noch von Amerika und von jenem Steine, der einzigen Spur, die unsere Vorfahren auf jener fremden Erde hinterlassen zu haben scheinen.“

„Aber, meine liebe Alette“, rief Harald verwundert, „es ist nicht ganz sonnenklar, daß diese die Fahrt der Normänner nach dem Weinlande Columbus gewiß nicht auf die Jdee gekommen wäre, ein Land hinter seinem großen Meere zu suchen? — Jn der That, Columbus lebte, befanden die Normannen mit ihren schmalen Böten alle europäische Küsten; sie machten selbst einen Zug nach Spanien, und das Gerücht von der Existenz des Weinlandes ging mit ihnen. Außerdem, — und das ist wohl zu beachten, — besuchte Columbus vor seiner großen Entdeckungsreise selbst Island, und dies mehr, wie Robertson sagt, um seine seemännischen Kenntnisse zu erweitern, als um Gelb zu erwerben.“

„Aber“, entgegnete Alette, „Washington Jrving spricht in seinem Columbus, — den ich kürzlich gelesen, — zwar von dieser Reise nach Island, stellt jedoch in Abrede, daß er daselbst die geringste Anleitung zu seiner späteren großen Entdeckung gefunden habe.“

„Das ist ja unglaublich, unmöglich, nach dem, was wir hier sehen und vernehmen! Höre nur, was Kal von der Zeit sagt, während welcher sich Columbus in Jsland aufhielt:

„Auf Jsland war damals das Abschreiben alter Sagen in hohem Gange, und die verschiedenen Kopieen gingen von Hand zu Hand; sie dienten dazu, die trägen Stunden der langen Wintertage zu verkürzen. Sicher warfen die alten Sagen in die dunklen Betrachtungen des fremden Gastes auf dem Eilande ein helles Licht, und dies mußte ihn um so mehr auf den richtigen Weg leiten, als er im Stande war und gewiß nicht unterließ, durch mündliche Nachfragen bei den Abkömmlingen der alten nordischen Seefahrer genaue Nachrichten über Alles einzuziehen, was sich über diese Vorgänge vom Vater auf den Sohn getreulich übertiefert hatte.“

„Jst dies nicht höchst natürlich und sogar nothwendig! Kann Du noch länger daran zweifeln? Ach bitte Dich, bekehre Dich, — bekehre Dich von Jrving zu Kal.“

„Ach bin geneigt, auf Harald's Seite zu treten“, sagte die Oberstin mit lebhafter Stimme und Miene. „Große, für die Menschheit wichtige Entdeckungen sind nie ohne gewisse Vorbereitungen geschehen. Oft wurden sie Jahrhunderte lang im Stillen fortgingen, bis ein glücklicher Genius sie einer günstigen Zeit wie einer Asche glimmenden Funken anhauchte, daß er zu einer hellen Flamme emporschlug. Ueberall, wo wir eine Blume erblicken, treffen wir auf einen Stiel; er führt uns zu Wurzeln, und diese endlich zu einem Saamenkorn, das in seinem Schooß den unentwickelten Keim zur Pflanze barg. Und sollte sich nicht überhaupt Alles in der Welt wie auf einem Saamenkorn entlehnen? Jn der stürmischen Seefahrt der Normannen über das weite Meer erblickt ich das vom Winde bewegte Saamenkorn, welches im Weinlande unter dem Schutz der Vorsehung Wurzel faßte, bis ein mächtiger Geist dadurch veranlaßt wurde, eine neue Welt für die alte zu entdecken.“

Mannigfaltiges.

— Holländische Preisfrage. Das Holländische soll mit dem Hebräischen und Arabischen verwandt seyn; so behauptet wenigstens der von seinen Landsleuten in großen Ehren gehaltene Dichter Bilderdijk. Allerdings müßten auch wir Deutsche von dieser Verwandtschaft etwas wissen, da wir, was die Sprache betrifft, mit unsern Holländern nicht blos wie in manchen Gewohnheiten und Neigungen, unverträglicher Vettern, sondern wie Brüder zusammen stehen sind. Aber da der verstorbene Bilderdijk auf die Meinungen und das Urtheil der Deutschen nicht viel gegeben, so war es ihm ganz gleichgültig, was diese zu der orientalischen Verwandtschaft sagten, und so blieb er auch bis an sein Ende bei seiner Behauptung, wenngleich er den Beweis dafür schuldig geblieben. Nun ist es aber seinen Brüdern gerade um diesen Beweis zu thun, und so hat denn die Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde (Gesellschaft der Niederländischen Literatur) für das Jahr 1841 zu einem Gegenstand ihrer Preis-Aufgaben folgende Frage gemacht: „Worin vornehmlich besteht die von Bilderdijk so positiv behauptete Uebereinstimmung des Niederdeutschen (Holländischen) mit den alten orientalischen, insonderheit Semitischen Sprachen? Hat diese Uebereinstimmung, oder nicht, ihren Grund in einer ursprünglichen Verwandtschaft, und ist sie einer größeren oder geringeren Ableitung der einen Sprache von der anderen? Und wem dem so ist, welches sind davon die überzeugendsten Beweise?“ — Wir ersehen hieraus, welchen naiven und kindlichen Standpunkt unsere Holländischen Nachbarn noch auf dem reichen Gebiete der Sprachwissenschaft einnehmen. Wir ersehen aber auch ferner daraus, daß man allerdings auf unumschränkter Privilegien von Jemand seyn kann und doch nicht zu wissen braucht, daß auf dieser Jnsel eine Sprache (das Kawi) gesprochen ward, die vielleicht verwandter mit dem Holländischen ist, als das Hebräische und Arabische des Herrn Bilderdijk.

*) Wahrscheinlich Neufundland.
**) Süd-Kanada.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Freitag den 21. Mai 1841.

England.

Schottland in politischer, literarischer und industrieller Beziehung.

Seit dem Anfange des Jahrhunderts, besonders aber seit der großen literarischen Revolution, die, von den Schottischen Kritikern begonnen, von Walter Scott zu Ende geführt wurde, hat Schottland die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Die Schotten selbst haben sich viel mit ihrem Lande zu thun gemacht; sie haben die Traditionen und Sitten ihrer Vorfahren untersucht und die Archive durchwühlert. Sie haben sich selbst beurtheilt, und wie man sich leicht denken kann, haben sie das Urtheil ihrer mißgünstigen Nachbarn nicht bestätigt. Dagegen haben sie sich aber wohl gehütet, den Fremden zu widersprechen, welche die Neugierde zu ihnen führte, und welche ein Volk, dessen literarische und philosophische Existenz sich ihnen durch Meisterwerke enthüllte, vielleicht über die Maßen günstig beurtheilten. Die Namen von Burns, Walter Scott, Dugald Stewart, Reid u. s. w. wurden nur noch mit enthusiastischem Lobe genannt. Der überschwängliche Enthusiasmus gerieth indeß auch allmälig ins Stocken, und an seine Stelle scheint eine gewisse Gleichgültigkeit getreten zu seyn.

In Wahrheit verdient Schottland weder übermäßige Begeisterung noch übertriebene Geringschätzung. Die vielleicht zu sehr beschleunigte Civilisation der großen Städte ist nicht plötzlich zum Stillstande gekommen, wie die Engländer behaupten. Eben so wenig hat der Puritanismus alle Poesie erstickt, und das Zweckmäßige und Nützliche hat noch nicht das Genie entthront. Vielmehr hat das Land einen guten Theil seiner Ursprünglichkeit bewahrt, und diese allein würde ihm schon Anspruch auf Theilnahme und Berücksichtigung geben.

Man hat die begründete Bemerkung gemacht, daß Schottland das einzige Land sey, in welchem die schönen Künste eher gepflegt worden seyen als die mechanischen. Als unter der Regierung David's II. (1370) ein Französischer Gesandter mit einem zahlreichen Gefolge am Hofe dieses Fürsten erschien, war es unmöglich, so viele Fremden in der Stadt Edinburg unterzubringen; man mußte sie in den benachbarten Flecken einmiethen. Die Franzosen, welche damals selbst noch weit gegen die Italiäner zurückstanden, waren nicht wenig über den elenden Zustand der Bevölkerung verwundert, welche in einem Erdhütten wohnte und sich von dem Ertrage der Jagd und des Fischfangs nährte. Diese halbwilden Menschen brateten die Ochsen und die Hammel, ohne ihnen die Haut abzuziehen, hatten kein anderes Geschirr als hölzerne Näpfe und kannten nicht einmal die Kunst, das Leder zu gerben; gemünztes Geld war ihnen fast noch nicht zu Gesicht gekommen. Dennoch hatten sie damals schon Dichter, welche die Großthaten ihrer Krieger besangen, und Gelehrte, welche sich mit den heiligen und profanen Wissenschaften beschäftigten und emsig die alten Manuskripte durchforschten. Schon im Beginne des 12ten Jahrhunderts waren auch die prächtigen Kapellen von Holyrood und Dryburgh, so wie die prächtigen Abteien Melrose und Roslin, diese Wunderwerke der Gothischen Baukunst, entstanden.

Hundert Jahre später hatte der Luxus noch keine merkliche Fortschritte gemacht; der kostbaren Metalle bediente man sich nur zu Kelchen und Kirchen-Zierrathen. Um diese Zeit mußte Jakob III. noch mit großen Kosten acht Dutzend zinnerne Schüsseln und Teller, hundert Dutzend hölzerne Tassen und anderes Geräth aus London kommen lassen. Jakob IV. ließ eine Verordnung ergehen, daß jeder Baron seinen ältesten Sohn in das Kollegium schicken solle, damit derselbe dort das Lateinische, die Jurisprudenz und die Philosophie studire.

Die Schottischen Könige waren arm; sie konnten also die Künste und die Wissenschaften nur durch Verordnungen, selten durch reiche Geschenke zu heben suchen. Die Schottischen Gelehrten fanden für diese Entdehrungen Entschädigung im Umgange mit den großen Männern des Alterthums; auch standen sie in Korrespondenz mit den Gelehrten Italiens, von denen mehrere, wie Aeneas Sylvius, Poggio und Cardanus, sie besuchten und ihnen ihre Bewunderung über ihre Gelehrsamkeit bezeigten, aber auch bald das rauhe Klima wieder flohen, trotz der glänzenden Anerbietungen, durch welche die Schottischen Könige sie zu fesseln suchten. Es ist sehr begreiflich, daß den Italiänischen Gästen der Zustand des Landes nicht behagen konnte; weniger leicht zu erklären ist es aber, wie sie ein solcher Geschrei über die Barbarei der Einwohner und die hinterlistigen und blutdürstigen Sitten der vornehmen Herren erheben konnten. In diesen hatte sich schon immer eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen des Italiänischen Adels kundgegeben. Die Schottischen Großen waren unversöhnlich und geschmeidig, verwegen und an sich haltend, wild und gebildet. Ein trotziger Adel herrschte in den Hochlanden und im Tieflande und lähmte die Königliche Gewalt. Der Meuchelmord war die ultima ratio der höchstgestellten Personen, wie der Könige selbst. Unter Maria Stuart trat die Aehnlichkeit noch unverkennbarer hervor. Das ganze Italiänische Wesen schien auf diesen Boden verpflanzt, mit Ausnahme jedoch der Künste und der Lebensverfeinerung. Dagegen aber alle Laster und die verschlingene Politik. Auch der Schottische Staatsmann hatte seine andere Triebfeder als sein Interesse, und ein Meineid kostete ihm nichts, wenn er seinen Zweck verderben konnte. Er bebte vor keinem Verbrechen zurück und ließ keine Gelegenheit, sich zu rächen, entschlüpfen. Fand sich eine solche nicht, so wußte er sie auch wohl zu bereiten, selbst wenn er seinem Feinde, um ihn in die Schlinge zu ziehen, sicheres Geleit versprechen mußte. Sehen wir doch Jakob II., den Mörder des Douglas, sich mit seinem Schlachtopfer freundlich über ihre vergangenen Zwistigkeiten besprechen, ihn über seine zukünftigen Pläne befragen und, als sein Gast ihm freimüthig antwortete, er werde von seinen Ansprüchen nicht abstehen, demselben den Dolch in die Brust stoßen, wobei der treulose Fürst noch in die Worte ausbrach: „Beim Himmel, das wird Dich auf andere Gedanken bringen."

Die Sitten des Volks waren ebenfalls barbarisch, aber dennoch hatten sie durch Ursprünglichkeit bewahrt und waren von fremden Einflüssen erhalten. Walter Scott's Schilderungen haben uns mit den wilden Bergbewohnern hinlänglich bekannt gemacht. Durch die Vereinigung der beiden Königreiche, durch die Aufhebung der Clans, durch die Unterdrückung der Nationaltracht, durch die Auswanderungen ist indeß hier eine bedeutende Aenderung eingetreten. Die alten Sitten sind verschwunden; die barbarischen Laster und Tugenden der Bergbewohner haben den kleinlichen Lastern einer kalten Tugenden einer raffinierten Civilisation weichen müssen. Diese sind so furchtbaren Männer sind in die große Familie eingetreten und zeichnen sich nur durch eine bunte Tracht, ein tiefered Elend und einen Rest ihrer früheren Energie aus, von der sie nicht immer den besten Gebrauch machen. Da die Zeit der bürgerlichen Kriege vorüber ist, so treiben sie Schleichhandel; da sie den Bewohner des Tieflandes nicht mehr berauben können, so betteln sie ihn an, oder sie legen sich nach seinem Beispiele auf den Landbau und die Industrie und übertreffen ihn gewöhnlich in diesem Falle an Einsicht und Thätigkeit. Aber ihre frühere Freimüthigkeit hat sich in Rohheit verwandelt, ihre Uneigennützigkeit und ihre Gastfreundlichkeit sind der Selbstsucht gewichen.

Der einzige charakteristische Zug der Bergbewohner, den die Zeit nicht verwischt hat, ist ihre Leichtgläubigkeit. Diese Leichtgläubigkeit ist bei ihnen mit einer wunderbaren Kraft der Phantasie verbunden; sie überzeugen sich leicht von dem, was sie sich eingebildet haben, und glauben steif und fest an die Gespenster, welche sie selbst erfunden haben. Es ist also nicht zu verwundern, daß Schottland noch immer das Land des zweiten Gesichts (second sight) ist. Die Bauern, welche im Besitz dieser wunderbaren Gabe sind, vermöge welcher sie entfernte und zukünftige Dinge als gegenwärtige schauen, sollen noch immer so häufig seyn wie sonst. Viele Dörfer haben ihre Dichter und Herenmeister, und obgleich diese nicht mehr verbrannt werden, ist ihre Art doch nicht ausgestorben. Die Leute, welche die Hochländer Dichter nennen, sind durchaus von den alten Barden unterschieden, indem sie die Gedichte, welche sie singen, nicht selbst verfassen. Gewöhnlich sind es junge Bergbewohner, die eine schöne Stimme haben und die Verse, die sie in der Stadt hören, oder die sich durch die Tradition in ihrem Dorfe erhalten haben, absingen. Das Wunderbare und Phantastische bilden immer das Hauptelement dieser Lieder.

Die presbyterianischen Pfarrer haben zwar selbst aller Mühe gewisse beseremoniöse Gebräuche, gewisse kabbalistische Ceremonien, welche von dem früheren Gögendienst zurückgeblieben sind, nicht verdrängen können. Vielleicht werden Sonntags keine Libationen von Milch oder Whiskey mehr zu Ehren Gregoach's, des langhärtigen Greises, veranstaltet; am Steuerruder wird nicht mehr Kelpie, der Geist der See, angerufen; auch wird kein Kuchen mehr für den Brownie unter der Asche verborgen. Dennoch bringen in den Hochlanden dieselben Bauern, welche zur Messe und zur Predigt gehen, beleben

Digitized by Google

und unbekirchen Wesen noch jährliche Opfer dar. Zu diesem Zwecke versammeln sich die Bewohner mehrerer Pachthöfe, oder Weiler an einem bestimmten Orte im Gebirge. Jeder bringt seine Vorräthe mit; dieser Haferkuchen, jener Honigkuchen, ein Anderer Bier oder Whiskey; Niemand kömmt mit leeren Händen. Wenn Alle versammelt sind, so werden breite Rasenschichten ausgeschnitten und zu einem Altare aufgethürmt, auf welchem mehrere Lagen von peat oder Torf gelegt werden. Dieser wird angezündet und ein großer Kessel mit Milch, Butter, Eiern, Honig u. s. w. über das Feuer gestellt. Wenn die Mischung einen Grad erlangt hat, so füllt sich der Anwesenden ein Glas und sprengt den Inhalt umher, indem er mit lauter Stimme die unsichtbaren Geister anruft. Nach dieser vorläufigen Libation ziehen die Anwesenden aus ihrem sprechaun, Ranzen, Botvbuchen (votive cakes) hervor. Auf jedem dieser Kuchen sind neun Knoten angestellt; jeder Bergbewohner wendet sich feierlich vom Feuer, bricht einen Knoten nach dem andern ab und wirft ihn über die Schulter in's Feuer, indem er einen Wunsch an die übernatürlichen Geister richtet: „Für Dich, Geist, auf daß Du meine Pferde bewahrst!“ rufen sie; „für Dich, Geist, auf daß Du meine Ochsen bewahrst! für Dich, Geist, auf daß Du meine Hammel bewahrst!“ Wenn die Zahl der schützenden Geister erschöpft ist, so wenden sie sich an die zerstörenden und feindlichen Geister, die sie durch ihre Gaben zu besänftigen suchen: „Dies für Euch, Ratten und Mäuse, aber Ihr dürft meine Kuchen und meine Käse nicht mehr essen! Dies für Euch, Wiesel, aber Ihr dürft meine Eier nicht mehr aussschlürfen! Dies für Dich, guter Fuchs, aber Du mußt meine Lämmer verschonen! Dies für Dich, Rabe mit der schwarzen Kappze, aber verschone das Getraide meines Feldes! Dies für Dich, langgeflügelter Adler, aber verzehre nicht mein meine Hühner und meine Tauben!“

Die Sagen sind vorzüglich den Bergbewohnern eigen; die Bewohner des Tieflandes sind bei weitem weniger poetisch gestimmt, und seit dem Ueberhandnehmen der Industrie hat sich ihre Phantasie auf weit reellere Dinge geworfen. Da ihre Sitten nie so scharf ausgeprägt waren wie die der Bergbewohner, so haben sie auch scheinbar weniger Veränderungen erlitten. Der Charakter des eigentlichen Bolkes ist ziemlich noch so, wie er immer gewesen. Der Schotte der Lowlands wird immer Mangel und Leiden geduldig ertragen, um in eine bessere Lage zu gelangen.

Die mittleren Klassen machen starke Ansprüche auf Geistigkeit, und dennoch hat das Interesse einen viel zu großen Einfluß auf ihre Handlungen. Wie verschwenderisch der Schotte sich auch mit der Moral in seinen Worten zeigt, so wird er doch selten einen kleinen nothwendigen Betrug, eine kleine nützliche Niederträchtigkeit scheu scheuen. Von vielen Beispielen wollen wir nur eines anführen. Das Ministerium, welches vor Zor im Amte war, hatte Walter Scott, der damals seine literarische Laufbahn begann, eine Stelle versprochen. Nach dem Sturze desselben machte der Bibliothekar Ketrum und richtete seine Bittschriften an den Mächtigen des Tages, an Zor; dieser nahm sich Walter Dichters an, um ihn sich einer seiner Kollegen der Ernennung desselben widersetzte, indem er meinte, es sey dies ein schlechtes Geschäft, antwortete er: „Es ist dies wenigstens ein Geschäft zum Vortheil des Genies; das Beispiel kann nicht gefährlich werden.“ Walter Scott erhielt demzufolge die Stelle. Als Zor gestorben war und die Tories wieder zur Macht gelangten, wurden in allen bedeutenden Plätzen Schottlands Feste zu Ehren des neuen Ministeriums gefeiert. Walter Scott trat kein Bedenken, sich auf diesen Festen an die Seite der Feinde seines Wohlthäters zu setzen. Und nicht blos das; in einer Versammlung brachte er einen Toast auf das neue Ministerium aus und stimmte das Lied: „The death of the Fox“, an.

Die Sitte, sich zu bereichern und seinen Weg zu machen, ist nach der Revolution, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in den Sitten eingetreten ist, noch viel mächtiger geworden. Die Auswanderungen, welche nach der Aufhebung der Clans eintraten, die Entvölkerung des flachen Landes, die Vergrößerung der Städte und die Fortschritte der Industrie haben diese Revolution vorzüglich hervorgebracht. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts rief ein alter Gebirgshäuptling ernstlich aus: „Als ich jung war, schätzte ein Edelmann unserer Gebirge seine Bedeutung nach der Zahl der Männer, die sein Gebiet nähren und ins Feld stellen konnte; bald nachher entschied die Menge des schwarzen Viehs (black cattle), welche das Land nähren konnte; jetzt kömmt es auf die Zahl der Schafe an; noch eine Generation weiter, so werden die Pächter der großen Landbesitzer die Zahl der Ratten und Mäuse zusammenrechnen, welche sie ernähren kann.“

Als in Folge der Rebellion von 1745 England die Abschaffung der herrschaftlichen Gerichtsbarkeit und der Clans verordnete, da hatte man zunächst nur den Zweck, das Land zu entwaffnen und die kleinen stehenden Heere aufzulösen, welche immer bereit waren, ihrem Erbhäuptlinge zu folgen; man dachte nicht daran, daß man damit zugleich die Entvölkerung der Gebirge hervorrufe. Diese Resultat blieb indeß nicht aus. Clan heißt in Gälischer Sprache Kinder der Clan war die Familie des Häuptlings. Es konnte ihm also nicht einfallen, den Pachtzins zu erhöhen oder sie zu vertreiben, am Fremde an ihre Stelle zu setzen. Als aber einmal das Familienband zerrissen war, schwanden alle Bedenklichkeiten, es trat eine durchgreifende Revolution in der Verwaltung der großen Besitzungen ein: die Häuptlinge, welche früher ihr Land in so viele Theile wie möglich zertheilten und dieselben billigst vermiethen, um die Zahl ihrer Vasallen zu vermehren, steigerten jetzt den Pachtzins, schlugen die Parzellen zusammen und vertrieben die Pächter, die nicht zahlen konnten. Diese entließen wieder ihre Zinsleute, und die Zinsleute die Taglöhner.

Die Konkurrenz der Pächter des Tieflandes trug vorzüglich zur Steigerung der Pachtpreise bei; diese war so furchtbar, daß manche große Eigenthümer, denen ihre Besitzungen um 1750 nur 3—6000 Pfund einbrachten, um 1840 eine Summe von 80,000—100,000 Pfund aus denselben zogen. Manche vorzüglich gut gelegene Besitzungen gewährten sogar einen sunfzigfachen Ertrag. Das Vermögen der großen Grundbesitzer verzehnfachte sich also, aber auf Kosten der früheren Pächter, die ins schrecklichste Elend geriethen. „Wir haben nur das Vieh gewesselt“, sagte ein Grundbesitzer, dem man von einer Auswanderung auf seinen Ländereien sprach; „wir sind wahrhaftig die Schafe und das schwarze Vieh lieber als die Bauern; wenigstens ist mit jenen leichter umzugehen.“

Als diese Umwälzung vor sich ging, nahmen die Heerden häufig die Stelle der Menschen in den Hochlanden ein. Die Ausdehnung des Gebiets konnte auf einmal mit Sümpfen und Felsen bedeckten Terrain nicht in Betracht kommen; auch dem neuen System wurde der Zahl der Hammel oder schwarzen Ochsen, die eine Besitzung ernähren konnte, als Norm angenommen. In den weniger hochgelegenen und fruchtbaren Gegenden kam die landwirthschaftliche Revolution auf eine andere Art zum Ausbruch; die großen Grundeigenthümer schlugen die kleinen Pachtungen von 16—50 Morgen zusammen und bildeten daraus Pachtungen von 200—300 Morgen. Dadurch wurde ebenfalls die Entvölkerung des Landes herbeigeführt. Viele Häuser wurden von ihren Bewohnern verlassen, die auswanderten oder in die benachbarten Städte als Tagelöhner gingen. Seit 60 Jahren sind die Auswanderungen aus Schottland sehr bedeutend. Kanada, Neu-Schottland und viele Distrikte der Vereinigten Staaten haben sich auf Kosten der Inseln und nördlichen Grafschaften bevölkert. Oft fanden die Auswanderungen in Masse statt. Als Einwohner einer Gegend, in welche das schwarze Vieh oder die Englischen Pächter eingedrungen waren, drachen zusammen auf und siedelten sich an einem Ort an. In solchem Falle verlauschten sie nur ihren düsteren und nebligen Himmel mit einem heiteren, und einen undankbaren Boden, der ihnen nicht gehörte, gegen einen ergiebigeren, der ihr Eigenthum wurde. Ihr moralisches Vaterland, d. h. ihre Anschauungen, ihre Religion, ihre Nationalieder, ihre erblich Heiterkeit, drachten sie zu doch mit.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Die Irländer in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Weiterer Beweise als dieser Worte der Amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung bedarf es nicht, um zu zeigen, wie unpolitisch, zum mindesten gesagt, jede solche den offenbaren Absichten Gottes selbst entgegentretende Tendenz ist, oder wie beschränkt der Geist derer seyn muß, die sie hegegen, daß der Zweck ehrlich sind, welche glauben, diese neue Welt sey einzig und allein für die gemacht, welche zufällig auf ihrem Boden geboren sind. Es steht wie Hohn aus, wenn die Erklusionisten erklären, sie möchten schon „dem fleißigen und unternehmenden Fremden erlauben, die Früchte ihrer Arbeiten unter ihrem eigenen Weinstock und Feigenbaum zu genießen“; aber „der Sohn der Leibeigenen sollte nicht mit dem von Freigeborenen erben, mit anderen Worten, sie hätten keinen Anspruch an das glorreiche Erbtheil unserer Rechte, und wir handelten mit außerordentlicher Liberalität, wenn wir ihnen Alles bewilligten, nur nicht das Wahrrecht.“

Doch wir kehren zu den Irländern zurück. Es ist wahr, die Irländer haben mit großen Vorurtheilen zu kämpfen in fast allen Theilen der Union, obgleich in verschiedenem Grade. In einigen Orten werden dieselben offen und gewaltsam ausgerottet. In anderen ist dies Gefühl auf der Oberfläche des gewöhnlichen Verkehrs nur wenig sichtbar, aber es giebt vielleicht keinen beobachtenden Irländer, der nicht bei einer oder der anderen Gelegenheit Ursache gehabt, diese niederschlagende Thatsache zu bemerken. Uebrigens finden die Irländer in einigen von den neuen Staaten, welche diesen großen Union mehr Verwandschaft mit ihren Gewohnheiten und Gefühlen, als in anderen. Und alle scheinen darin übereinzustimmen, daß im Ganzen Neu-England für einen Irländer der schlechteste Boden ist, darin Wurzel zu fassen und zu gedeihen. Die festen Gewohnheiten des Volks, die reine Englische Abkömmung der großen Majorität, der Gegensatz der religiösen Gesinnungen und Formen, und Mißtrauen gegen jedes fremde Eindringen irgend einer Art, haben diesen Staaten einzigen, die sich dem Fankeethume gern aufpfropfen möchten, in der Hoffnung, seine Interessen und sein Glück mit ihm zu theilen. Die Masse der Irischen Emigration nach den westlichen Staaten besteht hauptsächlich aus Feld-Arbeitern. Da es ihm in früheren Zeiten verfagt war, seinen anerkannt lebendigen Geist durch Erziehung auszubilden, so ist der Emigrant dieser Klasse bisher nur zur Verrichtung von Arbeiten tauglich gewesen, die nichts als Muskelkraft erfordern. Ohne jene Anreizungen zum Fortschritt, wie sie dem gegeben sind, der eine Erziehung bekommen hat, waren diese Wesen zu einem hoffnungslosen Zustand sozialen Elends verdammt. Ihre Unfähigkeit zu jedem Geschäft, das die Anwendung geistiger Kraft erfordert, bestimmte sie zu Holzhauern und Wasserträgern. Der hohe Lohn und das bessere Leben in Vergleich mit dem, woran sie in Europa gewöhnt waren, sollte doch ihr Selbstgefühl erweitern und sie moralisch heben. Aber die verderbliche Gewohnheit des Whiskeytrinkens, die diesen Leuten gemein ist, und die höchst tadelnswerthe Sitte der Unternehmer öffentlicher Arbeiten, ihnen denselben in großen Quantitäten zukommen zu lassen, haben sie bis auf die jüngste Zeit in

Digitized by Google

einem Zustand rein thierischen Genusses erhalten.*) Das ist die wahre Quelle aller von den Irländern in diesem Lande begangenen Excesse. Durch geistige Getränke gestachelt, kennt die natürliche Reizbarkeit ihres Temperaments keine Gränzen. Sobald das Andenken ihrer alten Fehden in der vorigen Hitzand durch irgend ein zufälliges Wort geweckt wird, stürzen sie in den Kampf mit ihren Landsleuten, Vater, nach den kaum übertriebenen Worten des Liedes: „sie betrachten sich, suchen ihren Freund auf und schlagen ihn aus Liebe zu Boden", und bieten so den erstaunten Amerikanischen Zuschauern, denen dies eben so viel Spaß macht, als Verachtung einflößt, eine Scene, die nicht ihres gleichen findet, außer bei den Stämmen der Wilden an ihren Gränzen, wenn sie in offenem Kriege mit einander sind.

Solche Scenen, die jetzt, Gott sey Dank, immer seltener werden, mußten natürlich den Irischen Charakter sehr herabwürdigen; doch der bessere Wandel derer, die lange im Lande gewesen, und die bessere Klasse von Emigranten, die kürzlich Irland verlassen, nehmen täglich mehr solchem Skandal die Aussicht zur Rückkehr, während die Gewißheit vollständiger Wiedergeburt unter den Millionen, die noch im alten Lande leben, durch die wunderbare Wirksamkeit ihres großen lebenden Apostels, eine Garantie für den moralischen Werth derer ist, die künftig zu uns kommen.

*

Ein großer und schädlicher Irrthum der einwandernden Irländer — denn eigentliche Quelle wir schon berührt — ist der Eifer, womit sie sich zu Klubs und Gesellschaften gesellen, die zwar gute, aber mißverstandene Zwecke haben. Das Wort „Klub" ist für Irländer in diesem Fall eine Täuschung der schlimmsten Art und bietet ein Seitenstück zu jener Einigkeit in der Heimat, die nichts als Schwäche und Zwietracht erzeugt hat. Je mehr ein Irländer sich von diesen ausschließlich Irischen Verbindungen losreißt, desto mehr Aussicht hat er, sich mit den Amerikanern zu amalgamiren, unter welche sein Schicksal geworfen ist und in deren Freundschaft er am Ende den Lohn seines Fleißes und seiner Thätigkeit zu finden hat. Man kann geradezu sagen, daß die Iren, denen es am besten in den Vereinigten Staaten gegangen ist, solche sind, die eine unabhängige Stellung eingenommen und, sich von jeder planartigen Verbindung fern haltend, sich allein durchgearbeitet haben. Solch ein Mann war der verstorbene Mathew Carey von Philadelphia, dessen Lebensgeschichte für seine unternehmenden Landsleute ein Beispiel ist, das mehr Werth hat als ein Denkmahl, wenn für ihn selbst ein Denkmal, ehrenvoller als eine Marmor-Statue.

Die periodischen Blätter, die fast ausschließlich für Irische Leser erscheinen, enthalten einen Schatz werthvoller Artikel, die ihrer Bildungsstufe angemessen sind. Es ist zu bedauern, daß diese Blätter, die bis zu einem gewissen Grade sich defensiv verhalten und durch eine Reihe beschimpfender Angriffe zu Gegenangriffen gezwungen werden, zuweilen in einen persönlichen Anklagezustand fallen, der ihrer guten Sache niemals nützt. Sie sind auch viel zu seltenmäßig gepaart: die Ehre ihres Landes und der patriotischen Häupter desselben, ihres Glaubens und der Apostel desselben zu vertheidigen, ist durchaus nur lobenswerth, aber wir glauben nicht, daß Zeitungen das geeignete Feld für polemische Erörterungen sind. Groß und schätzbar jedoch ist der Dienst, den sie durch die Sache der Mäßigkeit und der wahren Frömmigkeit leisten durch die Einschärfung jenes Prinzips der Mäßigkeit, das ganz für Irland gemacht und für die Irländer in Amerika ein unaussprechlicher Segen ist. In dem „Boston Pilot" vom 5. Dezember 1840 ist eine jener Annoncen, die jetzt in diesem und anderen Blättern so häufig zu finden ist: „Die Sache der Mäßigkeit", heißt es da, „macht immer herrlicher Fortschritte im ganzen Lande. Es können nicht weniger als tausend Individuen seyn, die in den Neu-England-Staaten das Gelübde abgelegt. In Lowell sind es fast zweitausend, in Providence und seiner Nachbarschaft gegen einhundert, in Salem und seiner Umgegend einhundertundzwanzig." Der „Pilot" giebt sodann eine Aufzählung, aus der hervorgeht, daß im Staate Pennsylvanien 11,700 Scheine von der losen Gesellschaft ausgestellt worden sind. Dergleichen Obste und Kometenkluft gewinnen eben so schnell Proselyten für diese große Sache. Aber es wird richtig bemerkt: „So lange der Staat und privilegirte Gesellschaften den Unternehmern erlauben, den Arbeitern Schnaps zu geben, so lange können unsere Bemühungen, sie alle von diesem schmählichen Joch zu befreien, von keinem rechten Erfolg begleitet seyn."

Eine andere Maßregel, die das Beste der Irländer, wie überhaupt aller Einwanderer, erfordert, und die auch zum Theil schon in der Ausführung begriffen ist, das ist die Bildung von unter einander verzweigten Emigranten-Gesellschaften im ganzen Lande, die aber nicht den Zweck der oben erwähnten Klubs haben sollen, exclusive Vereinigungen zu nähren, die mit denen der Masse der Bewohner nicht im Einklang sind. Vielmehr soll die Wirksamkeit derselben darin bestehen, statistische Details und richtige Kunde einzuziehen über die besten Mittel, wie den Neuangekommenen Arbeit zu schaffen sey, und diese Kunde unter ihnen zu verbreiten. Dadurch würde einestheils ihre Anhäufung in Städten verhindert, wo sie nur eine prekäre Subsistenz finden können, und anderentheils würde es ihnen dadurch leichter gemacht, sich in das Innere zu zerstreuen mit der Gewißheit, beständige Beschäftigung daselbst zu haben und sich endlich unabhängig zu machen.

Obgleich alle Pläne zur Belehrung und Unterstützung der Emigranten die Ankömmlinge aller Nationen umfassen sollten, so sind es doch die Irländer vorzugsweise, welchen diese Bemühungen zuzuwenden sind. Sie bilden einen bedeutenden Theil der ganzen Einwandererwasse, und mit Rücksicht auf die Forderungen dieses Landes und die Geschicklichkeit der Irländer, denselben Genüge zu leisten, muß man gestehen, daß keine Fremden diese Uer betreten, deren Dienste mehr vonnöthen oder deren Arbeiten für ihr neues Vaterland belohnender sind, die so schnell seine Institutionen sich gewinnen oder so leicht im Lande heimisch werden.

Die Deutschen sind ihrer Erziehung gemäß mehr daran gewöhnt, sich allen Gefühlen hinzugeben, als sich mit gegenwärtigen Interessen zu beschäftigen. Ihre Vorstellungen beruhen auf alten Regierungsformen und alten Gesellschaftsideen, die einer herrlichen Entwickelung fähig sind. Aber durch die Politik mancher ihrer Regierungen werden sie träge und stumpf, und das Volk, nicht gewöhnt an die Geltendmachung eigenen Willens, beugt sich vor der Gewalt oder beschließt höchlens, vor dem zu fliehen, welchem widerstehen zu können sie verzweifeln. Sie suchen mehr ein Obdach gegen den Sturm, als ein offenes Feld für ihre Thätigkeit. Diese Eigenschaften machen sie unfähig in Amerika aus, meiden bei ihrer Ankunft die großen Plätze des Handels und der Corruption und ziehen sich in die Ruhe und Abgeschiedenheit entfernter Rural-Niederlassungen zurück.

Der Irländer dagegen ist ein feuriges, unternehmendes und vor Allem ein geselliges Wesen. Er liebt es, seinen Weg durchs Leben sich durchzuarbeiten oder durchzuschlagen, wenn's Noth thut. Und wenn man ihn bei seiner Ankunft in Amerika sich selbst überließe, so würde er sich nicht niederlassen, sondern in dem geschäftigen Leben irgend einer volkreichen Stadt umherschwärmen. Er war sein ganzes Leben lang an eine dicht bevölkerte Nachbarschaft gewöhnt. Seine kleine Insel, die nicht größer ist als der Staat Maine, enthält acht Millionen oder noch mehr Einwohner, halb so viel als die ganze Union. Einen solchen Mann zu bewegen, daß er die Einsamkeit liebt oder die Wildniß aufsucht, ihn zu lehren

„Nur Felsen träumen und an Gräbern Gras Wachsn nicht bringt des Menschen Schöpferhand"

oder ihm den Sinn von Cowper's schönen Worten: „Gott schuf das Land, der Mensch die Stadt", beizubringen, dazu müßt ihr ihm große Lockungen vorhalten, mehr als seinen Stolz, als an seine Vermunft appelliren und ihn lieber durch den Ruhm, Schwierigkeiten zu überwinden, anspornen, als durch die Aussicht auf Ruhe ihn zu gewinnen suchen.

Nichts ist wichtiger für Menschen, die für den Genuß gewisser Rechte gemacht sind, als ein richtiges Verständniß dessen, was dieselben in sich fassen. „Leben, Freiheit und das Streben nach Glück sind die unveräußerlichen Rechte des Menschen", sagt die Amerikanische Unabhängigkeits-Erklärung; aber ohne dieser ehrwürdigen Freiheits-Urkunde zu nahe zu treten, kann man doch bemerken, daß eine nähere Erklärung dieser Klausel eine kopfzerbrechende Aufgabe für den tiefsten Juristen sein möchte. Unter den natürlichen Rechten des Menschen, eine Phrase, die in Lehrmanns Munde ist, könnte man die Rechte, welche die Menschen in einem Naturzustand besitzen, aber dies würde keineswegs jene Theoretiker befriedigen, welche, alle Prinzipien der Gesellschaft „und Regierung unter einander verkehrend, Gesetz- und Rechts-Systeme aufbauen, die nicht mehr Bestand haben, als die Luftschlösser des wachenden Träumers. Ein gründliches Studium des Gegenstandes ist nicht im Bereich jedes Individuums, aber Jedweder ist eine gänzliche Verwechslung desselben unverzeihlich bei denen, welche die Pflicht auf sich nehmen, den öffentlichen Geist zu belehren. Es ist also für das Gemeinwohl unerläßlich nothwendig, daß dazu geeignete Personen angewiesen werden, allen Fremden, welche dieses Land in der Absicht, sich daselbst niederzulassen, aufsuchen, einen gewissen Grad allgemeiner Belehrung zu geben. Statt, wie bisher, den Umtrieben von Projektenmachern überlassen zu werden, die eben so unwissend als viel strafbarer als sie sind, sollten sie gleich bei ihrer Ankunft von eigens dazu angestellten Beamten in Empfang genommen, auf den richtigen Weg geleitet, in die ersten politischen Kenntnisse, die ihrer Fähigkeit angemessen sind, allmälig eingeweiht und gegen die bösen Wege gewarnt werden, auf welche so viele aus Mangel an diesen Vorsichtsmaßregeln gerathen sind.

(N. A. R.)

Türkei.

Intelligenz und wissenschaftliche Begriffe in der Türkei.

Nach Ami Boué.

Alle Völker der Türkei zeigen vielen Verstand und, trotz ihrer großen Unwissenheit, oft einen bewundernswürdigen Scharfblick. In vielen anderen Ländern Europa's findet man oft Bauern, die zwar ihre Landwirthschaft verstehen, aber in jeder anderen Beziehung so gut als dumm sind; dieser Fall scheint im Türkischen Reiche unendlich seltener vorzukommen. Der Bauer und überhaupt der gemeine Mann begreift hier gleichsam instinktmäßig mehr durch Intuition eine Menge von Dingen, die man über Reflexion und Erfahrung

*) „Ich war vor einigen Tagen" so erzählt Michel Chevalier, „auf einer im Bau begriffenen Eisenbahn, an der die Irische Ankömmlinge arbeiteten. Sie haben Wohnung und Kost; folgendes ist ihr Küchenzettel: drei Mahlzeiten täglich, und bei jeder Mahlzeit eine Menge Fleisch und Weizenbrod; bei zwei von diesen Mahlzeiten Kaffee und Zucker, und einmal täglich Butter. Im Laufe des Tags bekommen sie sechs bis acht Glaser Whiskey, was vom Wetter abhängt. Außerdem erhalten sie täglich vierzig Centimen unter den ungünstigsten Umständen und oft 60—75 Centimen.

Digitized by Google

glauben sollte. Diese schöne Eigenschaft ist wohl in gleichem Grade das Ergebniß seines glücklichen Naturells und Klima's, wie seiner unabhängigen Erziehung, seiner politischen Lebensweise und der vortrefflichen Municipal-Einrichtungen der Gemeinden.

Bulgarische oder Griechische Bauern überhäufen den Fremden mit Fragen über die Ackergeräthschaften seines Landes, die Arten der Feldbestellung, die Methode der künstlichen Vermehrung der Erzeugnisse u. s. w. Da sie die Ueberlegenheit der Europäer in diesem Gebiete ahnen, aber ohne Lehrer und ohne Vorbilder sind, so suchen sie den Fremden in ihrem Lande zu halten, um von seiner Erfahrung Vortheil zu ziehen. Andere raisonniren sehr verständig über die Fehler der Osmanischen Verfassung, die Zukunft der Türkei und über die schlechten Gränzen, die man dem Königreich Griechenland gestellt hat.

Die Slaven im Türkischen Reiche theilen mit ihren Stammesverwandten in Europa das Talent, fremde Sprachen leicht zu erlernen, wozegen den Osmanen jede ausländische Sprache sauer wird, besonders die Aussprache.*) Man muß die Unbekanntschaft der Türkischen Beherrscher mit den Sprachen der Raja's mehr diesem Umstande, als der Geringschätzung beizumessen, womit sie ihre christlichen Unterthanen betrachten.

Die meisten Völker der Türkei zeigen natürliches Geschick zu mechanischen Beschäftigungen; besonders glücklich sind sie im Nachmachen der verschiedensten Gegenstände, obschon ihre Werkzeuge sehr plump sind. Die Griechen haben vorzugsweise einen erfinderischen, mathematischen Kopf; auch leisten sie allein bis jetzt etwas Bedeutendes als Ingenieure, Architekten, Maler und Bildhauer.

Damit sey nicht gesagt, daß der Osmane zu Künsten und strengern Wissenschaften gar keine Fähigkeit habe. Bei seinem wohl organisirten Kopfe und seiner gesunden Urtheilskraft kann er lernen, was er will, wenn er nur den phlegmatischen Hang Ungarns in seiner Brust zu überwinden vermag: bis jetzt beweist manche junge Türke, der in Europa seine Bildung erhalten. Mit dem Slaven verglichen, besitzt der Türke mehr Fähigkeit und mehr Tendenz, zu abstrakten Begriffen oder zum Idealismus sich zu erheben, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Man hat schon öfter behauptet, es sey noch keinem Russischen Slaven gelungen, in der Mathematik bis zum Differential-Kalkül sich zu erheben, aber wenigstens sey noch kein die höhere Mathematik umfassendes Werk aus der Feder eines Russen von ungemischter Abkunft hervorgegangen.**) Wir lassen dahingestellt seyn, ob man aus diesem noch nicht Schlüsse ziehen könne, würden uns aber sehr getäuscht fühlen, wenn ein Slave in der Türkei, besonders ein Serbe, an einem solchen Unternehmen scheiterte, wiewohl diese Nation bis auf den heutigen Tag fast nur Dichter, Historiker, Literaten, Aerzte und Maler geliefert hat. Im Allgemeinen besitzen jedoch die heutigen Bewohner der Türkei nicht viel mehr Sinn für das wahrhaft Schöne und Großartige in den Künsten, als die Osmanen selber.

Der Türke hat die verworrensten und seltsamsten Begriffe von Geschichte, Politik und Geographie. So z. B. will er noch nicht die Idee fahren lassen, daß es in Europa gerade sieben Könige gebe, und daß die Krone eines jeden Europäischen Königs (Kral), wenn er das Zeitliche segnet, nach Konstantinopel gebracht werde, weil sie Alle dem Sultan zinspflichtig seyn sollen. Mehrere Türken sagten mir treuherzig, die Russen seyen nach der Schlacht bei Konje auf Befehl des Sultans im Bosporus erschienen. Seit der Gründung des Königreichs Griechenland haben sie wenigstens den König von Bayern kennen gelernt. Der Kaiser von Oesterreich gilt bei ihnen noch immer für den Oberherrn aller Deutschen Fürsten; sagt man ihnen aber, er sey außerdem noch König von Ungarn und der Lombardei, so begreifen sie dies nicht viel leichter, als eine Erklärung der Dreieinigkeit. In Afrika kennen sie nichts als Aegypten und die Barbareskin-Staaten; und von Asien gehört bei ihnen Alles, was hinter Persien liegt, und Persien selber zu den Wenigkeiten, ihnen nur die Bewohner der Freistaaten etwas bekannt, allein von ihrer Herkunft wissen sie so wenig, wie von ihrer Verfassung.

Wie bei allen Süd-Europäern, so findet man auch bei den Bewohnern des Türkischen Reichs einen Hang zur Trägheit, an dem das warme Klima, der fruchtbare Boden und die Genügsamkeit der Bewohner großen Antheil haben. In der Bulgarei, wo das Klima wegen der eisigen Winde, die von Rußland her wehen, rauher ist, sind die Bauern arbeitsamer. Die Thätigkeit dieser Völker wird mit der Zunahme ihrer Bedürfnisse gleichen Schritt halten. Bis jetzt wundert man sich noch, daß Leute, die nichts besitzen, Tage lang am Boden kauern und schmauchen oder singen können; aber die Arbeit von ein paar Tagen ist auch in der Türkei so fruchtbringend wie wochenlange Plagen in Nord-Europa. Bei den Albanesern haben Faulheit und Arbeitsscheu den höchsten Grad erreicht; sie bauen nur so viel, als ihnen nöthig, und rauchen dann, oder hüten ihre Heerden, oder putzen den Rost von ihren Waffen.

Eine Folge dieser Lässigkeit ist jene Gleichgültigkeit gegen jede Vervollkommnung, die besonders den Muselmann und in geringerem Grade den Slaven und den christlichen Albanester charakterisirt. Jeder sagt sich: Dies ist zur Zeit unserer Väter so gewesen, und so kann es wohl auch unsere kurzen Lebens auch bleiben; oder wie der Wlache: So haben wir's gefunden und so lassen wir's (sascha on promenit, ascha om lasa). Doch giebt es, wie schon bemerkt, Griechen, Bulgaren und Serben, die große Begierde zeigen, unsere Verbesserungen und Erfindungen, besonders auf technischem Gebiete, kennen zu lernen. Gewiß werden diese Völker, wenn das Türkische Joch erst abgeschüttelt ist, große Fortschritte machen, vorausgesetzt, daß man ihren Fähigkeiten eine nützliche Richtung zu geben versteht.

* * *

Herr Ami Boué, dessen vierbändiges Werk zu dem Umfassendsten gehört, was in neuerer Zeit über die Türkei im Druck erschienen, giebt folgende Uebersicht der verschiedenen Völkerschaften in der Europäischen Türkei und ihrer approximativen Seelenzahl:

Wlachen	Wallachei 1839 . .	2,402,027		
	Moldau 1838 . .	1,419,105		
	Zusammen	3,821,132	oder höchstens	3,830,000
Serben in Serbien		886,000	" "	889,600
Muselmänner ebendas.		10,400	" "	14,000
Bosniaken		700,000	" "	800,000
Herzegowiner		300,000		
Kroaten		200,000	" "	400,000
Montenegriner		100,000		
Bulgaren		4,500,000		
Albanesen		1,600,000		
Griechen		900,000	" "	1,000,000
Zinzaren (Wlachen außerhalb der Moldau und Wallachei)		300,000	" "	600,000
Türken		700,000		
Armenier		100,000		
Juden		250,000		
Zigeuner		150,000	" "	200,000
Fremde oder Europäer		60,000		
		14,577,532	oder höchstens	15,372,800

Mannigfaltiges.

— Die westliche Gränzfrage. Die Deutsche Viertelsjahrsschrift (Stuttgart, Cotta), die der Lösung ihrer Aufgabe, das Deutsche Gesammtleben, sowohl in seinen staatlichen, als in seinen socialen und literarischen Beziehungen aufzufassen und darzustellen, immer näher kommt, enthält in ihrem letzten Hefte (April — Juni 1841) eine ganze Reihefolge von Artikeln, deren bloße Inhalts-Angabe*) einen hinreichenden Beleg für die Thätigkeit und Umsicht der Redaction liefert. Wir haben insbesondere den Artikel über die „westliche Gränzfrage" hervor, weil er ein Thema behandelt, dessen wir erst kürzlich in diesen Blättern gedachten (Nr. 43 des Magazins), nämlich die Geschichte der Französischen Eroberungen in Deutschland. Der ungenannte (bloß durch ein M. bezeichnete) Verfasser, in welchem wir einen bekannten Publizisten und Literarhistoriker im südlichen Deutschland zu erkennen glauben, giebt sich zwar noch gewissen nationalen Antipathien hin, die in einer Zeit des Druckes und der Leidenschaft, wie es die der Napoleonischen Herrschaft war, ihre Rechtfertigung finden, aber davon abgesehen, ist der Eifer, mit welchem er eine gerechte Sache derficht, nur anzuerkennen und seine Untersuchung der historischen Konstitute Deutschlands und Frankreichs seit dem 14ten Jahrhundert bis auf unsere Zeit überaus lehrreich. Darin jedoch stimmen wir dem Verfasser nicht bei, daß solche Untersuchungen nöthig seyen, um zu zeigen, daß Frankreich nicht den geringsten rechtlichen Anspruch auf die Rheingränze habe. Eben so wenig, als mein Nachbar Anspruch hat auf meine linke oder rechte Hand, wenn ich ihn auch einmal mit der einen gefüllt und mit der anderen geschlagen, und als es erst des Beweises bedarf, ein solcher Anspruch könne mit einigem Rechte gar nicht erhoben werden, — eben so wenig bedarf es derselben zu beweisen, daß das linke wie das rechte Rhein-Ufer ihm und nicht Frankreich von Gotteo und Rechts wegen zustehe. Nicht also als Rechts-Deductionen bedarf es solcher Untersuchungen, sondern als Warnungstafeln der Geschichte, die den Deutschen vorzuhalten sind, um daraus zu ersehen, wie es ihnen seit einem halben Jahrtausend ergiang, so oft sie dem Kompatten Frankreich gegenüber nicht einig und, statt eines festen Gamzheit und Macht sich bewußten Volkes, ein Gemisch von Völkern und auf einander eifersüchtiger großen und kleinen Staaten waren.

*) Der gebildete Osmane versteht zwar das von seiner Muttersprache wesentlich verschiedene Arabische; allein dieser hat er im Knabenalter schon erlernt, es ist ihm als die Sprache des Koran schon früh theuer und ehrwürdig; und da ihm selten Anlaß ankommt, mit Arabern zu konversiren, so macht er sich die Arabischen Laute mundrecht, d. h. er spricht sie aus, wie es ihm bequem ist.

**) Wie haben in der neuren Zeit (in Berlin) junge Russische Gelehrte gekannt, die, wenn sie auch noch kein umfassendes Werk dieser Art geschrieben, doch sicher den entschiedensten Beruf dazu hatten, Ausgezeichnetes auch in der Mathematik zu leisten.

*) 1) Frankreichs Nord- und Ostgränze, militairisch betrachtet. 2) Das Südwestliche Deutschland als Kriegsschauplatz betrachtet. 3) Die westliche Gränzfrage. 4) Der Kunstkampf in Deutschland. 5) Eine Deutsche Vereinsakademie der Wissenschaften (Schluß-Artikel). 6) Das evangelische Missionswesen, weltgeschichtlich und in seinem Verhältnisse zur Deutschen Nationalsache. 7) Die Ortsordnung in den religiösen Kämpfen des gegenwärtigen Deutschlands. 8) Die Studenten-Verbindungen auf Deutschen Universitäten. 9) Unmaßgebliche Ansichten und Vorschläge über den Betrieb und Geschäftsgang der jährlichen Versammlung Deutscher Landwirthe. 10) Das Deutsche Postwesen und die Idee eines großen Deutschen Post-Vereins. 11) Berücksichtigung der Individualität bei Unterricht und Erziehung. 12) Kurze Notizen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Kaiserl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Montag den 24. Mai 1841.

Frankreich.

Die Bedeutung der Daguerreschen Erfindung für die Kunst.

Als vor drei Jahren Daguerre's Erfindung ans Licht trat, glaubten nicht wenige Personen, die Malerei und die Kunst würden durch dieselbe vom Throne gestoßen werden. Die Aufgabe der Kunst, meinten sie, sey ja nichts Anderes, als eine möglichst getreue Nachahmung der Natur. Hier sey nun ein Verfahren gefunden, vermittelst dessen die Natur, zum mindesten die Form, sich wie in einem Spiegel in einer Metallplatte reflektire und auf derselben fixire. Andere berechneten im Voraus die unermeßlichen Wohlthaten dieser Erfindung; sie sahen schon im Geiste die ganze bewohnte Erde auf den Metallplatten reflektirt und fixirt; ihre Ahnung zeigte ihnen schon, wie sich die Städte, ja ganze Länder ihre respektiven, reizpaar ähnlichen Portraits zusendeten; sie dichten, daß vermittelst einer riesenhaften Ausdehnung des Daguerre'schen Verfahrens die ätherischen Genüsse des Gemeingut aller Klassen der Gesellschaft werden würden. In ihrem Entzücken hatten sie nicht bedacht, daß, wenn einmal der ganze Erdball aufgenommen seyn würde, nicht so leicht ein anderer zur Hand seyn dürfte, um die so furchtbar angeregte Neugierde zu befriedigen.

Unterdeß kaufte die Französische Regierung das Geheimniß der Erfindung, und es kamen mehrere Platten zum Verkauf. Die ersten fielen Notre-Dame, die Börse, den Pont-Neuf dar. Handwerksleute kauften sie nicht; weil sie zu theuer waren: eine Platte kostete 40—60 Fr. Aber einer derselben, so erzählt man, rief, als er die Zuschauer entzückt vor einem Bilde des Pont-Neuf stehen sah, lachend aus: „Wahrhaftig, das verlohnte sich auch noch der Mühe!" Was wollte der wackre Handwerksmann wohl mit diesem bedeutungsschweren Worte sagen? Meinte er damit, daß, wenn es einmal der Pont-Neuf seyn sollte, ihm der wahre eben so lieb sey wie sein daguerreotypirter Sosias? Meinte er, daß, wenn man vor einem Spiegel, der eine Baumgruppe, ein Feld u. s. w. reflektire, nicht in Entzücken gerathe, man dies auch nicht vor einer Platte thun dürfe, welche dasselbe Phänomen weit unvollkommener reproduzire, und daß, wenn es auch Herrn Daguerre gelingen sollte, die Farben zu fixiren, wie er die Lichter und Schatten fixirt habe, er doch immer nur ein transportirbares Spiegelbild, keineswegs aber ein Gemälde zu Stande gebracht habe? Oder hatte er vielleicht gelesen, daß die entzückende Schönheit des Gemäldes in der entzückten Seele des Künstlers liege? Oder war ihm instinktartig das Verständniß geworden, daß dieser vollkommenen Nachbildung der Natur ein Etwas fehle, ein Reiz, welchen die weit unvollkommneren Nachbildungen des Malers besitzen, und der allein dem Geiste eine dauernde Anregung geben kann? Dieses Etwas, welches den Metallplatten fehlt, ist das Gepräge des menschlichen und individuellen Gedankens, ist die über die Leinwand ausgegossene Seele, ist mit einem Worte die Kunst.

Seitdem die Daguerresche Erfindung bekannter geworden, hat es sich auch gezeigt, daß nicht die schönen Künste das Gebiet sind, wo man wichtige Resultate von ihr erwarten muß. Noch ist hier in Gefolge derselben keine Revolution eingetreten, noch hat sich kein bemerkenswerther Fortschritt kundgegeben, und man kann sogar behaupten, daß sie, weit entfernt, dem Materialismus in der Kunst zu dienen, den schlagendsten Beweis geliefert hat, daß in den nachahmenden Künsten die Nachahmung nicht der Zweck, sondern das Mittel der Kunst ist. Die neue Erfindung hat die Nachahmung bis zur größtmöglichsten Treue gesteigert; aber wer wollte behaupten, daß der Zweck der Kunst hier vollkommener erreicht sey, als in einem Gemälde von Claude oder Ruysdael? Allerdings bewundere ich das Genie, das die Wissenschaft mit einer neuen Erfindung bereichert hat; ich bewundere die Vorsichtigkeit der Ausführung, mit welcher keine Menschenhand in Wettkampf treten kann. Aber das ist auch Alles. Und wo bleibt da die poetische Empfindung, welche der Zweck der Kunst ist? Wo der künstlerische Gedanke, welcher das Kunstwerk erst zum Kunstwerke macht? Welche Saiten klingen im Innern des Beschauenden an? Eine Metallplatte, welche den feinsten Zug mit mathematischer Genauigkeit wiedergiebt, hat kein Leben, drückt nichts aus. Sie ist der getreue Abdruck einer Gegend, aber ein kalter und stummer, und die physische und materielle Treue läßt mehr auf eine bloße von unseren Sinnes-Organen wahrgenommene Identität als einer vom Geiste empfundene Aehnlichkeit hinaus.

Die Malerei hat, wie alle schöne Künste, eine ihr eigenthümliche Praxis; diese Praxis besteht darin, daß sie die Umrisse der Gegenstände zeichnet und dieselben durch die Hinzufügung von Farben ergänzt. Bis dahin kömmt das Verfahren des Malers und des Daguerreotypes überein; nur daß, Praxis mit Praxis verglichen, die der Maschine ungleich vollkommener ist, als die des Künstlers. Aber damit hat auch die Maschine ihre Aufgabe gelöst, während die des Künstlers jetzt erst beginnt. Der Künstler bedient sich der Allen gemeinschaftlichen Praxis nur, um sie mit der ihm eigenthümlichen Empfindung zu beseelen; so geht er über die Nachahmung hinaus zu der ihm eigenen Manier über, gerade wie der Dichter den Allen gemeinsamen Stoff der Sprache nach der Eigenthümlichkeit seiner Empfindung formt. Warum wären sonst die großen Landschafts-Maler, die doch Alle dasselbe Material gehabt haben, so verschieden von einander wie die Meister der Dichtkunst, die ebenfalls Alle denselben Stoff, die Sprache, verarbeitet haben? Die charakteristische Manier des Malers wie der Stil des Dichters, ist eine mannigfaltige, freie Ausdrucksweise, die so unendlich ist wie der Gedanke, aus dem sie hervorgeht; während die bloße Nachahmung ihre Beschränkung in ihrem Zwecke findet und keine andere Verschiedenheit als die des Schlechteren und Besseren zuläßt.

Oben ist gesagt worden, die Reproduction einer Gegend u. s. w. durch das Daguerreotyp sey eine Reproduction, deren Treue mehr auf einer von unseren Sinnes-Organen wahrgenommenen Identität als auf einer vom Geiste empfundenen Aehnlichkeit beruhe. Wir müssen diesen Punkt weiter auseinandersetzen. Tritt in einer Straße, welche durch das Daguerreotype aufgenommen wird, nicht irgend ein bemerkenswerthes Gebäude hervor, so ist die Aehnlichkeit nicht immer so frappant, als wenn der Pinsel eines geschickten Künstlers uns ein Abbild derselben giebt. So hat es sich schon getroffen, daß die Bewohner einer Straße dieselbe in einer daguerreotypirten Darstellung nicht wiedererkannt haben. Wir sprechen hier zunächst nur von den Darstellungen, die, wie es bei den Daguerreschen Platten der Fall ist, nicht vollkommene Identität erreichen. Sonst könnte uns dieser oder jener, der alle Tage zu seiner großen Verdrießung seine Person im Spiegel wiedererkennt, Einwürfe machen. Wir lassen aber den Spiegel, der vollkommene Identität gewährt, auf sich beruhen und halten uns an die Daguerreotype Platte, der zur vollkommenen Identität die Farbe fehlt. Da behaupten wir denn, daß fast identische Gegenstände weniger leicht und weniger rasch erkannt werden, als nur ähnliche.

Um dieses anscheinende Paradoxon zu rechfertigen, müssen wir also beweisen, daß die vollkommene Aehnlichkeit nicht von der Identität abhängt; das ist nicht so gar schwer. Der Skulptur, der Kupferstich geben eine der wesentlichsten Bedingungen der Identität, der Farbe, auf, ohne dadurch eine der Bedingungen der Aehnlichkeit zu opfern. Die Malerei, obgleich sie sich der Farbe bedient, erreicht doch die Aehnlichkeit nicht durch die Identität, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn von zwei Malern der Eine mit der ängstlichsten Sorgfalt, und ohne einen Grashalm zu vergessen, wir Gegend kopiren wollte, der Andere aber danach strebte, nur das Charakteristische zu fassen und darzustellen, dieser, und nicht jener, uns nicht nur die interessantere, sondern auch die ähnlichste Darstellung geben würde.

Lassen wir aber diesen Punkt noch auf sich beruhen und suchen wir einen Maler auf, der sich zum Kopisten macht. Sitzen wir diesen, und den Kaiser Napoleon in natürlicher Größe zu malen, bitten wir ihn, bei der Ausführung mit der ängstlicher Treue zu Werke zu gehen, daß man das Gewebe des Stoffes, die Stickerei der Tressen u. s. w. aufs genauste erkennen kann. Um nun die Identität in einem Punkte zu unterbrechen, bitten wir ihn, die Nase etwas zu verlängern oder die Stirn herabzudrücken. Wie haben dann wohl noch irgend eine Person, aber nicht mehr den Kaiser. Gehen wir sodann zu einem geschreichen Künstler und bitten wir ihn, uns einige Striche auf ein Stück Papier hinwerfen, wie sie der Kaiser vor uns steht. Nehmen wir hierauf die Beine, den Ueberrock, den ganzen Kaiser hinweg, und lassen wir nur den kleinen Hut zurück. Auch dann ist er es noch. Was folgt daraus? Daß die Aehnlichkeit verloren geht, wo eine Bedingung der Identität fehlt, und daß sie besteht, wo keine dieser Bedingungen übrig bleibt.

In diesem Beispiele, wird man sagen, ist der Hut mehr ein Symbol als etwas Aehnliches. Zugestanden und um so lieber, als daraus gefolgert werden soll, daß jedes Aehnliche ein Symbol ist, und daß eben deshalb die Bedingungen der Aehnlichkeit ganz anderer Natur sind als die der Identität. Was ist denn ein Symbol? Es

Google

ist ein abgekürztes Zeichen, welches Gegenstände und mannigfache Verknüpfungen und Beziehungen ins Gedächtniß zurückruft. So erinnerte der Hut an den Kaiser und an das Kaiserthum. Und wer statt den Stimm vieles Symbole! Der Geist, der Geist allein; denn die Augen sehen nur das Zeichen und sind nur die Boten, welche es dem Geist überbringen, ohne zu wissen, was es enthält. Und was ist nun die Aehnlichkeit? Sie ist eine Verbindung von Zeichen, welche Gegenstände und mannigfache Verknüpfungen und Beziehungen ins Gedächtniß zurückrufen. So erinnert z. B. diese Leinwand, auf welcher Bäume und Felsen dargestellt sind, an andere Gegenstände, welche nicht dargestellt sind, wie der Künstler sie gedenkte auf und die Beziehungen, welche der Maler hineingelegt hat? Der Geist, der Geist allein; denn die Augen sehen nur das Zeichen. Während sie eine von hohen Eichen beschattete Wiese betrachten, drängt sich dem Geiste, nach der Intention des Künstlers, der Eindruck ländlichen Stillebens auf, und vor ihm stehen Hirten und Schafe da, die gar nicht dargestellt sind.

Wenn aber die Aehnlichkeit wirklich ein Symbol ist, und wenn die Kunst auf der Aehnlichkeit beruht, so ist daraus zunächst die Folgerung zu ziehen, daß, da die Aehnlichkeit, sowohl wenn sie ausgedrückt als wenn sie empfunden werden soll, der Mitwirkung des Geistes bedarf, keine Maschine eine der Erscheinungen hervorzubringen vermag, welche der Aehnlichkeit angehören, also auch keine der Erscheinungen, welche der Kunst angehören. Selbst wenn die Daguerreotype so weit vervollkommnet würde, daß es das gefärbte Bild unbeweglicher Gegenstände, oder gar bewegter, reproduziren könnte, würde es der Kunst noch um keinen Schritt näher gerückt seyn, denn nothwendigerweise, und in diesem Falle in noch höherem Grade, wird es die Identität statt der Aehnlichkeit geben, das Bild des Gesichtsraren anstatt des Zeichens, des Unsichtbaren. Kommt es auch durch und für die Materie, auftatt der Materie durch und für den Geist. Mit jeder Vervollkommnung der Maschine werden sich sogar die Produkte derselben immer weiter von den Produkten der Kunst entfernen. In ihrem gegenwärtigen Zustande haben die Lichtbilder, gerade weil die Identität nicht vollständig ist, noch das mit den Produkten der Kunst gemein, daß das Zeichen der Gegenstände verkürzt wird, weil sie nicht die Farben derselben geben. Kommt es auch noch dahin, so hat die Materialisirung den höchsten Grad erreicht, und wenn das Zeichen ganz vollständig ist, werden die Augen genügen, wo der Geist nichts mehr zu thun hat. Dies findet bei der Reflexion im Spiegel statt; denn der Spiegel ist die antipixirte Verwirklichung der höchsten Wunder, die man von dem Daguerreotype erwarten darf, nur mit dem Unterschiede, daß das flüchtige und von der Anwesenheit des Gegenstandes abhängige Bild von dem Daguerreotype fixirt wird.

Wir haben nicht von vornebrein vom Spiegel zu behaupten gewagt, was wir von den Lichtbildern ausgesagt haben, nämlich daß das vollkommen Identische weniger leicht zu erkennen sey, als das nur Aehnliche. Jetzt aber, wo wir uns überzeugt haben, daß die Bedingungen der Identität ganz anderer Art sind als die der Aehnlichkeit, dürfen wir auch wohl mit der Ansicht hervortreten, daß ein Spiegelbild nicht so leicht erkennbar, also nicht so ähnlich sey, wie ein Produkt der Kunst. Fragen wir nur, was begründet die Aehnlichkeit? Aehnlich ist das, was an einen anderen Gegenstand erinnert, nichts Anderes. Vollkommen ähnlich ist das, was augenblicklich und nothwendig diese Erinnerung hervorruft. Augenblickliche Erinnerung ruft aber nicht sowohl das hervor, was dem Gegenstande selbst ähnlich ist, als was der Idee ähnlich ist, die wir von dem Gegenstande haben. Angenommen, es zeichne Jemand mit ein paar Strichen ein Thier mit vier dünnen Beinen, einem dicken Bauche, einem mageren Schwanze und zwei langen Ohren; so wird Jeder sogleich ausrufen: „Das ist ein Esel!“ Und dennoch gleicht diese Skizze keineswegs einem wirklichen Esel, noch er gleicht ihm, wenn er gemalt wie wir und von einem wirklichen Esel machen, daß er augenblicklich die Erinnerung an diesen hervorruft. Die Aehnlichkeit kann freilich vervollständigt, alle einzelne Theile können sorgfältig ausgeführt werden, ohne daß die Aehnlichkeit schneller oder leichter erkannt werde. Mag Jemand einen Spiegel holen, um ein natürliches Abbild des Esels zu haben, so wird ihn doch Niemand in diesem schnellier oder leichter als auf der Skizze erkennen.

Will der gewöhnliche Menschenverstand uns dies nicht zugeben, will er uns nicht einräumen, daß die Kunst desjenigen, der die Skizze entworfen hat, weit befähigter sey, die Aehnlichkeit hervorzubringen, als die strengen Gesetze der Optik, so schieben wir den Esel bei Seite und fordern wir den gewöhnlichen Menschenverstand auf, an seine Stelle zu treten. Dieser steht nun vor dem Spiegel, und wir betrachten ihn. Da sehen wir denn, daß er einen lange Hals macht, eine erhabene Miene und einen gewissen Ausdruck der Biederkeit hat: von Geist und Schlauheit zeigt sich keine Spur, dieses Portrait des ordinairen Menschenverstandes, welches wir entwerfen, indem wir ihn vor dem Spiegel setzen, giebt uns doch im Grunde mehr die Ahnung als die Anschauung ein; wir fassen es mehr mit dem Geiste als mit den Augen. Wir ergänzen ihn durch die wechselnden Symptome, die sich auf seinem Gesichte darstellen. Fragen wir ihn darum, ob er auch wohl bemerkt hat, daß die kostbarsten Symptome, die, welche uns sein ganzes Innere entschleiern, etwas Anderes sind, als die Bildung seiner Stirn, als der Schnitt der Augenlieder, als das Oval des Gesichtes. Fragen wir ihn vor Allem, ob er auch wohl bemerkt hat, daß von diesen Symptomen die einen gleichzeitig, die anderen auf einander folgend sind, so daß der Spiegel sie in keinen gegebenen Zeitpunkte im Vereine darstellen könnte, und daß, in welchem Augenblicke das Daguerreotype sein Bild fixiren wollte, dieses Bild und immer nur den kleinsten Theil, den zehnten Theil seines Wesens geben würde.

Wenn nun schon der ordinaire Menschenverstand sein Portrait ähnlicher finden müßte als sein im Spiegel reflektirtes Bild, wie wird es denn erst werden, wenn es sich um eine Gestalt handelt, die ihm weniger bekannt ist, als seine eigene, oder wie für eine flüchtige, obwohl charakteristische Spur in seinem Gedächtnisse hat. Angenommen, eine solche Gestalt erschiene ihm im Spiegel, so soll er uns aufrichtig sagen, ob er sie an der unendlichen Menge der identischen Einzelheiten erkennen würde, die er nicht genau beobachten konnte. Wäre nicht vielmehr zu fürchten, daß ihm die charakteristischen Zeichen, die sich ihm eingeprägt haben, hier entschlüpfen, weil sie unter so vielen anderen bedeutungslosen verschwinden? Wäre es ihm nun statt des Spiegels ein Portrait vorgeführt worden, das bereit eine nicht so vollendete, aber charakteristische Aehnlichkeit, so ist anzunehmen, daß er die Person weit leichter erratben würde. Wir werden so unwiderruflich zu der Ueberzeugung hingeleitet, daß der Portrait-Maler, wenn er ein Gesicht aufmerksam betrachtet, etwas ganz Anderes beabsichtigt, als der Terne der Spiegels nachzuahmen, oder wenn er nach dieser Treue strebt, so ist er nicht mehr Künstler, sondern Kopist. Wenn es aber einmal kopirt seyn soll, so verdient jedenfalls der Spiegel oder die Quelle, in welcher Narziß sich so wohlgefällig beschaute, den Vorzug.

Zu verwundern ist es nur, daß der ordinaire Menschenverstand dies Alles nicht selbst entdeckt hat. Es ist doch eine gewöhnliche Erscheinung, daß der Maler, welcher mit ängstlicher Sorgfalt die einzelnen Züge, das Gefleckt der Haut, die Falten und Warzen kopirt, nur eine glatte und unlebendige Aehnlichkeit zu Tage bringt, während ein anderer, der manche dieser Partikularitäten unterrückt und sich nur an das Charakteristische hält, eine frappante und belebte Aehnlichkeit hervorbringt. Dies allein hätte schon zeigen sollen, daß eine materielle Kopie auch nur eine materielle Aehnlichkeit, eine bessere oder schlechtere Maske geben kann, während eine intelligente Nachahmung zur moralischen Aehnlichkeit, zum wahren physiognomischen Ausdruck gelangt.

Gehen wir jetzt zu landschaftlichen Darstellungen über, so zeigt sich dieselbe Erscheinung, denn auch die Gegenden gleichen sich nicht durch die Grashalme oder durch die Ziegeln auf den Dächern, sondern durch die charakteristischen Züge, durch die Uebereinstimmung des Zeichens mit dem vom Geiste bewahrten Eindruck. Diesen Eindruck empfängt der Geist beim ersten Anblicke einer Landschaft; er besteht aus wenigen Zügen, aber aus sehr unterscheidenden. Der Beschauer sieht links einen Thurm, geradezu eine Haide, in der Ferne die Züge der Wolken; er sieht noch andere Dinge, die aber, weil sie dieser Gegend mit anderen gemein sind, sich in seinem Gedächtnisse verwischen und keinen bestimmten Eindruck zurücklassen. Was ist die Folge? Wenn später dem Geiste das Bild dieser Gegend vorgeführt wird, so kann es sich leicht treffen, daß er, zerstreut durch eine Menge unbedeutender Einzelheiten, in welchen die charakteristischen Elemente der Gegend untergehen, sie nicht wieder erkennt. Wenn ihm aber eine Aehnlichkeit gezeigt wird, die aus weit weniger einzelnen Zügen, aber aus unterscheidenden Zügen besteht, so wird er die Gegend nennen und erkennen.

Wir brauchen nicht weiter zu gehen, denn die vorstehenden Bemerkungen klären wohl die Frage, die wir auf Veranlassung der Daguerreschen Lichtbilder aufgeworfen haben, hinlänglich auf. Die Frage war, in welchem Verhältnisse die Identität, als die der Daguerreschen Erfindung zukommende Nachahmung, und die Aehnlichkeit, als die der Kunst zukommende Nachahmung, zu einander stehen? Nun sind dieses Verhältniß bekannt geworden, dadem wir nur noch die beiden Seiten einander gegenüberzustellen. Die Identität, das Resultat der bloßen Technik, ist das Bild des Gegenstandes, das weiter nichts giebt als rein dieses selbst; die Aehnlichkeit ist das freie Zeichen, welches noch etwas Anderes ausdrückt als das bloße Bild. Die Identität ist nur eine Darstellung der Gegenstände; die Aehnlichkeit wirkt nach Belieben auf dieses oder jenes Sinn, regt dieses oder jenen Eindruck, dieses oder jene Empfindung an und verklärt das Endliche zum Unendlichen, die Nachahmung zur Kunst.

Von diesem Gesichtspunkte aus eröffnet sich uns ein weiter und neuer Gesichtskreis, und die Wolken, hinter denen sich uns so leicht die Gesichtskreis der Kunst verbirgt, zerstreuen sich, um am Himmel hinter den künstlichen Erfindungen der allgemeinen Gedanken leuchten zu lassen, der aus allen Gegenständen, welche die sichtbare Welt einschließt, nicht Muster, sondern Werkzeuge seiner Schöpfungen macht. Von hier aus sehen wir die Nachahmung, deren letztes Ziel die knechtische Nachbildung der Gegenstände seyn würde, ihren Platz der Aehnlichkeit abtreten, welche das ausdrucksvolle und unendlich mannigfache Zeichen der Gegenstände und der Gedanken und unsichtbaren Beziehungen ist, deren Verständniß allein der Geist besitzt. Von hier aus zeigt es sich, daß der Mensch, je nachdem er kopirt oder gestaltet, je nachdem er nachahmt oder etwas Eigenes ausdrückt, je nachdem er empfängt oder giebt, Maler oder Künstler, Verfemacher oder Dichter, eine intelligente Maschine oder ein selbstschöpferisches Genie ist. (B. U.)

England.

Schottland in politischer, literarischer und industrieller Beziehung.

(Fortsetzung.)

Allmälig haben indeß die Aufwandnerungen in den Hochlanden abgenommen. Die Lage des Volks hat sich gebessert. Das Hammelfleisch gewährt ihnen eine billige Nahrung, und die Kartoffel, deren Anbau seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Schottland ein-

Digitized by Google

gehört ist, vertritt nöthigenfalls die Stelle des Brodes. Auch ist der Preis der Handarbeit in Folge der Auswanderungen gestiegen. Da indeß eine unruhige Phantasie das unvergänglichste Erbtheil der Schotten zu seyn scheint, so bringt oft der geringste Zufall eine Gegend in Bewegung und führt sie der Bevölkerung seit 1735 verdoppelt, um von 1821 bis 1831 ist sie um ein Siebentheil gewachsen. Die Einführung der Kuhpocken, der rasche Aufschwung der Industrie sind die Hauptursachen des Anwachsens der Bevölkerung. Auch die Hochlande haben daran Theil genommen. Denn obschon die Thäler des Innern sich in weite Einöden verwandelt haben, welche nur den Heerden zum Aufenthalte dienen, so hat doch anderseits die Bevölkerung der am Ufer gelegenen Flecken und der Manufakturstädte beträchtlich zugenommen. Der Vervollkommnung der Landwirthschaft muß auch wohl eine Einwirkung auf die Vermehrung der Bevölkerung eingeräumt werden. Vor sechzig Jahren brachten die Grafschaften des Südens nicht Getraide in hinlänglicher Menge hervor, um die Bewohner zu ernähren. Jetzt bringt das Tiefland mehr hervor, als die ganze Bevölkerung konsumiren kann, obschon dieselbe sich verdreifacht hat.

Die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues sind erst seit der Vereinigung Schottlands mit England wahrzunehmen. Vor derselben zeigte sich England als eifersüchtige Nachbarin. Prohibitivgesetze wiesen die Produkte der südlichen Grafschaften zurück. Bereits widersetzte sich England der Gründung von Kolonieen, welche Schottland unternehmen wollte. Als der Handel mit Spanien zur Zerstörung der schönen Kolonie auf der Landenge von Darien auf, welche Paterson und Fletcher gegründet hatten. Als aber die Vereinigung beider Reiche durchgegangen war, wurden die Prohibitiv-Gesetze allmälig zurückgenommen, und die Industrie und der Handel wurden sogar mit einer liberalität unterstützt, über welche die Schotten sich verwunderten. Die Resultate sind nicht ausgeblieben; der Wohlstand hat zugenommen und der „National-Reichthum" hat verzehnfacht. Im Jahre 1707, dem Jahre der Vereinigung, zählte Glasgow 14,000 Einwohner; 100 Jahre später 147,000; von 1807 bis 1840 ist die Bevölkerung wieder um die Hälfte gestiegen, und Glasgow zählt jetzt 280,000 Einwohner. Diese Stadt behauptet jetzt die vierte Stelle unter den Schotten Englands. Im Jahre 1840 nahm sie 1/10 des Zoll-Amt mit 3,579 Pfd. ein. Zur Zeit der Vereinigung gewährten alle Schottische Zoll-Aemter nur eine Einnahme von 34,000 Pfund.

Die Industrie und der Handel haben riesenhafte Fortschritte gemacht; Glasgow hat in seinen Vorstädten Giesereien, welche jährlich 200,000 Tonnen Gußeisen liefern. Diese Stadt zählt ferner 80 große Spinnereien und Fabriken, welche eine Million Spindeln in Bewegung setzen, außerdem hat sie noch 30,000 Webestühle. Edinburg und Aberdeen, obgleich sie nicht mit Glasgow verglichen werden können, hat der Reichthum und die Bevölkerung ebenfalls bedeutend zugenommen. Edinburg zählt jetzt 180,000 Einwohner, Aberdeen 70,000. Aber der industrielle Aufschwung beschränkt sich nicht auf die großen Städte, sondern auch die Städte zweiten Ranges und die Flecken haben daran Theil genommen. Leith, Greenock und Dundee haben sich zu bedeutenden Häfen erhoben. Nach seiner Einnahme ist Leith der sechste unter den Häfen Großbritaniens; Dundee zählt 30,000, Greenock 35,000 Einwohner. Die Natur hat Schottland zu einem maritimen Lande ersten Ranges angelegt, und seit kurzlig Zeiten haben auch die Menschen angefangen, die lange übersehenen Vortheile zu benutzen. Zwei große Wasserstraßen, der Kanal von Forth und Clyde und der Caledonian-Kanal, haben das Atlantische Meer mit der Nordsee verbunden. Der Kanal von Forth und Clyde, welcher Edinburg mit Glasgow verbindet, ist 40 Meilen lang. Sein Lauf geht auf einer Länge von 16 Meilen über Hügel hin, die 150 Fuß über dem Meeresspiegel liegen. Es sind 39 Schleusen, welche die Schiffe zu dieser Höhe erheben; eine Wasserleitung von 900 Fuß Länge führt sie durch ein 70 Fuß tiefes Thal. Der Caledonian-Kanal ist ein noch wunderbarers Werk. Er wird durch fünf natürliche Bassins gebildet, den Loch Linnhe, den Loch Lochy, den Loch Oich, den Loch Ness und den Loch Beauly, und durch vier Ausgrabungen, welche diese Seen verbinden. Fregatten von 32 Kanonen können diesen Kanal befahren, der an einigen Stellen über Hügel hinwegzieht, die 80—100 Fuß über dem Meeresspiegel liegen. In der Absicht, den Kanal im Atlantischen Ozean steigen zu lassen, sind sie über einander auf, welche die Neptuns-Treppe heißen. Es giebt kein merkwürdigeres Schauspiel, als ein großes Schiff die Abstufungen dieser Treppe auf- und niedersteigen zu sehen. Die Kosten des Caledonian-Kanal haben 800,000 Pfund betragen. Vermittelst desselben kann der Weg von einem Meere zum anderen in Zeit von 12 Stunden zurückgelegt werden. Früher gebrauchte man zur Fahrt durch die gefährliche Enge von Pentland und das Cap Wrath eine Zeit von 12 Tagen.

Der industrielle Aufschwung ist indeß nicht an den Ufern stehen geblieben. Auch im Innern des Landes haben sich kleine Flecken wie durch einen Zauber in bevölkerte Städte umgewandelt. Paisley ist das schlagendste Beispiel dieser raschen Entwickelung. Die industrielle Chronik dieser Stadt ist von sehr neuem Datum; zwei Frauen sind die Urheberinnen derselben. Als eine von ihnen, Mis Shaw, lebte am Ende des 17ten Jahrhunderts. Als Kind von elf Jahren begegnete es ihr, daß sie von einer Magd geschlagen wurde; um sich zu rächen, behauptete sie, dieselbe habe sie beheren wollen. Die Magd wurde eingezogen und gab, um sich zu retten, mehrere ihrer Bekannten an. Es wurde nun ein Kriminal-Prozeß eingeleitet, in Folge dessen zwanzig Personen des Verbrechens der Hexerei überführt und zu verschiedenen Strafen verurtheilt wurden. Fünf von ihnen wurden auf dem öffentlichen Platze von Paisley lebendig verbrannt. Mis Shaw, welche später Gewissensbisse fühlen mochte, verurtheilte sich zu strenger Einsamkeit, in welcher sie sich mit dem Weben von Flachs und Hanf beschäftigte. Die Feinheit des Gespinnstes zog ihr bald die Bewunderung der Kenner zu. Lady Blantyre brachte die ersten Proben des Schottischen Zwirns nach Bath, wo er bei den Spitzen-Fabrikanten große Aufnahme fand. Es liefen nun so zahlreiche Bestellungen ein, daß Mis Shaw eine kleine Manufaktur errichten konnte, welche sich allmälig bedeutend vergrößerte. Eine andere Frau, Mistreß Wittar, brachte aus Holland manche Verbesserungen der Zwirn-Fabrication mit und legte in Renfrew, einem Flecken in der Nähe von Paisley, eine Manufaktur an, die guten Fortgang hatte. Ihr Beispiel fand Nachahmung. Jetzt fabrizirt Paisley für 150,000 Pfd. Sterl. schottischen Zwirn und vielleicht für mehr als 2,500,000 Pfd. Gaze, Battist, Musselin und feinere Waaren.

Paisley gleicht mehr einer ungeheuren Manufaktur als einer Stadt, jedes Viertel, fast jede Straße ist der Sitz eines verschiedenen Industriezweiges. Man darf sich also nicht wundern, wenn man aus der Zwirnfrage in die Battistfrage kommt, aus der Battistfrage in die Spitzenfrage und aus dieser in die Bandfrage oder in die Feinwandfrage. Paisley ist das klassische Land der Manufaktur-Industrie, das höchste Ideal der Fabrik; diese Stadt, welche gegen 1700 nicht 1200 Einwohner hatte, zählt deren jetzt 65,000.

Die Parlaments-Reform von 1832 hat die gegenseitige politische Stellung Schottlands und Englands nicht geändert. Schottland hat seine 16 Pairs behalten, die von den 53 Mitgliedern der nationalen Pairie gewählt werden. Vor der Reform schickte es 45 Mitglieder in das Unterhaus, jetzt 53. Von diesen werden 30 von 33 Grafschaften erwählt und 23 von den Städten und Flecken. Materiell ist der politische Einfluß verhältnißmäßig derselbe geblieben, aber moralisch ist er gewachsen, da unter den 53 Deputirten die fast alle den gemäßigsten Whigs angehören, eine größere Uebereinstimmung als früher stattfindet.

„Die Schotten", sagt Johnson, „gelangen fast alle zu einer Mittelstufe der Kenntniß, welche die Mitte hält zwischen dem Wissen und dem Nichtwissen und welche für das gewöhnliche Leben sehr zuträglich ist. Diese Kenntniße, ein vernünftig entwickelter Verstand und ein gewisser unternehmender Charakter führen sie rasch zu Vermögen und zu Ehrenstellen." Die Schotten haben sich in dieser Beziehung seit Johnson nicht geändert. Ihre Abgeordneten um das Palais Royal haben erlangen gewußt, großen Einfluß, und viele der ersten Staatsämter werden von Schotten bekleidet. Schottland, welches in der Unions-Akte von 1707 auf den vierzigsten Theil der Grundsteuer Englands abgeschätzt ist, hat durch seine 16 Pairs und 53 Deputirte den achten Theil der gesetzgebenden Gewalt und vielleicht den zweiten Theil der höheren Aemter errungen.

Einmal sich Schottland an England wie der Epheu an die Eiche anlehnte, hat es sich auch von den Säften seiner starken Stütze genährt. Zwar hat es sich den Englischen Zoll- und Handels-Gesetzen unterwerfen müssen, aber diese haben ihm mehr Vortheil als Schaden gebracht. Sie haben eine Art Gleichheit zwischen beiden Ländern verbreitet, die früher nicht bestand. England war übrigens auch davon überzeugt, daß die Vereinigung Schottland Schaden bringen würde, und deshalb gestand es ihm manche Vortheile als Entschädigung zu. Schottland behielt z. B. seine Municipal-Gesetze, common laws, seine Universitäts-Privilegien, seine Admiralität, seine Gerichtshöfe und eine besondere Gesetzgebung. Es behielt seinen Sessions-Hof, der aus vierzehn Mitgliedern, lords of session, berufen und an letzter Instanz alle Civilsachen entscheidet. Schottland behielt ferner manches Ueberflüssige, das Großbritannien der Krone zu rechnen sind, die 20,000 Pfd. Gehalt beziehen. Auch der Schottische Distel-Orden, der nur 12 Ritter und den König zählt, wurde erhalten.

Schottland oft jetzt vielleicht die Provinz des vereinigten Königreichs, in welcher grundlichen Wissen am häufigsten angetroffen wird. Schottland und England sind die praktischen Länder der vernünftigen Gemeinsprüche in der Politik, der Moral, der Gesetzgebung, der National- und häuslichen Oekonomie.

Eine Thatsache, welche wohl zur Nachahmung empfohlen zu werden verdient, ist, daß in Schottland und in England der Parteigeist, wie groß auch die Aufregung seyn mag, immer nur im Gefolge des National-Interesse's einhergeht. Der Irländer hat zu viel Leidenschaft, um vergessen zu können. Die Polen haben sich der Hülfe des Auslands bedienen, um ein Band zu zerreißen, das er als eine Kette ansieht. Der Schotte wird nie zu solchen äußersten Mitteln seine Zuflucht nehmen. Beide Völker haben sich Jahrhunderte hindurch bekehdet, aber jetzt sind sie durch gemeinschaftliche Interessen an einander gebunden. In Edinburg und in Glasgow wie in London ist die National-Eitelkeit bemüht, den Fremden die schwachen Seiten der Schotten zu verbergen. Die Witze darüber, welche diese Insulaner von sich selbst haben, und sogar die Fehler ihres Charakters, die Steifigkeit und die Unzugänglichkeit, sind vielleicht die Haupttriebfedern des Englischen Patriotismus; aber wie beschränkt auch die Ursachen seyn mögen, die Wirkung ist darum nicht minder eine staunenswerthe.

In Edinburg und Glasgow wie in London hat die Regierung diese Schwächen vortrefflich auszubeuten gewußt; sie hütet sich wohl, gegen sie anzustoßen. Wir wundern uns über die Heftigkeit der reformistischen Schriften des Herrn Tait und der reformistischen Blätter

in Gladgow, Edinburg und den üblichen Grafschaften; die Declamationen des Herrn Urquhart erschrecken uns; die Englische Regierung ist aber nie darüber bekorgt gewesen. Diese Toleranz erschwert nicht wenig die Proselytenmacherei, welche der Verfolgungen bedarf; eben so stumpft sie die Wuth der Angriffe ab. Ein anderes vortreffliches Mittel ist, zu rechter Zeit nicht zu hören. Die Polizei tritt in Schottland so wenig wie in England hervor und erlaubt dem Zunmult bis zu einem gewissen Grade. Sie macht es wie jener Maire einer kleinen Stadt, der, als er Nachts Lärm auf der Straße hörte, ans Fenster ging und die Lärmmacher fragte: „Was ist da, meine Herren? Soll ich aufstehen?“ Das Schottische Volk antwortete fast immer: „Stehen Sie nicht auf“; denn es weiß sich bei Zeiten zur Ruhe zu begeben.

Der rasche Aufschwung der Städte Süd-Schottlands hat seinen Grund in einer ähnlichen Toleranz. Anfangs war man erschrocken und schrie über Unklugheit und Thorheit; die Betheiligten mißtrauten selbst der Bewegung, die sie fortriß, und wollten, daß die Staatsgewalt deren Ungestüm mäßige. Die Staatsgewalt blieb aber ruhig, weil sie einsah, daß sie keinen besseren Schutz bereiteten könne, als wenn sie nichts thäte. Die Erfahrung hat gezeigt, daß sie sich nicht getäuscht hat. Nachdem der Unsinn einmal gegeben war, ist man weitergegangen, und die Industrie hat gesiegt.

(Schluß folgt.)

Norwegen.

Norwegisch Alpenleben. *)

Das Sätermädchen **) und der Jäger.

I.

Rothe Wangen, blaue Augen und Zähne wie frischer Schnee sind die echten Kennzeichen der Nymphen, welche jetzt in Wirklichkeit in unseren grünen Wäldern wohnen, und diese sind die Sätermädchen. Wenn die warme Junisonne den Schnee auf den hohen Kämmen geschmolzen hat und es beginnt auf den Abstürzen zu grünen, dann zeigen sich dort — nicht luftige, leichte, elastische, schlanke Gestalten, — sondern junge, wohlgeschaffene, rundsormige, durch und durch gesunde, starke Dirnen, die auf sicheren Füßen sich dahin wagen, wo nur der Jäger ihnen folgen kann. Vom Ende des Monats Juni bis zum Anfang des Oktobers sind diese Mädchen auf dem Gebirge, ohne vom ersten bis zum letzten Tage der Woche eine andere Gesellschaft zu haben, als die ihrer Heerde; aber am Sonnabend Abend ist das Sätermädchen sorgfältiger gekleidet, und ihre glatte Stirn strahlt heller, da schaut sie oftmals aus der Thür der Säterhütte, denn sie erwartet den Jäger. Er wird die Nacht über im Säterhause; allein darin ist nichts Böses. Zwischen diesen Zwei ist ein geschwisterliches Verhältniß, welches der Einsamkeit der einsamen Natur geheiligt hat. Wenn die Sonne aus dem Thal sich erhebt, ist sie auf, wenn die Sonne hinabsinkt, macht sie ihren Feierabend, und sie schläft in ihrer Bärendecke so süß und träumt so schön von ihren lieben Kühen; diese liebt sie fast, als wenn es ihre Schwestern wären, um sie hat einen zärtlichen und hübschen Namen für jede einzelne von ihnen; aber eine naive, mit Scheu gemischte Verschämtheit hat sie für die Kalbe, welche niemals einen Namen erhält. Wenn der Thau noch über der Flur liegt, werden die ersten Strahlen der Sonne die Spur des Sätermädchens von der Hütte zum Bergbach zeigen. Ist sie hier fertig, so treibt sie ihre Heerde in den Wald hinaus; im Frühjahr auf die Sonnenweiden, in der Mitte des Sommers dorthin, wo sie Schatten und Wasser findet; im Herbst jedoch lauert der Wolf, der listige, graue Jäger, um den Säter, und dann darf sie mit ihren Thieren sich nicht von der freien Fläche wagen. Aber selbst hier din ich oftens Zeuge von der Kühnheit des Sätermädchens gegen ihren grauen Feind gewesen. — Sie geht hinter ihrer Heerde mit dem Streichzug in der Hand und mit dem Leinfuchenbeutel an der Seite. Hierin hat sie der Kühe liebstes Futter, welches aus einer Mischung von Salz und Leinsamen besteht. Jede einzelne Kuh, die sich ihr nähert, erhält eine Hand voll davon, damit sie fromm und gehorsam bleiben. Auf einem grünen Plätzchen setzt sie sich an einen Baumsturz in ihrem kurzen Jäckchen, mit dem Sirobhut über dem reichen blonden Haar. Unten im Thale lärmt der Wasserfall, der reiche Wald steht so schlank kings um sie her, die Farbe des Mooses ist so frisch und satting, und wir Bäche rieseln an ihr vorüber; doch sie weiß nichts von allem diesem, sie ist zu viel hier zu Hause. Am Abend indessen, wenn sie heim geht, horcht sie doch auf den wunderlichen Laut des Waldes, und manch schones Mährchen schwebt dann vor ihrer Seele. Ihr Haus von rohen Baumstämmen oder ihre Säterhütte ist fast die einfachste menschliche Wohnung, die man sich denken kann. Sie liegt umkränzt von wilder Waldung, mitten auf einer grünen Alpenflur; wenn man den Blick hin wendet, sieht man den ewig grünen Wald und über diesem die mächtigen Gebirgsmassen; aber wenn Du Dich in diesen dunklen, schweigenden, dicht verwachsenen Wäldern verirrst und ein Sätermädchen trifft, dann wird ihr angeborener Instinkt Dich aus ihnen herausführen, und wenn sie die Pfade niemals gegangen wäre.

Alles, was man außer dem Käsekessel und den Milchkimern in der Hütte des Sätermädchens findet, ist ein Klotz als Bank und ein Bett, und in der einen Ecke der Heerd oder Schornstein. Sie hat nicht einen Scherben von einem Spiegel, worin sie ihre eigene Ueppigkeit beschauen könnte, doch an sonnenhellen Tagen spiegelt sie sich im Bache. Sie langweilt sich nie, denn sie weiß nicht, was Zerstreuung ist. Es ist eine unbestimmte Ahnung in ihr, daß etwas Schönes in der Natur liegt; aber nur, wo sie lichte Partieen und Aussicht auf Menschenwohnungen erblickt, kann sie dies entdecken. Sich stand einen Abends an der nördlichen Gränze der Hütte auf dem Krogwald. Der Himmel war durch und durch klar, die Sonne sank in hochroter Farbe hinter die Terrasse des Krogge birges hinab, die langen Schatten lagen über der Alpflur, und der Wald war so tief und so undurchdringlich. Wo ich mich hinwandte, sah ich die nordische, wehmüthige Pracht um mich her; das Sätermädchen stand neben mir und lockte mit den eigenthümlichen Gebirgstönen ihre Heerde:

> Kommt, meine Mutsche,
> von nah und von fern!
> komm' aus dem Busche
> hervor, weißer Stern;
> Morgenroth, Federwisch,
> Mondhorn, Kleinbaschelein,
> Immerdlauf, Abendröthe,
> Schwarzloch, Frommemscheiten,
> Braunhütze, Königin,
> Rothaug' und Dirnefein,
> — — — du Kalbe auch,
> komm' aus dem Strauch!

Es hörte sich an, wie ein förmlicher Vers *), und da sie die letzte nannte, schielte sie nach mir hin, als als wollte sie meine Aufmerksamkeit nicht der ihrem Lockruf verweilen lassen, sagte sie: „Ist es her, nicht viel wolderer, als auf allen anderen Sätern?“ — „Du hast recht, mein Kind“, antwortete ich; „hier ist es schöner und besser, als an irgend einem Ort.“ —„Ja“, sagte sie, „denn von hier aus kann ich die weiße, hübsche Mittelwaldbaude sehen.“ — Lieber Gott, dachte ich, wie bist Du genügsam mit schönen Gebäuden. Weicher Jäger kennt nicht diesen einfachen Platz, der mitten auf dem Krogwald liegt. Die Lieblichkeit des Abends lag rings um sie her, doch diese sah sie nicht; aber eine Mittelwaldplatz bildete einen lichteren Punkt in der Landschaft, und nur auf dieser Partie hatte ihr helles Auge geweilt, wenn sie in den langen, einsamen Tagen ihre Heerde weidete.

Mannigfaltiges.

— Deutsche und Französische Literatur der Gegenwart. Die Revue des deux Mondes bringt in ihrem Hefte vom 15. Mai wiederum eine „literarische Musterung Deutschlands“ von Herrn Marmier. Es ist gewiß recht dankenswerth, daß unserer Literatur von Zeit zu Zeit solche Ueberschauen gewidmet werden, die wenn sie sich auch immer nur auf eine kleine Anzahl, meistens schriftwissenschaftlicher Werke beschränken, doch zeigen muß, bei dem so höhere Geistesrichtungen sich interessirenden Theile des Französischen Publikums — und dazu gehören die Leser der Revue des deux Mondes — die Theilnahme für Deutschlands wissenschaftliche und literarische Bestrebungen nach zu erhalten. Es ist nur zu bedauern, daß Herr Marmier niemals unterlassen kann, so oft er eine solche Musterung von einem halben Dutzend Deutscher Bücher vornimmt, daran eine wehmüthig-elegische Betrachtung über den Verfall der Deutschen Literatur zu knüpfen. Man kommt nichts dagegen haben, wenn Herr M. wiederholt, was allerdings jedes Kind weiß, daß die großen Dichter Deutschlands, die Schriftsteller der Nation, geforben seyen, und daß der noch unter uns lebende literarische Ruhm entweder nicht allgemein anerkannt oder gar etwas zweifelhafter Natur sey. Aber auch dann müßte Herr Marmier nicht vergessen, hinzuzufügen: U'est tout comme chez nous; es ist in Frankreich nicht besser als in Deutschland. Wenn sich der Französische Kritiker jedoch auf das hohe Pferd setzt und von diesem Standpunkte herab mitleidig und theilnehmend Deutschland, die arme Schwester, fragt (à Allemagne, notre soeur), ob sie nicht das Lächerliche ihrer Eitelkeit sich wohl, ihr ist darauf nicht zu erwidern, daß hier Mitleid und Theilnahme eben so unmaßend als lächerlich seyen. Es ist wahr, unsere Theater-Literatur ist in den letzten Jahren zurückgeblieben gegen die Französische, die unsere eigene Dürftigkeit beweckten hilft, aber abgesehen davon, daß das Bessere noch lange nicht das Gute sey, giebt es nicht dagegen viele andere zweige der Literatur, in denen wir, wie in der Philosophie, der Theologie und zum Theil auch in der pragmatischen Geschichtforschung, den Franzosen eben so überlegen sind, wie sie uns im Theater? Hat Herr Marmier bei seinen Musterungen der Deutschen Bücherballen, die, wie er sagt, jetzt allmonatlich von Leipzig nach Paris kommen, nicht bemerkt, daß, wenn unsere Buchhändler auch die Hebeammen manches vorlgeborenen Kindes sind, in den meisten Geburten des Deutschen Geistes doch ein solches Leben pulsirt, das nicht auf eine Chinesische Stagnation deutet, sondern eine kräftige neue Fortbildung verbürgt? Wahrlich, auch wir könnten uns durch die Verirrungen und Verwirrungen der heutigen Französischen Literatur verleiten lassen, zu glauben, sie wede sich ihr Leichentuch; aber wir setzen uns nicht auf das hohe Pferd, wie Herr Marmier, sondern sind überzeugt, daß dem Französischen wie dem Deutschen Geiste noch manche neue Wiedergeburt, mancher Triumph selbst über die glorreichste Vergangenheit bevorsteht.

*) Nach einer in Christiania erscheinenden Zeitschrift.

**) Der Ausdruck Säter ist gerade so wie Jäger in der Norwegischen Hochgebirge, wie Fjorde und Scheeren u. dgl. als eigenthümlich beibehalten.

*) Nur daß in der Norwegischen Gebirgssprache, gerade wie in den Deutschen, Alles auf a oder o ausgeht, welches erst den eigentlichen Kuhgesang oder Kuhreigen giebt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieß Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Mittwoch den 26. Mai 1841.

Schweiz.

Die Elektricität und das Fortschreiten unserer Kenntniß derselben. *)

Es wird wohl ein Jahrhundert her seyn, als drei Physiker zu Leyden gemeinschaftlich den elektrischen Apparat erfanden, dem man später den Namen der Leydener Flasche gab. Die Wissenschaft der Elektricität bestand damals nur in einer sehr kleinen Anzahl von Begriffen, wie die Anziehung der leichten Körper durch elektrisirte Substanzen, die Eintheilung der Körper in Leiter und Nichtleiter, die Unterscheidung der beiden Elektricitäten in Harz- und Glas-Elektricität, mit einem Worte, in dem Hervorbringen einiger Lichterscheinungen durch die Elektricität. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Fortschritte reißend. Während Franklin in der Elektricität die Ursache des Blitzes und Donners fand, indem sich ihm aus dem Funken der Leydener Flasche eine Analogie für die Wirksamkeit des Blitzableiters aufdrängte, stellten Cavallo, Wilson und Priestley in ihren Laboratorien die Wirkungen und die Gesetze dieser geheimnißvollen Kraft. Am Ende des Jahrhunderts setzten Coulomb durch die Genauigkeit und Schärfe seiner Forschungen den experimentalen Theil der Elektricität bis zu seinen letzten Gränzen geführt zu haben, als eine von einem Italiänischen Physiologen beobachtete Erscheinung ganz neue Bahnen eröffnete. Die Entdeckung Galvani's mußte bald einerseits zu der Voltaschen Säule führen, andererseits aber zu den elektro-physiologischen Erscheinungen, — zwei Folgereihen, die an schönen Resultaten, welche in dem Experiment mit den Froschen der Physikers aus Bologna verborgen lagen, gleich fruchtbar waren. Volta wußte durch die Kraft seines Geistes die erste zu erfassen und knüpfte seinen Namen für immer an den jenes wunderbaren Instruments, mit dem er die Wissenschaft bereicherte. Viele andere Gelehrte erkannten die zweite, aber ihre Leistungen, die weniger glänzend und, man muß es anerkennen, weniger wichtig als die Voltaschen waren, blieben lange Zeit fast unbemerkt. Die Voltasche Säule, deren Anwendung mir als einer der charakteristischen Züge der wissenschaftlichen Leistungen unseres Jahrhunderts erscheint, ist auch mit diesem in die Welt getreten. Es war im Jahre 1800, als Volta selbst aus Pavia seine Entdeckung nach Paris brachte. Kaum noch gekannt, war dieses Instrument bald in den Händen aller Physiker und Chemiker. Man bediente sich desselben in England, um damit das Wasser und die Salz-Auflösungen zu zerlegen; in Schweden zeigte man jene merkwürdige Eigenthümlichkeit, durch welche dieser mächtige Apparat nicht bloß die Elemente der Körper von einander trennt, sondern sie durch Verlegung isolirt. Sodann faßte Davy, von demselben Geistesblitz erleuchtet, welcher Volta dazu geführt hatte, die Konsequenz aus dem Versuche Galvani's zu ziehen, seinerseits die Folgen auf, welche die Voltasche Säule in sich schließt. Er analysirt die so geheimnißvolle chemische Thätigkeit dieses Apparats, zeigt, daß die Säule nichts schaffe, aber daß nichts ihrer zersetzenden Kraft widerstehen könne, und gelangt mit Hülfe derselben endlich dahin, die Chemie mit neuen Metallen und neuen Theorieen zu bereichern, welche die Gestalt dieser Wissenschaft ganz umändern.

Die Bewegung, welche die auf einander folgenden Entdeckungen Volta's und Davy's verursachten, verbreitete sich bald überall hin: Berzelius und Thenard veröffentlichen ihre physiko-chemischen Versuche; Berzelius gründete die elektro-chemische Theorie; Ritter entdeckte die sekundären, Delac und Zamboni die trockenen Säulen (piles sèches) u. s. w. Das Studium der Wärme, welche sich aus der Elektricität der Säule entwickelt, rief nicht weniger bemerkenswerthe Leistungen hervor. Die Auffregung war allgemein; Jeder fühlte, daß die Säule eine Zundgeode für Entdeckungen sey, deren Umfang kaum begann.

Das Vorgefühl einer großen Entdeckung war damals in allen Gemüthern, was die beträchtliche Anzahl guter Arbeiten bewies, welche unmittelbar nach der Erscheinung der großen Entdeckung vom Jahre 1820 folgten. Ohne Zweifel war das Erstaunen groß, als Oersted die langgesuchte Verbindung zwischen der Elektricität und dem Magnetismus ankündigte; allein auf diesen ersten Eindruck des Erstaunens, ich möchte sagen, der Bewunderung, folgte sehr rasch eine außerordentliche wissenschaftliche Bewegung. Arago trat zuerst in die Schranken, indem er in dem elektrischen Strome die Eigenthümlichkeit der magnetischen Kraft nachwies. Ampere wartete nicht lange; kaum war ein Monat verflossen seit dem Erscheinen der Oerstedschen Entdeckung, so hatte er auch schon den Grund zur Elektro-Dynamik gelegt, einer ganz neuen, von ihm durchaus geschaffenen Wissenschaft. Wer konnte zweifeln, daß das mächtige Genie Ampere's schon lange Zeit vorher gedacht habe, daß der Gegenstand, dessen er sich so eben bemächtigt und aus dem er in einem Monat eine Wissenschaft hatte machen können, neue Entdeckungen und Wahrheiten in sich schlösse? Das augenblickliche Erstaunen, welches Menschen von Genie charakterisirt, ist nicht immer das Resultat einer plötzlichen Erleuchtung, welche, dem Blitze ähnlich, auf einmal einen glänzenden Strahl verbreitet; öfter ist es das Produkt vorangegangener tiefer Forschungen, welche, bisweilen verborgen, nur die Gelegenheit erwarten, um Früchte zu tragen. Die Erfahrung Oersted's ist für die Leistungen Ampere's der Funken, welcher auf den schon lange vorbereiteten Herd das Feuer gebracht hat, und dem nichts als eine günstige Gelegenheit mangelte, um aufzulodern und um das lebendige Licht, dessen Quell er war, auszustrahlen. Vom Jahre 1820 bis 1823 folgten Untersuchungen rasch auf einander. Faraday, den Fußstapfen Ampere's folgend, entdeckte eine neue Art der gegenseitigen Thätigkeit des Magnetismus und der Elektricität, nämlich die Art des rotirenden Magnetismus, und indem er den Französischen Gelehrten beifallig angriff, entsprangen aus seinem schöpferischen Geiste neue Entdeckungen. Schweigger erfindet in Deutschland den Galvanometer; Seebeck entdeckt die thermo-elektrische Säule; Becquerel giebt in Frankreich die Gesetze der Thermo-Elektricität, er beweist das Entstehen der Elektricität aus dem chemischen Prozeß, aus dem Reiben der Metalle, aus dem Druck und der Spaltung derselben; er wendet die kleinen elektrischen Kräfte zur Zersetzung von Salz-Auflösungen und zur Hervorbringung der sekundären Zusammensetzungen an.

Dieser Aufschwung, der in einer gewissen Richtung sich strirt, hatte nicht aufgehört und mußte noch fortdauern, als im Jahre 1825 eine Entdeckung anderer Art die Aufmerksamkeit auf sich zog und den Magnetismus unter einem ganz neuen Gesichtspunkte erscheinen ließ, ich meine die Wechselwirkung der natürlichen Körper und der Magnete, welche aus ihrer relativen Bewegung entsteht, und die Arago in der Epoche, die ich eben erwähnte, zur Kenntniß brachte. Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht aufhalten, noch hier die merkwürdige Methode darstellen, in welcher Arago die Thatsachen, deren Existenz er zuerst nachwies, erklärte. Später, im Jahre 1832, wurde Faraday dahin geführt, ein Phänomen derselben Art in der Hervorbringung der elektrischen Ströme durch Leitung zu entdecken, und der Begriff von dem Einflusse der mechanischen Bewegung auf die Phänomene der Elektricität und des Magnetismus, den Arago zuerst eingeführt, wurde also fruchtbar an höchst wichtigen Folgen.

Ich muß in diesem flüchtigen Ueberblick den größten Theil der Leistungen, welche diese eben besprochene Epoche bezeichnen, übergehen. Doch muß ich mir vergönnt seyn, zu erwähnen, daß der rein physische Theil dieses Gegenstandes nicht der einzige war, der die Gelehrten beschäftigte. Ich könnte von den zahlreichen Untersuchungen sprechen, welche das Studium der gegenseitigen Verhältnisse der elektrischen und chemischen Kräfte zum Gegenstande hatten; ich könnte die Anwendung der Elektricität auf die Physiologie erwähnen und die mehr oder weniger gelungenen Versuche, durch die man sich bestrebt, den Einfluß, den die Elektricität auf die organischen Erscheinungen übe, zu entdecken; ich müßte von den Leistungen sprechen, welche sich auf die Theorie der Säule beziehen, und von denen, welche die Wärme- und Lichtwirkungen dieses Apparats und die gewöhnliche Maschinen-Elektricität zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht haben. Der Einfluß der Elektricität auf die Phosphorescenz, das Studium der atmosphärischen Elektricität, das Aufstellen des Erdmagnetismus, der so viele Beobachter schon lange beschäftigt hat und noch bis zu diesem Augenblicke beschäftigt, würden mich endlich veranlassen, noch sehr viele Werke und Namen zu erwähnen. Ich kann jedoch in diesem begränzten Umeiß alle diese Details nicht einmal summarisch behandeln und muß mich beschränken, den Zustand der wichtigsten Fragen über Elektricität, welchen der Gang der Wissenschaft zu Ende des Jahres 1840 hervorgeführt hat, darzustellen.

Wir haben von der statischen und dynamischen Elektricität, wenn wir von den Wirkungen derselben absehen und beide nur an und für sich, ihren Hauptgesetzen nach, betrachten, eine so vollkommene Wissenschaft, daß nur noch wenig zu wünschen übrig bleibt. Dennoch

*) Noch einer von dem Professor de la Rive in Genf herausgegebenen Schrift: Coup d'oeil sur l'état actuel de nos connaissances en électricité. — Genève, 1841.

Digitized by Google

scheinen mir die Entdeckungen Faradays über die Leitung, sowohl in dem, was die statische Elektricität betrifft, als auch in dem, was sich auf die dynamische bezieht, die geltenden Prinzipien über die Wirksamkeit der Elektricität in der Ferne in einigen Punkten erschüttert zu haben; es wird daher Niemand wundern, daß dieser Umstand mehr oder weniger nähere Veranlassung zu einer sehr wichtigen Hypothese wurde, von der zwar die Experimental-Gesetze, welche Coulomb und Ampère entdeckten, unabhängig sind, die aber als Basis für die Theorien dient, durch welche man von allen Gesetzen Rechenschaft zu geben suchte. Jedoch ist diese Theorie als eine bequeme Methode, die Thatsachen zu erklären, nur vorläufig angenommen worden, die Wissenschaft fordert eine mehr wahrscheinliche, sie mit den Vorstellungen, welche man allgemein von den imponderabeln Kräften hat, in größerer Harmonie steht.

Der Zusammenhang des Magnetismus mit der dynamischen Elektricität ist deutlich auseinandergesetzt, und die Ampèresche Theorie über die Zusammensetzung der Magnete ist allgemein gelten. Richtsdestoweniger giebts auch noch hierin einige dunkle Partien. Warum sind der Stahl, das Eisen, der Nickel und Kobalt die einzigen Metalle, welche für Magnetismus empfänglich sind? Woher kömmt die ungeheure magnetische Kraft, welche elektrische Ströme im weichen Eisen erregen? Zeugen nicht die Experimente Savary's über das Einwirken der sich entladenden Elektricität auf die Magnetnadel von dem Daseyn einer Kraft, die noch gar nicht erkannt ist? Auch andere Fragen sind zu erörtern, welche den so schwer zu findenden Zusammenhang der Magnetismen mit der molecularen Constitution der Körper betreffen. Giebt es nicht auch noch wichtige Punkte über den so sonderbaren Einfluß, welchen die Bewegung auf alle magnetische Erscheinungen ausübt, aufzuklären?

Die Verhältnisse der Elektricität zu der Wärme, zum mechanischen und chemischen Prozeß sind zahlreich. Sie sind Ursachen und Wirkungen zugleich, d. h. die Wärme, der mechanische wie der chemische Prozeß können zugleich Ursache und Wirkung der Elektricität seyn. Das Studium dieser Verhältnisse ist der Theil der Elektricität, in dem wahrscheinlich noch die meisten Untersuchungen anzustellen sind. Dies Studium allein kann früh oder spät zur Kenntniß der wahren Ursache der Erscheinungen führen, welche von der Wirksamkeit der sogenannten unwägbaren Fluiden abhängen. Durch dieses kann man erst dahin gelangen, alle die Kräfte, welche man unter dem Namen des Magnetismus, der Elektricität, der Wärme, des Lichts und der chemischen Verwandtschaft begreift, auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen.

Wir wollen den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft flüchtig unter den drei angegebenen Gesichtspunkten untersuchen: Verhältniß der Elektricität zur Wärme, Verhältniß der Elektricität zur mechanischen Thätigkeit, Verhältniß der Elektricität zum chemischen Prozeß.

Ich beginne mit dem ersten Hauptpunkt. Die strömende Elektricität zeigt unter gewissen bestimmten Umständen Wärme; diese Umstände hängen von der Quelle, der die Elektricität entströmt, und von der natürlichen Beschaffenheit des Weges ab, den sie zu durchlaufen hat; die Wärme kann sogar intensiv genug seyn, um Licht zu entwickeln. Man kennt einige Gesetze dieser Wärme-Entbindung; man weiß, daß sie besonders an dem Theile der Kette stattfindet, wo der Widerstand am stärksten ist; man weiß ferner, daß sie, um intensiv zu seyn, erfordert, das der übrige Theil der Kette nur so viel Widerstand leiste, um die Wärme an den erhitzten Stellen überwiegend zu machen. Die neueren Schriften von Ries haben zur Erklärung der Wärme-Entwickelung der momentanen elektrischen Entladungen viel beigetragen; ein Gegenstand, den man seit Priestley sehr vernachlässigt hatte. Er hat in der Quantität der Wärme, welche sich bei elektrischen Entladungen entwickelt, eine Konstanz nachgewiesen, die von allen Modificationen, welche äußere Umstände und die Disposition des Konduktors herbeiführen, unabhängig blieb. Aber das Studium der äußereren Umstände läßt noch viel zu wünschen übrig. Wirft denn der Ursprung der Elektricität auch sich selbst und unabhängig von jenen anderen Umstände auf die Wärme, welche von ihr erregt wird? Oder hängt denn diese Wärme nur von dem Widerstande, den die Kette darbietet, und von dem Quantum der Elektricität ab, welche aus irgend einer Quelle in einer gegebenen Zeit frei geworden ist? Die Deutschen Physiker scheinen dieser Ansicht günstig; aber dieser wichtige Punkt scheint mir noch nicht genug erforscht zu seyn. Ich will hierbei den besonderen Erscheinungen gedenken, welche Peltier fand, daß nämlich ein elektrischer Strom unter gewissen Umständen, Kälte erzeugen könne, eine Thatsache, welche zwar durch Experimente von Lenz bestätigt, aber noch nicht genügend erklärt wurde. In der Erzeugung der Elektricität durch thermo-elektrische Ketten findet man eine hervorstehende Analogie zu der eben besprochenen Erscheinung. Ein elektrischer Strom in einer aus zwei verschiedenen Metall zeigt am Schlußpunkt derselben Verschiedenheit der Temperatur, und umgekehrt bewirkt Verschiedenheit der Temperatur in denselben Punkten einen elektrischen Strom. Diese Wechselwirkung verdiente wohl studirt zu werden; sie würde sehr glücklich die Data über die thermo-elektrische Kraft der Körper ergänzen. Becquerel hat schon in der That das Band der thermo-elektrischen Kraft mit dem übrigen Eigenschaften der Körper, mit ihrem Leitungsvermögen, ihrer Leitungsfähigkeit und ihrer spezifischen Wärme nachgewiesen. Vielleicht kann die Betrachtung über die Atome der Körper zu einem interessanten Resultat für die thermo-elektrische Kraft führen. Man kennt ja schon den Einfluß der Atome auf die Elektricität, die sich in Krystallen entwickelt; man sollte diese Untersuchung keineswegs vernachlässigen, selbst wenn es sich um nicht krystallisirte Substanzen handelt.

Ich komme nun zum zweiten Hauptgesichtspunkt und bemerke, daß man die Entwickelung der Elektricität durch mechanische Thätigkeit in der physikalischen Beschaffenheit und chemischen Zusammensetzung der Körper suchen muß. Diese Gesetze sind aber noch wenig bestimmt; Reiben, Druck und Veränderung des Aggregatzustandes erregen Elektricität. Coulomb, Becquerel, Peclet und noch Andere haben zwar einige von diesen Gesetzen aufgefunden, aber noch ist man nicht zu dem allgemeinen gekommen, das den Zusammenhang der elektrischen Wirksamkeit mit der Natur der Bewegung, welche durch mechanische Kraft den Theilchen mitgetheilt wird, erklärt.

Wir haben gesagt, die mechanische Thätigkeit sey nicht nur Quelle, sondern auch Wirkung der Elektricität. Das das Verhältniß der Theilchen bei Entladungen von jeder chemischen Einwirkung unbetheiligt bleibt, war von Priestley und noch früher von Franklin als Thatsache festgestellt worden. Der anhaltende elektrische Strom kann auch Zähigkeiten, durch welche er seinen Weg nimmt, und sogar kleine feste Körper in Bewegung bringen. Aber die Analyse dieser Bewegungen scheint mir noch unvollständig. Erst ganz in neuerer Zeit hat der Französische Physiker Abrta, indem er elektrische Entladungen auf metallischen Staub wirken ließ, Versuche darüber angestellt, die zu interessanten Resultaten führen können. Es verdient sie, von selbst, daß ich unter der mechanischen Thätigkeit um Elektricität nicht die mechanischen Effekte verstehe, welche in dem Verhältniß der Theilchen, die die chemische Kraft der Ströme trennt, bestehen, so wie auch nicht diejenigen, welche aus ihrer magnetisirenden Kraft hervorgehen. Man könnte diese vielmehr als indirekt betrachten, da sie sich einer anderen Reihe von Thatsachen anschließen.

(Schluß folgt.)

England.

Schottland in politischer, literarischer und industrieller Beziehung.

(Schluß.)

In der Literatur hat die individuelle und nationale Eigenliebe die Unverschämtheit verhütet, welche gewöhnlich da entsteht, wo man Alles sagen darf. Wenn seit Walter Scott wenig Ausgezeichnetes ans Licht getreten ist, so ist auch wenig ganz Schlechtes erschienen. Die Stadt Edinburg kommen wenige Sprbeiten vor vielleicht ist man sogar in dieser Stadt zu verständig und zu abgemessen. Die Verständigkeit und die Mäßigung sind im gewöhnlichen Leben allerdings sehr schätzenswerthe Eigenschaften, aber für die geistige Production genügen sie doch nicht. Seit Walter Scott scheint die Blüthe der Literatur für Schottland vorüber. Und selbst die Stellung der Wissenschaft und der Philosophie ist ungewisser geworden als je. Dennoch ist die Kraft noch nicht verloren, und von Zeit zu Zeit treiben noch immer frische Sprößlinge hervor.

Eine der Ursachen der geistigen Höhe Edinburgs und der Glanzes, den es seit einem halben Jahrhundert als wissenschaftlicher und literarischer Mittelpunkt erlangt hat, ist die Concentration. Ein wahres Talent ist hier sicher, sich nie in der Menge zu verlieren. Aber einmal in seinem Range und in einer Kaste leicht den Klang, auf welchen er Anspruch hat. In London sind die Verhältnisse anderer Art, und selbst Schriftsteller von unbestrittenem Werthe befinden sich hier in einer abhängigen und elenden Stellung. Ein Schriftsteller in London kann nie die Achtung vor seinem Stande gewinnen, welche erforderlich ist, um sich in demselben auszuzeichnen; es er reich, so wird er sich mehr auf sein Vermögen als auf sein Talent einbilden, ist er adelig, wie Lord Byron, so wird er nie die Baronet-Krone auf dem Titel seiner Schriften vergessen.

Die Kraft der Affinität, welche die isolirten Talente einander nähert, wirkt in Schottland um so energischer, als sie sich nur in einem kleinen Kreise äußert. Sie hat eine Menge wissenschaftlicher und literarischer Institute hervorgerufen, welche Edinburg vor allen anderen Städten auszeichnen. Diese Institute sind Vereine gelehrschaften halten hier periodische Sitzungen und korrespondiren unter einander. Diese Gesellschaften geben die Protokolle ihrer Sitzungen heraus und haben zuweilen ihr eigenes Journal. Dieselbe Kraft der Affinität führte gegen Anfang des Jahrhunderts einige ausgezeichnete Männer zusammen, welche dieselben literarischen, philosophischen und politischen Ansichten hatten und gemeinschaftlich eine Review herausgaben. Sie schrieben darauf los, ohne Vorurtheil, welche ihnen die Revuen von Daniel de Foe, der Tatler, der Spectator und der Rambler eröffnet hatten. Die Edinburgh Review, welche 1804 erschien, hatte eine außerordentlichen Erfolg, und da die Herausgeber keinen Widerspruch fanden, so war ihr Einfluß unbegrängt. Sie brachten eine Art socialer Revolution in Schottland hervor, indem sie Gelehrsamkeit vergrößerten, welche die Schriftsteller und Gelehrten von den Weltleuten trennte. Der Sinn für die Literatur und philosophischen Wissenschaften, der den Schotten von Hause aus eigen ist, wurde eine Art Leidenschaft. Das Nordische Athen verwandelte sich in eine große Akademie, wo die literarischen und wissenschaftlichen Fragen des Tages mit derselben Theilnahme abgehandelt wurden, wie die politischen und industriellen. Edinburg wurde, so zu sagen, das Birmingham der Literatur. Von 1804 bis 1810 stieg die literarische Production auf das Doppelte.

Wie Alle, denen eine große Gewalt verliehen ist, mißbrauchten auch die zehn oder zwölf ausgezeichneten Männer *), welche die

*) Sidney Smith, welcher den Plan entwarf, Jeffrey, seiner Lord Jeffrey, Brougham, später Lord Brougham, James Mackintosh, Herbert, Hallet, Hallam und G. Lamb. Dazu kommen noch die Professoren Leslie, Pillans und Playfair, so wie Lord Aberdeen und Lord Holland, der letztere indeß nur als Beförderer des Instituts.

Digitized by Google

Edinburgh Review herausgahrn, die ihrige zuwiten. Bekannt ist, mit welcher Strenge sie Lord Byron behandelten. Die Ungerechtigkeit der Kritik trägt indeß immer ein Heilmittel in sich selbst, und ein strenges Urtheil ist einem jungen Talent nützlicher als Lobhudelei. Wer weiß, ob nicht der Angriff der Edinburger Kritiker den jungen Dichter zu den höchsten Anstrengungen stachelte. Auch Walter Scott fürchtete sie und dachte an sie bei der Ausarbeitung seiner Werke. Die Capitulationen, welche der Verfasser des „Marmion" mit den Kritikern zu „Kleinen Review" abschloß, sind höchst merkwürdig. Da der Schottische Barde nicht zu derselben politischen Partei gehörte, so konnte er seinem Genie nicht allein. Die Unterhandlungen über die Bedingungen eines Neutralitäts-Traktats zwischen Herrn Jeffrey und ihm dauerten lange Zeit und bildeten im Jahre 1810 das Tagesgespräch der Edinburger Salons.

Wegen der Leichtigkeit der Verbindungen zwischen England und Schottland muß man sich über die große Zahl periodischer Blätter verwundern, welche in diesem Lande alle Sonntage oder alle zwei Tage erscheinen. Schottland, welches nur 2,400,000 Einwohner hat, zählt funfzig Journale. Der „Scotsman", der „Caledonian Mercury", das „Evening Courant" und das „Weekly Journal", sind die verbreitetsten. Der „Scotsman" und der „Caledonian Mercury" gehören der Whig-Partei an. Das „Weekly Journal" und das „Evening Courant" dienen der Tory-Partei. Das erste hat ungefähr 3000, das andere 2000 Abonnenten. Das „Weekly Journal" besteht seit funfzig Jahren und hat Walter Scott und die Gebrüder Ballantyne zu seinen Beschützern gezählt.

Glasgow und die anderen Grafschaften haben ebenfalls ihre Journale. Alle, selbst die in den nördlichen Grafschaften, in Sutherland und auf den Shetlands-Inseln erscheinenden, sind von ziemlichen Dimensionen. Die große Kunst besteht darin, die Meinungen zu befriedigen, welche die Majorität haben, um so viel Abonnenten wie möglich zu gewinnen. Sie suchen die Meinungen nicht, wie in Frankreich, zu leiten, sondern sie auszuspähen.

Man hat berechnet, daß in Schottland die Kosten für die Herausgabe eines Journals um die Hälfte geringer sind, als in London. Dagegen ist die Versendung hier weit schwieriger und kostspieliger. In London bekömmt der Herausgeber eines angesehenen periodischen Blattes 400—1000 Pfund jährlichen Gehalt; in Schottland bezieht ein solcher selten mehr als 400 Pfund. Die gewöhnlichen Emolumente belaufen sich sogar nur auf 150—300 Pfund. Die Mitarbeiter werden schlecht bezahlt; indeß sind sie doch nicht mehr verpflichtet, wie in den ersten Journalen

die steile Wand hinan. Der Weg von hier bis zum Mittelwald ist schwierig, aber es ist nur eine Viertelmeile. Der Wald ist hier höher und finsterer, und es flüstert wunder- und wunderbarer in demselben. Ueberall bilden die Bäume und die Felsblöcke sich zu seltsamen Gestalten, doch diese sind den Jägers Freunde und nicken ihm zu. Bald ist er am Mittelwald, und von nun an ist der Weg zu der Glücksfelsenplatte leicht; allein er nähert sich mehr und mehr dem letzten ebenen Stückchen, und noch hat er vor sich den wilden unwegsamen Gebirgswald. In der Nähe der Glücksfelsen, die auf der Nordseite seines Weges liegen, wirft er sich auf einen bemoosten Stein nieder. Soll er den Weg über Ossfersal und den Mathisplatz oder den über die Wallerwiese wählen? Er bekommt sie für den ersten, und hat er einen guten Trunk mit, so stärkt er sich durch denselben, ehe er sein Gehen fortsetzt. Die Hunde werden am ihn und legen sich ihm zur Seite. „Ja, Falkauge, du hälst es mit mir, das weiß ich, mein Bruder; morgen wirst du dich zeigen, nicht wahr? Sey ruhig, Kokette! du bist eifersüchtig; das ist eine Tugend bei allen Koketten, aber nicht alle meinen es so ehrlich, wie Du, mein Närrchen." — Die Wanderung beginnt aufs neue, und der Jäger führt die Hunde, die er jetzt nicht länger lose gehen lassen darf; denn sie könnten sonst auf eine Spur gerathen und in der Koppel zu jagen beginnen. Es geht nun über das junge Gehege, und man ist bald in dem tiefen Walde; hier ist es rabenfinster. Nur dann und wann schimmert ein Stern durch die Oeffnung der Bäume, der Jäger aber ist trotzdem sicher, denn seinen Wald kennt er überall. Er hält einen Augenblick an; denn hat sich der Mond, so ist es das letzte Mal an der Stelle war, und er riecht den Rauch eines brennenden Kohlenmeilers. Das Feuer glänzt durch den Wald auf, und eings um dasselbe steht man ein Paar dunkle Gestalten sich hin und her bewegen. Die Hunde knurren. „Ruhig, Falkauge, setzt du nicht, was es ist?" — Der Jäger setzt seinen Gang fort, und er ist nun innerhalb der Oberfossel-Säterwiese. Bis hierher war der Weg leidlich, es führte eine Art Bergsteig herauf; aber jetzt soll er in das schwarze Thal hinunter, wo der Wasserfall schäumt und braust. Hier muß man über eine tiefe Felsschlucht; der Jäger stützt sich auf seine Flinte und macht einen Sprung hinüber. Die Hunde sind bereits neben ihm. „Still! Hunde, ihr zieht mich sonst in den Abgrund. Scherrt euch nicht um die Spur; jagen dürft ihr doch nicht, bevor es hell wird." Der Kamm geht steil hinab; hier gilt es, sich an den Büschen zu halten und an die Fichten zu stützen, denn oft gleiten die losen Steine unter den Füßen. Das Gewehr hängt, über des Jägers Schulter festgemacht, mit der Mündung in die Höhe; die Arme hat er jetzt beide nöthig. Der Wald ist noch hochgewachsen, aber schwarz und zanderartig; der Bergbach stürzt sich ins Thal, und über ihm dringt Licht in sein Dunkel. Wäre es Tag, würde man den Mathisplatz auf der andern Seite sehen. Die Eil mit ihrem Wasserfall und dann einem tiefen See, durch den sie fließt, liegen dazwischen; aber der Jäger weiß, daß die Furth zum Durchwaten in der Nähe von der Mündung der Eil ist. Der Mond steigt hervor und beginnt ihm zu leuchten. „Willkommen, Luna-Diana!" Nun geht er mit sicheren Schritten den beschwerlichen Weg die Thalwand hinunter und über die Eil. Der Mathisplatz liegt jetzt in Nordost. An der Borke der Fichten und an den Ameisenhaufen unterscheidet der Jäger Süd von Nord. Er hat nicht mehr weit zu dem Platz. Schon zeigt sich die Säterhaube grau auf demselben; er kommt ihr näher und blickt nach ihr hin, geht aber diesmal vorbei. Nicht weit von diesem Säter liegt der hohe Fiels-Säter. Nordlich vom Mathisplatz geht eine Art Gebirgspfad zu ihm hin; diesem folgt er; oftmals geht er über Sumpflachen, aber es kümmert ihn nicht. Sobald er sich dem Säter nähert, öffnen sich unter ihm die schwarzgrünen Waldesflächen und Gründe, in denen die Kohlenmeiler rauchen. Der Wasserfall läßt bereits von fern. Nahe an ihm fließt die Eil hin, ruhig, doch schwarz und schwermüthig. Ueber ein grunloses Moor liegt ein verwitterter und bald vermoderter langer Steig von Stämmen; hinter diesem geht sich der Pfad ziemlich nach dem Säter hinauf. Der Mond spielt auf den Zweigen der Bäume, und ein einzelner Eichenbaum bebt und flüstert neben dem Wege. Die Hunde drängen und ziehen oft an der Koppel; die Aermsten merken des Wildes Spur, und sie möchten gern los. — Der Jäger ist zum Wald hinaus, und der Mond giebt jetzt sein volles Licht um ihn her, während er über die Säterwiese hin zur Grosthöhe geht; er klopft an die Thür. „Aagnhild, meine blauäugige Dirn, mach' auf für den Jäger und gieb ihm Dach über den Kopf für eine Stunde." — „Schön, daß Du kommst; wie ging Dir's seit letzt?" — „Nun zuerst etwas für meine Hunde und einen Tropfen Milch für mich selbst, und dann wirst Du mir eine Geschichte von der Jolfee erzählen, die einstmals nicht weit von hier gehaust hat." — „Ja", sagt Aagnhild, „das will ich gern. Nun? Dich auf den Schemel, während ich Feuer auf dem Herde mache." — „Komm endlich, und setz Dich neben mich", spricht der Jäger, „damit ich Dich besser hören kann." Das Feuer flammt im Winkel, und Aagnhild erzählt ihre Mähr:

Nicht weit vom Fjeld-Säter liegt der Syri- oder Guri-Kolle *). Dort hauste vor langen Zeiten eine der Zauber-Hulbren, nach welcher der Kolle seinen Namen hat. Einst war es eine regnigte, kühlmische Nacht. Die Hulbre war auf ihrem Berge ausgegangen; aber ihre Macht reichte oberhalb der Erde nicht weiter, als bis den Syri-Säter hinab, der gleich unter dem Kolle liegt. Sie war über ihre Grenze hinausgekommen, konnte nicht wieder hineinfinden, und schon nahte der Morgen stark heran. Während sie umherirrt, den Weg zu suchen, traf sie einen Jäger, der nach dem Säter gehen wollte. Sie bat ihn, ihr den Pfad zum Kolle-Berg zu zeigen, aber er wollte dem schlimmen Hexen-Trolv nicht dienen, die er hier nicht zu fürchten brauchte. Da sagte sie zu ihm: „Willst Du mich zum Kollen begleiten, werde ich Dir Stärke und ein feuriges Auge geben, und alle Sätermädchen sollen auf Dich sehen, und es soll ins Erbe auf alle Jäger des Gebirges kommen." Nun ging er mit ihr zum Kolle-Berg; hier trank er aus einer seltsamen Flasche. Er fühlte sich so stark und kräftig danach und eilte zurück zum Säter, denn hier hatte er seine Herzliebste. Aber die Nacht vorher war ein Jahr und mehr Monden Winter gewesen, während das Mädchen im Syri-Säter lag und in ihrer Bärenecke träumte. Es hatte ihr geschienen, als wenn sich die Thür der Säterhütte öffnete und ein Jungfrau hereintrat, die unbeschreiblich schön anzusehen war. Sie war zu dem Milchschuppen hingegangen; aber da sie dem Sätermädchen den Rücken wandte, sah diese einen Kuhschwanz unter den Kleidern des schönen Weibes nachschleppen, und nun wußte sie, von welcher Art Leute sie wäre. Das Mädchen jedoch blieb ruhig liegen und ließ ihren Gast auf allen Milchnäpfen trinken. Als sie genug getrunken hatte, ging sie zu des Mädchens Bette, und dieses kam es vor, als wenn sie sich an seine Seite legte und seine Augen küßte. „Schön Dank, Anne", flüsterte sie, „für die Milch; Geld bekommst Du nicht dafür; aber etwas Besseres sollst Du erhalten; ich habe Frömmigkeit in Deine Augen eingedrückt; ich habe in Deinem Bett geruht, darum soll kein Jäger Dich bethören können, und dies soll ins Erbe auf alle Mädchen im Säter gehen." — „Und darum", sagte Aagnhild, „nützt es den Jägern nichts, daß sie uns verfuchen wollen, und Du sollst Deine Hand weg von meinem Leibe nehmen." — „Ja", spricht der Jäger, küßt sie jedoch noch zum Abschied, nimmt sein Gewehr und seine Hunde, geht wieder in den Wald hinein und treibt nach dem Syri-Säter hinauf.

Mannigfaltiges.

— Frankreichs Marine und Seehäfen. Nichts macht bekanntlich den Engländern mehr Unruhe, als wenn außerhalb ihrer Insel irgendwo eine mächtige Flotte sich bildet, Marine-Zeughäuser entstehen und eine wohlbeschützte Rhede in einen Kriegshafen verwandelt wird. Am meisten erregen natürlich Frankreich und die Vereinigten Staaten die Eifersucht Englands in diesem Punkte. Als vorher im Verlaufe vorigen Jahres, nachdem Mißhelligkeiten zwischen Großbritannien und Frankreich aufgelöst war, die Zeitschriften immer stehender wurden, gaben sämmtliche Englische Blätter, mochten sie nun den Whigs oder den Tories dienen, genaue Berichte über alle Veränderungen und Rüstungen, die Frankreich mit seiner Flotte und in seinen Seehäfen während der letzten zehn Jahre vorgenommen. Die Times hatte dafür einen Mitarbeiter eigends zu dem Behufe angestellt, d. h. er mußte nach Frankreich gehen, dort alle Seehäfen besuchen, um so viele Notizen zu sammeln, als er für Geld und gute Worte erlangen konnte, und dann eine vollständige Uebersicht, zunächst für die Herren der Admiralität und den Lord Warden of the Cinque Ports (Herzog von Wellington), alsdann aber auch für die Leser der Times zusammenzustellen. Diese Uebersicht ist nunmehr vervollständigt und berichtigt, als ein besonderes Buch unter dem Titel: „Die Häfen, Zeughäuser und Marine-Depots von Frankreich" im Druck erschienen.*) Es finden sich in diesem Buche über Havre, Cherbourg, Brest, Toulon und alle andere größere oder kleinere Kriegshäfen Frankreichs die detaillirtesten Angaben, so daß wir vermuthen, die Franzosen selbst, so weit sie nicht eben in jenen Häfen oder im Marine-Ministerium angestellt sind, werden darin viel Neues erfahren. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß der Verfasser Alles vom Standpunkte des eifersüchtigsten National-Interesses und obendrein auch noch von dem eines Ultra-Torys betrachtet, andererseits hat er aber auch den Vortheil vor anderen Darstellern, daß er nicht bloß Engländer ist — und jeder Engländer versteht einmal vom Schiffswesen — sondern auch, allen Anschein nach, ein Mann vom Fach, der die Dinge, die er beschreibt, meistens selber versteht, als die Leute, die damit in Frankreich umgehen. Hat das Buch also auch, da es sie jetzt wohl eben so wenig zu einem See- als zu einem Landkriege kommen wird, sein momentanes Interesse verloren, so dietet es doch, als ein Handbuch über Orte und Gegenstände, die kennen zu lernen wohl der Mühe verlohnt, auch für nicht Englische Leser noch manches Anziehende dar.

— Die Rachel in London. Das Auftreten dieser Französischen Schauspielerin in London muß das große Interesse, das sie bisher erregt hat, das Britische Athenaeum ausgenommen, aber diese Künstlerin eine charakteristische Notiz, — nicht von einem Französischen Autor, sondern aus Edward Devrient's „Briefen aus Paris" mitzutheilen. Der Brief, in welchem Herr Devrient seinen Besuch bei Mlle. Rachel eben so schlicht, als bezeichnend und anerkennend für die Künstlerin darstellt, ist vollständig übersetzt, und dieß hat nun Ursache, einem Deutschen Kunstgenossen für ein freundliches Wort zu danken, das er in seinem Vaterlande über sie brachte hier, denn es wird jetzt in London als der beste Kommentar zu ihrem Spiel angesehen.

*) Das Norwegische Kolle, Schwedische Kulle, mit dem Artikel, Kullen, z. B. das berühmte Vorgebirge Kullen, bezeichnet einen steil abfallenden Berg.

*) The Ports, Arsenals and Dockyards of France. By a Traveller. London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. — Berlin, Freitag den 28. Mai 1841.

Frankreich.

Das Elsaß unter Französischer Herrschaft.

In seiner von uns kürzlich erwähnten „Musterung der Deutschen Literatur“*) berührt Herr Marmier auch zwei Schriften, die der in Paris lebende Deutsche Schriftsteller Venedey über das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland herausgegeben, und zwar eine in Französischer Sprache („La France, l'Allemagne“ etc.), die andere jedoch in Deutscher („Der Rhein“). In der ersten sucht der Verfasser darzuthun, wie wichtig für Frankreich die Allianz mit Deutschland sey, wichtiger als die mit Großbritannien, und viel wichtiger als die mit Rußland, doch müsse Frankreich, wenn es eine Allianz mit Deutschland ernstlich wolle, vor allen Dingen die Deutsche Nationalität achten lernen und namentlich den Plan ganz aufgeben, jemals das linke Rheinufer zu erobern. In der zweiten, Deutsch abgefaßten Schrift geht der Verfasser noch weiter. Er sucht darin darzuthun, nicht bloß daß das Rheinland, so weit es zu Deutschland gehöre, nie Französisch werden könne, sondern auch daß die vor Jahrhunderten davon abgerissenen, längst zu Frankreich gehörenden Landstriche dadurch in eine widernatürliche Stellung gekommen seyen, die noch jetzt, auf die Urkunde der Französisch gewordenen Deutschen, in unglaublicher Weise nachwirke.

Herr Marmier bemüht sich, die Argumente des Herrn Venedey zu widerlegen, und da gerade dieser Theil seiner literarischen Musterung auch für Deutschland von besonderem Interesse ist, so wollen wir Bemerkungen und Gegenbemerkungen hier wiedergeben, doch müssen wir die ersteren, da uns das Deutsche Original des Herrn Venedey nicht zur Hand ist, ebenfalls aus dem Französischen übersetzen. Herr Venedey sagt:

„In Straßburg, Colmar und anderen Städten des Elsasses giebt es ziemlich viele Leute, die zugleich Deutsch und Französisch sprechen. Die Masse des Volks kennt weder die eine noch die andere Sprache, sondern spricht eine Mundart (patois), die neun Zehntel Deutsch und ein Zehntel Französisch ist, eine Mundart ohne Logik, ohne Verstand, ohne Ausdruck für jene Bedürfnisse des Geistes und lebendige die handhabe des materiellen Instinktes, der Nothwendigkeit. Die Volkssprache des Elsasses ist um zwei oder drei Jahrhunderte zurück gegen die meisten Deutschen Dialekte; ja, ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß das ganze Elsaß in jeder Beziehung um mindestens ein Jahrhundert hinter Deutschland zurückgeblieben. Die Sprache ist immer das richtige Thermometer für den Grad der intellektuellen Bildung eines Volks, und das Elsaß bekräftigt diese Wahrheit. Die höhere Gesellschaft dieser Provinz besteht aus Franzosen und französirten Elsässern; hier findet man meistens den Pariser Ton, so weit er in einer Provinzialstadt wiedergegeben werden kann. Die Welt der Salons nimmt die Französischen Zirkel zum Muster, und Alles, was sich davon entfernt, Alles, was rein Elsässisch ist, steht um ein paar Jahrhunderte gegen Deutschland und Frankreich zurück. . . . .

„Das Elsaß scheint, vermöge seiner Lage zwischen Frankreich und Deutschland, beim ersten Anblick dazu berufen, der Vermittler zwischen beiden Ländern zu seyn und einen gleichen Antheil an den Fortschritten des einen wie des anderen zu nehmen. Doch das Gegentheil ist der Fall in Folge seiner politischen Lage.

„. . . . Die Eroberung des Elsasses durch Frankreich war immer und ist auch heutzutage noch ein Unglück für diese Provinz. Die metallische Verstimmung der großen Masse des Volkes ist nur ein Theil dieses Unglückes.“

— So weit Herr Venedey. Hören wir nun, was ihm Herr Marmier darauf erwidert.

„Was in aller Welt“, ruft er, „konnte Herrn Venedey bewegen, diese Zeilen niederzuschreiben, die verletzend für eine Provinz, die er doch selber gesehen und die er nicht nach bloßem Hörensagen beurtheilt? Das Elsaß gilt mit Recht für einen der intelligentesten und lebendigsten Theile Frankreichs. Nirgends ist der Unterricht so weit, bis in das Herz selbst des Volkes, vorgedrungen; nirgends sind die Schulen zahlreicher und in besserem Zustand und die Elemente des Unterrichts solider; nirgends endlich ist mehr offene Freudigkeit auf den Gesichtern, mehr Wohlstand in den Häusern wahrzunehmen, als hier. Ich appellire an diejenigen, die das Glück gehabt, diese Provinz in der Nähe zu sehen, sie an einem schönen Tage von der Höhe des Gebirges in Zabern zu betrachten, in ihre Thäler hinabzusteigen und ihre Dörfer kennen zu lernen. Welcher Reiz liegt in dem Anblicke dieser Buchen-Wälder, jener herrlichen Wiesen, wo die fetten Heerden weiden, und der einfachen friedlichen Wohnungen, wo Alles den Stempel der Ordnung, des Wohlstehns und der häuslichen Tugenden trägt! Und das ist die unglückliche Provinz, die Herr Venedey bemitleidet; und jene kräftigen Landleute, die dort zu Pferde stolz vorbeiziehen, mit ihrem großen Filzhut und ihrer gedrückten Taille, und die so trefflich ihrer Hände fleiß und ihren praktischen Verstand abwechselnd auf den Landbau und auf den Mechanismus der Industrie anzuwenden verstehen, — das sind die Menschen, die ihm noch verdumpfter als die des Mittelalters scheinen! Und diese edle und sittenstrenge Stadt Straßburg, in der sich so treffliche Schulen befinden, die der Literatur und der Wissenschaft so ausgezeichnete Männer geliefert und die jährlich so viele, eben so in Frankreich als in Deutschland geschätzte Bücher druckt, — das ist der arme Ort, der einen Bürgerkrieg aus Köln, wo der Gedanke unter den Uebungen des Bigottismus erdrückt wird, mit Trauer erfüllt!“*) Dieses ganze Elsaß endlich, das so belebt und voll Wohlstand ist, das mit den poetischen Ueberlieferungen der Vergangenheit die fortschreitende Bewegung der neueren Zeit verbindet, — das ist das Land, das um zwei Jahrhunderte hinter Deutschland zurückgeblieben, und zwar bloß weil das Elsaß das Unglück hat, mit Frankreich vereinigt zu seyn, einen Maire statt eines Bürgermeisters zu besitzen und einen integrirenden Theil einer großen Nation zu bilden, statt von einem Fürsten regiert zu werden, der einige Hundert Soldaten an den Deutschen Bund liefern würde, oder eine kleine Republik vorzustellen. Ehrlich gesagt, ist dies wohl eine verunglückte Idee, so ernsthaft Herr Venedey sich, wenn er bemerkt, daß sein angebliches Bild des Elsasses ihn gerade auf denselben Standpunkt hinführt, den Herr von Raumer in Bezug auf Italien einnimmt!**) Ja, es ist ein Irrthum, ein zu handgreiflicher Irrthum, als daß der junge Schriftsteller sich nicht beeilen sollte, ihn mit uns zu erkennen und bei der ersten Gelegenheit weiter gut zu machen.“

— Dies ist die Erwiderung des Herrn Marmier. Sollte sich aber Herr Venedey dadurch wirklich veranlaßt finden, seine Ansicht als einen Irrthum zu erkennen, um diesen bei der ersten Gelegenheit wieder gut zu machen? Wir bezweifeln es! Herr Marmier hat ja augenscheinlich den Grundgedanken des Deutschen Schriftstellers gar nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen. Denn nicht, daß die Gebirge und die Thäler, die Wiesen und die Wälder des Elsasses unfruchtbar oder reizlos seyen, hat Herr Venedey behauptet; auch nicht, daß es den Einwohnern an materiellem Wohlstand und an äußerer Glückseligkeit fehle; wohl aber, daß sie ein getrenntes Glied von dem Körper sind, zu welchem sie durch alle zähllosen ihres Geistes, durch alle Nerven gehören, die vom Herzen und vom Kopf aus durch das elektrische Fluidum der Sprache belebt werden, und daß sie darum nicht die Fähigkeit haben, selbst durch die Elemente des Wissens, die sie lebendigerig auf ihren Deutschen Schulen gesammelt, ihren Geist wahrhaft zu befreien, und so zu ewiger Verstimmung verdammt sind. Ist das von Herrn Marmier widerlegt worden? Oder kann das überhaupt widerlegt werden?

Das Elsaß gehört zu Frankreich, zum Theil seit beinahe zwei Jahrhunderten, und nur ein blutiger, die Welt mit allen Gräueln der Verwüstung überziehender Krieg könnte es wieder einmal mit seinem Mutterlande vereinigen. Niemand, oder doch nur eine sehr unbedeutende Minderheit, will einen solchen Krieg, in Frankreich wie in Deutschland. Jene Polemik über die Zustände des Elsasses müßte daher als eine rein müßige, unfruchtbare Erörterung bezeichnet werden, wenn es sich bei solchen Diskussionen nicht auch stets darum handelte, gewisse Tonangeber der Französischen Politik von der sinnlosen Lehre zu ihrer Eroberungs-Theorien immer mehr zu überzeugen. Glücklicherweise scheinen diese Theorien in Frankreich selbst mit jedem Tage weniger Anklang zu finden; es erheben sich von

*) Nr. 62 des Magazins unter der Rubrik „Mannigfaltiges“.

*) Augenscheinlich hat Herr Marmier hier wieder einmal nach Hörensagen geurtheilt, oder nach alten Geschichten, die lange sich überlebt haben. Köln hat in den letzten Jahren bewiesen, daß es keineswegs mehr die von „Bigotismus“ erfüllte Stadt sey; die katholische Frommigkeit des größten Theiles seiner Bewohner ist Deutscher Bildung und der Liebe, die keinen Unterschied macht zwischen Menschen und Menschen, nirgends im Wege. Und was die sogenannte reine Thätigkeit des Handels und der Industrie betrifft, so wird doch wohl Köln mit Straßburg nicht tauschen mögen!

**) „Was heißt das?“ Weil Herr von Raumer die heutigen nationalen Zustände Italiens erträglich gefunden, sollte Herr Venedey, der die antinationalen Zustände des Elsasses unerträglich findet, den gleichen Standpunkt mit ihm einnehmen?

Digitized by Google

allen Seiten neue Stimmen, die in einer aufrichtigen Allianz der beiden Nachbarländer die Grundlage aller fortschreitenden Civilisation erblicken. Wissen diese Stimmen sich Bahn zu brechen, so wird auch gewiß der journalistischen Türm, den die westliche Einfassung erregt hat, diesseits wie jenseits bald verhallt seyn. J. L.

Frankreichs Unterrichtswesen.

Nach der Quarterly Review.*)

I. Der Elementar-Unterricht.

Die Schwierigkeiten, welche in Frankreich der erste Unterricht zu überwinden hat, sind doppelter Art, materielle und moralische. Die materiellen entspringen aus der vereinzelten Lage der Dörfer und ihrer Unkenntniß von der Gemeinde, wo sich die Schule befindet; aus dem traurigen Zustande der alten Landstraßen, die es einen halbes Jahr den Kindern unmöglich machen, in die Schule zu gehen; aus dem Schnee, der einen großen Theil Frankreichs mehrere Monate bedeckt. Dazu kommt noch, daß das Schulgeld, welches von den Aeltern verlangt wird, so hoch ist, daß nur Wenige es zu schaffen vermögen. Die moralischen Hindernisse sind die Zühllosigkeit der Aeltern, die nicht wollen, daß ihre Kinder weiser werden sollen, als sie selbst sind; der Aberglaube, der in manchen Gegenden herrschen, welche nicht einsehen, daß sie durch Förderung des Unterrichts ihren eigenen Einfluß nur vergrößern würden; die Gleichgültigkeit und der Geiz der Munizipal-Verwaltungen; die Selbstsucht der begüterten Grundherren, welche fürchten, das sich bei steigender Kultur die Zahl der Arbeiter vermindern und so ihr Dienstlohn steigern würde; endlich die traurige, abhängige Lage der Lehrer selbst, welche von der Art ist, daß der Lehrerstand, als sehr wenig ehrenvoll, den Unfähigsten überlassen wird, welche danach greifen, weil sie an jedem anderen Fortkommen verzweifeln.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Provinzial-Schullehrer entnehmen wir der Schrift des Herrn von Girardin nachstehende Bemerkungen, in denen er zugleich auf eine Schrift von Lorain, „Schulerung des Elementar-Unterrichts“, Bezug nimmt. „Der erste Punkt des Zahlings, welcher uns die Schornsteinfeger bringt, treibt wandernde Lehrer, vorzüglich Bearner, Piemontesser, Auvergnaten, von den Gebirgen, welche die Ebene wie Abenteurer durchziehen, bis ein Dorf sie für 15 bis 20 Thaler für die gänzliche Jahrezeit als Lehrer annimmt. Diejenigen, welche in ihrem Gebirtsorte unterrichten, sind in der Regel krank, taub, lahm, einhändig oder sonst verkrüppelt und zu jedem anderen Geschäfte untauglich. Selbst Epileptiker und Zwerge findet man unter ihnen. Einer dieser Lehrer, der, nach seinen Einkünften zu schließen, für einen der Bekäpigsten gilt, ist ohne Arme und schreibt mit dem Fuße. Das Herz empört sich, sagt Lorain, wenn man dies Chaos aller Gewerbe, dies Repertorium aller Laster, diesen Kataiog aller menschlichen Krankheiten sieht. Diese Unglücklichen werden so niedrig besoldet, daß sie zu entschuldigen sind, wenn sie oft ein Handwerk mit ihrem edlen Amte verbinden. So dört man die Lection beim Pochen eines Hammers hersagen, oder die schwielige Hand eines Schmiedes schreibt Musterblätter, oder der Erzieher nimmt zur Abwechslung einen Bart ab, wiegt Tabad oder theilt einen Schoppen in zwei Gläser. Einige Gemeinden, welche die durch das neue Gesetz auferlegte Summe von 200 Franken als eine unerschwingliche Abgabe betrachtern, haben sich dafür zu entschädigen gesucht, indem sie die Lehrer zugleich als Kirchenfeger, Borsänger oder Glöckner gebrauchen. Andere Lehrer, und dies ist sehr gewöhnlich, haben die Verpflichtung, im Fall der Noth den Todtengräber oder den Tambour bei öffentlichen Ausrufungen und Versammlungen des Volkes zu machen. Wer unterwirft sich demnach einer so erniedrigenden Knechtschaft? Heute, wo der Hunger dazu treibt, heute, wo die Verzweiflung, daß sie so selten orthographisch schreiben können und nach den Gränzen zu oft selbst kein Wort der Nationalsprache verstehen.“ (Revue des Deux Mondes. 13. Sept. 1838).

Dies klingt in der That ergöglich. Und wie ist diesem anerkannten Mangel in Betreff des Umfangs und der Beschaffenheit des Unterrichts abzuhelfen? Die Mittel, welche Girardin vorschlägt, sind folgende: 1) Den Elementar-Unterricht zur Staats-Angelegenheit zu machen, wie es gegenwärtig die Besoldung der Geistlichen in Frankreich ist, und die Lehrer den Priestern gleichzustellen. 2) Die Lehrgegenstände vorzuschreiben. 3) Die mangelhafte Lehrmethode aufzugeben. Von einer bestimmten Zeit ab jeden Bähler, der nicht lesen und schreiben kann, sein Wahlrecht zu nehmen und es denen zu geben, die lesen und schreiben können. 5) In jeder Stadt zweierlei Schule oder wenigstens eine besondere Klasse für Mädchen einzurichten. 6) Die Veröffentlichung nüglicher Bücher und wohlfeiler Zeitschriften für den niederen Unterricht zu befördern.

*) Eine im vorigen Jahre erschienene Schrift Emil v. Girardin's über den öffentlichen Unterricht bildet die Grundlage dieses Artikels, den wir der Uebertragung werth achten, weil sich darin zugleich eine Französische und eine Englische Ansicht aussprechen. Wir können daraus schließen, daß der Zustand der Schulen und des Unterrichts im Elsaß, den Herr Marmier in dem diesen Blatt eröffneten Artikel so glänzend darstellt, eben nur eine Anomalie in Frankreich und wahrscheinlich nur dem Deutschen Geiste seiner Einwohner, nicht aber der Verbindung des Elsasses mit Frankreich zu verdanken sey.

Zu Betreff des ersten Punktes verlangt Girardin als niedrigste Summe für einen Lehrer 750 Franken; in Betreff des zweiten theilt das Gesetz, welches 1833 den Kammern vorgelegt worden ist, die ersten Unterricht in zwei Abtheilungen, von denen der niedere Religions-Unterricht, Lesen, Schreiben, Elemente der Französischen Grammatik, Arithmetik, die Lehre von den Maaßen und Gewichten; die höhere: Handzeichnen, Feldmeßkunst, praktische Geometrie, Prinzipien der Physik und Naturgeschichte, Gesang, Elemente der nationalen und fremden Geschichte und Geographie umfassen soll. Hierzu schlägt Girardin einige Aenderungen vor, die vorzüglich darin bestehen, daß er den Gesang-Unterricht sogleich in die niedere Abtheilung aufgenommen wissen will, von der höheren aber Gewandtheit im Französischen Ausdruck, Etymologie, Schreiben nach Diktaten, die Elemente der Lehre vom Ackerbau und der häuslichen Wirthschaftsführung, die der Chemie, Physiologie, Heilkunde, des Privat- und Staatsrechts verlangt. Was die sittliche Erziehung betrifft, so macht Girardin denselben Unterschied, wie früher Rousseau schaffsinnig aufgestellt hat, den zwischen Unterricht und Erziehung. Der Lehrer kann und soll die Stelle der Aeltern nicht ersetzen und ausfüllen, welche all' die ersten Erfordernisse des Anstandes in körperlicher und geistiger Hinsicht den Kindern beibringen müssen. — Ein Hauptpunkt in den Schulen ist die Wahl der Bücher und ein besonneres Verfahren in Anregung des gegeneinander Streitens und in der Bestrafung. Der wichtige Grundsatz in Anwendung dieser letzteren ist, alle entmuthigende und entehrende Strafen zu vermeiden, welche den Charakter verbärten, das Gemüth verderben und dem Schüler einen Widerwillen gegen die Wissenschaften einflößen könnten. Den Gesangs-Unterricht weiß Girardin aus der oberen in die untere Klasse, weil er als Mittel und Zweck von gleich hoher Bedeutung ist. Wir haben bei uns dem außerordentlichen Erfolge Wilhelm's gehört, der jetzt als Direktor und General-Inspektor dieses Lehrzweiges für die Französischen Schulen angestellt ist und durch ein einfaches Instrument, Diapason*) genannt, einen Geschmack und eine Geschicklichkeit unter Erwachsenen und Kindern eingeführt hat, die nicht weniger durch das Gefühl, oder vielmehr durch die Leidenschaft, die es hervorgerufen, als durch die bewundernngswürdige Sicherheit und Genauigkeit der Ausführung überrascht. Ueberhaupt ist die Musik ein sonderliches und darum sehr wünschenswerthes Vergnügen des Volkes; sie ist die Genossin des Friedens, der Ordnung und der Religion.

An die Spitze der zweiten Abtheilung des Elementar-Unterrichts stellt Girardin die Kunst, nach Diktaten zu schreiben, Etymologie, Gewandtheit im Ausdruck der Gedanken. Alles dies ist in größeren oder geringerem Umfange in den besseren Armen-Schulen Englands eingeführt. Es bildet einen Theil dessen, was man Wood's Edinburgisches System nennt, und ist theilweis und erfolgreich besonders in Norwood in Anwendung gebracht worden. Leichtigkeit des Ausdrucks wird am besten durch die Kunst, klar und rasch auf einander zu fragen, erreicht, wie dies denn überhaupt als Präfstein gelten kann, durch den sich ein guter Lehrer von einem schlechten unterscheiden läßt, und wie es das Haupt-Prinzip aller großen und erfolgreichen Schulen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Schweiz.

Die Elektricität und das Fortschreiten unserer Kenntniß derselben.

(Schluß.)

Der dritte Hauptgesichtspunkt enthält die Beziehungen der Elektricität und des Chemismus. Dieser Gegenstand scheint mir eben so fruchtbar für die Zukunft zu seyn, wie er es für die Vergangenheit war. Die Elektricität erzeugt einen chemischen Prozeß; sie ist thätig unter der mir diese Thätigkeit wahrnehmen, und die Gesetze, denen sie unterworfen ist, sind schon vielfach untersucht worden, und dennoch entdeckt man täglich hierin neue Erscheinungen und neue Gesetze. Dany hat die chemische Zersetzung nachgewiesen; die Umstände, welche dieselbe zulassen und befördern, haben ebenfalls dieser berühmte Chemiker und andere Gelehrte untersucht. Dem im Anfange gefundenen Studium über die Art und Weise, in welcher elektro-chemische Zersetzungen stattfinden, und über den Einfluß, welchen solche Leiter auf Erscheinungen dieser Art üben, hatte ich mich gewidmet. Marianini hat gleich mir diese Fragen behandelt und sich mit der sekundären Polarität beschäftigt, welche solche Leiter in Berührung mit einer flüssigkeit annehmen, wenn der elektrische Strom durchgeht. Die Untersuchungen neuerer Physiker, wie die Schönbein's, Matteucci's, Petrier's und viele meinigen, die in diesem Heft enthalten sind, zeigen den innigsten Zusammenhang der Chemie und Elektricität, den das Phänomen der sekundären Polarität bewirkt. Endlich hat sogar das Studium der elektro-chemischen Zersetzungen Faraday zur Kenntniß der bestimmten Thätigkeit des elektrischen Stroms gebracht und später Matteucci und Daniell zu interessanten Versuchen über die Zersetzung der Mischungen mehrerer Salzauflösungen Veranlassung gegeben. Becquerel zeigte auch so eben den Einfluß seiner Subhängen auf elektro-chemische Zersetzungen von Mischungen verschiedener Salze nach ihrer Verwandtschaft, und endlich bringe auch ich in diesem Buche einige Resultate über die Wirkung der mit der Leitungs-Elektricität verbundenen Voltaschen Säule auf Zersetzungen zur öffentlichen Kenntniß.

Haben aber alle und noch viele andere Bemühungen, welche ich

*) d. i. eine Oktave, auch heißt ein Instrument der Orgelbauer vom Umfange einer Oktave so.

Digitized by Google

so eben erwähnte, die Frage über die Art und Weise der elektrochemischen Zersetzung gelöst? Nein; wie alle frühere Theorien zur Erklärung dieser Erscheinung, sind auch diese unzulänglich. Es fehlt uns noch ganz besonders die Kenntniß des Zustandes, in den ein Körper durch den elektrischen Strom geräth, ein Zustand, der ohne Zweifel vibratorisch ist; man kennt die Rolle noch nicht, welchen die Leiter, an deren Oberfläche die Zersetzung geschieht, spielen. Man müßte noch tiefer als bisher in die Art und Weise eindringen, in welcher die Elektricität auf die Atome wirkt; ein Zustand, den man früher, wie ich glaube, zu sehr mit der Tension der Elektricität assimilirte. Einige Versuche zur Erklärung dieser Punkte sind wohl gemacht worden, aber man ist noch weit entfernt, ein Endresultat erhalten zu haben, und man kann behaupten, daß dieser schönste und fruchtbarste Theil der Elektricität kaum nur oberflächlich berührt worden sey.

Aber das Studium der Gegenstände, welche ich so eben erwähnte, wird keineswegs zu großen Fortschritten in der Wissenschaft führen, wenn man es nicht auch auf die Elektricität, welche der chemische Prozeß erregt, anwendet; jene Theorie, welche nicht beide Erscheinungsweisen erklärt, wird nothwendig unvollkommen seyn. Bis jetzt aber kennt man nur oberflächlich die Gesetze der Elektricität, welche der chemische Prozeß hervorruft. Die Begriffe des Gewichts und Maßes sind lange nicht mit der Genauigkeit in diesen Theil der Wissenschaft eingeführt, als nothwendig wäre. Man hat noch keineswegs bestimmt, ob die Natur des chemischen Prozesses unabhängig von seiner Intensität auf die Quantität und die Eigenthümlichkeiten der Elektricität wirkt. Die chemischen Aequivalente oder, was dasselbe ist, das Atomengewicht, sind noch nicht über die Einheit der Lösung der Elektricität noch fast gänzlich vernachlässigt. Endlich sind die Einflüsse sehr schwacher Nebenprozesse, von welchen ein großer chemischer Prozeß immer begleitet ist, noch gar nicht beachtet. Sollte man nicht in diesen Dingen, wie ich es in späteren Versuchen zeige, die Erklärung vieler Erscheinungen finden?

Es ist mir unmöglich, den Gegenstand, mit dem wir uns bisher beschäftigten, zu verlassen, ohne noch zwei Untersuchungen zu erwähnen, die, trotz der zahllosen Bemühungen, zu welchen sie Veranlassung gaben, noch immer schweben, ich meine die Theorie der Säule und des Elektro-Chemismus. Besitzen die Körper eine Elektricität, die ihnen eigenthümlich ist? Entwickelt sich Elektricität durch Kontakt zweier heterogener Körper? Sind die elektrischen Wirkungen, welche jene chemische Combination begleiten, Ursache, daß diese Combination mit entgegengesetzter Intensität, als die Ursache, die Trennung, auf denen sie beruht, oder sind sie nur ein Resultat der chemischen Verwandtschaft der Atome? Entsteht die Elektricität in der Säule durch Kontakt? Wirkt der chemische Prozeß nur in einzelnen Punkten der sich tangirenden Flächen oder in der Totalität des ganzen Kontakts? Wir sehen hier mehrere Punkte, über welche die Physiker noch uneinig sind; und wenn man bedenkt, daß einige Jahre dahingehen, der chemische Prozeß entwickelt Elektricität, während Andere daselbe vom Kontakt annehmen, so kann man sich eine Vorstellung von der Meinungsverschiedenheit über diesen Gegenstand machen. Obgleich ich für das chemische Prinzip der Säule stimme, so werde ich doch in unsere Sammlung die entgegengesetzten Ansichten Anderer mit der größten Unparteilichkeit aufzunehmen bereit seyn. Ich halte es um so mehr für meine Pflicht, die Meinungen Marianini's, Ohm's, Fechner's, Pfaff's und Poggendorf's, welche der Theorie des Kontakts folgen, zu erwähnen, als ich zugleich die Untersuchungen Faraday's, Schönbein's und die meinigen anführe, welche zur chemischen Theorie hinneigen. Die Untersuchung dieser Gegenstände ist um so wichtiger, als sie die Theorie zum Gegenstand nimmt, welche, indem sie die Verwandtschaften erklärt, die Basis der Chemie und der Schlüssel des wirksamsten Mittels ist, dessen sich diese Wissenschaft, wie die Physik, bedienen können.

Die Theorie der Voltaschen Säule, welche wir hier bei den Verhältnissen des chemischen und elektrischen Prozesses erwähnen, gehört auch in die Untersuchung über den Einfluß der Körper, durch welche die Elektricität ihren Weg nimmt. Die Leitungsfähigkeit der Elektricität, das Studium der Ursachen, welche dieselbe modificiren, die Art ihrer Vertheilung, die Größe der mannigfachen Widerstände, welche dem elektrischen Strome auf seinem Wege über verschiedene Systeme von Leitern begegnen können, haben schon eine große Anzahl von Untersuchungen hervorgerufen. Die Resultate derselben sind aber möglicherweise noch nicht bestimmt genug. So findet sich Verschiedenheit in den Zahlen-Angaben über die Leitungsfähigkeit flüssiger und fester Körper. Der Einfluß, welchen metallische Scheidewände in einem flüssigen Leiter auf den elektrischen Strom ausüben, war für mich und Marianini der Gegenstand eines ganz besonderen Studiums. Wir fanden beiderseits, daß die Thätigkeit dieser Scheidewände bei der strömenden Elektricität analoge Eigenthümlichkeiten mit denen zeigen, welche das Licht und die strahlende Wärme besitzen.

Es bleiben mir nun im Studium der Elektricität und des Magnetismus nur noch zwei verschiedene Gesichtspunkte zu erwähnen übrig, die für die Gegenwart wie für die Zukunft vom größten Umfang sind. Der erste umfaßt das Studium der natürlichen Quellen der beiden angeführten Kräfte; der zweite betrifft die Anwendung derselben auf die Industrie.

Die Elektricität stellt sich in der Natur unter drei ganz von einander geschiedenen Formen dar; der einen derselben hat man den Namen der atmosphärischen Elektricität, der anderen den des Erdmagnetismus und der dritten den der thierischen Elektricität gegeben. Letztere offenbart sich in den elektrischen Erscheinungen mancher und nach einigen Physiologen vielleicht aller Thiere. Der eigentliche Unterschied der ersten beiden Elektricitäten liegt im Grunde darin, daß erstere mehr den Zustand der Tension darstellt, wofür bisweilen die augenblicklichen Entladungen kommen, wie im Kleinen bei der Maschinen-Elektricität, — und daß die zweite Elektricitätsform mehr die strömende Bewegung repräsentirt, wie in der Voltaschen Säule. Die dritte Art, die animalische Elektricität, unterscheidet sich von den beiden früheren sehr wesentlich durch ihren Ursprung.

Das Studium der ersten Form, der atmosphärischen Elektricität, ist scheinbar am weitesten komplizirt, wesshalb auch die Forschritte in diesem Theile der Meteorologie, trotz der verdienstvollen Leistungen Franklin's, Saussure's, Volta's, Bekkaria's und so vieler Anderer, gering sind. Man weiß, daß die Atmosphäre selbst im reinsten Zustande Elektricität enthält; man weiß auch, daß die Wolken im Allgemeinen elektrisirt sind, und daß diese Elektricität die Ursache des Gewitters ist; ja man glaubte, daß sich selbst die ganze Erdrugel in einer der Atmosphäre entgegengesetzten elektrischen Spannung befinde; aber diese Thatsachen sind noch nicht genügend dargethan. Dies wissen wir. Was wir nicht wissen, will ich nicht erst aufzählen, denn diese Aufzählung würde zu lang und dessenungeachtet unvollständig seyn. Wir wollen uns daher darauf beschränken, nur einige Mängel dieser Wissenschaft anzugeben.

Die Art und Weise, wie sich die Elektricität in der Atmosphäre vertheilt, ist noch ganz unbestimmt, weil die Veränderung der Feuchtigkeit und der Temperatur, welche die Luft mehr oder weniger leitungsfähig machen und der Elektricität selbst stärkere oder schwächere Intensität geben, bei der Beobachtung mit atmosphärischen Elektrometern die größten Schwierigkeiten darbieten. Aber dies ist nicht Alles; die Mängel sind noch größer, wenn es sich darum handelt, die Wolke zu erfassen, welche die Elektricität bei der Wolkenbildung, beim Fall von Regen, des Schnees und Hagels spielt; denn wenn wir auch annehmen, die Elektricität sey bei allen diesen meteorologischen Erscheinungen mehr Wirkung als Ursache, so bleibt doch immer noch die Frage, wie sie entstehe, in welchem Zustande sie sich in den Wolken befinde u. s. w. und wie sie sich daselbst äußere? Die „Meteorologie electrique" von Peltier ist so eben angekündigt worden, ein Werk, in dem alle diese Punkte behandelt werden sollen. Wir erwarten diese Schrift mit Ungeduld. Die Beobachtungsgabe, mit der Peltier ausgerüstet ist, überzeugt uns schon im Voraus, daß sie voll der interessantesten Thatsachen seyn wird. Dennoch können wir den theoretischen Gedanken, daß die Elektricität der Erde und der Atmosphäre sich in einer positiv elektrischen Spannung befinde, mit der die interplanetarischen Räume erfüllenden Leere, schwerlich gelten lassen. Es sind bisher unmöglich, im Raum, der den Aether erfüllt ist, eine andere als die strömende Elektricität anzunehmen; denn weshalb sollte sich die Elektricität der Erde und der Atmosphäre nicht schon längst ins Gleichgewicht gesetzt haben? Jedoch wäre es zu früh, sich ein zu absolutes Urtheil über einen Punkt der Theorie zu erlauben, ohne zuvor die Gründe und Beobachtungen zu erkennen, welche diesen unterstützen. — Ueber jeden Theil der Meteorologie bedarf wie alle übrige, einer großen Anzahl von Thatsachen, und es wäre zu wünschen, daß man neben barometrischen, thermometrischen und hygrometrischen Beobachtungen auch die atmosphärische Elektricität zu erforschen suchte; nur durch die Gleichzeitigkeit aller dieser Beobachtungen wird man die äußeren Umstände, welche auf die Intensität der natürlichen Elektricität wirken, vielleicht sogar den Ursprung derselben kennen lernen. Der eben gehegte Wunsch ist schon durch einige Laboratorien in Erfüllung gegangen; so besitzt Genf einen Apparat, wonach man im Stande ist, den elektrischen Zustand der Atmosphäre, den man gleichzeitig mit den anderen meteorologischen Beobachtungen sorgfältig unterfucht, mit vieler Genauigkeit und Regelmäßigkeit zu verfolgen. Wir werden uns bemühen, die Resultate dieser Beobachtungen, wie überhaupt Alles, was über die so unentwickelte aber noch wenig geforderte Erforschung der atmosphärischen Elektricität Licht verbreiten könnte, in unsere Sammlung aufzunehmen.

Wir wollen jetzt einige Worte von dem Studium der zweiten Form sprechen, in der sich die natürliche Elektricität, der Erdmagnetismus, darstellt. Vielleicht gehen wir zu weit, wenn wir den Erdmagnetismus der dynamischen Elektricität zuschreiben. Wahrscheinlich sind elektrische Ströme unter jenen Namen verstanden, welche aus der eigenthümlichen Beschaffenheit unserer Erde oder der Wirkung der wärmenden Sonnenstrahlen hervorgehen. Es ist möglich, daß die Bewegung der Erde auf die Richtung dieser Ströme wirke; aber bisher scheinen wir die Strömungen der Erdelektricität noch nicht genuglam erwiesen, und die Wirkungen, welche man beobachtet hat, rühren wahrscheinlich von lokalen und zufälligen Umständen her. Dennoch ist es dies ein für die Forschung interessanter Punkt! Wir werden deshalb mit dem lebhaftesten Interesse die Bemühungen für diesen Zweck im Auge behalten.

Doch, welche Ursache der Erdmagnetismus auch haben möge, die Wirkungen dieser merkwürdigen Kraft sind für die Physik und Geologie sehr wichtig; überall studirte man sie deshalb mit dem größten Eifer. Wir verdanken den gehaltvollen Untersuchungen Hansteen's, Erman's, Humboldt's, das Observatorien für Magnetismus in Europa immer häufiger und auf Reisen gemachte Beobachtungen fast täglich veröffentlicht werden. Die zeitliche und örtliche Veränderung der Magnetnadel, ihre absolute Declination und Inclination wird auf jedem Punkte der Erdoberfläche erforscht. Der Zusammenhang, den Arago zwischen der nördlichen Morgenröthe und den Störungen der Magnetnadel entdeckt hat, giebt den magnetischen Beobachtungen ein neues Interesse, und man ist zu der Hoffnung berechtigt, einst den Ursprung dieser scheinbar so verschiedenen, in der Wirklichkeit aber so eng verbundenen Phänomene zu erkennen.

Wir werden in der Folge die wichtigsten Arbeiten über den Erdmagnetismus zusammenfassen und die Beobachtungen, welche künftig in Genf angestellt werden, damit zu verbinden suchen.

Digitized by Google

Die dritte Form, in der sich die natürliche Elektricität darstellt, haben wir thierische Elektricität genannt. Einige Fische sind, wie wir wissen, mit der Eigenthümlichkeit begabt, sehr starke elektrische Wirkungen hervorzubringen. Walsh, Hunholot, Dary, Becquerel, Linari, Matteucci und Faraday haben diese Eigenthümlichkeit untersucht und gefunden, daß sie alle elektrische Erscheinungen der Volta'schen Säule erzeugen könne. Wir verdanken besonders Matteucci eine ausgezeichnete Auseinandersetzung der elektrischen Eigenschaften des Zitterfisches. Er setzt die Wirksamkeit der Elektricität in den hierzu bestimmten Gehirnflügel, nicht in das sogenannte elektrische Organ, mit dem dieses Thier versehen ist, und das nur dazu dient, die Elektricität auszuathmen und, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu kondensiren. Können die Thiere, welchen ein elektrisches Organ fehlt, elektrische Erscheinungen hervorbringen? Zahlreiche Experimente, besonders diejenigen, welche mit Fröschen angestellt wurden, haben auf diese Frage bejahend geantwortet; sie gehören wenigstens auch den Arbeiten Galvani's, Aldini's, von Humboldt's und später Nobili's, Marianini's und Matteucci's hervor. Jedoch ist die Elektricität bei Thieren ohne elektrisches Organ so schwach, bisweilen so unsicher, daß man mit Recht über den wahren Ursprung derselben zweifelt. Die Leichtigkeit, mit welcher fast unwahrnehmbare chemische Prozesse und Temperaturverschiedenheiten elektrische Ströme, deren Vorhandensein die zarteften Galvanometer angeben, erregen, scheint uns den Experimenten, welche mit Thieren angestellt wurden, um so weniger Glauben zu verschaffen, als bei ihnen diese beiden Actionen, welche wir so eben erwähnten, sehr schwer zu vermeiden sind. Könnte der elektrische Strom, welcher erregt wird, wenn zwei Punkte der Platina, der eine mit den Nerven, der andere mit den Muskeln eines Thieres in Contakt gebracht wird, nicht seine Ursprung einerseits in der desorydirenden Kraft der waffertroffhaltigen Materie der Nerven, andererseits in der oxydirenden der Muskelsubstanz haben? Wer weiß, ob nicht die Materie der Nerven und Muskeln, welche, ins Wasser getaucht, eine Kette bilden, durch diese Flüssigkeit in einen chemischen Prozeß geräth, der den elektrischen Strom erzeugt? Wir scheint also die thierische Elektricität noch eines gründlichen Studiums zu bedürfen, und das Problem, ob sie eine allgemeine Eigenschaft aller Thiere sey, oder bloß als eine vereinzelte Thatsache, die nur an einigen, welche ein elektrisches Organ haben, wahrgenommen wird, bleibt noch in Zukunft zu lösen.

Die oben angegebenen Verhältnisse sind aber nicht die einzigen zwischen der Elektricität und der Physiologie. Wenn wir auch die Erzeugung der thierischen Elektricität noch nicht allgemeinen Gesetzen unterwerfen können, so ist doch der Einfluß der Elektricität auf die Thiere eine Erscheinung, die keine Ausnahme erleidet. Bald verrichtet sie den Dienst einer sehr zarten mechanischen Kraft, bald scheint sie eine Nerventhätigkeit, bald einen chemischen Einfluß auszuüben. Es scheint eine wohlbegründete Thatsache zu seyn, daß ein elektrischer Strom, wenn er vom Centrum der Nerven nach den Extremitäten läuft, Bewegung in solchen Theilen hervorbringt, deren Bewegungen der Nerven verursacht. Wir setzen, daß dieser Punkt der Untersuchung denjenigen sehr nahe rückt, von welchem wir so eben gehandelt haben. Die Physiker haben sie daher gleichzeitig beobachtet und in eine Theorie vereinigt, wie Prevoft, Dumas, Becquerel, Nobili, Marianini und Matteucci. Vielleicht wäre es beffer, beide Gegenstände zu trennen, da der eine, wie wir gezeigt haben, beffer begründet ist.

Endlich bietet die physiologische Wirksamkeit der Elektricität eine unverfiegbare Quelle für die Heilkunde. Bisher jedoch, ich muß es offen gestehen, ist ihre Anwendung in den Händen der Medizinер noch fruchtlos geblieben. Dies kömmt daher, weil die Wissenschaft die Natur der physiologischen Wirksamkeit noch nicht genug bekümmt hat und die Mittel noch zu regellos wasse, dieselbe zweckmäßig zu leiten; überhaupt mißlingt ihre Anwendung als Heilmittel wohl auch deshalb, weil die Physiker nicht genug Physiologen und die Medizinер nicht genug Physiker sind. Ein geschickter Physiologe, welcher nach einem tiefen Studium der Elektricität auf diese Untersuchungen Zeit verwenden wollte, würde, davon bin ich überzeugt, die Wissenschaft und die Menschheit mit schönen Entdeckungen bereichern.

Ich komme endlich zum letzten Gesichtspunkt, unter welchem ich das Studium der Elektricität und des Magnetismus betrachten und von ihrer Anwendung auf die Industrie sprechen will. Dieser Theil der Elektricität hat kaum noch begonnen und bietet sich in zwei verschiedenen Formen — in der elektro-magnetischen und elektrochemischen dar.

Ich verstehe unter dem Namen elektro-chemisch jede Anwendung der Elektricität, welche sich auf ihre Eigenschaft stützt, den chemischen Zustand der Körper durch Zersetzungen, Verbindungen und Niederschläge zu modifiziren. Becquerel dachte zuerst an eine Art der Anwendung, indem er in seinen Arbeiten eine elektro-chemische Behandlung der Metalle angab, um daraus das Silber auszuscheiden. Er ist auch Urheber des Prinzips, welches Jacobi Gelegenheit gab, die Galvano-Plastik zu erfinden, und mir selbst, Metalle ohne Anwendung des Quecksilbers zu vergolden. Die Idee, die Blase oder das Goldschlägerhäutchen als Scheidewand zweier Auflösungen anzuwenden, ist ganz sein Eigenthum. Er war ebenfalls der Erste, welcher einen elektrischen Strom von konstanter Kraft hervorbrachte, auf dessen Prinzip erst weit später die Engländer ihre Säulen gründeten.

Die Anwendung des Elektro-Magnetismus gründet sich auf die Eigenschaft der elektrischen Ströme, das Eisen zu magnetisiren, und auf die Eigenschaft der Magnete selbst. Diese Anwendung erzeugt eine mechanische Bewegung, welche andere Kräfte, wie die des Dampfes, die thierische Kraft u. s. w., leicht ersetzen kann. Das Prinzip dieser Art der Anwendung gründet sich auf das Anziehen und Abstoßen der magnetischen Pole und auf die Fähigkeit der elektrischen Ströme, im weichen Eisen einen sehr starken, zugleich aber einen nur augenblicklichen Magnetismus hervorzurufen. So ziehen magnetische Eisenstäbe, deren Pole fest sind, andere magnetische Stäbe mit beweglichen Polen fortwährend an und stoßen sie bald darauf wieder ab, wodurch die sogenannte Wechselwirkung der elektromagnetischen Kraft entsteht.

Ob die Zukunft die Anwendung dieser Kraft weiter ausdehnen, ob sie aus ihrem wärmenden und leuchtenden Element einen praktischen Nutzen ziehen wird, kann, ohne ihr voreilig vorzugreifen, nicht beantwortet werden. Was jedoch Glücktiches und Erfolgreiches erschienen wird, müssen wir stets mit der größten Bereitwilligkeit prüfen und uns aneignen.

Ich habe die verschiedenen Partieen, aus denen jetzt die Wissenschaft der Elektricität besteht, flüchtig berührt; ich habe zu zeigen versucht, wie viel wichtige Fragen, den meisten einige erörtert, andere dingegen noch eine genügende Lösung erwarten, sie aufstellt. So unvollkommen auch dieser Versuch erscheint, so ist er doch von der Art, daß er das Bedürfniß, den künftigen Entwicklungen der Wissenschaft zu folgen, fühlbar macht.

A. de la Rive.

Mannigfaltiges.

— Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. Es liegt uns ein ausführlicher Prospektus der unter diesem Titel angekündigten, in Deutschland (Berlin, bei G. Reimer) erscheinenden Zeitschrift vor, der von Herrn Professor A. Erman, als dem Herausgeber derselben, unterzeichnet ist. Es ist über dieses Unternehmen, auf das bloße Gerücht von der Beabschtigung desselben, in mehreren Deutschen Zeitschriften die Meinung ausgesprochen worden, daß dahinter irgend ein politisches Motiv verborgen sey. Der Prospektus des Herrn Erman läßt jedoch durchaus keinen Zweifel über die rein wissenschaftliche Tendenz dieser allerdings von der Russischen Regierung unterstützten, aber darum nur um so mehr die vollständige Erreichung ihrer scientischen Zwecke versprechenden Zeitschrift. Diese beabsichtigt zunächst, was es in der Ankündigung heißt, „das wichtige Material der westlichen Europäer, das bisher vereinzelte und regelmäßige Ausbeutung der in Russischer Sprache verfaßten Bücher oder einzelnen Aufsätze zu vermehren. Sie wird zu diesem Zwecke theils den Gang der darin mitgetheilten Forschungen und ihr Verhalten zu den allgemeinen Problemen der Wissenschaft nachzuweisen suchen, theils Ueberlegungen liefern, sodann aber in kenntlichen Sinne über diejenigen Werke berichten, die in Rußland Deutsche oder Französisch geschrieben werden, bisher aber kaum die wünschenswerthe Verbreitung in Deutschland nicht zu erlangen pflegten." Herr Erman führt mehrere Beispiele an, um darzuthun, wie wenig jetzt noch Rußland in klimatologischer und geognostischer Hinsicht vom übrigen Europa gekannt sey, und wie viel Ausbeute für die Wissenschaft besonders auf diesen Gebieten von der neuen Zeitschrift erwartet werden dürfe. „Von gleichem Werthe", fährt er fort, „scheint aber auch für linguistische und historische Forschungen eine regelmäßige Sammlung von Beiträgen aus den verschiedenen Provinzen von Rußland. Wir erwähnen nur als Beispiel eines Beweises, daß allein längs der zugänglichsten Straße von Nijnei Nowgorod bis Odojk, neben der Slavischen Bevölkerung, sechzehn von einander durchaus verschiedene und in ihren Sprachen, Sitten und religiösen Ueberzeugungen theils rein erhaltene Nationalitäten gefunden werden. Man hat diese Völker vorläufig aus philologischen Gründen vier großen Haupt-Familien: der finnischen, Türkischen, Mongolischen und Tungusischen beigezählt, und es dürfte auch wohl diese Classification, besonders hinsichtlich der drei letzten, sehr richtig seyn, aber faft alle diese Völker reden Sprachen und Dialekte, deren wahres Verhältniß zu den bekannteren und erforschteren zu Ihnen selben Sprachen-Klassen — z. B. dem eigentlich Finnischen, dem Osmanischen, dem Mandschu-Tungusischen — noch lange nicht genau ermittelt ist, da sie uns bisher nur aus Vorterzeichnen oder sehr dürftigen Text-Proben, z. B. Vaterunsern, die kaum zu nothdürftiger grammatischer Skizze Material an die Hand geben, bekannt geworden. Man darf mit vielem Grunde hoffen, daß eine umfassendere Kenntniß und tiefere Forschung uns manches neue und wichtige Resultat für die vergleichende Sprachenkunde wie für die Ethnographie Nord- und Mittel-Asiens herbeiführen werde." — Zur Redigirung des aus Rußland sowohl von der Regierung als von zahlreichen Russischen und daselbst lebenden Deutschen Gelehrten zu erwartenden Materials haben dem Herausgeber, der durch sein umfassendes Werk: „Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Oceane" sich besonders auch um die Kenntniß der nordöstlichen Polarländer verdient gemacht, in Berlin die Herren Carl Ritter, Wilhelm Schott und Barnhagen von Ense in geographischer, linguistischer und historischer Beziehung ihre Unterstützung zugesagt. Die Zeitschrift selbst wird in vierteljährlichen Lieferungen erscheinen und folgende vier Rubriken umfassen: I. Physikalisch-mathematische Wissenschaften. II. Historische Wissenschaften. III. Industrie und Handel. IV. Allgemein Literarisches. — Sobald die erste Lieferung erschienen seyn wird, werden wir in diesen Blättern eine Anzeige davon geben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Dienstag den 1. Juni 1841.

Frankreich.

Die beiden Französischen Expeditionen nach Irland in den Jahren 1796 und 1798.

I.

Bekanntlich war zur Zeit der Französischen Revolution Irland im Zustande der größten Gährung. Im Jahre 1796 beschloß das Direktorium, einen mit den Patrioten von Dublin verabredeten Landungsplatz zur Ausführung zu bringen. Eine Flotte, die aus funfzehn Linienschiffen und zwölf Fregatten bestand und Landungs-Truppen an Bord hatte, verließ Brest am 16. Dezember und steuerte unter dem Befehle des Vice-Admirals Morard de Galles dem westlichen Theile Irlands zu. Hoche kommandirte die Land-Armee; diese Wahl flößte Allen, die ins Geheimniß gezogen worden waren, das unbedingteste Vertrauen ein, und Niemand zweifelte an dem Erfolge des Unternehmens.

Wind und Wellen hatten indeß anders darüber bestimmt. Anhaltende Stürme verhinderten die beabsichtigte Landung in der Bai von Bantry und nöthigten die drei Abtheilungen der Flotte, in den Hafen von Brest zurückzukehren. Indeß sahen nicht alle Schiffe den Hafen wieder. Die Transportschiffe der „Suffren", die „stille unique" und die „Ville-de-l'Orient" waren dem Feinde in die Hände gefallen. Der „Scävola", der 400 Soldaten an Bord hatte, war zu Grunde gegangen. Die Fregatte „la fraternité", auf welcher sich der Admiral und der General Hoche befanden, war nur durch ein Wunder dem Feinde entschlüpft. Das Linienschiff „les Droits-de-l'Homme" war den feindlichen Kugeln und der Wuth der Wellen erlegen. Das letztere hatte einen der heldenmäßigsten Kämpfe bestanden, welcher die Republik einigermaßen über den Untergang desselben trösten konnte. Dasselbe wurde nämlich an der Küste der Bretagne von zwei großen Englischen Linienschiffen angegriffen, auf deren einem sich der Commodore Edward Pelew befand. Ein schrecklicher Kampf entspann sich zwischen dem Admiralschiff und den Republikanern. Unglücklicherweise war der Französische Capitain Lacrosse genöthigt, im Beginne des Gefechtes eine seiner Batterieen zu schließen, weil die Wellen eindrangen. Nichtsdestoweniger unterhielt er ein so wohlgenährtes Feuer, daß die Engländer eine Zeit lang das ihrige einstellen mußten, um die Verwundeten zu verbinden und die Beschädigungen der Takelage auszubessern. Hierauf versuchte Lacrosse, das Admiralschiff zu entern, aber dasselbe wich der Begegnung aus. In diesem Augenblick kam ihm auch eine Englische Fregatte, die „Jndefatigable", zu Hülfe, der indeß so übel von den Republikanern mitgespielt wurde, daß sie sich zurückziehen mußte.

Nach kurzer Unterbrechung wurde der Kampf mit größerer Wuth erneuert. Das Französische Schiff fügte seinem Feinde manchen empfindlichen Schaden zu, aber es ging auch nicht leer aus. Der dritte Schlag, der es traf, war, daß der tapfere Capitain tödtlich verwundet wurde. Die Mannschaft des Französischen Schiffes ließ sich jedoch in keiner Weise entmuthigen, und der Sieg blieb bis zur Nacht unentschieden. Schon dreizehn Stunden machten ihn die Republikaner ihren Feinden streitig; 200 Mann und 10 Offiziere waren außer Kampf gesetzt und alles Schießmaterial erschöpft. Schon glaubten sie die größte Gefahr vorüber, als das Schiff auf ein felsenriff auffuhr und dadurch in die gefährlichste Lage gerieth. Es blieb nun nichts Anderes übrig, als das so ruhmvoll vertheidigte Schiff zu verlassen.

Während der Contre-Admiral Bouvet, der seiner Abtheilung zuerst den Befehl zur Rückkehr nach Frankreich ertheilt hatte, strenge Nachforschaft gehen mußte, sah Jrland der Ankunft des Französischen Geschwaders sehnsüchtig entgegen. Die Nachricht von der Zerstreuung desselben verbreitete dumpfe Verzweiflung, denn auf diesem hatte ihre größte Hoffnung beruht.

II.

Am Abend des 16. September 1798 ging wieder ein Geschwader unter Segel, welches den vor zwei Jahren mißglückten Versuch erneuern sollte. Es bestand aus dem Linienschiffe „Hoche", das der Admiral Bompard bestigen hatte, und aus den Fregatten „la Loire", „l'Immortalité", „la Romaine", „l'Embuscade", „la Semillante", „la Coquille", „la Résolue" und „la Bellone". An Bord befanden sich 4000 Mann Landungs-Truppen, welche die Abtheilung verstärken sollten, welche der Admiral Savary vor einigen Tagen an der Küste Jrlands ausgesetzt hatte.

Kaum hatte die Division die Rhede von Brest verlassen, als sie auch schon von zwei Englischen Schiffen wahrgenommen wurde, von denen das eine sich augenblicklich der Englischen Küste zuwendete, um, wie es schien, vorthin die Nachricht zu bringen. Bis zum 10. Oktober wurde das Französische Geschwader, trotz aller vom Admiral ersonnenen Listen, die fremde Begleitung nicht los. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, sie sich mit Gewalt vom Halse zu schaffen, aber seine Jnstructionen machten es ihm zur Pflicht, Alles zu vermeiden, was den geringsten Verlust an Menschen oder Material hätte veranlassen oder die Landung verzögern können.

Am 11. Oktober beschloß der Admiral, die Landung in einer kleinen Bai im Nordwesten Jrlands zu bewerkstelligen. Er sendete die „Immortalité", die beste Seglerin der Flotte, zum Rekognosciren aus. Nicht gering war eine Verwunderung, als dieselbe nach Verlauf einer halben Stunde zurückkehrte und meldete, sie habe mehrere Segel am Horizont bemerkt. Diese Nachricht wurde bald durch das Erscheinen eines Englischen Geschwaders bestätigt. Es fand daselbst unter Aufführung von Sir John Rawen und zählte fünf Linienschiffe und drei Fregatten ersten Ranges.

Die Ueberlegenheit der Engländer lag klar am Tage; sie hatten 520 Feuerschlünde, die Franzosen nur 400; sie konnten 3400 Pfund Eisen mit einer Ladung verschießen, die Franzosen nur 4000. Bompard mußte vor Allem daran gelegen seyn, seine Mission zu erfüllen und sich der Landungs-Truppen und des Materials zu entledigen. Bei einer raschen Wendung des Schiffes verlor er indeß den Hauptmast und den Besanmast, und, was das Schlimmste war, die Trümmer derselben zerrissen im Fallen das große Segel, so daß das Admiralschiff langsamer segeln mußte und der Feind näher herankommen konnte. Jndeß vergingen der Tag und die Nacht ohne weitere Ereignisse.

Am 12ten Morgens bemerkten die Franzosen, daß sie von den Engländern umschlossen waren. Ein Theil des Englischen Geschwaders hatte sich zwischen der Französischen Flotte und dem Ufer aufgestellt und vereitelte alle Landungs-Versuche, und es kam nur noch darauf an, die Ehre der Flagge zu retten. Der erste und schrecklichste Angriff der Engländer war gegen den „Hoche" gerichtet. Derselbe mußte, von drei feindlichen Schiffen beschossen, die Segel streichen, jedoch nicht früher, als bis dem Admiral die Nachricht zuging, daß auf dem Posten der Chirurgen kein Platz mehr sey und daß im unteren Raume das Wasser schon sechs Fuß hoch stehe. Die Vertheidigung war heldenmüthig gewesen. Die „Coquille" und die „Embuscade" hatten dasselbe Schicksal wie das Admiralschiff. Zwei Stunden darauf ergab sich die „Bellona"; nach dreistündigem Kampfe und am Abend wurde die „Résolue" erobert.

Von diesem Augenblicke an war das Schicksal Jrlands unwiderruflich entschieden, und dieses Land mußte den Schuß, den ihm die Französische Republik bewilligt hatte, theuer bezahlen.

H. Cochelet.

Frankreichs Unterrichtswesen.

(Fortsetzung.)

Doch bei weitem der bedeutendste und überraschendste Theil in Girardin's Erziehungs-System ist die hohe Stufe, die er den ersten Grundlagen des Landbaus und der häuslichen Bewirthschaftung anweist. Seine Ansicht ist, daß Frankreich von Natur zu einem großen Ackerbau treibenden Lande bestimmt ist. Bis jetzt ist es dieser seiner Bestimmung nicht nachgekommen; allein darin, daß man die Kunde vom Ackerbau zu einer Wissenschaft erhebt und die Bearbeitung des Bodens zu einer ehrenvollen Beschäftigung, daß man den Ackerbauern zu Kenntnissen, Reichthum und Gesittung verhilft, sieht er ein Gegengewicht gegen den vorherrschenden Einfluß der großen Städte, vorzüglich der Hauptstadt; ein Mittel, den steten Zudrang der kräftigen und brauchbaren Landbewohner in die Städte aufzuhalten, wo die Künste und Manufakturen bereits mit Arbeitern überladen sind, und es auch bei den höheren Gewerben und den übrigen Nahrungszweigen schwierig ist, Arbeit zu erhalten; er sieht ein Mittel hierin, eine ruhige, friedliche und beglückende Bildung zu verbreiten, die das Volk reich macht durch die gesteigerte Fruchtbarkeit des Bodens und es mit fortdauernder, doch nicht erschöpfender Arbeit beschäftigt hält, bei der das Volk zufrieden lebt, obgleich nicht ohne beibringenden Wetteifer, und sich der reinen Landesverfassung erfreut,

Digitized by Google

welche das Eigenthum, den Erwerb und das häusliche Glück schirmt. Doch ist der Ackerbau nicht durch ganz Frankreich gleichmäßig vorwärtsschritten, einige Gegenden haben das Beispiel einer rüstigeren und verständigeren Bebauung gegeben, und der Erfolg war so groß, daß er im höchsten Grade zur Nacheiferung ermuthigt.

Auch wer in England sich für die Unterrichtung des Volkes interessirt, kann manche nützliche Folgerung aus Girardin's Schrift entnehmen. Die Erziehung soll so viel als möglich auf die künftigen Aussichten und Verhältnisse des Zöglings berechnet werden. Was auch immer von allgemeinem Wissen der sittlichen und religiösen Erziehung beigefügt wird, es sollte speziellen Verhältnissen gemäß verändert werden. Unsere gewerbtreibende Klasse könnte täglich sowohl mit den Elementen der Mechanik, Chemie und anderen nahebelegenden Wissenszweige, als mit einem weiteren Kreise allgemeiner Bildung vertraut gemacht werden, besonders mit den ersten Grundlagen der politischen Oekonomie; unseren Bauernstand würde es mehr anziehen und fördern, wenn er in allem auf die häusliche Oekonomie Bezügliches, in der Gärtnerei, dem Ankauf von Hausthieren, Geflügel, Bienen, in den ersten Elementen der Botanik und überhaupt in dem, was Girardin für die Bauern Frankreichs vorschlägt, unterrichtet würde. Die begüterten Grundeigenthümer will er natürlich zwar in denselben Wissenschaften, doch nach bei weitem höheren Maßstabe unterrichtet wissen; den gegenwärtigen Universitäts-Unterricht nennt er für ihre Zukunft gänzlich unpassend.

Wir heben aus der Schilderung dieses Standes Folgendes heraus: „Die Gutsbesitzer, welche ihre Besitzungen nicht selbst bewirthschaften, sondern den Landbau den ersten Pächtern der Städte verkaufen, sind Feinde ihrer eigenen Interessen; sie berauben das Land, von dem sie leben sollten, von der Hauptstadt aus, welche die Fruchtbarkeit desselben steigern sollte; sie geben ihre Wahlrechte auf, um zu intriguiren; sie schneiden sich selbst von allem Zuwachs ihres Eigenthums ab; sie zwingen die Municipal-Behörden, sich nur durch Männer zu ergänzen ohne alle Bildung und Kenntniß, welche sie ihrerseits ausschließen, sobald sie zufällig gegenwärtig sind, um an den Geschäften Theil zu nehmen; sie gelangen endlich in das Parlament, ohne sich zuvor durch Municipal-Verhandlungen zu den Kämpfen desselben ausgebildet zu haben; hier horchen sie, unwissend und stumm, auf die Sprecher, und vermehren ohne Ansehen und Einfluß die Zahl der passiven Mitglieder; sie sitzen da, ohne fähig zu sprechen, einen einzigen Mißbrauch ohne alle Bildung und Kenntniß, welche sie votiren über ein Budget, welches sie mißbilligen, allein sie wissen nicht, wie sie es hinterreden sollen, und so verlassen sie die Kammer und verlangen sich hierauf über die Unwissenheit und Kraftlosigkeit derselben."

Dies sind wundervolle Aufschlüsse über die gegenwärtigen unteren Zustände Frankreichs; sie rühren sichtlich auf der Zeter einer geschickten und gründlichen Schriftstellers, der in der Schule des Journalismus erzogen ist und darum vielleicht mit einiger Vorsicht will gehandhabt seyn; allein wenn seine Angabe richtig ist, daß vier Zinstheile der gesammten Bevölkerung von 33 Millionen auf den Ackerbau angewiesen sind, wenn hiervon 6 Millionen Gutsbesitzer sind; und wenn die noch mehr überraschende Versicherung wahr ist, oder doch der Wahrheit nahe kommt, daß von 33 Millionen kaum der dreißigste Theil lesen kann, so ist es unmöglich, die ungeheure Bedeutung dieses Gegenstandes für die Interessen Frankreichs und hiernächst unmittelbar für die Europa's zu verkennen.

II. Der höhere Unterricht.

Der zweite Theil der Schrift Girardin's handelt von dem höheren Unterricht, der bis zu einer gewissen Ausdehnung unter der Autorität und dem Einfluß der Central-Regierung steht, entweder direkt, oder indirekt durch die Stadt-Gemeinden. Der höhere Unterricht zerfällt in den der Königlichen und städtischen Gymnasien und in den der fünf Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz, Medizin, der Naturwissenschaften und der sogenannten Gymnasien. Daneben bestehen Privat-Anstalten mit den Berechtigungen der öffentlichen. Königliche Gymnasien giebt es 32, von denen 5 sich in Paris befinden; städtische 308, alle in Verbindung mit der Central-Akademie des Departements, doch in der Anzahl der Zöglinge verschieden, je nach der Größe und Bevölkerung des Departements.

In den Königlichen Gymnasien empfangen die Schüler folgenden Religions-Unterricht: Im ersten Jahre Geschichte des alten, im zweiten Geschichte des neuen Testaments. Daneben lernen sie den Katechismus ihres Sprengels und werden in demselben einmal wöchentlich von dem Pfarrer examinirt. Die Zöglinge der sechsten bis dritten Klasse empfangen Unterricht im Katechismus jeden Donnerstag vor der Messe. In der zweiten Klasse, der rhetorischen, und den beiden philosophischen tritt ein Gespräch über Religion an die Stelle des Katechismus. Alle Klassen unterrichten täglich einige Verse der Schrift Französisch, Lateinisch oder Griechisch. Gleichermeise lernen sie Sonnabends das Evangelium für den folgenden Sonntag, die Elementar-Klassen in Französischer, die sechste bis dritte in Lateinischer und die höheren in Griechischer Sprache. — Neben der biblischen Geschichte wird in den Elementar-Klassen Französische und Lateinische Grammatik, Geographie, Arithmetik und Kalligraphie getrieben. Von den wissenschaftlichen Klassen beginnen in der sechsten Phädrus' Fabeln, verglichen mit Lafontaine, alte Geschichte und Mythologie behandelt, Schreiben und Rechnen werden fortgesetzt. Fünfte Klasse: Ausgewählte Stücke aus Justin, Cornelius Nepos, Cicero's Briefen an die Freunde, die Elemente des Griechischen, Aesopische Fabeln, alte Geschichte; Schreiben und Rechnen wie früher, lebende Sprachen. Vierte Klasse: Auswahl aus Q. Curtius und Livius, Cicero de amicitia und de senectute, Cyropädie, Virgil's Eklogen und Georgika, Ovid's Metamorphosen und Römische Geschichte; Zeichnen beginnt hier und wird in den folgenden Klassen fortgeführt. Dritte Klasse: Stücke aus Sallust und Tacitus, der Aeneide und Iliade, Geschichte des Mittelalters, Uebung im Lateinischen Versbau. Zweite Klasse: Reden von Cicero, Stücke der Iliade, des Horaz, der Aeneide, neue Geschichte (diese, wie die mittelalterlicher, mit besonderer Rücksicht auf die Französische), Französische und Lateinische Analysirungen. — Rhetorische Klasse: Reden aus den alten Historikern, einzelne Reden von Cicero und Demosthenes, poetisch-rhetorische Stück, ausgewählte Partieen aus den Tragikern, die Grundsätze der Boredsamkeit und die Regeln der Stylistik; Stücke aus Französischen Schriftstellern, vorzüglich Dramatikern, werden memorirt. Von den beiden letzten Jahren umfaßt das erste: Logik und Metaphysik, Elemente der Mathematik (höherer Arithmetik, Geometrie, ebene Trigonometri, Anfangsgründe der Algebra); das zweite: Ethik, Naturund Völkerrecht; höhere Mathematik (Statik, Algebra), Physik, Chemie, Anfangsgründe der Astronomie. Das Honorar in den Königlichen Gymnasien von Paris beträgt 1000 Franken, wobei Bücher und Beaufsichtigung mit eingeschlossen sind; in den Provinzen für die erste Klasse 750, für die übrigen 650 Franken. Für die Bücher und Exemplare, die in den Gymnasien gebraucht werden, muß die Bewilligung der Universität eingeholt werden. Die meisten Klassiker werden in Auswahlen, Einige sogar in sogenannten gestalteten Ausgaben (editiones expurgatae) vorgetragen.

Die höchste Stufe des Unterrichts bilden die fünf Fakultäten, in denen die Abstufungen von Baccalaureus, Licentiat und Doktor bedeben: in Theologie, das heißt in der Theologie, die Humaniora und der Naturwissenschaften. Theologischer Fakultäten giebt es deren zu Paris, Air, Bordeaux, Lyon, Rouen, eine lutherische zu Straßburg, eine reformirte zu Montauban. Die gewöhnlichen Lehrgegenstände derselben sind: Dogmatik, Ethik, Exegese, Kirchengeschichte, Homiletik. Juristischer Fakultäten bestehen neun: zu Paris, Aix, Caen, Dijon, Grenoble, Poitiers, Rennes, Straßburg, Toulouse; weitgreifender ist: zu Paris, Montpellier und Straßburg in derselben Stätten sind Bildungs-Anstalten für Pharmazeuten. Naturwissenschaftliche Fakultäten giebt es neun: zu Paris, Bordeaux, Caen, Dijon, Grenoble, Lyon, Montpellier, Straßburg und Toulouse; die Pariser zerfällt in zwei Abtheilungen, die mathematische und physikalische, von denen die erste Differenzial- und Integral-Rechnung, Mechanik und Astronomie, die zweite Chemie, Mineralogie und Geologie, Botanik, Zoologie und Physiologie umfaßt. Humanistische Fakultäten, welche als die ersten angesehen werden, da man sie durchgemacht haben muß, wenn man in die anderen aufgenommen werden will, bestehen zu Paris, Besançon, Bordeaux, Caen, Dijon, Straßburg, Toulouse. Sie zerfallen in neun Kurse: Griechische Literatur, Lateinische Poesie, Lateinische Beredsamkeit, Französische Beredsamkeit, Französische Literatur, Philosophie, Geschichte der Philosophie, alte und neue Geschichte, alte und neue Geographie. Sie steht unter der speziellen Aufsicht des Ministers des Unterrichts.

Die beiden großen Nachtheile des gegenwärtigen Erziehungs-Systems, welche Girardin und ein weit Geoßerer als er, die Guizot mit seinem ruhigen Scharfsinn längst erkannt zu haben scheint, sind die Centralisation und die Einförmigkeit. Die Centralisation ist durch den Stand der Dinge nothwendig herbeigeführt. Die Einförmigkeit der Erziehung kann dem tüchtigen und ungeübten Beobachter vielleicht die sicherste Bürgschaft für die politische Gleichheit scheinen; doch wenn sie auch politische Gleichheit bewirkte, sie bewirkt keine sociale. Sie giebt zwar Jedem gleiches Anrecht und gleiches Verlangen nach Vermögen und Ansehen, doch da nun einmal Vermögen und Ansehen für Alle nicht da ist, so kann sie es nicht Allen geben. Die gesammte Jugend treibt sie auf einen und denselben ziemlich schmalen und gedrungen Weg und hält sie ab, sich neue Wege zu bahnen, welche wenigstens oft zu demselben Ziele führen würden. Ackerbau und Handel werden verachtet, als einen jungen Mann entehrend, der bestimmt ist, viele Stufen auf der Rangleiter der Gesellschaft zu überspringen, mit einem Wort zu hoher Anstellung, vielleicht zu den ersten Stellen in der Deputirten-Kammer oder zu den Range und Einfluß eines Ministers, sich aufzuschwingen; wenigstens in der literarischen Welt zu glänzen und einen Platz einzunehmen unter den journalistischen Millionairen. Wenn nun die Söhne der Begüterten, der väterlichen Aufsicht entronnen, ihr ganzes Leben mit einem Wurfe fortschleudern, den Früchten und Auf ihres Namens und Greifenalters einen wilden Jugend- und vielleicht Lasterhaften Theorien opfern, so erliegen sie hierin nur der gewöhnlichen Versuchung des Ranges und Reichthums, den man der Jugend überläßt, obzwar diese Versuchung in Frankreich weit gefährlicher ist, da dort eine mehr als gewöhnliche Verschwendung und Ausschweifung dazu gehört, um das Aufsehen zu erregen, welche das junge Frankreich bezweckt. Allein weit größer ist die Klasse derjenigen jungen Leute, die zwar nicht von reichen, aber doch von wohlhabenden Aeltern stammen, welche aus mißverstandener Zärtlichkeit keine Kosten gescheut haben, ihren Söhnen eine höhere Erziehung zu geben, in dem irrigen Wahne, daß solch' eine Erziehung zum Glücke führen muß; diese fallen als Opfer des gegenwärtigen Systems.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Zur Charakteristik der verschiedenen Völkerschaften in der Türkei.

Nach Ami Boué.

Das Aeußere sowohl als die Anlagen und Neigungen der Völker, die im Türkischen Reiche wohnen, zeigen viel Verschiedenheit. Wenn

Digitized by Google

aber ihr physischer Mensch nur durch Racen-Vermischung oder zufällige Gewohnheiten sich modificirt, so ist es nicht also mit dem moralischen und intellectuellen, dessen Entwickelung oft von besonderen Umständen und Ideen abhängt.

Der Aſiatiſche Türke mit ſeinem wohlgeformten Kopfe, ſeinem länglichen Geſichte, ſeinen regelmäßigen Zügen, ſeinem ſchwarzen oder braunen Haar und zierlichen Wuchſe erhält in Europa, wo er aus Vermiſchung mit Raja's hervorgeht, leicht einen ganz anderen Typus: er wird dickwillen zu koloſſal, wenn ſeine Mutter eine Serbin war, oder ſehr häſslich, wenn er als Bäcker Zigeuner zur Welt kommt. Ich habe neben den edelſten Phyſiognomieen wahre Affen-Geſichter geſehen, und wiederum Individuen, deren ungeheurer Nacken, fürchterlich rauhe Stimme und plumped ungeſchlachtes Benehmen ſie faſt wie Zwitter aus Ochſe und Menſch erſcheinen ließen. Das Zigeuner-Blut erzeugt eine Art Meſtizen von ſchwarzbrauner Hautfarbe, in deren Zügen Schlauheit und Spitzbüberei ſich malen, wogegen auch griechiſches Blute Muſelmänner mit Adlernaſe zur Verbreitung durchdringenden Blick einflößen, in deren Herzen Mißtrauen und Argwohn an die Stelle des rückhaltloſen Vertrauens treten, das den echten Aſiatiſchen Türken charakteriſiert. Der Blick vieler Türken hat für uns etwas Bildes, oder doch Fremdartiges, woran man ſich gewöhnen muß. In den Städten haben ſie oft einen faſten oder farbloſen Teint. Die dünnen oder mageren Extremitäten mancher Türken ſehen in Staunen, wenn ſie ſein weites orientaliſches Gewand ablegt, das ihn wie einen Perkſalet erſcheinen läßt.

Die muſelmänniſchen Frauen ſind im Allgemeinen ſehr weiß, da ſie ihren Hals und Kopf noch mehr als unſere Damen vor der Sonne verwahren. Sie haben im Durchſchnitt ſchöne Formen, eine gute Geſundheit und gebären ſehr leicht — lauter wohlthätige Wirkungen der unregelmäßigen Kleidung. Den bei uns gewöhnliche Corſetten und auf Fiſchmärkten ſieht; wäre dies der Fall, ſo würden ſie in ihrer ohnedin ſehr weiten bauſchigen Kleidung auf freier Straße ein ſchreckbar unförmliches Anſehen erhalten. Nun aber bin ich wenigſtens nie einer Türkiſchen Dame von ſolchem Kaliber begegnet, und vermuthlich iſt übergroße Fettigkeit nur das traurige Loos gewiſſer Odaliken des Großherrlichen Harem's.

Eine der vielen Unwahrheiten, die man auf Rechnung der Türken verbreitet hat, iſt auch die, daß ein recht anſehnlicher körperlicher Umfang bei ihnen das non plus ultra weiblicher Schönheit ſeyn ſoll. Freilich giebt es unter den Muſelmännern Leute, die an ſtarken Frauen beſonderen Gefallen finden, und vielleicht iſt dieſer Geſchmack bei ihnen ſogar häufiger als bei uns; daß er aber gleichwohl zu der Ausnahme und der Regel gehört, glaube ich verbürgen zu können. Die Frauen des Harems, die ich geſehen, waren alle von ſchlankem und zierlichem Wuchſe.

Die Griechen, die Bulgaren und die Serben haben je eine eigenthümliche Geſichtsbildung, obſchon die beiden letzteren Völker einander ſehr ähnlich ſehen. Schwarzes oder kaſtanienbraunes Haar iſt ihnen gemein; nur findet man die eine Farbe in gewiſſen Gegenden vorherrſchender als die andere. In Bosnien, auf dem Balkan und überhaupt in Gebirgsgegenden ſah ich viele Leute mit hellkaſtanienbraunem Kopfhaar; aber Griechen und Bulgaren haben im Allgemeinen ſchwarzes Haar, das bei den Letzteren immer glatt iſt, bei den Erſteren zuweilen ſich kräuſelt. Eigentlich blondes Haar iſt mir in der Türkei nicht vorgekommen; daraus folgt aber keineswegs, daß es nur ſehr ſelten vorhanden ſeyn ſollte. Serben ſah ich einen Theil des Kopfes, und da Jeder gern dunkles Haar hat, ſo färbt er wohl auch das ſtehen gebliebene. Unter den Serbiern und ihren Brüdern, den Bosniaken, ſind Geſtalten von koloſſaler Gedrungenheit häufiger als in Bulgarien, wogegen die Zingaren (Wallachen in Möſien) und die Griechen einen viel höheren ſchlanken Wuchs und mehr Anmuth in allen ihren Bewegungen haben.

Der Bulgare iſt häufiger von mittlerem als von großem Wuchſe, ausgenommen in den Bergen. Er hat einen minder eckigen und dicken Kopf als der Serbier; ſein Geſicht iſt etwas länger und oft mit einer Adlernaſe ausgeſtattet. An den Köpfen der Griechen giebt ſich auf der Form des Schädels und dem ſehr lebhaften Auge eben ſo viel Klugheit und Liſt, als Beharrlichkeit, Geiſtesfeuer und Sprung zu erkennen. Jeder Grieche hat Lerneifer, aber auch ſo viel Neugier, daß er dem Neuenden dieſwegen läſtig fällt; jeder Grieche möchte eine Rolle ſpielen und deſtehlen können; jeder Grieche disputirt und intriguirt gern, führt gern Prozeſſe und plaudert für ſein Leben gern von den Großthaten der alten Hellenen, wenn auch dieſweilen kaum ein Tropfen alten Helleniſchen Blutes in ſeinen Adern fließt; oder ſeine Sprache iſt wenigſtens die Helleniſche, und er lebt in demſelben Lande.

Auf der anderen Seite verkündet die ſehr gewölbte und eckige Stirn des Serben und Bosniaken eine wohlwollende Güte, die mit Feſtigkeit, Muth und oft auch Großmuth verbunden iſt. Dieſe Slaven berechnen mehr als der Grieche den etwanigen ſchlimmen Erfolg, ehe ſie ſich in die Gefahr ſtürzen. Wenn ſie gern ökonomiſiren und etwas zuſammenſparen, ſo haben ſie auch weniger perſönlichen Ehrgeiz; und wenn ihr Land und ihre Nationalität ihnen eben ſo lieb ſind wie den Griechen, ſo belächlgen ſie wenigſtens nicht das Ohr des Fremden damit; ſie vermeiden im Allgemeinen jede Lüge und Uebertreibung und ſind beſchreiben genug, um ſich ihrer Großthaten nicht zu rühmen. Sie verlangen nur Frieden, Ruhe und daß kein Fremder in ihre Angelegenheiten ſich miſche.

Die Bulgaren, beſonders die Bewohner des ebenen Landes, beſitzen dieſe ſchätzbaren Eigenſchaften in geringerem Grade. Sie ſind gut, menſchenfreundlich und ökonomiſch; ſie lieben die Arbeit mehr, als ihre Nachbarn thun, fügen ſich aber auch jeder Regierung eher, als die Serbier und die Bosniaken. Dem Bewohner der Bulgariſchen Ebenen fehlt überhaupt jener kühne Muth und jenes tiefe Nationalgefühl, die ſich bei einem Bruder auf dem weſtlichen Balkan und in den Bergen Ober-Möſiens und Macedoniens erhalten haben. Die heroiſchen National-Geſänge der Serben ſind dort eben ſo wie in Serbien verbreitet, während man an der Donau nur verliebte Lieder oder Trinklieder anſtimmt. Ueberhaupt haben die Bulgaren, beſonders in der eigentlichen Bulgarei, mehr Sinn für geſellige Freuden, als die Serbier und die Bosniaken.

Die Griechiſchen Frauen haben mehr Verführeriſches, als die Bulgariſchen und Serbiſchen; aber im harten Arbeit, zu der eine griechiſche Bäurin verdammt iſt, raubt ihr bei Zeiten ihre Reize, und der Mann erſcheint auf dem Lande gewöhnlich ſchöner als das Weib. Die ausdrucksvollen ſchwarzen Augen der Griechinnen, ihr hübſcher Mund, ihre ſchalkhafte Naſe, ihr ſchönes kohlſchwarzes Lockenhaar und die Anmuth ihrer Bewegungen machen ſie oft zu Modellen für Maler, ſelbſt wenn ſie, wenn ihr Teint, ganz auf dem Lande gewöhnlich, minder weiß iſt, als der der Türkinnen und Armenierinnen, die im Freien ſtets verſchleiert gehen.

Die Bulgariſche Frau, gewöhnlich kleiner von Geſtalt, iſt auch recht anmuthig und liebreizend, doch nicht überall in gleichem Grade, was zum Theil an der großen Mannigfaltigkeit des Koſtüms liegen mag. Zwiſchen Sofia und Niſſa (Nich) glaubte ich die regelmäßigſten Geſichter zu ſehen, die Körper, ganz auf dem Lande gewöhnlich, minder weiß iſt, als der der Türkinnen und Armenierinnen, die im Freien ſtets verſchleiert gehen.

Die Bulgariſche Frau, gewöhnlich kleiner von Geſtalt, iſt auch recht anmuthig und liebreizend, doch nicht überall in gleichem Grade, was zum Theil an der großen Mannigfaltigkeit des Koſtüms liegen mag. Zwiſchen Sofia und Niſſa (Nich) glaubte ich die regelmäßigſten Geſichter zu ſehen, die Körper, ganz auf dem Lande gewöhnlich, Macedoniens kaum ein einziges hübſches Geſicht aufzuweiſen haben. Auch in Serbien ſieht man auf dem Lande wenige Frauen von einnehmendem Aſſern, oder ihre Schönheit welkt zu früh dahin; aber in den Städten, beſonders unter der begüterten Klaſſe giebt es viele ſehr gefällige Phyſiognomieen. Auch ſind die Serbinnen gewöhnlich von ſanftem Charakter, gute Wirthinnen und gute Hausmütter.

In den Wallachei haben beide Geſchlechter ſchöne Formen und ſchwarzes Haar. Hin und wieder ſtaunt man über den Anblick wahrhaft Römiſcher Heldengeſtalten, wie ſie auf den Triumphbögen der alten Beherrſcher zu ſehen ſind; aber nicht die ganze Bevölkerung iſt ſo ſchön geraten: es giebt aber auch viele Individuen von unanſehnlichem und abſcheulichem Wuchſe, die mehr den Typus der alten Dacier als ihrer Beſieger tragen mögen. Mit dieſer alten Anmuth verbindet der Wallache geiſtige Lebendigkeit, doch in geringerem Grade, als der Grieche und der Albaneſer. Er begreift gut und lernt ſchnell, hat aber wenig Ausdauer bei der Arbeit; das Talent iſt ihm vielleicht noch theurer, als dem Serbier und ſelbſt dem Türken, obwohl er nicht wie dieſe faullenzt, ſondern allerlei ſanguiniſche Zerſtreuungen ſucht. Ein Wallache ergiebt ſich leicht der Trunkenheit und ſinnlichen Ausſchweifungen, zweien Laſtern, die in der Türkei ſonſt nur ausnahmsweiſe vorkommen.

Da faſt aller Grund und Boden in der Wallachei dem Adel gehört, ſo lebt der Bauer hier in den Tag hinein und macht ſich ſo wenig Beſürfniſſe, als möglich. Zwingt ihn einmal die Noth zur Arbeit, ſo thut er ſie vielleicht raſcher und beſſer, als der Slave, aber der Trieb iſt oft das einzige Mittel, was ihn dazu bewegen kann, für ſeinen Grundherrn zu arbeiten. Der ſchlechteſte Charakterzug dieſes Volkes iſt die Rachſucht; und obwohl es ihnen nicht an Muth fehlt, ſo wählen ſie doch dieſweilen die feigſten Mittel, z. B. Gift, um ſich zu rächen, oder irgend einen Zweck zu erreichen. In der übrigen Türkei kennt man nur eine Rache mit gewaffneter Hand.

Die an Griechiſch grängende Dewuth, welche der Wallache gegen Türken und Griechen zeigt, iſt ein ſonderbarer Druck zu entſchuldigen, der die guten Eigenſchaften dieſes Volkes an ihrer Entwickelung hindert. Wär' es anders, ſo würden die Zingaren in Macedonien, ihre alten Stammesgenoſſen, bei denen keine Europäiſche Macht gilt, nicht ſo wohlhabend und gewerbthätig ſeyn. Die Osmanen und faſt alle Raja's erniedrigen ſich nie ſo tief, daß ſie um ein Almoſen bitten, ſondern ſie ſind von geringſtem Lohn, wie man ihnen ihn einmal in Empfang nähmen, wie ich es oft an Wallachen geſehen. Man darf beſonders das Leben, die Ehre und der Arm des Walachiſchen Bauern nicht immer den Launen ſeiner Bojar's preisgegeben ſeyn werden; hier, wie in Ungarn, wird man aus tauſend Urſachen die Rothwendigkeit anderer geſellſchaftlicher Verhältniſſe fühlen.

Uebrigens iſt es bekannt, daß die Bojar's und die Reichen in der Wallachei eine Europäiſche Bildung haben, als alle übrigen Raja's. Die Serbier ſelbſt bleiben noch weit hinter dieſer Elite der Wallachei zurück, und ſuchen ihren Troſt in Spötteleien über den Pariſer Luxus des Walachiſchen Adels, der allerdings mit der Rohheit und Armuth ſeiner Untergebenen empfindlich kontraſtirt.

Die Zingaren, wie man die auf dem Pindus, dem Athyrogamond und anderen Bergen Griechenlands wohnenden Stammesbrüder wandern der Thalluchen nennt, ſind ein kraftvoller unterſetzter Menſchenſchlag, mit dunklen Haaren und einem Geſichte, in dem Klugheit, doch dieſweilen auch Tücke und abſtoßende Gemeinheit ſich malen. Wie in der Wallachei, ſo ſieht man auch hier den edelſten Römiſchen Typus neben dem unedelſten Daciſchen oder Slaviſchen.

Die Zingaren ſind ſehr enthuſiaſm, ausdauernd, häuslich und gaſtfrei. Eine gewiſſe Wildheit iſt ihren Sitten eigen, die wie echte Romaden in jeder Jahreszeit mit der Weide wechſeln, d. h. im Sommer die Gipfel hinanſteigen und im Winter den Thalen ſich nähern und dabei ſtets unter Zelten oder Bäumen die Nacht zubringen. Viele Zingaren treiben nur Handel und laſſen ſich überall nieder, wo ſie Ausſicht auf Vortheil haben. Sie zeigen in ihren Reden viel Klug-

Digitized by Google

heit und geistige Lebendigkeit und verraten im Allgemeinen einen Grad von Bildung, wie man ihn bei so einfachen Bergbewohnern nicht erwarten sollte.

Die Zinzarischen Frauen sind mehr stark als schlank gebaut, aber oft recht wohl gebildet. Ihre Züge, minder fein, als die der Griechinnen, haben gleichwohl einen Ausgenehmen; der Teint verkündet eine treffliche Gesundheit; die Augen sind lebhaft, zuweilen blau. Sie ertragen eine lange Trennung von ihren Männern, ohne sich darüber zu beschweren, und stehen während dieser Zeit unter dem Schutze ihrer Aeltern oder der Aeltern ihrer Männer.

Die Albaneser (Arnauten, Schkipetaren) sind vielleicht das schönste Volk in der ganzen Türkei; ihr ovales Gesicht, ihre lange, dünne und fein geformte Nase, der mehr hagere als fette Körper und die hohe schlanke Gestalt erinnern an die schönsten Typen unserer Europäischen Alpenbewohner. Den Schweizern gleichen sie darin, daß sie ihre Tapferkeit gern für Geld verkaufen. Man schildert sie immer als äußerst raubsüchtige und grausame Krieger; doch haben sie nicht selten Proben von Edelmuth und wahrhaft ritterlicher Gesinnung gegeben.

Wenn der Albaneser die physischen Eigenschaften des Schweizer und Tyrolischen Aelplers besitzt — wenn er wie die Gemsenhirten von Wallis mit seiner Büchse auf der Schulter schwindelnde Abhänge flink hinanklettert, so hat er dazu noch eine südliche Lebhaftigkeit und einen scharfen, rasch wirkenden Geist. Der Nationalstolz des Schkipetaren zeigt sich in seinen Worten, seinen Geberden, seinem leichten und doch majestätischen Gange. Der Muth ist ihm angeboren, und ein Abenteurer-Leben in solchem Grade sein Element, daß er nie auf die Uebel, die der Krieg erzeugt, einen Seitenblick wirft.

Die Bosniaken, die Serben und Bulgaren haben in gewissem Betracht ein ganz anderes Naturell; denn ob sie auch jede ausländische Herrschaft verabscheuen, so geht ihr Streben doch nicht über das Land hinaus, wo man ihre Sprache redet, und es behagt ihnen nur unter den Ihrigen; wogegen der Albaneser die Eroberungen Alexanders des Großen, dessen Fahnen seine Urväter bis Indien gefolgt, ernennen würde und andere Nationen gern beherrschen möchte.

Wenn man die verschiedenen Stämme des Schkipetaren-Volkes mit einander vergleicht, so ergiebt sich, daß die Gegen, obwohl vielleicht wilder als die Schamider, in gewissen Eigenschaften den Vorzug vor den Tosken verdienen. Wenn ein Gege einen Fremden bei sich aufgenommen und ihn bewirthet hat, wär' es auch nur mit Brod oder Salz gewesen, so wird dieses Individuum für ihn, wie für den Staven, ein Freund (mik), ein Bruder (vla), eine Person, die er vertheidigen muß, während die muhammedanischen Tosken nicht immer so gewissenhaft sind. An Sittenreinheit gleicht der Gege dem Serben, und auch ihm Körper ist, wie der des Letzteren, mehr stämmig als schlank. Er hat eine sehr starke Muskulatur, eine runde Brust, dunkles Haar und Augen, in denen kein Falsch liegt. Der Tosk dagegen ist hoch gebaut, schlank, sein Auge durchdringend und weniger Zutrauen erweckend. Unter diesen-Kriegern vom Tomor findet man mehr als ein Modell zu einem Apollo und einer Venus. An den Schamiden bemerkte ich vorzugsweise jenen falschen Blick, jenes halb Schielende, das unwillkürlich an Kehenaugen erinnerte. Die Muhammedaner im Epirus gelten im Allgemeinen für unbeständig, bruchherzig, lügenhaft, verrätherisch, habgierig und grausam. Schönere Leute, als die gräcisirten Armenier (Japiden, Sulioten) giebt es wohl nirgends, allein diese haben lockere Sitten, wie viele Muselmänner, und verdienen auch wenig Zutrauen.

Die Juden und die Armenier im Türkischen Reiche bewahren ihren eigenthümlichen Typus, weil sie unvermischt bleiben. Individuen dieser beiden Nationen lassen sich zu Allem gebrauchen, was ihnen Vortheil verspricht; und da die Regierung in finanziellen Angelegenheiten sich häufig ihrer bedient, so haben sie an deren vielfachen Geld-Erschwingungen großen Antheil. Alle übrige Völker des Türkischen Reiches sind ihnen nicht sehr hold; doch stehen die Juden wegen ihrer strengeren Sitten in etwas besserem Rufe als die Armenier, denen man sich ein noch größeres Maß von Arglist und Hinterlist zutraut. Der Armenier soll sich darauf etwas zu Gute thun, daß er schlau genug ist, um den Juden selber hinter's Licht zu führen; und in diesen Gegenden hört man die Redensart: „in einem Armenier stecken drei Juden.“*)

Bei dem letzteren Volke hat sich nur das weibliche Geschlecht schöne Individuen aufzuweisen; die Armenier aber sind im Durchschnitt große und stattliche Leute von regelmäßiger Gesichtsbildung und vollem Ausdruck. Dagegen haben sie häßlich plumpe Hände und oft erschrecklich lange Beine; auch ihre Haltung ist unedel. Der Armenier ist eifersüchtig auf seine Frau, die sich, gleich der Türkin, mit Aschmat und Feredsche verhüllen muß. Die Frauen sind oft sehr schön, blendend weiß und etwas stark gebaut, aber ohne den pikanten Ausdruck und die anmuthige Lebhaftigkeit der Griechinnen. An Phlegma und Geduld gleicht der Armenier dem Osmanen, dessen Muth er jedoch nicht besitzt und wohl niemals besessen hat.

Die Zigeuner in der Türkei haben gewöhnlich eine interessante, sehr verständige Gesichtsbildung. Ihr Auge ist schön geschlitzt, sehr dunkel und voll Feuer, die Nase zierlich gebogen. Alle Zigeuner sind hager, fast fleischlos, mit dünnen Extremitäten, und sein Volk in der Türkei hat eine so dunkle Hautfarbe. Wenn die Zigeunerin noch sehr jung ist, vereinigt sie oft mit vieler Koketterie reizende Züge und ein sylphenartigen Wuchs. Das Naturell der Zigeuner bleibt sich überall gleich: sie sind lustig, charakterlos, rachsüchtig und von thierischem Sinnenluft, der das engste verwandtschaftliche Band nicht heilig hält. Sie suchen überall nur kleinliche Vortheile und scheuen die ernstesten Gefahren nicht, wenn sie dabei nur der weltlichen Strafe entgehen können. Ihre Religion wechseln sie eben so unbedenklich, wie ihren Wohnort; oder, besser gesagt, sie haben gar keine Religion und spotten über Alles, was anderen Völkern heilig ist. Ihre Unempfindlichkeit gegen religiöse Gefühle bleibt ihnen sogar in der Todesstunde, aber sie verstehen es, bis an ihr Ende zu heuchteln. Sie verachten alle Bequemlichkeiten des Lebens und scheuen jede Anstrengung, die sie nicht verbessern oder ihrem Geist bilden könnte; aber zu Allem, was sie lernen oder unternehmen wollen, zeigen sie viel Geschick; daher sind sie in der Türkei doch nützliche Glieder der Gesellschaft geworden. In der Wallachei werden sie Bedienten und Küchenjungen, in Bojaren; anderwärts aber Postillone, Pferdehändler, Wagner, Kesselschmiede, Kesselschmiede, Jungfrieger, Bergknappen, Goldwäscher, Musikanten, Gendarmen und Henker. Ein Andres, ein Blacksmith, eine Zange, ein Hammer, ein Feile, ein Schraubenzieher bilden die ganze Werkstatt des wandernden Zigeuners, wenn er Wagner (Arabadschi) oder Schlosser ist. Wenn ihre Musik nicht angenehm klingt, so liegt dies an der Qualität ihrer Instrumente; ein musikalisches Ohr und Sinn für Musik kann man ihnen nicht absprechen. Auch fehlt es ihnen keineswegs an Muth oder Tauglichkeit zum Kriegsdienst, wie dies bezeugen die Waffenthaten, die sie unter Tscherni Georg ausführten, wo sie ihnen einen Beiwonen von ihrer Nation und Sprache zu Fahnen gegeben hatte.

Mannigfaltiges.

— Die beiden Gefängnis-Systeme Nord-Amerika's. Die North-American-Review nimmt in ihrem Januar-Hefte (1841) mit großer Entschiedenheit das Auburnsche oder Schweigsystem der Gefängnisse gegen das Pennsylvanische oder Einsamkeitssystem in Schutz. Ihrer Meinung nach, haben sich jetzt die beiden unter höchsten Autoritäten Nord-Amerika's für das zweckmäßige System erklärt. Gegen das Pennsylvanische System, wonach jeder Gefangene eine besondere Zelle zu bewohnen hat, seien angeführt: erstlich, daß es keinem Baumeister bisher noch gelungen sey, ein Gefängniß herzustellen, wodurch die Communication einer Zelle mit der andern vollständig verhindert worden sey. Ja, es habe sich als eine unmöglichkeit erwiesen, eine Reihehöhe neben einander liegender Zellen nach solchem Prinzipe zu einem Gefängniß, das unter einer und derselben Aufsicht stehen soll, zu vereinigen. Demnächst aber sey zu bedenken, daß, wo ein solches Gefängniß errichtet worden, das Gefängniß-System so sehr, wie das der beständigen Einsamkeit, in Ausführe, die Gefangenen wahnsinnig zu machen.*) Sey auch die Construction solcher Gefängnisse (wie z. B. des Eastern Penitentiary) nicht der Art, daß sie den geschichten und abgeteimten Verbrechern verhindern könne, mit seinen Nachbarn so viel zu kommuniziren, als er Lust habe, so wäre sie doch vollkommen hinreichend, sehr nachtheilige Wirkungen auf den Gemüthszustand der minder Verbrecher und Verschlagenen zu äußern. Zum Beweise dessen beruft sich die North-American-Review auf die Jahres-Berichte der Direktoren des Gefängnisses von Philadelphia, wonach es unmöglich sey, selben Aufsicht stehen soll, das beständige Einsamkeit der Gefangenen nicht häufig zum Wahnsinn bringe. Alle Unvollkommenheiten des Auburnschen Systemes, wonach die Gefangenen zwar während der Nacht vereinzelt werden, aber am Tage zusammen arbeiten, doch jedoch mit einander sprechen zu dürfen, seyen unerheblich in Vergleiche mit diesem einen unbestreitbaren und schrecklichen Nachtheile des Pennsylvanischen Systems, der das Auburnsche keineswegs habe. Endlich aber sey das letztere dem ersteren auch darum vorzuziehen, weil es der Disziplin und der Unterrichter der Gefangenen und der Oekonomie der Anstalt um so viel günstiger sey. „Was den Unterricht sprechen“, fügt der Amerikanische Reviewer hinzu, „so meinen wir zunächst religiösen Unterricht, der ja dem Gefangenen nindestens eben so wichtig, aber in der That noch viel wichtiger, als dem freien Bürger ist. Wie aber ein solcher Unterricht nach dem Pennsylvanischen System mit Nutzen ertheilt werden könne, ist durchaus nicht einzusehen, auch nur zu hoffen. Für das Auburnsche Muster-Gefängniß ist zwar, einer und vortrefflichen Schrift zufolge, ein Plan in Vorschlag gebracht, wonach jeder Gefangene sich in einer kleinen Loge befindet, die sich im Korridor nach dem Predigersitze öffnet, so daß ihn mehrere Hunderte zugleich an den Sonntagen, an welchen er predigt, hören können.“**) Dieser Plan ist jedoch, da das Gefängniß zur Zeit noch fertig ist, bisher auch noch nicht ausgeführt; aber selbst, wenn die Ausführung gelingt, würde sich die Wirkung eines solchen Gottesdienstes nicht mit der der in einer Kapelle still vereinigten Andacht vergleichen lassen.“

*) Ein anderes (Türkisches) Sprichwort lautet: iki Jehudy, bir Ermeni; iki Ermeni, bir Rumy; iki Rumy, bir ardeyzaa, d. h. zwei Juden gehen einen Armenier, zwei Armenier einen Griechen, und zwei Griechen — einen Teufel.

*) Der Preußischen Staats-Zeitung vom 24. Mai d. J. zufolge hat die Londoner Ridewman, Sir Peter Laurie im Gegensatz zu dem Auburnschen (Schweig-) System behauptet, daß es zum Wahnsinn führe, und der Dresdner Philanthrop, Herr Dr. H. H. Julius, gleicht, wenn er auch diese Ansicht nicht zu theilen scheint, doch ebenfalls dem Pennsylvanischen System den Vorzug.

**) Sollte dies in Betracht das Gefängniß sein, welches seitdem fertig geworden und über dessen Wirkungen Sir Peter Laurie sich beklagte? Dann ist dieses ja nicht nach dem Auburnschen, sondern nach dem Pennsylvanischen System eingerichtet.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Str. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Mittwoch den 2. Juni 1841.

Schweden.

Hammerich's Volksbilder aus dem nördlichen Schweden. *)

Wandernde Dalkarlen und Gustav Wasa's Zufluchtsort zu Ornäs.

Offen und freundlich lag die Gegend vor mir, als ich einige Meilen über die Gränzen Dalarne's ins Land hineingekommen war, voller Laubhäume mit Sängern in ihren Wipfeln, die von den Frühlingsfreuden an den Ufern des Runnen-Sees sangen.

„Aber was ist das für eine Schaar von Leuten?“ so wandte ich mich zu meinem Führer*), einem alten, ehrbaren Dalkarlen, als eben ein Trupp junger und alter Bauern an und vorbeizing, in braunen und blauen zierlich ausgenähten Jacken, Kniehosen, Schuhen mit ungeheuer dicken Sohlen, breitkantigen Hüten, um welche ein Paar Quasten baumelten, und ihre Aexte auf der Schulter. „Gott bei!“ gleichfalls!“ antwortete er zuerst ihrem Gruß und darauf sich zu mir wendend: „Es sind Dalkarlen, sehen der Herr, aus den oberen Kirchsprengeln; sie ziehen nach Stockholm auf Arbeit. Der Herr muß nämlich wissen, daß, obgleich jeder Bauer seinen freien Hof hat, dieser doch zu klein und der Gebirgsboden zu rauh ist, als daß alle sich darauf durch Landbau ernähren könnten. Zwar kann man karg bei Mehlgrütze ohne Milch und gesalzenem Süßwasserfisch leben, aber die tägliche Nothdurft fehlt selbst hierin oft; darum giebt es Viele, welche zimmern, tischlern und Messer schneiden oder auf Arbeit nach den Städten ziehen. Jeder solcher Trupp wird von einem Aeltermann, selbstgewählten Vormann regiert, wie es auch in meinem Dorfe in guten alten Tagen Sitte war. Sie gehorchen dem Vormann, und wenn er sie zur Geißelung verurtheilte. Doch die Zeiten sind vorbei, kam der Herr glauben.“ — Der Weg verging munter im Gespräch über diese Auswanderer und über den alten Brauch, daß Bauern durch ihre selbstgewählten Richter ihre Streitigkeiten entschieden; es interessirte mich diese Sitte, weil sie meine Gedanken nach Jütland führte, wo eine ähnliche herrscht, und auch, weil sie mir veranschaulichte, wie das Volk unter den jetzt bestehenden Justiz-Verhältnissen dennoch in einem gewissen Grade sein uraltes Richter-Recht zu bewahren weiß. Zweckmäßig eingerichtete Vergleich-Kommissionen, deren Mitglieder von der Gemeinde selbst gewählt würden, könnten vielleicht das natürliche Recht des eigentlichen Volks wieder bringen, öffentlich Urtheil zu sprechen. — Mitten in diesen Gedanken hielt ich bei Ornäs.

Jeder, der etwas von Schwedens Geschichte weiß, kennt auch Gustav Wasa's seltsames Abenteuer, als er vor dem Tyrannen in Stockholm, verborgen in der Tracht eines Dalbauern, einsam, mit den großen Plänen für seines Vaterlandes Freiheit flüchtete. Einer der ersten Orte, an die er so kam, war Ornäs, welches einem seiner Freunde, Arendt Pehrson, gehörte. Aber der Freund war treulos und wollte ihn den Dänischen Vögten verrathen, und hätte nicht die Theilnahme, welche das Weib stets für den Verfolgten empfindet, im Herzen von Pehrson's Frau geliebt, so wäre wohl Gustav's Bahn hier zu Ende gewesen; doch sie rettete ihn. Das Haus, vor dem ich jetzt hielt und das von Geschlecht zu Geschlecht wie ein Familien-Heiligthum in seiner alten Gestalt bewahrt wird, liegt anmuthig auf einer Landzunge im Runnen. Seine Bauart hat etwas Eigenthümliches und Ehrwürdiges an sich; es ist ein Balken-Gebäude, dessen oberste Etage, mit einem Umgang nach der Hofseite zu, weit über den unteren Theil hervorragt; es ist mit Planken geziert, die wie Panzerschuppen zugehauen und mit heiterem Roth angestrichen sind. Inwendig kann ich dagegen den Geschmack nicht rühmen; das große Zimmer, in dem Gustav aufgenommen wurde, ist mit Bildnissen der Wasa-Könige, mit Gustav's eigenen und der Dalkarlen Waffen, dem langen Spieß, den Dal-Pfeilen und den starken Bogen behangen. Alles dies ist zwar noch recht schön und passend, um die Erinnerung an Schwedens Heldenzeit lebendig zu erhalten; aber dazwischen steht ein ausgestopfter Gustav und ausgestopfte Dalkarlen. Mir scheint, daß wenn der alte Gösta und seine Genossen in so häßlichen Gestalten spuken müssen, um Schweden daran zu erinnern, wer sie waren und was sie für daffelbe thaten, so ist es schlecht mit der Dankbarkeit bestellt. — Vom Hofloft (sonst der Name für Söller, hier die oberste Etage) führt ein Eingang in den Ort, der fast der saubertte in einem jeden wohleingerichteten Hause im hohen Schweden ist, obgleich ich dessen Namen lieber nicht vor zarten Ohren nennen will; und doch weiß ich ein herrliches zartes Weib, welches ihn Gustav nannte und ihm auch selbst den Weg dorthin zeigte; es war seine hochherzige Retterin Barbara, Stig's Tochter. Der Schlitten steht auf ihre Veranstaltung unten, und sie beförderte ihn eilig durch die Oeffnung, am welche auf derselben Stelle ein Spaßvogel geschrieben hat: „Mancher ging durch schlimmere Wege zu einer Krone“, und er und Schweden wurden durch ihren männlichen Muth gerettet.

Fahlun.

Von Ornäs ging es durch den tiefen Wald nach Fahlun. Als letzterer sich öffnete, lag das Fahlu-Thal vor mir mit einer Bergstadt mit allen ihren Umgebungen, so charakteristisch, wie ich sie nie gesehen, stellte sich meinen Blicken dar. Gegen die Stadt zu war alles Pflanzenleben gänzlich ausgestorben; nicht ein Baum, nicht ein Strauch, kaum ein Halm grünte aus den steinbersärten Hügeln empor; kahl lagen diese vor mir, vom Rauch der Kupferwerke geschwärzt. Von der Stadt hinweg trieben die Dampfwolken vom Erzschmelzen mit dem Winde in länglichten Massen über den See; dieweilen standen sie still und schleierten die Stadt mit ihren grünspanfarbenen Kirchenthürmen, den kann zerstreuten sie sich, zogen fort von dem schwermüthigen Ort und kürzten sich über die Wellen des Runnen hin. Das Gebrühne der Hämmer und Räder wird dir stärker, je näher man kommt; und wenn man nun dicht unter den Bergen vor der Stadt ist, so kann man seine beste Vorbellung vom Ungange in Wielunds Burg erhalten! Alles ist hier eine unordentliche Ordnung: ganze Reihen von gewaltigen Pauken aufgeworfener Erde, wahre Kämpenhügel von Kupferschlacken, Rinnen, welche das Wasser auf und nieder, heraus und hinaus leiten, dann und wann in einem Gestükt zwischen den steilen Wänden ein natürlicher Bach mit seinen schwarzen Wellen, die Schmelzhütten malerisch dazwischen zerstreut mit den grünspanbefleckten Kupferflammen, die besonders des Abends schön von

schlanken Burschen mit kohlschwarzem Gesicht und schwermüthigem Blicke, zum Führer und eine Fackel in die Hand. Im Stören unten zündeten wir die Fackel bei dem schwefeldurchblühten Eingang in die Unterwelt an; an vielen Stellen waren die Wölbungen mit Balken unterbaut, um sie zu stützen.

Mein Führer erzählte mir von dem harten Leben des Bergmanns und den Gefahren, die ihn ewig umringen. „Vor einem Jahr etwa hieben zwölf Bergleute an einem Felsblock in den Höhlungen und hatten Pulver daran gelegt, um ihn zu sprengen. Nun galt es, rasch fort zu kommen. Der Funke nicht zu sehen; sie kletterten an Leiter hinauf; aber mitten auf derselben stürzte der Eine und schien verloren. Doch sein Kamerad verließ ihn nicht, denn der Herr kann glauben, in der Tiefe lernt man zusammenhalten. Schnell wie der Blitz fuhr er ihm nach, ergriff die Lunte, die kaum noch eine Linie zum Ausbrennen hatte, und rettete so seinen Freund.“ Ich ergötzte ihm Bergmannsgeschichten aus Sala, um ihm die seinigen abzulocken. „Nein“, sagte er, „eh ich hätte, und er breitete sogleich seinen Vorrath vor ihnen aus; doch rührten sie nichts mit ihren Händen an, sondern stießen bloß mit ihren langen Stecken darin herum. Hierauf gaben sie ihm ihren Segen, wünschten ihm Gottes Frieden und schickten sich an, weiter zu gehen.“ — „Soll ich nicht leuchten?“ fragte der Alte. — „Nein, schön Dank!“, antworteten sie, „wir leuchten uns selbst.“ Und indem sie das sagten, verschwanden sie um eine Grubenecke.“

Den Rest des Tages brachte ich bei einem wackeren alten Bergmann zu, auf dessen Landsitz nahe bei der Stadt, der durch eine niedrige Eiche merkwürdig ist, die einzige in der Gegend, da hier wegen der hohen Lage des Landes dieser Baum seine Nordgränze hat.

Dalarne und sein Volk. — Gustav Wasa und Gustav III. zu Mora.

Am nächsten Morgen verließ ich Fahlun. Höher gegen Norden, immer höher zog es mich; jene Gegenden, die stolzen, schweigenden Zeugen von Gustav's Heldenthat, wollte ich sehen, ich wollte mit dem Volke verkehren, welches sich zuerst für des Vaterlands Freiheit erhoben hatte. Zeigt mir sie, Kern des Landes. Der Siljan, „Dalarne's helles Auge“, mit dem Gebirgsrahmen um seine Strande, der Ort Leksand im Thalgrunde und an den dunklen Seiten der Berge sich hinaufziehend, Rättvik an einer Bucht des Siljans im lieblichen Laubwald, die erinnerungsreichen Gegenden, wo Gustav's Mund zuerst sich auftat, um das Wort der Freiheit zu sprechen, lagen vor mir. Im Vorbeigehn begrüßte ich sie; zwar wäre ich gern hier länger verweilt, aber zu meinem Unglück war keiner der Säumer zugegen, mit denen ich am liebsten Bekanntschaft suchte, weil sie mich über das Treiben des Volkes aufklären und mit ihm in lebendige Verbindung bringen konnten. Alle Prediger, obgleich jedes der Thalbezirke drei bis vier zählt, waren nämlich durch ein festliches Zusammentreffen verreist oder unpäßlich. Da mir also der natürliche Mittelgliedgrad zwischen mir und dem gemeinen Volke fehlte, lernte ich hier Niemand anders aus demselben kennen, als Gastgeber und Stints-Bauern. Und wenn auch sie, die selbst zu dem eigentlichen Volk gehören, letzteres recht gut für einen Reisenden repräsentiren, so konnte die Bekanntschaft allein mit ihnen doch nicht zu einem längeren Aufenthalt anlocken. Es ging also an ihnen vorbei und eilte in die Wälder zu den Kohlen, welche ich recht Gelegenheit hatte, meine Bemerkungen über den Naturcharakter Dalarne's anzustellen. Große, steinbesäete, waldbewachsene Einoden, voller Hügel und Moose, scheiden Thal von Thal; jedes dieser letzteren ist, so viel es der Sandboden zuläßt, gut angebaut, besonders oben auf den Bergrücken, weil der Luftzug hier macht, daß der Frost die Saat nicht zerstört. Jedes Thal bildet einen eigenen großen Kirchsprengel, von denen der größte, Mora, 10,000 Einwohner, dann eine Kirche und ein Paar Waldkapellen hat; der Regel nach sind drei Prediger fest angestellt, ein Hauptprediger (Kyrkoherde), der sich oft ein bis zwei Adjunkten hält, ein Comminister und ein Skolmästare (Katechet); des Letzteren Amt ist ganz besonders bürdevoll, da er oft dreißig bis vierzig Meilen in dem wilden Wald über Stock und Stein zu Pferde reisen muß, um die Finnischen Kolonisten, von denen Dalarne nicht wenige hat, zu erbauen. Das Volk, das in dem einen Thale wohnt, ist sehr verschieden von dem im nächsten, nicht bloß im Aeußeren, indem jedes Thal seinen eigenen Schnitt und Farbe zu den Kosten *) hat, sondern auch im Innern. So soll der Stamm in Rättvik und Orsa, nebst dem Särnatarl, die eigentlich ganz Norwegisch sind, munter, aber auch zu Pfiffen und kleinen Betrügereien geneigter, der Mockarl bildsamer, bestimmter und ernster, das Volk in Gagnef, der rechten Heimat der Herrengeschichten, in sich selbst verschlossen und schwermüthig seyn. Mathematischte und mechanische Anlagen, die man so oft in Gebirgslanden findet, wo jeder Mann selbst Alles sein muß, soll der Dalkarl auch haben, und daß sie buntige Rechenmeister sind, davon war ich selbst Zeuge. Ich sah mehr als Einen, wenn es ein schweres Rechenexempel gab, sein Messer aus dem Gürtel ziehen, damit die Zahlen auf seine fettige Schürze hinzeichnen, und bald war die Rechnung zu Ende. Mit natürlichem Witze sollen besonders die Umwohner des Schwerisees begabt seyn, wovon ich eine recht kurzweilige Anekdote hörte. Ein Geistlicher predigte zur Wahl in der Kirche ihres Sprengels, gefiel aber den Bauern nicht; nach dem Gottesdienst fragte er zu einem der Vornehmsten: „Aber bitte, wie sönnt Ihr so schlecht singen?“ — „Ach, für ein einziges Mal hält Bätrchen es wohl aus“, antwortete dieser. Daß man Viele mit lebendigen, aufgeweckten Wesen findet, dies hatte ich auch in meinem Umgang mit ihnen Gelegenheit zu bemerken, doch darf man ja nicht glauben, daß sie Alle dieser Art sind, man trifft nicht seltener Wasser- und Wirr-Köpfe bei ihnen, als bei unseren Bauern.

In Mora, dem größten Kirchspiel von dem, aus welchem Schweden Befreiung ausging, hatte ich beschlossen, mich länger aufzuhalten. Es hat eine eigenthümliche Lage am nördlichen Ufer des Siljans in einem sandigen Thal, von Bergen umgeben, die, da sie nicht besonders hoch sind, in dem Dämmerlicht des Abends, an welchem ich dort ankam, ein Farbenspiel geben, wie Jütlands Dünen und mich lebhaft an meine Reise in den Westgegenden Dänemarks erinnerten. Im Norden, wo die Thäler sich vereinigen, Lekarne trifft, eben nicht mit großer Sorgfalt gebaut, da der Thalbauer dahier Nomade ist und, wenn der Frühling kommt, mit seinem Vieh und seiner Art nach dem Walde zieht, wo er gewöhnlich mehrere Säter (Podweiden) hat. Sie sind, wie überall in Gebirgslandschaften, von Holz und bestehen meistens aus einem Wohnhause, umgeben mit einem Laubzaun von kleinen Böden, Scheunen, Viehställen u. s. w. — Der nächste Tag war ein Sonntag, und als ich Glocken zur Kirche läuteten, mischte ich mich unter die Schaaren, die zum Gotteshaus zogen. Das Volk hier hat nämlich, wie die Schweden im Allgemeinen, eine religiöse Gemüthsstimmung, die jedoch leider gar oft als Swedenborganismus auf Abwege geräth. In der Zeit, wo der Unglaube unter allen Gebilden klar um sich greift, war es natürlich, daß das Volk in seinen eigenen Versammlungen die Erbauungen suchte, die es in der Kirche nicht fand; und so kam es natürlicher, da die Bauern, die weit von der Hauptpfarre wohnen, zu einer solchen patriarchalischen Andacht in ihren Häusern gewöhnt sind. Die Bauern, die sich so versammelten, wurden Leser*) genannt, und man fand sie über ganz Schweden. An mehreren Orten kam es zu ernsthaften Auftritten zwischen ihnen und der Geistlichkeit; so hörte ich, daß sie in einer Pfarre zum Prediger hinaus gegangen und ihn ermahnt hatten, das reine Wort Gottes zu predigen. In der Hitze des Gespräches, wo ein Wort das andere gab, hatten sie zuletzt erklärt, der Teufel spräche aus ihm, und ihn einen unwürdigen Diener des Wortes genannt. Sie kamen nun auch nicht mehr in seine Kirche, sondern saßen außerhalb auf dem Kirchhofe und sangen Lieder; er klagte hierüber, aber bald anderer wurde ein junger rechtgläubiger Prediger hierher geschickt, und die Sache endete ohne weitere Folgen. In Rättvik und Elvdalen finden hier in Dalarne sich noch die meisten Leser; im Elvdhal soll es, wenn man den Berichtrn glauben darf, zu wirklicher Schwärmerei übergegangen seyn. Nackend sollen sie durch ein enges Loch gekrochen seyn, welches das Fleisch vom Leibe schund, um buchstäblich den engen Weg zu gehen, und in eiskaltes Wasser getaucht seyn. In Lulea, sagt man, hätten sie sogar, um die Hochzeit des „Lammes“ zu feiern und zu zeigen, daß sie der Versuchung des Fleisches gewachsen wären, nackend, Mann und Weib unter einander, getanzt. Doch gehören solche Ausschweifungen zu den Seltenheiten, und die Leser leben meist ein stilles, gottesfürchtiges Leben. Nur soll der auch anderwärts stattfindende Irrthum unter ihnen herrschen, die Rechtfertigung im Glauben sei weit über die Heiligung durch die That zu setzen, daß sie letztere vergessen. Wie dem auch sey, die Prediger tragen wohl die größte Schuld, da sie zuerst vom Glauben abwichen; sind nur echte und tüchtige Geistliche in einem Sprengel, so wird das Schwert des Geistes den Irrthum schon besiegen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Tracht, halb Rock, halb Jacke.

*) lasse heißt im Schwedischen nicht bloß lesen, sondern vorzugsweise beten, auch studiren.

Frankreich.

Frankreichs Unterrichtswesen.

(Schluß.)

In dem edlen Bestreben nun, ein Barrière anzuzünden, das den Schiffer nicht bloß vor der Gefahr warnen, sondern ihn in den Hafen führen soll, handelt Girardin in der zweiten Hälfte seines Werkchens von der Möglichkeit, eine gute demokratische Erziehung an die Stelle der bisherigen allgemeinen, blos unterrichtenden zu setzen. Hierin räth er den Aeltern, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Kinder zu prüfen, ehe sie dieselben zu irgend einem Berufe seit bestimmen; er giebt ihnen die nöthigen Aufschlüsse über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs, damit sie ihre Söhne ihrem künftigen Lebenslauf angemessen erziehen, und sucht die Regierung zu bewegen, einem er die Unzulänglichkeit der jetzigen Erziehungsanstalten darthut, umfassendere und allgemeinere zu gründen. In diesem Theile ist jedem Stande und seinen speziellen Verhältnissen ein besonderes Kapitel gewidmet, in welchem der Verfasser die Fähigkeiten, die er für den Erfolg in den einzelnen Gewerbszweigen für unerläßlich hält, so wie die Mittel angiebt, die zur Verbesserung derselben beitragen könnten.

Zuerst vom Ackerbau. Diejenigen, welche Ackerbau treiben, theilt er in zwei Klassen, in Pflüger und Gutsbesitzer. Die natürliche Befähigung zu der ersten Klasse ist Körperkraft, Umsicht, Geduld. Die nöthigen Vorbereitungen für diese sind der niedere und höhere Elementar-Unterricht, den der Staat nicht nur Allen möglich machen, sondern als unerläßlich anbefehlen muß. Als Berufs-Unterricht verlangt er Elemente der Geometrie, Geologie, Physik und Chemie;

Digitized by Google

Mechanik zur Beurtheilung des verschiedenen Werthes der Ackerwerkzeuge; Hydraulik zur Bewässerung von Wiesen und Feldern; Botanik, Physiologie der Vegetabilien, Zoologie, so weit sie sich auf die Natur und Pflege der Hausthiere erstreckt; Thierarzneikunde, die Lehre vom Hausbau und jede Art der häuslichen Wirthschaftsführung. Wollte man hiergegen einwenden, daß alle diese Versuche sich durch mündliche Uebungen oder gegenseitige Mittheilungen auf dem Lande selbst erwerben ließen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, und daß sie in England in der That so erworben werden, so zeigen eben die ungeheuren Strecken fruchtbaren, noch unbebauten Landes in Frankreich, daß sie dort wenigstens weder so gelehrt, noch gelernt werden. Für die Gutsbesitzer verlangt Girardin als Nothwendigkeit Ordnungssinn und Beobachtungsgabe, Ausdauer und Vorsicht, und die Kunst der Verwaltung. Neben der elementaren Erziehung der beiden ersten Klassen, sollen sie eine höhere in der Lehre vom Grund- und Handelsgesetz, in der Statistik, Naturgeschichte, der Lehre von der Zucht und Veredlung des zahmen Viehs, in der Baukunst, so weit sie auf dem Lande in Anwendung kommt, und in der Mechanik erhalten. Es giebt drei Institute dieser Art in Frankreich, die ziemlich als Muster threrselben gelten können. Das eine, zu Grignon, ist eine Meierei von 300 Morgen, mit sehr verschiedenem Boden, mit Waldungen mannigfaltiger Art, Wasserleitungen, einem großen See, bewässerten Wiesen; alle neuerfundene Geräthe und Maschinerieen des Ackerbaus werden dorthin gebracht, um geprüft zu werden, und alle Gattungen zahmer Thiere finden sich daselbst vor. So werden die Vorträge, die Kommer und Thaer, mit praktischen Uebungen begleitet. Das Honorar beträgt 1500 Franken.

Wir übergehen die Abschnitte von den Künsten, Gewerben, dem Handel, der Jurisprudenz und Medizin und wenden uns mit Neugier zu dem der Humaniora und mit Besorgniß zur Theologie. In Betreff der ersteren ist Girardin wider Erwarten kurz; seine gesammten Vorschriften sind in wenig Worte, und bei der Mittelmäßigkeit gleich Erbärmlichkeit fep, zusammengedrängt. Die Haupt-Bildungs-Anstalt hierfür ist zu Paris, die Namen des höchsten Europäischen Rufs in Wissenschaft und Literatur vereint, wie Lacroix, Boissonade, des Granges u. A. Von der Wichtigkeit der Religion und dem Einfluß der Geistlichkeit auf die Regnerration des gesammten Unterrichtswesens scheint Girardin vollkommen überzeugt. Doch kann sich nicht verhehlen, daß er in diesem Punkte Mißtrauisch und Verzweiflung schreibt. Das Priesteramt ist, wenn es auf würdige Weise geübt wird, der edelste Beruf, dies giebt Girardin zu; allein, fährt er fort und hat in gewissem Sinne Recht, es ist durchaus nicht leicht, einem lebenskräftigen Manne dazu zu rathen. Es ist vorzüglich für die geeignet, welche durch Unglück geprüft, in festem Glauben eine Stütze gefunden haben, welche nicht mehr durch irdische Festen sich gebunden fühlen und so mit Ekel und ernster Betrachtung sich zu dem schönsten Berufe des Mannes vorbereiten können, zu dem, von der Kanzel herab die Sprache des Christenthums zum Volke zu reden und ihm die Erhabenheit und Würde zu erhalten, mit der es von den Kirchenvätern und den großen Rednern des Christenthums geziert worden ist. Doch wo ist Hoffnung, daß die 30,000 Kirchspiele von Frankreich solche Männer dürftig erwerben, welche so in der strengen Schule des Unglücks erzogen und zugleich aus der Niedergeschlagenheit und Verzweiflung zu reinem christlichen Glauben erhoben worden? Die große Menge der Priester muß für ihre erhabene, doch, wir fürchten, schlecht belohnte und, so weit man auf weltliche Aufzeichnung sieht, ruhmlose Laufbahn durch Unterricht vorangeblidet werden. Die Regierung scheint in gewissem Sinne die Bedeutung und Schwierigkeit dieses Punktes zu fühlen. Millionen sind für die geistlichen Seminarien ausgesetzt. Doch wo finden sich die erhabenen, kostbaren Eigenschaften, welche Girardin billig von denen fordert, die sich diesem geheiligten Berufe widmen: Unverdorbenheit des Geschmacks, Demuth des Geistes, Kraft und Entsagung des Charakters, Mitgefühl, Liebe zur Forschung und zur Wahrheit!

Dazu kommt, daß diese Schwierigkeit noch unendlich vergrößert wird durch die politische Lage des Landes. Was das richtige Verhalten der Geistlichkeit vom christlichen Standpunkte aus bei der jetzigen Lage der Dinge ist, kann nicht zweifelhaft seyn: dem Staate fern zu stehen in selbstständiger standhafter Würde und jede Vermischung mit irgend einer der streitenden politischen Parteien zurückzuweisen, kurz, weder republikanisch noch republikanisch zu seyn, und sich mit ausschließlicher Hingebung dem rein geistigen Theil des Berufs zu widmen. Die wenig dies bis jetzt gelungen ist, zeigt die Geschichte.

Man sollte der Religion so weit als möglich ihre gebeiligten Formen erhalten und sie möglichst selten mit den Leidenschaften und Verwirrungen Vorurtheilen des Volks in Streit bringen. In den Kirchen hätte man Alles auszuweichen, eine entdeckliche und so weit es ging, die Gemüther anziehende Würde zu behaupten; Alles weiblich erwägen, was in dem Römisch-katholischen Ceremoniell so imponirt, die Gewänder, der prachtvolle Altar, die Prozessionen, die Musik, die Messen bald am hellen Mittage, bald in feierlicher Dämmerung, bald in tiefer, ernster Mitternacht. Die Religion hätte vor jeglichem Mißbrauch sicher zu stehen, so wenigstens vor frechen Angriffen geschützt war, wenn sich sicher, ihrer Ehrfurcht zu gebieten. Doch wie dies frühere Ansehen einmal verloren war, hätten die Geistlichen bei ihren äußeren Annäherungen an das ihnen in so hohem Grade entfremdete Volk sich wenigstens mild, gefällig, dienstfertig erweisen sollen, damit auch das verstockteste Herz dabei die Heiligkeit und Erhabenheit des Christenthums empfände. Sie hätten am Lager der Kranken sitzen sollen, im Hause der Trauer, in der Kammer der Wittwen und Waisen, um, wenn sie bei ihrer Armuth nicht mehr zu thun vermöchten, wenigstens Mitgefühl, Trost und die Verheißung des Glaubens ihnen zu geben. Sie hätten weniger stolz, mehr liebreich auftreten, nicht so offenbar nach ihrer verlorenen Gewalt streben sollen, sondern vielmehr nach der unriegnützigen Beförderung des Evangeliums. So fürchten wir, daß ganzlich die Lehre der Missionaire, welche zu gewisser Zeit über ganz Frankreich in rastloser Thätigkeit verbreitet waren, nicht mehr die alte, herzgewinnende, verführende Kraft ausgeübt hat. An allen Ecken und Kreuzwegen stellten sie ihre neuangekirchenen, feuerfarbenen Kruzifixe auf. Und es ist gewiß, daß in einer gläubigen Gegend, wo dergleichen Symbole seit alter, undenklicher Zeit bestehen, wo die Kreuze selbst, vielleicht mit Moos überwachsen und vor Alter verwittert, durch die Verehrung vieler Generationen geheiligt, wo die Fußgestelle durch Kniebeugungen, glühende Küsse und Thränen wahrer Andacht ausgehöhlt sind; daß alles dies, obgleich bei strenger Prüfung nur eine Schreiverehrung des Erlösers, auch jetzt noch, wie früher, den Glauben nur fester begründen muß, und die Demuth noch demüthiger machen; denn die Robheit der Kunst spricht für das Alter der Bilder und stellt sie als wahrhafte Reste der Vergangenheit dar. Allein die Bilder der Missionaire waren alle blendend neu, von dem plumpesten Holzbauer im Walde gefertigt, mit schreiendem Zinnober und allen grellsten und schroff entgegengesetzten Farben ausstaffirt; wir können daher nach ihrem störenden Eindruck auf einen religiösen Protestanten ermessen, wie widerlich und empörend sie dem orthodoxen Katholiken müssen gewesen seyn. Konnte der rohefte Bauer mit seinem rohen Glauben an ihnen vorübergehen und ohne einen peinliche Erbitterung sie verehren! Und gleich als ob das Französische Volk nicht Laster genug hätte, gegen die man, ohne Aufsehen zu erregen, predigen könnte, gleich als ob ein allgemeiner Bannfluch die beste Sprache gewesen wäre, den verlornen Einfluß der Kirche wieder zu gewinnen, nehmen die Missionaire zum Hauptgegenstande ihrer verdammungsschweren Predigten die alten, nationalen und, wie wir glauben, Allgemeinen unschuldigen Vergnügungen des Volkes; vorzüglich den Tanz in den Dörfern.

In politischer Beziehung muß die Religion weder kriechend demokratisch das Volk zu gewinnen suchen, noch durch den Schutz der royalistischen Partei ihre Macht neu zu gründen streben, sondern durch die reine, ernste, erleuchtete Sprache des Christenthums zeigen, daß die mit Segnungen der Religion völlig unabhängig sind von der Politik und über derselben stehen.

In Ansehung der Erziehung ist es Pflicht der Geistlichkeit, dieselbe mit all' ihrem Einfluß zu begünstigen und zu fordern. Das Unterrichtswesen darf in Frankreich unmöglich ganz unter die Aufsicht der Geistlichkeit gestellt werden; diese ist selbst noch zu wenig vorgeschritten, um solch' eine Last auf sich zu nehmen; sie hat genug zu thun mit ihrem eignen gewichtigeren Amte und genug zu kämpfen mit ihrer Armuth, ihren Zweifeln und mit den feindlichen Eingriffen, welche ihr den ohnedies so zweifelhaften Einfluß gänzlich zu entreißen streben. Allein sie soll eine hülfreiche, eifrige und aufrichtige Freundin des Unterrichts werden, die Geistlichen sollen nicht nur ein gutes Verständniß, sondern eine lebhafte gegenseitige Theilnahme und Eintracht mit der Schullehrern erhalten; so gewinnen sie eine leitende und beaufsichtigende Gewalt, welche dieselben, welche um so kräftiger wirkt, je weniger sie gefühlt wird. Wenn die Kirche keine unwürdige Eifersucht zeigt, so wird sie sich in dem Lehrerstande einen Freund anstatt eines Nebenbuhlers bereiten; welcher, weit entfernt, einen Theil der Ausmerksamkeit und Verehrung für die Geistlichkeit im Herzen der Zöglinge zu unterdrücken, wohl einsehen wird, wie sein eignes Interesse nur gefördert wird, wenn er mit der Kirche vereint ist.

Doch wir brechen ab hiervon und fügen nur noch hinzu, daß Girardins Schrift auch einen Entwurf zu einer Kriegsschule in Frankreich enthält, die sowohl für Land- als Seekriege die nöthige Ausbildung geben soll; dies wäre sicher sehr wünschenswerth.

Endlich hat er einen Abschnitt der Erziehung von Staatsmännern verwidmet, an die er in Betreff der nothwendigen Befähigung so hohe Forderungen stellt, daß wir fürchten, wenn dieser Maßstab streng in Anwendung gebracht werden sollte, so müßte in England und Frankreich Mancher, der gewiß ein Staatsmann im vollsten Sinne zu seyn denkt, davon zurecktreten. Die Erfordernisse zu diesem hohen Beruf sind nicht weniger als: „Umfassender Geist, scharfes Urtheil, Geistesgegenwart, Willenskraft, sonnenreine friedfertiger Charakter, hohe Moralität.“ Was wäre das Ergebniß sepn, wenn man dies als Prüfstein bei den Europäischen Kabinetten gebrauchen wollte? Die Hauptquelle für den Unterricht angehender Staatsmänner sind die höheren Vorträge, in denen politische Oekonomie (die für den Minister, Staatsrath, Universitäts-Professor, wie für Jeden, der an der Staatsleitung irgend Theil nimmt, gleich nothwendig ist) Philosophie, allgemeine Gesetze, Comparative Geschichte der Gesetzgebungen, Geschichte des Natur- und Völkerrechts, Jurisprudenz, Beredsamkeit und Geographie behandelt wird, und bei denen die bedeutendsten Männer, wie Rossi, Guizot, Cousin, thätig sind. Doch schlagen Girardin und Andere vor, eine besondere Fakultät für politische Wissenschaften zu gründen.

Somit haben wir unsern Lesern den gegenwärtigen Zustand des Erziehungswesens in Frankreich geschildert, Vorschläge zur Verbesserung desselben angegeben, die in manchen Hinsicht nicht unpassend zu nennen sind. Was die vollkommene Richtigkeit dessen, was Girardin aufstellt, und die Ausführbarkeit seiner Maßregeln betrifft, so begnügen wir uns damit, das schärfere und tiefer gebildete Urtheil des ruhigen und scharfsinnigen Staatsmannes abzuwarten, der jetzt an Frankreichs Ruder steht. Wie oft auch, und nicht selten unwürdiger Gelegenheit, die schönen Verse Virgil's citirt worden sind, sie passen so schlagend auf Guizot und die gegenwärtige Lage

Digitized by Google

Frankreichs, daß wir nicht umhin können, sie unsern Lesern in's Gedächtniß zu rufen:

„Wie wenn in großer Versammlung des Volkes sich manchmal ein Aufruhr
Hebt, und in Grimm aufrafft der namenlosere Pöbel;
Schon sind Bräute' und Steine geschwirrt; Mutz bietet die Waffen;
Wenn dann etwa ein Mann, durch Verdienst ehrwürdig und Tugend,
Vortritt, schweigen sie all' und stehn mit gespannten Ohren;
Jener besänftigt durch Worte den Geist und heilet den Mißmuth."

Noch ist der Sturm nur beschwichtigt, nicht überwunden; noch sind die Tiefen des Oceans in grollender und gefahrdrohender Gährung, und es steht zu fürchten, daß sie es einst Zeit lang noch bleiben werden. Eine nachhaltige Umwandlung des Volkscharakters ist allein auf dem Wege der Volkserziehung zu erreichen. Diesem Punkte hat sich Guizot's erschauender Geist, der durch das Studium der Menschheit in den 8 Lättern der Weltgeschichte erleuchtet ist, vorzüglich zugewendet. Auf ihn blicken wir daher voll Zuversicht, daß Alles geschehen werde und gut geschehen, was die Zeitumstände, der nationale Charakter, die Lage des Volkes einem redlich gesinnten, das Vaterland liebenden Minister möglich machen. (Quarterly Rev.)

Ostindien.

Ein Preß-Prozeß im Britischen Indien.

Unter dem 73sten Längengrade, in Bombay nämlich, stellt es keineswegs an Journalen, welche den geachtetsten Europäischen Blättern streit an die Seite gestellt werden können. Nicht minder hat die Vorsehung Bombay mit einem oder zwei Gerichtshöfen, einem General-Advokaten und Allem, was dazu gehört, bedacht. Der Ober-Richter von Bombay (chief-justice) ist ein kleiner, gestreichter, höflicher, aber auch leidenschaftlicher Mann, der ein Gehalt von 300,000 Fr. bezieht. Diesem begegnete es nun neulich bei einem Erbfolge-Prozeß, daß er in die Bombay anläßliges Banquierhaus tadelnd wegen Gott weiß welcher Geschichte, und nicht nur das, sondern er gab auch seinem Tadel eine allgemeine Bedeutung. Darüber gerieth nun der Handelsstand von Bombay in eine gewaltige Aufregung, und die Kriegsfackel wurde entzündet.

In Bombay giebt es sehr verschiedene Nationalitäten unter den Banquiers. Einen Theil bilden die Engländer und die sich dafür ausgeben; dies ist aber die kleinere Zahl; einen anderen die Portugiesen; dann kommen die Muselmänner und Hindu's; die reichsten und angesehensten sind aber die Parsen. Diesen ganzen Schwamm hatte sich Sir Henry Roper auf den Hals geladen. Dabei ist noch zu bemerken, das die „Times" und der „Courier" von Bombay eine große Anzahl dieser Herren zu ihren Eigenthümern zu zählen. Diese beiden Blätter übernahmen die Vertheidigung des Handelsstandes und führten gegen die von Sir Henry repräsentirte Justiz der Königin eine Sprache, welche dem erwähnten chief-justice nichts weniger als erhurchtsvoll schien. Die Folge davon war eine gerichtliche Citation und ein Prozeß bei 40 Pipe. Der Saal war mit blauen, rothen, grünen, goldgestickten Turbanen und mit diesen verschiedenen Turbanen entsprechenden Gesichtern angefüllt.

Die gerichtliche Gewalt in Indien besteht unabhängig von der Ostindischen Compagnie, weshalb es nicht zu verwundern ist, daß der Gouverneur und die Regierungs-Beamten dieselbe mit etwas eifersüchtigem Auge betrachten und es nicht ungern sehen würden, wenn dieselbe eine kleine Schlappe erlitte. In der That schmeichelte sich dieselbe mit folgendem Raisonnement. Entweder läßt sich Sir Henry, der sich zum Richter in seiner eigenen Sache aufgeworfen hat, von seiner Empfindlichkeit forttreiben und verurtheilt die beiden Journale und ihre Eigenthümer, oder die Vertheidigung ist so schlagend, daß Sir Henry die Angeklagten freisprechen muß. Im ersten Falle werden diese, denen Millionen Rupien zu Gebote stehen, die Kosten einer Appellation nach England nicht ansehen. Dort werden die Blätter diese Sache zur ihrigen machen, und bei Regierung der Königin wird Sir Henry Roper zurücktreten. Im zweiten Falle, wenn Sir Henry die Angeklagten freispricht, so spricht er seine eigene Verurtheilung aus, und er muß seine Stelle aufgeben. Der Handelsstand sagte nichts, aber er ist im Rathe der Direktoren eben so mächtig wie die Londoner Banquiers im Parlament. Der Indische Handelsstand hat die Erneuerung der Freiheitsakten gegen China zur Bedingung gemacht, und sie ist ihm zugestanden worden; dies zeigt wohl zur Genüge, wie die Sachen stehen.

Ein Englischer Gerichtshof ist nicht der Ort, wo man an die Leidenschaften appelliren könnte; kaum darf sich das Raisonnement hier geltend machen, von Gefühlen ist vollends gar keine Rede. Nach dem Englischen Gerichtsverfahren spricht nicht der Richter das Urtheil, sondern das Gesetz. Aber das Englische Gesetz ist so verwickelt, es besteht aus den Statuten so vieler Regierungen und aus den Entscheidungen so großer Rechtsgelehrten, daß dasselbe als ein todter Buchstabe anzusehen ist. Es kommt blos darauf an, das Gesetz zu finden, welches auf einen bestimmten Fall anwendbar ist. Jeder Prozeß scheint so eine These, die vom Advokaten angefochten und vom Richter vertheidigt wird und vice versa. Demgemäß lagen auf einer großen Tafel vor den drei Advokaten einige Hundert dicke Bände, welche sechs bis sieben Neger mit großer Noth und Mühe herbeigeschleppt hatten. Sir Henry hatte ein eben solches Arsenal in seiner Nähe. Nun begannen die Citationen. Jeder Advokat citirte die Statuten der verschiedenen Regierungen und die Entscheidungen von William Cook, Blackstone, Lord Ellenborough, indem er aus der großen Menge der Bücher geschickt das herauszufinden wußte, dessen er gerade bedurfte, und dem Richter die Seiten-, Linien- und Kapitelzahl der betreffenden Stelle diktirte. Dies dauerte drei volle Stunden, während welcher Zeit Sir Henry nur die Stellen notirte, die man gegen ihn anführte. Endlich waren die Citationen erschöpft, und der chief-justice hob die Sitzung auf, auf eine halbe Stunde, wie er sagte, um sich zum Urtheilsspruche vorzubereiten.

Diese halbe Stunde dauerte indeß drei Stunden, und das Vorlesen des Urtheils erforderte anderthalb Stunden. Jeder Citation der Advokaten stellte der Richter zwei andere entgegen. Wenn ihm aus William Coof, aus Blackstone, aus Lord Ellenborough bewiesen worden war, daß er nicht das Recht habe, die Eigenthümer und Drucker der Journale vor Gericht zu fordern, so bewies er aus Ellenborough, Blackstone und William Coof, daß er nicht blos das Recht habe, sie und die Herausgeber vor Gericht zu fordern, sondern sie auch ins Gefängniß zu schicken. Das Urtheil stützte sich noch auf zwanzig andere Stellen, von denen eine immer barbarischer war als die andere.

Als das Wort Gefängniß mit der Autorität des großen Blackstone erschien, spiegelte sich eine gewisse Furcht auf den Gesichtern der Muselmännischen, Parsischen, Portugiesischen, Englischen und Hindu-Kaufleute ab. Nur die beiden Herausgeber blieben ruhig. Sich zu ihnen wendend, sagte Sir Henry, er wolle gegen sie ein System der Milde und Großmuth beobachten; was aber die Eigenthümer beträfe, so wären diese zu reiche, angesehene und einflußreiche Leute, als daß er ihnen die Ungnade auf seine Person so hinaehen lassen könnte. Ich verwunderte seinen Muth. Jemand war auf keiner Seite mehr Muth. Niemand war es darum zu thun, der Sache auf den Grund zu gehen und entweder der richterlichen Macht oder der Presse eine feste Gränze zu ziehen. Sir Henry beschloß seine niederschmetternden Citationen mit der Erklärung, daß er sich mit dem Ausdruck der Reue von Seiten der Angeklagten begnügen wolle, und augenblicklich zogen sie eine solche Erklärung aus der Tasche, in welcher sie sagten, der angeschuldigte Artikel wäre ohne ihr Vorwissen in das Blatt gekommen.

Mannigfaltiges.

— Deutschlands politische Literatur in England.

Das praktische England hat im Punkte der politischen Literatur niemals sehr viel von dem theoretisirenden und bisher in seinen Ansichten vielfach gespaltenen Deutschland gehalten. Die in der letzten Zeit mehr zur Erscheinung gekommene politische Einheit und nationale Gesinnung der Deutschen hat jedoch auch in dieser Beziehung die Ansicht zu Gunsten derselben geändert. Zwei politische Publicationen Deutschlands sind auch unter einander ins Englische übersetzt worden, was für diese allerdings keine geringe Anerkennung zu nennen, da die politische Literatur Englands durch eine Uebung von Jahrhunderten zu ihrer jetzigen Besonnenheit und Reife gediehen ist und dort keinerlei Meinungsaustausch irgend eine Hinderung zu besorgen hat. Die erste dieser Publicationen war eine Zusammenstellung sämmtlicher Artikel über Rußland in dem Brockhaus'schen) „Conversations-Lexikon der Gegenwart". Diese sind sämmtlich ins Englische übersetzt und in London als eine besondere Schrift herausgegeben worden. Demnächst ward diese Ehre der zu Anfang dieses Jahres erschienenen politischen Broschüre Wolfgang Menzel's: „Europa im Jahre 1840", zu Theil. „Europe in MDCCCXL." wird in den meisten Englischen Zeitschriften mit vielem Nachdruck als ein überaus wichtiges und maßgebendes politisches Buch bezeichnet. Wolfgang Menzel genießt, wie wir in diesen Blättern bereits öfter Gelegenheit hatten, anzuführen, in England eines großen Rufes, und zwar in Folge seiner dort vielfach verbreiteten „German Literature", aus der die Engländer ihre (ob richtigen oder unrichtigen, haben wir hier nicht zu untersuchen) Begriffe und Kenntnisse von den Schriftstellern Deutschlands schöpfen. Es kommt dazu, daß Menzel von der politischen Macht der Engländer, die sie von ihrer Freiheit und Gesetzlosigkeit eine sehr hohe Meinung hat und dies auch in seiner politischen Schrift bei vielen Gelegenheiten zu erkennen giebt, so wie, daß er dagegen den Franzosen, mit denen England eben auf etwas gespannlem Fuße sich befindet, nicht ganz hold ist. Kein Wunder also, wenn seine Ansichten bereitwillige Aufnahme finden. Doch wollen wir immerhin einen guten Theil des Erfolges auch in dem Umstande suchen, daß Wolfgang Menzel eine entschieden Deutsche Grundlage bei allen seinen politischen Betrachtungen hat und darum auch vom Machtfanatismus wie vom Radikalismus der Politik gleich weit entfernt sich hält.

— Die Philosophen von Berlin.

Unter diesem Titel (The Philosophers of Berlin) wird jetzt ein Lustspiel in zwei Akten auf dem Haymarket-Theater in London mit vielem Beifall gegeben. Das Stück spielt zur Zeit Friedrich's des Großen, der eben — wobei es freilich auf eine kleine Unrichtigkeit nicht ankommt — die Akademie von Berlin gegründet und dazu eine Anzahl Französischer Schongeister und Philosophen an seinen Hof berufen hat. Voltaire fehlt natürlich nicht, und sein bekannter Konflikt mit dem Könige bildet die Hauptintrigue des Stückes. Damit ist ein kleiner Liebeshandel zwischen einem Preußischen Offizier und einem genialen Polenmädchen verbunden, welcher Voltaire ebenfalls sich interessirt, und so kommt es denn, daß Philosophie und Liebe einander in die Hände arbeiten, und daß am Ende des Stückes nicht blos wie gewöhnlich eine Verlobung gefeiert wird, sondern auch sämmtliche Akademiker von Berlin wieder mit einander versöhnt sind.

*) Edinburgh, A. and C. Black, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Freitag den 4. Juni 1841.

England.

Die Zinkali.

Unter diesem Titel hat ein Engländer, Herr G. Borrow, ein Werk über die Geschichte, Sitten und Sprache der Zigeuner in Spanien herausgegeben, das Vieles enthält, was zur Aufhellung der Geschichte dieses räthselhaften Volkes beitragen kann. Borrow war längere Zeit Missionair in Spanien und lebte viel unter den Gitanos oder Zigeunern, die er theils zur Förderung seiner literarischen Publicationen gebrauchte, theils um sich sammelte, indem er, mit aller nöthigen Vorsicht, sie für die Lektüre der Bibel gewinnen wollte. Früher schon hatte er sich mit ihrer Sprache und Lebensart so vertraut gemacht, daß die Zigeuner glaubten, er sey ursprünglich von ihrem Stamme; er sey wenigstens durch eine Art Seelenwanderung mit dem echten Geblüte des Volkes in Verbindung; und so begrüßten sie ihn als Bruder Rom.*)

Zu Anfang des 15ten Jahrhunderts erschienen die Zigeuner auf Europäischem Boden. Viele nahmen an, sie wären durch die Eroberungszüge Timur's aus Hindostan verspreugt worden; aber diese Meinung hat sich als unhaltbar erwiesen. Ob sie aus Aegypten kamen, oder noch früher aus Afrika, wer mag das ermitteln? Sie selber können gewiß nichts Sichres über ihren Ursprung nachweisen. Die allgemeine Annahme bei ihrem Eindringen in Europa war, daß sie vom Nil-Thale hergezogen wären; deshalb nannte man sie „Aegypter" (Egyptians, Gypsies). In Frankreich erkannte man zuerst, daß ihre Anwesenheit eine Pest für die Gesellschaft sey, und ergriff harte Maßregeln gegen sie. In Spanien dagegen war eine Art geduldet Land für sie. Die Bevölkerheit des Spanischen Volkes selbst, mit seinem Mönchwesen, seiner Inquisition und seiner liederlichen Regierung, machten die Sitten der Zigeuner nicht zu einer solchen abstoßenden Erscheinung und ließen ihnen auch Zeit, sich ungestört der eigenthümlichen Lebensweise hinzugeben, durch die sie sich anderswo zum Abscheu machten. Auch war man in Spanien seit fast einem Jahrtausend an das Zusammenleben mit Nichtchristen gewöhnt; man hatte die Mauren und Morisko's um sich, oder sah sie der Küste gegenüber, und war mit Unglaubigen und Verdammten in einem stillschweigenden Verkehr. Außerdem bietet die natürliche Beschaffenheit des Bodens, mit seinen Bergen, Höhlen und Wäldern, große Sicherheit für die Bagabunden, wenn einmal der Ukase auf den Einfall kommen sollte, mit strenger Miene zu fragen, wer diese Bettler sind, die auf den spanischen Märkte unglückige Länge zum Betteln gebrauchen? wer diese Männer sind, die dort einer jungen kindertosen Frau den Segen der Fruchtbarkeit, hier einer alten geizigen Frau den Segen des Mammons versprechen, wenn sie sich durch Geldopfer vom bösen Geiste, der sie drückt, bei seinen Beschwörern loskaufen?

In Spanien hausten die Zigeuner ärger als in anderen Ländern. Im Jahre 1618 war die Gegend zwischen Castilien und Aragonien von einer Bande nahe an 1000 Köpfe stark* heimgesucht, die die beispiellosesten Verbrechen ausgeübt hatte. Dennoch waren sie in den meisten Städten geduldet und hatten überall einen abgelegenen Stadttheil, Gitanerias, inne. Durch die Reize ihrer Weiber verschafften sie sich den Schutz ausschweifender Edelleute, ohne daß diese Weiber sich preisgaben. Der vornehme Wollüstling wurde durch ein schwarzes feuriges Auge gekirrt, durch die lebhafte Bewegung der Hüfte beim üppigen Tanze, durch freie Reden der Gitana gelockt und hingehalten; er hielt sich stets seiner Beute gewiß, obgleich sie ihm entschlüpfte, sobald er sich am Ziele glaubte. Von einer wirklichen Neigung einer Gitana für einen Christen kann man wenig Beispiele aufführen. Zigeunermädchen mit Precioſa finden sich nur im Roman; im wirklichen Leben ist, nach Borrowinus, eine Verbindung mit einem Nichtzigeuner für das Mädchen mit der Gefahr verknüpft, von ihren Stammgenossen getödtet zu werden.

Das erste Zusammentreffen Borrow's mit den Zigeunern war in Badajoz im Jahre 1836. Er war eben in der Stadt angekommen und stand vor der Thür seines Gasthofes, als zwei Menschen vorübergingen, die er gleich für Zigeuner erkannte. Er redete sie durch ein einziges Wort an, und sie erkannten es. Sogleich verbreitete sich das Gerücht durch alle Stammgenossen, es sey ein Engländer angekommen, der so gesehrt im Romany (dem Zigeunerthum) sey wie sie, und daß er nothwendig vom „Gebläter Hamme. Alles, was die Blöße bedecken konnte, drängte sich nach der Wohnung des lieben Verwandten, und bald war es in seinem Zimmer, wie beim Leber eines neuen Ministers, der in die innigen Freunde eilen, damit sie ihm wahre Theilnahme an seinem Glücke bezeigen. B. ging gleich ans Werk, seine Freunde für den Glauben vorzubereiten, aber sein Wille hierin war weit besser als sein Glück. Die Herren Zigeuner und ihre Damen zeigten viel atheistische Philosophie. Sie wenden die Namen Gottes und der Jungfrau nur bei Verwünschungen an. Nach ihrer Erzählung glaubten ihre Vorfahren an Seelenwanderung, worüber sie selber aber lachen. „Warum sollen wir denn noch einmal leben", sagten sie, „wir waren hier schon lasterhaft und elend genug!"

Ich überreichte ihnen einige Stücke der heiligen Schrift in ihrem Dialekt", erzählt Borrow, „und las öfter vor. Ich wählte besonders die Parabel vom armen Lazarus und vom verlorenen Sohne. Ich sagte, daß der Letztere so lasterhaft wie sie gewesen wäre, daß er und Lazarus so viel oder noch mehr als sie gelitten hätten; aber die Leiden des Letzteren, der immer das Auge auf eine selige Auferstehung gerichtet, seyen durch die Aufnahme ins Himmelreich belohnt worden, wo er im Schoße Abraham's und der Propheten weile, und daß der verlorene Sohn, nachdem er seine Sünden bereute, Vergebung erhielt und wie ein lieber Sohn behandelt wurde. Meine Zuhörer hingen an meinen Worten mit Bewunderung; sie schienen tief ergriffen, und es glänzte eine freudige Genugthuung auf ihren Gesichtern. Auch in meinem Herzen lebte innige Freude auf, da ich so schöne Früchte meiner Mission hier zu sehen vermuthete. Doch ich blieb nicht lange in meiner angenehmen Täuschung. Nicht ihre die ewigen Wahrheiten gerichtet sie in Entzücken, sondern darüber, daß ihr Jargon geschrieben und gelesen werde! Man höre die Bemerkung einer Gitana: „„Bruder, Du erzählst uns seltsame Dinge! Man hat sie Dir vielleicht selber aufgebunden. Doch vor einem Monate hätte ich noch weit leichter diese Geschichten geglaubt, als daß ich vermuthet hätte, ich werde einen Menschen sehen, der Romany schreibt!""

„Bei den Gitanos von Cordova wurde ich sehr wohl aufgenommen; aber auch nur unter der Voraussetzung, daß ich ein „Bruder" sey. Sie sagten, ich wäre der Erste, den sie so mit Vertrauen ins Haus ließen. Fremde dürfen sonst nur bei Hochzeiten eingelassen werden, oder wenn sie besonders einflußreiche Männer sind, die ihre Lieder hören und ihre Weiber sprechen wollen. Aber diese werden ohne Ausnahme betrogen; sie werden als Werkzeuge zu verschiedenen Zwecken gebraucht. Ich durfte ihre geheimsten Gedanken erfahren; sie gaben sich ohne Rückhalt hin. Eines Abends war ich auf einem langen, niedrigen, finsteren Boden mit mehr als 20 Zigeunern und Zigeunerinnen zusammen. Nachdem sie lange über Pferde, Maulthiere und Kleinhandel gesprochen hatten und die Unterhaltung sich zur Erschöpfung hinneigte, machte ich den Vorschlag, einige Stücke der Bibel versuchsweise in die Calo-Sprache (den Zigeuner-Dialekt) zu übertragen. Da sie mir längst geklagt hatten, ihre Sprache sinke täglich mehr, so nahmen sie mein Anerbieten mit Jubel auf. Ich übersetzte ihnen demnach erst Spanisch das Vaterunser, wiederholte jeden Satz langsam, während die Gitanos in ihre Mundart übersetzten. Sie zeigten bei dieser ungewohnten Beschäftigung das größte Interesse und den größten Eifer und stritten sich oft über die zu wählenden Ausdrücke, da Jeder glaubte, den besten vorgeschlagen zu haben. Während dessen schrieb ich ihre Uebersetzung nieder und las sie ihnen dann als das Resultat unserer vereinigten Weisheit vor. Alle brachen darüber in Entzücken aus und schienen nicht wenig stolz über die Composition zu seyn."

Folgender Zug mag zur Charakteristik der Zigeuner in der Halbinsel beitragen und andererseits auch zeigen, wie sehr das Spanische Volk noch in Gesinnungen des Mittelalters lebt, wie selbst vornehme und reiche Leute durch ihren unverlilgbaren Aberglauben noch zeigen, daß Revolutionen und Constitutionen in diesem von Natur so glücklichen und durch Menschen so unglücklichen Lande nichts geändert haben:

„Als eine Bande Gitanos in der Nachbarschaft eines Dorfes war, ging eine der Frauen nach einem Paule, in welchem eine einzelne Dame wohnte. Diese war eine junge Wittwe, reich, ohne Kinder und sehr schön. Nachdem die Zigeunerin sie begrüßt hatte, sagte sie die Rede, welche sie bereits einstudirt, her, daß weder ein Junggeselle, Wittwer noch verheiratheter Mann, Edelmann noch Liebha-

*) So nennt sich der Zigeuner. Einer ähnlichen Art bedient sich der russische Reisende Burckhardt im Morgenlande, sich nämlich für einen Muhammedaner auszugeben, um Vertrauen bei den Arabern zu wecken und dadurch das zu erfahren, was vor ihm noch keinem Europäer bekannt wurde.

Digitized by Google

der, mit tausend Reizen begabt, wäre, der nicht aus Liebe für sie stürbe; dann setzte sie hinzu: „Meine Dame, ich habe eine große Zuneigung zu Ihnen gefaßt, und da ich weiß, daß Sie den Reichthum, den Sie besitzen, wohl verdienen, ungeachtet Sie unbekümmert um Ihr Glück leben, wünsche ich Ihnen ein Geheimniß zu offenbaren. Sie müssen also wissen, daß Sie in Ihrem Keller einen ungeheuren Schatz haben; dessenungeachtet werden Sie große Schwierigkeit finden, um zu demselben zu gelangen, da er bezaubert ist, und es ist unmöglich, ihn zu heben, ausgenommen und allein am heiligen Johannisabend. Wir haben jetzt den 18. Juni, und es fehlen noch fünf Tage bis zum 23sten; sammeln Sie daher während dieser Zeit einige goldene und silberne Kleinodien, auch etwas Geld, so viel Ihnen beliebt, nur darf es kein Kupfergeld sein. Gehen Sie sich eines weiße oder gelbe Wachskerzen; denn zur bestimmten Zeit werde ich mit meiner Schwester kommen, um aus dem Keller einen solchen Ueberfluß von Reichthum zu holen, daß Sie auf einem Fuße werden leben können, der den Neid der ganzen Gegend erregen wird." Als die unerfahrene Witwe dies hörte, setzte sie ein unbedingtes Vertrauen in die Betrügerin und bildete sich ein, daß sie bereits alles Gold von Arabien und alles Silber von Potosi besäße. Der bestimmte Tag kam heran, und nicht pünktlicher waren die beiden Zigeunerinnen, als sie von der Dame ängstlich erwartet wurden. Als die Frage, ob sie alles Nöthige besorgt habe, bejaht wurde, redete die Zigeunerin sie folgendermaßen an: „Sie müssen wissen, meine Dame, daß Gold Gold und Silber Silber bewerrrkt; lassen Sie uns diese Fächer anjünden und hinsteigen, Keller hinabsteigen, es ist spät wird, damit wir Zeit für unsere Beschwörung haben." Hierauf gingen die Drei, die Witwe und die beiden Zigeunerinnen, hinunter, und nachdem sie die Kerzen angezündet und auf Leuchter in einem Kreise umhergestellt hatten, setzten sie in die Mitte eine silberne Kanne mit einigen Stücken Geld, nebst einigen Kerallen in Gold gefaßt und anderen Kleinodien von geringem Werthe. Sie fingen dann der Dame, es sei für sie Alle nothwendig, nach der Treppe auf welcher sie in den Keller hinabgestiegen wären, zurückzukehren; dort boben sie ihre Hände auf und blieben einige Zeit in dieser Stellung, als ob sie beteten. Dann gedoten die beiden Zigeunerinnen der Witwe, auf sie zu warten, und gingen wiederum hinunter, wo sie eine Unterredung anfingen, indem sie sprachen und abwechselnd antworteten und ihre Stimmen so verdorben, als ob fünf oder sechs Leute in dem Keller wären. „Gelegenheit sey Du kleiner heiliger Johannes", sagte die Eine; „wird es möglich seyn, den Schatz, welchen Du hier verborgen hältst, zu heben!" — „O ja, mit ein wenig mehr Mühe wird er der Eurige seyn", erwiederte die Schwester Zigeunerin, indem sie ihre Stimme zu einem feinen Diskant verändrte, als ob sie von einem wir oder fünfjährigen Kinde käme. Während dessen die Dame voller Erstaunen zurückgeblieben, den versprochenen Reichthum erwartend. Die beiden Gitanas kamen jetzt zu ihr und sagten: „Kommen Sie jetzt, denn unser Wunsch ist auf dem Punkte, erfüllt zu werden. Bringen Sie uns das beste Unterkleid, Kleid und den besten Mantel, den Sie in Ihrer Kiste haben, damit ich mich ankleiden und anders erschienen kann, als jetzt." Die thörichte Frau, welche den Betrug nicht sah, man ihr spielte, nicht bemerkte, stieg mit ihnen hinauf bis zur Thür und verließ sie, um die verlangten Sachen zu holen. Als hierauf die beiden Zigeunerinnen sich in Freiheit sahen, öffneten sie die Straßenthür, nachdem sie bereits das zur Beschwörung hingelegte Gold und Silber eingesteckt hatten, und eilten so schnell als sie konnten davon. Die betrogene Witwe kehrte mit Kleidern beladen zurück, und da sie die Zigeunerinnen nicht fand, ging sie in den Keller hinab, als sie, den Streich, den man ihr gespielt, und den Diebstahl der Kleinodien bemerkend, zu schreien und zu weinen anfing, aber Alles vergebens. Alle Nachbarn liefen herbei, und die Erzählung ihres Mißgeschickes diente nur noch mehr dazu, Gelächter und Spott auf ihre Kosten zu erregen, als Mitleid; obgleich die Schlauheit der beiden Diebinnen allgemein gepriesen wurde. Letzteren wußten wohl, wohin sie zum Hause hinaus wann, sich zu verstecken, ben hatten sie einmal das Gebirge erreicht, so war es nicht möglich, sie zu finden. So viel von ihrer Wahrsagerei, ihrem Vorhersehen in die Zukunft, ihrer Macht über die Geheimnisse der Natur und ihrer Kenntniß der Sterne."

Herr Borrow fährt noch folgenden Zug eines Soldaten an, der zugleich einen Beweis der Anhänglichkeit des Stammes unter sich giebt: „Ich diente", erzählt ein Soldat, „in dem Freiheitskriege gegen Frankreich. Es ist wahr, Krieg ist nicht die eigentliche Beschäftigung eines Gitano, es waren aber außerordentliche Zeiten, und Alle, welche Waffen tragen konnten, wurden gezwungen, in den Krieg zu ziehen; ich ging daher mit der Englischen Armee, und wir jagten die Gabine bis an die Französische Gränze. Als wir eines Tages verzweifelt mit einander kämpften, entstand eine Verwirrung, die beiden Parteien vermischten sich und sochten Schwert gegen Schwert und Bajonett gegen Bajonett; ein Franzose suchte mich aus, wir kämpften eine Zeit lang, bieben, stießen und fluchten einander, bis wir zuletzt die Waffen niederwarfen und uns umklammerten; lange rangen wir, Leib an Leib, aber ich fand, daß ich der Schwächere war, und ich sagte: „Das sind die Franzosen war auf meinem Gesicht seine Hand um meinen Kehlkopf, ergriff sein Bajonett und erhob es um es mit durch die Kehle zu stoßen; sein Tschako war heruntergefallen, ich bob meine Augen wild gegen ihn auf, und unsere Augen trafen sich, als ich einen lauten Schrei von mir gab und ausrief: „Zinkalo, Zinkalo!" Ich fühlte ihn schaudern, er ließ mit seiner Hand los und fuhr erschrocken auf, schlug sich vor den Kopf und weinte; dann kam er zu mir, kniete an meiner Seite nieder, denn ich war fast todt, ergriff meine Hand und nannte mich Bruder und Zinkalo, zog seine Flasche heraus, goß mit Wein in den Mund, und ich kam wieder zu mir. Er bob mich auf, führte mich aus dem Getümmel, und wir setzten uns auf einen Hügel nieder, indeß die beiden Parteien rund umher kämpften. „Laß die Hunde fechten", sagte er, „und sich einander zerreißen, bis sie alle aufgerieben sind, was kümmert das den Zinkalo; sie sind nicht von unserem Blute, und soll das um ihretwillen vergossen werden?" So saßen wir auf dem Hügel einige Stunden und unterhielten uns von Dingen, welche unser Volk betrafen. Wir saßen, bis die Sonne untergegangen und der Kampf vorüber war; er machte den Vorschlag, daß wir nach seinem Lande fliehen und dort mit den Zinkali leben sollten, aber der Muth fehlte mir; wir umarmten uns dabei; er ging zu den Gabine und ich kehrte zu unserem Bataillon zurück."

Die schlechten Verse, welche Borrow als Proben von natürlichem Dichtertalent der „Brüder Rom" giebt, hat der Uebersetzer aus Freundschaft seinen Lesern vorenthalten. Was könnte auch originell an Gedichten bleiben, die aus der Romfprache ins Spanische, aus diesem ins Englische und von letzterem ins Deutsche übersetzt worden? Wer durchaus absteulige Reimereien liebt, der kann bei jetziger Trübsinnigkeit auch Originalsachen zu Hause finden. Die Begeisterung durch Rum (Rom) und durch Bodbier wird wohl gleches Anrecht auf Unsterblichkeit haben.

Schweden.

Hammerich's Volksbilder aus dem nördlichen Schweden.

(Fortsetzung.)

Doch ich muß zurück zu Mora's Kirchengängern. Es war nicht hunderi- oder zweihunderi-, es war wohl tausendweis, wie sie zusammenströmten, und die Kirche, obgleich ziemlich geräumig, war so voll gepfropft, daß man kaum einen Platz darin erblickt. Merkwürdend Tracht besteht aus einem wollenen weißen Kotse, breitrandigen Hut mit Quasten daran, Strümpfen und Schuhen, deren Soben von Birkenrinde entfeglich dick sind; die Weiber tragen Schuhe von derselben Sorte, rothe Strümpfe, kurze, sehr dicke Röcke und weiße, nicht sehr geschmackvolles Kopfzeug, wozu im Winter beide Geschlechter weiße Schafpelze fügen. Der Gesang wurde laut und deutlich ausgeführt, und einige Stimmen hatten recht schöne Stimmen; auf die Predigt hörten sie mit großer Andacht.

Aus der Kirche ging ich nach dem Propsthofe, der recht ammuthig rings umgeben von den gewöhnlichen Schwedischen Einfriedungen, fruchtbaren Aeckern und hohen Birken mit ihren schlanken weißen Stämmen, liegt. Auch ein recht hübscher Garten gehört dazu, aber ohne Obsbäume; im Norden der Dalelo kommen sie nicht mehr fort, nicht sowohl wegen der nördlichen Lage der Landes, als wegen seiner Höhe über dem Meere. Ich wurde sehr gastfrei aufgenommen, obgleich ich keine eigentliche Empfehlungen hatte. Nach den ersten einleitenden Gesprächen und nachdem ich dem jungen Prediger, als er mich empfing, die Absicht meines Besuches im Lande erzählte, erbot er sich sogleich mit großer Bereitwilligkeit, mit aus nachzuweisen, was mich am meisten interessiren würde, und so kam denn Wort und Mat ihn, mir die Andenken aus Gustaf's Zeit zu zeigen. Er führte mich zu einer kleinen Anhöhe zwischen Eschenbäumen, dicht bei der Kirche, wo Gustav am Weihnachtstage, während eine schimmernde Eisdecke über den Feldern lag und es frisch aus Norden blies, seine erste Rede an die Morakarlen gehalten haben soll. Aber noch wagten sie nichts, und hoffnungslos zog der Held in den nördlichen Wald weiter, um auf seinen Bauerskiern nach Norwegen zu flüchten. Da war es, daß Rasmus Jype**), ein Dänischer Mann, hervortrat und das Volk auf dem Thing anfeuerte. Sein Wort wirkte; von Thal zu Thal erklangen die Glocken, die Bauern sammelten sich in Waffen, die raschesten Schneeschuhläufer wurden Gustav nachgesandt, der Held kam zurück, und Schweden wurde frei. Das Andenken an diesen großen Heldenanführer begleitete ihn in den eigenthümliche Art seiner Schöpfung auf der Wasa's altem Throne, Gustav III. Als Rußland nämlich seinen Einfall aus Finnland machte und Dänemark von Norwegen vordrang, glaubte er, daß eine solche erneuerte Heldenscene sich schön ausnehmen würde. Er ließ die Stelle ausforschen, wo sein großer Vorgänger gestanden hatte, dieselbe wie eine Coulisse mit Fichtenbäumen ausputzen, und als er in der Tracht der Dalekarlen, wie Rasmus, als Gastellschaft sänger an der Seite, dort auf. Begeistert auf seine Französische Manier, dicht er eine zierlich ausgearbeitete Thronrede, in welcher unter Anderem unser Kronprinz Friedrich***) mit dem Tyrannen Christian verglichen wurde und Hindeutungen auf ein erneuertes Stockholmsches Blutbad vorkamen. Das Volk stand da, sperrte die

*) Dieser Aeußerung brüderlicher Liebe, die bloß aus Druck und Haß entsteht, setzen wir einen Fall an die Seite, der von reinster Verbrüderungsliebe beruht. Wir haben den Fall in Nilson's History of Europe during the French Revolution gefunden, und indem wir ihn hier zum Lesen setzen, so überrascht worden daß es und Freude machten würde, eine urtheilsfähige Stimme darüber zu vernehmen. Dort. Bd. VI, S. 247 heißt es wörtlich: „Der Französische Befehlshaber (bei Heidelberg) verbankt sein Leben dem Umstand, daß er dem Russischen Befehlshaber das Kreuzmunzer-Zeichen gab, eben als eine Lanzenspitze seine Brust berührte. Es ersaßt Willsen in einer Entfernung von Heidelberg Werth sich selbst. Reiter nicht zwar gesagt, diese Anekdote sey so unglaublich, daß sein Zeugniß sie glaubwürdig machen kann, daß sie aber nur von der Unwissenheit des Erzählers. Dieselbe Gegenwart des Geistes rettete das Leben meines Schwiegervaters, des tapferen Obrist-Lieutenants Tutier, im Amerikanischen Kriege. Er lag auf der Erde, ein Bajonett war schon an seiner Brust, als er das Zeichen gab und von dem Amerikaner gesichert wurde." — Der Uebersetzer, der nicht ganz unbewandert in der Kriegsgeschichte ist, erinnert sich nicht, einen ähnlichen Fall gelesen zu haben; und es dürfte ihr wenig Freimaurer von diesem Rettungsmittel Gebrauch machen.

**) Als Deutsch bedeutet der Name Jype oder Jüttander.

***) Der verstorbene menschenfreundliche Friedrich VI.

Augen auf und verkaufe zur Hälfte nicht, was er wollte; endlich trat Einer vor: „Ja, ist es wahr, Gustav, was Du sagst, so kannst Du auf uns rechnen." Doch die Angabl derer, die zu den Waffen griffen, war, wie man erwarten konnte, nur gering. — Von dem Kämpehägel wurde ich zu einer kleinen niedrigen hölzernen Brücke geführt, unter der Gustav auf seiner Flucht ein Versteck gesucht, und in dem Keller, in dem er verborgen lag, als die Dänischen Späher im Haus traten. Die Falthür zum Keller stand zwar offen, aber Beidesmitleid rettete ihn wieder. Des Bauern Frau war eben beim Brauen des Weihnachtsbiers; mit rascher Geistesgegenwart wälzte sie, sobald sie die Spione sah, das große Biergefäß über das Kellerloch, und sie entdeckten nichts.

Ich hatte nun geglaubt, das Volk das Gedächtniß seiner alten Heldenthaten müsse bewahren würde; ich hatte gedacht, daß wie Tell in der Schweiz, Gustav in Dalarne in Aller Munde wäre, aber der Prediger erklärte mir, daß es damit ganz anders stände. Zwar weiß das Volk, daß sie einstmals mit den Dänen sich gemessen haben, aber wann und wie, ist vergessen. Als Pring Oskar hier oben war, fragte er einen Bauer, wo es wäre, das Gustav gesprochen hätte. „Das weiß ich nicht, Du mein ich war nicht dabei", war die Antwort, und dies zeigt klar, wie wenig das Volk im Allgemeinen seine größte That kennt. Die Sage und die Kämpenlieder davon sind ausgestorben, und wie viel Mühe ich mir auch gab, diesen an ihrem Heimatsorte nachzuforschen, ich fand nichts auf. Es ist betrübend, daß ein Volk sich selbst und seine herrliche Vorzeit so vergessen kann, aber leider, es ist eben so sehr der Fall, als es betrübend ist.

Niederbrennen der Wälder ju Kornland und das Rinderbrod. — Schöne Weihnachtsfeier. — Nachtbesuche.

Meiner gastfreien Aufnahme hier oben schulde ich viel Freude und Belehrung. Ich machte verschiedene Ausflüge mit den Predigern, und als einer der angenehmsten und erfolgreichsten unserer Reisen steht eine Reise vor mir, die ich mit einem alten Geistlichen ju seiner Annerkirche, Orberg, tief im Gebirge, nicht weit von Evalen und vier Dänische Meilen von der Hauptpfarre, machte. Wir fuhren Sonnabends Nachmittags von Mora durch die oben Wälder aus. Mein Reisegenosse war selbst aus einer Dalichen Bauernfamilie hier gebürtig, was mir natürlich das Gespräch mit ihm vorzeit lehrreich machte, und da die mir fremde Umgebung der Gegenstände genug darbot, über die ich Aufklärung wünschte, so wurde ich nicht müde, ju fragen und ju hören. Er setzte mir umständlich das ganze Verfahren beim Ausbrennen der Waldfleck ju Ackerboden aus einander. Der Bauer sucht sich eine Stelle mit fruchtbarem Erdreich im Wald aus, wo er zuerst alle Zweige auf Mannshöhe abhäut und das solgende Jahr gegen den Herbst die Bäume fällt, die gewöhnlich so bis zum nächsten Sommer liegen bleiben. Dann setzt er Feuer an sie und fährt die Stämme, die ihrer Dicke wegen nicht völlig verbrannt sind, fort, um sie als Einhegung des Platzes, der jetzt Svedjeland (verbranntes Land) ist, ju gebrauchen. Wenn die Asche ausgekühlt ist, säet er in dieselbe und hat meistens eine außerordentlich reiche Aernote; die folgenden Jahre dient der Boden ju Weide, bis er nach und nach wieder mit Baum und Strauch übermächst. Besonders sind es die Zinnern, welche sich meisterlich darauf verstehen, die Aecker so ju behandeln, weshalb sie auch von mehreren Schwedischen Königen in ganzen Kolonien nach dem eigentlichen Schweden übergesiedelt sind. Doch, obgleich das Volk jeden sich eignenden Fleck so bearbeitet, wird oft seine Hoffnung betrogen; der Frost dringt zu früh in den sumpfig nassen Boden und vernichtet die Saat, ehe sie gereift ist. Das Volk ist auch ju jährlich, 30,000 eigentliche Dalarle für das arme Land, deshalb müssen sie nicht selten Rindenbrod essen, dessen Zubereitung folgendergestalt geschieht: sie nehmen eine junge Tanne, schaben die äußerste Rinde ab und legen sie hin; die innere Haut spaltet sich dann von selbst los, wird gemahlen und mit Brod gemischt; dieser Stoff kann zwar nähren, hat aber einen häßlichen bitteren Geschmack. In guten Jahren brauchen sie ihn auch nicht zu ihren eigenen Speise; in solchen bekommt ihn aber das Vieh mit Birkenlaub und Kennthiermoos, welches gepflückt wird, wenn die Felder Feuchtigkeit haben. Begreiflich ist es, daß Leute, die so kärglich leben müssen, ihren Gästen nicht große Dinge zu bieten haben; weniger begreiflich aber ist der Mangel an Gastfreiheit, der jetzt bei diesem Volk allgemein geworden ist. Nur in der Stadt lebt das Andenken an die alten goldenen Zeiten, wo der Familienvater, wenn er auf die Hochweide zog, eine Schindel im Dach einritzte, unter welcher der Schlüssel zum Provianthause zu finden war.

Den fleißigen Kirchgang, der bei den Bauern stattfindet, konnte mein Reisegefährte nicht genug rühmen, wie er sich auch im Ganzen über die vielen Zeichen eines frommen Lebens freute. Von eigenthümlichen Ceremonien beim Gottesdienst erwähnte er besonders die bei der Weihnachtsfeier. Nach dem Weihnachtsabendessen wird die ganze Stubendiele mit Stroh bestreut, auf welchem die versammelten Bauern ein paar Stunden schlafen; früh am Morgen sind sie auf, zünden jeder seine Leuchte an und ziehen mit diesem Licht alsdann zur Kirche. Herrlich steht alsdann die lange Schaar aus, die mit Weihnachtsliedern und ihren Fackeln, welche sich tausendfältig auf den Eisflächen widerspiegeln, in der breiten Bucht in das Land des Herrn wandelt. An der Kirchenthür angekommen, legen sie die Fackeln in einen großen Scheiterhaufen zusammen und gehen in den erleuchteten Tempel. — Die alte Ehrfurcht vor ihrem Prediger, als einem Mann Gottes, ist auch in den abgelegenen Thälern noch zu Hause; er ist ihnen Alles: ihr Lehrer, ihr Arzt, ihr Herr, was auch ich erfuhr, da ich mich einige Zeit bei dem Prediger aufgehalten hatte. Denn jeden Augenblick war hier Besuch bei „Baer" (Bärchen); der Eine bedurfte geistlichen Trost, der Andere leiblichen; bald wurde er ju Einem geholt, der das Sakrament begehrte, bald ju Einem, der „svinabit" (schweingebissen) war und ein Heilmittel brauchte. Es war wohl auch dieses Zutrauen, das der Bauer ju seinem Prediger hat, nebst der Schwierigkeit, Aerzte in einem so ausgedehnten Lande anzustellen, welches das Ungeheuer von Examen erzeugte, das das „prediger-medizinische" genannt wurde. Zum Glück für das Land ist es indeß verschwunden.

Eine merkwürdige Sitte, die sich sowohl in Norwegen als in der Schweiz wiederfindet, ist der Nachtbesuch der jungen Burschen bei ihren Geliebten. Oft liegen sie die Woche mehrere Mal zusammen; die Aeltern wissen es und finden sich darein, da sie es selbst in ihren jungen Tagen eben so gemacht haben, und die Prediger können einem Brauch nicht abschaffen, der sich als ein verdorbenes Aebelthum betrachtet wird. Im Allgemeinen soll es auch dabei sittlich abgehen, und unehelliche Kinder gehören ju den Seltenheiten. Mein Prediger fragte einmal seinen Dienstknecht, der sich kürzlich verheirathet hatte, ob er seiner Braut nie ein unschickliches Anerbieten gemacht habe. „Nein! davon wär' er frei." — „Nur rein heraus mit der Sprache! wisse, meine Frage ist ernsthaft gemeint, und ich bore an Deinem Lon, daß Du kein reines Gewissen hast." — „Ja, wenn er die reine Wahrheit sagen solle, so wäre es wohl einmal vorgekommen; dies sey nach dem Kirchenteuchten zu Weihnachten geschehen, wo er etwas im Kopf gehabt habe." — „Aber was antwortete darauf Deine Braut?" — „Sie sagte: Hör', Arel! haben wir so lange gewartet, können wir schon ein paar Wochen mehr warten, bis zur Trauung." — „Ubrigens" erzählte der Prediger, „nehmen die alten Leute, das alte treuherzige Du, womit wir so vertraut sind, Jeden anredet, die alte eigenthümliche Sprache, die am meisten den Isländischen und Färöischen gleicht und für einen Fremden fast unmöglich zu verstehen ist, in neuerer Zeit merklich durch häufiges Wandern im Lande ab. Man findet sie jetzt fast nur bei den Frauen, und auch bei ihnen nicht mehr rein."

Besuch der Kapelle im Hochgebirge und Tour nach Orsa.

Unter solchen Gesprächen waren wir Orberg nahe gekommen. Die Dämmerung, wie sie in einer Sommernacht des Nordens stattfindet, dieses seltsam zauberische Licht, ein dunkler Tag ohne Schatten, begann einzubrechen; die Gegend, besonders das letzte Stück, war außerordentlich schön, während der Weg über steile Hügel ging, unter welchen die Dalelf feierlich brauste. Häufig bewegten sich Lichter auf der Wasserfläche hin und her; es waren die der Fischer, die nach dem Lachs „leuchteten" und dieselben auf ihren Booten angezündet hatten, um den Fisch herauszulocken. Riesenschlanke Fichten, wohl ein vierzig Ellen hoch, wuchsen unten am Wasser der Elv und breiteten ihre Gipfel nach oben aus weg, die wir schon hoch über ihrer Wurzel fuhren. Als wir an den Ort kamen, wonnen wir die Aussicht, daß es ein Festtag für die armen Einsiedler war, die nur zwölfmal im Jahre Gottesdienst haben. Männer und Frauen, Alt und Jung umringten uns und boten uns ein freundlich Willkommen; sie hatten eine Ehrenpforte von frischen jungen Birken errichtet, durch welche wir fuhren, und die rothangestrichene Berg-Kapelle nebst der „Predigerstube", in der wir zur Nacht liegen sollten, mit Birkenlaub geschmückt.

Nachdem wir ihnen und uns einander gegenseitig gute Nacht gesagt hatten, stahl ich mich noch einmal in später Mitternacht auf die Berge hinaus. Große Gebirgswände, mit Wald bedeckt, lagen vor mir; es war still wie im Grabe, nur die Mitternachtsdrossel sang klagend, die Elv rauschte, jenseits verstehen lag in einer großen ausgebauenen Bergstadt, fern, aber im Sonnenschein, der reiche Vorsprecher; das Ganze gewährte eine wunderbar bewegende Scene!

Am nächsten Tage nach dem Gottesdienst war eine Hochzeit. Mit einem Geiger vor sich, zog die Schaar, die Braut in all' ihrem Flitterstaat neben dem Bräutigam, zum Hochzeitshaus; ein alter Bauer trat ein, als wir, uns eben zu Wagen setzen wollten, und sagte: „Ihr müßt nicht gehen, ohne die Bitte an Väterstatt zu thun, ob sie nicht in das Brauthaus hinüber kommen wollten; der Prediger aber konnte seiner Geschäfte wegen nicht. Er bat nun mich allein; „denn da Du so weit der bist, so könnte es Dir wohl Spaß machen, die Hochzeit der armen Bauern hier oben in Dalarne zu sehen." Ich hatte wirklich einen harten Kampf; unbeschreiblich gern wäre ich geblieben und hätte dem Bauernfest beigewohnt, aber ich wußte, daß Briefe von Hause an mich in Mora lägen, und ich hatte in langer Zeit nichts aus der Heimat erfahren. Endlich siegte die Liebe nach letzterer, und ju des alten Bauern Kummer reiste ich mit dem Prediger ab. Unterwegs erzählte mir dieser von den Hochzeitsgebräuchen. Wenn der Abend kommt, werden die Lichter angezündet und der Tanz beginnt, bei dem Braut und Bräutigam mit allen tanzen müssen. Ich war selbst später Zeuge dieser Lustbarkeit bei einem solchen Fest gewesen und sah ihren „Dalschen Tanz", einen einfachen Kreistanz, bei dem sich Alle an der Hand halten. Nach dem Tanz muß die Braut allen Gästen einschenken und erhält dafür von Jedem eine Gabe; gewöhnlich schießen die Gäste selbst ju der Festgilde zusammen, und die Brautdiener bezahlen nur den Branntwein. Den Tag nach der Hochzeit ist es an manchen Orten Sitte, daß die jungen Burschen die größte Fichte in der Nähe umhauen und sie mit einem Geiger an der Spitze herbeischleppen, um die Thür der Brautkammer zu verrammeln; doch ist Alles dort schon auf und empfängt sie mit einem Morgenschnaps. An anderen Orten tanzen sie durch das Dorf von Haus zu Haus. In der Brautstube wird nachher Bräutigam und Braut, auf einem Balken sitzend, an die Decke empor gehoben, bis sie sich mit Versprechungen von Branntwein lösen.

Von Mora machte ich meine letzte Ausflucht nach Orsa. Große

Digitized by Google

Einöden trennen die beiden Sprengel, und man sieht faſt keine menſchliche Wohnungen auf dem Wege, auſſer ein paar der Waſſermühlen, welche die Bauern hier zum Handbedarf haben und die meiſt ſehr maleriſch an kleinen wild rauſchenden Elven liegen. Mitten im Walde begegnete ich einer ganzen Karavane, zuerſt die Kühe und Ziegen in der Heerde, darauf die Hirten und Hirtinnen, die Weiber mit den Kindern auf dem Rücken, der Herr aber beſonders auf ſeinem Pferd. „Wo wollt Ihr hin?“ fragte ich. — „Zu Säter“, lautete die Antwort, und da ich mich näher mit ihnen einliess, erhielt ich Aufklärung über dieſe Säterfahrt. Der Dalbauer hat gewöhnlich zwei Weide-Buden (Säten), die Heimbude in ſeinem Heimwalde und die Weit-Bude in ſeinem Aufenwalde. Sobald die Auſfaat beſtellt iſt und das Gras zu wachſen beginnt, ziehen ſie hergauf; die Weide-Buden ſind kleines als die eigentlichen Häuſer, doch ganz in demſelben Styl gebaut. In dieſen bleibt die Familie, mit Ausnahme der Aerndezeit, ſo lange das Heu zureicht, meiſtens bis Weihnachten. Das Vieh wird im Walde laufen gelaſſen, aber mit Glocken, damit man es wiederfinden kann, und die Weiber hüten es, während die Männer Holz hauen und Kohlen brennen, welches zu Eiſen- und Glasbereitung abgeliefert und wodurch zugleich der Platz als Ackerland frei gemacht wird.

Orſa liegt in einem ziemlich engen Gebirgsthal am Uſer eines ſchönen Sees. Ich lieſs meine Sachen im Gaſthauſe ſtehen und ging hinauf zum Prediger, einem gewiſſen Arboreïus, an den ich eine Empfehlung hatte. Wie gewöhnlich wurde ich äuſerſt gaſtfrei empfangen und lebte ein paar Tage ſehr angenehme und lehrreiche Tage in ſeiner Familie, die ich bald eingehender, als mir lieb iſt bekannter Gaſt. Wunderbar wehmüthig fühlte ich mich hier jedoch in meiner Fremde geſtimmt; Arboreïus' Weib hatte daſſelbe Weſen, dieſelbe ſchöne Haltung, dieſelbe Liebenswürdigkeit, aber auch dieſelbe Krankheit, wie meine geliebte verſtorbene Mutter, deren Bild aus den Kindheitstagen wie das eines holdſeligen Engels ſtets vor mir ſteht.

Der Siljan-See.

Unter den Ausflügen, die ich von hier in die Wälder vornahm, ſind ein paar, die ich nie vergeſſen werde. An einem ſchönen Nachmittage machten wir, der Prediger, ſeine Frau, ſein Adjunkt, kurz die ganze Familie, eine Tour über den See nach Bäda zu einem Eiſenbruch-Inſpektor. Hier lieſs ich die Anderen den heiteren Abend in dem äuſſeren Haus genieſsen, ich ſelbſt aber ging mit einem Studenten in die Berge. Der Weg war beſchwerlich, da eigentlich gar kein Pfad vorhanden war; von Stein zu Stein muſten wir ſpringen, uns durch alte modernde Stämme ein Fortkommen bahnen, die der Wind umgeworfen hatte, auf einem ſchmalen Baum über ſchäumende Bäche ſetzen, an deren Ufern Ziegen und Kühe weideten, und über unmeſsbare Berge klettern; doch wo die Säterbauern fortkamen, muſten auch wir es können. An einem Orte im Walde fanden wir eine liebliche Stelle. An einem reifbedeckten Bergſtrom breitete ſich ein ſanfter blumenreicher Gartenteppich aus, auf welchem ein Säter lag, von ſtolzen Birkenkronen umweht, und ein kleiner Knabe ſtand an demſelben und blies auf ſeinem Lure-Horn. Endlich waren wir oben auf den Weide-Buden des Frye-Rückens. Es waren eigene Hütten, die nach aller unſerer Anſtrengung uns nichts Anderen bieten konnten, als ſaure Milch in hölzernen Aeſchen, aber welche Ausſicht, welcher Niederblick! Schweigende, unendlich ſtille Fichtenwälder umgaben uns, doch ſie öffneten ſich in der Mitte, indem ſie zu beiden Seiten einen Rahmen bildeten und die ſchönſte Gegend einfaſsten; der ganze Siljan, hundert Dörfer, Wäſſer, Elven und Thäler lagen in herrlichen Gruppen, wie vor einer Landkarte, zu unſeren Füſsen. Als wir wieder nach Bäda kamen, war die Sonne eben im Untergehen; veilchenblaue Farbentöne lagerten über den Wäldern und über den fernen Bergen mit einem unnennbar entzückenden Reiz. Erſt ſpät des Abends kamen wir fort und fuhren in unſerem Boot über den Siljan. Es war ſtille, feierliche Mitternacht, wie man ſie nur in dem hohen ernſten Norden genieſsen kann, wo Morgen und Abend ſich faſt keuſch erröthenden Hauches rühmen, während die Sonne eine kurze Zeit beim Geſang der Vögel in Schlummer ſinkt.

Es war nicht Tag, es war nicht Nacht, es war nicht dunkel, es war nicht hell, und doch war es beides in zauberiſcher Vereinigung; der lichte Abendſchein zog ſich nach Norden hin und begegnete dort dem des beginnenden Morgens, von einer lichten Wolke kaum ein Regen ſacht und mild auf und nieder, die Ruder plätſcherten leiſe im Waſſer, in der Ferne hörte man das gedämpfte Rauſchen der Dalelv, die im Waldgebüſch ihre Waſſer mit denen des Sees vermiſchte, und es ertönten die wunderlich tiefen, wehmüthigen, jetzt freigenden, jetzt erſterbenden Töne aus der Kehle der Fichtendroſſel.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Das Hierodrama im Beginn der Franzöſiſchen Revolution.

Es iſt zwar unglaublich, aber gleichwohl der Wahrheit gemäſs: man hat in Frankreich vielleicht nie ſo viel gelacht, nie ſo viel geſungen, nie ſo viele Feſte gefeiert als während der Schreckenszeit. Während auf dem Revolutions-Platze das Blut in Strömen floſs, veranſtaltete ein berühmter Reſtaurateur auf den Eliſäiſchen Feldern groſse Konzerte. Die Eroberung der Baſtille feierte das Volk durch gewöhnliche Geſänge und durch Geſchrei. Als aber etwas ſpäter die Wähler ſich im Rathhauſe verſammelten, beſtellten ſie ein lyriſches Werk, das den Sieg des Volkes verewigen ſollte. Sie gaben einem Manne, Namens Déſangiers-Janſon, den Auftrag, ein Hierodrama zu verfaſſen, welches an die bedeutendſten Epiſoden der Einnahme der Baſtille erinnern ſollte. Daſſelbe wurde mit groſsem Pomp im Notre-Dame aufgeführt.

Auf die Eroberung der Baſtille folgte die Organiſation der National-Garde. Das patriotiſche Banket rief das patriotiſche Couplet hervor. Sowohl die Muſik wie die Compoſition waren gewöhnlich ſehr mittelmäſsig. Es beſtand meiſtentheils aus einer Ari Kantate mit Chor oder Refrain.

Die Revolution kann einem groſsen lyriſchen Drama verglichen werden, zu dem Marie Joſeph Chénier den Text, Goſſec die Muſik und David die Decorationen lieferte. Bei allen Feſten von 1789 bis zur Zeit des Kaiſerreichs erſcheinen dieſe Namen in Gemeinſchaft. Goſſec war nicht nur als Komponiſt, ſondern auch als eifriger Anhänger der Muſik in Frankreich bekannt. Er wurde bald zum Muſik-Direktor der National-Garde gewählt, und wenn dieſelbe ſo ſchlecht ſang, ſo war es nicht ſeine Schuld.

Die lyriſchen Theater machten übrigens 1789 gute Geſchäfte. Die Opern Paiſiello's auf dem Théâtre Monsieur, Gréty's in der Académie royale de Musique und Cimaroſa's im Italiäniſchen Theater ſorgten für das Vergnügen des Publikums. Nur die ernſte Muſik war nicht in Gunſt. Dennoch wurden in den Tuilerieen geiſtliche Konzerte veranſtaltet. Wenn man das Programm derſelben im „Journal de Paris“ lieſt, ſo muſs man bedauern, denſelben nicht beigewohnt zu haben. Man findet hier die Namen Haydn, Berton, Eler, Pleyel, und die Aufführung war den berühmteſten Künſtlern übertragen.

Doch kommen wir zu dem Hierodrama zurück. Déſangiers hatte in der Bibel Situationen aufgeſucht, welche den Umſtänden angemeſſen waren und welche ein heroiſches Ganze in der ſtärkſten Bedeutung des Wortes bildeten. Die Muſik dazu war nicht ohne einen gewiſſen Schwung. Der Komponiſt hatte ſich zuerſt bemüht, die dumpfe Traurigkeit zu ſchildern, welche der Revolution vorangieng. Dann kam der Sturm zum Ausbruche. Die Muſik machte das Geſchrei der aufgeregten Volksmaſſen, das Kampfesgetöſe, das Wehklagen der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden zu malen. Endlich wird die Feſtung genommen, und es erfolgt ein allgemeiner Ausbruch der Freude und lauter Siegesgeſchrei. Das Hierodrama gab Gelegenheit zu einer Neuerung. Das Orcheſter wurde durch eine große Glocke verſtärkt, um das Sturmläuten natürlicher darſtellen zu können. Seitdem iſt man freilich in dieſer Beziehung weiter gegangen. Das Hierodrama brachte durch die Miſchung des pianiſsimo, marcato und fortiſsimo eine groſse Wirkung auf die Menge hervor. Auch bildete es noch lange die oſſitielle Muſik, die ſpäter im Gefolge der groſsen Auftritte erſchien. Ja, das Hierodrama, ſo wie die vielen Te Deum's, mit welchen alle merkwürdige Begebenheiten gefeiert wurden, weckten den Sinn für Muſik im Volke. Bald kam die Zeit, wo kein Feſt mehr ohne Muſik gefeiert werden durfte, wenn das Volk nicht ſeine Unzufriedenheit äuſſern ſollte. Vom 14. Juli 1789 bis zum 5. Oktober 1790 zählt man 15 feierliche Te deum's. (La France musicale.)

Mannigfaltiges.

— Schomburgk's Reiſen. Wir machen diejenigen unſerer Leſer, die ſich für die geographiſche Wiſſenſchaft und für ſolche Deutſche Werke intereſſiren, welche als eine Stufe für den Fortſchritt dieſer Wiſſenſchaft zu betrachten ſind, auf das hervorſtehende Erſcheinen der Reiſeberichte unſeres geſchätzten Landsmannes Schomburgk aufmerkſam. Dieſelben werden von der Georg Wigandſchen Buchhandlung in Leipzig unter folgendem Titel angekündigt: „Robert Hermann Schomburgk's Reiſen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835—1839. Nach ſeinen Berichten und Mittheilungen an die Geographiſche Geſellſchaft in London herausgegeben von D. A. Schomburgk. Mit einer Vorrede von Alexander von Humboldt; nebſt deſſen Abhandlung über einige wichtige Punkte der Geographie Guiana's.“ — Das Werk wird in mäſsiger Ausſtattung mit ſechs prachtvoll colorirten Anſichten und einer Karte erſcheinen, und iſt zur Ehre der Nation wohl zu wünſchen, daſs der Verleger durch recht zahlreiche Subſcriptionen (die für jetzt zu 6½ Thlr. für das Gange eröffnet ſind) von den Freunden der Wiſſenſchaft, ſo wie der Deutſchen Literatur überhaupt, unterſtützt werde.

— Die Sprache der Wienerinnen. Ein Engliſcher Reiſender, der im Londoner Athenaeum vom 22. Mai Skizzen von Wien und den Wienern mittheilt, macht die Bemerkung: „Bei meinen Spaziergängen auf der Baſtei iſt es mir ſtets aufgefallen, daſs die Wiener Damen, die unter einander Deutſch ſprechen, augenblicklich zur Franzöſiſchen Converſation übergehen, ſobald ein Fremder in der Nähe wahrnehmen: es iſt dies eine recht höfliche Affectation!“ Wir möchten dieſe Bemerkung mit goldenen Buchſtaben drucken laſſen und ſie allen ſchönen Wienerinnen in roſenfarbigen Couvertin zuſenden, damit ſie doch erſahren, welchen Eindruck auf die Fremden ihre für die Fremden eingerichtete „Converſation“ macht. Wir haben zwar in Wien ſelbſt gehört, daſs die Damen ſehr oft nur darum zum Franzöſiſchen ihre Zuflucht nehmen, weil ſie dieſes beſſer, d. h. in einer gebildeteren Form ſprechen, als das Deutſche; aber abgeſehen davon, daſs dieſes Beſſer nur um ſo ſchlimmer ſey, fragen wir: wer möchte aus dem Munde einer ſchönen Wienerin ihr ſchelmiſch-naives Wieneriſch nicht viel lieber hören, als das polirteſte Franzöſiſch?

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuſs. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, durch alle Postämter der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Montag den 7. Juni 1841.

Nord-Amerika.

Sklaven und Sklaverei in den Vereinigten Staaten. *)

In den Staaten der Amerikanischen Union giebt es jetzt nahe an drei Millionen Sklaven, die ihre natürlichen Feinde sind. Man bekundet diese Unglücklichen schon lange auf das Unmenschlichste, ohne ihnen die geringste Hoffnung einstmaliger Verbesserung ihrer Lage zu lassen, und man thut dies hauptsächlich, um sie einzuschüchtern, da ihre bedeutende Anzahl die ernsthaftesten Besorgnisse weckt. „Laßt nur einen Abolitionisten nach Süd-Karolina kommen", sagte neulich ein Mitglied des Senates in voller Versammlung, „wir verbrennen ihn, seinen Person, sobald er entweckt ist, und machen kurzen Prozeß mit ihm, mögen auch alle Regierungen der Welt, ja die Union selbst dagegen protestiren — er wird aufgeknüpft!" Ist es nicht sehr beklagenswerth, daß eine Nation, die sich für civilisirt ausgiebt, mit solcher Hartnäckigkeit die Sklaverei unterhält und durch die schreckliche Behandlung den Sklaven noch erschwert! Während die meisten neuen Republiken Süd-Amerika's sich zur Pflicht gemacht haben, dieses abscheuliche Herkommen in ihrem Gebiete abzuschaffen; während England das ungeheure Opfer von 20 Millionen Pfd. Sterl. sich auferlegt hat, um seine Westindischen Kolonieen von dieser Seuche zu befreien; während Frankreich ernste Schritte thut, um das Loos der Sklaven in seinen Besitzungen zu verbessern: erklärt die Republik der Vereinigten Staaten, allen Gesetzen Hohn sprechend, daß sie keinen der Reche anfassen, daß sie jene Afrikanische Race, die eine mehr sorgiose als barbarische Epoche ihr zur Bevölkerung geschickt, nach Willkür nutzen werde. Hätten übrigens die Vereinigten Staaten sich damit begnügt, ihre furchtbare Herrschsucht über die unglücklichen Sklaven zu üben, die zur Zeit, als sie ihre Unabhängigkeit erklärten, auf Amerikanischem Boden lebten, so könnte ihnen die Menschheit schon lange seinen gegründeten Vorwurf mehr machen; denn obwohl würde die Afrikanische Race in Amerika schon längst ihren Quaien erlegen und vom Erdboden verschwunden seyn; aber noch jeden Tag werden in beiden Karolina's und in Virginien neue Sklaven eingeschleppt. An den Küsten Afrika's geht der Handel eben sowohl für die Pflanzer der Union, wie für die Brasilianischen Pflanzer vor sich, um trotz der erstaunlichen Consumtion dieser Menschen-Waare steigt die Zahl der Sklaven in den Vereinigten Staaten mit jedem Jahre.

Im Jahre	1790	zählte man ihrer		697,897
„ „	1800	„ „		893,041
„ „	1810	„ „		1,191,364
„ „	1820	„ „		1,538,064
„ „	1830	„ „		2,009,031
„ „	1840	„ „		2,426,160

Es giebt ein merkwürdiges Buch über den Zustand der Sklaven in den Vereinigten Staaten, das so authentisch ist, wie ein offizielles Aktenstück, und dem wir nachstehende Stellen entnehmen: **)

„Die mannigfachen Qualen, denen die Afrikanische Race im Nord-Amerikanischen Staatenbunde unterliegt, sind unglaublich. Die Sklaven werden nicht nur mit Arbeit überladen, sondern auch fast des Schlafes beraubt; ein Gesetz in Louisiana gestattet ihnen nur wöchentlich Stunden Ruhe täglich. Ihre Nahrung ist unzureichend, ihr Kleidung dürftig, und während der schlimmen Jahreszeit schützen sie ihre Hütten nur schlecht gegen das Wetter; sind sie dann all oder krank, so überläßt man sie der Gnade ihrer gefühlosen Brüder. In Louisiana ist, wenn das Zuckerrohr gefroren wird, auf jeder Pflanzung gewöhnlich die doppelte Zahl der vorhandenen Sklaven nöthig. Um diese Lücke auszufüllen, läßt man die Sklaven Tag und Nacht arbeiten; diese übermäßige Anstrengung kostet Vielen das Leben, aber die Pflanzer wollen lieber alle sieben Jahr ihre Sklaven erneuern, als während eines ganzen Jahres eine bestimmte Zahl derselben unterhalten, die nur ein paar Monate lang genutzt werden könnte.

In dem Theile des Mississippi-Thales, in den Sklaven eine so kärgliche Ration bewilligt, daß sie beständig Hunger leiden. So oft ein Dampfschiff, das dieser Strom befährt, am Abende anlegt, kommen die Neger von allen Seiten herbeigelaufen und bitten die Passagiere flehentlich um einige Lebensmittel. Jeder Sklave bringt, wenn er sich Morgens auf das Feld begiebt, einen kleinen Vorrath an Mehl mit, aus dem er sich in der Mittagsstunde einen Teig knetet, der in glühender Asche gebacken wird. Läßt er von dieser mageren Speise nichts übrig, so muß er bis zum anderen Morgen fasten.

Die schlechte Witterung rafft eine Menge Sklaven hin; denn ihre Kleidung schützt sie weder gegen den Wind, noch gegen Nässe. Auf den Reisfeldern sieht man die Neger beider Geschlechter in sumpfigem Wasser unbeschadet arbeiten, und am Abend haben sie nicht einmal eine wollene Decke, um sich vor dem langen Aufenthalt im Schlamm der Moräste erstarrten Gliever arme Neger am Abend, von seiner Arbeit erschöpft, nach Hause, so muß er oft, statt wohlthätige Ruhe zu finden, mit Kälte, Hunger und Ungeziefer kämpfen.

Allein hierauf beschränken sich ihre Martern und Entbehrungen noch nicht; hat ein Sklave mitten in diesem gequalten Dasepn das Unglück, sich einmal zu vergehen, Abscheu vor der Arbeit zu bezeugen, oder sich gegen ihn auferlegte Arbeit nicht ganz zu thun, so wird er ohne Erbarmen dem Zuchtmeister überliefert. Man hängt ihn an den Hausgesellen auf, bindet ihm die Füße an einen in der Erde steckenden Pfahl und ertheilt ihm dann so viele Peitschenhiebe, als der Eigenthümer verlangt. Die Peitsche ist gewöhnlich ein Riemen aus Ochsenleder: nach den ersten Hieben erhält die Haut des Unglücklichen eine violette Farbe; dann strömt sein Blut; das Fleisch wird aufgerissen, und in wenigen Minuten ist sein Körper eine formlose, mit geronnenem Blut und zerfetzter Haut überdeckte Masse. Jetzt schöpft der Henker Athem, trinkt einige Gläser Rum und fährt dann mit Schlagen fort, bis die Zahl der Hiebe voll oder der Sklave todt ist. Zuweilen ändert man die Form der Züchtigung: statt den Unglücklichen zu fesseln, läßt man ihm Hände und Füße durch vier seiner Kameraden, die somit einen Vorschmack der Pein bekommen, in Gruben selber zugedacht ist, festhalten; oft werden sogar seine Blutsverwandten zu diesem Geschäfte gezwungen. Der leverne Riemen erscheint einigen Pflanzern als ein zu mildes Werkzeug; diese bedienen sich eines biegsamen Stockes, der seiner ganzen Länge nach wie eine Flöte durchlöchert ist; jeder Hieb mit diesem Instrumente erzeugt dicke Blasen, und in wenigen Minuten ist das Fleisch entblößt; darauf reibt man die blutenden Wunden mit Terpentin-Oel, Cayenne-Pfeffer und Senf ein; diese letzte Operation ist für die Sklaven die schmerzhafteste; auch wird sie von ihren Herren mit satanischem Spotte der Genuß genannt.

Dieselben Pflanzer, denen der Geißelungs-Apparat lästig ist, lassen ihre Sklaven in feuchte Löcher stecken, die man in die Erde gegraben hat, und die gerade breit genug sind, daß der Sklave mit dicht angeschlossenen Armen darin stehen kann, aber sie lassen ihre Hände an eiserne Ringe oben an der Decke befestigen, so daß der Körper schwebend bleibt und die Unglücklichen ein paar Nächte in dieser Lage zubringen, an den Tagen aber losbinden, damit sie arbeiten können! Einige Eigenthümer gebrauchen lieber einen Knüttel, als die Peitsche, und haben selbst darauf los, wenn der Zuchtmeister nicht zu ihrer Befriedigung den Takt verwaltet. In einer Aufwallung von Zorn ergreift der Pflanzer oder sein Aufseher auch wohl das erste Werkzeug, das ihm zur Hand ist, schlägt den Sklaven damit zu Boden, wenn er es vermag, und tritt ihn so lange mit Füßen, bis seine Wuth sich gelegt hat. Während solcher Paroxysmen des Zorns schwebt das Leben der Sklaven in äußerster Gefahr, und sie können sich glücklich schätzen, wenn sie Knochenbrüchen oder Verstümmelungen davonkommen. Die Eisbindungsfrau schaudert vor diesen Gräueln zurück, und doch ist das Gemälde derselben noch nicht vollständig.

Sehet jenen Mann, der auf Wangen, Schultern, Schenkeln und Waden tiefe Brandmale trägt; es sind die Anfangsbuchstaben des Namens seiner Herrschaft. Jenen Anderen, der ein Krüppel ist, hat eine Kugel ins Bein getroffen, als er eben sein Verschen verließ, um im tiefen Walde eine Ruhe zu suchen; die er in der Pflanzung nicht haben kann. Dieser hier trägt um eines leichten Vergehens

*) Diese Darstellung ist dem Fraser's Magazine, einem Organe der Englischen Tories, entlehnt. Sie enthält sehr viel Wahres, aber die politischen Folgerungen, die daran geknüpft sind, lassen über die Partei-Ansicht keinen Zweifel.

**) Es ist betitelt: Slavery and the international slave-trade in the United States etc. (Die Sklaverei und der internationale Sklavenhandel in den Vereinigten Staaten.) Von dem Comite der Amerikanischen Societät gegen die Sklavenhandel.

willen Handschellen; seinen Hals drückt ein eisernes Geschmeide, und den Kopf überragt eine Gerte mit einem Glöckchen, damit seine Anwesenheit immer leicht zu ermitteln sey. Bei dem geringsten Vergehen wird ein Neger seines Weibes beraubt, und man zwingt ihn, der Zuchtmeister seiner Kameraden zu werden. Die Negerin ist beständigen Demüthigungen und Unbilden aller Art ausgesetzt; man schont weder ihrer Schamhaftigkeit, noch der Schwäche ihres Geschlechtes. Wire sie nach einer schweren Niederkunft Mutter, so muß sie schnell wieder genesen; denn der Pflanzer kann nicht lange warten. Nach wenigen Tagen arbeitet sie wieder, und ihr Kind, wenn es aus Erschöpfung oder mütterlicher Sorgfalt etwas lässiger wirv! Die Peitsche des Treibers saust und läßt eine tiefe Spur auf ihren Schultern.

Wenn ein vagabundirender Neger entdeckt wird und zu entfliehen sucht, so schießt man ihm eine Kugel nach, die ihn verwundet oder tödtet. Selbst Hunde sind zu dieser unchristlichen Jagd abgerichtet, und ihre Wildheit ist so groß, daß sie den Flüchtling oft ermürgen. Sobald man einen entlaufenen Neger Pfangen hat, gönnt man ihm, sey er auch todesmüde oder mit Wunden bedeckt, keinen Augenblick Ruhe. Er wird an einer Kette, die an seinem Halse befestigt ist, sofort nach der Wohnung seines Herrn geschleppt."

Solche Scenen wiederholen sich Tag für Tag, selbst in den volkreichsten Städten eines Landes, das so stolz ist auf seine Freiheit, seine Intelligenz und seine Philanthropie. Doch wir müssen noch einige Thatsachen anführen, um das Gemälde zu vollenden.

„Ein Pflanzer, Namens Neilly, der mehrere seiner Kleidungsstücke plötzlich vermißte, klagte einen Sklaven einer benachbarten Pflanzung als den Dieb an. Ein paar Tage später begegneten Neilly und sein Bruder diesem Neger; sogleich schickten die beiden Pflanzer sich an, dem verdächtigen Sklaven ohne alle rechtliche Form eine derbe Züchtigung aufzulegen; dieser aber kam ihnen zuvor, zog sein Messer und stieß es Herrn Neilly in die Brust, der eine Stunde später den Geist aufgab. Der Neger wurde sogleich vor einen Friedensrichter geführt, der, da er sich von ungefähr sechzig Personen umgeben sah, diese Letzte zu einer Art von Jury bildete und als Präsident des wunderlichen Tribunals über die Art der Bestrafung des Schuldigen abstimmen ließ. Man entschied, daß er lebendig verbrannt werden sollte. Zu diesem Zwecke wurde er an einen Baum gebunden und eine große Menge Tannzapfen um ihn her aufgeschüttet, die man in Brand steckte. Vergebens erhoben einige Individuen zu Gunsten des Unglücklichen ihre Stimme; er mußte zu Asche verbrennen.

Eine noch schauderhaftere Execution erzählt der „Alton Telegraph" von Illinois. Ein unglücklicher entlaufener Neger, Namens Mackintosh, wurde von einem die Runde machenden Offizier verhaftet, wehrte sich aber verzweifelt und schlug den Offizier todt. Sogleich ergriff die Menge den Flüchtling und verbrannte ihn (am 28. April 1836) mitten in der Stadt Saint-Louis (in Missouri). Eine Todesstille — sagt der Erzähler — herrschte unter der Menge, während die Flammen den Körper des Opfer aufschichteten. Der Neger sprach anfänglich nichts; als aber die Flamme um ihn her aufloderte, stöhnte er kläglich und versuchte, zu singen und zu beten; dann senkte er den Kopf auf die Brust und betete schweigend. Man glaubte ihn todt; sein Auge war erstarrt, und seine Lippen waren verkalkt. Von Mitleid ergriffen, wollte ein Zuschauer durch einen Büchsenschuß seine Qualen enden. — Was soll das? riefen Andere; er lebt ja nicht mehr! — „Ja, ja, ich noch leben", rief sogleich der arme Neger; „ich nicht todt, ich leben entfesplich — todt schießen, ach bitte todt schießen!" Aber eine Stimme erhob sich und sprach in gebietendem Tone: „Nein, hier darf nicht geschossen werden! Besser wäre es, man mäßigte das Feuer, damit die Qual des Arms sich verlängerte!" Das Ungeheuer, das solches sprach, soll eine Gerichtsperson gewesen seyn. Der Sklave erhob soll ein gellendes Jammergeschrei; aber seine Leiden waren unempfindlich: er starb nach funfzehn Minuten; die Glieder lösten sich einzeln von seinem Körper und fielen eines um das andere in die Glut."

Die Annalen der südlichen Staaten der Union wimmeln von Gräueln und Schandthaten dieser Art. Gegen Ende des Jahres 1837 verbreitete sich das Gerücht von einer Empörung, die am Rothen Flusse (in Louisiana) ausbrechen sollte; man ergriff sogleich neun Sklaven und drei freie farbige Leute und ging sie ohne irgend eine vorgängige Progefform an den Galgen. Ein paar Monate vorher wurde ein Sklave in Arkansas auf gleiche Weise ergriffen und lebendig getödtet. (Schluß folgt.)

Schweden.

Hammerich's Volksbilder aus dem nördlichen Schweden.

(Fortsetzung.)

Eine Jagdpartie und Scenen auf der Bärenjagd.

Meine zweite Tour war eine Jagdtour. In Begleitung eines der Prediger, des Bruch-Inspektors und eines Studenten ging ich eines Abends mit der Büchse auf dem Rücken in den wilden Wald hinaus. Malerisch stand der Hohlkirchenstrauch mit seinen weißen Blüthen an Dalarne's ruhigem See. „Sehen Sie die Schwäne da draußen?" rief der Prediger, „aber die meisten sind schon fort, sie sind nur im Winter hier; gegen den Sommer ziehen sie nach den großen, unzugänglichen, unellenreichen und unbuschen Mooren in Finnmark und brüten dort ihre Eier an der Glut der Mitternachtssonne aus."

Unterdeß waren wir zu einem Bauer gekommen, bei dem wir die Nacht zubringen wollten, um zeitig am Morgen mitten in den Bärenn zu seyn. Er bot uns freundlich sein „Gottes Frieder" zum Willkommen, bedagte aber uns, daß er für solche Herren nicht gehörig Raum hätte. „Ja wag", sagte der Bruch-Inspektor, „leg' mir ein Stroh hier auf die Bank, der Ofen und die Sparrnstein wärmen uns. Sommer und Winter heiß war; die Leute aber schliefen in Koien längs den Wänden. „Und nun", begann unser Wirth wieder, „zünden wir unsere Pfeifen an, und lassen uns, ehe es Nacht wird, noch ein Feuer anzünden, um uns zu erwärmen; denn die jungen Herren müssen wissen, es wird kalt, wo sie liegen sollen, und Mond und Sterne werden in hohlgrauer Perlen ihnen zu Bett leuchten und gute Nacht wünschen kommen. — Den Dänischen Herrn dörte ich vorher nach den Bären fragen; davon kann ich ihm etwas mittheilen, da die Bärenjagd von Kindesbeinen an mein Lieblingstreiben war. Er und der Luchs und der Wolf sind unsere Raubthiere hier in den Bergen, und es lohnt schon, sich von solchen Gästen zu befreien; er ist eine schlaue Kradate mit zehn Männer-Stärke und Verstand von zwölfen, sagt der Volkert, und sieht es für eine Ehrensache an, sich mit ihm zu versuchen, seine Haut als Siegeszeichen heim zu bringen und sein Blut zu trinken. Doch ist es gut, daß, wenn man mit ihm ins Handgemenge kommt, er nur seine Zähne und nicht seine Tatzen gebraucht, die weit gefährlicher sind; es kommt daher, spricht der Bauer, daß Gott es ihm verdoten hat, sie gegen Menschen zu gebrauchen. Es ist von zweifacher Art, entweder der braune, oder der weiße, der Silberbär, und wie sie sich fangen. Man sagt im eigentlich im Winter, denn dann ist er am fettesten; er sucht sich alsdann unter einem der Feldhöcke im Walde ein gutes Loch, erweitert dies mit seinen Klauen, klopft es mit Moos aus, und nun ist die Bärenhöhle fertig. Bisweilen ist sie offen (ein Korb), bisweilen verschlossen; hier ist seiner Frau Kinderbett und seine eigene Winterstube. Ehe er sich einlagert, geht er sich drei und voll an Waldbeeren fressen, zuletzt legt er einen Zapfen vor die Höhle mit einem Klumpp Fichtenreis und legt sich nun zu Bett, doch in milden Vorwintern erst eine Weile außerhalb. Wird er nicht gestört, so daß er Ruhe hat, recht an den Tagen zu saugen, so ist er viel runder, wenn er wieder aufsteht, als da er sich einlegte; doch wenn ein Jäger Kunde von ihm bekommt, so hat er selten Ruhe. Beim ersten Schnee geht sein Feind aus, sucht seine Spur, und wenn er sie gefunden hat, dann folgt er ihr, eine Tour um die Gegend, innerhalb welcher sie alle liegen müssen; dies nennt man, ihn einringen oder einholmen. Nach dem zweiten Schnee wiederholt der Jäger dasselbe und weiß nun ungefähr, wo der Herr sich aufhält. Er spannt sich alsdann Schneeschuhe an den Fuß, nimmt den Stab in die Hand, die Büchse auf den Rücken und sucht genauer nach. Findet er nach drei Tagen, wo der Bär einen dichten Schlaf, dann rufe seinen Feinde; der Bär ist nun wüthender als reißendes Thier. So kenne ich zwei Finnen, hier aus dem Finnwalde, die vor einigen Jahren auf die Jagd gingen; der Bär sah auf, der Eine schoß, aber fehlte, und zu allem Unglück springt sein Schneeschuh; er stellte sich nun an wie todt, das einzige Rettungsmittel; der Bär kam herzu, beroch ihn und merkte, daß er noch athme; er hantirte ihn an wenig und ging darauf fort, um ein Loch für seinen Raub zu graben. Unterdeß kam sein Kamerad hinzu, sah ihn nicht und schoß ohne Bedenken, aber fehlte, da ward der Bär ernstlich grimmig, er kehrte sich zu dem, der noch dalag, ersaßte ihn und schund, wie die Schlächter pflegen, dem sündigen Manne die Haut vom Kopfe, auf den Nacken herab, darauf nahm er ihn bei den Beinen und stieß ihn gegen den Schnee, und nun erst scheie der Mensch; sein Kamerad kannte ja seine Laute nicht, Länge, Gesang und Geschwindigkeit zu laufen, sprang, ohne weiter zu überlegen, hinzu und schnitt dem Bären glücklich mit seinem Messer die Kehle durch. Die Begebenheit machte übrigens des gemüthanderten Finnen Glück; Alle schenkten ihm etwas, der Eine dies, der Andere das, und da er wieder gesellt war, hatte er genug, um sich einen Hof zu kaufen. — Wenn das Frühjahr kommt und der Bär aus der Höhle kriecht, ist er sehr mager und kann nur ganz wenig zu fressen, am liebsten Ameisen, und gewöhnt sich so nach und nach wieder etwas zu sich zu nehmen. Im Allgemeinen thut er den Menschen nichts zu Leide, und sie lassen ihn deshalb auch in Frieden; wird er aber blutdürstig und thut er dem Vieh Schaden, dann werden große Klapperjagden (Skallgänge) auf ihn angestellt. Doch einen meiner geehrten Herren Gäste sehe ich schon einnicken, es ist Schlafensgelt, meine gute Nacht, meine Herren!"

Hiermit klopfte der Inspektor seine Pfeife aus und bereitete seine Lagerstätte; es war uns richtig prophezeit, in der Außenbude, in der wir lagen, boten Mond und Sterne uns gute Nacht.

Am anderen Morgen waren wir mit der Sonne auf, nahmen nur einen Schluck aus der Jagdflasche und zogen mit der Büchse auf dem Rücken in die großen Waldungen hinaus. Es war eine herrliche Tour; die Vögel sangen ihren süßen guten Morgen, meine Glockenklang tönte das Bellen der Jagdhunde durch das Gebirge; wir suchten besonders Kreuzwege auf, wo wir das Meiste erwarten konnten, und verfolgten des Wildes Spur mit gespannterm Hahn durch Felsen und Moose, doch wir bekamen nicht viel. Einmal stand ich unter einer Riesenfichte, ich erblickte ein geschäftiges Eichhörnchen auf und nieder klettern, und nur ein Schuß, so wäre es gefallen; doch der edle Jäger mag immer über den Schützen lachen, ich konnte mich nicht überwinden, das behende kleine Geschöpf zu schießen. Oft raschelte es in den Büschen vor den Hunden, aber das Dickicht hinderte uns, zu zielen, und wir schossen meistens fehl. Gegen Mittag sammelten wir uns und machten an einer Ansenkante des Waldes bei einer Aussicht

über die hellen Seen hatt. Alles, was in den Jagdtaschen war, wurde geleert, und herrlich schmeckt nach solcher Anstrengung ein Frühstück im Freien. Als es geendet war, wurden die Pfeifen angezündet. Nun unsere Geschichten von gestern fortzusetzen", begann der Inspektor, „will ich zuerst dem Dänischen Herrn einen Begriff von einem Stall geben. Zu dem eigentlichen Jagdzug wählt man gern eine offene Stelle nach dem See hinaus; darauf fordert man die Bauern aus der Nachbarschaft, wo der Bär Schaden gemacht hat, auf, mit Pfeifen, Aexten, Spießen u. s. w. sich einzufinden. Oft kommen so tausendweis und stellen sich außen um den Wald, anfangs in einer Entfernung von funfzig Schritt von einander, die jedoch immer kleiner wird, bis sie sogar in doppelter Reihe stehen. Der Stall währt nicht selten mehrere Tage wegen der vielen Schlichten, das Treiben muß sehr mühsam, damit aber eine Trupp nicht weiter vorkommt als der andere, in der Nacht bivouakiren sie unter freiem Himmel, und die vergesse ich den Anblick, wenn Hunderte von Wachtfeuern auf einmal in dem stillen, dunklen Walde auflodern. Bekommt man indeß einen der Herren zu Gesicht, dann geht der Ruf: „Der Bär, der Bär!" die Linie entlang; doch da das Treiben unmöglich der Felsen und Moräste halber stets nicht geschlossen sein kann, so weicht sich der Bär oft, reißt im Galopp aus und setzt seinen Weg in gerader Richtung fort, so daß er nicht leicht von einem der Jäger zu erreichen ist. Bisweilen kriecht er auch einen Baumgipfel und sitzt dort ganz ruhig, bis die Gefahr vorüber ist; denn schlau sind sie, besonders die alten. Es kommt auch vor, daß man die Jungen schreien hört, weil die Mutter ihnen förmlich Schläge giebt, daß sie klettern lernen sollen. Kann er nicht entkommen, oder verbirgt er sich so gut als möglich, bis der Stall den offenen Jägerplatz erreicht, wo seine Künste länger nichts helfen. Nun treiben die Jäger einige Schritt vor die Linie, die Bären galoppiren von einer Seite zur anderen, leicht wie Kaninchen, sie tragen sich stolz wie ein muthiger Streithengst mit weit aufgesperrten Nasenlöchern; überall stürzen sie sich hin und suchen einen Ausweg, bis die Schüsse sie zurücktreiben und mit ihnen die armen Esten, die zugleich eingetrieben sind, von den Schüssen und von den Bären selbst getroffen werden. Bisweilen probirt der Bär wohl zu schwimmen und rüstig zu Wasser zu gehen, doch es liegen stets Boote bereit, um ihn auch dort zu verfolgen. Bei einem solchen Stall sah ich als Knabe eine Scene, die tiefen Eindruck auf mich machte. Eine Bärin war mit ihren Jungen eingetrieben und wehrte sich lange, indem sie bei den Schüssen, die sie empfing, stets wieder hinsprang; endlich ging ein unbezahlter Jäger ihr dicht auf den Leib und gab ihr eins, wo sie es gerade traf. Sie brummte entsetzlich, ein Gebrüll, das dem Muthigsten das Herz erbeben machen konnte und doch in allen seinen Schrecken etwas wunderbar Rührendes hatte; darauf nahm sie in jede ihrer Tatzen eines der Jungen, schlug sie mit den Köpfen gegen einander und sank selbst über deren Leichen hin. Es ward eine Todtenstille in der ganzen Jägerschaar, selbst der rohste Bauer wurde gerührt. — Eine andere Geschichte! Bei einem Stall ging ein Soldat vor und schoß auf den Bären, aber fehlte; der Bär fuhr auf ihn los, und da jener, wie so viele dummdreiste Jäger, keine andere Waffe bei sich hatte, stieß er seine Büchse dem Thier in den Rachen; doch der Bär packte wie ein Fechtmeister, riß ihm die Büchse aus der Hand und schlug ihn zu Boden. Der Mann hielt nun den Athem an und stellte sich, als wäre er todt; der Bär beschnobberte ihn und schob sein Gewehr auf die Seite; der Soldat aber, der dasselbe ohne Erlaubniß mitgenommen hatte, wollte es retten und hielt es fest. Doch nun merkte der Herr Leben, daß den armen Menschen tief in den Nacken und ging daran, ihn ordentlich zu skalpiren; hierauf legte er sich ganz ruhig neben seine Beute und leckte den blutigen Rücken. Unterdeß kamen Andere herbei, um Bär und Jäger, und Niemand wagte zu schießen, um den Mann nicht zu treffen; endlich stand Schwarze auf, und im nächsten Augenblick sank er, von einer Menge Schüsse durchbohrt. Der arme Soldat aber war wie rasend; er sprang auf, während die blutigen Haufetzen ihm wie Schleier vor den Augen hingen. „Bär, Bär!" schrie er in einem fort und war gar nicht zu bändigen. Doch wurde er nach langer Zeit glücklich gebolt. — Man sagt ihr übrigens auch, Bär könnten diese sein klein, aber unverzagt, und sie fassen ihn von hinten, da er sehr beforgt um sein Hintertheil ist. Er muß sich folglich jeden Augenblick setzen, um mit den Tatzen um sich zu schlagen, denen die Hunde jedoch gewandt zu entgehen wissen, aber auf diese Art verkümmert er sich in seiner Flucht, bis der Jäger herankommt. — Oft setzt man ihm einen Gildring (Fallschlinge) ein, einen bis sechs gelavene Gewehre, die auf einmal losgehen, und in der Nähe ein todtes Pferd als Lockvogel, oder ein anderes Thier, aber man muß ihm diese Fallschlinge erst legen, wenn er den Braten bereits einmal gekostet hat, denn das erstemal ist er viel zu vorsichtig. Bisweilen legt man ein Aas aus und hält Wache dabei. Dies habe ich selbst mitgemacht; die Stille der Nacht über dem Walde, das Schreien der Uhu's, die Leiche des Aases und die Spannung, wenn man so mit geladenem Gewehr daliegt, macht einen eigenen Eindruck." — Während der Inspektor das Letzte erzählt hatte, waren wir schon auf dem Wege nach dem See. Rasch ging es im Boote vorwärts, und bald waren wir bei dem heiteren Weiter auf der glatten Fläche wieder nach dem Lande hinüber, wo ich, noch ehe ich aufs Trockene kam, durch einen Zehlsprung eine Bekanntschaft mit Dalarnens lieblichen Seen machte. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Pariser Börse.

Nach Englischer Darstellung.

Der Franzose liebt das Spiel. Sein Hang zum Spielen rührt aber nicht vom Durst nach Gelegewinn her, sondern von seinem natürlichen Triebe, sich aufzuregen. Um Geld zu gewinnen, fehlt es in Frankreich nicht an Arbeitsamkeit, Talent und wahrhafter Betriebsamkeit; aber die Franzosen lieben das Spielen, wie sie militairische Paraden, Emeuten und Revolutionen lieben, der Aufregung wegen.

Wenn der Franzose aber wirklich des Gebes wegen spielt, so ist er ein Geschöpf in tiefster Verzweiflung. Ihm fehlt alle Gewalt zur Berechnung, ihm fehlt jene unerschütterliche Ruhe, welche die Combinationsgabe begleiten muß, ihn bringt jeder kleine Verlust außer Fassung, jeder kleine Gewinn macht ihn unbändiglam; er verliert, geräth darüber in Hitze, will seinem entsprungenen Gelde mit einem neuen Einsatze nacheilen und wiederholt dieses Verfahren, bis sein ganzes Kapital dahin ist. Nach solchem Unglücke wird er wild, unbesonnen, verzweiflungsvoll, und ein Pistolenschuß über ein Spiel aus dem Fenster thut das Weitere. Ich gewöhnlichen Leben spielt es bei den Franzosen anders; sie spielen um kleine Summen, die man zu diesem Zwecke spart, und wenn nach und nach viel verloren ist, so sammelt man Alles, was an Geld und Geldeswerth noch vorhanden ist, leiht sich noch etwas dazu, wenn's möglich ist, und geht nach der Börse, um hier in der großen Lotterie der Staatspapiere das Glück von neuem zu versuchen.

Hier fällt er, gleich so vielen Anderen, die über ein Vermögen von 300—1000 Thalern verfügen, den Maklern in die Hände und ist bald die Beute der großen Spekulanten, von welchen nach und nach ganze Generationen solcher Spekulanten minorum gentium verschlungen werden. Hat der bedauerliche Mensch sein zusammengerafftes Bischen Geld nach der Börse getragen, so geht er dem ersten besten civilisirten Makler oder einem angestellten stock-jobber zu und kauft Spanische Aktive, Spanische Passive, Asphalt-, Elfenbahn-, Dampfboot-, Artesische Brunnen-, Theater-, Goldwäsche- oder Pontinische Sümpfe-Austrockanungs-Aetien. Die Makler sind häufig achtbare Männer, betrügen selten ihre Klienten; allein die Chancen sind meist gegen den Spekulanten, immer für den Makler, welcher seine Prozente nimmt, so lange dem niedergetretenen Gothe was da ist. Im ersten Monate hat der angebende Börsenheld gewöhnlich Glück; sey es, daß der Agent jobber oder coulissier seinen Klienten schont, damit ihm die Lust nicht anwandele, sein Depositum zurückzunehmen, oder daß dieser selbst noch schlechtern zu Werke geht. Jedenfalls ist es Thatsache, daß von 12 solchen Spekulanten 9 im ersten Monate gewinnen. Der zweite Monat läuft unglücklich ab. Der dritte bringt in der Regel Verlust. Entschädigung. Die sinste wird in angedeuteten Wageflächen vordebalten, damit alle frühere Verluste ersetzt werden und endlich ein erkleckicher Gewinn sein liebes Antlitz zeige. Den Erfolg verschweigen wir; man erforsche ihn aus dem Umstand, daß gleich im sechsten Monat der Makler auberordentlich höflich seinem Klienten erklärt, daß laut Nachweis ihrer Differenzen und Makergebühr dem niedergelegten Gelde ein Nachfolger gegeben werden müsse.

Doch ehe wir weiter fortfahren, müssen wir eine Beschreibung des Tempels geben, in dessen Mauern Gott Merkur so launenvoll und despotisch herrscht. Die Börse von Paris vereinigt in sich das, was in London Royal Exchange und Stock Exchange zusammengenommen sind. Aber welcher Unterschied zwischen dem glänzenden, sichtvollen, gefälligen und anmuthigen Palaste von Paris und dem schmutzigen, ungesunden Schuppen von London! Seht, wie dieses Prachtgebäude in der Mitte eines großen Raumes so stolz dasteht, mit seinen glänzenden Korridors, seinen herrlichen Säulen und Säulengängen, seiner majestätischen Haltung, seiner Achtung gebietenden Höhe, seiner eleganten und klassischen Form, seinen schönen Bogenfenstern, seinen einfachen, aber höchst geschmackvollen Decorationen, seiner stylvollen, aber nicht zu nackt, seinen Treppen auf beiden Seiten, kurz mit seinem nationalen und zugleich kaufmännischen Ansehen! 212 Fuß lang ist seine Ausdehnung und 126 breit. Nicht weniger als 66 Korinthische Säulen „stehen und schauen dich an"; sie tragen eine bedeckte Gallerie, zu der man durch eine Treppe gelangt, die durch die ganze Weite der westlichen Fronte geht. Welch einen Blicken bieten die schönen Räume aus denen das Gebäude aufgebauet ist, und das Dach ganz von Zink und Kupfer! Beim Eintritt stoßen wir sogleich auf einen glänzenden Saal von 116 Fuß Länge und 76 Breite. An den Seiten sind mit goldenen Buchstaben die Namen aller bedeutenden Handelsstädte der Welt verzeichnet. Wie reich ist die Skulptur, und wie trefflich sind die monochromen Gemälde, gigantischen Figuren, und wie herrlich als Ganzes bei der Zahl. Man bewundert hierbei „das handeltreibende Frankreich", das den Tribut von allen Welttheilen entgegen nimmt; den „König von Frankreich" in dem Augenblicke, wie er die neue Börse der Stadt Paris übereicht. Zur Rechten sieht man „die Vereinigung des Handels und der Künste"; zur Linken „die Stadt Paris", die von der Nymphe der „Seine" und dem Flußgotte des „Ourcq"[1] den Ueberfluß der Erzeugnisse empfängt. Die Feinheit der Zeichnung dieser Gemälde, die Erhabenheit des Styls und die Ausführung sind bewundernswerth. Der Boden, auf dem wir hier stehen, ist ganz von Marmor; 2000 Personen finden Platz in diesem Marmorsaale, und fast eben so viel auf den hier geräumigen Gallerien. Welches Ensemble ist hier! Licht, Wärme, Leben, Kunst, ein bezaubernder Gange, eine malerische Harmonie, kurz, es ist eine Börse, werth in London zu stehen! Wir haben die meisten Börsen

[1] Der Ourcq-Kanal ist eine der größten Wohlthaten für Paris und eine der schönsten Schöpfungen Napoleon's. Vor der Revolution konnte sich Paris nur mit Mühe und gegen schweres Geld trinkbares Wasser verschaffen; seit der Vollendung dieses Kanals, dessen Bau schon in den ersten Jahren der Revolution begonnen hatte, hat die große Stadt nicht nur gutes Wasser, sondern auch einen Weg, auf welchem ihr die Erzeugnisse der Provinz leicht zugeführt werden.

Digitized by Google

Europa's gesehen, und wir kennen alle, die wir nicht gesehen, aus Zeichnungen; aber keine hält mit der Pariser eine Vergleichung aus. Sie ist unser schönes Ideal einer Börse des 19ten Jahrhunderts.

Die Börse ist nicht nur Handels- und Wechsel-Börse, sondern auch der Sitz der Handels-Gerichte. Der untere Theil und die Gallerien sind den Geschäften des Handels geweiht, die übrigen Theile sind für die Tribunale bestimmt. Reinlichkeit, Lüftung, Ordnung, eine gute Polizei, alle Bequemlichkeit für die Geschäftsleute und die fremden Besucher findet man in vollkommenem Zustande. Die inneren Bäreaux für Beamten und Secretaire des Schatzes, des Tilgungs-Fonds und für die Aufseher des Gebäudes sind in Harmonie mit dem Ganzen.

Noch müssen wir bemerken, daß es in Paris zwei Klassen von Maklern giebt. Die erste besteht aus den autorisirten, geschworenen Agens de change; die zweite enthält jene unbeglaubigten Jobbers, die in London „Alley men", in Paris „Coulissiers" und in Deutschland „Winkelmakler" heißen. Sie machen trotzdem, daß sie für baares Geld keine Ein- und Verkäufe besorgen dürfen*), doch mehr Geschäfte als die gesetzlichen Agenten. Wir stehen jetzt am Eingange des Gebäudes; es ist der letzte des Monats, es ist 1 Uhr, und wir werden jetzt die aufgeregten Menschen am besten beobachten können.

Welch ein Schwarm von Menschen, klein und groß, schmutzig und reinlich, häßlich, plump und die Reichen von ihnen unangenehm, kommt die Straße Feydeau und die Boulevards zur Börse herunter! Wer sind sie! Alle Spekulanten! — Ja, Alle. — Woher kommen sie? — Von Tortoni, oder vielmehr vom Café de Paris. — Was haben sie dort gemacht? — Kaffee getrunken! — Nein. — Gefrühstückt! — Nein. — Billard, Dame oder Domino gespielt! — Nein. — Rathen Sie noch ein Mal. — Nun gut, haben Sie gewettet. — Ja, ja! Von 10 bis 1 Uhr in ihren und verkaufen sie sondert par ultimo bei Tortoni oder im Café de Paris, und da jetzt Börsenzeit ist, so kommen sie hierher.

Einige sind reich, einige arm, einige spekuliren ungeheuer, andere nur auf 1500 oder 3000 Franken Renten monatlich; einige sind auch Wechselmakler, einige ihre Gehülfen, andere spekuliren nie, sondern sie sind blos Korrespondenten der Englischen, Amerikanischen und Belgischen Zeitungen. Sie sind alle in ihren und unsere gewesen, indem jeder den Spekulanten seine verschiedenen kleinen Neuigkeiten oder Privatgeschwätze mittheilt; und jetzt sind sie im Begriff, sich im Hauptquartier zu versammeln, um den wirklichen Stand der Stockborse zu erfahren.

Die Zeit rückt vor. Der Uhrzeiger steht auf 28 Minuten nach ein Uhr. Welch ein Rennen! Jung und alt, Gehülfen und Herren, Sprzerrthänder und Banquiers, Alle steigen die Stufen hinauf, rennen durch die Säulenhalle und den Zugang, äußer Athem und erhitzt, gerade zur rechten Zeit, um die Glocke läuten zu hören.

Es ist halb zwei Uhr! die Geschäfte haben im Parquet, d. h. in dem mit einem Gitter eingefaßten Kreise der regelmäßigen Fonds-händler begonnen. Vor zwei Minuten konnte man an der Thür den Donner einer Kanone nicht hören, jetzt könnte man den fall einer Stecknadel vernehmen. Was giebt's? Wer ist der Mann, der auf dem Stuhle steht, mit dem gemeinen philiströsen Gesicht! Der Börsendiener ist im Begriff, die ersten Geldpreise (Course per Comptant) der eben verkauften Fonds auszurufen. Was sagt er? Die fünfprozentige: 112 Franken 75 Centimes; die dreiprozentige: 76 Franken 50 Centimes; jetzt folgt ein Geräusch. Welch ein gellender Ton! Welch eine traurige Ankündigung! Aber welch ein Getümmel folgt jetzt! Die Gehülfen der Banquiers, der Wechselmakler, der Coulissiers, die jüngeren Theilhaber der Handels- und Banquier-Häuser stürzen heraus, eilen, einige zu Fuß, mehrere aber in Fabriolets, zu ihren verschiedenen Klienten oder Geschäftsfreunden, oder Geschäftshäusern, um ihnen sowohl den ersten Preis per Comptant, als auch den auf Monatsschluß zu verkünden.

Die Coulisse, d. i. die nicht autorisirten Agenten und Spekulanten, die Alleemänner (alleymen) sind in Aufruhr. Es ist ein Unterschied von einem halben Prozent zwischen den Fonds-Coursen vor Eröffnung der Börse und ihrem jetzigen Stande. Was kann das bedeuten? Einer der Matadore, der sowohl kauft als verkauft, ist sehr geschäftig. Was sagt er? Er sagt nichts, sondern flüstert einigen wenigen Personen ein sehr großes Geheimniß in die Ohren und trägt jedem auf, es auf keinen Fall seinen Nachbarn wiederzusagen, und ertheilt jedem „als Freund" den Rath, Fonds zu verkaufen. Was flüstert er denn? „Er wisse ganz gewiß, daß Mehmed Ali sich geweigert, in irgend eine Bedingung des Sultans einzuwilligen, und daß er Ibrahim Pascha den Befehl zugeschickt habe, auf Konstantinopel zu marschiren." Dies ist genug, um das Sinken von einem halben Prozent zu erklären; und da es der letzte Tag des Monats ist, so muß man verkaufen, wird von Ohr zu Ohr geflüstert, bis zuletzt die fünfprozentigen auf dreiviertel und die dreiprozentigen auf ein Prozent seit gestern herunter gegangen sind!

Aber die Extreme sich begegnen und selbst panischer Schrecken ein Ende nimmt, so wird fünf Minuten vor zwei Uhr das Gerücht bezweifelt. Es kann nicht wahr seyn, sagt der Börsen-Kommissär, es sich selbst bewunderungswürdig verhält, bis das Fallen vorüber ist und er prostituen kann, indem er Fonds um einen viel geringeren Preis kauft, als er am vorigen Tage verkauft hat; und der Prämien-Käufer und Verkäufer erklärt, daß er keineswegs die Genauigkeit seines vorhergehenden großen Geheimnisses verbürgt, denn so eben sey von Wien ein Privatschreiben angelangt, welches zu lesen ihm gestattet worden, und das die Nachricht enthielte, im Orient würde Alles zur größten Zufriedenheit geordnet werden.

Das Wahre an der Sache ist, daß die Fonds diesem großen Spekulanten zu sehr heruntergegangen oder seinen Operationen nicht angemessen waren — und eine sanfte Reaction ist nöthig, ehe der unglückliche Augenblick der Abrechnung herankommt. Aber die, welche die Fonds zu niedrigen Coursen verkauft haben, sind nicht so leicht seiner Ansicht. So beginnt der Streit.

„Herr P— will ein Sinken; Herr B— ein theilweises Steigen; die „drei Brüder Hurtig" vereinigen sich mit dem Ersteren, die Banquiers und Kaufleute mit dem Letzteren; furchtbare Ungleichheit für die Baissiers! Aber da ihr Spiel schwierig wird, so werden sie verzweifelt, und neue Nachrichten sind im Umlauf.

„Haben Sie die Neuigkeit von Marseille gehört? fragte der Aelteste der drei Brüder Hurtig ungefähr dreißig Personen in wenig mehr als einigen Sekunden — „Welche Neuigkeit?" ist die Antwort eines Jeden. — „Ibrahim Pascha ist auf Konstantinopel marschirt!" — Die Börse wiederhallt noch einmal von dem Gerücht, und die dreiprozentigen fallen um 10 Centimen.

„Das wird nimmer geschehen", sagte einer; „wir müssen diesem zuvorkommen, ohne einen Augenblick zu verlieren, oder ich werde um halb drei Uhr in Verlegenheit gebracht seyn."

Nun begiebt sich der Käufer und Verkäufer von Prämien an den Pfeiler, um sich in neues Gerücht los; es ist folgendes: „Man hat den Vorschlag, Paris zu befestigen, fahren lassen, und Graf Molé hat eingewilligt, in das Gutzlotsche Kabinet einzutreten." Er hat nur zehn Minuten, um seine Nachricht in Umlauf zu setzen; aber in zehn Minuten kann ein Haus trunken seyn, besonders wenn es von Karten gebaut ist.

„Was sagt er?" fragt Einer. — „Daß Graf Molé sich mit Gutzot verbinden will, und daß das Gesetz wegen der Befestigung von Paris wird zurückgenommen werden!" — „Im!" sagt ein Anderer, was so viel heißt als — Aufschneiderei! Aber es steckt an, — es ist, es steckt an; der Pöbel glaubt es; der Haufen schlackt von Köder in sich — die Geschichte von Ibrahim ist vergessen über Molé's Falschheit — und die dreiprozentigen gehen um zwanzig Centimen herauf. Die drei Brüder Hurtig bekehren leicht einige, die ein Sinken wünschen, die Fonds schwanken zwischen zehn und zwanzig Centimen alle zwei Minuten, und der Zeiger zeigt jetzt auf halb drei Uhr. Der Prämien-Käufer und Verkäufer ist zufrieden; der Augenblick der Abrechnung ist nahe; er hat 20,000 Franken durch seine Operationen gewonnen und schwimmt gemächlich und froh auf seinem ruhigen See der Zufriedenheit und des Trostes. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Deutsche Oper in London. Es verdient wohl erwähnt zu werden, daß die jetzt in London spielende Deutsche Opern-Gesellschaft (aus Mainz) dort auch Mozart's „Figaro" gegeben hat, und zwar mit Glück, obwohl das Londoner Publikum gewöhnt ist, die Oper von den gleichzeitig dort anwesenden Italiänern zu hören, und zwar den Figaro von Lablache, die Susanne von der Grisi, die Gräfin von der Persiani und den Grafen Almaviva von Rubini. Bei den Deutschen befanden sich diese Rollen in den Händen des Herrn Staudigl, der Madame Stöckel-Heinefetter, der Madame Schodel und des Herrn Haizinger, wozu noch die dort sehr beliebte Madame Schmann (die Frau des Direktors) kam, die den Cherubim gab. Die Berichterstatter der Englischen Zeitungen sind zwar nicht alle einverstanden mit dem sehr beifälligen Urtheil, das die Vorstellungen des Deutschen Figaro beim Publikum gefunden, namentlich was die Rollen des Grafen Almaviva mancherlei auszusetzen; gleichwohl geben sie zu, daß der Staudigl und Madame Stöckel-Heinefetter, selbst nach dem Eindrucke, den das treffliche Spiel und der reizende Gesang einer Grisi und eines Lablache zurückgelassen, ihren Rollen eine neue Seite haben abgewinnen und den Zuhörern einen neuen musikalischen Genuß haben verschaffen können. Während dies übrigens im Drury-Lane-Theater geschah, wurde in der Italian Opera in unter der Mitwirkung von Lablache, Rubini ꝛc., Mozart's Don Juan gegeben. Aber auch hier war es wieder eine Deutsche, die den Triumph des Abends davontrug, denn Dlle. Sophie Löwe gab die Elvira, und zwar mit einem Ausdruck des Gefühls, „den (wie es im Atlas heißt) nur der geborne, nicht der gemachte Künstler besitzt."*)

— Berichtigung. Mit Bezug auf die zweite Anmerkung, die wir zu dem Artikel über „die beiden Gefängnis-Systeme Nord-Amerika's" in Nr. 65 gegeben, macht uns Herr Dr. H. Julius bemerklich, daß das von dem Amerikaner Sir Peter Laurie so benannte erwähnte, nach dem Schweig-System eingerichtete Gefängniß keineswegs mit dem noch im Bau begriffenen, nach dem Pennsylvanischen System entworfenen Mustergefängnisse (Model-Prison) zu verwechseln sey. Der Bau des letzteren ward im April 1840 begonnen; es wird aus vier Flügeln bestehen, von denen bisher erst einer vollendet ist, in welchem sich noch keine Gefangene befinden. Jener von Sir Peter Laurie erwähnte Pönitentiarium (Penitentiary) verdient dagegen schon seit mehreren Jahren, wie denn auch seine Angaben über die Anzahl der Bahnsinnigen die Jahre 1838, 1839 und 1840 umfassen.

*) An Deutschen Börsen ist das Umgekehrte der Fall.

*) „with that kindred feeling, which is possessed only by musicians born, not made."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Mittwoch den 9. Juni 1841.

Frankreich.

Ein Besuch in la Trappe.

Das weiße und freundliche Haus, welches man schon von weitem sieht und welches jetzt das eigentliche Kloster la Trappe bildet, wird durch eine ziemlich hohe Mauer vom ersten Hofe getrennt. Auf diesem Hofe erheben sich die Ueberreste der alten Abtei, welche den Verwüstungen der Revolution entgangen sind und in denen die Trappisten, als sie 1815 aus ihrer Verbannung zurückkehrten, sich zuerst niederließen. Hier ist Alles finster und traurig; hier werden nur die Gäste aufgenommen, welchen die Barmherzigkeit das Thor öffnet: Vagabunden, Banditen, wenn sich solche melden sollten, Aussätzige, wenn es deren giebt. Links, wenn man eintritt, zeigt sich die alte Kapelle, das Gasthaus intra muros, wo die achtbaren Fremden untergebracht werden, das Laboratorium und die Apotheke. Als wir über den zweiten Hof schritten, machte mich der Pförtner auf die Laienbrüder aufmerksam, welche Ochsen zur Tränke führten oder Stroh und Heu nach den Ställen trugen; er zeigte mir die Muster-Mühle, welche das beste Mehl im ganzen Departement fabrizirt, und neben dieser Mühle einen allerliebsten Pavillon, wo die Fremden aufgenommen werden, welche man besonders ehren will. Ein großer Garten mittelst rechts und links das Kloster, das durch diesen und durch den Hof völlig isolirt wird. Der Pförtner schellte, und nach einigen Minuten öffnete sich die Thür, ohne daß wir irgend eine Bewegung im Innern vernommen hätten, ohne daß das Kloster irgend ein Lebenszeichen gegeben hätte. Vor uns stand plötzlich ein junger, ganz wenig gekleideter Mönch, der den Kopf vorgebeugt, sich auf den Händen zur Erde warf und aufstehend zu uns sagte: Benedicite. Dies ist der erste Gruß, den la Trappe dem Fremden entgegensendet. Ich überreichte dem jungen Mönche einen Empfehlungsbrief des Bischofs von Séez, und nachdem mich der junge Bruder in ein enges Gemach geführt, welches das Sprechzimmer vorstellt, verließ er mich, um den Brief dem Prior zu übergeben. In dem Sprechzimmer bemerkte ich nur eine Bank, zwei Stühle und einen Anschlag, der folgendes besagte:

Man wird der Begegnung der Mönche so viel wie möglich ausweichen, besonders wenn sie bei der Arbeit sind.

Wenn man einen Mönch bemerken sollte, den man in der Welt gekannt hätte, so darf man sich ihm nicht zu erkennen geben, wäre es auch ein Sohn, ein Bruder, ein Neffe.

Die Ordensräume darf man nicht ohne Begleitung des Hausmeisters betreten.

In der Kirche, im Refektorium, im Schlafsaale, in den Klosterräumen, im Kapitel und in der Küche darf das Schweigen nicht gebrochen werden.

In den Oertern, wo das Sprechen gestattet ist, muß es in wenigen Worten und leise abgemacht werden, so daß die Mönche, welche in der Nähe wären, nichts davon hören könnten.

Mag lange, so öffnete sich die Thür, und herauf trat derjenige, welcher der Prior hieß. Hätte ich ihn nicht so nennen hören, so würde es mir schwer geworden seyn, ihn als solchen zu erkennen, denn in seinem Aeußern zeigte sich durchaus nichts Unterscheidendes. Es war ein Mönch von einnehmender Gestalt, der mir wie einem Freunde entgegenkam. Er bedauerte, daß er mir nur einige Augenblicke schenken könne, weil ihn die Vesperglocke gleich in die Kapelle rufen würde; aber, wie er höflich hinzusetzte, wollte er sich für diese Entbehrung entschädigen, sobald er frei seyn würde. Er sagte mir dies mit einer weltmännischen Feinheit, wie man sie nur selten antrifft, und mit Ausnahme des weißen Gewandes und des langen Bartes deutete nichts in seinem Wesen auf den Trappisten hin. Größere Höflichkeit, gewählтere Ausdrücke, herzlicheres Entgegenkommen konnte man nicht finden. Ehe ich ihn verließ, mußte ich ihm versprechen, meine Wohnung im Kloster zu nehmen, nicht aber im Gasthause intra muros, sondern im Pavillon. Als ich eingewilligt hatte, sagte er: „Die Zeit drängt; man wird Ihnen den Empfang bereiten.“

Die letzten Worte, die er mit einem etwas leichtfertigen Tone sagte, machten einen unangenehmen Eindruck auf mich; denn ich wußte, worin der Empfang bestand, und ich konnte nicht fassen, wie man von einer so feierlichen Handlung so obenhin sprechen könne. Bei längerem Nachdenken konnte es mir indeß nicht entgehen, daß dieselbe allmälig zur bloßen Formalität herabgesunken seyn mußte. Der Empfang findet auf dem Vorhofe statt. Nicht lange war ich daselbst, als ich zwei Mönche auf mich zuschreiten sah, die sich der ganzen Länge nach vor mir niederwarfen und mich um meinen Segen baten. Es ist Gebrauch, daß die Mönche die Besucher nach dieser Ceremonie ins Sprechzimmer führen, wo sie ihm einige Worte der Nachsolge Christi vorlesen; aber die Vesperglocke läutete, und die Mönche eilten nach der Kapelle. Ich folgte den Mönchen; man wies mich zu einer Art Tribüne empor, welche die Kapelle in zwei gleiche Theile theilt. Dieselbe ist äußerst einfach und fast ganz schmucklos. Gold und Silber wird durch die Regeln des Ordens ausgeschlossen. Aber sie ist äußerst sauber. Stände sie anderswo, als in la Trappe, so würde ihr der Tourist wohl kaum einen flüchtigen Blick schenken. Hat man indeß die Trappisten, in ihre weißen Gewänder gehüllt, in den Chorstühlen von gebrämtem Eichenholze sitzen sehen; hat man den Gregorianischen Gesang gehört, der wie aus Einem Munde aufzusteigen scheint, so verliert man den Eindruck nicht leicht wieder aus dem Gedächtnisse. Vergebens lauerte ich einem neugierigen Blicke auf. Sie waren Alle bei Gott, und nichts konnte sie von der Unterhaltung mit Gott abziehen. Indeß zeigte sich keine Spur einer äußeren Exaltation; ihre Begeisterung war heiliger Ernst. Unbeweglich bleiben die Mönche keineswegs in ihren Chorstühlen. Fast bei jedem Verse der Psalmen stehen sie auf, setzen sich, wenden sich seitwärts oder verneigen sich. Diese wiederholten Bewegungen haben keinen anderen Grund, als die Furcht, der Schlaf möge auf die Augen der Mönche herabsinken, für welche die Nacht so kurz und die Tage so beschwerlich sind. Aus demselben Grunde muß Jeder aus dem Gedächtnisse singen und, wenn er einen Fehler macht, zur Strafe das Pfalter der Kapelle mit seinen Händen berühren. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß ziemlich häufig Fehler vorkommen.

Als der Gottesdienst beendet war, verließen die Mönche einer nach dem anderen ihre Stühle, still und lautlos wie die Gespenster. An der Thür der Kapelle fand ich einen der jungen Mönche, welche mit den Empfang bereitet hatten. Er sollte das Amt des Hausmeisters bei mir versehen. Da wir unter den Begegnungen der Kapelle standen, und da in dieser der Gebrauch des Wortes durchaus untersagt ist, so deutete er mir durch eine Pantomime an, ich möchte ihm folgen, ohne ihn zu fragen, und wir wandelten so nach dem Vorhofe. Als wir hier angekommen waren, sagte er mir, ich könne über ihn verfügen. Ich bezeigte zunächst den Wunsch, mein Zimmer kennen zu lernen, und er wies mir augenblicklich den Weg zu demselben. Hier fand ein kleiner Tisch mit einem Tischtuche. Ein junger Laienbruder erwartete meine Befehle zum Servіren. Ich ersuchte ihn indeß, die Mahlzeit noch um eine Stunde aufzuschieben.

Nachdem ich eine Viertelstunde geruht, traten wir unseren Umlauf an, der zunächst nach dem Pachthofe gerichtet war. Es war nun nicht mehr der Mönch, der sich mit unter dem weißen Gewande offenbarte, sondern der Landwirth, der Ackersbauer. Der Bruder Hausmeister, dem über Alles, was die Trappisten anging, kein Wort zu entreden war, fand kein Ende, als das Gespräch auf den Landbau kam. Mit freudigem Stolze sprach er von den landwirthschaftlichen Neuerungen der Brüder; und es läßt sich in der That nicht leugnen, daß in dieser Beziehung ihre Außerordentliches geleistet worden ist. Es sind hier Ländereien urbar gemacht worden, von denen man es kaum für möglich gehalten haben würde. Freilich sieht man auch an keinem anderen Orte eine so verständige Leitung und einen so unbedingten Gehorsam. Wille und That fallen hier zusammen. Wenn die Stimme, der das Befehlen zusteht, gesprochen hat, so findet sie auch augenblicklichen Gehorsam. Es darf keiner der Brüder die Arbeit fordern, welche ihm am meisten zusagt und welche er am besten versteht; indeß darf man doch überzeugt seyn, daß er immer zu dieser verwendet werden wird.

„Wie hart und beschwerlich auch die Arbeit seyn möge“, sagte der Bruder Hausmeister zu mir, „so würde sie doch sicherlich demjenigen genommen werden, der sie als ein Hergnügen betrachten wollte. Niemand soll hier einen anderen Genuß ein anderes Glück finden, als das, welches der Umgang mit Gott gewährt.“ — „Wenn Sie demnach, mein Vater“, entgegnete ich, „in den Diensten, die Sie mir jetzt erweisen, eine angenehme Zerstreuung fänden, so bliebe Ihnen nichts übrig, als sie so eilig als dem Staube zu machen und mich hier allein zurücklassen!“ Er lächelte zu meiner Frage. „Sehen Sie wohl!“, fuhr ich fort; „man stößt überall auf ein Aeußerstes, das man nicht vorausgesehen hat, und dem man sich nicht unterwerfen kann.“

Digitized by Google

Wir waren im Garten. Ein Laienbruder war beschäftigt, einen Baum abzuraupen. Er warf dem Fremden, der dicht bei ihm vorüberging, keinen Blick zu, aber ich glaubte auf seinem Gesichte den Ausdruck stiller Zufriedenheit zu lesen, der den Gartenfreunden eigenthümlich ist, wenn Ihnen Alles nach Wunsch geht. Ich theilte meine Bemerkung dem Bruder Hausmeister mit und sagte dann: „Mag man sich anstellen, wie man will, so lange man lebt, stirbt man nie ganz ab. Man kann zwischen sich und der Welt und ihren Freuden, den Männern und ihren Leidenschaften eine Mauer aufführen, welche kein Geräusch herübertönen läßt; wie will man es aber anfangen, daß der Gesang der Lerche nicht das Herz erwärmen!" Er wendete den Kopf mit einer zweifelnden Miene ab und sagte, wie es schien, um dieser Erörterung aus dem Wege zu gehen. „Finden Sie nicht, daß diese Kressenpflanzen eigentlich ist?" — „Allerdings", entgegnete ich gleichgiltig. „Und die Käse, die ich Ihnen in der Meierei gezeigt, haben Sie kaum angesehen, und die ausgezeichnete Wolle unserer Heerden hat eben so wenig Ihre Aufmerksamkeit angezogen. Auch unsere Mühle, die schönste, die einzige Mühle im Departement der Orne, welche mit drei Menschen die Arbeit von achtzig verrichtet, und die allein den Besuch verdient hätte, mit dem Sie unser Haus beehren, hat Sie nicht zu fesseln vermocht. Was wollen Sie denn in la Trappe sehen?"

Ich hätte beinahe geantwortet: „Das Herz seiner Bewohner." Aber mir fiel noch zu rechter Zeit ein, daß dies ein Buch sey, in welches man dem Fremden keine Einsicht zu verstatten brauche, und daß man es mit wahrscheinlich verschlossen würde, wenn ich den Wunsch blicken ließe, in demselben lesen zu dürfen. Ich trete in's Kloster; in la Trappe macht man kein Geheimniß aus seinen Gedanken und Empfindungen; man staubt gar nicht, daß es sich der Mühe verlohnt, diese zu studiren. Die Trappisten glauben, daß ihre Mustermeierei weit mehr Beachtung verdient als ihr Kloster.

Wir gelangten auf den Kirchhof, ohne aus dem Garten herauszutreten, denn beide sind nur durch ein hölzernes Gitter getrennt. Derselbe bildet ein Quadrat, welches auf drei Seiten von den Arkaden des Klosters geschlossen wird; er ist klein und dürftig. Man sieht keinen Baum, kein Grabkreuz. Der weiße Stein auf dem Grabe des Herrn von la Zorcade verdankt sein Daseyn nur einem Vermächtnisse; die Grab-Kapelle des Abbé von Rance gleicht einem Schilderhause. Der Tod tritt hier in anonymer und possierlicher Gestalt auf; er wird wie die gewöhnlichste Sache von der Welt behandelt. Schwerlich glaubt wohl noch Jemand an die Fabel von der Grube, die jeder Mönch haben und von der er täglich eine Schaufel Erde wegnehmen soll. Die Wahrheit ist die, daß neben der zuletzt geschlossenen immer eine halbgeöffnet bleibt, bis der Tod sie füllt. Der dichte Rasen, welcher dieselbe übergoogen hatte, die ich sah, bezeugte mir, daß sie schon lange geöffnet sey. Man sieht in la Trappe gut sterben, aber man stirbt langsam. Man findet ja hier keinen von den Dingen, welche die Gesundheit zerstören, weder Tafelfreuden, noch Spiel, noch Sorgen, noch Vergnügen. Am Schlagflusse soll, wie ich vernahm, niemals Jemand gestorben seyn.

Der Wärmgrad liegt in der Nähe des Kirchhofs. Es ist ein feuchter, kalter und düsterer Raum. Kaum war ich hinein getreten, als ich ihn verlassen wollte, aber der Bruder Hausmeister hielt mich zurück, damit ich das Regiment lesen solle. Ich erfuhr daraus, daß der Wärmgrad nur den Zweck habe, die Brüder gegen die außerordentliche Kälte zu schützen, daß sie sich daher nicht eher dem Feuer nähern dürfen, als bis ihnen das Blut fast in den Adern erstarrt, daß sich Niemand neben dem Kamine hinsetzen darf, und daß Niemand länger als eine Arbeitsstunde neben demselben verweilen darf. Handelt Jemand dagegen, so wird er im Kapitel der Strafen proklamirt. „Und kömmt es oft vor, daß Jemand proklamirt wird?" fragte ich. — „Fast nie", war die Antwort.

Der Hausmeister führte mich auch in die Küche. Ich fand in derselben zwei Laienbrüder, welche mich an sich vorübergehen ließen, ohne mich anzusehen oder im mindesten auf mich zu achten. Sie sind hatte ich bei allen Arbeitsthuen neben demselben beschäftigt gesehen; ich theilte diese Bemerkung dem Hausmeister mit, der mir entgegnete, daß die Brüder, welche sieben bis acht Stunden täglich durch das Lob des Herrn beschäftigt in Anspruch genommen würden, nur zur Zeit der Aernte die Erde mit dem Schweiße ihres Antlitzes benetzten. „Auch die Pflege der Kranken ist einem Laienbruder übergeben", sagte er zu mir, indem er die Thür der Kranken-Anstalt öffnete. Kranke waren hier nicht zu sehen, und ich würde mich nur einige Augenblicke aufgehalten haben, wenn das Regiment nicht meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Schweden.

Hammerich's Volksbilder aus dem nördlichen Schweden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein Waldbrand.

Nach einem herzlichen Abschied von meinem lieben Prediger reiste ich über Mora zurück und in die Wälder, welche Ost- und West-Dalarne scheiden. Ein alter, träger, mürrischer Dalkarl war hier mein Gefährt auf dem ersten Halt. „Nun", sagte er in seinem echten Dalisch, mit einem Accent, der mehr unserem Fünenschen und Jütländischen glich, als dem Schwedischen, „Du bist ja aus Dänemark; das ist die Hauptstadt in Norwegen, wie ich weiß." Ich klärte ihn über seinen Irrthum auf, und daß ich in diesem Sinne nicht von seinem Bundes-Volke wäre.

Aber höre", sprach ich, „ich halte doch viel auf Euch Dalkarle, sage mir, kannst Du mir nichts von Gustav erzählen?" — „Ach nein", antwortete er, „das ist lange her, und weder mein Vater noch Großvater sind dabei gewesen, davon weiß ich nichts." Ich erhielt also hier wie anderwärts meine betrübende Erfahrung von des Volkes Vergesslichkeit bestätigt. Mitten im Wald trafen wir einen Kohlenmeiler und eine Theerabdohlung, große Haufen von aufgestapelten, getrockneten Tannenbaumwurzeln und fetten Kiefernspänen. „Der Herr ist Dänisch, höre ich, was meint er wohl, ob wir wieder einmal mit einander zusammen gerathen werden!" fragte er. — „Jetzt sind wir gute Freunde", antwortete ich, „und der Russe mag den holen, der den Frieden wieder bricht." — Das war brav gesprochen, lieber Herr, dazu sage ich auch ja!" er peitschte sein Pferd an, und wir fuhren heiter davon. — Es war wieder eine Tour im tiefen einsamen Walde; auf einmal, wir bogen eben nach dem Alten eines Sees zu, sah ich einen dichten Rauch sich in einiger Entfernung hinwälzen, während ein seltsamer Brandgeruch mir entgegen kam. „Aber sage mir", rief ich aus, „ist denn ein Feuer hier in der Nähe?" — „Wie man's nimmt, Herr; der Wald brennt, und das geschieht oft, besonders in trockenen Sommern, wenn sie entweder Kohlen fengen, wie der Herr es gesehen, oder wenn sie Theer schwelgen. Das geschah dahier", sprach der Sjuts, „will der Herr nicht einen Augenblick die Zügel halten, ich werde mich umsehen, wie es steht." Er ging ein Stück voraus und verschwand vor meinen Blicken im Rauchmeer. Kurz nachher kam er pustend und pustend zurück. „Ach, Herr, wir wollen es versuchen, die größten Stämme sind schon gefallen, und wenn man sich vor dem Wunde Wachtet, so dürfte es doch wir noch heute vorwärts zu kommen, als hier zu liegen und vielleicht einen ganzen Tag lang bei Säter-Milch zu hungern." Er peitschte auf das Pferd, das viele Quersprünge machte und nicht besonders lüstern war, den Waldbrand näher zu studiren, zuletzt doch aber gehorchte und anzog. Ein unmäßiger Qualm trieb uns entgegen, aber mit dem Tuch vor dem Mund konnte man noch recht gut durch. Die Sonne strahlte roth wie beim Untergehen durch die Dampfwolke. Als das Pferd erst drinn war, sagte es zu, als wenn es Flügel hätte. Die größten Bäume waren, wie der Sjuts auch gesagt, bereits schon gestürzt und lagen noch loderud da, aber rechts und links brannten die kleineren und die Stürze, wie eine zahllose Reihe Schornsteine; von Zweig zu Zweig hüpften die behenden Flammen über die trockenen Moosklumpen, und rasselten und prasselten, während mehrere Aufschlagbäume drei Ellen hoch in hellem Brande dastanden. — „Jetzt ist die Gefahr vorüber", rief mein Dalkarl aus, als der Rauch sich zu vermindern anfing, „aber den Theil, durch den wir noch müssen, hat der rothe Hahn schon seine Flügel ausgeschüttelt;" und wir rollten aus dem Feuermeer; doch ein großes Stück jenseits sah ich noch den ganzen Wald entbrannt, bessen mächtige Krone der Brand nur desto heller. Die Bauern, die großen Wald haben, kümmern sich nicht viel um das Feuer, sie denken, laß nur brennen, desto mehr Weideplatz erhalten wir; erst wenn ihre Hütten selbst in Gefahr kommen, fangen sie an, sich zu rühren, und fällen einen Theil der Bäume, damit das Feuer nicht weiter geht.

Volksmährchen.

Unter dieser Erklärung waren wir wieder in den kühlen Schatten gekommen, und die letzte Spur des Brandes verschwand. „Hör nun einmal", sagte ich, „ich weiß, Ihr sollt hier in den Wäldern Sagen haben, und es ist immer kurzweilig für uns Stadtleute, Eure Erzählungen zu hören. So weiß ich eine, die ich Dir mittheilen will, vielleicht kennt Du sie. — Hier in Dalarne war ein Mädchen, welche mit einem Prediger verheirathet werden sollte, aber die ihre Mutter im Kindbett geworben war, hatte sie ebenfalls große Angst vor demselben Schicksal. Sie ging also zu einer Wahrsagerfrau, um sich Rath zu holen. Das alte Weib sah ihr in die Hände und sagte ganz bestimmt: „Ja, Du sollst zwölf Kinder haben, doch kommt morgen gleich nach der Trauung zu mir mit Brautkrau und Krone, und ich will sehen, was ich für Dich thun kann." Sie folgte auch; gleich nach der Trauung gab sie eine Unpäßlichkeit vor und erbat sich so Gelegenheit, sich drinnlich zu der Herr zu entfernen, welche sie zu einer Windmühle in der Nähe führte und ihr dort zwölf Körner gab. Verschluck diese, jedes für sich, und Dir soll geholfen sepn", sagte sie. Die Braut that es, aber bei jedem Korn kommerte es laut drinnen in der Mühle. Lange Zeit lebte sie ruhig mit ihrem Manne,

Digitized by Google

sie waren beide schon alt und grau, als sie einst im Mondschein von einer Gilde heim gingen, der Mann hinterdrein. „Aber Mutter", rief er auf einmal aus, „Du hast ja keinen Schatten, wie ich sehe; in Jesu Namen, was für eine gräßliche Sünde hast Du begangen?" Das Gewissen rührte sie, sie sank in die Knies und erzählte Alles; der Prediger aber wurde erschrecklich böse. „Fort aus meinen Augen, Du Teufelsweib", rief er aus, „Du erdichtest niemals Vergebung, wer der hier noch zuhören soll, so gewiß ist mir meine Seele Dir nicht verkauft, in unserer Schlafkammer niemals aufstehen werden!" Mit lautem Jammer ging sie davon und eilte von Hof zu Hof, bei allen Heiligen (Frommen) herum, aber Keiner konnte ihr helfen. Endlich kam sie zu einem Prediger, der im ganzen Lande wegen seiner Gottesfurcht bekannt war, und er versprach ihr, das Seinige zu thun, um ihre Seele zu retten. In der folgenden Nacht führte er sie zu einer Kirche: „Nun will ich", sagte er, „den Teufel bannen, daß Du ihn verschwören, die Du hättest haben sollen; bitte ein jedes um seine Vergebung, und bekommst Du sie von ihnen, so bist Du gerettet." Damit stellte er sie auf das Chor ein. Es währte ein Weilchen, so kam eines in schwarzen Kleidern, wie die des Predigers, zum Vorschein; mehrere folgten ihm nach. Sie sah nicht, woher sie kamen, aber alle schwebten ihr als schwingende Gestalten entgegen, im Ganzen sechs an der Zahl und sechs außerhalb, so viel, als sie Kinder hatte haben sollen, und alles Prediger. Sie ging zu ihnen, nahm Jeden bei der Hand und bat demüthig um Verzeihung; mit vorwurfsvoller Miene blickten dieselben auf sie, nach und nach aber wurden die Gesichter sanfter und drückten eine tiefe kindliche Theilnahme aus; in Jesu Namen sagten sie ihr Alle die Erlassung ihrer Sünde zu, und als sie diese erhalten hatte, wurde sie schwach vor Freude, denn sie sank in und durch. Dieselbe Nacht wacht ihr Mann, der alte Prediger, in seinem Bett auf; das schien es ihm, als wenn ein Duft von frischen Rosen ihm entgegen käme, er schaute auf, blickte sich um, und sieh! zwölf schöne große Rosen blühten aus dem Boden auf. Er faltete betend seine Hände: „Jetzt ist meine Frau selig!" rief er aus, und damit hauchte auch ihr der Tod ein. — Mein Gefühl hatte aufmerksam gehört: „Nein, die Sage, die der Herr hier erzählt, kennen wir nicht, aber wir haben andere hier in der Landschaft, und wenn der Herr es nicht unwillig von einem geringen Banern aufnimmt, so will ich sie ihm gern erzählen. — Es war einst ein Prediger, ein gewaltiger Mann mit dem Worte, der seine Kunst aus dem Grunde verstand; nun geschah es eines Sonnabends Abends, als er eben mit seinem Gesinde Tisch und Bank um den Heerd gestellt hatte, und es ihn dünkte, über das Fremde, was er geschrieben hatte, und es ihn dünkte, Gott vergebe es dem sündigen Manne, es wäre fast ergötzlicher zu lesen, als Gotteswort selbst. Da faßte plötzlich etwas an die Thür, diese ging leise, ganz leise auf; er sahe Niemanden, aber der Sand auf der Diele fegte zur Seite, es ging vorthin, wo seine Predigt lag, und das that leichte auch. Den Morgen darauf sah er, daß Alles, was er aufgeschrieben hatte, weggenommen und die Bibel aufgeschlagen. — Es wohnte auch einst im Walde drei Mora ein Torpare (Hausmann), der es sehr einsam und öde um sich hatte; er besaß nur sein kleines Häuslein und dabei zwei Töchter, die aber gar über die Maßen schön waren. Eines Sonntags ging er zur Kirche, und seine Töchter blieben allein zu Hause; mitten im Gottesdienst, wie er im besten Zuhören auf des Pastors Wort dasteht, kommt sein kleines Hündchen zu ihm gelaufen und kläfft und zieht ihn an den Kleidern, zerrt und giebt sich nicht eher zufrieden, bis der Mann mit ihm hinausgeht. Hier fängt es noch mehr an, ihn zu zupfen, bis es ihn zu seinem Schlitten hinbekommt; er setzt sich hinein, das Hündchen lief voraus und bellte, sprang wieder zurück und bellte aufs neue, bis er es endlich hinaus in den Schlitten nahm. Aber auch hier lief es förmlich mit den Beinen, gleichsam als wolle es zeigen, daß Eile nöthig sey. Zuletzt wurde dem Manne vorn durch diesen Aufzug selbst heiß um die Ohren, er peitschte das Pferd, und heim zu ging es, was das Zeug hielt. Als er ankam, erblickte er die eine seiner Töchter am Bierthall sitzend; sie saß zerstört aus, saß da und bereite und strickte in einem fort; da er erschrocken fragte, was geschehen wäre, antwortete sie ihm nicht und sann nur mit der Hand nach der Stube. Er sprang hinein und kam gerade zur höchsten Zeit, denn der Bergdraen (Berggeist) stand da drinnen in seiner ganzen prächtigen Gestalt und umarmte des Torparen Tochter, die wie eine Braut geschmückt war. Rasch griff der Mann nach seiner Axt und hieb nach dem Geist, aber die Axt fuhr über dessen Kopf in die Wand gegenüber; doch damit verschwand der Arge, und des Mannes Tochter war gerettet. Alles Silber und Gold, was an dem Brautkleide war, schenkte der Torpar der Kirche zu Mora. — Ich habe zwar niemals solche Wesen gesehen, doch habe ich einen Vetter, der einmal dazu gelangt ist, eines von ihnen zu erblicken. Er ging eben ganz unbesorgt über die Flur, er war damals ein kleiner Bub und hütete die Kühe auf einem der großen Torfmoore; da kam [illegible] schönes Weib an; sie hatte herrliche Kleider und unendlich langes, prächtiges Haar, das ihr in den Nacken herunterhing. Sie sprach nichts, sondern ging bloß unter dem Vieh umher, das nichts merkte und ruhig fortweidete. Der Vetter hatte eine Büchse und machte sich zurecht, um zu schießen, aber eine alte Frau, die bei ihm stand, warnte ihn, kein Unglück anzurichten. Zuletzt verschwand die Bergfrau, wie sie gekommen war. — Sie sagen auch, daß ein Nix im Siljan sey, der sich oft zeige, wie eine große Gjedde*), so groß, daß er große Seefähne umwälzen kann. — Ich erinnere mich auch, daß meine Mutter von einem kleinen Ding erzählte, sie nannte es den Domtegubbon (Dämlingsmännlein), welchen linge Frauen derauf mahnen können und das Glück ins Haus schafft. — Und, wie auch Alles sey mag, eine Sache weiß ich gewiß; hier in der Pfarre war vor etlichen Jahren ein kleiner Bauerjunge, der darüber klagte, daß er jede Nacht von einer alten Here nach Blaakulle**) gefahren wurde; der Teufel hatte die Here bei der Obrigkeit an, aber „das große Volk" wollte es besser wissen, und der Mann wurde wegen unnützer Klägerei in Strafe genommen. Vielleicht weiß der Herr nun auch mehr davon und lacht über mich armen Bauer und meine Sagen, aber es ist doch so." Ich ließ mich natürlich nicht weiter auf die Wahrhaftigkeit oder Unglaubwürdigkeit von dem, was er erzählte, ein; es hinterging immer seinen natürlichen Eindruck auf den Bauern hervor, und ehe wir eine bessere Poesie haben, die er wirklich fassen kann, dürfen wir ihn nicht seiner wenigen Brocken davon berauben, der letzten, leider erfterbenden Funken einer Volkspoesie, wie viel Aberglaube auch an-ihnen hängt.

Nordische Gastfreiheit.

Mitten im Walde war eine Halt-Stätte, eine Sägemühle, wo ich von meinem wackeren Skjuts schied, der zum Abschied recht herzlich meine Hand drückte und „dem Dänischen Herrn dankte, weil er so geduldig auf sein Geplapper gehört hatte." Ich war eigentlich an dieser Station in Verlegenheit, da ihr zwar eingetrieben war, daß der Reisende sein Pferd wechseln, aber nicht, daß er bewirthet werden konnte. So geradeswegs zum Eisenbruch-Inspektor hinzugehen und Anspruch an seine Gastfreiheit zu machen, konnte ich mich nicht entschließen, obgleich ich wußte, daß es Brauch und Sitte ist; ich schlenderte deshalb mit meiner Pfeife zwischen den Eisenwerk-Häusern umher und setzte mich zuletzt an den Bach, der sich unter gewaltigen Bäumgebirgen malerisch vorüber zieht. Ein hoher Mann, es war der Inspektor, näherte sich mir, grüßte mich freundlich und bat, ob ich nicht, bis das Pferd käme, thun das Vergnügen machen wolle, einzutreten und eine kleine Erfrischung zu mir zu nehmen. Mit rührender Herzlichkeit wurde ich bei ihm willkommen geheißen und so lange bewirthet, bis die Karre vor der Thür hielt und ich von dem gastfreien Hause scheiden mußte. — Meine Reise ging wieder in den tiefen Wald; nie ein Mensch ließ sich sehen, nicht ein Vogel sang, nicht eine Blume blühte hier; die Nadelwälder mit der tiefen Dämmerung in ihrem Schatten umringten mich, und der einzige Laut, der das faß nächtliche Schweigen unterbrach, war das Rauschen der schaumweißen Elven. Später des Nachmittags ward es endlich lichter; ein Klang wie vom Hange eines Hammerwerks erreichte mein Ohr, die Gebirgsluft am Venjan-See, wo der mit, reinlich und zierlich, mit allen ihren Häuserchen, wie eine Stadt mitten in der Waldwüste. Jetzt wagte ich schon, sogleich hineinzugehen, um die Gastfreiheit des Eigenthümers für die Nacht anzurufen, und so überaus gütig wurde ich empfangen, daß mir nicht einmal den nächsten Tag gestattet ward, aufzubrechen. In der That, hier wohnt die echte Gastfreiheit, ein ganz unbekannter reisender Fremder erscheint hier bloß als Gast willkommen, nein, als der theuerste und willkommenste Besuch, als ein lange entbehrter Freund; dies ist ein liebenswürdiger Grundzug beim Nordischen Volk. Gerade wo man einer herzlichen Zuvorkommenheit am meisten bedarf, kommt sie einem freundlich entgegen; sie ist wie eine liebliche Blume, an der großen Landstraße wächst sie nicht, oder sie wird niedergetreten, aber verborgen in den öden Wäldern, in den tiefen Thälern, zwischen den Dünen an der Nordsee, dah' ich sie gefunden. Dort ist sie zu Hause. Der Bruch-Inspektor führte mich überall umher, wo etwas zu sehen war, von dem er glaubte, es könne mich interessiren; nur das schlechte Wetter machte, daß ich nicht die ganze Umgegend kennen lernte. — Und doch, trotz aller Herzlichkeit, die ich anirat, es ist ein eigenes Gefühl, unter Menschen zu sein, die man nicht kennt, doppelt einsam in einer so stillen, schwermüthigen Natur, als die Schwedens. Dieses Gefühl ergriff mich auch hier; am Venjans-See, wo die Birken ihre Zweige in das stille Wasser tauchten, saß ich, rings von Wäldern umgeben, fern von den Meinen; über Norwegens schimmernde Schneegebirge, die sich jenseits des Sees erhoben, dieselben, die vor Gustav dalagen, als er ohne Troß, ohne Hoffnung aus Dalarne über Gebirg und Thäler flüchtete, über sie und das Meer hin flogen auch meine Gedanken nach Süden, nach meinem Vaterlande, zu den geliebten Meinen.

Am folgenden Tage mußte ich mich von meinem freundlichen Wirth losreißen und in den Wald hinein, der auf acht Meilen kein Zeichen eines lebenden Wesens barbot. Doch sollte hier in einer Hinsicht wenigstens noch die Spur der Bewohnung schon auf den heidnischen Tagen seyn; die Denkmale, die auch bei uns von jenen zeugen, die Grabhügel, und zwar die einzigen in Dalarne, lagen dicht am Wege, den ich nahm. Mit der Dämmerung kam ich nach West-Dalarne, als eben die Regenwolken, welche den ganzen Tag gegossen hatten, sich um die fernen Gebirgsgipfel wie dicke wollige Flocken sammelten; es war der erste Anblick dieser Art, den ich hatte, und mit ihm bot ich Dalarne, seinem Volk und seiner Natur mein Lebewohl. Mild länger, und wahrscheinlich nie öfter in meinem Leben, sollte ich sehen

die Sommernacht
Sich hingiehn in Dalarne's Hage **),
Das Licht, das in den Strandes Hütten wacht,
Die Berge seh'n im blauen Hauche
Und hören auf den trauten Minnesang
Im Schatten säuseln und im Sternzang,
Dem Berg' und Thäler Antwort geben.

*) Ein Hechtart.

**) Der Schwedische Blocksberg.
***) Der große See Siljan.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Sklaven und Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Nach allen diesen Scenen der bestialischen Grausamkeit, die uns Amerikanische Augenzeugen und Journale berichten, wird man leicht ermessen können, mit welcher Gluth diese unglücklichen Opfer des Dunkes Alles aufnehmen würden, was ihre Lage etwas erleichtern könnte. Um die Zeit unserer Zerwürfnisse mit Canada wurde ein Schulmeister in Virginien von einigen entflohenen Sklaven ersucht, ihnen den Weg zu verzeichnen, auf dem sie nach Kanada gelangen könnten. Der arme Pädagog hütete sich, dies zu thun; denn er hätte das summarische Justizverfahren seiner Landsleute fürchten müssen. Die Desertion macht übrigens auf allen Pflanzungen Fortschritte. Der „Grand Gulf Advertiser", ein in Mississippi erscheinendes Blatt, berichtete in einer seiner Nummern vom Jahre 1838, daß in den beiden Kantonen Adams und Waeren binnen kurzer Zeit 46 Neger entsprungen seyen, und daß man auf die ganze Sklaven-Bevölkerung des Staates leicht über 80,000 Race-Neger rechnen könnte, die mit Gewalt in die Plantagen ihrer Herren zurückgebracht würden.

Alle Jahre in einem Lande, wo der entlaufene Sklave wie ein Stück Wild behandelt wird, nicht weniger als 80,000 Desertionen stattgefunden. Gewiß, wenn die Flotte Großbritanniens feindlich der Amerikanischen Küste nahte, würde man diese Desertionen nicht nach Tausenden, sondern nach Hunderttausenden zählen. Man erinnere sich der zehn Sklavenkriege, von denen einige dem Römischen Reiche Schach boten, und man wird den ganzen Vortheil, der England aus einer solchen Diversion erwachsen könnte, zu würdigen wissen. Ennius der Syrer, selbst ein Sklave, trat als Gottbegeisterter in die Werkhäuser, allen denen, die ihm beistehen würden, die Freiheit verheißend, und sogleich schaarten sich zehntausend Sklaven um ihn, bereit, Alles zu wagen, um sich frei zu wissen; er schlug vier Prätoren aufs Haupt und erlag endlich nur deshalb, weil er die Unklugheit beging, in der Stadt Enna sich einzuschließen. Athenion der Hirte errang nicht minder glänzende Erfolge; aber die furchtbarste Empörung war die des Gladiatoes Spartakus. Die mit ihm vereinigten Sklaven brachten zuerst der Garnison von Capua, die zu ihrer Verfolgung abgeschickt war, eine Niederlage bei; sie demeisterten sich der Säbel und Lanzen der Römischen Soldaten; dann schwoll ihr Heer durch immer neuen Zuwachs mißvergnügter Sklaven wie eine Lawine an; sie zogen drei Jahre lang triumphirend in ganz Italien herum, verheerten die Felder, belagerten die festen Plätze und legten in vier Hauptstädte Garnisonen. Spartakus vernichtete nach einander fünf Heere unter Prätoren oder Konsuln, und er würde unbesiegt geblieben seyn, hätte nicht der Senat den Lucullus und Thracien und den Pompejus aus Spanien zurückberufen, um die Armee des Crassus, welche gegen die Sklaven wirken sollte, zu verstärken.

Was brauchen wir aber alle Geschichte? haben wir nicht das neue Beispiel St. Domingo's, dessen Sklaven es gelungen ist, den Freistaat Haiti zu gründen? Auch sie besanden sich unter dem Joche einer mächtigen Nation; aber die Aussicht auf Freiheit verzehnfachte ihre Kräfte, und das Französische Heer des Generals Leclerc konnte sie nicht bezwingen.

Ein paartausend Schießgewehre, die man über Karolina und Georgien zerstreute, und der magische Ruf: „Freiheit!" würden eine furchtbare Explosion unter den Sklaven veranlassen, zumal, wenn sie auf Britische Hülfe rechnen könnten. Ein Krieg zwischen England und Amerika wäre jedenfalls beklagenswerth; aber im Namen der unterdrückten Menschenrechte geführt, würde er viel von dem Gehässigen, das ihm anhaftet, verlieren und sein Erfolg wieder lang noch zweifelhaft seyn. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu sehen, wie der schwarze Theil der Bevölkerung zusammengedrängt ist, und man wird von der leichten Ausführbarkeit des Systems, das wir vorschlagen, sich überzeugen. Eine Karte der Freistaaten findet sich in jedem geographischen Atlas; und hier geben wir eine vergleichende Tabelle der freien und der unfreien Bevölkerung:

Staaten.	Freie.	Sklaven.
Rhode-Island	—	10
Konnektikut	—	20
New-Jersey	—	2,200
Pennsylvanien	—	400
Delaware	—	3,200
Maryland	321,000	127,000
Virginien	630,000	360,000
Nord-Karolina	458,000	280,000
Süd-Karolina	315,000	270,000
Georgien	357,000	265,000
Alabama	272,000	140,000
Mississippi	66,000	80,000
Louisiana	90,000	140,000
Tennessee	120,000	175,000
Kentucky	495,000	200,000
Missouri	112,000	35,000
Kolumbia	38,000	6,500
Florida	18,000	16,500
Arkansas	27,000	5,090
Gesammtzahl der Staaten	2,295,830	

Im Verlaufe weniger Wochen könnten alle Staaten des Südens in hellen Flammen stehen; die Ketten von zwei Millionen Sklaven wären zerbrochen; die Amerikanischen Streitkräfte würden von Innen wie von Außen im Schach gehalten; eine Spaltung entstände zwischen Nord und Süd; der Krieg würde aus Mangel an Kämpfern aufhören, und wir erlebten dann das Ende aller der erbärmlichen Gränz-Streitigkeiten, welche die Union mit uns angezettelt. Die Politik, das Interesse unserer Selbsterhaltung, die Menschlichkeit machen es uns zur Pflicht, so zu handeln. Wie! Großbritanien, das alle Jahr 800,000 Pfd. Sterl. verwendet, um den Sklavenhandel zu verhindern, sollte eine so seltene Gelegenheit, die sich ihm darbietet, um ein Haupt-Asyl der Sklaverei zu vernichten, entschlüpfen lassen! Man darf es sich nicht verhehlen: ein Sklavenhandel wird so lange bestehen, als die Sklaverei selbst besteht. Trotz aller Kreuzer-Schiffe, trotz der inkamirenden Strafen, die den Neger-Räuber bedrohen, wird es immer einen Schurken geben, die um dieser Gewerbes willen Alles wagen, denn die Preise können, auf was für Summen sie im Fall des Gelingens hoffen können, sind übereaus ansehnlich. Wer zahlt aber diese Prämien; wenn es nicht Cuba, Brasilien und die Staaten der Union thun?

Nachdem nun England am einen jungen Sultans willen Mehmed Ali, nachdem es zum Besten der Opiumhändler selbst China befriegt hat, würde es ihm wohl anstehen, wenn es zum Besten der Sklaven-Emancipation, besonders unter Umständen, bei denen seine Ehre noch mehr als sein Interesse betheiligt ist, mit Amerika kämpfte. Hier würde wenigstens ein edleres menschliches Gefühl zum Kampf begeistern. Schon ziemlich geraume Zeit verschwendet England unnöthiger Weise sein Gold, um den Handel mit Sklaven und das Sklaventhum selbst abzuschaffen; in diesem Kriege würde es beiden einen furchtbaren, in weiter Ferne wiederhallenden Schlag versetzen. Sollen wir doch nun einmal feindlich gegen Amerika verfahren, so sey es im Interesse der Emancipation; diese Devise wird aus den Beifall jedes gebildeten Volkes verschaffen; unser Erfolg wird seinen Augenblick zweifelhaft und unser Triumph ein Triumph der Menschheit seyn.

(Fraser's Magazine.)

Mannigfaltiges.

— Das Kopenhagener Lesekabinet Athenäum. Dieses zählt gegenwärtig an 700 Mitglieder (die eingeführten Fremden, deren im vorigen Jahre über 600 gezählt wurden, nicht mitgerechnet), hält 180 Blätter und periodische Schriften und steht also schon in dieser Hinsicht allen ähnlichen Anstalten in Europa voran. Seine Lesesäle, obgleich im vergangenen Jahr durch zwei sehr geräumige vermehrt, können sich zwar nicht mit denen ähnlicher Französischer und Englischer Gesellschaften messen; die Eleganz der letzteren verschlingt aber bekanntlich die Einnahme so, daß dort der eigentliche Zweck ziemlich verloren geht. Von obigen Blättern und Zeitschriften sind 54 Kopenhagensche, 16 Dänisch-provinzielle, 11 Norwegische, 5 Schwedische, 55 Deutsche, 17 Französische, 16 Englische, 3 Holländisch, 1 Amerikanisch. Darunter können ihrem Inhalt nach gezählt werden 9 zur Theologie, 20 zur Jurisprudenz, Statistik und Oekonomie, 6 zur Medizin und den Naturwissenschaften, 16 zur Landwirthschaft, Technologie, Industrie, Seefahrt und Handel, 7 zu den Militairwissenschaften, 3 zur Geographie und Ethnographie, 6 zur Geschichte und Alterthumskunde, 30 zur Politik und Zeitgeschichte, 6 zur Philologie und Pädagogik, zum Universitäts- und Schulwesen, 28 zur allgemeinen Kritik und Literärgeschichte, 11 zur Aesthetik, Poesie und den schönen Künsten, und endlich sind 32 gemischten Inhalts. Außer der periodischen Literatur, die allmälig aus den Lesesälen in die Bibliothek übergeht, hat letztere im Jahre 1840 einen Zuwachs von 811 Bänden und 36 Heften, Partiensammlungen u. s. w. gehabt, worvon 1/3 theils Dänischer theils Deutscher

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Freitag den 11. Juni 1841.

Asien.

Die Nestorianer in Kurdistan.

Ein Nord-Amerikanischer Arzt, Dr. Grant, hat unter dem Titel: „Die Nestorianer, oder die verlorenen Stämme Israels" (The Nestorians or the lost tribes) die Darstellung seiner Reise in ein Land herausgegeben, das früher bereits manchem unternehmenden Gelehrten, von denen wir hier nur unseren Deutschen Landsmann Dr. Schulz nennen, das Leben gekostet hat. Dr. Grant war glücklicher in seinen Bemühungen; er wußte sich als Arzt, und besonders als Augenarzt, überall Zugang und Vertrauen zu verschaffen. Von jenem Vaterlande aus nach Persien gesandt, um die religiösen Verhältnisse der Nestorianer näher zu erforschen, drang er bis zu den letzten unabhängigen Stämmen vor, was die räuberischen Horden der Kurden Europäischen Reisenden lange Zeit ganz unmöglich gemacht haben. In seiner Reiseschilderung hat er ihre eigenthümlichen Sitten mit einer Einfachheit dargestellt, die für seine Glaubwürdigkeit zu bürgen scheint. Freilich sucht er eine besondere Hypothese zu beweisen: die Identität der Nestorianer mit den Abkömmlingen der verlornen Stämme Israels; allein diese seine Ansicht steht unabhängig neben seinen Beobachtungen da, und so vermögen auch die, welche diese Ansicht für chimärisch halten, von den gegebenen Thatsachen Vortheil zu ziehen. Wir lassen demnach für jetzt seine Meinungen über die Abstammung der Nestorianer dahingestellt seyn und folgen ihm, als einem einsichtsvollen Beobachter, in ein Land und zu einem Volke, das in Europa bisher wenig gekannt ist.

Dr. Grant ging am 7. Oktober 1839 über den Tigris und trat in die Ebenen von Assyrien ein, wo einst die mächtige Stadt Ninive stand. Nachdem er durch die Trümmer derselben geschritten war, kam er zu zwei Dörfern, die den Jeziden gehören, welche bei öffentlichen und westlichen Schriftstellern als Teufelsanbeter berüchtigt sind.

„Weite, üppige Olivenhaine, grün und strotzend von Laub und Früchten, die eben am Strahle der herbstlichen Sonne reiften, gewährten einen so heiteren Anblick, daß all' die trübe Wehmuth verschwand, die unter den Resten verfunkener Größe in mir aufgestiegen war. Mehrere Grabstätten Jezidischer Fürsten zogen meine Aufmerksamkeit auf sich, als ich mich den Dörfern näherte. Sie hatten die Gestalt von Kegeln oder Pyramiden, standen auf viereckigen Gestellen und erhoben sich zu einer Höhe von einigen zwanzig Fuß und darüber. Wir wurden die Gäste eines Jeziden-Häuptlings, dessen Wohnung, gleich den übrigen des Orts, roh von Steinen erbaut war und mit einem flachen Erdwalle versehen. Grobe Filzdecken wurden uns zu Sitzen auf dem offenen Hofe ausgebreitet, und wir wurden auf ceremoniöse, doch offenbar nicht herzliche Weise bewillkommnet. Mein Türkischer Führer erkannte den Grund hiervon und entfernte sich alsbald. Unser Wirth hatte mich für einen Muhammedaner gehalten, gegen welche die Jeziden eine entschiedene Abneigung haben. Sobald ich als Christ bei ihm einsprechen war, verbrüderte sich sein ganzes Wesen; er bewillkommnete mich noch einmal, und aufs herzlichste, und fragte, indem er sich neben mir niedersetzte, nach unseren Bedürfnissen. Es schien ihm leid zu thun, daß er einen muhammedanischen Feind und einen christlichen Freund verwechselt hatte, und ich wurde vollkommen überzeugt von der Wahrheit dessen, was ich oft gehört hatte, daß die Jeziden nämlich freundlich gegen die Fremden gesinnt sind."

Dr. Grant macht glaubhaft, daß die Jeziden ein Rest der Manichäer sind, und daß ihre sogenannte Anbetung des Teufels nur auf einem Mißverständniß des Volkes beruht, das ihre Lehre von der Scheu vor dem Prinzipe des Bösen nicht faßt. Auch Herr Rich spricht eine ähnliche Ansicht aus; er erklärt, daß die Jeziden nur in dem Sinne dem Satan eine Art Ehrfurcht Verehrung zollen, wie die Perser ihrem Ahrimansche einst gezollt; daß sie jedoch in intellektueller und moralischer Hinsicht höher zu stellen seyen, als die umwohnenden Stämme. Als Dr. Grant zu den Kurdischen Gebirgen kam, stieß er auf mehrere Plätze, die den herrlichsten Anblick gewährten und die durch ihren Gegensatz zu den eben von den Kurden und Türken verheerten Gefilden doppelt reizend wurden.

„Gegen drei Uhr Nachmittags gelangten wir in die kleine romantischer Stadt Akra, welche von Gärten und Fruchthainen dicht umschlossen liegt, die auch im Osten an Anmuth, Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit unübertroffen sind. Schon eine Meile vor der Stadt lief unser Weg unter Lauben von Granatäpfeln hin, deren goldene und brennendrothe Früchte gegen das trübe Grün der Olive wunderbar abstachen und die mit den mehr üppigen, aber niedrigen Feigen, mit Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen und Kirschen vermischt waren, während die anspruchslosere Brombeere uns den Weg verengte und ihre Früchte emporstreckte, daß ich, auf dem Sattel sitzend, sie brechen konnte. Es war die erste Frucht der Art, die ich sah, seit ich das Vaterland verlassen hatte, und ich begrüßte sie wie einen Freund meiner Jugendtage, voll süßer Erinnerungen an die theure Heimat."

Der Pascha von Akra nahm seinen Gast mit großer Freundlichkeit auf, die vielleicht zum Theil nur seinen medizinischen Kenntnissen galt. Ein unbedeutendes Ereigniß, das sich während ihrer ersten Zusammenkunft zutrug, wirft einiges Licht auf das Erziehungssystem der Kurden:

„Ein kleiner netter Knabe des Pascha, kaum acht Jahr alt, trat mit lachendem Gesicht ein, indem er einen großen Granatapfel in der Hand hielt, den er zum Ziel gewählt und mit der Kugel seiner Büchse durchbohrt hatte. Alsbald bestimmte der Fürst dem jungen Schützen ein passendes Geschenk und war sichtlich erfreut über die Fortschritte, die sein Sohn in dem wesentlichsten Gegenstande der Kurdischen Erziehung machte."

Wäre Dr. Grant den Warnungen der freien Stämme der Nestorianer gefolgt, so hätte er nicht weiter als bis Akra vordringen dürfen; auch sein Freund, der Pascha, rieth ihm von einer fernern Reise ab, indem er ihm nur an den Küstenländern für seine Sicherheit bürgen könne, „doch die Ungläubigen (die Christen) in den Gebirgen erkennen weder Pascha noch König an, sondern bei ihnen ist fast unvenklichen Jahren Jeder sein eigener König gewesen." Gleichwohl legte Grant sein Reise fort, und obgleich er bald beim Eintritt in die Gebirge einem Tumult beiwohnte, bei seinen Führer so erschreckte, daß er denselben entlassen mußte, sobald er das Haus des Bischofs erreicht hatte, so verschaffte ihm dennoch ein glücklicher Zufall eine günstige Aufnahme bei den Bergbewohnern:

„Der einzige Mensch, den ich je von diesem getrennt lebenden Volksstamm gesehen hatte, war ein junger Nestorianer, der ungefähr ein Jahr zuvor völlig blind zu mir gekommen war. Er sprach, er habe nie das Tageslicht zu sehen gehofft, bis mein Name in seine Gegend gedrungen sey und man ihm erzählt habe, ich könne das Gesicht wiedergeben. Mit bewundernswerther Ausdauer war er von Dorf zu Dorf gegangen, indem er stets Jemand zu bekommen suchte, der ihn an der Hand weiter führte, bis er nach Verlauf von fünf bis sechs Wochen mich fand; ich sah ihm den Staar, und er kehrte sehend zurück. Kaum war ich nun in sein Dorf in der Gegend getreten, so kam dieser junge Mann, der von meinem Herannahen gehört hatte, brachte mir, als Zeichen seiner Dankbarkeit, Honig zum Geschenk und erwarb mir das Zutrauen und die Freundschaft seines Volkes."

Der Sonntag wird hier auf sehr eigenthümliche Weise gefeiert: „Ein kleines Stück Brett wurde schnell hinter einander mit einem Hammer geschlagen, um die Dorfbewohner mit Sonnenaufgang in die Kirche zu rufen. Beim Eintritt in diese zog Jeder seine Schuhe aus, bezeigte seine Ehrfurcht vor dem Heiligthume Gottes dadurch, daß er die Thürpfosten oder die Schwelle küßte, und ging hierauf dazu über, gleicherweise das auf dem Altar liegende Evangelium, das Kreuz und die Hand des Priesters zu küssen. Man feierte gerade das heilige Abendmahl, und das einfache Ceremonial der Nestorianer schien unserem Reisenden so anziehend, daß auch er kommunigirte. Folgende Bemerkungen geben eine günstige Ansicht von dem religiösen Treiben des Volkes:

„Am Abende fand sich ein Theil des Volkes wiederum zum Gebet in der Kirche ein, und Morgen- und Abend-Andachten werden die ganze Woche hindurch abgehalten. Doch verschieden von dem, was ich vorher im Often gesehen habe, verrichten Manche ihre Andacht in ihrer eigenen Wohnung; auch hier küssen sie ein kleines hölzernes Kreuz, welches an einer Pfoste vor ihren hängt, vor dem Gebet, allein diese Gewohnheit ist nur als eine einfache Ausdrucksweise der Liebe zu Christo und des Glaubens an seinen Tod und seine Erlösung anzusehen; das Kreuz selbst ist in keiner Weise Gegenstand ihrer religiösen Verehrung."

In politischer Hinsicht scheint ihre Verfassung der alten Israelitischen Theokratie nahe zu stehen:

„Die höchste bürgerliche und kirchliche Gewalt über die freien Stämme behauptet der Patriarch, welcher in dieser Beziehung ungefähr denselben Einfluß auf sein Volk übt, der bei den alten Hebräern in den Händen des hohen Priesters war, und ihre Regierungs-

Digitized by Google

form bietet eine schlagende Analogie zu der ursprünglichen Theokratie. Noch finden die Versammlungen der Aeltesten statt, doch ohne große Ceremonien; und die Blutrache kommt noch heute bei den Hauptverbrechen in Anwendung, wobei der Schuldige, wie in den alten Staaten, durch Flucht in die Kirche gesichert wird. Auflösung nicht blos aus der Gemeinschaft der Kirche, sondern aus der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, ist eine gewöhnliche Form harter Bestrafung, die vom Patriarchen verhängt und vom Volke sehr gefürchtet wird. Selbst Männer des höchsten Ansehens, die in diesen Bann verfallen, sterben vergeblich mit dem Volke in Verbindung zu bleiben."

Hierauf werden einige Anekdoten mitgetheilt, die das hohe Ehrgefühl des Volkes beweisen und die Grausamkeit, mit der sie Blut um Blut fordern. Ein Ereignis der Art berandte eine Familie, die Grant sehr gebildet und gastfrei fand, zweier hoffnungsvollen Knaben:

„Einer dieser Buben wollte in der Abwesenheit seiner Väter, welche Brüder waren, einen hohen Baum fällen. Sein Vetter verbot es ihm, mit der Bemerkung, daß der Baum seinem Vater gehöre. Der Erste beharrte auf seinem Vorsatz; da holte der Zweite sein Gewehr und streckte ihn todt zu Boden. Ein unauslöschlicher Schandfleck hatte nun an der Familie des ermordeten Knaben geklebt, wenn derselbe nicht durch die Blutrache, der langgewohnten Sitte gemäß, getilgt worden wäre; der beraubte Vater, dem die Blutrache zustand, mußte demnach seinen Neffen todtschießen, und diese wurden vor dem nächsten Sonnenaufgang in einem Grabe bestattet."

Der Patriarch der Nestorianer scheint diesen hohen Amtes würdig zu seyn; Grant blieb fünf Wochen bei ihm und hatte oft Gelegenheit, die Weisheit und Geduld zu bewundern, die er bei der Erhaltung der Ruhe zwischen den verschiedenen Stämmen seiner beisbültigen Gebirgsbewohner und den Kurden, die umher wohnen, bewies. Sie hatte er, während der Zeit, daß sich diese mit ihm aufhielt, über zwei Kurden zu richten, die man gefangen genommen hatte und die einem Stamme angehörten, der kurz zuvor zwei Nestorianer getödtet hatte. Sie waren unschuldig an dem Morde, und dennoch, insofern sie dem schuldigen Stamme zugehörten, wurde es dem Patriarchen schwer, einen Vorwand zu ihrer Erhaltung zu ersinnen. Er erklärte, da das Volk die gefangenen Kurden in seine eigenen Verhandlungen geführt habe, so seyen diese gewissermaßen des Volkes Gäste gewesen; man müsse somit ihr Leben schonen, doch könne man ein Lösegeld nehmen.

So hat Dr. Grant das Vorurtheil, daß es unmöglich sey, seine Gegenden zu bereisen, durch die That widerlegt. Jedenfalls ist allein in den Diensten, die er als Arzt Hohen und Niederen leistete, der Grund seiner Erhaltung zu suchen; in überhaupt das Verfahren der Amerikaner, Aerzte zu dergleichen Bereisungen zu gebrauchen, fortdauernd den besten Erfolg hat. Doch eben deshalb scheint uns auch für Europa die Frage der Beachtung werth zu seyn, ob man nicht diesenigen, die man in entlegene und unkultivirte Länder schickt, in den Elementen der Medizin unterrichten sollte.

Frankreich.

Ein Besuch in la Trappe.

(Fortsetzung.)

Das Reglement in Bezug auf die Erkrankten im Kloster la Trappe ist außerordentlich streng. Vor Allem soll der Kranke sein Leiden verbergen. Er muß nicht blos sagen: „Mein Schmerz, Du bist kein Uebel", sondern er muß auch sagen: „Ich segne Dich Schmerz, denn Du bist eine Wohlthat." Er darf nie ändern, daß er Fleisch zu essen wünscht, denn der Genuß desselben ist wohl zuweilen gestattet, aber nicht der Wunsch. An Konstituren und Süßigkeiten ist gar nicht zu denken. Der Kranke darf nicht das geringste Zeichen des Widerwillens gegen eine Arznei äußern; eben so wenig ist es ihm erlaubt, sich nach der Mischung der Arznei, nach seinem Gesundheitszustande oder nach den Fortschritten der Krankheit zu erkundigen. Was hätte es auch für einen Zweck? In la Trappe kömmt der Tod Niemanden unerwartet. Der Arzt kündigt selbst dem Kranken an, daß seine letzte Stunde geschlagen hat. Er muß ja das Gewand und die Kutte anlegen, die ihm als Leichentuch dient. Er wird in im Gleiche seiner Brüder auf den Strohhaufen getragen, wo das erfterbende Leben noch einmal aufflammt, um den Todtengesang zu singen.

Das Schlafzimmer, welches wir hierauf besuchten, ist in eine große Anzahl von Zellen abgetheilt. Sonst schliefen alle Brüder auf dem nackten Fußboden; jetzt ist die Regel etwas milder geworden und der Gebrauch einer Matratze gestattet. Der Trappist schläft angekleidet, weil er beim ersten Läuten der Glocke bereit seyn muß. In dem Schlafzimmer fällt weiter nichts auf als ein durchdringender Geruch von Wolle, die in Schweiß getränkt ist. Dieser Geruch ist freilich fast überall verbreitet; der Trappist lebt und stirbt in der Wolle.

Es war nun noch der Saal des Kapitels übrig; er hatte, eben so wenig wie die Nebenlinsen, die ich schon besucht, etwas Auszeichnetes. In la Trappe entstehen die Cermonien keinen Glanz von den Cerieren, an denen es nicht fehlt. Der Saal des geschlossenen Mauern bleibt keine Spur derselben zurück, in diesen stummen Wänden klingt auch nicht das leiseste Echo nach. Dennoch giebt es eine Stunde des Tages, wo der Kapitel-Saal der Schauplatz einer der dramatischsten Scenen des Klosterlebens ist. Alle Mönche sind versammelt, die Ordensregeln werden laut vorgelesen. — Habt Ihr sie alle getreulich beobachtet, meine Brüder? — Nun muß jeder sich selbst befragen, muß seinen Bruder befragen, muß sich oder seinen Bruder angeben, wenn er oder sein Bruder fraftbar ist. Unter diesen Anklagen darf indeß die christliche Liebe nicht leiden; der Ankläger muß sich gedehmüthigter fühlen als der Angeklagte, der ihm zu Dank verpflichtet ist. Denn nicht um seinen Bruder zu verletzen, proklamirt man ihn, sagt die Regel, sondern um ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen. Uebrigens sind die Verstöße gegen die Disziplin die einzigen, welche proklamirt werden; alle andere fehler werden zwischen Gott, dem Beichtvater und dem Gewissen ausgemacht.

Was hatte ich nun gelernt durch den Anblick der vier Wände, welche die Kranken-Anstalt, das Wärmzimmer und das Kapitel bieten, und in denen Niemand krank war, Niemand sich wärmte, Niemand proklamirt wurde? Gott es aber nicht so mit allen wunderbaren Einrichtungen, deren Sinn man nicht gesehen haben, so, daß sie bei näherer Betrachtung zusammenschrumpfen?

Wir waren in den Garten zurückgekehrt und wollten in die zum Kloster gehörigen Felder einen Ausflug machen, als ich den Prior am Fenster stehen sah. Es schien mir, als ob er mich rufe, und ich begab mich zu ihm. Ich fand ihn liebenswürdig, wie er mir gleich anfangs erschienen war. Er saß an einem kleinen, mit Papieren bedeckten Tische, und hatte sich durch Briefe und in religiöse Journal erhalten. Wir blieben einige Augenblicke allein; das Gespräch fiel auf die politischen Ereignisse, denen er keine besondere Theilnahme abzugewinnen schien. Obgleich er sicherlich in seinen Ueberzeugungen unerschütterlich war, so schien er doch weit von jener Unduldsamkeit entfernt. Der Trappist ist indeß nur Trappist, wenn er auch nicht einmal mit seinen Gedanken über die Mauern des Klosters hinausgeht. Der Trappist ist Christ nach seiner Weise und auf seine Gefahr. Indem er sich von der Welt abschließt, behält er es sich zwar vor, für seinen Mitbruder zu beten, aber nicht, ihn zu bekehren. Zwei oder drei andere Mönche schienen eben so milde Gesinnungen zu hegen wie der Prior. Sie ließen keine Mißstimmung gegen die Juli-Revolution, keine Sehnsucht nach der Vergangenheit blicken. Sachen erzählten sie mir von der nächtlichen Hausschung, welche einige Tage nach der Vertreibung Karl's X. bei ihnen vorgenommen worden war. Sie sollten Pulver, Säbel, Flinten, Kanonen und Gott weiß was noch ausliefern; sie beklagten sich nicht, aber sie lachten so herzlich darüber, wie vielleicht nie in la Trappe gelacht worden ist.

Es war unterdeß ziemlich spät geworden; der Prior und mein Magen erinnerten mich daran, daß ich noch nicht gespeist habe. Ich begab mich also in mein Zimmer, wo ich ein recht einladendes Mahl fand, bestehend aus Eiern, gut zubereitetem Gemüse, ausgezeichneten Früchten, rothem und weißem Weine; das Fleisch war von meiner Tafel ausgeschlossen. Ich aß mit herzlichem Appetit und unterhielt mich mit dem Hausmeister, der sich an meinen Tisch gesetzt hatte, und mit dem Kalendruher, der hinter mir stand und meinen Worten lauschte. Obgleich dieser die Welt schon lange haben mochte, mit seinen Worten zu zeigen, so konnte er nicht umhin, meine Fragen zu beantworten, und als das Eis einmal gebrochen war, kam er ihnen sogar zuvor. Seine Erziehung war etwas vernachlässigt, denn er war vor seinem Eintritt ins Kloster Dorfschneider gewesen. Dennoch drückte er sich ganz angemessen aus. Ich hörte ihm gern zu. Es ist eine Tugend der Mönche, aber den neugierigen Weltleuten ein mit ihrer Gastfreundschaft verknüpftes Uebelstand, daß sie die Strenge der Regel nicht zeigen. Man muß sie befragen, um zu erfahren, welche Gründe sie zum Eintritt ins Kloster veranlaßt haben, und wie ihnen dieses Leben bekömmt. Es schien mir übrigens, als ob man meine Frage nicht unbescheiden fande. „Ist man die Thür dieses Hauses einmal überschritten?" sagte der junge Pater zu mir, „so ist es nicht etwa die Kälte des Winters, so sind es nicht die schlaflosen Nächte, die geschmacklosen Mahlzeiten, die freudenleeren Tage, gegen welche man sich mit Muth wappnen muß: Bieder Soldat erträge nicht größere Entbehrungen? Aber das Schwere ist die Selbstentsagung, ist das gänzliche Aufgeben seiner Individualität. Der Körper, das Fleisch werden mit dem ersten Schlage getödtet, aber die Empörung des unsertten Ich ist nicht so leicht zu überwinden: denn es ist Tage hindurch, ja Jahre lang, so wichtet es sich wieder wieder auf. Die Regel mag bestehen, was sie will, sie hat immer Recht. Wenn sie befiehlt, den Samen auf hartem Steine auszustreuen, so muß die Hand ihn ausstreuen und der Geist glauben, daß er aufgehen wird."

Als ich dem jungen Bruder zuhörte und ihn so ergeben sah, fragte ich mich, ob der Spruch, der an den Mauern des Klosters zu lesen ist, „Ich bin ist hart, aber zu leben, aber süß, hier zu sterben", wohl seine vollkommene Wahrheit hätte, und ob nicht wenigstens während der schönen Jahreszeit dieses eben so leicht sey wie jenes. Aber, sagte ich zu mir selbst, habe ich das Geheimniß aller Herzen auf den Gesichtern von drei oder vier Mönchen gelesen, welche die Pflichten der Gastfreundschaft mit mir in Beziehung gebracht haben? Werde ich unter denjenigen, welche ich gesehen habe, wohl haben werde, die mir keinen Blick zuwerfen werden, dieselbe Ergebung ins Schweigen überhoben. Sie sind, wenn sie auch den Freuden der Erde entsagt haben, doch der Welt noch nicht ganz abgestorben.

Bald erfuhr ich indeß, daß die Verrichtungen, welche ich sie verleben sah, nur einen kleinen Theil ihrer Pflichten bilden. Diese Aemter werden nur auf kurze Zeit übertragen, und fast an Jeden kömmt die Reihe. Sie würden mir Alle so erschienen seyn, wie diejenigen, welche der Zufall mir nahe gebracht hatte. Der Umgang mit den Kenten der Welt müßte, da er jeden Augenblick abgebrochen werden kann, neue schmerzliche Kämpfe veranlassen, wenn er den Trappisten nicht als eine Art Verpflichtung auferlegt würde. Die Mönche gehorchen, als sie mir so wohlwollend entgegenkamen, der Regel und nicht ihrem Gefühle. Morgen legt der Hausmeister sein Amt nieder und kehrt zu einer gesammelten Stimmung und zu unbedingtem Schweigen zurück. Der Fremde, dem er heute zugeschickt hat, kann morgen bei ihm vorübergehen, und er wird ihn nicht ansehen.

Digitized by Google

Das Hauptresultat, das sich aus dem Wechsel der Würden ergiebt, von denen nur eine, die des Abtes, dauernd ist, das ist die Macht und das Ansehen dieses Oberhauptes. Jener kann nach der zweiten Serie streben, und es trifft sich wohl, daß der Portier plötzlich zum Prior erhoben wird und in Abwesenheit des Abtes als unumschränkter Herr schaltet. Aber auf einen Wink des Abtes kehrt er auch wieder in seine Niedrigkeit zurück. Unter dem Abte giebt es keine wirkliche Macht; es herrscht hier die vollkommenste Gleichheit unter dem strengsten Absolutismus. Der Abt ist eine bedeutende Person; er geht auf gleichem Fuße mit Fürsten und Herren; er reist, er spricht, er schreibt, er hat ausgedehnte Verbindungen. Zur Zeit meines Aufenthaltes im Kloster war er abwesend, aber man rühmte seine Frömmigkeit, seinen Eifer und seinen Geist.

Gern hätte ich die Unterhaltung fortgesetzt, aber die Glocke läutete das Mandatum und rief die Mönche ab; ich folgte ihnen. Die Ceremonie des Mandatum findet nur einmal wochentlich statt, Sonnabends. Der Schauplatz derselben ist ein dürftiger Korridor. Zu beiden Seiten sitzen die Mönche. Man fang einige Bruchstücke der Evangelien; dann sah ich die Brüder sich niederbeugen, einen Zipfel ihres Gewandes zurückschlagen und einen nackten Fuß vorstrecken, während am Ende des Korridors zwei Mönche erschienen, von denen der Eine ein Becken, der Andere einen Wasserkrug in der Hand hatte. Das Mandatum bedeutet in der Mönchssprache die Fußwaschung, und die Worte des Evangeliums, die man sang, sind diejenigen, welche auf die Fußwaschung der Apostel durch den Erlöser Bezug haben. Die Sache ging indeß so rasch vor sich, daß man nur an die figürliche Bedeutung der Ceremonie denken konnte. In einer Viertelstunde war Alles abgemacht. Dennoch glaubte ich wahrzunehmen, daß mehrere Laienbrüder sich nur mit Mühe des Schlafes erwehrten. Sie waren vor Sonnenaufgang aufgestanden und hatten den ganzen Tag auf dem Felde gearbeitet. Man kann leichter zum Schlafen kommen. Glücklicherweise geschieht in diesem Punkte der moralischen Unbeweglichkeit nichts, wobei nicht mindestens alle zwanzig Minuten die Stellung geändert würde. Die Kopfe, welche die Müdigkeit gebeugt hatte, mußten sich also bald wieder aufrichten. Bald fand man auf, um in der Kapelle das „Salve Regina" zu singen. Der Prior winkte mir, ihm zu folgen. Diesmal stieg ich nicht auf das Chor, sondern der Abt wies mir einen Platz neben sich an. Als der Gesang beendet war, stand der Abt auf, und alle Brüder folgten ihm zum Kapitel. Auch ich blieb nicht zurück. Nach einem Augenblicke stummen Gebets stieg der Prior einige Stufen empor, streckte die Hand aus und rief, sich der Brust schlagend: „Miserere mei!" In demselben Augenblicke sanken Alle zur Erde nieder, als ob die Worte sie niedergedrückt hätten. Nach einigen Sekunden des Gebets standen sie rasch auf, wie Todte, welche aus ihren Gräbern emporsteigen, und empfingen aus den Händen des Abtes das Weihwasser, das ihren Schlaf reinigen und heiligen soll. -

Damit ist das Tagewerk des Trappisten beendet; er begiebt sich nun in den Schlafsaal und legt sich nieder.

Als ich nach meinem Zimmer ging, sah ich den Prior und den Hausmeister uns folgen. Sie verfammelten sich daraus, mich nach meinem Bette zu geleiten. Keiner von ihnen erkundigte sich nach dem Eindrucke, welchen die Ceremonien auf mich gemacht, deren Zeuge ich gewesen; ich glaube aber, daß es ihnen nicht unangenehm war, als ich ihnen sagte, daß das „Salve Regina" vortrefflich ausgeführt worden sey. Der Laienbruder war vor mir ins Zimmer getreten; er fragte mich, ob ich ihm keine Befehle zu geben habe; ich bat ihn, mir zu dem nächtlichen Gottesdienst zu wecken; er versprach es und entfernte sich. Ich lud weder den Prior noch den Hausmeister zum Sitzen ein, weil ich ihnen einige Minuten ihres schon so kurzen Schlafes zu rauben fürchtete; aber es entspann sich doch alsbald eine Unterhaltung zwischen uns, zu der, wunderbarer Weise, die Jagd das Thema lieferte. Die Gegend um das Kloster war sehr wildreich, und der Prior bemerkte mir, daß, wenn das Getränke gefchnitten würde, man viele Hasen und Rebhühner aufsage. „Wenn Sie Lust haben" — — rief ich aus. Und schon war ich im Begriff, dem Prior eine Zigarre anzubieten und zu einer Jagdpartie für den nächsten Morgen aufzufordern; mein Blick fiel noch zu rechter Zeit auf sein weites Gewand. „Schon schläft Alles", sagte ich zu ihm, „und auch Sie, mein Vater, werden mich wohl verlassen müssen." — Er zögerte. — „Ich werde noch glauben", fügte ich hinzu, „daß Sie einiges Vergnügen an der Gesellschaft Ihres Gastes finden, und auch das verbietet Ihnen die Regel."

Der Prior erhob die Augen zum Himmel mit einem unaussprechlichen Ausdrucke; aber der Hausmeister nichte mir auf eine hoch naive Weise zu. Ueberhaupt, je länger ich diesen betrachtete, seine rohige Gestalt, seine Züge, welche keine Lebensfreude durchdrungen hatte, desto weniger faßte ich, was ihn nach la Trappe geführt haben mochte.

Ich war allein. Obgleich ich zwei Stunden nach Mitternacht geweckt werden sollte, legte ich mich doch nicht nieder; ich stand am Fenster und schaute in die schöne Augustnacht hinaus. Die Ruhe des Klosters war in mein Herz gedrungen, und es stieg in mir der Gedanke auf, an den Reft meiner Tage in diesem Hause zuzubringen. Wie unglücklich würde ich aber gewesen seyn, wenn man mich beim Worte gefaßt hätte! Es ist gewiß keine Kleinigkeit, Trappist zu bleiben; der gute Wille genügt nicht dazu, sondern es bedarf auch der strengen Regel, und diese kann nicht streng genug seyn, wenn nicht alle Bande der Zucht reißen sollen, wie es einst geschehen ist. Ja, auch diese heiligen Mauern sind der Schauplatz der Sittenlosigkeit gewesen.

Das Kloster la Trappe, welches 1140 von Rotron II., Grafen von Perche, gegründet wurde, ging im 15ten Jahrhundert seinem Verfall entgegen. Im 17ten Jahrhundert hatte die Sittenlosigkeit den höchsten Grad erreicht, und die Väter führten das ausgelassenste Leben. Armand Jean Le Bouthillier von Rancé war Abt von la Trappe; da er aber selbst jagte, spielte und sich amüsirte, so ließ er drei Jagden halten. Eines Tages aber — es war am Todtenbette Gaston's, Herzogs von Orleans — ging er in sich; er setzte sich auf die Post und langte plötzlich mit einem Reformplane in la Trappe an. Der Pförtner, der etwas benebelt war, ließ ihn eine Weile warten. Rancé senkte das Haupt, aber er schalt nicht, denn er war auf Schlimmeres gefaßt. Die Väter waren auf der Jagd; Rancé seufzte, aber sie hätten noch etwas Schlimmeres thun können. Im Refektorium fand er verbrochene Flaschen, Ueberreste von Speisen und andere Zeichen, welche auf eine wüste Orgie hindeuteten. Rancé wendete die Augen ab, aber es hätte noch ärger kommen können, und er war auf das Schlimmste gefaßt. Es verstieht sich von selbst, daß der Garten wüst lag; man arbeitete eben so wenig, wie man betete. An Arbeit für einen Reformator fehlte es also nicht.

(Schluß folgt.)

Die Friedens-Marseillaise von Lamartine.

Alphons von Lamartine hat aus seinem Tibur in Saint-Point, wohin er, um das liebliche Pfingstfest zu genießen, aus den dumpfen Sälen der Deputirten-Kammer sich geflüchtet, eine Ode an Nikolaus Becker, als Antwort auf dessen Rheinlied, gerichtet. Auf die einfachen, anspruchslosen und gerade darum von so mächtiger Wirkung gewesenen sieben vierzeiligen Verse des jungen Rheinländers antwortet der Französischen Akademiker durch dreimal sieben Strophen voll pompöser Worte und Bilder und im stolzen Rhythmus seiner berühmten Meditationen. Wir wollten es versuchen, von diesen Strophen eine Deutsche Uebersetzung zu geben, aber unser Versuch ist an der Unwahrheit der Gedanken, an der Gespreiztheit des Ausdrucks so gescheitert, daß wir nicht damit hervorzutreten wagen. Schon in den ersten Zeilen ist eine Unwahrheit enthalten, die sich in Deutscher Sprache kaum wiederholen läßt:

„Ströme zwischen deinen breiten Ufern stolz und frei,
Rhein, des Abendlandes Ruf! der Völker Scheide!"

Des Abendlandes Ruf! Was hat unser fröhlicher grüner Rhein, an dessen fruchtbaren Ufern unsere Reben wachsen und dessen kurzer Lauf von der Schweiz bis Holland in drei Tagereisen zu verfolgen, mit dem geheimnißvollen dunkeln Nil gemein, dessen Wasser seit Jahrtausenden aus ungekannten Quellen, durch unendliche Wüsten, am Fuße der Pyramiden strömen, um endlich die Felder Aegyptens zu bewässern, die ohne ihn verschmachten würden! Und kann wohl der Rhein in der „Friedens-Marseillaise", in der Aufforderung-Ode der beiden Nachbarvölker, sogar „Scheide der Nationen" genannt. Das ist kein Fortschritt, denn wenn Herr von Lamartine noch nicht weiß, daß der Rhein nicht Deutschlands Gränze, sondern Deutschlands Strom ist, so ist er ja eben noch in den Ideen befangen, die zu dem Rheinliede Becker's den Anlaß gegeben und die er bekanntlich in der Deputirten-Kammer mit gleichem Schwung ausfprach. Gleichwohl ist sein Gedicht als ein Ereignis zu betrachten. Lamartine auf dem Parnaß ist bei weitem mehr der Vertreter seiner Nation, als Lamartine auf der politischen Rednerbühne. Wir geben hier daher sein Gedicht vollständig im Originale wieder und zweifeln nicht, daß, bei aller Fehlerhaftigkeit der Bilder und der Gedanken, doch sein Hauptgedanke: die gegenseitige Anerkennung und Achtung Frankreichs und Deutschlands, auch diesseits freudig aufgenommen werden wird:

Roule, libre et superbe entre tes larges rives,
Rhin! Nil de l'Occident! coupe des nations!
Et des peuples assis qui boivent tes eaux vives
Emporte les défis et les ambitions!

Il ne tachera plus le cristal de ton onde,
Le sang rouge du Franc, le sang bleu du Germain;
Ils ne crouleront plus sous le caisson qui gronde,
Ces ponts qu'un peuple à l'autre étend comme une main!
Les bombes, et l'obus, arc-en-ciel des batailles,
Ne viendront plus s'éteindre en sifflant sur tes bords;
L'enfant ne verra plus, dans tes eaux ensanglantées,
Flotter ces poitrails blonds qui perdent leurs entrailles,
Ni sortir des flots ces bras morts!

Roule libre et limpide en répétant l'image
Des vieux forts verdis sous leurs lierres épais,
Qui frouent tes rochers, comme un dernier nuage
Fronce encor les sourcils sur un visage en paix.

Ces navires vivans dont la vapeur et l'ame
Déploiront sur ton cours la crinière du feu;
L'écume à coups pressée jaillira sous la rame,
La fumée en courant léchera ton ciel bleu.
Le chant des passagers, que ton doux roulis berce,
Des sept langues d'Europe étourdira ces flots,
Les uns tendant leurs mains avides de commerce,
Les autres allant voir aux monts où Dieu te verse
Dans quel nid le fleuve est éclos?

Roule libre et béni! Ce Dieu qui fond la voûte
Où la coupe du gland pourrait te contenir,
Ne grossit pas ainsi ta merveilleuse goutte
Pour diviser ses fils, mais pour les réunir!

Pourquoi nous disputer la montagne ou la plaine?
Notre tente est légère, un vent va l'enlever;

Digitized by Google

La table où nous rompons le pain est encor pleine,
Que la mort, par nos noms, nous dit de nous lever!
Quand le sillon finit, le soc le multiplie;
Aucun œil du soleil ne tarit les rayons;
Sous le flot des épis la terre inculte plie;
Le linceul, pour couvrir la race ensevelie,
Manque-t-il donc aux nations?

Roule libre et splendide à travers nos ruines,
Fleuve d'Arminius, du Gaulois, du Germain!
Charlemagne et César, campés sur tes collines,
T'ont bu sans l'épuiser dans le creux de leur main!

Et pourquoi nous haïr et mettre entre les races
Ces bornes ou ces eaux qu'abhorre l'œil de Dieu?
De frontières au ciel voyons-nous quelques traces?
Sa voûte a-t-elle un mur, une borne, un milieu?
Nations! mot pompeux pour dire barbarie!
L'amour s'arrête-t-il où s'arrêtent vos pas?
Déchirez ces drapeaux; une autre voix vous crie:
L'égoïsme et la haine ont seul une patrie,
La fraternité n'en a pas!

Roule libre et royal entre nous tous, ô fleuve!
Et ne t'informe pas, dans ton cours fécondant,
Si ceux que ton flot porte, ou que ton urne abreuve,
Regardent sur tes bords l'aurore ou l'occident!

Ce ne sont plus des mers, des degrés, des rivières,
Qui bornent l'héritage entre l'humanité;
Les bornes des esprits sont leurs seules frontières,
Le monde en s'éclairant s'élève à l'unité.
Ma patrie est partout où rayonne la France,
Où sa langue répand ses décrets obéis!
Chacun est du climat où son intelligence,
Je suis concitoyen de toute ame qui pense:
La vérité, c'est mon pays!

Roule libre et paisible entre ces fortes races
Dont ton flot frémissant trempa l'ame et l'acier,
Et que leur vieux courroux, dans le lit que tu traces,
Fonde au soleil du siècle avec l'eau du glacier!

Vivent les nobles fils de la grave Allemagne!
Le sang-froid de leurs fronts couvre un foyer ardent;
Chevaliers tombés rois des mains de Charlemagne,
Leurs chefs sont les Nestors des conseils d'Occident!
Leur langue a les grands plis du manteau d'une reine,
La pensée y descend dans un sage profond,
Leur cœur sûr est semblable au puits de la syrène.
Où tout ce que l'on jette, amour, bienfait ou haine,
Ne remonte jamais du fond.

Roule libre et fidèle entre tes nobles arches,
O fleuve féodal calme, mais indompté!
Verdis le sceptre aimé de tes rois patriarches;
Le joug que l'on choisit est encor liberté!

Et vivent ces essaims de la ruche de France,
Avant-garde de Dieu, qui devancent ses pas!
Comme des voyageurs qui vivent d'espérance,
Ils vont semant la terre, et ne moissonnent pas...
Le sol qu'ils ont touché germe fécond et libre;
Ils sauvent sans salaire, ils blessent sans remord;
Fiers enfans, de leur cœur l'impatiente fibre
Est la corde de l'arc où toujours leur main vibre
Pour lancer l'idée ou la mort!

Roule libre, et bénis ces deux sangs dans ta course;
Souviens-toi pour eux tous de la main d'où tu sors:
L'aigle et le lier taureau boivent l'onde à ta source;
Que l'homme approche l'homme, et qu'il boive aux deux bords!

Amis, voyez là-bas! — La terre est grande et plane!
L'Orient délaissé s'y déroule au soleil!
L'espace y lasse en vain la lente caravane,
La solitude y dort son immense sommeil!
Là, des peuples taris ont laissé leurs lits vides;
Là, d'empires poudreux les sillons sont couverts;
Là, comme un stylet d'or, l'ombre des Pyramides
Mesure l'heure morte à des sables livides
Sur le cadran nu des déserts!

Roule libre à ces mers où va mourir l'Euphrate,
Des arbres du globe enlace le réseau,
Rends l'herbe et la toison à cette glèbe ingrate,
Que l'homme soit un peuple et les fleuves une eau!

Débordement armé des nations trop pleines,
Au souffle de l'aurore envoiés les premiers,
Jetons les blonds essaims des familles humaines
Autour des noeuds du cèdre et du trone des palmiers!
Allons, comme Joseph, comme ses onze frères,
Vers les limons du Nil que labourait Apis,
Tromant de leurs sillons les moissons trop légères,
S'en allèrent jadis aux terres étrangères
Et revinrent courbés d'épis!

Roula libre, et descend des Alpes étoilées
L'arbre pyramidal pour nous tailler nos mâts,
Et le chanvre et le lin de tes grasses vallées;
Tes sapins sont les ponts qui joignent les climats!

Allons-y, mais sans perdre un frère dans la marche,
Sans vendre à l'oppresseur un peuple égmissant,
Sans mentirer au retour au dieu du patriarcha,
Au lieu d'un fils qu'il aime, une robe de sang!
Rapportons-en le blé, l'or, la laine la soie,
Avec la liberté, fruit qui germe en tout lieu!
Et rissons de repos, d'alliance et ile joie
L'étendard sympathique où le monde déploie
L'unité, ce blason de Dieu!..

Roula libre et grossis tes ondes printanières
Pour écumer d'ivresse autour de tes roseaux,
Et que les sept couleurs qui teignent nos bannieres,
Arc-en-ciel de la paix, serpentent dans tes eaux!

A. de Lamartine.

Saint-Point, 28 mai 1841.

Mannigfaltiges.

— Victor Hugo in der Akademie. Die Antritts-Rede, die Victor Hugo bei seiner feierlichen Reception in der Französischen Akademie gehalten, erinnert in mancher Beziehung, namentlich was die großen Worte und die kleinen Gedanken betrifft, an das Gedicht seines Kollegen Lamartine. Um Lemercier zu feiern, knüpft Victor Hugo an Napoleon an und hält erst dem Kaiser eine ungeheure Apotheose, bevor er zu dem Dichter und Akademiker übergeht, dessen Lob anzustimmen seine Pflicht für diesen Tag war. Auch er feiert den Frieden, nachdem der Gott des Krieges kürzlich im Invalidem-Dom beigesetzt worden, aber wie Lamartine sieht er in seinen poetischen Illusionen Frankreich auch noch immer da, wo es sich weder durch natürliche noch durch künstliche Gränzen befindet, und wo nur die Französische National-Eitelkeit oder das Bestreben, dieser zu schmeicheln, sich und immer sich selbst wieder erblickt. „Allerdings", so heißt es in der Rede des Herrn Hugo, „sind die materiellen Gränzen Frankreichs gegenwärtig beschränkt; sicherlich sind sie es nicht auf dem ewigen Planiglobus, wo Gott die Flüsse, die Oceane und die Berge zur Gränzlinie gemacht hat; aber wohl auf dieser veränderlich rothe und blau getuschten Karte, welche der Sieg und die Diplomatie alle 20 Jahre ändern. Was liegt daran, wenn die Kongresse, die Koalitionen und die Reactionen ein Frankreich gebildet haben, so haben die Dichter und die Schriftsteller ein unbegrenztes gemacht. Außer ihren sichtbaren Gränzen hat die Nation auch unsichtbare Gränzen, welche erst da aufhören, wo die Sprache derselben nicht mehr gesprochen wird, d. h. an den Gränzen der gebildeten Welt überhaupt."— Wer sollte nicht gern der Macht des Geistes das Recht der Eroberung zugestehen, das der physischen Macht die vorgerückte Europäische Bildung nicht mehr einräumen will? Aber der Geist, der göttlichen Ursprungs ist, hat längst aufgehört, blos eines auserwählten Volkes Theil zu seyn, und da, wo er stolz sich überhebt, möchten wir am allerwenigsten seine Macht erblicken. Hören wir, was Victor Hugo hinzufügt, um seinem Vaterlande auf dem Felde des Geistes die Oberherrschaft zu zindiciren, die es auf dem Felde der Schlachten nicht mehr besitzt. „Frankreich", sagt er, „hält noch immer die Fackel der Nationen; diese Epoche ist groß; — ich, der ich nichts bin, ich habe das Recht, es zu sagen; — sie ist groß durch die Wissenschaft, groß durch die Industrie, groß durch die Beredsamkeit, groß durch die Poesie und die Kunst. Die Männer der neuen Generation, diese Gerechtigkeit soll ihnen wenigstens der Geringste und Letzte unter ihnen widerfahren lassen, haben das Werk ihrer Väter muthvoll fortgesetzt. Seit dem Tode des großen Goethe ist der Deutsche Gedanke in den Schatten getreten, seit dem Tode Byron's und Walter Scott's ist die Englische Poesie erloschen; zu dieser Stunde giebt es auf der ganzen Erde nur eine flammende, lebende Literatur. Es ist die Französische Literatur. Von Petersburg bis Cadix, von Kalkutta bis New-York sieht man nur noch Französische Bücher. An ihnen begeistert sich die Welt, von ihnen lebt Belgien. Auf der ganzen Fläche der drei Kontinente ist, wo ein Ider keimt, diese durch ein Französisches Buch ausgestreut worden. Heil darum den Arbeiten der jungen Generationen!" — Der neue Akademiker ist gütig genug, unsern Goethe den „großen Goethe" zu nennen, uhd das haben wir gewiß als ein außerordentliches Zugeständniß des ersten Repräsentanten der jungen Generationen Frankreichs anzuerkennen. Aber damit hat es auch ein Ende! Weder Deutschland noch England hat jetzt etwas aufzuweisen, was einem „Hernani", oder „des Königs Zeitvertreib" (Le Roi s'amuse) oder einer „Lucretia Borgia" gleichzustellen wäre! Mit Recht schreibt ein Deutscher Augenzeuge über die Sitzung, in der diese Rede gehalten wurde: „Eine Nation, die stark ist, brüstet sich nicht; ein Mensch, der Selbstvertrauen und Selbstgefühl hat, spricht nicht bei jeder Gelegenheit von seiner Kraft und seinem Muthe. Je stärker er aber ist, desto ruhiger läßt er in dem Gefühle seiner Kraft dem Nachbar gern Gerechtigkeit widerfahren. Ich glaube an die Zukunft Frankreichs, ich weiß, daß die Franzosen eine große Nation sind, aber einige solcher Sitzungen, wie diese, würden auch den festesten Glauben schwankend machen können."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Montag den 14. Juni 1841.

Dänemark.

Die Dänische Literatur im Jahre 1840.

Die Dänische Literatur hat dem letzten Leipziger Messkatalog zufolge die merkwürdige Erscheinung dargeboten, daß bei zwei Kopenhagener Buchhändlern, Reitzel und Pöst, von einem Jahre mehr Werke verlegt worden sind, als von irgend einer der größten Deutschen Buchhandlungen. Letztere haben wohl einen zwanzigmal größeren Absatzkreis, wenn man den so verbreiteten ausländischen dazu rechnet; denn die Dänische Sprache (Norwegen mitgezählt) sprechen noch nicht 2½ Millionen Menschen. Dies ist gewiß ein in die Augen springendes Zeugniß von der Regsamkeit, welche die Nordischen Literaturen jetzt gewinnen, und wohl auch von der Bedeutung, die ihnen bevorsteht. Dennoch wird ihnen die Anerkennung, welche, wie man sieht, ihnen jetzt schon zukommt, erst spät werden. Es verliert nämlich kaum eine Sprache so viel durch die Uebersetzung, als die Nordischen. Ihr Hauptvorzug besteht darin, daß sie den ursprünglichen Volkssprachen, aus denen sie bestehen *), treuer geblieben sind, als jede andere der modernen Sprachen, und deshalb in Worten und Wendungen auch eine ursprüngliche Lebendigkeit und innigere Naturkindheit besitzen, die beim Uebertragen in eine unserer künstlich gestalteten neuen Schriftsprachen gänzlich modificirt werden muß. So gehen die eigenthümlichen Schönheiten des Ausdrucks offenbar meist verloren. Durch Uebersetzen könnten sie doch aber gegenwärtig nur in verbreitetterem Maße bekannt werden; denn so lange die Anforderungen an Unterricht noch so encyklopädischer Natur bleiben, wie jetzt, so lange auch der weniger fähigen Hälfte nicht blos Latein und Griechisch, sondern so viele andere Wissenschaften, sämmtlich im systematischen Detail aufgepackt, und dadurch die andere fähige Hälfte zugleich zurückgehalten wird, — wie höchst selten wird da Jemand Zeit finden, die er diesen Literaturen widmen könnte. Dies wird erst dann möglich seyn, wenn die Summe des encyklopädischen Wissens gar nicht mehr zu bestreiten und man daher einsehen wird, daß man das allgemein Nothwendige sehr wohl auf ein möglichst kleines Maaß bringen und dadurch eine freiere geistige Bewegung nach Neigung und Beruf in dieser wie in anderen Richtungen eröffnen könnte. Kommen muß dies endlich, wenn auch noch so bald. Die Hauptschwierigkeit liegt wohl nicht an den Lehrern, sondern darin, daß es dem Staat dann sehr schwer fallen wird, ein unparteiliches und gerechtes Examenwesen herzustellen. Letzteres ist jetzt zwar vorhanden, allein die allgemeinen Klagen von Lehrern und Lernenden über unser Unterrichtswesen sind doch mittelbar durch dasselbe erzeugt. Indeß zurück zu unserem Gegenstand.

Die Eingangs angeführte Thatsache berechtigt indeß, daß man wenigstens bereits fragt, wonach eine so bedeutende Literatur sich vorzugsweise beschäftigt, und deshalb will ich nachstehende Uebersicht von ihren hervorragendsten Erzeugnissen aus dem vergangenen Jahre mittheilen. Bemerken muß ich aber im voraus, daß trotz der großen Anzahl herausgekommener Bücher bei weitem überwiegend die Journal-Literatur die Kräfte der Schriftsteller in Anspruch genommen hat; denn diese ist es, die in den letzten Jahren die meiste Theilnahme und Aufmunterung fand, was sowohl im Gehalt als Aussehen der Journale große Verbesserungen hervorgerufen hat. Nur wenige Länder haben, im Verhältniß zu ihrer Größe und Volksmenge, so viele Tages- und Wochenblätter als Dänemark, und dies gilt besonders von den Dänischen Provinzial-Städten. Die wichtigen Fragen, welche den Ständen zur Erwägung vorlagen, so wie der Thronwechsel überhaupt, boten der journalistischen Presse einen vorzüglich reichen Stoff dar. Wir wollen uns nun aber zuerst zu der Bücher-Literatur wenden.

In der Theologie war ein Entwurf zu einem neuen Kirchenritual und Altarbuch (Agende) veröffentlicht worden; vom Könige wurde eine Kommission zur Prüfung dieses Entwurfes niedergesetzt, ihre Verhandlungen am Schluß des Jahres 1840 beendet hat, und man kann also bald den Resultaten entgegensehen. Während des ganzen Jahres aber hatte dieser wichtige Gegenstand die Thätigkeit der Schriftsteller und mannigfache Betrachtungen hervorgerufen; vor Allem zogen Monster's „Erläuterungen" zu jenem Entwurf nicht allein wegen ihrer Gründlichkeit, sondern auch wegen des ernsten Wortes, was er darin gegen die stillstehende Partei in der Kirche aussprach, die Aufmerksamkeit auf sich. Hiernächst fand einen ausgebreiteten Beifall eine scharfsinnige Schrift P. M. Claußen's: „Hauptmoment des neuen Testaments", die auch sogleich von C. Schmidt-Philadelph ins Deutsche übersetzt worden ist; des gelehrten Kirchenhistorikers C. T. Engelstoft: „Geschichte der Liturgie, eine Beleuchtung des religiösen Systems dieses mittelalterlichen Deutschen Philosophen, und endlich Binderbölle's kirchliche Reiseberichte aus Sachsen, Böhmen und Bayern, denen jetzt nächstens die aus Wien folgen werden, worauf man alle Ursache hat, gespannt zu seyn, und wovon ebenfalls eine Deutsche Uebersetzung herauskommt. Eine verdiente Aufnahme ist auch Hjort's herrlicher Sammlung geistlicher Lieder zu Theil geworden. Sie zeichnet sich dadurch vor Deutschen aus, daß die modernen ersten Dichter des Volkes fast sämmtlich sehr reichlich beigesteuert haben, Oehlenschläger, Ingemann, Blicher, Grundtvig, Wolhaven, Hauch, von Letzterem auch sehr schöne Uebersetzungen Max Schenkendorfscher Lieder; östlich aber und mit einem poetischen Feuer, wie ich sie in keinem Gesangbuch einer anderen Sprache gefunden, sind die Lieder des Bischofs Kingo aus dem Ende des 18ten und dem Anfang des vorigen Jahrhunderts; auch eins von Gustav Adolf und mehrere von Luther.

In der Gesetzkunde ist Rosenvinges Kirchenrecht und seine neue Ausgabe „geistlicher Rettspin" beendet; C. C. Herz höchst verdienstvolle „Bemerkungen zu Christian des Fünften Gesetz" (dem Dänischen allgemeinen Landesrechte) sind bis zum 4ten Buche vorgerückt und Bangs und Larsens „Projekt" fortgesetzt. Am meisten hat aber die allgemeine Aufmerksamkeit sich solchen Arbeiten zugewandt, die Gegenstände des administrativen Rechtes behandelten, und darunter vorzüglich Sponneck's Werk über Zollwesen im Allgemeinen und das Dänische Zollwesen insonderheit, welches auch bereits im Auslande Beifall gewonnen hat. Das Dänische Steuerwesen ist von Brink-Seidelin und Steenfeldt und Zunftwesen und Nahrungsfreiheit von Bergsöe und D. Müller beleuchtet worden. Hierüber noch Einiges bei der statistischen und der Journal-Literatur.

In der Heilkunde ist hervorzuheben die Fortsetzung der Physiologie von Eschricht, von welchem Gelehrten die Berliner Akademie zuweilen interessante Untersuchungen mittheilt, und das von Ulcall mit großer Sorgfalt ausgearbeitete „Handbuch der Gesundheits-Polizei", eine von der Gesellschaft Philiatrie hervorgerufene Preisschrift, die ein gehäftes Bedürfniß erfüllt. Ferner ist die von der Gesundheits-Polizei veranlaßte, mit vielem Fleiß ausgearbeitete Schrift von Bremer: „das Medizinal-Personal und die Medizinal-Anstalten in Dänemark" von Werth. Dr. Lepp hat eine gründliche Abhandlung über Perforation und Kaiserschnitt herausgegeben; Jungers Dissertation: Quid faciant aetas annique tempus ad morborum frequentiam, ist auch in statistischer Hinsicht interessant. Endlich kam auch im Jahre 1840 die viele Jahre hindurch vorbandelte neue Pharmacopoea Danica heraus, die verschiedene Kritiken und Anklitikten veranlaßte. Unter den Gelegenheitsschriften zeichnet sich Etatsrath O. Bangs ausführlicher Bericht und Beschreibung des Königl. Frederiks-Hospitals, der großartigsten unter den vielen ähnlichen Anstalten, um welcher willen Kopenhagen im Rufe steht, aus; und noch mehr Beifall hat desselben Schriftstellers „kurze Krankendiätetik" gewonnen, die dreimal im Laufe des Jahres ausgelegt werden mußte. Sowohl von fremden medizinischen, als chirurgischen Schriften kamen viele Uebersetzungen heraus.

Die philologische und überhaupt linguistische Literatur hat auch keinen geringen Zuwachs erhalten. Als eine vortreffliche Arbeit müssen Wesenberg's Emendationes in Ciceronis epistolas erwähnt werden. Unter den Uebersetzungen alter Klassiker, einer ähnlichen, wie unsere Deutschen, zeichnet sich der Euripides von Heiberg durch vorzüglichen Prof. C. W. Smith's Uebersetzungen Kunstwerk aus, daß sie bereits in demselben Jahre die 2te Auflage erlebte; für ein solches Buch gewiß etwas Außergewöhnliches. Der als Griechischer Literator bekannte Dr. Lange hat den Anfang einer „allgemeinen Grammatik" herausgegeben. Auch die Behandlung der neueren Sprachen ist nicht unbedeutend gewesen. Prof. Meiling hat eine Spanische Grammatik und Chrestomathie herausgegeben; Garbor, Zuren u. M. Wörterbücher über die Englischen und Französischen See-Termini. Borring hat ein ausführliches Französisch-Dänisches und Dänisch-Französisches Lexikon begonnen, in welchem die letzten Veränderungen beider Sprachen sorgfältig

*) Der Gothischen, von der aber nur Ulfila's Uebersetzung des neuen Testamentes noch vorhanden, und der altnordischen oder Islandischen, deren Literatur bekanntlich reich ist.

Digitized by Google

wahrgenommen sind. Bei Anlaß dieser Arbeit muß man den Mangel eines von einer eben so tüchtigen Hand ausgearbeiteten Hülfsmittels für die Dentsche Sprache beklagen, in welcher die Dänische Literatur zwar recht vortreffliche alte Wörterbücher besitzt, aber doch keines, das die neuesten Ansprüche der Deutschen Literatur gehörig beachtet hätte. Dagegen ist in vorigem Jahre die zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe von Prof. Hjorts Handbuch der Deutschen Literatur herausgekommen, welches mehr und mehr, und dies wohlverdient, Verbreitung findet. — Zum Schluß sey noch Oppermann's Lateinischer Sprachlehre, die mit beständiger Rücksicht auf den gegenwärtigen Standpunkt der Philologie bearbeitet ist, erwähnt.

Der Geschichtsschreibung, die in Dänemark lange Zeit, man möchte sagen, seit Suhm, geruht hat, blüht eine bessere Zukunft. R. M. Petersen, Geheim-Archivar des Königs, zeigt die Bearbeitung des Mittelalters von seiner Geschichte Dänemarks an, und wenn dieses und die versprochenen der neueren Zeit den drei bereits herausgekommenen Bänden über das Heidenthum entbricht, so wird es das tüchtigste unter allen bisher über nordische Geschichte verhandelten Werken. Von seinen vielen schönen geschichtlichen Arbeiten weuden in wenigen Jahren: „Die Dänenzüge in die Wendischen Lande", ich erinnere mich nicht, von wem, ins Deutsche übersetzt. Einen Preis von 1000 Thalern hat die Königl. Akademie für das beste Werk einer allgemeinen Weltgeschichte für Schulen ausgesetzt. Die in verflossenem Jahre in dreifacher Gestalt erschienene Geschichte von Dänemark, die erste nach dem Bedürfniß der Schulen berechnete Geschichte, in welcher eine befriedigende Rücksicht auf den Zustand und die Entwickelung des Dänischen Volkslebens genommen ist. Hiernächst hat C. Molbek seine Schilderungen aus der vaterländischen Geschichte fortgesetzt, die von der Gesellschaft für Druckfreiheit herausgegeben werden. Einen interessanten Beitrag zur Specialgeschichte hat Jahn unter dem Titel: „Die Dänischen Auriculargeister" begonnen. Ferner zu nennen ist Knudsen's gelehrte Monographie „des Bischofs Jakob Nonnov", die ein neues Licht über einen Theil der Dänischen Reformationszeit insbesondere und des sechzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen breitet. Jakob Nonnov war nämlich das Haupt der katholischen Bischöfe in Dänemark, die sämmtlich an einem Tage gefangen gesetzt wurden und bis zu ihrem Tode saßen. Unter den vielen Uebersetzungen ist anzuführen die von Dahlmann's Geschichte, durch Jensen, welche mit dem bekanntlich noch unvollendeten Original gleichen Schritt hält, und Rises angelangene Uebersetzung von Becker's Weltgeschichte, mit deren Fortsetzungen von Wolfmann, Menzel und Löbell. — Von historischen Zeitschriften sind Rise's „Archiv" und Becker's „Orion" fortgesetzt, und die neue Gesellschaft, die das Jahr zur Ausbreitung geschichtlicher Kenntniß, besonders in Bezug auf das Vaterland, gebildet hat, begann eine „Historische Zeitschrift", die zum Aufblühen dieser Wissenschaft beitragen wird. — Die geographische Kunde ist durch Handbücher von Sitsverberg und Hjorth bereichert worden, hat aber besonders durch Baggesen's sehr verdienstliche Schrift: „Der Dänische Staat" gewonnen, die, obgleich eine Statistik umfassend, der Verfasser wird sie abgekürzt Deutsch herausgeben, und da es in Deutschland an geographischen Schriften über Dänemark noch sehr fehlt, mache ich besonders darauf aufmerksam. Auch wird in kurzem eine eben so billige als vorzügliche Karte Dänemarks in zwei Blättern durch die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften herauskommen, die einem sehr dringenden Bedürfniß abhilft, denn man hat wohl von jedem Lande bessere Karten, als bisher noch von Dänemark. Indeß erschinen, gegenwärtig hier verschiedene gute Specialblätter, namentlich Mania's Specialkarte von ganz Dänemark, von der früher schon Seeland und dies Jahr Fünen und Laaland beendet sind.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Besuch in la Trappe.

(Schluß.)

Als die Nacht anbrach, stellte sich der Abbé von Rancé vor die Thür des Klosters, um die ehewürdigen Väter zu erwarten. Er mußte lange warten; der Hirsch, den sie gejagt, hatte sie weit weggeführt; sehr spät erst langten sie an, aber mit Waffen und Gepäck. „So kommt Ihr nicht durch", rief ihnen der Reformator mit einer Donnerstimme entgegen. — „Wir werden über Dich hinweggehen." — „Ich bin der Abbé von Rancé." — „Er ist uns willkommen," aber warum ist er nicht eher gekommen? Er hätte diesen Zehnenden mit uns jagen können. Ist das Abendessen bereit?" — „Die Mönche fasten, und schweigen nicht." — „Das wissen wir besser, mein Vater." — „Rasch, Pikor, blase zur Retraite, damit man das Essen auftrage, und nun vorwärts!"

Der Abbé mußte sie wohl durchlassen; aber er folgte ihnen ins Refektorium. Dort brach der Sturm los. Nicht einen Trunk Wasser fanden sie, nicht ein Stück Brod, und doch waren sie seit dem frühesten Morgen auf den Beinen. Nun stürmten und schrieen sie auf den Abbé ein; aber dieser blieb unerschütterlich. Dennoch konnte er es nicht hindern, daß der Koch ihnen einige Fleischschnitte vorsetzte, und daß der Wein in vollen Strömen floß. Das Abendmahl artete in ein furchtbares Bachanal aus. Der Abbé von Rancé ließ sich indeß nicht abschrecken. Am folgenden Morgen nahm er die Brüder, welche nicht unter dem Tisch liegen geblieben waren, einzeln vor. Er bat, ermahnte, drohte; aber nichts schlug an. Er gerieth in einen heiligen Zorn: aber die Brüder waren unverbesserliche Sünder, und es wäre fürwahr leichter gewesen, ein Kavallerie-Regiment zu bekehren.

Als er sah, daß hier nichts auszurichten war, ergab er sich darein, sie ihren schlechten Leidenschaften zu überlassen, aber er bat sie, das Kloster zu verlassen. Das wäre ihnen gerade recht gewesen. Als der Abt endlich sah, daß ihm kein anderes Mittel blieb, bot er ihnen Geld. Das ließen sie sich eher gefallen. Gegen Zusicherung einer lebenslänglichen Rente von 400 Livres verstehen sie Alle das Kloster, mit Ausnahme eines Mönches, den der Abt belehrt hatte und der im Geruche der Heiligkeit starb. Nun endlich konnte der Abt seine Reformpläne zur Ausführung bringen und die Regel in ihrer ganzen Strenge wiederherstellen.

Nach dem Tode des Abtes von Rancé zeichneten sich die Trappisten durch ihren strengen Lebenswandel aus, und sie standen in so guiem Rufe, daß man allgemein der Meinung war, das Dekret der konstituirenden Versammlung wegen Aufhebung der Klöster finde auf sie keine Anwendung. Diese wollte indeß keine Ausnahme gestatten. Es erging der Befehl an die Mönche, die Thüren des Klosters zu öffnen und aus einander zu gehen. Sie öffneten die Thüren, aber sie zerstreuten sich nicht. Olivier, der damalige Abt von la Trappe, war ein schwacher Charakter. Aber ihm zur Seite stand ein Mann von ungeheurer Willenskraft, Dom Augustin. Dieser war zu la Val-Sainte bei Freiburg in der Schweiz eine berühmte Karthäuser-Niederlassung bekannt. Dahin brach er mit 60 Brüdern auf. Dom Augustin, der sich bewährt wurde, steigerte sogar noch die Strenge der Disziplin. Endlich überschwemmte aber der Strom der Revolution auch die Schweiz, und die Trappisten mußten eine andere Zuflucht suchen. Dom-Augustin irrte durch Dänemark, Belgien, Rußland und Oesterreich und gründete auf seinen Reisen mehrere Gemeinschaften von Männern und Frauen, bis er im Jahre 1802 nach Val-Sainte zurückkehren durfte. Als er sah, daß Napoleon den Religion wieder herstellte, wagte er es, ihm einen Besuch abzustatten. Er fand eine gute Aufnahme. Im Jahre 1806 wurde eine große Trappisten-Niederlassung in dem Walde von Grosbois errichtet; später drittte Napoleon eine andere auf dem Mont Genèvre und eine dritte zu Cervara bei Genua. Als aber im Jahre 1806 Napoleon dem Superior von Cervara einen besonderen Befehl übersandte, den dieser nicht leisten, der später wieder zurückkam, wurde der Kaiser gegen den Orden aufgebracht, und Dom Augustin mußte mit den Trappisten das Land räumen. Als dieser mit der Restauration nach Frankreich zurückkehrte, kaufte er die außerhalb stehenden Gebäude von la Trappe, und seitdem haben die Trappisten keine andere Verfolgung zu bestehen gehabt, als die unschuldige Pauschalsumme im Jahre 1830.

Der Landstreicher war pünktlich; um 1½ Uhr trat er in mein Zimmer. Er hat mich, ihm zu folgen, und wir begaben und in die Kapelle, ohne ein Wort zu wechseln. Die Väter saßen schon alle auf ihren Plätzen. Der nächtliche Gottesdienst unterscheidet sich übrigens von dem Abendgottesdienst nur dadurch, daß das „Salve Regina" ausfällt. Sowann legte ich mich wieder zu Bett bis zur Zeit der Messe, der ich beiwohnte. Nur das Abendmahl hat einen besonders feierlichen Charakter. Unter dem Gesange des Agnus Dei treten alle Brüder paarweise und langsam und mit gesenkten Augen an die Stufen des Altars. Dort bleiben sie stehen, umarmen sich und empfangen den Leib des Herrn. Dann gehen sie um den Altar herum und steigen wieder hinab, während Andere herauskommen.

„Sie essen doch mit uns!" sagte der Prior, als wir die Kirche verlassen hatten. Was ich von der Tafel der Trappisten gehört hatte, konnte nur meine Neugierde erregen. Ich machte dem Prior kein Geheimniß daraus und rühmte sogar den Muth, der dazu gehöre, täglich eine so unappetitliche Nahrung zu sich zu nehmen. „Hüten Sie sich wohl", antwortete er, „in Uebertreibungen zu verfallen. Die ganze Geschichte von Entbehrungen, die man sich auferlegt, ist eine Einbehrung zu sayn. Uebrigens sind wir nicht die Ersten, die so leben; wir haben und die Pythagoräer zum Muster genommen. Nonne et ethnici hoc faciunt?" Wir begaben uns nach dem Refektorium. Alle Väter waren in einem Korridor versammelt, der zu diesem führt. Wir schritten durch sie hin; als der Prior an ihrer Spitze angelangt war, nahm er aus der Hand eines Laienbruders einen Krug mit Wasser und aus der einer Schwester; ich wandte mit wohl oder übel von ihm die Fingerspitzen mit Wasser benetzen und eine Serviette reichen lassen. Hierauf setzten wir beide uns auf eine Art Estrade. Nachdem die Mönche knieend das Benedicite hergesagt hatten, ging man zu Tische. Der erste Gang bestand aus einer Mehlspeise, der zweite aus Pflichwurzeln, die ich vortrefflich fand. Rohe Zwiebeln bildeten den dritten. Die Portionen waren übrigens ziemlich groß. Getrunken wurde Cider.

Die Mönche aßen mit hölzernen Messern und Gabeln aus hölzernen Näpfen. Während des Essens sah ich mehrere Brüder sich der ganzen Länge nach zu unseren Füßen hinwerfen; es war dies die Strafe für begangene Ungeschicklichkeiten, wenn sie z. B. die Gabel hatten fallen lassen.

Am folgenden Tage meiner Abreise ging ich mit allen Mönchen aufs Feld hinaus und verfuhr mich mit einer Sichel. Trotz meiner Sommerkleidung, trotz meiner entblößten Arme, konnte ich doch nach Verlauf einer halben Stunde der Hitze nicht länger widerstehen. Die Mönche, welche ganz in Wolle gehüllt waren, mußten gewiß unaussprechliche Qualen leiden; aber sie ließen nichts davon blicken. Um elf Uhr nahm ich mein letztes Frühstück in la Trappe ein. Der Pförtner der Kathedrale von Seez und der Pförtner von Solignt hatten mich aufgeholt. Der Prior, der Unter-Prior, der Er-Prior und ein anderer Pater waren bei dem Frühstücke zugegen; aber vergeblich waren alle Bemühungen des Pförrers der Kathedrale, sie zur Theil-

Digitized by Google

nahme an demselben zu bewegen. Die Stunde der Abreise hatte endlich geschlagen. Die Väter begleiteten und bis zu der Herberge, wo der Wagen uns erwartete. Wir trennten uns von ihnen unter herzlichen Umarmungen.

E. Bergounioux.

Historische Notizen über die Gefängnisse von Paris.

In dem alten Paris waren die Gefängnisse keineswegs zahlreicher als in den übrigen Hauptstädten Europa's. Aber da Paris seit Philipp August bis zum Anfange der Regierung Ludwig's XIV. sein Gebiet allmälig immer mehr erweiterte, und da mehrere Gerichtshallterien, Klöster, ja ganze Ortschaften in den Umkreis desselben nach und nach hineingezogen wurden, so konnte es nicht fehlen, daß auch die Zahl der Detentions-Anstalten und Gefängnisse immer mehr anwuchs. Jede Gerichtshalterei, jede einzelne Herrschaft, jede Abtei hatte bisher ihr eigenes Gefängniß gehabt; auch waren die politischen sowohl als die kirchlichen Corporationen, deren Gebiet zu Paris geschlagen worden, eifrig bemüht, ihre bisherigen Privilegien, Freiheiten und Rechte der höheren und niederen Gerichtsbarkeit ungeschmälert zu erhalten, und die königliche Macht hielt sich anfangs auch nicht für berufen, jene Unmasse feudaler Institutionen und Gewalten aufzuheben, die sie späterhin so gründlich und von Grund aus vernichten sollte.

Es ist demnach sehr irrig und falsch, wenn gewisse Geschichtschreiber die alte Hauptstadt Frankreichs als ein ungeheures Nest von Kerkern und Strafhäusern darzustellen versuchen. Paris verdankte vielmehr seine jahrhundertlange Größe nur, wie gesagt, seiner allmäligen Vergrößerung und Erweiterung des Stadtbezirks. Es gab daselbst Kerker wie in Athen, Rom, Karthago, weil ein civilisirtes Volk nicht ohne Gesetze und Zwangs-Anstalten bestehen kann; aber diese Gefängnisse waren gerade so beschaffen, wie sie sein mußten, und die Religion, welche hier unter den düstern Bogenwölbungen nicht weniger waltsam schlief, als anderwärts unter den Hallen der Hospitäler, machte den Aufenthalt in jenen nicht nur erträglich, sondern schuf sie zuweilen selbst zu Wohnungen der Milde und des Trostes um.

Wir beginnen mit dem Thurm im Louvre. Dieser große Thurm gehörte zum schönsten Vorrechte der Krone Frankreichs, wie einst Ludwig XI. es aussprach. In der That erhielten die großen Vasallen der Krone, die Herzoge genannten Volksfürsten, in der furchtbaren Zwangs-Anstalt den Lohn für ihre Missethaten und Verbrechen. Der Thurm im Louvre vermochte über die mächtigen Herzoge und Grafen selbst einen gewissen heilsamen Schrecken zu verbreiten. Ein Bauer zu Quercy, der einst wegen einer geringen Beleidigung eines feudalen Herrlein von seinem Herrn ernstlich bedroht wurde, erwiederte demselben Roh: „Ja, appellire an die Gerechtigkeit des Königs und an die Mauern des Thurmes im Louvre."

Dieses Gefängniß hatte zu verschiedenen Zeiten Ferdinand, den Grafen von Flandern, Thierry, den Grafen von Valois, unter Philipp August, Guy und Ludwig, Beide Grafen von Flandern, Johann, den Herzog von Bretagne, Karl II., den König von Navarra, die Herzoge von Armçon, Mirepoix, Hennegau, Lothringen und Perigord in seine angeborenen Löchungen aufgenommen. Der große Thurm, sagt man, Philipp August erbaut, von den Fluthen der Seine bespült wurde, ward unter der Regierung Franz' I. abgebrochen, als dieser Monarch den Wiederaufbau des Louvre anordnete.

Die Gefängnisse des „Grand-Châtelet" wurden, wie Saubal berichtet, in neun kleinere Gefängnisse oder Kerker abgetheilt. Unter der in Karzen Regierung Heinrich's II., des Königs von Frankreich und England, wurde ihre Zahl auf sunfzehn gebracht. Zehn unter denselben waren weniger schrecklich; auch wurden die Nachtlager in denselben theurer als gewöhnlich bezahlt; in den fünf übrigen bezahlte man für die Nacht nur Einen Denier. In dreizehnten Bande der Ordonnanzen des Louvre finden wir eine Ordonnanz, welche die Einsangs- und Einlassungs-Preise, je nach dem Stande der Personen, bestimmt. Nach dieser Ordonnanz, habe ein Graf oder eine Gräfin zehn Livres (zweihundertundvierzig Franken); ein Bannerherr oder eine Bannerfrau zwanzig Sous (fünfundzwanzig Franken); ein einfacher Ritter oder eine einfache adelige Frau fünf Sous; ein Herr oder eine Frau von niederem Adel zahlte zwölf Deniers; ein Lombarde oder eine Lombardin ebenfalls zwölf Deniers; ein Jude oder eine Jüdin elf Sous; jede andere Person zahle acht Deniers (zwei Franken und funfzig Centimes).

Erst unter Karl VI., im Jahre 1389, wurden die Gefängnisse des „Klein-Châtelet" mit denen des „Groß-Châtelet" vereinigt. Die Vermehrung der Pariser Bevölkerung bewog den Monarchen, jenen Gebäuden, die bis dahin keinem bestimmten Zwecke gewidmet waren, diese Bestimmung zu geben. Bevor sie zum Aufenthaltsorte für die Gefangenen angewiesen wurden, ließ man die Gebäude erst genau untersuchen und gewann die Ueberzeugung, daß sie solid und vollkommen lustig wären. Im Jahre 1402 ertheilte der nemselben Könige an den Prosoß von Paris der Befehl, das dieser sortan in der kleinen Festung seine Residenz nehme, um, wie es in der Ordonnanz heißt, „für die Sicherheit der Gefangenen, für ihr Wohlergehen und ihren Unterricht besser sorgen zu können."

Das Gefängniß der „Conciergerie" erscheint in den Registern der Kriminal-Kammer des Parlaments zum ersten Mal am 23. Dezember 1391. Die Conciergerie war das Gefängniß des Palastes, das ehemaligen Aufenthalts der Französischen Könige auch den ersten beiden Dynastieen. Anfosend an die Königliche Residenz, war sie für die Wohnung des Kerzen- oder Licht-Grafen bestimmt gewesen. (Gekanntlich gab es ausser dem Kerzen-Grafen auch einen Stall-Grafen; durch Zusammenziehung der Wörter: comte des Cierges und comte des Etables, sind die beiden Titel Comtetable und Concierge entstanden.) Der Kerzen-Graf hatte das Amt, für die Beleuchtung, für die Reinlichkeit und Sicherheit der Königlichen Residenzen zu sorgen, und wurde unter Hugo Capet, als derselbe mit den Würdenträgern der Krone eine Reform vorgenommen, durch den Schloßvogt ersetzt, dessen Gerichtsbarkeit sich auf die Umgebungen des Palastes und den Palast selbst erstreckte.

Den Namen „Bastille" führten über hundert verschiedene Festungswerke der vier Thore von Paris; aber im vierzehnten Jahrhundert wurde er zur ausschließlichen Benennung der von Karl V. an dem Thore St. Antoine erbauten kleinen Citadelle. Trotz der wüthenden Declamationen einiger Schriftsteller zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war die Bastille gewiß eine bessere Anstalt, als wofür man sie gewöhnlich hält. Seit der Zerstörung derselben im Jahre 1789 hat man allerlei sicherliche Dinge über dieses Gefängniß zu verbreiten gesucht, die nur zu leicht für baare historische Wahrheit von den Geschichtschreibern aufgenommen wurden.

Das Gefängniß des „Rede" war im Hotel desselben Namens gelegen, erbaut auf dem linken Ufer der Seine. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte wurde dieses Gefängniß zur Detentions-Anstalt für diejenigen Personen bestimmt, die sich Verbrechen auf den Heerstraßen zu Schulden kommen ließen, oder sich Räuberbanden selbst angeschlossen hatten. Im Jahre 1295 wurde Jérome Lemarchocher, ein Edelmann aus der Picardie, der Plünderung auf den öffentlichen Straßen in verschiedenen Provinzen überführt, dafelbst eingesperrt und fünfundvreißig Jahre festgehalten. 1343 wurde der Ritter Hugo von Crecy wegen Plünderung, Raubes und Mordes in dies Gefängniß gebracht und endlich zum Tode verurtheilt.

Das Gefängniß des Stadtvogts befand sich in der Rue de l'Ecorcherie (heutzutage Rue de la Tannerie). Dasselbe war sehr klein und fast immer leer, denn die Stadtvogtei war ihrer Natur nach eben kein sehr strenges Gericht. Einige Schriftsteller haben, um seine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, die ehemaligen Gerichtsherrlichkeiten der Hauptstadt mit Schimpf zu bedecken, unter Ermähnung dieses Gefängnisses, einen gewissen Bernard Billet citirt, der, angeschuldigt, zwei oder drei Kaninchen aus einem Kaninchengehege entwendet zu haben, in einen so feuchten Kerker geworfen worden, daß er in Folge davon des Gebrauches seiner beiden Füße beraubt wurde. Dem aufmerksamen Leser kann es indessen nicht entgehen, daß der Schauplatz dieser übrigens wahren Geschichte nicht das Gefängniß der Rue de l'Ecorcherie, sondern das des drei Meilen von Paris entfernten Schlosses von Ermenonville ist.

Paris besaß ferner ein Bisthum, große reiche Abteien und wohlhabende Kapitel; eine jede dieser bedeutenden Körperschaften bedurfte zur Ausübung ihrer particularen Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Gefängnisse, um die von Allen anerkannten Rechte sofort auch geltend zu machen. Wir wollen einige dieser Gefängnisse näher betrachten.

Der Bischof von Paris war nicht nur geistlicher, sondern auch weltlicher Herr; er besaß zwei Gefängnisse: das eine war das des For-l'Evêque, wo das Gericht seinen Sig hatte (dieses Gefängniß befindet sich in der Rue St. Germain-l'Auxerrois 65.); das andere war das der Officialität. Der Prosoß Hugo Aubriot, der unter Karl VI. zur Einkerkerung verurtheilt und zur Zeit der Jacquerie der Maillotins wieder befreit worden, erlitt einen Theil seiner Strafe in diesem Gefängnisse, das bis 1674 bestand, wo die bischöfliche Gerichtsbarkeit auf das Châtelet überging. Das Gefängniß der Officialität bestand aus einem hohen Thurme, der auf der einen Seite von dem Gebäude der großen Sakristei von Notre-Dame und auf der anderen von der ehemaligen Kapelle des bischöflichen Palastes eingeschlossen wurde. Derselbe wurde im Jahre 1795 niedergerissen.

Das Kapitel Notre-Dame de Paris hatte auch ein Gefängniß, auf dem Platze, den heutzutage ein Theil der Rue Massillon einnimmt. Im Jahre 1772 wurde es aufgehoben. Die Gerichtsbarkeit des Kapitels war übrigens durch einen Vogt, einen Stellvertreter und einen Fiscal-Prokurator verwaltet und erstreckte sich auf das Kloster Notre-Dame und über die Rue d'Arras, in der Nähe der Rue St. Victor.

Die unter dem Namen der Tempelherren bekannten kriegerischen Ordensgeistlichen hatten durch ihre ungeheuren Reichthümer eine große politische Wichtigkeit erlangt. Sie hatten hundertundzwölftig Jahr vor der Aufhebung ihres Ordens jenen Theil von Paris angekauft, den man das Marais nennt. Es war damals ein ungeheurer Sumpfstrich, voll von Insekten und Ungeziefer, die mit ihren unreinen Ausdünstungen die Luft verpesteten. Die Tempelritter trockneten diese ungesunden Sümpfe aus, erbauten Kanäle zur Ableitung des Gewässers, verwandelten die abscheulichen Kloaken in lachende Fluren und führten mitten unter den ungeheuren, bisher dem Tode und der Verwesung preisgegebenen Landstrecken einen glänzenden Palast auf. Natürlicherweise wurden sie auch die Herren der Orte, die sie selber gleichsam neu geschaffen. Ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich, Paris in einer Diagonale durchschneidend, von dem oberen Ufer der Seine (wo sich die Brücke von Auftterlitz befindet) bis zum Fischerthore (an der Fischerstraße).

Die Tempelherren hatten einen Vogt, mehrere Justiz-Bedienten und Gefängnis-Aufseher. Ihr damaliges Gefängniß war übrigens nicht der seitdem so berühmt gewordene Thurm, in den Ludwig XVI. sammt seiner Familie eingesperrt wurde. Das Gefängniß der Tempelherren befand sich vielmehr in dem Bezirke ihrer Komthurei selbst und ward zur Zeit der Aufhebung des Ordens, unter Philipp dem Schönen, in eine Münzstätte umgewandelt. Im Jahre 1601 wurde dieses Gebäude seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergege-

Google

den, und man sperrte daselbst die zu den Galeeren verurtheilten Verbrecher ein.

Das Kloster St. Martin-des-Champs, ehemals von Mauern und Thürmen umgeben, hatte in seinem Bezirke eine Gerichtsbarkeit, die es fast bis zur Revolutionszeit ausübte. 1712 wurden der Gerichtshaft und das Gefängniß erneuert, aber 1720 wieder aufgehaut. Saudal behauptet, daß außer dem gewöhnlichen Gefängnisse dieser Abtei, „Geôle" genannt, noch ein zweites in dem Thurme von Berkois (in dem Winkel der Straße, die noch jetzt diesen Namen führt) bestand. „In diesen Thurm", sagt Saudal, „sperrten die Ordensgeistlichen von St. Martin die irgend eines Verbrechens überführten Mönche ein; es war nur eine Oeffnung, wo wenig Brod in einer tiefen Grube, wo man sie dem elenden Tode preisgab."

In einer Rechnung der Pariser Prophtei von dem Jahre 1471 findet sich das Gefängniß der Ste. Chapelle erwähnt. 1564 wurden Studenten, welche die Fenster der Halle der Ste. Chapelle eingeworfen, in diesem Gefängnisse, auf fünf Tage, bei Wasser und Brod eingesperrt und nur auf die ausdrückliche Requisition der Universität und nach einer eigens deshalb ergangenen Parlaments-Order wieder entlassen.

Das Gefängniß „St. Eloy" lag neben der ehemaligen St. Pauls-Kirche auf dem Platze eines Gebäudes, das Grange St. Eloy genannt wurde. Dieses Gefängniß diente unter der Regierung Karl's V. und Karl's VI. als Detentions-Anstalt für die ungehorsamen Pagen und Bedienten des Königlichen Palastes (St. Paul-Hotel).

Die Abtei St. Magloire (in der Rue St. Denis), berühmt durch die Sittlichkeit und die Kenntnisse seiner Ordensbrüder, besaß auch ein Gefängniß. Die Gerichtsbarkeit des Abtes von St. Magloire erstreckte sich auf den Kirchsprengel St. Leu und einen bedeutenden Theil der Rue des Arcis.

Das Gefängniß der Abtei St. Germain-des-Prés besteht noch heutzutage unter dem Namen des „Abtei-Gefängnisses". Der anonyme Verfasser der moralischen Beschreibung der Pariser Gefängnisse drückt sich hierüber also aus: „Der Hauptkerker dieses Gefängnisses ist schrecklicher als die von Bicêtre selbst. Er besteht aus einer dreißig Fuß tiefen Höhle, deren Wölbung so niedrig ist, daß ein Mann von mittlerer Größe nicht aufrecht darin stehen kann, und die Feuchtigkeit daselbst ist so groß, daß das Stroh, welches dem unglücklichen Gefangenen als Lagerstätte dient, von dem Wasser in die Höhe gehoben wird. Nach der Meinung der Aerzte kann man nicht vierundzwanzig Stunden hier zubringen, ohne dem Tode ausgesetzt zu seyn."

Das Gefängniß „Ste. Geneviève" wurde nicht oben viel anders benutzt, als zur Zeit der neun Beilage der Schutzheiligen von Paris. Man sperrte daselbst die Liederlichter ein, welche die öffentliche Ruhe in während der Art Messe, in der Kirche gegründet abgehalten wurde, störten; aber öfter noch wandelte der Abt von Ste. Geneviève das Gefängniß in ein Hotel um, das zur Beherbergung und unentgeltlichen Aufnahme der frommen Pilger diente, die weder Geld, noch sonst eine Zufluchtsstätte hatten.

Auch die Abtei St. Victor hatte, gleich der von Ste. Geneviève, ihre Gerichtsbarkeit und ihr eigenes Gefängniß. Der Alexander-Thurm, den das Volk die Teufels-Quelle nannte und der nach einem Beschlusse der Municipalität vor kaum einem Jahr abgebrochen wurde, war insbesondere für die Ordensbrüder dieser Corporation bestimmt. Den Namen Alexander erhielt dieses Gefängniß von einem Geistesfeyer, der hier sechzehn Jahre eingesperrt war. Der berühmte Dichter Santeuil ward vierundzwanzig Stunden daselbst festgehalten und verfaßte hier zwei seiner schönsten Hymnen.

Ein kleines Gefängniß, bestimmt zur Einkerkerung von Bettlern, Landstreichern und anderen Uebelwollenden, die während der Festtage den Gottesdienst störten, befand sich in dem Kloster St. Benoit, von dem es den Namen führte.

Der Abbé von Tiron hatte ein großes schönes Haus auf einem Landstriche aufführen lassen, der gegen das Ende der Rue St. Antoine lag. Bald entschlossen sich eine Anzahl von Bürgern, auf demselben Platze daneu zu lassen, und legten der Art von Flecken, den sie eben gebildet hatten, den Namen Tiron bei. Der Abbé hatte für das von ihm neu gegründete Viertel von dem Stadtrath verschiedene Privilegien und unter Anderem dasjenige erhalten, in einem zu seinem Hause gehörigen Pfoe ein Gefängniß erbauen zu dürfen. Dieses Gefängniß, das zur temporairen Detention der Betrunkenen von Orme-St. Gervais diente, welche damals regelmäßig zweimal in der Woche die öffentliche Ruhe und Ordnung störten, hatte eine Rolle in dem Gemetzel des 12. Juni 1413. Im Jahre 1793 war daßselbe Haus der Sitz eines revolutionairen Comité's.

Das Gefängniß der Abtei von „Montmartre", lag in der Rue de la Heaumerie, am Hintergrunde einer Einganges, der den Namen Jer-aur-Dames führte. Die Ordensschwestern von Montmartre, die hier ihren Gerichtsſaal und ihre Gubstammer hatten, zeigten den Neugierigen und Pilgern, in einem sehr dunklen Kerker, eine Kette, die dazu gedient haben soll, den heiligen Dionys im Gefängnisse zu fesseln.

Zu diesen bereits erwähnten Gefängnissen der geistlichen Herren kommen noch das der Abtei von „St. Antoine", das der Priorei von „St. Lazare", das heutzutage als Detentions-Anstalt für Frauen benutzt wird; ferner das der Priorei von „St. Denis-de-la-Châtre", des Kapitels von „St. Marcel", des Kapitels von „St. Méry" u. s. w. Diese Gefängnisse, an der Zahl fünfundzwanzig, waren alle gesetzmäßig als solche anerkannt. Außerdem aber gab es in Paris noch mehrere andere, wie diejenigen der Bettelorden, die nur toleriet und geduldet wurden.

Ludwig XIV. war es vorbehalten, in diesen so wichtigen Theil der öffentlichen Verwaltung mit der Fackel der Reform und Verbesserung einzudringen. Durch seine Ordonnanz von 13. Mai 1673 reduzirte dieser Monarch die Zahl der Gefängnisse von Paris auf folgende: die „Conciergerie", das große und das kleine „Châtelet", das „For-l'Evêque"; die Gefängnisse von „St. Eloy", von „St. Martin", von „St. Germain-des-Prés", „de la Ville-Neuve-sur-Gravier", als Corrections-Anstalt für Kinder, und endlich das des „Offizialats". Daß die „Bastille" in diesem Namenverzeichniß nicht mit aufgeführt ist, rührt wohl daher, daß dieses furchtbare Gebäude mehr als Citadelle denn als Gefängniß angesehen wurde.

(Gazette des Tribunaux.)

Mannigfaltiges.

— Alfred de Musset an Nikolaus Becker. Der „Friedens-Marseillaise" Lamartine's ist eine zweite Antwort auf Becker's Rheinlied gefolgt, und zwar von Herrn Alfred de Musset durch den Refrain „Wir haben ihn gehabt" (Nous l'avons eu, votre Rhin allemand), woran denn, jeden Bers des Deutschen Liedes einzeln parodirend, andere höhnische Bemerkungen geknüpft werden, die in unserer Sprache unübersetzbar sind, in das Vaterland und Freundschaft ebenfalls für unwürdig halten. Wenn jedoch Herr Alfred de Musset in seiner ersten Strophe fragt: „Vermag das Lied, das Ihr da singt, die stolze Spur unserer Roßhufe in Eurem Blute zu verwischen?" so kann ihm füglich geantwortet werden: „Die Spur war längst verwischt dadurch, daß unsere Rosse zweimal die Gränzen Eures Reiches überschritten und schwer beladen mit der Beute, die Ihr räuberisch uns entrissen hatte, in das Vaterland zurückkehrten." — Zum Schluß die Revue de Paris hinzu, dieses Gedicht und nicht das von Lamartine sey als der wahre Ausdruck der Französischen Nationalgesinnung zu betrachten, doch wir können und mögen nicht glauben, daß solcher übermüthige Hohn ein Theil der Französischen Nationalgesinnung sey, können und mögen nicht glauben, daß ein Volk, weil ein anderes sich entschließen zeigt, sein Land gegen seinen Heerd, sein Weib und sein Kind zu vertheidigen, diese Gesinnung so hoch zu achten vermöge, daß es ihm mit erbitterndem Spott eine Zeit der Erniedrigung, eine Zeit der Schmach, ins Gedächtniß zurückruft!*)

— Ein Hindostanisches Urtheil über Ballette. Zwei gebildete Eingeborne von Hindostan, die einige Jahre in London verweilt und kürzlich in Englischer Sprache eine Art von Tagebuch über ihren dortigen Aufenthalt herausgegeben**), schildern uns in folgenden Worten die Eindrücke, welche das erste Europäische Ballet auf sie machte: „Eine Menge weiblicher Personen, alle sehr häßlich und eine genau wie die andere gekleidet, führten einige Stücke Theorum und führten schwierige Stellungen aus, indem sie das eine Bein waagrecht ausstreckten und auf dem anderen rasch sich herumwirbelten. Es war der letzte Abend, an welchem Die. Taglioni, die Liebkings-Tänzerin der Franzosen, in England tanzen sollte, und unser Begleiter fragte uns sehr oft, wie ihr Tanz uns gefiele. Er für seinen Theil war ganz entzückt davon, wir aber konnten sehr wenig Geschmack an demselben und staunten nicht wenig, als wir erfuhren, die Dame habe für jeden Abend, den sie auf der Bühne tanzte, hundertundfunfzig Guineen bekommen!!! Also 150 Guineen verdient man sich in England, wenn man, wie eine Gans, gewisse Zeit auf einem Beine stehen, das andere Bein ausstrecken, sich in dieser Position drei oder vier Mal herumschwingen und zuletzt wieder nach dem Dutzend Buckstränge hinüber nehmen kann! Alle die Kunststücke dieser Dame können zusammengenommen nicht eine Stunde Zeit ausgefüllt haben, und für diese Stunde hat sie jeden Abend mehr Geld eingenommen, als sechs Weber in Spitalfields (die so schöne Seidenstoffe weben), wenn sie täglich vierzehn Stunden arbeiten, in zwölf Monaten zu erwerben sähig sind!..... Ueberzeugen uns also jetzt unsere Aerzte, daß die Engländer — der klugste Volk sind, so müßten wir sie für große Narren halten, daß sie eine tanzende Puppe so übermäßig bezahlen.“ — Da diese Leute nicht aus China, sondern aus Hindostan, dem Lande der Bajaderen, kommen, wo schon Seele und Phantasie im Tanze ist, so darf es wohl Wunder nehmen, daß der Tanz einer Taglioni ihnen nur als grobe Technik erscheint, und daß sie von dem Geistigen, Plastischen und Künstlerischen darin nicht einmal eine Ahnung haben.

*) Man hat uns von einigen Seiten gefragt, ob Lamartine's „coups des nations" durch „Bösterschriebe" richtig wiedergegeben sey und nicht vielmehr „Freiheitsrufe der Nationen" heißen solle? Wir dachten allerdings auch daran, aber wir haben uns unmöglich entschließen können, dem Dichter ein so lächerliches Gleichnis in den Mund zu legen. Der Rhein eine „Freiheitsbahn der Nationen", und zwar nachdem er eben der „Wiß des Abendlandes" genannt worden? Auch würde das nichts an unserer Bemerkung ändern, da unmittelbar darauf von den Rhein-Brücken gesagt wird: „Ces ponts qu'un peuple à traire devoit comme une main."

**) Journal of a Residence etc. (Tagebuch über einen dreijährigen Aufenthalt in Großbritannien.) Von Dschehangir Nauroschih und Herdschiben Merwanschih aus Bombay.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Mittwoch den 16. Juni 1841.

Arabien.

Ein Wettrennen mit Arabischen Pferden im sechsten Jahrhundert.

Bei den Griechen und Römern gab es zwar auch Wettkämpfe in öffentlicher Feier, wobei das Pferd seine Kraft, Gewandtheit und Leichtigkeit entwickelte, aber dies war hier nur der treue Genosse des eigentlichen Wettkämpfers und nicht der Kämpfer selbst. Das Wagenrennen der Alten sollte die Kunst und Geschicklichkeit der Menschen durch Nacheiferung erhöhen, dem Menschen für seinen Sieg die Palme reichen, aber das Pferd nur für seine Mitwirkung preisen. An Verehrung der Pferde ward dabei nur mittelbar gedacht. Aber bei den Arabern, denen von jeher das edle Thier ein Theil der Familie war, sehen wir schon früh Wettrennen eingeführt, die ganz den Zweck hatten, die verdelte Pferdezucht zur Nationalsache zu machen. Dies hat auch wohl dazu beigetragen, das Arabische Roß zum edelsten seines Geschlechts in der ganzen Welt zu erheben, eben so wie es in neuerer Zeit den Engländern gelungen ist, ihre Pferde zu den schönsten in Europa zu machen.

Das älteste Pferderennen, dessen die Arabische Geschichte erwähnt und das wegen seiner Folgen große Epoche machte, fand kurz vor Muhammed's Auftreten in Hedschas statt. Nach der Volksage rannen Dahis und Gabra um die Wette, die zwischen dem Stamme der Absben und dem der Dubyaniden eingegangen wurde. Dahis gehörte dem Absischen Könige Kais, und Gabra dem Dubyanidischen Könige Hudaifah. Der Letztere, ein schrecklicher, gewissenloser Mensch, sah den Dahis und fürchtete für den Ausgang, da er den Vorzug dieses Hengstes vor seiner Stute Gabra nicht leugnen konnte. Um nicht zu unterliegen, versteckte er einen Sklaven an der Seite der Rennbahn, der den Dahis beschädigen und am Siege hindern mußte. Die Sache wird aber entdeckt, und man greift zum Schwerte. Ein dreißigjähriger Krieg war die Folge; er heißt „der Krieg des Dahis". Nach neueren Entdeckungen in der Geschichte der Halbinsel vor dem Islam gehörten Dahis und Gabra beide dem Könige Kais, und sie rannen gegen den Chattar und die Hansad des Hudaifah.*) Doch die Sage, wie sie sich in Liedern und Sprüchwörtern erhalten hat, spricht nur von Dahis und Gabra. Die folgende Erzählung des Wettrennens, worin nur von diesen beiden Pferden die Rede ist, haben wir dem Romane „Antar" entnommen.

Zuerst jedoch einige Worte über diesen Roman. Antar oder Antarah war ein Held des 6ten Jahrhunderts, der alle Helden der Zeit besiegte und alle Helden der Welt übertraf. Er war aber auch ein Held in der Dichtkunst, worin er es so weit brachte, daß eines seiner größeren Gedichte als gekrönt in dem schon vor Muhammed heiligen Tempel zu Mekka aufgehängt wurde.**) Antar war aber auch hochherzig, edelmüthig, seinem Könige und seinen Freunden treu bis zur höchsten Aufopferung und voll Ehrgefühl. Er hatte als Knabe schon die Dame seines Herzens gewählt, es war seine Muhme Absah; für sie dichtet, für sie kämpft er, für sie denkt und lebt er. Lange hat er er mit großem Widerstand von allen Seiten zu kämpfen; die Aeltern der Geliebten, ja seine eigenen Aeltern, seine Nebenbuhler, die Sitten und die Berühmtheit haben sich gegen ihn verschworen; tausend Mal ist er dem Untergang nah, in der Zeit, wo er sich dem Ziele nahe glaubt, und tausend Mal besiegt er alle Hindernisse und erreicht endlich sein Ziel.

Dieser kurze Blick in Antar's Leben würde schon hinreichen, ihn für einen würdigen Gegenstand von Ritter-Romanen zu halten. Die Begebenheiten empfangen aber noch glänzenderes Farbenspiel, das Interesse wird noch mehr gespannt und die Mannigfaltigkeit des Handelns erhöht, weil ein besonderer Umstand den Ritter auszeichnet. Er ist nämlich von schwarzer Farbe und der Sohn einer schwarzen Sklavin. Der Dichter hat diesen Umstand trefflich benutzt, nicht nur um die Feinde und Verächter des Helden zu vermehren und Antarah in diesen in der Erzählung immer neue Kämpfe, Verlegenheiten und Schicksale zu bereiten, sondern um zu zeigen, wie er, trotz seiner Ausgeschlossenheit durch Geburt und Gestalt, sich (Othello gleich) durch eigene Kraft emporschwingt und sich Achtung von den Männern und Liebe bei den Frauen verschafft.

Antar ist mehr als Tausend und eine Nacht eine Quelle für die öffentlichen Erzähler des ganzen Morgenlandes.*) Er weicht aber auch durch seinen Inhalt sehr stark von dieser Märchensammlung ab, da nichts von Geistern und Zauberein vorkommt, sondern von Thaten und Kraft der Männer. Europa hat J. v. Hammer zu Anfang dieses Jahrhunderts mit dem Ritterroman näher bekannt gemacht.**) In Deutschland ist fast noch nichts von ihm übersetzt.***) England dagegen besitzt eine Uebersetzung aus einem abgekürzten Original, und nach dieser Erzählung vom Antar wurde auch eine Französische Uebersetzung vor wenigen Jahren veranstaltet.

Der Dichter †) des Romans legt bei dem hier folgenden Wettrennen die wahre Geschichte zu Grunde und bleibt ihr bei Personen und Thatsachen nur zum Theil treu. Daß Antar beim Kriege des Dahis' betheiligt war, ist nach neuerlich aufgefundenen historischen Quellen erwiesen. Hier wird er auch zum Zeugen des Wettrennens gemacht, weil natürlich in einer Erzählung vom Antar nichts Großes vorgehen darf, wobei er ganz von der Berührung ausgeschlossen wird. Wir geben jetzt zur Erzählung über. ††)

„Um diese Zeit gab Dudaifah ein großes Fest, wobei Karwasch †††), der Bruder des Königs Kais, zugegen war. Als sie gegessen hatten und die Weinbecher im Kreise umhergingen, kam die Unterhaltung auf die berühmtesten Häupslinge der Zeit. Als dieser Gegenstand erschöpft war, sprachen sie von ihren berühmten Rossen. Da, sagte Better, sagte Karwasch, Hudaifah gab es noch ein Pferd, gleich dem Dahis meines Vetters Kais. Mit ihm kann keines um den Vorzug streiten, denn er macht Jeden staunen, der ihn sieht; er ist ein Gegenstand des Kummers für Jeden, der ihn betrachtet; er ist ein starker Thurm für Jeden, der ihn besteigt. In solchen glühenden Lobesworten fuhr er fort, den Dahis zu schildern, bis die Herzen des Stammes Fazarah und die Gemüther der Familie Zian in Europein waren. Hört doch, mein Bruder, sagt Haml zu Hudaifah; es ist genug, fuhr er fort, zu Karwasch gewendet; Alles, was du von Dahis gesprochen, ist albernes Zeug, alles Unsinn; denn zu jetziger Zeit giebt es keine schönere Pferde als die meinigen und die meines Bruders.

Er befahl hierauf den Sklaven, die Pferde vorzuführen, was sogleich geschah. Schau doch einmal dieses Pferd an! sagte Hamt zu Karwasch. Es ist das dürre Futter des Dahis nicht werth, antwortete dieser. Man ließ hierauf die Pferde des Hudaifah paradiren, unter welchen die Stute Gabra und der Hengst Marek waren. Schau doch einmal diese Pferde an, sagte Hudaifah zu Karwasch. Sie sind kein dürres Futter nicht werth, sagte dieser. Daraufhin, über diese Worte entrüstet, schrie: Was! auch Gabra nicht! Nein! sagte Darwasch, weder Gabra noch alle Pferde auf der Erde. Willst du eine Wette eingehen für König Kais! sagte Hudaifah. Ja! sagte Karwasch. Ich wette, daß Dahis alle Pferde des Stammes Fazarah überwinden wird, und hätte er auch ganze Centnerlaste auf dem Rücken! Sie stritten, behaupteten und widersprachen, bis Hudaifah sagte: Gut! der Sieger möge nehmen, so viele männliche und weibliche Kameele als er will. Du wirst mich täuschen, Hudaifah, sagte Karwasch, und ich wünsche nicht, daß zu überstehen. Ich wette nur um 20 weibliche Kameele, die der besiegte Theil zahlen soll. Damit wurde die Wette zu Stande gebracht.

---

*) Man sehe die gelehrten Mittheilungen des J. Freitag in seinen Lectiones Arabicae aus Arabes avant l'Islamisme.

**) Griechenland, die Heimat der Philosophie, spricht von seinen sieben Weisen; Arabien, die Heimat der Rhapsodie, spricht von seinen sieben Dichtern. Sie sieht im Wettkampf der Letztere einmal jährlich zusammen. Das siegreiche Gedicht wurde mit goldenen Buchstaben unter dem Namen Moallakah an Tempel zu Mekka aufgehangen. Unter diesen sieben Moallakah trägt eine den Namen Antarah.

***) Siehe Magazin 1840 Nr. 104.

†) Der auch das erste Exemplar nach dem Arabischen gebracht. Die Uebersetzung, die er vor vielen Jahren versprochen hat, ist noch nicht erschienen. Einzelne Episoden, die nicht in der Kürze der Uebersetzung paßt, lieferte das Journal Asiatique.

††) Unser „Magazin" brachte zuerst in den Jahren 1833 (Nr. 120) und 1834 (Nr. 151) einzelne Mittheilungen aus dem ältArabischen Roman Antar.

†††) Oder besser der Dichter. Man hat bisher fälschlich angenommen, daß Karwasch, ein Halbbruder des Harun Alraschid, der Verfasser sei. Sammer hat vor einigen Jahren behauptet, der Arzt Akantarti in Mosul im 12ten Jahrhundert sei der Verf. Aber dagegen sind sich noch Vieles einwenden. Auch solchen Volks-Erzählungen sind immer nicht nur mehrere Verfasser, sondern verschiedene Sammler. Die Tradition des Antar kann so wenig wie die vom Herkules einfach und immer dieselbe geblieben sein. Die Erzähler mischen, je nach ihrer Phantasie und nach ihrem Publikum, einzelne Erfindung dem Ueberlieferten bei; der spätere Erzähler hält den Zusatz für authentisch, setzt selber zu, und so wird die Erzählung, einem sich wälzenden Schneeball gleich, mit jedem Jahrhundert größer. Eine Episode des Antar gleicht sehr einer ähnlichen der Gudrun, was vielleicht bewiesen konnte, daß er im 12ten Jahrhundert den Kreuzfahrern bekannt wurde.

††) Wie benutzte die Gesammtheit der Erzählungen, dagegen in Ouvrage sich eine Beweiser des Dahis.

Digitized by Google

Nachdem sie den Tag in Schmause zugebracht hatten, begaben sie sich zur Nachtruhe. Aber früh am nächsten Tage ritt Karwasch davon und suchte den Stamm Abs auf. Er kam zu Kais und berichtete ihm von der Wette. Da hat Antarah gethan, o Karwasch, sagt Kais; du hättest mit der ganzen Welt wetten mögen, nur nicht mit Dubaisah, denn er ist voll von List und Trug und ein sehr hartnäckiger Bursche. Doch da du einmal die Wette für mich eingegangen, so muß ich sie annehmen. Kais wartete nur, bis ihn seine Gesellschaft verlassen hatte, und bestieg sein Pferd, um sich zum Stamme Zajarah zu begeben. Er fand die Leute beim Mittagbrodte. Kais stieg ab, entblößte seine Hände, setzte sich unter die Zajarenen und fing an, ihr Mittagbrod zu essen (sich einem edlen Araber.*) Better! sagte Dubaisah, der ihn zu ärgern gedachte, was für große Bissen machst du, Gott bewahre uns vor deinem Appetite! Ja, ich bin hungrig, sagte Kais, aber beim Herrn der Vergangenheit und der Zukunft, nicht bin ich blos gekommen, euer Mittagbrod zu essen, sondern um Vertrag der Wette anzuschen, den du mit meinem Vetter Karwasch abgeschlossen. Ich bitte dich, sie Vertrag zu vernichten, denn jede Verhandlung, die bei der Flasche geführt wird, muß als Null und nichtig betrachtet werden. Wisse denn, sagte Dubaisah, ich gebe die Wette nicht auf, es sey denn, du giebst mir die Kameele; sodald du diese gebracht hast, ist mir die Wette gleichgültig. Jedoch wenn du es wünschest, werde ich sie mit Gewalt nehmen, oder auch wenn du mich bittest, will ich aus Gnade denselben entlassen. Nun auch Kais sagte nein! mochte Dubaisah sich auf eine Seite der Frage. Und als nun Dubaisah's Bruder den Kais gar verspottete, da gerieth dieser in Zorn und sagte: Um wie viel wurde gewettet? Um zwanzig Kameele. Diese Wette stoße ich um, sagte Kais, und stelle eine andere. Dreißig Kameele! Vierzig! sagte Dubaisah. Zunfzig! sagte Kais. Sechzig! sagte Dubaisah. So fuhren sie fortgesetzt fort bis Hundert. Als die Stärke des Vertrags die Höhe eines Mannes mit Namen Sabit, Sohn des Wabeb, in Gegenwart eines Haufens von Jung und Alt. Wie groß soll die Rennbahn sepn? fragte Dubaisah. Vierzig Bogenschüsse **), sagte Kais. Wir haben einen Schützen, Aaas mit Namen, Sohn des Manfor (es war zu jener Zeit kein Araber, der so weit schießen konnte, und die Araber machten ihn zum Sprüchworte). König Kais wünschte freilich eine längere Rennbahn, da die Stärke seines Pferdes darin lag, daß ihm desto mehr Geist und Lebhaftigkeit gaben, je weiter der Abstand war. Bestimme denn, sagte Kais zu Dubaisah, wenn das Rennen stattfinnen soll. Vierzig Tage, sagte dieser, werden nöthig seyn, die Pferde zu pflegen (siehe unten). Gut! sagte Kais, und die Angelegenheit war sonach von beiden Seiten als Reine gebracht, daß die Pferde vierzig Tage vorbereitet werden sollten, und daß der Schauplatz des Rennens in der Nähe des Sees Zatuliffad sey.***) Kais kehrte zu seinen Zelten zurück.

Weitern! sagte ein Reiter aus dem Stamme Zajarah zu seinen Nachbarn, wir soll sehen, daß in Folge dieses Weiterrennens Streit zwischen den Stämmen Abs und Zajarah ausbrechen werde, der an zunfzig Jahre dauern wird. An Dubaisah selbst richtete man den Wunsch, daß er ehelmäßig mit Kais der Unrichtigkeit zuvorkomme; aber er hörte nicht auf guten Rath.

König Kais begab sich zur Ruhe, und wie bei der Verabredung wegen des Weiterrennens festgesetzt war, richtete er vierzig ganze Tage hindurch sein Pferd ab.†) Die Araber dieser Gegend hatten sich gegenseitig verpflichtet, dem Rennen zugegen zu seyn. Nach vierzig Tagen versammelten sich die Reiter der beiden Stämme bei dem See Zatuliffad; auch Ajad, der Bogenschütze, war da, und den Rücken dem See zugewandt, ging er nach Norden, hundert Pfeile abschießend, bis er an dem wohlbekannten Orte aufhörte. Bald kamen die Reiter von Ghitan und Dubyan, denn sie waren aus einem Lande, verwandt, betreundet und zählten sich alle zum Stamm Annan. Kais hatte dem Antar empfohlen, nicht zugegen zu seyn, weil er Zwistigkeiten befürchtete. Antar gehorchte, und sonnte ruhig bleiben; denn da er besorgte, daß die feigen Zajarenear den König Kais verrathen möchten, so bestieg er den Abdar ††), gürtete sein Schwert Dhami um, und den Scheibub †††) an seiner Seite, eilte er aus Besorgniß für den Sohn des Königs Zoheir zur Menge. Als sie nahe kamen, sah er gleich einem bepanzerten Löwen, das Schwert gezückt in der Hand und seine Augen Funken sprühend.

Als sie Halt machten, blickten sie fortwährend auf ihn, bis er in ihrer Mitte mit einer furchtbaren Stimme ausrief: Wohl, ihr edlen Araber-Häuptlinge und ihr berühmten Männer, die ihr hier zugegen seyd — ihr wißt, daß ich der Günstling des Königs Zoheir, des Vaters des Königs Kais, bin und ein Stand seiner Großmuth. Er nahm mich in den Rang und die Verwandtschaft auf und war veranlaßt, daß ich unter die Araber-Häuptlinge gezählt werde; obgleich er es nicht erlebt hat, daß ich ihm seine Güte vergelten konnte, so hat er seinen Absatzlosen Sohn als Erben hinterlassen, welchen seine Brüder seiner Aufrichtigkeit, seines Verstandes, richtigen Urtheils und hohen Ranges wegen anerkannt und auf des Vaters Thron gesetzt haben; ich bin sein Sklave, sein Eigenthum, der Beistand seiner, der ihn liebt, und der Feind dessen, der sich ihm entgegenstellt; es soll man, so lange ich lebe, sagen, ich sah ihn je von einem Feinde gedemüthigt. Was diese Wette betrifft, zu welcher er gnädig seine Einwilligung gegeben hat, so ist es unsere Pflicht, ihm in allen seinen Wünschen beizustehen, so daß nichts mehr zu thun übrig bleibt, als die Rosse laufen zu lassen. Der Sieg kommt vom Schöpfer des Tags und der Nacht; ich schwöre bei der gebietigen Lade, bei Zemzem, bei dem Tempel*) und dem ewigen Gott, welcher nie seine Diener vergißt und nie schläft, daß ich die blutigste Rache an Dubaisah nehmen werde, wenn er sich irgend eine Grausamkeit oder Gewaltthat erlaubt, und daß ich den ganzen Stamm von Zajarah zur Zahlung von den Menschen mache; o, Hauptlinge der Araber, wenn ihr wirklich das Wettrennen wünscht, sey unparteiisch; sonst, bei den Augen der Abla, werde ich die Rosse durch Blut waten lassen. Antar hat Recht! riefen die Reiter von allen Seiten.

(Schluß folgt.)

Dänemark.

Die Dänische Literatur im Jahre 1840.

(Schluß.)

Statistik und Oekonomie. Mit Unterstützung der Gesellschaft für Landwirthschaft ist im Jahre 1840 die neue Beschreibung dreier Aemter vollbracht, und zwar der von Kopenhagen, von Viborg und Praestöe. Sie sind zum Theil mit großem Fleiß ausgearbeitet. Die Vollendung der ganzen Dänischen Topographie kann so in nicht langer Zeit erwartet werden; allein zu bedauern ist doch, daß so viele Jahre über der Ausgabe dieser Beschreibungen hingehen werden, indem diese wichtige Arbeit dadurch an Einheit verliert. Zu ihrer Erleichterung hat das herauskommende statistische Tabellenwerk von Dänemark viel beigetragen. Eine Umarbeitung dieser sämmtlichen Amts-Beschreibungen zu einem Ganzen, ausgeführt unter der allgemeinen Leitung eines kundigen Mannes, müßte eines höchst wichtiges und lehrreiches Resultat für das Land geben. Denn es ist die Kenntniß des Landes, in der Dänemark in jedem Grade zurückbleibt, weil sie lange Zeit verabsäumt worden ist. Darin muß man auch den Grund suchen, daß die Dänen jetzt oft eine so geringe Meinung von den innern Kräften ihres Landes haben und nicht den Muth besitzen, Dänemarks glückliche Lage und Naturverhältnisse so wie des Volkes eben so glückliche Eigenthümlichkeiten zu benutzen. — Auch in Bezug auf die Nebenlande vermißt man genaue und kritische Beschreibungen faß gänzlich, besonders über Island. Im letzten Jahre haben jedoch manche hübsche Beleuchtungen sowohl über Island, wie über Westindien im „Hörelarv" gestanden, und über letzteres ist auch eine besondere Schrift herausgegeben. Ueber die Island betreffenden Kommandant, Ployen, Nachrichten mitgetheilt, die darum Werth haben, weil er sie an eine hübsch geschriebene Reise nach den Shetlandsinseln, Orkneys und Hebriden anknüpft, mit deren sehr ähnlichen Verhältnissen er den Zustand der Faröer vergleicht. Zunch hat seinen Aufenthalt in dem jetzt für die Einkünfte die Krone so wichtig werdenden Grönland, Schilte eine 1840 von der Island unabhängige Beschreibung dieser Insel, und Olufsen hat seinen Besuch der Altodaren beschrieben, von welchen allen ein oder das andere Bruchstück sich zur spätern Mittheilung in diesem Blatte eignet. Prof. David, der bekannte Deputirte von der Opposition, aber zu derjenigen Partei gehörend, von denen die Ultras seit einiger Zeit ganz nahe fragen: wo sind sie und denn geblieben? — hat, seitdem er sich von dem Geschäftsgange Zudrotand loszulassen für wichtig befunden, sein staatsökonomisches Talent hauptsächlich dadurch bewährt, daß er die Verbesserung der Gefängnisse, die seine kenntnißreiche Schriftsteller in den letzten Jahren zum Gegenstande sortwährenden Untersuchungen gemacht hat. Daß sie im hohen Grade der Verbesserung bedürfen, ist allgemein anerkannt; jetzt wird jedoch der sich bedeutende Finanzsumme die Mittel zu umfassenden Verbesserungen, die dringend sind, ihre anfänglichen verringern. — Ein gegenwärtiger Gegenstand geht man damit um, daß jeder noch bescheidene Zuntionen anzugestalten; wie wichtig also die oben schon erwähnten Schriften Bergsöe's und Müller's über Nahrungsfreiheit und Zünfte sind, wird man einsehen; es wäre nur zu wünschen, daß noch Mehrere diese Sache zum Gegenstande einer recht sorgfältigen Prüfung machten, und zwar auch in entgegengesetzter Meinung, nämlich für die Beibehaltung der Zünfte, damit sie in Zeiten gehörig revidirt und mehrseitig beleuchtet dem Publikum vorgelegt werden könnte.

In der Mathematik weiß die Literatur dieses Jahres nichts von großer Bedeutung auf, doch dürfte die „Algebra" und die „Lehre von den Functionen" von Ramus genannt werden. In den Naturwissenschaften verspricht die neu entstandene Zeitschrift von

*) Jeder Stamm hatte seinen König, er mochte 5—10,000 Seelen zählen. Diese Einfachheit des Kais paßt ganz zum patriarchalischen Zustande.

**) Im Text steht Asiahe Bogenschüsse, was Wurfschüsse sprechen; eben so unten. Es muß demnach hier ein Irrthum eingeschlichen seyn. Die runde Zahl 100 paßt hier besser zur Zahl der Kameele und zu dem Verlangen des Kais, die Bahn sehr weit ausdehnen.

***) In der Englischen Uebersetzung heißt es Zatuirisat, bei J. Freimet aber Zatuliffat, was wahrscheinlich richtiger ist.

†) „Training" ist ein technischer Ausdruck im Englischen, der durch unser „Abrichten" nicht erschöpfend wiedergegeben wird. Im Arabischen Text heißt „Midmar" die Zeit, welche zur Diät des Pferdes vor dem Rennen bestimmt wird. Die Franzosen haben in der neuern Zeit, sächerlich genug, „entraînement" für das Englische Wort gesetzt. Dem Sinne nach wäre vielleicht im Deutschen „Vorbereitung, gerade wie „Exercitium" zu sagen, da training das Erziehen und Vorbereiten für das Rennen ist.

††) Abdar, oder nach anderer Lesart Abjar, ist das treue Schlachtroß des Helden.

†††) Scheibub, der Bruder des Antar, spielt die Rolle des Schrapsinn bei Hiob. Dieser hat viele Schicksale und Thaten mit Antar gemein, und sie gleichen sich auch darin, daß sie einen treuen Freund haben, der Antar Roß bei der Hand ist. Scheibub ist viel junger und gewandter als Schrapsinn und stiftet seinem Bruder tausendfache Thorheit. Er dient ihm als Fundschafter, Wegweiser, Rathgeber und Gesandte. Er zieht den ermüdeten Feinden im Kampfe den Gnadenstoß, sobald er bemerkt, daß sie sich seinem Bruder ergeben haben, und wird von ihm zu verschiedenen Malen im Gedicht obig ihrer Freunde in Bedrängniß sind. Sein Hauptruhm liegt aber in seinen Füßen, indem er schneller als jedes Thier läuft. Hinterlich schreibt Scheibub als solcher Schnelläufer: „Die Schnelligkeit meiner Füße hat mir sprichwörtlich geworden Schnellläufern, worunter aber Scheibub nicht ist.

*) Alles Heiligthümer in Mekka, wo der Tempel, Kabah genannt, seit vielen Jahrhunderten vor Muhammed verehrt wurde, da er von Abrahams und seinem Sohne Ismael daselbst gebracht worden. Zemzem ist der heilige Brunnen zu Mekka, der einerlei mit der Quelle ist, welche der Engel Gabriel der Hagar in der Wüste zeigte, als sie vor Sarah flüchtet floh.

Kroger, einem jungen Mitgliede der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, einen hohen Standpunkt einnehmen zu wollen.

Auf eine vorzugsweise Theilnahme hat die Gesellschaft für den richtigen Gebrauch der Deutschheit Anspruch. Unter den vielen und guten Büchern, welche durch ihre Bemühung allgemein verbreitet worden sind, verdient der „Dänische Volks-Kalender für 1841" Anerkennung, wenn schon dieser erste Versuch die ausländischen Muster, die er vor Augen hatte, nicht ganz erreichen konnte. Die Schrift wird dem Volk eine belehrende und unterhaltende Lektüre gewähren, obgleich das Ganze uns in einem etwas zu ernst gehaltenen Ton und Styl vorkommt. Die Dänen haben viel Sinn für das Munitre und Launige, Bücher, welche durch ihre Gemüthung allgemein Eingang finden, und darum kann keine Werke schnellen Eingang im Volke, und sein Name ist ihm unvergeßlich geblieben. In einem Dänischen Volks-Kalender sollten deshalb die scherzhaften Erzählungen nicht vermißt werden, die dem wirklich Inskruktiven eine gute Einkleidung geben könnten. Holberg's Bild und ein kurzer Umriß von dieses nationalen Schriftstellers unsterblichen Verdiensten sollte den ersten Dänischen Volks-Kalender geschmückt haben. Ein solches Bildniß, ein Facsimile

„Die lange Komödie der Repräsentativ-Regierung geht bei uns ihren alten Schlendrian fort. — Die bewilligten Besetzungen sind in voller Arbeit. — Herr Thiers, der es so leicht fand, Paris in einer Belagerung und mit der doppelten Masse seiner gewöhnlichen Bevölkerung zu ernähren, sollte es auch fix nehmen, eine gewichtige Frage zu brandmorken, auf welche Herr von Lohhausse und ein oder zwei seiner Kollegen die Aufmerksamkeit der Kammer hergebens zu richten suchten.

Seit mehreren Jahren nimmt die Consumtion des Fleisches in Paris um so auffallender ab, als die Bevölkerung bedeutend zugenommen. Das Fleisch ist so theuer geworden, daß die Arbeiter, die gewiß mehr als jeder Andere eine starke, substantielle Nahrung brauchen, genöthigt sind, sich desselben ganz zu enthalten, und daß, wie man entdeckt hat, in Paris eine schreckliche Masse Pferdefleisch gegessen wird.

Ich vertheidige gewiß nicht jene Ansprüche, die lächerlich genug von einem Theil der Presse in Schutz genommen werden, welcher die Arbeiter aufhetzt, politische Rechte oder unbillige Erhöhungen des Tagelohns zu verlangen — aber wenn es sich um wirkliche Leiden handelt, habe ich meine Stimme immer lauter erhoben, als irgend eines von diesen respektabeln Papier-Quadraten.

Wenn es sich um eine Industrie in der Kindheit handelte, die man gern im Inland einheimisch machen möchte, dann würde ich allenfalls zu Noth begreifen, daß man während eines beschränkten Zeitraums die noch unsicheren Anstrengungen dieser Industrie zu schützen sucht, die mittlere Landheute hinreichende Erfahrung und Geschicklichkeit erworben, um mit dem Ausland konkurriren zu können. So wie aber die bestimmte Zeit verflossen ist, müßte man sagen: — Das Land kann keine Opfer mehr bringen; — wenn ihr es euren ausländischen Konkurrenten nicht gleichthun könnt, desto schlimmer für euch: entweder habt ihr es an Intelligenz oder Thätigkeit fehlen lassen, oder es gehen dem Lande die dazu nöthigen Elemente ab.

Der Ackerbau ist, so viel ich weiß, keine neue Erfindung, so wenig als das Fleisch eine jüngst erst entdeckte Nahrung ist. Wenn unsere Viehpächter ihre Produkte nicht zu demselben Preise geben können, wie die Fremden, so kann man nicht länger, nicht bloß die Interessen, sondern die Gesundheit der arbeitenden und der armen Klassen überhaupt den Interessen der Viehzüchter opfern.

Dieser Schutz, welcher darin besteht, daß man die inländischen Produkte theurer bezahlt, als die des Auslandes, und von diesen gar keinen Gebrauch macht, läßt sich nur dann vertheidigen, wenn er sich nur auf eine bestimmte Zeit beschränkt und wenn er endlich dahin führt, daß man die einheimischen Produkte noch billiger geben kann, als die fremden; denn wenn der Preis nur gleich wäre, so würde man alles das verlieren, was man während der Zeit des Schutzes zu viel bezahlt hat. Und vielleicht wäre es in diesem Falle weiser, den Viehzüchtern Ermunterungs-Prämien, die von dem Ertrage der anderen Auflagen hergenommen werden, zu geben, um ihnen den momentanen Verlust, den sie erleiden würden, wenn sie ihre Produkte für denselben Preis wie die Fremden gäben, zu ersetzen.

Aber wenn dieser Zustand permanent wird, wenn man mit zehn Sous mehr auf das Pfund den Rahm bezahlen muß, das Rindfleisch seines Vaterlandes statt des fremden zu essen, und noch dazu, wenn mehrere Generationen von Arbeitern und Armen darunter leiden und, wenn sie selbst kein Fleisch essen dürfen, keinen anderen Trost haben als den Gedanken, daß ihre reicheren Landsleute Französisches Fleisch essen, dann muß ich ein solches Schutz-System für eine infame Thorheit erklären.

Aber es wird nicht anders werden, so lange man nicht begriffen hat, daß die Auflagen nicht auf den ersten Beurtheilen, sondern auf jeder Art von Luxus lasten sollten, daß das Brod, das Fleisch, die Weine des Volks davon befreit und dagegen die seinen Weine, die Kutschen, die Luxuspferde damit beschwert seyn sollten, — daß das eine vernünftige Abgabe wäre, die man auf die Handschuhe, gewisse Stoffe, auf die Hüte u. s. w. legte.

Ich weiß, daß es ehemals in England — ich weiß nicht, ob es noch existirt — eine Auflage auf den Puder gab, die sehr viel einbrachte, weil man eine Eitelkeit daraus setzte, die Bedienten pudern zu lassen. Ein Gesetz, welches bestimmen würde, daß man eine Taxe umsonst tragen kann, aber daß man, wenn man hinten zwei Schöße hinzufügt, um einen Frack daraus zu machen, einer Auflage von so und so viel jährlich unterworfen seyn wird, würde genügen, die Staatskasse anzufüllen. Und wenigstens würde ein Theil des Volks seine Abgaben nicht mehr mit Enthaltsamkeit, Fasten und Magerkeit zu bezahlen brauchen.

Diese Frage, gewiß die wichtigste der ganzen Session, hat sich auch nicht eine Viertelstunde Aufmerksamkeit zu verschaffen vermocht; das Ministerium sagte: Wir werden später sehen, und Alles war zu Ende.

In der Kammer sind nur solche Fragen wichtig, die ein Ministerium erheben oder stürzen können.

Unsere Repräsentanten aber haben jetzt weiter nichts zu thun, als in ihre Bohnorte zurückzukehren, hinreichend versehen mit den Tabacks-Bureaux, den Brücken, Straßen, Schul-Stipendien und Privilegien jeder Art, die ihre Wähler sich als Preis ihrer Stimme haben versprechen lassen, indem sie ihnen dabei Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit empfahlen. Und die so wichtige Frage der Volks-Ernährung wird vertagt; Alles, was die Herren Deputirten hierin für das Volk thun, ist, daß sie in verschiedenen Gelagen, die man patriotische nennt, gut essen und trinken und auf die Befreiung des Volks und die Ausdehnung unserer politischen Rechte Toaste ausbringen. Ich wünschte nur, daß man das Recht darunter begriffe, selbst und nicht durch Repräsentanten zu essen.

Der gute Herr Luquis hat sich seinen Wählern besonders durch die Einfachheit seiner Toilette empfohlen, und wir schicken ihn in die Kammer, um der Sparsamkeit, die er in seinem Aeußeren zur Schau trägt, bei der Regierung des Landes Eingang zu verschaffen. Nachdem die Session fast zu Ende ist, hat er seine Gewissensprüfung anstellen zu müssen geglaubt und sich gefragt, gegen welche mißbräuchliche Verschwendung er sich erheben? Er hat mit Schrecken gesehen, daß er die besten Gelegenheiten unbenutzt vorübergehen gelassen, um nur das Bedürfniß seiner Toilette einigermaßen nachzuholen und eine Ersparniß zu verlangen, worin es auch sey, ist er auf die Tribüne gestiegen und hat im Angesicht von ganz Frankreich erklärt, daß die Thiere des Pflanzengartens zu viel äßen. Er hat positiv verlangt, daß man sie der Oekonomie halber ausfhopfe, da diese Ausgabe ein- für allemal gemacht sey."

Mannigfaltiges.

— Thomas Campbell über Petrarka. Der bekannte Englische Dichter-Veteran, dem wir zuletzt die Briefe über Algier verdanken, von denen das „Magazin" vor einigen Jahren zahlreiche Auszüge mitgetheilt, hat jetzt ein Leben Petrarka's (Life of Petrarch) in zwei Bänden herausgegeben. Veranlaßt wurde Herr Campbell zu dieser Schrift durch ein Manuskript über Petrarka, das der verstorbene Archidiakonus Coxe (Verfasser einer Geschichte des Hauses Oesterreich) dem Brittischen Museum vermacht hatte und das Ersterem übergeben worden war, um es zu vollenden. Der Dichter fand jedoch das Manuskript so mangelhaft, daß er den Plan bald aufgab, etwas Ganzes daraus zu machen und nun, da er einmal zahlreiche Materialien über Petrarka und seine Zeit gesammelt hatte, sich entschloß, ein eigenes, gänzlich selbständiges Werk abzufassen. Dieses ist zugleich das Reichhaltigste und Volksthümlichste, was jemals außerhalb Italiens, namentlich aber in England, über Petrarka und seine Poesien von kritischer Hand zusammengestellt worden. Aber nicht blos als Dichter, sondern auch als Gelehrten und als Staatsmann schildert Campbell seinen Helden, der meistens immer nur von der Seite seiner Verhältnisse zu der von ihm gelesenen Laura aufgefaßt und dargestellt zu werden pflegt. Auch über das letztere selbst theilt sein Britischer Biograph manche neue Ansicht mit, und insbesondere sucht er festzustellen, daß es mit der Innigkeit dieses Verhältnisses eben nicht viel auf sich gehabt habe. Die über sein Leben Aufschluß gebenden Briefe Petrarka's sind fast vollständig übersetzt und mit sehr scharfsinnigen erläuternden Bemerkungen zu einem Ganzen geordnet.

— Das Berliner Diorama im Stockholmer Bazar. Ein Schwedischer Literat, Herr Rudvall, hat „Reiseblider, gesammelt in Deutschland im J. 1839" (Reisebilder, gesammelt in Deutschland im J. 1839) geschrieben, und die in Stockholm erscheinende Zeitschrift Bazaren theilt Proben daraus mit. Eine solche uns vorliegende Probe hat „das Diorama in Berlin" zum Gegenstand, und wenn alles Uebrige in dem Buche mit solcher Aufmerksamkeit und Treue geschildert ist, wie das „Diorama", so müssen wir die Reisebeschreibung des Herrn Rudvall für das vollständigste Buch von Deutschland erklären, das jemals von einem Ausländer geliefert worden. Von der Thür an bis zum Dache wird Alles, was dem Schwedischen Reisenden in dem Wunderbau der „ersten Decorations-Maler in Europa" sich zeigte, mit allerdings etwas romantischen Farben dargestellt. Nur die Lage des Gebäudes giebt er seltsam genug an der Ecke der Spandauer Straße und Heidereuter-Gasse an, doch sagt er wohlbedächtig hinzu: „om jag ej misminner mig" (wenn ich mich nicht irre).

— Geistige Getränke in England und Frankreich. In Großbritannien und Irland nimmt der Verbrauch der gebrannten Wasser auf eine erschreckende Weise zu, und zwar in den ärmeren Gegenden noch bei weitem mehr als in den wohlhabenden. In England, dessen Bevölkerung sich auf 13,897,187 Seelen beläuft, sind im letzten Jahre 12,341,238 Gallonen geistiger Getränke verbraucht worden; es kommen demnach 7¾ Pinte (eine Gallone hält 8 Pinten) auf den Kopf. Irland zählt 7,767,401 Einwohner und verbraucht beinahe eben so viel als England, nämlich 12,293,464 Gallonen, oder 13 Pinten auf den Kopf. Was wir aber kaum für möglich gehalten hätten, ist, daß in Schottland verhältnißmäßig noch weit mehr Branntwein getrunken wird, als in Irland. Schottland zählt nämlich nur 2,365,114 Einwohner und verbrauchte doch 6,767,715 Gallonen, was 23 Pinten auf den Kopf beträgt. In Glasgow kommt immer auf zehn Häuser einer, in welchem ein Branntweinschank sich befindet. In Manchester zählt man 300 sogenannte Tavernen und 322 Schnapsläden. — In Frankreich ist der Wein-Production ungeachtet, die Trunksucht nicht in dem Maße verbreitet wie in England; indessen wird auch dort die Erfahrung bestätigt, daß diejenigen Departements, welche die meisten geistigen Getränke verbrauchen, die Firsten des Landes sind. In Paris ist die Consumtion des Branntweins seit 1831 so groß, oder wenigstens nicht so bedeutend im Verhältnisse zur Consumtion des Weins, als man bei seiner zum großen Theil doch aus Armen bestehenden Bevölkerung anzunehmen sollte. Indessen wächst doch der Verbrauch des Branntweins verhältmäßig mehr als der des Weins. Während in Paris im Jahre 1836, bei 922,363 Hektoliter Wein, 36,441 Hektoliter Branntwein konsumirt wurden, waren diese Zahlen im Jahre 1838 auf 950,912 und 42,785 gewachsen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Freitag den 18. Juni 1841.

Ostindien.

Die Empörung der Spahi's in Vellore. *)

Von einem Augenzeugen.

Seit dem in der Ueberschrift bezeichneten schrecklichen Ereignisse, das in der Geschichte Ostindiens, seitdem die Briten dort herrschen, wohl ohne gleichen ist, sind nun beinahe volle 35 Jahre verflossen, und noch hat es der Zufall so gefügt, daß mir jetzt erst eine umständliche Schilderung davon erhalten. Diese ist aus der Feder des Militair-Wundarztes, Dr. John Dean, geflossen, der mit seinem bereits verstorbenen Kollegen, Dr. Jones, von Anfang bis zu Ende Zeuge der blutigen Katastrophe gewesen und an dem Kampfe thätigen Theil genommen hat.

Die Veranlassung dieses Aufstandes erfahren wir nicht; vielleicht war er nur eine Todesjuckung des thatkräftigen Patriotismus der Hindu's, ein letzter, zwar sehr verzweifelter, Versuch, das damals noch nicht so gewohnte Joch der ausländischen Beherrscher abzuschütteln.

Das ruhmwürdige Benehmen des Dr. Dean an jenem heißen Tage ist durch unverwerfliche Zeugnisse festgestellt, und seine hier folgende schlichte Erzählung zeugt schon wegen der anschaulichen Lebendigkeit ihrer Details, bei sehr losem Zusammenhang und *ziemlich verwahrlostem* Stile, von der Unmittelbarkeit der Eindrücke *des Berfaſſers*, der es seinen Lesern überläßt, sich einen übersichtlichen *Stan*-punkt selbst zu wählen.

* * *

Die Garnison von Vellore stand damals unter dem Befehle des Obersten John Fancourt vom 34sten Regimente. Es waren 4 Compagnieen des Königlichen 69sten Regimentes; 6 Compagnieen vom 1sten Bataillon des 1sten Spahi-Regimentes **); das 2te Bataillon des 23sten Regimentes Infanterie (ebenfalls Spahi's) und einige invalide Europäische Artillerie. Die Gesammtzahl der eingeborenen Soldaten in der Festung betrug etwa 1500 Mann. Von einer Mißstimmung derselben war durchaus nichts bekannt, und die Ereignisse des 10. Juli 1806 kamen so unerwartet und ungeahnt, als nur irgend sonst etwas.

Ich hatte den Abend vorher bei meinem Chef, dem Obersten Mackenzie, gespeist; und als ich darauf über den Parade-Platz nach Hause ging, fand ich eine ungewöhnliche Heiterkeit im Palaste. Der Rajah[***]) war illuminirt, eine festliche Musik ertönte, und ich sah mit nicht geträumt, daß eine Hand, die ich noch vorhin freundlich gedrückt, in wenigen Stunden und nicht weit von dem Orte, wo ich stand, so kalt wie der Tod seyn würde.

Am Morgen des 10. Juli weckte mich ein Gewehrfeuer vor meinem Hause. Ich eilte aus Fenster und sah mehrere Leute in weißen Jacken hin und her laufen. Wenige Minuten später kamen zwei junge Offiziere von demselben Bataillon, zu dem ich gehörte (die Lieutenants Winship und Jolly), in meine Wohnung und sagten mir, sie vermutheten, das 69ste Regiment sey ausgerückt und feuere auf die Spahi's. Ich äußerte ihnen meine Absicht, sogleich mich anzukleiden und mit ihnen nach den Kasernen der Spahi's zu gehen, da wir ohne Zweifel bald die Trommel hören würden, die zu den Waffen riefe; sie entgegneten mir aber, daß sie gleich wieder nach Hause gehen wollten, indem sie überzeugt seyen, ihre Leute würden sie beschützen, was auch vorfallen möchte. Dann eilten sie wieder fort.

Einen Augenblick später — ich zog eben meine Stiefeln an — kam Lieutenant Cuticliffe vom 1sten Regiment und sagte mir, er sey in die Schulter geschossen worden; als das Schießen in der Nähe seines Hauses anfing, habe er aus dem Fenster sehen wollen, und in demselben Augenblick habe ein Spahi nach ihm gefeuert. Der Kugel war ihm durch die linke Schulter gedrungen, und seine Verletzung war gefährlich. Ich führte ihn durch ein enges Gäßchen hinter meinem Hause in die benachbarte Wohnung des Bataillons-Chirurgus, Dr. Jones. Dieser sagte uns, es müsse etwas sehr Ernstliches vor sich gehen, im nächsten Hause seyen mehrere Offiziere versammelt, und wir würden wohl am besten thun, wenn wir Alle zusammenblieben. Da Herr Jones keine Instrumente zur Hand hatte, so kehrte ich auf demselben Wege in mein Haus zurück, brachte die nöthigen Instrumente, und Lieut. Cuticliffe's Wunde wurde verbunden.

Jetzt begaben wir uns in das nächste Haus, wo der Adjutant des 1sten Bataillons (1sten Reg. der Spahi's) wohnte. Hier fanden wir den Capitain M'Vauchlan, drei Subalterne des 69sten Reg., den Sergeant-Major Brady und den Adjutanten Ewing vom 1sten Reg. Es waren unserer neun, mit Einschluß unseres verwundeten Gefährten. Wir gewöhnlich, war eine Indische Wache, aus einem Korporal und drei Spahi's bestehend, im Hause, um die Urkunden des Regiments u. s. w. zu verwahren. Wir entwaffneten diese Wache sogleich, nahmen ihre Gewehre nebst Munition an uns und luden die Gewehre. Ich bekam einen derselben, und da wir jetzt nicht mehr zweifeln konnten, daß eine sehr bedenkliche Empörung ausgebrochen war, bereiteten wir uns auf das Schlimmste vor. Diejenigen von uns, die keine Gewehre hatten, gürteten Säbel um.

Unterdeß wurde das Gewehrfeuer in allen Theilen der Festung sehr heftig, und von Zeit zu Zeit glaubten wir einen Kanonendonner zu unterscheiden. Wir hörten das Getrappel ganzer Haufen Leute, die vor dem Hause über die Straße liefen, und beschlossen, unsere Flurthür bald offen zu lassen, damit wir Jeden sehen konnten, der etwa zum Thor hereinkäme.

Bald darauf stürmte wirklich ein Menschentrupp, den wir nach dem Geräusche, das er machte, auf ungefähr 20 Köpfe schätzen, von der Straße her in die vordere Veranda. Sobald sie in den Flur hereindringen wollten, gaben wir Feuer; der Haufe stürmte gleich wieder fort und schleppte, wie es uns schien, seine Verwundeten oder Todten mit sich. Wir blieben in unserer Stellung und hörten nichts weiter von ihnen.

Es war noch finster, und nach einiger Berathung kamen wir zu dem Ergebnisse, das erste Haus rechter Hand (das des Herrn Jones) eigne sich besser zur Vertheidigung. Es lag in der Nähe der Kaserne des 69sten Regiments und konnte im Hintergrunde besser vertheidigt werden.

Wir versuchten mehrmals, mit dem 69sten Regiment in der Kaserne in Verbindung zu treten; allein das ganze Gebäude war von insurgirten Spahi's umlagert, und alle Versuche scheiterten.

Endlich graute der Tag, und wir hörten ganze Trupps von Spahi's, die hinter unserem Hause ab und zu patrouillirten. Als es schon ganz hell geworden war, hörten wir, wie ein großer Haufe der Empörer über die Mauer der Außengebäude hereinstieg, und rüsteten uns zur Vertheidigung.

Nur Eine Thür war im Hintergrunde unseres Gemachs, und eine nach vorn, die durch den Flur auf die Straße führte.

Sobald wir die Spahi's über die Mauer steigen und herankommen sahen, drückten wir unsere Gewehre gegen sie ab und vertheidigten den Eingang. Sie drangen uns so schnell zu Leibe, daß wir nicht zum zweiten Male laden konnten; so zogen wir, die Empörer mit Säbeln und Flintenkolben von uns abwehrend, nach der vorderen Veranda zurück, während sie gegen uns feuerten. In dem Handgemenge am Eingang war ich niedergeworfen worden und hatte meinen Hut verloren.

Unterdeß riefen und Leute vom 69sten Regiment aus den Fenstern ihrer Kaserne, wir möchten zu ihnen herüberkommen. Als wir dies thaten, folgten die Empörer uns in die Veranda nach, hörten aber auf, zu schießen, da die Soldaten des 69sten Regiments aus verschiedenen Fenstern der Kaserne einen Hagel von Kugeln gegen sie regnen ließen. Wir gelangten alle wohlbehalten mit unserem verwundeten Kameraden durch ein Fenster in die Kaserne.

Hier erfuhren wir, sämmtliche Soldaten von der Hauptwache seyen ermordet, drei Kanonen aus dem Zeughause in die alte Kaserne gebracht — zwischen dieser und der Kaserne des 69sten Regiments lag ein schmaler, wenige Fuß breiter Weg — von wo man mit großen und kleinen Kugeln beständig gegen das 69ste Regiment gefeuert habe; die Zahl von Mysore sey außerordentlich groß; große Insurgenten-Haufen hätten sich nach dem Quartier der Offiziere begeben, um sie zu ermorden, und die ganze Festung befände sich in den Händen der insurgirten Spahi's.

In der Kaserne herrschte gräuliche Verwirrung. Die Soldaten

*) Vellore (Wellohr) liegt im Süden der Indischen Halbinsel, in der langen und schmalen Landschaft Karnatik, deren Saum die Küste Koromandel bildet. Die Entfernung der Stadt von dem östlich und am Meere liegenden Madras beträgt ungefähr 80 Engl. Meilen.

**) Das Wort Sepoy ist nichts Anderes, als eine kleine Verderbung von Spahi oder Sipahi, was im Persischen und Hindostanischen zunächst Reiter und dann Truppen überhaupt bezeichnet, daher z. B. Sipahdar, Chef einer Armee.

***) Rajah, — Ort des Verweilens und Ort überhaupt) gehört zu den türkischen Wörtern, die mit dem Islam nach Ostindien gekommen sind. Es ist der ausgezeichnetste ein öffentliches Gebäude bedeutet der Palast selbst, oder ein Theil desselben, gemeint.

Digitized by Google

hatten es in der Frühe versucht, das Thor zu verrammeln, da aber die Kanonen es vollständig beherrschten, und zwar in einer Distanz von wenigen Fuß, wurden sie sämmtlich niedergeschmettert, was wir deutlich sehen konnten. Endlich gelang ihnen die Verrammelung des Thores dennoch; aber ein Hagel von Flintenkugeln schlug an verschiedenen Stellen unaufhörlich in die Fenstern der Kaserne, und für den Augenblick war man nur hinter Pfeilern sicher.

Capitain M'Lauchlan setzte seine Zeit: er besahl, den ganzen Vorrath an Munition zu sammeln; und Jeder, der sich rühren konnte, mußte zu einem Ausfalle fertig seyn. Diejenigen Fenster, durch welche das Regiment nach und nach hinausstreigen sollte, wurden, bis auf den Mittelrahmen, der zu stark war, eingestoßen, und nun ging es langsam vorwärts. Nur zwei Mann konnten gleichzeitig hinaus, und auch diese nur mit einiger Anstrengung.

Neben dem Vorthell, den dieser Theil der Kaserne uns bot, bot= ten wir noch, wir würden durch den Pallsch, eine niedrige Reihe Hütten, in denen die Weiber und Kinder der verbrecherischen Soldaten wohnten, eine Strecke weit vor dem feindlichen Feuer geschützt seyn. Außerdem näherten wir uns dem kleinen Magazine, das die Munition des 69sten Regiments enthielt.

Ich muß hier noch bemerken, daß unsere Mannschaft nicht einmal Zeit gehabt hatte, etwas mehr als ihre Beinkleider anzuziehen. Herr Jones und ich setzten Beide Soldatenmützen auf, nahmen Jeder ein Gewehr und marschirten mit den Soldaten vorwärts. Unser verwundeter Gefährte wollte uns lieber folgen, als in der Kaserne zurückbleiben. Als die ganze Mannschaft dieses Gebäude verlassen hatte, schlossen wir uns zwischen den Hütten, so gut es die Umstände erlaubten.

Je näher wir dem Walle kamen, desto mehr waren wir bloßgestellt; doch fühlte ich mein Herz bei dem Gedanken erleichtert, daß man uns wenigstens nicht mehr wie Schafe in einer Hürde zusammenwürgen konnte.

Beim Magazin angelangt, fanden wir die Thür offen und allen Kugeln-Vorrath durch die Insurgenten fortgeschafft. Jener von uns erhielt ein Bündel blanker Patronen, und als wir sie empfangen hatten, stiegen wir an der inneren Seite den Wall hinan. Capitain M'Lauchlan hieß uns in einer Bastion niederkauern, bis unsere Mannschaft stärker seyn würde. Die Pagode beherrschte hier den Wall, gegen den die Insurgenten, ohne eigene Gefahr, ein sehr heftiges Feuer unterhielten. Ein starkes Detachement der Empörer belagerte die uns gegenüberliegende Bastion.

Als eine bedeutende Anzahl Leute eben auf dem Walle war, gab Herr M'Lauchlan den Befehl zum Aufbruch, stürzte aber bald, am Unterleibe schwer verwundet, zu Boden. In demselben Augenblick stieß Capt. Barrow, der in einem Hause unter dem Walle wohnte, zu uns. Wir erstürmten sehr bald und mit mäßigem Verluste an Leuten die feindliche Bastion, in welcher ich mit Herrn Barrow mich begrüßte und ihm versprach, unter seinem Befehle zu dienen. Capt. M'Lauchlan wurde mit anderen Verwundeten hierhergebracht und unter Obhut zurückgelassen.

Capt. Barrow führte uns an den Eingang der Bastion, wo uns gleich ein sehr lebhaftes Feuer aus der Pagode, die auch diesen Theil des Walles vollständig beherrschte, und aus anderen benachbarten Gebäuden bestrich. Die Insurgenten hatten das Zahlungs-Amt geplündert, und ganze Beutel mit Rupien lagen über den Wall verstreut. Da es an Kugeln fehlte, so rief ich unseren Leuten zu, sie möchten es mit Rupien versuchen, und bald hörte ich einen Unterofftizier, der so glücklich gewesen war, einen Insurgenten mit einer Rupie, die er in sein Gewehr geladen, zu erschießen, triumphirend ausrufen: „Bechelor mit der Wahrheit, denn Du kannst!“

Auf dem Walle standen mehrere Häuser. Vor einem derselben lag sein Besitzer, der Capt. David Williston, auf grausame Weise gemordet. Im Eingang eines anderen Hauses, wo die Familie des Lieutenants Elley wohnte, fanden wir den verstümmelten Leichnam eines von den Kindern. Von Zeit zu Zeit ließen sich in verschiedenen Theilen des Forts und auf dem Parade-Grund große Abtheilungen Sepahi's blicken; und die Wahrheit zwang Den, der kämpfte, zu dem Geständniß, daß die Vertheidigung der Bastion hatte von dem mörderischen Feuer der Insurgenten viel zu leiden. Eine Kugel fuhr dem Lieutenant Mitchell durch die Handwurzel, und der starke Blutverlust machte ihn ganz unfähig, noch ferner am Kampfe Theil zu nehmen. So blieben nur noch Capt. Barrow, Herr Jones und ich als Befehlshaber bei der Mannschaft.

Wir ließen auf den verschiedenen Laufwällen und am Thorwege der Bastion eine Wache zurück und brachen dann mit Capt. Barrow auf, um das bombenfeste Magazin an der entgegengesetzten Seite des Forts zu erreichen. Gerade vor uns lag eine Winkel-Bastion, von welcher die Insurgenten sogleich ein lebhaftes Feuer gegen uns eröffneten. Capt. Barrow und ich wurden zu gleicher Zeit verwundet — ich an der Hacke, doch unerheblich; aber Herrn Barrow fuhr eine Kugel durch das obere Knie durchs Bein. Da er ohne Beistand nicht mehr weiter konnte, zog die Mannschaft an uns vorüber. Ein Soldat half mir, den Capitain unterstützen; er fragte mich, ob ich verwundet wäre, und als ich dies verneinte, sagte er: „Dann ziehen Sie um Gottes willen mit der Mannschaft weiter.“ Ich gehorchte, und schloß mich den Leuten an, als sie eben in die Winkel-Bastion einrückten. Der Insurgenten-Haufe, der dieses Werk besetzt gehalten, floh nach allen Richtungen.

Die Soldaten fragten mich sogleich, ob Capt. Barrow kampfunfähig sey, und als ich dies bejahte, sagten sie mir, sie seyen jetzt ohne Befehlshaber. Ich versicherte ihnen, der Capitain habe mir und Herrn Jones zur Pflicht gemacht, ihn zu vertreten, und das beruhigte sie.

Hier ereignete sich eine Scene, die, so bedeutlich unsere Lage war, vielen Stoff zum Gelächter gab. Einer der Kranken aus dem Hospitale, das unterhalb des Walles an die Bastion sich lehnte, kam zu uns; dieser Mann erzählte, die Sepahi's hätten das Hospital überfallen, sämmtliche Preßhafte, die bis sich von der Stelle bewegen konnten, hinausgetrieben und die Zurückbleibenden barbarischer Weise gemordet. Er selbst hatte sich während dieser Gräuel versteckt, und es bedurfte geringer Scharfsinnigkeit, um zu errathen, was für ein Ort sein Asyl gewesen. Der parfümirte Züchtling, der sich über das Gelingen seiner List ganz läppisch freute, war für Augen und Nase eine so fatale Acquisition, daß Wenige den Muth hatten, ihm nahe zu kommen, und ein Soldat thm zurief: Du brauchst, so! mich Dieser und Jener, keinen Sepahi zu fürchten — rücke thm nur dicht auf den Leib, und ich werde, er kennt davon, wie ein Hase!

Indessen verstärkte sich unser Trupp noch bedeutend; wir ordneten uns und brachen auf, um auf der Seite des Walles nach dem Magazin zu kommen. Aus dem Thorweg einer Scheune unten am Wall, an der wir vorbei mußten, wurde gefeuert. Wir stiegen sogleich den Wall hinab und stürmten abzumal in das Thor. Ein Sepahi, auf den ich losging, schoß mir die Mütze vom Kopf. Dieser Mann gehörte zu demselben Bataillon, wie ich, und war mir sehr bekannt, da er oft ins Hospital gekommen. Ich rief fast unwillkürlich: „Wad! Abun Khan!“ (dies war sein Name). Jetzt erkannte er auch mich und entgegnete: Sajib, Sajib, — mhuf kire! (Ach, verzeiht mir, Herr!)

Acht Insurgenten waren im Thorweg, und nur einer von ihren Schüssen hatte getroffen — so wurden wir der Scheune leicht Meister. Wir legten unseren verwundeten Kameraden auf die Kornfäcke, um ihn versorgen, seiner zu pflegen, falls ich mit dem Leben davonkäme. Als ich mich nach einigen Minuten dahin zurückkehrte, fand ich, daß unser Schießen die Kleider der Sepahi's in Brand gesteckt und daß die Flamme auch die Kornsäcke ergriffen hatte. Wahrscheinlich war unser armer Kamerad den gräßlichen Feuertod gestorben, denn sein Körper und die Körper der Sepahi's waren beinahe in Kohlen verwandelt. Diese Entdeckung schmerzte mich sehr; ich hatte aber wenigstens jede Vorkehrung getroffen, welche die Umstände erlaubten. Als wir wieder auf den Wällen ankamen, empfing uns die Mannschaft mit jauchzender Freude.

Wir rückten nun gerade auf das Magazin los, das wir bald erreichten. Ich stieg mit wenigen Leuten den Wall hinab, um, wo möglich, die Thür zu erbrechen. Das Magazin war von einer niedrigen Mauer umgeben, deren Pforte wir offen fanden; wir traten hinein und bestürmten gleich einen sehr tranrigen Anblick. Die ganze Europäische Wache war ermordet; die Schildwache hatte man einige Ellen weit von ihrem Posten gezogen; allein der Corporal war schlafend durch den Kopf geschossen worden, und auch die Uebrigen lagen so, daß sie keinen Widerstand geleistet haben konnten. Wir versuchten, mit unseren Bajonetten u. s. w. das Vorlegeschloß des Magazins zu sprengen, allein es war zu stark. Als ich Jones dies in Kenntniß setzte, bat er mich, wieder heraufzukommen, stieg dann selbst hinab und zeigte mir bald an, daß es ihm gelungen war. Ein Zäschen Munition wurde auf den Wall gebracht; es ersthielt aber nur loses Pulver.

Da unser Versuch, einen Vorrath an Munition zu erhalten, gescheitert war, beschlossen wir, nach dem Thorweg der ersten Bastion, wie wir erobert hatten, zurückzukehren und die Flagge von Mysore im Vorüberziehen herunter zu nehmen. Drei Mann erboten sich zu diesem Wagestücke. Der Erste wurde erschossen, als er erst wenige Staffeln hinan war; der Zweite, Sergeant Macmanus, kam unter einem furchtbaren Feuer glücklich hinauf; der Dritte aber blieb am Fuße der Leiter stehen, um, falls dem Sergeanten etwas begegnete, sofort hinaufzueilen. Als zwei Freunde waren auf den Beinen des Sergeanten Macmanus die Flagge empfangen hatte, zogen wir weiter. Am Thorwege angelangt, erfuhren wir, Capt. Barrow sey in den Cavalier zurückgebracht worden, wo auch Capt. M'Lauchlan lag, und seine Frau und Kinder seyen dort zu ihm gekommen. Aus dem Hause des Oberften Mackerras brachte uns ein Soldat etwas Wein und Ananas. Bald hörten wir einen Freudenruf der Wache auf der Cavalier-Bastion; da man von dort auf diesem Posten sehen konnte, was von Arkot her kam, zweifelten wir nicht, daß ein Hülfs-Corps in Anmarsch sey*); und wenige Augenblicke später erschienen Oberst Gillespie und Capt. Wilson vom 19ten Dragoner-Regiment im Thorwege. Was ich in diesem Augenblicke fühlte, ist nicht zu beschreiben.

(Schluß folgt.)

Arabien.

Ein Wettrennen mit Arabischen Pferden im sechsten Jahrhundert.

(Schluß.)

Hierauf wählte Hudaibah für seine Stute Gabra einen Jokey aus dem Stamme der Dahaner, der sein ganzes Leben mit der Pferdezucht und selbst in der Dunkelheit der Nacht mit dieser Beschäftigung hingebracht hatte. Aber Kais wählte für seinen Dahis aus dem Stamme Abs einen erfahrenen und geschickteren Jokey als der Dahaner; als jeder sein Roß befestigen hatte, gab Kais dem Absianischen Jokey folgende Regel:

Laß ihm die Zügel allzufrei nicht schießen!
Und drohne zart den Mund, vom Schaume feucht!
Und setzt du nun in dunkeln Schrecken ihn

Dahdisah hörte Kais' Worte und wünschte ihm nachzuahmen; deshalb gab er seinem Jokey folgende Regel:

Daß ihr die Zügel allzumal nicht schießen!
Und trocknet jetzt den Mund, vom Schaume feuchtet!
Und siehst du nun im Hause Schweiß entstehen,
So trocknet nur mit deinen Händen leicht!
Drauf in die Lenden mit Beschreibenheit,
Mit starkem Treiben thuß du ihr ein Leid!

Antar lachte. Bei dem Glauben eines Arabers, sagte er, du bist überwunden. O, Ebn Hidjar, die Dichtkunst ist nicht so mangelhaft an Ausdrücken, und die Anwendung von Versen ist nicht so erloschen, daß du gerade so sprechen solltest, wie Kais. Dieser indeß ist ein König, und man muß ihm immer nachahmen; daß du ihm in der Rede gefolgt bist, ist ein Beweis, daß dein Roß dem seinigen durch die Ebene folgen wird.

Bei diesen Worten erhob sich Zorn und Unwille in Dahdisah; er schwor, sein Roß heute nicht laufen zu lassen, und nicht eher, als bis morgen bei Sonnenaufgang. Er wünschte nur diesen Aufschub, um in seiner Treulosigkeit einen schändlichen Plan ersinnen zu können; denn beim Anblick des Dahis war er über dessen Gestalt und Schönheit der Sinnen erstaunt.

Die Richter saßen ab, und die Araber wollten nach Hause zurückkehren, als Schreibud mit lauter Stimme ausrief: Ihr Stämme von Abs, Annan, Fazarah, Dubyan und ihr Alle, die ihr hier gegenwärtig seyd, wartet ein wenig, höret Worte, die von Geschicht zu Geschicht werden bewahrt werden. Vielleicht hieß: Sprich, o Abs Alah, sagten sie, was giebt's? Vielleicht mag etwas Gutes in deinen Worten liegen. Ihr berühmten Araber, sagte Schreibud, ihr habt die Wette in Betreff Dahis und Gabra gehört; ich will mein Leben verpfänden, daß ich beide Rosse, selbst wenn sie mit Fittigen flögen, übertreffen will, aber unter der Bedingung, daß, wenn ich siege, ich die 100 Kamele, welche als Preis festgesetzt sind, nehme, wenn ich aber besiegt werde, ich nur funfzig gebe. Hierauf rief einer der Scheiks von Fazarah aus: Was spricht du Hund von Sklaven? Warum sollteß du als Sieger hundert Kamele nehmen und als Besiegter nur funfzig geben? Er! du Ziegenbock, du Niedriggeborner, sagte Schreibud, ich laufe nur auf zwei Füßen, und ein Pferd auf vieren und hat einen Schweif obendrein. Alle Araber lachten und waren über die Bedingungen, die er gemacht, erstaunt; da sie sehr wünschten, ihn laufen zu sehen, so willigten sie in das gefährliche Unternehmen ein.

Als sie nach ihren Zelten zurückgekehrt waren, sagte Antar zu Schreibud: Du Sohn einer schwarzen Mutter, wie kannst du diese beiden Rosse übertreffen, um derentwillen sich die Reiter der Stämme verlaumdet und erklärt haben, daß es ihresgleichen jetzt nicht giebt, und daß kein Vogel sie einholen kann? Bei der Wahrheit dessen, der Caellen aus dem Felsen rieseln läßt, und Zauberinnen kennt, entgegnete Schreibud, ich werde die beiden Rosse, sollten sie auch mit Fittigen fliegen, im Lauf überwinden. Ja, du Schwarzer, viel Gutes wird daraus entspringen; denn wenn die Araber dies hören, so werden sie nie wieder versuchen, mir zu folgen, wenn ich durch die Wüste fortlaufe.

Antar lächelte, denn er wußte, was er im Sinne hatte. Schreibud kehrte darauf zum König Kais, dessen Gräbern und allen Zuschauern zurück und verpfändete sein Leben, daß er die beiden Rosse im Laufe überwinden würde. Alle Gegenwärtige waren Zeugen seiner Worte; sie freuten sich darauf, höchst erkannt über seinen Entschluß.

Der verrätherische, treulose Dahdisah aber schickte den Abend nach einem seiner Sklaven, Namens Damis, einem sehr großen Rabdoln. O, Damis, sagte Dahdisah, du hast immer von deiner Geschicklichkeit geprochen, daß jetzt aber habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, sie zu sehen. Herr, sagte Damis, sprich, was ich für dich thun kann. Du sollst nach der großen Schlucht gehen, antwortete Dahdisah; dort bleibst du und hältst dich bis Morgen verdeckt. Merke dir wohl die Rosse und sieh, ob Dahis zuerst kömmt; stürze dann plötzlich hervor, schlage ihm ins Gesicht und mache, daß er zurückkehrt. Laß Dahis nicht vorbei, wie nicht die Schande haben, besiegt worden zu seyn, denn als ich Dahis sah, so erregte sein Anblick Zweifel; ich fürchte, er wird meine Stute Gabra übertreffen, und ich werde zum Spott unter den Arabern. Aber wie, Herr, soll ich Dahis von Gabra unterscheiden, wenn sie unter Staub ankommen? Ich werde dir einigermaßen in Betreff ihres gegenseitigen Verhältnisses behülflich seyn. Dahdisah sammelte eine Anzahl Steine, so viel nöthig waren, um sie zu verzählen, und sprach: Nimm diese Steine, sagte er, sobald die Sonne scheint, fange an, sie zu zählen und wirf sie auf den Boden zu vieren; wenn du zwei Drittel oder Dreiviertel von ihnen weggeworfen hast, so wird es Gabra seyn, denn das ist ihr Verhältniß im Laufe zu dem Orte. Wenn du sie demnächst siehst, so laß sie vorbeilaufen, widersetze dich ihr nicht; wenn du aber nur ein Viertel oder ein Drittel weggeworfen hast, oder noch weniger, dann wird es Dahis seyn, nur ist er — stürze hervor, schlage ihm mit einem Steine ins Gesicht, treibe ihn in die Ebene zurück, und meine Stute Gabra laß vorbeilaufen. Der Sklave stimmte bei, und die Steine nehmend, ging er nach dem Hohlweg, wo er sich verbarg, und Dahdisah hielt sich für den Sieger.

Als der Morgen anbrach, waren die Araber, die aus jedem Quartier sich versammelt hatten, in einen Haufen zusammengekommen. Die Richter ließen die Rosse laufen, und die Jokeys stießen ein lautes Geschrei aus; sie flogen davon, gleich dem Blitze, wenn er mit seinem Strahl das Gesicht erschreckt, oder wie der Sturmwind, der in seinem Laufe ein Orkan wird. Gabra schoß vor Dahis vorbei und ließ ihn hinter sich. Da bist zurückgelassen, mein Bruder vom Stamme Abs, rief der Fazaraner dem Absianer zu, tröste dich deines Kummers und Unglücks wegen. Du fügst, erwiderte der Absianer; bald wirst du sehen, wer der Gelänfchte ist; warte, bis wir an diesen Kieselsteinen vorüber sind, Stuten laufen auf solchem beschwerlichen Boden besser, als auf ebenem und glattem. Als sie an die Wiese kamen, flog Dahis vorwärts gleich einem Riesen, wenn er sich anstrengt, und er ließ seinen Staub hinter sich. Es schien, als wäre er ohne Beine oder Füße, und in einem Augenblick war er vor Gabra. Sende, rief der Absianer dem Fazaraner zu, einen Boten von mir an die Familie von Beder und schmecke die Bitterkeit der Gewalt immer hinter mir her. Schreibud war die ganze Zeit vor Dahis voraus, dem Rotzwinde gleich, sprang wie ein Reh voran, lief mit der Schnelligkeit eines Straußes, bis er in die Nähe des Hohlweges kam, wo Damis verborgen lag. Dieser hatte von den Steinen weniger als ein Viertel weggeworfen. Er dachte sich um und sah Dahis nicht hinter sich. Als er nahe genug war, sprang er mit einem Freudengeschrei gegen ihn und versetzte ihm einen harten Schlag mit einem Steine. Dahis fuhr zurück und schwankte; der Reiter fiel beinahe herab; aber sobald Schreibud dies sah und den schlauen Sklaven ausspähte, so wußte er, daß er dem unedlen Dahdisah gehörte. In seiner grämenlosen Wuth stürzte er auf ihn los, und schnell seinen Dolch ziehend, durchbohrte er den Sklaven Damis, riß ihm die Fingerweide aus und machte seinem Leben ein Ende. Er kehrte dann zu Dahis zurück und streichelte ihn, als, ob! Gabra dasher kam und gleich dem Sturmwinde über die Ebene dahin brauste. Schreibud, fürchtend, besiegt zu werden und die Kamele zu verlieren, kehrte zurück, eilte vorwärts zum See, wo er um zwei Pfeilschüsse früher ankam. Gabra folgte ihm auf der Ferse nach, und Dahis kam gleich einem Spuren des Schlages zwischen den Augen tragend, mit Thränen flossen von seinen Wangen herab. Die Zuschauer, denen aber Schreibud's Behendigkeit und Muskelkraft erstaunt, aber sobald Gabra sich näherte, erhoben die Fazaraner ein Freudengeschrei. Aber als Dahis in diesem Zustande ankam, meldete der Jokey dem Stamme Abs, was der Sklave gethan hatte. Kais sah die Wirkungen des Schlages auf dem Gesichte des Dahis und hörte alle Umstände. Antar brüllte; er schlug mit der Hand an seinen unverletzlichen Dhami, schrie mit lauter Stimme: ihm gelübe, der Stamm Fazarah austzurotten; aber die Scheichs hielten ihn zurück — er hatte Gewalt — sie gingen zu Dahdisah, ihn wegen seiner schändlichen That schmähend. Er leugnete sie und schwur einen Meineid, daß er nichts von dem Schlage, den Dahis erhalten, wüßte, und ich verlange, sagte er, daß mir Gehülfrende; ich lasse meine Ehre nicht und nehme diese Anklage ernstlich

führten, etwa 7 Saschen (Klafter) hohen und ungefähr 1½ Saschen dicken Mauer mit vielen viereckigen Thürmen umgürtet; an diese schließt sich in Süvost mit einer Seite die große Festung von gleicher Bauart; und rings um diese, wie um die ganze Mauer, läuft ein gegen 5 Saschen breiter Graben, der in seinem nördlichen so wie im westlichen Theile mit Wasser, oder eigentlich mit moderigem Schlamme, angefüllt, übrigens aber trocken ist. Die nördliche Contre-escarpe ist von Stein, eben so ein Theil der westlichen und die zunächst der Festung; an den übrigen Stellen besteht sie nur aus Erde. Die Mauer hat vier Thore und drei jedem derselben eine steinerne Brücke über den Graben. Die Festung, wie auch Oberstadt bei der ganze Mauer, ist stark beschädigt; viele Stellen sind eingestürzt und nur von außen — indeß auch da nicht überall — mit Backsteinen oder mit trockenem Schutte ausgefüllt; die Thürme sind geborsten, inwendig leer und haben weder Treppen oder Leitern, noch Thüren. Aus der Christenzeit finden sich in der Mauer noch viele dort eingesetzte Leichensteine. Merkwürdig ist das an einem der Thürme, etwas südlich von den westlichen Thoren, aufgestellte Standbild des Herakles, von erhabener Arbeit; es steht auf einer aus dem Thurme hervorragenden Steinplatte, 2 Saschen hoch über dem Erdboden; das Haupt ist abgeschlagen, die rechte Hand sehr grob hinzugearbeitet und das rechte Bein am Knie abgebrochen.

An den westlichen Thoren beginnend, zieht sich die Vorstadt mit einer Biegung der Mauer nach Norden hin und bis zu den östlichen Thoren. In Häusern von Konia wohnen gegenwärtig 50,000 Armenische und 40 Griechische. Die Einwohnerzahl wird zwar auf 50,000 angesetzt, beträgt aber gewiß nicht über 35,000; und auch jene Häuserzahl mag wohl nur früher die richtige gewesen seyn, denn jetzt erblickt man fast überall Trümmer: die Folge theils des Krieges von 1833 und theils des Drucks der Statthalter, welche die Einwohner ziehen lassen, wohin Jeweder eben kann.

Moscheen finden sich hier 15, Chane für die fremden Kaufleute 6, eine Armenische und eine Griechische Kirche, beide von schlechter Bauart und im allerschlechtesten Zustande.

Konia ist eine der häßlichsten Städte Klein-Asiens; fast alle seine Häuser sind nur einstöckig und von ganz gleicher Bauart: schwache Lehmwände zu Winkeln verbunden Pfählen, dazwischen Mauer aus trockenem Schutte, der ungemein leicht auseinanderbröckelt und durch Nässe aufgelöst wird. Ein Dach erblickt man hier fast nirgend, durchgängig nur Terrassen (Erddächer). Nicht viel besser als die übrigen Gebäude erscheint das Konak (Schloß) des Pascha, hinter der Stadt in Osten, etwas nördlich gelegen. Das Bazar liegt im nördlichen Stadttheile, mit Gebäuden, nicht besser als die Privathäuser. Die Hauptstraßen sind mit ziemlich großen Kieseln gepflastert; wo aber kein Pflaster liegt, da ist bei Schmutz-Wetter fast gar kein Durchkommen, weil der überall lehmige Grund und Boden äußerst fein ist. Mit Wasser wird die Stadt durch die aus den Bergen westlich von ihr entspringenden Quellen, mittelst Röhren von ∞ Werst Länge (vielleicht auch noch länger), für gewöhnlich hinreichend versehen. — Die einzigen steinernen Gebäude in Konia sind die Moscheen. Im Ganzen sind ihrer zwar ziemlich viele, die meisten aber und sehr gut gebaute aus Backsteinen (von Arabischer Architektur, darunter einige mit offenen Kuppeln) stehen gänzlich verlassen, ohne Thüre und Fenster, allmälig verfallend. In ermeldem Zustande befinden sich selbst einige Bethäuser, welche die Gradwälder von Muselmännischen Heiligen enthalten. Unter den nicht verfallenen Gebäuden ist Moscher aus Kloster der Derwische-Sekte Mewlewi, mit einem hohen Thurme, von der Gestalt einer viereckigen Pyramide und außen mit glasirten grellgrünen Ziegeln belegt, vorzüglich merkwürdig. Marktplätze hat die Stadt mehrere, sowohl in ihrem flachen Theile, als auch auf den kleinen Abhängen, welche im Innern des von der Mauer umschlossenen Raumes liegen; viele Märkte sind aber fast alle von selbst entstanden und an Stellen befindlich, wo früher bewohnte Häuser gestanden haben, jetzt indeß leere Plätze geworden sind. Auf den Todtenäckern und bei den Moscheen findet man hier bin und wieder Cypressen, Pappeln und andere mittelhohe Bäume.

Der größte Theil der Bewohner von Koniah ist sehr dürftig — Türken, wie Christen — das zeigt sich, mit nur wenigen Ausnahmen, auch in ihren Wohnungen und Trachten. Ueberdies sind sie noch durch Muselmän und Mohsliam-gewöhnliche Uebel hervorsechrem. Viele Türken aus Konia gehen auf längere Zeit nach Smyrna und dienen hier als Last-Träger — ein Gewerbe, das, wie dürftig an sich, für Jene dennoch ein so erwünschtes Ziel ihres Strebens geworden ist, daß, wie man sagt, die wiegende Mutter den Säugling mit den Worten einsingt: „Werde gesund und glücklich — Werd' Austräger in Smyrna!“

In Konia gehören 40 Derwisch-Klöster und 40 Dörfer. Die Ebene von Koniah, zwischen Ladik und Karaman, Ereklit und fast bis zu dem Kodsch-Dilfarschen Salzsee, erzeugt jährlich 300,000 Kilo*) Weizen, das Kilo hat 100—105 Okа**); bis 1833 im Werthe von 25—30 Piaster, seit 1833 aber 65—70; — 250,000 Kilo Gerste — das Kilo, bei der besonderen Leichtigkeit der Körner, 65—70 Okа schwer, zum Preise von 80 Piaster; — 300,000 Kantar Schafwolle, zu etwa 140 Piaster das Kantar (Zentner); — 30,000 Tscheka (4,500 Pud***) Ziegenhaar von geringer Güte, im Preise von 10—12 Piaster die Tscheka (das Pud also 67—80 Piaster); — etwa 3000 Okа Gelb-Beeren (Grains d'Avignon); — ungefähr 1000 Okа Salep; — eine unbeträchtliche Menge Honig, Wachs und Krapp.

Wolle, Honig und Wachs bringt man zum Theil nach Konstantinopel, zum Theil nach Smyrna, in Austausch gegen Europäische Waare.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte des Englischen Theaters. Die Shakespeare-Gesellschaft in London hat kürzlich wieder zwei interessante, von der dramatischen Kunst handelnde kleine Schriften aus der Shakespeareschen Zeit neu abdrucken lassen. Die eine ist von einem gewissen Stephen Gosson, ehemaligem Studenten der Universität Oxford, verfaßt und führt den Titel: „Die Schule des Mißbrauchs, enthaltend eine lustige Strafrede gegen Poeten, Musikanten, Komödianten, Possenmacher und andere dergleichen Raupen eines Gemeinwesens“ *), und ward zuerst im Jahre 1579 gedruckt. Der alte Student drückt in dieser griesgrämigen Schrift seinen großen Aerger darüber aus, daß die Vorstellungen der übrlichen (barlotry) Komödianten so unmäßigen Zulauf finden, und fordert den sehr ehrenwerthen Sir Philip Sydney, Verfasser der Defence of Poesy, auf, diesem Unwesen Steuern zu helfen. Sir Philip sind sich gross nicht bewogen, von dieser Vertheidigung der Schauspiel-Kunst Notiz zu nehmen, und zwar um so weniger, als gerade um diese Zeit der glänzende Stern Shakespeare's aufging, der noch über Jahrhunderte hinaus den Ruhm Englands in der ganzen gebildeten Welt erleuchten sollte. Bald nach dem Erscheinen von Gosson's Schmähschrift schrieb der Schauspieler und Dichter Lodge eine Vertheidigung seiner Kollegen. Von dieser Schrift erfuhren in England nur noch zwei Exemplare ohne Titelblatt, und eines sind beide im Besitz des Herzogs Mannes, der sich in kleinlicher Weise geweigert hat, der Shakespeare-Gesellschaft den Abdruck zu gestatten. Diese hat daher mit Gosson's Libell eine spätere, im Jahre 1612 erschienene Schrift zum Schutze der Schauspieler, von Thomas Heywood, verbunden.**) In den 33 Jahren, die seit der Anklage Gosson's verflossen waren, hatte das Englische Theater freilich Wiederholtes gesucht und den Gipfelpunkt seines Glanzes erreicht. Shakespeare's, Beaumont's, Fletcher's und Ben Jonson's Thätigkeit fällt in diese Periode. Heywood selbst, der Verfasser jener Apologie, hatte schätzbare Beiträge für die Bühne geliefert und wird von einigen Britischen Literar-Historikern der „Shakspeare in Prosa“ genannt. Seine Schrift liefert sehr interessante Data zur Kenntniß der Bühne seiner Zeit und insbesondere auch zur Erläuterung mancher Eigenthümlichkeiten des Gipfel-Punktes des Dramas. So erzählt er unter Anderem ein Ereigniß, das vielleicht als das erste Motiv des in Shakespeare's Hamlet vorkommenden Schauspiels im Schauspiel angesehen werden kann. In der Grafschaft Norfolk nämlich wurde einmal zur Shakespeareschen Zeit ein altes Stück von Peyer Francis gegeben, worin eine Frau vorkommt, welcher ihr Mann, den sie früher vergiftet hatte, als Geist erscheint. Darüber kommt eine Zuschauerin so entsetzt, daß sie ausschreit: „Mein Mann, mein Mann! der Geist meines Mannes!“ und dieser Schrei führte, wie der, den die Kraniche des Ibykus veranlaßten, zur Entdeckung eines Mordes. Shakespeare, der unstreitig wußte, daß dieses Ereigniß noch allen seinen Zeitgenossen bekannt sey, läßt datum seinen Hamlet sagen:

„Ich hab' gehört, daß schuld'ge Kreaturen,
Bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst
Der Bühne so getroffen worden sind
Im innersten Gemüth, daß sie sogleich
In ihren Missethaten sich verriethen.
Denn Mord, hat er schon keine Zunge, spricht
Mit wundervollen Stimmen. Sie sollen was
Für die Erinnerung meines Vaters hören
Vor meinem Oheim: ich will seine Blicke
Beachten, will ihn bis ins Leben ortten.“

und knüpft daran die Aufführung der Vergiftungs-Scene vor den Augen der schuldbelasteten Königin und ihres Gatten. Nicht minder interessant für Deutsche Literatur-Kenner ist der durch Heywood's Schrift bestätigte Umstand, daß, wie Tieck in seiner „Vorschule“ anführt, zur Zeit Shakespeare's eine Gesellschaft Englischer Schauspieler in Deutschland gewesen und hier Stücke aufgeführt habe, die zu den an Shakespearesche Stoffe erinnernden Dramen von Jakob Ayrer und Andreas Gryphius Anlaß gegeben. Heywood erzählt im Jahre 1612, als sechs Jahre vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, der freilich allem Musenwesen in Deutschland ein Ende machte: „Der König von Dänemark, Vater des jetzt regierenden, hatte in seinem Dienst eine Gesellschaft Englischer Schauspieler, die ihm vom Grafen von Leicester empfohlen worden war. Der Herzog von Braunschweig und der Landgraf von Hessen unterhalten an ihren Höfen gewisse Englische Schauspieler von derselben Qualität. Jngleichen besoldet gegenwärtig der Kardinal in Brüssel Komödianten aus unserem Lande.“ — Jn den Letzteren begab sich auch jener Loge, der die erste Schutzschrift für seine Kunstgenossen geschrieben und der die Erlaubniß erhielt, in des „Erzherzogs Landen“ die Sohlen einzuziehen, die er von den Englischen Schauspielern zu fordern hatte.

*) 1000 Kilo = 1040 Tschetwert; 1000 Tscherw. = 475 Berl. Scheffel.
**) 1000 Okа = 3064 Pfd. Russ.; 1000 Pfd. Russ. = 870 Pfd. Preuß.
***) 1 Pud = 40 Pfd. Preuß.

*) The Schoole of Abuse, containing a pleasant invective against Poets, Pipers, Players, Jesters, and such like Caterpillars of a Commonwealth. By Stephen Gosson, Stud. Oxon.
**) An Apology for Actors. Written by Thomas Heywood.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Montag den 21. Juni 1841.

Frankreich.

Winke zu einer Geschichte der Moden. *)

Jedermann weiß, wann das Weib anfing, sich zu verhüllen. Als Eva in den Apfel gebissen hatte, wurde sie ihrer Nacktheit inne und bekleidete sich mit einem Feigenblatte. Welche Form dieses Urkleid gehabt habe, ist uns freilich nicht einmal durch die Tradition überliefert, so viel aber vermittelt Philosophie und Geschichte herausgebracht, daß es weder eine Robe, noch ein Hemde, noch ein Corset war. Darauf trat eine zweite Periode ein; die Frauen hüllten sich in die Felle der Thiere, welche ihre Männer und Brüder auf der Jagd erlegt hatten, bis endlich die Kunst, die Wolle zu spinnen und zu weben, auftam. Als Bewohnerinnen der heißen Himmelsstriche suchten sie begierig nach Erleichterung dieser so beschwerlichen Kleidung und machten die angenehmsten Entdeckungen in der Pflanzenwelt, die einen viel mühelosern und leichtern Stoff zur Bekleidung darbot. So trugen die Juden lange Zeit nur ein linnenes Kleid, das bei ihrem heißen Klima hinreichenden Schutz gewährte. Auch die Griechen trugen ein solches, aber nur als Oberkleid (das Pallium), unmittelbar auf dem Körper ein Wollengewand (χιτων). Umgekehrt die Babylonier; das nächste war ihnen das Hemde, darüber breitete sich ein wollener Mantel. Schon damals verfuhr man die Gewebe so fein wie unsere Gaze zu bereiten, die im ganzen Orient getragen wurden; es sind die von Rom aus so berühmt gewordenen Coischen Gewänder, so durchsichtig, daß ehrbare Frauen anfangs sie nicht zu tragen wagten, bis mit der wachsenden Sittenverderbniß auch diese Scheu verschwand und die Courtisane um ihre verächtliche Auszeichnung kam.

In den Rom unterworfenen Provinzen war die Römische Tracht herrschend; die Französinnen aber trugen noch einen Stod, dessen Knopf die Gestalt eines Vogels oder Thieres darstellte. Die zweite Gemahlin des Französischen Königs Robert († 1031), Constanze, schlug in einer Aufwallung von Zorn ihrem Beichtvater Stephan mit ihrem Stod die Augen aus. Die Rom entlehnte Kleidung, welche lange Zeit unverändert beibehalten wurde, hatte die Gestalt einer weit herabfallenden Tunika und schloß dicht unter dem Halse mit einer Krause. Weiberrod, Cotte, war der allgemeine Namen. Königinnen und Prinzessinnen trugen bei feierlichen Gelegenheiten noch einen langen Hermelin-Mantel darüber. Unter Ludwig dem Heiligen und seinen Nachfolgern ließen die Edeldamen in ihre Kleider die Wappen ihres Hauses sticken; Bittwen zogen darüber ein weißes Schapulier mit schwarzem Streifen, den symbolisch aufgedrückten Thränen, oder eine Cordeliere, während andere Damen einen mit Gold und Edelsteinen garnirten Gürtel hatten. In dieser Zeit nahm der Luxus so überhand, daß Philipp der Schöne demselben durch Gesetze steuern zu müssen glaubte. Niemand durften Herzoge, Grafen und die reichsten Barone ihren Frauen jährlich nicht mehr als vier Kleider machen, minder begüterte Damen durften in gleicher Zeit nicht mehr als ein neues anschaffen, ferner nur die Frauen großer Herren die Elle Stoff für 30 Sous tragen, Frauen bürgerlichen Standes zu 10 Sous, wobei in Anschlag gebracht werden muß, daß dieser Geldwerth etwa das Zweifache des heutigen betragen würde. Aber diese ganze Beschränkung war nicht von Dauer.

Unter Karl V. († 1380) verfertigte ein Pariser Schneider für eine Frau du Guitaut eine Robe, in welche fünf Ellen Brüsseler Tuch gingen, die Schleppe reichte bis zur Erde, und die Aermel fielen bis auf die Füße; dies war gegen das Verbot des Konzils zu Montpellier, das gegen Ablauf des zwölften Jahrhunderts stattgefunden und bei Strafe des Kirchenbannes die Roben, welche wie Schlangenschwänze endigten, unterlagt hatte. — Unter Karl VI. († 1422) waren die Leinwandhemden noch eine Seltenheit; der gewöhnliche Stoff zu Hemden war Serge. Isabelle von Bayern setzte sich großer Nachrede aus, daß sie zwei linnene Hemden hatte; denn ein Hemde schien ein so übertriebener Luxus, daß man, um es sehen zu lassen, die Enden am Schluß der Aermel und am Halse hervortragen ließ. Dies ist der Ursprung der Manschetten und der Bukenkrausen.

Im funfzehnten Jahrhundert fingen die Damen an, ihren Hals und einen Theil der Brust zu entblößen, um die kostbaren Halsbänder und ihren Schmuck sehen zu lassen. Die Aermel wurden mit Fransen besetzt, und die langen Röcke legten den Boden. Unter Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. (1483—1547) brachten die Italiänischen Kriege und die Verbindungen des Französischen Königshauses mit den Italiänischen Fürsten-Familien den Geschmack an Italiänischen Moden nach Frankreich; man trug die Arme nackt, die Röcke kürzer, so daß die Fußspitzen zu sehen waren. Als Franz I. und Karl IX. († 1574) Prinzessinnen aus dem Oesterreichischen Hause heiratheten, theilten die Spanischen Moden die Herrschaft mit den Italiänischen. Die Hofintrigue, die Vorgängerinnen der Reifröcke und noch lächerlicher als diese, die steifen Kragen, die ausgeschnittenen und gezackten Röcke und Aermel brachen sich Bahn in Frankreich. In dieser Periode nannten sich die Poissamen, nach dem offenen Schnitt ihres Busens, à la grande gorge; die Aermel hatten eine außerordentliche Weite und jeder eine andere Farbe. So trugen sich auch die Männer, selbst der König. Sammet war noch übermäßig theuer; daher drängten sich auch vornehme Herren, bloß den Vordertheil ihres Rockes von diesem Stoffe, die Rückseite von Ostade, einem leichten Zeuge, zu tragen.

Zum ersten Mal kamen auch Steckmanschetten in Gebrauch; sie waren im Jahre 1543 in England fabrizirt worden. Um ihren Rugen ganz einzusehen, erfahre man, daß die Damen bis dahin sich hölzerner, feingeschnitzter und dreigliedrig Sprossen bedient hatten. Eben so fingen die Masken an, in Aufnahme zu kommen; sie waren vermittelst eines kleinen Häkchens Stäbchens befestigt, an dessen Ende sich ein gläserner Knopf befand, den jede Dame im Munde hielt und wohnrch sie den Ton der Stimme änderte. Man nannte sie Loups, Wölfe. Die Porträits aus Karl's IX. Regierungs-Jahren zeigen uns die Damen in Roben, von vorn aufgeschlagen und mit Perlen und Edelsteinen reich gestickt, darunter aber einen kurzen Rock, die Aermel weit, herabhangend, mit Pelz verbrämt, aber in Rauschen, oder aufgeschlitzt, oder in gleichmäßigen Zwischenräumen durch Perlen oder Bänder in Lagen zusammengefaßt, den Hals und die Schultern entblößt, auch mit Perlen oder rautenförmigen Edelsteinen geschmückt. Auch getheilte Aermel, wo die sogenannten langen abgenommen werden konnten, kamen vor.

Die ersten Spitzen wurden aus Venedig und Genua eingeführt; sie machten so schnelle Fortschritte, daß Ludwig XIII. im Jahre 1629 durch ein Gesetz verbot, solche zu tragen, wovon die Elle mehr als 3 Livres kostete. Da aber die ausländischen Spitzen durchgängig höher zu stehen kamen, so errichtete er dergleichen Manufakturen in Frankreich, und daher schreibt sich auch der Ursprung der berühmten Fabriken in Alençon und Argenton.

Unter Heinrich IV. († 1610) wurden die Reifröcke so weit, daß der Kanzler de l'Hôpital sie durch ein Luxus-Gesetz beschränkte; aber die Weiber gehorchten nicht. L'Estoile*) erzählt in seinem Journal, daß bei einer Taufe des Sohnes einer Frau von Sourdis die schöne Geliebte des Monarchen, Gabrielle d'Estrées, in einer schwarzen Atlas-Robe erschien, die mit Schmuck und Perlen so überladen war, daß sie sich nicht auf ihren Füßen stehend erhalten konnte. Derselbe erzählt weiter, daß bald darauf ein Taschenduch, für dieselbe Gabrielle bestimmt, zu Gesicht bekommen habe, das mit 1900 Thalern bezahlt worden sey. Unter Ludwig XIII. († 1643) hörte man auf, die breiten Wülste zu tragen, aber das Oberkleid hatte Flügel, die auseinanderschlugen, um das reiche Untergewand zur Schau zu tragen. Als man unter Ludwig XIV. (1643—1715) den Diamant zum Brillanten schneiden lernte, wurden die Edelsteine nur um so beliebter.

Unter Ludwig XV. († 1774) fing man an, die Masken durch eine große Menge Schönpflästerchen zu ersetzen, wovon jedes für eine gewisse Stelle im Gesichte einen besonderen Namen hatte. An den Augenwimpern angebracht, hieß das Pflästerchen passionirt, mitten auf der Stirn majestätisch, auf dem Wangengrübchen das gute, auf der Mitte der Wange galant, im Mundwinkel süßerlich, auf der Nase frech, auf der Lippe das kokette, auf einer Zinne das verheimlichende. Auch jetzt trug man wieder Reifröcke, aber von rundem Schnitt, und die so gekleideten Damen mußten einen Flügel ihres Kleides nach vorn nehmen, wenn sie in Gedränge kamen oder einen schmalen Weg zu passiren hatten. Alles, auch die Frauen des Handwerkerstands, trug Reifröcke; sogar auf der Bühne, gleich-

*) Aus den Etudes hygiéniques sur la santé, la beauté et le bonheur des femmes des Dr. Raymond. 1 Vol. 18.

*) Pierre de l'Estoile, der Vater des Claude de l'Estoile, Herrn von Sanssay, war Groß-Audiencier in der Kanzlei zu Paris und schrieb ein Journal du règne de Henri III., das in neueren Ausgaben den Titel: Mémoires pour servir a l'histoire de France führt. Es ist fortgesetzt von Bouget.

Digitized by Google

viel, ob Griechen, Römer oder Scythen dargestellt werden sollten, erschienen die Schauspielerinnen und Tänzerinnen in Reifröcken und Perrücken. Im Hofe Ludwig's XV. und seines Nachfolgers trugen die Damen wieder Ueberröcke, um bei der Schwere ihrer Kleidung und den hohen Absätzen an ihren Schuhen nicht das Gleichgewicht zu verlieren, so sehr Regie die Unnatur, blos weil sie Mode war.

Während der Republik und des Kaiserreiches kam das Griechenthum wieder zu Ehren, doch männlicher man ruhmbekränzte Helden dem Himmelsrichte. Auch jetzt wollte man der Natur Gewalt anthun und unmittelbar unter den Achselhöhlen und dem Halse eine kurze Taille erzwingen. Diese geschmacklose Mode hat zum Glück jetzt die Herrschaft verloren, die Damen machen Toilette ohne Nachtheil für ihre Gesundheit und pressen und schnüren ihre Taille nicht mehr auf eine so lächerliche Weise. Eben so ist es jetzt anders geworden mit dem Wechsel der Kleidung. Statt einer Verordnung der Regulator für die Kleiderordnung. An dem Monate und Tage, bis auf die Stunde, suchte man das Winter-, das Frühlings-, das Herbst- oder Sommerkleid hervor, griff man nach dem Muff, dem Rock, der Wollen-, Tuch-, Sammt- oder Seiden-Garderobe. Mochte die wetterwendische Temperatur dem Kalender-Datum trotzen, mochte man vor Kälte zittern oder Schweiß erleiden, das einmal hervorgesuchte Kleid wurde nicht mehr umgetauscht. Gegenwärtig richtet man sich nach der Temperatur und seinem Geschmack.

Auch die Haare verdienen eine kurze Geschichte. In den frühesten Zeiten trugen die Frauen sie schlicht, bis der ihnen angeborne Trieb, sich zu schmücken, sie zu der Fertigkeit brachte, ihre Haare auf mannigfaltige Weise zu ordnen und zu flechten. Lange Zeit blaukrich bedeckte man den Kopf mit einem Schleier, wenn man ausging. Die Griechinnen und Römerinnen hielten ihre Haare durch goldene und silberne Nadeln zusammen, durchflochten sie mit goldenen Kettchen oder umwanden sie mit rothen und weißen Binden. Auch puderte man den Kopf mit Goldstaub. Die rothblonden Haare der Allemannen bildeten eine so wesentliche Schönheit des weiblichen Geschlechts, daß Brünetten, die nicht so glücklich waren, ihren Haaren durch Tinkturen eine röthliche Farbe beizubringen, sich dieselben lieber abschnitten und eine blonde Perrücke trugen. Schon in den letzten Zeiten der Republik war diese Sitte so allgemein geworden, daß die Dichter voll Begeisterung von den (falschen) rothen oder blonden Haarlocken ihrer Herzens-Königinnen sangen. Die Damen in Rom wechselten mit diesen gedrungen Zöpfen mehrere Mal des Tages und hatten besonders für die Vorgenitalie, andere für den übrigen Tag und für hohe Festlichkeiten. Dieser Gebrauch erhielt sich lange, und noch Anno 692 belegte das Konzil in Konstantinopel alle diejenigen, welche falsche Haare tragen würden, mit dem Kirchenbann. Petrus Lombardus im zwölften Jahrhundert nennt dies eine gräuliche Entstellung, eine verdammungswerthe Unverschämtheit. Später erklärten Alexander Alexius († 1245) und Bernhardin de Bitonte diese Haartracht für eine Lebensart.

Allmälig gaben die Frauen so vielen Anfeindungen Gehör und adoptirten den Schleier, der, vom Kopf bis auf die Schultern reichend, alle Haare verhüllte; Königinnen und Prinzessinnen trugen darüber ein Diadem. Wittwen trugen eine Kopfbinde, welche die Stirn bedeckte, auch über Wangen und Gesicht herabging und Hals und Brust bedeckte. Mädchen hatten Hals, Gesicht und Haare frei, und trugen häufig einen Schlapphut, der sehr breit und mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt war. Unter Philipp dem Schönen († 1314) und seinen Nachfolgern kam bei den Damen ein Kopfputz in Flor, der die Gestalt eines enormen Zuckerhutes hatte, von dessen Kegel ein Gazeschleier niederwallte, wobei die Haare immer noch sichtbar blieben, und das Ganz sich so ziemlich dem Kopfputz der Normännnen als Cour. Isabella von Bayern, vermählt mit Karl VI. trug Bonnets wie die späteren zweispitzigen Hüte der Männer geformt; von den stark aufgebogenen Enden hing ein langer Kreppschleier mit Fransen bis auf den Gurt herunter. Unter den Ursachen, welche ihre Einführung in Tours bewirkten, führt Johannes Juvenalis ihre Hartnäckigkeit an, daß sie, ungeachtet der Unfälle im Kriege, diesen Putz nicht aufgegeben, sondern Bonnets mit zwei großen Ohren getragen habe. Im Jahre 1430 hatten diese Mützen nur eine kleine Spitze, wurden aber durch monströse Krempen entstellt. Unter Karl VIII. wurde das Haartouren-Gebäude um einige Stockwerke niedriger, bis es unter Ludwig XIII. gänzlich verschwand; die Frauen trugen eine einfache Schwanzkappe oder Capuschon, mit Perlen und Steinen geflickt; die beiden Backenstreifen fielen auf die Schultern herab, und darunter trug man noch ein feine Unterhaube von Leinwand. Der ganze Kopfputz glich dem der darmherzigen Schwestern.

Unter Franz I. fingen die Damen an, sich zu frisiren, und trugen ein Spanisches Toque. Unter Heinrich II. kam das Frisiren noch mehr in Aufnahme; die Haare wurden in Locken auf beiden Seiten der Stirn gelegt, oder sie reichten in einem Locken-Toupet von einem Ohre zum andern. Elegante Coques wurden noch getragen. Unter Karl IX. erhöhte man den Scheitel der Locken durch eingereihte Perlen und Steine. Unter Heinrich III. trug man kleine Bonnets, schiefgesetzt aufs linke Ohr und darüber Federn oder einen anderen Schmuck. Unter Heinrich IV. kam der Gebrauch des weißen Puders auf. Der bereits erwähnte Effocle erzählt als etwas Unerforderlichtes, daß er Anno 1593 Nonnen in Paris auf einem Spaziergange gesehen habe, die mit weißem Puder bestreut und frisirt waren. Auch trug man damals den Kopfputz à la Gabrielle.

Mit der Regierung Ludwig's XIV. trat ein öfterer Wechsel der Haartoilette ein. Die eine namentlich, à la Fontanges, hat einen sonderbaren Ursprung. Fräulein von Fontanges bestand sich mit dem Pofe auf einer Jagdpartie; ein rascher Windstoß brachte ihre Frisur in plötzliche Verwirrung, und die Dame, um eine augenblickliche Abhülfe verlegen, löste einen ihrer Strumpfbänder und wand es um die Stirn. Ludwig XIV. sah sie und fand sie in dieser Koßümirung so liebenswürdig, daß er sie bat, den ganzen Tag an dieser improvisirten Toilette nichts zu ändern. Am anderen Tage erschienen alle Damen mit einem Stirnbande, das von dieser Begebenheit den Namen à la Fontanges führte. Im Jahre 1784, wo die politischen Zoen bereits zu gähren anfingen, mischten sich auch die Damen darein und trugen Diskonto-Kassen-Hüte. Unter der Republik und dem Kaiserreiche kamen wieder alle Griechischen Moden zum Vorschein; auf dem Kopfe trug man einen Zenghut, den man, zufällige Abänderungen abgerechnet, die sich an Form und Umfang jährlich herausstellen, im Ganzen noch heute trägt. Auch die Mode à la Giraffe, welche eine Zeit lang die Damenschettel regiert und verunstaltet hat, ist zu Grabe getragen, und die Monarchin Mode ist von dem republikanischen Geschmack der Gegenwart ihres Thrones entsetzt worden; was schön ist, was kleidet, gefällt und wird adoptirt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Frauen anfangs baarfuß gingen; in Aegypten war es ihnen gesetzlich auferlegt, um ihnen somboldich die Lehre einzuprägen, daß die Frauen auf den Besitz ihres Hauses angewiesen wären. Allmälig erlangten sie das Recht, die Fußbekleidung ihrer Männer zu tragen, die aus dem Bast der Papyrosstaude bereitet wurde. Die Griechen und Römer trugen Sandalen von Leder, Rinde, Filzen, Gold, Silber, Erz; die Spanier von gespannenem Ginster; Indier und Chinesen von Schilf, Seide, Holz. In Rom wurde die Erfindung der Hackenschuhe gemacht; Augustus trug dergleichen, um seine kleine Gestalt zu heben, wie die Priester bei Opfern und an Festtagen, eben so die vornehmen Frauen als Auszeichnung. Das Oberhaupt des Römischen Caicenn war weit über zehn Ellen. In Frankreich hat sich diese Mode mit Veränderungen erhalten, namentlich haben die langen schleppenden Gewänder die Frauen abgehalten, das Fächerliche der männlichen Fußbekleidung nachzuahmen und besonders deren Schnabelschuhe (à la poulaine) zu tragen. Unter Philipp dem Schönen hatte das Oberzeug der Schuhe dieselbe Farbe wie das Kleid, nämlich die graue; die bürgerlichen Frauen, welche sich also kleideten, hießen davon Grisetten, ein Name, dem jetzt eine andere Bedeutung zu Theil geworden ist.

Papst Zacharias verbot den Tanz bei Strafe des Kirchenbannes, und seine Nachfolger bewilligten denjenigen vollkommenen Sündenablaß, welche eine Art von Schuhen trügen, die hinlänglich hoch und schwer wären, um sie am Tanze zu verhindern. Unter Franz I. kam die Mode der hohen Absätze aus Spanien; sie setzten sich in ganzen Gesellschaft so fest, daß sie unter allen folgenden Regierungen bis zur Französischen Revolution, also über 200 Jahre, herrschend blieben. Um dem Fuß eine Erleichterung von diesem drückenden Modezwange zu verschaffen, erfand man die Pantoffeln, die man aber nur in seiner Häuslichkeit anwendet. — Die Türkischen Weiber tragen eine Art Ueberschuh (babouches), wenn sehr flach, mit weißem Atlas gefüttert, mit Goldstickereien auf Sohle. Die Chinesen pressen mit Binden die Füße ihrer kleinen Töchter und drehen ihnen die Zehen unter die Fußsohle, so daß der Fuß nicht mehr wachsen kann. Daher kommt es, daß die Chinesinnen einen so unsicheren Gang haben und schon nach einigen Schritten im Gehen ermüden.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Die Empörung der Spahi's in Bellore.

(Schluß.)

Nachdem die herzlichsten Begrüßungen ausgetauscht waren, sagte ich dem Obersten, welche Mißverhältnisse wir ergriffen hätten, um Munition zu erlangen, und daß wir, obschon dieser Versuch verunglückte, im vollen Besitz der Thorweg-Fronte geblieben seyen. Wir wußten nicht, ob im Fort noch Jemand lebte, durften aber nicht erwarten, daß man der Gefunden gehorsam hatte, da selbst die Spital-Kranken getödtet worden waren. Ich folgte dem Obersten auf sein Gesuch nach dem Cavalier, wo Capt. Barrow lag. Als wir vor Beyore kamen, feuerte man auf uns; doch blieben wir unverletzt. Wir fanden Capt. Barrow mit seiner Gattin und seinen drei Kindern, wie auch Capt. Lauchlan. Auf die Kunde, daß ihr Gatte verwundet sey, hatte Mistreß Barrow sogleich ihre Wohnung verlassen und war an den Wällen hingegangen, während die Empörer von der Pagode aus auf sie feuerten; ihr Diener begleitete (ein Sobad). Der das jüngste Kind trug, wurde durch den Hals geschossen, hielt sich aber so lange aufrecht, bis er das Cavalier erreichte, wo er niedersank.

Jetzt näherte sich die Kavallerie von Arcot mit ihren Kanonen der Barriere, und Oberst Gillespie sprach schreibend zu Capt. Barrow: „Ich werde Sie rächen, so wahr ein heiliger Gott lebt!“

Wir kehrten nach dem Thorweg zurück, wo man die bereits angekommenen Kanonen gegen die Pagode Pforte richtete. Diese wurde von der ersten Explosion zertrümmert, und der Oberst ließ nun das kampffähige Fußvolk — es waren höchstens 30 bis 60 Mann — in Marschordnung treten. Wir schritten in drei sehr schwachen Abtheilungen den Wall hinab und dem Parade-Platze zu: Oberst Gillespie befehligte die erste Abtheilung, ich die zweite und Sergeant Kirby die dritte. In diesem verhängnißvollen Augenblick war, wenn ich nicht irre, keines unserer Gewehre mit Kugeln geladen — wir konnten uns nur auf unsere Bajonette verlassen. Ein Trupp Dragoner und ein Trupp eingeborner Reiterei bildeten den Nachtrab.

Wir bewegten uns in festem Schritte der Fronte des Palastes zu, und bald begrüßte uns eine gewaltige Ladung aus kleinem Geschütz, die hinter dem Gitterwerk abgefeuert wurde. Viele unserer

Digitized by Google

Feuer stürzten todt oder verwundet zu Boden; und hätten die Empörer so viel Geistesgegenwart besessen, die Pforten des Palastes zu verrammeln, so würde ihr fortgesetztes Feuer uns bald vernichtet haben. Wir kamen in Unordnung, und Oberst Gillespie erhielt von einem verwundeten Dragoner-Pferde, das aus dem Gliede sprang, einen Stoß, der ihn zu Boden warf. Sergeant Brady und ich fanden ihn wieder empor; er war unverletzt.

Jetzt formirte sich die Reiterei, galoppirte über den Paradeplatz gegen die Ausfall-Pforte und Südöstlich die Spahi's, die zu entkommen suchten, nieder. Capitain Martin eilte uns zu Hülfe. Seine Ankunft entgegen wir begrüßten einander und traten zusammen in den Palast, von dessen Terrasse ein Theil der Insurgenten gegen uns feuerte, aber sehr schlecht zielte. Im nächsten Augenblick suchten sie zu entfliehen; der Oberst Gillespie befahl mir, sie gefangen zu nehmen und einige Mannschaft vom 60sten Regimente herauszubringen.

Da nur ein Theil der Empörer seine Waffen von sich warf, so sind ich und den Lieben und Meinen thun und ihn abgehen — vor hatte ich aber Schildwachen an den Eingang gestellt, damit sie nicht entschlüpfen konnten. Wir nahmen ihnen darauf ihre Gewehre ab und sandten in den Patrontaschen einige Munition, mit der wir sofort unsere Gewehre luden.

Oberst Gillespie ging in den Palast und ließ mich mit der strengen Ordre, keinen Gefangenen entrinnen zu lassen, im Hofe zurück. Als die Reiterei den Eingang verrichtet, wurden einzelne Detachements um das Glacis nach der Ausfall-Pforte geschickt, wo sie viele entflohene Insurgenten niederhieben. Da der Einzug ins Fort von sehr glücklichem Erfolge gewesen und einzelne Trupps abgeschickt waren, um die Spahi's aus ihren Verstecken zu vertreiben, so hatte das Feuern hier sehr bald ein Ende; dagegen hörten wir im Arsenal zu bleiben, Schüsse fallen. Arsenal nach wenigen Minuten aufsliegen würde. Ich ging, trotz seiner Warnung, durch das Pförtchen hinein und sah, wie ein kleiner Trupp demontirter Dragoner mit einem Haufen Spahi's in Kampf geraten war. Die Spahi's flechten hinter Zelt-Umhängen, die man hier befestigt hatte, um die angestrichenen Lavetten vor Staub zu schützen, und feuerten hindurch, bis die Umhänge in Brand geriethen. Sergeant Blackstone (der Ingenieur) war beschäftigt, die Tücher auszurollen, damit das Feuer nicht weiter um sich griffe. Es war ein Augenblick der entsetzlichsten Gefahr: ganze Tonnen mit Patronen — darunter einige offene — lagen in allen Richtungen; und das Arsenal enthielt Pulver genug, um, wenn nur eine Patrone losging, die ganze Festung in die Luft zu sprengen!

Eine Abtheilung demontirter Dragoner war abgeschickt, um von Innen und von Außen die Pagode hinanzuklettern und die Spahi's zu vertreiben. So hörte das Schießen bald auf; aber Ein Spahi, der den Dragonern nicht in die Hände fallen wollte, sprang von der Platform der Pagode und lag zerschmettert am Boden.

Nach und nach kamen alle diejenigen Offiziere, welche der Wuth der Insurgenten entkommen waren, zum Vorschein. Ich begab mich aus dem Palast nach meiner Wohnung, um zu sehen, wie man nach gewirthschaftet hatte, und fragte im Vorbeigehen nach dem Befinden des Garnison-Chirurgus und seiner Familie. Alle befanden sich wohlbehalten in ihrer Wohnung; der Mann war genöthigt gewesen, ein Bersteck zu suchen, aber ein Hawildar vom 23sten Regiment hatte Frau und Kinder nach der Spahi-Kaserne gebracht und ihnen dort verhältnißen Schutz gewährt. Sie befanden sich daselbst in der Einfahrt in die Kaserne über die Leichname meiner beiden Freunde Winspip und Zolly (s. oben) hinwegschreiten müssen; diese waren in ihren Wohnungen zu Gefangenen gemacht und in der Spahi-Kaserne erschossen worden.

Mein Haus war geplündert; es fand aber meinen Bedienten, der sich sehr feruit, mich unverletzt zu sehen. Er stellte mir meine Uhr zu, die er unter dem Kopfkissen verborgen. Ein großer Englischer Bücher-Koffer stand in meinem Schlafgemach. Die Empörer hatten, da sie das Schloß nicht aufbrechen konnten, durch denselben geschossen und den Deckel zerschmettert. Meine Pferde waren unversetzt; aber auf meinen Jacken fehlten die Epaulette's, und mein Schreibpult war fort. Ich blieb nur so lange, bis ich mich gewaschen und umgekleidet hatte, bestieg dann mein Pferd und kehrte auf die Parade zurück.

Die Vorbereitungen zur Hinrichtung der Gefangenen waren bald getroffen; man brachte die tragbaren Kanonen bis auf wenige Schritt von den menterischen Spahi's, die jetzt für ihre Abscheulichkeiten bestraft werden sollten. Es waren etwa 60 Mann; die mit Kartätschen geladenen Kanonen wurden gegen sie abgefeuert, und in wenigen Augenblicken athmete keiner seiner Mörder mehr. Nachmittags schleppte man noch einen Haufen Spahi's herbei; diese wurden auf die Leichname der Anderen gestellt und gleichfalls niedergeschossen.

An jenem Tage glaubte Jedermann, das 23ste Regiment sey Urheber der Meuterei gewesen; daher man auch einigen Spahi-Offizieren, die mit den Uebrigen erschossen werden sollten, aus dem einzigen Grunde, weil sie zum ersten Regimen gehörten, das Leben schenkte. Bald aber ergab sich's, das die Schuld der Ueberbeschaft vielmehr auf dem ersten Regimente lastete, und in Folge dessen wurden die bisher verschont gebliebenen Spahi-Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt und nach empfangenem Urtheilsspruche theils aus Kanonen geschossen, theils füsilirt oder aufgeknüpft.

Von den Gefangenen erfuhr man, daß bei der Ablösung der Schildwachen, um 12 Uhr, jede Schildwache ein scharf geladenes Gewehr und die Ordre hatte, sobald das Feuern auf der Hauptwache beginnen würde, jeden Europäer, der ihr in den Wurf käme, niederzuschießen. Alle eingeborne Soldaten auf der Hauptwache waren in solcher Verfassung, daß sie, auf ein gegebenes Zeichen, den blutigen Anschlag ausführen konnten, und es gelang ihnen nur zu gut. Doch gab es einige Ausnahmen von der Regel: ich sah bei der Hauptwache einen Soldaten und einen Spahi, die einander gegenüber mit ihren Bajonetten erstochen hatten, todt am Boden liegen.

Auf den ersten Lärm war Oberst Fancourt herabgekommen; man fand ihn am Morgen todlich verwundet vor seinem Hause. Er lebte bis zum Nachmittag. Seine Ordonnanz war ebenfalls getödtet. Oberst Mackerras, der im benachbarten Hause wohnte, versuchte, in die Kaserne seines Regiments zu gehen und wurde auf dem Platze — Platz vom gefunden. Er muß heftig gekämpft haben, denn sein Körper war an vielen Stellen von Bajonetten durchstochen und einige seiner Finger waren weggeschossen. Die Insurgenten hatten sich am Morgen in das Haus des Kriegs-Commissairs begeben und die Schlüssel zum Arsenal verlangt, die er jedoch ohne Ordre des Obersten Fancourt nicht herausgeben wollte. Sein Körper schwamm des Morgens im Festungsgraben, und als er herausgezogen wurde, fand man einen seiner Schenkel zerschossen. Sein nächster Nachbar, der Zahlmeister, einer der harmlosesten Menschen, die wohl je existirt haben, lag grausam verstümmelt in seiner eigenen Wohnung.

Ein junger Lieutenant, Namens Smart, hatte ein wahrhaft trauriges Schicksal. Sein Vater (Oberst Smart) war Befehlshaber einer Batallions der 3ten Regimente gewesen, und der Spahi, der seinen Sohn getödtet hatte, war im Begriffe, den Leichnam des Vaters zu verstümmeln, aber bald zum 51en Regiment gekommen, wo der junge Smart nachmals wieder mit ihm zusammentraf. An jenem unglücklichen Morgen kam Capt. Miller, der mit den Lieutenants Smart und Tidborne in demselben Hause wohnte, an einem Fuße verwundet heim und erzählte, was vorgefallen. Alle Drei versteckten sich in ein Boot, wo sie, wie ihr Bedienter erzählte, mit Tüchern sich zudecken ließen; sodaß aber Lieutenant Smart die Stimme des jungen Spahi's, seines ehemaligen Gespielen, hörte, sprang er hervor und rief: „Wir sind gerettet — da kommt Tschawas Chan!“ Allein dieser Elende entgegnete mit einem gemeinen Schimpfwort, feuerte sein Gewehr gegen Smart ab, und der Trupp, mit dem er ankam, metzelte die drei Unglücklichen bald nieder. Sie waren am Morgen heimate zu Pferde

China.

Hochzeitsfeier eines Kaiserlichen Prinzen.

Nach Pater Hyacinth.*)

Der Kaiser von China wählt sich selber unter den Töchtern der großen Würdenträger seine Gemahlin; wenn aber ein Kaiserlicher Prinz heirathen will, so muß er seinen erlauchten Vater die Wahl des Mädchens anheimstellen, einer seiner andern Söhne, der noch einen Vater hat. Die stellvertretende Brautwerbung aber hat das Amt des Vermittlers übernimmt ein alter Magnat. Dieser und der Vater der Braut erscheinen in Galakleidung auf der Freitreppe des Palastes Kian-ting-kung und knieen nieder, das Gesicht nach Norden kehrend. In dieser Position verkündet der Erstere dem Letzteren den Willen Seiner Majestät, und der Vater des Mädchens giebt durch dreimaliges Niederknieen seine Einwilligung kund, worauf beide in den Boden seine Dankbarkeit zu erkennen. Darauf wählt man einen glücklichen Tag, an welchem der Prinz in festlicher Kleidung seinen künftigen Schwiegerältern einen Besuch abstattet. Hofbeamte, Trabanten und Garde-Offiziere bilden seine Suite. Der Vater der Braut empfängt den Zug am Eingang seiner Wohnung, und der Prinz macht ihm beim Eintritt in das Empfangszimmer drei feierliche Verbeugungen, die sein Schwiegervater erwidert. Dieselbe gegenseitige Begrüßung findet zwischen dem Prinzen und der Mutter seiner Braut statt. Entfernt sich der hohe Eleve wieder, so geleitet ihn der Vater seiner Braut bis vor die Thür.

Es folgt nun die Verlobung, bei welcher die Braut des Prinzen schon den Titel „fürstliche Gemahlin" erhält. Dieses Bündniß wird durch Geschenke an die Braut und an ihre Aeltern besiegelt. Die Erstere empfängt: drei große goldene Haarnadeln, von denen jede mit fünf Perlen besetzt ist — drei kleine Haarnadeln, jede mit einer Perle besetzt — eine goldene Spange mit sieben Perlen — drei Paar goldene Ohrgehänge mit Perlen — zwei Paar goldene Armbänder — hundert goldene Knöpfchen zu ihrem Anzuge — zweihundert silberne Knöpfchen — hundert Stück Atlas zu Ueberzug und Futter — dreihundert Pfund Baumwolle — drei Zobel zur winterlichen Kopfbedeckung — hundertundfunfzig Zobel zur Winterkleidung — sieben Otternfelle zur Verbrämung des Gala-Kleides — 250 Fuchsfelle zu Bettdecke und Pelze.

Die Hochzeits-Gaben für den Vater der Braut bestehen aus: 10 Unzen Gold — 700 Unzen Silber — einem Gala-Kleide aus Fuchsfellen — einer schwarzen Zobel-Mütze — einer Anzahl goldener Gürtel-Behänge — einem Paar gestickter Strümpfe, und Sattel. Die Mutter der Braut wird mit drei Paar goldenen Ohrgehängen, woran Perlen, einem Oberkleide aus Fuchsfellen, acht Otternfellen und einem Sattel bedacht. Alle Geschenke trägt man in buntfarbigen Sänften, und Mitglieder des Hofmarschall-Amtes sind die Ueberbringer. An demselben Tage giebt der Hof ein Schaustiel und ein Gastmahl von funfzig Gedecken, welches ein Bruder der Braut, im innern und äußern Saale eingenommen wird. Zu diesem Schmause ladet man die Angehörigen der Braut, die Fürsten von untergeordnetem Range, die Großen am Hofe, die dienstfreien Leibwächter und die Würdenträger von der ersten Klasse bis zur vierten. Sie kommen vor Mittag zusammen, treten in den Saal und nehmen Jeder an seinem Tischchen Platz. Die Verwandten der Braut, die Größe und die Leibwächter von derjenigen Abtheilung des Mandchu-Bolkes, zu welcher die Braut gehört, erhalten den Ehrenplatz an der Ostseite, das Gesicht nach Westen gewendet; ihnen gegenüber sitzen die Fürsten und großen Würdenträger der übrigen Banner. Zuerst wird Thee gereicht; jeder Gast trinkt eine Tasse und macht eine Verbeugung. Darauf kommen Früchte, Zmbiß und Wein. Beim Weintrinken beginnt die Musik, und nach einer Pause entfernt und ordnet sich die Gäste von den Tischen, wechselt ihr Festgewand und nehmen dann wieder Platz. Unterdeß werden Früchte und Zmbiß abgetragen; statt derselben serviert man Gemüse und trinkt von neuem. Am Ende des Mahles verstummt die Musik. Die Gäste begeben sich aus dem Saale auf den Hof und vollziehen, dem Kaiserlichen Palast zugewendet, drei Kniebeugungen, bei denen sie neun Mal mit der Stirn an die Erde schlagen. Die Verwandten der Fürstenbraut aus die Damen vom Ihten bis 4ten Range versammeln sich in den inneren Gemächern und werden hier unter denselben Ceremonien, wie es im äußeren Saale geschieht, mit Wein bewirthet.

Einen Tag vor der Vermählung bringt man die Mitgift aus dem Hause der Braut in den Kaiserlichen Palast. Am Tage der Vermählung erscheint der Bräutigam vor seinen Kaiserlichen Aeltern und bittet ihnen noch die Ehre seiner Unterschrift; ist seine Mutter ein Kebsweib, so muß er zuerst vor der rechtmäßigen Gemahlin und dann vor seiner Mutter einen Zuffall thun, die Letztere aber um ein Drittheil weniger tief beugen, als die Erstere. Das Kaiserliche Equipagen-Amt besorgt die hochzeitlichen Sänften, die einen Ueberzug mit rothen Troddeln haben. Einer der ersten Palast-Beamten mit 30 unter ihm stehenden Offizieren, und ein Garde-Oberst mit 4 Offizieren und 36 Gemeinen begeben sich nach dem Hause der Fürstenbraut, um sie abzuholen. Eine Hofdame, die das Amt der Ceremonienmeisterin verwaltet, zeigt an, wann die glückliche Stunde zum Einsteigen in die Sänften gekommen ist, und Hofdiener tragen die Braut und ihre Gefährtinnen auf ihren Schultern fort. Voran schreiten 16 Mann mit Laternen und 20 Fackelträger. Die Hofdamen, welche dem Zuge sich anschließen, betreigen am Eingang des Hauses ihre Reitpferde; die Offiziere folgen ihnen. An den Pforten der Festung des Palastes stehen alle Reitenden ab und gehen zu Fuße in die Festung. Die Hofdamen folgen gleich hinter den Sänften der Braut. Ist man zum Eingang des Palastes des Prinzen gekommen, so verläßt die Braut ihre Sänfte und wird von den Hofdamen in die inneren Gemächer geführt. Zuerst trinkt man den herkömmlichen „Becher der ehelichen Verbindung"; dann werden fünf gebratene Pummel auf den Tisch gestellt. Zwei bejahrte Hofdamen machen die Honneurs der Tafel. Ihr oberstes Ceremonie verbietet, so gut wie Alles aus einander. An demselben Tage schlägt man nun den Palast der Prinzen Zelle auf, die mit buntseidenen Stoffen geschmückt sind, und veranstaltet in denselben ein Dinner aus 60 Gedecken und 45 Hammeln, zur Bewirthung der Aeltern der Braut. Am folgenden Tage machen die Neuvermählten im Ceremonien-Kleide, und von den Hofdamen begleitet, zuerst dem Kaiser und dann der Kaiserin ihre Aufwartung.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Geschichtschreibung jenseits der Berge. Herr Menini, der Italiänische Uebersetzer von Heinrich Leo's Universalgeschichte, publizirt in der Gazzetta di Milano vom 7. Juni ein Italiänisch abgefaßtes Schreiben des Deutschen Professors, um zu zeigen, wie sehr sich derselbe die Sprache, die jenseits der Berge gesprochen wird (la lingua oltramontana), angeeignet habe. Herr Leo, dem sein Italiänischer Uebersetzer die Ausstängebogen seiner Werke zugesandt hatte, macht darin mehrere Korrekturen und beantwortet zugleich die Bemerkungen Menini's in Bezug auf einige Schwierigkeiten, welche ihm bei der Uebersetzung begegnet waren. So hatte sich derselbe z. B. nicht die Worte „Sechs" und „Panner", und zwar, wie es scheint, nach seinem Lexikon, zu erklären gewußt. Herr Menini wünschte ferner den Verfasser des Deutschen philosophischen Werkes „Von dem Bewußtseyn ꝛc." zu wissen; Herr Leo antwortet ihm jedoch, daß er ihn selbst nicht kenne. „In Deutschland", fügt er hinzu, „wuchs die Philosophie ungemein rasch; Niemand spricht hier mehr von den Philosophen, die vor dem Jahre 1800 lebten, mit Ausnahme allein von Leibnitz, Wolf und Kant; alle Andere sind in Vergessenheit gerathen." Wir haben eine Legion von Philosophen, und man zählt nur die Hauptleute (i capitani)." Endlich sagt Herr Leo auch noch hinzu, daß er zwischen den Worten „Weltgeschichte" und „Universalgeschichte", obgleich dieselben von Rotteck und Schlosser unterschieden werden, keinen Unterschied zu machen wisse. — Herr Menini ist über diese Italiänische Mittheilung des Deutschen Professors, dessen Glaubensdummheit in religiösen, philosophischen Dingen er auch noch hinzufügt, wobei denn die Italiäner auch Manches über Leo's „Hegelingen" erfahren, so erfreut, daß er von ihm sagt, einer von allen jetzt lebenden ausgezeichneten Schriftstellern des Auslandes habe ein größeres Recht auf die Liebe der Italiäner, als Heinrich Leo (Nessuno de' più esimj scrittori contemporanei e forestieri ha maggiore diritto all' amore degl' Italiani di Enrico Leo).

— Kaufmännische Wechsel in China. Man hat in China drei Arten von Wechseln. Die erste ist die sind die Rückwechsel (hoei-piáo), welche nur von den Banquiers unter ihren kaufmännischen Firma ausgestellt werden. Sie heißen Rückwechsel (hoei), weil dasjenige, was man einer Wechselbank eingezahlt hat, von einer demselben Banquier gehörenden Wechselbank in einer anderen Stadt zurückgezahlt wird. Zur zweiten Art gehören die Borg-Wechsel (sie-piao). Es sind dies Schuldscheine, vermittelst welcher die Inhaberschaft sich verpflichten, in einer bestimmten Zeit eine Summe an einem anderen Orte mit baarem Gelde zu bezahlen. Da es aber in China kein Handelsrecht giebt, so finden alle Vergleiche zwischen Kaufleuten unter Bedingungen statt, die auf alten Herkommen gegründet sind. Mäkler gebrauchen sie bei diesen Vergleichen nicht: ihr ganzes Zutrauen gründet sich auf die Solvität des Handelshauses oder des Kaufmanns. Die dritte Art endlich sind Assignaten oder Empfehlungsbriefe, welche ein Banquier einer Gesellschaft oder einem Jemand Silber in Kupfergeld umgewechselt hat und der Bequemlichkeit wegen nur eine Anweisung auf das letztere verlangt. Die Anweisung ist mit Siegel und Firma des Wechsler-Ladens, dergleichen mit Angabe des Betrages der Summe versehen. Diese Papiere können jedoch nur an dem Orte, wo sie ausgestellt sind, statt baaren Geldes ausgegeben werden; anderwärts haben sie keine Gültigkeit. Die Schuldverschreibungen (sie-tsie) über gewöhnliche Darlehen zahlt man nicht zu den Wechseln. Besonderen, den Wechsel-Verkehr betreffende Statuten oder ein Wechsel-Recht giebt es in China nicht.

(Pater Hyacinth's Kitai.)

*) Aus dessen zuletzt erschienenem Werke: Kitai, jego shiteli, nrawy, obytschai, proshywoshtschenie. (China, seine Bewohner, Sitten, Gebräuche und Kultur.) St. Petersburg, 1845.

*) In jeder Sterne wird wohl kein Deutscher, der das Verdienst, aus wenn es vereinzelt dasteht, anerkennt und achtet, ein solches Urtheil unterschreiben. Wenn sie auch kein System begründet, eben doch noch Baumgarten, Thomas Abbt, Mendelssohn, Garve, Herder und andere durch ihren philosophischen Einfluß auf die Bildung unserer Literatur ausgezeichnete Männer des vorigen Jahrhunderts im dankbaren Andenken unserer Zeit sind nichts weniger als in Vergessenheit begraben oder verwest.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Mittwoch den 23. Juni 1841.

England.

Die Rechte und die Stellung der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft.

Kein Wort ist in der neueren Zeit mehr das Schibolet der geselligen Unterhaltung, der wissenschaftlichen Prüfung und der politischen Debatten gewesen, als das Wort „Emancipation". Bald war es die Emancipation der Katholiken in England, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, bald die Emancipation der Sklaven, ein Wort, welches in der ganzen Welt wiederhallte und noch nicht ausgeklungen ist; dann kam die Emancipation der Juden an die Reihe, für welche muthige Verfechter aufgetreten und der es auch nicht an Gegnern gefehlt hat; auf beiden Seiten wurde und wird mit so leidenschaftlichem Eifer gestritten, daß die Sache noch durchaus nicht zur völligen Entscheidung gebracht werden konnte. Vom jüngsten Datum und gewiß am interessantesten ist die Emancipation der Frauen, für welche in Frankreich, England und Deutschland so viele liebenswürdige und geistreiche Kämpferinnen in die Schranken getreten, daß die Gegner aus Galanterie es nicht gewagt haben, den sanften und zarten Emancipations-Amazonen in voller Rüstung und *mit allen* Schutz- und Trutzwaffen entgegen zu marschiren. Sie lassen es vielmehr sich ruhig gefallen, daß die modernen Heroinen, die sie bisher immer nur als Friedensstifterinnen und Versöhnerinnen kennen gelernt hatten, ihnen den Fehdehandschuh vor die Füße werfen; sie nehmen die Herausforderung nicht an; höchstens unternehmen sie gegen sie, und zwar nur aus Scherz und Kurzweil, einige Manöver-Kunststückchen und Parademärsche, weil sie wissen, daß ein Sieg in dem ernstlichen Emancipations-Kampfe, auf welche Seite er auch fallen möge, immer nur ein Kadmischer Sieg seyn und bleiben werde. Obgleich nun die schönen Feindinnen sich überzeugen müssen, daß die Männer es nicht zu einer entscheidenden Schlacht kommen lassen wollen, so richten sie doch ihr Geschütz zur Vertheidigung ihrer Sache beständig gegen Jene. In Frankreich suchen sie die Emancipation theoretisch angenehm zu machen und zugleich praktisch ins Leben einzuführen; in Deutschland sind sie nicht so entschlossen und kühn; hier haben sie es nur bis zum Versuche gebracht, ein ideales Bild von ihrem gerühmten Emancipationsideen aufzustellen, das nur in Novellen, Romanen und Gedichten möglich ist; in England dagegen verfahren sie gründlicher und gewissenhafter; sie unterwerfen die Frage einer wissenschaftlichen Prüfung und bemühen sich, zu dem Resultate zu kommen, daß sie hinlängliche Ansprüche auf Emancipation haben. Die gebildeten und gelehrten Tochter Albions haben für ihre Sache in den letzten drei Jahren mehrere bedeutende Werke geliefert, von denen einige sogar vielfache Auflagen erlebt haben. So erschien von: The Women of England, their social duties and domestic habits (Die Frauen in England, ihre geselligen Pflichten und häuslichen Gewohnheiten), von Mrs. Ellis, im Jahre 1839 die dreizehnte; von: Woman's Mission (Frauen-Beruf), London 1840, die achte; von: Woman in her social and domestic character (Die Frau in geselliger und häuslicher Beziehung), von Mrs. John Sandford, London 1839, die sechste Auflage. Der Inhalt dieser und noch einiger anderer Schriften über denselben Gegenstand wird in dem letzten Hefte der Edinburgh Review von einem Rezensenten kurz besprochen, der sodann seine eigene Ansicht über diese Angelegenheit, mit mehrfacher Bezugnahme auf das neueste und beste in England erschienene Werk: „Die Rechte und Pflichten der Frauen"[*], in folgenden Worten darlegt:

„Die Verfasserin von: Woman's rights and duties, prüft die Behandlung und die Stellung der Frau unter verschiedenen Umständen und in verschiedenen Ländern und Perioden und beginnt mit der frühesten Zeit oder mit dem Zustande der Barbarei oder dem halbcivilisirten Leben. Sie findet, daß in dem Zustande der Barbarei das Weib fast immer unterdrückt ist; daß es mehr die Magd als die Gehülfin, mehr die Sklavin als die Genossin ist. Die Frau befindet sich unter denjenigen, bei denen körperliche Tapferkeit fast die einzige Basis der Macht ist, und von denen geistige Gaben kaum anerkannt werden, in einer Stellung, die nothwendiger Weise nur ihrer geringeren physischen Kraft zukommt. Diesen Umstand bemerkt man auch jetzt noch unter den niedrigsten und am wenigsten gebildeten Klassen der civilisirten Welt. Es ist überall die Tyrannei der Kraft über die Schwäche. Dasselbe gehässige Prinzip erklärt die Herabwürdigung des Weibes; und wo eine Verbesserung ihrer Lage stattfindet, da wird man erkennen, daß sie dieselbe durch den Umstand erkauft hat, daß der Mann in Bezug auf seine Brauchbarkeit in größerem Maßstabe von ihrer bereitwilligen Hülfe abhängig ward.

Dieses traurige Kapitel in der Geschichte des Menschengeschlechts paßt zu wenig auf die gegenwärtige soziale Stellung der gebildeten Frauen in civilisirten Staaten, als daß es nöthig wäre, sich dabei länger aufzuhalten; wir wollen bloß auf den Mißbrauch hinweisen, der damit getrieben werden kann, wenn man untersucht, was die Stellung des Weibes in dem sozialen System ist und seyn sollte. Wenn das Weib auf der untersten Stufe der Civilisation am meisten unterdrückt und herabgewürdigt wird, und wenn bei fortschreitender Civilisation seine Lage sich verbessert, so ist es ein natürlicher Schluß, daß die allgemeine Tendenz der Civilisation darin besteht, der Ungleichheit der beiden Geschlechter abzuhelfen und die Uebermacht des Mannes einzuschränken. Es ist auch wahr, daß wir dem Fortschreiten der Civilisation keine Gränzen setzen können, daß das ganze Menschengeschlecht ihren Fortschritt wünschen muß, und daß diese Tendenz nicht ist, die menschliche Natur einzuzwängen und zu verschieben, wie es Rousseau alberner Weise behauptet hat, sondern alle ihre besten Fähigkeiten zu entwickeln und sie mehr zu dem zu machen, was sie seyn sollte. Man kann deshalb mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß, da der rechtmäßige Gang der Civilisation dahin strebt, auf Gleichheit bei dem Manne auf gleiche Höhe zu stellen, sie damit aufhören wird oder aufhören sollte, daß sie die Gleichheit der Geschlechter an Macht und Einfluß auf die Angelegenheiten der Welt begründet; und daß Alles, was diese Gleichheit verhindert, eine ungerechte Contravention gegen die Absichten der Vorsehung ist. Dieser Schluß hat zwar einige Wahrscheinlichkeit, aber er ist dennoch unrichtig. Die Civilisation verbessert die Lage des Weibes, weil sie den Einfluß der physischen Kraft im Verhältniß zur geistigen vermindert, und weil das Weib dem Manne an Macht des Verstandes ähnlicher ist, als an Kraft des Körpers. Daraus folgt jedoch nicht, daß sie an geistigen Fähigkeiten ihm gleich ist, oder daß die Höhe, zu welcher ihre Stellung durch den Fortschritt der Civilisation erhoben werden kann, nicht ihre Gränzen haben könne, die von vollständiger Gleichheit weit entfernt sind.

Der Theorie der geistigen Gleichheit der Geschlechter hat es nicht an bedeutenden Vertheidigern gefehlt. Plato sagt: Von Natur ist der Mann dem Weibe nicht überlegen, außer an physischer Stärke.*) Der Professor Dugald Stewart ist derselben Meinung und glaubt, daß die geistigen und moralischen Unterschiede, welche wir an den Frauen bemerken, bloß das Resultat der Erziehung sind.**) Voltaire meint, daß die Frauen alle Talente, außer der Gabe der Erfindung, mit den Männern gemein haben. Bei aller schuldigen Ehrfurcht vor diesen hohen Gewährsmännern können wir doch nicht ihre Ansichten annehmen.

Man wird nicht leugnen, daß große Unterschiede, mögen sie nun der Erziehung oder der Natur zugeschrieben werden, zwischen der moralischen und geistigen Charakteristik der beiden Geschlechter bestehen. Von diesen Unterschieden wird der folgende der merkwürdigste seyn: — Die Frauen haben weniger aktiven und mehr passiven Muth, als die Männer. Sie haben mehr Reizbarkeit der Nerven und daneben alle jene Eigenschaften, welche diese Reizbarkeit ins Leben ruft. Sie sind enthusiastischer; — ihre Sympathie ist lebhafter; sie besitzen in höherem Grade die Fähigkeit, feinliche Umstände wahrzunehmen. Ob sie, wie sonstwoh behauptet, eine schnellere Combinationsgabe haben, kann mit Recht, wie ich glaube, bezweifelt werden. Sie sind dem Manne gewiß nicht in jenen Combinationsgaben überlegen, welche den Witz hervorbringen, obgleich sie dieselben in einem hohen Grade besitzen. Sie stehen ihm im zusammenhängenden und logischen

*) Woman's rights and duties, considered with relation to their influence on Society and on her own condition; by a Woman. 2 Vols. London, 1840.

*) Der heitere Lebensphilosoph Montaigne sucht in seinen Essais III., 5, die verschiedenen Ansichten hierüber zu vermitteln, indem er sagt: „Ich behaupte, daß Männer, Kriegs- und Staatsmänner und Gesichten in seiner Republik; und der Philosoph Antisthenes hob zwischen den weiblichen und männlichen Tugenden allen Unterschied auf. Es ist weit leichter, das eine Geschlecht zu beschuldigen, als das andere zu entschuldigen. Das Sprichwort sagt: Ein Esel heirat den anderen ein Königskind."

**) In der anonymen Biographie einer berühmten Französischen Dichterin aus dem vierten Jahrhundert heißt es fast eben so: „Die Fortschritte, welche die Frauen in den Künsten und Wissenschaften machen, bereinigen, daß der Hang zur Leichtgläubigkeit und Eitelkeit, deren man sie beschuldigt, eher die Wirkung der Erziehung, als ihres Charakters ist."

Digitized by Google

Denken nach. Sie sind weniger unparteiisch, weniger fähig, ihre Gefühle ihrem Urtheile zu unterwerfen und sich selbst von Vorurtheilen fern zu halten. Sie besitzen weniger die Gabe, allgemeine Begriffe zu bilden; sie sind einer fortgesetzten und konzentrirten Aufmerksamkeit weniger fähig, und obgleich ihre Geduld vor der Männer gleich, wenn nicht größer ist, so ist ihre Ausdauer doch geringer.

Dies schreinen und die vorzüglichsten geistigen Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu seyn. Einige werden diese Liste noch mehr erweitern, Andere abkürzen; und vielleicht wird es kaum einen Menschen geben, dem nicht ein Beispiel vorkommen wird, das mit den obigen Angaben in Widerspruch stände. Jedoch, man muß sich erinnern, daß es unmöglich ist, bei den unendlichen Verschiedenheiten der geistigen Phänomene eine Regel aufzustellen, die keine Ausnahmen haben wird, und daß unser Urtheil durch die Mehrzahl der einzelnen Fälle bestimmt werden muß. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Winke zu einer Geschichte der Moden.

(Schluß).

Gegenwärtig tragen die Damen in Frankreich wie im übrigen gebildeten Europa Schuhe, deren Façon so ziemlich die nämliche ist. Die Feinheit und Geschmeidigkeit des Leders, welches man zu diesem Behufe anwendet, macht, daß man ein sehr bequemes Schuhwerk haben kann; nur ein Uebelstand ist dabei, daß man die Schuhe nicht nach Belieben wechseln kann. Der Schuhmacher nimmt am besten das Maaß so, daß der Fuß mit seiner Sohle flach auf der Erde sitzt, und die Sohle immer etwas länger wird; der Schuh gewinnt nur dadurch an Bequemlichkeit und Nettigkeit. Bei schlechtem Wetter ziehen die Damen über ihre gewöhnlichen Schuhe noch ein paar andere, Claques oder Ueberschuh genannt, um das Eindringen der Feuchtigkeit zu verhindern; eine überaus lobenswerthe Vorsicht. Die Niederschuhe mit hölzernen Sohlen waren freilich noch unbrauchbarlicher für die Nässe, aber sie erzeugten einen schweren, unbehaglichen Gang, die außerordentlich hohen und schmalen Absätze brachten durch häufige Fehltritte oft Verrenkungen oder gar Beinbrüche hervor. Will man dem Uebelstand alle nur wünschenswerthe Dichtigkeit geben, so macht man das Leder mit hinlänglich chemischen Zubereitungen wasserdicht und befreiche die Brandsohle und die innern Nähte mit einer dicken Auflösung von Gummielasticum in Steinöl.

Seit einigen Jahren tragen die Damen auch Halbstiefeln, die, wenn sie mit Geschick verfertigt sind und nicht zu fest zusammengeschnürt werden, ganz und gar nicht unbequem sitzen; gegentheils verursachen sie durch Kompression ein schmerzliches Starrwerden der Füße. Damen, die im Winter viel von Pfützen sich nach Hause begeben, sind gefälterte Schuhe oder Halbstiefeln von Atlas-Piqué, die eigens zu diesem Zwecke gemacht werden, als gute Präservative gegen Rheumatismus und andere Krankheiten zu empfehlen.

Lange Zeit trugen die Frauen die Beine nackt; nur die Bänder, mit welchen die Sandalen befestigt wurden, kreuzten sich mehrere mal über dem Bein. Als aber der Krieg zu Ende war, und Frieden, erfunden war, machte jede Frau ihrem Manne Strümpfe oder ließ sie vielmehr bei dem Strumpfwirker machen, wo sie natürlich viel theurer zu stehen kamen. Heinrich II. war der erste Mann in Frankreich, der seidene Strümpfe trug, und zwar bei Gelegenheit der Vermählung seiner Schwester mit dem Herzog Philibert von Savoyen. Unter Ludwig XIV. tragen die Damen große Strümpfe mit rosafarbenen Zwickeln; unter Ludwig XV. wurden die Strümpfe und Roben einerlei Farbe. Allgemein ist der Gebrauch der Strümpfe überhaupt erst seit der Erfindung der Strumpfwirkerstühle geworden. Ein Mechaniker aus der Normandie überreichte dem Minister Colbert ein Paar auf dem Stuhl gearbeitete seidene Strümpfe für Ludwig XIV. zum Geschenk. Die Strumpfwirker, voller Schreck und Neid über diese Erfindung, bedachten einen Kammerherrn, daß er mit einer Scheere mehrere Maschen aufstrennte, um als der König die Strümpfe anzog, seinen eben so viel Löcher hinein, als Maschen aufgetrennt waren, was die ganze Erfindung bei ihm in Mißkredit brachte. Der beleidigte Maschinenbauer ging nach England, wo er die erwünschteste Aufnahme fand. Nun führte man die Strümpfe in Frankreich ein, bis endlich auch die Maschine selbst dahin verpflanzt wurde. Es ist für die Gesundheit nicht gleichgiltig, ob die Strümpfe von Zwirn, Wolle, Seide, Baumwolle verfertigt sind; Trikot verbindet Dauerhaftigkeit mit Elastizität und möchte nicht so leicht durch etwas Anderes zu ersetzen seyn. — Ueber die Strumpfbänder nur die Bemerkung, daß sie elastisch seyn und unter dem Knie befestigt werden müssen; sind sie zu fest gebunden, so bringen sie eine schädliche Hemmung der Blutumlaufs in diesem Theile hervor.

Der Gebrauch der Ringe scheint sehr alt zu seyn. Schon die Bibel erzählt, daß Jakob seiner Schwiegertochter Thamar einen Ring zum Pfande gegeben habe. Die Griechen trugen ihren Trauring an dem vierten Finger der linken Hand, weil sie annahmen, daß von ihm aus ein kleiner Nerv gerade bis ans Herz gehe, und darum hielt dieser Finger vorzugsweise Ringfinger; späterhin trug man Ringe an allen Fingern. Als Rom bei seinem Verfalle Erdrevisles erlangt hatte, nahm der Luxus des Ringetragens nur noch zu; man verfertigte sie aus Gold und grub auf den Ringkasten verschiedene Embleme und bediente sich desselben in dieser Gestalt zum Siegeln. Ehemals, wenn ein Liebespaar Rothhochzeit machen mußte, so geschah dies in Paris in der Kirche St. Marine, und man steckte ihnen einen Ring von Schilf oder Stroh an den Finger. Die Türkinnen tragen sogar Ringe an allen Fußzehen, eine Sitte, die auch in Rom unter Augustus sehr beliebt war. In Amerika tragen die Frauen der Eingebornen, d. h. Wilden, Ringe an Nase, Lippen, Ohren. Man verkaufte sonst magnetisirte Ringe, um die Migraine zu heilen. Aber einen Ring zu magnetisiren, ist unmöglich, und sind durch diese Mittel Krankheiten gehoben worden, so muß man die Heilung auf Rechnung der mächtig wirkenden Einbildungskraft setzen. — Zu enge Ringe erzeugen Anschwellungen der Finger und hindern den Umlauf des Blutes.

Die Gewohnheit, Mieder zu tragen, ist ebenfalls sehr alt. Die Frauen in Griechenland und Rom schnürten sich die Taille mit Binden zusammen (Scrophium), die über die Brüste gingen, um diese am Hervorireten zu verhindern. Aber den Preis über die Mieder aller andern Nationen trugen in der Bajaderen von Indien, deren Mode gleich wohlthätig ist für die Gesundheit und Schönheit des Busens. Die Taille umschließt ein Gurt und den Busen ein elastisches Gewebe, durchsichtig und rosenfarben, das, die Contouren seht ausprägend, ihnen am Rücken zusammenfaßt. Diese Tracht legen sie niemals, auch nicht in der Nacht, ab und erhalten auf diesem Wege die Zartheit der Formen selbst bis ins höhere Alter. — Montaigne sagt, daß die Frauen seiner Zeit sich die Taille mit hölzernen Schienen schnürten, aber dies machte die Haut hart und schwielig. Bald nach dieser Epoche wurden die Schnürmieder wahre Küraße, mit Wallfischfnochen und Eisenplatten gehanzischt, und ihr Gebrauch verbreitete sich durch ganz Europa. Da versuchte Kaiser Joseph II. Abhülfe und gab ein Gesetz, wonach es verboten war, Corsets mit Eisen- und Fischbein-Schienen in Mädchen-Erziehungs-Anstalten zu gebrauchen, und befahl ferner, daß die Frauen, welche Kinder stillen, ihren Gebrauch verlassen sollten. Corset und Fischbeinrock trugen sollten. Das Gesetz erreichte nicht seinen Zweck, und die Mode trug den Sieg davon, bis die Vernunft jetzt endlich erlangt hat, was dem Gesetz unmöglich war. Die heutigen Mieder werden der Gesundheit nicht nachtheilig, wenn man sie nicht zu fest schnürt, aber junge Mädchen muß man sie gar nicht tragen lassen; man hat ganz und gar nicht nöthig, ihnen eine Taille bilden zu wollen, die nicht niemals stärker, als wenn sie gar nicht eingezwängt worden ist, und gewiß liegt eine der häufigen Ursachen der jetzt herrschend gewordenen Rückgrats-Verkrümmungen bei jungen Mädchen in dem zu frühzeitigen Anlegen von Mieder. Der Zwang, den es ihnen macht, dringt sie unwillkürlich dazu, die rechte Schulter zu heben, um sie dem Drucke zu entziehen, und so wird sie mit der Zeit höher als die linke. Das Corset muß überhaupt nur die Taille halten und die Brüste pressen.

Zu dünne Taillen sind, anstatt eine Schönheit zu seyn, vielmehr eine Entstellung, und Frauen, die das Unglück haben, so gebildet zu seyn, müssen ihre Gewänder sehr locker tragen und sich viele Bewegung in freier Luft machen, damit die inneren Organe sich auf eine der Gesundheit zuträgliche Weise entwickeln können. Der größere Theil der jungen Personen, bei denen so unmäßig dünne Taillen entweder von Natur oder durch künstliche Einschnürung haben, stirbt an Schwindsucht oder einer gastrischen Krankheit.

Napoleon, Moreau und der Wahrsager aus der Normandie.

In den letzten Tagen des Oktober 1800 unterhielt sich Napoleon mit Fouché, dem Polizei-Minister, und Mathieu, frühverm Mitglied des Rathes der Alten, über die Lage der kirchlichen Angelegenheiten.

Es ist traurig, sagte Mathieu, daß man, als es noch Zeit war, die Theophilanthropen nicht eifriger beschützt hat; diese Ehen wissen sich nirgends festzusetzen, und ihre Lehren sind wenigstens von allem Aberglauben frei. — Die Theophilanthropen? aber was ist es denn mit ihnen? fragte der erste Konsul; kennt man auch nur ihre Lehren? Ist es eine Religions-Sekte? — Allerdings ist es eine Sekte, erwiederte Mathieu, und ihre Religion ist die schönste und reinste der Welt; sie gründet sich auf die Vorschriften des Naturgesetzes, und ihr Ziel ist Ausübung der Tugenden und Bewahrung der Pflichten. Will man mehr? Worte — leere, nichtige Worte, sociales Nectar. — Still! nahm Napoleon lebhaft wieder das Wort; sprechen Sie mir nicht von einer Religion, die nur dieses mein Leben berührt, ohne mir zu sagen, woher ich komme und wohin ich gehe. Zu Anfang der Religion wird die Begeisterung stets dem Verstande vorzuziehen seyn; die Begeisterung bringt große Männer und große Thaten hervor, und jeder Abergiaube hat eine erhabene Seite. — Möglich, sprach Fouché; doch ist nicht auch hier, wie überall, die Gränze zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen sehr schmal? — Dies ist eine Frage, die Sie vielleicht nicht hinlänglich überlegt haben, entgegnete Napoleon. Sicherlich bedarf es in unserer Zeit etwas Anderen als eines hölzernen Kreuzes, um die Welt zu erobern; doch was die Religion auch jetzt noch vermag, zeigen die Bauern der Vendee. Noch sind die religiösen Gefühle in Frankreich nicht erloschen, und dies ist sehr gut. Es würde sehr leicht seyn, einen Gesammtbestand aller religiösen Ansichten herauszustellen, indem man, so zu sagen, ein General-Inventarium der rechtgläubigen, abergläubischen und mystischen Ideen aufnähme. Hierbei würde es darauf ankommen, überall sorgfältige Nachforschungen anzustellen, nicht nur über das religiöse Bedürfniß, mit dem das Volk noch an dem Dogma klebt, sondern auch über jede Art des Aberglaubens, der Vorurtheile, der Gewohnheiten, überhaupt über alles, was diesen verschiedenen Ansichten, die auf das geistige Leben Bezug haben. — Wollen Sie dieses Geschäft übernehmen, Herr Minister, so werde ich Ihnen Dank wissen; gewiß wird es zu interessanten, eigenthümlichen Ergebnissen führen.

Der Plan wurde ausgeführt, und die angestellten Untersuchungen erstreckten sich von den Wunderthätern, den frommen Gauklern und Pilgern an bis auf die Zauberer, Hexenmeister und Kartenleger.

In einem der Berichte, die hierüber dem Konsul vorgelegt wurden, geschah eines gewissen Capiou, eines Bauern aus der Normandie, weitläufig Erwähnung, welcher sich mit Wahrsagen abgab und nicht nur in seiner Gegend, sondern in der ganzen Provinz in hohem Ansehen stand. „Der Einfluß dieses Menschen ist so groß", sagte der Bericht, „daß bei dem letzten Aufruhr drei Viertheile der Aufrührer nicht zu den Waffen greifen wollten, bevor sie Capiou um Rath gefragt." Napoleon erkannte alsbald, wie wichtig Vortheile dieser Einfluß gewähren könne. Dazu kam, daß er Alle, die das breite Gleis der Alltäglichkeit verlaßen und sich, gleichviel wodurch, zu irgend einem Einfluß über die Menge erhoben hatten, kennen zu lernen wünschte.

Ich will diesen Capiou holen, sprach er zu Fouché; man laße ihn nach Paris kommen. — Nicht leichter als dies, erwiderte der Minister, werde es Ihnen soll er hier seyn; doch fürchte, bei Bauern-Genie ist das Reisegeld nicht werth.

Napoleon schwieg und ging zu ernsteren Geschäften über. Die folgenden Tage sprach er nicht mehr von dem Bauer aus der Normandie, und Fouché, der ihn vergeßen glaubte, erwartete, einige Ueberraschung beim ersten Konsul zu bemerken, als er ihn eines Tages anzumelden kam. „Man laße ihn eintreten", sprach Napoleon, ohne sonst einen Frage oder ein Gebot an den Minister zu richten. Capiou trat ein, auf den ersten Anblick ein plumper, unwißender Bauer; doch wenn man ihn schärfer betrachtete, so bemerkte man leicht, daß sich unter diesem rauhen Aeußeren eine hohere Einsicht barg: die breite, hohe Stirn zeigte Entschlossenheit und Kraft, die vorstehende Nase und die weiten Nasenlöcher künstlicher Erregtheit, die durchdringenden Schärfe seines Auges Scharfsinn und Spürkraft.

Ihr befaßt euch damit, die Zukunft vorherzuverkünden, Bürger? fragte Napoleon. — Ei ja, Herr Konsul, entgegnete Capiou mit scharf hervortretendem Accent der unteren Normandie, das thu' ich, und ich leugn' es nicht, mein' Seel', ich leugn' es nicht. — Dessen sollte ihr euch nicht rühmen, erwiederte der erste Konsul. — Rühmen? das Rühmen ist nie meine Sache gewesen. — Verwegen und doch ergötzlich, sagte Napoleon leise zu Fouché; er übertreibt nicht nicht, ich habe ihn nicht anders erwartet. Doch laßen Sie uns allein; ich will ihn in seine letzten Schanzen treiben.

Fouché zog sich zurück, und Napoleon begann lächelnd, sich dem Bauer nähernd: Da ihr ein Wahrsager seyd, Meister Capiou, so wißt ihr mir ohne Zweifel zu sagen, weshalb man euch hergeführt hat. — Strat' mich Gott, wollt ihr mich verspönen? Um meiner schönen Augen willen hat man mir das Reisegeld wahrhaftig nicht gegeben. Auftragen wollt ihr mich; frisch denn, laßt hören. — Ich trage nochmals, was steht euch hier bevor? — Bürger erster Konsul, ihr vergeht mit diese Kühnheit; wenn ich euch antworten soll, so reicht mir eure linke Hand. Napoleon reichte ihm seine feingeformte, weiße Hand; der angeblische Wahrsager ergriff sie, betrachtete sie ernst forschend, beklopfte sie mit seinen dicken Fingern und sprach den Inspiration: Ah, ah! Alles, was schwarz ist auf Erden, ist nicht so teuflisch wie dies! Ihr meint es gut mit dem Papste, und in der That, Ihr habt Recht .... — Was spricht du? rief Napoleon, indem er lebhaft seine Hand zurückzog. — Gedult nur, Gedult .... Man hört uns doch nicht? .... Ihr werdet Frankreich mit dem Papste versöhnen, Bürger erster Konsul, und ihr werdet sehr Recht daran thun, das sag' euch Capiou.

Mehr bedurfte Napoleon, von Natur dem Wunderbaren geneigt, nicht, um auf das lebhafteste ergriffen zu werden. In der That war der Vertrag bereits beschlossen; auch hatte er schon Einiges davon verlauten laßen, und als er einen Abends in Gesellschaft bei Josephine darauf anspielte, sprach Monge: Hoffentlich wird man uns doch seine Glaubens-Artikel vorlegen? — Was brächte es, versetzte Napoleon, der Konsul trocken. Genug, der Prophet wurde zwar ziemlich kalt entlaßen, doch der Polizei-Minister erhielt den Befehl, ihn in Paris zu halten und für seine Bedürfnisse aufs beste zu sorgen.

Bald darauf wurde das Konkordat unterzeichnet. Der größte Theil der Armee-Chefs, die gerade in Paris anwesend waren, sprach seinen Unwillen über diesen Schritt offen aus; und sey es, daß sie das Konkordat als eine Verletzung des feierlichsten Versprechens betrachteten, sey es, daß sie in ihm einen ersten Schritt sahen, den Napoleon that, um sich ohne sie zu Zielen zu erheben, deren Erreichung der Waffen nicht bedarf, sey es endlich, daß Eifersucht und Nebenbuhlerschaften dabei im Spiele waren — genug, man ließ Drohungen laut werden, gewaltsame Entschließungen wurden besprochen, und es schien, daß diese gehegte Gährung im Begriff sey, durch einen offenen Gewaltstreich sich Luft zu machen und vernichtend über den ersten Konsul hereinzubrechen. Auf diese versteckten Umtriebe wandte Fouché alle seine Thätigkeit, ohne die Schuldigen erkennen, oder doch ohne sie entlarven zu können, als ihn eines Morgens der Prophet aus der Normandie besuchte, den er faß ganz vergeßen hatte.

Herr Minister, sprach Capiou mit unterwürfiger Miene, doch mit einem gleichgültigen Tone, ihr müßt mir doch sagen, weshalb in mein Land beim laßen! ich finde das Leben hier in Paris sehr langweilig; ich paße nicht zu den großen Herren. — Und was wollt ihr daheim angehen? fragte Fouché, der durch seine mißlungenen Bemühungen in böser Laune war; in der Bendee die Umtriebe aller Mirkköpfe unterstützen, die zu Verschwörungen zusammentreten? Hört mich, Meister Capiou; man verbrennt die Zauberer nicht mehr, doch man hat die Sitte noch nicht aufgegeben, durch den Kopf der Verschworenen Blei zu jagen. — O, wahrhaftig, das peißt uns für dümmer halten, als wir sind. Wenn ich auf Verschwörungen sänne, wozu brauchte' ich adzureisen? Hier giebt's der Verschwörungen genug, sie sind im besten Zuge. — Ihr wißt also davon, Capiou? sprach der Minister, durch den Ton dieser letzten Worte überrascht. — Teufel! erwiederte Capiou mit verschlagenem Gesicht, sollten wir nicht weiter sehen, als eure bezahlten Späher? — Und was wißt ihr, mein Wackerer? fuhr Fouché mit zutraulicher, faß schmeichelnder Miene fort. — Was geht es mich an! thu' ein Jeder das Seine; es ist nicht mein Amt, Nachweisungen zu geben. — Gut, gut, seyd unbesorgt, ich verstehe euch. Man wird eure Dienste glänzend bezahlen, und hier zum Anfang etwas auf Abschlag. Doch es handelt sich nicht darum, und irgend ein Märchen zu erzählen; ihr begreift, Meister Capiou, daß eure Lohn abhängen ein ganz anderes Wißen. Wohlan denn, was wißt ihr von den Verschworenen und ihren Plänen?

Capiou schob zuvörderst die zehn Louisd'or, die ihm Fouché gegeben, sorgfältig in einen ledernen Beutel; darauf begann er, scheinbar etwas lebendiger: Der erste Konsul ist in großer Gefahr, denn die Verschworenen halten ihn umringt; es sind die höheren Offiziere seiner Generalstabes. Gestern hatte man Geschlossen, ihn auf der Parade Pistolen zu reißen und mit Hüben zu treffen; doch man hat diesen Vorsatz aufgegeben und sinnt heute auf einen anderen. Dieses Volk fehlt auf gegen den lieben Gott! .... und dennoch hat der erste Konsul Recht gethan, mit dem heiligen Vater Frieden zu schließen. — Alles dies ist zu allgemein, sagte der Minister; wir brauchen Namen und bestimmte Handlungen. — Geduld! Geduld! sieh der Minister ein, indem er wieder in seine Französische Armeen gedruckt waren. Sie enthielten zahlreiche Beschimpfungen des Korsischen Tyrannen, des Usurpators, des Verräthers, der Kleber ermordet habe; einen Aufruf zur Empörung, zur Vertreibung Napoleon's; Nichts war gespart. Fouché las die Papiere wiederholt, er wollte seinen Augen nicht trauen.

Meister Capiou, sprach er endlich, ich halt' euch für einen geschickten Mann; doch, mein wackerer Freund, man muß Nichts halb thun; dies sind Aktenstücke, Belege; doch wir brauchen Namen, Individuen. Capiou rieb sich den Kopf und schwieg.

Wohlan denn, wohlan, fuhr Fouché fort, ich sehe, die Feder der Maschine will noch geschmiert seyn. Und zehn Louisd'or gilten auch neue aus der Kaße des Ministers in des Bauers Börse.

Meister Capiou, begann Capiou hierauf, ihr gehört zu Rennes; sie sind auf dem Eilwagen nach Paris geschickt in einem Buttekorbe versteckt und sind an den Kommandanten Rapatel gerichtet, den Adjutanten des General Moreau.

Fouché flog alsbald in die Tuilerien und breitte sich, seine Entdeckung Napoleon mitzutheilen. Dieser zweifelte nicht, daß Moreau, wenn auch nicht thätlich, doch als Mitwißer an diesem feckren Schritte Theil habe, der in Frankreichs Armeen Zwietracht in alle Heeres-Klaßen zu werfen bestimmt sey, und er trug dem Minister auf, ohne Verzug Erklärung von dem General zu fordern. Das Ergebniß dieser Zusammenkunft war, wie sich voraussehen ließ, wenig befriedigend. Moreau hielt sich in einem leichten scherzenden Tone, der weniger bereit verneinte, als er allen Beschuldigungen ausWich; er spotte über diese Butterkorb-Verschwörung, wie er bereits früher an seinem Tische und in seinem Zimmer eine ähnliche Einrichtung versucht hatte lächerlich zu machen, indem er für seinen Koch eine Ehrenpfanne, für seinen Hund ein Ehrenhalsband machen ließ.

Fouché erstattete Napoleon über den geringen Erfolg dieses Ganges Bericht, und der Konsul, welcher diesmal den Ausbruch seines Zornes nicht ganz bewältigen konnte, rief: Dieser Zustand der Anfeindung und Mißverständung ist unerträglich! Es ist unrecht, daß Frankreich leidet, dadurch, daß es zwischen zwei Menschen zerrissen wird. Glaubt er, herrschen zu können, nun wohl, es sey! Morgen früh vier Uhr sind er und ich im Gehölz von Boulogne ein; sein Degen und der meine sollen entscheiden; ich werd' ihn erwarten! Unterlaßen Sie nicht, ihn zu bestellen, Fouché; dies ist ein Befehl, verstehen Sie? ich will ihn erstechen.

Er war noch an Mitternacht, als der Minister, mit diesem beformbenden Geschäft beauftragt, und den Tuilerieen trat. Moreau wurde alsbald gerufen. Den folgenden Morgen mit Tagesanbruch begab sich Napoleon in das Gehölz von Boulogne, allein begleitet von Rapp und Savary. Moreau ließ nicht warten; er erschien sogleich, von seinem Adjutanten Rapatel begleitet und seinem Arzte und Freunde, dem Dr. Bernier.

Ich stehe Ihnen zu Befehl, sagte er zu dem ersten Konsul. Mag es sich mit den lächerlichen Plänen, die man mir Schuld giebt, verhalten wie es will, sicherlich gehört es nicht zu den geringsten Seltsamkeiten unserer Tage, daß zwei Generale auf Grund leerer Klatschereien sich die Kehle abschneiden. — Diese Klatschereien sind sehr gewichtvoll, unterbrach ihn Napoleon, denn es handelt sich um die Sicherheit der Republik, um das Wohl Frankreichs. Seit langer Zeit suchen Sie mich zu stürzen, vielleicht noch mehr. Wohlan denn! die Gelegenheit ist gut; ein Duell ist besser als ein .... Nein, sprach er nach kurzem Besinnen, ich will nicht Alles aufsprechen, was ich weiß.

Bei diesen letzten Worten, die Napoleon entschlüpft waren, hatte Moreau seine Hand rasch an den Degengriff gelegt. Der erste Konsul machte dieselbe Bewegung.

Noch einmal, sagte Moreau mit dem ruhigen Tone eines Mannes, der sich selbst zu beherrschen weiß, noch einmal, ich stehe Ihnen zu Befehl, doch mit aller Kraft meines reinen Bewußtseyns wälze ich den Vorlag, den Sie mir zur Laß legen, ab von mir.

Napoleon schien nachzuwerken; einige Augenblicke darauf begann er: Ich will Ihren Worten glauben, General, wenn Sie mir auf

Digitized by Google

Ihre Ehre verschirrt, daß ich mich getäuscht habe. — Ich versichere es, viel Moreau lebhaft.

In diesem Augenblick kam Jouhé, der sich für den Fall der Noth von Capion hatte begleiten lassen, der Hauptveranlassung des ganzen Streites.

Ich eile herbei, sagte der Minister, um neue Aufklärungen zu bringen. — Die sind nicht nöthig, unterbrach ihn der erste Konsul, ich habe das Wort des Generals, das gilt mehr als alle Aufklärungen. Damit hat er Moreau seine Ehre, der sie mit großer Herzlichkeit drückte, indem er sprach: Unser Schicksal scheint sehr seltsam, wer könnte sagen, wo wir enden werden!

Was das betrifft, antwortete der erste Konsul, so weiß ich in der That nicht mehr als Sie; doch, fügte er lächelnd hinzu, indem er auf Capion wies, den er seitwärts stehen sah, hier ist ein Schalk, der sich vermißt, mehr von der Zukunft zu wissen, als wir. Moreau betrachtete den Bonaparten und sagte mit Unglauben: Dies ist ein Wahrsager, der nicht danach aussieht, als ob er das Pulver erfunden hätte. — Das braucht man mir nicht so hart vorzuwerfen, Herr General, antwortete der Bauer stolz; etwas mehr als in einem Dutzend Jahren würde es vielleicht ein großes Glück für euch seyn, wenn man diese gemeine Waare nicht kennte. — Ich glaube, der Narr will mich erschrecken, sprach Moreau verächtlich um dennoch zu gleicher Zeit bewirrt. — Trotze mich Gott, daran denk' ich nicht, entgegnete Capion, aber das Pulver, wahrhaftig, wird euch mehr schaden, als mir, und selbst das Ehrenhalsband eures Hundes wird es nicht verhindern können. — Mach' dich fort, Narr! sagte der erste Konsul gebieterisch; und dennoch war er im Innern mit des Bauern Rede nicht so unzufrieden, als er scheinen wollte.

Dreizehn Jahre litten dahin, und im Spätherbst 1813 donnerte das Geschütz an den Thoren Dresdens. Es galt, die Ehre unserer Waffen zu rächen, die durch den unseligen Rückzug aus Rußland verdunkelt war, und zugleich den Französischen Boden vor dem Eindringen der Fremdlinge zu sichern. Der Kampf war lang und blutig, doch endlich blieben wir Meister des Schlachtfeldes, das, ohne bildlich zu sprechen, von dem Blute unserer braufen Krieger benetzt war. Gegen Ende des Tages führten zwei Gensdarmen einen berühmten Ausländer zum kommandirenden General; sie erzählten, wie der Hund mit kläglichem Gebeul auf einer kleinen Anhöhe gelegen habe, die mit feindlichen Leichen bedeckt sey, und wie er, als sie ihn mit Gewalt fortgeführt, noch einen Stiefel von seltsamer Größe mit sich genommen habe. An den Fransen und der goldenen Quaste erkannte man, daß der Stiefel einem höheren Offizier angehörte, dem man in der Schlacht den Schenkel abgeschossen. Als man den Stiefel aufmerksam durchsuchte, fand man den Namen und die Adresse des Meisters von New-York in Amerika, und auf dem Halsband des Hundes las man die Umschrift: Ich gehöre dem General Moreau.

Dies Ereigniß verbreitete sich schnell; doch die hohen Personen, die sich um Napoleon befanden, konnten nicht glauben, daß Moreau in dem feindlichen Heere sey. Allein alle Zweifel schwanden, als man Napoleon von den einzelnen Umständen benachrichtigt hatte.

So mußte dieser Mensch enden! sprach Napoleon.

In der That erfuhr man bald mit Sicherheit, daß Moreau gegen das Ende der Schlacht durch eine Stückkugel das rechte Bein verloren hatte. Drei Tage darauf starb dieser General, der im Dienste seines Vaterlandes keine Wunden empfangen hatte. Uns so ging die Prophezeiung des Wahrsagers aus der Normandie in Erfüllung.

Horace Raisson.

Mannigfaltiges.

— Edgar Quinet und der Deutsche Rhein. Wie wenig unsere Französischen Deutschland kennen ihre Rheinufer-Projekte aufgegeben und wie sehr sie nur auf die erste Gelegenheit warten, die entweder Europa oder Deutschland entzweit, um wieder hervorzubrechen und ihre alten eroberungssüchtigen Pläne auszuführen, das geht aus dem Chorus hervor, in welchen sie jetzt einstimmen, nachdem die Ode und das Chanson einen Krieg begonnen, den Viele als ein Vorspiel zu dem Kampf der Waffen und der Diplomaten betrachten. Und war eine derbe Deutsche Antwort auf Alfred de Musset's übermüthige Herausforderung eingesandt; sein Hohn war darin mit dreifachem Hohn erwidert, und auf den Angriff folgte eine Züchtigung, die nicht den Dichter allein, sondern die ganze Nation treffen sollte, als deren Organ er auftrat. Wir mögen jedoch mit so ernsten Dingen, wie Krieg und Frieden, keinen Scherz treiben; mit Pfeilen wohl, aber nicht mit Kanonenkugeln pflegt der Witz zu schießen; ganz ernsthaft man, wenn man die Windmühlen des Herrn de Musset bekämpfte, für einen Don Quijote gehalten zu werden. Inzwischen fahren die kleinen und die großen Pariser Journale fort, den poetischen Kampf durch immer neue, mitunter allerdings die Freiheit, die man dort hat, schlechte Verse zu machen, mehr als mißbrauchende Gedichte zu unterhalten. Das neueste Heft der Revue des deux Mondes (vom 15. Juni), die in ihrem Titel das (Deutsche) Wort „Rhein" im grünen und freien Rhein ist höchstens dazu gut, den etwas einfältigen Müßiggang Teutonischen Tabagieren zu amüsiren; man erzeugt ihm zu viel Ehre, wenn man es ernst nimmt", bringt doch in ihrem Hauptheile eine neue und zwar sehr ernste Erwiderung, die Herr Edgar Quinet im Metrum des Herrn v. Lamartine an diesen gerichtet hat. Herrn Edgar Quinet sind wir gewohnt, unter den Vorkämpfern für die Eroberung des linken Rhein-Ufers anzutreffen, und wir gestehen, das uns dies immer um so mehr verwundert und mit Schmerz erfüllt hat, als Herr Quinet zu den Wenigen gehört, die in Frankreich Deutschem Geist wirklich zu schätzen wissen, und als er selbst in früheren Zeiten gern von seinen Studien an einer Deutschen Universität (Heidelberg) gesprochen und sich des erweiterten Gesichtspunktes gerühmt, den er unter Anderem Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit verdanke. Allerdings brachte Herr Quinet aus Deutschland die wunderliche Ueberzeugung mit nach Hause, daß die dortigen Freiheitsfreunde nur auf eine Französische Invasion warteten, um das zu erlangen, was die innere Deutsche Politik ihnen vorenthielt. Die Ereignisse der letzten Jahre und selbst die Wirkung des Siebenstern-Manifestes hätten ihn doch hinlänglich darüber belehren sollen, wie man in Deutschland die Gesichte zu würdigen weiß, die von den Danaern kommen. Gleichwohl führt Herr Quinet fort, das linke Rhein-Ufer, und zwar als ein Erbtheil, das Gott den Franzosen gewissermaßen, wie den Kindern Israels das Land Kanaan, versprochen hat, für jene in Anspruch zu nehmen. Sein Gedicht beginnt er seine Anrede an Lamartine mit folgender Strophe:

> Au premier coup de bec du vautour germanique,
> Qui vient te disputer ta part d'oude et de ciel,
> Tu prends trop tôt l'essor, toi du chant pacifique,
> Noble cygne de France, et la langue de miel.
> Quoi! sans laisser un moins aux plume au rivage,
> Gardant pour ta couvée à peine un grain de mil,
> Des rossans paternels tu cèdes l'héritage;
> Et sur l'aile de l'hymne agrandi dans l'orage,
> Du Rhin tu fuis jusques au Nil!

Wen gemahnt nicht der Vogel-Vergleich in dieser ersten Strophe an den Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt und der auch einmal Einen Vetter fragen könnte: Wad' kannst du mit väterlichem Hörrecht trifft du das Erbtheil ab?" — In den folgenden Strophen weiht Herr Quinet seinen poetischen Freund Lamartine zurecht wegen dessen unseligen Rückzug in kühner Ansichten von der Völker-Einheit und Humanität. Er sagt:

> Ne livrons pas si tôt la France en sacrifice
> A ce nouveau Baal qu'on appelle unité.
> Sur ce vague hôchet où tout vient se briser,
> Ne brûlons pas nos dieux devant l'humanité.
> L'humanité n'est pas le culte de notre âge.
> Comme lisse pliant sous le pas des vainqueurs,
> Pourquoi tenir courbé ce peuple sous l'outrage?
> Est-ce pour l'immoler, sans revoir son visage,
> Que vous l'avez mis à genoux?
>
> Si patrie est ou mot inventé par la haine,
> Toute vide, en lambeaux, que l'amour doit ployer;
> S'il faut des nations briser le noble vaisseau,
> Arrache donc aussi la famille au foyer!
> De tout champ limité condamne la barrière,
> Maudis le jeune hymen dès que son temple est clos.
> Au lare domestique interdis la prière;
> Tous ensemble, au hasard, mêlant notre poussière,
> Fraternisons dans le cercueil!

Sogar am Himmel, fährt Herr Quinet alsdann fort, am Himmel, den ein Poet, wie Lamartine, doch ganz genau kenne, seyen den Sternbildern ihre respektiven Gränzen angewiesen, und niemals habe man noch erlebt, daß der Widder dem Wassermann die seinigen abgetreten oder daß die Zwillinge in das Gebiet des Storpions eingefallen seyen. Gegen dieses Völkerrecht des Zodiakus kann natürlich auch von Deutscher Seite gar nichts erinnert werden; dagegen ist schwer einzusehen, wie daraus logischerweise ein Recht der Franzosen auf unseren Rhein abzuleiten sey. Herr Quinet singt nämlich bald darauf:

> Le Rhin sous ta mamelle redort-il son murmure!
> Que le France puisse y boire en face de Germain.
> L'haleine du glacier rouillant leur double armure,
> Deux races unviétôt se donneront la main.
> Nous ne demandons pas tout l'or de la montagne;
> De Nil de l'Occident nous ne voulons pas,
> Pour que les cieux de France et les cieux d'Allemagne,
> Sous les eaux partagent l'astre de Charlemagne,
> Roulent ensemble au même port.

Wer mag die Großmuth des Dichters hier verkennen? „Wir verlangen ja nicht alles Gold des Gebirges"; wir sind mit der Hälfte zufrieden. Gewiß, man kann nicht billiger seyn, wenn man das Schwert und das Genie Napoleon's besitzt. Und fortfahrend in dem Bilde Lamartine's, der den Rhein mit dem Nil verglich und die Franzosen aufforderte, dahin zu ziehen, wo Jakob's Söhne hingezogen, schließt Herr Quinet sein Gedicht mit folgender Strophe:

> To pars, dis-tu? — Marchons, au vent de les bannières,
> Non pas, comme Joseph, en as captivité,
> Au joug du Pharaon lient ses mains frères;
> Il pleurait, dans Memphis, sur Jacob insulté.
> Mais ainsi que Moïse, au sortir de servage,
> Loin d'Apis retraîne par le serpent d'airain,
> Fais-nous rentrer, pareils, dans notre héritage;
> Et la glaive épounant les lyres au rivage,
> Allons revoir notre Jourdain.

Herr Edgar Quinet ist, wie man sieht, nicht ganz bibelfest, denn Moses war es nicht, der die Kinder Israels in ihr „altes Erbtheil" zum Jordan zurückführte, er zieht, wie wir noch dem gelobten Lande hin, das er niemals selbst betrat. Doch diesen Gedächtnißfehler wollten wir ihm gern zu gut halten, wenn sich Herr Quinet nur erinnert hätte, daß es derselbe Moses war, der im Namen Gottes die zehn Gebote ertheilte, in welchen es heißt: „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch Alles, was dein Nächster hat." Mit diesen Geboten vor Augen hätte er sein Gedicht sich aus und vielleicht ganz und gar erspart.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Freitag den 25. Juni 1841.

Schweden.

König Gustav Adolph.

Von Andr. Fryxell.*)

König Gustav Adolph war ein ansehnlicher Herr. Er maß etwas über drei Ellen und war schön gewachsen; doch wurde er in den letzten Jahren so stark, daß nur ungewöhnlich kräftige Pferde vermochten, ihn während eines längeren Rittes zu tragen. Dabei blieb er jedoch thätig und lebhaft in seinen Bewegungen, so wie kräftig und unempfindlich gegen Strapazen, obschon nicht in dem Maße wie sein Vater. Kurzsichtigkeit war das einzige körperliche Gebrechen, über welches er sich beklagen konnte. Seine Haltung war edel und dabei ungezwungen; den Körper hielt er gerade, das Kinn etwas nach vorn gebrückt; das Haar lang er kurz und strich es auf der Stirn in die Höhe; es war, so wie Knebel- und Spitzbart, goldgelb, weshalb er auch oft der „Goldkönig" genannt wurde. Stirn und Nase waren gewölbt, die Augen dreiblau und offen, und sein Gesicht hat stets die Fülle und Frische der Jugend behalten. In seinen Blicken und Zügen, überhaupt in seinem ganzen Wesen, machte sich ein seltener Verein von preadlassender Milde und Königlicher Würde, mit majestätischem Ernst gepaart, bemerkbar.

Wenige Menschen sind mit so ausgezeichneten Geistesfähigkeiten begabt gewesen, wie Gustav Adolph. Mit einem eben so schnellen als tiefen Blick durchschaute und erfaßte er die Verhältnisse der Angelegenheiten, und das schon als Jüngling, und zwar besser als erfahrene Staatsdiener, die in Geschäften alt und grau geworden. Dazu besaß er die Fertigkeit, ohne die mindeste Vorbereitung über jeglichen Gegenstand seine Gedanken in wohlgeordneten Sätzen und mit der größten Klarheit vorzutragen, ja er übertraf in der Redekunst an Geschmeidigkeit der Stimme und meisterhaften Geberden seinen als Redner berühmten Großvater. Man sagte von ihm, er habe eben so Siege mit der Zunge wie mit dem Schwerte davongetragen. Sein Gedächtniß war von ausgezeichneter Stärke; es umfaßte während seiner Mannesjahre mit derselben Leichtigkeit sämmtliche Gesetze und Verordnungen, wie in seinen Jünglingsjahren die mannigfaltigsten Wissenschaften und Sprachen. Als Feldherr kannte er nicht nur die höheren Befehlshaber, sondern überhaupt fast sämmtliche Offiziere, ja sogar sehr viele von den gemeinen Soldaten.

In seinem Herzen wohnte eine echte, aufrichtige Gottesfurcht, die sich in Wort und That bewährte. Das Morgen- und Abendgebet versäumte er nur selten, — den Gottesdienst nie. Fluchen, Schwören und leichtsinnige oder rauhlose Aeußerungen über religiöse Gegenstände waren ihm höchlich zuwider. Oft sann man ihn in stiller Zurückgezogenheit mit dem Lesen der Bibel beschäftigt. „Ich suche mich durch die Erwägung der Worte der heiligen Schrift gegen die Verlockungen des Böses zu stärken", sagte er. „Ein Mann auf meinem Platz ist nur Gott für seine Handlungen verantwortlich; aber diese Selbständigkeit führt ihn eben in Versuchungen, gegen welche wir nicht genug auf unserer Hut seyn können." Er verfaßte selbst viele von den im Felde gebräuchlichen Gebeten, und der berühmte Kriegs-Psalm:

„Vertraue nicht, du Haufstein klein"

wird ihm ebenfalls zugeschrieben.

Ein Zeitgenosse und Geschichtsschreiber sagt von ihm in Bezug auf seine Frömmigkeit:

„König Gustav Adolph ist ein Herr, der alle seine Unternehmungen mit Gebet beginnt, und daher kann er sie auch alle mit Danksagungen beschließen."

Das ganze Leben des Königs war ein Spiegel dieser reinen und tiefen Gottesfurcht. Nach der kleinen Verirrung mit Margarethe Cabelian konnte man ihm nicht mehr die geringste Ausschweifung vorwerfen. Schwelgerei, Spiel und Müßiggang waren ihm gänzlich fremd. Durch ungewöhnlicher Eigenschaften seine Umgebung ohne Zwang weit überragend, war ihm dadurch natürlich auch jede Veranlassung zu Neid benommen. Der Falschheit deutete er nicht, denn er hatte nichts zu verbergen. Mißtrauen und Befürchtungen irgend einer Art blieben ihm fremd, denn er that Niemand Unrecht. „Ich kann auf dem Schooße von jedem meiner Unterthanen schlafen", pflegte er zu sagen. Er war nur begierig auf Ehre und suchte dieselbe im Siege der Wahrheit und in der Wohlfahrt seines Landes. Ganz besonders edel und liebenswürdig zeigte er sich im Verhalten gegen seine Anverwandten. Seine Mutter, die verwittwete Königin Christine, blieb das liebsten Hoffnungen seiner Jugend vereinigt; sie hatte seinen jüngeren Bruder Karl Philipp gegen ihn aufzureizen gesucht und viele dem Wohle des Staates schädliche, dem Könige höchst verderbliche Ereignisse herbeigeführt; dennoch begegnete er dieser Mutter stets mit kindlicher Ehrfurcht und Demuth und gab ihren Launen nach, wenn seine Regierungspflichten oder die Sorgen für das Wohl des Landes sich dem nicht widersetzten. Seine beiden Mitbewerber, Herzog Johann und Herzog Karl Philipp, verwandelte er in treue Freunde, indem er ihnen mit offenem, brüderlichem Herzen entgegenging. Seiner Gemahlin bewahrte er eine unverbrüchliche Treue und suchte sie so viel wie möglich ihre Schwächen vor der Welt zu verbergen. Sein Verhältniß zu seiner Schwester, der Pfalzgräfin Katharina, und zu seinem Freunde, Axel Oxenstierna, ist ein leuchtendes Beispiel von Allem, was sich Edles, Zärtliches und Schönes in geschwisterlichen und nie getrübten freundschaftlichen Beziehungen vorfindet.

Wie er nun selbst ein Muster des reinsten und tadelfreiesten Lebens war, so konnte er auch in seiner Umgebung Niemand mit befleckten Sitten dulden. Klatschereien und Hinterlistigkeiten wurden mit Verachtung zurückgewiesen; Trunk, Spiel und jegliche Ausschweifung waren gänzlich verbannt. Wenn einer oder der andere junge Herr seiner Umgebung Miene machte, sich diesen Lastern hinzugeben, wurde er ohne Umstände vom Hofe entfernt, und die Anderen hüteten sich dann. Das Schloß der Schwedischen Könige war nicht nur der Sitz des Kriegsruhmes, der Bildung und des Geschmacks, sondern auch der der Gottesfurcht, der Tugend und Sittlichkeit; — die Bewohner Schwedens blickten nicht nur mit Bewunderung über den Glanz, der in jenen Mauern weilte, zu ihnen empor, sondern auch mit Verehrung und Liebe für das Edle. Nachahmungswürdige, das sie unschlossen, und das von ihnen ausgehende gute Beispiel verbreitete Segen über das ganze Reich, denn die in seinen fernsten Punkten machte sich die Wirkung desselben bemerkbar. Gustav Wasa, Gustav Adolph und die drei ersten Karle gekrönten Könige Karl waren in dieser Beziehung des Landes eigentliche Väter, indem sie durch ihre Regierung wie durch ihr Beispiel das Volk zu jener Denkungsart, Kraft, Tugend, zu jenem Ernst erzogen, die sowohl die Grundlage des Wohles der einzelnen Individuen, so wie die des Staates bilden.

Gustav Adolph liebte das Leuchtende, das Hervorstechende — in den persönlichen Eigenschaften und ausgezeichneten Großthaten, jedoch nicht in eitler Pracht und nichtigem Prunk. Er liebte sehr mäßig; sein Tisch sah nur höchst einfache Speisen, und diese auch nur in geringem Maße; er kleidete sich einfach, so im Felde wie zu Hause. Bei großen Feierlichkeiten entfaltete er indeß den Glanz, welcher der Majestät gebührt.

Der König hatte Müßiggang und Vergnügungssucht. Er selbst war im Arbeiten unermüdlich. Schon als Knaben sah man ihn mit einem Buche in der Hand bis tief in die Nächte sitzen. Der Jagd und anderen ähnlichen Unterhaltungen entsagte er frühzeitig, um seine Tage ausschließlich den Regierungsgeschäften zu widmen. Wie er war, so sollten auch seine Beamten seyn; und traf er das Gegentheil, so schalt er sie persönlich mit dem größten Ernst. Die Ausdrücke waren in damaliger Zeit noch kräftiger. Ein Offizier war beauftragt, eine Befestigung aufzuführen, doch ging die Arbeit nicht eben zum schnellsten von Statten. Der König äußerte sein Mißfallen darüber; — der Offizier, um sich zu entschuldigen, führte an, das gefrorene Erdreich habe die Arbeit aufgehalten. Der König versetzte: „Für faule Schweine ist der Boden stets gefroren", — ein altes Schwedisches Sprüchwort, womit Gustav Adolph, sein Vater und seine Oheime ähnlichen Entschuldigungen schon begegneten.

Ueber Eigennutz und Schwächen erhaben, brauchte er die Gerechtigkeit nicht zu schonen. In einem Privat-Prozeß, den er mit einem seiner Unterthanen hatte, erschien er selbst vor dem Hofgericht, ernannte dessen Mitglieder, obire Anden der Person der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, und bekehrte sich vor Verladen, als sie nach den Gesetzen ein für den König nachtheiliges Urtheil gefällt, welches er, wie er selbst erklärte, für recht anerkennen mußte.

Gustav Adolph liebte die Wissenschaften und die Lektüre. Durch seinen frühzeitigen Regierungs-Antritt und seine noch frühzeitigere Theilnahme an den Staatsgeschäften wurde seine Erziehung zu schnell abgebrochen. Später aber, als König, pflegte er in müßigen Stunden häufig seinen früheren Jugendlehrer Johann Skytte zu sich einzu-

*) Aus „Berättelser ur Svenska Historien", 6ter Theil.

Digitized by Google

laden, um von seinen Kenntnissen Nutzen zu ziehen. Seine Lieblings-Schriftsteller waren Xenophon, Seneka und besonders Hugo Grotius. Auch mit Geschichte liebte er es sich zu beschäftigen, und er nannte sie eine „Lehrmeisterin des Lebens". Metaphysik war die einzige Wissenschaft, die er nicht liebte, weshalb vielleicht den Eingebungen Skytte's zuzuschreiben ist. Gustav Adolph zeichnete sich sogar als Schriftsteller und Dichter aus. Seine Verse, obschon sie keine Meisterstücke sind, tragen doch den Stempel einer hohen und reinen Denkungsart. In seiner Darstellung der Regierung seines Vaters erscheint er dagegen als ein durch Geist und Darstellungsweise gleich ausgezeichneter Geschichtsschreiber. Als Redner galt er für den ersten seiner Zeit.

Der König war äußerst mild und herablassend, und zwar in solchem Grade, daß diejenigen, welche nicht wußten, wie sehr eine gewisse persönliche Vertraulichkeit sich mit der nöthigen Majestät und Würde in seinem Wesen vereinigt fand, ihn darüber tadelten. Er unterhielt sich gern und freundlich, nicht allein mit Damen, die ihn zuvorkommend empfingen, sondern auch mit allen übrigen Personen, welchen Standes sie auch seyn mochten. Man sah ihn eben so lange mit erfahrenen Beamten und angesehenen Bürgern, als mit Gutsbesitzern und Landleuten reden, von welchen er Nachrichten über den wahren Zustand des Königreichs einzog und denen er auch selbst guten Rath ertheilte und in schlechten Zeiten freundlich zusprach. Den herablassendsten war er gegen alte, ausgediente Soldaten. Mehrere von ihnen hatte er als Trabanten im Schloß angestellt, und selten ging er an ihnen vorüber, ohne ein freundliches Wort mit ihnen zu wechseln. Der älteste Trabant war ein silberhaariger Greis, der noch unter Gustav Wasa den Russischen Feldzug mitgemacht hatte. Diesen liebte er ganz besonders, setzte sich oft an seine Seite und unterhielt sich mit ihm von vergangenen Zeiten und vom alten König Gösta.*)

Die aufbrausende Heftigkeit Gustav Adolph's und die hieraus entstehenden Uebereilungen waren ein Fehler, der oft Veranlassung zu unangenehmen Auftritten gab. Es begegnete ihm nicht selten, besonders aber in den jüngeren Jahren, daß er sich die zu den heftigsten Schimpfwörtern, ja bis zu Stößen und Schlägen vergaß, und es war ihm oft unmöglich, dieß Ausbrechen seines Unmuthes zurückzuhalten. Erfahrung und zunehmendes Alter lehrten ihn jedoch allmälig die schwere Kunst, sich einigermaßen zu beherrschen, und zuletzt machte sich die aufsteigende Heftigkeit nur noch durch eine plötzliche Röthe im Gesicht oder durch ein krampfhaftes Zusammenpressen des Mundes bemerkbar. Er kannte diese seine Schwäche sehr wohl und gestand sie selbst ein. „Aber", fügte er hinzu, „meine Freunde sollen nachsichtig gegen meine Heftigkeit seyn, wie ich es hin gegen ihre Fehler, die Langsamkeit der Einen, die Liebe zum Wein der Anderen, den Eigennutz der Dritten."

Dafür war er aber auch leicht wieder versöhnt und suchte auf die eifrigste und edelmüthigste Weise jede seiner Uebereilungen wieder gut zu machen. Nie hegte er einen bleibenden Groll, auch kannt man kein Beispiel davon, daß er Jemand etwas nachgetragen hätte. In Bezug auf die Heftigkeit und Versöhnlichkeit des Königs erzählt man sich folgende Geschichte:

Ein Schottischer Oberst, mit Namen Seaton, machte bei einer Musterung einen Fehler, in Folge dessen der König sich veranlaßt fühlte, ihm einen Verweis zu geben. Seaton fing an, sich zu entschuldigen und zu vertheidigen, — es entstand ein Wortwechsel, der eine so heftige Wendung nahm, daß der König dem Obersten eine Maulschelle gab, und dieß vor der Front des versammelten Regiments. An Genugthuung konnte Seaton ihrer natürlich nicht denken; — er reichte sogleich seinen Abschied ein und reiste noch in derselben Stunde über die Gränze, um in Dänemark neue Dienste zu suchen. Als der König den Abschied des Obersten erhielt, reute ihn seine Uebereilung. Er ließ zwei Pistolen laden, warf sich mit zweien Begleitern auf Pferde und sprengte dem Obersten nach, den er auch auf dem Dänischen Gebiet erreichte. „Herr Oberst", sagte er zu ihm, „ich habe Ihnen Unrecht gethan und Ihre Ehre verletzt. Das thut mir leid, denn ich halte Sie für einen Ehrenmann und komme daher, Ihnen Satisfaction zu geben. Hier auf Dänischem Gebiet ist Gustav Adolph nicht mehr als Seaton. Ich bringe Pistolen und Degen mit; — wählen Sie, und nehmen Sie Ihre Genugthuung." Der Oberst warf sich dem Könige zu Füßen und bat um die Gnade, in seinem Dienste leben und sterben zu dürfen. Gustav Adolph umarmte ihn, und sie ritten zusammen nach dem Lager zurück, wo der König öffentlich erzählte, welche Genugthuung Seaton erhalten.

Gustav Adolph war einer der größten Feldherren und sicher der größte seiner Zeit. Die vielen Verheerungen, welche die Kriegsfurie durch ihn erlitt, können ihm nicht zum Vorwurfe gereichen. Er bewies die seltenste persönliche Tapferkeit, so daß er von Manchen als Feiner getadelt wurde, der die Obliegenheiten des Soldaten mit denen des Feldherrn vermische. Er war indeß der Ansicht, der Anführer könne von seinen Soldaten nicht mehr Muth verlangen, als er selbst an den Tag lege. Furcht schien er gar nicht zu kennen. Wenn man ihn warnte, antwortete er Scherzend: „Bisher ist noch kein König durch eine Kanonenkugel gefallen". — oder: er sagte ernsthaft: „Gottvertrauen ist die beste Vorsicht", — oder: „Welcher Tod wäre für einen König schöner, als der, für sein Volk und für eine gerechte Sache zu fallen!"

Es ist ganz unmöglich, alle die Fälle aufzuzählen, wo Gustav Adolph sich in Lebensgefahr befand; neun schwere Wunden, die Todeswunde ungerechnet, geben Zeugniß davon. Dreimal war er in Waffertnoth gewesen, nämlich bei Dirschau, Demmin und Stralsund, bei welcher letzten Gelegenheit er das Pferd verlor und nur mit Mühe sein Leben retten konnte. Einst ritt man ihm ab, in die Gruben von Fahlun einzufahren. „Was", sagte er, „soll ein König nicht die beste Schaukammer seines Reiches besuchen!"

Wenige Sterbliche haben eines so großen Ansehens genossen wie Gustav Adolph, und das selbst unter seinen Feinden. „Er ist der größte König der Erde", sagte der Papst. Die Katholiken sprachen mit Bewunderung von seinen vielen Tugenden, seiner Kriegszucht, Gerechtigkeit, Sittlichkeit und seiner aufrichtigen Gutmüthigkeit, ob schon er ihren Glauben nicht theilte. Fast keine einzige Schmähschrift erschien gegen ihren Todfeind, und seine italienischen Biographen Cucopa's, ja bis zu halbwilden Fürsten und Völkern, drang sein Ruhm. Die Türken suchten seine Freundschaft; die Tataren schickten ihm glückwünschende Boten, und der Moskowitische Großfürst wußte nicht, wie er seine Ergebenheit, seine Bewunderung ausdrücken sollte. Alles dieß von Fremden, zum Theil von Feinden! Von seinen Unterthanen wurde er angebetet. Im Schwedischen Heere befand sich viele Engländer und Schotten, die ihren König kannten, und von denen jedenfalls Jeder gegen das Papstthum und von einer schwägerlichen Liebe für die protestantische Lehre beseelt waren. Für diese war Gustav Adolph ein „Makkabäus", er „Löwe des Nordens", er „Löwe vom Stamm Juda", und zu gleicher Zeit das „unschuldige Lamm, welches sein reines Blut den Sünden der Welt opferte." Vor der Schlacht bei Lützen waren die meisten Schottischen Regimenter in Schweden zurückgeblieben und dadurch verhindert worden, an der Schlacht Theil zu nehmen. Wie rührend waren ihre Klagen, daß es ihnen nicht vergönnt gewesen, ihrem geliebten König bis in den Tod zu folgen.

Eben so sehr, wenn nicht noch inniger, liebten ihn die Deutschen Protestanten, die er von geistiger Sklaverei befreite und bei denen er noch bis auf den heutigen Tag, nachdem Jahrhunderte vergangen sind, in gesegnetem Andenken steht.

Die Schweden liebten und verehrten ihn als ihren vielleicht mächtigsten König, dem sich nur sein eben so großer und eben so geliebter Großvater vergleichen kann. Axel Oxenstierna schrieb von ihm: „Nie hat Schweden einen größeren König gehabt. Gustav Adolph der Große und der Vater des Vaterlandes, dies sind Benennungen, die er mit Recht von uns verdient. In der ganzen Welt findet sich für jetzt Niemand und hat sich Jahrhunderte lang Niemand gefunden, der sich mit ihm vergleichen könnte. Ich zweifle daran, daß die kommenden Zeiten so bald wieder seines Gleichen hervorbringen werden."

England.

Die Rechte und die Stellung der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Wenn man jetzt das Vorwiegen dieser Verschiedenheiten zugiebt, so muß man fragen, in welcher Rücksicht und in welchem Maße können sie dem Einflusse der Erziehung zugeschrieben werden? Dies ist auf jeden Fall eine schwierige Frage. Die Erziehungskunst, wie die Heilkunst, bedient sich der Hülfsmittel der Natur; und insofern, als die beste Erziehung diejenige ist, welche in innigster Eintracht mit der Natur zusammenarbeitet und nicht die leiseste Spur einer künstlichen Anwendung offenbart, so werden die Operationen der Erziehung und der Natur so eng verringt seyn, daß man fast gar nicht merkt, wo jede am wohlthätigsten gewirkt hat. Es ist unmöglich, zu behaupten, daß (nicht mit Rücksicht auf einzelne Individuen, sondern im Allgemeinen) gewisse geistige Eigenschaften ausschließlich aus dem Temperament entsprungen, und daß die Erziehung durchaus keinen Antheil an ihrer Entwickelung hat: doch das kann wenigstens behauptet werden, daß mit Rücksicht auf einige Eigenschaften der Einfluß der Erziehung unmerklich ist und (wenn überhaupt) nur in sehr geringem Grade zu ihrer Entwickelung beigetragen haben kann. Hierher gehört z. B. die Ueberlegenheit des Weibes in passivem Muthe, in größerer Reizbarkeit der Nerven, wärmerem Enthusiasmus und lebhafterer Sympathie. Auf der anderen Seite giebt es Eigenschaften, auf welche der vorwiegende Einfluß der Erziehung mit größerer Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann. Hierher sind zu rechnen die genaue Wahrnehmung unbedeutender Umstände und der schwächere Sinn für allgemeine Begriffe und die geringere Fähigkeit für konzentrirte Aufmerksamkeit. Doch selbst in diesen Fällen werden wir genöthigt seyn, die Wirksamkeit des Temperaments in einem beträchtlichen Maße hierbei anzunehmen. Erziehung und Gewohnheit, auf welche der vorwiegende Einfluß der Erziehung mit Recht beschränken, erzeugen ein ängstliches Aufmerken auf kleinliche Umstände; doch Zartheit der Nerven, verbunden mit jener Schüchternheit, welche einem Gefühle von physischer Schwäche anzuhaften pflegt, wird dasselbe Resultat hervorbringen. Die Reizbarkeit der Nerven steht auch der Ausübung des Denkvermögens und einer konzentrirten Aufmerksamkeit entgegen, obgleich hierbei vielleicht der Einfluß der Erziehung weniger bemerkbar ist, als in anderer Rücksicht, und der Mangel des Unterscheidungsvermögens, in Folge einer lebhafteren Sympathie und ihrem stärkeren Interesse für einzelne Fälle zuzuschreiben, als einem Mangel an Uebung in seinen grammatischen Studien, denen der Prof. Stewart eine ungebührliche Wichtigkeit beizulegen scheint. Er meint, daß die grammatische Erziehung, welche die Knaben beim Lernen des Griechischen und Lateinischen empfangen, sie dadurch, daß sie ihnen das Mittel reicht, welches das Gedächtniß aus allgemeinen Regeln ableitet, zu der Gewohnheit, allgemeine Begriffe zu bilden, vorbereitet; und dem Mangel an solcher Uebung schreibt er,

*) Gösta wurde Gustav Wasa vom Volke genannt.

Digitized by Google

in großem Maße, die geringe Neugierde zu, welche gewöhnlich die Mächen in Betreff der Ursachen der Naturerscheinungen an den Tag legen; „denn“, fügt er hinzu, „was man im Allgemeinen die Kenntniß der Ursachen nennt, ist somit nichts Anderes, als die Kenntniß allgemeiner Regeln.“

(Fortsetzung folgt.)

China.

Zustand der Sittlichkeit in China.

Nach Pater Hyacinth.*)

In den Städten und volkereichen Flecken China's, wo eine Menge Handelsleute aus verschiedenen, zum Theil sehr entfernten Gegenden des Reiches sich aufhalten, ist die Sittlichkeit der Bewohner nicht eben zu rühmen. Die große Anzahl unverheiratheter Individuen macht in diesem Betracht sehr nachtheilig, noch abgesehen davon, daß es im Innern der Städte keine Häuser geben darf, die den Sittenverderbern als Zufluchtsstätten dienen, und daß die Gesetze sie nicht einmal in den Vorstädten dulden. Die Bewohner der Süd-Asiatischen Länder haben bei ihrer Abneigung vor dem Laster der Völlerei einen desto stärkeren Hang zur Wollust, und wo irgend eine Unsittlichkeit national ist, da sieht das Gesetz gewöhnlich auch die Finger. Auch hat die einem verheiratheten Manne zustehende Freiheit, neben seiner Frau noch Beischläferinnen zu halten, der Sinnenlust großen Vorschub gethan.

Eine andere verderbliche Leidenschaft, die alle Klassen der Gesellschaft in Städten und großen Dörfern mit fortreißt, ist der außerordentlich starke Hang zu Hazard-Spielen, mit denen besonders die Kaufleute in den langen Winter-Abenden ihre Zeit verdringen und die oft ihren ganzen Wohlstand zu Grunde richten. Die vornehmsten dieser Spiele sind Pai und Wu-Ki. Spielhäuser sind streng verboten; es ist aber der Polizei leicht genug, solche Häuser vor dem Auge des Gesetzes zu verbergen, und notorische Spieler treiben in den Winkeln der Stadt ungestört ihr Gewerbe. Reiche Chinesen, die in ihrem ganzen Haushalt große Sparsamkeit anwenden, bringen dafür in Häusern der Unsitte und des Hazardspiels nicht selten unmäßige Summen durch. Hazardspiele unter Hausgenossen und Verwandten sind übrigens der gesetzlichen Verfolgung nicht unterworfen.

Man macht den Chinesen überhaupt Eigennutz und Gewinnsucht zum Vorwurf, und ich halte diesen Vorwurf für gerecht. Der Eigennutz ist wirklich im ganzen Reiche vorwaltend; man muß aber verschiedene Arten desselben unterscheiden, damit nicht ein unlautbahtes Streben nach Einkommen mit einem tadellosen Hange zum Gewinn verwechselt werde. Im Verlaufe einer hundertjährigen Kriegs mit den Horden der Wüste Gobi (im vorletzten Jahrhunderte vor Ch.) erschopfte sich der Chinesische Staat so sehr, daß die Regierung den Beamten gestatten mußte, von dem Einkommen aus ihren Aemtern sich zu erhalten. In dieser Periode des Stockens der Kaiserlichen Einkünfte erhielten die Mißbräuche gesetzliche Form und vurzelten so fest, daß der redlichste Wille sie nachmals nicht mehr ausrotten konnte. Man hat genaue Verzeichnisse der bestimmten Einkünfte, die jeder Amt an der Regierung jährlich abwirft, und in diesen Verzeichnissen ist bemerkt, wie viel derjenige, der mit irgend einem Amte bekleidet worden, vorläufig an das Ritual-Kollegium bezahlen müsse. Zu diesem Zwecke befinden sich in Peking Assekuranz-Gesellschaften, welche die neu ernannten Würdenträger mit Geld versorgen. Als der jetzige Kaiser die Regierung antrat, machte er es allen Beamten im Reiche zur Pflicht, ihm von Mängeln und Mißbräuchen in der Verwaltung Nachricht zu geben und Mittel, wie man ihnen abhelfen könne, in Vorschlag zu bringen. Eine Gerichtsperson sagt in einer solche Mißbräuche betreffenden Vorstellung unter Anderem: „Die Beamten des Wasserbau-Kollegiums verfahren bei den Arbeiten am Hoang-ho gewissenhafter als die Uebrigen. Sie behalten von den Geldsummen, die auf diese Arbeiten verwendet werden sollen, nur sechs Zehntheile für sich, während man von den zu anderen öffentlichen Werken angesetzten Summen allgemein sieben Zehntheile einstreicht. Mittel zur Abschaffung dieser Mißbräuche sind schwer auszudenken.“ Aehnlich verfährt auch die Regierung von ihrer Seite; sie verabreicht den Würdenträgern reichliche Gratificationen, von denen sie ihre Abgänzen und einen Theil der Gehälter untergeordnete Personen unterhalten müssen. In Peking empfangen die Ministerien zur Unterhaltung ihrer Schreiber die Ueberreste verschiedener Gelder von der Regierung.

Merkwürdig ist aber der Umstand, daß das Volk durch den Eigennutz der Beamten ganz und gar nicht zu Schaden kommt. Die Kaufmannschaft in den Städten braucht weder für ihr Gewerbe noch für ihre Erhaltung den Staat Abgaben zu zahlen. Statt dessen unterhalten die Kaufleute ihre städtischen Behörden und machen ihnen gelegentlich — z. B. an Geburtstagen der Beamten und am Neujahrstage — Geschenke. Hiernach darf es uns nicht Wunder nehmen, daß der Chef eines Distrikts jährliche Einkünfte hat, die 40,000 — 100,000 Silber-Rubeln gleichkommen. Die Bezirks-Vorsteher müssen mit allen höheren Beamten der Provinz, nach Maßgabe ihres Ranges, theilen. Die Größe der Geschenke ist den sonstigen Einkünften angemessen.

Wer in gerichtliche Untersuchung kommt, der kann, wenn sein Verbrechen nicht ganz klar am Tage liegt, seine Loslprechung oder wenigstens eine mildere Strafe erwirken, wenn er nur vor der Untersuchung mit einem Sachwalter sich bespricht. Ist es aber dem Sachwalter nicht möglich, seinen Klienten zu retten, so stellt er ihm Alles zurück, was er nach ihrer Uebereinkunft empfangen hat. Der Geiz der Beamten hat auch die Bürger angesteckt; dies thut sich besonders in ihren Kontrakten über Lieferungen oder zu leistende Arbeiten kund: es gilt für gar keinen Betrug, aus der Unbekanntschaft des Käufers mit Werth und Güte der Waaren Vortheil zu ziehen. Ein großer Theil der Handels-Artikel wird zwar nach bestimmten Preisen verkauft; doch finden bei gewissen Artikeln, die keine festgesetzte Preise haben, auch kleine Uebertheuerungen statt. Die Kaufleute vom ersten Rang geben in Geschäften, die sie mit einander haben, muthwillig ehrlich zu Werke; aber der Kleinhändler, mag er nun im Binnenlande oder an der Gränze leben, setzt eine Ehre darein, den Käufer zu betrügen, und ermißt seine Uebelegenheit über den Ausländer an der dieser Kunst. Räubereien kommen selten vor, da es fast unmöglich ist, sie auszuführen; dagegen sind Diebstahl, Betrug und Kunkse aller Art in Städten und volkereichen Dörfern etwas Gewöhnliches.

Die vorherrschenden schlimmen Eigenschaften des Chinesen sind: Neidhaftigkeit, verstecktes Wesen, Hinterlist, Treulosigkeit, Nachsucht und Grausamkeit. Diese Eigenschaften besitzt Jeder nach Maßgabe seiner geistigen Bildung; aber erst lange fortgesetzte Beobachtung setzt den Ausländer in Stand, sie zu entdecken.

Im Umgang mit Fremden ist der Chinese fein, verbindlich, geschmeidig, auch wahrhaft liebenswürdig. Nur Solche, die gründliche Bekanntschaft mit dieser Nation gemacht, konnen bemerken, daß diese dünne Ueberwurf von Urbanität überall Stoff und Haftbet hindurchschimmern läßt. Das gesellschaftliche Leben zeigt sich in ungemeinen Formen, welche den Vorrang einer Person vor der anderen symbolisch darstellen; und ein Chinese strebt in seinem Verkehr mit Fremden immer dahin, daß dieser Vorrang auf seiner Seite bleibe. Nationalstolz ist das innere Bewußtsein nationaler Ueberlegenheit, und man darf wohl sagen, daß China vermöge seiner Macht und seiner Größe durch Europäische Staaten Asiens die erste Stelle einnimmt; aber die Chinesischen Würdenträger manifestiren ihre wirkliche oder eingebildete Superiorität auch wohl durch das beleidigendste Benehmen gegen Ausländer, und der gemeine Mann thut es ihnen bisweilen nach, nur in frecherer und ungeschminkterer Weise.

Was nun die Sitten im Besonderen anlangt, so unterscheiden sich nicht etwa blos die Provinzen, sondern sogar die einzelnen Distrikte durch Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner, die größtentheils guter Art sind. Auch hat man in China viele Beispiele hoher bürgerlicher Tugenden, von denen ich nur eines anführen will: Nach langwierieger Belagerung einer Chinesischen Gränzstadt nahmen die Mongolen durch Zufall die Mutter des Kommandanten gefangen. Sie führten die alte Frau vor die Stadtmauer und riefen dem General zu: daß er, wenn ihm das Leben seiner Mutter lieb sey, den Platz übergeben müsse; aber die alte Frau rief von ihrer Seite: „Mein Sohn, bvenke, daß Du gegen das Vaterland höhere Pflichten hast, als gegen Deine Aeltern!“ Man hieb die Mutter im Angesicht ihres Sohnes in Stücke.

Unpartheiische Beurtheilung wird Jeden zu dem Schlusse führen, daß die Chinesische Nation ziemlich viele schlimme und viele gute Eigenschaften besitzt, vorherrschend aber die gute Seite der schlechte überwiegt. Dies kommt wohl daher, weil das Gesetz für die Ausrechthaltung der guten Sitten ungemein viel thut. In jeder Stadt vom ersten, zweiten und dritten Range befindet sich ein Tempel des weisen Kung-tse, in welchem die Ortsbehörden am ersten Tage des zweiten Frühlings- und Herbstmonats feierliche Tranksopfer bringen. An der linken (östlichen) Seite dieses Tempels (oder vielmehr dieser Halle, denn eigentliche Tempel in unserem Sinne hat die Reichs-Religion nicht) steht ein „Tempel der Treue, Gerechtigkeit, kindlichen und brüderlichen Liebe“; vor dem Tempel eine Ehrenstäule von Stein und eine Ehrenpforte. In diesem Gebäude sind Tafeln mit den vollständigen Namen verstorbener Bewohner jedes Standes, die wegen einer der ermähnten Eigenschaften vorzugsweise Ruhm erworben. Schon bei den Lebzeiten solcher tugendhafter Personen werden ihre Namen auf die Ehrenpforte geschrieben. In einem dritten Tempel, zur Rechten des ersten, sind die Namen besonders keuscher und tugendhafter Individuen des anderen Geschlechtes auf ähnliche Weise verzeichnet. In diesen Tempeln der Tugend und des Ruhmes bringen die Ortsbehörden jährlich zweimal — im Frühling und im Herbste — Opfergaben, die aus einem Hammel, einem Schweine und acht Gefäßen mit Gemüse und Früchten bestehen. Der eine solche Feierlichkeit dirigirende Beamte kniet, wenn er das Gebet gesprochen, einmal vor den Gedächtnis-Tafeln nieder und berührt dreimal mit der Stirn den Boden.

In der Hauptstadt jeder Provinz ist ein Tempel, der Tafeln mit den Namen verdienter General-Statthalter enthält; in jeder Stadt zweiten und dritten Ranges ein ähnlicher für die ausgezeichneten Präfekten der Distrikte und Kreise. In jedem dritte gieht es ferner noch einen Tempel mit den Namen derjenigen Gelehrten, die in ihrer Heimat einen besonders tugendhaften Lebenswandel geführt. Alle diese Tempel sind von der Regierung errichtet, und in allen wird auf die beschriebene Weise geopfert.

Die Verwaltungs-Behörden berichten über alle ausgezeichnet verehrungswürdige Männer in ihren Bezirken an den Kaiser; und sobald der Kaiserliche Gelaubnis angekommen ist, werden die Tafeln mit den Namen dieser Männer in dem Tempel des Ruhmes aufgestellt. Tugendhafte von niederer Ordnung erhalten Tafeln mit toben der Inschrift zum Aufhängen an die Haustür und Geld zum Bau einer Ehrenpforte. Die Bestimmungen hinsichtlich weiblicher Personen sind folgende:

1) Wenn eine Witwe vom 30sten bis zum 50sten Jahre züchtig gelebt hat, oder wenn sie vor dem 30sten Jahre stirbt und ungefähr 15 Jahre in tadelfreien Wittwenstande zugebracht, so ist sie einer Tafel mit ehrenvoller Inschrift würdig. — 2) Wenn die Frau eines

*) Aus dessen schon angeführtem Werke Kitai etc.

Digitized by Google

vom Kriege nicht heimgekehrten Mannes während einer gesetzmäßigen Zahl von Jahren jährig gelebt hat, so widerfährt ihr dieselbe Ehre. — 3) Wenn eine Jungfrau um der Ursache willen, daß ihre Aeltern keinen Sohn oder Enkel haben, ihr Lebelang bei den Aeltern bleibt und sich nicht verheirathet; oder wenn sie vor ihrer Verheirathung eine gesetzmäßige Zahl von Jahren ihre Züchtigkeit bewahrt, oder aber, wenn sie im Hause ihres Bräutigams, falls er vor der Hochzeit gestorben, bis zum Ablauf einer gesetzlich bestimmten Periode züchtig und keusch gelebten, so darf sie derselben Auszeichnung sich erfreuen. — 4) Wenn Braut und Bräutigam vor ihrer Vermählung durch ungünstige Schicksale getrennt worden sind, aber gleichwohl, einander Liebe und Treue bewahrend, noch im Alter sich ehelich verbinden, so wird ihnen eine Ehrenpforte errichtet. — 5) Wenn ein Weib oder eine Jungfrau ihr Leben preisgiebt, oder freiwillig endet, um ihrer gewaltthätig beraubten Ehre zu retten, so erhält sie eine Ehrenpforte, die an ihrem Grabe errichtet wird, und eine Tafel im Tempel des Ruhms. Dieselbe posthume Auszeichnung widerfährt einer Braut, die dem Gelüste ihres Verlobten vor der Vermählung mit Aufopferung ihres Lebens widerstanden hat.

Wer ein Opfer zum allgemeinen Besten gebracht hat, das der Summe von 1000 Unzen Silber gleichkommt, der erhält eine Ehrenpforte mit der Aufschrift: „Für uneigennützige Opfer.“ Familien, deren Glieder mehrere Generationen hindurch in vollkommener Harmonie gelebt haben, machen auf dieselbe Auszeichnung Anspruch, und ihre Namen werden in das steinerne Monument vor dem Tempel des Ruhms eingeschnitten. Desgleichen solche Individuen bedeutiet Geschlechts, die in Ehren 100 Jahre und darüber alt geworden sind.

Aber auch durch öffentliche mündliche Vorträge sucht man die Sittlichkeit des Volkes aufrecht zu halten. Diese Vorträge werden am Ersten und Vten jedes Monats in allen Städten, Flecken und Dörfern und im Beisepn der Behörden unter freiem Himmel gehalten. Das Volk bildet einen Kreis um den Leser, der einen vom Kaiser Kang-hi populair geschriebenen Inbegriff aller Pflichten des Menschen und Bürgers recitirt.

Mannigfaltiges.

— Eduard Gans über Französische Zustände. Ein inhaltreiches Buch ist die Sammlung von „Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Literatur“, die, als fortsetzung früherer Sammlungen, jetzund zugleich als „neue Folge“, Herr Heinrich Dr. Doreu kürzlich hier herausgegeben hat.*) Es enthält dieser Band Briefe vieler ausgezeichneten Personen, die durch diese ihre eigenen, meistens ohne den Gedanken, daß sie jemals vor das Publikum kommen werden, niedergeschriebenen Herzensergießungen die besten und treffendsten Züge zu ihrem geistigen Bilonis liefern. Alphabetisch geordnet, finden sich hier folgende Namen durch einzelne oder mehrere hohe anerkannte Werth repräsentirt: Dumitter Friedrich, Freiherr Stein, Kanzler von Autenrieth, Ludwig Borne, Jerzogin von Broglie, Jgnaz Zeßler, Eduard Gans, Goethe, Fürst von Hardenberg, C. T. A. Hoffmann, A. W. Jfland, Karl Zimmermann, Kant, Ludwig I., König von Bayern, Jean Paul, J. G. von Reinhold, K. L. Reinhold, Eulogius Schneiter, F. J. von Stägemann, Aug. Baron von Stael-Holstein, Freiherr vom Stein, Varnhagen von Ense und K. L. von Woltmann. Außerdem sind drei Denkschriften mitgetheilt, die als Reine Monographieen zur Erläuterung einzelner Momente der neueren Geschichte zu betrachten sind. Eine besonders interessante Reliquie sind die Briefe des Professors Eduard Gans, weil sie wahrscheinlich die einzigen Notizen enthalten, die über seine beiden letzten Reisen in Süd-Frankreich und Italien vorhanden sind. Die Briefe wurden im Jahre 1837 auf einer Reise von Montpellier und Bordeaux, wie im Jahre 1838 aus Heidelberg, Luzern, Genua und Neapel, an den Geheimen Legationsrath Varnhagen von Ense in Berlin gerichtet. Jn seinem reichen Briefe (aus Genf) schreibt er: „Aus meinen fortgesetzenden „Rückblicken“ **) wird wohl nichts werden, denn dazu sind vor allen Dingen Blicke nothwendig, und zu den Blicken wiederum Dinge, die geblickt werden. Aber aber bin ich so unglücklich gewesen, als darüberaus viel, ja ich muß das mangelnde Objektive durch das ersetzen, was ich selber in den gewöhnlichen Gegenständen bemerke: Hirngespinnste, die für eine innere Bildungsgeschichte recht gut und nützlich sepn können, die aber nicht verdienen, dem Publikum mitgetheilt zu werden, das doch ein Recht darauf hat, das ihm zuvörderst ein historisches, oder ethnographisches, oder wichtiges Objekt überhaupt geboten werde; nicht einmal, das bloß innerlich ist und nur durch das Talent des Schreibenden eine Subsistenz gewinnen kann, — ein Talent, das ich am entferntesten bin, mir zuzuschreiben. Ueberdanpt habe ich immer bemerkt, daß einem das entgeht, worauf man sein hauptsächlichstes Augenmerk richtet; ich bin diesesmal auf „Rückblicke“ ausgereist, und es wird mir gehen, wie immer, wenn ich einen Schirm habe: es wird nicht regnen.“ — Jndessen auch ohne das ihm wesensfremde Thatsachen begegnen, sind doch diese Briefe voll charakteristischer Bemerkungen. Wir heben namentlich einige Stellen heraus, in denen sich Gans über die Franzosen so wie über deren Kenntniß von Deutschland ausspricht. Er schreibt: „Jch betrat in Frankreich ein Departement, das Departement de l'Ain, das wegen seiner Naturschönheiten ausgezeichnet, wegen seiner Fruchtbarkeit bekannt ist; aber welcher Abstand, wenn man von der Schweiz nach Frankreich kommt! Schmutz und Beistlei stehen als Hüter an der Gränze; die Polizei-Kommissairen haben ganz noch den schnetdenden Ton, den lauschenden und mißtrauischen Blick der Napoleonischen Zeit. Es ist merkwürdig, wie lange ein Weltgenie vorhält .... Die Franzosen haben zwischen Napoleon und sich einen unglücklichen Krieg, eine Restauration, eine Revolution, zwei Charten, und doch steht der Kaiser an jedem Zollhause, steht an jeder Uniform und sieht aus den Augen eines jeden Polizei-Beamten. Lyon machte auf mich einen unglücklichen Eindruck. Wenn man etwa die herrliche Aussicht von der Höhe von Fourviere ausnimmt, die mich erhob und begeisterte, so sah ich nichts als eine Stadt, die sich von großen Fabrikationsleiden eben wieder aufnimmt, die aber in Literatur, Wissenschaft, Theater, Kunst und Politik, Geist in Allem, wonach ich rieche, einer Gypsbagüte von Paris ist, und zwar einer von den weißen, die man kaum mehr sehen mag. Wie Sie am Ende in den verschiedenen Städten die Gypsabguß-Cabinette nicht besuchen, weil sie doch nur in Allem die Abdrücke der Elgin Marbles finden, so brauchen Sie, wenn Sie wollen, die meisten Französischen Provinzialstädte nicht zu sehen. Sie finden nicht allein keine Unabhängigkeit des Geistes, sondern, was weit ärger ist, nicht einmal die Prätention darauf. Paris ist die Zunge, welche nicht allein für die Provinzen spricht, sondern sie auch verzehrt. Sie können dies schon daraus sehen, daß man die Nachrichten aus Spanien hier in Montpellier über Paris empfängt, obgleich man auf der place du Peyron allhier ganz deutlich die Pyrenäen gewahrt. Dies wird sich auch so leicht nicht ändern, man fühlt die Abhängigkeit nicht, weil Paris zugleich der Mittelpunkt ist, wo Geschäfte und Vergnügungen stadt gewinnen kann, wenn er Geld und Lust hat. Nur die Volksästen mochten doch hier in Languedoc eine Verschiedenheit haben, die sie von den übrigen Französischen absicheidet. Die Trachten des Volkes, ja die Sprache, sind nicht mehr Französisch; es ist das Katalonische Jdiom, das hier die Oberhand gewonnen hat, und Sie wissen, daß dieses mit dem spanischen, was Jhnen das Volk sagt. Wir täuschen uns übrigens so häufig, wenn wir glauben, es sey ein größeres Streben nach Deutschen Hülfsmitteln in Frankreich erwacht. Wenn man auch auf den Collèges Deutsch lehrt, so ist es gerade so, als wenn die Jungen drei und Lateinisch lernen. Bei wie vielen bleibt dieses liebend? Nach einigen Jahren verzißt sich dasselbe wieder, und eine lebende Sprache noch weit rascher als eine todte. Sie wie Sie über diese Dinge hinaus sind, hört jede Möglichkeit, eine Deutsche Zeitung zu bekommen, auf; von einem Deutschen Buche ist gar keine Rede mehr; kein Leseklub, keine Ressource, wie wir es nennen würden, besitzt die Allgemeine Zeitung oder irgend eine andere Deutsche. Mir ist es recht lieb, einmal ins südliche Frankreich gekommen zu seyn, um andere Vorstellungen über die Stellung der Nation zu und zu erhalten, wie man sie in Paris in der Regel empfängt. Deutsche werden in Frankreich sehr verschieden beurtheilt, beachtet. Für wahre Würdigung fehlt die Kenntniß der Sprache, der Literatur, wie wir sie z. B. von den Franzosen haben. — Auf der Dampfbootreise von Lyon nach Avignon wollte der Zufall, daß Herr Sauzet, ehemaliger Großsiegelbewahrer, und Herr Biennet, Deputirter von Beziers, Mitpassagiere waren. Beide kannte ich von früher her. Herr Sauzet, ein Advokat im wahren Sinne des Wortes, ehemals Legitimist, dann Tiersparteist, jetzt zur Doktrin hinneigend, im nächsten Augenblicke das wieder verwerfend, was er kurz vorher wollte, die Macht vor allen Dingen liebend, obgleich jetzt ein wenig von derselben entfernt, fuhr nur bis Valence mit, wo er sich auf das Land begab. Er sprach viel von der Diffolution, zu der er, wie ich glaube, keine große Hinneigung verspürte, da er vielleicht nicht wieder gewählt zu werden befürchtete. Es war indessen interessant, einen ehemaligen Minister, und zwar einen, der es noch vor einem Jahre gewesen war, der Menge, aus der er hervorgegangen ist, wieder zurückgehen zu sehen. Die Mitreisenden, die ihn kannten, nahmen keine sonderliche Notiz von ihm, und er selbst, man muß ihm das nachsagen, hatte auch nichts in seinem Wesen, was an seine frühere Stellung erinnerte. Wenn wir dagegen unsere ersten Kompliments, wie immer, bedauern. Es ist merkwürdig

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 77. Berlin, Montag den 28. Juni 1841.

Frankreich.

Zur Geschichte der Bildung der Französischen Sprache. *)

J. J. Ampère's kürzlich erschienene Geschichte der Bildung der Französischen Sprache (Histoire de la formation de la Langue Française) ist das verbindende Mittelglied zwischen seiner „Geschichte der Französischen Literatur vor dem 12ten Jahrhundert" und seiner „Vergleichenden Geschichte der Französischen Literatur im Mittelalter". Von der größten Bedeutung ist der die Frage: Welches sind die Gränzen des Mittelalters? Ampère entheilt darauf eine sehr bestimmte Antwort: Das Mittelalter ist die zwischen dem 12ten und 16ten Jahrhundert liegende Epoche. Diese Zeit hat eine eigenthümliche Bildung, welche eine aufsteigende Bewegung, einen Höhepunkt und ein Herabsinken von dieser Höhe sehr deutlich wahrnehmen läßt. Zwischen beiden Gränzpunkten liegt eine eigenthümliche und vollständige Literatur und Kunst, eine neue politische Gestaltung. In der Literatur finden wir Thibault von Champagne und den Romau du Renart, in der Architektur die Bogenwölbung, im religiösen Leben den heiligen Bernhard und den Mystizismus, im öffentlichen leben das Ritterthum, in der Sphäre der Regierung das Königthum, in der bürgerlichen Gesellschaft das Volk. Mit Ausnahme des Königthums und des Volks, denen noch eine weitere Entwickelung bevorsteht, stehen wir diese verschiedenen Elemente sich allmälig auflösen, und im 16ten Jahrhundert zeigt sich schon die Morgenröthe der neuen Bildung. Neue Gestirne kommen am Himmel zum Vorschein, und der Geist schweift auf unbekannten Bahnen.

In dem Frankreich des 12ten Jahrhunderts, welches sich unwiderruflich von den Ueberlieferungen der alten Welt losreißt, stehen zwei Sprachen einander gegenüber; eine ist entartet, geschwächt durch das Alter, entweicht durch viele Invasionen; die andere steht in ihrer Kindheit und hat es kaum bis zum Lallen gebracht; beide sind aber, trotz ihrer Entartung, mächtige Organe. Die Lateinische Sprache hatte, wie die Römischen Monumente, traurige Entwürdigungen zu erdulden. Die Sicambrischen Könige schändeten sie, indem sie ihr huldigten. Sogar die Kirche beschimpfte sie, und Gregor I. predigte die Verachtung aller grammatikalischen Regeln. „Was kümmern mich", sagte er, „die Solöcismen und Barbarismen; nach solchen Kleinigkeiten frage ich nicht, und ich halte es für schmachvoll, das Wort Gottes den Gesetzen des Donat zu unterwerfen." Im 9ten Jahrhundert lautete die Taufformel: Ego te baptezo in nomine patria, filia et spiritus sancti. Obschon die Kirche Donat verachtete, ließ sie dennoch in Allem, was das Dogma betraf, nur das Lateinische zu, wie sie in den Kirchen das Licht durch bunte Scheiben dämpfte. Die dogmatische Theologie wies immer die Landessprache zurück. Die Philosophie, welche so lange der Kirche untergeben war, schien ebenfalls die Volkssprache zu fürchten, und erst mit Carteſius, wo sie sich an die allgemeine Vernunft wendete, fing sie an, Französisch zu sprechen. Die polemische Theologie und die Predigt bedienten sich zuweilen der Französischen, aber nur, wenn sie sich an die unwissende Menge wenden mußten. Die Geschichte bleibt der Landessprache treu, und ihr epischer Stil in Villehardouin, ihre Naivetät in Joinville zeigen eine Frische, die uns jetzt noch entzückt. In der Poesie erhält sich das Lateinische eine Zeit lang neben der Landessprache. Aber der Kampf wurde entschieden, und der besiegte Dialektus mußte sich ins College de Navarre flüchten. Nun wird die Poesie allgemein zugänglich; sie nimmt alle große Erinnerungen auf, alle Begebenheiten, welche die Welt bewegen, alle menschliche Empfindungen. Sie befingt die historischen Ueberlieferungen, aber sie entstellt sie zugleich. Sie feiert die Jungfrau Maria und die Heiligen, aber ohne sich um den Mariyrologismus zu kümmern, und sie durchwebt den Roman mit der Legende und die Andacht mit cynischen und ironischen Abschweifungen. Sie bedauert die epischen Gedichte Alexanders und Priam's herauf; aber wo bleibt die dichterische Begeisterung, wo die Wahrheit? Der Macedonische König ist nicht mehr der Zerstörer der Persischen Macht, sondern ein irrender Ritter, welcher unter einer Glasglocke Perlen am Ufer des Meeres sieht, ein Astrolog, welcher auf einem Greif zum Himmel auffährt. Die Geschichte wird verfälscht und entweiht wie die Kunst, und Muhammed wird von den Trouvere's in einen Römischen Kardinal verwandelt. Es herrscht überall finstere Nacht, aber diese Nacht wird durch einzelne Blitze der Poesie erhellt. Die beiden Sprachen, welche sich das Gebiet Frankreichs theilen, haben beide ihren eigenthümlichen Genius: im Süden die Blüthen des Geistes, die schwenke Leidenschaft, die idealen Beziehungen des Lebens; im Norden kompakte Kraft, cynische Fröhlichkeit, Sinn für die Realität des Lebens, der sich traurig oder spöttisch äußert; im Süden die feudale Poesie, im Norden die bürgerliche Poesie, die sich meistens nicht über das Gefälschs kleiner Städte erhebt. Ampère beurtheilt dieselbe mit gerechter Strenge; er findet in ihr keine Spur von wahrem Kunstsinn, der sich im Mittelalter überhaupt nur in der Architektur zu erkennen giebt.

Die Geschichte dieser Literatur, wie sie Ampere gefaßt hat, ist ein eben so umfassendes wie neues Werk. Zuerst kam es darauf an, die Sprache zu ergründen. An zahlreichen Untersuchungen fehlt es nicht, aber wie viele Irrthümer und Lächerlichkeiten laufen auch mit darunter? Zu diesen letzteren kann die Linguistik gewiß ein stärkeres Kontingent stellen, als jede andere Wissenschaft. Rehmen wir z. B. den Holländer Belan, der ein dickes Buch schrieb, um zu beweisen, daß das Flamändische im Paradiese gesprochen worden sey. Bochard findet Phönizische Wurzeln in allen Sprachen, fast in allen Wörtern. Henri Etienne führt Alles auf den Hellenismus zurück. Dann kommt die Wuth der Hebräischen Ableitungen; babil (Geschwätz) ist die Uebersetzung von Babel. Welches sind die Mittel, um sich in diesen Irrgarten zurecht zu finden? Die scharfsten sind wohl, alles bis jetzt Geleistete streng zu prüfen, dann selbst neue Entdeckungen zu widersthen, die Wanderungen der Völker zur Grundlage der Sprachwanderungen zu machen, die Sitten und Einrichtungen zu studiren.

Auf diese Weise ist Ampère zu Werke gegangen. Er hat alle von ihm aufgestellte Ansichten einer strengen Prüfung unterworfen und die Entdeckungen seiner Vorgänger erweitert und berichtigt. Zuerst stellt er nach Beispielen, welche er den verschiedenen Verzweigungen des großen Indo-Germanischen Sprachstammes entlehnt hat, die allgemeinen Prinzipien der Sprachumwandlung hin, welche im Uebergange von den alten zu den neueren Sprachen fast bei allen Nationen auf dieselbe Weise und nach denselben Gesetzen vor sich gegangen ist. Diese Prinzipien wendet er dann auf die Romanischen Sprachen an. Die Grammatik, das organische Gesetz beschäftigt ihn zunächst. Er verfolgt auf eine wissenschaftliche Weise die Korrumpirung der Lateinischen Sprache, welche sich in der Zusammenziehung der Wörter, dem Wegwerfen der Endungen und der Verwechselung der Fälle kundgiebt. Eine genaue Analyse der syntaktischen Elemente führt ihn zu der Ansicht, daß die Französische Grammatik rein auf der Lateinischen hervorgegangen ist, und daß sich in einer keine Form findet, welche nicht mit einer Lateinischen Form in Verbindung steht. Dadurch wird die oft wiederholte Behauptung widerlegt, daß die Französische Sprache der Germanischen Eroberung ihr Entstehen verdanke. Dadurch wurde zugleich die Hypothese von Raynouard vergallen, daß es nämlich eine ursprüngliche Romanische Sprache gegeben, die ein Mittelglied zwischen dem Lateinischen und den modernen Sprachen gebildet, und deren sich die Troubadours bedient hätten. Nachdem er Raynouard vom ausschließlich philosophischen Standpunkte aus bekämpft, setzt er ihm auch die Thatsachen entgegen und fragt ihn, wie eine einzige Sprache sich inmitten der allgemeinen Zerstückelung Europa's hätte erhalten sollen, und welche menschliche Macht sie wohl den verschiedenen Völkern hätte aufzwingen wollen?

Der lexikalische Theil des Buches ist nicht weniger bemerkenswerth. Bei der Geschichte der Wörter-Verwandtschaften tritt zuerst die etymologische Frage auf. Hier handelt es sich darum, sichere Prinzipien aufzustellen. Erstes Gesetz: Die bloße Aehnlichkeit der Wörter gestattet noch kein Urtheil über ihre Abstammung. So hat, wie Ampere bemerkt, amuran im Mantschu-Tatarischen eine Bedeutung, die der von amoureux gleich kömmt. Soll man daraus schließen, daß die Mantschu's die Bezeichnung der Liebe den Römern gegeben oder sie von ihnen entlehnt haben? Giebt es nicht zwischen den Gesichtern zufällige Aehnlichkeiten? Zweites Gesetz: Die größte Unähnlichkeit der Wörter beweist nichts gegen ihre Verwandtschaft. Zwischen Wörtern, die ganz verschieden lauten, kann dennoch ein etymologisches Band nachgewiesen werden. Man darf also die bloße Analogie nicht zur Norm machen, sondern muß, um den Ursprung eines Wortes zu kennen, seine Geschichte kennen. Da das Französische eine Romanische Sprache ist, so hat diese Geschichte hier zwei Epochen: den Uebergang des Lateinischen in die ursprüng-

*) Auszug aus J. J. Ampere's kürzlich erschienener „Histoire de la formation de la langue française."

Digitized by Google

liche Volkssprache und die Umbildung der Volkssprache zur modernen Sprache.

Man beurtheilt das ganze Volk nach der Sprache. Die Sprachen sind musikalisch, gesangreich, lebhaft unter einem schönen Himmel, traurig und reich an Kehllauten unter einem rauhen Himmel. Jedes Wort hat seine Geschichte. Manche sterben mit der Generation, deren Gedanken sie ausdrückten, manche lassen ein Echo zurück oder leben in Umbildungen wieder auf. Sie gehen wechselsweise vom Adel zum Volke oder vom Volke zum Adel über; sie wechseln das Geschlecht oder geben Medicinaceen ein. So verbindet sich naive, das in seiner ersten Bedeutung untergegangen ist und welches sich heißt, mit seinem Gegentheile mal; mal verwandelt sich in mau, und aus dieser Verbindung entsteht maussade. Oft verliert auch das Wort seine erste Energie. Etonné dieß ursprünglich: vom Blitze getroffen. Wie kömmt es nun, daß im Laufe der Zeit die Wörter eine weniger edle, oft skandalöse Bedeutung erhalten? Das Wort stille und einige seiner Synonyme sind ein Beispiel davon. Eben so das Wort bonhomme, welches im Mittelalter eine Magistratsperson, einen ausgezeichneten Bürger bedeutete. Manches Wort, das, wie Baugelas sagt, das Herz entzückte, darf sich kaum noch auf dem Markte sehen lassen. Und das darum, weil das Wort und die Ihre, die es bezeichnete, sich durch den Gebrauch abnutzten. Die Aenderung des Sinnes entspricht immer einem Wechsel der Sitten, und die Sprache ist immer das getreuste Bild eines solchen.

Wenn man die Wörter auf ihren Wanderungen und, um so zu sagen, in ihren Racenvermischungen verfolgt, so stößt man auf die seltsamsten Modificationen. Durch nachbarschaftliche Beziehungen, durch Antipathien im Falle einer Eroberung erhalten viele Wörter im Uebergange von einer Nation zur anderen eine unglückliche Bedeutung. Von Buch, Englisch book, kömmt das Französische bouquin (schlechte Schartele), von Roß das Französische rosse (Mähre), von Herr das Französische here (armer Teufel). So weit geht sogar der Haß der Völker, daß viele Schimpfwörter von Volksnamen abstammen; Juif und Arabe sind beleidigende Ausdrücke geblieben; Anglais bedeutete im 15ten Jahrhundert einen unbarmherzigen Gläubiger und hat diesen Sinn in der Sprache der Bewohner aller Französischen Schuldgefängnisse behalten.

Das Studium der besonderen Umstände, welche bei der Bildung gewisser Wörter thätig gewesen sind, ist von nicht geringerem Interesse. Persona kommt von per und sonare, hindurchtönen. Wie soll man hierin die Etymologie von personne finden, wenn man nicht weiß, daß persona im Alterthum die Maske der Schauspieler bedeutete? Wie will man die Worte: coq à l'âne (ungereimtes Zeug) oder lard erklären, wenn man nicht die Volkserzählung vom Hahn, dem Esel und der Katze kennt, oder wenn man nicht im Menage gelesen hat, daß der Erfinder dieser Münze Liard hieß? Theodor von Beza leitete Huguenot vom König Hugo ab, weil er das Schweizerische Wort „Eidgenoten" nicht kannte. Um das Wort bonne aubaine (wunderpassirter Fund, Gewinn) oder die Redensart adresser une mercuriale (so hieß die Versammlung des Parlaments am Mittwoch nach Martini und nach der Osterwoche und die dabei gehaltene Rede) zu verstehen, muß man auf die Geschichte der Rechte des Königthums und der Parlamente zurückgehen.

Die etymologischen Forschungen führen zu dem Resultate, daß die Mehrzahl der Französischen Wörter lateinischen Ursprungs ist. Mit dieser fruchtbaren Quelle unserer Sprache, sagt Ampère, haben sich indeß andere Zuflüsse verbunden. Die Sprachen der Iberer, der Celten, der Griechen, die lange im südlichen Gallien heimisch waren, das Deutsche und das Arabische haben manche Spuren zurückgelassen. Die Kreuzzüge und die Handelsverbindungen haben Frankreich in mannigfache Berüge mit der äußeren Welt des Mittelalters gebracht, und sogar mit der Amerikanischen Welt, von der kaum ein Name bekannt war. Aber wo soll man den Faden in diesem Labyrinthe suchen? Vor Allem muß man die historische Wahrscheinlichkeit zu Rathe ziehen; man muß sich fragen, ob es möglich oder wahrscheinlich sey, daß dieses oder jenes Wort aus dieser oder jener Sprache komme.

Nachdem Ampère die Verwandtschaft der Indo-Germanischen Sprachen als eine unzweifelhafte Thatsache hingestellt hat, greift er dem Sanskrit den ihm gebührenden Platz bei der etymologischen Forschung der Französischen Sprache an; er vergleicht eine gewisse Anzahl von Sanskrit-Wurzeln mit den Lateinischen und den Französischen Ableitungen.

Sehr zu verwundern ist es, daß die Sprache der Urbewohner Frankreichs so wenige Spuren zurückgelassen hat. Einige Bezeichnungen von Oertern, Flüssen und Bergen sind Alles, was sich von der Gallischen Sprache erhalten hat, einen periere ruinae. Diese Sprache, deren Nanhzieht Martial erschreckte, war schon untergegangen zur Zeit Lukrans's, Bischofs von Cremona, wie dessen Aussprach beweist: Quae autem eis ante natalis fuerat lingua ignoratur. Dies ist das Resultat der Eroberung. Rom öffnete seine Tempel den Göttern der Besiegten, aber es verschloß seinen Sprachen ihre Wörtern. Die Eroberung, sagt Ampère, ist tödtlich, mit Ausnahme der Wörter, die sich an den Boden knüpfen, der modernen Sprache nur eine sehr unbedeutende Erbschaft hinterlassen hat.

Griechische Wurzeln finden sich häufiger; aber man muß sorgfältig unterscheiden. Es giebt drei Klassen von Griechischen Ableitungen: die direkt abgeleiteten Wörter, welche durch die Phocäischen Kolonien nach Gallien gebracht worden sind und deren Zahl sehr beschränkt ist; diejenigen, welche durch Vermittelung des Lateinischen, wie heros von ἥρως oder poeme von ποίημα, oder durch Vermittelung des Christenthums, wie synode von σύνοδος oder cimetière von κοιμητήριον, die Aufnahme erlangt haben; endlich diejenigen, welche durch die Verbindungen mit dem Abendländischen Kaiserthum eingeführt worden sind, wie moustache von μύστακ.

Die Deutsche Sprache hat einen bedeutenden Antheil an der Bildung der Französischen Sprache, nächst der Lateinischen den bedeutendsten. Dieß schlägt die Zahl der Französischen Wörter, die einem Deutschen entsprechen, auf tausend an, und Ampère hält diese Zahl nicht für übertrieben. Daraus, daß ein Wort sich in beiden Sprachen findet, darf man noch nicht schließen, daß das Französische Wort vom Deutschen abgeleitet sey, denn auch die Deutsche Sprachfamilie hat schon früh viele lateinische Elemente in sich aufgenommen. Bemerkenswerth ist indeß, daß die Französischen Wörter der Deutschen besonders Kriegs-Ausdrücke entlehnt hat, so wie Wörter, die den Zorn oder Schwermuth ausdrücken. Von den Engländern haben die Franzosen viele Marine-Ausdrücke entlehnt; von den Italiänern Kunstbenennungen. Aus dem Ungarischen kömmt hussard, aus dem Türkischen bazar, aus dem Persischen rapis, aus dem Chinesischen thé, aus dem Karaibischen tabac; aber diese fremden Elemente sind ganz verringert. Die Arabischen Wörter verdienen sehen mehr Aufmerksamkeit; sie zeugen für den bedeutenden wissenschaftlichen Einfluß der Araber und für ihre frühen Kenntnisse in der Chemie, Medizin und Astronomie. Amiral, eramoisi, magasin, chiffre, mesquin, caraffe, chiffon sind Arabische Wörter. Das Wort cassard, welches einen Scheinheiligen bezeichnet, kömmt von kahy, welches gottlos, Gotteslästerer heißt. Die Französische Benennung mire, maitre, welche für die Aerzte im Mittelalter gebräuchlich war und welche von emir, Herr, herkömmt, spricht für die große Achtung, in welcher die Aerzte standen.

Nachdem Ampère in kurzen Umrissen die Bildung der Eigennamen untersucht und gezeigt hat, wie die aristokratischen Namen von den Grundstücken abgeleitet sind, die bürgerlichen Namen von den Handwerken, die bäuerlichen Namen von den Lokalitäten (Dupré, Dumont, de Lannoy), wendet er sich zu den Dialekten und betrachtet sie in ihrer Beziehung zur Bildung der Sprache. Diese und die Patois sind in sprachlicher und geschichtlicher Hinsicht vom größten Interesse. Das Volk bleibt der Vergangenheit treu, wenn es sie auch nicht kennt. Es spricht die Sprache seiner Väter, wie es an den Teufel glaubt. Ein Picard, der Trouffart hieß, wird sich nicht selten wundern, in diesem Chronikschreiber die Sprache des Schäfers oder des Adjunktus seines Dorfes zu finden. Noch merkwürdiger ist es vielleicht, daß in einer Vorstadt von Dieppe ein verdorbenes Venetianisches Patois gesprochen wird, und in einer Vorstadt von Saint-Omer das Flamändische des 13ten Jahrhunderts.

Das Kapitel, welches Ampère der Aussprache gewidmet hat, ist ebenfalls höchst bemerkenswerth, und man kann sagen, daß es ihm gelungen ist, die Vokale und Konsonanten des Mittelalters zu neuem Leben zu erwecken. Er ist der Meinung, und diese scheint vollkommen gegründet, daß die alte Aussprache voller und weniger zusammengezogen war, und daß sie sich mehr dem Lateinischen näherte; daß man vom 12ten Jahrhunderte an nicht mehr alle Buchstaben sprach, die geschrieben wurden, und daß damals eine conventionelle Orthographie entstand. Es ist sehr zu vermuthen, daß die alten Französischen nicht sehr ängstlich um die Harmonie besorgt waren, und daß ihre Aussprache einen rauhen und harten Charakter hatte, wodurch ein Troubadour zu der Aeußerung veranlaßt wurde: „Sie sprechen, wie die Schweine grunzen."

Lamartine's Friedens-Marseillaise.

Deutsch von Ferdinand Freiligrath.

Es hat ein junger Meister Deutscher Werkstatt, Herr Ferdinand Freiligrath, den unbanbaren Versuch gemacht, Lamartine's Ode zu übersetzen. Was einer minder geübten Hand mißlingen mußte, das ist der kunstfertigen des Deutschen Dichters gelückt, nämlich die wortreichen Sentenzen und die überschwänglichen Bilder des Franzosen in unsere Muttersprache auf eben so poetische als allgemein faßliche Weise zu übertragen. Da wir (Nr. 70) das Original mitgetheilt, so dürfte es dem größten Theil unserer Leser wohl interessant seyn, die Uebersetzung des Herrn Freiligrath damit zu vergleichen, und wir entlehnen diese daher der „Kölnischen Zeitung", in welcher sie uns zuerst vorgekommen ist:

O, rolle hoch und fret, ziehl deines Wegs gelassen,
Du Nil des Occidents, Nationenstrom Rhein,
Und schwemme mit dem Sand den Ehrgeiz nie das Hassen
Der Völker, die geschaart sich deiner Wege freun!

Nie von dem rothen Blut des Frauken sey dein Rücken,
Nie von dem blauen auch des Deutschen mehr befleckt!
Nie bringe mehr Geschütz die Todten zu Verstecken,
Die, Banken gleich, ein Volk aus nach dem andern streckt!
Nie stehe sichend mehr der Schlachten Regenbogen,
Die gluth der Dombe, sich auf deinen Fluthen bricht,
Nie mög' ein zitternd Kind im Schaume deiner Wogen
Blutrünstige Reste mehr, von Mut'ger Wuth umlogen,
Will deinen Ufern ein Asyl erflehn!

O, rolle klar und frei, und spiegle deinem Volke
Die Burgen, die dein Ufer'd mit Epheu grün umflicht;
Sie drauu auf ihrem Fels, wie eine tapfre Wolke
Mit ihrem Zorn bedeckt ein ruhig Angesicht.

Das Fahrzeug, das der Dampf durchpnu'ft wie eine Seele,
Anathmen soll es dich mit seinem Feuerhauch;
Es soll die Grüße spritzen, und aus zurbrannter Kehle
In deiner Berge Schlund auffingen soll sein Knall!
Es trägt jeden's Freudt, ein Lied von hundert Lippen
Schallt nieder vom Verdeck, die Pilger stehn geschaart:
Freemaurfrere rufen sie sich nach deinen Ufersprung Rivrer;
Es sehnt ihr Auge sich, zu schaun die Felsenherrlichkeit,
Wo du entströmst zu fremd'ger Zahrt!

Digitized by Google

England.

Die Rechte und die Stellung der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Was auf diese Weise den Mädchen zugeschrieben wird, kann gewiß der Mehrzahl der jungen Leute beider Geschlechter zugeschrieben werden. Wir können nicht einsehen, warum die Knaben mehr Anlagen als die Mädchen haben sollen, die Ursachen derjenigen Erscheinungen, welche täglich vor ihren Augen vorbeigehen, zu erforschen. Niemand kann weniger ein Freund einer wissenschaftlichen Untersuchung oder einer ähnlichen Beschäftigung sein, wenn man nämlich jene Namen nicht der mechanischen Fertigkeit geben will, die mit seinen Spielen verbunden ist, als ein Englischer Schulknabe. Die Mädchen sind sogar zur Ausübung wissenschaftlicher Forschung, z. B. in der Botanik und Entomologie, geneigter, während der Knabe, wenn er kräftig und gesund ist, gewöhnlich zu flüchtig ist und zu sehr einen thätigen Zeitvertreib liebt, als daß er seinen Verstand bei Naturerscheinungen aufmerksam erhalten sollte. Unter denjenigen, welche dies thun, wird es verhältnißmäßig nur wenige geben, und unter diesen wird man hinwiederum nach meiner Meinung wenige finden, welche durch ihre grammatischen Studien Anleitung und Hülfe zu wissenschaftlichen Untersuchungen, zur philosophischen Speculation und zur Erforschung der Ursachen der Naturerscheinungen erhalten haben.

Wenn man die Wirkungen der Erziehung untersuchen will, ist es natürlich von Wichtigkeit, daß man in Betracht zieht, nicht was die Erziehung der Knaben oder Mädchen in der Theorie, sondern was sie wirklich in der Praxis ist. Die Erziehung hat in der neuesten Zeit mehr als gewöhnlich die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und man hat verschiedene Reformen erfahren und erfährt noch; und beobachtet ist es nicht so leicht, zu sagen, worin ihrer jetzigen Zustand auszusprechen, als über den früheren Zustand derselben. — Nimmt man daher die ersten dreißig Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts als die Periode an, auf welche sich unsere Bemerkungen beziehen, so sind wir der Meinung, daß in den höheren und mittleren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft die Erziehung der Mädchen im Ganzen besser war, als die der Knaben. Die meisten Knaben wurden beschäftigt, daß sie unvollkommen Griechisch und Lateinisch und sonst fast nichts lernten, während die Mädchen sich nicht bloß die Kenntniß von Sprachen und vielleicht Musik und Malerei, sondern auch noch die wichtigeren Kenntnisse, welche einen wesentlichen Bestandtheil einer guten Erziehung ausmachen und im Leben ihnen von Nutzen seyn würden, erwarben. Wir sind seit übergangen, daß in den meisten Fällen das Mädchen von 17 Jahren in solchen Gegenständen, über welche wohlerzogene Personen sich unterhalten sollen, besser unterrichtet war, einen gebildeteren Verstand besaß und weit mehr im Stande war, mit älteren Personen sehr vernünftig sich zu unterhalten, als der Knabe von demselben Alter. Wenn dies der Fall ist, so kann nicht mit Wahrscheinlichkeit dargethan werden, daß der Mann jene geistige Ueberlegenheit über das Weib, deren Vorhandenseyn nicht geleugnet werden kann, mehr der Erziehung als der Natur zuschreibt.

Auf der anderen Seite kann dargethan werden, daß dies der Fall ist, wenn man annimmt, daß die Erziehung mit dem 17ten Jahre aufhört; daß dies mit Rücksicht auf beide Geschlechter kaum wahr ist, wenn man annimmt, daß der wichtigste Theil der Erziehung eines jungen Mannes häufig in dieser Periode oder etwas später erst beginnt, wo er, verhältnißmäßig frei von den Fesseln einer strengen Aufsicht und von dem gebieterischen Zwange unwillkommer Arbeiten, aber belebt von Eifer für die Erwerbung solcher Kenntnisse, welche er für nützlich und vortheilhaft hält, — sich selbst zu erziehen anfangt. Hierin liegt viel Wahrheit; und in diesem Sinne hört die Erziehung, weit entfernt, nur auf die Dauer der Jugend beschränkt zu seyn, nie auf; denn jede selbstständige Erwerbung von Kenntnissen kann unter diesem Ausdruck mit begriffen seyn. — Die Erziehung in diesem Sinne zu nehmen und darüber zu streiten, als ob sie mit dem Unterricht identisch wäre, den junge Personen von ihren Aeltern und Lehrern empfangen, das heißt, sich durch die Aehnlichkeit des Ausdrucks täuschen lassen. Die Erziehung, von welcher wir sagten, daß sie stark genug sey, in ihren Wirkungen mit denen der Natur zu wetteifern und den Charakter zu modificiren, ist dasjenige, was durch den Unterricht in den bildsamen Gemüthern der Jugend bewirkt wird. Keine Macht, die schwächer ist, als diejenige, welche das reifere Alter, die Weisheit oder der Rath merkwürdiger Umstände ausübt, kann mit Recht für fähig gehalten werden, die Wirkungen hervorzubringen, welche für die Erziehung in Anspruch genommen worden sind. Jedoch die Selbsterziehung — diejenige, welche ein Mensch sich selbst giebt, entweder ganz ohne Hülfe oder mit dem Beistand Anderer — ist in der That nur ein anderer Name für die Entwickelung jener geistigen Kraft, mit welcher er von Natur begabt ist. Keine Seele kann auf sich eine Macht ausüben, die nicht bereits in ihr liegt. Keine Seele, die innerlich schwach ist, kann sich durch ihre eigene Anstrengung stärken, wenn sie nicht durch den Druck äußerer Umstände unterstützt wird. Woher, als von der Natur, kommt die Kraft, durch welche der Geist, alle Erhebung und Tüchtigkeit verleugnend, freiwillig knechtvoller Arbeit hingiebt? Woher, als aus dem Bewußtseyn, diejenige Macht zu besitzen, die den Erfolg sichert, stammt die Hoffnung, welche zu Anstrengungen aufmuntert, von denen der Erfolg beherrscht wird? Nein, wenn die von den Männern errungene Ueberlegenheit hauptsächlich der Selbsterziehung zuzuschreiben ist, so müssen wir weiter gehen und annehmen, daß sie zuletzt jener natürlichen Kraft des Verstandes zugeschrieben werden muß, ohne welche die Selbsterziehung nicht wirksam gewesen seyn würde.

Wenn die geistige Ungleichheit der beiden Geschlechter mehr der

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

— Deutsche Poesie in England. Mistreß Sarah Austin, die bereits durch mehrere elegante und mit Vorliebe von ihr ausgeführte Uebersetzungen Deutscher Werke einen Aufsprung auf unsre Achtung und Theilnahme besitzt, hat sich einen neuen erworben durch Zusammenstellung und Herausgabe einer Auswahl von Gedanken und Bemerkungen aus den besten Deutschen Schriftstellern in Englischen Uebertragungen, unter dem Titel: „Bruchstücke aus Deutschen Prosaisten.“*) Es sind in diesem Buche größtvolle Proben nicht blos von unsern bekannteren Schriftstellern, wie Lessing, Goethe, Jean Paul, A. W. v. Schlegel, Bettina und Andern, sondern auch von minder bekannten, wie v. Knebel, Jsaac Jselin, Heinse, Hamann, Hippel ꝛc., mitgetheilt, denen die Uebersetzerin biographische Notizen über ihr Leben, so wie kritische Anmerkungen über ihre Werke, beigefügt hat. Von der Art der letzteren mögen nachstehende Auszüge aus den Noten der Verfasserin in Bezug auf Goethe als Probe dienen: „In England“, sagt sie, „giebt es noch viele Leute, die, wenn sie von Deutscher Literatur reden oder sonst schreiben, immer Goethe und Kotzebue zusammenstellen, was einem Deutschen Ohr gerade so klingt, wie dem unsrigen, wenn Jemand die Namen Shakespeare und Colman zusammenstellen wollte. Andere sprechen von Werther, dieser fruchtbaren Quelle des Lächerlichen, als ob Goethe nichts Anderes geschrieben hätte. Wieder Andere denken sich ihn blos als den Verfasser des „Faust“, dieses unübersetzbaren Gedichtes, das jeder Engländer überfetzt. Um aber einen Begriff von Goethe's Verdiensten zu bekommen, muß man seine kritischen Bemerkungen über Literatur und Kunst und seine Urtheile über Menschen und Ereignisse lesen .... Weiterhin werde ich von den Schwierigkeiten zu reden haben, die eine Uebersetzung Jean Paul's verursacht. Sie sind groß und, wie ich glaube, in der Augen springend, vermöge der Naivetätmäßigkeit, Bizarrerie und Wunderlichkeit seines Styls, dem es allerdings auch nicht an einer mächtigen Beredtheit fehlt, so wie vermöge der charakteristischen Ueberschwänglichkeit und Buntheit seiner Bilder und ihrer tiefgetränkten Lokalfarben. Aber in Goethe's Styl ist es nicht etwa dessen Zierlichkeit und Einfachheit, die eine seinen Uebersetzer zur Verzweiflung bringt, sondern dessen Vollkommenheit: man nimmt bald wahr, wie jede Veränderung der Form nur zum Nachtheil gereichen kann. Er war, wie es glaubt der vollendete Meister der Form, den die Welt seit den Tagen des Virgil und Catull gesehen, und wie schwer ist es, das, was Form heißt, zu reproduziren! Die harmonisch verketteten Worte, die wie eine Schnur Perlen aufgereiht sind, die majestätische Ruhe und der Wohlklang, die vollkommene Angemessenheit des Styles für jeden der zahllosen Gegenstände, über welche er sprach — alles dies sind Eigenschaften, die dem gewissenhaftesten und glücklichsten Uebersetzer unter der Sonne entschlüpfen.“

— Französisches Hieroglyphen-Wörterbuch.**) Bekanntlich waren alle Versuche, die Hieroglyphen-Schrift zu deuten, fruchtlos geblieben, bis im J. 1800 der Stein von Rosette entdeckt wurde, der ein Priester-Dekret zu Ehren des Ptolomäus Epiphanes in dreierlei Schriften enthielt, nämlich in Hieroglyphischer, in Demotischer und in Griechischer Schrift. Dadurch wurde zuerst ein Anhaltspunkt und die Möglichkeit einer Deutung gegeben. Man verglich nun, und auf dem Grunde desselben Textes wurden Vergleichungen zu erklären. Besonders machte sich Champollion viel damit zu schaffen und erlangte auch einen gewissen Ruhm dadurch. Indeß wurden schon 1833 seine Entdeckungen und sein Wissen von Klaproth sehr heftig angefochten. In seinem „Examen critique ces travaux de feu Mr. de Champollion“ bewies derselbe, daß Champollion unzuverlässig und phantastisch sey und nicht einmal den jetzigen Stand der Kenntniß der Sprache und Schrift der Kopten kenne, schließt sich jetzt Bert Dutetl, der in seinem in der Anmerkung genannten Werke ebenfalls den von Champollion aufgestellten Ansichten aufs entschiedenste entgegentritt und dessen vermeintliche Kenntniß von der Hieroglyphen-Schrift ganz in Abrede stellt. Nach der Ansicht Dutetl's sind die Hieroglyphen Symbole, darin stimmt er mit seinen Vorgängern überein; aber diese haben die symbolische Bedeutung, in den verschiedenen Ländern verschieden, da sie ihnen oft ohne Grund beilegen, während er sich nur an die physischen Eigenschaften derselben halten will. Als Probe seiner Auffassung lassen wir die Erklärung der Sphinx folgen. Nachdem er die Bemerkung vorausgeschickt, daß der Löwe das Symbol des die Erde befruchtenden Wassers war, die Löwin, welcher der Löwe beigesellt, das Symbol der Erde, sagt er: „Die Aegypter stellten den symbolischen Löwin gewöhnlich liegend dar, um die Unbeweglichkeit der Erde anzudeuten; und wenn sie bezeichnen wollten, daß die Löwin, das Symbol der Erde im Allgemeinen, das Symbol der Aegyptischen Erde seyn solle, so gaben sie der Löwin einen Aegyptischen Haarschmuck oder einen Aegyptischen Frauenkopf. Zuweilen stellten sie, um die Fruchtbarkeit dieser Erde anzudeuten, die Löwin mit einem Frauenkopfe, liegend und mit mächtigen Brüsten dar; dies bedeutete: die fruchtbare Erde Aegyptens. Das ist die berühmte Sphinx, welche Räthsel aufgab und Menschen verschlang. In der That sind alle Erzeugungen der Erde Räthsel für uns, und die Erde verschlingt uns Alle.“

*) Bei oberflächlicher Ansicht dieser Behauptung könnte man den Einwurf erheben, daß wohl eher zweimal Männer, die sich der Dichtkunst hingeben, einen Shakespeare u. s. w. in ihrem Mitte hervorbringen, als einmal, daß die im Verhältniß zu tausend Dichtern Dichterinnen, eine so hervorragende Celebrität in ihrem kleinen Kreise haben können. Indeß verhält es sich doch von Natur anders. Hat das Weib auch noch so viel Talent für Poesie, noch so viel Sinnigkeit zum Reflektiren, noch so viele Gewandtheit und Anmuth zum Darstellen, so wird ihm dennoch die schöpferische Genialität und ernährische Kraft in eingeborenen Gedanken zusammenzufassen, fast immer versagt bleiben. Sinnige, wenn auch voll intensiver Glut, wie bei der einzigen Sappho, mag ein Weib wohl dichten, Idyllen, Novellen, Romane, recht viele, recht niedliche; aber das echte nationale Epos, so wie Tragödie und Komödie, wird ihm ewig verschlossen bleiben. Das es nicht zu Männern gereicht, welche der Frau von Staël so lange mit der Versicherung schmeichelten, daß sie Berut Frau von Höchsten in der Philosophie und Dichtkunst hatte, die sie selber unwiderleglich daran glaubte, kann uns nicht irre führen. Vergleiche Rosenkranz Studien, Thl. S. 168. Der Uebers.

*) Fragments from German Prose Writers. Translated by Sarah Austin. Illustrated with notes. London, 1841.

**) Dictionnaire des hieroglyphes von Camille Dutetl.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 78. Berlin, Mittwoch den 30. Juni 1841.

Frankreich.

Vorbemerkungen zur Geschichte der Moral-Philosophie.

Von Victor Cousin.*)

Die Philosophie in ihrem höchsten Sinne ist nichts Anderes als die Methode. Ein System ist weniger nach diesem oder jenem Prinzipe, nach diesem oder jenem Resultate zu beurtheilen, als nach dem allgemeinen Geiste, der es charakterisirt, und der allgemeine Geist eines Systems liegt in seiner Methode.

Es giebt keine Wissenschaft des Veränderlichen, denn eine solche Wissenschaft wäre nie zu Ende kommen. Die Wissenschaft sucht das Unveränderliche; ihr erstes Gesetz ist also, seine Willkür in ihrer Entwickelung zu gestatten. Um aber nicht willkürlich zu seyn, darf sie nicht unvollständig seyn, und um nicht unvollkändig zu seyn, muß sie ihren Gegenstand erschöpfen oder zu erschöpfen suchen, d. h. sie muß alle Aufgaben, die ihr vorliegen, lösen. Wir haben also zuerst eine bestimmte Erklärung der Aufgaben zu geben, mit denen der menschliche Geist sich zu beschäftigen hat und deren Vereinigung die Philosophie bildet. Diese Aufgaben können auf drei oder, wie wir noch sehen werden, auf zwei zurückgeführt werden.

Der Mensch will wissen; dies ist das erste Bedürfniß seiner Natur. Er will wissen, was die Welt ist, in welche er hineingesetzt ist, und welches sein Verhältniß zu dieser Welt ist. Der Mensch will das ganze Weltall erkennen, und diese unermeßliche Frage genügt noch nicht einmal der rastlosen Thätigkeit seines Geistes; denn er will auch wissen, woher diese Welt kömmt und welches ihr Endzweck ist. Hier allein findet der Gedanke des Menschen einen Ziel-punkt.

Wenn man weiß, was die Welt ist, was ihr Ursprung und ihr Endzweck ist, so weiß man Alles, was der Mensch wissen und erforschen kann. Eine Philosophie, welche sich nicht so weit erstreckt, ist unvollständig. Wenn sie es bleibt, ohne zu wissen, weshalb, und ohne zu behaupten, daß sie es seyn müsse, so ist sie keine Philosophie; wenn sie es aus System ist, so muß sie ihrem Systeme die höchsten Anforderungen des Geistes opfern. Wollte sie einwenden, daß die Aufgabe, welche ihr auferlegt wird, zu hoch liege, so ist zu erwiedern, daß sie nicht höher liegt, als der Gedanke des Menschen, dessen Wesen einmal so ist. Man halte sich also an den Gedanken und seinen Urheber, welcher wolle, daß der Gedanke unendlich wie er sey und alle Dinge umfasse.

Es müssen nun diese drei Fragen geordnet werden. Mit welcher sollen wir beginnen? Etwa mit dem Ursprunge der Dinge, den wir noch nicht kennen? Das wäre eine Hypothese. Oder mit dem Endzweck der Dinge? Das wäre abermals eine Hypothese. Wir dürfen also weder mit dem Ursprunge noch mit dem Endzweck der Dinge beginnen; wir müssen uns an das Gegenwärtige, nicht an das Vergangene oder Zufünftige halten. Mit dem Studium des Universums, in dem wir leben, des Universums in seiner jetzigen Gestalt, beginnt die Philosophie ihre Forschungen; sie beseitigt die beiden anderen Fragen nicht, aber sie vertagt sie.

Wenn man genau hinsieht, so stellen sich diese beiden Fragen unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte dar; sie stehen über dem Universum. Jede Philosophie, die über die Gränzen des Weltalls hinausgeht, nenne ich transcendent, ohne vor dem Ausdrucke zurückzuschrecken. Was aber über die Welt hinausgeht, kann nicht den Ausgangspunkt für einen in diese Welt gestellten Geist bilden; dieser muß von dem Punkte ausgehen, wo er ist.

Nachdem wir das Studium des Universums als das nächste Studium für die Philosophie hingestellt haben, entsteht die Frage nach der Methode dieses Studiums. Wie werden wir das Universum studiren? Durch die Beobachtung. Diese beseitigt jede Hypothese. Die Beobachtung ist die einzige Methode der Präliminar-Philosophie.

Aber dieses Universum besteht aus einer großen Mannigfaltigkeit von Dingen. Womit wird die Philosophie beginnen? Mit dem Menschen oder mit der Natur? Denn der Mensch und die Natur sind das ganze Universum. Es fragt sich, wer will studiren? Nicht die Natur, sondern der Mensch. Wie aber muß er sie studiren? Durch sich selbst, mit den ihm eigenen Fähigkeiten. Die Kenntnisse, welche der Mensch erlangt, verdankt er virtualiter den Fähigkeiten, mit denen er sie erlangt. Wenn er diese Fähigkeiten nicht kennt, so weiß er auch nicht, wie weit sie reichen, so weiß er auch nicht, welchen Gebrauch er davon machen kann. Um ein Instrument gut anzuwenden, muß man es kennen. Da wir aber unser einziges Instrument sind, so müssen wir mit uns selbst beginnen, mit dem Studium unserer Fähigkeiten oder des Instrumentes jeder möglichen Erkenntniß. Mit dem Menschen muß also der Mensch beginnen.

Aber die menschliche Natur ist eine Welt im Kleinen. Mit welchem Theile der menschlichen Natur wird die Philosophie beginnen? Etwa mit der Empfindung? Nein, denn die Geistesthätigkeit, welche die Empfindung unterschen würde, wäre nicht die Empfindung selbst. Wenn wir uns zuerst mit der Empfindung beschäftigen wollten, so könnte die Geistesthätigkeit, die sich mit ihr beschäftigen würde, sich verlieren, ihr eigenes Wesen in den Gegenstand ihres Studiums hineinlegen. Wenn das Instrument der Gefühlserkenntniß nicht vorher untersucht worden wäre, so könnte seine Anwendung eine falsche seyn. Es muß also mit der Untersuchung der Geistesthätigkeit, die in und unterscheidet, begonnen werden, d. h. mit dem Denkvermögen. Hier sind das Objekt und das Subjekt nicht mehr von einander unterschieden. Ueber dieses können wir nicht hinaus.

So wäre also der erste Gegenstand der Philosophie bestimmt; die Vernunft ist der Ausgangspunkt der Wissenschaft. So kommen wir zur Moral-Philosophie.

Wenn der Mensch in sich selbst einkehrt, wenn er sich von der äußeren Welt absdreht, so findet er in sich selbst eine autonome und freie Kraft, die mit sich selbst identisch ist, während ihr Gegenstand beständig wechselt. Wir haben das Ich, welches sich als frei anerkennt, im Gegensatze zum Nicht-Ich, welches den Gesetzen der Nothwendigkeit unterliegt. Hier kömmt uns schon der Gedanke der Uebertegenheit, der Würde, der moralischen Größe und Heiligkeit entgegen. Der Mensch ist ein heiliges Wesen gegenüber den Dingen, von denen er sich unterscheidet. Im Verhältniß zu ihm erscheinen ihm die Dinge als untergeordnet; er erkennt sich als ihren Herrn und Meister; er kann nach Belieben ihre Form und ihre physische Beschaffenheit ändern. Der Mensch erhebt sich in seinen Augen zum Gebieter der ihn umgebenden Natur; das erste moralische Grundgesetz ist also gefunden: es ist die Heiligkeit des Menschen gegenüber den Dingen.

Das Gesetz jedes Wesens ist und kann nur die Erhaltung seines Wesens seyn. Das Wesen des Menschen ist die Willenskraft, vermöge welcher er sich von Allem absdreht, was nicht er selbst ist. Das Gesetz des Menschen ist und kann also nur die Erhaltung seiner Freiheit seyn. Wenn der Mensch die Freiheit, welche sein Wesen bildet, aufgiebt, so steigt er vom Range eines Menschen zum Range eines bloßen Dinges herniedet; er giebt die Einheit auf, um der Verschiedenheit und dem Wechsel zu verfallen.

Nachdem wir den Menschen in seiner Beziehung zu den Dingen, von denen er sich unterscheidet, betrachtet haben, wollen wir ihn jetzt in den Beziehungen zu sich selbst betrachten.

Den Dingen gegenüber sühlt sich der Mensch heilig und unverletzlich; und wenn er sich selbst prüft, findet er sich auch in seinen Augen unverletzlich; er weiß, daß, wenn er das Recht hat, die Dinge nach Belieben zu gestalten, er doch nicht das Recht hat, das Gesetz seines eigenen Daseyns zu stören. Dieses Gesetz legt die Vernunft der Freiheit auf. Also Laune, Eitelkeit, Stolz, alle Leidenschaften, welche die Würde und den Frieden der menschlichen Natur beeinträchtigen, werden der Freiheit durch die Vernunft verboten.

Wir wenden uns zu den Beziehungen, welche den Menschen mit dem Menschen verbinden. Die freie Willenskraft ist den Dingen überlegen und sich selbst zur Achtung verpflichtet. Wenn die Menschen sich aber betrachten, so finden sie, daß sie sich als freie Willenskräfte entgegenstehen. Sobald also diese Beziehung hervortritt, entwickelt sich die Idee der gegenseitigen Gleichheit aus der Idee der gegenseitigen Freiheit, und aus jener ist gegenseitige Pflicht, diese Gleichheit und Gleichheit zu achten, wenn die Menschen als Personen und nicht als Dinge gelten sollen. Jede Person ist mit heilig, wie auch ich wieder jeder Person heilig seyn muß, weil ich ebenfalls eine Person bin. Dies ist die Beziehung zwischen den Rechten und Pflichten. Ich habe keine direkte und unmittelbare Pflichten, ich habe nur Pflichten gegen die Personen; da aber auch sie Pflichten gegen mich zu erfüllen haben, so übertragen sie mir durch Recht.

Aus der Freiheit und Gleichheit sind alle Pflichten und Rechte abzuleiten. Die Person ist frei, heilig, unverletzlich; Alles, was zu

*) Aus dessen vor mehreren Jahren gehaltenen und jetzt von Bachrost herausgegebenen Vorlesungen.

Digitized by Google

ihr gehört, ist ebenfalls heilig und unverletzlich. Das kostbarste Besitzthum des freien Ich ist aber der Gedanke; jeder Gedanke, als solcher, innerhalb seiner individuellen Sphäre, ist heilig. Der Gedanke ist das erste Produkt der Vernunft und des Willens; der erste Akt des freien und persönlichen Denkens ist der erste Akt des Eigenthums. Unser erstes Eigenthum sind wir selbst, ist unser Ich, ist unsere Freiheit, ist unser Denken, und jedes andere Eigenthum entspringt aus diesem und geht in dieses zurück.

Das Eigenthum ist nicht ursprünglich das Resultat einer Uebereinkunft, denn das Eigenthum ist unverletzlich, während eine Uebereinkunft es nicht ist. Eine Uebereinkunft kann von denen, die sie eingegangen sind, aufgehoben werden. Wer wollte aber behaupten, daß alle Menschen insgesammt die Uebereinkunft treffen könnten, daß unser Körper nicht mehr der unsrige, unser Gedanke nicht mehr der unsrige und frei seyn sollte? Nein, das Eigenthumsrecht, das Recht, über seinen Besitz zu verfügen, erstreckt sich nicht auf die Verfügung über seine Körper, über seine Gedanken. Ein höheres Prinzip, und zwar das, welches das Eigenthum konstituirt: die Heiligkeit der Freiheit, hindert dies. Wir würden unsere Freiheit unterdrücken, wir würden uns ihrer gegen uns selbst bedienen, wenn wir erlauben wollten, daß Jemand über unsere Gedanken oder über unsere Handlungen verfügte. Es giebt also unveräußerliches Eigenthum.

Der ursprüngliche Akt des Eigenthums besteht in nichts Anderem, als daß ich meinen Willen in ein Ding hinein dauernd mache ich Alles, was bloßes Ding ist, zum Meinigen. Die Gegenstände, welche ich so zu mir erhebe, dören dadurch auf, für Andere bloße Dinge zu seyn, und sind ihrer Besitzergreifung und Aneignung entzogen. Sie haben gewissermaßen Antheil an meiner Persönlichkeit; sie haben gewissermaßen Rechte durch mich, oder besser, ich habe Rechte in ihnen. So dehnt sich Mensch durch Aneignung seines Eigenthums den Kreis seiner Rechte aus. Die Aeußerungen meines Geistes und, hierdurch bedingt, auch die meines Körpers, sobald sie frei aus mir hervorgehen und die Sphäre des individuellen Handelns nicht überschreiten, d. h. so lange sie nicht mit dem Handeln einer anderen Person zusammenstoßen, sind durchaus berechtigt. Dies ist die individuelle Freiheit, die Grundlage der individuellen Sicherheit.

Es ergiebt sich hieraus, daß das Naturrecht auf einem einzigen Prinzipe beruht; dies ist die Freiheit des Menschen und die Heiligkeit derselben für ihn und für Andere. Das Naturrecht in seinen unmittelbaren Folgerungen und nächsten Anwendungen enthält und erzeugt wieder das Civil-Recht. Die allgemeinen Grundsätze des Civil-Rechts sind nichts Anderes als die Grundsätze des Naturrechts in einer positiveren Form.

Die menschliche Freiheit darf indeß, wie schon bemerkt, sich nur in ihrer Sphäre bethätigen. Wer in der Ausübung seiner Freiheit der eines Anderen entgegentreten und dadurch das Prinzip der Freiheit verletzen würde, wäre strafbar. Er ist immer der Freiheit verpflichtet, mag die Freiheit nun die seinige oder eine andere seyn. So lange der Mensch seine individuelle Freiheit gebraucht, ohne die Bethätigung einer anderen Freiheit zu hindern, lebt er in Frieden mit den Anderen und sich selbst. Sobald er aber eine andere der seinen gleiche Freiheit hemmt, stört und trübt er sie, stört und trübt er sich selbst, denn seine Ehre und seine Ruhe sind bei der Ehre und Ruhe der Anderen betheiligt. Die Achtung vor der Freiheit, d. h. der Gerechtigkeit, begreift also die Achtung vor dem Frieden, d. h. die Achtung vor der Ordnung, in sich.

Aber die Ordnung, der Friede, die Gerechtigkeit, die Tugend zählen beständige und unermüdliche Gegner in den Leidenschaften. Wer die Freiheit verletzt, ist strafbar und tadelnswerth, denn der Mensch hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, seine Freiheit zu vertheidigen. Daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit des Strafrechts. Wer aber wird die Strafe vollziehen? Wem soll die Macht übertragen werden, der Freiheit Achtung zu verschaffen? Hier tritt die Idee der Regierung ein.

Es giebt also eine natürliche und ewige Gesellschaft, von der alle unsere Gesellschaften nur mehr oder weniger treue Abbilder sind. Dieser Gesellschaft entspricht die eben so natürliche, eben so rechtmäßige Regierung, der wir Alle verpflichtet sind, die uns Alle schützt und die wir Alle schützen müssen. Die Macht, welche schützt, kann auch schaden. Die Kunst besteht also darin, die Gewalt so zu organisiren, daß sie den Institutionen, die zur Aufrechterhaltung der Freiheit und Ordnung errichtet sind, kräftigen Schutz verleihen kann, ohne sich je gegen die Institutionen selbst wenden zu können. Es ist klar, daß die Philosophie diese Aufgabe nicht allein lösen kann. Die Umstände, welche diese Organisation des Staates gestatten, schließen eine andere aus. Jede Organisation, welche die Freiheit schützt, ist gut; aber der Schutz hat nicht nur Abstufungen, sondern auch verschiedene Ansichten, und die Frage nach der bestmöglichen Regierung ist a priori nicht zu lösen, weil die beste Regierung sowohl von den Prinzipien wie von den Umständen abhängt. Die Philosophie beschäftigt sich also nicht mit der Organisation der Gesellschaft, sondern sie kann derselben nur ihr Ziel und ihre Gränzen andeuten.

Einfluß der Musik auf eine Deputirtenwahl.

An einem schönen Herbsttage fanden sich zwei einander unbekannte Reisende im Coupé einer Diligence zusammen. Der schwere Postwagen war schon zwei Meilen hinter Paris, welches er eben verlassen hatte, und unsere Reisegefährten hatten noch kein Wort mit einander gewechselt. Endlich entschloß sich der Eine, eines so langen Stillschweigens überdrüssig, dasselbe zu brechen, und begann, zu seinem Nachbar gewendet: „Sie gehen nach Caen, mein Herr!“

— „Ja“, erwiederte der Angeredete mit einem deutlich wahrnehmbaren südlichen Accent; „aber ich bleibe nur über Nacht da.“ — „Sie sind auf einer diplomatischen Mission begriffen?“ fragte Jener, der in dem Fremden ein hohes politisches Amt Londo bemerkt hatte; vielleicht in Aufträgen nach Spanien?“ — „O nein, nein“, erwiederte der Andere mit Lachen, „ich reise ein wenig, um zu reisen, ohne bestimmten Zweck, bloß zu meinem Vergnügen; doch bin ich kein Diplomat und möchte wenig Geschick für das Studium der Protokolle und Konferenzen besitzen.“ — „Ich, Sie Glücklicher, wie beneide ich Sie darum“, antwortete der Andere; „die politische Laufbahn, glauben Sie mir, ist das wahre Dornbuschenfaß, das man nie füllt; je mehr man thut, desto mehr bleibt zu thun übrig.“ — „Er“, sagte der Fremde, „ich hätte nicht geglaubt, daß die Carriere des Staatsmannes ein so undankbares Geschäft sey.“ — „Und doch ist dem so; übrigens, da der Zufall uns einmal zusammengeführt hat, so will ich Ihnen im Vertrauen eine Mittheilung machen, die Sie von dem Wankelmuth politischer Rollen überzeugen soll. Drei Jahre hinter einander bin ich Deputirter des Departements Calvados gewesen; nun hat das Ministerium eine Schlappe erlitten und für zweckmäßig gefunden, die Kammer aufzulösen, und mich dadurch genöthigt, mich von neuem vor mein Wahl-Kollegium zu stellen! Ah, glauben Sie es oder nicht, aber ich habe eine Art von Furcht....“ — „Furcht!“ erwiederte der Unbekannte, „und warum? wirft Ihnen Ihr Gewissen eine unlöschbare Rüge, eine ewige Hölle laffen Reue?“ — „Das Ministerium, mein Herr, schreit den Vorwurf, daß es seinen Einfluß auf die Wahlen geltend mache, einen Vorwurf, der ganz gewiß nicht ausbleiben würde, und es begnügt sich daher, durch den Präfekten zu meinen Gunsten Visiten machen zu lassen, aber ich, für meinen Theil, setze auf diese Protection gar wenig Hoffnung.“ — „Warum so mißmuthig?“ — „Der Präfekt ist nicht sehr beliebt; man spielt auf seinen Bällen nicht zum besten.“

Bei dieser offenherzigen Mittheilung administrativer Geheimnisse konnte sich der Fremde eines schallenden Gelächters nicht enthalten; bald aber nahm er sich zusammen, und einen ernsten Ton wieder anstimmend, sagte er zu dem besorgten Deputirten: „Mein Herr, ich bedaure aufrichtig, daß ich nicht Franzose bin und Ihnen zu Ihrer Wiedererwählung behülflich sein kann; ich hätte Ihre Bewerbung von ganzem Herzen unterstützt.“ — „Jammerschade, Ihre Stimme und Verwendung hätten mir von großem Nutzen sein, vielleicht das schwankende Gleichgewicht herstellen können; denn es bedarf oft nur eines kleinen Vortheils, um den Sieg zu erringen. Rathen Sie z. B. einmal, was bei der morgenden Wahl den Ausschlag geben und mir meine Wiedererwählung verschaffen könnte?“ — „Ich bin sehr gespannt.“ — „Eine wahre Kleinigkeit, ein Ding, das nicht der Rede werth ist.“ — „Aber um aller Heiligen willen, so nennen Sie es doch nur.“ — „Eine Serenade.“ — „Eine Serenade!“ wiederholte der Fremde voller Erstaunen. — „Nicht anders; wenn man mich unter den Fenstern meines Hotels mit einer Musik dewillkommnete, so würde das in die Kommittenten zu meinen Gunsten elektrisiren; es wäre eine Demonstration, eine Ovation, ein Triumph; dies brächte mir morgen auf unseren Comitien mindestens eine Majorität von 50 Stimmen. Aber, o utopische Träume! man hat mir im voraus geschrieben, daß ich bei meiner Ankunft keine Serenade zu erwarten hätte.“ — „Und wenn ich Ihnen dieselbe zu Wege brächte?“ fragte der Unbekannte. — „Herr, Sie? der Fremde, der Unbekannte, Sie schmeicheln sich einen solchen Einfluß? Nein, das ist unmöglich.“ — „Nehmen Sie einmal den Fall an, mein Gemahlin ist, Reisende müssen sich die Hand bieten; wenn Sie nun ein Ständchen erhalten und laut Ihrer Berechnung wiedererwählt werden, versprechen Sie mir, das zu gewähren, um was ich Sie bitten werde?“ — „Ich bin zu Allem bereit, Theuerster, Sie retten mein Leben, mein politisches Leben, verstehe sich — aber ich kann an mein großes Glück nicht glauben.“

Hier suchte der Deputirte den Namen seines Reisegefährten zu erfahren, aber der Andere weigerte sich standhaft, sich zu nennen.

Gegen 6 Uhr Abends kam die Diligence in Caen an, und die beiden Reisenden stiegen auf dem Paradeplatz im Hotel du Nord ab. — „Und mein Ständchen?“ fragte der Deputirte. — „Laßen Sie mich“, antwortete der Unbekannte, „ich bin in meiner Sache gewiß.“ — Indem er dies Worte sprach, verbeugte er sich, beschloß für morgen eine Postchaise und ging, einen Freund aufzusuchen, der er mitnehmen wollte. Alsdann begab er sich zu dem Direktor des Musik-Corps der Nationalgarde und gab sich zu erkennen. Der Künstler empfing ihn nicht anders wie man einen König empfängt, mit allen Zeichen der Ehrfurcht und Ergebenheit, die man gekrönten Häuptern zollt. Der Unbekannte sprach einige Augenblicke leise mit ihm und verließ ihn dann, um sich nach dem Hotel du Nord zu begeben, wo ihn der Deputirte zu einem Abendbrod erwartete. — „Ich hatte es Ihnen wohl vorausgesagt“, begann der Staatsmann, als er ihn gewahrte, „kein Ständchen!“ — „Stehen Sie auf und glauben Sie endlich, Ungläubiger“, erwiederte sein Reisegefährte und zog ihn ans Fenster.

In Ueberraschung, o Glück! wer malt die Freude des Deputirten, als er hundert Musikanten unter seinem Fenster erblickt! Eine prächtige Musterung zeigt ihm die Flöte, die Klarinette, die Posaune, das Waldhorn, die Violine, die Bratsche, die Pauke, den Triangel und alle übrige Instrumente, die nur zu dem Unisono eines präch-

igen Konzertes aus dem Stegreif zusammenstrate. Den Anfang machte die herrliche Ouvertüre aus Wilhelm Tell, diese rührende Melodie, wie die Schweiz auf jener Note schwebt; dann folgte der „Graf Ory", dieses süß poetische Gebäck; den Schluß bildete „Moses", die gewaltige Composition, welche Gefühle und Gedanken in eine patriarchalische Welt zurück versetzt. — Der Deputirte fiel seinem Ritter um den Hals: „Was kann ich für Sie thun!" — „Geduld, ich werde es Ihnen schreiben, wenn Sie wiederverwählt sind; Sie haben versprochen, meinem Gesuche Geltung zu verschaffen, und ich zähle darauf. Guten Abend und Lebewohl, mein Herr." — Hiermit zog sich der Fremde in sein Zimmer zurück. Am anderen Tage trug ihn eine Postchaise nach Süden nebst dem Freunde, der ihn in Caen erwartet hatte.

Die Serenade war gut berechnet; der Deputirte wurde von neuem gewählt. In der That, dieses Ständchen überraschte Jedermann; Niemand hatte auch nur eine Ahnung davon, keiner hatte die Musikanten bestellt. Die Mißvergnügten begaben sich zum Musik-Direktor und forderten ihn zur Rechenschaft. Dieser erklärte, daß er noch niemals einem ministeriellen Deputirten ein Ständchen gebracht hätte, aber diesesmal wäre das ein ganz anderer Fall; seine Musik hätte einer glänzenden Notabilität gegolten, deren Namen er aber nicht verraten dürfe. Diese Enthüllung setzte die glücklichen Bewerber und seine Feinde zugleich in Verlegenheit; wer war dieser Unbekannte, der also gehol in einer Stadt, wo Niemand ihn kannte? war hatte er für einen Anspruch auf so öffentliche Ehrenbezeigungen? Aber ein Brief, welchen der Deputirte wenige Tage nach seiner neuen Wahl erhielt, machte seinen Vermuthungen ein Ende. Er lautete also:

„Werther Herr, Sie bewirkten einer Serenade um jeden Preis, und ich habe sie Ihnen verschafft, indem ich Ihnen diejenige abtrat, welche mir bestimmt war. Der Zufall, der Nationalgarden-Musik von Caen wollte mir diesen ehrenvollen Empfang bereiten, und ich habe ihn gebeten, allein das Geheimniß zu bewahren, wem sie eigentlich zu Ehre kommen werde. Er hat das Geheimniß bewahrt, hat meinen Namen nicht veröffentlicht, und seiner Verschwiegenheit haben Sie die Ehre Ihrer Wiederverwählung zu verdanken. — Jetzt aber, wie es überhaupt das erfremd ist, daß ich zu Gunsten eines Wahlgeschäfts machinire, benutze ich den Lohn für meine Umtriebe. Sie haben versprochen, zu thun, was ich von Ihnen fordern würde, sobald Sie abermals gewählt wären; bewirken Sie durch Ihren Einfluß, daß im Departement Calvados eine gründliche Schule für Vokalmusik kunftig werde, so wird wenigstens die Kunst aus unserer kleinen Verschwörung einen Gewinn ziehen. Leben Sie wohl, mein Herr; ich wünsche Frankreich aufrichtig Glück, Sie zum Deputirten zu haben, denn ich kenne Sie als einen Ehrenmann und als einen Freund der Ordnung, und es macht mir eine besondere Freude, Ihnen in meinem Charakter als Künstler irgendwie gefällig zu haben. Ihr ergebener Diener Rossini."

Bei Lesung dieses Briefes erkannte der Deputirte den zu seinen Gunsten bewirkten Unterschleif, und weit entfernt, das Geheimniß dieses Vorfalles zu bewahren, besaß er Ueberwindung genug, der ganzen Stadt zu erzählen, wer sein heimlicher Protektor gewesen war.

(Gaz. Music.)

England.

Die Rechte und die Stellung der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft.

(Schluß.)

Es könnte beinahe albern erscheinen, wenn wir uns von den schönen Künsten zu den wichtigen Staats-Angelegenheiten, von denen das öffentliche Wohl abhängt, wenden wollten, um eine Vergleichung zwischen den Geistesgaben der beiden Geschlechter anzustellen. Aber wir können die Vergleichung nicht ganz übergehen, da es einige giebt, welche ernstlich behaupten, daß die Frauen zur Ausübung der politischen Macht zugelassen werden müßten. Diese Verehrung der Frauenrechte kann man fragen: Welchen Beweis von ihren legislativen und administrativen Fähigkeiten hat die Frau bisher gegeben? Welchen Beweis von vollkommener Kenntniß der Theorie der Politik, da sie von der Praxis derselben ausgeschlossen ist, hat sie uns gegeben? Welches Werk ist aus einer weiblichen Feder hervorgegangen? Welche Worte von so viel politischer Weisheit, daß der Mann sie mit Beifall anwenden könnte, sind von weiblichen Lippen gefallen? Wodurch? Von verstordenen Verfasserinnen politischer Schriften ist die einzige, welche sich dadurch in dem Grade ausgezeichnet hat, daß sie als merkwürdige Ausnahme angeführt zu werden verdient, Frau v. Staël. Doch wer fühlt nicht nach der Lektüre ihrer von Beredsamkeit strotzenden Werke, daß ihr Verdienst mehr in dem glänzenden Style, als in der Tiefe der Gedanken liegt, daß sie mehr blenden, als überzeugen, daß sie Eigenschaften enthalten, die mehr für den Redner, als für den Staatsmann passen, daß sie kein Vertrauen zu dem Urtheil der Schriftstellerin einflößen, oder daß sie nicht das Gefühl in uns erregen, die praktische Leitung der öffentlichen Angelegenheiten könnte mit Sicherheit dem Verfertiger solcher blitzenden Epigramme anvertraut werden?

„Die einfache Wahrheit", sagt die verständige Verfasserin von Woman's rights and duties, „scheint darin zu liegen, daß jede Fähigkeit in beiden Geschlechtern gleich ist, nur daß die Fähigkeiten des Weibes weniger auf das Allgemeine sich erstrecken. Es giebt keine geistige Thätigkeit, in welcher die Männer sich ausgezeichnet haben, in welcher nicht auch die Frauen bis zu einem gewissen Grade äußerst glücklich gewesen wären. Doch wo die größten Anstrengungen des Urtheils, der Phantasie, der Aufmerksamkeit, der Ausdauer gefordert werden, da tritt die größere Kraft des männlichen Geistes am deutlichsten hervor. Da nun der größere Theil der Lebensgeschäfte nicht einmal die äußerste Anstrengung der gewöhnlichen Fähigkeiten erfordert, so ist nur in den schwereren Beschäftigungen die Ueberlegenheit des männlichen Geistes sichtbar. In den leichteren Beschäftigungen des civilisirten Lebens ist der Vortheil nicht selten auf Seiten des Weibes; wenn hierin eine größere Anstrengung der Aufmerksamkeit und des Urtheils gefordert wird, so nehmen sich die Waage zu Gunsten der Frauen. Doch in den verwickelten und mühsamen Geschäften der civilisirten Gesellschaft kann keine Erziehung dem weiblichen Geschlechte eine allgemeine Ueberlegenheit oder nur Gleichheit geben."

Die Verfechter der Rechte der Frauen, welche behaupten, daß das Weib mit dem Manne gleichen Antheil an den politischen Geschäften, welche jetzt ausschließlich diesem gehören, haben müsse, würden, nach Allem, nur wenig ihre Behauptung durchsetzen, wenn sie auch bewiesen könnten, daß das Weib dieselbe geistige Kraft und dieselbe Fähigkeit für politische Angelegenheiten und für die wichtigeren und ernsteren Geschäfte des öffentlichen Lebens hätte. Indem dieses zugegeben, dennoch könnte die Thatsache des Beweises (nicht in speziellen Fällen, sondern im Allgemeinen) nicht zugelassen werden, ohne das wichtige Gesetz zu verletzen, welches eine Theilung der Pflichten als eines der wesentlichsten Elemente in der Verhandlung und Leitung der menschlichen Angelegenheiten vorschreibt. Man nehme ein Beispiel (und es giebt deren wahrscheinlich viele), in welchem das Weib dieselbe Fähigkeit, wie ihr Ehemann, für darinnige Geschäfte hat, welches von Natur sein Amt ist. Es könnte kein Zweifel sein, daß, wenn Stelle anzuweisen und seine Angelegenheiten eben so gut zu besorgen, wie er; man nehme noch an, daß der Ehemann für alle jene häuslichen Pflichten, welche dem Weibe durch die Gewohnheit zugewiesen sind, eine gleiche Geschicklichkeit, wie seine Frau besitzt; kann da wohl ein Zweifel sein, daß, wenn Jeder, abwechselnd, die Pflichten des Anderen übernehmen sollte, das Resultat davon sein würde, daß die sämmtlichen Pflichten, sowohl die öffentlichen, als die häuslichen, auf diese Weise unter sie vertheilt, weit weniger gut erfüllt werden würden, als wenn Jeder ausschließlich in seinem ihm angewiesenen Fache bliebe?

„Es kann keine Civilisation", sagt die Verfasserin von Woman's rights and duties, „ohne Ordnung bestehen; und der Fortschritt der Ordnung könnte ohne die Einrichtung, daß die Geschäfte und Pflichten in öffentliche und häusliche eingetheilt sind, kaum gesichert werden. Die äußerste Verwirrung und Verlegenheit würde daraus entstehen, wenn es gänzlich ungewiß wäre, welches der beiden Familienhäupter die Verwaltung des Hauswesens übernehme, und welches das Amt und das Gewerbe, das ihnen ihren gemeinschaftlichen Unterhalt gewährt, besorgen sollte. Die Verwirrung würde so groß werden, daß ich glaube, solch ein verkehrter Zustand der Gesellschaft würde die Einrichtung von Kasten herbeiführen, wonach ein gewisser Theil der Gesellschaft allein zu besonderen Arten der Beschäftigung erzogen werden müßte. Man verfolge nur in Gedanken die einzelnen Verhältnisse eines Zustandes, in welchem alle Aemter und Geschäfte des bürgerlichen Lebens ohne Unterschied den Männern oder Frauen je nach ihrer physischen Kraft gegeben würden. Ein Gemälde davon könnte kaum mit ernster Miene entworfen werden."

Wir wollen aus demselben Werke noch eine andere Stelle folgen lassen, welche von dem verständigen Urtheil der Verfasserin zeugt:

„Da die Natur den stärkeren Geist dahin gelegt hat, wo sie den stärkeren Körper gab, so hat der Brauch, welcher dem männlichen Geschlechte den Oberbefehl in der Gesellschaft und in allen Angelegenheiten, welche die größte Kraft und Geschicklichkeit erfordern, einen besseren Grund, als einige der Vorurtheile, welche daraus hervorgehen. Die schweren, mühsamen und ernsten Pflichten des Kriegers, Rechtsgelehrten, Gesetzgebers und Arztes erfordern häufig die Unterdrückung aller zarteren Regungen. Das stärkste Nervengewebe wird erfordert, um den Ernst geistiger Arbeiten auszuhalten, und die größten Geschicklichkeiten werden erfordert, wo die Pflichten der Gesellschaft am schwersten sind. Es würde eben so wenig mit der Natur der Uebereinstimmung seyn, wenn man sähe, daß der ausschließliche Besitz dieser Eigenschaften dem stärkeren Geschlecht genommen und mit dem schwächeren getheilt würde, als es in dem wilden Zustande der Menschheit ebenfalls gegen die Natur ist, daß die schwereren körperlichen Arbeiten dem schwächlichen Weibe aufgebürdet und die sanfte Gemüthsart, welche die Natur den Frauen gegeben hat, durch Wort und That vernichtet und gemißhandelt würde. Es ist daher ein unparteiisches Gesetz, welches alle Geschäfte, die die größte Geschicklichkeit erfordern, den Männern zuerkennt. Denn ist es weniger das Interesse des Weibes als des Mannes, daß Eigenthum, Leben und Freiheit gesichert sind; daß ein feindlicher Angriff schnell und leicht zurückgeschlagen werde; daß Zufriedenheit und Ordnung statt des Aufruhrs herrschen; daß die Gesetze gut bezahlt werden; daß die Lebensmittel wohlfeil und in Ueberfluß vorhanden seyen? Ist es für sie weniger wichtig, daß religiöse Meinungen vor Verfolgung sicher sind, daß der Segen des Friedens erhalten und das Drangsal einer feindlichen Herrschaft entfernt werde? Ist es in den gefährlichen und schwierigen Wissenschaften der Medizin und der Chirurgie für die Frauen weniger wichtig, als für die Männer, daß das Leben, welches in Gefahr schwebt, denjenigen anvertraut werde, deren Nerven und Geschicklichkeit die größte Kunst offenbaren? Oder ist es für sie weniger wichtig, daß die Entscheidung der Rechte, die Vertheidigung der Unschuld in den Händen derjenigen sind, welche die trockensten Studien am geduldigsten aushalten können? Viele Uebel, der Himmel weiß es, entstehen aus der Schwäche

und Unfähigkeit des Mannes; doch wollte man die Geschäfte, welche alle nur mögliche Kunst und Energie erfordern, denjenigen übertragen, welche noch schwächer sind als der Mann, so würde es für beide gleich nachtheilig seyn.“

Eine der wichtigsten Fragen, welche mit Rücksicht auf die Rechte der Frauen in England angeregt worden ist, ist die, ob sie, unter gewissen Umständen, mit derjenigen direkten Ausübung politischer Macht, welche in dem Stimmrecht bei der Wahl eines Mitgliedes des Unterhauses mit einbegriffen ist, bekleidet seyn sollen. Es ist die Behauptung aufgestellt worden, daß wir die Ausschließung der Frauen von allen politischen Functionen nicht mit Bestimmtheit verlangen können, da nach einer Verordnung der Englischen Constitution die höchsten politischen Functionen von einem Weibe ausgeübt werden können; — daß Frauen als Eigenthums-Inhaberinnen eine von jenen Qualificationen besitzen, auf welche unser Repräsentativ-System begründet ist; und daß, während wir sie von jeder direkten Theilnahme an dieser Gerechtsame ausschließen, wir dem weiblichen Besitzer von Grundeigenthum eben so gut, wie dem männlichen Eigenthümer, einen indirekten Einfluß über die Stimmen Anderer lassen; — daß Frauen, unabhängig von dem Besitzthum des Eigenthümers, welcher sein Manne ein Stimmrecht geben würde, in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens nothwendiger Weise einen beträchtlichen Einfluß auf die politischen Meinungen und das Betragen der Männer ausüben; und daß es immer vortheilhaft ist, an die Stelle des indirekten Einflusses direkte Thätigkeit zu setzen. Auch ist behauptet worden, daß die Unwerfe, welche man gegen die praktische Ausübung der Gerechtsame machte, auf das Verhandeln von falschen Einrichtungen gegründet sind, welche abgeschafft werden müßten; daß dies Einwürfe gegen das gegenwärtige System und nicht gegen die Stimmrechte des Weibes seyen; daß es möglich sey, durch die Gründung eines besseren Systems allein abzuhelfen, was sich mit dem Wahlverfahren nicht verträgt, und daß eine geheime Stimme, die in den Kugelfächern still geworfen wird, den zarten Nerven des mehr zurückgezogen lebenden Weibes gewiß kein Unannehmlichkeiten bereiten würde.

Diese Behauptungen sind nicht blos von Frauen, sondern auch von Männern mit vieler Gewandtheit vertheidigt worden. Unter den Letzteren verdient besonders Baillie erwähnt zu werden, der in seinem Rationale of Representation behauptet, daß es in Rücksicht auf die Witwen und ledigen Frauen, welche das Grundeigenthum besitzen, das jum Stimmrecht erforderl mit Sicherheit sey, den Grund zu greifen, warum sie von der Gerechtsame ausgeschlossen seyn sollten.

Auf diese Behauptungen kann mit wenigen Worten erwidert werden: Die Thatsache, daß die Britischen Reiche von einer Königin regiert werden können, widerlegt kräftig die Behauptung, daß die Frauen von aller Ausübung politischer Macht ausgeschlossen werden sollen; doch da es keine Analogie zwischen der Stellung und den Functionen der Souverainin und denen einer ihrer Unterthanninnen giebt, so ist das Beispiel nicht auf einen anderen Fall anwendbar. Wenn es auf irgend einen Fall angewandt werden könnte, so wäre das nächste Beispiel im Punkte der Analogie die Stellung einer Peeress. Das für sie in Anspruch genommene Privilegium würde darin bestehen, im Oberhause zu sitzen und zu stimmen. Sollte jedoch je ein Vertheidiger der Frauenrechte ernstlich den Vorschlag machen, daß sie sich bei den stürmischen Debatten einer berathenden Versammlung unter die Männer mischen sollte, so würde er, glauben wir, selbst unter den Frauen kaum einer ernsten Widerlegung gewürdigt werden. Mit Rücksicht auf den indirekten Einfluß, welchen die Frauen als Eigenthums-Inhaberinnen besitzen, muß erinnert werden, daß sie Eigenthum besitzen, blos weil ihr Recht zum Besitz nicht gehindert werden kann; und daß es nicht die Frage ist, ob direkter Einfluß an die Stelle des indirekten gesetzt, sondern ob er diesem noch hinzugefügt werden soll. Es ist noch nie gezeigt worden, daß der Besitz eines Stimmrechtes weniger das Streben hervorruft, auf die Stimmen Anderer einzuwirken; und es kann sogar mit Recht bezweifelt werden, ob es nicht nach einer entgegengesetzten Wirkung hinzielt. Der Mann, welcher kein Stimmrecht hat, giebt sich um die politischen Angelegenheiten zurück, oder betrachtet sie nicht als Theilnehmer an dem Kampf der Parteien, sondern aus der Ferne als ein ruhiger Zuschauer. Er wird nicht von den Wahl-Kandidaten oder ihren Freunden bestürmt; er wird nicht in jene Scene gezogen, durch welche die politische Gesinnung heftig aufgeregt wird; er sieht die Entscheidung der Frage leidenschaftslos und unparteiisch an, und wenn er sich ja darum bekümmert, so ist Anderer stimmen, so reicht diese Aufmerksamkeit kaum hin, in ihm den Wunsch zu erregen, auf sie einzuwirken. Doch der Mann, dessen Stimme ihn in den Kampf hineinzogen, ihn zum Theilnehmer an demselben gemacht und ihm das lebhafteste Interesse für seine Partei eingeflößt hat, wird sich weniger leicht mit dem schwachen Beistande begnügen, den seine einzige Stimme ihm gewährt, und wahrscheinlicher einen Einfluß auf Andere auszuüben versuchen, als derjenige, welcher, weil er keine Stimme besitzt, deshalb nur von fern stehen darf. Wenn also die Frau, welche Grundbesitzerin ist, ein Stimmrecht hat, so wird sie dadurch eine privilegirte Theilnehmerin an politischen Kämpfen. Politik gehört nun in ihre Sphäre; sie lenkt ihre Aufmerksamkeit auf Partei-Fragen; sie wird von den Kandidaten offen um ihre Stimme gebeten; sie engreift mit Eifer die Sache des einen von ihnen; es ist ihr nicht gleichgültig, ob ihre Pächter für A. oder B. stimmen; sie darf jetzt nicht diesem oder jenem einen unbegründeten, unmotivirten Vorzug geben; sie hat eine Stimme, und das Land will wissen, wem sie sie giebt; und sie ist persönlich betheiligt an dem Siege desjenigen, für den sie offen stimmt. Es kann nicht sicher behauptet werden, daß die Hinzufügung des direkten Einflusses unter solchen Umständen die Versuchung, indirekten Einfluß auszuüben, nicht noch größer machen werde.

Ob die Art und Weise, wie man jetzt bei den Wahlen stimmt, so fo eingerichtet werden kann, daß alles Unanständige und die zarten Gefühle des Weibes Verletzende entfernt werde, das ist ein Problem, welches blos die Erfahrung lösen kann. Wollte man auch die größte Ordnung und den größten Anstand als bei den Wahlen vorherrschend annehmen, so muß doch ein Grad der Oeffentlichkeit, eine vorhergehende Untersuchung der Qualificationen der Wähler und eine nachfolgende Prüfung in Bezug auf die Stimmen, sowohl zum Besten der Stimmgeber als auch der Kandidaten, immer gestattet werden. Wir müssen daher fragen, nicht, ob Mißgriffe möglich sind und das parlamentarische Comité zu abschreckender Art seyen, nm ein Weib, ein junges unverheirathetes Weib, zum Stimmen zurückzuhalten, sondern ob sie nicht abschreckend gemacht werden können. Denn man muß sich erinnern, daß bei jedem Streite eine der beiden streitenden Parteien es sich angelegen seyn lassen würde, jede Stimmgeberin, deren Absichten errathen werden könnten, von dem Poll*) abzuhalten; und wir dürfen, daß den unanständigen Worten, der Verleumdung und der Einschüchterung, welche die Parteiwuth, um ihren Zweck zu erreichen, anwenden würde, keine Gränzen gesetzt werden konnten.

Mannigfaltiges.

— Ludwig Tieck in England. Ueber Tieck und seine Novellen spricht sich Mistreß Sarah Austin in ihrem in der vorigen Nummer unseres Blattes genannten Werke folgendermaßen aus: „Tieck's Erzählungen scheinen mir so beschaffen, daß ihr geringer Erfolg in England mir ein Räthsel ist, welches ich mir auf keine dem Geschmack unseres Landes schmeichelhafte Weise zu erklären vermag. Die „Gemälde“ und die „Verlobung“ wurden von Herrn Connop Thirlwall, gegenwärtigem Bischof von St. Davids, übersetzt und herausgegeben. Den „Alten vom Berge“, „Liebeszauber“ und „Pietro von Albano“ übersetzte in gleicher Weise Herr Julius Hare, gegenwärtig Archidiakonus von Sussex. Meyere, wo nicht alle Mädchen in England mit ein Räthsel ist, welches s

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Zwanzigster Band,

Juli bis Dezember

1841.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

September: Ein Blick auf Portugals Gegenwart auf seine Zukunft (110).

November: Lissabon. Von einem Passagier der Brigg „Oscar" (143).

Spanien.

August: Ein Handstreich Empecinado's (96).

September: Die Stadt Barcelona (112).

Oktober: Die Spanische Literatur im 13ten und 14ten Jahrhundert. Von Don Eugenio de Ochoa (123).

November: Rückblick auf den Spanischen Bürgerkrieg. A. v. Gorben: Vier Jahre in Spanien. — Erinnerungen aus den Jahren 1837, 38 und 39. — Tirocinium eines Deutschen Offiziers in Spanien (127). Herr von Chateaubriand über Spanien. I. Geschichtliches. II. Der Charakter der Spanier. III. Alte Staatsgesetze der Spanier (142).

Dezember: Neue Reise-Literatur über Spanien. B. D. L. von Arnim. Gräfin von Hahn-Hahn (148). Die Betriebsamkeit der Araber in Spanien. I. Land- und Ackerbau. II. Bergbau und Metallurgie (152). III. Manufakturen. IV. Handel, Geld, Gewicht und Maaß (153).

Frankreich.

Juli: Die Freischütz-Sage in Frankreich. Von George Sand. Victor Cousin über den Begriff der Freiheit (79). Die Contemporaine und die Briefe Ludwig Philipp's (80). Eine Abendgesellschaft bei Berryer. Von einem Engländer (81). Ein Schiffbruch während des Französischen Feldzuges in Aegypten (83). Napoleon im Staatsrath (84). Lemercier's und Victor Hugo's Stellung zur Französischen Literatur. Von Salvandy (85). Eine Brautwerbung des Kaisers von Marokko am Hofe Ludwig's XIV. (91).

August: Geoffroy, der Kritiker zur Zeit Napoleon's. — Eines Russen Darstellung des Pariser Lebens (94). Ein Ministerwechsel im Jahre 1810. Von Marco de St. Hilaire (95). Ancelot's Aufnahme in die Akademie. Nach Jules Janin (100). Die Rückkehr eines Französischen Deputirten in die Heimat (101). Die älteren Französischen Historiker und ihre Herausgeber. — Das Haus der Lafarge zu Glandier. Von Madame Anaïs de Reperville (102). Zur Geschichte der socialen Bestrebungen der Gegenwart (103).

September: Mirabeau, nach Cormenin's Darstellung (105). Madame Cottin (106). Eigenheiten der Komponisten. — Merkwürdiger Rechtshandel aus dem 16ten Jahrhundert (108). Briefliche Mittheilungen aus Paris (109). Die Kirche und der öffentliche Unterricht. — Der Reisende aus der Provinz in Paris (110). Zum Lobe der Unwissenheit. Von Bignan (113). Pariser Notabilitäten (116).

Oktober: Zur Geschichte des Liebhaber-Theaters (124). Aus der frühesten Geschichte Lothringens. — Vier Verszeilen von Corneille (127). Wiedergeburt des Orients. Von Edgar Quinet (129).

November: Eine Französische Schrift gegen die Hegelsche Philosophie (134). Einiges über Erziehung in Frankreich. Von W. Nolte (136). Der Kardinal del Pietro als Staatsgefangener (139).

Dezember: Talleyrand's Witz (145). Royer-Collard (146). Die geheimen Gesellschaften unter der Restauration (147). Eine philosophische Schauspielerin in Berlin (153). Diatribe des Doktor Neophobos gegen die Wörterfabrikanten (154). Episoden aus der Französischen Revolution (156).

Schweiz.

Juli: Voltaire's Schloß in Ferney (79).

August: Anstalt zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder (98).

September: Die Italiänische Schweiz und die kleinen Kantone (116).

Italien.

September: Die Physiognomie einer Italiänischen table d'hôte (107). Ein Fest zu Ehren Karoline Bonaparte's im Jahre 1803 (114). Rossini und seine Werke (115).

Oktober: Reisebriefe eines Glücklichen. Von J. Janin (121).

Dezember: Die gelehrten Gesellschaften in Rom (132).

England.

Juli: Englisches Urtheil über Deutsche Musik- und Gesellschafts-Zustände. Von Henry Chorley (83). Die Eisenbahn von London nach Manchester (84). Die Englische Expedition gegen Konstantinopel im Jahre 1807. Nach Alison (90).

August: Fortschritte der Schiffahrtskunde in den letzten Dezennien. Von Capitain Basil Hal (92). Die Werke der drei orientalischen Gelehrten-Gesellschaften in England. — Gastronomie der Männer und Kochkunst der Frauen. Von Lady Morgan (99). Zur Geschichte des Englischen Zeitungswesens (101). O'Connell von der Lichtseite (103).

September: Geschichte des Londoner Straßen-Anrufs (114). Die Fortschritte der Industrie (117).

Oktober: Scenen aus der Schauspielerwelt (118). Englische und Französische Volksfeste. I. Das Englische Kricketspiel (119). II. Ein Boulogner Tanzfest (120). III. Das Rosenfest in Surennes (121). IV. Dorfjahrmärkte (122). Malerei und Gemäldehändler in England (123). Geschichtliche Entwickelung des Dioramas. Erster Artikel (124). Zweiter Artikel (128).

November: Geschichtliche Entwickelung des Dioramas. Dritter Artikel (131). Die Erbedlichkeit geringfügiger Umstände (134). Lady Arabella (135).

Dezember: Das Sprechen vom Schaffot herab (144). Die Orden in Großbritanien (155).

Holland.

Juli: Das heutige Amsterdam (86).

Dezember: Hollands Verhältnisse zu Java. Von L. Marmier (147).

Belgien.

Juli: Was ist bisher für die Flamändische Literatur geschehen? Von einem Belgier (87).

November: Meister Adam Borrel, der Religionsmacher (138). Fortschritte der Typographie in Belgien (140).

Dezember: Frankreichs erste Invasion in Belgien (150).

Digitized by Google

Dänemark.

Juli: Dänisch-Deutsche Nordseebilder. Von Steen Steenken Blicher. I. Die Einmündung und ihre Ufer (85). II. Die Marsch. III. Erinnerungen an die Kämpfe der Ditmarsen (86). IV. Heide, der Ditmarsen alte Hauptstadt. V. Das Land der Nord-Friesen. VI. Ueberreste von der Insel Nordstrand. VII. Die Halligen (88). VIII. Seebad Föhr (89). IX. Von Husum nach Tondern. X. Ribe, der Alt-Dänische Königssitz. XI. Zanö, Fischerleben (91).

August: Dänisch-Deutsche Nordseebilder. XII. Blaabjerg (Blauberg); Küsten-Aussicht. XIII. Die Teppige. XIV. Das Volk in den Sanddünen (95).

Dezember: Die Königliche Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen. Jahresbericht 1840 (151).

Schweden.

November: Brief über Stockholms Abendgesellschaften. Von Fredrika Bremer (132).

Finnland.

November: Die Petersburger in Helsingfors (133).

Polen.

Juli: Vorlesungen von Mickiewicz in Paris (82). Vorlesungen über Deutsche Literatur in Posen (89).

August: Sobieski's Erziehungsregeln (92). Eines Polen Besuch bei Goethe (93). Trentowski's philosophische Schriften (98).

Oktober: Aus Kraszewski's Wolhynischen Reisebildern (130).

November: Das Berliner Katheder für Slawenthum (139).

Dezember: Fragmentarisches aus Kraszewski's Polesischen Reisebildern (149). Ueber die Polnische Journalistik (156).

Rußland.

Juli: Russisches Pantheon (90).

August: Der Russische Courier (97). Das neue Postwesen in Rußland (100). Einiges aus dem Alt-Russischen Volkskalender (104).

September: Ein Sommer-Sonntag in St. Petersburg (112). Die Universitätsstadt Dorpat (113). Der Weinbau im südlichen Rußland (115).

Oktober: Russische Opern-Komponisten (118). Goethe und der Russische Minister der Volksaufklärung, Herr von Uwarow (121). Russisches Urtheil über Deutsche Bühnendarstellung (123). Shakespeare in Rußland (125). Ein Zusammentreffen mit Puschkin (128). Das Senats-Archiv zu Moskau (129). Etwas über die Tschuwaschen (130).

November: Brief eines Russen aus Rom (142).

Dezember: Die Schlacht von Borodino (am 26. August 1812) (145). Gedichte der Gräfin Rostopitschina (150). Russischer Abschied von Italien (151).

Griechenland.

September: Ueber das alte Orchomenos bei Theben und den Abfluß des Kopais-See's (109).

November: Sophokles und die Antigone (131). Ueber den Charakter und die Mission des Sokrates (141).

Dezember: Die jährliche Zusammenkunft der archäologischen Gesellschaft zu Athen (148). Zur Geographie des heutigen Griechenlands (154). Der Landbau im Königreich Griechenland. Von Dr. Reigebaur (157).

Türkei.

September: Das Innere des Serai's (117).

November: Mahmud und die Reform in der Türkei (135).

Mongolei.

September: Die Kalmyken am Altai (114).

Syrien.

September: Erinnerungen aus dem Kampfe gegen Mehmed Ali. Von Pattison Hunter. Erster Artikel (107).

Oktober: Erinnerungen aus dem Kampfe gegen Mehmed Ali. Zweiter Artikel (120). Dritter Artikel (126).

November: Erinnerungen aus dem Kampfe gegen Mehmed Ali. Vierter Artikel (133). Fünfter Artikel (138). Sechster Artikel (141).

Dezember: Der Libanon und die Maroniten. Von Pattison Hunter (158).

Arabien.

Juli: Die Araber und ihr Einfluß auf die Völker des Mittelalters (88).

August: Arabien und Spanien (93). Spanien und die Araber (96).

Persien.

August: Wanderungen in Persien. Aus dem Tagebuche eines Französischen Reisenden (104).

Ostindien.

Juli: Die Bewohner der Nikobaren-Inseln. Von Rosen (90).

Oktober: Uebersicht der Alt-Indischen Literatur. Nach dem Dänischen Orientalisten Westergaard (122).

November: Ueber das Brahmanenthum (137).

China.

Juli: Die Insel Hong-Kong. Nach einem Berichte des Obersten Wittke (87).

September: Der Chinesische Monitrur. Vom Pater Hyacinth (111).

Oktober: Speisen und Speise-Gewohnheiten der Chinesen (126).

November: Der Orientalist Pauthier und einige Proben seiner Uebersetzungsweise (136).

Aegypten.

August: Alexandrien und die Alexandriner unter den Ptolemäern (97).

September: Die Schlacht bei den Pyramiden (105).

Abyssinien.

Juli: Neueste Reise in das südliche Abyssinien. Von Rochet d'Hericourt (90).

Nord-Amerika.

Juli: Neue Mittheilungen über Franklin. Nach Philarete Chasles (82).

September: Buckingham's Beschreibung Amerika's (106). Ueber den Verkehr und die Staats-Unternehmungen in den Vereinigten Staaten (111).

Oktober: Die drei Menschen-Racen in den Vereinigten Staaten. Vom Grafen von Castelnau (119).

Dezember: Die Literatur des demokratischen Amerika's (146).

Westindien.

Dezember: Die Britische Kolonie Barbados (155). Die Mulatten im Französischen Westindien (157).

Mannigfaltiges.

Juli: Belgiens literarisches Verhältniß zu Frankreich und Deutschland. — Neue Französische Journalistik. — Uebersetzungen ins Unendliche. — Musik und Sitte in Frankreich und Deutschland. — Pater Hyacinth über den Kindermord in China. — Lamennais über die Religion. — Prinz Louis Napoleon als Geschichtschreiber. — Zur Geschichte der Aussprache des Französischen. — Schwedischer Nachdruck Dänischer Werke. — Vielsprachige Bibel. — Romantisch-komische Rheinsagen. — Kunstgeschichte in England. — Voltaire wünscht Marquis zu werden. — Das Priester-Cölibat den Arabern erklärt. — Aufenthaltende Fragmente von Dio Cassius. — Die Dampfschiffe auf dem Rhein. — Ein Besuch bei Silvio Pellico.

Digitized by Google

August: Signora Rizzili's Memoiren über Aegypten. — Die mathematische Wissenschaft in Rußland. — Neu aufgefundene Schriften. — Der Russische Buchhändler Smirdin. — Ein Tagesbefehl Bonaparte's gegen den Liebesharm. — Napoleon und Zingarelli. — Ein Deutsches Journal in London. — Isaac Newton über die Weltkörper und das Daseyn Gottes. — Geographischer Sieg der Franzosen über uns arme Deutsche. — Gretchens Gebet Italiänisch und Französisch. — Russische Journalistik in Deutschland. — Shakespeare's Sonnette. — Manzoni und der Marquis von Monigrand. — Eine neue Tragödie von Jouy. — Eine neue Verordnung der Königlichen Bibliothek zu Paris. — Spanische Fabriken und Englischer Handel. Zweite Italiänische Version von Gretchens Gebet. — Nachdruck in Frankreich. — Geschichtliche Lieder der Franzosen. — Prophetische und National-Lieder. — Eisenbahnen und Posten.

September: Die Sternschnuppen vom 9. August schon im Jahre 1799 beobachtet. — Spanischer Steinregen in Französischen und Deutschen Zeitungen. — Englische Dramen durch Parlaments-Akte verstümmelt. — Ein Italiänischer Landprediger. — Flamänder und Wallonen. — Wissenschaftlicher Kongreß in England. — God save the King! — Zu Sachen der Mäßigkeits-Lehrung. — Der Bauhof im Pariser Frankreich. — Französischer Fleiß in Erforschung des Mittelalters. — Geistiges Eigenthum in Frankreich. — Kohl's Darstellung der Russischen Ostsee-Provinzen. — Neue Ausgabe von Burns. — Der Flüchtig-Reisende in Spanien. — Zweierlei Kanon. — Theater in Westindien. — Paul und Virginie in Neu-Griechischer Sprache. — Französische Lyriker. — Beiträge zur Englischen Literatur-Geschichte. — Ein literarisches Picknick.

Oktober: Cooper's neuester Roman. — Blind und taubstumm. — Das Deutsche Lied. — Berichtigung. — Rußlands Handel mit Asien. — Michelet's Geschichte Frankreichs. — Zur Theorie der Dichtkunst. — Die Wiedergeburt des Orients. — Englische Journalistik in Ostindien. — Die autographische Handschrift des Ibn Challikan. — Graf Starhek's Polnische Novellen. — Zur Sitten-Verbesserung. — Neues Italiänisches Heldengedicht. — Deutsche Reisewerke im Auslande. — Italiänische Kinderschriften. — Die Deutsche Philosophie vor ein Französisches Forum gestellt. — Russisches Kunst-Potpourri. — Ein Russischer Reisebericht in Knittelversen. — Jamin als Ehemann. — Deutsches Studentenleben, den Engländern geschildert. — Die Deutschen Studirenden sonst und jetzt. — Die Deutsche Theologie in England. — Goethe's Iphigenie, Englisch.

November: Ein in Deutschland aufgefundenes Manuskript zur Geschichte Frankreichs. — Ein Blick auf das Königreich beider Sicilien und die Stadt Neapel. — Ein Philosoph aus Massachussetts. — Speculations-Literatur. — Für die Echtheit der Tell-Sage. — Die Deutsche Behandlung des Englischen Desmus vor der Englischen Kritik. — Schweizer Stimmen contra Friedrich List. — Schelling in Berlin. — Ehrenrettung Ossian's. — Französische Biographien. — Audin's Lebensgeschichte Calvin's. — Rom und Jerusalem. — Jeanne d'Arc, nach Michelet. — Schwedische Zustände. — Fanny Elsler und die Offiziere der „Belle-Poule". — Herr von Strombeck über das Pennsylvanische Pönitential-System. — Napoleon und die Priester von Gent. — Unabhängige Revue. — Berühmte Aegyptologen. — Rosellini und Wilkinson.

Dezember: Die Belgier und die Französischen Literaten. — Französische Dichterinnen. — Französisches Synonymikon. — Der Mirza. — Philosophie in England. — Napoleon und die Bellmonarchie. — Theater in Madrid. — Die Kette. — Nachdruck des Britischen Athenäum in Berlin. — Neuigkeiten der Polnischen Literatur. — Gedanken über die Zukunft der Polen. — Forschritt des Christenthums in Afrika. — Neue Ausgaben des Shakespeare. — Niebuhr und Jacob im Holländischen. — Philosophie in Frankreich. — Orientalische Urtheile über den Stil. — Schlegel's Name in Nord-Amerika. — Giorgio Vasari. — Polnische Alterthümer. — Marquis d'Argens und Mlle. Cochois. — Katharina Cornaro, Königin von Cypern. — Rafael und Murillo. — Neue musikalische Zeitung.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Freitag den 2. Juli 1841.

Frankreich.

Die Freischütz-Sage in Frankreich.

Von George Sand.

Jüngst sah ich in der Oper zwischen einem Bürger von Paris und einem Deutschen. Man gab den „Freischütz", und der Pariser rief bei dem zweiten Akt mit gewichtigem Ernst aus: Welche Narren sind die Deutschen, an solche Possen zu glauben! Der Deutsche erhob Augen und Arme zum Himmel, das heißt zur Decke, und seufzte voll Erbitterung: O, über die nüchternen Verstandesmenschen, die Franzosen, sie begreifen das Wunderbare nicht. Dies vernahm den Bürger, und er fuhr fort, indem er sich zu seiner Frau wandte: Sieh, diese Eule, wie sie die Augen rollt und die Flügel schlägt! wahrhaftig, sie ist nicht werth, auf die Französische Bühne zu kommen. Der Deutsche nahm verletzt das Wort auf, indem er sich zu den Sternen wandte, das heißt zu den Lampen: Die Eule schlägt die Flügel wider den Takt, und ihre Augen schielen. Man möchte ihr die Augen zurecht rücken. Würde das Stück in Deutschland mit gleicher Nachlässigkeit in Scene gesetzt, das Publikum würde es nicht dulden. — Die Deutschen haben keinen Geschmack, sprach der Pariser Bürger. — Die Franzosen haben keinen Verstand, sprach der Deutsche Zuschauer.

Worüber streiten diese Herren? fragte ich im Zwischenakte einen kosmopolitischen Zuschauer, der neben mir stand und der, lebendig gesagt, zu meinen vertrauteren Freunden gehört. Wie kann die falsche Haltung dieser Eule sie mehr beschäftigen als der Sinn des Stückes, mit dem die Musik in so wundervollem Einklange steht?

Der Deutsche ist mit gewissen Theilen der Ausführung nicht zufrieden und sucht den Grund hiervon in der äußeren Ausstattung, antwortete mir der Kosmopolit. Dies kann man nur Beschreibenheit und Aengstlichkeit von seiner Seite nennen. Was den Bürger betrifft, der kommt in die Oper, um das Schauspiel zu sehen, und er hört die Musik mit den Augen.

Gut denn, um nur von dem Schauspiel zu sprechen, erwiederte ich, was meinen Sie dazu? Sie, der die Meisterwerk auf den ersten Bühnen Europa's gesehen haben, finden Sie, daß es auf der unseren schlecht ausgestattet ist?

Ich bin mit diesem Herrenlabahl nicht ganz anzufrieden, antwortete er, obgleich ich mehr der Teufelei wünschte. Die Erscheinungen, die im Plane des Stückes liegen, sind zu wenig beachtet, sie kommen zu selten und treffen nicht zu mit den Worten des Dichters und der Andeutung des Komponisten. Ich habe den Oberr nicht gesehen, dessen wilded Gebrüll in der Musik so herrlich ausgedrückt ist. Ich er vorübergekommen, so war es so schnell, daß ich ihn nicht bemerkt habe. Anstatt der Erscheinung Agathens habe ich nichts als ein grobhnlisches Gespenst gesehen. Diese Gerippe und Kobolde brauchten gar nicht so häßlich zu seyn, und sie bringen keineswegs den Eindruck hervor, den in Deutschland die unzähligen Hunde und Vögel hervorbringen, die sich auf die Bühne stürzen. Das Gebell und das Flügelrauschen ist ohnehin durch das Orchester ausgedrückt, und es heißt etwas kichlod mit Weber's Gedanken umgehen, wenn man ihm die nöthigsten Bilder entzieht, durch welche dieselben verkörpert werden. Hierüber beklagt sich der Deutsche, und er hat Recht. Ich für meinen Theil finde einen gewissen Ersatz in der Schönheit dieser Landschaft, in der Durchsichtigkeit dieser Nebelschleier, in dem ganzen, ich möchte sagen, künstlerischen, poetischen und erhabenen Ausdruck, den die Scenerie durch diese Art der Ausführung erlangt hat. Auf keiner anderen Bühne würde man die Landschaft an sich mit so viel Geschmack und Einsicht gemalt haben. Dieser Wasserfall, bei dessen einförmigem dumpfen Rauschen man schaudert und erstarrt, diese Nebelschleier, die sich abwechselnd trüben und erhellen, alles dies zeugt von einer grobartigen Anschauung und Empfindung des Decorateurs. Der Franzose hat für die wahre Schönheit der Natur nicht so viel Sinn, wie der Deutsche, wie auch alle große Landschaftsmaler der jüngsten Zeit Franzosen sind. Der Deutsche will die Natur verschönern, sie genügt seiner Einbildungskraft nicht, er bevölkert sie mit Gebilden seiner Phantasie und umkleidet die äußeren Gegenstände mit phantastischen Formen. Die Scene, wie sie in Deutschland dargestellt wird, sucht die Idee des Dichters auf das Genauste zu verständlichen, doch ich glaube, man hat Recht gethan, dies bei uns nicht zu versuchen. Wir hätten Einbrücke der Wahrheit denen der Phantasie opfern müssen, und am Ende hätte man die Anmuth der ersteren eingebüßt, ohne die großartige Bizarrerie der letzteren zu erreichen. Kurz, bei jedem der beiden Völker hat die Einbildungskraft ihre besondere Richtung genommen, und es würde mehr als schwierig seyn, sie hierin zu vereinigen.

Wenn Sie von Paris und Wien sprechen, antwortete ich, so geb' ich dies zu, die Unterschiede sind scharf abgegränzt; allein bringen Sie in das Herz unseres Volks, gehen Sie in die Provinz, zu den Landleuten, und Sie werden Uebertleierungen finden, die den Deutschen und Schottischen so ähnlich sind, daß man deutlich sieht, diese Volksschichtungen sind aus einer gemeinsamen Quelle entsprungen. Die Dichter und die bildenden Künstler der verschiedenen Nationen begreifen sich bald mehr, bald weniger für dieselben. England hat Shakespeare und Byron, Deutschland Goethe. Polen Mickiewitz, Schottland Ossian und Walter Scott. Wir haben nichts der Art. Unser Abergläuben hat keinen berühmten Ausleger gefunden und wird ihn nicht finden; Voltaire's Geist hat ihm den letzten Streich versetzt, und unsere moderne romantische Schule war nur eine farblose Nachahmung von der unserer Nachbarn. Sie hat nichts Dauerndes hervorgebracht, sie ist eine Modesache. Die Franzosen der höheren wie der mittleren Stände lachen über Gespenstergeschichten und verbieten ihren Dienern, den Kindern mit dergleichen den Kopf zu verdrehen. Der aufgeklärte Deutsche glaubt sie eben so wenig, allein er sacht nicht über sie, er liebt sie. Niemand hat in dieser Hinsicht den Deutschen Geist besser gezeichnet als Heinrich Heine.

Wir, so fuhr ich fort, wir haben Hoffmann's Erzählungen mit großer Begierde gelesen; doch sie haben unserer Gewohnheit, zu handeln, unser gebieterisches Bedürfniß, überall nach dem Grunde zu forschen, und somit den etwas nüchternen und ironischen Verstand nicht zu verändern vermocht, der den Deutschen an uns so verdrießt. Ich gestehe, Nichts ist lächerlicher als der starre Verstand, der Alles erklären will, ohne Etwas zu glauben; allein eine Schwäche ist es ebenfalls und verdient nicht minder beachtet zu werden, wenn man absichtslos Nichts erklärt, auch der nicht, mag man auf sich wollen erklären können. Hierin, wie ich glaube, besteht der Unterschied dieser Nationen. Voll Liebe zum Wahren leugnet oder verkennt der Franzose jede neue und außergewöhnliche Wirklichkeit; voll Liebe zum Sagenhaften sträubt sich der Deutsche, die Wirklichkeit darzustellen, sobald sie seinen Hirngespinnsten zuwiderläuft.*) Irrig, ich wiederhol' es, gehen Sie in die Provinzen, dringen Sie in das Innere des Volkes; Sie werden den großen Städten eine gebildete, thätige Menschengattung finden, welche, obgleich sie an Aufklärung den höheren Klassen nahe steht, sich noch der Erzählungen ihrer Kind-

*) Mit diesem Unterschiede, so wie mit einem großen Theile der vorangehenden Behauptungen, kommen wir wenig zurechten seyn. Vielmehr hat es die Verfasserin sie nöthig zu bemerken, in Frankreich haben Hoffmann's Erzählungen die Gewohnheit, zu denken, nicht verändert? Glaubt sie, daß dies in Deutschland der Fall ist? Und wer Deutsche, deren Denkgewohnheit bei den Gebildeten durchweglich gesprengt ist, wenn sie hier plötzlich ungründlich verfahren, so sieht sie nichts darin, als Inkonsequenz? Der Grund unseres Festhaltens an der Sage ist vielmehr der, daß wir gewisse Voraussetzungen, auch denn noch, wenn wir längst erkannt haben, daß diese selben vor dem Verstande unhaltbar sind, nicht aufgeben, sobald sie einer tieferen poetischen Idee oder Lebensanschauung, einem umfassenderen sinnlicheren Leben Vorschub zur Grundlage dienen; daß wir das Wesentliche hierin sehen, als das Zufällige, und daß wir gerade Elastizität und Kraft der Abstraction genug besitzen, um die Phantasie von allen unbewussten Einflüssen der Verhältnisse frei zu erhalten, unbeirrt aber auch diesellben, sobald sie das Prosaartige, Bedeutungslose der Wirklichen wegen verlieren, sobald sie den ganzen Sinn einer Dichtung stören, weil sie der Sage, ihrer allgemeinhaltigen Voraussetzung, nicht anerkennen hören. Ob wir berechtigt sind, diese Abstractionskraft bei unseren Nachbarn ganz oder zum Theil zu leugnen, bleibe hier unerörtert; schwerlich würde sie Resultate, die wir bedeutend finden, ohne eine sehr schwere seyn, und der in Aus stehende Mangel, daß sie keine Sagen-Poesie haben, ist nicht groß genug, um dieselbe zu rechtfertigen. Doch warum beruft sich Madame George Sand nicht auf die Aristocratische Poesie, auf der das Dasein der Aristocratie so viele Sagenstoffe enthalten hat? Wenn sie leben will, so kann sie hierin den Deutschen nicht um ein Haar nachstehen, so werden die wenigsten Deutschen, kommt einmal Leben, andern gerade Heine's Traum- und Gespensterdichtungen anerkannt, etwa den Todtentanz ausgenommen, einer Schwachheit zu zeihen haben. Wie in der Folgung der romantischen Schule hervorgebracht, wir rechnen einen großen Theil der Dichtungen Phantasus und Novalis's hierher, ihre wahre Bedeutung aber erhält die Sage erst dann, wenn sie nur als Trägerin einer Idee auftritt, wie es Göthe im Faust dargestellt hat und Andere, z. B. Immermann in seinem Merlin, es versucht haben. Auch macht der Verf. ihrem kosmopolitischen Herzen durchaus keine Schmeichelei, wenn sie ihm den Spectator in den Mund legt, wir Deutschen verständen die Natur nicht zu erfassen, weil sich unsere Phantasie mit ihr überkreuze; es wäre wohl sehr verständig und den ersten Bühnen Europa's" gefehlen hat, wie sie dort es angetangen, um auf seinen bedeutenden Reisen nirgend zu hören, daß sein Dichter der neueren Zeit die Gothische Oderkirche erreicht hat?

Digitized by Google

heit und der Mährchen ihrer ländlichen Ammen erinnert. Und wenn Sie aufs Land gehen wollen, so finden Sie, ohne sich weit von Paris zu entfernen, die Freischützen-Sage in der Einbildungskraft der Bauern so lebhaft, als sie hier nur auf dem Theater dargestellt werden kann.

Wohlan, erwiederte ich, gehen Sie und plaudern eine Zeit lang mit den Förstern und den Holzschlägern im Walde von Fontainebleau. Sie werden Ihnen erzählen, wie sie in nebligen Herbstnächten die phantastische Jagd des wilden Jägers haben vorüberziehen hören. Ja, sie sind der furchtbaren Meute sogar begegnet, sie haben die Hindin gesehen, die erschreckt vor der flammenden Rotte flieht, die großen Windspiele, deren Race untergegangen ist und die vor den Zerlichten daherlaufen, die Schützen mit ihren Hörnern und ihren Töne wie Grabesklerer klingen, und den wilden Jäger selbst mit seinem rothen Mantel, seinem wallenden Heimbusch und seinem Rosse, das, schwarz wie die Nacht, stolz einherbraust, mit den Nüstern schnaubt, und unter dessen Hufen die Heide rings um die hundertjährigen Baumstämme raucht, welche mitten im tiefsten Dunkel des Forstes „den Kreuzweg des wilden Jägers" bilden.

Ich bin oft unter diesen Bäumen gegangen, begann mein Freund, wenn sie frisch grünend in der Sonne glänzten, doch ich habe nie gezlaubt, daß die Feier dieser Lustorte so nahe an der Hauptstadt haben.

Wenn Sie mir versprechen, mich nicht auszulachen, sagte ich zu ihm, so will ich Ihnen erzählen, wie ich nahe daran war, eine Fabel zu glauben, die in gewisser Hinsicht mit dem Gedicht vom Freischützen große Aehnlichkeit hat.

Ich bitte darum, sprach er, und verspreche Alles.

Nun gut, fuhr ich fort, so legen Sie in Gedanken eine Entfernung von vierundzwanzig Meilen zurück. Wir befinden uns im Herzen Frankreichs, in einem grünen üppigen Thale, am Ufer der Indre, an dem Fuße einer von schönen Nußbäumen umschatteten Bergkuppe, den man die Urmontshöhe nennt und der eine Landschaft beherrscht, die auf Gemüth und Auge gleich wohlthuend wirkt. Da giebt es schmale Wiesen, umsäumt von Weiden, Erlen, Eschen und Pappeln; einzelne Hütten breiten sich zerstreut auf denselben aus; die Indre, der tiefe, schweigende Bach, windet sich dahin wie eine Schlange, die eingeschlafen ist im Grase, und welche die Bäume, zu beiden Seiten des Ufers gedrängt, geheimnißvoll mit ihren ungunglosen Schatten begraben; stattliche Kühe liegen wiederkäuend auf der Weide; Füllen tummeln sich um ihre Mutter; ein Müller schreitet neben dem Sacke her, den sein mageres Pferd trägt, und singt, um die Langeweile des düsteren kleinlichen Weges zu täuschen; einige Mühlen sind am Ufer emporgebaut, ihre wallenden Schleusen breiten sich aus, wie weiße Tücher, und ihre netten ländlichen Brücken werden Sie vielleicht nicht ohne einiges Bangen überschreiten, wenn sie sind nichts weniger, als fest und bequem; ein Mütterchen spinnt an ihrem Rocken, sie sitzt hinter einem Strauche gekauert, während die Schaar ihrer Gänse in Hast die Wiesen ihres Nachbars plündert: dies sind die einzigen Ereignisse dieser ländlichen Gegend. Ich wüßte Ihnen nicht auseinanderzusetzen, worin ihr Reiz besteht, und dennoch würden Sie sich von demselben ergriffen fühlen. Sie würden, wie in einer Frühlingsnacht kurz vor der Heu-Aernte auf den Zuspitzen der Wiese umherstreifen, wo das Gras, mit tausend Blumen gemischt, bis an die Kniee reicht, wo der Hagedorn seine Düfte ausathmet und wo des Stieres einsames Gebrüll erschallt. In einer Nacht des Spätherbstes würde Ihr Spaziergang weniger anmuthig, doch romantischer sein. Sie würden über feuchte Wiesen schreiten, über ein weites Tuch von Reif, weiß wie Silber, das müßten Sie hüten, in Gruben zu fallen, die durch das Austreten irgend eines Armes des Flusses ausgehöhlt sind und von Binsen und Wasserlilien verdeckt. Sie würden die Nähe derselben daran erkennen können, daß die Frösche, durch Ihre Ankunft erschreckt, plötzlich ihr nächtliches Konzert abbrächen. Und wenn Sie etwa einen großen weißen Schein mit rothen Ketten durch sich bewegten, so würden Sie sich noch zu früh schmeicheln, ein Gespenst zu erblicken, das durch den Nebel schleicht; vielleicht ist es die weiße Kuh eines Pächters, welche die Ketten schleppt, mit denen man ihr die Vorderfüße gebunden hat.

Die malerischste und die am meisten geheimnißvoll anlockende dieser Mühlen, die unter dem Laube verborgen sind und durch den hohen Abhang der Urmontshöhe geschützt werden, ist die Mühle Blanchet; sie, die einst auch die glücklichste war, doch es jetzt nicht mehr ist. Wie oft fehlt ihr das Wasser jetzt in der Hitze des Sommers, und dennoch hat es ihr nie gefehlt, als Monny Robin Müller war; obgleich die Mühlen oberhalb und unterhalb derselben oft danach seufzten. Die Müller verfluchten die heiße Jahreszeit; sie spannten ihre Schleusen vergeblich, sie erschöpften ihre Behälter bis auf den letzten Tropfen, um ihre Rädern zu befriedigen, während dessen schwang sich das Rad der Mühle Blanchet siegreich und warf tosend große schäumende Wellen. Monny Robin erfüllte die Wünsche all' seiner Kunden und sah, wie natürlich, die seiner unglücklichen Genossen sich an ihn wenden; denn Monny Robin war ein Zauberer, er hatte sich dem Georgeon ergeben.

Wer ist Georgeon? Wer ist Samiel? Georgeon ist ein tückischer Teufel. Es ist mir nie gelückt, ihn zu sehen, obgleich ich mein Möglichstes gethan habe. Allein es haben ihn so viele Andere gesehen, daß man sein Daseyn nicht bezweifeln kann, so wenig, als sein Eingreifen in die Angelegenheiten unserer Landleute. Er giebt der Mühle Wasser, der Wiese Gras, den Thieren Fruchtbarkeit und vor Allem dem Jäger Wildpret, denn er ist vorzüglich ein Geist der Jagd. Er jagt durch das Brachland, er streift durch die Gebüsche, er begegnet ungeschickten Jägern, er tummelt sich in der Nacht mit den Füllen auf der Wiese, und wenn er das Wild durchjagt, so ist er stets von wenigstens funfzig Wölfen begleitet, wenn auch kein einziger in der ganzen Gegend lebt. So oft man ihn auf diesem nächtlichen Zuge überrascht, läuft Alles mit Spießen und Stangen zusammen, um ein Blutbad anzurichten; doch, wie man es auch anfangen mag, die Wölfe werden unsichtbar, und der Tückische verhöhnt die Jäger; Georgeon's Lieblinge nämlich mischen sich nicht in den Kampf; sie erhalten die Rehhäuter und Hasen nur unter der Bedingung, daß sie die Wölfe in Ehren halten und ihnen beistehen, wenn sie sich von ihren Verfolgern bergen. Wozu die Bäume schlagen und sich so viele Mühe geben? wird man zu ihnen sagen. Wir treffen heute keinen einzigen Wolf. Ein Gewisser, wir kennen ihn schon, hat sie in seiner Scheuer verborgen. Dort geht ihn. Ihr werdet mehr als hundert an der Krippe finden.

Wie ist Monny Robin mit Mouny Robin auf diese Weise beherbergt und unseren Nachsuchungen entgogen? Ohne Zweifel war er Schuld, daß wir nie einen einzigen auf vier Meilen im Umkreise bemerkt haben, und in dieser Hinsicht ist ein Zauberer sehr nützlich für die Schafsherden seiner Gegend.

Allein ein Zauberer muß heimtückisch und verderblich seyn, darum wurde Mouny Robin fest und sicher im Auge behalten. Und obwohl war er das freieliebste und gefälligste Wesen von der Welt. Als ich ihn kennnen lernte, war er noch jung. Er war ziemlich groß, schlank, wie es schien, schwächlich gebaut und dennoch von ausnehmender Körperkraft. Ich entsinne mich, als ich eines Tages über seine Wiese gehen wollte, um einen ziemlich weiten Umweg zu vermeiden, daß ich mich plötzlich durch einen sehr breiten Graben gehindert, der mit Wasser und Schlamm angefüllt war. Ich blieb stehen, unter einer Weide hervor. Dort können Sie nicht hindurch, mein Kind, sagte er, das ist unmöglich. Mir schien es nicht unmöglich; doch als ich versuchte, den Fuß auf die spitzen Steine zu setzen, die, hier und dort in den Graben geworfen, eine Art von Steg bildeten, so glitten sie darunter weg, und die Sache war in der That schwieriger, als ich geglaubt hatte. Ich ging mit einem Mädchen, der jünger war, als ich, und mir zurief: Versuche nicht, hindurch zu gehen. Mouny will nicht, er hat den Platz bebert, und obgleich nicht viel Wasser hier ist, so müssen wir, wenn er will, doch ertrinken.

Da es heller Tag war und ich mich am Tage nie vor Gespenstern gefürchtet habe, so lachte ich über die Bemerkung und rief Mouny. Komm her, sprach ich, und wenn du ein tüchtiger Herrmeister bist, so setze mich hindurch, wenn du es nicht bist, so ertrinke. Ich wußte es wohl, sagte er mit triumphirender Miene, daß Sie ohne mich nicht hindurchkommen würden. Er kam herbei, und obgleich er sehr bleich war und, wie es schien, entkräftet durch ein Fieber, das längere als ein Jahr an ihm zehrte, nahm er mich auf die Arme, hob mich wie einen Faden leicht empor und trug mich, indem er ungeachtet seiner plumpen Holzschuhe mit großer Sicherheit auf den zerstreuten Steine hüpfte, ohne Schwanken auf entgegengesetzte Ufer. Da, sprach er zu meiner Begleiterin, komm mir nach, fürchte dich nicht. Sie folgte ihm und fand nicht die geringste Schwierigkeit. Seit jenem Tage, ich war damals siebzehn Jahr alt, zeigte ich gegen Mouny Robin stets die größte Freundschaft.

Wenn ich an die Physiognomie des Mannes denke, so gesteh' ich, daß ich ihn nicht für einen Zauberer gehalten habe; aber er hatte in der That etwas Außergewöhnliches, und wenn nicht etwas Geistvolles, doch etwas Geheimnißvolles. Ich will Ihnen erklären, was ich damit meine. Er war hinsichtlich des Aeußeren in Sprache und Manieren von den übrigen Bauern völlig verschieden, obschon er stets unter denselben Verhältnissen gelebt hatte. Er drückte sich gewissermaßen vornehm aus, obgleich weniger Art von Eymilmus bei ihm durchbrach, der an Rabelais erinnerte und nicht ohne Witz war. Seine Stimme war mild, seine Ausdrucke angenehm; er war aufgeweckten Geistes und im Umgange zutraulich, ohne plump zu seyn. Weit entfernt von der kriechenden Unterwürfigkeit seiner Standesgenossen, die nie einen hohen Hut erblicken, ohne ihren niedrigen breitkrämpigen zu schwingen, hat er, ich glaube, nie Jemanden mit „Herr" oder „Meister" angeredet

liegt. Das Rebhuhn auf den Feldern ist nur eine Jagd für Kinder. Doch der Hase im Gebüsch ist eine Jagd für Meister. Hier gilt es, erfahren und schlau zu seyn, und dem geschickesten Jäger der Ebene hilft sein Latein nichts, und er verliert sein Pulver, wofern er sich nicht, um die langen Lehrjahre zu kürzen, Georgeon ergiebt.

Dies ist noch das Sicherste, sagte uns unser Freund, der Feldwächter. Ich für meinen Theil weiß nicht, wie man dazu gelangt, und dann — mit dem Gewehren fängt es sich gut an und endet übel. Wenden Sie sich an Mouny Robin, der wird Sie lehren, Wild erlegen, so viel Sie wollen. Gott weiß, es giebt keinen besseren Schützen in Europa. Doch, sehen Sie, er hat eben einen üblen Freund hinter sich. Mög' er sich hüten! Zu seiner Zeit wird er seinen Meister finden, und Georgeon wird ihm arg mitspielen.

Wenn man gerade auf einem Husaren-Regiment ausgetreten ist, so ist man nicht abgeschieden. Mouny Bruner wollte Meister in der Jagd werden, und er wurde Mouny's Schüler; ich hab' es stets geliebt, Felder und Wiesen zu durchschweifen, im Schatten zu rauchen, unmußlet von einem Nußbaum, oder, am Bach hinabwandelnd, einen Roman zu lesen; so trat ich mit in den Bund, ohne mir etwas Arges zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Cousin über den Begriff der Freiheit.

Aus dessen Geschichte der Moral-Philosophie. *)

Die Freiheit unserer Nebenmenschen nicht zu verletzen, befiehlt das Gesetz der Moral, ein bestimmtes, strenges, in seinen Resultaten furchtbares Gesetz, denn jede Verletzung desselben, die dem Anderen schadet, schadet auch dem Handelnden. Enthaltung ist, wie der Stoiker sagt, das Gesetz. Wenn ein Mensch dieses Gesetz erfüllt, so hat ihm Niemand etwas zu sagen. Hat er aber damit seine Bestimmung erfüllt? Hat er damit die äußerste Gränze der moralischen Vollkommenheit erreicht?

Wenn die großen Männer des Alterthums die Freiheit ihrer Mitbürger vertheidigten, so beobachteten sie nicht blos das Gesetz der Enthaltung, sondern sie handelten. Sie kamen nicht blos dem Gesetze nach, welches sagt: Verletze nicht die Freiheit der Anderen, sondern sie warfen sich selbst zu Vertheidigern dieser Freiheit auf. Wurde dieß dem Gesetze genügt, wenn er unter seinen Mitbürgern geboren wäre, ohne einem von ihnen Schaden zugefügt zu haben, aber er that mehr, er opferte sich fürs Vaterland. Der Mensch ist verpflichtet, uneigennützig zu seyn, aber in gewissen Fällen treibt ihn ein Instinkt, der sich nicht erklären läßt, über die Gränzen des Gesetzes hinaus und steigert die Uneigennützigkeit zur Aufopferung. Die Aufopferung ist gleichfalls der Kurve der Moral, während der Uneigennützigkeit, die Verletzlichkeit der Gerechtigkeit als der obligatorische Theil derselben zu betrachten sind und den eigentlichen Gegenstand des Rechts bilden.

Die Rechte und Pflichten des gesellschaftlichen Menschen, deren Erklärung in die neuere Zeit fällt, sind so alt, daß sie niemals vorgeschrieben worden sind. Sobald der Mensch sich selbst erkannte, erkannte er sich auch als freies Wesen; er urtheilt sich über die Dinge und hatte das Bewußtseyn, daß er sich erniedrigen würde, wenn er die Freiheit Anderer verletzte oder die seinige verletzen lassen wollte. Zu allen Zeiten ist die Freiheit bekannt und geehrt gewesen, aber in größerem oder geringerem Maße, und immer nur theilweise. Die wahre Welt des Menschen ist die der Freiheit, und seine Geschichte ist nicht Anderes als die allmälige Entwicklung dieser Freiheit, die von Jahrhundert zu Jahrhundert immer besser verstanden wird, bis die Zeit kommen wird, wo alle Rechte bekannt und geachtet seyn werden.

Die Geschichte ist nicht willkürlicher als diese Welt und die Menschheit, deren regelmäßige Entwicklung sie darstellt. Die Menschheit hat ihre Gesetze und ihren Fortschritt; allmälig bringt die Geschichte die Ideale Gesellschaft zur allmäligen Entwicklung. Diese ideale Gesellschaft realisirt sich nie absolut, denn, indem sie in die Realität tritt, wird ihre Reinheit getrübt, aber etwas davon erhält sich doch immer. Lange Zeit beharrt die Menschheit bei einer Form der Freiheit, die ihr genügt. Diese Form wirkt nur so weit ins Leben, als sie zu dem Zustande der Menschheit paßt. Selbst in den Zeiten, die uns sehr die gedrücktesten scheinen, wie kein Druck vorhanden, denn solche Zeiten existirten doch nur mit der stillschweigenden Einwilligung aller derer, die darin lebten. Die Menschen wollen nicht mehr Freiheit, als sie kennen, und der Despotismus hat sich immer mehr auf die Unwissenheit als auf den Knechtsinn gestützt. Ohne von der Orientalischen Zeit zu reden, wo der Mensch in seiner Kindheit noch das Bewußtseyn seines Wesens, d. h. seiner Freiheit hatte, so war z. B. in der Griechischen Epoche, der Jugendzeit der Welt, die Freiheit noch sehr schwach, aber trotz dieser Beschränktheit genügte sie der Welt, da diese nicht mehr forderte. Da es aber im Wesen jeder unvollkommenen Sache liegt, sich zu vervollkommnen, so hat jede unvollständige Form nur eine gewisse Zeit und macht einer weiteren Form Platz, welche die erste fortbildet. Das Mittelalter, welches die antike Sklaverei aufhebt, besitzt eine ausgedehntere Form der Freiheit als die Griechische, und dennoch schrint uns auch diese sehr drückend. Daß das Menschengeschlecht sich aber im Mittelalter nicht gedrückt fühlte, geht daraus hervor, daß es nicht gegen die Mächte ankämpfte, denen es unterworfen war. Erst seit zwei oder drei Jahrhunderten genügt das Mittelalter nicht mehr und lastet auf der Menschheit; auch ist es erst seit zwei oder drei Jahrhunderten erschüttert worden. Die Formen der Menschheit sind unerschütterlich, wenn sie ihr genügen. Der Verwegene, der gegen sie anzurennen wagt, zerschmettert sich den Kopf. Ist aber eine Form der Freiheit unter der Idee, welche sich die Menschheit von der Freiheit macht, strebt jene nach mehr Rechten, als sie besitzt, und hat der Geist der Freiheit eine Form verlassen, so ist die Form ausgehöhlt, und wer Hand an das Gögenbild legt, aus dem der lebendige Gott entwichen ist, zerschmettert es mit einem Schlage.

So schreitet die Menschheit von Form zu Form, von Umwälzung zu Umwälzung, immer auf Ruinen fort, aber sie schreitet doch fort. Die Menschheit, wie die Welt, geht durch den Tod zum Leben hindurch; der Tod ist indeß nur scheinbar, da er den Keim eines besseren Lebens enthält. So erschrecken die Krisen der Geschichte den Freund der Menschheit nicht mehr, weil er jenseits der Scheinbaren Zerstörung neues Leben wahrnimmt.

Die Krisen der Menschheit kündigen sich durch traurige Symptome und düstere Erscheinungen an. Den Völkern, die ihre alte Form aufgegeben haben, fehlen zunächst noch die Prinzipien und die Basis. Sie streben nach einer neuen Form, welche ihnen besser scheint als die veraltete, die aber noch nicht deutlich vor ihren Augen steht. Zunächst offenbart sich nur die negative Seite der Dinge, die positive bleibt im Dunkeln. Die Vergangenheit, von der man sich losmacht, ist leicht zu überblicken, die Zukunft, der man sich zuwendet, ist von Finsternis umhüllt. Daher die Beängstigung der Gemüther, die in einigen Individuen zum Skeptizismus ausschlägt. Der Gegensatz der Verzweiflung und des Skeptizismus giebt es nur eine Zuflucht, die wahre Moral, das Verständniß der wahren Freiheit, die klare und deutliche Anschauung der wahren Gesellschaft in ihrem ewigen Ideale.

Ja, es giebt eine ewige Gesellschaft, welche Form auch diese Gesellschaft annehmen möge. Man forscht danach, was sie seyn wird; man sollte vielmehr danach forschen, was sie seyn muß. Man ergebe sich den unvergänglichen Pflichten in der festen Ueberzeugung, daß das Unvergängliche nicht untergehen kann, und daß etwas, was nicht untergehen kann, zuverlässig einst triumphiren wird. Hier treffen der Patriotismus und die Wissenschaft zusammen. Der Patriotismus strebt nach einer besseren Zukunft; die Wissenschaft beschäftigt sich weder mit der Vergangenheit noch mit der Gegenwart, sondern mit dem, was ewig ist. Die Freiheit ist aber ewig. Die Formen vergehen, die Freiheit vergeht nicht. Die verbrauchten Formen vergehen unwiederbringlich; der zukünftige Form wird nach dem unabänderlichen Gesetze des allmäligen Fortschritts besser seyn, als alle früheren. Darin liegt der Trost, die Hoffnung, der Glaube des Philosophen.

Victor Cousin.

Schweiz.

Voltaire's Schloß in Ferney.

Noch vor wenigen Jahren wurde ein Abstecher nach Ferney jedem Reisenden in der Französischen Schweiz deinahe zur heiligen Pflicht gemacht. Kaum vor den Thoren von Genf angelangt, hatte der Fremde schon Tag und Stunde zu dieser kurzen Pilgerfahrt bestimmt; denn Ferney liegt nur unbedeutende Lieues nördlich von der Stadt. Die erste Sorge eines Genfer Lohnbedienten war, bei den Fremden, die seiner Leitung sich vertrauten, höflichst anzufragen, ob die Herren Voltaire's Schloß schon besucht hätten; jeder Gastwirth, der nur irgend auf guten Ton Anspruch machte, stellte seinen Gästen dieselbe Frage; Pferde, Karossen und Kalescher schlugen, wie vor vielen, die Richtung nach Ferney ein, und man kehrte, wenn auch nicht von Bewunderung erschöpft, doch wenigstens befriedigt zurück. Man hatte ja den Aufenthalt des unsterblichen Schriftstellers, des großen Mannes, wie er damals deutlich ward, gesehen; jetzt sind wir mit unseren lobenden Epitheten sparsamer. Wer die Menschheit durch die Macht des Wortes erleuchten kann, der hat in unseren Tagen keinen Anspruch mehr auf solche Ehre(!); wir gönnen sie nur den Welt-Erschütterern, denen Kanonenbonner die Dinge auf ihrem alten Gleise bringt. St. Helena hat unserer Generation Ferney, les Charmettes, Ermenonville und viele andere durch die Denker des 18ten Jahrhunderts geweihte Orte auf dem Gedächtniß verwischt; es ist also sehr natürlich, daß sie mit jedem Jahre weniger besucht werden, und die Begierde, sie zu sehen, ohne allen Vergleich weniger sanftlich genannt werden kann, als sie einst war. Der Enkel, den man dem Riesen der materialistischen Philosophie gewidmet, ist seine heilige Pflicht mehr; die an Verzückung gränzende Begeisterung, welche vor einem halben Jahrhundert fast gebieterisch verlangt wurde, brächte den Besucher Ferney's heutzutage in den Ruf eines Verrückten; und die Laune, die Begeisterungslosen sind der Qual überhoben, beim Anblick der Ueberreste, die dieser Ort bewahrt, conventionellen Empfindsamkeit zu heucheln. Eine Aera unparteiischer Gerechtigkeit hat für Voltaire begonnen: jeder liberal denkende Mensch bewundert die Geisteskräfte des merkwürdigen Mannes, und jeder edel Denkende beklagt den Mißbrauch, den Voltaire mit seinem Genie getrieben. Führen wir nun unsere Leser in das weltliche Heiligthum, das sein heutiger Besitzer seinem anständigen Fremden verschließt, der die einfache Bedingung, durch einen Bedienten sich anmelden zu lassen, erfüllen will.

Das Gebäude ist, aufrichtig gesagt, in sehr mittelmäßigem und doch anmaßlichem Style erbaut. Es giebt in den Umgebungen von Genf wohl funfzig Villa's, die geräumiger, eleganter und vor Allem komfortabler sind. Der sogenannte Salon und das Schlafgemach Voltaire's befinden sich noch so ziemlich in demselben Zustande, wie sie in den letzten Jahren seiner Existenz gewesen. Der Salon ist klein und häßlich; er enthält sechs Lehnsessel und eine Konsole. An

*) S. Nr. 78 des Magazins.

Digitized by Google

der Wand hängt noch ein Gemälde, oder vielmehr ein Schmier- und Subelstück, eben so abscheulich an Erfindung wie an Ausführung; es stellt den Tempel der Minerva vor, in welchem Voltaire in seinem Schlafrock dem Apollon seine Huldigung überreicht. Diese Scene des Dichters mögen sich, unerhörte Fragen schneidend, im Staube zu seinen Füßen. Im Schlafzimmer bemerkt man ein Mausoleum aus gebranntem Thon, einem alten Ofen ähnlich, welches das Herz Voltaire's ursprünglich verwahrte. An den Seiten dieses ehemaligen Grabmals befinden sich die Büdnisse des Papstes Clemens II. und der Kaiserin Katharina II., unter denen einer Weißzeug-Schnürein und Savoyischen Kaminfegern in dem Bette die Büdnisse Friedrich's des Großen, des Schauspielers Lekain und der Mad. du Châtelet; und an den Seiten des einzigen Fensters einige sehr mittelmäßige Kupferstiche, berühmte Männer darstellend, worunter auch Voltaire's Freunde und Geistesverwandte Marmontel, Helvetius, Diderot und der Herzog von Choiseul. Die Vorhänge am Bette und am Fenster des Schmauses sind verschwunden, Dank der unbescheidenen Gier nach südbaren Andenken, die frühere Besucher bewogen hat, große Lappen zu stehlen oder auch wohl zu kaufen. Neben dem Schlaf-Kabinette Voltaire's war früher sein Arbeits-Kabinet, jetzt eine Bedientenstube; und an letztere stieß die Bibliothek, deren Raum eine Orangerie einnimmt. Im Parke steht man eine große, von Voltaire's Hand gepflanzte Linde, die im Jahre 1824 durch den einschlagenden Blitz gelitten hat. Obschon der dieser Park völlig eben ist, so machen seine wohlangelegten Alleen doch einen erfreulichen Eindruck.

Es lebt noch in Ferney ein Gärtner, jetzt 77 Jahre alt, der, als Knabe, Voltaire gekannt hat und in seiner schlichten, von aller Charlatanerie entfernten Manier viel Interessantes von ihm zu erzählen weiß. Dieser Mann verwandelt alle sonstigen Ankenken ein Stück von Voltaire's Schlafrock, seine Mütze von weißer Seide mit goldenen Blumen und seinen langen knotigen Stock aus Buchsbaumholz. Auf diesen Stock sich stützend, agirt der gute Mann allerlei Scenen aus Voltaire's Privatleben, seine Kaleresi, wenn er mit den Dienstboten zankte, sein Gebetenspiel, wenn er Dorfkinder, die ihm begegneten, Schrecken einjagen wollte u. s. w. Derselbe Gärtner zeigte uns eine Sammlung von Siegeln verschiedener Personen, die an Voltaire geschrieben hatten. Er bedeutete sich dieser Siegel, um Briefe zurückweisen zu können, die er nicht annehmen wollte; und bei allen Siegeln stehen Epithete, die ihren Besitzern, wenn sie langweilig oder unbeliebten waren, nicht eben schmeichelhaft sind. Die Kupferstiche, welche die Stube des Gärtners schmücken, stellen Voltaire in allerlei Kostümen vor; einmal erscheint er sogar als alter Weib verkleidet. Der Einerud, den diese groteske Figur macht, ist unbeschreiblich.

Der Schauspielsaal des Schlosses, wo man einst Lekain, Mlle. Clairon und Delaride spielen sah, existirt schon lange nicht mehr. Die berühmte, dem Theater gegenüberstehende Kirche mit der Inschrift: Deo erexit Voltaire, ist ein armseliges, jetzt in einen Heuschober verwandeltes Gebäude. Voltaire hatte diesen Tempel nicht blos erbaut und eingeweiht, sondern auch Gottesdienst darin gehalten. Man erzählt, daß er eines Tages in seinem geblümten Schlafrock und in seiner Nachtmütze die Kanzel bestieg und vor den zum Anhören einer Messe versammelten Gläubigen eine Predigt über den Diebstahl improvisirte, so wider ein Schaden, den Bildnisse und Vagabunden auf seinem Grundstück angerichtet, ihn begeisterte. Dieser Zug, sey er wahr oder erlogen, stimmt sehr gut zu der bekannten Reizbarkeit des philosophischen Schloß-Besitzers, eines zwar gütigen und wohlthätigen, aber äußerst peinlichen, lannenhaften, händelsüchtigen und, wenn man seine Feudal-Rechte nur im Geringsten antastete, ganz unverschämlichen Herrn. Seine Vasallen von einer christlichen Kanzel herab paranguirte, war übrigens eine philosophische Erzöglichkeit, die seinem Geschmacke sehr zusagte.

Man legt den Neugierigen, die Ferney besuchen, ein dickes Album vor, in welches sie ihren Namen und allenfalls noch einen Gedanken über den Ort und seinen berühmten ehemaligen Bewohner eintragen. Es versteht sich von selbst, daß dieses Album seit Voltaire's Tod öfter erneuert worden ist. In dieser Sammlung philosophischer, politischer oder sentimentaler Gemeinplätze begegnet man selten einem Einfall, der es verdient, nicht sogleich wieder vergessen zu werden. Das Lob ist fade oder auf alberne Weise übertrieben, und der Tadel artet gewöhnlich in Läfterungen aus. Eine Bewunderung, die sich in glatten Redensarten Luft macht, hat wenigstens noch etwas Anspruch auf Nachsicht; das Dogma von Voltaire's Unträglichkeit ist noch ein Glaubens-Artikel glaubiger, ehrsamer halb kindischer Greise; aber Ausbrüche gemeinen Hasses und roher Schmähsucht sollten in einem Gedenkbuche dieser Art nicht geduldet werden. Es steht einem Jeden frei, die Lehrmeinungen Voltaire's zu verabscheuen, den Einfluß, den seine Schriften gehabt, zu beklagen, ja selbst seine Person zu verachten; aber man wird wenigstens darin mit mir übereinstimmen, daß eine Brandmarkung seines Andenkens an dem Orte, wo er gewohnt, unschicklich ist. Es liegt etwas Empörendes darin, wenn man sich das Schalgemach eines Verstorbenen offnen läßt, um sich in Verwünschungen gegen den Todten auszulassen.

Mannigfaltiges.

— Belgiens literarisches Verhältniß zu Frankreich und Deutschland. Es erscheinen seit einiger Zeit in Brüssel zwei Monatschriften, die wohl verdienten, auch außerhalb Belgiens nicht so unbeachtet zu bleiben, als sie es hauptsächlich wohl in Folge des Umstandes sind, daß die Herren in Paris, die dort allein die Französische Literatur machen wollen, keine Notiz von dem nehmen, was sich außerhalb ihres kleinen Kreises auch eine gewisse literarische Selbstständigkeit, und zwar im Gebiete der Französischen Sprache, erringen will. Jene beiden Brüsseler Zeitschriften stehen unter den Auspizien der beiden verschiedenen Parteien, deren Ihren und Ansichten die religiösen und politischen Unterschiedungen in Belgien bestimmen. Die Revue de Bruxelles, die von den Herren Dechamps und de Decker geleitet wird, repräsentirt den Gedanken der sogenannten katholischen, und die Revue Nationale de Belgique, unter Leitung der Herren Devaux und Verhaegen, den Gedanken der liberalen Partei. Jedoch nur in Bezug auf Fragen, welche die innere Politik und die Verwaltung ihres eigenen Landes betreffen, sind die beiden gezachten Zeitschriften, die in jedem Monatshefte einen überschlichten politischen Artikel liefern, entschieden getrennter Ansicht; dagegen sind sie über das Verhältniß, das Belgiens Literatur zu der von Frankreich einnehmen soll, vollkommen einig, indem sie der ersteren die vollste Selbstständigkeit vindiziren und in einem eifrigen Studium der Geschichte ihres Landes, so wie in der Erhaltung aller nationalen Sprach- und Kunst-Denkmale, ein hauptsächliches Mittel zur Förderung dieses Zweckes erblicken. Beide legen dabei auch den Gedanken, daß dem überwiegenden Romanischen Elemente ihrer Bildung nur in der Abstammung und zum Theil auch in der Sprache der Bewohner Belgiens vorherrschende Germanische Element als ein Gegengewicht, auf dessen nachhaltige Wirkung man vertrauen könne, unabweislich zu erhalten sey. Und wenn die katholische Partei dies besonders dadurch zu erreichen glaubt, daß sie das Studium der Flämändischen Sprache und die Erhebung derselben zu einer Schriftsprache zu fördern sucht, so erblickt andererseits die liberale Partei in einem engeren Anschließen Belgiens an die verwandten Literaturen und an die Bildung Deutschlands und Englands die sicherste Gewähr, von Frankreichs Einfluß nicht überwältigt zu werden. Hören wir, wie sich in dieser Beziehung die Revue Nationale de Belgique (Februar 1841) in einem Artikel „über die literarische Zukunft Belgiens" ausspricht: „Um in sich selbst die Kraft zu finden, unabhängig und national zu seyn, muß die Belgische Literatur nicht etwa das Studium der Französischen vernachlässigen, wohl aber ihr das Übergewicht der Englischen und Deutschen Bildung entgegenhalten. Nur in dieser Stellung wird das literarische und wissenschaftliche Belgien sich Geltung verschaffen, seinen eigenen Charakter und seine Zukunft haben. Möge man doch nicht vergessen, daß Belgien jedesmal, wenn es einen Fortschritt gemacht, wenn es etwas Bedeutendes und Bedhaftiges ausgeführt, dies faß immer und auf allen Wegen gethan, wo es das Joch des Einflusses der Französischen Ideen abgeschüttelt. So hat unsere Kunst neuen Glanz gewonnen, als sie von der Französischen zur Flämändischen Schule zurückkehrte. Der Gewerbfleiß entlehnte dem benachbarten England seine Fortschritte und gewann dadurch einen Vorsprung vor dem in Frankreich. Wenn unsere öffentlichen Arbeiten die Bewunderung Europa's erregen, so verdanken wir es dem Umstande, daß wir uns bei ihrer Begründung und Leitung nicht um das Beispiel und die Grundsätze Frankreichs gekümmert haben. Die Union, diese mächtige Partei, welche die Unabhängigkeit Belgiens herbeiführte, ist ganz und gar außerhalb des Französischen Ideenkreises seiner Epoche gegründet worden, und nicht minder lag diesem Übereinkunft das Prinzip zu Grunde, auf welchem der Kongreß unsere ausgedehnte Toleranz-Gesetzgebung festhielt, so einen der schönsten Theile der Belgischen Verfassung bildet. Manche, der Staatsgewalt und der Monarchie feindselige Lehren waren uns im Jahre 1830 direkt von Frankreich zugekommen; sie vermochten jedoch nicht, Fuß zu fassen, und was heutzutage dem Fortschreiten der Ideen, trotz ihrer vielleicht den meisten Werth verleiht, ist der Umstand, daß diese Ideen sich selbstständig und selbstthätig zur Anerkennung des Landes selbst ist, und daß sie sich gerade in einem Momente zeigt, wo sich jenseits der Gränze vielmehr die entgegengesetzte Tendenz kundgiebt. — Das Studium der wissenschaftlichen und literarischen Bildung Englands und Deutschlands ist sonach dasjenige, was unseren geistigen Fortschritten zunächst Noth thut. Wir wünschen, es möchte diese Vorherrschaft in Belgien allgemein begriffen werden. Die Sprachen und die Literaturen jener beiden Länder sollten einen Unterrichtsgegenstand auf allen unseren Gymnasien, auf allen unseren größeren öffentlichen Unterrichts-Anstalten, auf der Kriegsschule, den Universitäten, den Spezialschulen bilden. Dieser Unterricht müßte für alle diejenigen, die ein Examen zu machen haben, obligatorisch seyn; eben so wie die Regierung bemüht seyn müßte, die Kenntniß jener Sprachen in Belgien selbst unter der Administration und des Heeres zu verbreiten. Wir wiederholen ausdrücklich, daß wir unser Vaterland keineswegs von Frankreich isoliren mochten, wie es die Niederländische Regierung früher gewollt; im Gegentheile glauben wir vielmehr, daß die Fortschritte unserer Bildung uns auch immer mehr mit der unserer südlichen Nachbarn in Berührung bringen werden. Aber indem wir unsforgt dieses nachbarliche Verhältniß immer freundschaftlicher sich gestalten lassen, müssen wir, um ihm einen zu absoluten und überwiegenden Einfluß zu wehren, auch noch andere Verhältnisse dieser Art im Osten und Westen anknüpfen und uns dergestalt in die günstigste Lage versetzen, unserer Bildung einen eigenen Charakter zu verleihen."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, oder Erhebung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Montag den 5. Juli 1841.

Ostindien.

Die Bewohner der Nikobaren-Inseln, von Rosen.

Die Nikobaren haben den Zeitungen zufolge kürzlich ein Englisches Schiff, das bei ihnen Gastfreundschaft suchte, auf eine sehr hinterlistige Weise überfallen und den größten Theil seiner Mannschaft umgebracht. Nur drei Mann retteten sich auf einem Boot und liefen glücklich auf ein anderes Englisches Schiff, das sie zu Hülfe riefen. Als nun die Wohnungen der räuberischen, aber gastlichten Bevölkerung durchsucht wurden, fanden sich allerhand Gegenstände von anderen Europäischen Schiffen, die wahrscheinlich hier öfters dasselbe Loos erfahren hatten. Daß diese Inseln, mitten im Bengalischen Meerbusen, also in vieler Beziehung äußerst wichtig für die Schiffahrt gelegen, in einem noch so wilden und unbesuchten Zustand verbleiben konnten, rührt nur daher, weil Dänemark eine Oberhoheit über sie in Anspruch nimmt, obgleich es, außer ein paar Untersuchungen derselben, sie nie besetzt hat und überdies die sämmtlichen Dänisch-Ostindischen Besitzungen dem Mutterlande schon lange eine dicke Last sind. Jene Plünderung wird jetzt, wie verlautet, die Ursache zu Unterhandlungen, nach welchen die Inseln künftig in Britische Hände übergehen sollen, und sie müssen dann schon wegen ihrer Lage jedenfalls einmal Bedeutung erlangen. Es dürfte darum im gegenwärtigen Augenblick nicht uninteressant seyn, etwas Näheres über ihre Bewohner aus des Dänen Rosen Besuch dieser Inseln zu erfahren, einem Buche, das im vorigen Jahre zu Kopenhagen erschien und das wahrscheinlich die einzige umständlichere Beschreibung von ihnen enthält, die ihnen je zu Theil geworden ist.

Abstammung der Bewohner und ihr Aussehen. Die Nikobaren wissen nichts von ihrem Ursprung. Doch findet man eine indische Mythe unter ihnen verbreitet, die ich hier anführen will, um ein Beispiel von ihren Fabeln zu geben. Sie erzählen nämlich, in den ältesten Zeiten habe eine Ueberschwemmung stattgefunden, bei der alle Menschen und Thiere ihren Tod fanden. Nur ein Nikobare rettete sich, indem er einen Baum an dem höchsten Punkte auf der einen ihrer Inseln, Loang, bestieg. Als das Wasser fiel und er herabkam, fand er kein anderes lebendes Wesen, als eine Hündin; und diesem Paare haben die jetzigen Nikobaren ihren Ursprung zu verdanken.

Uebrigens scheinen die Nikobaren nicht die ersten Bewohner zu seyn, die diese Inseln bevölkert haben. Im Innern der Insel Groß-Nikobar soll sich ein wilder Volksstamm finden, der aller Wahrscheinlichkeit nach älter als jener seyn muß. Die Nikobaren betrachten sich selbst weit erhaben über diese Wilden, die sie mit Ausen vergleichen. Nach ihrer Aussage kennen sie den Gebrauch von Kleidern und menschlichen Wohnungen nicht, sondern halten sich wie Thiere in den dichten Wäldern auf, fürchten sich vor dem Anblick anderer Menschen und kommen nie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, außer um nach Nahrungsmitteln auszugehen, die sie bisweilen aus den Häusern der Nikobaren zu rauben versuchen, wenn sie merken, daß sie verlassen sind. — Die Umstände erlaubten mir nicht, diese Insel zu untersuchen oder andere Aufklärung zu erhalten, als die ich bei einzelnen Nikobaren sammeln konnte, welche jedoch selbst diese Wilden nicht aus eigener Erfahrung zu kennen schienen.

Die Hautfarbe der Nikobaren fällt etwas ins Kupferrothe und hat viel Aehnlichkeit mit der der Malaien. Sie sind ziemlich viereckig von Bau und gewöhnlich unter 5 Fuß Höhe. Einzelne haben wirklich athletische Formen; die Schlankheit und Zierlichkeit, die man bei den meisten anderen Nationen findet, sucht man bei den Nikobaren vergebens. Sie haben nicht die Gewohnheit, wie andere wilde Völkerschaften, ihre Körper zu tätowiren oder zu tätowiren; dagegen reißen alle Männer ihren Bart aus und die meisten, vornehmlich alle Frauenzimmer, rasiren die Haare auf dem Kopf. Beide Geschlechter bohren Löcher in ihre Oberlippen, die sie zuerst mit Pfölle eines Holzes, nachher mit dem elastischen Mark gewisser Pflanzen erweitern; doch hängen sie nie Schmuck hinein, sondern eine Surut (Zigarre) nimmt gewöhnlich diesen Platz ein.

Aber den größten Fleiß verwenden sie auf ihre Zähne, um ihnen die Farbe und Form zu geben, die sie — nach ihren Begriffen von Schönheit — für eine Vollkommenheit ansehen. Wenn die Nikobaren ein gewisses Alter erreicht haben, färben sie ihre Zähne schwarz, welches sie leicht bewirken, indem sie sie mit dem Saft von einigen scharfen Kräutern reiben und beständig unreife Arekanüsse kauen. Außerdem feilen die Männer ihre Vorderzähne, damit die scharfe Feuchtigkeit jener Nuß sich besser einätzen soll, wodurch die Zähne gleichsam erweicht werden und wirklich aufschwellen; sie fahren dann fort, sie nach außen zu pressen, und bringen es zuletzt so weit, daß sowohl Ober- als Unterzähne über die Lippen hervorragen, wie Hauzähne, von der Dicke eines Daumens und mit einer rauhen Oberfläche, so daß es ausſieht, als wenn sie doppelte Lippen hätten. Deukt man sich nun diese Zähne mit den Spuren der gekauten Betelblätter belegt und von denn sich einäßenden Kalk eine rothe Farbe annehmen; stellt man sich den großen Mund mit Lippen vor, deren Haut durch das häufige Betelkauen hart wie Leder geworden ist; die vorstehende Unterlippe, die platte Nase und die mit rothem Ocher und Schweinefett stark eingeriebenen Wangen — so wird man sich leicht einen Begriff von dem schönen Aussehen eines Nikobaren-Gesichts machen können.

Ihr Kleidung verräth völlig den barbarischen Zustand, in dem sie sich noch befinden. Eigentlich gehen die Männer ganz nackt; denn der schmale blaue Leinwandstreifen, den sie um die Hüften binden und hinten festknüpfen, wo er in Form eines Schwanzes herabhängt, — bedeckt Nichts; er scheint keine andere Bestimmung zu haben, als zu einer Art Putz zu dienen.

Um den Hals, die Arme und die Knöchel tragen sie dicke silberne Ringe, welche ihnen gewöhnlich die Malaien bringen; aber oft verfertigen sie sie auch selbst, bloß indem sie einen Pfeifer aushämmern. Diejenigen, welche langes Haar haben — welches die meisten Männer bis zu ihrem zwanzigsten Jahr tragen, wo sie allgemein den Kopf rasiren — legen einen dünnen, breiten, silbernen Ring um das Haupt; in Ermangelung eines solchen nehmen sie den inneren zähen Bast einer Art Bäume, den sie auch um die Knöchel binden. Wenn sie entweder zu einem Feste gehen oder von einer Arbeit im Walde kommen, binden sie sich gewöhnlich Kränze von verschiedenen Blättern um den Kopf und andre Theile ihres Leibes. Sowohl Junge als Alte übermalen ihre Gesichter mit rothem Ocher, der in Schweinefett gerieben ist. Sie sind zwar sehr begierig nach Europäischen Kleidern, die sie auch ziemlich theuer bezahlen; doch betrachten sie sie als keine Nothwendigkeit, sondern nur als ein Mittel, ihre Person auszuzeichnen, weshalb der Eigenthümer solcher Kleider sie gewöhnlich anzieht, wenn er Besuch auf einem Schiffe oder bei einer Person von Bedeutung ablegen will. Aber zu Hause, bloß unter sich und bei ihren Arbeiten, kleiden sie sich nie an.

Die Frauenzimmer hüllen ein Stück Zeug, meistens blaue Leinwand, um ihre Hüften; dies geht bis auf die Knie herab, läßt aber den oberſten Theil des Körpers unbedeckt. Nur bei einzelnen Gelegenheiten bedienen sie sich einer Kleidung, der ähnlich, welche die Hindu-Frauen gebrauchen, und die den größten Theil der Person verbirgt.

Wohnungs- und Lebensart. Die Häuser der Nikobaren haben eine auffallende Aehnlichkeit mit Bienenkörben; in einiger Entfernung gesehen, haben sie ein ebenes Ansehen, aber wenn man näher tritt, findet man sie viel größer, und unterſucht man den innwendigen Bau, so entdeckt man eine gewiße Kunſt und Verſtändigkeit in ihrer Zusammensetzung. Sie sind auf Pfählen gebaut, von denen 10 bis 12 in den größeren Häusern bestimmt sind, das Dach zu tragen. Diese sind alle aus den dauerhaftesten Holzarten, gut zugehauen und werden in einem regelmäßigen Kreis aufgestellt, deſſen Durchſchnitt ungefähr 30 Fuß ausmacht. Innerhalb derſelben setzen sie eine kleinere Reihe von 8 bis 10 Pfählen, auf welchen der Fußboden des Hauſes ruht, der aus Brettern verfertigt iſt und 6 Fuß über der Erde liegt. In der Höhe darüber, auf die äußerſte Reihe Pfähle gestützt, wird ein starkes Rohrwerk von dünnen biegſamen Latten, meiſt Bambus, dickem Atatang u. dergl. aufgeführt. Dies Alles wird gemeinſchaftlich mit Nataugflechten zuſammengebunden und bildet eine ovale, vollkommene Kuppel, zwiſchen deren Gipfel und dem Fußboden der Abſtand in den kleineren Häuſern 15 und in den größeren 20 bis 25 Fuß ſeyn kann. Um dieſe Kuppel haltbarer zu machen, ſind mehrere Querhölzer von der einen Seite bis zur andern angebracht. Das Ganze wird mit Atap-Blättern gedeckt. An dem niedrigſten Theil der Kuppel, wo dieſelbe an den Fußboden anſtößt, ſind kleine Bretter von der Weite eines Fußes angebracht, die wie Fenſter geöffnet werden können.

Man findet nur ſehr wenig Geräthſchaften bei den Nikobaren, die in dieſer Hinſicht ſo genügſam ſind, wie die Hindus. Der Fußboden wird hier, wie bei jenen, zu Stuhl und Tiſch gebraucht. Einige Matten, um darauf zu ſchlafen, einige wenige Thongefäße zum Kochen, einige Jagd- und Fiſchergeräthe — ſind die Dinge, die man gewöhnlich in der Hütte eines Nikobaren findet. Aber wenn der

Digitized by Google

Eigenthümer der Hütte ein Häuptling oder sonst ein wohlhabender Mann ist, so steht man hier zugleich ein oder mehrere Kisten, gewöhnlich in Malaiischem Geschmack, in denen er seinen Vorrath von Leinwand und anderen Europäischen Waaren aufsetzt. Diese Sachen betrachtet sie im Allgemeinen wie ihren Schatz; sie verbrauchen sie selten, wenn sie es vermeiden können. Doch bei festlichen Gelegenheiten wird Alles herausgenommen und auf dem Fußboden an der einen Seite der Stube ausgebreitet, als ein Beweis von dem Ansehen und Reichthum des Hausherrn. Ich war einst bei einer solchen Gelegenheit zugegen, nämlich bei dem Häuptling Anker in Anaang, wo selbe eine Habe, die er meist von seinem Vater geerbt haben soll, so gar Schau gestellt war. Sie bestand aus über 1000 Stücken blauer Leinwand, verschiedenen Stücken Bengalischer Musseline, 3 Europäischen silbernen Eßlöffeln, 21 silbernen Gabeln u. M. Solche Kostbarkeiten, als die eben genannten, handeln sie sich manchmal von fremden Schiffen ein, wenn der Capitain sie nicht auf eine andere Art zufriedenstellen kann. Nach Gelb sind sie nicht so begierig, außer sie wünschen es zu einem oder dem anderen Schmuz zu verarbeiten; dagegen setzen sie großen Werth auf Waaren, besonders Leinwand.

Auf der einen Seite in der Hütte findet man einen Sandhaufen, in welchem einige große Steine aufgestellt sind. Dies ist die Feuerstelle. Fast alles Kochen wird hier vorgenommen, weshalb auch die Wände ihrer Wohnungen allgemein mit Ruß überzogen sind.

Um in diese Häuser zu kommen, muß man auf einer Leiter bis unter den Fußboden steigen, wo eine Luke angebracht ist, die in der Nacht verschlossen wird. Der unterste Theil des Hauses, der nach allen Seiten offen ist, wird nicht zum Bewohnen gebraucht, sondern um darin Vorrath, Holz, Caldrakfrüchte, die einige Zeit liegen müssen, und das Vieh zusammenzutreiben. Einundzwanzig oder einunddreißig Familien wohnen gewöhnlich zusammen, so daß ein Dorf, das höchstens 12 solche Häuser hat, eine Volksmenge von 70 Individuen enthalten kann.

Herr Rosen giebt uns folgende Schilderung von seinem Besuch auf einer der Nikobarischen Inseln, Bambok, und seinem Aufenthalt hier in dem Hause des Häuptlings: „Früh am Morgen verließen wir den Hafen und erreichten Bambok um 4 Uhr Nachmittags. Diese Insel hat eine bedeutende Höhe und fällt sehr steil in die See hinab. Ihr einziger Landungsplatz ist auf der Westküste, wo das Dorf liegt. Ich vermuthe, daß die Insel vulkanischen Ursprungs ist, denn die Küsten sind ganz mit einer harten Steinmasse umgeben, die dicht am Ufer abbricht, als wenn sie ursprünglich fließend gewesen, aber plötzlich im Wasser erstarrt wäre. Vor jeder Steinmasse liegt ein Sandboden, doch dieser fällt sehr jäh ab, so daß man ganz nicht an der Küste eine Tiefe von 8 Faden Wasser findet. Terassa hat dieselbe Naturbeschaffenheit.

Chirurg Christens und ich gingen ans Land und setzten uns unter einigen Kokusbäumen, um Mahlzeit zu halten; wir waren aber bald von allen Neugierigen des Dorfes umringt. Der Häuptling lud uns in sein Haus ein, und wir bestimmten uns, darin Quartier zu halten. Wir fragten nach Mark und hörten aber, daß er Häuptling von dem Dorfe Lakoi auf Terassa wäre. Wenn uns also die Nikobaren früher ihn als Häuptling von Bambok nannten, so geschah es, weil der Name dieser Insel von ihnen oft als Benennung für beide gemeinschaftlich gebraucht wird. — Die Wohnung des Bambokschen Häuptlings war eine von den größeren Nikobaren-Häusern, so daß es uns nicht an Platz fehlte, obgleich wir die Anzahl der Gäste bald beschwerlich fanden; denn Groß und Klein strömte herein, um uns zu sehen, und dies dauerte bis nach Mitternacht.

Zuletzt ließ man uns Ruhe; die Fallthür im Fußboden, durch welche man hinaufsteigt, wurde verschlossen, die Lampe gepuzt und mit mehr Schwimmseil versorgt, um die ganze Nacht hindurch zu brennen, und die Thüre brachte man nach und nach vor Mitternacht zum Nachtlager aus. Ich hatte kaum angefangen, einen kurzen Schlummer zu genießen, als ich aufs neue durch das Oeffnen der Fallukte gestört wurde. Einige andere Mitglieder der Familie, die vermuthlich auf Jagd, Fischerei oder Besuch gewesen waren, kamen jetzt zurück; sie suchten sogleich den Platz in der Nähe der Feuerstätte auf, wo das Caldera-Brod in einer Schlinge an einem Querholz des Daches hing, stimmten ein Stück ab, tranken, nachdem sie es verzehrt, eine Surut-Zigarre in den Mund, nahmen einige Züge aus den aufgehangenen Kokusschalen, die mit dem brauschenden Toddi gefüllt sind, und krochen dann auf ihren Schlafplatz. Zwei oder drei Wiederholungen solcher später Heimkehr waren hinlänglich, um mich den übrigen Theil der Nacht wach zu erhalten; ich setzte mich auf meiner Matte aufrecht und vertrieb mir die Zeit mit Rauchen von Suruten, bis der Tag graute. (Der vorgenannte Toddi ist ein Hindustanischer Ausdruck, welcher den vom Blüthenstengel des Kokosbaumes herausträufelnden Saft bezeichnet, der in Gährung übergegangen ist; man nennt ihn auf Dänisch Syre, welches ein verdorbenes Sanskrit-Wort ist.)

Die Nikobaren haben die sonderbare Sitte, daß sie in der See vor den Dörfern, ungefähr 150 Schritt vom Ufer, Stangen in einer Höhe von etwa 60 Fuß aufrichten, an welche sie große Büschel einer langen Grasart in Zwischenräumen von einander binden. Die Absicht dabei ist vermuthlich, daß diese Stangen, die durch ihre Weiße und durch die angehängten Bündel etwas Abschreckendes gegen den dahinterliegenden dunklen Wald haben, als Kennzeichen dienen sollen, um die Dörfer in einer Entfernung zu finden, in der man die Häuser nicht sehen kann. *)

(Schluß folgt.)

*) Nach den jetzt bekannten Vorfällen kann es auch ein verrätherisches Zeichen der Anwesenheit eines fremden Schiffes sein.

Frankreich.

Die Freischütz-Sage in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Fürs erste, meine Kinder, begann Mouny Robin, man muß während des Hochamts auf die Jagd gehen, wenn dies Euer Gewissen erlaubt. Das riecht nach dem Zauberer, dacht' ich; doch wir gingen, als die Glocke des Dorfes die Gläubigen zur Kirche rief, und dies lichtete uns wenigstens vor lästigen Konkurrenten. Das ist zu früh, sagte Mouny Robin. Lassen Sie alles Volk erst versammelt sein, bevor der erste Schuß fällt; es darf uns weder ein Mädchen, noch eine Frau begegnen.

Trotz seiner Vorsicht and ungeachtet wir, dem Zauberer zu Gefallen, dessen Umschweife uns ergötzten, um jeder Begegnung mit irgend einer Bäurin, die sich auf dem Kirchgange verspätet hatte, auszuweichen, große Umwege machten, so fanden wir doch plötzlich einer Schäferin gegenüber, die ihre Heerde in einem Winkel der Wiese hütete. Da sie uns nicht entgegenkommt, sagte mein Bruder, kann man dies keine Begegnung nennen. Das gilt gleich, sprach Mouny; es ist sehr schlimm, und das Glück ist wider uns. Wir werden zwei Stunden umherziehen, ohne Etwas zu erlegen.

In der That, zwei Stunden gingen vorüber, ohne daß wir ein Thier gesehn hätten. Du bist ein Zauberer bist, sprach ich, so solltest du, anstatt die bösen Begegnungen zu beschwören, die vielmehr Kugeln verschaffen, welche stets treffen. Man sagt, Georgeon giebt dergleichen seinen Freunden.

Glauben Sie an Georgeon? sprach er, indem er die Achseln zuckte. Ich betrachte Alles, was man von ihm sagt, nur als Mährchen, die Leichtgläubigen singt, die Andern zu schrecken.

Aber weshalb schaut du dich vor Begegnungen? weshalb jagst du während der Messe? weshalb glaubst du an Glück und Unglück in der Jagd?

Schelm, antwortete er, du sprichst von Dingen, die du nicht verstehst. Wie es bei der Jagd zugeht, begreift Niemand; doch es giebt Glück und Unglück bei ihr, das steht fest; mehr kann ich dir nicht sagen. Hab' ich dir's nicht gesagt, wir würden zwei böse Stunden haben? Sie sind vorüber; du siehst es an der Sonne. Bobian denn! dort auf dem Baume ist eine Elster. Treff' ich sie, so ist das Glück uns günstig; fehl' ich sie, so thun wir besser, umzukehren, denn alsdann fehlen wir heute beständig.

Er schoß die Elster herab. Heht sie nicht auf, brüdrt sie nicht, rief er mir zu. Sie steht nur da, das Unglück von uns zu wenden. Ah so, die Schäferin hat mir also beherrt! sagte ich. Nein, sprach er, es giebt weder Zauberer noch Zauberinnen; doch sie äußerte einen verderblichen Einfluß auf uns. Sie kann nicht dafür. Jetzt ist der Einfluß aufgehoben; wir werden zwei Rebhühner am weißen Kreuze finden.

Wie? eine halbe Meile von hier! sprach mein Bruder.

Ja wohl, erwiderte Mouny, ein Männchen und ein Weibchen! Sie können schießen, wie Sie wollen; diese Rebhühner werden Sie tödten; ich bestimme sie für Sie.

Wir fanden sie an dem bezeichneten Orte, und mein Bruder tödtete sie.

Jetzt werden wir eine halbe Stunde lang Nichts erblicken, sagte er; nehmen Sie Ihre Uhr zur Hand.

Die halbe Stunde verstrich. Ich will einen Hasen schießen, sprach er; ich muß ihn schießen, diesen Teufel von einem Hasen!

Der Hase kam in solcher Entfernung vorüber, daß mein Bruder rief: Schießt nicht, es ist umsonst, er ist außer der Schußweite. Der Schuß fiel.

Mag er ein Zauberer seyn, wie er will, sagte mein Bruder, den fehlen sie nicht; das ist rein unmöglich.

Sach', Rageot! rief Mouny seinem Hunde zu.

Ja, ja, such'! sagte mein Bruder und lachte.

Rageot flog wie ein Pfeil; es war ein schöner langhaariger Jagdhund, weiß, mit zwei gelben Flecken. Er schwamm über den Fluß, denn Mouny hatte ihnder geschossen, beschnupperte die Gegend umher, lief einen Farnbuschdreist aus, wühlte sich in ein Dornengebüsch hinein und brachte den Hasen, der von Mouny's Kugel durchbohrt war.

Wahrhaftig, ich fing zu glauben an, daß Georgeon hierbei im Spiele sey.

Er sprach mehrere andere Prophezeiungen aus, die zutrafen, wie die früheren. Auf dem Rückwege schlug unser Hund Medor auf einen Schwarm von Rebhühnern an.

Lassen Sie mich darunter schießen, sagte Mouny, indem er meinen Bruder zurückhielt; wir bekommen mindestens sechs. Er schoß sieben. — Pah! sagte er, indem er sie zusammenraffte, das war zu wohlfeil gekauft.

Wenn er nicht ein Zauberer oder Teufel ist, sagte ich zu meinem Bruder, der wir hingekehrt waren, so hat er doch einen gehörigen Kunstgriff, von dem ich nichts ahne.

Keineswegs, erwiderte mein Bruder; er hat die Fährten des Wildes so ausgespürt, daß er alle Schlupfwinkel, alle Gewohnheiten desselben kennt. Die wilden Thiere leben sehr regelmäßig, und es genügt, sie einen Tag mit scharfer Beobachtung zu verfolgen, um für alle übrige Tage das Röthige zu wissen.

Aber der Hase außer der Schußweite?

Sein Gewehr trägt weiter als die unseren.

Aber die sieben Rebhühner?

Er hat in den dichtesten Haufen geschossen. Auch bestreit' ich nicht, daß er geschickter ist als wir.

Aber seine Vorherverkündigungen?

Digitized by Google

Der Zufall unterstützt die Glücklichen, und das Glück ist mit den Bewegenden.

Auf die Art kann man Alles erklären, und im Grunde erklärt dies Nichts.

So warte bis morgen, oder bis auf die künftige Woche, und laß uns sehen, wie unser Zauberer den Zufall beherrschen wird. Da wirst sehen, es wird nicht immer so glücken wie heute, und sein Georgeon wird mehr als einmal Fiasko machen.

Wir gingen fast täglich mit Mounp auf die Jagd. Es machte uns großes Vergnügen, meinem Bruder, weil uns stets viel Wild begegnete, mir, weil uns Mounp auf die reizendsten und am wenigsten gekannten Plätze des Thales führte. Er setzte seine Beschwörungen gegen die verderblichen Einflüsse und seine Prophezeiungen fort. Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich bemerken, daß die letzteren nicht immer vollkommen zutrafen, doch unter dreißigen erfüllten sich fünundzwanzig, und dies würde nicht mehr als vier Tage, sondern vier und ein halbes Jahr, während welcher Zeit Mounp Robin als Jäger und vielleicht auch, wie wir meinten, einigermaßen als Zauberer eine Ueberlegenheit über uns zeigte, die wir zu bestreiten aufhörten. Indem wir mit ihm die Sitten der Thiere erforschten, überzeugten wir uns leicht, daß dieselben nicht so regelmäßig leben, als wir ursprünglich geglaubt hatten. Je mehr wir unseren Führer ausfragten, um so mehr verschwanden wie bei ihm eine Art von Ahnungsvermögen in Sachen der Jagd, das ihn bisweilen zu ängsten und gewaltsam aufzuregen schien, wie ein Schmerz, wie eine Krankheit. Er war nichts weniger als ein Charlatan; er wandte keine fabbatistische Beschwörungsformel an, und glaubte er an Georgeon, so verbarg er es weislich und sprach nicht freiwillig davon. Eine Erscheinung, die wir an Mounp Robin erlebten, bot uns wenigstens im Allgemeinen den Schlüssel zu mehr. Zwei oder drei Mal schlugen sie aus langer Weite auf Igel oder Schlangen an; doch Mounp untersagte uns, auf die Thierchen zu schießen, indem er vorgab, dies verunreine die Hand und mache sie unglücklich. Nach der Meinung der Bauern beschütze er als Zauberer diese verhaßten, vom Teufel erweckten Thiere, denn Georgeon liefert dem Jäger, den er schlägt, das zweite Wild unter der Bedingung, daß dieser die verfluchten Thiere, die in den Nächten des Hexensabbaths seine Genossen sind, ehre: die Eulen, die wilden Katzen, die Kröten, die Schlangen, Fledermäuse, Wölfe u. s. w. An jenem Tage war Mounp Robin traurig, angegriffen, bleicher als gewöhnlich und nachlässig im Gange, wie er es selten gewesen war.

„Nein, sprach er zu uns, Alles muß sich ändern; ich will mich zurückziehen.

„Was nennst du, dich zurückziehen? fragte ich ihn; die Jagd verlassen? — Nein, mein Kind, antwortete er, in diesen Jahren will ich mich zurückziehen; geht ihr immer hier entlang; kommt nicht ins Gehölz, somit geht Alles schlimm.

Wir waren an seine Art, zu reden, gewöhnt. Wir gingen den Saum des Waldes entlang und hofften, er werde irgend einen Hasen auflagen; doch es erschien nichts, und nach Verlauf einer Viertelstunde sahen wir ihn zu uns zurückkehren in einem sonderbaren Zustande von Unruhe und Aufregung. Er zitterte an allen Gliedern, und all' seine Kraft schien von Ermattung, Schmerz oder Schrecken gebrochen zu seyn. Sein Oberkleid war mit Erde besteckt, und in seinen Haaren erblickten wir Flocken von Moos, als ob er in einen dichten Kampf wäre zu Boden geworfen worden. Seine Farben trieste von Schweiß, und dennoch klapperten seine Zähne vor Frost. Was giebt es, rief ihm mein Bruder entgegen, daß du mit dem Aufseher gerungen?

Wir hatten kein Geräusch gehört, doch da wir ohne Lebensmittel und außer der gesetzmäßigen Jagdzeit zogten, so konnten wir leicht mit einem Gendarmen oder mit einem Forstwart in Streit gerathen, und mit irgend einem öffentlichen Beamten in Streit gerathen, und wir machten uns bereit, die Flucht zu ergreifen, als Mounp uns anhielt. Nichts! Nichts! sagte er mit gedämpfter Stimme, es ist Nichts. Und indem er sich mit Gewalt aufraffte, schüttelte er sich, wie ein Mensch, der ein Traumgesicht verscheuchen will, trocknete seine Stirn, ergriff das Gewehr mit noch zitternder Hand und rief wie ein Inspirirter: Also geht gut; mein Kreuz, wir werden eine herrliche Jagd machen, es werden schöne Schüsse fallen! Darauf fuhr er fort, indem er wieder seinen sanften, schlichten Ton anschlug: Sie, sprach er zu meinem Bruder, werden nicht ohne Zedern nach Hause kommen, und du, wandte er sich zu mir, wirst zum ersten Male zwei Hasen auf einen Schuß fallen sehen.

Wir hatten diesen schönen Schuß thun? fragte ich.

Jemand, der sich Mounp Robin nennt und den mancherlei Fragen leicht verdrießen könnten.

Und wann wird es geschehen? fragte mein Bruder.

Auf der Stelle, antwortete er. Ein Hase erschien, er legte an und streckte ihn nieder. — Diesmal ist es nur einer, sagte mein Bruder.

Geht ins Gebüsch, erwiderte Mounp; wenn es nicht zwei sind, soll dies der letzte seyn, den ich in meinem Leben schieße.

Wir suchten im Gebüsch und fanden einen zweiten Hasen, dem derselbe Schuß die Rippen zerbrochen, der dem ersten das Gehirn zerschmettert hatte. — Beim Teufel, wie hast du das angefangen, um diesen zu sehen? sagte ich; du hast bessere Augen als wir.

Augen? antwortete er. Setzet euch Brillen auf, wie ihr immer wollt; wenn ihr seht, was ich sehe, schenk' euch meinen Hund und meine Flinn. Frisch auf, frisch auf! rief er meinem Bruder zu; hastet nach Gewehr bereit, ich wittere Geflügel.

Wir gingen kaum hundert Schritt, so fanden wir einen Schwarm wilder Enten. Mounp schoß nicht. Mein Bruder erlegte mehrere und brachte am Abend seine Jagdtasche mit Enten, Schnepfen und Brachvögeln gefüllt heim.

Bah! ich's auch nicht gesagt, ihr werdet nicht ohne Gewöhr heimkehren! bemerkte Mounp; das ihr keine Rebhühner tödten würret, wußte ich wohl. Das gilt gleich; ihr dürft euch nicht beklagen. Zum Lohn für meine Mühe verbrpreche mir, wenn wir meine Frau treffen, ihr nicht ein Wort von dem zu sagen, was wir auf der Jagd gethan haben. (Schluß folgt.)

Die Contemporaine und die Briefe Ludwig Philipp's.

Die Contemporaine ist vor kurzem wieder öffentlich hervorgetreten, nachdem sie mehrere Jahre lang nichts hatte von sich hören lassen. Die Memoiren der Contemporaine sind überall viel gelesen worden; aber dabei ist doch zu bemerken, daß die Contemporaine oder die Person, die diesen Titel zu ihrem angeblichen Namen, Joa von St. Come, hinzufügte, obgleich sie in einer Lage war, wo sie Manches erfahren konnte, doch eigentlich nur einen sehr geringen Antheil an dem Verdienste der Memoiren hat, denn sie ist nur die veranwortliche Herausgeberin derselben. Sie hat den Titel erfunden, die Idee des Werkes und vielleicht vierzig Seiten geliefert, deren vereinzelte Herausgabe einen sehr lächerlichen Eindruck gemacht haben würde. Wir können dies nach eigener Anschauung behaupten, und erforderlichenfalls würden wir auch das Zeugniß der beiden Schriftsteller anrufen können, die diese wenigen Seiten in ein Werk von acht Bänden überfetzt haben. Es sind Herr Lesourd, damals Redacteur beim „Journal des Débats", jetzt bei der Steuer-Verwaltung von Paris angestellt, und sie die letzten sechs Bände Herr Maltitourne, damals Redacteur bei der „Quotidienne", jetzt im Kabinet des Ministères des Innern angestellt. Die Memoiren der Contemporaine sind demnach eine geistreiche und amüsante Mystification.

Seit funfzehn Jahren lebt die Frau, die sich mit Recht oder mit Unrecht Madame Joa von St. Eome nennen läßt, von dem Ertrage ihrer Memoiren; leider ist sie seit 25 Jahren von dem Schauplatze abgetreten, wo sie ergiebige Erfahrungen sammeln konnte.

Merkwürdig ist, daß zu zwei ihres glänzenden Erfolges und später des Ruhmes gelangt hat, wer diese Frau sey; man hat sie so genommen, wie sie sich gegeben hat. Die Contemporaine ist jetzt eine Frau von einigen sechzig Jahren, welche einst schön gewesen seyn muß. Aber ihr Aeußeres ist Nebensache. Sie wiederholt so oft in ihren Memoiren, sie sey eine schöne Frau gewesen, daß wir es ihr gern glauben. Auch wollen wir uns keinen Widerspruch gegen den Roman der ersten Jahre erheben. Er weicht in nichts von dem Romane der achtzehnten Oberkirchen-Witwen ab, die sich im ersten Jahre der Restauration zu Paris aufhielten. Wir wenden uns gleich zu ihrem Verhältniß mit dem General Moreau, das alleedings bestanden hat, aber über dessen Lösung die Contemporaine in großer Täuschung zu seyn scheint.

Moreau war durch die Verschwörung von Georges und Pichegru kompromittirt. Der erste Konsul kannte seine Schuld, aber dennoch trug er Bedenken, ihn gefangen nehmen zu lassen. Ein Freund Pichegru's, Namens Roland, hatte Moreau angegeben. Aber die Polizei wußte, daß wichtige Papiere vorhanden waren, ohne welche sich die Festsetzung des Generals nicht gut bei der Armee rechtfertigen ließ.

In der Nacht des 25. Pluviose XII wurde der erste Konsul von dem Staatsrath geweckt, dem die Untersuchung der Verschwörung übertragen war. Dieser überzog ihm nebst den neuen Erklärungen Roland's Papiere, welche über Moreau's Theilnahme am Komplott keinen Zweifel mehr ließen. Diese Papiere waren nicht bei Moreau gefunden worden, bei dem keine Hausfuchung angestellt worden war; sie waren auch nicht im Besitze Roland's gewesen, der blos ihr Vorhandensein offenbart hatte, sondern sie waren der Polizei verkauft worden.

Von diesem Umstande sagt die Contemporaine kein Wort; aber wir sind überzeugt, daß, wenn sie ihr ausgezeichneles Gedächtniß hätte zu Rathe ziehen wollen, es ihr leicht gewesen seyn würde, dem Publikum den Namen dieses Verräthers mitzutheilen. Ueberhaupt scheint ihr Gedächtniß sie öfter im Stich zu lassen. So erzählt sie sehr weitläufig eine Scene bei Herrn von Talleyrand, die ist im Mai von einem Souper, im Verlaufe dessen der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihr Papilloten mit Scheinen von 1000 Fr. gewickelt haben soll. Diese Scene wird ins Jahr 1799 versetzt. Aber damals hatte die Diskontirungs-Kasse schon aufgehört, und die Bank von Frankreich, die im Februar 1800 gegründet wurde, war noch nicht vorhanden. Wenn die Geschichte irgendwie auf Wahrheit beruht, so werden es wohl Anweisungen gewesen seyn, in diesem Falle ist es nun zu verwundern, daß Herrn von Talleyrand sich mit Papilloten begnügt hat; mit 30 Fr. hätte er ihr ein ganzes Bettkissen füllen können.

Welches waren aber die Subsistenz-Mittel der künftigen Contemporaine nach Moreau's Verurtheilung? Sie war eine hübsche Frau, und die hübschen Frauen haben Hülfsquellen, von denen man nicht zu sprechen braucht, wenn man ihre Memoiren herausgiebt; aber diese Hülfsquellen sind temporär und unsicher; der Skandal, etwas Sicherez zu haben, ist unter solchen Umständen sehr verzeihlich. Die Polizei bezahlte während der Kaiserzeit diese Leute; diese belohnte sie für stäter geleistete Dienste, vielen gab sie blos Almosen. Eines Tages ließ sich eine Dame in großer Toilette bei einem der

drei Staatsräthe melden, welche General-Direktoren der Polizei waren. Sie kam, um ihren Besuch abzustatten. Nachdem der General-Direktor sie einige Minuten angeboren, geleitete er sie bis zur Thür seines Kabinets. Schon hielt es den Deutzer in der Hand, als die Dame sich umdrehte und mit dem bezaubernsten Lächeln sagte: „Herr Graf, etwas wundert mich." — „Und was, Madame?" — „Man hat mir oft gesagt, daß ich hübsch sey; nur Sie scheinen das nicht zu bemerken." — „Madame," in Geschäften mit einer Frau gut thun habe, denke ich mir, daß sie Ihnen anhabe." Die Contemporaine erwähnt diese pikante Antwort nicht in ihren Memoiren.

Die Dame, welche sich dem Staatsrathe auf eine so anmuthige Weise vorgestellt hatte, glich auf ein Haar derjenigen, welche in der Nacht des 25. Pluviose des Jahres XII demselben Staatsrathe die Korrespondenz Moreau's übergeben hatte. Und diese Dame war Madame Ida von St. Elme, welche ihr ihre geleisteten Dienste erhielt sie eine monatliche Pension von 200 Fr.

Als Maitresse Moreau's und als Polizei-Agentin konnte die Contemporaine natürlich Manches erfahren; aber ihr Vorrath ist erschöpft, und seit 26 Jahren hat sie sich von den Geschäften zurückgezogen. Die Restauration fand Madame Ida von St. Esme auf den Listen der Polizei. Dieselbe entzog ihr ihre Pension, und sie wurde dem schrecklichsten Elende ausgesetzt, als sie auf den Einfall kam, ihre Erinnerungen zu sammeln und sie dem Buchhändler Ladvocat zu verkaufen. Seitdem hat sie noch zwei oder drei andere Werke herausgegeben, die kein Glück gemacht haben. Endlich, nachdem sie noch eine Reise nach Aegypten gemacht, zog sie sich nach London zurück.

Jetzt behauptet sie, Briefe des Königs Ludwig Philipp in Besitz zu haben. Einige derselben, die der Herzog von Orleans während seines Aufenthalts zu Palermo geschrieben, waren schon längere Zeit bekannt, und der König Ludwig Philipp wird sie gewiß nicht verleugnen wollen. Mit diesen hatte sich nichts ausleihen lassen; aber es sind auch andere Briefe entdeckt worden, die theilweise an einen Grafen von Entraigues, einen Emigranten, der 1812 in England starb, gerichtet sind, theilweise an Herrn von Talleyrand, zur Zeit, wo derselbe Französischer Gesandter in London war.

Madame Ida von St. Esme, die mit der Kaiserlichen Polizei gute Geschäfte gemacht hatte, wollte eine Speculation derselben Art versuchen; sie ließ der Französischen Regierung ihre Manuskripte zum Kauf anbieten. Um derselben das Pistol auf die Brust zu setzen, veröffentlichte man Fragmente dieser Briefe zuerst in englischen Blättern, dann in zwei legitimistischen Blättern. Die Französische Regierung ging nicht darauf ein, sondern zog die der Französischen Gerichtsbarkeit unterwesenen Blätter vor Gericht. Die Contemporaine behauptet in London, sie besitze die Originale der Briefe, von denen sie nur Facsimile's herausgegeben haben will. Mit Sicherheit läßt sich über diesen Punkt nichts ausmachen; es läßt sich nur die Wahrscheinlichkeit unterstützen. Unsere Ansicht sind alle Briefe, die vom Herzoge von Orleans an den Grafen von Entraigues und vom König Ludwig Philipp an Talleyrand geschrieben seyn sollen, ganz sicher untergeschoben.

Wer ist zuerst der Graf von Entraigues? Hätte der Herzog von Orleans mit ihm in Korrespondenz treten und ihm seine Zukunftspläne anschlichern sollen, so hätte doch der Graf von Entraigues einige Bedeutung haben müssen. Das war aber nicht der Fall. Der Graf von Entraigues, der die berühmte Sängerin Madame St. Huberti geheirathet hatte, war ein untergeordneter politischer Agent. Während des ersten Italiänischen Feldzuges war derselbe dem General Bonaparte in die Hände gefallen, der ihm abre die Freiheit gelassen hatte. In London that er so, als ob er eine politische Rolle spiele, weil dieß für die Emigranten ein Mittel war, den Englischen Ministern Geld abzupressen. Der Name des Grafen von Entraigues erscheint in allen Intriguen der Emigration, aber alle diese Intriguen waren ohne politische Bedeutung. In einem Briefe, der im Jahre 1808 aufgefangen wurde, schreibt der General Dumouriez, welcher die Pariser Sectionen am 13. Vendemiaire besetzigte und später nach London flüchtete, an einen Royalisten: „Wollen Sie wissen, durch welche Mittel sich die Intriguen des Grafen von Entraigues stammern? Hier ist ein Bruchstück aus einem Briefe Dumouriez' an Enteaigues: „„Etaie (dies war der Kriegsname von Entraigues), sage Gutes von mir im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; ich werde Dich im Kriegs-Ministerium loben.""

Der König Ludwig Philipp hat immer für einen besonnenen Mann gegolten. Es ist daher nicht zu vermuthen, daß er seine Pläne einem Intriganten wie Entraigues mitgetheilt haben würde. In dem Beweise von Danican kommt übrigens eine Stelle vor, die sich speziell auf den Herzog von Orleans bezieht; sie lautet: „Der Herzog von Orleans und der Herzog von Beaujolais wohnen in Hampton-Court; die Prinzen dieser Linie haben immer zurückgezogen gelebt; sie haben sich ganz den Englischen Sitten anbequemt, weshalb sie auch von den Englischen Damen Familie gesucht und geliebt werden. Dem Herzoge von Orleans gesteht man Talente, Kenntnisse zu; ich will sie ihm nicht streitig machen, aber abwarten, bis er sie entwickelt. Einige unruhige Köpfe, wie Entraigues und Puisaye, haben sich seiner bedienen wollen; sie haben zu diesem Zwecke den Fürsten von Stahremberg vorgeschoben; der Herzog von Orleans schrint sich aber benommen zu haben, wie er sollte, weil die Herren sich später über ihn beklagt haben."

Am 22. Juli 1812 wurden Entraigues und seine Frau von einem Bedienten ermordet. Die Englische Regierung ließ ihre Papiere in Beschlag nehmen. Weshalb dass? Nicht, weil Entraigues in politische Angelegenheiten verwickelt war, sondern weil die Englische Regierung über Nachweisungen über ein bis jetzt noch unerklärtes Ereigniß zu finden hoffte, nämlich über das plötzliche Verschwinden Lords Baltwrt, Englischen Gesandten in Wien, der auf der Flucht vor der siegreichen Französischen Armee am 25. November 1809 auf der Mecklenburgischen Gränze in Zeit von einer Minute verschwand, und von dem man nie etwas erfahren hat.

Alle Entraigues gemordet wurde, war er todt und wohl; er hatte keinen Grund, seine Korrespondenz in Sicherheit zu bringen. Wäre dies aber auch der Fall gewesen, so würde er immer noch solche Briefen, wie die, welche dem Herzoge von Orleans zugeschrieben werden, keine besondere Wichtigkeit beigelegt haben.

Um also an die Existenz dieser Briefe zu glauben, muß man annehmen, daß der Herzog von Orleans unvorsichtig genug gewesen, um an einen Mann, wie der Graf von Entraigues, zu schreiben; daß man aber, daß die Briefe der Beschlagnahme seiner Papiere durch die Englische Regierung entgangen seyen.

Nicht anders ist es mit Briefen an Talleyrand, von denen die Contemporaine 42 zu besitzen behauptet. Es ist nicht gut anzunehmen, daß ein Mann, der Privatbriefe von seinem Könige erhält, so unvorsichtig damit umgehen wird, daß sie in die Hände des ersten besten Dieben fallen. (F. F.)

Mannigfaltiges.

— Neue Französische Journalistik. Wir haben bereits öfter in diesen Blättern Ausjüge aus dem Pariser Journal „les Guêpes" mitgetheilt. Ein anderes Blatt dieser Art, das jetzt in Paris erscheint, sind die „Nouvelles à la main". Eben so wie Alphons Karr, wissen sich die Herausgeber dieses kleinen Blattes zahlreicher Leser zu verschaffen, weil sie die gerben Tages-Ereignisse parodiren, die ernstesten Gegenstände der Politik zu Epigrammen verarbeiten und eine gewisse Unabhängigkeit, den verschiedenen Gözen der politischen Parteien gegenüber, zu behaupten wissen. Indessen geht den Nouvelles eine große Eigenschaft ab, durch welche die „Wespen" sich immer auszeichneten, nämlich das, was die Franzosen Bon Sens nennen, — worunter nicht bloß unser Deutscher „gesunder Menschenverstand", sondern auch ein gewisser Takt zu verstehen, der selbst den Schalk lehrt, immer als ein ehrlicher Schalk zu erscheinen. Die Nouvelles machen zwar Witze wie die Guêpes, aber diese sind nicht immer von der besten Art und werden daher auch wohl bald das Blatt in Mißkredit bringen. Folgende Rialierte befindet sich in der letzten Nummer der Nouvelles: „In Bayern treibt man es mit der Protection der Künstler so weit, daß sämmtliche Landeseinwohner Maler, Bildhauer, Architekten oder Bildhauer geworden. Um nun dem Unwesen, das aus einer solchen Kunstwuth der Unberufenen entspringen kann, zu begegnen, ist eine Anzahl von Männern zu einem Verein zusammengetreten, dessen Zweck eben so menschenfreundlich als ersprießlich für die Deutsche Kunst ist. Dieser Verein, genannt „Kunst Freund" (wörtlich so lautend), folgt allen Künstlern auf ihren Laufbahn, von ihrem ersten Auftreten an, bis zu ihrer Fähigkeit, und sendet der Verein einen Commissair an ihn, der ihm eine anständige Reise-Pension anbietet, wenn er den Pinsel oder den Meißel aufgeben will. Beim Beginn seiner Wirksamkeit wurde der Verein von Leuten bestürmt, welche ihm sagten: „Wir sind Schreiber, Zimmerleute, Schlosser, aber wir haben die Absicht, schlechte Maler zu werden; wollt ihr uns eine Pension bewilligen, so geben wir diesen Vorsatz auf." — Der Verein, welcher einsah, daß hier ein Mißbrauch stattfinde, hat nun entschieden, daß in Zukunft Niemand auf Unterstützung Anspruch habe, der nicht Proben seiner Kunst geliefert, das heißt so viel, als man muß beweisen, daß man im Stande sey, ein mittelmäßiges Bild zu malen."

— Uebersetzungen ins Unendliche. Das Pariser Journal le Commerce enthält in seinem Feuilleton vom 25. Juni unter der Ueberschrift „Le Parterre des Rois" eine interessante Darstellung von Napoleon's Aufenthalt in Erfurt im Jahre 1808. Der Artikel ist von einer Dame, welche sich scheinbar mit Deutschen Namen: Helene von Friedenberg, unterzeichnet. Denjenigen, die etwa gesonnen seyn möchten, diese Darstellung, deren Helden Napoleon und Talma sind, ins Deutsche zu übersetzen, wollen wir die Mühe sparen, indem wir ihnen nachweisen, wo sie das Ganze schon in Deutscher Sprache, und zwar als Original, finden können: nämlich in L. Schneider's vor mehreren Jahren erschienenen „Schauspieler-Novellen", wo die gedachte Darstellung des „Commerce" die Hälfte der zweiten Novelle bildet. Es ist sehr freundlich von den Franzosen, daß sie sogar solche Skizzen, in denen ihre eigenen Helden geschildert werden, aus dem Deutschen übertragen; aber noch freundlicher wäre es, wenn sie immer die Quelle angäben, und geschähe es auch nur, damit das Uebersetzen aus einer Sprache in die andere nicht ins Unendliche fortgesetzt werde. So wurde vor kürzlich Hoffmann's Novelle: „Das Fräulein von Scuvery", von der ein Französisches Blatt ohne Nennung des Autors eine Uebertragung geliefert hatte, in einer vielverbreiteten Deutschen Zeitung vollständig wieder zurückübersetzt. Da nun Hoffmann selbst nach einer Französischen Quelle, allerdings in seiner eigenen Manier, gearbeitet hat und möglicherweise auch jene Deutsche Rückübertragung wieder einmal ins Französische übersetzt werden, so erklärt sich das Gelobschmeidig-Geschichte bald ein baldbuzendmal in beiden Sprachen und kann noch ins Unendliche so fort hin und her übersetzt werden, bloß weil der Erste versäumt hat, seine Quelle anzugeben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Mittwoch den 7. Juli 1841.

Frankreich.

Eine Abend-Gesellschaft bei Berryer.

Von einem Engländer.*)

Zu den beredtesten Männern seiner Zeit gehört Berryer. Habt Ihr ihn jemals gesehen? Er ist einer der schönsten Männer in Frankreich. Wie edel ist sein Ausdruck! wie würdevoll seine Haltung! wie bezaubernd sein Lächeln! Mit welcher Gewandtheit ergreift er die schwachen Seiten in der Beweisführung seines Gegners, mit welcher wunderbaren Kunst entlarvt er die Unredlichkeit, die Heuchelei, die Verworfenheit, und giebt sie der Verachtung der Welt preis! Sprecht mir von Statuen und Gemälden, von redendem Marmor und lebender Leinwand, so viel Ihr wollt! aber zeigt mir, wenn Ihr es könnt, eine Statue, Berryer vergleichbar, wenn er in der Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung die Sache der Unschuld oder der Schwäche führt oder einen loyalen Angeklagten gegen ungerechte oder charakterlose Verfolger in Schutz nimmt. Berryer ist Advokat und Staatsmann in Einer Person; er ist die Beredsamkeit selbst, welche Achtung gebietet.

Berryer übernimmt nicht jeden Rechtshandel; er vertheidigt nie das Laster; er läßt sich nie zu spitzfindigem Bemänteln einer Anklage herab; er gebraucht seine kleinliche Kniffe, um für einen wahren Verbrecher ein Verdikt der Freisprechung zu erwirken. Reichthum oder Armuth der Parteien sind ihm gleichgültige Dinge. Er sühret die Sache des Armen gegen ein gekröntes Haupt; allein er thut es nicht, weil sein Klient arm ist, und um das gekrönte Haupt anzutasten; und eben so wenig verwendet er seine mächtigen Geistesgaben — wie groß auch die Versuchung sey, die man ihm vorhielt — um den Triumph der Macht über das Recht zu sichern.

„Kasset uns weniger Gesetze haben und mehr Gerechtigkeit", sagte Justice Bayley zu einem wohlbekannten Englischen Advokaten; und dies ist das Prinzip, welches Herrn Berryer bei seinen Amtsverrichtungen leitet. Ich will nicht untersuchen, welches das Ergebniß in England sein würde, wenn die Advokaten hier immer diesem Grundsatze folgten; allein ich bin überzeugt, daß in unserem Vaterlande das Advokatenwesen, das Keuz- und Querfragen, die technischen Einwendungen und die Nichtbeachtung der Moralität der Sache zu großen Einfluß haben und auf eine gefährliche Weise ausgedehnt werden.

Berryer ist mittler Statur, etwas zum Embonpoint geneigt und ungefähr 50 Jahr alt. Er hat einen starken, von Haaren entblößten Kopf und ein volles Gesicht mit schönen, edlen Zügen, in denen sich noch mehr Güte als Größe sich malt, obwohl beide Eigenschaften in ihm sehr glücklich vereinigt sind. Seine Brust ist breit und gewölbt, sein Auge das ausdrucksvollste, das ich jemals gesehen; seine Haltung männlich und edel, gesetzt und doch anmuthig. Hier steht er, die Sache eines politischen Angeklagten führend: sein Schützling ist ein Legitimist; er war ein Anhänger der alten Französischen Dynastie; er gab seine Vorliebe für den älteren Zweig des Hauses Bourbon etwas unbesonnen zu erkennen, er wog seine Worte nicht ab, ließ sich öffentlich zu unklugen Aeußerungen fortreißen. — Er ist verhaftet und steht jetzt als Beleidiger des Hauses Orleans vor Gericht.

„Ihre, wem Ehre gebührt!" ruft Berryer; „und Sieger, wem Sieger zukommt! Dies ist die goldene Lebensregel einer Royalisten und der Wahlspruch seiner Partei! Die bestehende Obrigkeit ist von Gott eingesetzt! Ja, sie ist es, zum Guten wie zum Bösen — zur Ermuthigung und Unterstützung oder zur Bestrafung und Unterdrückung eines Volkes! Die Obrigkeit ist von Gott, und wer in gewöhnlichen Fällen dieser Regel zuwider handelt, der ist nicht bloß ein schlechter Bürger — er ist ein schlechter Mensch. Wenn aber die bestehende Obrigkeit von der hohen Stufe, auf welche die Vorsehung sie gestellt hat, in eine niedere Sphäre herabsteigt — wenn sie entweder direkt oder durch ihre Agenten eine politische Partei zu kränken und zu verderben sucht, ihre Glieder zur Empörung entflammend, nur um ihre eigene Rache zu befriedigen, ihren eigenen Groll auszulassen; wenn die bestehende Obrigkeit, wie bei meinem Klienten der Fall, statt durch ihren moralischen Einfluß und durch nationale Größe die Gesellschaft aufzurichten, sich so weit herabläßt, daß sie durch niedrige Ränke und Kniffe den Unvorsichtigen zu Fehltritten, zu unklugen Erclamationen und unüberlegten Ausbrüchen verleitet — dann verliert sie allen Anspruch auf Achtung oder Huldigung, und Schmach und Schande werden den unwürdigen Thaten einer solchen Obrigkeit folgen."

Berryer hatte die subjektive Ueberzeugung, sein Klient sey ein Opfer politischer Kunstgriffe und feindlicher Machinationen gewesen. Ob er dabei geirrt oder nicht, will ich dahingestellt sein lassen.

Der Angeklagte wurde freigesprochen. Berryer stößte der Jury Sympathie ein für den Mann, der als Verbrecher vor ihr erschien. Er lehrte sie, einen Märtyrer und nicht einen Verräther in ihm sehen; einen Freund fester Prinzipien, und nicht einen Aufrührprediger; einen Mann, der den politischen Verpflichtungen, die er eingegangen, treu und doch seinem Vaterlande ergeben ist. Er führte ihnen alle Lebens-Umstände des Angeklagten vor, alle seine Lebens-Verhältnisse, seine mehr oder minder erheblichen Handlungen — und fragte sie darauf, ob ein solcher Mann der systematische und entschlossene Feind Frankreichs habe sein können, für den man ihn ausgab. „Sie haben einen edeln Beruf", sagte Berryer am Schlusse seiner gewaltigen Rede; „der Himmel hat Sie (sie Jury) berufen, diesen Mann, diesen Bürger, diesen echten und tugendhaften Patrioten zu befreien."

„Nicht schuldig" — sagte der Obmann der Geschworenen etwa zwei Minuten später.

Als ich Arm in Arm mit einem seiner Freunde das Tribunal verließ, lud dieser mich ein, ihn am Abend in Berryer's wöchentliche Abend-Gesellschaft zu begleiten.

„Diesen Abend wird die Gesellschaft zahlreich sepn", sprach er; „denn unsere ganze Partei wird sich beeilen, unserem Demosthenes Glück zu wünschen.*) Außer unseren Freunden werden Sie auch einige Häupter anderer Oppositions-Parteien antreffen."

Ich nahm die Einladung mit Freuden an, und jetzt befanden wir uns in Berryer's fast zum Ersticken gefüllten Zimmer in der Rue Neuve des Petits-Champs. Hier war Chateaubriand, der mehr von Gebrechen als von Jahren gebeugte Verfasser des Genie du Christianisme. Chateaubriand liebt Berryer, d. h. er liebt sein kindliches Gemüth, die Liebenswürdigkeit seines Charakters, den Zauber seiner Unterhaltung, den reichen Schatz seines Esprit und seiner Laune.

„Sie können sich nicht auf Berryer verlassen", sagte Herr H— zu Chateaubriand. — „„Warum nicht?"" — fragte der Vicomte. — „Weil er immer von einem Gegenstande zum anderen fliegt und gar keine Stabilität hat." — „„Das heißt, Berryer ist ein Dichter und schwingt sich empor, statt am Boden zu kriechen"", versetzte Chateaubriand. „„Sie können ihm nicht den Flügel beschneiden; könnten Sie es, so würde ein bloßer Käfig-Vogel aus ihm, der aber nicht einmal sänge.""

Chateaubriand hat eben Berryer über den schönen Erfolg seiner heutigen Anstrengung ein Kompliment gesagt.

„Nicht ich, sondern unser Prinzip ist Sieger geblieben", versetzte Berryer. „Nicht mein Klient hat vor den Schranken gestanden, sondern der Royalismus, den Sie, Herr Vicomte, während eines langen und kostbaren Lebens mit so viel Talent und Tugend vertheidigt haben."

Jener Geistliche dort ist der Abbé v. Genoude, der trefflich begabte, gelehrte, tiefe und beredte Eigenthümer und Herausgeber der Gazette de France. Mit herzlich schlicht er Berryer die Hand! Herr v. Genoude war noch vor wenigen Jahren ein Mann weltlichen Standes und hat erst seit dem Tode seiner schönen und angebeteten Gattin das priesterliche Kleid angezogen. „Die Welt als solche hat keine Reize mehr für mich", sagte Genoude nach diesem herben Verlust zu seinem vertrautesten Freunde. „Sie erschien mir grünend, blumig, lachend, sonnig, und sie war mir bleuer. Aber ihre Sonne ging am Mittage unter, und jetzt sind sich mir die Welt verödet, kalt, mürrisch, leidenvoll und sündhaft. Ich muß hinfüro dem Wesen der Wesen mich weihen, das mir eine reinere Gluth einhauchen, mit einer nie untergehenden Sonne meinen Pfad erleuchten kann, das mich nach seinem Rathe leitet und seiner Herrlichkeit theilhaftig machen wird."

Ich sah ihn oftet, als seine Zeau noch lebte, bald nach der Revolution von 1830. Er war damals voll Unwillen, Entrüstung und Partei-Eifer; aber abgesehen von seinen Meinungen, war es ein großer Genuß, seine Declamationen, Vorderungungen und Satiren zu vernehmen. Die Gazette de France begründete das unter den Legiti-

*) Nach dem New Monthly Magazine, das bereits mehrere ähnliche von uns mitgetheilte Skizzen Französischer Männer und Sitten geliefert hat.

*) In der That muß man zugeben, daß er eben so, wie einst Demosthenes, eine volksmäßige Sache vertheidigt.

Digitized by Google

mißten jetzt so populaire System, welches auf zwei Prinzipien beruht: erstens, die Legitimisten sollen bei jeder Wahl — sey sie nun parlamentarisch oder municipalistisch — ihr Votum abgeben, und zwar allemal für die Feinde der jetzigen Regierung; zweitens, es soll eine General-Versammlung der Stände zusammentreten und eventuell darüber entscheiden, wer König werden solle, und welche Constitution und Institutionen in Frankreich gelten sollen. (Schluß folgt.)

Die Freischüß-Sage in Frankreich.

(Schluß.)

Diese Verschwiegenheit hatte es uns so oft unempfohlen, daß wir sie genau beobachteten. Er verbarg seiner Frau das erlegte Wild nicht; aber auf welche Weise er es getödtet hatte, mit welcher Kugel, zu welcher Stunde, an welchem Platze, nach welchen Worten, das waren die Geheimnisse, die wir zu bewahren jeden Tag aufs neue schwören mußten. Er jagte fast nur mit uns, und dies war ein Zeichen von großem Zutrauen. Du gestehst demnach, daß du ein Zauberer bist, da du deine Kunst so geheim hältst. Nein, antwortete er; aber meine Frau darf nichts von Sachen der Jagd wissen; das bringt Unheil.

Dieser Mensch zeigte auf den ersten Anblick in seinen Ideen eine wunderbare Mischung von Leichtgläubigkeit und Zweifellosigkeit. Er glaubte im Wahrheit weder an den Teufel, noch an böse Geister, doch an eine Vorausbestimmung, oder vielmehr an verderbliche und segenvolle Einflüße, die, so viel er weiß, seine Wirksamkeit anerkannt hat. Wenn man ihn schärfer durchschaute, so fand man, daß er durchaus nicht abergläubisch war, sondern er hatte auf gewisse Gesetze, die er sich durch Beobachtung der Natur gebildet hatte, sie mochten nun wahr oder falsch seyn. Die Ergebnisse waren meist so ungewöhnlich, daß er sich, allem Anschein nach, in der Anwendung derselben selten täuschte. So oft wir mit Jagen in ihn drangen, wich er aus, und da er Schlauheit war, als wir, wußten wir ihm Mundverbare gränzte. Eines Tages beschlossen wir, ihn zu beobachten. Wir entfernten uns scheinbar und eilten auf einem Umwege wieder in seine Nähe. Hier sahen wir, daß unsere Vorsichtsmaßregel unnöthig gewesen war, denn der Zustand, in dem wir ihn fanden, gestattete ihm weder, uns zu sehen, noch zu hören. Er lag auf der Erde lang ausgestreckt und schien von einer unerklärlichen Angst gefoltert zu seyn. Er rang die Arme, seine Gelenke knirschen, sein Mund schlug mit dem Rücken umher wie ein Karpfen, athmete tief und mit großer Anstrengung, sein Mund war geöffnet, seine Augen geschlossen. Wir glaubten, er sey epileptisch; doch es trat ihm kein Schaum vor den Mund, er stieß kein Geschrei aus, verfiel in keine Abspannung. Es war dies ein einfacher Nervenanfall, eine konvulsivische Aufregung, der er sich in weniger als fünf Minuten entwand. Hierauf sahen wir, wie er langsam aufstand, sich schämte, zur Ruhe kam und einige Minuten stillstand, wie getheilt zwischen einer großen Ermüdung und einer Art von Wohlbehagen. Als er von dem Platze ging, uns aufzusuchen, stießen wir auf einem großen Umwege zu ihm, um ihn nicht zu beunruhigen. Als er zu uns trat, redete er meinen Bruder an: Heute treffen Sie Nichts, wenn ich mich nicht ins Spiel mische.

In der That, mein Bruder schoß mehr als zwölf Mal und fehlte stets. Bin ich denn der Ungeschickteste der Ungeschickten? rief er aus, indem er mit dem Kolben auf die Erde stieß. Frisch, Meister Mouny, nehmt den Zauber von mir.

Das ist leicht geschehen, Freund, antwortete Mouny mit seiner milden, lieblichen Stimme. Geben Sie her. Welchen Lauf wünschen Sie, daß ich habe?

Er sah den linken, den man ihm angab, mein Bruder den rechten. Mit diesem, sprach Mouny, indem er auf den Lauf wies, den er eben geladen hatte, werden Sie nicht fehlen. Und mit dem anderen? fragte mein Bruder. Mit dem anderen treffen Sie nicht, antwortete er.

Ein Kibitz kam vorüber, mein Bruder schoß ihn herab; eine Drossel folgte, er fehlte sie. Mouny's Ladung hatte getroffen, die meines Bruders zehn Fuß zu hoch einen Ast gekniet.

Jetzt lade du deine Flinte, sagte mein Bruder; vielleicht wird mein Gewehr auf diese Weise besser. Wie ihr wünscht, sprach Mouny Robin. Er lud den rechten, mein Bruder den linken Lauf. Mit dem linken traf er stets, mit dem rechten nie. Der Versuch wurde, stets umgekehrt, fünf bis sechs Mal wiederholt; das Ergebniß blieb dasselbe, welches Mouny zuerst vorhergesagt hatte. Beim siebenten Male sprach er: Diesmal treffe Ihre Ladung, die meine fehlt. Ich bin ermüdet. Der Erfolg bestätigte seine Verkündigung.

Bisweilen war Mouny selbst unglaublich ungeschickt, und er schien darüber weder überrascht, noch verdrießlich. „Ich hab' es gewußt", damit beschiedigte er seine Selbstliebe. Er war ein guter Schütze, wie man ein guter Spieler ist. Wir schrieben ihm mehr Uebung und Geschicklichkeit zu, als wir besaßen; doch diese genügte nicht, um all' die wunderbaren Beweise eines wahrhaften Ahnungsvermögens zu erklären. Die sorgfältigsten und gewissenhaftesten Nachforschungen gewisser Vertheidiger des Magnetismus, die weder Thoren, noch Betrüger sind, haben hinreichend dargethan, daß die einfache Ergründung einer offenkundigen und unbestreitbaren Thatsache den Gegenstand lebenslanger Forschungen seyn kann. Der Stolz der Weisen sträubt sich, dergleichen Entdeckungen, die ihre Theorien umstürzen, anzuerkennen. Ich hatte keine Theorie zu verlieren und kein Lehrprinzip zu bekämpfen, und ich bin Zeuge von Thaten gewesen, die zu bezweifeln unmöglich ist. Ich habe an Mouny Robin das zweite Gesicht kennen gelernt; ich habe den Geruchssinn bei ihm bis zu einem Grade ausgebildet gefunden, der an die Witterung des Hunde gränzt, und ich hatte zuvor nicht geahnt, daß es bei den Menschen dergleichen Instinkte gebe, welche die Gränzen unserer bekannten Fähigkeiten so sehr überschreiten. Zehn Jahre darauf spielte ich Karten mit einer Somnambülen, deren Gesicht völlig verbunden schien, und dennoch machte ich mir, obgleich sie Staunenswertes leistete, beim Zerziehen Vorwürfe, daß ich das Protokoll unterlassen hatte. Es fingen nachträglich Gefangnisse in mir an sich anzusammeln, ihre Mutter könne mit ihr einverstanden gewesen seyn, um das Publikum zu täuschen; und die Binde, welche für das Auge allerdings undurchdringlich war, habe durch die krampfhaften Bewegungen, die sie gemacht hatte, sich nach unten vielleicht etwas verschoben oder gelüftet.

Doch vor zwei Monaten habe ich bei einem Arzte, der ich als einen edlen gewissenhaften Mann kenne, und den zahlreiche Beispiele seiner sorfichtiger gemacht haben, als wir Alle sind, eine andere Somnambüle gesehen, die durch mehrere festanschließende Binden, und jedes fremden Beistandes beraubt, sich der Schrift mit sicher Genauigkeit bediente, wie es mir bei vortrefflichen Augen und bei vollkommener Helle nicht möglich war. Die schärfste Untersuchung hat keinen Betrug des Betruges aufkommen. Somit sah ich jetzt bewiesen, was ich bei Mouny Robin gewiß zu bezweifeln schien, und was wahrhaft nicht hören? weshalb nicht riechen?) unter Bedingungen, unter welchen der Gesammtheit dieser Individuen der Gebrauch der Sinne versagt ist. Seit dieser Zeit bewundere ich meine Ruhe. Ich hatte geglaubt, ein Ereigniß der Art würde mir übernatürlich scheinen, es würde meine Vernunft untergraben, mich allen Thoren der Welt zugänglich machen, und nur mit Furcht dachte ich an Wiederkehr. Ich habe mich geirrt; ich habe gesehen, und ich habe gesehen, ohne Furcht, ohne Zittern, ohne Schwindel, ohne Aufregung, ohne Schauder. Nichts ist geschehen. Ich glaube an keine übernatürliche Gewalt, und ich sage mir mit allen denen, die dasselbe gesehen haben, daß es nur Zweifel in der Natur der Kräfte noch viele giebt, die noch nicht entdeckt sind und noch lange Zeit werden verborgen bleiben. Nun aber bürgt uns dafür, daß sie je erklärt werden? Wer sagt uns, daß wir Getraide wachsen, daß wir der Mensch empfangen wird? Wir sehen es Wenigstens, wir sehen Saat und Ernte, wir sehen Zeugung und Geburt, wir sehen den Baum aus dem Samenkorn sich entwickeln, wir sehen das Kind aus dem Mutterschoße sich losringen; doch die Lebenskraft, das Fortbestehen und die ewige Erneuerung des All, die unvergänglichen Eigenschaften des Geistes und der Materie, wer der kommen sie?

Und wenn man das Auge des Verzückten untersuchte, und wenn man in seinen Nerven, in seiner Nephaut, in seinem Gehirn eine besondere Fähigkeit fände, um mehr deren als Hindernisse und in jene beliebige Entfernung sähe, was würde man wissen? Daß man schon vor dreitausend Jahren wußte: daß es Pythien, Auguren, Wahrsager, Geisterseher und Propheten giebt, die nicht blos die Leichtgläubigkeit der Menge selbstsüchtig ausbeuten, sondern wahrhaft und unwiderleglich von einer inneren Macht ergriffen sind. Man wird nicht mehr sagen: Apollo, Zeus, Jehovah, Mogen sprechen hier; sondern die Weisen werden sprechen: Der geschickte Mond zum Naturgemäßes. Doch wohin leitet dieß Naturkraft, woher entspringt sie? Ist nicht Gott, wie bei jeder Lebenserregung in All, auch hier die Quelle? Alle Forschung wird eine fiegreiche und stets allgemeinere Bestätigung der Kraft und Erhabenheit Gottes, und die Wissenschaft hat nur die Aufgabe, das innere Getriebe der Naturkräfte und das Weben der aus demselben hervorgehenden, sich gegenseitig bedingenden Erscheinungen zu beobachten, zu gruppiren und zu ordnen.

So weit war ich mit meiner Auseinandersetzung gekommen, als ich sah, daß mein kosmopolitischer Zuhörer fest eingeschlafen war. Mit großer Mühe rüttelte ich ihn aus den süßen Träumen, in die ihn meine tiefsinnigen Betrachtungen versenkt hatten, damit er das prachtvolle Finale des Freischütz hören möge. Als der Vorhang gefallen war, bot er an: Sie sind mir noch den Schluß der Geschichte von Robin-Kapper und Gregorio schuldig; wir gehen zu Tortoni, dort hör' ich Sie zu Ende, kommen Sie. Und dabei sah er seinen Arm unter den meinen.

Ich vermöchte sie dort nicht zu erzählen, sagte ich, an einem Ort, dessen Eindrücke dem Effekt, den ich durch meine Erzählung abschätige, so vollkommen zuwider sind. Ich glaube, unter all den zarten Pariserinnen würde ich bei Erinnerung an die ländlichen Scenen meiner Jugend verlieren. Doch kommen Sie mit zu mir, es ist hell, vielleicht komm' ich mit meiner Erläuterung glücklich zu Ende.

Die erlasse ich Ihnen, sagte der Kosmopolit, ich bin von ihr schon völlig zufrieden gestellt. Ich glaube, im besten Schlaf daß ich sie vollkommen begriffen. Sie wollen Ihrem Helden eine Art von zweitem Gesicht zuschreiben, dessen er sich beim Jagen bediente, und daß sich vermittelst gewisser nervöser Erschütterungen bei ihm entwickelte. Wenn es könnten so mit zwei Worten sagen; und ich kein solcher Skeptiker, daß ich diese Voraussetzung nicht lieber als manche andere annähme.

Gut denn, antwortete ich, da mein Werk von dieser Seite vollendet ist, so soll der Schluß meiner Erzählung nicht lange ausbleiben. Der Feldwächter und alle Weisen des Dorfes hatten es uns wohl vorausgesagt, daß dies nicht gut enden und daß Georgeon seinem Erbieten Mouny einst arg mitspielen werde. An einem schönen wonnehellen Abend ging Mouny, wie gewöhnlich, die Schaufel seiner Mühle zu heben; doch in dem Augenblicke, da das Wasser hervorsprudelte und das Rad in Bewegung setzte, stürzte Georgeon, der mit ihm unzufrieden war (ohne Zweifel, weil er Mouny für

Digitized by Google

einen Menschen, der sich dem Teufel ergeben, nicht tüchtig genug fand, ihn von hinten kopfüber in die Tiefe, so daß er unter dem Mühlrade durchging und athemlos, mit zerschmetterten Gliedern und zum Tode verwundet, auf der anderen Seite der Mühle herauskam. Die sind man ihn auf dem Grabe ausgestreckt, die Gelenke zerbrochen, regungslos und im Begriff, seinen Geist aufzugeben. Dennoch brachte er noch sechs Monate auf dem Krankenbette zu, bis er den tiefen Verletzungen, die seine Brust und sein Rückgrat durch das Mühlrad erlitten hatten, unterlag. Ich hab' es dir wohl vorhergesagt, mein armer Mann, sagte seine Frau an seinem Todbette, daß Georgeon dich einst verderben werde.

Es giebt keinen Georgeon! rief der Sterbende; ich weiß so wenig, wie mir dies Unglück zugestoßen ist, als ich von allem Uebrigen weiß, wessen man mich beschuldigt.

Das tragische Ende Mouny's ist nie hinreichend erklärt worden. Nicht Ungeschicklichkeit, sondern nur die Absicht des Selbstmordes konnte als Grund dieses Sturzes angesehen werden. Ein einziger Blick auf Mouny's Mühle würde Sie überzeugen, daß es bei der großen Ungeschicklichkeit unmöglich ist, so ins Rad zu gerathen, und daß man, wenn man sich nicht mit Gewalt hineinstürzt, sich auch bei dem mächtigsten Zudrange des Wassers leicht an den Brückenpfeilern festhalten kann. Alles würde erklärlich sein, wenn Mouny betrunken gewesen wäre, doch er betrank sich nie.

Hatte er keinen Feind, keinen Feind, keinen Nebenbuhler? fragte mein Begleiter voll Menschentheilnehmlichkeit, um mich aus diesen Zweifeln zu reißen.

Wohl hatte er deren mehr als einen. Johanna Mouny war schön wie ein Engel und körperlich so zart gebaut, wie ihr Mann. Sie war klug, scharfsinnig, weiß wie eine Narzisse ihrer Wiese. Da sie stets unter den hohen Bäumen lebte, die das Thal üppig grünend umschatteten, so hatte sie Nacken und Arme vor dem Sonnenbrande bewahrt; und wenn sie des Sonntags ihr weißes Kleid anzog und ihre gestickte Schürze umband, so schien sie vielmehr ein Landmädchen aus der Oper zu sepn, als eine Müllerin wirklich. Dazu war ihre Stimme zart, und in ihrem Wesen zeigte sich eine gewisse Grazie. Man hätte glauben sollen, diese Aehnlichkeit des Körperbaus würde die beiden Gatten nur inniger an einander schließen; doch leider muß ich berichten, daß Madame Mouny einen ungeschlachten, schwarzen, beißenden und krausköpfigen Müllerknecht ihrem Mann vorzog, gegen welchen dieser jedoch nie die geringste Eifersucht zeigte. Auch dies war eine eigenthümliche Seite des Charakters unserer Freunden. Er hatte seinen Widerwillen in Betreff der ehrlichen Ehe. Er glaubte sich nicht verpflichtet oder berechtigt, seine Frau zu hassen, zu beleidigen, zu schlagen, zu morden, weil sie ihm untreu war. Er sprach oft über dies Verhältniß zu uns. Johanna ist weit jünger als ich, sagte er, sie ist schön, und ich habe sie stets vernachlässigt. Scheltet mich nicht darum. Ich liebe sie von ganzem Herzen, doch mehr lieb' ich die Jagd. Die Jagd, seht ihr, meine Kinder, war bei ich der einzige, der mich stets mit meinem Loos mehr ergeben. Wenn ihr verliebt, wenn ihr eifersüchtig seyn, schenkt mir eure Flinten und eure Hunde, ihr werdet die schlechtesten Schützen von der Welt seyn. — Sonach ist nicht anzunehmen, daß er durch einen Nebenbuhler getödtet worden. Auch ist dies Niemand in den Sinn gekommen. Johanna konnte durch den Tod ihres Mannes nur verlieren.

Was ist demnach Ihre Meinung in Betreff dieses Todes?

Ich glaube, Mouny hat sonnambul, seiner selbst nicht mächtig, in einer anderen ähnlichen krankhaften Erregtheit, und er wurde plötzlich von einem Ausbruch derselben überrascht, als er die Schaufel seiner Mühle hob. In jenem Falle war sein Ende gedankenvoll, wie sein Leben, und es giebt noch jetzt nicht einen unserer Bauern, der seinen Tod nicht einem Kampfe mit dem heimtückischen Geiste, dem Teufel der Jagd, dem vielgestaltenen Georgeon der Gegend, zuschriebe. Ich habe Ihnen, daß unser Landvolk seine Mährchen hat, wie jedes andere, und daß die Deutschen kein Monopol darauf haben. Ich könnte Ihnen noch erschrecklichere Geschichten erzählen, doch es ist zu spät für diese Nacht. Guten Abend.

George Sand.

Ostindien.

Die Bewohner der Nikobaren-Inseln, von Rosen.

(Schluß.)

Im Acker-bau haben die Nikobaren fast eben so wenig Fortschritte gemacht, wie in den Kunstfertigkeiten. Kornbau ist unter ihnen nicht sehr bekannt. Sie nähren sich vornehmlich von ihren Kokosbäumen und deren Frucht des Calbera-Baumes, die beide zu den ursprünglichsten Produkten der Inseln gehören. Außerdem bauen sie Yams, Bananen und Zuckerrohr, doch haben sie keine regelmäßige Pflanzungen; nur sie einen vortheilhaften Platz finden, wenn auch mitten in einem Walde und noch so weit von ihren Häusern, da setzen sie so viele Pflanzen, als sie glauben, daß der Bedarf ihrer Familie erfordert. Spaten haben sie nicht; das kleine Ende ihres Riedmessers oder ein spitzes Holz ersetzt ihnen diesen Mangel. — Während unseres Aufenthaltes auf den Inseln wurden die Kokosnüsse unwohner auf unseren Reisbau aufmerksam und begehrten Saatkörner von uns, die sie nebst Samen von verschiedenen Indischen Küchengewächsen erhielten.

Künste darf man nicht erwarten, bei den Nikobaren zu finden. Das Einzige, was man hierher rechnen könnte, ist eine Art Flötenspiel, welches Einige unter ihnen lernen. Die Flöte besteht aus einem Gliede eines dünnen Bambusrohres, in dem 3 bis 6 Löcher angebracht sind; dieses halten sie auf dieselbe Weise unter die Lippen, wie man auf einer Europäischen Flöte bläst, und bringen nicht mehr mannigfaltige Töne hervor, die aber eigentlich nichts Anderes sind als eine Art wildes Zwitschern und kaum den Namen Musik verdienen. Es kamen überhaupt nur 2 Flötenspieler an den Hafen. Dies waren beides junge Menschen und sie konnten mit Recht unter die schönsten Nikobaren gerechnet werden, welche Meinung sie auch selbst von sich zu haben schienen. Wenn sie sich bei uns einfanden, waren sie immer sehr sorgfältig gemalt und gewöhnlich mit Laubkränzen geschmückt, obschon sie keine Kleider hatten. Kaum sahen sie uns herausteten, so setzten sie sich in Positur und begannen zu spielen, nicht um eine Gabe zu erhalten, sondern — wie es schien — um uns zu überraschen und zu unterhalten; denn da sie nie einen von uns sich mit Musik hatten befassen sehen, glaubten sie seine Zuneigung, ihre Leistungen müßten uns etwas Neues und Ungewöhnliches seyn, wie man sich deutlich, daß sie unter dem Spiel von Zeit zu Zeit zu den Zuhörern schielten, gleichsam um ihnen ihre Bewunderung abzulauern.

Einzelne Industriezweige werden von den Nikobaren betrieben, aber nur in sehr engschränktem Grade. Sie haben sich etwas auf die Schmiedekunst gelegt, so daß sie im Stande sind, ihre eigenen Speere zu verfertigen, so wie die Eisen, mit denen sie Fische fangen, und die unseren Aalhaken gleichen. Ihre Messer zum Hauen sind ungefähr eine Elle lang und gewöhnlich ohne Griff; ihre Aexte gleichen unseren Zimmeraxten. Auf der Insel Chowri verfertigen die Einwohner eine Art grobe Thongeräthe, die einen allgemeinen Handels-Artikel auf den Inseln ausmachen. Einige von diesen Geschirren sind von bedeutender Größe, so daß das Viertel eines ausgewachsenen Schweines gut in ihnen gekocht werden kann; übrigens sind sie schlecht gebrannt und nie glasirt. Kleine und große Geschirre haben dieselbe Figur, sie gleichen einer durchgeschnittenen Kokusschale.

Alle Nikobaren verstehen Körbe zu flechten, wozu sie den auswendigen Theil von Rataug oder Spanischem Rohr gebrauchen. Diese Körbe sind einfach, aber stark und zu ihren häuslichen Verrichtungen sehr passend; sowohl die größeren als die kleineren werden wie ein offener aufgewirrter Sack gestaltet, und sie haben keinen Deckel. Man braucht sie vornehmlich um Hühner darin zu tragen; denn zieht man eine dünne Zweigwiete durch das Flechtwerk an dem offenen Theil und schnürt ihn so zusammen.

Auf ihre Schweintroge verwenden die Nikobaren einen Fleiß, der von der Wichtigkeit der Thiere zeugt, für die diese Gefäße bestimmt sind. Sie gleichen ungefähr den Trögen, welche die Zimmerleute von Kopenhagen bringen, aber sie sind etwas tiefer, von schönem Holz ausgehauen, inwendig um den oberen Rand mit Schnitzwerk verziert, und von einem Ende geht ein runder von demselben Stück Holz ausgearbeiteter Zapfen aus, der zum Henkel dient.

Der Bau der Kanoes ist die allgemeine Beschäftigung aller Einwohner, und wenn man die eigenthümliche Einrichtung dieser Böte betrachtet, muß man gestehen, daß dazu ein nicht geringer Grad von Geschicklichkeit erfordert wird.

Religionsbegriffe und Sprache. Die Nikobaren scheinen nicht den mindesten Begriff von einem höchsten Wesen zu haben, auch finden sich bei ihnen keine Götzenbilder unter ihnen. Ihre ganze Ahnung von einer unsichtbaren Welt besteht im Glauben an das Daseyn böser und guter Geister, Evi, denen sie das Gute und Schlimme zuschreiben, was sie trifft. Sie denken sich dieselben meistens menschenähnlich, doch mit Flügeln, und einem alten Weib mit einem solcher Gestalt. So soll z. B. im Monde ein alter Weib mit einem Korbe sitzen und einem Eichhornbeinen stehen; sie ist es, welche ihnen natürlichen und einem Elephantiasis zusührt. Uebrigens ist die abscheuliche Krankheit Elephantiasis zusührt. Der einzige Gottesdienst, den sie ihnen Alles von diesen Evi erfüllt. Der einzige Gottesdienst, den sie ihnen Alles von diesen Evi erfüllt. Der einzige Gottesdienst, den sie ihnen darbringen, geschieht, um Unglück abzuwenden. Dann schlachten sie gewöhnlich ein Schwein und richten eine Mahlzeit an, wozu sie Freunde und Nachbarn geladen werden. Einige wenige Ceremonien werden bei solchen Gelegenheiten vorgenommen, unter anderen auch, daß man aus Bannstämmen eine Art Zahrzeug von der Größe eines mittelmäßigen Kanoes macht, welches man mit Masten, Segeln u. s. w. versieht; man führt es nachher im Aufzuge auf die Segeln u. s. w. versieht; man führt es nachher im Aufzuge auf die See und läßt es von dem Winde oder der Strömung treiben. See und läßt es von dem Winde oder der Strömung treiben. See und läßt es von dem Winde oder der Strömung treiben. Der Begriff von der Unsterblichkeit der Seele und von deren Zustand nach dem Tode. Sie glauben bloß, daß die Seele des Todten sich 3 Monate in der Nähe des Hauses aufhält, in welchem der Mensch wohnte; nach dieser Zeit geht sie nach weit fortliegenden Orten und kehrt nie mehr zurück.

Ihre Priester (Manuena) stehen ihren Festen vor und verrichten den Gottesdienst. Sie bedienen sich auch ihrer bei Krankheiten, da sie sich für Aerzte ausgeben. Als ein Zeichen ihrer Würde erhalten sie gewöhnlich ein oder mehrere Schnüre Perlen, von einer Schnur Holzart verfertigt, um den Hals. Ihre Priesterwürde geht meistens vom Vater auf den Sohn durch Erbschaft über; doch kann jeder diese Würde erreichen, wenn ein Priester es übernehmen will, ihn zu erziehen. So viel ich habe erfahren können, besteht diese Erziehung in Folgendem: Der Elève zieht zum Lehrer hin, wo er Erziehung in Folgendem: Der Elève zieht zum Lehrer hin, wo er dieselben gewöhnlich ein oder mehrere Schnüre Perlen, von einer Schnur Holzart verfertigt, um den Hals. Ihre Priesterwürde geht meistens vom Vater auf den Sohn durch Erbschaft über; doch kann jeder diese Würde erreichen, wenn ein Priester es übernehmen will, ihn zu erziehen. So viel ich habe erfahren können, besteht diese Erziehung in Folgendem: Der Elève zieht zum Lehrer hin, wo er zuerst seinen Körper, nicht durch Fasten, Enthaltsamkeit und Betzal, sondern durch eine feinere Lebensart, als die er gewohnt war, vorbereiten muß; hierzu gehört, daß er nicht Fleisch und Fische essen darf, die als geringere Kost betrachtet werden, und er sich vorzüglich von Hühnerfleisch ernähren muß. Nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Elève auf die erste Probe gestellt werden soll, malt der Lehrer den Elève auf die erste Probe gestellt werden soll, malt der Lehrer eine Menge groteske Figuren von Thieren, Vögeln und Fischen auf eine Menge groteske Figuren von Thieren, Vögeln und Fischen auf gemeine Blätter, besonders auf das leberartige Produkt des Betelbaumes. Der Elève erhält nun Befehl, sich allein in der Hütte aufzuhalten, wo der Fußboden an der Stelle seines Lagers mit mehreren Löchern durchbohrt wird. Der Lehrer hält ihm diese Figuren vor Augen, steckt sie ihm zuletzt unter den Kopf, wenn er beständig vor Augen, steckt sie ihm zuletzt unter den Kopf, wenn er sich schlafen legt, und verläßt ihn mit dem Befehl, daß, so oft er in der Nacht erwacht, er durch die im Boden angebrachten Löcher gucken soll, wo er grause Gestalten von Menschen und Thieren sich bewegen sehen würde. Erklärt er am Morgen, nichts gesehen zu haben, so werden neue Figuren gemalt und die erwähnten Ceremonien

Digitized by Google

nien so lange wiederholt, bis er jene Greifergesellen sieht oder zu sehen glaubt. Dies ist der erste Schritt und, so zu sagen, eine Einweihung, um Priester zu werden. Später macht ihn der Lehrer mit den wenigen abergläubischen Traditionen bekannt, die unter ihnen herrschen, mit den Ceremonien, besonders denen, die bei Krankheitsfällen angewendet werden, die sie mehr mit Geister-Beschwörungen theilen zu können glauben, als mit Mitteln, von der sie wenig kennen.

Zu den Verrichtungen, die ein Priester bei den Kikodaren hat, gehört auch die Wahrsagerkunst. Jeder, der etwas von der ungewissen Zukunft zu wissen wünscht, wendet sich an seinen Priester, um die nöthige Auskunft zu erhalten, z. B. wenn ein Schiff erwartet wird, ob ein oder der andere Zang glücken wird, ob eine bevorstehende Reise auf eine andere Insel gut ausfallen wird u. s. w. Diese Priester sind insofern auf den weitläufigen Verrichtungen ausgeschlossen, wenn man sieht sie an den Zischereien, der Jagd und den übrigen Unterhaltungen der Anderen Theil nehmen; sie geben auch keineswegs ein Muster von Enthaltsamkeit ab, da sie oft viel schlimmere Trinker sind, als die anderen Kikodaren. Bei Krankenheilungen bedienen sie sich gewisser Hokuspokus, die so plump sind, daß selbst das gemeine Volk, von dem man auch eigentlich nicht sagen kann, daß sie eine Stufe über dem Thiere stehen, ihre Betrügereien recht gut merken kann. So giebt es eine Krankheit unter den Kikodaren, die ihnen eigenthümlich zu seyn scheint und sich durch einen heftigen Schmerz in beiden Seiten äußert; diesen Schmerz schreibt der Priester einem Steine zu, den der Patient im Leibe haben soll, weshalb er sich über ihn wirft und ihm die Seiten mit beiden Händen aus aller Macht reibt, darauf zeigt er einen Stein vor, den er heimlich hervorgesucht zu haben. Gleichwohl werden die Leiden des Kranken keineswegs gelindert und noch weniger die Krankheit gehoben, und dies wird dann von den Kikodaren als Vorbote eines sicheren Todes angesehen.

Man sollte glauben, gewisse Natur-Phänomene müßten den ihnen den Gedanken an eine höhere Macht erwecken und ihnen eine Art Vorstellung von der Gottheit geben. Vom Donner z. B. nimmt man allgemein an, daß er den Menschen in eine feierliche Stimmung versetzt und, indem er das Gefühl der eigenen Ohnmacht in ihm erweckt, ihn zugleich seine Abhängigkeit von höheren Kräften fühlen läßt. Aber in dieser Hinsicht fand ich mich getäuscht. Die Kikodaren glauben, zufolge einer unter ihnen verbreiteten kindischen Mythe, der Blitz werde dadurch verursacht, daß ein ungeheurer Alligator, der im großen Meere liegt, seine Zunge herausstreckt und mit ihr spielt; wenn dann das Ungeheuer wieder zurücklässt, tust seine gewaltige Bewegung das Rollen des Donners hervor.

Die Sprache eines Volkes sieht man, und das mit Recht, als einen Beweis der Kultur an, die es besitzt oder in deren Besitz seine Vorfahren gewesen sind. In dieser Hinsicht kann ich kein bestimmtes Urtheil über die Kikodarische Sprache fällen, da hierzu eine genauere Bekanntschaft erfordert wird, die ich nicht habe. Ihre Laute zum wenigsten geben uns keine vortheilhafte Vorstellung von ihr. Es ist eine der stärksten Guttural-Sprachen, die ich gehört habe, und die Aussprache gewisser Worte, vorzüglich auf der Insel Dsjagbangha, würde die Kehle eines Europäers fast zerreißen, wenn er sie versuchen wollte, einem Kikodaren nachzuahmen. Außerdem sind ihre Zungen weit entfernt, angenehm zu seyn, und ein hoher Grad von Näsin verunziert ihre Stimmen.

Die Kikodaren haben keine Schrift-Sprache; auch war ich nicht im Stande, eine Spur aufzufinden, daß sie jemals im Besitz einer solchen gewesen sind.

Die Elephantiasis. Die Kikodaren sind eigentlich hart von Körperkräften und können sehr bedeutende Anstrengungen aushalten. Indeß sind sie hinlänglich auch Krankheiten ausgesetzt, unter denen das Fieber sich mit den Oktwinden im Monat Januar einzufinden pflegt. Für die Aelteren hat es selten tödtliche Folgen, aber oft für die Kinder; das heiße Fieber ist das gefährlichste. Eine andere Krankheit, die unter ihnen vorkommt, nämlich Schmerz in beiden Seiten, ist oben erwähnt. Auch ist die sogenannte Elephantiasis so ziemlich auf allen Inseln verbreitet. Es kann kein Zweifel seyn, daß sie erblich ist; die Kikodaren selbst glauben es, behaupten aber, daß Keiner sie bekommt, ehe derjenige von seinen Aeltern, der damit behaftet war, gestorben ist. Ich habe diese Krankheit bei einem jungen Menschen von 16 oder 18 Jahren gesehen; dieweilen findet sie sich erst nach dem 30sten ein. Wer sie bekommt, erreicht selten ein hohes Alter; doch trifft sie nicht ein, daß er nicht ungewöhnlich ist, solche Patienten von 50 bis 60 Jahren zu finden. Im Anfang, wenn sich die Krankheit einstellt, verursacht sie erst eine lange Zeit heftige Schmerzen, nachher, wenn die Anschwellung ihre Höhe erreicht hat, sind diese nur periodisch, so daß der Kranke in den Zwischenräumen ohne Hinderniß alle Arten Arbeiten verrichten kann. Der Anblick eines solchen Elephantiasis ist im höchsten Grade widerlich; nicht allein das abscheuende Mißverhältniß der Glieder ist so auffallend, da ein solches Bein bis zum Knie mehr als doppelt so dick wie der Schenkel wird, sondern die Haut auf dem Beine bricht auch so oft auf und wächst wieder zusammen, daß es zuletzt mit einem rindenartigen Schurf bedeckt wird, der ihm wenig von dem Ausseben eines Menschenbeines übrig läßt.

In Hindostan findet man, wie bekannt, die Elephantiasis an mehreren Orten, unter anderen auch in Madras. Aber die Gegend, die am meisten wegen dieses Leidens berüchtigt ist, ist Cochin in Travancor auf Malabarem, oder der Westküste von Hindostan, weshalb die Englischen Aerzte in Indien auch dieses Uebel mit dem Ausdruck „das Cochinsche Bein" benennen. In dieser Stadt und ihrer Umgegend stößt man häufig auf Leute, die mit der erwähnten Krankheit behaftet sind, die jedoch meistens nur in den unteren Ständen vorkommt. Ich erinnere mich, daß, als ich dort war und die Cholera dieses häufigen Phänomens nachforschte, sie als eine Folge von dem starken Verbrauch der Toddi (Spra, Kokuswein) ausgegeben wurde, das freilich dort in großer Menge genossen wird, da die ausgedehnten Kokuswälder dieses Getränk leicht anschaffen lassen. Insofern könnte man auch das Vorhandenseyn der Krankheit unter den Kikodaren erklären, denn sie lieben dieses Getränk in hohem Grade, daß sie sich selten schlafen legen, ohne einige große damit angefüllte Kokusschalen neben sich aufgehängt oder hingesetzt zu haben, damit sie einen Schluck nehmen können, wenn sie von Zeit zu Zeit in der Nacht erwachen. Aber wenn die Krankheit nur — eben so wie die blaue Nase oder das rothe Kupfer im Angesicht der Branntweintrinker — das Resultat dieses vielfältigen Trinkens wäre, dann müßte sie sie sich nicht schon in der Jugend und selbst in Kindern und jungen Menschen einfinden. Ich bin deshalb sehr geneigt, zu glauben, daß die Elephantiasis, wie der Aussatz, zu Asiens uralten Plagen gehört und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt ist, ohne daß die Ursache uns bekannt geworden. Möglich auch, daß sie, wie das zuletzt genannte Uebel, in hohem Grade ansteckend ist und gewisse Gegenden mehr zu ihrer Entwickelung beitragen, als andere.

Mannigfaltigs.

— Musik und Sitte in Frankreich und Deutschland. So ungefähr lautet der Titel eines so eben in London erschienenen Werkes in drei Bänden, dessen Verfasser ein Herr Chorley ist.*). Musik war es hauptsächlich, deren Studium den Gemüthszustand des Autors bildete, der nebenbei auch Anderes beobachtete und in seinem Buche darstellt. Das Londoner Athenaeum hatte früher bereits Korrespondenz-Berichte desselben Schriftstellers aus Paris und Berlin, so wie über das vorjährige Musikfest in Braunschweig, gebracht, von denen wir ab und zu auch in diesen Blättern gesprochen haben. Gegenwärtig hat Herr Chorley die Resultate seiner Beobachtungen zusammengestellt, und zwar ist es auch in den Briefe vornehmlich Nord-Deutschland, und von Nord-Deutschland vornehmlich Berlin, was ihm den meisten Stoff geliefert, obgleich er an letzterem Orte nur drei Wochen verweilte und dagegen in Paris wohl an drei Jahre gelebt hat. Von Berlin weiß er besonders viel über die Disharmonie zu berichten, die hier in Sachen der Musik, so wie vor Allem überhaupt, herrschen soll. Es ist manches Wahre, wiewohl nach flüchtiger Auffassung Dargestellte in diesen Skizzen, und wir kommen wohl nächstens wieder darauf zurück.

— Vater Hyacinth über den Kindermord in China.**) Daß die Chinesen durch die Erlaubniß, ihre Kinder zu tödten, zum Ehestand ermuntert würden, daß es sogar eigene Leute gäbe, die aus dem Kindermord ein Gewerbe machen, ist ein Märchen, das europäische Reisende und katholische Missionäre in ihren Schriften verbreitet haben. Es ist wahr, und man darf es den Chinesen zur Ehre rechnen, daß nur wenige unverheirathete Individuen unter ihnen sind. Der Vater erlaubt seinem erwachsenen Sohne nicht, ein Hagestolz zu werden, und besonders halten die höheren Stände fest an dieser Sitte. Aber sonderbar glauben, ein Bewerggrund dazu sey der gesetzliche Erlaubniß, seine Kinder zu tödten, welches Verbrechen der Natur so sehr zuwider ist? Die Chinesische Staatsreligion macht es frei und unbenklicher seit jedem Sohne zur heiligsten Pflicht, seine Aeltern nach dem Tode anzubeten und ihnen Opfer zu bringen; und dies ist Jedem, der sich verheirathet, ein religiöser Antrieb zur Fortpflanzung seiner Familie. Wer kinderlos ist, der ernährt einen Adoptivsohn und kennt sich schon vorher auf die Ehre, die ihm dieser nach seinem Tode erweisen wird. Wenn ein Sohn seinem noch lebenden Vater einen Sarg schmückt, so fühlt der Vater wahres Entzücken und bildet sich ein, er habe das höchste Lebensglück schon erreicht. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß es auch in China Jungfrauen geben mag, die, einmal gefunden, den Gegenstand verabscheuen wollen, der ihre unkluge Liebe verrathen und die ganze Familie mit Schmach bedecken kann. Solchen Unglücklichen raubt die Schaam alle Besinnung und hat um so grausamere Wirkungen, je stärker sie ist. So ist es sehr glaublich, daß man zuweilen außer der Ehe gezeugte Kinder tödtet, besonders in Häusern, wo Strenge auf Zucht und Sitte gesehen wird, obgleich in allen großen Städten Findelhäuser zur Aufnahme solcher ungliicklichen Geschöpfe errichtet sind. Es herrscht aber bei China ein Gebrauch, der die Europäer sehr leicht zu falschen Schlüssen leiten kann. Nach dem Volksglauben der Chinesen sind die Seelen solcher Menschen, die in ihrer Jugend oder Kindheit gestorben, nicht vollkommen; darum würdigt man Kinder, die vor dem achten Jahre sterben, keiner feierlichen Bestattung, sondern begräbt sie neben den Familiengräbern oder in abgelegenen Gräbern, ohne Ceremonie. In den südlichen Provinzen wird man auch die leichen solcher jungen Kinder in Fässe. In Peking und in anderen großen Städten lassen reiche und fromme Leute täglich mit Ochsen bespannte Wagen herumfahren, in die man todte Kinder einsammelt, um sie dann auf eine allgemeine Grabstätte zu fahren. Es wäre aber sehr unvernünftig, hieraus zu folgern, daß der Kindermord in China ein allgemeines oder gar ein erlaubtes Verbrechen sey. Das Chinesische Gesetz stellt ihn sogar mit den schwersten Majestäts-Verbrechen in gleiche Kategorie; und auch die Tödtung noch ungeborener Kinder wird durch harte körperliche Strafen gesühnt.

*) Music and Manners in France and Germany. A series of travelling sketches of arts and society. — By Henry F. Chorley. 3 vols. London, 1841.

**) Aus dem bereits in diesen Blättern mehrfach erwähnten Russischen Werke „Kital etc."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Freitag den 9. Juli 1841.

Nord-Amerika.

Neue Mittheilungen über Franklin.

Nach Philarète Chasles.*)

Im Jahre 1682 wanderte ein eifriger Puritaner, Namens Josiah Franklin, aus Northamptonshire mit seiner Frau und drei Kindern nach Neu-England aus. Es war eine arme, arbeitsame, gläubige Familie, welche gewohnt war, der Gewalt zu trotzen. Unter der Regierung der Maria Tudor hatte sie sich in ihrer Hütte in Northamptonshire zum Calvinismus bekannt. Die Kalvinistische Bibel war in einem alten eichenen Sessel verborgen, der mit Sammet überschlagen war. Der Großvater nahm den Sessel auf seine Kniee, hob den Deckel auf, wendete die Blätter um und las der Familie vor. Abends wurde eines der Kinder als Schildwache vor der Thür aufgestellt, um Lärm zu schlagen, wenn sich Gefahr zeigte. Melvete die Schildwache die Ankunft eines geistlichen Sbhärd, so wurde der Deckel zugeschlagen und der Sessel wieder an seinen Platz gestellt. Josiah Franklin, ein würdiger Abkömmling dieses alten Oppositions-Geschlechtes, begab sich nach Boston und ließ sich hier als Seifen- und Licht-Fabrikant nieder. Er zeugte 17 Kinder; das fünfzehnte derselben wurde 1706 geboren: es war Benjamin Franklin.

In einem solchen Kreise strenger Pflichterfüllung und angestrengter Arbeitsamkeit, schmerzlich gereifter Resignation und Kümmerlicher Industrie, angeerbter Opposition und unermüdlicher Geduld erhob sich im achtzehnten Jahrhunderte, innerhalb 1706 und 1790, der merkwürdige Mann, den das 18te Jahrhundert zu einem seiner Repräsentanten erwählte und welcher den Charakter seines jungen Landes am getreuesten und vollständigsten darstellte.

Franklin, aus dem das bewundernde achtzehnte Jahrhundert einen Gott machte, besaß seine allgemeinige und hervorragende Eigenschaft. Er besitzt alle Eigenschaften des Verstandes, der Geduld, der Betriebsamkeit, der Friedfertigkeit. Er ist der Held dieser Gesellschaft ohne Heroismus. Die Neigungen und Eigenthümlichkeiten seines sich eben erhebenden Volks haben in ihm einen weit vollständigeren und tieferen Ausdruck gefunden als in Washington.

Das Schwert, das Washington führen muß, ist an und für sich und als Symbol des Krieges dem Geiste Nord-Amerika's unangemessen. Franklin ist der Friede selbst. Er ist kalt und leidenschaftslos; aus der Tugend macht er eine Kunst, aus der Redlichkeit einen Handels-Artikel, aus der Menschenliebe einen Gegenstand der Berechnung; ohne je zu fehlen, weiß er den Grad der Geschicklichkeit abzuwägen, der mit der Rechtlichkeit vereinbar ist; er beobachtet sich und Andere, die Natur und die Gesellschaft, und verliert nie den Schein. Er verdient um so mehr eine aufmerksame Betrachtung, als er lange vor seinem Tode zum Götzenbild geworden ist und eine symbolische Transfiguration erfahren hat, welche der Bewunderung sein klares Bewußtseyn mehr läßt. Es wird nicht deadschlagt, seine Tugenden zu verkleinern und seinen Ruhm zu schmälern. Seine Privat-Korrespondenz ist jetzt in Boston herausgekommen. Die Geschichte hat das Recht, sie zu prüfen. Unsere Zeit, welche keine Abgötterei duldet, kann nicht zugeben, daß die Abgötterei der Gemeinplätze das unparteiische Urtheil verdränge.

Bis jetzt scheint er noch nicht richtig beurtheilt zu seyn. Der Ruf naiver Philosophie und graziöser Oekonomie muß einem höheren Ruhme weichen: er war der feinste Diplomat seiner Zeit. Im Allgemeinen giebt es nichts Belustigenderes als die Komödie der Verkhmtheiten. Es gehört ein komisches Genie dazu, um diese fortlaufende Posse zu schildern, welche die Heloen derselben nur mit Verachtung erfüllen kann. Franklin mußte gewiß recht herzlich lachen, als er ganz Frankreich seine Schuhe ohne Schnallen und seine Beinkleider mit tuppenen Schnallen bewundern sah; als er sah, wie sein gedrenen Zeitalter niederknien sah, welches Jean Jacques und Helvetius herauszuschwören sollten; als er sich selbst in einen Lykurgus und Epaminondas umgewandelt sah, er, der selbst recht gut wußte, daß er ein schlichter Mann und ein geschickter Experimentator war. Galt diese Selbstheit dem redlichen Manne, dem feinen Geiste, dem berühmten Schriftsteller, dem großen Gelehrten, dem unterhaltenden Gaste? Er wußte, daß nach nicht der Fall war. Alle diese Eigenschaften kamen in demselben Maße Malesherbes, Turgot, Monieiquieu zu. Geringfügige Umstände treafen zusammen, um Franklin für ihn zu gewinnen und es ihm in die Hände zu liefern. Er wußte es; er lächelte darüber und steigerte das Fieber der Bewunderung durch seine bescheidene Ablehnungenheit.

In der That vereinigte Franklin Alles, was unsere Väter entzücken konnte. Er war Physiker, Dirst, tolerant, hyötlisch; er kam weit her und trug grobe Schuhe. Vorzüglich aber repräsentirte er die Analyse; er glaubte nur an sie und vertraute nur ihr. Nach der Meinung des modernen Frankreichs sollte die Analyse Alles leiten. Franklin analysirte Alles: das Feuer, den Blitz, das Wasser, die Töne, das Licht, die Finanzen, selbst die Tugend. Er war der Mann der Werkstatt und des Laboratoriums. Dann war er aber auch fein, scharfsinnig, munter, beredt. Er verwirklichte die Theorieen seiner Zeit; er schien unerreichbar. Vor Allem war er geschickt; davon wird man sich überzeugen, wenn man die zehn Bände liest, die Sparks herausgegeben hat.

Hier findet man den wahren Franklin, d. h. einen Handwerker, der kein Handwerker war, einen Drucker, der kein Drucker war, einen naiven Menschen, der nicht naiv war, einen ausgezeichneten Schriftsteller, der die Eigenschaften Addison's und Goldsmith's vereinigte, einen populairen Diplomaten, der die Kunst verstand, die Menschen zu behandeln wie einen Stoff zu physischen Experimenten; einen Engländer, vermöge seiner Ausdauer und der schlauen Benutzung seines Vortheils, einen Puritaner, vermöge der aufrichtigen Strenge der Pflichterfüllung; einen Mann, der Niemand betrog, aber sehr gut seinen Vortheil wahrzunehmen wußte und sich nie betrügen ließ, der für sein eignes Glück in einer Weise sorgte, die einem Jonteville Ehre gemacht haben würde, der so gut wie Talleyrand zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen wußte; endlich einen Mann, der in solchen Verhältnissen lebte und dieselben so gut zu benutzen wußte, daß er ein halbes Jahrhundert lang für das höchste Ideal galt, und daß es fast jetzt noch verwegen erscheint, ihn nicht als eine fleckenreine Gottheit anzubeten.

Diejenigen, welche die Insurrection der Vereinigten Staaten für eine unvorbereitete Thatsache halten, brauchen nur Franklin's Memoiren, besonders seine Briefe zu lesen. Sie werden sich leicht überzeugen, daß es der unaufhaltsame Lauf der Dinge war, welcher die Kolonie vom Mutterstaate abriß. Die Kolonisten beurtheilten der Mutter nicht mehr, welche sich gegen sie als Stiefmutter zeigte. In den endlosen Streitigkeiten zwischen den Besitzern des Bodens, die in London wohnten, und den Bebauern desselben trugen zwar Jene vor den Englischen Gerichtshöfen immer den Sieg davon; aber in Wirklichkeit unterlagen sie doch, weil ihre Besitze nicht angegriffen wurden. Es war eine falsche Stellung, die nicht lange behauptet werden konnte. Die Amerikanischen Bürger sahen sich einigen Englischen Familien unterworfen, denen die Stuarts den Boden geschenkt hatten. Um dieses Mißverhältniß zu beseitigen, begann man mit der gesetzlichen Opposition und endete mit der Empörung. Als Franklin erschien, hatte der Deutsche und Puritanische Geist einen großen Theil seiner Aufgabe vollbracht. Die Kolonisten besorgten ihre Angelegenheiten selbst, sie wehrten die Wilden ab, schlugen sich mit den Franzosen in Kanada heraus und ordneten die inneren Verhältnisse; ein Plan zur Vereinigung aller transatlantischen Provinzen war gebildet, das Wort United States gefunden. England zerriß endlich den Schleier der Täuschungen, der noch die Englische Kolonie umhüllte. Wohlgiften und Franklin übernahmen neuen Sache. In der insurrectionellen Bewegung repräsentirte der Eine den kriegerischen Muth, der Andere die bürgerliche Klugheit.

Die Epoche der reinen Monarchieen neigte sich in einem großen Theile von Europa ihrem Ende zu und die gemischte Monarchie Englands hatte den höchsten Gipfel der Macht und des Ruhms erreicht, als Benjamin Franklin im Jahre 1706 zu Boston geboren wurde. Als jüngstes Kind einer armen Familie, half er seinem Vater in seinem Handel und bemühte sich, einige Kenntnisse zu erlangen. In einem Schuhdache des Ladens fand er zwei zerrissene Bücher, das eine von Daniel de Foë, das andere von Addison, nämlich einen Band des Spectator; diese entzückten ihn in seinen Mußestunden. Diese beiden Schriftsteller, welche eine gemeinsame Tendenz haben, eine positiven Nutzen ihrer Mitmenschen, und welche der damaligen Gesellschaft eine Art Absurdität zwischen der Strenge der Pflicht und der Eleganz der Sitten vorschlugen, bildeten den jungen Franklin. Er selbst erkennt diese Genealogie seiner Ansichten an und spricht in den Memoiren davon. Er strebte nach einer Eleganz der Sitten, die über seinen Stand hinausging, nach mannigfachen Kenntnissen und nach einer feinen Sittlichkeit.

*) Mit Benutzung von: „The Works of B. Franklin, containing several political and historical Facts not included in any former edition etc. By Jared Sparks".

Digitized by Google

Seine philosophische Lehrlingschaft begann mit der pythagorischen Diät, welcher Franklin bis zu seinem achtzehnten Jahre in ihrer ganzen Reinheit nachlebte. Sein Bruder hatte sich als Buchdrucker niedergelassen. Benjamin, der bei ihm in der Lehre war, erregte seine Eifersucht. Die Brüder trennten sich, und Benjamin sah sich allein in der Welt, ohne Vermögen, ohne Beschützer, ohne Zukunft. Seine Großältern ruhten auf dem Kirchhof von Boston, und die anderen Geschwister hatten Mühe, sich selbst durchzubringen. Er war also eine wichtige Lection für Benjamin, dem nichts entging. Er lernte, daß es nichts eindringe, Seinesgleichen zu verletzen oder die Eifersucht Mächtigerer zu erregen. Er wurde bescheiden, und von diesem Zeitpunkte begann bei ihm die Beobachtung des äußeren Scheins, welche ihm später so ausgezeichnete Dienste leistete. Die Regeln, welche er in dieser Beziehung aufstellt, sind merkwürdig. Man muß nie sagen: „Ich bin klüger, als irgend Jemand", oder irgend Jemand zu verstehen geben, daß es scheint, als ob die Pläne, die man durchsetzen will, von Anderen ausgingen; man kann nicht vorsichtig genug seyn, um die Eigenliebe seines Nebenbuhlers nicht zu verletzen; man muß einem solchen den Schatten der Macht überlassen und sich mit dem wirklichen Besitze begnügen. Dies sind die Maximen, die er schon in seiner Kindheit ersann und die er immer anzog. Er hatte übrigens unbedingtes Zutrauen zu seiner Thätigkeit, Nüchternheit, Geduld und Ausdauer. Er war nicht, wie Jean Jacques, ein leidenschaftliches, reizbares Kind, das für alle Tugenden und Laster empfänglich war. Er war ein schlauer, kalter, muthvoller und geistvoller kleiner Mann, der dem Leben kühn Trotz bot.

Ohne einen Pfennig in der Tasche und ohne einen Menschen zu kennen, kam er nach Philadelphia. Sehen wir, wie er sich dabei benahm. „Die Nacht war kühl; es war Oktober, und wir traten eines Sonntags Morgens in Philadelphia ans Land. Ich lege ein besonderes Gewicht auf meinen Eintritt in die Welt, damit man sehe, wie wenig derselbe der Zukunft und der Zigur, die ich später spielte, entsprach. Ich hatte meine Arbeitskasche an, ich war schmutzig wegen meines langen Aufenthaltes im Schiffe. Meine Taschen waren mit Hemden und Strümpfen angefüllt; ich kannte Niemand und wußte nicht, wo ich schlafen sollte. Vom Gehen, Rudern und Wachen war ich müde; mein ganzes Vermögen bestand in einem Dollar und in einem Shilling in kleinem Gelde. Den Shilling gab ich den Schiffern, die ihn mit anschlugen, weil ich mitgerudert hatte; aber ich ließ nicht nach. Wie Du oft viel großmüthiger, wenn wir wenig Geld haben, als wenn wir viel haben. Ich bin, wie Du weißt, leicht, wo nur mir eröffnete, und indem ich rechts und links um mich schaute, begegnete ich einem kleinen Knaben, der Brod trug. In Folge meiner pythagorischen Grundsätze hatte ich oft mit trockenem Brodte mein Frühstück bestritten. Ich fragte den Knaben, wo er das Brod gekauft habe, er zeigte mir den Bäcker; ich trat in den Laden, und da mir die verschiedenen Sorten Brod in Philadelphia nicht bekannt waren, so forderte ich eines für drei Pennys. Man gab mir drei ungeheure Brodte, deren Umfang mich nicht wenig überraschte. So beladen, kam ich vor der Thür Herrn Read's vorbei, des Vaters der Person, die später meine Frau werden sollte. Als sie den kleinen Mann sah, der so wacker in ein Brod hineinbiß und zugleich andere unter dem Arme trug, konnte sie sich des Lächelns nicht enthalten; sie sagte mir später, daß ich sehr lächerlich ausgesehen habe. Ich kümmerte mich indeß wenig darum, ob mich Jemand ansah, und immer zufrieden, gelangte ich endlich wieder zu dem Orte, von dem ich ausgegangen war. Während meiner Mahlzeit hatte ich nicht getrunken; ich neigte mich jetzt zum Flusse und trendete so mein Mahl. Da ich keinen Hunger mehr hatte, so gab ich meine beiden anderen Brodte einer Frau, welche die Ufer entlang mit mir gekommen war und die mit ihren beiden Kindern am Quai saß. Ich setzte hierauf meinen Spaziergang fort und sah die Straße voller wohlgekleideter Leute. Es war Sonntag. Ich folgte der Menge, die nach dem meeting-house oder Tempel der Quäker zog. Dort setzte ich mich, und da ich saß, daß alle schwiegen, so machte ich es wie sie, nur mit dem Unterschiede, daß ich halb entschlief. Man hatte bauerlich zu dem Augenblicke, wo die Brüder aus einander gingen und wo einer so gefällig war, mich auf die Schulter zu klopfen und mich zu wecken. So war mein erstes Auftreten in Philadelphia beschaffen."

Dieser so kluge, achtsame und thätige junge Man fand bald Beschäftigung. Der alte Drucker, der ihn aufnahm, wurde bald durch Benjamin Franklin in den Schatten gestellt. Freilich riegen die Lobe des Herrn und die außerordentlichen Eigenschaften des Zöglings nicht wenig zu diesem Wechsel ihrer Lage bei, die er mit seiner gewöhnlichen Naivetät und Freiheit erzählt. Früher hatte er sich mit seinem Bruder überworfen, weil er denselben übertraf. Bei Keymer in Philadelphia kam ihm die frühere Erfahrung zu statten, und er blieste sich wohl, irgend Jemand zu nahe zu treten. Als Schriftsteller erlangte er den Schutz Keith's, des Gouverneurs der Provinz, der den jungen Mann nach England schicke, mit dem Auftrage, dort Lettern und Pressen zur Anlegung einer guten Buchdruckerei in Philadelphia zu kaufen. Von diesem Augenblicke an war sein Glück gemacht. Kaum hatte man wahrgenommen, daß die Englische Kolonie einen geistreichen Schriftsteller hervorgebracht habe, als ihm auch die allgemeine Gunst entgegenkam. Von dem Augenblicke an, wo der Gouverneur ihn nach England sendete, bis zu dem, wo Lord Chatam im Oberhause und Mirabeau in der National-Versammlung seinen Namen feierten, zeigte sich auf seiner Lebensbahn kein Hinderniß. Als er nach Philadelphia zurückgekehrt war, wurde er der Nachfolger Keymer's, eröffnete das erste Lese-Kabinet und machte gute Geschäfte. Nicht lange, so nahm er in der kaum angebrauten Amerikanischen Gesellschaft die Stellung eines geistvollen Moralisten und weltlichen Predigers ein, mit welcher sein Verdrild, der berühmte Addison, so viel Glück gemacht hatte. Er bildete den ersten Klub unter dem Namen einer Junta und sammelte die bedeutendsten Männer der Provinz um sich, welche in Franklin den ehrenwerthesten und geistreichsten Repräsentanten ihres Vaterlandes sahen.

Da dieses ganz neue Land keinen erblichen König hatte, so bedurfte es eines moralischen Königs, eines Symboles, eines Herrn. Die Republikaner waren klug genug, denselben in Franklin zu suchen. Sie kannten in ihm alle Bedingungen der intellectuellen Macht, deren Abbild das materielle und gesetzliche Königthum ist. Da er reich und einflußreich war, an der Spitze einer populairen und litterarischen Gesellschaft stand, Staats-Commissair zur Abschließung eines Traktats mit den Indianern, Agent der Kolonie beim Mutterlande und ohne allen Zweifel die merkwürdigste Person seines Landes war, so erscheint es als ein merkwürdiger Scherz von ihm, daß er sich nach Kräften zu aufführe, als ob er bloß sein Drucker von Philadelphia wäre. Seit 1726 war er mehr als das. Er stieg bald noch höher, als er durch seine Entdeckungen einen Platz neben Newton, Lavoisier und Halley errang. Aber sein Amerikanischer Ursprung und die anscheinende Einfachheit des Handwerkes, was er doch nicht war, täuschten ganz Europa. Das Bewährung seiner Grundsätze zeigt. Bestand, wie im Wachsthum begriffen sind, und daß wir bald so stark seyn werden, daß man uns nichts mehr wird verweigern können. Ein voreiliger Kampf könnte uns aufhalten und uns um ein Jahrhundert zurückdringen. Wie unter Freunden nicht jede Kränkung ein Duell und zwischen Nationen nicht jede Ungerechtigkeit einen Krieg zur Folge haben darf, so darf auch zwischen Regierenden und Regierten nicht jede Ursache zur Unzufriedenheit eine Empörung herbeiführen. Für den Augenblick müssen wir uns begnügen, unsere Rechte aufrecht zu erhalten. Vorzüglich muß, uns die Eintracht zwischen den einzelnen Provinzen theuer seyn, damit Europa etwas auf uns giebt. Wenn wir dieses Betragen verfolgen, so zweifle ich nicht, daß wir in wenigen Jahren so viel Unabhängigkeit und Macht erlangen werden, als wir nur wünschen können."

Diese Richtung, welche Franklin den Angelegenheiten seines Landes gab, war das Beste, was sich damals thun ließ. Er entwaffnete so die Eifersucht der fremden Mächte, brachte Amerika in den Ruf der Billigkeit und Friedensliebe und bürdete alles Unrecht dem Mutterstaate auf. Unter den damaligen Umständen war die List der Schlange nützlicher als die Kraft des Löwen, und die erstere dieser Eigenschaften zeichnete Franklin ganz besonders aus. Der Mann, in dem Europa einen Spartakus sah, war ein bürgerlicher Talleyrand.

Unglücklicherweise hört Franklin's Autobiographie mit dem Zeitpunkte auf, wo die Revolution ausbrach. Hier beginnt das Haupt-Interesse der zahlreichen von Sparks gesammelten Dokumente.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Eine Abend-Gesellschaft bei Berryer.

(Schluß.)

Jener bleiche, schmächtige und kleine Mann mit der gebrochenen Stimme, dessen Augen aber voll Ausdruck sind, ist der Herzog von Palmy. Er hat erst vor wenigen Jahren den Titel und die Besitzungen seines Vaters geerbt. Als Marquis von Palmy erwähnte er sich mit seiner Feder, schrieb für die Quotidienne und bewies ausgezeichnete Kenntniß von allen Streitpunkten der auswärtigen Politik.

Die Quotidienne ist die Morgen-Zeitung der legitimistischen Partei; die Gazette de France darf man ihre Abend-Zeitung nennen. Obschon jetzt im Besitze des Herzog-Titels, zeigt Herr von Palmy nicht viel weniger Autor-Thätigkeit, als in früheren Zeiten; doch nimmt er, wie natürlich, kein Honorar mehr. Da die Pair-Würde, der Charte von 1830 zufolge, nicht erblich, so ist der junge Herzog kein Mitglied der ersten Kammer; er ist aber Deputirter geworden und widmet sich seinen legislativen Geschäften mit vielem Eifer. Der Herzog gehört zu den glühendsten Bewunderern Berryer's. Er unterhielt ihn in allen seinen Plänen, that allen seinen Maßregeln Vorschub und fördert die Pläne der Partei mit immer wohlgefüllter Börse.

Dieser hier ist der Vicomte von Walsh, Redacteur der Zeitung la Mode — ein sonderbarer Titel für ein legitimistisches und überhaupt für ein politisches Blatt. Wirklich giebt es auch Kunde vom Wechsel der Mode, von Bühnen-Darstellungen und leichter Tages-Literatur; aber kein schweres Geschütz ist die Politik, und diese hat einen ernsthaften bedeuden Charakter. Wie oft ist der Herausgeber schon gerichtlich verfolgt worden — aber seine Audauer gränzt an das Wunderbare. Gefängniß und Geldbuße sind ihm fast zur Gewohnheit genommen Erholung geworden; und er schreibt am Orte seiner Haft Artikel, die ihn von neuem ins Gefängniß bringen. Ein sonderbarer Geschmack! Aber de Walsh betrachtet sich als Märtyrer der Legitimität und wird auch von Anderen so betrachtet.

Jener Andere ist la Roche-Jacquelin. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Namen! Eine ganze Revolution, zwanzigjährige Verbannung, Opfer ohne Zahl und die heldenmüthigste, be-

Digitized by Google

wunderswürdigste Treue. Dieser Edelmann ist aus altem Geschlechte — er hat ein leidenschaftliches, sonderbares, originelles Wesen. So oft ich ihn sehe, glaube ich auch eine ungeheure Weiße, mit vielen gestickte Kokarde und eine weiße Fahne darüber zu erblicken. Er ist so ganz Royalist, Legitimist, Henriquinquist, daß man auf und in seiner ganzen Person für keinen Centime, der nicht vor 1789 oder zwischen 1815 und 1830 geschlagen wäre, Plaz und Raum fände.

Einer schönen silberhaarige Greis ist Clermont Tonnerre — weicht ihm aus zur Rechten und Linken! Er gehört ins Jahr 1789 und erinnert sich noch de Maurepas' mit seinem gefälligen Scherze und seinem korkartigen Talente, in der wildesten Brandung flott zu bleiben. Es gewährt viel Befriedigung, alte Männer zu sehen, die sich selber treu und achtbar gebliehen. Sie sind gewissermaßen Signal-Feuer auf der Vergangenheit, die uns vor den Gefahren der Zukunft warnen.

Welch ein Kontrast! Hier kommt der junge, schöne, hochgewachsene, gebietende Marquis v. Dreux-Brézé. Er ist das beau ideal eines Gentleman. Seine Kleider sitzen ihm so gut, wie seine Haut; da gewahrt man keine Spur von Falte oder Knappheit. Es ist recht Schade, daß nicht alle Schneider so kunstreich sind, wie der des Marquis — sie sollten hat einen Marquis eine solche Apollo-Gestalt! Aber wie in aller Welt kommt es, daß ich bei der Kleidung und den äußeren Vorzügen des jungen Pairs verweile, da er doch geistige Anlagen und Talente vom ersten Rang besitzt? Der Grund liegt darin, daß man diesem Gentilmann schon gewogen seyn muß, ehe er die Lippen öffnet; wenn er aber spricht, so bezaubert er.

„Berryer, mein theurer Freund, Sie sind ein größerer Eroberer, als Bonaparte!" sagte der Marquis eines Tages zu dem Hannibal überwund nur die Alpen; Sie aber haben eine Pariser Jury besiegt." — „„Halten Sie denn die Herzen der Zwölf für härter als den Granit der Urgebirge!"" fragte Berryer lachend. — „Freilich", sagte Dreux-Brézé; „ich glaube wenigstens, daß ich weit eher auf Felsen einen Eindruck machen könnte, als auf die Köpfe oder Herzen dieser Herren — da ist weder Gewissen noch Verständniß."

Der Marquis von Dreux-Brézé ist ein bewunderswürdiger Mann auf der Tribüne, d. h. für seine Partei. Er ist zu jeder Zeit auf alle Fragen der auswärtigen Politik sehr gut vorbereitet. Er weiß alle Verträge auswendig und erhält sehr oft über die Französische Regierung Nachrichten von auswärtigen Höfen. Nichts entgeht ihm. Er schießt auf seinem Gegner drab, wie ein Adler auf seine ersehene Beute, — das heißt wenn Mitleid, Ehrgefühl, Zärtlichkeit Haut und Haaren zu verspeisen; aber Gutgut hält ihm besser die Wage und weiß mit der Geschichte der Französischen Diplomatie eben so gut Bescheid, wie sein royalistischer Gegner.

Hier ist einer der G—s! Wovon spricht er eben? Hören wir ihn zu.

Der schönste Moment in Berryer's Leben war der, als er 1830 auf der Tribüne der Deputirten-Kammer die Legitimität und die Erbfolge des Herzogs von Bordeaux vertheidigte. Dies war eine Handlung echten Heldenmuths. Die große Menge befand sich noch in wilder Aufregung; Paris hatte seine Wächter, Frankreich seine Institutionen; der Thron, der Altar, der Familienherd waren unbeschützt und verödet. Das sollte geschehen? Der Ruf: „Es lebe die Republik!" wurde oft gehört. Die Feinde des Krieges und einer Kaiserherrschaft gewannen stündlich mehr Anhang. Ludwig Philipp und das Haus Orleans wendeten sich an die mittleren Klassen. Die royalistische Partei war zerstreut. Alles fürchtete eine Wiederkehr der Schreckensherrschaft; und der wahnsinnige Zug des Pöbels nach Rambouillet bewies augenscheinlich, daß die Leidenschaften des Volks leicht zu Handlungen wilder und gottloser Wuth aufgeregt werden könnten. Die Republikaner traten zusammen und waffneten sich. Alle Departements waren in Gährung: die Bewohner von Rouen im Norden und die von Lyon im Süden drohten, gegen Paris zu marschiren. Die Bendée befand sich im offenen Aufstande; im Osten horte man den Ruf: Bewaffnet unsere Gränzen! und die Antwort war: Ja sind unsere Streiter! wo unsere Waffen! In Paris wurde das Volk täglich unruhiger, verfassungsfeindlicher, unsinniger. Sie unruhigten die Deputirten-Kammer und schrieen laut nach einer Regierung. Die wenigen Deputirten verloren ihre Köpfe und debattirten alle Tage über die Ausdrücke der Charte. „Was Charte!" rief das Volk; „wir sind der provisorischen Regierungen müde, gebet uns etwas Entschiedenes!" Jetzt war der Augenblick für Berryer gekommen — er stand an seinem Platze — seine Principien waren bekannt. Er machte aus seinen Neigungen kein Hehl: der Herzog von Bordeaux war sein König, und er proklamirte ihn auf der Tribüne. Jeder stand da, wie versteinert; allein das Wort war ausgesprochen und konnte nicht widerrufen werden.

„Welch' eine Verwegenheit!" sagte Lamarque. — „„Er ist ein prächtiger Mann!"" rief Lafayette.

Das Volk fragte, ob es auch wahr sey, das Berryer den Herzog von Bordeaux zum Könige vorgeschlagen; und als hierüber kein Zweifel mehr blieb, sagten Einige: Er ist impertinent! Andere: Er ist brav! Alle räumten ein, Berryer sey ein außerordentlicher Mensch, und die Nachwelt wird ihn zu den moralischen Helden rechnen. Tag um Tag stritt er für die Sache des abwesenden Prinzen, versocht er seine Unschuld, seine Legitimität, seine Liebe zu Frankreich, und bemühte er sich, die Liebe Frankreichs zu einer erblichen Monarchie darzuthun. Er forderte die Deputirten auf, ihrem früheren Grolle zu entsagen, keine Wunden wieder aufzureißen, welche die Restauration geheilt hätte, und ermahnte sie, wohl zu überlegen, was sie thäten, indem die ganze Welt bei ihrem Beginnen Zuschauer sey. Er vertheidigte nicht die Verordnungen vom Juli, sondern er mißbilligte sie. Er plädirte nicht für den Sohn Karl's X., denn er wußte, daß man den Herzog von Angoulême mit seinem Vater identifizirte. Als man ihn fragte: „Wodurch hat Henri Dreux-Brézé gesündigt, daß man ihn von dem Throne des heiligen Ludwig ausschließen sollte? Was hat er verbrochen, daß der Zudel, der drei seiner Geburt ertönte, nicht auch seine Thronbesteigung feiern sollte? Edel, ihr Deputirte Frankreichs, edel, eine Handlung der Weisheit und der Gerechtigkeit zu thun!" Ich werde nie seine Haltung vergessen, als er so die Rechte eines schuldlosen und unglücklichen Prinzen wahrnahm. Als bewurfe aller Bewegung, als äußer der Verlust vorwaltete, um solcher Bereitsamkeit zu widerstehen. Und selbst als er scheiteren mußte, gab er seine Partei oder ihre Sache nicht auf. Er bekämpfte jeden geringeren Akt der Ungerechtigkeit oder der Thorheit aus allen Kräften.

„Sie fürchten das Volk, oder vielmehr den Pöbel", rief er den Deputirten zu; „und ihre Handlungen leiten der Eindruck, den die Gewaltthat auf Sie gemacht haben!" Bei diesen Worten erhob sich ein Murren auf Gallerieen und Tribünen; allein Berryer nahm keine Notiz davon. „Ich kenne das Französische Volk", fuhr er fort; „es ist leidenschaftlich, aber nicht ungerecht. Man thue ihm die Querfrage, ob es einen jungen Prinzen seiner Krone und Pairs ihrer Titel berauben will, und es wird antworten: „„Nein, das wollen wir nicht.""

Kommen wir zu Berryer's Abend-Gesellschaft zurück. Wer sind doch diese Massen Leute, die sich in der Wohnung eines legitimistischen Redners und Sachwalters zusammendrängen? Sind sie alle Legitimisten? Keineswegs!

Hier sieht du Herrn Mauguin, den schlauen und stets scharf treffenden Deputirten von der Linken. Hier ist Carrel, der Chef der kühnen Redacteure der Presse; hier Victor Hugo mit seinem herrlich geformten Kopfe und den gewaltigen Feuer-Augen. Hier bemerkst du selbst Herrn von Balzac, den geistvollen Phantasten und Mystiker, und neben ihm Alexander Dumas. Hier begegnen einander zwei Herausgeber des National, einer des Commerce, zwei Herausgeber der Gazette de France, drei der Quotidienne, einer der Mode, einer des Catholic, und einer der France. Alle sind in einem Punkte einverstanden — er heißt: Umsturz des Bestehenden!

„Wenn Ihr aber den Bau eingerissen habt", fragt ein würdiger Engländer, „was wollt Ihr an seine Stelle setzen?" — „„O, bedenkt Sie sich keine Sorge"", war die Antwort; „„wenn der Zeind vor uns steht, fragen wir nicht, welchen Antheil von der Beute wir haben werden, nachdem wir Sieger geblieben sind. Sieg errungen ist. Es kann seyn, daß wir nachmals unter einander kämpfen müssen, aber es muß seyn, daß wir zuvor unseren gemeinsamen Feind zu Schanden machen. So können Legitimisten, Republikaner und Napoleonisten alle auf gleichem Wahlplatze gegen das Bestehende kämpfen, und was übrig bleibt, das stellen wir unseren guten Freunden, den Sternen oder dem Schicksal anheim.""

Drei Priester befinden sich in der Versammlung. Was treiben diese Herren! Ohne Zweifel pokuliren sie. Giebt es denn auch Wein hier? Ja, eine Quantität Gläßwein aus Bordeaux in einer großen Bowle; und die Priester haben das Hauptquartier ausgewittert. Die Französischen Priester zerfallen in zwei Sectionen: die erste gehört der Restauration an, und diese denken sich, wenn sie das Domine salvum fac regem zu singen haben, Louis Philipp V., als Ludwig Philipp. Die zweite besteht aus jüngeren Leuten, die gleich dem Pfarrer von Bray auf die Vertheilung des Brodtes und der Fische Acht haben. Eine elfjährige Regierung ist in Frankreich, wo man die Dynastieen nach Stunden-Gläsern und die Ministerien nach Tagen zählt, schon etwas werth. Die drei Priester, welche ihre Lippen kühn mit dem gewürzten Bordeaux netzen, und Herren Berryer's Predigt-Intriguen gutrinken, gehören der ersten Klasse an. Diese sind über die Ergebniß des heutigen Verdikt's ganz entzückt und weissagen, daß Weiß, ehe viel Zeit vergeht, die Lieblings-Kokarde seyn werde.

Auch sehr viele junge Männer von 18 bis 22 Jahren bewegen sich in dem Salon herum. Wer sind sie? Sie sind die Söhne royalistischer Deputirten, royalistischer Pairs und besonders alter adliger Familien, welche die beiden Revolutionen gestohlen oder in Armuth versenkt haben. Alle haben etwas Enthusiastisches und sind so lebensspruhend, wie März-Hasen, aber von guter Stählung. Einige haben mit ihrem Rapier auf dem Rücken Zupfeisen bis Görz gemacht, um nur Ludwig XIX. (den Herzog von Angoulême) oder Heinrich V. zu schauen, und sind durch Regen, Schnee, Hitze und Staub beingehärtet, aber ihre Strapazen gering achtend, da sie einen Lichtenschein ihrer Angebeteten, aber geliebten Prinzen sehen oder in Armen gehabt. Diese Jünglinge tragen grüne Westen, Sufennahlen mit Smaragden und weiße Handschuhe. Mitten unter ihnen ist der junge Berryer, kein unwürdiger Sprößling eines so edeln Stammes. Er plaudert sehr vertraulich mit Allen, muß aber selbst gestehen, daß sein Vater ein bewunderswürdiger Mann ist.

Der alte Berryer ist natürlich der Held der Soiree. Wie oft haben die magischen Töne seiner Stimme die Loosprechung eines Chouans, eines zu eifrigen Royalisten, oder eines aus Jugend und Unerfahrenheit in die Falle gegangenen Legitimisten erwirkt; allein wie oft hat er auch Ministerien vertrieben, Mahregeln zu Schanden gemacht und durch seine wunderbaren Reden den ganzen Strom der öffentlichen Meinung abgeleitet! Bei solchen Gelegenheiten sind seine nie an Besuchern leeren Zimmer in der nächsten Soiree überfüllt, und das kommt oftmals im Jahre.

Berryer liebt Gemälde, Statuen, Poesie, Alles, was edel, schön und großartig ist, was rührt und fesselt — darum ist er auch ein Verehrer des anderen Geschlechtes. Die starren und pyramidischen Mitglieder seiner Partei lagen bisweilen, er sey nicht gesetzt genug für einen Chef, und er würde besser thun, wenn er den Damen

weniger huldigte. Berryer lacht ihnen ins Gesicht und entgegnet: „Die Politik ist einiger Leute Lust, und das Weib ihr Geschäft — bei mir ist es umgekehrt.“ Jeder hat seine Erholungen, und gönnen wir Jedem die seinigen.“

Berryer ist arm. Er gesteht dies nicht nur ein, er plandert sogar davon. Durch die Ereignisse von 1830 hat er so viel verloren und so wenig gewonnen, daß er sich sehr einschränken muß. Seine Anhänger haben durch Subscription eine bedeutende Summe für ihn erboben. Er hat in den zehn letzten Jahren seines Lebens seine besten Kräfte der royalistischen Sache gewidmet, und es wäre höchst unbankbar gewesen, hätte man ihn darben lassen.

Wer ist aber dieser, der so spät eintritt und so große Aufmerksamkeit erregt? Es ist der Herzog v. Lewis. Kühn, entschlossen, ernst und unermüdlich, ist dieser Mann ein Pfeiler der royalistischen Sache. Hinter ihm steht ein langer dünner erbaßter Herr, der aber schreibt, als führte er eine Lieblingslanze in den Händen, und dessen Phantasie in Galle und Wermuth getaucht ist. Dieser ist Graf Delsile. Er war lange Zeit Herausgeber des Brid'Oison und dann der France. Er besitzt erstaunliche Talente und keine geringere Charakterkraft. Welch seltsamer Kontrast zwischen dem Herzog und dem Grafen!

Berryer geht im Zimmer auf und nieder, spricht mit Allen, lächelt den jungen Leuten freundlich zu, erheitert die Alten, lacht mit den Republikanern, behandelt die Napoleonisten mit wohlwollendem Ernste, hört das Lob Aller, ohne daß es ihm schadete, und glaubt an die Komplimente Aller, ohne eitel zu werden, Berryer gehört der Nachwelt an. (N. M.)

Polen.

Vorlesungen von Mickiewicz in Paris.

Der neuesten Mittheilung des in Lissa erscheinenden Polnischen Volksfreundes (Przyiaciel ludu) über die Vorlesungen, welche Mickiewicz in Paris über die Slawische Literatur hält, entlehnen wir Folgendes:

„Die seit einem halben Jahre begonnenen Vorträge des Dichters erfreuten sich vom Anfange der außerordentlichsten Theilnahme des gelehrten Publikums und zogen eine so zahlreiche Menge von Polen, Franzosen, Russen, Böhmen, Kroaten, auch Deutschen u. s. w. in den Hörsaal, daß derselbe fast überfüllt war. Aber das erste Aufbrausen glühender Empfänglichkeit, je stärker es ist, desto eher ermattet es, und so auch hier. Der Name, den früher unseren Zuhörer führten, ist jetzt von dreißig bis vierzig, natürlich meistens Polen, eingenommen; die aber um so mehr an dem Meister hängen, da sein eifer Eifer auch durch die Minderung der Zuhörerzahl so wenig geschwächt ist, daß Mickiewicz im Gegentheil in poetischem Geiste, glühender Begeisterung und darstellender Redekunst fortfährt, seinem Gegenstande das Interesse zu geben, das er nothwendig für den Literaturfreund schon an und für sich haben müßte. Die Franzosen tadeln jetzt die Aussprache der Polen, die sie sonst an Jedem von ihnen zu rühmen wissen, und die doch auch im Anfange nicht den mindesten Anstoß geben mochte. Die Polen selber hatten einige Zeit das Vorurtheil, Mickiewicz wolle der Russischen Literatur eine höhere Stelle anweisen, als sie wirklich verdiene, und ihr die Polnische unterordnen; dem ist jedoch nicht so; auf das entschiedenste tritt es hervor, daß der Lehrer zwar nicht auf Kosten der Russischen Literatur die des eigenen Volkes erhebt, sondern beide in ihrem vollen Rechte läßt, dabei aber der Polnischen die Stufe giebt, welche nach Alter, Entwickelung, Ausbreitung, Produktivität jener voranstebt. Ueberhaupt ist der Vortrag ein vergleichender zwischen der Böhmischen, Polnischen und Russischen Literatur, und er steht jetzt im 15ten und 16ten Jahrhundert.

In Böhmen regte sich das literarische Leben zuerst, so daß der Abt Silvius, nachheriger Papst Pius II., sich schon in der Art darüber ausspricht: man sehe und schreibe nirgends so viel, als in den Städten Böhmens, und habe die romantische Literatur bei Seite geworfen, um sich der Bibel und religiösen Schriften zuzugeben. Der Wahrscheinlichkeit nach ist jedoch der Sprung Cyrills Reform in Böhmen liegt in den dort schon früh, auch in religiöser Hinsicht, hervortretenden Meinungskämpfen; das Auftreten des Huß konnte nicht ohne Bedeutung seyn. Der Jesuit Koxnitka behauptet daher mit vieler Glaubwürdigkeit (?), daß Gutenberg von Geburt ein Böhme und zwar aus dem Orte Kuttenberg sey. Es wird ferner angeführt, was freilich der Beweises ermangelt, es seyen von dem Volke schon im Jahre 1478 in Spanien noch früher in Neapel Buchdruckereien angelegt worden; ferner: in Harlem habe im Jahre 1440 Matthäus Pawienczyk eine Schrift ars moriendi gedruckt. — Das Literaturleben des Volkes ist hineingewebt in das politische. Bei den Böhmen finden wir seit dem Hause Habsburg das fortwährende Streben nach Außen, nach Erweiterung der politischen Gränzen, einen Kampf, der so lange dauert, bis entweder der Gegensatz bricht oder die eigene Macht zur Ohnmacht wird. In Polen dagegen war wieder mehr das Streben des Adels sichtbar, sich Privilegien und Freiheitsbriefe zu verschaffen; der Kampf war mehr ein innerer der Partien. Galizien führte ein rohes Kriegs- und Unterdrückungs-Handwerk, stand ewig schlagfertig gegen die Tataren, suchte sie zu entzweien, mit ihren Chanen gegen einander zu unterhandeln und seine Vortheile dabei zu erwirken. Von der wenig ausgebildeten Gesetzlichkeit möge ein Beispiel zeugen: Ein Böswicht wurde von einem dazu Befugten der Gericht geführt; unterwegs wandte Jener sich vom Zährenden, bückte sich zur Erde, hob einen Stein auf und nahm ihn in seinen Rockschoß. Beim geringsten Zeichen der Gerichtsperson von Unwillen darüber, daß der selben einziger Bemühung im Spiele, hätte ihn der Letztin ansehbar zu Boden geworfen; so drohte der Verbrecher. Man kam vor Gericht, und der Richter, welcher in der Meinung war, Jener bringe drei für ihn ein Geldgeschenk verwahrt, ließ ihn frei. Also von einem innerern gesetzlichen Staatsleben in der Zeit, wo der Länderumfang schon bedeutend war, gab es nur erst eine sehr dunkle Ahnung. — Rußland richtete sein Benehmen ebenfalls mehr auf Ländererwerb, als auf ein geregeltes, ruhiges, staatliches Leben, von der Literatur giebt es daher die zum vorigen Jahrhundert nur spärliche Anfänge. — Das sind die allgemeinen Andeutungen von dem, was Mickiewicz bisher vortrug.“

Mannigfaltiges.

— Lamennais über die Religion. Der unermüdliche und unerschöpfliche Lamennais hat schon wieder eine neue Schrift erscheinen lassen. Das Gelüngniß, zu welchem er wegen seines letzten „Buches für das Volk“ verurtheilt war, hat ihm Ruhe und Muße und Lust und Zeit gegeben, eine neue Gelegenheit dargeboten, seine Gedanken zu sammeln und niederzuschreiben. „Ueber die Religion“ heißt seine so eben erschienene Schrift, in deren Einleitung er sagt: „Es ist wohl Zeit, daß man sich ernstlich mit der Religion beschäftige, denn niemals hat sich das Bedürfniß deutlicher als jetzt kund gegeben.“ Aber Herr Lamennais beschäftigt sich in dieser Schrift weniger mit der Religion, als mit seinem philosophischen System, das er bei seinen gern subtilisirenden Lesern, ohne noch die sehr nahe liegende Frage zu stellen, ob wohl dieses System im Stande sey, die Menschen, niedrig wie hoch geborene, Arme und Reiche an Geist, eben so zu befriedigen und zu beglücken, als die Religion, die er als todt betrachtet und zu deren Testamentsvollstrecker er sich aufwirft, seit Jahrhunderten und seit Jahrtausenden gethan? Herr Lamennais behauptet, der Katholizismus habe in Frankreich sich überlebt, und es müsse nun der Anfang der menschlichen Betrunft, der unfehlbaren absoluten, an seine Stelle treten. Eine in Englischem Geiste redigirte Pariser Monatsschrift, die Revue Brittanique, äußert sich über diesen Punkt, so wie über das Bestreben überhaupt, die Philosophie an die Stelle der Religion zu setzen, folgendermaßen: „Herr Lamennais erweist, wie mir scheint, der menschlichen Vernunft allzu viele Ehre: das Unbekannte ist für sie nicht minder, als für den Glauben, Anfang und Ziel. Eine Offenbarung allein kann uns der ewigen Ursache unserer Existenz entreißen. Wir können daher auch jene Religion eines ausgezeichneten Kopfes, so bewundernswürdig dieser auch sey mag, nicht gebrauchen. Und was ist, Alles wohl überlegt, der Rationalismus des Herrn Lamennais denn anders, als eine schöne Negation? Was weiß er uns Positives zu lehren? Er sey fern von uns, auf die Philosophie zu schmähen oder Herrn Lamennais der Unwahrheit fähig zu erachten. Wir haben vielmehr oft schon erklärt, daß wir ihn für gewissenhaft und aufrichtig in seinen Zweifeln halten; aber vermögen seine Zweifel auch nur den tausendsten Theil des Guten zu stiften, das, wie er selbst zugiebt, das Bischen Glauben, welches sich in der Welt noch findet, in seinen Folge hat?“ — Die Revue schließt dann an diese Betrachtung folgende, von ihr zur Vergleichung für Herrn Lamennais hingeworfene Notiz: „Im vorigen Jahrhundert lebte in Evinburg ein Geistlicher des reformirten Glaubens, der eine Pfarre dieser Stadt mit allem Eifer eines treuen Hirten verwaltete. Er war ein Philosoph mit scharfem Verstand, er kannte die Bücher und das Menschenherz, er war der Freund von Korrespondent David Hume's, des geschicktesten Gegners dieser und seiner Anderem Verfasser der klassischen Geschichte Karl's des Fünften. Robertson — seinen Namen dürften wir wohl kaum noch zu nennen brauchen — sind, ungeachtet seiner tiefen Studien, doch die Zeit, nicht blos Bücher wie dieses für die profane Welt, sondern auch Predigten voll echter Frömmigkeit für seine Pfarrkinder zu schreiben. Oft genug brach er ab in einem Aufsatze voll philosophischer Kritik und Forschung, um zu einem Kranken zu gehen, den zu trösten, aber um einer kindlichen Seele von Christus und seinen himmlischen Tugenden zu erzählen. Als er starb, begleitete seinen Sarg eine unzählige Volksmenge, die fromm und dankbar an seinem Grabe die Gebete wiederholte, welche er sie gelehrt hatte, und die noch in ihren Kindern und Kindeskindern sein Gedächtniß ehrte. Mehrere Jahre darauf, als man die hinterlassenen Papiere des Verstorbenen ordnete, fanden sich zwischen Hand folgende Worte, die auch durch den Inhalt seines Briefwechsels mit einem vertrauten Freunde bestätigt werden: „Wir können uns den Glauben nicht selbst geben. Seit langer Zeit Ströme sie leider meine Vernunft, zu glauben. Indessen habe ich doch mein ganzes Leben lang nicht aufgehört, den Dienst am Altare zu versehen, und immer habe ich wie ein Gläubiger gebandelt und gesprochen. Ich hoffe, daß ich in dieser Weise als Ehrenmann mich benommen, denn nichts Besseres habe ich gefunden, als den Glauben eines Christen, um das zeitliche Glück der Menschen zu begründen, die den Beistand meines Rathes oder meiner Tröstungen begehrten.“

*) De la Religion, par F. Lamennais.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß zum vorigen Halbjahr.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Montag den 12. Juli 1841.

England.

Englisches Urtheil über Deutsche Musik- und Gesellschafts-Zustände.

Von Henry Chorley.*)

Die Vorliebe für Musik und Schauspiel begegnet uns in Deutschland in allen möglichen Gestalten. So werde ich bei der Erinnerung an den reizenden Weg von Aachen nach Köln, wo sich am Horizont wir ein Gewölk das blaue Siebengebirge erhebt, um dem Wanderer die Nähe des Vater Rhein zu verkünden, stets auch an den tyrlichen, launigen Burschen denken, der mich im vorigen Oktober auf jener Straße als Postillon fuhr. Wir freuten uns um so mehr auf den munteren, höflichen und gewitzten Menschen, da wir den Tag zuvor aus über Belgische Rohheit und Verdorbenheit hatten ärgern müssen. Aus ganz anderem Stoff war unser Deutscher gutmüthig, offen und verständig. machte er uns unterweges auf alles Interessante aufmerksam, unter Anderem auch auf einen Wagen, dem wir begegneten, kurz vorher, ehe und die Byzantinischen Thürme der St. Gereyons- und der Apostel-Kirche zu Gesicht kamen. „Pierin", sagte er, „war die Theater-Gesellschaft; die hat für mich", setzte er hinzu, „großes Interesse." — „Ei, warum denn?" war die natürliche Frage. — „Ja, ich spiele selbst, und gar nicht übel." — „Und was für Rollen?" — „Gewöhnlich nehmen sie mich zum Herold, weil ich das Horn blasen kann."

An demselben Abend, als wir den Rhein hinaufsuhren, trafen wir in einem Individuum von noch strengerem Beruf auf einen Knallsiedhaber. Es war ein Preußischer Feldwebel, eine prächtige Figur, sechs Fuß hoch und von stämmigem Wuchs, das Antlitz angesetzt gegen Wind und Wetter und mit dunklem Karmoisin überzogen, was gegen die Weiße des Haares und des starken Schnurrbarts grell abstach. Der Mann war ein echter Militair, gerade und reich an Sentenzen, wie Einer, der die Welt kennen gelernt. Er wollte von Köln zur Kirmes nach Bonn, wo er in Quartier stand, und war mit alter Zärtlichkeit eines alten Kriegers, — denn die Soldaten sind immer große Kinderfreunde, — für ein kleines Mädchen besorgt, ein so niedliches Wesen, als ich jemals eines gesehen, die sich durch einen Platz in M—'s Britschke und durch ein paar gebackene Pflaumen zu einer Königin erhoben fühlte. Vor zwanzig Jahren hatte dieser brave Mann Einem von unserer Gesellschaft Schwimmunterricht gegeben: das war nun eine große Freude, als letzter und Zögling sich wiedererkannten, die sich bis dahin nicht mehr gesehen hatten, und der Feldwebel begann seine ganzen Erlebnisse aus dieser Zwischenzeit zu erzählen. Es war keine gewöhnliche Soldatengeschichte; denn der Mann hatte allerlei Functionen zu versehen und war zu manchem Dienst gebraucht worden; unter Anderem gehörte er zu denen, die den preußischen Adel hatten, den Erzbischof von Köln zu verhaften. Als der Polizist, so erzählte er, ihn eintreten sah, fragte er ihn bloß, ob er rauche, da er von seiner Kommission schon unterrichtet war. Auf die Bejahung dieser Frage antwortete der Erzbischof: „Nun, ich rauche auch; da werden wir uns also auf der Reise wohl vertragen."

Wie der Alte einen von unserer Gesellschaft bei seinem Namen nennen hörte, rief er aus: „Ei, der große Pianist! Das freut mich ungemein, den zu sehen." Und nun zeigte es sich, daß der Feldwebel in der Musik seinen eigenen Geschmack hatte; er gab uns sein Urtheil über Rossini's Barbiere zum Besten, den er am Abend vorher in Köln gehört hatte, und der ihm nicht sehr gefiel. „Ich habe die Zeitungen immer fleißig gelesen", sagte er, „um das Gute kennen zu lernen, und so glaube ich denn, mich jetzt ein wenig darauf zu verstehen." Die deutsche Gesellschaft des Feldwebels, wie das deutsche Talent und das Hornblasen des Postillons, mögen immerhin von sehr geringer artistischer Bedeutung seyn, aber der Kunstsinn einer Nation ist ein Aggregat von solchen Erscheinungen.

. . . . Berlin ist bekanntlich die Stadt der Kritik, man darf nicht sagen der Anmaßung, denn ein Zeiter führt hier das Scepter im Reiche der Musik, eine Rahel war die Zierde der gesellschaftlichen Kreise, und Professoren wie Bangen sind mit der Lehrkunst und Klassikerung der Kunstwerke beauftragt. Wenn aber ein kritischer Geist von der Sichtung der Thatsachen und Grundsätze sich zur Beurtheilung der Personen und Vorfälle herabverstieg, so pflegen Temperament und Witz dabei eben so sehr ins Spiel zu kommen, wie die Urtheilskraft. Die Einwohner sind so freundlich und zuvorkommend gegen Fremde, der Ton ihrer Gesellschaften ist, obgleich er etwas und Präzise streift, doch so erquicklich, so geistvoll ohne Prunk, daß ich nur wünschen kann, sie möchten liebreicher gegen einander selbst seyn. Bei einer Kunde von Besuchen in Berlin ist es Einem, als tanzte man den Eiertanz, wo man bei jedem Schritte fürchten muß, eine Schale zu zerbrechen und einen Flecken zurückzulassen. Fragte ich mit natürlicher Theilnahme nach Frau von Arnim, die durch die Herausgabe ihrer Korrespondenz mit Goethe sich den Anspruch erworben hat, zu den ausgezeichneten Frauen ihres Vaterlandes gezählt zu werden, so breiten sich ein Dutzend Stimmen, mir zu versichern, ihre Briefe seyen nicht „Briefe eines Kindes", und man griff sie mit Waffen an, die für Frauen die gehässigsten sind, — mit dem Kalender in der Hand und mit Stadtgeschichten! Nähmte ich die gaffreundliche Aufmerksamkeit R. N.'s, so erhielt ich die abkühlende Antwort: „Da gehen Sie hin! Ach, das ist ein hohler Zirkel." Erkundigte ich mich an einem Orte nach Mendelssohn's Musik, so schreckte mich ein trockenes: „Ja, er hatte als Knabe wohl Talent", von einer zweiten Frage ab. Wünschte ich an einem anderen zu wissen, welches von Marschner's Werken am beliebtesten sey, so war die sichere Antwort: „Ob wird hier gar keines aufgeführt", und eben so sicher folgte darauf eine Geschichte von Kabalen und Zänkereien, die den Hörer nur ermüden konnte. Wollte ich an einem dritten Ort hören, was der Violinist Herr Leon de St. Lubin, der in Berlin ansässig ist oder war, außer einem Klavier-Trio in G-moll und einem Quintett für Streich-Instrumente, die mich nach seinen übrigen Compositionen begierig machten, sonst noch geschrieben habe, so erhielt ich zur Antwort, er habe, als er sich in Leipzig um die jetzt von meinem Freund David eingenommene und trefflich ausgefüllte Konzertmeister-Stelle bewerben, aufs fürchterlichste fehlgegriffen, und weiter nichts. Und wenn ich an einem vierten und letzten Ort eine natürliche Wißbegier in Betreff der späteren Opern Spontini's zeigte, die niemals über das Brandenburger Thor hinausgedrungen, wie z. B. „Nurmahal" und „Agnes von Hohenstaufen", so war es, als zöge ich an der Schnur eines mit Bitterwasser gefüllten Gießbades, ein solcher Schauer von Ammenmährchen ergoß auf mich herab, denen kein großer Tondichter hat entgehen können. Man erfreute mich mit dem Namen des eigentlichen Komponisten der „Vestalin" und erzählte mir, wie dessen Autorschaft unterdrückt worden.

In jedem Theater war ein eifriger Parteigänger für Die. Löwe oder für Fräulein v. Faßmann. Hiervon hatte ich einen Abend einen merkwürdigen Beweis, als eine Deutsche Bearbeitung von Herold's Pré aux Clercs (der Zweikampf) gegeben wurde, worin die beiden rivalisirenden Gesangskönigininnen auftraten. Die Partitur wie konnte freilich auch der Komponist so rücksichtslos seyn! — läßt weder der Einen noch der Anderen Recht, Jeder kam die Faßmann, — ich bitte um Verzeihung, daß ich sie ohne Ceremonienenne, — als Königin von Frankreich, in ein glänzendes Jagd-Kostüm von grünem Sammet gekleidet. Sie sang mit großer Anstrengung, und es war unverkennbar, daß die Französische Musik nicht im Bereich ihrer Fähigkeiten lag. Kaum hatte sie geendet und von der klassischen Partei ihre Beifalls-Salve empfangen, was noch dem so entschiedenen Unwerth ihrer Leistung fast verzeihend war, so segelte die Löwe heran, in aller Pracht ihrer schönen Gestalt, ihrer schelmischen, funkelnden, schwarzen Augen und ihres dezadernden Lächelns, dazu aufs herrlichste kostümirt. Ehe sie den Mund öffnen konnte, welches, beiläufig gesagt, zuerst fast wie ohne einiges Detoniren geschieht, bewillkommte sie schon ein Beifalls-Sturm von Seiten der Französischen oder fashionablen Partei, und noch stürmer strahlten ihre Blicke, zu noch höherer Höhe erhob sich ihre Gestalt. Die Faßmann preßte ihre Hand ans Herz, suchte nach Luft, ward über und über roth, noch durch die Schminke, und wäre fast in Thränen ausgebrochen. Das Schluchzen, welches im Anlauf war, drängte sie zwar zurück, doch für den übrigen Abend war ihr Gesang kaum vorbar. „Hat man je solche Wuth gesehen!" rief einer von den Anderen der Löwe, dessen Sperrsitz neben dem meinigen war; „es ist köstlich!"

Diese Theaterfehde war nicht die einzige öffentliche Scene der Art, die ich während meines kurzen Aufenthalts in Berlin erlebte; genug, es schien aus Allem hervorzuquellen, daß die dortige artistische und gesellschaftliche Welt mit einem Netz von Coterie-Einflüssen,

*) Auf dessen, in Nr. 81 des Magazins erwähnten Music and manners in France and Germany.

Digitized by Google

Partei-Eifrigkeiten, Kritteleien und Antipathien umflochten ist, welches sich so weit ausdehnt und so tief wurzelt, daß selbst ein vorübergreifender Zugvogel davon unangenehm berührt wird. Dieser Charakterzug ist auch nicht neu: „Musikalische Streitigkeiten“, sagt Burney, „sind in Berlin mit größerer Hitze und Erbitterung als irgendwo geführt worden; es giebt in der That mehr Rezensenten und Theoretiker in dieser Stadt als Praktiker, und dies hat wohl weder dereinend auf den Geschmack, noch beträchtlich auf die Phantasie der ausübenden Künstler gewirkt.“ Ja noch vor Burney's Besuch in Berlin schreibt Voltaire an Mad. Denis in demselben Briefe, der die Schönheiten des Opernhauses und die großartige Aufführung der „Idhigenia in Aulis“ rühmt: „Berlin ist ein kleines Paris. Es hat seine Berkleinerungssucht, seine Klätscherei, seine Autoren-Eifersucht und selbst seine Broschüren.“ Die Zeit mag die Verhältnisse vielleicht gemildert haben, denn ich muß gestehen, daß eine ziemlich vertraute, dreijährige Bekanntschaft mit den Musik-Zirkeln der Französischen Hauptstadt mich nicht einen solchen Grad von artistischer Zweitracht und Gereiztheit wahrnehmen ließ, wie drei Wochen zufälliger und oberflächlicher Beobachtung in Berlin.

Zwei echte Musiker, der einen phantastischen Anflug in seinen Compositionen hat, — und welcher echte Musiker hätte ihn nicht? — wird sich gewiß für einen meiner Mitgenossische interessiren, den in der Frau Bettina v. A. abstatterte, deren enthusiastischer und glänzender Unterhaltung ich eine Stunde lang zuzuhören das Glück hatte; — dieser Freundin so vieler Künstler, dieser Frau, deren Tagebücher und Briefe an Goethe die Welt mit dem poetischsten Gemälde beschenkt haben, welches sie je von dem Wirken-Genius der Deutschen Musik, von dem begeisterten Verhältniß zwischen ihr und Beethoven, — wollte ich auch veröffentlichen, was im vertraulichen Privatgespräch zwischen uns vorkam, ich würde nicht im Stande seyn, ein genaues Bild von dieser Unterhaltung zu geben. Nie war mir ein so rascher, lebhafter, ewig wechselnder Fluß von Beredsamkeit, nicht einmal bei einer Frau, begegnet, nie eine solche Fülle von kerniger Sprache und treffender Schilderung, nie eine so sinnliche und ungeschminkte Nationalität. Es war mir, als läse ich eine unterdrückte Seite aus ihren wunderbar poetischen „Briefen eines Kindes“; denn wenig berühmte Personen gleichen sich auf dem Papier und im persönlichen Umgange so sehr, wie die Berliner Dame und die Darstellerin von Beethoven's Schwärmereien für Goethe. Nie sah ich auch ein ausdrucksvolleres und knappanteres Antlitz, als das von Bettina. Es ist darin ein Anflug von Mignon und von Zenelon, eine gewisse zigeunerhafte Lebhaftigkeit und Brillanz, die Hauch der Zeit nicht zu verwischen im Stande ist. Die dellbraunen Augen sind immer noch so tief, so sanft und so durchdringend wie damals, wo sie die gute Frau von Goethe an die Töne des Violoncelle erinnerten. Die kleine, wohlgebaute Gestalt ist noch so beweglich, ihre Gesten sind noch so leidenschaftlich wie in den Tagen, wo sie der Abschiedung, als ihres Schwagers Kutsche umfürzte, in den Main sprang, um unter den anderen Schätzen der forschwimmenden Schachteln den Beutel mit den Briefen zu retten, welche ihr Goethe in einer Gesellschaft bei Wieland zugeworfen hatte. Noch ungeschwächt glüht in ihr der Enthusiasmus, der ihr als Mädchen eine so lebhafte Theilnahme für das Schicksal der armen Tyroler einflößte, und der sie, zur Frau derangereift, in den Stand setzte, sich der schwierigsten und zarten Lage des Modellens zu bemeistern, um ein Monument zum Andenken ihres geliebten Freundes zu entwerfen, wie die imposante Zeichnung vor der Englischen Uebersetzung der „Briefe eines Kindes“ es zeigt.

Dieselbe Glut der Ausdauer daß ihr durch das Studium einer fremden Sprache, um ihre merkwürdige Uebersetzung von ihren eigenen Briefen zu Stande zu bringen, und wer gehört hätte, wie sie ihre Hoffnung und Furcht schilderte, wie Aeußerungen ihrer erfahrenen Freunde und die unerschütterliche Beharrlichkeit, mit der sie sich in das Chaos von Sachen und Personen und Idiom stürzte, um zu ihrem Ziel zu gelangen, — der würde vielleicht mit Rührung, daß so inkorrekt und barock, ja zuweilen kaum verständlich das sogenannte Englisch auch ist, worin die „Briefe eines Kindes“ wiedergegeben sind, doch keine andere Uebertragung dem Sinn und der Persönlichkeit der Verfasserin so volle Gerechtigkeit könnte widerfahren lassen. Für die große Menge würde das Buch durch keine Art von Uebersetzung genießbar zu machen seyn. Wem aber daran liegt, in den Zusammenhang zwischen der Musik und der sichtbaren und unsichtbaren Welt einzudringen, — und ohne ein solches Bemühen wird Niemand die Deutsche Musik verstehen können, — der sollte doch ja diese „Briefe eines Kindes“ nicht verschmähen; gesetzt selbst, er könnte den darin enthaltenen lebhaften, seelenvollen Charaktergemälden und Abenteuern, die oft wahrhafte Seemährchen sind, kein Interesse abgewinnen. Selten sind die zarten und fast unmerklichen Verwandtschaften, welche zwischen den Tönen und der Sinnenwelt obwalten, so trefflich wie an einigen Stellen dieses Buches zur Anschauung gebracht worden.

Nord-Amerika.

Neue Mittheilungen über Franklin.

(Fortsetzung.)

Franklin, der Frankreich nie geliebt hatte, wurde zu Unterhandlungen mit diesem Lande ausersehen. Es ist interessant zu sehen, wie er gegen Frankreich gesinnt war, das ihm einen Altar errichtete, das Piedestal seiner Statue mit Blumen schmückte, und wie wenig er die Sympathie theilte, die er den Polsterten und den Modedamen einflößte. Gleich nach seiner Ankunft, am 4. Januar 1747, schrieb er seinem Amerikanischen Freunden: „Die Stimme der Nation ist für uns; der Hof möchte keinen Krieg mit England, aber er wird nachgeben müssen.“ Dies ist der Ausdruck seiner Dankbarkeit und freundschaftlichen Gesinnung für Frankreich. Der Doktor hatte zure Geschäfte gemacht und lachte sich gewiß tüchtig ins Fäuschen, wenn er sah, wie die Utopisten des Oeil-de-boeuf ihn mit aller Gewalt zu einem philosophischen Apostel der Gleichheit und Freiheit machten. Diese Täuschung der Franzosen giebt mehreren Stellen seiner Korrespondenz einen äußerst komischen Charakter. Während die Franzosen seine Amerikanische Einfachheit bewunderten, benutzte er sie für seine Zwecke aus.

Uebrigens nimmt er gar keinen Anstand, die Franzosen eine Nation von Intriganten zu nennen, so lange er ihrer nicht bedarf. Er spricht in sehr lopalen Ausdrücken vom Könige von England als von seinem Könige und ist stolz darauf, ein Engländer zu seyn. Die ersten Eindrücke, welche Frankreich auf ihn macht, sind weder sehr lebhaft, noch sehr glänzend. Die Franzosen scheinen ihm höflich; weiter nichts. „In Versailles und Paris“, sagt er, „findet man eine merkwürdige Mischung von Prachtliebe und Nachlässigkeit; man vermißt hier keine Art der Eleganz, nur die der Reinlichkeit. Neben dem Palaste von Versailles, der Millionen gekostet hat, sieht man bald verfallene Mauern. Was die Schminke betrifft, meine theure Freundin, so ist dieselbe in diesen Lande sehr in der Mode. Wenn Sie beabsichtigen, den Pariser Damen zu gleichen, so befehlen Sie nur den Rath, den ich Ihnen ertheilen will. Der Allem hüten Sie sich, der Natur nachzuahmen oder allmälige Abstufungen anbringen zu wollen vom Hochrothe der Wangen bis zu den blasseren Theilen des Gesichts. Noch weniger darf man verschiedene Arten von Schminke gebrauchen, je nach der Gesichtsfarbe der Person, die sich derselben bedient. Ich habe noch nicht der Toilette einer Dame beiwohnen können, ohne daß sie glaubte, mir einen Gefallen zu erweisen, wenn sie Erreichung ihres Zweckes verhelfen wollte. Schneiden Sie in ein Stück Papier ein rundes Loch von drei Zoll Durchmesser; legen Sie dasselbe auf Ihre Wange, so daß der obere Rand unter Ihrem Auge zu liegen kömmt, tauchen Sie einen Pinsel in das schönste Hochroth und überstreichen Sie das Papier und das Loch. Wenn Sie das Papier wegnehmen, wird auf der Wange ein rother und runder Zirkel zurückbleiben, der absolutlich auffällt, aber Mode ist.“

Sehr zu bedauern für das Studium von Franklin's Charakter ist der Verlust seines Tagebuches, von dem uns einige Bruchstücke aus dem Jahre 1784 über seinen Aufenthalt in Paris erhalten sind. In seiner vertrauten Korrespondenz eröffnet er sich nicht ganz. Er kennt zu gut den Werth eines Wortes und sagt nicht Alles, was er denkt. Die wenigen Seiten, die von seinem Journal übrig geblieben sind, enthalten keine Haggen sehr sonderbarer Enthüllungen, und man sieht schon die Tiger und Löwen der Französischen Revolution sich um ihn herum gruppiren: Chamfort, Mirabeau und sogar Marat. „Heute Morgen, am 13. Juli“, sagt er in seinem Journal, „din ich von Herrn von Mirabeau und von Herrn Chamfort besucht worden, die mir ihre Uebersetzung des Amerikanischen Pamphlets von Adeanus Burk gegen den Orden der Gesellschaft der Cincinnatus vorgelesen haben. Diese Herren haben das Original weiter ausgeschrieben und in eine Satire gegen den Adel verwandelt.“

Andere Stellen des Journals geben eine sehr anschauliche Vorstellung von der damals in Frankreich herrschenden Aufregung. Der irgend eine Theorie zur Umbildung des Menschengeschlechts ausgeheckt hatte, eilte nach Paris zu dem geistreichen Greise, der ihm höflich anhörte und in sein Tagebuch die Erfindungen dieser Herren eintrug, um seine ironische Laune damit zu nähren. Einige Beispiele:

Sonnabend, den 11. Juli 1784.

Ein guter Abbé bringt mir ein dickes Manuskript, welches den Plan einer allgemeinen Reform in der Gesetzgebung, dem Handel, den Sitten, der Industrie, der Regierung enthält; er hat Alles in seinem Studirzimmer ausgeheckt, ohne die Welt zu sehen. Ich habe ihm versprochen, das Zeug anzusehen, und er will am Donnerstag wiederkommen. Es ist wirklich merkwürdig, welche Menge von Gelehrten, die Gefälligkeit hat, mir ihre Pläne zur Regierung der Welt, besonders aber der Vereinigten Staaten, zu bringen. Ich werde, ohne etwas auszulassen, alle Gespräche aufschreiben, die ich mit den berühmten Männern führen werde, welche mit die Ehre ihres Besuches erzeigen werden.

Elf Uhr Morgens.

Es ist ein Mann zu mir gekommen, der eine Maschine erfunden hat, welche sich ganz von selbst bewegt, ohne Hebekraft und ohne Räderkraft, ohne Anwendung der Luft, des Feuers oder Wassers. Er will mir sein Geheimniß für 200 Louisd'or verkaufen. Ich habe ihm gesagt, daß ich Zweifel hege und seine Maschine sehen wolle.

Zwölf Uhr.

Ein Herr Coder macht mir den Vorschlag, 600 Mann auszuheben und mit Brand-Raketen auszurüsten, um die Dörfer an den Englischen, Schottischen und Irischen Küsten zu verwüsten. Das ist gewiß ein äußerst philanthropisches Mittel, um es dem Kriege ein Ende machen würde. Ich habe ihm geantwortet, daß ich zu diesem Zwecke kein Geld habe, und daß die Französische Regierung wohl nicht gestatten dürfte, daß ein Amerikaner Truppen in Frankreich anstehe.

Zwei Uhr.

Ein Mann nimmt meine Theilnahme für eine Erfindung in Anspruch, die, nach seiner Ansicht, das ganze System der Kriegführung ändern muß. Es kömmt nur darauf an, einen Husaren mit Waffen und Bagage so wie mit Mundvorrath für einen Tag so auszurüsten, daß man ihm seinen Stand nicht ansieht und ihn für einen gewöhnlichen Reisenden hält. Sechs- bis siebenhundert solcher Reisenden würden hinreichend seyn, eine Stadt zu erobern, ohne daß Jemand ihr Anrücken gewahr würde. Ich erwiederte ihm, daß ich nichts vom Kriege verstände. Dies Volk hat eine Fruchtbarkeit der Erfindung, welche

Digitized by Google

mich täglich in Verwunderung setzt und mir so viele Zeit raubt, daß ich alle Projektenmacher werde abweisen müssen.

Wier Uhr.

Man übergiebt mir ein Paket von einem „unbekannten Philosophen", welcher eine Schrift über das Elementarfeuer so wie mehrere in der Camera obscura angestellte Experimente meiner Prüfung vorlegt. Das Werk ist in Englischer Sprache und ziemlich gut geschrieben, obgleich mit Französischen Wendungen durchwebt. Ich muß die Experimente sehen, um darüber zu urtheilen.

Der unbekannte Philosoph war Marat.

In Ermangelung des ganzen Tagebuchs ist die Korrespondenz Franklin's, die von Paris und Passy aus datirt ist, vom höchsten Interesse. Das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts nahm ihn mit abgöttischer Begeisterung auf; der schwarze Rock Franklin's weitersetzte mit dem sasanientdrunnen Rocke Jean Jacques'; man war kindisch erfreut über die Einfachheit des Amerikanischen Gesandten, der weder Spitzen noch Stickereien trug. Die Falbalas der Marquisinnen rauschten vor Vergnügen, wenn sie an dem groben Tuche des Amerikanischen Bevollmächtigten vorbeistreiften. Es war eine wahre Kinderei. Die schönen Herren und Damen bemerkten nicht, daß der Mann im schlichten Rocke klüger war als sie Alle; daß der Drucker aus Philadelphia ihre Lächerlichkeiten ausbeutete, und daß seine wilde Bescheidenheit die größte ist war.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich

Ein Schiffbruch während des Französischen Feldzugs in Aegypten.

Das Unglück, das die „Anemone" betraf, gehörte zu den Ereignissen, welche die lebhafteste Theilnahme bei der ganzen Aegyptischen Armee erregten. Es war noch zu Anfange des Eroberungszuges, als Kleber, durch eine leichte Wunde in Alexandrien zurückgehalten, als Kommandant dieser Stadt fungirte. Das Avisoschiff die „Anemone", machte einen Theil der leichten Flotte aus, die zur Beförderung der Depeschen und zur Erhaltung der Communication zwischen Frankreich und Aegypten dienen sollte. Um die Mitte Juli's 1798 befanden sich nachfolgende Passagiere an Bord der „Anemone": der später durch die Ereignisse von 1815 berühmt gewordene, damalige Adjutant Bonaparte's, Capitain Lavalette, der eben von einer vertrauten Mission bei Mi Pascha von Janina zurückgekehrt war; ferner der General-Adjutant Camin, die Offiziere Bida und Devoulx, endlich der Courier Le Semple. Der Kommandant des Avisoschiffes hieß Garibon. Die Ueberfahrt von Livorno nach Aegypten war glücklich; ungefähr einen Monat nach der Abreise befand man sich vor der sandigen Küstengegend, die sich westlich von Alexandrien ausbreitet. Es war in der Dämmerung gegen Abend, wo die Gegenstände unter nur unbestimmt erscheinen und man am Horizonte, in einiger Entfernung, ein Gebäude erblickte, in welchem der Capitain Garibon nach langer Beobachtung mit dem Fernrohre den Leuchtthurm zu erkennen glaubte, der den Eingang zum Hafen von Alexandrien bezeichnet. Der Capitain hielt es für unvorsichtig, sich in der Dunkelheit durch die engen Durchfahrten zu wagen, und zog es dahervor, anzulegen und den nächsten Morgen abzuwarten. Erst an dem darauf folgenden Tage bemerkte man den begangenen Fehler. Das wahrgenommene Gebäude war der „Marabut-Thurm" oder „Thurm der Araber", und anstatt dicht vor Alexandrien, befand man sich noch zehn Stunden davon entfernt. Man spannte nun alle Segel aus, allein es war zu spät.

Seit ungefähr vierzehn Tagen hatten die Engländer eine Kreuzer Flotte zur Beobachtung der Küste errichtet. Nelson hatte eben einige leichte Fregatten unter Commando unter den Befehle des Kommodore Hood, abgesandt, um die Blokade ins Werk zu setzen. Inzwischen steuerte die „Anemone", die von dem unglücklichen Schicksal der Französischen Flotte bei Abukir noch nichts erfahren, mit vollen Segeln vertrauensvoll auf den Hafen zu, als auf einmal zwei Kriegsbrigge, ohne Flagge, darauf losgingen, ihr die Durchfahrt abzuschneiden. Man konnte sich nicht mehr täuschen; es war der Feind: eine Kugel, die pfeifend in das Takelwerk fuhr, hatte eben auch die letzten Täuschungen vernichtet. Was war nunmehr zu thun? Das Avisoschiff hatte nicht mehr als zehn Kanonen, während die Englischen Schiffe deren sechzig zählten: es war unmöglich, hier einen Kampf zu wagen. Capitain Garibon benutzte den Umstand, daß ein Fahrzeug nur eine geringe Wassertiefe erfordere, um sich an der Küste zu halten und den Verfolger anzulocken. Hierauf ließ er seinen Schifferath zusammentreten, um zu berathschlagen. Das Wesentlichste war, daß man dafür sorge, die Depeschen in Sicherheit zu bringen. Zu diesem Zwecke ward ein kleines Boot beschafft, das den Gouvernements-Courier nebst dem Adjutanten des Oberbefehlshabers ans Land setze. Sodann ward beschlossen, auszulaufen, den Engländern zu entgehen, lieber an der flachen Küste auf den Strand zu setzen. In der That wurde die „Anemone" einige Augenblicke darauf auf eine Sandbank geworfen, wo die heftige Brandung sie alsbald zu Grunde zu richten begann. Kaum vermochten die von der Strandung überraschten Passagiere, ihr Leben zu retten. Man mußte sich, um das feste Land zu erreichen, auf den schwimmenden Schiffsräumen, den zerbrochenen Masten, Brettern u. s. w. fortheften. Endlich war es dem vereinten Zusammenwirken der Seeleute und der aufopfernden Hingebung einiger Offiziere gelungen, ohne Verlust an Menschen die Küste zu erreichen.

Schon glaubte man sich gerettet, als die Gefahr eben erst beginnen sollte. Die Engländer, welche Zeugen des Untergangs des Avisoschiffes gewesen waren, hatten allerdings wieder die Höhe des Meeres gewonnen, und so glaubte man ungehindert nach Alexandrien marschiren zu können, das nur sieben Stunden entfernt war. Auch ware ein solcher Marsch auf jeder anderen Küste eine wahre Kleinigkeit gewesen; allein unsere Schiffbrüchigen befanden sich im Bereich der Libyschen Wüste, dem Gebiete der beraumsteinenden Araberhorden. Kaum hatte sich die aus ungefähr vierzig Mann bestehende Französische Karavane längs des Gestades auf den Weg gemacht, als sie bei der Wendung um ein Gebüsch einen Trupp reitender, in weiße Burnus gekleideter und mit Lanzen bewaffneter Beduinen hervorbrechen sah. Das Aeußere derselben erschien wohlwollend, und die Zeichen, die sie gaben, hatten auch einen mehr freundlichen als drohenden Charakter. Indessen hielten sich unsere Schiffbrüchigen auf ihren Posten, und statt sich ins Innere hineinzuwagen, wohin man sie wohl locken wollte, zogen sie behutsam längs der Küste fort. Aber die Beduinen erhielten ihrerseits mit jedem Augenblicke neue Verstärkungen, unter denen sich auch einige Flintenträger bekanden. Als sie endlich ihre Anzahl für hinreichend hielten, ließen sie auf einmal ein wildes Geschrei zum Aufrende vernehmen. Unsere Schiffbrüchigen verloren, von dem Angriffe überrascht, alle Besonnenheit und ergriffen, indem sie das hinderliche Gepäck von sich warfen, die Flucht. Dieser Umstand hatte sie für den Augenblick aus der Gefahr gerettet. Beim Anblick der Beute waren die Araber instinktmäßig über dieselbe hergefallen und ließen von der Verfolgung ab, um sich unter einander die erste Frucht des Sieges streitig zu machen. So konnte denn unsere Karavane während einer ganzen Stunde längs des Gestades die Richtung nach Alexandrien verfolgen; allein bald entspann sich ein Zwist in ihrer Mitte. Ein Theil der Schiffbrüchigen hatte, sey es aus Müdigkeit, oder aus Furcht vor neuen Ueberfällen, den Vorschlag gemacht, sich den Engländern, die sich gerade in der Nähe der Küste befanden, zu ergeben. Ganz besonders waren die Seeleute zu diesem Entschlusse geneigt; die Passagiere hingegen, sowohl die vom Militair- als vom Civilstande, beharrten bei ihrem Vorsatze, ihren Marsch fortzusetzen. Es wurde lange Zeit darüber hin und her diskutirt, ohne daß man eins werden konnte; endlich kam die Trennung zu Stande. Capitain Garibon und seine Offiziere gaben Rothgieben an das Englische Geschwader, das sich noch immer in der Nähe befand, um sie einzuholen. Eine Stunde darauf befanden sie sich als Kriegsgefangene am Bord der Blokadeschiffe, wo sie mit vieler Rücksicht und Schonung behandelt wurden. Die übrigen Passagiere hingegen und die Mannschaft begaben sich, unter dem Kommando des Generals Camin, wieder auf den Weg über die Dünen, die sie von Alexandrien trennten.

Diese Trennung hatte traurige Folgen. Durch die Verringerung der Zahl der Schiffbrüchigen gemacht, brachen die Araber plötzlich aus einem Hinterhalte hervor und umzingelten die von der Hitze und dem Marsch im Sande ermüdete, von Hunger und Durst gequälte kleine Karavane. Es waren hundert Reiter, die sporenstreichs auf dieselbe losstürzegen und den Angriff eröffneten. Wildes Geschrei, Flintenschüsse und Lanzengefechter begleiteten den plötzlichen Ueberfall. Jeder Widerstand wäre vergeblich gewesen; man verhielt sich daher, den Feind nochmals durch das Mittel aufzuhalten, das vorher gelückt war. — Die Offizier-Epaulettes waren für jene Räuberhaufen ein Gegenstand der Habgier; der General Camin ward daher seine Uniform ab, allein dies war ein vergebliches Opfer. Ein Beduinen-Schreik hatte ihn als den Befehlshaber erkannt und richtete, indem er verabrug auf ihn losstürzegte, ihn Lauf seiner Pferdes gegen seine Brust. Camin warf sich hinterwärts zur Erde nieder und wandte mit Entschlossenheit die Waffe von sich ab. Allein der unversöhnliche Araber ließ sich nicht rühren, er zielte von neuem ganz in der Nähe auf ihn und streckte ihn mit Sande nieder. Capitain Lavalette hatte auch seine Kleidung abgelegt und sich, fast nackt, indem er seine Pantalons in der Hand hielt. Aber von einer Kugel an der Schulter getroffen, stürzte er bald ohnmächtig nieder.

Dies war das Vorspiel zum nachfolgenden Gemetzel. Die Lanze und die Flinte verschonten nichts. Die Franzosen stoben in ihrer Verzweiflung nach allen Richtungen hin, und die Araber verfolgten sie mit dumpfem Geschrei. Es war ein schrecklickes Schauspiel, eine wahre Schlachtbank. Zehn von den Schiffbrüchigen wurden gelödtet oder gefährlich verwundet. Diese Klagen zerrissen die flache Sandfläche wurde in ein Blutmeer umgewandelt, wo die unglücklichen Schlachtopfer im Todeskampfe rangen. Eine plötzliche Eingebung kam denjenigen, die noch am Leben waren; sie stürzten sich in die Fluthen und schwammen nach der Höhe des Meeres zu. Während ungefähr einer Stunde erhielten sie sich im Kampfe gegen die Brandung, die sie gegen die Küste trieb. Unter ihren Augen ward ein alter Schiffs-Aufseher, der sich auf einen Kanonen von Bergras verkrochen hatte, von jenen Raubmördern entdeckt und mit Säbelhieben in Stücke zerhauen. Da sie sich nicht darauf einlassen wollten, die Leute zu verfolgen, die das Meer dem Gemetzel entzogen, so kamen sie auf den Einfall, diese als Zielscheiben zu benutzen und mit ihren Flinten auf sie zu feuern. Ein Passagier, der sich an der Seite des Adjutanten Devoujet hielt, ward am Halse von einer Kugel getroffen und färbte die Fluthen mit seinem Blute; die Uebrigen retteten gingen den Flintenschüssen nur dadurch, daß sie im Augenblicke der Abfeuerung unterkauchten. Die Araber schienen Vergnügen an dieser Uebung zu finden und brachen bei jedem glücklichen Schusse in ungeheures Gelächter aus. Nach dem Schau- und Trauerspiele folgte das Lustspiel.

Das Blutbad hörte endlich auf. In Folge einer unter einander gepflogenen Berathschlagung beschlossen die Sieger, sich damit zu begnügen, einige Gefangene zu machen, für welche sie ein bedeutendes Lösegeld zu erhalten hofften. Man gab alsbald Zeichen denen, die, gegen einen doppelten Feind ringend, sich mühsam auf den Fü-

Digitized by Google

then erhielten; man zog sie herbei durch ein Verfahren, das seltsam genug gegen dasjenige abstach, welches man gegen ihre zu Lande ziehenden Landsleute gebrauchte. Es wurden Burnus unter die Schiffbrüchigen ausgetheilt, um sie gegen die heißen Sonnenstrahlen zu schützen; man stellte Pferde für die Verwundeten und begab sich mit ihnen auf den Weg. Auf diese Weise folgten siebzehn dem Gemetzel entgangene Franzosen den Bovinen nach. Bevor man indeß den Marsch nach der Wüste antrat, wollte die Horde noch auch die Sandkiste durchsuchen, an welcher die „Anemonen“ gebrannt war, um die Güter zu sammeln, die das Meer ausgeworfen. In der That war das Gestade mit Kasten, Tonnen und allerlei Trümmern bedeckt. Welch' ein Gewinn für die dahgierigen Araber! Aber sie begnügten sich damit noch nicht; mehrere derselben schwammen nach dem Wrack des Avisschiffes, um es zu durchsuchen. Unter den geborgenen Gegenständen befand sich ein Pulverfaß; die Bedouinen öffneten ihn und stritt sich um den Besitz des Inhaltes. Man begreift leicht, welch' eine Wirkung die in solche Hände geratenen Munitionsmente hervorbrachten. Einer der rohen Bedouinen leerte eine Ricinusflasche fast bis auf den letzten Tropfen. Ein Anderer, der eine große Kistrikrpritze gefunden, gab sich viele Mühe, um zu entdecken, wozu dieselbe zu gebrauchen wäre. Anfangs legte er sie an den Mund und blies mit allen Kräften hinein, als er aber sah, daß das Ausströmen keinen Ton von sich gab, hielt er, in der Meinung, daß es eine Kriegswaffe sey, nichts für passender, als sie an seine Patronstasche anzubinden.

Als die Plünderung zu Ende war, nahmen die Bedouinen ihren Weg wieder nach dem Lager, indem sie die Gefangenen vor sich hertrieben. Das Lager bestand aus hundert Hütten, welche mit Pfählen an den Boden befestigt und mit Kleidungsstücken bedeckt waren. Um diese Zelte sah man Hühner, Schweine und Hammel herumtreiben; das benachbarte Lager diente als Weide für das Zugvieh und die Kameele. Die Gefangenen wurden unter die einflußreichsten Männer der Horde vertheilt.

Die Gefangenen wußten es zu bewirken, daß der Kommandant von Aleranbrien von der Lage, in der sie sich befanden, benachrichtigt wurde. Ein Erpresser ward zu dem Ende abgeschickt. Kaum hatte nun Kieber erfahren, daß Franzosische Offiziere in der Wüste festgehalten würden, so schickte er Tuckische Agenten mit einem Geleitsbriefe ab. Die Araber machten unmäßige Forderungen und schienen den Gefangenen die Alternative zu stellen, daß diese entweder bewilligt oder sie dem Tode preisgegeben würden. Auf diese Weise konnten sie Schlachtopfer selbst für den Abschluß des Handels zu gewinnen. Das schreckliche Spiel ging noch weiter. In dem Augenblicke, wo die Agenten das Geschäft aufs lebhafteste betrieben, versammelten sich die Häuptlinge des Stammes, hielten Rath, ließen darauf die Gefangenen zusammentreten und führten sie in ein entlegenes Thal ab. Die Rollen waren gut vertheilt; auf der einen Seite die Henkersfurcht, auf der anderen die unglücklichen Schiffbrüchigen. Die Bedouinen hatten ihre Flinten mit verdeigebrachtet; sie luden dieselben, vor den Augen der Franzosen, ganz langsam, der Eine nach dem Anderen, und zwar dies Alles unter Gebeten und Verwünschungen, indem sie den Propheten anriefen und den Zorn des Himmels auf die Christen herabflehten. Als diese Vorbereitungen zu Ende waren, ließen sie die Gefangenen in einer Linie aufstellen und fingen an, auf sie zu zielen. Mehrere Franzosen bestanden die Probe auf eine ehrenvolle Weise und bezeigten keine Furcht vor dem Tode; Andere aber warfen sich, von Schrecken ergriffen, zu Boden nieder und baten um Gnade. Die Bedouinen antworteten hierauf durch ein ungeheures Gelächter. Ihre Ehr war ihnen geglückt, der Handel ward abgeschlossen; man gab vierhundert Piaster als Lösegeld für die Franzosen.

Noch an demselben Abend traten die siebzehn Gefangenen' den Weg nach Aleranbrien wieder an, wo sie an dem darauf folgenden Tage ankamen. Hierauf erfuhr man, daß die Bedouinen, die sich so ungastlich und barbarisch benommen, zum Stamme der Hannabes, einem der gewaltigsten in Libyen, gehörten. Bonaparte rächte sich an ihnen gewaltig, als er das Dromadaren-Corps errichtete, welches der Sandwüste der Wüste wurde. Eine Schaar von diesen Reiterschaaren nahm den Hannabes das Lösegeld wieder ab, das ihnen gezahlt worden war, und außerdem noch hundert Stück Vieh. Als der Stamm um Pardon (amman) bat, zeigte sich Bonaparte sehr hartnäckig. Er hatte bei dem traurigen Ereignisse einen vortrefflichen General verloren, und um diesen seinen Schmerz in ehrenvollem Andenken zu erhalten, gab er einem der Forts, mit denen er damals Kahira einschloß, den Namen das Fort Camin. (F. F.)

Mannigfaltiges.

— Prinz Louis Napoleon als Geschichtschreiber. Aus den politischen Zeitungen wissen wir bereits, daß der auf der Feste Ham seine Haft gegen Prinz Napoleon Louis Bonaparte eine historische Untersuchung mit einer gebarnischten Vorrede herausgegeben hat. Die Schrift heißt: „Fragmens Historiques, 1688 et 1830“, und in der gerachten Vorrede sagt der Verfasser: „Während man in Paris die sterblichen Ueberreste des Kaisers vergöttert, bin ich, sein Neffe, lebendig begraben in einem engen Gefängniß; aber ich lache über die Inkonsequenz der Menschen; die Entdeckungen, denen man mich ausfetzt, so wie die schlechte Behandlung, die mir zu Theil wird, schänden ihre Urheber mehr, als sie mich treffen. Gestählt durch einen unbrünstigen Glauben und durch ein reines Gewissen, finde ich wohl Standhaftigkeit in mein Unglück, und getrofte ich mich der Gegenwart, indem ich die Zukunft meiner Feinde mit unauslöschlichen Buchstaben in der Geschichte aller Völker eingeschrieben sehe.“ — Zunächst hat der Verfasser diese unauslöschlichen Buchstaben, wie er schon durch den Titel seiner Schrift andeutet, in der Geschichte Englands vom Jahre 1688, in der „glorreichen (glorious) Revolution“ gefunden, die schon so häufig mit der Juli-Revolution verglichen worden, und zwar von Manchen, wie z. B. von Guizot, noch ehe diese selbst ausgebrochen war, weil aus dem ähnlichen Gange der Ereignisse von Karl I. bis zu Jakob II. auch auf einen Franzosischen Wilhelm III. geschlossen werden konnte. Setzt man aber diese Analogie fort, so ist nicht wohl abzusehen, welchen Trost der Kaiserliche Prätendent für sich daraus entnehmen will. Denn nicht ein Sproß aus Oliver Cromwell's Familie, sondern die Nachfolge Wilhelm's und Mariens, wie sie, mit Ausschließung des Hauses Stuart, der Parlamentair Lens sich ergab, bereitet heute auf dem Throne Großbritaniens. Richard Cromwell, Oliver's Sohn und Erbe, der, wenn er gewollt hätte, den Louis Napoleon Wilhelm's III. hätte spielen können, lebte um diese Zeit und starb unbeachtet in Montpellier. Aber der Neffe Napoleon's weiß allerdings einen großen Unterschied zwischen 1688 und 1830 herauszufinden. Er giebt zu, daß Ludwig XVI. mit Karl I., Napoleon mit Cromwell, Ludwig XVIII. mit Karl II. und Karl X. mit Jakob II. einige Aehnlichkeit gehabt, aber er leugnet die Aehnlichkeit Ludwig Philipp's mit Wilhelm III. Schon Cromwell, so behauptet er, sey dadurch von Napoleon verschieden, daß er nicht, wie dieser, durch die „freie Wahl“ des Volkes bestätigt worden und also ein bloßer Usurpator gewesen, dessen Macht nothwendig wieder habe verschwinden müssen. Wohl aber habe sich der Stuart durch dieses Volkswillens in den Ereignissen von 1660 manifestirt, und Wilhelm III. sey als der wahre Repräsentant desselben zu betrachten. Ludwig Philipp dagegen könne man weder als den Ausdruck der Juli-Revolution, noch, wie Napoleon, als den Fürsten der freien Volks-Wahl betrachten. Um die Unähnlichkeit noch deutlicher hervorzuheben, giebt unser neuer Plutarch in seiner Parallele ein recht ausgeführtes Portrait Wilhelm's III. — allerdings nicht, wie es ihm, als wie er uns in der Geschichte sich darstellt. Wilhelm war, nach Louis Napoleon, ein Monarch, der wenig sprach und sogar etwas trocken erschien; er regierte sein Land mit Offenheit und Vertrauen; statt seine Macht einem Alterparlamente (assemblée bâtarde) zu verdanken, welches nicht das Recht hatte, sie ihm zu verleihen, berief er einen National-Kongreß, der zu der freie Ausdruck des Volkswillens war; statt sich um Intriguen zu kümmern, hat Wilhelm sich, als wir er uns in der Geschichte sich darstellt. Wilhelm war, nach Louis Napoleon, ein Monarch, der wenig sprach und sogar etwas trocken erschien; er regierte sein Land mit Offenheit und Vertrauen; statt seine Macht einem Alterparlamente (assemblée bâtarde) zu verdanken, welches nicht das Recht hatte, sie ihm zu verleihen, berief er einen National-Kongreß, der

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Zeitschriftsnr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Mittwoch den 14. Juli 1841.

England.

Die Eisenbahn von London nach Manchester.

Die Araber sagten zu Muhammed's Zeit: „Welches ist der beste Platz auf dieser Welt? — Der Sattel eines schnellen Pferdes.“ Sie ließen es sich damals nicht einfallen, daß man mit etwas Wasser und Feuer einen unbedeutenden, kaum merklichen Dampf hervordringen und dadurch ein Mittel finden würde, die Schnelligkeit des Rosses bei Weitem zu übertreffen, welches den Raum verschlingt, zu übertreffen und den ganzen Tag über mit so außerordentlicher Schnelligkeit fortzueilen, daß sie kein Pferd auch nur eine Viertelstunde aushalten würde; sie dachten nicht daran, daß der Mensch, Thäler ausfüllend und Berge durchbrechend, sich auf der Erde eine gerade Straße, wie die des Vogels in der Luft, bahnen und daß er eben so schnell wie der wandernde Vogel auf einem einzigen Wagenzuge die Bewohner einer Ortschaft mit ihren Heerden, Modeln, Vorräthen, kurz das ganze Reich eines Patriarchen von einem Orte nach einem andern versetzen würde. Wer weiß, was spätterhin menschliche Wissenschaft und Industrie leisten werden, da sie bis zu diesem Wege der Entdeckungen getrieben sind und jetzt durch die ganze Macht des gegenseitigen Verkehrs unterstützt werden!

Die Eisenbahn von London nach Manchester, über Birmingham, mit Nebenbahnen über Liverpool von der einen und über Leeds von der anderen Seite und unterwegens fortgehend bis Lancaster, entheilt zwischen ihren beiden äußersten Punkten eine Strecke von wenigstens 250 Englischen Meilen (65 Meilen auf einen Grad gerechnet) und bringt die wichtigsten Handelsstädte Englands mit einander in Verbindung. Dieses ist unstreitig eines der größten, schönsten und nützlichsten Werke, dessen der Mensch sich rühmen kann. Es scheint auch, als ob die Gründer desselben, in gerechtem Stolze auf ein solches Werk, sein Andenken für die kommenden Jahrhunderte durch ein unverwüstliches Denkmal haben erhalten wollen. Das Eingangs-Thor am Abfahrtsplatze in London ist eine Art Triumphbogen, in Aegyptischem Geschmack, obschon zum Theil von Jonischen Säulen getragen, aber in so kolossalen Verhältnissen und mit so ungeheuren Granitblöcken erbaut, daß seine imposante Festigkeit allen Stürmen und Unfällen eben sowohl, als der langsamen und unwiderstehlichen Zerstörung der Zeit, zu trotzen scheint.

Ich brauche nicht zu sagen, daß die Gebäude am Abfahrtsplatze auf überraschende Weise ihrer Bestimmung entsprechen, und daß die Bedienung in allen ihren Zweigen mit so viel Ordnung und Schnelligkeit geschieht, als man nur irgend sich denken kann. In der zweckmäßigen Benutzung der Zeit, des Raumes und der Kraft haben unsere überseeischen Stammverwandten eine Erfahrung und Gewandtheit, welche sie selten trügt. Die Beamten und Diener sind übrigens einer strengen, unbeugsamen Zucht unterworfen, welche, wie man mir sagte, wie bei der Armee, selbst bis zu körperlicher Züchtigung geht. Aber eine Einrichtung, welche man der Verwaltung dieser Bahn nicht genug Dank wissen kann, ist, daß sie die ganze Bedienung frei gegeben hat. Jeder Beamte, selbst ein Packknecht, würde den Augenblick verabschiedet werden, wenn er von den Reisenden auch nur das kleinste Trinkgeld annähme. Diese Ordnung flicht wunderbar ab gegen den in ganz England üblichen Gebrauch, zumal bei den öffentlichen Fuhrwerken, wo die kleinste einem Reisenden erwiesene Gefälligkeit, selbst wenn er sie nicht fordert oder sogar ablehnt, tarirt und so gebieterisch wie das gesetzmäßigste Recht gefordert wird. Das ist ein Vortheil, welchen die Eisenbahn zu der Silberersparniß, hinsichts der Plätze, und zu der größeren und kostbareren Zeitersparniß noch obenein gewährt.

Zu der ehedem so langen und jetzt so kurzen Reise nach Manchester wählte ich vorzugsweise den Wagenzug der Briefpost (the mail), welche auf den kleinen Mittelstationen nicht anhält und so wenigstens um eine Stunde gegen die anderen Züge im Vortheil ist. Sie geht von London um 10 Uhr Morgens ab, um Abends 7 Uhr in Manchester anzulangen, so daß, wenn man ruhig zu Hause gefrühstückt hat, man einige achtzig Stunden weit vom Hause entfernt zu Mittag speist. Das Thermometer ist um drei Grad gefallen, um so viel weiter ist man nördlich, und die Uhr, welche man, Morgens genau gestellt, mitbringt, geht Abends eine Viertelstunde vor, um so viel ist man mehr nach Westen gerückt. Obgleich diese Briefpost nur bei den großen Verbindungspunkten anhält, so wird die Postbeförderung doch nichtsdestoweniger an allen Durchgangs-Orten vollzogen, und zwar ohne anzuhalten oder langsamer zu fahren. Einer der Wagen ist zum Büreau eingerichtet, mit Tischen, Stühlen und selbst Betten für die Nachtfahrt, welche in der Nacht stattfindet. Die Beamten beförgen ihre Geschäfte ganz eigentlich im Fluge. In einem kleinen Behälter von Blech werfen sie das Paket, welches sie in dem auf ihrem Wege liegenden Post-Büreau lassen wollen und welches ein Beamter aus diesem Orte erwartet, auf die Straße, während sie mit einem Arm, das sie wie auf einem Zapfe mit sich führen, das Paket, welches für sie bestimmt ist, auffischen und zu sich ziehen. Der Postdienst geschieht auf diese Weise von der Abfahrt bis zur Ankunft, so daß alle Zwischenpunkte bedient werden, ohne der Schnelligkeit der Verbindung zwischen den äußersten Punkten zu schaden; und diese Schnelligkeit ist so groß, daß ein nach Manchester geschriebener Brief in vierundzwanzig Stunden seine Antwort erhält.

Die Abfahrt von London geschieht nicht auf die gewöhnliche Weise. Schwierigkeiten des Bodens oder vielleicht Beweggründe der Sicherheit haben eine Entfernung der Lokomotiven bis auf zwei Meilen von dem Einsteigeplatze veranlaßt. Man durchläuft diesen Zwischenraum wie durch ein magisches Mittel. Die Wagen gehen von selbst und laufen auf den Schienen, ohne daß man weiß, was sie treibt. Alles das ist freilich nur natürliche Zauberei, und hier ist die Erklärung des Wunders. Der Wagenzug steigt auf eine schräge Ebene und wird von einem starken Tau gezogen, welches eine feste Maschine auf der Höhe dieser schrägen Ebene über eine lange Reihe von Walzen auf ebener Erde hinrollen läßt. Dies ist ein sehr einfaches, geistreiches und glücklich angewandtes Verfahren. Noch besser hat man es auf der Bahn von Blackwall gemacht. Da ist keine schräge Ebene, und die zu durchlaufende Strecke ist gegen fünf Meilen.

Eine ungeheure feste Maschine von vierhundert Pferde Kraft, welche am Anfange der Eisenbahn (rail-way) steht und ebenfalls ein Tau über Walzen rollt, schnellt den Wagenzug bis an das äußerste Ende der Bahn fort. Der Vortheil dieses Verfahrens besteht nicht allein in der Ersparung der Lokomotiven und der Entfernung der Unglücksfälle, welche sie veranlassen können, sondern auch in der Leichtigkeit der Schienen und der ganzen Construction der Bahn, welche nicht so fest zu seyn braucht, weil sie nicht das beträchtliche Gewicht der bewegenden Maschinen zu tragen hat. Was die Kunstverständigen bei der Bahn von Blackwall am meisten bewundern, ist ein galvanischer, durch eine unterirdische Leitung agirender Telegraph, mittelst dessen man in demselben Moment von einem Ende der Linie bis zum anderen die Befehle zur Abfahrt, die Nachricht der Ankunft und alle Mittheilungen, welche den Dienst angehen, hinübersendet. Man macht jetzt Versuche, das Verfahren von Blackwall auf einer größeren Strecke anzuwenden, das heißt, die Construction einer Eisenbahn viel weniger kostbar zu machen und der Leitung derselben eine vollkommenere Regelmäßigkeit und Sicherheit zu geben.

Zurückgekehrt von dieser kleinen Exkursion in Gedanken, finden wir uns an die Lokomotive befestigt, dann durch den Raum gerissen und dreißig Engl. Meilen in der Stunde durchfliegen. Das ist die Schnelligkeit eines Pferdes, welches im Wettrennen den Preis gewinnt. Gemächlich auf einem breiten und weichen Lehnkissen sitzend, ohne Mühlen, ohne Stoßen, ohne Schwanken und Wanken, sieht man sich dahinrollen, in dem Rahmen der Wagenthür ein bewegtes Panorama, dessen Ansichten sich mit jeder Sekunde verändern und unaufhörlich erneuern. Man sieht nach einander vorüberfliegen Städte, Berge, Schlösser, Dörfer, Meierein, welche auf den Seiten der Hügel, in den Tiefen der Thäler, in der Abwechselung eines unübersehbaren Landes zerstreut liegen. Ich hatte zu meiner Reise einen jener Tage, an welchen Sonnenschein mit Regen wechselt und welche daher die Gegenstände in ihrer vortheilhaftesten Beleuchtung erscheinen lassen; so hatte ich denn in einer Ausdehnung, welche fast die Breite von ganz England ausmacht, Gelegenheit, zu sehen, was dieses so gerühmte Land ist.

Man sieht dort weit mehr Wiesen als Ackerland; und das aus einem sehr einfachen Grunde: in einem Lande, wo Fleisch die gewöhnliche Nahrung ist, viel mehr als Brod, selbst für den ärmeren Theil der Bevölkerung, muß man auch weit mehr Vieh füttern als Getraide säen; der Boden und das Klima scheinen außerdem beide

*) Die Stelle, auf welche hier angewiesen ist, findet sich Hios 39, 24 und heißt eigentlich, es schlürfet den Boden, nur: es raset ihn im schnellsten Laufe mit sich fort.

Digitized by Google

mehr für die Kultur der Gräser als der Getreidearten geeignet. Ich brauche nicht zu sagen, daß man den Weinstock gar nicht findet, welcher nicht über den Strich von Paris hinausgeht, noch weniger Mais oder Oliven, welche den mittäglichen Gegenden angehören. Was aber für den Augenblick wenigstens überrascht, ist das Fehlen der Wälder: von London bis Manchester also bei uns. Es ist ein sehr erfreulicher Anblick, wenn man das Auge auf dieses endlose Grün wirft, welches in frischer und milder Färbung sich wie lange Decken über das Land hinbreitet, sich in langen Alleen in die Luft erhebt und welche man, so weit nur das Auge reicht, überall verfolgen kann. Aber immerfort Wiesen und Hecken, immerfort jener wellenförmige Boden, welcher weder Höhen noch Berg ist: immerfort Rinder- und Hammelherden; immer dieselbe Ansicht, dieselbe Farbe, dieselben Gegenstände: das wird auf die Länge einförmig, monoton, traurig, ermüdend. Man wird versucht, nicht nur Spaniens oder Italiens glühenden Sonnenschein und stechendes Licht, sondern auch die selbst verbrannten, oft unangebauten Boden herbeizuwünschen, welcher doch wenigstens abwechselnd und mit verschiedenartigen Gegenständen erfüllt ist.

Zunftig Meilen von London hatte ich die Erklärung begriffen, welche ein geistvoller, aber etwas morofer Mann von England giebt, derselbe vielleicht, welcher in diesem Lande nichts glatt fand, als den Stahl, und Bratäpfel als die einzigen reifen Früchte. Bei dem Anblick dieser grünen Wiesen, mit Häusern aus Ziegeln überfät, sagte er: England sey nur eine große Schüssel Spinat mit ihren Rostbroskrusten.

Die angenehmsten Ansichten gewähren einige Thäler, nach Art einer Wasserleitung, in welchen man nicht einen nach Laune mitten durch die Wiesen sinnenden Fluß erblickt, sondern — wie Alles in diesem Lande die Gestalt annimmt, welche die Industrie ihm verleiht — einen großen Schiffaren Kanal. Auf diesem unbewegten Gewässer gleiten eine Menge Schiffe, alle von gleicher Bauart, lang und schmal, dahin, jedes gezogen von einem armseligen Pferde, längs dem Wege, wo die Zollhäuser stehen. Diese Schiffahrt ist das Gegenstück zur Fahrt mit Dampf. Gewöhnlich, wenn der Wind weht (und wann weht der Wind in England nicht!), helfen diese Fahrzeuge sich mit Segeln. Dann ist es sonderbar, wenn man sich mit ihnen im Niveau befindet und das Wasser des Kanals nicht wahrnehmen kann, eine kleine Flotte auf dem Lande mit vollen Segeln dahinfahren zu sehen.

Einen anderen Wechsel des Schauspiels, welchen die Eisenbahn bietet, wenn man die gänzliche Abweseuheit der Aussicht und des Lichts ein Schauspiel nennen will, ist die Fahrt durch die Tunnels, wenn der Wagenzug sich mit seiner unabänderlichen Schnelligkeit in die mit Finsterniß überdeckten Höhlen stürzt. Alsdann ist jede Tageshelle verschwindet, wo man bei der düsteren Helle der Lämpchen, welche im Innern der Wagen hängen, nichts weiter sieht, als die dicken und phantastischen Kanalwolken, welche an den Gewölben sich brechen und zertheilt zur Erde fallen; wo das Klappern der Maschine, hundertmal vom Echo verdoppelt, wie ein Höllengesang uns ertönt. Man stelle sich einen so mühsigen der Natur sich freuenden vor, als nur irgend möglich, aber unbekannt mit dieser Verwollkommnung der Industrie, welcher zum erstenmal in diese plötzliche Dunkelheit, mitten in diese Erscheinungen und diesen Lärm geworfen würde, welche Seele würde der Furcht, dem Schwindel widerstehen! Es sind fünf oder sechs Tunnels auf dem Wege nach Manchester, fast alle vor Birmingham. Einer derselben hat nicht weniger als fünf Viertelmeilen Ausdehnung, und doch ist er in solcher Manier gebaut worden. Man giebt noch einen anderen an, auf der Bahn von Leeds neuerdings angelegt, welcher zwei Meilen Länge hat. Ohne durch dieselbe gefahren zu seyn, macht man sich schwer einen Begriff von einer solchen Wölbung, in deren Mitte man die äußerste Oeffnung nur wie kleine bleiche Sterne in der düsterssten Nacht erblickt.

Da die Reisenden, welche auf einer Eisenbahn, noch immer Menschen sind und den Fortwerungen der Natur sich nicht entziehen können, so würde es schwer seyn, sie vollkommen mit den Briefen der Post gleichzustellen, um sie in einem einzigen Zuge bis zu ihrer Bestimmung zu bringen. Der Zug hielt also zuerst einige Minuten auf einer Mittelstation zwischen London und Birmingham an, dann bei Birmingham, eine halbe Stunde. Bei der Ankunft springt Jeder aus dem Wagen auf den Bahnhof, wo man sich vereinigt man sich in dem großen Saal, wo drei- bis vierhundert Menschen gedeckte Tische und ein Frühstück aufgetragen finden; und zwar ein Englisches Frühstück, dampfende Rostbreis, oder vielmehr ganze Rückenstücke von Rindfleisch, welche an die Homerischen Mahlzeiten und Virgil's terga bovis erinnern; Hammelkeulen, Schinken, Geflügel, Puddings, Pics (Obstkuchen), halbe Kälber, von denen jeder ausstieht, wer ein halb durchgebratenes Mahl liebt, wie die Engländer, und ohne den Domestiken außerdem irgend ein Trinkgeld zu geben, hat man das Recht, nach allen diesen Vorräthen zuzulangen und sich eine halbe Stunde lang zu sättigen. Wohl dem, der einen guten Magen und tüchtige Zähne hat! Mit dem Glockenschlage muß man die Servietten wegwerfen, doch nein, ich irre mich, sich am Tischrucke abwischen, den Wagen besteigen, und 9 Stunden nach der Abreise von London ist man in Manchester, ohne weder Ermüdung, noch Staub, noch Kopfstöße, noch einen Zustritt vom Nachbar oder sonst irgend eine Unannehmlichkeit einer gewöhnlichen Reise erfahren zu haben; kurz, eben so frisch ausgeruht, sauber gekleidet, als ob man von Hause ausginge.

Der Weg durchkreuzt mehrere Distrikte von Manufakturen und wichtige Städte. Dort gräbt man Steinkohlen, hier Eisen, und mitten unter dem Rauch dieser Naturprodukte, welche die Grundlage aller Fabrication bilden, erheben sich ungeheure Maschinen, Schmieden, Gießereien am Rande eines Kanals, welcher fast ohne Kosten die fabrizierten Produkte weiterschafft. Ueberall, in allen Entfernungen und Richtungen, bemerkt man über den Häusern, Bäumen und Hügeln diese hohen Schornsteine, schwarze Rauchwolken ausspreiend, welche der Wind forwebt, rollt und zerbeilt, und welche eben so hätten, dann sie ist die wichtigste Fabrik Englands, und, als heißt, der Welt, in Metallwaaren, plattirtem Silber, Messergeräthen, Flinten, Säbeln, Knöpfen u. s. w.

Was Manchester betrifft, so kann man wenige Städte finden, welche interessanter zu betrachten wären; ich möchte die Reise dahin nicht nur, sondern auch den Aufenthalt daselbst denen anrathen, welche den Wandern der Industrie von denen der Natur den Vorzug geben, und welche an schöne Maschinen mehr Gefallen zu finden, als sich verdrießen lassen, in einer feuchten und kalten Atmosphäre zu leben, in einem Rauch und Nebel, dicker als der in London, durch welchen die Sonne, wenn sie scheint, wie eine glühende Eisenkugel, aus einem nachbarlichen Ofen geschleudert, ausstieht. Es sind kaum zwanzig Jahre, daß Manchester noch eine so neue und so unbedeutende Stadt war, daß sie nicht einmal ein Zirkchen genannt wurde und seinen Repräsentanten im Unterhause hatte. Seitdem hat der benachbarte Hafen von Liverpool eine ungeheure Ausdehnung gewonnen; er hat Docks, wie London, er ist der große Stapelplatz der Zufuhr von Westen, und der Fluß Merfey, die Kanäle, die Eisenbahnen bringen unaufhörlich das rohe Material nach Manchester, welches seine Fabriken nährt, die durch Watt's und Arkwright's Erfindungen die Produktion in so hohem Grade vermehrt haben. Manchester ist die zweite Stadt geworden, Englands Lyon; es hat jetzt eine beträchtliche Bevölkerung, welche ich auf viermalhunderttausend Seelen habe schätzen hören, prächtige Gebäude, gerade, breite, bequeme Straßen, welche denen von London gleichkommen, von welchen sie auch ihre vorzüglichsten Namen entlehnt haben, als: Piccadilly, Pall-Mall, Portland-Place, Oxford-Street.

Ihre Haupt-Industriezweige sind einerseits die Fabrication der Maschinen und Geräthe, andererseits die Arbeiten in Baumwolle-Spinnen, Weben und Drucken. Ich konnte, da meine Zeit gemessen war, nur drei von diesen Fabriken in Eile besuchen. Die eine war eine Maschinenfabrik für die Eisenbahnen, Dampfschiffe, Brunnen, Mühlen u. s. w. Dort sieht man eine große Kraft der Bewegung, welche sich, wie das Wasser in einer Stadt, durch alle Werkstätten der Arbeiter vertheilt und wovon jeder den für seine Arbeit nothwendigen Theil nimmt. Hier sieht man einen einzigen Menschen, seine Kraft durch den Hebel vervielfältigend, ein Gewicht von zwanzigtausend Pfund wie mit den Fingerspitzen bewegen und regieren; dort sieht man schmieden, gießen, feilen, angehäre Eisenstücke in einander fügen, welche unter verschiedenen Namen die Bestandtheile gewaltiger Maschinen werden, mit einer Kraft von vier- bis fünfhundert Pferden. Die andere Werkstatt, deren Geschäft ich nicht anders deutlich machen kann, als indem ich sie nenne Fabrik von Maschinen zur Fabrication von Geräthen, ist nicht weniger merkwürdig kennen zu lernen. Sie ist fein langer Zeit in großem Ansehen durch alle Gegenstände, welche dort verfertigt werden und welche bei der Baumwollenspinnerei Mulkaufmerk (Vulcan's work) genannt werden. Man bewundert dort eben so sehr die Erfindung der geistreichsten Verfahrungsarten, worin sich die ganze Kunst der Mechanik zu erschöpfen scheint, als die besondere Vollendung der Handarbeit, welche nichts zu wünschen übrig läßt in Betreff der Zweinanderfügung und der Geleichgkeit der einzelnen Stücke, der Festigkeit, Leichtigkeit, Eleganz und Vollendung des Ganzen.

Die Baumwollenspinnerei der Herren Moore und Sohn, welche ich im Fluge gesehen habe, ist nicht eine der bedeutendsten von Manchester, was die Ausdehnung der Gebäude und die Zahl der Arbeiter betrifft. Doch soll sie nach der Ansicht meines Führers, eines sehr geschickten Ingenieurs, am weitesten vorgeschritten seyn in der Anwendung der besten Verfahrungsweisen und der Zeinheit ihrer Produkte. Es ist also genug, daß ich sage, daß auf dieser Stelle, wohin man kommt, ein einziger Mann, von zwei Kindern unterstützt, zwei Bänke in Bewegung setzt und bedient, von denen jede siebenhundertvierzig Spulen trägt, daß man auf der zweiten Stelle Baumwolle bis zu Numero 300 spinnt, das heißt, in den Kunstausdrücken einer Parlaments-Akte, welche diesen Gegenstand geordnet hat, daß ein Pfund Baumwolle, auf diese Weise gesponnen, 300,000 englische Ellen (= 300 engl. Meilen) ausstieht = 32 Deutsche Meilen Faden giebt. Wenn man nun annimmt, daß ein Mensch mit seinen 1480 Spulen in Bewegung täglich vierzig Pfund Baumwolle spinnt, so würde er in vier Tagen einen Faden hervorgebracht haben, welcher um die Erde, und in vier Monaten einen, welcher bis zum Monde reicht.

Ich hatte nur einen Zeitraum von sechsundbreißig Stunden, — zwei Tage und eine Nacht — gebraucht, um in London zurück zu seyn, nachdem ich einen Weg von 110 D. Meilen durchflogen und eine große Stadt fast bis auf ihre Einzelnheiten gesehen hatte; und das

Digitized by Google

auf die bequemste Weise von der Welt, ohne eine Mahlzeit einzubüßen und ruhend in einem Bette. Solche Resultate sind wunderbar; sie bedürfen keines Kommentars und stellen vielleicht besser als lange Beschreibungen und Auseinandersetzungen die ganze Thätigkeit, den Reichthum, die Macht und die ganze Größe eines Volkes vor Augen. (F. F.)

Nord-Amerika.

Neue Mittheilungen über Franklin.

(Fortsetzung.)

Der sanfte und verschmitzte Greis wurde von den Marquisinnen auf Händen getragen. Er hätte zwei Millionen von Frankreich fordern können, und er würde sie erhalten haben. Indeß muß zugestanden werden, daß er allen hochherzigen und edlen Ideen schmeichelte, die damals in Frankreich gährten. Er forderte die Freiheit für sich und brachte sie nach Frankreich. Er vertrat ein einfaches und ursprüngliches Volk, so glaubt man wenigstens; seine Religion war die Toleranz. Frankreich, das von tausend Launen und Leidenschaften durchwühlt wurde, fiel zu den Füßen des Mannes nieder, der weder Launen noch Leidenschaften hatte. Franklin wurde über Voltaire und Jean Jacques erhoben und neben Sokrates gestellt.

Franklin verschwand in Passy ein kleines Stück seiner großen Größe. Man sah ihn in seinem Garten und empfing hier die liebenswürdigsten und glänzendsten Gäste. In seinen aus Passy datirten Briefen tritt besonders die geistreiche Kaustizität hervor, mit welcher er die artigen Kinder behandelte, mit denen er zu thun hatte. „Es ist wahr", schreibt er an seine Tochter, „daß man mich hier für ein Idol hält, und da du weißt, daß idoll Puppe bedeutet, so glaube ich, daß wirklich die Etymologie von i-doll-ärer ist, daß ich einem Manichen eine Puppe machen. Ich bin die Puppe der Pariser, welche mich fristiren, schmücken, beherrschen und auf die liebenswürdigste Weise mit mir spielen. Mit meiner Büste sind sie so verschwenderisch umgegangen, daß es mir schwer werden würde, zu entscheiden, wenn auf meinen Kopf ein Preis gesetzt werden sollte."

Man denke sich die Begeisterung der Französischen Evelleute, welche in Menge zum Doktor Franklin strömten und ihn um die Erlaubniß baten, für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten kämpfen zu dürfen. Der Doktor nimmt alle Dienstanerbietungen mit einer gewissen spöttischen Gutmüthigkeit an, und nie zeigt sich bei ihm ein Gefühl des Dankes für den edlen und ritterlichen Leichtsinn der Franzosen. Das größte Lob, was er ihnen noch ertheilt, ist, daß sie ein liebenswürdiges Volk seyen, mit dem sich gut leben lasse, daß sie sich Hüte machen ließen, um sie unter dem Arm zu tragen, daß sie sich so frisiren ließen, daß sie die Hüte nicht aufsetzen könnten, und daß sie, obschon sie leichtfertig schienen, doch höflich und grazids seyen. Es taucht in ihm immer wieder der alte Puritaner auf, der Sohn der geschworenen Feinde des Katholizismus und Ludwig's XIV. Franklin, der sich nur sehr gut erinnern konnte, wie der Prediger Increase Mather den Puritanern den Tod des alten bosthaften Verfolgers des Volkes Gottes, Ludwig's XIV., ankündigte, harmonirte natürlich mit der modernen Französischen Philosophie, und in dieser Uebereinstimmung lag seine Stärke.

Der alte Franklin spielte die Rolle eines Verführers, der selbst kalt bleibt und sich über die Verführten lustig macht. Er verspottete den berühmten Feldzug von Rosbach, der den Vers: „Krispini coelo fulmen sceptrumque tyrannis" auf folgende Weise überspote: „Il ôte au ciel la foudre, le sceptre aux tyrans." Herr Felix von Nogacet schrieb an Franklin einen Brief mit einem drei Seiten langen Kommentare über den Lateinischen Vers, der Turgot zugeschrieben wurde, der aber von dem Lateinischen Dichter Manilius herrührt. Franklin's Antwort ist ein Muster höflichen Spottes. Sie lautet:

„Mein Herr, ich habe Ihren Brief erhalten, in dem Sie mich mit Komplimenten überhäufen, die keinen angenehmen Eindruck auf mich machen. Denn ich darf nie hoffen, sie zu verdienen; Sie fragen mich nach meiner Meinung über den Lateinischen Vers. Ich bin zu wenig Kenner der feinheiten Ihrer vortrefflichen Sprache, um ein Urtheil über die Poesie zu fällen, die in diesem Verse seyn soll. Ich will Sie blos auf zwei Unrichtigkeiten im Originalverse aufmerksam machen. Trotz meiner Experimente über die Elektricität, fährt der Blitz immer vor unserer Nase nieder, und was die Tyrannen betrifft, so sind mehr als eine Million Menschen beschäftigt, ihnen den Scepter zu entreißen. Es würde mich übrigens sehr freuen, wenn Sie mir die Verse eines Ihrer Fächer schicken wollten, die Sie so gütig waren, mir zu versprechen."

Nichts ist komischer als die Beschreibung, die er von dem ländlichen Feste giebt, welchem er bei Frau von Houdetot zu Sannois beiwohnte. Nicht so eitel und eben so fein wie Voltaire, ließ er sich von den Dünsten des ihm gespendeten Weihrauchs nicht betäuben. Wenn er die Welt ertrug hätte, würde man ihm keine größere Triumphe haben bereiten können. Frau von Houdetot zog ihm mit ihrer ganzen Gesellschaft eine Viertelstunde weit entgegen. Als er vom Wagen stieg, reichte ihm Sophie die Hand, indem sie folgende merkwürdige Verse recitirte:

Ame du héros et du sage,
O liberte! premier bienfait des dieux!
Helas c'est de trop loin que nous t'offrons des voeux!
Ce n'est qu'en soupirant que nous rendons hommage
Au mortel qui forma des citoyens heureux.

Diesleiden Wünsche wurden bei Tafel in mehr oder minder schlechten Versen ausgesprochen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Napoleon im Staatsrath.

In Folge eines natürlichen Bedürfnisses sowohl, als der ganzen Systems seiner Politik, bekannte sich Napoleon zu den Grundsätzen der unumschränkten Gewalt. Seiner angebornen Neigung gemäß und zugleich durch die zwingende Macht der Verhältnisse bewegt, verlangte er von der Regierung entschlossene Kraft, von den Gesetzen Strenge, von den Unterthanen Gehorsam. Er verachtete die Menge. Die Armee liebte er als die mächtigste Repräsentantin der Nation, als den entschiedensten Gegensatz der Gewalt, als das thätigste und gelehrigste Werkzeug der Regierung, das zugleich seine Kräfte am wenigsten zersplittere. Allein er liebte weder die Presse, noch die Juristen, noch die Pariser Salons; der Grund hiervon liegt nahe: die Presse, die Juristen und Paris sind dem Despotismus stets hinderlich gewesen und werden es stets seyn. Er sühlte es, er sprach es aus, die Rechte seiner Kaisergewalt gemährten ihm nicht die geringste Bürgschaft für die Dauer derselben; ein Corporal und wenige Mann konnten sich bei einer wohlberechneten Ueberrumpelung des Thrones bemächtigen. Er baute nur auf sich selbst, darum befestigte er seine Macht auf Kosten der Freiheit.

Dabei sagte er, man müsse die Menschen bei ihrer Furcht, ihrer Selbstsucht und Eitelkeit angreifen, um sie zu beherrschen, und niemand, welch' scheinender Gegenlag, setze er in Nichts vollkommenes Vertrauen, als in Uneigennützigkeit und Tugend. Er wollte Sklaven, und er war erbittert über ihre Niedrigkeit. Er verachtete die öffentliche Meinung, und dennoch zitterte er vor jeder Aeußerung derselben. Er baute für die Ewigkeit und glaubte kaum, daß er seine Gewalt so lange als sein Leben behalten werde. Er verachtete die Menschen und war thöricht, eitel auf den Ruhm, der von den Menschen herrührt.

Er wollte einen gesegabenden Körper, der weder so mächtig sey, daß er ihn hindere, noch so schwach, daß er sich knechtisch unterwerfe, weder so reich, daß er unabhängig lebe, noch so arm, daß er ewig Unterstützung fordere und oder Weigerungen grolle. Als Mann von Genie fürchtete er die durch Talente hochgestellten Geister nicht. Er betrachtete alle höhere Intelligenz als ihm angeboren, als zu seinem Gebrauche bestimmt. Er streckte seine Hand nach ihnen aus. Er zog sie aus der Menge und fesselte sie an sich durch jene magnetische Kraft, durch jenen ihm eigenthümlichen Zauber, dem selbst Carnot, Benjamin Constant, Macdonald, Lecourbe und so viele Andere nicht widerstehen konnten.

Napoleon hatte in Betreff der Staatsleitung weitgreifende Ideen: auf seine Beobachtungen gestützt, in großartigem Sinne, und die Juristen staunten über die Gerechtigkeit und überraschende Eigenthümlichkeit derselben. Er arbeitete selbst an dem Gesetzbuch, das seinen Namen trägt. Mehrere Bestimmungen desselben stammen von ihm. „So unsere Zahnen sind", sprach er, „da ist Frankreich."

Er hielt bei Besprechung der Deportation geschickte eindringliche Reden. „Wenn Sie der Frau der Deportirten verbieten, ihm zu folgen, so tödten Sie sieber den Verurtheilten; alsdann kann sie wenigstens ihm einen Grabhügel in ihrem Garten errichten und an demselben weinen." — Er bestimmte das Alter, das zur Verheirathung erforderlich sey, er ließ die Frau dem Manne bei der Trauungsfeierlichkeit Gehorsam schwören und fügte scherzhaft hinzu: „Das Wort Gehorsam muß man in Paris hinzufügen, wo die Frauen ein Recht zu haben meinen, das sie thun, was sie wollen." Ferner haben es sich alle Eroberer und Stifter eines Reiches zur ersten Aufgabe gemacht, für die Erziehung ihrer Unterthanen zu sorgen, es mag nun unvollkommen oder aus Vorsicht geschehen seyn. In Rücksicht auf diese nun wollte er nicht, daß Jeder ermächtigt sey, nach Belieben eine Lehr-Anstalt wie einen Tuchladen zu eröffnen; daß sich der Despote der Regierung konfessionell nach auf den Klerus ausgedehnte; daß eine Gilde von weltlichen Jesuiten für die moralische und politische Erziehung sorge und von Allem den Kaiser benachrichtige; daß die Säße dieses großen Vereins zwischen den Schuldänken, der Kopf im Senat sich befinde; daß der Unterricht in der Napoleonischen Religion von der Wiege beginne; daß man die Jugend mit der Geschichte des alten Galliens vertraut mache; daß man Verkleidung der Professoren als eine Verhöhnung mit der Universität ansehe, wie früher die der Mönche als eine Verheirathung mit der Kirche.

Er sah in dem Tode, der das Jahr hindurch sunfzehn- bis zwanzigtausend Menschen in Paris niedermähl, nichts als „eine schöne Schlacht." Er schätzte keine Art der Begeisterung als die feigerstirbt; „sie ist zu wenig", sprach er, „wenn man sie fallen will."

Er liebte es nicht, wenn er nicht in der Hitze des Gespräches geschah, religiöse Gegenstände zu berühren. Er war erbittert gegen die Kirche, welche die Herrschaft über das geistige Leben sich vorbehalten und ihn auf die Herrschaft über den Körper beschränken wollte. „Die Seele behalten sie, und mir lassen sie den Leichnam." Er betrachtete die Religion wie alles Uebrige vom politischen Gesichtspunkte, jede Religion macht die Menschen im Angesicht des Himmels gleich, das hindert den Armen, aus Mißgunst den Reichen zu tödten." Er wollte Missionäre als diplomatische Agenten zur Förderung seiner weitgreifenden Pläne gebrauchen. Er sprach: „Alles beim Gottesdienst muß unentgeltlich geschehen und auf das Volk berechnet seyn." Die Verpflichtung, an der Thür zu bezahlen oder für die Plätze Geld zu entrichten, ist empörend. Man darf den Armen, eben weil sie arm sind, das Einzige nicht entreißen, was sie in ihrer Armuth tröstet."

Er opferte ohne Gewissensbisse und ohne lange Verhandlungen persönliche Interessen dem Besten des Staates. Dennoch zeigte er

Digitized by Google

bisweilen eine zarte Rücksicht auf das Privatrecht. In Betreff der Besteuerung waren seine Grundsätze folgende: „Es ist besser, das Geld in den Händen der Bürger zu lassen, als es in den Kasten zu verschliessen. Man muß zu geben wissen, wenn man nehmen will. Ein Einkommen von sechshundert Millionen genügt Frankreich in Friedenszeiten. Man muß den Fiscl nicht von allen Seiten beladen. Die öffentlichen Plätze und das Wasser muß man umsonst haben; schlimm genug, daß man das Salz bezahlen muß."

Bei jeder Gelegenheit zeigte er sich nachgiebig gegen die Ausgewanderten; er gab ihnen ihre noch nicht verkauften Besitzungen zurück; er fühlte sich verkauft, ihnen eine Entschädigung zu bewilligen.

Im Interesse des Volkes wollte er die Plätze des Theaters im Preise herabsetzen. Und dabei sprach er: „Ich giebt es nichts Tyrannischeres als eine Regierung, welche sich das Ansehen giebt, als wolle sie für ihr Volk vaterlich sorgen."

Dies waren Worte und Grundsätze des ersten Konsuls. Später, als Napoleon Kaiser geworden war, beherrschte er seine Gebeimnisse mehr, er ging behutsamer mit seinen Plänen um, war zurückhaltender in seinen Mittheilungen. Doch auch dann noch geschah es häufig, im Staatsrath, daß sich seine Seele über die Lippen ergoß, daß seine Gedanken ein Echo suchten, und daß er, einer alten Gewohnheit gemäß, wiederholt auf denselben Gegenstand zurückkam. Kaum hatte er, von seinen großen Schlachten zurückgekehrt, die Thore abgeschlossen, so hörte man an der Thür des Versammlungssaales des Staatsrathes Waffengeräusch; der Tambour wirbelte dreimal; beide Thürflügel öffneten sich, und der Thürsteher rief: „Der Kaiser, meine Herren!" Napoleon kam; er ging mit stolzem Schritt auf seinen Lehnsessel zu, grüßte, setzte sich, bedeckte sich, während seine Offiziere und oft fremde Fürsten, hinter ihm geordnet, schweigend und mit entblößtem Haupte standen. Ich war damals noch jung, und ich gestehe, daß ich nicht ohne Bewegung diese freie Stirn anzuschauen vermochte, auf der sich von oben herab der Ruhm von Austerlitz zu spiegeln schien. (Das Gemälde der Schlacht von Gerard zierte die Decke des Saals.) Ich war in der beruhigten Sitzung nach der Schlacht von Hanau. Noch erschopft von den Anstrengungen der Reise, bleich und von tiefen Gedanken beschäftigt, ließ uns der Kaiser in sein Kabinet treten. Ohne sich zu setzen oder sonst eine Vorbereitung zu treffen, rief er ihrer lebhaft Herrn Daubert, den Gouverneur der Bank von Frankreich, der, wie er sagte, die Unklugheit begangen hatte, mit zu großer Uebereilung einen Diskont von den Bankooten zu bewilligen. Napoleon erklärte ihm die Statuten der Bank, er setzte ihm den Mechanismus derselben mit der Genauigkeit eines Ihrer Kassirer oder Vorsteher auch einschlägig, ließ uns hervortreten in der That ein überraschendes Schauspiel, einen Soldaten sich über die Organisation der Banken und die Gesetze des Wechselrechts verbreiten zu hören. Daubert, ein stiller schüchterner Mann, sammelte einige Entschuldigungen, die wir nicht verstanden. Man öffnete die Thür des großen Saales aufs neue; Jeder setzte sich, und der Staatsrath schwieg.

Der Kaiser machte zuerst eine große Pause; er war sichtlich von anderen Gedanken abgezogen, ließ den Kopf unbewußt auf die Brust sinken und zerschnitt gedankenlos mit seinem Federmesser Federn, Papier und Decke. Endlich rief er, wie aus einem Traume erwachend: „Die Bayern! die Bayern! ihn ich nicht über ihre Leichen geschritten! habe ich nicht Wrede getödtet? (So glaubte er.) Die Feinde nahen, die Zeit drängt! Wohlan denn, meine Herren, was beschließen Sie? was haben Sie mir zu sagen?"

„Sire", erwiderte Regnault de Saint-Jean-d'Angely, „dauen Sie auf die Stärke der Holländer."

„Die Holländer! Nicht Blut, geröthetes Wasser fließt in ihren Adern."

„Allein auf allen Theilen des Landes gehen bereits Adressen ein, Sire, unter ganzes Reich baut auf ihre Treue und Ergebenheit."

„Wie sprechen Sie, Herr Regnault! glauben Sie, ich wisse nicht, wie dergleichen Adressen zu Stande kommen, was sie bedeuten? Geld brauchen wir, Menschen, keine Redensarten. Sie, meine Herren, sind hochgestellte Bürger, Sie sind Familienväter und die Väter des Staates. An Ihnen ist es jetzt, den Geist des Volkes durch heroische Ermahnungen neu anzufachen. Sagen Sie der Schmach und dem Elend zuvor, mit dem ein feindlicher Einfall das Reich bedroht."

Die Worte fanden zu spät; das Reich neigte sich von Stunde zu Stunde mehr seinem Untergange zu. In Zeiten der Art werden Regierungen und Völker, wie groß auch ihre geistige oder physische Macht seyn mag, unwahrlaßlam von dem Verhängniß und Grab getrieben, das nichts als die nothwendige Folge ihrer eigenen Vergehungen ist.

Daß das Reich damals so vollkommen unterlag, dadon war der Grund, daß alles Ansehen, alle Macht in Napoleon's Händen war. Wer hätte sich nicht gebeugt vor einer so entschiedenen Ueberlegenheit? Wer hat sich ihm genähert und den allmächtigen Zauber nicht gefühlt, mit dem er sich die Gemüther unterwarf? In diesem Gebrauch lag seine Kunstschaft, weil man ihn freiwillig leistete; es war eine unwillkürliche Hingebung, bisweilen sogar eine Art von Leidenschaft. Man konnte nicht müde werden, diese breite, gedankenvolle Stirn zu betrachten, welche die Schicksale der Zukunft einschloß. Man konnte mit seinem Blicke nicht gegen dies unwiderstehliche Auge ankämpfen, das die Gedanken des Hörers im tiefsten Grunde der Seele zergliederte. Alle übrige Menschen, Kaiser, Könige, Generale, Minister, schienen neben ihm Wesen einer untergeordneten, gemeineren Gattung. Seine Stimme hatte etwas Gebietendes, und dennoch sprach sich bisweilen eine gewisse Weichheit und Zartheit in seinem Organ aus, die einschmeichelnd war, wie die Italiänische Milde, und den Hörer unwiderstehlich ergriff. Diese unbegreifliche Mischung von Anmuth und Kraft, von Einfachheit und Pracht, von Herablassung und Würde, von Gewandtheit und Stolz war es, welche die widerspänstigsten Gemüther ihm unterwarf und die starrsten Vorurtheile zerstörte. Man kann sagen, Napoleon gewann durch die Sprache eben so viel, als durch die Waffen.

Er besaß in seinem Geiste orientalische Fülle und mathematische Präcision. Seine Beredsamkeit, die nicht eine Frucht von Studien, sondern eine Folge seines angeborenen Herrschertalentes war, paßte sich allen Zeiten und Umständen an. Er sprach zu den Soldaten, welche aus dem Volke sind, die Sprache des Volkes, welche scharfe Gegensätze, Erinnerungen und Rührungen liebt. Er zeichnete mit seinen Marschällen Schlachtenpläne. Er verhandelte mit seinen Ministern und Secretairen die diplomatischen Noten und die Artikel des Moniteur. Er ging ohne Verwirrung von einer Erörterung der bürgerlichen und politischen Gesetze zu den unbedeutendsten Einzelheiten in Betreff einer neuen Anordnung in der Kleidung der Schiffsmannschaft oder eines Gebotes für die Bäcker über. Er sprach über Literatur und Wissenschaften, korrigirte staatliche Tabellen und gab die Gesetze heraus mit Tronchet, Treilhard, Merlin, Berarier, Cambaceres und Portalis.

So oft sich die Mitglieder des Staatsrathes, träg und müd, vom Schlafe überwunden ließen, machte er sich ein Vergnügen daraus, die Sitzung bis in die Nacht hinein zu verlängern. Er kannte weder Hunger, noch Müdigkeit, noch andere Bedürfnisse. Sein unbezwinglicher Wille schien, wie alles Uebrige, so auch seinen Körper zu beherrschen. Der lieber, ein kleine Nähe - Diskussionen zu verwickeln, sey es, weil ihm dies Streiten ein Bild des Krieges gewährte, sey es, weil er überzeugt war, daß sich hierdurch die Wahrheit am sichersten herausstelle. Er selbst trat einige Male gegen Treilhard in die Schranken, diesen unerschrockenen Athleten der Logik, und er sagte scherzend, daß ein Sieg über diesen ihn mehr Mühe koste, als eine gewonnene Schlacht. Napoleon war noch mehr zum Herrschen, als zum Erobern, noch mehr, um Gesetze zu gründen, als sie umzustürzen, geboren. Was ist im Auslande ihrig geblieben von so vielen Siegen, die mit unserem Blute erkauft sind? An wenigen Orten des fremden Landes schwache Spuren unserer Gesetzbücher, unserer Jury. In welchem Zustande wäre unsere Gerichtsbarkeit im Innern, die civile, wie die kriminelle und kommerzielle, ohne die Einheit der Gesetzgebung, die wir ihm verdanken! Wir schreiten seit Napoleon in vielen noch mehr, um Gebäude zu gründen, als Siegeswagen in Rücksicht auf Staatsverwaltung uns gebahnt haben. Napoleon im Staatsrath war die verkörperte Centralisation des Reiches, die unbedingte Oberhoheit der Verwaltung, die entscheidende Willenskraft und die lebendige Seele des Staates. So lange Frankreich centralisirt ist, fällt es stets mit dem Gewichte von dreihundertzig Millionen in die Wagschale von Europa. Wenn Europa centralisirt ist, schreitet die Menschheit vorwärts, wie Gott ihre Schritte lenken wird. So wird Napoleon einst von der Nachwelt mehr bewundert werden, weil er ein Vorläufer der Zukunft war, als weil er die Nationen sich unterwarf, mehr, insofern er Staatsmann, Gesetzgeber und Ordner, als insofern er Krieger, Eroberer und Sieger war.

(F. L.)

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der Aussprache des Französischen. Neuere Französische Forschungen haben ergeben, daß der Diphthong in den Wörtern Anglois, François, j'avois, j'étois etc. der mehreren Jahrhunderten in Frankreich ganz eben so ausgesprochen wurde, wie noch heutzutage in den Wörtern moi, toi etc. Die Veränderung der Aussprache kam im 18ten des 16ten Jahrhunderts nach der Vermählung Katharina's von Medicis (1533) mit welcher Zeit zahlreiche Italiäner am Französischen Hofe sich befanden, denen, so wie der Königin selbst, die Aussprache des oi wie oa schwer wurde, wo nicht gar unmöglich war. Aus Galanterie gegen die Königin ward es bei Hofe allgemein Mode, diesen Diphthong nach Art der Italiäner zusammenzuziehen und die Wörter mit den Buchstaben oi so auszusprechen, als wären sie mit ai geschrieben. Vater war der Erste, der dann der Aussprache gemäß, in seinen Schriften das letztere statt des oi setzte, worauf denn auch bald das ai in die Schriftsprache allgemein eingeführt wurde. Voltaire, Racine und Moliere folgten noch der älteren und korrekteren Schreibung.

— Schwedischer Nachdruck Dänischer Werke. Ein Buchhändler in Stockholm hat angefangen, einen wohlfeilen Abdruck Dänischer Klassiker zu publiziren. Dies scheint allerdings ein Eingriff in das geistige Eigenthumsrecht des Nachbarlandes; bedenkt man jedoch, daß in Schweden bisher fast gar keine Werke Dänischer Sprache verkauft wurden, und zwar hauptsächlich deshalb, weil diese dort zu theuer waren, so kann der angezeigte Vertrieb nur vortheilhaft, für die Verbreitung der Dänischen Literatur und mithin auch für die Verleger Dänemarks seyn. Obwohl das Schwedische und das Dänische so viele Aehnlichkeit mit einander haben, daß jeder Gebildete leicht die Schriftsprache des Schwestervolkes verstehen kann, wurden doch eben so die Dichtungen Tegner's ins Dänische, wie die von Oehlenschläger ins Schwedische, übersetzt. Bei größerer Verbreitung der Originale wird dies kaum mehr nöthig seyn.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Freitag den 16. Juli 1841.

Dänemark.

Dänisch-Deutsche Nordseebilder.

Von Steen Steensen Blicher.*)

I. Die Elbmündung und ihre Ufer.

Man muß diesen Fluß bis zu seiner Mündung hinaus kurz nach einem anhaltenden Sturme befahren. Da ist es eine Lust, zu sehen, wie sie von dem wilden Ekhaus draußen alle hereingeschlüpft kommen, die vielen dreißigfachen Tänzerinnen. Wie wenn Damen nach einer durchtanzten Nacht der Weltlust verlaufen; sie haben alle mehr oder weniger Havarie an der zierlichen Takelage gelitten: Eine hat ihre Hausschuh verloren, eine Andere eine Schleife, eine Dritte eine Haarblume — so sehen wir an diesen herumgetummelten Seetanzfrauen die Kennzeichen von ihrem Reigen mit Aeolus und Neptunus. Wir sehen sogar Eine und die Andere so ermattet, daß sie sich von einem der knappen Bullan's schürzen lassen muß — ich meine die Dampfschiffe, diese riesengroßen Seegeister, die dem Wind entgegenblasen; sie machen selbst Wind — glühendheißen Sirokko. — Es war auch ein Streich, den der lahme Schmied seinen obengenannten Oheimen spielte, als er so Seebienste nahm.

Doch sieht der Wind aus einer der Seiten perpendikulär auf den Lauf des Flusses, dann ist es doppelt lebendig mit der Segelsehet; die Ausgeruhten passiren bei den Heimkehrenden vorbei und lösen sie im Wellentanz ab, natürlich viel mehr im Staat, mit weißeren, helleren Segeln und mit zierlich geputzem Vordertheil. „Es wird abgetlascht", dachte ich, wie in jener altmodischen Englischen Meanet, wo die eine Tänzerin mit der anderen wechselte, um den Don Juan des Balles zu ermüden. — Wie sorglos gleiten diese stolzen Schwäne in die wilde Umarmung des Oceans hinaus! Die sind die soll vielleicht nie mehr einen rettenden Hafen erreichen, und doch drästen sie sich so kühn, als wenn sie nimmermehr umkehren könnten — und recht so! Furcht vor möglichen Gefahren ist schlimmer, als wirkliche Noth. Wer den Tod fürchtet, ist bereits todt im Leben.

Die Hannoversche Küste hat nichts besonders Anziehendes, ihr Anblick ist weder imposant noch einladend; die Erde ist grün, aber flach; ich liebe die Wellenform. Ich liebe die Hügel, diese unbeweglichen Landwellen, mit Thälern dazwischen; sie sind Eroberungen aus den Naturkriegen. Die Marschflucren sind Gnadengeschenke des Meeres. Fett sind sie, aber ich weiß nicht, wie es zugeht, beim Anblick solcher Fluren denke ich unwillkürlich an fette Menschen, fette Schinken, Wänsefett und Fettgrieven; und dabei denke ich denn weiter an Pflanzenleben und geistigen Schlummer, und dann wird mir übel zu Muth. Nein, da gefällt mir der Rahmen der Elbe gegen Norden; diese großen Beulen, diese tiefen Narben sind Zeugen von Arbeit und Kampf.

Einer meiner Mitreisenden auf dem Hamburger Dampfschiff — er trug ein grünes Kleid — machte mir die Bemerkung, daß drüben auf der Hannoverseite gewiß gute Bockalsuen-Jagd sepn müßte. „Das glaube ich wohl", antwortete ich, „denn man kann ja ihre Schnäbel sehen." — Er blickte mich mit einem Gesicht an, als wenn er sagen wollte: „Bist du verrückt? oder willst du die Leute zum Narren halten?" — Aber ich zeigte auf die Kirchthurmspitzen, und nun räumte er lachend selbst die Richtigkeit des Gleichnisses ein.

Blankenese! Porndorf! Hurup! Aalbek! Jgge! ich liebe euch, ihr munteren Amphibien! Bald auf dem Lande und bald auf dem Wasser — Nasses und Trockenes — Kaltes und Warmes — das ist das rechte Leben. — Glück zu mit der Fischerei, ihr Fischotteren! Euch müssen wir Landkrabben für unsere leckersten Speisen danken. Wenn ich euch sehe, denke ich jedesmal an Dorsch und Austern — Austern! — ach! nun erst erinnere ich mich, daß das reiche Hamburg mir nicht eine einzige zu bieten hatte. Die Schalen lagen haufenweis vor den Restaurationen, wie leere Teller, wie die Einbände auseinandergegangener Bücher! Hamburg! alles Andere hattest du; ich vermißte nichts in dir, als Austern und Bettler.

Brunsbüttel, die Pforte zu der reichen Marsch! Die Marsch ist ja auch eine Festung, und dies in unaufhörlichem Belagerungszustande. Ja! aber nicht gegen der Menschen Gewalt erhebt sie ihre mächtigen Wälle. Es ist die Erde, die sich gegen zwei andere Elemente vertheidigt. Und wahrlich, wenn Luft und Wasser sich alliiren und gegen die Marsch Sturm laufen, dann wird ihr, wenn es gelingt, eine Bresche zu machen. — Doch hier leb' wohl, Polyphem! vor deinem Element drauch' ich mich nicht länger zu fürchten.

Frankreich.

Lemercier's und Victor Hugo's Stellung zur Französischen Literatur.

Aus Salvandy's Erwiederungsrede an Victor Hugo in der Französischen Akademie.*)

Sie hatten Recht, unsere Zeit und unser Vaterland zu preisen. Die Literatur kann nicht vergessen, daß Frankreich das einzige Land in der Welt ist, wo sie auf gleichem Fuß mit der Politik behandelt wird, wo sie ihre Versammlungen, ihre Wahlen, ihre Tribüne und ihre Gallatage hat. So finden Sie sonst diesen edlen Lohn Ihrer Arbeiten, eine seierliche Inauguration, mit diesem unermeßlichen Zulauf, diesem glänzenden Publikum und dem Enthusiasmus, den Ihre Worte eben so gefunden als hervorgerufen?

Wir begreifen es, daß alle Gedanken des öffentlichen Lebens bei diesem Schauspiel sich Ihrer bemächtigten. Die literarischen Ihren traten hier zurück. Sie haben, indem Sie zum erstenmal Ihre Stimme vor Ihrem Lande hören ließen, sich gewissermaßen unter den Schutz der berühmtesten Namen, der ehrwürdigsten Prinzipien, mit einem Worte aller Gefühle und Erinnerungen, die den Franzosen am theuersten sind, begeben wollen. An uns ist es jetzt, Ihnen Ihr natürliches Gefolge wiederzugeben, Ihre wahren Patrone und Fürsprecher um Sie zu sammeln, nämlich „die Oden", „Notre-Dame de Paris", „die Strafen und Schatten", so viele Werke, die Ihnen mehr als jenen Anderen in unserer jungen Literatur jene allgemeine Popularität der Französischen Schriftsteller erworben, von der Sie so eben sprachen. Wenn die Alten triumphiren, umgaben sie sich mit den Bildern ihrer Ahnen. Napoleon, Shakspeares, Malesherbes sind nicht Ihre Ahnen. Sie haben andere nicht weniger berühmte: J. B. Rousseau, Clement Marot, Pindar, den Psalmendichter. Hier, in diesem Umkreis, kennen wir keine schönere Genealogie.

Denen unter uns, die, weil die unermeßlichen Reiche der Poesie ihnen verschlossen sind, sich in das beschränkte Feld des praktischen Handelns zurückgezogen, stellen Sie mit Recht als Muster jenen tugendhaften Minister, jenen Märtyrer auf, dessen Namen so rein ist, daß in ihm allein eine unwiderrufliche Verurtheilung der Zeit und der Zukunft liegt, wo er unterlag. Aber für Sie, den Dichter, ist diese große Erinnerung an Malesherbes kein leitender Stern. Unter seiner Führung sind Sie nicht ins Leben getreten, seine Inspiration ist es nicht, die in Ihren Schriften widerstrahlt. Die Muster, welche die Literatur Ihnen vorhält an diesem feierlichen Tage, wo Sie von ihr gekrönt werden, sind Shakespeare, Corneille, Molière, Meister der Kunst, unter welchem Himmel und unter welchem Gesetz sie auch gelebt haben mögen.

Als Napoleon im Uebermuth seiner Macht und seines Genies sagte, er würde Corneille zum Minister gemacht haben, so machte

*) Blicher hat nicht allein unter allen Dänischen Schriftstellern den meisten und zwar einen sehr kraftig gesunden Humor, er hat auch darnach darnach unter allen die korrekteste und klar bestimmteste Schreibart. Das zeigt sich vorzüglich in seinen Novellen. Trotz einer schwankenden Rechtschreibung, war es ihm nicht vergönnt, seine einsame Bücregend im nördlichen Jutland zu verlassen; erst jetzt, nahe seinem sechzigsten Jahre, gelangte er einmal bis Hamburg und dann nach Stockholm. Darum handelt auch die biblischeren seiner Novellen in Jutlands Vorzeit und Gegenwart. Viele davon spielen schon in einer Gegend in Nordjutland, wo Seefischerei ist es, mit welcher beschäftigt er sich in die entlegensten mit gesehenen Bilder und in die verschiedensten Lebensstreise zu versetzen weiß. Bücher ist übrigens auch einer der vorzüglichsten lyrischen Dichter. Seine interessanteste Dichtung überschrieben „die Zugvögel" sind. Hier spricht er den Gesang der Vögel in Liedern und mit Naturlauten aus, so denen wohl nur ein mit seinen Beobachtungsgabe so wie der Natur ungemein vertrauter Mensch und nur eine Sprache fähig ist, die, trotz ihrer Verschmelzung aus zwei verwandten Mundarten, der Gothischen und Nordischen, von den ursprünglichen Volksliedern, welche die Natur den Völkern gelehrt, noch so viel sich bewahrt hat.

*) Diese Erwiederungsrede des Kanzlers der Akademie, welche einestheils eine Widerlegung der von Victor Hugo ausgesprochenen Ansichten, anderntheils eine kurze Kritik seiner Werke enthält, verdient um so mehr mitgetheilt zu werden, als sie in Form und Gehalt wohl geeignet ist, mit jener durch Hugo's Tiraden und so vielen andern Erscheinungen der Akademie wieder aufgeschwungen.

Digitized by Google

er es unwillkürlich wie Richelieu: er verfolgte ihn. Denken Sie sich diesen großen Geist, um unserer Ambitionen, unserer Leidenschaften, unserer politischen Mißeren willen, jenem höheren Streben entrissen, Frankreich ein Theater und eine Sprache zu geben und der Erste unter Allen auf seiner Bahn im Laufe der Jahrhunderte zu wandeln! Denken Sie sich dieses antike Genie, gezwungen, dem Kardinal zu dienen vor sich mit der Fronde herumzuschlagen, statt unumschränkt über die Poesie, die Litteratur, die Polygraphie, die Lüge zu herrschen! Nein, nein, wir würden unsterbliche Dramen weniger haben; sind wir auch sicher, daß wir einen großen Minister mehr gehabt hätten? In der Reihe unserer glänzenden Politiker, zwischen Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV., ist keine Lücke bemerkbar. Wie sehr würde dagegen Corneille in der Französischen Literatur vermißt werden! — Und Pascal, dieser großen Denker, hätte man zwingen sollen, zu handeln, statt zu denken, sich mit Politik zu beschäftigen, statt zu schreiben, sich für die Stunde, den Moment auszugeben, zum Schaden der Zukunft, die unsterblich macht, was sie adoptirt! Ach, wenn doch die Herren der Erde unsere Schätze da liegen, wohin Gott sie gelegt! Und Sie, mein Herr, danken Sie es der Literatur, wenn sie so gnädig und eifersüchtig, daß sie die, auf die sie stolz ist, ganz behalten will.

Wollen Sie wissen, was wir Ihnen besonders angerechnet, welches Verdienst Ihnen unbestritten ist? Es ist die Unabhängigkeit und Bedarrlichkeit Ihres literarischen Lebens. Wir waren alle einem mit den reichsten Gaben der Vorsehung begabten jungen Mann dafür dankbar, daß er muthig seinen Beruf und sein Geschick gegen alle Lockungen des Ehrgeizes, des Interessirtseins und der über unseren Beruf und unsere Fähigkeiten so leicht getäuschten Eitelkeit muthig vertheidigte. Nachdem Sie, noch nicht Mann und schon Schriftsteller, im Alter von funfzehn Jahren, um die Palme in diesen Räumen mit Erfolg gerungen, nachdem Sie in dem Alter, wo Voltaire noch nicht an seinen Oedipus dachte, Ihre ersten Gedichte veröffentlicht, durch die Sie zu der Benennung enfant sublime kamen, wo nur das Wort enfant zu viel war, um nachdem Sie im 18ten Jahre durch eine lyrische Sammlung, die seitdem nicht einmal von Ihnen übertroffen ist, herausgegeben hatten, haben Sie seitdem zwanzig Jahre hindurch unermüdlich eine Production an die andere gefügt, immer glänzend, oft glücklich, ungleich, aber aufrrordentlich, zugleich originell und mannigfaltig, die literarische Leidenschaft bis zum Fieberanfall, den literarischen Ehrgeiz bis zum Pochen eines Parteihauptes mit allen seinen Gefahren treibend. Da Sie schon berühmt waren, als Sie kaum die Reife des Alters erreicht hatten, würde die Akademie an dem Tage, wo sie Sie ruft, vor einem Publikum, das lange Ihretwegen ungeduldiger war als Sie selbst, nicht sowohl Ihre Wahl nach aller Sitte zu vertheidigen haben, als ihr Zögern, wenn Sie selbst dies nicht für und gethan, indem Sie der Literatur zwischen zwei Kandidaturen jenen Bund der „Strahlen und Schatten" gaben, der ein so glänzender und reiner Reflex Ihres ersten Aufschwungs ist.

Das sind die Titel, durch die Sie es würdig sind, die Stelle jenes anderen großen Dichters*) einzunehmen, der auf seiner langen Laufbahn Einfluß und Ruhm nur von der Literatur erwartete. Gegen Stürme konnte er sich nicht wehren, aber wohl mehre von denen gegen den Zauber der Macht und der Ehrenstellen. Doch gehörte er nicht etwa zu jenen grübelnden einsamen Geistern, die fern von der wirklichen Welt leben und sein Vaterland als das Reich des Gedankens haben. Was soll sich diesem ganzen Publikum, das ihn kannte und schätzte, von diesem Charakter sagen, der ein halbes Jahrhundert hindurch, während um ihn herum die Institutionen, die Parteien, die Menschen in einigem Wechsel begriffen waren, allein unbeweglich und rein blieb? von jener literarischen Laufbahn, die, obwohl sie die glänzendste ihrer Zeit und mit dem Wiedererwachen der Literatur unter uns nach dem Mittelalter der Revolution so eng verknüpft ist, doch den Ruhm hat, bas auf der Ruf der Tugend in ihr den des Talents noch verdunkelt? von jenem Dichter, der die beiden seltensten Tadelserhebungen unserer Zeit einfach und bescheiden nahm, die Freundschaft Bonaparte's und die Feindschaft Napoleon's? von jenem Bürger, dem seine Freundschaft mit dem Herrn Frankreichs keine andere Ehre brachte, als die, sie gebrochen zu haben, und der auch bei seinem Sturz nur an Frankreich dachte: „Sie wünschten lange", sagte er damals zu Talleyrand, „daß ich mir etwas von Ihnen erbitte. Der Augenblick ist da. Wir stimmten oft darin überein, daß die Quelle aller blutigen Proscriptionen in der Geschichte die Confiscation ist. Schaffen Sie dieselbe in der Charte, die Sie entwerfen, ab." Und als einige Tage darauf Talleyrand zu ihm sagte: „Sind Sie zufrieden mit mir?" antwortete er: „Ja, denn die Ehre wird nur Ihnen zu Theil, die innere Freude aber und beiden."

Die außerordentlichen Ereignisse sind fast immer durch Prüfungen gestählt worden. Nepomucène Lemercier hatte von der Wiege ab einen jener seltenen Kämpfe zu bestehen, welche auf die gewöhnlichen Naturen niederdrückend und auf alle andere stärkend und erhebend wirken. In seinem dritten Jahre knickte ein ganz gewöhnlicher Unfall die glänzende Existenz, die ihn zu erwarten schien: er fiel, und als man ihn aufhob, fand sich eine ganze Seite des Körpers für immer gelähmt. Zu den Qualen, welche die Kunst ihn in seiner Kindheit vergebens bestehen ließ, um diese Hälfte seiner selbst wiederzubeleben, fügte er noch die lange Arbeit seines Willens hinzu, um dieselbe zu ersetzen. Er wußte sich zu allen Uebungen geschickt zu machen, selbst zur Führung der Waffen, die seinem Feuer und Muth unentbehrlich war. Diese Gymnastik der Seele und des Körpers gab allen Triebfedern seines Charakters und Geistes Spannkraft. Sie erklärt das Trotzige, Streitsüchtige, Harinäckige, aber auch Treffliche, das er an sich hatte. Denn bei den starken Seelen entwickelt die Prüfung das überwundenen Schmerzes neben den Gaben der Kraft die Güte des Herzens, die Großmuth, die Hingebung, um derentwillen sie geliebt werden.

Sie haben von „Mélcager" gesprochen. Im 13ten Jahre machten Sie Oden, Lemercier Tragödien. Die Königin wollte, daß man Meleager aufführe; die Königin wollte selbst zugegen sein, sie wollte ihn in ihrer Loge eines Triumphs genießen lassen, an dem sie nicht zweifelte und der ihm auch wirklich zu Theil ward. Die Königin endlich ließ ihn, als man den Autor rief, durch die Fürstin v. Lamballe, ihre Pathin, dem entzückten Publikum vorstellen, welches verlangte, daß die Prinzessin den jungen Laureaten umarme, was sie vor der ganzen Versammlung sogleich that. Was ward aus ihm in einem solchen Augenblick? Sich auf sich selbst zurückziehen, in der Größe, der Schönheit, des Publikums heraufsehen? Nein, das Kind hielt diesen Posstrg seiner nicht für würdig. Er schlug einen Beifall aus, zu dem die Königin von Frankreich das Signal gegeben. Indem er damit anfing, gegen sich selbst Opposition zu machen, nahm er sein Stück unerbittlich zurück, über das man später spotten konnte, das er zu kennen er verurtheilte es, und sich sang in das Studium der antiken Literatur versenkend, bereitete er sich durch reife Arbeiten zu Erfolgen vor, die selbst in seinen Augen legitim waren.

Der Mann, der sich so in allen Beziehungen selbst besiegt hatte, welcher die todten Theile seines Körpers sich unterwürfig gemacht hatte durch den Geist, der in ihm lebendig war, der Schriftsteller, ein solcher Mann konnte sich in kein Joch fügen, keinem Gegner beugen. Napoleon war nicht sein erster Strauß; er hatte einen anderen noch härteren schon früher zu bestehen gehabt. Die Revolution hatte über diese ganze glänzende, frivole, im Tode so liebenswürdige Gesellschaft, in der er aufgewachsen war, die Beil geschwungen, er sah sogar den unbekannten Lehrer seiner Kindheit fallen, und Charlotte Corday's Gebanken liegen in seiner Seele auf. Damals mußte er den Convents-Sitzungen beiwohnen. Er war dafelbst blaß, unbeweglich, stumm. Seine Mitzuschauer nannten ihn einen Idioten, als sie dies verzweifelte Schweigen des ohnmächtigen Unwillens, des Muthes, der sich gefesselt fühlt, sahen. Auch Sie haben ihn verzaubert gehalten. Wie sollte dieser feste Geist dies gewesen seyn, an einem Orte, wo er, nach seinem schönen Ausdruck, die Geister, die göttlichen und die menschlichen, außer dem Gesetz erklärt sah? Etwa durch die Reuen? Sie haben vergessen, daß es keine mehr gab: der Convent hatte sie alle am 31. Mai, auf Befehl der Klubs, aus Schaffot geschickt. Dann folgte ein langes Stillschweigen, kaum unterbrochen durch die Stimme des Anklagerathers, welcher, der herrschenden Leidenschaft folgend, bald dem Schrecken, bald einer noch blutrünstigeren Mäßigung, der Verstummung gebot, sich selbst zu zerfleischen und ihre Mitglieder schockweise auf den Revolutionsplatz zu schicken, immer sicher, eine Majorität zu finden, weil, wenn man heute proskribirte, man noch die Ausflicht hatte, bis morgen zu leben. Nie hätte man Lemercier von der Größe dieser sklavischen Epoche reden dürfen. Er kannte es, daß die Verbrechen durch Häufung groß und edel werden. Eben so wenig durfte man ihn über Napoleon's Regierung sagen, welcher nicht Alles bestehlt, was er zuläßt; dieses Argument ist sehr gefährlich, hätte er Ihnen gesagt; es führt nothwendig dahin, alle menschliche Leidenschaften zu Werkzeugen des göttlichen Willens zu machen. Endlich hätten Sie ihn, wie wir, gegen jene nachträglich erfundene Methode, die revolutionairen Verbrechen aus den Gesetzen Frankreichs herzuleiten und zu rechtfertigen, protestiren hören. Er hätte Ihnen gezeigt, daß in den Feldzuge von 1792 unsere Armeen, das letzte Vermächtniß der sterbenden Monarchie, alle unsere Gränzen siegreich überschreitend, den Triumph von Valmy und Jemmappes bis über die Schelde, den Rhein und die Alpen ausbreiteten und zugleich in die Gefilde Hollands, Deutschlands und Italiens sich ergossen, und wie dann mit einem Male, in den ersten Tagen des Februars 1793, in Folge der Hinrichtung Ludwigs unsere Verbrechen erkahmte, wie unsere Armeen nicht von außen, sondern von innen her in Schrecken gesetzt wurden, wie wir über die Alpen und den Rhein zurück mußten, die Pfalz, Belgien und Savoyen schneller verloren, als sie gewonnen worden, wie unser eigenes Gebiet sogar, Flandern und Rousillon, das Elsaß und Bearn, in die Hände der Fremden fiel und wir so binnen vierzig Tagen überall Schrecken und Invasion hatten, wie früher überall Sieg. Das dauerte vierzehn Monate. Es bedurfte dieser ganzen Zeit und Anbedungen von vierzehnhundertlausend Mann, bis es einem Mann, den Lemercier liebte, einem Mann, dessen Name, Gott sey Dank, in den Annalen der Proscription nicht hervortritt, aber deste mehr in denen der Patriotismus, bis es Carnot durch die Arbeit seines Genies gelang, den Sieg zu vergaukeln, die Fremden aus dem Lande zu verjagen. Es bedurfte der heroischen Arbeiten von sechs Jahren, um all das Terrain wiederzugewinnen, was man da ein einziges Mal gebracht hatte. Nein, nein! suchen wir nicht dieses unselige Jahr 1793 mit einer Strahlenkrone des Ruhms zu umkleiden; es hat nichts erobert, nirgends gesiegt. Gott hat nicht zugelassen, daß dieses Jahr neben Verbrechen etwas Anderes als Unfälle aufzuweisen hatte. Es hat das Unglück der Geschichte; die Geschichte, wie in ihrer heiteren Region keiner Leidenschaft, keiner Macht schmeicheln soll, ist diesem freien Volk, das uns anhört, die Wahrheit schuldig über eine Zeit, wo es nichts Großes als Opfer, nichts Erhabenes als ein Schaffot, nichts Uebernatürliches als die Brauchamkeit gab, wo die öffentlichen Gewalten, indem sie von ihrer Höhe herabstiegen, ihre Würde verloren, wo eine Versammlung, weil sie allein und unumschränkt seyn wollte, diente, ehe sie herrschte, und, statt einzuschüchtern, sich einschüchtern ließ. Sehr haben diejes Halbdunkel, diese Finsternis,

*) Lemercier.

die sich über die Geister wie über die Gewissen lagerte, geschildert, als ein Volk im Wahnsinn, das der Vernunft Altäre errichtete, sich verleiten ließ, Alles zu zerstören, was die Ehre der civilisirten Völker und den Stolz des Französischen Genies ausmacht, die Künste, die Denkmäler, die Erinnerungen, die Geschichte, die Sprache selbst, die man prostituirte, um, Sie wissen, welche grobe, barbarische Redeweise an ihre Stelle zu setzen. Nehmen wir hinzu, wie wer der Name der Freiheit in dieser wilden Tyrannei geschändet ward. Sie werden sühlen, wie sehr die Seele Ihres Vorgängers empört seyn mußte. Es kam der Tag, wo sein fernerer Umwille sich endlich Luft machte. Er schleuderte den Brannen eine kühne Aufforderung zu, die Demokie des revolutionairen Tarrüffe, die sie sogleich achteten und den Verfasser dazu. Aber der Titel bleibt, er verkündet das Urtheil dieses unabhängigen Geistes über die Zeit und die Menschen. Und durch dieses Urtheil glaubte er Frankreichs Ruhm nicht zu nahe zu treten. Frankreichs Ruhm ist es, Erinnerungen zu verlangen, welche die gegenwärtigen Generationen ruhmlichen würden und die das Menschengeschlecht beehrigen. Frankreichs Ruhm ist es, daß es in diesen Nöthen nicht verzweifelte, daß es sich heldenmüthig gegen das Ausland vertheidigte, als es gegen das Schaffot keinen Schuß hatte, daß es so viele tapfere Soldaten, so viele talentvolle Feldherren, so viele Bürger, die zu sterben, und so viele Dichter, die zu prostituiren wußten, aus jenen Erschütterungen hervorgehen sah. Frankreich war unter mehrere Klassen von Menschen getheilt: die Prostituirtoren, die Märtyrer und unsere Soldaten. In Frieden mögen die Ersteren ruhen, und die Ehre sey mit allen Anderen.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Neue Mittheilungen über Franklin.

(Schluß.)

Vom höchsten Interesse mußte das Zusammentreffen zweier so ironischer Männer wie Voltaire und Franklin seyn. Die beiden Gottheiten des 18ten Jahrhunderts trafen sich kurz Zeit nach der Aufführung der „Irene"; Madame Denis, Morellet und d'Alembert waren zugegen. Voltaire begann die Unterhaltung in Englischer Sprache; Madame Denis unterbrach ihn, um ihm zu sagen, daß der Doktor Franklin sehr gut Französisch spreche. „Entschuldigen Sie, meine Theure", sagte Voltaire, „daß ich die Eitelkeit, zeigen zu wollen, daß ich Franklin's Sprache spreche." Könige, Minister, ganz Europa theilten diese Bewunderung. Die wahren Gründe muß man bei Frau von Campan suchen. „Der Grund ist der", sagte sie, „daß er am Hofe von Versailles in der Kleidung eines Amerikanischen Pächters erschien; er trug blatt anliegende, lange, ungepuderte Haare, einen runden Hut um einen braunen Rock, was einen merkwürdigen Gegensatz zu den Spitzen, gestickten Kleidern und parfümirten und gepuderten Haaren der Höflinge von Versailles bildete."

Eine für die Geschichte merkwürdige Thatsache, welche aufs unwidersprechlichste aus der Korrespondenz Franklin's hervorgeht, ist die Art, wie der Französische Hof während des Amerikanischen Freiheitskrieges und unmittelbar nach demselben mystifizirt wurde; man mag diese Illusion eine edle nennen, aber sie war den Interessen Frankreichs durchaus entgegen. Frankreich schenkte den Vereinigten Staaten sein Geld und seine Menschen, es verlor Kanada und schwächte dabei noch seine moralische Kraft, indem es das monarchische System überhaupt schwächte. Zum Lohne dafür wurde es von den Vereinigten Staaten auf die rücksichtsloseste Weise behandelt; dieselben schlossen einen Separat-Frieden mit England, ohne dem Kabinet von Versailles ein Wort davon zu sagen, ja selbst Herr Laron Sparks ist verwundert über ein so unschickliches Betragen und über eine solche Undankbarkeit, deren sich eine puritanische, republikanische, moralische, vom Doktor Franklin repräsentirte Nation schuldig machte. Die junge Sittenstrenge der Vereinigten Staaten trieb ihr loses Spiel mit der alten Frivolität des Kabinets von Versailles. Aber so groß war die Macht der öffentlichen Meinung auf die Zeitgenössische Leichtfertigkeit, daß der Schatz Ludwig's XVI., der sast gerettet war, noch in dem Augenblicke, wo diese Beleidigung bekannt wurde, sich der letzten Ueberreste zu Gunsten der Amerikaner entäußerte.

Folgendes ist das vertrauliche, bis jetzt noch nicht gedruckte Schreiben, das Herr von Vergennes bei dieser Gelegenheit an Herrn von la Luzerne, Französischen Gesandten bei den Vereinigten Staaten, erließ:

„Versailles, 29. Dezember 1782.

„Ich habe die Ehre, Ihnen den Präliminar-Artikel des Traktats zu überschicken, den die Amerikanischen Bevollmächtigten mit den Großbritanischen abgeschlossen haben. Ohne Zweifel werden Sie mit eben so großem Vergnügen, wie ich, daraus ersehen, daß die Amerikaner mannigfache Vortheile erlangt haben, aber Sie werden eben so verwundert, wie ich, über das Benehmen der Amerikanischen Bevollmächtigten seyn, die nichts ohne unsere Theilnahme thun sollten. Dies Versprechen hatte wenigstens der Kongreß gleichfalls. Der König wollte nur in so weit einen persönlichen Einfluß üben, als dies seinen Freunden nützlich werden konnte. Die Amerikanischen Bevollmächtigten können nicht behaupten, daß ich mich eingemischt oder ihnen durch meine Neugierde lästig geworden. Sie haben sich in möglichster Ferne von uns gehalten. Dem einen von ihnen, Herrn Adams, fiel es nicht einmal ein, als er aus Holland zurückkehrte, daß er mir die geringste Rücksicht schuldig wäre; er verweilte drei Wochen in Paris, ohne mich zu besuchen, und ich mußte ihn daran erinnern lassen, daß ich existire. So oft ich mit ihnen während des Laufes der Unterhandlungen von Geschäften sprach, antworteten sie mit unbestimmten Allgemeinheiten, damit ich glauben solle, wie Unterhandlungen schritten nicht vor. Denken Sie sich mein Erstaunen, als mir der Doktor Franklin anzeigte, daß die Artikel unterzeichnet seyen, im Widerspruche mit dem Versprechen, welches wir uns gegenseitig gegeben hatten, nur zusammen zu unterzeichnen. Einige Tage später, als er mich besuchte, machte ich ihm bemerklich, daß dies einseitige Verfahren nicht geeignet sey, dem Könige zu gefallen. Er schien dies zu fühlen und entschuldigte sich und seine Kollegen so gut wie möglich. Unsere Unterhaltung war freundschaftlich. Wenn der König eben so wenig Zartgefühl besäße, wie die Amerikanischen Bevollmächtigten, so hätte er längst einen Separat-Frieden mit England abschließen können; aber er wollte seine Verbündeten durch seine Waffen schützen, und er hat den Krieg fortgesetzt, welche Vortheile ihm auch der Frieden geboten haben mögen. Diese Thatsache wird die einflußreichsten Mitglieder des Kongresses von dem unschicklichen Benehmen der Amerikanischen Bevollmächtigten; Sie können davon wie von einer Thatsache sprechen, und ohne sich zu beklagen. Ich klage Niemand an, ich tadele nicht einmal den Doktor Franklin; er hat seinen Kollegen zu sehr nachgegeben, welche gegen und gerade nicht zuvorkommend gewesen sind. Ihre ganze Aufmerksamkeit wurde von den Engländern absorbirt, die sich in Paris befanden. Wenn wir von jetzigen Vorgängen auf die Zukunft schließen dürfen, so glaube ich, daß wir für die Dienste, die wir den Vereinigten Staaten erwiesen haben, schlecht belohnt werden dürften. Die Amerikaner wollen wieder Geld von uns haben; Sie mögen selbst urtheilen, ob ein solches Benehmen geringer ist, uns zu fernerem Beweisen unserer Großmuth zu veranlassen."

So groß war die Schwäche der Regierung, daß der Graf von Vergennes zwei Tage später an Herrn von la Luzerne schrieb:

„Sie wissen, welche Geldforderung die Vereinigten Staaten an Se. Majestät richten. Sie verlangen eine Anleihe von 20 Millionen. Diese Summe übersteigt unser jetziges Vermögen. Da indeß Se. Majestät ihnen einen neuen Beweis seines aufrichtigen Wunsches, ihnen nützlich zu werden, geben möchte, so hat er beschlossen, ihnen 6 Millionen Livres für 1783 vorzuschießen. Der Doktor Franklin hat den Auftrag, einen Theil Herrn Morris zu übergeben. Wenn wir ihnen nicht verhehlen, daß diese Dienstleistung uns sehr sauer wird, vorzüglich nach einem fünfjährigen Kriege, der uns so ungeheure Geldopfer gekostet hat."

Franklin wußte nicht nur recht gut, welches das Resultat der republikanischen Grundsätze sein würde, welche die unklige Monarchie sich selbst einimpfte, sondern er that auch alles Mögliche zur Verbreitung derselben. Vom Grafen von Vergennes erhielt er die Erlaubniß, in Paris die neue Konstitution drucken zu lassen, welche die Erklärung der Menschenrechte enthielt. Der Graf von la Rochefoucault leitete die Sache. Von Paris aus verbreitete sich der Enthusiasmus für den Doktor Franklin und Nord-Amerika durch die ganze Welt; in der von Herrn Sparks herausgegebenen Korrespondenz findet man Briefe oder vielmehr Hymnen von allen Enden der Welt, aus Manilla, Korfu, Aegypten, Böhmen; die eine ist sogar vom Minister des Kaisers von Marokko unterzeichnet.

Der Doktor verdankte diese ungeheure Popularität nicht nur seinen wirklichen Verdiensten, sondern auch seinen Bemühungen, den Schein zu bewahren. „Man darf nie vergessen", sagt er oft in seinen Briefen, „daß man nicht bloß etwas seyn, sondern auch etwas scheinen muß." An eine junge Dame, welche ihn beauftragt hatte, eine Uebersetzung von ihr drucken zu lassen, schreibt er: „Mein liebes Kind, ich hatte erst Lust, Ihre Uebersetzung mit Ihrem Namen herausgeben zu lassen, aber ich fürchte, das möchte Ihnen schaden. Ich gebe sie ohne Ihren Namen heraus und werde schon zu verbreiten wissen, daß sie von Ihnen ist; das sieht bescheiden aus." Diese Thatsache sieht gezwungig aus, aber sie charakterisirt die moralische Heuchelei, der Franklin eben sowohl wie seinen ausgezeichneten Talenten und seinen tüchtigen Eigenschaften seinen Erfolg zu danken hatte. Er war gewiß ein ehrenwerther Mann, aber während des Krieges nichts, was ihm den Schein der Wohlgemeintheit geben konnte. In seinen Beziehungen zu Frankreich erschien er bescheiden, natürlich und uneigennützig, bis er den Beistand dieser Macht und die Millionen, deren er bedurfte, erlangt hatte; dann machte er Kehrt, verlachte die Franzosen und schloß Frieden mit England, ohne den biederen Ministern, die seiner Aufrichtigkeit vertraut hatten, auch nur einen Besuch abzustatten. Herr von Vergennes, der während des Krieges täglich vom Doktor Franklin besucht wurde, war etwas empfindlich, als derselbe nach der Unterzeichnung des Traktates nicht mehr bei Hofe erschien. Er gab dem Philosophen sein Erstaunen und seine Verwunderung durch folgendes kleines Billet zu erkennen:

„Versailles, 6. Mai 1783.

„Ich hoffe, daß ich die Ehre haben werde, Sie morgen in Versailles zu sehen. Ich glaube, daß Sie dort mit den fremden Ministern zusammentreffen können. Man bemerkt, daß die Kommissarien der Vereinigten Staaten dort selten erschienen, und man zieht daraus Folgerungen, zu denen, wie ich glaube, Ihre Konstituenten sich nicht bekennen würden, wenn sie davon unterrichtet wären."

In einem anderen Briefe findet man folgende Worte des mystifizirten Grafen von Vergennes: „Mein Herr, Sie sind klug und weise, Sie haben Ihr ganzes Leben hindurch Ihre Pflicht erfüllt,

ich bitte Sie, zu erwägen, wie Sie die erlassen wollen, die Sie gegen den König zu beobachten haben. Ich will diese Betrachtungen nicht weiter verfolgen; ich überlasse das Ihrer Reslichkeit. Wenn Sie mich dieser Ungewißheit entreißen wollen, so werde ich den König bitten, Ihre Forderungen zu erfüllen." Darauf antwortete Franklin mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit durch Betheurungen seiner Dankbarkeit und Verwunderung für den König, indeß gesteht er doch ein, daß man durch Abschließung eines Separat-Friedens mit den Engländern gegen die Geschichtlichkeit verstoßen würde, eine so inhaltschwere Thatsache war der Ausdruck sehr mild. Der Secretair der auswärtigen Angelegenheiten für den Amerikanischen Kongreß, Robert Livingston, dachte ganz wie der Graf von Vergennes und schrieb auch so an Franklin. In seiner Antwort verräth dieser seine geheimsten Gedanken und zeigt, wie wenig Gewicht er auf Frankreich legte. „Sie mißbilligen das Benehmen der Kommissarien, weil dieselben den Friedens-Tractat mit England unterzeichnet haben, ohne ihn dem Hofe von Versailles mitzutheilen. Ich wüßte nicht, daß die Franzosen große Ursache hätten, sich zu beklagen. Es ist nichts zu ihrem Nachtheil ausbedungen worden. Ich glaube nicht, daß sie sich offiziell beklagt haben; wenn dies der Fall wäre, würden Sie mir die Beschwerde übergeben haben, damit ich darauf antworten könnte. Schon lange habe ich Ihrer Meinung zu unterschreiben. Punkt vollkommen zufriedengestellt. Wir haben das Beste gethan, was wir unter den gegenwärtigen Umständen thun konnten; wenn wir uns getäuscht haben, so kann uns der Kongreß tadeln, nachdem er uns gehört. Indem er fünf Personen für diese Angelegenheit ernannte, scheint er einiges Vertrauen zu unserem Urtheile gehabt zu haben, da eine Person hinreichend gewesen sein würde, um unter Leitung des Französischen Ministers mit von Engländer zu unterhandeln." Diese Antwort, welche den Hauptpunkt im Dunkeln läßt, ist ein Meisterstück diplomatischer Taschenspielerei. Der Amerikanische Talleyrand wälzt die Schuld auf seine Verbündeten. Das Schönste bei dieser Komödie ist aber die Stellung Herrn von Vergennes', der wegen seiner Schlauheit so berühmt war, und der nicht eingestehen will, daß er betrogen worden.

Alter und die Kindheit Franklin's sind reich an Anmuth und Liebenswürdigkeit. Man findet hier eine ivale Schönheit, die seinem reiferen Alter fehlt. Er nimmt in diesem zur List seine Zuflucht, und obgleich er dabei mit so vieler Feinheit und Ruhe zu Werke geht, wie der größte Virtuose, so fühlt man doch, daß es heroischere Eigenschaften, eine weniger schwiegsame Geschicklichkeit und eine offenere Diplomatie giebt. Aber in der Kindheit ist er muthvoll, im Alter vertraulich. Als Kind kämpft er mit der Armuth und einer gedrückten Lage, als Greis empfängt er die Huldigungen eines freien Volks. „Ich kann", sagt Manasse Cutler, ein Freund Franklin's, „den alten Doktor in seinem Garten unter dem Schatten eines großen Maulbeerbaums, umgeben von seinen Freunden und einigen Damen. Er war 81 Jahre alt; seine Haare waren weiß und fielen zu beiden Seiten auf die Schultern herniever; er hatte eine sanfte Stimme, eine offene und angenehme Gesichtsbildung und trat noch fest auf. Er stand auf, als er mich bemerkte, reichte mir die Hand und lud mich zum Sitzen ein. Wir unterhielten uns dann, und die Unterhaltung dauerte bis zum Anbruche der Nacht. Dann brachte man den Thetisch, und der Thee wurde von Madame Bache, der Tochter des Doktors, welche bei ihrem Vater wohnte, serviert. Bei ihr waren drei ihrer Kinder, welche ihren Großvater außerordentlich zu lieben schienen und auf seine Kniee klegen. Der Doktor zeigte mir eine Naturmerkwürdigkeit, welche er eben erhalten hatte und welche seine Thränahme in Anspruch zu nehmen schien. Es war eine zweiköpfige Schlange, die man am Schwyllk-Fluß gefunden hatte. Diese zweiköpfige Schlange trägt die ironische Laune des Doktors, welcher zu mir sagte: „Ich stelle mir die traurige Lage dieser Person vor, wenn ihr rechter Kopf rechts und ihr linker sollte links gehen wollen; wenn beide Köpfe gleich hartnäckig sind, so ist der Bürgerkrieg nicht zu vermeiden. Dies ist heute Morgen dem Kongresse begegnet, als —" Hier unterbrach man ihn, um ihm bemerklich zu machen, daß die Angelegenheiten des Kongresses geheim bleiben müßten. Als es dunkel wurde, trugte mir und in seine Bibliothek, die ihm als Arbeits-Kabinet diente. Dies ist ein großes Zimmer, voll von Büchern, die nicht bloß an den Wänden angestellt sind, sondern auch in der Mitte des Zimmers. Man sieht hier mehrere interessante Maschinen, von denen der Doktor selbst einige erfunden hat, z. B. eine künstliche Hand, die vermöge eines großen Stabes und einer künstlich angebrachten Spannfeder die Bücher von den höchsten Brettern herunterholt und wieder hinstellt. Mir sprachen während dieses langen Besuches hauptsächlich nur von philosophischen Gegenständen, vorzüglich von der Naturgeschichte, die der Doktor leidenschaftlich liebt. Ich mußte seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein glänzendes Gedächtnis, die Klarheit und Lebendigkeit seines Geistes bewundern."

Er starb einen sanften Tod, indem er die Verse des alten halbpuritanischen Dichters Walts über die göttliche Allmacht wiederholte. Seine letzten Worte waren charakteristisch. Er sagte: „Mache mein Bett, damit ich anständig sterbe."

Welchen Rang nimmt Franklin unter den Staatsmännern ein, die von Zeit zu Zeit der Welt einen neuen Anstoß geben? Er verführt die Herrschaft der arbeitenden Klassen, den Sturz der hervischen und kriegerischen Klasse; er ist der letzte Ausdruck der protestantischen Erhebung und die raffinirteste Gestalt des weltlichen Calvinismus. Wenn man Franklin fragte, welche Eigenschaft einem Staatsmanne am nützlichsten sey, so antwortete er: Der Schein und der Ruf der Rechtlichkeit. Eine Stelle aus seinem Tagebuche vom 27. Juli 1784 enthält seine Theorie über diesen Punkt: „Die Haupteigenschaft eines Staatsmannes muß der Schein seyn. Lord Shelburne, einer der größten Staatsmänner dieser Zeit, steht im Rufe, daß er nicht aufrichtig sey, was seinen Einfluß gänzlich lähmt. Dennoch hat er mir nie einen Beweis dieses Fehlers gegeben. Wenn ein Staatsmann seine Pläne durchsetzen will, so muß man seinem Worte und seiner Redlichkeit trauen. Steht eine Meinung einmal fest, so schwinden alle Hindernisse und Schwierigkeiten. Selbst wenn man ziemlich schlecht spräche, würde man doch durch den falschen Schein der Redlichkeit über den glänzendsten Redner den Sieg davontragen. Ich bin so überzeugt von der Wichtigkeit des äußeren Ansehens und der Herrschaft des äußeren Scheines in den öffentlichen Angelegenheiten, daß meiner Meinung nach, John Gilbin Georg III. Acte entthronen könnten, wenn dieser nicht im Rufe eines guten Familienvaters gestanden und Jener nicht für einen Schurken gegolten hätte."

Da Franklin's natürliche Anlage zu einem Gleichgewicht aller menschlichen Fähigkeiten hinneigte, so glaubte er, alle Menschen glichen ihm, und es wäre genug, ihnen die Tugend zu lehren. Aber diese Kunst der Tugend ist leider ein Irrthum. Innem Franklin die gesellige Zier auf dem moralischen Gebiethe sind, beging er einen großen Fehler. Da er der Abkömmling eines durch und durch freimen Geschlechts war, so sah er nicht ein, daß die Tugenden des Temperamentes und der Gewohnheit, die er besaß, nur ein Resultat des Puritanismus waren. Seine Theorie des Nützlichen ist es, welche alle edlen, heldenmüthigen und muthvollen Regungen in unserer Zeit geschwächt hat. Der ewige und leidenschaftslose Mensch findet das Gleichgewicht in einem ruhigen und geschickten Egoismus, das es anempfiehlt; ein ungeflümer Geist sucht in der Wollust, im Ehrgeize, im Genuß das Nützliche. Als Staatsmann war sein größtes Werk und sein Kraftstück, daß er die Französische Monarchie für die republikanische Revolution interessirte. Die Französische Monarchie versetzte sich selbst von Todesstreich, verleitet von dieser schmeichelnden und geschickten Hand. Franklin hat in der That in ihm gethan, was wenig in Amerika. Hinsichtlich der Größe läßt dieser Tauschzug der zukünftigen Gesellschaft viel zu wünschen übrig; die höheren Eingebungen der Selbstverleugnung fehlen ihm zu sehr. Er kann seinen Ursprung nicht ganz verleugnen; er verstellt sich, er rechnet, er fälscht und versteht, seinen Profit zu machen. Der Glanz und die Thorheit der Tugend zeichnen ihn nicht aus. Aber wie viel scharfsinnige Erfahrungen über die Welt und die Gesellschaft hat er gemacht. Wie mannigfache und herrliche Talente besitzt er! Welchen liebenswürdigen Styl! Sein ganzer Lebenslauf beweist, daß er einer der lichtvollsten und feinsten Geister war.

Ph. Chasles.

Mannigfaltiges.

— Vielsprachige Bibel. Die Englischen Buchdrucker und Verleger Bagster and Sons beschäftigen sich mit der Publication der vollständigsten Polyglott-Bibel, die bis jetzt erschien, und die unter dem Titel „Biblia Polyglotta Ecclesiae" herausgegeben von dem Dr. der Theologie Heren Frederick Zinff, erscheinen wird. Nicht blos die wichtigsten Sprachen der Erde, in denen die heilige Schrift bisher vorhanden ist, werden in dieser Ausgabe repräsentirt seyn, sondern auch ein Apparat von grammatischen und kritischen Anmerkungen aller Zeiten und Zungen soll damit verbunden werden. Vier berühmte ältere Polyglotten, die Spanische (unter dem Patronate des Kardinals Ximenes, 1514—17, in sechs Bänden Fol.), die Antwerpener (auf Kosten Philipp's II. von Spanien, 1569—72, in acht Bänden Fol.), die Pariser (von Le Jaye, 1645, in zehn Bänden Fol.) und die Londoner (von Brian Walton, 1653—57, in sechs Bänden Fol.), wich man zwar bei der neuen Ausgabe ebenfalls benutzen; diese wird jedoch den älteren Polyglotten an Reichthum des Inhalts und der Ausstattung bei Weitem übertreffen, als es die neuere Zeit überhaupt der älteren in Allem ist, was die Verbreitung und die Kenntniß der Sprachen der Erde betrifft.

— Romantisch-komische Rhein-Sagen. Ein Engländer, Captain Charles Knox, hat die schon so unzähligemal von seinen Landsleuten weitverzweigten und bearbeiteten Deutschen Rhein-Sagen aufs neue aufgefischt und in drei Bänden herausgegeben.*) Allein jedoch die Sache anders zu machen, als seine Vorgänger, ist Herr Captain Charles Knox auf den unglückseligen Einfall gekommen, dem romantischen Element der von ihm bearbeiteten Sagen einen humoristischen oder vielmehr burlesken Beischmack zu geben und so gerade den eigenthümlichen Reiz, den die meisten Legenden dieser Art durch ihre Naivetät und Poesie darbieten, vollkommig zu paralysiren. Aus jedem Ritter hat er einen Don Quijote, aus jedem Knappen einen Sancho Pansa und natürlich auch aus jedem Edelfräulein eine Dulcinea gemacht. Solche Parodie einer bekannten Novelle, oder zweier, kann man sich allenfalls gefallen lassen, — aber drei Bände auf einmal davon zu verdauen, dazu scheint der Magen eines reisenden John Bull exforderlich zu seyn.

*) Traditions of Western Germany. The Black Forest, the Neckar, the Odenwald, the Taunus, the Rhine and the Moselle. London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Montag den 19. Juli 1841.

Holland.

Das heutige Amsterdam.

Wäre es nicht Unrecht, Venedig mit einer anderen Stadt der Welt zu vergleichen, so würde man sich versucht fühlen, Amsterdam das Venedig des Nordens zu nennen. Wie die Königin der Lagunen, herrscht die Königin der Zuydersee auf einem Inselstrome, umgeben von unzähligen Kanälen. Doch weiter geht die Aehnlichkeit nicht. Man muß in dem Holländischen Venedig nicht die Paläste, die Gondeln suchen, die der allen Dogenstadt den zwiefachen Charakter der Großartigkeit und romantischen Anmuth gewähren. Die Paläste von Amsterdam sind fleine rothe Ziegelhäuser, mit weißangestrichenen Ecken und spitzen Giebeln, seine Gondeln unansehnliche Böte, die gewöhnlich Butter und Käs geladen haben. Doch die Ufer von Amsterdam sind von Baumreihen heiter umgränzt, und dieser Zier entbehrt Venedig.

Die Hauptstadt von Holland hat drei Stunden im Umfange und acht Thore. Die früheren Wälle sind zu Promenaden umgestaltet, und die sechsundzwanzig Bastionen von riesigen Mühlen belebt, welche die Stadt zu überschatten scheinen. Amsterdam ist in der Gestalt eines Halbmondes gebaut; man kann es nicht unpassend mit einem Theater vergleichen, in dem der Hafen die Bühne vorstellt. Ein breiter Graben geht im Halbkreis um die Wälle, und fünf breite Kanäle, welche die Stadt mit Wasser versorgen, beschreiben innerhalb derselben fünf parallele Bogen. Von zahlreichen Kanälen durchschnitten, steht Amsterdam in sünfundzwanzig kleine Inseln getheilt, welche durch nicht weniger als sechshundertsechsundsechzig Brücken mit einander verbunden werden. Dreißigtausend Häuser und mehr als 220,000 Seelen befinden sich im Bereich dieses kleinen Archipels. Amsterdam hat seinen Namen von einer Schleuse (dam) an der Mündung des Flusses Amstel.

Diese Stadt, die jetzt eine so bedeutende Rolle auf der Bühne der Welt spielt, war im dreizehnten Jahrhundert ein kleines Dorf, das Fischerei trieb. Das Schloß des Grafen Gysbert erhob seine Zinnen aus der Mitte einiger Fischerhütten. Sein Nachfolger baute Thürme, Bastionen u. dergl., und das Dorf wurde zu einer Stadt erweitert, die ein Holländischer Graf einzog und zu seinen Besitzungen schlug. Nachdem ein halbes Jahrhundert in dem Ringen nach Unabhängigkeit verflossen war, erhielt die Stadt Amsterdam eine ständische Verfassung. Sein Umfang vergrößerte sich, das armselige hölzerne Pfahlwerk, von dem es bisher umschlossen war, wurde in einen Steinwall verwandelt, und am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts waren die Enkel der Fischer Herren des gesammten Handels auf dem Baltischen Meere. Doch Glück erzeugt Eifersucht; die Bewohner einiger benachbarten Gegenden nahmen die Vorsätze von Amsterdam bei einem nächtlichen Ueberfall ein, und nicht zufrieden, die Häuser anzuzünden und zu plündern, legten sie zweiundzwanzig Schiffe, die sich im Hafen befanden, in Asche. In späterer Zeit drangen die Wiedertäufer, von dem berühmten Johann von Leyden angeführt, bis ins Innere der Citadelle, und zehn Jahre später erlitt Amsterdam einen anderen Angriff ähnlicher Art. Nachdem es siegreich allen Gefahren dieser unruhigen Zeiten entgangen war und an dem großen National-Aufstande Theil genommen hatte, befreiten die Bewohner Amsterdams sich 1578 vom Joche Spaniens. Von diesem Zeitpunkt an schreibt sich der Reichthum und die kommerzielle Bedeutung der Stadt. Religiöse Verfolgungen veranlaßten große Schaaren flüchtiger Protestanten, sich zu ihr zu retten, und ihre Betriebsamkeit vergalt den Schutz, den man ihnen gewährte. Die Spannung der Staaten, mit denen Amsterdam Bündnisse bestimmt war, richtete Antwerpen zu Grunde und erhöhte Amsterdams Blüthe; es wurde die Hauptstadt der kaufmännischen Welt.

Jetzt ist Amsterdam nur noch ein trauriger Schatten seiner alten Größe. Neue Handelsplätze, neue Mittelpunkte der Gewerdthätigkeit sind emporgetaucht; das Scepter der Handelswelt ist in andere Hände übergegangen. Doch so tief Amsterdam auch gesunken ist, noch erinnert es in seinen Mauern und Trümmern lebhaft an seine frühere Blüthe, und die Schilderung, die Fenelon unter dem Namen Tyrus davon entwirft, paßt auf seinen heutigen Zustand vollkommen. „Ich könnte nicht müde werden", läßt er seinen mythischen Reisenden sagen, „das prachtvolle Schauspiel zu betrachten, welches diese große Stadt darbietet, in der Alles Leben und Thätigkeit ist. Ich sehe hier einen, wie in Griechischen Städten, Schaaren von Müssiggängern, die auf den Straßen umherschlendern und jeden Fremden begaffen, der das Ufer betritt. Die Männer sind emsig beschäftigt, die Schiffe auszuladen, die Waaren auf den Verkaufsplätzen zusammenzubringen, die Magazine in Ordnung zu halten und Berechnungen mit ihren Käufern abzumachen." Das Bild würde noch treffender geworden seyn, wenn er hinzugefügt hätte, das das schöne Geschlecht in Amsterdam mit den Männern in Fleiß und Thätigkeit wetteifert. In Marokko sieht man Weiber, die an den Pflug gespannt sind; in Utrecht zieht das Weib oft einen schwerbeladenen Kahn auf dem Kanal, während ihr Ehherr mit größter Behaglichkeit in demselben sitzt und seine Pfeife raucht. In Amsterdam ist häufig die mühsamste Arbeit den Frauen zugewiesen. Man sieht sie beständig, wie sie Kähne umladen, Karren schieben, Fässer rollen u. dergl., und die fanatische Reinlichkeitsliebe, welche an der Nation charakteristisch ist, unterwirft die Holländischen Dienstmädchen so mühevollen Beschäftigungen, daß in anderen Ländern die männlichen Diener dagegen protestiren würden. Doch diese Schlachtopfer ertragen ihr Märtyrerthum mit der größten Freude, und ihre rothen Gesichter liefern den schlagendsten Beweis, daß ihre Anstrengungen der Gesundheit nicht schädlich sind.

Man könnte Amsterdam einem Schiff auf offener See vergleichen. Die Stadt scheint im Wasser zu schwimmen, und ihre Bewohner müßten vor Durst dergehen, wenn nicht häufiger Regen ihre Cisternen füllte und man das Wasser aus der Recht, welche wenige Meilen von der Stadt entfernt fließt, nicht leicht herüberschaffen könnte. Eine Eigenthümlichkeit, die den Reisenden, wenn er in Amsterdam eintritt, zuerst unangenehm berührt, ist die ausnehmende Stille. Die Stadt liegt lautlos, wie die Gräber, in tiefer Ruhe. Der Grund hiervon ist, daß die Kanäle der Mittelpunkt aller Thätigkeit sind. Einen Wagen erblickt man fast nie. Der Gebrauch der Wagen erfordert ein Privilegium, das nur an wenige Personen ertheilt wird, eine Beschränkung, welche die allgemeine Wohlfahrt wohlwendig macht. Der Boden, auf den die Stadt gebaut ist, ist so wenig fest, daß bei dem Rollen des leichtesten Fuhrwerks die Häuser von Grund aus erzittern. Die Noth hat eine eigene Gattung von Miethkutschen erfunden; diese ruhen nicht auf Rädern, sondern auf einem Schlitten, welcher ohne Schütteen und Geräusch die Straße entlang gleitet. Ein einziges Pferd genügt dazu. Der Kutscher geht zur Seite, und anstatt einer Peitsche hält er ein Stück ölgetränkten Tuches in der Hand, welches er von Zeit zu Zeit unter den Schlitten steckt, um das Gleiten zu befördern und dem Pferde die Anstrengung zu erleichtern. Man kann leicht denken, welche Annehmlichkeiten dergleichen Fuhrwerke darbieten. Bei den Eilwagen, die Unternehmungen von Privatleuten sind, besteht das Gesetz, daß der Unternehmer jeden Passagier, der zur bestimmten Zeit eintrifft, aufnehmen muß. Und wenn es unmöglich ist, ihn in die bereits überfüllte Kutsche aufzunehmen, so muß er eine andere stellen. Auch dies ist ein charakteristischer Zug für den Holländer, der stets zu früh zu kommen fürchtet.

Die Häuser in Amsterdam sind, wie ich bereits bemerkt habe, aus Steinen gebaut, so wie in ganz Holland. Auf den gemeineren Straßen hat man die Backsteine in ihrer natürlichen rothen Farbe gelassen, doch in den vornehmeren Stadtheilen sind die Außenseiten der Häuser eben so sorgfältig gemalt und lakirt, wie die inneren Wände. Unglücklicherweise findet man bei der Wahl dieser Farben nicht eben immer den besten Geschmack. Manche Häuser sind blau, andere grün oder gelb, während Ecken und Giebel weiß sind und Verzierungen der rohsten Skulptur das Wunderbare ihrer Erfindung erhöhen. Der höchste Beweis von Verschwendung und Geschmack, den ein Holländer zu geben weiß, ist, das er auf jeden Giebel seines Hauses eine antike Vase und auf die Mitte des Dachs eine Gestalt, eine einen Dachs, ein Schaf oder einen Schäfer, stellt. Die Häuser haben selten mehr als drei Fenster nach vorn heraus; denigen sie es auf fünf, so gehören sie zum höchsten Range an. Alle sind auf Pfähle gebaut, denn die Erdecke ist sehr dünn, und stehen oder acht Fuß unter der Oberfläche findet sich Wasser. Für ein Haus von gewöhnlicher Größe sind ungefähr hundert Pfähle erforderlich, jeder 30—60 Fuß lang; ein Staatsgebäude verlangt wenigstens tausend; zur Aufführung des Palastes sind, wie man mir versichert hat, 13,700 gebraucht worden. Bauten sind in Holland höchst kostspielige Unternehmungen; das Haus selbst zu bauen, kommt erst als zweiter Punkt in Betracht, zuerst muß der Grund gebaut werden, auf dem das Haus stehen soll; und ist dieser gewonnen, wankt er oft und versinkt während des Hausbaues. Um mich in meiner Schilderung nicht in ein Meer von Einzelheiten zu verlieren, führe ich den Leser von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, führe,

Digitized by Google

bitte ich ihn, mit mir den Thurm des Palastes zu besteigen; hier genießen wir eine weite Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung.

Die breite graue Wasserstache, die sich vor unseren Blicken ausdehnt, ist der Zuyderzee, dessen dunkle trübe Wellen sich langsam fortwälzen, bis sie sich mit dem Deutschen Meere vermischen. Auf der westlichen Seite erblicken wir das Ei, ein Gewässer, welches von seiner Gestalt den Namen hat und Nord- und Süd-Holland scheidet. Mehr südlich begegnet uns das Haarlemmer Meer, das in der Sonne wie ein Spiegel glänzt. Rings um diese Wassermassen breiten sich weite grüne Ebenen aus und mischen sich in der Ferne mit dem Blau der Wolken. In beiden Seiten gewahrt man Gruppen von Thürmen und Zinnen, die dunkle senkrechte Linien in den Horizont ziehen. Dies ist Alkmaar, Haarlem, Leyden, Utrecht, die man nebst vielen anderen Städten in allen Richtungen erkennt. Dies Panorama bietet wenig Abwechselung, doch es ist eigenthümlich und entbehrt einer gewissen Großartigkeit nicht. Die weiten, mit frischem Grün bedeckten Ebenen verleihen in ihrer Einförmigkeit das Gemüth in eine gewisse ruhige, angenehm melancholische Stimmung. Gebirgsgegenden stellen uns bewegte Leben dar, sie erwecken Gedanken von Kämpfen und Hindernissen; Ebenen sind ein Bild des ruhigen, gleichmäßigen Daseyns, welches von keiner Leidenschaft, keinem Kampfe bewegt, friedlich dahingleitet.

Die Stadt unter uns tragt das Gepräge der höchsten Einförmigkeit. Mit Ausnahme von zwei Gothischen Kirchen und fünf oder sechs Thürmen, die durch ihre Höhe und Gliederung hervortun, ist Spanische Bauart erkennbar sind, kann man die Staatsgebäude von den Privathäusern nicht unterscheiden. Das bedeutendste Staatsgebäude ist der Palast, auf dessen Spitze wir uns stehend denken. Der viereckige Platz, auf dem er steht und den er allein fast ganz erfüllt, heißt der „Dam" und bildet den Mittelpunkt der Stadt. Ursprünglich war der Palast in reinen Holländischen Style aufgeführt; später, als er zur Residenz König Ludwig Bonaparte's eingerichtet wurde, hat man ihn modernisirt. Er wird auch jetzt noch als Königliche Residenz benutzt, nah König Wilhelm wohnt darin, so oft er Amsterdam besucht. Der Thronsaal soll der weiteste von Europa seyn; seine Wände sind von weißem Marmor, doch seine höchste Zier sind einige Spanische Flaggen, die einst der fremden Tyrannei durch die Hände der Freiheit sind entrissen worden.

Wir steigen von unserem Belvedere nicht herab, ohne einen Blick auf die lange Reihe von Schiffen zu werfen, welche die Stadt von der Nordseite umgiebt und gleich einem schützenden Wadve vor der Wuth der Winde und Wellen zu bewahren scheint. Wenn die farbigen Wimpel im Winde spielen, das ist ein herrlicher Anblick, und stets bietet der Hafen ein großartiges Bild holländischer Betriebsamkeit und Thätigkeit. Er bildet eine Verbindung zwischen dem Ei und dem Zuyderzee, ist nicht weniger als eine Meile lang und steht mit Schiffen erfüllt. Die Bürger sind vorzüglich stolz auf ihn; sie fühlen sich nirgends so heimisch als in ihm; der Pech- und Theergeruch ist ihnen angenehmer als alle Düfte des Ostens. Zelte dreiten sich das Ufer entlang aus, und hier pflegt der Holländer von alten Schlage, der noch wie seine Vorväters raucht und dem siebzigsten Jahrdunert sich rühmt, mehr Schiffe als Häuser zu besitzen, seine Mußestunden zu verbringen. Wenn er unter einem derselben sitzt, die Pfeife im Munde, so ist er in seinem natürlichen Elemente, gleich Neptun, der, auf Wellen sich wiegend, sein Reich überschaut, den Dreizack in der Hand.

Dem allgemeinen Rufe, in dem die Holländer stehen, entsprechen sie wenig, wie dieser Fall kann überhaupt bei Individuen sowohl als bei Nationen so häufig ist. Der Spanier wird seines gemüthigen Ernstes wegen gerühmt, und doch ist in Wahrheit Niemand weniger ernst, Niemand vergnügungssüchtiger. So heißt es vom Holländer, er sey schweigsam, und er ist im Gegentheil die Geschwätzigkeit selbst. So wird er als Muster von Reinlichkeit gepriesen, doch er übt diese Tugend nur in seinem Hause, nicht an seinem Körper; es geschieht häufig, daß man einen Holländer mit ungewaschenen Händen sieht mit einem Hemde, das er schon vierzehn Tage getragen, in einem Zimmer sitzen sieht, das so lange gerieben und geschabt worden ist, bis es ein Muster von Reinlichkeit und Nettigkeit ist. Eben so wenig bestätigt sich, was man von dem Holländischen Phlegma spricht und schreibt. Ich war während des Jahrmarkts in Amsterdam, und ich glaubte in der aufgewecktesten, lebenslustigsten Stadt Europa's zu seyn. Während des Tages drängte sich das Volk um Puppenspiele und Seiltänzer, und es bestand noch eine Art von Ordnung; doch bei der Nacht änderte sich die Scene. Kaum hatte es jedn geschlagen, so sammelten sich Schaaren von Weibern, welche unter Gesang und Tanz die Straßen durchschwärmten wie Bacchantinnen und alle Vorübergehenden nöthigten, an ihrer wilden Freude Theil zu nehmen. Jener Platz, jede Straße waren von diesen Furien erfüllt, und ihre geräuschvollen Saturnalien währten die ganze Nacht. Auch die Männer waren von diesem Taumel angesteckt, und man sah Schwärme von Fischern, welche im ungestümen Tanze kreisten, und Schäfer aus der Umgegend, welche, in Schaffelle gehüllt, die Wirthshäuser umlagerten, ihr gewöhnliches Getränk, die Milch, vergaßen und den Göttern des Branntweins opferten.

Noch sind einige Worte von den Juden zu Amsterdam zu sagen. Sie bewohnen ein besonderes Stadtviertel, nicht weil sie dazu gezwungen sind, sondern weil sie es (aus alter Gewohnheit) vorziehen, mit einander in engerem Verkehr zu leben. Die allgemeine Toleranz, welche in Holland herrscht, macht in Betreff der Juden keine Ausnahme; sie genießen dieselben Privilegien und Rechte wie die christlichen Einwohner. Ihre Abkömmlinge nach zerfallen sie in zwei Stämme, in die Deutschen, welche verhältnißmäßig arm, und die Portugiesischen, welche sehr reich sind. Die Synagoge des letzteren Stammes ist die größte und am reichsten ausgestattete in Europa. Sie treiben verschiedene Gewerbe, doch ihr natürlicher Hang zieht sie, wie überall, so auch hier, zum Handel. Eine andere Beschäftigung, für die sie eine besondere Vorliebe zeigen und die sie wie ein Monopol auf einander zu vererben schienen, ist die Diamanten-Schleiferei. In Amsterdam wird dieses Geschäft in einem eigens dazu bestimmten Hause getrieben.

Vor zwei Jahrhunderten wuchs ein Knabe von zartem, schwächlichem Körperbau in der Judengemeinde zu Amsterdam auf. Die erste Sprache, die er lernte, war Hebräisch; das erste Buch, das er las, die Bibel; die ersten Meister, die er hatte, Rabbinen. Der Knabe war mit tiefer Einsicht begabt, und sein Verstand flößte ihm Zweifel ein. Sein Forschergeist schien seinem Stamme verwerflich, er wurde von den Häuptern desselben angeklagt und erhielt den Befehl, zu widerrufen, was er verwiegerte. Hierauf wurde er aus der Gemeinde ausgestoßen, mischte sich unter die Christen und lernte das Griechische und Lateinische. Sein Lehrer hatte eine Tochter, der er seine Neigung zuwandte, doch sie wurde nicht erwiedert; so entsagte er ihr und wiomete sich gänzlich der Wissenschaft. Eine Leidenschaft trat an die Stelle der anderen. Des Cartes nahm den Platz des Geliebten ein. Der junge Philosoph hatte bald seinen anderen Umgang, als den er großen Zweiflern, und die Anwendung, die er von den Lehren desselben machte, setzte sein Volk in nicht geringen Schrecken. Aus Furcht, daß der ganze Stamm durch seinen Abfall in den Augen anderer Völker verlieren könne, bot man ihm einen Jahrgehalt, wenn er wieder in der Synagoge erscheinen wollte. Seine ironische Antwort zog neue Verfolgungen und den Angriff auf sein Leben nach sich. Da bewog ihn, sich tiefer in das Land zurückzuziehen, welchselb er sich durch die Arbeit seiner Hände ernährte, denn er war arm. Neue Verfolgungen seiner Feinde trieben ihn von Ayl zu Ayl, bis er sich im Haag festsetzte. Hier lebte er in strenger Zurückgezogenheit und stoischer Enthaltsamkeit; sein Geist hielt seinen Körper aufrecht, und seine Gedanken schienen seine Nahrung zu seyn. Doch gehaßt und verfolgt wanderte er, übte er einen großartigen Einfluß über die ganze geistige Welt. Er hatte Schüler, die ihn wie ein Orakel verehrten, und die oft seine Nahe hörten, um seine Meinung über verwickelte metaphysische Fragen zu erfahren. Reichthümer verachtete er. Er wied Gelduntertützungen zurück, so gar die Erbschaft, die ihm ein Freund bestimmt hatte, und die Anerbieten von Fürsten; die ihn persönlich besuchten, um ihn zu bewegen, seine Einsamkeit zu verlassen. Er zog es vor, in stiller Unabhängigkeit dem Ziele nachzuringen, das er sich gesteckt hatte. Als Nachfolger von des Cartes und als Vorläufer des achtzehnten Jahrhunderts, fügte er einen gewaltigen Stein zu dem Gebäude der Philosophie.

Dieser Jude war Spinoza. (N. M. M.)

Frankreich.

Lemercier's und Victor Hugo's Stellung zur Französischen Literatur.

Aus Salvandy's Erwiederungsrede an Victor Hugo in der Französischen Akademie.

(Fortsetzung.)

Allerdings gab es in Frankreich eine Versammlung, die sich durch Beredsamkeit, Genie und Macht auszeichnete, die mit dem Talent die Tugend, mit der Macht Muth paarte, welche die alte Sociale Ordnung zu beschließen wagte und die neue gründen wollte. Sie gründete dieselbe auf die ewige Gerechtigkeit, auf die bürgerliche Gleichheit, auf die menschliche Würde, indem sie zwar Fehler machte, und das große, aber aus Unerfahrenheit des Geistes und Herzens, aus Liebe zur Menschheit, aus Uneigennützigkeit, aus Tugend. Sie, die alle Illustrationen aus Tugenden Frankreich in sich vereinigte, gab nicht blos für Frankreich Gesetze, sondern für das Menschengeschlecht. Es kann in der Welt kein bürgerlicher Fortschritt gemacht werden, der nicht von ihren Schöpfungen datirt. Ihre Grundsätze sind die Gesetzbücher der Zukunft; sie ist es, die man bewundern darf. Lemercier, diesem ersten Ideal seiner Tugend treu, sah den Culminationspunkt unserer Geschichte zwischen Ludwig XV. und Napoleon; er sah in ihr gegenwärtig diese Versammlung der Genien der menschlichen Vernunft genannt, welcher, wie die Berge, sich durch eine jener Gährungen gebildet, die auf große Erschütterungen gewöhnlich folgen, aber wenigstens der Menschheit einen großen Stützpunkt und ein herrliches Schauspiel hinterlassen hat.

Hat man wenigstens die Tragödie „Agamemnon" der Konventionalen verdammt? Sollte dieses Werk nicht eher eine Protestation, als eine Reminiscenz seyn? Müssen wir nicht darin die Auflehnung eines edlen Geistes gegen die Sprache, die Ideen, die Menschen, welche bis dahin geherrscht hatten, sehen? Sie selbst haben als kompetenter Richter diese Strenge der Formen, diese Einfachheit der Anordnung und des Stils, diese Erhabenheit ohne Schmuck, diese Natur ohne Raubheit, diese antike Farbe, die über das Ganze verbreitet ist, gerühmt. Auch in ihr ist Schrecken, aber er kommt von den Leidenschaften; auch in ihr ist Fatalität, aber eine Griechische, welche die Götter nicht ausschließt. Das ist nicht die revolutionaire Schule. Ich sehe überall Aeschylus, nugends Danton. Und machte dies nicht ihren Erfolg so groß? Man sah unter dem Direktorium einen seltsamen Kampf zwischen den Regierenden, die mit aller Macht das revolutionaire Prinzip festhielten, die Quelle und Sanction ihrer Herrschaft, und Frankreich, welches, den Klauen des Schreckens entronnen, mit Entzücken zu allen Genüssen der Civilisation, Gesellschaft, Literatur und Künste zurückkehrte. Frankreich begrüßte in Lemercier's Werk das Erwachen der alten

Digitized by Google

Studien, die Wiederbelebung der geistigen Freuden, wie es den jungen Eroberer begrüßte, der diesem Volk, das so viel zerstört, die Hände voll von den Meisterstücken Italiens entgegennahm. Das Directorium gab dem Strom nach, indem es mit einem antiken, republikanischen Pomp den Helden im Luxembourg, den Dichter auf dem Marsfeld krönte, und ohne es zu ahnen, dankte es so auf beiden Seiten ab.

Das Konsulat war eine solche Erlösung, daß es der Freiheit glich. Selbst Lemercier täuschte sich hierin. Er liebte Bonaparte, weil er ihn bewunderte. Diese Epoche war bei Beiden die schönste ihres Lebens. Napoleon war auf der Höhe seines Genies und seines Wirkens. Er beseitigte mit seiner schöpferischen Hand die neue soziale Ordnung: er brachte Regel und Gehorsam hinein, endete Einheit, stammte zu unterdrücken. Er richtete die Altäre wieder auf, er stellte die Monumente und Institutionen wieder her. Er errichtete Türenne, jenes Gahmnal, in dessen Nähe er einst nach der ganzen Iliade seiner Schlachten, nach der ganzen Odyssee seiner Verbannungen als Soldat neben dem Soldaten, als Sieger neben dem Sieger ruhen sollte. Lemercier, mit zufriedenem Stolz und Herzen, sollte sehen wie Alles, von denen das Konsulat selbst sich seiten ließ. Es war die allgemeine Tendenz der Literatur, welche sich an der Anarchie rächte, indem sie in der Kunst die alten Formen, in der Politik die alten Zeiten proklamirte, und zwar so, daß Lemercier sich eines Tages vom Publikum und von Napoleon überholt sah. Dreis sehen sich gegen „Christoph Colomb", weil die Einheit des Orts darin verletzt war, und bieten stellte den Thron Louis's XIV. und Karl's des Großen wieder her. Lemercier, der ein Mann von 1789 war und es immer geblieben ist, hatte in Betreff der Monarchie und der Freiheit Gesinnungen, die mit dem Kaiserthum unvertrüglich waren. Er nahm die höchste Magistratur von Seinesgleichen an, aber nicht das Königthum: er glaubte nicht daran. Selbst die Weihe der Religion und des Siegers konnte ihn nicht. Da er ohne Ehrgeiz und ohne Furcht war, so konnte nichts seinen geraden Verstand täuschen. Man glaubt es nicht, wie leicht die Uneigennützigkeit und in der Zukunft lesen läßt. In aller Unbefangenheit seines Urtheils wie seines Muthes sagte er zu Napoleon, dem Herrn der Welt, jenes glänzende Wort: Ich warte!

Allerdings bot Frankreich damals ein großes Schauspiel. Es erfüllte die Welt und noch selbst in einem Mann erfüllt. Lemercier aber fragte sich, ob das nicht eine falsche und gefährliche Größe wäre, wo ein Mann alle Kräfte von vierzig Millionen Menschen in sich absorbirt. Sie, mein Herr, haben den Koloß wieder aufgerichtet unter uns, Sie haben uns seine Thätigkeit als Bezwinger, als Schöpfer von Königen, als Gründer eines Lehnssystems so anziehend vorgeführt. Lemercier selbst schilderte die Bedingung dieses Zustandes so: Das Schweigen überall und ein immerwährender Sieg. Es komme ein Tag, wo das ermüdete Glück an einem Ende Europa's den Rücken kehrt, und Alles schwankt. Die Nationen, die Napoleon besiegt hat, werden sich in Waffen erheben. Die Könige, die er geschaffen, selbst die seiner Familie, werden ihn im Stich lassen, ehe sie fallen. Die Dynastien, deren Sturz unwiderruflich gemacht zu haben er vor der Welt sich rühmte, werden ihn noch während der Dauer seiner Macht durch ihre Restauration Lügen strafen. Von allen Seiten endlich werden jene verborgenen Wunden aufbrechen, auf die Lemercier schon in der historischen Unterhaltung von Saint-Cloud hinwies: der Zorn wird die Völker aufrütteln, die Eroberung der Welt wird mit der Invasion, der Absolutismus mit der Einkammerverfassung, und Frankreich, das Brod für alle Opfer, zum Rhein, wo Napoleon es überkommen hatte, bis an seine alten Gränzen zurückweichen, über welche die Revolution es weit hinaustudehnen gedacht.

So sprach Lemercier. Er trug ohne Klage und Hochmuth Napoleon's Feindschaft. Seine Tugenden waren einfach, weil sie ihm nicht schwer wurden. Aber wie schrecklich ist es, daß in derselben Zeit, wo Napoleon Herr der Welt geworden war, Lemercier alle Gefahren des Lebens über sich hereinbrechen sah, daß er aus einem Unglück ins andere stürzte, während Napoleon von einem Sieg zum anderen getragen wurde, daß er sich endlich sogar um die Trümmer seines Vermögens gebracht sah. Er war einen Augenblick auf siebzehn Sous täglich reduzirt, und seine eigenen Freunde wußten es nicht: er war einer von denen, die man immer für reich hält, weil sie essen würdig sind. Vom Theater ausgeschlossen, hatte er sich auf die Wissenschaften geworfen und die Atlantiade gedichtet; er besuchte das Katheder des Athenäums und beschenkte die Französische Literatur mit seinem „Cours de literature", der eine der schönsten Früchte der Werthumsstufen unter uns ist.

Sagen wir die Wahrheit. In unseren Ideen und in unserer Sprache herrscht die materialistische Gewohnheit, die Größe der Regierungen nach der Größe, mit der sie umgeben, zu messen. Wir bewundern sie, daß sie nichts sich gegenüber geduldet, das heißt, daß sie vor Allem Furcht gehabt. Der Konvent erdrückt seine Gegner mit dem Beil. Das Kaiserthum, das eine wirkliche Macht und Majestät hat, außer ein einziges Mal, begnügt sich, seine Feinde gefesselt zu halten. Wie viel mehr liebe ich die gegenwärtige Stellung der Regierungen, die einen Schritt weiter gethan, indem sie im Kampf sind und durch den Kampf regieren!

Diese Gesinnungen waren die Lemercier's. Seine Kämpfe unter der Restauration und seit 1830 gegen die Unterdrücker Griechenlands, gegen die Parteien der Gelehrtenrepublik, gegen die dramatische und politische Censur, vermochten keine seiner Erinnerungen aus der Schredenszeit und dem Kaiserreiche auszulöschen. Da seine Feindschaften ihre Quelle in Grundsätzen und nicht in Interessen hatten, so konnte er nicht zu denen gehören, die im Kampf der Gegenwart vertheidigen, was sie früher bekämpft. In der Auffassung der Julilage und später schrieb er bei all seiner republikanischen Gesinnung leidenschaftlich gegen die Erinnerungen der Republik. Später, als die Nachricht sich verbreitete, daß ein Französischer Prinz sich anschicke, nach Sankt-Helena zu segeln, um die Kaiserliche Asche dem Französischen Boden wiederzugeben, konnte er als Mensch und Freund Theil nehmen, aber nicht als Bürger und Philosoph. Die Akademie wird diesen Mann, der sie verachtete, um sie zu vergessen, mit Ehren machen, auf das Lob des großen Mannes einen Preis zu setzen. Sogleich protestirte Lemercier mit aller Kraft seines Geistes und Wortes. Er protestirte im Namen des Vaterlandes, das an seiner Freiheit, seinem Gebiet und seiner Größe verstümmelt worden. Allerdings ist das nicht das Urtheil der Geschichte, denn es ist ein einseitiges. Es hieß die Artikeln des Gesetzbuches vergessen, mit denen Frankreich seit vierzig Jahren sich erhält. Es hieß die Siege des Heeren vergessen, die so groß sind, daß sie unsere Niederlage verdunkeln. Aber in derselbschen und wankelmüthigen Zeiten, wie die unsrigen, mäßen wir jene seltene Treue gegen sich selbst, jene unwandelbare Standhaftigkeit ehren, und wenn wir und an die allgemeine Theilnahme erinnern, welche die Rückkehr der Kaiserlichen Asche erregte, so werden wir sehen, daß jene andere, seltenere Gemüthsart bewundernswerth schaft, die dem Staatsmann manche Fehler, manche Gewissensbisse ersparen möchte, den Muth, welcher der Tyrannei einer allgemein herrschenden Meinung zu widerstehen wagt. Jene Sitzung ist uns theuer und denkwürdig. Es ist die letzte, wo wir den berühmten Schriftsteller, den treuen Kollegen, den Ehrenmann, den man in der Nähe lieben und in jener Entfernung bewundern mußte, in unserer Mitte sahen. Zwei Tage darauf erlosch dieses Leben plötzlich, das in einem gelähmten Körper bis zum 72sten Jahre die Jugend der Phantasie, des Herzens, des Talents bewahrt hatte. Lemercier sollte sterben, wie er gelebt hatte. Sein Tod glich einer Protestation.

Aber, ich muß es aussprechen, wenn er viel protestirte, so hatte er nur zu oft Gerechtigkeit und Wahrheit auf seiner Seite. Die Opposition war bei ihm weder eine Laune seines Charakters, noch eine Krankheit der Seele. Er gehörte nicht zu jenen verdrießlichen Naturen, die mit Allem unzufrieden sind, einem Laster, worin sich eine geheime Unzufriedenheit mit sich selbst verbirgt. Es war ein großer, strenger, wohlwollender Geist; weit entfernt, „mit dem Fluß über seine Quelle, mit dem Baum über seine Wurzel zu hadern", hatte er vier große Regierungen bei ihrem Auftreten mit Vertrauen begrüßt: die Revolution von 89, das Kaiserreich, die Restauration und die Regierung von 1830. Er nahm es mit den Programmen nicht streng, desto mehr mit der Ausführung derselben, und kann man leugnen, daß die Ausführung mehr als einmal seine gerechte Erwartung getäuscht hatte? Allerdings kann man ihm die Mängel vorwerfen, welche die Entfernung von den praktischen Geschäften nothwendig mit sich bringt: Einseitigkeit bei der Beurtheilung neuer Kenntniß und Thatsachen und ungerechte Urtheile aus Eifer für die Gerechtigkeit. Aber man lese nur seine zahlreichen Schriften; man wird darin immer dieselben Prinzipien wiederfehren sehen, denen er noch jung sein Leben geweiht, den Tadel dessen, was er einmal getadelt hatte. Er konnte an einem bestimmten Tage von unseren verschiedenen Regierungen glauben, daß sie für Frankreich nicht mehr thäten, aber nie wollte er ihm das Recht des vergangenen Jahres aufzwingen. Man hat ihn zuweilen seiner Zeit voraus eilen, nie hinter ihr zurückbleiben sehen.

Soll ich von Ihrem Urtheil über seine Arbeiten sprechen? Sie konnten Ihren ganzen Gedanken ausdrücken, selbst ohne zu Vergleichungen der Zukunft zu nehmen, auf die er keinen Anspruch machte und die wir und hüten, für ihn zu verlangen. Ihre konservativen Verwahrungen im Interesse der Kunst haben mir nur in einer Beziehung überrascht: ich fürchtete, Sie strenger zu finden, als wir es sind.

Warum es leugnen? Die letzten Produkte Lemercier's tragen nicht immer das Gepräge jener leichten Grazie, die, wie die Maler sagen, seine erste Manier auszeichnete. Seine Diktion scheint weniger frei als in den Epochen, wo sein Gedanke es nicht war. Sein Styl läßt glauben, daß sein Geist wie sein Charakter in der Zeit des Zwangs unter der Geisel der freien Thäter. Es giebt erhabene starke Naturen, die ihre Unbefangenheit im Sturm finden. Aber davon abgesehen, wie treu finden wir ihn in sechzig Jahre langen Arbeiten den Interessen der Kunst, den Prinzipien des Geschmacks und seinen Gefühlen! Tadeln Sie seine gestreichen Komödien, Pinto oder Christoph Colomb, die dem Parterre der Zeit wegen der Einheiten verdächtig waren? Er selbst hat in einer seiner Einleitungen vorher merken lassen, daß diese neue Gattung der historischen Komödie die einführen wollte, auch sein literarisches Gewissen beunruhigte. Und zwar waren es nicht seine eignen Kühnheiten, die ihm Skrupel erregten: er fürchtete, Andere zu noch größeren verleitet zu haben.

Beziehen sich vielleicht Ihre Verwahrungen auf seine Atlantiade, jenes sonderbare Epos, in der die Natur der Zeit ist und die Wissenschaft den Stoff zum Wunder reichte, wo jeder Akkord sich selbst geschaffen, die Handlung, den Schauplatz und die Götter? Diese außerordentliche Phantasie eines originellen tiefen Geistes hat eine ernste Seite, die es wohl verdient, und länger zu beschäftigen. Lemercier sah mit dem religiösen Glauben auch alle epische Maschinerie zerstört durch die Angriffe der Philosophie und ihres Hauptes,

„des sektiererischen, fanatischen Unglaubens."

Nicht begreifend, als Kind des 18ten Jahrhunderts, daß man das unsrige zu dem Wunderstoff Dante's, Milton's, Tasso's, Camoens'

Digitized by Google

zurückführen könne, wollte er dieses Werkzeug, das in der Poesie wie im menschlichen Bewußtseyn eine so große Leere ließ, selbst schaffen. Kühn steigt er zu der Theogonie Hesiod's hinauf, in dessen mythologischen Formen er die Elemente der orientalischen Wissenschaft entdeckte, und baut nach denselben Muster fort. Gelasme Schwäche dieses furchtlosen Geistes, nicht zu sehen, daß der Homerische Olymp wahr und lebendig war, daß er die Wahrheit, die Vorstehung, oder was der Mensch davon wußte, in sich begriff. Was war dagegen der wissenschaftliche Olymp Lemercier's? Ein Geständniß unserer Einsamkeit, nachdem wir den Himmel entvölkert, unseres Schreckens, nachdem wir es bemerkt, unserer Ohnmacht, indem wir ihn wieder ausfüllen wollen. In der Griechischen Fabel wirft Deukalion Steine und bringt Menschen hervor; Lemercier wollte auf dieselbe Weise Götter schaffen, aber es mißlang. (Schluß folgt.)

Dänemark.

Dänisch-Deutsche Nordseebilder.

II. Die Marsch.

An der Straße, die Britannien von Europa trennt, beginnen diese Ansätze aus dem Meere — man möge sie nun für Geschenke ansehen, oder für Raub, der zurückgewonnen ist. Ich huldige der letzten Meinung. Das Meer ist eigenthümlicher Boden in Sand und Stein; der schmiegt sich gewaltsam dem angerungenen Besitz auf Eroberungen vom Lande. Was jetzt Marsch ist, war einstmals Geest — Hochland gewesen seyn. Das Meer ist im gewaltsamen Naturaustausche ins Land eingebrochen und hat seinem Zurücktreten bald es die leichtere, losere Oberrinde bis auf die feste und zähe Lehmunterlage mitgenommen und in seine entfernten Tiefen fortgespült. Die mächtige Nordsee wälzt vielen Salzwassergraus, schweren Wellen aufgethürmt und von den Stürmen des Westens getrieben, mit einer Gewaltsamkeit, welcher die ausdauernden Anstrengungen des Menschen kaum Gränzen zu setzen vermögen. Gegen dieses wilde Meer gleicht die Ostsee nur einem Teich. Ralte Sagen stimmen hiermit überein: die Suion-Sage, Aage's und Ebbe's Lied, die Ueberschwemmungen der Longobarden, Cimbern und Teutonen nach Süden und ihr Durchbrechen der Alpen, der Dämme Italiens, lehren uns, daß diese Halbinsel sich einstmals viel weiter gegen Westen ausgebreitet hat.

Wann die Zurückeroberung angefangen hat, das wissen wir nicht, eben so wenig, als wir begreifen, woher die Wälle gekommen sind, diese Riesenwerke, die uns an den Chinesischen Damm gegen die Ueberschwemmungen des Sandmeers, Mittel-Asiens, die Sturmfluth der Nomaden, denken lassen, die sich vom Gelben Meer bis an das Atlantische Meer erstrecken. Kraftvoll, unerschrocken, hartnäckig sind sie gewesen, diese Gegner des Meeres; sie haben ihre Nacken auch gegen das Joch der Menschen gestellt; Belgier, Bataver, Friesen, Ditmarsen, alle haben sie mit der Kraft der Bergbewohner ihre fruchtbaren Sümpfe vertheidigt. In der äußersten Noth haben sie sogar ihren alten Feind, das Meer, gegen den neuen vom Lande zu Hülfe gerufen.

Ist das Meer wirklich einmal im Besitz dieser Gegenden gewesen, so hat es sie verheert, berichtet zurückgegeben. Man kann nicht daran zweifeln, daß das hundert- oder tausendjährige Einwirken der See dem Boden diese Aegyptische Fettigkeit mitgetheilt haben muß, welche die Schuren des Marschbauern und die Schlächterbuden Hamburgs füllt. Und dieses so sehr verschrieene Meer, das seine Dabtehen mit Wucherzinsen bezahlt, fährt sogar stets fort, eine Schuld nach der anderen zu löschen; jährlich wird die Anspülung breiter und breiter; von den Dämmen sieht man zur Ebbezeit die Gründe sich weiß und glänzend, wie Eisfelder, viele tausend Schritte in die Tiefe hinausdehnen. Lange Zahre wird es schwerlich dauern, daß die Marsch noch einmal ihren unerschöpflichen Boden vergrößert.

III. Erinnerungen an die Kämpfe der Ditmarsen.

Meldorf liegt mitten auf einem nach allen Seiten sanft abfallenden Sandrücken. Gegen Norden dehnt diese Geestbobe sich am weitesten nach der Marsch hin, auf deren mit Gräben eingefaßter Fläche sich zwischen obiger Stadt und Hemmingstedt die denkwürdige Schlacht oder richtiger Niederlage vorfiel, die der alten Landesfreiheitsperiode noch eine Zugabe von 60 Jahren verschaffte. — Hier auf der Meldorfer Seite ist eine kleine längliche Erhöhung, und dicht dabei eine ähnliche, aber viel größere. Ueber beide ist der Pflug gegangen, und sie geben der Reihe nach Korn und Weide. Der kleine Hügel heißt „Himmelreich", der größere „Hölle". Jener birgt die Gebeine der in der Schlacht gefallenen 200 Ditmarsen, — dieser deckt unter seiner fruchtbaren Krume die Ueberreste von 20,000 Feinden. Die Ersteren wurden gleich nach der Schlacht in ihr stilles Grab gelegt; die Letzteren dagegen mußten erst die Bekleidung ihrer Gerippe den Raubthieren und Aasvögeln preisgeben.

Es ist in der Ordnung, daß die Hölle viel größer und stärker bevölkert ist, als das Himmelreich; aber daß sie so dicht bei einander sind, stimmt nicht mit der Vorstellung von einer „verschlungenen Tiefe" zwischen beiden.

Giebt es sonst kein sichtbares Zeichen von diesem glänzenden Sieg? Keinen Triumphbogen? Keinen Obelisk? Nicht einmal einen Leichstein, um die Demüthigung der Stolzen und die Erhöhung der Geringen zu verewigen? Nein! Denn hier ist der lange blutige Bruderzwist begraben: Gugner und Mißner sind in den Hügel gelegt, und Forst schmückt Jahr für Jahr ihre Gräber mit den Blumen der Hoffnung und den gelegneten Früchten des Friedens.

Wenn du ein gut Stück nördlich von Meldorf kommst, so siehst du am Wege einen Pfahl mit einer Aufschrift, die dich belehrt, daß du auf der Gränze von Süd- und Nord-Ditmarschen bist. Hier hält du also nun ein tichtbares Denkmal aus der Vorzeit, aber freilich kein erfreuliches. Es erinnert an Theilung, Mißgunst, Hader, sogar in einem so kleinen Staat; erinnert daran, daß der eine Theil an Feindes Hand fiel, weil der andere an der Vertheidigung des Ganzen nicht Theil nehmen wollte, und erinnert daran, daß das Ganze aus denselben Ursachen fiel. Wendest du nun aber deinen Blick gegen Westen, so erblickst du, schon in der Nordmarsch liegend, Burg-Kirchen dicht neben einander. Denkmal aus der Vorzeit, der Dämon der Zwietracht sein Mörderschwert und seine Brandfackel geschwungen. Sparta und Messenä! Theba und Athenä! Achäer und Aetoler! hättet ihr eure eigenen Eingeweide nicht zerrissen, niemals dürften Hesperiens Adler eure Freiheit und Selbstständigkeit geraubt haben. — Doch es ist so, es kann nicht anders seyn, und darum muß es gut seyn, daß das Vaterland von so wie das Intellectuelle — eine Vergrößerungs- und Zusammenschmelzungs-Tendenz hat. Und gleich wie in einem weitläufigen, langwierigen chemischen Prozeß die verschiedenen feindlichen Elemente erst nach manchem mißglückten Versuch und gegenseitigem Kampf zu dauernder Vereinigung gebracht werden, so erfordert es eine unzählige Menge ehemer Sturmbänder, Anker und Ketten, nebst Cement von Blut und Augenwasser, um ein festständiges Staatsgebäude zu vollenden.

Die erste und damals einzige Menschenlawine konnte sich nicht einmal einigen; sie ward durch Bruderzwist gestört. Als der Familien mehr wurden, führte jede ihren eigenen Krieg, bis sich mehrere zu einer Gemeinschaft vereinigten. Und diese erweiterten nach und nach ihren Grundbesitz, bis das Meer, große Ströme, Berge und Wüsten dem Staat die natürlichen Gränzen absteckten. Andere Gränzlinien sind es, welche die Sprachen ziehen. Eine solche war ehemer, aber später vergaß: „das man dem Fliehenden Feind eine Brücke bauen soll." Denn Verzweiflung kann Flucht in Sieg verkehren.

Ich fragte nach den Fahnen — den vielen feindlichen Fahnen in Wöhrdens Kirche. Ich wollte das alte Dannebrog gern sehen, oder wenigstens mir einbilden zu sehen, unser Kreuzbanner, dieses Wahrzeichen, das drei Jahrhunderte hindurch so oft immer ein Siegeszeichen für die Dänen und ein Todeszeichen für ihre Feinde war, bis es auf diesem fluchtbaren Wahlplatze Hans Ahlefeldt's blutigen Händen entrissen ward. Aber mit dem Dannebrog zugleich sind auch die vierzig anderen Trophäen aus Wöhrdens Kirche verschwunden. Die Kirche ist seit jenen schrecklichen Zeiten umgebaut; sie ist neu, und ein neuer, ein friedlicher Sinn beseelt jetzt die Nachkommen jener wilden Krieger, die kein höheres Recht anerkannten, als das auf ihren Lanzenspitzen, und keine höhere Ehre, als die für Blut erkauft war.

Mannigfaltiges.

— Kunstgeschichte in England. Ein Herr W. B. Sarsfield Taylor hat eine Geschichte der Kunst in England unter dem Titel: „Der Ursprung, Fortschritt und gegenwärtige Zustand der schönen Künste in Großbritanien und Irland", in zwei Bänden herausgegeben.*) Der Verfasser sucht darin darzuthun, daß sein Vaterland in den meisten Gebieten der Kunst dem Auslande überlegen sey und auch in allen übrigen ihm mindestens gleich stehe. Auf dem Kontinente, wo man den Engländern nur in der Kupferstecherkunst eine wirkliche Meisterschaft zugesteht, düfte diese Behauptung, die allerdings auf schwachen Füßen ruht, da Herr Sarsfield Taylor die Kunstleistungen Frankreichs und Deutschlands nur sehr oberflächlich kennt, vielen Widerspruch finden. Von den Meisterschulen auf dem Kontinente ist er unter Anderem folgender Meinung: „Jede derselben hat ihren eigenen Charakter. Die beste unter ihnen ist die Französische Schule, die auf Korrektheit in der Zeichnung der menschlichen Figur viele Aufmerksamkeit verwendet, aber es der Englischen Schule im Kolorit und im chiaro oscuro nicht gleich zu thun vermag. Die Belgische nähert sich mehr der Englischen Manier. Die Deutschen zeichnen correkt, aber sind noch zu ängstlich und sorgsam in den Details; sie suchen alle einzelne Theile technisch zu vollenden; dies wird jedoch am Ende prinlich, denn es zeugt von der Mühseligkeit der Arbeit (!). Die Italiäner zeichnen sich jetzt in keinerlei Kunstzweig irgendwie aus. In Spanien sieht es noch trauriger aus. In Holland und zum Theil auch in Belgien scheint es eine Hauptbeschäftigung der Künstler zu seyn, „alte Meister" zu fabriziren, von denen jährlich ganze Ladungen nach England ausgeführt werden, um dort an diejenigen, die mehr Geld als Urtheil für dergleichen Dinge haben, als echt und als kostbare Ausschmückungen der zur Mode gewordenen Gemälde-Galerieen verkauft zu werden."

*) Graf Gerd oder Gerhard von Holstein. In dem Interregnum nach Christoph's II. Tode hausten die Holsteinischen Herren arg in Süd-Jütland; Gerd für den Anderen, getödtet durch Niels Ebbesen 1340.

**) The origin, progress and present condition of the fine arts in Great Britain and Ireland.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Mittwoch den 21. Juli 1841.

Belgien.

Was ist bisher für die Flamändische Literatur geschehen?

Von einem Belgier.

Es ist ein trauriges Geständniß, in das wir Belgier alle einstimmen müssen, die wir auf irgend eine Art im Interesse der Literatur Dinte und Feder gebrauchen, wir mögen es als Dichter, als Roman-Schriftsteller, als Gelehrte oder Philosophen thun, daß alle unsere Bestrebungen nämlich, eine National-Literatur zu gründen, ihre Kraft verlieren, indem sie sich in zwei Sprachen spalten, von denen keine unser ausschließliches Eigenthum ist. Wenn wir sämmtlich und desselben Sprachzweiges bedienten, so gäbe es Einheit der Tendenzen, Gleichartigkeit der Formen und mächtige gegenseitige Anregung und Nacheiferung unter den verschiedenen Theilen Belgiens. Allein, was man jetzt auch sage oder thue, es besteht, wenn nicht Kampf und Anfeindung, doch wenig Gleichheit der Gesinnung zwischen den Schriftstellern, welche Französisch, und denen, welche Flamändisch schreiben; und ein eigenthümlicher, scharf abgegränzter Charakter ist bei den Schöpfungen der Belgischen Autoren füglich nicht zu erkennen. Zu sagen, welcher der beiden Sprachen man bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther den Vorzug einräumen müsse, ist unmöglich; doch welche von beiden das Gedeihen unserer jungen Nationalität begünstigen würde, dies ist außer Zweifel. Man kann auch in Flamändischer Sprache die erhabenen Waffenthaten der Vorzeit, das stürmische Leben der Gegenwart schildern, man kann auch in ihr hohe poetische Gedanken und tiefe philosophische und religiöse Forschungen niederlegen, so gut wie in der Französischen. Vielleicht werden wir von unseren Nachbarn im Süden weniger gelesen werden, allein man wird uns in den Niederlanden und in Deutschland verstehen, und dies ist sicher nicht zu verachten. Fahret denn fort in eurem Wirken, ihr Schriftsteller beider Sprachen; das Land wird eure Verdienste stets anerkennen, sobald ihr seinen Ruhm und seine geistige Wohlfahrt fordert.

Im 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert stand die Flamändische Poesie in hoher Blüthe, das haben uns Männer wie Mone, Grimm, Hoffmann von Fallersleben, Willems, Meyer, Vandenbergh durch ihre Schriften gezeigt; seit Maerlant, dem Vater derselben, bis an das Ende des 16ten Jahrhunderts dreggnet uns eine Reihe von Männern, deren Werke, lange Zeit vergessen, jetzt wieder an's Licht gezogen werden und im höchsten Grade die Aufmerksamkeit der Deutschen, Holländischen und selbst der Englischen Philologen auf sich ziehen. Dichter, Historiker, Botaniker, ascetische Schriftsteller, Philosophen, Gelehrte aller Fächer müssen die Wahrheit unserer Behauptung eingestehen.

Zu unserem Unglück hat später die Wiederbelebung der Römischen und Griechischen Literatur, die geistige Starrsucht, in die unser Land im achtzehnten Jahrhundert gefallen war, die geistige Ueberlegenheit des Zeitalters Ludwig's XIV. und die geringe Aufmunterung, die unseren nationalen Schriftstellern wurde, sich vereint, um den Sinn für die Literatur unserer Väter gänzlich zu ersticken. Die Französische Regierung suchte ihn natürlich nicht wieder zu erwecken, und unter der Herrschaft der Niederlande hatte die Verpflichtung, das Holländische zu lernen, einen tiefen Widerwillen gegen Alles eingeflößt, was an die Literatur Bondel's, Cats' und Silverdyck's auch nur von fern erinnerte. Auch die Revolution von 1830 war der Entwickelung unserer Literatur nicht günstig; in dieser Zeit machten sich Reactionen jeder Art geltend, und Wenige hätten gewagt, irgend ein Kunstwerk in Flamändischer Sprache abzufassen, aus Furcht, des Orangismus, des Anschlusses an die Holländische Regierung oder der Verachtung der neuen Verfassung verdächtig zu werden.

Doch als der Frieden mehr und mehr hergestellt war, traten Männer auf, welche sehr wohl glaubten den Namen Belgier fortführen zu dürfen, wenn sie der alten Sprache ihrer Väter sich bedienten. Einzelne Blüthen der Poesie tauchten auf, die Vorboten des neuen herannahenden Frühlings. Willems erschien unter den Ersten auf dem Schauplatz. Angeblich wegen politischer Ansichten von der Universität verwiesen, rief er seine Landsleute auf ihrer literarischen Verdummpfung, indem er 1834 seine schöne Ueberfetzung des „Reinaert de Vos" herausgab, deren glühende Vorrede gleichsam eine offene Erklärung, ein Aufruf an seine literarischen Genossen war. Er beklagte sich vorzüglich über die Vernachlässigung, in der die Flamändische Literatur lag, und drang voll Kraft darauf, daß man die Flamändische Sprache zu neuer Blüthe erhebe, sie wenigstens in gleichem Maße pflege, wie die Französische. Bald nach diesem Kühnen Versuch ließ Blaamaert ein dithyrisches Gedicht in drei Gesängen unter dem Titel „Liederek de Bud" erscheinen. Hierauf verband er sich mit Serruys, Bervier, Willems, Fräulein Doolaghe (jetzt Frau van Aker), Blick, Schayes, van Duyse, Rens, Verspreuwen, Lebegand und gab, von ihnen unterstützt, einige Lieferungen einer interessanten Zeitschrift heraus, „Letterkundige Oeffeninge". Doch noch war die Zeit einem Unternehmen der Art nicht günstig. Die Anstrengungen, welche einige mathyrische Schriftsteller machten, blieben erfolglos. Wir haben jedoch zu erwähnen vergessen, daß derselben Zeit eine Sammlung poetischer Stücke angehört, „Nederduitsch letterkundig Jaerboekje", welche unter Rens' Leitung bis auf den heutigen Tag fortgeführt worden ist (das achte Heft ist Anfangs dieses Jahres ausgegeben worden). Gegenwärtig giebt es Stücke von mehr als 30 Dichtern. Im Jahre 1835 gab Canaert, früherer Rath am Appellations-Gericht zu Brüssel, ein Buch von hohem Interesse über Flanderns altes Kriminalrecht heraus, das vielen Anklang gefunden hat und eine vielfach vermehrte und umgestaltete Ausgabe eines vor langen Jahren gedruckten Werkchens ist.

Das Jahr 1836 kann man als die Epoche betrachten, von welcher sich das Wiedererwachen der Flamändischen Literatur in unseren Provinzen schreibt. Die Bewegung, welche man kaum bemerkte, empfing einen neuen Impuls und stieg seither schnell zu stets reicherer Entwickelung empor. Um Brabant, Limburg, die Provinz Antwerpen und die beiden Flandern aus dem Schlafe zu rütteln, in den sie versenkt lagen, um bei allen Ständen den Sinn für eine Sprache, die ein mächtiges Element der Belgischen Nationalität bildet, wieder zu beleben, beschloß man, eine große, allgemeine Verbindung zu gründen und in vielfache aus dem ganzen Lande alle Unterrichteten aufzunehmen, die sich für die Fortschritte der Flamändischen Literatur interessiren. Unter die Aufsicht der Regierung gestellt, war diese Verbindung dazu bestimmt, einen gemeinsamen Mittelpunkt für den Flamändischen Theil Belgiens zu bilden; doch der Plan war so großartig, daß er bisher nicht in voller Ausdehnung ins Leben treten konnte; auch waren die Geister, zumal anfänglich, noch zu sehr mit der politischen Zukunft des Landes beschäftigt, denn noch dürfte aus kein fester Vertrag mit Holland für unsere nationale Existenz. Doch so wenig der Plan in seiner ursprünglichen Größe auch ausführbar war, so wurde er, in verschiedenen Punkten geändert, doch die Grundlage eines literarischen Vereins, der bereits viel gewirkt hat; wir sprechen von der Gesellschaft, die unter dem Namen „de Tael is gansch het Volk" noch heute besteht und deren ordentliche Mitglieder sich alle Mittwoch-Abende zu Gent versammeln. Sie ward von Anfang nach einem großen Maßstabe eingerichtet, und weit entfernt, sich an irgend eine Oertlichkeit zu knüpfen, ernannte sie korrespondirende Mitglieder in fast allen Städten Flanderns, Brabants, Antwerpens und Limburgs. Sie wählte zum Organ ihrer Mittheilungen eine Zeitung von Gent, in welcher sich seit fast vier Jahren die wichtigsten dithyrischen, literarischen und philologischen Aufsätze dem Publikum vorgelegt werden. In gleicher Zeit mit dem Entstehen der Gentischen Gesellschaft faßt die Stiftung der Antwerpener, welche sich „Dijstak" taufte und nicht minder thätig war, als ihre Nebenbuhlerin. Um dieselbe Zeit erkannte die Regierung, über die geistigen Bedürfnisse der Flamändischen Theile Belgiens außer Zweifel gesetzt, die Nothwendigkeit, die Entwickelung der Literatur zu unterstützen und den Bestrebungen gewisser vereinzelt wirkender Schriftsteller die Hand zu bieten. Sie ließ eine Art von Kommission zur Förderung Flamändischer Literatur ins Leben treten, welche den Namen einer Gesellschaft annahm, aus dreißig Mitgliedern bestand und zuerst eine Preis-Aufgabe von der höchsten Bedeutung stellte, nämlich die, die bis dahin sehr unsicheren Gesetze der Orthographie festzustellen. Die Frage wurde mit dem größten Beifall aufgenommen. Es gingen dreizehn Abhandlungen ein, und obgleich keine des Preises für würdig erkannt wurde, so geschah doch der Schrift des Herrn Muſeky-Baudewyn ehrenvoll Erwähnung und der Verfasser erhielt eine Gratification. Der Bericht über diese Preisfrage und die dreizehn eingeschickten Abhandlungen bildet ein größeres Werk, das Herr Professor Boreman zu Lüttich binnen kurzem veröffentlichen wird und dem man voll Ungeduld entgegensieht; man hofft, daß es den Streit enden wird, der seit so langer Zeit zwischen Behaghel, dem Verfechter eines grammatischen Systems, das sich auf rein willkürliche Regeln stützt, und zwischen Willems, Blaamaert, Conscience, van Duyse, Suellaert und ihren Meinungsgenossen

Digitized by Google

bestedt, welche nur diejenigen orthographischen Gesetze gelten lassen, für welche der Verstand und die Ueberlieferung alter Sprachenkämäler spricht.

Diese Gesellschaft beschloß 1837, eine Zeitschrift herauszugeben, die für literarhistorische und grammatische Forschungen bestimmt und der Leitung des Herrn Willems anvertraut wurde, welcher, durch mehrere Gelehrte und Literaten unterstützt, alle zwei Monate eine Lieferung des „Belgischen Museums" herausgiebt, so daß gegenwärtig bereits der fünfte Band dieses interessanten Journals erschien. Wir dürfen nicht zu erwähnen vergessen, daß die Regierung bereits vor der Ernennung dieser Kommission die Bedeutung dieser alten literarischen Schätze einsah und den lebhaften Antheil, den sie an denselben nahm, an den Tag legte. 1836 nämlich ließ sie zu London das kostbare Manuskript des „Reinard de Vos" ankaufen, des Flamändischen Originalgedichtes aus dem dreizehnten Jahrhundert, das einen Europäischen Ruf genießt. Man übertrug Willems die Ausgabe dieses satirischen Werkes, der bekanntlich diese Aufgabe auf das Rühmlichste gelöst hat. Das schöne Buch erschien mit Anmerkungen und Illustrationen und giebt in der Vorrede einen Ueberblick der gesammten Schriften über den Reineke Fuchs. Der fleißige Forscher gab bald darauf die Schlacht von Woeringen von Jodan van Heelu heraus, eines der merkwürdigsten Heldengedichte des Mittelalters, voll interessanter und bisher völlig unbekannter Einzelheiten. Während dies in Belgien geschah, setzte Hoffmann von Fallersleben, fern in Deutschland, zu Breslau, seine Horae Belgicae fort, die 1830 mit einer Liedersammlung begonnen hatten und nach „Gaerl en Elegaft, Lantsloot, Nanout van Montalbaren, Esmoreit, Lippyn, Gloriant, Rudden" und andere poetische Werke brachten, welche von der Kraft unserer Väter zeugen. Dies waren, wenn man will, nicht alle Resultate und bisher völlig unbekannte

ist dies nicht die Wahrheit der wirklichen Welt. Da sind die Gegensätze häufig. Die Tugend findet sich mit einem Theil der menschlichen Unvollkommenheiten zusammen, das Verbrechen ist auch den besseren Gefühlen des Menschen nicht unzugänglich; man hat die Größe mit Schwächen verbunden gesehen; niedrige Sensationen schließen nicht Bürde des Charakters oder Erhebung der Seele aus. Diese praktische Wahrheit haben Sie zum Behelf Ihrer dramatischen Maschine gemacht. Sie haben durch diese Kontraste, diese Zusammenstellungen des Guten und Bösen, die so natürlich und so unerwartet, die möglich, aber furchtbar sind, große Wirkungen erzielt. Eine Gefahr, die Sie nicht bemerkten, war, daß das Publikum nach wie vor Ihren zu sehen glaubte, wo Sie nur zufällige Eigenschaften darstellten, daß es die nur ihm entwickelten Charaktere verallgemeinerte, so daß die Größe in seiner Vorstellung herabgewürdigt, die Tugend verkleinert, das Gute und Böse vermengt erschien. Ihre edelsten Gewalten würden so für die Gesellschaft, die Sie doch bessern und vertheidigen wollen, zu einem Werkzeug der Zerstörung werden. Und muß nicht ein Geist, der wie der Ihrige der Wahrheit anhängt, hinaus schießen, daß die Bühne ihr unmöglichster Gesetzgeber, daß nach die conventionelle Wahrheit gegen die materielle und Ihre berühmten Vorgänger gegen Sie Recht behielten?

„Notre-Dame" bezeichnet den Culminationspunkt dieser neuen Laufbahn. Es ist ein Lob, das jedes andere überflüssig macht. Das ist der Erfolg, ein allgemeiner populärer Triumph von zehn Jahren. Ja will nicht das seltene Talent im Malen und Erzählen rühmen, das dazu gehört, um aus ein mit Trivialitäten durchwobenes Gemälde zu fesseln, die genaue Kenntniß der Zeit und die Treue der Sitten und der Sprache, jene kraftige Gewandtheit des Stils, die sich so hoch erheben und wieder, wenn es Ihnen gefällt, bis zum Ton der niedrigsten Regionen eines noch so rohen Gesellschaftszustandes herabsteigen kann, jenes tiefe Verständniß der Interessen und Leidenschaften endlich, das aus dem entwickelten einen Philosophen, wie die Handlung einen epischen Dichter auf ihm machen kann: dies Alles sind Lobsprüche, die an der Notre-Dame schon zu abgenutzt sind und die Sie daher mit Recht alltäglich finden würden.

Ich will lieber auf eine schöne Handlung in einem schönen Buch hinweisen. Während die empörten Wogen der Menge unsere Basiliken zertrümmerten, hatten Sie den Ruhm, als Dichter und als Denker für ihre Erhaltung zu kämpfen. Sie haben jenen Strom, der die Geister fortriß, dämmen helfen. Man muß Ihnen dafür um so mehr Dank wissen, als man in Ihrer ganzen Dichtung etwas von den Volksstürmen, die damals tobten, wiederzufinden glaubt. Sie nehmen Partei für ein großes Denkmal der Menschenhand und erregen unsere Besorgniß für die Gesellschaft, dieses alte Denkmal von Gottes Hand. Wie trefflich haben Sie Wolf Frollo, den Dichter und den Wunderdoctor, die Jugend in Jehan und Seinesgleichen, die Bourgeoisie in Gringoire, die Magistratur in Barbedienne, den Adel in Chatcupers, den Klerus in Frollo, und endlich den König, der damals regierte! Während Sie sonst aus dem Konflikt der Tugenden und Laster Ihre schrecklichsten Wirkungen schöpfen, liegt hier das Große und Furchtbare in der Einfachheit der menschlichen Fähigkeiten oder Leidenschaften gegenüber einer Frauenphantasie, die unter ihnen zu wählen hat. Dem Einen geben Sie den Willen, dem Anderen das Herz, Diesem Geist, Jenem Schönheit, und außerdem nichts: Phöbus ist ohne Gedanken und Gefühl, Frollo ohne Herz und ohne Glauben, Gringoire ohne Gewissen und Muth, Quasimodo, ein körperliches Ungeheuer, welches leiden kann. Mit diesen nahezu unvollständigen Motiven stellen Sie mit unvergleichlicher Kunst. Aber wo ist in allem diesem der Mensch? Glaubt man nicht einen Dantescheu Kreis, eine mit menschlichen Fantomen bevölkerte Wüste zu sehen?

Es bleiben noch übrig die beiden Gegenstände Ihrer Vorliebe und der unsrigen. Die Esmeralda, das entzückende Kind Ihrer Phantasie, die allein das Werk unsterblich machen würde, und jene alte Kathedrale, die ehrwürdige Mittermutter aller großen Denkmäler, der wir alle Unsterblichkeit, womit der Glaube unsere Felsen zu schmücken, wiedergegeben haben. Ist aber nicht die Esmeralda auch nur eine Form, ein Traum, der anmuthige Schatten einer Frau, die in der Wirklichkeit nichts gemein hat mit der Gefährtin und dem begeisternden Engel des Mannes, den beiden Frauen, die uns Ihre Oden lieben lehren. Zwischen der Leidenschaft, dem Geist, der Hingebung und der Schönheit ist es nie so innige, so vollständig, so innig verschmolzen, von allem Uebrigen begreift sie nichts. Nur der Helm und die goldenen Sporen ziehen sie an. Ich deruse mich auf alle Frauen, die mich hören: ist man nicht nahe daran, zu glauben, daß sie in Ihrer Vorstellung gleich Ovdine, jener anderen reizenden Schöpfung, ohne Seele ist? Die Kathedrale ihrerseits scheint ohne Gott zu sein. Die Kunst entfaltet sich hier überall mit Reichthum und Majestät, die Gottheit, die Religion erscheint darin nirgends, außer einmal, in den gottesvergessenen Gebeten, in den blutdürstigen Gesängen Frollo's. Und über alles dies schwebt, bei jedem Ereignis und jeder Katastrophe wiederholt, jene düstere Devise, jene furchtbare Ironie des Anfangs und des Endes, jener schreckliche Ruf: ananke. Schicksals-Nothwendigkeit, d. h. als Vorsehung über diese Wüste: das Nichts!

War dies ein Räthsel, dessen Auflösung Sie uns vielleicht eben jetzt gegeben haben, indem Sie zeigten, wie viel schöner unsere Zeit ist, und hatten Sie nur den nützlichen Gedanken, die Geister zu diesem Schluß zu führen durch den Kontrast jener traurigen Zeiten, wo die Vorsehung, eben so wie die Freiheit, die Gerechtigkeit, die menschliche Würde, in den menschlichen Gesellschaften zu fehlen schien? Oder war dies nur einer jener Stürme, welche des Jünglings Seele heimsuchen und seine ersten Gedanken, seine erhabenen Ueberzeugungen, Alles, was ihm von mütterlicher Pflege kommt, zerstören, bis zu dem Tage, wo der Sturm ausgetobt und er, sich selbst wiedergegeben, seine Ueberzeugungen, die der Sturm zu beugen, aber nicht zu entwurzeln vermochte, in seinem Herzen wiedererstehen fühlt?

Es will mich bedünken, daß Sie jetzt zu einer dritten Periode Ihres Talents und Ihres Schicksals gelangt sind. Die Rede, die wir eben gehört, scheint mir das glänzende und glückliche Programm dazu zu sein. Sie sagen „der Herr", wie in Ihrer Jugend, und Sie verstehen darunter ein moralisches Gesetz, das den Menschen in der Erkenntniß des Guten und Bösen und in der Wahl zwischen den Regierungen und Parteien leiten soll. Sie wollen Anker haben, und Sie suchen sie in den ehrwürdigsten Erinnerungen. Sie geben von dem Dichter, von seinen Pflichten, seinem Beruf ein Bild, das Plato beschämt machen konnte, ihn aus seinem Staat verbannt zu haben.

Hier in unseren literarischen Comitien werden Sie uns in unserem dunderttägigen Bestreben, den Stil und die Sprache, die Ihnen mit Recht so sehr am Herzen liegen, zu vertheidigen, nur unterstützen können. Sie haben es eben ausgesprochen: das sind für Frankreich sehr positive Interessen. Mit dem Schwert der Eroberer hat es nur solche Güter gewonnen, die das Glück ihm wieder genommen; durch seine Sprache und Literatur hat es die Herrschaft erobert. Aber nicht, weil große Männer, die es ehrt und beweint, Lord Byron, Walter Scott, Goethe, todt sind, erfreut es sich derselben, sondern weil Corneille, Pascal, Bossuet gelebt haben. Gewiß, auch die gegenwärtige Generation wollen wir ihren, besonders wenn Sie Ihre Grundsätze in Sie aufgenommen, und diese Schätzungen sich allen Herzen öffnen, welche ihr Talent und ihr Würde ihres Lebens verdeckt! Aber vor Allem haben wir den vergangenen Generationen unsere Huldigung darzubringen. Wenn man unsere junge Literatur bis an die Gränzen der civilisirten Welt liest, wenn anderwärts verdankt sie es, als ihren Vorgängern! Nicht sie ist es, die dies große Publikum erobert hat; sie hat es fertig vorgefunden, und es hat nie eine schwierigere Schöpfung, keine edlere Eroberung in der Welt gegeben. Als Rom durch die Waffen Herrin der Welt geworden war, dachte es nie daran, die Sprache des Forums der Welt als allgemeine Verkehrssprache aufzudringen; dazu gehörte jenes zweite durch Glauben und Genie so mächtige Rom. Es gehörte seitdem das ganze Genie Frankreichs unter dem großen Kardinal und dem großen König dazu, um der Sprache Latiums und der Kirche eine wirkliche, selbstständige Nebenbuhlerin zu schaffen und so die Universal-Monarchie des Französischen Geistes zu gründen. Das achtzehnte Jahrhundert erweiterte durch die Ideen diese auf Sprache und Stil gegründete Herrschaft. Wir sind jetzt nur wie Erben, die das väterliche Vermögen zusammenzuhalten haben. Möchten wir dies doch ernstlich wollen und zugleich begreifen, daß wir es nur so bewahren können, wie unsere Väter es erworben haben: durch die Correctheit, die Regel, durch Klassizität in Kunst und Geschmack. Und gebe Gott, daß wir es nie vergessen! Bei den Völkern steht Alles in engem Zusammenhange; eine Größe bedingt die andere und ein Verfall den anderen. Wenn der Geschmack zu Grunde geht, so ist dies ein Zeichen, daß die Kraft, aus der sich große Nationen bilden, abstirbt. Die Staaten gleichen jenen alten Eichen, von denen Sie gesprochen; wenn die Zweige sterben, ist der Tod im Herzen.

In unserem Frankreich ist hoffentlich noch überall Leben. Ein frisches Blut wird durch jüngere, freiere Institutionen in Bewegung gesetzt, und der Genius der Nation entwickelt sich mit eben so viel Kraft als Maaß. Wir sahen ihn in den letzten Jahren, sich selbst überlassen, der Literatur widerstehen und sie in Zaum halten, so wie er alle Ergebe übermunden hat. Daher glaube auch ich, so wie Sie, tief und aufrichtig an die Zukunft. Wenn man den Theil der Straße, der einem unmittelbar vor den Füßen liegt, betrachtet, so sieht man überall Unebenheiten und Steine; sieht man in die Ferne, so breitet sie sich glatt und sicher vor uns aus. Wir haben alle Hebel in der Hand: in der Natur der Gesellschaft, in den Gesetzen die freie Erörterung, in den öffentlichen Gewalten allen Talenten die Bahn geöffnet; auf dem Thron die Liebe zu den Künsten, die Achtung der Literatur auf seinen Stufen; in der Gesellschaft mehr Glauben neben mehr Einsicht, endlich einen fleißigen, fruchtbaren Frieden, nur bedeut, aber nicht gestört durch den Lärm des Afrikanischen Krieges, der uns die Heldenthaten der Prinzen und Soldaten verbürgt. Wir brauchen nur noch gute Grundsätze und gute Beispiele, und zu diesen werden Sie mit uns das Ihrige beitragen.

China.

Die Insel Hong-Kong.

Nach einem Berichte des Oberſten Wilkie.

Die von England in Beſitz genommene Inſel Hong-Kong liegt ungefähr 45 Engliſche Meilen von Makao und 120 ſüdöſtlich von Kanton entfernt. Sie iſt vom feſten Lande durch eine an manchen Stellen nur dreiviertel Meilen breite Meerenge geſchieden. Das Eiland hat eine Länge von ungefähr 11 Meilen, und die größte Breite deſſelben beträgt 2½ bis 3 Meilen, da, wo die Hügel-Abhänge ins Meer hineinragen und verſchiedene kleine Buchten bilden; der Boden iſt im Ganzen ſehr hügelig, man möchte ſagen bergig, doch nur wenig mit Wald bewachſen. An vielen Stellen ſind die Hügel mit hervorragenden Granitmaſſen überdeckt, und in den Zwiſchenräumen nährt Gras, welches die Chineſen im Herbſt anzünden, was in der Nacht, vom Meere aus geſehen, einen ganz eigenen Anblick darbietet. An der Oſtſeite der Inſel, dem feſten Lande gegenüber, liegen einige ſchmale Thäler, welche mit all der Sorge und

Digitized by Google

pünktlichen Aufmerksamkeit bedaut werden, deren die Chinesen allein fähig sind. Das ansehnliche dieser Thäler besindet sich gerade der auf dem Kontinent liegenden Stadt Kau-Lun gegenüber. Bei meiner Rückkehr aud dieser Stadt, von der wir einige Risse aufgenommen hatten, setzte ich mich in ein Boot und bemerkte, als ich wohl dem Eilande näherte, einen leichten blauen Rauch aus einer Baumgruppe hervorsteigen, den ich früher nicht wahrgenommen hatte. Ich befahl dem Schiffer, darauf los zu steuern, und trotz seiner Warnungen, die er in einem Mischmasch von Chinesischen, Portugiesischen und Englischen Wörtern mir beimgend zu verdeutlichen suchte, stieg ich auf jener Stelle ans Land, bedeutete ihm, mich in einer gewissen Entfernung von derselben am Ufer zu erwarten, und begann dann meine Nachforschungen über den Gegenstand, welcher meine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Mein Weg führte mich zuerst durch einige Reisfelder, die durch Gräben von einander getrennt waren, welche auch zugleich als Wasserleitungen dienten. In schlammigen Pfützen wälzten sich mehrere von Kindern geweidete Büffelochsen umher; andere dieser Thiere waren, vielleicht zu meinem Glück, angebunden, denn einige davon warfen mir wilde Blicke zu, schlugen heftig mit ihren Schweife um sich und stampften mit den Füßen.

Unter diesem Himmelsstriche, der den Fremden so hartnäckig zurückstößt, ist ihm Alles, bis auf die Thiere, feindlich gesinnt. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß ein Büffel, der sich gegen einen Chinesen ganz friedlich geberdet, den Europäer selbst in der Landestracht anwittert und ihn wüthend angreift. Als ich auf einer aus einem Baumstamm bestehenden Brücke einen schmalen Bach überschritten hatte, betrat ich einen engen Fußpfad, der sich zwischen alten Bäumen und prächtigen Bambusbüschen hinzog, die über und über mit Schlingpflanzen bedeckt waren; hier ging ich, mich kaum von einer Art von Dorfinsel einer grünen Platz, von dem drei Straßen parallel ausliefen, die nicht sehr breit waren, deren eine aber ungefähr dreißig Häuser enthielt, alle nach ein und demselben Muster erbaut; am entgegengesetzten Ende dieser Straßen lag eine viel breitere, die mit dem Platze parallel lief, weit besseres Pflaster hatte als die anderen und mit einem Hause endigte, das viel größer, schöner und geschmackvoller als die übrigen war; zweifelsohne der Wohnsitz eines Mandarin oder eines Aufsehers, zu dem ich aber leider keinen Zutritt erlangen konnte. Bei meinem Spaziergange durch die Straßen folgte mir ein Hause von Müßiggängern, der mit jedem Augenblick mehr anwuchs, weil Jeder, der in der Stadt beschäftigt war, Alles stehen und liegen ließ, um den Fanqui (eine Verderbung von Fering), mit dem Namen der Europäer in ganz Asien bezeichnet werden zu sehen. Die Losen alle vorwärts, manche waren sehr laut und betasteten mein Rohr, meine Kleider, meine Pinsel und Mappe; doch sprach sich in ihrem ganzen Benehmen nur die lebhafteste Neugier und sonst durchaus nichts Feindliches aus, denn alle forderten mich zum Eintritt in ihre Häuser auf. Ich betrat eines derselben, trank eine kleine Tasse Thee ohne Zucker und rauchte freslichen Tabak aus einer langen Pfeife, die mir mein Wirth, ein ehrwürdiger Chinese mit weißem Bart, mit unverkennbaren Zeichen des Vergnügens darreichte. Als ich auf den schon früher erwähnten Dorfplatz zurückkehrte, bemerkte ich an dem einen Ende desselben einen Chinesischen Altar, mit Blumen und Vasen geschmückt, auf dem dünne rothe Kerzen brannten. An diesem Altar verrichteten die Einwohner ihre Gebete, befragten ihr Schicksal und opferten ihre Gaben. Er wurde von einer Anzahl schöner alter Bäume beschattet, die mit prächtigen rothen Blüthen bedeckt waren; da ich noch niemals Bäume der Art gesehen hatte, so gab ich durch Zeichen zu verstehen, daß ich einige dieser Blüthen zu besitzen wünschte, und sogleich kletterten Einer hinauf und erfüllten mein Begehren. Auf dem Rückweg zu meinem Boote verfolgte ich einen schmalen Pfad, der mich auf einen ziemlich hohen Hügel führte, von wo aus ich den ganzen übrigen Theil des Thales überblicken konnte. Zu meinen Füßen lagen gut bewässerte, üppige Reisfelder, zur Linken schimmerten einige niedliche kleine Häuser aus einer Baumgruppe hervor, dann folgte ein kleines Gehölz, das nach Regeln angepflanzt zu seyn schien, rechts lagen steile Felsen, und geradeaus in der Entfernung sah ich die Bucht und die malerischen Berge von Kau-Lun.

Diese Abtheilung des Thales hat nur eine enge Oeffnung auf die Bucht hinaus; die Schlucht ist durch bedeutende Massen losgelöster Felsen verspert, welche die Chinesen aus gutem Grunde dort angehäuft haben. Den Gipfel haben sie zu einem Wasserbehälter ausgehöhlt und das Wasser durch große Bambusröhren von den angränzenden Vorsprung dorthin geleitet, um mit Hülfe eben solcher Riesen-Röhren führten sie es weiter hinab in die niederen Thal-Ländereien, welche ohne diese künstliche Bewässerung unfruchtbar und öde seyn würden. Dies Thal ist sicher der bevölkertste, malerischste und bestbewaldete Theil des ganzen Eilandes, und in wenigen Jahren werden neben den blauen, an ihrem Ende aufgestülpten und mit Schlingen und Quasten versehenen Dächern sich gewiß komfortable Englische Lusthäuser erheben. Indeß werden wohl die ersten Ansiedlungen nicht gerade hier stattfinden, weil dieses Thal zu weit von der Haupt-Bucht entfernt liegt, welche sich an der Westseite, in der unfruchtbarsten und traurigsten Gegend der Insel, befindet; die Bucht selbst ist aber eine der breitesten und vorzüglichsten im ganzen Chinesischen Reiche. Es können hier eine Anzahl von Schiffen im vortrefflichsten Ankergrunde anlegen, geschützt vor dem Nordostwinde und den heftigen Typhonen, die während der südwestlichen Passatwinde so vielen Schaden an diesen Küsten anrichten. Bei meinem Aufenthalt in Hong-Kong wehte gerade ein solcher Wind, wir wurden aber wenig davon gewahr.

(U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Voltaire wünscht Marquis zu werden. Aus den Papieren der Marquisin von Crequy, deren Memoiren aus der Zeit Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. vor einigen Jahren so großes Aufsehen gemacht, ist jetzt auch eine authentische und bisher noch nirgend gedruckte Briefsammlung ans Licht gekommen. Es finden sich darunter zahlreiche und sehr pikante Briefe Voltaire's, der sich mit Frau von Crequy, als einer mit den Ministern des Königs vertrauten und überhaupt sehr einflußreichen Dame, zu verhalten suchte. Unter Anderem ersehen wir daraus, daß er gern zum Marquis von Ferney ernannt seyn wollte und dazu die Fürsprache seiner angesehenen Freundin in Anspruch nahm. Folgendes ist der übrigens charakteristische, Voltaire auszeichnende und darch zu erkennen gebende Brief, den er diesserhalb an Frau von Crequy schrieb:

Ferney, 3. November 1774.

Herr Marquis v. Chatelet hat die Güte gehabt, Ihnen, gnädige Frau, mein Ansuchen bereits mitzutheilen, und ich habe durch ihn erfahren, daß Sie es mit Wohlwollen aufgenommen. Die fragliche Gunst*) würde den Ruhm und das Glück meiner düsteren Lebenstage bilden. Sie wissen ja, gnädige Frau, welchen Trübseligkeiten ich ausgesetzt bin und welche Verleumdungen mich verfolgen. Kaum weiß ich, ob ich mich noch in den Straßen von Genf zeigen darf, wohin ich mich nothwendig begeben muß, um den Dr. Tronchin wegen meines leidenden Zustandes zu konsultiren. Herr Rousseau hat dort den Eifer mehrerer fanatischer Magistratspersonen und einer großen Anzahl grimmiger Bürger gegen mich erregt, indem er ihnen sagte, sie dürften, des Gesetzes ungeachtet, nicht dulden, daß ein Katholik das Ansehen habe, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen und auf ihrem Gebiete sich heimisch zu machen. Von seinen Verleumdungen gegen mich bei dem Herren Fürsten von Conti, bei der Frau Herzogin von Luxemburg und vielleicht auch bei Ihnen, gnädige Frau, mag ich gar nicht sprechen; vielmehr appellire ich von diesen an Ihre Güte, die mich für seine schwarze Undankbarkeit entschädigen und die Spur aller Verleumdungen vernichten wird, die er seit vier Jahren gegen mich erregt hat. — Dagegen, gnädige Frau, hat mein Wohlwollen für diesen Mann gesührt, und dies ist der Dank für das Anerbieten, das ich ihm gemacht, ihm meine Eremitage zwischen Tourney und Ferney ganz zu schenken. Gewiß wird man bald auch erfahren, mit welcher Dankbarkeit er die Dienste der Herren Grimm, Helvetius, Diderot, Hume und d'Alembert vergolten, welche Herren die übrigens nicht sehr lieben, wie ich weiß, und deren Fehler ich besser als irgend Jemand kenne, die jedoch immer nicht weniger für ihn das Wohlwollen und die Verbindlichkeit selbst gewesen sind. — Kürzlich hat Herr von Florian Hochzeit gemacht; bald wird sich auch Herr Marquis von Villette vermählen. Ich sage Marquis, gnädige Frau; denn glücklicher als ich, der ich unbegreiflicher Weise in viel Verwirrung er habe, obwohl ich, das Vermögen und Geburt betrifft, nicht hinter ihm zurückstehe, hat er es erlangt, daß der König ein Gut zum Marquisat erhoben für ihn, als Herrn von sieben großen Pfarren, und ganz so wie zur guten alten Ritterzeit. Ich glaube aber, daß ich eben so gut Marquis werden könnte, wie Herr von Villette, ohne daß die Welt durch meine Erhebung mehr überrascht sein würde, als durch die seinige. Er besitzt 4000 Thaler jährlicher Einkünfte, die er mit Fräulein von Varicourt, welche sich jetzt bei Madame Denys befindet, theilen will. Seine Braut bringt ihm dagegen ihre siebzehn Jahre, Geburt, Frömmigkeit, Verstand und Anmuth. Sie werden zugeben, gnädige Frau, daß Herr von Villette ein trefliches Geschäft macht. Diese Geschichte trägt übrigens dazu bei, meine alten Tage zu erheitern und meine Einsamkeit erträglicher zu machen. Ich, der Novellen bringt mich noch um, gnädige Frau, haben Sie die Güte, dieses Geschreibsel zu verbrennen, denn ich fürchte, daß ich darin etwas zu häßlich und allzu sehr en négligé erscheine.

Ihr

Frau von Crequy antwortete ihm hierauf:

. . . . „Der Marschall von Richelieu hat sich sehr freundschaftlich für Sie gegen mich ausgesprochen; auch mein Neffe Chatelet hegt dieselben Gesinnungen für Sie, und die Art, wie ihm der Herr Kanzler in Bezug auf Ihr Anliegen geantwortet, war ganz geeignet, Hoffnungen zu erregen. Sie wird nur darauf ankommen, gewisse Verstimmungen und feudale Bedingungen zu erfüllen, von denen man Sie bei der Beförderung nicht dispensiren kann, weil sie, nach den Verordnungen, die über den Gegenstand erflirten, wesentlich obligatorisch sind. Man hat uns gesagt, diese Verordnungen seyen von der Art, daß sie keinerlei Umgehung, Ausstuch oder Ausnahme, und beträfe er auch den vornehmsten Mann von Frankreich, gestatten dürfe oder sollen lassen. Ich übersende Ihnen die betreffenden Verordnungen und Papiere, aus welchen Sie die Bedingungen ersehen werden, die zur Ereirung eines Marquisates unumgänglich sind. Sie werden also gut thun, Ihre Sachen danach einzurichten, und hierzu gehört zunächst, daß Sie zu Ihrem Gute Ferney noch drei nachbarliche Pfarren erwerben. Sie haben sich zu arrondiren vermittelst dreier Galgen und dreier Glockenthürme. Blasen Sie Ihre gutsherrlichen Backen ein wenig auf, Sie großer Philosoph!"

*) nämlich die Erhebung des Gutes Fernen zu einem Marquisat.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Freitag den 23. Juli 1841.

Arabien.

Die Araber und ihr Einfluß auf die Völker des Mittelalters.

So sehr auch der Fleiß der Orientalisten seit Jahrhunderten bemüht war, das Arabische Leben in seinem Zusammenhange und seiner Bedeutung für die Weltgeschichte zu prüfen und zu beleuchten, so ist es ihm doch nicht gelungen, von allen Seiten in das zaubervolle Kulturgebäude dieses großartigen Volkes zu dringen, noch viel weniger, daraus mit reicher Beute an Aufklärung zurückzukehren. Nur wo der Trommelschlag der Kriege, wo das Geräusch prunkender Thaten den Sinn der Forscher reizte, sehen wir das Muhammedanische Weltreich ziemlich klar vor uns liegen; dagegen ist von der schönen Werkstätte der Arabischen Bildung kaum noch der Schleier gelüftet. „Dieses", sagt ein großer Deutscher Historiker, „ist die große und fruchtbare Lücke, die in der Weltgeschichte, insofern sie die Geschichte der Bildung der Menschheit darstellt, sich vielleicht findet. Die Geschichte des sogenannten Mittelalters in dem gewöhnlichen Sinne.... was ist sie weiter, als nur die Rückseite des Gemäldes, von dem die Arabische Welt die glänzende Vorderseite darbietet! Was war die Monarchie Karl's des Großen gegen die seines Zeitgenossen Harun des Gerechten!.... Was Aachen und Paris gegen Bagdad und Bagdad! Was die Kenntnisse, die Gelehrsamkeit der Mönche gegen die vielseitige Bildung der Arabischen Gelehrten!" so Heeren. Und auch er selbst hat den Zoll seiner Bewunderung nicht nach der rechten Stärke geführt. Nicht Bagdad und Bassra, und nicht Haroun Al Raschid sind es, welche die Geistesgröße der Saracenen repräsentiren, sondern das Arabische Spanien, Cordova und seine Abderrahman und Almanzor besonders sind es, die das Herz der Nachwelt rühren und erfreuen, während die ersteren meist, neben einigen Zügen erhabenen Wirkens, nur durch ein Uebermaß von Glanz das Auge blenden und es nur noch das deutlich sehen lassen, daß von Bagdad aus sich die Erinnerung und Einstrichtung über das große Reich verbreitete. Nachmalige Oberherren des Christenthums thurirten in Cordova, fromte Königinnen und verwundete Könige zogen dorthin, sich Genesung und Unterhaltung suchend, und man muß im Ganzen wie im Einzelnen bei den Spanischen Saracenen das große Geheimniß bewundern, mit welchem sie so lange das Schöne und Nützliche zu verbinden wußten, daß selbst, nachdem sie von den christlichen Fürsten besiegt waren, sie dennoch willige Schüler an ihnen fanden. Nach dem Voraussgeschichten werden wir gewiß vielen Lesern nicht lästig fallen, wenn wir einen kleinen Beitrag zur Kulturgeschichte des Mittelalters hier liefern, in welchem die Araber, und besonders die in Spanien, von ihrer verdienstlichen Seite vorgeführt werden. Es wird ein Blick auf dieses Volk in jener Zeit um so mehr überraschen, je mehr es heute jede Spur der Aehnlichkeit mit seinem früheren Selbst verloren hat und je weniger in der Ruine noch der frühere bewundernswerthe Organismus zu erkennen ist. Wir benutzen bei unserer Arbeit Murphy's History of the mahometan Empire in Spain und Almakkari's Werk von Pascual de Gayangos.

Oft ist es das Schicksal von Männern gewesen, deren Fähigkeiten und Forschungen für die Menschheit höchst wohlthätig geworden sind, daß von ihren Zeitgenossen ihre Bemühungen nicht nach Verdienst geschätzt und ihre Zwecke und Absichten nicht verstanden worden sind; auch die Nachwelt hat in vielen Fällen ihren wichtigen Leistungen nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aehnlich ist es den Arabern ergangen. Ihr Eifer für die Pflege der Wissenschaft ist, statt in den folgenden Jahrhunderten Dank zu ärndten, nicht allein vergessen worden, augenommen von einigen vereinzelnden Ausnahmen ausgezeichneten Kennern des Morgenlandes; sowern man hat die Araber sogar beschuldigt, den Verfall und das Verderben der Literatur verursacht zu haben. Beim Wiederaufleben der Wissenschaften war es bei den Gelehrten — Petrarka selbst nicht ausgenommen — Mode, sie als die Verderber der Wissenschaften zu betrachten, als ein grausames kriegerisches Volk, der schönen Literatur feindlich. Diese schweren Beschuldigungen sind von späteren Schriftstellern wiederholt worden; aber mit wie wenig Gerechtigkeit, wird eine flüchtige Durchsicht der nachfolgenden Seiten leicht zeigen. Der von vielen der Chalifen den Wissenschaften gewährte Schutz, die Auszeichnungen und Belohnungen, welche sie Männern der Literatur gaben, die sehr große Zahl ihrer Schriften, zusammen mit den zahlreichen Schulen und der Pracht ihrer Bankunst, — alles dies mage uns rechtfertigen, wenn wir sie denjenigen den Griechen und Römern gleichstellen. Die beiden zuletzt genannten Völker, das wird gern zugegeben, übertrafen die Araber; doch dürfen Letztere wagen, mit den Römern um den Vorzug zu streiten. Denn diese waren nur in der Literatur ausgezeichnet, wogegen jene Aerzni, Naturgeschichte, Aftronomie und Mathematik mit Erfolg betrieben. Aber die ausgezeichnete Vortrefflichkeit der Römer in der schönen Literatur — ihr Livius, Cicero, Horaz, Virgil, Terenz — lassen uns die Verdienste der Saracenen in Pflege der Wissenschaften fast vergessen. Wir haben schon gesehen, mit welchem Eifer die Araber das Studium der Literatur und Wissenschaften trieben; aber noch haben wir den Einfluß ihrer Literatur auf die der Neueren nicht gezeigt. Es bleibt also der Versuch zu machen, die Größe der Verbindlichkeit festzustellen, welche Europa gegen sie hat; nicht allein in Betreff des Einflusses der Arabischen Literatur auf die Wiederbelebung und Pflege der Wissenschaften, sondern auch wegen der Erfindungen, welche wir vorzugsweise dem Scharfsinn und der Betriebsamkeit der Araber verdanken.

Während bei ihnen Literatur, Künste und Wissenschaften mit dem größten Erfolge getrieben wurden, war Europa in die dichteste Finsternis gehüllt, besonders vom siebenten bis zum elften Jahrhundert; geistliche Studien allein wurden hier getrieben: die Griechen konnten Euklid und Ptolomäus nicht mehr lesen, und die Lateiner verstanden sogar ihre alte Sprache nicht mehr. Die Schulen der Christen ertönten nur von Fragen in Betreff des Gregorianischen Gesanges oder Streitigkeiten in Beziehung auf die Zeit der Feier des Osterfestes; während die Araber in Afrika, Spanien und den Königreichen Neapel und Sicilien alle Wissenschaften trieben und die Ueberreste des Griechischen Wissens bewahrten. Von diesem Zustande der Barbarei wurde Europa durch die Mauren von Afrika und Spanien befreit.*)

Während des neunten Jahrhunderts wurde, nach dem einstimmigen Zeugniß der Geschichtsschreiber, in Spanien jede Wissenschaft angebaut: die Eingebornen jenes Landes, durch die mächtigen Waffen der Moslem unterworfen, hatten keinen anderen Trost, als die Literatur ihrer Besieger anzunehmen und zu pflegen. Wirklich ergaben sie sich den Arabischen Studien in kurzer Zeit so eifrig, daß Alvaro von Cordova, welcher in der Mitte des neunten Jahrhunderts blühte, einige Ursache hatte, über den unmäßigen Arabismus seiner Landsleute zu klagen, weil ihr Eifer für Sprache und Gelehrsamkeit der Araber die Lateinische Sprache in Vergessenheit kommen ließ und einige von ihnen veranlaßte, dem Christenthume zu entsagen.**) Am Ende wurde die Arabische Sprache so vorherrschend, daß Johann von Sevilla, welcher wegen der Heiligkeit seines Wandels nicht weniger berühmt war, als wegen seiner Kenntnisse, nöthig fand, die heilige Schrift mit einem katholischen Kommentar, in Arabischer Sprache, zum Besten seiner Landsleute herauszugeben. Einige Jahre später wurde eine Sammlung von Kirchen-Gesetzen in Arabischer Sprache veranstaltet, zum Gebrauche der Spanischen Kirche. Diese wird noch unter den Handschriften in der Bibliothek des Escurial aufbewahrt.***)

Wenngleich nun dieser literarische Verkehr zwischen den Arabern und Spaniern sich, in einigen Fällen, der Religion der Letzteren verderblich erwies, so war er doch, im Ganzen, auf die große Gesammtheit von wohlthätigem Einfluß; und daher kann er als der Anfang der neueren Literatur betrachtet werden. Im zehnten Jahrhundert, welches insbesondere als das Jahrhundert der Barbarei und Unwissenheit gebrandmarkt wird, konnte Spanien sich mehrerer ausgezeichneter Mathematiker rühmen. Unter diesen waren Aiton, Bischof von Ausona (Vique in Catalonien), Lupito von Barcelona, welcher in der Astronomie bedeutend war, und ein gewisser Joseph, welcher sich in der Arithmetik auszeichnete. Ihre Berühmtheit war so groß, daß Franzosen, Italiäner, Engländer und Deutsche sich nach Spanien wandten, um daselbst die mathematischen Wissenschaften zu studiern.

Der erste Philosoph, von dem bekannt ist, daß er die Halbinsel

*) Andres, tom. II. pp. 191 ff.

**) Es scheint, daß sie sich der Arabischen Sprache nicht allein zum gewöhnlichen Gebrauche bedienten, sondern auch die Schönheiten Arabischer Werke studirten. — Arabico eloquio oblitumli, volumina Chaldaeorum (so nennt Alvaro die Araber häufig) avidissime evectant .... legem suam neseiunt Christiani et linguam propriam non advertunt Latini; ita ut ex omni Christi Collegio vix invenietur unus ex milleno hominum numero, qui salutatoriis fratri possit rationabiliter dirigere literas. Et reperies absque numero multiplices turbas, qui gruditte Chaldaeorum verborum pompam explicet etc." Andres, tom. II. pp. 190, 191.

***) Nr. 1618. Sie ist in Kufischer Schrift geschrieben und wurde 1187 n. Chr. G. beendet. Casiri, tom. I. pp. 541, 542.

Digitized by Google

zu diesem Zwecke besucht hat, ist der berühmte Gerbert, bekannter unter dem Namen Silvester II., da seine Gelehrsamkeit und Fähigkeiten ihn auf den Päpstlichen Stuhl erhoben haben. Dieser außerordentliche Mann, angetrieben durch einen Durst nach Wissenschaft, verließ in früher Jugend seine Heimat und sein Vaterland, und unter mannigfachen Wechseln reiste er durch einen großen Theil Europa's, um Kenntnisse zu erwerben; aber Spanien allein konnte ihm lehren, was er zu wissen wünschte. In Cordova fand sein mathematisches Talent und sein Durst nach Wissenschaft reichliche Befriedigung.*) Da er nicht weniger bereitwillig war, Kenntnisse mitzutheilen, als sie zu erwerben, so gründete er bei seiner Rückkehr zwei Schulen, eine zu Bobbio in Italien und die andere zu Rheims in Frankreich, und war der Erste, welcher die Kenntniß und den Gebrauch der Arabischen Ziffern im wirklichen Europa einführte. Beide von Gerbert gegründete Schulen wurden zahlreich besucht und trugen dazu bei, dem Studium der Philosophie eine neue Wendung zu geben. Der berühmte Fulbert, Bischof von Chartres, war ein Schüler Gerbert's und verdankte ihm alle seine mathematischen Kenntnisse. Durch den Einfluß seines Mündels, des Kaisers Otto III., zum Papst erhoben, fuhr Silvester II. fort, seine Liebe zur Gelehrsamkeit zu bethätigen, durch seinen fast gränzenlosen Aufwand für Beschaffung von Handschriften und seine Freigebigkeit für Gelehrte. So mannigfaltig waren seine Kenntnisse, besonders von den Werken der Natur, und so wunderbar in den Augen jenes unwissenden Zeitalters, daß sie für übernatürlich gehalten und teuflischem Einfluß zugeschrieben wurden. Seine Werke**), wenngleich nur wenige, sechzig vorhanden sind, enthalten viele merkwürdige Einzelnheiten in Beziehung auf Naturphilosophie; und seine Schriften trugen unzweifelhaft viel dazu bei, die Dunkelheit des neunten und zehnten Jahrhunderts zu verscheuchen.***)

Das Beispiel Gerbert's und die Aufmerksamkeit, welche ihm verdientermaßen wurde, bewog viele strebsamere Männer, seinen Schritten in jene Gegenden zu folgen, wo Gelehrsamkeit zu finden seyn war. Die Arabischen mächtig zu seyn, Bücher in dieser Sprache zu verstehen und sie in eine andere allgemeiner gebräuchliche zu übersetzen, waren Studien, welche für solche, die nach dem Namen von Literaten und die Wiederbelebung der Wissenschaften zu befördern strebten, fast unerläßlich waren. Mehrere Jahrhunderte hindurch, sagt Mantuba ****), sogar Alle, welche wenige Erfahrenheit in der Mathematik am berühmtesten waren, ihre Kenntniß von den Arabern. Unter anderen Italiänern lernte Gerardo von Cremona Philosophie, Medizin und Astronomie in Toledo und übersetzte die Amalgesta des Ptolomäus und die medizinischen Werke Rhazes' und Avicenna's.*****) Unter den Engländern, welche um 1ten Jahrhundert Spanien besuchten, war Adelard, ein Benediktiner-Mönch von Bath, einer der berühmtesten. Nachdem er bei den Arabern Kenntniß der Mathematik und Physik erlangt hatte, übersetzte er Euklid's Elemente und andere Griechische Schriften ins Lateinische. Im folgenden Jahrhunderte besuchte Daniel Morlay, ein Eingeborner von Norfolk, der auf den Universitäten von Oxford und Paris studirt hatte, Spanien und lernte, zu seinem Vaterlande und das Arabische. In Deutschland übersetzten Otto von Freisingen und der Kaiser Friedrich II. (in Italien) viele Arabische Handschriften entweder selbst, oder ließen Uebersetzungen davon machen.

Die erste nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften gegründete Schule für Arzneikunde war die zu Salerno im Königreiche Neapel; diese war Arabisch. Die medizinische Schule von Montpellier hatte gleichen Ursprung. Bis zum sechzehnten Jahrhundert machten einige durch die Araber erhaltene Bücher von Hippokrates und Galen fast die ganze medizinische Bibliothek jener Schulen aus.††) Die Griechen selbst verschmähten nicht, die Heilkunst von den Arabern zu lernen, und die Juden, welche durch Geschicklichkeit in der Arzneikunde ausgezeichnet waren, besuchten die Arabischen Schulen in Spanien.

Das Wiederaufleben der Sternkunde hat man ebenfalls den Arabern zu verdanken. Bailly schrieb es insbesondere der Uebersetzung der Werke Muhammed Jargani's zu. Alfons X., König von Castilien, welcher sich durch die Pflege dieser Wissenschaft unsterblich gemacht hat, empfing seine Kenntniß von den ausgezeichnetsten Astronomen seiner Zeit, Arabern, Juden und Christen, vorzüglich jedoch von den Ersten, welche die Teflon-Tafel bewog, sich in Toledo niederzulassen. Die astronomischen Tafeln, welche seinen Namen führen, trugen viel zur Beförderung der Kenntniß der Himmelskörper bei.†††)

Der berühmte Roger Bacon, dessen Schriften beweisen, daß er die Gebeimnisse der Natur gerade zu der Zeit durchdrang, als ein dichter Schleier die Wissenschaften verhüllte, studirte Chemie, Physik, Astronomie, Medizin und Optik selbst in den Handschriften. Er führt ein Werk Al Hasen's über Optik an; und es ist auch sehr wahrscheinlich, daß ihm aus Arabischen Quellen der Gedanke kam, welcher ihn zur Erfindung des Schießpulvers führte, mit dessen Zusammensetzung er gewiß lange vor der augenommenen Erfindung

*) Paul Thesaurus anecdotorum, Tom. I. Pars II. p. 147. Dies Werk enthält ein mathematisches Stück von Gerbert. Middleton, de Institut. Lit. Arab. p. 65.

**) Brucker, Historia critics Philosophiae, tom. III. p. 646—650. Ein ausziehender Umriß von den Leben und den literarischen Leistungen Gerbert's ist in Mr. Berington's Geschichte der Literatur des Mittelalters gegeben, pp. 209—216.

***) Hist. de Mathématiques, tom I. P. III. Liv. I. § 3. pp 502—505.

****) Tiraboschi, Hist. crit. Philos. tom III. p. 682.

†) Brucker, Hist. Crit. Philos. tom. III. p. 682.

††) Haller, Bibliotheca Medicinae tom. I. p. 426.

†††) Lalande, Astronomie, tom. I. p. 143. Andres, tom. II. pp. 118—127, hat eine ausführende Darstellung von den astronomischen Bemühungen Alfons' X. gegeben.

derselben durch Barthold Schwarz bekannt war.*) Vitellio, welcher wegen seiner Kenntniß der Optik großen Ruf erwarb, kommentirte nur das Werk Al Hasen's und brachte es in eine überschicklichere Ordnung. Leonhard von Pisa führte eine umfassende Kenntniß der Algebra in Italien ein, die er von Arabischen Meistern erworben hatte. Der berühmte Arnold von Villanova lernte von ihnen, was er in der Physik, Astronomie und Medizin nur immer wußte. Um nicht Mehrere zu erwähnen, Fabricius ab Aquapendente, welcher mehrere Jahrhunderte später lebte, erkannte an, daß er den größten Theil seiner Kenntnisse in der Chirurgie den Arabern verdankte.**) Trotz der Geschicklichkeit einiger Operationen Abulkasis, steht doch durch Andres fest, daß Haller das Buch desselben als ein klassisches Werk empfohlen hat.***)

Duet****) hat versichert, daß Decartes den Arabern sein berühmtes physikalisches Prinzip: „Quidquid potest cogitari, potest esse" verdanke. Bailly†) behauptet, Alpetragius (oder Nureddin Petrucci††) habe zu Keppler's Entdeckung der elliptischen Bahnen der Planeten den Weg gebahnt. Unser gelehrter Landsmann Boyle nahm zu dem grundlichen Orientalisten Dr. Hyde seine Zuflucht, um die chemischen Schätze des Osten aus ihren Quellen zu schöpfen.†††) Kurz, ohne die Leistungen der Araber über Gebühr zu erheben, kann als ausgemacht betrachtet werden, daß wir ihnen das Wiedererstehen aller strengen und Natur-Wissenschaften zu verdanken haben, und daß der Einfluß dieses Wiedererauflebens sich auf geistliche Studien und die Religionswissenschaft erstreckte.

Es ist wohl bekannt, daß bald, nach scholastischer Theologie genannt wird, die ins zweite Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinauf verlegt werden kann. Obgleich aber seit jener Zeit einige Lehrer derselben sich unter den Geistlichen fanden, so herrschte der Scholastizismus doch erst dann allgemein, als die Schriften des Aristoteles und seiner Kommentatoren mittelst Uebersetzungen aus dem Arabischen über Europa verbreitet wurden. Glücklicherweise jedoch, mitten unter allen den seltsamen Gegenständen, welche sich der Erörterung darboten, wurden die Scholamänner durch ihre Frömmigkeit und Beisheit vor Annahme jener gottlosen Meinungen bewahrt, welche in der Arabischen Schule allzu augenfällig sind und zu Griechischer Quelle zurück verfolgt werden können, und wodurch die Macht der Gottheit angeklagt und ihre Vorsehung in der Regierung der Welt bestritten wird. Es darf jedoch nicht übergangen werden, daß der Scholastizismus mit allen seinen unendlichen Spitzfindigkeiten hauptsächlich von den Franzosen und Italiänern getrieben wurde, während die eingeborenen Spanier ihn wenig achteten und sich die Kenntniß der Araber in der Aftronomie, der Mathematik, der Rechtswissenschaft und anderen nützlichen Wissenschaften mit Erfolg zu eigen machten. Al Schafei, welcher als ein Leiter der Sekte der Sunniten gefeiert wird, hatte das Kirchenrecht der Moslem in ein regelmäßiges System gebracht, zwei Jahrhunderte bevor die christlichen Schulen eine Sammlung der Kirchengesetze besaßen. Im neunten Jahrhundert faßten die Aragonischen Staaten das Gesetzbuch, Fuero Sobrarbe genannt, ab, und bei Auskehrung derselben zogen sie die Arabische Gesetzgebung mit seinem Vorbild zu Rathe. Die in den folgenden Jahrhunderten abgefaßten Gesetzbücher haben viel von dem, was ihnen Werth verleiht, aus derselben Quelle.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Was ist bisher für die Flamändische Literatur geschehen?

(Schluß.)

Mit dem Abschluß des definitiven Vertrages mit Holland verschwand der größte Theil der ungegründeten Gerüchte, die sich über die Absichten der Flamändischen Autoren im Volke verbreitet hatten. Von hier ab wurde die freie Entwickelung unserer Literatur in seiner Weise mehr gehindert. Seit der Januar 1840 gab Herr Dr. Snellaert die Zeitschrift „Konst en Letterblad" heraus. Unmittelbar auf diese folgte dan Kerkoven's „Noordstar" in Monatsheften zu Antwerpen; hieran schloß sich der „Middelaer", redigirt vom Abbé Daeid, Professor der Geschichte an der katholischen Universität zu Löwen. Wir unterlassen nicht, der Geistlichkeit öffentlich die Ehre zuzuerkennen, daß sie von Anfang an unserer Literatur für sie günstig gesinnt war. Diesen Gesinnungen entsprechen und sie mit Festigkeit vertheidigt hat. Während diese drei Zeitschriften erschienen, stiftete Behagdel zu Brüssel seinen „Waren Belg". Zu gleicher Zeit entstanden mehrere politische Journale. 1833 gab es kaum acht Flamändische Journale, jetzt beläuft sich ihre Zahl auf zwanzig; periodische literarische Sammlungen kannte man nicht, jetzt bestehen deren fünf. So wird Niemand mehr an dem gänzlichen Wiedererwachen der Flamändischen Literatur zweifeln.

Nach diesem allgemeinen Rückblick auf den Zustand unserer Literatur scheint es nicht unpassend, von den einzelnen Schriftstellern zu sprechen, die zur Entwickelung derselben beigetragen haben. Wir

*) Morhof, Polyhistor. t. II. l. II. c. 38. § 3. Henry's Hist. of Britain, Vol. VIII pp. 304, 305.

**) Durand, Recherches, t. II. p. 63. 8. edit.

***) Andres, t. II. p. 138. Die Stelle Haller's, auf welcht Andres sich bezieht, hat der Verfasser vergebens zu ermitteln versucht.

****) Censura Philosophiae Cartesianae, Ch. I.

†) Astronomie Moderne, t. I. pp. 243, 244.

††) Er war Christ von Geburt, nahm den Islam an, behielt jedoch seinen Familiennamen. Die Handschrift seiner Abhandlung über die Sphäre, in der die Theorie von den Planeten entwickelt wird, wird in der Bibliothek des Escurial aufbewahrt. Casiri, Bibl. Arab. Hisp. tom. I. p. 296. col. 1.

†††) Pedt. Syntagma Dissertatiorum, Vol. I. Prolegomena, pp. XVIII.

††††) Das Aufkommen und der Fortschritt der scholastischen Philosophie sind vortrefflich dargestellt in Dr. Enfield's History of Philosophy, Vol. II. pp. 352—396.

Digitized by Google

wir bereits oben bemerkt, fing die Thätigkeit mit der Herausgabe alter Gedichte an. Kaum war Willems aufgetreten, so veröffentlichte Blanmaert seinen Theophilus, ein seltsames Gedicht, welches der Flandrische Faust zu seyn scheint. Hierauf folgte sein Werk: „Aud vlaemsche Gedichten", enthaltend: „Trogaensche oorlog, Historghravinne von Verry, Seneca's ieren, Kymkrouwk van Brabant, Keu van S. Brandaen."

Gegenwärtig verläßt der zweite Theil dieser Auswahl Flamändischer Gedichte die Presse.

Im Jahr 1828 gab Mone zu Tübingen ein umfassendes Werk über die alte Volksliteratur der Niederlande, während Mertens, Bibliothekar zu Antwerpen, daselbst ein altes Lustspiel „bei Playerwater" erscheinen ließ. Von Willems erschienen noch viele poetische Stücke der ältesten Zeit im Belgischen Museum. Auch hat er seit langer Zeit eine Sammlung seiner alten Flamändischen Lieder mit Melodieen versprochen; allein bis jetzt hat er nicht Wort gehalten, eben so wenig wie mit seinem Leben Johann's I., das er, wie man hört, zu schreiben beschlossen hat. Wir müssen ihn deshalb um so mehr tadeln, da Jedermann ein Hauptwerk des Mannes erwartet, der, wie dies mit Recht, jetzt die ausgebreitetste Popularität genießt, an den Jedermann mit Freuden das Haupt der Flamändischen Schriftsteller nennt. Die erste Sammlung moderner Gedichte, welche seit der Revolution erschien, war die von Verspreeuwen (Amsterdam, 1833). Das Jahr darauf veröffentlichte Renier, Lehrer zu Dearlyk, einen Band Fabeln nach Lafontaine. Ungerecht jevoch wäre es, hier die Gedichtsammlung nicht zu erwähnen, welche P. van Duyse Lion in 1831 in Holland herausgab, und worin der Namen ihres Verfassers unstreitig Belgien angehört. Dieser Dichter, der seitdem eines so hohen Rufes genießt, veröffentlicht 1836 seine Tragödie Wilhelm Tell; sein Hauptwerk aber erschien 1840 in drei Bänden unter dem Titel „Vaterländische Gedichte". Dieselben hier zu zergliedern, würde zu weit führen; wir begnügen uns damit, zu sagen, daß sie der Andruck eines Talentes sind, welches man bald in allgemeinen Anerkennung der Gedanken mit Pracht, Fülle und Leichtigkeit der Sprache verbunden findet. Wir verweisen besonders auf die Legenden, welche größtentheils mit überraschendem Zauber erzählt werden. — 1836 erschien auch ein Prosa-Schriftsteller, Heinrich Conscience von Antwerpen, der eine Epsode aus der Zeit der Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts schilderte unter dem Titel „de Leeuw van Vlaenderen", welcher viel Feuer seinen Titel nach Phantasieen folgen und lieferte einen herrlichen historischen Roman, „De Leeuw van Vlaenderen", eine Composition voll Feuer und Kraft, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Verfasser zog. Das Jahr 1838 sah neue Schöpfungen entstehen. Theodor van Ryswyd aus Antwerpen gab seine „Figenaardige Verhalen" heraus, der verwundete Abt Genard, ein heiterer und geistvoller Greis von mehr als achtzig Jahren, seine Sammlung von Fabeln und anderen Gedichten, und Dr. Snellaert, jetzt Redacteur des Kunst- und Literatur-Blattes, gewann die goldene Medaille der Königlichen Akademie zu Brüssel für seine ausgezeichnete Abhandlung über den Zustand der Flamändischen Poesie von der ältesten Zeit bis auf Albert und Jsabella.

Die Jahre 1839 und 1840 waren die fruchtbarsten für literarische Productionen. Es erschienen nach und nach die „Madelieven" die zarten, gefühlvollen Dichtungen der Madame van Acker, geb. Marie Doolaghe; die „Bloemen myner leute" und das „Burgslot von Zanengeem", von denen das erste Werk Lüchtige Skizzen voll Kraft, Geist und würdiger Haltung enthielt, das andere ein sinnreiches, grauenhaftes Gedicht war, das Schaudern erregte; beide waren von Karl Ivegand verfaßt; „Eppenstein" von Theodor van Ryswyck, ein romantisches Gedicht, in dem man die überschäumende Kraft und Fülle eines Talentes gewahrt, das noch des Zügels bedarf; „Gesewyn" von van Kerkhoven, ein Gedicht derselben Gattung; Gedichte von Raes, einem schätzbaren Talente, dem man nur bisweilen einen mannen, nüchternen Gedanken um seiner schönen Formen willen verzeihen muß; „Mengelwerp" von Bilder, einem sehr eifrigen Beförderer unserer jung aufblühenden Literatur; „Letteroeffening" von E. Bervierè; „Rohami", ein biblisches Gedicht von Rollet, in dem die Einfachheit und der Ernst des religiösen Stoffes athmet; „Lef der Poëzers", Gedicht von Duvillers, gekrönt von der Brüggeschen Gesellschaft; „Raes van dicht — en proza flukten", eine Sammlung mit Beiträgen von de Laet, van Renier und Wasselyn-Bauwens; poetische und prosaische Stücke, herausgegeben von der literarischen Gesellschaft der katholischen Universität zu Löwen; „Heidloemen", einzelne Gedichte zum Druck besorgt von der rhetorischen Gesellschaft zu Lumdont. Noch darf hier nicht übergangen werden, daß in dieselbe Zeit die Gründung einer Gesellschaft Flamändischer Bücherliebhaber fällt, bestehend aus achtundzwanzig Mitgliedern, die bereits drei Werke herausgegeben hat, worin diese die wichtige Chronik von Flandern in zwei Bänden. Minder Wichtiges muß hier unerwähnt bleiben.

Kaum hat das Jahr 1841 begonnen, und schon sind mehrere neue Werke entweder erschienen oder im Begriff, die Presse zu verlassen; wir erinnern nur an Roller's schönes Gedicht „Ambiorix"; Delât arbeitet an einem historischen Roman, Lintier van Passell, Prud. van Duyse u. A. bereiten neue poetische Werke vor. Die dramatische Kunst, obgleich wenig ausgebildet, ist doch nicht ganz vernachlässigt worden, und man muß es zur Ehre derer, welche sich derselben zugewandt haben, bemerken, daß ihre Stücke durchaus von der schamlosen Unkeuschheit frei sind, welche die Französische Bühne beflecht. Man betrachte die Baudevilles von van Duyse „Wartegger" und „Rubens Menschenverdienst"; die Komödie von Duvillers „Ludwig van Wyneghem"; die dramatischen Stücke, die wir Dr. van Peene's freischaufblühendem Talente verdanken, „Kaiser Karl" und „Eberhard und Susanna"; „Herrmann von Dronkarv" von Ressels in Antwerpen u. a. m. Neben diesen poetischen Werken bemerken wir eine große Lücke in Betreff der Prosa. Wir besitzen keine prosaische Werke außer denen von Conscience, J. de Cleercq und einigen Uebersetzungen Französischer, Italiänischer und Deutscher Werke. Für die Jugend besitzen wir fast noch kein Werk; die Flamändische Literatur ist hinsichtlich der Prosa die ärmste aller modernen Literaturen, doch im Grunde finden wir dieses Vorwiegen der Poesie bei jedem Volke, das seine Literatur sich erst schafft oder sie wieder belebt. Doch nach zehnjährigen Anstrengungen und Versuchen wäre es Zeit, daß unsere Schriftsteller eine längere prosaische Darstellung unternähmen. Ans Werk denn, ihr Alle, denen das Landes Wohlsahrt am Herzen liegt, ans Werk; die Kraftgestalten verlangen Werke, aus denen sie lernen; ihr habt Verse, Romane, Dramen, alte Gedichte, alte Chroniken gegeben, so gebt jetzt Etwas, das die Wissenschaft fordert, wendet euch der Geschichte, der Philosophie, Jurisprudenz, Mathematik, den Naturwissenschaften zu und vergeßt nicht, daß ihr einen nicht geringen Theil des Volkes gegen euch einnehmt, wenn ihr die Wissenschaft vernachlässigt.

Auch wünschen wir, daß die literarischen Gesellschaften bei ihren jährlichen Preisausgaben weniger Medaillen und Preise für Gedichte bestimmten und vielmehr z. B. die Redekunst, die beschreibende und erzählende Darstellung aufmunterten; viele unserer Schriftsteller, die mit Leichtigkeit ihren guten Vers machen, würden unendliche Mühe haben, einige Seiten in fließender Prosa zu schreiben. Unsere rhetorischen Gesellschaften sind zum Theil Schuld hieran; auch ist der kostbare Preis für ein Lobgedicht auf denselben ausgesetzt; es erfolgten zahlreiche Bewerbungen, und das schöne Gedicht des Fräulein Doolaghe, jetzt Madame van Acker, wurde feierlich gekrönt; später wurde auf der Bühne derselben Stadt die Apotheose Hoffmann's dargestellt, und die rhetorische Gesellschaft errichtete ihm ein Denkmal. Durch solche Beispiel angeregt, regten sich die ältesten rhetorischen Gesellschaften auf neue; zu Brügge, Gent, Antwerpen, Brüssel und an anderen Orten wandten sie, mit einander wetteifernd, Alles an, um den Glanz der alten Zeiten wiederzugewinnen, und gaben, wie früher, sehr reich ausgestattete Vorstellungen. Die Preisbewerbung bei der rhetorischen Gesellschaft zu Solteghem war nicht weniger interessant, sie hatte das Lob des Grafen Egmont zum Gegenstande. P. van Duyse und Madame van Acker wurden hier wegen ihrer Einsendungen gekrönt. Diese Gesellschaften, die einst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert so berühmt waren, bestehen noch jetzt im größten Theile von Flandern, Brabant und in der Provinz Antwerpen.

Dies ungefähr ist der Zustand der Flamändischen Literatur. Obwohl noch sehr viel zu thun übrig ist, so ist doch zur Ehre der übrigen Europäischen Literaturen zu bemerken, daß sie nicht noch zugeschweben, daß sie in dem verflossenen Jahrzehnte riesige Fortschritte gemacht hat. Die Flamändische Sprache ist jetzt von der Regierung und dem gebildeten Theile der Nation anerkannt; vor einigen Jahren nannte man sie ein sinnloses Kauderwälsch, das man dem Pöbel und den Dienstboten überlassen müsse. Aber bald gradut, daß im Jahre 1841 die Lehrmeister Kauderwälsch von gebildeten Männern, von Dichtern, Literaten, Gelehrten, in dem Prachtsaale eines Belgischen Ministers gesprochen werden würde! Dies ist bei der literarischen Soiree im letzten Februar geschehen; Herr van Jonghe aus Brügge las ein Gedicht in Flamändischer Sprache vor, welches weder Verachtung, noch Hohnlachen, noch Gleichgültigkeit bei den Wallonischen Zuhörern erweckte. Dies ist ein wichtiger Schritt; es ist ein Beweis der Einheit, die sich zwischen den beiden Theilen Belgiens zu gestalten anfängt, und deren unser junger Staat so sehr bedarf.

Diese Bemerkungen sind unvollständig, wir wissen es; wir haben schätzbare Werke, die der Erwähnung wohl würdig gewesen wären, vergessen; doch es lag nicht in unserer Absicht, jeden Schriftsteller gebührend hervortreten zu lassen; wir wollten nur eine allgemeine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes unserer Literatur geben. Vielleicht besprechen wir in Zukunft einmal jeden Autor einzeln, um seinen Charakter zu schildern, seine Verdienste zu würdigen, seine Fehler anzudeuten und so Vorarbeiten zu einer künftigen Literaturgeschichte zu liefern, für die auch dieser Aufsatz bestimmt ist.

Dänemark.

Dänisch-Deutsche Nordseebilder.

IV. Heide, der Ditmarsen alte Hauptstadt.

Ein hübscher Ort, mit einem recht freundlichen Aussehen. Er hat etwas, was den Gedanken an Wohlstand und häusliches Glück erweckt. — Aber weich' endloser Markvlatz für eine so kleine Stadt! Ich glaube, er könnte die Einwohner von ganz Ditmarsen fassen. — So ist es auch. Du siehst hier das Forum der alten Republik, wo ihr Senat, die achtundvierzig Kirchspiel-Vögte, Rath hielten, umgeben von allen Bürgern und Bauern. Hier donnerten ihre Philippiken gegen Könige und Fürsten; aber es waren nicht leere Knalle ohne Blitz, wie jene in dem verweichlichten Athen. — Es war hier, wo in Ditmarsens letztem Freiheitskampf zum erstenmal Friede und Uebergabe beschlossen wurde. Doch die Uebergabe wurde eine fried-

Digitized by Google

liche Vereinigung; das diese stets fester und inniger werde, dazu mögen Klugheit und Beharrlichkeit wirken!

V. Das Land der Nordfriesen.

Eiderstädt. — Wieder Marsch! Wälle und Gräben! Fette Gegenden! Aber diese sind ja auch mit Blut gedüngt, mit Ritterblut — mit Königsblut. Hier erreichte das Schwert der Rache den Brudermörder Abel. Vielleicht dachte er das böse Gewissen im Blut der Friesen zu ertränken; aber es wurde in seinem eignen. Fort mit diesem schauerlichen Nachstück! — Ein lichteres drehe! — Da liegt ja Tönningen, wo der Siegesherr von Gadebusch, der Mordbrenner von Altona, das Ziel für seine allzu flimmernde Kriegerbahn fand. Ach, auch an diese für Dänemark glückliche Waffenthat knüpfen sich trübe, demüthige Erinnerungen. Wer war es, der Sterndorf gelangen nahm? Dänen? O ja! doch mit Hülfe von Fremden. Gott schütze uns vor der Zeit, wo sie sich nimmer und nie Fremde brauchen! „Wenn diese unsere Alliirten" — schrieb Friedrich in seinem Kummer — „eben so tüchtig sind, unsere Feinde zu bekämpfen, als unsere Unterthanen zu plündern, so zweifle ich nicht am Siege." Hülfstruppen! Ei freilich! Peter würde seinem guten Freund und Verbündeten sogar gern von seiner Hauptstadt geholfen haben, und wohl noch von etwas mehr. — Sollten Fremde uns ihre Hülfe für nichts anbieten? Nimmer! — „Etwas für Etwas, wo Freundschaft geschlossen wird." — Armes Vaterland! wann wirst du einmal lernen, dir selbst zu helfen! Du könntest noch den Tag erleben, wo du Alles für Nichts geben mußt.

Eiderstädt ist eine breite Landzunge, die sich kühn von dem angränzenden Festland vorschiebt, recht um dem ersten Angriff des Feindes zu begegnen. Die Eider und die Hever liegen ihm da zum seine beiden Seiten; — denn es aber nicht scheinen, das Meer drängt sie beide zurück und demüthigt sich des Lagers. Zur Ebbezeit watet man durch die Hever; kleine Knaben fangen auf ihrem Grunde Fische mit den Händen, und über ihnen stehen dann die Schiffe mit dem entblößten Kiel hoch in der Höhe. Aber sechs Stunden nachher schwimmen dieselben, und kommt der Strom daher, so werden sie leicht das Bollwerk gehoben und stehen sich in Hufum Gevatter im. — Gewaltig ist dein Athemzug, du starke Westerlee*); er speit Verderben aus und saugt Menschen und Vieh mit ihren Wohnungen ein.

Hufum. — Sieht mir ja ganz Holländisch aus. Alle Häuser kehren den Leuten ihr Hinterende zu; aber das ist auch der hübscheste Theil der Häuser, verziert im Altniederländischen Geschmack, und zum Theil mit alten Inschriften. Man sieht wohl, wo die Baumeister hergekommen sind; auch jenem Gehen, so man sich Gevatter im, wenig unter dem Meeresspiegel wohnt." Unsere Nordfriesen — die, beiläufig bemerkt, jetzt auf eine schmale Küstenstrecke, nördlich von Husum auf Tönnern zu, nebst einigen davorliegenden Inseln, beschränkt sind — die Nordfriesen sprechen eine Sprache, die am nächsten mit der der Ostfriesen und Westfriesen viel tiefer sühlich verwandt ist. Zwar ist es eine Mundart des Deutschen; aber noch mehr ausgeartet als sowohl Plattdeutsch, Niederdeutsch oder Schwäbisch und zugleich mit ein wenig Jütisch eingesprengt; doch ist der Ursprung, die Verwandtschaft mit der klassischen Ursprache unverkennbar. — Ich liebe diese Dialekte der Muttersprache; von ihrem Zischen und Schnarren haben sie sich befreit, doch haben sie auch ihre Fülle und ihren Klang verloren. Plattdeutsch und Friesisch sind die wenigst accentuirten Sprachen in diesem Weltheil; sie fließen leicht und glatt zwischen den wenig geöffneten, schwachbewegten Lippen hin. Wenn ich, doch ohne im Geringsten die reiche, kräftige, ausdrucksvolle Germanische Sprache herabsetzen zu wollen, beim Hören verstehen an das Rassein einer Staatskarosse auf einer gepflasterten Straße denken möchte, so erinnern jene Mundarten, nach demselben etwas grotesken Gleichnis, an das Rollen eines Kinderwagens auf der Stubendiele.

VI. Ueberreste von der Insel Nordstrand.

Der Name deutet an, daß diese Insel in ihrer einstigen natürlichen Größe so nahe an Eiderstadt gegränzt hat, daß nur der Fluß Hever sie trennte; auch schloß sie hinter ihren Dämmen mehrere der jetzt schutzlosen Halligen**); ein. Als man 1634 schrieb, brach die Sturmflut durch die Wälle und machte diese und zwanzig Kirchsprengel zur Beute — jetzt hat Nordstrand noch drei übrig. — Und diese haben drei verschiedene Religionen: lutherisch, katholisch und janseniftisch. Drei Sekten, sonst einander hassend und verfolgend, hat hier die Vorsehung in so enge Schranken zusammengeführt, daß sie in Eintracht leben und gegen wirkliche Feinde zusammenhalten müssen.

Die ist dies zugegangen? Als das Meer den größten Theil des Landes nebst dessen Einwohnern verschlungen und als alle Bollwerk geschleift hatte, verloren die wenigen Uebriggebliebenen den Muth und die Kraft, den kleinen Rest auch neue einzudeichen. Da wurden aus den Niederlanden Kolonisten hergerufen, um das kleine Nordstrand zu schützen. Noch steht der katholische Pfarrer unter dem Oberhirt von Mecheln.

Die Sage will uns lehren, die Einwohner des alten großen Nordstrands wären gottlose Leute gewesen, die Tag und Nacht wie der verlorene Sohn — so lange nämlich sein Erbtheil währte — gelebt und darüber in leichtsinniger Sicherheit versäumt hätten, ihre Dämme im Stand zu halten. Die Verwüstung wäre deshalb für sie eine recht eigentliche Sündflut gewesen. Aber, mit aller sonstigen Achtung vor unseren lieben Vorfahren, wir sind mehr geneigt, dergleichen für Altheidnische Gehässigkeit anzusehen, und denken lieber mit dem Stifter unserer Religion der Liebe: „Es war ein Werk Gottes, welches diesen Grund und Abstich über den engen Gränzen unseres Verstandes liegt.

VII. Die Halliger.

Maulwurfshaufen! Wie darf euch doch ein Mensch Haus und Heerd und sein Leben dazu anvertrauen? Wahrlich, das heißt „auf Sand bauen". Auf einer aufgeworfenen Sandbohne („Werft") stehen diese Wohnungen, die eine jede Sturmflut umzuwerfen vermag; denn keine Dämme hegen die offenen Inseln ein. — Sie erzählen hier, daß unser König Friedrich VI. dies selbst erfahren und in einem Hallighaus eine vierundzwanzigstündige Belagerung ausgehalten hat; — das Meer zeigte sich nicht flügsamer gegen ihn, als gegen Knud den Großen. — Auf eine so lange Rast war wohl der Köchenmeister noch Mundfest nicht gerüstet. Als deshalb der Herr Vorrath verbraucht war, trat die Eigenthümerin des Hauses vor und sprach zur Majestät: „Herr König! de Wiin is op — nu mut de Meit drinken!" — Das ist wohl das erste und letzte Mal, daß Königsküße „Halligen Haage" betreten haben; diese Begebenheit wird in der Geschichte dieses Ländchens Epoche machen und als eine merkwürdige Sage von einem Geschickt zum anderen überliefert werden.

Es ist etwas höchst Rührendes in dieser „Liebe zum Geburtslande", wenn sie, wie hier, das Herz an einen Ort bindet, von Anderen so schauerlichen Fled fesselt, wo sie nicht ein Laubreis, nicht ein Saatbeet besitzt; nur die Grasstache, heute grün, morgen gelb, heute Weide, morgen Fischteich. Wenn die Nordsee in ihrer Wuth aufschwellt und gegen die Halliger Sturm läuft, dann ragen alle Häuser hier wie Schäumenden Wellen empor, nicht anders als Warte auf blinden Klippen und Scheren. Wenn auch eines und seinen Einwohnern fortgespült wird, die anderen werden deshalb nicht verlassen; man wartet sein Schicksal ab. Arme Menschen! worauf wartet ihr doch? warum zieht ihr nicht hinüber zu uns Anderen auf das sichere Festland? Wir haben Getraide und Vieh, himmereiche Wiesen und laubreiche Wälder — ihr habt nichts selbst, außer vielleicht „Gras zu essen und Wasser zu trinken". Aber auf den Zucker von fremden Ländern, und damit kriftet ihr ein dürftiges, fleets bedrohtes Dasein! — Aber ihr lächelt, verzehrt euer Butterbrod, trinkt euren Thee, werft einen frommen Blick zum Himmel und einen ruhigen auf das Meer — der Herr des Himmels und des Meeres beschirme euch! Wie seltsam! Die schönen, die feuchtbaren Gegenden können ihre Bewohner nicht festhalten. — Sie schwärmen fort, wie Bienen aus reigenden Gärten auf's Heide des wilden Wüsten. Aber auf den nackten Sandbänken — da graben sie sich ein in die wüsten Klippen — da sieben sie sich fest. So weder Frühling noch Herbst ist, jehn Monate Winter und zwei Monate Sommer — da ist nichts im Stande, den Einnlappen von seiner fast das ganze Jahr verschneieten Heide fortzudenken. — Wie Anderen haben unsere Wohnungen voller Pferde und Vieh, Schafe und lieblichgel mannigfaltigkeit. Der Einnlappe hat nur sein Rennthier, der Grönländer seinen Hund, der Halliger seine Kuh; aber Keiner von ihnen will mit uns tauschen. Ist es vielleicht, weil je weniger man hat, man desto mehr es liebt? Ist es, weil eine gütige Vorsehung große Entbehrungen durch größere Zufriedenheit ersetzt?

Mannigfaltiges.

— Das Priester-Cölibat, den Arabern erklärt. Vom Abbé Landmann, Pfarrer zu Konstantine, ist ein Werk: „Die Weberlassungen am kleinen Atlas" (les fermes du petit Atlas ou colonisation agricole, religieuse et militaire du Nord de l'Afrique) erschienen, das manche nicht uninteressante Darstellungen enthält. Zu diesen dürfte auch eine Stelle gehören, wo er den Arabern das Colibat der katholischen Priester begreiflich zu machen sucht. Diese lautet: „Die Araber, die mich besuchten, befragten mich auch zuweilen über mehrere Punkte unserer Religion. Als eines Tages der Scheik (ist Arab und überhaupt kein weiser Bruder und Neffen in mir spreche, fragte er mich mit vieler Gutmüthigkeit, warum ich nicht verheirathet sey. Ich antwortete ihm: Siehe, wenn ich verheirathet wäre, würde meine Liebe getheilt sepn; ich würde meiner Frau und nicht mehr einzig Gott zu gefallen suchen. Wenn ich verheirathet wäre, würde ich in meinem Lande geblieben sepn, um den Glücks der Familie zu genießen; ich würde Vermögen erwerben und meinen Kindern eine Zukunft sicher stellen wollen. Jetzt, wo ich frei bin, habe ich Frankreich verlassen und nach Afrika kommen können, um Gott denjenigen bekannt zu machen, die ihn nicht kennen, und diejenigen ihn lieben zu lehren, die ihn nicht lieben. Du siehst übrigens, daß mir die Kinder nicht fehlen; ich habe deren 15 in der Schule, denen ich das geistige Leben mittheile, welches sosthaber ist als das thierische. Kann Einer mehr thun? Sage mir, wie viele unglückliche aus der Stadt und vom Lande zu mir, Franzosen und Mosleminn; diese Armen betrachte ich wie meine Kinder; ich verbinde ihre Wunden, pflege sie und gebe ihnen Brod. Alles das würde ich nicht thun können, wenn ich verheirathet wäre Diese Erklärung machte auf ihn und seine Verwandten einen tiefen Eindruck. Sie sahen mich erstaunt an, und der Scheik sagte zu mir: „„Wenn ich nach Biskara zurückgehen bin, sollst Du mit mir kommen; ich werde Dir ein Haus und eine schöne Moschee geben; es giebt dort viele Arme und Unglückliche, und Du kannst dort Gott lieben und dienen wie in Konstantine.""

*) Bekanntlich der Name der Nordsee in Dänemark.
**) Die uneingedämmten Inseln.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Montag den 26. Juli 1841.

Polen.

Vorlesungen über Deutsche Literatur in Posen.

Herr Liebelt, Professor am Polnischen (Marien-) Gymnasium in Posen, hält jetzt daselbst Vorlesungen über Deutsche Literatur, die bereits in einigen Korrespondenz-Berichten Deutscher Blätter, namentlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, auf günstige Weise erwähnt worden. In einer seiner letzten Nummern bringt auch das in Posen in Polnischer Sprache erscheinende literarische Wochenblatt (Tygodnik Literacki) eine ausführliche kritische Anzeige der Liebeltschen Vorlesungen. Wir halten es für interessant genug, durch theilweise Benutzung dieser Anzeige sowohl den Vorleser als seinen Polnischen Kritiker auch im Deutschen Publikum einzuführen. Der Letztere theilt, wie man leicht wahrnehmen wird, den Grundirrthum aller seiner Slawischen Kollegen (in Rußland sowohl als in Polen), wonach das literarische Leben in Deutschland jetzt im Stadium des Greisenalters sich befinde und bald an gänzlicher Entkräftung hinsterben werde. Zum Beweise wird die alte Bemerkung wiederholt, daß das Zeitalter der Kritik hinter dem der künstlerischen Production komme, und daß jenes, wie einst in Griechenland, so jetzt auch in Deutschland, den Abschluß eines ganzen Kultur-Cyklus bilde. Hierbei wird freilich die eben so alte Bemerkung, daß moderne literarische Zustände mit denen des Alterthums aus vielen naheliegenden Gründen keine Vergleichung zulassen, nicht hinzugefügt; auch vergißt unser Slawischer Kritiker, hier uns im Reiche der Philosophie immer noch eine Art von Herrschaft zugesteht, daß ja eben *dieses Reich Hülfsquellen genug darbiete*, um auf einem sonst gefunden Boden die Aussaat einer ganz neuen Literatur auszustreuen, und daß in Griechenland nicht die philosophische Kritik, sondern das Eindringen der Römer und der Barbaren, der alten Bildung die Nächter unmöglich gemacht habe.

Wir lassen nun die Ansichten des Tygodnik folgen und fügen nur noch hinzu, daß die am Schlusse befindlichen Gegenbemerkungen nicht von uns, sondern von demjenigen unserer Mitarbeiter herrühren, dem wir die Uebersetzung dieses Artikels aus dem Polnischen aufgetragen. Denn so wenig wir auch die mit unserem ganzen religiösen Denken und Fühlen in Widerspruch stehenden Begriffe von Gott und Welt theilen, die einige Jünger der philosophischen Schule Hegel's aus dessen Systeme sich konstruirt haben, so wenig möchten wir doch auch zugeben, es habe dieses System nothwendig zu solchen Konsequenzen und endlich auch zu deren Widerlegung in der von unserem Mitarbeiter angedeuteten Weise führen müssen. Wenn wir seine Bemerkungen vollständig aufnehmen, so geschieht es eben nur, weil wir seiner der beiden extremen Parteien angehören und vor jeder rein wissenschaftlichen Erörterung die schuldige Achtung hegen.

J. L.

* * *

„Herr Liebelt (heißt es im Tygodnik.) sprach von den verschiedenen Zeiträmmen der Literatur, welche er nicht, wie es bisher geschah, auf historische Ereignisse stützte; er bewies, daß die Literatur nicht unmittelbar von historischen Ereignissen abhängt — bewies ferner, daß, so wie diese Begebenheiten auf die Literatur, so umgekehrt diese auf jene Einfluß übe; er bewies endlich, daß die Deutsche literatur ein vollständiges, beendetes, abgerundetes Gebäude sey, worin sie eben ihren Anfang, ihren Gipfel, ihr Ende haben müsse; er betrachtete sie also an und für sich und verglich sie einem Tage, der seinen Morgen, seinen Zenith und seinen Abend hat.

In schöner Darstellung zeigte er weiter, wie in ihrer Morgendämmerung alle Gestalten sich wie Riesen an ihrem frischen Boden spreizten, wie beim hellen Mittagslichte die Reformation in unendlich kleineren Dimensionen hervortrat, die aber dreie deutscher, Kurz, ausgeprägte waren — endlich gegen den Abend der Literatur im Lichte der untergehenden Sonne die Titanen Goethe, Schiller, Jean Paul*) und Andere ihren langen Schatten vor sich hinwarfen.

Von da ab soll die lange Nacht der Deutschen Literatur beginnen!"

Der Referent fährt weiter fort:

„Ich weiß nicht, wie Herr Liebelt diesen Gedanken auf historischem Wege weiter entwickeln wird? — Je ehr es mir frei, dieselbe Auffassung der Deutschen Literatur mehr auf philosophischem Wege zu rechtfertigen, auf dem ich zu derselben Ueberzeugung kam, daß die Deutsche Literatur, nachdem sie ihren ganzen Horizont durchlaufen, sich ihrem Untergange zuneigt. Mancher würde das bestreiten und sich auf die Menge von Schriften berufen, die gegenwärtig in Deutschland gedruckt werden, und die von Regung und geistigem Leben unter den Deutschen zeugen müßten. Diesen gelten die Worte Aristarch's, der, über die Menge der Gelehrten seiner Zeit sprechend, meinte: Im Alterthum gab es kaum sieben Philosophen; heute ist's schwer, so viel Ungelehrte zu finden (Plutarch περὶ φιλοδοξίας). Wenn wir in unseren Zeiten die Worte Aristarch's wiederholen (denn heute ist fast jeder Deutsche ein Schriftsteller, jeder Schriftsteller Doktor und jeder Leser Patient), so müssen wir zugleich gestehen, es sey eine irrige Behauptung, daß unsere Zeit in ihrer literarischen Produktivität die glücklichste, daß die Thätigkeit des Geistes und seine Entfaltung nie so hochgedrungen sey — zumal wenn wir die Schwierigkeiten berücksichtigen, die das Alterthum zu überwinden hatte, ehe es die Buchdruckerkunst, noch die andere Kunst verstand, aus zwölf Büchern das verjüngte zu machen.

Wenn wir einräumen, daß unsere Zeit jede andere vorangegangene an Bücher-Anzahl übertrifft, so können wir fragen, ob die Größe der Bücherzahl denn die Bürgschaft für den Fortschritt in der Literatur sey? (die Chinesische Literatur übertrifft ohne Zweifel alle Europäische an Reichthum) und woher in Deutschland der große Andrang von Büchern kommt? aus der Verwickelung der socialen Verhältnisse, oder dem Bedürfnisse der Geselschaft, oder dem Bedürfnisse des Schreibens? Diese Fragen sind nicht schwer zu lösen.

Die Literatur betrachte ich aus dreifachem Gesichtspunkte: 1) an und für sich; 2) hinsichtlich der Umstände, welche auf sie wirken; 3) hinsichtlich des Einflusses, den sie auf das öffentliche und Privatleben übt.

Literatur ist die Manifestation des Gedankens, worin sich das geistige Leben eines Volkes, einer Nation darstellt. Als organisches Ganze, das uns mehr oder weniger die verschiedenseitige Gestaltung dieser oder jener Nation offenbart, unterscheidet sie sich vom Worte, das flüchtig, verschwindend, eine Form des Gefühls oder des zur That gelenkten Willens ist. Dieses Wort war anfangs das einzige Werkzeug, wodurch sich die geistige Thätigkeit offenbarte; ehe es in die Schrift überging, lebte es im Munde des Volkes und war ein hinreichendes Mittel, das gegenseitige Wissen und Fühlen mitzutheilen (Sagen, Mythen)."

Referent zeigt weiter, wie die Entwicklung des geistigen Lebens von der Sage zur Kosmogonie und religiösen Offenbarung, zum Epos, zur Tradition, zur Dogmatik, zum Drama fortgeht, bis sie in der Philosophie und Kritik ihr Ende erreicht.

Im letzten Stadium heißt es: „Die Theorie schafft weder im Leben noch in der Kunst. Plotinos, Philostratos und Longinos standen auf dem Gipfel der Theorie der Künste — und wo war zu ihrer Zeit die Griechische Kunst?

Die philosophische Theorie schreitet um so mehr vor, je mehr die Wirklichkeit sich zurückzieht; das ist das Alter, dessen Wissen um so ausgedehnter ist, je mehr Leben es hinter sich hat und eine je kürzere Zukunft vor sich. Die Philosophie gleicht dem Herbste, der die Früchte ärndtet von Frühling und Sommer, worauf der Winter des Genießens folgt.

Diese Zeit ist jener Abend der Literatur, wovon Herr Liebelt sprach. Der Adrett von Jahrhunderten folgt die Nacht der Ruhe — doch ist diese Ruhe noch kein Tod — es muß sich noch Leben darin finden — wenn auch lethargisch, muß dieses Leben sich in irgend einer Form offenbaren. Ich weiß nicht, welche Geistesthätigkeit Herr Liebelt den Deutschen in dieser Zeit zugestehen wird. Meiner Ansicht nach konnte man zum Trotze der Deutschen Literatur sagen, daß die Idylle, Satire, Komödie und der Roman sich neben der Philosophie aufrecht zu erhalten im Stande sind. In ihre Formen lassen sich alle Arten der neueren Poesien bringen und darin konzentriren.

Ganz unabhängig von der Zeit und von Umständen aber sind die Lyrik und die exakten Wissenschaften; die Lyrik, weil sie das innere Bedürfniß des Herzens befriedigt; jene Wissenschaften, weil sie das innere Bedürfniß des Lebens stillen.

*) Uebrigens seltsam sehen diese Namen in der barbarischen Weise aus, wie die Polnische Schreibung sie wiedergiebt, nämlich: Gete, Szyler, Jan Paweł Rychter. Wir nennen diese Weise barbarisch, obwohl die Griechen, die sogar eine ganz andere Berechtigung dazu hatten, bei der Schreibung ausländischer Namen Aehnliches sich genatteten. Den Russen, die auch so verfahren, kann allenfalls als Rechtfertigung dienen, daß in ihrem Alphabet nicht immer das entsprechende Zeichen für den fremden Buchstaben zu finden sey. J. L.

Digitized by Google

Es wäre überflüssig, zu beweisen, daß die jetzige Zeit der Deutschen Litteratur gerade in die philosophische Epoche falle, welche sogar schon bis an ihren Zenith vorgerückt ist; auf diesem Zenith der Speculation konnte die Philosophie nicht stehen, sich nicht aufrecht erhalten, sie wandte sich dahet aufs neue zur rohen Materie und begann, sich in einzelne Wissenschaften zu versenken.

In der Philosophie also sehen wir gegen den Abend der Deutschen Literatur noch ein gewisses Leben — das ist die Epoche, worin die Philosophie nicht mehr forschreitet, sondern vielmehr das aufgehäufte Material verdaut.

Kant, Fichte, Schelling, der mächtige Hegel und mit ihm das ganze Gefolge der jüngeren Philosophen bilden eine große Gruppe! ähnlich der, welche einst Plato, Epikur, Antisthenes, Zeno, Aristoteles zc. bildeten. Der Peros Aristoteles, mit seinem unermeßlichen Wissen, dem ganzen Glanze seines Witzes und Verstandes, steht so wie eine Meerleuchte, woraus der unsterbliche Strahl lodert, der die fernen Jahrhunderte erleuchten wird; aber er ist auch zugleich das Mal, woran der Wagen aller philosophischen Forschung umwendet. Wie sehr auch Aristoteles in Griechenland erst den wahren Eifer für die Philosophie weckte, sie konnte sich dennoch nicht auf der Höhe halten, worauf er sie gehoben. Und unser Hegel, steht er nicht ähnlich jenem Gränzpfeiler unter der selbstthätig philosophirenden und reproducirenden Epoche? Schreckt nicht auch den kühnsten Kopf diese Masse philosophischen Materials, das er beherrschen muß, wenn er sich zur Spitze des höchsten Wissens vom höchsten Wissen erheben will?

Es ist eine schwere Aufgabe, die schon erreichte höchste Höhe zu überklimmen! Wie Hegel endete die erste Epoche der Deutschen Literatur, die Epoche der spekulativen Philosophie.

Welche Arbeit wird nun der heutige Deutsche Geist beginnen? wenn er den ganzen Kreis des Wissens durchlaufen, sich selber darin umgränzt hat.... Wir haben erst gesagt, es beginne die vierte Epoche der Reproduction, die verzehrende — der Winter des Genießens.

Der majestätische Strom der Philosophie dringt heute in die Menge seiner Nebenflüsse und Kanäle, um die fernen Gärten und Felder zu bewässern. Die in Umlauf gebrachten philosophischen Ansichten reinigen und verständigen sich — um einzelne Wissenschaften, namentlich die verwandten — als Medizin, Jurisprudenz und Theologie, zu durchdringen. Die heutigen Philosophen spekuliren nicht mehr selbständig, sie mühen sich nur, die wahrhaften Bedürfnisse des Menschen und seine Handlungen mit den Prinzipien, mit der Auffassung der Philosophie zu versöhnen. Deshalb ist ihre Aufgabe die Entsaltung, Aufklärung, Systematisirung dessen, was schon vorhanden, was gegeben ist. Deshalb das ewige Bestreben, nach einer unbezweiflichen Methode zu philosophiren!! Bei diesem Bestreben gewinnt sichtlich die Geschichte der Philosophie, aber die Philosophie muß sich, wie einst im Alexandrinismus, in unfruchtbaren Eklektizismus verwandeln; — sie wahrhaft erhaben und feurigen Seelen müssen, wenn sie schon alle dogmatische Schulen und selbst die skeptische durchgemacht haben, umwenden und gerathen dann zu jenem poetisch erhabenen Mystizismus, gleich der Dämmerung, welche die nahe Nacht verkündet.

Mit dem philosophischen Streben steht in enger Verbindung die Gestaltung der Prosa, die immer reift vom Verse sich lösen muß, gerade, wie die Philosophie erst von dem Gemüthe sich loswindet, das in poetischer Extase lebt. Plato, Xenophon, Philistos, Lysias konnten erst nach Sophokles auftreten. Eben so haben auch die Deutschen die Epoche des höchsten poetischen Feuers denke weit hinter sich: ihre Schiller, Goethe 2c. ruhen in schönem Französischen Einbande in den Schränken.

Platen, Hauff und neben ihnen Tausende von Zeitschriften finden sich in den Zimmern der Eleganz, wie auf den Tischen der Gelehrten. — Doch giebt es auch heute noch Poeten, dem Französischen Drama sogar gab der Romantismus neues Leben; England hatte seinen Byron, und in Deutschland erklang unter der philosophischen Prosa noch mancher schöne lyrische Ton. Aber dieselben Erscheinungen haben wir auch in der Griechischen Literatur, wie wir immer als Muster, als das organische Gebilde werden ansehen müssen, das frei ist von äußeren, fremden Einflüssen. Auch dort lag nichts brach, weder das Drama, noch das Epos, noch die Lyrik; die Alexandrinische Zeit gab viele verschiedenartige Früchte, aber wer erblickt an ihrer Physiognomie nicht ein gewisses Mühen, einen gewissen Zwang des Geistes, der sie schuf? wer kennt endlich diese Zeit nicht? Die Philosophen, Redner, Historiker ziehen in dieser Epoche alle unsere Aufmerksamkeit auf sich — sie treten in den Vordergrund, nicht die Poeten. Poesieen, welche einzig die beißende Ironie oder die zerrissene Seele des Dichters malen, Poesieen, die nach bestimmter Methode gemacht sind, nach bestimmten Regeln der Kunst, sind nicht freie natürliche Schöpfungen des Geistes. Wäre auch noch so viel Witz, Gewandtheit, leichtigkeit und Glätte darin, wir finden doch immer krankhafte Spuren der Zeit oder Leiden des Schöpferes; wir vermissen die Kennzeichen des Genius, der, einem inneren, göttlichen Triebe des Geistes folgend, und in ibeellen, kühnen und ungebrauen Zügen die neue Welt malt, geflügt auf die Pfeiler der wirklichen Welt, die uns umgiebt. Nicht jede Zeit hat solche Schöpfer, nur eine kann sie haben. Das neue Drama z. B. hob Shakespeare auf den Gipfel der Vollkommenheit, und wer ist heute der Gott, der diese Welt noch einmal schaffen wollte, und das in einer Zeit, worin Charakter und That sich immer mehr verwischen?"

* * *

Wir folgen dem Polnischen Referenten nur so weit, bis wir seine Ansicht über die Deutsche Literatur zur Genüge erkannt haben. Nicht, als ob diese Ansicht für uns in allen ihren Punkten einen unbedingten Werth hätte, sondern wir sind im Gegentheil überzeugt, daß Manches nicht mit Genauigkeit und gehöriger Motivirung ausgesprochen, Manches sogar von einer Nichtkenntniß der Deutschen Zustände zeugt. Abgesehen davon, daß der Entwicklungsgang der Literatur nicht eben auf philosophischem, sondern pikturischem Wege verfolgt wird, indem uns Griechenland als Muster aufgestellt ist, so haben wir darin, was über die letzte Epoche des Deutschen geistigen Lebens gesagt ist, gar Vieles anders zu betrachten.

Aristoteles, heißt es, war der Gränzstein Griechischer Philosophie, in der Deutschen ist es Hegel; was nach ihm kommt, ist nur Reproduction. Die vom Rez. aufgestellte Wahrheit, daß es das erste und letzte Bestreben des Menschen sey, das Verhältniß der Welt zu Gott, und umgekehrt, zu erkennen, ferner die Annahme, daß Hegel das höchste Wissen in dieser Beziehung habe, führt ihn dahin, daß jetzt in der Philosophie jener Quietismus erfolgen müsse, der nichts mehr schaffe, sich nur in das Geschaffene hineinlebe, sich zu einem Petrefakt des Vorhandenen mache und es dennoch nicht erhalte.

Der Ref. würde sich nicht drängen, wenn wir ihm den Eifer der Deutschen Philosophie nach Hegel vorbildern; wir wollen ihn also die Erfolge zeigen. Das Wichtigste ist unstreitig, daß wir aus von dem Hegelschen, bloß immanenten Gott, der uns Nothwendigkeit einer Welt beoart, jener Weltfeele des alten Schellingischen Systems, die sich in der Welt manifestiren und wissen muß, also von jenem Gott, für den es allein, nicht für den Menschen (welcher konsequent geleugnet ist) eine Geschichte giebt, der also in der Entwicklung noch nicht der ist, der er werden wird, daß wir uns von diesem zur Idee eines persönlichen Gottes erhoben; daß wir ferner, was damit zusammenhängt, die Fortdauer des Geistes wissenschaftlich über Unsterblichkeit gerettet haben, daß wir nicht bloße Formen der Gottheit, nicht bloß Träger derselben sind, sondern von ihr getragen werden. Hiermit steigt der Werth des Individuums, der durch Hegel, welcher sich nicht über den Gattungsbegriff erheben konnte, auf Null herabgesunken war.

Was für einen Nutzen hierbei die Naturwissenschaft der Philosophie geleistet hat, wird der Ausführung nicht bedürfen. Wir erwähnen nur der Forschungen über das Wesen der Infusorien und der Zellen-Theorie.

Wir wissen ferner, daß Hegel stets aus dem Organismus in den Begriff überstehe, daß er mithin immer in der Anschauung operirte und so durch bloßes Denken seine Welt schuf. Wäre ihm das gelungen, so würden wir ihm ein absolutes Wissen zugestehen müssen. Aber es ist charakteristisch, daß der Polnische Nationalstolz sich so sehr dem Hegelschen Philosophenstolze anhängt. Schelling, der große Schelling, der Gründer und Zertrümmerer des Hegelschen und wieder der Gründer eines neuen Systems, vor dem selbst die jüngeren Hegelianer ihr geistiges Knie beugen, ist ganz in Parenthese gesetzt, weil er kein absolutes Wissen zugeben mag und wir Wissenschaft preisen. Es müßte denn Mystizismus seyn, wenn man behauptet, die Philosophie mit der Theologie auszusöhnen, und diesem Punkte hat uns Schelling nahe geführt. Hegel nahm einen großen Anlauf zu, aber am Ausgangspunkte war der Boden unter seinen Füßen schlüpfrig *), er glitt von der rechten Linie und lief am Ziele vorbei. Die Philosophie kann jetzt in Deutschland auch ihre höchste Höhe erreichen, nämlich, wenn sie mit der Theologie sich gegenseitig durchdringen; die Theologie hat die Wahrheit, welche die Philosophie sucht; ist sie auch von ihr gefunden, selbst dann wird in der Philosophie keine Ermattung, kein Rückfall eintreten, sie wird im Christenthum ihr Leben, ihr Objekt haben. Insofern steht sie also über der Aristotelischen, die einen gleichen Anhaltpunkt nicht hatte, sondern sich durch sich selber erhalten sollte; unter solchen Umständen ist Stillstand Rückschritt, und die Philosophie wird eine todte.

Wir schließen in der Erwartung, daß Herr Liebelt, der uns bisher das scharfe und gründliche Talent eines Repräsentanten philosophischer Kritik bewährt hat, auch mit den Standpunkten der neueren Deutschen Zeit vertrauter als ein Polnischer Kritiker sey und seinen Landsleuten die wahre Gestalt derselben vor Augen stellen werde.

A. M.

Arabien.

Die Araber und ihr Einfluß auf die Völker des Mittelalters.

(Schluß.)

Im Vorhergehenden ist gezeigt worden, mit welchem Eifer die Araber die Wissenschaften der Griechen pflegten, und wie wichtig ihr Einfluß auf die Wiederbelebung der Wissenschaften war: es ist jedoch bemerkenswerth, daß sie nie einen der großen Dichter überstehen. Selbst Homer, dessen Gedichte schon zur Zeit der Regierung Harun Al Raschid's in die Syrische Sprache übersetzt wurden, ist niemals ins Arabische übertragen worden; so sehr auch die Arabische Muse sich auch an Liebe und Wein erfreut, so war sie doch den Erzgesängen Sappho's und Anakreon's völlig fremd, und eben so allen Dichtern, Rednern und Kritikern Griechenlands. Aber diesen Mangel der Arabischen Literatur kann man sich leicht erklären. Als die Bücher Griechischer Gelehrsamkeit den Arabern mitgetheilt wurden, wurden sie von den Dichtungen derselben sowohl wegen ihrer Religion als ihren Geschmack abgehalten. Jene schönen mythologischen Fabeln, welche allen klassischen Lesern so vertraut und anziehend sind, waren in den Augen der gläubigen Moslem Abscheu und Besteckung. Des-

*) Trentowski hat ihm in Polen vielleicht zuerst diesen Namen gegeben, ohne zu sagen, worin sein Mißrathen bestehe.

*) S. Trendelenburg's logische Untersuchungen.

wegen konnten die Araber ihren Geschmack für die schöne Literatur nicht nach den reinen Mustern der Griechen bilden, sondern fuhren fort, ihn nach Gesetzen zu regeln, die mehr mit den Gefühlen und dem Geschmacke der Italiäner übereinstimmten, von denen sie ursprünglich überkommen waren.

Obgleich die Eigenheiten der Arabischen Literatur dazu beigetragen haben, dieselbe bis in spätere Zeiten unbeliebt zu machen, so ist doch die Verbindlichkeit, welche wir den Arabern für Einführung des Reimes haben, von zu angenehmer Art, um nicht dankbar anerkannt zu werden. Es ist demselben zwar ein Gothischer Ursprung zugeschrieben worden, und eben so der romantischen Dichtung*) welche letztere wahrscheinlich Deutonischer Abkunft ist); aber das Gewicht der Zeugnisse wird dagegenstillstehenweise zu Gunsten der Letztern gefunden werden. Es ist in der That sehr wohl möglich, daß die Gothen zur Zeit ihrer Einwanderung nach Spanien den Gebrauch des Reimes, welcher bei den Morgenländern vorherrschte, mitgebracht haben können; aber die wesentliche und alte Form der Versbildung, welche bei den Teutonischen Völkern in Gebrauch war, ist bei den Skandinaviern gefunden worden; und diese ist Anlaut, nicht Reim. Da nun beyden dieselben Konsonanten am Anfange der Wörter wiederholt, nicht dieselben Laute am Ende. Das Nibelungen-Lied, ein im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geschriebenes Gedicht, ist in Distichen abgefaßt, welche sich reimen, fast in derselben Weise wie Französische Verse; aber dasselbe Gedicht ist, wie es in Islandischen Sagen entwickt worden, im neunten oder zehnten Jahrhundert abgefaßt, und nicht in Reimen. **)

In den südlichen Provinzen Europa herrschen die Konsonanten vor und nehmen bei weitem den Vorrang ein, während die Vokale im Süden vorherrschend sind. Daher ist der Anlaut, der in Wiederholung der Konsonanten besteht, der Schmuck der nördlichen Sprachen, so wie Anklang bloß der Vokale oder Reim das eigenthümliche Merkmal aller Volksgesänge im südlichen Europa ist; obgleich Spanien das einzige Land ist, wo er gewissen Regeln unterworfen worden. Der Reim, welcher jeder Gattung Arabischer Dichtung wesentlich ist und von den Arabern auf mannigfache Weise verbunden wurde, um dem Ohre zu schmeicheln, wurde, mit demselben Spiele der Laute, von den Troubadours in die Provencalische Sprache eingeführt. Die gewöhnliche Form der Arabischen Dichtung ist die des Distichons, in welchem durch die ganze Strophe immer derselbe Reim vorkommt. Die ist die älteste Form der Spanischen sowohl als Provencalischen Dichtung. Sehr häufig in der Spanischen Poesie endigt der zweite Vers jedes Distichons mit demselben Worte; und eine ähnliche Wiederholung wurde von den Provencalischen Barden angewandt.

Es würden die Gränzen, welche dieser Skizze gesteckt werden mußten, überschritten, wenn der Bau des Provencalischen Verses, der augenscheinliche Kennzeichen seines Arabischen Ursprunges an sich trägt, dargestellt würde: dieser Punkt erhält aber auch ferner genügende Erläuterung, wenn man die Vereinigung der Grafschaften Provence und Barcelona, welche seit dem Schlusse des zehnten Jahrhunderts zweihundertdreißig Jahre unter einer Krone friedlicher Gatten bestand, berücksichtigt. Während dieser Zeitraumes standen die Künste und Wissenschaften bei Arabern im höchsten Rufe; Dichter und Gelehrte pflegten von den Höfen der kleinen Maurischen Fürsten an die der christlichen zu gehen: so verbreitete sich allmälig der Geschmack für die Maurische Galanterie und Maurische Verfeinerung. Wie die Arabische Poesie, so sind auch die Ergießungen der Provencalischen Barden in amatorische, bitterische, satirische und moralische getheilt worden; aber ihre angenehmsten und im Ganzen natürlichsten Leistungen können diejenigen sein, welche sich unter irgend eine Klasse gebracht werden, weil sie gelegentlich jeden Gegenstand behandeln, der sich nur immer darbietet. Dies sind ihre tensons oder Wettkämpfe in wechselnden Strophen, welche die weiterführenden Troubadours vor königlichen und glänzenden Versammlungen auffuhren, indem sie dabei sich in ihrer Kunst vervollkommneten und eine viele heitere Unterhaltung hervorriefen. Mannigfach sind die Gegenstände, deren Behandlung in diesen Wettkämpfen man von ihnen verlangte. Zuweilen verbreiteten sie sich über die verschiedenen Eigenschaften, durch welche ein Liebhaber sich seiner Geliebten am würdigsten machen kann; ein andermal darüber, in welcher Beziehung ein Ritter seines Gleichen übertrift, oder was am schwerzlichsten ist, ob der Verlust einer Geliebten durch den Tod oder durch Untreue: die Frage jedoch, ob der Weisheit amatorisch oder ritterlich, wurde durch die Zuhörer oder die Richter entschieden. ***) Diesen ähnlich waren die Wahlspiele und Dichterkämpfe, welche unter den Arabern so sehr in der Mode waren, daß kaum einer unter ihren ausgezeichneten Dichtern ist, der nicht von einigen Umständen solcher Wettstreite berichtete. Die Bibliotheque Orientale von d'Herbelot enthält ähnliche witzige Ausfälle und Erwiderungen in Menge; und in der Bibliothek des Escurial wird eine sehr merkwürdige Handschrift aufbewahrt, welche nicht weniger als achthundert Epigramme über einen Gegenstand enthält, welche von Salahedin und Tagredin bei einem tenson oder dichterischen Wettstreite gedichtet und gesprochen worden sind.*) Im „Seidenen Gewande“**) Abu Beker's, eines Eingebornen von Valencia, sind zahlreiche zierliche Gedichte aufbewahrt, welche Abu Jahiha, der Sohn des Königs von Toledo, und Almotammed, der König von Cordova, in ihrem Wettstreite um die Ehre, Fürst der Dichter zu sein, gedichtet haben.

Von den Spanischen Arabern nahmen die christlichen Bewohner Spaniens den Gebrauch an, Jongleurs, d. i. Spieler musikalischer Instrumente, welche die Dichter begleiteten, zu gebrauchen. Den Spaniern ahmten die Franzosen nach, bei welchen die Jongleurs um 1330 zu einer Gesellschaft vereinigt wurden. Durch die Troubadours und Jongleurs wurde die Provencalische Sprache allgemein verbreitet und mit ihren Gesängen Frankreich, Italien, Deutschland und England mitgetheilt. In einigen dieser Länder wurde sie theilweise angenommen oder angewandt, um die Sprachen derselben zu verbessern. Richard Löwenherz verwuchte sich in der Provencalischen Dichtkunst ***); und wenn Chaucer dieselbe nicht zur Bildung der Englischen Sprache benutzte, in der That eine noch unentschiedene Frage, — so ist doch gewiß, daß viele seiner Gedichte entweder aus dem Französischen oder Spanischen übersetzt oder der Stoff derselben von Schriftstellern dieser Sprache entlehnt war. Letztere entnahmen reichlich von den Provencalischen Barden. †) In Deutschland verfertigte der Kaiser Friedrich Barbarossa Provencalische Gedichte, und wie Bembo, Barchi und Andere zugeben, ist gewiß, daß der Provencalische Dialekt die Grundlage der Italiänischen Sprache war. Die sonverainen Fürsten, Herzoge und Herren Italiens, alle schrieben Provencalisch: Friedrich I. und Karl von Anjou, welche ausgezeichnete Beschützer der Italiänischen Literatur waren, haben einige Provencalische Gedichte hinterlassen; und Bembo und Redi haben gezeigt, daß die Provencalischen Dichter von den Sicilliern und Toskanern studirt und nachgeahmt wurden. Dante, Petrarch und Boccaccio studirten die Provencalische Sprache. Der Erstere hat dem berühmten Troubadour Arnaud Daniel, den er im fünfundzwanzigsten Gesange seines Fegefeuers vorführt, einige Provencalische Terzinen in den Mund gelegt; Dante soll ziemlich lange unschlüssig gewesen seyn, ob er sein Gedicht in der Provencalischen oder Italiänischen Sprache abfassen sollte.

Boccaccio hat sein Decamerone mit zahlreichen Provencalischen Romanzen und Erzählungen bereichert, und Petrarka hatte viele Bilder und Sprüche wörtlich von den Provencalischen Dichtern entlehnt. ††) Die Ehre der Erfindung des Reimes kommt daher ohne Zweifel den Arabern zu; aber dies ist das Einzige, wodurch sie sich um Künste und Literatur verdient gemacht haben.

Wir haben anerwogen gezeigt, daß die alte Art, die Musik zu lehren, durch sol-fa-ing, und eben so die Erfindung der Fabeln und Mährchen, von den Arabern ausging. Wir verdanken ihnen ferner mehrere musikalische Instrumente, Wiederbelebung der Philosophie und Arzneikunde der Griechen, die Chemie und Pharmakie, die Arithmetik der Indier und mannigfache Verbesserungen der reinen angewandten Mathematik. Die Ueberlieferung dieser verschiedenen Zweige der Wissenschaft sowohl, als die Erfindung der Papier- und Schießpul-

*) Der Gothische Ursprung der Romanzen ist vom verstorbenen Bischofe Percy gleichfalls vertheidigt worden, in seinem „Essay on Ancient Metrical Romances“, am Anfange des dritten Bandes seiner „Collection of Ancient English Poetry“, gegen die Hypothese Warton's, welcher ist von den Arabern herleitet in einer „Dissertation on the Origin of Romantic Fiction in Europe“, im dritten Bande seiner „History of English Poetry“. Der Britannische Literatur der Romanze wurde zuerst von Mr. Leyden in seiner Einleitung zu „Complaint of Scotland“ angeführt. Eine richtige Uebersicht dieser Hypothesen ist im dritten Bande von Mr. Ellis' „Specimens of Early English Romances“ pp. 27—41 und in Mr. Dunlop's „History of Fiction“ Bd. I. pp. 131—154.

**) Sismondi, Littérature du Midi de l'Europe, Bd. I. pp. 100. 101. Sismondi hat die folgende Probe des in einer Deutschen Nachahmung von Jousne an die Stelle des Reimes getretenen Anlautes gegeben:

„Heil verbleiben
Hatt's mein Oheim,
Kurz mein Leben, Kühn mein' Lust,
Rasch mein' Rache,
Rauh der Ausgang,
Flammend Mut im Kämpfen-gemme.“

Es muß zugegeben werden, daß dieser Anfang für die Entscheidung des hier fraglichen Punktes nützlicher sein würde, wenn er im Islandischen literal gegeben worden wäre.

***) Sismondi, tom. I. pp. 92. 93. Andres, tom. II. pp. 311—313.

*) Casiri, Bibl. Arab. Escurial, tom. I. p. 126. col. 1.

**) Ibid. tom. II. p. 36. Die prosaische Handschrift der Bibliothek des Escurial ist eine chronologische Geschichte Spaniens.

***) Es ist wohl bekannt, daß Richard I. während seiner langen Gefangenschaft in Deutschland, wo er bemüthigen konnte, sich mit Dichtkunst beschäftigte, und daß er, um seine Freiheit zu erwerben, sein eigenes Lösegeld mit einem Gesange bezahlte, welchen er selbst gedichtet hatte. Dieser Gesang, welcher in der Sprache der Troubadours geschrieben ist, ist in Rymer's Foedera, tom. I. pp. 148—150. mit einer Uebersetzung in's Lateinische abgedruckt. Ein Theil dieses Gesanges, welcher sich auf seine Gefangenschaft bezieht, ist von Burney in seiner „General History of Music“, tom. II. pp. 146—149. Das Ganze ist von Ritson in seinen „Remarks, critical and historical, on the Text and Notes to the Edition of Shakspeare 1783“, pp. 70—82. mit einer Uebersetzung in's Englische abgedruckt. Ritson hat auch eine Uebersetzung in's Englische von einem Gedichte, welches Richard an seine Schwester, die Gemahlin Alfonso's VIII. von Castilien, gerichtet hat, abgedruckt. Ein Theil dieses Gedichtes ist in Rymer's Foedera, tom. I. p. 63. abgedruckt.

†) Andres giebt die folgende Stelle des berühmten Troubadours Mossen Jordi:

E con he pau, e non tiue quim guerreig,
Vol sobre ti ceł, e com' movi de terra,
E no entrech res, et hoc ti mou abras;
Dy he de mi, e vuil a altri dan be,
Si no es amor, douchauzo que sera.

Petrarka hat dieselbe entlehnt oder nachgeahmt wie folgt:

S'amor non è, che dunque è quel ch' io sento.
. . . . . .
Pace non trovo, e no ho da far guerra.
E volo sopra 'l ciello, e giacio in terra;
E nulla stringo, e tutt' il mondo abbraccio;
Ed ho in odio me stesso, ed amo altrui.

Diese buchstäbliche Nachahmung hat Zweifel, Streit, Sanchez und andere Kritiker, sowohl Italiänische als Spanische, deren Grunde der Adate Andres mit großer Ausführlichkeit auseinandergesetzt hat, verleitet, anzunehmen, Petrarka sey von Mossen Jordi nachgeahmt worden, indem dieser in das dem fünfzehnten Jahrhundert setzten, während einige andere Spanische Schriftsteller anführen, er habe im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gelebt, und behaupten, Petrarka habe ihn nachgeahmt. Möglicherweise kann es zwei Schriftsteller jenes Namens gegeben haben; aber es ist nichts unwahrscheinliches in der Annahme, daß Petrarka den Spanischen Dichter nachahmte, da er mitten unter Provencalischen Dichtern aller Nationen lebte, doch sprach seine schöne Laura den Provencalischen Dialekt, und wir immer Petrarka's Gedichte mit Aufmerksamkeit betrachtet, kann zahlreiche Spuren des Stiles jener Sprache darin finden. Andres, Bd. II. pp. 307—328 et seq.

Digitized by Google

verbreitung nebst dem Kompaß, trug dazu bei, eine gewaltige Veränderung der Gestalt des neueren Europa zu bewirken. Wir haben nur noch ihren Anspruch auf die Ehre der Erfindung des Schiffs-Kompasses kurz zu bestimmen.

Dieses hoch wichtige Instrument ist in Europa erst seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts allgemein bekannt und zu den Zwecken der Schifffahrt benutzt worden. Seine Entdeckung wird gewöhnlich Flavio de Gioia von Amalfi, im Königreiche Neapel, zugeschrieben, obgleich wir nicht im Stande gewesen sind, uns über die Autorität dafür Gewißheit zu verschaffen. Tiraboschi ist, trotz seiner historischen Gelehrsamkeit, entschieden der Meinung, daß die Ehre dieser Erfindung den Arabern gebührt. Etwas einem Kompaß Aehnliches scheint den Chinesen bekannt gewesen zu seyn; aber unsere Kenntniß in dieser Beziehung ist zu ungenügend, um darauf zu bauen, und Trombelli's Annahme, Aristoteles habe darüber geschrieben, ist eben so unhaltbar. Vincent de Beauvais (Vincentius Bellovacensis) und Albert der Große, der in der Mitte des zwölften Jahrhunderts blühte, erwähnen Beide der Pole des Magneten, wie aus einer Abhandlung von Aristoteles „De lapidibus", welche seitdem verloren, hervorgeht, worin er von freundlichen und feindlichen Polen spricht; aber diese Abhandlung ist von den Arabern kommentirt worden, und die von Albert dem Großen angeführten Worte Joron und Aron sind unzweifelhaft weder Lateinisch noch Griechisch, sondern Arabisch; nämlich جار Dscharron, d. i. heißer Wind, und امر Avron, d. i. Nord. Die von den Sarazenen unternommenen langen und beschwerlichen Reisen konnten sie auf den Gedanken bringen, ein Werkzeug zu erfinden, um dadurch ihre Richtung zu bestimmen; und da sie ferner, wie wir wissen, der Schiffahrtskunst große Aufmerksamkeit widmeten, worüber in der Bibliothek des Escurial eine Handschrift*) vorhanden ist, so ist es wenigstens wahrscheinlich, daß sie die Erfinder der Magnetnadel waren. Was diese Vermuthung noch verstärkt, ist, daß Araber unter den frühesten Schriftstellern über Geographie und Reisen sind, welche des Kompasses erwähnen, und welche selber leben, als die angenommenen Erfinder, Marco Paolo und Flavio Gioia. Der Nubische Geograph, welcher um die Mitte des zwölften Jahrhunderts schrieb, spricht mit genügender Deutlichkeit von diesem Instrument. Aus allen diesen Wahrscheinlichkeiten ergiebt sich, daß wir den Arabern die Erfindung des Kompasses verdanken, und daß Gioia das damals bekannte Instrument verbesserte und ein anderes sowohl genaueres als sichereres und passenderes zusammensetzte, welches später noch mehr dem allgemeinen nützlichen Gebrauche angepaßt worden ist.**)

Außer der Erfindung des Kompasses und jener anderen Entdeckungen, die Europa den Arabern verdankt, ist Andres***) mit der Vermuthung hervorgetreten, daß sie dem unsterblichen Newton in der Entdeckung der Gesetze der Anziehung vorangingen. Er gründet seine Vermuthung auf zwei Abhandlungen des berühmten Mathematikers Mohammed ben Musa „de mensurandum curbium coelestium motu" und „de virtute attrahendi", welche in dem vom Verfasser seiner Lebensgeschichte†) gegebenen Verzeichnisse seiner Werke erwähnt sind. Wenn diese Stücke Europäischen Philosophen in irgend einer Gestalt zugänglich gewesen wären, würde diese Vermuthung des gelehrten Adate der Wahrscheinlichkeit nahe gekommen seyn; da sie aber neueren Europäern niemals mitgetheilt worden sind, und da ungewiß ist, ob sie auch überdampt vorhanden, bleibt Newton die Ehre der Entdeckung ungeschmälert.

Wir meinen, daß, nach allem im Vorhergehenden Gesagten, bei einer sorgfältigen Betrachtung alles dessen, was die Araber vollbracht haben, augenscheinliche Beweise genug seyn werden, um den Schluß zu rechtfertigen, daß unsere neuere Europa ihnen die meisten jener nützlichen Erfindungen verdankt, deren Früchte es so viele Jahrhunderte hindurch ruhig und ununterbrochen genossen hat. Ein sinniges Gemüth kann aber auch nicht ohne Verwunderung den niedrigen Standpunkt betrachten, den dieses Volk gegenwärtig im Staate der Wissenschaft einnimmt. Ihr Klima hat keine Veränderung erfahren; — ihre Religion, ihre Regierung, ihre Sitten und ihre Empfindungen sind unverändert dieselben geblieben; — was kann nun aber die Ursache der gegenwärtig unter den Sarazenen vorherrschenden Unwissenheit seyn?

*) Casiri, tom. II. p. 6. Col. I. Ja tom. I. p. 388. Col. I. wird eine Abhandlung des berühmten Mathematikers Thebit ben Korra „de siderium motumque oceasu, ad artis nauticae usum accommodato" angeführt.

**) Andres, tom. II. pag. 210—226 und tom. XII. p. 269.

***) tom. I. p. 236.

†) Casiri, tom. I. p. 418. Col. 2.

Dänemark.

Dänisch-Deutsche Nordseebilder.

VIII. Seebad Föhr.

Wie es auf der Schaubühne geht, jetzt haben wir eine traurige Heide vor Augen, aber eine wilde Gebirgsgegend, und im nächsten Moment sehen wir einen lieblichen Garten oder eine freundliche, lebendige Stadt vor uns, so wird Einem zu Muth, wenn man aus einem Hallig nach Wyk kommt. Der kleine Flecken kommt uns dann vor, wie eine große Stadt. Der plötzliche Wechsel verdoppelt die Anzahl seiner Einwohner, und die vielen verschiedenen Kleiderkrachten vollenden die Illusion, — aber hier ist ja auch ein Pyramont.

Das Wühlerminenbad zieht aus den verschiedensten Gegenden mancherlei Arten Menschen hierher. Einige reich, Andere, die es zu werden suchen; Einige vornehm, und Andere, die so thun; Einige krank, und Andere, die sich einbilden, es zu seyn; Einige, die es im Körper haben, Andere, die es dort haben, wo Bad und Mineralwasser nichts ausrichten. — Ein Badeort ruft ganz eigene Betrachtungen hervor und erweckt allerhand streitende Gefühle. Die bleichen, vergelbten, hohläugigen Gesichter erinnern an die langwierigen Leiden dieses kurzen Lebens, an Leichtsinn und Sinnlichkeit, an Haß und Liebe, — an Leidenschaften, deren Feuer, obschon von entgegengesetzter Natur und Entstehung, doch im Stande ist, sowohl Leib als Seele zu verzehren. Vermischt mit diesen Siechlingen, finden wir gesunde und kraftvolle Beefsteak-Esser und rosenwangige Frauenzimmer — was wollen die hier? O! wir wissen es schon, aber wir sagen es nicht. Zudem überkommt den Gesunden ein behagliches, die Brust erweitendes Gefühl beim Anblick so vieler geschwächten Weichlinge, wenn schon dies nicht gerade zu löblicher Gesinnung führen kann; die Menschen sind Gesellschaftsvögel; sie flaken sich überall zusammen, gleich viel, ob Thalia oder Melpomene, Hygiäa oder Terpsichore die Wirthin macht. — Ach! Terpsichore sendet viele ihrer Gäste zur Hygiäa und sieht sie nie mehr wieder.

Da preise ich Diana! Sie giebt Gesundheit und Freude zugleich. Uns wirklich hat sie auch ihren Tempel auf Föhr; ich meine die merkwürdigen „Kojen". Da die Bäder auch in einen Jäger Hände fallen können, will ich den Tanzsaal und die grünen Tische, welche den Meisten bekannt sind, verlassen und den Leser zum Kojen führen. Da siehst du hier einen Teich, und vom Teich einen langen, schmalen, wassergefüllten Kanal ausmünden. Auf beiden Seiten dieses letzteren sind lebendige Hecken so dicht zusammen gepflanzt, daß keine Ente durch das Gehege schlüpfen kann; und diese ist oben so zusammengebogen und geflochten, daß eine Art Bogengang bildet. Vor sein innerstes Ende ist ein Garn — eine Art Reuse gespannt; das äußere Ende, das am Teich nämlich, kann plötzlich mit Hülfe einer Schnur, die der Vogelfänger in seinem Versteck von weitem hält, zugezogen werden. — „Schon gut", sagst du mit einem unglaubigen Lächeln, „aber wie bekommen wir denn die wilden Enten hinein?" — Mit Hülfe von zahmen. Hast du keine, und wollen sie dir tauben gehört? — es ist noch nicht gar lange, so sahen wir dergleichen, wenn du sonst aufmerksam warst. — Stiebt du wohl! So hat man auch Lock-Enten. Eine solche wird gegen die Zeit des Ziehens, das ist nach Untergang der Sonne, fliegen gelassen, und sie kommt von der See mit einer Schaar wilder Enten nach der anderen zu dem mit Getraidespreu und ein wenig Körner übersteuten Teich zurück!" — An der Koje stimmen sie freischierend Lockrufer, und dahinein zieht die Verräterin nach und nach alle Gäste. Sie selbst fliegt sich ins offene Meer zurück, ehe das Fangen und Würgen beginnt. — Du schüttelst bedächtig mit dem Kopf: „Wie bekommt die Lockente die anderen dahin, ihr zu folgen?" — Ehrlicher Freund! sollte ein wildes Thier klüger seyn, als der Mensch, der die Reuse si eht und sich dennoch in die Koje locken läßt?

Mannigfaltiges.

— Außerordentliche Fragmente von Dio Cassius. Der gelehrte Römer Angelo Mai, dem die wissenschaftliche Welt schon so werthvolle Entdeckungen neuer klassischer Werke verdankt, hat so eben Fragmente von Dio Cassius im Vatikan aufgefunden und sie sofort den Gebrüdern Didot in Paris zum Druck übergeben. Sie werden ohne Zweifel sehr bald in der Reihe der von diesen Herren herausgegebenen Auctores Graeci vor dem Publikum erscheinen, das den Bemühungen der Entdecker der Ulphilabibel von Cicero verdiente Anerkennung gewähren wird. Es ist freilich zu wünschen, daß der Römischen Bibliothek Entdeckungen zu machen, als auf der Berliner oder Pariser, weil an einem Orte, wo bisher Alles unbekannt war, mit jedem Schritte vorwärts eine neue Entdeckung vor uns liegt, während dort, wo seit Jahren dem Blicke des Forschers Alles offen liegt, nichts zu entdecken ist. Indessen ist es uns auch bekannt, wie Angelo Mai, der vor wenigen Jahren als Doctor-Hero dieser Bibliothek war, jetzt selbst mit manchen gehässigen Hindernissen zu kämpfen hat, wenn er den Weg zu seinen geliebten Schätzen des Alterthums finden will; er verdient daher um so mehr die dankende Theilnahme der Gelehrten für seinen fruchtbaren Fleiß, je mehr sich dieser jetzt durch die Leidenschaften des Hasses und Neides hindurch winden muß. Neid besonders ist das sichtbare Element in der Verwaltung des Vatikans, und der Fremde wird in seinem gerechten Unwillen über die anti-wissenschaftlichen Verwaltungs-Gesetze nur durch die mild Art entwaffnet, mit welcher die meisten Kustoden jene engherzigen Gesetze auslegen und handhaben. Um jeden fremden Wunsch, einen Kober zu ehren, sein halten zu können, hat man eine eigene Klasse von Beamten angestellt (scriptores), von denen das Reglement sagt: „Sie sollen in die Hände der Fremden nie gelangen." Gott weiß, wie lange das gewidige Reglement dieses „Sie sollen nie." sagt; aber es ist wahr, noch heute sollen sie einen Kober herausgeben. Leider muß man gestehen, daß Angelo Mai selbst in den Tagen seiner Herrschaft nicht frei von mißgünstiger Stimmung gegen fremde, besonders Deutsche Gelehrte war. Niebuhr klagt laut und bitter über dessen Verfahren gegen ihn; und wenn das jetzige Benehmen der Bibliothek gegen ihren früheren Bibliothekar auch gehässig und unverantwortlich ist, so kann dieser doch nur eine Art von Wiedervergeltung darin sehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Mittwoch den 28. Juli 1841.

Abyssinien.

Neueste Reise in das südliche Abyssinien.

Von Rochet d'Héricourt.

Die Rolle, welche der Arabische Meerbusen in der Kindheit der nautischen Kunst spielte, war nicht ohne Glanz und Bedeutung. Auch außer den biblischen Erinnerungen und den wunderbaren Sagen, die sich an dieselben knüpfen, war dieses Meer der Schauplatz einer großen Völker-Bewegung. Die Flotten Salomo's durchschnitten es in allen Richtungen. Sie gingen von Elonygeber ab, um sich nach Ophir, dem Lande des Goldstaubs, nach den Südlichen Häfen, wo sie Weihrauch und Gewürze einnahmen, nach den Inseln Tyros und Aradus zu begeben, die ihre Perlenfischereien berühmt gemacht. Ueber Adulis stand der Arabische Golf mit Arum und dem Königreiche Meroe, über Thapsalos mit dem oberen Euphrat, über Okenis, Kané und Aden mit der ganzen Arabischen Halbinsel, über Alanta und Ptolemais mit dem Afrikanischen Küstenlande in Verbindung. Die Segel der Reiche Juda und Israel haben, wenn Manneri und Heeren Glauben verdienen, diese Linien sogar überschritten; sie haben die Gestade des Ganges und die große Inselwelt des Indischen Oceans besucht. Die Pharaonen und die Ptolemäer ließen das Arabische Meer auch nicht unbefahren, und Arsinoe, das heutige Suez, war der Abgangs-Punkt mehrerer weiten Expeditionen an den Küsten Aksum und Afrika's. Unter den Chalifen dauerte diese nautische Bewegung fort, und die Verbindung beider Meere, vor welcher der heutige Unternehmungsgeist zu flugen scheint, wurde, wie man sagt, durch einen Fatimidischen Herrscher, vermittelst eines Kanals, der Suez mit dem Nil vereinigte, verwirklicht. So schien das rege Leben auf dem Arabischen Golfe den Untergang großer Reiche und die Wechsel großer Dynastien zu überdauern. Um diese Regung ins Stocken zu bringen, mußte Vasco de Gama das „Kap der Stürme" umschiffen und künftigen Handelsflotten einen anderen Seeweg nach Ostindien eröffnen.

Heutzutage kehrt die auf das Seewesen angewendete Dampfkraft Alles wieder um. Der Isthmus und die beiden ihn bespülenden Meere bevölkern sich mit schnellsegelnden Paketbooten, und ein mechanisches Agens giebt der Reise-Route um die Welt eine andere Richtung. Europa hat seine Verbindungen mit Indien durch die Arabischen Gewässer wieder angeknüpft. Die Depeschen, die Passagiere, die werthvollen Handels-Artikel haben diesen Weg schon in Beschlag genommen; das Kap der Guten Hoffnung ist zum niedrigen Dienste herabgewürdigt. Der Isthmus von Suez wird hinführo das wahre Band zwischen England und Bengalen seyn; das Glück wendet sich nach dieser Reise; die Pläne eines Leibnitz und eines Albuquerque fliegen über die Entdeckungen Vasco de Gama's. Bombay liegt nur noch 40 Tagereisen von London, und der Verkehr zwischen der Metropole und ihrer riesigen Vasallin ist durch die neuen Circulations-Mittel um das Doppelte lebendiger geworden. Die Zeit kann dieses Resultat nur fördern. Die Vervollkommnung der Transport-Mittel, die Verbesserung des Landwegs über den Isthmus und endlich auch wohl die wirkliche Verbindung beider Meere werden eine Revolution vollenden, die wir entstehen sahen. Man kann schon ahnend vorherschen, welche wunderbare Thätigkeit in jenen Gewässern herrschen wird, wenn sie von der ganzen Bewegung Europa's nach Indien und Indiens nach Europa Zeugen syn werden.

Wie klug hat England diese Zukunft vorherberechnet, und wie sehr bemüht es sich, sie seinem Interesse zuzulenken! Kaum sah man die entfernt scheinende Möglichkeit einer regelmäßigen Verbindung über Aegypten und Syrien, als auch schon Britische Agenten sich fanden, die Einen im Namen und auf Befehl ihrer Regierung, die Anderen von eigener Eingebung und von jenem Instinkte der Unternehmungen angetrieben, das so häufig Beweis dieser Gattung verleiht. Schon 1828 fuhr Oberst Chesney auf einem Dampfboote den Euphrat hinan, machte sich mit der Beschiffung desselben vertraut und rekognoszirte dann den Lauf des Orontes bis an seine Mündung ins Syrische Meer. Gleichzeitig unternahm man große hydrographische Arbeiten im Rothen Meere, deren Ergebniß eine meisterhaft ausgeführte Karte war. Seit diesem ersten Schritte hat England alljährlich einen Vortheil mehr gewonnen. Gegen den Euphrat hin haben zwei bedeutende Städte, zwei reiche Stapelplätze, Mastat und Bassora, seinem Einflusse nicht widerstehen, sein Patronat nicht zurückweisen können. Gegen das Rothe Meer hin hat England Aden, den Schlüssel dieses Meeres, einem Arabischen Häuptling abgekauft; die Britische Flagge weht jetzt von allen Comptoiren des Arabischen Bassins, und wenn neuerlich der Scherif von Mocha den Muth gehabt hat, gegen dieses Emblem einer nahen Unterdrückung zu protestiren, so darf man erwarten, daß er diesen Augenblick der Empörung und die Verbreitung eines Konsuls, den Kalkutta und London thun gesendet, hart büßen werde.

Bis jetzt scheinen die Pläne Englands jedoch nur auf das Arabische Küstenland gerichtet; die gegenüberliegende, die Abyssinische Küste hat England unbeachtet gelassen. An diesem Punkte ist, vermöge einer ziemlich seltenen Ausnahme, Frankreich allein Autorität, oder wenigstens hoher geachtet. Den Grund hat man in verschiedenen abenteuerlichen Reisen durch Habesch zu suchen, die seit zehn Jahren von Franzosen ausgeführt worden. Ubi, der Fürst von Tigré, scheint für diese Reisenden und ihre Nation Interesse genommen zu haben; und wenn es wahr ist, daß funfzehn junge Abyssinier jetzt auf dem Wege nach Frankreich sind, so konnte man wohl an die Aufrichtigkeit seiner guten Gesinnung denken. Die auf den Hochebenen von Samen, Amhara und Tigre wohnenden Völker haben übrigens Manches mit den Europäern gemein, und besonders ist ihr Charakter dem unsrigen analog. Seit undenklicher Zeit herrscht hier ein durch biblische Gebräuche gemildertes (?) Christenthum. Die Sitten der Bewohner sind sanft und gesellig; ihr Charakter ist ernst und kräftig. Fürst Ubi, dem ein Heer von 10,000 Reitern und 20,000 Fußgängern zu Gebote steht, würde sich, wie man sagt, die Oduat über die Küste anzeigen sehr lassen und die Europäischen Comptoirs, die man daselbst errichten könnte, in seinen Schutz nehmen. Er hat sich dazu erboten, und er wird sein Wort halten. Die Luft an der Küste erzeugt Fieber; aber einige Maßregeln der Vorsicht beschwören die Gefahr, die übrigens eine kleine Meile landeinwärts schon nicht mehr vorhanden ist. Die wohlbeschützten Ankergründe, die geräumigen Rheden, die natürlichen Häfen sind, besonders an der Mündung des Rothen Meeres, in Ueberfluß vorhanden. Man könnte hier eine Niederlassung gründen, einen Handel mit dem Binnenlande eröffnen und mit der Aussicht auf sichere Debouché's die das innere Afrika durchwandernden Karawanen anziehen. So würde man die Britische Bahnen in Kehrett halten und auf die Besitznahme einer Seite des Arabischen Kanals mit Besitznahme der anderen Seite antworten. Vielleicht ist dies ein zu kühnes Projekt, das ernsthaftere Studien, als die Eindrücke Reisender sind, noch bleuchten müssen; es ist aber würdig, die Aufmerksamkeit der Regierung zu fesseln.

Das nördliche Abyssinien (Habesch) deckt übrigens kein undurchdringlicher Schleier mehr. Seit einem Jahrhundert haben Europäer dieses Land in fast allen Richtungen durchwandert, und Europäer, besonders protestantische Missionaire, wohnen sogar in demselben. Zu den ersten Europäischen Besuchern gehörte der Portugiese Covildam, der sich in Gondar niederließ und seine Heimat nicht wiedersah. Pater Alvarez vermeilte zu einer Zeit beinahe sechs Jahre in den Abyssinischen Staaten, und als er um 1540 nach Guerya zurückkehrte, erschien sein Reisebericht, den man jedoch nicht ohne Mißtrauen benutzen darf. Im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts war Abyssinien, so zu sagen, Portugiesischen Hülfstruppen preisgegeben, deren Dienste gegen die Muselmänner seine Könige angenommen hatten. Den Soldaten waren Missionaire vom Jesuiten-Orden gefolgt, die sich der geistlichen Gewalt bemeisterten. In diese Epoche fällt ohne Zweifel die Errichtung mehrerer Gebäude den augenscheinlich Europäischen Stil, die man in den vornehmsten Städten von Tigré und Samen sieht. Andere Monumente gehören einer weit früheren Civilisation an, die vielleicht mit der Aegyptischen zusammenfällt.

Unter den Beobachtern, die der Portugiesischen Periode angehören, befinden sich drei, die es verdienen, daß man sie im Anvenken behalte; es sind von ihnen, der Pater Fernandez, der Jesuit Lobado und der Pater Paez, oder Bayez, Dsingiro und Cambat vor, welche Regionen des innersten Afrika's Keiner nach ihm gesehen hat. Er hoffte auf diesem Wege die Melinde, an das Gestade des Indischen Oceans, zu gelangen, aber unbesiegbare Hindernisse zwangen ihn zur Rückkehr. Der Zweite, Pater Paez, entdeckte zuerst die Quellen des Blauen Nils; der Dritte, Pater Lobo, trat lange Zeit unter den Galla's herum, weil er den Nachstellungen der Könige Abyssiniens sich entziehen wollte; er hat einen interessanten Bericht über seine Abenteuer hinterlassen. Nach diesen Dreien entsteht eine Lücke, und wir müssen bis ins letzte Jahr des 17ten Jahr-

Digitized by Google

hunderts hinabgehen, um einen Europäer in Abyssinien zu finden. Dieser war der Arzt Poncet, den der Konsul von Frankreich schickte, um eine Hautkrankheit des Königs von Gondar zu heilen. Poncet erfüllte den Zweck seiner Mission und reiste mit allen Auszeichnungen, die dem Retter des Fürsten gebührten, durch das Land. Ein gewisser Lenoir du Roule wollte 1704 sein Glück versuchen, wurde aber in Sennaar, vor dem Palaste des Königs dieses Landes, mit seinem ganzen Gefolge ermordet. Von Roule bis Bruce ist eine neue Lücke; aber seit dem Letzteren haben viele Reisende nach Abyssinien sich gewendet und über dieses Land geschrieben. Dennoch ist es Keinem gelungen, etwas Besseres und Gründlicheres zu liefern, als der berühmte Schottische Wanderer. Das vornehmste Verdienst der Herren Combes und Tamisier besteht darin, daß sie Bruce einigermaßen kopirt, und ihr größter Fehler darin, daß sie ihn nicht oft kopirt haben. Bruce trug über Tigre in Abyssinien vor, setzte über den Takasse, einen Zufluß des Nil, überstieg das Gebirge Lamalmon, wanderte über das Hochland Woggora und erreichte Gondar. Der dortige Fürst empfing ihn mit Wohlwollen und versorgte ihn mit Allem, was ihn zur Erforschung des Landes nöthig war. Bruce besuchte den See Taõna, das bedeutendste Süßwasser in diesen Bergen, und glaubte in der Nachbarschaft des Dorfes Gisch die Quelle des Nils zu entdecken. Es war in der That die Quelle des sogenannten Blauen Nils (Hahr-el-Esrak); aber die Quelle des Weißen Nils (Hahr-el-Ebjadh), die wichtigste und entfernteste, blieb und bleibt noch zu entdecken übrig.

Salt, der nächste nach Bruce, setzte zweimal der Reise-Route seines Vorgängers; aber durch die Gefahren, die Letzteren bedrohten hatte, gewarnt, hütete er sich, durch Seitenwanderungen den Sand der Libyschen Wüste sich anzuvertrauen. Seine Wanderungen gingen nicht über Tigre hinaus, und sein Buch enthält mehr Kommentare als Entdeckungen. Aber die Details, welche Salt gibt, sind fein ausgefaßt, und seinen Beobachtungen fehlt es nicht an Schärfe. An Salt's Reisen knüpfen sich die von Lord Valentia, Nathaniel Pearce und Coffin: die beiden Letzteren liefen sich um 1810 im Lande nieder. Coffin lebt noch: an eine Abyssinierin verheirathet, wohnt er abwechselnd in Abua, Detwra-Damo und Gondar. In den letzten sechs Jahren sind die Reisen in diese Afrikanischen Hochländer beinahe ununterbrochen auf einander gefolgt. Viel Neues und Interessantes über Abyssinien verdanken wir besonders dem gelehrten Deutschen Geologen und Mineralogen Rüppell und dem Deutschen Naturforscher Schimper.

Am wenigsten bekannt bis auf die neueste Zeit blieben die südlichen Regionen Abyssiniens. Im Norden von Anbängen des Reiches Gondar, im Süden von den Staaten Central-Afrika's begränzt und fast an allen Punkten von einem Gürtel unabhängiger Stämme, den Galla's, Saumali's oder Adel's, umgeben, ist dieser Theil Abyssiniens dem nächsten Könige von Schoa anheimgefallen. Weder Bruce noch seine Nachfolger sind bis hierher vorgedrungen. Die Herren Combes und Tamisier haben dieses Land zwar betreten, aber nur auf dem über Massua und die Zwischen-Tafelländer führenden Wege; sie glaubten nicht, einen Zug durch das Land Abel wagen zu dürfen, um einen der südlich von Bab-el-Mandeb liegenden Arabischen Häfen zu erreichen. Über diesen Theil des Gegenden als unwegsam und voll dringender Gefahren geschildert. Es blieb zu erkunden übrig, wie viel Wahrheit an der Sache sey; und dieses Problem reizte den Unternehmungsgeist des Herrn Rochet d'Hericourt, der fast in demselben Augenblick, als der junge Dufey diesen Weg einschlug, um Schoa zu verlassen, ein Gleiches that, um nach Schoa zu kommen. Dufey ist auf seiner Heimkehr in Arabien gestorben und hat seine interessanten niedergeschriebenen hinterlassen; Herr Rochet d'Hericourt aber hat ein genauest Tagebuch gehalten, das uns vorliegt und das er herausgeben will. Diesem noch ungedruckten Dokumente entlehnen wir die folgenden Details.

Am 25. Februar 1839 in Suez angelangt, verweilte Herr Rochet hier nur so lange, bis er ein Arabisches Kaik gefunden hatte, das ihn nach Mocha brachte. Diese Gefährte auf Barken ohne Verdeck ist etwas gefährlich; aber sie gewährt den Vortheil, daß man die Küstenlandschaft dieser schauen und rekognosziren kann. Auch ist die Ueberfahrt auf diesen Barken ungleich wohlfeiler, als auf den Britischen Paketbooten; Herr Rochet kam für 29 Talari's (ein Talari zu 3 Franken gerechnet) von Suez nach Mocha. Die verschiedenen Stapelplätze des Arabischen Küstenlandes folgten einander bald vor seinen Augen. Er sah Tor-Tarra, den Verbindungsort zwischen dem tiefen Innern des Arabischen Hochlandes und der kaufmännischen Bewegung Zwiens; gegen Europa eine Rolle spielen wird; er berührte Jambo, die Station der nach Medina sich begebenden Pilger, und erreichte am 13. April Dschidda, die bedeutendste Stadt am Arabischen Golfe. Der Verkehr scheint hier nicht im Steigen zu seyn; das Einkommen von den Zöllen, welches im Jahr 1837 ungefähr 450,000 Talari's (2,100,000 Franken) betrug, hat im Jahre 1838 nur 260,000 Talari's betragen. Zu Dschidda wechselte Herr Rochet sein Fahrzeug und lief, nachdem er vor Hodeida geankert, in den Hafen von Mocha ein, wo er einen Monat lang verweilen sollte. Diese ganze Linie des Arabischen Küstenlandes ist schon zu bekannt und zu oft beschrieben worden, als daß wir uns länger bei derselben aufhalten möchten: eilen wir also, Herrn Rochet auf sein wahres Terrain zu folgen.

Während seines Aufenthalts in Mocha zog unser Reisender über die Mittel zur Fortsetzung seiner Reise Erkundigungen ein. Unter den Marschrouten nach Schoa nannte man ihm die über das Land der Adel's als die kürzeste, aber auch als die unsicherste. Arabische Karawanen zogen von Zeit zu Zeit dieses Weges, man erinnerte sich aber seines Europäers, der ihn betreten haben sollte. Diese Betrachtung war so recht eigentlich, unseren Reisenden anderen Sinnes zu machen, daß sie ihn vielmehr in seinem Vorhaben befestigte. Er miethete eine Barke und fuhr in drei Tagen über die Meerenge Bab-el-Mandeb zur Afrikanischen Küste hinüber. Der Anblick der Landschaft hatte nichts Ermuthigendes; nie zeigte sich ein öderes Sandgestade den Blicken. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Englische Expedition gegen Konstantinopel im Jahre 1807.

(Nach Alison's „Geschichte von Europa ꝛc.“)

Seit vielen Jahren war man gewohnt, die Englische Seemacht höher als alle andere Seemächte zu stellen. Eine Seeschlacht von ihnen geliefert, hieß so viel, als: sie haben einen Sieg erfochten. Während der ganzen Französischen Revolution, vor und während Napoleon's Herrschaft, suchten die Franzosen nur selten mit dem furchtbaren feindlichen Meer-Ungeheuer zusammenzutreffen, und ihm entkommen zu seyn, galt ihnen für ein Glück, für einen Sieg. Mochte der Französische Admiral noch so geschickt, mochten seine Seeleute noch so tapfer seyn, geschlagen mußten sie werden. Die im ersten Italiänischen Feldzug Bonaparte's die Franzosen gegen den Oesterreicher, so waren im ganzen Laufe des Revolutionskrieges die Engländer gegen die Franzosen gestellt. Die Engländer betrachteten ihre Unternehmungen als eine mühevolle Arbeit, den Feind zu jagen, zu schlagen, zu vernichten, als eine Waidmannsarbeit, bei welcher, wie bei jeder Jagd, einzelne Gefahren und Unglücksfälle vorkommen, aber wo das Thier, es mag Hase oder Löwe heißen, erlegt wird.

Die goldene Kette der Englischen Siege*) ward nur einmal durch Jahr 1807 zerrissen. Drei Expeditionen liefen in diesem Jahre schmachvoll für die Britischen Waffen ab; es war der Zug nach Buenos-Ayres, der nach Alexandrien und der nach den Dardanellen. Am La Plata-Strome wurden sie von den verachteten Spaniern geschlagen, am Nil von Mehmed Ali und im Marmora-Meere durch die Geschicklichkeit eines Französischen Gesandten. Die Zeiten haben sich geändert! Derjenige Mehmed Ali, welcher am Morgen seiner Herrschaft eine Land- und Seemacht Britanniens besiegte und Tausende von tapferen Kriegern zu Gefangenen machte, muß jetzt, auf dem Gipfel seiner Macht, vor einigen feindlichen Schiffen die Segel streichen; und in derjenigen Stadt, wo man vor 33 Jahren den Leoparden verhöhnte und verjagte, weiß man nicht anders, als daß die Sultanin von England die mächtigste Dame im Serail ist.

Unter den genannten drei Expeditionen hat keine vielleicht für den Beobachter der Weltbahnel mehr Interesse, als diejenige, welche im ersten Monat des Jahres 1807 das Aegäische Meer zum Schauplatz hatte. Sie zeigt, wie Muth und Entschlossenheit oft an der Unvorsichtigkeit eines Augenblickes scheitern, wie auf der andern Seite der Verstand und die geschickt angewendete Kraft eines Einzelnen den Lauf der Begebenheiten hemmen und ihm eine rückgängige Richtung geben können. Die Beschränktheit des Englischen Admirals Duckworth und die Geschicklichkeit Sebastiani's haben viel dazu beigetragen, der damaligen Welt ein Gepräge aufzudrücken, das sie sechs Jahre lang auf unnatürliche Weise trug. Wir lassen jetzt über jene Epoche des Jahres 1807, die zwar in diesen Blättern schon der Gegenstand mehrfacher Darstellungen, jedoch niemals so vom ebenlich übersichten Standpunkt aufgefaßt war, den Geschichtschreiber Alison selbst sprechen.

Nachdem er auseinandergesetzt, wie Rußland, den furchtbaren Feind vor seiner Thür sehend, England zu einer Diversion in den Dardanellen aufforderte, wo die Türken so eben in Allianz mit Frankreich den Krieg gegen Rußland begannen, fährt er fort:

„Rußland wendete sich zu diesem Ende an die Britische Regierung, und diese kam sich entgegen, daß sie gern wie ihren Waffen die allgemeine Sache unterstütze. Es wurden sonach Befehle an Sir John Duckworth gegeben, durch die Dardanellen zu brechen und die Ottomanische Hauptstadt mit einem Bombardement zu bedrohen, wenn man nicht von der Französischen Allianz abgehe.

Der Hellespont, welcher seit den Tagen Homer's und seit dem Trojanischen Kriege bis jetzt der Schauplatz der wichtigsten Ereignisse, welche das Schicksal Europa's und Asiens betrafen, gewesen war, wird durch die schmale Enge gebildet, durch welche die Wogen des Schwarzen Meeres vermittelst des Marmora-Meeres sich in das Mittelmeer ergießen. Seine Breite variirt zwischen 2 und 3 Engl. Meilen; doch seine Länge hat beinahe 30 Engl. Meilen, und die vielen Landspitzen, welche sich in seinen Strom erstrecken, sind zur Aufstellung von Batterien sehr geschickt. Sind diese auch weniger abschüssig und weniger schon als die des Bosporus, doch erregen beide in der Geschichte das höchste Interesse. Niemand kann durch diese beiden Meerengen fahren, ohne sich im Geiste die Thaten des Ajax und Achilles, deren Gräber noch an dem Eingange des Hellesponts stehen, die Liebe Hero's und Leander's, die merkwürdigen Kämpfe, deren Schauplatz er während des Byzantinischen Reiches war, das glühende Gemälde der Lateinischen Kreuzzuges, das goldene entworfen hat, durchströmen und sich an die rührenden Verse zu erinnern, die Byron an seinen klassischen Ufern gesungen hat.

Die Befestigungswerke dieser wichtigen Meerenge, die man mit Recht das eigentliche Thor von Konstantinopel nennt, waren gänzlich verfallen. Die Schlösser auf der Europäischen und Asiatischen Seite

*) Wir glauben, das dieser Ausdruck nicht unpassend ist, denn Gold war allerdings bei den Siegen der Engländer öfters wohlig.

Digitized by Google

standen in der That noch in ihrer finsteren Majestät, um die Herrschaft des Halbmondes an der schmalsten Stelle der Durchfahrt zu behaupten; aber ihre Wälle waren im traurigsten Zustande, ihre Kanonen zum Theil ohne Lafetten, und bei den übrigen, obgleich von ungeheurem Kaliber, wichen wenig Aufsicht, daß sie der Schnelligkeit und Genauigkeit einer Englischen Broadside antworten konnten. Sebastiani, unterrichtet von dem Geiste der Türken, deren religiöse Begeisterung jetzt vollkommen erwacht war, hatte sich vergeblich bemüht, die Aufmerksamkeit des Divans auf die Gefahr zu lenken, welche ihm auf dieser Seite drohte. Trotz dem muselmännischen Grundsatze, nichts vorherzusehen und die Zukunft nur nach der Vergangenheit zu beurtheilen, hatten sie seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg an der Donau und schickte alle disponible Truppen ab, um die Feindschaft der Serbier und des Czerni Georg zu dämmen, als ein furchtbarer Feind mit Zerstörung am Eingange der Dardanellen drohte. Arbuthnot*), genau von diesen Umständen unterrichtet, hatte nicht sobald die Ankunft des Sir John Duckworth auf der Höhe von Tenedos erfahren, als er das Thätigste von der Leichtigkeit überreichte, welches verlangte, daß der Divan Sebastiani sogleich wegschicke, daß die Türkei in das Bündniß von Rußland und Großbritannien eintreten und die Dardanellen den Russischen Schiffen offnen sollte. Dieses Ansinnen wurde entschieden abgelehnt, und die Verweigerung war mit dem bedeutsamen Wink vom General Sebastiani begleitet, daß das Dekret von Berlin**), welches vor kurzem in der Türkischen Hauptstadt angekündigt war, die unmittelbare Unterdrückung aller Britischen Unterthanen in allen Besitzungen der Bundesgenossen Frankreichs verordne, und daß die Türkei zu diesen Bundesgenossen gehöre. Da nun Arbuthnot sich in Konstantinopel nicht länger sicher hielt, so entfernte er sich unter dem Vorwande, beim Admiral Louis zu speisen, der auf der Fregatte „Endymion“ auf der Höhe von Tenedos war, auf Konstantinopel, nachdem er vorher seine Familie der Sorge des Generals Sebastiani empfohlen hatte. Dieser General enttäuschte sich ehrenvoll des Vertrauens, aber er war zu gescheidt, um nicht ein so unerwartetes Ereigniß zu seinem besten Vortheil zu wenden, und der Krieg wurde sogleich vom Divan an Großbritannien erklärt.

Bisher hatte jeder Umstand die Bemühungen des Französischen Gesandten über eine sanguinistischen Hoffnungen unterstützt, aber er war nicht im Stande, die Türkische Regierung zu überreden, die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln gegen den neuen Feind zu ergreifen. Vergebend drang er darauf, sogleich die Befestigungswerke der Dardanellen anzubessern; vergebens prophezeite er ihnen einen furchtbaren unmittelbaren Angriff der Englischen Flotte; nichts war geschehen, um die Sicherheit der Meerenge zu vermehren, und der Divan überlegte, daß die einzige ernstliche Gefahr auf der Seite der Donau wäre, fuhr fort, alle disponible Truppen nach dieser Richtung abzusenden. Während dessen hatten die Geschwader des Sir John Duckworth und des Admirals Louis auf der Höhe von Tenedos ihre Vereinigung bewirkt, und die gesammte Stärke belief sich auf acht Linienschiffe, zwei Fregatten und zwei Bombenschiffe; aber da der „Ajax“ von 74 Kanonen unglücklicher Weise in seinem Hafen in Engandlicke durch Feuer zerstört wurde, so war das Geschwader auf sieben Linienschiffe reduzirt. Mit diesen indessen beschloß der Britische Admiral, die Durchfahrt zu erzwingen. Nachdem er seine Maßregeln mit vieler Geschicklichkeit genommen hatte, rückte er mit seinen Schiffen in einer einzigen Linie, in mäßiger Entfernung von einander, vor, und mit einem günstigen Winde fuhr er am Morgen des 19. Februar in die Meerenge. Die Türken waren so vollkommen überrascht, daß nur ein schwaches vereinzeltes Feuer auf die Englischen Schiffe eröffnet wurde, als sie die ersten Batterien passirten, welches die Engländer keiner Antwort würdigten; als sie aber die Schlösser auf der Europäischen und Asiatischen Seite erreichten, wo die Meerenge nicht viel mehr als eine Englische Meile breit ist, geriethen sie plötzlich in ein heftiges Feuer auf beiden Seiten, und ungeheure Kugeln, 7—800 Pfund schwer, gingen durch ihr Takelwerk — aber die Britischen Matrosen waren unterdessen nicht müßig; ihre Kanonen bedächtig richtend, als die Schiffe langsam und majestätisch sich durch den engen Kanal bewegten, feuerten sie unaufhörlich rechts und links mit solcher Wirkung, daß die Türkischen Kanoniere, wenig an die Artillerie der neuren Zeit gewöhnt und von dem Gedränge der Schüsse in Zimmer um sie her erschreckt, die Flucht ergriffen. Der Englische Admiral, welcher seinen triumphirenden Lauf verfolgte, griff das Schiff des Kapudan Pascha, welches in der Meerenge vor Anker lag, an und verbrannte es; Sir Sidney Smith, der Zweite im Kommando, zwang vier Fregatten, sich zu ergeben, welche sogleich den Flammen überliefert wurden; eine fünfte Fregatte und zwei Korvetten überstanden kaffelbe Loos; eine Brigg, welche mit vieler Mühe dem allgemeinen Brande entkam, hatte kaum die beunruhigende Nachricht nach Konstantinopel gebracht, als man die Britische Flotte mit vollen Segeln kolz sich nähern sah und Anker werfen auf der Höhe der Prinzen-Inseln, innerhalb dreier Englischer Seemeilen von der Seraitspitze.

Keine Worte vermögen genau den Schrecken zu beschreiben, welcher die Konstantinopolitaner ergriff, als der entsetzliche Schall der nahen Kanonade zu sicher ankündigte, daß die Verheidigung der Durchfahrt erzwungen worden wäre; und bald darauf gab die entfernte Helle des Brandes einen Beweis der schnellen Zerstörung der Flotte. Der Schrecken wurde noch vermehrt, als eine Botschaft vom Admiral Duckworth eine halbe Stunde nach seiner Ankunft anlangte, welche nach Aufzählung aller Beweise der Treue, die England so lange dem Türkischen Bündnisse gegeben, mit der Erklärung schloß, daß, wenn innerhalb 28 Stunden Großbritannien Forderungen nicht bewilligt wären, er in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt werde, die Feindseligkeiten anzufangen. Die Hauptstadt war ganz verdeidigungslos, die See-Batterieen waren nicht mit zehn Kanonen besetzt, und ein wüthender Haufe hatte sich bereits in den Straßen versammelt, die Köpfe des Reis Effendi und des Generals Sebastiani, des Urhebers alles öffentlichen Unglücks, forderte. Die Bestürzung war allgemein: die Gefahr, die man nie vorher geahnt hatte, war jetzt mit einer um so schrecklicheren Gewalt gefühlt; und der Divan, der sich im ersten Augenblick des Schreckens versammelt hatte, schickte dem General Sebastiani eine Anweisung, daß der Hauptstadt keine Vertheidigung übrig bleibe; daß Unterwerfung eine Sache der Nothwendigkeit wäre, und da das Volk ihn als den Urheber seines Mißgeschickes ansehe, so wäre sein Leben nicht länger sicher, und er würde gut thun, sogleich die Hauptstadt zu verlassen.*) Aber seine Antwort war der großen und tapferen Nation, welche er repräsentirte, würdig. Nachdem er, von seinem Gefolge umgeben, den Boten des Sultans in voller Galla empfangen hatte, antwortete er sogleich:

„Meine persönliche Gefahr kann nicht einen Augenblick meine Aufmerksamkeit beschäftigen, wenn mit Aufrechthaltung der Französischen Ehre, Würde und die Unabhängigkeit der Türkischen Reiches auf dem Spiele steht. Ich werde Konstantinopel nicht verlassen, und ich erwarte zuversichtlich eine neue Entscheidung, die des Sultans Selim und der Türkischen Nation würdiger ist. Sage Deinem mächtigen Monarchen, er möge nicht einen Augenblick daran denken, von dem hohen Rang, auf welchen ihn die ruhmvollen Thaten seiner Vorfahren erhoben haben, herabzusteigen, indem er wenigen Englischen Schiffen eine Stadt übergiebt, von 900,000 Seelen reich und reichlich mit Magazinen und Kriegsvorräthen versehen ist. Eure Wälle sind noch nicht bewaffnet, aber das kann bald geschehen; Ihr habt Waffen genug; gebraucht sie mit Muth, und der Sieg ist sicher! Die Kanonen der Englischen Flotte mögen einen Theil der Stadt in Asche legen — zugegeben; aber ohne den Beistand einer Land-Armee könnte sie nicht Besitz von der Hauptstadt nehmen, selbst wenn ihnen die Thore geöffnet werden. Ihr ertragt jedes Jahr die Verheerungen zufälliger Feuersbrünste und die ernsteren Unfälle der Pest, und jetzt tragt Ihr Bedenken, Euch der Gefahr geringerer Verluste zur Vertheidigung Eurer Hauptstadt, Eures Landes und Eurer heiligen Religion zu unterziehen?“

Diese edle Sprache brachte eine große Wirkung auf den Divan hervor; er war entschlossen, sie zu sich unterwürfe, zu verfuchen, ob er nicht einigermaßen die Vorbereitungen vervollständigen könnte, wenn er durch Parlamentiren Zeit gewänne. Sebastiani diktirte daher eine Note als Antwort auf die Mittheilung vom Englischen Admiral, in welcher der Sultan den angelegentlichen Wunsch ausdrückte, die freundschaftliche Beziehung mit der Englischen Regierung wieder herzustellen, und welcher anzeigte, daß er Alli-Effendi zum Bevollmächtigten für die Leitung der Unterhandlung bestimmt habe. Der aegiese Englische Admiral, wegen der Krankheit Arbuthnot's mit der Unterhandlung beauftragt, war dem schlauen Französischen General in der Kunst der Diplomatie nicht gewachsen und ging in die Falle. Das Britische Ultimatum wurde am folgenden Morgen ans Land geschickt, welches auf die einfachste Weise Räumung ihrer Flotte an England, Sebastiani's Entlassung und die Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland und der Britischen Regierung befand.

Nur eine halbe Stunde wurde dem Divan nach Empfang und Uebertragung dieser Note bewilligt, um zu berathschlagen und zu antworten. Wäre nach diesem kräftigen Entschlusse gehandelt worden, so würde er eine unmittelbare Unterwerfung herbeigeführt haben; aber da Alli-Effendi warm in Sebastiani's Interesse, die Flotte, die Arsenäle, das Serai und ein großer Theil der Stadt lagen dem Feuer des Englischen Geschwaders ausgesetzt, und während des Schreckens, durch ein Bombardement hervorgebracht, würde der größere Theil der Hauptstadt, welcher vornehmlich aus Holz gebaut ist, in Asche verwandelt worden sein.

Anstatt so zu verfahren, gab Sir John Duckworth, welcher glaubte, daß der Sultan aufrichtig eine Ausgleichung wünsche, und daß die gestellten Forderungen ohne die Schrecknisse eines Brandes und ohne einen bleibenden Bruch mit dem Ottomanischen Reiche befriedigt werden könnten, unbedachtsamer Weise Zeit und ließ sich durch Unterhandlungen hinhalten. Ein Tag nach dem anderen verging mit dem bloßen Austausch von Noten und diplomatischen Mittheilungen, während dessen man die Vertheidigungsmittel, zu des Sultans höchsten Gipfel aufgeregt, unermüdet beschäftigt mit der Organisirung der Vertheidigungsmittel. Die Leitung des Ganzen war dem General Sebastiani anvertraut, für den ein prächtiges Zelt in den Gärten des Serai's errichtet war, und der der feurigen Menge den Organisations- und Anordnungsgeist, welchen eine lange feurigerische Erfahrung den Offizieren Napoleon's gegeben hat, mittheilte. Männer und Weiber, Greise und Kinder, Türken, Griechen, Armenier konnte man an den Festungswerken zusammen arbeiten sehen. In der allgemeinen Begeisterung die alten religiösen Unterscheidungen vergessend, gaben der Griechische und der Armenische Patriarch das erst Beispiel einer willigen Folgsamkeit in die Befehle der Regierung; Selim selbst besuchte mehrmals die Arbeiten; seinen Befehlen gehorchten 200,000

*) Der damalige Englische Gesandte in Konstantinopel.

**) Das Dekret von Berlin ist bekanntlich das erste Aktenstück des sogenannten Kontinental-Systems. Es war vom 21. November 1806 datirt, und enthält die Erklärung, daß jeder Verkehr mit den Britischen Inseln und den Englischen Kolonieen aufgehoben sei, und daß jeder Engländer, dessen man habhaft werden könne, als Kriegsgefangener betrachtet werden solle.

*) Sir Stratford Canning, der wohlbekannte und geschickte Diplomat zu Konstantinopel, hat mir erzählt, daß ein Gerücht im Divan herrscht, Sebastiani sei anfangs zentiag gewesen, sich zu unterwerfen, aber durch die Vorstellungen des Spanischen Gesandten in dem entgegengesetzten Benehmen bestärkt worden sei. Dieser Gesandte nahm einen ganz anderen Charakter an, als seinen Namen verbreitete, ausgemuntert worden.

A.

Digitized by Google

Menschen, bis zum höchsten Grade durch religiösen und politischen Eifer entflammt; während Französische Ingenieure*), welche Marmont im Kriege mit Rußland zu Hülfe geschickt hatte, der geschäftigen Menge die unschätzbaren Vortheile der wissenschaftlichen Anleitung und ihrer geübten Geschicklichkeit mittheilten. Unter solchen Auspicien wurden die Befestigungswerke des Hafens verstärkt und bewaffnet; das See-Arsenal leistete unerschöpfliche Hülfsquellen; in drei Tagen waren die Batterieen mit 300 Kanonen besetzt — am Ende einer Woche war ihre Zahl auf 1000 vermehrt; temporäre Brustwehren wurden überall von Schanzkörben und Faschinen gebildet, wo regelmäßige Vertheidigungswerke fehlten; der Bombardirung wurde mit schwerer Artillerie begegnet; 100 Kanonenboote quer vor der Mündung des Goldenen Hornes aufgestellt; zwölf Linienschiffe standen innerhalb bereit zum Kampfe; Brander wurden ausgerüstet und zahlreiche Oefen für glühende Kugeln bestandig erhitzt gehalten, um in die Britische Flotte die Feuerbrände zu werfen, die sie der Türkischen Hauptstadt zugedacht hatten.“**)

Obgleich die Englischen Officiere durch ihre Feuerübung die eifrigen Vorbereitungen bemerkten und die Gefahr für die Flotte wegen des lang anhaltenden Südwestwindes, welcher es unmöglich machte, die Meerenge weder zu passiren, stündlich wuchs, so war doch nichts der dringenden Noth Angemessenes geschehen. Die Flotte wurde in der That dem Serail näher gebracht und jede Anstrengung gemacht, den Feind durch Unterhandlung zu einer Ausgleichung zu bringen; aber der Stolz der Muselmänner, zu gut völlig aufgerieben, würde der Regierung nicht gestattet haben. Bedingungen anzunehmen, wenn sie auch dazu geneigt gewesen wäre; und Sebastiani's Einfluß wurde glücklich ausgeübt, um die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, bis die Vorbereitungen so weit vervollständigt waren, daß sie dem Feinde Trotz bieten konnten. Vier Tage, nachdem die Britische Flotte auf der Höhe von Konstantinopel erschienen war, standen die Ufer so vollständig mit Artillerie besetzt, daß ein Angriff augenscheinlich gefahrvoll für die Flotte war; in einer Woche war er gänzlich hoffnungslos. Da der Zweck der Expedition verfehlt war, so blieb nichts übrig, als für die Sicherheit der Flotte zu sorgen, aber das war jetzt kein geringes Unternehmen: während der Woche, welche mit Unterhandlungen verloren gegangen, waren die Batterieen von Dardanellen ganz bewaffnet und die Schiffe auf der Europäischen und Asiatischen Seite so fertigt, daß es äußerst gefährlich war, den Durchgang zu versuchen. Um die Verlegenheiten des Englischen Admirals vollständig zu machen, blieb der Wind, welcher gewohnlich zu Konstantinopel aus Nordost weht, beständig nach seiner Ankunft in Südwest, so daß es ganz unmöglich war, seine Rückfahrt anzutreten. Nachdem endlich am ersten März ein Wind vom Schwarzen Meere her zu wehen angefangen hatte, wurden alle Segel ausgespannt, und die Flotte hatte weder in die gefahrvolle Meerenge ein- noch verloren hatte, welche, obgleich wegen der Irrthümer bei der Ausführung ohne Erfolg, kühn und geschickt aufgefaßt war und in Europa einen sehr großen Eindruck hervorbrachte, indem sie die bisher unbekannte Schwäche des Ottomanischen Reiches offenbarte und zeigte, wie leicht eine angemessene Seemacht, seine Vertheidigungswerke durchdringen und zugleich einen Schrecken gegen den Lebensnerv des Staates ausführen, der, gegen Stärke des Islamismus brechen und eine Macht unterwerfen könnte, vor welcher in früheren Zeiten alle Monarchieen Europa's zgzittert hatten.

Rußland.

Russisches Schauspiel.

Eine Englische Zeitschrift (die Westminster-Review) theilt in einer allgemeinen Uebersicht der Russischen Literatur, wobei auch der Melzunoff-Königschen „Literarischen Bilder aus Rußland“ gedacht ist, die jedoch als überaus mangelhaft bezeichnet werden, das nachstehende Verzeichniß aller seit 25 Jahren verlebenden berühmten Russischen Literaten und Künstler mit. So trocken und wenigstagend dasselbe auch ist, kann es doch als historischer Anhaltpunkt für diejenigen dienen, die sich in unserem Vaterlande für die Grundlagen der werdenden Russischen Literatur interessiren.

Todesjahr.

1816. Derschawin, geb. 1743, der berühmteste lyrische Dichter der Russen.

1816. Ojerow, geb. 1770, als Trauerspieldichter geachtet.
1818. Iwanow, geb. 1777, dramatischer Dichter.
1817. Graf Musin-Puschkin, geb. 1774, Geschichte und Archäologie.
1818. Nowikow, geb. 1744, periodische Literatur, Literaturgeschichte.
1821. Milonow, geb. 1792, lyrische Gedichte, Epikeln, Satiren ꝛc.
1823. Kapnist, lyrischer Dichter.
1824. Fürst Gorschakow, geb. 1762, Dramen, Satiren, Gedichte.
1825. Borotnizskp, geb. 1751, musikalischer Komponist.
1826. Karamsin, geb. 1765, Geschichte von Rußland, Gedichte, Kritiken, vermischte Schriften.
1826. Orlow.
1826. Graf Rumiantzow.
1827. Dmitriew, geb. 1760, genannt der Russische Lafontaine, Fabeln, Erzählungen in Versen ꝛc.
1827. Wersilajew, geb. 1778, Dichter und Kritiker.
1827. Oserezkowsky, geb. 1730, Naturforscher.
1827. Grammatin, geb. 1786, Philolog.
1827. Kudriaschiew, geb. 1801, Poesieen.
1828. Gribojedow, geb. 1793, Lustspieldichter.
1828. Prokofiew, geb. 1758, berühmter Bildhauer.
1829. Below, geb. 1790, Medizin und Geschichte der Medizin, Uebersetzer von Klopstock's Messiade.
1829. S. W. Bronewsky, geb. 1762, Geschichte und Geographie des Kaukasus.
1829. Golenitschtschew-Kutusow, geb. 1767, Poesieen, Uebersetzungen von Pindar, Hesiod ꝛc.
1829. Meleninsky-Meletitsky, geb. 1754, lyrischer Dichter.
1830. Ismailow, geb. 1773, Novellen, Reisebeschreibungen ꝛc.
1831. Barou Delwig, Poesie und Kritik.
1831. Wetiamiow-Sernow, Juristprudenz.
1831. Vice-Admiral Golownin, geb. 1776, Reisebeschreibungen und Seezüge.
1833. Gnedditsch, geb. 1784, Uebersetzung des Homer, Gedichte ꝛc.
1835. Graf Chwostow, geb. 1757.
1835. Wladimir Browowsky, geb. 1784, Reisebeschreibungen, Kriegsgeschichte ꝛc.
1835. Martos, geb. 1750, berühmter Bildhauer.
1835. Anna Bunina, geb. 1774, Gedichte, religiöse Abhandlungen, Uebersetzung von Blair's Kunstlehren ꝛc.
1835. Sokolow, geb. 1766, Philolog, Bibliograph, Dichter.
1837. Alexander Puschkin, geb. 1799, romantische Dichtungen ꝛc.
1837. Wenewitinow, geb. 1805, Gedichte, Kritiken.
1837. Besstuschew (Marlinsky), Novellen ꝛc.
1837. Eugenius, Metropolit von Kiew, geb. 1767, Theologie, Geschichte, Literatur ꝛc.
1837. Kiprensky, ausgezeichneter Maler.
1837. Orlowsky, Bildhauer.
1839. Swinin, Topographie und Alterthümer.
1839. Wojekow, geb. 1773, beschreibende Poesie, Uebersetzungen von Virgil, Delille ꝛc.

Mannigfaltiges.

— Die Dampfschiffe auf dem Rhein. Die Amerikanische Schriftstellerin, Miß Sedgwick, hat über eine Reise nach Europa Familienbriefe in die Heimat geschrieben, die sowohl in ihrem Vaterlande als in England gedruckt worden und viel gelesen werden. Das Buch heißt: Letters from Abroad to Kindred at Home und verbreitet sich sowohl über England, namentlich London, als den Europäischen Kontinent, von welchem Belgien und die Rheinlande nur auf einem raschen Durchfluge, Italien aber mit großerer Muße genossen werden. In Deutschland waren es besonders die Treuherzigkeit und der gemüthliche Charakter der Einwohner, die unsere Amerikanerin ansprachen. Unsere Rheinischen Dampfschiff-Unternehmen wird nachstehende Bemerkung von einigem Interesse seyn: „Am Rhein trafen wir mit einem Landsmanne zusammen, der mit seiner Schwester auch Frankreich und Italien gereist war, ohne, wie er selbst sagt, irgend eine andere Sprache zu verstehen, als die, welche auf dem Felsen von Plymouth gesprochen wird, und die er, als ein echter Neu-Engländer, mit höchster Selbstzufriedenheit und mit der Ueberzeugung spricht, daß dies die vortrefflichste und verständlichste Sprache in der Welt sey. Es war dies ein vollständiges Exemplar jener Sorte Englisch-Amerikanischer Reisenden, die überall eine Masse von Dingen aufinden, welche schlechter sind, als in der Heimat, und die diese Dinge als ein unerschöpfliches Feld der Unterhaltung ausbeuten. Eben kam er zu mir auf das Verdeck des Dampfbootes und sagte mir: „„Der Leuten dort habe ich erklärt, welches ungeheure Land Amerika ist; ich habe ihnen erzählt, daß ein Amerikanisches Dampfboot 2000 Menschen und 1000 Ballen Baumwolle den Strom hinunter und herauf zweimal so rasch als ein Rhein-Dampfboot trage.““ — „Der gute Mann hat aber nicht erzählt, daß ein Rheinisches Dampfboot seiner ganzen inneren und äußeren Einrichtung nach weit vortrefflicher ist als die unsrigen. Dergleichen kleine patriotische Eitelkeiten sind ganz schuldlose Erquickungen, wenn man dreitausend Meilen weit von Hause ist — aber die Wahrheit ist doch noch besser.“

*) Viele dieser Officiere wurden nachher ausgezeichnete Generale. Durch besonderen Eifer that sich der damalige Oberst und nachher so berühmt gewordene General Foy hervor. D. Herausg.

**) Die Zahl der Geschütze, mit welchen die Batterieen in sechs Tagen besetzt wurden, betief sich auf 917 Kanonen und 200 Mörser, — ein Beweis von Kraft und Schnelligkeit in der Zubereitung der Vertheidigungsmittel, die vielleicht in der Weltgeschichte seinesgleichen nicht hat.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Freitag den 30. Juli 1841.

Frankreich.

Eine Brautwerbung des Kaisers von Marokko am Hofe Ludwig's XIV.

In der Geschichte Ludwig's XIV. giebt es ein lange Zeit unerklärt gebliebenes Räthsel, dessen Auflösung man jedoch jetzt gefunden: nämlich die fast unglaubliche Bewerbung Muley Ismael's, Kaisers von Marokko, um die Hand der verwitweten Prinzessin von Conti (Mademoiselle von Blois). Ueber die Authentizität der Sache herrscht nicht der geringste Zweifel.

Der berühmte Muley Ismael, der für einen Nachkömmling des Propheten galt, erscheint in den diplomatischen Akten der damaligen Zeit unter folgender Benennung: „Fürst des hohen Stammes von Haschem, Sohn des Scherifs von dem Geschlechte Hassam el Mkramolin, Beherrscher der wahren Gläubigen, welcher kämpft auf dem Wege des Herrn dieser und der anderen Welt.“ In demselben Tone trat Ludwig XIV. unter dem Namen des „Allerchristlichsten Kaisers von Frankreich und Navarra, des ältesten Sohnes der Kirche, des Vertheidigers des Glaubens, des Beschützers der Könige, des Schiedsrichters und großen Eroberers von Europa“ auf. Von beiden Seiten war man sichtbar bemüht, besonders die geistlichen Attribute so viel als möglich hervorzuheben, aber man bemerkt bald, welcher große Unterschied zwischen der angeblichen geistlichen Gewalt Ludwig's XIV. und der wirklichen in der Person des Kaisers von Marokko bestand.

Muley Ismael, der eben sowohl der Hohepriester seines Volkes als christlicher Bekenner, verschärfte der Könige, des Schiedsrichters und großen Eroberers von Europa“ auf. Von beiden Seiten war man sichtbar bemüht, besonders die geistlichen Attribute so viel als möglich hervorzuheben, aber man bemerkt bald, welcher große Unterschied zwischen der angeblichen geistlichen Gewalt Ludwig's XIV. und der wirklichen in der Person des Kaisers von Marokko bestand.

Muley Ismael, der eben sowohl der Hohepriester seines Volkes als christlicher Beherrscher verstehen war, studirte seine Sprache, so wie sein ganzes Benehmen, einer und derselben Quelle, nämlich dem Koran. Er schrieb an den König von Frankreich „im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes“, und sein Petschaft führte die Devise: „Gott will vor allen Dingen, o Fürst vom Blute des Propheten! daß von allem deinem Schmutze reinigen und dich sauber halten.“ Auch bedauerte der Kaiser von Marokko, König von Fez und Sus, die muhammedanische Religion über ein Königreiche verbreitet zu haben, die er überwältigt, und sein launenhafter Despotismus überschritt demnächst alles Maaß. Dessenungeachtet dengte sich sein Stolz vor der Macht Ludwig's XIV., und im Dezember des Jahres 1691 nannte er den König von Frankreich in einem Schreiben: „den größten der christlichen Könige und Fürsten Europa's.“

Im Jahre 1698, unmittelbar nach dem Friedensschlusse zu Rosswick, hatte Abdala Ben Aissa als Gesandter Muley Ismael's sich nach Frankreich begeben, um wegen des Austausches der Gefangenen zu unterhandeln und einen definitiven Frieden abzuschließen. Allein unter verschiedenen Vorwänden hielt man ihn anfangs eine lange Zeit zu Brest zurück. Hierauf machte man ihm die Eröffnung, daß der Kaiser von Marokko seine Unterthanen unter keiner anderen Bedingung aus der Französischen Gefangenschaft befreien könnte, als wenn er das Lösegeld für sie baar bezahlte, wozu in gleicher Weise auch der König von Frankreich sich verstehen würde, um seine Franzosen aus der Sklaverei zu befreien. Man hatte sich nämlich bereits mehreremal davon überzeugt, daß die gezigten Mauren es nicht über sich vermochten, sich auf ihrer Tasche zu geben, und so war jene Bedingung der Politik Ludwig's XIV. ganz angemessen, da dieser ohnehin zu allen Zeiten danach strebte, die Ruderbänke der Galeeren, die damals für die Flotte von großer Wichtigkeit waren, mit Marokkanischen Sklaven wohl besetzt zu halten.

Als endlich Ben Aissa von Brest nach Paris beordert worden war, ließ man ihn, trotz seines Wunsches, die Marokkanische Flagge vor sich hertragen zu lassen, nur als einfachen Privatmann in die Französische Hauptstadt einziehen, und am 16. Februar 1699 ward ihm die erste Audienz am Hofe zu Versailles ertheilt.

„Muley Ismael“, sagte hier der Gesandte von Marokko, „setzt seine höchste Ehre darein, die Freundschaft des mächtigsten Königs von Europa sich zu erwerben ....“

In demselben Tone in einer öffentlichen Unterredung fortfahrend, bemühte er sich, mit dem Stolze eines echten Muselmanns, den König von Frankreich mit dem Fürsten zu vergleichen, der, wie er sagte, elf Königreiche erobert und seine unumschränkte Gewalt über alle Völker Afrika's ausgedehnt. „Als Ew. Majestät“, fuhr er fort, „die Feinde zu Lande und zu Wasser züchtigte, führte mein Gebieter den Krieg gegen die Türken (die Besatzung von Algier) und die Neger, und er gewährte denselben ebenfalls den Frieden, als Ew. Majestät ihn Europa gewährte.“

Ben Aissa besaß sich alle Merkwürdigkeiten von Paris und hörte nicht auf, die Allmacht Ludwig's XIV. zu bewundern. Eines Tages, als er die Schatzkammer im alten Louvre besuchte, ward er bei der Betrachtung der Reichthümer der Krone so von äußerstem Erstaunen ergriffen, daß er, mit den Augen gegen die Seine gewandt, ausrief: „Wenn dies Gewässer Dinte wäre, es genügte wahrlich nicht, um die Wundenwerke zu beschreiben, die ich hier täglich sehe und die von der Größe und Herrlichkeit Sr. Majestät zeugen.“ Dies wiederholte er später auch in einem Schreiben an Herrn von Pontchartrain, nachdem er bereits Frankreich verlassen hatte, wo er wegen seiner für unzureichend befundenen Vollmacht nichts ausrichten konnte.

Anfangs schrieb Abdala Ben Aissa, unmittelbar nach seiner Rückkehr, an den Ritter von St. Olon, daß die Erfolglosigkeit seiner Mission, hinsichtlich der Auslösung der Sklaven, den Zorn seines Souverains gegen die Französischen Kaufleute brinahe entfesselt hätte, daß es ihm aber gelungen sey, denselben zu beschwichtigen, und daß er fleiß darüber wachen wolle, daß das gute Einverständniß nicht unterbrochen werde.

Damals war es, wo der zurückgekehrte Gesandte den schriftlichen Bericht über Alles, was er in Frankreich beobachtet, dem Kaiser Muley Ismael überreichte und mit ihm von der verwitweten Fürstin von Conti sprach, die er mehreremal gesehen und besonders auf einem im Palais-Royal von dem Prinzen Ludwig von Orleans veranstalteten Balle zu bewundern Gelegenheit hatte. Die Schilderung ihrer Schönheit, ihrer graziosen Bewegungen, ihrer Talente für Tanzkunst und Musik, das Lob, das ihr Ben Aissa vor dem Kaiser von Marokko sprudete, so wie das verführerische Bild, das er ihm vor die Augen stellte, nahmen den Muselmännischen Fürsten dermaßen ein, daß er sich entschloß, den famosen Heirats-Antrag zu machen, in Folge dessen die liebenswürdige Fürstin von Conti, die Zierde des Hofes von Versailles, nach der barbarischen Küste Afrika's versetzt werden sollte.

Dieser Heirats-Antrag, der lange Zeit für fabelhaft gegolten, und der noch dafür gehalten werden würde, wenn er nicht durch die offiziellen Aktenstücke, die wir in dem Tagebuche St. Olon's aufgefunden, auf die authentischste Weise dargethan wäre, war kurz nach der Rückkehr des Marokkanischen Gesandten „im Namen des vom Propheten abstammenden Scherifs, durch Abdala Ben Aissa, den Diener und Minister des wohlerhabenen Königthums und zugleich See-Kapitain“, an Herrn von Pontchartrain ergangen.

„Ich habe ihm“, sagt der Marokkanische Gesandte in jenem Schreiben, indem er von Muley Ismael spricht, „das Bild dieser Prinzessin entworfen und ihm von der wunderbaren Beschreibenheit, die sie gegen ihren Bruder, den Dauphin, beobachtet, von ihrem Witz, von ihrem Königlichen Aufsehen und von ihrer Kunstfertigkeit im Ballet und in der Musik, die wir eines Abends im Palais-Royal bei dem Prinzen, ihrem Oheim, dem Monsieur, wohlen Herr von St. Olon mich gehört, zu bewundern Gelegenheit hatten, erzählt. Ich habe von den großen Ehrenbezeugungen gesprochen, die mir dieser Prinz zu Theil werden ließ, so wie von den artigen und feinen Manieren, die bei der ganzen Gesellschaft in unserer Gegenwart sich kundgab. Wir schilderten dies Alles dem König, unserem Herrn, und belobten es, so daß es einen tiefen Eindruck auf sein Herz gewohnt haben, leidenschaftlich ergriffen, zu mir sagte: „„Du mußt an den Herr Pontchartrain, deinen Freund, schreiben, daß er für mich bei dem König, seinem Gebieter, um die Hand der Prinzessin, seiner Tochter, der Schwester des Dauphins, werbe.““ Unser König wird sie, nach dem Gesetze Gottes und seines Propheten, Muhammed Mustapha, zur Frau nehmen, während sie, wie er versichert, bei ihrer Religion, bei ihrer gewohnten Lebensweise, und ihren Lieblingsneigungen bleiben soll. Sie wird hier an unserem Hofe Alles finden, was sie begehren wird und ihr Vergnügen machen kann, so es Gott gefällt.“

Was bei diesem Antrage des Gesandten Muley Ismael's befonders auffällt, ist der Umstand, daß dieser Fürst selber, der zu gleicher Zeit an den König von Frankreich schrieb, in seinem Briefe nur von einigen Baumwoller und Panzerhemden bittet und keine Silbe von dem erwähnt, was sein Gesandter in Betreff der Prinzessin in Anregung bringt.

„Uebrigens dünte“, wie St. Olon hinzufügt, „dieses Ereignis einige Tage zur Belustigung des Hofes und gab Stoff zu einigen ziemlich hübschen Versen und Liedern.“) Inzwischen dielt man den

*) Der Herzog von Nevers verfaßte bei dieser Gelegenheit ein Gedicht, das in das „Nouveau Siecle de Louis XIV.“ aufgenommen wurde. Auch J. B. Rousseau lieferte Verse über denselben Gegenstand.

Digitized by Google

Antrag keiner Antwort würdig und erlaubte nur Herrn Jourdan, dem Korrespondenten Ben Aissa's, demselben zu melden, daß man es nicht wagte, bei Hofe einen Brief vorzureichen, der so wenig Rücksicht auf die Religion, auf die Frömmigkeit des Königs und auf die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche dieser Nationen nehme; daß aber, wenn der König von Marokko von den Wahrheiten der christlichen Religion hinlänglich überzeugt wäre, um zu derselben überzutreten, er alsdann wohl ein größeres Recht haben würde, Gehör zu erhalten.

(F. F.)

Abyssinien.

Neueste Reise in das südliche Abyssinien.

Von Rochet d'Héricourt.

(Fortsetzung.)

Ein paar Hundert weißliche Hütten im Vorgrunde bilden den Hafenort Tuschurra, einen Staveling des südlichen Abyssiniens; und im Hintergrunde reihten sich vulkanische Berge, die in Terrassenform von Ost nach West zogen. Uebrigens sah man wenig oder gar keine Vegetation; nur in langen Zwischenräumen blickte dürres Gesträpp aus der Sandwüste.

Tuschurra gehorcht einem Sultan, der 300 Hütten des Dorfes unumschränkt beherrscht. Herr Rochet wurde diesem Herrn vorgeführt und wußte sich über seine Projekte erklären. Der Sultan machte ihm eine Menge Einwürfe und behauptete, daß der Weg durchs Land der Adel's vor Wiederkehr der Regenzeit ungangbar sey. Da die Quellen in der Wüste versiegt waren, so wäre es allerdings tollkühn gewesen, zeyt schon aufzubrechen. Unser Reisender insultirte sich dadurch und über übel in einer kaum gegen das Wetter geschützten Hütte, bei einer Hitze von 40° bis 48° R. Tuschurra ist von Muselmännern bevölkert, die Handel und Küstenschiffahrt treiben; die Karawanen des südlichen Abyssiniens vertauschen hier Afrikanische Lebensmittel gegen die Erzeugnisse Arabiens. Der vornehmste Handels-Artikel sind Sklaven. Die Rhede ist groß, aber unsicher; doch hat sie einen gut erhaltenen Grund. Keine Kultur belebt die Umgegenden, daher die Einwohner ihre nothwendigsten Eßwaaren theils aus dem innern Afrika, theils von den Küsten Jemen's beziehen müssen.

Die Eingeborenen von Tuschurra haben weit mehr von dem berechnenden Geiste des Hindischen Banianen, als von der Leidenschaftlichkeit des Arabers. Sie sind außerordentlich mäßig und bis zur Knickerei ökonomisch. Dem Vergnügen des Tabacktauchens haben sie entsagt, weil es zu kostbar ist; aber sie schnupfen dafür, obwohl in langen Zwischenräumen. Ihre Sprache geht bisweilen so weit, daß sie dem Fremden einige Körner von der Prise anbieten, die sie fest zwischen den Fingern halten; niemals aber reichen sie ihm den Beutel, der ihnen als Dose dient. Ihr sehr einfaches Kostüm besteht aus zwei Stücken Stoff; sie tragen keinen Turban und lassen ihr von der Natur gekräuseltes Haar lang wachsen. Die Frauen, welche ihre größere Freiheit genießen, als vielleicht in jedem andern muselmännischen Lande, tragen weite Blousen und flechten ihr Haar mit einiger Sorgfalt; sie geben ohne Schleier. In den Häusern sieht man wenige Mobilien: einige Milchnäpfe, eine Art Feldstühle aus Bachweiden oder ledernen Riemen, bisweilen auch Matten von verschiedener Farbe, das Werk der Frauen, endlich noch Schild und Lanze, die pflichtmäßigen Waffen der Eingebornen, sind sehr gewöhnliche Zierde ihrer Hütten. Der Sultan selbst ist in dieser Beziehung kaum besser ausgestattet, als seine Unterthanen; und die Hütte, die er unserem Reisenden vermiethete, unterschied sich nicht durch die Eleganz ihres Mobiliars von den übrigen. Seine Hoheit hatte für diese Wohnung anfangs 300 Talari's verlangt und war endlich mit 8 Talari's zufrieden gewesen! Unter einem Häuptling, der so viel kaufmännischen Instinkt besitzt, müssen die Unterthanen reich geworden werden.

Die Gewalt dieses Sultans ist in gewissem Betrachte eingeschränkt; in wichtigen Fällen deliberirt das ganze Dorf, und die Majorität macht Gesetze. Tuschurra maßt sich eine Art von Lehnshoheit über das Reich Adel an; aber diese Autorität existirt nur dem Namen nach. Die Adel's oder Danakil's bilden ein Aggregat von einander unabhängiger Stämme, die nur den Namen gemein haben. Jeder dieser Stämme gehorcht seinem Häuptling (Raas), wie die Beduinen ihren Scheichs gehorchen. Manche Aehnlichkeiten stellen diese Afrikanischen Nomaden den Asiatischen Nomaden nahe. Die Blutrache findet sich bei ihnen mit ihrem ganzen unversöhnlichen Charakter. Auch scheuen sie eine festhafte Lebensweise und wandern mit ihren Zelten halb hierhin, halb dorthin, immer nach Wasser und Weide sich umsehend. Uebrigens sind diese Völker mehr habgierig als blutdürstig, mehr feigherzig als grausam.

Den Umgebungen von Tuschurra sind die Spuren einer großen vulkanischen Erschütterung aufgedrückt, besonders in der Gegend einer Schlucht, die auf den Berg Dahenet führt. Die meisten Gebäude, welche diese dürre Schlucht zieren, sind sehr armselige Gummi-Sträucher, die nach oben wie Zäcker gestaltet sind. Man findet hier auch den Gifibaum, von den Eingebornen Summi genannt. Er hat die Stärke einer Europäischen Eiche; seine Rinde ist sehr rauh und röthlich, seine elliptischen Blätter gleichen denen des Citronenbaumes. Ein Thier, das von diesem Laube gefressen, verendet zehn Minuten darauf unter fürchterlichen Zuckungen. Dieser Baum liefert den Beduinen das Gift, mit welchem sie ihre Pfeile bestreichen.

In den ersten Tagen des August hatten einige Gewitter die Vertiefungen der Wüste gefüllt, und so konnte Herr Rochet endlich Tuschurra verlassen und dem südlichen Abyssinien zuwandern. Zwei Führer begleiteten ihn; der Eine war ein Beduine vom Stamme Danakil, der Andere ein Muselmann von der Küste. In einer bedeutenden Entfernung von der letzteren bewahrt die Landschaft noch ihren rauhen Charakter: eine Reihe nackter Hügel ermüdet durch ihre Monotonie das Auge und scheint den Reisenden in dieser Gegend einzuberren. Von Tuschurra nach dem Königreiche Schoa folgt man im Ganzen einer süd-südwestlichen Richtung. Die kleine Karawane zog über Ambabo, Dullulle, Gabtima und Daffare, ohne in der Vegetation und Gestaltung des Bodens große Wechsel zu bemerken. Der Regen begann in Strömen herabzufallen und zwang unsern Reisenden, öfter Station zu machen. Er breitete alsdann zwei Ochsenhäute, die eine als Matratze, die andere als Decke, am Boden aus und warteten, bis die Schleusen des Himmels wieder geschlossen waren. Je weiter er in der Richtung eines großen Salzsees, den die Karawanen der Danakil's besuchen, vorrückte, desto mehr nahm die Lava in der Gestaltung des Erdreichs die erste Stelle ein. Nach kurzer Rast an den Ufern dieses Sees, wo einige Beduinen seine Karawane verstärkten, setzte Herr R. die Reise fort und kam zu der Stelle, wo die Wege nach Schoa und nach Aussa sich kreuzten. Aussa, das nur noch 13 Lieues entfernt lag, ist wie gewöhnliche Staat im Lande der Adel's oder Danakil's. Wie die Eingebornen versichern, so besteht sie aus 1300 Hütten und zählt eine Bevölkerung von 6000 Seelen. Dem Handel und dem Ackerbau ergeben, finden die Eingebornen ein natürliches Bewässerungs-Mittel in den periodischen Ueberschwemmungen eines großen Sees, der, gleich dem Nil, das ungeheure Land befruchtet und fett macht. An einem Ende des Sees soll eine Saline seyn, welche das Wasser so lange zurücksalzt, bis der Boden hinreichend getränkt ist. Diesem Systeme verdankt man die herrlichen Wachsthum des dortigen Getraides; Aussa kann fast die ganze Gegend mit Durra versorgen.

Herr R. ließ den Weg nach Aussa rechts liegen und nahm in Rehelle, auf der Straße nach Schoa, sein Nachtquartier. Rehelle hat eine heiße Quelle von 40° Wärme Reaumür, in der Sagadarre, giebt es eine Mine kohlensauern Kupfers in einer Lage einhaltigen Thons. Zu Abi-Jussuf empfing der Reisende den Besuch eines Häuptlings vom Stamme Odenet, der ihm einige Lebensmittel schenkte und dem er einige Stücke Seidenstoff, Scheermesser, ein Messer und einen Spiegel verehrte. Dieser Mann war von den Europäischen Gaben so entzückt, daß er sich selbst erbot, den Herrn Rochet als Führer durch sein Gebiet zu begleiten. Man hat selbst Merkwürdigkeit, bis man nach Haulle kam, wo am Fuße eines aus Granit, Trachyt und Balait bestehenden Berges vierzehn warme Quellen sprudeln. Vier dieser Quellen haben eine so heiße Temperatur, daß die Beduinen ihre Lebensmittel in denselben kochen. Auch heilt das schwefelhaltige Wasser nach ihrer Meinung alle erdenkliche Krankheiten. Die größte Quelle hat 164 Fuß im Umfang und 3—4 Fuß Tiefe.

In diesen Quellen gleicht eine Tagreise der anderen. Die einzigen lebenden Wesen, denen man begegnet, sind gesattelte Hyänen, die unaufhörlich um die Karawanen herumstreifen. Zur Nachtzeit stehlen sie den schlafenden Beduinen ihren Speisevorrath unter den Kopfe weg. Zu Hassen-Mera trieb der Häuptling der Gegend unsern Reisenden, eine Eskorte zu nehmen, zur einem Hinterhalte von Galla's auszuweichen, wenige Lieues von dem Orte entfernt in feindlicher Absicht seiner harrten. Herr Rochet verwarf dieses Rath nicht, wollte aber, daß die bei der Karawane befindlichen Salzhändler nach Möglichkeit ihrer Betheiligung bei der allgemeinen Sicherheit zu den Kosten beisteuerten. Die Debatten über diese wichtige Angelegenheiten dauerten zwei Tage, in deren Verlauf man allerlei Feindschaften beging. Das Lager bestand aus 200—400 Individuen, und jeden Abend mit Sonnenuntergang begann der Tanz. Die Beduinen hatten einen Kreis gebildet, und Einer von ihnen stimmte ein Lied an, das die Anderen im Chore wiederholten. Dann drängten sie gegen einander, hüpften und schlugen dazu in die Hände. Endlich gingen sie, um den Beifall der Frauen und der jungen Mädchen, die diesem Schauspiele beiwohnten, zu erndten.

Hassen-Mera an wurde die Karawane des Herrn Rochet eine imposante Masse. Zu Burduba erhielt sie noch einen Zuwachs von 21 Personen, so daß sie jetzt gegen 500 Individuen zählte. Diese Zahl war hinreichend, um jeden Angriff abzuwehren. Die Physiognomie des Landes hatte sich verändert; man sah nicht mehr die vulkanischen Einöden von Tuschurra, sondern Ebenen, die mit üppigem Grün bedeckt waren. Diese Ebenen nehmen verhältnißlich Länder würden sich prächtig anbauen lassen. Heutzutage sind sie noch das Gebiet der Elephanten, der Gemsen und Zebra's. Nichts kann einen Begriff von der Menge Wild geben, das sie hervorbergen. Man sieht hier Gazellen, Hasen, Strauße, Perlhühner, kleine Haselhühner, grüne Abyssinische Tauben, mehrere langschwänzte Afrikanische Raubvögel, Papageien, Turteltauben und Kardinalsvögel von allerlei Spielarten und andere prächtige Vögel. Wenn man diese Gegenden durchzieht, glaubt man fast, von dem ersten Erwachen der Natur Zeuge zu seyn. — Der Mensch allein fehlt in dieser bunten, wimmelnden Schöpfung.

Auf dem Gebiete der Modeitos, eines der furchtbarsten Stämme des Landes, findet man wieder Basalt-Lagen, und die Natur erhält wieder ein anderes Ansehen. Indessen sind auch noch Sträucher verschwunden: bald sehen wir eine faserige Agave, bald eine Aloe, bald eine jener Grevia's, deren gelbe und rothe Früchte, von der Dicke einer Erbse, einen vortrefflichen vegetabilischen Honig enthalten. Auf diesem Plateau schoß Herr Rochet eine Antilope von der Größe eines flattlichen Europäischen Hirsches. Als man am Abend Halt machte, wurde dies prächtige Wild zerlegt und auf einem improvisirten Roste gebraten. Vortrefflich von Antilopenfleisch, das auf solche Art zubereitet ist, sind nach Herrn R. eine köstliche Speise. Dies homerische Mahl gab übrigens zu einem nächtlichen Abenteuer Veranlassung. Die Ueberbleibsel der Mahlzeit zogen an jenem Abende

Digitized by Google

viel mehr Hyänen herbei, als gewöhnlich. Herr R. legte, von hellem Mondschein begünstigt, auf eine derselben an und tödtete sie; er wollte hinzueilen und das gefallene Thier ins Lager schleppen, aber schon stritten sich drei, andere Hyänen um diese Beute. Herr R. gab ein zweites Mal Feuer und war nicht weniger glücklich; eine zweite Hyäne wurde getroffen und rasch fort, um in dem Gebüsche zu verenden, wo sie ohne Zweifel ebenfalls von den übrigen verzehrt ward. Unser geschickter Waidmann wollte den Kampf mit einem dritten Erfolge krönen. Er nahm eine ungeheure Hyäne aus's Korn, die ein prächtiges Fell hatte, als das Thier, dem Nachahmer täuschend, plötzlich herausstürzte, um ihn von hinten zu packen. Der Schrei eines Bewainen warnte Herrn R. glücklicher Weise noch zu rechter Zeit; er wendete sich schnell, drückte los und traf die Hyäne in einer Entfernung von drei Schritten, daß sie mausetodt niederfiel. Diese Nacht war reich an Trophäen.

Endlich gelangte die Karawane zu den Ufern des Hawasch, eines bedeutenden Stromes, den man als die natürliche Gränze der Staaten von Schoa betrachten kann. In der Regenzeit schwillt dieser Strom über und bedeckt das Land, jetzo nur bis auf einen Meter Tiefe. Nichts gewährt einen schöneren Anblick, als das Thal des Hawasch; die Pracht der Landschaft setzte unseren Reisenden besonders wegen ihres starken Contrastes mit der eben zurückgelegten Wüste in Staunen. Der Anblick einer markigen Vegetation giebt einen Vorgeschmack von dem Anbau der Länder Schoa. Zum ersten Mal hörte man den Löwen brüllen, und Herr R. verhielt sich nicht den tiefen Eindruck, den dieses Brüllen auf ihn machte. Auf den Ebenen von Schoa, wo es Wild im Ueberflusse giebt, wehrt sich der Löwe gegen den Menschen, greift ihn aber nicht an. Er schreitet ruhig und majestätisch vor den Karawanen auf und nieder und verschwindet, wenn er seine Heerschau gehalten hat.

Da weder Brücken noch Fähne über den Hawasch führen, so beland sich die zahlreiche Karawane in einiger Verlegenheit. Man improvisirte kleine Flöße aus dürren Holzstämmen, die vermittelst aufgeblasener Schläuche über dem Wasser gehalten wurden. Schwimmende Personen schoben die Flöße von einem Ufer ans andere; und so kamen alle Habseligkeiten der Karawane glücklich hinüber. Noch blieben die Frauen zurück. Diesen bestrickte man Schläuche unter die Achseln und bugsirte sie vermittelst Tauen, die sie um ihre Hüften befestigten, wie Schiffe ans andere Ufer. Herr R. versichert, daß er allein auf diese Weise zehn Abyssinierinnen hinüber befördert habe; er konnte nicht wohl ein galanteres Debüt machen und einen ritterlicheren Einzug in Schoa halten. Am nächsten Morgen ruhte die Karawane in einem Dorfe Tiannä, wo ihren Beschwerden aus. Es war am 29. September 1839 und 57 Tage nach der Abreise von Tuschurra.

Unser Reisender hatte die 100 Französische Meilen lange Wüste, die das sogenannte Königreich Adel bildet, zurückgelegt. Acht Stämme, die eine Bevölkerung von 70,000 Seelen ausmachen, bewohnen dieses Gebiet. Die Bewainen von Stamme Ar'ta, die bei Tuschurra lagern, sind schwarz und von mittlerem Wuchse; das Haar ist krauses Haar und eine freie Stirn, wie die meisten Danakil's. Sie sind sehr laue Muselmänner. Der Stamm Debenet nähert sich mehr der centralen Zone; die Blutrache wird bei ihm streng brobachtet. Dann kommt der Stamm Aschemali mit sanfteren Sitten. Die Buema sind wilder und haben einen ähnlichen Typus wie die Ad-Ali. Die Hassen-Meraad, der schönste Menschenschlag des Landes, werden vielleicht einst seine Beherrscher; die Ras-Bidar sind ein Gemengsel aus Europäern, schwarzbraunen und kupferfarbigen Leuten; die Takaid's an den Ufern des Hawasch haben, wie man sagt, einen starken Hang zu Mord und Raubeat. Die Saumali's, ein Bergvolk im Norden der Wüste Abet, sind im Besitze aller der Vortheile, die eine mit gepreßtem Muthe verbundene Nähere natürliche Begabtheit gewähren. Die Dankali's sind ein Hirtenvolk; sie haben keine Industrie, und ihr Handel beschränkt sich darauf, daß sie als Wegweiser der Karawanen dienen. Die Frauen dieser Stämme haben sehr schöne Formen; man bemerkt in ihren Zügen keine Spur von dem Neger-Typus. Das Oval ihres Gesichtes ist regelmäßig; die Linearnenne sind rein, die Augen strahlend, die Zähne schimmernd weiß. Eine gegebene Schönheit haben ihnen als Zierde und als Ueberbreis des Körpers fast immer unbedeckt. Alle Bewohner des Landes Abel sprechen ein eigenthümliches Idiom, das weder Arabisch, noch Amharisch, noch die Galla-Sprache ist.

Endlich erreicht unser Reisende sein Ziel; er tritt in das Königreich Schoa; seine Anstrengungen sind nicht eitel gewesen. An dem Aeußeren, an der Symmetrie der Landau erkennt er sogleich ein civilisirtes Land. Die Wohnungen der Menschen sind hier nicht beerdig, sondern auch geschickt, und die Kunst hat der wunderbaren Natur viel hinzugefügt. Tiannu erhebt seine kegelförmigen Dächer aus einem dichten Haine von Grün; die Ebene trägt weithin ihre Schätze zur Schau, und Berge, mit Wäldern bedeckt, umziehen den ganzen Horizont. In einiger Entfernung vom Dorfe zeigte sich den Reisenden, wie ein Abyssinischer Häuptling seinen entgegenkam: es war der Unter-Statthalter, der Herrn R. mit großer Ehrfurcht in eine Wohnung geleitete, wo er die Befehle des Königs von Schoa erwarten sollte. Die Tafel des Europäers wurde reich besetzt: man schlachtete ihm zu Ehren einen Ochsen; man krebenzte ihm Mehl, sehr gutes Brod und vortreffliches Honig. Sein Logis war, wie alle Abyssinische Wohnhäuser, aus sehr wohl gefügten hölzernen Pallisaden gezimmert und mit einer Mischung aus Erde und weißlichem Sande von Innen beworfen. Diese Häuser sind cylindrisch, und ihr Strohdach endet in einen Kegel. Nicht hoch, aber ziemlich geräumig, haben sie keine Fenster und empfangen ihr Licht nur durch die breite Thür. Ueber der Grundfolie des Gebäudes läuft eine kreisförmige Galerie um das ganze Haus: das Erdgeschoß zerfällt in Gemächer, die nach diesem Korridore hin sich öffnen. Im Mittelpunkte befindet sich eine Art Rotunda, die als Empfangzimmer, Speisesaal und Küche dient. Unter den sehr einfachen Möbeln ist das vornehmste der Sessel, eine Art von lehrenem Ruhestuhl, der Tisch und Sessel zugleich ist. Außerdem bemerkt man sehr zierlich geformte Vasen aus gebranntem Thon, fein geflochtene Weidenkörbe und Matten, die an den Wänden hängen. An die Häuser stoßen gewöhnlich kleine artige Gärten, die von Hecken umgeben und mit Bananen, Mimosen u. dgl. bepflanzt sind.

Der königliche Bescheid blieb nicht lange aus; Sahle-Salassi, der Souverain von Schoa, erwartete den Europäischen Reisenden mit Vergnügen; der Statthalter des Distriktes sollte ihm als Führer dienen und ihn vorstellen. Man reiste am nächsten Morgen ab und durchritt ein überaus malerisches Land, eine wahrhaft tropische Alpen-Region. Bald schritten die Maulthiere über Basaltberge over durch Hohlgründe mit sprudelnden Quellen, bald traten sie über Felder von Ebrsie oder hirsenartigem Teff-Korn, aus der man ein schleimiges Brod backt), Durra, Gerste, Bohnen, Flachs, Baumwolle oder riesigem Zuckerrohr. Jasmin und Rosen füllten die Luft mit ihrem Wohlgeruch.

Gegen Abend des zweiten Tages lange Herr R. in der Residenz Angolala an. Das Wohndaus des Königs unterscheidet sich von denen seiner Unterthanen nur durch größere Dimensionen. Weißlicher Lehm, von hohen Pallisaden eingeschlossen, deutet den Zugänge. Dieser Raum war von Beamten und neugierigen Gaffern angefüllt. Herr Rochet schritt durch die Menge und wurde in einen runden Saal geführt, in welchem zweihundert Personen, die ungeheure Zackeln trugen, sich drängten. Der König stand von seinem Sitze auf, sahe Herrn R. an beiden Händen, drückte sie ihm herzlich und fragte ihn nach seinem Wohlergehen. Sahle-Salassi ist ein Mann von mittlerem Jahren: er hat eine majestätische Haltung, ein vollkommen regelmäßiges Gesicht und durch Kunst gekräuselted schwarzes Haar, das auf dem Wirbel festgebunden ist. Ein Augenübel hat ihn seines linken Auges beraubt. In seinen Zügen liest man eben so viel Würde als Wohlwollen. Ein Atmisch drapiertes Kostüm vollendet das Würdige seiner Erscheinung; es besteht aus einem Lendentuch weißen Stricke Baumwollenstoff mit rothem Saume, das um die Hüften geschlungen ist und einem Körper sich wand. Als Herr R. neben ihm Platz genommen hatte, befragte ihn Sahle-Salassi über Frankreich, seinen König, seine Gesetze und Regierungs-Form, über die Verfassung des Militairs und die mechanischen Künste der Franzosen. Der letzte Punkt schien ihm das meiste Interesse zu gewähren. Die Unterhaltung dauerte eine Stunde; dann verabschiedete der König seinen Gast wieder und ließ ihn nach dem für ihn bestimmten Logis bringen, wo ein herrliches Abendessen und ein ganzes Lager aus Hippopotamus-Fellen seiner warteten.

Von jenem Tage an war Herr R. der Tischgenoß, der Freund Sahle-Salassi's. Am folgenden Morgen empfing ihn der König auf seinem Thron, der aus einer Estrade gezierten Ofenbänken und einer Rückbne mit einer Art Baldachin besteht. Den Sitz bedeckt ein Teppich aus rothem Atlaß mit goldenen Fransen, ein blauer mit Gold durchwirkter Seidenzeug schmückt den Baldachin. Die Unterhaltung wurde da wieder angeknüpft, wo man sie am Abend vorher abgebrochen hatte. Der König kam auf die Arbeiten der Europäischen Industrie zurück, auf die Art, wie man Kanonen, Flinten, Säbel u. dgl. fabrizirte. Seine Fragen waren immer sehr klug gestellt, und er schien vollkommen in den Geist der Erklärungen hineingehen. Herr R. gab sich sogar die Mühe, den König in das Spiel des constitutionellen Mechanismus der Franzosen einzuweihen, indem er ihm die Geschäfte der beiden Kammern und das Gleichgewicht der drei Gewalten auseinandersetzte. Das waren sehr schwere Probleme für einen Abyssinier; der König von Schoa schien jedoch Interesse daran zu nehmen. Mehr noch wußte er verschiedene Geschenke schätzen, die unser Reisender ihm überreicht hatte: eine Pulvermühle, drei Doppelflinten, sechs Pistolen, zwei Säbel und eine Anzahl chemischer und mathematischer Instrumente. Der König revanchirte sich mit drei Pferden und einem Maulthier, die alle gesattelt und aufgezäumt waren.

Unser Reisender wohnte mehreren Hof-Festen bei, bei welchen ein Zucker- und ein rother Pfeffer eine wesentliche Rolle spielte. Die Mahlzeit wurde auf großen Tafeln aus Weidenruthen serviert, die zwei Fuß hoher waren, als der Boden. Auf diesen Tafeln figuriren stehen oder acht ungeheure Gefäße voll verschiedenartig zubereiteter Speisen; dann, zwischen den Schüsseln, ungeheure Haufen Brodkuchen, aus allerlei Mehl gebacken. Einige dieser Gefäße enthielten kleine Stücke mit Piment bestreutes Rindfleisch, andere eine Schöpfenkeulen von Kalbsbraten, die in einer Sauce mit Piment oder in zerlassenem Fette schwammen. Bisweilen erfetzte man diese bald gekochten Speisen durch ganz rohes Fleisch, das die Abyssinier nur in Piment tauchen und mit großer Lust verzehren. Als Getränke wurden Meth und eine andere gegohrene, dem Biere ähnliche Flüssigkeit aufgetragen.

Bei diesen Mahlen kauern die Gäste auf dem mit frischen Kräutern tapezirten Boden mit untergeschlagenen Beinen nieder. Das Bankett dauert beinahe vier Stunden und begreift drei Reihen Gäste, die sich nach einander niederlassen. Die erste Reihe bilden die höchsten, die zweite die subalternen Beamten; zu der dritten gehören die Soldaten, Handarbeiter und Landbauer. So beköstigt Sahle-Salassi sein ganzes Volk. Er selbst sitzt auf seinem Throne und präsidirt bei der Mahlzeit, ohne Theil daran zu nehmen. In seiner Nähe ertönt aus Flöten, Trompeten und Sänger-Kehlen ein ohrenzerreißendes Konzert, während der Narr des Königs den Gästen durch seine Einfälle Lachen abnöthigt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Dänemark.

Dänisch-Deutsche Nordseebilder.

IX. Von Husum nach Tönderu: Deutsche Sprache in Schleswig.

„Giebt es sonst nichts mehr in Husum?“ — Lieber Leser! da setzest mich in Verlegenheit. Was noch mehr? Ja — Husum hat wohl ein Schloß, aber das Schloß hat keinen Hirten. Es hat einen Viehmarkt; aber bei meiner Anwesenheit gab es weder Vieh, noch Marschbauern mit Silbergeld, noch Jütländische Händler mit ihren ledernen Beuteln, um jenes aufzubewahren. Auch sehne ich mich wieder nach dem trockenen Lande. Ich habe die Sümpfe jetzt satt — die kirchthurmhohen Wälle, auf welchen man fährt, sind selbst Sümpfe, und auf welche Seite du umgingest, wirst, mußt du zuerst den Halt brechen und dann ertrinken. — Nein, da preise ich mir den geliebten Sand und die braune Heide, da komm' ich mir vor, als wenn ich bald zu Hause wäre; denn auch ich habe meine Heidefraufelder und meine Sandfelder, meine Dümpel und meine Moose — selbst Kolonien habe ich. Ja! das ist Jütland — Nord- oder Süd-, das ist ja Eins, oder könnte es sein. Sogar meinen Jütischen Sprachdialekt kannst ich wieder an zu hören; ich denn nicht innerhalb des Dannevirke? — Ach! Dannevirke ist nicht mehr — das alte nämlich. Ein neues hat zwar ein Ebrenmann drüben in Haderslebeu begonnen; und dies ein gesitigeo*), aber den Strom von Süden kann es nicht aufhalten! Der Damm ist fort, das Thor steht offen, und die Gränzwächter scheinen es weit innerhalb der Gränzlinie, ganz oben am Königsbache schlafen zu wollen. — Wie heißt der Ort hier? — „Drelstrup.“ — Und der? — „Raslum.“ — Und der? — „Braderup.“ — Und der? — „Hyum.“ — Das sind ja lauter Dänische Namen. Und ihr habt doch die Gesetze auf Deutsch, das Gerichtsverfahren auf Deutsch! — „So sollte es in ganz Dänemark seyn.“ — Ei freilich! und warum? — „Hm! weshalb wird der katholische Kultus in einer Sprache gehalten, die das Volk nicht versteht? Es beugt der Opposition und dem Volkshaß vor; wenn der Laie weder Deutsch noch Latein versteht, so bedenkt er sich wohl, ehe er sich in Prozesse einläßt.“ — Hm! thut er das?!

X. Ribe; der Altdänische Königssitz.

„Und Tanz geht auf der Ridergaffen“, doch nicht mehr „die Ritter lustig sein sich lassen.“ Es ist nichts mehr übrig von Ribershuus, als Wälle und Gräben. Die Ritterzeit ist verschwunden, und so auch das Schloß zu Ribe; die Gräben sind mit Schilf bedeckte Moräste, und die Wälle und der Burgplatz Schafweide. — Es waren keine Schafsköpfe, die einst hier mit einer Dame an der Hand und einem Schwert am Herzen rangten. Aber für uns Jüngere giebt es doch etwas zu schwatzen und davon zu singen. Ach! sollten wir nicht auch so alt werden können, daß wir nach und nach kommen, etwas des Redens oder des Singens Werthes bieten könnten? Es hat nicht den Anschein. „Es ist nicht weeth, sich die Welt so nahe zu nehmen“ — sagte mein Kutscher, mit dem ich hierher fuhr, indem er sich schlitterte und seine Tabacksprüne im Mund auf die andere Seite schob — „laßt den sorgen, der am längsten lebt, und den die Thür zumachen, der zuletzt hinausgeht.“**) — — Lieber Leser; kommt dort din mit mir, wo ich so manch ehrlich Mal mir Träumereien und Grillen vertrieben habe, zur Kirche — der alten Domkirche in Ribe.***) Besorge kein gewöhnliches Ciceronegeplapper! Ich will die bloß zeigen, wie hoch die Sturmfluth einstmals hier in der Kirche gestanden hat; diese grinschimmlige Worte, die sich in gewöhnlicher Menschenhöhe ringsum an den Wänden und Pfeilern ziehn — sie ist die Marke, welche das Salzwasser aus der Westersee hinterlassen hat. Um solchen künftigen Besuchen vorzubeugen, ist in vielen Jahren nichts geschehen! — Ei nun! „laßt den sorgen, der am längsten lebt!“ — Und die Glöckner gehen zuletzt hinaus und schließen die Kirchthür! — „Wollen wir nicht zuvor noch die Ruhestätte jenes unglücklichen Königs sehen?“ — Wenn wir sie nur finden können. Während die Könige ihre Ruhestätten selbst wählten, gut zu finden; aber wenn sie denselben Weg gegangen sind, wie „Aneus der Gute“ — so — ei ja, man sieht wohl noch bisweilen nach ihren Gräbern — das heißt, wenn es schöne Gräber sind, Mausoleen, Pantheons, Westminsterkirchen. Ist übrigens aber oben drüber nichts zu sehen, so kümmern die Lebenden sich nur wenig um den Todten, der drunter liegt.

Nun, und was giebt's sonst noch in Ribe? Was kostet die Butter? Was das Federvieh in gutem Preis? Stieg das Getraide oder fiel es? — Verzeih! Es ist nur die Kapitels-Taxe vom Stift Aarhuus, die ich nachsehe. — „Freund Seemann! kann ich ein Boot nach Sönderö bekommen?“ — „Im Augenblick.“ —

XI. Fanö; Fischerleben.

Schwarz und Weiß! Häuser und Sand — und welche Menge von beiden! Daß dieses nackte Sandriff ungemein stark bevölkert ist, das kann man wirklich Schwarz auf Weiß sehen; die ganze meilenlange Offseite sind ja lauter Häuser. — So sitzen die Meven auf einem Riff und bauen sich Nest an Nest; am Tage schwärmen sie beredenweise auf die See nach Futter hinaus, in der Nacht verhalten sie sich still daheim; die Fanöer umlegen im Sommer ihr ganze Welt, im Winter sucht jeder sein Nest in der Heimat auf. Ach! wie oft warten nicht die Meven umsonst mit ihren Kleinen! Die Herbst-Aernte kommt mit ihren Stürmen, mit Wrack und Leichen, mit Schiffen und Gütern, mit Verwandten und Freunden. Manchem bringe sie Trauer, aber der Mehrzahl Freude — wenn diese auch nur einen Winter noch währen sollte.

„Kümmerliche Lebensweise! drei Monate des Jahres auf dem Sande zu sitzen und die neun anderen den Tod auf dem Wasser herauszufordern — heute Nacht das Weib zu umfangen und morgen sich aus ihren Armen zu reißen — sich ein Nest zu bauen und weit von demselben zu fterben — —“ Halt, halt! meine Landkrabbe! deine Phantasie setzt zu viel Segel auf — sieh zu, daß Du nicht umschlägst! Es ist ein Faden bei dem Ding. — Nimm deine Waage, mein Freund! Leg' in die eine Schale: langes Leben, häufige Langeweile, vielen häuslichen Kummer, langwierigen Siechtager, langwierigen Todeskampf — und in die andere: kurzes Leben, kräftiges Leben, erlauben Genuß, geringen Kummer, schnellen Tod; nun sieh, ob das Jüngsein nicht ziemlich lothrecht stehen wird! — „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren“, das ist so auszulegen: Wer ängstlich kämpft und sich müht, um sein Leben zu verlängern, der wird das Lebensgenusses verlustig gehen; — gut gelebt, lange gelebt.

„Nun gut! das waren die Männer; aber die Wittwen, die vielen Wittwen! wir haben erlebt, daß ein Sturm zwölf Frauen männerlos machte.“ — Auch dieses Bild hat keinen so düsteren Anstrich, als es manchem Beschauer dünken mag. Der Schlag trifft niemals unerwartet, darum schlägt er nicht so daniedert; vertraut das Weib ihren Mann, dann hat sie noch ihre Kinder — vorher ja stets ihr Trost und ihre Freude in den neun Monaten des Jahres, jetzt in allen zwölfen.

Nun sahet wohl, ihr munteren Fanöer! — und alle ihr anderen Strandwohnen dier draußen an der Westersee! Fahrt fröhlich und fahrt glücklich! Das wünsche ich euch, dessen meiste Fahrt im Heidekrautwee ist.

Mannigfaltiges.

— Ein Besuch bei Silvio Pellico. Die Amerikanische Schriftstellerin Miß Sedgwick schreibt in ihrem, in der vorigen Nummer des Magazins erwähnten Buche aus Turin: „Wir haben vor einer Bekanntschaft gemacht, die Sie wahrscheinlich mehr interessiren wird, als alle von uns gesehene Gemälde Italiens, nämlich Silvio Pellico's. Er lebt bei Turin als Bibliothekar einer reichen Marquisin. Wir schrieben ihm einige Zeilen und suchten um die Erlaubniß nach, ihn besuchen zu dürfen, wobei wir uns darauf berufen, ihm Mittheilungen von seinen Freunden, unseren lieben Verbannten in Amerika, die seine Gefährten auf den Spielberge waren, machen zu können. Er kam darauf sogleich selbst, und seinen Besuch abzustatten. Er ist von kleiner Statur und sehr zart gebaut: gewissermaßen nur der Schattenriß eines Mannes, mit feinen und symmetrischen Zügen und gerade so viel Körper, als nöthig ist, um nicht den Schwerpunkt zu verlieren und den Geist von seinem natürlich himmelwärts gerichteten Fluge zurückzuhalten — etwa von unserem Dr. Channing*), jedoch ätherischer. Sein lautes Auftreten, Benehmen und Sprechen paßt ebenfalls zu der geisterhaften Erscheinung. Er freute sich sehr mit den Nachrichten, die wir ihm von seinen Freunden geben konnten, und interessirte sich besonders für das, was wir ihm von seiner Pathin, Marconcelli's kleiner Sylvia, erzählten. Seine Aeltern sind seit einigen Jahren gestorben. „Gott hat mir die Gnade erwiesen“, sagte er, „daß ich sie noch sehen konnte, als ich auf kurze Zeit nach Savoyen reiste, um thut Alles zu unserem Besten; diese Ueberzeugung ist es, die mich aufrecht erhalten hat und die mich noch immer aufrecht erhält.“ In Erwiederung auf das von ihm hingeworfenenen Worte, daß er ein zurückgezogenes Leben führe und in Turin wenige Bekannte habe, bemerkten wir, er besitze Freunde in der ganzen gebildeten Welt. „Dies bewahrt“, sagte er darauf, „daß es überall sogar bekannter, er sey in den Orden der Jesuiten eingetreten. Ich glaube das nicht; auch hat man in der That nichts Sicheres anführen können, um die Möglichkeit zu beweisen, daß die edle Seele Pellico's, wie sie uns in den Mie Prigioni sich darstellt, befleckt werden könne. Er ist ein Heiliger, der von der Gnade nicht abfallen kann. Mir erscheint in seiner gegenwärtigen rückhaltlosen Unterwerfung Nichts, was mit seiner früheren Geschichte und seinen Bekenntnissen nicht vereinbar wäre.“

*) Der bekannte Amerikanische philosophische Schriftsteller.

*) Das Blatt Dannevirke, seinem alten Dämenwall zu Ehren benannt.

**) In nicht widerzugebender Plattdeutscher Mundart.

***) Eine der merkwürdigsten, schönsten und fast die grandioseste Kirche in Dänemark; sie war vergessen, wird aber jetzt restaurirt.

†) Christoph I., unter dem zuerst der Streit zwischen Staat und Kirche begann, und zwar vornehmlich gegen den Erzbischof von Lund, Jakob Erlandson; im ersten Jahre dieses Streites, 1286, starb der König in Ribe, und man sagt, daß er im Sakrament vergiftet seyn soll, durch einen gewissen Arnfast, den sein Gegner zum Bischof von Aarhuus machen wollte, der aber doch nachher entfernt wurde. Die Vergiftung ist jedoch wohl nur Sage.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstraße, Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Montag den 2. August 1841.

England.

Fortschritte der Schifffahrtskunde in den letzten Dezennien.

Von Cap. Basil Hall.

Die Fortschritte, welche die Schifffahrts-Kunst oder Wissenschaft, wie man sie nennen will, in der letzten Zeit gemacht hat, sind im Allgemeinen wenig bekannt. Ich will daher, wenn auch noch sehr unvollkommen, eine Lücke auszufüllen, welche so vielen Personen fühlbar seyn muß, deren Lebenseinrichtung sie verhindert, sich über einen Gegenstand selbst zu unterrichten, den sie ohne Schwierigkeit verstehen würden, wenn man ihnen denselben von der Hülle technischer Ausdrücke entkleidet darbiete.

Die meisten Wissenschaften kann man mit Erfolg in der Einsamkeit seines Studirzimmers treiben. Will z. B. ein gebildeter Mann sich in der Astronomie oder Chemie unterrichten, ist er mit brauchbaren Hülfsmitteln versehen, will er sich führen lassen von dem Genie und den Arbeiten der Heroen jener Wissenschaft, so kann er ihnen auf ihrem Wege nachgehen mit eben dem Erfolge, wie sie selbst, und vielleicht mit noch größerem Vergnügen. Doch für den Dilettanten der Schifffahrtskunde giebt es keine solche geebnete Straße, welche ihn gemächlich zu einer vollständigen Kenntniß derselben führen könnte. Diese Kunst hat Geheimnisse, welche auf dem Verdeck eines Schiffes, auf weiten Meeresfahrten, bei jedem Wetter und jedem Klima studirt werden müssen, um vollkommen verstanden zu werden.

Stellen wir uns zuerst einige der augenscheinlichsten Vortheile, welche in der Praxis erreicht sind, vor Augen. Eine Reise nach Indien, welche früher, hin und zurück, ein Paar Jahre wegnahm, ist jetzt nur eine Sache von neun Monaten, selbst für Kauffahrteischiffe, die zum Abladen und zur Aufnahme neuer Fracht für die Rückreise erforderliche Zeit mit eingerechnet. Früher ergriff der Skorbut (Scharbock) immer über die Hälfte der Mannschaft und wüthete heftig selbst auf Kriegsschiffen; jetzt ist er eine so seltene Krankheit, daß viele unserer Wundärzte nie Gelegenheit gehabt haben, sie zu behandeln.

Die Zahl der Schiffe aller Art hat sich unglaublich vermehrt; der Kampf, welchen die Elemente ihnen bereiten, ist ohne Zweifel eben so furchtbar als ehemals, und doch ist jedenfalls das Verhältniß der Schiffbrüche heutzutage unendlich viel geringer, als in früherer Zeit. Die Verhältnisse einer Seereise, in Betreff der Vorräthe an Lebensmitteln und Wasser, haben sich bedeutend verbessert; die Sicherheit und das Wohlbefinden der Passagiere, wie auch der Schiffsmannschaft, haben unter dem Einfluß einer besseren Disziplin viel gewonnen, während Geschicklichkeit ein großer Theil der Manöver und der Takelage so vereinfacht worden, daß, wenn der alte Bowdow oder selbst Kempenfelt aus dem Grabe aufstände, er im ersten Augenblick kaum wissen würde, wie er sich bei der Lenkung eines Schiffes zu benehmen hätte.

Doch wollen wir uns aber auch nicht von unserer Eitelkeit verleiten lassen, zu wähnen, daß, weil wir sicherer und besser ein Schiff zu führen verstehen als unsere Vorältern, wir nur uns selbst das Verdienst unserer reellen Ueberlegenheit über jene alten Seemänner beimessen dürfen. Vergessen wir nicht die ungeheuren Verpflichtungen, welche wir ihrem Talent, ihrer Kühnheit, ihrer Beharrlichkeit schuldig sind, welche uns gelehrt hat, was man mit einem Schiffe machen konnte, auch mit so unvollkommenen Mitteln, als ihnen zu Gebote standen. Auch wollen wir die Dienste anerkennen und würdigen, welche uns zuerst die Astronomen geleistet haben, indem sie uns die wahre Natur der Hindernisse kennen lehrten, welche die Schiffer zu überwinden haben, und dann auch alle die genialen Männer, deren Bücher und bewundernswerthe Instrumente es uns möglich gemacht haben, die materielle Kunst der Schifffahrt zu dem Range einer Wissenschaft zu erheben.

Es ist wohl wenig Neigung, uns gemäß wenigstens nicht ohne Interesse für diejenigen, welche nicht Seelente von Fach sind, durch ein Beispiel darzuthun, wie sehr die Schifffahrtskunde, wenn sie von der Wissenschaft unterstützt wird, jener blinden Routine überlegen ist, welche man bei der Englischen Marine the rule of thumb nennt. Man nehme z. B. eine Erdkugel und ziehe darauf den kürzesten Seeweg nach Indien, so wird man doch einen ungeheuren Irrthum begehen, wenn man sich einbildet, daß dieses wirklich der Weg sey, den man nehmen müsse. Und das haben doch unsere Vorgänger thun müssen, bis die Zeit und eine lange, durch unzählige Unglücksfälle sanctionirte Erfahrung sie gelehrt hatte, die Winde, welche in den verschiedenen Breitengraden herrschen, aufzusuchen und zu benutzen. Nach alter Gewohnheit mußte ein Schiff, wenn es von England auslief, zuerst nach Madeira steuern, die Kanarischen und die Inseln des Grünen Vorgebirges umschiffen, dann in gerader Richtung auf das Kap hinsteuern und von da direkt nach Indien. Doch in der Praxis trog diese Theorie fast immer. Wenn sich der Schiffer den Tropen näherte, führte eine Reihe von Windstillen und Windstößen ihn von seiner geraden Linie ab, und er mußte dann entweder längs der Afrikanischen Küste laviren oder sich nach der Brasilianischen Küste treiben lassen, glücklich noch, wenn er sich nicht genöthigt sah, in der größten Angst weder zurück zu fahren. Heutzutage im Gegentheil ist der genaue Punkt, wo man die im Atlantischen Ocean herrschenden Nordost-Passatwinde verlassen muß, sind die Längen- und Breiten-Grade, wo man am leichtesten dem Einflusse der wechselnden Windstillen und periodischen Winde der Tropen entgeht, der Längengrad, unter dem man die Linie passiren muß, der Weg, welchen man zu befahren hat, um daraus den größten Vortheil zu ziehen, das Alles sind jetzt dem wahren Seemann so vertraute Dinge, daß er kaum daran denkt; es sind Kenntnisse der Gewohnheit, welche er zu seinem Vortheil anwendet, fast ohne daß er darüber nachzudenken braucht. Der Weg, welchen er nimmt, ist also sicherlich nicht der, welchen ein Unkundiger sich vorzuzeichnet haben würde, und doch ist er der kürzeste. Wer sich über diesen interessanten Theil des Faches — „das Passiren der Linie und die Benutzung der Passatwinde" — unterrichten will, dem kann ich mit vollem Recht verweisen auf das Buch von Horsburg: East-India directory, welches auch von dem Schiffs-Capitain Le Prédour 1833 ins Französische übertragen ist.

Der Schiffer neuerer Zeit vermeidet, sich zu sehr den Passatwinden von N. O. auszusetzen, sondern sie leicht passirend, streift er die Küste von Brasilien, und von da sich keck in die südlichen, etwas höheren Breiten wersend, ist er gewiß, oder doch fast gewiß, dort anhaltende Nord-Westwinde zu finden, welche es ihm möglich machen, auch noch obenein den scheinbar gemachten Umweg wieder einzubringen. Eben so, wenn er nun am Kap vorbei ist, welches für die alten Seefahrer ein wahres Cabo des Tormentos war, so kümmert der erfahrene Schiffer, statt des vergeblichen Bemühens, Indien zu erreichen, indem er direkt in die Meerenge von Mozambique steuert, sich wenig um die Entfernung, sondern behält immer die südliche Richtung und steuert entschlossen fast unter der nämlichen Breiten-Parallele, mit dem Westwinde im Rücken, weiter nach Osten, bis er in die Gegenden kommt, wo er endlich das Kap nördlich lassen kann, weil er nicht eher in die südöstlichen Passatwinde gekommen ist, als auf dem Punkte, wo sie ihm wahrhaft nützlich werden können. Wenn er im Gegentheil furchtsam, unverschämt oder unerfahren ist, so wird er sich oft zu sehr dreiten, das Kap nördlich zu lassen, aus einer dem Anschein nach gegründeten Furcht, sich zu sehr von seinem Ziele zu entfernen. Daher kommt es denn, daß, wenn er auf die Süd-Ostwinde stößt, er sie entgegen hat, statt sie im Rücken zu haben, und er wird genöthigt seyn, sich weiter nach Süden zu wenden, um etwas mehr Vorsprung in Osten zu gewinnen, mit Hülfe der Westwinde, welche beständig in den hohen südlichen Breiten streichen.

Doch müssen wir bemerken, daß diese Anweisungen, als sichere Norm angewendet, oft den Schiffer irre leiten können. In der That, zu gewissen Jahreszeiten, namentlich wenn die Sonne sehr hoch im Norden der Aequators steht und der S. O. Passatwind im Indischen Ocean herrscht, ist der wahre Weg, um vom Kap nach Indien zu fahren, der, daß man den Kanal von Mozambique zwischen Madagaskar und dem Kontinent passirt, um über den Aequator zu kommen und auf hoher See in die Bucht von Bengalen einzulaufen. Auch in anderen Jahreszeiten ist es möglich, daß der Schiffer, anstatt günstige Winde zur Fahrt nach Indien zu finden, nur laviren muß, wenn er wenigstens nicht hinlänglich Kenntniß besitzt, um seine Einfahrt in das Meer von Bengalen gut zu wählen, und Gewandtheit genug, sie gut zu bewerkstelligen; denn es gehört viel dazu, die auf einander folgenden periodischen Winde vom Lande und von der See her, welche an den Küsten von Koromandel und Pegu herrschen, zu seinem Vortheil zu benutzen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Passatwinde, welche anfangs für ganz unveränderlich gehalten wurden, nicht nur nach dem Stande der Sonne gegen den Aequator einem großen Wechsel in ihrer Stärke und Richtung unterworfen sind, sondern daß es auch Gegenden giebt,

Digitized by Google

von denen man glaubte, daß sie allgemein ihrem Einfluße unterworfen wären, und wo man sie doch nicht finden kann, wo man sogar im Gegentheil zu gewissen Jahreszeiten ganz entgegengesetzte Winde antrifft. Als Beispiel kann ich die mittaglicht Küste von Mexiko anführen, deren Breite sehr wenig erhaben ist, so daß man glaubt, man müsse hier N. O. Winde finden; und doch ist hier der Einfluß der Sonne groß genug, um Westwinde zu erzeugen. Eben so sind die periodischen Winde vom Lande und von der See her, welche an allen diesen Küsten herrschen, oft durch die Nähe doch oder tiefliegender Länder, in Verbindung mit der Nähe oder Entfernung der Sonne, auf eine merkwürdige Weise modificirt. Doch die Details eines solchen Gegenstandes müssen, wenn sie vollkommen verständlich werden sollen, mit der Theorie verbunden studirt werden, welche über die Richtung aller Winde Auskunft giebt. Allein so viel kann ich in dieser Skizze sagen, daß nichts in der Praxis der Schiffahrt nützlicher ist, als die vollständige Kenntniß der Gesetze, welche die Luftbewegungen bestimmen; und wenn gleich oft der Schiffer nicht wissen kann, wie er die einzelnen Fälle mit den allgemeinen Gesetzen zusammentreffen soll, so wird er doch, wenn Erscheinungen ihm auch vorkommen mögen, immer Grund haben, den Glauben an das festzustellen, von dem er weiß, daß es wahr ist.

Kurz, der kundige und mit nautischen Instrumenten versehene Schiffer, welche es ihm heutiges Tages möglich machen, jeden Punkt mit absoluter Gewißheit festzustellen, kann sich fast immer der günstigen Winde versichern, für jede Periode seiner Reise, und die Dauer anmäherungsweise bestimmen, wie er durch auf seinem Wege liegen bleiben genöthigt werden kann, von der Richtung abzulenken, welche nach dem ersten Anblicke auf der Karte die kürzeste und beste schien. Das alte Sprüchwort, welches sagt, daß der längste Weg auch am raschesten vorwärts führe, ist nie besser gerechtfertigt worden, als durch die Praxis der neueren Schiffahrt. Freilich müssen wir nicht vergessen, daß diese nur neuer ist, wenn man die veränderten Umstände von Zeit und Raum klug berechnet und sie so zu kombiniren gewußt hat, daß man seinem Fahrzeuge diese Bedingungen günstiger Winde und gemäßigter Witterung gegeben, ohne welche weder eine schnelle noch sichere Reise möglich ist. Dieser Zweig der Kunst erfordert also, mehr als irgend ein anderer, zugleich die reelle Kenntniß der allgemeinsten Theorien der Wissenschaft und die wachsamste Aufmerksamkeit, um sie immerwährend der Kontrolle der Praxis zu unterwerfen. Namentlich bietet in den Indischen Meeren das ganze System der Winde, ohne theoretische Hülfe studirt, dem Geist nur ein nicht zu entwirrendes Chaos dar; und doch würden auch die umfassendsten meteorologischen Kenntnisse dem Schiffer nicht allein von Nutzen seyn, sondern sie könnten ihm sogar zum Theil gefährlich werden, wenn er ihnen ausschließlich vertraute, ohne mehr die lokale Kenntniß, noch die Fortschritte, welche die Kunst der Schiffahrt gemacht hat, zu berücksichtigen. (Fortsetzung folgt.)

Abyssinien.

Neueste Reise in das südliche Abyssinien.

Von Rochet d'Héricourt.

(Schluß.)

Herr R. wohnte seit drei Wochen in Angolala, als der König ihm den Vorschlag machte, ihn auf einer kriegerischen Expedition ins Land der westlichen Gallas zu begleiten. Das Abyssinische Heer war bald in Marsch-Ordnung; es bestand aus 20,000 mit Lanzen bewaffneten Reitern und 300 Infanteristen, die Schloßflinten trugen. Der König eröffnete den Zug auf einem prächtigen Maulesel mit goldgestickter Schabracke. Er trug weite Pantalons von grüner Seide mit einem Gürtel aus rothem Atlaß, an welchem ein krummer Säbel in silberbeschlagener Scheide steckte, und über seinem gestickten Kleide eine Löwenhaut als Mantel. Die ganze Erscheinung des Monarchen war höchst imposant und martialisch. Zwölf Schildknappen mit einem großen silberbeschlagenen Schilde und sechs Priester im geistlichen Turban ritten ihm zur Seite. Zunächst kamen die Frauen des Königs, seine Eunuchen, die Musik und der Hofnarr; dann ein von bewaffneter Eskorte umgebenes Pferd, das in einem mit rothem Tuch ausgeschlagenen Korbe die heiligen Bücher der drei Kirchen von Ankobar: Sene Marsam, Sene Markos und Sene Mikael (Sta. Maria, St. Markus und St. Michael), transportirte.

Diese Abyssinische Armee gewährte auf ihren prächtigen Pferden einen wahrhaft schönen Anblick, als die ersten Strahlen der Morgensonne ihre 30,000 Lanzen vergoldeten. Sie wendete sich gegen Nordwest, setzte über einen kleinen Fluß, trat alsdann in das Land der Gallas, die beim Annahrsche einer so furchtbaren Reiterschaar schnell ihre Unterwerfung anboten. Man drang bis zum Nil vor, an einem Punkte, wo das Bette des Flusses 70 Meter Breite und nur drei Meter Tiefe hat. Man besuchte das Kloster Dowra Libanos; dann kehrte die kriegerische Expedition feierlich nach Angolala zurück. Die Gallas-Stämme, welche Gojam-Salasi's Oberherrschaft anerkennt, sind Gößendiener; allein sie haben dem Islam und dem Evangelium verschiedene Gebräuche entlehnt. Sie feiern sehr gewissenhaft den Sonntag und bitten Gott an diesem Tage um reiche Aerndten. Die äußeren Formen ihres Kultus sind wunderlich: sowohl Männer als Frauen nehmen ein paar Hände voll grünes Gras unter die Arme, ergreifen dann einen kurzen Stab, den der Mann am einen und das Weib am anderen Ende hält, und tanzen auf diese Weise um einen heiligen Baum, indem sie Aufe rufen, d. h. „Gott, wache über unsere Heerden, unsere Aerndten u. s. w." Die Gallas sollen übrigens das schönste Volk in Afrika seyn. Hoch von Wuchs, mehr kupferfarben als schwarz, mit breiter Stirn, Adlernase, regelmäßigen Zügen und wohlgeformten Lippen, sind sie eben so kühne Reiter als tüchtige Ackerbauern und würden sich, wenn sie unter einander einig wären, bald zu Herren des Landes machen; so aber bleiben die einzelnen Stämme isolirt und müssen das Joch der Abyssinischen Könige tragen. Die Frauen der Gallas sind wegen ihrer anmuthigen Formen, die mit einer sehr kräftigen Muskulatur sich paaren, in ganz Abyssinien berühmt.

Die Rückkehr des Königs, nach seinem unblutigen Zeitzuge, war mit großen religiösen Ceremonien verbunden. Vor den Thoren der Stadt setzte er sein silbernes, in Gold eingefaßtes Diadem auf und warf sich alsdann vor der Geistlichkeit, die seine Waffen segnete, in Empfang genommen. Die christliche Religion hat in Abyssinien sehr einfache Formen bewahrt. Der Ritus ist der Koptische, welcher sich an das Schisma der Monophysiten knüpft. Die Abyssinier glauben an die Dreieinigkeit, erkennen aber in Christus nur eine menschliche Natur an. Der vornehmste Gegenstand ihrer Verehrung ist die heilige Jungfrau, die, wie sie sagen, noch höheren Anspruch auf Verehrung hat, als Christus selber, da sie seine Mutter ist. Sie taufen ihre Kinder, indem sie dieselben vom Kopfe bis zu den Füßen mit Weihwasser waschen, und ziehen ihnen dann ein weißes Hemde an; diese Taufe wird alle Jahr erneuert, und am 18. Jänner badet sich die ganze Bevölkerung zu demselben Zweck im Flusse. Die Beschneidung wird an beiden Geschlechtern vollzogen. Eben werden gewöhnlich von den Priestern vorgenommen; der nicht selten umgeht man diese Ceremonie. Der Sonnabend und der Sonntag sind zwei dem Gottesdienst geweihte Tage. Die Abyssinier haben zwei große Fasten, von denen das eine 40 Tage vor Ostern, das andere 18 Tage während des Advents dauert. So lange diese Fasten dauern, nimmt Jeder in 24 Stunden nur Einmal, und zwar nach Sonnenuntergang, Speise zu sich, die aber nur aus Gemüsen, in Oel oder Piment gekocht, bestehen darf.

Die Priester wurden sonst von einem Koptischen Bischof ordnirt, den der Patriarch zu Kahira nach Gondar schickte. Jetzt ist dieser Posten vakant, und die Kirche hat kein Oberhaupt mehr. Dies kommt daher, weil Habesch seit undenklicher Zeit bei jedem Hinkritt eines Bischofs vom Patriarchen von Kahira Tribut zahlen mußte, um die Installation einer neuen Würde zu erlangen. Nun aber machte der Patriarch, auf der letzten Bischof-Ordnung, übermäßige Ansprüche, und die Abyssinier weigerten sich, ihm Folge zu leisten. Sie wollen lieber einen geistlichen Oberhirten entbehren, um nur nicht gebrandschatzt zu werden. Wenn dieser Streit noch eine Zeit lang anhält, so wird Habesch ohne Zweifel der geistlichen Vermittlung Kahira's ganz sich entziehen und eine unabhängige Kirche gründen. Die architektonische Einfalt haben die dortigen Gotteshäuser keinen großen Werth; einige Ausnahmsbauten verdienen nur dürftigen Kirchen, die durch Portugiesische Arbeiter erbaut sind. Die übrigen bestehen aus einem kreisrunden Bau mit kegelförmigem Dache und einem Kreuze darüber; ihr Styl ist also von dem an den Privathäusern gleich. Im Innern der Kirchen geht man nur einen großen Saal mit einem kleinen Altar im Hintergrunde, den ein Altartuch aus Seidenstoff deckt. Einige dieser Kirchen sind mit weißem Gyps bekworfen oder mit grober Fresko-Malerei ausgeschmückt. Stühle oder Bänke fehlen gänzlich; der Fußboden ist aus festgeschlagener Erde.

Bald nach der Expedition an die Nil-Ufer wurde Herr R. eingeladen, sich mit dem Könige nach Ankobar zu begeben, welches lange Zeit die Hauptstadt von Schoa gewesen ist. Diese Stadt war früher die äußerste Gränze des Reichs gegen Osten; aber in Folge einer Ansbehnung des Gebietes ist sie beinahe in die Mitte des Landes gekommen. Amphitheatralisch auf einem waldigen Berge erbaut, gewährt Ankobar mit seinen konischen Dächern den Anblick einer Anhäufung von Bienenkörben mit grünem Hintergrunde.

Inzeffen dachte Sahlé-Salassi daran, aus der Anwesenheit des Europäers Nutzen für seine Kriegszüge zu ziehen. Von den Geschenken, die er empfangen hatte, befand sich eine Pulvermühle, und er war sehr begierig, diese Maschine in Thätigkeit zu sehen. Herr R. kam seinen Wünschen zuvor; mit Hülfe einiger Zimmerleute des Landes ließ er einen Schuppen bauen, verschaffte sich Salpeter, der an verschiedenen Punkten in Ueberfluß vorhanden ist, und Schwefel von vortrefflicher Qualität, worauf er sich aus Berg setzte. Nach wenigen Tagen arbeit er Salassi die Pulvermühle, welche ihm sichtliche Freude machte. Bis dahin hatten die dortigen Arbeiter, weil sie die Masse nicht zu reinigen verstanden, nur grobes Pulver fabriziren können; das Verfahren des Herrn R. war also für sie eine neue Entdeckung. Eine zweite Ueberraschung für den König war die Fabrication des Zuckers in Rüben. Obgleich Gehirter eines Landes, wo kein Zuckerrohr angebaut wird, hatte Sahlé-Salassi bis dahin doch sich vorzüglich gefallen, seine kleinen Beerwein an raffinirtem Zucker aus Mocha kommen zu lassen. Herr R. ließ durch die Töpfer von Ankobar zwanzig irdene Formen machen. Man schälte das Zuckerrohr, zerrieb es in Mörsern und schüttete dann Alles auf starkes Baumwollenzeug, mit dem es unter die Presse kam. Der Saft floß, wurde in einem vollenen Kapuchon durchgeseiht, dann verdunstet, gekocht und in die irdenen Formen zum Krystallisiren gegossen. Ein paar Tage darauf nahm man die Materie wieder aus den Formen, und obwohl sie nur mittelmäßig weiß war, so hatte sie doch die verlangte Festigkeit und alle zu gutem Gebrauche erforderlichen Eigenschaften.

Von jetzt an gab man bei Hofe kein Fest mehr, zu welchem Herr R. nicht eingeladen wurde. Der König nahm ihn auch auf seinem Kriegszuge gegen die südöstlichsten Gallas mit sich, die eine bis dahin von keinem Europäer besuchte Gegend bewohnen. Am 24. Januar 1840 setzte sich das Heer in Bewegung, und nach vier Tagen war es im Angesicht des Feindes. Die Reiter von Schoa

Digitized by Google

stimmten ihren Schlachtgesang an, schwenkten ihre Lanzen und stürzten darauf in kurzem Galopp auf die Gallas los. Ein Hagel von Wurfspießen sauste in den Lüften; die Gallas wichen nach kurzem verzweifelten Widerstande und ließen 43 Erschlagene zurück. Aber auch die Angreifer hatten 30 Todte. Endlich wurde eine Capitulation abgeschlossen, und Sahlé-Salassi wendete sich nun mit den Seinigen von der Menschenjagd zur Büffeljagd. Herr R. benutzte diese Diversion, um sich mit einer Escorte an die Quellen des Bawalch zu begeben, die er wirklich auffand und mitten in dem Sumpflande südlich von Anfobar rekognoszirte. Hiernach wäre es ein Irrthum, wenn die Karten diesen Strom aus dem See Saué entspringen lassen.

Die zum Reiche Schoa gehörenden Provinzen bilden ein fast kreisrundes Land, das ungefähr 100 Fraxi. Meilen im Durchmesser halten mag. Man unterscheidet sünf vornehmste Gebirg-Systeme: die erste Kette, die von Ankobar, zieht von Norden nach Süden, dringt in die Provinz der Gallas-Uello, eine Enklave des Reiches Gondar, vor und senkt sich allmälig gegen das Land Abel hin. Die zweite, mit jener parallele und 30 Lieues von ihr entfernte Kette sind die Garagorra-Berge; eine dritte Kette, welche die höchsten Gipfel zu haben scheint, zieht von Oft-Südost nach West-Südwest; eine vierte, die Berge Megera, von Oft nach West, und die fünfte Kette, die der Sodoo-Galla's, vollendet diese Orographie. Das Erdreich hat im Allgemeinen die Ur-Formation; nur gegen Abel hin zeigt sich vulkanischer Boden. Die ganze Bevölkerung kann man auf 1,500,000 Menschen schätzen.

Die Abyssinier von Schoa sind ein schöner Menschenschlag von hoher Gestalt und kraftvoller Gesundheit. Ihr bronzenes und beinahe schwarzes Gesicht unterscheidet sich durch regelmäßige Züge, ausdrucksvolle Augen, wohl gesormte Stirn und reich genährtes Kopfhaar. Der im Ganzen sanften Physiognomie fehlt es weder an Festigkeit noch an Adel. Die Sitten des vornehmen Abyssiniers sind die eines gebildeten Europäers; er besitzt einen natürlichen Scharfsinn und richtigen Takt, die ihn für Manches, was seiner Erziehung abgeht, schadlos halten. Vom Islam gleichsam delagert und auf sich selbst zurückgedrängt, hat dieses Volk seinen Glauben unverletzt erhalten, wie eine Oase mitten im Glutbland der Wüste ihr frisches Grün bewahrt. Wenn ein Europäer, nachdem er die fanatischen und grausamen Völker des Muselmännischen Afrika und Afrika's besucht hat, auf diesen Tafelländern ankommt, lernt er zu seinem Erstaunen Thatsachen kennen, die seinen Glauben und Vertrauen bestärken. Wohlwollen ihm an seine Heimat erinnert. Die Abyssinier sind eine lebendige Anomalie im heutigen Orient, oder, noch besser, sie repräsentiren den alten Orient, dem wir so Vieles danken.

Seyen wir unparteiisch: die Abyssinier haben ihre Fehler; sie sind eigenmüthig, habsüchtig, dabeieilen indolent und von sehr laxen Sitten. Im orientalischen Halbblut, das man zwischen Assyn und Abyssinien und bei den Bewohnern von Tigre soll das Geschenk eines Hemdes als hinreichender Ersatz für den Verlust der Keuschheit gelten. Herr R. glaubt verbürgen zu können, daß es in Schoa nicht also ist; hier achtet man wenigstens die Konvenienzen; Ehebündnisse werden nach vorgeschriebener Form geschlossen, und der König allein hat das Recht, sich Nebenweiber zu halten. Verbotene unerlaubten Umgangs zwischen Personen beider Geschlechter sind nicht selten; daher giebt es aber auch keine Bubleriunen von Gewerbe; ja die Sprache hat nicht einmal ein Wort, das diesen Begriff bezeichnete.

Die Regierung ist im höchsten Grade unumschränkt; die einzige wahre Autorität liegt in den Händen des Königs und der Männer, die er sich zubstituirt. Es giebt keinen erblichen Adel. Der König allein erhebt und stürzt die Edelleute, die ihm mehr oder weniger Bürgen tragern, die ihm ergeben sind, und verabschiedet diejenigen, deren Dienste ihm nicht mehr anstehen. Diese allerdings despotische Willkür wird durch populaire Gewohnheiten, die tiefe Wurzel im Lande schlagen, gemildert. Die Rolle des Königs ist die eines Patriarchen, und seine Macht ist vor Allem väterlich. Das Haupt des Staates in Abyssinien kann nicht den Häuptling einer großen Familie gelten, und wir haben gesehen, daß er sogar Nicht bewirthet, wenn er ein Gastmahl giebt. Zur Seite des Königs steht eine Kasten-Gewalt — es ist die der Geistlichkeit; allein diese befindet sich unter strenger Aufsicht. Die Priester sind mit der Unterweisung des Volkes beauftragt, und dieses Amt sichert ihnen einen großen Einfluß auf die Richtung der Geister.

Die Abyssinier von Schoa schreiben mit Rohrfedern, wie die Araber. Sehr unwissend auf wissenschaftlichem Gebiete, bauen sie mit vielem Eifer die Literatur an. Sahlé-Salassi gilt für einen der besten Poeten seines Königreichs, und gute Improvisatoren sind in Ankobar und in Angolala keine Seltenheit. — Die militairische Verfassung von Schoa ist sehr einfach; es giebt keine eine stehende Armee Truppen, sondern jeder, der ein Pferd besitzen kann, sobald es verlangt wird, ein Krieger. Auf einen Befehl des Königs stellt man 20, 30, ja 40,000 Berbeireiten: in einem Nothfalle würden 100,000 Reiter sich erheben; denn der Krieg ist für dieses Volk eine wahre Leidenschaft. Diese improvisirten Schwadronen werden von der Elite-Truppe, welche die Garde des Königs bildet, einem reiterinnen und wohldisciplinirten Corps, Sahlé-Salassi hat deren weniger Zuzwell als der König von Tigré, allein es ist dressirt und hat Schlosflinten, während man in Tigre nur Lunten-Gewehre kennt. Hinsichtlich der Reiterei ist Schoa allen seinen Nachbarn überlegen; nur die Gallas würden, wenn sie zusammenhielten, an Muth und Zahl Sahlé's Armee die Spitze bieten können.

Das Eigenthum ist in Schoa anerkannt, gesetzlich und garantirt. Contributionen, die im Namen des Königs erhoben werden, dienen zum Unterhalt seines Hauses, seiner Würdenträger, der Offiziere seiner Garde. Wenn ein Ueberschuß bleibt, so vertheilt ihn der König unter die Armen. Herr R. war selbst Zeuge davon, daß 7000 Ochsen auf diese Weise vertheilt wurden. Das Privat-Vermögen des Königs ist für sein Land ungeheuer; da die Erzeugnisse seiner Domänen an Vieh und Vegetabilien viel größer sind, als seine Ausgaben erfordern, so legt er jedes Jahr eine Summe von 300,000 Talari's zurück; darunter auch das Wergeld, das sich Karawanen zahlen müssen. Dieser Schatz ruht in einem Keller, der drei Franz. Meilen westlich von Ankobar in einen Berg gegraben ist. Sahlé führte den Reisenden dahin. Das Geld ruht in großen Krugen, die zwei Reihen bilden: auf den ersten Blick konnte man 300 Krüge zählen, von denen jeder fünf bis sechstausend Talaris enthält. Die Vorgänger des heutigen Fürsten ließen die Thaler einschmelzen, so oft ein Krug voll war, und verwandelten sie in das geminzte Geld in Stangen; aber Sahlé hat eingesehen, daß dieses Verfahren eine Vernichtung des Geldwerthes ist, und läßt die Thaler unverändert.

Der Handel Schoa's mit dem Auslande hat noch keinen großen Aufschwung nehmen können, da dieses Land zu weit vom Meere liegt und der Weg bis dahin zu viele Beschwerden hat. Aber südwestlich von Schoa giebt es ein Muselmännisches Land, Harrar, welches einen sehr lebhaften Karawanenverkehr mit der Küste treibt. Seitdem dieses Debouché eröffnet ist, haben die Kaufleute aus dem inneren Afrika die Märkte von Schoa vernachlässigt und nach Harrar sich gewendet. So ist die betriebsame Bevölkerung dieses kleinen Staates jetzt im Besitze des Handels von Afrika: jeden Tag besucht sie Kambat, Dschimjiro, Anaria und dringt, wie man versichert, bis in die Regionen unter dem Aequator vor. Wie interessant wäre es nicht, mit diesem Volke, das dem Handel und der Wissenschaft so neue Bahnen eröffnet, in Verbindung zu treten!

Schon fünf Monate verweilte Herr R. in Schoa, und das Wohlwollen, das der König ihm bewies, hatte sich keinen Augenblick verleugnet. Aber Schoa war für den unternehmenden Mann nur die erste Etappe nach den inneren Afrika, und er wollte nach Frankreich zurückkehren, um die zu dieser Expedition nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Sahlé-Salassi sah ihn sehr ungern scheiden und gab ihm, als er seinen Vorsatz unerschütterlich sah, einige Geschenke an den König der Franzosen mit. Diese waren zwei schöne Handschriften in Folio, auf Pergament, in der eigentlichen Aethiopischen oder Gres-Sprache (die bekanntlich zu den Semitischen gehört). Das eine, betitelt Sanfekar, enthält die Geschichte der heiligen Abyssinischen Könige; das andere, Fetha Negest (Gesetz des Königs), ist, wie die Eingebornen glauben, unter der Regierung Kaiser Konstantin's vom Himmel gefallen. Dazu kamen noch: ein sehr schön gestattetes und gezäumtes Pferd, ein Schild aus Hippopotamus-Fell, mit Silber beschlagen, zwei Königliche Lanzen, ein kurzer Säbel in einer mit Silber beschlagenen Scheide, ein silbernes Armband, ein Fell des schwarzen Panthers, mit rothem Atlas gefüttert, und eine Krone, ganz ohne Juwelen, deine als Mantel dienen. Diese Geschenke begleitete ein Brief an den König von Frankreich, welchen Sahlé in Gegenwart des Herrn R. einem seiner Hofdramen diktirte. Der Brief wurde in einem Umschlag aus rothem Atlas unserem Reisenden übergeben. Nach der Uebersetzung des Herrn Lefèbre, eines Marine-Offiziers, der lange in Pabdscha gewesen, lautet sein Inhalt, wie folgt:

Regeste Sahlé-Salassi, König von Schoa, an Ludwig Philipp, König der Franzosen.

„Ich schicke Dir dieses Sendschreiben, nachdem ich Herrn Rochet von Deuer Größe und Herrlichkeit sprechen hörte. Mein Herz ist Dir geneigt und wünscht Deine Freundschaft. Es ist Sitte, daß Personen, die von einander entfernt sind, ihre gegenseitige Anhänglichkeit zu allen durch Briefe und Geschenke kund machen. Diese denn einige Artikel aus meinem Lande. (Es folgt das Verzeichniß derselben.) Ich betrachte diese Dinge nicht als Dinner würdige Geschenke, sondern als bloße Gegenstände der Neugier. Es sind Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes."

„Ich kann nicht die Freundschaft des Blicks und des Wortes nicht hier knüpfen, sondern nur die der Schrift, da wir einander nicht sehen können. Aber die und der Briefe zeugen sichere Zeichen: sie werden unsere Augen seyn (vermittelst deren wir uns sehen), und unser Wort (vermittelst dessen wir uns hören) wird das des Herrn Rochet seyn, dem ich meine Gedanken anvertraute. Schicke ihn bald zurück und sage ihm, was für Erzeugnisse meines Landes Du haben willst, und was für welche man in dem Deinigen nicht findet. Ich werde mir immer bestreben, Deinen Wünschen zu entsprechen."

„Der Segen Gottes, unseres Vaters, und der Jesu Christi, unseres Erlösers, seyen mit uns!"

„Sahlé-Salassi, König von Schoa."

Am Tage vor seiner Abreise ließ der König Herrn R. rufen und fragte ihn, welche Unterstützung er für seine Reise wünschte. Herr R. wollte Sahlé's Großmuth nicht mißbrauchen; er begnügte sich daher, 200 Talaris in Münze und einen Werth von 300 Tal. in Elfenbein, den er auf dem Markte von Mocha realisirte, anzunehmen. Unser Reisender verließ Schoa am 4. April 1840.

Seine zweite Expedition in das unerschlossene und öde Land der Aroli ist weniger reich an merkwürdiger Ereignis. Die Karawane, zu welcher Herr R. gehörte, bestand aus 750 Beduinen, 240 Sklaven und 1230 Kamelen, die mit Getraide, Durra, Kaffee, Wachs, Elfenbein und Ochsenhäuten beladen waren. Sie dehnte sich auf einer ungeheuren Linie aus und gewährte ein imposantes Schauspiel. Auf dem See El-Lodella sah man Nilpferde, die man vergebens zu erlegen suchte: die Kugeln prallten von ihrer Haut zurück, wie von einem Panzer. Auch der Knall der Gewehre schien sie nicht zu stören; sie schwammen schaarenweise im See herum, tauchten unter,

Digitized by Google

kamen wieder zum Vorschein und sprützten dicke Wasserstrahlen in die Luft.

Man befand sich in der trockenen Jahreszeit, und die Gewässer der Wüste waren fast alle versiegt. Der Wassermangel wurde der Karawane am drückendsten. Zum Glücke löste sich die ungeheure Karawane einige Tagereisen vom Strome Hawasch wieder auf. Die meisten Beduinen schlugen den Weg nach Harrar ein, und Herrn R. blieben nur 32 Reisegefährten. Auf den zehn letzten Tagereisen fehlte es ganz an Wasser, und man mußte bis auf zehn Fuß Tiefe in den Sand graben, um etwas Schlammiges Getränk zu bekommen. Sechzig Stunden war es Herrn R. nicht vergönnt, einen Tropfen irgend einer Flüssigkeit über die Lippen zu bringen. Endlich verließ er die Karawane und kam nach einem forcirten Marsche wieder in Tuschurra an, von wo er sich zunächst nach Seila und Barbara einschiffte. Am 2. Mai erreichte er Aden, das bei einer Bevölkerung von nur 600 Seelen eine Britische Garnison von 3000 Soldaten hat. Mit ihrer gewaltigen Artillerie decken diese Garnison hinter den Mauern des Ortes jedem Arabischen Angriffe Trotz bieten; aber außerhalb der Thore ist kein Mensch vor mörderischen Ueberfällen sicher, und von Innen wüthet das ungewohnte, fieberschwangere Klima.

Das Reise-Tagebuch des Herrn Rochet verdient in manchem Betrachte, studirt zu werden, und wird ohne Zweifel nützliche Beiträge zur Erdkunde von Afrika liefern. Bis auf diesen Augenblick war auf unseren Karten nichts unbestimmter verzeichnet, als die Lage des Königreichs Schoa, dessen Ersteng von der des nördlichen Habesch ganz verschieden ist, und das seine ganz eigene Physiognomie, seinen ganz eigenen Charakter hat. Was Maltebrun und Balbi davon sagen, ist irrig und durftig zugleich, wie die einfache Vergleichung mit den Notizen des Herrn R. schon ausweist. Salt's Karte, die allen benutzten Karten unserer Gegenden als Muster gedient zu haben scheint, ist im Ganzen eine blose Arbeit der Phantasie. Satt war nicht bis Schoa gegangen und hat seine charitegraphischen Umrisse etwas aufs Ungefähr verzeichnet. So z. B. ist der Lauf des Hawasch, über den Herr R. Aufklärung giebt, bei dem Engländer ganz falsch angedeutet. Die geographische Breite des Sees Aussa, in welchen dieser Fluß mündet, muß wohl zwei Grade nördlicher angenommen werden. Herr R. hat sich von dieser Differenz überzeugen können, und er würde sie noch genauer festgestellt haben, wären ihm astronomische Instrumente zur Hand gewesen. Aber unser Reisender ist kein Mann, der bei solchen Entdeckungen stehen bleibt. Im Süden von Schoa dehnt sich eine Reihe Tafelländer aus, von denen Pater Fernandez allein Kunde gebabt zu haben scheint. Diese Länder sind Kambat, Dshingiro (Dzingiro) und Anarea, welche nördlicher angenommen unseren Karten glauben darf, die noch in mystischen Schleier gehüllte Kette des Mondgebirges (Dschebel-el-Kamar) berühren müßte. Südwestlich von Schoa liegt ein weit bekannteres Land, Harrar, von welchem der religiöse Fanatismus die Reisenden bis jetzt fern gehalten. Herr R. will diese unerforschten Regionen besuchen, und die Akademie der Wissenschaften ließ ihm, einem Berichte zufolge, worin die geologischen Ergebnisse seiner Reise streng gewürdigt sind, die zu Ortsbestimmungen nöthigen Instrumente verabfolgen. Unser Reisender träumt noch mehr — er wagt, zu hoffen, daß er Afrika in seiner ganzen Breite, von Habesch bis zur Küste Gaben, durchwandern könne. Das ist ein großer, ein sehr gefährlicher Ehrgeiz; er verdient aber die Sympathie der öffentlichen Meinung und Ermuthigung von Seiten des Staates. (R. d. d. M.)

Polen.

Sobieski's Erziehungsregeln.

Aus einem der in Polen sogenannten „seltenen Bücher", welches einen werthvollen Aufsatz über die Erziehung des uns unter den Polnischen Königen am meisten bekannt gewordenen Sobieski (Johann III.) enthält, excerpiren wir die dem Fürsten bei seinem Abgange zur Universität in Krakau ertheilten Verhaltungs-Regeln, weil sie ein charakteristisches Bild von dem damaligen Universitätsleben, namentlich des hohen Adels, geben.

Nachdem der Vater Jakob Sobieski den beiden Söhnen Johann und Markus, die unter Leitung eines Gouverneurs gestellt waren, in seinen Vorschriften tägliche Andacht, Kirchenbesuch und häufigen Genuß der Sakramente empfohlen hat, spricht er von ihrer körperlichen Lebensweise:

„Conservatur victus ratione, doch will ich nicht Vermeichlichung, sondern jegliche Abhärtung, Gewöhnung an harte Speisen, wie sie, was Gott verhüte, im Kriege genossen werden müssen. Ad conservandam valetudinem bedarf es der Exercitia corporis; Spiele sollen daher den nöthigen motum corporis gewähren. Im Sommer wird mit dem Bogen geschossen, im Winter sind exercitia sub tecto zu halten. Bei etwanigen Krankheiten principiis abstandum.

Mittwoch empfehle ich Fleischgenuß, weil Fische den Körper nicht kräftigen, aber Freitag Abkasteiung, und Fasten am Sonnabend möge um so eher ein Verdienst bei der heil. Jungfrau erwerben.

Krakau hat bessere Früchte, als wir in Galizien, und in majori copia, daher ist wohl darauf zu wachen, daß dieselben moderate et non grosse genossen werden."

Von den Sitten schreibt er: „Gute Sitten sind jedem Kavalier, bei uns wie überall, unentbehrlich, und mit Recht lacht man in Polen über solche, die auf Lateinisch klug und auf Polnisch dumm sind; beides kann neben einander stehen. Sonst sagte man: disce domi, qualis esse debeas foris. Zu Hause ist daher schon der gute Grund zu legen durch Lehre, Warnung und Strafe. Beim Bankett ziemt Zuvorkommenheit gegen das andere Geschlecht; man ist freundlich und tanzt. Castis omnia casta. Man muß Lateinisch klug, aber Polnisch wenigstens artig seyn; anders wäre die Regel, wenn man sich zur Kutte vorbereitete.

Was den Umgang betrifft, so gilt die alte Wahrheit: cum bono bonus eris, cum perverso perverteris. Stolz ist einer Untugend; doch muß überall ein animus nobilis hervorblicken und die dignitas beobachtet werden. Euch gehören überall die ersten Plätze, doch in der Kirche giebt den Fürsten primus incedit."

Vom Unterricht heißt es: „Summum und principuum ist eine politior literatura, d. h. tägliche Uebung im stilus oratorius; von der Historica, Moralis, Philosophia und Dialektik bedarf es nur so viel, als zur Rhetorik nöthig ist. In der Physik wird das Compendium Jacobi Carpentarii studirt. „Logik und Metaphysik ist eine Beschäftigung hominum otiosorum, nicht für Euch, die ad rempublicam capessendam sich üben. Doch vollmehr ist sie die Mathesis. Ob acquirendam orationem actionem ist der Besuch der publici actus und declamationes rathsam.

Am Tage der Einschreibung ist, nach gehörter Messe, den Professoren ein convivium zu geben, und die Bestimmungen über die Honorare sind sodann mitzutheilen; ferner, wie viel der Sitte nach die Lehrer von den Jünglingen jährlich, d. h. extra particulari bekommen.

Um Uebung in der Lateinischen Sprache ist ihr vor Allem sollicitus. Neben der Uebung des Stils muß in gewissen Stunden Lateinische Conversation gehalten werden. Die Deutsche Sprache ist den Polen äußerst nöthig. Lernen diese meine Söhne in Krakau nicht, so müßte ich sie gegen meine Intention nach Deutschland schicken, wodurch sie mir das Konzert sehr turbiren würden, das ich in Eintracht mit Ihnen anzustimmen habe. Deshalb mögen sie serio et ex professo Deutsch lernen. Deutsche Grammatik, versiones in argumenta und die Explanation eines Klassikers sind zu empfehlen. Zur Erwerbung der Praxis muß Deutsche Conversation geübet und dazu ein geschickter Lehrer gesucht werden, weil es mit conto liegt, daß sie in Krakau diese Sprache erlernen. Es ist eine schöne Sache, mit den Kavalieren verschiedener Nationen in ihren Sprachen zu reden. Die Erlernung des Französischen und Italiänischen ist daher wichtig, besonders aber des Türkischen, da Galizien in fortwährender Berührung mit der Türkei steht. Der schlechten Conversation darf man sich nie schämen; denn qui nunquam male, nunquam bene."

Schließlich folgen Abmahnungen vom Luxus und zu häufigem Besuch der Banketts.

Mannigfaltiges.

— Signora Nizzoli's Memoiren über Aegypten. Unter diesem Titel*) hat eine geistreiche und liebenswürdige Italiänerin, die Gattin des jetzigen Oesterreichischen Vice-Konsuls auf der Insel Zante, ein Buch von 400 Seiten drucken lassen, das uns ihren Landsleuten sehr gerühmt wird. In Toskana geboren, verließ die Verfasserin schon als 13jähriges Mädchen die heimathliche Erde, und zwar in Begleitung ihrer Aeltern, die aus unbekannten Ursachen nach Aegypten übersiedelten. Die junge Italiänerin fühlte bald eine unwiderstehliche Lust, alle Merkwürdigkeiten Aegyptens, alter und neuer Zeit, kennen zu lernen; sie besuchte Rosette, nahm die Pyramiden bei Gise in Augenschein und sah den prächtigen Einzug Ibrahim Pascha's in Kahira, als er nach Demüthigung der Wahabiten heimkehrte. Im J. 1822 schiffte sie sich in Kahira mit ihrem Gatten, Herrn Nizzoli, nach Livorno ein, wohin sie eine bedeutende, sehr kostbare Sammlung Aegyptischer Denkmäler mitbrachte, die theils an Ort und Stelle gekauft waren, theils bei Gelegenheit verschiedener Ausgrabungen, der sich Herr N. in Person unterzogen hatte, gefunden werden. Der Großherzog von Toskana hat diese Sammlung erworben. Nach Aegypten zurückgekehrt, benutzte die Verfasserin einen zweiten ziemlich langen Aufenthalt daselbst, um den Stoff zu ihren jetzigen Memoiren zu sammeln und zu ordnen. Ein Italiänischer Referent bemerkt: „Ueber die Lebensweise, die Gebräuche und Gewohnheiten der heutigen Aegypter, der Araber, Türken u. s. w., besonders über das weibliche Geschlecht und seine Stellung in der Gesellschaft, finden wir in diesem Buche so neue und interessante Nachrichten, wie sie schwerlich andere Werke von ähnlichem Inhalt aufzuweisen haben." Durch die Gemahlin des Defterdar's, bei welchem Letzteren ein Oheim der Verfasserin, Doktor Mariotti, als Arzt fungirte, erhielt Signora Nizzoli freien Zutritt in mehreren Harem's reicher und vornehmer Personen, unter denen namentlich der Defterdar's eine förmlichen Hofstaat für sich hatte. Sie lernte alle Licht- und Schattenseiten der Harem's kennen, und es ist darüber viel Pikantes oder wegen seiner Bizarrerie Anziehendes in ihrem Werke enthalten. Aber Signora Nizzoli führt uns auch zu den neuen Ausgrabungen, die ihr Gatte unternommen und bei denen sie selbst die Arbeiten geleitet und überwacht. Demnächst legt sie die Palette mit den verschiedensten Farben des heutigen Orients nieder und entrollt uns das lebensvollste Gemälde der Vergangenheit. Sie schildert die mit Mumien tapezirten unterirdischen Gewölbe, den ungeheuren, von Gaviglia entdeckten Koloß, die Pyramiden, Mausoleen, Sarkophage und Denkmäler aller Art, die der „stillen Zeile" der Zeit noch muthig Trotz bieten.

*) Memorie sull' Egitto etc. (Memoiren über Aegypten, mit besonderer Rücksicht auf die Sitten der Frauen des Orients und den Zustand des Hagem's, geschrieben während ihrer Aufenthalts im Lande, 1819 bis 1828.) Von Amalia Nizzoli. Mailand, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Mittwoch den 4. August 1841.

Polen.

Eines Polen Besuch bei Goethe.

(Nach dem Przyjaciel ludu. *)

Einer der namhaftesten heutigen Französischen Redner sagte, daß, wenn das Land, worin er geboren, seine Heimat im Raume, so die Zeit, in der er lebe, seine Heimat in der Zeit sey. Wie es unsere Pflicht ist, Alles genau kennen zu lernen, was der Ruhm der Heimat war und ist, so muß das Bestreben nicht geringer seyn, sich mit dem zu befreunden, was die Ausgleichung und Größe des Jahrhunderts macht, in welchem zu leben unsere Bestimmung ist. Die durch Tugend, Wissenschaft oder Genie ausgezeichneten Männer sind der erste Schmuck sowohl der Nation, aus der sie hervorgehen, als der Zeit, die sie erleuchten; sie sind als unsere Zeitgenossen unsere Heimatbrüder in der Zeit. Wer würde nicht wünschen, sich ihnen zu nähern, um sie zu sehn und aus ihrem Gespräche kostbare Lehren und werthvolle Erinnerungen zu schöpfen? Wer auch immer den wandernden Fuß über die Gränze des vaterländischen Bodens setzt, muß die Gelegenheit eifrig suchen, die Zierden seiner Zeit kennen zu lernen. Jedes Land, das wir besuchen, hat, um mich des allgemeinen Sprichworts zu bedienen, seinen Papst, den man sehen muß. Der schäme sich seiner Gleichgültigkeit, der vor einigen Jahren Frankreich besuchte und nicht Chateaubriand und Cuvier kennen lernte; der nach England reiste und sich nicht mühte, mit Walter Scott oder Thomas Moore in Berührung zu kommen; der in Deutschland war und Weimar nicht besuchte, um Goethe darin zu sehen.

Als ich im Jahre 1829 mit dem Grafen B. nach Frankreich ging, hielt ich mich einige Tage in Weimar, diesem kleinen Deutschen Athen, auf. Meine erste Sorge war, den Zutritt zu dem gefeierten Deutschen Seher zu bekommen. — Nicht leicht gewährte Goethe, dieser König der Gedanken, dieser geistige Beherrscher Deutschlands, einen Besuch; um die Erlaubniß zu erlangen, ihm seine Huldigung darbringen zu dürfen, mußte man ihm dem Namen nach bekannt oder gut empfohlen seyn. Trotz seiner angebornen Freundlichkeit war Goethe gezwungen, den Zutritt zu sich zu erschweren; sonst würde er jede Stunde des Tages denen haben opfern müssen, die aufrichtige Verehrung oder zudringliche Neugierde zu ihm geführt hätte. Die freundliche Aufnahme, die ich mit meinem Reisegefährten am Weimarschen Hofe erfuhr, die Verwendung von Personen, deren Wünschen Goethe gern willfahrte, und besonders die Freundlichkeit seiner Schwiegertochter, deren Eigenschaften, als Witz, Zartes Gefühl und lebendige Phantasie, sie würdig machten, Goethe's Schwiegertochter zu seyn, erwarben und die Erlaubniß, ihn in seinem Hause zu besuchen. Einige Tage vor unserer Ankunft in Weimar wurde er durch den Besuch seines alten Freundes, des Grafen Reinhard, Französischen Gesandten am Deutschen Bundestage, erfreut. Goethe sammelte daher jeden Abend einen gewählten Kreis um sich, dem Freunde seine Anwesenheit in Weimar zu verannehmlichen. Auch wir erhielten die Einladung, einige Augenblicke in seinem Hause zuzubringen, die wir zu nützen eilten. Als ich mich Goethe's Wohnung näherte, erfuhr ich Einbrücke, die wir nur unter wichtigen Umständen erfahren, in den Augenblicken, worin die Seele auf ihr noch unbekannte Gefühle, unbekanntes Entzücken wartet.

Als ich die Schwelle seines Hauses überschritt, dann die Treppe hinanstieg, unter deren Verzierungen der Kopf des Apoll von Belvedere den ersten Platz hatte, als ich mich schon zwischen den Wänden fand, worin ich den Genius sehen sollte, empfand ich eine Art von Furcht und Zagen und hatte das Gefühl eines Wanderers, der zum ersten Male ein Schiff betritt und zu sich sagt: „Nun bin ich auf dem Meere!" — oder eines, der nach der ewigen Stadt kommt und sich sagt: „Nun bin ich in Rom!" oder eines, der den Gipfel des Montblanc erreicht und sich sagt: „Jetzt bin ich auf der höchsten Bergspitze Europa's!" — In der Stube, worin Goethe die Gäste aufnahm, fanden wir schon einige Personen und mit ihnen seine Schwiegertochter, die mit einnehmender Artigkeit die Pflichten der Hausfrau übernommen hatte. Goethe hatte sich noch nicht gezeigt, aber bald kam sein Diener, öffnete die Flügelthür nach beiden Seiten und rief: Herr von Goethe.

*) Obwohl schon in einer älteren Nummer dieses Polnischen Journals enthalten, wird die interessante, das Gepräge der Wahrhaftigkeit tragende Darstellung, die uns mit einem Urtheil Goethe's über die junge Polnische Literatur bekannt macht, auch heute noch in unserm Blatte gern gelesen werden.

Auf diese Meldung erhoben wir uns Alle mit Ehrfurcht und sahen vor uns den Dichter, der beim Eintritt die Versammelten mit einer freundlichen, aber ernsten Verbeugung begrüßte. Die Art des Oeffnend der Thür und sein durch den Diener angekündigtes Eintreten hatte vielleicht etwas Theatralisches und erhöhte bei mir wenigstens den Eindruck nicht, den sein erhabenes Wesen auf mich machte. Seine Gestalt war majestätisch und ernst, die Züge strahlten Genie, das Auge flammte im Feuer der Begeisterung. Zwei Falten, welche über die Stirn liefen, gaben ihr den Ausdruck einer geistigen Gewalt, die schwer zu beschreiben ist; es schien, als ob aus diesen seine Gedanken flössen, aus diesen die Funken seines Genies sprühten. Die Personen sagen, er habe in der Jugend dem Belvedereschen Apoll geglichen, im Alter dem donnernden Jupiter — und in der That konnte seine erhabene Greisengestalt und der Adel seiner Züge dem Bildhauer zum Modell dienen.

Das Angeführt verriett weniger den Verfasser des Werther, als den des Faust; ich las darin eher den mächtigen Gedanken, als das zarte Gefühl, und glaubte sogar den Andruck des Charakters darauf zu finden, den die ergründeten Geheimnisse des Lebens geben. — Aber Goethe's ganzes Wesen, seine edle Freundlichkeit zeigte, daß dieser Mensch, der so kräftig fühlte, so tief dachte, immer dem Rechte der Geselligkeit sich unterwarf, daß er an Poesie gewöhnt sey und in vielfacher Berührung mit der vornehmen Welt stehe. Seine Schwiegertochter stellte uns ihm vor; er empfing uns artig und that einige Fragen über unsere Reise; aber die Ankunft neuer Gäste zog ihn von uns ab. Er gab sich besonders dem Gespräche mit dem weiblichen Theil der Gesellschaft hin, dessen Umgang er liebte und suchte.

Da ich nur einen kleinen Theil des Abends in dem Kreise zubringen konnte, gab ich mir bei meiner Entfernung das Wort, auf der Rückkehr aus Frankreich Weimar wieder zu besuchen. Und so erlangte ich 1830 bei meiner Heimreise aus Paris durch die Verwendung der Frau von Goethe die Erfüllung meines Wunsches, daß ihr Schwiegervater mir Tag und Stunde anzeigte, wo er mich bei sich aufnehmen wolle, was mir durch folgende Visiten-Karte angezeigt wurde:

Großherzoglich Sachsen-Weimarischer
Wirklicher Geheimrath und
Staatsminister
von Goethe.

wozu er eigenhändig mit Bleistift geschrieben hatte: „wünscht, da er heute verhindert ist, Herrn von K... morgen Sonntags um 12 Uhr bei sich zu sehen." — So sehr mich die Einladung freute, so sehr wunderten mich die prunkenden Titel, die sich neben dem Namen des Dichters fand. Wäre nicht das einzige Wort Goethe größer als alle Würden und Aemter, geheime Räthe und Minister gewesen!

Ich verhehle die mir angegebene Mittagsstunde nicht. Im Goethe's Wohnung angekommen, fand ich ihn auf meine Ankunft in demselben Zimmer wartend, worin ein Jahr vorher seine Freunde mit mir versammelt waren. Mit anziehender Artigkeit begrüßt, dankte ich ihm in Französischer Sprache (da ich mich der Deutschen nicht mächtig genug fühlte, um sie zu Goethe zu sprechen) für die mir erwiesene Aufmerksamkeit. „Ich sah immer sehr gern Ausländer bei mir", sagte Goethe (auch Französisch, das er langsam, aber mit Leichtigkeit sprach), „ihre Gesellschaft erfetzt mir einigermaßen die Annehmlichkeit einer Reise, die ich in meinem Alter mir nicht mehr erlauben kann; wenn ich mit ihnen spreche, reise ich auch, ohne den Ort zu verändern; heute z. B. wandere ich in Polen", fügte er lächelnd hinzu.

Diese Worte waren der Eingang zu einem Gespräche über meine Heimat, deren Vergangenheit und Gegenwart er mit endlich über die Literatur. Ich sprach von dem neuen Geiste, der in neuen Richtung der Polnischen Poesie und Kritik, und vom Haupt unserer Schule, das er vor einigen Monaten in Weimar kennen gelernt hatte. „Ich bedaure", sagte Goethe, „daß die Reichthümer Ihrer alten und neuen Literatur mir unzugänglich sind; mit Freuden würde ich ihre heutige Entwicklung betrachten und die Richtung, die sie genommen. Es sind edle Bestrebungen, welche darauf hinausgehen, die Poesie zu nationalisiren und aus dem Gleise der Nachahmung zu reißen. Mögen jedoch die jungen Poeten alle Vorurtheile vermeiden, sich vor Irrthümern hüten, die allen Neuphyten eigen sind, mögen sie einen zu großen Eifer, einen Fanatismus ihres Glaubens sorgfältig scheuen. Sie mögen neue Muster schaffen, aber die alten nicht mit

wöhnlicher Betrachtung überschätzten. Ich denke — sucht Goethe fort — daß die entstehende Schule sich besonders an nationellen Gegenständen gefällt. Aus der alten Geschichte, den Sagen, Vorstellungen, selbst Vorurtheilen wird sie ihre Poesie schöpfen. Jede Nation hat ihre poetische Aernte; warum auf fremdem Boden Blüthen suchen, wenn der eigene fruchtbar und sogar üppig ist. Polens Vergangenheit ist auch reich an Poesie. Die Geschichte enthält so manches Ereignis und so manchen Charakter, der den Sänger zu begeistern vermag. Es wundert mich z. B., daß sich keiner Zirer Schriftsteller das Leben Kasimir's des Großen zum Gegenstande der Bearbeitung gewählt hat. Es ließe sich darinn ein Epos oder ein historisches Drama voller anziehender Bilder schaffen."

„Man muß sich nur den Jüngling vorstellen, der durch seine nichtswürdige Mutter aus dem Vaterlande geschleppt wird, die ihm Haß gegen Landsleute und Heimat einzuflößen bemüht ist, und der, als er sich der Krone beraubt sieht, trotz Jugend, Schönheit und Königlicher Abkunft, auf Antrieb seiner Mutter, vielleicht gegen seinen Beruf ins Kloster tritt. Man denke sich den innern Kampf, den Kampf religiöser Gefühle mit den aufwachenden Leidenschaften der Jugend, und wie er nach der letzteren Erfüllung für immer von der Welt scheidet, sich in einem Haufen von Ordensbrüdern begrabt, sogar den Namen verändert und Mönch wird, um Mönch des elften Jahrhunderts. — Da wird im Kloster bekannt, die Gesandten einer fernen Nation seyen gekommen, die ihren Fürsten suchen. Kasimir, schon in der Demuth des Ordens erstarkt, will sich vor ihnen verbergen. Die Polnischen Gesandten können ihn unter den zahlreichen Klosterbrüdern nicht erkennen; aber ihre Trauer und die Erzählung vom Unheile des Landes erwecken in dem jungen Fürsten neue Gefühle; eine Thräne erglänzt im Auge eines der Ordensglieder und verräth Kasimir. Die Gesandten erkennen ihn. Er kann sich nicht länger verbergen, beugt das Haupt vor dem göttlichen Willen, gesteht seinen Namen und sieht zu seinen Füßen Scepter und Krone liegen. Aber der Abt des Klosters weigert sich, ihn zu entlassen; die Gesandten eilen also nach Rom, dringen die Lösung von dem gethanen Gelübde, die sie von dem heiligen Vater durch bereitende Opfer erlangt haben, und führen den jungen Fürsten auf den Thron der Vorfahren. Sobald er sich im Lande zeigt, eilt das Volk ihm entgegen; Väter, Mütter, Kinder umgeben und begrüßen ihn mit Liedern der Freude; aber er, durch eine höhere Macht unterstützt, tritt kaum ins Vaterland, so hemmt er schon die häuslichen Zwistigkeiten, demüthigt die eingedrungenen Feinde, zügelt die Aufrührer, es entsteht Friede und Ordnung, und die glänzende Herrschaft des Piastenstammes nimmt ihren Anfang. — Ist dieser poetische Stoff nicht reich genug zu einem Epos oder historischen Drama?"

„„Gewiß"", sagte ich, „„so aufgefaßt und angelegt, könnte er zur schönsten Schöpfung dienen, aber um ihn zu bewähren, muß man die Kraft des Autors des Götz von Berlichingen in sich fühlen; dieser Stoff wäre seiner Feder nicht unwerth.""

„Eine neue, so wichtige Aufgabe könnte ich nicht vornehmen", sagte Goethe; „denn hätte ich die Gewißheit, sie zu bewältigen! Uebrigens gehört dieser historische Stoff gerade einem Polnischen Schriftsteller."

Im weiteren Gespräch über die Literatur sagte mich Goethe nach den neuen Französischen Erzeugnissen. Mit Aufmerksamkeit hörte er meine Erzählung von der ersten Vorstellung der Ueberlesung des Shakespearischen Othello, der auf der Bühne Corneille's und Racine's gefolgt wurde, so wie von Hermann, der es noch nicht kannte.

„Victor Hugo", sagte Goethe, „hat treffliche Fähigkeiten; ohne Zweifel erneuert und erfrischt er die Französische Poesie, nur ist zu fürchten, daß, wenn nicht er, so doch wenigstens seine Schüler und Nachahmer sich zu weit in die Bahn stürzen, die er geöffnet hat. Dies Französische Volk ist ein Volk der Extreme; es kennt kein Maaß. Mit einer angeborenen Leichtigkeit und Gewandtheit begabt, hätte es die Weit balancieren können, wenn es den Mittelpunkt hätte finden können; es scheint nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man die Mitte suchen müsse. Es ist die einzige Nation auf der Welt, in deren Geschichte wir eine Bartholomäusnacht und ein Fest der Vernunft finden, die Unumschränktheit Ludwig's XIV. und die Entmenschung der Sansculotten, und daß in Einem Jahre die Eroberung Moskau's und die Uebergabe von Paris. Man hat also zu fürchten, daß auch in der Literatur nach der Alleinherrschaft Boileau's eine Auflösung aller Regeln folgen könne.""

„„Auch ich"", sagte ich, „„theile diese Furcht, doch kann ich nicht verschweigen, daß die früher gebräuchlichen Formen heute nicht mehr zum Muster dienen können. Die tragischen Werke der Französischen Meister lesen wir mit Bewunderung, aber wenn sie auf Deutscher Bühne dargestellt, können sie das heutige Publikum nicht anziehen. Wenn Racine erstände, würde er jetzt selbst die Fehler vermeiden, die wir in seinen Werken sehen.""

„Glauben Sie mir", sagte Goethe, „wir dürfen und einen neuen Racine wünschen, wenn auch mit den Fehlern des Alten. Die Meisterwerke der Französischen Bühne bleiben immer ihre Meisterwerke. Ihre Aufführung hat mich selbst so sehr angezogen in meinen jüngeren Jahren, als ich in Frankfurt war, daß ich damals zuerst den Gedanken faßte, die dramatische Bahn zu betreten. Die heutige Schule kann viel für die Literatur thun, aber nie so viel, als die alte gethan hat."

Da ich dem großen Manne seine theuren Augenblicke nicht durch ein längeres Gespräch rauben wollte, stand ich auf, um mich zu entfernen; aber er hielt mich noch zurück und that verschiedene Fragen über Frankreich, über seine namhaftesten Schriftsteller und den Stand der schönen Künste; ich erwähnte zwei vortrefflicher Gemälde von Scheffer, welche Faust und Gretchen darstellten; er fragte, welchen Charakter ihnen der Maler gegeben, ob er den Gedanken des Dichters verstanden, und ob es der Faust und das Gretchen Goethe's oder Scheffer's sey? Nach langer Unterhaltung verabschiedete ich mich von dem Dichter mit einem Herzen voll Dankbarkeit, daß er unter der Majestät und Würde seines Genius mich mit solcher Freundlichkeit aufgenommen. Bei meiner Entfernung von Weimar erbittt ich von Goethe ein liebes Andenken, daß ich unter den theuersten bewahre. Es ist ein Zettelchen, worauf er mit eigner Hand die folgenden vier Zeilen geschrieben hat:

Hebe selbst die Hindernisse,
Reiße dich herab, Lyperese.
Daß die deinem Geist Verwandten
Und das Leben dann vergesse.

J. W. Goethe.

England.

Fortschritte der Schiffahrtskunde in den letzten Dezennien.

(Fortsetzung.)

Alle diese so bemerkenswerthen Fortschritte verdanken wir der vollkommneren Kenntniß, welche wir von Land und Meer erlangt haben, und wir wollen hier einige der Ursachen näher betrachten, welche so herrliche Resultate in der Praxis hervorgebracht haben. Diese Betrachtung soll kurz und allgemein, aber, wie ich hoffe, dennoch nicht überflüssig seyn.

Man würde ein starkes Buch schreiben müssen, wollte man ausführlich über die ungeheure Revolution sprechen, welche in der Schiffahrt durch die Dampfmaschine hervorgebracht ist. Ich will nur sagen, daß die Dampfmaschine in der eigentlich sogenannten Schiffahrt nichts verändert hat; denn alle Manöver sind geblieben, was sie früher waren, während hingegen die Dampfschiffahrt, ihres so gerühmten Unabhängigkeit von Wind und Winden zum Trotz, sich genöthigt gesehen hat, von dem alten System die Mittel zu erborgen, ohne welche sie nutzlos, ja selbst gefährlich seyn würde. Zuerst will ich bemerken, daß, um einen Ort zu bestimmen, einen zu verfolgenden Weg festzustellen, ein Land zu erkennen, in einen Hafen einzulaufen u. s. w., die Dampfschiffahrt keine andere Verfahrungsweisen anwenden kann, als diejenigen, welche für uns durch die Segelschiffahrt erfunden worden sind. Die Kenntniß der Breiten, Längen und Abweichungen der Magnetnadel ist einem Dampfschiffe eben so nothwendig, als einem Segelschiffe; und obschon die Winde und Strömungen verhältnißmäßig nicht so großen Einfluß auf den Lauf eines Dampfschiffes haben, so konnte doch Jeder, welcher nur eine Fahrt von einiger Dauer mit einem solchen Schiff gemacht hat, sehen, wie sehr seine Schnelligkeit durch diese Umstände bedingt war. Ohne Zweifel gehört es zu den ersten Pflichten des Capitains eines Segelschiffes, zu wissen, wo er günstige Winde und Strömungen finden wird; aber dieselbe Verpflichtung liegt auch dem Commandeur eines Dampfschiffes ob, und er hat dazu eben so gebietende Motive, als sein Amtsgenosse, wenn die Reise eingermaßen beträchtlich ist. Der sichtliche Vortheil des Laufes von dem Segel ist zur Zeit der Windstille, oder wenn der Wind entgegen ist. Bei einer Windstille hat das Segelschiff keine Hülfe, und es kann vollkommen auf einer Stelle bleiben; mit konträrem Winde, wenn derselbe etwas heftig ist, kann es nichts machen, oder, was noch schlimmer als das ist, es ist der Gefahr ausgesetzt, von seiner Bahn abzukommen.

Es giebt noch einen andern Fall, wo das Dampfschiff, wenn es mit Talent gebraucht wird, einen großen Vorzug vor einem gewöhnlichen Schiffe hat; und ich will um so mehr bei dieser Anwendung verweilen, als noch Niemand, so viel ich mich erinnere, desselben erwähnt hat und ich dabei auch zugleich auf gewisse nautische Betrachtungen von hoher Wichtigkeit eingehen muß. Ich will von der Gefahr sprechen, welcher Schiffe oft unterworfen sind, während einer Ostwind an die Küste geworfen zu werden und zu scheitern. Ich setze einen Fall, wo das Wetter der Art ist, daß das Segel- und Dampfschiff alle beide vor Anker bleiben und beschränken müssen, entweder weil ihre Anker nicht festen Grund fassen, oder wegen der Schwäche ihrer Taue, an die Küste geworfen zu werden. In dieser gefährlichen Lage kann ein Dampfschiff, durch seine Maschine, dessen Kraft es nur sehr mäßig anwendet, unterstützt, seinen Tauen einen großen Spielraum lassen, und ihnen sehr beträchtlich das angeborne Gewicht erleichtern, welches sie anzuhalten haben würden, wenn das Schiff nicht in sich selbst die Mittel hätte, gegen den vom Winde vorwärtschenden Druck anzukämpfen. Selbst angenommen, daß es all sein Brennmaterial erschöpft hätte, oder daß die Maschine unbrauchbar wäre, so kann doch ein Dampfschiff in diesem Falle die oben so genannten Mittel im Bereiche haben, die in seiner Gewalt sind, ein Segelschiff sehr wohl würde, welches den verzweifelten Entschluß faßte, seine Masten zu kappen. Das ist in der That die beste Situation, in der ein Schiff sich befinden kann, welches durch einen Orkan an die Küste geworfen zu werden bedroht wird. Vielleicht wird man fragen, und das mit Recht, warum nicht, wenn dem so ist, alle Fahrzeuge, welche in Gefahr zu scheitern sind, sich immer ihrer Masten entledigen und sich nicht derselben, als der Vortheile zu gewinnen, welche in diesem Falle das unbemastete oder doch nur kaum bemastete Dampfschiff besitzt?

Darauf antworte ich: Für ein Schiff ist das Kappen seiner Masten immer eine sehr ernste Operation, zu welcher man, wie zu der Amputation des Fußes bei einem Verwundeten, nur in der äußersten Noth seine Zuflucht nimmt. Ferner ist es schwer, zu entscheiden zwischen dem letzten Augenblicke der Sicherheit und dem ersten Augenblicke der äußersten Gefahr! Endlich, da es sehr möglich ist, daß der Befehlshaber des Fahrzeuges sich niemals in so kritischen Verhältnissen befunden, so kommt es vor, und das sehr oft, daß er sich nicht eher entschließen kann, sein Schiff zu verstümmeln, als wenn es zu spät ist, d. h. wenn die Anker schon aus dem Grunde losge-

Digitized by Google

rissen sind und man durch das Kappen der Masten nicht mehr verhindern kann, daß das Schiff an die Küste geschleudert werde. Das Dampfschiff ist also schon von Hause aus und zu jeder Zeit in einer besseren Lage, um sich in der Nachbarschaft eines gefahrvollen Landes vor Anker zu halten.

Hier muß ich den Lesern, welche nicht Seeleute von Fach sind, auseinandersetzen, worin für ein Schiff, welches von der Gewalt des Windes an die Küste geschleudert zu werden bedroht ist, der Vortheil besteht, welcher ihm aus dem Kappen seiner Masten erwächst. Es ist eine ganz bekannte Sache, daß der untere Theil eines Schiffes, welches mit seinem Vordertheile gegen den Wind gekehrt ist, wie es alle Fahrzeuge thun, welche vor Anker liegen, der Wirkung des Windes nur eine sehr schwache Gegenwehr leistet, im Vergleich zu derjenigen, welche durch die Masten, Segelstangen, Taue, Blöcken und Segel erzeugt wird; letztere werden außerdem noch, wenn sie gleich eingebunden sind, der so gefahrvollen Gelegenheiten nur sehr unvollkommen an ihrem Platze erhalten. Da der Bug eines Schiffes eben so gut, oder doch fast eben so gut, die Luft, als das Wasser durchschneiden kann, so ist die Oberfläche, welche es dem Winde darbietet, sehr klein, im Vergleich mit derjenigen, welche das ganze sich über dem Schiffsraum erhebende Gebäude von Masten, Segeln und Takelwerk verbreitungt. Man versuche bei einem Seesturm das schwächste Tau am Bord festzubinden, z. B. das Hißtau, welches dient, die Signalflaggen aufzuhissen, und man wird sehen, daß Kraft dazu gehört, es sich nicht entschlüpfen zu lassen. Danach kann man berechnen, wie groß der Druck sein muß, welchen der Wind auf die Masse des Takelwerks ausübt. Rechnet man dazu die ungeheure Fläche, welche in der See Taue und Schiff selbst den Angriffen des Windes bieten, so wird man begreifen, daß es, wenn es gelingt, natürlich nur in dem Fall, wenn die Gewalt des Windes nicht so groß ist, daß man nicht einige Ellen Leinwand aufspannen kann. Unter andern Umständen kann indessen ein Dampfschiff, ob es gleich mit einer Lunge nicht so bedeutenden Bemastung versehen ist, als ein Segelschiff, doch bei einem sich erhebenden Winde eben so viel Segel aufspannen, als in demselben Falle ein Segelschiff von gleicher Größe. Auch darf man nicht vergessen, daß ein Segelschiff, um bei schönem Wetter fahren zu können, immer ein Gebäude von Masten, Raaen und Takelwerk mit sich führen und in der Höhe aufsetzen muß, welches ihm bei stürmischem Wetter sehr hinderlich ist, während ein Dampfschiff im Gegentheil unter seinem Verdeck, in seinen Kohlenkammern alle die Hülfsmittel eingeschlossen hat, welche es bei gutem wie bei schlechtem Wetter entfaltet.

Es ist Zeit, zu den Verbesserungen zurückzukehren, welche durch die neuere Wissenschaft in der Schiffahrtskunst eingeführt worden sind, und ich werde mich zum Anfang machen, einige der bemerkenswerthesten Vortheile auseinanderzusetzen, welche man der bei weitem allgemeineren Anwendung des Eisens am Bord der Schiffe verdankt.

Im Jahre 1808 machte der Capitain Brown, von der Königlich Englischen Marine, den Vorschlag, zur Verfertigung der Taue und Strickletten Eisen statt Hanf anzuwenden; aber erst im Jahre 1811 wurden mit den Kabelketten entscheidende Proben angestellt; seitdem sind sie allgemein in Anwendung gebracht, und sie vielleicht ist der Marine ein größerer Dienst erwiesen. Der Kaufpreis einer Kabelkette ist nicht viel höher, als der eines Kabeltaues von Hanf, aber ihre Dauerhaftigkeit ist unendlich viel größer und steht in einem Verhältniß, daß man es in Zahlen nicht ausdrücken kann. Auch haben die Schiffe dadurch eine viel größere Sicherheit erlangt, denn die Kabelkette ist keiner der Abänderungen ausgesetzt, welche nach einigem Gebrauch das Kabeltau von Hanf so morsch machen. Das immer wiederholte Untertauchen und Aussetzen der freien Luft, welche die Stärke des Hanfes zerstören, haben, so zu sagen, fast gar keinen Einfluß auf die Kette. Das Reiben gegen die Felsen, besonders gegen die Korallen, ist oft verderblich, und für das Hanftau in sehr kurzer Zeit. Dieselbe Reibung macht nach wochenlanger Dauer nur einige Ringe der Kabelkette blank. Gleichfalls hat auch die Anwendung der Kabelkette in den Tropenmeeren die Sicherheit der Schiffe vor Anker um tausend Prozent vermehrt. In allen Klimaten hat sie ungeheure Vortheile gebracht, welche nicht allein in ihrer Stärke und Dauerhaftigkeit bestehen; die Kabelkette ist auch viel leichter zu handhaben, sie nimmt am Bord viel weniger Raum ein, und man kann sie mit weit geringerer Mühe, ja fast ohne Mühe, in die Kammer hineinbringen.

Die Anwendung der Kabelketten hat manche neue Erfindung herbeigeführt. Die Klüse ist jetzt mit einer starken Eisenbekleidung versehen; ein Stopfer, von sehr sinnreicher Construction, ist von M. William Chasman, Kommodore der Königlich Englischen Marine, erfunden. Mittelst dieses Apparats kann man zu jeder Zeit die Kabelkette verbinden, zu reinigen, wie auch die Stopfung zu ersetzen, welche sie durch das Schwanken oder die Bewegung des Schiffes erleidet. Dieser Stopfer besteht aus einem sehr starken Stück Eisen, in Form eines Schwanenhalses gebogen, welches die Kabelkette bei dem Herausziehen aus der Luke umfaßt. Eines der Enden des Instruments ist an einem Querbalken durch einen sehr starken Vorsteker befestigt, während das andere an einer Zugwinde hängt, welche es möglich macht, die Kette wieder in den Winkel der Luke zurückzuziehen, mit so viel Kraft, daß sie fast unmittelbar angehalten wird, wie gesagt auch die Geschwindigkeit, mit welcher sie durch die Klüse herausgerissen wurde, und die durch das Schiff ausgeübte Spannkraft immer seyn mag.

Der Gebrauch der Kabelketten erfordert auch eine gewisse Erfahrung, welche aber sehr leicht erlangt wird. So kann man sich derselben in sehr tiefen Gewässern nicht bedienen, ohne einige Vorsichtsmaßregeln anzuwenden; sonst erfordert das Gewicht, welches zu dem des Ankers noch hinzukommt, eine gewaltige Anstrengung der Schiffsmannschaft, wenn man lichten will. Um diesem Uebelstande abzuhelfen und doch die Sicherheit nicht aufzugeben, welche man darin findet, den Theil des Taues, welcher der Reibung gegen die Felsen ausgesetzt ist, unverlehrbar zu machen, hat der Admiral Georges Elliot ein ganz ausreichendes Mittel erfunden, welches allgemein von den Seeleuten angenommen ist. An dem äußersten Ende einer Hanftaues befestigt man einen eisernen Ring, an welchen man zweihundig einige Klafter Eisenkette hängt; nun ist es hinreichend, das andere Ende der Kette an den Anker zu befestigen, und man kann sich dann desselben, bei jeder Tiefe des Gewässers, mit fast eben so großer Sicherheit bedienen, als wenn die ganze Kette aus Eisen bestände. Manche Seeleute wenden ein anderes Verfahren an: sie haben eine Kabelkette, welche an dem Ende mit drei kleineren Ketten versehen ist; durch diese kann man die Kette sehr gut und fest an ein Hanftau splißen (anflechten). Der eiserne Ring oder die Spitze macht also den Unterschied dieser Verfahrungsarten aus.

Ein anderer und zwar sehr großer Vortheil der Kabelketten ist der, daß ein Schiff meistentheils an einem einzigen Anker festgehalten werden kann, ohne Gefahr, daß es sich losreißt und treibt, wenn der Kette nicht Spielraum genug gelassen hat, wenn der Wellenschlag stark ist, und wenn der Grund aus Treibsand oder Felsen besteht, so ist die Möglichkeit eben so groß, daß der Anker nutzlos bleibt, als wenn er von einem Hanftau gehalten würde. Im entgegengesetzten Falle ist dieser Unfall nicht leicht zu befürchten. Ein Anker ist aber dann nutzlos, wenn das Tau, welches ihn hält, in seine Schaufeln oder in einen andern Theil desselben verwickelt ist, welches ihn dann hindert, in den Grund einzugreifen, oder wenigstens die Stärke seiner Haltung so sehr vermindert, daß eine leichte Spannung des Taues hinreichend ist, den Anker auf dem Grunde hinzuziehen, und also die Sicherheit des Schiffes gefährdet.

Während einiger Jahre, nachdem der Gebrauch der Kabelketten definitiv angenommen war, hatte man doch noch um die Winde oder Spille nur sehr wenig sichren der Anker-Taglaine gelegt; jetzt hat man sie auch durch Eisenketten ersetzt, und das ist ein großes Ersparniß. Ueberhaupt hat man seit einiger Zeit angefangen, an Stelle vieler Segeltaue, Hißtaue u. s. w. Eisenketten anzuwenden.

Neuerdings hat man Versuche gemacht, und ich bin überzeugt, daß sie in kurzer Zeit gelingen werden, die Strickletten aus einem Eisendrahtgeflechte bestehen, welches viel stärker und leichter ist, als die Ketten von demselben Metall. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht genug meine Verwunderung darüber aussrücken, daß der Bau der Brücken von Eisendraht, welcher in Frankreich, in der Schweiz und anderwärts mit so großem Erfolge gekrönt ist, in England noch nicht Theilnahme genug gefunden hat, um vielleicht Construction auf eine große Weise anzuwenden. Die prächtige Brücke bei Freiburg, in der Schweiz, ist um 300 Fuß länger als irgend eine Brücke zu Menai, und obschon sie nur einen einzigen Bogen hat, so ist sie doch eben so fest; und dazu hat sie noch den Vorzug, daß sie nur ein Fünftheil des Geldes kostet, welches für die Brücke von Menai verwendet wurde. Die Brücke von Freiburg ist 870 Englische Fuß lang und die von Menai 569. Erstere hat 25,000 Pfund (625,000 Franes) gekostet, die letztere 120,000 Pfund. *)

Ich glaube nicht, daß der Eisendraht jemals zu beweglichem Takelwerk wird verwendet werden können, aber bei den unbeweglichen Tauen, wie ich glaube, mit Nutzen die Stelle des Hanfs vertreten, denn die Erfahrung hat es erwiesen, daß er diesem an Stärke gleich und dabei unendlich leichter ist. **)

Die Anwendung des Eisens zu Ballast, statt der Steine, ist auch eine neue und sehr bewährte Erfindung. Denn wenn auch der Preis des ersten Ankaufs höher ist, so haben doch die Vortheile des Gebrauchs bald diese Differenz ausgeglichen. Um das Jahr 1796 wurde die Anwendung dieses Ballasts auf der Englischen Marine angeordnet.

Die Quantität des Ballasts, welche man für nöthig hielt, um einem Schiffe Stabilität zu geben, hat in den letzteren Jahren stufenweise abgenommen. Zu diesem Resultat haben mehrere Ursachen mitgewirkt. Zuerst und vorzüglich muß man dahin rechnen die großen Vervollkommnungen in der Takelage und Bemastung, die den in der Höhe des Schiffes ausgeübten Druck geschwächt und folglich auch das Gegengewicht verringert haben, welche es in der Schwebe erhalten muß. Ferner haben sowohl die Einführung eiserner Schiffe, die den Wasserverrath so sehr vergrößert hat, wie auch mehrere andere in der Schichtung der Stückgüter eingeführte Vervollkommnungen, die Verminderung des Ballasts zu einer Bedingung der größeren Beständigkeit der Schiffe auf dem Meere gemacht. Die Erweiterung des Querbalkens oder der Breite, welche seit einiger Zeit den Kriegsschiffen gegeben worden, hat auch zu diesem Resultate beigetragen, denn es haben sogar Ersahrungen statt hat, welche mit sehr wenig Ballast fahren konnen. Während im letzten Kriege ein Schiff von achtzig Kanonen 200 Tonnen Eisen und 100 Tonnen Steinblöcke mit sich führen mußte, nimmt es heut-

*) Notice sur le pont suspendu de Fribourg en Suisse par M. Chaley, ingenieur francais, constructeur du pont. Paris, 1835.

**) Im Jahre 1837 ließ der Französische Marine-Minister de Feriag „Lutin" zu Brest auf diese Weise ausrüsten. Ob die Resultate dieses Versuchs bekannt gemacht worden, kennen wir nicht angeben.

Digitized by Google

zutage nur gegen 100 Tonnen Eisen auf. Einige unserer neuen Bauwerke können, glaube ich, durchaus gar keinen Ballast führen.

Man macht noch einen äußerst wichtigen Gebrauch von dem Eisen zur Erhaltung des Wassers und der Lebensmittel. Die Einführung der eisernen Kasten auf der Kriegs- und Handels-Marine hat auf einigen Schiffen die Quantität des Wassers, welches sie über See mit sich führen können, verdoppelt oder wenigstens bedeutend vermehrt; ohne zu gedenken, daß die Qualität sich bis zu einem Grade verbessert hat, wovon nur diejenigen sich einen Begriff machen können, welche sich noch des ekelhaften Getränks erinnern, wozu die Seeleute so oft verurtheilt waren, in einer Epoche, welche glücklicherweise fern von uns liegt.

Hier ist eine Uebersicht dessen, was man durch diese bequemere Einrichtung gewonnen hat: Das Stückfaß Wasser (butt) auf der Englischen Marine hält 35 Kubikfuß Raum, das Faß eingerechnet, und wenn dieser Raum vollständig mit Wasser gefüllt wäre, so müßte er 217 Gallonen enthalten. Jwoch hält das Gefäß wirklich nur 108 Gallonen, denn die Hälfte des Raumes geht verloren durch die Dicke und Form des Gefäßes, was für die bequeme Einrichtung höchst nachtheilig ist. Ein eiserner Kasten, nach dem Modell, welches auf den Kriegsschiffen angenommen ist, und welchen man einen Kasten von 4 Kubikfuß nennt, obschon er, nach dem äußeren Umfange gemessen, fast einen Zoll mehr hat, faßt 35 Kubikfuß. Dieser Raum, vollständig mit Wasser gefüllt, würde 424 Gallonen enthalten; der eiserne Kasten enthält aber, nach seiner Form, nur ein Drittheil von 28 Gallonen auf die ganze Wassermasse herausfließt, welche dieser Raum würde fassen können. Oder in anderen Ausdrücken: der Gebrauch der alten hölzernen Stückfässer giebt einen Raum-Verlust von $\frac{1}{3}$, während man bei den Eisenkasten nur $\frac{1}{7}$ verliert.

Man gewinnt noch etwas in der bequemeren Placirung des Wassers, wenn man Eisenkasten hat, welche nach den Formen der Schiffe bestimmt werden, und welche man da in die Orte stellt, wo die Kasten von 4 Faß nicht hineingehen würden.

(Schluß folgt.)

Arabien.

Arabien und Spanien.

Der treffliche Artikel: „Die Araber und ihr Einfluß auf die Völker des Mittelalters“ — in Nr. 88 u. 89 d. Bl. verdient die Aufmerksamkeit und den Dank Aller, welche es zu schätzen wissen, daß die Verdienste der Araber, und namentlich der Araber in Spanien, um die Erhaltung und Verbreitung der Wissenschaften, so wie ihre eigene Produktivität, bell beleuchtet und der stolzen, eitlen Gegenwart überzeugend zu Gemüth geführt werden.

Wie unbedeutend in der That erschienen nicht, verhältnißmäßig, die Leistungen der neueren Zeit, wenn wir gewissenhaft untersuchen, was die Araber schon im 7ten bis 11ten Jahrhundert, also zu einer Zeit, wo sonst überall nur Dunkel und Unwissenheit herrschten, für die Naturwissenschaften, Physik, Chemie, Augenkunde, Chirurgie, Pharmakopie, Optik, Erdkunde, Astronomie; für alle mathematischen Wissenschaften; für Philosophie, Poesie, Geschichte, Jurisprudenz u. s. w. gethan; wenn wir ihren Erfindungen, z. B. des Papiers, der Zahlen, der Bussole, des Pendels, des Schießpulvers, so vieler mathematischen und musikalischen Instrumente ꝛc., die gebührende Aufmerksamkeit schenken.

Besondere Anerkennung nehmen aber ihre Leistungen in der Sprach-Forschung und Verbreitung, durch die Menge der Wörterbücher, in allen und gleichzeitigen Sprachen, und durch Werke über die Natur und Behandlung derselben, in Anspruch.

Wenn der Verfasser des obengedachten Artikels das Verdienst der Araber gewissermaßen auf „die Wiedererweckung aller strengen und Natur-Wissenschaften“ beschränkt und äußert: daß die Erfindung des Reims das Einzige sey, wodurch sie sich um Künste und Literatur verdient gemacht — so wäre hierüber wohl eine nähere Verständigung erforderlich.

Zuvörderst setzen wir voraus, daß der Verf. hierbei nur die sogenannten schönen Künste und Literatur im Auge gehabt, welches auch wohl aus der Stelle folgt, wo er sagt: „Die aufgezwungene Treuherzigkeit der Römer in der schönen Literatur — ihr Livius, Cicero, Horaz, Virgil, Terenz — lassen uns die Verdienste der Sarazenen in Pflege der Wissenschaften fast vergessen.“ — Aber auch mit dieser Modification möchte das Urtheil: daß die Erfindung des Reims das einzige Verdienst der Araber um die schönen Künste und Literatur sey, sich schwer begründen lassen.

Einem Volke, das so zahlreiche Schriften über Reinheit der Sprache (über 40), Styl, Metrik und Synonymik; so viele Philologen und Redner aufzuweisen hat; welches sämmtliche Werke des Aristoteles (die Poetik mit eingeschlossen) und des Plato übersetzte; einem Volke, das seine völlig eigenthümliche, durch sein Klima und seine Umgebungen bedingte Poesie besaß — eine Poesie, welche die Grundlage aller neueren romantischen Dichtkunst wurde —; dessen ganzes Wesen so durch und durch poetisch und phantastisch war, daß es selbst die trockensten Gegenstände des Wissens, z. B. philosophische Abhandlungen, Algebra und grammatische Studien, in Verse und Reime kleidete; das so viele ausgezeichnete Dichter und Dichterinnen zählte, daß ihre Zahl in 24 Bänden kaum Raum hat; einem Volke endlich, an dem man zuerst die schöne Gewohnheit häufiger literarischer Reisen, welche die Verbreitung des Wissens zum Zweck hatten, findet: einem solchen Volke darf man wohl ein mehrfeitiges Verdienst um die schönen Künste und die schöne Literatur unbedenklich zugestehen.

Was insbesondere die Künste anlangt, so zeichnete sich bekanntlich die Baukunst der Araber durch eine Erfindungsgabe, Eleganz und Mannuch aus, welche allerdings von der Architektur der Griechen sehr verschieden war, und zwar etwa eben so wie ihre Poesie; allein die klimatischen und terrestren Bedingungen waren auch bei beiden Völkern, vielleicht in demselben Verhältniß, verschieden, zu entgegengesetzt.

Nicht zu übergehen ist die außerordentliche Industrie und der Gewerbsfleiß der Spanischen Araber unter den Einflüssen, welche sie auf die Folgezeit übten; denn die neuere Zeit hat gewiß wenig Größeres dieser Art aufzuweisen.

Der Verfasser des mehrgedachten Aufsatzes schließt seine Untersuchung mit der Frage: welches wohl die Ursache der gegenwärtig unter den Sarazenen herrschenden Unwissenheit sey könne?

Wir glauben, diese Ursache hauptsächlich, ja vielleicht allein, in der Vertreibung der Araber aus Spanien zu finden. Sehr richtig hat der Verf. selbst gesagt, daß das Arabische Spanien die eigentliche Bühne der Erhebung und des Glanzes der Sarazenen gewesen, wozu ohne Zweifel der Reichthum und die Schönheit der Halbinsel, so wie die glückliche Organisation und Empfänglichkeit ihrer Bewohner, wesentlich beitrugen. Wenn nun ein Volk das Land räumen muß, in welchem es Jahrhunderte gelebt, geschaffen, geherrscht; wenn es das Paradies — so hat man Spanien in jener Zeit nennen — erst nach langen blutigen Kämpfen räumt; dann ist es natürlich, ja nothwendig, daß, losgerissen von der Wurzel im heimisch gewordenen Boden, verpflanzt nach dem verwilderten, unfreundlichen Afrika, die schönen Blüthen langgepflegter Kultur bald welkten und nach und nach, aus Mangel geistiger, streng abgeschnittener Nahrung, die Sarazenen zu der geistigen Entwickelung herabsinken mußten, in der wir sie jetzt leider erblicken! Konnten die Vertriebenen sich doch glücklich schätzen, das nackte Leben gerettet zu haben, und aller ihrer Schätze, ihrer Hülfsmittel beraubt, wahre Schiffbrüchige an unwirthbarer Küste, blieb ihnen kaum ein elendes Vegetiren, geschweige denn ein geistiges Leben. Und so können wir das unglückliche Volk in seinem jetzigen Zustande, wo ihm der unselige Kampf mit Frankreich seine andere Anregung gewährt, als die Entwicklung seiner alten Tapferkeit und Energie, nur wahrhaft bedauren!)

v. Gruenenthal.

Mannigfaltiges.

— Die mathematische Wissenschaft in Rußland. In einem von Russischen Journalen mitgetheilten Schreiben aus Moskau, dessen Verfasser eine Zierlichkeit auf der dortigen Universität beschreibt, bei welcher zwei Professoren Reden hielten, heißt es mit Beziehung auf die eine dieser Reden (von Prof. Braschman), welche den Einfluß der mathematischen Wissenschaften auf die Entwickelung der geistigen Kräfte zum Gegenstand hatte: „Herr Pr. widerlegte in so ganz unlogischen Vorurtheile dinsichtlich des Nutzens der Mathematik und zeigte mit liegenden Gründen, wie groß ihr Einfluß auf die Entwickelung der Geisteskräfte sey. Er bemerkte beiläufig, daß, wie sehr auch die mathematische Wissenschaft in Rußland gepflegt werde, unsere Mathematiker in der gelehrten Welt doch nur wenig bekannt seyen. — Dieser kommt dies aber her? Zweifel nur daher, weil die Russischen Mathematiker so wenige Bücher schreiben, die ihnen doch einen begründeten Ruf und selbst Ruhm erwerben könnten, und weil sie den bescheidenen Kreis ihres Wirkens auf den Unterricht in unseren Lehranstalten beschränken. Dieser Umstand ist es, der im Auslande die Meinung verbreitet hat, daß „„bis auf diesen Augenblick kein Russischer Slave bis zur Differential-Rechnung sich erhoben, sogar daß unmöglich noch nie ein echt Russisches Genie höhere Mathematik erschienen sey.““ — Ich enthehne diese Worte dem unlängst erschienenen Werke des Herrn Ami Boue über die Europ. Türkei, in welchem der Verf., die geistigen Anlagen der Völker Slavischen Stammes musternd, jene Ansicht namhaft macht, ohne sie sowohl zu theilen. Wir bestehen uns nicht mit der Widerlegung einer solchen Absichtsmäßigkeit; wir kennen den Gebrauch, der Mathematik in unseren Lehranstalten und wissen, wie große Anlage das Russische Volk zu dem hat, was die Deutschen Kopfrechnen nennen. Zum Beweise dienen unsere Rechenbretter, auf welchen der Russische Mathematiker vermittelst runblicher Steinchen an Schnüren wunderbare Berechnungen ausführt. Wir wünschten nur, daß die Russischen Gelehrten ihre auslandischen Kollegen mit ihren Entdeckungen und Vervollkommnungen im Gebiete der Mathematik bekannt machen möchten. Wenn es Einen Ostrogradskji*) in Rußland giebt, warum sollte es nicht auch ihrer zwei, drei oder vier geben können? Und was sagen Sie dazu, verehrtester Thaddel Benedikttowitsch, Sie, ein so eifriger Forscher in der Mathematik, von welcher selbst Ihre historischen und literarischen Beschäftigungen Sie nicht abziehen!“

*) Ich erlaube mir, wegen dieses Gegenstandes im Allgemeinen Bezug zu nehmen auf den Artikel: „Ueber die Verwandtschaft der Russischen und Spanischen Literatur und ihren gemeinschaftlichen Einfluß auf die Weiterverbreitung der Wissenschaften.“ Gelesen daselbst am 30. Jan. 1840.

**) Herr Ami Boue theilte diese Ansicht allerdings; nur unser „Magazin“, in welchem die Bemerkungen des genannten Autors mitgetheilt wurden (Nr. 65), erlaubte sich, die Richtigkeit derselben in Zweifel zu stellen.

D. R.

***) So heißt der bedeutendste jetzt lebende Mathematiker in Rußland.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldn. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Freitag den 6. August 1841.

Frankreich.

Geoffroy, der Kritiker zur Zeit Napoleon's.

Während der Zeit der Kaiserherrschaft in Frankreich hatte eine gewisse Raubheit und kriegerische Lust sich auch dem Reiche der Weltereignisse auch dem Reiche der Geister mitgetheilt. In neuester Zeit ist man bestrebt gewesen, den Ruhm dessen von jedem Vorwurf zu reinigen, dessen feste, scharfaussprechende, ernste Gestalt unsere modernen Dichter, ich weiß nicht zu welchem, riesenhaften, Ossianischen, nebligten Gebilde umgeschaffen haben; und man hat Napoleon losgelöst von der literarischen Umgebung, mit der die Zeitumstände ihn verbunden hatten, um ihn darzustellen, wie er das Auge voll Bewunderung und Trauer nach der Gegend wendet, in der Chateaubriand in der Natur und der Poesie Trost für seine Verbannung sucht. Ich weiß nicht, in wie weit die historische Treue in diesem Bilde bewahrt ist; doch ein tieferes Eingehen auf jene Epoche zeigt uns, daß der Einfluß dieses streng regelmäßigen, sicher forschenden, fern um sich abgeschlossenen Geistes sich oft auf sehr verderbliche Weise geäußert hat, nicht nur in Betreff bedeutender Kunstwerke, wie der Tragödien von Lemercier, sondern auch in Betreff der leichteren literarischen Productionen, der Tages-Literatur, auf deren Geist und Gehalt Frankreich bisher so stolz gewesen war. Die Beweglichkeit und Eigenthümlichkeit des Französischen Geistes scheinen unter diesem unbeugsamen Despotismus gänzlich verschwunden zu seyn; der sprühende Witz und die Ironie waren aus Flugschriften und Liedern verbannt, und selbst in der Kritik vermochten sie sich nicht zu halten. Die Kritik unterlag demselben Einfluß, gegen den sie sich wie aus Instinkt bei den Werken erhebt, die sie beurtheilt. Geoffroy wirft den Trauerspieldichtern Schlaffheit und Eintönigkeit vor, und seine Artikel leiden in Stil und Gedanken an denselben Fehlern und in gleichem Grade.

Und wäre Geoffroy nicht vermöge seines Talentes der Repräsentant der Kritik während des Kaiserthums, er wäre es vermöge seines Charakters. Geoffroy war nicht, wie manche Feuilletonisten unserer Tage, ein kecker, leichtfertiger Literat; er war ein Pedant von Profession, der seine ganze Jugend in wissenschaftlichen Justituten zugebracht hatte und sich plötzlich zum dramatischen Kunstrichter aufgeworfen in einem Alter, in dem man über seine Vorurtheile nicht mehr hinwegkommt. Man findet in seinen tentenzenreichen Angriffen all' die bedächtige Gemessenheit, mit der man Ruthenstreiche zuzählt. In den Karikaturen jener Zeit erscheint er mit Halskragen (er war in einem Jesuiten-Kollegium angestellt gewesen), oder in Entzückung zwischen einer Flasche und einer Pastete; noch die übrigen anmuthigen und holdseligen Verkörperungen, denen ein Feuilletonist unserer Tage ausgesetzt ist, diese hat man dem Graubart nie von fern zuzumuthen gewagt, ungeachtet der Lobpreise, die er über Demoiselle George ausgeschüttet hat. Er war ein Mensch, der der Ordnung, der eisernen Regel seine Jugend und die Jugend Anderer geopfert hatte und ihr sklavisch unterworfen war. Auf dieser Probe steht der Pedantismus der militairischen Disziplin gleich; deine sind auf die schärfste Beobachtung vorgeschriebener Stellege bis in die kleinlichsten Einzelheiten gerichtet. Man giebt an, Napoleon habe dem früheren Jesuiten eine Pension gegeben; jedenfalls war dieser ihm voll Eifers untergeben, und er hat bei dieser Unterge benheit, man muß es eingestehen, oft Einsicht und Geschicklichkeit gezeigt.

Um unsere Darstellung anschaulicher zu machen, unterscheiden wir zwei Naturen in Geoffroy; wir betrachten ihn als Kritiker im Allgemeinen und als Kritiker seiner Zeitgenossen. In Wahrheit sind diese beiden Momente nicht so getrennt, als man erwarten sollte; die Vorurtheile, von denen er beherrscht ist, geben ihn auch dann nicht frei, wenn er die Vergangenheit beurtheilt. Um den Geist der Forschung und der geistigen Unabhängigkeit, zu dem die Philosophie auffordert, zu bekämpfen, greift er Voltaire in der Zeit, Beaumarchais im Zigeuner, Rühret er die Dichter der letztgenannten Jahrdunderts, so geschieht es, weil er hier überall ein tiefes Gefühl für die Hierarchie, einen festen Hag gegen alle revolutionaire Grundsätze findet. Gott verdüt es, daß wir Geoffroy taxeln sollten, wenn er an den Schriftstellern des Zeitalters Ludwig's XIV. die Vorliebe zur bürgerlichen Ruhe und Ordnung und die Darstellung derselben bewundert; doch die alte Monarchie hat nichts mit dem neuen Staate gemein, der durch Bonaparte gegründet ist. So scheint Geoffroy, nur wenn er Racine lobt, wahrhaft aus Ueberzeugung zu sprechen; Corneille vertheidigt er viel mehr aus Haß gegen seinen berühmten Kommentator, als aus wahrer Begeisterung. Molière vermag er nur mit Mühe seine Spötterein gegen Gestalten wie Tristetin und Badius zu vergeben. Geoffroy liebt das Griechische sehr, obgleich er Euripides und Sophokles bisweilen vorgeworfen, sie hätten keinen feineren Geschmack gehabt, und obgleich er sie oft unter ihre Französischen Nachahmer gestellt hat. Er liebte das Griechische mehr als Pedant, als im Interesse der Kunst, doch genug, er liebte es, und man hat mit sogar erzählt, eines Tages habe er Thränen vergossen, als er, freilich vom Wein erhitzt, eine Stelle aus Demosthenes rezitirte.

Die Glätte und Feinheit des achtzehnten Jahrhunderts vermochte er weniger zu würdigen, als die Korrektheit und Reinheit des Jahrhunderts Ludwig's XIV. Erfüllt etwas Anmuthigeres auf der Französischen Bühne, als das Hauptwerk Sedaine's, der Philosoph ohne es zu wissen? Diese Mutter, die, ganz beschäftigt mit Vorbereitungen zur Hochzeit ihrer Tochter, das ganze Stück hindurch nicht weiß, welcher Gefahr ihr Sohn sich aussetzt, und die, als er glücklich gerettet wiederkehrt, nach langer angstvoller Spannung, die wir alle fühlen, nur sie nicht, ihn mit Nichts entgegennimmt, als ihrem gewöhnlichen Lächeln und ihrem alltäglichen Grüße; dieser Sohn, der sogar an dem Tage, auf welchen das Hochzeitsfest seiner Schwester festgesetzt ist, wie ein Schuldbewußter mit Waffen das väterliche Haus verläßt und dorthin eilt, wohin die Ehre ihn ruft; dieser Vater, der, plötzlich hiervon unterrichtet, auf fruchtlose Wünsche beschränkt und den schrecklichsten der Schmerzen in seine Brust zu verschließen genöthigt ist; endlich die entzückende Rolle der Bitkorine, so zart, so verschwiegen, alle Herzen muß sie gewinnen, sie ist vielleicht das Lieblichste, was im Roman und im Drama jemals geschaffen worden ist; — und diese reizende Mischung von Sorglosigkeit und Unruhe, von Glück und Angst, von Anmuth, Heiterkeit, Empfindsamkeit und Liebe, sie hat der Geoffroy ein Urtheil hervorgerufen, welches wir zu seiner eigenen Schande hierherstehen: „Dies Stück", sagt er, „hält sich durch Zufälligkeiten und sehr wenig wahrscheinliche Annahmen mühsam zusammen, es ist jeden Augenblick im Begriff, auch einander zu fallen; der Philosoph ohne es zu wissen ist kein Karnevals-, sondern ein Sonntagsstück." Derselbe Mann konnte Martyaur nicht besser verstehen. Dieser, bedauptet er, gefalle sich darin, seine an sich ansprechenden Erfindungen bunt unter einander zu werfen und seine Epigramme in die Sprache des Pöbels zugeschleudern.

Doch gehen wir zu den großen Ungerechtigkeiten über, die Geoffroy bei Beurtheilung Voltaire's und Beaumarchais' sich zu Schulden kommen läßt. Warum hat Geoffroy nicht zu der Zeit gelebt, als der unsterbliche Verfasser der Romane in Prosa und in Versen seinen seltsamen Gegnern eine Stelle unwiderruflich bestimmt hatte, welche sie ebenfalls unsterblich geworden sind? Die Monette und Abbé Trublet würden einen Genossen haben und unsere Literatur besäße statt der unglücklichen Zwei eine Drei. Dieser Paß gegen Voltaire spricht sich bei Geoffroy bald durch heftige Declamationen, bald durch Spötterein aus. Nichts ist hochmüthiger und zugleich spaßhafter, als diese ewigen Anfälle gegen einen Mann, der groß genug ist, um eine ganze Epoche zu vertreten. Jüngst, als ich die Memoiren der Frau von Epinay durchflog, wurde ich aufs neue lebhaft an das außerordentliche Talent Voltaire's gemahnt. Frau von Epinay spricht, ungeachtet ihrer hohen Verehrung für den Hohenpriester ihres Glaubens, mehr mit Verdruß als mit Begeisterung von ihm. Die unglaubliche Beweglichkeit seines Geistes erschreckt sie, in den Zeichen des Genies sieht sie nur ein Zeichen der Schwäche; dieses ewige Jagen des Gedankens, die fortreißende Gluth des stets wechselnden und doch stets skeptischen Geistes, diese Aetherionen, die sich widerstreiten, dieser Scherz, der sich wiederkehrt, endlich das bewegliche Chaos der ungeheuren Gelehrsamkeit, aus dem mit jedem Augenblicke Welten hervortreten, die unvereinet neben einander stehen — dies Alles ist für Frau von Epinay unbegreiflich. Voltaire ist deshalb vorzüglich groß, weil in ihm Alles Inkonsequenz ist; sein skeptischer Geist ist viel zu tief eingedrungen in die Natur der Dinge zu erkennen, und er ist beweglich genug, um sich nach einander auf all' die verschiedenen Gesichtspunkte zu stellen. Geoffroy hat Voltaire nicht besser begriffen, als Frau von Epinay. Er glaubt triumphiren zu dürfen, indem er fortwährend unwiderlegliche Widersprüche nachweist, indem er Züge von Gottlosigkeit in der Tragedie zeigt, welche dem Papst gewidmet ist, und Züge von Religiosität in den Stücken, in denen der Dichter auf dem Standpunkte der Philosophie zu stehen glaubt. Wir werden alle diese Untersuchungen seiner Untersuchung unterwerfen, wir werden alle diese Analysen nicht

Digitized by Google

analysiren; nur müssen wir hinzufügen, daß Geoffroy bei seinen Ungerechtigkeiten um so bärter ausgelacht ist, als Voltaire als Dramatiker, und nur als solchen hatte er ihn zu beurtheilen, geheime Sympathien bei einem Schriftsteller erwecken mußte, der Racine und seine Schule mit aufrichtigster Bewunderung vertheidigt, bei einem Manne, den man einst, als er unwiderruflich vom richtigen Gefühle fortgerissen ward, den Dramaturgen über den Othello stellen hörte.

Nun ein Wort von seinem Schnauben gegen Beaumarchais. Grimm hat in seiner Korrespondenz einige Blätter der Schilderung der Hindernisse gewidmet, die Beaumarchais fand und welche die Begeisterung, die ihn vorwärts trieb, ihm zu überwinden, ihm überwinden half. Die Dazwischenkunft einer jungen, liebenswürdigen und gegen alle Männer von Geist huldreichen Königin, die eines im guten und wahren Sinne des Wortes liberalen Fürsten, der Esser der Menge, die Störungen der Polizei, die Prüderie einiger hochgestellten Frauen, Alles hat uns Grimm in einem ansprechenden und leichten Bericht erzählt, der sich trotz seine hohe Unparteilichkeit ausgezeichnet. Er unterschied keine der Epigramme, die gegen Beaumarchais gerichtet worden sind, doch er verschweigt eben so wenig die Anekdoten, die man sich zu seiner Ehre erzählt. Es überrascht, in einem Werke, welches so lange Zeit nach den Triumphen und Verfolgungen Beaumarchais' geschrieben ist, dieses vorurtheilslosesten, kaltigen Charakter zu finden, den wir bei einem Zeitgenossen vergeblich suchen. Doch Geoffroy — uns wenn Beaumarchais allein alles Unglück verursacht hätte, das über Frankreich hereinbrach, wenn er Geoffroy auf den Jesuiten-Kollegium vertrieben hätte, so könnte dieser nicht mehr Verdammungsurtheile über ihn ausschütten. So oft die Französische Bühne ein Stück von Beaumarchais gab, sprühte er seine Galle aus durch Deklamationen, die stets jähzorniger und lächerlicher wurden. Seine Lustspiele, sagt er, sind ein Gewurr von abgeschmackten Wortspielen und von Sprüchwörtern, ein Gemisch von Plattheiten, Schmutz, Gemeinplätzen, Anmaßung, kurz, ein Unsinn, wie man ihn nicht wiederfindet.

Hierdurch glauben wir gerechtfertigt zu seyn, wenn wir Geoffroy vorgeworfen haben, er habe in die Kunst und die Vergangenheit, in diese beiden schönsten, friedlichsten und heiligsten Bereiche aller menschlichen Forschungen, die erbärmlichen politischen Vorurtheile hineingetragen, unter deren Einfluß er sein Urtheil über die Kritik des Journal de l'Empire es vermochte, gegen die Todten eine so bittere Kritik zu üben, so kann man denken, wie er gegen Lebende verfuhr.

„Ich lebe in höchster Gefahr; meine Bahn ist bei jedem Schritte mit Abgründen umgeben; ich muß gegen literarische Verbrüderungen, Kabalen und Parteien kämpfen, gegen die Leidenschaften der Autoren, Schauspieler, Künstler, gegen den Eigensinn der öffentlichen Meinung, die man stets gegen mich aufzuhetzen sucht." So klagte Geoffroy einst und fühlte nicht, daß es außer seinen eigenen empörenden Ungerechtigkeiten Nichts zu rächen gab. Und wodurch hatte sich Geoffroy diesen vielfachen Haß zugezogen? Wir haben es bereits am Eingange gesagt, indem er von dem Einfluß der Epoche, in der er lebte, sich nicht frei zu erhalten suchte, indem er Trockenheit für klaren Verstand, Bombast für Kraft nahm; gleichwohl fühlte er, ohne sich Rechenschaft davon zu geben und ohne ein Heilmittel dafür zu wissen, das Sinken und die gänzliche Verseichtung der Kunst unter den Händen dieser Poeten, welche einer nach dem anderen den neuen Cäsar grüßten und sich selbst in ihren Stücken zu Grabe trugen.

(Schluß folgt.)

Eines Russen Darstellung des Pariser Lebens.

(Nach der СѢВЕРНАЯ ПЧЕЛА.)

Es wäre ein vergebliches Bemühen, wenn ich den magischen Eindruck schildern wollte, den die Pariser Boulevards machen, wenn man zum ersten Mal an einem Abend dort umherwandelt. Dieses Panorama muß selbst gesehen werden; es läßt sich weder zeichnen noch beschreiben. Alle Häuser sind mit Magazinen besetzt; alle Magazine durch Gas erleuchtet, oder vielmehr illuminirt. Da geht zwischen zwei Feuern und weiß nicht, wohin Du blicken sollst. In jedem Magazine sind tausend kunstvolle und reizende Dinge ausgestellt; an den Fenstern winken niedliche Köpfchen, allerliebste Gesichter, statt der Aushänge-Schilder, um Käufer von verliebter Natur anzulocken; hier sieht man Shawls, dort Gemälde, und dort wieder Bronze-Arbeiten in den neuesten, mannigfachsten Formen. Vor uns, hinter und neben uns drängen sich Spekulanten und Quacksalber von allerlei Art. Der Eine bietet Dir ein Theater-Billet für die Hälfte des Preises, den es an der Kasse kostet; ein Anderer verkauft Dir für fünf Sous ein Lebens-Elixir, mit dessen Hülfe Du wenigstens hundert Jahr alt werden, ja den ewigen Juden selbst überleben kannst; ein Dritter bietet Dein Taschentuch, Deine Uhr sammt Kette, Deine Börse, kurz Alles, was Du nicht in Acht nimmst; ein Vierter, der seine Augen zublingt, spielt vortrefflich die Rolle eines Blinden und erweckt das Mitleid der Vorübergehenden durch sein Geigenspiel. Er ist blind und weiß doch immer die Leute herauszufinden, deren Aeußeres auf Wohlthaun schließen läßt. Die Bettelei ist in Paris streng verboten; auch erscheint sie dort niemals in ihrer schlichten gewöhnlichen Gestalt; sie verbirgt sich ersinderisch hinter allerlei Masken. Ein Greis sitzt auf dem Boulevard und spielt auf einem Instrument, wofür mittelmäßige Seelen ihm eine Gabe zuwerfen. Die Polizei kann ihm nichts anhaben: er ist ein Künstler (artiste). Ein Anderer bietet runde Stäbchen vor, besser gesagt, Kirbishäne, die wie Bleistifte rund geschnitzt sind, zum Verkaufe; die Vorübergehenden wissen, wie es gemeint ist, und werfen ihm einige Sous in den Hut. Auch hier darf die Polizei sich nicht einmengen; der Mann ist ein industriel, ein Verkäufer von Kiehnspänen: dies ist sein Gewerbe. Der erfinderische Sinn der Pariser Armen verdient wirklich Bewunderung: Einer bricht Steine mit alten Inschriften aus Mauern und verkauft sie öffentlich; der Andere sammelt in Kirchen, Theatern und auf öffentlichen Promenaden Knöpfe, Stecknadeln, Draht, Blättchen von Blumen u. s. w. Bei schlechtem Wetter stellen sich Kinder mit Besen in die Ecken der Straßen und erbitten sich, Dir um ein Trinkgeld den Weg rein zu kehren. Du mußt ihnen schlechterdings einen Sou geben, sonst machen sie sich ungeheißen ans Werk und legen die Gasse mit solchem Eifer, daß Du Dich kaum bis zu Deinem Wagen durchwinden kannst. Bei gutem Wetter, wenn sie keinen Koth zum Bundeswegfegen haben, machen sie kleine Handbesen, laufen damit hinter den Leuten her und drängen sie so lange, bis man ihnen ein Kupferstück zuwirft. Wüßt Du die kleinen Kobolde durch Schellworte entfernen, so geben sie Dir Alles mit Wucher zurück und machen dabei einen solchen Höllenlärm, daß Du ihnen gern ein Silbermünze schenkst, um nur von ihnen los zu kommen. Die Pariser Gassenjungen sind wahre Teufelskerle an widerlichstem Einbrust. Sie öffen alle Arten und Handlungen der Erwachsenen nach und ireiben nichts als muthwillige Possen. Wehe dem Engländer, der ihnen auf öffentlicher Straße begegnet; sie rennen schaarenweise hinter ihm her, necken, schrien und verhöhnen ihn. Ist er wohlhabend, so haben seine Gedult voll und schreitet er zur Defensive, so werfen sie ihn mit Steinen. Die Gamins leben ganz ohne Aufsicht, weder die Vögel im Walde, noch die wilden Thiere sind so klug. Darf man sich nun noch wundern, daß der gemeine Mann in Paris so ungeschlacht, grob und rüdschtslos ist, daß er Jeden, der reinlich aussieht, verspottet und einen anständig gekleideten Menschen mit wahrer Lust aus dem Wege stößt? Jung gewohnt, als gethan! Wäre der Pariser Pöbel weniger roh und verworfen, so würde man sich nicht über die Schauspieler, die Künstler und Artisten, die hier möchte die Boulvards mit einem prächtigen Salon in St. Germain vertauschen. Die Regierung ist aber nicht stark genug, um die freche Ausgelassenheit, in welcher der Pöbel seine Freiheit sieht, zügeln zu können.

Der Tag vergeht Einem in Paris, ohne daß man es gewahr wird. Kaum aufgestanden, angekleidet und ausgegangen, muß man schon wieder nach Hause kehren, sich ankleiden und speisen liegen. In deren Städten wissen die Leute nicht, wo sie die Zeit lassen sollen; hier geht sie nur zu schnell vorüber; es sind wohl vierzig Mal vierundzwanzig Stunden nöthig, um Alles zu sehen und überall Besuche abzustatten. Ein Pariser Morgen fängt um neun Uhr an und dauert bis fünf Uhr; er scheint lang genug und ist es doch nicht. Kaum bist Du erwacht, so liegt ein Haufen Zeitungen von allen Parteien und Farben vor Dir. Es versteht sich, daß sie sich durchaus nicht; denn hier steht Alles gedruckt, was sich gestern Abend zugetragen, Alles, was Du selbst gesehen oder nicht gesehen konntest, Alles, wovon Du gehört oder gesprochen. Die Geheimnisse der Paläste und ihrer dornthumen Bewohner, ja sogar der Häuser und Hotels, sind genau bekannt und erzählt. Das Lesen der Journale nimmt einen ganzen Morgen ein, und doch kann man nicht Alles lesen; wenn einen Tag keine Journale gelesen, der versteht keine Pariser Unterhaltung, weiß nicht, wie er sich in Salons benehmen soll, ist für die Gesellschaft verloren.

Man arbeitet und beschäftigt sich in Paris nur bis zur Stunde des Diners; ist das Diner eingenommen, so trefft man sich angenehm zusammen oder an seine Arbeit mehr. Wohin soll man gehen? Auf der Universität hält Terminier oder Raoul-Rochette eine höchst interessante Vorlesung, die ja nicht versäumt werden darf; auf dem Kriminal-Gerichte ist ein Prozeß im Gange, der die Neugier im höchsten Grade erregt; die Deputirten-Kammer hält eine Sitzung, in welcher Berryer die Herren Guizot und Thiers zu Schanden machen wird; die Pairs-Kammer hält eine vergleichen, worin der berühmte Dreux-Brézé dem sich so verschiedenen Ministerien einen letzten Stoß versetzt. Ferner giebt es eine Auction, auf der man die Gegenstände zu einem Viertheil ihres Werthes erstehen kann; ferner eine Beerdigung, bei welcher Dupin oder Villemain Reden halten; ferner eine Ausstellung zum Besten der Armen, wo die angesehensten und schönsten Damen ihre Handarbeiten um der leidenden Menschheit willen, zum Verkaufe ausstellen, wo Du bei jedem Einkaufe gefaßt, da bringt man Dir einen Haufen Anschlagezettel, Bekanntmachungen u. s. w. Der Eine bittet, seine Erfindung in Augenschein zu nehmen; der Andere, seine Maschine; ein Dritter, seine Automaten. Ein Vierter verheißt goldene Berge, wenn Du die Schweife seiner Wohnung überschreiten willst.

Die Zeit der Frühstücken ist gekommen: Du eilest in irgend ein Kaffeehaus, und zwar eilest Du, wie alle Pariser, ohne Dich umzuschauen, damit ja keine Zeit verloren gehe. Beim Frühstück erfährst Du von Deinen Nachbarn noch ein Schock der allerneuesten Neuigkeiten, lauter Dinge, die sich in der Nacht ereignet haben und die also noch nicht unter die Presbengel gekommen sind. Das Frühstück ist nach einer Stunde eingenommen, und nun eilest Du in eine oder die andere „Kammer", auf das Trübune oder auf eine Ausstellung, zu Künstlern oder Kaufleuten. Die Sitzung der Kammer dauert bis sechs Uhr, oft bis halb sieben; früher dauerte Du Dich nicht entfernen, da die berühmten Kämpfer, die trefflichsten Redner, erst nach den Plänklern ins Feld rücken. Um sieben Uhr ist die Zeit des Diners, wozu man in Paris wenigstens zwei Stunden verwendet: Du aber eilest, nimmst die Bissen schnell zu Dir, um noch zur rechten Zeit — d. h. um acht Uhr — ins Theater zu kommen. Am Abend ist wieder viele Qual bei der Wahl: Theater, Promenaden, tänzliche und städtische Bälle, Konzerte von Musard und Julien, Spazirgen gelehrter Gesellschaften, Spazierfahrten außer der Stadt locken Dich um die Wette. Du mußt die Kraft haben, Dich schnell zu entschließen, sonst vergeht

Digitized by Google

der ganze Abend unter dem Wählen, und dann kommt jeder Entschluß zu spät. Mag Dn aber nun ins Theater gehen oder in eine gelehrte Gesellschaft, auf Konzert oder in einen Salon, in jedem Falle mußt Du noch Zeit für die Abend-Zeitungen erübrigen, die um neun Uhr herauskommen und von allen Ereignissen des Morgens Kunde geben.

Will man all' das Interessante und Scheiternde sehen, das ein Pariser Abend bietet, so muß man wenigstens zwanzig Orte besuchen. Im Théâtre Français spielt Demoiselle Rachel; in der Oper singt Fanny Elsler; in der Italiänischen Oper singt Rubini; der Mohr Meyerbeer bedauert ein neuer Pionnik; in den gelehrten Gesellschaften machen Arago und Daguerre ihre neuen Entdeckungen bekannt; hier ist ein Ball, dort eine Feierlichkeit; im Prado giebt es Tanz, im „Türkischen Garten" Illumination; auf der Eisenbahn eine Parade-Fahrt; auf den Elysäischen Feldern ein Volksfest. Da möchte man den Tag auf einem Prokrustes-Bette ausrecken können, um nur Alles vollständig zu genießen.

In der Nacht, wenn das Theater aus und die Ballmusik verstummt ist, wenn die Wissenschaft einschlummert und die Pforten der Gesellschaften und der Klub's sich schließen: da eilt unser Pariser nach Hause und wirft sich müde, erschöpft, voll der mannigfaltigsten Eindrücke auf sein Lager. Raum ist er wieder erwacht, so geht die Hast und Hetze von neuem los: es zählt die Minuten und greift mit seiner Zeit, wie Andere mit ihrem Gelde. Nur in Paris lernt man den Werth der Zeit kennen; hier ist sie kostbarer als Gold; Alles ist in Paris verkäuflich, Liebe, Freundschaft, Dienste, Schönheit, Ergebenheit, Großmuth, nur die Zeit nicht, mit der man schon lange Handel triebe, wenn es möglich wäre, sie auf den Markt zu bringen.

Darf man sich also noch wundern, wenn Paris für den wahren Sitz der geselligen Zerstreuung, für den Mittelpunkt der Fröhlichkeit und der Civilisation gilt? Keine Bürde ist dem Menschen drückender, als das Leben, besonders wenn er es langsam verrinnen sieht, wenn er nach und nach hinkriecht und jeden Schritt zu seinem Grabe zählen kann. In Paris zählt man nichts von diesem Drucke; da enteilen die Stunden mit Blitzes-Schnelle, und der Mensch rückt dem Ziele alles Irrsichen unmerklich, auf glattem Abhange näher. Daher sind die Greise in Paris noch Jünglinge, sie leben wie Jünglinge, sie nehmen an Ergötzlichkeiten, die ihrem Alter nicht mehr angemessen, lebendigen Antheil. Das schint lächerlich und fast widernatürlich; aber thut nur einen aufmerksamen Blick in das Pariser Leben, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß man dort gar nicht altern kann, daß der Pariser, nach den Worten des Dichters, in ewiger Jugend bleibt.

Ein solches Leben führt man nicht in London und nicht einmal in Wien. In London sind die Leute zu sehr von Handelsgeist erfüllt und verstehen es nicht, von ihren Geschäften zum Genusse überzugehen. In Wien ist eine materielle Existenz, wie in Moskau. Paris aber vereinigt das materielle Leben mit dem geistigen und findet in diesem wie in jenem die Genüsse heraus. Darum ist auch Paris berühmter als London und Wien.

England.

Fortschritte der Schiffsahrtskunde in den letzten Dezennien.

(Schluß.)

Ein Beispiel mag in Zahlen darthun, was man durch die Einführung der eisernen Wasserbehälter gewonnen hat. Das Schiff „Melville", von 74 Kanonen, mit Stückfässern versehen, führte nur 47,624 Gallonen Wasser oder 212½ Tonnen. Als es die Stückfässer mit eisernen Gefäßen vertauscht hatte, führte es 80,000 Gallonen Wasser, oder 394 Tonnen oder 2 mehr. Während also der „Melville", mit einer Bemannung von 600 Mann, ein Gallon Wasser pro Mann auf den Tag zu erechnet, im ersten Fall nur achtzig Tage oder weniger als 3 Monate auf See bleiben konnte, darf er jetzt mit seinem Wasservorrath in Eisengefäßen in 147 Tagen oder fast 5 Monaten nicht landen.

Es ist bekannt, daß, wenn die in Büchsen aufbewahrten Fleisch, Bouillon und Gemüse zu sprechen nach Art von einem Franzosen, Namens Appert, glaube ich, erfundenen Verfahrungsart. Solche Konservirungsgefäße findet man jetzt am Bord aller Schiffe. Sie sind allerdings sehr theuer, aber auf die Länge kommen sie doch nicht den Kosten der lebendigen Thiere gleich, weil man ihnen nicht Essen und Trinken zu geben braucht. Auf der Englischen Kriegs-Marine giebt man die seit langer Zeit üblich Speisen den Kranken; ich glaube, es würde von Seiten des Gouvernements weise und sparsam zugleich seyn, sie im Großen zubereiten und zwei- oder dreimal wöchentlich der ganzen Schiffsmannschaft reichen zu lassen.

Man kann sicher seyn, sich nicht zu täuschen, wenn man behauptet, daß seit vierzig Jahren die Qualität der Lebensmittel und Vorräthe jeder Art, welche der Marine geliefert werden, sich gewaltig verbessert hat, und daß die früher so gerechten Klagen der Seeleute über dieses Kapitel heute fast ungegründet seyn würden.

Nächst diesen so wesentlichen Verbesserungen ist die wichtigste, womit ich mich zu beschäftigen habe, die, welche man in der Kunst der Schiffahrt selbst bemerkt, d. h. in der Kunst, ein Schiff von einem Hafen zum anderen, oder von einem Ende der Welt zum anderen zu führen, mit viel größerer Schnelligkeit als früher und besonders mit weit mehr Sicherheit. Die wirklich bewundernswürdigen Fortschritte, welche man in neuerer Zeit in dieser zweifachen Beziehung gemacht hat, sind vorzugsweise und zunächst eine Folge der viel sorgfältigeren Ausbildung der Offiziere, welche die Schiffe kommandiren; ferner der Vervollkommnung in Hinsicht auf Preis und Brauchbarkeit und der Vermehrung der scientifischen Instrumente, Bücher, astronomischen Tafeln, welche heutzutage in den Händen aller Seeleute sind; drittens der Zahl, der Genauigkeit und Wohlfeilheit der von Ingenieuren in fast allen schiffbaren Gegenden der Erde aufgenommenen Karten; endlich der weit ausgebreiteteren und genaueren Kenntniß, welche jetzt die Seeleute von den Winden, dem Wetter, den Strömungen und Fluthen des Oceans besitzen.

Die erste Stelle unter den in neuerer Zeit zur See angewandten Instrumenten nimmt der Sextant ein, nicht der alte hölzerne Viertelkreis, dessen sich unsere Großväter und selbst eine große Zahl unserer Väter in der Schiffahrtskunde bedienten, sondern der vortreffliche kupferne Sextant von Dollond, Troughton oder Cary, welcher in zehn Sekunden getheilt ist und die Mondentfernungen mit Präcision messen kann. Mit einem solchen Instrumente in den Händen und einem Schiffskalender, darf kein Tausendkünstler, so gewandt er auch immer seyn möge, es wagen, mit einem Seemann, welcher sein Fach versteht, in der Kunst, Wunder zu thun, den Wettkampf anzubinden. In der That, welches Wunder des menschlichen Geistes ist größer, als die Operation, durch welche der Seemann, auf einem unbegränzten Oceane schwimmend, einige tausend Meilen von dem nächsten Lande entfernt, auf der Karte genau und mit Bestimmtheit den Punkt anzugeben vermag, welchen sein Fahrzeug im Raume einnimmt? Zu diesem bewundernswerthen Resultate gelangt der Seemann mit dem Sextanten besser als mit jedem anderen Instrumente.

Das Instrument, welches am Wichtigsten dem Sextanten zunächst steht, ist der Chronometer, welcher der neueren Schiffahrt die größten Dienste leistet. Ich erinnere mich noch der Zeit, als die Chronometer nicht nur nicht allgemein im Gebrauch waren, sondern sogar wenig, und ausnahmsweise nur bei wissenschaftlichen Reisen angewendet wurden. Unstreitig kannte man den Gebrauch der Sextanten weit besser als den Chronometer seit Cook's Zeit, als er waren damals nur in sehr weniger Leute Händen. Heutzutage werden sie überall angewendet, und wenn man sie wohlfeiler machen könnte, was nach meiner Ueberzeugung wohl angeht, so steht nicht zu zweifeln, daß sie ganz allgemein werden würden.

Bei dieser Aufzählung darf man den Seebarometer nicht vergessen, ein so großer, dessen Preis seit lange zu Lande angewendet wurde, ehe man Mittel fand, seine Dienste zur See gebrauchen zu können. Dieses war jedoch sehr einfach: es reicht hin, die Glasröhre, welche das Quecksilber enthält, bis zu einem gegebenen Punkte zu verengen, so daß die Schwingungen, welche der flüssigkeit von der Bewegung des Schiffes mitgetheilt werden, genug geschwächt werden, um immer die Höhe der Quecksilbersäule beobachten zu können, wenn auch nicht mit so großer Genauigkeit als auf dem Lande, so doch immer hinlänglich, um dem Schiffer über die Veränderung des Wetters und der Winde Auskunft zu geben.

Viele meinen, der Barometer könne immer für sich allein das Wetter vorher anzeigen. Das ist indessen nicht genau der Fall; denn wenn man nicht seine Anzeige mit der Beobachtung gewisser anderer Phänomene in Verbindung bringt, so kann er sich auf sie nicht verlassen, so kann man sich sehr große Gefahren bereiten. Oft finden sich in den Prophezeiungen des Barometers Zweideutigkeiten, welche nur durch andere Beobachtungen entschieden werden können. Im Allgemeinen kann man sagen, wenn in den nördlichen Breiten das Quecksilber steigt, so kündigt dieses Zeichen einen Nordwind an, wenn es fällt, so kommt der Süden. Wenn aber schon Niederwasser Quecksilber steigt, so kann man fast mit Bestimmtheit schönes Wetter vorherlagen. Anderseits, wenn es fällt, während der Wind aus Norden kommt, so kann man sich gefaßt machen, daß eines von beiden eintreten wird, entweder der Wind springt nach Süden um, oder es wird stürmisches Wetter. Diese Ungewißheit läßt sich nicht beseitigen, selbst wenn man die Anzeichen des Himmels studirt. Eben so, wenn das Quecksilber steigt, während der Wind nach Süden kommt, so ist das ein Merkmal, entweder daß das Wetter schön werden, oder daß der Wind sich nach Norden drehen wird. Doch trotz dieser Unsicherheiten ist der Barometer ein mächtiges Hülfsmittel für denjenigen, welcher ihn zu gebrauchen versteht, und ich bin überzeugt, wenn die Häfen, selbst die Fischerhäfen, alle mit diesem nützlichen Instrumente versehen wären, wenn man dafür sorgte, daß seine Isobaren Angaben von einem Sachverständigen beobachtet würden, dessen Beobachtungen man zum Nutzen der Schiffer und Fischer bekannt machte, man einen großen Theil der Unglücksfälle verhüten würde, welche die Bevölkerung in der Nähe der See hauptsächlich während des Winters bedrohen.

Indem ich von den nautischen Instrumenten spreche, darf ich nicht die Sonde und das Loch übergehen, für welche Herr Massey ein Patent erworben hat. Diese Instrumente sind so wichtig, indem sie dem Schiffer mit größerer Schnelligkeit und Genauigkeit, als die Instrumente, welche sie ersetzen, zwei sehr wichtige Mittel geben, die Stellung seines Schiffes zu erkennen. Mit der gewöhnlichen Sonde (eine Leine, an deren Ende ein Bleigewicht hängt) erhält man oft nur eine sehr ungenaue Zahl, wenn man seine Untersuchungen nicht bei Tage, bei ruhigem Meere anstellt, und wohlgemerkt das Schiff stillstehet. Aber mit der Massey'schen Sonde, wie sich die Erfahrung bei Tag und bei Nacht, bei jedem Wetter und auf allen Meeren gemacht habe, sind die Resultate immer genau. Das Loch, von demselben Künstler, verdient nicht geringeres Lob; in Verbindung mit dem Chronometer kann es die wichtigsten Dienste leisten.

Fast hätte ich unter den Verbesserungen den ungeheuren Fortschritt in der Genauigkeit der neueren Karten zu erwähnen vergessen. Jeder, der an den Gebrauch der Karten gewöhnt ist, wie man sie jetzt am Bord des schlechtesten Schiffes findet, müßte sich entsetzen bei dem Anblick der alten Karten. Denn erstlich, wenn man die wirklichen Gefahren sieht, welche jetzt erkannt, aber auf den alten Karten weggelassen sind, so muß man sich wundern, daß die Schiffe ihnen haben entgehen können; und dann wieder, wenn man auf den

Digitized by Google

alten Karten das Meer so bunt und belebt steht, mit Felsen, Riffen, Klippen und andern Zeichen von Gefahren, deren Nichtvorhandensein jetzt erwiesen ist, so kann man sich nicht enthalten, die Kühnheit der Seeleute zu bewundern, welche unter solchen Anzeichen bei Nacht zu fahren wagten.

Die Regierungen der civilisirtesten Länder, namentlich Englands, haben diesen wichtigen Gegenstand sich angelegen sein lassen, haben ihre Ingenieure, gleichsam als Missionaire der Geographie, in die Weite geschickt und die Welt in den Besitz ausgezeichneter Karten über alle besuchteren Häfen, Küsten und Meere gesetzt. Die Angabe der Karten wird jetzt so genau befolgt, daß, die Uebermacht des Sturmes abgerechnet, ein Schiff, in gutem Zustande und mit nautischen Instrumenten wohl versehen, fast nicht mehr zu fürchten hat, aus Unkunde zu scheitern, und ohne Schwierigkeit seinen Weg findet mitten unter den verworrensten Sandbänken, Korallenriffen und Untiefen, welche früher mit Recht der Schrecken der Seeleute waren.

In seinem einzelnen Zweige des Seedienstes hat man aber größere Fortschritte gemacht, als in dem Gebrauche der Signale auf der Englischen Marine. Zur jetzigen Zeit können zwei oder mehrere Schiffe, sobald sie nur einander im Gesichte haben, sich eben so vollständig und genau unterhalten, als ob ihre Stimme zu einander hinüberreiche. Der See-Telegraph giebt buchstäblich, wie sein Name es anzeigt, den Schiffen die Macht, aus der Ferne mit ihren Flaggen in der Luft zu schreiben.

Andere weniger wesentliche Verbesserungen muß ich hier übergehen und erlaube mir nur noch auf zwei Punkte die Aufmerksamkeit des Lesers hinzulenken. Der erste ist der Fortschritt der Disziplin auf der Englischen Marine und die merkliche Verbesserung, welche in Bezug auf die Moralität der Seeleute daraus hervorgegangen. Der zweite ist die hinzugekommene Veränderung in der Ausrüstung der Kriegsschiffe und die dadurch nothwendig erzeugte höhere Bildung der Marine-Soldaten.

Gewiß erwartet man, daß ich, bevor ich schließe, noch ein Wort über den wahrscheinlichen Einfluß der Dampfschiffe auf die Schiffs-Taktik sagen werde, und ich fürchte nicht, mich zu kompromittiren, wenn ich meine Meinung über diesen Punkt sage, so sehr sie auch entschieden, welche entschieden höheren Grad von Patriotismus besitzt oder bei gleichem Patriotismus die zahlreichere auf dem Kampfplatze ist. Die Linienschiffe werden nur noch buchstäblich schwimmende Citadellen seyn, welche die bewaffneten Corps einander nahe bringen, um den Nationalstreit durch Gewalt zu entscheiden. Der Dampf wird ihnen die Mittel geben, sich entweder schneller zu nähern oder auch nach Umständen auszuweichen; aber weder der Dampf, noch irgend eine andere Erfindung der Mechanik, wird von der Nothwendigkeit entbinden, ein Heer zu haben, in dem jener moralische Muth lebt, welcher allein über den Ausgang der Volkerkriege entscheidet.

Ich habe schon oft sagen hören, und mit vielem Recht glaube ich, daß die Dampfschiffe bei der Flotte die Rolle zu spielen berufen seyen, welche die Kavallerie bei den Landheeren spielt. Das ist gewiß eine wichtige Rolle, aber sie ist nicht diejenige, welche das Resultat einer Schlacht entscheiden kann. Dieses Vorrecht gebührt immer der Infanterie. Die Kavallerie schützt die Flanken, rekognoszirt die Marschroute einer Armee, sichert ihre Stellung und hilft bei der Verfolgung des Feindes die Früchte des Sieges ernten. Eben so werden die Dampfschiffe bei einer Flotte die Rolle zu spielen haben, der die Linienschiffe bugsiren und vor den Feind bringen, oder endlich bei der Verfolgung einer geschlagenen Flotte die wichtigste Hülfe leisten. Dennoch aber wird das gut disziplinirte Heer immer die Hauptsache bleiben. Den Muth desselben kann man keiner Maschine einflößen; und wenn ich auch nicht leugne, daß ein Dampfschiff, mit Kanonen von ungeheurem Kaliber vereinigter Artillerie, ein Linienschiff wohl sehr ernstlich beunruhigen könnte, so bin ich doch überzeugt, daß jedes Linienschiff so ausgerüstet und gelenkt werden kann, daß es im entscheidenden Augenblick immer den Sieg über eine Maschine davonträgt. Uebrigens zweifle ich nicht, daß man bald Mittel finden wird, auch große Linienschiffe mit Dampfmaschinen zu versehen.

Die Verbesserungen von geringerer Bedeutung habe ich übergangen, obschon ihre vereinigten Resultate wesentlich zu der Uebergenheit der neueren Schiffahrt beitragen. Die Stärke und Gestalt der Anker, ihre Leichtigkeit, in den Grund einzugreifen, die Festigkeit ihrer Haltung ist großartig verbessert worden. Die Winden zum Lichten der Anker haben viel gewonnen. Die Eisenspitze, welche man ihnen gegeben hat, ist eine glückliche Neuerung, und das System des Kapitain Philipp's hat sehr Wirkung hervorgebracht. Die Stärke der Ladung hat sich auf den Kriegsschiffen ohne merklichen Zuwachs an Gewicht vermehrt. Die Masten und alle Sparren, sammt den Stricken, welche sie tragen, sind jetzt fester, leichter und bequemer zu handhaben. Die Kanonen, Lafretten, das ganze System der Artillerie ist nach einem methodischen Plane reformirt.

Endlich, und das ist nicht die unwichtigste aller Verbesserungen, macht sich eine sehr glückliche Veränderung in den Manieren und der Erziehung der jungen Offiziere und, ich darf wohl sagen, selbst der Matrosen bemerkbar, welche, ohne gerade ein Muster von guter Führung und von Tugend zu seyn, doch jetzt weit weniger lasterhaft als früher sind. Offiziere und Matrosen, welche mit einem tiefen Gefühl dessen, was sie ihrem Schöpfer schuldig sind, ihre Pflicht thun, sind auch am Tage der Prüfung den ehrenvollen Seeleute, die Tapferen in der Gefahr, die Thätigen und Beharrlichen in der Noth.

Daß man jetzt darauf bedacht ist, die Carrière dem Seedienst denjenigen jungen Offizieren zu verschließen, welche nicht hinlängliche Bildung besitzen, und diejenigen auszuscheiden, welche sich nicht auf gesiemende Weise benehmen, hat den Charakter der neuen Generation mehr gehoben. Ich will nicht sagen, daß man nicht auch ehemals eben so strenge Nachsicht und Aufmerksamkeit Mißhlpunkten Land, als jetzt, ich behaupte nur, daß ich mich noch einer Zeit erinnere, wo der Charakter dieser Herren in mehr als einer Beziehung sehr viel zu wünschen übrig ließ.

In Betreff der Offiziere höheren Ranges, der Schiffs- und Flottenführer, wird ihr Verdienst als Staatsdiener immer viel mehr von ihren individuellen Talenten, ihrem Charakter und Eifer abhängen, als von den gewissermaßen äußerlichen Anordnungen der Gesetze und Einrichtungen, mittelst welcher man die Moralität der jungen Offiziere bis zu einem gewissen Grade regeln kann. Auch will ich mir nicht mit Sicherheit die Frage zu entscheiden getrauen, ob in dieser Beziehung die Marine jetzt weiter geschritten ist, als sie vor 50 bis 60 Jahren oder selbst vor einem Jahrhundert war.

Basil Hall.

Mannigfaltiges.

— Neu aufgefundene Schriften. Es ist oft behauptet worden, daß nur die Italiänischen Bibliotheken und besonders die des Vatikans zu Rom noch viele verborgene Schätze enthielten, zu deren Auffindung es nur eines leidlich aufmerksamen Auges bedürfe, daß jedoch in allen übrigen Bibliotheken, vielleicht mit Ausnahme der Königlichen zu Paris, wenig oder nichts Bedeutendes zu finden sey. Diese Behauptung ist aber gewiß voreilig: denn der jetzige große Eifer für ältere Geschichte und Literatur hat besonders in Frankreich und Deutschland zu Entdeckungen geführt, die man an den Orten, wo der Fund gemacht wurde, nicht im entferntesten vermuthete. Vorzüglich hat das Französische Kultus-Ministerium in der neuesten Zeit das Zaubermittel gefunden, die verborgenen Schätze in den Stadt-Bibliotheken und Stadt-Archiven der einzelnen Provinzen ans Licht zu ziehen. Es sendet nämlich mehrere Gelehrte der Königl. Bibliothek nach verschiedenen Gegenden des Landes mit dem Auftrage aus, in den Provinzial-Bibliotheken nach vergessenen literarischen Reichthümern zu suchen und darüber an den Minister Bericht abzustatten. Dies ist in der That das beste Mittel, die verborgenen Schätze zu heben, den Eifer der Städte für die Erhaltung und Vergrößerung ihrer Bibliotheken anzuspornen und zwischen den einzelnen Bibliotheken einen Umtausch von Dubletten einzuleiten; mit einem Worte, dieses sonderbare Magazin der Wissenschaften wie Bücherleit zu geben, die sie verdienen und die sie haben müssen. So wurden vor kurzem der General-Inspektor der Bibliotheken, Herr Felix Ravaisson, und Herr Alexander Le Roble, der Erstere nach dem Westen, der Zweite nach dem Osten Frankreichs von dem Minister zu diesem Behuf ausgesandt, und ihre beiderseitigen Nachforschungen sind nicht ohne wichtiges Resultat gewesen. Der Bericht Ravaisson's meldet, daß besonders die Bibliotheken von Avranches und Alençon eine bedeutende Menge unedirter Manuskripte enthalten, unter denen hauptsächlich ein Kodex der Ciceronischen Schriften: De Oratore und Orator, wichtig ist, der viele von dem bisher bekannten Texte abweichende Varianten liefert; dieser Kodex ist aus dem 10ten Jahrhundert. Ferner hat er zwei noch ungedruckte Predigten des heiligen Augustinus und mehrere Abhandlungen des berühmten scholastischen Philosophen Scotus Erigena entdeckt, die über die mystischen Ansichten im Mittelalter ein größeres Licht zu verbreiten scheinen. — Nicht minder glücklich als Ravaisson ist Alex. Le Roble gewesen, der sich nach Osten gewandt und seine Forschungen sogar über die Gränze Frankreichs ausgedehnt hat. Er hat die Bibliotheken und Archive von der Savoyei, zur Zeit seiner wissenschaftlichen Reise gewählt. In Zürich hat Le Roble einen unedirten Brief des durch seine Gelehrsamkeit, noch mehr aber durch sein Liebesverhältniß berühmt gewordenen Abälard an Heloise und mehrere Lateinische gereimte Hymnen des Lehrers und Feindes Abälard's, Wilhelm's von Champeaux, die dieser für die Mönche des Kloster Paraklet gedichtet hatte, aufgefunden. Jener Brief Abälard's ist die zweite Schrift, die man in der Savoyei, seit jene seinen scholastischer entdeckt hat. Unsere Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß Herr Cousin vor fünf Jahren eine philosophische Abhandlung Abälard's: „Sic et Non", gefunden und herausgegeben hat.*) Aus einem anderen Züricher Manuskripte hat Herr Le Roble ferner eine Karolingische Genealogie aus dem 9ten Jahrhundert, die von großem Interesse ist, ausgezogen. Diese entschiedenen neu aufgefundenen Dokumente, die mindestens eben so wichtig sind, als die Fragmente des Dio Cassius, die Angelo Mai neulich in Rom entdeckt hat, werden nächstens in der Bibliotheque de l'école des Chartes, die, wie man weiß, der Veröffentlichung unedirter Werke gewidmet ist, dem gelehrten Publikum mitgetheilt werden.

*) Abélard, Ouvrages inédits d'Abélard, pour servir a l'histoire de la philosophie scolastique en France, publiés par Victor Cousin. Paris, 1836. 4to.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 95. Berlin, Montag den 9. August 1841.

Frankreich.

Ein Ministerwechsel im Jahre 1810.

Von Marco de Saint-Hilaire.

Im August 1809, den Tag vor seinem Aufbruch zum Oesterreichischen Kriege, richtete Napoleon in der Minister-Conferenz an Jouché die Frage: „Was würden Sie thun, wenn eine Kanonenkugel oder sonst ein Zufall meinem Leben ein Ende machte?“ — „Sire“, entgegnete der Polizei-Minister mit seiner gewohnlichen Kaltblütigkeit, „ich würde so viel von der Gewalt an mich reißen, wie ich nur könnte, um die Begebenheiten zu beherrschen und mich von ihnen überflügeln zu werden.“ Bei diesen Worten schaute der Kaiser Jouché unverwandt an und sagte dann: „Freilich, das ist das Recht des Spiels.“

Sechs Wochen später erlebte der Kaiser, daß die Donau die Brücken forttrieb und einen Theil seiner Armee von dem anderen trennte. Diese kritische Lage erforderte ungeheure Anstrengungen. Das Britische Cabinet, welches sich keine günstige Gelegenheit entschlüpfen ließ, sendete unter Anführung Lord Chatam's eine Expedition nach Walcheren, welche sich dieses Punktes bemächtigte, gegen Antwerpen vorrückte und so Belgien bedrohte. Kaum war diese Nachricht nach Paris gelangt, als sich die Minister unter dem Vorsitz des Erz-Kanzlers zu einer außerordentlichen Berathung versammelten. Jouché meinte, die National-Garden des Reiches müßten unverzüglich aufgerufen werden. „Wie würden der Kaiser und die Armee sagen“, äußerte er, „wenn das Französische Gebiet angegriffen verletzt würde, während sie außerhalb des Landes kämpfen?“ — „Herr Jouché“, sagte Cambaceres, der etwas ängstlich war, „ich mag mich nicht der Gefahr aussetzen, um einen Kopf kürzer zu werden. Ich habe heute Morgen einen Courier an den Kaiser gesendet, und meine Ansicht ist, daß wir seine Antwort abwarten.“ — „Und ich“, versetzte Jouché trocken, „werde unterdeß meine Schuldigkeit thun.“

Am demselben Tage erließ der Polizei-Minister das berühmte Manifest, das „Aufruf an den Französischen Muth“ betitelt war und welches den Befehl zur Mobilisirung der National-Garden aller Departements enthielt. Diese Maßregel, wie übertrieben sie auch seyn mochte, machte dennoch einen gewaltigen Eindruck auf die öffentliche Meinung. In weniger als 14 Tagen waren 1,200,000 Bürger-Soldaten auf den Beinen. Napoleon wagte das Geschehene nicht laut zu tadeln; aber es war ihm äußerst empfindlich, daß in seinem Reiche ein Minister mächtig genug war, um das ganze Land in Bewegung zu setzen. Von Jouché war nicht nur die Initiative dieser großen Bewegung ausgegangen, sondern er hatte sie auch geleitet, während der Minister des Krieges und der des Innern unthätig geblieben waren. Ueberdies hatte er Bernadotte an die Spitze der Bürger-Armee gestellt, obgleich Napoleon denselben kurz vorher von der Armee entfernt hatte.

Zugleich schloß der Herzog von Otranto einen Bund mit Talleyrand, der ebenfalls in Ungnade gefallen war. Dieser hatte, auch nachdem er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten abgegeben, immer noch in einem gewissen Vertrauen bei Napoleon gestanden, bis zu dem Tage, wo der Kaiser ihm den Kammerherrenschlüssel abnahm und ihn Herrn von Montesquiou gab. Da zeigte sich Talleyrand zuerst im Salon des Herzogs von Otranto, in welchen bisher Alles, was der Minister kurz vorher Herrn Desmarets, der an der Spitze der Gefängniß-Angelegenheiten stand, gesagt hatte, ob noch Platz in Vincennes für Herrn Talleyrand sey, der die gegründetsten Ansprüche auf eine solche Wohnung habe.

Die Antipathie der beiden einflußreichsten Minister hatte Napoleon nie mißfallen. Die plötzliche freundschaftliche Annäherung dieser beiden Männer gab ihm mancherlei zu denken. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß Jouché mit allen der Regierung feindlichen Parteien in Verbindung stand. Jouché verpflichtete sich, jeder eine Partei, die er um jeden Preis vernichten wollte. Ferner hatte sich seit der Ankunft der Kaiserin Marie Louise ein ganz anderer Ton am Hofe geltend. Jouché war einer Nichte der unglücklichen Marie Antoinette gegenüber nicht ganz an seinem Platz. Zwar hatte Napoleon seinen Minister mit einer Menge von Orden und mit dem Titel eines Herzogs von Otranto aufgeputzt, einer Titel, den Jouché so rund nahm, daß er oft äußerte, wenn er von seinen Unterhaltungen mit Robespierre sprach: „Einst Tages sagte Robespierre zu mir: „„Herzog von Otranto u. s. w.““ Aber nicht alle Personen am Hofe hatten ein so schwaches Gedächtniß. Napoleon war jedenfalls entschlossen, Jouché bei Seite zu werfen, und er würde dieses Gedanken schon früher zur Ausführung gebracht haben, wenn Jouché nicht im Besitze von Papieren gewesen wäre, die für den Kaiser vom höchsten Werthe waren und die er zunächst wieder in seine Hände bringen wollte. Jouché's Fall war also nur verschoben.

Jouché wußte indeß, daß seine Macht nicht von langer Dauer seyn werde. Um diese Zeit wünschte der Kaiser sehnlichst den Frieden mit England. Eine geheime Unterhandlung war mit seinem Vorwissen unter dem Deckmantel des Namens seines Bruders, des Königs von Holland, eingeleitet worden. Dieser hatte Herrn von la Bouchere, den reichsten Banquier Amsterdams, nach London gesendet, um mit dem Marquis von Wellesley zu unterhandeln. Es fanden Konferenzen statt, und es ließ sich Alles ganz gut an, als Jouché auf den unglücklichen Einfall kam, sich bei den Unterhandlungen zu betheiligen. Er hoffte die Abneigung des Kaisers zu besiegen, wenn er ihm einen großen Dienst leistete. Demgemäß sendete er Herrn Ouvrard mit geheimen Aufträgen nach London.

Ouvrard, der wohl wußte, wie gewagt eine solche Mission sey, nahm dieselbe nicht eher an, als bis Jouché ihm die Versicherung gab, daß der Kaiser ihn ermächtigt habe, so zu handeln. Ouvrard reiste mit Instructionen ab, die so ziemlich mit denen des Herrn von la Bouchere übereinstimmten. Jouché, der Niemand traute, ließ indeß seinen Agenten wieder beaufsichtigen. Diese Beaufsichtigung hatte eine Menge Hin- und Herreisen des zweiten Agenten zur Folge, denn Jouché war zu vorsichtig, um sich schreiben zu lassen. Die beiden Agenten, welche sich nicht kannten, arbeiteten sich entgegen, und die Verschiedenheit in ihren Anerbietungen brachte das Londoner Cabinet auf die Vermuthung, daß man ihm eine Schlinge legen wolle. Sowohl der Agent des Königs von Holland wie der Jouché's wurden kurz abgefertigt und die Unterhandlungen gänzlich abgebrochen.

Während dessen machte Napoleon mit der Kaiserin eine Vergnügungsreise. Nachdem er Belgien durchstreift, begab er sich nach Amsterdam. Die Reise nach Holland verbarg einen politischen Zweck: er wollte wissen, wie weit die Unterhandlungen mit England gediehen seyen. Napoleon wunderte sich, daß dieselben keinen Fortschritt machten, und es kam zu heftigen Erklärungen zwischen ihm und dem Könige von Holland. Am Abend vor seiner Abreise sagte ihn dieser, warum er ihn den Vorwürfen des Englischen Kabinets ausgesetzt Napoleon sah ihn erstaunt an; Louis fuhr aber mit der großen Ruhe fort: „Ja, während ich einen Mann von anerkannter Redlichkeit nach London sende, dessen Charakter, dessen Worte meine Aufrichtigkeit verbürgen, schicken Sie einen geheimen Agenten ab, um in Ihrem Namen und ohne mich zu unterrichten.“ — „Das ist nicht wahr“, fiel Napoleon ein. — „Es ist wahr“, entgegnete Louis. „Herr von la Bouchere hat mich nicht eher von diesen Unterhandlungen in Kenntniß gesetzt, als bis er den positiven Bescheid erlangt hatte.“ — „Aber beim großen Teufel!“ rief der Kaiser zornig aus, „ich kenne diesen Mann nicht, ich habe keine Instructionen ertheilt.“

Er kreuzte hierauf die Arme, und nachdem er eine Weile nachgesonnen, sagte er mit dumpfer Stimme: „Aber sollte gewagt haben, einen Unterhändler nach London zu schicken! Ich werde es erfahren, und wehe dem! wehe allen Beiden!“ — „Und wer anders als Ihr Jouché“, versetzte Louis; „und ich wiederhole Ihnen, daß man gegenwärtig für Sie in London unterhandelt, und daß dort dieselben Gegenstände erwogen werden, welche die Basis des zwischen uns verabredeten Traktats bilden. Muß ich so auf Ihr Wort vertrauen?“

Bei diesen Worten erblaßte Napoleon; er ging mehrmals rasch im Zimmer auf und ab und sagte dann zu seinem Bruder: „Höre; ich sehe wohl, daß hier verbrecherische Umtriebe im Spiele sind, aber ich habe keinen Antheil daran; ich gebe Dir mein Wort, mein Kaiserwort, mein Bruderwort. Glaubst Du mir?“ — Louis erwiederte: „Ich glaube, daß meine Ehre verpfändet ist, daß meine Ehre Umtriebe zur Unterlassung gezogen werde.“ — „Dieses Verbrechens“, entgegnete der Kaiser. „Ich werde ihn entdecken. Ich glaube die Schlange zu erkennen, die mich schon lange mit ihren Knoten umschlingt. Ja, Du hast Recht, Jouché muß es seyn. Aber ich werde ihn zermalmen.“

Bei diesen Worten nahm Napoleon von der Konsole eine kleine elfenbeinerne Bonbonnière und zerdrückte sie in seinen Händen.

Als er nach Saint-Cloud zurückgekehrt war, ertheilte er dem Polizei-Präfecten Dubois den Auftrag, den Verzweigungen dieser

Intrigue nachzuforschen. Dieser entdeckte sehr bald, daß Fouché lebhafte Verbindungen mit England unterhalten hatte. Auch gelang es seinen Agenten bald, sich eines der geheimen Einverständnisse zu bemächtigen. Derselbe, es war ein früherer Emigrant, der Chevalier von Jagan, wurde nach Vincennes gebracht. Fouché, der Meister in solchen Künsten war, überredete den Gefangenen, der Zorn des Kaisers würde keine Gränzen kennen, wenn er seinen Namen (den des Herzogs von Otranto) nicht verschweige. Jagan ließ sich auch so einschüchtern, daß er im dem Verhör nichts aufhalte, was den Polizei-Minister hätte kompromittiren können. Er behauptete, Alles wäre für seine eigene Rechnung nach England gegangen und hätte bloß einige Privat-Angelegenheiten betrieben wollen. Dubois, der von Allem unterrichtet war, wußte es indeß so anzustellen, daß ein sicherer Mann zu Jagan gelangte; durch diesen wurde er überzeugt, daß der Herzog von Otranto sein Spiel mit ihm treibe, und daß er sich nur durch ein offenes Einständniß retten könne. Jagan erzählte nun Alles, was er wußte, nannte Fouché und Ouvrard.

Napoleon fühete den Vorfall im Ministerrathe, als er den Bericht über die Untersuchung erhielt. Die Thatsachen lagen offen am Tage, und die Gelegenheit, sich Fouché's zu entledigen, war so günstig, wie er sie nur wünschen konnte. Um indeß noch mehr zu erfahren, beschloß er, Ouvrard noch an demselben Tage verhaften zu lassen. Er gab dem Herzoge von Bassano leise einen Auftrag mit dem Befehl, ihn augenblicklich dem diensthuenden Adjutanten, Savary, zu überbringen.

Savary kannte weder die Wohnung noch das Signalement Ouvrard's. Nichtsdestoweniger setzte er sich in einen Wagen und fuhr nach Paris. Unterwegs fiel ihm Madame Hamelin ein, mit der, wie er wußte, diese gefährliche Verbindung stand. Er begab sich also zu dieser. Sie ließ ihm gar nicht Zeit, ihr die Ursache seines Besuches auseinanderzusetzen, sondern bat ihn bloß, sich nicht lange zu verweilen, weil sie zwei Besuche erwarte, in deren Anwesenheit ihre Thür jedem Anderen verschlossen bleiben müßte, und die besonders seine Gegenwart in große Verlegenheit setzen würde. Es gelang Savary, ihr das Geständniß zu entlocken, daß diese beiden Besuche Talleyrand und Ouvrard seyen.

Savary entfernte sich und begab sich auf der Stelle nach dem Quartier der Elite-Gendarmen, deren Oberst er war, wählte einen Capitain aus, auf den er sich verlassen konnte, Herrn von Medmel, und gab ihm die nöthigen Unterweisungen. Herr von Medmel machte sich auf den Weg nach der Wohnung von Madame Hamelin und wartete in ihrem Salon ein, wo er Herrn von Talleyrand mit einem ihm unbekannten Manne fand, der Ouvrard war; er folgte Herrn von Medmel. Beide stiegen in einen Fiacker, dessen Vorderthür zwei Gendarmerie-Offiziere einnahmen. Vierundzwanzig Stunden später war er in Vincennes. Savary war noch an demselben Abende nach Saint-Cloud zurückgekehrt und hatte dem Kaiser die Nachricht überbracht.

Am 2. Juni war in Saint-Cloud ein großer Ministerrath versammelt. Der Erz-Kanzler Cambacérès, der Erz-Schatzmeister Lebrun, alle Minister, der Herzog von Bassano und Regnault von Saint-Jean d'Angely waren anwesend. Der Kaiser saß in seinem Lehnstuhle und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. Als Napoleon sich überzeugt hatte, daß die Versammlung vollzählig sey, nahm er das Wort und sagte: „Meine Herren, Sie habe ich zusammenberufen lassen, um mit Ihr Gutachten über eine Thatsache zu erbitten, die sich kürzlich zugetragen hat. Ich habe den materiellen, unumstößlichen Beweis erlangt, daß ein Geosmürdenträger des Reiches ohne mein Vorwissen eine geheime Korrespondenz mit England unterhalten. Ich wünsche, daß mir Jeder hier der Reihe nach die Art der Strafe nennen möge, die seiner Meinung nach der Schuldige verdient hat."

Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf Herrn von Talleyrand; denn da von geheimen Intriguen die Rede war, glaubten sie, diese Worte könnten nur ihn treffen. Sie bemerkten indeß bald, daß er diesmal unbetheiligt war. Der Fürst von Benevent fragte den Kaiser, ob unter den Altenstücken entscheidende waren? Diese geschickte Wendung erhielt die Zustimmung der Versammlung. „Das ist ganz in der Ordnung," erwiderte Napoleon. Hierauf sah nach Fouché's Seite hinneigend, sagte er ohne weiteren Uebergang: „Sie sind es, Herzog von Otranto."

Fouché hube zusammen, aber er antwortete nicht; sein Gesicht drückte Geringschätzung aus. Der Kaiser fuhr hierauf mit verändertem Tone fort: „Könnte mir der Herzog von Otranto wohl sagen, welche Aufträge Herr Ouvrard in England angenommen hat?"

— „Sire", entgegnete Fouché, ohne aus der Fassung zu kommen; „ich habe Herrn Ouvrard weder Aufträge noch Instructionen gegeben und kenne ihn überhaupt kaum. Vielleicht hat sich Herr Ouvrard durch Herrn la Bouchere, den Schwiegersohn von Sir Francis Baring, veranlaßt geglaubt, in London das Terrain auszukundschaften. Auf indirektem Wege habe ich einige Kenntniß von dieser Angelegenheit erlangt, jedoch keinen Antheil daran genommen." „Ouvrard", sagte Napoleon, „hat in Ihrem Namen Eröffnungen gemacht und Artikel eingereicht. Wenn Sie ihn nicht dazu ermächtigt haben, so ist er strafbar, sehr strafbar, und er muß vor Gericht gestellt werden."

Fouché machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe. „Nein, sagen Sie?" fuhr Napoleon fort. „Ich sage Ihnen aber, daß Sie Krieg und Frieden ohne meine Einwilligung verhindern, — und daß Sie vielleicht Ouvrard selbst täuschten, indem Sie ihn in diese Intriguen hereinzogen." Fouché suchte Ouvrard mit einem etwas zu weit getriebenen Eifer zu entschuldigen und behauptete, derselbe hätte gar nicht seiner Freiheit beraubt werden dürfen. „Das heißt also, daß ich Unrecht gehabt habe?" rief Napoleon mit furchtbarem Tone aus. Dann aufstehend, sagte er: „Herzog von Otranto, Sie haben Ihren Kopf aufs Spiel gesetzt."

Bei diesen Worten wurden alle Anwesende erschreckt aufgesahren, mit Ausnahme Fouché's, der die größte Ruhe beibehielt. Er blieb sitzen und hatte die Augen auf sein Portefeuille gerichtet, mit dem er zu spielen schien. Cambacérès winkte seinen Kollegen, sich wieder zu setzen. Nach einem Augenblick der Ruhe wendete sich Napoleon an den Großrichter Regnier und fragte ihn: „Herzog von Massa, welche Strafe verhängen unsere Gesetze über einen Minister, der ohne Genehmigung seines Herrn mit dem Feinde unterhandelt?" — „Ew. Majestät haben es so eben gesagt", antwortete dieser mit bewegter Stimme. — „Sie hören es", fuhr Napoleon fort; „Herr Herzog von Otranto, Sie können sich entfernen."

(Fortsetzung folgt.)

Geoffroy, der Kritiker zur Zeit Napoleon's.

(Schluß.)

Nur Einer unter den gesammten Dramatikern dieser traurigen Periode hatte, nach dem Urtheile Aller, einen Funken ursprünglicher Kraft zu bewahren gewußt, der Verfasser des Agamemnon. Auch hatte sehon früher ein junger Kritiker in Lemercier auf das lebhafteste den erhabenen, gewaltigen, eigenthümlichen, verwegenen Geist gepriesen, mit dem er sich literarisch eben so wenig als politisch verknechtet. Und gerade Lemercier ist unter allen Dramatikern seiner Zeit der, den Geoffroy am parteiischsten gehaßt. Er sagt von Agamemnon: „Ein Werk, das in einem dunklen, barbarischen Styl geschrieben ist, ein Werk, dessen Handlung grauenerregend, abscheulich, ekelhaft ist, ein Werk ohne Interesse, voll von Declamationen, von Unsinn, das Gegentheil alles gesunden Gefühls, kann dies für eine Tragedie gelten?" Für diejenigen, welche von den bittern Kämpfen gehört haben, die dieser freie Denker mit der Kaiserlichen Censur zu bestehen hatte, wird kein Zweifel obwalten, welchen Eingebungen Geoffroy gehorchte. Das Lustspiel von Plautus, das Victor Hugo so geistvoll und frei benutzte, wurde von dem Polizeirecher der literarischen Rache des ersten Konsuls nicht bloß behandelt: „Welch' ein Autor, der bei vollem Verstande ist, würde solch ein Machwerk bei uns einzuführen versuchen?"

Durch theile das Schicksal Xeyomucene Lemercier's. Er hatte in Geoffroy's Augen gleiches Unrecht. Doch diesmal war der Feuilletonist unbedingt genug, sich an einer anderen Celebrität zu vergreifen, als alle die waren, die er bandwurmähnlich recht lang setzte. Hinter dem farblosen Nachahmer Shakespeare's war Shakspeare selbst verborgen, Geoffroy griff Shakespeare an. Ich erinnere mich einer Stelle im Wilhelm Meister, diesem herrlichen Vermächtnisse Goethe's, in der der Beschützer der Mignon den Eindruck schildert, den dieser König der Englischen Bühne auf ihn hervorgebracht. Er hatte Cornelle verhanne und gelobt, er hatte Racine verstanden und gelobt, er hatte Voltaire angestaunt; doch als er Band von Shakespeare in seine Hände fiel, da, sagt er, war es die Natur, welche ihre heiligen Tiefen vor ihm aufthat. Er hatte in jedem der Französischen Tragiker einen Theil des göttlichen Feuers gefunden, dessen Herd die Seele ist, doch die ganze menschliche Seele, er schaute sie zum ersten Male lebendig an in dem Spiegel, worin wie Geoffroy hierüber: „Shakespeare's Werke sind Schund; man muß erröthen über die Anbetungen, die eine abergläubische Ehrfurcht ihm angedeihen läßt." Vielleicht glaubt Geoffroy auch dann noch den geheimen Wünschen des Kaisers zu entsprechen, wenn er das Volk, das diesem so verhaßt ist, auf der Seite angreift, an der es am wenigsten verwundbar ist. Jedenfalls will ich zur Ehre seines Geschmacks annehmen, daß er ganz besonders Ueberzeugung sprach. Doch wenn man Lemercier so scharf angriff, wenn man Ducis bis unter den Schild Shakespeare's verfolgte, so spendete man um so ermuthigendere Worte zu Delrieu, der, wie er selbst sagt, sich nach dem schmeichelhaften Urtheile, mit dem des Kaisers Majestät ihn gesehrt hat, sich jeder Vorrede überhoben hat; und an Herrn von Jouy, dessen Ruhm am Ende einer der größten und besser erhaltenen dürften, und mittheilt, die ehrendste aller Stimmen habe sich für ihn erklärt und ihm so von Erfolg geschient. Delrieu ist der Verfasser des Ariarerres, Lancival der des Hektor.

Ich glaube jetzt hinreichend gezeigt zu haben, welches Geist Geoffroy bei seinem literarischen Wirken im Auge hatte. Doch knüpft sich an sein Feuilleton nicht ein Interesse anderer Art? In angegebenen Spalten des Journals und die Erinnerungen einer ganzen Epoche niedergelegt, und es leben in ihm, wie in verzauberten Schlössern, tausend Stimmen, die sich neu regen, tausend schimmernde Wiederklänge, die neu erwachen. Der Geschäftsdonner von Wagram und Eylau drauf oben im Journal; unten hören wir die Musik der Oper, die oben ertönt ist, das Murmeln der Tagesgespräche. Oben zieht die ganze Hermee aus und kehrt wieder heim mit Trompeten und Zahnen; unten lächelt Dem. Mars, es weint Dem. Duchesnoy, es glänzt Dem. George. Ungeachtet seiner rauhen Sitten, wie Geoffroy den Abend zuvor im Konzert, er spricht von Mad. Catalani. Mad. Catalani! Dies ist ein Name, so vergessen sah, wie der des braven Grenadiers Xuquit, dem in demselben Blatte ein Denkmal gesetzt wird. Sie war eine Sängerin, die ganz Paris entzückte; der ernste Geoffroy theilt den Prospekt ihrer Konzerte mit und stößt für sie in die Trompete: Kommet, eilet, eilt er, der Saal wird zu klein seyn, es wird bieten: es sind Viele berufen, aber Wenige auserwählt (Feuilleton vom 28. Dezember 1813). Von dem Drama Pizarro lässt sich Geoffroy so vernehmen: „Die heerlichste Stelle ist folgende: Diai, ein alter Anführer der Wilden wird gefragt: — Wer bist duf — Dein Feind. — Thörichter Greis, wer

giebt dir das Recht, mir zu trotzen! — Meine gerechte Sache und deine Verbrechen. — Gieb und den Zufluchtsort der Deinen an, das Dach, das sie verbirgt. — Der Himmel. — Sind sie zahlreich? — Zahle die Stämme in unseren Wäldern. — Wo habt ihr eure Weiber, eure Kinder! — In unseren Herzen. — Dies ist zu viel! Diese Frechen! u. s. w." Sogar die Seittänzer werden in diesem Feuilleton besprochen.

Wenn wir eben gelagt haben, daß in dem ästhetischen Theile desselben alle Wärme, alles Leben fehlt, so ist der erzählende Theil dagegen sehr zu loben. Wir sehen die Schauspieler, wie sie den Kaiser ins Feld begleiten, wie sie ihn bei seinen Zügen vor ihm und vor besiegten Königen führen, freilich wird Alles nur in seinem Bezuge auf den Kaiser betrachtet. Und wenn wir Geoffroy in Betreff seiner Parteilichkeit dort getadelt haben, so soll auf der anderen Seite nicht geleugnet werden, daß er den wahrhaft großen Einfluß, den er besaß, oft auf eine edle Weise angewendet hat. Seine Feuilletons-Artikel waren bei ihrem Erscheinen Ereignisse für die ganze Welt, sie wurden von einem großen Theile Frankreichs mit Begeisterung aufgenommen, von dem nämlich, der gegen die innere Zerrissenheit, aus der Frankreich so eben gerettet war, einen so tiefen Haß und Abscheu empfand, daß ihm der Zügel des Despotismus weniger gefährlich schien, als ein Rückfall in den früheren Zustand.

Bezeichnend ist für Geoffroy die unüberwindliche Abneigung, die er gegen Stücke zeigte; man möchte sich fast versucht fühlen, an gewisse unglückliche Ehen zu glauben, bei denen man sich ewig zankt. Hieran sollte sich eine Besprechung seiner Polemik schließen, doch weshalb sollen wir all' die alten Klagen wiederholen? Noch sind nicht Alle todt, die hierbei betheiligt sind; versuchen wir denn, Geoffroy von anderen Seiten zu beleuchten. Geoffroy hatte gründliche und besonnene Studien gemacht, er trug drei akademische Preise davon, und zu einer Zeit, wo dergleichen eine Bedeutung noch nicht verloren hatte. Auch behaupten seine Zeitgenossen, er habe im Alter von fünfundzwanzig Jahren dem Theater ein Trauerspiel eingeschickt, doch sey es zurückgewiesen worden. Geoffroy selbst hat hierüber zwar stets das strengste Schweigen beobachtet, allein wäre der Fall so unerhört? Wenn man die Taschen gewisser Kritiker durchsuchte, wie oft würde man Rollen zurückgewiesener Trauerspiele darin finden!

Um das Bild Geoffroy's schärfer und vollständiger zu zeichnen, ist es unerläßlich, auch die zu berühren, von denen er umgeben war, die ihm vorangingen und ihm folgten. Wir müssen, nach dem bedeutendsten Andruck, seine Schule betrachten. Zunächst fühlte sich Geoffroy in seiner ganzen Tendenz so eng mit Fréron verwandt, daß er alle Angriffe, die Letzterer mit Beibehaltung seiner Form gerichtet hatte, auf das bitterste tadelte. Diese Kritik, die Geoffroy wie ein Erbtheil von Fréron überkommen, doch die er wiederum auf andere Feuilletonisten des Journal de l'Empire vererbt hatte, bildet eine besondere Gattung inmitten der ehrlosen Kämpfe einer höher stehenden Literatur, gegen welche sich Namen wie Jontanes, Feletz, Duffault verbanden. Diese Kritik ihrer Natur nach ist ganz ausgestorben. Die moderne Kritik würde mit nicht Bisam und Ambra gemischt haben, um den Bierstubengeruch zu vertilgen, den sie verbreiteten. Nicht Einer dieser alten Journalisten ist von den Vorwürfen der Käuflichkeit, der Unverschämtheit und der Vorliebe für gute Mahlzeiten frei geblieben, mit denen man noch jetzt so freigebig ist. Im Grunde besaßen diese Schriftsteller in der Dunkelheit und der Art von Verachtung, in der sie lebten, doch einen Vortheil vor ihren Nachfolgern, der sie sehr brauchbar machte, sobald sie nicht zwischen dem Stock und dem Mustateller waren. Außer allen geselligen Verbindungen, in welche man sie nie zuließ, waren sie nicht durch die tausend Rücksichten gebunden, die man unter anderen Verhältnissen mit Entsetzen bei jedem Schritte sich mehren sieht; so ist es ihnen gestattet, auszusprechen, was alle Welt denkt und stillschweigend sich äußern wagt, und sie erhalten dadurch eine gewisse Originalität. Dieser kritischen Schule zählen wir unsren Kritiker bei.

Wir sprachen kurz vorher von einer höher stehenden Kritik, die sich zu derselben Zeit bildete. Sainte-Beuve hat durch eine einzige Wendung die Rolle gezeichnet, die Geoffroy dieser gegenüber spielte. So eben war das Werk der Frau von Staël über die Literatur erschienen, und alle Zeitschriften waren voll Angriffe und Vertheidigungen, deren täglicher Gegenstand das Werk war. Nachdem Sainte-Beuve nun zwei Artikel, in denen Jontanes die Philosophie des Werkes bekämpft, besprochen hat, fügt er hinzu: „Ich es nach diesen Bemerkungen noch nöthig, zweier Aufsätze von Geoffroy zu erwähnen, welche dieselben Ideen aussprechen, doch ohne die boshafte Geschmeidigkeit, ohne die weltmännische Feinheit!"

Ja, Geoffroy hatte vor Schade, Chateaubriand einst an ihrer Spitze gehabt hatte, und die sich später um Herrn von Bonald wieder vereinte. Um das Jahr 1800, denn damals fand Geoffroy in vollster Blüthe, tauchten alle Trümmer des gesellschaftlichen Zustandes nach und nach auf dem Meere wieder auf, das sie verschlungen hatte. Man ergriff mit Begeisterung wieder lauternde Ideen, die man für immer verloren zugeben hatte, viele Namen fehrten wieder, die man vergessen, sie erschienen mit Unterdrückung gewisser Partikeln am Schlusse von Aufsätzen, die der alte Geist belebte; ich erinnere an den Bürger Saint-Lambert, an den Bürger Ségur. In diesen Wiederkehrenden gehörte auch Geoffroy, und er erleichterte es vielen Anderen, wieder emporzutauchen. Denn nicht der Adel allein behauptete das Vorrecht, die alten Formen, wie sie vor 1790 bekannten, wieder geltend zu machen, obgleich in diesem Stande sich allerdings die meisten Verfeinerungen der Art vorfinden.

Doch giebt es für all' diese verschiedenen Richtungen keinen gemeinsamen Gesichtspunkt, von welchem sie vereint überblickt? Bestehen nicht für jede Epoche gewisse Einfälle, denen alle einzelne Bestrebungen unterworfen und durch die sie bedingt sind? Wir haben von dem Einfluß des Kaisers gesprochen; ist dies der alleinige? Gewiß nicht. Zur Zeit, als Geoffroy Shakespeare in die Acht that und Marine über Kurdyides stellte, wurde bereits eine große Neuerung versucht durch Frau von Staël und durch Chateaubriand. Doch zwischen dem Zeitpunkt, in welchem der Genius des Christenthums erschien, und dem, in welchem er wahrhaft verstanden wurde, ist eine lange Reihe von Jahren verflossen. Man sah anfangs Nichts darin, als was der Parteigeist darin sehen wollte: eine Auflehnung gegen die neuen Ereignisse, eine Wiederkehr zu dem Vergangenen, und doch war das ganze Buch nur für die Zukunft geschrieben, wenn nicht seiner religiösen Ansichten wegen, die und hier nicht angehen, wenigstens wegen seiner Form und wegen der herrlichen Episode von Rene. Und wenn man in der Kritik eine Reaction gegen die verwegenen Philosophieme des 18ten Jahrhunderts versuchte, so war man in Betreff des Stils mehr als je von demselben beherrscht. Voltaire's Schauspiele, die Seite seiner Werke, welche für jene Zeit am meisten verwundbar war, blieben damals Allen, welche sie angreifen wollten, die größte Ehrfurcht und Bewunderung unwillkürlich ein; man schrieb von Fréron's Standpunkt über Voltaire, von Voltaire's Standpunkt über die ganze Welt. Mit Ausnahme einiger herrlichen Artikel von Benjamin Constant, in denen er über die Moral des Romans und des Drama's in Sätzen wie der folgende schrieb: „Die Moral eines Kunstwerkes gleicht dem Eindruck der Musik auf ein Bildhauerkunst, wenn sie fühlt sich gehärtet und glaubt besser zu seyn, wenn man den Belvedervischen Apoll gesehen hat": mit Ausnahme der seltenen, höchst ansprechenden Blätter, die Charles Nodier mittheilte, und mit sehr wenigen anderen Ausnahmen, blieb die Kritik geistig beschränkt und blind mitten in der Bewegung, die täglich wuchs. Man sehe die Feuilletons-Artikel von Duvicquet vom Jahre 1825, so oft er auf die Theorie der Künste kommt, hört man Geoffroy sprechen. Als die große romantische Empörung ausbrach, sah sich diese Kritik des Kaiserreichs genöthigt, aus dem Stegreife zu kämpfen, denn es stand ihr plötzlich ein Heer gegenüber, von dessen Gestaltung sie nichts geahnt hatte. Auch verschwand sie alsbald in den heißen Kämpfen von 1829, und es erhob sich über ihren Trümmern eine moderne Kritik, die noch bereits ein glänzendes Denkmal gesetzt hat in den „Kritiken und literarischen Gemälden". Der Fortschritt, der hiermit gemacht ist, scheint unverkennbar; wenigstens stimmt bei weitem die Mehrzahl darin überein, daß die gegenwärtige Kritik der früheren überlegen ist, vorzüglich durch Anwendung psychologischer Studien sich vervollkommnet hat. Die Kritik ist gegenwärtig im Wahrheit eine Wissenschaft und hängt auf der einen Seite mit der Geschichte, auf der anderen mit der Philosophie zusammen.

Kommen wir nun auf Geoffroy und sein Feuilleton zurück; was ist aus diesem Feuilleton geworden? Wo sind die geweissenhaften Zergliederungen hingekommen, die mit so peinlicher Genauigkeit alle Spalten füllten, so daß kaum für den Journalisten Raum blieb, sich geltend zu machen? Wo ist dies schwerfällige, bedächtig gelehrte und methodische Verfahren geblieben, wo man sah, wenn ein Stück gut, ob die Regeln der Kunst beobachtet sind, ob der Moral Genüge geschehen ist? Heute steht das Feuilleton unabhängig da, befreit von aller Pedanterie, wie dies die Artikel des geistreichen Schriftstellers hinlänglich beweisen, der im Journal des Débats, wenn nicht die Gelehrsamkeit und Manier Geoffroy's, doch seine Berühmtheit geerbt hat. Man bespricht die geringsten Kleinigkeiten, wie man bei Frau von G. gesagt hat, wie man bei Herrn von X. im Conzert war, und wie oft geht man ins Theater und hat wichtigere Geschäfte, als sich um das Stück zu bekümmern? wer sollte alsdann einen Bericht über dasselbe erwarten?

Nichts endlich bezeichnet den Unterschied zweier Epochen, wie man schon oft bemerkt hat, besser, als der Unterschied ihrer Gesellschaftsformen. Während des Kaiserreichs waren Alle unter eisernen Regelmäßigkeit unterworfen, welche die Schriftsteller fast mit gleicher Sorgfalt beobachteten, wie die Grenadiere der alten Garde. Man kannte kein größeres Verbrechen, als das, seinem Rang etwas zu vergeben. Heute ist das Streben nach Unabhängigkeit bis zum Eigensinn gesteigert; mit fanatischem Eifer sucht man Alles zu vernichten, was einen Unterschied der Stände begründen konnte. So können die verschiedenartigsten Bestrebungen in der Literatur ruhig neben einander gedeihen.

(R. d. P.)

Dänemark.

Dänisch-Deutsche Nordseebilder.

XII. Blaabjerg (Blauberg); Küstenaussicht.

Auf diesem Kämpenhügel hat man eine Aussicht, oder vielmehr eine Umsicht, die eines Malerpinsels vollkommen würdig wäre; es müßte ein Panorama abgeben, das schon des Ansehens werth würde: unten ringsum das gelbe Sandmeer mit seinen unbeweglichen Wellen, sich gegen Süd und Nord niederbeugend, so weit das Auge reicht; gegen Westen die See mit ihren ewig unruhigen Wogen; gegen Osten, jenseits der Wüste, ein dunkler Streif bebauten und bewohnten Landes. Ein großer Landsee etwas südlich, mit einer Kirche, einer Mühle und einigen Häusern an seinen Ufern, mildert das Ausgestorbene in diesem grausig melancholischen Naturgemälde, auf dessen leichtgethanen Grunde die zerstreuten dunklen Flecke uns eher Schiffswrak's und Särge in Gedanken bringen, als Häuser. — Gedanken! Ja, manche Gedanken und viele Gedanken durchlaufen die Seele auf diesem Kämpengrabe des Sandmeers. — Auch der Todesgedanke kommt ungerufen; du kannst ihn dir nicht fern halten. Alle diese zahllosen Sandblasen, kommen sie dir nicht vor, wie Grabeshügel?

Digitized by Google

Scheint dir nicht dieses Rille, leblose Dünenland ein ungeheurer Kirchhof zu seyn, wo selbst das Pflanzenleben unerwerkbar begraben ist? Kein Getraide, kein Gras, zur Nahrung für Menschen und Thiere! Keine Blume, um dein müdes Auge zu erquicken! — nur hin und her eine Hippophae Rhamnoides — die Cypresse der Wüste — mit ihren bleichgrünen Blättern, ihren scharfen Dornen, ihren leichengelben bitterkalten Früchten.

„Slaabjerg — Slaavand — Slaavandsbuk"*) — „Alles blau!" bemerkst du — „vorhalb nicht weiß oder gelb?" — In einiger Entfernung, mein Freund, nehmen wirklich diese blaßgelben Sandbänke die rauchblaue Farbe ferner Gebirge an; und wüßtest du es nicht besser, so könntest du glauben, du hältest die rauhe Felsenküste Schwedens vor dir; oder du könntest dir einbilden, eine Reihe Waldhöhen zu schauen, wenn ihnen die Winterluft bisweilen einen eigenthümlich bläulichgrauen Schimmer mittheilt. — Laß sie jetzt nur hinter uns, und folge mir ein wenig gegen Norden! da will ich dir wirklich Wiesen zeigen, die in echtem Saftgrün gefärbt sind.

XIII. Die Teppige.**)

Zwischen der gelben nackten Wüste und dem bitteralzigen Wasser hat die Natur hier ihren reichen Tisch aufgedeckt; die grünen Sammet-Teppige der Marsch setze ich wieder vor mir, aber ohne die Borten — ohne jene gewaltigen Festungswälle, die am Gestade emporragen. Der Fjord hat diese Teppigen zum Festungsgraben, und die Sandbänke vor demselben zu einem Wall, den der Feind bisher weder überfliegen noch durchbrechen hat. — Und der Umfang dieser herrlichen Wiesen nimmt jährlich zu; es ist recht, als wenn der Stauningfjord ersehen wollte, was sich der Limfjord entreißen läßt.

Es war an einem stillen klaren Sommertage gegen Abend, als ich den weichen Boden der Teppige betrat. Die Sonne senkte sich auf die Dünenbügel im Westen; des Fjordes Busen glühte in ihrem Scheidegruß; er gebot seinen Wellen, zu ruhen. Gegen Norden hin lag er da, ein meilenlanger Spiegel, blank und fleckenrein zwischen seinen gewaltigen Rahmen, dem westlichen bergig und düster, dem östlichen sonnenbestrahlt und im sanften Abendrotb schimmernd.

Zur Linken hatte ich in geringer Entfernung die Wetterfee; aber ich hörte sie nicht; das sturmbewegte Meer muß eine seiner seltenen Ruhestunden gehabt haben, um die strahlende Königin des Tages freundlich aufzunehmen. — Zur Rechten konnte ich Dänemarks größten Fluß***) in seinem breitmündenden Auslauf schimmern sehen. Auch auf ihm war nicht die mindeste Bewegung zu erblicken, er schlief sich ganz leise in den Fjord hinein.

Die Sonne glitt hinter die Dünen; eine neue Beleuchtung breitete sich plötzlich über die Ostseite der vorhin so düsteren Sandberge, gleich einem Abschiedslächeln auf dem bleichen Gesichte des Sterbenden. Doch die ganze Küstenstrecke zur Rechten entfärbte sich eben so rasch, gleich als erschrecke sie vor dem Kommen der Nacht; der dazwischenliegende Wasserspiegel verlor seinen Glanz, wie der Menschen Auge in der Abschiedsstunde des Lebens. — Ich drehte mich ins Gras hin, mein Haupt auf mein Reisetornister gelehnt, und wendete meinen Blick von dem erbleichenden Lanschaftsbild dort hinauf, wo im Dunkel der Nacht das Licht leuchtet.

XIV. Das Volk in den Sanddünen.

Es ist ein merkwürdiger Volksschlag, diese Amphibien der Westküste, die im Sande und vom Wasser leben. Sie sind fast in jeder Hinsicht ihren benachbarten Landsleuten mehr oder weniger unähnlich; Kleidertracht, Körperbau, Gesichtszüge sind merklich anders; selbst die Sprache, obgleich Westjütisch (Ulgothisch), hat ihre eigenthümliche Betonung. — Die Züge eines Dünenbewohners haben für mich etwas nicht Zinkisches, aber Düneres; etwas nicht Dorfes, aber Abgehärtetes; etwas nicht Kaltes, aber Abgehärtetes; etwas gerade nicht Steifes, aber wenig Beweglickes. Ich möchte sein Gesicht mit einem Acker vergleichen, den ein Sandsturm vom Meere verkrochet und verbrannt hat. Auf seiner wie auf seinen Weibes Wangen malen sich weder Rosen noch Lilien, noch weniger die Spur heftiger Leidenschaften; kalter Muth, ruhige Hingebung, unbeugsame Standhaftigkeit, drei ihr der Ausdruck, mit dem sie ihrem Schicksal ins Auge sehen, oder Abgehärtetes; etwas nicht Kaltes, aber Abgehärtetes; etwas gerade nicht Steifes, aber wenig Bewegliches. Ich möchte sein Gesicht mit einem Acker vergleichen, den ein Sandsturm vom Meere verkrochet und verbrannt hat. Auf seiner wie auf seinen Weibes Wangen malen sich weder Rosen noch Lilien, noch weniger die Spur heftiger Leidenschaften; kalter Muth, ruhige Hingebung, unbeugsame Standhaftigkeit, drei ihr der Ausdruck, mit dem sie ihrem Schicksal ins Auge sehen, oder die ausgezeichneten Merkmale dieses Mannes, der in neuester Zeit so harte Verluste erlitten, sich zu verbreiten. — Lange Zeit", sagt der Ref., „waren Smirdin's Liberalität und Uneigennützigkeit die belebenden Prinzipe unserer Literatur. Lange hat er mit erstaunenswürdigem Eifer und einer seltenen, man kann sagen beispiellosen Nichtbeachtung seines Vortheils dem nach der Lektüre guter Bücher dürstenden Publikum gedient und durch Anlagen, die Jeder sich ansichten konnte, allen Kreisen der Gesellschaft Nutzen gebracht. Er war der Erste unserer Verleger, der den Werth schriftstellerischer Leistungen zu schätzen wußte, der Erste, welcher aus der gewöhnlichen Sorglosigkeit des Talents keinen Vortheil zog, der Erste, welcher das Talent von dem Ertrage seiner Leistungen anständig belohnte. Die ganze so ungewöhnliche Regung unserer Literatur in den letzten 15 Jahren war eine Frucht seiner Thätigkeit. Seiner obey Gesinnung, seines Eifers für den literarischen Ruhm Rußlands und des unbegränzten Zutrauens, das seine Redlichkeit allen Lesern und Schriftstellern einflößte. Puschkin nannte ihn so richtig als schon den literaire-gentilhomme."*) — Es wird noch bemerkt, daß Smirdin im Verlaufe jener 15 Jahre für den Gesammt-Preis von mehr als zehn Millionen Papier-Rubel Werke edirt. Papier- und Druck dieser Werke kosteten ihm 1,909,092 Rubel, und den Schriftstellern zahlte er im Ganzen 1,370,535 Rubel Honorar. Smirdin hat die Werke von mehr als siebzig Russischen Autoren — darunter die berühmtesten — verlegt, in Rußland sehr verbreitete Journal „Sele-Bibliotbek" (Biblioteka dlja tschtenija) gegründet, andere Journale aufrecht gehalten und eben so prächtige als interessante Sammlungen angelegt.

*) Ein Nas oder Voradetrge.
**) Zuweilen auch Marschweiden, vom Volke daselbst Tepvige benannt.
***) Die Stora-Aae.
†) In der Weihnachtsnacht 1811 kamen von zwei großen Englischen Linienschiffen nur einige Planken ans Land, und von 1000 Menschen nur 18 Lebende.
††) Niels, was man nur mit einem Namen benennen kann, wenn es am Strand gefunden wird.

*) Ein anderes Gerücht gewissen ist nicht, so lange sie auf der See sind, und wenn dies auch Tagelang anhalten sollte.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Behrenstraße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Mittwoch den 11. August 1841.

Spanien.

Ein Handstreich Empecinado's.

Kurz nach dem Ausbruche des Krieges auf der Halbinsel, an einem heißen Nachmittage, saß ein Mann auf einem Felsen, der die Heerstraße in einiger Entfernung von Habahon in Alt-Castilien beherrschte. Sein Kostüm unterschied sich nicht von demjenigen, das die Bauern des nördlichen Spaniens zu jener Zeit gewöhnlich trugen. Ein breiter Filzhut (sombrero) beschattete die Gesichtszüge, die zwar gemein und selbst etwas roh waren, jedoch durch eine gewisse Regelmäßigkeit und ihren Ausdruck von Kühnheit und Energie sich auszeichneten. Neben ihm auf der Erde lag eine lange Flinte, und sein mit Patronen angefüllter Gurt war außerdem noch mit einem großen Messer-Dolch versehen.

Die Straße von Burgos bildet hier, von einer doppelten Felsenreihe eingeschlossen, einen Engpaß, der von steilen Abgründen rings umgeben ist. Von dem hohen Gipfel dieses seines Observatoriums aus streifte das Auge des Mannes weit umher und konnte Alles in der Ferne leicht unterscheiden, während er selbst, unbemerklich auf dem Felsen liegend, dessen dunkelröthliche Farbe von der seiner Kleidung kaum zu unterscheiden war, gewissermaßen völlig unsichtbar blieb und es fast unmöglich gewesen wäre, ihn hier zu entdecken. Drei Stunden verflossen, ohne daß irgend etwas auf der Straße von Castilien seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte. Ein Landmann, der seine trägen Ochsen antrieb, die vor einen sehr elenden altfränkischen Wagen gespannt waren und deren kläglicher Anblecken laut genug verkündete, daß ihr Besitzer sich eben nicht sehr darum bekümmerte, sie zu füttern; ferner ein Dorfgeistlicher, dessen Füße in von Steigbügeln oder vielmehr in den zu diesen Seinen seiner Maulesels herabhängenden Schachteln fast eingeschlossen waren; Bauern und Bäuerinnen, Maulestreiber — alles dies war nicht das, was er ohne Zweifel erwartete; denn schon begann er, nach der am Horizonte breit sich neigenden Sonne hinblickend, mehrere deutliche Zeichen der Ungeduld von sich zu geben und mitunter energische Verwünschungen auszustoßen.

Plötzlich richtete er sich auf, und mit der Hand eine Art Visir bildend, warf er einen scharfen Blick auf die Einbiegung der Landstraße. In diesem Augenblicke rückte ein Trupp von Reitern heran, denen ein Zug von dreißig Cabel- und bedeckten Wagen, ähnlich denjenigen, deren sich die Franzosen zu bedienen pflegten, um ihre Kassen und Kriegsbedürfnisse zu transportiren, unmittelbar folgte. Ein zweites Piquet Kavallerie hinter dem Convoi schloß den Zug und bildete mit dem Vortrab eine Escorte von ungefähr sechzig Mann. Nachdem das Detachement den Winkel der Straße passirt hatte, der beinahe eine Meile von dem Felsen-Posten entfernt war, ergriff der Spanier seine Flinte, sprang gleich einer Gemse von Fels zu Fels in eine tiefe Schlucht hinab, die ungefähr hundert Schritt davon lag. Hier, unter einem dichten Gebüsche, hielten sich dreißig bis vierzig Mann verborgen, die zum großen Theil aus Bauern bestanden, obgleich Einige unter ihnen, durch ihre beinahe militairisches Kostüm und das feine Tuch, in das sie gekleidet waren, einer höheren Klasse anzugehören schienen. Sie waren Alle bewaffnet, der Eine mit einer Muskete, der Andere mit einer Jagdflinte und ein Dritter mit der Nationalwaffe, der Stutzbüchse. Einige hatten sich den Reigen der Gierke hingegeben; Andere dampften ihre unvergänglichen cigaritos; wieder Andere hatten sich um zwei Spieler der gruppirt, die, mit schmutzigen Karten spielend, darauf erpicht waren, einige pesetas zu gewinnen oder zu verlieren: aber kaum vernahmen sie die Stimme ihres Waffenbruders, als sie allesammt sich erhoben, und Spieler sowohl als Raucher versammelten sich um ihn her.

"A las armas! muchachos!" (Zu den Waffen, Burschen!) rief Jener, „die Belohnung nahet heran; in einer halben Stunde werden die gavachos (so wurden die Franzosen von den Spaniern spottweise bezeichnet) in dem Engpaß seyn; es ist Zeit, Eure Angriffs-Posten zu besetzen."

„Viva Martin Diez! viva el Empecinado!" *) erwiderten Alle, und indem sie ihre Waffen ergriffen, folgten sie dem kühnen Abenteurer, der, seine Landsbuben damals erst beginnend, später einen so ausgezeichneten Rang unter den Guerilla-Chefs einnehmen sollte.

Das Französische Convoi, das sich dem Engpasse näherte, hatte noch drei Meilen, bis nach Aranda, zurückzulegen, wo sich 3000 Mann Kavallerie unter den Befehlen Murat's befanden; ein Theil des Transports war für dieses Corps bestimmt, während das Uebrige unter die Divisionen weiter im Inneren vertheilt werden sollte. Die Escorte, unter den Befehlen eines Unteroffiziers, bestand aus einem Detachement jenes berühmten Dragoner-Corps, das damals unter dem Namen der Gensd'armerie de l'armée bekannt war.

Als der Vortrab der kleinen Kolonne den Mittelpunkt des Engpasses erreicht hatte, bemerkte der Gendarme-Offizier gegen seine Waffengefährten, wie leicht hier eine Handvoll entschlossener Krieger eine ganze Armee aufzuhalten im Stande wäre. „Dieser Ort", fügte er hinzu, „wäre für einen Hinterhalt gar nicht übel gewählt; auch würde ich mich keinesweges so ruhig auf meinem Sattel befinden, wenn ich wüßte, daß Guerilla-Banden herumstreifen; aber, Gott sey Dank, die ganze Provinz ist gegenwärtig von diesen Banditen gesäubert ....."

Er war nicht im Stande, seine Phrase zu Ende zu bringen; ein ungeheures Felsenstück, von unsichtbarer Hand aus der Höhe herabgeschleudert, fiel auf den unglücklichen Offizier und zerschmetterte ihn mit seinem Pferde. In derselben Zeit ließ ein Musketenfeuer sich vernehmen, und ein Dutzend Dragoner wurden auf der Stelle tödtlich verwundet, während die Uebrigen, durch den überraschenden Angriff in Verwirrung gebracht, vergeblich bemüht waren, den verborgenen Feind aufzuspüren, der ihnen ein solches Verderben bereitete. Von allen Seiten erblickte man schreckte Gesichter, aber kein menschliches Wesen ließ sich sehen. Nur durch eine enge Oeffnung, hinter den Gebüschen von Rosmarin, die hier und da die Abgründe begränzten, gewahrte man ein kupferfarbiges Gesicht, das bald wieder verschwand. Kaum war der Dampf des ersten Feuers vorüber, als schon ein zweites nachfolgte, und zwar diesmal begleitet von einem Steinhagel und vielen isolirten Schüssen von allen Felsenhöhen herab. Die meisten Kugeln trafen; sie rissen entweder die Menschen oder die Pferde hinweg; denn obgleich unsere Spanier zum großen Theil aus noch jungen Leuten bestanden, so waren es doch entweder gelernte Jäger oder contrabandistas, das heißt so viel, als vortreffliche Schützen. Uebrigens wußte, durch die Krümmungen des Engpasses und durch die lange Reihe der Wagen getrennt, der Nachtrab des Französischen Trupps nichts von dem, was vorn vorgefallen war, und als ein Sergeant, das Feuern vernehmend, herbeieilte, um sich darüber zu belehren, fiel eben der Letzte von jenen Dragonern und die Kassenwächter unter den mörderischen Kugeln der Guerilleros.

Man durfte nicht daran denken, etwa mit dem Convoi wieder umzukehren; denn die Straße war zu eng, und überdies, wenn der Gebirge auch ausführbar, was wäre das Resultat davon gewesen? Der bereits zurückgelegte Weg war eben so lang, als der, welcher noch zu machen übrig blieb. Der Unteroffizier, dem nunmehr das Kommando zugefallen, beschloß daher, sich an der Spitze der Kolonne zur Wehr zu setzen; er ließ seine Leute absitzen und rückte entschlossen gegen den Feind los. Doch welcher vergebliche Muth! Er beschimpfte nur seinen Untergang, so wie den der tapferen Krieger, die ihm folgten. Kaum hatten sie funfzig Schritt zurückgelegt, als aus einer Schlucht am Fuße des Gebirges ein mörderisches Feuer drang. Zugleich fielen die Spanier, den ersten Augenblick der Verwirrung benutzend, mit dem Empecinado an der Spitze, während über die noch Lebenden unter dem feindlichen Haufen her. Der Kampf dauerte nicht lange. Die schon durch den langen Marsch ermüdeten Franzosen, durch das um sie her liegende Gepäck, durch ihre todten Gefährten verwundeten Kameraden und durch alles das Gewicht ihrer Kleidung und der langen Säbel behindert, waren nicht im Stande, sich gegen die beweglichen, ausgeruhten und leicht gegnitten Gebirgsleute zu halten; auch hatten das Bajonett und der Dolch bald dem ungleichen Kampfe ein Ende gemacht.

Der Abend nahete heran; auf hundert Franzosen waren in diesem Treffen gegen fünfundvierzig, durch die Beschaffenheit des Terrains geschützt Gebliebene geblieben. Die Spanier gewannen bald die Ueberzeugung, daß sie keinen Feind lebendig auf dem Schlachtfelde zurückgelassen; hierauf banden sie die Pferde der Gendarmen hinter die Wagen, trieben die Maulesel durch Zuruf und Peitsche an, und das Convoi, dem der Empecinado und seine Gefährten auf den so eben erbeuteten Pferden voranritten, verließ den Engpaß.

*) Juan Martin Diez war Bauer gewesen. Sein Geburtsort, ein kleines Dorf in Alt-Castilien, lag in einer nördlichen, gebirgigen, von Bächen durchschnittenen und häufigen überschwemmungen ausgesetzten Gegend, deren Bewohner von denen der benachbarten Landschaften mit dem Beinamen Empecinados (Sumpfpopulaire) beehrt wurden. Als Diez spanierten Guerilla-Chef geworden war, nahmen seine Anhänger oft, ihn den Empecinado zu nennen, so daß dieser Name beruhmter als sein Familiennamen geworden

Digitized by Google

Ungefähr eine Meile weit verfolgten sie die Landstraße, aber bei der ersten Einbiegung derselben schlugen sie den Querweg ein, und nach Verlauf einer Stunde befanden sie sich in der Mitte einer unabsehlichen Sumpfgegend; sodann verließen sie den Weg und wandten sich links einer Gruppe von Häusern zu. Es war ein Weiler, dessen Wohngebäude zwar, gleich allen denen der Spanischen Gebirgsleute, aus Stein aufgeführt waren, übrigens aber ein so elendes Ansehen hatten, daß es mit den abgehärmten, ausgehungerten Mienen der vor den Thüren lagernden Frauen und Kinder vollkommen übereinstimmte. Beim Herannahen der Reiterzüge suchten die Weiber, Greise und Kinder erschreckt auf; aber die Bestürzung verwandelte sich bald in Freude, als sie anstatt der so gefürchteten und verabschenten Franzosen ihre Landsleute erblickten.

Hier wurde Halt gemacht. Der Empecinado sprang vom Pferde, öffnete einen Wagen und zog einen Koffer hervor, der zwar klein, aber so schwer war, daß er alle seine Kräfte anstrengen mußte, um denselben von der Stelle zu bewegen. Ungeduldig warf er ihn unter Verwünschungen zur Erde, so daß der Koffer durch den heftigen Stoß zerbrach und Tausende von Goldstücken sogleich von allen Seiten auf den Boden rollten. Ein Haufen von Louisd'or, Doppel-Louisd'or und Napoleonsd'or lag da, und die Besitzer dieser hundertmal größeren Reichthümer, als sie sich's jemals in ihren schönsten Glücksträumen einfallen ließen, blieben unbeweglich vor Bestürzung und Erstaunen. Die übrigen Wagen waren mit verschiedenen für den Gebrauch der Offiziere und der Armee bestimmten Gegenständen angefüllt. Es waren Uniformen, Epauletten, schöne Posamentirer-Arbeiten, kurz Alles, was zur kompletten Equipirung eines reichen Generalstabes dient: ein militairischer Luxus, den die Gebirgsbewohner mit jener Verachtung betrachteten, wie sie bei Leuten, die mit den Bedürfnissen der Civilisation noch unbekannt sind, gewöhnlich ist.

Unterdessen hatte der Empecinado die Erfahrensten unter seinen Waffenbrüdern zu einem Rathe versammelt. Es mußte dafür gesorgt werden, die Beute in Sicherheit zu bringen, da wohl die Franzosen, die damals als Herren des Landes All-Castilien in allen Richtungen durchstreiften, gar bald von der Nähren Waffenthat der Guerilleros Kunde erhalten würden. Unfehlbar würden sie dann große Truppen-Abtheilungen zu deren Verfolgung absenden und Maßregeln ergreifen, um sie von allen Seiten einzuschließen und ihre Flucht oder ihre Verbindung mit einem Spanischen Armee-Corps abzuschneiden. Verschiedene Pläne wurden vorgeschlagen, unter denen der ausführbarste zu seyn schien, die Sumpfgegend zu umgehen und auf den dem Empecinado wohlbekannten Pfaden in All-Castilien in gebirgreiche Gebiegsketten (Sierras) zu erreichen, wo es an Höhlen und geheimen Schlupfwinkeln nicht fehlen durfte, und wo man einstweilen den Schatz verbergen konnte, bis die Schaar der Guerilleros stark genug wäre, um den Franzosen die Stirn zu bieten. Allein die Pferde und die Maulesiniren schienen von diesem Vorhabe bereits so ermüdet, daß es fast unmöglich war, sich unmittelbar nach dem Ritte zu begeben. Die selbst für Zugthiere zu beschwerlichen Wege waren für Wagen fast unzugänglich, und es wäre sehr unvorsichtig gewesen, sich in die engen und steilen Gebirgspässe hineinzuwagen, wo der geringste Zufall, der Sturz einer Maulesilen oder das Rütteln eines Wagens die Sicherheit des ganzen Corps kompromittiren konnte. Was hätte auch übrigens zu einer solchen Eile antreiben sollen? Die nächste Garnison war ja drei Meilen entfernt, und es war, aller Wahrscheinlichkeit nach, anzunehmen, daß dieselbe vor dem anderen Morgen von dem Angriffe und der Wegnahme des Convoi's nichts erführe. Es ward demnach bestimmt, vor drei Uhr des Morgens nicht aufzubrechen; man gab Befehl, abzusatteln, und die Pferde sowohl als die Maulesel wurden in die Ställe oder unter die Schoppen vertheilt, die man in den Hütten zu verfertigen hatte. Der Empecinado wachte selbst über die Ausführung seiner Befehle; er ließ den Schatzkasten wieder zunageln, auf den Wagen laden und ordnete eine Wache für denselben an, um jeden Plünderungsversuch abzuhalten. Aber er hielt es für unnütz, Vorposten aufzustellen, in der Ueberzeugung, daß er von Seiten der Franzosen nichts zu fürchten habe. Ohne Zweifel würde er sich nicht für so sicher gehalten haben, wenn er gewußt hätte, daß ein ihm vorgefallenes wichtiges Ereignis seiner Ausmerksamkeit entgangen wäre.

Als nämlich der Kampf begonnen hatte, war das Pferd des Kriegs-Commissairs, beim Anblick der von der Höhe herabrollenden Felsstücke, plötzlich scheu geworden; es bäumte sich, fing an wild einherzuspringen und ging endlich durch. Der Kriegs-Commissair hatte diesem Umstande sein Leben zu verdanken; die unregelmäßigen Bewegungen seines Pferdes hatten ihn den Kugeln der Guerilleros entzogen, und nachdem er es vergeblich versucht, sein Thier zu beherrschen, gab er endlich nach und erreichte bald Aranda. Das Erste, was er hier unternahm, war, den General von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu setzen. Aber, sey es aus eine Folge des Schreckens, oder eine Wirkung der Einbildungskraft, der kleine Hause, eine einfache Guerillaschaar, wurde in seinem Berichte zu einem gewichtigen Armee-Corps an. Woher eine feindliche Armee in der Nachbarschaft? Es schien unbegreiflich; indeß glaubte der General nichtsdestoweniger, daß man vorsichtig handeln und mit Kraft auftreten müsse; er stellte sich an die Spitze von sechs Schwadronen Kavallerie und brach auf, nachdem er einem Gros der Infanterie den Befehl ertheilt hatte, ihm in der Nähe zu folgen.

Der Empecinado hatte sich, nachdem er seine Anordnungen beendigt, auf ein Bett geworfen, wo er alsbald einschlief. Aber kaum hatte er zwei Stunden Schlafes genossen, als ihn der Knall von Feuergewehren aufweckte. Er stürzte an's Fenster. Welch' ein Anblick bot sich hier seinem Auge dar! Zwei Schwadronen Husaren umzingelten das Haus; auf der Landstraße, bis zum Sumpfe und selbst auf dem Wege, den er am Tage vorher mit seinen Waffengefährten zurückgelegt, pflanzte sich eine lange Reihe von Reiterschaaren auf, die sich dem Weiler gegenüber in Schlachtordnung zu stellen. Die Proviantwagen waren bereits von den Franzosen niedergenommen, und die Männer, welche dieselben wahrscheinlich mit zu wenig Ausmerksamkeit bewacht hatten, waren überfallen und getödtet worden, noch ehe sie Zeit gehabt, ihre Gewehre zu entladen, um Lärm zu schlagen. Jener Andere, als Juan Martin Diez, wäre in Verzweiflung gerathen over vom Schrecken niedergeschlagen worden.

An der Spitze der Husaren, die sich in der Eile aufgepflanzt hatte, befand sich, umgeben von seinem Generalstabe, der Franzosische General, auf einem prächtig angeschirrten Rosse. Es war ein junger Mann, dessen Züge, wenn auch nicht regelmäßig schön, doch einen angenehmen freien Ausdruck hatten, und dessen militairische Gewandtheit sich unter einer mit Tressen und Borten ganz bedeckten Husaren-Uniform höchst vortheilhaft auszahm. In diesem militairischen Elegant erkannte der Empecinado, der bereits Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen, Murat, den Husaren par excellence, der ungleich der beste Artillerie-Offizier der Bonapartischen Armeen war.

Der Vollmond beleuchtete die Sumpfgegend, wo diese kriegerischen Rüstungen vor sich gingen, und es bedurfte nur eines flüchtigen Augenblicks für den Guerillero, um alle diese Details zu überschauen. Auf die Ordre Murat's ritten ein Theil der Kavallerie ab und fing an, die Häuser zu durchsuchen. Bald vernahm der Empecinado, wie die hölzerne Treppe, die zu seinem Zimmer führte, unter den Tritten der Französischen Husaren knarrte. Es war keine Zeit mehr, zu überlegen; er stieg auf den plumpen Balkon vor seinem Fenster, den der Schatten des Hauses in Dunkel gehüllt hatte; unter demselben befanden sich mehrere Husaren, die mit ihren Pferden hin und her trabten, um jeden Flüchtling zu verhindern, zu entfliehen; über die Kameraden das Innere durchsuchten. Der Balkon war ungefähr zwanzig Fuß hoch: unter Empecinado hielt sich einen Augenblick in der Luft schwebend mit den Händen an den hölzernen Geländer, sodann stürzte er ganz in der Nähe einer der Schildwachen auf den Füßen herab. Bevor noch der Soldat Zeit hatte, den Kopf umzuwenden, wurde er unter den Bauch seines Pferdes hingeschleift, und der Empecinado sprang behend auf den Sattel des Thieres, floh wie ein Blitz zwischen dem General und seinem Generalstabe hin und galoppirte quer durch die Sumpfgegend nach dem Gebirge zu.

Alles dieses war so plötzlich vor sich gegangen, daß der Sprung bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, ehe man noch daran dachte, ihn zu verfolgen. Bald indeß setzten sich an zwanzig Dragoner in Bewegung, um ihn zu verfolgen. Es begann eine wilde Jagden, die je der Mensch gegen den Menschen unternommen. Beim Mondlichte konnten die Französischen Truppen den Flüchtling sowohl als die ihm nachsetzenden Reiter auf ihren verschiedenen Evolutionen deutlich unterscheiden. Voraus der Empecinado, mit entblößtem Haupte, mit seinen langen schwarzen vom Winde aufgeregten Haaren, sein Roß mit Sporn und Peitsche unablässig spornend, zum offen Lauf zu bestimmen; hinter ihm, und zwar in verschiedenen Abständen, die Dragouer, von denen nur zwei einige Aussicht zu haben schienen, ihn einzuholen. Als sie angefähr in der Mitte der Ebene angekommen waren, zog einer der Letzteren, da er sich nur in geringer Entfernung von dem Guerillero befand, ein Pistol aus dem Sattel und gab Feuer. Allein die Kugel verfehlte ihr Ziel, sie flog über das Haupt des Empecinado hinweg, der, sich daran erinnernd, daß er auch Pistolen unter seinem Sattel hatte, seinerseits auf den Feind feuerte; der Husar fiel, und das Pferd machte in der Nähe seinen verwundeten Herrn plötzlich Halt.

Hierauf begann der Empecinado wieder mit verdoppelter Anstrengung, seinen Ritt fortzusetzen. Ein glücklicher Zufall hatte ihm gerade in dem Augenblicke seinen jugrüsten Feind zu Boden geworfen, wo dieser war, so daß er sich dadurch im Stande sah, zum zweiten Male einen Vorsprung vor seinen Feinden zu gewinnen. Nur ein Offizier hatte den Augenblick des durch den Kampf verursachten Aufenthalts benutzt, um sich dem Flüchtling zu nähern. Jetzt war die Sumpfgegend gänzlich zurückgelegt, und Martin Diez warf sich in einen mit Kiefer-kleinen dicht besäten und mit wilden Aepfel- und Pflaumenbäumen durchsetzten Morast, der beträchtlich tief war. Mit Mühe durchgang er schwerlich; er war genöthigt, sich auf den Nacken seines Pferdes niederzubeugen, da er sonst Gefahr lief, am Kopfe oder im Gesicht verletzt zu werden; indessen hoffte er, daß man auf einem so beschwerlichen Wege aufhören werde, ihn zu verfolgen. Allein seine Hoffnung war vergeblich, stets vernahm er hinter sich die Hufschläge seiner Feinde, die mit wilden Zeit zu rufen schienen, er nunmehr überzeugt war, daß er ohne Kampf dem Feinde nicht entwischen könne, so sann er auf eine Kriegslist, die es ihm möglich machte, den Vortheil, den ein wohlbewaffneter Dragouer über einen unbewaffneten Mann voraus hatte, zu neutralisiren.

Als er an einer heilen Krümmung der Straße angekommen war, ließ er sein Pferd plötzlich umkehren und Front machen, und zwar mit so großer Schnelligkeit und Gewandtheit, daß sein Gegner im wahren Sinne des Wortes ihm unter die Arme fiel, ohne daß er im Stande gewesen wäre, von dem Säbel Gebrauch zu machen, den er gezückt in der Hand hielt. Der Dragouer, ein robuster Essasser mit rothlichem Knebelbart und blonden Haaren, versuchte es zwar, mit dem Feinde zu ringen; allein wäre seine Kraft auch noch zwei Mal so groß gewesen, als sie es wirklich war, so hätte er doch gegen die eisernen Muskeln des Spaniers nichts ausrichten können, zwischen dessen Armen er wie in einer Schraube eingeklemmt war. Beide stürzten zusammen von ihren Pferden auf den Boden herab, und im Niederfallen erfaßte der Empecinado die Wange des Gegners mit den Zähnen und begann trotz einem Ballendeißer zu beißen. Hierauf, als er sah, daß Jener, vom Schmerze gepeinigt, sich loszu-

wenden suchte, um nach seinem Säbel zu greifen, ließ er plötzlich seine Beute fahren und versetzte ihm mit dem Fuße einen gewaltigen Stoß in den Leib. Das Horn eines Stiers von Murcia hatte keine schrecklichere Wunde beibringen können.

Als drei Minuten später die Husaren ankamen, fanden sie hier das Pferd leichend, neben ihrem Kameraden, der eben den letzten Seufzer aushauchte, und das Gränzhorn eines galoppirenden Rennters verlor sich allmälig in der Ferne im Gebirge. Die Franzosen kehrten nach Aranda zurück, und der Empecinado, durch den unglücklichen Ausgang seines ersten Unternehmens keineswegs entmuthigt, erschien bald wieder auf dem Schlachtfelde, wo er an der Spitze einer zahlreichern Bande durch neue Heldenthaten und mancherlei Erfolge seine Waffengefährten rächte, die von den Franzosen als Repressalie für die Niedermetzelung der Kassen-Bedeckung getödtet worden waren. (Blackwood's Mag.)

Frankreich.

Ein Ministerwechsel im Jahre 1810.

(Fortsetzung.)

Jouché stand auf, nahm sein Portefeuille unter den Arm, begrüßte die Versammlung und entfernte sich mit gemessenem Schritte. Als der Polizei-Minister die Versammlung verlassen hatte, legte der Kaiser der Versammlung alle Aktenstücke vor. Aber der Herzog von Otranto war so vorsichtig gewesen, daß kein materieller Beweis vorlag. Herr von Champagny, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sprach die Ansicht aus, daß, wenn man diese Papiere im „Moniteur" abdrucken lassen wollte, wie es Napoleon's Absicht gewesen, die öffentliche Meinung sich für Jouché erklären werde. Lalleprand theilte diese Ansicht.

Da Napoleon sah, daß die Versammlung der Meinung war, daß man Jouché nicht offen angreifen könne, so hob er die Sitzung auf mit der Aeußerung, daß er weiter über diese Angelegenheit nachdenken wolle. Der Herzog von Bassano wollte sich ebenfalls entfernen, aber Napoleon rief ihn zurück und gab ihm den Auftrag, Jouché sein Portefeuille abzufordern.

Als am folgenden Tage Savary mit dem Adjutanten des Kaisers, der ihn ablösen sollte, in den Salon trat, gab ihm Napoleon einen Wink, daß er sich nicht entfernen solle. Nachdem er hierauf noch einige Befehle gegeben, sagte er: „Warten Sie nicht in Saint-Cloud bleiben!" — „Sire, da mein Dienst im Cm. Majestät heute beendet ist, so war es meine Absicht, unmittelbar nach der Messe nach Paris zurückzukehren." — „Entfernen Sie sich nicht; es wäre möglich, daß ich Sie im Laufe des Tages rufen ließe."

Um elf Uhr war die Messe zu Ende. Als der Herzog von Rovigo aus der Kapelle trat, begegnete er dem Grafen von Sémonville, der nur äußerst selten nach Saint-Cloud kam. Er begrüßte denselben seine Verwunderung, ihn zu dieser Zeit im Palast zu treffen. „Da ich heute den Hofdamen, die in Versailles wohnen, einen Besuch abstatten wollte", versetzte der Graf, „so benutzte ich diese Gelegenheit, um mich in Saint-Cloud zu zeigen." Hierauf stieg der Graf in den Wagen.

Indeß verging die Zeit; es schlug vier Uhr, und Savary glaubte, der Kaiser habe ihn vergessen. Um ihnen vorkommenden Falls bei der Hand zu seyn, lud er sich bei der Herzogin von Bassano zum Essen ein, die ein Landhaus in der Nähe der Brücke von Sèvres bewohnte. Während er sich mit der Herzogin unterhielt, traf der Herzog von Bassano mit dem Grafen von Sémonville aus Paris ein. Die Herzogin und Savary gingen denselben entgegen. Der Adjutant des Kaisers war zu sehr daran gewöhnt, Portefeuilles im Wagen des Herzogs von Rovigo zu sehen, als daß er hätte bemerken sollen, daß unter der Zahl derjenigen, die der Bediente aus demselben hervorhob, sich auch das des Polizei-Ministers befand. Wohl bemerkte er aber ein Paket, welches der Graf von Sémonville sorgfältig unterfuchte und welches ein vollständiges Senateur-Kostüm mit Ordensstern des Degens und Ehrenhuts enthielt. Savary, der von diesem Morgen an Alles begreifen, Nichts mehr begreifen, wie es demselben möglich gewesen, so rasch nach Paris zu reisen und wieder nach Saint-Cloud zurückzukehren, da er noch dazu Geschäfte in Versailles gehabt.

Da der Herzog von Bassano dem Kaiser noch vor dem Mittagessen einen Bericht abzustatten hatte, so entschuldigte er sich bei seinen Gästen und begab sich nach dem Palaste. Als der Graf von Sémonville sich mit dem Herzog von Rovigo allein sah, schlug er ihm einen Spaziergang im Park von Saint-Cloud vor. Unterwegs erzählte er Savary, daß das Polizei-Ministerium Jouché entzogen sey. „Und wer wird seine Stelle erhalten?" fragte Savary. — „Das weiß man noch nicht. Der Herzog von Bassano hat uns eben verlassen, um dem Kaiser das Portefeuille zu überbringen. Haben Sie es nicht in seinem Wagen bemerkt?" — „Mein lieber Graf, mir ist weiter nichts aufgefallen als das Paket, welches Sie an sich genommen haben. Das erklärt mir Ihre schleunige Rückkehr nach Saint-Cloud. Erlauben Sie mir, Ihnen mein Kompliment zu machen. Der Dienst des Kaisers und des Staates können bei dieser Aenderung nur gewinnen."

Herr von Sémonville lehnte dieses Kompliment ab und äußerte, er werde nie eine solche Verantwortlichkeit übernehmen. „Hat mich nicht der Kaiser", setzte er hinzu, „in den Senat gebracht?" — „In der That", versetzte Savary, „ist das so gut, als ob er Sie ad patres gesendet hätte." Herr von Sémonville lachte noch über diesen Scherz, als er einen Kaiserlichen Piköt mit einem Handpferde heranGalloppiren sah. Herr von Sémonville fragte mit schicksalsvertheilter Freude, was das bedeute. Der Herzog von Rovigo, dem einfiel, was der Kaiser am Morgen zu ihm gesagt hatte, antwortete traurig: „Das bedeutet, daß ich geholt werde." In der That, so war es. Savary hatte seidene Strümpfe an und sein ganzer Anzug war nicht sehr zum Reiten geeignet. Er kehrte daher eiligst nach dem Hause der Herzogin von Bassano zurück, zog hier ein Paar Stiefeln des Herzogs an, steckte seine Schuhe in die Tasche und schwang sich aufs Pferd. Im Palaste zog er wieder die Stiefeln aus und vertauschte sie mit den Schuhen. Im Dienstsaale wartete er nun das Weitere ab.

Als der Herzog von Bassano Savary verlassen hatte, um sich zum Kaiser zu begeben, fand er diesen im Gespräch mit Cambacérès; es handelte sich darum, einen neuen Polizei-Minister zu finden. „Sire", sagte der Erz-Kanzler, „ich kann Ew. Majestät nicht augenblicklich einen Mann nennen, der würdig wäre, diesen Posten zu bekleiden. Ich bitte um einige Augenblicke Bedenkzeit." — „So gehen Sie und bedenken Sie sich", antwortete Napoleon.

Cambacérès entfernte sich. Als der Herzog von Bassano mit dem Kaiser allein war, konnte er sich des Lachens über den Erz-Kanzler nicht enthalten, da er glaubte, den Minister schon in Bereitschaft zu haben, den dieser noch suchte. Schon vorher hatte er dem Kaiser Herrn von Sémonville vorgeschlagen, und da der Kaiser weder Ja noch Nein gesagt hatte, so hielt er sich seiner Sache für gewiß. Schon am vorigen Tage hatte er Herrn von Sémonville einen Wink zukommen lassen. Daher dessen Erscheinung in der Messe und scheinunge Rückkunft. Er hatte mit dem Herzog von Bassano verabredet, daß er bei der Herzogin warten solle, bis er zur Eidesleistung berufen würde. Der Herzog von Bassano erneute jetzt den Vorschlag, das Polizei-Ministerium dem Grafen von Sémonville zu übergeben. „Der Vorschlag ist gut", sagte der Kaiser, „aber ehe ich einen Entschluß fasse, will ich noch Cambacérès' Meinung hören; vielleicht hat er im Freien einen Gedanken gefunden."

Der Herzog von Bassano entfernte sich, um den Erz-Kanzler zu suchen, und theilte demselben seinen Plan mit. Es kostete ihm einige Mühe, diesen von dem administrativen Talente seines Kandidaten zu überzeugen; endlich aber bekehrte er ihn doch zu seiner Ansicht, um ihn sodann in den Kaiserlichen Salon zurück, der ihnen entgegenrief: „Meine Wahl ist getroffen. Ich habe Sie rufen lassen, Herr Erz-Kanzler, damit Sie der Eidesleistung des neuen Polizei-Ministers beiwohnen. Sie, Herzog von Bassano, werden das Protokoll aufnehmen." Hierauf klingelte er und befahl, den Herzog von Rovigo einzuführen. „Sire", sagte der Herzog von Bassano verlegen, „ich glaube" — „Nein lieber Herzog, Sie hatten Unrecht, zu glauben", unterbrach ihn Napoleon.

Der Herzog wollte noch etwas zu Gunsten seines Kandidaten sagen, aber ein Wink des Kaisers verbinderte ihn daran. Der Herzog von Rovigo trat ein; der Kaiser ging ihm entgegen und sagte: „Savary, ich will Sie zum Polizei-Minister machen; trauen Sie sich die nöthigen Fähigkeiten zu?" Dieser antworte erschrocken: „Sire, ich fühle in mir nicht den Muth, Ew. Majestät hinlängliche Beweise meiner Ergebenheit zu geben. Aber ich muß gestehen, daß ich keine Idee von diesem Geschäfte habe." — „Ich, was! Alles lernt sich. Man braucht nicht das Meer auszutrinken, um Minister zu werden."

Der Erz-Kanzler las nun die Formel des Eides, den Savary auf der Bibel leistete. Nachdem sie Napoleon verabschiedet, kehrte der neue Minister mit dem Herzog von Bassano nach Sèvres zurück, um bei demselben zu speisen. Als das Essen zu Ende war, näherten sich der Graf von Sémonville und die Dame vom Hause dem Herzoge von Bassano mit neugieriger Miene, um zu erfahren, ob der neue Polizei-Minister schon ernannt sey. „Hier ist er", sagte dieser, auf Savary weisend. — „Nicht möglich!" rief Herr von Sémonville verwundert aus. „Ich versichere Sie, mein lieber Sémonville", sagte Graf, fragen Sie den Kaiser; denn ich weiß es so wenig wie Sie." — „Der Herzog von Rovigo hätte uns wenigstens etwas davon sagen sollen." — „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß er eben so wenig weiß wie Sie und ich."

Noch an demselben Abend begleitete der Herzog von Bassano Savary nach Paris, um ihn in das Hotel des Polizei-Ministeriums einzuführen. Jouché hat seinen Nachfolger um die Erlaubniß, noch einige Tage in seiner Wohnung bleiben zu dürfen, um die Papiere zu ordnen, die er ihm übergeben wolle. Savary war gutmüthig genug, sich darauf einzulassen. Als aber der Herzog von Otranto vierzehn Tage später das Hotel verließ, übergab er seinem Nachfolger nur einen Auftrag gegen das Haus Bourbon, der mindestens acht Tage auf sich warten ließ, und die Büreaux der Sicherheits-Brigade der Stadt Paris, die unter dem Namen der „grauen Patrouille" bekannt waren. Den Rest hatte er verbrannt oder bei Seite gebracht. Dagegen gab er sich das Ansehen, als ob er den Herzog von Rovigo in alle Formen und Traditionen seines Ministeriums einweihte, während demselben doch das geheime Räderwerk dieser weitläuftigen Maschine durchaus verborgen blieb.

Am folgenden Tage nach seiner Installation ließ der Kaiser Savary zu sich berufen und gab ihm seine Instructionen, indem er mit ihm im Park von Saint-Cloud auf und ab ging. „Verlieren Sie Ihren Vorgänger ja nicht aus den Augen", sagte er zu ihm; „Jouché ist schlauer als Sie und ich, und unglücklicherweise bin ich noch nicht zu Ende mit ihm. Was Ihre Verwaltung betrifft, so sprechen Sie mit Jedermann und gehen Sie mit Niemand hart um. Wenn Sie reactionnairen Ideen huldigen wollten, so würde nur die Folge seyn, daß man Ihren Vorgänger bedauerte. Entlassen Sie keinen Ihrer Beamten. Wenn Sie mit dem Einen oder Anderen unzufrieden wären, so dürften Sie ihn vor Ablauf eines Jahres in keine andere Stelle bringen, und auch dann nur in eine minderstens gleiche. Wenn Sie mir gut dienen wollen, müssen Sie dem Staate gut

diesen. Nicht, wenn man mich auf unstatthafte Weise fodert, erwirft man mit einem Dienst; man schadet mir im Gegentheil dadurch; ich bin sehr unzufrieden mit dem, was die Journale bis jetzt in dieser Beziehung gethan haben. Wenn Sie gezwungen sind, Strenge anzuwenden, müssen Sie doch gerecht seyn, weil Sie in diesem Falle die Verantwortlichkeit Ihrer Stellung mit gegenüber übernehmen."

„Ich hoffe, daß Sie es nicht so wie Herr Zouche machen werden, der alle Härten auf meine Rechnung setzte und sich die Gnadenbezeigungen zueignete. Geben Sie gut mit den Schriftstellern um; man hat sie gegen mich erbittert, indem man ihnen gelagt hat, daß ich sie nicht liebe; man hat dabei eine böse Absicht gehabt. Es sind nützliche Leute, die man immer aufsuchen muß, weil sie die Ehre Frankreichs sind."

„Um die Polizei gut zu versehen, muß man ohne Leidenschaften seyn. Hüten Sie sich vor allem Hasse. Hören Sie Alles, und sprechen Sie nicht eher, als bis Sie der Wernunft Zeit gelassen haben, sich geltend zu machen. Lassen Sie sich nicht durch Ihre Büreau-Chefs leiten. Hören Sie dieselben, aber auch diese müssen Sie anhören und keiner anderen Leitung folgen, als derjenigen, welche Sie ihnen nach meiner Angabe vorschreiben. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie Zouche müssen beaufsichtigen lassen. Ich habe noch eine besondere Rechnung mit ihm abzumachen; ich will nicht, daß er mit entschlüpfe, ehe sie in Richtigkeit gebracht ist, und wenn er sich nicht innerhalb acht Tagen gutwillig dazu versteht, so soll man etwas erleben."

Das Publikum war nicht wenig verwundert, als es in dem offiziellen Journal die Ernennung des Herzogs von Rovigo zum Polizei-Minister las. Die Verwunderung und die Bestürzung würden nicht größer gewesen seyn, wenn Napoleon's Wahl auf den Persischen Gesandten gefallen wäre. Es war nur von Verbannung und Verhaftung die Rede. Andererseits machte die Ungnade des Herzogs von Otranto einen schlechten Eindruck auf alle Beamten, die aus der Revolutionszeit datirten. Aber der Kaiser sing es sehr geschickt an, sie zu beruhigen, indem er die Ungnade milderte durch Berufung des abgesetzten Ministers zum General-Gouvernement von Rom, welche ihm durch folgenden Brief im „Moniteur" angezeigt wurde:

„Herr Herzog, die Dienste, die Sie uns bei verschiedenen vorkommenden Gelegenheiten erwiesen haben, bewegen uns, Ihnen das Gouvernement von Rom anzuvertrauen. Wir erwarten, daß Sie auch in Ihrem neuen Posten verfahren werden, mit Eifer Ihres Eifers für unseren Dienst und Ihrer Anhänglichkeit an unsere Person zu gehen."

Zouché nahm seine neue Würde mit verstellter Freude an; in seiner Antwort an den Kaiser bediente er sich desselben Stils:

„Sire, dankbar nehme ich das Gouvernement von Rom an, zu dem die Güte Ew. Majestät mich in Anerkennung meiner geringen Dienste, die ich so glücklich war, Ihnen zu leisten, befördert hat. Ich darf indeß Ew. Majestät nicht verhehlen, daß es mich in hohem Grade schmerzt, mich von Ihrer Person entfernen zu müssen. Ich verliere das Glück und die Belehrung, die ich täglich aus Ihrer Unterhaltung schöpfte. Wenn etwas meinem Kummer mildern kann, so ist es der Gedanke, daß ich durch meine unbedingte Ergebung in den Willen Ew. Majestät den stärksten Beweis einer grenzenlosen Ergebenheit gegen Ihre erhabene Person gebe."

Napoleon kannte Zouché sehr gut. Der Herzog von Otranto sagte nie sein letztes Wort und ließ sich nicht leicht durchschauen. Er war einer von den Männern, die sich nie ganz beseitigen lassen, weil sie immer mit dem Strome der treibenden Begebenheiten schwimmen. Gerade aber darum wollte ihn der Kaiser von Paris entfernen.

Zouché wußte, daß er der strengsten Aufsicht unterworfen werden würde, und suchte begierig jeden Vorwand auf, der sein längeres Verweilen in der Hauptstadt rechtfertigen konnte. Oeffentlich machte er große Zurüstungen zu seiner Abreise nach Rom, obgleich er wußte, daß er nicht dorthin gehen würde. Als er vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten durchaus keine Instructionen empfing, so bat er den Prinzen von Neuchatel, mit dem er immer im besten Einverständniß geblieb hatte, den Kaiser um seine Abschieds-Audienz anzugehen. Dieser ließ ihm mündlich antworten, St. Majestät habe noch keinen Tag festgesetzt; zur Vermeidung des öffentlichen Geschwätzes schiene es aber passend, daß er sich einstweilen auf eine seiner Besitzungen begäbe. Die Instructionen, die er wünsche, würden ihm baldigst zugefertigt werden.

Zouché begab sich auf sein prächtiges Schloß Ferrières. Kaum war er hier eingetroffen, als ihm ein Verwandter seiner Frau die Nachricht überbrachte, daß er am folgenden Morgen verhaftet oder doch einer strengen Aufsicht unterworfen werden würde, und daß seine Papiere mit Beschlag belegt werden sollten. Die Nachricht war, obwohl übertrieben, doch gegründet; sie rührte von einem Manne her, welcher dem Privat-Kabinet des Kaisers angehörte und der dem Herzoge von Otranto treu ergeben war. Augenblicklich brachte dieser alle wichtige Papiere in Sicherheit. Am folgenden Morgen erhielt er von Madame Hamelin die Nachricht, Savary habe dem Kaiser angezeigt, daß er seine geheime Korrespondenz und seine vertraulichen Mittheilungen aus dem Hotel des Ministeriums entführt habe. Einige Stunden später meldete ihm endlich noch ein Bedienter, daß ein Wagen mit dem Kaiserlichen Wappen in der Schloß-Allee bemerkt worden sey. Fünf Minuten später ließ sich der Fürst von Neuchatel melden; er war allein.

(Schluß folgt.)

Arabien.

Spanien und die Araber.

Wenn derjenige, von dem der Artikel „die Araber und ihr Einfluß auf die Völker des Mittelalters" in Nr. 88 u. 89 d. Bl. herrührt, durch das günstige, auf jene Saschrede gegründete Urtheil des Herrn v. Grunenthal in Nr. 93 d. Bl. geehrt und erfreut wird, so hält er vor Allem für Pflicht, zu erklären, daß außer der Einleitung die Arbeit aus dem dort genannten Englischen Werke des Murphy frei und mit steter Vergleichung der Quellen übersetzt ist. Dieses treffliche Werk, worin die besten Englischen Orientalisten gearbeitet haben, war die ergiebigste Bezugsquelle für die Geschichtswerke der Deutschen Gelehrten Wahrsch, Lembke, Schlosser, Rehm rc., und wir glauben die Billigung der Deutschen Leser zu erhalten, wenn wir es bald in einer vollständigen, berichtigten und mit Ergänzungen versehenen Uebersetzung weiter verbreiten. Es dürfte eine solche Geschichte der Araber in Spanien um so willkommener seyn, als von den genannten Gelehrten nur Lembke die Araber im Originale gelesen, sein Werk aber leider seit 1831 bei den ersten Dynastien stehen bleibt*), Murphy aber seine und Quellenstudien hervorgegangenen Nachrichten bis zum Untergange der Maurischen Herrschaft führt.

Die gestrichen und gesperrten Bemerkungen, die Herr v. G. hinsichtlich des Verdienstes der Araber macht, haben die Leser dieses Blattes zum Theil einem ganz Schreibsehler von unserer Seite zu verdanken. Es muß nämlich Nr. 89 S. 355 heißen: „aber dies ist nicht das Einzige" Jener, der mit der Arabischen Literatur, wenn auch nur durch Uebersetzungen, vertraut ist, wird gern der Behauptung des Herrn v. G. beistimmen; und wenn man auch leugnen muß, daß der Araber Verdienst um das heroische Epos groß genug sey, um eine Vergleichung mit den klassischen und neueren Dichtungen dieser Gattung aushalten zu können, so wird man doch eingestehen müssen, daß der Roman, die Romanze und jene elegische, erotische, ritterliche Verherrlichung weiblicher Vorzüge im Mittelalter von ihnen ausgegangen.

Nicht so unbedingt bestimmen möchten wir der Annahme, daß die Vertreibung der Araber aus Spanien der hauptsächliche oder gar alleinige Grund des Verfalles ihrer Bildung sey. Diese Vertreibung hat nothwendig den Verfall Spaniens herbeiführen müssen **), aber nicht durch der Vertriebenen. Auch die Jugenzeiten und die Laster kards wurden vor der spanischen Erde gesagt; aber sie nahmen, zum Schaden der unklugen Verfolger pun zu Wohlfahrt der Länder, die ihnen gastliche Aufnahme boten, Kunst, Gewerbfleiß und Gelehrsamkeit mit ins neue Vaterland. Auf der anderen Seite müßte man von den Arabern des Orients, die nicht vertrieben worden, erwarten, daß sich bei ihnen wenigstens ein geringer Grad ihrer früheren Bildung erhalten habe. Doch diese sind in der Arabern des Atmanun, wie die heutigen Bewohner Griechenlands die Genossen des Perikles sind.

Wohl war Nord-Afrika unter den Aglabiden und Edrisiern reich an Kunst, Wissenschaft und Betriebsamkeit; wohl waren Fes und Marokko noch im 16ten Jahrhundert voll von ehrwürdigen Ueberresten Arabischer Kultur; aber die verabscheuungswürdige Despotie der Türken und die ununterbrochenen Kämpfe der Araberstämme dagegen und unter sich selbst mußten Land und Volk verwildern. Durch die Despotie der Phillippe ist die Arabische Bildung in Spanien, und durch die Despotie der Muhammedanischen Herrscher ist sie im Morgenlande und Nord-Afrika zerstört worden.

K.

Mannigfaltiges.

— Ein Tagesbefehl Bonaparte's gegen den Liebesharm. Ein tapferer Soldat von der ersten Compagnie der Garde-Grenadiere, Namens Jerome Gerdau, hatte sich am 11. Mai 1801, kurz nachdem das Paar von einem siegreichen Feldzuge zurückgekehrt war, durch einen flüchtigen Harm den Tod gegeben, weil er bei seiner Rückkehr die Geliebte, die er in der Heimat verlassen, mit einem Anderen verheirathet fand. Es wurde darauf bei der Garde Folgendes bekannt gemacht:

Tagesbefehl.

St. Cloud, 22. Floreal, Jahr IX der Republik (13. Mai 1801).

Der Grenadier Gerdau hat sich in Folge eines Liebesverhältnisses den Tod gegeben. Er war im Uebrigen ein gutes Subjekt. Es ist dies das zweite Ereigniß dieser Art, das beim Armee-Corps seit einem Monat sich zugetragen. Der erste Konsul befiehlt, in den Tagesbefehl der Garde zu setzen: Daß ein Soldat den Schmerz und die Melancholie der Leidenschaften muß zu überwinden wissen; daß eben so viel wahrer Muth darin liegt, ein Seelenleiden mit Ausdauer zu ertragen, als unter dem Feuer einer Batterie ungerührt zu bleiben. Dem Harm sich ohne Widerstand überlassen, sich den Tod geben, um ihm zu entgehen, heißt so viel, als das Schlachtfeld verlassen, ehe man besiegt worden.

Gez. Bonaparte.
Contrasignirt: Berthier.

Der Tagesbefehl that seine Wirkung; von dem Tage an kam kein Selbstmord wieder in der Armee vor.

*) Aus den Zeitungen ist bekannt, daß Lembke in Spanien verweilte und sich dort mehr den Ereignissen der Zeit hingiebt. Aus erste ist wohl schwerlich eine Fortsetzung von seiner eigenen Hand zu erwarten.

**) „Und öde liegt Granad' an selbstgeschlagenen Wunden."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Freitag den 13. August 1841.

Aegypten.

Alexandrien und die Alexandriner unter den Ptolemäern.

Unter den Weltstädten des Alterthums zeichnet sich Alexandrien dadurch aus, daß es neu und dennoch gleich voll Größe an menschlichen Seelen und Geistern war, und daß man wußte, wann und von wem es erbaut wurde. Alle andere große Städte waren oder dünkten sich so alt, daß ihre Erbauungsgeschichte in das Dunkel des Mythenalters verlegt werden mußte, und sie nothwendig aus den Händen eines Gottes oder Halbgottes hervorging; bei Alexandrien war es anders, es flieg, gleich St. Petersburg, unter ähnlichen Verhältnissen und fast ähnlichen Ursachen, auf den Befehl eines mächtigen Herrschers aus dem Nichts hervor, und die Stadt kann den Jahrestag ihrer Gründung mit aller Bestimmtheit feiern. Alexander der (sogenannte) Große war es, der sich durch die Ihre und den Befehl zur Erbauung dieser Stadt an einem so günstig gelegenen Punkte ein bleibendes Denkmal errichtete, ein Denkmal, das seinen Geist schöner verherrlicht, als der Ruhm, eine Million Menschen ermordet und die halbe Welt erobert zu haben.

Es war für Alexander's Rechtfertigung auch dringend nöthig, in diesem Zeitpunkte eine große Stadt zu erbauen, denn man ließ in der Weltgeschichte die Erbauung dieser Stadt gerade zwischen den Zerstörung zweier mächtigen Städte durch die Hand dieses Mannes, der bald Uebermensch, bald Unmensch war. Die Zerstörung der größten Handelsstadt, Tyrus, ging der Gründung Alexandriens in demselben Jahre voraus; die Zerstörung der größten Königsstadt, Persepolis, folgte ihr in demselben Jahre nach. Noch waren die Weltstürmers Hände mit dem Blute der erschlagenen Phönizier bedeckt, noch rauchten sie vom Blute der tapferen Vertheidiger Gaza's*), als er den Grundstein zur neuen Stadt legte; und kaum haben diese Hände das schöne Werk vollbracht, so sieht man schon, auf Geheiß einer Sybierin, die fürchterliche Fackel darin, welche die Hauptstadt der Welt in Asche legte.**)

Wenn es wahr ist, daß Alexander's Absicht war, hier einen Mittelpunkt für den Handel des Morgen- und Abendlandes zu gründen***), so wird, nach den sonderbaren Fügungen im Kreislaufe der Dinge, erst in unseren Tagen seine Absicht erfüllt werden. Bis 146 v. Chr. war noch immer der große Welthandel in den Händen der an derselben Küste wohnenden Karthager. In den ersten Jahrhunderten nach Chr. tauchte schon die Neu-Persische Macht auf, welche einen bessern Handelsweg von Indien nach Bender-Abssi über den Persischen Meerbusen behauptete. Alexandrien wurde durch diesen Handelsweg vollends bei Seite geschoben, als sich das glänzende Bagdad nicht weit von jenem Meerbusen erhob. Nach dem Falle Bagdads aber ist durch die Umschiffung Afrika's der Fall Alexandriens entschieden worden. Erst jetzt, wo der Handel mit Asien ein ganz anderer geworden ist, als zur Zeit Alexander's; jetzt, wo dieses Asien Fremden-Herrschern unterworfen oder verbunden ist, kann es das werden, was bei seiner Erbauung vorgeschwebt hatte. Den Engländern war es vorbehalten, nachdem sie Mehmed Ali gedemüthigt, nachdem sie das den Arabischen Meerbusen beherrschende Aden in Besitz genommen, über Alexandrien und das Rothe Meer ihr eigenes Indien und China mit Europa zu verbinden; ihnen war es vorbehalten, das auszuführen, was Alexander vielleicht beabsichtigte und was so wenig nach seinem Tode in Erfüllung ging, am wenigsten unter den Ptolemäern.

Denn unter diesen war Alexandrien nicht sowohl Sitz der Industrie und des Handels, sondern Sitz des Luxus, der Ueppigkeit, der Gelehrsamkeit und vorzüglich der Schöngeisterei. Es war am paßendsten mit Paris unter Ludwig XIV. zu vergleichen. Turenne's und Colbert's gab es nicht; aber freilich sehr wenige, aber Kunstreiche und gefällige Damen von Geist in Menge. Der erste Ptolemäer war ein Schöngeist und der letzte Sproß seiner Nachkommen war eine vollkommene Nuion de l'Enclos, und zwischen ihnen waren fast alle Herrscher von solchem Charakter, daß unter ihnen Witz, Satire, heitere Laune und Ausgelassenheit in Wort und That aufgemuntert wurden. Den Zustand Alexandriens unter diesen Herrschern zu beschreiben, ist der Zweck des folgenden Aufsatzes, wobei wir eine gründliche Abhandlung der Quarterly-Review benutzen.

* * *

Alexandrien war kaum auf den Ruinen des kleinen Dorfes Rhakotis von dem Baumeister Dinokrates, der alle Pracht und den Glanz der Griechischen Kunst dabei entfaltete, erbaut worden, als es sich durch verschiedene Stämme bevölkerte: mit Griechen, mit unthätigen Soldnern, die den Mamelucken der neueren Zeit ziemlich ähnlich waren; mit Aegyptiern, welche Strabo eine verwegene Menschenklasse nennt, und mit Juden, denen man einen besonderen Stadttheil, eine abgesonderte Eigenarchie, wie später zu Rom, anwies. Dieses seltsame Gemisch von verschiedenen Völkerstämmen fand in der neuen Stadt seine verschiedenen Gottheiten wieder, den Tempel der Isis neben dem Tempel des Apollo, und den großen Serapis, das Symbol der Welt, eine pantheistische Gottheit, neben dem Jupiter, dem Könige des Olympus. So war der ursprüngliche Charakter Alexandriens der Synkretismus und folglich die Ironie; alle diese Nüancen mußten sich gegenseitig verwischen und im Eklekticismus und Sarkasmus endigen. Die ganze Welt, d. h. die damals bewohnte Welt, kam in diesen prächtigen Mauern, die beständig von dem doppelten Lärmen der Industrie und der Vergnügen wiederhallten, zusammen. „Griechen, Italiäner, Syrier, Libier, Cilicier, Arabyrier, Araber, Baktrier, Scythen, Inder, Perser", sagt der heilige Chrysostomus, „Fremden in eine Stadt, welche, nach Euthathius, nur allein der Weltstadt Rom nachstand; welche Strabo „den allgemeinen Vereinigungspunkt", der Jude Philo „mehrere Städte in einer Stadt" und Gregorius von Nyssa „die große Schule" nennt, die alle Freunde der Philosophie vereinigte und welche endlich der Kaiser Hadrian lurz und sinnreich so bezeichnet: „Niemand ist daselbst müßig."

Eine außerordentliche Thätigkeit beförderte die Industrie, die Literatur, die Künste und die Vergnügungssucht der Alexandriner. Nichts Gemäßigtes, nichts Mittelmäßiges, keine Muße, keine Ruhe war unter ihnen. Ihre Glas-, Krystall-, Papier- und Messer-Fabriken und ihre Kunstlichtereien waren in der ganzen Welt berühmt. „Selbst wenn ein Alexandriner die Gicht in den Füßen und Händen hätte, und selbst wenn ihm die Augen ausgestochen wären, so würde er dennoch Mittel finden, sich zu beschäftigen." Diese Thätigkeit erzeugte den Reichthum, den Luxus, alle sinnliche Lüste, aber auch das Bedürfniß nach immer neuen sinnlichen Reizen, die Unruhe des Gemüthes, das Reformsieber und die Neuerungssucht. Die Römer sahen sich genöthigt, diese unruhigen und ungefügsamen Menschen, denen der Lärm und der Aufruhr ein Vergnügen war, und die sogar bei ihren Mahlzeiten und Festen das Toben liebten und die Ruhe und den Frieden nicht leiden konnten, einer strengeren Aufsicht und schärferen Gesetzen zu unterwerfen. „Jedes Mal, wenn ein Alexandriner ein Fest giebt, hört man wilde Stimmen, Flüche und Lärmen; der Wirth überwirft sich mit seinen Gästen, die Kinder weinen und werden geschlagen, der Herr zankt mit dem Koch, dem Diener, dem Kellermeister und manchmal mit seiner Frau." Obgleich, wie Dio Kassius erzählt, das Erscheinen eines einzigen bewaffneten Soldaten unter diesen lärmenden Menschen Schrecken verbreitete, so sprachen sie doch unaufhörlich davon, Alles niederzumetzeln, und bei der geringsten Meinungsverschiedenheit geriethen sie in Wuth und Streit. Unverschämte Prahler, unermüdliche Schwätzer, die beständig drohen und bei der unbedeutendsten Beleidigung aufbrausen, ohne Grund und unaufhörlich Schimpfreden ausstoßen und auf den Straßen von ihren Schmerzen und Klagen singen, kannten sie, sagt Herodian, kein größeres Glück, als sich über ihre Herrscher lustig zu machen, sie in lächerlichen Bildern darzustellen, sie mit Epigrammen zu besprotteln und ihnen Spitznamen zu geben. „Als deshalbe Verleumder", sagt Philo, „erlangen sie für jeden ihrer Könige schmutzige Beinamen, die ihnen bleiben und welche die Geschichte nicht hat verwischen können: solche Spottnamen sind: Tryphon (Schwelger), Physkon (Schmerbauch), Kakergetes (Uebelthäter), Kokkalates (Zuckerbäcker), Philadelphos und Philopator (Schwesterliebend, Vaterliebend, in übler Bedeutung) und Auletes (Flötenspieler). Der Mimiker, der zu lange im Amte blieb, hieß ihnen Polychronios (zu lange lebend); Demetrius, welcher

*) Weil Batis das letzte Haus so tapfer vertheidigte, ließ ihn Alexander hinrichten; und zwar ließ er ihm die Füße durchbohren und ihn um die Mauern der Stadt schleifen, weil Achilles so den Hektor behandelte.

**) In der neueren Zeit ist von einem anderen Helden diese Schandthaten übertroffen worden. Kein Griesgarer als Nelson war es, der in Neapel auf Befehl seiner Buhlerin Hamilton seinen Ruhm für immer befleckte.

***) Daß Alexander ursprünglich nicht diese Absicht hatte, wollen diese neuere Gelehrte behaupten. Man sehe besonders Klotze, Geschichte Macedoniens Th. I. Alt. Unwahrscheinlich ist diese Meinung nicht, er konnte eine Stadt, weil er eine passende Hauptstadt fand, so wie Abdel-Kader sein weitand Tekedumpf.

Digitized by Google

angeklagt war, einen Tempel gegründet zu haben, hieß Irion; Caracalla, die alte Jokaste; die Fehderten des Antonius, Böcke; einen Schriftsteller zweiten Ranges nannten sie ein „Beta"*). „Du kannst dir kaum vorstellen", schreibt Hadrian in seinem Briefe, „wie mich, so wie den Verus und Antonius, die Alexandriner behandelt haben." Hadrian lachte über ihre Epigramme; aber Caracalla, der keinen Scherz verstand, ließ die Verfertiger von Karikaturen erdrosseln.

Mit dieser heißenden Verleumdungssucht, mit diesem unwiderstehlichen Hange zur Ironie verband sich, wie es fast immer der Fall, ein grämzerische Frivolität und eine geheime Anbetung der Macht, die ihnen muthig entgegentrat. „Sie waren die ersten", sagt Plotin, „die sich vor Caligula demüthigten; sie waren Meister in der Heuchelei, Schmeichelei und Niederträchtigkeit." — „Wollt ihr mir", fragte sie Dio Chrysostomus, „eure Aufmerksamkeit einen Augenblick nur einen einzigen Augenblick schenken, so sollt ihr genug nachdenken, ihr, denen Leben aus kindischen Spielen, Festen, Vergnügungen, Thorheiten und Frivolität besteht? Alles bei euch ist nur Scherz. Was das Ernste anlangt, so finde ich davon keine Spur bei euch. Wollte es doch dem Himmel gefallen, daß ihr diejenigen, die mit euch von ernsten Dingen sprechen, mit der Ruhe und der Theilnahme, die ihr an eine Tänzerin oder an ein Pferderennen verschwendet, anhören könntet! Aber eine Stunde ernsten Nachdenkens bei einem solchen Leben, dies wäre eine Stunde Ruhe mitten in einem fortwährenden Taumel.

Diese überreiche und unruhige Menge, die das Vergnügen, die Musik, den Gesang und die Wagenrennen liebte, war in den Künsten eben so planlos, unmäßig und unzüchtig, als in ihrem Leben. Wenn ihre Lieblings-Schauspieler oder ihre Lieblingsrenner erschienen, erhob sie sich in Masse, stieß ein lautes Geschrei aus, spaltete sich in Parteien, tanzte und warf Münzen. „Die meisten Bürger dieser sonderbaren Stadt waren nicht bloß Kunstliebhaber, sondern sogar geschickte Künstler:" — „Zedermann", sagt ein christlicher Redner, „verstand zu singen; Schulmeister, Richter, Greise, Advokaten, sogar die Sophisten, sogar die Soldaten waren Musikverständige; diese sangen beim Exerciren, die Aerzte sangen, während sie den Kranken an den Puls fühlten." „Euer Gehirn", sagt ihnen derselbige Redner, „ist ein immerwährendes Possenspiel." Sie hatten die Zahl der Instrumente vermehrt, wie es alle Völker zur Zeit des Verfalls thun, und ihr Orchester zählte zwanzig Arten Flöten und noch weit mehr Saiten-Instrumente, z. B. die Magadis, die Lyra, das Barbiton, die Nabla, die Peltis, den Klepsiambos, den Sindapsos, die Pariambis, das Plattenton und das Cynnachordon. Ihre Leidenschaft für lärmende Musik, welche alle diese Instrumente hervorbringen mußten, stand nur ihrer unsinnigen Leidenschaft für Pferde und Pferderennen nach. Eine Sängerin konnte sie in einen Freudentaumel versetzen; man hörte sie, sagt Chrysostomus, unaufhörlich die Florituren der Modekünstlerin wiederholen. Aber bei den Pferderennen, sagt derselbe Redner, war es noch ärger: da gab es furchtbaren Tumult; da gab es Gesichter, die vor Furcht blaß und vor Zorn roth wurden; schreckliche Flüche und ein Geheul wie von Besessenen, als wenn die Peitsche des Reitknechtes auf die Zuschauer und nicht auf die Pferde losschlüge. „Diese unermeßliche Bevölkerung handelt wie der rasende Herkules; diese aufmunternd, jene verfluchend; die Arme in Wuth nach den Rennern ausstreckend; handgemenn mit einander werdend und selbst die Götter verlästernd. Das sind Frivolitäten, sagt er hinzu, aber Frivolitäten, welche eine Nation schildern und sie charakterisiren." Bei diesen unruhigen und vergnügungssüchtigen Menschen konnte das Drama und die erhabene epische Poesie kein Glück machen; sie verlangten mehr lärmende, als belehrende Schauspiele. Sie verschmähten sogar das sonderbare Gescheut, das ihnen Ptolemäus Soter mit einem schwarzen Kameele und einem zweifarbigen Menschen machte. Diese beiden seltenen Naturerscheinungen stellte er ihnen im Theater vor; aber sie spotteten über den bunten Menschen und fürchteten sich vor dem schwarzen Kameele; und verließen insgesammt das Theater. Ptolemäus nahm das Kameel wieder an sich, und schenkte den Menschen als eine interessante Seltenheit seinem Zöglingsfreunde Theophis. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Ministerwechsel im Jahre 1810.

(Schluß.)

Fouché ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem die üblichen Komplimente ausgetauscht worden waren, sagte ihm Berthier mit verlegener Miene, er komme auf Befehl des Kaisers, um dessen Korrespondenz in Empfang zu nehmen, und im Falle einer Weigerung werde Se. Majestät sich genöthigt sehen, die Papiere versiegeln zu lassen. Berthier hat ihn in freundschaftlichem Tone, sich dem Willen des Herrschers zu fügen, und sagte hinzu: „Mein lieber Herzog, Se. Majestät wird Ihnen Dank wissen, und ich selbst werde über meine Pflichten erfreut seyn." Diese Worte beruhigten Fouché, der mit dem herzlichsten Tone antwortete: „Wie, mein lieber Herzog, ich sollte mich den Befehlen Sr. Majestät widersetzen, der so viel für mich gethan? Habe ich ihn nicht immer mit blindem Eifer gedient, obgleich er mich so oft durch sein Mißtrauen verletzt hat? Suchen Sie in meinem Kabinet, suchen Sie, wo Sie wollen; ich will Ihnen meine Schlüssel übergeben und alle meine Papiere aufsiegeln. Es ist ein Glück für mich, daß mich Se. Majestät einer so unerwarteten Prüfung unterwirft, die ich mit Ehren bestehen werde. Die strenge Untersuchung, die Sie anstellen werden, wird den Kaiser von der Ungerechtigkeit des Argwohns überzeugen, den ihm die Bosheit meiner Feinde gegen seinen treusten und ergebensten Minister eingeflößt hat."

Die Ruhe, mit welcher Fouché diese Rede vorbrachte, machten die beabsichtigte Wirkung. Er setzte noch hinzu: „Die Privat-Korrespondenz des Kaisers will mir habe ich dem Ausscheiden aus dem Ministerium verbrannt, da die meisten Briefe von der Art waren, daß sie immer geheim bleiben mußten. Ueberdies, mein theurer Fürst", fuhr Fouché fort, als er Berthier bei dieser lügenhaften Behauptung erblicken sah, „werden Sie noch einige der Papiere finden, die der Kaiser fordert, obgleich sie keine Briefe seyen. Sie sind in zwei Kartons enthalten, die ich Ihnen gern übergeben will. Es wird Ihnen leicht seyn, sie von den mich persönlich betreffenden auszuscheiden, die ich Ihnen mit demselben Vertrauen übergebe. Ich habe, Gott sey Dank! von einer solchen Untersuchung nichts zu fürchten."

Berthier erschöpfte sich in Entschuldigungen, aber er schritt darum nicht zu einer zur Untersuchung. Da er unter den unbedeutenden Papieren keines fand, welches in der mindesten Beziehung zu den Aktenstücken gestanden hätte, die ihm Napoleon bezeichnet hatte, so stieg er in seinen Wagen und kehrte nach Saint-Cloud zurück. Als er Napoleon seinen Bericht abstattete, fuhr dieser von seinem Sitze auf und wüthete wie ein verwundeter Löwe. Nachdem er eine Weile schweigend auf- und abgeschritten, rief er aus: „Das heißt also, das dieser Mann wie ein selbstständige Macht mit mir unterhandeln will. Er täuscht sich!" Nachdem er indeß eine Menge Drohungen gegen Fouché ausgestoßen, trat allmälig ein ruhigeres Nachdenken ein. Er verfaßt in liste Traurigkeit und ließ sich Wort für Wort die Erzählung wiederholen. „Ich habe die Ehre, Ew. Majestät zu versichern", sagte Berthier, „daß ich die Papiere des Herzogs weder durchgesehen noch durchgelesen habe; mir nichts gefunden habe. Aber nein! dessen ist er nicht fähig. Uebrigens zürne ich Ihnen nicht, weil Sie in allen Staats-Angelegenheiten ein Weib sind. Sie mußten sich nothwendig durch das listigste Weiben in meinem Reiche täuschen lassen. Ich hätte Sie nicht nach Ferrieres senden sollen."

Napoleon kam immer wieder auf seinen ersten Gedanken zurück und rief, die Hände ballend: „Wie haben sich nur täuschen können, das Fouché meine Privat-Korrespondenz verbrannt habe?" „Sire", entgegnete der Fürst von Neuschatel, „er hat mir sein Ehrenwort gegeben." Als Napoleon dies hörte, brach er in lautes Lachen aus; indeß nahm er bald wieder seinen gewöhnlichen Ernst an und sagte, nach jedem Wort einhaltend: „Er — hat — Ihnen — sein — Ehrenwort — gegeben?" — „Ja, Sire", erwiederte Berthier mit seinem gewöhnlichen Phlegma. — „Ja, dann", erwiederte Napoleon mit verändertem Tone, „ist es etwas Anderes; dann werden sich auch meine Briefe noch finden; wir wollen uns noch nicht für geschlagen halten; wir werden ja sehen." Und krampfhaft die Hände in einander drückend, wiederholte er mehrmals: „Ja, wir werden sehen."

Einige Tage später war Napoleon nach einer Sitzung des Staatsrathes mit dem Erz-Kanzler und dem Fürsten von Neuschatel in sein Kabinet getreten, als man plötzlich seine Stimme laut erschallen hörte. Der Graf Dubois, welcher ziemlich zuletzt den Rathssaal verlassen hatte, wollte eben in seinen Wagen steigen, als es ihm schien, als ob sein Name gerufen würde. Er bob den Kopf empor und sah auf dem Balkon den Kaiser stehen, der ihm zuwinkte.

Der Polizei-Präfekt flog mit eiligen Schritten die große Treppe hinauf und begab sich in das Kabinet des Kaisers. Dieser fand er Cambacérès, der, wie immer, sehr ruhig schien, und Berthier, der sich an den Nägeln kaute. Der Kaiser selbst sprach kein Wort, sondern ging, die Hände über den Rücken geschlagen, mit eiligen Schritten im Zimmer auf und ab, indem er von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf sein Büreau warf. Auf dem Büreau lag ein großer Bogen mit einigen unleserlichen Schriftzügen von seiner Hand. Endlich blieb er vor Dubois stehen. „Dieser Fouché ist ein großer Böswicht", sagte er halblaut und wie zu sich selbst sprechend. Dann fing er wieder an, auf- und abzuschreiten. Da Niemand der Anwesenden das Wort nahm, so trat wiederum ein langes Schweigen ein, welches Napoleon unterbrach, indem er mit demselben Tone sagte: „Ja, ein großer Böswicht, welcher verdiente, erschossen zu werden." Dieser mögt nun Recht glauben, daß er mit mittheilen kann, wie er Fouché seinem Feinde, seinem Konvent und seinem Direktorium mitgetheilt hat! Ich habe eine lange Hand und ein treues Gedächtniß. Mich täuscht man nicht so, und ich lasse nicht leicht mit mir spielen. Das möge er sich gesagt seyn lassen! Er hat Noten und Instruktionen von meiner Hand, er hat Briefe von mir; die soll er herausgeben."

Dann sich direkt zu Dubois wendend, sagte er mit größerer Ruhe: „Ich weiß, daß Sie Fouché's Feind sind, aber daran liegt nichts. Ich habe Sie für einen wichtigen Auftrag ausersehen; er ist es für ihn ganz besonders, denn sein Kopf steht auf dem Spiele." Dubois wollte den Auftrag ablehnen, gerade weil er Fouché's Feind sey; aber Napoleon fuhr fort: „Ich habe Ihnen gesagt, daß nichts daran liegt. Sie gehen zu ihm in einem sehr ernsten Auftrage, der durchaus ehrenvoll ist und den Sie allein glücklich zu Ende bringen können. Ich habe auch nicht Sie gerechnet. Hören Sie mich aufmerksam. Fouché hat während seines letzten Ministeriums viele Briefe und verrauliche Mittheilungen von meiner Hand erhalten. Können Sie sich wohl denken, was er mit antworten ließ, als ich sie zurückforderte?" — „Daß er sie nur Ew. Majestät selbst übergeben würde."

*) Beta, der zweite Buchstabe des Griechischen Alphabets.

Digitized by Google

— „Ach, was! Lassen Sie mich doch aussprechen", sagte Napoleon, ungeduldig mit dem Fuße aufstampfend. „Er hat mir antworten lassen, daß er sie alle verbrannt habe. Fragen Sie nun den Fürsten von Neuchatel, den ich nach Ferrieres gesandt habe. Ist es nicht wahr, Berthier, daß er gesagt hat, er habe sie alle ins Feuer geworfen?"

Bei dieser Aufforderung nickte der Fürst mit dem Kopfe, indem er einige Worte dazu murmelte. Der Kaiser fuhr fort: „Fouché sollte wichtige Papiere verbrennen! Das möge er Anderen weis machen!" Dann mit der Faust auf den Tisch schlagend, rief er mit tönender Stimme: „Er hat meine Briefe! Ich will meine Briefe haben! Er muß sie mir zurückgeben! Hören Sie, Dubois: Fouché ist in Ferrieres, wo er die Vorbereitungen zu seiner Reise trifft. Gehen Sie morgen früh zu ihm und fordern Sie in meinem Namen, hören Sie! in meinem Namen, alle Papiere zurück, die er von mir hat." — „Wenn er sich aber weigert?" — „Wenn er sich weigert, so übergeben Sie ihn zehn Gendarmen und lassen ihn auf der Stelle nach Bincennes abführen zu seinem Freunde Ducrard." — „Entschuldigen Sie, Sire, aber Ew. Majestät muß mir die Papiere näher bezeichnen, die ich dem Herzog von Otranto abfordern soll." — „Sie haben Recht, ich werde schon angefangen, eine Liste zu entwerfen; hier ist sie."

Dubois mußte sich in den Lehnstuhl setzen, von dem er eben aufgestanden war, vor den Bogen Papier, den er angefangen hatte, zu beschreiben. Nun fing er an, zu diktiren, aber mit solcher Hast, daß er selbst einsehen mußte, daß Dubois nicht folgen konne. Er schalt auf und sagte: es sei ihm eben so unangenehm, zu diktiren, wie zu schreiben. Nehmen Sie diese Liste; wie unvollständig sie auch seyn mag, so wird sie Ihnen doch nützlich werden können. Ueberdies ist die Sache sehr einfach; Sie legen alle Papiere unter Siegel, die sich vorfinden; ich werde dann eine Auswahl treffen. Gehen Sie, Dubois, und brechen Sie morgen früh auf, damit man Ihnen nicht zuvorkomme."

Der Kaiser legte sich und blieb lange in unbeweglicher Haltung, indem er mit den Händen die Armlehnen preßte, welche die Lehne seines Sessels schmückten. Dubois verneigte sich und entfernte sich. Berthier und Cambacérès folgten. Der Kaiser bemerkte ihr Verschwinden gar nicht, in so tiefes Nachdenken war er versunken.

Dubois' erste Sorge war, eine Brigade seiner Agenten nach Ferrieres zur Beaufsichtigung des Schlosses abzusenden. Am folgenden Morgen machte er sich selbst auf den Weg, begleitet von einem Inspektor, dem er unterwegs seine Instructionen ertheilte. Sein Wagen war von vier berittenen Gendarmen gefolgt, die in bürgerlicher Kleidung waren. Es war sieben Uhr, als der Polizei-Präfekt allein auf dem Platze erschien, wo eine Menge Kisten und Packen mit der Aufschrift: „An die Excellenz den Herrn Gouverneur von Rom" aufgeschichtet waren. Alle Zugänge und der Hauptthof waren mit Wagen bedeckt, welche dieselbe Aufschrift in riesenhaften Buchstaben trugen. Die Bewohner des Schlosses schliefen alle noch. Dubois hatte sich einem Kammerdiener vorgestellt, der es über sich nahm, ihn in das Schlafzimmer des Herzogs zu führen. Dieser schien bereits vorgestern Abends etwas aus der Fassung zu bringen. „Womit kann ich Ihnen schon so früh dienen?" sagte er mit dem Tone eines Mannes, der aus seinem Schlafe gestört ist. „Herr Herzog", erwiederte Dubois, „ich bitte um Entschuldigung; aber mich schickt der Kaiser."

Als Fouché diesen Namen hörte, fing er an zu zittern, und er sprang eiligst aus dem Bette. Dubois bemühte sich, ihn zu beruhigen, und während der hastigen seinen Schlafrock anlegte, sagte er ihm in einigen Worten die Veranlassung seines Besuches aus einander. „Ich soll ihm seine Noten, seine Instructionen wiedergeben! Aber wo soll ich sie nun hernehmen, da ich sie verbrannt habe? Dem Fürsten von Neuschatel habe ich kürzlich die wenigen Papiere vorgelegt, die ich besitze; sie stehen zu Ihrer Verfügung. Von den Briefen aber, die mir Se. Majestät geschrieben, habe ich keinen einzigen mehr. Ich habe es dem Fürsten zugleich mit dem Schlafrocke anbefohlen, und werde es schwören, wenn man will und so oft man will." — „Das ist sehr schlimm", entgegnete der Präfekt mit mitleidiger Stimme. Allmälig hieß derselbe auch die Worte: Gendarmen, Vincennes, Prozeß fallen. Auf den Ex-Minister machten sie eine furchtbare Wirkung; seine Knie schwankten, und er sank wie vernichtet in einen Sessel.

Dann stand er wieder auf und durchmaß einige Minuten wie ein Unsinniger im Zimmer auf und ab. Hierauf sagte er: „Aber, mein lieber Graf, ich wiederhole Ihnen, daß ich sie alle vernichtet habe. Glauben Sie denn, daß ich so unklug seyn werde, Papiere aufzubehren, welche mich und die Meinigen ins Verderben stürzen können?"

So sprechend, lief Fouché im Zimmer auf und ab, indem er gegen die Möbel anrannte und mit geballten Händen Gott zum Zeugen der Wahrheit seiner Worte anrief. Der Polizei-Präfekt wurde gerührt und fing an, den Worten Fouché's Glauben zu schenken. Er tröstete ihn nach besten Kräften und sagte dann: „Hören Sie, Herr Herzog, ich kann nicht umhin, die Papiere zu versiegeln, welche Sie hier haben. Ich werde Sr. Majestät sagen, daß Sie mir nichts haben zeigen wollen, da Ihnen meine Vollmacht nicht genügend erscheinen ist. Ich werde den Siegel aufrodern, einen Staatsrath hierher zu senden, um die Siegel abzunehmen. Real z. B., der Ihr Freund ist. Sie wissen, daß beim Kaiser immer nur die erste Aufwallung zu fürchten ist. Beruhigen Sie sich also."

Fouché und Dubois sammelten nun die Menge unbedeutender Papiere, welche schon Berthier gesehen hatte. Der Polizei-Präfekt versiegelte sie und verließ den Ex-minister mit den höflichsten Ausdrücken. Er kehrte also zurück, wie er gekommen war. Als er sich zum Kaiser verfügte, fand er denselben von Offizieren umgeben und im Begriff, seinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen. Auf einen Wink zogen sich die Anwesenden in einen anliegenden Salon zurück.

Als Napoleon das Resultat der Sendung des Polizei-Präfekten erfuhr, brach er in einen unbeschreiblichen Zorn gegen Fouché aus. Allmälig gelang es indeß jenem, ihn zu beruhigen. Er sagte ihm, daß er den Herzog scharf beobachtet habe, und daß er überzeugt sey, daß dieser habe die Briefe wirklich verbrannt. „Derselbe war zu bewährt", sagte er, „um sie nicht verbrannt zu haben; wenn aber Ew. Majestät dennoch Zweifel hegen, so mögen Sie nur Saint-Real oder sonst Jemand abschicken, denn ich kann solche Expeditionen nicht übernehmen, wenn die Arbeit meines Departements nicht darunter leiden soll." — „Sie haben Recht, Réal soll hingehen."

Es waren noch nicht zwei Stunden vergangen, als dieser im Kabinet des Kaisers erschien. „Gehen Sie nach Ferrieres", sagte der Kaiser zu ihm, „und nehmen Sie die Siegel. Geben Sie keine Erläuterungen und fordern Sie einfach meine Briefe zurück. Nur hüten Sie sich wohl", fügte er lächelnd hinzu, „sich, wie Dubois, Wind vormachen zu lassen. Fouché ist ein schlauer Fuchs, wie Sie wohl selbst wissen werden. Ich erwarte Sie heute Abend oder, wenn es zu spät ist, morgen früh."

Real begab sich mit dieser friedlichen Mission nach Ferrieres, in einer offenen Kalesche, um jede Besorgniß zu verscheuchen. Aber bei seiner Annäherung verschwand plötzlich ein Pferd, welches gesattelt im Hofe stand, und als Real eingelassen wurde, war Fouché nicht mehr da. Es empfing ihn die Herzogin in Thränen; sie wußte nicht, wo ihr Mann war, und ob er zurückkehren würde. In Folge dessen sandte Real einen Courier mit einem Briefe an den Kaiser, der ihm augenblicklich antwortete: „Thun Sie, wie es Ihnen passend scheint."

Real bat die Herzogin um die Erlaubniß, ihren Mann erwarten zu dürfen. So vergingen mehrere Stunden. Zum Glück kehrte Fouché um zehn Uhr Abends zurück, nach einem sehr bewegten Tage, denn er war den ganzen Tag umhergefahren, theils in der Richtung nach Saint-Cloud, um seine Freunde zu befragen, theils in der Richtung nach Paris, um sich persönlich zu verbergen. „Ich hatte sogar den Einfall, nach England zu fliehen", sagte er. „Dadurch hätten Sie sich unfehlbar zu Grunde gerichtet", sagte Réal. — „Ich besann mich auch bald eines Besseren, und faßte den klugen Entschluß, wieder zurückzukehren."

Real nahm nun die Siegel ab; als aber die Rede wiederum auf die Briefe des Kaisers kam, versicherte Fouché auf's bestimmte Weise und in einer solchen Tone der Wahrheit, er habe sie verbrannt, daß sich nichts mehr dagegen sagen ließ. Es war nun nichts weiter zu thun. Aber Napoleon rächte sich wenigstens, indem er der Ungnade Fouché's die größte Oeffentlichkeit gab. Einige Tage später las man nämlich im Moniteur folgenden Dekret: „Sr. Excellenz dem Herzog von Otranto ist das General-Gouvernement von Rom wieder abgenommen worden."

Fouché dachte nun nicht mehr an seine Reise. Er kehrte nach Paris zurück, wo er sein kleines Hotel in der Straße du Bac bezog und die Ereignisse abwartete. Kaum war er hier eingerichtet, als er ein Billet vom Fürsten von Neuschatel erhielt, der ihn aufforderte, so bald wie möglich zu ihm zu kommen. Er eilte hin. „Der Kaiser ist wüthend gegen Sie", sagte dieser zu ihm; „noch nie habe ich ihn so sprechen gesehen. Er hat sich in den Kopf gesetzt, daß Sie Ihr Spiel mit ihm getrieben haben. Er behauptet, es sey ein sträfliches Staatsverbrechen, daß Sie die Papiere nicht herausgeben wollen. Ich an Ihrer Stelle würde Furcht haben." — „Furcht! Weshalb! Glauben Sie nicht, daß es mir jetzt sehr genug thut, daß ich diese verdammten Papiere verbrannt habe? Ihr Zweifel ist für mich eine Beleidigung. Uebrigens will ich Ihnen nur gestehen, daß ich sie nicht herausgeben würde, wenn ich sie noch hätte."

Berthier's Warnung machte denn doch Eindruck auf den Herzog von Otranto. Am folgenden Tage begab er sich nach Saint-Cloud, wo er sich zunächst an den Groß-Marschall wendete. „Meiner Treu! Herr Herzog", sagte dieser zu ihm, „gestern Abend sind Sie noch gut davon gekommen. Sie würden jetzt in Vincennes seyn, wenn mich nur Berthier und der Fürst von Neufchatel und den Kaiser abgehalten hätten." — „Ich danke Ihnen, Herr Marschall; aber Sie haben ihm eine Thorheit, oder wenigstens eine unpolitische Handlung erspart." Durac begab sich zum Kaiser und kehrte nach einiger Zeit mit der Nachricht wieder, daß der Kaiser ihn empfangen wolle.

Durac führte Fouché in das Kabinet desselben. Er stand am Kamin, und glaubte, aus Fouché's demüthiger Miene den Zweck seines Kommens errathen zu haben. „Guten Tag, Herr Herzog von Otranto", sagte er zu ihm, mit sanfter Stimme und huldvoller Bewegung. Der Groß-Marschall wollte sich entfernen, aber er bat ihn, zu bleiben. Ohne hierauf Fouché Zeit zum Sprechen zu lassen, sagte er zu ihm: „Herr Herzog von Otranto, ich habe die empfangen, in die Hoffnung, daß Sie mir einfach meine Privat-Korrespondenz ausliefern würden; Sie bringen sie mir vermuthlich?" — „Sire, ich habe sie verbrannt", sagte Fouché mit gesenkten Augen. Napoleon trat an ihn heran und erwiederte: „Das glaube ich nicht; ich muß sie haben; geben Sie sie mir zurück." — „Sire, ich rufe Gott zum Zeugen an." — „Mein Herr", unterbrach ihn Napoleon im Zustande einer ungeheuren Aufregung, „lästern Sie nicht; zum letzten Male wollen Sie mir meine Briefe wiedergeben?"

Als Fouché durch seine Bewegung anzudeuten suchte, daß er sie nicht habe, rief ihm Napoleon zu: „Es ist genug, entfernen Sie sich!" Fouché blieb in der Hand eine Rechtfertigungsschrift, die er im Abgehen auf der Konsole neben dem Büreau des Kaisers niederlegte. Aber Napoleon stürzte auf das Papier, trat es mit Füßen und rief: „Ich will nichts mehr von Ihnen!"

Der Herzog von Otranto warf sich in eine Post-Chaise und eilte nach Lyon, wo er seinen früheren Secretair Malleschau fand, der ihm alle Papiere übergab, die ihm im Falle eines Exils von

Ruhen seyn konnten. Von Lyon eilte er nach Italien und ließ sich in Florenz nieder. Napoleon ließ ihn in Ruhe und entzog ihm keine seiner zahlloſen Wohlthaten. Daß mochte er aber wohl dieſer ungewiſſen Lage überdrüſſig werden. Er bejaun ſich eines Beſſeren. Die verbrannten Papiere wurden wiedergefunden und dem Kaiſer übergeben, der ihm erlaubte, ſich in Air niederzulaſſen. Später wurde er als Gouverneur nach Illyrien geſchickt, und erſchien erſt wieder 1815 auf dem öffentlichen Schauplatz.

Auf St. Helena ſchildert Napoleon Fouché's Charakter in folgender Weiſe: „Er war nicht zufrieden, ſich ohne meine Einwilligung in meine Familien-Angelegenheiten zu miſchen, nein, er mußte auch ohne mein Vorwiſſen regieren, Krieg und Frieden ſchließen. Die Intrigue war ihm ſo nothwendig wie die Nahrung. Er intriguirte zu jeder Zeit, an jedem Ort, auf jede Weiſe, mit Jedem. Nie wurde etwas Schlimmes entdeckt, wobei er nicht irgend wie betheiligt war. Er hatte die Wuth, an Allem Antheil zu nehmen und ſeine Füße in fremde Pantoffeln zu ſetzen.“ E. M. de St. Hilaire.

Rußland.

Der Ruſſiſche Courier.

Das in der Ueberſchrift genannte Journal (Ruſskij Wjästnik), von welchem die letzten Hefte (Heft 11 v. März bis Juni d. J.) uns vorliegen, ſcheint uns durchaus national-Ruſſiſche Materialien ſich zu behaupten; ſo ſehr iſt der demſelben trotz beiderſeitig ehrender Beachtung des Auslandes) alles erkluſiv Ruſſiſch: Materialien, wie Autoren.

An der Spitze der Letzteren finden wir Polewoy, den fruchtbarſten aller Ruſſiſchen Schriftſteller unſerer Zeit, mit reicher Geiſtesfülle und unermüdlicher Thätigkeit ausgeſtattet, Verfaſſer einer Geſchichte Rußlands (bis jetzt 13 Bände), der geiſtreichſten Kritiken, vieler Novellen, Romane und unzähliger Aufſätze für die verſchiedenartigſten Gattungen der Wiſſenſchaft — Ueberſetzer von E. T. A. Hoffmann's Erzählungen, von Lamartine's Reiſe im Orient, Dumont d'Urville's großem Reiſewerke, Shakespeare's Hamlet u. m. a. — früher Redacteur des nicht mehr erſcheinenden Moskauer Telegraphen über deſſen Ruſſiſchen Zeitgeiſt — jetzt alleiniger Redacteur vom Sohn des Vaterlandes (früher in Gemeinſchaft mit Bulgarin und Gretſch) und vorzugsweiſe mit dramatiſchen Arbeiten beſchäftigt. Seine Kritik war nicht nur Gretſch und Bulgarin, ſondern auch Männern, wie Wjäſemski, Benedikt'ov und Kukolnik furchtbar; ja, ſie zog ihm ſogar (bei Gelegenheit des patriotiſchen Schauſpiels: „Die Hand der Höchſten rettete das Vaterland“, von Kukolnik) Hetzungs-Arreſt zu. Gegenwärtig erfreut er ſich jedoch ſo ſehr des Allerhöchſten Vertrauens, daß ihm die Geſchichte Peter's des Großen übertragen worden, von deren Bearbeitung Puſchkin ſo plötzlich abgerufen wurde. Mit einem Theile ſeiner Liberalität hat Polewoy indeß auch an der Gunſt der Publikums eingebüßt. — Nicht ihm bringt der Cyclus Arbeiten von Kukolnik, unſtreitig dem erſten, wenn nicht dem einzigen, Kunſtkritiker Rußland's, der auch als Dramendichter rühmlichſt bekannt geworden. Ferner von Glinka, dem mannhaften Ezz-Patrioten, dem man das Motto in den Mund gelegt: „Als ich geboren wurde, war ich erſt Ruſſe und dann Menſch“ — und der, aufgefordert, ſich Vertheidiger zu wählen, als er unter ſchwerer Anſchuldigung vor Gericht geſtellt war, antwortete: „Ich habe ſchon ein Paar Vertheidiger; hier einen für meine Denkart: mein Evangelium — und hier einen für meine Handlungsweiſe: meinen Säbel!“ — Weiter, vom Pater Hyacinth (Biſchurin), dem berühmten Sinologen: eine Auslegung der Buddhiſtiſchen Religion (Heft 3) und eine Kritik der Mongoliſchen Geſchichte aus Perſiſcher Quelle (Heft 6). Endlich, vom Baron von Rahden, Kampf, einen Brief an Polewoy, worinnen der gelehrte Mitarbeiter am Ruſſiſchen Kodex der Geſetze ſeine gewohnte Zuverſicht dahin ſteigert, nicht nur alles Nichthiſtoriſche eine wunderliche Häreſie zu nennen — ſondern auch die Beurtheilung ſeiner Kämpfe gegen Bentham lediglich der Geſchichte anvertrauen zu wollen. — Auch dem Namen Joſaphat's begegnen wir hier.

Außer den beiläufig hier angegebenen Arbeiten ſind uns, von unſerem Standpunkte, als vorzugsweiſe bemerkenswerth folgende Artikel: Notizen über den Fürſten Potemkin, die eine ſehr intereſſante und treffende Charakteriſtik liefern (Heft 4 und 6). Eben ſo: Tſcherkeſſiſche Sagen — im Gewande der Novelle (Heft 4 und 5). Ein Tagebuch über den Aufenthalt Peter's des Großen zu Paris im Jahre 1717 (Heft 5), ein Kuriosum, um ſo mehr, als es die Anſchauung eines blindumherirrenden Domeſtiken bringt. — Eine Probe von Ruſſiſcher Kunſt-Kritik: Drei Opern (von Kukolnik), von beſonderem Tages-Intereſſe, da wir hier, im Rahmen der Novellette, das dreifache Bildniß der Signora Giubilta Paſta, als Norma, Semiramide und Anna Bolena, erblicken. — Endlich: Notizen über die Vaterländiſche Vorzeit, von Nad. Andrejeff, — ein kleiner Beitrag zur Kenntniß der Ruſſiſchen Sitten und Gebräuche und manches Kalenderglaubens.

Im erſten Hefte findet ſich unſeres Wiſſens, die Einleitung zu den Vorleſungen von Gretſch über Literaturgeſchichte, welche, ihres Tones wegen, faſt ſo berüchtigt geworden ſind, als ſie, den Materialien nach, geiſtvoll und reichhaltig erſchienen*); im zweiten Hefte: eine Kritik der „Histoire de la littérature française, par Nisard“, von Polewoy, mit ungemein ſchätzbaren Anſichten.

Nächſtens gedenken wir, aus dieſen beiden Einiges auszuheben, obwohl leider gerade die beiden Artikel, ihres großen Umfangs wegen, ſich nicht mittheilen laſſen, und zum Theil, vermöge ihrer Einkleidung, auch zu Auszügen ſich nicht gut eignen. W.

Mannigfaltiges.

— Napoleon und Zingarelli. Als im Jahre 1811 der König von Rom geboren war, wurde in allen Kirchen des Franzöſiſchen Reichs ein Te Deum geſungen. Auch nach Rom, das damals die Hauptſtadt eines Departements von Frankreich war, war der Befehl ergangen, auf dieſe Weiſe dem Himmel für die Geburt des neuen Königs zu danken. Der Dom von St. Peter war auf das Feſtlichſte geſchmückt, die Glocken waren verſammelt, um das Te Deum zu hören, aber vergebens wartete man auf Sänger und Kapelle. Zingarelli, Kapellmeiſter des Papſtes, hatte ſich geweigert, den König von Rom als ſolchen anzuerkennen, und wollte ſich um keinen Preis zu einem Te Deum bergeben. Napoleon, der in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, gab dem Präfekten von Rom den Befehl, den widerſpänſtigen Kapellmeiſter ſogleich feſtnehmen und ihn von Briganten zu Brigade bis Paris eskortiren zu laſſen. Der Präfekt begnügte ſich jedoch, Zingarelli Dieſen anbefohlen, direkt nach Paris reiſen zu wollen, dieſen mit der Diligence fahren zu laſſen. In der Hauptſtadt angekommen, verſäumte der Kapellmeiſter nicht, dem Kaiſer anzuzeigen, daß er deſſen Befehle erwarte. Acht Tage gingen vorüber, ehe darauf etwas erfolgte. Endlich erſchien eine Botſchaft des Kardinals Feſch, der den berühmten Maeſtro begrüßen und ihm zugleich im Namen des Kaiſers tauſend Thaler als Entſchädigung für die auf Befehl deſſelben unternommene Reiſe einhändigen ließ. Länger als zwei Monate erhielt ſodann Zingarelli keinerlei weitere offizielle Mittheilung. Er glaubte ſich ſchon ganz vergeſſen, als er eines Tages den Befehl erhielt, eine feierliche Meſſe mit Chor und Symphonie zu komponiren. „Eine Meſſe!“, ſagte er, „gut! Doch ſollen ſie mir ja nicht mit dem Te Deum für den ſogenannten König von Rom kommen, denn da würde ich ihnen auf andere Weiſe dienen!“ Die Meſſe war in acht Tagen komponirt und wurde bei der Aufführung vortrefflich gefunden. Der Maeſtro erhielt dafür 5000 Franken. Demnächſt gab man ihm den Auftrag, ein Magnificat zu komponiren. „Auch ein Magnificat iſt kein Te Deum“, ſagte Zingarelli; „ich würde das letztere um keinen Preis liefern, aber in allen andern Stücken ſoll man mich nicht eigenſinnig finden.“ Das Magnificat wurde mit Verſchwendung Pauke, Trompeten und den Damen Branchu und Armand ausgeführt und machte einen wunderbaren Eindruck, ſo daß der Kaiſer ganz entzückt war. — Ein Monat war nach dieſer Aufführung verfloſſen, als Zingarelli dem Kardinal Feſch bemerklich machte, daß ſeine Verpflichtungen als Direktor der Sixtiniſchen Kapelle ihn anweiſen, in Rom erſcheinen zu müſſen, daß er wünſche, daß er nun wann er zurückkehren dürfe? „Morgen, oder wenn Sie wollen, heute“, antwortete man ihm; „denn ſo gern der Kaiſer Sie auch in Paris ſieht, will er Sie doch nicht an der Erfüllung Ihrer Pflichten hindern.“ Der Maeſtro ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Wenige Tage darauf befand er ſich auf Italiäniſchem Boden, und zwar mit dem vollen Bewußtſein, dem Kaiſer zu Rom noch ſein Te Deum ſchuldig geblieben zu ſeyn. Aber der berühmte Komponiſt war in großem Irrthum. Als er in Rom ankam, war er nicht wenig erſtaunt, überall Lobpſalme zu vernehmen, die er ſich anfangs gar nicht erklären konnte. Die Muſik ſeines Magnificat ließ ſich nämlich ganz vortrefflich den Worten des Te Deum anpaſſen, und dies hatte man in Rom gethan. Dergeſtalt hatte Zingarelli gegen ſeinen Willen den Wunſch des Kaiſers erfüllt und ſein Te Deum, zum Dank für die Geburt des Königs von Rom, war in der St. Peterskirche, nach der Compoſition ihres Muſik-Direktors, geſungen worden.

— Ein Deutſches Journal in London. Seit dem 1. Juli d. J. iſt ein ſolches Unternehmen in London begründet. Das Journal erſcheint dreimal wöchentlich unter dem Titel: „Die Deutſche Preſſe. Zeitung für Politik, Literatur, Handel und Gewerbe.“ Die literariſche Abtheilung der Zeitſchrift führt noch den beſonderen Titel: „Belletriſtiſche Blätter“ und iſt in ihrer Redaction, ſo wie in der Paginirung der Seiten, von der politiſchen Abtheilung ganz getrennt. Das Unternehmen ſoll bereits bei ſeinem Beginne ſo günſtigen Erfolg gehabt haben, daß es alle geſichert zu ſcheinen ſcheinen. Der Herausgeber ſind, wird nicht geſagt, doch ſollen einige namhafte Deutſche Gelehrte dabei betheiligt ſeyn. Engliſche Blätter ſagen: „Papier und Druck dieſer Zeitſchrift ſind vortrefflich, was man Deutſchen Journalen nicht immer nachrühmen kann.“

*) Daß ſich doch dieſer ſonſt ſo achtenswerthe und mit Recht auch im Ausland berühmte Schriftſteller, Angeſichts ſeines Kultusterrorismus von Perſonen

beider Geſchlechter und jedes Alters aller gebildeten Stände, durch ſeinen Fanatismus und Potenſas ſo viele Aliens ſtiftet, daß ein Ehrtitel über einige Ruſſiſche Pronominal-Formen (nach einer irrigen Behauptung: dieſer und jener nach Senkowski's richtiger Darlegung: dieſer und jedweder) wieder aufnehmend, mit den Worten zu ſchließen: „Zum Beſchluß: laſſt ich wieder deutend, „dieſer alte Ruſſiſche Patriot“ und laut Senkowski gelehrt, der unter den Jahrgreis war, von Geburt ein Pole iſt und als Redacteur der weltverbreiteten Ruſſiſchen „Lesebibliothek“ den charakteriſirten, höchſt gewandten und ſehr ſchlauen Mann bewahrt hat, den man ſchon aus ſeinem Converſationslexikon, ſeiner großen Ruſſiſchen Encyklopädie, ſeinen außerſt beliebten humoriſtiſchen Novellen kannte, und den als Stöcken ſelbſt der Kaiſer ehrte, indem er ihn zum Profeſſor der Arabiſchen, Perſiſchen und Türkiſchen Sprache ernannte, „einer verrathriſchen Pole!“ S.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Montag den 16. August 1841.

Polen.

Trentowski's philosophische Schriften.

Trentowski gehört durch seine philosophischen Schriften Polen und Deutschland zugleich an. Es ist einestheils zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit dieser geniale Mann sich die Deutsche Sprache nach kurzem Studium derselben so zugängig machte, daß er darin seine ersten philosophischen Abhandlungen (Grundzüge der universellen Philosophie und Vorkunden zur Wissenschaft der Natur) nicht nur in einer reinen und verständlichen, sondern sogar originellen und anziehenden Schreibart vor die Augen des Deutschen philosophischen Publikums brachte*); andererseits nöthigt uns der strenge und ernste Wissenstrieb des Philosophen Ehrfurcht ab, indem er sich frei erhält von allen Einflüssen, welche in Polen sich in die Person und in das Wissen hineindrängen möchten und dem letzteren eben so nachtheilig seyn würden, als sie der Beletristik auf die Beine halfen.

Trentowski bekennt selbst, daß er dem Geiste nach Deutschland verbrüdert sey; und es ist wahr, daß der Philosoph als Philosoph sein Vaterland haben darf. Deshalb ist auch das Unrecht der Vorwürfe, welche dem in Freiburg docirenden Professor von seiner Heimat aus gemacht wurden, daß er die Interessen des eigenen Landes vergesse und sich für Deutschland aufopfere, von seinen Landsleuten bald genug eingesehen und die Forderung, Trentowski solle in Polnischer Sprache schreiben, so weit zurückgenommen worden, daß man nur einen Theil der schriftstellerischen Thätigkeit desselben beanspruchen wird. Wenn berücksichtigt wird, daß jeder Schreibende ein Publikum, ein möglichst großes Publikum haben will, wem er die Früchte seines Fleißes vorlege, so ist auch begreiflich, daß der Philosoph am liebsten für Deutschland schreibt**), welches in der That dazu bestimmt scheint, aus dem Meere seiner Philosophie das Gränland und die Erde zu bewässern und zu befruchten. Auch Polen hat sich an Deutscher Philosophie getränkt und thut es noch; was es im Ganzen und Großen von uns herübernimmt, zerstreut es unter sich und macht die schwere Speise der spekulativen Wissenschaft zur genießbarren Milch des weniger metaphysischen Talents.

Trentowski's erste schriftstellerische Arbeiten haben in Deutschland die gebührende Würdigung erlangt; in Polnischer Sprache liegt uns von ihm erst eine kurze Abhandlung über die Ehe vor, die wir nach der Bekanntschaft mit ihren Hauptsachen in der Kürze besprechen wollen. Sie bildet den Vorgänger einer vielleicht bald erscheinenden Pädagogik, deren Vortheile für Polen von um so größerer Erheblichkeit seyn können, da das Erziehungswesen daselbst bis jetzt entweder noch einen untergeordneten Standpunkt einnimmt, oder die Bildung eine von außerhalb hergeholte, also nicht natürliche, einseitige ist, die oft sogar noch den guten Keim der Heimat entgeistigt hat.

Außer dem eigentlich philosophischen Werthe hat Trentowski's Arbeit noch die verdienstvolle Intention, sich, wie die Deutsche Philosophie, eine ihr angemessene Sprache zu schaffen, und hierzu steht dem Philosophen ein so reicher Vorschatz zu Gebote, daß er, ohne noch fremden Sprachen herüberzugreifen (wie wir es oft genug müssen), seinen Begriffen den bezeichnendsten Ausdruck geben und schon dadurch die Verständlichkeit um Bedeutendes erhöhen kann. Wenn sich Trentowski über die stilistische Dürre der Deutschen Metaphysiker wundert, so giebt er darin seinen eigenen Büchern zu erkennen, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Sprache seinen Tribut zu zahlen.

Trentowski's Abhandlung tritt uns in der Form von Aphorismen entgegen. Wir sind nicht der Meinung, daß ein Philosoph in Aphorismen schreiben dürfe; er stellt uns die einzelnen Gedanken ohne Zusammenhang dar, ohne die konstruirende Nothwendigkeit ihrer Aufeinanderfolge durchblicken zu lassen. Wir fliegen von einem Gedanken zu dem anderen stets, wie über einen Abgrund, und gewinnen auf der entgegengesetzten Höhe kaum wieder festen Fuß. Wir wissen nicht, ob sich der Philosoph seine Schlüsse erwiesen hat, oder ob er sie uns bloß versichert. Der Einwand, es solle dem Leser ein freies Feld zum Denken bleiben, würde nicht stichhaltig seyn; dann wäre das Publikum nicht gut berechnet, für das Trentowski schrieb. Es werden sich viele unter den Lesern finden, welchen die Unterschiede zwischen Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelnheit, welche bei der Beweisführung hier eine bedeutende Wichtigkeit haben, unklar sind.

Die Abhandlung beginnt so:

1. Die Bestimmung des Menschen ist: vollkommene Entwicklung seines Wesens oder Erweckung der in seiner Brust schlummernden Gottheit und Hinführung derselben zum eigenen Gefühl, zum Bewußtseyn, zur That, oder, um philosophisch zu reden, Verwirklichung dessen, was Gott in potentia in ihn gelegt hat, Verwirklichung des Seyns zum Daseyn. Diese Bestimmung ist Universalbestimmung, durchdringt daher alle unsere anderen Bestimmungen; wir lassen sie in der Folge unberührt und halten uns an die allgemeine Bestimmung.

2. Jedes Universum ist dreifach: Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelheit; das Universum ist, um zu sagen: Gott und seine Offenbarung in der Natur, der ewige Autor und sein fortdauernd in großen Lieferungen erscheinendes Buch. Es ist überall ganz, gleich in dem Gebäude der unermeßlichen Welt, wie im Atom — diesen zwei entgegengesetzten Extremen. Sein Anfang enthüllt sich am klarsten in seinem Ende; also ist Gott im Menschen die Saat jedes Daseyns in der Blüthe. Das Universum ist nicht als logischer Begriff, sondern als Daseyn angesehen, Gott oder Gottheit, oder das Bild Gottes; ist System oder sein Hervorper Keim, seine Miniatur. Jedes System, mithin jedes Universum, ist Allheit, Einheit und Ganzheit, in organischer Harmonie.

Allheit ist Natur, theilbare Materie, unendliche vielfache Sachheit, also der große Polyp, der seine Arme durch den Raum ausstreckt. Einheit ist der Geist, die Seele jenes Polypen, die sich ewig entwickelnde Idee, der sich selbst in der Zeit aussprechende Gedanke. Ganzheit endlich ist Allheit und Einheit zusammen, die große oder kleine, immer ganze, für sich existirende, absolute Welt! Allheit ist Realität, mithin empirischer Natur; Einheit ist Idealität, also Objekt der Speculation; Ganzheit ist Realität und Idealität in Einem, oder Wirklichkeit, also gleich empirischer, wie spekulativer Farbe oder Ziel der Philosophie. Das Universum ist der Anfang, die Ganzheit das Ende jedes Daseyns, mithin der vollkommenste Abdruck des Universums. Allgemeinheit nun ist Allheit, Besonderheit Einheit, und Einzelnheit Ganzheit im System des Universums; oder die erste realis, die zweite ideales, die dritte wirkliches Universum. Allgemeinheit herrscht nur in der Empirie und ist die Stimme aller Menschen. Das Feuer brennt, das Messer schneidet u. s. w. sind allgemeine Urtheile. Besonderheit herrscht nur in der Speculation, die in zahlreiche Systeme zerfällt. Alles, was ist, ist nur insofern, als es Gedanke, Idee, Begriff ist; die Wirklichkeit ist Monade u. s. w. sind besondere Urtheile. Einzelnheit endlich herrscht in der Philosophie, welche die Schöpfung Gottes in der Natur und die Schöpfung des Menschen in seiner eigenen Welt ist; sie will aus jedem der Menschen das Bild Gottes machen, also ein selbstthätiges, freies, ein eigenes System gründenes Wesen.

So tritt nun die Universalbestimmung des Menschen auf als eine allgemeine, besondere und einzelne. Wir sprechen nur von der allgemeinen. Da die Allgemeinheit in der materiellen Natur herrscht, so ist die allgemeine Bestimmung des Menschen seine natürliche, also empirischen Inhalts, ein Taufzeugschönchen, gepflückt auf dem Boden der Erfahrung.

3. Und was ist die allgemeine oder natürliche Bestimmung des Menschen? Der allgemeine Mensch ist ein gewöhnlicher, realer oder empirischer Mensch. Er arbeitet für die eigene Erhaltung, beschäftigt sich mit Ackerbau, Handwerk, Kunst oder Wissenschaft, aber immer, wenn nicht ganz, so doch zum Theil seine Nahrung zu erwerben; er ist nur der nördliche oder südliche Magnet der Menschheit; nur Mann oder Weib; nur Halbmensch. Daß er seinen äußeren Standpunkt in der Welt eingenommen, so sucht er ein Weib oder einen Mann, d. h. seine zweite Hälfte, oder die Ergänzung seines Wesens, die Veränderung zur Ganzheit. Die Ehe also ist die allgemeine oder natürliche Bestimmung des Menschen.

4. Der Mensch, das Bild Gottes und die Krone der wirklichen Welt, die Gottheit der Erde und der König der Natur, überall durch seinen göttlichen Funken sich selbst gleich, zugleich das Ende der Thätigkeit des Schöpfers, auf allen Sonnen und Planeten selbstkräftig, der Anfang in sich, trägt in seiner Brust eine Tiefe voller Geheimnisse. So viel Jemand auch sich herauszulesen, so viel Schätze er um Himalaja seiner Brust aufzuschließen vermag, so weit er in

*) Sgl. Nr. 23 des Magazins, Artikel „Mannigfaltiges", wo wir bereits von des Verfassers „Vorkunden" gesprochen.

**) Auch Kieslowski schreibt wohl aus diesem Grunde seine Historiosophie Deutsch.

Digitized by Google

seinem Innern mit seinem geistigen Blick draug, so viel Selbsterkenntniß hat er, welche die Lampe in dem dunkeln Labyrinth der Erkenntniß des Menschen im Allgemeinen wird. Der Eine erhielt das Scepter der Menschheit über sich und ihre Bestimmungen der Allgemeinheit; der Andere taucht sich in den Sumpf der Sinnenlust und ist elender als der Wurm: Einer herrscht über Haupt und Herz seiner Brüder, ist das Orakel für Millionen, der Andere ist ein Spiel des Windes. Wozu sich Jeder selbst gemacht hat, das ist er. In unserer Hand ruht der Hammer unseres Glücks. Der Thor nur öffnet unvorsichtig die Hand und läßt seinen Vogel in Freiheit! Das größte Glück des Menschen ist, seine Anlagen selbstbestimmend zu entwickeln und besonderen, zu ensprechen. Der einzelnen Bestimmungen giebt es eine unberechenbare Zahl. So viel Stände, Beschäftigungen, Denkweisen es in der Menschheit giebt, so viel Vorstellungen von Glück. Der besonderen Bestimmungen giebt es auch viele: der tebt z. B. für die Befreiung des Vaterlandes, jener für Musik, Architektur, Poesie rc. Doch unsere allgemeine Bestimmung ist nur eine. Der Mensch als physisches Geschöpf und mehr privilegirter Theer des Thieres und der Pflanze, als organischer Mikrokosmus, die Natur in einer ihrer Blumen, muß eine gleiche Bestimmung mit der ganzen, zurückgebliebenen, jüngeren Familie haben, d. h. Verewigung des eigenen Wesens, materielles Blühen, Fruchtzeugung und Reifung seiner selbst in seinem Erzeugniß. Die Ehe ist also die allgemeine oder natürliche Bestimmung und das Glück des Menschen.

5. Das sogenannte Cölibat, sey es ein freiwilliges oder irgend einem Gesetz unterworfen, es ist, mit Ausnahme jedoch bei solchen, die einzig der Frömmigkeit leben und alle fremde Berührung meiden, ein Unglück, weil es den Menschen von seiner natürlichen Bestimmung entfernt. Hier verliert einer seiner Hauptzwecke das Leben, einer, das man durch die ganze Natur gewahrt. Polygamie und Cölibat sind zwei entgegenstehende Extreme. Die Monogamie ist die natürliche Wahrheit. Die Polygamie macht den Menschen zum Thiere, das Cölibat zum Engel oder zum Satan; hier hört er auf, ein natürlicher, also ein wirklicher Mensch zu seyn.

6. Um das Wesen der Ehe zu erkennen, müßte man a) vom Manne, b) vom Weibe, c) von ihrem gegenseitigen Verhältniß oder der eigentlichen Ehe sprechen, wie es Tremtowski gethan hat, wir werden jedoch am Manne seine Auffassung der Ehe theilweise kennen lernen.

7. Der Mann. Im Urzustande der menschlichen Gesellschaft, und heute noch unter wilden Völkern, oder auch auf ihrem niedrigsten Kulturgrade, reicht es aus, physische Kraft zu haben und ein Verlangen zu seyn, um dem Weibe zu gefallen und ihrer gegen den äußeren Angriff zu vertheidigen. Der Mann ist für das Weib in dieser Lage ein Held, ein Halbgott, Alles auf der Welt; das Weib nur sein erstes und liebstes Haushier. Der Wilde geht mit dem Speer in der Hand, den Pfeilen im Köcher voran und bahnt den Weg, das Weib folgt ihm, wie ein Maultier mit Kindern und Gepäck beladen. Heute, im Stand der Civilisation und der organisirten Menschheit, verlangt das Weib mehr vom Manne, als bloße Körperkraft und Löwenmuth. Heute bedarf sie eines Mannes in der vollen Bedeutung dieses Worts. Statt des Kampfs gegen Tiger oder Bären, muß der Mann gegen Intrigue, Bosheit und menschliche Nichtswürdigkeit kämpfen: denn heute ist nur der Mensch der größte Feind des Menschen. Seine Herrschaft hängt nicht vom Stocke ab, sondern von der Ueberlegenheit seiner Person. Das Weib hat heute das Recht, vom Manne Charakter zu fordern.

8. Der männliche Charakter ist die im Manne erweckte Gottheit, die sich unmittelbar als Freiheit, Selbstkraft, Tugend fühlt, in seinen Nächsten ihren Bruder sieht, in Gott ihren Vater, in Beiden eigentlich sich selbst — und die nach ihrer göttlichen Natur handelt.

Der Charakter ist eine seltene Erscheinung in der menschlichen Gesellschaft: wo und wann er sich zeigt, sey es im Purpurmantel oder im Kittel, er ist ein Stern, der der Menschheit vorleuchtet. Ueber dem Charakter kann der Mann nichts aufweisen. Charakter steht ungleich höher, als Genie, Talent und unerhörte Fähigkeiten. Er kann nur Eigenthum des Mannes und wahrhafte Mannheit seyn. Der Charakter umfaßt α) Wissen, β) Ergebenheit, γ) Selbstkraft.

α) Wissen des Mannes.

9. Das Wissen ist die süße Frucht wahrer Erkenntniß, und die Erkenntniß fließt aus drei Quellen, die sich in drei große Ströme ergießen: die Empirie, die Spekulation und die Philosophie. Diese drei Ströme vereinigt, bilden ein Meer des Wissens.

10. Unsere Sinne sind der erste Quell unserer Erkenntniß und geben und Eindrücke. Ihr Erbe ist die erste unmittelbare Gewißheit des Erkennens, und ihre Stimme: Sentio, ergo res est, atque res sum. Auf diesen Feilen baut die Erfahrung und die ganze Empirie ihre Pagoden. Der innere Sinn, also der mittlere Heerd unserer ganzen Sinnenwelens, ist die Vorstellungskraft, die unrichtig mit der Einbildungskraft verwechselt wird. Die Vorstellungskraft verwandelt die sinnlichen Eindrücke in Vorstellungen. Sie ist die Königin der Sinnlichkeit, oder der höchste Sinn; und die Vorstellungen sind in unserem Innern aufgehäuft, mithin die äußeren Eindrücke vergeßlicht. Die, ihre Vorstellungen in sich enthaltende Vorstellungskraft heißt Gedächtniß, und die darin noch später nach unserem Willen gehaltenen, in den Horizont unserer Gedanken gerufenen Vorstellungen, heißen Reproduktionen (nicht Erinnerungen, die ein Aufnehmen der Vorstellungskraft von Außen sind). Die Einheit der Vorstellungskraft mit dem Gedächtniß ist Verstand, und die Einheit der Vorstellung mit irgend einer Recordation ist Begriff. Witz, Humor und Scharfsinn sind Schattirungen des Verstandes, verschmelzen daher in kein Wesen. Vorstellungskraft, Gedächtniß und Verstand sind nur passiver Natur und ihr Object ist die Materie oder die Aeußerlichkeit des Daseyns. Das durch Vorstellungskraft, Gedächtniß und Verstand erworbene Wissen ist nur ein reales, zum Körper in seiner umfassendsten Bedeutung genommen, gehöriges, nur positives. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Alexandrinen und die Alexandriner unter den Ptolemäern.

(Schluß.)

So war diese sittenlose Bevölkerung. Es gebrach ihr an Energie, wirklichem Muthe und männlichen Eigenschaften; aber sie war thätig und betriebsam; sie liebte den Luxus, den Aufwand, den Witz und das Vergnügen: ein Beweis, daß diese Eigenschaften nicht hinreichen, wenn ein Volk in der Geschichte berühmt werden will. Der Alexandriner, wesentlich rachlos und ganz skeptisch, hatte keine Götter und erkannte alle Götter an. Seinen Weihrauch und seine Ironie theilte er zwischen den Göpen Griechenlands und denen des alten Aegyptens. Einem Volke, das nicht an seine eigenen Götter glaubt, gebricht es wesentlich an allen Bedingungen zur historischen Größe: ein Volk von bedgalten Kindern und verleumderischen Schülern kann weder große Gesetzgeber, noch große Dichter, noch berühmte Geschichtschreiber hervorbringen. Die Ptolemäer duldeten nicht blos alle Systeme, alle Lehren und den Atheismus, sondern sie suchten sogar sie mit einander zu versöhnen. Bei Hofe stellte man den Theodoros an, der, nach Diogenes Laertius, keine einzige Religion duldete. Man bezahlte sich damit, daß man dem Hegesias verbot, die Lehre des Selbstmordes, als Dogma, das der Vermehrung der Bevölkerung wenig günstig ist, zu predigen. Aber Ptolemäus Soter berief in seine Nähe den berühmten Stilpo, den die Athenische Demokratie verbannt hatte und der zu Krotes sagte: „Auf der Straße spricht mir niemals von den Göttern; wenn wir allein sind, will ich Dir sagen, was ich hierüber denke.“ Der Kultus der Alexandriner umfaßte alle Religionen und schloß folglich alle aus. Auch erfanden sie ein Erziehungs-System, das allen Religions-Unterricht ausschloß, und eine Literatur, auf der Genie und Wahrheit verbannt waren.

Die Ptolemäer waren keine große, aber sie waren ausgezeichnete Männer. Arrian rühmt die Schriften des ersten Ptolemäers über die Kriegskunst. Ptolemäus Philofon und die meisten seiner Nachfolger waren echte Gelehrte.

Ihr Museum, im Alterthum berühmt, jetzt vergessen, war der erste Versuch einer öffentlichen Erziehung und das wissenschaftliche Studium von dem Religionsunterricht zu trennen. Man ließ neben dem Königlichen Palaste ein ungeheures Gebäude mit einem Amphitheater (ἀκροατήριον) für die öffentlichen Vorlesungen, Säulenhallen (περίπατοι) für diejenigen Lehrer, welche der peripatetischen Methode folgten, einen großen Speisesaal um eine Bibliothek, die 700,000 Bände faßte, und einen Thiergarten. Dieß große Anstalt hatte seinen eigenen Fond; aus dem Königlichen Schatze einnahm man die zu ihrer Erhaltung nöthigen Gelder.

Die Hauptbeschäftigung der meisten dieser Gelehrten bestand nicht in der Abfassung neuer Werke, sondern in der Kritik. Man zahlte in ihren Reihen Kritiker, welche die Fehler auffuchten, und andere, welche sie entschuldigten und verbefferten. Alles ist die kindliche Beschäftigung, der wir in der neueren Zeit so viel Wichtigkeit beigelegt haben, schon so alt und geht bis auf Aristoteles zurück. Niemand hat in dieser Kunst mehr Ruhm erworben, als Sofibios, der deshalb der Reiniger und Verbesserer (ὁ διορθωτὴς) hieß. Um alle Wunden, welche die Kritik einem Werke beigebracht hatte, zu heilen, hatte er ein leichtes Mittel erfunden, welches er die Umkehrung (Anastrophe) nannte, und welches darin bestand, die Worte des angegriffenen Werkes ein anderes wählte, das gerade das Gegentheil ausdrückte. Man machte dem Homer die folgende Redensart zum Vorwurf: „Keiner der Jünglinge konnte die Last tragen; aber Nestor der Greis hob sie auf.“ — „Wie konnte“, fragte man, „diese Last für Diomedes, Achilles und Ajax zu schwer seyn, die für den alten Nestor leicht war?“ — Sofibios antwortete: „Setzt vor das Wort „Greis“ an eine andere Stelle und nennt „Jüngling“ und „Keiner“ den „Keiner der Greise . . . u. s. w.“ Jetzt erst redet Homer ganz vernünftig. Und hierzu dient meine Regel der Anastrophe.“ Ptolemäus Philadelphos glaubte, daß man diese literarische Regel auch mit Vortheil auf die Politik und vorzüglich auf die Finanzen anwenden könnte. Als Sofibios sein Gehalt holen wollte (denn die Gelehrten Alexandriens wurden besoldet), antworteten der Schatzmeister: „Du hast Dein Geld schon erhalten.“ — „Aber ich habe noch nichts gehölt; und meine Wächterin, die eine sehr hitzige Aegyptierin ist, verlangt durchaus das Geld, das ich ihr schuldig bin.“ — „Du bist schon bezahlt, sage ich Dir.“ — „Ich versichere dir, daß dies nicht wahr ist.“ — „Du bist bezahlt mit der Anastrophe; siehe in mein Buch, wo der König eigenhändig eingetragen hat:

So und so viel gezahlt an den Lehrer . . . . . SO-tes;
. . . . . Dichter . . . so-Si-genes;
. . . . . Philosophen . . . Bi-on;
. . . . . Rhetor Apolloni-OS.

Dies ist Deine Rechnung und nichts ist richtiger, als diese Quittung nach den Gesetzen unserer gelehrten Kritik.“

Die Königin von England fragte einmal: „Was macht man an der Oxforder Universität?“ Der Gefragte war um die Antwort verlegen. Was machten in den Mauern jenes großen und prächtigen Gebäudes die Gelehrten, welche man darin einschloß? Die Geschichte antwortet derlf: „Sie aßen vortrefflich und tranken tüchtig.“ Es scheint

Digitized by Google

sogar, daß die gastronomischen Neigungen der Alexandrinischen Professoren bis auf einen gewissen Punkt die öffentliche Aufmerksamkeit, den Neid und den Spott erregten. Man sagte nicht „das Alexandrinische Museum“, sondern „der Alexandrinische Tisch“ oder „das Fest der Gelehrten“, wenn man von dieser gelehrten Gesellschaft sprechen wollte (τραπεζα, ἑορτη, συνοδος). Man behauptete, daß diese Männer von Geist sich mehr mit ihrem Körper und ihrem Vergnügen als mit ihrem Verstande beschäftigten; und der Satyriker Timon, den Athenäos anführt, schilderte sie als Leute, „die um die Wette sich mästen und wie Ciltern schwatzen.“ Die Behauptung scheint uns zu gewagt. Jene Aegypter, welche Ammianus Marcellinus uns als mager, heftig und streitsüchtig schildert; jene Griechen, die in allen Künsten der Dialektik, der Sophistik und des Dilemma's bewandert waren, konnten sich unmöglich damit begnügen, nur ihren sinnlichen Appetit zu stillen. Ihre Eitelkeit suchte gewiß andere Zerstreuungen und andere Triumphe. Man behauptet, daß Philetas aus Verzweiflung starb, weil er das unerklärte Sophisma, der Lügner genannt, nicht widerlegen konnte. Von ihm erzählt Athenäus, daß er in seine Schuhe kleinere Sohlen legte, um nicht vom Winde fortgeschleudert zu werden. So sehr war er in seinem Streite gegen den Lügner abgemagert. Die Alexandrinischen Epikuräer hingegen ließen sich in keinen ernsten Streit ein; sie spielten mit Worten und Ideen und lebten auf Kosten des Fürsten in Ueberfluß und Vergnügungen.

Es scheint sogar, daß ihre große Bibliothek ihnen nicht sehr nützlich war, und daß mehrere unter ihnen die große Menge der Bücher benutzten, um sich geschickt, aber gewissenlos die Schätze der Todten anzueignen. Von einem gewissen Aristophanes wußte man, daß er die Bibliothek sehr fleißig besuchte. Als einst das Volk im Theater versammelt war, um die zu Ehren des Apollo von mehreren Dichtern verfaßten Preisgesänge zu hören, konnte einer der Richter, die über die vorgelesenen Verse zu urtheilen hatten, nicht erscheinen. Aristophanes wurde einstimmig an seiner Statt ernannt. Die Leser fingen an; das Volk und die übrigen Richter riefen Beifall; nur Aristophanes schwieg still. Endlich las der letzte Dichter seine Verse vor, welche man so abscheulich fand, daß man sie auszischte; nur Aristophanes spendete ihnen Beifall. Hierüber entstand ein großer Lärm in der Versammlung, die über ihren Geschmack verurtheilen, den Dichter der Unwissenheit und Dummheit beschuldigte. Aber er nahm jetzt das Wort und bewies, daß alle Verse der applaudirten Dichter gestohlen wären und der einzige Dichter, der einen solchen Diebstahl nicht begangen hätte, eben derjenige wäre, den man ausgezischt hätte; die Verse dieses Letzteren taugten zwar nichts, aber sie wären wenigstens wirklich von ihm gemacht.

Diese Bibliothek war den Fürsten planlos gegründet worden, wie die Stadt Alexandrien. Derselbe Spekulationsgeist, welcher bei der Anlegung dieser sonderbaren Residenz eine so wichtige Rolle spielte, diente auch den ersten Gründern der Bibliothek zum Prinzip. Demetrius von Phaleron hatte den Befehl erhalten, nicht die besten Werke, sondern alle möglichen Schriften, die er nur auftreiben könnte, zu sammeln; der König selbst hatte alle Fürsten der überseeischen Länder und Statthalter von Provinzen Briefe geschrieben, um sie zu bitten, alle Werke von Dichtern, Rednern, Sophisten, Romanschreibern, Aerzten, Astronomen und Geschichtschreibern, welche sie sich verschaffen könnten, ihm zu übersenden. Persische, jüdische, Babylonische, Assyrische, Chaldaische, Griechische, Lateinische Bücher, nichts schien er von diesem allgemeinen Repertorium aus. Georgius Cedrenus behauptet, daß er mehr als 100,000 Bücher überseben ließ. Die Erhaltung dieser literarischen Schätze würde ohne Zweifel für die Wissenschaft eine unermeßliche Wohlthat gewesen seyn, wenn man es verstanden hätte, sie zu klassifiziren, sie einer gewissenhaften und aufmerksamen Kritik zu unterwerfen und sie von zahlreichen Irrthümern und Lügen zu säubern; aber der Skepticismus, der sie aufgehäuft hatte, begnügte sich damit, sich wie ein Kind darüber zu freuen. Der Geist, der dadurch seine Neugierde leicht beschäftigen konnte, der sich nur mit Formen abgab, an kleinlichen Dingen klebte, sich bei grammatischen Spitzfindigkeiten aufhielt und mit einer unverschämten Leichtfertigkeit seine ungeheure Neugierde befriedigte, war unfähig, aus diesen Hülfsmitteln Vortheil zu ziehen. Daher die Menge grosser Gelehrter, die Alle kennen und nichts wissen; die anmaßend, verächtlich, leichtsinnig und unwissend sind; die sich damit mit einem einzigen Worte Alles zu beurtheilen, aber unfähig, etwas gründlich zu verstehen; die reich sind an pikanten Anekdoten und Witzen, welche die Welt bewundert.

Ein Priester der Isis war, wie Strabo sagt, der Vorsteher des Museums; aber es scheint, daß dieses Amt eine Sinekure war; denn von den Griechischen und Römischen Geschichtschreibern wird keiner niemals erwähnt. Ohne Zweifel wollte man durch diese Ernennung das Wohlwollen der alten Priesterschaft, die noch einigen Einfluß auf das Volk ausübte, gewinnen.

Der König behielt sogar dem Manetho, Fragmente aus den Priester-Annalen zu übersetzen und die Geheimnisse des Tempels zu offenbaren. In den spätteren Zeiten machten die Griechen den Aegyptischen Priestern die Oberaufsicht über das Museum streitig und entrissen sie ihnen endlich.

Wie man allerlei Bücher in die Bibliothek des Museums aufnahm, so berief man auch, wie Philostratos sagt, alle Gelehrte und Schriftsteller nach Alexandrien. Nur ein einziger, der sich für den persönlichen Feind des Gottes der Poesie, Homer's, erklärt hatte, wurde einstimmig von seinen Kollegen von dieser Einladung ausgeschlossen; und diesem Umstande verdankt Zoilos seine Unsterblichkeit. Jeder, der dem Kaiser gefiel oder der ihm durch ein Distichon schmeichelte, erhielt eine Anstellung im Museum und folglich eine Pension. Julian berief den Zeno; Hadrian stellte den Polemo, Dionysios von Milet und Panktrates daselbst an. Der letztere Dichter hatte entdeckt, daß eine gewisse Gattung von Lotus mit rothen Blüthen die Purpurfreisen dem Blute eines wilden Ebers verdanke, welchen Hadrian getödtet hatte; er behauptete außerdem, daß der passendste Name, den man dieser Blume geben könnte, der Name des Antinous wäre, der kurz vorher im Nil ertrunken wäre. Panktrates wurde Akademiker, weil er diese schönen Gedanken in Verse gebracht hatte.

Die großen Männer beschäftigten sich viel mit Poesie; sie waren nicht so naiv, daß sie, wie Sophokles oder Pindar, über ernste Gegenstände gewöhnliche Verse machten. Bald skandirten sie, wie Panktrates, mehr oder weniger gastreiche Komplimente; bald fabrizirten sie eine Reihe von Versen, deren Ganzes, mit Hülfe ihrer Leser vorzüglich in eine Form gebracht, ein Beil, einen Altar, ein Paar Flügel, ein Dreied, ein Ei, einen Vogel oder einen Hammer darstellte. In ihrer Zerstreuung hatten sie auch ihren zoologischen Garten und ihre Menagerie, so wie reiche Faulenzer, die den Schein annehmen, als ob sie wissenschaftliche Studien trieben, einen botanischen Garten haben.

Einige dieser Studien nützten übrigens ihren sinnlichen Neigungen; sie lieferten zur Königlichen Tafel Goldfasanen, welche sie selbst erzogen; dieses Gericht war aber, wie Athenäos berichtet, sehr theuer. Ihr wahrer oder vielmehr ihr einziger Ruhm bestand darin, die Medizin mit Erfolg befordert und besonders die eigentliche Anatomie geschärft zu haben. Keine Stadt beherrte aber auch mehr der Aerzte, als diese Pflanzung des Luxus, der Ueppigkeit und der Trägheit. Die tag unter dem günstigsten Himmelsstrich, auf einem mit Blumen bedeckten Boden, der mit den fruchttragenden Aerndten die auf ihn verwandte Mühe lohnte; sie hatte eine so milde Temperatur, daß man, wie Ammianus und Strabo erzählen, sich dort wie im Paradiese fühlte; und dennoch war diese Stadt, der die Sonne beständig lächelte, immer mit Kranken angefüllt. Bald gab es daher dort viele Aerzte, die sich damit beschäftigten, Kranke zu heilen und sie sich in der Kunst, die Kranken zu heilen und die Krankheiten zu beobachten (παρατηρειν), auszeichneten. Es war genug, von einem Arzte zu sagen, er komme von Alexandrien; und man betrachtete ihn sogleich als einen gelehrten Mann.

Die Wissenschaften, die sich unmittelbar nur mit dem Körper des Menschen, mit seinen sinnlichen Appetit und seinen Schwächen beschäftigen, konnten in der That nur in einer solchen Zeit und an einem solchen Hofe gedeihen. Die Mahlzeiten, zu welchen die Ptolemäer ihre Gelehrten einluden, und die, trotz der Entfernung der Zeit und der Oerter, genau an die kleinen Soupers in Versailles erinnern, gaben nicht zu interessanten oder ernsten Unterhaltungen Veranlassung, sondern zu lächerlichen Kinderein. Der Stoiker Sphärion hatte einen Hahn, wie alle Philosophen in seiner Schule, daß der Weise sich niemals durch den Schein täuschen lasse. Ptolemäus ließ ihm zum Dessert einen von Wachs so natürlich nachgebildeten Granatapfel vorsetzen, daß der Philosoph in seiner Zerstreutheit anfing, den Apfel anzubeißen. „Ei“, sagte der König, „hat sich der Weise niemals getäuscht?“ Wenn die Gelehrten ihm solchergestalt Fallen zu bereiten wußten, so konnte er sich ihrer auch zu rächen wissen. Tiberius, wie Jakob I. von England, damit, daß er selbst diese Akademiker Aufgaben stellte. Im Allgemeinen sind diese Koketterien mit der Macht und der Wissenschaft, von Krösus bis auf Napoleon, weder der einen noch der anderen vortheilhaft gewesen. Der Gedanke bedarf der Unabhängigkeit, um seine Kraft zu bewahren und um der politischen Macht, welche die materielle Kraft besitzt, nützlich zu seyn. Nur ein einziges Mal, sagt Flavius Josephus, sah man den Herrn dieser Akademiker mit Würde und Anstand bei dem prächtigen Festmahl, das er den 70 Uebersetzern des alten Testaments gab, präsidiren. Die Gäste ordneten sich in zwei Reihen, und der König war im Mittelpunkte derselben. Das Festmahl, nach jüdischen Gebräuchen zubereitet, wurde aufgetragen, und einer der Anwesenden spricht nach seinem Alter und Vaterlande zu jedem einzelnen zu Gaste, was für diese Zeit von einem großen Zustgefühle zeugt, keinen von jenen Opfern gebracht und keine von jenen Ceremonien veranstaltet, welche die Hebräer beleidigen konnten.

So war die sonderbare und kindische Lebensweise jener Gelehrten, deren Loos man beneiden soll. Die Könige schrieben zwar an sie und luden sie an ihren Hof ein oder gaben ihnen Pensionen, Anstellungen und Geschenke; es scheint aber, daß sie sich nicht gegeizt hätten, wie man einen schönen Jagdhund oder einen schönen Vogel hält. Manchmal war die Einladung auch mit einer Drohung verbunden, und wenn der Philosoph sie ausschlug, so schrieb man an ihn, wie Perdikkas an Diogenes: „Wenn du nicht kommst, so werde ich dich ermorden lassen.“ Oft äußerte auch der Schriftsteller, der noch nicht angenommen hatte, seine persönliche Unabhängigkeit auf eine feine Ironie wenig erfreuliche Weise, so wagte einst Menedemos von Eretria, als er an der Tafel des Nikokreon saß, das Einladungsschreiben, das er erhalten hatte, ganz laut, als schlecht und unorthographisch geschrieben, zu tadeln. Aber bei Allem ist es doch etwas Trauriges, Männer von Verstand wie Schmarotzer und Spaßmacher an dem Tische der Mächtigen sitzen und ihre Talente sich zu Possen und zu Späßen anbieten zu sehen, vermittelst Gaukeleien und Versprechungen den Meistersreche des Geistes hervorzurufen. Der gelehrte Stand werde nur in seinem ganzen Umfange und nur als solcher gehrt; gebt dem Gelehrten kein üppiges Wohleben, das ihm nachtheilig ist, aber sichert ihm die Unabhängigkeit, die ihm nothwendig ist, und ihr werdet sehen, daß die hohen und glänzenden Eigenschaften, die man oft für gehäuft gehalten hat, das Glück und der Ruhm des menschlichen Geschlechts sind.

Spät nach der Regierung der Ptolemäer blieben das Museum und die Gelehrten Alexandriens eine Schule. Es war eine Zeit der Krisis, wo die Gesellschaft, die in sich zerrissen,

Digitized by Google

erschöpft, ohne Princip und ohne Haltpunkt war, gerade wie es jetzt ist, sich durch Gründung verschiedener Schulen wieder aufzurichten suchte. Ueberall, zu Rom, Antiochien, Massilia, in Ephesus, Rhodus, Pergamus, Smyrna entstanden Unterrichts-Anstalten. Die jungen wißbegierigen Leute traten durch die Watt und termten in Athen Rhetorik, in Rom Grammatik und zu Alexandrien Philosophie. In jedem Orte, wo ein berühmter Mann sich niederließ, bildete sich eine Schule. Der berühmte Sophist Polemo machte sein Glück zu Smyrna, das er zu seinem Aufenthalte wählte. Man ging zwecklos, planlos, nur nach Laune und Phantasie von einem Lehrer zum anderen, aus einem Lande ins andere; und oft lockte der gedankenlose Deklamator, der lächerlichste Rhetor die meisten Schüler herbei.

Die Regierung schickte an alle berühmte Lehrer Pensionen und Geschenke; dies und der Enthusiasmus ihrer Schüler erhob sie, wie Philostratos sagt, zu kleinen Göttern und „wahren Pauen". Da ihre Einnahme nach dem Grade der Popularität zunahm oder abnahm, so bequemten sich diese verminnlichen Philosophen nach ihrem Auditorium und schmeichelten seinem Geschmacke. Wenn der Professor mißfiel, so lachte oder zischte man ihn auf seinem Katheder aus; oft machte auch, wie es Augustinus bezeugt, ein Professor sich über seine Kollegen und Nebenbuhler lustig; hieraus entstanden wahre Schlachten, und das Volk nahm an diesen Streitigkeiten Theil. Kamm war, wie Gregorius von Nazianz und Cunapius erzählen, ein Schiff in den Hafen von Athen oder Alexandrien eingelaufen, als wie jungen Männer, die zum Studiren in diese Städte gekommen waren, von Individuen angefallen wurden, die sie oft mit Gewalt zu einem Professor schleppten, und dann in ein Gasthaus, das dieser mit seinem Schutze beehrte. Wenn ein solcher junger Mann seine Vorlesungen anfing, so nahmen seine Kommilitonen eine drutale Ceremonie mit ihm vor, welche bewieß, daß auf den Universitäten des Alterthums wenig Zucht herrschte. Beim Herausgehen aus dem Hörsaal ergriff man den jungen Mann und führte ihn im Triumph bis an die öffentlichen Bäder, indem man auf ihn schimpfte und schlechte Witze über ihn machte; hier stieß man ihn gegen die Thür und ließ ihn dann halb todt vor Ermattung und Betäubung auf dem Boden liegen. Cunapius dankt inbrünstig seinen Lehrer Proditus, daß er ihn dieser Marter entzogen habe, und Gregorius preist sich glücklich, seinen Freund Basilius aus dieser Gefahr gerettet zu haben.

Man kann nicht umhin, zu bemerken, wie sehr diese dem Anschein nach so glänzende Civilisation in der Wirklichkeit so ganz fruchtlos und nuplos war; wie viel sie dem Verstande zu geben schien und wie wenig sie für ihn that. Von der aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten Nation ist nichts mehr übrig; von der Literatur dieser geschwätzigen Redner, dieser kleinlichen Kritiker, neidischen Schöngeister, boshaften Sophisten, lächerlichen Schmeichler, unbegreiflichen Dichter, stilentosen Romanschreiber und unendlichen Historiker ist nichts mehr übrig.

(Q. R.)

Schweiz.

Anstalt zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder.

Die gemeinnützige Helvetische Gesellschaft hatte im Herbst 1837 einen jungen Mann, Namens Kuratti, aus St. Gallen gebürtig, nach Deutschland gesandt, um in einigen Anstalten, die der Erziehung sittlich verwahrloster junger Leute gewidmet sind, sich mit der Einrichtung und Leitung derselben bekannt zu machen, um sodann der Leitung einer für die Schweiz zu errichtenden Anstalt ähnlicher Art vorzustehen. Kuratti ging zuerst zu Herrn Kopf, Vorsteher einer solchen Anstalt vor dem Halleschen Thore zu Berlin, besuchte auch im Sommer 1838 die Waisen-Versorgungs-Anstalt für die Provinz Brandenburg zu Klein-Glienicke, wo er sich mit der daligen Methode des Unterrichts und der Erziehung, so wie mit dem Betriebe des Seidenbaues, bekannt machte, besuchte sodann auf seiner Reise nach Hamburg einige Waisen-Erziehungs-Anstalten und übernahm in der Erziehungs-Anstalt für verwahrloste junge Leute, welche in der Vorstadt Hamm im sogenannten Rauben-Hause unter der Leitung des Landdatein Biechern steht, die Stelle eines Erziehers, der er 1½ Jahr lang vorstand.

Im Monat Februar 1840 wurde nun unter seiner Leitung eine solche Anstalt auf einem reizend gelegenen Landgute, Bächtelen genannt, ¼ Meile von Bern entfernt, welches die Gesellschaft zu diesem Zwecke gekauft hatte, errichtet.

Das von der Helvetischen gemeinnützigen Gesellschaft mit der Direction dieser Anstalt beauftragte Comité versammelte sich Mitte Mai 1841 zu Bern und widmete den 17. Mai der Prüfung dieser Anstalt.

Der Constitutionel Neuchatellois enthält darüber Folgendes:

„Die Resultate dieser ersten Prüfung überstiegen alle Hoffnungen der Gründer dieser Stiftung und haben bewiesen: was von einer echt christlichen, von einer gesunden Pädagogik geleiteten Erziehung zu erwarten steht; sie haben dargethan, wie sehr dies Werk erleichtert wird durch Verhältnisse wie die, in welche die Zöglinge von Bächtelen gebracht sind; nämlich durch die des Familienlebens auf dem Lande.

„Diese unglücklichen Kinder traten in die Anstalt mit Physiognomien, welche eben so viel Rohheit als Falschheit, dabei etwas blöder Gehässiges aussprächten, und schon nach einigen Monaten ist ihr Aeußeres verändert: ihre Züge sind freimüthig und offen, ihr Blick ist zutraulich und heiter geworden. Mit der Gewohnheit des Müßiggangs hierher gekommen, besaß der größte Theil von ihnen eine unglaubliche Trägheit; jetzt lieben alle die Arbeit und gehen sich ihr mit bauerndem Eifer hin. Bei ihrem Eintritt in Bächtelen bewiesen sie im Allgemeinen ein wahres Grauen vor dem Lernen; jetzt nehmen sie ihre Lehrstunden mit immer wachsendem Vergnügen und zeigen so viel Ordnung, Aufmerksamkeit und Gelehrigkeit, daß man ihre Klasse für eine ausgezeichnete, aus den besten Subjekten zusammengesetzte Schule halten würde.

„Diese Resultate, die man kaum glauben wird, bevor man sie selbst gesehen, verdankt man besonders dem Direktor der Anstalt, Herrn Kuratti, welcher sich zu diesem wichtigen Streben dadurch vorbereitete, daß er in der berühmten Anstalt zu Hamm der Hamburg achtzehn Monate hindurch drei zwölf sittlich verwahrlosten Kindern Vaterstelle vertrat.

„Das Comité hat beschlossen, zwei junge Leute zu Bächtelen anzustellen, um sich unter der Direction des Herrn Kuratti zu einem so nützlichen Berufe bilden zu können. Es ist dabei erforderlich, daß der Eine von ihnen der Französischen Schweiz angehöre, damit zu Bächtelen selbst ein Haus für Kinder, die nicht Deutsch sprechen, eingerichtet werden könne."

Mannigfaltiges.

— Isaac Newton über die Weltkörper und das Daseyn Gottes. In einem Artikel, welchen das neueste Heft der Foreign Quarterly Review gegen den ersten Band der „Christlichen Glaubenslehre" von David Friedrich Strauß enthält, führt dieselbe eine noch wenig bekannte Bemerkung Newton's aus einem interessanten Schreiben an, das derselbe an Bentley gerichtet. Newton sagt darin, er wolle zugeben, daß der Stoff (die Materie) sich durch die bloße Macht der Anziehung zu Massen bilden könne. „Und auf diese Weise (fährt er fort) können die Sonne und andere Fixsterne sich gebildet haben, wenn wir annehmen, daß der Stoff (die Materie) durchsichtig in der Natur war. Wie sie sich jedoch dieser Stoff in zwei verschiedene Arten absondern konnte, so daß ein Theil, in eine Masse niederfällt und eine Sonne bildet, während der andere, der sich dazu eignete, einen soliden (undurchsichtigen) Körper zu bilden, zusammengerinnt, und zwar nicht in Einen großen Körper, wie der leuchtende Stoff, sondern in viele kleinere; oder wie, wenn die Sonne zuerst ein solider (undurchsichtiger) Körper war wie die Planeten, oder wenn die Planeten durch irgend eine andere Ursache, wie sie wollen: die Sonne allein in einen scheinenden Körper verwandelt wurde, während die übrigen Körper solid (undurchsichtig) blieben, oder diese alle in solide Körper verwandelt wurden, während die Sonne unverändert bleibt — dies vermag ich mir durch natürliche Ursachen nicht zu erklären, und sehe ich vielmehr mich genöthigt, dies dem Willen und dem Plane eines mit Bewußtseyn handelnden Wesens zuzuschreiben."

— Geographischer Sieg der Franzosen über uns arme Deutsche. „Endlich hat er es gut gemacht!" der tapfermüthige, kanonendonnerwürdige Journalteufel von und aus der Stadt Paris. Mit patriotischer Bedrmuth hat dieses Französische Blatt seit lange gefühlt und eingestanden, daß es wenig Franzosen giebt, bei denen zeder Zoll ein Karl Ritter ist; es wurde tief verletzt von dem unmenschlichen Spotte der Deutschen über die geographischen Menschlichkeiten, die wenigstens 365 mal jährlich in den Gallischen Blättern mit unterlaufen, und es beschloß, zwei großartige Maßregeln zu ergreifen: fürs erste, selber unter peinlicher Anstrengung vor einem geographischen Schnitzer auf der Hut zu seyn; fürs zweite, wegen eines geographischen Schnitzers bei den Deutschen auf der Lauer zu seyn. Lange machte der Gute vergeblich Jagd auf solches Wild in unserem Zeitungs-Revière, bis endlich die Götter gerecht wurden und die edle Bemühung mit reichem Lohne krönten. Hört, Landsleute, die Worte, die in gröblicher Verletzung unserer Ehre am 5. August 1841, und saßet vom Hochmuthe! „Die Deutschen Journale", sagt er, „machen sich oft über unsere Fehler in der Geographie lustig, und sie haben ganz recht..... Unsere Väter sind zwanzig Jahre lang durch Europa marschirt, um uns Geographie zu lehren (wie patriotisch witzig!), doch die Deutschen Zeitungen sind eben so wenig unfehlbar, als andere, und als Beweis' führen wir die folgenden Zeilen an, welche wir in dem Frankfurter Journal vom 30. Juli gefunden haben (und die Französisch zu lauten): „Sigmaringen, 22 Juillet. Notre souverain s'est rendu à Genève, pour prendre les bains de mer." Schrecken und Schamröthe über den Irrthum eines Landsmannes, eine unbezähmbare Mißstimmung über den Triumph des Gegners hatten unseren Geist so gedrückt, daß wir schon im Begriffe waren, mit den Lachern eine philologische Opposition zu beginnen und der Rechtfertigung mit einer kleinen Dosis Spitzfindigkeit zu Hülfe zu kommen. „Bains de mer" kann doch Deutsch nur „Seebäder" heißen, dachten wir; und der Berichterstatter aus Sigmaringen hat wohl gewußt, daß Genf nicht am Meere liegt, aber er meinte Bäder im Genfer See. Die patriotischen Siegesworte des Constitutionnel machten auch unseren Patriotismus noch kühner, so daß wir zu einer Auslegung schritten, die wir in ruhigen Zeiten nicht gebilligt hätten. Doch uns fiel ein, die Französischen Blätter verstehen nicht nur oft die Deutschen Wörter falsch, sondern lesen sie auch falsch, und wir gingen an die Quelle. Dort heißt es nun: „Sigmaringen, 22. Juli. Unsere Herrschaften haben sich zum Gebrauche der Seebäder nach Genua begeben." — Man sieht, endlich hat er es gut gemacht!" der gute Constitutionnel da.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Mittwoch den 18. August 1841.

England.

Die Werke der drei orientalischen Gelehrten-Gesellschaften in England.

Unter obiger Ueberschrift hat in diesen Tagen die Buchhandlung Brockhaus und Avenarius eine Broschüre ausgegeben, durch welche das Deutsche Publikum sich von dem Umfange der Wirksamkeit jener Vereine überzeugen kann. Die erste, d. h. älteste, dieser Gesellschaften ist die Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, die sich hauptsächlich durch ihr Organ: Journal of the R. A. S., ausgezeichnet, in welchem viele Materialien für die Kunde der Küstenländer des Indischen und Großen Oceans gesammelt sind. Weit wichtiger für die streng wissenschaftliche Literatur ist die zweite Gesellschaft: Oriental Translation Fund, welche acht Jahre später unter den Auspizien der ersteren entstanden ist, aber durch die Gunst des reichen Englischen Publikums und die Thätigkeit vieler Gelehrten von Europäischem Rufe den Erwartungen voraus geeilt ist, die man von ihr hatte. Ihr Streben besteht darin, von anerkannt guten Werken Uebersetzungen in Englischer, Französischer und Lateinischer Sprache zu liefern. 36 Nummern von Werken morgenländischer Schriftsteller liegen uns vor, die durch die Mittel der Gesellschaft dem Publikum zugänglich geworden sind. Die Bibel enthält Hebräische, Arabische, Persische, Chinesische und Sanskrit-Schriften. Außerdem sind sieben Werke unter der Presse und 16 dafür vorbereitet. Die dritte Gesellschaft endlich: Society for the publication of Oriental Texts, hat sich erst im vorigen Jahre unter dem Präsidium des Grafen von Munster (Sohn des verstorbenen Königs Wilhelm IV.) gebildet und dient der vorigen zur Ergänzung, indem sie die Texte von den Werken bekannt macht, welche diese übersetzen läßt. Sie hat schon mehrere bedeutende Werke unter der Presse.

Wenn der Deutsche beim Anblick solcher umfassenden Bestrebung für die Wissenschaft ein Gefühl von Wehmuth nicht unterdrücken kann, daß gerade in seinem Vaterlande, sonst die Heimath aller tiefen Forschung, derhältnißmäßig so wenig für Herbeischaffung von Materialien gethan werden kann, so muß es ihn auf der anderen Seite wieder erfreuen, daß die Britische Opulenz den Deutschen Fleiß nicht entbehren kann. Die meisten Gelehrten, die am Oriental Translation Fund mitwirken, sind Deutsche, darunter Namen wie Fleischer, Flügel, v. Hammer, Kosegarten. Auch einen Jögling der hiesigen Universität, Herrn Yoley (Attaché bei der Königl. Preuß. Gesandtschaft zu London), hat die Reihe der Mitarbeiter aufzuweisen.*)

Auffallend ist uns auch hier wieder der Mangel an Schriften über die Araber in Spanien. Mit Ausnahme des (in diesen Blättern schon mehrmals besprochenen) Almakkari haben diese drei Gesellschaften so wenig wie die Asiatische Gesellschaft von Paris etwas Erkleckliches für jenen Zweig der Geschichte gethan. Selbst de Sacy nimmt ihn nur selten in den Bereich seiner Untersuchungen. Und dennoch liegen im Escurial Arabische Handschriften von der höchsten Wichtigkeit; und dennoch liegt Spanien in der Nähe und ist selbst ein civilisirter Staat, wer will doch dafür gelten! Wie geht es zu, daß man mehr von den Steppen Aganistans als von den Wundern der Alkamrah erfährt; warum wird uns die mittlere Geschichte der Völker vom Ganges und der Nil täglich heller, während die Geschichte der berühmtesten und greifvollen Stämme am Guadalquivir nur im Schatten eines halben Zahrelbildes vor uns steht? Der Grund dieser Erscheinung ist aber einfach. Das Escurial ist nicht nur, wie bekannt, der Begräbnißort der Spanischen Könige, sondern auch der Begräbnißort der literarischen Schätze Spaniens. Die Art und Weise, wie die Handschriften und Bücher dieses Klosters zur Ansicht und Benutzung dargeboten werden, zeigt sast, daß die Absicht bei der Gründung dieser Bibliothek vorherrschte, die gottlosen Schriften in Gewahrsam zu bringen, damit sie keinem Sterblichen in die Hände fielen, der mit verderblichem Verstande sie gebrauchen könnte und sich dann weiser dünken würde als ein Mönch. Möchte bewachten und verwaltenden diesen Handschriften-Schatz, und ihrer großen Vorsicht hat man es zu danken, daß im Jahre 1671 ein Feuer drei Viertel der herrlichen Sammlung verzehrte. (Es sollte einmal doch das Kloster großartig erforscht seyn!)

Wie Alles in Spanien, vom Hamilcar Barcas bis tief auf Espartero herab, außerordentlich und seltsam ist, so sind auch mit dem Kloster Escurial und seiner Bibliothek. Bei der Schlacht von St. Quentin hielt sich Philipp II. sehr fern vom Schlachtgetümmel (gewiß um von dem Geräusche nicht in seiner Andacht gestört zu werden) und betete für das Glück seiner Waffen. Er scheint aber an dem guten Erfolge gezweifelt zu haben und bot daher seinem Gotte eine ungeheure Bestechung. Er gelobte ein Kloster für den an diesem Tage verschwenden heiligen Laurentius zu bauen, welches seines gleichen nicht haben sollte. Er ließ wirklich eine in die Breite gehende Pyramide aufführen, die 25 Millionen Thlr. (gewiß ein Geschenk, das man nur Gott und keinem Menschen macht) kostete. So ist das Lorenzo-Kloster zu Escorial entstanden, das ganz das Gepräge des finsterlosen Charakters des Erbauers in seinen Formen trägt. Es steht auch allein, mitten in einer rauhen, wüsten Gegend, so wie Philipp allein mitten in den wüsten Freuden des Hofes stand. In dieses Kloster, das viele Meilen von Madrid entfernt ist, brachte man auch eine kleine Büchersammlung für die 200 Mönche, worunter auch eine Anzahl Arabischer Handschriften aus den Bibliotheken gelehrter Theologen gewesen seyn soll. Das Bestreben, eine Bibliothek zu wissenschaftlichen Zwecken zu sammeln, wie dies in allen gebildeten Ländern geschieht, scheint nicht zu den Lieblingsseelen dieses Königs gehört zu haben, der auch übrigens für den Bau so viel Geld hergegeben hatte, daß ihm für die Einrichtung nichts mehr blieb.

Doch sieh! ein Zufall bereicherte die Bibliothek. Ein Spanischer Kreuzer eroberte im Jahre 1611 an der Afrikanischen Küste mehrere Marokkische Schiffe, die eine auserlesene Bibliothek für den Kaiser von Marokko an Bord hatten, und diese kostbare Beute ließ Philipp III. nach dem Escurial bringen, wo sie 60 Jahre später wieder eine Beute der Flammen werden sollte. An dem Ueberreste, den Cassiri in 1800 Nummern beschrieben, läßt sich erkennen, wie unermeßlich und wie unersetzlich der Verlust ist, welchen dieser Brand der Wissenschaft zugefügt hat. Der Geschmack des Kaiserlich Marokkanischen Bibliothekars beschämt den Geschmack so manchen Bibliothekars.

Diesen Ueberrest haben jedoch wenig gelehrte Augen gesehen; er ist für Europa fast so verloren, wie der größere verbrannte Theil, der doch nach seiner Beschaffenheit wenigstens wie die Leichname der Vornehmen im Alterthume durch Feuer verzehrt wurde, während der verschonte Theil gewiß der ordinairen Verwesung unter Fäulniß und Würmern anheimfällt. Alles, was man davon weiß, verdankt man dem großen Fleiße des genannten Cassiri. Aber wie viel müßte ein einziger ohne Vorgänger über- uns verlesen!

Wir haben von dem Gelehrten-Vereine Londons einen Sprung nach dem Escurial gemacht und einige Worte über des Letzteren Geschichte fallen lassen, um einen Vorschlag daran zu knüpfen, der vielleicht manchem Leser Spanisch vorkommen wäre, selbst wenn hier nicht von Spanien die Rede wäre, der aber doch mit dem Streben der orientalischen Gesellschaft im Zusammenhange steht. Wir glauben nämlich, das es nicht unmöglich seyn würde, die jetzigen Gewaltbaber Spaniens zum Verkaufe der Sammlung zu bewegen. Man hat seit dem Bürgerkriege dort Minen, Inseln, Kirchengeräthe und Gemälde-Galerieen verausert; sollte man sich sträuben, die für das jetzige Land werthlosere Bibliothek des Escurial zu verkaufen? Wenn Spanien sein Zutrauen so in seinen zahlreichen Verlegenheiten hegt, tröstet es sich mit dem Gedanken, daß die Insel von den Engländern besser zum Heile der fortschreitenden Civilisation benutzt werde; wenn es den Schatz des Escurial dingiebt, hat es ebenfalls zur Beförderung des geistigen Fortschrums beigetragen.

Wenn aber die Spanische Regierung zu solchem Schritte geneigt oder endlich gezwungen wäre, so dürfte sie wegen kaufslustiger Fürsten, Gesellschaften und Privatleute keinen Augenblick verlegen seyn. Die neuen Besitzer der Insel Fernando Po haben durch den Kaufpreis ihren Schatz noch nicht erschöpft, und jede der drei Gesellschaften würde eben so große Mittel als Verlangen für jene Bibliothek haben. Aber auch in Deutschland würden sich, wir zweifeln nicht, Manner finden, die, da wir doch einmal keine Inseln kaufen, mit Freuden solche Gegenstände erwerben, welche dem Deutschen Fleiße die meiste Nahrung gewähren. Wie viel hier bei gutem Willen und bei gutem Rathe geschehen kann, zeigt das Beispiel des vormaligen Herzogs von Gotha.

*) Er scheint der Secretair der Gesellschaft zu seyn, da diese die ihr zu machenden Mittheilungen unter der Adresse des Herrn P. verlangt.

Digitized by Google

Gastronomie der Männer und Kochkunst der Frauen.

(Aus Lady Morgan's Buch ohne Namen.)

Wir leben in einer traurigen Epoche .... wenn ich wir sage, so meine ich die Frauen. Aller unserer Macht beraubt, üben wir nicht die geringste Kontrolle mehr über die Leidenschaften der Männer; die Liebe wird ein Rechenexempel, das Heirathen eine Speculation, die Freundschaft ein lerrer Name. Das Glühen einer Zigarre macht den Glanz der schönsten Augen ermatten, und der niedlichste weibliche Fuß macht keinen Eindruck mehr. Crevrillon's Pantoffel würde in allen Englischen Klubs von Hand zu Hand gehen, ohne irgend einen romantischen Gedanken zu erwecken. Das junge Frankreich und der Handelsmus Englands dürften wohl, in einsamer Zweidbumm aufzuweisen haben, das mit St. Preux über ein Mieder in Extase geriethe oder mit Walter den Duft eines Gürtels beweiden könnte. Sie ist hin, die schöne Zeit, wo der Raub einer haarlocke die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütterte; sie ist so fabelhaft geworden, wie Tausend und Eine Nacht.

Die Frauen dieses Jahrhunderts, wo herrschet ihr noch unumschränkt? Ich sage es euch freimüthig, euer Thron ist jetzt — in der Küche.

„Meine Schöne", so fragte Heinrich IV. ein Ehrenfräulein der Marie von Medicis, „auf welchem Wege gelangt man zu Ihrem Herzen?" — „„Durch die Küche, Sire"", gab sie zur Antwort. Hätte man den weiblichen Celebritäten unter der Regierung seines Enkels, den Maintenon's, Louise's, Soubise's eine ähnliche Frage gestellt, sie würden wohl unbedenklich geantwortet haben: „Durch die Küche."

Dies ist eine unbestreitbare Thatsache; nie haben die Frauen alten Vortheil, den sie aus der Küche ziehen konnten, besser gefühlt, als in den Zeiten ihrer größten Macht. Sie verstanden diese wichtige Kunst von ihrer physiologischen, moralischen und politischen Seite. Die berühmten Couvertüren in Maintenon thaten den erhitzlichsten Projekten dieser Dame keinen geringeren Vorschub, als der Widerruf des Edikts von Nantes, und ihre dragées und dragoumades hatten gleichen Erfolg. Engelsche Damen von der sorgfältigsten Erziehung kennen heutzutage kaum die Ingredienzien einer entrée oder die Elemente eines entremets; sie können nicht den Moment bestimmen, wann ein hors d'oeuvre angebracht werden soll, oder eine pièce de resistance abgetragen werden soll. Aber jene große Frau des Staates, jene elegante Schriftstellerin, die erste Köchin ihres Jahrhunderts — jene Frau, die Frankreich beherrschte und einen so großen Einfluß auf Europa übte — sie konnte mit demselben Genie und derselben Aufmerksamkeit für die geringsten Details der beschiedensten Haushaltung ihres Reiches sorgen. In der Korrespondenz der Frau von Maintenon findet sich ein Brief, der alle Aufklärung finden und wie ein Brevier auswendig lernen sollten: es ist derjenige Brief, in welchem sie darthut, wie viel ihr Herr Bruder im Hause und an seiner Tafel verschwendet, und sie sich bemüht, der häuslichen Erbrlichkeit ihrer Schwägerin zu steuern, der sie vorwirft, daß sie eben so wenig von der Toilette als von der Küche verstehe. Dieser Brief endet mit den Worten: „Meine netten Berechnungen Die etwas lich seyn können, so werde ich die Mühe, die sie mit gekostet, nicht für verloren halten; wenigstens habe ich Dir gezeigt, daß ich Etwas von Wirthschaft verstehe."

Das Weib ist von Gott geschaffen worden, um die Küche zu besorgen; und wenn der Mann zu Zeiten in der Haushaltung wie im Staate eine gewisse Macht ausgeübt hat, so ist der Ursach darin zu suchen, daß man seiner physischen Kraft eine Zeit lang bemüthigt gewesen. In allen Epochen und bei allen Völkern werden die Natur und die Quantität der Nahrungsmittel durch das Klima und durch den Menschenschlag bestimmt; aber ihre Qualität hängt immer und überall von der Art ab, wie man sie zubereitet; und hauptsächlich in der Lösung dieser schwierigen Aufgabe leisten die Kindheit, die Gewandtheit und Geduld unseres Geschlechts das Bewundernswürdigste. Ohne Zweifel steht der Magen eines Lapplanders dem eines Indiers nicht ähnlicher, als ein Stück von einem rohen an der Luft getrockneten Fisch dem delikatesten und auf die ausgesuchteste Weise zubereiteten Stücke Wildpret. Aber neben diesen Unterschieden im Großen giebt es noch in den zahlreichen Mägen einer und derselben Nation die mannigfachsten feinen Nüancirungen, die der Welt allein bemerken und studiren konnte, um allen den verschiedenen Bedürfnissen zu genügen, deren Daseyn diese nur dem weiblichen Sinn erkennbaren Nüancirungen ihr verkündet hatten. Auch mußte die Frau zuerst entdecken, daß man die Thiere nur durch Vermittelung des Magens civilisiren, d. h. bezähmen kann, und daß die Männer in dieser Beziehung den Thieren sehr ähnlich sehen.

Das erste historische Dokument über die Kochkunst findet man in den heiligen Büchern. Das Frühstück, welches Abraham den Engeln, die bei ihm eingekehrt, vorsetzte, war von Sara's Händen bereitet. Die Frauen der Patriarchen beschäftigten sich ohne Zweifel mit der Zubereitung des Brodes; denn das Brod der alten Hebräer war lang und lief spitzig zu, wie unsere heutigen sogenannten Damenfinger (ladys fingers). Auch bei der Epoche der Auszüge Mose verlangte das Gesetz leckere Speiseopfers; und die Kuchen aus Honig, Oel und Mehl, von denen die Bibel spricht, sind für uns unwidertegliche Zeugnisse von der Geschicklichkeit der schönen Enkelinnen Sara's.

Die Erleichterungen, welche Abigail, eine schlaue Intrigantin, aber vortreffliche Hausfrau, dem David vorlegte, enthielten, trotz ihrer patriarchalischen Einfalt, alle Elemente der ausgesuchtesten Küche: Gerste, Bohnen, Linsen, Erbsen, gedörrte Feigen, Weintrauben, eine Sahne, Honig, Oel und saftiges Kalbfleisch; allein wie waren alle diese Stoffstheile zubereitet! wie waren sie servirt! Hatte Abigail seit an den Traditionen gehalten oder vermöge genialer Eingebung die unendlichen Capacitäten ihres Kalbfleisches gründlich durchsucht? Bändigte sie den Besieger des Goliath mit einem Kalbsohr à la tartare? besänftigte sie ihn mit einer crème à la moelle, jenem Meisterstücke der modernen Milchspeisen-Bereitung, das dessenungeachtet leicht herzuklellen ist? Solche Fragen lassen sich nur mit einem Achselzucken beantworten. Eine Nation, der es an Metall fehlte, um ihre Krieger zu waffnen, konnte nicht wohl eine vollkommen montirte Küchen-Batterie besitzen. Auf der anderen Seite darf man jedoch nicht vergessen, daß die Speisenbereitungs-Traditionen am spätesten untergehen; und welche wunderbare Hülfsquellen kann das Genie selbst in schwierigen Umständen fließen lassen!! ....

Allein die Kinder Israels waren zum einmal sehr hartnäckiges Volk, dessen Eigensinne die Mägen wie die Herzen gegen Gottes Gaben verhärtete; so zeigten sie sich unempfindlich gegen das encyklopädische Schwein, und die gastronomischen Eigenschaften des Fisches wollten keinen besonderen tiefen Eindruck auf sie machen. Die Aegypter enthielten sich immer des Hammelfleisches und schauderten vor dem bloßen Gedanken, eine Bohne zu essen. Wenn die kulinarische Kunst bei den Hebräern Fortschritte machte, so scheint der ganze Ruhm dem weiblichen Geschlechte zu gebühren. Die Spezereien, die Gummi-Sorten und Essenzen, welche die Königin von Scheba (Saba) in den Küchen Jerusalems einführte, waren kostbare Neuerungen, und man behauptet sogar, unser Cibisch-Spray (siroop guimauve) wurde nach den Rezepten dieser berühmten Fürstinn zum Behufe der Bereitung ihrer Lieblings-Süßquellen, welche die Küche dem Ehrgeiz und der Koketterie, der Politik und der Liebe bietet. Der ausgezeichnete Luxus ihrer Gastmähler war eines der vornehmsten Mittel, deren sie sich bediente, um ihre zahlreichen Verehrer zu umgarnen und die Feinde ihres Landes zu überwältigen. Die Soupers, welche sie Cäsar gab, erwarben ihr das Ansehen einer diplomatischen Agentinn, und der Markus Antonius leidenschaftlicher Hang zu Fischen und zum Angeln that den politischen Projekten seiner schönen Geliebten großen Vorschub. Trotz der religiösen Vorurtheile ihrer Unterthanen, begleitete die schöne Aegyptertin den athletischen Römer oft auf seinen Fischzug-Exkursionen, und gewiß hat sie ihm mehr als einmal der Bereitung des Lachses, den sie ihm fangen helfen, hülfreiche Hand geleistet.

Die römischen Schwelgereien, die Prachtgeschwämme wohlschmeckend zuzubereiten, war ohne Zweifel die vornehmste Ursache, warum Agrippina eine so unumschränkte Herrschaft über ihren Kaiserlichen Gemahl erlangte: Kaiser Claudius liebte dieses Gericht bis zur Narrheit; er starb nicht an einer Vergiftung, wie man gesagt hat, sondern an Unverdaulichkeit, nach dem übermäßigen Genuß einer Lieblingsspeise.

Die Meister der Welt waren jedoch keine Küchenmeister, und das zepi so populaire Entremets champignon à la crème existirte noch nicht einmal als Keim in der Phantasie ihrer Denker. Diese köstliche Speise wird jetzt an allen civilisirten Tafeln im ersten mens service der Jahreszeiten Frühling und Herbst unentbehrlich; und eine Frau, die mit dem poco meno und poco più seiner kostbarsten Elemente unbekannt ist, verdient es nicht mehr, den Ehrenplatz an einer Tafel zu behaupten.

Mit dem Römischen Reiche stürzte auch die große, aber nicht sehr wissenschaftliche Küche des Alterthums zusammen. Man darf indessen annehmen, daß die Gastronomie der Römer, gleich ihren übrigen Wissenschaften, schon lange vor ihrem politischen Verfall in eben dem Maße, wie der Genius und die Tugenden des Volkes, gesunken war.

(Fortsetzung folgt.)

Polen.

Trentowski's philosophische Schriften.

(Schluß.)

11. Die Einbildungskraft, Phantasie oder Imagination, dieser Urkeim aller Vernünftigkeit, ist der Quell unseres Schaffens, also ein ungleich höheres Wissen, als das empirische. Sie ist der in uns wohnende Schöpfer, der unsere Welten ins Daseyn ruft; sie gab der Menschheit Sprache und Schrift. Die Einbildungskraft ist die Polargegnerin oder die Seele aller Sinne, also der Vorstellungskraft. Sie gebiert Ideale, diese apriorischen, aus unserer Seele kommenden Vorstellungen, d. h. die Seele gewöhnlicher Vorstellungen. Die Urtheilskraft ist die Phantasie höherer Art, oder die ihre Ideale vom Traumgewebe reinigende und zu Urtheilen verwandelnde Einbildungskraft. Urtheilskraft ist die Seele der Gedanken, und die Urtheile sind die Seelen unserer Erinnerungen. Die Urtheilskraft ist wie die Phantasie schöpferischer Natur. Die Einheit beider ist Vernunft. Die Vernunft ist die Seele des Verstandes. Der Verstand ist analytisch, die Vernunft synthetisch, der Verstand ist die höchste Passivität, die Vernunft die höchste und reinste Aktivität. Gegenstand des Verstandes ist die Aeußerlichkeit, der Vernunft die Innerlichkeit jedes Daseynd. Die Vernunft ist der Mutter des Idee, reiner Gedanken, der Speculation. Die Einbildungskraft ist der Poet, die Urtheilskraft der ästhetische Kritiker, die Vernunft der Metaphysiker; alle drei sind schöpferischer Natur, Aktivität unseres Geistes, Attribut unserer Seele, die Seele selbst in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen. Die Vernunft ist der höchste Gegenstand des Sinnes. Ist also der Sinn der erste, so ist die Vernunft der zweite Erkenntnißquell. Der Sinn sieht die sichtbare, die Vernunft die unsichtbare Welt. Sie sagt: cogito, ergo cogitatio est, atque cogitatio sum, und was sie sagt, ist ihr unmittelbar bewußt. Auf diesem Pfeiler der Unmittelbarkeit ruhen alle spekulative Welten von Xenophanes bis

Digitized by Google

Hegel. Uebe die Phantasie, die Urtheilskraft, die Vernunft, und du erlangst ein Wissen, aber nur ein ideelles, nur mit der Seele verwachsenes, negatives.

12. Jetzt folgen unsere Vermögen, welche die oberen im Polargegensatze zu einander stehenden in sich vereinigen. Aufmerksamkeit ist unser erstes Vermögen dieser Art, ist die Einheit aller Sinne, mithin der Vorstellungskraft mit der Einbildungskraft. Die Aufmerksamkeit führt uns zu Bemerkungen (observationes) und erstreckt sich gleich auf die sichtbare, unsichtbare, mithin wirkliche, lebendige, göttliche, ganze Welt. Die Anschauung betrachtet Form und Wesen, ist die Quelle der Mathematik, ist die Einheit des Gedächtnisses und der Urtheilskraft, oder Aufmerksamkeit höherer Art. Sie führt uns zum Abwehmen der Form, oder zu Figuren, zu axiomata, und erstreckt sich gleich auf die reale, als ideale oder wirkliche, lebendige, göttliche, ganze Welt. Ihr Object reicht nicht das Wesen, sondern die Form. Die Wahrnehmung endlich, die Mutter des Sinnes und der Vernunft, oder des empirischen, wie metaphysischen Denkens, ist die Verschmelzung der Aufmerksamkeit mit der Anschauung, zugleich die Einheit des Verstandes mit der Vernunft. Sie führt uns zu aeroamata, als der Einheit zwischen Begriff und Idee, zwischen Bewandung und axioma, d. h. zu lebendigen, göttlichen, ganzen, wirklichen Wahrheiten. Die Wahrnehmung als Zusammenfluß des Sinnes und der Vernunft ist der dritte und letzte oder wahrhafte Quell unserer Erkenntniß, der Vater der wirklichen Philosophie, das für die Wahrheit geöffnete Auge. Die Wahrnehmung sieht Innerlichkeit und Aeußerlichkeit zusammen, sie sieht die Ganzheit; der Sinn erkennt a posteriori, die Vernunft a priori, die Wahrnehmung aber Vernunft und Sinn totalis. Sie sagt: vivo, ergo vita, mundus, libertas, munen est, atque vita, mundus, libertas, munen sunt. Der Sinn ist Passivität, die Vernunft Aktivität, die Wahrnehmung beides zusammen, oder Selbstkraft. Der Sinn gehört mit Allem, worin er sich verwirklicht, nur dem Körper an, die Vernunft nur der Seele; die Wahrnehmung dem Körper und der Seele zugleich, oder dem Ich, unser Ich, das göttliche und weltliche zum Object, die Wahrnehmung ist das Fenster, durch welches die Sonne der Wirklichkeit zu ihm hinein sieht. Das Wissen, wozu die Wahrnehmung führt, ist positiv und negativ zugleich; oder Zusammenschmelzung der Extreme, Ganzheit, Vollheit vorstellende, mithin wahrhafte Harmonie. Aufmerksamkeit, Anschauung und Wahrnehmung geben also ein volles, ganzes, wirkliches Wissen.

13. Muß man nun nothwendig erst Philosoph werden und alle Quellen des Wissens leeren, um eines unwissenden Weibes würdig zu seyn? Das Weib ist nicht unwissend, antworten wir; ihr Wissen ist nur anderer Art. Du mußt Philosoph werden; denn dieser ist nur der, welcher die Wissenskraft selbstkräftig dessert und auf eine höhere Stufe bringt, als sie stand; genug also, daß du dieser Philosophie bist, daß du in jedem Falle Realität von Idealität, Position von Negation, Empirie von Speculation unterscheiden kannst; daß du deinen Blick überall zur Erkenntniß der Wirklichkeit und lebendigen, göttlichen Wahrheit lenkst! Du mußt durch dein Wissen das Weib überwiegen, mußt ihre Sonne um ihr Haupt seyn, wenn du vor die nothige Achtung bei ihm bestehen willst. Verstehe sich weder in die Sinnenwirklichkeit, noch in die Vernunftwesenheit, sondern erwirb ein Wahrnehmungswissen! Dieses kann praktisch seyn, weil es Praxis mit Theorie vereinigt, weil es Synthesis ist.

14. Der Reisepunkt unseres Wissens ist das vierundzwanzigste Jahr. Dreißig Jahre sind eigentlich die Zeit des Lernens, und was wir vor diesen Jahren wissenschaftlich sagt die Lernzeit ein Unvollkommenheit. Die Arbeit des Weisen ist nicht die des Poeten, nicht momentane Begeisterung! Die-beiden ersten Jahre nach dem verflossenen Zoffen sind die Zeit der Gestaltung unserer Denkweise und des Schaffens eines eigenen, unumstößlichen Systems. Selbst sein Erlöser, dieser Sohn Gottes, wagte kaum, wie uns die Religion lehrt, eher mit seiner Lehre aufzutreten, als im 30sten Lebensjahre. Auch verspeisichen mußten wir nur an Einem Tage, um einmal für immer das Weib nach unserem Willen zu lenken und vom Anfange an durch Nichtänderung unserer Ansicht seine Achtung zu erwerben.

15. Geistige Fähigkeit ist ein Hauptpostulat. Glücklich ist, wem schon in der Wiege Apollo seine Krone auf die Stirn setzte, dem Hermes die Lippen mit dem Strome beredter Aedekunst übergoß! noch hundertmal glücklicher ist, wer sich selbst, um so zu sagen, zum Genie machte und durch eigne Arbeit aus dem Schooß seines Wesens hervorzog, was vor dem Lieblinge der Götter schon bereit lag. Es ist wahr, das Genie, Talent und Fähigkeit eine seltene Gabe des Himmels sind, und daß, wer mit ihnen nicht in die Welt kam, sie auch mit aller Mühe nicht erzwingen wird. Aber auch das ist wahr, daß jeder Mensch in seinem Wesen Gottheit ist, d. h. ein geistiger in sich ganzer Keim, der

Recht, die eine aufzuheben, um die andere zu erfüllen. Besorgnisse vor einer Polemik dürfen die philosophische Wahrheit nicht weichen machen. Es hat sich wirklich (im Polnischen Volksfreunde) die Stimme eines Katholischen Geistlichen vernehmen lassen, der als Vertheidiger des Celibats auftritt und vom Eifer des Widerspruchs sich so hinreißen läßt, daß er Trentowski gar einen Hegelianer schilt! Also auch beim Gaitzschen Klerus Hegel verpönt! Wir haben schon früher gesagt, daß Hegel in Polen in Ansehen steht. Dies ist in der Art näher zu bestimmen. Es giebt drei zwei Arten von Priestern, die Einen, welche sich streng an das Polnischen Volksfreundes Worte halten, die Anderen, welche sich streng einem philosophischen System einverleiben und alle Form des Glaubens abschütteln. Beide Theile bilden eine Mittelmäßigkeit und lappen im Extreme umher. Der Hegelianismus ist das zweite Extrem. Weil dieser aber die Mittelmäßigkeit vom Glauben abführt, ohne daß diese im Stande ist, etwas Positives an die Stelle zu setzen, so ist bei dem großen Umfange der philosophischen Mittelmäßigkeit auch ein großer Theil von solchen vorhanden, die weder dem Glauben noch der Philosophie nützen, weil sie den ersteren bespötteln, die andere als abgeschlossen ansehen und nur an ihren Elementen zehren wollen.

Zwischen diesen beiden Extremen erhebt sich eine dritte Partei, die wir Deutschland mit der Philosophie die Theologie ausbauen will. Freilich ist diese Partei noch klein, doch ihr Wirken wird seiner Früchte nicht ermangeln.

Weiter begegnet uns die Behauptung Trentowski's: das Urtheil sammt der Urtheilskraft gehoren der Vernunft an. Dies ist nicht so. Trentowski widersprecht sich selbst: der Verstand — sagt er richtig — ist analytisch; die Vernunft synthetisch. Alle mit anderen Worten: der Verstand trennt, theilt (lie-theil); die Vernunft stellt und eini. Das Urtheil gehört schon dem richtigen Instinkt unserer Sprache nach dem Verstande an. Ferner sagt Trentowski richtig, der Verstand ist nicht produktiv; wir sagen, die Urtheilskraft ist auch nicht produktiv, sie gehört also darum zum Verstande, nicht zur productiven Vernunft, sie ist mithin nicht die Seele der Imagination. Wir können uns in einen speziellen Beweis unserer Widerlegung nicht einlassen.

Es will uns ferner scheinen, als unterscheide Trentowski nicht Seele von Geist; er hat sich nicht klar darüber ausgesprochen, aber er bedient sich stets dort der Bezeichnung Seele, wo vom Geiste die Rede ist. Möchte er nicht in den alten Irrthum zurückfallen, den Geist als die Seele in ihrer höchsten Entwicklung zu fassen, vielmehr möge der Hegelsche Satz: omne verum ex vero auch bei ihm die Anerkennung finden, welche ihm ebenfalls neuerdings Soderbheim in seiner trefflichen Schrift: „Phänomenologie des Lebens", zu verschaffen gesucht hat.

Es scheint hier am rechten Orte, noch Einiges von den Verdiensten der Philosophie anzuführen, welche sich auf die Wissenschaft überhaupt erstrecken. Gerweckt und angeregt wurde jene unfreitig durch Trentowski, und wir sehen deshalb gerne, daß er nur einen Theil derselben mittels bewirkt hat, um einen lebhaften Eifer für die Sache zu entzünden. Es erscheinen jetzt häufig recht gediegene, philosophische Schriften, worin man, ohne das steife Dogma der Kirche zu scheuen, aber auch, ohne es unklugwillig zu verhöhnen, das Wissen widerlegt, das ein ernster Wille dem Geiste abgerungen hat. Der Satz des Kirchenvaters Anselmus: negligentia mihi videretur, si postquam confirmati sumus in fide, non studeamus, quod credimus, intelligere scheint dem Quietismus des unbedingten Autoritäts-Glaubens ein Ende zu machen und läßt die Polen jetzt schon mit Bedwitz (der eine Schrift über das Ziel des menschlichen Daseyns, Wilna 1841, veröffentlichte) behaupten: die Philosophie ist die Offenbarung der Offenbarung. Nicht nur ein Düngungsmittel der Wissenschaft ist die Philosophie neben der Stütz- und Verlaur, sondern sie ist auch ein mächtiger Hebel der Poesie. Es ist uns nicht unbekannt, wie die dem bloßen Gefühl entkommende, weinerliche Tragik von Karpinski Polen mit Thränen überschwemmte, und wie vor der schweren Seufzerlast dieser trüben Akkorde der Geist sich nicht zum freien, kräftigen Handeln emporraffen konnte, wie darunter das geistige Leben mit der physischen Kraft erlahmte. Der fernere Umwandlung that die erwachende Philosophie Einhalt, indem sie ein Element der Kritik abgab und zum Willen, zur That forderte. Die Poesie muß sich hervorarbeiten zur Reflexion, dann ist auch an die Entstehung eines Dramas zu denken. Schiller und Goethe konnten erst nach Kant erstehen. Wir erblicken in Polen auch jetzt schon die Anfänge des Reflexions-Dramas, wiewohl noch einige Zeit vergehen dürfte, ehe sich die Poesie von dem überreichen Gefühle losgelöst haben wird. Vor Allem muß die Kritik wirken. Freilich giebt uns diese noch häufig Anlaß, über ihre Kompetenz bedenklich zu werden. So bewegt vor kurzem Zemaun, Mickiewicz könne unmöglich der Begründer einer neuen Schule sein, weil die Keime zu einer Umgestaltung schon längst vor ihm in der Literatur gelegen hätten. Hier sind wir veranlaßt, zu fragen, ob nicht die Keime, die Bedingungen jeder Neuerung früher gelegt seyn müssen, als diese selbst eintritt? Der Dichter kann so wenig, wie der politische Held, seine Zeit gewaltsam mit sich fortreißen, wenn deren Umstände selbst ihn nicht begünstigen. Wer den schlummernden Keim ins Leben ruft, das ist der neue Gründer. — Man bemerkt gegenwärtig literarische Regungen aller Art. Während die Gelehrten des Landes die Volks- und Literaturgeschichte aufschreiben, während Bellettristen Shakespeare übersetzen, während die Warschauer Morgenzeitung sich in ein politisches Meinungsorgan umwandelt und eine gelehrte Dame das berühmte Werk des Abbé Constant: la bible de la liberté übersetzt, will die Philosophie jeder vereinzelten geistigen Richtung ihr Licht geben. A. M.

Mannigfaltiges.

— Gretchens Gebet Italiänisch und Französisch. Von Professor Menini in Mailand, der seine Landsleute bereits mit mehreren Werken der Deutschen Literatur durch treffliche Uebersetzungen bekannt gemacht, befindet sich in einer der neuesten Nummern der Gazzetta di Milano der Versuch einer treuen Uebersetzung von Gretchens Gebet zur heiligen Jungfrau. Obwohl mehr in prosaischer als in versificirter Form, giebt diese Uebersetzung doch den Ausdruck des Originales wahrer und vollendeter wieder, als irgend eine andere fremde Version, die uns bisher von dieser lieblichen Dichtung vorgekommen. Wir theilen sie daher nachstehend mit, und zwar zur besseren Vergleichung Zeile für Zeile neben dem Original:

Ach neige	Deh luella,
Du Schmerzensreiche,	Tu pieta-di-dolori,
Dein Antlitz gnadig meiner Noth.	Il too volto propizio al mio tormento!
Das Schwert im Herzen,	Colla spada nel cuore,
Mit tausend Schmerzen	Cna mille dolori
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.	Alzi lo sguardo alla morte del too figliuolo.
Zum Vater blickst du,	Al padre in guardi,
Und Seufzer schickst du	E sospiri gli spieghi tu
Hinauf um sein' und deine Noth.	In olto pel suo, pel too tormento.
Wer fühlet,	Chi sente,
Wie wuhlet	Come taforia
Der Schmerz mir im Gebein?	Il dolore nelle mie ossa!
Was mein armes Herz hier banget,	Cio che il mio povero cuore qui paventa,
Was es zittert, was verlanget,	Cio che egli teme, cio ch'egli desia
Weißt nur du, nur du allein!	Te sola il sai, sola tu soltanto!
Wohin ich immer geh,	Dovenque io sempre vada,
Wie weh, wie weh, wie weh	Che male, che male, che male
Wird mir im Busen hier!	Io qui provo nel seno!
Ich bin ach kaum allein,	Appena, ahime! son io sola
Ich wein', ich wein', ich weine,	Io piango, io piango, io piango,
Das Herz zerbricht in mir.	Il cuor mi si spezza.
Die Scherben vor meinem Fenster,	I vasi dinanzi la mia finestra
Bethaut' ich mit Thranen, ach!	Abline! irrorava io di lagrime
Als ich am frühen Morgen	Quando al mattino
Die diese Blumen brach.	A te questi fiori portava.
Schien hell in meine Kammer	Apparve splendido nella mia camera
Die Sonne früh herauf,	Il sole mattutino in-alto,
Sass ich in allem Jammer	Mi assisi io tutta l'affliziose
In meinem Bett schon auf.	Gia sul mio letto.
Hilf! rette mich von Schmach und Tod!	Aita! Salvami dallo scorno e dalla morte!
Ach neige	Deh luellina,
Du Schmerzensreiche,	Tu pieta-di-dolori,
Dein Antlitz gnadig meiner Noth!	Il too volto propizio al mio tormento!

Allerdings würde der Reiz des Metrums und des Reimes die Schönheit der Italiänischen Uebertragung noch vermehrt haben; wir glauben aber kaum, daß dadurch der Eindruck des Deutschen Originales treuer wiedergegeben werden könnte. Als die ausgezeichnetste Französische Uebersetzung dieses Liedes, so wie des „Faust" überhaupt, gilt die kürzlich erschienene von Henri Blaze. In der That ist auch wohl mehr von ihm gefeilet, als von allen seinen Vorgängern. Aber man sehe, ob es ihm gelungen ist, wiewohl er Reim und Metrum mit großer Kunstfertigkeit angewandt, so einfach und rührend zu sepn, wie Goethe's und das Italiänische Gretchen.

O daigne, daigne,	
Mere, dont le cœcur saigne	
Pencher ton front vers ma douleur!	
L'épee au cœur,	
L'ame chagrine,	
Tu vois ton fils mourir sur la colline.	
Ton regard eberche le ciel,	
Tu lanees vers l'Eternel	
Des soupirs pour sa misere,	
Pour la tienne aussi, pour mère?	
Qui soutira jamais	
L'affreux excès	
De la douleur qui me déchire?	
Ce que mon cœur a de regrets,	
Ce qu'il craint et ce qu'il désire	
Toi seule, toi seule le sais.	
En quelque endroit que j'aille	
Un mal cruel travaille	
Mon cœur tout en émoi,	
Je sais seule ce cette heure,	
Je pleure, pleure, pleure,	
Mon cœcur se brise en moi.	
Quand l'aube allait paraître,	
Ke te reveillait ces fleurs,	
J'arrosais de mes pleurs	
Les pots de ces fenêtres.	
Et le premier rayon	
Du soleil m'a surprise,	
Sur mon séant assise	
Dans mon affliction.	
Ah! sauve moi de la mort, de l'affront!	
Daigne, daigne,	
Toi dont le cœur saigne,	
Vers ma douleur pencher ton divin front!	

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2¼ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Freitag den 20. August 1841.

Frankreich.

Ancelot's Aufnahme in die Akademie.

Nach Jules Janin.

Wir schlenderten langsam durch die Straße; der Himmel war klar, die Luft mild. Was drängt sich die Menge nach dem Palais des Beaux-Arts? Was bedeuten die beiden Gendarmen zu Pferde? was wollen die Wagen? Wehe, großer Jupiter, und ihr Alle, Apollo, Merkur, heilige neun Musen, die Französische Akademie öffnet ihre Pforte, Herr Ancelot wird heute aufgenommen. Wir schauen noch einmal voll Sehnsucht in den klaren Himmel, wir athmen noch einmal tief die milde Luft ein, das Bewußtseyn unserer Pflicht siegt, und gesenkten Hauptes treten wir ein. Welch' eine Qual, hier bis zum Beginn der Festlichkeit zu warten! Fremde aus der Provinz kommen aus langer Weile; sie sehen und staunen, sie flüstern sich heimlich zu: Schaut hin, wahrhaftig, die Herren Akademiker sehen nicht anders aus, als wir. Damen treten ein, die Hüte in genialer Verwegenheit verschoben, die Finger schwarz von Dinte; triumphirend, wie in ihr Königreich, schreiten sie in den Saal, diese halbdertigen Gedichte, diese übeleingekleideten Elegieen, diese Romane aus dem Englischen und nach dem Deutschen. Mit zitternder Demuth bietet ihnen der Thürsteher den Arm, und sie blicken mit stolzem Selbstbewußtseyn auf die sammetnen Sitze, welche einzunehmen ihr Geschlecht allein ihnen verbietet. Unglückliche Frauen! sprechen sie zu sich selbst, wie traurig ist unser Geschick! Welch' ein unseliger Stern waltet über uns. Wir sind schön, unsere Männer arbeiten Tag und Nacht, um für uns zu sorgen, wir haben keine Mühe, wir schlafen nach Bequemlichkeit, wir schwatzen den ganzen Tag, wo wir hintreten; streut man Rosen auf unsere Pfade, und doch, o Schmerz! alles Wirken der Männer ist und verfaßt. Der Krieg verachtet uns, keinen Degen sollen wir führen, als ob die Geschichte nichts von den Amazonen wüßte; der Priesterstand verwirft uns, als ob Weleda nicht Priesterin gewesen wäre. Zur Staats-Verwaltung läßt man uns nicht zu, weil die Männer ihre blutigen Gesetze selbst vollstrecken wollen. O, wir Unseligen, dreimal Unseligen! Die Rednerbühne bleibt uns verschlossen, nicht einmal Pairs können wir werden, nicht einmal Könige von Frankreich; Richts steht uns offen, selbst die Akademie nicht! Entsetzlich! Sie ist geschaffen, um die Französische Sprache rein zu erhalten, und keine Frau, keine einzige, darf auf die Ehre Anspruch machen, zu Breisaut zu sagen: „Guten Tag, Kollege!" Nein, seit der Gründung bis zum Verfall aller Akademien wird keine Frau je für groß genug gelten, um mit dem letzten Schuhflicker, der je Verse gedreht hat, auch nur auf das Wahl-Register gestellt zu werden. Wir haben die Johanna d'Arc, wir haben die Johanna Hachette, die Weleda; wir haben die Königin Blanka, wir haben die große Katharina, wir haben — o, muß man daran erinnern? — selbst die Päpstin Johanna haben wir; in jedem Stande haben Frauen triumphirend ihre Kraft gezeigt, nur nicht im akademischen. Nie soll eine Frau Mitglied der Akademie werden, nie; gerechter Himmel! wohin haben Richelieu und Boisrobert gedacht?

So klagen diese unglücklichen Priesterinnen Apoll's im gerechten Schmerz. Wir wollten unsere Anprüche auf die vielbeneidete Ehre ihnen mit Freuden abtreten. Der Saal ist halb gefüllt, ein blasses Licht fällt von der Decke herab; alle Gestalten, selbst die von zwanzig Jahren, welche zu dieser Qual bestimmt sind, bekommen ein widrigbleiches Ansehen. In einer Ecke stehen die Statuen Bossuet's und Fenelon's; aus der Höhe schaut das Haupt der heiligen Elisabeth von Frankreich herab. Die zwölfte Stunde schlägt mit unheilverkündendem Klange; wie langsam rücken die Weiser hier! Schlag zwei Uhr beginnt die Sitzung. Diese Stunde macht den glücklich, der eine Vorlesung zu halten hat; doch wehe dem Zuhörer! Mit matter Stimme, gebeugtem Rücken, scheuen Scheitel, unsicherem Blicke, zitterndem Hand tritt der Redner vor und beginnt die Lobrede auf das durch den Tod ausgeschiedene Mitglied; doch wie könnte er dieses riesenhafte Werk allein vollführen! ein Zweiter, der die Stelle des Ausgeschiedenen zu ersetzen bestimmt ist, nimmt ihm die Hälfte der Mühe ab; sie theilen sich in den Ruhm, der Eine nimmt das Privatleben, der Andere das öffentliche; der Eine die Verse, der Andere die Prosa; der Eine die Hinneigung zum Kaiser Napoleon, der Andere die zu den Königen Ludwig XVIII. und Karl X.; denn jeder Akademiker, der jetzt stirbt, fällt mit seinem Wirken in die beiden Perioden von 1804 bis 1814 und von 1814 bis 1829. In zwanzig Jahren wird der Kaiser aus diesen Biographieen verschwinden, doch die Biographieen werden sich stets in zwei Zeiträume theilen, in die Restauration und die Juli-Revolution.

Ancelot erhebt sich, das Manuskript in der Hand, das neue Gewand um die Schultern, Bescheidenheit im Blicke, Bedeutungsvollen Ernst in der Stimme und in jedem Zuge. Ancelot ist durch das unerforschliche Walten Gottes zum literarischen und philosophischen Nachfolger Herrn von Bonald's erwählt und erhebt sich, dessen literarische und philosophische Wirksamkeit zu preisen. Ancelot und Bonald's Wirksamkeit. Was meinen Sie zu einem Vaudeville, betitelt: „Herr von Bonald und Herr Ancelot?"

Bonald war einer jener edlen, unbeugsamen Charaktere, welche durch die Rauheit ihres Wesens, durch die Härte ihrer Sprache, durch die nie zu beseitigende Strenge ihrer Gesinnung der Sache, die sie fördern wollten, sehr geschadet haben. Edle Männer ohne Widerspruch, doch sie zeigten die Tugend von der Seite, von welcher sie am wenigsten annehmlich ist, und Tausende mußten ihnen zurufen: Wie viele Tugenden zwingt ihr uns zu hassen. Bonald's Bücher waren in einem harten, unkorrekten Stil abgefaßt, voll Peinlichkeit in der Darstellung und dabei doch dunkel, schwer zu verstehen, ein Gewölf voll ungeschickt angebrachter Blitze. Die theoretischen Theile derselben waren in Kapitel und diese in Paragraphen eingetheilt; man kann leicht einsehen, daß eine philosophische oder moralische Abhandlung in dieser zerhackten Weise kein gut geschriebenes Ganze genannt werden kann. Er selbst gesteht einmal ein, daß die zusammenhängende Darstellung für den Leser angenehmer ist. Doch wenn man ihn fragt, weshalb er sich derselben nicht bediene, weshalb er so wenig darauf bedacht sey, dem Leser angenehm zu seyn, so antwortet er, diese Darstellungsweise sey der Schilderung der Wahrheit weniger günstig, darum habe er sich der mathematischen Eintheilung in Sätze bedient. Dem Mathematiker beruht in der Ziffer die höchste Beredtsamkeit, und die gültigste Bürgschaft der Wahrheit einer Behauptung ist ihm eine algebraische Formel. Eins und Eins macht Zwei, darüber gehen sie nicht hinaus; sie theilen ein, theilen wieder und machen die Probe; sie stimmt, und ihr Satz ist unumstößlich. So behandeln Männer wie Bonald das Leben und die Wissenschaft. Alles wird systematisirt, und was in keinen der festgestellten Paragraphen paßt, wird als falsch verworfen. Von den Schönheiten Plato's ahnen sie Nichts, den größten Theil des Aristoteles und Plutarch würden sie ins Feuer werfen, geschweige den Telemach, dies Buch der Könige und Völker, der Kinder und Greise, und du, guter Vater Homer, wie würde es dir ergehen! Herr Ancelot freilich hat nicht geahnt, wie verwerflich das Verfahren ist, in der Moral und Politik wie in der Wissenschaft, daß alle Linien, die nicht gerade krumm, absolut gerade sind, daß alle Körper, die nicht flüssig, absolut fest sind. Er findet Alles auf eine bewundernswerthe Weise natürlich. Anziehend ist seine Schilderung eines Duells, welches Bonald gegen das ganze vergangene Jahrhundert gekämpft; Bonald ganz allein gegen Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Montesquieu, Mirabeau, gegen die ganze Poesie, Kunst, Philosophie, Beredtsamkeit der Zeit. Sie schlagen sich auf Tod und Leben, Bonald und das achtzehnte Jahrhundert, Ancelot steht als Sekundant daneben; das furchtbare Duell ist zu Ende, und der Kampfrichter fragt bedeutungsvoll, wer ist besiegt worden? der Mann oder das Jahrhundert? Ancelot läßt uns in Ungewißheit, doch, der Schalk! wir hören es ihm an, er hat es gesehen, mit eigenen Augen gesehen, wie Bonald das achtzehnte Jahrhundert zu Boden streckte und, das Knie auf die Kehle der Encyklopädie gedrückt, als wahrer Philosoph, d. h. den Gischt vor dem Munde und Feuer in den Augen, ihm zurief: Strecke die Waffen! Dergleichen Dinge, zu deren Ausführung sich Herr Ancelot noch der von Bonald so geliebten mathematischen Weise bedient, mit tiefem Ernst und erhobener Stimme ausgesprochen, mit Beifallen überladen, und doch ist unbestreitbar, doch wohlall tadeln wir Ancelot? Fällt es nicht in dieser edlen Gesellschaft seinen Platz so gut, wie jeder Andere? Er hat seine Proben in fünf Akten und in Versen abgelegt, seine Akte waren durchaus nicht sinnlos, seine Verse gut gearbeitet; er zeigte von Beweglichkeit des Geistes, von Erfindungsgabe; er ist ohne Zweifel der beste Schüler Casimir Delavignes. Wenn er nicht alle Vorzüge seines Meisters besitzt, so hat er doch den klangvollen Reim derselben in der Gewalt, er macht Verse, wie Madame Lafrange die Moden, nach dem Gefallen des Volkes oder einzelner Personen. Ein thätiger Geist, zu Allem bereit, zu Allem brauchbar,

vorzüglich aber um fertige Ideen zusammenzuraffen, um die Abschnitte eines Romans in ein Drama umzusetzen und um die Poesie mit Entdeckungen zu bereichern, die vor ihm gemacht sind. Man hat nie einen besseren literarischen Fabrikarbeiter gefunden, stets beschäftigt, stets produzirend; er schreibt Tragödien in Versen, Schauspiele in Prosa, Lustspiele in Prosa und in Versen, Romane, Gedichte, Erzählungen, Reisebeschreibungen, Vaudevilles, vorzüglich Vaudevilles. Vierundzwanzig Stunden, nachdem das Publikum ein Bedürfniß zu fühlen beginnt, weiß es Ancelot, und sofort schreitet er dazu, es zu befriedigen. Vor funfzehn Jahren wollte ihr Katholizismus, alte Sitten, alte Geschichte, Ancelot schreibt euch seinen Ludwig IX. Später waret ihr von Bewunderung erfüllt für die Dichter jenseits des Rheins, ihr wißet, des freien, Deutschen Rheins, den wir nicht haben sollen, wie der Herr Gerichtsschreiber sagt, wie heißt er doch schnell? ich habe es ganz vergessen; da zauste Ancelot Schiller's Fiesko über den freien Deutschen Rhein. Hiezauf, als die später sogenannte romantische Schule zum Ausbruch kam, diese Mischung aller widersprechendsten, bizarrsten menschlichen Gefühle, brachte Ancelot die Olga zur Welt. Sie hat er seitdem seinem Gefühl stets erkannt, woher der Wind bläst, und hat mit bewundernswerther Gewandtheit sich stets nach ihm zu wenden gewußt.

Man wird mir Dank wissen, wenn ich Ancelot in seinen philosophischen Erörterungen der Verdienste Bonald's nicht weiter folge. Die besten Scherze erwärmen mit der Zeit den gedulvollsten Leser; selbst Herr Ancelot ist müde geworden, wenn er von Bonald redet. Ville in fünf Akten geschrieben hat. Wir übergehen die voraussehenden Ausfälle Ancelot's gegen die „oberflächlichen und übelwollenden Kritiker" und fragen nur ganz bescheiden, wer den großen Theil der geschmücklen Gewänder der Herren Akademiker geschmückt hat, wenn nicht die Kritik es gethan; wer ihre Namen ins Ohr der Zeitgenossen gebracht hat, wenn nicht die Kritik? Aber, rufen sie, bleibt vor Zorn, die Kritik hat unsere Namen fast immer nur mit Geringschätzung, mit Verachtung genannt. Sehr wahr, doch die Kritik hat eure Namen oft genannt; und so seyd ihr vermöge ihrer Erbitterung groß und mächtig geworden. Die jüngere Schule in Frankreich schildert Ancelot mit folgenden Worten: „Diese Schule brennt vor Begier, zu zerstören, sie ist unfähig, zu gründen, auf ihrem Banner trägt sie die beiden Worte: Umwandlung und Umwälzung."

Als Ancelot gemdet hatte, trat Briffaut auf, der Präsident der Akademie, oder vielmehr, er hob stehend zu sprechen an, denn es herrscht die Sitte, daß nur der Neugewählte stehend spricht, der Präsident bleibt auf seiner Bank sitzen (Stühle giebt es nicht), oder, wenn er will, legt er sich auf das vor ihm stehende Pult. Wie ich bereits bemerkt, haben sich die beiden Redner in den großen Todten getheilt, wie die Kriegsbeute in die Klerker theilt. Somit fiel Briffaut zuerst von Bonald. Daß er ihn zum Gotte stempelte, versteht sich von selbst; wir sehen nur eine niedliche Prosa hierbei, welche Briffaut sich erlaubt Bonald in den Mund zu legen, sie tritt übergekleidet auf, zeigt die nackten Schultern und Schenkel, gerade wie sie Briffaut so sehr liebt, um wie sie bei Bonald sich nie finden. Es war ein großer Augenblick, als Briffaut diese parfümirte Prosa skandirte. Ich will allen Kräften bemühte, ihr Anklang zu verschaffen, sich entschuldigte, er werde verderben, was in Bonald's Munde so geistvoll gewesen sey, und mit den aufgethürmten Antithesen spielte, wie eine junge Katze mit einem Knäuel Zwirn. „Als ich mich einst mit Bonald unterhielt", so hieß es, „sprach dieser zu mir: Was ist Frankreich? ein lachendes, fruchtbares Land, bewohnt von Menschen, die fleißig und eitel sind, Denker und Sprecher, unfähig und kurzsichtig, geistvoll und unbeständig, welche oft nicht wissen, was sie wollen, die den äußeren Glanz eben so sehr lieben, als den inneren, behaltvollen Kern, die sich gegenseitig lieben und oft thun, als ob sie sich verabscheuten, die Böswilligkeiten verachten und darüber lachen, die den Beschluß gefaßt haben, nie über Etwas einig zu seyn, aus Liebe zur Abwechselung; Leute, die nur heiter sind, wenn sie sich mit gewichtigen Aeußere geben und dennoch keinen Ernst in Geschäften ertragen können, die ganz erfüllt sind von Fehlern und Tugenden, von Widersprüchen und von einnehmender Gefälligkeit, die feid zammern und Abends tanzen, die Philosophen genug sind, um ihre Beschränktheiten einzusehen, und doch nicht genug, um sie abzulegen? Dies klingt so reizend für Bonald, den Lehrer Ancelot's, daß man, wenn er es wirklich gesagt hätte, ihn vielmehr für Ancelot's Schüler halten könnte. Ancelot kommt Briffaut auf Ancelot zu sprechen, und hier, welch ein Rühmen, welch eine Begeisterung, welch ein Unsinn! Sein Sinn für das Wahre, das Gute, das Schöne, seine Achtung vor den gesellschaftlichen Formen, sein Verlangen, die Nation von ihren Irrthümern abzulenken, machen ihn als Philosophen und als Dichter gleich ausgezeichnet. Durch den musterhaftesten Schatten von heiligen Abwesenden er auf unsere Bühne Gestalten, und dem er hierdurch erst seinen alten wohlverdienten Ruhm wieder verschafft hat, sind Millionen Herzen für ihn gewonnen worden. Doch wer vermag all die Lobhudeleien herzuzlagen! Genug, Briffaut bestigt einen Helden im vollsten Sinne des Wortes und erschöpft sein Thema, er lobt ihn von Kopf bis zu Fuß, jedes Glied einzeln, und wenn er auf einen Zehler von ihm zu sprechen kommt, so sagt er: „Dies war der Schatten der Umstände, nicht die Ihre." Ueber die Verfolgungen, welche Ancelot von der jüngeren Schule soll erlitten haben, wird er salbungsvoll getröstet und die Schule selbst mit Schmähungen überschüttet. Ist das nicht ergötzlich? Vor kaum acht Tagen empfing man das Haupt derselben mit offenen Armen, und heute reicht man Einem, den diese Schule verfolgt, den sie ausgestoßen hat, sie, die Alles zerstört und Nichts zu gründen vermag, hülfreich die Hand. Doch wenn ihr Ancelot aus der Schule gestoßen worden, war es ihre Schuld, wenn seine Versuche, sich ihr anzuschließen und in ihrem Interesse zu wirken, gänzlich verunglückt sind? Das Ancelot jetzt auf die Schule schmäht und sie tief zu verachten vorgiebt, daran thut er freilich sehr Recht. Selbst Madame Ancelot wurde bei dem allgemeinen Lobschwalle freundlichst bedacht; ein freudiges Gemurmel, ein halbunterdrücktes Jauchzen durchlief die Reihen der Unsrigen, die über ihr Geschlecht, von der Aufnahme in die Akademie ausgeschlossen zu seyn, so unrühmlich sind.

Dies war die Verhandlung in der Akademie; sie ist schon oft dagewesen und wird oft wiederkehren. Wie traurig ist es, daß zwei oder drei ausgezeichnete Geister unseres Jahrhunderts, die mit vollem Rechte von Allen geachtet und verehrt werden, nicht Kraft genug besessen haben, um eine Ehre der Art zurückzuweisen. Dies barbarische Institut wäre zu Grunde gegangen, wie es enttönden es hat begonnen mit dem Narren der Kardinals Richelieu, es hätte geendet mit einigen Pedanten ohne Stil. Doch die Akademie gedeiht fort, ungeachtet aller Unfälle, die ihr begegnen. Dies erinnert mich an eine Erzählung Boccaccio's, die ich zum Schluß hierher setze.

Ein Jude von Florenz, der durch seine Kenntnisse und durch sein Benehmen einflußreich in der Stadt war, wurde gedrängt, sich taufen zu lassen. Der Jude war zweifelhaft; er forderte Frist, und überhaupt wollte er, ehe er sich öffentlich von seinem Glauben lossagte, die Hauptstadt der christlichen Welt sehen. Man kann den Schrecken der Florentinischen Christen sich denken. Sie riethen ihm von diesem Plane ab, so sehr fürchtete man den Einbruch, den diese ungeheure Mißbräuche auf in der That von Gott stammen muß, wie könnte sie sonst dem Einfluß solcher Hohenpriester Widerstand leisten?

Er wurde durch dieselbe Erscheinung zum Christenthum bekehrt, welche die Stürme hervorrief, an deren Spitze Luther stand.

England.

Gastronomie der Männer und Kochkunst der Frauen.

(Aus Lady Morgan's Buch ohne Namen.)

(Fortsetzung.)

Die Einfälle der nordischen Barbaren verlöschten mit allen übrigen Lichtern auch den letzten schon erfterbenden Schein der Kochkunst. Die nordischen Stämme hatten so ausgezehrte Mägen, einen so kolossalen Hunger, daß sie anfänglich weit mehr um die Quantität, als um die Qualität der Consumtionsartikel sich kümmerten. Alterthumsforscher haben die gastronomische Weisheit des Mittelalters zum Gegenstande tiefer Studien gemacht; um aber die barbarische Küche des fünften Jahrhunderts gründlich kennen zu lernen, brauchte man nur einige heutige Nationalgerichte der Nachkommen jener Stämme, deren Vergangenheit man studirte, zu kosten, um einem alten Germanischen Mahle beizuwohnen.

Der eigenthümliche Kultus, den die nordischen Völker dem Weibe erwiesen, erklärt ihre gastronomische Unempfindsamkeit, wenn er sie nicht rechtfertigt. Die Germanen hätten es für eine Sünde gehalten, ihren edlen Frauen Beschäftigungen zu übertragen, die ihnen erniedrigend erschienen; daher beschäften die Männer sich selbst mit der Kochkunst, die aber unter ihren Händen nicht eben anständig gedieh. Die rohe Zäher eines alten Stiers schmeckte den ungeschlachten Anbetern des Odin gar köstlich, und wie einst die Helden bei Homer, so bereiteten die Helden des Nordens ihr Mahl in eigenen Händen ihre Mahlzeit. Die Frauen wurden in allen Stücken wie Orakel befragt, nur nicht, wo es auf leiblichen Comfort der Gemeinde ankam.

Karl der Große, dessen mächtiger Geist an allen Quellen der Civilisation zu schöpfen verstand, war der erste Monarch seines Stammes, der sich der Gastronomie zu politischen Zwecken bedienen und seine Unterthanen nach einer Norm zu regeln, der einer feiner Ansicht nach ungeheuren Ausgabe Anordnung gab, die bekanntlich, daß die Majestät des Thrones in der Küche sey. Karl lehrte den Pairs seines Reiches zuerst: wie man edelmännisch essen müsse; dann brachte er die Profession des Kochs durch Ernennung von Mundköchen sehr zu Ehren. Er verwandelte die souverainen Fasten in Küchen-Intendanten; er stellte Paladine in Küchen-Ceremonien, er ließ Bischöfen die Sorge auf, sein Wirthschaftsbücher in Ordnung zu halten, und gab so seinen Nachfolgern das Beispiel einer Degradation der privilegirten Klassen, indem er sie gewissermaßen seinem Hausgesinde beigesellte.

Die Frauen verlangten die Gunst, den Festen dieses Monarchen beizuwohnen, und bald ließ sich der Einfluß ihres Geistes und guten Geschmacks an der Kaiserlichen Tafel verspüren. In Aachen servirte neben Fasanen mit vergoldeten Sporen und Pfauen, serirten Schwein als Zeichen ausgerichtet war. Die Bedienung bei Tische — sagt ein Chronikschreiber — war jungen Pagen mit goldverbrämten Kleidern und artigen Mägdlein anverteaut.

Als die Frauen an der Tafel des Kaisers und seiner Basallen erst Zutritt hatten, bewiesen sie bald, daß es schlechterdings nothwendig sey, ihnen das Küchen-Regiment zu übertragen, und die verneuhmsten Damen bereiteten in ihren Familien-Kreisen eigenhändig das Mahl für die Familie und für fremde Gäste. Auf diese Weise machte ihr feiniger Geist den barbarischen Pomp ihrer Feudal-Eheherren immer eleganter und brachte immer mehr Mannigfaltigkeit

Digitized by Google

in die alte Simplizität. Bald präsentirten sich den Gästen Aale mit Basiliskenaugen; Zwerge stürzten in voller Rüstung aus einer großen Pastete — kurz, eine Menge ariger Erfindungen erhöhten die Fröhlichkeit der Gelage.

Kaum hatten Venetianische Kaufleute die ersten Spezereien nach Europa gebracht, als die Frauen diese edlen Erzeugnisse der Tropenländer den weißen Gerichten, die sie bereiteten, beimengten. Die Parfüms des südlichen Arabiens dufteten zuerst nur in den Königlichen Gemächern und wanderten von da in die Küche, wo man den Fisch dadurch um Rosenwasser kochte.

Auch die Kirche spielte bei der Küchen-Reform eine wichtige Rolle und ging in Verbesserung des materiellen Wohlseyns ihrer Bekehrten den Frauen hülfreich zur Hand. Die großen Monastereen wurden Schulen der Gastronomie. Die Wissenschaft der Venetianer entwickelte sich eben so gut im Refektorium wie in der Bibliothek, und mehr als eine Aebtissin, die wegen ihrer Fasten und Nachtwachen kanonisirt worden, verdient vielleicht mehr um der Mehlspeisen und Backwerke willen, die sie erfunden hat, ihren Platz im Heiligen-Kalender. Wie alle übrige Gebiete des Wissens, so zog sich auch die Kochkunst in die Abteien zurück, und der so volksthümlich gewordene Ausdruck „Küchen-Latein" liefert noch einen klaren Beweis der verderbten Latinität jener Mönche, die zu eifrig ihren gastronomischen Studien oblagen, als daß sie die Sprache des Virgil und des Horaz fehlerfrei hätten sprechen lernen.

Aber den Priestern und den Frauen zum Trotze, waren die Fortschritte der Kunst doch langsam und unsicher. Obwohl der Erfindung der Gabeln sich doch hinaufreicht — man bereitet sie zuerst in Klöstern und Spitälern — so thut ihrer die Geschichte doch erst im Anfang des 13ten Jahrhunderts Erwähnung. In seiner Beschreibung der Festlichkeiten, zu denen die Heirath Katharinens von Valois mit Heinrich V. von England Veranlassung gab, erzählt der liebenswürdige Chronikter Monstrelet, daß der Erzbischof von Sens an der Spitze einer Prozession der Geistlichkeit seiner Diözese die Suppe und den Wein bis ins Brautgemach des Königlichen Paares trug.

Ungefähr um dieselbe Zeit begünstigte ein Umstand das Mund-Recht in Frankreich auf ausgezeichnete Weise, indem er diejenigen, die es handhabten, zu hohen Ehren beförderte. Während Karl VI. an Geisteszerrüttung litt, formirte der Graf Saint-Paul in Paris ein Corps von 300 Fleischerburschen, das den seinen eigenen Offizieren, den Herren der Schlachthäuser, beseßligt wurde. Diese kleine Miliz, die sich in der Schlacht bei Azincourt hervorthat, behielt nachmals ihre militairischen Grade und ihre Beute; und so entstanden einige der edelsten Geschlechter Frankreichs. Die hochadeligen Familien Saint-Yon, Thibaut u. s. w. sind, wie der Chronist sagt, „aus dem großen Schlachthause von Paris hervorgegangen."

Während Paris Fleischergesellen zu hochangesehenen Baronieen, oder Grafschaften erwarben, beförderte eine Königin von England, die eine geborene Französin war, ihren Koch zum Edelmanne. Eleonore von Provence, die Gemahlin Heinrich's III. von England, veranlaßte ihren Königlichen Gemahl, ihrem talentvollen Ober-Küchenmeister Richard de Norrys das Rittergut Ockholt in der Grafschaft Kent zu bewilligen. Die Kochkunsten dieses ausgezeichneten Speisenkünstlers repräsentirten im Zeitalter der Elisabeth mit Ehre und Ruhm jene Klasse, auf welche ihr Vaterland so stolz ist, den kleinen Adel (gentry) von England.

Die Kriege der beiden „Rosen" hemmten die Fortschritte aller Künste und aller Wissenschaften, selbst die Englische Küche mußte darunter leiden. Die Hofhaltungs-Bücher, welche mündlich den Überlieferungen gemäß Eduard IV. wenigstens noch einen gewissen Grad von Klugheit; er blieb immer einer Regel getreu, die er sich selbst gegeben hatte, und entging so den körperlichen Plagen, womit die Natur den übermäßigen Genuß der Tafelrunden bestraft. Sein Arzt saß oder stand ihm bei seinen Mahlzeiten immer zur Seite und belehrte ihn über Quantität und Qualität der Speisen, die seiner Constitution zusagten.

Mit der Thronbesteigung des Hauses Tudor begann eine neue Aera für die Wissenschaften. Damals kamen die Rezepte der Französischen Köche zum ersten Mal über den Kanal und fanden nach und nach in den drei Reichen Eingang. Vom gastronomischen Standpunkte betrachtet, war Frankreich in jener Zeit das erste Land in Europa; einer von seinen Königen hatte den Schlüssel zu den Ebenen von Asklon, und seine Herzens-Dame, das „schöne Schloßfräulein", bediente sich dieses edlen Lauches bald zu den Ragouts, die ihre niedlichen Hände bereiteten. Um dieselbe Zeit kam die Petersilie mit den ersten Elementen der opera bufla, die noch jetzt in Paris ihren alten Namen führt, aus Italien. Endlich verkündeten die sanctissonnes des 14ten Jahrhunderts die glorreiche und glückliche Zukunft, welche den Speschändlern (charcutiers) des 17ten Jahrhunderts aufdehalten war.

Aber die Epoche der „Wiedergeburt" gründete für die Küche einen Lehrstuhl, der selbst in den schlimmsten Tagen der Revolutionen nicht dakant geblieben ist. König Franz I. berief die Frauen wieder an den Hof, von welchem der grausame Ludwig XI. sie verbannt hatte. Seine Schwiegerschwester Katharina von Medicis verpflanzte die ganze Wissenschaft der Italiänischen Offizin, damals der ersten in der bekannten Welt, nach Frankreich. Die Konditorei, diese Poesie der Küche, erreichte bald ihr Apogäum, und die pâtisseurs de la dauphine brachten, wegen des Kunstfluges und der Intelligenz, die sie in ihren architektonischen und allegorischen Schöpfungen entfalteten, ihr Gewerbe zu hohen Ehren: auch bildeten sie bald eine Genossenschaft.

Einen besonders tiefen Eindruck machte die Französische Küche auf Wolsey, den größten Mann und den freigebigsten Wirth seiner Zeit. Dieser erkannte alle Vortheile, die eine gastronomische Reform in England einem Minister verschaffen mußte, und er sann auf Mittel, wie er die Kochkunst gleichzeitig mit den anderen Zweigen des menschlichen Wissens fördern konnte. Sein Palast in Hampton-Court wurde, so zu sagen, eine Schule der Gastronomie. Die Säle und die Speise-Offizinen dieses Gebäudes, die noch jetzt existiren, geben einen Begriff davon, was dieses nützliche Institut vordem gewesen; sie sind außerdem die letzten Denkmäler der geistlichen Munificenz und des häuslichen Lebens der hohen Würdenträger vom Klerus in jener Epoche, wo Eine Hand die Zügel aller geistlichen und weltlichen Macht zusammenfaßte.

Die schönsten Frauen Englands fanden sich um die Reihe bei den prächtigen Banketten des Minister-Kardinals ein und nahmen Unterricht, hier auf keinen steinigen Boden fiel.

Die Thronbesteigung Jakob's I. und die Einführung Schottischer Gerichte in England waren ein fast unheilbarer Schaden für die Kunst. Während aber die Englische Küche allmälig wieder in die alte Barbarei zurückfank, verfolgte Frankreich die glänzende Laufbahn, welche der Genius seiner Italiänischen Königin und die so sehr entwickelte Intelligenz seiner Frauen ihm eröffnet hatten. Unter so glücklichen Auspizien begann das Zeitalter Ludwig's XIV., und von jener Epoche an datirt die Gastronomie beständig mit den anderen Künsten Schritt — die Küche nahm neben Altar und Thron ihre Stelle ein. Die kostbaren Bankette und die prächtigen Feste des Königlichen Hofes wurden jedoch nicht der Probirstein der größten Anstrengungen der Kunst in jener Periode; ihre wunderbarsten Talente entfalteten die Köche bei den petits soupers der Königin, bei den soupers fins der echten Feinschmecker und Küchenverständigen. Die poulardes und die plats de légumes, welche Frau von Sevigné mit den Rochefoucauld's und in La Favette's theilte, waren vielleicht noch sorglicher zubereitet, als die komplizirtesten Gerichte des grand couvert zu Versailles. (Schluß folgt.)

Rußland.

Das neue Postwesen in Rußland.

Wisset ihr, worin die Grundlage der Aufklärung und Civilisation besteht? In der Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Communications-Mittel. Studiret die Geschichte aller Völker, nun ihr werdet euch überzeugen, daß mit der guten Einrichtung des Postwesens die Epoche der Aufklärung beginnt, der Handel seinen Aufschwung nimmt und alle Verhältnisse sich ordnungsmäßig gestalten. Bei uns in Rußland hat die Regierung wegen der ungeheuren Distanzen ihr erstes Augenmerk der Herstellung einer raschen Communication zugewendet, und die sich entwickelnde Civilisation, die diesjährige Zudustrie, der zunehmende Handel haben die Epoche der Vervollkommnung beigeführt. Eine verständige Stufenfolge, die wesentlichste Bedingung der Dauer bei jedem Unternehmen, war das leitende Prinzip unserer Post-Behörden, und so konnten wir bei unseren Lehzeiten die alten Diligencen den Postkutschen und Britschken, und diese wieder den Post-Kabrioletts weichen sehen. Dem jetzigen Ober-Postmeister von St. Petersburg war das beneidenswerthe Loos gefallen, dem Post-Verkehr die höchste Vollkommenheit zu geben und somit den wärmsten Dank jedes zufgeklärten Russen zu erwerben.

Wenn ein ausländischer Reisender, nachdem er in bequemen Post-Fuhrwerken ganz Europa durchreist hatte, an die Russische Gränze kam, mußte er in einem Bauerwagen Platz nehmen und durch Sand und Koth, saß ohne seinen Diener, ohne Bedienung gelassen und gerüttelt, durchnäßt vom Regen, erstarrt von der Kälte, seinem Ziele entgegeneilen. Was für Gedanken über unsere Aufklärung mochte der alle Gemarterte in seinem Kopfe hegen! Und unsere eigenen Landsleute — welchen Beschwerden stellten sie sich blos, wenn sie nicht in eigener Equipage reisen konnten und also gezwungen waren, in Perekladny's oder Fibitken zu fahren! Wie erging es einer reisenden Frau, der Mutter oder Gattin einer unbemittelten Mannes, die mit jungen Kindern, bisweilen mit einem Säugling an der Brust, dem Vater der Familie folgen mußte? — wie den schwachen und kranken Individuum? Jetzt kann auch der Unbemittelte auf Reisen fast alle Bequemlichkeit des Reichen haben, und man darf breist behaupten, daß die Gesundheit, ja das Leben vieler Menschen durch die trefflichen Reformen des Postwesens erhalten wird. Unsere Post-Kabriolette sind gleichzeitig Fahr- und Brief-Posten; ihr Abgang und ihre Ankunft finden zu bestimmten Zeiten mit äußerster Pünktlichkeit statt, und eben dadurch fördern sie Handel und Gewerbe. Viele, die sich früher zum Reisen nicht entschließen konnten und ihre Geschäfte durch Korrespondenz abmachten, begeben sich jetzt auf den Weg, und die Geschäfte gehen um so schneller und glücklicher von Statten, je schleuniger sie sich besorgen lassen. Reisende zu gewinnen, wenn diese reisenden Fuhrwerke sieht. Weder England, noch Frankreich, noch Deutschland haben in Rücksicht der Dauerhaftigkeit, Bequemlichkeit, Leichtigkeit und Schönheit etwas Aehnliches aufzuweisen. Besonders ziehen und die Kabriolets ob ihrer Schönheit und Leichtigkeit an. Ein besseres Reise-Fuhrwerk außwendken wäre unmöglich. Gegenwärtig fahren die Kabriolets zwar nur von Petersburg bis Tauroggen und wieder zurück; es verlautet aber, daß sie auch auf dem Wege nach Moskau in kurzem eingeführt werden sollen,

Digitized by Google

und wahrscheinlich erleben wir noch die Einführung von Postkutschen, Britschkas und Kabriolets auf allen Hauptstraßen. Seitdem das Russische Postwesen unter die Direction Seiner Erlaucht, des Fürsten A. N. Woltzyn, gekommen, sind alle Einrichtungen unserer Posten theils den besten Europäischen gleich, theils übertreffen sie noch dieselben.

Zur Bekräftigung des Gesagten theilen wir folgenden Auszug eines Briefes mit, den uns ein nach Berlin abgegangener Freund kürzlich geschrieben und worin er seine Fahrt von Petersburg bis Tauroggen schildert.

Berlin, den 14. (26.) Juni 1841.

Am vorigen Sonnabend um 8 Uhr des Abends befand ich mich noch in Petersburg, in dem Lokale der Postkutschen und Britschkas, wo ich auf welchem Sofa das Horn-Signal des Conducteurs erwartete. Plötzlich erklangen die Post-Hörner auf der Straße, und mehrere Kutschen und Britschkas füllten sich mit Passagieren, wo nach Moskau, nach Kowno und nach Preußen abgingen. Ich eilte, meinen Platz einzunehmen; beim Anblick der vielen Equipagen, die gleichzeitig und in ganz verschiedenen Richtungen abgingen, glaubte ich mich nach London oder Paris versetzt. Meine Einbildungskraft malte mir eine so erfreuliche Zukunft, die aus der Annäherung weit entlegener Orte resultiren wird, daß ich kaum bemerkte, wie wir aus Petersburg kamen. Dazu trug das Kabriolet so sich dabin, als wollte es den Zug der Einbildungskraft selbst überholen. Ich werde Ihnen die schon bekannten Orte, die wir passirten, nicht schildern; ich beschäftige mich nur mit der Fahrt selbst, nur mit dem Kabriolett, das wegen seiner trefflichen Einrichtung und seines schnellen Dahinrollens alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm .... Stretwa versichern wir um halb zehn Uhr, sonach hatten wir in 1½ Stunden 18 Werst zurückgelegt und die Pferde gewechselt! Das scheint Ihnen ein Märchen, eine Mythe (!); aber lesen Sie nur die ausländischen Zeitungen, und Sie werden sich von der Wahrheit meiner Angaben überzeugen. Fleißige Deutsche haben über diesen Gegenstand ausführliche statistische Berechnungen angestellt. In zweimal 24 Stunden kann man für 35 Silber-Rubel von Petersburg bis Tauroggen — ein Weg von 740 Werst und darüber — kommen; von Tauroggen bis Berlin aber sind zweimal 24 Stunden erforderlich, obschon die Entfernung nur 700 Werst beträgt .... Fürwahr, unsere Post, die Raschheit, Sicherheit, Wohlfeilheit und Bequemlichkeit vereinigt, ist dem Ausländer ein Gegenstand hoher Bewunderung; und eine Vergleichung der Posttaxen mit den Englischen wird ergeben, daß man dort viermal theurer reist, als bei uns .... Ein Post-Kabriolett ist nur für zwei Passagiere berechnet, es führt eine Extrapost und legt mit allem Zubehör in weniger als 17 Stunden ungefähr 800 Werst zurück. Es gleicht einem gewöhnlichen Stadt-Kabriolet, ist von Innen mit schönem Tuch ausgefchlagen und ruht auf zwei liegenden Federn. Weder Wind noch Regen kann den Reisenden beschwerlich fallen, der außerdem den Vortheil hat, daß er mit seinem Handgepäck bis zu dem Kabriolet sich zwei Fenster von Leinen hinten, und ein Schubfenster, das aus vielen kleineren Fensterchen besteht, vorn angebracht. Dieses kann man aufziehen, so weit Einem beliebt, ohne die geringste Mühe. Der Conducteur sitzt neben dem Postillon auf dem Kutschenbock. Von der Festigkeit des Ersteren werde ich nicht viel reden, da sie schon sprüchwörtlich geworden ist; ich erinnere mich, daß mir Jemand in einem Buchladen zu Petersburg von einem Handlungs-Commis rühmte, er sey so dodtisch, wie ein Post-Conducteur! In der Kutsche, welche die leichte Post nach Tauroggen führt — sie macht den Weg in dreimal 24 Stunden — befinden sich vier Sitzplätze, und vorn sitzt nur ein Conducteur, obwohl es möglich gewesen wäre, noch zwei Passagiere zu placiren. Aber diese Plätze sind der Bequemlichkeit der Reisenden gewidmet; vorn befinden sich zwei Fenster, wie an den Stadtkutschen ....

Kipen, Kaskowo und zwei andere Stationen passirten wir zur Nachtzeit, und am frühen Morgen verließen wir Jamburg. Hinter Jamburg fließt die malerische Luga, und zwölf Werst entfernter erblickt man Narwa mit den Ruinen von Jwangorod und der reißenden Narowa. Hier verweilten wir vier Stunden; im Gasthofe trank ich köstlichen Kaffee, mein Nachtlager aber Trotz. Hinter Narwa beginnt schon Estland, und bei der Station Waiwara erblickt man das Meer. In Klein-Jungern verweilten wir 1½ Stunden. Hier wartete unserer eine ziemlich gute Mahlzeit, die aber mein Nachbar unberührt ließ, da er sich an Chester-Käse, der im Sommer nicht leicht verdirbt und den er aus Petersburg mitgenommen, gütlich that. Man sollte übrigens zum Besten der Gäste in Europa keine Esswaare mit auf den Weg nehmen; denn fehlt es an Consumenten, so sind die Wirthe außer Stande, für die Bedürfnisse der Gastronomie zu sorgen. Wir fuhren um drei Uhr aus Klein-Jungern ab und erreichten um elf Uhr in der Nacht Dorpat, nachdem wir in weniger als 9 Stunden 113 Werst zurückgelegt und fünfmal die Pferde gewechselt hatten! .... Was darf man noch Alles erwarten, wenn Archangelsk, Moskau, Petersburg, Ladan, Charkow und Odessa eben so rasch und leicht einander nahe gebracht werden! Schon verbreitet sich ein Gerücht, daß die Postkutschen im künftigen Jahre auch nach Helsingfors und nach Jaroslawl abgehen sollen. Die Wege selbst sind für und jetzt noch nicht so wichtig, wie die Raschheit, die Bequemlichkeit und Wohlfeilheit der Fuhrwerke. In Klein-Rußland und andern Gegenden des Reiches giebt es schon vorzügliche, von der Natur angelegte und von den Chausseen wenig nachstehende Landstraßen: ja, die eine Hälfte des Jahres können wir eine Winter-Route braunen, die vergleichungsweise eben so wichtig ist, wie Eisenbahnen. Die Natur hat uns mit Schneebahnen versorgt und erwartet gleichsam, daß wir von solcher kostbaren Gabe, die Sand und Moräste, Land und Wasser ausgleichen, Nutzen ziehen .... Doch ich lasse mich von meinen Phantasie-Bildern so weit fortreißen, daß ich mit Mühe des alten Riga mich entsinnen kann, wo ich mit so herrlichem Appetit soupirte, und des malerischen Mitau, das wir zur Nachtzeit durchfuhren .... Ich erwachte in Schawla und konnte kaum glauben, daß ich mich auf der Reise befand, denn ich hatte 16 Werst Weges und drei Pferde-Wechsel verschlafen. Hier, auf der Station, lud ich einen Kaffee und Thee ein, aber mein Post-Fuhrwerk, dergleichen Vorräthe befinden sich übrigens, wie ich dort erfuhr, auf allen Stationen. In dem Zollhause zu Tauroggen brauchten wir nicht lange zu verweilen und fuhren bald weiter bis Laugarzen, der ersten Preußischen Station, wo bereits Preußische Diligencen unserer harrten .... Solchergestalt ist die Reise nach Tauroggen und von dort nach Berlin jetzt einer wahren Lustfahrt ähnlich ....

Nachschrift. So eben ist Herr N. S. hier angekommen und spricht mit Entzücken von dem neuen Post-Gasthofe zu Tauroggen, der seit meiner Abreise von dort eröffnet worden ist.

(Sbв. 114.)

Mannigfaltiges.

— Russische Journalistik in Deutschland. Vor dem in diesen Blättern bereits angekündigten „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland, herausgegeben von A. Erman“, ist kürzlich das erste Heft (Berlin, Reimer) erschienen. Dasselbe ist umfangreicher, als es, dem Plane nach, sein sollte, indem es an 15 Bogen stark und ausserdem mit einer geognostischen Karte, einer „Uebersicht der Gebirgsformationen im Europäischen Rußland“, ausgestattet ist. In einem Vorworte spricht sich der Herausgeber zunächst über die für diese Zeitschrift als Norm geltende Art der Schreibung Russischer Wörter aus, wobei ein Prinzip aufgestellt wird, dessen allgemeine Einführung in Deutschland wünschenswerth scheint, da in der That hier die größte Anarchie in der Schreibung und mithin auch in der Aussprache Russischer Namen und Wörter herrscht. Für die neue Zeitschrift ist festgestellt, daß die mit Kursiv-Schrift (schräg) gedruckten Buchstaben in Französischer Weise, alle übrigen aber nach Deutschem Gebrauche ausgesprochen werden sollen. Für die verschiedene Aussprache des J und des S ist hierdurch allerdings eine leichte Anweisung gegeben. Dagegen wird das ow am Ende Russischer Namen immer noch zu Verwunderungen Anlaß geben, da Nordeutsche und Engländer den Endlaut solcher Namen, wie Gukow und Korkunow, gewiß immer so aussprechen werden, wie in den Namen Gukow und Ludow, weshalb wir auch vorziehen, sie Gukow und Korkunow zu schreiben. — Der Inhalt der gedachten Zeitschrift zerfällt demnächst in folgende vier Haupt-Abtheilungen: I. Statistik und Geographie nebst Berichten über Leben und Sitten; II. Historisch-linguistische Untersuchungen (acht verschiedene Artikel, hauptsächlich von Herausgeber geschrieben oder von ihm übersetzt); III. Historisch-linguistische Bibliographien (acht verschiedene Artikel, hauptsächlich von Professor Dr. W. Schott geschrieben oder von ihm übersetzt); IV. Industrie und Handel (fünf Aufsätze, unter denen einer „über die Moskauer Wasserleitung“ ein nadelitgemeß Interesse in Berlin hat) die für Berlin projectirte Gasliche Anstalt darbietet), und endlich V. unter der Rubrik: Allgemein-Literarisches ein Aufsatz über die neueste Literatur von Barnhagen v. Ense. Herr v. Barnhagen sucht in diesem gehäuften Artikel hauptsächlich die Meinung zu widerlegen, daß die eben erst geborene Russische Literatur schon wieder zu stocken anfange und gleichsam einem frühzeitigen Tode entgegeneile. Wir glauben, diese Ansicht werde selber schlechten zu können, als indem wir das Schlußwort dieses Artikels hier aufnehmen. Herr von Barnhagen sagt: „Die Literatur in Rußland ist auf gutem Wege, und wir hoffen sie auf solchem bedarren zu sehen. Sie erwächst auf volksthümlichem Grunde, sie hält ehrliebtes und liebevoll an der Vergangenheit fest und ist dennoch voll Kraft und Eifer der Zukunft zugewendet. Die ausschließliche Verwunderung und Nachahmung fremder Muster, wenn sich jene Literatur einmal gekannt hat, ist in Rußland so überwunden, und der Standpunkt ist erreicht, wo man gegen die Erscheinungen des Auslandes ruhige Gerechtigkeit üben kann. Zwischen der steifen Pedanterie der Engländer und der krampfhaften Ausgelassenheit der Franzosen suchen die Russischen Schriftsteller eine Bahn näher und Deutschen zu verfolgen, die wohl dem Außerordentlichen nachstrebt, ja das Außerordentliche nicht verschmäht, aber auch den Stempel tiefer Gedanken, den Grund echten Gefühls beizulegen. Die Russen werden es als einen Segen empfinden, daß ihre schöne Literatur gleichzeitig mit der Pflege aller Wissenschaften fortschreitet, welche einen nicht minderen Aufschwung genommen haben, als jene; die Philosophie macht ansprüchslosen, für welche sich unter den Slawen eine entschiedene Anlage und ein erfolgreicher Eifer zeigt. In Sprach- und Geschichtsforschung ist ihnen ein eigenthümliches, unermeßliches Feld angewiesen, das zu bearbeiten sie schon einen guten Anfang gemacht. Die Poesie, von solchen ernsten und würdigen Bestrebungen umgeben, wird nicht nur Nahrung aus allen ziehen, sondern auch alle mit ihrer Wärme und Begeisterung begleiten. Wir dürfen aus solchen glücklichen Verhältnissen große und außerordentliche Erscheinungen erwarten, für deren Hervortreten aber nicht das laufende Jahr noch das folgende, noch selbst das nächste Jahrzehnt ungeduldig anzuberaumen, sondern ein freierer Spielraum selbstständiger Entwickelung im Wechsel von Generationen ruhig zu verstatten ist.“

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Zeitschriftsr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Montag den 23. August 1841.

England.

Zur Geschichte des Englischen Zeitungswesens.

(Aus den Memoiren eines Journalisten.)

Von Kindheit auf ist es einer meiner wärmsten Lieblingswünsche gewesen, einst an der Spitze der Redaction eines politischen Journals zu stehen. Wenn mein Vater den „Courier" pries, dessen politischer Meinung er sich blind unterwarf, so schien mir alle Verehrung, die er dem Blatte zollte, dem Redacteur selbst zu gelten. So betrachtete ich es seit dem zehnten Jahre als das höchste Ziel meines Ehrgeizes, meiner Stimme in der politischen Welt Geltung zu verschaffen. Mein Vater, welcher andere Absichten mit mir hatte, trat mit allem Ernste der Entwickelung dieser gefährlichen Neigung entgegen; vergebliche Sorgen! mein Geschick wie meine Wünsche trieben mich auf die vorgezeichnete Bahn der Herausforderschaft. Ich war sechzehn Jahr alt, als die Provinzialblätter, in der meine Aeltern lebten, endlich das Bedürfniß fühlte, eine Gesammt-Uebersicht der Journale der Hauptstadt zu erhalten und ein besonderes Organ zu besitzen, in welchem die Interessen der Stadt ausführlich besprochen würden. Der Herausgeber des neuen Blattes war mein Freund. Ich unterstützte ihn bereitwillig mit meinen Kräften, und zum Dante öffnete er seine Spalten für einige Stücke unsicliger Poesie, die sich unter meinen Papieren angehäuft hatten. Endlich erlangte ich bald darauf mein erstes Honorar als Korrespondent eines Londoner Blattes, welches meinen Bericht über eine Festlichkeit, die in unserer Stadt begangen worden war, aufnahm. Zugleich erhielt ich den Auftrag, regelmäßig die Ankunft und Abreise großer Männer zu berichten, die unsere Stadt besuchten. Doch diese niedrigen Verrichtungen erregten plötzlich eine gewisse Bedeutung. Man höre, wie.

Ein Korporal aus Oxford, eines Verstoßes gegen die militairische Subordination angeklagt, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, welches bei uns bestand. Ich wohnte den Sitzungen bei und schickte einen ausführlichen Bericht nach London. Der Angeklagte wurde verurtheilt, tausend Ruthenstreiche zu empfangen. Beim zweihundersten fiel er in Ohnmacht und wurde in sein Gefängniß zurückgeführt, woselbst man ihn auf alle Weise pflegte, um ihn fähig zu machen, die übrige Strafe auszudulden. Die öffentliche Meinung wurde durch mehrere Ereignisse, die sich an diesen Vorfall knüpften, aufmerksam gemacht, und Sir Francis Burdett machte denselben zum Gegenstande einer gerichtlichen Untersuchung. Vor Allem indeß war es nothwendig, den Verfasser des ersten Berichts kennen zu lernen. Der berühmte Oberst Wardle besuchte mich und holte sich aus meinem eigenen Munde die Gewißheit, daß mein Bericht in allen Stücken genau sey. Von der Zeit ab trat ich in unmittelbare Verbindung mit Sir Francis Burdett; doch unsere vereinten Bemühungen, dem Korporal Gerechtigkeit zu verschaffen, fielen ins Wasser, wie die Franzosen sich ausdrücken; vielleicht hatten wir in der That Unrecht mit unseren Beschwerden, obgleich wir damals freilich nicht so urtheilten.

Nachdem dieser erste Versuch mich zu keinem Ziele geführt hatte, stand ich im Alter von zweiundzwanzig Jahren außer aller literarischen und politischen Verbindung, als mich ein Edelmann, Namens Hadgett, besuchte und mit Herrn Wooller, damals Buchhändler zu London, vorstellte. Wooller hatte die Absicht, ein zweites Journal zu Brighton zu gründen, das der Förderung der konservativen Grundsätze gewidmet seyn und seine Farbe stolz auf seinem Banner tragen sollte, indem es sich „der Royalist von Brighton" nannte. Wooller schlug mir vor, die Redaction zu übernehmen und den Ertrag mit ihm zu theilen. Der Prospekt wurde gedruckt und ausgegeben. Der Tag, an dem die erste Nummer erscheinen sollte, war festgesetzt, und meine Anhängerschaft zählten bereits einige hundert Namen, als ich ein Schreiben meines Verlegers erhielt, in welchem er mir anzeigte, er habe seine Absicht geändert. Dies war in der That der Fall, wie sich bald darauf ergab. Uebrigens erbot er sich sehr ehrenvoll, mich für die gemachten Auslagen zu entschädigen. Einige Tage später gab Woolter zu London die erste Nummer des „schwarzen Zwerg" aus, ein Blatt, das bis zum Uebermaß radikal war.

Der Wechsel der Gesinnung war so vollständig wie plötzlich. Mit derselben Feder, mit welcher er den loyalen, religiösen und antirevolutionairen Prospekt des Royalisten von Brighton entworfen hatte, schloß er sich jetzt dem leidenschaftlichen Treiben der Republikaner und Atheisten an. Woolter galt in den Augen Aller für den wahrsten und wärmsten Patrioten. Die Speculation war gelungen; die heftigen persönlichen Angriffe und das leidenschaftliche Pathos, welche die wohlfeilen Hebel des schwarzen Zwerg waren, erregten allgemeinen Beifall. Heute besteht der schwarze Zwerg nicht mehr; sein früherer Redacteur ist ins Privatleben zurückgetreten, in welchem er eine Achtung genießt, wie er sie als politischer Schriftsteller bei weitem nicht verdient hat; auch dies ist eine seltene Wendung des menschlichen Schicksals. Einige Wochen nach dem Erscheinen des schwarzen Zwerg begab ich mich nach London, wo ich alsbald einen Besuch meines alten Bekannten Hadgett erhielt, der seinen konservativen Grundsätzen treu geblieben war. Er bewog mich, mit ihm in Gemeinschaft ein Wochenblatt herauszugeben, welches wir den weißen Zwerg nannten. Dies geschah, um offen anzuzeigen, wie weit unsere Grundsätze von denen abwichen, zu denen sich Woolter bekannte. So war der schwarze Zwerg streng radikal, der weiße streng konservativ; der schwarze griff die Religion an, der weiße vertheidigte sie mit Wärme; der schwarze setzte jede Woche mehrere tausend Exemplare ab, der weiße erreichte mit Mühe dreihundert Abonnenten, und dabei hatten wir und die Mitwirkung einiger der bewundernden Schriftsteller geschieht.

Der Zustand unseres Vermögens verstattete uns nicht, einen so unglücklichen Krieg lange Zeit auf eigene Kosten zu führen. So faßte Hadgett die Idee, sich an das Ministerium zu wenden, um Unterstützung zu erhalten. Nach kurzem Widerstande willigte ich ein. Mein Genosse hatte die Kühnheit, an Lord Sidmouth zu schreiben, der damals Staats-Secretair war in der Abtheilung des Innern, und um eine Unterredung zu bitten, indem er ihm Mittheilungen von der höchsten Bedeutung zu machen habe. Die Stunde der Audienz wurde auf den nächsten Tag festgesetzt. Dies war mein erster Versuch bei einem Minister, und ich muß gestehen, daß ich einigermaßen zitterte, als ich die Treppe hinaufstieg. Mit meiner natürlichen Schüchternheit verband sich das Bewußtseyn der Unredlichkeit, die dazu diente, und einzuführen. Angekommen in Lord Sidmouth's Kabinet, der damals (vor dreißig Jahren) ein sehr schöner Mann war, brach mein Schicksalsgefährte in ziemlich vage, zerflossene Declamationen aus über den schlechten Geist der Massen, über den Fortschritt der Irreligion u. dgl. m. Der Minister bemerkte sehr schonend, daß seine Minuten gezählt seyen, und bat ihn, zur Sache zu kommen. Hadgett verwickelte sich immer mehr in das verworrene Gespinnst seiner Entschuldigungen; so nahm ich das Wort und erklärte offen sowohl unsere erbärmliche Aufkunft, als auch die Scham, die wir über dieselbe empfanden. Mein aufrichtiges Geständniß hatte den besten Erfolg, und Lord Sidmouth antwortete mit gleicher Freimüthigkeit, an dieser Offenheit habe ich sehr wohl gethan, ohne sie würde er den Gerichtsdiener gerufen haben und uns abführen lassen. Diese Unterredung hatte zunächst den Erfolg, daß das Ministerium auf hundert Exemplare unserer Wochenschrift subskribirte. Nach einigen Wochen trat Hadgett von der Redaction zurück, und alsbald folgerte sich die Zahl der vom Ministerium entnommenen Exemplare auf tausend. Die Theilnahme des Publikums hatte sich in gleichem Grade vergrößert, obgleich verhältnißmäßig langsamer, und ich befand mich an der Spitze einer Unternehmung, welche jährlich 800 Pfd. eintrug. Dies war ein artiges Einkommen für einen jungen Mann meines Alters. In der Folge führte ein Verstoß, den ich abzuwenden bezweckte, meinen Austritt zurückwies, der für die Vermehrung der Einkünfte des Herzogs von Cumberland sprach, die Auflösung des weißen Zwerges herbei. Ich glaubte damals, großes Unrecht erlitten zu haben. Jetzt betrachte ich die Sache mit kälterem Blute und gestehe, daß ich vielleicht Unrecht hatte.

Durch jenen Zeit ab blieb ich mit der politischen Presse in enger Verbindung. Ein Jahr, nachdem mein Verhältniß zur Regierung aufgehört hatte, wurde ich Haupt-Redacteur eines Englischen Blattes, welches im Auslande erschien, und als ich später durch Familien-Verhältnisse, welche mich nöthigten, in England zu leben, gezwungen wurde, diese Stellung aufzugeben, bewegte ich mich fortgesetzt in den Londoner Blättern, machte mehrere untergeordnete Stellungen durch, bis ich endlich den Thron erstieg, nach dem ich von Jugend auf so viel gestrebt hatte. Ich wurde einer der Alleinherrscher der Tagespresse.

Ich kann nicht ohne Schmerz an jenen Abschnitt meines Lebens denken, nicht als ob ich in meinen günstigen Vorurtheilen befangen von Anfang an die Schattenseiten dieser hohen Stellung erkannt

Digitized by Google

hätte, es hat in der That einen großen Reiz, sich in den Sturm des öffentlichen Lebens fortgerissen zu sehen. Ein Glück ohne Wirken ist undankbar. Meine sehr kräftige Natur wenigstens würde sich nie darein gefunden haben. Ich, der ich gewohnt war, voll Ungeduld durch die verschiedensten Bewegungen zu schreiten, vom äußersten Selbstvertrauen zur größten Entmuthigung, vom Siege zur Niederlage, von vollkommener Unthätigkeit zu den übertriebensten Anstrengungen überzugehen, bekam mich ganz nach Wunsche. Meine Lage war nicht ohne äußeren Glanz, doch sie führte jeden Tag ihre Gefahren mit sich. Wie die Partei auch beschaffen ist, als deren Organ der Redacteur eines Journals dasteht, er hat hitzige Kämpfe gegen die niedrigsten Leidenschaften des Menschen zu bestehen: gegen das Mißtrauen der Freunde, den Haß der Feinde, den Neid derer, über die sein Scepter sich erstreckt, die feindlichen Anschläge derer, die ohne persönlichen Ehrgeiz zu irgend einem anderen Zwecke ihm dies Scepter entwinden wollen. Ich habe alle diese Angriffe ausgehalten, ohne noch wüste ich nicht, welche höchste Bitterkeit der Journalistenkampf darbietet.

Die verhängnißvolle und am wenigsten beneidenswerthe Stellung unter allen Journal-Direktoren ist in der That dem vorbehalten, welchen die Schatzkammer in ihrem Dienste hat. Es giebt keine so erniedrigende Abhängigkeit als diese, keine so harte und demüthigende Verknechtung. Nach dem ersten Versuch, den ich hierin machte, hatte ich alle Kraft anzuwenden, mich derselben zu entziehen, und es gelang mir glücklich; selbst zur Zeit, als man allgemein glaubte, ich stehe im Solde des Ministeriums, ließen mich die wahren Bedingungen, die mich an dasselbe fesselten, eine ehrenvolle Unabhängigkeit bewahren. Man hatte mich zum Unterstützung angenommen, und ich hatte sie gewährt, doch übeigens demmte man mich nicht im Ausdruck meiner Gedanken. Als man spätre versuchte, mit ein wenniger leichtes Joch anzulegen, löste ich mehr Verhältniß auf und zog eine ehrenhafte Armuth einer knechtischen Unterwürfigkeit vor, einer Mensichengattung gegenüber, welche nicht begreift, daß sich der Mitwirkung eines Schriftstellers versichern nicht eben so viel ist, als sein Gewissen und seine Ueberzeugung in Pacht nehmen, um sie bei jedem Eigensinn willkürlich zu verwenden. Ich habe genug von dem ministeriellen Journalismus gesehen, um ihn zu schildern, wie er ist. (Fortsetzung folgt.)

Gastronomie der Männer und Kochkunst der Frauen.

(Aus Lady Morgan's Buch ohne Namen.)

(Schluß.)

Mit der Gesundheit und den Kräften Ludwig's XIV. gingen Appetit und den gout aller Franzosen auf die Neige. In seinen letzten Jahren hatte Ludwig solche Magenleiden, daß Frau von Maintenon zur Linderung derselben einen herzstärkenden Trank aus Spiritusfen, Orangenblüthen-Zucker u. dgl. erfinden mußte. Dies war der erste Ursprung aller modernen Mischungen, die unter dem allgemeinen Namen Liqueurs bekannt sind und ohne welche die Großen und Reichen dieser Erde gar nicht verdauen können. Der gute Erfolg dieser Erfindung gab einer Schule von Gesundheitskochen ihr Entstehen. Frau von Maintenon's berühmte côtelettes en papillotes, die den Magen gegen die bösen Wirkungen des Festes schützten und dem Könige manche Unverdaulichkeit erspareten, verschafften der Erfindrin alle Tage größeren Einfluß, zur Verzweiflung des Ministers Louvois und der Prinzessinnen von zur lebhaften Genugthuung der Jesuiten und des Pater la Chaise.

Die reizende Prinzessin von Conti hatte vergebend alle ihr zu Gebote stehende Mittel angewendet, um ihren Gemahl und ihren Schwager dem Grolle des Königs und der gerechten Strafe, die ihre Laster verdienten, zu entziehen. Schon verzweifelte sie fast an dem Erfolge, als plötzlich eine glückliche Eingebung sie auf der Bergtiegerheit rief. Ihr guter Genius stieß ihr den Gedanken ein, sich durch den Königlichen Magen den Weg zum Königlichen Milieid zu bahnen, und so erfand sie jenes berühmte Gericht, das noch jetzt unter dem Namen carré de mouton de la Conti in Frankreich beliebt ist. Dieses Gericht wurde in der Kasserole so würde gemacht, daß es den Organen des Königs wohl nichts Anderes zu thun übrig ließ, als die so angenehme Thätigkeit, in einem bis dahin unbekannten Genusse zu schwelgen. Anfangs entsagte der alte Monarch alsbald seinem unschmackhaften potage à la vierge und verzehrte sein köstliches carré mit dem Appetit jener schönen Jahre, als man ihm jeden Abend eine Schüssel mit kaltem Geflügel zu Häupten des Bettes stellte, für den Fall, daß er bei nächtlicher Weile erwachen und großen Appetit verspüren könnte. Die den Schuldigen bewiesene Gnade setzte den ganzen Hof in Staunen, und Frau von Maintenon wurde so bestürzt, daß sie den Pater la Chaise zu Hülfe rufen ließ. Das Ergebniß der Konferenz Beider war die Ente au père Douillet, die ein paar Tage spätee zum ersten Mal auf dem Königlichen Tisch erschien. Seitdem erhielten sämmtliche neuerfundene Gerichte Namen von Heiligen, und die vortrefflichen morceaux à la Sainte-Menehould hatten sich auf der Regierung der heiligen Françoise de Maintenon.

Wenn die Wissenschaft während der letzten so unglücklichen Lebensjahre Ludwig's XIV. stationair blieb, so nahm sie unter der Regentschaft einen raschen Aufflug, und die großen Damen jener Epoche schämten sich nicht, ihre Namen den Speisen zu geben, die sie erfunden oder vorzugsweise liebten. Die piquées von ausgezeichneter Feinheit werden der Herzogin von Berry zugeschrieben, und die reizende Frau eines General-Pächters gab der dinde truffée, einer für die höhere Küche eben so nützlichen, als schwachen Mägen verderblichen Erfindung, ihren Namen.

Der lange Frieden, dessen Europa während der Herrschaft Ludwig's XV. sich erfreute, erlaubte den Frauen, einen immer größeren Einfluß in Kabinet und Küche zu gewinnen. Erst damals machte man den Anfang damit, die Tafeln der Könige und der vornehmsten Familien des Reiches mit jener Ordnung und Pünktlichkeit, die seitdem stets so viele Bewunderung erregt haben, zu bedienen. Die kleinen Soupers von Marly übertrafen an Eleganz und Raffinement die grandes collations der letzten Tage Ludwig's XIV. Posdamen kauften die Entdeckungen neuer Gerichte von irgend einem unbekannten Küchen-Genie und — man erlaube uns den Ausdruck — edelen Mateiotte's und Salmis', wie gewisse heutige Damen Werthe, die von Seiten ihres ästhetischen oder wissenschaftlichen Werthes viel höher stehen, als Bewunderungen einer sich anbetenden. Die Fürstin von Soubise lieh ihrem historischen Namen einen vortrefflichen Gerichte, das die purée d'oignon populair machte; und diese merkwürdige Frau bewies somit der erkannten und entzückten Welt, daß man die vornehmste vegetabilische Würze durch Kunst ihres ganzen Grendes berauben könne, ohne ihrer pikanten Säure nur irgend Eintrag zu thun. Der gute Geschmack der edelsten Welt, an die die steigende Gunst, in welche sie ihr übrigen Erfindungen der Prinzessin kamen, machten den essesüchtigen Ehrgeiz der berühmten Herzogin von Mailly rege, und bald bereicherten sich alle Tafeln mit der unsterblichen Hammelkeule à la Mailly.

Unter Ludwig XVI. erreichte die Gastronomie den Gipfel ihrer Vollkommenheit: sie nahm die ganze Würde einer Wissenschaft an und trat zwischen Physik und Chemie in die Mitte. Die ausgezeichnetsten Gelehrten verschmähten es nicht, für ihre Fortschritte sich zu interessiren, und führten in allen ihren Theilen wichtige Verbesserungen ein, von dem schlichten pot-au-feu des Armen bis zu den bewundertsten Gerichten, die man auf krystallenen Schüsseln oder in goldenen Tassen auftrug.

Die Küchensprache wurde jetzt so ausgebucht und elegant wie die Sprache der schönen Wissenschaften; die Kochbücher und Almanache der Kochkunst scheied man mit Voltaire's de Geist und Frau von Sevigné's Anmuth. Die Recepte der purées wurden eben so purifizisch geschrieben, wie akademische Gutachten; die petits plats nannte man Epigramme, und der Genius der Heten-Poesie selber gab den zum zweiten Service gehörigen Speisen und den Dessert ihre Namen. Die Frauen aller Klassen strebten nur noch, den Nüglichen mit dem Angenehmen zu paaren, beide Ausdrücke in ihrem materiellsten Sinne nehmend; und während die großen Damen ihre Küchenzettel so sorgfältig zusammensetzten, wie ein episches Gedicht, übertrafen die Hausfrauen der niederen Kreise des Lebens in ihren Erfindungen die Meister der Kunst und gaben einigen der besten Schüsseln damaliger Zeit ihre Namen. Die Cuisine bourgeoise erschien in den guten Regierungs-Jahren Ludwig's XVI., und nur so Reynière's Geist konnte gegen eines der besten Kochbücher ankämpfen, die bis jetzt geschrieben worden.

Indessen erregten die Ansprüche unseres Geschlechtes an Beschäftigung mit einer Kunst, zu welcher die Natur das Weib bestimmt zu haben schrint, eine lebhafte Opposition von Seiten der Männer. Als Frau von Genlis sich rühmte, einem Deutschen Goethe aus Wien selben köstliche Französische Gerichte gekehrt zu haben, wurde ihre Anmaßung bei der Cafetie von Polbach zum Spotte; man weissagte, daß die Pariser Köchinnen bald sämmtliche Köche verdrängen würden, und die Königinnen der Küche spielten eine sehr lächerliche Rolle. Aber unser Geschlecht wußte allen diesen Angriffen tapfer zu widerstehen, und schon wurde der Kochkunst in den Salons der Zutritt verwehrt, der durch alle politischen Stürme sich rettete und in diesem Lande der Gleichheit, wo man alle übrigen Stände nach einander mit Füßen getreten, noch immer fortblühte.

Während alle diese Ereignisse bei unseren übereisrichen Nachbaren vor sich gingen, machte England so schwache Fortschritte in der gastronomischen Kunst, daß ein Haus, das sich seines Koch von Kontinente rühmte, sonnte sich dessen Zuschauer 1688 blieb. Die Königin Anna, eine sehr langweilige Frau und charakterlose Herrschrein, war eine Kennerin im Fache der Hauswirthschaft; die Natur hatte sie geschaffen, um in der Küche, nicht im Kabinette zu regieren. In der Küche allein hatte sie keine Mitbewerberin; hier brauchte sie nicht dem Willen einer Marlborough sich zu fügen; hier war sie in ihrem Element und an ihrer Stelle. Auch wissen alle diejenigen, welche die Literatur der Kochkunst in jener Periode kennen oder ein von Tonson oder Curl verfaßtes Buch über die Kochkunst besitzen, daß die besten Rezepte unter dem Titel: Nach der Manier der „Königin Anna" klassifizirt sind. „Die Königin Anna", sagt ein Französischer Schriftsteller in seiner Geschichte der Kochkunst, „war eine große Gastronomin (res-gourmande), und verschmähte es nicht, sich mit ihrer Küche selbst zu befassen." Wir setzen noch hinzu, daß Lord Bolingbroke, mit welchem Ihre Majestät im Gedrimen der Stuez der Whigs und die Wiedereinführung des Prätendenten verabredete, die liebste Nichte der großen Erfinderin der côtelettes à la Maintenon geheirathet hatte.

Die Thronbesteigung des Hauses Hannover hatte keine Fortschritte der Kochkunst zur Folge. Von ihren Germanischen Gerichten voll, waren die Holsächsenmeister Georg's I. und II. wenig geneigt, den Geschmack der Nation zu verbeden; und die feinsten Gentlemen ihrer Zeit, die Chesterfield's, die Walpole's und Montague's, stellten Frankreich in Allem, was die geselligen Freuden von der Küche bis zum Bouvoir und von einer Toilette bis zu einer Torte anlangt, auf die erste Stufe der Nationen. Ihre Meinung wurde Gesetz, und ganz England übereugte sich mit ihnen, daß es nur einen guten Französischen Koch rein unmöglich sey, sich ein gutes

Diner zu verschaffen; ja, daß der mittelmäßigste Französische Subelkoch vor dem besten Jögling einer Britischen Küche den Vorzug verdiene.

Dieses allgemeine günstige Vorurtheil für ausländische Küche und Köchinnen trug mehr als alles Uebrige dazu bei, daß die Britische Küche stationair blieb. Endlich unterbrachen die aus der Französischen Revolution hervorgegangenen Kriege allen Verkehr mit dem Festlande, und so mußte der edlere gastronomische Sinn bei den Bewohnern eines Landes untergehen, wo es, wie ein Napolitaner sich ausdrückt, zwanzig Religionen und nur Eine Art Sauce giebt .... und was für eine Sauce, bei Gott! eine Schmelzbutter-Sauce!!! Seit jener Katastrophe verschwanden die Linnen bleichen aus den Englischen Gärten; dünne Brühen hießen Saft und Bouillon; Entrée's kochte man auf glühenden Kohlen, und schwarzer Pfeffer und andere Drogueu dieser Art wurden die vorherrschenden Würzen. Endlich sank die Kunst so tief, daß folgendes Bonmot des Schauspieler Kean auf alle gewöhnlichen Mahlzeiten paßte: „Die Suppe war kalt, das Eis warm und alles Uebrige sauer, der Essig allein ausgenommen."

So war es mit der Britischen Küche bestellt, ehe der Sturz Napoleon's Europa den Frieden wieder schenkte. Der Königliche Amphitryon Großbritaniens hatte große Pläne zur Verbesserung der National-Küche; aber Alles fehlte ihm zumal; er kämpfte allein in der Breche, und sein Genius dachte daran, ihm Beistand zu leisten. Er berief den unsterblichen Carême über ihn, um der Verwirklichung seiner Lieblings-Projekte eifrigen Antheil zu nehmen, wie Ludwig XVI. den Genfer Necker zu sich berufen hatte, um den zerrütteten Finanzen Frankreichs wieder aufzuhelfen. Carême, der Außerordentliche, kam: er kam, sah und — siegte nicht! Vergebens strahlte ihm die gewaltige Bastherie von Brighton, dieses Wootwich der Küche, ihren blendenden Glanz entgegen; vergebens stellte man eine Legion kleiner Gehilfen, den „pausbäckigen Kupido's" Ludwig's XIV. ähnlich, zu seiner Verfügung; vergebens appellirten ganze Heere von Ochsen, ganze Auerochsen an seinen Genius; Carême besann sich, um uns seines Ausdrucks zu bedienen, in einem Zustande des Erstickens. Der unübertroffene Meister fühlte schon am ersten Tage seiner Landung, daß es hier eine Schule zu schaffen, nicht eine zu reformiren gab. Mitten in die glühenden Schmelzöfen des Königlichen Laboratoriums sah, dachte er an die petits soux und petits fours in Frankreich. Er neigte das Ohr und gewann die Ueberzeugung, daß man hier keine Sprache rede, die bestätigt gewesen wäre, seinen Ideen als Vehikel zu dienen; er hätte ein besonderes Wörterbuch, vielleicht gar eine besondere Grammatik erfinden müssen, und er gramte ihm vor solch einer herkulischen Arbeit. Was aber den Meister völlig entmuthigte, war die Entdeckung, daß die Britischen Damen kaum eine Ahnung von seiner Kunst hatten, daß die Oberhofmeisterin des Königl. Hauses kein anderes Meisterstück ihrer Kochkunst aufweisen konnte, als gepfefferte Cotelette's, an denen der Prinz-Regent alle Tage sich gütlich that. Carême gab seine Entlassung ein, und als seine Französischen Freunde ihn fragten, warum er einen so hohen Posten verlassen, antwortete er mit Würde: „Weil die Küche Seiner Königlichen Hoheit zu bürgerlich ist."

Nach Aufhebung der Kontinental-Sperre eilte Britaniens großer und kleiner Adel haufenweise in die gastronomische Hauptstadt der civilisirten Welt. Seit den Zeiten der Kreuzzüge hatte man nie eine so bedeutende Auswanderung gesehen. Nach seiner Rückkehr fand dieser aristokratische Haufe seine nationale Küche mehr als abscheulich und dermaßen sich, der unanstprechlichen Genüsse theilhaftig zu werden, in welche er durch Berry eingeweiht worden war. Die Edeln und die reichen Leute gaben Französischen Köchen das Dreifache des Gehalts, den die Erzieher ihrer Söhne und Töchter erhielten; aber die große Mehrheit der Reisenden, der es an Mitteln fehlte, um eine Equipage, Dienstjungen, Livrée und andere dazu gehörige Bedürfnisse zu bestreiten, mußte auf das Vergnügen, von den Kontinental-Entdeckungen Vortheil zu ziehen, Verzicht leisten. Das Extrem des Uebels erzeugte etwas Gutes. Die gesellschaftlichen Beeinträchte wurden so groß, daß man nach Mitteln ihrer Beseitigung strebte, und bald offenbarte sich eine ernsthafte Gegen-Reaction. Jetzt entstanden die Klubs, diese Asyle unglücklicher Hagestolzen, diese Hospitäler unzufriedener Ehemänner. Hier konnten die Männer als Gentlemen und als Christen dinniren und an allen Leckereien der Französischen Küche sich gütlich thun, und zwar wohlfeiler und gesunder als an ihrem Familien-Tische, wo sie immer nur harte und halbgekochte Fibern vom nationalen Roastbeef, Kalbsköpfe und Puddings zu essen bekamen. Allein die Klubs wurden auch das Grab der Britischen Sittlichkeit. Das Englische Zuhause (home), dieser Tempel des Herzens, dieser Mittelpunkt der Tugenden, wurde der einsame Aufenthalt des anderen Geschlechts; und alle Ehemänner pilgerten nach jenen prächtigen Domen, wo Priester aus den Zellen der Provençalischen Brüder oder aus den Klöstern des Kocher de Cancale die Agende verrichteten.

So gehet denn an eure Kaffeeale, ihr Frauen von England, wenn ihr eure untreuen Gatten, mit der Stimme eines Falkonieres! Unehelichen Reh zurückrufen wollt. Schreibt ohne Säumen zur Reform eures Hauswesens, widmet euch ernstlich der Kunst, die an keinem Jahrestage unnütz ist, und die euch so viele Elemente des guten Erfolgs und des Glückes bietet. Wollet ihr auch nur ein Viertheil der Zeit, die mit unnützem Geplauder verloren geht, eurer Küche widmen, so würdet ihr euren Gatten Diners vorsetzen können, eben so fein und wohlschmeckend, wie diejenigen, die eure barbarische Unwissenheit sie außer Hause zu suchen zwingt. Philosophie und Literatur sind euch Lebensbedürfnisse geworden, warum nicht auch die Theorie der Kochkunst, die euch noch vortheilhaftere Resultate verbreitet? Stiftet Muster-Schulen der Gastronomie; unterweiset eine hinreichende Anzahl junger Mädchen, schickt sie als Missionairinnen nach allen Provinzen des Reiches; und habt ihr endlich, Dank euren Sorgen und ihrer Mitwirkung, einer Anzahl von Küchen-Rezepten Gesetzeskraft gegeben, so wird aus einer Mitte irgend ein weiblicher Bentham erstehen, der das große Werk vollendet, indem er alle die zerstreuten und noch schlecht geordneten Maximen logisch ordnet und in eine würdige Sprache kleidet. Alsdann werden die falschen Führer, die Pseudo-Propheten der alten Britischen Küche bald keinen Kredit mehr finden, und kein Mensch auf Erden wird noch ferner an der großen Wahrheit zweifeln, daß ein gutes, mit Kunst zubereitetes und mit Geist gewürztes Diner an einem kleinen runden Tische alle Feste und Königliche Bankette aufwiegt, die seit Anfang der Welt gegeben worden.

Frankreich.

Die Rückkehr eines Französischen Deputirten in die Heimat.

Alles hat ein Ende. Diesem Schicksal sind alle Dinge auf Erden unterworfen; also auch die Sessionen. Gegen die Zeit der Hundstage rückt gewöhnlich der feierliche Tag heran, wo der Präsident der National-Versammlung von seinem Sessel aus das politische: „Ite, missa est" erschallen läßt. Dann ist Alles vorüber bis zum nächsten Winter, und der Deputirte kann in seine Heimat zurückkehren, um sich auf die patriotische Ernte der ungeheuren Saaten, die er votirt hat. Dann legt der öffentliche Charakter seine offizielle Bedeutung und seine Unverletzlichkeit ab; er wird wieder Kaufmann, Ackerbauer oder Beamter; er kann sich jetzt um die Aernte bekümmern oder die Freuden des Familienlebens genießen; die parlamentarischen Ferien eröffnen ihm den Weg nach seinem Departement, zu seiner Frau, zu seinen Kindern, zu seinen Wählern.

Es ist dies ein schöner Augenblick für die meisten dieser Herren, welche zu vorsichtig und zu besonnen sind, um die Ausopferung für das Allgemeine bis zur Ueberspannung zu treiben. Die meisten selbst der eifrigsten Deputirten erwarten den Tag der Schluß-Sitzung mit der größten Ungeduld, wenige Ausnahmen abgerechnet, zu denen wir Herrn Delatour rechnen, welchen wir natürlich nicht bei seinem wahren Namen nennen.

Herr Delatour ist etwas jünger als das Jahrhundert; er ist 37 oder 38 Jahr alt. Die Discretion verbietet uns, sein Bild zu zeichnen oder sein Departement zu nennen. Gegen Ende der Restauration heirathete Herr Delatour, der ein armer Advokat ohne Prozesse war, eine sehr reiche Frau. Diese Heirath verschaffte ihm Ansehen, denn sie sprach für eine gewisse Geschicklichkeit. Bald Chef, bald er machte, gab ihm Mehl, das er dem Wohle des Landes zu widmen beschloß. Er wurde zum Deputirten gewählt, gewiß mit einem geringeren Aufwande von Anstrengungen und Intriguen, als er gebraucht hatte, um 30,000 Fr. Renten zu erheirathen.

Seit fünf oder sechs Jahren erscheint Herr Delatour regelmäßig in jeder Session. Er läßt seine Frau in der Provinz zurück und führt in Paris ein mustergültiges Junggesellen-Leben, indem er nebenbei den Verpflichtungen nachkömmt, die ihm sein Mandat auferlegt. Es giebt keine angenehmere Existenz, als die seinige, und viele Ehemänner werden ihn darum beneiden. Die Sorgen der Politik und die Langeweile der Sitzungen werden wenigstens reichlich durch solche Annehmlichkeiten aufgewogen. Es läßt sich daher leicht denken, daß Herrn Delatour viel an seiner Stellung gelegen ist, und daß er eine Menge Versprechungen geleistet hat, eine Menge Verpflichtungen eingegangen ist, um sie zu bewahren.

Was thut man nicht dem Ehrgeiz zu Liebe, und was ist an einem Versprechen gelegen? Man stellt Wechsel auf die Zukunft aus, und wenn der Verfallitag kömmt, so erklärt man sich für insolvent. So geht es meistentheils in der politischen Welt. Indeß früher oder später kömmt doch der Tag, wo die murrenden Gläubiger Rechenschaft verlangen. Als dieser Tag für Herrn Delatour gekommen war, stellte er eine Untersuchung an, die ihm keine erfreuliche Resultate gewährte. „Was habe ich gethan", sagte er zu sich selbst, „während dieser allzu kurzen Session? Ich habe mein Amendement erneuert; ich habe ein Bolksputsrecht gekauft; ich habe allen Opern-Vorstellungen, theils in einer Loge, theils im Parquet, beigewohnt. Mehr habe ich aber mein Mandat als Deputirter erfüllt? Indem ich mich ziemlich häufig nach den Sitzungen begab, wo ich eine oder zwei Stunden blieb und oft bei den Ministern spreche. Was habe ich für mein Departement gethan? Ich habe für mich, seinen Repräsentanten, das Kreuz der Ehrenlegion erlangt; das ist etwas, aber nicht genug. Hatte ich nicht versprochen, meinen Wählern meine Dienste zu leisten? Ja, alle Briefe, alle Papiere, die auf meinem Büreau aufgehäuft sind, erinnern mich an meine Verpflichtungen."

Der Deputirte überblickt diesen furchtbaren Papierstroß. Er hatte seinem Arrondissement eine Brücke, einen Weg, ein Collège, ein Regiment Kavallerie, Bücher für die Bibliothek und ein Gemälde für die Hauptkirche versprochen; er hatte sollte bei mehreren Fragen von lokalem Interesse das Wort nehmen; er hatte ferner versprochen, die Privat-Interessen mehrerer seiner Kommittenten zu vertreten und ihnen verschiedene ministerielle Gunstbezeugungen zu erwirken. Wie viele Versprechungen! und von allen hat er keine erfüllt! Der Vertraute des Ministers hatte seinen Einfluß nur für sich und seine Familie verwendet. Der einst so weitschweifige Advokat hatte auf der Tribüne nicht den Mund geöffnet. Und jetzt soll er zu seinen Wählern zurückkehren! Was soll er ihnen antworten? Welche Entschuldigungen anführen?

Aber vielleicht, denkt er, ist es noch Zeit, und vielleicht gelingt es mir, mich mit ganz leeren Händen zurückzukehren. Sie sollen

sehen, daß ich an sie gedacht habe, und ich will das, was ich gethan, schon in das gehörige Licht setzen.

Nichts schadet mehr als die Furcht. Unser Deputirter eilt sporenstreichs zu dem Minister, mit dem er sich am besten steht, und eröffnet ihm seine Verlegenheit. „Ich muß durchaus“, sagt er, „einige Begünstigungen für mein Arrondissement mit nach Hause bringen. Das Land hat viele Leiden, und einige Kanzlerei würde ihm daher willkommen seyn; ich möchte das offizielle Versprechen verschiedener Summen zu öffentlichen Arbeiten in meinem Departement haben; außerdem würde ich um ein halbes Dutzend Stipendien, zwei Kreuze der Ehrenlegion, 150 Bände für unsere Bibliothek und ein Gemälde für unsere Kirche bitten. Sie wissen, daß ich Ihnen anhänge, und daß die Dienste, die ich Ihnen leistete, wohl eine kleinen Begünstigungen verdienen.“ „Ich will sehen“, in seinem Falle“, antwortet der Minister, „die Dienste, die Sie der Regierung geleistet, herabsehen; aber jetzt ist es uns unmöglich, Ihnen Ihre Forderungen zu bewilligen; wir haben jüngst alle unsere Hülfsquellen erschopft. Wir mußten so viele Bittsteller abweisen, so viele Dienste belohnen! Gewiß wird uns Niemand der Undankbarkeit beschuldigen, und Sie wohl weniger als jeder Andere. Sie haben ein Verdienst gewünscht und haben es erhalten; Ihr Bruder hat eine Stelle als Einnehmer erhalten; Ihr Cousin ist zum Bataillons-Chef ernannt worden; Ihr Onkel hat eine gute Stelle bei der Post gefunden; Ihre beiden Neffen haben Stipendien beim Collège Louis-le-Grand erhalten. Sie sehen wohl, daß wir Ihnen nichts schuldig geblieben sind; indeß würden wir gern mehr thun, wenn unsere Mittel es gestatteten. Ich kann Ihnen nur noch das Gemälde geben, um das Sie mich ersucht haben; wir haben noch gegen zwanzig zur Verfügung, und ich will Befehl ertheilen, das schönste an die Hauptkirche Ihres Arrondissements abzusenden.“

Herr Delatour faß wohl ein, daß er sich mit einer eitlen Hoffnung geschmeichelt habe. Er erlitzt jetzt zu seinem Schaden, daß in der Politik keine Zeit zu verlieren sey. Da die Sitzungen zu Ende waren, so kümmerte sich der Minister wenig um einen treuen Deputirten. Man beburfte seiner erst in der nächsten Session, und bis dahin konnte sich noch viel ändern.

Herr Delatour ergab sich in sein Schicksal, und das war immer noch das Beste, was er thun konnte. Im Grunde waren doch auch seine Bemühungen nicht ganz vergeblich gewesen: er hatte ein Gemälde erlangt. „Die Gerechtigkeit ist nie mild genug“, sagte er; „das ist etwas, wenn das Land ist fromm.“ Um die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, beschloß er, für sein Geld einige dreißig Bände für die Bibliothek der Stadt zu kaufen. Und dann fehlte es ihm auch nicht an einem gewissen Muthe. Unser Deputirter reiste also ab und bedauerte weiter nichts, als daß er Paris verlassen mußte. An die Wähler dachte er nicht unterwegs. Schon näherte er sich dem Ziele der Reise, und seine Heiterkeit war nicht getrübt worden, als plötzlich sein Wagen umwarf und in einen breiten Graben fiel. Er kam indeß noch ziemlich glücklich davon, und nur der Wagen wurde stark beschädigt. Beschmutzt und durchnäßt, erreichte er das nächste Dorf, wo er die Ausbesserung seines Wagens abwarten mußte. Der Maire bekommentirte ihn und sagte ihm, der Unfall, der ihn betroffen, komme fast alle Tage vor. „Wir sollte es aber auch anders seyn?“ setzte er hinzu. „Wir können keinen ordentlichen Weg aus eigenen Mitteln anlegen, und die Regierung will uns nicht unterstützen.“

Der Deputirte hatte die Strafe seiner Nachlässigkeit tragen müssen. Als der Wagen wieder ausgebessert war, fuhr er weiter. Er gelangte an einen Bach, über den man jetzt eine Brücke gewünscht hatte. Es war nur eine gebrechliche Barke da, und die Schiffer gingen so ungeschickt zu Werke, daß dieselbe jeden Augenblick umzuschlagen drohte. Als sie anlegen wollten, fuhren sie so stark gegen das Ufer an, daß der Deputirte und zwei Passagiere ins Wasser fielen. Glücklicherweise war das Wasser hier nicht tief, und Herr Delatour kam mit durchnäßten Kleidern davon. „Das wäre nicht vorgekommen seyn“, sagte der Schiffer, „wenn wir die Brücke hätten, um die wir schon so lange bitten.“

Eine Stunde nach diesem Unfalle zog Herr Delatour in . . ., der Nachbarstadt des Hauptorts ein. Während die Pferde gewechselt wurden, machte der Anjunktus des Maire, der vorübergieng, ihm eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Zugleich aber warfen die zusammengelaufenen Kinder Steine gegen den Wagen und zertrümmerten die Scheiben. Der Anjunktus eilte hinzu und sprach sein Bedauern aus, indem er hinzusetzte: „Es sind die zukünftigen Wähler des Orts, nichtsnutzige Schlingel; um sie zu bändigen, müßten wir sie in ein Collège sperren können; Sie wissen aber wohl, daß uns ein solches fehlt.“

Ohne sonstiges Mißgeschick langte Herr Delatour zu Hause an. Der Unter-Präfekt, der Maire und der Präsident des Gerichts machten ihm ihre Aufwartung und verhehlten ihm nicht die Unzufriedenheit der Stadt. „Unsere Stadt“, sagten sie, „die sich bei den Wahlen dem Ministerium so geneigt zeigte, verdiente, besser behandelt zu werden.“ — „Man hatte mich eine Beförderung hoffen lassen“, setzt der Unter-Präfekt hinzu. — „Ich erwarte noch die Belohnung meiner Dienste“, fährt der Maire fort. — „Die erledigte Stelle eines Raths am Königlichen Gerichtshofe hat ein Anderer erhalten“, sagte der Präsident mit bitterem Tone.

Herr Delatour wußte nicht recht, was er darauf erwiedern sollte. Einigermaßen angenehm war es ihm aber, als er den Direktor der Akademie eintreten sah. „Der“, dachte er, „wird wenigstens mit mir zufrieden seyn; vermuthlich will er mir für die Bücher danken, die ich der Bibliothek geschickt habe.“ — Der Akademiker ließ eine kleine pomphafte Rede los; aber die rhetorischen Blumen waren nicht ohne Dornen; er sprach das Bedremden der gelehrten Körperschaft, an deren Spitze er stand, darüber aus, daß ihr statt der guten Bücher, die sie erwartet, ein Dutzend schlechter Romane zugeschickt worden seyn. Der Deputirte hatte seinen Buchhändler bloß ersucht, ihm das Beste und Neueste auszuwählen, was dieser denn auch zum großen Aergernis der Akademie gethan hatte.

Aber am heftigsten sprach sich der Unwille der Geistlichkeit aus. Bei der Wahl des Gemäldes war ein Irrthum vorgefallen, und die Kirche hatte einen Ball in den Tuillerien erhalten. Um sich zu trösten, ließ sich Delatour, als ihn sein Besuch verlassen hatte, die Zeitung des Departements bringen. „Hier“, dachte er, „wird man mit wenigstens seine Vorwürfe machen.“ Ein ministerielles Blatt hat zu Schmeicheleien für einen Deputirten wie ich.“ — „Der erste Artikel war betitelt: „Der Normal-Deputirte.“ — „Das“, dachte Herr Delatour, „übersteigt doch die Gränzen des Wohlwollens; aber die Journalisten in der Provinz wissen kein Maaß zu halten.“ — Unser Freund wurde nur zu bald eines Irrthums gewahr; der Journalist schilderte sein Treiben in der Hauptstadt und gab es der Kritik der Wähler preis. Auch diesen Feind hatte sich der Deputirte selbst gemacht. Er erinnerte sich, daß er dem ministeriellen Journalisten einen Orden und eine Unterstützung aus den geheimen Fonds versprochen hatte.

Als Herr Delatour um Mitternacht den Schlaf suchte, erhöhte ein schrecklicher Lärm unter seinen Fenstern, ein Charivari, der ihm die Wähler brachten. Er sollte den Leidenskelch bis auf den letzten Tropfen leeren. Am folgenden Morgen sagte seine Gemahlin zu ihm: „Ich bleibe nicht länger in einer Stadt, wo Sie sich alle Gemüther entfremdet haben; ich darf kaum noch wagen, meinen Namen zu nennen. Ich erkläre Ihnen daher, daß ich Sie nach Paris begleiten werde, wenn Sie wieder dorthin gehen.“ (F. F.)

Mannigfaltiges.

— Shakespeare's Sonnette. Rogers, der greise Verfasser der Pleasures of Memory (Vergnügungen des Gedächtnisses), behauptet, es sey eine Verunehrung gegen den Namen Shakespeare's, diesen für den Verfasser der Sonnette zu halten, da sie seit länger als zwei Jahrhunderten als seine Geisteserzeugnisse dargeboten werden. In allen Shakespeareschen Dramen, sagt Rogers, finden sich zahlreiche Stellen, die das unverkennbare Gepräge seines Geistes tragen und die kein Anderer als er geschrieben haben kann; die Sonnette dagegen enthalten nicht eine Zeile, die nicht eben so gut von irgend einem andern Dichter herrühren könnte. Niemand hat die Stelle aus diesen Gedichten im Kopfe behalten, während jeder beliebete, der Shakespeare kennt, einen oder den anderen Vers aus seinen Dramen zu recitiren weiß, ja sogar manche Stellen gar nicht wieder aus dem Gedächtniß zu tilgen vermag, wenn man sie auch in Jahren nicht ausgesprochen hat. Thomas Campbell, der sich dagegen befand, als Rogers diese Behauptung aufstrach, verfuchte es zwar, die Sonnette in Schutz zu nehmen, aber vergebens bemühte er sich, aus dem Gedächtnisse ein paar Verse daraus zu citiren, und so geht es in der That auch fast allen Engländern, die noch so sehr von Shakespeare eingenommen sind.

— Manzoni und der Marquis von Montgrand. Von der neuen, gänzlich umgearbeiteten Ausgabe der Promessi sposi veranstaltet der Marquis von Montgrand unter den Augen des Verfassers eine Französische Uebersetzung, die auch mit Manzoni's Zugabe, la Colonna infame, ausgestattet seyn wird. Der Marquis hatte bereits von der älteren Ausgabe der Verlobten eine Uebersetzung geliefert, und diese hatte sich des Beifalls der Kenner am meisten zu erfreuen, da die Arbeiten unserer Französischen Uebersetzungen von Cooper und Rey-Dutscheil bloße Farbeit Arbeiten waren. Das wegen seiner oben genannten Zugabe längst mit Spannung erwartete Italiänische Original, welches mit zahlreichen Holzschnitten und anderen artistischen Beilagen geschmückt seyn wird, ist übrigens noch immer nicht vollständig in den Händen des Publikums.

— Eine neue Tragödie von Joup. Wir haben diesen Napoleonischen Dichter und Akademiker längst schon zu den Verbrennen gezählt — wenigstens zu den Todten im Gebiete der Literatur — aber der Dichter der „Vestalin“, des „Fernand Cortez“ und des in alle Sprachen übersetzten „Cremiten“ ist mit einemmale wieder aufgelebt. Im 72sten Jahre seines Alters hat Joup eine Tragödie geschrieben: „Die Verschwörung von Amboise“, die als ein Triumph des Romantikismus angesehen werden kann; denn der geschworene Feind aller romantischen Neuerungen, der Bewunderer und Nachahmer Voltaire's, hat in diesem Werke seiner alten Tage dem früher so beharrlich von ihm vertheidigten Prinzip der drei Einheiten entsagt und sich darauf beschränkt, die Einheit der Handlung als Gesetz des Begriffes, nicht aber der Thatsachen, zu betrachten, Einheit der Zeit und Einheit des Ortes dagegen ganz fahren zu lassen. Die Personen und die Ereignisse, so wie der Scenenwechsel, häufen sich in diesem Drama, wie nur in irgend einem von Shakespeare, und wenn man Herrn Joup vor fünfundzwanzig Jahren eine solche Tragödie gezeigt hätte, so würde er sie nicht allein eines Voltaireschen Schuleres unwürdig gehalten, sondern auch für ein Werk der Barbarei erklärt haben. So ändern sich die Zeiten!

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Mittwoch den 25. August 1841.

Frankreich.

Die älteren Französischen Historiker und ihre Herausgeber.

Zu früher Zeit schon beschäftigte man sich in Frankreich damit, historisches Material zu sammeln; es war dies eine alte Lieblingsbeschäftigung der Französischen Nation; ein Beweis davon sind die „Grandes Chroniques de la France, selon qu'elles sont conservées en l'Eglise de Saint Denis". — ein Buch, von welchem Herr Paulin Paris bis zum Jahre 1837 fünf Bände herausgegeben hat. Wir betrachten diese Ausgabe als ein literarisches Zeichen der Zeit und können dabei nicht verkennen, daß jetzt in Frankreich der Eifer vorherrscht, die historische Literatur zu befördern. Obgleich diese Ausgabe mit großer Sorgfalt bearbeitet ist, so müssen wir doch bedauern, daß Herr Paulin Paris keine ausführlichere Nachricht über die Manuskripte, die er dazu benutzte, uns mitgetheilt hat. Es scheint, daß ein Manuskript, das jetzt in der Königl. Bibliothek zu Paris liegt und für Karl V. geschrieben wurde, häufig zu Rathe gezogen worden ist; doch aus der Form des neuen Textes können wir nicht erfahren, bis zu welchem Grade dies geschehen ist. Diese Art Manuskripte herauszugeben, ist in keinem Falle genügend; wenigstens in Bezug auf ein Werk, das manches risicamento erfahren hat. Es wird nicht unwichtig seyn, hier zu erwähnen, daß ein großer Theil der „Chronique de Saint Denis" in dem Büreau der Stadtschreiber in der Guildhall zu London aufbewahrt wird; und es wäre wohl der Mühe werth, wenn Herr Paulin Paris für die folgenden Bände seines Werkes dieses Manuskript zu Rathe zöge.

Es kann zwar nicht behauptet werden, daß in den früheren Zeiten der Französischen Monarchie die Abtei zu St. Denis ein Repositorium zur Aufbewahrung von National-Chroniken war; doch nahm das Kloster allmälig diesen Charakter an. Die Annalen, welche kühne Heldenthaten erzählten, wuchsen unter den ruhmreichen Schatten der Oriflamme empor. Der Abt Suger, welcher im J. 1151 starb, verfaßte die Biographie Ludwig's des Dicken. Etwas später erhielt Nigord, ein Mönch von St. Denis, das Amt eines Königlichen Historiographen, und dies ist vielleicht die früheste Ernennung dieser Art im mittelalterlichen Europa. Ohne Zweifel hatten viele Andere dasselbe Amt in anderen Perioden. Seine Chroniken wurden in den Archiven der Abtei niedergelegt. Solche Schriftwerke erhielten, wenn sie in den Kloster-Bibliotheken niedergelegt wurden, den genetischen Titel: „Chroniken von St. Denis" und dürfen mit den „Grandes Chroniques" nicht verwechselt werden. Sie wurden so hoch geschätzt, daß sie für eine gesetzliche Autorität und in der That nicht mit Unrecht galten; denn die Geschichtschreiber der Abtei prüften die einzelnen Erzählungen sorgfältig, ehe sie dieselben ihren Chroniken einverleibten; sie prüfte der „Frere Jean Chartier, Chantre de Saint Denis en France et Chroniqueur de France", Historiograph Karl's VII., gewissenhaft die Aussagen der Pilgrime, welche die Nachricht von der Einnahme Belgrads und von der Niederlage der Ungläubigen überbrachten.

Diese Chroniken wurden auch von den poetischen Verfassern Französischer Geschichten als zuverlässig gerühmt; sie sagen gewöhnlich, wie der Sänger des Fierabras:

„A Saint Denis en France fut le conte trouvez
Plus de cent cinquante ans a y estè celez."

Es ist jedoch merkwürdig, daß in der ersten Quelle dieser Dichtungen ein entgegengesetzter Weg eingeschlagen wird; und der wahrhafte Turpin, Erzbischof zu Rheims, bekennt, sein Werk zur Zufriedenheit des Dechanten von Aachen, der in dem Repositorium von St. Denis nicht genug Erzählungen über die Thaten des Kaisers finden konnte, abgefaßt zu haben. Dies ist, beiläufig bemerkt, ein merkwürdiger Beweis von der Neuheit der romantischen Sagen Karl's des Großen, daß diese zuerst erschienen, und ein Irrthum davon, daß sie in seinem Buche damaliger Zeit, das auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen wollte, enthalten waren. Doch als im 14ten Jahrhundert das Zeitalter des wirklichen Ritterthums — wenn es je wirklich existirte — verschwunden war, wurde die Macht der Sagen Karl's des Großen unwiderstehlich. Eine Geschichte, welche sie verwarf, konnte auf keinen Erfolg rechnen, und deshalb ist ein beträchtlicher Theil von Turpin's Chronik der Chronik von St. Denis einverleibt worden. Paris nennt diesen Theil der Chronik von St. Denis eine „détestable légende" und beweist mit triftigen Gründen, daß er Spanischen Ursprunge sey.

Wir dürfen jedoch diese Kompilatoren nicht verdammen oder ihre Leichtgläubigkeit tadeln. Skeptizismus oder kritische Genauigkeit von ihrer Seite würde zu dieser Zeit eine Beleidigung und keine Wohlthat für die historische Literatur gewesen seyn. Die Phantasie ist oft ein nützlicher Führer für den Verstand; und wir deuterheilen die mittelalterlichen Schriftsteller falsch, wenn wir sie mit dem schneidenden Messer der Kritik untersuchen. Die Popularität der Gesänge aus dem Karolingischen Sagenkreise erregte einen Appetit nach wirklicher Geschichte; und dieser Reaction, zu welcher die durch die Romane Walter Scott's hervorgebrachte Wirkung keine unpassende Parallele liefert, verdanken wir die Französischen „Chroniques de Saint Denis". Die Mönche hatten Recht daran, daß sie den Turpin benutzten. Die Chroniken von St. Denis erfuhren vier Revisionen. Wie das Buch uns jetzt vorliegt, besteht es aus Uebersetzungen und ausgewählten Stücken aus Aimoinus, Fredegarius und vielen anonymen Chronisten für die frühere Zeit, und aus Suger, Nigord und Rangis für die spätere Zeit. Dazwischen sind eingestreut zahlreiche Auszüge aus den Sagen von Dagobert und besonders von Karl dem Großen.

Wir können diese „Chroniques de Saint Denis", dieses Produkt von Mönchen, als die Vorläufer derjenigen Werke ansehen, durch welche die Franzosen einen so hohen Standpunkt in der historischen Literatur erlangt haben; wir meinen damit die Werke der Benediktiner und besonders der Mitglieder der Congregation des heiligen Maurus, welche sich mit unübertroffenem Eifer den historischen Studien widmeten. Und den Sammlungen dieser gelehrten Benediktiner schöpfte die Französische historische Schule ihr reiches Material. Thierry sagt, daß die gelehrten Werke, welche unter der Regierung Ludwig's XIV. herausgegeben wurden, fast den ästhetischen Schriften seines Zeitalters gleich sind. Doch die Benediktiner lieferten mehr als bloßes Material. Sie waren mehr als Antiquare. Der Geist, der ihre Arbeiten leitete, hatte den Ernstes und der Nüchternheit und theilte sich der ganzen Klasse der Literatur mit, zu welcher ihre Werke gehörten. Als die Académie des Inscriptions ihr Entstehen war, ging die Methode der Benediktiner in diese über. Und daher entsprang der Scharfsinn, die allgemeine Genauigkeit und der gesunde kritische Charakter der Französischen historischen Schule, welche mit diesen Attributen noch unübertroffen in Europa dasteht.

Das Studium der Kirchenväter, das die Benediktiner mit Eifer betrieben, veranlaßte sie, sich mit orientalischer und klassischer Philologie zu beschäftigen. Die Kirchengeschichte leitete sie bald auf die politische Geschichte, oder besser die Benediktiner betrachteten beide in ihrem wahren Lichte, als die nie enden einander laufenden Entwickelungen des Fortschritts des Menschengeschlechts. Ueber die patristischen Arbeiten der Congregation, die ihr vorzüglichster Ruhm sind, und über ihre paläographischen Werke können wir hier nicht sprechen; wir erwähnen nur in der Kürze ihrer Beiträge zur Französischen Geschichte. Die ungeheuren Sammlungen der Benediktiner, die ouvrages de longue haleine, wie die Franzosen sie nennen, wodurch so viele Werke des Mittelalters erhalten worden sind — als die Mönche in der Eile aus den Bibliotheken so viele Manuskripte, als sie fragen konnten, fortgeschleppt hätten — haben, in Bezug auf ihren Inhalt, einen negativen Charakter. Vaterländische Poesie, wenn sie nicht mit historischen Gegenständen in unmittelbarer Verbindung steht, ist gänzlich ausgeschlossen; eben so sind die Wissenschaften, Astronomie, Medizin, Alchemie und Mathematik, streng daraus verbannt. Doch die ganze gemischte Literatur wurde von den Benediktinern aufgenommen. Das Specilegium des Dom Lucas D'Achery, das in dreizehn Quartbänden (1655 — 1677) herausgegeben wurde, ist die erste Sammlung. Es mag hier bemerkt werden, daß D'Achery in dies weitläufige Werk einige merkwürdige Dokumente in Bezug auf England eingewebt hat, unter anderen den modus tenendi Parliamentarium, welcher, obgleich ein Apokryph, dennoch eine wichtige Stelle in der englischen constitutionellen Geschichte einnimmt.

Die Acta Sanctorum Ordinis Sancti Benedicti, in neun Foliobänden von Mabillon herausgegeben, enthalten in den Biographieen ein reiches Material sowohl für die Kirchen- als für die politische Geschichte vom sechsten bis zum elften Jahrhundert. Der Apparatus zu diesem unschätzbaren Werk und besonders die Vorreden sind mit vorständiger Kritik ausgearbeitet. Die Analecta, ebenfalls von Mabillon herausgegeben, sind hauptsächlich der Theologie und der Kirchengeschichte gewidmet. Sie sind die Crême des ganzen Werkes, das er als eine leichte Beschäftigung nach einer gefährlichen Krankheit über-

Digitized by Google

nahm, und da alle Dinge nur durch Vergleichung leicht oder schwer sind, so fand der gute Vater in den Briefen Angelbert's und Helden-bald's und in den Briefen Chrodogang's und Theodwulf's eine sehr angenehme Erholung. Von Martene und Durand, deren Namen eine Art antiquarischer Firma bilden, haben wir den Thesaurus Novus Anecdotorum in neun Foliobänden 1717, und die Veterum Scriptorum et Monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium Amplissima Collectio, in 9 Foliobänden 1724. Viele in diesen Sammlungen enthaltene Werke sind große Seltenheiten, z. B. die schätzbare Chronik von Ralph Coggeshall. Doch die Bereitwilligkeit blieben für diese Sammelwerke nicht lange ohne würdige Nebenbuhler; besonders verdient der Jesuit Sabbé (1657) und der Rechtsgelehrte Stephan Baluze genannt zu werden. Von dem ersten erhielt das literarische Publikum die Nova Bibliotheca Manuscriptorum, die vorzüglich der Geschichte von Berri, Limoges, Maine und Anjou gewidmet ist; das Werk ist auch für den Englischen Historiker von Wichtigkeit; denn außer den Nachrichten über die Plantagenets enthält die Sammlung die Geschichte des Klosters Selby in Yorkshire, welche den Engtischen Alterthumsforschern saft ganz unbekannt zu seyn scheint. Das Buch ist außerordentlich selten geworden, und die Engländer würden sich gewiß ein Verdienst erwerben, wenn sie die Geschichte von Selby besonders abdrucken ließen. Die Miscellanea von Baluze in sieben Octavbänden (1678) sind für die Italienische Geschichte wichtig; in dieser Sammlung erschien auch zuerst die bedeutende Abhandlung von Lactantius De mortibus Persecutorum aus einem einzigen Manuskript in der Colbertinischen Sammlung, das seit der Zeit des heiligen Hieronymus verloren gewesen war.

Unter den Originalwerken der Benediktiner nennen wir die Annalen Mabillons Sancti Benedicti von Mabillon, mit dem darauffolgenden Supplement der Acta, und die Gallia Christiana, die nicht vollendet ist, aber sich durch große Gelehrsamkeit auszeichnet. Die Art de verifier les Dates, von Dom Maur d'Antin, Dom Durand und Dom Clemencet (1750, ein Quartband) begonnen und von Dom Clement zu drei Foliobänden erweitert, umfaßt sämmtliche Staaten der civilisirten Welt und ist der wahre Cursus der historischen Forschung. Jedoch das wichtigste Werk, das wir der Gelehrsamkeit und dem Fleiße der Benediktiner verdanken, ist der große Recueil des Historiens des Gaules. Da das Werk von dem ehrwürdigen Dom Martin Bouquet entworfen und zum Theil ausgeführt wurde, so wird es gewöhnlich nach seinem Namen citirt, obgleich er nur die Vollendung der ersten acht Bände, die 1738—1752 erschienen, erlebte. Das erste Corpus der Originalquellen der Französischen Geschichte besorgte Pierre Pithou, ein eben so großer Rechtsgelehrter als Schriftsteller. Seine Sammlung bildete zwei Bände. Obgleich die von ihm herausgegebenen Schriftsteller auch in den folgenden Sammlungen enthalten sind, so besitzt das Werk des Pithou doch viel Interesse und kritischen Werth. Marquard Freher, ein sehr geschätzter Deutscher Gelehrter, folgte dem Pithou durch die Herausgabe seines Corpus Historiae Francicae veterae (1613), wozu er jedoch ein großer Theil eben sowohl zur Geschichte des Deutschen Kaiserreichs als zur Geschichte des eigentlichen Frankreichs gehört.

Diese Sammlungen sind jedoch von wenig Werth in Vergleich mit denen der beiden Duchesnes. Andreas Duchesne, der Vater, hatte Materialien zu vierundzwanzig Foliobänden gesammelt. Die ersten vierzehn Bände sollten die allgemeine Geschichte der Monarchie enthalten und die übrigen die der Provinzen und der großen Kronlehen; eine bequeme Eintheilung, die jedoch ohne Princip gemacht war, indem sie den größten Theil der Französischen Geschichtschreiber von dem rechten Pfade der historischen Forschung ablenkte, und die dem wirklichen Charakter der Generalstaaten und der Constitution der Französischen Monarchie nicht entsprach. Denn die einzig wahre Methode in der Forschung nach Wissenschaft ist, sie zu untersuchen, besteht darin, sie als ein soderatives Reich, das aus verschiedenen Staaten besteht, über die der Souverain eine sehr ungleiche Autorität hat, die jedoch durch den langsamen Gang der Ereignisse und einer vorsichtigen Politik endlich zu einem Königreiche verschmolzen wurden, zu betrachten. Von dem ersten Theil der Sammlung des Duchesne erschienen 1636—1649 fünf Bände unter dem Titel: Historiae Francorum Scriptores Coaetanei; die übrigen Bände vollendete sein Sohn. Die beiden Duchesnes haben weder Noten noch Prolegomena dazu geliefert. Viele kompetente Kritiker sind der Meinung, daß dies die beste Methode ist, bisher unbekannte Materialien herauszugeben, und daß diese immer mit der Einfachheit einer echten princeps erscheinen sollten, oder wenigstens mit einer Anzeige der benutzten Manuskripte und der Verbesserungen oder der von dem Herausgeber gewählten verschiedenen Lesarten.

Auf diese Versuche faßte Colbert i. J. 1676 den Plan, die von Duchesne herausgegebenen Materialien und noch andere in eine große Sammlung zu vereinigen, die alle Quellen der Französischen Geschichte enthalten sollte. Du Cange, einer der literarischen Rathgeber des Ministers, gerieth mit seinen Mitarbeitern in Streit, wie es unter den gelehrten Alterthumsforschern gewöhnlich der Fall ist. Dadurch gerieth das Werk ins Stocken, und diese Zwietracht, auf welche der Tod Colbert's folgte, zerstörte den ganzen Plan des Unternehmens. Le Tellier, der Erzbischof von Rheims, nahm ihn jedoch wieder auf. Mabillon weigerte sich, daran Theil zu nehmen. Darauf folgte ein anderer Stillstand, und nur der Großmuth d'Aguesseau machte sich wieder an ein Unternehmen, das er mit Recht als den Stolz des Französischen Namens ansah. D'Aguesseau bertieth sich deshalb mit gelehrten Männern, unter denen er den Pater le Long zum Redacteur des Ganzen ernannte. Der Tod le Long's unterbrach abermals das Unternehmen, als Dom Bouquet, auf Empfehlung des Superiors der Congregation des St. Maurus, das Werk mit unermüdlichem Eifer bis an seinen Tod fortsetzte.

Der Kanzler Lamoignon und der Präsident Malesherbes ermunterten nach dem Vorgange d'Aguesseau's die neuen Mitarbeiter zu ihrem Werke und Malesherbes nahm oft an ihren Konferenzen Theil. Haudiquier, Poirier, Houssau und Precieur gaben die Bände 9—11 heraus (1757—1767); Dom Clement und Dom Brial die zwei folgenden 12—13 in den Jahren 1781—1786; der 14te Band war angekündigt, als der furchtbare Sturm losbrach, der die Monarchie stürzte. Dom Brial, der aus seinem Kloster vertrieben wurde, verbarg wenigstens seine Materialien, die wenn gedruckt, sein schwarzes Ordenskleid abzulegen; seine Tyrannei der Benediktinischen Freiheit dispensirte ihn von den Regeln des heiligen Benedikt, doch seine Gewalt konnte ihm sein Gebäude entreißen. Er setzte seine stillen Arbeiten weiter fort, da die Schreckensregierung ihn keine Unruhe verursachte. Mitten in dem lärmenden Paris lebte er in einer Atmosphäre der Einsamkeit. Obgleich unbemerkt, blieb er doch nicht unbekannt. Im J. 1796 besuchte ihn Daunou, sein Recueil fortzusetzen, und sah den Dom Brial ein, seine Arbeit wieder vorzunehmen. Im J. 1805 wurde er Mitglied des Instituts. Der Mönch, der wenig versprechende Mönch, der letzte seines Ordens, nahm seinen Sitz unter den Gelehrten der Revolution ein. Er starb 1828, der 24. Mai, in seinem 95sten Lebensjahre, nachdem er das Werk von 1614 bis 1814 Bande geführt hatte; der 19te Band wurde 1823 von Rondet und Daunou herausgegeben und der letzte erschien der 20ste Band, der der erste einer neuen Folge ist, welche die Zeit von Ludwig dem Heiligen bis zu Karl IV. umfassen soll. Noch sechs Bände, die bis zur Geschichte der Regierung Ludwig's XII. reichen sollen, sind zur Vervollgung des Werkes nöthig. Hierzu wird eine Zeit von zwanzig Jahren erforderlich seyn.

Dieses Werk ist ein Schatz von Stoff und Materialien, die mit der größten Sorgfalt gesammelt und bearbeitet sind. Es ist überflüssig, zu erwähnen, daß die besten Manuskripte benutzt und die oft sehr fehlerhaft gedruckten Texte korrigirt worden sind. Erläuternde Dissertationen, kritische und grammatische Noten und chronologische Register sind jedem Bande beigegeben. Doch wie groß auch das Verdienst von dem Werth dieser Sammlung ist, so wird dennoch ein Nutzen durch die stattgefundene Anordnung, welche die Herausgeber befolgt haben, außerordentlich vermindert. Thierry bemerkt hierzu mit Recht: „Das Zeugniß der historischen Denkmäler hat nur einen Werth, wenn diese ganz und unverkürzt mitgetheilt werden.“ Der Plan war nicht ohne lange Ueberlegung angenommen worden; doch er wird jetzt allgemein als ein Fehler betrachtet und wird hoffentlich von Niemand gebilligt und befolgt werden. Durch berühmten Sammlungen historischer Materialien, z. B. Duchesne, Pistorius, Menken, Mencke, Struve, Leibnitz, Rouder, Freher, Bongarsius, Muratori, Ludwbrog, Langebeck, Pez, Pertz, Oeffel, Kurz Alle, ausgenommen Dom Bouquet, haben den einfachen und natürlichen Plan angenommen, die Texte der Geschichtschreiber so herauszugeben, wie sie sie gefunden haben, indem sie jedem eine so viel als möglich genaue chronologische Stelle anwiesen, entweder in Bezug auf die Zeit, wo etwas oder in Bezug auf die Periode deren Geschichte sein Werk erzählt. Das Bequeme einer solchen Anordnung ist einleuchtend. Dom Bouquet jedoch und seine Anhänger suchten ihr Material zu konzentriren; d. h. sie schieden alles ungehörige Material aus und theilten es in Serien oder Perioden. Dadurch verliert die Sammlung historischer Materialien an ihrer Glaubwürdigkeit und an ihrer Genauigkeit und verliert an Citaten. Alles, was der Herausgeber für fabelhaft oder für unerheblich hielt, wurde ausgeschieden; auf diese Weise geschah es, daß manchmal ein ganzes Buch, manchmal ein Kapitel, bald eine Section, bald ein Paragraph, bald eine Zeile, bald einige Worte von der Aufnahme ausgeschlossen wurden. Der so zerstückelte Text ward dann in größere oder kleinere Abschnitte getheilt, welche chronologisch geordnet wurden. Sismondi, der diese Methode sehr verdirbet sagt: „Es ist sehr betrübend, daß die fleißigen Gelehrten, welche dieses Nationalwerk herausgegeben haben, denjenigen Leser, der selbst urtheilen will, nöthigen, zu den Quellen zurückzugehen, welche sie unvollständig und nicht in Auszügen herausgeben sollten.“

(E. R.)

Das Haus der Lafarge zu Glandier.

Von Madame Anais de Reynouille.*)

Mein Gott, welche traurigen Gedanken bewegten meine Seele beim Anblick dieser alten Ruinen! Eine unsichere Wohnung, sind oder sechs offen stehende Zellen, die, einst von alten Kirchjahren bewohnt, neue Mönche zu erwarten schienen, um dort Todtengesänge anzustimmen — das ist es, was den beim Eintritt zu Glandier begegnet, und gewiß sind diese letzten Spuren vergangener klösterlicher Größe nicht geeignet, den Geist zu erfreuen.

*) Dieser Sittge befand sich unbegreiflich in der Gazette de France und wird jetzt von den meisten Französischen Zeitungen wiedergegeben. Man zu erwarten, daß die „dämonisch lange Frau“ (wie sie in einem und zwar kommenden Schreiben richtig bezeichnet wird) durch ihr wohlbereitetes Netz fahren nicht bloß sich selbst und ihre Familie, sondern auch Unzweifelhaft ten, sondern auch Alles, was früher oder später mit ihr in Verbindung stand, dem großen gaffenden Publikum als interessant darstellen werde. Daher können auch ihre anerkanntlichen „Memoiren“ auf eine ganz ungeheuchelte Buchhändler-Spekulation gethan. Die angeblich Gebildeteren schämen allerdings immer physiologische Beobachtungen zur Befriedigung vor, aber im Grunde ist es leichtsinnig, die ganz gemeinschädliche Lust an Kriminalgerichten und Nichtsthätern, die auch in ihnen vorwaltet. Die hier folgende Schilderung der Madame Anais de Reynouille wird auch auf absolutere Weisen viel gedruckt und gelesen. Man will aus den Umgebungen, aus den Einrichtungen ihrer Hauslichkeit auf das Wesen der Frauen schließen; recht schön! Aber wenn Jemand Wurst in Papier zu bringen versteht, richtig ist, so wird man doch wohl ein so verschmitztes Wesen, eine Meisterin der Intrigue, wie Madame Lafarge, nicht danach beurtheilen wollen!

D. R.

Eine meiner Cousinen begleitete mich, als ich das alte Glanbier besuchte. Nachdem wir in wenigen Augenblicken die Ruinen der alten Abtei durchwandert, gelangten wir in eine große Pappel-Allee, die zu dem Hause führt, welches Madame Lafarge mit ihrem Manne bewohnte. Gewiß ist es hier, wo sie ihre Spaziergänge machte, sagte meine Cousine.

Ja, Madame, erwiderte eine Frau, die plötzlich vor uns stand. Es war eine junge Bäuerin in der Tracht der Limosinischen Mädchen, mit hoher Mütze und Scharlachrock, hübsch und frisch wie Maiveilen.

Du weißt also, mein Kind, von wem wir sprechen!

Ja, Madame, Sie sprechen von der armen Frau Marie. O, mein Gott, vor noch nicht zwei Jahren um diese Zeit ging sie, wie wir, in dieser Allee spazieren. Sie las in einem Buch, das mehrere Bände hatte und in dem ich buchstabiren lernte, denn sie unterwies mich zuweilen, wie man es anfängt, um zu lesen.

Was für ein Buch war das? fragte ich. Erinnerst Du Dich dessen noch?

Sehr gut, weil das Buch solchen drolligen Namen hatte. Es hieß „Memoiren des Teufels". Sie hatte auch einen Band davon dem Fräulein Anna Brun geliehen, welche Nachts in ihrem Zimmer darin las.*)

In dem Augenblick, als das junge Mädchen diese Worte brennt, fanden wir vor dem Hause, wo der unglückliche Lafarge starb. Es ist ein großes länglichtes Viereck, dessen Haupt-Façade auf den Garten geht. Die Seite, welche den Eingang zugekehrt ist, hat fünf Fenster. Vor einem derselben und im Umkreise eines Rondels, in das die Pappel-Allee ausläuft, steht noch eine ungethente Maie.

Was ist das für ein Baum? fragte meine Cousine.

„Das ist die Maie, welche bei der Hochzeit des seligen Lafarge mit Frau Marie gepflanzt ward. Seben Sie dort oben den Zeigen Zweig in der Spitze. Der ist noch übrig geblieben von der Fahne, welche als Freudenzeichen oben aufgepflanzt war.

Herr des Himmels, sprach ich zu mir selbst, wäre der nicht unsinnig gesholten worden, der dem Glücke der beiden Ehegatten ein kürzeres Leben als dieser Fahne vorhergesagt hätte, und doch — Das waren meine Gedanken, als wir in das Haus Lafarge's eintraten. Es war unbewohnt; nur der Pförtner bewachte es. Bei unserer Annäherung zog der gute Alte die Mütze und kam und entgegen.

Wollen die Damen Glandier sehen? Ich werde Ihnen das Zimmer zeigen, wo Herr Karl an Gift starb, die Stube der Madame —

Welcher Madame?

Nun her, die im Gefängniß ist. Das arme Geschöpf, sie hat wohl viel leiden müssen, sie, die so zart ist....

Wir folgten dem Pförtner, der uns durch die unteren Zimmer gehen ließ. Fenster und Fensterläden waren geschlossen, so daß es uns unmöglich war, die Einrichtung zu unterscheiden. In der Küche jedoch sah ich ein Hausgeräth, welches durch die gerichtlichen Verhandlungen eine schreckliche Berühmtheit erhalten hat.

Es war ein Ofen zu Backwerk — derjenige, in dem die dem Herrn Lafarge überlandten vergifteten Kuchen gebacken wurden.

Das Eßzimmer war faß ganz von Möbeln entblößt. Selbst die Tapete war nicht überall dieselbe. Man bemerkte neue Spiegel im Täfelwerk. Ich fragte nach der Ursache dieser seltsamen Ungleichförmigkeit. Das kommt daher, weil Frau Marie angefangen hatte, diese Stube ausbessern zu lassen, und der sie ein Empfangzimmer machen lassen wollte. Es wurde noch an dem Abend darin gearbeitet, wo sie verhaftet wurde, angeklagt, ihren Mann vergiftet zu haben.

Wir traten in das Schlafzimmer von Marie Capelle. Die Strahlen der untergehenden Sonne zitterten durch die Fensterscheiben und warfen ihre Helle, melancholisch gefärbt, ins Zimmer. Uebrigens schien mir's beim Eintreten, daß der Eindruck des Orts vortrefflich mit der Traurigkeit des Abends zu stimmen; denn zu dieser Stunde, durch die Stimmung meiner Seele, umprängt von noch dröhnden Erinnerungen, war ich nur zu sehr bereit, überall Trauer und düstere Bilder zu sehen. Vielleicht kamen diesen ersten und sehr flüchtigen Eindruck auch der etwas strenge Anblick des Zimmers in Hölle, das genau Bogen die Stube deckte, endlich eine große Engelsgestalt, mit den beiden ausgebreiteten Flügeln auf einem Ebenholzschränchen ruhend, wie im Begriff, auf ungeheure schwarze Vasen zu fliegen, die den ebenfalls schwarzen Kamin überragten. Aber die flüchtigste Ueberlegung bewies zur Genüge, daß eine Stunde hingereicht haben würde, diese verschiedenen Ausschmückungen zu ändern, wenn sie nicht im Geschmack der Bewohner gewesen wären. Neben der schwarzen Engelsgestalt waren zwei, Marie Capelle gehörige Medaillons aufgehängt. Das eine umschloß eine blonde Haarlocke, das andere ein bewundernswerthes Miniaturbild.

Alles ist elegant und kokett in diesem Zimmer. Das Parquet ist zierlich eingelegt, in der Mitte in Form eines Damenbretts. Zwei wundervolle Spiegel waren der eine dem anderen gegenüber aufgestellt. Den Kamin zierte eine prächtige Uhr, auf der Johanna Hachette vorgestellt war. Auf jeder Seite dieser Uhr befanden sich Miniaturen, unter anderen die Bildnisse des Herrn Garat, Gouverneurs der Bank von Frankreich, und der Frau Gräfin Nicolai. Ein Flügel von Pleyel war nach geöffnet .... so wie ihn Marie Capelle verlassen hatte, da sie ihn das letztemal berührte. Auf dem Notenpult lagen die Romanze „von der Weide" von Rossini und Noldungen von Thalberg. Die Lehnstühle und Sessel in diesem Zimmer waren von Kirschbaumholz, mit rothem Sammet bezogen.

In diesem Zimmer war es, wo Serenen vorkelen, die heute noch unbestimmt sind. Hier stand Lafarge; hier sah man noch, da wir es besuchten, Decken und Bettzeug mit Blut bespritzt.*)

Dicht dabei ist das Zimmer der Anna Brun, darin zwei sehr bequeme Betten von modernem Form. Eines dieser Betten nahm Marie Capelle während der letzten Krankheitstage ihres Mannes ein.

Hier verrieth noch Alles den Aufenthalt der beiden jungen Frauen; einzelne Ueberbleibsel der Toilette, welche Marie Capelle vergessen, einige Nadelstifen, elegant und einfach wie ihr Besitzer; neben dem Bett, dem das Gericht sie entriß, lagen auf einem Guéridon, mit blauem Zeuge bedeckt, noch offen, die Werke, in denen sie gelesen, an dem Morgen, wo das Vorlährungs-Mandat sie so plötzlich unterbrach. Das eine war eine Deutsche Ueberfetzung Kirchers (?), dessen Vorrede so begann: Denen, die sich nicht am Leben genügen lassen, denen es Bedürfnis ist, zu lieben, zu fühlen, zu genießen.... Das andere enthielt mehrere poetische Bruchstücke, deren Auswahl mir nicht gerade sehr orthodox schien.

Der Anblick dieser unglücklichen Orte griff mich an; ich bat meine Cousine, sie zu verlassen, und ich athmete erst wieder frei, als wir weit von diesem traurigen Aufenthalt entfernt waren.

*) Diese Lektüre ist allerdings bezeichnend. Herr Soulié mag stolz darauf seyn, ein solches Publikum zu besitzen.

England.

Zur Geschichte des Englischen Zeitungswesens.

(Fortsetzung.)

Viele bilden sich ein, daß die Schreiber des Schapamts und des Foreign-Office selbst die Redakteurs ihrer Blätter sind. Doch dies ist sehr selten der Fall. Die Verbindung des Schapamts und des Journals, welches in seinem Solde steht, ist folgende: Jeden Morgen begiebt sich der Herausgeber oder einer seiner Gehilfen auf das betreffende Büreau, um sich mit Neuigkeiten zu versehen und Weisungen zu erhalten. Wenn der Herausgeber selbst diesen Besuch abstattet, so wird er gewöhnlich von Jemandem empfangen, der für die Verwaltung der geheimen Fonds und der nicht minder geheimen Nachrichten angestellt ist; denn so wichtig dem Minister die Unterstützung der Presse ist, so läßt er sich doch selten herab, ihre Vertreter selbst zu empfangen; er gehorcht hierin einem Vorurtheil des Englischen Stolzes, welches bei unseren Nachbaren jenseits des Kanals, so wie in Deutschland und Rußland, völlig unbekannt ist, wo selbst die Literaten an Ehre genießen, was ihnen an Einnahme abgeht. Bei der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten wird dem ministeriellen Herausgeber die ausgezeichnete Ehre, daß er vom dem unmittelbaren Unterzeichnen des Staats-Secretairs selbst empfangen wird; doch sein Stellvertreter oder ein Unterzeichner derselben hat nur das Recht, bei dem Büreau-Chef sich einzufinden, welcher die Befehle von seinem Obren erhält und sie seinem unterthänigen Diener mittheilt. Wenn man mit der Art, in welcher ein Journal seine Polemik führt, nicht mit der Gesandtheit, vermöge deren es verweidet, irgend gefährliche Fragen in Anregung zu bringen, zufrieden ist, so würdigen die Schutzherren ihre Schützlinge sehr selten, ihnen persönlich ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Doch sobald sich der Herausgeber eines Versehens oder des geringsten Ungehorsams gegen ihren Willen schuldig gemacht hat, ermangeln sie nie, ihn vor sich zu berufen; scharfen bringt man ihm mit verbindenen, aber sehr entschiedenen Ausdrücken in Erinnerung, daß er nicht Herr seiner Handlungen sey; daß er, wenn er diesen Fehler noch einmal begehe, das Ministerium in die Nothwendigkeit versetze, ihn zu verleugnen u. s. f. Dies führt oft zu sehr merkwürdigen Verhandlungen.

Ein Herausgeber ist von der Vice-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten berufen, um einen Verweis der Art zu erhalten. Man äußert ihm, der Minister sey mit der Polemik, die er seit einigen Tagen begonnen habe, sehr unzufrieden: Sie hat die Beschwerden zweier Gesandten veranlaßt, denen der Minister mit der in diesem Falle gewöhnlichen Entschuldigung geantwortet, da es kein Journal in England gebe, welches im eigentlichen Sinne offiziell sey, so könne man den Journalen einen Rath ertheilen, doch absolut keine man ihnen seine politische Richtung vorschreiben. Der Gesandten haben gewisse schonen Gründe nicht gelten lassen, sie begreifen nicht, daß Blätter, welche der Vertheidigung des Ministeriums gewidmet sind, Artikel aufnehmen, über die man nicht ein vorläufiges Gutachten eingeholt hat, und wollen den zu seinen Unterschreibungen Seiner Excellenz kein Gehör schenken. Demnach ersucht man den Revacteur, die Tendenz seiner Artikel zu ändern, wenn er nicht sofort den Schutz des Ministeriums verlieren will. Hierbei war ein einziger Fehler im Spiel, nämlich der, daß dieser Verweis nach einem Briefe des Secretairs des Schapamts einlief, der den Herausgeber des ministeriellen Journals lobte und die Polemik, die er seit einigen Tagen angesponnen habe, auf das entschiedenste billigte. Die Artikel, welche der Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten hätter gebilligt haben sollte, waren gerade die, welche den Staats-Secretair des Schapes entzückt hatten. Als dies wichtige Dokument vor die Augen desselben gekommen war, der so eben den offiziellen Tadel ausgesprochen, so hatte er nichts zu thun, als den Redacteur um das tiefste Schweigen über den Vorfall zu bitten. Es war von der höchsten Bedeutung, einen Zwiespalt geheim zu halten, der sich zwischen dem Premier-Minister und seinem Amtsgenossen über eine Frage zu bilden schien, die für das Verhältniß Englands zum Auslande so wesentlich war.

*) Von der Obduction des Leichnams.

Digitized by Google

Etwas Aehnliches erlebte ich einst, als ich der Londoner Gazette bei Veröffentlichung einer Nachricht zuvorgekommen war, welche von der Admiralität ausging, und mir von einem Freunde mitgetheilt war. Diesmal wollte der Lord Großadmiral den Schuldigen selbst befragen. Als ich in sein Cabinet trat, redete er mich mit dem erbittertsten, drohendsten Tone an; als ich so klug war, die ersten fünf Minuten Nichts zu erwidern, verschnaufte er seinen Zorn nach und nach und bot mir am Ende sehr freundlich alle Belehrungen und Mittheilungen an, welche ich begehren könnte; so endigte diese Stunde, die durch die gornigsten Phrasen begonnen hatte, deren man sich seit den Catilinarischen Reden bedient.

In Frankreich besteht nichts dem Aehnliches. Bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten befindet sich ein Beamter, dessen Geschäft es ist, nicht nur von der geringsten Neuigkeit die offiziellen oder halboffiziellen Journale zu benachrichtigen, sondern ihnen sogar in gewissen Fällen bereits fertige Artikel zu übergeben. Am Nachmittag werden die ministeriellen Abendblätter in Stand gesetzt, denen der Opposition zuvorzukommen. Hat die Regierung ein Morgen-Journal in ihrem Dienste, so stellt sie ihm oft schon am Abend zuvor die polemischen Artikel zu, welche sie am folgenden Tage in Umlauf gesetzt wissen will.

Was Frankreich betrifft, so thut es mir leid, gestehen zu müssen, daß es wenigstens einmal eine käufliche Feder bei mir gefunden hat. Der Herausgeber eines unserer täglich erscheinenden Blätter hat während einer gewissen Zeit eine jährliche Unterstützung von 24,000 Franken erhalten, welche die Französische Regierung zahlte, um ihre Politik zu stützen; dies ist das einzige Ereigniß der Art, von dem ich gehört habe. Die Presse von London bei allen ihren Vorurtheilen, bei ihrer Parteilichkeit, ihren Unwahrheiten, ihren boswilligen Insinuationen, ist im eigentlichen Sinne des Wortes unbestechlich. Einige Zeit nach dem Jahre 1830 erschien eine Reihe von Artikeln in London, durch die der König von Frankreich als Privatmann angegriffen wurde. Man wollte das Gewicht dieser geschickten Aufsätze schwächen, indem man Erwiederungen des entgegengesetzten Inhalts in Englische Journale aufgenommen sehen wollte. Eine am Französischen Hofe hochgestellte Person, die damals gerade mit dem Eigenthümer des Journals, welches diese Angriffe enthalten hatte, in enger Verbindung stand, übernahm die schwierige Unterhandlung. Anfänglich beschränkte er seine Gesuche auf Vorschläge einer wohlwollenden Neutralität, doch bald ging er weiter, er verlangte einen vollkommenen Bund und sicherte dem Haupt-Redacteur im Falle der Einwilligung vierteljährlich 6000 Franken. Dieser Vorschlag wurde mit Erbitterung zurückgewiesen. Ich bin weit entfernt, einen Französische Unterhändler durch, meinen Zunftgenossen zu überzeugen, daß er den König von Frankreich beschimpft habe und dafür zur Rechenschaft gezogen werden könne; so gelang es ihm, das einige Bemerkungen in das Journal aufgenommen wurden, welche die Thatsachen, die man Ludwig Philipp vorgeworfen hatte, als erdichtet widerriefen.

Ich gebe meinen Lesern zu rathen auf, westhalb der Name Talleyrand sich unmittelbar nach dieser Anekdote in meine Feder schleicht. In mehreren Abschnitten meines Lebens bin ich mit diesem geschmeidigen Höfling, diesem feinen Diplomaten, diesem großen politischen Gaukler, diesem gewandtesten aller Menschen, die ich je gesehen habe, in Beziehung gewesen. Mein Vater und er waren während der ersten Revolution in eine Verbindung verwickelt gewesen, die sie oft einander gegenüber gestellt hatte, und die dauernde Erinnerungen bei Talleyrand zurückgelassen hatte. Nach der Restauration wurde ich ihm in Paris vorgestellt, und da er als Gesandter nach London kam, wurde ich als Journalist sehr schmeichelhaft von ihm bewillkommnet. Als Journalist sage ich, denn nur diesem galt das liebenswürdige Zuvorkommen der huldvollen, schlangenklugen Politikerin. Niemand besaß, wie er, die Kunst, Menschen, von denen er gewisse Dienstleistungen wünschte, an sich zu fesseln; Niemand wußte seinen Worten, ohne seiner Würde Etwas zu vergeben, mit gleicher Berechnung die nöthige Wärme zu verleihen, um den Angeredeten von der aufrichtigen Theilnahme zu überzeugen, die er für seine Gesundheit, seine Frau, seine Kinder empfinde. Uebrigens darf Talleyrand weder dem zuvorkommendsten Kräuterer einer Salbe, noch einem Edelmannes alle Kraft des früheren Demagogen und alle Kunstgriffe des vollendetsten Jesuiten; doch sah er diese einst an der schlichten Einfachheit eines Philosophen scheitern; ich spreche von dem Tage, an welchem Talleyrand im Namen der Pariser Bürgerschaft von Bentham eine neue Constitution verlangte. Obgleich Bentham eine Manie für Constitutionen hatte und mit Schmeicheleien nie zu ermüden war, obgleich Talleyrand diese in der That nicht gespart hatte, fand er bei dem Philosophen dennoch kein offenes Ohr. Er wußte, daß der verschlagene Intrigant bereits mit zwei Geschäften beauftragt war, von denen er das eine von den Anhängern des Convents, das andere von den Mitgliedern der Minorität erhalten hatte; so zeigte er gegen den angeblichen Abgesandten des Volkes unverholen ein großes Mißtrauen: „Ich kenne gallische Intriguen nicht dem Grunde," sprach er; „Sie nennen sich von der guten Bürgerschaft von Paris beauftragt, die Grundzüge einer Constitution für Frankreich von mir zu fordern; hierauf antworte ich Ihnen einfach, daß es mir nicht gefällt, mit einem unsaubaren Messer Blätter weißen Papiers zu verschneiden, und daß ich eine Partei nach ihren Stimmführern beurtheile. Wenn die guten Bürger von Paris meiner bedürfen, so mögen sie mir einen aus ihrer Mitte schicken." Talleyrand hat späterr am Tische des alten Philosophen gesessen, doch ich zweifle, ob er je den Tag vergessen haben mag, an dem seine Diplomatie diesem sinnvollen Träumer gegenüber eine Niederlage erlebt hatte und sein Stolz so tief verletzt worden war.

Wir wiesteln übrigens Herr von Talleyrand auch in seinen diplomatischen Verhältnissen gewesen sein mag, in den Verhandlungen mit der Presse, so weit mir dieselben bekannt worden sind, muß ich gestehen, daß er stets die größte Zartheit beobachtet. Es steht fest, daß er Ludwig Philipp, als er ihn in Gefahr sah, sich unbefonnen seiner Popularität zu berauben, mehr als einen heilsamen Rath indirekt, durch die Englischen Journale, ertheilt hat. Nach den Juni-Ereignissen, von denen ich zuerst Kunde erhielt, eilte ich zu ihm, theilte ihm die Einzelnheiten mit, die mir zugekommen waren, er hörte mich an ohne das leiseste Zeichen von Auftregung, darauf sprach er, als ich geendet hatte, das einfache Wort: Ich habe es erwartet. Doch als zwei Tage später die Nachricht kam, Paris sey in Belagerungszustand erklärt, verlor der Gelandte in der Ueberzeugung, daß sein Herr den Sieg unbesonnen mißbrauche, plötzlich seine Kaltblütigkeit und rief aus: Der Mensch ist ein Thor! Der Verlauf der Geschichte hat gezeigt, daß er diesmal falsch urtheilte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine neue Verordnung der Königl. Bibliothek zu Paris. Wir hatten neulich in Nr. 94 des Magazins mitgetheilt, wie sehr der Französische Minister des Unterrichts, Herr Villemain, es sich angelegen sein läßt, nach den in den Provinzial-Bibliotheken verborgenen handschriftlichen Schätzen Nachforschungen anzustellen, und von welchem Erfolge dieselben gewesen sind. Um diese neu entdeckten Manuskripte im Interesse der Wissenschaft für immer zu retten, hat er am 5. August folgende Verordnung erlassen:

1) Es soll ein allgemeiner und ausführlicher Katalog aller Manuskripte in alten und neueren Sprachen, die sich in den Bibliotheken der Provinzen befinden, angefertigt werden.
2) Jedes dieser Manuskripte soll entweder in der Bibliothek, in welcher es gefunden wurde, gelassen oder, wenn es für nöthig erachtet wird, vermittelst des Umtausches over auf andere Weise, in eine andere Bibliothek verlegt werden.

Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß, wenn dieses schöne Beispiel von wissenschaftlichem Eifer, mit welchem der hochsinnige Villemain seinem Lande vorleuchtet, in anderen Ländern Nachahmung fände, das historische Quellenstudium auf sehr fruchtbringende Weise erleichtert werden würde.

— Spanische Fabriken und Englischer Handel. In Spanien dort man jetzt eben so, wie früher in Deutschland, und wie man es jetzt noch zuweilen in Mecklenburg, im Hannoverschen und in Hamburg hören kann, daß es ein vergebliches Bemühen wäre, mit den Engländern im Fabrikwesen rivalisiren zu wollen, und daß jedes Land naturgemäß nur diejenige Aufgabe zu erfüllen habe, die ihm durch seinen Boden oder durch seine Insularität Lage angewiesen sey. Spanien, das schon vor der Entdeckung von Amerika und noch mehr nach dieser Weltgeburt ein reiches inländisches Land war, soll jetzt — so lehren die Engländer und so sprechen es ihnen einige einheimische Spanische Professoren nach — darauf sich beschränken, die Erzeugnisse seines Landes gegen die Manufakturwaaren Englands einzutauschen. Mit nationaler Selbstverleugnung wird hinzugefügt: der Folge, inbolente Sinn, den der Spanier von den Arabern überkommen habe, werde sich niemals unter das Joch anstrengender Fabrikarbeiten beugen, wie es in England auf den niederen Klassen der Bevölkerung laste. Spaniens Weine, Südfrüchte, Wolle, Quecksilbereminen ꝛc. seyen Reichthümer, die keine große Arbeit erheischten, um gesammelt zu werden, und diese genügten dem Lande vollkommen. Die „Gesellschaft der Freunde des Landes", in Cadix hat der Regentschaft des Königreichs eine Denkschrift überreicht, worin die Nothwendigkeit eines Handelsvertrags mit England dargethan wird. Es werden in dieser Denkschrift folgende, mit den Doktrinen Englands, so weit diese nämlich dem Auslande vorgepredigt werden, vollkommen übereinstimmende Sätze aufgestellt: 1) daß England zu einem auf Prinzipien der Billigkeit und der gegenseitigen Vortheile gegründeten Handelsvertrage gern die Hand bieten werde, und daß Spanien hierdurch seinem Handel und seiner Schifffahrt neue Thätigkeit verleihen und das Fortschreiten des Landbaues, der Gewerbe und des Staats-Einkommens begünstigen könne; 2) daß der Wohlstand der Andalusier, der zunächst vom Vertrieb seiner Weine abhänge, dem Schutze der inländischen Fabriken nicht geopfert werden dürfe; 3) daß die inländischen Fabriken Katalonien doch niemals die Vollkommenheit der Englischen Fabriken erreichen würden. — Ganz ähnliche Grundsätze sind unstreitig auch in Portugal bei der Abschließung des berüchtigten Handels-Vertrages von Methuen aufgestellt worden. Aber was ist seitdem aus Portugal geworden! Seine besten Port-Weine werden allerdings ausschließlich in England getrunken, denn die Portugiesen selbst trinken sie nicht; aber sie, um sich ihren eigenen besseren Weinsorten gültig zu thun; tragen sie auf dem ganzen Lande jeder Schein von Industrie und Fabrik-Thätigkeit derschwunden. Es giebt allerdings dort keine Fabrikanten-Noth-stand, wie man ihn unter dem Volke von Manchester, Glasgow und Smitthfields findet und unvermeidlich finden muß, weil in der großen Menge der Lasterhafte immer hinter dem Fleißigen zurückbleiben wird und verarmen muß, oder bessir ist auch kein Leben in der geistigen noch in der physischen Welt Portugals mehr anzutreffen und das Land förmlich der Sklave des ihm in allen Stücken überlegenen Englands geworden.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Freitag den 27. August 1841.

Frankreich.

Zur Geschichte der socialen Bestrebungen der Gegenwart.

Die politischen Revolutionen haben immer die Folge, daß sie die Grundlagen der Gesellschaft erschüttern. Solche gewaltige Bewegungen treiben den menschlichen Geist aus seinem gewohnten Geleise; er überstürzt sich, indem er das ideale Gebiet absoluter Vollkommenheit, unbeschränkten Glücks zu betreten sucht; diesem zagt er beständig in der sichtbaren Welt nach, aber wie ein täuschendes Irrbild weicht es auch beständig vor ihm zurück. So lange es bei der Theorie bleibt, sind dergleichen Extravaganzen eine nützliche Uebung für den philosophischen Geist, der allmälig das Unvereinbare und falschen Ideen herausfindet; sollen sie aber ohne Weiteres realisirt werden, so tritt eine ernste Gefahr ein. Die gesellschaftlichen Bande werden gelockert, nützliche Ueberzeugungen vom Zweifel bewegt: die Betrachtung der Tradition führt zur Verachtung des Prinzips der Moral; die Gegenwart tritt mit der Vergangenheit in Fehde, und die Zukunft ragt drohend in jene hinein. Seit zehn Jahren offenbart sich die gefährliche Lage der gesellschaftlichen Ordnung durch die furchtbare Aufregung der Gemüther, durch das feindliche Zusammenstoßen der Systeme und durch die Verworrenheit des Denkens. Eines der unverkennbarsten Symptome dieser Auflösung ist das offen hintretende Apostolat der Empörung gegen die Grundgesetze der Gesellschaft, wenn man die Unterdrückung der schlechten Leidenschaften, die Heiligkeit der Ehe, die Rechtmäßigkeit der Familie und das Recht des Eigenthums als solche gelten lassen will, und das wird man doch wohl müssen.

Die drei kühnsten Reformatoren, welche am meisten zur Untergrabung der heiligsten Grundsätze der Moral und der öffentlichen Ordnung beigetragen haben, sind Robert Owen, Saint-Simon und Fourrier. Wir haben es erlebt, daß sich Schulen gebildet haben, welche die chimärischen Ideen derselben verwirklichen wollten; wir haben gesehen, daß sich Männer von unbestreitbarem Talent mit dem der Jugend eigenen Feuer der Verbreitung dieser gefährlichen Theorien geweiht haben. Einige Enerzumenen, welche den stolzen Namen von Bildnern des Menschengeschlechts annahmen, haben die moralische Unverantwortlichkeit des Menschen, die Herrschaft der Leidenschaften und die Rehabilitation des Fleisches als oberste Prinzipien hingestellt; indem sie absichtlich die der Gesellschaft anklebenden Mängel übertrieben und die verschönende Kraft der Religion verkannten, haben sie den Geist der Materie unterzuordnen versucht. Einer von ihnen, Robert Owen, behauptet, die Bestimmung des Menschen sey, seinen Neigungen und Gelüsten blindlings zu gehorchen; seine Natur setzte ihn an die Erde, und er dürfe den Blick nicht zum Himmel erheben. Keine der gesellschaftlichen Institutionen fand Gnade vor den Augen der Reformatoren.

Es würde zu weit führen, eine vollständige Uebersicht dieser utopistischen Theorieen zu geben. Eine sehr genaue und gewissenhafte Auseinandersetzung findet man übrigens in den „Etudes sur les réformateurs contemporains" von Louis Reybaud, die jetzt in der zweiten Auflage erschienen sind. Eine Stelle aus der Vorrede derselben, die wir hier folgen lassen, giebt den allgemeinen Gesichtspunkt an, von dem aus der Verfasser den Gegenstand seines Studiums betrachtet hat, und der im Ganzen auch wohl der richtige seyn dürfte. Sie lautet: „Zwei Dinge sind vorzüglich an den Neuerern unserer Zeit zu tadeln: die Verachtung der gesellschaftlichen Ueberlieferungen und das Recht, welches sie den Leidenschaften als solchen einräumen. Es ist ein ungemessener Stolz, wenn sie mit einem Federstriche die ganze Vergangenheit ausstreichen und sie als einfältig ausschreien; es ist gefährlich, alle Leidenschaften zu entfesseln, im blinden Vertrauen auf eine Combination, welche das Böse selbst als Triebwerk des gesellschaftlichen Mechanismus anwenden will. Die Gesellschaft hat indeß das Bewußtseyn, daß sie eine Tochter der Vergangenheit ist, und die Achtung vor ihnen Ahnen und vor den Erfahrungen der Jahrhunderte gehört zu den menschlichen Pflichten. Daher muß auch jede Neuerung in der Vergangenheit wurzeln und deren Substanz in sich aufnehmen. Was die unbegränzte Gewalt der Leidenschaften betrifft, so ist es leicht ersichtlich, daß diese mehr zur Entwiedrigung als zur Erhebung des Menschengeschlechts beitragen muß. Die Herrschaft des Menschen über sich selbst macht einen Theil seiner Freiheit aus; die Unterwerfung unter die Leidenschaften führt ihn aber wieder zum unfruchtbaren Dogma der Fatalität und zur Bewußtlosigkeit des Naturgesetzes zurück."

„Das Moralgesetz eines Volkes anzutasten, ist eine äußerst bedenkliche Sache; die dessen Absichten wären dem Uebel nicht steuern können, das aus abenteuerlichen Theorieen entspränge; und in einer Welt, wo die Leidenschaften beständig den Damm zu durchbrechen drohen, wo die Genußsucht und der Eigennutz und überall entgegentreten, scheint es doch gefährlich, ihnen freien Lauf zu lassen, wenn man nicht will, daß sie die Herrschaft gewinnen sollen."

„Was die Neuerer vorzüglich irre führt, das ist ihr falscher Ausgangspunkt. Als mathematische Geister wollen sie das Absolute erreichen; sie haben sür den Menschen ein absolutes Glück, eine absolute Moral ausgedacht. Das Absolute ist das Geheimniß Gottes. Ein absolut fühlender Geist, absolut glücklicher Mensch würde sein Mensch mehr seyn. Mit Ausnahme einiger Empfindungen, die angeboren zu seyn scheinen, ist das Maß der menschlichen Handlungen bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden, und nur die allmälige Bildung des Menschengeschlechts kann zu einer allgemeinen Moral führen. Wenn wir das Glück betrachten, was ist relativer als dieses? Man will es durch eine unbegränzte Befriedigung erzwingen. Aber hier liegt ja die tägliche Erfahrung vor, und Jeder mag sich selbst sagen, ob die vollständige Befriedigung der Leidenschaft das Glück gewährt. Das absolute Glück würde auch einen großen Uebelstand haben: es würde jedes Streben nach einem besseren Zustande unterdrücken."

„Streben wir nach dem Besten! das ist der beste Gebrauch, den der Mensch von seiner Kraft machen kann; aber suchen wir es im Bereiche der Möglichkeit und glauben wir nicht an eine plötzliche Umwandlung. „„Alle Kreatur seufzt"", sagt der Apostel Paulus, und auf diesem Punkte scheint das Problem des Glücks noch immer zu stehen. Dennoch ist das Menschengeschlecht seitdem zu einem verhältnißmäßig besseren Zustande gelangt. Es hat den Erdball durchmessen, es hat die Elemente gebändigt und sich dienstbar gemacht, es hat glänzende Siege über die Natur davongetragen. Ist es darum auch verhältnißmäßig glücklicher geworden? Seufzt die Kreatur nicht noch immer? Sind alle Wünsche, alle Bedürfnisse befriedigt? Die Antwort faßt nicht schwer, und man mag daraus schließen, daß das absolute Glück ein flüchtiger Schatten ist. Ernstgestimmte Geister gestehen sich dies ein, ohne ihren Halt zu verlieren und ohne in Selbsttäuschungen Trost gegen eine schmerzliche Nothwendigkeit zu suchen. So wird eine Theorie, welche uns lehrt, das Leben zu regeln und zu beherrschen, immer das Uebergewicht über diejenige behaupten, welche Gehorsam gegen die Neigungen und blinde Unterwerfung unter die natürlichen Triebe predigt."

Betrachtet man die drei Reformatoren, deren Systeme der Verf. zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hat, so kann man es sich nicht verhehlen, daß ihnen ein charakteristischer Zug gemeinsam ist. Es ist dies eine unbeweinliche Hartnäckigkeit, eine Aufopferung für ihre Ueberzeugung, die allen Prüfungen widersteht, selbst der Armuth. Ihr Leben ist ein fortwährender Kampf, ein fortwährendes Entsagen, und dies wird ihnen immer die Theilnahme aller edlen Gemüther sichern. Darin liegt das Geheimniß der Einflusses, den sie während ihres Lebens und nach ihrem Tode übten. Dennoch kann die Triebfeder ihrer Handlungen nicht verborgen bleiben, und diese Triebfeder ist die Herrschsucht, ist der Stolz. Saint-Simon, Fourrier, Robert Owen waren der Meinung, ihre geistige Begabung habe ihnen die Mission übertragen, der Gesellschaft eine neue Organisation zu geben und die Leitung der menschlichen Geschicke zu übernehmen. In Saint-Simon tritt dies am deutlichsten hervor. In seinem Jugendleben Jahre ließ er sich mit den Worten wecken: „Stehen Sie auf, herr Graf, Sie haben Großes zu thun."

Fourrier, von strengerem und moralischerem Charakter als Saint-Simon, bei dem der Cynismus nicht bloße Theorie war, kämpfte ohne eigene Erniedrigung gegen sein Mißgeschick an; aber er fand sein Glück in den Illusionen der Einbildungskraft. „Freudestrahlend", sagt L. Reybaud, „wandelte er unter einer freien und begeisterten Bevölkerung umher, welche ihn wie einen Wohlthäter begrüßte und wie einen König krönte. Er sprach mit diesen Wesen, den Kindern seiner Träume, eine Sprache, welche sie allein zu verstehen schienen; er baute sein Phalanstère, bevölkerte es, organisirte es, führte selbst die Gruppen der Harmonieen zur Arbeit, gründete eine Stadt, eine Hauptstadt, eine Metropole, verbrüderte durch das Gesellschaftsband den Orient mit dem Occident, den Nor-

Digitized by Google

den mit dem Säbem; diese bezaubernden Feste der Phantasie waren die einzigen Freuden, welche seiner Folgen Armuth freistanden."

Hatten wir dagegen die Worte, die Robert Owen an den Bischof von Exeter richtete, im Parlamente den Bann gegen ihn geschleudert hatte: „Vom Beginne meiner Laufbahn an, als ich auf keinen Schutz rechnen konnte, habe ich nie angefochten, mich in offene Opposition mit den eingewurzelsten Vorurtheilen der vergangenen Jahrhunderte zu setzen. Ja war Ihon damals auf Geldstrafen, Gefängniß, selbst auf den Tod gefaßt. Anstatt aber Geldstrafen, Gefängniß und ein schmachvolles Ende zu leiden, bin ich vielmehr der Liebling der ganzen Welt."

Lassen wir zunächst den Verf. noch einmal sprechen. „Es dürfte wohl keine Empfindung, keine moralische Ueberzeugung geben, der man nicht seit zehn Jahren auf das schonungslosseste entgegengetreten wäre. Die Liebe und die Ehe, der Familie Schranken, selbst den Untergang aller gesellschaftlichen Traditionen überdauert zu haben. Auch dieses Heiligthum ist entweiht worden. Die Kritik hat immer leichtes Spiel, wenn sie sich mit den menschlichen Schwächen zu thun macht. Es war nicht schwer, die Lächerlichkeit schlecht passender Ehen aufzuweisen und sich gegen die Ehe mit den Aergernissen zu wappnen, welche in derselben vorkommen. Man hat es gethan und die grellen Farben nicht gespart. Man hat bewiesen wollen, daß die Kräfte der Menschen nicht immer im richtigen Verhältniß zu ihren Pflichten stehen, und daß die Natur das Gleichgewicht zwischen der Freiheit und dem Zwange herstellt. Diese Beobachtungen sind begründet, aber die Folgerungen, die man daraus zieht, nehmen ihnen Vieles von ihrem Werthe. Auf welches Mittel verfiel man, um gegen einige ungerechte Verbindungen anzukämpfen? Auf die Gleichheit der Geschlechter und auf die Emancipation der Frau. Also, eine theilweise Unordnung wollte man durch eine allgemeine verdrängen. Aber die Frau bereckt im Kreise der Familie und in den Gesellschaften. Diese Herrschaft genügt ihrem Herzen und ihrem Stolze."

„Da die Selbstbefriedigung zum obersten Gesetze gemacht wurde, so war es ganz konsequent, daß man ihr keine Gränze setzte. Achtung vor fremdem Eigenthume ist eine Unterdrückung: das Eigenthum mußte abgeschafft werden. Achtung vor dem Weibe eines Anderen ist eine Entdehrung: die Ehe mußte abgeschafft werden. Achtung der Familienrechte ist eine Capitulation mit den Rechten Aller an Alles: die Erblichkeit mußte abgeschafft werden. So lehrte man also wieder zum Naturzustande zurück. Die Gütergemeinschaft und die Promiscuität sind keine neue Erfindungen der Welt; sie hat sie schon in ihrer Kindheit gekannt. Um die Wirkungen derselben zu mäßigen, war man bald darauf bedacht, die natürlichen Neigungen harmonisch zu organisiren. Welche Garantie des Gehorsams gegen ein neues Prinzip will man aber wohl von den Menschen verlangen, wenn sie in dem Hasse aller Prinzipien aufzuwachsen werden?"

„Wenn man die individuelle Befriedigung an die Spitze stellt, welche Sicherheit hat man dann wohl, daß sie sich einem klüglich ausgedeckten Gleichgewicht der Leidenschaften unterwerfen wird? Man sieht nicht an, alle Uebel gegen die Welt loszulassen, ohne zu wissen, ob man auch ein Heilmittel gegen sie hat. Das sind schmerzliche Erfahrungen. Vielleicht geht die individuelle Befriedigung durch ihre eigenen Ausschweifungen zu Grunde und durch den Ekel, den sie zur Folge hat. Wenn innerhalb alle geistigen Kräfte sich zu gemeinsamen Anstrengungen verbinden wollen, so wird es leicht seyn, das Aergerliche und Anstößige dieser Lehren wegzuschaffen. Was sie Gesundes und Fruchtbares in ökonomischer Beziehung enthalten, wird bleiben. Der Orkan wird am Ende nur die Luft reinigen."

Man sieht, daß der Verf. den Zustand der Gesellschaft will. Erhebung der arbeitenden, die Heilung des fressenden Krebses des Pauperismus, Bildung des Verbandes, um dadurch die Phantasie zu beruhigen, das ist der Zweck der gesellschaftlichen Bewegung, aber einer allmäligen und regelmäßigen Bewegung. Zu diesem Zwecke sollten sich die starken Geister aller Parteien zusammenthun, denn die Zeit drängt. Wer sieht nicht, daß die Gesellschaft für ihre Zukunft besorgt ist? Wer sieht nicht die Drohungen der Einzelnen, die Verbindungen, die ihr Dasepn nur durch Verbrechen offenbaren? In diesen dunklen Höhlen werden der National-Reichthum und das Privat-Eigenthum als leichte Beute anzusehen. Und dennoch ist in Frankreich schon eine politische Revolution ausgebrochen! Von ihr rühren die Institutionen her, welche die gegenwärtige Gesellschaft schützen. Sie hat den Boden und die Arbeit frei gemacht, sie hat die bürgerliche Gleichheit und das Gefühl der Menschenwürde ins Leben gerufen. Was verlangen nun die fanatischen Apostel einer neuen Revolution? Sie wollen Theilung des Landes, Gemeinschaft der Güter, Abschaffung der Gesetze, welche den schlechten Leidenschaften hinderlich sind. Das sind aber chimärische Hoffnungen, denen sich nur die Unwissendheit überlassen kann.

Es ist übrigens unter den günstigsten Umständen versucht worden, das System der Gemeinschaft zu verwirklichen. Europa mit seinen alten gesellschaftlichen Einrichtungen wollte dem Reformator Robert Owen nicht länger zusagen; er begab sich nach Nord-Amerika und ließ sich an den äußersten Gränzen der Civilisation nieder. An den Ufern des Wabash, im Distrikte Indiana, legte er eine Niederlassung mit dem Namen Neu-Harmony an. Es fehlte ihm nicht an Zulauf von Menschen, welche die Hoffnung eines glücklichen Lebens berbeilockte. Die Arbeiten begannen; aber bald stellten sich die Mängel einer gesellschaftlichen Organisation heraus, welche keine andere Grundlage hatte, als Sinnliche Befriedigung und Gleichheit der Beschäftigungen.

Führen wir an dieser Stelle noch einige Betrachtungen des Verf. an. „Wenn eine Gesellschaft alle ihre Kräfte entwickeln soll, so darf sie nicht blos aus tüchtig zugreifenden Armen bestehen; sondern es gehören auch geistige Kräfte und Kapitalien dazu. Die reine Gemeinschaft schließt aber die beiden letzteren Elemente aus. sie nimmt nur auf das Individuum an und sür sich Rücksicht. Der Millionair und das Genie werden eben so wohl nur als Einheiten geschätzt wie der rohste und faulste Arbeiter. Wie geneigt man auch zu einer freiwilligen Entlagung seyn mag, wenn man reich oder gebildet ist, so kann man sich doch nicht sehr günstig für eine gesellschaftliche Ordnung gestimmt sühlen, welche dem Talent und dem Reichthum nicht einmal das Verdienst um die Aufopferung läßt. Was war die Folge davon? Der Reichthum und die geistige Beschäftigung stellten sich nicht in New-Harmony ein. Die Kolonie bestand vornehmlich aus rohen und lasterhaften Menschen. Und selbst unter diesen gab sich bald eine Ungleichheit der Geschicklichkeit, der Kraft und des guten Willens zu erkennen, welche aus dem System der gleichen Vertheilung eine sortwährende Ungerechtigkeit machten. Die Reaction, die in Folge dessen eintrat, hielt die Bevölkerung der Production auf. Da die Arbeiter nicht für die nöthigsten Bedürfnisse zu sorgen hatten, so verließ sich Einer auf den Anderen, und ein bedeutendes Deficit in der Production vernichtete die Hoffnungen Owen's durch die That. Er schrieb dieses Resultat dem Mangel an Vorbereitung in den Charakteren zu. Aber das heißt, die Frage durch die Frage lösen und eine Gesellschaft von Engeln verlangen, um daraus eine gute menschliche Gesellschaft zu bilden. Der wahre Grund des Mißlingens war das Prinzip der Gemeinschaft!"

England.

Zur Geschichte des Englischen Zeitungswesens.

(Fortsetzung.)

Die hohe Geschmeidigkeit und Berechnung, welche von Talleyrand sprüchwörtlich geworden ist, hat er diswelen verleugnet. Man kennt das Vorrecht der Gesandten, vermöge dessen alle Depeschen, in welcher Gestalt sie auch erscheinen, ihnen zugesandt werden, ohne von den Zoll-Beamten untersucht zu werden, außer wenn bestimmte Nachrichten den Beweis liefern, daß diese Freiheit zu Mißbräuchen benutzt wird, welche bisweilen sogar vom Siegel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten beschützt werden können. Man kann denken, wie selten dergleichen Fälle vorkommen. Ein Secretair des genannten Ministeriums, dessen Italiänischen Namen wir verschweigen, beschloß, diese Berechtigung der Gesandtschaft zu seinem Vortheil zu benutzen. Zu dem häufigen Verkehre für den Hof von Neapel fanden zu London anvertraut wurden, so verband er mit denselben regelmäßig Kisten, die mit Contrebande gefüllt waren und ohne Hemmniß den Zoll zu Dover passirten; natürlich gelangten sie nie in Talleyrand's Behausung. Bald erweiterte, ermuthigt durch den Erfolg der ersten Versuche, der betrügerische Diplomat den Kreis seiner Speculationen, und mit einer Art von Naivetät er Esse genug mich, um ein ganzes Waarenlager vollständig zu versehen. Doch dieses geheime Handel wurde eines Tages entdeckt. Die Kisten des Französischen Gesandten waren wie gewöhnlich durchgelassen worden, aber geöffnet zu werden, und entfernten sich langsam von dem Zollgebäude, als einer der Beamten im Vorübergehen durch den Spalt eines Deckels einen der Korken bemerkte, in denen man gewöhnlich Spitzen verschickt; er theilte seine Vermuthung seinem Obern mit, welcher zunächst den Secretair von der Entdeckung benachrichtigte, die man gemacht zu haben glaubte; dieser spielte den Kühnen, heuchelte völlige Sicherheit und forderte die Zollinnehmer auf, die Kisten zu öffnen, die für die Gesandtschaft bestimmt seyen. Das werden wir nicht thun, sprach der erste derselben; doch ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihre sämmtlichen Reisesäcke in der gesetzlichen Anzahl zweier meiner Leute nach London zu schicken; dort mag die höchste Behörde entscheiden, welcher Weg hierbei einzuschlagen ist! Dies wurde buchstäblich ausgeführt. Als die Kisten in London angekommen waren, unterrichtete man den Fürsten von Talleyrand von allen einzelnen Umständen des Vorfalls und versicherte ihm zugleich, daß sie in der That keine Blumenspitzen seiner Gattin, vielleicht das bloße Wort, er glaube in der That, daß diese Packete an ihn gerichtete Briefe enthielten würde, um jede genauere Untersuchung zu verhindern. Die Anzahl der Packete schien dem Fürsten nicht mit der Natur der Depeschen übereinzustimmen, die er erwartete, so ertheilte er Befehl, daß man dieselben unerösnet, unter Begleitung eines Beamten, in seine Wohnung befördere. Zugleich trug er dem Secretair auf, bei der Eröffnung der Kisten gegenwärtig zu seyn. Es schienen Gründe genug vorhanden zu seyn, Talleyrand zu bewegen, diesen skandalösen Handel zu unterdrücken. Der Schuldige war ein Begünstigter, wo nicht gar ein Verwandter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und er hatte wahrscheinlich mehrere Mitschuldige, man wußte nicht, was für welche. Talleyrand blieb unbeugsam, und die Durchsuchung der Packete wurde für den folgenden Tag bestimmt. Der Secretair hütete sich, dabei gegenwärtig zu seyn. Ich bekam mich gerade zufällig im Gesandtschafts-Lokal und wurde gebeten, zu den Zeugen zu treten, welche dieser seltsamen Operation beiwohnen und sie verbürgen sollten. Die Depeschen bildeten kaum den zwanzigsten Theil der Packete; die übrigen enthielten Seide, Bänder, Handschuhe, Spitzen, Parfüm Modesachen aller Art, welche größtentheils in große Reisekoffern von Marocquin eingeschlossen waren. Sie mit goldenen Buchstaben ihre angebliche Bestimmung als Eigenthum der Gesandtschaft an sich tragen. Alles wurde konfiszirt, wie man sagt, wurde der Secretair bald darauf von seinem Posten abberufen.

Ich füge noch einen Beweis der Unabhängigkeit hinzu, welche Talleyrand zu bewahren wußte. Mehr als zwei Jahre lang hatte er den Secretair einer ihm befreundeten Fürstin bei sich, deren Lo-

Digitized by Google

den sonst bevorzugten jungen Mann außer Brod gebracht hätte. Man kann nicht zweifeln, daß ein Gönner der Art den nöthigen Einfluß besitzt, um einem Mann, an dessen Schicksal er so wahrhaften Antheil nimmt, eine angemessene Stellung zu verschaffen. Gleichwohl wurde Herr B. nicht angestellt, weil Talleyrand sich vorgenommen hatte, das Ministerium um nichts zu bitten; er zog es vielmehr vor, sich an mich Unbedeutenden zu wenden, der ich mich gerade in Frankreich in einem Strome kaufmännischer Geschäfte befand, und ich hatte das Glück, den jungen Mann, nachdem ich ihn einige Monate in meinem Büreau beschäftigt hatte, in Kantel unterbringen zu können, wo er verhältnißmäßig eine weit einträglichere Stelle erhielt.

Ich sah den Fürsten wenige Tage vor seinem Tode; er befand sich sehr übel und schien mir von dem Herannahen seiner letzten Stunde überzeugt. Wenigstens schloß ich dies aus einem Gespräch, welches wir mit dieser Stumme am äußersten Ende seiner Bibliothek führten, in welcher eine Menge von Paars, Dynastien und Adelsbüchern herumwogte. Gleichwohl hörte ich ihn bald darauf Mehreren, welche sich nach seinem Gesundheitszustande erkundigten, antworten, er befinde sich nicht anders als gewöhnlich. Indeß hatten die Journale bereits das Volk von der hohen Gefahr, in der sein Leben schwebte, unterrichtet. Einige Tage darauf verließ dieser große Schauspieler die Bühne für immer.

Da ich Gelegenheit hatte, Talleyrand Bentham erwähnt habe, so sey es mir gestattet, auf die Beziehungen zurückzukommen, in die ich mit diesem seltsamen Schriftsteller gekommen bin. Ich hatte lange gewünscht, ihn kennen zu lernen, doch ich verzweifelte daran, in die Einsamkeit zu dringen, in der er seit langer Zeit von aller Welt abgeschlossen lebte, als mir im Jahre 1824 einer meiner Freunde, der sein Schüler gewesen war, eine Einladung zum Mittagessen von ihm brachte. Er gab damals mit sehr Wenigen um. Lord Brougham, Lord Nugent, Buckingham, der Doktor Bowring, der Oberst Thompson, Walther Coulson und zwei oder drei Andere waren die einzigen, welche Zutritt bei ihm hatten. Sehr selten lud er mehr als eine Person zum Mittagessen, und mehr als zwei Tischgäste zu haben, war ihm aus äußeren Gründen unmöglich, denn seine Bibliothek diente ihm zum Speisesaal, und der Tisch, an dem er aß, bot höchstens für fünf Personen Raum. Doch Bentham und seine beiden Secretaire nahmen bereits drei Plätze ein. Dieser Tisch stand auf einem Gestell über dem Fußboden erhaben, und zwar so hoch, daß man kaum den Kopf und die Schultern des aufwartenden Dieners sah. Der Platz, welchen der Fremde einahm, befand sich Bentham gegenüber. Mein von Porto und Xeres kaum auf der Tafel, doch dem Ohr nicht sichtbar, und Jacke's vortrefflicher Französischen Weins, welcher auf einem Landgut gezogen wurde, das im Besitz der Familie von Bentham war. Ehe man sich zu Tische setzte, spielte einer der beiden jungen Secretaire, der gegenwärtig ein hohes juristisches Amt bekleidet, ein Lied auf der Orgel, welche die Bibliothek schmückte. Nach Tische zogen die Secretaire sich zurück und ließen mich Philosophen mit seinem Meister allein. Bentham selbst trank sehr wenig, und da er, wie er sagte, den Geschmackssinn gänzlich verloren hatte, so aß er fast nichts als eine Art Pudding, der mit dem ersten Gange auf die Tafel gebracht wurde. All' seine Seitsamkeiten setzten mich wenig in Staunen, ich war zuvor davon unterrichtet worden; nur Eins schien mir, ungeachtet aller vorangegangenen Schilderungen, sehr wunderbar, der Heißhunger, womit, welcher sich dem Essen unterwanden wurde. Bentham durchbrich seinen Gram mit der Eile eines Jünglings, und seinem Spleen voll bizarrer Benennungen getreu, theilte er seine Gänge in zwei Klassen ein, in zirkelförmige und gedehnte, je nachdem er rings um den Garten ging oder die Baumreihen in gerader Linie durchstreift. So machte er täglich vier bis fünf Meilen, während seine Secretaire nach seiner Anordnung gymnastische Uebungen in der Mitte des Hofes vornahmen.

Wenn man dem Schauspiele zusah, so kam man auf die Vermuthung, die Gewohnheit unseres Philosophen stamme von einer vorsündfluthlichen Menschengattung. Seine Extremitäten flogen bis über das Knie, und seine weißen Haare flatterten frei unter den mächtigen Flügeln seines ungeheuren Strohhuts. Die vertraute Unterhaltung nach der Entfernung der beiden Secretaire zeigte Bentham in einer günstigeren Stimmung, er war voll von Geist und von Anekdoten; nur hatte er, durch thörichte Schmeicheleien verwöhnt, die Verkehrtheit an sich, dem Gespräche stets Vorlesungen von Stellen aus seinen Schriften einzumischen; und wollte man ihm nicht mißfallen, so mußte man ihn hierbei von Zeit zu Zeit durch Aeußerungen der Bewunderung oder der Theilnahme unterbrechen. Diese langweilige Eitelkeit, welche vorzüglich in seinen letzten Lebensjahren sich geltend machte, hat viel zu den Fehlern im Styl Bentham's beigetragen, der, wenn er weniger von seiner Unfehlbarkeit überzeugt gewesen wäre, alle Eigenschaften besessen hätte, welche zu den wissenschaftlichen Arbeiten gehören, denen er sich widmete. Doch durch kriechende Bewunderung verderbt, hatte er sich eine eigene, unverständliche Sprache gebildet, welche die Lesung seiner Werke unmöglich machte; sie wurden erst zugänglich, wenn sie in eine fremde Sprache übersetzt waren. Doch kam seine Güte seiner Eigenliebe mindestens gleich und bestand unverkürzt neben derselben. Die eine erfüllte den Kopf, die andere das Herz.

Wie alle wahrhaft gute Menschen, war Bentham sehr empfindlich. Er vergab leicht, wenn man ihn beleidigt hatte, doch noch leichter meinte er, daß man ihm übel mißdeute; und da er jede Beleidigung als ein Zeichen der menschlichen Ungerechtigkeit und Undankbarkeit auffaß, so erregte sie ihm stets den tiefsten Schmerz. Wie oft habe ich ihn bis zu Thränen gerührt gesehen, wenn er sich eines leichteren oder schwereren Vorgehens erinnerte, dessen sich Jemand, auf den er mit Recht dauen zu dürfen geglaubt hatte, gegen ihn schuldig gemacht. Nach dieser flüchtigen Skizze seines Charakters mag man ermessen, wie sehr ihn folgendes Ereigniß verletzen mußte.

Zu seinen vertrauensten Freunden zählte Jeremy Bentham den excentrischen und phantastischen Lord Brougham; sie hatten durch die Gleichheit ihrer politischen Ansicht sich gewohnt, wie Vater und Sohn mit einander umzugehen. Ein sehr heftiger Artikel der Edinburger Review gegen Bentham's Systeme erschütterte plötzlich diese innige Freundschaft. Bentham glaubte den Styl seines Freundes in denselben zu erkennen und war empört. Sich öffentlich durch denselben Menschen angegriffen zu sehen, der privatim die Gewissenheit seiner Kenntnisse so oft anerkannt hatte. Er schrieb alsbald an Lord Brougham und bat ihn, sich entschieden zu erklären, ob er der Verfasser des Artikels sey oder nicht; dies breitte sich der berühmte Jurist zu thun, er lehnte mit den bestimmtesten Ausdrücken die Autorschaft ab und hob den tiefen Werth hervor, den der Artikel auch ihm gemacht habe. Er schieß seinen Brief mit der Bitte, Bentham möge ihm erlauben, sich persönlich vor ihm zu vertheidigen, und einen Tag bestimmen, an dem er ihn zu Tisch einladen könnte. In seiner Antwort sprach Bentham offen die ganze Freude aus, die er empfunden hatte, als die peinlichen Zweifel, die in ihm aufgestiegen waren, sich lösten, und ersuchte Brougham, selbst den Tag zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft zu bestimmen. Dies geschah an der That; doch der Tag, an welchem Brougham mit dem Philosophen zu Mittag speisen sollte, war verfeidet, an dem er zum Lord-Kanzler befördert wurde. Es giebt Menschen genug, die es in einem ähnlichen Falle für eine Ehrenlache gehalten hätten, der Einladung nachzukommen, die sie einige Tage zuvor angenommen. Es giebt deren noch mehr, welche sich von dieser Pflicht nicht losgemacht hätten, ohne sich nach Kräften zu entschuldigen. Brougham that weder, noch entschuldigte er sein Ausbleiben. Bentham's Wahrheitseifer nicht fühlte sich Bentham dadurch innerlich verletzt, doch er verbarg seine Bewegung und gewann sogar die Macht über sich, ausdrücklich zu bemerken, er sey nicht bedeutend genug, als daß der Lord-Kanzler sich an dem Tage mit ihm beschäftigen könne, an dem er in seine hohen Amtsverrichtungen eintrete. Doch verstrichen Tage auf Tage, Wochen auf Wochen, und der Lord-Kanzler erfreute seinen alten Freund weder durch eine Entschuldigung, noch durch das geringste Zeichen von Aufmerksamkeit. Dies mußte allerdings schmerzen. Doch beklagte ree alte Philosoph sich nie; nur später geschah es einmal, als der Kanzler, fortgerissen vom Feuer der Rede, eine strenge Philippika von der Höhe seines Thrones herab gegen Bentham's Theorien schleuderte; da konnte dieser seinen tiefen Schmerz nicht verbergen. So oft man in der Folge eine Anspielung auf diese Zurücksetzung fallen ließ, glitten Thränen über seine vor Alter welken Wangen. Ich zweifle nicht, daß Lord Brougham, wenn er sich sein Verfahren einigermaßen überlegt hätte, ganz anders würde gehandelt haben; wenigstens steht fest, daß ein nicht ganz verzerrter Mensch, der Bentham's Charakter kannte, sich nie zu entschließen vermocht hätte, das vorsätzlich zu beleidigen. Selbst diejenigen, welche seine Theorien nicht billigten, schätzten den Ernst seiner Gesinnung, und unter allen enthusiastischen Träumern unserer Epoche war Bentham ohne Zweifel der beste und liebenswürdigste.

Einige Phrenologen sollen behauptet haben, die Unterschung des Kopfes der berühmtesten Juristen habe den gänzlichen Mangel aller Organe, welche das Gewissen ausdrücken, ergeben. Man sagt hinzu, daß Lord Brougham, ein warmer Vertheidiger ihres Systems, sein Haupt den Schülern Gall's nie zur Betrachtung geboten habe, um ihnen nicht einen neuen Beleg für diese Ansicht zu liefern. Ich weiß nicht, inwieweit seine Besorgnisse begründet waren, doch ich glaube versichern zu können, daß eine Untersuchung der Art alle Ansichten der Boesicht in einem wahrhaft außerordentlichen Grade bestätigt und entwickelt haben würde. Nicht eine Zeile seiner Handschrift kam in die Hände des Setzers oder des Haupt-Redacteurs; der Redacteur las die Berichte ein. Der Kanzler schrieb in die Briefe an seinen Bruder, welchen dieser dem Redacteur vorlas oder diktirte. Eines Tages richtete die „Times" einen ziemlich heftigen Angriff gegen das Whig-Ministerium; das Blatt, in welchem derselbe sich befand, wurde alsbald an Lord Brougham geschickt, welcher gerade in einer gerichtlichen Verhandlung den Vorsitz führte. Sir Edward Sugden hatte eine lange Vertheidigungsrede begonnen. Der Kanzler ergriff das Journal, lallete es so, daß nur die Stelle, welche er beantworten sollte, gerade vor Augen hatte, nahm die Feder und schrieb die gewünschte Erwiderung, während die Anwesenden glaubten, er mache sich einzelne Bemerkungen über den Vortrag des Juristen, mit dem er von Zeit zu Zeit einige Worte tauschte. Hierauf verließ er unter einem Vorwand die Sitzung auf einige Minuten und ließ seine Improvisation (ungefähr vierzig Zeilen voll Feuer und Geist) für den Redacteur umschreiben.

Ich habe mir die ungemeine Sorgfalt nie erklären können, mit der gewisse Personen ihre Verbindung mit der Presse verbergen. Sie bitten demüthigst, daß man ihre Pläne, ihre Ideen unterstütze, daß man ihren Leidenschaften Spielraum gewähre, und sind sie einmal in die Welt, in der sie gewöhnlich leben, zurückgetreten, so affektiren sie die tächerlichste Verachtung gegen den Stand, in dem sie so eben Gastrollen gegeben. Sie erröthelen, wenn man sie mit einem Journal-Redacteur Arm in Arm träfe. Und sände dies nur bloß in den höchsten aristokratischen Sphären statt, man würde es ertragen; doch wie oft giebt sich ein Pfäfflein die Miene des stolzesten

Lords, der sorglich darauf bedacht ist, seinen Geburtsrechten nichts zu vergeben.

Ich erinnere mich, wie ich mich eines Tages im Zond einer Loge befand, deren erste Plätze von einem berühmten Komiker von Covent-Garden und einem Freunde desselben besetzt waren; ihre Unterhaltung betraf ein neues Drama, und der Freund sprach von einigen Journalen, welche das Stück und die Schauspieler seiner Meinung nach zu streng beurtheilt hatten. „Die Journale, die Journale", rief der kleine Komiker mit dem Tone der tiefsten Verachtung; „welcher Teufel kümmert sich um das, was ein Journalist sagt." Doch denselben Morgen war der Herr bei mir gewesen und hatte mich wiederholt dringend gebeten, einige belobende Worte über die Art mit der er seine Rolle spielte, fallen zu lassen.

Hierüber müßte man in Frankreich staunen, denn hier rechnen es sich Männer aus dem höchsten Stande zur Ehre, für Zeitschriften zu arbeiten, und unterzeichnen ihre Aufsätze ohne Scheu. Sie gehen mit anderen Journalisten, aus welchen Ständen sie auch geboren sind, in größter Vertraulichkeit um. In den vornehmsten Gesellschaften zu Paris habe ich den Herzog von Broglie und andere hochgestellte Schriftsteller gesehen, wie sie weit mehr auf ihr Talent als auf ihre Geburt stolz zu seyn schienen. Guizot, Thiers haben ihre Berufung ihren schriftstellerischen Arbeiten verdankt, und auf ihren alten Erfolg eben so stolz, als auf ihre neue Würde, haben sie als Minister nicht zu schreiben aufgehört. Es verhält sich hiermit in beiden Ländern eben so, wie mit der Industrie. Der vornehme Engländer glaubt seiner Ehre etwas zu vergeben, wenn er einen Handel eingeht, doch die vornehmsten Franzosen habe ich an der Spitze von Kaufmannsgeschäften gesehen. Glücklicherweise giebt es Ausnahmen von dieser Regel. Unter den Männern, die sich unverdrossen ihrer niederen Abstammung rühmten, ist Sir James Mackintosh zu nennen, welcher seinen Verbindungen mit der Presse, vermöge deren er sich über die Menge erhoben hatte, nie entsagte. Diesen verehrten Namen können wir den eines Mannes beifügen, der jetzt die Zier des Englischen Parlaments ist, und der sich sehr gern noch an die Zeit erinnert, in der er gewöhnlicher Stenograph war.

Was die Stenographie betrifft, so habe ich selbst diese Kunst zwar nie gräbt, doch ich bin mit Stenographen oft genug in Berührung gekommen, um sie genau zu kennen. Das Publikum macht sich oft sehr falsche Vorstellungen von derselben. Man glaubt häufig, daß die Reden im Parlament wörtlich nachgeschrieben werden; doch dies ist nicht der Fall; die Stenographen bedienen sich ihrer Kunst oft nur für einzelne Stellen gewisser Reden, deren Wichtigkeit es wünschenswerth macht, sie Wort für Wort zu besitzen. Der übrige Theil einer parlamentarischen Verhandlung wird nur in seinen Hauptpunkten wiedergegeben. (Schluß folgt.)

O'Connell von der Lichtseite. *)

O'Connell ist ein Mann von so entschiedenem Genie, daß in dieser Beziehung kein Mitglied des Unterhauses mit ihm den Vergleich aushalten kann; er ist es so ganz, daß man fast sagen möchte, aus jeder Wendung und Redensart spricht sein Genie. Es giebt andere Mitglieder des Unterhauses, wie Sir Robert Peel z. B., die mehr Takt und eine größere Geschicklichkeit in den Debatten besitzen, aber sobald es sich um eine geniale Eingebung handelt, übertrifft ihn Keiner. Faßt Alles, was er sagt, exgreift mit unwiderstehlicher Begeisterung, und was die Wirkung seiner Rede noch steigert, ist der Umstand, daß sie rein aus dem Stegreif, die Geburt des Augenblicks und nicht die Frucht ängstlicher und mühseliger Berechnung ist. Seine Stärke besteht nicht in der Dialektik; selten gewähren seine Reden den Genuß eines schulgerechten Raisonnements, und so oft dies auch der Fall ist, gewinnt sein Vortrag dadurch nicht an Werth. Seine Stärke, wenn er einen Gegner bekämpfen will, besteht im Spott; mit dieser Waffe fegt er, und nicht eher steckt er das Schwert in die Scheide, als bis der Feind vernichtet ist. Auf dem Felde der Ironie und des Lächerlichmachens ist er unzweifelhaft ohne Nebenbuhler, und Niemand macht ihm auch nur annäherungsweise die Herrschaft streitig. Und doch läßt sich Niemand weniger auf Persönlichkeiten ein, als O'Connell, wenn ihn der Verfahren der Gegner nicht dazu zwingt. O'Connell's Stil ist weder gewählt noch gefeilt, aber er zeichnet sich durch Kraft und Wärme aus; er liebt kurze und markige Perioden, und die Gedanken stehen ihm in zu großer Masse zu Gebote, als daß er daran denken sollte, die Zeile zu gebrauchen. O'Connell gefällt sich, um mit Spott in seinen „Portraits Irländischer Staats- und Zuftiz Männer" zu sprechen, mit der seinem Lande eigenthümlichen Fruchtbarkeit, ganze Reihen von lernigen Gedanken auf einmal auszudrücken, fast ohne eine Pause, um ihre Blöße zu decken.

O'Connell spricht mit einem sehr bedeutenden Irländischen Accent, der auf ein Englisches Ohr einen eigenthümlichen Eindruck macht, ohne an und für sich gerade unangenehm zu seyn; aber seine Stimme ist rein und vollkommen, ist harmonisch; sie bedeutet eine bedeutende Skala von Tönen mit nie fehlender Eindringlichkeit, und dies ist beinahe mehr Naturgabe, als Folge eines anhaltenden Studiums. Das, was man sonst Anmuth nennt, fehlt seiner Action; die großen, unterscheidenden Züge der O'Connellschen Manier sind die Kühnheit, das Feuer und der gänzliche Mangel künstlicher Formen. „Man ertennt", sagt Sheil, „das ungeflümte Irländische Blut, das in seinen Adern kocht; seine Lebensgeister sind in steter Aufregung, er scheint niemals traurig oder niedergeschlagen. Selbst unter den ungünstigsten Umständen verläßt ihn sein Glaube an den endlichen Sieg der unterdrückten Menschheit nicht, selbst ein augenblickliches Schwanken bemerkt man nicht; sein Auge ruht immer auf der Heiterkeit des Gemäldes und ist ein Reflex seiner inneren Heiterkeit. Ein feines Lächeln schwebt zu allen Zeiten auf seinen Lippen, sey es, daß er sich im Unterhause auf seinem Sitz vergräbt, oder daß er sich in einem Familienzirkel oder in lebendigen Schilderungen vor einer Versammlung des Volkes auf dem Markte zu Dublin befindet."

O'Connell's Gestalt ist groß und athletisch; seine Züge ist eine der muskulösesten im Unterhause; seine Constitution ist kräftig und gesund, und ungeachtet der sechzig in strenger und angestrengter Arbeit zurückgelegten Winter, erscheint er wie ein Gladiator in der Fülle der Kraft. Seine Physiognomie entspricht seiner Gestalt; das Gesicht ist mehr gerundet als flach; ein frisches Roth, das Zeichen von Gesundheit und guter Laune, färbt seine Wangen. Seine Nase ist stumpf und platt, die Augen dunkel und hochstich; seine Stirn hat nichts Auszeichnendes und ist nicht schön, so weit die künstlichen Haare eine Beurtheilung zulassen. Sein ganzes Profil gleicht dem eines Schiffs-Capitains, und Jemand haben ihn oft dafür angesehen.

Mannigfaltiges.

— Zweite Italiänische Version von Gretchen's Gebet. Wir haben in Nr. 99 des Magazins eine Italiänische Uebersetzung von Gretchen's Gebet mitgetheilt. Diese Uebersetzung war jedoch ein bloßer Versuch des Herrn Professor Menini in Mailand, welcher dadurch das Italiänische Publikum mit dem Inhalte des Gedichtes bekannt machen wollte. Er selbst konnte zugleich seine Landsleute auf denselben Versuch zu wiederholen, damit auch die äußere Form dieses Gebetes dem eben so gedankenreichen als naiven Inhalt desselben mehr entspreche. Wir freuen uns, einen solchen poetischen Versuch, und zwar von einem in Berlin lebenden Landsmanne Menini's, mittheilen zu können. Der durch seine lexikographischen Arbeiten in Deutschland und in Italien gleich geschätzte Sprachlehrer, Herr Professor Valentini aus Rom, hat sich durch jene Meminische Uebersetzung veranlaßt gefunden, die Goethesche Dichtung in nachstehender poetischen Form wiederzugeben:

Dolorosissima Madre Maria!
Benigna su sguardo volgi a mie pene,
Volgi, e . . . . . non tarde.
Tu sì morto figlio fasso hai il riguardo
Pien di dolore, mentre la spada
Ferita hai nel cuore.
Tu sì Padre eterno miri; e sospiri
A tal tramonti, pel tanti spasimi
D'uobo, a grandi.
Chi mai lo strazio sente, che lacera,
E che penetra anim midolla,
E gli osai spetra!
Quei che il mio core tema e desia,
Tutti i miei guai, Madre Maria,
To sola li sai.
Dovunque il piede, in mi rivolga,
In meano al petto, ohime! ohimel!
Sento su stiletto.
Non sola appena? mio cuor si strugge;
Or gemo, or piango, m' interserisce,
Gemo, e . . . . . ripiango.
Quadora all' alba, sappi di fori
Di pianto aspersi, ava al Lolcone,
Io te li offersi.
Chiaro splendemi il primo raggio
Quand' io in sui letto, afflitto e mesta,
Al tuo cospetto.
Da obbrobrio e morte libera me!
Dolorosissima Madre Maria,
Benigna su sguardo volgi a mie pene
Volgi, e . . . . . non tardo!

— Nachdruck in Frankreich. Der unermüdlichste und, wie es scheint, ein sehr glücklicher Nachdrucker ausländischer Werke in Frankreich ist Baudry in Paris. Als den blühendsten Zweig seiner räuberischen Industrie muß man den Nachdruck Englischer Werke betrachten, den er, wenn kein besonderer Grund ihn entgelt, und er erstreckt seinen Eifer selbst auf Journale. Die Edinburgh Review, die stets saft gleichzeitig auf der rechtmäßigen und der Baudryschen Office in hervorging, sah sich genöthigt, mit ihrem Doppelgänger einen Vertrag zu schließen, durch welchen sie sich verbindet, ihm eine große Anzahl von Exemplaren ihres Journals zu sehr mäßigen Preisen zu überlassen, die dieser jetzt auf dem Kontinent so billig verkauft, daß er den Gewinn seiner Freibeuterei Nachdruck durch den großen Absatz erlangt. Dem Juli-Hefte dieser Review gab Baudry auch eine Liste der bei ihm erscheinenden Englischen Nachdrucke bei, und darunter die Anzeige von dem baldigen Erscheinen der Alisonschen History of Europe etc. zu 40 Francs, während sie in England 186 Fr. kostet. Dieses umfassende Geschäftswerk (das mit mehrmals in diesen Blättern besprochen steht ganz innerhalb des Geschäftskreises eines Ultra-Tory, und es behandelt die Franzosen durchweg mit Härte, und oft mit Englischer Parteilichkeit und Befangenheit. Ein Französischer Buchhändler, der nicht für unpatriotisch gelten will, hätte der letzte seyn sollen, ein solches Werk nachzudrucken. Und doch ist die Gewinnsucht der heutigen Franzosen so groß, daß sie selbst ihren sonst so sehr gepriesenen Patriotismus opfern, wenn nur die Aussicht auf Gelbgewinn da ist.

*) Nach Les Orateurs de la Grande-Bretagne, depuis Charles I. jusqu'a nos jours.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 104. Berlin, Montag den 30. August 1841.

Rußland.

Einiges aus dem Altrussischen Volkskalender. *)

Bei dem hohen Interesse, welches besonders Sacharov's in den Russischen Schulen eingeführtes Werk: „Alte Sitten und Gebräuche" (4 Bände), nebst der wahrhaft klassisch zu nennenden Sammlung Sacharov's: „Sprüchwörter und Redensarten"**) für diese Gegenstände mit Recht erweckt haben, dürften auch die nachstehenden Mittheilungen einige Beachtung finden, zumal sie vielleicht nicht uninteressante Vergleichungen veranlassen können.

Die Altslawische Gastfreundlichkeit, welche selbst das Ausland als auszeichnendes Charakteristikon auch den Russen ehrend zuerkennt, ist bei diesen in der That so gänzlich naturalisirt, daß sogar deren Bezeichnung durch „Salzbrod" und „Salzbrodthum"***) völlig unerreichbar erscheint. Fast alle häuerliche Gebräuche hängen hiermit, mehr oder minder genau, zusammen; dafür zeugen die hier zunächst folgenden Sitten, Lebensregeln und Sprüchwörter:

Trat Jemand zur Zeit des Mittags- oder des Abendessens in ein Haus ein, so sprach er erst sein Gebet vor dem Weltbilde des Schutzheiligen im Zimmer, grüßte dann, mit den Worten: „Brod und Salz", und erhielt vom Hausherrn den Willkommen: „Brod zu essen, lassen wir Dich ein." — Nach der Mahlzeit wurde ein neues Tischtuch aufgelegt und Brod und Salz aufgetragen, worauf die Redensart: „Brod und Salz kommt nicht vom Tische" wahrscheinlich entstanden ist. Diese soll ausdrücken, daß Jemand gastfrei und in seinem Hause Alles vollauf sey — und ist also gleichbedeutend mit der: „Sein Haus ist eine volle Schale", oder: „Eine Hand im Honig, die andere im Syrup", und: „Was hat er sich nicht gekauft, wie der Käs' in der Butter sich fielt." — Gastfreundschaft war stets und so sehr Leidenschaft der Russen, daß, wenn Jemand zu einer Zeit eingetroffen, in welcher ihm weder ein Mittags- noch ein Abendbrod angeboten werden konnte, der Wirth, indem er ihm das Geleit gab, gewiß ernstlich betrübt zu ihm sagte: „Sey nicht bös; Du hast wie beim fallen Ofen gefessen."

Als Danksagung galt der Spruch: „Bei'm Brodte Salz genug" — oder: „Die Augen sehen nicht" (nach Mehr). — Eine alte Bekanntschaft und Freundschaft anzudeuten, sagt man: „Unsere Väter schon führten Brod und Salz zusammen." — Vor Aeltern meinte man auch, der Mensch, der zu Hause gelebt hat, sey nicht Böses — am sagte deshalb: „Salz und Brod (also Häuslichkeit) führt auf nichts Böses."

Bei der Grundsteinlegung zu einem neuen Hause wurde ein Geistlicher eingeladen, ein Moloben (Gebet für den bestimmten Fall) gesungen und unter den Grundstein eine Anzahl Münzen gelegt, der Schluß der Ceremonie aber durch Bewirthung aller dabei Anwesenden mit einer Mahlzeit gemacht. — Bei Richtung des Gebäudes beobachtete man folgenden abergläubischen Gebrauch: damit die Hausbesitzer glücklich und gesund bleiben möchten, erstachen sie einen Hahn, schnitten ihm den Kopf ab und verscharrten diesen in der vordersten (Weltbild-?) Ecke; und alles dies geschah mit vieler Geheimnißkrämerei. — Nach Vollendung des Baues wurde wieder ein Molében gehalten und das ganze Haus, zusammt der Dienerschaft, mit Weihwasser besprengt — wie noch jetzt nicht selten bei einem bloßen Quartierwechsel geschieht). Beim Einzuge in das neue Haus oder in eine neue Wohnung, brachte (und bringt) man vor Allem zuerst das Weihbild nebst Brod und Salz, demnächst aber einen Hahn und eine Henne dahin. Sobald hier Alles geordnet ist, erfolgt das Nowosselje (Einhaus): der Weihrauchkauch mit den Bekannten und Verwandten, welche ihr erstes Eintreten dadurch bezeigten Brod und Salz soll in Gestalt von Kuchen) zuspeichen. Bei dieser Gelegenheit pflegt das Brod aus einem Teige von Butter und Eiern zu seyn; und je reichlicher diese Spendung, desto größer erschien des Spenders Aufmerksamkeit und die Ehrenbezeigung. Die Reichen schickten wohl auch ein silbernes Salznäpfchen mit, und Viele sägten dazu noch Geschenke an Thee, Zucker und Federvieh, (lebendes oder todtes Geflügel — heutzutage oft die kostbarsten dargebrachte Geschenke jener Art, immer aber auch etwas Brod und Salz).

Für den Verreisenden war das ganze Haus beschäftigt: die Einen heizten die Badestube, die Anderen backen Zuckerbrod (Zwieback), Pirogen (Kuchen)*). Bezogen und angekommen, verabredete, die „Begrüßung". Am Tage der Abreise selbst hielt man eine Messe ab und ließ den Priester ein Gebet um glückliche Reise (propempticon) lesen. Auf den Tisch legte man ein Schwarzbrod, daneben stellte man das Salz; dann setzten sich Alle, schlossen zuvörderst jede Thür und verrichteten, nachdem sie eine Zeit lang zusammengesessen hatten, stehend ein Gebet. Nach der Trennung legte man die Zimmer nicht und brachte das Gebrückt auch nicht hinaus, „um nicht die Spur des Geschiedenen zu verwischen." Das Brod, welches beim Abschiede auf dem Tische gelegen, ließ man volle 24 Stunden lang unangeschnitten.

Bei der Geburt eines Kindes legte man, wenn dasselbe gewaschen wurde, Silber- und Gold-Münzen — unter Armen: einen silbernen Ring — in den Waschnapf (wie hier, für die Badewutter?). Der Kindbetterin brachte man Brodschnitten, mit Salz bestreut, welche sie durchaus, wenngleich in ganz kleinen Bissen, verzehren mußte. Bevor der Mutter und dem Kinde das Gebet gesprochen, verließ Niemand ihr Haus. Beide wurden täglich ins Bad gebracht, gewaschen und mit dem Badebesen (aus Birkenreisern) gereichen; dabei rief man: „Das Bad ist die zweite Mutter." Hierauf gab man dem Kinde ein Deckoft von Bier, gebackenen Pflaumen, Rosinen, Ingber und Galgantwurzel (Galgantcha gelunga). Eine Diät nach der Entbindung wurde in keiner Hinsicht beobachtet, sondern Alles: sauer, salzig, fett, gegeben; so man redete sogar der Kranken zu, mehr zu essen, indem man sagte, davon verginge die Krankheit rascher. Eben so reichte man der Wöchnerin spitzlawoisse einen Kräuterwein. Alle Bekannten und Verwandten brüschen sie und bringen ihr Gold-, Silber-, oder mindestens doch Kupfer-Münzen, auf dem Lande außerdem noch Pirogen, Pfefferkuchen und Aepfel, für's Zähnchen." (Dies wird ihr unter das Kopfkissen gelegt und soll dem Kinde das Zahnen erleichtern. Für das erste Zähnchen bekommt die Amme ein ähnliches Geschenk noch jetzt). Bis zur Taufe legte man den Säugling nicht in die Wiege. Gewöhnlich taufte man am dritten Tage, bei Schwäche des Kindes jedoch unmittelbar nach der Geburt. Dem Neugeborenen legte man den Namen derjenigen Heiligen, auf dessen Tag die Geburt gefallen, oder den vom achten Tage nach derselben, bei. Niefete das Kind bei der Taufe, so rief man ihm zu: „Bekreuze dich, Christus ist mit die!"

Bei der Taufe schickte man dem Vater oder der Mutter dieselben eine runde süße Pirogе. An etlichen Orten herrscht jetzt noch die Sitte, der Wöchnerin nach dem Kindtaufen eine Schüssel mit Pirogen und Lepeschken (Pfannenkuchen) zu schicken; unter diesen Pirogen liegt dann ein Gebgeschenk, und dazu ergeht für den Säugling der Glückwunsch: „Dich laffe Gott trinken, nähren, großwachsen und unter dem goldenen Kranze stehen, uns über und über Hochzeit schmausen!" Nach Verlauf von neun Tagen mußte sich die Wöchnerin mit der Hebeamme die Hände waschen. Dies bestand darin, daß Erstere der Letzteren dreimal die Hände benetzte, während die Gäste Silbergeld in das Wasser legten, zuletzt aber die Badematter Geld nebst Seife, Leinwand und Handlinnen bekam. — Nach dem ersten heil. Abendmahlsgenusse empfing man den jungen Christen, bei seiner Rückkunft aus der Kirche, mit Brod und Salz!**)

der Rückkehr aus der Kirche, wenn man mit den Heiligenbildern und mit Brod und Salz gratulirt, die jungen Eheleute mit Hopfen und kleinen Silbermünzen zu überschütten, ist jetzt in den Städten völlig eingestellt und findet sich nur noch in einigen Gubernien unter den Landleuten. Die Reichen ließen bei der Rückkunft von der Trauung Fässchen mit Bier und Wein für die zusammengekommenen Zuschauer „herbeirollen." Auf den Hochzeitstisch backten die Aeltern süße Kuchen, die Aermern aber und die Dörfler schmausten Pirogen und eine Henne. Am zweiten Hochzeitstage beschenkte die junge Frau ihres Mannes Verwandte, Schwiegervater und Schwiegermutter, mit Hemden; bei Wohlhabenderen gab sie dem Ersteren Tuch zu einem Rocke, der Letzteren Stoff zu einem Kleide, den Uebrigen, nach Maßgabe der Verwandtschaftsgrade: einweder ebenfalls zu Kleidern oder Tücher. Auf den Tischen schenkt man sich noch jetzt Handtücher, die mit rother Baumwolle zierlich ausgenäht sind (wie man im Altenburgischen und im Schwarzwalde z. B. auch Handtücher mit buntgenähten Bibel- und anderen Weihe-Sprüchen findet). — An einigen Orten mußte die junge Frau, zum Beweise ihrer Geschicklichkeit, am Tage nach der Hochzeit einen Kuchen backen. Wenn dann bei Tische dieser Kuchen aufgetragen wurde, reichte dieselbe Wirthin umher; und jeder Gast, nachdem er getrunken, legte ihr Geld auf das Präsentirbrett. — Alle bei der Hochzeit Gewesenen schicken dem jungen Paare nachher Brod und Salz.

Die Feier der Namenstage war gleichfalls sehr mannigfach. Die ersten Bewohner Sibiriens stammten meistentheils aus den nördlichen Provinzen Rußlands. Unter ihnen bestanden sich besonders viele Nowgoroder; aber, obgleich in Sibirien einheimisch geworden, bewahrten sie doch ihre Russischen Nationalsitten in der ursprünglichen Reinheit. An seinem Namenstage pflegte man nicht nur die Messe früh, Mittags und zur Vesper, sondern hielt noch außerdem, zu Hause oder in der Kirche, ein Moleben. Unterdessen backten die Angehörigen dahiem Pirogen und schickten solche, zu drei bis vieren, in nach der Familie, an die Verwandten und Bekannten umher. Der von ihnen Hermit Abgeschickte sprach, indem er die Kuchen am Orte ihrer Bestimmung auf den Tisch stellte: „Das Namenstagskind sendet durch mich seine Grüße und diese Kuchen, und läßt euch bitten, bei ihm Brod zu essen — (oder: Thee zu trinken)." — Wenn es dann einen Imbiß oder einen Nachtisch gab, so bereitete man eine Pastete aus gesäuertem Teige mit Salzfischen in Zwiebeln, oder einen runden Kuchen mit einer Füllung von Schmaute reichte man zwischen dem seinen Gebäck einen süßen Kuchen umher und trank dabei die Festgesundheit. Vor Alters backte man große Pirogen mit Käse und Eiern, oder irgend einer anderen Füllung; diese hießen Pracht- (Fest-) Kuchen und wurden immer am Schlusse der Tafel gegeben, sind aber gegenwärtig durch den runden Kuchen verdrängt. — In Kursk schickte man den Verwandten, anstatt der Pirogen, irgendeinen „Namenstagskinder", große Butterteigkuchen ohne Füllung, nur mit Rosinen besteckt, in jedes Haus einen. Ein gleicher Kuchen, aber mit Füllung versehen, war für das Mahl bestimmt und wurde, sobald alle dazu Eingeladenen sich versammelt hatten, über dem Haupte des Festtierenden zerbrochen. Wenn sich hierbei die Füllung auf denselben fiel, so wurde jener Wunsch zugetroffen: „Gehe Gott, daß eben so über Dich auch Gold und Silber herabgeschüttet werde!" — Die Gesundheit des Festhelden brachte man in Sprüchen, wie folgende, aus: „Gebe Gott Dir 100 Jahre zu leben — Gott lasse Dich leben, angesehen werden, Güter erwerben und alle Bosheit überwinden!" — Gewöhnlich beschenkte man denselben auch mit Geld und anderen Sachen. Fast überall hatten die alten Russen den Brauch, zu Namenstage, Geburtstage-, Hochzeit-, Todten- und Kirchen-Festen Bier und Meth zu bereiten; wer dies aber nicht vermochte, begnügte sich mit Braga (eine Art Russischen Dünnbiers).

Das Ableben und die Bestattung des Menschen sind zwar an den verschiedenen Orten von verschiedenen Gebräuchen begleitet, überall jedoch hält man daran fest, gefleißigt in Ehren. In Kursk wird, sobald alle Hoffnung auf Genesung des Kranken verloren ist, nach Vollziehung aller kirchlichen Förmlichkeiten, demselben ein Paar Strümpfe angezogen und er in die vordere Ecke unter die Heiligenbilder gelegt. Dann giebt man ihm ein Kruzifix von Kupfer, oder von Cypressenholz (nur nicht von Silber), und eine brennende Wachskerze in die Hände. Niemals aber wird der Sterbende auf eine Bettle gelegt, weil er Dort sonst, in der Hölle, nicht sterben würde — sondern immer auf Heu, oder Stroh. Bei seinem letzten Athemzuge räuchert man mit Weihrauch; und wenn er den letzten Hauch ausgeathmet hat, wird er gewaschen, angekleidet und auf den Tisch gelegt (zur Schau). Wer ihn gewaschen hat, behält sein Sterbezeug. Nachher zeigt man der Kirche den Patritit an, worauf das Sterbegeläut erfolgt. Inzwischen läßt man auch die Verwandten kommen, welche für den Verstorbenen das Leichenhemd zu nähen haben. So lange der Leichnam noch nicht beerdigt ist, wird täglich zweimal, zur Mittags- und zur Vesper-Zeit, das Todtenamt abgehalten. Die nahen Verwandten versammeln sich bei der Leiche; die jungen Mädchen lösen ihr Haar auf und nähen das Todtenhemd, je nach den Umständen, aus Nesseltuche, feiner oder grober Leinwand. — Bei der Beerdigung wird dem Sarge das Kruzifix, mit weißem Nesseltuche, oder mit Leinwand umhüllt und mit schwarzen Bändern umwunden, zum Begräbnißplatze vorgetragen. Der Beerdigung folgt ein Mahl, nicht allein für die Geistlichen und Verwandten, sondern auch für alle fremden Anwesenden, und dieses heißt „das indrünstige". Dann wäscht man erst das ganze Haus, und endlich geht man selber ins Bad. Nach dem 9ten, 20sten und 40sten Tage *) verrichtet man die Pominki (Todtengebete), womit bei den Reichen wiederum Mahlzeiten, bei den Armen jedoch nur die Gedächtnißfeier in der Kirche verbunden ist. Faß Alle, die es vermögen, bereiten ein Mahl für die Armen, opfern in Kirchen und Klöstern und senden auch milde Gaben in die Hospitäler und Gefängnisse. — In Kursk kannten sich ehedem Manche ihre Särge selber und pflegten auch wohl darin zu schlafen. Dabei hatte übrigens ein und einer Eiche ausgehauener Sarg den Vorzug vor einem tischlermäßig gearbeiteten. In Irkutsk beobachtete man bei den Beerdigungen fast dieselben Förmlichkeiten, wie in Kursk, nur mit einem unbedeutenden Unterschiede: Man gab dem Sterbenden weder Kruzifix, noch Kerze in die Hände, sondern ließ über ihn von dem Priester ein Abschiedsgebet sprechen. Dann stellte man in irgend einem Gefäße Wasser auf und zündete Weihkauch an. Ein Sterbekleid ist kaum hier anders, wie dort. Ferner war daselbst bei dem Todtenmahle das letzte Gericht ein Kissel (säuerlicher Mehlbrei); wenn dieses aufgetragen wurde, erhoben sich alle Gäste und stimmten die Priester „das ewige Gedächtniß" an. In Kursk thut man dies gewöhnlich nach dem Braten, wobei man zugleich zur Kirche schickt und läuten läßt.) Das erste Gericht waren überall Blini (große dünne Pfannkuchen).

(Schluß folgt.)

*) Am 9ten (nimmt man an) beginnt die allgemeine Verwesung; am 20sten die des Herzens, und am 40sten ist das Gerüste nicht mehr erkennbar.

England.

Zur Geschichte des Englischen Zeitungswesens.

(Schluß.)

In Frankreich, wo die Journale kleineres Format haben, ist der Stenograph genöthigt, seine Berichte noch mehr zusammenzudrängen. Der Moniteur ist das einzige Französische Blatt, in welchem die Parlaments-Verhandlungen in ihrem ganzen Umfange mitgetheilt werden. Um das Journal in Betreitung der Kosten zu unterstützen, welche durch eine Sorgfalt der Art erfordert werden, entnimmt die Regierung selbst so viele Exemplare, als es Pairs und Deputirte giebt. Jeder von diesen erhält ein Frei-Exemplar. Diese Einrichtung ist um so mehr nöthig, als Frankreich nicht, wie England, ein Organ hat, welches der Berichterstattung über die Parlaments-Sitzungen gewidmet ist.

Von den Stenographen, die ich gekannt habe, ist ein Theil bereits gestorben, da ihre großen Anstrengungen ihr Leben oft abkürzen; ein anderer glänzt in der Reihe der Juristen an Plätzen, die sie wohl nie würden erreicht haben, wenn sie nicht einen Theil der Einkünfte, die sie im Dienste der Presse bezogen, zu ihrer weiteren juristischen Ausbildung verwendet hätten. Einer denen, welche das Grab zerrissenen hat, war ohne Zweifel der merkwürdigste der arme Proby, der lange Zeit am Morning-Chronicle arbeitete. Er hatte für dies Journal die Verpflichtung übernommen, über die Sitzungen des Oberhauses zu berichten, und empfing dafür ein jährliches Honorar von 300 Pfund. Außerdem verdiente er über 150 Pfund als Uebersetzer fremder Artikel für ein Abendblatt. Das Einkommen war also ziemlich bedeutend für einen Mann, der keine Familie hatte, zu verheirathen. Doch der arme Proby war kein Mann, sich darauf zu begnügen, und hätte er das Dreifache besessen. Er liebte es, gut zu essen und gut zu trinken, und verbrauchte oft an einem einzigen Mittagsmahl, was er an drei Tagen voll Anstrengung verdient hatte. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet wie sein Appetit; ich habe ihn oft in der Sitzung gesehen, wie er ohne Papier und Feder nachzählig hörte, wie der erste Redner den Mitredner angriff, kommen, und am folgenden Tage füllte sein Bericht zwei bis drei ungeheure Spalten der Morning-Chronicle, und keine einzige wesentliche Eigenheit war übergangen, wenn es sich auch um die verwickeltsten statistischen Fragen und um Zahlen handelte. Er schrieb zwischen einer Flasche Porter und zwei oder drei Pfeifen, die mit verschiedenen Tabaken gefüllt waren; Pfeifen, Schnupfen und Betrachten pflegt mit einer Schnelligkeit, die an Wunderdinge gränzte. Proby wußte nichts von den stenographischen Künsten; der Redacteur des Alfred, eines Journals, das vor langer Zeit gegründet wurde und kaum einige Jahre bestand, theilte diese Unkenntniß und konnte an Klarheit, Güte und Genauigkeit mit der merkwürdigen Gestalt, mit der wir uns hier beschäftigen, eine Vergleichung wagen. Uebrigens war Proby, so lange er bei der Morning-Chronicle angehörte, seinem Anstand, seine Tracht, den Klang seiner Stimme und den rothglühenden Glanz seines Aeußeren ein majestätischer Vertreter seines Standes. Wenn er mit seinem festen gemessenen Schritt und, wie das Wetter auch war, den Regenschirm unter dem Arm, ins Oberhaus ging, so schien er einen Pair des ältesten Geblüts nicht zu bedeuten.

Das gute Leben und der Wein mußten mit der Zeit einen verderblichen Einfluß auf unseren Berichterstatter äußern, welcher nicht gewohnt war, für die Zukunft besorgt zu seyn. Nach und nach wurden seine Nachtäglichkeiten so zahlreich, so bedeutend und unverzeihlich, daß seine Gönner nach vergeblichen Zurechtweisungen sich genöthigt sahen, ihn zu verabschieden. Noch hätte er sich durch gelegentliche Arbeiten mit Brod und Fleisch versehen können, was ja bei so vielen Menschen, bei dem zwei Pfund Fleisch und eine Flasche Wein kaum zum Frühstück ausreichten? Man weiß, wie schnell das Unglück solche Naturen fortreißt, die an die strengste Ordnung und Sparsamkeit gewohnt sind; doch diejenigen, welche dieses Palles entdehren, gehen wie im plötzlichen Schiffbruch unter. Proby besaß weder Kraft, noch Besonnenheit, um dem Sturme die Stirn zu bieten. Nur der äußerste Mangel konnte ihn bewegen, einige Entdehrungen zu ertragen; kaum war er im Besitz einiger Guineen, so begann er sein altes Leben mit neuem Ungestüm.

Digitized by Google

Ich hatte ihn mehrere Monate aus dem Gesicht verloren, als seine imposante Gestalt eines Tages in meinem Büreau erschien. Doch welch' ein Wechsel war in seinem kurz vorher noch so aristokratischen Aeußeren vorgegangen! Der Regenschirm war an seinem gewohnten Platze, unter dem linken Arm, nach vorn geneigt; doch die Stelle des seinen, sorgfältig geordneten Gewandes hatte ein werthloses, unanständiges Linnenkleid eingenommen; eine Pandvoll Mehl, das Geschenk einer mitleidigen Köchin, hatte auf seinem Haar den feinen Puder ersetzt, mit dem es in besseren Tagen bedeckt war; der Hut, den er trug, mochte ursprünglich wohl einer Ehelmanns vornehmes Haupt bedeckt haben, doch, wie Proby, ein Spielball des feindlichen Geschicks, war er seit der Zeit so sehr herunter gekommen, daß der Fuhrmannsknecht, dessen Großmutt ihn Proby jedenfalls verdankte, ihn nicht mehr tragen mochte. Seine Schuhe, deren ursprüngliche gräuliche Farbe die Wichse nie geändert zu haben schien, waren, anstatt, wie früher, mit seidenen Bändern, mit sehr unsaubern Stücken von Bindfaden gebunden. Gleichwohl war seine Gestalt stolz und blühend, sein Auge hatte Nichts von seiner unverwüstlichen Heiterkeit verloren. Sein Betragen, würdevoll, wie immer, zeigte, wie sehr er fühlte, daß er durch die peinliche Lage, in der er sich befand, an seinem wahren Werthe nichts verliere. Ohne die geringste Bemerkung über dieselbe, bat er mich schlicht um Beschäftigung. Ich versprach ihm, zu sehen, was sich für ihn thun lasse, und bat ihn, mir seine Adresse zu geben. Der arme Teufel zeigte mir an, daß er in Norwood im Armenhause wohnhaft sei. Ich war gerührt, ich gestehe es, als ich an die Magendeschwerden dachte, welche das einzige Wort „Armenhaus" für einen Menschen wie Proby aussprach; ein kleines Glas saures Bier, ein Stück schwarzen, harten Brodes und ein Brocken mehr als dustenden Käses an der Stelle seiner schwelgerischen Mahlzeiten.

Diese traurigen Vorstellungen machten es mir unmöglich, Proby nach Norwood zurückzuschicken, ohne seine Bekanntschaft mit dem Roadsbeef und dem alten Porter erneuert zu haben. Nach Tische gab ich ihm die Versicherung, ich wolle sofort Anstalten treffen, seine Lage zu verbessern. Acht Tage darauf war er im Redactions-Büreau angestellt, von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet. Er erfüllte seine neuen Amtespflichten mit Eifer an. Unzweifelhaft, zum regelmäßigen zu seinem Geschäfte, führte es bereitwillig zum guten Mahle zu Ende, und die vollbrachte Arbeit wurde der Gegenstand unserer Unterhaltungen. Leider hatte seine Gesundheit zweimal hinter einander zu große Erschütterungen zu erleiden, als daß es ihm möglich gewesen wäre, seine Beschäftigung fortzuführen. Er wurde am Ende wassersüchtig und mußte das Bett hüten, doch sein unverwüstlicher Appetit verließ ihn auch jetzt noch nicht. Während seiner letzten Krankheit aß er täglich ein Pfund Fleisch und trank ein Maß Wein, so verstand es die ärztliche Verordnung, welche ihm vollkommene Diät vorschrieb. Zwei Stunden vor seinem Tode verschlang er eine ungeheure Portion Thee und zwei Stücke gerösteten Brodes. Bald darauf kamen wir zu ihm, sein Arzt und ich. Der Kranke athmete nur noch mühsam und röchelte unhörbar. Der Arzt fühlte ihm den Puls und sprach mit leiser Stimme, indem er sich gegen mein Ohr neigte: „Alles ist vorbei; der Arme tebt nicht mehr zwölf Stunden." Wir entfernten uns alsbald und trugen der Wärterin auf, Alles für das Begräbniß zu besorgen. Kaum waren zehn Stunden verstrichen, so richtete sich Proby auf seinem Lager empor und sprach mit fester Stimme zu der Frau: „Ich bin' es noch, Liebe, meine Liebe, nur Geduld, Geduld gemurmelt hat; doch er täuscht sich mehr, als je. Ich bin ihm schon einmal entschlüpft, und es wird diesmal nicht anders gehen." Dies waren seine letzten Worte. Eine halbe Stunde darauf war er verschieden.

Ein anderer meiner Stenographen hatte ein nicht minder merkwürdiges Schicksal. Der Sohn eines Hirten, hatte er es durch Fleiß und mannigfache Anstrengungen so weit gebracht, in das Alumnat einer Universität aufgenommen zu werden; hier zeichnete er sich vor allen seinen Genossen aus, doch anstatt den zwar beschränkten, aber sicheren Weg einer Professur einzuschlagen, wollte C. eine glänzende Carriere machen und stürzte sich in das große literarische Leben. Doch hier erfuhr er bald, wie wenig wissenschaftliche Kenntnisse außerhalb der Universitäten geschätzt werden. Aber C. kannte nichts, ohne Brod, ohne Bett, ohne Kleidung. Er wäre unfehlbar Hungers gestorben, wenn er nicht als Mitarbeiter an einem Magazin ein geringes Einkommen gehabt hätte. Einst schrieb er, in einem Anfall gänzlicher Entmuthigung, seine eigene Lebensbeschreibung und veröffentlichte sie durch eine unserer monatlichen Revuen. Die Ereignisse, durch einen schönen Stil gehoben, machten einen schmerzlichen Eindruck. Welche Demüthigungen hatte der junge Schriftsteller zu tragen, welchen Entbehrungen hatte er sich unterwerfen müssen! Als Lanzstreicher war er von einem Friedensrichter der Provinz zum Gefängniß verdammt worden, er, dem man zu Oxford den Lorbeer zuerkannt hatte. Doch es scheint, daß er, durch diese äußerste Beschimpfung empört, plötzlich alle Bereksamkeit aufhot und eine Physiognomie und Figur von Napoleon Bonaparte annahm. Sogleich hieß es, daß die Behörde, unwillkürlich verwirrt, sich verbunden glaubte, das eben ausgesprochene Urtheil zu widerrufen. Ich weiß nicht, ob er alle Worte jener Rede genau wiedergegeben hat, doch ich habe sie mehr als zehnmal mit stets neuer Bewunderung gelesen. Doch wie dem auch sey, C.'s Lebensgeschichte trug ihm nicht blos das gewöhnliche Honorar ein. Wenige Tage darauf lief ein Brief in der Redaction der Revue ein, in der sie sehr verschieden war, der den angenommenen Namen, mit welchem C. seinen Aufsatz unterzeichnet hatte, auf der Adresse trug und einen Wechsel von 20 Pfund enthielt. Er ermächtigte C. sogar, wenn diese Summe, ihn aus seiner Noth zu retten, nicht hinreiche, sich bei dem Banquier, an welchen der Wechsel lautete, mehr zahlen zu lassen, doch unter der Bedingung, daß er nicht nach der Quelle forsche, aus der diese Unterstützung komme.

C. nahm die zwanzig Pfund und forderte nicht mehr; denn bald darauf wurde er als Stenograph angestellt und bezog regelmäßige Einkünfte. Da faste er den Entschluß, sich der Jurisprudenz zu widmen, und trat als Student in H. ein. Durch neue Unglücksfälle gerieth er wieder in Verlegenheit, da kam er in der höchsten Bedrängniß eines Tages zufällig in das Büreau der Revue, in der einst die Schilderung seiner Leiden gestanden hatte, dort fand er einen Brief unter seiner Adresse, welcher seit sechs Monaten hier lag, da der Redacteur die Wohnung seines früheren Mitarbeiters nicht kannte. Er kam von seinem unbekannten Freunde, der ihn aufforderte, sich in der Stadt zu Jemand zu begeben, den er ihm bezeichnete. Da C. ein so altes Datum sah, wollte er der Aufforderung nicht nachkommen. Ich erbot mich, an seiner Statt es zu thun, und fand einen wackeren Geschäftsmann, von dem ich, nach einigen Worten gegenseitiger Erklärung, alle Aufschlüsse erhielt, die ich wünschen konnte.

Der ungenannte Wohlthäter war sein eigener Bruder, welcher außerhalb Londons lebte und, durch die Erzählung des unglücklichen C. auf das tiefste bewegt, ihn in Zukunft mit allen seinen Kräften zu unterstützen beschlossen hatte. Ich glaubte, ihm die neuen Verlegenheiten des jungen Studirenden nicht verhehlen zu dürfen. Einige Wochen darauf war das nöthige Geld da; und als C. ins Amt eintrat, wollte sein großmüthiger Freund alle Kosten bezahlen und machte sich ein Vergnügen daraus, dem Gastmahle beizuwohnen, welches bei dem Amtsantritt gewöhnlich ist. Hierauf besorgte er C. eine passende Wohnung und setzte ihn in den Stand, die Einkünfte entbehren zu können, die er bisher noch für schriftstellerische Arbeiten bezogen hatte, damit es ihm möglich werde, sich ganz den Geschäften seines neuen Standes zu widmen.

Persien.

Wanderungen in Persien.

(Aus dem Tagebuche eines Französischen Reisenden.)

Wir verließen den 27. September 1840 Dschulfa (eine Vorstadt von Ispahan), um uns nach Persepolis zu begeben. Unser Gefolge bestand aus einem Meimandar, zwei Europäischen Bedienten, zwei Sais (Armenischen Persern), dreizehn Maulthieren für den Transport unseres Gepäcks, drei Maulthiertreibern und fünf Pferden. Es war eine kleine Karawane. Man kann in diesem Lande, wo es keine Relais, keine Posten und keine Gasthäuser giebt, nicht anders reisen.

Den 28. September saßen wir um 6 Uhr des Morgens zu Pferde. Vor uns lag eine monotone und unfruchtbare Ebene, wo wir einer Maulesel-Karawane, die von Schiras kam, begegneten. Nach dem Frühstück, das wir neben einem Garten einnahmen, dessen Eingang und verwelgert wurde, erblickten wir eine Flur, die von Taubenhäusern, Gärten und einzelnstehenden Häusern ziemlich belebt war. Der Weg führt hierauf nach Süden.

Den 4. Oktober übernachteten wir in der zerfallenen Karawanserai von Konakora, wo wir bereits eine Karawane von Kameelen antrafen, die von Schiras nach Ispahan ging. Hier endigt das traurige Thal, das wir von Ispahan aus durchwandert hatten.

Den 5. Oktober gingen wir über einen Berg und gelangten in das Thal Dehberd, in welchem zahlreiche Dörfer lagen. Am Abend nahm uns eine Karawanserai auf. Alles, was eine Karawanserai dem Reisenden zu bieten hat, ist ein mehr oder weniger durchlöchertes Dach.

Am Gten wurde unser Weg sehr schlecht; er führte über ein Gebirge, durch steinichte Engpäße, Felsen und über scharfe Kieselsteine. Am Abend sahen wir die Ruinen von Mader-i-Suleiman gegen Südwest in einer schönen Ebene, durch welche zwei Flüsse strömen; endlich hörte die monotone Gestalt des Landes auf, und unsere Blicke und unsere Phantasie weideten sich an einem herrlichen Gemälde. Wir lagerten neben dem vermeintlichen Grabe der Mutter Salomo's; man glaubt, daß Mader-i-Suleiman das alte Pasargadä ist.

Das Grab von Mader-i-Suleiman liegt südwestlich von den Ruinen des großen Palastes; es ist aus weißen Steinen gebaut, die gut bearbeitet und ohne Mörtel über einander gelegt sind.

Die Erbaltung dieses Grabes verdankt man wahrscheinlich den Persischen Muselmanen, welche zu Ehren von Mutter Salomo's darauf einen heiligen Ort gemacht haben. Salomo wird in Persien sehr verehrt; die Persischen Legenden behaupten, daß er die Thiere sprechen lehrte, und daß er die sonderbarsten Verwandlungen bewirkte. Ein Arabischer Dichter erzählt Folgendes: „Eines Tages sah Salomo an der Thür einer Hütte einen Greis sitzen, der sich den Bart zerraufte; er ging auf ihn zu und fragte ihn nach der Ursache des Kummers, der ihn zu solcher traurigen Handlung trieb. Der Greis antwortete: „O, Reisender, ich bin reich; denn meine Kameele sind zahlreich und meine Mutterstelle saß immer trächtig; ich könnte einen Palast bewohnen, aber aus Eifersucht und Liebe habe ich diese Hütte, die einen Schatz birgt, zur Wohnung gewählt. Du scheinst mir gut und dienstfertig zu seyn; auch will ich dir aus Erkenntlichkeit für deine Theilnahme an meinem Schmerze meine Steine erstehen. Der Schatz, welchen ich hier habe, ist weder ein ausgezeichneter Renner, noch eine kostbare Perlenschnur, noch ein Damascener Degen, noch ein mit Diamanten gefülltes Kästchen: es ist ein lebendiger Schatz, welcher zwei Sterne statt der Augen und die Gestalt einer Huri hat. Dieser Schatz ist jung, aber ich bin alt; meine schöne Sklavin hat ihren Namen im Himmel empfangen,

denn sie heißt Aischma (Stern). Ihr Haar ist schwarz wie Ebenholz und duftet wie Weihrauch und Myrrhen; ihr Mund eine geöffnete Granate; sie ist groß und schlank, und ich schmachte vor Liebe zu ihren Füßen. „Aischma ehrt mich, wäscht meine Füße, parfümiert meine Hände und meinen Bart und sagt zu mir: „Mein Vater!“ Wenn die Nacht kommt und ich meine Lampe anzünde, da weint oder lacht sie: sie weint aus Mitleiden; sie lacht aus Spott; meinen Küssen setzt sie Thränen oder ironischen Lächeln entgegen.“

„Nun!“ sagte jetzt Salomo, „weißt du ein Mittel gegen dein Unglück?“

„Ach!“ erwiederte der Greis, „wenn meine Runzeln verschwänden, wenn mein Blut in meinen Adern sich verjüngte, wenn meine Haut der Seidenhaut der Aprikose gliche; so würde Aischma nicht mehr weinen und nicht mehr lachen; sie würde ernst und verliebt werden.“

Salomo berührte die Augen des Greises; die trüben und weinerlichen Augen wurden glänzend und hell wie der Krystallspiegel einer Quelle; er zog dann an seiner Nase, und eine andere Nase, weder lang, noch kurz, noch dick, entstand unter der Hand des Weisen; er hauchte in seinen Mund, und an die Stelle der alten schmutzigen Zähne und der Zahnlücken traten schöne Elfenbeinzähne. Nachdem Salomo alle Theile des Körpers berührt hatte, war unter der Hand des Weisen eine vollständige Verwandlung vorgegangen. Der Greis betrachtete sich im Spiegel; und da er sich für einen Anderen hielt, legte er seine Hand ans Herz und grüßte sein Ebenbild. Aber die Zaubermacht Salomo's erstreckte sich nur auf die Oberfläche des Körpers; er konnte das Innere nicht ändern; der Greis behielt sein kaltes Blut und seine langsame Phantasie; dem Aeußeren nach war er jung, dem Innern nach alt. Er verschachte und die Verwandlung, die ihn nothdürftig, eine doppelte Rolle zu spielen; er dachte und sprach wie ein Alter, während die Gestalt und die Haltung seines Körpers seine Worte und Meinungen Lügen strafte. Seine schöne Cirkassische Sklavin weinte und lachte jetzt noch mehr als vor der Verwandlung.“

Wir hielten uns zwei Tage unter diesen Ruinen auf. Den 9ten um 6 Uhr des Morgens reisten wir nach Persepolis ab. Nachdem wir Maderi-Suleiman verlassen hatten, kamen wir durch enge Thäler, welche von hohen Bergen eingeschlossen waren; der Weg führte den Fluß Magaub entlang, dessen Ufer mit Weiden, Pappeln und Harzbäumen bepflanzt sind; die Samenkörner dieser letzten Bäume werden zum Färben gebraucht. Wir lagerten uns neben diesem Flusse. Am anderen Morgen gingen wir auf Rakschi-Rustam zu. Links sahen wir die Ruinen von Istakar. Hier war eigentlich das alte Persepolis ist. Nach drei Stunden Weges waren wir einem Felsen gegenüber, in welchem die alten Perser ihr Königsgräber gebaut und darin mehrere Basreliefs angebracht hatten. Wir hielten uns nur kurze Zeit in dieser mit Trümmern bedeckten Gegend auf. Unsere Zelte wurden in einem Garten des Dorfes Dschan-Abad aufgeschlagen; der Kalantar verweigerte uns unbefugt ein Haus, aus keinem anderen Grunde, als weil wir ihm unrein zu seyn schienen. Uebrigens wird der Ferman des Schach in der Provinz Fars wenig respektirt; daher entschlossen wir uns, unseren thätigen Meimandar nach Schiras zum Statthalter der Provinz zu schicken, um von diesem Persischen Beamten einen Ferman für seine Provinz, eine Schutzwache und Vorrath zu erhalten. Nach fünf Tagen kam der Meimandar mit einem Ferman, drei Soldaten, die eine schlechte Miene machten, und mit Vorrath wieder zurück; er hatte auch die glückliche Idee gehabt, uns eine Probe von jenem Wein von Schiras mitzubringen, den die Persischen Dichter so sehr besungen haben und der unter anderen auch die Eigenschaft hat, vor dem Fieber zu schützen. Zur Ehre dieses Weines will ich die Strophen hierherversetzen, zu welchen er den berühmten Hafis begeistert hat:

Ein Zauberer sing einen Sonnenstrahl,
und sing' in einen Tropfen ihn ein,
und schmolz ihn an des Feuers rothem Schein;
In goldnen Tropfen ward der Sonnenstrahl.

Die goldnen Tropfen mischt er dann mit Thau,
Ein Saft, der den Thau mit vietem Fleiß
Gesammelt auf der Jasminrose Blüthe
Einst auf des Paradieses Blumenau.

Der Zauberer nahm dann Trauben, voll und schön,
Die nur gereift auf Schiras' grünen Höhn,
Und preßte sie und mischte ihr erstes Blut
Dann mit dem Thau und Strahl zu einer Fluth.

Der Sonnenstrahl, der Thau, der Traubensaft
Verketten in der Mischung ihre Kraft.
Daraus entstand der Nektar, rein wie Gold,
Der wie ein Feuer in den Adern rollt.

Den 8. Dezember gelangten wir nach Schiras. Diese Stadt ist mit einer Mauer umgeben, auf welcher mehrere Thürme gebaut sind, und hat fünf Thore. Um diese Mauer zu umgehen, bedarf es einer Zeit von 1½ Stunden. Die Basars von Schiras sind in der That schön; auch hat diese Stadt ziemlich gute Häuser; die älteste ihrer Moscheen ist im J. 1226, zur Zeit der Kreuzzüge von Saad-Altabry, gebaut worden; der Name dieser Moschee ist Nasch'a-Jumab; sie fällt jetzt in Trümmer. Meine Liebhaberei für Moschern brachte mich oft in Gefahr, wenn ich diese heiligen Gebäude zeichnen wollte. Von meinem Meimandar begleitet, trat ich in den Hof und fing an, eine Skizze von dieser Moschee zu entwerfen. Aber in Allen eine Moscher zeichnen, gilt für ein Verbrechen; nichts erregt mehr den Zorn der frommen Muhammedaner, als diese Kühnheit. Bald wurde ich auch von einem wüthenden Geschrei in meiner Arbeit gestört; sechs Mollahs stürzten auf mich los und schimpften mich einen Christenhund; ich verwehrte noch ihre Erbitterung, indem ich mich stellte, als wollte ich sie in ihrer heiligen Wuth portraitiren; einer von ihnen rief das Volk zusammen; häßliche Gesichter rotteten auf den Ruf des Priesters herbei und sangen an, mich zu steinigen. Ich schwang mich auf mein Pferd und galoppirte davon; die Steine flogen hinter mir her, und ich gelobte, nie wieder Moscheen zu zeichnen.

Der Palast des Statthalters ist ein großes Gebäude, von Mauern und Thürmen umgeben; es enthält geräumige Zimmer und große Gärten; dieses Gebäude ist zugleich ein Palast und eine Citadelle. Schiras zählt nur 5 Armenische Häuser und 100 jüdische; alles Uebrige ist muhammedanisch. Die Bevölkerung ist abergläubisch und aufrührerisch.

Ich habe das Grab des Dichters Sadi gesehen; es liegt 1½ Stunden von Schiras, ungefähr 2 Stunden von der Stadt entfernt. Es ist ein Sarkophag von Kalkstein, der mit Inschriften fast ganz bedeckt ist. Neben Sadi's Grabe fließt eine Mineralquelle, der verschiedene Heilkräfte zugeschrieben werden. Die letzte Wohnung des Dichters lag in einem Thale, das von hohen Bergen umschlossen war; nicht weit davon befindet sich der berühmte sehr kleine Brunnen, in welchen man sonst die ehebrecherischen Frauen stürzte. Als ich diesen Brunnen besuchte, sagte mir ein Perser: „Wenn dieser Brunnen mit seiner ehemaligen Bestimmung in Europa existirte, so würde er bald voll werden.“ — Was werden die Europäer von dieser Meinung denken, welche die Perser von der Treue unserer Damen haben?

Mannigfaltiges.

— Geschichtliche Lieder der Franzosen. Unter dem Titel: Chants historiques Français hat der gelehrte Französische Literat, Herr Leroux de Lincy, die Herausgabe einer Sammlung historischer Lieder begonnen, welche die Zeit vom 12ten bis zum 18ten Jahrhundert umfassen wird. Wenn man sich des bekannten, vor der Revolution seine volle Wahrheit besitzenden Ausspruches erinnert, daß Frankreich eine durch Lieder gemäßigte Monarchie sey (une monarchie temperée par des chansons), so wird man die historische Bedeutung einer solchen mit Kritik und Geschmack veranstalteten Sammlung auch anerkennen müssen. Vorläufig ist der erste Band erschienen, dem bald ein zweiter folgen wird. Herr Leroux hat diesem ersten Bande eine gründliche Einleitung vorangeschickt und die Lieder selbst mit zahlreichen erläuternden Noten begleitet. Wir denken auf dieses interessante Werk, sobald es vollendet seyn wird, ausführlicher zurückzukommen.

— Prophetische und National-Lieder. Scheinbar als Seitenstück zu obiger Sammlung, hat gleichzeitig ein Herr Sebastian Rheal „Chants nationaux et prophétiques“ herausgegeben; denn so wie jene an die historische Vergangenheit, so hält sich dieser an die Zukunft. Doch Herr Rheal ist blos einer von den Französischen Weissagern-Dichtern gewöhnlichen Schlages; er haucht seine Seufzer über die heutige Societät und über die Politik von gestern und morgen in Versen und Strophen aus. Nur Eines ist neu, das zwischen seinem Vorbilde, Lord Byron, und Herrn Rheal eine so ungeheure Kluft ist, wie die zwischen wirklicher Poesie und dem Mangel derselben. Herr Rheal verzweifelt an der Gegenwart, aber er glaubt an die Zukunft; doch wir fürchten, die Zukunft werde sich nicht revanchiren, denn diese wird nichts von Herrn Rheal wissen. Miolaud Decker und Herr v. Lamartine bekommen Beide ihr Theil von dem Sänger der Zukunft; der Erste soll mit dem Rhein werde immer Deutsch bleiben, und der Zweite, weil er darauf Worte des Friedens angestimmt. Ja, Herr v. Lamartine muß für von Herrn Sebastian Rheal sagen lassen: „L'esclave est sans patrie, il chante ses vainqueurs.“ Das Wort ist vortrefflich, auch wir Deutsche denken so, aber wir wissen nicht, weshalb es auf Herrn v. Lamartine anzuwenden sey.

— Eisenbahnen und Posten. Die Railway-Times sagt: Auch in Bezug auf den verderblichen Einfluß, den die Eisenbahnen auf den Verkehr der Posten und des Personen-Zuhrwesens üben würden, hat sich die öffentliche Meinung geirrt, wie dies so häufig geschieht, wenn sie die Folgen einer großartigen Verbesserung im Voraus berechnen will. In Preußen hat es vor Errichtung der Belgischen Eisenbahnen nicht mehr als sechzig öffentliche Personenwagen, die für die Beförderung von Reisenden bestimmt waren; jetzt zählt man deren über 300. In England hat sich seit dem Jahre 1838 der Ertrag der Abgabe von Postpferden von 237,452 auf 212,635 Pfd. und der der Abgabe von Personen-Reisewagen (auf Landstraßen, nicht auf Eisenbahnen) von 465,000 auf 407,040 Pfd. jährlich vermindert. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Abgabe selbst seit jenem Jahre von der Regierung herabgesetzt worden. Wie gering erscheint jedoch jene Verminderung, wenn man dabei erwägt, welche ungeheure Masse von Reisenden jetzt und seit drei Jahren auf den Eisenbahnen befördert wird!

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Mittwoch den 1. September 1841.

Frankreich.

Mirabeau, nach Cormenin's Darstellung.

Als Christoph Columbus, nachdem er den unermeßlichen Raum des Meeres durchschifft hatte, sich dem Amerikanischen Festlande näherte, erhob sich plötzlich ein Sturm, die Blitze fuhren hernieder, der Donner grollte, die Taue zerrissen, der Steuermann verlor die Fassung und das Schiff schien dem Untergange geweiht. Aber während Soldaten und Matrosen verzweifelnd auf die Kniee sanken, ergriff er im Vertrauen auf seine hohe Bestimmung das Steuerruder und leitete das Schiff durch die wogenden Wellen und die finstere Nacht. Und als das Schiff an das Ufer land der neuen Welt anlief, rief er mit tönender Stimme: Land! Land!

Als das Schiff der Revolution mit zerbrochenen Masten und flatternden Segeln auf einem surmbewegten Meere hinschwankte, stand Mirabeau aufrecht am Steuerruder, den Blitzen und dem Donner trotzend, ließ seine prophetische Stimme unter den gefängstigten Passagieren ertönen und wies mit dem Finger auf das gelobte Land der Freiheit hin.

Alle Umstände vereinigten sich, um Mirabeau zum gewaltigen Beherrscher der Tribüne zu erheben: seine ungewöhnliche Organisation, sein Leben, seine Studien und die Kämpfe mit seiner Familie, die außerordentliche Zeit, in welcher er auftrat, der Geist und die Berathungsweise der konstituirenden Versammlung, so wie das wunderbare Zusammenstimmen seiner rednerischen Anlagen. In einer Versammlung von zweihundert Gesetzgebern ist es erforderlich, daß der Redner von weitem gesehen werden könne, und Mirabeau wurde von weitem gesehen; er muß von weitem gehört werden können, und Mirabeau wurde von weitem gehört; es ist erforderlich, daß kein einzelner Zug auf Kosten des Gesammteindrucks hervortrete, daß der innere Mensch sich in der äußeren Bildung enthülle, und daß die Seelengröße sich auf dem Gesichte und in der Rede abspiegele. Aber Mirabeau brachte einen solchen Gesammteindruck hervor, er hatte ein solches Gesicht, eine solche Seele. Mirabeau war auf der Tribüne der schönste Redner. Er war ein so vollendeter Redner, daß sich schwerer sagen läßt, was er nicht besaß, als was er besaß.

Mirabeau hatte eine massenhafte und gedrungene Körperlichkeit, dicke Lippen, eine breite, knochige, hervortretende Stirn, geschwollte Augenbrauen, einen Adlerblick, dicke, etwas hängende Backen, eine zerrissene, durchgefurchte Physiognomie, eine donnernde Stimme, einen ungeheuren Haarschmuck, ein Löwenantlitz. Ausgestattet mit einem eisernen Körper und einem feurigen Temperament, überkraft er seinen Stamm an Tugenden und an Lastern. Die Leidenschaften ergriffen ihn in der Wiege und hielten ihn während seines ganzen Lebens fest. Da seine wuchernden Anlagen sich nicht nach Außen entwickeln konnten, so fingen sie sich nach Innen. Es wogte, gährte, arbeitete in ihm, wie in einem Vulkan, ehe derselbe die glühende Lava ausschleudert. Er lernte Alles, behielt Alles, wußte Alles: Römische und Griechische Literatur, fremde Sprachen, Mathematik, Philosophie, Musik. Er war Meister in allen körperlichen Geschicklichkeiten, im Fechten, im Schwimmen, im Reiten, im Tanzen, im Laufen.

Er litt an allen Uebeln, welche die glücklichen Philosophen des Jahrhunderts geschildert hatten. Er hatte den väterlichen und ministeriellen Despotismus kühn ins Antlitz geschaut. Er war arm, flüchtig, verbannt, geächtet, gefangen; jeder Tag, jede Stunde seiner Jugend war ein Fehler, ein Sturm, ein Stadium, ein Kampf. Hinter dem Riegel der Gefängnisse und der Bastillen sehen wir ihn, die Feder in der Hand halten und das Gesicht über die Bücher gebeugt, die weiten Behältnisse seines Gedächtnisses mit den reichsten und mannigfaltigsten Schätzen anfüllen. Er stählte seine Seele in dem Kampfe gegen die Tyrannei, wie das glühende Eisen gehärtet aus dem Wasser hervorgeht.

Während die adelige Jugend ihre Kräfte in geistlosen Ausschweifungen vergeudete, kämpfte er muthig gegen die Verhältnisse und die Menschen. Sein Geist, der durch die Ungerechtigkeit der Willkür mehr gereizt als emport wurde, stritt sich gegen die Hindernisse; sein Verstand, den das Unglück schärfte, bot ihm immer neue Hülfsmittel und Auswege. Welche unerschöpfliche List, Feinheit, Kühnheit! Wie entging er seinem Vater, der Polizei, seinen Feinden! Wie lebte er allein! Wie zu zweien? Wie rächte er seinen Vater, ohne sich von der Gelieben zu trennen! Wie trennte er sich von ihr, ohne sie zu ermiedrigen, ohne sie zu tödten! Er verdemüthigte sich, er vermielfältigte sich, er verthedigte sich und griff an, er bat und drohte, er schrieb und sprach, er führte seine eigene Sache wie ein Advokat, ohne Advokat zu seyn, besser als ein Advokat, wie nur Mirabeau es vermochte.

Tage ohne Ruhe, Nächte ohne Schlummer; ein stürmisches Leben voller Klippen und Strandungen, immer angespannt, zuweilen glückliche, meist unglückliche Anstrengungen. Aber welche Studien des menschlichen Herzens in einem Herzen! welches Arbeiten in diesem einen Kopfe! welche Betrachtungen! welche Geburten! Wie tyrsand er die Kunst, sich zu beugen, sich zu schmiegen, sich wieder zu erheben! Wie leicht war es ihm, jeden Ton anzunehmen, sey es, daß er Sophien in Flammenzügen die Zuckungen seines Herzens schilderte, sey es, daß er an die Marktleute ein Schreiben über die Theurung des Getraides richtet. Ueberall enthüllt sich Mirabeau: in seinen Briefen, in seinen Klageschriften, in seinen Abhandlungen, in seinen Werken über die willkürlichen Verhaftungen, über die Freiheit der Presse, über die Ungleichheit der Stände, über Finanzfragen und über die Lage Europa's. Er ist allerdings merkwürdiger durch den Schwung, die Kühnheit, die Originalität seiner Gedanken, die Wahrheit seiner Beobachtungen, die schlagende Kraft seines Raisonnements, als durch die feine Abrundung der Form. Er ist wortreich, selbst weitschweifig, inkorrekt, selbst ungleich in seinem Stile, der überhaupt mehr den Charakter eines Sprechstils als eines Schreibestils hat, wie bei allen Rednern.

Ueberblicken wir den ersten Theil seines Lebens, denn dasselbe hat mehrere Erscheinungsformen. Er hatte in den Bastillen ein hartes und erfahrungsreiches Leben geführt, er hatte die Noth der Verbannung überstanden, über Politik geschrieben, Gelegenheitsschriften verfaßt, seine eigenen Prozesse geführt, Denkschriften verfaßt, sich zum Prediger des Volkes aufgeworfen, seiner Kaste den Handschuh hingeschleudert, mit Ministern Umgang gepflogen, England besucht, die Schweiz durchirt, in Preußen Erfahrungen gesammelt. Als Mann des Studiums und Mann des Vergnügens, als Soldat, Diplomat, Hofmann, Volksfreund, als Staatsgefangener, Opfer der Tyrannei, Literat, Geschäftsmann hatte er nachgedacht, gelitten, verglichen, geurtheilt, für den Druck gearbeitet, durch die Rede gewirkt. Seine parlamentarische Erziehung war vollendet, ehe das Parlament noch beendet war. Er sprach schon fließend die Sprache der Politik, als Andere sie kaum stammelten. Er sprach sie besser als die Advokaten, besser als die Prediger. Er war Redner, ehe er als Redner hervortrat, ehe er es selbst wußte. Er war zum Redner wie zum Redner der konstituirenden Versammlung bestimmt, zum Fürsten der modernen Tribünen, zum Gott der Beredsamkeit; er war die vollendetste Personifikation der Revolution von 1789.

Die Revolution von 1789 ist das größte Ereigniß der neueren Zeit; die alte Gesellschaft war im Gipfel und im Grunde baufällig geworden, wie man anfing, einen Theil des Gebäudes aufzudecken, um es auszubessern, wurde man gewahr, daß es von den Würmern zerfressen und von der Zeit zernagt war. Sobald der Hammer einen Stein losgeklopft hatte, entstand daher auch in den Mauern eine allgemeine Erschütterung und die alte Gesellschaft stürzte zusammen.

Es entstand ein wirres Getriebe auf den Trümmerhaufen, als die Generalstände zusammenbrusen wurden; ein allgemeiner Schrei erhob sich und forderte, daß nicht mehr ein Stockwerk auf das andere gethürmt und keine große Wohnung für eine oder einige Personen eingerichtet werde. Das Gebäude sollte nicht mehr einem Besitzer, sondern allen Mitgliedern der politischen Gemeinschaft gehören, und ihre Abgeordneten sollten für die Aufbefferung, Sicherheit und Bequemlichkeit des neuen gesellschaftlichen Gebäudes sorgen.

Da trat Mirabeau hervor, trat wie ein Riese hervor, und der Boden wankte unter seinen Tritten. Der Adelige führte den dritten Stand gegen den Adel ins Gefecht, der ihn ihörichterweise ausgestoßen hatte. Er selbst vergleicht sich mit Gracchus. „So", sagte er, „starb der letzte der Grachen von der Hand der Patrizier. Als ihn aber der Todesstreich traf, schleuderte er Staub zum Himmel, indem er die rächenden Götter als Zeugen anrief, und aus diesem Staube erstand Marius, Marius, der weniger groß ist, weil er die Cimbern vernichtete, als weil er zu Rom die Aristokratie des Adels in den Staub streckte."

Diese stolze Antwort schmetterte seine Gegner nieder, und Mirabeau ergab sich nun ganz der Demokratie. Auf diesem Terrain setzte er sich fest und rang auf demselben als Athlet des Volkes mit dem

Adel und der Geistlichkeit und exilatiete hier die ganze Gewalt seiner Logik, die ganze Allmacht seines unbeugsamen Willens. Gewöhnlich glaubt man, Mirabeau's Redekraft habe in seinen Lungenflügeln und in seiner Löwenmähne gelegen; er habe seine Gegner mit einem Schlage seines Schweifes niedergeworfen, sie mit einem Blicke zu Boden geschmettert, sie durch das donnernde Rollen seiner Stimme betäubt. Wenn man dabei stehen bleibt, so lobt man nur die äußerlichen Eigenschaften des Organs und der Haltung, wie man einen Gladiator des Circus oder einen Komödianten loben würde, aber man lobt ihn nicht so, wie es ein so großer Redner verdient.

Allerdings verdankte Mirabeau im Anfange seiner Laufbahn viel dem Zauber seines Namens. Denn durch den Ruf seiner Rede beherrschte er die Versammlung oft also durch die Rede selbst. Allerdings verdankte Mirabeau viel seiner tönenden, biegsamen, wohllautenden Stimme, welche leicht das Ohr von zweifhundert Personen füllte, viel den gewaltigen Tonen, welche die Leidenschaften aufregen, viel seinen kühnen Gesten, welche seinen erschreckten Gegnern Herausforderungen hinschleuderten, auf die sie nichts zu antworten wußten. Allerdings verdankte er viel der Unbedeutendheit seiner Gegner, denn vor ihm verblichen alle Berühmtheiten oder vielmehr gruppirten sie sich um ihn wie Trabanten um einen leuchtenden Stern. Der Abbé Maury war nur ein eleganter Rhetor, Cazalès ein gewandter Sprecher, Siéyes ein schwerfälliger Metaphysiker, Thouret ein Rechtsgelehrter, Barnave eine Hoffnung. Was aber seine unbestrittene Herrschaft über die Versammlung begründet, daß ist die enthusiastische Stimmung der Versammlung selbst, das ist das Zusammenstimmen so außerordentlicher Anlagen, die Fruchtbarkeit seines Geistes, die Mannigfaltigkeit seiner Studien und Kenntnisse; das ist die Großartigkeit seiner politischen Ansichten, seine gediegene Dialektik, die Kluft seiner Rede, der Ungestüm seiner Improvisationen und die schneidende Kraft seiner Gegenreden.

Was waren das aber auch für Zeiten! Das ganze Volk von Paris nahm in der ängstlichsten Spannung an den Erörterungen der gesetzgebenden Versammlung Theil. Hunderttausend Bürger füllten die Tuilerieen, den Bendôme-Platz, die anliegenden Straßen und von Hand zu Hand gingen die abgeschriebenen Bulletins, welche von den Wechselfällen der Debatte Bericht erstatteten. Damals gab es ein öffentliches Leben. Die Nation, die Bürger lebten in der Erwartung großer Ereignisse, in der elektrischen und unheimlichen Spannung, welche den Ereignissen der Tribune und dem Triumphe des Redners so günstig ist. Wer hätte wohl behaupten wollen, daß es in dieser Versammlung und in dem Geschicht unserer Väter gereifte Männer gegeben, welche die Debatten des Parlaments durchlebt, daß es Greise gegeben, welche eine Erinnerung an die Vergangenheit bewahrt hätten? Welche Selbstentsagung! welche patriotische Begeisterung! welche Freiheitsregungen! welches glühende Streben nach einer besseren Zukunft! Es war wie ein warmer Sonnenstrahl, der die Nebel des Frühlings durchdrickt, der die erstarrten Glieder erwärmt und alle Gegenstände mit seinem reinen und sanften Lichte vergoldet. Die junge, aus einem Traume erwachte Nation hörte Stimmen, die sie zu einer großartigen Bestimmung beriefen. Sie bebte, sie weinte, sie lächelte wie eine Mutter bei der Geburt des ersten Kindes.

Unsere jetzigen Kammern sind kleine Kirchen, in denen Jeder sein eigenes Bild auf einen Altar stellt, sich selbst ein Magnificat singt und sich anbetet. Unsere jetzigen Redner sind oft nur Anführer obscurer Soldaten. Sie repräsentirten nur ausgebildete Meinungen, erschöpfte Parteien, Fractionen von Fractionen, oft gar nur Einheiten. Mirabeau aber repräsentirte und führte seine Zeit. Wie einen zweiten Moses sehen wir ihn in der stürmischen Nacht der Vergangenheit auf einem Berge stehen, umleuchtet von Donner und Blitz, die Gesetzestafeln in der Hand haltend und die Stirn von einem feurigen Kranze umstrahlt.

Auf Mirabeau's Zuruf verlammen sich die Generalstände; drein Scheine der Fackel, die er trägt, schreiten sie weiter. Der Adel sagt sich von den anderen Ständen los und empört sich. Mirabeau dämpft durch seine Besonnenheit die Ungeduld des dritten Standes. Er schmeichelt der Minorität der Geistlichkeit, um sie zu sich herüberzuziehen, und er leitet dem Königs seine eigenen Gedanken, um den Adel einzuschüchtern. Als er dann den furchtsamen Bürgern die Gemeinen, die über ihre eigene Kühnheit erschrocken waren, das Gefühl der Sicherheit gegeben, blendet er sie durch den Titel von Volks-Repräsentanten. Sie sind jetzt nicht mehr eine Fraction der Versammlung, nicht einmal mehr die größte, sondern sie sind die ganze Versammlung. Der Adel und die Geistlichkeit müssen als schwache Strahlen in dem Glanze der Volks-Majestät aufgehen. „Was brauche ich erst zu beweisen", sagte er, „daß die Theilung der Stände, daß die Berathung nach Ständen eine herrliche Erfindung seyn würde, um vermöge der Constitution den Egoismus im Priesterthum, den Stolz im Patriziat, die Convertigung im Volke, die Verwirrung in allen Interessen, die Entartung in allen Klassen, aus denen die große Familie besteht, die Gebrechen in allen Gemüthern, die Niedrigkeit der Nation, die Vormundschaft des Königs den Despotismus der Minister dauernd zu begründen?"

(Fortsetzung folgt.)

Russland.

Einiges aus dem Altrussischen Volkskalender.

(Schluß.)

Gedächtnistage für die verstorbenen Anverwandten
d. nach der Kirchenordnung, die Sonnabende, und unter diesen

die gewöhnlichsten Denktage folgende drei: der letzte Sonnabend vor der Butterwoche (s. u.*), vor dem Dmitrij-**) und vor dem Lazarus-Tage — welche Sonnabende überhaupt „die väterlichen" heißen. An solchen Tagen hält man allerorten Messe und Todtenamt, vertheilt Almosen und schickt Gaben in die Armenhäuser und Gefängnisse. Auch am Dienstag in der Thomaswoche ***) ist ein dergleichen Gedächtnistag, zu dessen Begehung man Eier backt, Birnuï kocht und an manchen Orten einen Kissel in Milch zu kochen pflegt. Endlich am Semik (Sobenten Donnerstage nach Ostern) gedenkt man vieler Dingsichkeiten überhaupt, besonders aber auch derer, die sich erhenkt haben, und aller Selbstmörder insgesammt — mittels Feier eines besteren Volks-, May- (des ersten Floral-) Festes. An jedem dieser fünf Haupt-Gedenktage fährt man, nach Abhörung der Messe, auf die Begräbnißplätze: Einige thun's der Erinnerung wegen, die Meisten aber nur, um spazieren zu fahren. In Kursk werden an diesen Tagen Pirogen und Speichen gebacken, die man in die Kirche bringt, wo sie, nach der Litanei, die Priester und die Kirchendiener sie unter sich vertheilen. — Im Laufe des Sommers wurde vom Leuerhause auch ein Mahl für die Bettler-Brüderschaft veranstaltet, und zwar auf dem Hofe, wo man Tische und Schemel aufstellte, Löffel und Salz auftrug, das Essen aber in Schalen und Schüsseln herumgab, nachdem zuvor in Spitzgläsern Wein, wie auch Bier und Meth umhergereicht wurde. Die Gerichte waren zwar höchst einfache, aber durchaus nahrhafte: Schtschi (Kohlsuppe), Pochlebka (eine Art Brühe), Pirogen, Braten, Blinui. Die Ueberbleibsel davon wurden den Gefangenen geschickt. Nach dem Mahle ward Geld ausgetheilt. — Wohlhabende veranstalteten solche Bettler-Mahle auch ohne Veranlassung durch Todtengedenke, nur um die Armen zu speisen, welche sie dabei selber bedienten.

In den Butterwochen (die Woche vor unserer Fasten vor Ostern) ist zwar die Vorbotin der Fasten und Neue, überall indeß hat man sie zu einem Volksfeste, zu einer lärmvollen Orgie werden lassen; denn obwohl Manche es für eine schwere Sünde halten, in der Käse-Woche (Butter-, Fasten-Woche) Fleisch zu essen, so ist doch zu keiner Zeit das Volk in solchem Maße unmäßig, wie eben während dieser Woche. In ihr treten an die Stelle des Fleisches Fischpfeffen, werden Blinui gebacken, aber nicht etwa bloß früh, oder zu Mittage, sondern auch noch spät Abends — und dabei übernimmt man sich in allen Arten von Ergötzlichkeiten, im Essen so arg, wie im Trinken.†) Dem Alten verdankt denn auch wohl mit Recht diese Zeit den Beinamen „die flotte Woche". (Sie ist das Russische Volks-Carnaval.) Ehemals gestalteten sich die zusammenkünfte der Volks-Belustigungen mit einer großen Pracht. Man fuhr das gemeine Volk schaarenweise in den Straßen umher und sang zur Erhebung der Butter-Woche Gesänge, wie z. B. das Lied mit dem Anfange:

Hohe Herrin, Butter-Woche,
Bleibe bis St. Peter! bleibe!

(Will sagen: von Mitte Februar bis Ende Juni.) — Am Sonntage in der Butter-Woche, am sogenannten „Sühntage" (an dem man seine Angehörigen um Verzeihung aller begangenen Fehler bat und der ganz besonders heilig gehalten wurde,—) fuhr man zu den Aeltern und Verwandten, zu seinem Herrn Vater- und zur Frau Vatbin ††), überreichte ihnen Pfefferkuchen und sprach dabei gewöhnlich: „Gott lasse Euch od Christo Euch freuen!" oder: „Möget Ihr eine heitere Auferstehung Christi erleben!" — An demselben Tage war es auch Sitte, auf den Begräbnißplatz zu fahren, dem Staube der entschlafenen Verwandten die Ehrfurcht zu bezeigen, an Ort und Stelle das jährliche Todtenamt zu hören und den Armen Almosen zu spenden. Ueberwiegt ist mit, weshalb man in Sibirien die Butter-Woche Blin-Woche nicht macht, vielmehr vor allem sie kaum kennt, obgleich doch dünne Milch-Blinui, Aladji (kleine runde Pfannkuchen) und Butterpasteten daselbst zubereitet und, früher, soll in jedem Hause, wo man es nur irgend vermochte, in dieser Woche auch Chworoschi gebacken worden.

Die Fasten beobachtet man in Rußland mit gewissenhafter Strenge. In vielen Orten ist sie während der ganzen ersten Woche der großen Fasten (vor Ostern) nicht einmal Gekochtes genossen, im Verlaufe der ganzen Fastenzeit aber — nur Mariä Verkündigung und Gründonnerstag ausgenommen — bloß Fisch. Die in diesem Zeitraume sich Begegnenden begrüßen sich wohl mit den Worten: „Fange gesund die Heerzeitig, Rettig und Weißkohl."

Am Feste der Auferstehung Christi ließen die Reichen Artissen (Heerbeeden) backen, Kuchen, Eier bereiten und Eier färben, Alles zur Vertheilung unter die Armen und zu Spenden für die Kranken- und Gefangenen-Häuser.

Neujahr fiel früher auf den 1. September, den Simeonstag, und hieß auch gemeinhin so, anstatt Neujahr. Vom 1sten bis 8. Sept. war Weiber-Sommer. †††) Was's am Simeonstage warm und klar, so erwarten man einen guten Weiber-Sommer. — Am 14. September, Tag der Kreuzerhöhung, sagte man: „Die Kreuzerhöhung zieht den Sipun (Kittel oder Jacke von Leder) aus und legt den Pelz an." — Am 1. Oktober (Mutter Gottes vom Schleier) erbaten sich die Mädchen von ihren Liebhabern einen Schleier, kommen jetzt aber die Tschumak's (Ochsenfuhrleute aus dem Süden) heim: weil es dann genauen nicht mehr geheuer

*) Anfangs Februar? — **) 26. Oktober? — ***) 8 Oktober? —
†) Nach J. G. Kohl's „Petersburg in Briefen und Skizzen" kommen auf einen Petersburger, durchschnittlich, des Jahres dritthalb Eimer Branntwein.
††) Die große Pietät der Griechisch-katholischen Christen für ihre Aeltern, als für andere Aeltern, und deren strenger geübter Verehrung sind bekannt.
†††) In Süd-Irland: „St. Martin's-Sommer", 14 Tage im November.

Digitized by Google

ist (s. w. u.). — Am Georgitage (im November) hieß es: „Egorstag bringt Nägel." Zur Kirchweih des Heiligen nämlich fing man an, die Thüren mit Tuch oder Filz zu beschlagen und die Fenster und Keller-Lokale zu verschmieren. — Der 1. Dezember, als der Tag des Propheten Naum, gewährte den günstigsten Anfangspunkt für den Unterricht der Kinder, indem ihn der Volkswitz durch das Wortspiel dazu weihte: „Der Prophet Naum bringt na um" (zu Verstande). Zum Anfange selbst schritt man sonst, indem man ein Gebet verrichtete, das Kind segnete, Brod zu sich nahm und den neuen Schüler dem Lehrer zuführte. — Am Nikolatage (6. Dez.) hieß es: „Nikola bringt die Brücke" — weil um diese Zeit gewöhnlich die Flüsse zum Stehen kommen und die Winterwege festgestellt werden.*) Der 12. Dezember (Spiridon der Wundertäter) bekam den Namen: „Spiridon, Sonnenwender" — d. h. es kehrt die Sonne zum Sommer zurück. — Am 18. Januar (St. Athanasij) fängt die Sonne schon an, wieder mehr zu erwärmen; daher sagt der gemeine Mann: „Am Athanasiustage werden die Schlittenfuhren herumgefahren (bleiben ihre Spuren im Schnee sichtbar) und wärmt die Kuh ihre Seite" (stellt sich die Kuh, wenn sie ausgetrieben wird, im Freien, wo es noch noch kalt ist, so, daß die Sonne ihr die eine Seite bescheint, während sie die andere an ihre Nachbarin andrückt). — Den 24. Jan. (heil. Xenia) nannte man „Arinia, die Halbwinterliche", weil mit ihm der halbe Winter zurückgelegt ist; oder an etlichen Orten auch: „Arinia, Halbbrod", weil nun noch die Hälfte von Futter und vom Winterboard bis zum Sommer nöthig ist. — Der 1. März ist der Tag der heil. Eudokia und heißt „Awdotje, Plätterin". Mit ihm beginnt, bei dem wärmern Wetter, der Schnee zu sinken und gleichsam platt zu werden. — Die 40 Märtyrer (9. März) gelten für den Frühlings-Anfang; sie bringen die Lerchen und andere Sommer-Vögel. Deshalb hat man zu diesem Tage, aus einem gewissen Triebe, sogenannte „Lerchen"; und die jungen Burschen klettern auf die nächsten Anhöhen, um dort einen Gesang mit den Anfangs-Versen „anzustimmen":

Her flog die Wasserschneyp' über's Meer,
Brachte den Lenz, den Verbannten, her.

Vom 17. März heißt es: „Von den Bergen Gießbäche"; denn in dieser Jahreszeit thaut der Schnee in Bächen hernieder. — Zu Antip dem Märtyrer (11. April) bekete man gegen Zahnschmerz. — Am Dienstage nach Ostern fahren die Tschumak's aus: weil dann die Wege gut sind. — Der 16. April (heil. Martyrin Irina**) heißt „Arina" (Irene) „die Ulexerstörerin", weil um die Zeit die Flüsse aufhauen, überteten und sich flauen, wodurch der Uler zu Grunde gerichtet und eingestürzen. — Am 17ten April wird das Vieh ausgetrieben, unter dem Segen und besprengenden Weihwasser der Priester. — Am 24sten (23.) April (Georgi der Sieger) sagt man: „Egor bringt Wasser"; denn mit ihm beginnt es schon zu regnen und brechen die Flüsse auf. — Zu den Neun Märtyrern (29. April) bekt man gegen Fieber. — Der 1. Mai (Prophet Jeremia) heißt „Ermet der Anspanner", wegen des Beginns des Pflügens und Säens — der 5. Mai (Irina Märt.) „Arina Pflanzerin", wegen des Anpflanzens von Gemüse. — Vom 7. Mai (Nikola der Wunderthätige) sagt man: „Nikola bringt Gras"; denn nunmehr treibt man das Vieh auf die Weide. Am 9. Mai beobachtet man das Wetter genau: Bleibt es ganz hell, so giebt es eine sehr reiche Gurkenärndte — ist es aber früh früh und kalt, und wird es erst Abends klar, so fallen die Frühgurken nicht gut aus, sondern nur die späteren gedeihen reichlich. — Der 29. Mai heißt „der Aehrenscho9", weil mit ihm das Getraide zu schossen anfängt — der 22. Juni (Agrippina, Märt.): „Agrippina, Badebestellerin", weil, bei unserm harten Klima, das Wetter bis dahin noch kalt, eine Erkältung mithin leicht zu befürchten und das Baden deshalb früher kaum möglich ist, auch wirklich erst Mitte Juni recht beginnt. Wer früher baden wollte, dem weissagten unsere Vorältern das kalte Fieber. An manchen Orten wird am genannten Tage das Baden feierlich eröffnet, und Viele achten es geradezu als Gewissensache, an diesem Tage unterm Wasser zu sein. Der 23. Juni (Johannistag), der auch in Polen, wie anderwärts***), durch verschiedene Gebräuche gefeiert wird, zündet man in Kleinrußland Feuer an und geht die ganze Nacht hindurch spazieren. Auch dadurch ist er ausgezeichnet, daß an diesem Tag allerorten Kräuter eingesammelt, unter den Johannistbau gelegt, getrocknet, aufbewahrt und solche für weit heilkräftiger angesehen werden, als zu anderer Zeit gesammelte. (Eine umständliche Beschreibung der beim diesen Tage in den verschiedenen Gegenden Rußlands gehen Pallas's „Umreise von Rußland".) — Der 20. Juli (Prophet Elia) wird bei uns schon als ein Herbst-Festtag gefeiert. — Der 1. August (Vorgang des angebeteten Kreuzesholzes) heißt bei'm gemeinen Manne „der nasse Erlöser." Die Kirche verordnet seine Feier durch eine Prozession, unter Vortragung des Kreuzes, an den Fluß — oder, wo solcher fehlt: durch Weihung des Wassers in der Kirche.†) Dabei bringt man Krüge mit Honig (Honigscheiben!) in die Kirchen und verzehrt auch daselbst Honig. Naß heißt dieser Feiertag deshalb, weil das Volk nach der Wasserweihe nicht allein sich, sondern auch seine Pferde badet. — Der 6. August heißt „der Aepfelerlöser"; an ihm weiht man die Aepfel; früher essen Viele durchaus keine. — Die Heil. Flora und Laura galten für Schirmherrinnen der Pferde (welche in der Russischen Sprache weiblich sind) daher ihr Tag (18. August) durch Gebete und Darbringungen von Weihbrezen begangen wurde. — An St. Blasius betete man für das Hornvieh. —

Die ersten Fröste nannte man die Michailosychen (v. 6. Sept.); dann kamen die in der Woche von Mariä Opferung (21. Nov.), die von Bs. M. Katharina (24. Nov.), die von St. Michai (6. Dez.), die Christtagsfröste (2. Dez.), die heil. Dreikönigsfröste, die Athanasischen (18. Jan.) und die Lichtmeßfröste (2. Febr.). So wurde vor Alters jede Jahreszeit, selbst jede Veränderung in der Temperatur des Klimas, durch eine gewisse Benennung bezeichnet und mit allerlei abergläubischen Meinungen und Gebräuchen in Verbindung gebracht, welche im Gedächtnisse der Zeit Wurzel schlugen und noch heutzutage bei weitem nicht alle ausgerottet sind: So betraut sich der Russe, wenn er sein Haus bei Neumond verläßt und, sobald Licht in die Stube gebracht wird.*) So haftet bei dem ganzen niedern Volke der Glaube fest: daß jeder Mensch seinen guten Engel und seinen bösen Geist habe, und diese beiden Dämonen, je nach den guten und bösen Handlungen des ihnen Anbefohlengegebenen resp. sich freuen oder traurig sind. — Vor der Mahlzeit las sonst gemeiniglich der Aelteste im Hause ein Gebet, worauf man, sich bekreuzend, Platz nahm und das Essen begann, nach dessen Beendigung wieder ein Gebet am Tische verlesen wurde. Bei Tische pflegte man stets ruhig und anständig zu sitzen, dieß es auch besonders für gottlos, mit den Füßen zu baumeln, indem man meinte: „Das trennt (lockt) den Tisch!" — Für die ärgste Sünde aber hielt man: die Aeltern zu verzürnen. Vater, oder Mutter, waren sie gerechtlich aufgebracht, sprachen: „Nimm Dich in Acht, ich sage ein Wort — kehrst Du nicht um!" und dieses eine Wort war ein schweres Wort, war Verfluchung. Doch nur äußerst selten wurde es wirklich ausgesprochen, denn der Aeltern Wille ward heilig geachtet. — Ein alter Satz seneer sagt: „Wer nicht Wort hält, den trifft Schande". Damals verstanden von Polke noch nicht wenige Leute als Lesen, oder gar Schreiben; daher, wenn Jemand Geld wegliehe, vermerkte man es auf einem Kerbholze, und anstatt des Wechsels galt das Ehrenwort. Wurde die Schuld zur festgesetzten Zeit nicht bezahlt, so sprach der Gläubiger zum Schuldner: „Nimm Dich in Acht, Bruder, ich drecke das Kerbholz — und dann wird's schimm!" Freilich kann man nicht behaupten, daß vor Alters Alle ehrlicher Leute gewesen; aber Betrügen in der Wahrheit gab es damals, und man konnte sich besser als jetzt auf's Wort verlassen. Für Diejenigen, welche ihre Schulden nicht bezahlten, bestand das Prawesch**), das jetzt nur noch im Namen übrigzubleiben ist, so daß man nur scherzweise noch sagt: „Er hat mich vor's Prawesch gebracht" — während ehedem bekanntlich der Gläubiger seinen Schuldner selbst züchtigen durfte. — Zur Erhaltung des Andenkens an einen besonders wichtigen Vorfall bediente man sich, als Kerbholzes, der Matitza (des großen Querbalkens in der Stubendecke); daher, wenn man etwas Ungewöhnliches erfuhr, der Ausruf: „Das sollte man in die Matitza schneiden!"

Daß hier Manches lediglich der Volksindgkeit zuteil man aufgenommen worden, bedarf keiner weitern Entschuldigung.

Aegypten.

Die Schlacht bei den Pyramiden.***)

Der General war entschlossen, seine Armee zur Eroberung Kahira's zu führen; er hatte damals schon das System, auf die Hauptstädte loszugehen. Er hatte Alexandrien und selben Forts besucht und neue Arbeiten angeordnet; er hatte einen Divan eingesetzt und alle Maßregeln getroffen, welche die Vertheidigung und die Ruhe der Stadt sichern konnten. Kleber hatte er bei seiner Abreise den Befehl über die Stadt übergeben.

Zwei Wege führen von Alexandrien nach Kahira; der erste geht durch die Wüste von Demenhur; um den anderen zu erreichen, muß man längs des Meeres auf Rosette marschiren und eine Landenge von 200 Toisen Breite, welche den Mareotis-See mit dem Meere verbindet, passiren. Dieser Weg würde den Marsch der Armee aufgehalten haben; Buonaparte wählte den kürzeren durch die Wüste. Am 6. Juli machte sich die Armee mit ihrer feldartillerie und einer Kavallerie-Abtheilung von 300 Mann auf den Weg. Desair führte die Avantgarde, welcher das Haupt-Corps in Entfernung von einigen Meilen folgte.

In Italien hatten sich die Soldaten an Anstrengungen und an das Klima, aber nicht an Entbehrungen gewöhnt. Diese endlose Ebene ohne Wasser, ohne Schatten stimmte sie traurig. Die Brunnen, welche sich in gewissen Zwischenräumen am Wege befinden, waren von den Arabern zerstört worden. Die Infanterie erlag unter der Last der Waffen, der schweren Kleider und besonders der Säcke, in denen sich Lebensmittel für fünf Tage befanden. Dazu kamen noch die fortwährenden Angriffe der Araber, welchen alle Nachzügler in

*) Die Bahnen über die Flüsse werden mit Baumchen abgesteckt. Daher z. B. der St. Petersburger Calembourg. Es hiess an a'y mourt pas de faim, comme le frere est tout rempli de petits pins (petits-pains).

**) Agathia und Chtonia.

***) Bekannt sind die Gebräuche in Irland und die alten Johannisfeuer, als Faden-Autodafés, in Paris.

†) Am 6. Januar erfolgt eben so die Wasserfeuer, zum Gedächtniß der Jordantaufe, welche selbst der Kaiser, beobachtet und ohne Mantel, bekwohnt, obgleich die Ceremonie auch dem Eise vollzogen wird.

*) Wie bei vielen Katholiken wohl auch Sitte, z. B. nach dem Wienerischen „Glückerlegen Abend" und nach dem Italienischen „Fenilsemma sera!" bei derselben Veranlassung, zu schließen.

**) Ein sehr klenges Gericht zur Schuldeneintreibung.

***) Aus der „Histoire de la révolution française" vom Vicomte von Lenny.

Digitized by Google

die Hände fielen. Zwei Offiziere wurden 50 Schritte hinter der Kolonne getödtet, und Desaix hätte beinahe dasselbe Loos gehabt, als er seiner Avantgarde etwas vorauseilte. Schon ließen sich Aeußerungen der Unzufriedenheit, selbst unter den Anführern, vernehmen, aber Buonaparte brachte sie zum Schweigen. Nach vierstägigem Marsche erreichte man die Ufer des Nils. Groß war die Freude beim Anblick des Flusses; die Soldaten stürzten sich in die Wellen, aber bald riefen die Trommeln sie wieder zu den Fahnen. Ein Corps von 800 Mameluken rückte in Schlachtordnung vor. Man lief zu den Waffen, und die Feinde zogen sich zurück.

Die Soldaten bedurften aber Ruhe, noch mehr die Pferde. Buonaparte faßte den Entschluß, in Rahmanie die Flotte und die Division Menou abzuwarten. An dem Tage, wo die Flotte zur Armee stieß, hatte sie ein Gefecht mit einem Türkischen Geschwader zu bestehen; sie verlor erst zwei Schaluppen und eine Galeere, eroberte sie aber wieder; Monge, Berthollet und andere Gelehrte thaten Soldatendienste.

Die Armee setzte sich wieder in Marsch, um mit dem Feinde zusammenzustoßen; sie ging auf Schebreisse los, wo die Mameluken in Schlachtordnung standen; plötzlich lösten diese sich auf und umschwärmten die Flanken des Französischen Heeres. Beim Anblick dieser glänzend bewaffneten Reiterei flogten die Franzosen etwas, aber Buonaparte ließ Carré's bilden, auf welche die Mameluken mit großem Geschrei losstürzten. Man ließ sie auf Schußweite herankommen und eröffnete dann ein schreckliches Feuer, welches sie niederschmetterte oder verscheuchte. Schebreisse wurde erobert; Murad-Bey zog sich nach Kahira zurück, wo der große Kampf aufgeschoben werden mußte.

Die Armee setzte ihren Marsch fort, unaufhörlich von den Arabern umschwärmt; bis auf 300 Toisen hinter der Armee war jede Communication unterbrochen, alle Dörfer von den Einwohnern verlassen. Das Gefecht von Schebreisse hatte den Soldaten die unbestimmte Empfindung genommen, die ein unbekannter Feind einflößt. Von Rahmanie aus folgte die Armee dem Ufer des Nils und langte nach sieben Tagemärschen vor Kahira an. Murad-Bey hatte drei 6000 Mameluken und eine doppelte Anzahl von Fellahs versammelt; außerdem noch eine Anzahl von Janitscharen oder Spahis. Er hatte sein Lager in einer großen Ebene zwischen dem Nil und den Pyramiden von Gizeh aufgeschlagen.

Am 21. Juli setzte sich die Französische Armee in Bewegung; bei Tagesanbruch entdeckte sie die hohen Minarets der Hauptstadt und zwischen ihr Wüste die riesenhaften Pyramiden. Beim Anblick so vieler in Gold und Stahl glänzender Feinde klatschen die Soldaten in die Hände. In diesem Augenblick sagte Buonaparte, durch die Reihen gehend: „Bedenket, Soldaten, daß vierzig Jahrhunderte von der Höhe dieser Pyramiden auf Euch herabblicken!“ Die Armee stellte sich nun in Schlachtordnung; rechts hatte sie den Nil, Kahira, Mekatam und das alte Memphis. Sie war in fünf Divisionen getheilt, von denen jede ein Carré bildete. Napoleon hatte sich überzeugt, daß die feindliche Armee keine Feld-Lafetten hatte und nicht in die Ebene rücken konnte; danach richtete er seine Bewegungen ein. Achttausend Reiter stürzten plötzlich in die Ebene und griffen mit voller Wuth die Carré's an, aus denen ihnen ein furchtbares Feuer entgegenkam. Es wurde erst auf halbe Kartätschen- oder Flintenschußweite Feuer gegeben. Vergeblich versuchte der Ungestüm der Mameluken, diese feuerspeienden Mauern, diese Wälle von Bajonnetten zu durchbrechen; ihre Reihen wurden gelichtet, und sie mußten sich in Unordnung zurückziehen.

Zu gleicher Zeit rückten die Divisionen Bon und Menou gegen das verschanzte Dorf Embabe vor, die Verschanzungen wurden im Bajonnette-Angriff genommen. Zunfzehnhundert Mameluken, denen Marmont und Rampon den Rückzug abgeschnitten hatten, mußten über die Klinge springen oder wurden in den Nil geworfen. Als die Mameluken das Bataillon Rampon isolirt sahen, wollten sie es umzingeln; es wurde angegriffen. Die Mameluken begriffen den Widerstand der Soldaten nicht; sie glaubten, wie sie später sagten, dieselben wären zusammengedrängt gewesen. Die schöne Kavallerie des Orients war gegen ein kleines von Bajonnetten starrendes Corps zerschellt. Die Niederlage war allgemein; einige Ueberbleibsel der Kavallerie wollten ins Lager zurückkehren, die Franzosen folgten ihnen und drangen zugleich mit ihnen ein. Die Kanonen wurden erobert. Den Mamluken war jeder Rückzug abgeschnitten; sie stürzten sich in den Fluß, um zum Corps Ibrahim-Bey's zu stoßen, das Kahira deckte. Der Kampf verwandelte sich nun in eine Metzelei.

Die Janitscharen, die Spahis, die Araber und die Banden zu Fuß, welche die Mameluken mit sich schleppten, hatten sich zerstreut; ein Theil warf sich in den Nil. Die Mameluken ließen mehr als 2000 Mann auf dem Schlachtfelde. Vierzig Kanonen, 400 Kameele, die Bagage und die Schätze des Feindes fielen dem Sieger in die Hände. Für Murad-Bey war kein andres Heil, als die schleunigste Flucht; er gab das Signal dazu, und die Reste der Armee nahmen eine Stellung bei Gizeh ein. Der Feind hatte alle Schiffe verbrannt, welche nicht den Nil hinauffahren konnten; das ganze Ufer stand in Flammen. Dieser Sieg legte das Aegypten sicher der Europäischen Taktik über die Orientalische aufs entschiedenste dar.

Die Mameluken hatten derrliche, reich aufgezäumte Arabische Pferde; sie trugen glänzende Rüstungen, und ihre Börsen waren voll Gold: diese Beute und die im Lager gefundenen Lebensmittel entschädigten die Soldaten für ihre langen Entbehrungen.

Mannigfaltiges.

— Die Sternschnuppen vom 9. August schon im Jahre 1799 beobachtet. In Bezug auf die periodische Wiederkehr eines größeren Sternschnuppen-Falles in den Nächten vom 9. und 10. August und 12. und 13. November hat Sir John Herschel folgendes Schreiben an den Herausgeber des Britischen Athenaeum gerichtet:

„Collingwood, 15. Aug. 1841.

„Mein Herr! Da der helle Mondschein am 9ten d. M. mir verhindert hat, genauere Beobachtungen der Meteore anzustellen, auf deren periodische Wiederkehr am 9. und 10. Aug. Professor Quetelet (in Brüssel) besonders hingewiesen, und zwar als regelmäßiger eintretend wie dieselbe Erscheinung am 12. und 13. November, so erlaube ich mir, Ihnen, an die Stelle einer Berichtes über den vierjährigen Verlauf, als Beitrag zu unserem Vorrath von Kenntnissen dieses Gegenstandes, folgende zufällige Erwähnung einer solchen älteren Beobachtung mitzutheilen. Es befindet sich dieselbe in Sir W. Hamilton's Bericht über die große Eruption des Vesuvs im J. 1799, gedruckt in den Verhandlungen der Königlichen Societät, Vol. 70, was mit um so größerem Interesse gelesen werden wird, als damals die periodische Natur dieses Phänomens noch nicht bekannt war und dessen Erscheinung von dem Beobachter einem örtlichen elektrischen Einfluße beigemessen ward, den die vulkanischen Ausbrüche geübt dahen sollten. „August, 9, 1799“, schreibt Sir W. Hamilton, nachdem die Eruption im Verlaufe des Tages bis um sieben Uhr Abends dargestellt worden, „als Alles ruhig war, bemerkte man allgemein, daß die Luft in dieser Nacht, und zwar noch viele Stunden nach der Eruption, voll solcher Meteore war, die man gewöhnlich Sternschnuppen zu nennen pflegt. Sie schossen meistens in horizontaler Richtung und ließen einen leuchtenden Schweif hinter sich, der jedoch bald wieder verschwand. Die Nacht war überwältigend schön, sternklar und ohne eine Wolke. Diese Art elektrischen Feuers schien durchaus unschädlicher Natur und erregte niemals den Boden, während dagegen dasjenige, mit welchem die schwarze vulkanische Asche in der vorigen Nacht geschwängert war, schädlicher Art erschien, gleich dem bei einem starken Gewitter.““ — Die Meteore vom 9. Aug. 1840, so weit ich sie beobachtete, gingen fast ohne Ausnahme von einem Punkt am Himmel, sehr nahe im Stern γ (Gamma) im Sternbilde Perseus, aus; was sich übereinstimmend mit demjenigen Punkte (nahe bei dem Sterne H Camelopardali), von welchem sie nach meiner Beobachtung am 10. Aug. 1839 ausgingen. Thatsachen dieser Art scheinen fast entscheidend für die Meinung zu sprechen, daß ein Gürtel oder mehrere Gürtel dieser Körper um die Sonne laufen und von der Erde in ihrem jährlichen Umlaufe durchschnitten werden. Ich habe die Ehre ꝛc.

J. F. W. Herschel.“

— Spanischer Steinregen in Französischen und Deutschen Zeitungen. Nichts giebt wohl einen anschaulichen Begriff von der richtigen Weise, in der die Spanischen Zustände von Französischen Journalen aufgefaßt werden, und wie die Deutschen Zeitungen von Karlsruhe bis nach Königsberg ihnen nachjubeten, als der Steinregen in Spanien, dem kürzlich eine Blätter berichteten. Hier ist der Artikel wie er sich gleichlautend in denjenigen Deutschen Zeitungen befand, die nach solchen Neuigkeiten mit unendlicher Begierde zu haschen pflegen:

Dem „Eco del Comercio“ wird vom Manzanares geschrieben: „Am 3. d. M., Nachmittags um 3 Uhr, hatten wir eine fast unerträgliche Hitze, welche bis 4 Uhr und einige Minuten dauerte. In diesem Moment erhob sich ein fürchterlicher Sturm, welcher bald einen schrecklichen Steinregen hervorrief. Unsere Gegenden sind ein Thal der Zerstörung, wo man nichts als Jammer und Klagen hört. Das schauderhafte Unwetter ließ erst um 6 Uhr nach. Von der Stadt aus sah man das Feld ganz weiß, als wenn ein großer Schnee gefallen wäre. Die schönen Weinberge des Ortes Manzanar sind unter den Steinen begraben, die Häuser sind ohne Dächer, die Aernten sind dahin, und die unglücklichen Einwohner sehen mit Schrecken dem Schicksale entgegen, welches sie im nächsten Winter zu erwarten haben.“

Nimmt man nun mit einigem gerechten Mißtrauen gegen die Französischen und Deutschen Berichterstatter das Eco del Comercio selbst zur Hand, was findet man? Nichts weiter, als einen ganz gewöhnlichen Hagelschlag! einen Hagelschlag, wie er in diesem Sommer in den Gegenden von Trier und von Leipzig wohl auch viel stärker und unheilvoller war. Das Wort piedra heißt nämlich zwar im Spanischen „Stein“; es heißt aber auch „Hagel“, und zwar großer Hagel, zum Unterschiede von „granizos“, kleinen Pagelkörnern. Schon der Umstand, „daß die Felder ganz weiß aussahen, als wenn ein großer Schnee gefallen wäre“, hätte doch den guten Zeitungsschreiber auf die Vermuthung bringen sollen, daß hier nicht von Steinen sondern von Hagel die Rede sey. Aber was übersieht man nicht Alles den Lesern zulieb, wenn es gilt, ihnen ein Gruselgeschichtchen zu erzählen!

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 106. Berlin, Freitag den 3. September 1841.

Frankreich.

Madame Cottin.

Madame Cottin ist eine Frau, welche schrieb, wie sie dachte und fühlte, und dachte und fühlte, wie sie liebte. In ihr war Alles natürlich, wahr, aus dem Inneren kommend, und sie schöpfte das Wesen ihrer Werke aus sich selbst. Nirgends findet man eine vollkommenere Uebereinstimmung zwischen den Dichtungen eines Schriftstellers und seinen gedenkenden, innigsten Empfindungen: sie hat, mit einem Worte, in ihren Schriften den ganzen Charakter ihres Lebens ausgeprägt. Ihr Leben war ein Roman, aber ein ruhiger, friedlicher, sanft melancholischer Roman ohne äußere Abenteuer. Wenn derselbe dadurch mit den romantischen Scenen, mit den stürmischen Auftritten in ihren poetischen Schöpfungen in Widerspruch steht, so erklärt sich dies einfach dadurch, daß der Schwung der Phantasie immer den Regungen der Seele vorausseilt. Wie viele Schriftsteller, selbst Frauen, sind erst nach einem frivolen Leben zur Darstellung zärtlicher Empfindungen gekommen! Da sie nur Wärme des Verbandes besaßen, so schwärmten sie die Leidenschaften, indem sie mit ihnen spielten. Ganz im Gegentheil Madame Cottin, welche aufrichtig an die Empfindungen glaubt, die sie darstellt; sie zeigt uns das seltene Beispiel einer Schriftstellerin, welche die Freuden, Schmerzen, Thränen mitfühlt, die ihr Pinsel schildert.

Als Madame Cottin die schriftstellerische Laufbahn betrat, gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, hatte der Roman mehrere kostbare Erwerbungen gemacht. Um nur von den Frauen zu sprechen, so hatten die Damen Lafayette, Tencin, Graffigny, Riccoboni, Souza und selbst Frau von Genlis einen größeren oder geringeren Reichthum von Anmuth, Empfindsamkeit und Schöngeistigkeit entfaltet. Auch Madame Cottin sollte auf dieser schon so vielfach betretenen Bahn Spuren einer eigenthümlichen Erscheinung zurücklassen. Im Grunde ist die Verwandtschaft, welche sie mit ihren Vorgängerinnen, ja sogar mit den meisten ihrer Zeitgenossinnen verknüpft, eine sehr oberflächliche. Nicht das geistreiche Wesen, die manierirte Grazie, die fade und gesuchte Sentimentalität, noch weniger die feine und doch oberflächliche Beobachtung bilden ihre hervorstechenden Eigenschaften. Von Anfang an fühlte sie das Bedürfniß, sich in die idealen Regionen aufzuschwingen. Man sieht, daß sie, wie mehrere andere ausgezeichnete Geister dieser Zeit, dem Einflusse Rousseau's unterworfen gewesen ist. Sie gehört zu der berühmten Schule, aus welcher auch die Staël hervorgegangen ist. Sie schildert nicht das weichliche Entzücken, nicht die reizende Koketterie oder die raffinirte Wollust der Liebe, sondern die reine, glühende, aufrichtige Liebe, den tugendhaften oder schuldvollen Wahnsinn der Liebe mit seiner tiefen Empfindung, welche nur den Frauen eigenthümlich ist, und mit einem Ausdrucke von Kraft, welchen sie selten besitzen.

Sie wurde 1773 in Tonnains geboren; ihre Erziehung erhielt sie zu Bordeaux unter den Augen einer vortrefflichen Mutter. Die junge Sophie, die mit einem sinnigen Charakter, mit einem zartfühlenden und melancholischen Gemüthe begabt war, neigte sich schon früh ernsten Gedanken zu. Im 17ten Jahre wurde sie an einen reichen Pariser Banquier verheirathet; sie mußte nun ihre geliebte Einsamkeit verlassen, um ein prächtiges Hotel der Hauptstadt zu bewohnen. Aber der Schimmer der Welt, der einen solchen Zauber auf leichtfertige oder gewöhnliche Frauen ausübt, konnte Madame Cottin nicht blenden. Inmitten der glänzenden Gesellschaft, in welcher sie lebte, bewahrte sie ihren einfachen und beschiedenen Sinn. Indeß brach sie nicht ganz mit der Welt.

Ein schmerzliches Ereigniß, der Tod ihres Mannes, der nach dreijähriger Ehe erfolgte, entschied ihr Schicksal. Der revolutionaire Schwindel hatte damals (1793) seinen Höhepunkt erreicht, und das allgemeine Unheil machte das Bedürfniß nach den sanften Familien-Empfindungen nur noch fühlbarer. Madame Cottin's Abneigung gegen die Welt und ihre Vorliebe für die Einsamkeit erhielt dadurch neue Nahrung, ihr von Natur schon zur Traurigkeit geneigter Charakter nahm eine noch trübere Färbung an. Auch hatte sie in dieser Zeit das Unglück, fast ihr ganzes Vermögen zu verlieren; dasselbe machte indeß nur geringen Eindruck auf sie.

Bis dahin war Madame Cottin nie auf den Gedanken gekommen, etwas für das Publikum zu produziren, und sie schien kaum ihr Talent zu ahnen, als eine dringende Noth, die Sorge ihrer Thätigkeit und ihrer Empfindsamkeit im Geheimen auszustreuen; selbst ihre näheren Freunde und Verwandten hatten keine Ahnung von ihrem Talente. Ein ziemlich unbedeutender Umstand offenbarte plötzlich ihr unbekanntes Talent. Madame Cottin unterhielt mit einer ihrer Freundinnen einen fortlaufenden Briefwechsel, in welchem sie auf die anspruchslosefte Weise die Reize ihrer Phantasie und die Beredtsamkeit ihres Herzens entfaltete. Als dieselbe nach Paris kam und sah, daß so glänzende Eigenschaften verkannt wurden, hielt sie die Ausdrücke ihrer Bewunderung nicht zurück. Aber diese Entzückung ihres Talents vermochte sie nicht, ihre Zurückhaltung aufzugeben. Sie war zufrieden, ihrer Umgebung zu gefallen und ein gemeines Echo ihrer eigenen Gedanken zu vernehmen; weiter erstrebte sie nichts. Fremde Aufmerksamkeit erschreckte sie, und das Publikum war ihr ein Schreckbild. Sie kämpfte lange mit sich selbst, ehe sie den Verlockungen der Oeffentlichkeit nachgab; und die inständigsten Bitten vermochten sie kaum dazu. Es bedurfte dazu sowohl mächtiger äußerer Anregungen, so wie des inneren Drangес, der zur Production treibt.

Ihre ersten im Geheimen entworfenen Skizzen und Fragmente hatten Madame Cottin schon die Bahn angedeutet, welche sie einschlagen hatte. Ihre Aufgabe war, natürliche, echte, lebendige Empfindungen anzuprägen. Aus der innigsten Verschmelzung der Melancholie, der Tugend und der Liebe sollte sich das mächtige Interesse ihrer Werke ergeben. Mit so einfachen, so natürlich uns fast kunstlos dingestellten Elementen erreichte Madame Cottin das wahrste und glühendste Pathos. Sie selbst theilt uns die Umstände mit, denen ihr erstes Werk sein Entstehen verdankt. „Die Gefahr, der Ekel und der Schrecken vor der Welt hatten in mir das Bedürfniß entstehen lassen, mich in eine ideale Welt zurückzuziehen. Schon hatte ich einen ausgedachten Plan entworfen, der mich lange an dieselbe fesseln sollte, als ein unvorhergesehener Umstand mich meiner Einsamkeit entriß und mich auf ein herrliches Landgut am Ufer der Seine, nicht weit von Rouen unter eine zahlreiche Gesellschaft führte. Dort konnte ich nicht arbeiten, das wußte ich wohl. Ich hatte daher auch keinen meiner poetischen Versuche mitgenommen. Indeß die Schönheit der Gegend, der Zauber der Bäder und Gewässer weckten meine Einbildungskraft und bewegten mein Herz. Ich brauchte nur ein Wort, um einen Plan zu entwerfen, und dieses Wort wurde von einer Person der Gesellschaft gesagt." Dieses Werk, welches in noch nicht vierzehn Tagen vollendet wurde, war der Roman „Claire d'Albe", auf welchen eine Reihe anderer Productionen folgte: „Malvina", „Amélie Mansfield", „Mathilde", „Elisabeth".

Alle Werke der Madame Cottin haben eine gewisse Familien-Aehnlichkeit. Sie schöpfte aus ihrem Herzen die wesentlichen Elemente der Composition und die Empfindungen, die sie eben so kraftvoll wie anmuthig entwickelte. Da sie viel dachte und wenig beobachtete, da sie ferner sich gegen das Treiben der eitlen und frivolen Welt ziemlich gleichgültig zeigte, so zeichnete sie mehr Charaktere als Porträts. Sie ließ das gewöhnliche Detail der Sittenschilderungen bei Seite liegen. Die Lächerlichkeiten und Thorheiten der Welt machten auf ihren Geist keinen starken Eindruck; besser verstand sie die Kunst, die verschiedenen Erregungen der leidenschaftlich bewegten Seele kräftig zu schildern. Da sie mit einer seltenen Empfänglichkeit begabt war, so zeichnete sie die Liebe in flammenden Zügen, aber sie verstand auch die feinsten Uebergänge und flüchtigsten Schattirungen derselben aufzufassen. Am liebsten schilderte sie dieselbe in Thränen gebadet und in Fesseln geschlagen. Die Pläne zu ihren Werken entwarf sie sehr langsam, aber die Ausführung geschah mit bewundernswerther Schnelle.

Die Heldinnen der Madame Cottin suchen das vollkommene Ideal der Weiblichkeit zu verwirklichen; sie sind sanft, zärtlich, liebenswürdig, melancholisch, und fast alle weinen gern auf Gräbern. Ihre Fröhlichkeit ist mit einem Trauerschleier umwoben; aber ihre Traurigkeit geht nie bis zur äußersten Gränze. Obgleich sie rasch ihrer fassen und von Natur sehr leidenschaftlich sind, so ist doch ihre Liebe immer eine reine und der Gegenstand derselben ein edler, würdiger, trotz seiner Unvollkommenheiten. In den gefährlichsten Situationen, selbst wenn die Tugend unterliegt, leuchtet doch noch immer ein Schimmer der göttlichen Keuschheit. Obgleich Klara, Malvina, Amalie, Mathilde, Elisabeth in verschiedene Rahmen gefaßt sind, so haben sie doch einen gemeinschaftlichen Familienzug. Verworfene Gestalten gelingen ihr nicht. Frau von Boisdemar, Mistreß Sexton, Mrs Melmor, Lusignan sind skizzirt und gezwungen.

Ihr schwächster Punkt ist der Stil. Sie hat dem Satzbau nicht das heilige Gepräge aufgedrückt, welches sich nie verwischt. Madame Cottin schrieb künstlos und wie ihr die Sachen in die Feder kamen.

Digitized by Google

Ihrem sächtigen, nicht durchgearbeiten Stile fehlt die Reinheit und die Vollendung, welche die großen Meister auszeichnet. Oft sogar ermangelt er der Korrektheit.

Zuletzt lebte sie zu Champlan, einem ärmlichen Dorfe in der Nähe von Paris, und dort hat sie auch ihre Hauptwerke verfaßt, über die ein gewisser Schimmer der Sammlung, der Ruhe und des Friedens ausgebreitet ist. Nur das innere Leben und das Familienleben umfaßte ihr Glück. Da sie die Männer fürchtete, ohne jedoch sie zu hassen, so liebte sie die Zurückgezogenheit wie ein Heiligthum, in welchem die Keuschheit der Seele Schutz findet. Ehe sie noch die traurigen Verlegenheiten der Berühmtheit empfunden hatte, verachtete sie schon instinktmäßig dieses trügerische Gut. Wenn sie einmal ein Werk berühmt hatte, so machte sie nicht mehr daraus, und Lobeserhebungen setzten sie in Verlegenheit. Beschieden, wie alle wahren Talente, verkannte sie sogar ihre Verdienste.

Obgleich Madame Cottin nicht schön war und ihr jeder kokette Reiz abging, so hatte sie doch das Unglück, mehrere sehr ernste Leidenschaften einzuflößen, von denen zwei zum Selbstmord führten. Aber in ihren Zügen lag ein rührender Ausdruck, in ihrer träumerischen Miene, in ihrem melancholischen Blicke ein unwiderstehlicher Reiz.

Wenn Madame Cottin sehr ernste Leidenschaften einflößte, so war sie aber auch nicht unfähig, solche zu empfinden. Ohne Liebe konnte sie nicht leben; ihr Herz bedurfte eines Gegenstandes, der es fesselte. In so traurvollen Schilderungen, die ihrer Hand entwerfen hat, findet man wahrscheinlich das getreue Bild ihrer eigenen Empfindungen. Wenn wir einer Korrespondenz glauben dürfen, die vor 12 Jahren veröffentlicht wurde, so ersaßte die Liebe sie einst mit unwiderstehlicher Gewalt. In den letzten Jahren ihres Lebens machte sie eine Reise nach den Bädern von Bagneres aus einer sehr sentimentalen Besangenheit. Nach ihrer Rückkehr schrieb sie an einen liebenswürdigen Philosophen, den sie überdies, wie sie selbst mein Herz aus, meine Phantasie, die Welt, den Raum. Ich sehe Alles nur durch Ihren Gedanken und liebe Alles nur, nachdem ich Sie geliebt habe. Ich habe kein Gefühl, welches sich nicht auch auf Sie bezieht; ich höre keine Unterhaltung, ohne Sie in dieselbe zu berufen; ich anworte nur Ihrem Geiste, ich handle nur unter Ihrer Leitung; mit einem Worte, ich lebe ganz in Ihnen, wie manchmal Ihnen ich mit sogar ein, es wäre eben so viel von Ihnen in Paris wie in den Pyrenäen, wo Sie sich befinden. O, mein Freund, wie gefährlich würde eine solche Liebe sein, wenn Sie nicht der Gegenstand derselben wären."

Dieses beständige Beträumtsein, zu lieben, brachte sie auch auf den Gedanken, das Werk: „In Religion chrétienne prouvée par le sentiment" zu schreiben; dasselbe erklärt auch, wie sie die katholische Religion so sehr erheben konnte, obgleich sie in der protestantischen geboren war. Eine grausame Krankheit überraschte sie inmitten ihrer Pläne. Wäre es wahr, daß eine glühende, nicht erwiderte Leidenschaft die nächste Veranlassung der Krankheit gewesen wäre? Sie starb in Genf, am Genfer und Körner, im vierundvierzigsten Jahre am 25. August 1807, und hinterließ einen unvollendeten Roman über die Erziehung.

Desalles-Régis.

Mirabeau, nach Cormenin's Darstellung.

(Fortsetzung.)

Es genügte Mirabeau nicht, daß er durch ein geschicktes Manöver die Einheit der beiden Stände getrennt und die Permanenz der Insurrection durch die persönliche Unverletzlichkeit der Insurgenten gesichert hatte, es genügte ihm nicht, daß die Einheit, Unterordnung und Souveränität der gesetzgebenden Versammlung bestritten war; er wollte bestehen auch noch den freien Gebrauch ihrer Kräfte und ihre Sanction verschaffen.

Unsere Väter gruben ihre Werke in Erz, wir kritzeln die unseren in Glas. Sie suchten wohlweise das Zusammenpassende, wir koppeln thörichterweise das Unglechartige zusammen. Sie erfanden, wir kopiren. Sie waren Baukünstler, wir sind Maurer. Seit Mirabeau haben wir nur Nachfolger in der Wissenschaft der Politik gemacht; wer daran zweifelt, möge nur die Erklärung der Menschenrechte von Mirabeau lesen. Dieselbe war ein herrlicher Vorläufer der Constitution, etwa wie die Alten die Tempel der Götter mit einem Peristyl umgaben. Es war eine politische Decoration voller Großartigkeit und Einfachheit, ein Auszug der Lehren der Philosophen und Publizisten des letzten Jahrhunderts, eine Nachbildung der Amerikanischen Constitutionen. Der französische Geist sieht die Verallgemeinerung, und in der Anarchie der schwankenden Meinungen war eine Basis der Diskussion sehr erforderlich. Die Vorrede der Constitution von 1793 und die Charten von 1814 und von 1830 sind in vielen Beziehungen nur ein demokratisirter oder aristokratisirter Abklatsch der Erklärung der Menschenrechte.

Fast alle Reden Mirabeau's sind nur ein beredter Kommentar seiner Erklärung der Menschenrechte. Dem fühnen Neurer genügte es nicht, unbekannte Gestade zu entdecken und einige Sprößlinge zu pflanzen; er baute gleich Mauern und Städte, und unter den Trümmern so vieler zusammengestürzter Constitutionen findet man noch jetzt die granitne Grundlage, auf der sie ruhten. Er strutte mit verschwenderischer Hand auf seiner Laufbahn alle großen und heiligen Grundsätze der Repräsentativ-Regierung aus: die Souveränität des Volks, die Delegation der Staatsgewalten, die mögliche Verwerigerung der Mitwirkung, die Unabhängigkeit, die Verantwortlichkeit, die Contrasignation der Minister, die Initiative der Anklage, die Gleichheit der Abgaben. Er spricht für die Freiheit der Presse, der Religion, des Individuums, der Ortsveränderung; für die Unabsetzbarkeit von den Aemtern; für eine Verfassung der Municipalitäten und der Gerichtshöfe; für die Errichtung der Nationalgrde und der Geschworenengerichte; für die lebenslängliche Bewilligung der Civilliste und ihre Reduction auf eine Rente von einer Million; für eine Münzeinheit und für das Decimal-System; für die Freiheit der friedlichen und unbewaffneten Associationen; für das Briefgeheimniß für die persönliche und häufige Erneuerung der Legislatur; für das jährliche Votum über die Armee; über die pecuniaire Verantwortlichkeit der Steuereinnehmer; über die Pässe der Deputirten; für den Verkauf der Nationalgüter; über die Verification der parlamentarischen Vollmachten durch das Parlament; über die Verwendung der bewaffneten Macht auf Requisition und in Gegenwart der vom Volke erwählten Municipal-Offiziere; über die Gültigkeit der Urtheile; über die gesetzliche Anwesenheit und die Interpellation der Minister in der Versammlung; über die Benennung der Departements; über die Bürgererziehung. Er spricht gegen die imperativen Mandate; gegen die Zweitheit der Kammern; gegen die Unverantwortlichkeit der geistlichen Güter; gegen die direkte und persönliche Initiative des Königs; gegen die Verwaltung der Distrikte; gegen die Lotterien.

Man muß über die Riesenarbeiten erstaunen, die Mirabeau in den zwei Jahren seines parlamentarischen Lebens zu Stande brachte. Große Reden, Repliken, Motionen, Adressen, Briefe an seine Kommittenten, Journal-Polemik, Berichte, Morgen-Sitzungen, Abend-Sitzungen, Konferenzen der Ausschüsse nehmen seine Zeit und Kräfte in Anspruch. Nichts ist für ihn zu groß oder zu klein. Es ist für ihn zu verwickelt oder zu einfach. Er trägt auf seiner Schulter eine Welt von Arbeiten und scheint in seinem Herkules-Werke vor Ermüdung noch Ekel zu empfinden.

Er überwand spielend die größten Schwierigkeiten, und seine raskose Thätigkeit erschöpfte alle Gegenstände, ohne sich sättigen zu können. Er beschäftigte zu gleicher Zeit seine zahlreichen Freunde, seine Wähler, seine Kommittenten, seine Secretaire. Er unterstützt sich, perorirte, hörte, diktirte, las, komplizirte, schrieb, deklamirte, korrespondirte mit ganz Frankreich. Am Fuße der Tribune, auf der Tribune selbst nahm er noch Noten auf und verwebte sie in seine Reden. Er überarbeitete die Reden und die Berichte, zu denen er die Idee gegeben hatte. Er politirte sie mit seiner Feder, er farbte sie mit seinem Andenken, er gab ihnen seine Gestalt und seinen Geist. Dieser großartige Plagiatius, dieser große Meister ließ von seinen Gehülfen und Zöglingen den Marmor aus der Erde graben und ihn aus dem Groben hauen, dann nahm er seinen Meißel, gab den Steine Leben und Seele und verwandelte ihn in einen Heros oder Gott.

Mirabeau besaß das vollkommenste Verständniß des Mechanismus und der Rechte einer beratenden Versammlung; er wußte, wie weit man gehen konnte und wo die Gränze war. Seine disziplinarischen Formeln sind in unsere Reglements, seine Maximen in unsere Gesetze und seine Ansichten in unsere Politik übergegangen. Sein Worte waren Vorschriften; er präsidirte, wie er redete, mit wundervoller Klarheit, und er amputirte den Deputirten mit solcher Sanftmuth und in so glücklich gewählten Ausdrücken, daß man wohl behaupten kann, nie sty die konstituirende Versammlung auf den Präsidentenstuhle und auf der Tribune besser vertreten worden.

Und welche hohe Ihee hatte er von der National-Repräsentation! Er, Mirabeau, sagte: „Jede Deputation dünkt meinen Mund." Mit heiliger Scheuer nahte er sich der Tribune.

Seine meisten Reden studirte Mirabeau vorher. Sein Vergleich mit den Gracchen, seine Anspielung auf den Tarpejischen Felsen, seine Apostrophe an den Abbe Sieyes, seine berühmten Reden über die Constitution, über das Recht des Krieges und des Friedens, über das Königliche Veto, über die Güter der Geistlichkeit, über die Lotterie, über die Bergwerke, über die Assignaten, über die Sklaverei, über den öffentlichen Unterricht, über die Erbfolge, in denen er die reichen Schätze der Wissenschaft und die tiefe Arbeit der Gedanken niedergelegt hat, waren vorher von ihm niedergeschrieben worden.

Seine Redekunst ist die der großen Meister des Alterthums, verbunden mit einem Anhauche von Größe aus einem Jahrhundert der Reife, welche bisher nicht nie besaßen. Er ist stark, weil seine Kraft nicht überspannt, er ist natürlich, weil er keine Schminke auflegt, er ist beredt, weil er einfach ist; er admt keinem Anderen nach, weil er sich selbst genügt; er überladet seine Rede nicht mit einem unnützen Ballast von Schmuckwörtern; er läßt sich nicht auf Digressionen ein, weil er sich zu verirren fürchtet. Seine Sprache ist bald lebhaft, bald malerisch, je nachdem der Gegenstand es erfordert. Er erzählt die Thatsachen klar und einfach und gründet die Frage bestimmt ab. Sein voller und wohlklingender Satzbau gleicht ziemlich dem gesprochenen Satze Cicero's. Er reiht seine Ausführungen nicht wie Perlen auf, sondern wie Beweisstücke. Er erschöpft seinen Gegenstand bis zur Feige, sondern er schöpft bloß die Blume ab. Wenn er im Erstaunen sehen will, so erklären die Rebellionen auf seinem Wege, wenn er rühren will, so hat er eine Fülle von Herzensregungen, von seinen Ueberzeugungsgründen, von rednerischen Bewegungen, welche sich nicht drängen, sondern einander unterstützen, welche sich nicht durch einander mengen, sondern auf einander folgen und welche in glücklicher Unordnung aus dieser schönen und reich begabtigten Natur hervorquellen.

Sein Gedanke ist oder zur Herrschaft kommt und ins Herz der Frage eindringt, ist er markig und logisch wie Demosthenes; er rückt in geschlossener nicht zu durchbrechender Schlachtlinie vor; er hält Musterung über seine Beweisstücke, entwirft den Angriffsplan und rüstet sich zur Schlacht. Gewaffnet mit der Rüstung seiner Dialektik, greift er das Zeichen zum Angriff, stürzt über seine Gegner her, packt sie und läßt sie nicht eher los, bis sie sich unter seinen Knieen

nisdem und das Bekenntniß ihrer Niederlage ablegen. Wenn sie Fetzengeld geben, verfolgt er sie, schlägt von hinten und von vorn auf sie ein, drängt sie, stößt sie und führt sie mit unwiderstehlicher Kraft in den Kreis zurück, den er ihnen gezogen hat.

Als Redner von der Versammlung ein Vertrauens-Votum forderte, kehrte Mirabeau seine ganze Ironie und Dialektik heraus, und als er die Versammlung erschüttert hatte, schleuderte er gegen den Bankerott folgende Donnerworte: „O, wenn nicht so feierliche Erklärungen für unsere Achtung gegen den öffentlichen Kredit, für unseren Abscheu gegen das niederträchtige Wort Bankerott Bürgschaft leisteten, so würde ich denjenigen zurufen, die sich vielleicht mit dem Gedanken beruhigen könnten, die öffentlich eingegangenen Verpflichtungen nicht zu halten: Wißt denn der Bankerott anders als die Gewaltthat, ungerechtfertigte, heillose Gewaltthat? Meine Freunde, hören Sie ein Wort, ein einziges Wort! Zwei Jahrhunderte der Verschleuderungen und der Verzeihungen haben den Abgrund gegraben, in den das Reich zu versinken droht. Dieser Abgrund muß ausgefüllt werden. Wohlan, hier ist die Liste der Französischen Grundbesitzer. Treffet eine Auswahl unter den Reichsten, um eine kleinere Anzahl von Bürgern zu opfern. Aber treffet eine Auswahl, denn muß nicht eine kleine Anzahl vernichtet werden, um die Masse des Volks zu retten? Wohlan, diese 2000 Notabeln besitzen genug, um das Defizit zu decken. Stellet die Ordnung in Euren Finanzen, den Frieden und den Wohlstand im Reiche wieder her. Schlaget zu, schlachtet ohne Mitleid diese erbarmungswürdigen Opfer, stürzet sie in den Abgrund, er wird sich schließen, er wird vor Abscheu zurück. Unkonsequente, kleinliche Männer! Seht Ihr denn nicht ein, daß, wenn Ihr den Bankerott beschließet, oder, was noch abscheulicher ist, wenn Ihr ihn unvermeidlich macht, ohne ihn zu beschließen, Ihr Euch mit einer tausendmal schändlicheren That befleckt? Denn dieses schreckliche Opfer würde doch wenigstens das Defizit wegschaffen. Aber glaubet Ihr, daß Ihr nicht mehr Schuldig seyn werdet, weil Ihr nicht zahlen wollt? Glaubet Ihr denn, daß die Tausend, die Millionen Menschen, welche durch die schreckliche Explosion oder durch ihre Nachwirkung in einem Augenblick Alles verlieren werden, worin der Trost ihres Lebens besteht, Euch den ruhigen Genuß Eures Verbrechens lassen werden? Stoische Zuschauer der unabsehbaren Uebel, die diese Katastrophe verbreitet haben wird, süßlose Egoisten, die Ihr glaubet, daß Euch der Konvulsion, die Euch von so vielen andern verübergehen werden, und zwar um so rascher, je heftiger sie seyn werden, seyn Ihr denn auch überzeugt, daß so viele Menschen ohne Brod Euch werden ruhig in den Gerichten schweigen lassen, an deren Zahl und Feindeit Ihr nichts habt ändern wollen? Nein, Ihr werdet umkommen, und in dem allgemeinen Brande, den Ihr entzündet, wird der Thron Eurer Ehre und Eurem feigen schmachvollen Gemälde bewahren können. Botirt also diese außerordentliche Subsidie, und möge sie genügen. Botirt sie, weil Ihr selbst zunächst bei dem Opfer betheiligt seyd, das die Regierung von Euch fordert. Botirt sie, weil die Umstände eine Verzögerung dulden, und weil Ihr sie jeden Ausschub verantwortlich seyn würdet. Hütet Euch, Zeit zu verlangen und Ungluck heraufzubeschwören. Nun, meine Herren, auf Veranlassung einer lächerlichen Motion des Palais-Royal, einer sämmerlichen Insurrection, die nur auf schwache Geister einwirken konnte, und die bloß in die nichtswürdigen Pläne einiger unredlichen Menschen hineinpaßte, habt Ihr den wahnsinnigen Ruf vernommen: Catilina ist vor Rom! Thoren, und man brauchet Euch! Und Catilina ist hier vor uns! Catilina, welcher von Geistern, noch von Parteien, noch von Rom sie Rede. Aber der Bankerott, der schreckliche Bankerott steht da. Er droht, Euch zu verschlingen, Euer Eigenthum, Eure Ehre. Und Ihr berathet!“

Mirabeau's Erörterung war bewundernswerth. Aber was soll man von seiner Improvisation sagen! Seine natürliche Heftigkeit, deren Ungestüm er in seinen studirten Reden mäßigte, wallte über in seiner Improvisation. Eine Art wuthender Besessenheit bebte in seine Person; seine Brust wogte ungestüm, sein Löwen-Antlitz leuchtete und kräuselte sich, seine Augen schienderten Flammen. Er brüllte, er donnte auf, er schüttelte seine dichte, schaumbedeckte Mähne und stieg auf die Tribüne wie ein Herr und ein König.

Wie schön war er anzusehen, wenn er mit jedem Augenblick unter den Donnerschlägen seiner Worte die Reihen der Stolz seine Herrscherblicken! Er war anzusehen wie ein antiker Redner, der mit der ganzen Gewalt des entfesselten Worts die brausenden Wogen der Menge aufregte und beruhigte. Dann machte er keinen Gebrauch von den streng gemessenen Noten seiner gewöhnlich ernsten und feierlichen Declamation. Dann entschlüpften ihm unterdrochene Ausrufe, Demonstrante, zerreißende Sarkasmen, die Worte, die Sprache mit Fleisch und oratorischer Färbung das knochige Gerippe seiner Dialektik. Er begeisterte die Versammlung, weil er selbst begeistert war. Und dennoch — so groß war seine Selbstbeherrschung — stürzte er ein-her, ohne das Ziel aus dem Auge zu lassen, erpackte er die Anderen mit der Gewalt seiner Beredsamkeit, ohne die Herrschaft über diese zu verlieren.

Seine Improvisationen waren kurz, mochte es nun Erschöpfung oder Instinkt seiner Kunst seyn. Er wußte, daß die Gemüthsbewegungen durch die Dauer geschwächt werden, und daß man wieder dem Enthusiasmus seiner Freunde Zeit zum Erkalten, noch den Einwendungen seiner Gegner Zeit zur Entgegnung lassen muß; er wußte, daß man über den Donner lacht, der in der Luft grollt, ohne einzuschlagen, und daß man seinen Gegner rasch niederschmettern muß.

Die Begeisterung sah ihm fast lebendigen Figuren an die Hand, welche die Menschen, die Dinge und Oerter auf den Schauplatz als redend, sprechend, handelnd versetzen. Die Versammlung wollte sich unbesonnener Weise auf religiöse Streitigkeiten einlassen. Um sich abzuschneiden, stand Mirabeau auf und sagte: „Bedenken Sie, daß ich von hier aus, von der Tribüne aus, auf welcher ich spreche, das Fenster sehe, an welchem Meuterer, die ihre zeitlichen Interessen mit den heiligen Interessen der Religion vermischen, einem Könige der Franzosen das verhängnißvolle Geschoß in die Hand gaben, welches die Niedermetzelung der Hugenotten eröffnete.“

Eine Deputation der Versammlung sollte den König um die dreimal verwünschte Entfernung der Truppen bitten. Mirabeau konnte sich nicht länger halten und rief den Kommissarien zu: „Sagen Sie dem Könige, sagen Sie ihm, daß die fremden Horden, von denen wir umstellt sind, gestern den Besuch der Prinzen, der Prinzessinnen, der Günstlinge, der Favoriten und ihre Liebkosungen und ihre Ermahnungen und ihre Glückwünsche empfangen haben. Sagen Sie ihm, daß diese fremden Söldner, mit Gold und Wein überschüttet, in ihren gottlosen Gesängen die Knechtschaft Frankreichs prophezeit haben, und daß ihre frechen Wünsche die Anbetung der National-Versammlung gefordert haben. Sagen Sie ihm, daß sogar in seinem Palaste die Höflinge nach dieser barbarischen Musik getanzt haben, und daß solche Scenen der Bartholomäusnacht vorhergingen.“

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Buckingham's Beschreibung Amerika's.

Das Erste, was dem Leser auffällt, wenn er in die kürzlich erschienenen mächtigen drei Bände der Reisebeschreibung des Herrn Buckingham blickt, ist, daß alle Belehrung, welche dieselben enthalten, sich in einen einzigen von geringerem Umfange, als jeder der vorliegenden, hätte zusammendrängen lassen; das Zweite ist der angemeine Egoismus des Verfassers; wir sind wahrlich mit den Gränzen der Schriftsteller bisländlich vertraut, um uns nicht leicht zu wundern, doch dieses Beispiel überschreitet jedes Maß. Was sich nur immer herbeiziehen ließ, und mochte es auf die gewaltsamste Weise geschehen, wurde angewandt, um den Umfang des Werkes zu vergrößern. Doch alle Episoden, an welchen Stoff sie mögen angeknüpft seyn, sie dienen einzig und allein zur Selbstverherrlichung des Autors. Den besten Beweis, den man über das Werk geben kann, hat der Verfasser auf dem Rücken des Einbandes geliefert, er schreibt: Buckingham's Amerika. Ja, Buckingham's Amerika ist es; doch wir haben erwartet, über das wirkliche belehrt zu werden. Alle frühere Werke über dasselbe sind natürlich aus einem oder dem anderen Grunde zu verwerfen; der Verfasser besitzt „besondere Vortheile“, die es ihm leicht machen, die Irrthümer seiner Vorgänger zu widerlegen. Er ist es, wie bei seinen früheren Reisen, durch seine Vorlesungen in der kürzesten Zeit mit dem größten Theil der Gebieten bekannt geworden; sein hoher Ruf in gewissen Zächern hat verschiedene Gesellschaften veranlaßt, die größten Anstrengungen zu machen, um ihn zu bewegen, an ihrer Wirksamkeit Theil zu nehmen; und seine bisherigen ausgebreiteten Berthe mit dem Volke haben ihn in den Besitz, daß er Alles, was die Nationen kennt und so den richtigen Maßstab zur Beurtheilung anwenden kann. Man begreift leicht, inwiefern man diese Urtheile „besondere“ zu nennen berechtigt ist, und der Leser mag richten, ob sie einen besonderen Erfolg gehabt haben. Wir wenigstens sind überzeugt, daß, zumal was den richtigen Maßstab betrifft, den der Verf. zur Beurtheilung der Amerikaner durch seine früheren Reisen erlangt zu haben meint, Nichts in seinem Werke enthalten ist, was nicht jener fleißige Sammler gehen könnte, der nie über seinen Gehurtsort hinausgekommen ist.

Herr Buckingham erzählt uns, an seinen Vorlesungen habe eine Million Menschen Theil genommen, seine Reden in öffentlichen Versammlungen seyen ebenfalls von einer Million gehört worden, sowie er mit zwei Millionen Menschen in Berührung gekommen, und dies soll ihm das Zutrauen der Europäischen Leser sichern. Doch steht Herr Buckingham nicht, daß wir die Aufklärungen eines Mannes bedürfen, der hinter dem Vorhang, nicht eines, der vor demselben war? Er ist, so zu sagen, selbst als Schauspieler auf der Bühne von Amerika aufgetreten, wir kommen er demnach den Verlust und die Einbuße bei Stücke bereuet? Er hat das Treiben des Volks von außen kennen gelernt, wir wollen über das Innere desselben belehrt werden. Und bei den vielen grellen Widersprüchen in seinen Urtheilen muß ein Theil derselben nothwendig unbegründet seyn. Die Einzelheiten, die er angiebt, passen bester in ein Handbuch für Reisende, als in eine Reisebeschreibung. Er beschreibt sehr alle öffentliche Gebäude, giebt genau die Zahl und Größe ihrer Säulen und Treppen an, zählt die Hospitäler und anderen öffentlichen Institute auf und scheint in der That den Inhalt aller kleineren Amerikanischen Reisebücher in seine dicken Bände zusammengeschlittet zu haben und dabei zu hoffen, daß seine Phantasie und seine eigenen Erlebnisse hinreichen, um die Speise schmackhaft zu machen. Arbeiten der Art sind nicht ohne Nutzen, doch sie sind in einem originell, noch unterhaltend. Wir geben auf einige Einzelheiten ein.

Das Geräusch in den Amerikanischen Städten ist sprüchwörtlich. In New-York ist es das Erste, was der Reisende bemerkt. Hierüber findet sich folgende Stelle:

„In den Straßen ist Alles Eile und Geräusch. Anstatt daß die Pferde vor den Wagen im Schritt gehen sollten, sieht man sie oft im Galopp dahinfliegen, oder doch stets in einem scharfen Trab, während der Kutscher vorn auf dem Wagen steht und die Zügel schwingt. Der Omnibus giebt es so viel als in London; manche von ihnen sind mit vier Pferden bespannt, obgleich die Wagen kleiner sind, als die Englischen. An Miethkutschen ist ebenfalls kein Mangel, und sie sind in jeder Weise höher zu stilen als die unseren.

Google

Zahlreiche Privatwagen, meist klein und eng, mit einem schwarzen Kutscher und Bedienten versehen, die jedoch weder Abzeichen an den Kleidern, noch Waffen tragen, erhöhen den Lärm. Das ganze Volk scheint sich des Geräusches zu freuen und vergrößert daſſelbe noch durch den raſchen Schritt, in dem es dahineilt, als ob Jeder zu ſpät zu kommen fürchtete.“

Die Amerikaner ſind verſchwenderiſch in der Kleidung, zumal die Frauen; doch ſchildert der Verfaſſer die Letzteren als in jeder Hinſicht muſterhaft:

„Als Hausfrauen und Mütter ſcheinen die Amerikaniſchen Frauen durchaus ausgezeichnet zu ſeyn, und während das Innere ihrer Wohnungen die höchſte Ordnung und Bequemlichkeit zeigt, herrſcht eine gewiſſe Grazie in Allem, was ſie beginnen. Wir hatten dies bei Beſuchen, die uns in Familien zu machen geſtattet war, oft zu bemerken Gelegenheit; nichts geht über den feinen Takt, die Liebenswürdigkeit, die Einfalt und das Wohlwollen, das ſich in der Unterhaltung mit ihnen ausſpricht. In Beſcheidenheit ans ſcharfer Beobachtungsgabe ſtehen die Frauen den Männern faſt gleich, und oft ſind ſie ihnen überlegen. Die Grundzüge ihres Charakters ſind häuslliche Treue, geſellige Heiterkeit, anſpruchsloſe Gaſtfreiheit, ſtrenge Moralität und Religioſität. Hier in New-York finden ſich vielleicht zehmal mehr Frauen, welche an wohlthätigen Anſtalten Theil nehmen, als in irgend einer Europäiſchen Stadt von gleicher Bevölkerung.“

In Waſhington war unſer Reiſender in Geſellſchaft beim Präſidenten van Buren. Die Schilderung, die er hierüber giebt, iſt ſehr ausführlich:

„Ich kam um neun Uhr und fand die Geſellſchaft bereits zahlreich verſammelt. Die amtliche Wohnung des Präſidenten iſt ein umfangreiches Gebäude ungefähr nach Art der Landſitze unſeres Engliſchen Adels; die Einrichtung iſt bequem und nett, doch fern von Prunk und Verſchwendung. Der ganze Geiſt, der in den Gemächern waltet, iſt der der Behaglichkeit, die nicht äußerlich zu blenden ſtrebt, und paßt daher gut zu der Einfachheit und Sparſamkeit, die allen republikaniſchen Einrichtungen des Landes charakteriſtiſch iſt. Der Präſident empfing ſeine Gäſte ſtehend in einem kleinen Gemache, in welches man direkt von der Hausflur trat. Die Einführungen geſchahen durch den Stadtmarſchall, der die Namen der Eintretenden nannte, und Jeder ging, nachdem ihm der Präſident die Hand gereicht und einige Worte der Höflichkeit mit ihm gewechſelt hatte, in die angrenzenden Zimmer, um für Andere Platz zu machen. Der Präſident iſt ungefähr ſechzig Jahr alt, von mittlerer Größe und freundlichem, einnehmendem Weſen. In der Geſellſchaft trafen wir den Engliſchen und Franzöſiſchen Geſandten und mehrere dohe Offiziere. Die Damen waren in reizender Einfachheit gekleidet, und nur wenige Juwelen waren zu ſehen. In der ganzen Geſellſchaft war, obgleich ſie aus nicht weniger als 200) Perſonen beſtand, weit weniger Glanz als in einem Londoner Geſellſchaftsſaale over bei einer Pariſer feinen Soiree; doch es war Alles ſo geordnet, ſo anſprechend, wie ich es nie in Europa geſehen habe. Hier herrſchte kein Rangſtreit (denn der Präſident ſelbſt iſt nur ein gewöhnlicher Bürger, der einen gewiſſen Platz auf eine gewiſſe Zeit füllt), Jedem lud man in ſeinem Auftreten das Bewußtſeyn an, daß er in einem Staate lebe, in dem ſich Alle gleich ſind; das bewegte man Niemand zu prahlen in Folge perſönlicher Verdienſte und Auszeichnungen. Die niederen Klaſſen (denn auch dies fanden ſich viele Gäſte, da die einzige Bedingung zur Anfnahme in die Geſellſchaft iſt, daß der Eintretende Bürger der Vereinigten Staaten ſey) benahmen ſich mit dem größten Anſtande, und obgleich das Drängen bisweilen ſehr groß war, börte man doch nirgends ein rohes Wort, und als ſich die Geſellſchaft auflöſte, was zwiſchen elf und zwölf geſchah, war der Tumult beim Einſteigen in die zahlreich ſich einfindenden Wagen nicht halb ſo groß als bei ähnlicher Gelegenheit in England, und es wurde kein hartes Wort zwiſchen den Kutſchern und Dienern gewechſelt.“

Dieſe Schilderung ſpricht allerdings ſehr zum Vortheil der Amerikaner und iſt wohl von den Europäern zu bewundern. Einen gleichen Sinn für das Schickliche, Gegiemende hat Herr Buckingham in den Staatsgeſchäften gefunden.

Die Verhandlungsweiſe in beiden Häuſern iſt im Weſentlichen dieſelbe wie in England, doch ſie iſt geregelter. Der Präſident und die übrigen Mitglieder ſind durch kein äußeres Abzeichen von einander zu unterſcheiden. Kein läſtiges Geſchrei, wie „Hört! hört!“, keine Exclamationen, wie „ah, ah!“, keine ironiſche Zwiſchenbemerkungen oder andere Störungen der Art laſſen ſich vernehmen. Die Verſammlungen finden bei Tage ſtatt, und die zu den Zuſammenkünften feſtgeſetzten Stunden werden ſtreng beachtet.

In den Saborten hat unſer Verfaſſer reiche Gelegenheit, die Anmuth des geſelligen Lebens und die Schönheit der Frauen zu ſchildern. Sie übertreffen Alles, was wir in Europa kennen. Ihre Haut iſt ſehr zart, Haar und Augen ſchwarz, ihr Mund klein, und ihre Zähne ausgezeichnet weiß und regelmäßig. Doch ſie entdehren des blühenden Geſichtsausdrucks und der geiſtigen Wärme der Engliſchen Frauen. Somit zeigt ſich der Verfaſſer ungeachtet des großen Komplimente, das er ihrer körperlichen Schönheit macht, auf der anderen Seite höchſt ungalant gegen ſie, und hier ſtehen ihm nicht ſo leicht bereden. Er verſichert, ſie verſtehen nichts von Malerei, Bildhauerkunſt, Poeſie, Muſik, ſchönen Wiſſenſchaften, und da es ihnen nicht an Unterricht fehlt, will er einen natürlichen Mangel an Geſchmack und geiſtiger Empfänglichkeit darin ſehen.

Der dritte Band bietet die meiſte Belehrung dar, er handelt vom Unterrichtsweſen und von der Verfaſſungsform in Boſton und den Neuengliſchen Staaten. Dies iſt in der That der beſte Theil des ganzen Werkes, doch es eignet ſich nicht gut zu Auszügen. In Betreff der Amerikaniſchen Colonisation ſpricht er ſehr entſchieden ſeine Anſicht aus, ohne, wie es ſcheint, mit den ſehr verwickelten Streitpunkten hinlänglich vertraut zu ſeyn. So lobt er das verwerfliche aller Vorurtheile gelten und iſt im Stande folgende Anſicht auszuſprechen:

„Diejenigen, welche für das Fortbeſtehen der Sklaverei ſtimmen, haben in der That keinen anderen Grund dazu, als die Ueberzeugung, daß die Sklaven in ihrer Knechtſchaft glücklicher ſind, als ſie in ihrer Freiheit wären; deshalb wünſchen ſie ſelbſt im Intereſſe der Sklaven nicht, daß dieſes ihr Glück geſtört werde, ja die Sklaven ſelbſt begehren keine Freiheit und würden ſie nicht annehmen, wenn man ſie ihnen böte.“

Aehnliche Sätze finden ſich nicht ſelten. Das ganze Werk iſt eine ungeheure Maſſe von Angaben, von denen der größte Theil höchſt treiwal iſt, und von dem Reſte iſt Weniges ſo ſorgfältig, daß man es für authentiſch anſehen kann. So kann es nur für einen traurigen Beweis von Blachheit, Geiſtloſigkeit und gänzlicher Verſtehlbrit gelten.

Mannigfaltiges.

— Engliſche Dramen, durch Parlaments-Akte verſtümmelt. In London iſt eine Geſellſchaft dramatiſcher Schriftſteller zuſammengetreten, daß das ſogenannte Engliſche Opernhaus gemiethet und will darin diejenigen bisher noch ungeſpielten Stücke (unacted dramas) aufführen, die die beiden Theater Covent-Garden und Drurylane, obwohl ſie auf das erſte Drama ein Monopol beſitzen, doch noch nicht zur Aufführung gebracht haben. Um aber dieſes Monopol zu umgehen, ſieht ſich die neue Bühne, die unter der Firma „Theater der dramatiſchen Schriftſteller“ (Dramatic Authors' Theatre) auftritt, genöthigt, die Trauerſpiele in Form von Melodramen, d. h. mit eingebrauter Muſik und mit Chören, zu produzieren. Das erſte Stück, das auf dieſe Weiſe aufgeführt wurde, war „des Jägers Tochter“ von George Stephens, das unter dem verändderten Titel „Martinuzji“ angekündigt ward und wobei es auf dem Komödiengettel hieß, das Publikum möge die Verſammelung der „großartigen dramatiſchen Dichtung“ (magnificent dramatic poem) vermöge der „beſtehenden Parlaments-Akte“ entſchuldigen, in Folge deren das nichtprivilegirte Theater gezwungen ſey, ein „dochtragiſches Werk“ in „unregelmäßiger Form“ darzuſtellen. Viele ausgezeichnete Schauſpieler und Sänger haben ſich vereinigt, um dieſes neue Unternehmen zu fördern, das allerdings wegen ſeiner Originalität das Publikum anziehen dürfte, von dem jedoch, bei der Zwitterhaftigkeit ſeiner Tendenz, weder für die Kunſt, noch für das Drama ein Gewinn zu erwarten iſt.

— Ein Italiäniſcher Landprediger. Oliver Goldſmith's „Landprediger von Wakefield“ ſcheint einem Italiäniſchen Geiſtlichen, dem Prieſter Carlo Rampa in Mailand die Idee zu dem Buche gegeben zu haben, dieſelbe Figur zum Mittelpunkte eines Volksbuches und einer belehrenden Sitten-Darſtellung zu machen. Natürlich muß jedoch das Italiäniſche Buch von dem Engliſchen eben ſo verſchieden ſeyn, wie der Italiäniſche Katholizismus von dem Engliſchen Proteſtantismus, und wie die ſüdliche, aber etwas ſchwüle Temperatur der Lombardei von dem nebeligen, aber auf ein freies Volk beraddlichenden Himmel Großbritaniens. Der Italiäniſche Landprediger *), der nicht Weib und Kind wie der Engliſche haben kann, beſitzt dagegen einen jungen Freund, der mit Liebe und Begeiſterung an ihm hängt und deſſen Lebensereigniſſe, ſo wie die Erfahrungen und Anſichten des Landpredigers über Boden-Kultur, Volks-Unterricht und Menſchengeiſt, den rothen Faden bilden, durch den die Gedanken des Buches ſich ſchlingt. Der alte Herr knüpft an ſeine eigene Lebensgeſchichte, die er ſeinem jungen Freunde und den Leſern mittheilt, die Geſchichte des Landes und Mailands insbeſondere, an welcher er nachweiſt, wie die milde Regierung Oeſterreichs keineswegs den Charakter habe, der ihr vielfach beigelegt werde, nämlich die Italiäniſchen Eigenthümlichkeiten der Lombardei zu vernichten. Man erfährt hieraus, daß das Buch neben ſeiner nächſten ſittlichen auch eine beſondere politiſche Tendenz hat und in der Färbung eine leichte Aehnlichkeit mit den neueren Schriften Silvio Pellico's zeigt, der es ſich ebenfalls zur Aufgabe gemacht, neben den rein religiöſen Ideen, von denen er beſeelt iſt, auch die Liebe zu den beſtehenden politiſchen Einrichtungen zu verbreiten.

— Flamänder und Wallonen. Dies iſt der Titel einer ſo eben in Brüſſel erſchienenen Sammlung von Skizzen des öffentlichen und des Privat-Lebens in Belgien. **) Nach dem Muſter des Franzöſiſchen peint par eux-mêmes und der jetzt Mode gewordenen „Phyſiologieen“ ***) iſt hier von Flamändiſchen und Wallonſchen Originalen eine Bildergallerie zuſammengeſtellt. Am meiſten hat dazu Herr George Dupahy beigetragen, ein pſeudonymer Belgiſcher Schriftſteller, der ſeinen Franzöſiſchen Muſtern nicht ohne Glück nachſtrebt und es ihnen fogar zuweilen, etwa weil er ein eigenthümliches Feld bearbeitet, an Originalität zuvorthut.

*) Un Curato di Campagna. Schizzi morali del Dottor Carlo Rovizza, Professore di Filosofia nell I. R. Liceo di Sant' Alessandro in Milano. — Milano, 1841.

**) Flamands et Wallons. Esquisses contemporaines. — Bruxelles, 1841.

***) „Phyſiologie des Dandyismus“, „Phyſiologie der Grisette“, „Phyſiologie des Philiſters“ und „Phyſiologie des Studenten, des Gymnaſiaſten“ ꝛc., ſo ungefähr heißen die jetzt in Paris viel erſcheinenden lokalen Skizzen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Montag den 6. September 1841.

Syrien.

Erinnerungen aus dem Kampfe gegen Mehmed Ali.*)

Von Patton Hunter.

Erster Artikel.

Am 1. September ankerten wir mit dem Geschwader in der breiten Bai von Beirut. Es bestand damals aus sechs Linienschiffen, zwei Fregatten, einer Korvette, einer Brigg von 18 Kanonen und zwei Kriegs-Dampfbööten. Wir führten noch etwa 40 gekaperte Aegyptische und Syrische Fahrzeuge mit uns. Das Admiralschiff Powerfull führte seine breite Vorderseite dräuend der Feilung zu, und der Ganges erhielt dieselbe Richtung gegen das Lazaretto, ein sehr lang ausgedehntes Gebäude an der Küste.

Soliman Pascha kommandirte in Beirut, dessen Garnison, wie man glaubte, ungefähr 10,000 Mann stark war. Auch Ibrahim und Emir Bechir sollten irgendwo in der Nachbarschaft sich aufhalten, doch mit geringeren Streitkräften.

Die Feindseligkeiten, welche das Schiff Dido aus Alexandrien brachte und welche dahin lauteten, daß Mehmed Ali noch keine Symptome von Unterwürfigkeit gezeigt hätte, vielmehr in hochfahrenden Ausdrücken von seiner Unabhängigkeit redete, bestimmten den Commodore, seine kriegerischen Rüstungen zu beschleunigen. Die Kreuzer kaperten eifriger als jemals Transportschiffe und hinderten andere, mit den Häfen zu verkehren. Auch ließ Lord Napier folgende Proclamation, die in ganz Syrien verbreitet werden sollte, durch Herrn Wood ins Arabische übersetzen:

„Bewohner Syriens! Die Mächte Großbritanien, Oesterreich, Rußland und Preußen haben in Uebereinstimmung mit dem Sultan beschlossen, daß Mehmed Ali's Herrschaft in Syrien aufhören soll; auch ich bin mit einem Geschwader hierher gesandt, um euch Beistand zu leisten, wenn ihr das Joch des Paschas von Mißr abschütteln will. Ihr wißet, daß der Sultan einen Hatti-scherif erlassen hat, der Leben und Eigenthum seiner Unterthanen sichert, und welcher in den Türkischen Staaten in voller Wirksamkeit ist. Außerdem haben die verbündeten Mächte einander gelobt, dem Sultan eine Verfassung zu empfehlen, die eure Lage glücklich und behaglich machen wird. Bewohner des Libanon, die ihr mehr als die Anderen unter meinen Augen seyd, ich fordere euch auf, das Joch abzuwerfen, unter dem ihr stöhnet. Truppen, Waffen und Munition werden täglich von Konstantinopel erwartet, und mittlerweile sollen die Aegypter eure Küste nicht mehr beunruhigen. Soldaten des Sultans, die ihr verrätherischer Weise aus eurer Heimat in den Glutsand Aegyptens geführt worden, da noch Syrien geschlepp worden seyd, ich ermahne euch im Namen der großen Mächte, unter eure Fahnen zurückzukehren. Alles Geschehene soll vergessen seyn, und der Sultan wird euch euren rückständigen Sold auszahlen lassen.

Charles Napier."

Zwei Schiffe wurden dem Admiral Walker bei, der mit Türkischen Truppen von Cypern kommen sollte, entgegengeschickt, und der Commodore bestieg mit den vornehmsten Offizieren das Dampfboot Gorgon, um den besten Landungsplatz an der Küste zu recognosziren. Darauf richtete er ebenfalls seinen Lauf nach Cypern, um die Ankunft der Türken, wo möglich, zu beschleunigen.

An der Küste traf man viele Maßregeln der Defensive. Die von der See her führenden Straßen waren in allen Richtungen verbarrikadirt; Brustwehren und Schanzen voll Sand erhoben sich in jedem Winkel, und ein großer Artillerie-Park war innerhalb der Mauern aufgepflanzt. So berichtete der Englische Konsul, der mit den meisten fremden Kaufleuten noch in Beirut blieb.

Den 4. September in der Mitternachtstunde kehrte Commodore Napier auf dem Gorgon zurück, und am frühen Morgen erhielten wir Befehl, nächsten Tages um zwei Uhr Nachmittag zum Landen „in voller Marschordnung" und fertig zu halten. Dieser Befehl sollte wahrscheinlich nur unsere Thätigkeit beschleunigen; denn bald nachher verlautete, daß vor Ankunft der Türkischen Truppen keine Landung versucht werden würde.

Jetzt wurden noch einige Schiffe ausgeschickt, um die erwartete Verstärkung zu erkunden; und am Abend des zweiten Tages signalisirte der beträchtlich weit in See gegangene Thunderer die Annäherung von 21 fremden Seglern. Alsbald hieß es: „Löschet die Lichter aus!" und „Schiffe in Schlachtordnung!" Dies waren nur Maßregeln der Vorsicht, da man die fremden Schiffe nicht genau erkannt hatte; denn eine ähnliche Zahl Französischer Kriegsfahrzeuge war notorisch an einer benachbarten Küste versammelt, und leicht konnte Frankreich seine Entschließung von dem ersten verfiegelten Papiere abhängig gemacht haben. Im Falle eines Angriffs würde nun die Französische Streitmacht der unsrigen, wie sie in jenem Augenblicke beschaffen war, numerisch dreifach überlegen gewesen seyn; daher man sich nicht wundern darf, wenn wir das herannahende Geschwader mit ängstlicher Spannung erwarteten. Bald aber meldete der Phönix die Ankunft des Englischen Admirals unter Türkischer Flagge.

Der grauende Tag enthüllte nicht weniger als 34 Schiffe, die in die Bai von Beirut einliefen. Am Nachmittag, als die Begrüßungen ausgewechselt wurden, war das Spektakel höchst imposant — eine Flotte von 23 Britischen, 3 Oesterreichischen und 5 Türkischen Seglern, dazu noch ein Amerikanisches und ein Französisches Kriegsschiff als Zuschauer. Näher der Küste lagen die Türkischen Transportschiffe und zahlreiche Syrische Fahrzeuge, deren hohe Vorderstheile und Italiänische Segel durch lebhaften Kontrast die Schönheit des Gemäldes erhöhten. Der Hintergrund war nicht weniger prächtig; eine Vorkette des Libanon stieg vom Saum der Küste hinan, und diese Höhen überragte wieder das kolossalere Gebirg, das in den Ebenen von Baalbek anfängt.

Gegen Abend des 9. Septembers ward das Kriegs-Dampfboot Cyclop auf ein Signal des Flaggenschiffs mehrere Sprengkugeln gegen eine Abtheilung Militair, die man in den Außenwerken der Stadt bemerkte. Gleichzeitig erhielten die Seetruppen Ordre, sobald es Nacht geworden wäre, an Bord des Gorgon zu gehen, und von den angekommenen 3400 Mann Türken sollten so viele als möglich in den anderen drei Dampfschiffen Platz nehmen. Die Schiffe Dido und Wasp erhielten Befehl, dem äußersten Ende des Kaps in Südwest so nahe, als die Tiefe des Wassers es zuließe, sich zu postiren.

Die Dido ankerte ungefähr 600 Yards von den Felsen; aber die Wasp, ein weit kleineres Fahrzeug, um die Hälfte des Weges näher. Bald ging der Mond auf, und wir konnten sehen, daß unsere Bewegungen viel Thätigkeit an der Küste zur Folge hatten. Der Feind schickte sich augenscheinlich an, auf dem uns gerade gegenüber liegenden Theile des Vorgebirgs eine Stellung zu nehmen.

Mit Tagesanbruch sah man die drei Dampfschiffe vor dem Kap geankert. Ihre Boote wimmelten von Soldaten, unter denen die 1500 Reitpferden des Vorgips an meisten hervorschimmerten. Dido und Wasp mußten jetzt die Anker lichten und sich weiter bugsiren. Alle übrige Schiffe rückten gleichzeitig vorwärts, eine Linie bildend, die der Stadt gegenüber anfing und bis zu dem Theile des Kaps reichte, wo Dido und Wasp stationirt gewesen. Diese Bewegungen wurden vortrefflich langsam und auf eine Weise ausgeführt, die es dem Feinde wahrscheinlich machte, daß der Schiffe eine Landung beden sollten. Unterdeß wurde das Kap von immer größeren Massen der Feinde besetzt.

Die uns gegenüberliegende Küste war größtentheils rauher Fels, auf dem hin und wieder kleine Stückchen Land mit Bäumen und einigen Häusern hervorschimmerten. Sie erhob sich terrassenartig ungefähr 300 Fuß hoch. Eine vor bis fünf Fuß hohe Felsenleiste dicht am Wasser und das Landen sehr mühselig gemacht haben; und außerdem ließen sich die aus der Stellung etwa zu erwartenden Vortheile durchaus nicht absehen.

Etwa um 10 Uhr des Morgens, als die anderen Schiffe ihre Posten eingenommen hatten, warf der Benbow von 74 Kanonen Anker und feuerte sofort gegen den Theil des Kaps, wo die größte Masse der Truppen versammelt schien. Seine Kugeln trafen sehr gut, und bald nachher begannen auch andere von den nächsten Schiffen ihre Kanonade.

Das Feuern dauerte ungefähr 14 Stunden, binnen welcher Zeit die Kugeln mehr oder weniger das ganze Kap bestrichen. Die Feinde hielten jedoch Stand, da sie ohne Zweifel jeden Augenblick eine Landung erwarteten. Kurz vor Mittag, als der Sermon sich erhob, gab das Flaggenschiff folgendes Signal: „Castor, Pique, Dido und Wasp — vor dem Commodore her!" In demselben Augenblick fuhren die Dampfschiffe nach dem etwa 10 Engl. Meilen entfernten anderen Ende der Bai. Der Powerfull und einige andere jenem Punkte näher befindliche Schiffe folgten unmittelbar. Schon ehe die

*) Ueber denselben Kampf ist so eben auf der Feder eines Oesterreichischen Offiziers ein Deutsches Buch unter dem Titel: „Acht Wochen in Syrien; ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840" in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen.

Digitized by Google

thie oder Freundschaft verbunden worden sind, nicht etwa, weil sie Gelegenheit gefunden haben, sich gegenseitig kennen zu lernen, sondern weil sie in einem Wagen, mit demselben Conducteur, mit denselben Pferden gereist sind, weil sie dieselbe Langeweile und denselben Appetit führen.

An jener „runden Tafel", deren Anordnung in der Regel von unserer Umsicht zeugt, findet sich ein Gast, oder wie man ihn sonst nennen will, den der Wirth des Gasthofes oder Wirthshauses uneingeladen speist, entweder, damit derselbe bei Tische die Honneurs macht, oder um einen Beweis seiner offiziellen Gefälligkeit und Willfährigkeit zu geben.

Dieser emeritirte Tischgenoß ist öfter mit dem wichtigen Amt des Tranchirens bekleidet, wenn er auch nie anatomische Studien gemacht hat; in solchem Falle weiß er durch die Tradition, wie die Materie, so lehren die Mathematiker, ins Unendliche getheilt werden könne. Dieser ist er auch nur als Agent klugbeflissen, und er verfolgt mit brennenden und fiskalischen Blicken die Aufwärter, um zu erspähen, ob nicht ein Gast, der nur für eine Person bezahlt, für zwei ißt. Wenn er die Portionen mit dem muthmaßlichen Appetit des Gastes oder die Größe derselben mit dem Körperumfange desselben vergleicht und er einen merkbaren Unterschied zwischen beiden entdeckt, so forscht er ihn auf eine feine Weise auf, sich zu bedienen, in der oft vielen Hoffnung, demselben einen großartigen Zug der Mäßigung zu entlocken. Man sollte glauben, es sey ihm der Zehnte von den Ueberbleibseln verheißen, da er durch dieses System der Völle, der Drohungen und der heuchlerischen Aufforderungen vom Untergange rettet. Für den Reisenden giebt es zur Mittagszeit keinen gefährlicheren Feind, als diesen Haushofmeister.

In zweiter Reihe finden wir den Abonnenten, ebenfalls einen gefährlichen Tischgenossen, denn er kennt längst die Quantität der Speisen; er besucht die Küche und beschäuselt alle Töpfe, ehe er sich an den Tisch setzt; er steht in freundschaftlichen Beziehungen zum Koche und läßt sich von diesem alle Geheimnisse seiner edlen Kunst mittheilen. Für ihn ist keine Illusion mehr möglich; eben so unmöglich ist es, ihn zu betrügen; er kennt das Geheimniß jeder Speise, die schwachen Stellen jeder Schüssel. Die Küche hat für ihn so wenig Zauber wie das Leben für Lord Byron: er ist der Lord Byron der „runden Tafel". Dieser ehrenwerthe Mann, der an den Anblick immer neuer Gesichter gewöhnt ist, hat die lobliche Gewohnheit, die Reisenden mit allen Merkwürdigkeiten der Gegend bekannt zu machen; er empfiehlt ihnen, die Stallungen des Sankt Lorenzo und den Friedensbogen zu besichtigen; er führt sie nach der Eisenbahn außerhalb des neuen Thores und verspricht ihnen, daß sie oder ihre Söhne auch einst die Eisenbahn von Mailand nach Venedig sehen werden.

Unter den Reisenden findet man gewöhnlich einen dicken Franzosen, einen Mann zwischen vierzig und funfzig, Kaufmann, Fabrikant, Literat, Grundeigenthümer, der aufmerksam die Physiognomie des Kellners, die Decke und die Möbeln des Saales, die Kleider der Anwesenden betrachtet, um Materialien zu einer Geschichte der Sitten und Gebräuche in Italien zu sammeln.

Engländer findet man selten an der „runden Tafel"; entweder sind sie reich und speisen in ihren Zimmern, oder ihre Mittel sind beschränkt und sie treten unter einander zusammen. Da kann man Vater, Mutter, Söhne, Töchter, alle hochgewachsen und rothwangig, mit Kamaschen und fest aufgedrückten Hüten durch den Speisesaal ziehen sehen, um sich in einen benachbarten Kabinette einzuschließen. Sie thun dies theils aus angeborener Menschenscheu, theils, um zu sparen, obgleich sie sich hierin täuschen. In ihrem einsamen Zimmer müssen sie doppelt so viel wie an der „runden Tafel" bezahlen, aber das thut nichts; die Engländer sind so sehr an das Speisen nach der Charte gewohnt, daß sie glauben würden, gar nicht gegessen zu haben, wenn sie nicht so äßen. Sie kommen nach Italien, weil sich Oekonomie, theils, um die Künste zu studiren, theils, um Italienisch zu lernen und um einen Bart und Schnurrbart zu tragen; Letzteres gilt natürlich nur von den Männern. Uebrigens sind sie zufrieden, wenn sie ein Stück alten Marmors mit nach Alt-England bringen, und es liegt ihnen der Gedanke fern, etwas über ihren Aufenthalt und der Halbinsel drucken zu lassen. Diese Englische Reisende strömen auch nach dem Kontinent, um sich für einen billigeren Preis als in Großbritannien zu amüsiren.

An der „runden Tafel" sitzt die Freude, die Seele jeder Gesellschaft, das wunderbare Wesen, das die Alten Momus genannt haben würden, das aber spätere Jahrhunderte mit dem Namen des Spaßmachers getauft haben. Er dreht Kügelchen aus Brod, verschluckt sie und zieht sie wieder aus der Lufttröhre hervor; er macht Späße, Statuetten aus diesem Stoffe, Schmuckstücke und einige Stücke Brod, legt sie auf die innere Seite der linken Hand, giebt derselben einen Stoß mit der rechten und schleudert das Brod mit wunderbarer Geschicklichkeit in den Mund. Wenn er dies vollführt hat, füllt er seinen Becher mit Wasser, hält ihn mit der linken Hand auf dem Tische fest, bewegt den Zeigefinger der rechten Hand, streicht damit über den Rand des Gefäßes hin und entlockt demselben auf diese Weise einen kreischenden Ton, der alle Anwesenden mit Grausen erfüllt. Die Damen bitten ihn, von dieser Uebung abzustehen, aber er setzt dieselbe lachend fort. Was die Damen betrifft, so hat dieser Typus der Gesellschaft eine Liste galanter Abenteuer aufzuweisen, gegen welche die Don Juan's keinen Vergleich aushalte; er hat dieselbe in vergoldeten Kabinetten begonnen, sie hinter der Bühne fortgesührt und sie unter den Pultmaschinen vergossen; wo er dieselbe beenden wird, läßt sich freilich noch nicht sagen.

Die weiblichen Gäste der „runden Tafel" sind gewöhnlich Reisende. Wenn es Damen von guter Erziehung sind, so essen sie wenig, sprechen sehr unter einander, und flüstern sich andern Gäste etwas, bisweilen sie seitwärts, lächeln sie Gott weiß worüber, streichen mit leichter Hand ihre rebellischen Haare, betrachten ihre Fingerspitzen und hören wohlgefällig den Artigkeiten zu, die ihnen dieser oder jener sagt. Hundertmal gehen sie über ihre nackten Schultern den Shawl oder die Mantille, welche doch gleich wieder herunterfällt, sodann führen sie öfter ein parfümirtes Taschentuch an den Mund, besonders wenn es von Moschus durchdrungen ist, und beginnen ihre leise Unterhaltung wieder, wenn das Gespräch der Tischgesellschaft zu lärmend wird oder einen zu freien Ton anzunehmen droht.

Wenn eine Theaterdame an der „runden Tafel" ißt, so übernimmt eine zärtliche Mutter gewöhnlich das Geschäft, die Triumphe ihrer Tochter zu verkünden und zu erzählen, welchen rührenden Applaus sie erregt, wie oft sie herausgerufen worden, wie viele Kränze sie errungen und wie viel Geld sie bezieht. Zur Bestätigung ihrer Worte zieht sie aus ihrem Beutel eine Menge gedruckter Artikel in Italiänischer, Französischer, Spanischer, Portugiesischer Sprache hervor, welche alle, da sie des Lobes voll sind, von verdienstvollen und unbefriedigten Personen geschrieben sind. Die bittet ihre Nachbarn, diese laut vorzulesen. Diese Lektüre und die Anstrengungen der Verdauung wiegen einen rechten Pferdehändler in einen tiefen Schlummer ein; vom Ende des Tisches her stimmt er eine Symphonie an, die allen Lachen und allem Zurufen der Anwesenden widersteht.

Dies ist mit wenigen Abweichungen der Anblick, den eine „runde Tafel" darbietet. Was unter dem Tische vorgeht, bleibt natürlich ein tiefes Geheimniß, wenn nicht etwa ein liebegläubender und unternehmender Jüngling einem friedhertigen Tischgenossen auf die Zehen tritt, weil er mit den Füßen einer hübschen Nachbarin in Berührung zu kommen suchte. Im Uebrigen führen die Liebeserzeugungen, welche unter den Tischtüchern der „runden Tafel" Statt finden, seltene weiter als bis zum Druck der Hand oder des Fußes. Der eine Theil setzt ja in der nächsten Nacht seine Reise fort, und Gott weiß, ob man sich vor der allgemeinen Versammlung im Thale Josaphat je wiedersehen wird. Die Galanterieen dieser Art gleichen einer unvollendeten Romanze; sie führen nicht zum höchsten Entzücken, aber sie lassen auch keine Thränen zurück.

A. Regnard.

Mannigfaltiges.

— Wissenschaftlicher Kongreß in England. Die elfte Versammlung der Britischen Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaft, die in diesem Jahre in Plymouth stattgefunden und worüber das Londoner Athenaeum ausführliche Berichte enthält, ist wiederum durch die Mannigfaltigkeit mitgetheilter Beobachtungen und wissenschaftlicher Resultate eine der reichhaltigsten Sessionen die sie Art gewesen. In der „Section für Mathematik und Physik" hat unter Anderem, die Konstitution der Sonnenflecken besprochen, Herrn Lyswell und Professor Baily, einen Bericht über eine Revision der Nomenklatur der Sterne und über ein allgemeines Verfahren bei meteorologischen Beobachtungen abgestattet. Gleichzeitige Abweichungen der Magnetnadel wurden aus Beobachtungen von 25. Mai und 29. August 1840 aus Toronto, Dublin, Brüssel, Prag, Maitland, St. Helena und Bombay-Land vorgelegt, wo überall das von Gauß vorgeschlagene System bei den Beobachtungen eingeführt worden. Ungemein reich war überhaupt die Zahl der neuen Mittheilungen auf diesem Gebiete, und Deutsche Gelehrte, die sich speziell mit der physikalischen Wissenschaft beschäftigen, sollten ja nicht versäumen, den Bericht, welcher umfassender ist, als der irgend einer andern ähnlichen Versammlung, selbst einzusehen. Herr Professor Mosley legte die Zeichnung und Beschreibung einer überaus sinnreichen neuen Rechnen-Maschine vor. Dieselbe ist nach dem Prinzipe der von Poncelet erfundenen und jetzt überall eingeführten Wag-Maschine zusammengesetzt, und ganz eben so, wie diese das Gewicht vorderader Dinge, giebt die neue Maschine das numerische Resultat einer vorgelegenen Integralberechnung an. Eine Zeichnung und Erklärung dieser Maschine befindet sich in Nr. 722 des Britischen Athenaeum (vom 28. August). Außer der genannten Section fanden sich noch folgende Zweige der Wissenschaft in besonderen Sectionen vertreten: 1) Chemie und Mineralogie; 2) Geologie und physikalische Erdbeschreibung; 3) Zoologie und Botanik; 4) Medizin; 5) Statistik und 6) Mechanik.

— God save the King! Ueber den Komponisten dieses herrlichen Volksliedes ist schon viel hin und her gestritten worden. Außer mehreren Englischen Prätendenten wird auch zwei berühmten Komponisten Frankreichs und Deutschlands, Lully und Händel, ein Anspruch darauf beigelegt. Gegenwärtig tritt nun ein Herr B. Clarke, von der Gesellschaft der Musikanten in London, mit der angeblichen Originalhandschrift des Komponisten hervor. Der Name desselben ist echt Englisch — nämlich Dr. John Bull. Zuerst soll das Lied bereits im Jahre 1607 bei einem Gastmahle gesungen worden seyn, das eine Schneider-Zunft (Merchant-Tailors' Company) dem Könige Jakob I. veranstaltet hatte. Die Melodie hat seitdem, wie Dr. Clarke versichert, der übrigens auch bereits vor zwanzig Jahren eine Schrift über diesen Gegenstand herausgegeben, nur sehr unbedeutende Veränderungen erfahren.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Mittwoch den 8. September 1841.

Frankreich.

Eigenheiten der Komponisten.

(Aus der France musicale.)

Die Musik ist die erste unter allen Poesieen, welche Gott dem Menschen schenkte, um ihn in seinen Mühseligkeiten zu trösten. Die Malerei hat zwar ihren Reiz und Zauber, die Beredsamkeit ist unverbare geeignet für den Ausdruck der leidenschaftlichen Bewegungen des Gemüths, aber diese beiden Künste bedürfen, um gehörig gewürdigt zu werden, schon eines urtheilsfähigen Geistes; die Musik dagegen übt ihre Macht auf jedes Wesen aus, das nur mit Gehör begabt ist, wie denn selbst das kaum geborene Kind lächelnd einschläft, wenn es mit frischen und natürlichen Melodieen in Schlummer gewiegt wird.

Die Geschichte des Ursprungs der geistigen Musik findet sich in dem Leben der einzelnen Komponisten vollkommen wieder. Man verfolge nur aufmerksam die Neigungen des Maestro, man betrachte seinen Charakter und höre dann seine Werke, und man wird die auffallendsten Beziehungen zwischen dem Menschen und seiner Partitur finden; seine Denkweise spiegelt sich in jeder Stelle, bald düster und öd, bald anmuthig und leicht, je nach dem Wechsel seiner Laune. Deshalb vermuthlich hat einer unserer Kritiker die Musik das Daguerrotyp der Leidenschaften genannt.

Wer die Geheimnisse der Composition kennen lernen will, der folge mir ganz still auf dem Wege, den ich ihn führen will. — Da, jener lustige Mann dort, setzt ihn, der die Blumen und die Sonne so liebt! Wollte er eine Partitur schreiben, so lud er seine Freunde zu einem Italienischen Mahl, bei welchem die schönsten Gewürze dem Rheinwein ihren reizenden Duft leihen. Bei Tisch, während die Pfropfen sprangen, plauderte man von Ruhm, von Freiheit, von Kunst, von rosenbekränzten Frauen, von Ebenzagden, aber — niemals von Musik. Wenn dann, beseligt von den Düften des Johannisbergers und vom perlenden Champagnerschaum, jeder Gast auf die Lehne seines Stuhls zurückgesunken war, da entschlüpfte der Maestro, schloß sich zu Hause ein, griff nach dem Notenpapier und ließ seine Feder mehrere Stunden hinter einander darüber hin spazieren. So, ohne ein Piano zu berühren, ohne nach Akkorden zu suchen, rein durch die Macht seines Genius und seines Gedächtnisses, improvisirte er eine Oper; so wurde „Wilhelm Tell" geschrieben. Wir brauchen nicht zu sagen, daß der Mann, von dem wir sprechen, Rossini heißt.

Der berühmte Komponist des „Wilhelm Tell" kann es nicht ertragen, daß man Musik von ihm in seiner Gegenwart ausführt; man versetzt ihn in die größte Pein, wenn man ihm durch Erklärung eines Druckfehlers aus seinen Opern eine Huldigung darbringen will. Aber er hat sonderbare musikalische Liebhabereien; er schwärmt für die Klarinette, und es war lange Zeit sein größtes Vergnügen, dieses Instrument von seinem Vater spielen zu hören, der es darauf nicht gerade sehr weit gebracht hatte. Seine Leidenschaft für die Klarinette gab Anlaß zu der Freundschaft, die zwischen ihm und Valentin de la Pelouze, dem gewesenen Geschäftsführer des „Courrier français", der dieses Instrument ausgezeichnet blies, ununterbrochen bestanden hat. Herr de la Pelouze besitzt ein noch nicht im Druck erschienenes Musikstück, ganz von Rossini's Hand geschrieben, welches der große Meister ausdrücklich für ihn komponirt hat.

Den berühmten Italienischen Maestro veranlaßte, wollen wir bei Meyerbeer ansprechen, dem Mann mit den schwermüthigen Melodieen, dem grandiosen Gesange, den gewichtigen, schmerzvollen Noten. Seht ihn dort, allein, in einem Stübchen eingeschlossen, allen Augen entzogen. Er hört den Sturm sausen, der Regen fällt in Strömen herab, die Vorübergehenden flüchten sich unter die Thorwege, ein Jeder flieht, um dem Orkan zu entrinnen; nur Einer ist entzückt über diesen Aufruhr in der Natur, über diese Empörung der Elemente; dieser Eine ist Meyerbeer, dem die Gedanken mit der Arbeit kommen, und der dem Piano mit seinen Fingern die seltsamsten Effekte entlockt.

Ich hatte eines Tages einen Anlaß, dem Komponisten „Robert des Teufels" einen Besuch zu machen; ich ging zu ihm und fand nur den jungen Meyerbeer, ein allerliebstes Kind von neun Jahren, ein köstliches Deutsches Köpfchen, von herrlichem blondem Haar wie von einem Goldrahmen eingefaßt. „Kann Herr Meyerbeer mich empfangen?" fragte ich. „„Nein, mein Herr"", sagte das Kind, „„bei schlechtem Wetter ist Papa nie zu Hause; wollen Sie ihn treffen, so kommen Sie wieder, wenn es schon ist; er kehrt erst bei Sonnenschein zurück.""

Von diesem berühmten Israeliten wollen wir uns zu seinem Französischen Glaubensgenossen wenden, seinem Bruder in der Kunst wie in der Religion, im Talent wie im Glauben. Sehet jene interessante Familie; die beiden jungen Damen, die sanften, zärtlichen Gesellschafterinnen ihres Bruders, sind die Demoiselles Halevy; ihre rührende Sorgsamkeit ist dem Komponisten der „Jüdin" unentbehrlich geworden. Dieser gewissenhafte Tonsetzer arbeitet langsam und mit Bedacht; er mißtraut seinen ersten Eingebungen und bessert hundertmal an seinem Werke, ehe er es abschreiben läßt. Wenn seine Phantasie sich sträubt, wenn die Gedanken nicht fließen wollen, bedient Halevy sich eines wunderlichen Mittels, um in Zug zu kommen: es wird ein Theekessel voll Wasser über Feuer gesetzt, und so wie das Wasser anfängt zu kochen, giebt das einförmige Getöse, welches der Dampf verursacht, der Einbildungskraft des Maestro sogleich einen mächtigen Schwung.

Wenn Halevy ein Gedicht in Musik setzt, hat er stets seinen Bruder, den ausgezeichneten Literaten Halevy, zur Seite, der dabei ein bis jetzt noch unbekanntes Geschäft verrichtet. Herr Leon Halevy nämlich ist es, der die Verse von Scribe oder St. Georges zurechtlegt. Je nachdem die Melodie es erheischt, schneidet er hier zwei Sylben fort, flickt dort zwei an, oder ersetzt ein rauhes Wort durch ein weiches, so wie es die musikalische Phrase erfordert. In vertraulichen Zirkeln nennt man ihn nicht anders als den poetischen Chirurgen.

Platz da, Platz! auf die Seite, ihr guten Einwohner von Paris, ihr langsamen Zuschauer, macht Platz, sage ich euch, hier kommt ein Herr im Galopp angesprengt. Seht nur, wie sein Roß dem Impuls der Zügel gehorcht; wie es fliegt, wie es den Raum verschlingt. Platz gemacht, noch einmal, vor diesem Reiter mit dem Feuerblick, denn er galoppirt nicht nur, er komponirt auch. Ja, lieber Leser, so hat dieser Mann den „schwarzen Domino", „la Diavolo", die „Kron-Diamanten" und ich weiß nicht wie viel andere Meisterwerke geschrieben. Diese körperliche Bewegung schlägt die Funken aus seinem Geist; die Melodieen, die ganzen Musikstücke, die Quatuors, die Cavatinen, die Rondo's entstehen wechselsweise auf diesem diabolischen Ritt. Auber's Gaul ist der einzige, den man Pegasus nennen könnte, ohne sich eine mythologische Lüge zu Schulden kommen zu lassen.

Man hat mir erzählt, wie Auber einen seiner schönsten Chöre komponirte. Ihr werdet ohne Zweifel wissen, welche Volksmenge jeden Morgen den Markt des Innocens belagert. Einst Tages sagte ein Reiter mit seinem Roß, ungachtet der Vorstellungen der Stadt-Sergeanten, mitten in dieses Gewühl. Die Zaghaftigkeit, welche ihm dieses unbesonnene Wagniß eintrug, läßt sich nicht beschreiben: Stammhalter der Halle, Fischweiber, Gemüsehändler, Friedensbeamte, Alles erfüllte die Luft mit lautem Geschrei. Der Reiter aber entwischt glücklich und vergnügt aus der Mitte dieses Getümmels. So fand Auber den Marktchor der „Stummen von Portici".

Der Künstler, der und die „Sonnenbütter", den „Hotillon von Lonjumeau" und so viele andere hübsche Opern gegeben, die sich verdienter Popularität erfreuen, komponirt seine Partituren auf sehr sonderbare Art. Nach der Mahlzeit legt sich Adolph Adam auf sein Kanapee, läßt sich bis zur Nase mit Eiderdaunen zudecken, selbst in der größten Sonnenhitze, und sich dann seine beiden ungeheuren Katzen, die eine auf seinen Kopf, die andere auf seine Füße setzen. In dieser Lage, die seine Ideen sammelt, componirt er seine reizenden Melodieen, denen das Publikum so oft wieder in dem Ballet „Giselle" Beifall klatscht.

Seit einigen Jahren befleißt in der Passage du Saumon ein Modenmagazin, welches Madame Morel hält. Die Demoiselles dieses Magazins bemerkten schon lange jenen blonden einen großen, trockenen Mann, der immer durch die Fenster spähte. Anfangs bauderten sich die Modistinnen darüber nicht besonders; wenn sie ihre frischen Gesichter im Spiegel sahen, meinten sie, die Dreistigkeit jenes Mannes habe ihre mildernden Umstände. Als man aber fand, daß dieses Benehmen derrritt zwei Monate dauerte, und daß noch immer kein Briefchen, keine Liebeserklärung erfolgte, da erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung. Es wurde Sturm gerannt gegen den Sonderling. „Was haben Sie da seit einem Vierteljahr zu schaffen?" fragte ihn eine der Demoiselles. — „„Ich suche""",

Digitized by Google

antwortete der Fremde. — „Sie suchen — was denn?“ sagte die Modistin; „was können Sie in unserem Laden suchen?“ — „„Ich suche das Finale zum dritten Akt des „Herzogs von Alba“.“ — Der Fremde hieß Gaetano Donizetti. So komponirt der Autor der „Lucia du Lammermoor“, indem er umhergeht und ganze Monate lang sein Auge auf einen und denselben Gegenstand heftet. Wollt ihr ihn sehen, so begebt euch zwischen 7 und 8 Uhr Abends nach der Passage Choiseul.

Hippolyt Monpou, dessen Verlust wir so eben bewinnen, komponirte die Töne der Poesie des Herzens, indem er den blauen Himmel, den goldenen Sonnenuntergang, den Kelch der Maitose betrachtete. Was Wunder also, daß jenes seiner Werke eine solche Anmuth athmet. Im Winter, wenn er die Sterne und die Sonne nicht genießen konnte, flüchtete er seinen Melancholiegenius verbreitend zu sich, unter Salons-Düften, der „weiße Schleier“ entstanden, die letzte und eine der lieblichsten Blüthen seiner Phantasie.

Der phantastische Komponist Hektor Berlioz hat seine Hauptwerke unter einem Einfluß geschrieben, den wir achten müßten, und wäre es auch nur aus Galanterie. Madame Berlioz ist es, die den Compositionen des musikalischen Kritikers red. „Journal des Débats“ jenes Siegel diabolischer Originalität aufdrückt, welche Lieder nach seiner Art darstellt. Madame Berlioz, eine übrigens ganz allerliebste Frau, ist Niemand anders als die berühmte Miß Smithson, jene Englische Theaterheldin, welche der Autor „Benvenuto Cellini's“ der Bühne von Drurylane raubte. Daß Herr Berlioz sich nur ja nicht einmal einkommen läßt, nach England zu reisen; John Bull, der ein gutes Gedächtniß hat, könnte ihn an Jemand, welchen er ihm entwandte, theuer bezahlen lassen. Wenn Berlioz arbeitet, so stellt Madame Berlioz sich vor das Piano und deklamirt die schönsten Theaterscenen aus Shakespeare. So entstand die große dramatische Symphonie „Romeo und Julia“. Dieselbe Dame sagte einst Tages zu Jules Janin: „Mein lieber Janin, Sie verstehen nicht Englisch?“ — „Nicht viel, Madame.“ — „Wie haben Sie denn den Sterne übersetzen können?“ — „„Ich verstand ihn, als ich ihn von Ihnen lesen hörte““, war die Antwort des galanten Kritikers.

Die anderen neueren Komponisten haben ebensalls ihre eigenthümliche Art, zu komponiren. Niedermeyer hatte seine Tochter, ein schönes rothes Kind, auf den Knieen, wenn er an der „Stradella“ schrieb; Carafa arbeitet im Walzer; Clapisson schreibt bei Tische zwischen Obst und Käse; Ambroise Thomas findet seine Melodieen unter Tabaksqualm; Loïsa Puget komponirt ihre lieblichen Romanzen, die im Volk ihr Echo finden, auf einer Glasharmonika; genug, die Geschichte der Eigenheiten des Talents ist unendlich, und es wird hinreichen, daß wir einige Perlen aus derselben ausgewählt haben, um unseren Lesern einen Begriff davon zu geben.

Merkwürdiger Rechtshandel aus dem 16ten Jahrhundert. *)

„Andere Zeiten, andere Sitten“, ist ein bekanntes Sprüchwort; daß aus vielen Rücksichten könnte man wohl auch mit Recht sagen: „Andere Zeiten, dieselben Sitten!“ Wenigstens dürfte das Letztere in Betreff der Leidenschaften behauptet werden. Denn das menschliche Geschlecht in der Anordnung und Vervollkommnung seiner Ideen vorwärts schreitet, so bleibt es doch durch seine Leidenschaften stets innerhalb eines und desselben Zirkels gebannt. Der Mensch von heute ist ein Spiegel des Menschen von gestern. Der Eine wie der Andere, Beide werden von denselben Triebfedern bewegt.

Zu allen Zeiten hatte ein Ehever sprechen für junge Mädchen einen unwiderstehlichen Reiz. Es ist wie ein Strudel, der sie nur zu oft in den Abgrund hinabzieht. Man sollte glauben, daß das Mittel im Verlaufe so vieler Jahrhunderte bereits abgenützt wäre; allein die Liebe nimmt die Gestalt an, die ihr der Augenblick bietet. Wie glaubt man so gern, wenn man liebt! Darum hat schon das Alterthum den Sohn der Venus mit einer Binde vor den Augen dargestellt.

Wenn aber die Leidenschaften, die ihren Ursprung im Herzen haben, dieselben geblieben, so waren dagegen die Gesetze, die gegen diese Leidenschaften gerichtet sind, in sehr wandelbare Bestimmungen nach dem Artikel 340 des Französischen Civilgesetzbuches der Verführer, wofern er sich nicht einer konkubinären Entführung schuldig gemacht, die in die Zeit des Beginns der Schwangerschaft fiel, vor jeder Untersuchung sicher und demnach diese Art des an einem jungen Mädchen begangenen moralischen Mordes ganz ungerächt bleibt, heißt es, ganz im Gegensatze, im 42sten Artikel der Ordonnanz von Blois, die 1629 von Ludwig XIII. bestätigt wurde:

„Jeder, der eine minderjährige Person unter fünfundzwanzig Jahren, unter einem Heirathsversprechen oder irgend einem anderen Vorwande, ohne Wissen, Willen und ausdrückliche Zustimmung des Vaters, der Mutter oder der Vormünder, verführt hat, soll mit dem Tode bestraft werden, ohne Hoffnung auf Begnadigung oder Verjährung, ungeachtet aller vorgebrachten Einwilligungen, die die Minderjährigen zu derselben Entführung oder schon vorher gegeben haben mögen. Und auf gleiche Weise sollen alle diejenigen mit außerordentlicher Strafe belegt werden, die an der besagten Entführung Theil genommen, und die ihren Rath, Gelegenheit und Hülfe in irgend einer Art dazu hergegeben haben.“

Es ist und nicht bekannt, ob das Verbrechen häufig vorkam, aber zum Glück liefert uns die Geschichte nur seltene Beispiele der Anwendung des Gesetzes. Als eines der interessantesten erscheint uns folgendes:

Im Jahre 1594 verliebte sich ein junger Edelmann, aus Sieg in der Normandie, als Student zu Angers, in die ungefähr zwanzig Jahr alte Tochter eines Bürgers von Angers, in Renée Corbeau, welche, da sie sah, daß Jener von ihren Reizen so eingenommen sey, sich ein Eheversprechen von ihm geben ließ. Renée, die, im Vertrauen auf dieß Versprechen, den Bitten ihres Liebhabers nachgab, konnte bald die Folgen ihrer geheimen Verbindung nicht mehr verbergen. Die Mutter bemerkte es und theilte es ihrem Gatten mit. Unter ähnlichen Umständen werden Aeltern oft zu Tyrannen gegen ihre eigenen Kinder; die Aeltern unserer Renée Corbeau waren dagegen besser berathen. Nachdem sie lange mit einander überlegt, wie sie den jungen Mann zur Erfüllung des Eheversprechens nöthigen könnten, ward endlich in Berabredung mit ihrer Tochter folgender Entschluß gefaßt. Es sollte heißen, daß Vater und Mutter an dem nächsten Tage zehn Meilen von Angers verreisten, und die Tochter sollte ihrem Liebhaber ein trauliches Rendezvous geben. Also geschah es auch; Vater und Mutter waren verreist, und der junge Student fand sich bei seiner Geliebten ein. Aber dabei ward derselbe in seiner heimlichen Unterredung durch ein ungewöhnliches Geräusch gestört. Die Thür des Zimmers öffnete sich plötzlich, und Vater und Mutter, in Begleitung von Notarien und Zeugen, kamen herbei, um die frische That zu konstatiren. Der junge Mann, der sich im Netze gefangen sah, trug keinen Augenblick Bedenken; er bekannte sogleich im Beisein der Zeugen, daß Renée seine Frau sey, daß er sie zu heirathen versprochen habe, auf der Stelle in den Ehekontrakt zu unterzeichnen. Der Notar hatte denselben bereits abgefaßt, und der Rechtsakt ward unmittelbar darauf durch die Unterschrift der Parteien vollzogen.

Nach diesem Vorfalle suchte sich der junge Edelmann, wie man sich leicht denken kann, den Blicken und übrigen Nachreden aller jungen und alten Gesellschaftsdamen der guten Stadt Angers bald zu entziehen. Als gut gearteter Sohn reiste er geraden Weges nach Sieg zu seinem Vater, um ihn von seinem Abenteuer in Kenntniß zu setzen. Dieser mißbilligte nun die ohne seine Einwilligung geschlossene Ehe, und so klüglich der Sohn auch that, blieb der Vater doch unerschüttlich: er wollte seinen Abstand in der Person seines Kindes nicht vergessen. Der junge Mann trat, sey es aus eigenem Antriebe, denn auf die Eingebung seines Vaters, um sich außer Stande zu setzen, den geschlossenen Ehevertrag zu erfüllen, in den geistlichen Stand und nahm die Weihen an.

Inzwischen erfuhr die Familie Corbeau, nachdem sie lange Zeit die Ankunft des Verlobten vergeblich erwartet hatte, was mit demselben vorgegangen sey. Sogleich reichte der betrogene Vater beim Kriminalrichter von Angers eine Klage ein. Derselbe stellte, dem Gesetze gemäß, gegen den Ex-Studenten die Untersuchung wegen des Verbrechens der Verführung an und erkannte auf einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Der junge Mann appellirte gegen dieses Erkenntniß beim Parlament; allein er verlor seinen Prozeß. Das Parlament verurtheilte den Studenten zu sechs Jahren Strange, wofern er nicht lieber das Mädchen heirathen wollte.

Der letztere Zusatz scheint im Widerspruch mit den über den Gegenstand ergangenen Königlichen Ordonnanzen zu stehen, da diese die Ehe zwischen dem Verführer und der Verführten verbieten; indessen ward jene Klausel jedem Todesurtheil wegen des Verbrechens der Entführung und Verführung hinzugefügt und gründete sich auf eine besondere Bestimmung des Kanonischen Rechts.

Jedenfalls würde unser unglücklicher Edelmann es vorgezogen haben, lieber zur Hochzeit, als zum Galgen zu gehen; allein wegen der heiligen Weihe war es ihm unmöglich, zu heirathen . . . er sah sich demnach genöthigt, das Urtheil anzuerkennen und die Execution ins Werk setzen zu lassen. Das ganze Volk war vor dem Gerichtshofe versammelt, und Jedermann glaubte auf das Mal den Galgen aufgerichtet; eine schwarze Fahne flatterte oberhalb des rothangestrichenen Schafsots; die Menge bedauerte den Unglücklichen und tadelte die Strenge des Urtheils. Zu allen Zeiten haben die Menschen die Vergehungen der Liebe leicht entschuldigt. Nur einige alte bigotte Jungfern, die ohne Zweifel für ihre eigene Unschuld besorgt waren, billigten, wie die Chronik erzählt, das Urtheil. Der junge Edelmann gestand zu thun, indem sie in ihren Gebeten den Verurtheilten der Barmherzigkeit Gottes empfahlen. Der arme Sünder ward in die Kapelle abgeführt, wo er mitten unter einer Menge Büßenden das Abendmahl nahm. Der in eine rothe Kappe gehüllte Scharfrichter kniete neben dem Opfer nieder und mischte seine Stimme unter den traurigen Gesang der Anwesenden.

Als diese Zeremonie erschien plötzlich Renée Corbeau, von Liebe und Mitleiden für ihren Geliebten durchdrungen; sie kniet durch die Schaar der Thürsteher und tritt in das Zimmer ein, wo der Gerichtshof versammelt war; sie wirft sich schluchzend zu den Füßen der Richter nieder und hält eine begeisterte Anrede an sie, um den jungen Mann zu entschuldigen. Sie klagt sich selbst wegen des Vergehens an, das er leide, und bittet, wofern man ja durchaus bestrafen wollte, ihn zu tödten, daß man sie mit ihm zugleich das Schaffot bestiegen lasse, da sie auch die Missethat zugleich mit ihm verübt habe. Sie steht demüthig zum Gerichtshofe, Mitleiden mit seiner unerfahrenen Jugend zu haben, und sagt, daß es noch ein Mittel gebe, den jungen Mann zu retten, der Gerechtigkeit zu genügen und zugleich ihre beleidigten Aeltern zu befriedigen. Wenn auch der Verurtheilte die Weihen erhalten habe, sagt sie, so könnte er doch Dispensation erhalten, um zu heirathen, und Gott scheine, in seiner Güte und Barmherzigkeit, gerade auch zu diesem Zwecke den Legaten von Rom hergesandt zu haben, der in einigen Tagen ankommen würde; der Legat habe die Machtvollkommenheit von Seiten

*) Nach dem 125sten Stücke der merkwürdigen Rechtsfragen des berühmten Türkischen Sultan Peckus, mit der Ueberschrift: Le ravisseur qui se fait homme d'église de peur d'épouser la pucelle à laquelle il a promis mariage, est-il digne de pardon!

Digitized by Google

des Papstes; er vermöge das Vergehen des jungen Mannes zu sühnen, ihn der Weihen zu entbinden und somit ihm die Fähigkeit zu ertheilen, sich zu verheirathen und die Wahl zu vollziehen, die ihm zufolge des Urtheils frei gelassen sey.

Sie sprach mit so vieler Wärme, daß der Gerichtshof davon gerührt wurde, und obgleich nach der Strenge der Criminalordnung die Todesurtheile an demselben Tage, an dem sie ausgesprochen, auch vollstreckt werden sollten, erging dennoch die Verordnung, daß, bevor man diesmal die Execution ins Werk setze, der Verurtheilte noch mit sich zu Rathe gehen möge.

Als der Legat (der nachmalige Papst Leo XI.) den Bericht über die Sache vernommen hatte, sann er, nachdem er sich mit den Doktoren und Prälaten, die ihn begleiteten, darüber besprochen, den vorliegenden Fall so gräßlich und schändlich, daß er den Verurtheilten seiner Verzeihung würdig hielt. Vergebens unternahmen es die vornehmsten Herren des Reiches, so wie die schönsten Damen, sich für den unglücklichen jungen Mann und das muthvolle Mädchen zu verwenden; keine Bitte vermochte den Priester zu erweichen und ihn zur Gewährung der Absolution zu bewegen.

Endlich supplizirte der König selbst, und nur auf diese fürbittende Sr. Majestät ergab sich der Legat. In Folge der Dispensation entschloß sich der junge Mann, zur Ehe zu schreiten. Die Wahl konnte ihm eben nicht schwer werden. Die jungen Leute wurden in derselben Kapelle getraut, welche Zeugin der Todesangst des Brautpaares gewesen war.

Bald darauf führte der Gatte die Gattin nach seiner Behausung zu Séez ab, wo er mit ihr in der schönsten Eintracht und glücklichster Freundschaft lebte.

Syrien.

Erinnerungen aus dem Kampfe gegen Mehmed Ali.

(Fortsetzung.)

Da wir noch öfter auf Soliman-Pascha zurückkommen, so wird es nicht am unrechten Orte seyn, wenn wir eine Skizze seiner Geschichte geben. Ein geborener Franzose, sein Name ist Sèves, begann er seine Laufbahn bei der Französischen Marine und ging von da zur Artillerie über, wo er den Rang eines Capitains erhielt. Auf dem Feldzuge gegen Rußland machte er sich dem Marschall Ney bemerklich, der ihn unter seine Adjutanten aufnahm. Während der „hundert Tage" diente er den Marschällen Ney und Grouchy abwechselnd als Adjutant. Während Ney's Verbannung ward er bei einem Versuche, den Marschall zu befreien, betheiligt und, nachdem er die Flucht ergriffen, proskribirt. Er begab sich fast unmittelbar nach Aegypten, wo der Pascha ihn ein Corps Mamelucken auf Europäischen Fuß organisiren ließ. Sèves folgte dem Pascha auf dem Zehzuge im Peloponnes, wo seine bei mehreren Gelegenheiten bewiesene Tapferkeit ihm zuerst den Titel eines Bey's und etwas später, nachdem er Muhammedaner geworden, den Pascha-Titel erwarb. Sein Ruf als General gründet sich darauf, daß er Ibrahim-Pascha organisirte, aus den großen Fehlern, der Pascha's-Pascha in der Schlacht bei Nisib begangen, glänzende Vortheile zu ziehen: als Administrator im militairischen Departement wird er allgemein gerühmt.

Als wir Dibdail uns näherten, bemerkten wir, daß unser Geführte die erwartete freundliche Aufnahme nicht gefunden hatte, denn er begann sogleich, zu schießen. Mehrere Musketenschüsse waren aus einem Kastell an der Südseite der Stadt gegen den Carysfort abgefeuert worden; doch wiederholte man diese Begrüßung nicht, als eine volle Lavung von seiner Seite zur Antwort erfolgt war. Die Fregatte richtete bald darauf ihre Anker und blieb mit der Dido in hoher See, auf Instruktionen wartend.

Am folgenden Abend brachte und der Cyclop die Orore, Dibdail zu bombardiren. Das Kastell sollte von einigen Hundert Arnauten besetzt seyn. An Bord des Dampfschiffes befanden sich 120 Matrosen und 150 bewaffnete Gebirgsbewohner. Am nächsten Morgen (12ten) anferten die drei Schiffe der Stadt gegenüber und ungefähr 400 Yards von der Küste. Unmittelbar hinter ihr, so wie das Städtchen eine massive Fronte aus niedrigen steinernen Häusern und hatte überhaupt ein sehr kompaktes Ansehen. Die Fregatte und die Korvette feuerten mit Kugeln und Kartätschen, jedoch nur in Zwischenräumen, weil wir annahmen, der Plap werde sich bald zur Capitulation verstehen. Da diese Erwartung getäuscht wurde, verstärkte man das Feuren und Sehr bald nahm eine Granate lang fort; das Dampfschiff warf einige Bomben. Jetzt wurden die Seeleute und die Bergbewohner im Süden der Stadt einige hundert Schritt von derselben ans Land gesetzt. Sie stiegen, über steinerne Dämme kletternd und durch Kaktus-Hecken, den Strand hinan, ohne einen anderen Führer als den Anblick der hohen Stadtmauern. Erst im Augenblick ihrer Ankunft bei denselben erhielten sie, und zwar auf ihre Einlosten, von der Stärke des Platzes und von dem Mutze der Besatzung einen richtigen Begriff. Beides hatte man viel zu niedrig angeschlagen. Ein sehr lebhaftes Kleingewehr-Feuer wurde aus den Schießscharten und von den Wällen gegen sie gerichtet. Die Anfrigen behaupteten zwar ihre Stellung und erwiederten das Feuer; allein der Kampf war schrecklich ungleich — auf der einen Seite vortreffliche Schützen, die in gutem Versteck lagen; auf der anderen ein Häufilein Angreifer ohne allen Schutz und der Oertlichkeit ganz unkundig. Es blieb ihnen kein anderer Ausweg, als der, daß sie vorläufig ein möglichst ununterbrochenes Feuer gegen die Schießscharten unterhielten. Ein Korporal, der mit dem Kolben seines Gewehrs eine kleine Zwischenpforte einstoßen wollte, wurde aus einem Seiten-Schießloch durch das Herz geschossen. Mehrere Andere empfingen bei demselben Versuche schwere Wunden, und nach großer Anstrengung fand man endlich, daß der Eingang von Innen vermauert war. Nachdem die Angreifenden etwa zehn Minuten im Feuer gestanden, zogen sie sich in guter Ordnung auf die Böte zurück. Die Marine-Soldaten hatten sich wacker gehalten; sie waren erst nach wiederholtem Retirade-Signal gewichen. Sechs von ihnen blieben, wenn ich nicht irre, todt auf dem Platze, und achtzehn Mann wurden verwundet. Die befreundeten Gebirgsbewohner, die mit ihnen zusammenwirkten, hatten sich klüglich nur bis dahin vorgewagt, wo sie Schutz finden konnten. Daß sie nicht etwa aus Feigheit so gehandelt, bewies die Unerschrockenheit, mit der sie die Verwundeten fortschleppen halfen.

Als die Marine-Soldaten auf dem Dampfschiffe wieder angelangt waren, begann man ernstere Maßregeln der Offensive. Vier Stunden lang wurde das Feuer der Stadt gegen das Kastell gerichtet, und doch mit verhältnißmäßig geringem Erfolge, obschon der Carysfort 700 und die Dido 600 Kugeln warfen. Nur der Oberheil des Kastells, den eine große Kuppel überdeckte, wurde zertrümmert.

Bei nächtlicher Weile hörte man verschiedene Gewehrsalven aus der Stadt, und es ergab sich am anderen Morgen, daß die Albaneser abgezogen wären und die Bergbewohner im Besitze des Orts gelassen hatten.

Die Stadt Dibdail bot uns, als wir einzogen, einen erbärmlichen Anblick: Gras wuchs in den Gassen, und die Leere der Häuser und Magazine bewies, daß sie seit einer Zeit lang fast ausschließlich gewesen seyn mußte. Ohne Zweifel hatten die 300 Mann Garnison (lauter Albaneser) während ihres Dorfexpeds durch beständige Erpreſſungen und Plünderungen die Einwohner fortgescheucht.

Das Kastell von Dibdail sanden wir so ungemein fest gebaut, daß die Besatzung derselben unverletzt gebliehen wäre, wenn eine ganze Flotte es unsern so lange wir unsere Schiffe bombardirt hätte; und mit vielem Schein bei den Bombardement Keiner von der Besatzung umgekommen zu seyn. Bis auf mehrere Fuß über dem Boden waren die Steinblocke, welche die Basis bildeten, von ungeheuerster Dicke: Einer, den ich aus Ungefähr maß, war zwanzig Fuß lang und zwölf Fuß dick. Wir stiegen in unterirdische Gemächer, die wenigstens 300 Mann Schutz gewähren konnten. An der Nordseite kommt ein breiter und tiefer Graben die Festung von der Stadt. Der erste Bau dieses Kastells datirt ohne Zweifel aus einer sehr entfernten Periode; es trägt unverkennbare Spuren von Ausbesserungen aus den Zeiten der Römischen und der Sarazenischen Herrschaft und hat jetzt noch wenig gelitten, während denachbarte alte Monumente in Trümmer zerfallen.

Seit einiger Zeit vor dem Ausbruch des Krieges mit Mehmed Ali hatten die Bergvölker des Libanon ihre Abneigung gegen die Aegyptische Herrschaft offen zu erkennen gegeben; und nur die Thatsache, daß es ihnen an Mittel zum Widerstand fehlte, hatte ihre Erbitterung gezügelt. Sobald daher die Osmanische Flagge vom Kastell wehte, wurde ein großer Vorrath an Gewehren und Munition in die Stadt geschafft und an Alle, die sie begehrten, vertheilt. Die Freude eines bis dahin so unmenschlich tyrannisirten Volkes, das jetzt mit einem Male die Werkzeuge, die sein Joch brechen konnten, in seinen Händen sah, war, wie man sich denken kann, rauschend bis zur Ausgelassenheit. In wenigen Tagen wimmelte es von Menschen, die aus den Bergen herbeiströmten, um nach der angebotenen Gabe zu haschen. Jubelgeschrei, prunkende Aufzüge und gegenseitige Umarmungen charakterisiren eine Woche lang ohne Unterbrechung fort. Captain Austen vom Cyclops sah den ganzen Tag in einem Boote am Hafen und leitete die Vertheilung, während man frische Vorräthe in Kähnen von dem Dampfschiffe brachte; aber das Volk war so ungeduldig, daß keiner an der Küste warten mochte, bis die Reihe, etwas zu empfangen, an ihn kam. Sie drängten sich in einem dichten Kreise um die Barke und standen wohl Stunden lang bis an die Brust im Wasser. Ohne Zweifel beſürchteten sie, irgend ein Wechsel des Schicksals könnte ihnen nur zu bald das dargebotene Glück wieder rauben.

Da der größere Theil des Distriktes Kisruan, wo wir jetzt uns befanden, notorisch für uns Partei nahm, so machte ich diese Abtheilung des Libanon zum Gegenstand meiner Studien besonderer, wobei mir Fadus mannhaftes Benehmen mir sehr gefiel, der aber natürlich keine andere als seine Mutterſprache verstand, als Begleiter mit. Diese Maßregel schien anfangs sehr geringen Erfolg zu verheißen, aber bald ergab sichs, daß es die beste war, die ich ergreifen konnte; denn es lag mir viel daran, einige Kenntnis der Sprache zu erwerben, und so wurde die harte Nothwendigkeit für mich eine gute Lehrerin.

In Gesellschaft meines neuen Freundes, der sein schönes Englisches Gewehr anständig schultertete, besuchte ich zuvörderst ein großes Maroniten-Kloster, Mar-Hanna (St. Johann) genannt, das man von der Stadt aus auf der Hälfte des Weges nach dem Gipfel der benachbarten Berge gewahrt. Das Gebäude, obwohl sehr geräumig, verherrlicht nur ein halbes Dutzend Mönche mit ihrem Superior. Mein Führer meldete mich und ging mir dabei ohne Zweifel ein großes Lob an; denn ich wurde mit vieler Herzlichkeit willkommen geheißen. Anfangs fühlte ich mich in einer etwas prinlichen Lage, da ich von allen Bemerkungen, welche die Mönche mir machten, kein Wort verstehen konnte; da jedoch Alles ohne Zweifel freundschaftlich gemeint war, so glaubte ich ihnen mit einigen Verbeugungen Genüge zu thun und bewegte mich dalo vorwärts, um das Gebäude in Augenschein zu nehmen. Eines der ersten Zimmer, in die ich trat, war das Schlafgemach des Superiors, wie aus seiner Einrichtung und anderen Umständen hervorging. Kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als ich in der Mitte dieses geistlichen Bürdenträgers, der gleich hinter mir hereing, einige Verstimmung sah. Ich folge

Digitized by Google

der Richtung seines Auges und sah einige Zeichnungen auf einem kleinen Tische liegen, die ich, als geschähe es durch Zufall, in die Hand nahm. Ich fand, daß es eine bekannte Art Französischer Kupferstiche war, die das schöne Geschlecht in allerlei Situationen, z. B. „Erwartung des Erbonnen", „Koketterie" u. s. w. darstellen, ohne darum, nach unseren Begriffen, unzüchtiger Art zu seyn. So schien aber der Mönch nicht zu denken; denn er hielt mir einen langen Sermon über diese Bilder, die er anscheinend mit großem Abscheu manipulirte. Ohne Zweifel wollte er ihren sündhaften Charakter darthun; und konnte ich den ganzen Inhalt seiner Apologie mittheilen, so würde der Leser wohl den Entschuldigungsgrund erfahren, warum so unzüchtige Gegenstände, wofür er sie hielt, in seiner Zelle frei da lagen.

Mein nächster Ausflug war in derselben Richtung, aber weiter. Ich ging am Kloster vorüber, einem kleinen Dorfe zu, das, auf der Ebene gelegen, auf dem Gipfel der Bergkette zu liegen scheint, in dessen Nähe man aber einen anderen weit ausgedehnten Hügelzug, die Basis des Dybdeil Schneehn oder oberen Libanon, entdeckt. Die Landschaft ist an diesem Punkte äußerst malerisch, abwechselnd mit Maulbeeren, Feigen und Weinreben bekleidet, die außerdem üppiger wuchern als auf den minder hohen Bergreihen. Hin und wieder sah man auch majestätische Irrad oder Heuschreckendäume und Oelbäume mit ihrer dunkelgrünen Belaubung. Weit am östlichen Horizonte bildeten mächtige nackte Berge von konisser Form eine Kontrast zu der saftenden Vegetation im Vorgrunde. Während ich, der Schönheiten dieser Gegend mich erfreuend, immer verwärts wanderte, nahte ich einem Zelt, unter welchem eine Syrische Familie zu wohnen schien. Wie groß war aber meine Verwunderung, als ein Mann, der aus diesem Zelte mit entgegenkam, mich in reinem Französisch anredete! Es war ein Franzos in Syrischer Kleidung! Er hat mich höflichst, auf seinem Teppich niederzukauern und eine Pfeife mit ihm zu rauchen. Ich fragte ihn, ob er sich nicht fürchtete, in diesen Bergen zu bleiben, während so vieler Kriegslärm um ihn her sey; er aber entgegnete, als einem Franzosen werde ihm keine Partei ein Leides anthun, und bemühte sich sogar, mir zu beweisen, daß er vergleichungsweise sicherer sey, als ich. Mein Wirth besand sich schon viele Jahre in Syrien, wo er Kaufmann zu Beirut.

Ich hatte öfter Gelegenheit, den Geist und die Organisation zu bewundern, welche die Bewaffnung der Bauern in jenen Theil des Libanon brachte. Beständig sah man Trupps von 20 bis 30 Personen verschiedene Theile des Gebirgs durchstreifen. Ein Ueberfall der Druschen Bauern wurde besonders gefürchtet, da der Emir Beschir dieser Sekte die Waffen verboten hatte, den Distrikt, wo sie wohnen sie bewaffnet gewesen, zu verderben. Der Bauer hatte bei seiner Feldarbeit sein Gewehr zur Hand; und vor jedem Dorf stand eine Wache, die Jeden, der sich näherte, antief. Auch in der Nacht gab man einander auf verschiedenen Punkten der Berge Rendezvous. Der Comfort, den ich in den Wohnungen dieser Bauern von Gebirge antraf, war mir über meine Erwartung, und ich übergehe ihn mit Stillschweigen, da ich nachgerade, daß die Syrier nur im oberen Theil der Libanon-Kette vergleichungsweise keinen Druck zu erleiden haben; eine Thatsache, die man der rauhen und isolirten Natur des von ihnen bewohnten Distriktes zuschreiben muß.

Gegen Mittag erreichte von Dybdeil ungefähr eine Stunde lang an der Küste hin, so kommt man zu der Wendung des berühmten Adonis-Flusses. Die dieser Schönheit dieses Ortes ist eine romantischen Legende werth, die das klassische Alterthum an seinen Namen geknüpft hat. Eine hohe und scharf zugespitzte antike Brücke, die nur aus Einem Bogen besteht, führt über den Strom, sobald er die Ebene erreicht hat, und erhöht seine malerische Wirkung ungemein.

Als ich eines Tages, von einem solchen Ausfluge heimkehrend, in das Thor von Dybdeil trat, sah ich Jemanden, den ich im Gebirg getroffen, auf mich zu. Der gute Mann schien seine Nationalität nicht mehr für eine solche Bürgschaft seiner persönlichen Sicherheit zu halten; denn er sagte mir, er sey in die Stadt gezogen, um ein Asyl zu finden. Fast in demselben Augenblick klopfte ihm ein Türkischer Subaltern-Offizier, der einstweilige Kommandant des Kastells, sanft auf die Schulter und gab ihm durch Winke zu verstehen, daß er ihm folgen sollte. Diese Zumuthung machte den Franzosen sehr bestürzt; er geborchte zwar, fragte mich aber im Abgehen kleinmüthig, was man wohl mit ihm vornehmen werde. Ich konnte dies eben so wenig wissen, als er selber; nur vermuthete ich, daß er in Arrest gebracht werden sollte.

Ich hielt es für meine Schuldigkeit, etwas mehr von der Sache zu erkunden, und ging dahre nach dem Stadtgefängniß, das ich stark bewacht fand. Da ich zu den Schildern gehörte, so erhielt ich ohne Schwierigkeit Eintritt. Auf dem Wege nach der Kammer des Gefangenen hörte ich inwendig einen lauten Lärm; ich trib die Thür auf und sah den Franzosen mit gekreuzten Armen verzagt in einem Winkel kauern, während der Türke mit teuflischer Miene vor ihm stand und ihm sein Gewehr, mit der Hand am Hahn, auf die Brust setzte. Eine Anzahl Golbsüchte lag zu den Füßen des Türken, der mit wild vorauellenden Augen unaufhörlich tobte und schrie. In dem Paroxysmus seiner Wuth beachtete er mein Eintreten wenig; aber gleich darauf schien er diese Wuth gegen mich zu kehren, so daß es mir nur mit dem Beistande meines stämmigen Bergbewohners gelang, den Leidenden nach der Ursache des Spektakels zu fragen. Der arme Teufel sagte mir, sein Peiniger habe ihn gleich nach dem Eintreten des Golbes berauht, das er bei sich verborgen hatte, und drohe ihm jetzt mit dem Tode, wofern er nicht die Stelle offenbarte, wo der Rest seines Geldes stecke. Ich entfernte mich schnell und war so glücklich, den beiden Capitains der vor Dybdeil liegenden Schiffe zu begegnen, in deren Begleitung ich an denselben Ort zurückkehrte. Noch immer bedrohte der Türke den Franzosen, obgleich er das Gold unterdessen eingesackt hatte. Capitain Austen fragte den Rasenden durch seinen Dolmetsch, warum er diesem Manne solche Gewalt anthue, und befahl, daß er ihm augenblicklich sein Eigenthum zurückstellen und ihn frei entlassen sollte. Nur die Drohungen des Capitains bewogen den Türken, das Erstere zu thun. Der Befreite bat die Offiziere, ihm den Schutz der Britischen Flagge zu gewähren; und da er sein Leben gefährdet glaubte, falls er noch länger in Dybdeil bliebe, so nahm ihn Capitain Austen an Bord seines Schiffes.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— In Sachen der Mäßigkeits-Forderung. Channing's, des Nord-Amerikanischen Predigers und Moral-Philosophen berühmte Mäßigkeits-Adresse, die in diesen Blättern früher, bei Gelegenheit ihres Wiederabdruckes in England, als eine der humansten, von jedem Zelotismus freien und darum auch ihres Zweckes am meisten sichern Schriften dieser Art bezeichnet wurde, ist jetzt in einer Deutschen Uebersetzung erschienen.*) Der Uebersetzer hat sich durch die Herausgabe derselben ein wahres Verdienst erworben, die kleine Schrift vollständig dem Deutschen Publikum zugänglich zu machen, und wir glauben, die Leser werden ihm und uns dafür Dank wissen. Folgende Stelle aus dieser Schrift wird von neuem darthun, daß die gesunden moralischen Grundsätze derselben nicht zu verwechseln seyen mit manchen Aeußerungen, die wir als beschränkte Erscheinungen unserer Zeit zu betrachten pflegen: . . . „Hier enblich stehen wir an der Frage: Was ist Pflicht? Einzelne zu thun; wie ist ihm ein Ende zu machen? Diese ist unsere letzte Betrachtung; und ich antworte: Es giebt hierfür zwei Arten des Verfahrens: Um die Menge zu retten, muß man äußerlich oder innerlich auf sie einwirken; muß man entweder die Verlockung zur Unmäßigkeit aus dem Wege räumen, oder den ihr Ausgesetzten Kraft verleihen, sie zu überwältigen; muß man entweder den Druck, welchen widerstanden werden soll, vermindern, oder die Macht des Widerstandes vergrößern. Beide Weisen der Einwirkung sind trefflich; die bei weitem einflußreichere derselben ist aber unbedenklich die erstere. Niemand bleibt vor jenem Feinde sicher, als wer, welcher mit sittlicher Kraft gewaffnet ist, mit eigner Seelenstärke, mit der Macht guter Grundsätze und mit einem tüchtigen Willen. Das große Mittel also zur Unterdrückung der Unmäßigkeit in den Klassen der Gesellschaft, welche ihr am meisten ausgesetzt sind, besteht in Anleitung oder Erweckung dieser zu sittlicher Stärke, zur Kraft der Selbstüberlegung, zu ehrerer und mächtigerer Wirksamkeit des Bewußtseyns und der religiösen Grundsätze. Mit anderen Worten: Um den ernsten Uebeln der Unmäßigkeit zu bewahren, muß man bei ihm die Hülfsmittel zur Verbesserung, Sitten- und Religionsförderung in Wirksamkeit setzen, muß man sich bestreben, ihn auf die Stufe eines wahrhaft vernünftigen und sittlichen Wesens zu erheben, seine bessere Natur zu entfalten. Thöricht ist es, sich darauf zu verlassen, daß dieser Stand von der Unmäßigkeit geheilt werden könnte, wenn er auch dabei in anderen Rücksichten verfehlte bliebe. Unmäßigkeit haftet nicht allein an seinem Charakter und an seinen Verhältnissen; sie ist ein Theil oder Zeichen allgemeiner Herabwürdigung und kann nur durch Erhebung seines ganzen Charakters und seiner Verhältnisse mit Erfolg beseitigt werden. Um ein krankes Glied oder Organ zu heilen, muß man dem ganzen Körper Erleichterung und Kräfte verschaffen. Mit dem Gemüth ist's ähnlich. Um seine Leidenschaften zu lassen, die uns selber störend in den Weg treten, den Armen nicht befreien, wenn wir ihn in anderer Hinsicht dabei, nach wie vor, verderben lassen wollen. Nur eine durchgängige Besserung seines ganzen Daseyns vermag, gegen Versuchen ihn zu stärken, welche zu einer Plage ihn eben so wohl für sich selber, wie für die Seinen, machen. — Hier also kommen sittliche Kräften wieder in Betracht. Ein minder vermögenden Stande beigebracht werden? Zuvörderst antworte ich hierauf: Am sicherstes wohl durch Förderung derselben unter den begünstigteren Ständen. Alle Stände einer Kommune stehen unter sich in äußerer Verbindung und innerer Wechselwirkung. Last nur Selbstsucht und Sinnlichkeit unter den Vermögenden und sogenannten Gebildeten herrschen, so wird sich dasselbe Laster, in gewissem Grade, in noch roheren Gestalten wiederspiegeln. Derjenige ist der beste Freund der Mäßigkeit, unter Hohen wie unter Niederen, dessen Gemüthsart und Leben sittliche Kraft, Selbstverleugnung, Herrschaft über den Körper, Unabhängigkeit von bloßem Vermögen, Hoheit der Gesinnung und Grundsätze klar und fest ausdrücken. Der größte Wohlthäter für die Gesellschaft ist nicht derjenige, welcher ihr durch einzelne Handlungen dient, sondern der, dessen ganze Denk- und Handlungsweise die Offenbarung eines höheren Lebens und Geistes ist, als wie sie die Menge durchdringen. Solche sind das Salz der Erde. Die Macht persönlicher Trefflichkeit überwiegt alle andere Gewalten. Die Verwehrung von Persönlichkeiten voll wahrer Kraft und Würde des Gemüths wird immer das sicherste aller Anzeichen von der Unterdrückung der Unmäßigkeit in jenem Stande der Gesellschaft seyn."

*) Selb mäßig! Ein Sendschreiben an Alle. Aus dem Englischen, nach William E. Channing, von Theod. Wolfsf. — Berlin, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Freitag den 10. September 1841.

Frankreich.

Briefliche Mittheilungen aus Paris.

Die Universität. — Französische Philosophie. — Celtisches in der Französischen Sprache. — Victor Hugo. — Soumet's Göttliche Epopöe.

Im August 1841.

.... Wenn ich auf das verflossene Jahr zurückblicke, so muß ich sagen, daß der Aufenthalt im Centrum des Französischen Lebens uns im Allgemeinen sehr befriedigt hat, obgleich unsere Erwartungen in vielen Einzelheiten allerdings sehr getäuscht worden sind. Zu den letzteren gehört unter Anderem auch die hiesige Universität, die freilich in der letzten Zeit bedeutende Verluste erlitten hat. Die eigentlichen Professoren, welche entweder nach dem Vorgange der jetzt am Staatsruder stehenden wissenschaftlichen und literarischen Autoritäten die Wissenschaft nur als Mittel zum Zweck betrachten oder zu sehr mit ihrer schriftstellerischen Unfruchtbarkeit beschäftigt sind, pflegen die Vorlesungen den sogenannten Agrégés zu überlassen, wobei denn freilich ein guter Theil Geist und Leben verloren geht und oft eine Nachlässigkeit im Unterrichte bedingt wird, die durch die berühmten Namen derer, die ihn zu ertheilen eigentlich verpflichtet sind, nicht kompensirt wird. Auch Saint-Marc-Girardin hat in diesem Semester seine Vorträge suspendirt, und leider ist sein Stellvertreter ebenfalls ein junger unbedeutender Agrégé. In Girardin's Vorlesungen über die Literatur und Eloquenz, denen wir im vorigen Winter beiwohnten, war die moralisch-politische Seite auf Kosten des ästhetischen Elements zu sehr hervorgedrehn. Geist (esprit) und Kunst des Stils mußten gelvigene Wissenschaftlichkeit ersetzen. Unter den Literaturhistorikern, welche gegenwärtig an der Universität thätig sind, dürfte wohl Ampère die erste Stelle einnehmen. Dieser geistund kenntnißreiche Mann, der mit den Germanischen Literaturen eben so vertraut ist als mit den Romanischen, möchte wohl alle Eigenschaften vereinigen, welche eine große literarische Zukunft versprechen. In seiner letzten Schrift hat er mit großem Scharfsinn die schwachen Seiten der Raynouard'schen Theorie über die Entwicklung der Französischen Sprache aufgedeckt. Der Lehrstuhl der politischen Oekonomie hat durch die Berufung des geistreichen Rossi in den Unterrichtsrath einen Verlust erlitten, welchen sein Nachfolger, der leichte, oberflächliche Journalist Michel Chevalier, ehemaliger Redacteur des Globe und Saint-Simonisten-Chef, nimmer wird ersetzen können. Die Vorlesungen des bekannten Historikers Michelet sind sehr besucht und ziehen nicht weniger durch reichen und geistvollen Inhalt, als durch anmuthige Form an.

Die Philosophie wird auf der Universität durch Damiron repräsentirt, der in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie durch Anhäufung des historischen Materials, so wie durch ein zu breite Detail-Forschung, die Grenzen eines gewöhnlichen Universitäts-Vortrages überschreitet, wodurch er trocken und unklar wird. So hat z. B. zur Darstellung des Kartesianischen Systems das vergangene Semester kaum hingereicht. Uebrigens ist seine Betrachtungsweise verurtheilenswerth und seine Einsicht in die Verhältnisse der spekulativen Philosophie ziemlich klar. Wenn auch das Gebiethen der spekulativen Philosophie, als Culminationspunkt einer ganzen volksthümlichen Bildung, in Frankreich andere Zustände und Bedingungen der Entwickelungen voraussetzen dürfte, als diejenigen sind, welche sich aus den gegenwärtigen Verhältnissen der Französischen Bildung ergeben, so ist es doch sehr erfreulich und verdienstlich, daß die neueren Französischen Philosophen ihrer Aufmerksamkeit dieser wichtigen Erscheinung auf der Bühne des geistigen Lebens zuzuwenden anfangen, welche in der neuesten Geschichte ihres Nachbarvolkes eine so bedeutende Rolle spielt. Im Salon des Herrn Lutheroth, Redacteurs des Journals Semeur, haben wir viel Interesse für die Deutsche Philosophie gefunden. Hier werden in leichter, anmuthiger Conversation, wovon auch die Damenwelt regen Antheil nimmt, die wichtigsten Fragen im Gebiete der Theologie, Philosophie und Literatur abgehandelt. Lutheroth's Salon ist in Paris der gesellschaftliche Centralpunkt der Protestanten und füllt so gewissermaßen die durch den Tod des trefflichen Stapfer, dessen Einfluß auf die Französische Literatur und Bildung bekannt ist, verursachte Lücke aus.

In den Salons von Paris lernt man erst das große Conversations-Talent der Franzosen und den ihnen eigenen Sinn für Formfertigkeit kennen. Mit welcher Gewandtheit und Leichtigkeit die Sprache hier gehandhabt wird, ist in der That bewunderungswürdig. Die Französische Sprache als eine Sprache der Konvenienz muß nicht blos grammatisch richtig, sondern auch gerade so gesprochen werden, wie alle Franzosen sprechen. Ihre feste und ausgebildete Tabularur läßt dem Individuum in der Anwendungsweise wenig Freiheit. Sie ist deshalb viel ärmer als unsere Deutsche Sprache. Was die Etymologie der Französischen Sprache betrifft, so hat sich auch hierin, wie in der Geschichte, die Celtomanie in der letzten Zeit stark geltend gemacht. Indessen scheinen mir die meisten der sogenannten Celtischen Wörter auch eine rein Germanische Ableitung zuzulassen, welcher letzteren bei der Unsicherheit der Celtischen Etymologie im Falle der Konkurrenz jeder vorurtheilsfreie Forscher unbedingt den Vorzug einräumen wird. Denn es bleibt immer sehr schwierig, die Celtischen Bestandtheile in der Französischen und Provenzalischen Mundart zu unterscheiden, da die Kritik hier vergebens nach einem sicheren Stützpunkte sich umsieht. Das Verhältniß der Celtischen Sprache zu dem alten Baskischen ist doch auch noch keineswegs hinlänglich aufgeklärt. Die hier in Frankreich in dem sogenannten bas breton und den verschiedenen Gallischen Patois noch fortlebenden Mundarten der alten Celtischen Sprache scheinen eine merkwürdige, wir noch nicht erklärliche Verwandtschaft mit den Finnischen Sprachen des nördlichen Europa und Asien zu haben.

Eine der wichtigsten Begebenheiten in der hiesigen literarischen Welt dürfte wohl die Reception Victor Hugo's in die Akademie gewesen seyn. Endlich haben sich dem Heros der modernen Romantik die Thore des Französischen Pantheons eröffnet, nachdem er mehr als einmal vergebelich angeklopft. Die ganze literarische Journalistik, romantischer so wie klassischer Farbe, hat diesen Akt mit einstimmigem Beifallsrufe begrüßt, indem die Einen darin einen Sieg, die Andern eine Versöhnung lang verfehdeter Gegensätze erblicken. In seiner Rede, deren Gegenstand die ganze Französische Geschichte seit der Revolution bildet, findet sich dieselbe falsatische Weltanschauung ganz abstrakt ausgesprochen, die in Notre Dame mit konkreter poetischer Form überkleidet ist. Die ganze Geschichte wird als nothwendige Manifestation einer Idee (destin) aufgefaßt und weder die Vergangenheit noch Gegenwart einer Kritik unterworfen. Diese philosophische Indifferenz, welche in der ganzen Rede genau beobachtet wird, erlaubt dem Redner auch nicht, in eine Kritik der ästhetischen Prinzipien des Klassizismus, oder wenigstens eine Entwickelung der romantischen Theorie über die Schönheit einzugehen, obgleich die Schilderung der literarischen Wirksamkeit Lemercier's die Gelegenheit dazu vorbot. Aber der Dichter ist in seiner Rede dem Philosophen und Politiker gänzlich das Feld geräumt.

Unter den neuesten literarischen Producrionen nimmt unstreitig Soumet's Divine Epopée den ersten Rang ein. Indessen beruht die Grund-Idee dieses Gedichts, das man mit Dante's und Milton's unsterblichen Werken zu vergleichen keinen Anstand genommen hat, auf einem inneren Widerspruche, wodurch bereiten edlen Anspruch nicht nur auf die religios-metaphysische, sondern auch poetische Wahrheit geraubt wird. Wenn auch der christlichen Eschatologie die Idee der Wiederbringung aller Dinge nicht ganz fremd seyn mag, so ist doch unverkennbar, daß die Art und Weise, wie Soumet diese Idee bei realisiren sucht (nämlich durch eine zweite Passion Christi, wodurch der Teufel für das göttliche Reich gewonnen wird), das Prinzip des Christenthums dermaßen verletzt, daß die Einheit des ganzen Gedichtes, das doch christlich seyn soll, ganz zerstört wird und vom Christenthum nichts übrig bleibt, als eine Menge von einzelnen aus einander greifenden Hypothesen. Das Motto des Verfassers „la lyre peut chanter tout ce que l'âme rêve" ist eine auf die Spitze getriebene Konsequenz des ästhetischen Prinzips der romantischen Schule. Uebrigens ist die Form des Gedichts vortrefflich, der Styl kernig und dabei klassisch rein, mannigfaltig und im Allgemeinen dem erhabenen Gegenstande angemessen.

Die übrigen literarischen Erscheinungen der letzten Zeit sind von zu ephemerer Natur, als daß sie eine besondere Erwähnung verdienten. Von den 100 Romanen, welche das vergangene Jahr produzirt hat, dürften wohl die wenigsten über die Region der literarischen Eintagsfliegen sich erheben.

v. G.

Digitized by Google

Syrien.

Erinnerungen aus dem Kampfe gegen Mehmed Ali.

(Schluß.)

Ich miethete ein kleines Segelboot und verließ Dschebail, um eine Exkursion längs der Küste in nördlicher Richtung zu machen. Zu Batrun, das etwa 16 Engl. Meilen abliegt, fand ich, daß die Landseite ebenfalls bewaffnet und im Besitze der Stadt waren. Die aus Dschebail abgezogenen Arnauten hatten in dieser Festung Zuflucht gesucht, waren aber, als der Linienschiff ankam und einige Sprengkugeln in die Stadt warf, in stürmischer Eile wieder ausgerückt und weiter gegen Tripolis ectiirt. Das Benehmen dieser Arnauten, der besten Soldaten des Pascha's, ist ein Beweis von der Schwäche jener Politik, die zur Beibehaltung des Landes Truppen längs der Küste zerstreute, um sie durch das Feuer der Schiffe ins Binnenland treiben zu lassen. Dahin kann sie dieselben nie ganz klimmen systematisch geräumt und das Heer in einem binnenländischen Parallel zwischen den Bergen konzentriret, so dürfte wohl uns Alliirten das Kriegsglück eine Zeit lang viel weniger hold gewesen seyn.

Ich kehrte nach Dschebail zurück, wo die Dido noch immer stationirte, ohne naheliegende Hoffnung, auf einen Schauplatz größerer Thätigkeit gerufen zu werden. Dies bestimmte mich, das geräumige Schiff gänzlich zu verlassen, und ich kehrte wieder zu der Schwadron in St. Georg's-Bai zurück, wo Oberst Hodges, früher General-Konsul in Aegypten, mit mir gleichzeitig eintraf.

Ich werde jetzt eine kurze Uebersicht dessen geben, was während der vierzehn Tage meiner Abwesenheit Dschuni und Beirut vorfiel.

Am 14. September waren, sagte man, 3500 Türken und 1500 Seesoldaten in Sicherheit ausgeschifft. Einige Albanesische Posten standen in der Nachbarschaft, zogen sich aber schnell zurück, ohne einen Schuß zu thun! Am Nachmittage war auch die Artillerie gelandet, und gegen Abend ließ man zwei Bataillone Türken, von fünf Compagnien Seesoldaten unterstützt, eine feste Stellung einnehmen, die den Weg von Baalbek nach dem Lager beherrschte. Gleichzeitig mit der Landung bei Dschuni war auch ein Corps Türken an der Mündung des Hunde-Flusses ans Land gegangen. An dem ersteren Punkte fasten sie unter den Kanonen einer Fregatte Posto, um die Passage von Beirut her zu beschützen.

Am 15ten wurden auf den umliegenden Höhen mehrere halbmondförmige Stellungen aufgeworfen, und drei Türkische Truppen besetzten. An demselben Tage begannen Seetruppen und Matrosen die vornehmste Stellung zu befestigen. Diese Arbeit war im höchsten Grade beschwerlich, besonders für die Marine-Soldaten, die in der ersten Woche ganz ohne Obdach seyn und Vieles entbehren mußten. In der glühenden Sonne Syriens mit Säcken voll Sand auf den Schultern einen steilen Abhang hinan klimmen, war Arbeit um ein Lagerrichten, ist fürwahr keine leichte Aufgabe. Die 200 Oesterreichischen Marine-Soldaten, welche mit den übrigen Truppen gelandet waren, nahmen an diesen Arbeiten wackeren Antheil. Der ihrem Lager gegenüberliegende Wall, den sie allein errichteten, hatte einen besonders massiven und regelmäßigen Bau.

Ein Europäischer Lieferant, der an den ersten Tagen in der Nachbarschaft des werdenden Lagers herumschlenderte, erregte die Aufmerksamkeit des Strandwächters, Capt. Manfet's, der ihn sofort anredete. Der Fremde gab auf mehrere Fragen den Bescheid, er sey ein Franzose, seines Namens Graf Lemont, und desände sich nur zu Beförderung seiner Neugier in dieser Gegend. Der Britische Offizier bedeutete ihm höflich, daß die im Krieg nöthigen Vorsichtsmaßregeln ihm wohl hinreichend bekannt seyn dürften, sich nicht herumtreiben dürfe, wenn man ihn als Arrestanten erklärte; der Franzose aber brauste gewaltig auf und drohte mit der erlaubten Rache seiner Nation, wofern man so etwas versuche. Er wurde, seinen Protestationen zum Trotz, in ein benachbartes Zelt geführt. Der Admiral bestätigte ihn der Lüge seiner Aussage und ließ ihn an Bord eines Britischen Kriegsschiffes bringen, mit der Alternative, entweder hier zu bleiben oder die Küste gänzlich zu verlassen. Ich muß hier bemerken, daß dieser Herr wenige Monate zuvor bei der ersten Empörung der Maroniten eine markirte Rolle spielte.

Bärnden wir uns jetzt von Dschuni nach Beirut. Das Feuren am Kap wurde nach der Landung, während die Schiffe sich der Stadt sich näherten, noch kurze Zeit fortgesetzt. Darauf nahmen die Oesterreichische Korvette Guerriera, befehligt vom Prinzen Karl Friedrich von Oesterreich, und die Brigg Zebea eine Stellung in der St. Georg's-Bai, welche die vorwärts führende Brücke deckte, und beschossen die von Beirut (nach Dschuni) führende Straße in gerader Linie. Der Beschuß und der Gang des Gefechts unterbrachen die Verbindung durch ihr Feuer die Detachements, welche auf den nördlichen Gegenden der Stadt zu desiliren derfuchten.

Am Morgen des 11ten schickten der Englische und der Oesterreichische Admiral ein Englisch abgefaßtes Schreiben an Soliman Pascha, worin sie ihn aufforderten, gutwillig aus der Festung abzuziehen, damit kein unnützes Blut vergossen würde. Bald darauf erhielten sie in Feanzösischer Sprache folgende Antwort:

„Der General Suleiman Pascha hat die Ehre, den Herren Admiralen des Englischen und des Oesterreichischen Geschwaders seine Grüße zu melden, und bemerkt ihnen zugleich, daß es ihm, da er ihrer Sprache nicht kundig, unmöglich ist, zu antworten, es sey denn, daß die Herren Admirale so gütig wären, ihre Note in Feanzösischer, Türkischer oder Arabischer Uebersetzung an ihn gelangen zu lassen."

Die Anmuthung eines Franzosen an einen Engländer, ihm lieber in Türkischer oder Arabischer, als in Englischer Sprache zu schreiben, war deollig genug. Als man nun dieselbe Aufforderung Feanzösisch an Suleiman schickte, ließ er den Admiralen mündlich melvern, „er befände sich jetzt im Kriegsrathe, seine Antwort solle aber bestimmt morgen früh erfolgen." Die Kanonade wurde sofort erneuert und in Zwischenräumen die Nacht hindurch fortgesetzt. Der Englische Admiral wollte der Stadt noch keinen Schaden thun, und doch mußte er die Bewegungen der Feinde zu stören suchen, damit sie gegen die gelandeten Truppen keinen Ausfall machen könnten. Darum ließ er die Kanonen vorzugsweise gegen das größte der Forts von Beirut richten. Die menschenfreundlichen Vorsätze des Admirals wurden so gut ausgeführt, daß, als die Aegypter nachmals Beirut räumten, trotz des langen Bombardements, nur die beiden Forts und das Haus des Gouverneurs beschädigt worden waren.

Am folgenden Morgen kam die Antwort des Pascha's, in der er seinen festen Entschluß ausdrückte, Beirut bis auf den letzten Mann zu vertheidigen und an seinem Herrn und Wohlthäter keinen Verrath zu begehen. Er sagte in diesem Schreiben unter Anderem: „Sie haben, um sinn meiner Soldaten zu tödten, gange Familien unschuldiger Bürger und Frauen und Kinder getödtet; Ihre Kugeln haben Frauen, ein zartes Kind und seine Mutter, einen alten Mann, zwei arme Bauern und ohne Zweifel noch manches andere Individuum weggerafft; und als meine Soldaten (die an jenem traurigen Tage nicht einmal feuerten) durch das bewohnte Land vor Beirut nach der Stadt zurückzogen, da wurde ihre Kanonade noch lebhafter und brachte neue unglücklichen Bauern mehr Unheil, als meinen Soldaten." Die kaekastische Bemerkung, daß wir, um nur fünf seiner Leute zu tödten, so manchen Einwohner gespfert hätten, kann man nur für eine heategische Erfindung erklären. Ich bemerkte nachmals, daß der Pascha sich noch öfter ähnlicher Wendungen bediente, um seine und seines Herrn Schwäche zu bemänteln. Ein Beamter, der ihm sehr nahe gestanden hatte, sagte mir einmal: „Der Pascha lügt, im Umstand zu entschuldigen, daß der Pascha bei dem Schein-Angriff auf das Kap seine Leute exponirt hatte, es sey an jenem Tage, dies könne er mie auf Ehre verschwören, nur ein altes Weib das Opfer der ganzen Kanonade gewesen. Es war ihm vermuthlich unbekannt, daß ich Offiziere von hohem Range nennen konnte, die zu den Gefallenen gehörten.

Während ein Theil der Seetruppen und Matrosen das Lager des Admirals Beirut einige Tage lang theilweise belagerte, ereignete sich ein Umstand, den ich nicht unerwähnt lassen darf, da er dem General Suleiman sehr zur Ehre gereicht und ihn als einen Mann von echt ritterlicher Gesinnung beurkundet. Mitten in der Kanonade sah man plötzlich eine weiße Flagge in der Stadt aufgehen; die feindseligkeiten wurden sogleich eingestellt, und als ein Boot ans Ufer ruderte, übergab man dem Offizier mit einem Kompliemente Suleiman Pascha's an den Admiral das Zelleisen aus Oktinden, welches über Bagdad angekommen war. Der Admiral dankte dem Pascha verbindlichst in einem Antwortschreiben und schickte ihm dabei eine Fahrung Wein, die man in einem an Suleiman abgefangten Aegyptischen Packboote gefunden hatte. Beirut begann das Feuer von neuem.

Im Lager ging es unterdessen eben so glücklich. Mehrere tausend Musketen waren unter die Bergbewohner vertheilt worden, die sich hier zusammenstanden; auch hatten zwei einflußreiche Individuum, Schich Francis und der Emir Abdallah, Letzterer ein Neffe des Emir Beschir, die Partei der Pforte ergriffen. Die neubewaffneten Bergbewohner leisteten schon wichtige Dienste, da sie in vielen Scharmützeln mit den Truppen des Feindes einen großen die Vorposten unseres Lagers umgebenden Raum offen zu halten suchten.

Gleichzeitig war auch Ibrahim Pascha in seinen Maadvern gegen das Corps nicht müßig. Er hatte bereits das Lager recognoszirt und die Breite mehrentheils einige Stunden weit in der Nachbarschaft herum. Auch hatte er die bei ihm befindliche Armee durch Verstärkungen aus Beirut und Sidon bis auf angeblich 15,000 Mann vermehrt, ein Bataillon vorrücken lassen und dem Dorfe Saut, wo der vornehmste Türkische Vorposten stand, gerade gegenüber eine starke Position eingenommen.

Griechenland.

Ueber das alte Orchomenos bei Theben und den Abfluß des Kopais-Sees.

(Aus einem noch ungedruckten Werke über Griechenland.)

Ein schlechter Pflasterweg voll tiefer Löcher führt von Livadia aus zwischen Gärten über eine weite Ebene, die aber jetzt so baumleer ist wie in alter Zeit. Ehe man das kleine Dorf Arapochori erreicht, überschreitet man das im Sommer gänzlich trockene Bett, durch welches bei hohem Wasser der Kephissus einen Arm in die Produkte und in den Sumpf bei Livadia leitet. Den Kephissus erreicht man in etwa zwei Stunden. Eine hohe Brücke führt in das Dorf Skripou hinüber, welches am linken Ufer, unterhalb der Ruinen des alten Orchomenos, liegt. Diese berühmte Stadt, die zur Zeit des Homer wegen ihrer Reichthümer zum Sprüchwort geworden war, zeigt noch Spuren ihrer ehemaligen Macht und einige Ueberreste der früheren Pracht. Die alten Trümmer befinden sich wahrscheinlich in der Ebene innerhalb des Dorfes Skripou. Nach Strabo ward sie in späteren Zeiten höher gegen das Gebirge emporgebaut, um den häufigen Ueberschwemmungen des Sees zu entgehen. Pausanias behauptet, diese Stadt sey von dem Thessalier Andreos gegründet, wodurch sie den Namen Andreis erhielt. Als Andreus Sohn Eteoklus kinderlos gestorben, ging die Herrschaft auf den Phlegyas aus dem Geschlechte des kreulisen Sisyphus über. Dieser fügte der Stadt Andreis einen neuen Andau hinzu, versammelte daselbst freitbare Männer aus ganz Griechenland und nannte ihn Phlegya. Aber das Geschlecht dieser Phlegyer, die bald wie Raubritter die Gegend beunruhigten, wurde bis auf wenige ausgerottet, die sich in Phocis niederließen. Da auch Phlegyas kinderlos

Digitized by Google

stark, folgte ihm sein Vetter Chryses; dem Chryses folgte sein Sohn Myrsilas, der alle frühere Könige an Reichthum übertraf. Er heißt ein Sohn Poseidon's, ohne Zweifel in Beziehung auf die Werke, die er zur Ableitung und Austrocknung des Kopaischen Sees unternahm. Von ihm und seinem Sohne Orchomenos erhielt Andreis den Namen des Minesischen Orchomenos. Dem Orchomenos folgte Klymenos in der Regierung, und diesem Erginos, welcher die Thebaner angriff und zum Tribut und zur Abhängigkeit nöthigte. Dieses Verhältniß dauerte, bis Herkules durch seine Unterstützung Thebens von der Abhängigkeit erledigte und den Orchomenern durch den Krieg und die verursachten Ueberschwemmungen des Kephissus großen Schaden zufügte. Der Staat kam endlich zur Gemeinschaft mit Bootien durch die nach dem Trojanischen Kriege aus Thessalien zurückkehrenden Bootier. Ein Haufe Orchomenischer Mynier schloß sich an die Jonischen Auswanderer an, welche die Städte des Kodros und Nileus führten. Während dieser Zeit an ist Theben der erste und Orchomenos die zweite Stadt Bootiens. Sie verlor mit jedem Tage an innerer Kraft, und Theben, nach dem Siege bei Leuktra die überwiegende Macht in Griechenland und Gebieterin der übrigen Städte Bootiens, fand es äußerst leicht, das ihnen verhaßte Orchomenos zu vernichten und alle Einwohner, die sich nicht retten konnten, als Sklaven zu verkaufen. Das reiche und große Orchomenos lag also in Verwüstung, und es konnte ihm wenig helfen, daß Philipp von Macedonien in der Folge die zerstreuten Nachkommlinge zusammensuchen und in ihre Vaterstadt zurückbringen ließ. Der Wohlstand war dahin, und die spätern Kriege, z. B. das Treffen, welches Sulla bei Chäronien gegen Mithridat's dieser Stadt treue Heere, hinderte alles Emporkommen. Am östlichen Abhange des Berges Akontius ist ein der Mutter Gottes geweihtes Kloster, welches die Stelle des alten Chariten-Tempels einnimmt; es liegt nur ein wenig höher als das Dorf Skripou, es ist aber schon aus dem Bereiche der krankhaften Luft und des schädlichen Nebels, so daß es häufig Fieberkranke zu ihrer Erholung aufnimmt. Auf dem Wege vom Kloster zur Akropole gelangt man zuerst an die Reste des Schatzhauses des Mynias, welches Pausanias jedem anderen Denkmale der Welt an die Seite stellt. Nach seiner Beschreibung hatte es die Construction, welche der erhaltene Thesaurus zu Mycene zeigt. Horizontale Lagen großer, sehr genau gefügter Steine, von einer kreisförmigen Wand aufgeführt, bilden ein Gewölbe, welches sich allmälig nach oben verspitzt, und ein runder Schlußstein deckt den Gipfel des Gebäudes. Der Eingang gleicht den Thoren cyklopischer Burgen. Die Pfosten neigen sich etwas gegen einander und sind mit einem riesigen Steine bedeckt. Von dem Orchomenischen Thesaurus, der aus dem Abhange, woran er steht, zum größten Theil hervorragte, ist nur noch der Eingang zu sehen. Einiges vom unteren Theil der Mauer mag verschüttet liegen; er war trachtvoller als der Mycenäische, denn jener von Mycene bestand aus Material, das an Ort und Stelle gefunden oder ausgehauen ward, während der von Orchomenos aus grauem Marmor besteht, der aus weiter Entfernung herbeigeschafft werden mußte. Der Deckstein der Thür ist über achtzehn Fuß lang und verhältnißmäßig breit und dick. Das Schatzgewölbe des Minyas, welches sich in der unteren Stadt befand, litt wahrscheinlich durch Ueberschwemmung und ward nebst dem übrigen Theile der Stadt mehrere Jahrhunderte hindurch von den Fluthen des Sees Kopais bedeckt. Die Bewohner zogen sich auf den Berg Akontius, und der See mit den Schätzen verlosen war, was zur Zeit Alexander's des Großen geschah, wo man ihn ableiten konnten, daß von diesem merkwürdigen Gebäude so wenig gesprochen ward, denn Pausanias ist der Einzige, der von dem Schatzgewölbe zu Orchomenos eine regelmäßige Beschreibung hinterlassen hat. Die Akropolis von Orchomenos steht auf einem steilen Felsen, der einen Theil des Berges Akontius ausmacht, indem er sich von der unteren Stadt empor gegen den ersten Gipfel des Kephisus hin windet.

Diese Mauern beginnen wenige Schritte oberhalb des Thesaurus, ziehen sich am Abhange des langen und schmalen Berges zu beiden Seiten hinauf und schließen ein unregelmäßiges Dreieck ein, dessen spitzer Winkel auf dem Gipfel der Anhöhe sich endet und welcher den Eingang einer kleinen Akropolis bildet, die auf einem steilen vertieften Felsengipfel steht und schlechthin der Pyrgos genannt wird.

Zu der Akropole führt eine Treppe, welche in der nach Osten gekehrten Felswand ausgehauen ist. Um ihr eine gerade Richtung zu geben, ist der Fels an einer Stelle über zwölf Fuß tief ausgehauen. Von den hundert Stufen, welche die Treppe ungefähr haben mochte, sind zweiundachtzig gut erhalten. Die übrigen sind theils ausgebrochen, theils verschüttet oder mit Gestrüpp überwachsen; doch kann man noch leicht hinaufsteigen. Im Innern ist eine große in Felsen gehauene Cisterne.

Von der Höhe hat man eine außerordentlich weit gestreckte Aussicht über Phokis und Bootien, indem die Ebene von Chäronela und der Parnassus gegen Nordwesten, Livadia gegen Süden, der See Kopais gegen Osten liegt, während das Ganze von dem Helikon, Phoinikos und Ptoon begränzt wird und am fernen östlichen Horizonte die Gebirge von Euböa sich erheben. Die Mauern, die die Stadt umgeben, sind ungleich älter als die des Thurmes. Die Bauart in Polygonen ist die vorherrschende; die Trapezische sieht man nur an wenig Stellen. Die Mauern, welche den früheren Styl tragen, waren wahrscheinlich von Herakles erbaut; diejenigen, welche im zweiten Styl erbaut sind, waren nach der früheren Zerstörung der Festung erbaut. Die Akropolis und die regelmäßigen Constructionen wurden wahrscheinlich gegen dreißig Jahre nach der Zerstörung der Stadt von den Thebanern erbaut, da sie dem weniger alten Theile der Mauern von Platea, die durch Alexander erbaut wurden, gleichen.

Ein Thor der Stadt ist noch ganz und steht Livadia gegenüber in der südlichen Mauer. Gegen die Spitze zu nimmt dessen Breite ab, und es ist von zwei großen Decksteinen bedeckt; dem gegenüber in der nördlichen Mauer bemerkt man ein zweites Thor im Ruinen und ohne Deckstein. Ohne Zweifel befand sich in der Basis des Dreiecks ein drittes, das die Communication mit der unteren Stadt gewährte. Die Dicke der Mauer ist durchgehends sieben Fuß. Von der Akropolis von Orchomenos hat man die schönste Aussicht über den See Kopais. Dargestellt liegt er nebst dessen Ebene so schön und ausgedehnt vor den Blicken. Dem Alten war er allgemein unter dem Namen Kephissus bekannt, aber Strabo sagt, er habe ursprünglich verschiedene Namen getragen, die stets von der nächsten Stadt entlehnt waren. So z. B. hieß er Kopais von Kopai, Haliartos von Haliarte. Nur später erst ward er allgemein Kopais genannt. Plinius nennt ihn den See von Orchomenos und Minyanias; Kopais oder Kephissis, indem er vom Flusse allein, gleich Strabon, den Namen Kephissos erhielt. Die Kopaische (jetzt Topoliaise) See-Ebene, ist eine große Ebene, welche sich schmäler gegen Nord-Ost zusammenzieht und sich in dieser Richtung als ein weit geöffnetes ebenes Thal fortersetzt, bis sich plötzlich wie ein Damm oder Wall ein fester Bergrücken quer vorlegt. Diesen Zickzackraum kann man auf 4½ Deutsche Quadratmeilen annehmen. Mit dem ersten Herbstregen beginnt er mit Wasser bedeckt zu werden; dieses wächst allmälig, so daß der größte Theil der Ebene gegen Ende des Winters zu einem großen zusammenhängenden See wird. Wegen der großen Ausdehnung nimmt der See nur allmälig zu und gleicht durchaus nicht der Ueberschwemmung eines reißenden Stromes, sondern das Steigen schreitet ohne Zerrörung vor sich, so daß sich noch alte Dämme und Chauffeen in einem auffallend guten Zustande erhalten haben.

Das meiste Wasser führt im Winter der Kephissus. Der Melas, der Phaloros am Fuße des Berges Laphyssiusi, der Morios am Fuße der Charios und der Oplitis, nebst dem Pylarios, dem Kophis, dem Warschauer Bache, dem Dimeios, dem Hylikos, dem Permessi, fallen nahe bei Haliartos in den See. Der Asos verbindet sich mit dem Fluße Kephissus nahe bei dem Berge Copilon, der Thermodon aber zwischen Chäronea und Orchomenos, und der Akontios am Fuße des Gebirges gleichen Namens, und der Herkyne oder Probatia, welcher von Livadia kommt. Wohl zu bemerken ist jedoch, daß des meistens klein Wasser dieser Flüsse sind, daß sie sich theilweise abgeleitet finden, wo nur ein nackter steiniger Kanal ihren Lauf bezeichnet. Im Sommer erhält der See einen beständigen, aber langsamen Zufluß von dem Kephissus, vom Melas und von der Herkyne und einigen kleineren perennirenden Quellen am Fuße des Laphyssius, des Lilphossius und des Haliart. Mit dem Frühlinge und dem Vertrocknen der Winterbäche beginnt die Wasserfläche allmälig zu sinken. Zuerst treten die südwestlichen Ufer aus dem Wasser hervor und werden, wenn der Ablauf nicht ungewöhnlich zögert, deackert, denn sobald das Wasser zu fallen anfängt, hat man für das laufende Jahr kein weiteres Steigen zu befürchten. Andere Strecken, wie die nordöstliche Bucht bei Topolia, werden oberhalb gewöhnlich trocken, oder zu spät, um bearbeitet zu werden; noch andere bleiben immer tiefer Sumpf und können nur durch Abzugsgräben angetrocknet werden. Solche bleibende tiefe Sümpfe, mit hohem dichten Rohr bedeckt, sind jetzt wie einst namentlich an vier Stellen, erstens nördlich vom Skripou an den Quellen und Ufern des Melas und des See's von Orchomenos, zweitens an den Ufern der Kephissus von Petromagoula bis Topolia, drittens an den Ufern der Probatia oberhalb Livadia und viertens bei Megalo-Mulki. Im Winter bilden diese Sümpfe einen zusammenhängenden See.

Diese im Winter sich sammelnde Wassermasse hatte in uralttesten Zeiten natürliche Abzüge in das den See umgebende Kalkgebirge; man nennt solche Katavothron, und sind diese Abzüge lang gezogene natürliche Löcher im Gebirge. Der See hat deren mehrere größere und kleinere Katavothron. Die Katavothron wurden in frühesten Zeiten offen erhalten, aber nachdem Orchomenos, die Hauptstadt der Minyeten, welche am Rande dieser Ebene lag, deren üppigen Gefilden sie ihren Ueberfluß zu danken hatte, durch die Thebaner zerstört und zerstört worden war, unterblieb die Reinigung derselben, der abwechselnde Wechsel des abfließenden Wassers führte Zweige, Schilf, Rohr und Grad in die engen winkeligen Höhlungen und setzte reichlich Schlamm ab; so verstopften sich die Katavothron, und die herrliche Ebene wurde ein See.

Man nimmt mit Wahrscheinlichkeit an, daß die Katavothron des Melas von Kumetes und die der Gemeinde-Mühle von Topolia, die Armara am Strande des Lyantischen Meerbusens ergießen. Die einen Arm des Kephissus aufnehmen, sich in den drei Salzquellen Hauptmasse des Kephissus, vereinigt mit der Herkyne, fließt östlich von Topolia in den sogenannten großen Katavothron und strömt in Skroponat mit neun Quellen am Ufer der tiefen und einsamen Meerbucht zwischen Tarymna und Anthedon hinter Bernor. Die Gewässer von Haliartus fließen in den sogenannten Katavothron des heiligen Nikolas zwischen Haliarl und Akraephia und dringen durch den Hybindberg in den Oplichen See unterhalb des Wasserspiegels ein, im Gebirge sind mehrere Schachten sichtbar. Diese angeführten vier Katavothron, der des Kumetes, der der Topoliaschen Gemeindemühle, der große Kathavoloron und der des Nikolas fließen Nordwärts und führen auch das Wasser ab, welches im Sommer aus perennirenden Quellen zufrömt. Die übrigen Katavothron liegen mehr oder weniger über dem Boden des See's erhaben und werden nur durch höheren Wasserstand in Thätigkeit gesetzt. Doch gewähren auch sie großen Nutzen, da sie den Ablauf beschleunigen helfen. Der beachtungswertheste unter allen ist die sogenannte Bista, welche bei ungewöhnlichen Ueberschwemmungen eine große Wassermasse aufnimmt und bei Ober-Tarymna ausfließt. Bista ist das Chaoma

Digitized by Google

(so nannten die Alten den Eingang), welches Strabo als das einzige seiner Zeit sichtbare kennt. Der große Katavothron und die übrigen drei liegen zu tief, als daß Kratis zunächst an ihre Reinigung hätte denken können. Die große Binia dagegen ist geräumig, und man kann mit Bequemlichkeit tief hineingehen. Man sieht an allen Stellen, wo der von Natur unregelmäßige Höhlengang mehr erweitert und Raum läßt, Steine aufgeschichtet, wie cyklopische Mauern in Miniatur. Hier und da sind große Steine aufgemauert, um einen von der Decke herabhängenden und Einsturz drohenden Block zu unterstützen. Alle Ecken und Winkel des Ganges sind behutsam ausgefüllt. Die Steine der Mauer sind durch Schlamm, der in die Fugen eingedrungen, so fest verkittet, daß sich keiner loslassen läßt. Es scheint, daß dies ein Theil der Arbeiten des Kratis ist, denn Niemand schreibt, daß er Schichten grub, sondern daß er die Verstopfungen aufräumte. Ueber die Binia ist der Bergrücken, der den Kopaischen See vom Meere trennt, am niedrigsten. Von der Wasserschwelle fließt diesseits ein kleiner Giesbach zur Binia hinab, und jenseits ein ansehnlicher in die Thalschlucht von Larymna. An den äußern beiden, von denen auch der Weg nach Larymna hinführt, liegen die bekannten und von Reisenden oft erwähnten Schachten, sunfzehn an der Zahl, die eher den alten Minyern als dem Kratis zugeschrieben werden müssen. Es gleichen diese Schachten vollkommen den Brunnentiefen, welche zum Anlegen und zum Reinigen aller unterirdischen Wasserleitungen dienten, wie z. B. der Athya, wo eine solche aus dem Hydabettus in den nördlichen Theil der Stadt und eine andere aus dem Brileffus in den südlichen Theil führt. Der Emissor der Albaneser hat ähnliche Schachten. Dieses letzte bewunderungswürdige Werk ist nicht wie das Kopaische unvollendet geblieben, da die große Masse des barbarischen Römischen Zeitalters gefordert von Plinius Zeiten, solches Anschwellung und durch einen Delphischen Orakel-Befehl bereitwillig gemacht, ein Werk vollendete, welches dem Minyerschen selbst dann, wenn auch dieses ausgeführt wäre, wenig nachstehen würde. Der Albanische Emissor ist zweiundzwanzig Stadien lang, der Kopaische wurde freilich, nach den vertikalen Schachten zu urtheilen, eine dreifach längere Strecke, also über 66 Stadien Länge einnehmen.

Vom letzten Dichtloch erhebt sich östlich ein bedeutender Hügel, der etwa nach einer Viertelstunde Weges Bach abfällt. Der Anfluß des Binia-Katavothron ist ungefähr 720 Metres vom letzten Lichtloch entfernt. Dieser Platz, der wohl keine Dreschaft war, wie man angenommen hat, hieß Rucher, wörtlich der Gegend. Der nach Norden-Osten gegen eine tiefe Schlucht sich senkende Berg-Abhang ist durch Gewalt aufgerissen und bildet eine senkrechte Wand, an der unmittelbar ein breites Flußbett beginnt, welches sich abwärts allmälig verengt und wilder wird. Sobald die Senkhöhe die Binia erreicht, drängt sich durch die vielen Löcher und Risse in der Felswand eine bedeutende Wassermasse und bildet während der Zeit hoher Ueberschwemmungen eine große Quelle.

Nördlich von den Ruinen von Orchomenos entspringt der Melas (jetzt Mauroneiro genannt); in früheren Zeiten entsprang bei dem älteren Orchomenos auch ein Melas, der aber zu Strabo's Zeiten nicht mehr zu finden war, und ist es nicht unwahrscheinlich, daß die alten Orchomenier bei Verlegung ihrer Stadt in den Akontius, auch den Namen ihres Flusses auf einen ähnlichen dort fließenden Schwarzbach übertrugen.

Bei niederem Wasserstande fließt der Melas gänzlich getrennt von dem Kephissus und vermischen sich an keiner Stelle. Bei hoherem Wasser fließt jedoch nicht nur der Kephissus zwischen dem Dorfe Skripou und dem Kloster durch ein mit Weiden bewachsenes Bett in den Melas, sondern der Melas vermischt sich auch mit dem Kephissus in den tiefen Gräben von Teggrá und Gardikitsi. Der Melas hat ein bleibendes tiefes Bett, und selbst im Winter bei hohem Wasserstande bemerkt man seine Strömungen in der Oberfläche des See's; aus starken perennirenden Quellen entspringend, fließt uns fällt er wenig. An seiner Quelle sowohl als auf seinem ganzen Laufe ist er von schwarzem Moore umgeben, der sich durch Fäulniß vegetabilischer Stoffe gebildet und durch Salzgehalt des hohen Nordens und anderer Sumpfgewächse zu einer dichten Masse vereinigt hat, die dem Torfe Nordeuropäischer Moorgegenden ähnlich ist und beim Verbrennen denselben Geruch verbreitet.

Die Breite des Melas ist im Durchschnitte sünfundzwanzig Schritte, aber in der Tiefe ist er viel breiter, denn die Ufer hangen über und schwanken, wenn man sie auftritt. Man entdeckte haben findet dies in der Nähe der Quellen statt, die vor ihrer Vereinigung mit der Hauptquelle mehrere Inseln unter einander bilden, deren Ufer eingesumpfer von dem Wasser getragen werden, während die Mitte festsitzt. Dieses sind die schwimmenden oder vielmehr fluthenden Inseln, deren schlanken, schmächtiges Rohr von den Alten zu Flechtwerk gebraucht wurde.

Der Melas fließt nach Norden und nähert sich dem jenseitigen Ufer bei dem Kloster der heiligen Dreifaltigkeit und den Ruinen von Teggrá. Südlich vom Kloster, welches jetzt gänzlich verlassen ist, erhebt sich nahe am Sumpfe ein runder Hügel, auf welchem ein sehr hoher viereckiger Thurm aus dem Mittelalter liegt. In den Thurm sind einzelne große Steine eingemauert, die alten Polygonmauern angehörten, von denen sich einige Stücke nach dem See hin erhalten haben, und unter diesen eines von zwanzig Fuß Länge und sieben bis acht Fuß Breite. Viele andere Steine, auf einer Seite behauen, an der anderen keilförmig ausklaufend, sind offenbar zu polygonem Gemäuer gehörig, sind zu der großen Tenne des Klosters verwandt worden. Hier lag Teggrá. Das Gebirge bildet weiterhin schroffe Abhänge nach dem See zu. Der Melas fließt demnächst unsern zweier runder und fast gleicher Hügel, von denen der südliche bei hohem Wasser zur Insel wird. Er hat von seiner Form den Namen Turlogiannes, der runde Johann, erhalten, der zweite hängt mit dem Festlande zusammen und heißt Kumetes. Die Gegend wurde heißt Strobiki. Dem Turlogiannes gegenüber am Ufer liegt eine kleine Kapelle des heiligen Georg, wo sich unfern seine Quelle des Alterthums vorfinden. Unterhalb der Kapelle fließt der Melas dicht am Ufer vorbei. Er fließt hier langsam zwischen hohen Ufern fort und ist nur noch ein kleines Bächlein in Vergleich mit der Breite und Tiefe zwischen Orchomenos und Teggrá. Auf dem langen und bieglamen Wege verrunkter ein Theil des Wassers, ein anderer wird von dem hohen Rohre und Sumpfkräutern, denen er Nahrung gibt, verzehrt, und ein dritter Theil mag in der Thiefe verborgene Abgänge finden. In der Nähe des Kumetes beschleunigt er seinen Lauf und stürzt über die Trümmer einer alten Mühle in eine bald verschüttete, jetzt nur vier Fuß tiefe Oeffnung, die sich am seitigen Fuß des Berges befindet. Dieser Katavothron, der einzige bekannte des Melas, hat von der alten Mühle den Namen Palaomulos erhalten. Ihr Wasser soll unfern Zelanti am Meeresufer wieder zum Vorschein kommen, wo die Quellen wegen des salzigen Geschmacks Ammpra genannt werden. Man schließt dies aus dem Umstande, daß bei dem Dorfe Paulo, nördlich vom Kumetes, in der Tiefe eines alten Brunnens, das Wasser sowahrend von Süden nach Norden durchfließt. Plutarch nennt den Berg unfern Teggrá, an den die sumpfigen Ergießungen des Melas sich ergießen, Tilfusa, wenigen alle der Kumetes oder die Bergkette zwischen diesem und Teggrá zu verstehen ist.

Mannigfaltiges.

— Der Baustyl im heutigen Frankreich. Ueber den Mangel eines eigenthümlichen Baustyls in Frankreich spricht sich die Revue des deux Mondes, dieses sonst den heutigen Zuständen gar nicht feindselig gesinnte Journal, in einer Weise aus, die wohl etwas stark auftragt, aber mit einiger Modification wohl auch auf außerhalb Frankreichs ihre Anwendung findet: „Nur zu sehr", heißt es in der genannten Revue, „deklagt man das Fehlen eines wirklich eigenthümliche Architektur besitze. Allerdings liegt in dem Vorwurf etwas Wahres, aber es ist unrecht, den Künstlern allein die Schuld aufzubürden. Ein eigenthümlicher Baustyl wird nicht durch den oder jenen erfunden; er ist vielmehr das nothwendige Resultat der Sitten, Gebräuche und Bedürfnisse, besonders der charakteristischen und vorherrschenden. Unsere Zeit kennt weder die und weder den Adel eines unaufhörlichen Kampfes der neuen Ideen mit den alten Traditionen darf Sind nicht der Mangel an religiöser Ueberzeugung, der Leichtsinn und die Sorglosigkeit hinsichtlich der Zukunft krankhafte Symptome unserer Gesellschaft? Wahrlich, keine frühere Epoche war der Entwicklung der Kunst so ungünstig, als die jetzige. Gleichwohl wird heutzutage in London und Paris mehr als je neuer Häuser. Aber welche Aufgabe stellt man dabei der Kunst? Auf dem möglichst kleinsten Raume Wohnungen für die möglichst größte Anzahl von Miethern herzustellen und so solide zu bauen, daß das Haus nicht einstürze, bevor es einen Käufer gefunden. Dies freilich gilt hauptsächlich in Bezug auf Privathäuser, aber auch die öffentlichen, die Monumente, die auf Befehl der Regierung aufgeführt werden, haben die Unsicherheit unserer Institutionen nicht weniger zu empfinden. Hat nämlich ein Minister, oder eine Deputirten-Kammer, oder auch ein Municipalrath den Bau einer Kirche beschlossen, so wird alsbald ein Architekt ernannt; dieser geht ans Werk und entwirft seine Pläne, die auch genehmigt werden; der Grundstein wird gelegt, und die Mauern steigen empor. Mit einemmale kömmt ein anderer Minister, eine andere Deputirten-Kammer, ein anderer Municipalrath, oder auch, wenn die Menschen nicht wechseln, so wechseln doch ihre Ideen. Jetzt, sagt man zum Architekten, ist es nicht mehr eine Kirche, die wir bedürfen, sondern ein Palast. Bauen Sie indessen nur immer fort, denn wir wollen nicht, daß der einmal gelegte Grund verloren sey. Oekonomie ist eine Tugend, die jetzt sehr gepriesen, zu noch mehr gepriesen als geübt wird. Alles wird sich schon vermittelst einiger Zwischenwände machen lassen, und was etwa nicht ganz dadurch verdeckt wird, das thut der Gyps und eine Marmorfarbe, auf der man den neuen Titel des Gebäudes eingraben läßt. Wer kann heutzutage, — es hat ja noch Niemand Zeit gehabt, es zu lernen! — Oder auch, es handelt sich um den Bau eines Hospitals oder eines Gefängnisses. Das sind leider die Denkmale der modernen Civilisation. Man ernennt also zuvörderst eine Kommission von Aerzten und Administratoren, — denn heutzulage geschieht Alles durch Kommissionen. Die Kommission, sobald sie gehörig installirt ist, entwirft ein Programm, freilich ein etwas unklares! denn ein Programm ist die Ehre jedes Kommissions-Mitgliedes, mobisizirt durch die Ehre der übrigen Mitglieder. Doch was thut das? So viele Kranke, so viele Gefangene, so viele Säle, so viele Abtheilungen im Gebäude. Der Architekt bemüht sich, Jedermann zufrieden zu stellen: man fängt an, zu bauen. Aber inzwischen schreitet die Wissenschaft fort, wie man jetzt zu sagen pflegt, und sie schreitet rascher fort als die Mauren und Zimmerleute. Sehr bald fängt man an, die Anordnungen des Architekten zu tadeln; zu selbst das Programm tadelt man, das man ihm gegeben. Nun wird eine zweite Kommission ernannt, um es zu revidiren; diese tadelt Alles, was die erste beschlossen, und ein zweites Programm stößt alles Bisherige um. Ach, lyute dich, armer Künstler, oder eine neue wissenschaftliche Entdeckung, eine neue revolutionäre Reform tritt unversehens ein und ändert abermals Alles, was du von neuem entworfen hast."

Herausgegeben von der Expedition der Kön. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Montag den 13. September 1841.

Portugal.

Ein Blick auf Portugals Gegenwart auf seine Zukunft.

Um der Herrschaft Dom Miguel's über Portugal endlich ein Ziel zu setzen, betrat Dom Pedro im Jahre 1831 den Europäischen Boden und übernahm den Oberbefehl über die Truppen der Königin, seiner Tochter. Nach einer langen Zerrüttung des Landes, der Kampf der Parteien unter einander und der Mangel jedes energischen Strebens zu gemeinsamem Zwecke erschwerten die Ausführung seiner Wünsche. Schon nach der gewonnenen Schlacht bei Ponte-Ferreira wurde die Armee der Königin, ohne Kavallerie, ohne Munition, ohne Bekleidung, genöthigt, sich zurückzuziehen. Der Herzog von Palmella trennte noch einmal die Sache der Königin. Es gelang ihm mit Mendizabal, eine Anleihe in London abzuschließen; er verstärkte die Flotte durch ein Schiff, dreihundert Matrosen und den Commodore Napier, dessen Name in neuerer Zeit Europa viel beschäftigt hat, und kam unerwartet in Porto mit drei Dampfschiffen, Kriegs-, Schuiten, Munition und Geld an. Der Herzog von Terceira wandte sich darauf nach Algarbien gegen den Vicomte de Molellos, während der Commodore Napier der Miguelistischen Flotte beim Kap St. Vincent eine gänzliche Niederlage beibrachte. Auch gelang es dem Herzoge von Terceira, Lissabon selbst einzunehmen. Indessen war die Miguelistische Armee unter das Kommando des Herrn von Bourmont gekommen, er versuchte vergeblich, Porto zu erstürmen und Lissabon, welches während der Zeit gehörig befestigt worden, wieder einzunehmen, war ihm ebenfalls unmöglich. Nach zwei blutigen Schlachten mußte die Miguelistische Armee sich nach Santarem zurückziehen, in welcher Stellung sie sich fast ein Jahr lang erhielt. Diese Stellung war jedoch der Art, daß der Marschall Saldanha, welcher gegen die constitutionelle Armee beschligte, auch eine einzige Bewegung machen konnte, ohne Lissabon ungedeckt zu lassen. Endlich mit dem Beginn des Jahres 1834 bedrohte der Herzog von Terceira, welcher von Norden kam, den Rücken der Miguelistischen Armee, und der Spanische General Rodil, kraft des Traktats der Quadrupel-Allianz, betrat Portugal in die Provinz Beira. Dom Miguel sah sich darauf nach Evora zurück, und unterzeichnete in dieser Stadt, am 26. Mai, einen Vertrag, durch welchen er sich verpflichtete, Portugal innerhalb vierzehn Tagen zu verlassen und künftig nie mehr den Versuch zu machen, die Ruhe des Reichs zu stören.

Mit dem glücklichen Erfolge der Waffen Dom Pedro's wurde die im Jahre 1826 von ihm bewilligte Charte aufs neue eingeführt. Sie ist fast buchstäblich die Französische Charte von 1830, nur daß die Pairie erblich ist und die Wahl mit zwei Graden eine fast allgemeine Abstimmung zur Grundlage hat. Diese Konstitution wurde während Dom Pedro's Regierung nicht wirklich ausgeführt; die Umstände gebieten vielleicht damals ein diktatorisches Regiment. So lange dieser Zustand währte, hielt der Einfluß seiner Persönlichkeit und der Glanz des eben gefeierten Triumphes seine Macht aufrecht, und Alle mußten sich im Grunde sehr glücklich schätzen, die Einen, daß sie von dem Schrecken, welcher sie betroffen hatte, befreit wurden, die Anderen, daß ihren Attentaten keine blutige Reaction folgte. Kein politischer Scheiterhaufen wurde errichtet; das bei dem Erfolg der Constitutionellen als gesetzmäßig und edel erscheinen lassen und dem Triumph ihres Chefs gehört. Dieser beging jedoch unglücklicherweise Fehler, deren Folgen sich lange fühlbar machen werden. Dom Pedro war ein Mensch von eigenthümlichem Charakter; er hatte wenigstens eine Eigenschaft, welche ihn über viele seiner Vorfahren stellt, nämlich die, daß er nach Ruhm strebte. Vielleicht steht er ihr mehr als er ihn kannte, und sein leidenschaftlicher Eifer für Neuerungen war nicht immer glücklich. Er unternahm eine völlige Zusammenstoppelung aus der Gesetzgebung des Alterthums und mischte alle politische, finanzielle und bürgerliche Gesetze unter einander. Während der Session zu Porto hat man seinen Morgen einige Beschäftige der Gerichtsordnung über das Civilverfahren der Commission des Justizes erscheinen, welche zuletzt, ohne daß Jemand es merkte, die neuen Gesetze des Reiches diktirten. Alle richterlicher, administrative und Finanz-Gewalten wurden über den Haufen geworfen, und man veränderte sogar die Namen der obrigkeitlichen Stellen, eine Verwirrung, welche ungemein die Künstlichkeit der Richter, diese tiefe und unheilbare Wunde der Justizpflege, begünstigte. Was das Volk betrifft, so fühlte dieses nur die Regung des Staunens und der Besorgniß. Diese unerwarteten Neuerungen wurden weder beifällig aufgenommen, noch begriffen, und kein gedeigenes National-Interesse ersetzte den Einfluß der besitzlosen Klassen. Doch wäre es ein Irrthum, zu glauben, daß diese bedeutenden Verwirrungen die Bewegungen herbeigeführt haben, welche bald nachher ausbrachen. Sie hatten nur den Körper der Nation berührt, das heißt, an einer trägen Masse gerüttelt. In Portugal erschlafft das Gefühl für Allgemeine, wenn es erstickt wird; Alles überläßt sich der Thätigkeit individueller Interessen, und man kann sagen, daß jene Besorgnisse nie gehört haben zu erwachen. Dom Pedro konnte selbst ohne Gefahr die Streitigkeiten mit dem heiligen Stuhl wieder aufnehmen. Diese Macht hatte zahlreiche Schwierigkeiten erhoben; sie sammelte sie begierig als Mittel zum Bruch, und auf einmal, mitten in ihrer Orthodoxie, fand sich die Kirche Portugals von jetzt zu Rom geschieden. Die Folgen dieses Schisma's hatten wenig Bedeutung; kaum, daß die frommen Serlen sich darüber bekümmerten; dies war nur ein Schrier mehr auf die dunkle Nacht geworfen.

In Portugal hängt die Beständigkeit und die Ordnung einzig von der Persönlichkeiten ab. Das Chaos ist so vollkommen, die Zerrüttung ist so tief und frisch, daß, welches auch die Form der Regierung und der Name, mit dem sie sich schmückt, sein mag, die Herrschaft der Willkür doch nie unterbrochen wird. Auch aus man bei allen Revolutionen dieses Landes die Zusammensetzung der Parteien betrachten, ehe man auf die Fahnen sieht, unter welchen sie sich rangiren. Da, wo das Gesetz nie gehandhabt wird, ist die Berücksichtigung der Beamten viel wichtiger, als die eines Gesetzes. Auf der Halbinsel handelt es sich unglücklicherweise immer nur um Hofleben, Titel und Aemter, das heißt, um Eitelkeit und Geld. Die feldherrlichen Zeyler Dom Pedro's, eines Schülers des Marquis von Lombal, dieses Geschichte er mehr bewanderte als kannte, riefen ihn zu herrschsüchtigen als zu Gleichheit verbreitenden und revolutionairen Gelüsten, waren im Ganzen mehr Hofleute als Bürger. Er versteht ohne Unterschied alle Miguelisten, selbst die Menschen ohne Thatkraft, ein nothwendiges Gefolge jeder Macht, welche nur demüthig den Kopf unter das Joch gebeugt hatten. Weit entfernt, zu verfachen, sie an das neue Regiment zu fesseln, entfernte er sie vielmehr von einer Regierung, und trieb sie aus dem Palast, wenn sie kamen, ihm zu dem glücklichen Erfolge seiner Waffen Glück zu wünschen. Ein größeres Unrecht war es und von unmittelbaren Folgen, daß er sich mitten in seiner eigenen Partei isolirte. Diese bestand aus Männern, deren Grundsätze nicht homogen waren, ein Umstand, der an sich wenig Bedeutung hat, aber, was wichtiger ist, deren liberaler Ursprung nicht verstehe war. Um in einem Rainr absolutistischen Lande, mit isolirten Menschen, mit Trümmern und Fractionen von Verbannten, eine Partei zu bilden, welche fähig ist, mit Erfolg gegen monarchische Leidenschaften und alte Privilegien anzukämpfen; um eine Armee der Freiheit, unabhängig vom Volke, zu schaffen, mußte erst eine Reihe von Kämpfen, Siegen, Unterdrückungen und vielen der Politik fremden Umständen eine große Anzahl Menschen zu einer gemeinsamen Opposition gegen die apostolischen Grundsätze, gegen die Anführer dieser Partei und ihren Fürsten, vereinigen. Die Legitimität vereinigte sie alle und vermischte sie unter ihre Fahne. Unter den Constitutionellen zählte man diese Arbeiter der ersten Stunde; die Freunde, die Vertrauten Joann's VI., hatten zugleich gegen seine beiden Söhne gestritten, gegen den einen Dom Pedro in Brasilien und gegen den Infanten Dom Miguel in Lissabon. Sie wurden die Führer der Auswanderung, ihre Stärke und ihr Schmuck. Aber Dom Pedro gestand ihnen immer nur ein erzwungenes Vertrauen zu, nicht mehr als jungen Revolutionairs. Seine Neigung richtete sich ausschließlich auf Männer, welche, der Mehrzahl nach, Minister zur Zeit der Revolution von 1820, den heftigen Angriffen des aktivsten und determinirtesten Theiles der revolutionairen Partei ausgesetzt gewesen waren. Nicht sehr bedeutend durch sich selbst, hatten sie jedoch hohe Aemter bekleidet und so das besondere Vertrauen des durch die Macht despotisch gewordenen Demokraten erlangt. Mehr als alle Anderen erregten sie den Haß der Miguelisten, flößten den exaltirten Liberalen rücksichtslosern Eifer ein, und doch gehörten sie nicht zu den Gemäßigten.

So war, den 24. September 1834, als Dom Pedro wenige Monate nach seinem Triumphe starb, Portugals Zukunft keineswegs gesichert. Dom Miguel war besiegt worden, Madeira und alle anderen Portugiesische Besitzungen hatten die Königin mit Jubel anerkannt, Frankreich, England und Spanien waren enge Verbündete Portugals und der Traktat der Quadrupel-Allianz garantirte das

Digitized by Google

Verfalls der neuen Regierungsform. Aber der Verwirrung des Verfalls war die des Siegs gefolgt. Die constitutionelle Regierung lehte nur dem Namen nach, und die Liberalen hatten noch nicht ihre Theorieen angewandt. Wie sollen sie die niedergedrückte Nation lenken? wie der Unterdrückung durch die Englischen Alliirten, der Gehsucht der Spanischen Nachbarschaft, ihrem eignen Zwiespalt und den finanziellen Schwierigkeiten entgehen? wie die materiellen Leiden überwältigen, mit denen die Noth der Zeitumstände Portugal überhäuft? Nach Dom Miguel's Fall blieben alle diese Fragen ungelöst. Portugals Zukunft war mit Gefahren schwanger. Obgleich Dom Pedro's jetzige Eigenthümlichkeit ihn wenig geeignet machte, eine neue Macht zu gründen, so schien doch das Gewicht seiner Person die Schwierigkeiten niederzuhalten, welche er nach Gefallen aufregte. Destruktiv in seinen Handlungen, herrschte dieser Fürst durch seinen Namen. Wenn er am Leben geblieben wäre, so würden die Ursachen der Verwirrungen noch vermehrender geworden seyn, doch die Unordnungen würden sich nicht lebhaft bewegt haben, weil man wußte, daß es der Wille des Fürsten war, seine Minister zu behalten. Die Regierungen werden auf der Halbinsel so häufig gestürzt, nicht sowohl, weil sie schlecht sind, als weil man es für leicht hält, sie aufzulösen.

Donna Maria war bei dem Tode ihres Vaters sechzehn Jahre alt. Die Cortes glaubten nichtsdestoweniger die Majorität der Königin deklariren zu müssen, welche sie, nach der Charte, erst mit ihrem achtzehnten Jahre erreicht hätte. Dies war eine Handlung großer Weisheit, nicht allein wegen der edlen, durch das Unglück entwickelten Eigenschaften dieser Fürstin, sondern auch, weil man auf diese Weise vermied, neue Heerde für Intrigiren zu schaffen. Donna Maria's Erbrecht sogleich ihre Ansprüche auf den Thron von Dom Pedro's Gemahl. Das Alter der jungen Gebieterin, die Stellung des Premier-Ministers und seine großen Dienste schienen ihm über die Leitung der Angelegenheiten einen Einfluß zu geben, welcher den Neid rege machte, ohne sein Ansehen fest zu gründen. Er glaubte sich mit den Herren Freire und Carvalho verbinden zu müssen. Dieser letztere, Finanz-Minister unter Dom Pedro, war durch seine Umstürze der Glücksgüter, wo das Interesse eines Jeden mit dem des Schatzes sich verknüpft und vermischt hatte, war ein Mann von großer Bedeutung, durch die große Zahl von Beamten, welche seine Kreaturen waren; die Wichtigkeit seiner Functionen ging auf seine Person über. Freire war ein gewandter und einschmeichelnder Redner, feindlicher an Mitteln als Intriguant. Aber wie groß auch die persönlichen Vorzüge dieser allen Räthe Dom Pedro's waren, vielleicht wäre es besser gewesen, die Grundlage der Macht zu erweitern, und es zu wagen, sich auf den muthigeren und unruhigeren Theil der liberalen Partei zu stützen. Dies wäre das einzige Mittel gewesen, sich gegen die unvermeidlichen Angriffe zu befestigen, welche bald der Mangel des Schatzes und die Anmaßung Englands herbeiführen mußten. Herr von Pamella und seine Freunde, wenn sie gleich der Regierung eine große Stütze gewährten, ersetzten ihr doch nicht die Kraft, deren sie Dom Pedro's Tod beraubte und entwaffneten seinen Gegner. Die Stellung eines jeden Portugiesischen Ministers in Absicht auf England ist unvermeidlich; zwischen ein nach Herrschaft strebendes Nationalgefühl und eine überwindliche Nothwendigkeit gestellt, wird er immer von der Opposition beschuldigt, die Interessen seines Landes denen eines unersättlichen Alliirten zu opfern. Die Frage über die Zölle und die Verlängerung der Traktate lieferten den Feinden des Ministeriums nationale Waffen; denn nicht ist in Portugal so unpopulair, als die Herabsetzung der Zolltare und die Freiheit des Handels.

Trotz der ungeheuren durch den Bürgerkrieg und den allgemeinen Umsturz der Verhältnisse veranlaßten Ausgaben, brachte die Realisirung der zu London gemachten Anleihen anfangs leicht das Deficit des Schatzes. Der Ueberfluß an Geld wurde sogar so groß, daß man thörichterweise die Taxe herabsetzte. Seit Johann V. zirkulirenden Papiergeld einzuziehen. Dieser erkünstelte Wohlstand hatte keine andere Folge, als daß er über die Gefahren der Zukunft die Augen verschloß. Im Anfange des Jahres 1833 wurde der Finanz-Minister gezwungen, ein ungeheures Deficit anzugeben. Es war der Regierung unmöglich, aufs neue zu leihen, und noch unmöglicher, die Anleihen zu bezahlen. Herr Carvalho, dessen Eitelkeit verletzt, verließ sich für die Zukunft auf die Einführung des Nationalwohlstandes und that Vorschläge zur Vermehrung der Ausgaben. Lange überstiegen diese bei weitem die Gesammteinnahme, und wenn die constitutionelle Regierung einige lästige Mißbräuche unterdrückt hatte, so hatte man jetzt das Central-Budget mit Ausgaben überhäuft, welche früher die Provinzen bezahlten. Die Centralisation der Finanzen und die Unterdrückung jeder freiellen Besteuerung können ein nützlicher Fortschritt seyn; aber dazu ist es auch nöthig, daß mit diesen Maßregeln die Regelmäßigkeit der Steuer-Erhebung verbunden werde und die Ausübung der Gesetze ihnen vorangehe.

Als die Hülfsgelder durch Zerstreuung und Verkauf des Nationalgüter schnell erschöpft waren, mußte man zu Aushülfsmitteln seine Zuflucht nehmen und sich auf den verzweifelten Weg der Voraussnahme werfen. Das Gehalt der Staatsbeamten und der Sold der Offiziere wurden nicht regelmäßig bezahlt; die Zahl der Unzufriedenen wuchs im Verhältniß mit der Unmöglichkeit, in der man sich befand, sie zufrieden zu stellen, und die getheilten Verbindungen bemächtigten sich gänzlich der Armee und der Nationalgarde von Lissabon. Vielleicht hatte die Regierung noch Macht genug, sie im Zaum zu halten, die Achtung vor der Autorität der Königin und die Erinnerungen an frühere Anstrengungen und Triumphe der Regierung bebielten noch Kraft; unglücklicherweise brachten die inneren Spaltungen der Minister mehrere von ihnen dahin, sich den Klubs anzuschließen, und in der anarchischen Partei einen vorübergehenden Stützpunkt gegen ihre Kollegen zu suchen; denn wiewohl die Angriffe immer gegen Herrn von Palmella gerichtet schienen, und besonders gegen Herrn Carvalho, so fand doch in dem Zeitraum eines Jahres ein achtmaliger Kabinetswechsel statt. Die Motive dieses Wechsels waren durchaus verfönlich: sie bestanden in Hof-Intriguen, welche sich oft mit denen der Klubs kreuzten und vermengten. Die Bestrebungen der Parteien wurden irre durch diese unaufhörliche Umgestaltung, der sie mehr als einmal zu Werkzeugen dienten. Beständig auf dem Punkt die Macht an sich zu reißen und immer streng zurückgewiesen, wuchs dadurch ihre Ungeduld und ihr Muth, und diese rastlosen Umstürzungen der Ministerien, welcher unter dem Antriebe unversöhnlicher Rivalen nach einander erfolgte, entkräftete die Autorität, rief jedes Elendwerk nieder, machte den Geist der Auflehnung theer, die am Ruder waren, noch aufsässiger. Unter diesen Ereignissen brach die Revolte von la Granja aus, welche einer analogen Bewegung in Portugal zum Signal diente. Seit langer als einem Jahr hatten sich beständig drohende Symptome kund gegeben. Die Deputirten-Kammer hatte den Oberbefehl über die Armee dem ersten Gemahl der Königin, dem Prinzen August von Leuchtenberg verweigert. Welcher Art auch die constitutionellen Theorieen seyn mochten, und welches auch die antiministeriellen Intrigucn waren, die diese Maßregel erklären, sie war für die Portugiesen von der ernsthaftesten Beschaffenheit. Dom Pedro hatte Maria zu jung, als daß solche Schläge sie berührt hätten und die Opposition war weit mehr gegen die Wittwe Dom Pedro's, die Herzogin von Braganza, die Schwester des Prinzen, gerichtet, als gegen die Königin. Das Volk gefiel sich sogar darin, durch lächerliche Gerüchte Donna Maria von ihrem Gemahl zu trennen. Nach zwei Monaten der Ehe erzählte der Prinz August seiner Gattin Treulosigkeit. Zu derselben Epoche drohten Emeuten das Leben der Minister, und was diese unwürdigen Machinationen noch fassenswerther machte, war, daß man einige Mitglieder des Kabinets in Verdacht hatte, sie erregt zu haben.

Bei den letzten Wahlen war der Skandal bis zu dem Punkte getrieben, daß eine große Anzahl Offiziere, welche zu den gehelmen Verbindungen gehörten, sich öffentlich gegen einander stellten in den Wahlkollegien hatten stimmen lassen. Der Marschall Saldanha, Kriegsminister, mußte gegen die Schuldigen hart verfahren. Bis dahin hatte er mehr der Chef der Exaltirten geschienen, als er es gewesen war. Dieser Akt der Strenge ließ ihn allen Einfluß auf diese Partei verlieren, welche täglich einen größeren Anhang von Mißvergnügten fand. Die Deputirten-Kammer wurde bei jedem Kabinetswechsel gedemüthigter und die Macht sank kraftlos zusammen, als die Königin die Auflösung der Cortes befahl in dem Augenblicke, wo alle Spanischen Junten im vollem Aufstande begriffen waren.

Die, welche am Ruder standen, hatten die Unthätigkeit des Volks in den ihren eigenen Gefahren für sich. Am 9. September die edlen ermüdeten Exaltirten von Porto in Lissabon landeten. Sie gehörten alle zur exaltirten Partei. Ein Trupp Milizer ging ihnen zum Empfange entgegen; die Stadt wurde erleuchtet und lärmende Evats erfüllten Straßen und Plätze. Am Ende des Abends wurden die Minister über diese Demonstration befragt und schickten ein Bataillon ab, um die Ordnung aufrecht zu halten. Die Soldaten verbanden sich mit dem Volke und alle schrieen: Nieder mit den Ministern! es lebe die Constitution von 1822! Dieser aufgeregte Trupp, anfangs mehr freudig als feindlich, bewegte sich nach dem Palast und schickte der überraschten Königin eine Deputation, welche sie dringend aufforderte, ihre Minister zu entlassen und der Constitution sich anzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Kirche und der öffentliche Unterricht.

Wir entlehnen diese Abhandlung dem protestantischen Journal Le Semeur, welches durch die wiederholten Angriffe, die das Französische Unterrichtswesen besonders im Interesse der katholischen Kirche in neuester Zeit erlitten hat, dazu veranlaßt worden ist. Die Angreifenden anerkiigten ihre Absicht bereits vorzüglich, daß sie die Mißbräuche und Verirrungen der jüngsten Französischen Literatur (besonders die romantische Schule) als eine Frucht des mangelhaften und verderbten Unterrichts bezeichnen, und schlagen als Heilmittel dagegen vor, die Schule vom Staate gänzlich zu trennen und sie unter die alleinige Oberhoheit der Kirche zu stellen. Das Uebrige erhellt aus dem Aufsatze selbst, und es sey nur noch kurz bemerkwiesen, daß aus der Stellung, die der Kirche dem Staate gegenüber zugewiesen wird, bereits hervorgeht, daß das Journal, obzwar streng religiös, keineswegs pietistisch ist.

Die Angriffe, die im verflossenen Winter durch die katholischen Journale gegen den öffentlichen Unterricht gemacht worden sind, haben sich in diesen Tagen bei Gelegenheit von Villemain's Gesetz-Vorschlage, den Elementar-Unterricht betreffend, lebhaft erneuert. Die Gegner des öffentlichen Unterrichts haben als Vorwand ihres neuen Kreuzzuges den Prozeß von Tulle genommen, die Briefe und Vertheidigungen der Angeklagten, diesen Brief, der den modernen Romanen und Fratelleien so geschickt nachgebildet ist, und die Verleugnung der Bibliothek eines alten Ober-Schul-Inspektors, der die unglückliche Sucht hatte, sich eine vollständige Sammlung der obscönen Bücher aller Zeiten anzulegen. Die Angeklagte von Tulle, sagt man in Betreff des ersten Punktes, ist durch die Tagesliteratur gebildet, durch diese Literatur ist eine Jugend des Unterrichts, der in den öffentlichen Lehr-Anstalten ertheilt wird; und wie könnte es

Digitized by Google

anders sepn! führt man in einem Athem fort, man betrachte, und dies ist der zweite Punkt, die Männer, denen die Leitung dieser Anstalten anvertraut ist; man lese den Bibliotheks-Katalog dieses Ober-Inspektors und antworte dann, ob unsere Beschwerden, unsere Klagen unbegründet sind!

Es läßt sich nicht leugnen, daß in diesen Gründen etwas Schiefes, Erzwungenes liegt, das an die Sophistik ihrer Verfechter erinnert, und wir sind es müde, still zuzusehen, wie schwache Gründe zur Vertheidigung einer Sache angewendet werden, die der starken genug hat, um sich vollständige Geltung zu verschaffen. Was beweist gegen den öffentlichen Unterricht unserer Tage der verderbte Geschmack eines armseligen Gereims, der seine Ausbildung in der letzten und traurigsten Epoche des achtzehnten Jahrhunderts complanirender und der vor mehr als vierzig Jahren zu einem Amte berufen wurde, zu dessen Verwaltung er seit langer Zeit nicht mehr als den Namen gab? Und wir können den Beweis, der aus dem Charakter der modernen Literatur hergenommen wird, nicht minder unhaltbar finden. Diese Literatur ist die verwerfliche Frucht der modernen Sitten, der modernen Bildung, des gesammten Geistes der Gesellschaft, und dieser Geist bestand bereits und übte seine Gewalt, als die Schriftsteller unserer Zeit die Schule verließen. Es ist lächerlich, sich einzubilden, daß die Literatur, wenn der Unterricht während der Restauration den Händen der Römischen Geistlichkeit allein überlassen worden wäre, sich anders gestaltet hätte. Die widersprechenden, thatsächlichen, nach Gültigkeit, Pracht und Ruhm dürstenden Gefühle würden die wissenschaftlichen und künstlerischen Tendenzen ihrer Epoche nicht weniger verfolgt haben, sie würden sich nicht weniger vom Strome haben fortreißen lassen. Die berühmtesten Ungläubigen des achtzehnten Jahrhunderts haben ihre Studien unter den Jesuiten gemacht. Ist Madame Dubrocard nicht im Kloster erzogen worden? Sind Chateaubriand nicht auch der Seminar hervorgegangen? Haben die monarchischen und religiösen Grundsätze, die Lamartine und Victor Hugo in ihrer Jugend eingeschärft worden sind, sie gehindert, die Häupter dieser pantheistischen Literatur zu werden, welche das Werk und die Frucht einer Menschenkaste ist, die, dem Christenthume abgefallen, sich dem Dienste des Fleisches hingiebt?

Nicht so darf die Streitfrage hingestellt werden. Der Staat hat Lehranstalten, und er hat ein Recht dazu; die lehrende Klasse ist eben so beschaffen wie der Staat, wie die Gesellschaft im Allgemeinen, dies scheint der Ordnung gemäß; wenn den jungen Leuten nun eine skeptische Wissenschaft geboten wird, wer kann dafür? Wenn die Lehrern in Büchern predigen, daß, wo keine Tugend sie beseelen, daß sie in den Schulen nicht hinlänglich vertreten sind, selbst weniger gleichgültig wären, wenn es nicht das Hauptziel ihres Strebens wäre, ihre Söhne mit Fähigkeiten auszurüsten, durch die ihnen eine glänzende Carrière geöffnet wird, wenn sie vor Allem Ernst der Gesinnung, Sittlichkeit, Glauben forderten, kann wüßte das Unterrichtswesen ein anderes sepn, und der Staat würde anderer wären denn was ist der Staat, wenn es nicht die Familienväter sind? was ist der Geist des Staates anders als der Geist, welcher in der bürgerlichen Gesellschaft herrscht?

Wie sprechen hier von der Mehrzahl; viele Mehrzahl, wie halten es nicht für gut, sich hierüber auszulassen zu machen, trägt vom Christenthume nicht mehr als den Namen an sich, und man darf nicht verlangen, daß sie ihren Kindern eine Erziehung giebt, die ihren Grundsätzen durchaus fern liegt oder ihnen gar widersprecht. Doch es giebt einen anderen, der Zahl nach freilich geringeren Theil der Gesellschaft, der etwas Anderes verdient und ein Recht hat, auf Befriedigung seiner Forderung zu dringen. Es giebt Aeltern, die Christen sind, und wollen, daß ihre Söhne es werden; Väter, die sich für die Seele ihrer Kinder verantwortlich glauben, und zittern, dieselbe dem verderblichen Einfluß des Zweifels und der religiösen Indifferenz auszusetzen. Wie gehen weiter: es giebt Bürger, welche, voll Eifer, ihren Glauben auszubreiten, in dem Unterricht der Jugend ein Mittel zum Glauben Proselyten zu machen. Alle diese Parteien haben unstreitig ein Recht, Lehranstalten zu gründen, die ihrer innersten Ueberzeugung angemessen sind, und die Verweigerung dieses Rechtes, oder Maßregeln, die der vollständigen, und leichten Ausübung derselben entgegentreten, würden sie zu gerechten Klagen über Unterdrückung und Ungerechtigkeit veranlassen. Wie mögen Katholiken oder Protestanten sepn, wie viel Unterschied, und die Glaubensfreiheit ist ein Spottname für uns, sobald wir genöthigt sind, unsere Kinder dem Einfluß eines Lehrers preis zu geben, der den Glauben, welcher in unseren Augen allein fähig ist, sie zum ewigen Heile zu führen, in ihren Herzen ausrottet; wenn es uns nicht gestattet ist, ihnen das einzuflößen, was uns als alleinige Wahrheit gilt.

Bis hierher sind wir mit den kürzlich ausgesprochenen Behauptungen der katholischen Journale vollkommen einverstanden. Doch von ihnen abweichen müssen wir in Betreff der Ansprüche, zu denen die Kirche sich berechtigt glaubt, wenn sie verlangt, daß das Unterrichtswesen allein ihr überlassen, und dem Staate jeder Einfluß auf dasselbe benommen sepn soll. Dem Staate darf in Glaubenssachen sicher nie eine Einwirkung gestattet werden, doch sie muß ihm bleiben bei Fragen, die nur das bürgerliche Leben betr. sind, zu diesen gehört der größte Theil derer, die die Wissenschaft und die sittliche Führung angehen, so innig dieselben auf der anderen Seite mit der Religion zusammenhängen. Ist es glaublich, daß die Kirche in diesen beiden Punkten stets eine eben so gute Richterin sepn wird, als der Staat? Wird sie nicht oft allzu nachsichtig sepn gegen Mittelmäßigkeit rücksichtlich der wissenschaftlichen Ausbildung, und selbst gegen sittliche Erschlaffung, sobald sie findet, daß die Fehler derselben mit einer orthodoxen Glaubenslehre, oder mit einer großen Selbstentäußerung zu Gunsten des Gemeinwohls zusammenhängen? Ferner muß man gestehen, daß die Kirche (und ich unterscheide hier nicht zwischen protestantischer und katholischer) nicht an der Spitze der geistigen Bewegung steht; die Wissenschaft ist den Laien anheimgefallen, und die Kirche würde bei ihren Beurtheilungen nur einen falschen Maßstab anlegen. Endlich, und dies ist der Hauptpunkt, die Kirche ist nur, so lange sie als Vertreterin der Religion selbst haftet, eine öffentliche Person; in ihrer anderen Rücksicht, z. B. wenn es sich um Erziehung und Unterricht handelt, tritt sie in den Privatstand zurück, und ihre Glieder müssen sich denselben Verhältnissen fügen, denen jede Privatmann unterworfen ist. Doch dies, wir wiederholen es, scheint die Römische Kirche nicht begreifen zu können; sie scheint nicht zu wissen, daß es zwischen Brackmeilung und Herrschaft ein sehr weites Reich giebt, in dem die Wahrheit all' ihrer Vortheile genießen kann; sie spricht von Freiheit, doch sie meint den alleinigen Vortrag, das Monopol.

Was uns betrifft, wir wünschen die Freiheit, für die Römische Kirche, für uns und für Alle, denn wir wissen sehr wohl, daß alles Trachten, welches von Menschen kommt, sich selbst zerstört, und daß Gott allein endlich triumphiren muß.

Der Reisende aus der Provinz in Paris.

Die größte Unbesonnenheit, die ein Reisender aus der Provinz begehen kann, ist, nach Paris zu kommen, ohne sich im Voraus mit einer Wohnung versehen zu haben; und nicht die Wohnung bloß muß er besitzen, über die geringsten Einzelnheiten muß er die genauesten Erkundigungen eingezogen haben. Man weiß von tausend erschreckenden, thränenwerthen Geschichten, die sich in einsamen Herbergen am Saume der Wälder von Bondy, von Romainville und so vieler anderer Wälder ereignet haben, die mit Eichen und Räubern, mit Tannen und Mördern angefüllt sind; man kennt die Fallthüren, die sich um Mitternacht öffnen, die Meuchelmörder, welche einkreten, den Dolch und die Blendlaterne in der Hand, den Betthimmel, der sich dumpf und schweigend auf das entsetzlichste Opfer senkt und es erstickt; — diese entsetzlichen Erzählungen sind Nichts gegen die Gefahren, die am hellen Tage den unvorsichtigen Reisenden erwarten, der sich in eines der glänzenden Hotels des belebtesten Stadttheile von Paris verirrt; und diese Gefahren werden um so größer, um so unvermeidlicher, als sie sich unter der Maske des reinsten Wohlwollens, der aufmerksamsten Zuvorkommenheit verbergen.

Sie, lieber Leser, sind vielleicht in Paris heute in reichen Gasthäuser, die in der Gegend des Boulevard Italien liegen und für Fremde des ersten Ranges bestimmt sind. Unser Reisender tritt durch die feine Wölbung des mächtigen Thores, sieht den Glanz des mit Equipagen erfüllten Hofes sich von allen Seiten und bewundert die Pracht der Pariser Herbergen. Ein Oberhausbothmeister tritt heran und fragt, was er wünsche. Sichelen Sie. Möglichst gut speisen, wenn man alsdann bei dem Anblick seiner schlichten Kleidung, wenn man in Rücksicht darauf, daß er zu Fuß kommt und sich sein Gepäck von einem armen Auvergnaten nachtragen läßt, ihn mit stolzem Blicke von Kopf zu Fuß mißt und ihm darauf trocken bedeutet, es sey kein Raum mehr vorhanden.

Er wahrhaft vornehmen Hotels nehmen nur Reisende auf, die mit Extra-Post vorfahren. Aber — es ist möglich, daß der Herr des Hauses an diesem Tage gerade gastlicher gesinnt ist, oder daß seine Geschäfte nicht sonderlich stehen, und man darum mit jedem Bilboyret kürzlich nimmt. Auch hat man oft sehr große Herren, selbst Indische Nabobs, inkognito mit dem Eilwagen ersten Platz sehen. Dies bewirkt der Oberhausbothmeister, und übergiebt den Neugekommenen einem Bedienten mit blauer Livree und goldenen Tressen, der ihn ersucht, sich die Treppe zur ersten Etage hinauf zu bemühen, und ihn in eine Wohnung von vier Zimmern führt, möblirt und dekorirt, wie die Säle des Hauses Rothschild. Der Diener bemerkt ihm mit steifer Etikette: Sie werden hier sehr bequem sepn, der Eingang Ew. Gnaden gefällig; ich bin der Kammerdiener zu Nr. 3, und somit bin ich allein Ew. Gnaden zu Dienste; ich werde mich im Vorzimmer von Ew. Gnaden halten. Werden Ew. Gnaden hier oder an der table d'hôte speisen? Ich erlaube mir, Ew. Gnaden bemerklich zu machen, daß in einer Viertelstunde serviet wird.

Ew. Gnaden werden an der table d'hôte speisen; sie gehen hinab in den Speisesaal und sehen geblendet von den neuen Herrlichkeiten. Der Tisch ist mit sechzehnen Armleuchtern bedeckt, mit Schüsseln, die auf prächtigen Kohlenbecken stehen und mit silbernen Glocken zugedeckt sind, mit prunkvollem Porzellan, mit blitzenden Krystall-Gefäßen und mit einem bronzenen Aufsatz, der mit kunstreichen Vergoldungen gepaart ist, mit Verzierungen und Statuen erfüllt ist. Der Reisende aus der Provinz, welcher nie etwas Aehnliches gesehen hat, glaubt sich in ein Märchen aus tausend und eine Nacht versetzt. Er läßt sich, verdutzt, zwischen einem Lord und einer Russischen Fürstin nieder; man reicht ihm die auszsuchtesten Speisen auf, man läßt ihm die vortrefflichen Weine schäumen, und bedauernden kehrt er in sein Zimmer zurück von sinn Verzweiflung ist die Arme, der ihn hinter seidenen Vorhängen erwartet.

Keine Fallthür öffnet sich während der Nacht; doch am Morgen, als die Weinsträfte verraucht sind, sieht unser Reisender eine Scharf düstrere Betrachtungen an seiner Seele vorüberziehen: „Das ist Alles recht schön", denkt er, „doch es mag Alles auch recht theuer sepn." Er erkundigt sich, und man bemerkt ihm, daß seine Rechnung noch die geringe Summe von hundertfünfundzwanzig Francs nicht übersteige.

Hundertfünfundzwanzig Francs für eine Mahlzeit und eine Nacht! — Es ist wahr, es schließ sich süß in dem Bett, die Speisen waren delikat und die Weine hatte ein achtbares Alter; es ist wahr,

Digitized by Google

man hat ihn mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, man hat seinen bürgerlichen Namen stets mit der hohlesten aristokratischen Partikel gesiert, doch was hilft dies Alles? — hundertsinfundzwanzig Francs! —

So in dem, was ihm das Liebste ist, in seinen Finanzen, angegriffen, stößt unser Fremdling einen Seufzer aus; man betrachtet ihn erstaunt, als ob man sagen wollte: „Du bist also kein vornehmer Herr, kein Millionair? Warum kommst du denn zu uns?“

Jedes Widerstreben ist fruchtlos; in den glänzenden Gemächern, in denen man bei sichren Tage die Reisenden plündert, läßt man nicht weniger mit sich spaßen, als in den düsteren Schlupfwinkeln, welche von nächtlicher Räuberei leben. Der Unglücklichste ist in die Falle gegangen und hat nichts Besseres zu thun, als die Börse zu ziehen und sein erstes Lehrgeld zu zahlen. Die Erfahrung ist ein Professor, der sich seine Vorlesungen theurer bezahlen läßt, als Herr Borroni.

Hierauf beeilt sich unser Reisender, auszuziehen. Er sucht eine bescheidene bürgerliche Wohnung, ein Gasthaus von anständigem Aeußeren, das weder ein Palast noch eine Mördergrube ist, und welches zwar nicht die Gastfreundschaft der Bergschotten an ihm übt, dies hieße, zu viel verlangen, doch mäßige Preise hat, etwa zwei Francs für den Tag. Dies kann man in Paris haben; und unser Reisende findet es alsbald in der rue Coquillière, du Mail, des Filles-Saint-Thomas oder in der rue Coq-Heron.

Hier glaubt er, einen Hafen erreicht zu haben, und freut sich der vollkommenen Sicherheit; als er abreist und durch vielfache Ausgaben seine Börse sich gelehrt ist, sagt er mit Selbstverklärung zu sich: Schon, jetzt bleibt nur noch die Betrügerei übrig, und ich bin drin; den Tag zwei Francs, macht für zwei Monat hundertsinfundzwanzig.

Doch er irrt sich. Man übercrecht ihn eine Rechnung von drei Seiten, welche eine Menge unerwarteter Punkte enthält, z. B. für Bedienung 60 Fr.; dem Portier, der 45 Mal nach Mitternacht hat öffnen müssen, 45 Fr.; für Wachskerzen 30, für Zuckerwasser 20, für filtrirtes Wasser 10, für warmes Wasser 15, für Papier, Federn und Dinte 13, für Siegellack 4, für Bestellungen 25, für Abtragung von Briefen 28 Francs u. s. w. Die Rebenbinge betragen mehr als die Hauptsache; so entschädigt man sich für die Billigkeit der Wohnung.

Man kann sich denken, daß die Reihe der Ueberlistungen und Betrügereien, denen unser Fremdling ausgesetzt ist, hiermit noch nicht zu Ende ist; man kommt erst die Kutscher, die Kellner und die Diebe. Wir begnügen uns, einer Mystification beizuwohnen, durch die er sich bethören läßt.

Zur Zeit des Konsulats war nichts mehr an der Tagesordnung als die Mystificationen. Gewisse Leute machten sich ein Geschäft daraus, und sie wurden hierunter nicht blos gesellschaftlich angesehen, sondern die Gewerbe war sehr einträglich. Bei vornehmen Soireen suchte man sie, wie man heut Levasseur, Achard oder sonst einen Romanzen- und Bolksliedersänger sucht. Die Einen lebten von ihrer Fertigkeit, die Anderen machten sich eine Ehre aus derselben; die berühmtesten erdichten zwei bis drei Leute's für den Abend, und dies war nicht zu viel, wenn man bedenkt, welche seltenen und herrlichen Eigenschaften zur Ausübung dieses Gewerbes erforderlich waren, Geist, Erfindungsgabe, Kaltblütigkeit, Ernst, Verschlagenheit, Gewandtheit, Beredsamkeit, Verstellungskunst u. s. w.

Die besten Mystificatoren fanden bei Tafel, besonders bei gesellschaftlichen Gelegenheiten, statt. Dies war eine Art von Zwischenspiel, welches der Wirth seinen Gästen gab. Uns dieser Art genoß eben die berühmtesten Meister dieses Fachs täglich in den ersten Häusern von Paris.

Das Opfer dieser beliebten Belustigungen war gewöhnlich ein Fremder aus der Provinz, der eben erst angekommen war. Man mißbrauchte seine Unbekanntschaft mit Personen und Gasthäusern der Stadt, seine Leichtgläubigkeit schamlosigkeit, ließ ihn, ohne daß er es ahnte, in langen Gesprächen eine unterhaltende und lächerliche Rolle spielen. Der Vortheil war stets auf der Seite des Angreifenden, und die Unterrichtesten und Geistreichsten ließen sich eben so gut fangen wie Thoren.

Heutzutage sind die Mystificationen an hohen Tafeln nicht mehr gesucht, die Mode hat sich geändert, vielleicht, daß sie in Zukunft noch einmal wieder zu Ehren kommen. Sie haben sich in die Journale geflüchtet, wo sie die Artikel von den Seeschlangen, von den geraubten Türkischen Kriegsschiffen, von den Prinzessinnen, welche Schreiber heirathen, von wunderbaren Wetten, die ein Engländer gewonnen, von Erbschaften im Betrage von mehreren Millionen, die einer Köchin zugefallen, von Steinregen in Spanien, von der Bereitung des Zuckers aus Feuersteinen, von Menschen, die man im Mond gesehen hat, und von anderen gar erfaunlichen Dingen einrächen.

Doch eben so wie man noch einige Spuren von vorsündfluthlichen Thieren findet, stößt man bisweilen noch auf Trümmer dieses ausgestorbenen Geschlechts, welche ihre Kunst unentgeltlich und allein aus Liebe zur Kunst treiben.

Die Reisenden aus der Provinz sind stets die Opfer dieser ausgeräumten Naturen; ihre Unerfahrenheit und ihr Vertangen, sich zu unterrichten, bietet sich ihnen von selbst dar.

So geht ein Pariser und ein Fremder spazieren. Der Erstere fragt seinen Begleiter: Sehen Sie den Herrn, der in diesem Laden die gelben Handschuhe kauft? — Den grünen, mageren? — Ja wohl. Das ist Herr von Balzac. — In der That? den muß ich näher sehen. Und alsbald geht der Fremde und kauft drei Paar Handschuhe, um dem berühmten Romancichter möglichst lange gegenüber zu stehen.

Kaum ist er zurückgekehrt, so macht ihn sein Begleiter in einem Kaffeehause auf einen wohlgenährten jungen Mann aufmerksam, der einen dichten schwarzen Schnurrbart trägt und Domino spielt. Wer ist das? fragt der Reisende begierig. — George Sand. — Wie! es! Ich hies mir sagen, George Sand sey eine Frau? — Wohl, das ist sie. — Aber dieser Schnurrbart? — Ist falsch.

So kehrt der Reisende im Zeitraum von einigen Stunden durch seinen unbarmherzigen Führer alle Pariser Celebritäten kennen. Ein National-Gardist wird Alfons Karr und ein Municipal-Gardist Emil de Saint-Palaye. Ein Cab der Tage ist ein Lustwandelnder angegriffen und erschöpft von Bewunderu, Staunen und Ermüdung. Und mit Entzücken betrachtet sein Begleiter diese Früchte seiner Bemühungen.

Bisweilen sind es reiche, verschwenderische Leute, welche sich auf eigene Kosten mit Mystificationen abgeben, um des Erfolges nur um so sicherer zu seyn.

Speisen wir zusammen, spricht Jemand zu dem Fremden, der ihm leicht genug zu täuschen scheint; ich weiß einen Ort, wo man herrlich speist und ausgezeichnet billig; nämlich bei Very. — Man hat mir von Very gesagt, doch ich war nie dort; es soll sehr theuer seyn. — Gewöhnlich allerdings. Die, welche daselbst unbekannt sind, gehen, gehe rade zu in den Speisesaal auf ebener Erde, und bezahlen nach den auf der Karte bemerkten Preisen. Doch in den Kabinetten ist man für eine bestimmte Summe. Man erhält fünf Schüsseln, eine Flasche Bordeaux und eine halbe Champagner für zwei Francs. Very hat auf diese Weise den kleinen Speisewirthen einigen Abbruch zu thun gesucht, von denen der Stadtheil am Palais-Royal wimmelt. Dies ist allerdings bekannt. Aber in Paris vollkommen unterrichtet ist, lebt herrlich und halb umsonst.

Die beiden Eßlustigen machen sich auf. Der Pariser sucht bei Very die kostbarsten Speisen aus, und sagt nach Tisch zu seinem Genossen: Geben sie mir Ihre zwei Franken, ich werde bezahlen. Entzückt über diese Entdeckung, erklärt der Fremde, er wolle nie wo anders essen. Am nächsten Tage trifft er drei seiner Landsleute, er will bei geringen Kosten ihnen eine große Ehre anthun, und führt sie zu Very in ein besonderes Kabinet. Er fordert fünf der ausgesuchtesten Speisen, Fisch, Wildpret, Trüffeln, vier Flaschen Bordeaux-Lafitte und zwei Champagner. Darauf geht er, überreicht zwei Fünffrankenstücke und bittet, ihm das Uebrige weiter herauszugeben. Ich verstehe nicht, war Sie meinen, redet ihn die Fürstin an der Kasse an. Hier ist Ihre Rechnung: 110 Franken und 75 Centimen.

Sie irren sich, Madame; ich habe für den bestimmten Preis von zwei Franken gegessen. — Man ist bei uns nicht zu bestimmten Preisen, mein Herr. — In den Kabinetten? — Ist es eben so wie in — Allein, gestern — Nun?

Es ist umsonst; nach bitteren Erklärungen und schmerzvollen Erwiederungen ist der Reisende genöthigt, die 110 Franken 75 Centimen zu zahlen.

Eugen Guinot.

Mannigfaltiges.

— Französischer Fleiß in Erforschung des Mittelalters. Wenn die Franzosen auch in der Länderkunde der Gegenwart sich (wie wir erst vor kurzem in diesen Blättern gesehen haben) die beträchtlichsten Verdienstlichkeiten zu Schulden kommen lassen, so muß man doch gestehen, daß sie sich um die Geographie des Mittelalters täglich neue Verdienste erwerben. Die reichen Schätze orientalischer Handschriften in der Königl. Bibliothek zu Paris haben den Gelehrten daselbst besondere Mittel an die Hand gegeben, die Arabischen Geographen zugänglicher zu machen, und die Arabischen Geographen sind fast die Einzigen, die über das Mittelalter belehren. Ein wichtiger Beitrag dazu ist das Werk des Reinaud, de Slane, Quatremere, Jaubert ic. ist die eben erschienene „Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites et de la Sicile sous la domination musulmane. Texte Arabe d'Ebn-Khaldoun, accompagné d'une traduction française et de notes par A. Noel des Vergers.“ Ibn Chaldun, welcher in dem Jahre geboren wurde, in welchem Wallenstein gestorben, übertrifft in vielen bei weitem alle historischen Werke, ohne jedoch selbst dessen Einfachheit aufzugeben. Die Fragmente, welche Herr Bergers hier nach der Pariser Handschrift veröffentlicht, sind wegen ihrer neuen Aufschlüsse, besonders über Sicilien, bedeutend (wir werden nächstens Auszüge mittheilen). Aber wir glauben, die geographische Ausbeute, die Herr Bergers durch gelehrte Noten stets neu giebt, überall vermehrt, ist noch höher zu schätzen, als die historische. Ibn Chaldun ist ein geborener Nord-Afrikaner, und man kann daher auf seine Angaben mehr als auf die anderer Geographen trauen. Auch das Aeußere des uns vorliegenden Buches hat seine Eigenthümlichkeiten. Bisher nämlich hat die Königliche Buchdruckerei eine Art von Monopol gehabt, Morgenländische Werke zu drucken. Sie hat nämlich wegen ihres Reichthums an mannigfaltiger Schrift seinen Unternehmer neben sich aufkommen lassen. Seit kurzem jedoch nehmen auch die Gebrüder Didot an dieser Industrie Theil, und die Histoire de l'Afrique etc. ist eines der Produkte ihrer Officin. Sowohl die Französische Schrift als die Arabische seyen durch ihre Schönheit das Auge in Erstaunen. Jedoch ist das seine Bestimpapier zu durchsichtig, der Arabische Druck zu scharf und die Schwärze etwas nachgiebig. Daher begegnen uns auf manchen Seite drei verschiedene Schriftarten: die rechtmäßige, die von dem vorhergehenden oder nachfolgenden Blatte durch Durchscheinwärze mitgetheilte, und endlich die von der umstehenden Seite durchschrigte.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 111. Berlin, Mittwoch den 15. September 1841.

Nord-Amerika.

Ueber den Verkehr und die Staats-Unternehmungen in den Vereinigten Staaten.

Von Chevalier's bedeutendem Werke „Geschichte und Beschreibung der Communications-Wege in den Vereinigten Staaten" ist so eben die dritte Lieferung erschienen. Die in diesem Bande behandelten Gegenstände sind sehr verschieden. Wir erfahren zunächst von den Kanal- und Eisenbahn-Linien, die sich von der südlichen Küste der Vereinigten Staaten, d. h. von Maryland, Virginien, Süd-Karolina und Georgien, bis zu dem großen Thal des Ohio und Mississippi erstrecken, welches den Mittelpunkt des Continents bildet; unter diesen Linien zeichnet sich besonders der schöne Chesapeake-Ohio-Kanal aus, der nach dem Entwurf des berühmten Generals Bernard angelegt worden ist. Hierauf folgen die Verbindungs-Linien, die von dem ungeheuren Flußgebiet des Mississippi und Ohio zu dem fast eben so umfangreichen des St. Lorenzflusses, welches an das erstere gränzt, eröffnet sind; sie bilden ein Netz, welches das ganze Gebiet von Ohio, Indiana, Illinois und Michigan bedeckt. Hieran schließt Michel Chevalier die Kanäle, die entweder erst angefangen oder noch in der Ausführung begriffen sind, Kanada durchschneiden und um den Niagarafall und zu den Seiten des St. Lorenz sich ausbreiten. Die Länge der Kanäle und Eisenbahnen, die in diesem Bande beschrieben werden, beträgt über 10,000 Kilometers. Dabei ist es Chevalier gelungen, mit Hülfe einer metrodischen Eintheilung seine Darstellung sehr klar und übersichtlich zu machen, und der Stil dieser Beschreibungen trägt dieselbe Anmuth an sich, an die seine Leser sonst gewöhnt sind.

Die sechs großen Tafeln mit Abbildungen, die dieser Lieferung beigegeben sind, dienen dazu, erstens die Maschinerieen und Zurüstungen genau zu versinnlichen, deren man sich zum Bau der mächtigen Brücke über den Spuywenkul, bei Washington, bedient hat; zweitens die Construction der Schleusen des Kanals beimarkt vom St. Lorenz darzustellen, welche nach ungewöhnlichem Maßstab angelegt sind.

Michel Chevalier ist darauf bedacht gewesen, die technischen und finanziellen Fragen in den Vorgrund zu stellen. Dieser Band enthält die interessantesten Aufschlüsse über die Finanzen der Vereinigten Staaten, deren Unternehmungen er bespricht. Jedweder sieht zu einer Prüfung der wichtigsten administrativen und kommerziellen Verhältnisse erhebt, giebt er einzelne interessante Blicke in die National-Oekonomie. Wir heben folgende Stelle aus:

„Die Arbeiten, welche wir eben beschreiben wollen, finden in dem großen Dreieck statt, das im Norden durch die Seen, von den beiden anderen Seiten durch den Mississippi und Ohio begränzt wird.

„Diese Gegend bietet eine merkwürdige Erscheinung dar, die in der Geschichte einzeln dasteht. Als die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von England anerkannt wurde, hatte die Civilisation noch nicht in diese fruchtbaren Gegenden eindringen können, in denen sich jetzt die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und des Wisconsin Gebietes entwickeln und deren Umfang größer ist als Frankreich. Die Englische Bevölkerung Amerika's besaß kein Dorf, keine Hütte im Westen des Ohio. Im Anfang des achtzehnten und bereits zum Schluß des siebzehnten Jahrhunderts hatten die Franzosen, die damals Beherrscher von Louisiana und Kanada waren und mit unermüdlichem Scharfsinn und Eifer den herrlichen Plan verfolgten, bei dem sie nur zu bald vom Mutterstaate nicht unterstützt wurden, ein Reich zu stiften, welches das ganze Thal im Herzen von Nord-Amerika, vom St. Lorenzgolf bis zum Golf von Mexiko, umfassen sollte, in der That eine Kette von Niederlassungen gegründet, die sich vom Erie- und Michigan-See bis zu den Mündungen des Mississippi erstrecken und die ihrer vortheilhaften Lage wegen sich schnell zu blühenden Colonieen hätten emporwandeln müssen. Sie hatten sogar an den Ausgängen mehrerer Thäler des Mississippi, die jetzt zu Illinois gehören, und auf den Ufern des Wabash Dörfer und Städte erbaut. So entstand Vincennes in Indiana am Wabash im Jahre 1735; Kaskaskia in Illinois, an dem Flusse desselben Namens, schreibt sich fast aus der Zeit der ersten Expedition des unerschrockenen La Salle her (1683). Kahokia, Peorie du Rocher, Saint-Philipp und andere wurden ebenfalls im Süden des Landstrichs, den jetzt Illinois umfaßt, am Ufer des Mississippi oder nicht weit davon entfernt, um jene Zeit gegründet. Doch diese Niederlassungen hatten, als sie durch den Vertrag von 1763 mit Allem, was zu Kanada gehört, an England gefallen waren, durch weite Strecken von einander getrennt, sich zu entwickeln aufgehört, und schienen am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, unbeachtet und verloren im weiten Kontinent, kaum bemerkbare Oasen in der gränzenlosen Wüste zu seyn. Die Gegenden von Ohio und Indiana waren unbewohnt geblieben. Dort herrschten die Indischen Stämme, die in regellosen Jagdzeiten umherzogen. Sogar das Land an Ufer des Ohio, wo jetzt Pennsylvanien, Virginien, Kentucky und Tenessee sich ausbreiten, war ihnen untertban. Sie unterjagten den weißen Einwanderern jede Annäherung an ihr Gebiet, denn die herrlichen Wälder, welche die Ebene bedeckten und welche die Art des Weißen niedergehauen oder doch gelichtet hätte, verdrangen unter ihrem dichten Schatten zahlreichen Wildpret, von dem sie sich nährten. Viele Pflanzer-Familien machten auf blutige Weise mit dem Hobeilerrechte, welches die Wilden sich beimaßen und welches sie, die Art in der Hand, vertheidigten, Bekanntschaft.

„Die erste Niederlassung der Engländer auf dem westlichen oder rechten Ufer des Ohio war die Stadt Marietta, deren Alter nicht höher als bis ins Jahr 1788 hinaufreicht. Das Bundesgesetz, welches den Grund zur Gebauung dieser Gegenden legte, stammt erst von 1787. Mehrere Jahre verstrichen mit Kämpfen, in die man mit den Indischen Stämmen verwickelt war, welche sich in ihrem nomadischen Leben und ihrer Leidenschaft für die Jagd nicht an die Nachbarschaft thätiger Menschen gewöhnen konnten, welche die Wälder wegräumten und sich in Besitz des Bodens setzten. In diesen Kämpfen wurden zwei kleine Amerikanische Heere, welche die Generale Harmar und Saint-Clair anführten, nach einander geschlagen. Endlich trug im Jahre 1794 der General Wayne einen entscheidenen Sieg über die Indianer davon; hierauf folgte ein Friedensschluß, in dem sie sich offen für besiegt erklärten. Von dieser Zeit an lebten die Weißen ungestört im Westen des Ohio, und Auswanderer strömten herbei.

„Diese Auswanderer kamen vorzüglich aus den Staaten von Neu-England; sie zeichneten sich durch Betriebsamkeit, Kraft, Ueberlegung, Ausdauer und durch eine ungemeine Gewandtheit in kaufmännischen Unternehmungen aus; in jede unvorhergesehene Wendung ihres abenteuerreichen Lebens wußten sie sich zu finden, die Einsamkeit, die für den Pflanzer unvermeidlich ist, ertrugen sie leicht, und begehrten nicht mehr, als sie im Kreise ihrer Familien fanden; sie schienen sie in ihrer Kraft, in der Strenge ihrer Sitten und in ihrer religiösen Gesinnung die sicherste Bürgschaft für das Gelingen ihres Strebens zu besitzen, Industrie und Kultur dort einzuführen, wo bisher in wüster Einöde nur Rohheit und Barbarei geherrscht hatte.

„Diese neue Bevölkerung nahm an Zahl und Reichthum unglaublich schnell zu. 1802 bildete sich der Staat Ohio und wurde in den Bund aufgenommen. Die beiden Staaten Kentucky und Tenessee, jenseits des Alleghany-Gebirges, doch auf dem linken Ufer des Ohio, hatten bereits früher dieselben Rechte erlangt. Gleichwohl wurden die Bewohner des Westens durch die Schwierigkeit, ihre Produkte abzusetzen und sich mit Lebensmitteln, die ihr Boden nicht trug, und mit Fabrikaten, die sie nicht bereiteten, zu versorgen, in ihren Fortschritten gehemmt. Die Barken, welche von Zeit zu Zeit von Neu-Orleand bis in den Ohiostaat gelangten, segelten sehr langsam; die Reise währte stromaufwärts dreiviertel zweijahrtelang, im besten Falle dunderi Tage. Im Jahre 1810 zählte die Gegend, welche drei die fünf Staaten umfaßt und in welcher die Schätzung von 1840 eine Bevölkerung von 2 Millionen 865,340 Seelen festgestellt hat, noch nicht mehr als 272,321.

„Damals erschien Fulton, der durch sein Dampfschiff der Wohlthäter des Westens wurde. Er knüpfte eine regelmäßige Verbindung zwischen New-York und Albany an. 1811 drang das erste Dampfboot, welches die Ströme des Westens furchte, von Pittsburg bis zur Mündung des Mississippi. Doch sechs Jahre verstrichen, ehe ein Boot nicht die Pittsburg, sondern auch bis Louisville aufwärts fuhr, welches gegen 945 Kilometer tiefer liegt. Diese erste Fahrt währte fünfundzwanzig Tage. Sie erregte großes Aufsehen im Westen; der Capitain Schreve, der sie leitete, wurde wie ein Argonaut überall gepriesen und mit Freudenfesten bewillkommt. 1818 belief sich die Zahl der Dampfschiffe auf zwanzig, 1821 auf zweiundsiebzig, am 31. Dezember 1834 auf 386, am Schluß des Jahres 1838 auf 800, welche 150,000 bis 160,000 Tonnen laden.

„Die Einführung der Dampfschiffe hat eine gänzliche Umge-

Digitized by Google

stallung im Westen hervorgerufen; sie hat ihn in brauende Verbindung mit der ganzen übrigen Welt gesetzt und die Preise sehr niedrig gestellt. Während unsere Dampfschiffe selten die Schnelligkeit von 40 Kilometern in 24 Stunden erreichen, legen die des Westens 200 bis 250 stromaufwärts in demselben Zeitraume zurück.

„Für die Reisenden ist das Dampfschiff von nicht geringerem Vortheil als für den Waarentransport, und dies hat mächtig zu der Entwickelung des Westens beigetragen, der in Bevölkerung und Reichthum so rasch vorgeschritten ist, als ob Zauberei dabei im Spiele gewesen wäre. Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, reiste man 1835 von Pittsburg nach Neu-Orleans für 267 Francs, wobei Kost und Bett mit eingeschlossen war, von Louisville nach Neu-Orleans für 133 Francs; das betrug um ersten Falle 0,50 im zweiten 0,90 für Kilometer. Noch bei weitem ermäßigt wurde dieser Preis für die armen Auswanderer, welche von Neu-Orleans nach Ohio und Illinois zogen, und für die Schiffsleute, welche, wenn sie mit ihren platten Kähnen ins Niederland gegangen sind, allein zurückkehren müssen, weil die Kähne nur auf diese Reise berechnet sind und am Ziele dreifachen morsch auseinanderfallen. Diese 1491 man in einer Länge von 500 bis 600 in ein besonderes Stockwerk, gewöhnlich auf das Verdeck, zusammentreten; dort finden sie Platz zum Schlafen und Feuer, um sich zu wärmen und ihre Speisen zu bereiten, und zahlen 21 bis 33 Francs bis Louisville, das beträgt für den Kilometer 0,10 bis 0,15 Francs. Diese Preise sind seine Minima, ein großer Zudrang von Reisenden kann sie nie noch sehr herabsetzen.

„Als sich die Staaten im vollen Genuß der erkannten wertheil Vortheile, welche die Dampfschifffahrt ihnen gewährte, sahen, wandten sie sich zu Staats-Unternehmungen.

„Sie haben hier dieselbe Raft und Entschlossenheit gezeigt, die an ihnen überhaupt charakteristisch ist, die Kühnheit, welche das Gelingen ihrer früheren Unternehmungen ihnen einflößen mußte, und die Großartigkeit der Auffassung, welche in einem Lande, das nach diesem Maßstab zugeschnitten ist, natürlich scheint. Freilich haben einige dieser jungen Staaten zu klagen, daß sie ihre Unternehmungen nicht auf ihre gegenwärtigen Kräfte berechnet haben, vielmehr auf die Größe, die sie, vielleicht in ferner Zukunft, zu erlangen hoffen. Wir sehen Staaten, die kaum die paar Bevölkerung eines unserer Departements haben, Verbindungen anknüpfen, wie denen die großen Staaten der alten Welt sich geschrut hätten, und obgleich sie ihr Unternehmen nur mit Mühe fortsetzen, erliegen sie der Anstrengung doch nicht. Der Grund hiervon ist, daß man diese jungen Staaten nicht nach ihrer Seelenzahl beurtheilen darf.

„Die Kapitalisten, welche die Gelder ihnen anvertraut haben, rechnen auf die künftige Blüthe, für welche der gegenwärtige Wohlstand und die ununterbrochene Fortentwickelung die sichersten Unterpfänder sind. Ein Volk, dessen Sitten so streng sind, dessen religiöse Ansichten so sehr durchgreifen und die Oberhand haben, muß großes Vertrauen erwecken; ungeachtet der Unsicherheit, in der seine politischen Formen noch schwanken. Ferner hat in den Vereinigten Staaten die Arbeit des Einzelnen, seit dem Ueberfluß an Landereien und dem Gpplgen, noch nicht aufgespeicherten Boden, reicheren Erfolg, und somit wird der Einzelne mehr zahlungsfähig, als er es bei uns ist.

„Endlich, und dies ist der Hauptpunkt, abgesehen von jeder anderen Berschiedenheit, sind die Vereinigten Staaten mehr als irgend ein Europäischer Staat im Stande, Anleihen zum Behufe öffentlicher Unternehmungen zu machen, weil sie mehr im Stande sind, dieselben zu verzinsen und abzutragen. Bei den Europäischen Mächten wird der größere Theil der Staats-Einkünfte durch die Erhaltung einer großen stehenden Heeres und durch die Verzinsung einer Staatsschuld, die bereits ansehnlich genug ist, und welche frühere Kriege nothig gemacht haben, vorn weggenommen. So hat der Kriegsgeist in Europa die erste Hypothek auf allen Staats-Einkünften genommen ist die Besteuerung in Europa so hoch, daß man sie nicht mehr sonderlich erhöhen kann, ohne die Völker in Schulden zu stürzen. In Amerika hingegen sind die Steuern unbedeutend, weil sie sich auf das beschränken, was die Verwaltung des Staates und die des Bundes erfordert, und weil die einzelnen Staaten kein stehendes Heer haben, die Truppenzahl des Bundes nicht über 10,000 Mann beträgt, wozu eine verhältnißmäßige Anzahl von Schiffen kommt; so nehmen die Steuern den einzelnen Unterthanen nur einen geringen Theil ihrer Einnahme hinweg. Demnach ist es in den Vereinigten Staaten leicht, sich die Mittel zu verschaffen, eine Anleihe, die für öffentliche Zwecke gemacht wird, abzutragen, und man braucht bei einer Erhöhung der Steuern nicht gleich zu befürchten, daß die Unterthanen über Unterdrückung seufzen werden.

„In tiefem Frieden hat die Erhaltung des stehenden Heeres, welche die Europäischen Mächte einander gegenseitig nothwendig machen, Frankreich, im Jahre 1838, 355 Millionen bei einer Gesammt-Einnahme von 1138, im Jahre 1839, 370 bei einer Gesammt-Einnahme von 1196 Millionen gefordert. Man kann ohne Uebertreibung den Aufwand, den Europa machen muß, um stets unter Waffen zu sepn, für das Jahr auf eine Summe von mehr als 2000 Millionen schätzen, ohne daß man dabei die Summe in Anschlag bringt, welche die Staaten durch 3 Millionen Menschen erwerben könnten, wenn sie die Kraft derselben zur Pflege der Künste und Gewerbe verwendeten, denn die Krieger werden aus dem kräftigsten Theile der Bevölkerung genommen.

„Kann es jemals mehr an der Zeit seyn, die Beredsamkeit, welche in Ziffern liegt, zu Hülfe zu rufen, als wenn es gilt, den unendlichen Vortheil zu erweisen, den bei den vielen großartigen Verbesserungen, die welche unsere Zeit schwärmt, der Friedens-Zustand hat, in den sich die Vereinigten Staaten zu einander gestellt haben, in Vergleich mit der kriegerisch lauernden und wetteifernden Stellung, in der die Europäischen Reiche noch immer einander gegenüber stehen; obgleich die Empfindungen der Achtung und Freundschaft, welche die Europäer einigen zu einander hegen, immer stärker hervortreten, und obgleich die Geschäfts- und wissenschaftlichen Beziehungen, welche die Europäischen Nationen ohne Unterlaß in gegenseitige Berührung bringen, sich täglich mehren und sie faß so innig mit einander verflochten haben, daß der Tag nahe zu seyn scheint, an dem ganz Europa eine einzige große Familie bilden wird."

Portugal.

Ein Blick aus Portugals Gegenwart auf seine Zukunft.

(Fortsetzung.)

Die junge Königin wurde tief erschüttert. Mehr der Schmerz als die Furcht regte sie auf; sie gedachte daran, daß ihr Name in den Herzen der Portugiesen lange mit dem der Charte verwechselt war. Die Königin verweigerte zu genehmigen und zu unterschreiben, was ihr Name sanctionirte, und warf mit Würde die Gefehle der Empörer. Es ist wahrscheinlich, daß sie damals die Bewegung durch die Entfernung ihrer Minister hätte aufhalten können. Etwas später willigte sie, aus Furcht, ihre Diener zu kompromittiren, und nach ihrem beistehenden Rathe, in die Unterzeichnung. Damals nur vergoß sie Thränen. Der Kampf von Furcht und Ehrgefühl, von Schwäche und Paßion wurden zu Ministern ernannt, und die Königin machte sich verbindlich, die Cortes nach den Bestimmungen der Constitution von 1822 einzuberufen, um das Fundamental-Gesetz des Reiches in Ordnung zu bringen. Herr Passos war ein junger Enthusiast, welcher Portugal durch Tugend und Beredsamkeit zu leiten strebte; der Sicarius von Sa, mit einem seltenen Muthe begabt, verbarg unter der Leichtfertigkeit seiner Laune und unter seiner steten Unterhaltsamkeit einen hartnäckigen Ehrgeiz und einen tiefen Skepticismus. Diese beiden Männer, sehr verschieden an Charakter und an Leidenschaften der Partei, welche sie zur Macht förderte, gleich fremd, folgten unabhängig von einander ihren Trieben. Herr Passos veröffentlicht sein Pantheon, erließ tadelnd Verordnungen in Bezug auf Bibliotheken und Masken, und strebte nach Philanthropie die Skizzenschule ab. Herr Bernard von Sa zerstörte, was er nur konnte; sein Grundsatz war, daß die Angelegenheiten sich in der Folge ordnen würden, so gut sie konnten, und was einmal über den Haufen geworfen sey, werde sich nie wieder erheben. Auf diesen Wege gingen die Dinge fort bis zum Monat November, wo das neue Cortes-Gesetz verkündet wurde. Passos, dessen politische Gefehge die officielle Zeitung überschwemmten, konnte sich auf einen Augenblick für den Wiederherstellen Portugals halten. Aber am 4ten desselben Monats versuchten einige Personen des Hofes, ohne Mitwissen Aller, selbst der Übrigen, eine Contre-Revolution. Die Königin begab sich heimlich nach dem Schlosse Belem; von hier aus berief sie die Anwesenden und Fort sich, und weigerte sich, den Eid, welchen sie am 10. September erzwungen abgelegt hatte.

Dieses Unternehmen, an sich selbst schlecht und unausführbar, bot unter mehreren anderen, auch eine Schwierigkeit dar, welche von den Taktikern des Komplots nicht vorhergesehen war: Belem ist von Lissabon durch einen kleinen Fluß getrennt, und die Constitutionellen benachrichtigten sich der Brücke von Alcantara und schnitten jede Verbindung zwischen dem Schloß und den Anhängern der Partei ab. Eben so überrascht wie ihre Gegner, gaben diese sich nur Mühe, das Unternehmen verächtlich zu machen, welches, wie man sagte, von dem Britischen Gesandten ausging. Diese unglückselige Einmischung des Lord Howard benahm den Charisten jedes Streben nach Thätigkeit und vermehrte den Eifer der Constitutionellen. Die feindlichen Gefühle gegen Herrn Bernard von Sa Nogueira wurden Niemand ein. Die Furcht vor der Gefahr erschüttert nicht, sondern reizt nur die bewaffneten Parteien; um über Volksmassen etwas zu vermögen, ist die Gefahr selbst erforderlich. Die Constitutionellen, stolz auf diesen neuen Erfolg, und da sie noch nicht Zeit gehabt hatten, sich zu entzweien, versöhnten ihre Liebe zur Constitution doch den Haß gegen Einzelnen, und bildeten schon ein Volk, welches von einem einmüthigen Gefühle getrieben. Nach drei Tagen gab die Königin ihr gefährliches Projekt auf und kehrte mitten unter dem enthusiastischen Zuruf des Volks und unter Freudenfeuern in die Stadt zurück. Diese traurige Unbesonnenheit zeigte deutlich: die Festigkeit des Throns der Donna Maria, welcher durch diesen thörichten Versuch auch nicht einen Augenblick erschüttert war, den Widerwillen des Volks gegen den Despotismus, sowie den Haß der Exaltirten gegen einige politische Männer. Herr Freire war auf der Brücke von Alcantara getödtet worden.

Am 18. Januar 1835, nach vier und ein halb monatlicher diktatorischen Macht, unter dem Namen der Constitution von den Herren Bernard von Sa und Passos ausgeübt, verwandten sich die constituirenden Cortes zu Lissabon. Nach den Gesetzen von 1822 bildeten sie eine einzige Kammer, und wurden durch eine fast allgemeine Abstimmung erwählt worden. Seit dem 6. Mai stellten die Cortes die Grundzüge zur Constitution auf und vierundsechzig Stimmen gegen sechzehn bekreiteten das absolute Veto, die beiden Kammern und die Hauptgrundsätze aller Fundamentalgesetze. Das Verfahren der Versammlung hatte eine Art vermittelnden Charakter. Sie schien bestimmt, ein Gesetz zu verleren, welches, wie das in Spanien, zwischen der Charte und der Constitution die Mitte halten sollte. Die Exaltirten wurden darüber unruhig; ihr Geschrei machte Eindruck auf die Cortes, welche, trotz der beträchtlichen Majorität, die sich über die Grundsätze herausgestellt hatte, die Personen preisgaben und

durch ein herausforderndes Votum die Minister zwangen, sich zurückzuziehen. Die neue Macht schien also schon von ihrem Entstehen an wankend; sie trennte sich von ihren Hauptstützen und sah sich von einem Theile der Soldaten verlassen. Das war eine Lockung für alle ihre Feinde, und der Baron von Leiria, welcher im Norden kommandirte, erhob am 12. Juli die Fahne der Empörung. Mehrere Garnisonen, wichtiger durch den Namen der Städte, als durch die Zahl der Soldaten, ergaben sich mit dem Rufe: es lebe die Charte! Der Marschall Saldanha verfügte sich nach Castel-Branco. Bald vereinigte sich mit ihm der Herzog von Terceira, und im Laufe eines Monats durchzogen diese beiden Insurgenten-Marschälle das Land ohne Widerstand. Die Regierung zu Lissabon hatte dem Vicomte de Sá und dem Baron de Bonfim außerordentliche Vollmacht übertragen. Diese beiden Offiziere griffen mit den constitutionellen Truppen am 28. August bei Rio-Mayor die Truppen der Marschälle an, und obschon man sowohl von der einen als der anderen Seite über sechs Monate Zeit gehabt hatte, seine Vorbereitungsmaßregeln zu treffen, so zählte doch keine der beiden Armeen achtzehntausend Mann. Ist das nicht ein augenscheinlicher Beweis für die Gehaltlosigkeit der Parteien und für die Schwäche der Regierungen? allen Bürgerkriege, in welchen, was auch die Ursache derselben seyn mag, der angreifende Theil immer strafbar ist? Die Constitutionellen hatten eine schlechte Handlung begangen, indem sie die Charte umstießen, und die Chartisten hatten gleichfalls Unrecht, die Constitution anzugreifen. Das blos von der einen wie von der anderen Seite aus individuellen Beweggründen die Zerrüttung befördern. Doch die Absolutisten waren klüger als ihre Antagonisten. Sie hatten die Unbeständigkeit, wie der Portugiesische Adel sehr schmerzlich Beruhte zu beklagen hatte, als die beiden Marschälle ihrer kleinen Schwadron zu laden befahlen und der Vicomte de Sá sich an die Spitze seiner Truppen stellte, hielten die Reiter von beiden Seiten auf funfzig Schritte an, stießen den Säbel in die Scheide und kehrten, nachdem sie sich als Brüder begrüßt hatten, treu unter ihre Fahnen über respektirten Ehefs zurück. Diese fanden sich gezwungen, einen Waffenstillstand zu unterzeichnen, und die Marschälle zogen sich nördlich zurück, um sich mit dem Baron von Leiria zu vereinigen, welcher noch in der Gegend der Stadt Valencia hielt. Die Streitkräfte waren gleich, und der Sieg hing davon ab, welche Partei das Corps nehmen würde, welches, nachdem es in den Armen der Königin Christine gestanden hatte, dem Befehl des Vicomte das Ansehen wieder nach Portugal kommen sollte. Dieser General entschied sich für die Constitutionellen, und nach einer blutigen Schlacht, welche am 20. September bei Ruivarus geliefert wurde, sahen sich die Trümmer des chartistischen Corps genöthigt, nach Galizien zu fliehen.

Unter diesen Umständen bewilligten die Cortes dem Ministerium außerordentliche Macht, um in den ganzen Reiche die Freiheit der Presse und die persönlichen Garantieen auf. Seit dem Monat März waren Algarbien und Alemteio in Belagerungszustand versetzt, um den Aufstand eines Miguelistischen Parteigängers, Namens Remedschio, zu unterdrücken. Diese Maßregel wurde aus ähnlichen Gründen auch auf andere Theile des Gebiets ausgedehnt, so daß seit dem September-Revolution fast die ganze Zeit hindurch neuen Constitution fast ganz Portugal einer ausnahmsweisen Regierung unterworfen war. Indessen muß man den Parteien die Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß, wenn sie sich nicht geschont haben, ihr Vaterland durch unbesonnene Aufstände zu beunruhigen, doch wenigstens die Indifferenz Aller und die Nichtigkeit der Bewegründe ein edles Resultat hervorrufen, welches sie noch immer nach sich ziehen, das Vergessen des Hasses nach dem Siege. Das Ereignis in Belem war schon als nicht geschehen betrachtet und die Königin konnte dem Beschlusse der Cortes, welcher die Chartistischen Ehefs ihres Ranges beraubte, ihre Sanction verweigern.

Während der drei Monate eines in diesen Ländern verzeihlichen Aufstandes konnte es scheinen, als ob man Zufriedenheit gar nicht ausgedrückt sehen müssen. Die Proclamationen von der einen wie von der anderen Seite geschahen mit äußerster Heftigkeit. Was aber die Constitutionellen besonders an den Chartisten tadelten, war, daß sie Portugal im Augenblick der Schwangerschaft der Königin dem Unglück. Die Unbesonnenheiten, zu denen die Hitze eines so jugendlichen Muthes den Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg, meinen Gemahl der Königin, verleitet hatte, wurden auch leicht vergessen. Das Portugiesische Volk, welches sich sorgfältig um die genauesten Details des Lebens seiner Fürsten kümmert, war erkenntlich für die zärtliche Anhänglichkeit, welche der König der Königin empfinden gewußt hatte, und die Geburt mehrerer Söhne hat seinen die Ergebenheit der Nation noch mehr erhöht.

Die chartistischen Verschwörungen hatten nun und allein zum Zweck, die Trümmer der Charte zu sichern und an die Spitze der Verwaltung den Vicomte de Sá und den Baron de Bonfim zu rufen. Die Cortes, gelassener, nahmen darauf ihre Diskussionen über das Fundamental-Gesetz wieder auf. Die neue Constitution unterschied sich von der Charte hauptsächlich dadurch, daß die Senatoren, nach gewissen Bestimmungen wählbar, von der Königin nach einer dreifachen Kandidaten-Liste ernannt wurden. Eine in den zugenwärtigen Zeiten wichtigere Modification war die Depuittenwahl durch directe Abstimmung mit einem sehr geringen Grundbetrag; man schlos alle Beamte von der Kammer aus; die Zulassung dieser letzten Klausel sollte die Vernichtung jedes Einflusses der Regierung auf die Cortes zum Resultat haben. Zum Unglück machte die Feststellung eines ansehnlichen Gehaltes aus den Gehältern der Deputirten einen Stand. Da viele von ihnen nur von ihrer Besoldung lebten, und sich für ihre Ernährung dem Einflusse der Regierung oder der Klubs fügen mußten, so war die Unabhängigkeit und Würde, von der man geträumt hatte, nur dem Namen nach vorhanden. Aber das Uebel, welchem keine Constitution abhelfen konnte, nahm immer mehr zu. Am 14. Oktober 1837 wurde der Bankerott wirklich proklamirt; die Nothwendigkeit, die Sieger zu besolden, erschöpfte die letzten Ueberreste der Staats-Einnahmen. Man mußte zu Maßregeln seine Zuflucht nehmen, welche gänzlich den Kredit vernichteten; ohne dem Schatze eine Hülfe zu bringen, und belasteten die Zukunft, ohne die Gegenwart sicher zu stellen. Die Klubs wurden nicht befriedigt; die exaltirten Partei der Cortes hatten mit den Siege davon getragen, hatten nach der Heftigkeit ihrer Wünsche nicht Befriedigung finden können. Das Bataillon Arbeiter am Zeughause, welches seit vierzehn Tagen unzweideutige Zeichen von Unzufriedenheit gab, infurgirte offen den 13. März 1838. Der Baron von Bonfim ließ das Zeughaus mit Linientruppen besetzen, und die Revolutionaires gemannt über die Soldaten die Oberhand. Das war eine abgethane kritische Epoche für Portugal. Die neuen constitutionellen Minister hatten zum ersten, aber nicht zum letzten Male mit den constitutionellen Revolutionairs zu schaffen, mit denen selbst, welche gegen die Chartisten ankämpften, der einzigen aktiven Armee von der Partei der Constitution. Auch sahen Herr Bernhard de Sá anfangs mehr bedroht, eine Beschwichtigung zu vermitteln, als die Ordnung wiederherstellen; er befahl den Linientruppen, sich zurückzuziehen, und ließ dem Bataillon des Zeughauses seine Waffen und seinen Posten. Dieses, ermuthigt durch den Vortheil, welchen es, wie es schien, erlangt hatte, verband sich mit anderen Bataillons der Nationalgarde und nahm im Innern der Stadt furchterregende Positionen ein. Die Cortes widersetzten sich jeder verderbenden Maßregel und neigten sich auf die Seite des Aufstandes. Die Ordnung wieder herzustellen,

ahmung der letzten Kriegen stürmischen Nachbars widerstanden. Diese Thatsache ist für sich allein von glücklicher Vorbedeutung, es ist ein Lebenszeichen, ein Lebenszeichen von Individualität. Die Königin Christine unterliegt einem Aufstande, während der Thron der Donna Maria durch Ergebenheit und Achtung aufrecht erhalten wird. Die erzlitrte Spanische Partei spaltet sich, und die Portugiesischen Constitutionellen vereinigen sich mit den Chartisten; es ist gleichgültig, auf welchem Wege es geschieht: sich von fremdem Einfluß los machen, heißt bei uns den Geist zur modernen Freiheit thun. Der Abschluß der mit dem heiligen Stuhl eingeleiteten Negotiationen durch den Bicomte da Carreira zeigt einen noch nützlicheren Fortschritt. Die Einigung Portugals mit Rom kann der neuen Regierung den Weg zur Erlangung seiner Nationalität bahnen. Die gemäßigten Constitutionellen besitzen seit 4 Jahren die Macht, welche sie anfangs allein, und dann mit den Chartisten vereinigt, ausgeübt haben. Es ist wahr, daß die Freiheit, deren sie sich erfreuen, sie selbst in die Macht haben, die Ordnung zu erhalten; sie wissen nicht die Erhebung der Auflagen fest zu stellen, die Finanzen sind sehr armselig bestellt, und die administrative und richterliche Gesetzlichkeit hört nicht auf, die Gesellschaft langsam aufzuzehren. Man kann nicht sagen, was das in Wirklichkeit für eine verworrene und schwankende Macht ist, welche sich durch die Schwäche ihrer Feinde erhält; wenigstens ist sie sanfter und gemäßigter Art, indem sie nur zu leben begehrt. Diese Regierung würde constitutionell seyn, wenn man die Constitution befolgte, und könnte sich populär nennen, wenn der jetzige Zustand nicht das Volk von jeder Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten fern hielte; wie er aber auch seyn mag, so muß man doch seine Erhaltung wünschen: die Dauer ist das erste Element der Kraft und Moralität. (Fortsetzung folgt.)

China.

Der Chinesische Moniteur.

Von Pater Hyacinth.*)

In China kennt man nur eine Zeitung, die während meines Dortseyns unter dem Titel dsinn-hao (king-pao), d. h. Bote der Residenz, in Peking herauskam.**) Diese Zeitung hat hinsichtlich ihres Inhalts und ihrer äußeren Einrichtung mit den in Europa erscheinenden politischen Blättern geringe Aehnlichkeit.

Im Innern des Palastes zu Peking befindet sich das Cabinet des Kaiserlichen Staatsraths, der aus vier Ministern und zwei Vice-Ministern besteht. Die Berichte und Vorstellungen, welche von den höchsten Collegien in der Residenz und von den Regierungs-Behörden der Provinzen an den Kaiser ergehen, kommen zuerst in jenes Kabinet, wo die Minister den Inhalt der Papiere prüfen und sie dann mit Beifügung eines schriftlichen Gutachtens dem Kaiser vorlegen. Hat Se. Majestät diese Papiere von Ihrer Seite geprüft und über den Inhalt Beschlüsse gefaßt, so wandern sie zwei Tage später in das Kriegs-Comité, und von da, sofern sie zur Bekanntmachung geeignet, wiederum in das Lokal des Staatsraths. Diese Papiere sind die Regierungs-Akten, aus denen in der Folge die offizielle Reichsgeschichte komplilirt wird; dahin haben sämmtliche Behörden und Kaiserl. Institute in Peking die Verpflichtung, alltäglich in das Kaiserl. Kabinet Personen zu schicken, welche von den Urkunden, die der Kaiser unterschrieben hat, Abschriften anfertigen, um sie dann in den Archiven aufzubewahren. Dieselbe Verpflichtung ruht auf allen Behörden der Provinzen; zu diesem Ende sind in Peking sechzehn Post-Expedienten angestellt, welche bei vom Kaiserl. Kabinette zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmten Urkunden drucken lassen und sie sofort an die Obrigkeiten der einzelnen Provinzen verschicken. Damit aber auch das Volk von dem Verlaufe der Kaiserlichen Angelegenheiten Kenntniß erhalte, so läßt die Regierung obenerwähnte Kopieen in ihrer Vollständigkeit in Peking dem Druck übergeben.

Den Inhalt der von uns beschriebenen Zeitung bilden also verschiedene Dokumente, welche die höchsten Civil- und Militair-Behörden, imgleichen die Statthalter der Provinzen, die militairischen Chefs und andere irgend einer besonderen Branche vorstehende Beamten dem Kaiser zur Bestätigung oder zur Kenntnißnahme vorlegen. Die Vorstellungen und Berichte betreffen großentheils Anstellung, Beförderung oder Versetzung höherer und niederer Würdenträger von Civil- und Militair-Aemtern, gerichtliche Untersuchungen, zu denen verdrecherische Beamte gezogen, und Straf-Urtheile, die über sie verhängt worden, Einrichtungen im Kaiserl. Haushalt und Ereignisse verschiedener Art. In diese Zeitung wird Alles aufgenommen, was man in Europäischen Kabinetten als Geheimnisse der Regierung betrachtet, selbst die Verhandlungen mit fremden Gesandten, wie aus den bekannt gemachten diplomatischen Papieren zu ersehen, welche auf die im Jahre 1836 nach Peking gekommene Britische Gesandtschaft sich beziehen. Zuweilen werden Privat-Vorstellungen hoher Würdenträger, worin sie ihre Ansichten über politische Zeitumstände oder über die Maßregeln, die das Gouvernement in Betreff derselben ergriffen, gehorsamst entwickeln und darlegen, mit aufgenommen. In den Eingaben der Statthalter sind dann und wann Ereignisse der physischen und moralischen Welt verzeichnet, die für den Beobachter der Natur und des Menschenlebens großes Interesse haben.

*) Aus dessen Katalog etc.

**) Der Pater konnte dreist sagen, daß sie auch vor seinem Dortseyn so betitelt worden sey und fortwährend diesen Titel führt.

Die Zeitung von Peking erscheint gedruckt und geschrieben. Alle Urkunden werden am Tage nach ihrer Bekanntmachung im Kaiserl. Kabinette in dieselbe eingetragen. Sie erscheint jeden Tag — die geschriebene in einem Hefte von 8 bis 12 Blättern in Duodez; die gedruckte aber auf einem ganzen Blatte, bisweilen mit einem Beiblatte. Man kann auf unbestimmte Zeit, auch auf einen Monat und einige Tage pränumeriren. Ein Zurücktreten von der Pränumeration ist immer gestattet, und das Geld kommt nur für die schon empfangenen Nummern bezahlt. Der Pränumerations-Preis beträgt für jeden Monat nur 1½ Unzen Silber, was nach unserem Gelde vier Thaler ausmacht. Der Lohn für die Austheilung der Blätter ist dabei mit eingerechnet. Auch kann man für einen geringen Preis die Zeitung bekommen, um sie einmal zu lesen; aber in solchem Falle wird sie öfter spät abgeliefert, weil eine und dieselbe Nummer in mehreren Häusern zirkulirt. Diese Zeitung ist die einzige, die in ganz China Zeitschriften, die Literatur, Kunst oder Wissenschaft zum Gegenstand hätten, darf man im Chinesischen Reiche nicht suchen.

Mannigfaltiges.

— Geistiges Eigenthum in Frankreich. Wie sehr dasselbe hier durch das Gesetz geschützt werde, geht unter Anderem aus nachstehendem Urtel des Handels-Tribunals von Paris hervor, bei welchem und der Richter sogar etwas zu weit in der Ausdehnung des Eigenthumsrechtes zu gehen scheint. In diesem Urtel heißt es nämlich:

„In Betracht, daß der Kläger, Herr Leon de Tessieres Boisbertrand, Direktor des Journals Cabinet de Lecture ist, welches alle fünf Tage in 4° zum Preise von 48 Fr. jährlich erscheint;

In Betracht, daß der Herr Boulé kürzlich die erste Nummer eines Journales gleicher Art und desselben Formates, das zweimal wöchentlich zum Preise von 38 Fr. erscheint, unter dem Titel Cabinet litteraire herausgab;

Daß er in dieser Nummer ankündigt, das Cabinet litteraire konkurrire mit dem Cabinet de lecture und dem Voleur;

Daß er einen Prospektus vertheilte, wo er im Vergleiche mit diesen beiden Journalen die angeblichen Vortheile des Cabinet litteraire aufzählt und Ankündigungen in diesem Sinne in die Presse und das Journal des Débats eingerückt hat;

In Betracht, daß der Titel eines Journals ein Eigenthum konstituirt, welchem weder direkt noch indirekt Eintrag gethan werden darf;

Daß der Titel Cabinet littéraire, welchen Boulé seinem Journal gegeben, ein Synonym des Titels Cabinet de lecture, von dem er eine offenbare Nachahmung ist, und daß Boulé, indem er das Wort Cabinet unverändert gelassen, sich darauf beschränkt hat, das Substantiv de lecture durch das Adjektiv litteraire zu verwandeln;*)

Daß hierdurch dem Eigenthume des Klägers Eintrag geschieht und es augenscheinlich die Absicht Boulé's ist, wie aus seinen Ankündigungen und Prospektus hervorgeht, eine delopate Konkurrenz mit dem Cabinet de lecture herzustellen, welche das Gericht nicht dulden darf;

Daß Boulé unterdem ein verursachter Nachtheil vorliegt, für welchen Boulé Entschädigung zu leisten hat;

Aus diesen Gründen und anderen nach Recht und Billigkeit, die zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte darzulegen sind;

Wird dem gedachten Herrn Boulé untersagt, hinkünftig dem Journal, welches er publizirt, den Titel Cabinet litteraire zu geben und irgend einen Provinzialismus zu gebrauchen, in welchem er seinem Journal diese Bezeichnung giebt, bei Strafe von 50 Fr. für jede Contravention, und für den verursachten Schaden den Herrn Boulé zu 10,000 Fr. Entschädigung verurtheilt zu sehen ꝛc. ꝛc."

Nachdem dieses Urtel unterm 1. Juli d. J. gefällt war, legte der Verurtheilte dagegen Appellation ein und setzte die Herausgabe seines Cabinet litteraire fort. Das Tribunal fällte darauf unterm 25. August ein zweites Urtel, worin es zwar die in dem ersten angedrohte Strafe fallen ließ, jedoch den Ausspruch bestätigte, daß sich Boulé einer delopaten Handlung schuldig gemacht, und daß er binnen 24 Stunden nach Insinuirung dieses Urtels, bei einer Strafe von 50 Fr., den Titel seines Journals zu verändern habe, wobei dem Kläger frei steht, das Urtel auf Kosten des Beklagten in drei verschiedene Zeitungen einrücken zu lassen und der Letztere in die Prozeßkosten verurtheilt wird. — Und bei dieser Entscheidung ist es verblieben, trotzdem daß der Advokat des Boulé in zweiter Instanz ausführlich nachzuweisen suchte, daß die Wörter „Lektüre" und „litteraisch" zwei ganz verschiedenen Begriffen zur Bezeichnung dienen, indem das Erstere Alles umfasse, was irgend gelesen werde, also auch die Kunstbücher, wissenschaftliche Abhandlungen ꝛc., das Letztere dagegen (im Französischen Sinne) nur auf die sogenannte schöne Literatur sich beziehe.

*) Der Richter scheint hier von der irrigen Meinung aufgegangen zu sein, lecture und littéraire seien aus einem und demselben Wortstoff gebildet.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 112. Berlin, Freitag den 17. September 1841.

Rußland.

Ein Sommer-Sonntag in St. Petersburg.

Keine Europäische Hauptstadt verändert ihren Charakter zur Sommerzeit in solchem Grade, wie Petersburg. In allen Hauptstädten giebt es eine Menge Privat-Gärten und Gärtchen, die dem Publikum bestimmt offen stehen, wo eine unbemittelte Familie über den Anblick der Blumen und des frischen Grüns sich freuen und den Tag mit geringen Kosten so zubringen kann, als wäre sie zu Hause. Kaum ein Zehntheil der Bewohner von London, Paris, Wien und Berlin zieht im Sommer aus der Stadt aufs Land; woggen in St. Petersburg Alles, von dem vornehmsten Herrn bis zum Werkstättenschreiber, und von dem reichsten Banquier bis zum Handwerksmann, nach den Datschi auswandert. Datscha ist ein technischer, der russischen Hauptstadt eigenthümlicher Ausdruck, mit dem man eben so wohl eine prächtige Villa, als eine bäuerische Hütte belegt. In Moskau hat das Wort noch nicht diese Bedeutung; es bezeichnet dort und anderwo einen Wald mit einem angrenzenden unbedeutenden Felde. Ihre Zweifel erhielt es seine jetzige Bedeutung im Petersburger Sprachgebrauch daher, weil man anfänglich die waldbewachsenen Gegenden um Petersburg unentgeldlich vertheilte, damit Landhäuser auf denselben erbaut würden. Ich erinnere mich noch der Zeit, als nur vornehme und reiche Leute auf die Datschi gingen, als nur sie sagen konnten: „Wir zu Datschi (sich wohin auf der Datschi), oder: „Datschi ko mne na datschu (ich habe N. N. zu mir ein auf die Datscha). Die Beamten, die Kaufleute und Handwerker scheuten sich vor diesem Worte, das den höchsten Grad des Luxus bezeichnete. Damals erbauten man sich in dem „Sommer-Garten" und im Zarwitschefski Stad*), im Garten des adligen Land-Kadetten-Corps, in Jekaterinhof (Katharinen-Hof), auf den Inseln, besonders dem Krestowskija Ostrow, auf der Datscha des Grafen Alexander Sergejewitsch Stroganow oder des Leo Alexandrowitsch Narytschkin. Diese Gärten ergötzten das Publikum jeden Sonntag mit Musik und Feuerwerken, und liefen Thee und Erfrischungen herumreichen — ja im Garten des Grafen Stroganow wurde sogar getanzt. Damals war es Gebrauch, zum Meer, in Baden von einer Insel nach der andern zu fahren, und an allen Landungsplätzen standen Miethfahrzeuge mit prächtig gekleideten Ruderern, von deren Gesängen das Ufer der Newa wiederhallte. Equipagen gab es nicht so viele, wie jetzt, auch ausschloß sich jeder, eine Kutsche oder Kalesche zu besteigen, um nicht in den Ruf zu großen Reichthums oder großer Verschwendung zu kommen. Am ärgsten lebten der reiche Adel, die fremden Kaufleute vom ersten Rang, und die Russischen Pachter und Lieferanten. Pachter und Verschwender waren Synonyma. Noch jetzt erzählt man sich von den wunderbarlichen Festen, welche die Pachter zu Ehren ihrer vornehmen Beschützer gaben. Das Publikum nahm an diesen Gelagen immer Theil, oder durfte wenigstens dabei zusehen. Zuweilen deckte man Tische für einige tausend Personen und Silbergeschirr wurden unter das Volk geworfen!

Andere Zeiten, andere Sitten! Jetzt lebt Alles nach dem Französischen Sprüchworte: Chacun pour soi et Dieu pour tous! Unsere Sitten haben sich binnen vierzig Jahren in solchem Grade umgewandelt, daß man jetzt Briefe, was damals ehrwürdig war, lächerlich und sogar unanständig nennen würde. Ich will gern zugeben, daß auch unsere heutigen Gebräuche und Gewohnheiten Fehler enthalten mögen, was man nach einem halben Jahrhundert für seltsam und sogar für komisch erklären wird; in jedem Falle aber erscheint mir die Sitte, auf einer Datscha zu wohnen (wär' es auch nur eine Bauernhütte), sehr beilsam, nicht bloß für die Gesundheit, sondern auch in moralischer Beziehung. Mit seiner Frau und seinen Kindern auf dem Lande leben heißt so viel, als der Natur leben, und schon eine flüchtige Berührung mit dieser Allmutter macht den Menschen edler und besser. Beamten und Kaufleuten, die auf einer Datscha wohnen, ist es doch wenigstens vergönnt, sich Minuten lang der Welt zu entziehen und Betrachtungen anzustellen — bisweilen sogar unwillkürlich ein Gedanke empor, der mit Börse und Departement nichts zu schaffen hat, aber dieser Gedanke ist wie Manna in der Wüste, wie ein frischer Trank dem Dürstenden.

Man darf dreist annehmen, daß beinahe die Hälfte der verheiratheten Bewohner Petersburgs den Sommer auf dem Lande zubringt; und gewiß würden noch viel Mehrere ein Gleiches thun, wenn man auch möblirte Landwohnungen beziehen könnte. Ein Möbel-Transport ist ein halber Ruin! Aber doch all dieser Ungemächlichkeit, bei aller Theuerung des Transportes bleiben doch nur solche Leute in der Stadt, denen es wegen ihrer Geschäfte oder anderer Umstände unmöglich ist, sie zu verlassen, oder einige beträchtliche Geldsumme, die eben weil sie eigene Datschi haben, in der Stadt zurückbleiben, um diese Datschi vortheilhaft vermiethen zu können. Bei allen Personen ist die frische Lebenskluft — im Beutel, und sie würden lieber in ihre Koffer kriechen und die Goldstücke beleden, als in der Natur sich auszuleeren. — Das Militair befindet sich den größten Theil des Sommers im Lager und die Stadt erscheint öde, besonders am Morgen und Spaten Abend. Nur auf dem Newskij Prospekt und den Morskie Prospekt, wo die bedeutendsten Magazine sind, pori man zwischen Mittag und der Diner-Zeit Equipagen rasseln, und von drei Uhr Nachmittags an fahren auch Kabriolets der Börse zu. Ueberall werden Straßen gepflastert, Abfluß-Kanäle gegraben, Trottoirs aufgeschüttet, Quartiere in Häusern verändert, neue Häuser erbaut und alte umgebaut. Preisdung schmückt und verjüngt sich zum Empfange seiner Gebieterinnen, — der winterlichen Jahreszeit, und schüttelt die Gäste ab, die ein schmutziger vorchtiger Frühling und ein regnerischer Herbst ihm aufgeladen. In allen Werkstätten giebt es Arbeit die Fülle; denn wenn auch der Meister auf dem Lande wohnt, so sind die Gesellen und die Lagerlöwen doch emsig beschäftigt.

Aber sehe, es kommt der Sonntag, das Wetter ist schön, und die ganze daheim gebliebene Bevölkerung Petersburgs belebt nur ein Gedanke — das Spazierengehen außer der Stadt! Die Borsen-Kaufleute eilen, nachdem sie drinnen die ganze Woche und jedenfalls an allen Festtagen in ihren Stadtwohnungen geseßelt, schon am Sonnabend, gleich nach der Börse, zu Weib und Kindern auf das Land. Auf dem Wege nach dem Porzellow-Kabinett der Stadt-Barriere; dort ist die Sommer-Residenz der fremden Kaufmannschaft. Vom Morgen des Sonntags an rollt eine Reihe wohl verkleideter Waggons alle zwei Stunden nach Zarskoje Selo und nach Pawlowsk, und alle Plätze sind besetzt. An den Ausfahrten der Miethskutscher ist Jahrmarkt. Die in der Stadt zurückbleibenden verbrüderten Beamten, Kaufleute und bemittelten Handwerker fahren hinaus, um ihre Freunde auf dem Datschi zum Mittagsmahl oder zum Thee zu besuchen. Andere machen mit ihren Bekannten Vergnügungsfahrten nach dem Porzellowo, dem Marino, den Lauy; die guten Hausfrauen nehmen Speisen, Thee, Kaffee, ihre Männer aber Wein oder Rum als Proviant mit sich — die Kalesche ist von oben bis unten betrachtet. Russische Kaufleute und unverheirathete Beamte benutzen Droschken oder in Miethskutschen auf den Peterhofer Weg, zum Traiteur Rotschitza, wo man Feuerwerke abbrennt und allerlei Kunststücke zum Besten giebt. Ganze Schaaren Fußgänger — Kaufmannsdiener, Handwerker, Krämer, Schreiber u. s. w. kommen sich von drei Uhr Nachmittag an auf dem Wege nach Katharinenhof und dem Krestowskij Ostrow ein. Alle Equipagen sind beschäftigt, um Spaziergänger auf diese Insel hinüber zu bringen, die besonders von Deutschen Handwerkern, bei denen noch kein großer Wohlstand eingekehrt ist, mit ihren ganzen Familien, mit Kindern und Gesinde besucht wird. Die Gesellen spielen bei solcher Gelegenheit die Rolle von Polmeistern bei den Söhnen ihres Meisters, um sich des Wohlwollens der Frau Meisterin zu versichern, und tragen auf Großmutter Mantel und Shawl der Letzteren oder ihrer ältesten Tochter; die Lehrburschen aber schleppen den Korb mit der Theemaschine, mit Schnaps und Butterbrod. Die wackere Familie will ihren Thee unter dem Schatten der Bäume von Krestowskij Ostrow sich schmecken lassen, und der Hahnemann fyrdet eine recht malerische Gruppe hinüber, den Meister schmückt ein neuer Feiertag von altem Zuschnitt; die Meisterin ein neumodischer Hut; die Töchter — nun, die mögen sich mussen wie sie wollen; sind sie nur jung und hübsch, so werden auch die Vorgesetzten der Stuper (wörtlich der Stieglitze) auf sie gerichtet sein. Von drei Uhr nach Mittag beginnt das Fahren über die Troizker-Brücke und den Großen Prospekt nach Kamennoi Ostrow (der Steren-Insel), die bis auf den heutigen Tag ihren Ruhm bewahrt und mit artistokratischen Gärten sich geschmückt. Das Fahren dauert hier ununterbrochen bis Mitternacht. Hier strebt man schon großstädtisches Leben und großstädtischen Luxus: die Equipagen der fremden Gesandten, der Russischen Magnaten, des reichen Adels und der reichen Kaufleute. Einige kommen aus Zarskoje Selo und Peterhof, um ihre Familien zu besuchen. Andere rollen zum Diner

*) Bad (mit scharfem s) heißt Garten.

Digitized by Google

bei Bekannten, mit dem Vorsatz, zugleich einen angenehmen Sommer-Abend zu verleben. Auf Kamennoi Ostrow, Jelagin und ihren Umgebungen galoppiren auf muthigen Rossen gewandte Amazonen in Begleitung dienstbarer Kavaliere. Vor jeder reichen Datscha stehen einige Equipagen. Von Kreutowskji Ostrow steigt der Tabaksqualm in Wölkchen empor, und in der Restauration ertönen Musik und Russische Volkslieder.

Kurz, es ist aufgewacht der Stadt ist Alles Leben und Getümmel, in der Stadt selbst aber Stille und Einsamkeit. Daheim bleiben nur kranke, alte oder träge Personen, mitunter auch fleißige, aber von diesen gewiß nur eine geringe Zahl. Der Sonntag ist ein Büsten-Tag für Lakaien und Dienstmädchen, die zurückgeblieben sind, um die Stadtwohnung zu hüten. An diesem Tage trinken sie bedaglich ihren Kaffee und erschöpfen ihren Witz in freundlichem Geplauder. Der gemeine Arbeiter verschläft hier haben Sonntag, nachdem er seinen Branntweinkasch wacker zugesprochen. Am Sonntage haben auch die Köche der Peterburger Traiteurs einmal freien Athem. Ein Kranker, der in der Stadt geblieben, kann am Sonntage einmal sein etwanges Gelüste befriedigen, da er keine Störung von Seiten des Arztes zu fürchten braucht. Keiner begiebt sich am Sonntage von der Datscha in die Stadt, und sogar der Schutzmann darf ruhig athmen; denn am Sonntage lassen ihn seine Gläubiger ungemahnt.

Aber bei all dieser Stille und Geschäftslosigkeit in einer volkreichen und regen Stadt muß man an den bekannten Spruch, daß der Satan bei solchen Gelegenheiten nicht schlummert, sich erinnern. Ohne Zweifel bietet auch Amor, der mit Seiner höllischen Majestät näher verwandt ist, Alles, was denken sollte, in der eingeschlossenen sommerlonntäglichen Residenz munter und verlockend seine niemals unterbrechenden Pfeile!

Petersburg ist — ich wiederhole es — im Sommer und ganz besonders an Sommer-Sonntagen ein öder Aufenthalt; aber die Glücklichen sind glücklicher in der Einsamkeit, wenn sie mit einem theuren Gegenstande ihr Glück theilen können ... Lebe, ihr braven Leute, genießet euer Leben, nähret euren Reichthum und das schöne Wetter, plaget euch um des Genusses willen und genießet, um eure Plage zu erleichtern! Man lebt ja nur einmal auf Erden, und das Leben ist und zugetheilt, damit wir arbeiten, an der Arbeit Vergnügen finden und unserem Nächsten so viel Gutes erweisen, als in unserer Macht steht. Der Sommer dauert für uns nur drei Monate, der grüne, graue und weiße Winter aber — neun Monate. In diesen neun Monaten besorgen wir unsere Geschäfte; in jenen drieben aber — da werden wir unsere Petersburger Natur, die, wenn auch keine geborne Schönheit, doch so liebenswerth, so geschmackvoll gekleidet, so kunstvoll weiß und roth geschminkt ist, daß sie gleich einer Kokette Jeden gefesselt hält. Noch bliebe mir mancherlei zu sagen übrig, aber schon sind wir im Augustmonat weit vorgerückt, bald werden wir von der Natur wieder scheiden müssen; laßt uns also den letzten warmen Sonnenstrahl nützen und, über die Silwahahn hingleitend, die Natur in ihrem Ballkleide schauen!

(c. rr)

Portugal.

Ein Blick aus Portugals Gegenwart auf seine Zukunft.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich frage einen Jeden, wenn er seine vorausgefaßten Ideen ein wenig bei Seite schieben will: ist es für Portugals Glück von großer Bedeutung, ob es etwas mehr oder etwas weniger theoretische Grundsätze in seiner Constitution hat, wenn die Gesetze nicht ernstlich vollzogen werden? Ich ist gewöhnlich, daß bei Revolutionen ungerecht und grausam, die Augen vor den Sachen selbst zu verschließen, wenn die fruchtlose Proclamirung einer jeden Art neuer Freiheit die Sitten der Nation verletzt. Die Freiheit ist auf der Kenntniß der allgemeinen Interessen gegründet, und in Portugal werden diese nicht nur nicht verstanden, sondern man hält sie sogar nicht der Beachtung werth. Man muß es eingestehen, der Mißbrauch mit fremden und modernen Formen kann nur sehr leichten und schlaffen Charakter der Nationalleidens zerstören. Viele Leute nehmen dann ihre Zuflucht zum Absolutismus und erneuern nach ihren Wünschen eine Regierungsform, welche sie wenigstens fähig glauben, die Ordnung zu erhalten; aber mit welchen Mitteln! Mit Hülfe der Armen und öffentlichen Beamten. Das sind aber die Elemente der Verwirrungen und Revolutionen. Wie soll diese die Regierung beherrschen und leiten? Das ist eben die Frage. Wenn irgend eine liberale Idee in dieses Chaos hat Eingang finden, und irgend Konsistenz fassen können, warum sie zerstören und noch diese Ruinen zu den alten Schutthaufen fügen? Das Volk hat sicherlich nicht zu viel Leben, dürfte auch, das, was ihm noch davon übrig ist, zu tödten. Liegt das Unglück des Zustandes nicht in der Seltenheit aufgeklärter Männer und fester Charaktere? Und kann der Despotismus etwas anderes, als die Menschen unter sein hoch beugen, als Intelligenz und Charaktere verabscheuen? Er erhebt Niemand, obgleich diejenigen es vorgeben, welche heutzutage aus der Servilität ein Ideal machen, wie man vor kurzem das goldene Zeitalter der Freiheit verkündete. Der Portugiesische Absolutismus kann nicht mild und väterlich seyn, und ich weiß nicht, ob mitten unter den gehäuften und ordnungslosen Leidenschaften, welche durch ihn würden hervorgerufen werden, es ihm nur möglich seyn würde, die materielle Ordnung zu erhalten. Aber man hält sich an eine Hoffnung, an den sieopatismus illustrado; diese Täuschung eines ehrlichen Spekulationsmus ist wohl mehr ein Wort, als eine Möglichkeit. Wie soll man glauben, daß man sich so vielen Veränderungen und mitten in einer solchen Demoralisation in Portugal und Spanien das Werk wird zu Stande bringen können, an welchem die Herren Mateherbes und Turgot gescheitert sind? Man regiert nicht allein mit einer Idee, es gehören Männer dazu, um sie ins Werk zu setzen. Kein System erfordert einsichtigere, rechtschaffenere, mächtigere Ideen durch Charakter und Stellung, als der aufgeklärte Absolutismus! Weiß ihr eure öffentlichen Beamten unter den Mitgliedern selbst? Kennt ihr eure Hülfsmittel? Ich demonstrire illustrado sehr in Gefahr sey, ganz einfach in den Despotismus mit seiner gewöhnten Erniedrigung zu verfallen. Sind sie Liberale, wer wird sie vor dem Sturz erhalten können, wo hinein alles sie zieht? Ein Mensch kann versuchen auf einem mathematischen Punkte im Gleichgewicht zu bleiben, eine Partei wird es niemals können, besonders wenn die Nation ihre Theilnahme bleibt und ihr treies Leid haßt.

Die Regierungsform scheint mir also für Portugal eine fernere Frage. Die theoretischen Verschiedenheiten der Grundgesetze sind in der Praxis ohne Belang. Mit der Constitution wie mit der Charte kann man dieselben Fehler begehen, das Volk sich entmuthen und das Land ruiniren, alles liegt an der Handhabung; der allein kann und wird über die Dauer der Institutionen entscheiden. Unsere der absoluten wie unter der liberalen Regierung fühlt man immer die Nothwendigkeit der activen Theilnahme der Nation, so lange sie sie jene ohne Interesse bleibt, ist sede wirksame und vernünftige Regierung unmöglich. Vor allem muß man die erstarrten Geist des Volks wieder erwecken, sich ihm identificiren, ihn zum Leben und Gehen bringen. Man wird dies nur vermögen wenn man ihn mit seiner Regierung in Einklang bringt, und das gelobt, daß diese mit ihm sympathisire, daß sie sich für seine Rechte anbeanspruche und lebendige Ideen, keine thörichten Phantasieen respektire, welche oft der wahren Freiheit gleichgültig sind. Das ist das einzige Mittel, das Volk ohne Zwang zu leiten, und für die Zukunft die Institutionen zu sichern; möchten doch diese Zwecke, diesem großen Interesse der Vorsicht und Dauer, die ferner des Forschritts alle Kleinlichkeiten ihrer Meinungen aufopfern. Der alten Nationalität wieder anzuhelfen, das Vertrauen, die Hoffnung, die öffentliche Theilnahme wieder zu beleben, ist die wahre Aufgabe! Stützet euch auf die Vergangenheit, um euch zur Zukunft zu erheben; indem ihr ihren Stolz aufrichtet, werdet ihr die Nation zugleich die Individuen moralisiren, ihr werdet den öffentlichen Charakter bilden, und dieser wird auf das Privatleben zurückwirken; ihr werdet endlich eine Regierung besitzen, welche durch einen Impuls angeregt und durch einen Widerstand gezügelt werden wird, und ihr werdet haben ein Volk, Männer, eine Nation, wie sie seyn sollen. Die menschlichen Gesellschaften scheinen ein besonderes Leben zu haben, welches ihnen eigenthümlich ist; man muß Sorgfalt tragen, es ihnen zu entreißen, und ihr werdet niemals die Portugiesische Nation regenerieren, wenn ihr sie wie eine Horde Sklaven behandelt. Die Menschen brauchen eine Vergangenheit, selbst die Franzosen, was sie auch darüber sagen mögen, sind darin wie alle. Ihre Philosophie und die Revolution; sie haben sich dann nur so fortgehende und lebendige Geschichte geschaffen, daß sie die von mehreren Jahrhunderten haben vergessen können. So viele Leiden, Kämpfe, Triumphe, Leiden, haben ein so ungeheures und schreckliches Ganze gebildet, daß selbst die Verehrer der alten Zeit ihre Phantasie mit davon erfüllt haben.

Aber in Portugal hat keine moderne Größe die alten Erinnerungen niedergeschlagen. Man sucht vergebens und findet nichts was die Gemüther einnehmen und reizen, sie fesseln könnte als glorreiche oder tragische Erinnerungen. Was? etwa die Invasion an Granzosen, der Sieger ohne Kampf? Oder der Krieg der Halbinsel unter Englischen Befehlshabern? Oder ein unwissender und verächtiger Despotismus, ohne Kunstschätze Revolutionen von Pronunciamentos? Solche armseligen Dinge können diese großen und grausamen Ereignisse zurücklassen, als eine tiefe Erschöpfung und eine heute Trauer! Wenn ihr versucht, die Nation zu regenerieren oder zu heben, wendet die Augen ab von diesem bedauernswerthen Schauspiel; sie selbst fordert euch dazu auf. Die Portugiesen kann Romaden-Hirten, und bald darauf wurden sie vornehme Aristokraten. Man hat nicht einmal gewartet, bis sie an den Boden gefesselt und mit ihm vereint, um Institutionen, für eine industrielle und gesellschaften geeignet, ein Volk zu überkünsteln, welches während vier Generationen ohne Zwang der Vorschrift des Dom Joao de Castro gehorcht hatte, der aus einem Geist der Ehrerbietung fahl, in der Jurisdiction seines Majorats von Banhaverde nicht Produktives zu besordern. Viele folgen dem Beispiele ihrer Vorfahren ohne einen oben so ritterlichen Beweggrund; nirgends sind man Schüler der sciences, die dem heutigen Kaufmann, selbst dem Handwerker haben nur die Geschichte Carls des Großen und seiner zwölf Paladine in Händen, und die gebildeten Stände kennen nur den heroischen und poetischen Cameons. Wenn auch die Handlungen des Volks nicht gerade das Gepräge dieser schwärmerischen Lektüre tragen, so hat sie doch gleichwohl Einfluß auf den Geschmack und das Gefühl. Man hat gesagt, es reiche hin, die Portugiesen mit ihren Mängeln, ihrer Lust am Muth zu betrachten, ihnen Vertrauen zu halten und ihnen ein Mißfallen an sich selbst beizubringen, um sie frei zu machen, und man wundert sich, daß das Volk dennoch genugsam das Gefühl von dem, was es war, erhalten hat, um seiner Entehrung und seinem Fall nicht beifällig zuzusehen! Respektirt es ihr, die ihr es lenken wollt; laßt es nicht seiner Melancholie nachhängen, wenn auch es sich so stolz und thätig machen wollt. Folget dem Wege, welchen euch die Geschichte, die Sitten und der Charakter der Nationen vorzeichnen. Nicht euch Erniedrigung erhebt man ein Volk zur Freiheit.

Jedoch kann man selbst aus den Irrtum und Unordnungen eine

in Portheil ziehen; die aufreibende Revolutionen haben nicht zu ihrem alleinigen Resultate gehabt, daß sie den Nationalcharakter verändern; sie haben gleichzeitig viele materielle Vortheile, angenehme und um sich greifende Fehler zerstört. Der Aufbedung der Leibeigenschaft allein legt ein großes Gewicht in die Wagschale und das Volk hat sich gewöhnt, gewisse Verbesserungen zuzulassen, wiewohl es auf dieselben schmäht. Man kann nicht wieder zurückgehen; sage es mit Freude, es ist heutzutage noch mehr unmöglich, vollkommen die alte Regierung wiederherzustellen, als es schwer ist, die neue aufzubauen. Man muß durchaus die modernen Ideen mit den alten Sitten amalgamiren, den letzteren die Form und den Schein lassen. Man erkennt die Realität gewiß, es ist um einen Preis wohlfeil, daß die Nation kräftig Theil nehme an seiner Regierung, daß ihre Wünsche sie begleiten, daß ihr Geist sie belebe. Denn es sich handelt um die Volksthümlichkeit der Regierung, so ist die Wahl nicht sowohl zwischen der Freiheit und dem Despotismus, als zwischen dem Leben und dem Tode. Um uns von dem Allgemeinen abzuwenden und ein spezielles Beispiel zu geben, wollen wir diese Ideen auf die Sitten und Majorate anwenden. Nichts ist wenigen mehr, den modernen Institutionen verwandter, als diese beiden Dinge; und doch bestehen sie in Portugal. Trotz mehrerer Revolutionen haben sie keine tiefen Verletzungen erlitten. Wir wollen sehen, ob es möglich wäre, sie zu modifiziren, und dennoch die Sitten des Landes zu respektiren.

Man will das Portugiesische Volk zur Freiheit berufen; die erste Bedingung ist, es an den Boden zu fesseln, an die Arbeit zu gewöhnen. Denn ihr im Sinne habt, ihm den Charakter eines Grundbesitzenden und Gewerbetreibenden zu geben, sucht zuerst, es dahin zu bringen, daß es diese achtungswerthen Professionen ehre, wie sie geehrt zu werden verdienen. Auf die Weise, wie es geschehen ist, werdet ihr es dazu gelangen, so sehr auch vor seinen Augen die Auszeichnungen der Titelleit glänzen mögen und so sehr sucht auch sein mag, sie zu erlangen. Nimmer wird ein portugiesischer ambitionniren, ein Edelmann zu seyn und nicht ein Handels- oder Gewerbetreibender. Er wird die rechte Achtung, welche er durch seine Arbeit, seine Rechtlichkeit und in Geld erlangen könnte, verachten und nach nichts weiter streben, als ein untergeordneter Emporkömmling zu werden. Es ist dringend nöthig, diese Richtung zu bekämpfen; es muß geschehen, oder Portugiesen werden niemals ein thätiges, freies und ernstes Volk werden. Man muß alle Titel aufheben, und zwar einem jeden gleiche Rechte zugestehn, die Gränzlinie der Titelleit, welche die verschiedenen Klassen trennt, unbedeutlich zu machen suchen. Die Titel aufzuheben ist heutiges Tages unmöglich, Volk und Adelige würden sich zugleich erheben; dann ist aber auch alles so zu Boden gedrückt, daß man bedenken fragen muß, auch nur etwas mehr, wäre gleich ein Mißbrauch, in den Staub der verschiedenen Revolutionen zu begraben. Wir bei den gebildeten Nationen ist es durchaus keine Auszeichnungen unter den Menschen gebe, so bleibt er doch gewiß nicht, die Zahl der durch das Vorurtheil der ganzen Gesellschaft Privilegirten zu vermehren. Die Begierde zu erwerben, nicht die pure Gleichheit. Dieser edle Grundsatz ist in allem respektirt worden, was die ganze Menschheit erhebt. Ein Gegensatz dieser Erhebung Gebäude, Aemter, Auszeichnungen zu erlangen, welche nicht verdient wurden, die Würde des Menschen erniedrigt und die Nation von dem Wege entfernt, welchen sie verfolgen soll zu ihrem Glück und zu ihrer Ehre, zu wäre es nachvoll, den wahren Stolz den Wünschen einiger eitlen Befriedigen aufzuopfern. In Portugal ist einer der wesentlichsten Punkte es, nicht irgend einen neuen Titel zu gestatten. Der Boden ist heilig, daß ihn nimmer Fürsten, Gebäude, Aemter werden dürfen. Lassen wir die Rauen, um uns an den Sachen zu halten, es werden sie auf der Hafbinsel der Herrschaft liberaler Prinzipien schlüpfen. Also „es lebe die katholische, apostolische und Römische Constitution!“ wie ein altes Mütterchen auf den Azoren sagte, als die Expedition des Dom Pedro sich einschiffen sah. Mein Hauptbefehl, den diesen Punkten, bei denen ich verweilt habe, ist, dem Volke so viele neue Stellungen als möglich zu geben, worauf es, wie alle Welt, sein Stolz für dieselben erlangen, welche gar keinen haben wollen.

Die erste und unerläßliche Maßregel, selbst von moralischem Gesichtspunkte aus, um den Charakter des Volks mit den Anforderungen des modernen Lebens in Einklang zu bringen, ist die Einschränkung der Majorate. Es besteht kaum in Portugal eine andere als Grundbesitz. Der Boden ist damit überwuchert, denn immer wenn die Manie auch des Handels entsteht, worgegen ich zu wenden, was ihm einen gewissen Anstrich von Adel giebt und in den Augen seine Trägheit und Eitelkeit verklärt; die Aufhebung kleinen Majorate ist die wesentliche und radikale Ergänzung der Maßregel, welche neue Titel unterlagen sollte; sie ist das einzige Mittel, den Charakter des Volks mit seinen neuen politischen Prinzipien in Harmonie zu setzen. Wenn das Majorat zu klein ist, so hat es doch den Nachtheil, wahrhaft Angenehmes, sie eben in den Zustande der Eitelkeit, der Erniedrigung und des Elendes, welcher geeignet ist, den Geist zu erschlaffen und den Charakter niederzudrücken.

Doch muß man die großen Majorate schonen; in dem Zustande der Unordnung in den Finanzen, in welchem sich der Staat befindet, seine Güter preis geben, würde heißen, mit einem Schlage sie in andere Hände bringen und im Augenblick alle Eigenthümer des Bodens wechseln. Man muß den Feudalgeist Zeit lassen, sich ein wenig an Oekonomie und Regelmäßigkeit zu gewöhnen. Wenn man die Bewegung überteilte, so würde der Adel reinirt werden, ehe sich unterrichtete und einsichtsvolle Eigenthümer freigegebener Güter bilden können, und Portugal würde durch alle diese gebildete Sorte leiden. Das ganze sich drunten mehr zur Demoralisation und Erniedrigung. Erwartet die Triebkraft eines neuen Frühlings, ehe ihr diese verdorrte Blume ausreißt, deren welker Stengel wenigstens das Land bedeckt.

Wenn die wichtigen Majorate erhalten werden, so werden die Erinnerungen des Volkes, seine Ideen von Größe nicht vernichtet seyn; ohne daß es darum weiß, werden seine Gesinnungen sich mit seinen Verhältnissen umformen, und der schreckte Schritt wird ohne Anstrengung gethan seyn. Gewiß, indem man die Grundlage der Aristokratie zusammenbricht, wird man seine Macht nicht erweitern; und wenn ich diese Behauptungen aufstelle, geschieht es nicht aus Verehrung gegen den Schatten halb erloschener Vorurtheile, nicht aus hartnäckigem Festhalten an den Geringfügigkeiten, welche im Stande sich hinfichtlich; sondern ich nehme Rücksicht auf die Gesinnung derjenigen, welche, in ihren respektiven Sphäre, die ruhmvollen Standesunterschiede, die jetzt Sympathie für sie wie, so treue, nur ein wenig anzeitige Neigungen. Ihr will sie schonen, damit der Edle seinen Stolz bewahre, damit das Gemüth des Armen nicht hinweise, und nicht ein großer Cynismus sich aller Geister bemächtige. Diese Vorurtheile, diese Ideen, diese Ehlmähren, wie man sie nennen will, bringen die Gegenwart an die Vergangenheit; sie sind das Leben, die Poesie des Volkes, das einzige und letzte soziale Band; ihr wollen Schonung, sie zu zerstören. Die unbesonnenen Reformatoren müssen es selbst fühlen, es ist nothwendig, Ang und enthaltsam in Theorien zu seyn. Je mehr Aufsehen man macht, desto mehr schlägt und verwundet man, und noch mehr entfernt man von sich; man schafft nur Entmuthigung und Verwirrung und diese verschwiert sich nur mit dem Nichts.

Die treuen Sklaven der Vergangenheit können wir zum Vorwurf machen, daß sie zwar die alten Nationalgefühle respektirt, gleichwohl aber die Institutionen und Sitten, auf denen sie sich stützen, zu erschüttern suche. Eine Auseinanderlegung politischer Prinzipien wäre eine geeignete Antwort, sie zufrieden zu stellen; oder ich sage ihnen, daß die alte Portugiesische Gesellschaft bis im Fundament untergraben ist, und daß die finanzielle Revolution, welche vorwärts schreitet, eine soziale Revolution nothwendig bewingt. Nein, die politischen Ideen, welche sie haben nicht allein den Abgrund der Elende entgehöhlt, was man ihnen im Ganzen zum Vorwurf machen kann; ist, daß sie so grausamen Verschungen die Nation nicht aufrecht zu halten gewußt, und daß sie verspochen haben, was sie nicht halten können. Portugal hat Brasilien verloren und seine übrigen Kolonien liegen darunter. Was thun mit seinen Mönchen, seinen jüngergebornen Söhnen, selbst mit seinen Kaufleuten? Was soll man den Anforderungen und dem Stolze seiner alten Erinnerungen entgegnen? Stellet ihr euch das aristokratische England vor, ohne seine überspreischen Besitzungen, ohne Ostindien! Es hat Offiziere, Behörden, Beschlshaber für viermal mehr Unterthanen, als es wirklich besitzt. Würde es ohne diesen Ausweg frei und aristokratisch zugleich seyn? Sicherlich nicht. Man sagt, die neuen Grundsätze der Cortes haben den Nationen von Brasilien Unabhängigkeit; weiß es nicht, sie haben sie bewahrt; das daß die Trennung Brasiliens die Grundsätze der Cortes bedingt. Das der Adel darüber mehr seufzt als das Volk, ist natürlich, denn es hat behalten, nicht den Nationalhaß, sondern im Gegentheil die Liebe zu seinen alten Mitbrüdern. Und man bedenke, daß die alte Ordnung der Dinge unmöglich ist. Die Aristokratie muß augenscheinlich unterliegen, wenn sie es nicht verbeißt, sich neue Wege zum Ruhm und Glück zu eröffnen; und wer hat sie dazu gezwungen? Ihre Eitelkeit. Schwert seiner Ahnen nicht erheben kann, weil er nicht seine verlassenen Kolonien fruchtbar zu machen weiß, wird er seine Privilegien Stück vor Stück, und mit ihnen seinen Ruhm erlöschen sehen.

Jetzt sind die trüben Augen auf den Boden gerichtet, ihn will man sich erhalten. Man fängt an, sich mit Landbau und Industrie zu beschäftigen; denn man muß im Innern leben. Das Volk zieht sich in sich selbst zurück, die gebildeten Klassen treiben sich auf eine demoralisirten sich, und wiewohl sie die Vergangenheit und ihre trägen Gefühle, welche sie ihnen einflößen sollte, vergessen, gewöhnen sie sich doch nicht an die Gegenwart. Das Portugiesische Volk ruft nicht nach Freiheit, es ist wahr, aber es will leben und leben auf eine Weise, wie es unmöglich ist; in seiner Lage ist das ein revolutionairer Wunsch. Die treue Anhänglichkeit an seine alten Erinnerungen bewahrt es nicht vor gewaltsamen Krisen; im Gegentheil verbindet sich der moralische Jammer mit dem materiellen Uebeln. Nirgend sieht es die Hoffnung durchblicken; es sinkt weltend dahin und die Demoralisation ist ohne Gränzen. Die Constitutionen und Charten sind also für so viel Unheil nicht verantwortlich. Die politischen Bewegungen widerstreben nur und halten durch ihre Ordnungslosigkeit diese andere innere und unwiderstehliche Revolution auf. Die Menschen welche durch übereilte Neuerungen den alten Ideen, den uralten Sitten entgegentreten, entsetzen die Nation und entsetzen sie diejenigen, welche sich jeder Veränderung entgegenstellen, kämpfen gegen das Unvermeidliche und machen das Leiden, welches sie bekämpfen, noch schlimmer. Man muß weiter zu sehr der Vergangenheit den Krieg erklären, noch zu sehr gegen die Zukunft zu Felde ziehen. Auf beiderlei Weise hat man ein zu großes Ver-

Digitized by Google

unheil entweder für die Moralität oder für das Glück der Nation. Die Vergangenheit und die Zukunft müssen sich in der Politik verknüpfen. Die Gesinnungen, welche die ersteren gelassen hat, müssen erhalten werden zum Vortheil der Institutionen, welche die andere erheischt, und nur, wenn man den Stolz des Volkes achtet, ihn sogar noch hebt, kann man es für die Freiheit empfänglich machen. Die Freiheit ist sicher, das sie triumphiren wird, wenn sie Gewalt hat, wenn das Volk sie liebt, indem es sie nachgibt, wünscht wird, dieselbe zu besitzen und besonders, wenn man, in dem thörichten Streben die Zukunft zu sichern, nicht die Gegenwart umstürzt, auf welche die Zukunft nothwendig sich fügen muß.

Jules de Lasteyrie. (R. d. d. M.)

Spanien.

Die Stadt Barcelona.

(Aus dem Schreiben eines Franzosen.)

Um das vor meiner Abreise nach Spanien Ihnen gegebene Versprechen zu halten, übersende ich Ihnen heute einige Details über Barcelona und Catalonien, die erste Spanische Provinz, nach der man kommt, wenn man zu Marseille sich einschifft, um die Halbinsel zu bereisen. Barcelona ist eine wahrhaft große Stadt. Eine thätige, bewegliche, gewerbsame Bevölkerung verbindet dieselben einen bedeutenden Einfluß auf die Politik, auf die commerziellen Ereignissen, während der Zeit revolutionairer Aufstände, ist die Regierung von Madrid beständig aufmerksam auf das, was in der Catalonischen Hauptstadt vorgeht, und zwar ist dies um so nöthiger, als um dieselbe her, in einem ziemlich engen Umkreise, eine Menge kleiner Handelsstädte liegen, die, in gleichem Maße industriell, wie Barcelona, von hier aus Leben und Bewegung erhalten: ich nenne Mataro, Sabadell, Terrasa, Manresa, Igualada, Villa-Franca u. s. w., und füge noch hinzu, daß ganz Catalonien, selbst derjenige Theil der Provinz, der für Don Carlos die Waffen ergriff, eine so hohe Meinung von Barcelona hegt, daß, wenn diese Stadt irgend einen Entschluß faßt, dann auch anzunehmen ist, die ganze Provinz werde ihrem Beispiele bald folgen.

Die Catalonier lassen sich nicht allein mit den Bewohnern einiger Gegenden des südlichen Frankreichs vergleichen; die Bevölkerung von Aix, Nimes, Marseille gewährt eine Idee von der in Barcelona; beiden Landestheilen ist fast derselbe Typus aufgeprägt. Indessen findet sich der blonde Typus häufiger auf der anderen Seite der Pyrenäen, als im mittäglichen Frankreich. Uebrigens ist Barcelona für Spanien das, was Lyon für Frankreich ist, Elberfeld, Sedan und Lyon für Frankreich sind; mit einem Worte, es ist die Stadt der großen Betriebsamkeit, der bedeutendsten Einfuhr, welche die Halbinsel aufzuweisen hat, und noch mehr, sie ist der große Mittelpunkt der Fabrication in Wollen-, Baumwollen- und Seiden-Webereien.

Mehr als 60,000 Arbeiter sind in den Werkstätten beschäftigt, leben in den Fabriken von Barcelona, spinnen die aus Amerika, den Balearischen Inseln oder aus Cuba eingeführte Baumwolle und wandeln die Seidenfäden aus Valencia und Murcia in Stoffe um; denn in Catalonien, wo der Maulbeerbaum wunderbar gedeiht, beginnt jetzt erst die Zucht des Seidenwurmes, der einige Meilen südlich von der Gränze der Provinz, fast ohne alle Pflege, einen bedeutenden Ertrag liefert. Als die Mauren den Seidenwurm nach Spanien brachten, beschränkte sie die Ausbreitung desselben auf gewisse Localitäten; besonders erhielten Andalusien und Murcia das Privilegium, für das ehemals wegen seiner Seiden-Webereien so berühmte Grenada das rohe Material zu liefern.

Seidem aber die Mauren, die die schönen Ebenen von Granada und Valencia mit Maulbeerbäumen bepflanzt, vertrieben wurden, hat der Seidenwurm, der in Frankreich den sonderbaren Grad der Bolle erreicht, jenseits der Pyrenäen noch nicht den Lauf des Ebro überschritten, sondern er ist an der Gränze des Landes von Valencia stehen geblieben. Die Bewohner von Catalonien glauben, daß der guano, so nennen sie den Seidenwurm, bei ihnen nicht gut fortkommen würde; die Nähe des Meeres und die aus dem Gebirge eindringende Kälte, meinen sie, würden ihn tödten. Es ist aber wohl zu bemerken, daß sie noch nie auch nur einen einzigen Versuch damit angestellt haben.

Obgleich Catalonien keine anderthalb Millionen Seelen zählt, besitzt es doch ein Drittheil der politischen Gewalt Spaniens, das 3 Millionen Einwohner beherrscht. Es ist der Fall, daß eine intelligente und reiche Minorität eine weniger thatkräftige, schlecht geleitete Menge beherrscht.

Barcelona hat 130,000 Einwohner. Die Straßen der Stadt sind zwar oft eng, aber im Allgemeinen gut gebaut. Ich erzähle nichts von einem alten Tempel aus den ersten Griechischen, wo nicht Phönizischen, Zeiten, der an den Mauern seiner antiken Burg eingeschlossen ist; ich erwähne auch nichts von der im elften Jahrhundert, unter einem Grafen Berenger, gegründeten und im vierzehnten bis zum funfzehnten Jahrhundert von neuem hergestellten Kathedrale, die in einem überaus eigenthümlichen Style aufgeführt ist, mit in den Mauern eingeschlossenen Strebepfeilern und einer Eingangspforte, die auf den Seiten mit achteckigen ganz militairisch geformten Thürmen umgeben ist.

Was Sie indessen mehr als Alles, was ich Ihnen bisher beschrieben, interessiren wird, ist, daß Barcelona die Annalen des Königreichs Aragonien von der Zeit seines Ursprungs ab besitzt, und daß sich in dem Archive Urkunden aus dem achten Jahrhundert befinden.

Die öffentliche Bibliothek ist nicht reich. Die Gemälde-Gallerie ist arm; es enthält einige Bilder der neueren Spanischen Schule, die ohne Zweifel das nicht erreichen, was Frankreich in der Art besitzt. Wie ist doch die Kunst in Spanien so gefallen, die durch die Velasquez, Ribera's und Murillo's so berühmt geworden! Indessen kann man in den beiden Instituten (Lycäen), Manufakturen, Gemälde und Skulpturen von großem Werthe sammeln; die Klöster strotzen davon.

In Spanien hat man zerstört, in der Absicht, um zu zerstören. Karlisten und Christinos haben sich um die Wette beeifert, berühmte Gebäude niederzureißen, und indem sie die Klöster niederstürzten und in Brand steckten, haben sie Bibliotheken mit Manuskripten, Lateinische Urkunden und Handschriften vergraben oder in Asche verwandelt. Ich habe in dem Spitale, den man zu Barcelona aufrichtet, ein Fragment von einem Bilde gesehen, das durch den Pinsel Alonzo Cano's berühmt geworden war; zu Poblett entdeckte ich das St. Denis der Könige von Aragonien, deren Grabmäler im letzten Kriege von den Karlisten ausgeplündert worden sind; ich habe reizende Bilder aus der besten Kunst-Periode, die eines Germain Pilon oder eines Jean Goujon würdig waren, verstümmelt, halb im Boden begraben gesehen, und von Palen, der General-Capitain von Catalonien, war nach den Karlisten hierher gekommen, um für seinen Theil die schönen, in der Kirche des prächtigen Klosters noch unversehrt gebliebenen Statuen zu plündern. Ich habe Ihnen schon die Verheerungen der Klöster für die Stadt kein anderes vorbeifliehendes Resultat gehabt, als daß gewisse Stadtviertel mehr Luft bekommen haben, indem an die Stelle der weitläufigen, ungesunden Gebäude freie Plätze oder Straßen getreten sind. Aber das Volk hat dabei nichts gewonnen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Kohl's Darstellung der Russischen Ostsee-Provinzen. Von demselben Verfasser, dem wir die zwei Theil dieses unser „Magazin" zuerst bekannt gewordenen Bilder und Skizzen von St. Petersburg und dem südlichen Rußland verdanken, ist kürzlich ein neues Werk über Kur-, Liv- und Ehstland erschienen.*) Wählen wir nicht, daß Herr Kohl an diesen Werken jahrelang gearbeitet und sie zum Theil schon fast längerer Zeit fertig in seinem Pulte liegen hatte, so würde es uns ein Räthsel seyn, wie derselbe Verfasser kurz hinter einander acht Bände, sämmtlich von Russischen Zuständen handelnd, dem Publikum zu übergeben vermochte und dabei gleichzeitig Muße fand, noch ein kleineres, aber für die allgemeine geographische Wissenschaft interessirte habendes Werk „über den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche" erscheinen zu lassen.**) Dabei darf man mit Sicherheit das Urtheil aussprechen, daß in diesen acht Bänden das Volksthümliche enthalten sey, was jemahls in Russischen Landen noch für uns und in so manchen Beziehungen merkwürdiger Rußland erschienen ist. Das von Herrn Erman begründete „Archiv" wird wahrscheinlich für die wissenschaftliche Kunde dieses Theiles der Erde eine reichere Ausbeute liefern, aber für den Menschenbeobachter, für das Studium der Sitten und des Volksthümlichen bieten die Arbeiten Kohl's ein viel weiteres Feld dar. — Ein Feld allerdings, auf dem nicht Alles den Stempel wissenschaftlicher Aufgabentreue trägt, das aber überall von fleißiger Hand und mit redlichem Streben angebaut ist. Bei dem besonderen Interesse, das die Deutsch-Russischen Ostsee-Provinzen für die Leser unseres Blattes darbieten, denken wir nachstens einige kleine Auszüge aus dem neu erschienenen Buche mitzutheilen.

— Neue Ausgabe von Burns. Wir können nicht umhin, auf eine sehr schön ausgestattete und wohlfeile Ausgabe der Gedichte von Burns in der Originalsprache, die kürzlich hier in der Schlesingerschen Buchhandlung erschienen ist, aufmerksam zu machen.***) Da im vorigen Jahre fast gleichzeitig zwei Deutsche Uebersetzungen dieser Gedichte erschienen sind, so war wohl ein besonderes Interesse für den Schottischen Barden unter uns vorausgesetzt werden, und der Wiederabdruck des Originals in Deutschland ist um so mehr gerechtfertigt, als auch in dem Vaterlande des Dichters, der bereits vor 45 Jahren gestorben ist, kein Eigenthumsrecht mehr in Bezug auf seine Gedichte gilt. Die so eben erschienene Ausgabe enthält außer einem Gedichtsverzeichniß, das zum Verständniß der zahlreichen Schottischen Wörter nothwendig ist, auch einen Lebens-Abriß des hiesigen Namen als Liederdichter erworben hat. Die Sammlung enthält 200 Gedichte, ist mit einem von Schwerdgeburth in Stahl gestochenen Portrait des Dichters geziert, und noch sonst das Ganze, daß ein allerliebstes Toiletten-Geschenk für junge Damen ist, die sich mit dem Studium des Englischen beschäftigen, nur einen Thaler.

*) Die Deutsch-Russischen Ostsee-Provinzen, der Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Ehstland, von J. G. Kohl. Mit acht (kreidirten) Kupfern. Dresden und Leipzig, 1841.

**) Ueber das letztgedachte Werk hat Herr Professor Zenker in der Sitzung der hiesigen Geographischen Gesellschaft vom 4. Sept. Bericht erstattet.

***) Select Poems and Songs, chiefly in the Scottish dialect, by Robert Burns. With a Glossary. Berlin, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Leipzigerstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Montag den 20. September 1841.

Rußland.

Die Universitätsstadt Dorpat. *)

Die meisten der Kurischen Städte haben einen doppelten Namen, einen Deutschen und einen Lettischen. So heißt das Deutsche Mitau auf Lettisch Jelgawa, so Libau Leepaja, so Memel Klaipeda u. s. w. Bei vielen Livländischen Städten kommt dann zu dem Deutschen und Lettischen Namen noch ein dritter Russischer hinzu, weil Livland von jeher mit Rußland in weit lebhafteren Verbindungen stand als Kurland. So ist der alte Russische Name für Wenden Kreß, für Wolmar Wladimirow. So heißt das Deutsche Dorpat oder Derpt bei den Eingeborenen des Landes Therpata, bei den Russen Jurieff. Ja in Rewal sogar haben wir eine Stadt mit einem vierfachen noch jetzt gebräuchlichen Namen, einem Deutschen oder Dänischen, „Rewal", einem Russischen, „Kolywan", einem Lettischen, „Danepilla", und einem Ethnischen, „Talline". Der offizielle Name dieser Städte ist aber immer der Deutsche, und so wird denn Dorpat auch in den Geographieen und öffentlichen Schriften der Russen nicht mit dem alten Russischen Namen Jurieff, sondern mit dem Deutschen Derpt genannt.

Die Geschichte Dorpats ist, wie die Geschichte des Landes, in dem es liegt, eine der bewegtesten und stürmischsten, die man lesen kann. Die Kämpfe der von Osten eindringenden Russen und der von Westen her ihm sich greifenden Schwertritter, so wie die Streitigkeiten beider mit den unwohnenden eingeborenen Esthen, später die blutigen Kriege der Schweden, Polen und Russen haben die Stadt mehr als einmal in Asche gelegt, ja sie völlig vom Erdboden verschwinden lassen. Und noch täglich giebt in Dorpat, wo man bei jedem Häuserbau ein mehrfaches Straßenpflaster in einer zehn Fuß dicken Schichtung ausgräbt, die Bodenstruktur von den traurigen Vorgängen auf der Oberfläche Kunde.

Der Russische Fürst Jaroslaw soll ums Jahr 1000 der Begründer von Dorpat gewesen seyn. Zweihundert Jahre später verloren die Russen ihre Kolonie an die Schwertritter, welche alles Russische hier völlig ausrotteten und die Stadt in eine Deutsche verwandelten. Im 14ten und 15ten Jahrhunderte hatte sie ihre größte Blüthezeit, zählte 40,000 Einwohner, gehörte zu den hanseatischen Städten und rivalisirte in Reichthum und Macht dann und wann gar mit Riga. Im 16ten und 17ten Jahrhunderte wurde Dorpat mehr als einmal raſirt und seine ganze Bevölkerung zuweilen in Gefangenschaft abgeführt, das letzte Mal noch, wenn Peter dem Großen. Dennoch erhob es sich immer wieder von neuem zu frischer Blüthe und zu frischem Ansehen. Seit Peter's des Großen Zeit, besonders aber erst seit Katharina II. und ganz neuerlich seit Alexander hat sich Dorpat bedeutend gehoben und zu einer entschieden hübschen, eleganten und fast ganz neuen Stadt ausgebildet. Es ist in Dorpat, mit fast einziger Ausnahme des alten Doms, kein Stumpf und Stiel von dem altGothischen Kerne, wie in Riga, Reval und Narwa, übriggeblieben, sondern Alles von Grund aus neu geschaffen worden. Kaum verfolgt man noch hier und da in einigen Gehöften und Gärten die alten Stadtmauern.

Die nächste Veranlassung zur Anlage der Stadt gab offenbar die große Bequemlichkeit, welche hier die Art der Gestaltung des hohen Embach-Ufers für Befestigung darbot. Der Embach, ein bis Dorpat schiffbarer Fluß, der aus dem Inneren Livlands kommt und sich in den Peipusee ergießt, hat sich ein sehr tiefes Thal in das über der See erhabene Plateau Livlands eingeschnitten. Der rechte oder südliche Abhang dieses Thales ist hoher (etwa 100 bis 130 Fuß hoch) als der nördliche und tritt gerade an diesem Punkte sehr markirt und von mehreren Seiten abgerissen hervor. Die Kunst hat die Herauslösung der schroffen Stelle mit tiefen Gräben vollendet und so einen festen Anhaltspunkt für die Stadt gebildet. Dadurch entstandene Berg trug früher die Citadelle der Stadt und die bedeutendsten und angesehensten Gebäude derselben, die Domkirche, des Bischofs Palast, Wohnhäuser des Adels, Klöster u. s. w.

Von diesem Allen ist nichts geblieben als die schöne Ruine des Doms. Sie, so wie der ganze Domberg, wurde später vom Kaiser Alexander an die Universität geschenkt, und jetzt befinden sich auf letzterem die Bibliothek, die Sternwarte, das Klinikum, das anatomische Theater, mehrere Kabinette und Wohnungen der Professoren.

*) Wir theilen diese Skizze aus dem kürzlich erwähnten Werke über die Deutsch-Russischen Ostsee-Provinzen von J. G. Kohl mit.

Der Berg ist oben sehr geräumig, und zwischen allen diesen Gebäuden bleiben große freie Plätze, die zu sehr anmuthigen Garten-Anlagen benutzt sind.

Die Bibliothek hat wohl ein so eigenthümliches Lokal, wie man es selten findet. Es ist nämlich ein Theil des Doms für sie ausgebaut und die Bücherſammlung darin in zwei über einander liegenden Sälen aufgestellt, während der größere Theil der alten Trümmer noch so zerstört und hohläugig dasteht, wie der Krieg vor langen Jahren sie machte. Sie gehören offenbar zu den schönsten Kirchen-Ruinen, die man sehen kann. Es war ein hohes und großes Kirchen-Gebäude in Gothischem Geschmack. Die Thüren, durch welche die Frommen ein- und ausgingen, sind völlig zerstört und nur noch die Thorwege in der Mauer erkennbar; die Fenster sind ausgebrannt, doch die Gothischen Bogen noch deutlich zu erkennen; das Dach ist natürlich ebenfalls völlig ruinirt, und die Gewölbe sind theilweise eingestürzt, so daß Mond und Sterne in das Schiff der Kirche hinabblicken. Doch streben noch alle die Pfeiler hoch in die Luft, als wäre hier noch viel zu tragen. Die ganze Ruine liegt von allen Seiten frei und gewährt von überall der eine hübsche Anſicht. Auf der einen Seite fällt der Berg gleich schroff vor ihren Thüren ab. Die Mauern und Pfeiler sind so hoch, daß sie weit umher aus der Umgegend von Dorpat gesehen werden können und bis in große Entfernung zum Wahrzeichen dienen.

Auf der nördlichen Seite des Domberges hat man die Stadt zu seinen Füßen und übersieht sie von hier aus sehr bequem. Ganz unmittelbar in der Nähe des etwas hervortretenden Domberges — zwischen ihm und dem Flusse bleibt an der engsten Stelle eine Strecke von kaum 400 Schritt Breite — liegen die wichtigsten Gebäude der Stadt, die Universität, der Marktplatz, die Magistrats- und Gerichtshäuser, die hauptsächlichsten Kaufläden, der Gostinnoi-Dwor (Bazar) u. s. w. Zur Rechten und Linken, wo ein größerer Raum zwischen dem hohen Ufer und dem Flusse bleibt, entwickelt sich die Stadt mit einer Menge hübscher Privatwohnungen, Wirthshäuser u. s. w. in größerer Ausdehnung. Auch jenseits der Embach befindet sich noch ein nicht unbedeutender Theil der Stadt, doch liegt ihre Hauptmasse auf der rechten Seite des Flusses vereinigt. Das ganze hübsche Innere ist eingehüllt in ein weitläufiges Laubzelt von nicht sehr freundlichen Vorstädten, die meistens von Russen und Esthen bewohnt sind.

Was von der Natur für die bedeutenden Handelsverbindungen, durch welche Dorpat in früheren Zeiten so bedeutend wurde und die auch noch jetzt die Eigenthümlichkeit und Lebhaftigkeit seines Handels bedingen, in der Umgegend vorbereitet wurde, besteht in folgenden Umständen. Die Embach kommt aus dem Inneren des Landes, geht von Westen nach Osten und steht durch einen See, der gegen die Regel einen doppelten verschieden gerichteten Ausfluß hat, mit der Pernau in Verbindung, am deren Mündung die Seehafenstadt Pernau liegt. Auf dieſe Weiſe iſt von Dorpat auf eine große, ununterbrochene Wasserstraße zum Meere ersichtlich weniger Anstalten in früheren Zeiten benutzt wurde. Die Embach fließt, in hohem Grade schiffbar, gegen Osten in den Peipussee, aus dem, vermöge des in ihn mündenden Flusses, Dorpat sehr bequem die Produkte des inneren Rußlands, besonders von Pskow aus, bezog und in seinen Magazinen auffaßte, so wie es im Norden durch die aus dem Peipussee ausfließende Narowa einen Kanal zum Meere hin und an der Stadt Narwa noch einen Abnehmer seiner eigenen Produkte gewann. Dorpats fast gleiche Entfernungen von Pskow, Narwa, Rewal, Pernau und Riga mußten gewiß sehr vortheilhaft auf seinen Markt wirken und es zu einem natürlichen Stapelplatze und Vermittler zwischen allen diesen Orten machen. Es gab Zeiten, wo Dorpat denn dies von der Natur ihm verliehene Stapelrecht auch mit solcher Strenge übte, daß durchaus alle Waaren aus dem Inneren Rußlands, die für Livland bestimmt waren, zunächst auf seinen Markt gebracht werden mußten, bevor sie ihren Weg zu den auf sie angewiesenen Konsumenten fortsetzen konnten.

Auch jetzt noch ist der Binnenhandel von Dorpat durchaus nicht unbedeutend und eine seiner vornehmsten Nahrungsquellen. Doch ist ihre Universität jedenfalls eine weit berühmtere und der Aufenthalt des Livländischen Adels eine eben so wirksame. Obgleich nämlich Riga die Hauptstadt Livlands ist, so ziehen doch die meisten adeligen Familien Livlands Dorpat zur Winter-Residenz vor.

Die Universität von Dorpat hat eine eben so bewegte und bunte Geschichte wie ihre Stadt selbst. Begründet wurde sie von Gustav Adolph im Jahre seines Todes 1632 und bestand 24 Jahre bis zum

Digitized by Google

Jahre 1656, wo ein Einfall der Russen alle Professoren verjagte und die Stadt zerstörte. Hergestellt wurde sie im Jahre 1667, wanderte aber nach 32 Jahren, im Jahre 1699, nach Pernau, wo sie nur während eines Zeitraums von 11 Jahren wirksam war, da sie 1710 vor dem nahenden Heere der Russen mit allen ihren Professoren, Sammlungen und Bibliotheken übers Meer nach Schweden entfloh. Danach erlosch ihr Licht fast während eines völligen Jahrhunderts; denn erst 1802 stellte sie Alexander, wie es freilich sein Vater Paul schon beabsichtigt hatte, in Dorpat wieder her und wies ihr hinreichende Revenüen an, welche sie in den Stand setzen, ausländischen Gelehrten solche Vortheile zu bieten, wissenschaftliche Reisen unternehmen zu lassen und seientifische Sammlungen zu begründen und zu unterhalten.

Die Zahl der Professoren beläuft sich auf nahe an 40, und die der Studenten ist seit 1802 von 100 auf 200 bis 400 und jetzt auf 600 gestiegen. Es befanden sich 1840 hier 573 Studirende, und zwar Ehstländer 243, Ehstländer 68, Kurländer 107, Liv-Ehst- und Livländer 4, Polen 12, Ausländer 11. Sept man die Anzahl der Liv-, Ehst- und Kurländischen Studenten mit der Anzahl der Einwohner ihrer respektiven Provinzen in Vergleich, so ergiebt sich, daß aus Kurland einer von 3000, aus Ehstland einer von 4000, aus Livland einer von 3000 in Dorpat studirten. Nichtsdestoweniger aber studirten, im Ganzen genommen, aus Kurland die meisten, aus Ehstland, wo der Adel gewöhnlich Militairdienste sucht, die wenigsten Männer. Daß die Kurländer in Dorpat so schwach repräsentirt sind, kommt daher, weil sie mehr als die Livländer das Ausland besuchen. Die Polen werden hierher geführt, weil es in ihrem Vaterlande jetzt immer schwerer wird, etwas Gescheides zu lernen. Die Ausländer, welche hier studiren, sind größtentheils solche, welche auf eine Anstellung in Rußland spekuliren.

Die Professoren sind durchweg Deutsche, mit Ausnahme des Professors der Russischen Literatur und eines jungen Russischen Professors der Chirurgie.

Diese Deutschen werden gewöhnlich aus dem Auslande berufen; denn die Universität hat es bisher noch nicht verstanden, sich selbst neue Professoren zuzuziehen. Es liegt dies hauptsächlich in dem Mangel an Konkurrenz. Der jungen Privatdocenten, so wie der außerordentlichen Professoren, sind wenige. Dabei haben diese keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, weil jedes wissenschaftliche Fach mit einem ordentlichen Professor besetzt ist, bei dem die Studenten dasselbe zu hören gezwungen sind. Dieses Verschließen, wo der Einzelne, daß jedes Fach nur mit einem Professor besetzt ist, der durchaus nicht die Konkurrenz eines Nebenbuhlers zu fürchten hat, muß natürlich die Thätigkeit der Universität lähmen. Und vergleicht man das, was hier geschieht, mit dem, was auf Deutschen Universitäten zu Tage gefördert wird, namentlich in Bezug auf die schriftstellerischen Produktionen, wenigstens in Bezug auf die Vielseitigkeit, so möchten wohl die Dorpatischen Leistungen sehr unbedeutend erscheinen. Ganz anders aber nimmt sich die Universität aus, wenn man sie von Osten her betrachtet. Sie ragt dann über Alles, was sich in Rußland noch sonst Universität nennt, bedeutend hervor, und ihre Wirksamkeit erscheint in Bezug auf Rußland so groß, daß es sich der Mühe lohnt, sie etwas näher ins Auge zu fassen.

Die Universität ist durchaus von Deutschem Geiste beseelt, was sich von keiner der fünf übrigen Russischen Universitäten, wenn gleich auch bei jeder von ihnen einige Deutsche angestellt sind, behaupten läßt. Es existiren unter den Professoren und Studirenden viele kleine Gesellschaften und Vereine zu wissenschaftlichen und literarischen Zwecken, nämlich ein naturhistorischer Verein, einige Lesegesellschaften, eine juristische Gesellschaft und ein sogenannter Professoren-Abend, eine Gesellschaft, an der alle Professoren Theil nehmen und in welcher sie sich durch Vorträge und Conversation das allgemein Interessante aus ihren Fächern mittheilen. Derartigen Verbindungen existiren auf den eigentlich Russischen Universitäten gar nicht, wo die Professoren höchstens in vollen Conferenzen zur Abmachung von Geschäften zusammenkommen. Die naturforschende Gesellschaft in Moskau macht die einzige mir bekannte Ausnahme davon. Ja man könnte in gewisser Hinsicht sogar behaupten, daß in Dorpat mehr Geselligkeit zu Zwecken der Bildung übrig sey als auf Deutschen Universitäten, was dem Orte theils zum Lobe, theils zum Tadel gereicht. Die Professoren leben dort in mehr freundschaftlich kollegialischen Verhältnissen, wodurch denn eben solche Verbindungen wie jener Professoren-Abend — etwas Aehnliches, glaube ich, existirt auf keiner Deutschen Universität — hervorgerufen werden. Dieser Frieden ist nun recht hübsch, doch ist nicht blos Friedensliebe, sondern auch der Mangel an wissenschaftlicher Reibung und kritischer Energie die Ursache davon. Auf Deutschen Universitäten ist immer das Schwert heraus, wenn der eine Kollege mit dem andern über wissenschaftliche Punkte nicht einig ist, so verdirbt dies gewöhnlich auch ihre sonstigen freundschaftlichen Verhältnisse. In Dorpat hängt man die Waffen der Kritik, welche Unfrieden in die Gemeinde bringen, an die Wand, läßt sinn gerade seyn und vor allen Dingen über allzu heftige Differenz — die Suppe nicht kalt werden.

Jener Deutsche Geist, der auf der Dorpater Universität herrscht, macht es denn auch, daß sie in ganz Rußland einer ungemeinen Achtung genießt. Wenn Einer in Dorpat sein Examen gemacht hat, so ist gar kein Zweifel mehr, daß er ein grundgelehrter Mensch sey, und ein Dorpater Professor ist ein Ausbund alles Wissens. Die Universität nimmt natürlich an dem mächtigen Einflusse, den die Deutschen Ostsee-Provinzen überhaupt auf Rußland üben, bedeutenden Antheil. So wie der Adel des Landes den Russischen Armeen seine Generale und Staatsmänner giebt, so wie die Deutschen Seestädte Petersburg und andere Russische Plätze mit Großhändlern und Spekulanten versorgen, eben so liefert Dorpat die Gelehrten, Theoretiker wie Praktiker. Insbesondere werden hier jährlich viele junge Aerzte gebildet, die alsdann in allen Gegenden des großen Reiches sich als Militair- oder Oekonomie-Aerzte vertheilen. Fast in jedem Russischen Städtchen findet man einen Dorpatischen Arzt. Eben so gehen von Dorpat viele Lehrer und Erzieher aus, die dann im ganzen Reiche in Privathäusern und an den Schulen, zu deren Direktoren sie sich gewöhnlich emporschwingen, oft bedeutende Wirkungskreise finden.

Aus dem Dorpatischen Professoren-Institute, einer Bildungs-Anstalt, die blos auf Bildung akademischer Lehrer Russischer Nationalität berechnet ist, gehen jährlich mehrere junge Professoren hervor, um die Stellen an den Russischen Universitäten zu besetzen. Die Prediger der vielen in ganz Rußland zerstreuten Deutschen Gemeinden sind Ostsee-Provinzianer, und nur an Rechtsgelehrten ist sein Absatz nicht so groß; denn Advokaten und Richter aus Dorpat kann Rußland nicht brauchen. Die Dorpatischen Examen sind gewöhnlich sehr streng, und Jeder, der mit dem Zeugniß der Vollständigkeit Wissen vertauscht. Zum Doktor wird nicht so leicht Einer promovirt wie bei uns, weshalb auch der Deutsche Doktor in Dorpat sehr wenig angesehen ist, und Jeder, der sich dieses Titels bedienen will, muß sich dort noch einmal examiniren und promoviren lassen, wobei denn Manches so schlecht bestellt, daß er sich dieses Prädikats begeben muß.

Die Professoren stehen sich in Dorpat außerordentlich gut, sind doppelt so hoch besoldet als die unsrigen und haben nur halb so viel zu thun. Haben sie eine gewisse Reihe von Jahren gedient, so ziehen sie sich gewöhnlich als Gutsbesitzer aufs Land zurück oder verzehren ihre reichliche Pension im Auslande.

Nicht kann unter diesen nicht verschiedene Kategorien erkennen, unter denen sich insbesondere die sogenannte Sächsische oder ausländische und die inländische oder die der geborenen Livländer bemerklich machen, jene durch ihre größere Gelehrsamkeit und diese durch ihre Anspruchslosigkeit und angenehme Geselligkeit.

Diese angenehme Geselligkeit aber, dies freundlichse, gefälligste und heiterste Thee-, Ball- und Gesellschafts-Leben, das in Dorpat; wie überhaupt in den ganzen Ostsee-Provinzen, Alles in seinem lieblichen Strome mit fortreißt, ist eben hauptsächlich daran schuld, daß die literarische, d. h. die bücherschreibende literarische Thätigkeit, so außerordentlich unbedeutend ist.

> „Was sieht man in dieß dürren Gänge,
> Ist nicht es drinnen duß genug.
> In dichten kunnen Drangvoll
> Gelegenheit zu Spaß und Trug?“

Es ereignet sich ungemein selten, daß von Dorpat oder überhaupt von den Ostsee-Provinzen irgend ein tüchtiges und Aufsehen erregendes Buch ausgeht, trotz der außerordentlichen Masse gebildeter Köpfe, welche diese Provinzen sich produziren.*) Man erwäge, daß es in Dorpat allein gegen 40 ordentliche und außerordentliche Professoren giebt, daß alle Ostsee-Provinzen zusammen etwa 80 andere Professoren, Doktoren und Lehrer an Gymnasien enthalten. Man denke ferner an die vielen Hunderte von Predigern, Aerzten, Rechtsgelehrten und an die vielen adeligen Gutsbesitzer, welche studirt haben und sich als mehr oder weniger gute Dilettanten, wenn auch nur zum Zeitvertreib und Handlangerdienste der Wissenschaften berufen ansehen können, so wird man leicht ein paar tausend Leute herausbringen, die immerhin neben ihren praktischen Geschäften noch Muße genug übrig behielten, ihre Ideen und Erfahrungen über diesen oder jenen Gegenstand zu ordnen und durch den Druck der Welt bekannt zu machen.

Alle Provinz-Männer zusammengenommen liefern vom 1. Januar 1840 bis zum 1. Oktober desselben Jahres, also in neun Monaten, in verschiedenen Sprachen nicht mehr als 120 Werke und Berichten drucken. In Lateinischer Sprache erschienen davon 7, in Russischer ebenfalls nur 7, in Ehstnischer 6, in Lettischer 18, in Deutscher 84. Konnten wir diese Zahlen als allgemeine Verhältnißzahlen zum Studium ziehen, so würden demnach in Deutscher Sprache in den Ostsee-Provinzen etwa zwölfmal mehr Bücher geschrieben als in Russischer, und für die Letten dreimal mehr als für die Esthen. Die Lateinischen Bücher waren fast durchweg Dissertationen Dorpater Doktoren, die Lettischen und die Ehstnischen meistens religiösen Inhalts, Gebetbücher, fromme Erzählungen, wie z. B. Nubbaga Jahsep (der arme Joseph), eine fromme Geschichte, oder: Kuju gaus Jahne (der Schalmeier Johann), ein wahrer Erzählungs- oder Sonntagsvergnügungs-Abend (Sonntags-Arbeiten), oder Anweisung, wie man den Sonntag heiligen soll. Nur einige wenige waren zur wissenschaftlichen Belehrung bestimmt.

Unter den 84 Deutschen Büchern waren sogar viele Gelegenheitsgedichte, oder Preiscourante für Blumen und dergleichen, der Gesänge der Bigalschen Liedertafel, Vereinsberichte, Einladungen zu Gymnasialprüfungen, Bibelgesellschaftsberichte, Musikstücke, Rechnungsabschlüsse von Sparkassen, Predigten und andere solche Sachen, die schwerlich je dem großen Weltbuchhandel einen bedeutenden Aufschwung geben werden, mitgerechnet. Vergebens strengte ich meine Aufmerksamkeit an, um das eine oder andere bedeutsamere wissenschaftliche Werk darunter zu finden.

An Tages- und Wochenblättern erschienen in den ganzen Ostsee-Provinzen etwa 20, ich habe ihrer wenigstens nicht mehr aufbringen können, 6 politische (zu Reval, Libau, Pernau, Mitau, Riga und Dorpat), 4 belletristische (Provinzialblätter für Kur-, Liv- und Ehstland, das Magazin angenehmer Unterhaltung, der Zuschauer, der Refraktor, 3 wissenschaftliche (das Inland, Journal der Kurländischen

*) Professor Mädler war auch nicht in Dorpat, als der Verf. dieß schrieb; sonst hätte er wohl dessen kürzlich erschienene, außerordentlichen Anklang findende „populäre Astronomie“ als ein solches Werk bezeichnen müssen. D. R.

Digitized by Google

ökonomischen Gesellschaft, ein für Russische Statistik und Völkerkunde begründetes Journal, einiger für die Ehen bestimmte und dann noch mehrere Amtsblätter.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Die Stadt Barcelona.

(Schluß.)

Der Hauptfehler des Spanischen Volkes ist der Mangel an Unterricht. Barcelona ist ohne Zweifel nach Madrid die zweite Spanische Stadt, in der man die Wissenschaften, besonders die praktischen, treibt. Dies ist leicht zu begreifen. Da Barcelona die fabrikreichste Stadt in Spanien, der Mittelpunkt aller Industrie auf der Halbinsel ist, mit Ausnahme der Berg- und Metallwaare, der vorzüglich nach Biscaya, Kärnten, Andalusien und einem kleinen Winkel von Estremadura, Almaden (dem berühmten Quecksilber-Bergwerke, das dem Hause Rothschild so große Zinsen trägt), verlegt ist, so ist man, beim ersten Anblick, geneigt zu glauben, daß diese Stadt von Männern strotzen müsse, die in der Chemie, Physik, Mechanik und Mathematik ausgezeichnet wären.

Dem ist aber nicht also, und nur mit Ausnahme einiger Männer, die der Wissenschaft ihr ganzes Leben gewidmet und die in Frankreich studirt haben, wie Nuria, Professor der Chemie bei der Handels-Junta, und Lodeil, Professor der Geologie und Mineralogie bei derselben Junta, und einiger anderer Gelehrten und drei bis vier Fabrikanten, die einige Jahre zu Lyon, zu Marseille oder Paris studirt haben, hat Barcelona keine Männer aufzuweisen, auf die es mit Recht stolz seyn kann.

Die Hauptstadt von Catalonien ist indessen auf dem Wege, sich zur Höhe der heutigen Industrie emporzuschwingen; sie ist gedeihig, arbeitsam, und da es ihr an Ordnungsliebe und Spekulationsgeist nicht mangelt, so dürfte es ihr leicht glücken. Hierin sie nicht übergroße alle Sequemlichkeiten für den Absatz der Produkte dar! Finden nicht die Catalonischen Gewebe ihren Markt in ganz Spanien und seinen Kolonieen, deren Wichtigkeit noch immer unermeßlich ist, da sie dem Mutterstaate jährlich mehr als hundert Millionen Einfuhrie bringen? Es ist nur freilich zu bedauern, daß Barcelona der Politik England unterliege, die sie, in wenigen Jahren zu Grunde richten würde, wenn es vermittelst Bestechung und Intriguen zu dem Handels-Traktate gelangte, nach dem es so begierig strebt.

Und, man muß es frei heraussagen, die Engländer, die nichts entmuthigt, werden gewiß alle mögliche Mittel versuchen, um die Fabriken in Catalonien zu zerstören. Was haben sie nicht schon gethan, um zu diesem Zwecke zu gelangen! In den Kontrakts-Klauseln, die Spanien ratifiziren mußte, um den Vertrag von Vendjabal vorgeschlagene Anleihe von Großbritannien zu erhalten, war der Ruin der Industrie Catalonieus so genau berechnet, daß man ausdrücklich verabredete, ein Theil der einliehenen funfzig Millionen sollte zur Entschädigung für die Fabriken dieser Provinz verwendet werden.

Ich hätte Ihnen gern angegeben, wie hoch sich die Quantität der rohen Wolle, Baumwolle und Seide belaufe, die in Barcelona verarbeitet wird. Unglücklicherweise aber habe ich mir keine genaue Data hierüber verschaffen können. Die Mehrzahl der Fabriken, Manufakturen und Werkstätten in Barcelona werden oder wurden von Franzosen verwaltet oder von ihnen gegründet. Ich habe nicht viel Fabriken gefunden, in denen ich nicht wiederum einem Lustier begegnet wäre, der mir sagte, er sey aus Mühlhausen (im Elsaß), oder aus Lyon, oder aus Paris.

Barcelona hat eine medizinische Schule, die zweite in Spanien. Die meisten Professoren sind in die Ideen der Französischen Aerzte eingewebt; sie studiren ihre Wissenschaft in den Werken eines Broussais, Lerminier, Sabattier, Beltrau u. s. w. Diejenigen, welche die Französische Sprache nicht verstehen, bemühen sich bei Uebersetzungen französischer Bücher. Die Aerzte und die vorzüglichsten Chirurgen haben sich in Montpellier oder in Paris ausgebildet. Die Innung der Chirurg-Barbiere besteht hier noch in ihrer ganzen ehemaligen Thätigkeit und Kraft. Die Lanzette und das Rasirmesser durchkreuzen sich auf der Barbierschüssel oberhalb des Ladens des Chirujano sangrado.

Das merkwürdigste Institut für den Unterricht, das Barcelona besitzt, ist ohne Zweifel die Schule der Handels-Junta. Ich kenne keine Stadt in Europa, die eine ähnliche Anstalt aufzuweisen hätte, und gewiß ist sie des Lobes und der Nachahmung würdig.

Ein ungeheures, an die Börse (la Lonja) anstoßendes Gebäude ist das Lokal, in dem der wissenschaftliche und artistische Unterricht jedem Besucher frei ertheilt wird. Professoren der Chemie, der Physik, der Zeichnenkunst, der Skulptur, Architektur u. s. w., von dem Vorstand der Handels-Junta der Stadt salarirt, unterrichten daselbst in der Kunst und Wissenschaft in ungeheuren Sälen, die leider jedoch zu wenig zusammenhängen.

Gaumen zu dem schwarzen Verbrechen verleiten ließ, Früchte vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen zu kosten. Das Wissen wurde demnach ursprünglich von Gott selbst verworfen und bestraft. Ohne diese Speise, Alles zu wissen, welche Adam und Eva freulich auf und vererbt haben, wurde die Menschheit in ewiger Glückseligkeit gelebt haben, unter der einzigen Bedingung, mit einigen Annehmlichkeiten und mit einer weit größeren Anzahl von Leiden unbekannt zu bleiben. Die Natur wollte es anders; indem sie uns Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, ein Gehirn zum Denken, einen Mund zum Sprechen verlieh, gab sie uns alle diese Werkzeuge, um empfangen und mitzutheilen; doch ist es erwiesen, daß unser Glück in gleichem Maße mit unserer geistigen Bildung gesteigert ist? Ich halte mich an die alte Ueberlieferung, welche ein goldenes Zeitalter an die Wiege des Menschengeschlechtes setzt. Und warum war der Mensch damals glücklicher? Weil er die verschiedenen Güter der Natur genoß, ohne die Ursachen derselben zu wollen. Später haben sich die Wissenschaften eingefunden, und mit ihnen die Akademieen, die Rangstreitigkeiten, die Kriege der Gelehrten, Kriege, welche nicht weniger hitzig geführt werden, als die der Völker, doch mit dem Unterschiede, daß diese die ehrne Erde, jene Nebel und Wolken zu ihrem Schauplatz haben. Wie oft ehrt man heute als Wahrheit, was morgen als Irrthum verworfen wird. Welche widersprechenden Ansichten, ehe man das Feststehen der Sonne und die Bewegung der Erde erkannt hat! Ist man in der Staatswissenschaft über die beste Regierungsform einig geworden? ein Volk zieht die monarchische vor, welche einen Herrscher, ein anderes die demokratische, welche Taufende bestimmt. Bleibt in der Metaphysik die menschliche Seele nicht ein immer unglaubtes, ewig unbekanntes Räthsel? Sind selbst die Grundsätze der Moral bei allen Völkern begriffen? In Indien verbrennen sich die Weiber auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer, um sich der Möglichkeit zu berauben, ihnen untreu zu werden; in Europa lassen die Witwen ihre Gatten ruhig vorangehen und suchen sich so bald als möglich einen Trost unter den Lebendigen. Während der Geübtere in Schätzung der feinsten Weinen auf einen heilige Pflicht anstieht, halten die Wilden es für ein Verdienst, ihre Herren Väter durch Keulenschläge zu tödten, unter dem Vorwande, ihnen die Bürde des Alters abzunehmen. Ueberall Zweifel, Verwirrung, Widersprüche der Ansichten.

Selbst die Wissenschaften im engeren Sinne sind dem Irrthum unterworfen, und führen mannigfache Nachtheile mit sich. Ich kenne kein erhabeneres Studium, als das der Astronomie; doch bei tiefer Betrachtung des Firmamentes stumpft man sich über die Sehorgane ab, wenn man sich nicht durch das ewige Aufsaunen der Pracht des gestirnten Himmels den Verstand verwirrt, oder gar, bei materialistischer Auffassung, zum Atheisten wird. Während man betrachtet, was am Himmel sich ereignet, vergißt man, um sich selbst zu studiren, was auf der Erde vorgeht. Dies beweist der Astrolog der Fabel, welcher den Mond betrachtet und während dessen in eine Grube stürzt.

Und die Leidenschaft für naturwissenschaftliche Forschungen und Reisen nicht Opfer wie Plinius, Le Peyrouse und so viele Andere dahingerafft? Hat Christoph Columbus den Ruhm, eine Welt entdeckt zu haben, die nicht einmal seinen Namen trägt, nicht in Fesseln gebückt?

Ist die Medizin die heilbringendste oder die verderblichste aller Wissenschaften? Noch ist die Frage nicht gelöst, so viel manche Hippokrates unserer Tage dagegen einwenden wird. Noch steht es nicht fest, ob sie nicht blos dazu da ist, um die kleinen Noth zu verlängern, welches ohnehin so kurz ist; ob nicht das menschliche Leben in der Urzeit nur darum so lang war, weil die Natur sich selbst half, ohne die abenteuerlichen Eingriffe der Kunst. Vielleicht wurde Methusalem nur neunhundert Jahr alt, weil es damals noch keine medizinische Fakultäten gab!

Die Erfindung des Pulvers erhöht den Reiz unserer öffentlichen Feste, indem es dieselben durch prachtvolle Feuerwerke krönt; doch diesem friedlichen Vergnügen stehen die Schlachtfelder gegenüber, auf denen die Völker durch dieselbe Erfindung nur schneller und sicherer sich gegenseitig morden lernen.

Der Erfindung der Buchdruckerkunst hat der menschliche Geist die Sklaverei, die Anarchie und so viele andere Gedichte hervorgebracht, welche nicht allein Erfolg gehabt haben, ohne durch Zeitungs-Insertionen, die Zeile zu dreißig Sous, und durch Anschläge an den Straßenecken angepriesen zu werden. Die Presse hat zur Ausbreitung des Geistes und der Wahrheit gedient, ich weiß es; doch sie hat eben so sehr den Unverstand und die Lüge gefördert, welche früher mit dem Worte verhallten, jetzt in den Büchern ewig werden.

Die Dampfkraft rühmt sich ihrer hohen Fortschritte. Doch ehe man den Dampf auf unseren Flüssen und unseren Eisenbahnen in Anwendung gebracht hat, hätte die Regierung zahlreiche Gesellschaften zur Versicherung gegen die Explosion gründen sollen, oder wenigstens das Geheimniß erfinden, auseinandergerissene Beine und Arme, welche sie eine so liebliche Reise durch die Luft machen läßt, ohne Schmerz wieder zusammenzufügen.

Ein wesentlicher Fehler unserer Jahrhunderts ist der Hochmuth, welcher meint, die Menschheit sey seit sechstausend Jahren im Dunklen gewandelt, und uns allein sey die Ehre aufbehalten, alle Künste, alle Wissenschaften, alle Wahrheiten zu entdecken. Die gegenwärtige Erziehung vergrößert diesen Fehler; sie bedauert die Kinder wie Erwachsene. Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Englisch, Geschichte, Philosophie, Grammatik, Mathematik, Chemie folgen auf einander ohne alle Ordnung und Methode; so gleiten sie über die Oberfläche ihres Gedächtnisses hin, anstatt in ihren Geist einzudringen. Auf diese Weise erhalten wir die vielen, ich sage nicht, halben Gelehrten, dies wäre doch Etwas, wie Viertheile, Zehntheile, die Bruchtheile von

*) Das Ding ist nicht ganz so ironisch wie es aussieht. Herr Bignan scheint wirklich einige Furcht vor der Wissenschaft zu haben und darum seine Besorgniß die Maske eines ironischen Lobes der Unwissenheit zu leihen.

Digitized by Google

Gelehrten, welche sich mit dem letzten Anstrich der oberflächlichsten Bildung begnügen. Früher lernte die Jugend weniger auf einmal, doch sie lernte mehr.

Die Erziehungs-Anstalten für Mädchen sind von diesem Vorwurfe nicht weniger frei, als unsere Gymnasien. Die jungen Damen kommen mit so vielfachen Talenten in den Sprachen, der Musik, der Malerei und der Tanzkunst aus denselben zurück, daß ihre Liebhaber sich fast schreuen, sie zu heirathen, aus Furcht, daß sie in vielen Dingen mehrwisse zu wissen.

So scheint die Wissenschaftlichkeit unserer Tage für beide Geschlechter gleich gefährlich zu seyn. Eine andere ihrer Schattenseiten ist, daß diejenigen, welche sich ausschließlich der Wissenschaft widmen, keinen Sinn für Geschäfte und das Treiben der Welt haben, weil ihre Gedanken auf entfernte Reiche und Jahrhunderte gerichtet sind. Ein Mann, der in stiller Klause sich den Kopf zerbricht, wie diese Zeit, sich für ein politisches System, oder für den Wechsel unserer Ministerien zu interessiren. Kommt er in Gesellschaft, so zeigt er jene Schwerfälligkeit der Gedanken, jene Härte des Charakters, die er während seiner Arbeiten unwillkürlich angenommen hat. Verschanzt er sich nicht hinter ein verächtliches Schweigen, so spricht er mit hochgelahrter Selbstgenügsamkeit; er unterhält sich nicht, er trägt vor, er deklamirt und setzt sich im Gesellschafts-Saal nur seine Kollegien-Vorlesungen fort. Hat man je die gesellige Anmuth eines Grotmeters, die Geschmeidigkeit eines Sanskritaners, die Heiterkeit eines Philosophen gerühmt? Bei einem Mahle von Poeten, Musikern, Künstlern spricht der Witz; das Vergnügen braucht nicht eingeladen zu werden, es stellt sich von selbst ein; doch hat man es gehört, daß ein Gelage von Gelehrten als eine Erholung betrachtet worden ist? Oft können sogar die Folgen unangenehm seyn. Man weiß von Fällen, daß Gelehrte sich schwarze Suppen und andere Spartanische Delikatessen bereitet haben und sich dabei sast vergiftet hätten.

Angesichts der Nachtheile der Bildung, die ich weit entfernt, die Unwissenheit als Gegengift gegen dieselbe zu empfehlen; ich will mich hier nur darauf beschränken, einige Lichtseiten derselben anzudeuten.

Zuerst behaupte ich, daß es eine Naturnothwendigkeit sey, jede menschliche Bestrebung in gewisse Gränzen einzuschließen. Der weiseste Philosoph des Alterthums, Sokrates, pflegte zu sagen: Ich weiß nur, daß ich Nichts weiß. Und ist Montaigne's „Was weiß ich?" nicht ein Beweis der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes, ein Beweis, der um so merkwürdiger ist, als er aus dem Munde eines Mannes kommt, der vor Vielen geeignet war, die Ueberlegenheit desselben zu zeigen. Und wenn es uns unmöglich ist, Alles zu wissen, so füge ich hinzu, daß es oft nützlich ist, unwissend zu seyn. Virgil kann in melodischen Versen gut auseinander setzen, daß die Weisheit, der Gesetze der Natur kennt. Das Evangelium, das die im Geiste Einfältigen glücklich preist und ihnen das Himmelreich verspricht, scheint eine mehr trostreiche und allgemeiner anwendbare Lehre aufzustellen; denn ungeachtet aller Vervollkommnung unserer Epoche sind die im Geiste Einfältigen ziemlich noch so bei weitem die Mehrzahl, daß die Schaaren der Unterwürfigen nur sehr groß seyn müssen. Und genießen sie für Erwartung der künftigen Seligkeit nicht auch hier schon einen Vorschmad derselben? Während sich die Weisen über ihren Folianten abplagen, Heiterkeit, Ruhe, Glück und selbst das Leben verlieren, erfreuen sich die Unwissenden fast stets einer kräftigen Gesundheit und leben lange. Und indem sie sich selbst mehr vergnügen, langweilen sie Andere weniger. Ihr Schweigen selbst ist von bedauflicher Beredsamkeit der Gelehrten und dem Geschwätz der Halbgebildeten vorzuziehen.

Wenn nun die Wissenschaft nicht zu den unerläßlichen Bedingungen des Glückes gehört, so wäre doch ein Zustand vollkommener Unwissenheit weder der menschlichen Natur, noch den gesellschaftlichen Verhältnissen angemessen. Die Lebensweisheit besteht demnach darin, weder zu geizen, noch zu verschwenden zu seyn, und vor Allem der Vorsehung zu danken, daß sie gewisse Geheimnisse mit undurchdringlichem Schleier verhüllt hat. Wenn wir die Stunde unseres Todes voraus wüßten, die Schrecken unserer Einbildungskraft würden uns jeden Augenblick zur Todesqual machen, wir würden unfähig seyn, an die Gegenwart und Zukunft zugleich zu denken, während wir jetzt noch dem Genußreichen dann pflegen. Würden wir uns so warm der Freundschaft hingeben, wenn wir künftige Treulosigkeit voraussähen? Von einer gewissen Gattung ehelichen Unglücks, dem, nebenbei gesagt, die Herren Gelehrten mehr ausgesetzt sind, als irgend Andere, sagt La Fontaine sehr sinnreich: Wenn man es nicht weiß, so ist es Nichts. Wäre er mehr Philosoph gewesen, er würde gesagt haben: Wenn man es weiß, ist's eben auch nicht viel. Die hohe Kunst, in der großen Welt sich gut zu bewegen, ist, nicht auszusprechen, was man denkt. Wer von uns würde einen Gesellschafts-Saal betreten, in dem man uns mit höchster Freundlichkeit empfängt, wenn wir nachträglich erführen, was man nach unserer Entfernung über uns gesprochen? Ist solch eine Täuschung nicht angenehm? Es ist oft so süß, zu glauben, und so barbarisch, enttäuscht zu werden. Die Unwissenheit ist somit bisweilen ein Glück.

Aus diesen Sätzen könnte man schließen, ich wolle die Wissenschaft in die Acht erklären und die Unwissenheit auf den Thron erheben; nein, das möchte ich nicht, ich habe nur versucht, darzuthun, daß das Uebermaß der einen uns schädlich werden kann und die andere nicht ohne allen Vortheil ist, daß es demnach das Beste ist, sich beider mit Maß anzueignen. Uns zu lieben, und zu bemitleiden, und gegenseitig zu unterstützen, das ist die Weisheit, in deren Besitz wir uns so schnell als möglich setzen müssen; und gegenseitig zu hassen, zu schmähen, zu beleidigen und vor Allem zu langweilen, das sind die Mängel, mit denen es ehrenvoll ist, nicht bekannt zu seyn. So schließe ich und bin begierig, wenn ich meinen Zuhörern nicht das Geheimniß gelehrt habe, vor dessen Bekanntschaft ich sie zu dringend warne, das Geheimniß, zu langweilen.

A. Signan.

Mannigfaltiges.

— Der Flüchtig-Reisende in Spanien. Derselbe Kavalier, der unter der Maske des Flüchtig-Reisenden vor etwa drei Jahren die Skizzen einer Exkursion nach Griechenland herausgab, die damals viel gelesen und besprochen worden, hat zu Anfang dieses Jahres einen Ausflug nach Spanien unternommen, den er uns jetzt in einem zweiten Bande seiner „Flüchtigen Bemerkungen" beschreibt.*) Wie in dem neuen Griechenland, wird man auch in Spanien an der Hand des Verfassers sich gefallen, so leicht weiß er sich und uns die Reise zu machen, und so unterhaltend sind seine Darstellungen. Bo er uns auch hinführen mag, man fühlt sich überall in guter Gesellschaft; er belehrt, ohne sich das Ansehen der Gelehrsamkeit zu geben; er lobt und tadelt, ohne im Tadel persönlich zu werden und zu verletzen, und ohne im Lobe die Heimat auf Kosten der Fremde oder die Fremde auf Kosten der Heimat zu erheben. Der erste Abschnitt des Buches beschäftigt sich ausschließlich mit Paris, also mit einem Gegenstande, von dem man kaum glauben könnte, daß ihm noch eine neue Seite abzugewinnen sey. Gleichwohl weiß der Verfasser Dinge zu ergählen, die man vielleicht in der Französischen Hauptstadt selbst mit Interesse lesen würde. Er stellt nämlich das heutige Paris mit dem von 1803 zusammen, wie er es unter dem ersten Konsul, wenige Jahre nach der Schreckens-Herrschaft, kennen gelernt, und da er damals eben so wie jetzt Gelegenheit gehabt, in die ersten Zirkel zu kommen, so bieten sich ihm natürlich sehr interessante Vergleichungspunkte dar. Unter Anderem schreibt er: Wenn ich jetzt von Paris wie es vor 28 Jahren war: „Paris bot gewiß damals in sich selbst alle die merkwürdigen Kontraste dar, die es jetzt wiederum im Vergleiche zum Jahre 1803 aufstellt. Eine gräßliche Revolution hatte zwar so vieles Bestehende vernichtet, aber dennoch blickte die Liebe zum Alten, oder vielmehr die Anhänglichkeit an das Neue zu finden, allenthalben durch. Wenn ich mich zu Marseille eine Zeitschrift gelesen hatte, welche die Worte enthielt: Ici réside une Administration Républicaine, qui exècre les Rois et leurs suppôts, und mit dem Titel Citoyen angeredet ward, so fand ich dagegen zu Paris schon einen König, unter dem Namen Konsul, wieder, und zwei Konsuln, die seine suppôts waren; das Citoyen hatte sich in Monsieur umgeändert, die Göttin der Vernunft der wahren Religion wieder weichen müssen, an deren Stelle republikanische Kalender und noch im Gange war, so wurde derselbe doch sogar von den Possenbuchern lächerlich gemacht und mit den Namen der Monate die schmutzigsten Vergleichungen angestellt. — Aber auch das schärfste Auge hätte beim Eintritt in eine Gesellschaft nicht die Idee gehabt, sich in einer Republik zu befinden, wie sie in damals noch unverdorbenen Zeiten in Amerikanischer Freiheitsachtung sich darstellte. Mit Degen, Haarbeutel, Uniformen, Habits habillés, anders sah man kein großes Diner. Bald erschienen Einzelne ungepudert, aber dieses als Ausnahmen. Die Menge war den alten Formen treu geblieben. Man sprach von den Honeurs de la Révolution, man gestand, man habe sich geirrt; Freiheit sey gut, aber nur in einem gewissen Umfange; die Tempel waren mit Gläubigen überfüllt, vornehme Damen, unter anderen die Gemahlin des Preußischen Gesandten, Marquis de Luchesini, quettirten selbst in der Kirche in vollem Staate, von ihrer Dienerschaft in Gala gefolgt, und so suchte ein Jeder mit wahrem Eifer die noch nicht realisirten Gebräuche wieder auf, die gewissermaßen zum Symbol einer sich befestigenden Gestalt der Regierung dienen sollten." — Mancherlei Anekdoten und Charakterzüge aus der Zeit des Konsulats werden dann mitgetheilt. Vorzugsweise aber ist es das Theater, dessen Interessen der Verfasser gern bespricht und dem er auch bei seinen Schilderungen Spaniens diese Aufmerksamkeit schenkt. Auf diese Spanischen Schilderungen denken wir nächstens noch in einem besonderen Artikel zurückzukommen.

— Zweierlei Kanon. Alphonse Karr ergötzt im neuesten Hefte seiner „Wespen", daß bei den zahlst in Paris gefeierten Juli-Festen ein Spaßvogel, mit Bezug auf die Vorgänge und Betrachtungen in Toulouse, folgende vier Zeilen sinnmirt habe:

> L'émeute est tour à tour défendue et permise;
> Le gouvernement de Juillet,
> Selon les temps, les lieux et surtout l'intérêt,
> La canonne ou la canonise.

Auf Deutsch lassen sich diese Zeilen etwa folgendermaßen wiedergeben:

> Verboten bald und bald erlaubt
> Ist der Krawall, wo Juli-Herren regieren:
> Drei kanonirt man auf ihn los,
> Hier läßt man ihn kanonisiren.

*) Auch unter dem besonderen Titel: Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid von C. H. v. von Arnim. — Berlin, Alex. Duncker, 1841.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Zeitungsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Mittwoch den 22. September 1841.

England.

Geschichte des Londoner Straßen-Ausrufs.

Noch gestern tobte in London der Lärm der periodisch wiederkehrenden konstitutionellen Saturnalien, aber dieser Lärm war aber Gebeul als Geschrei zu nennen. In diesem Lärm brach die politische Stimme des Volks hervor, die schrecklichste Stimme, wenn sie vor einem jener Stürme anbraust, wie der, welcher Romulus wegraffte. Aber gestern proklamirte diese Stimme bloß die neuen Mitglieder des Parlaments, theils Tories, theils Whigs. Eine Geschichte des politischen Geschreis in London würde zugleich eine Geschichte der Englischen Revolutionen seyn, denn es giebt wohl keine Phase derselben, wo das Volk, d. h. das Volk der Straße, das Volk, welches heult und schreit, nicht seine Stimme abgegeben hätte. Aber London hat noch eine andere Stimme als die der Politik, und diese kann einer Skizze der gewerblichen und Handels-Revolutionen der Hauptstadt zur Grundlage dienen.

Vor vierhundert Jahren trieben die Mitglieder der bedeutendsten Kaufmanns-Corporationen ihren Handel auf den öffentlichen Plätzen wie gewöhnliche Hausirer; sie riefen ihre Waaren vor ihren Läden und auf den Straßen aus. In Chapside hat man eine ganze Kaufmannsgewölberung, welche unaufhörlich und in allen Tonarten ihre Sammet- und Seidenwaaren anpries. In der Umgegend von Westminster war der Lärm weniger groß. Wo man sich hinwendete, hörte man sch'reien: „Wollen Sie verkaufen? Wollen Sie wechseln? Hier sind feine Hüte zu verkaufen! Hier Brillen!“ Brillen vor der Erfindung der Buchdruckerkunst! Der Whig konnte nicht bedeutend seyn; aber Westminster war damals der Sammelplatz der Gesetzeskundigen und der Prozessirenden, welche die Hieroglyphen der Englischen Gesetze studiren mußten. Dort ging der Tintenhändler, der sein Fäßchen unter dem Arm trug, mit majestätischen Schritten auf und ab, indem er rief: „Fine writing ink, gentlemen!“ Aber auch für die Damen war gesorgt, für sie wurde gerufen: „Pretty pins, pretty women!“ — Gute Stecknadeln, schöne Damen! — „Paris thread!“ — „Pariser Zwirn!“ — „Velvet and taffety!“ — „Sammt und Taffet!

Die Straßen waren damals wahre Bazare, wo nicht nur die Kaufleute als Herren schalteten, sondern wo auch alle Gewerbe sich geltend machten; sie zeigten ein pittoreskes und belebtes Bild, welches Hogarth den Stoff zu seinem „wüthenden Musikus“ gegeben hat. Der Stuhlflechter, „old chairs to mend!“ hatte seine Werkbank unter freiem Himmel aufgeschlagen, eben so der Kesselflicker, der jedem Vorübergehenden seinen Kesselflickerwitz: „Any work for John Cooper?“ Haben Sie Arbeit für Hans Kupfer? an den Kopf warf.

Unter der Regierung der Elisabeth erklärte der Gemeinde-Rath auf Veranlassung der Klagen, welche die Bürger gegen die Corporationen erhoben, daß die Straßen und Plätze der Stadt für die Circulation bestimmt seien und nicht als Verkaufsplätze dienen sollten. Im siebenten Jahre der Regierung Karl's I. verklagte dieselbe Behörde die hausirenden Kaufleute als übelthäterische und trotzige Menschen, die mit der Sitten der Zeit duldeten alle Unordnungen, und erst 1694 wagte man gegen die Hausirer einzuschreiten. Man stellte sie in eine Kategorie mit den Dieben und Bettlern. Diese Strenge, die noch dem Reiz der Novitätsjäger hervorgerufen wurde, war übrigens ganz unnütz. Die Repressiv-Maßregeln blieben ohne Folgen, weil die Hausirer sich mit den Polizei-Beamten abzufinden wußten und ihr Geschäft nach wie vor trieben. Ueberdies waren die Laden so schlecht versehen, daß man die herumziehenden Händler kaum entbehren konnte. Dieß wurden freilich allmälig verdrängt, aber nicht durch die ausgestellten Straßen, sondern durch die Pracht und den Reichthum der Läden. Die Trödler, die nicht weniger Lärm machten, haben dasselbe Schicksal gehabt. Die Eisenkrämer haben ihre Wanderungen einstellen müssen, eben so wohl wie die alten Weiber, welche die Köchinnen aufforderten, die Fleischköpfe zu schäumen und von den Ragouts das Fett abzuschöpfen. „Any kitchenstuff have you maid? Hab' Ihr Speisefett zu verkaufen, Ihr Mädchen?“

Nur die Kleiderhändler haben sich erhalten, aber sie sind nicht mehr die grotesken Erscheinungen von sonst, die mit drei Hüten ausstaffirt waren, in jedem Arm einen betreffen Anzug trugen, im Gürtel zwei oder drei silberne Uhren zu hängen hatten und außerdem noch mit Rapieren, Mandolinen und langen Spanischen Röhren bedacht waren. Der jetzige Kleiderträger hat weder Haltung noch Originalität; er ist ein schmutziger und kriechender Mensch von unheimlichem Aussehen, mit zerlumpten Kleidern, der unsicheren Schrittes durch die Straßen wankt und nur einen dumpfen Brustton ausstößt: „Old clowze!“ (Alte Kleider.) Es giebt keinen elenderen Anblick als den Londoner Kleiderträger in seiner jetzigen Gestalt. Der Pariser Kleiderträger hat noch ein gewisses munteres Wesen, er trägt die Nase im Winde und dreht den Kopf auf den Schultern wie eine Wetterfahne. Seine Augen scheinen alle Fenster zu befragen, während seine Lippen die Aufforderung abstammen: „Habits! habits! marchand d'habits!“ Der Londoner Trödler geht immer mit gebeugtem und unbeweglichem Haupte einher; sein Gang ist langsam, seine Augen sind halbgeschlossen; er scheint in das tiefste Nachdenken verlunken und über die Wandelbarkeit des menschlichen Schicksals nachzudenken. Aber man glaube nur ja nicht, daß er schläft; er spielt die Rolle der Katze, die den Mäusen auflauert. Sein Blick ist auf alle unterirdischen Küchen gerichtet, denn hier findet er die reichste Beute; er lauert jeder Bewegung der Köchin oder Kammerfrau auf. Wenn er ein altes Kleidungsstück erhascht hat, so muß man sehen, mit welchen gierigen Augen er seine Beute mustert, mit welcher Hastigkeit er sie hin und her wendet und sie einpackt. Die alten Kleider werden gelüftet und gewaschen und dann in einen liebigen Stoff getaucht, der den schwächeren Stellen wieder eine gewisse Festigkeit giebt und es möglich macht, sie wieder mit dem Schein der lange entbehrten Wolle zu versehen. Zu diesem Zwecke wird der aufgefrischte Rock, wenn er noch naß ist, mit einem feinen wolligen Pulver bestreut, welches Verkäufer auch bei den Sammtlapeten angewendet wird. Derselbe wird sodann eine Zierde von Monmouth-street oder schmückt einen Bewohner von Australien.

In den Straßen von London findet man jetzt nicht mehr die armen Teufel, welche unter der Last ihrer schwarzen und schweren Säcke einhergingen und von Thür zu Thür riefen: „Small coats!“ (kleine Kohlen.) Die Verkäufer von Holzspänen sind ebenfalls verschwunden, eben so wie ihre getreuen Gefährten, die Holzhauer. Jetzt, wo wir so reichlich mit Brennmaterialien versehen sind, wo 600 Dampfschiffe und 2000 Wagen und unaufhörlich Steinkohlen von Newcastle zuführen, lächeln wir mitleidig über eine so armselige Aushülfe und begreifen nicht, wie unsere Väter sich damit begnügen konnten. Aber im funfzehnten Jahrhundert hatte das Parlament die Erdohle mit einem Bann belegt, und das Holz war theurer; die Krämer und Bürger von London lebten ärmlich, und für die Pelzung war sehr schlecht gesorgt. Die Wohnungen waren damals wenig gegen die eindringende Kälte geschützt, und die aus einander klaffenden fichtenen Bretter, welche den Zugboden bildeten, waren noch mit feinem Teppich bedeckt. Glücklich waren die Besitzer, welche beim Schein Fenaree! fonaree! ihre Schiebefenster öffnen und sich ein Bund Stroh heraufkommen lassen konnten. In einem der Statute Heinrich's VII. wird den diensthuenden Offizieren anempfohlen, das Schlafzimmer des Königs jeden Abend mit frischem Stroh bestreuen zu lassen. Jetzt haben alle Krämer von London kostbare Teppiche in ihren Wohnungen.

Der Ruf: „Eine Sänfte, he!“ (Sedan ho!) versetzt uns ins funfzehnte Jahrhundert. Damals sah man in den engen und schlechtgepflasterten Straßen von London noch keine Wagen; das Pferd war das einzige Transportmittel vornehmer Leute; die Sänfte war für Damen, Kranke und Greise bestimmt. Aber die Sänfte wurde durch den Wagen verdrängt. Gegen 1580 fingen die ersten Droschken in London an, sich derselben zu bedienen, und 30 Jahre später erließ das Parlament die berühmte Bill, welche den Gebrauch der Wagen beschränken sollte. Vornehme Leute fuhren nur, und da das Reiten aus der Mode gekommen war, so gingen die Eleganz, welche weder Wagen noch Dienerschaft halten konnten, zu Fuß. In allen Straßen waren damals schon bewaffnete Wesen, welche den armen Fußgänger zurriefen: „Meine Herren, lassen Sie Ihre Schuhe wichsen.“ Die Eierweiche trat so an die Stelle schwarzen Steins der Bürger der City, denn man rief damals: „Ich habe schwarze Steine, um Pantoffeln und Schuhe zu schwärzen.“ Die Anlegung der Trottoirs, das Wichsen mit der Bürste und der immer mehr um sich greifende Comfort haben den shoe-black verdrängt; am Ende des vorigen Jahrhunderts ist der Straßen-Stiefelputzer eine gefallene Macht. Wo wäre jetzt ein Commis oder Schreiber, der nicht mit lackirten Schuhen ausginge? Die wunderbaren Productionen von Hunts und Warren werden jetzt in glänzenden Wagen durch die Straßen gefahren, welche die Vorübergehenden mit Koth bespritzen. So sehr haben sich die Zeiten geändert!

Auch der vorliegenden Empfehlung des watchman: „Junge Mädchen, zündet Eure Lichter an, erleuchtet Euer Laternen! es ist

Digitized by Google

finstere Nacht", tönt nicht mehr in unsere Ohren. Im sechzehnten Jahrhundert waren die Londoner Straßen allerdings noch nicht auf Kosten der Gemeinde erleuchtet. Die Behörden überließen diese Sorge den Bürgern; Gott weiß aber, wie diese derselben sich entledigten. Damals standen an den gefährlichsten Punkten arme unglückliche Jungen (linkboys), welche den Vorübergehenden mit kläglicher Stimme ihre Fackeln oder Laternen anboten, „kostenlosen Licht." Die Londoner Straßen erhielten erst im Jahre 1694 eine regelmäßige Erleuchtung, und obgleich jetzt mehr als 60,000 Gasflammen ihr blendendes Licht in London verbreiten, so ist das Geschrei der linkmen doch noch nicht gänzlich ausgestorben. In der Nähe großer Bauten, auf Plätzen, welche gepflastert werden, findet man arme Greise, welche Laternen in der Hand halten und mit zuvorkommender Stimme flüstern: „Soll ich Ihnen leuchten, mein Herr?"

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Universitätsstadt Dorpat.

(Schluß.)

Wie in allen Städten alle literarischen und geistigen Bewegungen und Unternehmungen Deutschlands in diesen Provinzen ihr Echo finden, so zeigt sich dies denn auch in dem in neuerer Zeit hier wie bei uns mehr erwachten Associationstriebe und in den vielen in neuern Zeiten zu verschiedenen Zwecken gestifteten Gesellschaften. Fast alle die verschiedenen Arten von Vereinen, die bei uns sich ausgebildet haben, kann man auch hier finden, so Frauenvereine mit jährlichen Lotterieen und Niederlagen der Frauenvereins-Arbeiten in Riga, Libau, Mitau und Dorpat, wie in unsern Städten. Gesang- und musikalische Vereine hat man den anfangen eben so rasch nachgebildet. Es ist erst 30 Jahre her, daß Zelter in Berlin die erste Liedertafel gründete, und schon jetzt besitzen auch die Deutschen Ostsee-Provinzen in Riga, Reval und Dorpat ganz ähnliche Liedertafeln. Wohlthätigkeitsvereine, Hülfsvereine, Vereine gegen Paqetschäden u. s. w., Alles wie bei uns. Von landwirthschaftlichen Gesellschaften sind allein im Jahre 1840 drei zusammengetreten, die Kurische, Goldingensche und Livländische; die livländische ökonomische Societät ist eine der wichtigsten und ältesten unter dieser Klasse von Gesellschaften. Auch sind in neuerer Zeit mehrere Gewerbevereine, so wie auch eine Dampfschiffahrtsgesellschaft, begründet worden. An wissenschaftlichen Gesellschaften giebt es folgende:

1) die Kurische Gesellschaft für Literatur und Kunst,
2) die Gesellschaft für die Geschichte und Alterthumskunde der Ostsee-Provinzen in Riga,
3) die Lettisch-literarische Gesellschaft in Mitau,
4) die gelehrte Esthnische Gesellschaft in Dorpat, und
5) die literarisch-praktische Bürgerverbindung in Riga.

Die ersten vier dieser genannten Gesellschaften stellen ihren Mitgliedern auch Diplome aus, kreirten Ehrenmitglieder, lassen zuweilen auch einige kürzere Aufsätze drucken und haben eine Reihe von die Vollendung von Arbeiten aus, welche die Provinzen interessiren.

Die Sammlungen der Universität sind in keiner Hinsicht sehr beträchtlich. Die Bibliothek hat etwa 30,000 Bände, das zoologische und das mineralogische Kabinet sind sehr unbedeutend, doch sind beide sehr hübsch geordnet. Das rarste Stück, der Pysht von Dorpat, ist bekanntlich in der Sammlung astronomischer Instrumente der große Fiesenrefraktor, der im Jahre 1825 vom Kaiser Alexander für Dorpat gekauft wurde. Die Fremden, welche Dorpat besuchen, kennen gewöhnlich von der ganzen Stadt nichts als diesen Refraktor und halten sich nur so lange hier auf, als nöthig ist, den Domberg zu erklimmen, auf dessen höchster Erhebung er steht. Wie dem großen Mammuthskelett in Petersburg, ist auch dem Refraktor hier ein eigenes Zimmer angewiesen, in welchem er wie ein Kaiser thront, mit stets zum Himmel gewandtem Auge. Er ist fast 14 Fuß lang und schon das Aeußere seines Tubus ein Wunderwerk von Arbeit; denn die Rohre ist äußerst künstlich aus einer Menge von kleinen Stückchen harter und unelastischer Holzarten zusammengesetzt, die mit so richtiger Berechnung in einander gefügt sind, daß auch die größere Temperatur-Veränderungen keinen merklichen Einfluß darauf üben können und das Ganze bei der größten Hitze wie bei der größten Kälte unverschoben bleibt.

Von allen Sammlungen der Universität ist die der Pflanzen, der botanischen Garten, die bedeutendste und vollständigste. Sie soll nicht weniger als 15,000 lebendige Gewächse enthalten, unter denen sich viele finden, die man in andern russischen Gärten Europa's nicht sieht.

Der Buchhändler giebt es jetzt drei in Dorpat, freilich wenig genug. Doch ist dabei zu bemerken, daß die Professoren, die auf ihren Namen einführen können, was sie wollen, meistens Alles direkt aus Deutschland beziehen. Vor nicht gar langer Zeit war nur eine Buchhandlung da, die gewöhnlich in Auctionen oder bei anderen solchen Gelegenheiten ihre Lager verschleuderte, von welchem sie dann so lange andverkaufte, bis nichts mehr davon übrig war und eine andere Auction wieder eine Acquisition wohlfeiler Bücher gestattete. Das geforderte Buch, welches nicht da war, wurde nicht verabfolgt, und auf Bestellungen von Büchern, die aus dem Auslande verschrieben werden mußten, ließ man sich nicht ein. Dies ist jetzt, wie gesagt, anders, es wird den Studenten immer leichter, sich mit Büchern zu versehen, und die drei dortigen Buchladen lassen in Bezug auf Eleganz u. s. w. in der That nichts zu wünschen übrig. Auch geben sie jetzt auf jedes Buch Rabatt, während vor zehn Jahren noch nur bei einer Rechnung von hundert Thalern ein solcher bewilligt wurde.

Auch in Dorpat gab es unter den alten hanseatischen Bürgern der Stadt, deren Stamm aber jetzt, wie man schon aus dem Obigen schließen kann, völlig verwischt ist, — Dorpats jetzige Bürger sind als eine neue, aus Ausländern, Rigensern, Revalensern u. s. w. zusammengesetzte Kolonie zu betrachten — ähnliche Waffenverbrüderungen wie in Riga, die aber auch hier wie dort am Ende in Gesellschaften bloß lustiger Trinkbrüder ausgeartet zu sein scheinen. Unter einer kleinen Sammlung von Gerätschaften, die sich in einem dieser Schaze verschrieben sollen und die sich fast alle aus Weintrinken bezogen, fanden sich folgende Kuriositäten: Ein prächtiger gläserner Pokal mit allerlei Goldverzierung, zwei Fuß hoch. In dem Glase des Becherd warten ein Käfer, ein Kolibri und ein Schmetterling eingeschlossen. Wer nur bis zum Käfer trinken konnte, mußte zwei Flaschen zum Besten geben, wer bis zum Kolibri kommen konnte, kam mit einer weg. Wer aber auf den Schmetterling kam, flatterte frei davon. Ein großer Römer, in dessen hohlem Fuße ein Silberne, sehr bewegliches Glöckchen hing. Man mußte so trinken, daß das Glöckchen nicht anlönte; wer das nicht verstand, war allerlei Strafen unterworfen. Ein großer silberner Becher oben mit einem kleinen goldenen Männchen, welches, wenn man es drückte, die Oeffnung des Gefäßes klug verschloß. Der Trinker, der nun während des Trinkens dieses Männlein mit der Nasenspitze so zu drücken verstand, daß es das Gefäß verschloß, brauchte nicht weiter zu trinken; wem dies aber nicht glückte, der mußte den Becher oft bis auf den Boden ausleeren. Solche kleine rare Kuriositäten sollte man überall eben so sorgfältig aufbewahren, wie die Werke der Kunst und Wissenschaft; denn sie sind und werden große Zeugen, wie gut man damals den Kauf zu lachen und bitter zu sein auch hier unter diesen Gräbern der nördlichen Breite verstand.

Die Stadt hat jetzt ihre 12,000 Einwohner, deren Anzahl aber immer noch in beträchtlichem Steigen ist. Sie gehört also in den Ostsee-Provinzen zu den Städten zweiten Ranges und steht mit Mitau und Reval in einer Linie. Uebrigens sind alle größeren livländischen Städte in ungemein starkem Wachsthume begriffen, während die kleineren dagegen in eben so starkem Verhältnisse abnehmen. Es geht dies Zuströmen zu den größeren Städten und dies Kränkeln des Lebens der kleinen auch den Bevölkerungsstatistikern aller der letzten Jahre unverkennbar durch. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zu komplizirt, um sie hier einer weiteren Erörterung unterwerfen zu können. Wir werden später noch Gelegenheit haben, einige Andeutungen darüber zu geben. Uebrigens möchte sich wohl auch im ganzen übrigen Europa ein rascheres Vorschreiten der großen Orte und, wo nicht ein Abnehmen, doch ein Zurückbleiben der kleineren ergeben und auch als sehr natürlich in allen unsern Zeitverhältnissen begründet nachweisen lassen.

Mongolei.

Die Kalmyken am Altai.

Dieser nicht eben zahlreiche nördlichste Zweig der West-Mongolen, die sich selber Oröst nennen, hat seit der Zerstörung des großen Dsungaren-Reichs durch die Chinesen (1740) ganz unter Russische Botmäßigkeit sich begeben. Die Kalmyken des Altai wohnen im deutigen Sibirischen Gouvernement Tomsk, am nördlichen Fuße dieses mächtigen Gebirges. Sie unterscheiden sich in mehr als einer Hinsicht von ihren Buddha-gläubigen Brüdern an der unteren Wolga, die theils durch geistlichen Einfluß, theils durch Liebe und andererseits durch ihre engere Berührung mit dem Europäischen Rußland einen höheren Grad von Civilisation erlangt haben.

Die Lebensart, die Sitten und Gewohnheiten dieses Kalmykenstammes konnen und noch jetzt einen Begriff von der Verfassung geben, in welcher die Völker Mongolischer Race lebten, ehedem Tschingis-Chan sie zu einem Volke vereinigte. Noch jetzt theilt sich der Stamm in Arbeilungen zerfallend, zählen sie nicht über 1200 Familienhäupter, die den Jassak, d. h. die geringe Abgabe entrichten, welche das Russische Gouvernement ihnen auflegt. Jeder Distrikt steht unter einem Saissang oder erblichen Häuptling und verschiedenen gleichfalls erblichen Unter-Häuptlingen. Ein Saissang muß, bevor er seine Würde antritt, die Regierung von dem Russischen Statthalter zu Tomsk in dieser Würde bestätigt werden.

Die Kalmyken sind im Durchschnitt kurz von Statur, sehr breitschulterig und krummbeinig, das Letztere ohne Zweifel deshalb, weil sie ihr ganzes Leben auf Pferden zubringen. Ein plattes Gesicht, lang und eng geschlitzte Augen, stumpfe Nase, sehr lange Ohren, kaum hervortretende Backenknochen, ein großer Mund, glänzende weiße Zähne, ein weitgespaltener Teint und dunkelrothe, ins Bläuliche spielende Lippen verkünden sogleich ihren Mongolischen Ursprung. Ihr auf dem Scheitel geschlochtenes Haar ist gewöhnlich schwarz; doch sieht man auch Rothköpfe unter ihnen. Ein langer Schnurrbart gilt bei ihnen für eine Zierde; aber kein Kalmyke läßt den Bart am Kinn oder an den Backen wachsen. Ihr an sich schon häßliches Aeußere wird noch durch große Unreinlichkeit noch mehr entstellt; man sieht einzelne Individuen, die mit einer dicken Kruste von Talg, Asche und Staub überzogen sind.

Von Kindheit auf an alle Wechsel der Witterung gewöhnt, scheinen die Kalmyken gegen Hitze und Frost gleich unempfindlich zu sein; wenigstens tragen sie Sommers und Winters lange Pelzröcke aus Ziegen-, Hammel- oder Pferdefell, die mit Fischern aller Thiere zusammengenäht sind. Nur die ärmsten Kalmyken tragen bisweilen im Sommer ein Kojan, d. h. ein Kleid von Rohleder ohne Wolle. Ihr Unterkleid, vom Gürtel bis and Knie, ist gewöhnlich aus Nankin; außerdem tragen sie Strümpfe aus Filz und Stiefeln mit starken Sohlen, aber ohne Absätze, die gewöhnlich von rother Farbe sind. Ihren Kopf deckt eine gelbe halbkugelförmige

Digitized by Google

Mütze von Tuch oder Kanfa (einer Art Atlas, die man in China fabrizirt). Kein Kalmyk zieht jemals Handschuhe an; aber die Aermel ihrer Pelzröcke sind so lang, daß sie im Nothfall ihre Hände darin verstecken können. Die Reichen unter ihnen hüllen sich in kostbares Pelzwerk.

Das weibliche Kostüm unterscheidet sich nur darin von dem männlichen, daß die Frau über ihren Pelzrock eine Art Kamisol ohne Aermel, den Tschetschedek, anzieht. Dieses Kleidungsstück, immer von schwarzer Farbe, ist gewöhnlich aus Kanfa gemacht. Die Frauen flechten ihr Haar in zwei, die jungen Mädchen in zehn bis zwölf Zöpfe, die sie mit falschen Korallen, Silberplättchen und kleinen Muscheln schmücken. Um den Hals tragen sie silberne Halsbänder, echte oder falsche Korallen, und an den Armen silberne Armbänder, die von den Kalmyken selbst und zwar sehr plump gearbeitet sind. Ihre Finger beladen sie mit einer Menge silberner oder kupferner Ringe. Das Kalmykische Weib ist reinlicher als der Mann, und selbst ihr Reitpferd hat ein kostbareres Geschirr. Der Sattel, auf dem eine Kalmykische Schöne Platz nimmt, ist gewöhnlich mit einem blauen Tuche überdeckt und mit silbernen Zierrathen versehen, während der wohlhabendste Mann sich damit begnügt, ein Stück Leder, Filz oder Hammelfell über den Sattelbug zu hängen.

Leider geht die Galanterie der Kalmyken nicht eben viel weiter, und im Ganzen ist das Loos ihrer Frauen keineswegs beneidenswerth. Auf alten Zeichnen sieht man nur Frauen arbeiten; sie melken die Stuten, kochen und backen für die Kinder für den ganzen Familie, holen Holz und heu im Walde holen, die Kühe und die Stuten melken, ja sogar die Zelte aufschlagen und abbrechen. Der Kalmykische Mann hält nur Jagd und Krieg für Beschäftigungen, die seiner würdig, und verlebt ganze Tage im absolutesten Müßiggang.

Das runde oder achteckige Zelt der Kalmyken, worin eine ganze Familie wohnt, hat nur 15 Fuß im Durchmesser. Oben unten bildet eine Art Hürde aus in einander geflochtenen Holzspänen den Einschluß; das Dach, von konischer Form, hat nur eine Oeffnung am Gipfel, aus welcher der Rauch dringt; große Filzdecken, die über das leichte Zimmerwerk dieses Daches gewoxfen und nach Außen hin an die erwähnte Hürde gehängt sind, schützen das Innere einigermaßen gegen Schnee und Regenwetter. Fenster sind keine vorhanden; dagegen wird die Thür nur durch eine Haut verschlossen, die als Vorhang herabhängt. Die Sitte des Landes erlaubt jedem Vorübergehenden zu jeder Stunde den Eintritt; es geschieht nicht selten, daß ein Fremder in eine Hütte geht, sich ans Feuer setzt, ohne ein Wort zu sprechen oder auch nur Jemanden zu grüßen, und eben so wieder sich entfernt, nachdem er seine Pfeife geraucht hat.

Ein Feuerherd, aus Sand und Lehm, dem eine Art hölzerner Rahmen eine viereckige Form giebt und auf welchem das Feuer nie erlischt, ist in der Mitte des Zeltes angebracht. Auch der Fußboden besteht aus einer planirten Lage Sand und Lehm. An einer Seite hängt ein großer Sack aus Pferdefell, in welchem man die Milch der Stuten oder der Schafe gerinnen läßt; an einer anderen Seite Fässen und Kübel festgebunden, damit die rauhe Witterung ihnen nicht schade. Der Herr nimmt am Feuer Platz; den übrigen Raum füllen seine Frauen, seine Kinder und eine große Zahl Hunde.

Die Nahrung der Kalmyken entspricht dem Uebrigen; sie essen allerlei Fleisch, nachdem es in einem eisernen Kessel gekocht oder an einem hölzernen Spieß gebraten worden ist. Ihre Lieblingsspeise besteht in der einfachen Vorbereitungen, von denen wir eben geredet, für den Appetit des Kalmyken zu umständlich; er nimmt ein Stück rohes Fleisch, rollt es ein Weilchen in der glühenden Asche des Heerdes und verzehrt es dann gleich, ohne auch nur die Asche abzuputzen. Für den Winter hebt man eine Art Käse auf, den die geronnene Milch auf dem Boden des ebenerwähnten großen Sackes zurückläßt, und der gewöhnlich dieses Käse mit Tafelthee.*) Der übrige flüssige Theil der Milch wird vermittelst eines sehr einfachen Apparates destillirt und auf diese Art in Kumys verwandelt, ein berauschendes Getränk, das die Kalmyken jedem anderen vorziehen. Beide Geschlechter rauchen zu ihren Getränken Tabak.

Ihre Ergötzlichkeiten sind sehr einfach; eine monotone Musik — die sogenannte Hagelton-Töne ausgenommen, die wir einer Art Guitarre mit zwei Saiten aus Pferdehaar — begleitet ihre einförmigen und wenig graziösen Tänze. Bisweilen halten sie Wett-Ringen oder Wett-Läufe; auch das Scheibenschießen mit Bogen und Pfeile ist eine ihrer Lieblings-Beschäftigungen. Die geschickteren Schützen stellen sich öfter eine Aufgabe, die schwerer ist, als das bloße Treffen des Zieles; auf einem Pferde, das in gestrecktem Galopp läuft, laden sie zuerst ihre Flinte, die ohne Schloß ist, schlagen mit einem gewöhnlichen Feuerzeug Feuer und treffen das ihnen gesteckte Ziel mit dieser unvollkommenen Waffe, ohne den Lauf ihres Pferdes zu hemmen.

Wenn ein Kalmyke nicht spielt, jagt, sticht oder kämpft, so verdringt er, wie schon bemerkt, seine Zeit mit vollkommenem Müßiggang. Höchstens gewinnt er über sich, im Sommer einiges Heu zu mähen, Bündel daraus zu machen und diese Heubündel an Bäume zu hängen, damit das vorübergehende Vieh sie nicht abreißen könne. Dieser kleine Vorrath ist ihm genug, um seine Füllen und Kälber während der strengsten Jahreszeit im Inneren der Hütte zu erhalten; das übrige Vieh muß sich selbst seine Nahrung unter Schnee hervorsuchen; aber diese außerordentliche Zähigkeitigkeit der Eigenthümer bringt dem Vieh wegen des mäßigen Klima's fast niemals Schaden. Die Pfde am Fuße des Altai ist nicht eben drückend, und der Schnee fällt im Winter nie sehr dicht; ein plötzlich eintretendes Thauwetter läßt ihn oft schmelzen, besonders an den Ufern der See und Moräste, warauf das Gras alsbald hervorkeimt.

Die Viehzucht ist, wie man sich denken kann, die vornehmste Hülfsquelle der Kalmyken; jedes Jahr verkaufen sie den russischen Kaufleuten, die zu ihnen kommen, eine bedeutende Anzahl Hornvieh; und ihre kleinen, aber unermüdlichen Pferde werden selbst auf den Märkten der Statthalterschaft Perm gesucht. Die seidenen oder baumwollenen Taschentücher, Tuche, Zeugerstoffe, Eisen, Stahl und falsche Korallen, die man ihnen zum Tausch anbietet, vertauschen sie zum Theil wieder gegen Nankin, Kanfa, Thee-Tassen und Chinesischen Tabak. Einige Kalmyken besitzen auch Kamele; diese Lasthiere sind ihnen aber auf ihren häufigen Wanderungen zu nützlich, als daß sie in ihrem Verkauf willigen könnten.

Die patriarchalischen Sitten dieses Völkchens bleiben sich in den wichtigsten Epochen des Lebens gleich. Noch jetzt kauft der Mann sein Weib, oder vielmehr seine Weiber, denn die Polygamie ist erlaubt. Gewöhnlich kommen die Aeltern zweier Familien übereins, ihre Kinder zu verheirathen, wenn dieß noch sehr jung, oder selbst, wenn sie noch nicht geboren sind, und gleich nach der Uebereinkunft stellt der Vater des jungen Mannes den Aeltern des Mädchens ein Geschenk zu, das sie Kalym nennen, und welches in Waffen, Kostbarkeiten und einer Anzahl Vieh besteht. Wenn nun der junge Mann im heirathsfähigen Alter seine Rechte nicht in Anspruch nimmt, wenn er unterdessen vor dem zu bestimmten Termine mit einem anderen Mädchen sich verbindet oder die Frau eines Anderen entführt, was nicht selten ist, so verliert er den Kalym. Entsteht aber die Braut an der Hand eines bevorzugten Nebenbuhlers, so schreitet man zu einem unter den Kalmyken sehr häufigen Akte; in einer Versammlung der Häuptlinge und der übrigen angesehenen Männer des Stammes wird der Freundschaftsbund getrunken, wobei die Parteien einander verklagen, sich vertheidigen und gegenseitig derb auszanken. Da aber die Entscheidung des Suglan (Kongresses) für beide Theile selten befriedigend ausfällt, so appelliren sie gewöhnlich noch an die Russische Distrikts-Behörde und leisten in zweifelhaften Fällen einen Eid auf einer Bärenhaut, oder selbst auf einer getödteten Stute. Gewöhnlich ist es dann der Besitz und Wiederbesitz des Kalym zu thun; denn der Verlust ihrer Frauen macht ihnen an sich nur geringen Kummer. Eine Entführung wird bald verziehen, und Fälle solcher Art gleichen sich unter ihnen so leicht aus, daß man Frauen kennt, die der Reihe nach mit sieben verschiedenen Männern gelebt haben.

Wenn eine Kalmykische Frau ihrer Entbindung sehr nahe ist, so spannt man Stricke aus Pferdehaaren von einem Ende des Zeltes bis zum anderen; und nun geht sie, an diese Stricke fassend, mit einer am Halse hängenden Peitsche so lange auf und nieder, als ihr Zustand es ihr möglich macht. Unterdeß ruft der Mann alle seine Nachbarn zusammen; Männer und Frauen, Alle läuft herbei; und so erblickt das Kind in jahrelanger Gesellschaft das Licht der Welt. Ist man gerade im Winter, so wird die kleine Kreatur anfangs im Schnee gerollt; dann trocknet man sie am Feuer und reibt sie mit Oel, Talg oder geronnener Milch. Im Sommer wird ein neugebornes Kind zuerst unter Wasser getaucht und dann vor die Thür gelegt, um in der Sonne zu trocknen. Eine Kalmykin fängt ihr Kind nur ausnahmsweise; gewöhnlich giebt sie ihm die Brust zu saugen. Bis es gegen Jahr gehen die Kinder nackt und bleiben ganz sich selber überlassen; dann erst werden die Mädchen von der Mutter in häuslichen Arbeiten und die Söhne von dem Vater im Reiten, Jagen und Scheibenschießen unterrichtet; auch nimmt er sie mit sich in den Kalmykischen National-Konvent (Suglan), auf dem sie jedoch keine Rolle zu sprechen wagen.

Den Lamaismus ihrer Vorfahren treu, beweist dieses Völkchen zweien mächtigen Wesen, einem guten und einem bösen Genius, Huldigung. Die Opfer bringt man beiden auf Bergabhängen, an Flüssen oder im Inneren der Hütten, und zwar am häufigsten dem bösen Genius, weil man es für nöthig hält, seinen Grimm zu versöhnen. Auch die Sonne, die sie das Auge Gottes nennen, ist für sie der Gegenstand einer besonderen Kultus. So sehr diese Religion unstreitig entartet ist, so erkennt man doch in ihr eine Beziehung zu dem uralten Systeme des Zoroaster. Es scheint also, daß der Mittelpunkt der ältesten Civilisation, von welcher eine unbestimmte Kunde zu uns gekommen, jener im Herzen Asiens liegende Staat, über welchen die mythische Dynastie der Khabaks regierte, nicht bloß auf Indien und Persien, sondern auf die Nomaden der Mongolischen Steppen seinen Einfluß ausgeübt hatte.

Die Kalmyken am Altai haben ihre Priester oder Schamanen, die da vorgeben, sie besäßen eine magische Herrschergewalt über eine Menge unsichtbarer Genien, die ihnen alles Zukünftige oder die tiefsten Geheimnisse offenbaren. Tod und selbst Krankheiten erfüllen sie mit unendlichem Grausen, das sie nicht verhehlen; sie verlassen einen Kranken mit Allem, dessen er nach ihrer Meinung benöthigt ist, und verlassen ihn dann, wäre er gleich ihr liebster Angehöriger. Wenn ein Sterbender reich ist, so wird sein Lager von einem Schamanen bewacht, und seine Familie erkundigt sich höchstens dann und wann einmal nach seinem Befinden.

Diese und andere unmenschliche grenzende Gleichgültigkeit hindert die Kalmyken gleichwohl nicht, einem Verstorbenen nach seinem Tode alle erdenklich Ehre zu erweisen. Mit seinen schönsten Kleidern angethan, beerdigt man ihn bisweilen tief im Walde und legt seine liebsten Geräthschaften, Bogen und Pfeile, Pfeife, Sattel und Peitsche mit ihm ins Grab; oder man hängt den Leichnam in Filz-Decken an die Wipfel der höchsten Bäume; oder endlich, man verbrennt ihn auf einem Holzstoße, um die Asche aufzubewahren. Im letzten Falle wird sein Lieblingspferd mit ihm verbrannt.

*) Dies ist eine in Nord-China, der Mongolei und einem Theile Sibiriens sehr gewöhnliche, aus verschiedenen Kräutern bereitete Suppe, die man in einer Art von Bouillon-Tassen verdickt und wie Ziegeln geformt verspeist; daher die Chinesen, und nach ihnen auch die Russen, dieses Gertant Ziegel-Thee nennen. Gröbere Thee-Sorten sind gewöhnlich beigemengt.

Italien.

Ein Fest zu Ehren Karoline Bonaparte's im Jahre 1803.

Zur Zeit, als die Macht des ersten Konsuls am höchsten gestiegen war, als der General Bonaparte Kaiser zu werden suchte und die Völker Italiens sich zuerst vor dem künftigen Cäsar beugten, suchten besonders die Genuesen in dem Glücke Napoleon's einen Stützpunkt und beschlossen, ohne Zweifel auf den Rath Salicetti's, um ihn durch unaufhörliche Bande an sich zu fesseln, der Schwester des siegreichen Generals, der Gemahlin Murat's, den Titel Großherzogin von Genua anzubieten. Wenn das tragische und geheimnißvolle Ende des geschmeidigen und feinen Salicetti, den man später zu Neapel durch eine in seinem Zimmer aufgestellte Höllenmaschine zu tödten versuchte, einige Aehnlichkeit hat mit der Gefahr, in welcher damals Karoline Schwebte; so hatte doch das Ereigniß, welches den Gegenstand dieser kleinen historischen Indiscretion bildet, daß der Französische Gesandte zu Genua sich thätig bemühte, durch die geistreiche und geschickte Erhebung einer Schwester des Generals Bonaparte, seiner Landsmännin, das Lob zu verdienen, welches ihm in der Folge Napoleon, als er ihm das Portefeuille des Krieges nahm, mit diesen Worten ertheilte: „Wenn ein König in solchen Händen, wie in den Ihrigen, zwei so wichtige Ministerien, wie die der Polizei und des Krieges, vereinigt, so dankt er ab."

Der fast Italiänische, ja fast Genueſiche Ursprung der Familie Bonaparte's und der Solicetti's, welcher ein Korse war, machte in den Augen des Volkes und der Großen diese Erhebung Karolinens leichter; denn nur ihr galt der Fürstliche Titel, nicht ihrem Gemahle, dessen Geburt, nach dem Urtheile der Genueſiſchen Edlen, vielleicht ihn von dieser Größe ausschloß, und dessen Manieren sich in der Atmosphäre dieser neuen Würde nicht akklimatisiren konnten.

Der Schwager des ersten Konsuls war General-en-Chef der Italiänischen Armee, und während diese Verhandlungen bei der Französischen Regierung, die sich schon zu einem einzigen Willen vereinigt hatte, betrieben wurden, besuchte Karoline vielerlei Gegenden, welche sie bereits als ihre künftigen Unterthanen betrachten konnte.

Die Feste, welche man ihr bereitete, waren Fürstlich und dauerten vierzehn Tage lang. Der Genueſiſche Adel wetteiferte durch verschwenderische Pracht und das ganze Volk durch Acclamationen, nicht blos der Person Karolinens, sondern auch der neuen Macht, die ihr einen so majestätischen Glanz verbreitete, seine Huldigungen auf das großartigste an den Tag zu legen. Der glänzende Generalstab der Italiänischen Armee, die an Siegen so reich war, jene Helden, die, mit Ausnahme des Herrn von Zlahaut und des Generals Erelmans, nur noch in der Geschichte erstirren, endlich jene jungen und schönen Damen, welche Bonaparte zur Begleitung seiner geliebten Schwester gewählt hatte, nahmen an diesen Wiederholungen der Taufewig und einen Nacht Theil. Die Schmeichelei der Genueſen war unerschöpflich in ihren Mitteln, um die Einwilligung zu erhalten, welche man von dem Chef dieser künftigen Dynastie erwartete. Die Politik des ersten Konsuls sah diese Versuche, welche die Bevölkerungen an den souverainen Glanz, womit er seine Familie umgeben wollte, gewöhnten, mit Vergnügen und besonderte sie im Geheimen.

Eines dieser Feste hätte, wie wir bereits oben angedeutet haben, beinahe mit einer Katastrophe geendigt, die ein trauriges Blatt in den Annalen der Geschichte zurückgelassen haben würde.

Die Genueſiſche Regierung sah zu dem Fischfange, dem die künftige Herzogin selbstthätig beiwohnen sollte, eine alte Galeere ausschmücken, die zur Spazierfahrt auf dem Meere dienen sollte. Zahlreiche Einladungen hatten die Elite beider Nationen vereinigt. Tausend reichgeschmückte Fahrzeuge, ein zahlreiches Gefolge von Italiänischen Musikern und Sängern, sogar der Italiänische Himmel, begleitete Karoline und ihre Umgebung. Auf der Galeere diente ein geschmackvoll improvisirter Speisesaal der Fürstin und zum Vergnügen dieser glänzenden Gesellschaft. Die Mittel der Kunst und Natur dieses reichen Klima's wurden vortheilhaft angewandt, diejenigen zu bezaubern, welche an diesem Freudenfeste Theil nehmen sollten.

Trotz des Sprüchworts, welches sagt, daß das Meer von Genua keine Fische hat, war die Beute des Fischzuges wahrhaft wunderbar; denn jedesmal, wenn die schönen Hände Karoline Murat's die goldene Angel auswarfen, wurde ein prächtiger Fisch gefangen; der erste wurde mit einem ungeheuren Jubel begrüßt, der, von den Schaluppen der Fischer aufgehend, sich dem ganzen Ufer mittheilte und in Genua verhallte. Die Umstehenden waren wie bezaubert, und die Florians, Lafontaines, Racons und Dyrds des Generalstabes machten schon diesen Umstand zu prächtigen Idyllen und zärtlichen Allegorien. Einige erinnerten sogar an den Fischfang des Antonius und der Kleopatra, als eine der jüngsten Frauen des Festes, eine Französin, die seit kurzem erst die Pension verlassen hatte und seit einigen Monaten an einen Adjutanten des Italiänischen Vice-Königs von Italien verheirathet war, die Ursache dieses biblischen und in vielen Gewässern ungewöhnlichen Fischfanges entdeckte.

Diese junge Dame zeigte wirklich den zunächst Stehenden und sogar dem Salicetti selbst, der von dem Scharfsinn der Neuvermählten sich wenig geschmeichelt fühlte, zwei geschickte Taucher, die auf dem Grunde der blauen See die ephemeren Bewohner dieses schönen Gewässers an jenen der Angelhaken schnell befestigten.

Diese Entdeckung machte dem Fischfang ein Ende. Salicetti bemühte sich, die Aufmerksamkeit der Gäste und besonders die der Königin des Festes auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Die Taucher zogen ihre noch beschwerten Netze zurück, und die Ordner des Festes ließen auf dem reichen Fahrzeug, welches Karoline erwartete, die Meerspaziergahrt beginnen.

Die ehemalige Seemacht der Genueſen war dergestalt gesunken, daß die so verschwenderisch geschmückte Galeere nur äußerlich den Schein der Dauerhaftigkeit darbot. Bei dem Anblick derselben war man befriedigt, und man war weit davon entfernt, zu vermuthen, daß es rathsig wäre, sie zu einer einfachen Lustfahrt zu benutzen. Kaum aber war man auf offenem Meer angekommen, als sich eine schreckliche Angst fast aller männlichen Gesichter bemächtigte, die sich kaum verheimlichen ließ, und die deshalb mit der heiteren Ruhe der Damen und der jüngsten Männer, die sich mit Eifer den Freuden des Tanzes und der Musik überließen, auffallend kontrastirte.

Die Gesellschaft schwebte wirklich in der größten Gefahr, indem die Galeere auf allen Seiten Wasser schöpfte, um Angesichts des schönen Hafens von Genua, den man seiner künftigen Fürstin gern zeigen wollte, zitterten die kühnsten Männer, die sonst gewohnt waren, dem Tod ins Antlitz zu sehen, und waren darauf gefaßt, das Meer von allen Seiten eindringen zu sehen. Man war noch fern von Genua. Die Sorge und der Eifer Salicetti's und seines Secretairs Mariani verdoppen anfangs den sichtbaren Gästen die Gefahr, in der sie schwebten, nicht blos aus Furcht, sie noch zu vermehren, sondern sogar um das Fest nicht zu stören, wenn man glücklich genug wäre, der Gefahr zu entkommen. Die Damen setzten ihr Vergnügen fort.... Melodiöse Stimmen erhoben sich über dem brechenden Elemente, während die kleinen Fahrzeuge sich dem Hauptschiffe näherten und mit großer Mühe in neue Wogen zu ziehen versuchten. Eine lange angstvolle Zeit verging, man kam kaum vorwärts; endlich nach einer und einer halben Stunde schmerzlicher Unruhe und schrecklicher Todesangst, die nur Einige fühlten, erhob sich ein leichter Wind, der die Segel der Barken schwellte, und die Galeere, von tausend Jubelstimmen begrüßt, fuhr majestätisch zu der für den Anfang des nächtlichen Festes bestimmmten Stunde in den Hafen ein.

Man eilt ein von dem unsichtigen Salicetti gegebenes Zeichen wie durch einen Zauberstab, das prächtige Amphitheater von Palästen, Kirchen und Marmor-Gebäuden erleuchtet, und diese so zauberhafte Erleuchtung spiegelte sich in dem ruhigen Wasser, das beinahe so freundlich geworden wäre.

Mitten in dem allgemeinen Enthusiasmus über diese neue Uebereinkunft, welche der geschickte Diplomat verfertigen, welcher er ein Fest hatte bereiten wollen, die Gefahr mit, in der sie eben geschwebt hatte.

Einige Augenblicke nachher, als Alle ausgestiegen waren, verfaßt die Galeere im Hafen.

Diese Erleuchtung, die dadurch so plötzlich entstanden war, daß die Genueſen zu je zwei Lampen einen Mann bestellt hatten, sollte den Weg Karolinens zum Theater erhellen.

Salicetti hatte dadurch ohne Gewalt die Vereinigung Genua's und ganz Liguriens mit Frankreich bewirkt. (F. F.)

Mannigfaltiges.

— Theater in Westindien. Wie die Gazette Musicale berichtet, ist kürzlich Meyerbeer's „Robert der Teufel" auch zu Portlouis auf der Insel Mauritius (früher Isle de France genannt) aufgeführt worden. Ein junger Fischer, der eben erst von einer Wallfisch-Expedition zurückgekehrt war und sortan die Bretter mit dem Meere vertauschen wollte, gab den „Robert" und wollte nächstens in einer seiner Persönlichkeit und seinen Kenntnissen noch mehr zusagenden Rolle, nämlich als Masaniello in der „Stummen von Portici", auftreten. Die Oper wurde ganz und gegeben, doch übersprang man, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, viele der interessantesten Musikstücke, und das Ballet im dritten Akte wurde ganz weggelassen, weil man auf der Insel versicherte, es bestehe aus indecenten Tänzen, die nur in Paris Gefallen finden könnten.

— Paul und Virginie in Neugriechischer Sprache. Schon vor mehreren Jahren hatte der Neugriechische, Dr. Pikkolos, der sich durch verschiedene Uebersetzungen um die Ausbildung und Verschönerung der in den Jahrhunderten der Knechtschaft sehr verarmten Sprache seines Vaterlandes ein großes Verdienst erworben, auch Bernardin de St. Pierre's bekannte Erzählung „Paul und Virginie" in dieses Idiom übertragen. Jetzt ist davon eine verbesserte und mit vielen Anmerkungen ausgestattete neue Ausgabe bei Firmin Didot in Paris erschienen. In diesen Noten hat der Uebersetzer bei Gelegenheit des jenes Werk ein noch erhöhtes Interesse dadurch zu erwecken gesucht, daß er nachweist, wie der Französische Dichter in den moralischen Betrachtungen, welche er in die Novelle verwebt, öfters allen Griechischen Vorbildern gefolgt ist. An einer Stelle besonders, wo Bernardin de St. Pierre den Aberglauben und den Atheismus mit einander vergleicht und den innern Zusammenhang dieser beiden Richtungen der Seele enthüllt, scheint derselbe den Plutarch fast überlegt zu haben. Auch zur Geschichte und Kritik der Französischen Literatur hat Dr. Pikkolos in seinen Anmerkungen manchen interessanten Beitrag geliefert. Von seinen früheren Arbeiten gilt als die bedeutendste eine Auswahl von Uebersetzungen aus den besten Französischen Dichtern, die er im Jahre 1838 unter dem Titel *Ανθολογία ποιητική* herausgab. Sein erster Versuch dieser Art war schon 1824 erschienen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz bei wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Freitag den 24. September 1841.

Italien.

Rossini und seine Werke.

Nach einer Periode der lebendigsten Regsamkeit war gegen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Musik in Italien in eine Art von Siechthum verfallen. Drei große Tonkünstler waren zur selben Zeit erstanden und hatten dreißig Jahre hindurch das Theater mit ihren Meisterwerken bereichert; aber das von ihnen geschaffene Repertoir erneuerte sich nicht. Paisiello war gestorben; Cimarosa hatte seine Künstlerlaufbahn mit dem Matrimonio segreto und den Astuzi feminini geschlossen, und Guglielmi, der gegen zweihundert Opern geschrieben, lieferte seit seinen 1793 erfolgten Ernennung zum Kapellmeister der St. Peters-Kapelle im Vatikan nichts mehr für das Theater. Es waren zwar verschiedene Musiker in die Fußstapfen dieser drei großen und in ihrer Art gleich begabten Männer getreten, aber wie alle Nachahmer, brachten sie nur charakterlose Werke zu Stande. Zu denen, welche sich durch ihre Leistungen eine ehrenwerthere Stellung erwarben, gehören Mayer, ein Komponist, der sich einer gewissen Achtung in Italien erfreute und dessen Instrumentation auch brillanter als die seiner Vorgänger ist; dann Ferdinand Paer, der Schöpfer der „Agnes", der nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen auf der äußersten Gränzlinie steht, welche Talent und Genie von einander scheidet. Darauf folgten Fioravanti, der zum Komischen viel Anlage, doch leider nur sehr gewöhnliche Ideen hatte, Nicolini, Mosca, Gnecco*) und einige andere noch unbekanntere Tonsetzer.

Die Musik gehört in Italien nicht zu den Ergötzlichkeiten, die der Luxus oder die Mode vorschreiben, und wofür, je nach den Umständen, die Vorliebe erwacht oder einschläft. Einem Römer, einem Neapolitaner oder einem Venetianer kann nichts auf der Welt die Genüsse ersetzen, die sie ihm darbietet. Auch werden hier, wo das Klima schon von selbst zum Enthusiasmus reizt, oft mittelmäßige Erzeugnisse mit Beifall aufgenommen, weil man es vorzieht, lieber unbedeutende, als gar keine Musik zu hören. Lange Zeit hindurch lauschte man mit Entzücken den Meisterwerken Pasiello's und Cimarosa's, aber es regte sich doch endlich das Verlangen nach frischeren Eindrücken, und weil es an guter Musik fehlte, so nahm man die mittelmäßige beifällig auf. Nie bot sich wohl einem talentvollen Künstler ein günstigerer Zeitpunkt dar, um die öffentliche Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen. Angeborenes Genie zu besitzen, ist schon viel werth, aber es reicht noch nicht hin, um Erfolge zu erringen; man muß zu rechter Zeit auftreten und günstige Umstände vorfinden. Wie viele von der Natur bevorzugte Männer waren mit Allem ausgestattet, was einen großen Ruf erwerben kann, doch sie blieben unbekannt, weil sie entweder zu früh oder zu spät auf dem großen Welttheater erschienen. Als Zeitgenosse Paisiello's und Cimarosa's hätte sich Rossini mit einem getheilten Ruhme begnügen müssen; vielleicht hätte er auch, statt neue Reizmittel zur Erweckung der ermatteten Musiklust seiner Landsleute aufzusuchen, schlechthin die schon gebahnten Wege betreten.

Gioachimo Rossini wurde am 29. Februar 1792 in Pesaro, einer kleinen Stadt des Kirchenstaates, geboren. Sein Vater war Hornist in den Orchestern der Theater dritter Klasse, auf welchen seine Mutter zweite Partieen sang. Es schien anfänglich, als sey er gleich seinen Aeltern bestimmt, eine dunkle Laufbahn zu verfolgen, denn nichts an ihm verkündete die Befähigung zu einem großen Künstler. Der hervorstechendste Zug seines Charakters war eine angeborene Trägheit. Gegen Ende des Jahres 1799 führte ihn sein Vater nach Bologna, um ihm einigen Unterricht geben zu lassen, doch zeigte er erst in seinem zwölften Jahre Anlage zur Musik. Sein erster Lehrer war ein armer Priester, Angelo Tesei, der ihn in den Anfangsgründen des Gesanges und der Begleitung unterrichtete. Rossini war, wie schon bemerkt, träge von Natur, aber mit außerordentlich leichter Auffassungsgabe begabt. Der gute Tesei, der, ohne die Schnelligkeit seiner Fortschritte erkannt, ihm kaum zu folgen vermochte, erklärte, daß sein Schüler mehr verstehe, als lernte. Doch erstreckte sich der Ehrgeiz der Familie unseres jungen Künstlers nicht über den Stand eines wandernden Hornisten hinaus, und sein Vater unterrichtete ihn auf dem Instrumente, das er mit ziemlicher Fertigkeit blies. Bald übertraf der junge Gioachimo seinen Lehrer und spielte nun auf den Jahrmärkten von Lugo, Forli und Sinigaglia. Wer kann sich wohl bei dem Gedanken des Lächelns erwehren, daß der Schöpfer des „Wilhelm Tell" das Horn in einem unbekannten Orchester geblasen; mag es auch für den ersten Augenblick unwahrscheinlich klingen, so glauben wir doch, daß die Ausübung dieses so wenig für ihn geeigneten untergeordneten Amtes den Grund zu der Unmäßigen legte, die er in der Folge mit der Benutzung der Blech-Instrumente vornahm; denn es erschlossen sich ihm eine Unzahl von Effekten, die ihm wahrscheinlich ohne seine praktische Ausbildung unbekannt geblieben wären. Nach dreijähriger Mühwaltung war er weit genug vorgeschritten, um seiner Mutter in mehrere Städte der Romagna als Maestro al cembalo zu folgen, das heißt als Klavier-Begleiter der Recitative in den komischen Opern.

Zu Anfang des Jahres 1807 trat Gioachimo Rossini in das musikalische Lyceum zu Bologna ein, wo er von Mattei, dem gelehrtesten Kontrapunktisten Italiens, Unterricht erhielt. Mattei, von seinem Lehrer, dem Pater Martini, in einer heiligen Ehrfurcht vor den Regeln erzogen, war noch in dem seltenen Besitze der Traditionen der alten Italiänischen Schule. Er wollte seinen Schüler in das einweihen, was er die Mysterien der Wissenschaft nannte, aber Rossini's freier Genius mochte sich in die Langwierigkeit einer solchen Methode nicht fügen. Er fühlte die Kraft zu dramatischen Schöpfungen in sich und wünschte, daß seine Studien ihn schnell zu seinem Ziele, zu Compositionen für das Theater, leiten möchten. Der treffliche Mattei, dem die Ehre der Wissenschaft viel zu sehr am Herzen lag, um sie auf solche Weise herabwürdigen zu lassen, verschmähte Mittel und Ueberredung, um Rossini zu bewegen, nach und nach die Stufen eines klassischen Unterrichts durchzumachen; aber Alles, was ihm auch immer sein Eifer eingeben mochte, zerschellte an der unerschütterlichen Macht der Trägheit. Viele glauben, Rossini habe gar keine musikalische Studien gemacht, und Alles sey ihm nur so aus Instinkt gekommen; das ist aber ein Irrthum; er hat Haydn's und Mozart's Quartetten fürs große Orchester instrumentirt und andere Musikstücke analysirt, die seinem Geschmack am meisten zusagten. Mit dem Mechanismus der Zuge und der alten Schreibweisen machte er sich zwar nicht vertraut, er wollte aber auch weder Kirchen- noch Symphonie-Musik schreiben, wozu diese Kenntnisse unentbehrlich sind. Es war ihm klar, wie großen Nutzen man auch der Deutschen Harmonie ziehen könne, wenn man sie mit den Formen der dramatischen Italiänischen Musik verschmölze, und er faßte den Entschluß, beide Gattungen zu vermischen; so erklärt er zum wenigsten selbst die Vorliebe, die er von Jugend an für die Werke Deutscher Meister hegte.

Nichts giebt uns einen richtigeren Begriff von Rossini's Charakter, als die Art, wie er sich von Mattei's Studie trennte. Eines Tages, als der alte Meister eine seiner Aufgaben verbessert hatte, sagte derselbe zu ihm: „Sie verstehen vierstimmige Harmonie zu setzen; mehr bedarf es nicht, um im freien Styl zu schreiben; wir wollen jetzt zu den Studien übergehen, welche der ernste Styl erfordert." Rossini ließ sich die erste Phrase wiederholen, um sich über ihren Sinn nicht zu täuschen, dann nahm er das Wort: „Sie versichern mir also, mein Vater, daß man mit der vierstimmigen Harmonie alle Formen der dramatischen Musik behandeln könne?" — „Allerdings, mein Sohn." — „Nun, dann werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen Lebewohl sage." — „Was soll das bedeuten?" — „Das bedeutet, daß es mein einziger Zweck ist, Opern zu komponiren, und daß Alles, was mir nicht dazu verhilft, mir auch völlig unnütz ist." — Vierundzwanzig Stunden später verließ Rossini das Bolognaser Lyceum. Mattei war über diese von ihm sogenannte Undankbarkeit seines Schülers sehr entrüstet, denn das seltene musikalische Talent Rossini's hatte in ihm die Hoffnung genährt, daß derselbe einst der treue Bewahrer jener reinen Lehrsätze seyn werde, die sich schon so lange in Italien aufrecht erhalten hatten, deren Apostel aber von Tage zu Tage seltener wurden. Wenn man spricht der Rossini'schen Geisteswerk gedacht, so rief er immer aus: „Spricht mir nicht von ihm, der meine Schule entwürdigt hat." Trotz dieses Verdrusses bewahrte Mattei stets eine hohe Idee von den großen Fähigkeiten seines ungerathenen Zöglings, und als man ihn in seinen letzten Lebensaugenblicken fragte, welchen Musiker er für den würdigsten halte, den Lehrstuhl des Lyceums von Bologna aufzufüllen, nannte er Rossini, nicht weil derselbe die nöthige Gelehrsamkeit dazu habe, sondern weil er Alles besitze, um dieselbe sich aneignen zu können.

Rossini war nun frei, die Fesseln der Schule hemmten ihn nicht

*) Von diesem ist fürwahr eine in musikalischer Hinsicht sehr anstehende, nur in der Handlung gar zu monotone Oper, la prova di un' opera seria, auf dem Königstädtischen Theater in Berlin durch die dortige Italiänische Gesellschaft zur Aufführung gebracht worden.

Digitized by Google

mehr, und er benutzte diese von ihm so sehnlichst erwünschte Ungebundenheit, um seiner Einbildungskraft freien Lauf zu lassen. Eine Ouverture und eine Kantate, il pianto d'armonia, waren die ersten Stücke, die er öffentlich aufführen ließ. Beide machten nur wenig Aufsehen; von den Zuhörern ahnte damals Niemand, welcher Ruhm einst den Namen des Komponisten verherrlichen würde. Der geringe Erfolg seiner ersten Versuche schien ihm für den Augenblick alle Schreibelust benommen zu haben, denn er ließ zwei Jahre dingehen, ohne den Versuch zu wagen, ob ihm das Glück vielleicht günstiger sein werde. Seine Biographen werden sich vielleicht den Kopf darüber zerbrechen, was er unterdessen eigentlich trieb; nichts aber scheint gewisser, als daß er sich mit ganzer Seele dem dolce far niente hingab, daß er ganz ruhig in den Tag hineinlebte, glücklich und zufrieden, nichts thun und nichts denken zu müssen. Es hatten jedoch einige Musikliebhaber auf seiner Vaterstadt Pesaro den jungen Komponisten in ihren besonderen Schutz genommen, und diese wollten ihn durchaus, selbst wider seinen Willen, zu Ansehen bringen. Eine Dame aus der Familie Perticari verschaffte ihm die Mittel, nach Venedig gehen zu können, wo er eine einaktige Oper, die Combiale di matrimonio, schrieb, die im Herbst 1810 aufgeführt wurde. Bei der Truppe des kleinen Theaters San Mose befanden sich gerade damals einige recht verdienstliche Sänger, und so hatte Rossini das Glück, seine erste Oper gut aufgeführt zu sehen; sey es aber, daß er mit der gerühmten Nachlässigkeit seiner trägen Natur gearbeitet, oder daß sein Genius sich noch nicht entfaltet hatte, kurz, auch dieses in der That sehr schwache Werk ging ohne Erfolg vorüber. Man verlangt jetzt von den jungen Künstlern, daß sie gleich mit Meisterwerken auftreten sollen, man möchte sie nach ihren ersten Arbeiten, um wenigen diese der günstigen Meinung nicht entsprechen, in Vergessenheit sinken lassen, ehe sie Zeit gehabt hätten, sich durch ihren Talente gemacht hatte, so läßt man sie mit einem so viel Gleichgültigkeit fallen, wie man sie zuerst mit Eifer zu heben suchte. Wer hätte den Schöpfer des „Othello", der „Semiramis", der „diebischen Elster" in dem Komponisten der Combiale di matrimonio gedacht? Rossini verließ Venedig, ohne sich größeren Ruhm erworben zu haben.

Nach diesem unglücklichen Versuch kehrte der junge Komponist nach Bologna zurück und brachte noch ein Jahr in seiner Unthätigkeit zu. Sein ehrwürdiger Lehrer Mattei, der hoffte, daß die Widerwärtigkeiten, die ihm begegnet waren, seinen Stolz gedemüthigt haben und ihn der neuen Lehre weicher zuführen würden; er schlug ihm daher vor, mit neuem Eifer an das Studium der Kontrapunktes zu gehen; aber Rossini, der über seinen Beruf im Klaren war, widerstand zu Mattei's großem Erstaunen abermals den Reizen der Fuge, und bereitete sich vor, von neuem die Wechselfälle des Theaters zu versuchen. Gegen Ende des Jahres 1811 wurde in Bologna l'Equivoque stravagante, eine echt Italiänische Posse, aufgeführt, und obgleich noch unvollkommen, bekundete dieses Opus doch einen bedeutenden Fortschritt im Style ihres Komponisten, der sich nun bestimmteren Formen zuwendete. Es folgte Demetrio e Polibio, eine in Rom für die vortrefflichen Sängerin Esther Mondelli geschriebene Oper, in welcher eine seltene Frische der Phantasie besonders anspracht. Die Instrumentation, die Harmonie, der Bau der Gesangstücke, Alles war neu in dieser Partitur, von der noch jetzt die Ouverture vorhanden ist, das mit Recht für eines der besten Konzertpiecen gilt.

Wir erwähnten schon, wie wenig fruchtbar bis jetzt Rossini's Künstler-Laufbahn gewesen; von nun an legte der Meister aber eine merkwürdige Thätigkeit an den Tag, und der Erfolg, dessen sich sein „Demetrius" erfreute, zeigte den Theater-Unternehmern, was sie von ihm erwarten konnten. Im Jahre 1812 komponirte er für Venedig l'Inganno felice, in Scala di Seta und l'Occasione fa il ladro, für Ferrara Ciro in Babilonia und endlich für Mailand la Pietra del Paragone. Unter diesen zahlreichen Produkten ist nicht Alles gleich vorzüglich; in den zuletzt geschriebenen zeigen sich die Spuren einer Abspannung, die bei einer so merkwürdigen Thätigkeit mitunter wohl ganz natürlich ist. Man findet sich unter allen diesen schnell hingeworfenen Compositionen nicht eine, die nicht wenigstens mehrere werthvolle Stücke enthielte.

Nachdem Rossini 1813 zuerst in Venedig mit einer Posse, Il figlio per azzardo, aufgetreten war, brachte er seinen „Tankred" auf die Bühne. Es ist unmöglich, Worte zu finden, die den Eindruck genügend schildern könnten, welchen diese Oper in ihrer Neuheit auf die Venetianer hervorbrachte. Sie war eine nicht gehoffte oder vielmehr nicht vorhergesehene Wiederbelebung der Kunst. Alle, Vornehme wie Niedrige, wiederholten unaufhörlich den Refrain der Kavatine: di tanti palpiti. Mit der Musik des „Tankred" war nichts die jetzt Bekanntes von Italiänischen Komponisten zu vergleichen, und die Venetianer schienen zu glauben, das lyrische Drama sey nun erst erschaffen worden.

Bevor Rossini Venedig verließ, schrieb er für die berühmte Sängerin Marcolini seine „Italiänerin in Algier", die auf dem Theater San Benedetto aufgeführt wurde. Der komische Styl, den Cimarosa so geschickt zu behandeln verstanden, war seit einiger Zeit in Italien ganz vernachlässigt worden; Rossini hatte in l'Inganno felice und in Pietra del Paragone den Wiederbelebungsversuch gemacht, doch war ihm dies erst vollständig in seiner „Italiänerin in Algier", einer echt Italiänischen Schöpfung, gelungen. Mit einem Reichthum an Einbildungskraft ausgestattet, wodurch er mindestens seinen Vorgängern gleichstand, war ihm noch der Vorzug eigen, seine Gedanken in einer neuen Form wiederzugeben; seine Harmonie war kräftiger, seine Instrumentation pikanter und überraschender. Obgleich in der „Italiänerin" weniger wirkliche Erfindung als, wie im „Barbier von Sevigliа" und in „Aschenbrödel", so muß man doch zugeben, daß der komische Styl in derselben freier, entschiedener und volksthümlicher ist, als in jenen schönen Compositionen; jeder Phrase ist der Stempel der Italiänischen folia aufgedrückt. In Paris, wo die „Italiänerin" 1816 zuerst aufgeführt wurde, hat sie nicht besonders gefallen und ist auch bis jetzt noch nie mit rechtem Erfolg gegeben worden. Sey dem, wie man hier sich nicht an die eigenthümliche Art dieser Musik gewöhnen konnte, oder daß die Aufführung unzureichend war, sie wurde nur wenige Male gegeben, und selbst Kunstliebhaber bewahren von derselben keinen günstigen Eindruck. L'Inganno felice folgte der „Italiänerin" auf dem Porter Theater, war aber keineswegs glücklicher. Diesen beiden vereinzelten Versuchen ist unstreitig das geringe Vergnügen zuzuschreiben, welches die Franzosen vor der Erscheinung des „Barbier" für Rossinische Musik an den Tag legten.

Das Genie hat seine Metamorphosen, die sich oft darthun, ohne daß man die Ursachen errathen kann, welche sie hervorgerufen haben. Der Künstler ändert sich, ohne daß er es selbst weiß; oft reicht der geringfügigste Umstand hin, ihm eine neue Richtung zu bestimmen und eine Richtung zu geben, welche der bis jetzt verfolgten ganz entgegengesetzt ist. Von allen unseren Komponisten ist gerade Rossini derjenige, welcher und die meisten Beispiele solcher Metamorphosen darbietet. Eingetreten in den Zoentkreis der komischen Oper, wo ihn seine Neigung zum feinen und heiteren Scherz beständig verlieh er plötzlich diese Sphäre, um seine ersten Forderungen vergessen, fing nachdem er eine seiner besten Possen, „der Türke in Italien", komponirt hatte, und versuchte seine Kräfte in der ernsten Oper. Bis dahin hatte man immer in dieser Operngattung, selbst nachdem Cimarosa und Paisiello sie behandelt, weniger Monotonie und weniger Mattigkeit gewünscht. Das nicht erfüllte Kavier-Bedürfniß mahnte zu viel Zeit zu verspruch, und das Vergnügen, welches einige schöne Stücke verursachten, mußte man durch bedeutende Langweile erkaufen. Noch war Rossini nicht darauf verfallen, das Recitativ mit voller Orchester-Begleitung zu setzen, wie er es später in „Othello" und in allen seinen ernsten Opern that; noch hatte er es nicht so innig mit dem übrigen Theil der Musik zu verknüpfen gewußt, aber er hatte doch schon das rechte Maß darin aufgefunden.

Bevor dem Zeitpunkte war, dessen wir so eben gedachten, scheinen sich die beiden ersten Modifikationen von Rossini's Talent vor. Die eine entwickelte sich im „Barbier", die andere im „Othello". Merkwürdig ist es, daß diese beiden Meisterwerke kurz nach einer der schwächsten Compositionen ihres Schöpfers, nach „Torvaldo und Dorliska" erschienen, welches zu Rom auf dem Theater del Vale im Karneval des Jahres 1816 aufgeführt wurde. Nichts kann erbärmlicher als das Textbuch dieser Oper seyn; das Sujet ist dasselbe wie in „Idoloska", aber so entstellt, daß man es kaum wiedererkennt; der Verfasser scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, alle interessante Situationen daraus zu streichen, um sie durch platte Späße zu ersetzen. Sicher kann man die Schwäche dieser Partitur den Umständen zuschreiben, unter welchen sie entstand, als z. B. jämmerliche Textbuch durchlas, das er, durch den Kontrakt mit den Impressario gebunden, nothgedrungen komponiren mußte. Mit Ausnahme einen Trio's und einiger Begleitungs-Motive ist Alles in „Torvaldo und Dorliska" durchaus unbedeutend. Man stößt überall auf Reminiszenzen, die der Komponist nicht einmal durch Abänderungen zu verbergen trachtete.

Der „Barbier von Sevilla" erschien in Rom einen Monat nach obiger Oper. Rossini hatte sich verbindlich gemacht, für das Theater Argentina eine Oper in drei Akten zu schreiben, aber nach dem in Italien üblichen Gebrauche sollte ihm der Theater-Unternehmer ein Textbuch liefern. Diese Klausel konnte nun aber nicht erfüllt werden, weil die der apostolischen Censur vorgelegte Dichtungen verworfen wurden. Der verzweifelnde Direktor wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er zu dem Textbuch irgend einer alten Oper seine Zuflucht nahm; der „Barbier von Sevilla" fiel ihm in die Hände, und er übergab ihn dem Meister. Rossini nahm keinen Anstand, darauf einzugehen, aber er sing seine Arbeit nicht eher an, als bis er einen von seinem Zartgefühl ihm vorgeschriebenen Text gefunden hatte. Paisiello hatte noch in der Blüthe seinen Talents dieses Libretto in Musik gesetzt, und diese zu ihrer Zeit merkwürdige Oper stand noch in gutem Andenken bei den Römern. Rossini fühlte zwar die Kraft in sich, mit seinem Vorgänger in die Schranken zu treten, doch fürchtete er, die Anhänger desselben dadurch gegen sich aufzureizen. Er schrieb also an den alten, noch in Neapel lebenden Paisiello und schilderte ihm die ganze Sachlage. Paisiello, dessen musikalischer Ruhm bis dahin noch durch Niemand gefährdet worden, befaß Selbstvertrauen genug, um die Konkurrenz mit einem vierundzwanzigjährigen Komponisten nicht zu scheuen. Er antwortete, daß er Rossini's Vorhaben von Herzen billige, prophezeite ihm in Neapel den bevorstehenden Fall des jungen Anmaßlings. Rossini schrieb eine sechsseitige Vorrede zu seinem Textbuche, zeigte dem Musikfreunden Paisiello's Brief, machte sich and Werk und vollendete in dreizehn Tagen die Partitur zum „Barbier von Sevilla". Bei der Aufführung der Oper zu Anfang Januars 1816 verlangten die Römer, die über diesen Angriff auf Paisiello's Ehre erzürnt waren, vor dem Schluß des zweiten Akts das Herabfallen des Vorhangs, bereuten aber am folgenden Tage ihre Uebereilung, und Rossini ging triumphirend mit Entzücken Beifall und führten Rossini im Triumph nach Haus.

Dasselbe ungeschr wiederholte sich im Jahre 1820, als Garcia, für welchen Rossini den Almaviva geschrieben hatte, in Paris den „Barbier" einführen wollte. Die alten Freunde des Theater Louvois, die sich noch mit Entzücken der Melodieen Paisiello's erinnerten, schrien über Entweihung, und merkwürdiger Weise wurden ihre Schmähungen durch den von Journalen unterstützt. Zum Unglück war die mit der Rolle der Rosine brauftragte Sängerin ganz unfähig, dieselbe zu singen, so daß die Oper, weil Alles ihr entgegenwirkte, gar keinen Erfolg hatte. Die Alten triumphirten, aber ihre

Digitized by Google

Freude war von kurzer Dauer. Die Italiänische Oper, welche vielleicht die Sache wieder gut machen wollte, oder die auch vielleicht den Ausgang eines solchen Versuches voraussah, studirte Paisiello's „Barbier" wieder ein, und die Zuhörer schliefen vor Langeweile. Kurz darauf gab man Rossini's „Barbier", in welchem die berühmte Fodor die Rosine sang, und nun erhob man das Werk bis in den Himmel. Von diesem Augenblick an war Rossini's Einfluß in Frankreich begründet und steht noch immer unerschüttert fest, trotz aller Angriffe, die ihm zuweilen die Ungeschicklichkeit seiner Nachahmer zuzog.

Wenn je ein Komponist in den Sinn der in Musik zu setzenden Worte eindrang, so war es gewiß Rossini, als er die Partitur des „Barbier" arbeitete.*) Sein Beaumarchais'sches Lustspiel sprüht Witz und Feuer, sein feiner Takt, sein feiner Witz, der nicht durch die Musik wiedergegeben wäre. Von beiden Seiten ein gleicher Aufwand an Geist, so daß es unentschieden bleibt, wer von den beiden glänzenden Genies in diesem Kampfe Sieger sey. Jedes Musikstück ist vollständig und vollkommen; man kann nichts herausstreichen, nichts hinzufügen. Es ist nicht mehr das komische Genre, wie es Rossini's Vorgänger, ja wie er es selbst es in seinen ersten komischen Opern behandelt hatte, es ist vielmehr ein geistreiches Lustspiel, mit einem Ueberfluß von neuen, anziehenden musikalischen Gedanken, von reizenden Melodien und neugeschaffenen Instrumentations- und Harmonie-Effekten ausgestattet.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Geschichte des Londoner Straßen-Ausrufs.

(Schluß.)

Der Comfort unserer Trottoirs hat auch die Zunft der Straßenkehrer noch nicht ausgerottet; dieselbe leistet den Fußgängern wesentliche Dienste, indem sie ihnen gestattet, eine Straße trockenen Fußes zu überschreiten, wenn der Damm mit Koth bedeckt ist. Sie sind unermüdlich in ihrem Dienst und appelliren bloß an die Großmuth der Vorübergehenden. Es möge sich aber auch Niemand einfallen lassen, sie in ihren Beschäftigungen zu stören. Wenn ein neuer Ankömmling derselben wollte, einen Straßenkehrer in Ruhe und Gebühlichkeit zu verdrängen, so würden sich alle seine Zunftgenossen einmüthig gegen den Eindringling erheben. So lange der rechtmäßige Besitzer noch einen Athemzug hat, ist der Theil Londons, den er mit seinem Besen bedeckt, sein unverletzliches Eigenthum, und selbst wenn er stirbt, wird sein letzter Wille beachtet.

Die Straßenkehrer sind nicht die einzigen Industriellen haben uns von dem kläglichen Geschrei befreit, welches sonst in London ertönte und welches, nach Howard's Ausdruck, die Seele zerschnitt und das Herz zerriß; es kamirte gewöhnlich: „Etwas Brod und Fleisch für die armen Gefangenen! (some broken bread and meat for the poor prisoners!) — Erbarmen Sie sich der Armen um Gottes willen! (for the Lord's sake pity the poor!)" — In den Zeiten einer beinahe Einbildation waren die Gefängnisse und Armenhäuser wahre Jammerhöhlen, in denen die unglücklichen Bewohner jeder Art von Elend ausgesetzt waren. Der Staat lieferte ihnen keine Beköstigung, und diejenigen, die nicht von ihren Familien unterhalten wurden, mußten von Almosen leben. Um ihnen dies zu erleichtern, ließ man zwischen den Gitterstäben kleine Beutel auf die Straße hinunter, und eine Gruppe stimme rief aus dem Inneren des Gefängnisses von Zeit zu Zeit: „Um Gottes willen, etwas Brod in den Beutel!" Oder einer der Gefangenen zog, mit Ketten beladen und unter Aufsicht eines Wächters, durch die Straßen und rief: „Brod für die Armen und die gefesselten Gefangenen!" Im laufenden Jahrhundert ertönte das Geschrei um Almosen in allen großen Städten Europa's; damals, wo die Produkte der Arbeit noch ungleicher vertheilt waren als jetzt, war das Geschrei nach Brod vorherrschend. Das Geld galt für eine zu kostbare Sache, um gewisse Arbeiten damit zu bezahlen oder gewisse Gegenstände der Consumtion dafür einzukaufen. Damals wurde gerufen: „Das Wasser für das Brod!" Die Diese für das Brod!" Oder: „Ein herumziehender Schuster-Lehrling auch einen blogen Tausch rief: „Eine Nadel für altes Eisen! Besen für alte Schuhe!"

Unter den Ausrufen, welche auf die Aermlichkeit des damaligen Lebensverkehrs hindeuten, erhoben sich indeß auch einige voller Anmuth und Wohllaut, z. B. „Schöne Pomeranzen! Schöne Citronen!" Als Sir Walter Raleigh von seinen Reisen nach England zurückkehrte, brachte er die schönen Früchte Hesperiens in seine Heimat; die reichen Verkäuferinnen derselben trugen eine damals ungewöhnliche Eleganz zur Schau, welche sich indeß verlor, als die Südfrüchte gewöhnlicher wurden. Ben Johnson und Maurice haben uns entzückende Schilderungen dieser poetischen Wesen hinterlassen. Sie trugen damals einen Rock von schwarzem Tuche mit bauschigen Aermeln von blendender Weiße, einen runden breitgerändirten Strohhut; ihre Haare waren von einem Netze zurückstehen, das sie hinten frei ließ, während ihre Pantoffeln mit hohen Hacken größtentheils von einem weiten scharlachrothen Unterleder verhüllt wurden. So gekleidet, trugen sie die damals in England fast noch unbekannten Früchte durch die Straßen. Im achtzehnten Jahrhundert hatten die Pomeranzen-Händlerinnen schon einen Theil ihres poetischen Schickes verloren. Hogarth zeigt sie uns einen Karren vor sich hinschiebe nis und Schaufpiel-Billette von den Theatern feilbietend. Jetzt, wo London 250 Millionen Pomeranzen jährlich verzehrt, stehen diese Verkäuferinnen mit den gewöhnlichen Hökerinnen in einer Linie.

Die Rosmarin- und Lavendel-Verkäuferinnen waren ebenfalls reizende Wesen, welche im Laufe der Zeiten aus den Straßen verschwunden sind. Seitdem Covent-Garden an die Stelle von Bucklesbury als Blumenmarkt getreten ist, sieht man seine wandelnde Blumenbeete mehr in den Straßen; weder die Frühlingsblüthe des Fliedere, noch das bei unseren Ahnen so beliebte Gisblatt, noch die balsamische Reife, noch die modernen Dahlia's zieren durch die Straßen. Die Gartenkünstler Londons haben vielleicht die reichen Vorräthe, aber man sieht nirgends ihre Erzeugnisse; höchstens trifft man in einigen dunklen Gassen junge Mädchen mit unzüchtigen Blicken, welche den Vorübergehenden welke Rosen oder Veilchen anbieten; man gehe ihnen aber ja aus dem Wege!

In dem Maße, wie die Bevölkerung Londons gewachsen ist, haben sich die Schwierigkeiten der Hervorbringung der Stadt erhöht, und es haben unzählige sinnreiche Vorkehrungen getroffen werden müssen, um dieselbe zu sichern. Um eine Bevölkerung von 2 Millionen Menschen, welche jährlich den Ertrag von 100,000 Morgen Landes und die Arbeit von 300,000 Ackerbauern anfzehrt, mit allen nöthigen Bedürfnissen, mit Wasser, Brennmaterial, Fleisch, Brod, Früchten zu versehen, sind die nächsten Umgebungen der Stadt natürlich unzureichend. Irland, Schottland, Frankreich, Deutschland werden zur Befreiung dieses ungeheuren Bedarfs von den Londoner Lieferanten herbeigezogen, und Dank ihrer Betriebsamkeit, leidet die Hauptstadt nie Mangel; aber die Transportmittel sind auch außerordentlich vervollkommnet.

Das Wasser, welches jetzt in London getrunken wird, kömmt aus einer Entfernung von 20 Meilen. Der Wasserträger (watercarrier) ist abgekannt; aber obgleich sein Ruf: „Fresh water, maid!" nicht mehr ertönt, fehlt es doch keinem Hause an Wasser. Ohne die Bethätige eines Wasserträgers vertheilen acht Gesellschaften täglich mehr als 30 Millionen Gallonen Wasser in 200,000 Häusern. Hundert Maß Wasser, die, nach dem Belieben des Besitzers, in ein oder mehrere Zimmer eines Hauses geführt werden, kosten nicht mehr als einen Penny. Wäre London bei dem alten System geblieben, so würden jetzt nicht 800,000 Wasserträger genügen, um den Bewohnern diese Wassermaße zuzuführen, und die Ausgabe würde mehr als 10 Millionen Pfund Sterling jährlich betragen, während sie sich jetzt nur auf 300,000 Pfund Sterl. beläuft.

Eine ähnliche Ersparniß hat man bei Pumpen, Röhren und Behältern, mit deren Hülfe Morrys und Appleton das Wasser aus so weiter Entfernung herleiten, hat unglücklicherweise nicht auch bei der Vertheilung der Milch in Anwendung kommen können; indeß haben, um die regelmäßige Zufuhr dieses Getränks zu sichern, ebenfalls große Vorbereitungen getroffen werden müssen. Die Dorfglocken verkünden nicht mehr, wie zur Zeit der Königin Elisabeth's, die Ankunft der Kühe, wo das Vieh von den fetten Weiden von Cricklewall oder Fillburn nach der Stadt getrieben wurde. Häuser und Straßen bedecken jetzt diese schönen Weideplätze; Londons Bevölkerung hat sich verzehnfacht, und man melkt nicht mehr die Kühe vor den Thüren der Abnehmer. Dennoch erhält zu derselben Stunde und zweimal täglich jede Familie den Vorrath, dessen sie bedarf. Manche Milchhöfe sind in den Dorfhäusern verschwunden, und obgleich sie in der schönen Jahreszeit auf die Weiden von Hampstead und Highgate oder in die Thäler von Dulwich und Sydenham getrieben werden, so werden sie doch eigentlich nur im Stalle gefüttert; die Abfälle der Brauereien und Destillationen, zu welchen noch Kleie, Stroh und Heu kommen, dienen ihnen als Nahrung. Lange Zeit, bevor der Stern des Tages am Horizonte emporsteigt, werden sie gemolken; sodann vertheilen die Verkäufer en gros den Milchreichthum in den verschiedenen Stadtvierteln, wo Niederlagen errichtet sind; von hier aus ergießen sich Schaaren von jungen Mädchen in alle Straßen, welche den Ruf ertönen lassen: „Milk, maid, below!" (Milch, junge Mädchen, herunter!) So geht die Vertheilung der 36 Millionen Maß Milch vor sich, die London jährlich verbraucht. Die 22 Millionen Pfund Butter und die 30 Millionen Pfund Käse, welche das Bedürfniß der Stadt erfordert, strömen aus allen Weltgegenden herzu.

Das Wachsthum der Kresse (water-cresses), welche einen nothwendigen Bestandtheil des Englischen Frühstücks bildet, wird nicht mehr dem Zufall überlassen; sie wird mit eben solcher Sorgfalt gegen die Kälte unter Glasdächern, wie die Spargel und die Kartoffeln. Vorrathe ist immer großer Vorrath vorhanden. Zunfzehntausend Morgen Landes werden in der Umgegend Londons ausschließlich für den Bau solcher Gemüse und Früchte verwendet, die keinen weiten Transport vertragen können; dieser Industriezweig bringt mehr als 3 Millionen Pfd. Sterl. ein.

In früheren Zeiten war die Nahrung einfach, und wegen der Kostbarkeit des Brennmaterials kochten die Bürger nur selten in ihrem Hause. Daher hörte man auch überall ausrufen: „Hot meat! Warmes Fleisch!" — Ribs of beef both fat and fine! Fette und gute Rinder-Cotelette!" — Hot sheep's feet! Warme Hammelfüße!" — Jetzt verzehrt London 2 Millionen Centner Fleisch jährlich, die einen Werth von 12 Millionen Pfd. Sterl. haben, um mehr als 150 Millionen Tonnen Fische. Für das Volk existiren noch immer die Restaurationen unter freiem Himmel, aber man muß die Karte derselben studiren, wenn man sich vom Fortschritte der Zeit auf diesem Gebiete überzeugen will. Ein kunreicher Dampf-Apparat kocht die Kartoffeln, die nicht gewachsen zu werden brauchen, und der Verkäufer giebt seinen Kunden noch etwas geschmolzene Butter zu; natürliche Saucischen und Würste schmoren ihn Ofen; der mutton-pie-man verkauft seine saftigen Pasteetenschnitte für einen Penny, während der costard-monger Aepfel auf glühenden Kohlen bratet. Man müsse ein arger Pessimist seyn, um den ungeheuren Fortschritt nicht anzuerkennen. Wer aber Antheil am Volke nimmt, der besuche ein coffeeshop und betrachte die köstliche Mahlzeit, die dem Arbeiter hier für einige Pennys aufgetragen wird: frische oder gesalzene Schottische

*) Mozart in der „Hochzeit des Figaro" doch wohl noch etwas mehr!

Digitized by Google

Heeringe, Kartoffeln von der Humber, Schnitte von Rindfleisch oder Hammelbraten, Butterbrod mit Käse.

Ihr guten Hausfrauen, die Ihr für die Gesundheit Eurer Familie besorgt seyd, kennet nicht dem teugerischen Rufe: „Great eels! Große Aale! — Fresh mussels! Frische Muscheln!“ — Noch weniger dem Rufe: „Mackerel, alive, alive ho! Lebendige Makrelen!“ — Vielleicht gab es einst eine Zeit, wo dieser Ruf eine Wahrheit war. Jetzt muß man sich in Billingsgate, in Hungerford oder bei den Fischhändlern, die einen Laden haben, verstehen. Nur hier findet man frische Waaren. Die Höferinnen bieten in den Straßen nur Ausschuß aus.

Die Polizei ist von der Ueberzeugung aufgegangen, daß das Haustren und Hökern nur den Vertrieb schlechter Waaren und Betrügereien begünstigt; demgemäß hat sie im Jahre 1839 alle Arten von Ausrufern, Sängern, Hausieren aus den Straßen vertrieben; indeß hat ihr Gebot keinen sonderlichen Erfolg gehabt. In Folge des Gesetzes haben das Kameel und der Bär ihren Künsten entsagen müssen, und die Quacksalber halten keine Triumphzüge mehr durch die Straßen. Aber die gelehrten Hunde, die weisen Mäuse, die Affen sind noch nicht gewichen, und die jungen Schwäbinnen verkaufen noch immer ihre phantastischen Besen, wie auch die Verkäufer von Gummi-Posenträgern soetwähnend die Häuser bestürmen.

Warum will man auch das hochen Poesie, das sich noch erhalten hat, aus den Straßen vertreiben? Wenn wir dem Doktor Ding und de la Sterre glauben dürfen, so war London im vierten Jahrhundert ein großes Konzert. Jetzt würde London mehr als je der Harmonie und Musik bedürfen, um das dumpfe Geräusch der Wagen zu bekämpfen.

Man vertreibe das Gesindel, das ekelhafte Bündeu zur Schau bringt, das Kröten verschlingt, die Blinden, welche mit der Nase Violine spielen; man vertreibe die Trompetenbläser, die Bänkelsänger, die mit einem Gefolge schauderlicher Kinder einherziehen, aber man lasse uns die schönen Marionetten, welche jedes Alter ergötzen, und die wandelnden Orchester. (Wanderings by the Town.)

Rußland.

Der Weinbau im südlichen Rußland.

In einem interessanten Artikel „Geogeaphische Ausbreitung der Weinrebe und des Weinbaus“, den das neueste Heft der Zeitschrift des Ministeriums der Kaiserlichen Besitzungen (ministerstwo gosudarstwennoy imuschestwa) enthält, finden wir folgende kurze Uebersicht des Weinbaus im Russischen Reiche. Der ganze Süden des Europäischen Rußland bis zum 48sten und sin und wieder sogar bis zum 50sten Grade nördlicher Breite läßt die Rebe gedeihen; aber die mit Weinreben bepflanzten Strecken stehen zu der Ausdehnung dieses Areals noch lange nicht im Verhältniß. Im südlichen Rußland giebt es stellenweise ziemlich ansehnliche Weinbrege; aber der Weinbau selbst ist noch in seiner Kindheit. In den Gouvernements Kiew und Jekaterinoßlaw zieht man wenige Reben, und diese wenigen nur, um ihre Frucht wie anderes Obst zu essen; im Gouvernement Cherson wird ein Wein von schlechter Qualität bereitet, und da hier außerdem mehrere Mißjahre hinter einander erfolgt sind, so verlieren die Einwohner alle Lust, Weingärten anzulegen, und verwenden ihre Mühe lieber auf Ackerbau und Viehzucht. Der Wein des Gouvernements Podolien ist von besserer Qualität; man verkauft hier den Eimer (wedro) weißen Wein zu drei Rubel Papiergeld an Ort und Stelle. Die Krym, besonders ihr südliches Gestade, eignet sich zum Weinbau vorzüglich gut. In den letzten 20 Jahren ist theils von Seiten der Regierung, theils durch Privatleute zur Förderung und Verbreitung dieses Oekonomie-Zweiges in Taurien viel geschehen. Die gesegneten Thäler dieser Halbinsel bedecken sich in jedem Jahre mit neuen Pflanzungen und die edelsten Reben-Sorten verschiedener Weltgegenden werden ihrem Boden angezignet. Die Zahl derselben ist schon fast so beträchtlich, wie die der einheimischen Sorten des Thrakischen Chersonnes, deren man bis an sechzig zählt. Aus ihnen preßt man allerlei weiße und rothe Weine; rother Wein wird in geringerer Quantität gewonnen; auch ist er weniger edel, obwohl von vorzüglicher Güte. Süßer Liqueur-artiger Wein kann nicht jedes Jahr gewonnen werden; aber starker Muskatwein wird in vielen Gärten gezogen. Mousstrende Weine gedeihen vorzugsweise an drei Orten: bei Sudak, bei Alusch und bei Marsand. Der Wein von Marsand gehört dem Grafen Woronzow; er übertrifft alle übrige in hohem Grade, und die beste Sorte dieser Gegend giebt dem guten Champagner nichts nach. An der Nordseite der Kemylchen Berge und auser der Halbinsel, im Gouvernement Taurien, wird ebenfalls Wein gezogen, aber jetzt noch mit geringerem Erfolg; übrigens dürfte der Ertrag mit den Jahren ziemlich bedeutend werden. Im Jahre 1836 lieferte das Gouvernement Taurien 304,468 Eimer (wedro) Wein und 27,000 Pud (d. h. 1,080,000 Pfund) Weintrauben.

Die Weinberge von Astrachan sind die ältesten im Russischen Reiche. Einige Bewohner Astrachans legten schon um die Mitte des 17ten Jahrhundrets den Grund dazu. Peter I. schenkte diesem neuen Oekonomie-Zweige seine Aufmerksamkeit und ließ sich seine weitere Ausbreitung angelegen seyn. Aber der Weinbau im Astrachanschen hatte nie erhebliche Fortgang. Das vorhandene Erzeugniß der vorrigen Gärten besteht in seichen Weintrauben, die einen ziemlich bedeutenden Artikel des Binnenhandels ausmachen.

Der Weinbau des Kaukasischen Gebietes ist in den Distrikten Kislar und Piatigorsk ziemlich bedeutend. Im ersteren Distrikte wied viel Branntwein destillirt, zu welchem Zwecke man Tresterwein verwendet, der aber natürlich von schlechter Qualität ist; auch verkauft man ein 40 Eimer haltendes Faß desselben zu dem sehr geringen Preise von 10—12 Rubel. Ein Eimer guten weißen Weins wird mit 12 Rubeln, ein Eimer Rothwein von Kislar und Gimrisk mit 6 Rubeln bezahlt.

Die folgende Tabelle mag von dem Zustande des Weinbaus in Süd-Rußland den deutlichsten Begriff geben. Sie zeigt, wie viel Wein und Branntwein im Jahre 1838 im mittäglichen Rußland bereitet worden ist.

Orte.	Destillirtes (Bittersaft.*)	Verkaufte Weinreben, Stück.	Wein, nach Eimern berechnet.		
			Weißer.	Rother.	Summe der Eimer.
Kaukasisches Gebiet . .	7,575	4,000	25,000	400,000	1,225,000**)
Gouvernement Astrachan	347	24,499	6,888	5,690	12,578
„ Cherson. . . .	800	—	2,792	7,754	10,546
„ Jekaterinoßlaw	5	210	15	10	25
„ Kiew	18	1,502	—	—	—
„ Podolien . . .	233	500	7,140	—	7,140
„ Taurien . . .	4,490	9,939	162,137	20,408	182,545
	13,270	39,731	203,972	433,862	1,437,834

An Branntwein wurden destillirt:

Im Kaukasischen Gebiete . . .	50,000 Eimer	
In Astrachan	20 „	(welch' ein Absatz!)
In Taurien.	1,065 „	
Summe . .	51,085 Eimer.	

Mannigfaltiges.

— Französische Lyriker. Das Feld der Lyrik, besonders der empfindsamen, ist in Frankreich seit einiger Zeit sehr ergiebig. Zum Theil mag die vorzüglich durch Henri Blaze und Marmier gesörderte Bekanntschaft mit Deutscher Dichtkunst hierauf einwirken, noch mehr aber wohl die nach mehreren Jahren fieberhafter Anfregung wieder mehr der Contemplation sich zuneigende Stimmung. Ein bedeutend hervorragendes Talent scheint sich indeß unter diesen jüngren Lyrikern bis jetzt noch nicht gezeigt zu haben. Die meisten sind Nachahmer von Victor Hugo, Lamartine, Barbier und anderen berühmten Vorgängern, und man hört diesfalls Klage, wie bei uns, daß zu viel produzirt werde, daß der Büchermarkt die Nachfrage bei weitem übersteige, und daß die Entwerthung immer mehr zunehme. Zwei Richtungen sind in den neuesten lyrischen Gedichten vorherrschend, und nach ihnen modelt sich Alles: Die Einen singen in Schmerz und Entmuthigung versunken und durchlaufen die Tonleiter aller Leiden der Zeit, von der stillen Melancholie bis zum Schrei der Verzweiflung; sie entlehnen ihre Metaphern den Lazarethen und der Morgue. Die Anderen, minder wehmüthig, aber auch nicht origineller, lassen beständig Hoffnungs-Hymnen und Prophezeiungen einer besseren Zukunft ertönen, bald an die sozialistischen Schulen, bald an den Mystizismus sich lehnend. Unter den neuesten lyrischen Productionen wird ein Gedicht, „die Provence“, von Adolphe Dumas, der ersteren Gattung, ein anderes, „Beatrice“, von St. Réné Taillandier, der letzteren beigezählt. Jener, am seine oft sehr bizarren Wendungen zu rechtfertigen, ruft in der Vorrede, die er an das Publikum richtet: „Glauben Sie, daß eine Sprache, welche zwei Jahrhunderte der Prüfungen und Diskussionen durchlebt hat, nicht an Kraft und Wahrheit gewonnen haben muß?“ Man antwortet ihm aber darauf, daß Kraft und Wahrheit nicht in einem Gemisch von Lateinischen, Italiänischen und Provenzalischen Brocken bestehen. Der Andere, ein Mystiker, giebt in der Vorrede folgende Exposition von seinem Gedicht: „Ich wollte eine solche, einfache geschichte schildern. Junge Leute lernen zusammen; sie denken an die vergangene Zeit, an die Stadt von ehedem; um diese zu schauen, stehen sie demüthigsich zu der Tochter eines heiligen Meisters, und mit himmlischem Entzücken wandeln sie mit ihr im Thal unserer Väter. Statt beim Scheiden des Tages in die Wohnungen des Paradieses zurückzukehren, weilt sie bei uns, um die Lehren der jüngsten Auferstandnige zu hören und so die alten Tage mit der neuen Zeit zu verknüpfen.“ Das Gedicht hat vier Gesänge und scheint eine theologische Allegorie seyn zu sollen. Wollte Jemand den Dichter fragen, mit welchem Recht er die Heldin der göttlichen Komödie wieder auf die Erde citirt habe, so wäre seine Antwort, wie er selbst sagt, nur die: „Dante hat es mir verziehen!“ Vermuthlich in einer Vision. Neben solchen Ueberschwänglichkeiten der einen und der anderen Art finden sich indeß auch Productionen von einfacherer, gesunderer Natur. Als solche werden „Eine Blume der Savannen“ von Beups d'Ouilly und gleich daneben eine Reihe von Gedichten mit derselben landschaftlichen Scenerie, unter dem Titel „die Savannen“, von Aderic, hervorgehoben. Beide haben sich, wie es scheint, Lamartine zum Muster genommen.

*) Eine Dessätine (d. h. ein Zehntheil) ist ein Stück Land von 2400 Quadrat-Sachenen (Klafterm).

**) D. h. mit Einschluß von 800 Eimern Trester-Wein zum Branntweinbrennen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 116. Berlin, Montag den 27. September 1841.

Frankreich.

Pariser Notabilitäten.

(Aus den Erinnerungen eines Englischen Journalisten.)

So lange ich das Amt eines Redacteurs en chef in London bekleidete, hatte ich es mir zum Gesetz gemacht, jedes Jahr einen Monat Urlaub zu nehmen, den ich unabänderlich in Paris verlebte. Auf diese Weise hatte ich den doppelten Vortheil, mich fort zu amüsiren und mich etwas zu belehren. Natürlich beschäftigte ich mich vorzüglich mit der Politik, und es gelang mir, Bekanntschaften mit den Hauptführern der damals sogenannten liberalen Partei anzuknüpfen, mit Lafayette, Benjamin Constant, Casimir Perier, Sebastiani, dem General Foy, Keratry und Laffitte.

Ein Empfehlungsschreiben eines Londoner Freundes des Generals Lafayette eröffnete mir dessen Hotel, und durch diesen wurde ich den anderen schon genannten Personen vorgestellt. Selten versäumte ich eine der wöchentlichen Soireen, welche der ehemalige Ober-Anführer der National-Garde in seinem Hotel in der Straße Anjou Saint-Honore gab. Es war ihm gelungen, mochte es nun Zufall oder Berechnung seyn, die schönsten jungen Frauen bei sich zu versammeln. Daher strömte auch die männliche Jugend in Menge hinzu. Die Französische Sitte, welche jedem Eingeladenen gestattet, seine Freunde da einzuführen, wo er selber Zutritt hat, hatte beständig eine Menge neuer Vorstellungen zur Folge. Lafayette machte die Honneurs seines Salons mit einer gewissen republikanischen Einfachheit, durch welche sich der Greis von alten Schlage noch immer hindurchblickte. Man drängte sich zu seinen Gesellschaften, wo indeß die nothwendigen und nicht eben kostspieligen Beigaben jeder Pariser Soiree (sehr schwacher Thee, kalter Kuchen und Zuckerwasser) gewöhnlich fehlten. Der Herzog von Broglie, der damals an der Spitze des „Globe" stand, und der Cousin-Schwiegersohn Lafayette's, Herr von Remusat, waren die literarischen Größen dieser Gesellschaften. Die politischen Erörterungen waren ziemlich frei, und ich habe mir niemals denken können, daß die Regierung Spione an einen Ort gelenkt habe, den so viele Damen besuchten. Die Bourbons hatten übrigens großes Vertrauen zu dem Charakter des republikanischen Veteranen, der allgemein als ein unschuldiger Utopist angesehen wurde. Lafayette glänzte nicht durch sein Unterhaltungs-Talent; er sprach viel und viel konfuses Zeug. Die Engländer und die Amerikaner wurden sehr zuvorkommend bei ihm aufgenommen, besonders wenn sie eine Empfehlung von Bentham hatten, für den er eine hohe Achtung an den Tag legte. Dagegen verachtete er Herrn von Talleyrand im höchsten Grade, und augenscheinlich that er sich großen Zwang an, um sich über diesen schlauen Diplomaten nicht zu energisch zu äußern.

Nach so sehr hielt er an sich, wenn die Rede auf Ludwig Philipp kam, von dem er sich mit Recht oder Unrecht hinter das Licht geführt glaubte. „Wir Beide haben nichts mehr mit einander gemein", erwiederte er einst einem Friedensboten, der aus den Tuillerien an ihn gesandt wurde. Als er eines Tages erfuhr, daß er zu einem großen Festmahle in den Tuillerien eingeladen werden solle, befahl er seinen Bedienten, jedem Ueberbringer einer Königlichen Botschaft zu antworten, daß er auf dem Lande sey und erst in vierzehn Tagen zurückkehren werde. „Anfangs", sagte er zu mir, „wollte ich den Brief unerörtert zurückschicken; aber ich nahm dann zu einer Lüge meine Zuflucht, um nicht durch eine Unhöflichkeit Anstoß zu geben." Dies war übrigens nicht der einzige Versuch, der gemacht wurde, um seine Hartnäckigkeit zu besiegen. Jedesmal aber gab der eingefleischte Republikaner den Unterhändlern zur Antwort: „Er möge seinen Thron behalten und ich mein Gewissen!"

Lafayette's großer Irrthum war der, daß er die republikanischen Institutionen, wie sie in den Vereinigten Staaten begründet waren, mit der monarchischen Regierung vereinigen zu können glaubte. Ludwig Philipp's Irrthum war es, die republikanische Partei für eine Vereinigung von Ansichten hielt, welche die Neubegründung der gesetzlichen Gewalt unmöglich machten. Uebrigens ist wohl nicht zu bezweifeln, daß, wenn die Republik in Frankreich proklamirt worden wäre, Ludwig Philipp eine glänzendere Rolle gespielt haben würde als Lafayette.

Die Geschichte des Zerwürfnisses zwischen Laffitte und dem Könige der Franzosen hat viele Aehnlichkeit mit dessen Verhältniß zu Lafayette. Laffitte war im Jahre 1830 nichts weniger als ein Anhänger der republikanischen Ideen. Sein Traum war eine demokratische Monarchie. Er war ein ehrlicher Mann, aber etwas eingebildet; da er nicht genug gegen die Intriguen auf seiner Hut war, die ihm in den Weg gelegt wurden, so blieb er nicht lange im Besitz der Gewalt, ohne gewahr zu werden, daß er seinen Kräften zu viel zugemuthet hatte. Die unglückliche Wendung, welche seine Vermögens-Verhältnisse nahmen, gab ihm einen Vorwand, um wenige Monate nach seinem Eintritt ins Ministerium wieder auszuscheiden. In Wahrheit aber fühlte er sich dadurch verletzt, daß das Staats-Oberhaupt, welches sich einst so sehr um die Volksgunst beworben, die öffentliche Meinung immer weniger beachtete und dem Wunsche, sich mit den gekrönten Häuptern Europa's zu versöhnen, so große Opfer brachte. Bei dem Bruch zwischen Laffitte und dem Könige gab sich eine noch größere Bitterkeit zu erkennen, als zwischen Lafayette und Ludwig Philipp, der auch weit mehr Schonung gegen den Anführer der republikanischen Partei als gegen seinen ehemaligen Minister brobachtete. Uebrigens soll auch der Reichthum und die Freigebigkeit des großen Banquiers, durch welche ein wesentlich sparsamer Hof in den Schatten gestellt werden mußte, eine Ursache seiner Ungnade gewesen seyn.

Als die Sparsamkeit eine Pflicht für Herrn Laffitte wurde, hat er bewiesen, daß er auch diese Tugend zu üben verstehe. Ich habe ihn in Maisons-Laffitte gesehen, inmitten dieser Stadt von Villen, mit denen er seine prachtvolle Residenz umgeben hatte, um ihren Ertrag zu erhöhen. Er wohnte in seinem prächtigen Palast mit nur zwei Bedienten und bekümmerte sich um alle Einzelheiten seines Haushaltes. Diese Einschränkungen, die Parzellirung seines Parks und einige andere gänstige Umstände haben ihm gestattet, seine Geschäfte zu liquidiren und sich mit einem immer noch beträchtlichen Vermögen zurückzuziehen. Laffitte soll gegen 37 Millionen Franken im Vermögen gehabt haben. Jetzt steht er wieder an der Spitze eines Banquierhauses. Laffitte ist ein ehrlicher Mann und in Finanz-Gegenständen bewandert, aber ein großer Staatsmann war er nie und wird er nie seyn.

Casimir Perier konnte eher auf diesen Namen Anspruch machen. Zwischen seinem und Canning's Charakter läßt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung nachweisen. Dasselbe ehrgeizige Streben, dieselbe Raschheit des Entschlusses, derselbe Eifer bei der Ausführung, dasselbe Vertrauen auf ihren Glücksstern, dieselbe Verachtung fremden Raths. Beide hatten edle Eigenschaften und eine Freiheit der Haltung, welche kein fremder Einfluß bringen konnte. Obgleich die Derbheit in ihrer ursprünglichen Anlage überwiegend war, so konnte sie sich doch allen Bedingungen der Eleganz unterwerfen. Ihr beiderseitiges Verhältniß zu ihren respektiven Monarchen war so ziemlich dasselbe. Sie sahen Beide in dem Staatsoberhaupte nur den ersten Diener der Gesetze. Beide hielten an schlechter Verdauung, wodurch sie reizbar gestimmt wurden und sich oft mit ihren Kollegen und den Monarchen unangenehm machten. Casimir Perier wollte wie Canning die ganze Gewalt in seinen Händen konzentriren; er zog seine Kollegen nur zu Rathe, um nicht gegen die konstitutionellen Grundsätze zu verstoßen. In Folge seiner kommerziellen Erziehung legte er großes Gewicht auf das Englische Bündniß. Canning hatte ebenfalls immer den Wunsch gehegt, in freundschaftlichen Beziehungen mit dem Französischen Kabinet zu bleiben.

Bevor Perier ans Ministerium gelangte, war er bemüht, eine Englisch-Französische Gesellschaft zu gründen, welche die unbedauten Länderein der Bretagne urbar machen sollte. Auch als er zur Macht gelangte, gab er diese Idee noch nicht auf, und er rechnete besonders auf die freundliche Aufnahmen aus Schottland und Irland. Er war der Erste in seinem Lande, der Dampfmaschinen gebrauchte, natürlich mit Englischer Unterstützung. Er hatte zu diesem Behufe sich mit einem Englischen Associe verbunden, und seine meisten Arbeiter kamen aus England. Seinem Andenken wurde kein größer Schmerz geweiht. Er war zu stark, um von seinen Anhängern gehetzt zu werden. Ludwig Philipp hat zu gute Freigebigkeit widerfahren, um je auch er fühlte sich von diesem energischen Charakter gedrückt, der sich die wirkliche Leitung der Geschäfte nicht entziehen ließ. Casimir Perier's Verwaltung war jedenfalls die kräftigste seit 1830. Auch die des Herrn Thiers ist nicht auszunehmen. Obgleich dieser eben so thätig, eben so ehrgeizig wie Casimir Perier ist, so hat er sich doch dem höheren Einfluß nicht entziehen können, der den Ministern nur die passive Vollstreckung eines unabänderlichen Willens überläßt.

Wenn ich auf die Erinnerungen einer anderen Zeit zurückgehe, so sehe ich Herrn von Keratry vor mir stehen, der, als ich ihn kennen

Google

lernte, einer der Führer der Opposition in der Deputirten-Kammer war. Als Redner glänzte er nicht, aber seine Reden gewannen beim Lesen. Gewöhnlich besuchte ich ihn Morgens früh und fand ihn faſt immer in ſeinem Schlafzimmer, wo er ſelbſt ſeinen Kaffee in einer irdenen Kanne kochte. Da er wußte, daß ich nie ausging, ohne wenigſtens ein Journal geleſen zu haben, ſo fragte er mich immer, wenn er Abends vorher in der Kammer geſprochen, ob ich ſeine Rede geleſen habe; und wenn ich ſeine Frage bejahte, ſo ſagte er hinzu: „Nun, was ſagen Sie? War ſie nicht ſchön?“ Wir würden eine ſolche Eitelkeit bei einem Mitgliede des Unterhauſes nicht dulden; aber in Frankreich haben ſolche Aeußerungen nichts Anſtößiges und ſind durchaus nicht als ein Beweis von Geiſtesſchwäche anzuſehen. Die Phrenologen behaupten, daß bei den Franzoſen das Organ der Eitelkeit am ausgebildetſten ſey.

Meine frühen Beſuche bei Herrn Keratry überzeugten mich, daß die Staatsmänner in Paris früher aufſtehen als in London. Die meiſten Miniſter ſind ſchon um 8 Uhr Morgens bei der Arbeit. Während Lord Melbourne und Lord Palmerſton noch ihre Chokolade trinken und in aller Gemächlichkeit die faſhionablen Klatſchereien der „Morning-Poſt“ oder die luſtinnanten Ausfälle der „Times“ leſen, laſſen die Mitglieder des Franzöſiſchen Kabinets ſchon ihre Wagen vorfahren, um ſich in die Kammer zu begeben.

Herr Sebaſtiani, den wir als Geſandten in London gehen ſahen, war, ſo lange er dem Miniſterium angehörte, einer der ſchäftigſten Menſchen. Um 7 Uhr war er ſchon in ſeinem Kabinet, wo er während des Kaffeetrinkens die Diviſions-Chefs mit ihren Berichten empfing. Wenn das Geſchäft abgethan war, gab er ſeinen vertrauten Agenten und ſeinen Freunden Audienz. Um 10 Uhr begann die Audienz der Geſandten. Sodann ſchritt er zum Leſen und Diktiren der Depeſchen. Um 1 Uhr begab ſich der Miniſter in die Kammer, zwei Stunden ſpäter kehrte er gewöhnlich zurück und arbeitete dann noch bis zum Mittageſſen, welches er ſo viel wie möglich beſchleunigte, um die Perſonen, die ſich Abends in ſeinen Salon verſammelten, empfangen zu können. Im Allgemeinen iſt dies das Leben der Franzöſiſchen Miniſter.

Der faule Miniſter, den ich kennt habe, iſt Herr Thiers. Oft ließ er Wochen lang Briefſchulden unberückſichtigt, die auf der Stelle hätten abgetragt werden müſſen. Als er aus dem Miniſterium trat, hatten ſich ſeine Papiere in ſeinem Privat-Kabinet aufgehäuft, das ſeine Nachfolger ſich die Mühe erſparen konnten, ſie zu unterzeichnen.

Zu meiner Zeit waren einige unſerer Secretaire des Schatzamts auf ein ſehr bequemes Auskunftsmittel verfallen, um ſich die Beſchwerlichkeit ihres Amtes zu erleichtern. Ein geſchickter Arbeiter machte ſich die Unterſchrift des Miniſters, zuweilen auch ſeine Schreibart anlernen und alle Briefe beantworten, von denen der Miniſter hätte perſönlich Kenntniß nehmen müſſen.

Die perſönlichen Audienzen ſind in England weniger beſchwerlich als in Frankreich. Bei uns hat jedes Departement einen oder zwei Unter-Staats-Secretaire, welche die Zuſtellung der Briefe an ihre Vorgeſetzten beſorgen. In England fühlt ſich Niemand beleidigt, wenn ihn der Miniſter nicht ſelbſt empfängt. In Paris dagegen, wo es keine Unter-Staats-Secretaire giebt, würde es dem Miniſter ſehr übel gedeutet werden, wenn er einen Bittſteller von einem gewiſſen Range an einen Büreau-Chef verwieſen wollte.

Der König ſelbſt beſchränkt ſich in denjenigen häufige Audienzen, von denen er nützliche Nachweiſungen erwarten darf. Oft erſcheint er dieſelben früher, als der Londoner Kaufmann ſeinen Laden öffnet. „Einſt kand ich dieſen Fürſten“, erzählte mir ein Freund, „um 7 Uhr Morgens in ſeinem Toiletten-Kabinet, wo er ein Glas mit aufgeſchwemm Rhabarber vor ſich ſtehen hatte. Dieſes tonifchen Mittels bedient er ſich am liebſten, wenn die Ordnung ſeines Magens geſtört iſt. Er forderte mich auf, mich zu ſetzen, und richtete mehrere Fragen über Engliſche Verhältniſſe an mich, indem er im Zimmer auf und ab ging und von Zeit zu Zeit einen Schluck trank. Plötzlich fing er an, ſich über die Beſchwerlichkeit ſeiner Stellung zu beklagen. Er ſagte, er habe beſtändig gegen die Intrigue, den Ehrgeiz, offenes und verdecktes Mißtrauen zu kämpfen; aber die meiſte Noth machte ihm, ich konnte mich kaum des Lachens nicht enthalten, als er dies ſagte, die Regulirung der Theater-Angelegenheiten. „Sie lachen“, ſagte er; „da ſieht man, daß Sie nicht wiſſen, wie viele ernſte Fragen ſich hier an eine Roulade oder Pirouette knüpfen.“

Alle Erzählungen, welche die Sparſamkeit des Königs zum Gegenſtande haben, würden einer ſtrengen Kritik zu unterwerfen ſeyn. Nicht etwa, als ob bei Freigebigkeit eine ſeiner hervorſtechendſten Eigenſchaften wäre, aber trotz ſeines ſtrengen Ordnungsſinnes können doch viele ehrenwerthe Züge ſeines Charakters angeführt werden. Als er noch Herzog von Orleans war, herrſchte in ſeinem Hauſe ein Syſtem der Sparſamkeit, über welches die ältere Linie der Bourbond lächelte. Er ſelbſt ſchloß alle Verkäufe ab; die Rationen für die Pferde wurden faſt auf Pfund gewogen. Faſt jeder junge Dienerſchaft mußte ſich ſelbſt beköſtigen; und er hatte mit einem Reſtaurateur einen Kontrakt gemacht, nach welchem dieſer für einen beſtimmten Preis die Speiſe für den Herzoglichen Tiſch ſo wie für den Theil der Dienerſchaft liefern mußte, der kein Koſtgeld erhielt. In derſelben Zeit aber gab er an milden Gaben und an Unterſtützungen für Kaufleute, die in Verlegenheit waren, u. s. w. 100,000 Fr. jährlich aus. Auch unterſtützte er einen jungen Mann, welcher ſpäter einer der ausgezeichnetſten dramatiſchen Schriftſteller geworden iſt. Es iſt mir erzählt worden, daß A. Dumas, der als Commis in den Büreaus des Palais-Royal beſchäftigt war, ein ganzes Jahr ungeſtört an ſeinem erſten Drama arbeiten durfte. Zwiſchen dem Fürſten und ſeinem Commis war verabredet worden, daß, wenn dieſer erſte Verſuch mißlänge, A. Dumas zu ſeinen beſchwerden Büreau-Arbeiten zurückkehren ſollte. Jedes belohnte ein glänzender Erfolg die Anſtrengungen des Dichters. Uebrigens ſoll Ludwig Philipp beſonders in Kleinigkeiten ſehr genau ſeyn.

(Fraser's Magazine.)

Italien.

Roſſini und ſeine Werke.

(Fortſetzung.)

Sonderbar genug, in demſelben Augenblicke, wo es Roſſini gelungen war, das muſikaliſche Luſtſpiel in höchſter Vollkommenheit darzuſtellen, entlagte er in dieſem Genre auch ſchon wieder; im nächſten Jahre ſchrieb er für das Theater del Valle in Rom ſeine letzte komiſche Oper, die Cenerentola, die mehr als der „Barbier“ ſich dem alten Style nähert. Dies war der letzte breitere Aufſchwung der Phantaſie des Künſtlers; von nun an übertam ſeinen Genius ein düſterer, tragiſcher Anflug, der bald darauf im „Othello“ ans Licht trat.

Roſſini's Ruf ſtellte ſich nicht ohne Widerſtand in Italien feſt. Die Muſiker, welche ſich nach den Traditionen der alten Gewohnheiten gebildet hatten, nahmen natürlich den jungen Neuerer nicht günſtig auf, der durch ſeine Leiſtungen die ihrigen in Vergeſſenheit brachte, und die alten Muſikliebhaber waren auf Anhänglichkeit an ihre Erinnerungen gegen ihn. Ein gelehrter Benetianer, Andrea Majer, ſchrieb eine „Abhandlung über den Urſprung, die Fortſchritte und den gegenwärtigen Zuſtand der Italiäniſchen Muſik“, worin er mit ſchwarzen Farben den Nachtheil ſchilderte, welcher für die Kunſt aus dem Umſichgreifen des neuen Syſtems unſehlbar hervorgehen müſſe. Seiner Anſicht nach erlitt die Italiäniſche Muſik das unverweidliche Schickſal aller Künſte, die, auf dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit angelangt, ſich raſch verſchlechtern und ihrem Untergange zueilen. Paiſiello und Cimarosa bezeichnen die äußerſte Gränze der dramatiſchen Muſik, mit Roſſini beginnt der Verfall. In einer Anſpielung auf die Benutzung der Deutſchen Inſtrumentation und Harmonie, welche dieſer Komponiſt zuerſt in Italien eingeführt, beklagt er, daß ein gewaltiger Nordſturm über ſein ſchönes Vaterland hereingebrochen ſey, ſo daß es unter der Gewalt faſt erſtarre.*) „Es ſchrint mir“, ſagt er weiterhin, „daß die bemerkenswertheſten Ausſchweifungen der heutigen Muſik folgende ſind: die Vermiſchung der Gattungen, der Mangel an richtigen Verhältniſſen, die Gewöhnlichkeit der Kantilenen, die Anhäufung von tauſend entgegenſetzten Motiven, der Misbrauch eines furioso-diramhinco-Styls, der nur die Ohren betäuben ſoll und niemals zum Herzen dringt, der unregelmäßige und häufige Wechſel von Takt und Tonart, ohne Uebereinſtimmung mit den Worten, die ermüdenden, immer wiederkehrenden obligaten Chöre, der Charlatanismus, daß die Blech-Inſtrumente die Partie der Violinen aushülfen müſſen, und der noch viel ſchrecklichere Kunſtgriff, die melodiſchen Phraſen zu zerſtückeln, um die Einförmigkeit der Begleitung zu verbergen. Dieſe Fehler, zugabe als ob die Worte einer Rede von verſchiedenen Sprechern an einander gereiht würden. Dazu kommt noch der Pedantismus, auf die geringſte Appogiatur aufzuſchreiben, wodurch die freien Verzierungen des Geſanges wie ſchulmäßige Solfeggien klingen, der Mangel an Originalität und charakteriſtiſchem Ausdruck in den über daſſelbe Thema komponirten Motetten, denen man wirklich alle möglichen Worte unterlegt; die Hintanſetzung aller Proſodie, der Lärm der großen Trommel, des Triangels, der Pauken und Cymbeln und der ganzen Janitſcharen-Muſik, deren Zuſammenwirken einen Lärm verurſacht, dem ähnlich, der in der letzten Karnevalsnacht auf dem St. Markusplatze tobt. Die Komponiſten mit ihren thörichten Eyrgeizigkeiten und das Publikum mit ſeinem noch weniger ſinnigen Beifall verdienten ſich gegenſeitig; meine Vorſtellungen würden daher wahrſcheinlich nicht beſonders günſtig aufgenommen werden, man wird der Heilmittel und des Arztes ſpotten. Ueber dem Publikum aber ſteht ein höherer Richterſtuhl, der der Zeit, welcher nur eine kleine Anzahl gewahrer Geiſter in ſeine Geheimniſſe eindringen läßt.“ Das von dem Verfaſſer der obigen Ehre angerufene Tribunal wird erkennen, daß in Bezug auf die Beſchwerde der Gründlichkeit, den unmäßigen Lärm des Orcheſters und die Fehler, welche leidenſchaftliche Gemüther für Vorzüge halten wollen, vieles Wahre in den angeführten Bemerkungen liegt; es wird aber auch zugeben, das Roſſini's Zeitgenoſſen ſich nicht irrten, wenn ſie dieſen bedeutenden Künſtler für das ausgezeichnetſte muſikaliſche Genie ſeines Jahrhunderts hielten.**) Bevor wir mit dem Referate des obigen Aufſatzes beſchäftigen, deſſen klaſſiſche Entrüſtung doch einige Beachtung verdient, weiſ ſie uns über den Widerſtand aufklärt, den der Neuerer bei einer gewiſſen Klaſſe von Künſtlern und Dilettanten fand, wollen wir hier noch ſeines Erſcheinens über den Untergang der wahren komiſchen Oper gedenken, die durch den Schöpfer des „Barbier von Sevilla“ einen Stoß erhielt, von dem ſie ſich nie wieder erholte. „Ich möchte noch von der komiſchen Oper ſprechen“, ſagt er, „auf welcher Weiſe ſoll ich aber über den Zuſtand einer Sache berichten, die gar nicht mehr beſteht? Schon ſeit einigen Jahren ſind die komiſche Oper und die Heiterkeit von unſeren Theatern verſchwunden. Ein gränlich ſentimentales Fieber hat alle Geiſter erfaßt, das Publikum beſucht jetzt die komiſche Oper nur, um die ja ſo ſehr beklagenswerthe Feinet freudigen Regungen durch weinerliche Poſſen und bald ernſte Dramen

*) Welch' ein Schauer müßte dieſes Italiäniſchen Kritikers bei Beethoven und Weber ergreifen haben, wenn ihm bei Roſſini ſchon der Sprachverluſt zu Muth wurde! Findet man aber nicht in der Deutſchen Kritik oft eben ſo einſeitiges Verhererrtreiben der fremden Eigenthümlichkeit?

**) Die Italiäniſche Kritik nämlich, in nationalbefangener Weiſe würde obiges Urtheil wohl dochkeins von einem Italiäniſchen Tribunal, aber ſchwerlich von einem Engliſchen oder Franzöſiſchen, geſchweige von einem Deutſchen, unterſchrieben werden.

Digitized by Google

zu dämpfen. Wenn man in den deutschen Theater-Anzeigen liest, daß der Buffo serio die Hauptrolle spielt, so kann man nur kummerlin die komische Oper und den armen Mutterwitz zu Grabe läuten. Das überfeine Zartgefühl des Publikums wird schon durch die bloße Nennung des Buffo carricato beleidigt, und doch ist, wenn man darüber nachdenkt, die Kunst, das Publikum zum Lachen zu reizen, viel schwieriger, als die, es zu Thränen zu rühren.“

Wir begreifen sehr wohl, daß man in die Komponisten des „Barbier von Sevilla“ und des „Aschenbrodel“ einen Mangel an sprudelnder Lustigkeit vorwerfen konnte. Alles ist jedoch relativ, und wir müssen zugeben, daß die Heiterkeit der Italiäner, die sich mehr als die anderer Nationen, nach außen hin Bahn bricht, auch anderer Erregungsmittel bedarf. Wir nennen ein Stück komisch, wenn der lebhafte und unterhaltende Dialog von seinen Anspielungen über schmutz, von unerwarteten und drollig jeweiligen Ein-Lachen entlockt wird. Für einen Italiäner wäre ein solches Stück nur ein sehr schmackloses Gericht; sie lieben, und wer wollte sie deshalb tadeln, eine tüchtige, derbe, stark aufgetragene Posse, welche ungemessene Ausbrüche von Heiterkeit hervorruft; deshalb können sie auch durch das gegenwärtige Repertoir nicht befriedigt werden.

Diejenigen gewisse Gegner Rossini's ihn zu vieler Neuerungen anklagten, beschuldigten ihn wieder anderer, daß er sich fremde Ideen annähme, gewiß eine sonderbare Beschuldigung gegen einen solchen Künstler. Ein geist- und kenntnisvoller Mailändischer Komponist hatte zuerst sich einer gewissen steigenden Bewegung bei Läufen im Orchester, des crescendo, bedient, Rossini, der besser als der wirkliche oder vermeintliche Erfinder den Vortheil einsah, den man von dieser Effekte ziehen könne, nahm keinen Anstand, sich desselben zu bedienen, und unglücklicherweise schrieb ihm das Publikum die Ehre der Erfindung zu. Mosca, der in seinem Leben weiter nichts als dieses crescendo herausgegrübelt hatte, that öffentlich dagegen Einspruch, was aber weiter für ihn keinen Erfolg hatte, als daß er vom Publikum ausgelacht wurde.

Wenn Rossini es verstand, sich dergestalt mit Beaumarchais' Geist zu identifiziren, daß er ihn ganz in die Partitur des „Barbier“ überströmen ließ, so gelang ihm dies nicht minder mit Shakespeare's Genius, als er den „Othello“ komponirte, denn nirgends hat die Musik*) wohl trefflicher alle Stufengrade der Leidenschaft wiedergegeben. Man ist über den Werth der einzelnen Akte oft sehr verschiedener Meinung gewesen. Viele loben den ersten, Andere den zweiten und wieder Andere den dritten Akt besonders hervor; wenn man aber diese herrliche Composition vom richtigen Standpunkt aus beurtheilt, so wird man gewahr werden, daß ein jeder Akt seinem eigentlichen Zweck vollkommen entspricht; der erste drückt Liebe und düstere Wuth, der zweite heftigen Zorn und der dritte Schwermuth aus. Vor der Aufführung des „Othello“ hatte Rossini in denselben Jahre noch drei andere Opern von Rossini gegeben; auf „Othello“ folgte die Gazza ladra (diebische Elster), die im Frühling 1817 in der Scala zu Mailand aufgeführt wurde und in welcher die Reform weiter fortschritt, die Rossini in dramatischer Beziehung mit seinem Talent vorgenommen hatte. Er machte sich in diesem Werke einige Mängel in Rücksicht der Einheit des Styls und einige Verstöße gegen den Geschmack bemerklich, überall aber strotzt es von kräftiger Erfindung; es mögen Opern existiren, die in den Einzelheiten vollkommener sind, origineller ist gewiß keine. Ihr Erfolg war außerordentlich, und man verschert selbst, daß die Neapolitaner, die noch den „Othello“ besaßen, darauf eifersüchtig wurden und Rossini beschuldigten, daß er seine Ideen für andere Städte aufschriebe. Wahrscheinlich übte dieser obgleich ungegründete Argwohn einigen Einfluß auf die ungünstige Aufnahme aus, die man in der nächsten Saison der Oper „Armida“ zu Theil werden ließ, von der nur ein berühmt gewordenes Duett sich erhalten hat. Der gekränkte Meister wollte die Neapolitaner zu einer Genugthuung zwingen und schrieb daher für sie „Mosè“, den er bald ihn beschäftigt, daß er die Zuhörer des Theater San Carlo nur obrnhin behandle und ihnen seine vernachlässigten Compositionen andrite; er beschloß also, denselben ein in jeder Hinsicht durchgearbeitetes Werk darzubieten, und durch sein Textbuch, das ihn bei der Ausführung unterstützte, wurde er noch in diesem Vorsatze bestärkt. Er schrieb, dem Gegenstande angemessen, im ernsten Styl und legte selbst, was ihm bis dahin nicht begegnet war, besonders in die Introduction, gewisse gelehrte Formen ein, welche sein Genius noch nie zu Hülfe gerufen hatte. Die Neapolitaner, die vielleicht diesmal mehr freie Begeisterung als Schönthun mit der Wissenschaft gewünscht hatten, fühlten sich aber doch durch diesen Beweis von Achtung geschmeichelt und nahmen den „Mosè“ sehr günstig auf.

Auf der Bühne hängt Alles von Glück und Zufall ab. Die Donna del lago, gewiß eine der merkwürdigsten Rossinischen Opern, in der sein Genius den freisten und erhabensten Aufschwung genommen, fiel am Abend ihrer ersten Vorstellung so total durch, wie dies nur in Italien möglich ist, wo Alles von der Stimmung des Volkes abhängt, das, von Natur heiter, sich nur selten Eindrücke aufs höchste übertreibt. Es waren wieder die durch ihre unbeugsame Strenge bekannten Neapolitaner, welche diese Probe ihres schlechten Geschmacks und ihrer Mißstimmung gegen Rossini an den Tag legten.

Schon im ersten Akte brachen feindliche Aeußerungen los, und gegen Ende der Oper erhob sich ein solcher Sturm von Gezisch, Zischen und Pfeifen, daß man von den letzten Scenen nicht das Geringste verstehen konnte. Später gefiel sie jedoch besser und machte zur Beschämung ihrer ersten Richter überall in Italien Glück. In der „Jungfrau vom See“ wendete Rossini zuerst*) ein auf dem Theater befindliches Musik-Corps an und vervielfältigte dessen Wirkung mit der des Orchesters; dies Beispiel ist seitdem öfter nachgeahmt worden, doch scheint und seine Anwendung meist tadelswerth.

Von dieser Zeit an ließ Rossini, der Italien durch seine Fruchtbarkeit in Erfindungen gesetzt hatte, bedeutend in seiner Thätigkeit nach. Statt jährlich drei oder vier Opern zur Aufführung zu bringen, schrieb er von nun an nur eine. Von „Bianca und Falliero“, die auf die Donna del lago folgte, ist nur ein Quartett bekannt geblieben, das, ein wahres Meisterstück an Melodie, eleganter Harmonie und Modulation, auch zugleich dadurch interessant ist, daß in demselben zum erstenmal gewisse neue musikalische Uebergänge vorkommen, deren sich Rossini seitdem oft mit Glück bedient hat. „Mahomed“ zeichnet sich durch einen gewissermaßen orientalischen Styl aus; „Mathilde von Shabran“ gilt für eine der Produktionen des Meisters, die am reichsten an neuen Ideen sind; dann folgen die Partituren von „Zelmira“ und „Semiramis“, nach welcher letzten Oper Rossini nicht mehr für die Italiänischen Theater schrieb.

„Tankred“ hatte die Morgenröthe einer lyrischen Revolution bezeichnet, deren letztes Ergebniß „Semiramis“ war. In dem einen dieser beiden Werke war die erste Oper zur Kunst gereift, in dem anderen hatte sie ihre höchste Entwickelung erreicht. Wir haben schon weiter oben bemerkt, daß die ernste Oper der alten Meister zu viel Recitative, Arien, Duetten und nicht genug Ensemble-Stücke enthielt. Vom „Tankred“ an verfolgte Rossini einen ganz anderen Weg. In seinen später gefertigten Partituren drängen sich in musikalischen Situationen hergestellt, daß nur wenig Recitative vorkommen, die dann vom Orchester begleitet werden und so interessant sind, daß der Zuhörer sich nicht dabei langweilen kann. Es ist dies eine Erfindung Rossini's. Als er in seinen früheren Werken dieses System etwas übertrieb, indem er die Aufmerksamkeit des Zuhörers durch lange Entwicklungen beständig fesseln wollte, mußte er vielleicht den menschlichen Gehörsorganen zu viel zu, leicht aber entschuldigt man ihn eines Fehlers wegen, der aus einem Uebermaß des Guten entspringt. Obgleich „Tankred“ und „Semiramis“ aus demselben Prinzip entsprangen, so sind sie doch in der Ausführung sehr verschieden von einander. Wenn man auch in beiden die Arbeitlichkeit daraus erkennt, die aus der Individualität eines großen Künstlers entspringen, so ist diese Individualität so außerordentlich modifizirt, wie es sich nur bei wenig ausgezeichneten Geistern findet. In „Tankred“ bewundert man den jungen, frischen Gedanken, die melodische Einfachheit, die Grazie des Ausdrucks, in „Semiramis“ die Macht der Begeisterung und die reichen harmonischen Combinationen.

Man hat Rossini einen Vorwurf gemacht, der nicht ungegründet ist, den nämlich, daß er die Freiheit und Abwechslung im Gesange gefährdet habe, indem er alle Verzierungen, die man sonst dem Geschmacke der Gesangskünstler überließ. Die Folge dieses Systems war allerdings, daß mit Ausnahme weniger Künstler ersten Ranges, alle Sänger aus derselben Form hervorgezogen schienen. Der Zweck des Komponisten aber, als er dies that, war der, den Erfolg seiner Werke auf den Theatern zweiten und dritten Ranges zu sichern, wo die Sänger nicht, wie es sonst war im Stande waren, die für die vielergeschriebenen Koloraturen zu singen, sich aber keine selbst erfinden konnten. Man begreift also, welche große Vorzüge dieses Prinzip für sich hatte, doch machten sich auch die Nachtheile desselben bemerklich. In jeder Kunst, und vielleicht in der Musik mehr als in jeder anderen, wechselt das Bedürfniß mit der Mode; der Gedanke Rossini's, im Grunde genommen, war immer derselbe. Dadurch, daß man seine Gesangs-Verzierungen festschrieb machte, sicherte er seinen Opern einen leichten Erfolg, aber er legte auch den Grund zu dem Mißkredit, in welchen sie so schnell in Italien verfielen. Früher veränderten die guten Sänger häufig die Physiognomie der bekanntesten Stücke durch neu eingelegte Verzierungen; da diese aber nun dieses Hülfsmittel benommen war, so mußte sie Rossinischer Musik unverändert dieselbe bleiben. War der erste Eindruck vorüber, so bot sie den Hörern nichts Neues mehr dar; daher sind bei den Italiänern, deren Eindrücke eben so vergänglich wie lebhaft sind, nach dem Zeitraum weniger Jahre, Werke in Vergessenheit gerathen, die dem Untergange nicht geweiht schienen.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Die Italiänische Schweiz und die kleinen Kantone.

Ueber die ungewissen Fortschritte, welche die großen Kantone, besonders aber Zürich, seit 1830 gemacht haben, kann man sich nicht genug verwundern. Könnte man doch Gleiches von den kleinen Kantonen, von Zug, Schwiz, Unterwalden und Uri sagen; aber leider scheinen sich die Fortschritte ihrer größeren Bundesgenossen bei diesen in Rückschritte verkehrt zu haben. Aber jeder Rückschritt setzt doch noch eine Art Bewegung voraus, ist, so zu sagen, ein unglücklicher Fortschritt, während die Unbeweglichkeit das erste Lebenszeichen der verstorbenen Glieder der Schweiz zu sein scheint. Die Jahre, die Jahrhunderte, welche über sie hinstreichen, lassen sie unverändert, und die bewundernswürdige Natur, welche sie umgiebt, prunkirt eben so sicherlich alle Jahre dieselben Formen und dieselben Farben, wie sie die alten Mißbräuche, welche ihre Väter mit so vieler Mühe groß gezogen haben. Sind in den sogenannten Demokratieen, in denen das Volk sich frei glaubt, weil es alle Jahre eine Versammlung unter freiem Himmel hält, um den Schein zu bewahren, als ob es sich mit den Angelegenheiten einer Republik von sechs Quadratmeilen

*) Der Verfasser dieses Artikels hatte nur wenigstens sagen sollen, die Italiänische Musik, um nicht einen so einseitig zu erscheinen, als Rossini's Gegner.

*) Wohlverstanden primo, nicht primum, denn daß er nicht der Erste war, der sich dieses Effektmittels bediente, weiß Jeder, der „Don Juan“ kennt.

flächeninhalt beschäftige, giebt es einige adelige Familien, die seit Jahrhunderten ein erbliches Patriziat üben und sich in den mageren Ertrag der öffentlichen Aemter theilen. In diesen wohlvertheilten katholischen Kantonen, was in der Schweiz wenigstens immer gleichbedeutend mit retrograd ist, haben die Mönche und die Geistlichkeit einen größeren Einfluß als je; sie herrschen als wahre Sakristei-Despoten über ein armes Land, das sie immer mehr auslaugen. Daher haben auch die kleinen Kantone gegen die Maßregeln, welche Aargau über die Klöster verhängt hat, mit einer heftigkeit protestirt, die man immermehr von ihrer kleinen Anzahl erwartet haben möchte, und ihre Stimme, die sonst wenig bedeutet, hat sich Gehör zu verschaffen gewußt.

Auch in materieller Hinsicht herrscht dieselbe Unbeweglichkeit. In den lachenden Thälern von Zug und Schwiz, wo der Ackerbau bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden ist, hat der Handel sich nicht festigen können. Die Fremden, welche durch tausend feine Qualitäten belästigt werden, durchwandern dieses Paradies mit dem aufrichtigen Bedauern, daß es ihnen nicht vergönnt ist, länger hier zu bleiben.

Ein wahrer Räuber-Bund besteht unter den Gastwirthen und Schiffern, welche den Diebstahl und Betrug unter dem Schutze der Regierung betreiben. Die ganze hungrige Meute stürzt über den unglücklichen Reisenden her, plündert ihn aus und sendet ihn entblößt und mit leeren Taschen in seine Heimat zurück.

Da es und hier nur um die moralische Schweiz zu thun ist, nicht um die materielle, von der wir, Gott sey Dank! seit zehn Jahren vollauf bekommen haben, so soll weder von der St. Gotthard-Straße noch von der berühmten Teufelsbrücke, von der jetzt eine zweite und bessere Ausgabe veranstaltet werden soll, die Rede seyn. Vom kommerziellen Gesichtspunkte aus ist diese Straße, welche die Kantone Uri und Tessin angelegt haben, um den Transito-Handel nach Italien an sich zu ziehen, eine verfehlte Speculation. Die Spitzer-Straße, die bald Oesterreichisch, bald Graubündtisch ist, hat fast ein Monopol dieses Handels. Außer diesen beiden Straßen giebt es noch mehrere andere, die alle mehr oder weniger unnütz sind. Die Alpen senken sich immer mehr und werden, wenn das so fortgeht, die große Straße der Menschheit werden. Auf die höhen Berggipfel, die sonst nur mit Stöcken und eisenbeschlagenen Schuhen zu bekleiden waren, gelangt man jetzt mit der größten Bequemlichkeit zu Pferde und zuweilen sogar im Wagen; wo sonst nur Schneefelder waren, findet man jetzt vortreffliche Wirthshäuser. Dabei sind in Folge der Konkurrenz die Preise überall gesallen, hier ist nicht in den kleinen Kantonen, deren frommer Haß gegen jede Neuerung sich zu dieser gewiß am letzten entschließen wird.

Die starken Regengüße dieses Jahres haben, zum großen Mißvergnügen der Reisenden und der Wirthe, ein halbes Dutzend Brücken und eine Viertelmeile Wegs unterhalb Airolo fortgespült. Ich würde nicht von einem so unbedeutenden Unfalle sprechen haben, wenn er sich mir nicht durch eine sonderbare Begebenheit eingeprägt hätte. Wir hatten unseren Wagen in Airolo gelassen und stiegen uns unser Gepäck auf einem steilen Pfade nachtragen, der durch vierzehntägige Regengüße wenigstens nicht gebessert worden war. Plötzlich krachen wir auf einen Wagen, der durch Menschen fortgezogen oder vielmehr fortgerissen wurde, und zwar an der Stelle des Hohlweges, wo ein Erdfall den Weg verschüttet hatte. In dem Wagen, den ein hartnäckiger, von Gold unterstützter Wille über die Abgründe hinrollte, saß ein Engländer mit seiner Ehehälfte. Gewiß fürchtete das ehrenwerthe Paar, sich die Füße zu durchnäßen.

Ich will nicht versuchen, die frischen und keuschen Schönheiten der Italiänischen Schweiz und die lachenden, vielleicht nur etwas zu bunten Landschaften zu schildern. Aber der Kanton Tessin, der so wenig bekannt ist und so sehr verdient, es zu seyn, ist in jeder Beziehung der Aufmerksamkeit des Reisenden werth. Diese Enklave der Freiheit auf dem Gebiete der Unfreiheit, die Weinlauben, die Oliven- und Kastanienbäume, die an die Steile der wilden Fichten und der gerstützten Hütten der nördlichen Schweiz treten, das heitere Aussehen der Menschen mit den gebräunten Gesichtern, den dunkeln Haaren, den glühenden Blicken, welche die blonden und etwas schafsähnlichen Physiognomieen der Schweizer Bauern verdrängen, — Alles deutet darauf hin, daß hier eine andere Natur beginnt. Der Charakter der Italiänischen Schweiz ist offenbar der ausdrucksvollere, und man verweilt am liebsten bei ihr, obgleich vielleicht hier weniger Gelegenheit Werth hat. Obgleich die Frauen früh verblühen, weil sie alle harte Arbeiten verrichten müssen, während ihre Männer umherwandern, machen sie doch durch ihre Kopfhaltung und durch ihren schwarzen Haarschmuck, der mit einem Diadem von langen silbernen Nadeln geschmückt ist, den Eindruck eines ausgezeichneten Menschenschlags. In Lugano habe ich einige junge Bürgermädchen gesehen, welche mich auf eine auffallende Weise an die Madonnen Leonardo da Vinci's erinnert haben. In einem schönen Fresko-Gemälde Luini's, welches das Kapuziner-Kloster in Lugano ziert, habe ich den Typus der anmuthigen Köpfe mit dem keuschen Blicke und dem greifwollen Blicke, die ich auf der Straße gesehen hatte, wiedergefunden. Den Kennern ist ein anderes Fresko-Gemälde von Luini, welches sich ebenfalls in dem Kloster befindet, nur empfehlend zu stellt die Passion und den Tod des Heilands dar, und obgleich die Zeichnung inkorrekt ist, muß es doch, nächst dem Abendmahl Leonardo da Vinci's, als das bedeutendste und merkwürdigste Werk der Lombardischen Schule angesehen werden.

Ich möchte wohl umständlicher von der verfehlten Contre-Revolution sprechen, welche den Kanton Tessin einige Zeit in Aufregung erhalten hat; aber einem Reisenden ist es schwer, sich eine richtige Idee von dem Stande der Parteien in einem Lande zu machen. Hier nur die Hauptthatsachen. Der Kanton Tessin, der zuerst nach 1830 seine Freiheit wiedererobert, bewahrte dieselbe nach besten Kräften, trotz der Gegenbestrebungen einer Partei. Diese, die sich auf das Pfaffen- und Mönchsthum stützte, wirkte auf die niederen Klassen im Beichtstuhl, auf die höheren durch Intriguen ein. Die so oft geschlagene Partei versuchte nun in jüngster Zeit, den Kampf wiederaufzunehmen, aber die Energie der Regierung vereitelte ihre Anstrengungen. Etwa dreißig Insurgenten verloren das Leben in einem Kampfe, der zwischen beiden Parteien ausbrach. Die Ausbrecher waren sämmtlich im Dunkeln geblieben; nur einer derselben, der Advokat Nessi, wurde in Folge eines gerichtlichen Urtheils erschossen.

In moralischer und intellektueller Beziehung steht der Kanton Tessin kaum auf einer höheren Stufe als die kleinen Kantone der Schweiz. Einige edle Menschenfreunde haben für die Verbreitung des Elementar-Unterrichts große Opfer gebracht, aber die Opposition der Geistlichkeit und die ihm dem Volke innewohnende Kraft der Trägheit haben ihre Bemühungen vereitelt. Tessin wird noch lange in seinem jetzigen Zustande verharren.

Ich hatte mich auf dem östlichen Arme des Lugano-Sees eingeschifft, nachdem ich ihn in seiner ganzen Ausdehnung von der Höhe des Salvatore-Berges überschaut. Ich war in Portizza, dem ersten Lombardischen Dorfe auf Seiten des Como-Sees angekommen. Dort fängt der doppelte Sanktäts-Cordon an, der um die Schweiz gezogen ist. Mein bescheidener Zufgänger-Aufzug, mein Französischer Paß, das demokratische Gift, das ich voraussetzender Weise mit mir führen mußte, da ich einerseits Franzose war, andererseits aus dem Kanton Tessin kam, mußten den Lombardischen Beamten in Portizza wohl einiges Mißtrauen einflößen. Die Untersuchung meines Zollamts war bald beendet, aber nicht so die politischer; mir wurde die Ehre eines dreiviertelstündigen Verweilens im Polizei-Büreau zu Theil, zum großen Mißvergnügen der anderen Reisenden, die so lange auf mich warten mußten. Zuerst wurde mein Name in dem Verzeichniß der Verdächtigen gesucht; da er sich hier nicht vorfand und mein Paß in Paris visirt war, so kam die Reihe an mein Gepäck.

Ein Band des Plutarch, den ich bei mir hatte, erregte einiges Mißtrauen; dasselbe verdoppelte sich, als sich ein zerknittertes Fragment des „Constitutionnel" vorfand, das einen gewissen radikalen Geruch auszuduften schien. Als ich über den Namen des verdächtigen Blattes befragt wurde, das vielleicht ein ganzes Land hätte umstürzen können, wenn es nicht wohl, dasselbe zu ermen; aber ich erbot mich, dem signor commissario ein Geschenk damit zu machen. Der Kommissarius wollte es nicht annehmen und gab es mir nach einigem Bedenken wieder zurück. Ich darf indeß nicht verschweigen, daß meine Papiere verschont wurden, obgleich sie zahlreich genug waren, um Argwohn zu erregen.

Eine Fahrt im Dampfboote auf dem Como-See, wenn die Italiänische Sonne die schon so schöne Landschaft erhellt, gehört gewiß zu den köstlichsten Genüssen. Wenn der Theil des See's, der Mailand zugewendet ist, vielleicht auch eine zu beschränkte Ausdehnung hat, wenn es den reizenden Villa's, welche amphitheatralisch an beiden Ufern auftreten, vielleicht auch an Luft und Raum fehlt, so verschwindet dieser Mangel vollständig am Arme bei Bellagio und an dem Arme des Lecco und des Como, die hier zusammentreffen, geben der Gegend einen grandiosen Charakter. Auf dem östlichen Ufer schlängelt sich wie ein weißer Streifen die neue Straße hin, welche die Oesterreicher von Mailand nach Wien geführt haben. Auf dem westlichen Ufer sind dagegen die zahlreichen Dörfer so gut wie ganz isolirt von einander, da es an einem fahrbaren Wege fehlt. (F.-F.)

Mannigfaltiges.

— Beiträge zur Englischen Literaturgeschichte. So selten in England irgend ein wissenschaftliches Werk in systematischer, regelmäßiger Form erscheint, so verwunderlich ist man in Englischen Forschungen und Abhandlungen über einzelne Zweige und Gegenstände der Wissenschaft und Literatur. Von allen Seiten wird Stoff zusammengetragen, den vielleicht eine künftige Generation erst verarbeitet und mit philosophischem Geist durchdringt. In der Literatur begegnen uns überall Essays, Miscellanies und Curiosities, aber noch selten ein ganzes Werk, das einen Gegenstand erschöpfend zu bearbeiten. Eine solche zu schreiben, war der Vorsatz eines der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Schriftsteller Englands, des Herrn D'Israeli; inmitten seiner Studien verlor er jedoch leider sein Augenlicht und mußte sich damit begnügen, seine Arbeiten in Fragmenten herauszugeben. Zu den „Versuchen", „Miscellaneen" und „Kuriositäten" sind seit diese Weise noch „Amenitäten" gekommen, denn so nennt der Verfasser sein Werk. (Amenities of literature, consisting of sketches and characters of English literature.) Vermuthlich hat ihm dabei der Ausdruck des Plinius, amoenitates studiorum, vorgeschwebt. Die Aufsätze sind indeß in solcher Reihefolge zusammengestellt, daß man den Faden der Entwicklung der Englischen Literatur, wie sie sich in gewissen Zeit an, so ziemlich festhalten kann und einen allgemeinen Ueberblick über ihre Haupt-Phasen gewinnt. Die Abhandlungen über die Institution der Druiden, über die Angelsächsischen Erzählungen, die Gothischen Romanzen, über Chaucer, Gower, über die Erfindung der Buchdruckerkunst, über die ersten Englischen Bibliotheken, über Heinrich VIII. in literarischer Hinsicht, die Einziehung der Klöster, die Herren, die ersten Jesuiten in England und die Volksbücher werden als die interessantesten Stücke dieser rhapsodischen Literaturgeschichte bezeichnet.

Herausgegeben von der Expedition der Kön. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Mittwoch den 29. September 1841.

England.

Die Fortschritte der Industrie.

(Nach der Foreign Quarterly Review.)

Der Bericht, den Herr Jobard über die Französische Gewerb-Ausstellung von 1839 abgestattet hat, ist dem Könige der Belgier gewidmet und beginnt mit einer schmeichelhaften Lobpreisung der bedeutenden Fortschritte des Belgischen Gewerbsfleißes, insbesondere der Eisenbahnen. In einer vorzüglich gut geschriebenen Einleitung spricht der Verfasser über die Erfindungen der alten und neuen Zeit; natürlicherweise verleitet ihn seine Tendenz zu einer übertriebenen Schätzung der letzteren; dann folgt eine Aufzählung der gewerblichen Fortschritte Frankreichs. Wir wollen den Berichterstatter durch alle Stufen seiner Einleitung begleiten und unsern Lesern die Gegenstände von allgemeinem Interesse aus der Pariser Gewerb-Ausstellung vorführen. Sehr zu bedauern ist es, daß in England und Deutschland nichts dieser Französischen Gewerb-Ausstellung Aehnliches besteht; der Gewerb-Verein in London ist nur eine armselige Annäherung an dieselbe und im Lande selbst fast unbekannt. Solch' eine Ausstellung aller Erzeugnisse der Gewerbe und der Manufakturen des Landes klärt das Publikum über den Werth eines Artikels auf, belehrt es über die wichtigen Fragen der eigenen Production, macht es mit dem geringeren Kostenpreise, der besseren Qualität oder Dauerhaftigkeit der Gegenstände bekannt, setzt dem übertheuernden Händler eine Schranke, belehrt den Betteiler der Gewerbtreibenden und ist doch sicher wohlthätiger eben so ermunternd wie eine Ausstellung von fetten Ochsen, Hämmeln und Schweinen auf den Viehmärkten zu Smithfield. Die genaue Kenntniß von dem Werthe und den Fortschritten des Fabrikwesens, die unmittelbare Besichtigung aller gewerblichen Leistungen, der dadurch angeregte Erfindungsgeist und die Aufforderung zum Selbstdenken müssen auf die Civilisation des Volkes von dem größten Erfolg seyn. Unter den gegenwärtigen Umständen ist aber kaum zu hoffen, daß England irgend eine in socialer Hinsicht heredeinig wirkende Einrichtung von Frankreich entlehnen möchte; beide Länder waren in der letzten Zeit nur mit kriegerischen Vorbereitungen beschäftigt, und ihr Zurückbleiben in Fortschritten muß natürlich im Verhältniß zu den auf militairische Anstalten verwendeten Kräften stehen. Der Krieg demmt jede Fortbildung bei gleich civilisirten Nationen, wenn auch das Schwert oft der Verbreiter der Wissenschaft ist, sobald eine Ungleichheit in der natürlichen Begabung der Völker stattfindet. Ueber die Griechen fällt hier Jobard in seiner Vorrede ganz schmählich der und spricht ihnen durchaus jede Betriebsamkeit ab; er thut ihnen aber damit großen Unrecht, denn sollten wir sie selbst nennen, das über alle andere damalige Nationen durch technischen Verstand hervorragte, so müßten wir den Griechen zweifelsohne diese Ehre zuerkennen. Schon Juvenal, obgleich er sie der Quacksalberei beschuldigt, preist doch ihre verschiedenartigen Talente.

Grammaticus, rhetor, geometres, pictor, aliptes,
Augur, schoenobates, medicus, magus, omnia novit.

Trachten, Würfel, Näh- und Stecknadeln, Kämme, Alles wird durchaus von ihm verworfen, und doch sollte Herr Jobard bedenken, daß der in Pompeji aufgefundene falsche Würfel, wenigstens was diese Gattung anbetrifft, sehr viel mechanischen Sinn verräth. Betrachten wir nun die uns jetzt freilich sehr einfach scheinende Nähnadel; sie ist eigentlich ein Wunderwerk des Gewerbfleißes, denn zu diesem so unbedeutenden Stifte ist die seltene Vereinigung von Maß, Schärfe und Geschmeidigkeit im kleinsten Raum erforderlich. Da wir nun nach Alem, was uns die alten Schriftsteller berichten, annehmen müssen, daß dieselbe schon bei den Griechen sehr fein gearbeitet wurde, so werden dadurch die gerühmten Fortschritte der neueren Zeit ziemlich in Zweifel gestellt. Wir geben zu, daß Vieles bei den Griechen noch sehr ungeschickt war; sie kannten den Grundsatz noch nicht, daß Schnelligkeit die Kräfte ersetzen könne. Unsere Kanonenkugeln sind ihren Mauerbrechern vorzuziehen, doch können wir unmöglich die Schraube des Archimedes für eine so unbedeutende Erfindung halten, wie sie es nach der Ansicht unserer Berichterstatters seyn soll. Wenn es auch keine Wassermühle ist, so ist sie doch sehr schätzbar als Wasserhebungsmaschine, und der, welcher die Quadratur des Zirkels auf die Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Durchmesser und der Peripherie zurückführte, verdient wohl mit Achtung von denen genannt zu werden, die es nach zweitausendjährigen Versuchen noch nicht dahin gebracht haben, den stumpfen Winkel in drei Theile zu theilen oder den Kubus zu verdoppeln. Die Uhr, geben wir zu, ist eine der herrlichsten Trophäen des neueren Erfindungsgeistes, wiewohl Homer vermuthlich Uhrwerk kannte; doch auch die Wasseruhr konnte schon ziemlich genau regulirt werden. Wenigstens preist Jobard die Töpferarbeit der Alten; die Aegyptische ist nie erreicht worden und wird es vielleicht niemals werden; Wedgwood muß den Etruskischen Vasen seine Trefflichkeit zuerkennen, und er hätte seine zierlichen Formen noch durch einige aus der unverkauften Athanasischen Sammlung vermehren können, die ganz neue Vasen enthält, selbst für Augen, die schon lange an Griechische und Aegyptische Formen gewohnt sind. Auch Juvenal's gewebter Wind ist keine unelegante Beschreibung feiner, ausserlesener Arbeit in Linnen, wie nicht in Seide. Die Anführung des Examinondas zum Beweise der Dürftigkeit der Garderobe bei den Alten scheint uns ein schlecht gewähltes Beispiel, da Examinondas erstens ein Thebaner, zweitens ein armer Mann war, und als solcher nicht der Einzige, dem es begegnete, daß er im Bett bleiben mußte, wenn seine Kleider in der Wäsche waren.

Jobard räumt den Griechen die Meisterschaft in der Philosophie, Litteratur, Baukunst und Skulptur ein und weiß und die demüthige Stelle dieser Schüler und Nachahmer in diesen Zweigen an; aber, ruft er aus, sie entdeckten nicht den Druck, den Dampf, das Pulver, die Spinnmaschine, die Eisenbahnen, das Gaslicht, die Doppelschleusen, den Luftballon, den Telegraphen, die Post, den Kompaß und Amerika, die Chemie, die Anatomie, die Chirurgie, die Algebra, die deskriptive Geometrie, das Dezimal-System, die Geologie, die Statistik, die Noten, den Typenguß, das Zink, die Platina, den Nickel, den Spiegel, die Steinkohle, die Lichtdioter, den Galvanismus, den Filz, die Brander, das Diamantschneiden, das Fernrohr, das Mikroskop, die Kugelgestalt der Erde und ihre ganze Oberfläche. Arago würde den Dampf hierzu ausnehmen, der, wie er glaubt, schon den alten Aegyptern bekannt war. Es ist auch die Frage, ob nicht schon etwas den Eisenbahnen Aehnliches bei den Alten existirte; das Gas aber kannten sie allerdings nicht. Dagegen sieht wieder der Flug des Dädalus gar sehr nach Kenntniß der Luftschiffahrt aus. Was den Kompaß betrifft, so waren die Eigenschaften des Magnets wenigstens bekannt, wenn man sie auch nicht auf die Schiffahrt anwendete; indeß scheint die seltsame Geschichte von Abaris, der vermittelst eines Pfeils um die Welt herum fuhr, bei Herodot 4, 36, auf einen Schiffskompaß hinzudeuten; auch wird derselbe als vermittelst des Pfeiles wahrsagend geschildert. Die Schiffe des Alcinous, die von einer solchen Kraft beseelt waren, daß sie in der finstersten Nacht ihren Weg fanden, deren Innsicht sehr auf den Kompaß hin. Zamblichus erzählt uns auch vom Abaris, daß Pythagoras ihm den goldenen Pfeil stahl, der seinem Wege als Richte diente; vermuthlich ist darunter nichts als ein vergoldeter Magnet zu verstehen. China kannte den Kompaß schon seit uralten Zeiten.

In der Chemie können die Aegypter nicht unerfahren gewesen seyn, und die atomistische Theorie, der größte Triumph dieser Wissenschaft, ist vermuthlich von sehr hohem Alter. Für die Anatomie, insoweit es sich um die äußere Kenntniß der richtigen Muskel-Configuration handelt, sprechen die Eleginschen Marmorstatuen, und den Aegyptern konnte sie nicht unbekannt seyn, da schon das Einbalsamiren sie zu näheren Untersuchungen des menschlichen Körpers geführt haben muß. Die einfache Wundarzneikunst Homer's konnte auf dem Schlachtfelde nicht viel verbessert werden. Die Algebra ist offenbar das Werk der Araber. In der gemischten Geometrie sind wir allerdings weiter vorgerückt, aber in der reinen sind unsere Fortschritte sehr gering; die Dezimalbrüche indeß und die Logarithmen sind ein bedeutender Schritt. Die Geologie muß noch erst fester begründet werden, ehe sie uns etwas Belehrliches nützen kann. In einem vollkommenen Zeitalter würden es auch ein solcher Verein von ausgezeichneten Fähigkeiten erfordertich, daß man sehr zweifeln darf, ob die Schlüsse dieser Wissenschaft fürs erste auf Glauben Anspruch haben werden. In der Statistik geschah im Alterthum wenig, im Vergleich mit unseren Ermittelungen, und die Philanthropie der Statistik, ein im Christenthum wurzelndes Prinzip, ist sodenfalls nur ein Produkt unserer Zeit. Das Wechselgeschäft, ein Erzeugniß der jüdischen Erfindungskraft, vielleicht das Resultat der Verfolgung, welche dazu trieb, dem Geld diese Schattengestalt zu geben, muß den Phöniziern in allen Ländern bekannt gewesen seyn. Gold und Silber konnte nicht immer anwendbar seyn, und der Tauschhandel muß zu Wechseln oder etwas Aehnlichem geführt haben. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Italien.

Rossini und seine Werke.

(Schluß.)

Kurze Zeit nach der Aufführung der „Semiramis“ in Venedig reiste Rossini nach Frankreich ab. Bei seiner Ankunft in Paris war die schlecht verwaltete Italiänische Oper gerade in einer sehr mißlichen Lage. Man war der Meinung, daß Rossini, durch den Einfluß seines berühmten Namens und weil er die Theater seines Vaterlandes so genau kannte, besser als irgend Jemand dazu geeignet sey, den Uebelständen abzuhelfen; er wurde also von dem Minister des Königlichen Hauses zum Direktor des in Verfall gerathenen Theaters ernannt. Rossini verstand sich jedoch gar nicht auf die Einzelheiten, die eine Theater-Administration berücksichtigen muß, und hatte auch weder Lust noch Willen, die in seinem Naturell begründete Liebe zur Ruhe solchen Beschäftigungen aufzuopfern. Er stand dem Amte, welches man ihm thörichter Weise übertragen hatte, schlecht vor und tauschte auch bald seine Stelle als Direktor gegen die angenehme Sinekure eines Gesang-Inspektors und Komponisten des Königs von Frankreich ein. Längere Zeit hindurch fand seine Trägheit immer Mittel auf, um alle Anforderungen, ein Werk für die große Königliche Oper zu schreiben, von sich abzulehnen. Zuerst ließ er seinen „Mahomet“ unter dem Titel „die Belagerung von Korinth“ in Scene setzen; einige Stücke desselben, besonders eine schöne Scene im dritten Akt, zeigten den genialen Künstler, dem man so viel Schönes verdankte, indeß es wurde doch der Oper kein populärer Erfolg zu Theil.

Auf die „Belagerung von Korinth“ folgte „Moses“. Es bedurfte wahrlich des Genius eines so großen Künstlers, wie es der Schöpfer dieses Oratoriums ist, um alle Fehler eines Sujets zu besiegen, in welchem der Mangel an lebendiger Handlung noch der geringste ist. Ein größeres und für jeden Anderen als Rossini faß unüberwindliches Hinderniß war die große Anzahl von Gebeten und Anrufungen, deren beständige Wiederkehr der ganzen Partitur etwas Einförmiges verleihen mußte. Was aber für jeden gewöhnlichen Komponisten eine Klippe gewesen wäre, bot unserem Meister nur eine Gelegenheit dar, die unerschöpflichen Hülfsquellen seiner Einbildungskraft an den Tag zu legen. Mehr den Gang der Begebenheiten im Allgemeinen als den wörtlichen Sinn des Textes auffassend, wußte er Alles, was sich monotonisch schien, die größte Mannichfaltigkeit aufzuprägen. Einen Theil der früher komponirten Stücke zum „Moses“ behielt Rossini bei, schrieb aber noch eine bedeutende Zahl neuer hinzu, die sicher zu dem Ausgezeichnetsten gehören. Noch ein anderes Verdienst ist das, entzückende Melodieen erfunden zu haben, gehört unserem Meister; es gelang ihm, sie in der Französischen Oper übliche Art der musikalischen Deklamation auf eine eigenthümliche Weise zu verändern. Ein lebhaftes und freudiges Erstaunen ergriff das Pariser Publikum, als es seine Sänger ganz eben so wie die geschicktesten Italiäner singen und alle Schwierigkeiten einer sich dagegen auflehnenden Sprache besiegen hörte. Einige Musikverständige von engherzig patriotischem Geist sympathisirten freilich gegen die Einführung der Italiänischen Florituren auf der Nationalbühne, ohne zu bedenken, daß, wenngleich der Verstand nicht immer diese Verzierungen, welche oft sogar den von den Sängern auszudrückenden Gefühlen zuwider scheinen, billigen kann, das Ohr sie doch mit dem größten Vergnügen vernimmt. Der Zuschauer willigt gern in eine Unterbrechung der Handlung, wenn man ihm nur, statt des Interesses, Vergnügen darbietet. Es hat mehr immer Italiäner über die dramatische Musik gedacht, und Mozart selbst, der strenge Mozart, hat in seine Werke Verzierungen eingelegt, damit der Sänger sich glänzend und vortheilhaft zeigen könne. Die Verehrer der lyrischen Tragödie, die Bewunderer von Gluck's System, alle diejenigen endlich, welche vor allen Dingen auf ein vermeintliches Staatsrecht Anspruch machen, behaupten, daß bei solchen Konzessionen der Personen eher Gewalt auszuüben schienen, während sie durch ihren Gesang vielleicht gerade eine schwermüthige oder schmerzliche Stimmung der Seele vervielfachen sollen.

Wie soll man aber zwischen so verschiedenen Geschmacksurtheilen zu einem festen Grundsatz gelangen, wenn man eine musikalische Nummisuma auf die andere thürmt, und wenn jeder Künstler, der Werke Art nach Zeiten und Umständen einmal zur Geltung kömmt, und daß die Theorie von einer stets sich gleichbleibenden Schönheit auf eine so durchaus unbestimmbare und schwankende Kunst sich kaum anwenden läßt? Um „Moses“ richtig zu beurtheilen, muß man erst untersuchen, ob der deklamatorische Gesang der einzige ist, der für das Drama zulässig sey, und ob Italiäner hätten sagen können, daß zu Zeit vernimmt über diese Frage entscheiden; die Gegner Rossini's behaupteten aber, die Franzosen seyen allein die wahren Richter über das, was für sie passe und ihnen Vergnügen mache, es wäre daher ganz verkehrt, ihnen die Meinung eines fremden Volkes als Autorität aufdringen zu wollen. Mit solchen Einwürfen richtete man sich wenig auf, die Gegner wurden auf dem Felde geschlagen, denn das Publikum der Oper beklatschte mit Entzücken was auf Nationalgefühl eigentlich hätte verdammen sollen. Man kam dahin, allgemein einzusehen, daß die leichteren Musikstücke, welche in die ernste Oper eingelegt wurden, nöthige Ruhepunkte für die Aufmerksamkeit seyen, die durch den zu einförmigen Styl der Deklamations-Musik allzusehr ermüde. Die Begeisterung, welche das Pariser Publikum für ein Werk zeigte, dessen Verhältnisse es noch vor kurzem abgestoßen hatten, war gewiß in den Annalen der Musik keine Begebenheit von geringer Wichtigkeit. Sie war ein Beweis für die Allgewalt von Rossini's Genius.

Rossini hatte zur Krönung Karl's X. eine Italiänische Oper, „die Reise nach Rheims“, komponirt. Wie alle ähnliche Gelegenheitsstücke, hatte auch dieses Werk, trotz einer reizenden Musik, doch nur ein kurzes Leben; es wurde dreimal gegeben und verschwand dann für immer vom Repertoir. Man ging damit um, die ausgezeichnetsten Musikstücke dieser Oper in eine neue Arbeit des Meisters einzulegen, welche derselbe für die große Oper versprochen hatte. Als Gegenstand zu dem ernsten Charakter des „Moses“ wollte Rossini seine erste Französische Partitur ganz im leichten Style halten. Scribe, der ihm als Mitarbeiter zur Seite gegeben wurde, arrangirte eines seiner älteren Vaudevilles, „Graf Ory“, und machte sich anheischig, die Worte denjenigen Musikstücken aus der „Reise nach Rheims“ anzupassen, welche man zu erhalten wünschte. Es waren deren gerade nicht sehr viel, und Rossini komponirte noch eine Menge Neues hinzu, so daß man, streng genommen, die Musik zum „Graf Ory“ für eine neue Schöpfung erklären kann, weil das Meiste dazu erst ganz frisch geschrieben war und die entlehnten Stücke einer Italiänischen Oper angehörten, der nur Wenige beigewohnt hatten. Im „Graf Ory“ kömmt Rossini wieder mehr auf seine frühere Manier zurück, denn die Crescendo's, die Cabaletten und die symmetrischen Wiederholungen der Phrasen kommen darin wieder öfter vor, als in seinen kurz vorher komponirten Partituren, und zwar wahrscheinlich deswegen, weil diese Art ihm für den lustigen Inhalt seines Gedichtes am passendsten schien. Es kann nichts Geistreicheres, Leichteres und Zierneres geben als die Musik zu „Graf Ory“, sie bezeichnet Rossini's höchste Stufe der Vollendung in der komischen Oper.

Vergebend wird man es versuchen, den Flug des Genius abzumessen, sein Reich ist ohne Gränzen, und wenn es sich auch zuweilen zu beschränken scheint, so kommt es doch bald wieder, weil es sich selbst hinreichend kennt, weil die Stunde noch nicht geschlagen, wo seine ganze Macht sich ihm selbst offenbart. Oft sind ihm auch die Verhältnisse nicht günstig. Raphael war als der erste der Maler geboren, und doch gab sein Pinsel in den Zügen seiner Madonnen nur das Abbild seiner Geliebten wieder, ein Umstand mit unbeschreiblichem Reiz geschmückt, in welchem aber nicht die ganze Macht des Künstlers zur Anschauung kam. Da that sich ihm plötzlich beim Anblick der Werke Michel-Angelo's eine neue Bahn auf; hier war Ausdruck und Poesie, aber auch Mängel neben den erhabensten Schönheiten; es durchzuckt ihn ein Lichtstrahl; mit einem Blick hat Raphael Alles gesehen, Alles abgewogen. Er wird die Fehler vermeiden, die Schönheiten in seinem Styl vereinigen, und die größte Vollendung erlangen.

Nachdem Rossini seinen „Moses“, diese schöne, ernste Komposition hatte aufführen lassen, sprachen seine eifrigsten Verehrer: „Was kann er nun noch seinem Ruhme hinzufügen? Was kann er thun, um seinen Ruf noch höher zu steigern?“ Was er seinem Ruhme noch hinzufügen konnte? Den „Wilhelm Tell“, einen neuen, noch größeren Triumph; den „Wilhelm Tell“, in welchem alle seine früheren Gewohnheiten und Neigungen zum Opfer brachte, die dramatischen Schöpfungen noch um eine bereicherte, die Verhältnisse des Französischen Theaters berücksichtigte, ohne seine Phantasie zu lähmen, und tausend neue Effektmittel auffand, die man in seinen anderen Compositionen nicht ahnt. Es giebt keine nachahmende Musik, keine malerischere, als die, welche uns in dem Terzett des „Wilhelm Tell“; hat man sie gehört, so kennt man die Schweiz, als hätte man sie in einem Zauberspiegel erblickt. Im zweiten Akt hingerissen ist der Effekt mit jedem Augenblicke; über das berühmte Trio ist aber keine Steigerung mehr möglich. Die Situation war gewaltig; es mußte Arnold's Entsetzen und Schmerz bei der Nachricht von den Exzessen seines Vaters, der Wuth, in welche alle seine heiligsten Gefühle der drei Befreier der Schweiz geschändet werden. Rossini hat sich hier über die Anforderungen des Theaters erhoben; sein Genius schuf einen Ausdruck, der die reine Stimme der Natur ist, ohne in Declamation zu verfallen und ohne die Kunst in den Hintergrund zu drängen, die doch immer den Vortrag daher behaupten soll. Nie hat der Meister so vollendete Effekte hervorgebracht, und doch ist seine Kantilene nirgends anmuthiger.

Wir wollen hier keine vollständige Analyse dieser herrlichen Schöpfung geben, die von Jedermann als ein Meisterstück des Jahrhunderts bewundert wird. Wenn ihm nicht gleich der verdiente Erfolg zu Theil wurde, so hat dies seinen Grund darin, daß gerade die verabredeten Werke der Kunst selten sogleich begriffen werden. Als man den „Don Juan“ in Prag aufführte, fand das Publikum auch nicht gleich den hohen Werth desselben und fühlte nicht, daß es die schönste Tondichtung höre, die jemals geschaffen werden konnte. Wir können hier noch manches andere Beispiel anführen, aber die Zeit weiß jedem Dinge seinen Platz an. Die musikalische Bildung der Massen schreitet natürlich nur langsam vor, es ist gar nicht zu verwundern, daß das Erhabene, Künstlerische Schönheiten nicht gleich begreift, und daß selbst Künstler, trotz ihrer höheren Einsicht in alle Geheimnisse der Kunst, nicht immer gleich nach dem ersten Hören ein Werk richtig würdigen. Leider hat Rossini den Parisern ihre erst Gleichgültigkeit gegen „Wilhelm Tell“ nie vergeben können, denn für sie hatte er denselben mit besonderer Vorliebe geschrieben und sich ihretwegen eine ganz neue Manier angeeignet.

Man hat Rossini oft seine Nichtachtung aller Regeln der musikalischen Composition vorgeworfen; man irrt sich aber hierin, denn er kannte jene Regeln gar nicht, deren willkürliche Vernachlässigung man ihm vorwirft; was aber die dramatischen Konventionen und die Geschmacksregeln anbetrifft, so hat er diese allerdings, der Neigung des Publikums zu Gefallen, oft wissentlich verletzt. Was bisher in Italien gewöhnlich ein, daß das musikalische Bissen demjenigen zu Theil werden müßte, der die Gewalt habe, es sich anzueignen; um aber gelehrt zu werden, muß man Anlage zur Wissenschaft besitzen, und diese ist eben so selten wie die anderen Talente. Gewiß würde das

Verzeichniß der Komponisten, welche Erfindungsgeist mit gelehrter Kenntniß der Formen verbinden, nicht sehr zahlreich seyn. Rossini war, ungeachtet der Größe seines Genies, trotz seines bewundernswürdigen Musikinns, doch nicht Alles, was die strengen Regeln und die tiefere Wissenschaft der Compositionskunst zu fassen, ja, er konnte nicht einmal ihren Nutzen begreifen.

Der Zweck der Musik ist, zu ergreifen. Die Eindrücke, welche sie hervorbringt, sind verschiedener Gattung: melodische, harmonische, oder solche, die aus der Vermischung der Harmonie und Melodie entspringen; andere bezwecken wieder einen sanften Ausdruck, oder eine gewisse dramatische Kraft; welches nun aber auch die angenommene Form sey, so ist ein reiner Styl, der in einer bestimmten Folge oder dem Ohr wohlgefälligen Zusammenstellung von Tönen besteht, das Vergnügen, welches man daraus empfindet. Die Wissenschaft ist zur Erlangung eines solchen Styles höchst nothwendig, wenn es sich darum handelt, feingebildeten Ohren zu gefallen; können aber geschickte Formen wohl den Mangel an melodischer Erfindung, oder an Gefühl für Harmonie und dramatischen Ausdruck ersetzen? Gewiß nicht. Es kann vor Zall eintreten, daß eine im reinsten, untadelhaftesten Styl geschriebene Musik auf die Ohren nur den Eindruck einer reizlosen Regelmäßigkeit macht, der nur für wenige, durch ihre besondere Bildung dazu befähigte Personen ein Genuß seyn kann. Wer aber, selbst von den Eingeweihten, wird dies untergeordnete Vergnügen dem vorziehen, welches die melodischen Schätze uns bereiten, die ein angeborenes glückliches Naturell in seinen Werken verschwendet? Und wer hat in dieser Beziehung mehr Anspruch auf unsere Bewunderung als der Schöpfer des „Othello"?

Rossini's Compositionen erregen zuerst bei den Kennern der Musik mehr Erstaunen als Wohlgefallen, denn die Rothwendigkeit der Regeln wird von Jugend auf von allen Lehrern eingeschärft, man gewöhnt sich allmälig an dieselben und giebt sie nur schwer wieder auf. Natürlich steht man es dann nicht gern, wenn diejenigen mit Erfolg getreten werden und sich Ruf erwerben, die gerade diesen Regeln Hohn sprechen, welche man mit so vieler Arbeit und Anstrengung erlernt hat. Ueberdauert verleidet die Schulerziehung alle diejenigen, welche auf diese Weise gebildet werden, die Ausübung der Kunst in einem bestimmten Sinne zu betrachten und die, welche sich daraus entfernen, sind nur selten geneigt, zurückzukehren. Das Aufenweis und langsam erfolgende Fortschreiten der Neuerungen, Mozart noch mit eingeschlossen, hatte gewisse Prinzipien unangetastet gelassen, die weniger das Resultat willkürlichen Uebereinkommens, als durch Erfahrung begründete Thatsachen zu seyn schienen. Durch die Unabhängigkeit seines Genius endlich und durch die Richtung des Jahrhunderts getrieben, kam Rossini zu Neuerungen in Frage stellt, schätzte Rossini jede Zessel ab und schlug einen Weg ein, welcher dem seiner Vorgänger durchaus entgegengesetzt war. Mit der Zähigkeit ausgestattet, schöne Gesangsweisen zu erfinden, achtete er der Schulformen nicht, und dies war die Ursache aller Angriffe, welche seine ersten Werke in Frankreich zu erdulden hatten. Rossini rächte sich aber glänzend; er brachte seine Zeinde zum Verstummen durch seine Verächter aus. Da es nun nicht lange gelingt, aus Parteigeist oder Eigenliebe dem Vergnügen, welches man empfindet, zu trotzen, so ist man endlich belehrt worden und hat eingestehen müssen, daß es demjenigen gestattet sey, die gewöhnlichen Regeln zu mißachten, der durch tausend Schönheiten gewisse Zehler verdecken kann, deren Wichtigkeit überhaupt noch zu beweisen ist.

Rossini hat ein ganz neues System der dramatischen Musik geschaffen. Der bewegtere Gang des Rezitativs, der zu einer bis dahin unbekannten Entwickelung vervollkommnete Zuschnitt der Musikstücke*), die veränderten Formen der Instrumentation, die Zülle einer an pikanten, unerwarteten Wendungen reichen Harmonie, das Alles ist sein Werk. Man hat gefunden, daß er oft mit seinen Mitteln und Effekten zu verschwenderisch umgehe, daß er oft Größeres wirken könnten, wenn sie sparsamer gebraucht würden. Dieser Vorwurf, dessen Richtigkeit man anerkennen muß, trifft jedoch mehr seine Nachahmer als ihn selbst. Während die Künstler, welche schon zu alt waren, um ihre Laufbahn zu verändern, Rossini's Werke in Mißkredit zu bringen suchten, bauten ihn die der jüngeren Generation zu ihrem Vorbilde auf; sie hatten gesehen, welchen Erfolg den Neuerungen des Italiänischen Meisters zu Theil wurde, sie bemächtigten sich also derselben und wendeten sie auf ihre Gedanken an. Wenn man aber auch das materielle Verfahren ablernt, so kann man sich doch nicht zugleich den betrachtenden Genius anerignen, der denselben Leben einhaucht. Die Nachahmer Rossini's, die in Italien bald schon so zahlreich wie in Frankreich geworden waren, haben zu leeren Formeln ihre Zuflucht; so herrschte denn bald in den Productionen der ganzen Schule die größte Einförmigkeit, und das Publikum, welches die Dinge nicht immer vom rechten Standpunkt aus sieht, schob die Schuld auf Rossini, anstatt ihn zu bedauern, daß sein Eigenthum so dem Plünderungen preisgegeben war.

Es ist nicht genug, daß man gerecht die Bearbeitung ausstellt, daß die ganze heutige Französische und Italiänische Musik sich auf einen und denselben Ursprung, auf den Genius Rossini's, zurückführen läßt. Zuber, der geistreichste und fruchtbarste der Komponisten seiner Nation, schreibt seine Triumphe nur von dem Augenblick her, wo er den von unserem Meister vorgezeichneten Weg einschlug; Herold, der Musiker aus Instinkt, der Großes geliefert haben würde, wenn der Tod ihn nicht so früh abgerufen hätte, entsagte zwar seiner Eigenthümlichkeit nicht, nahm aber doch auch, wiewohl mit mehr Urtheil, die Modiformen an. Boyeldieu, der am Ende einer glänzenden Laufbahn und in einem Alter stand, wo man sich gewöhnlich nicht mehr ändert, verdankt seinen populärsten Erfolg der Oper „die weiße Dame", worin er ebenfalls Rossinische Elemente angewendet hat. Von der großen Masse der mittelmäßigen Musiker, von den Nachahmern der Nachahmer, wollen wir gar nicht sprechen.

Deutschland sogar, welches selbst eine Schule besitzt, deren Widerwille gegen alles Italiänische bekannt genug ist, hat vor seinen Willen den Einfluß des Meisters empfinden müssen. Der berühmteste der jetzt lebenden dramatischen Komponisten Deutschlands, dem man gewiß seine großen eigenen Vorzüge als Musiker nicht absprechen wird, hat sich drei allen seinen in Italien aufgeführten Opern, „Emma von Norburg", „der Kreuzritter" und „Margarethe von Anjou", damit begnügt, ein Widerchrin Rossini's zu seyn; und wir machten uns sast einer unbilligen machen zu beweisen, daß er selbst bei seiner Oper „Robert der Teufel" nicht viel unabhängiger verfahren ist, denn obgleich diese Oper, in der besondere Rücksicht auf die Anforderungen des Französischen Theaters genommen ist, eine Reform in seinem Styl bekundet, so muß man doch noch vergessen, daß der Weg zu dieser Reform von dem Komponisten des „Wilhelm Tell" gebahnt war.

Es hat vielleicht zu keiner Zeit einen Künstler gegeben, der seinen Zeitgenossen die Herrschaft seines Geistes allgemeiner und ausschließlicher aufgeprägt hätte, als Rossini. Oft wird erst nach ihrem Tode der Kiul großer Männer begründet, Rossini aber hat noch bei Lebzeiten sich seines vollen Ruhmes erfreut und wird ihn nicht, wie viele Andere, überleben, denn nachdem er seine schönste musikalische Schöpfung dem Beifalle seiner Bewunderer übergeben hatte, weihte er sich selbst einem Schweigen, das er noch immer nach seinem Willen mit Glanz wieder brechen kann. Wir erwähnten schon, daß der Partitur des „Zell" zuerst nicht der verdiente Erfolg zu Theil wurde; unter den Drude eines schlechten Textbuche erlangte sie anfangs nur eine rücksichtsvolle Anerkennung, während sie doch den größten Enthusiasmus hätte erregen müssen. Obgleich auf dieses anfängliche Schwanken eine unbegränzte Bewunderung folgte, die von Tag zu Tage lebhafter wurde, hat Rossini es den Franzosen doch nie verzeihen können, daß sie ihn nicht gleich verstanden oder vielmehr errathen hatten, denn dies muß man oft bei Männern von Genie. Er hat geschworen, nie wieder zu schreiben. Man spante keine dringende Bitten, um ihn von diesem Entschlusse wieder abzubringen, aber er blieb unerschütterlich, und allem Anschein nach hat er der musikalischen Welt sein letztes Lebewohl zugerufen. Am Ende ist es auch für einen großen Künstler ehrenvoller, im vollen Glanze seines Ruhmes aufzuruhen, als nicht zu rechter Zeit aufzuhören und zuletzt noch sein Waterloo zu finden.

(Revue nationale de Belgique.)

Türkei.

Das Innere des Serai's.

Serai oder, wie es die Franzosen unrichtig schreiben: Serail (Italiänisch: Seraglio), bedeutet im Tatarischen: Palast. Der Sultan hat deren zwei. Das eine in der Nähe Konstantinopels in dem reizenden Thale der Süßen Gewässer, in welchem sich der kleine Strom Barbyses schlängelt; dieses Serai heißt das Sommer-Serai. Das des Winters ist in der Stadt selbst, an der Meerenge, auf der Stelle des alten Byzanz, von dessen Mauern noch ein Theil steht und die Kaiserlichen Gärten von den angränzenden Straßen trennt. Der erstere Palast heißt Kagid-Hane. Der Sultan begiebt sich Anfangs Mai dahin, begleitet von 2000—3000 Beschandlichs, die den Zugang die auf eine Stunde im Umfange verwehren. Der zweite ist das Serai im engeren Sinne. Es besteht aus zwei Zlügeln, dem Selamlik oder der Wohnung des Heiles, worin die Männer sind, und dem Harem, welcher ausschließlich für die Zrauen bestimmt ist. Zwischen den beiden Zlügeln sind die Zimmer der Eunuchen.

Im Selamlik wohnen eine Menge Enderum-Agalassi (Schloß-Beamten), die in vier Quartieren vertheilt sind: in Hasse-Oda, Hasini, Kiser und Seferlei. In Hasse-Oda wohnen vierzig Agas unter dem Befehle des Silihar oder Schwertträgers. Nach ihm kommen: der Sukadar-Aga, welcher dem Sultan die Stiefeln anzieht; der Rikadar-Aga, der ihm die Steigbügel hält; der Dohdens-Agassi, welcher die Turbane in Ordnung hält; der Sarikli-Basch, welcher dem Sultan den Turban auf den Kopf setzt; der Pickir-Agassi, Schreibzeug und Serviette bereit zu halten; der Sirkatib oder Geheim-Secretair; der Sukadar oder Aufseher der Pagen; der Sahrej-Bachi, den Kaffee zu servieren; der Timatizy, die Nägel abzuschneiden; der Barber-Basch oder Chef der Barbiere, und endlich der Sanabser-Agassi, der Aufseher der Scharbrode.

Das gewöhnliche Gefolge des Sultans, Mabeindse genannt, besteht aus drei oder vier dieser Beamten, wobei gewöhnlich der Sirkatib und der Sukadar. Sie halten Wache vor seiner Thür und begleiten ihn beim Ausgehen. Die achtundzwanzig Beamten, welche noch in der Hasse-Oda wohnen, sind nur Supernumerarii und treten nach und nach in den Dienst, wenn die Vorgesetzten das Serai verlassen und entweder als Kämmerlinge, oder als Geistliche, oder als Departement des Innern, Hadsche-Gibamlik, in andere Staatsdienste übergehen. Eines der Privilegien des Silihar ist, daß, wenn er mit dem Sultan spricht, das ganze Gefolge sich zurückzieht und er sich setzen kann.

Das Hasini, oder vielmehr Hasini-Odasi, enthält die Intendanz des Staats-Schatzes. Die Zahl der Beamten, die Pagen

*) Wenn dieser Zuschnitt nur nicht wieder zur mechanischen Schablone würde, dann sich in seiner Form stets neu zu erzeugen.

mit eingerechnet, belief sich ehemals auf zweihundert. Ihre Aufgabe ist, die Einnahmen aufzubewahren und Rechnung darüber dem Schatzmeister des Serail's vorzulegen. Diese Abtheilung ist auch bestimmt für das Mobiliar der Krone und für die Bibliothek des Sultans, welche im Jahre 1808 vernichtet wurde, bei Gelegenheit der Vertheidigungs-Maßregeln gegen die Englische Flotte. Diese Bibliothek enthält jetzt nichts weiter als einige Kommentare des Koran. Auch sieht man dort noch verschiedene kostbare Reliquien, unter anderen einen Kopf und einen Arm, welche, nach den frommen Muselmännern, Johannes dem Täufer angehörten.

In Kiosk sind die Küchenverwaltungen, die Porzellan-, Krystall-Geschirre, Gold- und Silberzeug und dergleichen.

Das vierte Quartier oder Sefeelei war das der Reise-Bramten, welche ehemals den Sultan immer begleiteten, wenn er zu Felde zog.

Das Corps der Stummen bewohnt dort ein Pavillement. Ihre Zahl war ehemals achtzig. Vor den Reformen des vorigen Sultans waren immer mehrere dieser ihnen als Wache in dem Flügel Seiner Hoheit, und wenn der Groß-Wesir oder der Mufti Konferenz mit dem Sultan hielten, mußte das ganze Geselge sich schnell zurückziehen, und nur die Stummen allein blieben Zeugen einer Unterhaltung, welche ihre schrecklichen Functionen nöthig machen konnte.

In dem Selamlik sind überdies neue Sectionen von Subalternen-Beamten, unter dem Namen von Bostandschi oder Aufseher der Gärten; ferner Baltadschis, welche mit den schwarzen Eunuchen den Dienst des Haremś gemeinschaftlich versehen; Sulufli-Baltadschis oder Diener der Beamten des Endarun; Hassequis oder Elite der Bostandschis, welche unter der Sultan seine gewohnlichen Gaeden zählt; Peiks und Bulukiafs, eine andere Art Leibwächter des Sultans; Helvatdschis, welche niedrige häusliche Dienste thun; Aschaschis oder Köche, Kapidschis oder Kastellane des Serai's.

Die Bostandschis und Baltadschis sind bedeutende Personen. Der Bostandschi Pascha hat die Polizei der beiden Ufer des Bosporus; seine Gewalt erstreckt sich über alle die Felder und Gärten Seiner Hoheit, über Inseln und Dörfer um die Hauptstadt. Wenn der Sultan zu Wasser einen Ausflug nach seinen Lustschlössern macht, so sitzt dieser Bascha am Steuereuder. Bevor die Empörung der Griechen triumphirte, waren alle Klöster des Berges Athos unter seiner Aufsicht. Die Griechischen Mönche erkauften sich seinen Schutz vermittelst eines jährlichen Tributs, weshalb die Türken ihm den Spottnamen Pascha der Mönche beilegten, sich nicht weniger mächtig. Die Intriguen und Geheimnisse der Frauen und Schwestern des Sultans sind in ihren Händen. Schon mancher von ihnen gelangte in den Divan und selbst zum Groß-Wesirat. Der berühmte Jussuf Pascha, der Barna so tapfer vertheidigt hatte, war ein einfacher Baltadschi.

Wir sagten, daß zwischen dem Selamlik und dem Harem sich die Wohnung der Eunuchen ausbreitet. Das Oberhaupt der Schwarzen ist der Kisslar-Aga oder Intendant der jungen Odaliskten, der auch Darou-Saab-Agassi, Herr des Palastes des Heiles, genannt wird. Die Stadt Athen war sein Eigenthum. Er verwaltete die Einkünfte der Kaaba von Mekka, alle schwarze Eunuchen der Hauptstadt und die auf der Zapanlie des Sultans sind unter seinem Befehl, und er ist der Gouverneur des Harems, in welchen er jedoch nur unter Begleitung des Sultans eintreten darf. Dem Groß-Wesir zeigt er die Geburt des ältesten Sohnes seines Herrn an, und er hat Ansprüche auf die hohen Ehrenbezeigungen, die mit dieser Würde verbunden sind.

Als diese großen Vorrechte, die die Intendanz des Haremś hatte, wurden im Anfange von dem Kapi-Aga geübt, dem Oberhaupt der weißen Eunuchen. Aber bei irgend einem Umstande verloren er und die Seinigen das Verlauen des Sultans. Nan hat er den Rang eines Pascha mit drei Roßschweifen, mit dem Titel eines Kammerherren.

Umweit vom Harem, inmitten eines einsamen und stillen Plages, erhebt sich ein Gebäude von einem fürchterlichen Anblick; dies war früher das Gefängniß der Thronerben. Sie hatten in dem Selamlik einen Agenten, Namens Aga-Baba, an den ihre Bittschriften und Gesuche adressirt waren, nachdem vorher der Chef der weißen Eunuchen davon Kenntniß genommen hatte. Eine sehr mäßige Apanage war ihnen auf den Schatz angewiesen. Der Selbstherrscher der Osmanen behandelte sie in ihren Krankheiten. Wenn durch ihren Umgang mit einer der Frauen, die für unfruchtbar galten, ein Kind zur Welt kommen soll, so erscheint die Hapa-Kadine (Gouvernante des Haremś), begleitet von einer Hebamme und dem Kisslar-Aga, bei der Entbindung. Sobald die letztere stattgefunden hat, wird das Kind, Knabe oder Mädchen, erwürgt. Die verstorbene Sultan, sagt man, war gegen die Mädchen gnädig, niemals gegen Knaben. Sein Sohn Abd ul Medschid hat die Strenge der Gesetze des Serai's gemäßigt, besonders ist er gegen seine Brüder weniger streng als seine Vorgänger. Keiner von ihnen lebt als Gefangener in seinem Palaste; mehrere Kiosks wurden ihnen sogar am Bosporus als Apanage eingeräumt. Soll man jedoch gewissen Gerüchten glauben, die bis nach Europa drangen, so ist die Erziehung, die man ihnen giebt, so wie in früheren Zeiten, dahin gerichtet, sie zu entneeden und sie für immer in der Kindheit zu erhalten. Die Aufzeichnung des Bartes war nur dem Bostandschi-Baschi bewilligt, und selbst der präsumtive Thronerbe mußte ein glattes Kinn haben, und man nannte ihn auch nur Efendi.

Von den Wohnungen der Eunuchen kömmt man in den Harem. Dieser Theil des Palastes ist ungeheuer groß, aber weder die Bequemlichkeit noch die Pracht darin entspricht seiner Bestimmung und den Meinungen, die man davon in Europa hat. Das Gebäude besteht nur aus einer Reihe von kleinen Zellen aus Holz oder vergitterten Stuben, die mit Kalk geweißt sind. Man bemerkt nur einen Badesaal ganz aus Marmor mit gemaltem Fensterglas, Arabesken und einer Fontaine mit wohrkriechendem Wasser.

Diese Beschreibung des Haremś, die so sehr von den vielen bisher gegebenen abweicht, mag, wie jene, übertrieben seyn, doch gewiß nicht so sehr. Man hat seit einigen Jahren gesehen, daß wir von vielen Dingen im Morgenlande größere Vorstellungen hatten, als sie verdienten; daß wir Jahrhunderte lang durch die keanthafte Phantasie oder Lügenschaft der Reisenden verleitet wurden, die gewöhnlichen Verhältnisse mit bewunderndem Auge anzuschauen. So viel ist klar, daß in dem Harem das ganze weibliche Personal des Hofes wohnt, und zwar nicht bloß die Sklavinnen und Favoritinnen Seiner Hoheit, sondern auch seine Mutter, die Sultanin Valide, seine Töchter und Schwestern. Der Sultan wählt sich gewöhnlich unter den schönsten Cirkassierinnen oder Georgierinnen zwei, drei oder vier, die er zum Range von Kadinen (Damen) erhebt, indem er sie mit dem Ehrenpelze bekleidet. Jede der Begorgungen hat ihre eigene Hofhaltung, und sie sehen sich nur dann einander, wenn eine niederkommt, wo ihr dann die übrigen Glück wünschen. Die Frauen, welche dem Sultan mißfallen, schenkt er seinen Untergebenen. Hat aber eine Frau geboren, selbst nur ein todtes Kind, so wird sie nie aus dem Serai geschickt.

Jeder neue Sultan schickt die Kadinen des Vorgängers in das alte Serai, wo sie ihren Hofstaat beibehalten. Die männlichen Kinder werden den Stummen übergeben, und die Töchter bis zur Verheirathung stehen unter der Aufsicht der Kiaja-Kadine.

Außer den Favoritinnen hat der Sultan noch eine zahllose Menge von Sklavinnen, deren unumschränkter Herr er ist. Die Sultanin-Mutter und die Schwestern Seiner Hoheit wenden auf diese ihre besondere Sorgfalt. Die reichen Muselmänner selbst huldigen ihrem Beispiele mit solchen Schönen, die sich durch Talente und Reize auszeichnen.

Ein Trupp von Sklavinnen hält stets vor dem Schlafgemache des Sultans Wache. Wenn ein Feuer ausbricht, meldet es der Kisslar-Aga dieser Wache. Eine setzt sich sogleich den rothen Turban auf und nähert sich dem Bette des Sultans. Dieser erwacht nun, steht auf durch den Turban, und vergißt. Er ergeht sich, fordert den Serasker oder Groß-Wesir vor sich und begiebt sich zum Schauplatze des Brandes.

Mannigfaltiges.

— Ein literarisches Picknick. Der unerschöpfliche Verfasser der „Pickwickier“ und so vieler anderer komischen Romane, die sich, unterstützt durch ihre Wohlfeilheit, eine Popularität in England erworben haben, wie sie kaum Walter Scott zu seiner Zeit genoß, dessen Werke man aber seitdem noch viel theurer bezahlen mußte, — Boz Dickens also, den auch das Deutsche Lesepublikum zu seinen Lieblingsschriftstellern zählt, hat sein fruchtbares Talent und seinen gefeierten Namen so eben für einen wohlthätigen Zweck ergiebig gemacht. Zum Besten der Witwe eines sehr geachteten, aber in bedrangten Umständen gestorbenen jungen Buchhändlers hat er eine Anzahl literarischer Freunde derselben unter seiner Aegide gesammelt, und ein Schriftsteller-Picknick mit ihnen zu veranstalten und den Ertrag desselben, — das aber kein gemeinschaftliches Essen, sondern ein Picknick von Erzählungen und vermischten Aufsätzen ist, — der hülfsbedürftigen Witwe zukommen zu lassen. Alle satt ein ähnliches Unternehmen, wie einst das der Cent et Un in Paris, nur nicht in so großem Maßstabe. Die Sammlung erscheint unter dem Titel „Pickwick-Papiers“ (The Pic Nic Papers, by various hands; edited by Charles Dickens) und ist wieder reichlich mit „Illustrationen“ von dem erfindungsreichen, drastischen Karikaturen-Zeichner George Cruikshank ausgestattet. Dickens selbst hat für das Buch die „Geschichte eines Lampen-Anzünders“ und „Londoner Skizzen“ geschrieben, werde Kost mit Aquavit. Harrison Ainsworth und Miß Sinclair haben in dem „Armen Student von Bagdad“, als ein köstliches Dessert geräumt. Von den übrigen Schriftstellern, welche zu dem Picknick beigesteuert, nennen wir nur noch die Namen; es sind: Leitch Ritchie, Burke Honan, Horace Smith, Dundas Murray, Erskine Murray und der Verfasser des „Bürgermeister von Brügge“.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr. Alle Buchhandlungen, in allen Theilen der Preußischen Monarchie,

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Freitag den 1. Oktober 1841.

England.

Scenen aus der Schauspielerwelt.

(Aus den Erinnerungen eines Englischen Journalisten.)

Zwischen dem Journalisten und den Schauspielern finden zu häufige Berührungen statt, als daß das Publikum nicht berechtigt seyn sollte, von mir einige Coulissen-Anekdotereien zu verlangen. In naher Beziehung habe ich nur zu einem sehr schätzenswerthen und als Künstler ausgezeichneten Schauspieler gestanden, dessen Namen ich indeß verschweigen will. M... hat die härtesten Proben des dramatischen Noviziats bestanden. Er war wandernder Schauspieler gewesen und hatte als solcher so wenig Beifall gefunden, daß er fast war zu stummen Rollen verwendet wurde. So lebte er länger als ein Jahr mit dem bescheidenen Gehalt von zehn Schillingen wöchentlich. Trotz seiner außerordentlichen Sparsamkeit gerieth er indeß zuweilen in grausame Verlegenheiten. Die Gehalte der Schauspieler sind doppelter Art, je nachdem sie einem Direktor untergeordnet sind oder zu einer freien Gesellschaft gehören: entweder bekommen sie ein festes Gehalt, oder sie erhalten einen Antheil am Ertrage. Im ersteren Falle kam M... nie in große Verlegenheit, da er gewohnt war, seine Ausgaben zu beschränken; wenn aber die Gesellschaft, zu welcher er gehörte, schlechte Geschäfte machte, so gerieth er in die peinlichste Lage.

„Einst", so erzählte er, „nöthigte der Hunger die Truppe, zu der ich gehört und die einige Zeit in einem Dorfe bei Leeds gespielt hatte, sich aufzulösen, und wir gingen auf einander, um ein neues Unterkommen zu suchen. Als ich alle Forderungen beseitigt hatte, blieb mir ungefähr noch ein Pfund. Mit dieser geringen Summe trat ich die Reise nach York an, fest entschlossen, nicht mehr nach dem Künstlerraum zu trachten und meine Dienste als Regisseur oder Aufseher des Inventariums einem größeren Theater der Grafschaft anzutragen. Voller Hoffnungen langte ich in York an, wo der Direktor, nachdem er mich hier Tage lang hingehalten hatte, mich endlich mit einer verneinenden Antwort entließ. Obgleich meine Ausgaben sehr mäßig gewesen waren, so war doch mein kleiner Schatz schon ziemlich geschwunden. Ich machte mich alles wieder auf den Weg, indem ich meine Ansprüche noch weiter herabstimmte und beschloß, mich mit jeder beliebigen Anstellung bei einer Truppe zu begnügen. So trete ich einen Monat umher und machte mehr als 400 Meilen, ohne irgendwo ein Unterkommen zu finden. Ohne das Wohlwollen einiger Direktoren wäre ich unfehlbar Hungers gestorben. Allmälig hatte ich mein ganzes Geld ausgegeben; meine Wäsche war stückweise darauf gegangen, und außer dem Hemde, welches ich trug, war mir nur noch ein einziges geblieben. Ich verkaufte es für zwei Schillinge, und auch diese hatte ich bis auf einen Penny ausgegeben, als ich am 6 Uhr Morgens in L... anlangte, mit der Aussicht, mein Glück noch 30 Meilen weiter suchen zu müssen. Als ich vor einem Bäckerladen vorüberkam, kaufte ich ein kleines Brod, welches an diesem Tage mein Frühstück und mein Mittagbrod vorstellen sollte. Auch mochte ich recht gern Mittag, daselbst anzuhalten, als ich am Ufer eines Baches angekommen war, in dessen Wasser ich das Brod tauchte. Um 6 Uhr Abends war ich an meinem Bestimmungsorte angelangt. Hier erfuhr ich, daß das Theater seit zwei Tagen geschlossen sey, und daß die Truppe die Stadt verlassen habe. Was sollte ich machen? Ich hatte weder Obdach noch Geld, und doch konnte ich nicht auf den Straßen schlafen. Auf meine Frage wies man mich nach einem Wirthshause, das nur von Handwerkern und Fußgängern besucht wurde. Es war ein kleines Haus, fast eine Hütte, aber die Wirthin hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, und ich erfuhr zu meiner großen Freude, daß ich die Nacht hier würde zubringen können. Ich forderte ein Bett und fragte, was es kosten sollte. Der Preis war vier Pence. Ich antwortete, daß ich nicht so viel Geld hätte, daß aber vielleicht mindestens doppelt so viel werth sey, und daß ich es an Zahlungsstatt hier lassen wolle. „„Setzen Sie sich, junger Mann"", sagte die alte Frau, „„wir werden uns schon verständigen.""

„„Es war einer von jenen Dezembertagen, wo die durchdringende Kälte der Wohlthat des Kaminfeuers für jeden Engländer einen doppelten Werth verleiht. Obgleich hier weder vor der Hausthüre mit Teppichen belegt war, noch Bediente auf meinen Wink warteten, wie in einem Gasthofe, so sah ich mich doch einem hellbrennenden Feuer gegenüber, mit dem selbst ein Lord zufrieden gewesen seyn würde. Neu belebt durch die Wärme, vergaß ich meine Müdigkeit und meinen Hunger bis zu dem Augenblicke, wo ich die Wirthin zwei Tassen nebst den anderen Thee-Geräthschaften aus einem Schranke hervorlangen sah. „„Ich erwarte meinen Sohn"", sagte sie; „„wenn er müde von seinem Tagewerk heimkehrt, muß Alles bereit stehen.""

„Zehn Minuten später trat ein kräftiger Bursche ein, der einen Sack mit Stichter-Geräth unter dem Arm trug. Er setzte sich an die andere Seite des Feuers, während seine Mutter den Thee bereitete. In diesem Augenblicke konnte ich mich des Gedankens nicht enthalten, daß auch ich eine liebe Heimat und eine zärtliche Mutter gehabt, daß ich Alles durch meine Schuld verloren, und daß ich jetzt ein armer Landstreicher sey. Unterdeß hatte die Wirthin zwei ungeheure Theegedecke aus dem Schranke geholt, welche sie rösteten. Das Wasser brodelte in der Kanne, ein duftiger Geruch durchströmte das Zimmer; Mutter und Sohn traten an den Tisch und schlossen mich dadurch unwillkürlich von ihrem Genusse aus. Jede dieser Wohnerschwaigen, welche durch mein langes Entbehren und meine fortdauernde Aufregung sich mir ungemein schmerzlich aufdrängten, vergrößerte das Gewicht, mit welchem meine schreckliche Lage auf mir lastete. Ich brach in mir zusammen, und einige Thränen benetzten meine Augen. Die gute Alte bemerkte es, obgleich ich den Kopf abgewendet hatte, und einen Augenblick später kam eine dritte Tasse auf dem Tische. Sich zu gestehen, daß mein Herz schlug, als ich diese Zurüstungen sah? Gatten sie mir? Sollte ich bei diesem armen Weibe mehr Barmherzigkeit finden, als bei den Reichen und Glücklichen? Meine Zweifel waren nicht von langer Dauer. Als ich die Tasse, die für mich bestimmt war, gefüllt sah, blickte ich mich nach der Thür um, in der Furcht, daß vielleicht ein Gast eintreten würde; aber nein. Endlich sagte die Wirthin zu mir mit einer Stimme, die mich wieder Mistreß Siddons noch Miß O'Neil hat vergessen lassen: „„Nun, junger Mann, wollen Sie nicht näher treten? Lassen Sie den Thee nicht kalt werden."" — „„Ja, Madame"", entgegnete ich, „„Sie sind zu gütig, aber ich kann nicht." — „„Sie können nicht?" — Und wer hindert Sie daran?"" — „„Sie wissen, daß ich nicht —"" — „„Ich weiß, junger Mann, daß Sie thun müssen, was ich Ihnen sage. Das ist mein Sohn; ich würde es sehr hart finden, wenn der arme Junge nach einem beschwerlichen Marsche und ohne Geld in der Tasche mit einer mitleidvoje Seele fände, welche ihm ein Stückchen Zwieback und eine Schale Thee schenken wollte.""

„Mein lieber Freund", fuhr M... fort, „später habe ich mehr Geld erworben, als ich gebrauchen konnte; meine abgezirkelten Wünsche sind erfüllt worden, aber nie habe ich den Thee dieser vortrefflichen Frau vergessen, und nie habe ich ein größeres Vergnügen empfunden, als da ich ihr später den Betrag einer Vorschußung, die ich eigens zu diesem Zwecke gegeben hatte, trotz ihres Sträubens schenken konnte. Doch kehren wir zu meiner Geschichte zurück."

„Während wir den Thee tranken, sagte der Sohn: „„Wissen Sie, Mutter, daß die Schauspieler in B... sind, und daß sie gestern Abend gespielt haben? Der Saal war ganz gefüllt; heute Abend geben sie Othello."" — Warum fragen wir diese einfachen Worte wie ein kostbarer Wein zu Kopfe? Als ich von Schauspielern und Erfolg sprechen hörte, war es mir, als ob die Sonne des Glücks wieder für mich aufgegangen sey. Kaum schlief ich, und um 6 Uhr Morgens war ich schon wieder auf den Beinen. Mein Frühstück erwartete mich. Ich wollte Umstände machen, aber die gute Frau nahm keine Antwort an, und als ich ihr mein Halstuch überreichte, sagte sie: „„Behalten Sie es, mein Kind, und wenn der Segen einer armen alten Frau Sie begleiten."" — Sie weinte vielleicht lachen, wenn ich Ihnen sage, wie ich diese rührende Anrede erwiderte, und glauben, daß nur ein Komödiant so etwas vollführen konnte, aber ich kann Ihnen versichern, daß es mir auch zu tiefen Thränen rührte, als ich noch einmal in meinem Leben weinte; ich dachte wieder an meine Mutter und an meine traurige Lage."

„Als ich zwei Stunden später in der kleinen Stadt B... anlangte, ging ich geradewegs nach der Scheune, welche der Sitz des Schauspiels war. Der Direktor war abwesend; von Stunde zu Stunde trieb man mich seine Rückkehr hoffen, aber ich konnte ihn erst um zwei Uhr Nachmittags sprechen. Der große Mann handelte selber Pfeife und rauchte gerade mit seinen beiden ersten Künstlern und einigen Kaufleuten. Das gab mir eine gute Meinung von der Einnahme des vorigen Tages. „„Setzen Sie sich"", sagte der Direktor

kor zu mir „„und sagen Sie mit, was zu Ihren Diensten steht.““ Ich erklärte ihm sehr bescheiden, du bescheiden vielleicht, was ich wünschte. Er hörte mich theilnehmend an, aber mit einem Worte stürzte er alle meine Hoffnungen um. „„Junger Mann““, sagte er, „„Sie sind viel zu jung; ich habe keine Stelle für Sie. Aber ich hoffe, daß Sie einen Schnitt Braten und eine Pinte Ale nicht ausschlagen werden.““

„Nachdem ich mein Mahl beendet, ließ mir der gewaltige Mann eine Pfeife und ein Glas Grog bringen. Ich war mit Allem sehr wohl zufrieden, aber ich war doch immer nicht engagirt. Die Unterhaltung hatte ihren Fortgang, und ich erfuhr, daß die gestrige Vorstellung die ungeheure Summe von 27 Pfd. 8 Sh. eingetragen hatte. Obgleich es mir schwer ankam, so vielen Stücken Lebewohl zu sagen, so stand ich doch auf, um mich zu entfernen, obgleich ich nicht wußte, wo ich meine Schritte hinlenken sollte. Als ich meinen ehrenwerthen Kollegen eine letzte Verbeugung machte, sagte der Direktor zum ersten tragischen Helden, einer majestätischen Person mit einem braunen Rocke: „„Aus Romeo, löse die Schnüre Deiner Börse. Unser junger Mann ist, wie Du siehst, von Allem entblößt, und die rauhe Jahreszeit ladet nicht zum Reisen ein, wenn man nicht die Mittel hat, das harte Herz der Wirthe zu rühren.““

„So angerebet, konnte der Mime nicht weniger thun, als eine halbe Krone auf den Tisch werfen; sein komischer Kollege ahmte ihm nach. Ich war wieder reich; der Direktor schüttelte mir herzlich die Hand und wünschte mir Glück, daß ich nicht wieder auf den Weg und wor schon eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ich hinter mir herrufen hörte: „„Herr Schauspieler! Herr Schauspieler! Der Herr Direktor möchte Sie sprechen.““

„Es läßt sich denken, daß ich eiligst umkehrte. Es scheint, daß der tragische Held zwei Minuten nach meiner Entfernung den Vorschlag gemacht hatte, auf den fünf oder sechs Hauptandelien einen halben Tag zu bleiben und die Zeit, welche sie mit der Kostüme und Decorationen zu übertragen; außerdem sollte ich einige Nebenrollen übernehmen. Ich blieb ein halbes Jahr bei dieser Truppe und wurde im Ganzen so vom Schicksale begünstigt, daß ich durchschnittlich 15 Schillinge wöchentlich einnahm, was mir gestattete, in Zeit von einem halben Jahre 4 Pfd. zurückzulegen.“

„Im fünften Monate hatte der Direktor der besten Schauspieler die Truppe verlassen, und man erlaubte mir, in seinen Rollen aufzutreten. Ich fand Beifall und war später so glücklich, die Gunst einer schönen Schauspielerin zu erwerben, welche als Stern erster Größe am Londoner Theaterhimmel glänzte und mich dem Direktor in Glasgow empfahl. Ich wurde für 2 Pfd. wöchentlich engagirt. Von da an glückte mir Alles. Zwei Jahre lebte ich in London und fand bald ein dreijähriges Engagement zu 16, 18 und 20 Pfd. wöchentlich. Jetzt bin ich ebenfalls ein Meteor, und wenn ich Urlaub habe, durchwandere ich die Provinzen, wo ich mit Leichtigkeit 30 Pfd. des Abends erhalte.“

Das wäre im Wesentlichen die Erzählung meines Freundes M.....

Munden, Incledon und Emery gehörten ebenfalls zu meinen Freunden. Munden war lange wegen seiner ungewöhnlichen Sparsamkeit verrufen. Er fürchtete, daß man ihn nicht für geizig genug halte, und deshalb sprengte er von Zeit zu Zeit eine Geschichte aus, in welcher er die Rolle des unverschämtesten Geizhalses spielte. Die vom Regenschirm lief lange umher. Er hatte nämlich einen Regenschirm, den er alt gekauft und schon mehrere Jahre gebraucht hatte. Als er einen seiner besten Freunde, der eine weite Reise antreten wollte, nach dem Schiffe begleitete, schlug er ihm vor, die gegenseitige Erinnerung durch den Austausch irgend eines werthvollen Gegenstandes festzuhalten. Der Freund ging auf den Gedanken ein und versprach, etwas zu schicken. „Nein, nein“, sagte Munden, indem er nach einem schönen Regenschirme griff, den hinüberschielte, „mein Freund kurz vorher gekauft hatte, „der gegenwärtige Augenblick ist Alles; tauschen wir mit unseren Regenschirmen.“ Der Freund war großmüthiger als Joe Munden, er ging in die Falle und nahm das treulose Geschenk seines Freundes mit sich über das Meer.

Eine seiner Lieblings-Anekdoten war folgende: Munden, Cooke, Incledon und ein halbes Dutzend Schauspieler speisten in einem Wirthshause in der Nähe von Bow-Street; nach dem Essen wurde der Vorschlag gemacht, denjenigen der Anwesenden einen Monat lang zu traktiren, welcher der Gesellschaft ein gutes Mahl kostenfrei verschaffen würde. Cooke übernahm dies, und obgleich die Wirthin als eine sehr vorsichtige Person bekannt war, so wußte er doch gerade sie; es wurde geschellt, und sie erschien.

„Herr Munden und ich“, sagte er zu ihr mit einem gewissen Nachdruck, „haben ein Mahl von zwölf Personen nebst Wein verwettet; da aber die Sache, auf welche wir gewettet haben, nicht unmittelbar entschieden werden kann, so wünschen wir zu wissen, ob Sie einstweilen das Mahl am Sonntage liefern wollen. Der Verlierende wird bezahlen, sobald die Sache entschieden sein wird; sind Sie damit zufrieden?“

Da Cooke und Munden als Leute von Wort bekannt waren, so hatte die Wirthin nichts einzuwenden. Das Mahl wurde bestellt und bezahlt. Die Rechnung belief sich auf 30 Pfund und wurde auf den Namen von Munden oder Cooke geschrieben.

Ein Monat verging, ohne daß von der Sache weiter die Rede war; da wagte endlich die Wirthin schüchtern nach dem Ausgange der Wette zu fragen. „Noch nicht entschieden“, antwortete Cooke mit der größten Kaltblütigkeit. Von Monat zu Monat wurde die Frage erneuert, ohne daß die Wirthin eine andere Antwort erhielt, als: „Noch nicht.“ Endlich verlor die gute Frau die Geduld und wollte wenigstens wissen, welches der Gegenstand dieser Wette sey. „Sie sind wirklich sehr vorsichtig“, sagte Cooke; „indeß ist kein Grund vorhanden, weshalb wir Ihre unnütze Neugierde nicht befriedigen sollten. Wir haben gewettet, ob die St. Pauls-Kirche, wenn sie einstürzen sollte, nach Norden, nach Süden, nach Osten oder Westen fallen würde.“

Die Wirthin war während und drohte mit einer Klage; Cooke lachte aber dazu, und da sie doch eine so achtbare Tischgesellschaft nicht beleidigen wollte, so nahm sie zu Bitten ihre Zuflucht. Cooke bewilligte sich damit, sie drei Jahre lang hinzuhalten, und bezahlte endlich die Rechnung, jedoch mit der Bemerkung, daß er noch nicht dazu verpflichtet sey.

Cooke's Namen erweckt auch in mir die Erinnerung an einen Abend, wo er mit der Familie gespeist hatte, nicht ihr seine Anhänglichkeit an die göttliche Flasche an der Tafel zurück, obgleich man sich viele Mühe gegeben hatte, um ihn zur Aufbedung der Sitzung zu bewegen. Es war 11 Uhr Abends, und die Damen hatten sich längst entfernt. Herr Brunton und ich hielten dem unermüdlichen Trinker allein noch Stande; aber auch Jener entfernte sich endlich, nachdem er mit empfindlicher Gewalt den Wein zu sich genommen hatte, als der auf der Tafel stand. Als wir allein waren, sing Cooke an, mir Moral und Tugend zu predigen. „Mein Kind“, sagte er mit gerührter Stimme, „fürchten Sie den Trunk wie den Teufel. Er hat schon viele Menschen zu Grunde gerichtet, auch mich! (Dabei goß er ein großes Glas Wein hinunter.) Georg Friedrich Cooke ist nur ein Beispiel; aber es hätte ein großer General werden können, wenn er mäßig gewesen wäre. Fliehen Sie den Trunk! (Abermals ein Glas.) Seyen Sie mäßig, wenn Sie ein großer Mann werden wollen.“

Er ergriff jetzt die Flasche, sah aber, daß sie leer war. „Ich hätte wohl noch ein Glas Wein gewünscht, das heißt zwei, um Ihnen eines anzubieten, ein einziges! Denn es giebt zwei Personen in Leben, vor der Wein, mäßig genossen, von Nutzen ist. Erstlich in der frühen Jugend, um die Kräfte zu stärken, und später, um den Blute einige Wärme mitzutheilen. Wenn Sie wissen, wo der Wein hier aufbewahrt wird, so verschaffen Sie uns eine andere Flasche.“ Wie hätte ich diesen Bitten widerstehen sollen? Ich füllte also die Gläser, und wir tranken, bis wir Beide kampfunfähig waren.

In einer dramatischen Galerie darf auch Romeo nicht übergangen werden, ein reicher Liebhaber, der mit seinen prächtigen Kostümen von Theater zu Theater wanderte. Er hatte einst 1500 Pfd. Einkünfte gehabt, die er verschwendete, um das Recht zu erlangen, sich auf der Bühne lächerlich zu machen. Dabei war er einer der lächerlichsten Aufschneider. Wenn man ihm glauben durfte, so hatte er einst ganz allein einen Angriff der Franzosen von einer Anhöhe abgeschlagen, auf welcher er Besitzungen hatte.

Es ist hier vielleicht eine passende Gelegenheit, das Verhältniß der Presse zum Theater zu berühren. Gewöhnlich dürfet man der Presse zu viel Lügen auf, oder man traut ihr zu wenig zu, man legt ihr einen zu großen oder zu geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung bei. Ich kann hier Anekdoten anführen, welche beweisen würde, daß dieser Einfluß vorhanden ist, und daß er gemißbraucht werden kann.

Ein junger tragischer Schauspieler von angenehmen Aeußern, aber mittelmäßigen Anlagen, trat vor einiger Zeit in einem großen Theater als Romeo auf und fiel gänzlich durch. Er wurde darauf zu unbedeutenderen Rollen verwendet, mit denen es wenig besser mit den kleinsten Rollen wurde er ausgespeffen und mußte endlich das Schauspiel verlassen. Der unglückliche junge Mann war der Verzweiflung nahe. Ein Zeitelleonist, den sein Zustand jammerte, sührte ihn eines Abends nach der Taverne von Wrekin und stellte ihn dem Gerichtshofe unserer dramatischen Kunstrichter vor. Dieser setzte er die wahre Geschichte des armen Jünglings in Form der Unterschämtheit des Publikums, das sich erlaube, einen Schauspieler zu verdammen, ehe die Presse ihn gerichtet habe. Am folgenden Tage erschienen drei Artikel in drei verschiedenen Blättern; in jedem verwunderte man sich, daß ein junges Talent durch eine schamlose Intrigue von der Bühne verdrängt worden sey. Diese Taktik wurde fortgiebt, und der Direktor wurde gezwungen, dem Schauspieler wieder Rollen zu geben. Die Presse hat ihre Schuldigkeit und unterstützte ihren Schützling. Das Publikum gerieth in Verwirrung und wußte nicht, was es denken sollte. Der junge Schauspieler faßte unterdeß wieder Muth, machte Fortschritte und erhielt endlich ein gutes Engagement in der Provinz.

(Fraser's Magazine.)

Die Fortschritte der Industrie.

(Fortsetzung.)

Der Druck mit beweglichen Typen ist die größte neuere Erfindung und wohl als rein modern zu betrachten, ausgenommen der Holzdruck, der aus dem fernsten Alterthum herstammt. Ob Zink, Platina und Nickel erst in neuerer Zeit entdeckt worden sind, ist sehr zweifelhaft. Glas fabrizirten die Aegypter in großer Menge, aber die schönen es freilich nicht zu Spiegeln angewandt zu haben. Ueber die Steinkohle ist man sehr im Zweifel. Theophrast spricht allerdings von ανθρακιτις in 1re 765 (cap. 13a). Die Hieroglyphie, eine Kunst

Digitized by Google

merkwürdig in physikalischer Hinsicht, aber von geringem Nutzen, ist vielleicht die einzige ganz neue Erfindung, denn Schreiben mit Sonnenstrahlen war bis auf unser Jahrhundert wohl eine Phrase der Phantasie, aber nichts Wirkliches. Ueber den Galvanismus besitzen wir nicht hinreichend genaue Nachrichten, um zu beurtheilen, wie weit die Kenntniß der Alten darin reichte, vermuthlich aber war er ihnen in der galvanoplastischen Form unbekannt.

Was die Gleichmäßigkeit der Gesetze betrifft, so klar, daß Numa die Kunst des Blitzableitens, welche man Franklin zuschreibt, schon kannte, wovon wahrscheinlich der Kultus des Jupiter Elicius stammt, und daß Tullus Hostilius, minder glücklich in seinen praktischen Versuchen, als sein Vorgänger, eines ähnlichen Todes starb, wie Reichmann bei der Ausfindung der Franklinschen Experimente. Durch einen Zeitgeist in seinen physikalischen Vorgeworfen kam Hostilius um, da seine Kriegsthaten band in den Künsten des Friedens nicht geübt war. Livius sagt, Buch I, Cap. 31: Ipsum regem tradunt volventem commentarios Numae, cum ibi quaedam occulta solemnia sacrificia Jovi Elicio facta inveniisset, operatum his sacris se abdidisse; sed non rite initum aut curatum id sacrum esse; nec solum nullam ei oblatam speciem, sed ira Jovis, sollicitati prava religione, fulmine ictum cum domo conflagrasse.

Daß der Zily den Alten nicht bekannt war, geben wir zu, so viel wir wissen; eben so die Brandee. Das Diamantschneiden kannten sie wahrscheinlich nicht. Aber die Vollendung der antiken geschnittenen Steine scheint doch auf große Fertigkeit in der Beardeitung eines Materials hinzudeuten, das an Härte jenem kostbaren Steine sehr nahe kommt. Das Fleskop scheint auch eine neue Erfindung. Der Erfinder des Mikroskops ist unbekannt, aber es müssen doch zu jenen winzig kleinen Ausgaben der Ilias, die in einer Nußschale Platz hatten, und zu den ekbendeinernen Ameisen des Kallikrates, die so klein waren, daß man ihre Glieder nicht unterscheiden konnte, und die alle auf sehr kunstreiche Hülsmittel schließen lassen, Instrumente von ähnlicher Art gebraucht worden seyn. Der Erfinder des Brennglases hatte ohne Zweifel auch Schlüsse auf die anderen Eigenschaften desselben gemacht, und dann war er von dem Mikroskop nicht mehr weit entfernt. Die Rundgestalt der Erde war den Hebräern gewiß bekannt, und die Kenntniß derselben reicht wohl in ein hohes Alterthum hinauf, der Babylonier, der die Finsternisse vorhersagte, der, wie Plato, eine Sonnenfinsterniß vorhersagte, scheinen sie schon gehabt zu haben.

Uebrigens ist Herrn Jobard's Raisonnement gerade das Umgekehrte von seiner oben ausgesprochenen Ansicht; denn er behauptet, daß die Alten alle jene Dinge nicht gekannt hätten, und meint doch hernach, wir brauchten nur wieder zu lernen, was den Alten schon bekannt gewesen, um sich unseren neueren Entdeckungen seyen nicht als eine Reaction von Principien, sondern als ein ganz neues gabe waren. Jobard nimmt an, daß zu Karl's des Großen Zeit das Volk und die Priester noch Kleider aus rohen Häuten getragen und an Festtagen nur einen leinenen Ueberwurf (superpelles) darüber gezogen hätten. Dies ist sehr zu bezweifeln, denn wir haben Klodwig so reichlich mit den feinsten Pomp der Römischen Kirche, über den glänzende Ergrünge bei seiner Taufe, daß er eine Krone trug, ob das, was er sehe, das ihm verheißene Reich Gottes sey. Nein, antworte der berühmte St. Remigius, es ist nur der Anfang des Weges, der dahin führt.

Die Jahre rollten dahin, und unter Frankreichs Monarchen kam die Reihe an Ludwig XI. und Heinrich IV., die neben den Künsten des Krieges auch die des Friedens als wichtig erkannten. Dem letzteren Monarchen verdankt Frankreich seine Tapeten, Glas nach dem Muster des Venetianischen und die Bearbeitung seiner Bergwerke. Colbert brachte die Gewerbe auftrotventlich in Schwung. In der Tuch-Fabrication kam Frankreich sogar Spanien und Holland gleich, in Spitzen weltberühmte es mit Brabant, in Seide mit Italien und im Webstuhl mit den ersten Gewerben. Durch Gesetzgebung dieses Ministers, den Kanal von Languedoc, betrifft, so erklärte Bauban, er würde Alles, was er ausgeführt, dafür hingeben, wenn er der Urheber dieses herrlichen Kunstwerks seyn könnte. Jobard ist jedoch der Meinung, daß jener große Minister die Gewerbsfreiheit durch seine Zunft-Einrichtungen zu sehr beschränkte. Der Zwang, der in Folge dessen auf einem Jeden lastete, der ein Handwerk oder irgend ein verschiedene Gewerbe einfing, und der ihn dann nöthigte, sich mit gewaltigen Kosten in jedes Gewerk aufnehmen zu lassen, war eine drückende Fessel. Im Jahre 1791 ward durch Aufhebung der Zünfte eine größere Freiheit und das Recht der Patente begründet, zu großer Freude des schwer bedrueten Handwerkers. Doch es wurden durch dieses Patent-Prinzip wieder andere Uebelstände sowohl in England wie in Frankreich hervorgerufen, denn eine Menge von Pfuschern schossen überall wie Pilze auf.

Die Kriegs-Unruhen der Revolution machten Frankreich auf seine eigenen bedeutenden inneren Hülfsmittel aufmerksam. Seine Chemiker verborgten es mit Salpeter, Zucker, Indigo und Leder. Da ordnete das Directorium die erste Ausstellung von Manufakturerzeugnissen in Frankreich an; sie hatte nicht mehr als Zweck, war dieser kurze Zeitraum völlig hinreichend zur Beschäftigung der wenigen, die Aufmerksamkeit fesselnden Gegenstände. Die zweite fand im Jahre 1801 statt, und es war unter Anderem bei derselben eine einzige bronzene Medaille ausgeteigt. Im Jahre 1802 wurde das erste Stück Französischen Mousseline vorgelegt, welche die Prüfungs-Commission für Englische Waare erklärte; 1804 lieferte man schon Proben höheren Fortschritts. Während der Restauration fanden drei Ausstellungen statt, auf welchen eine große Menge herrlicher Kirchen-Zierrathen ausgelegt waren; 1818, 1823 und 1827 zeugten die gelieferten Gegenstände für die immer zunehmende Vortrefflichkeit der Arbeiten in Wolle und Metall und in allerlei mechanischen Fabrikaten; auch legte Terneaux seine berühmten Kaschemirs vor. Die Ausstellung von 1834 übertraf bei weitem alle vorhergehenden, und die, über welche Herr Jobard so eben berichtet hat, war in jeder Hinsicht noch weit vorzüglicher; nur muß man es schmerzlich bedauern, daß sie, allem Anschein nach, nicht so bald wird in den Schatten gestellt werden, denn Anarchie und bewaffneter Frieden sind den Fortschritten der Industrie keineswegs günstig.

Man klagt etwas von den Mißstimmen Arbeiten über die Anwendung der Maschinen, für welche Jobard sehr ringenommen ist. Zuerst wird dargethan, daß ein Volk, welches auf der Bahn der Civilisation fortschreiten wolle, nicht mehr ohne dieselben bestehen könne; zweitens wird bewiesen, daß die Beschäftigung von Arbeitern, die für einige Zeit dadurch verminderet schien, sich immer mehr und mehr steigere; wie dies durch die Industrie der Zill-Fabrication in England bestätigt wird, wodurch jetzt 200,000 Arbeiter beschäftigt werden, während früher, als man Alles durch Handarbeit lieferte, nur 2000 gebraucht wurden. Drittens wird der Mensch dadurch von dem niedrigsten Zustande zur geistigen Größe erhoben, indem die Maschine statt des Menschen die gröbere Arbeit verrichtet.

Endlich, wie derselbe Schriftsteller sehr richtig bemerkt, vermehrt die Anhäufung großer Kapitalien so manche Uebelstände. So wird erstens dadurch der Uebergang vom Arbeiter zum Fabrikherrn immer seltener; zweitens ist jetzt der Kapitalist seinen Arbeiter weit mehr entfremdet als sonst, wo Herr und Unterzebener an einem Tische zusammen aßen und dieser mehr als seines Gleichen von Ersterem behandelt wurde; drittens wird durch die Kluft der beiden Grundbesitzer, von denen mit Hülfe einiger Tagelöhner von dem Ertrage ihres Bodens nährten, das mächtige Band gänzlich zerstört, welches früher die beiden Klassen, die ackerbauttreibende und die fabrizierende, mit einander vereinigte. Der jetzt in England wüthende unselige Kampf um den Lohn, das Geschrei gegen die Korngesetze, dies Alles entspringt lediglich aus dem Monopolgeiste, der von den Herren auf die Arbeiter übergeht, die nicht bedenken, daß sie durch den Ruin der Pächter sich selbst zu Grunde richten, und daß nur durch unparteiische Aufrechterhaltung der beiderseitigen Interessen die Wohlfahrt der Parteien begründet werden kann. Die mechanische Production wirkt dadurch, daß sie ungeheure Waaren-Massen auf dem Markt anbäuft, auf eine furchtbare Handelskrisis hin, die sich schon sehr drauenbringend ankündigt und die regelmäßig alle zehn bis zu zehn Jahren wiederkehren scheint. Das sind sonderbare Einwürfe über das Für und Wider der Maschinen-Einführung, und wir wollen jetzt zu einem anderen Gegenstande, zu der Berücksichtigung übergehen, die man der Erfindungsschutz schuldig ist.

Unser Autor behauptet, daß ein Land, welches dem in der Maschine nur Fast gemordeten Gedanken zum beim sechsfachen Preis Patente in Büchern einen gleich hohen Platz anweise, welche den Erfindern dieselben Privilegien wie den Autoren bewilligte, daß ein solches Land die anderen Völker beherrschen werde, und zwar durch ein viel sicheres Mittel als die Gewalt der Waffen. Er spricht sich entschieden gegen die Bewilligung von Patenten auf nur fünf-, zehn- oder fünfzehnjähriger Dauer aus, weil ein solcher Zeitraum gerade hinreichend sey, um den Nachahmern den Gewinn zu sichern, und ist überhaupt der Ansicht, daß Patente auf langr Zeit ein Hinderniß in der freien Entwickelung der Industrie wären; die folgenden Bemerkungen Jobard's werden ihn vielleicht von der Unrichtigkeit dieses Grundsatzes überzeugt haben:

„Erfindung ist Civilisation; der Erfinder ist der Urheber aller der Combinationen, die Gott selbst noch nicht vollbracht hat; er setzt die Werke des Schöpfers fort, er ist der Beförderer alles Fortschrittes. Der Erfinder ist der erste Mann der Welt, denn er macht aus Nichts Etwas, verschafft Dingen einen Werth, die bis dahin werthlos waren, hebt der todten Masse Leben, der Schwäche Kraft ein. Als Watt den Dampf in einem Cylinder zusammendrängte, versorgte er England mit 100 Millionen Arbeitern, die die Natur selbst hatte zu Lasten verschwenderisch ausgestattet. Der Erfinder erfindet neue Prozesse, vereinfacht den Mechanismus, vermindert die Anstrengungen des Körpers, verkürzt die Entfernungen, erläutert die Phänomene, bändigt die Elemente, macht sie dienstbar und gewaltig in der Hand des Menschen. Solche Männer sind das Haupt und die Seele des Volkes; ohne ihren Fortschritte, kein Fortschritt; kein Fortschritt, wo sie fehlen, welches die meisten Erfinder besitzt, unterwirft sich seine Nachbarn und macht sich dieselben tributpflichtig. Andere Völker kaufen seine Bücher, Gemälde, Zeichnungen, Farben und Stoffe; sie werden auch seine Gefetze, Einrichtungen und Pläne befolgen, seine Denkmäler, Museen und Schulen besuchen; denn dies Alles ist Erfindung. Der Geist wirft bei der Verfertigung eines Musters wie bei der eines Gesetzes, eines Gemäldes, oder eines anderen Kunstwerkes; wirft auf die Erzeugnisse des Einen die Ehre einer Maschine ausgedrückt, stellt der des Anderen Hemisphären, Reime, Linien und Farben, Schwarz und Weiß zusammen. Das Volk, welches keine Erfindungskraft besitzt, gehört zu den Wilden und verharrt so lange in diesem Zustande, bis ein Erfinder es civilisirt. Kadmus, Triptolemus, Moses, Mahomed, Leibniz waren Erfinder. Ein Gedanke ist die Quelle, woraus Letztgenannte, in deren Kopf er zuerst entsprang; er gehört ihm zu, und wäre es auch nur durch das natürliche Recht des ersten Besitzes; er hat die Macht, ihn zu verbreiten oder geheim zu halten. Der Gedanke ist mit noch größerem Rechte sein Eigenthum, als irgend ein angerbter Wald oder Acker; wäret ihr nicht im Besitze eures Ackers oder Waldes, so benutzte ihr vielleicht ein Anderer, der dann sie nicht gemacht; der Erfinder aber hat seine Entdeckung sich selbst geschaffen.

„Jede Erfindung oder Einführung", heißt es an einer anderen Stelle des Jobardschen Berichts, „ist eine Vermehrung des öffentlichen Fonds, weil dadurch Arbeiter beschäftigt, Dinge nützlich gemacht, Handel und Gewerbfleiß belebt, fremde Kapitalisten ins Land gelockt

Digitized by Google

und die eigenen verbindert werden, im Auslande andere Produkte aufzukaufen. Das Patent-Ausfertigungs-Büreau sollte die Zustimmenserforderniß für die Ertheilung von Patent, hier niederlegen, ist nicht weiter, als die Bestimmung eines gewissen Datums, und das macht nicht mehr Mühe als die Eintragung der Geburt eines Kindes, es sollte also auch nicht mehr kosten. Erfinder und Einführer, welche ihre Angelegenheiten unter den vom Gesetz ihnen dargebotenen Schutz stellen, haben gerechten Anspruch auf die Unterstützung und Ermuthigung jeder Regierung, die ihr eigenes Interesse und das des Volkes, über welches sie herrscht, begriffen hat. In kleiner ein Land ist, desto mehr muß es darauf sehen, die Erfindungen zu fördern und zu erleichtern, damit die Zuvfuhr dadurch gehoben werde. Sind die Machthaber den Erfindern nicht günstig gesinnt, so werden nicht allein diese dadurch abgeschreckt, sondern die eigenen Einwohner des Landes führen die Produkte ihres Gewerbefleißes nach den Ländern aus, wo sie auf Ermuthigung zählen können; denn man wird zugeben müssen, daß nur der Glückliche eine Heimat hat, alle Anderen sind Kosmopoliten."

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Russische Opern-Komponisten.

Während Kunst, Wissenschaft und Literatur in Rußland in unverkennbarem Fortschreiten sind, hatte ihnen die Musik immer noch sehr nach. Rußland zählt sehr wenige Componisten, besonders abgerechnet es ihm an Opern-Komponisten. Lwow, Werstofski, Glinka und Strouiski sind die Einzigen, die in diesem Fache zu nennen sind. Lwow hat einige Opern komponirt, die von großem Werthe sind; besonders ist sein „Iwan Susanin" ein Meisterwerk, das in jeder musikalischen Hinsicht sich auszeichnet. Es fand zu seiner Zeit den größten Beifall auf den Russischen Bühnen, wird aber leider nicht mehr aufgeführt, besonders seit dem Tode des talentvollen Komponisten. Glinka war der Schöpfer der sogenannten Russischen National-Oper. Sein Werk: „Das Leben für den Zaar" hat das Publikum überaus angesprochen, wozu indessen der patriotische Inhalt des Textes nicht wenig beitrug. Nach ihm folgt Strouiski, der talentvolle unter den jetzt lebenden Komponisten Rußlands. Herr Strouiski hat mehrere Opern komponirt, aber nur eine einzige und sogar die schwächste derselben ist unter dem Namen: „Pyrahka, das Mädchen aus Sibirien", zur Aufführung gekommen. Der vierte Komponist, Herr Werstofski, hat sich in früherer Zeit durch einige glückliche Romanzen- und Vaudeville-Couplets einen gewissen Ruf in der Russischen Musikwelt erworben. Seit bereits zwölf Jahren jedoch legte sich Herr Werstofski aufs Komponiren größerer Theaterwerke und ließ sein dießem Zeitraum auf die Bretter kommende Opern erschienen, unter den Titeln: „Pan Twerdofski", „Wadim von Nowgrod", „Askold's Grab" und „das Heimweh". Von diesen Opern sind nur zwei auf der Petersburger Bühne, nämlich die erste und die dritte, aufgeführt worden und sprachen das musikliebende Publikum Petersburgs nicht an. Die vierte Oper, „das Heimweh", fiel sogar in Moskau total durch.

Die Haupt-Ursache, weswegen die Russischen Komponisten so wenig Beifall ärndten, besteht darin, daß diese Herren sich eine ganz absurde Idee von National-Musik geschaffen haben. Ihre Opern bestehen nämlich aus lauter National-Melodien oder Volksgesängen, die auf die Länge den Zuhörer ungemein ermüden und langweilen. Alles ist bei ihnen auf Motive gegründet; was aber die Melodie, die musikalische Sprache der Leidenschaften, betrifft, so fehlt diese fast bei allen, Herrn Strouiski ausgenommen. Musikalisch-dramatischen Stoff findet man fast in keiner der obenbenannten Opern, und dieser ist doch das Haupt-Element, welches jedem musikalischen für die Bühne bestimmten Werke zur Basis dienen muß. Die Russischen Komponisten sagen nur nach Gefühl und sind nicht sehr schwierig in der Wahl ihrer Mittel. Alles, was nur das Russische Herz bewegen kann: patriotischer Stoff des Inhalts, ein übermäßiges Lobpoulanen der Russischen Macht, Treue, Größe und Tapferkeit, was leicht zu einer unangenehmen Prahlerei ausartet, Volks-Redensarten und Gesänge, das sind die gewöhnlichen Hebel ihrer Dichtung und Composition. Keine einzige jener Opern, wenn sie auf eine fremde Bühne übertragen würde, würde sich dort auch nur des geringsten Beifalls erfreuen. Jede Forderung der neueren Kunst, jeder Eifer, den größten Tonkünstlern der Vergangenheit und Gegenwart nachzustreben, und jeder Gedanke von Genialität und Originalität der Dichtung ist ihren Werken gänzlich fremd. Es sind lauter Spekulationsstücke, und wenn sie gelingen, so haben sie meistentheils ihren Erfolg ganz abstrakten Umständen zu danken.

Vor kurzem hat die Petersburger Theater-Direction mit einem großen Aufwande von Bühnenglanz „Askold's Grab" von Werstofski zum ersten Mal dem dortigen Publikum dargeboten. Diese Oper hatte in Moskau einen ziemlich bedeutenden Erfolg, welchem mehrere Ursachen zum Grunde lagen; die hauptsächlichsten sind folgende: erstens, Herr Werstofski verwaltet die Russische Bühne in Moskau und machte bei der Besetzung seiner Opern den besten Gebrauch von seinem Einfluß auf die Mitwirkenden. Die ersten und vorzüglichsten Subjekte, nicht nur der Opern-Gesellschaft, sondern auch des Schauspiels, mußten sogar in den kleinsten Nebenrollen mitwirken. Decorationen, Kostüme und Maschinerieen waren auf das reichste ausgestattet und sollen an hunderttausend Rubel gekostet haben; zweitens, seine Oper anderer Russischer Komponisten wurde von Herrn Werstofski zur Aufführung gebracht. Drittens jetzt hat das Moskauer Publikum den Genuß, die beste Russische Oper von Glinka zu hören, entbehren müssen; drittens wurde jede Note in jenem armseligen musikalischen Kompositum mit einer Wichtigkeit und Strenge ausgeführt, als gälte es einen Huldigung der Göttin Vesta bei den alten Römern. Dagegen war Herr Werstofski zu gleicher Zeit aus dem edelsten musikalischen Exzesse mit Gegenwart, aus „Robert der Teufel", als Recitativ- und Chor-Sänger, mit mehreren andern Nummern heraus, so daß dieses Meisterwerk Meyerbeer's ganz als Krüppel in Form einer komischen Oper mit Dialog erschien. Hiervon hat sich das Moskauer Publikum selten eines Prachtspektakels zu erfreuen, und so bekümmte es, bei der glänzenden Ausstattung von „Askold's Grab", das Theater, wozu übrigens auch der patriotische Stoff beitrug, der einem neuen Roman von Pagoskin entlehnt war, nicht wenig beitrug. In Petersburg fielen alle diese Gründe des Beifalls weg, und die Oper hatte sich nur eines sehr geringen Erfolges zu erfreuen, obgleich sie besser ausgeführt wurde als in Moskau. Uebrigens, wie gesagt, besitzt Herr Werstofski einiges Verdienst, so lange von einzelnen Piecen die Rede ist. Einige Gesänge, kleine Lieder und Romanzen haben in allen seinen Opern bei dem Publikum Beifall gefunden. Aber seinen Opern im Ganzen fehlt es immer an der gehörigen Construction und der dramatisch-musikalischen Vollendung. An Duetten, Ensembleſätzen, Quartette, Trio's und Finale's ist in seinen Werken gar nicht zu denken; sie bestehen aus lauter Liedern mit und ohne Chor.

— Es sind diese Bemerkungen der in St. Petersburg von Herrn Th. Kosmi redigirten Literatur-Zeitung Rußlands entlehnt, welche gewöhnlich ihre Meinung mit Sachkenntniß und Unparteilichkeit auszusprechen pflegt.

Mannigfaltiges.

— Cooper's neuester Roman. Der Verfasser des „letzten der Mohikaner" und der „Prairie" ist von den Europäischen Erzählungen, die ihm nicht so gelingen wollen, wie die Schilderung seiner heimatlichen Einöde, wieder in die Amerikanische Wildniß zurückgekehrt. Sein eben erschienener Roman, the Deer-Slayer, (der Waidmann), spielt in einer Gegend, mit welcher der Dichter von Jugend auf vertraut war, und wie er dahier mit dem lebhaftesten und treuesten Kolorit zu malen versteht. Wir sehen uns in die dichten, finsteren Tannen- und Cedern-Wälder, an die stillen, klaren Seen, auf das saftige Grün der Thäler, unter die seltsam und denkwürdigen Baumformen Nord-Amerika's zurückversetzt. Hier ist Cooper in seinem Element. Der Erzählung ist reich an wilden, romantischen Abenteuern. Sie schildert die Rettung einer Ansiedler-Familie aus den Schrecken der Indianer-Kriege. Das ist an einer Liebesgeschichte dabei nicht fehlt, läßt sich denken. Unter den weiblichen Charakteren, welche in dem Roman vorkommen, ragen zwei Schwestern hervor, die eine schlau, gewitzigt, eitel, einfältigen und geistesstarr, die andere voll ungeübter Einfalt und Kindlichkeit. In gleichem Kontrast stehen die beiden Hauptbelden: ein ausgezeichneter Jäger der Wildniß, der mit den rothen Häuten so bekannt ist wie mit den Thieren des Waldes, und ein junger Krieger, kühn wie sein Gefährte, aber weicheren Gemüths und edleren Charakters. Auch der Schilderung der Indianer in ihren Lagern und auf ihren Kriegszügen, so oft uns auch dergleichen Scenen von ihm schon in früheren Romanen vorgeführt worden, weiß der Verfasser immer noch neue interessante Seiten abzugewinnen.

— Blind und taubstumm. In der letzten Versammlung der Britischen Naturforscher zu Plymouth erstattete Dr. Fowler einen Bericht über ein junges Mädchen, welches sich jetzt in dem Arbeitshause zu Bridgewater befindet, und in ihrem 7. Jahre, gleichzeitig blödigkeit und Blindheit, heimgesucht ist. Die Unglückliche, die eine zwanzig Jahre zählt, kam taubstumm zur Welt und erblindete in Folge der Pocken, als sie drei Jahr alt war. Sie kann auch die lautesten Anstrengungen der Stimme nicht hören, doch fühlt sie auf, wenn mit einem eisernen Klopfel, der an einem Strick über ihr hängt, gegen eine eiserne Scheibe geschlagen wird. Das Gefühl ist der einzige Sinn, vermittelst dessen sie andere etwas mittheilen können, und das sie gebraucht, um sich mit Gegenständen und Personen bekannt zu machen. Geschmack und Geruch stehen ihr zwar nicht, sie scheint aber kein Bewußtseyn darüber zu haben. Bis vor zwei oder drei Jahren schien sie ein rein thierisches Leben zu führen, kann aber trat ein merkbarer Unterschied in ihrem Wesen ein, und sie gewann ihrer Kleidung und Wohlanständigkeit eben so viel Sorgfalt wie jedes andere Mädchen ihres Alters. Sie findet ohne Führer den Weg nach jedem Theile des Arbeitshauses, erkennt alle Bewohner desselben durch Betasten mit den Händen, macht sich ihr Bett zurecht und näht nicht nur gewöhnliche Sachen, sondern selbst die schwierigeren Partieen des Anzuges. Sehr verstehen ist sie auf Alles, was sie mittelst ihr eigen hält; giebt man ihr einen Stickling, so ist sie ganz außer sich vor Freude, lacht, nickt und betastet ihn lange Zeit mit den Händen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Montag den 4. Oktober 1841.

Nord-Amerika.

Die drei Menschen-Racen in den Vereinigten Staaten.

Vom Grafen von Castelnau.

Von den drei sich schroff von einander unterscheidenden Menschen-Racen, welche Nord-Amerika bewohnen, sind zwei aus fremden Himmelsstrichen dahin verpflanzt worden; die eine siedelte sich aus freiem Willen, um ihre Existenz zu verbessern, darin an, die andere aber wurde gewaltsam der glühenden Sonne Afrika's entführt, um durch ihren Schweiß den fruchtbaren Boden der südlichen Staaten urbar zu machen; die dritte Race, welche den Usurpatoren ihres Bodens ewig fremd bleibt, zieht sich hartnäckig vor der Civilisation zurück und nimmt nicht allein die Traditionen und die Gebräuche ihrer Väter mit sich fort, sondern treibt auch die unzähligen Büffelheerden vor sich her, mit denen sie so viele Jahrhunderte hindurch die Herrschaft über diese ungeheuren Ebenen theilte. Die Söhne Amerika's, die einfachen Kinder der Natur, hoffen auf diese Weise die sie verfolgende hundertköpfige Hydra durch Hunger zu tödten, wie einst ihre muthmaßlichen Stammältern, die Thiwesen, durch eine wenige Fuß hohe Mauer die Einfälle der Barbaren aus dem Norden abzuhalten wähnten. Der Charakter dieser drei Racen ist durchaus von einander verschieden, und wenn man einen jeden derselben durch ein Wort wiedergeben sollte, so möchte man sagen, die Betriebsamkeit sey das Kennzeichen der ersten, die Lächerlichkeit charakterisire die zweite, und der hervorstechendste Zug der dritten Race sey die Grausamkeit.

Die Amerikanische Freiheit geht sparsam mit ihren Wohlthaten um, die sie nur auf die Weißen ausdehnt; sie gestattet zwar dem Neger, zu leben, aber nur unter dem Druck der Arbeit und ohne ihm politische Rechte zu bewilligen, und was den Indianer anbetrifft, so verweigert sie ihm selbst das Leben. Dieser Zustand der Dinge macht auf denjenigen, der zuerst einen Blick darauf wirft, einen unangenehmen Eindruck, und er scheint ihm sowohl den Vorschriften des Christenthums, wie denen einer liberalen und gesunden Politik, zuwider zu laufen; dringt man aber tiefer in die Verhältnisse der Amerikanischen Gesellschaft ein, so überzeugt man sich, daß, wenn auch das Recht gemißhandelt wird, dies nur geschieht, weil das große Gesetz der Nothwendigkeit es fordert.

Zuvörderst kann der fruchtbarste Theil der Vereinigten Staaten, was man auch immer dagegen einwenden möge, gar nicht von Weißen angebaut werden; nur der Neger allein kann unter der brennenden Sonne Florida's und in den Sümpfen Karolina's und Louisiana's ausdauern. Warum giebt man aber den Neger nicht frei und dingt ihn auf Lohn zur Arbeit? Das wäre ein Ding der Unmöglichkeit; denn Jeder, der das Kolonial-System studirt hat, weiß, daß einzig die Furcht vor der Peitsche den Neger aus seiner angeborenen Trägheit und Gefühllosigkeit, in so langwierigen Strichen der Sonne zu schlafen, ist sein einziges Verlangen, und wenn ihn der Hunger aus diesem lethargischen Zustande aufrüttelt, so begnügt er sich mit wenigen, ganz groben Nahrungsmitteln, ja, er zieht es selbst vor, sich mit Insekten, Spinnen und Gewürm zu fättigen, als daß er sich zur Arbeit bequemen sollte; dann beginnt er bis zur völligen Erschöpfung aller seiner Kräfte zu tanzen, um sich so darauf wieder zum Schlafe nieder. Man braucht blos auf St. Domingo zu blicken, das früher die ganze Welt mit Zucker versorgte und jetzt diesen Artikel selbst einführen muß. Um nur einige Erzeugnisse zu produziren, sieht sich die Neger-Regierung dieser sogenannten Republik genöthigt, die Arbeiter vom Boden abhängig zu machen und aller Offizieren der Armee, das heißt den Eigenthümern, zu gestatten, ihre Dienstleute „mit einem mittelmäßig starken Rohre" zu züchtigen. Auf den Englischen Antillen wird die Freigebung der Sklaven jetzt allgemein für eine unheilvolle Maßregel gehalten. In den Vereinigten Staaten giebt man ziemlich überall zu, daß die Einführung der Neger auf Amerikanischen Boden, trotz aller Vortheile, die dem Süden daraus erwachsen, doch ein offener Schaden für das Land sey. Wie aber sich daran helfen? Eine Verschiffung, sie nach Afrika zurückzubringen, ist unausführbar und findet selbst von Seiten der Neger den heftigsten Widerstand. Sie frei im Lande zu behalten, ist auch nicht thunlich, denn die nördlichen Staaten, wo dies geschehen, sind in einen Zustand gänzlicher Entsittlichung verfallen; übrigens flößt sie auch die öffentliche Meinung aus der Gesellschaft der Weißen aus, und es entsteht so eine Klasse von Parias. Doch scheint selbst dieses Vorurtheil für das Bestehen der Vereinigten Staaten durchaus nothwendig, denn sonst würde bald eine verderbte Mulattische Bevölkerung den kräftigen und arbeitsamen Menschenschlag verdrängen, der jetzt den Wohlstand dieses schönen Landes sichert. Wenn schon in den nördlichen Staaten, wo die freien Neger höchstens den hundertsten Theil der Bevölkerung ausmachen, dergleichen Uebelstände eintreten, wie würde es nicht erst mit den südlichen stehen, wo fast zwei Drittel der ganzen Bevölkerung aus Negern bestehen?

Obgleich es Ausnahme-Beispiele giebt, so ist doch im Allgemeinen genommen die Neger-Race nur eine niedere, von Natur unsittliche Abartung des Menschengeschlechts, bei der die thierischen Functionen alle edlere Geistesgaben unterdrücken. Als ich von Europa mit meinen Ideen von allgemeiner Freiheit anlangte und zum ersten Mal Sklaven sah, ergriff mich das tiefste Mitleid über ihr trauriges Loos; ich sah sie zutrieben und glücklich und zeichnete in mein Tagebuch die Worte: Der Sklave kann lachen! Noch aber war meine Enttäuschung nicht vollständig. Einen Tages erfuhr ich, daß in Richmond eine Sklaven-Versteigerung angesetzt sey; eine Zeitlang war ich unschlüssig; meine Neugierde zog mich nach dem mir bezeichneten Verkaufs-Orte hin, während meine Grundsätze meine Schritte aufzuhalten strebten. Es schien, als bestätige ich in gewisser Hinsicht durch meine Gegenwart ein Menschenopfer; da ich aber in dem Lande als Reisender mich aufhielt, der alle Institutionen desselben studiren wollte, so mußte ich Alles kennen lernen, und ich ging also hin. Ich werde nun einen Sklavenmarkt sehen, sprach ich zu mir selbst; unglückliche Gefangene werden sich meinen Augen darstellen, nackt, mit Blut bedeckt, welches die Peitschenhiebe aus ihrem mit Wunden bedeckten Körper hervortreiben. Schon höre ich das Geschrei der Mutter, der man ihr Kind, des Weibes, das man ihrem Gatten raubt, aber alle werden verkauft, verkauft für immer! In einem Magazin des Auctions-Kommissariats wurde der Markt abgehalten; mitten im Gedränge standen einige sehr wohl ausstehende Neger, plauderend und lachend.

Die Barbaren, dachte ich bei mir, können lachen, während ihren Gleichen so grausame Qualen erdulden sollen. Ich suchte nach den Sklaven umher, aber vergebens; ich sah keine und erfuhr endlich, daß es diejenigen wären, die ich so eben der Gefühllosigkeit beschuldigt hatte. Nur ein Einziger weinte; er begreift wenigstens seine Lage, dachte ich und fragte ihn theilnehmend nach der Ursache seiner Betrübniß. „Ah", antwortete er, „ich bin für immer beschimpft; ich bin auf 600 Dollars verkauft worden, und für Jedweden, der weniger klarf ist als ich, hat man 700 bezahlt." Ich fühlte mich auf einmal ganz beruhigt und sah von jener Zeit an viele Tausend Neger verkaufen, ohne daß meine philanthropischen Ideen sich wieder geregt hätten.*)

Die Indianer besitzen einen höheren Geist, einen entwickelteren Verstand, welcher dem der weißen Race vielleicht ganz gleich kömmt, und doch ist ihre Verbannung politisch durchaus nothwendig; der Weiße und der Rothhäutige können nicht in einem Lande bei einander wohnen; es scheint, als verderbe der Hauch des Einen die Luft, welche der Andere einathmen soll. Treue Anhänglichkeit an ihre alten Traditionen und an die Gebräuche ihrer Väter ist allen Söhnen des Amerikanischen Bodens eigen; laßt sie in einer Schule erziehen, obwohl sie an die Sitten unserer großen Städte, nichts vermag sie zu fesseln; bei der ersten Gelegenheit werden sie in ihre Wälder entfliehen und das dürftigliche Gewand mit der Decke und der Adlerfeder vertauschen. Diese Religion der Erinnerung macht die Annäherung der Racen unmöglich, denn man stelle sich mitten unter der Amerikanischen Civilisation die Huronen und die Mustogis vor, wie sie nach ihren Gesetzen sich regieren, ihre Scheiterhaufen und Marterpfähle aufrichten und sich nach dem, was sie Menschenrecht nennen, auf den Straßen oder vor den Kirchthüren einander morden. Ihre gezwungene Auswanderung nach dem Westen des Mississippi war zwar eine politische Barbarei, aber doch unumgänglich nothwendig.

Die Ausrottung der Bevölkerung Nord-Amerika's aus den Abkömmlingen fast aller Völker besteht, so oft es unmöglich, ihr einen besonderen Charakter beizulegen; doch kann man wohl behaupten, daß die überwiegende Mehrzahl der Englischen Nation angehört. In Florida

*) Der Verfasser verräth, wie man aus diesem und dem Folgenden sieht, die Grundsätze nicht zwischen Recht und Unrecht ganz nach Völkern und nach momentanen Empfindungen. Als ob Unterdrückung nicht Unrecht bliebe, wenn auch der Unterdrückte in den Druck sich gefügt und sich nicht mehr darüber beklagt!

Digitized by Google

findet man einige seltene Ueberreste der Spanischen Race, während Louisiana, das Thal des Mississippi und besonders Kanada noch größtentheils den Französischen Charakter bewahrt haben. Die Frauen der Vereinigten Staaten und besonders die Neu-Englands und New-Yorks sind von ausgezeichneter Schönheit.

In allen südlichen Staaten, vom Potowmac bis zum Ohio, werden die Neger als Sklaven gehalten; im Norden, mit Ausnahme des Delaware-Staates und Marylands, sind sie frei, genießen aber keine bürgerliche Rechte, sondern sind im Gegentheil sehr verachtet; in physischer Hinsicht scheinen sie mir im Norden vermuthlicher als im Süden, in jeder Beziehung haben sie überall den Züge und besonders den verhältnißmäßigen Gliederbau. Die Indianer sind im Allgemeinen von ziemlich schöner Gestalt, die Frauen jedoch sind häßlich. Im Ganzen genommen sind sie weniger stark als die weißen, und der Haupt-Charakter ihrer Physiognomie besteht in der großen Beweglichkeit ihrer Augäpfel. Die Hand der Männer ist ganz besonders klein und zart, was auffallend seinen Gegensatz zu der gänzlichen Vernachlässigung aller Handarbeit hat. In der Haussarbe bemerkte ich keine besondere Verschiedenheit zwischen den Indianern des Nordens und des Südens, nur schienen mir die Letzteren lebhafter in allen ihren Bewegungen; in moralischer Beziehung sind sie sehr von einander verschieden, denn die Indianer des Südens sind viel falscher, verstecker und rachsüchtiger als die des Nordens.

Die Stämme, welche jetzt den Amerikanischen Boden bewohnen, scheinen in physischer Hinsicht von denen verschieden zu seyn, welche die tumuli erbauten und die über diesen ganzen Theil des Kontinents verbreitet sind; die Hirnschädel derselben bekunden ihre Abstammung von der Peruanischen Race, zu welcher auch der fossile Mensch aus Guadeloupe gehörte, wie ich mich auf seinem in Charleston von Herrn Lyberniatier bewahrten Schädel überzeugte. Einige Wilden-stämme, die jenseits der Zelsen-Gebirge wohnen, haben die Gewohnheit, sich den Kopf platt zu drücken. Im Allgemeinen werden die Neger von den Indianern im höchsten Grade verachtet; beim ersten Anblick derselben brechen sie in lautes Gelächter aus und geberden sich wie toll; die südlichen Stämme haben jedoch selbst Sklaven, und wo dies der Fall ist, wissen sie Neger eine auffallende Herrschaft über den Geist ihrer Herren anzueignen.

Die Mestizen stammen von Indianern und Weißen ab; gewöhnlich gehört der Vater derselben zur letzteren Race; sie bilden die Majorität der Bevölkerung in allen den Niederlassungen, die an der Gränze der Civilisation liegen, wie auf der Insel Mich-limakinac und an der grünen Bay. Sie sind ein sehr fleißiger und betriebsamer Menschenschlag, ihre Bewegungen sind ziemlich ungestüm, auch ist noch etwas von dem rachsüchtigen Charakter ihrer mütterlichen Vorfahren auf sie übergegangen. Diese derselben behaupten eine ganz ehrenwerthe Stellung in der Gesellschaft, sie sind Kaufleute, Agenten der Pelz-Compagnieen und dergleichen mehr. Manche Indianer-Stämme sind schon so mit weißem Blut vermischt, daß es schwer hält, ganz reine Indianer herauszufinden. So giebt es, wie man mir sagte, unter den Kanadischen Duronen nur noch zwei Personen, welche kein Französisches Blut in ihren Adern haben; übrigens ist es ganz unmöglich, die Einen von den Anderen zu unterscheiden. Unter den noch ganz wilden Stämmen stehen die Mestizen in ganz besonderem Ansehen und gelangen oft zur Herrschaft über dieselben; so war Jean Leslyn der berühmte Häuptling der sechs Nationen, Blunt, der den Amerikanern in dem Unabhängigkeitskampfe so viel Schaden zufügte, und Powell Octeola, der eben so bekannte Häuptling der Seminolen, gleichfalls ein Mestize. Die Mehrzahl derselben zeichnet sich durch ihren Haß und ihre Grausamkeit gegen die Weißen aus.

Ueber die Abkömmlinge der Weißen und Neger ist nichts Erhebliches zu sagen, nur daß sich durch diese Vermischung die schwarze Race bedeutend veredelt. Den weißen Frauen flößen die Neger mehr unüberwindlichen Abscheu ein, daher sind fast alle Mulatten Kinder einer Schwarzen und eines Weißen. Ueberall ziehen die Negerinnen die weißen Männer vor, und im Süden, wo sie meist sämmtlich Sklavinnen sind, stehen sie obnehin ganz zur Verfügung ihrer Herren. In allen diesen Gegenden gehört das Kind, nach Römischem Recht, dem Stande der Mutter an, daher sieht man häufig fast ganz weiße Sklaven, und auf dem Markte zu New-Orleans werden oft für ein junges weißes Mädchen von dieser Abstammung zwei- bis dreitausend Dollars bezahlt. In vielen Theilen der Vereinigten Staaten ist die Unsittlichkeit so groß, daß die Pflanzer oft ihre eigenen Kinder auf dem öffentlichen Sklavenmarkt verkaufen.

Der Zambac, eine Mischart von Indianern und Negern, die man häufig im Mexikanischen antrifft, kömmt in den Vereinigten Staaten fast gar nicht vor.

In ganz Nord-Amerika ist die Englische Sprache das Nationalidiom; in Neu-Orleans erscheinen mehrere Journale zugleich in Englischer und Französischer Sprache, und in Kanada wird das Französische nur noch von den alten Einwohnern gesprochen, die sich meist der Ausdrücke bedienen, welche zur Zeit Ludwig's XIV. im Gebrauch waren.

Da der Negerhandel streng verboten und auch fast unmöglich ist, so sind die jungen Neger fast alle im Lande geboren, verstehen keine andere Sprache als die ihrer Herren und wissen nie etwas von ihrer Stammsprache. Die meisten sprechen Englisch; die in Louisiana Französisch, und die, welche den Seminolen oder den Kriks gehören, verstehen nur die Indianischen Mundarten; sie behalten jedoch ihren ganz eigenen Accent.

Die Indianischen Völkerstämme sind fast unzählig, und ihre Sprachen sind es ebenfalls. Man sagt, es gäbe 114 verschiedene Mundarten unter den wilden Indianischen Stämmen Amerika's; die meisten sind roh und wohllautend, besonders im Munde der Frauen. Bis jetzt hat man nur die Sprache der Cherokesen, der sechs Nationen, der Tschippeways und der Siour oder Dakotahs in grammatische Formen gebracht. Vor einiger Zeit erschien das erste Journal unter diesen Völkerschaften; es bestand aus zwei Spalten, die eine Englisch, die andere Indianisch, wurde in Neu-Tschota gedruckt und wogenthalt einmal ausgegeben, doch ist die Zahl der cirkulirenden Exemplare nur sehr gering. In dem dergigen Theile Georgiens haben die Missionäre das Evangelium in die Sprache der Mohals (sechs Nationen) übertragen, und ein sehr unvollkommener Versuch einer Tschippewayschen Grammatik ist ebenfalls veröffentlicht worden. Diese einzige Sprache ist, so zu sagen, die Verkehrssprache sämmtlicher Indianer-Stämme; sie wird in den Staats-Versammlungen der Häuptlinge der verschiedene Nationen gesprochen. Die Werke des berühmten Reisenden Schoolcraft haben über die Bildung dieser Sprache viel Licht verbreitet; sie hat große Aehnlichkeit mit der der Kriks, von welchen dieses Volk sich eigentlich nur losgelöst hat, wie ihr Name, welcher Ausgewanderte bedeutet, schon anzeigt.

Einige Seminolische Häuptlinge verstehen Spanisch, und ein großer Theil der nordwestlichen Indianer spricht Französisch, wie die Duronen im Dorfe Loretto in Kanada. In Duiscousin, nahe am See Winlago, leben die Reste eines aus Newyork dorthin übergesiedelten Stammes, die sich jetzt Brother-Town nennen; sie haben, was bei den Indianern, die so viel auf ihre alten Ueberlieferungen halten, sehr selten ist, sogar den wirklichen Namen des Stammes vergessen und sprechen nur Englisch. Gewöhnlich suchen die Indianer, welche eine Europäische Sprache verstehen, dies geheim zu halten und in den Raths-Versammlungen, die sie mit den Weißen zusammen abhalten, bedient man sich immer der Dolmetscher, selbst wenn beide Theile die gegenseitigen Sprachen verstehen. Im Allgemeinen sind die Indianer bereit und liebten lange Reden; ihre Sprachorgane sind gewinnlich sehr ausgebildet, sie bedienen sich vieler Bilder und haben in dieser Beziehung viel Aehnlichkeit mit den Völkern des Orients.

Die Familien-Verhältnisse sind in den Vereinigten Staaten im Allgemeinen dieselben wie in England, mit Ausnahme von New-England, wo man die Ehegesetzbücher Moses befolgen hat. Man kann jedoch, wie dies schon der Reisende Michel Chevalier gethan, die Bevölkerung dieses Landes in zwei Gattungen eintheilen: in den Yanker, der die nördlichen Staaten, und in den Virginier, der die südlichen bewohnt. Der Erstere ist betriebsam, thätig, unternehmend, aber kalt, schweigsam und religiös; er ist der Abkömmling der strengen Puritaner, die immer von Regierung des Mutterlandes verfolgt wurden; der Andere ist lebhaft, gesellig, aber nicht thatenlustig; in dem Grade, wie der Eine moralisch und fromm ist, läßt sich der Andere vergleichsweise in seiner Sittlichkeit gehen; bei dem Einen ist Alles demokratisch, bei dem Anderen aristokratisch; kurz, man sieht, daß der Letztere ein Abkömmling der Mutterländischen Cavalier-Race ist. Der Bewohner des Südens gehört der bischöflichen Kirche an, der des Nordens aber ist fast immer Presbyterianer.

Was die frühreife Entwicklung der Fähigkeiten anbetrifft, so steht das Amerikanische Kind darin gewiß höher als die der anderen Nationen. Es ist gar nichts Seltenes, daß ein zwölfjähriger Knabe schon in einem Handelshause thätig wirkt und auch alle Banken die amerikanischen Damen einkassirt. Ihre literarische Erziehung leidet natürlich unter diesen Umständen, ihre kommerzielle Bildung gewinnt aber in eben dem Grade. Der Mann widmet sich hier ausschließlich den Geschäften; die Frau genießt bis zu ihrer Verheirathung eine fast unbegränzte Freiheit; sobald sie aber vermählt ist, wird sie eine wahre Sklavin der Vorurtheile; kurz, es ist hier in Allem gerade das Umgekehrte von unseren Gesellschaftsordnungen.

Ueber die Regierungsverfassung der Vereinigten Staaten will ich mich hier in keine Einzelheiten einlassen; man weiß, daß dieselbe republikanisch und rein demokratisch ist; das Prinzip der Gleichheit ist die Haupt-Grundlage derselben; Jedermann ist wohl genährt und gekleidet, und kein Land bietet in ähnlichem Maße den Anblick solcher Behaglichkeit der Massen dar. Ich will hier nicht weiter untersuchen, ob dieser Zustand der Dinge fest begründet ist, und ob die große Verschiedenheit, die zwischen den Interessen des Südens und des Nordens stattfindet, nicht sehr bald mehr oder weniger ernste Veränderungen herbeiführen muß; ich beschränke mich nur darauf, eine ausgemachte Thatsache zu berichten. Was die Einheilung der Geschäfte betrifft, so thut der Mann hier Alles, die Frau Nichts; sie nimmt keinen Theil am Gange der Angelegenheiten und weiß nichts von der Lage ihres Mannes. Einigemal erkundigte ich mich bei Frauen von Kaufleuten in New-York nach der Adresse des Ladens ihrer Männer, der immer von der Wohnung getrennt liegt, und ich konnte keine genügende Antwort erhalten, ja, einige schienen sogar über meine Frage höchlich verwundert zu sein. Hieraus, daß viele gar nicht wissen, was ihre Geschäfte ist, ihr Mann betreibt. In Bezug auf die Ehe gestattet man den jungen Mädchen freie Wahl, und meistentheils knüpft nur die Liebe die Verbindungen, die gewöhnlich sehr glücklich zu seyn scheinen.

Alle Welt weiß, wie ungeheuer seit zwanzig Jahren die Bevölkerung der Vereinigten Staaten zugenommen hat; dieser Zuwachs hat seine Ursache mehr in der Fruchtbarkeit der Ehen, als in der Einwanderung, so bedeutend diese auch immer seyn mag. In den großen Städten und besonders in New-York lebt der beträchtlichste Theil der Bevölkerung in den Boarding-Houses (Kostkäusern), die meistentheils von nicht vermögenden Wittwen gehalten werden, welche durch die Ausnahme von Pensionairen ihre früher gewohnte Lebensweise fortsetzen im Stande sind. Die Mehrzahl der Vermählten bringen hier die ersten Jahre ihrer Vereinigung zu; jeder hat ein kleines Gemach für sich, und dreimal kömmt man den Tag

Digitized by Google

über bei den Mahlzeiten zusammen; auch den Abend verlebt man häufig mit einander.

England.

Die Fortschritte der Industrie.

(Fortsetzung.)

Dann sucht Jobard zu beweisen, daß alle die Länder, welche am frühsten das Eigenthum des Gedankens anerkannt haben, sich der größten Civilisation und des reichsten Wohlstandes zu erfreuen hatten. England gab sein Gesetz über die Patente im Jahre 1423; die Vereinigten Staaten und Frankreich 1790; Preußen und Rußland 1812; die Niederlande, Bayern die Würtemberg 1817; Oesterreich und Italien im Jahre 1820; bald darauf Spanien, Portugal und das Königreich beider Sicilien, und ganz zuletzt die Türkei und Persien. Indien, welches in dieser Beziehung gar keine Gesetze hat, ist auch, bis auf einige sehr unbedeutende, fast ganz ohne Erfindungen und auf seinem miserabelsten Standpunkt geblieben, durch seine Leichtgläubigkeit eine Beute der Alchymisten, Astrologen, Zigeuner und Juden, welche überall ihre Arkanen und Elixire verkaufen und damit die Dornehmen wie die Niederen betrügen. Die Aufhebung der Gesetze zum Schutz des literarischen und künstlerischen Eigenthums und der Patente auf Erfindungen würde uns alle, nach Jobard's Meinung, auf diesen Standpunkt zurückführen. Das klingt freilich etwas übertrieben, aber so viel ist gewiß, daß dadurch der Erfindung der Geister und die Fortschritte der Civilisation würden gehemmt werden. Die Kunst würde wieder zum Geheimniß werden, wenn man denjenigen, die neue Hülfsmittel in derselben entdecken, keinen Schutz zusichern wollte. Durch solche Vernachlässigung würden die Erfindungen immer oder doch sehr häufig mit dem Erfinder untergehen. Der alte Purpur, das Neapolitanische Gelb, die Dehnbarkeit des Glases, die Glasmalerei und andere Erfindungen existiren blos dem Namen nach. Jobard bei dem edlen Geiste, der die Erfindungen der neueren Zeit beseelt, da die Erfinder von dem hohen Bewußtsein des wohlthätigen Einflusses ihrer Entdeckungen auf das Menschengeschlecht so tief durchdrungen sind, ist die Erfüllung jener Voraussagung gar nicht zu befürchten.

Die Gegenstände der Ausstellung, welche Jobard in seinem ersten Bericht näher besprochen hat, sind zunächst die Dampfmaschinen, dann die Flachs- und Spinn-Maschinen, das Papier, die Metallurgie und zuletzt das Bohren artesischer Brunnen. Was die ersten anbetrifft, so bleibt Frankreich noch immer bei seiner Vorliebe für oscillirende Maschinen stark fester. Wir finden Oszillirung am Mittelpunkt des Cylinders, an seiner Basis, vertikale und horizontale Schwingung. Die oscillirenden Maschinen sind, nach Jobard, nur für Schiffe, die rotirende von Pecqueur übergehend, wollen wir nur die des Herrn Pelletan betrachten, die ohne Zweifel wegen der Ersparung von Brennmaterial, da sie nur vier Kilogramm stündlich zu einem Pferde Kraft braucht, sehr preiswürdig ist. Man kennt Andeaux's berühmte Schrift über die Anwendung der Luft als Triebkraft anstatt des Dampfes. Verkleiert's Hydrostyl, das in der Materie seine Erklärung habe, scheint kaum verwegener als Arnaud's, wenn dieser meint, es sey mit der Muskel-Arbeit zu Ende. Allerdings hat die Geschicklichkeit der Maschinenbauer die bewegende Kraft des Menschen bereits sehr verstärkt, indeß das jenes Ziel schon so bald erreicht seyn sollte, daran darf man doch noch einige bescheidene Zweifel hegen. Pelletan's Maschine ist, wenn nicht sehr, doch sehr stark. Oeffnungsachtel schreinen die Franzosen diesen Maschinen einen Werth beizulegen, den die Zeit schwerlich bewähren dürfte. Die besagte Maschine wirkt indeß mit einem Druck, der 15 bis 20 Atmosphären gleichkommt, während die Maschinen mit Kolben selten einen stärkeren Druck als 3 bis 6 Atmosphären ausüben. Die Luft läßt sich bekanntlich mit sehr großen Feuerungsstoffen bewegen ausdehnen, und man kann ihr dadurch eine starke elastische Kraft geben. Mit einem Kilogramm Kohlen lassen sich 10,000 Liter Luft auf eine Temperatur von 1000 Grad bringen. Diese Kraft würde also dem Dampf, der eine solche Steigerung bei weitem nicht verträgt, sehr vorzuziehen seyn. Die Schnelligkeit dieser Maschinen wird auf 20 Lieues in der Stunde angegeben. Auf Schiffe angewandt, besitzen solche Maschinen den Vortheil, geringeren Raum einzunehmen, der Schornsteine noch Kessel. Indeß bei all' diesen Vortheilen halten wir doch die Grundlage der Erfindung für zu fein und wissenschaftlich, als daß sie sich allgemein sollte anwenden lassen.

Wir kommen nun zu Galli Cazaia's Flammen-Maschine. Als dieser Professor vor der Akademie der Wissenschaften erschien, erklärte er, daß Geld auf sein Vorgeben, nöthig verschlagert sey, und daß er ein Mittel besitze, mit dem sechsten Theil der Kosten ganz dieselbe Kraft ohne die mit dem Dampf verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren zu erlangen. In England, wo die beunruhigende Menge von Unglücksfällen, die durch den Dampf verursacht werden, das Publikum wohl veranlassen dürfte, selbst einer geringeren Triebkraft den Vorzug zu geben, wenn sie Sicherheit dadurch hinlänglich gewährlich zu machen sind, wäre der genannte Professor gewiß sehr willkommen. Der Name „Flammen-Maschine" ist für diese Erfindung wohl nicht anpassend, da ihr Kessel nur Flammen und Gase enthält, die durch das Verbrennen von Kohlen in der zusammengepreßten Luft erzeugt werden. Das hermetisch verschlossene Feuer wird durch Luft vermittelst einer von der Maschine selbst getriebenen Pumpe erhalten. Je mehr die Luft zusammengepreßt wird, desto stärker ist der Verbrennungsprozeß. Der nicht bei dem Verbrennen verzehrte Theil der Luft verdoppelt sich rasch an Masse, eben so wie das Azot, die Kohlensäure, das Kohlen-Oxyd-Gas und andere durch das Verbrennen erzeugte Gase. Die erhitzten Gase vermischen sich in einem großen Behälter, wo sich nur ein Theil der Asche und des schwarzen Rauches absetzt. In diesem Behälter entsteht dann der elastische Druck, der erforderlich ist, um einen Kolben von ungeheurer Stärke zu heben. Die Maschine hat große Mängel, aber es ist dem Erfinder schon gelungen, mehrere davon zu beseitigen, und sie verdient alle Aufmerksamkeit.

Galli Cazaia selbst verlangte von der Akademie eine möglichst genaue Prüfung der Brauchbarkeit seiner Maschine, und König Wilhelm, der sich sehr für diese Entdeckung interessirte, beabsichtigte vermittelst derselben die Austrocknung des Harlemer Meeres, doch unvorhergesehene Schwierigkeiten verhinderten eine solche Prüfung ihrer Kraft. Der größte Vortheil bei dieser Maschine ist ihre gänzliche Gefahrlosigkeit. Wir gehen nun zu der einfachen Maschine des Herrn Rouffet über, deren vorzüglichste Eigenschaften Festigkeit und Brauchbarkeit sind. Sie besteht aus einem kleinen Kessel von halbzylindrischem Feuerbehälter, in welchen der Tripl-Cylinder sich hinabsenkt; eine gewundene Schornstein-Röhre in dem Kessel stößt an das Ventil oder den Erikson'schen Apirator; das Ganze auf vier kleine Räder gestellt, und die einfachste bewegliche Dampf-Maschine ohne Schornstein ist fertig, die sich zu allen ländlichen Arbeiten, zum Baum, zum Graben und Ausstrocknen der Sümpfe, zum Holzsägen und zu vielen Anderen gebrauchen läßt. Derselbe Künstler und Herr Boudon haben folgende Aufgabe gelöst: eine Maschine von ein bis vier Pferde Kraft anzufertigen, welche eben so leicht wie ein Ofen in einer Werkstatt aufgestellt werden kann, ohne die Nachbarn nur im mindesten zu stören oder zu belästigen. Demnächst machen wir die Bemerkung, daß bei der Trennschiffahrt Dampfer kaum im Stande sind, Kohlenvorrath zu haben, ohne auch nur den Feuerbehälter derselben aus England zu beziehen. Die Derivdorsche Maschine wird ebenfalls Epoche machen in der Geschichte der Mechanik. Ihre Schwere, mit Inbegriff des Tenders, beträgt nur fünf Tonnen; der Baumeister hat vier Räder vorgelassen. Der Kolben macht in einer Minute 220 Stöße, statt 180, der größten bisher bekanntlich der gewöhnlichen Maschinen; durch Zurückhalten des Dampfes kann man, je nach dem Erforderniß, drei Arten von Schnelligkeit erzielen. Gewöhnliche Lokomotiven haben ein Gewicht von zwölf bis sechszehn Tonnen, und jeder Wagen wiegt drei bis vier.

Die Derivdorsche Lokomotive kann zwar blos 70 bis 100 Personen fortschaffen; da indeß die Fahrten hin und zurück vermehrt werden können, so wird sie bald schon, ja sie wird vielleicht den schwereren und wenigeren Fahrten noch vorzuziehen seyn. Die zunächst folgenden Erfindungen sind Sicherheits-Apparate für Dampfkessel, denn der Franzose ist weit behutsamer als der Engländer, der sich mit Holländischen und Russischem Gleichmuth der Gefahr einer Explosion aussetzt, und bei dem es erst dann kommen müßte, daß der Maschinist, gleich dem Erfinder des Schießpulvers, sich selbst vernichtet würde, ab und zu in seinem eigenen Kessel zu fischen, wenn die Sache in Betracht gezogen werden sollte.

Der Ofen des Herrn Barthelemy ist von bewundernswerther Oekonomie, und wenn wir auch jene ungeheuren Gebäude nicht verachten wollen, die ein Französischer Dichter die Dome des Gewerbefleißes nennt, so würden wir uns doch glücklich schätzen, wenn von ihrem Anblick befreit würden, und wenn die Feuerung gefunden könnte, ohne, wie jetzt, eine ganze Stadt mit dem Geodem dieser gewaltigen Kolosse zu verpesten.

Hiernächst kömmt der Dampfkessel des Herrn Beslay und des Baron Seguier. Diese ausgezeichnete Erfindung war vielleicht der nützlichste Gegenstand der ganzen Pariser Ausstellung. Der Erfinder, Baron Seguier, der nicht Neid, noch Eifersucht kennt, sondern gegen alle seine Kunstgenossen das reinste Wohlwollen hegt und jedem fleißigen Arbeiter seinen Schutz angedeihen läßt, hat hier zuerst den Versuch gemacht, die Circulation des Wassers in dem Kessel durch Verschiedenheit der Temperatur zu erzielen. Der Kessel nimmt nur ein Viertel von dem Raum ein, den andere erfordern; die Röhren sind kleiner, und es besorgt nur gewöhnlicher Geschicklichkeit an ihrer Verfertigung. Herr Jobard nennt diese Erfindung die Angel der Französischen Industrie. Sie ist nur für Frankreich patentirt; man wandte sich zwar an die Herren Newton und Berry wegen eines Patents für England, aber die Vollkommenheit der Englischen Arbeit übertraf so sehr die Französische, daß der Versuch für unnütz gehalten wurde; wahrscheinlich auch deshalb, weil Herrn Berry Perkins jene Erfindung antieipirten. Der Plan des Letzteren besteht in der Anwendung einer Modification des Apparats von heißem Wasser, dessen er sich schon so lange mit beispiellosem Erfolg zur Heizung von Gebäuden bedient hat. Herr A. Perkins hat eine solche Maschine von zwölf Pferden Kraft achtzehn Monate lang und eine andere von vierzig Pferden Kraft fünf Monate lang im Gange gehabt, und er ist jetzt damit beschäftigt, viele hergleichen zu bauen. Die Vortheile sind vollkommene Sicherheit gegen Explosionen, große Ersparniß an Raum und Gewicht, die sich auf die Hälfte beläuft, und etwas weniger Feuerung. Auch in Frankreich hat Herr Perkins ein Patent erhalten, und er trifft Anstalten, seine Erfindung dort einzuführen.

Beide Erfindungen gegensand, das Spinnen betreffs, so bemerken wir, daß Hanes Marshall zu Leeds täglich 18,000 Spulen daraus, während die bedeutendsten Firmen Frankreichs es kaum bis auf 5 oder 600 bringen. Und Leeds steht nicht allein da; Preston, Dundee, Aberdeen, Belfast, alle enthalten große Fabriken dieser Art; auch wird zu Leeds so eben noch eine zweite eingerichtet. Marshall wird bald seine Productions-Kraft verdoppeln, und in derselben Zeit, wo Frankreich und Belgien Einen Schritt thun, kann England leicht zwanzig zurücklegen, so daß nur eine vielfädrige Ruhe des letzteren jene Nation jemals mit ihm auf gleiche Linie bringen könnte. Nehmen wir Marshall's Haus und die größte Firma in Frankreich, so ist das Verhältniß nur 36 zu 1, und dies steigert sich auf Seiten England fortwährend, welches durch solche riesenhafte Hülfsmittel nicht

Digitized by Google

nur seinen eigenen Bedarf, sondern auch den des Kontinents liefert. Die Stachs-Einfuhr ist zwar im letzten Jahre in Frankreich um 30 Millionen Franken gestiegen, aber dies kommt nur der Quantität gleich, welche ein einziges Englisches Haus, das Marshallsche allein, jährlich verarbeitet.

Nicht weniger als 3348 Individuen hatten für die Ausstellung von 1839 in Frankreich Spinn-Maschinen und Gespinnste geliefert. Im Jahre 1815 benahm sich die Französische Regierung höchst freisinnig mit Hinsicht auf diese Flachs-Spinnmaschinen. Napoleon hatte für die Erfindung einer solchen Maschine einen Preis von einer Million Franken ausgesetzt. Einem recht geschickten Mechaniker, Namens Gerard, gelang es, ein äußerst feines Gespinnst zu erzielen, welches er der Regierung einsandte, die Belohnung dafür mit umgehender Post erwartend. Er hatte sich arg getäuscht; man verlangte eine noch feinere Nummer. „Ich hatte diese leicht liefern können", sagte der Fabrikant, als er sein Schicksal erzählte, „aber es würde daraus nur die Forderung eines noch feineren Gespinnstes erfolgt seyn, bis ich es zu der Dünne eines Spinngewebes gebracht hätte, und auch dann würde ich meine Million nicht gesehen haben."

(Schluß folgt.)

Englische und Französische Volksfeste.

I. Das Englische Krikketspiel.

Die Verschiedenheit, welche in der Kleidung und den Sitten zweier benachbarter Völker herrscht, kann nicht größer seyn, als die Verschiedenheit ihrer Vergnügungen und Feste. Man komme z. B. im Monat Juni nach Dover. Das Wetter ist schön, die Geschäfte gehen gut und das Volk ist glücklich, glücklich Jeder in seiner Art. Eine Menge kleiner gedruckter Zettel begegnet uns, wohin wir treten; sie liegen bei den Konditoren aus, sie sind an den Fenstern der Kleinhändler, auf den Tischen der Schächter, in allen Wirthshäusern und Buchhandlungen in reicher Anzahl zu finden. Jedermann ließt sie, legt sie sorgfältig wieder fort hin, von wo er sie genommen hat, macht sich eine Notiz in seine Briefmappe; und was kündigen sie an? Ein Krikketspiel.

Einige nennen es das edle Krikketspiel, Andere das Englische Krikketspiel, und die Englischen Damen pieren es mit dem Beiwort des mannhaften. Dieses edle, Englische und mannhafte Spiel wird von zwei Parteien ausgeführt; die eine trägt kurze blau und weiß gestreifte Baumwollenjacken und enge Beinkleider desselben Stoffes, die andere weiße Lederjacken und Nankin-Pantalons. Zelte werden aufgeschlagen und in benselben Sitze bereitet für die Frauen, Mütter und Töchter der Kämpfenden; auch hält sich in ehrerbietiger Entfernung und wird durch ein Seil von den Uebrigen geschieden; für jede Art der Erfrischungen ist reichlich gesorgt. Die Journal- und Zeitungs-Korrespondenten sitzen auf besonderen Bänken; sie werden festlich bewirthet, und in einigen Tagen ließt man überall Artikel: „Großes Krikketspiel zu Dover!" Die Damen in den Zelten klauben Obst aus und machen Angst Früchten, über die Schönheit des Wetters, über die Equipage des Lords, der so eben zum Spiel eintrifft, und über tausend andere denkbare und undenkbare Dinge; nur über Eines nicht, über das Fest, zu dem sie sich versammelt haben; höchstens die Farben und Kleidungen der verschiedenen Parteien würdigen sie einer Besprechung. Plötzlich ändert sich die Scene. Ein Krikketspieler wird verwundet in ein Zelt gebracht; ein Ball, welcher ungeschickt geworfen oder aufgefangen worden, hat ihn verletzt. Von allen Seiten öffnen sich Riechfläschchen, Lavendelwasser und Thränen strömen in die Wunde, und tausend Sympathieen regen sich für den unglücklichen, doch wahrhaft beneidenswerthen Helden mit dem Ballschleuder. Und es geschieht oft, daß das von dem Stoße gebrannte Auge des Märtyrers ihm ein Lächeln und die Zuneigung der zwei schönsten blauen Augen der Umgegend erwirbt.

Der Tag schreitet langsam fort wie ein Leichenzug und eben so feierlich. Die Parteien treiben sich gegenseitig aus ihren Lagern und dringen vor und weichen zurück, lange Pausen unterbrechen die kurzen Spiele; einer der Spielenden, auf den die Freunde vorzüglich gebaut, den die Feinde am meisten gefürchtet, muß verwundet abtreten, da durchfliegt ein Zubelruf die Reihen der einen, ein Murmeln des Verdrusses die der anderen Partei. Rosh steigen die Staubwolken, noch schwanken die Schaaren der Streitenden unentschieden hin und her, da ergeicht sich erhitzt, erschöpft die Partei mit den weiß und blau gestreiften Jacken, und Sieger und Besiegte kommen, von Schweiß triefend, wie höchster Ermüdung zu ihren Schwestern, Gattinnen und Bräuten, um den Zubel über ihren Sieg und die Klagen über ihre Niederlage anzuhören. Die Großväter aber und Großmütter können ihrer tiefen Trauer nicht wehren, indem sie sich ihrer Jugendtage erinnern und den Glanz der damaligen Krikketspiele mit der Verdorbnis vergleichen, die sich in unseren Zeiten überall, so auch hier, zeigt. Wir haben nicht Zeit, und bei ihrem Schmerz aufzuhalten, wir eilen über den Kanal, um zu einem Französischen Volksfeste zurecht zu kommen. Das Schiff liegt mit vollen Segeln. „Kommt, Capitain, erzählt uns eine Geschichte. Waren Sie gestern beim Krikketspiel?"

„Nein, Herr, ich hatte nicht Zeit", erwiederet der Capitain, „und vielleicht nicht Lust. Ich denke hierbei ganz wie die Herzogin von Berry!"

„Und wie denkt diese, Capitain?"

„Haben Sie die Geschichte nie gehört! Nun gut, ich will sie Ihnen erzählen. Vor einigen Jahren wurde die Herzogin von Berry bei ihrer Anwesenheit in England aufgefordert, dem edlen Krikketspiele beizuwohnen. Oberst P. und einige andere Edelleute drangen in Ihre Königliche Hoheit, und mit der Liebenswürdigkeit, die sie stets auszeichnet, sagte sie es zu. Der Tag erschien. Die Herzogin langte in einem offenen Wagen an, begleitet von dem jungen Herzog von Bordeaux und seiner Fräulein Schwester. Das Wetter war schön, das Angewohnheitsspiel blieb. Die Aleidung der Krikketspieler war glänzend; die Bälle flogen zwei Stunden lang und wurden mannhaft abgewehrt. Eine Pause tritt ein. Oberst P. nähert sich Ihrer Königlichen Hoheit und fragt, wie ihr das Spiel gefiele. — „Sehr gut", erwiederet die Herzogin; „es ist ohne Zweifel höchst interessant, zu sehen, wie man die Bälle durch Schritt-Holz zum Fliegen bringt und in Bewegung aufrecht erhält; aber sagen Sie mir, das Wetter belästigt mich. Und, Oberst, eigentlich kann ich nicht, was das edle Krikketspiel anzusehen; währt es noch lange, bis dies beginnt?" — Der Oberst stand verlegen; die Herzogin bemerkte es und fragte: „Was haben Sie, Oberst?" — „Ew. Königliche Hoheit haben es bereits gesehen", entgegnete dieser; „wir haben es so eben gespielt." — „Ah, ist das das Krikketspiel? In der That, höchst interessant. Doch ich glaube, Oberst, für heute habe ich genug gesehen. Es ist so heiß; leben Sie wohl, mein Lieber." — Und der Wagen flog von dannen."

Mannigfaltiges.

Das Deutsche Lied. Die Revue des deux Mondes enthält in ihrem Hefte vom 15. September eine Abhandlung über das Deutsche Lied, die aus der Feder des Herrn Duvert kommt, den glücklichen Uebersetzers von Goethe's Faust, gefloßen ist. Nach der vieles Lob und Zu Gesicht gekommen war, hatten wir bereits in der zu Karlsruhe erscheinenden „Oberdeutschen Zeitung" einen gegen Herrn Blaze und seinen eben erwähnten Artikel gewaltig eifernden Korrespondenz-Bericht aus Paris gelesen. Wir waren gleich anfangs etwas mißtrauisch gegen diesen Bericht, denn in einigen Badenschen Blättern ist es, nachdem einmal in der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine Persiflage Marmier's Beifall in Deutschland gefunden und nachdem sich Herr Soulié und Konsorten mit ihren vom Rhein datirten Aufschneidereien etwas lächerlich gemacht, förmlich Ton geworden, Alles, was von Franzosen über Deutsche Literatur und Deutsche Zustände gesagt wird, zu verspotten und von vorn herein für Unsinn zu erklären. Der Korrespondent der „Oberdeutschen Zeitung" macht es unter Anderem dem Herrn Blaze zum Vorwurf, daß er Schiller's Kritik Bürger's als Beweis anführt, daß der große Dichter die Bedeutung des „Liedes" mißverstanden und auch selbst kein eigentlicher Liederdichter, wie Goethe, Bürger und Uhland, gewesen sey. Aber werden nicht auch diese Deutsche Heroen Schiller's in diese Ansicht einstimmen? Giebt ein solches Urtheil seine Berichterstatter die Berechtigung, Herrn Blaze, der übrigens seinen Respekt vor der Majestät der Schillerschen Muse genugsam dorlegt, als einen Barbaren zu bezeichnen? Die Ansichten, die dieser über das „Deutsche Lied" ausspricht, sind ganz geeignet, das Interesse für unsere Sprache und Literatur in Frankreich noch mehr zu beleben und zu verbreiten, und auch die Liederproben, die er bei dieser Gelegenheit in Uebersetzungen mittheilt, sind nicht minder gelungen, als seine Version von Gretchens Gebet, die sich in Nr. 99 unseres „Magazins" befindet. „In Frankreich", sagt Herr Blaze unter Anderem, „giebt es nichts, was der Deutschen Lieder-Poesie an die Seite gestellt werden darf. Weder die Zahl Talentvolle, noch das Talentvollste Exigramm Andre Chenier's, noch das traurige Verdienst des ist das Deutsche Lied; und gleichwohl, müssen wir bekennen, besitzt das Lied aus gewissen Elementen, die jeder dieser drei Gattungen der Poesie wesentlich angehören." — Das Wort „Lied" ist in der Französischen Sprache bereits eingebürgert; besonders sind es Schubert's herrliche und von gemüthvollem Franzosen mit Begeisterung aufgenommene Lieder, die einer großen Verbreitung desselben Kompositionen die Benennung „le lied" verschafft haben. Durch Blaze's Artikel wird nun auch der Begriff des Liedes in seiner weiteren Bedeutung erkannt und möglicher Weise auch ein Einfluß auf die Gestaltung der neueren Lyrik in Frankreich geübt werden.

— Berichtigung. In dem Artikel „Das Innere des Serai" in Nr. 117 des „Magazins" sind durch ein Versehen des Uebersetzers mehrere Unrichtigkeiten des Französischen Verfassers wiedergegeben, die einer Berichtigung bedürfen, welche eigentlich schon als Anmerkung zu jenem Artikel bekannt sind. Namentlich ist ein Tatarisches Wort, sondern ein Persisch und bei den Türken nur eingebürgert; Selamlik heißt nicht „Wohnung des Heils", sondern „Begrüßungs-Zimmer", „Empfang-Zimmer". Für „Dobdens-Agaik" ist zu lesen Dulben-Agaffi. Einen „Sufabar" giebt es nicht, wohl aber einen Tschokabar, der den Mantel des Sultans trägt; auch existirt kein „Bostandschi-Baschy", sondern ein Bostandschi-Baschy (d. h. „Chef der Gärtner"). Baschy, ein ganz anderes Wort als Pascha, ist basch (Kopf) mit dem Suffix dritter Person (sein oder ihr Kopf, d. h. Chef). Für „Sulaik" ist Solak zu lesen; für „Achafasch" Achtschi und für „Timaikyy" Tirnatschi. Die meisten Französischen und Englischen Reisebeschreiber sind in ihren Berichten über den Orient höchst ungenau in der Schreibung von Namen und Wörtern, und durch ihr Medium sind solche Verstümmelungen auch häufig nach Deutschland verpflanzt worden.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Mittwoch den 6. Oktober 1841.

Syrien.

Erinnerungen aus dem Feldzuge gegen Mehmed Ali.

Von Patison Punter.*)

II. Das Lager bei Dschuni. — Die Erstürmung von Sidon.

Am 25. September landete ich bei Dschuni. Als ich in früherer Zeit die Anhöhe, auf welcher das Lager jetzt errichtet war, zum ersten Male sah, war sie ein unzugänglicher Felsen, an dessen Abhängen Maulbeerbäume wuchsen, durch welche die wenigen Häuser, die das Dorf Dschuni bilden, hervorschimmerten. In der einen Ecke stand eine kleine Maroniten-Kirche, in der anderen die fast überwachsene Ruine einer alten Terrasse, ein so malerischer und freundlicher Punkt, wie man ihn nur irgend sehen konnte. Jetzt war Alles umgewandelt. Mächtige Wälle, auf denen beinahe 100,000 Sandsäcke standen, erhoben sich an allen Seiten. Den Zugang von unten bildete ein breiter durch den Felsen gehauener Pfad. Man sah oben einen Paradeplatz, ein Hospital, Zelte, Ställe und Magazine — kurz jedes Zubehör eines vollkommen organisirten und stark befestigten Militair-Postens; und dies Alles war das 10tägige Werk von nur 1700 Mann, in der Nähe einer sehr überlegenen feindlichen Macht vollendet! Die erwähnte kleine Kirche bewohnte der Commodore; man mußte unter ihren Mauern vorbei, um ins Lager zu kommen, und aus ihrem einzigen Fenster blickte ein Sechspfünder, der einen anliegenden Hügel bestrich. Auf der zerklüfteten Terrasse, dem Meere zugewendet und über dem Lager erhöht, stand eine Haubitze von 24 Zoll Kaliber, von Sandsäcken beschützt. Innerhalb der vorerwähnten Linien waren zwei innere Linien, die den westlichen oder schwächsten Theil des Lagers beschützten. Weiter westlich stieß das Türkische Hauptquartier an die kombinirten Englischen und Oesterreichischen Abtheilungen. An der Fronte befanden war ebenfalls eine Felsschanze aufgeworfen, die sich etwa 90 Yard in der Länge erstreckte. Die Artillerie bestand aus neun Englischen Feldstücken, drei Haubitzen von 5½ Zoll Kaliber und sechs kleinen Türkischen Geschützen. Eine Reihe Hügel, die sich in Distanzen von 900—1500 Yard um das Lager zog, beherrschte dasselbe einigermaßen, aber das Ersteigen dieser Anhöhen würde für schwere Artillerie sehr schwierig gewesen seyn, und außerdem lagen sie sehr weit von den Stellungen ab. Unsere ganze Streitmacht belief sich, wenn wir recht ist, auf ungefähr 5000 Türken, 1500 See-Soldaten, 200 Oesterreicher und eine Compagnie Britischer Artilleristen, Sappeurs und Schanzgräber.

Das große Zelt, in welchem ich wohnte, war außerdem von zwölf Matrosen und ihren beiden Offizieren besetzt. Hirschfänger an einem Ende von Säbel und Pistolen am anderen bezeichneten die Abtheilungen. Ein Tisch aus ungehobelten Bohlen, von Steinen unterstützt, und Bänke von gleicher Art bildeten mit einer großen Feldflaschen-Kiste den ganzen Hausrath der aristokratischen Abtheilung, während im Matrosen-Raum der Grog, das Pokelfleisch und der Zwieback dieser Leute sich befanden. Am Eingang wurde in einem Topfe von ungeheurer Dimension gekocht. Hier schmauchten unsere Thermanner ihre originellen kurzen Pfeifen, die sie aus Rohr, das in der Nachbarschaft wuchs, sich fabrizirt hatten. Ein Hause sauberes Stroh an jedem Ende des Zeltes diente als Nachtlager. Jeder legte sich, wenn er außer Dienst war, in seinen Kleidern nieder, mit seinen Waffen an der Seite, um in jedem Augenblicke kampfbereit zu seyn.

Licht und das Lager etwas systematisch in Augenschein nehmen. Die nächste Scene, die unsere Aufmerksamkeit fesseln konnte, bestand sich am Eingang. Hier, an einer scharfen Biegung des Weges, der vom Strande her führte, und wo die Brustwehren so gebaut waren, daß sie einen weiten Winkel bildeten, saßen die Marketender. Fast alle feilgebotene Lebensmittel bestanden in Weintrauben und Geflügel, aber erstere waren von Myriaden Fliegen bedeckt, und letzteres in einem Zustande, der von der Armuth des Landes unter damaligen Umständen eine klare Vorstellung gab. Vor der Kirche stand eine Englische Schildwache und verwehrte jedem Höker, der hinein wollte, bärbeißig den Zugang. In der Kapelle selbst war nicht eben viel Interessantes zu schauen; sie enthielt außer dem auf Leinwand gemalten Kaiserlichen Wappen von Oesterreich ein schlichtes Feldbett, einen langen Tisch und wenige Stühle. Der rechtmäßige Bewohner — General Jochmus — war selten anwesend, da er das Gemmmel des Hauptquartiers diesem stillen Aufenthalt vorzog.

Ein geborener Hamburger und von Abkunft ein Pole, soll General Jochmus als Handlungs-Commis seine Laufbahn begonnen haben. Aber gewiß hat er bald einen Beruf gewählt, der seiner Neigung besser zusagte. Er schloß sich den Philhellenen an, lernte die Griechische Sprache und wurde endlich Flügel-Adjutant des Generals Church. In der Folge war Spanien mit seinen inneren Zerrüttung der Schauplatz für die Thatenlust dieses Mannes; und hier gelang es ihm eben so gut. Er erwarb sich durch das Talent, womit er einige verwickelte Aufträge besorgte, die Gunst eines viel vermögenden Englischen Offiziers, kam bald in den Besitz eines der höchsten Spanischen Orden und erhielt temporair das Kommando der Britischen Legion. Nach Beendigung des Spanischen Krieges wurde er zum General befördert. Als die Europäischen Hauptmächte die Londoner Erklärung abgaben, befand sich General Jochmus im Türkischen Reiche. Seine Dienste wurden angeboten und angenommen. In Syrien hatte er jedoch in der Zeit, von welcher ich rede, keinen wirklichen Türkischen Rang und war, wie jeder andere Offizier, den Türkischen Befehlshabern subordinirt; aber große Ehrenbezeigungen wurden noch seiner.

Kehren wir ins Lager zurück. Von dem zuerst beschriebenen Eingang führte ein breiter in den Felsen gehauener Pfad nach dem Strande. Erreichte man den Strand, so bot sich fast immer eine sehr belebte Scene den Blicken. In den Winkeln des felsigen Felsens, nahe am Rande des Wassers, saßen ganze Gruppen der einflußreichen Scheriche, ihre Nargile rauchend, in kostbarem orientalischen Kostüm. Ihre subordinirten Anhänger standen, bis an die Zähne bewaffnet, in gewisser Entfernung und gruppenweise. Einige führten Englische Musketen, Andere Griechische oder Türkische, und Alle hatten den Handschar, ein breites Messer, nebst einer großen hölzernen Pulverflasche, im Gürtel stecken. Andere, die schon mit den Aegyptern gekämpft, führten außer den übrigen Waffen noch das kurze Aegyptische Schwert an einem weißen Riemen, oder einen prächtigen Säbel und Pistolen. Diese Bergbewohner aus dem Distrikte Kisruan waren im Allgemeinen große, wohlgestaltete und martialische Leute mit ungebrannten Schnurrbärten. Unter ihnen sah man auch viele Drusen, die ihre finstere Miene und ein über der Schreckhaftigkeit befestigtes gelbes Tuch mit schwarzen Rändern, das auf beiden Schultern herabfiel, kenntlich machten.

Nahe an derselben Gegend des Strandes und ungefähr 30 Yards von dem Anfang des Pfades, den wie eben hinabgestiegen, war ein großes Zelt aus Segeltuch, die Wohnung des Steuermeisters, aufgerichtet. Einer von den Beschlshabern der Flotte verwaltete gewöhnlich dieses Amt. Sein höchst wichtiges Geschäft bestand darin, daß er bei dem Fall der Nord- oder ausgesprochen günstigen Winde die Truppen anordnete und alle Verwirrung in dem gewöhnlichen Verkehr zwischen den Schiffen und dem Lager verhütete. In einem anderen benachbarten Zelte befanden sich Waffen und Munition zur Vertheilung unter die Bergbewohner. Gegenüber hielt eine lange Reihe Boote von jeder Form und Größe am Rande des Wassers, und einige von der Artillerie waren mit Matrosen und Marinen, die auf den wenigen damals gegen Tripoli offenen Dörfern Obst und Getraide brachten.

Nur Ein Gegenstand reizte mich, in derselben Richtung weiter zu gehen; es ist dies eine kleine Schlichtzelte im Sande, die ein Eremit schon seitzig Jahre bewohnt haben sollte. Im Innern derselben lagen einige Bretter auf Steinen, die als Stuhl, Tisch und Bette dienten, einiges Fischer-Geräth, ein altes Ruder und ein sehr alte Tabakspfeife. Der alte Mann war rüstig und gesund, sehr wortkarg, aber anscheinend recht zufrieden. Er hatte sich nie verheirathet und selbst im schlechtesten Wetter seine Hütte nicht verlassen. Er besaß ein sehr kleines Boot, in welchem er selber Fische fing, die er dann gegen Tabak oder Brod in der Nachbarschaft verkaufte. In anderen Zeiten unterhielten ihn die Bauern, in denen er in großer Achtung stand. Sein Loos in Syrien war vielleicht das allergleichlichste: zu arm und unbedeutend, um bedrückt zu werden, hatte er die Hand der Tyrannei nicht gefühlt, und er konnte dem Kampfe beider Parteien gleichgültig zusehen.

Befriegen wir nun die Höhen, welche Dschuni an der Ostseite schirmen. Hier ist das Land grünend und sehr malerisch. Eine mit Maulbeer-Gärten bepflanzte Ebene erstreckt sich bis zur Basis des

*) S. Nr. 107 des Magazins.

Digitized by Google

Gebirges. Aber bald wird der Boden rauh und schwierig, und ein langer Hohlgrund führt nach dem Dorfe Sauk. Etwas höher und linker Hand von Sauk stand ein großes Wohnhaus, das ein Trupp Türken unter Omar Bei, die an jener Seite den letzten Vorposten bildeten, besetzte. Bei meinem ersten Besuche wurde ich von diesem Offizier, dem ich damals fremd war, sehr freundlich aufgenommen. Er war ein geborener Deutscher, dessen Aeußeres ganz dem eines Türken glich, und schon seit vielen Jahren zum Islam übergegangen. Bei ihm wohnte der Pater Rhyllo, Chef des Jesuiten-Ordens in Syrien, der die Partei des Sultans bei Zeiten ergriffen hatte, und dessen Intelligenz und Einfluß unserer Sache großen Vorschub thaten. Man hat mir Omar Bei als einen der tüchtigsten Militairs im Dienste der Pforte geschildert. Wir werden beide Individuen bei anderer Gelegenheit näher kennen lernen.

Bis jetzt habe ich nur die angenehmen Eindrücke der ganzen Scene beleuchtet; schenken wir nun auch der Kehrseite des Gemäldes einige Aufmerksamkeit. Das Land umher war, wie man sich denken kann, in weiter Ausdehnung verödet. In der Nähe des Hauptquartiers und der Posten, wie auch an den am meisten offenliegenden Straßen hatte man Häuser eingerissen, Gärten zerstört und Maulbeer-Pflanzungen niedergehauen. Durch diese nothwendigen Maßregeln kam der Bauer nicht blos augenblicklich in Mangel, sondern auch die Mittel seiner künftigen Erhaltung — die Kultur der Seidenwürmer — waren ihm abgeschnitten. Als ich einige Monate später über Dschuni kam, hörte ich, wie ein Bauer, dem ich als Engländer genannt wurde, meine Rasse verfluchte, weil sie ihm großes Elend über ihn gebracht hätte. Seine Pflanzungen waren nicht mehr beschützen, und er lebte ganz von dem dürftigen Ertrage seiner Zitzerei. Ich sagte ihm, die Türken hätten Entschädigung versprochen, konnte ihm aber das bittere Gelächter, womit er diese Bemerkung aufnahm, nicht verdenken. Der arme Bauer beurtheilte die Ereignisse nach dem Guten oder Bösen, das sie ihm persönlich brachten, und Jedermann ist zu ähnlichen Folgerungen gestimmt.

(Schluß folgt.)

England.

Die Fortschritte der Industrie.

(Schluß.)

Der Zweck der Regierung war nur, die Gewerbetreibenden zu größeren Anstrengungen zu spornen, ohne daß sie daran dachte, ihnen einen Lohn dafür zu gewähren. Herr Jobard ergeht sich bei dieser Gelegenheit sehr weitläufig über die Unthätigkeit der Englischen Regierung, daß sie zu Zeiten die Anschaffung von Maschinen nicht erlaube. Freilich, der Kontinent möchte immerhin so viel Dampfmaschinen kaufen, als er wollte, sie nutzen sich doch bald ab, und die Arbeit ist dort nicht thätig genug, um dieselben in ihren kleinsten Einzeltheilen ordentlich ausbessern zu können (!). Diese es also nicht, die Hand gegen sein eigenes Vaterland erheben zu wollen, heißen nach Belieben ausführen lassen, denn England würde doch, hinsichtlich der Ausbesserung und stets neuer Lieferungen, die beständige Zukunft bleiben. Die Franzosen zum wenigsten verstehen sich durchaus nicht auf die Verfertigung und Ausbesserung von Maschinen. So zahlreich auch die ausgestellten Spinnmaschinen waren, sie verdienen doch kaum eine Beachtung.

Wir gehen nun zum Papier über und zwar sogleich zu dem, was Jobard von dem aus Mist verfertigten Papier sagt. Ein einziges Pferd kann täglich leicht ein Kilogramm liefern; ein Marstall würde die Regierung mit ihrem ganzen Bedarf versorgen können. Unter den Surrogaten für Lumpen ist dies nicht die wenigst kuriose Erfindung. Es werden jedoch zwei Metzger zur Fabrication von Strohpapier mitgetheilt. Auch der Prozeß der Papier-Fabrication aus Bambus und Baumrinde, wie sie in China betrieben wird, ist beschrieben. Die Verfertigung eines Papiers aus Spähl wird der öffentlichen Aufmerksamkeit sehr empfohlen, und die Banane scheint eine weit schönere und festere Masse zu geben, als wir sie aus Lumpen gewinnen können. Die Einfuhr von Chinesischem Papier in Frankreich belief sich in drei Jahren auf 17,662 Ries oder 139,240 Franken an Werth.

Der nächste Gegenstand, auf den wir unser Augenmerk richten, ist die Metallurgie. Nichts vermag die Indolenz der Franzosen gegen die Hülfsquellen ihres eigenen Vaterlandes besser zu charakterisiren, als der Umstand, daß ein Geolog in Frankreich eine Eisenmine entdeckte, die 60 pCt. Metall enthielt, ohne daß dieselbe seitdem nicht dazu bewogen werden konnten, sie zu bearbeiten. Herr Jobard ergreift übrigens diese Gelegenheit, um die Meinung zu berichtigen, das Napoleon seine Geschosse nicht von Französischer, sondern von Britischer Industrie geliefert erhalten habe. Die Note des General Evain über Napoleon's Material ist außerordentlich interessant; Frankreich begann, wie daraus hervorgeht, die regelmäßige Fabrication von Geschossen erst im Jahre 1800, aber 1814 sah es sich in Stand gesetzt, sich mit seinem sämmtlichen Bedarf selbst zu versorgen.

In der Kupfer-Fabrication macht Frankreich einige Fortschritte. Imphy liefert Platten von ungeheurer Größe. Die Herren Wilz, Stephan und Oswald von Niederbrück haben großen Scharfsinn in den von ihnen ausgestellten Artikeln gezeigt. Eine Methode der Kupferhärtung scheint das große Ziel ihres Strebens zu seyn. Würde dieses erreicht, so könnte der Krieg wie in den Tagen Homer's geführt und der kupferne Speer von neuen Häuptlingen geschwungen werden. Die Aegypter besaßen ohne Zweifel diese verloren gegangene Kunst und bearbeiteten den Granit mit kupfernen Werkzeugen.

Auf Stahl ist die Aufmerksamkeit der Franzosen in Gegenständen des Schmucks und auch in anderen längst mit bedeutendem Erfolg gerichtet gewesen. Der mysteriöse Prozeß seiner Härtung ist, nach Jobard's Schilderung, folgender: Nachdem eine Stahlklinge durch den ersten Prozeß der Ausschmelzung des Eisens bis zu ihrem höchstmöglichen Grade gehärtet worden ist, erkeidet dieselbe, wenn man sie auf rothglühendes Eisen oder auf glühende Kohlen legt, chromatische Veränderungen; durch Strohgelb, Goldgelb, Purpur, Violett, Dunkelblau und Hellblau geht sie in Grau oder Wasserfarbe über. Taucht man diese Klinge nun in kaltes Wasser, während an ihrer Oberfläche eine dieser Verwandlungen vorgeht, so erhält der Stahl verschiedene Grade von Härte, die den oben bezeichneten Farben-Abstufungen entsprechen. Geschickte Arbeiter wissen mit dem Auge den Hitzgrad zu beurtheilen, den ihr Stahl vor der Eintauchung ins Wasser erhalten muß. Sie steigern seine Hitze bis zur Kirschröthe, die ihm die höchste Härte giebt, und ziehen ihn dann zurück. Seine zweite Härtung braucht er nicht auf Kohlen oder in geschmolzenem Metallen, sondern nur in Oel zu erhalten, denn es giebt keine Härtung, die einen höheren Temperatur-Grad erforderte, als er in Siedendem Oel zu erreichen ist. Oel enthält im Zustande des Siedens mehr Hitze als geschmolzenes Blei. Oel kömmt nicht unter 321 Centigrad zum Sieden; Blei aber schmilzt bei 312 und Zinn bei 227°. Herr Themar in Brüssel härtet alle seine Nadeln in siedendem Oel. Es ist auffallend, aber wahr, daß sich weder in Frankreich noch in England eine Abhandlung über das Härten der Stahls vorfindet. Es ist bei dieser Operation die Bildung der Magnete, elektrische Zität mit im Spiel, aber die Härte, welche der Stahl in dem Augenblick seiner Abkühlung erhält, wird, wie Jobard glaubt, durch die Krystallisirung der Kohle begünstigt, die zum Diamant werden würde, wenn sie von der Beimischung des Eisens frei wäre. Nimmt man also Wasser von niedriger Temperatur und kirschroth glühenden Stahl zum Ausgangspunkt, so erhält man durch verschiedene Modifizirung der Kälte oder Hitze, einen härteren oder weicheren Grad. Die Eintauchung des rothglühenden Stahls in Schnee und Eis ist von ausgezeichnetem Erfolg begleitet, doch sehr kaltes gesäuertes Wasser giebt ihm einen noch höheren Grad von Härte und Festigkeit. Reine Salpetersäure macht den Stahl zerbrechlich, wenn die Temperatur die auf Kirschroth getrieben; taucht man ihn aber hinein, wenn er sich zu röthen anfängt, so ist, nach Reaumur, die Wirkung vortrefflich. Und diese Art, den Stahl bei dem möglichst niedrigen Grade, bei welchem er hart wird, zu härten, kömmt jetzt sehr in Aufnahme. Der Uebergang vom Amboß zum Härtungs-Prozeß verschwindet ganz aus dem Gebrauch.

Wenn Stahl in schleimige oder fettige Massen getaucht wird, so wird sie Härte nicht stark genug, weil der Stahl sich dann mit einem schleimigen Ueberzuge bedeckt, der das Metall an unmittelbarer Berührung mit dem Wasser hindert und dessen Einwirkung schwächt. In der Schweiz härtet man die Beile, indem man sie erst durch Schmeer zieht, ehe man sie ins Wasser taucht. Die Tischer dieses Landes härten ihre Hobelmesser und Scheeren, indem sie sie Kerben in Talgmasse tauchen, und dann ziehen sie über sie Wasser, in welches der Stahl getaucht wird. Dies Alles hat keinen anderen Einfluß, als daß es die Sprödigkeit der Härte mildert, wie sie sagen. Die Sensen werden in der Schmiede und in Holzkohle bis zum Weißglühen erhitzt, darauf in eine Mischung von Rind-, Hammel- und Kalbs-Fett getaucht, dann gereinigt und wieder ins Feuer gebracht, bis sie die nämliche Farbe annehmen, worauf sie eine Zeitlang der allmäligere Härtung. Die Handwerker wissen sehr wohl, daß, wenn sie ein Stück Stahl mit Fett beschmieren und es auf brennende Kohlen legen, bis es glüht, das Resultat gewöhnlich sehr gut ist. Die Erfahrung hat ihnen den Hitzgrad gelehrt, bei welchem das Oel in Flammen aufschlägt, und auch der, welcher die für gewisse Operationen und Instrumente erforderliche Allmäligkeit giebt. Die Messerschmiede warten nicht so lange, sondern nur, bis das Oel dampft.

Ein Handwerker zu Lüttich, Brisart, ist im Besitz einer ganz vorzüglichen Härtungsart für Feilen. Er verkauft dieselben theuer, aber sie dauern auch viermal so lange wie andere, und ihre Ueberbleibsel können, zu Messern verkürzt, zum Zerschneiden von Eisen und Kupfer gebraucht werden, ohne daß ihre Schärfe sich abstumpft. Raoul's dreikantige Feilen zu Sägen sind ebenfalls so ausgezeichnet, daß die besten Englischen Feilen dadurch angegriffen werden. Die Probe, welcher die Raoulschen Feilen unterworfen wurden, fiel höchst bewährend aus. Die Englischen Feilen wurden in sieben Stücken weich, während die Raoulschen unverändert blieben. Nach Herrn Gill's Angabe geschieht die Härtung der letzteren folgendermaßen: Zwei Pfund Hammelfalg, kleingeschnitten, zwei Pfund Spreck und zwei Unzen pulverisirten Arsenik werden zusammen in ein eisernes Gefäß gethan und müssen, zugedeckt, so lange kochen, bis eine Handvoll Hieracium pilocella, frisch abgepflückt und gleich anfangs der Mischung beigefügt, kraus wird und auf der Oberfläche der flüssigen Masse schwimmt, ein Beweis, daß sie vollständig alle darinnen befindliche Oel-Theile extrahirt hat. Die Operation, so wie das Eintauchen des Stahls in die Masse, um ihn zu härten, muß unter dem Dach eines Schmiedeherdes vorgenommen werden, damit die aufsteigenden schädlichen Arsenikdämpfe möglichst verstiegen, und man muß dabei Mund und Nase bedeckt haben, um dieselben nicht einzuathmen.

Es klingt sonderbar, aber eine härtende Luft ist in der That Alles, was bei den berühmten Damaszener- und wohl auch bei den Delhi-Klingen angewandt wird. Das Wunderbare ist der Nimbus, der alles Orientalische umhüllt; hier aber ist die Behauptung, daß diese berühmten Säbel gehärtet werden, indem man den Nordwind mit ihnen spaltet, nicht unwahr. Die Damaszener Klinge wird nämlich bloß rothglühend gemacht und dann an eine Oeffnung gehalten,

Digitized by Google

durch welche die Luft mit großer Schnelligkeit hindurchströmt. Hierdurch werden diese Klingen so außerordentlich hart, daß man damit, ohne ihre Schärfe abzustumpfen, Scharten in die meisten Europäischen Säbel hauen kann. Die Indianer machen aus den alten eisernen Faßbändern, die aus Europa kommen, und die sie in die Erde eingraben, um die Oxydirung zu verstärken und das Metall, wie sie sagen, zu reinigen, einen Stahl von bewundernswürdiger Härte. Ihr Krids oder nationaler Dolch, so wie ihr Säbel, sind sehr geschickt gearbeitet und geben an Härte und Elastizität den Damaszener Klingen nichts nach. Eine alte Türkische Sage erzählt, daß eines Tages ein Krieger, dem es an einer Waffe zu einem nahen Kampf fehlte, einen roßhaarbronen Janagan von der Schmiede forttrug und, sein Pferd zum Galopp anspornend, das Roßhaar um sein Haupt schwang, wobei sie durch das Spalten der Luft eine ausgezeichnete Härte erhielt. Unsere Messerschmiede gebrauchen jetzt sehr viel das Material der Damaszener Klingen, welches bekanntlich einen wellenartigen Charakter hat. Das Meteor-Eisen, wenn es bearbeitet wird, hebt eben so aus, wie dieser berühmte Stahl. Tavernier sagt, daß der Stahl, der sich damaszieren läßt, aus Golconda komme, womit offenbar auf die Dethi-Klingen hingedeutet ist. Dem Professor Crevelli ist eine vortreffliche Nachahmung dieser berühmten Säbel gelungen. Man hat dieselben folgenden scharfen Proben unterworfen: Abhauen von Hufnägeln, die in großer Zahl hinter einander eingeschlagen waren; Hiebe auf eine starke eiserne Platte und vielfach gefaltetes Tuch; horizontale Hiebe auf einen Balken, der in die Luft geworfen wurde. Die Klingen Andrea Ferrara's es aushalten, flaches Biegen nach beiden Seiten. Unter 210 von einer Militair-Kommission geprüften Klingen, wovon jede einen dreimaligen Versuch auf Eisen und einen zweimaligen gegen eine hölzerne Tischplatte zu bestehen hatte, sprang nicht eine einzige entzwei, und eben so wenig waren Scharten an einer zu bemerken. Die Preußischen vergleichen Klingen ebenfalls vortrefflich fabrizirt. Der Prozeß scheint dem Ferrarischen ähnlich zu seyn, der vermuthlich dem Schweißen seine Trefflichkeit verdankt. Man erzählt von Andrea Ferrara, daß er eine seiner Klingen in seine Mähe gewickelt fortgetragen habe. Elastizität und außerordentliche Schärfe sind, wie es scheint, die gemeinsamen Vorzüge der Ferrarischen, der Damaszener und der Pathslklingen, so wie derer, welche zu Mailand unter Leitung des Professor Crevelli fabrizirt werden. Blätterung ist vermuthlich das eigenthümliche, noch unergründete Geheimniß. Andrea Ferrara soll, wie man insgemein glaubt, die Klinge aus abwechselnden, zwei oder drei Linien dicken Lagen von Eisen und Stahl geschweißt haben, womit auch Professor Crevelli's Methode so ziemlich übereinkömmt.

Was das Härten durch Oel betrifft, so muß wohl die rohe Methode der Asiaten dem Plan des Herrn Thillerier weichen, der vermittelst seines Gerirer-Apparats eine Kälte von 100 Grad Fahrenheit unter Null erzeugt. Was also ist nicht von dieser Methode zu erwarten, wenn die Qualität der Härte von einem niedrigen Temperaturgrad abhängt, und Thillerier ist dafür, daß er auf solche Weise das Gefrieren des Kohlensäure-Gases mittelst Expirirung möglich geworden. Er geht auch damit um, atmosphärische Luft flüssig zu machen, eine Operation, die indeß Herr Perkins schon vollführt haben dürfte; dieser brachte nämlich eine Glasröhre in der Kompressions-Maschine unter einen Druck von 28,000 Pfund auf den Quadratzoll, und als die Röhre herausgenommen wurde, war keine Luft darin wahrzunehmen, sondern sie hatte sich in ein kleines Kügelchen Fluidum. Dr. Wollaston und Sir H. Davy bielten dies für flüssig gemachte atmosphärische Luft. Im Ganzen jedoch ist es mehr als wahrscheinlich, daß das Geheimniß des Härtens, wie Jobard glaubt, in weiter nichts besteht, als in der Auffindung einer Methode, die Stahlmassen in allen ihren Theilen gleichmäßig glühend zu machen, und in der Erfindung eines Oelbades von einer vorher jeder Masse beigebrachten Temperatur. Die Massen können dann zurückgezogen oder bis zur Abkühlung in dem Oel gelassen werden. Messerschmiedswaaren, Waffen, Wagenfedern, das Alles läßt sich auf diese Weise behandeln. Einige Fabrikanten, besonders die zu Solingen, haben jetzt eine solche Fertigkeit darin erlangt, daß sie Säbel und Degen mit einem einzigen Mal härten können. Was das Härten betrifft, so ist es bei den Schweden, das nächstbeste aus Belgien und das dritte an Güte aus England (jetzt auch aus Schlesien, und zwar besseres als aus England).

Mit Blei, einem so schätzbaren Material, sind Frankreich und Belgien in ihrem Innern nur dürftig versehen. Die Bretagne enthält eine Bleimine, aus welcher vermuthlich die Römer ihre Dame ihren Bedarf zog, aber sie ist jetzt verschüttet. Auch Cöln liefert diese Mine, und zwar, wie das Gerücht sagt, in bedeutender Menge. Belgien hat nur eine einzige Mine, Bedrin, und diese soll ganz erschöpft seyn. England und Spanien versorgen also jene Länder mit dem nöthigen Blei. Fünfzehn Millionen Kilogramme Blei werden aus diesen Quellen nach Frankreich, eine Million nach Belgien ausgeführt. Die Bearbeitung der Franzosischen und Belgischen Minen wäre eine völlige Thorheit, da beide Länder das Blei viel wohlfeiler, als sie selbst es aus ihren Minen gewinnen könnten, vom Auslande geliefert erhalten. Jobard, ein Mann des Friedens, regreift jede Gelegenheit, um den Gebrauch dieses Materials zu äußeren als friedlichen Zwecken zuzuwünschen. Bei Gastendi kömmt eine interessante Berechnung vor, welche aus einer Vergleichung des Bedarfs an diesem Material unter Napoleon und der dadurch getödteten Anzahl von Feinden darthut, daß jeder in dem Oesterreichischen Feldzuge getödtete Mann sein Gewicht an Blei kostete. Unter den Kuriositäten der Franzosischen Ausstellung in diesem Material befand sich die Erfindung des adligen Plombeurs Baron Debaffins de Richemont, Blei mit Blei zu löthen. Jobard's Bemerkungen über die häufigen Feuersbrünste, welche durch Bleigießer verursacht werden, die eine Kathedrale nach der anderen durch ihre Nachläßigkeit niederbrennen, sind höchst verständig. Man sollte dieses Geschäft in keinem Gebäude anders als unter der strengsten Wachsamkeit ausüben lassen.

Der nächste Artikel, den wir zu betrachten haben, ist Zink. Die Trefflichkeit des Zinks der Vieille Montagne ist unserem Berichterstatter nicht entgangen. Mit Recht adelt er auch die Dünne, in welcher dies Material verarbeitet wird. In England sind deshalb Gegenstände aus Zink meist wenige Monate nach ihrer Vollendung schon abgenutzt. In Berlin bedient man sich zu Ornamenten sehr gewöhnlich des Zinks statt der Bronze. Den Lithographen hat der Zink nicht viel geholfen; zu Stichen aber hält Jobard die Zinkplatten für anwendbar. Auf 210 Centigrad erhitzt, wird dieses Metall spröde, und läßt sich ganz fein zu Pulver reiben; mit Oel versetzt giebt dieses Pulver eine Farbe, die trefflich dazu dient, die Häuser gegen die Einflüsse der Witterung zu schützen, und den Gebrauch des Bleiweißes ersetzt.

Der Reihe unserer Betrachtungen folgt nun der ungeheure Apparat zum Bohren in die Oberfläche der Erde. Dieser Apparat, wie er von den Herren Degoufe und Mollot Vepinay konstruirt ist, kostet 80,000 Franken. Champollion sagt irgendwo, er sey überzeugt, daß Moses, ehe er den Zug durch die Wüste angetreten, sich mit Instrumenten zum Brunnengraben versehen habe. Der Pascha von Aegypten hat kürzlich auf den Rath der Franzosen einen solchen Apparat bestellt und will zum Besten der Aestlenden in der Wüste Brunnen damit bohren lassen. In der Umgegend von Paris sind noch aus hohem Alterthum mehrere gehobrte Brunnen vorhanden. Die Chinesen haben sich zu diesem Zweck schon seit sehr langer Zeit der Sonde bedient. Ihre Methode ist in Frankreich versucht worden und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Jobard macht den kühnen Vorschlag, die Bohr-Werkzeuge auf dem Boden der Minen von Guanaraato in Mexiko, die 1800 Fuß unter der Oberfläche liegen, oder zu Fürstenwo man 12—1500 Fuß tief gegraben hat, anzusetzen und von da noch mehrere tausend Fuß tiefer einzudringen, sey es durch die Chymische oder Artesische Bohr-Methode. Unter den schwärmerisch gehegten und kühn ausgesprochenen Erwartungen hinsichtlich der Ergebnisse eines solchen Bohrens in die Erde zählt Jobard auch, daß man auf Steinkohl und Mineralkalz treffen, welches letztere in Neun hundert Ellen tief gefunden wurde. Eine heftige und anhaltende Strömung von Kohlen-Wasserstoffgas herausleiten, daß man in solcher Entfernung von der Oberfläche die Metalle und Edelsteine von Oxydirung verschont vorfinden, endlich, daß man ausgebrannte, in die Erde eingesprengte Vulkane anspühren und neue Produkte aus ihnen ziehen würde.

Nächst dem, wie die tiefste Grabung, welche Jobard anführt, als Anzeiger der Tiefe, bis zu welcher wir in die Epidermis der Erde vorgedrungen sind, so ergiebt sich, daß Alles, was bisher geschehen, noch nicht einmal einem Ritzchen auf der Schale einer Orange im Verhältniß zu deren Durchmesser gleichkömmt. Gewiß sind wir noch nicht durch die Erdrinde, da man noch nicht durch ein Zwanzigtausendstel des Durchmessers der Erde durchgedrungen ist. Man könnte also durch den Stangenbohrer wohl zu interessanten und wunderbaren Resultaten gelangen.

Der Anlaß zur Einführung der hölzernen Sonde statt der metallenen ist so sonderbar, daß er eine Erwähnung verdient. Einem Zimmermann war sein Maß in einen bis an den Rand mit Wasser gefüllten Brunnen gefallen, und der Baumann sagte: „Ich will mein Werkzeug her!" — „Haben Sie keine Sorge", sagte der Handwerker, „mein Maß ist von Holz, es wird schon wieder heraufkommen." Im nächsten Augenblick erschien auch das Maß auf der Oberfläche, und der Mann hatte es wieder. „Möchten unsere Sonden auch so zurückkommen!" brummte der Ingenieur. „Sie würden es, wenn sie von Holz wären", versetzte der Ober-Minirer darauf. Dies führte denn zu glücklichen Taufe. Der Brunnen zu Cessingen hat die außerordentliche Tiefe von 1787 Fuß erreicht. Seine Kosten belaufen sich auf 116,000 Franken. Dem Gerücht zufolge wäre man dort aber immer noch weit hinter den Chinesen zurück, bei denen einige Brunnen angeblich 1800 bis 3000 Fuß tief sind und doch nur 10—20,000 Franken kosten. Die zur weiteren Verfolgung dieser merkwürdigen Unternehmungen Jobard vorgeschlagenen Vorschläge scheinen sehr einsichtsvoll zu seyn. Kind's Erfindungen haben die Schwierigkeiten der Sache äußerst erleichtert; aber ohne Zeichnungen, welche die Natur dieser Arbeiten überdies kaum gestattet, läßt sich keine ordentliche Vorstellung davon geben. Nur durch die Praxis kann man zu einer Anschauung davon gelangen. Von den unerwarteten Ergebnissen, welche Jobard, wie oben gesagt, von dem Bohren in die Erde sich verspricht, ist eines der unwahrscheinlichsten, über dessen Prophezeiung man in jedem Französischen Gelehrten-Zirkel spöttelte, so eben verwirklicht worden. Eine am Nieder-Rhein vorgenommene Bohr-Operation brachte Steinöl mit dem hervorsprudelnden Wasser heraus. Der Eigenthümer hat schon 200 Hektoliter erhalten.

Jobard schlägt eine andere Sonde vor als die bis jetzt gebrauchte, nicht massiv eisern, sondern aus hohlen, 3 bis 4 Zoll im Durchmesser haltenden Rohren, unseren Gas-Röhren ähnlich, der untere Theil aus einem stählernen Ringe bestehend, so daß in der Mitte ein unberührter Stock bleiben und das Bohren rings herum kreisförmig vorrichten würde. Er hat offenbar eine hohe Meinung von der schneiden Kraft seines Instruments und vergleicht seine Wirkung mit der des Schießpulvers. Ein besonders interessanter Punkt der sich an diese Sondirungen knüpft, ist die wichtige Frage über die Central-Hitze, worüber man beim Fortschreiten derselben manchen nützlichen Aufschluß zu erwarten hat.

Hiermit möge denn unser Bericht über Jobard's Werk schließen. Der Verfasser zeigt jedenfalls viel Talent und Scharfsinn, eine klare

Einsicht in die Hülfsquellen des neueren Kunstfleißes und glänzende Geistesblitze, welche den Gang der ernsten, trockenen Untersuchungen beleben und verschönern. Dulce est desipere in loco, diese Maxime hat er sich auch zu eigen gemacht, und mit den besten Erfolg. Sein Buch ist eben so unterhaltend als belehrend. Natürlich spricht sich bei ihm überall der Wunsch nach Ruhe und Stille aus, um die Entdeckungen verfolgen zu können, die unendlichen Entdeckungen, welche dem Genius sich aufthun. Jeder Verbündete muß diesem schönen Triebe seinen Beifall zollen, der darauf ausgeht, die Geister zu gegenseitiger Verbindung mit einander zu vereinigen zu bringen, statt daß, wenn Theorie oder einem Pariser Pöbel zu Gefallen, die Köpfe zusammenstoßen und sich um nichts und wieder nichts das Gehirn herausschlagen sollten. Der Philosoph blickt mit Schauder auf den Krieg, der sich in eine Vernsterung der Wissenschaft ist, ein Zerreißen all' der Bande des gesliegen Verkehrs, welche die Aufgeklärten unter allen Nationen anschlingen und wohl selbst zur Vervollkommnung des Universums beitragen. Könnte man die Minderzahl der Vernünftigen und Gutgesinnten in der Welt auf einen Fleck zusammenbringen und ihre Stimmen einfordern, sie würden auch gewiß einklimmig dafür seyn, daß diese Geißel der Nationen, diese Quelle des Barbarismus, diese Auflösung alles organischen Lebens in Chaos und ewige Nacht, endlich einmal ganz aufhöre.

(Foreign Quarterly Review.)

Englische und Französische Volksfeste.

II. Ein Boulogner Tanzfest.

Wir befanden uns in Boulogne. Die Zoll-Beamten revidiren uns, tausend Schilder von Gasthäusern laden uns ein; wir wenden uns in das Hôtel du Nord und speisen für denselben Preis noch einmal so gut, als des Tages zuvor in Dover.

In dieser Nacht findet das Fest statt, welches man in der Gegend Duenasse nennt. Es beginnt um sieben und endet um elf Uhr, und wer es versäumen könnte, dem müßte man in der That allen Sinn für gesellige Freuden und höhere Genüsse absprechen. Das Fest besteht in einem großen Tanz, der an den Ufern eines kleinen Flusses auf einer weiten blühenden Wiese gehalten wird. Die Gegend ist ausnehmend fruchtbar, und ihr Reichthum spricht sich lieblicher Anblick ist es, die niedlichen Frauen zu sehen, mit ihren weißen Häubchen, blendender als frisch gefallener Schnee. Die ihnen das Glück aus den Augen sieht! Alt und jung, arm und reich, weise und unweise, blühende Dirnen, sorgliche Hausmütter und heitere Matronen, Alles drängt sich hier zusammen. Wer nicht tanzen will, sieht zu und genießt in der Erinnerung der Freuden verschwundener Jahre noch einmal. Die Männer sind eben so nett gekleidet und blicken eben so heiter, wie die Frauen. Auch Kinder mit ihren blühenden Gesichtern und ihren glücklichen Herzen hüpfen lachend umher und mischen sich in die Tänze der Erwachsenen.

Der Ort, der für das Fest gewählt ist, liegt von kleinen Hügeln umschlossen. Lange, ehe man ihn erreicht, klingen die Töne der Tanz-Musik den Wanderern einladend entgegen und bestimmen ihre Schritte. Die Frauen eilen voran, Bänder und Locken flattern im Winde, und Bruder, Gatte, Vetter und Bräutigam dreilen sich, ihnen nachzukommen. Von dem Staub und der Hitze, die man beim Beginn der Wanderschaft verwünschte, fühlt man jetzt keine Spur mehr.

Wir sind am Ziel. Welch' eine Versammlung! Alles nett, artig, heiter und glücklich. Hier steht der Maire mit seiner Familie, dort die Banquiers und Kaufleute mit ihren Frauen und Töchtern; hier die Krämer, Putzmacherinnen, Mützenmacher, Schreiber, Zöllner, Pächter, ja, und die schönen Pächterstochter daneben mit ihren kurzen Röcken, ihren enganschließenden Häubchen, ihren netten Schuhen, den durchbrochenen wollartigen Strümpfen und den zottigen Löckern, die in schalkhafter Nachlässigkeit um die weißen Nacken geschlungen sind. Ein Herr Commis aus einer Weinhandlung fordert ein die kräulein Modehändlerin zum Tanz auf; des Maire's Sohn fliegt mit der Buchhändlers jüngsten artigen Weibchen dahin; Tanz folgt auf Tanz, und wäre eine Kummerfalte irgendwo zurückgeblieben, sie glättet sich bei der anregenden, Alles erheiternden und wohl ausgeführten Französischen Orrn-Musik. Der Franzose tanzt nicht bei schlechter Musik. Und wenn er die ganze Woche nichts als Kartoffeln und Salz ißt und Wasser ohne Wein trinkt, vom Ofter-Montag des einen Jahres bis zum Charfreitag des anderen will er gute Musik haben. Ich bin in Französischen Dörfern oft erstaunt über die Geschicklichkeit der Spielleute und ihre genaue Bekanntschaft mit den besten und neuesten Compositionen. Nichts, was den volksthümlichen Charakter an sich trägt, entgeht ihnen, und die Bauern stimmen ein neues Lied hinter dem Pfluge wenige Tage, nachdem es in Paris bekannt geworden ist. Keine Oper der neueren Zeit hat hierin so entschiedenes und allgemeines Glück gemacht wie Robert der Teufel, und die Tanzmusik dieses wundervollen Kunstwerks zieht man noch heute jedem anderen vor.

Die Erfrischungen, die man beim Boulogner Tanzfest genießt, sind sehr einfach: leichtes Bier, Limonade und Zuckerwasser. Zur Beleuchtung dienen kleine Lampen, die an mächtigen Metallringen angebracht sind, welche mit Ketten oder Seilen zwischen den Baumstämmen aufgehängt sind. Die Anwesenden, welche nicht tanzen, schweifen entweder auf den blumigen Wiesengründen umher und hören der Musik aus der Ferne zu, oder sie ergötzen sich an einer Kritik der Zöglinge der Terpsichore. Doch enthalten sich Wenige des Tanzens. Der Tanz ist ihr Leben, ihre höchste Lust, die Quelle ihrer Gesundheit und ein Weg zu künftigem Glücke und künftiger Liebe; denn bei den tauschenden Tönen wird manches schlanken Städterin ein süßes Wort ins Ohr geraunt, das man beim Theetisch noch lange nicht gewagt hätte.

Um elf Uhr bricht Alles auf; die Lichter werden ausgelöscht, und manches glückliche Herz fühlt sich gestärkt, um neue Sorgen und Zweifel zu tragen. Dies ist ein Beispiel von dem, was der Französische ein Fest nennt; noch gibt es deren viele, und sie umfaßt nur einen geringen Theil seiner Vergnügungen. Wir betrachten ein zweites, das Rosenfest, ein schönes Beispiel ländlicher Geistung und Tugend, das aus früheren Zeiten sich glücklich erhalten hat.

Mannigfaltiges.

— Rußlands Handel mit Asien. Die British and Foreign Quarterly Review macht in einem ihrer letzten Hefte darauf aufmerksam, wie verhältnißmäßig unbedeutend der Handels-Verkehr Rußlands mit Asien sey, und weiß den Grund davon im Russischen Prohibitiv-Systeme nach. Westlichen Asiatischen Länder beziehen von Rußland keine rohe Produkte; sie besitzen zahlreiche Schafheerden, sie ärndten Baumwolle und Seide in Ueberfluß; sie bedürfen daher auch weder der Russischen Wolle, noch des Hanfes und des Leins; auch von Russischem Eisen und anderen Metallen wird nicht viel bei ihnen verbraucht, denn Maschinen und verbesserles Handwerkszeug sind in ihren Gewerbsstätten nicht viel zu finden. Von der anderen Seite kann ihnen Rußland keine große Quantitäten fabrizirter Waaren liefern, weil es diese nur sehr theurer produzirt und die des Auslandes durch seinen Zarif enorm in die Höhe getrieben werden. Wie groß würde dagegen sein Gewinn seyn können, wenn es allen Völkern Asiens, mit welchen es in Berührung ist, unsere Luxus-Artikel, unsere Stahl-, Eisen- und Tuch-, unsere Quincaillerie- und Bronze-Waaren zu einem mäßigen Preise liefern wollte! Seine eigenen Fabriken sind nicht im Stande, die Märkte Asiens zu befriedigen; gleichwohl werden jedoch, angeblich zum Schutze dieser Fabriken, die großen Gewinne des Kommissions-Geschäftes, die schreften und die leichtesten, die es in der Handelswelt gibt, Gewinne, durch die Polizei der Reichthümer erworben und die sind den Glanz von Persien und Benedig herabgedrückt, von Rußland verschwiegen." — Nächst der Messe von Nishny-Nowgorod, wirft die British and Foreign Review auch einen Blick auf den Russisch-Chinesischen Handel in Kiachta. „Hier haben wir", fährt das genannte Journal fort, „zwei reiche und blühende Nationen, die eine Bevölkerung von 300 Millionen zählen, die nur einen einzigen Punkt besitzen, wo sie ihre Waaren mit einander austauschen und deren jährliche sich schwindlich auf nicht mehr als sieben Millionen Rubel (Papier) belaufen.*) Spricht dieses unbedeutende Resultat nicht deutlich genug? Im Kiachta ist der Handel weder durch die Mittelspersonen der Hong-Kaufleute, wie in Kanton, noch durch die Quäkereien der Chinesischen Zollbeamten behindert. Die Russen werden in der Chinesischen Stadt Maimatschin mit vollkommener Freiheit zugelassen, nur bei Sonnen-Untergang müssen sie dieselbe verlassen, doch die Russischen Beamten wachen darüber, daß die Rechte ihrer Angehörigen respektirt werden. Keinerlei Hinderniß stellt sich den Kaufleuten beider Länder in den Weg, und doch sind am Ende die Geschäfte so höchst unbedeutend. Will man dagegen sehen, was auf einem anderen Punkte geleistet ist, so kann Canton betrachtet werden, wo unter den möglichen Plackereien ausgelegt ist, obwohl wie die Vermittelung der Hong-Kaufleute theuer genug bezahlen müssen, die Masse unserer Geschäfte doch auf 7 bis 8 Millionen Pfund Sterling (das 25fache des Russischen Umsatzes) jährlich, und die Chinesen nehmen uns für 7—800,000 Pfund Sterling Engl. Manufakturwaaren ab. Glaubt man, daß, wenn unsere Fabrikanten nach Kiachta gelangen könnten, sie dort nicht auch ähnliche Resultate erreichen? Wir zweifeln nicht daran. Hat sich doch von 1831 bis 1832 der Handel der Nord-Amerikaner mit China auf 12 Millionen Dollars, also auf das Fünffache des Russischen Handels, belaufen! Die Russen behaupten freilich, ihr Handel mit China ley gewinnreicher für sie, weil sie ihn baares Geld ausführen und nur Waaren einführen, die sie mit ihren eigenen Produkten bezahlen können; doch diese Raisonnements sind wiedern wir ihnen aber Folgendes: Wenn Ihr mit ausländischen Waaren dahin gelangt, Eure Geschäfte mit China und Asien zu vereinfachen, würde daraus nicht ein viel größerer Gewinn für den Russischen Handel erwachsen? Würde sich nicht auch das Land durch diesen Mehrwerth bereichern?"

*) 1837 brachte Rußland nach Kiachta für 615,918 Rubel inländischer und für 294,124 Rubel ausländische Baumwollenwaaren; dafür 1,798,570 R. Russische und für 17,849 R. Polnische Wollenwaaren (Tuche); für 481,767 R. Leinenwaaren, für 2,764,499 R. gegerbte Leder, 528,932 R. rohe Häute, 233,841 R. Getreide und 665,904 R. diverse Artikel. Es erwuchs daher für 6,758,429 R. Thee in Blättern und in Ziegeln und für 361,230 R. diverse Waaren. Das Staats-Einkommen von diesen Umsätzen auf der Messe von Kiachta betrug 9,089,939 Rubel (Asses in Papiergeld).

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dies. Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Jägerstraße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Freitag den 8. Oktober 1841.

Italien.

Reisebriefe eines Glücklichen.

Von J. Janin.

Nizza. — Lucca. — Janin's Palazzina Lazzarini. *)

Italien! Da ist die Jungfrau mit dem schönen Haupt, mit dem zärtlichen Blick, mit dem schwarzen Auge. Wie lose flattert ihr Gewand! Wie stolz zeigt sie die braune Schulter! Ich erlasse Ihnen den Weg und die Angewuld, die Thäler und die Berge, sogar den Cirkus von Fréjus. Ja bin gütig gegen Sie, ich führe Sie geraden Weges nach Nizza. Aber lassen Sie uns auch nun einige Augenblicke auf den göttlichen Höhen Athem schöpfen.

Himmel! Wie schön ist die Nacht! In welche glänzende Klarheit hüllt sich Italien! Am Fuße dieser schönen Terrasse, auf welcher wir langsam vorwärts schreiten, gleitet uns das Italiänische Meer, dieses Meer, welches vom Meerbusen von Neapel nach Athen, vom Busen zum Parthenon führte, mit seinen phosphorglänzenden Schaumwogen. Vor uns schweben wie Schatten bleiche Jünglinge, todeskranke Jungfrauen; sie sind hierher gekommen, um die Gesundheit und die Jugend, die ihrer kranken Brust entwichen, wiederzuerlangen. In der Ferne singt eine frische und reine Stimme, eine Stimme, die vielleicht durch die balsamische Luft geheilt ist, das Schwanenlied der Desdemona.

Das Läuten der Glocken folgt auf die Stille der Nacht. Die Sonne steigt strahlend, wie ein rechtmäßiger Eroberer, der sein Gebiet in Besitz nimmt, am Himmel auf. In der Stadt erwacht das Leben und die Bewegung. Die Soldaten ziehen aus ihren Kasernen. In den Kirchen, in den Kapellen steigen Gebete auf, aber nicht die steifen Gebete unserer vornehmen Damen. Das Italiänische Gebet steigt gerade und stolz zum Himmel auf; es läßt laut seine Stimme erschallen; Angesichts Aller wirft es sich auf die Kniee und schlägt sich mit beiden Händen die Brust. Man muß diese glücklichen Christen in dem wunderbaren Durcheinander dieses ungeheuren Vaterunsers in Prozession einherziehen sehen. Ihr spreizt von Gleichheit und Freiheit; hier sind sie, beschützt durch passive Banner. Der Bischof, der Diakonus, der Chorknabe, der Bettler, welcher mit seinem Elende, die Weltdame, welche mit ihren Diamanten und Perlen prunkt, das Volk mit seinen bloßen Füßen, der Offizier mit seinem glänzenden Panzer, der entlassene Sträfling und der Gerichtsbeamte, der die Strafe über ihn verhängt hat, sie Alle gehen unterschiedslos in derselben Reihe und singen in einstimmigem Chor die heiligen Litaneien.

Wo steigen wir hinauf? Gott weiß es; aber was liegt daran! Ueberall ist Anbau, überall Poesie. Sogar der Fels ist fruchtbar geworden, und der gebändigte Gußbach arbeitet Morgens wie ein Familienvater in seiner Werkstatt und singt Abends wie ein Jüngling unter den Fenstern seiner Geliebten. Die fruchtbare Furche, gehäuft in feuchtigkeitgebender Umarmung, trägt den Hohen und Niedern. Bei jedem Schritt zeigt sich eine neue Ueberraschung. Drohend und steil tritt und der Berg entgegen; wir spähen nach einem Zufspfade umher. Plötzlich, o Wunder! weicht der Berg zurück und macht uns Platz, oder er öffnet sich vor uns, und wir gehen triumphirend durch die feierliche Wölbung. Mag man aber immerhin langsam gehen und sich an jedem Bergabhange niederlassen, mag man noch so lange am Ufer des Meeres anhalten, um den Fischern zuzuschauen, so kann man doch den Weg von Nizza nach Genua in nicht mehr als zwei Tagen machen. Nachts zogen wir in Genua ein, in die Stadt der Palläste und großen Erinnerungen, der großen Maler und Baukünstler. Da liegt sie wieder vor meinen Blicken, da wieder der Hafen, die Meisterwerke und die verblichene Größe. Bleichen wir noch einmal die vornehmen gaftfreundlichen Herren, die Durazzi's, die Brignole's, die Babbi's, die Doria's. Noch einmal sehe ich wieder die Gärten, Fontainen, Terrassen, Marmorhäuser und euch, ihr Meisterwerke des Correggio, Leonardo da Vinci, Guido Reni, Vandyck, Holbein, die ihr in Königlichen Palästen prangtet. Der Palast Baldi hatte sich mit Anmuth und Jugend geschmückt. In den Gärten der Doria wuchert das Unkraut nicht mehr; eine mitleidige Hand hatte die Rosensträuche beschnitten und die Marmorstatuen von ihrer Moosdruse gesäubert. Am Gipfel des Gebäudes erglänzt wieder das Wappenschild der Herren. Nur der Doria wird noch erwartet.

Hinter Genua, wie hinter Nizza, sind Berge zu übersteigen. Es ist derselbe Anblick, dieselbe Schönheit der Landschaft, und in jedem Augenblick das Meer als Königliches Geleit. In der Ferne zeigt der Meerbusen von Spezzia sich. Weiterhin trat uns ein Gußbach; die Magra, in den Weg, und unsere Italiäner, als sie uns ankommen sahen, erhoben die Hände zum Himmel. Dieselbe war schrecklich; er rollte Felsstücke mit sich fort, er war tief und ternlos, wir gingen einem sichern Tode entgegen. O, die Dichter! Am Ufer saßen Mönche mit vollem Ranzen und gefalteten Händen; sie wollten warten, bis die Magra abgelaufen sein. „Nun, wohlan!“ rief ich aus; „die Bürfel sind geworfen; wir wollen hindurch.“ — „Das soll geschehen, Excellenz“, sagten die Schiffer. Der schreckliche Gußbach hatte kaum Wasser genug, um uns zu tragen.

Aber still! Wir kommen nach Lucca, dem schönsten Fürstenthume der Welt. Wir wandeln durch Wiesen, welche mit Bäumen bepflanzt sind, wie der Regen, welcher seit dem Morgen fällt, hat das Grün aufgefrischt und die schönen Fußpfade besprengt. Aber der Regen ist in Italien der durchsichtige Schleier der Sonne. So kommt ich vom Berg ins Thal, vom Thal in die Ebene, unruhig, bewegt, glücklich und mit klopfendem Herzen. Und warum klopft dieses Herz so stark? Warum? Weil es in diesem kleinen Fürstenthum einen kleinen Erdwinkel giebt, der mir gehört, den der Zufall mir geschenkt hat, den ich noch nicht gesehen habe und den ich noch sehen soll. Sie werden mir, gnädige Frau, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich zwei lange Jahre mein Glück würdig getragen habe. Ich habe noch mehr gethan, als ertragen; ich habe höchstens acht Tage jährlich daran gedacht, wenn die Sonne schien und Arbeit, Lärm und eine Unmasse von neuen Büchern auf mich einstürmten. Dann rief ich wohl aus: „O, mein kleiner Erdwinkel, wann werde ich dich sehen? O wo quando te aspiciam!“ — Da bin ich nun. Aber ich will ja leise auftreten, damit mein Besitzthum nicht verdunstet. Endlich zeigt sich mir die Hauptstadt. Dort liegt sie, verschanzt hinter ihren Rasen- und Lindenwällen. Lucca war festlich bewegt; das heißt, zum Feste jedes Tages kam noch ein besonderes Fest. Das Pferderennen war kaum zu Ende, und der Ball der Stadt entfernte kaum seine Tänzerinnen.

Noch einmal wechselt die Scene. Denn um in die Bäder von Lucca zu gelangen, muß man fünf oder sechs Berge durchwandern, die eine ganz Deutsche Physiognomie haben. Der Fluß verbreitet diese grünen Schichten. Er schäumt auch nicht mehr, sondern fließt auf, kraust und lebt; aber Niemand achtet darauf; man kümmert sich für eine jener machtlosen Abermächte der Deputirten-Kammer daliten, die man loben läßt, ohne sie anzuhören. Der Weg schlängelt sich in Zickzacks, wie ein Weg, der nur zu Vergnügungen und Festen führt; aber plötzlich führt er durch eine Aller alter Bäume in eine Gebirgsschlucht. Faßt mich, mein Herz! Da sind die Bäder von Lucca. Dort, das große Haus mit den Balkonen, ist der Gasthof des Herrn Pagnini. Sein Haus ist eine wahre Kolonie von Engländern und Deutschen. Dort ist das Spielhaus. Das Spiel ist der Wohlthäter der Bäder von Lucca. Das Spiel hat diese schönen Pfade gebahnt, diese Brücke gebaut, das Thal ausgefüllt und diesem kleinen Erdwinkel Luft und Raum gegeben. In diesem Königlichen Hause spielt man nicht. Es ist ein großer Festsaal da, in welchem man weiß-seidnen Einfälle offen lesen darf; ein großer Ballsaal, in welchem es keinen Abend an etwas Musik, etwas Tanz, etwas nackten Schultern, etwas Geist, etwas Liebe fehlt; ferner ein zwanzig Fuß großer Garten, der noch groß für den Ort ist, und endlich eine kleine beschränkte Roulette, die diesem glücklichen Lande, wo das Gold so selten ist, etwas Gold zuführt. Wenn demnach meiner Freude etwas fehlte, so war es, weil ich noch meinem Paare fehlte, noch der dreistöckten Palazzina Lazzarini, die mir so viele weibliche Feinde zugezogen hat; dieses große Lustschloß, das ich, wie man sagte, gebaut hatte, um wahlsüchig Deputirter, Pair von Frankreich zu werden. Wo ist nur mein Haus? Eine Ahnung muß es mir zeigen, ich muß es allein finden, denn wie sollte ich wohl einen Vorübergehenden fragen: „Mein Freund, wo ist mein Haus?“ In Häusern um mich herum erhebt es durchaus nicht. Aber wie hätte ich mich mit diesen Hütten begnügen sollen? Einen Palast hat mir der Zufall geschenkt, einen Palast will ich haben. Aber an diesem Orte der tiefsten Beschiedenheit hat nur das Spiel einen Palast. Ja! Aber nun? Ich wette, neben dem Spielhause dort oben das ist

*) Es ist dies die Fortsetzung des Italiänischen Reiseberichtes, den wir vor einiger Zeit von deutschen Verfasser mitgetheilt.

meine Palazzina. Ich erkenne sie an dem Walde von hier Akazien. Sie ist mit mehr als Italiänischer Eleganz gebaut von einem faulenzenden Italiäner, der nach Vollendung dieses großen Gebäudes gestorben ist. Mein Haus liegt zwischen meiner Akazien-Terrasse und meinem Garten, der wirklich weit, weit größer ist als Ihr Salon. Aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie in diesem Garten nicht irgendwo gegenstoßen; rechts liegt ein Lorbeergebüsch, links ein Rosengebüsch und in der Grotte — es gehört auch eine Grotte dazu — plätschert das Wasser. Sie hätten mich sehen sollen, wie ich mit drei Schritten mein Besitzthum umwandle. Was das Haus betrifft, so enthält das Erdgeschoß den Speisesaal, die Küche und zwei Fontainen; das erste Stockwerk ist herrlich eingerichtet. Wie prächtig mir aber auch das Haus erschien, so ist es dennoch klein und bescheiden. Trotzdem beherbergte es ein erlauchtes Glied der Englischen Patrichatt, seine Gemahlin, seine Kinder, seine ganze Familie.

Am Abend dieses großen Tages kehrte ich in die Hauptstadt zurück und sah in einem großen und schönen a giorno erleuchteten Saale die neue Oper des Fürsten Poniatowski, Procida, aufführen. Ich glaube nicht, daß Bellini einen besseren Schüler in Europa hat. Es sind in dieser Oper glühende Zorn- und Verzweiflungs-Ausbrüche, aber auch Liebe und rührende Klagen. Von unseren altadendlichen Vergnügungen ist keine dieser Italiänischen Soireen zu vergleichen; nichts gleicht in unseren salten und geschmacklosen Versammlungen dieser anständigen Freiheit, dieser lächelnden Ungezwungenheit. Es ist ein kleines Reich, das Herzogthum Lucca; sicherlich aber ein gebildetes, welches die Künste und Wissenschaften liebt; der Fürst ist ein kleiner Fürst, aber er trägt einen der größten Namen Europa's, ist ein Enkel Ludwig's XIV., ein Spanischer Bourbon, und noch dabei so leutselig, daß jeder Bauer an ihn herantreten und zu ihm sagen kann: „Soverino, ich bezahle zwei Soli Abgaben; ist das recht?“ Er ist mit allen fürstlichen Leidenschaften zur Welt gekommen und hat nur die edlen bewahrt; diesen gehorcht er, so lange er konnte, und entsagte ihnen dann plötzlich, weil sie in unserer Zeit nur noch den reichen Leuten gestatten sind. So ist es gekommen, daß die schöne Gemälde-Gallerie, welche einer Fürstel seines Palastes einnahm, jetzt zum Verkaufe ausgeboten wird. Glückliches Land, für welches das Schicksal einiger berühmten Gemälde noch eine ernste und feierliche Frage bildet! Die Madonna Raphaels, die schöne Jungfrau, welche die würzige Rebenduftlerin, die anerkannte und authentischte Rebenduftlerin der Madonna della Sgliola ist, die Madonna mit den Kandelabern, hat dem schönen Himmel, für den sie geschaffen war, Lebewohl gesagt.

Weil indeß Seine Königl. Hoheit der Herzog von Lucca genöthigt ist, sich von diesen Meisterwerken zu trennen, welche einen großen Theil seines Vermögens bilden, hat man darum wohl ein Recht, selbst ein Italiänisches Recht, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen? Er selbst wird viel lachen, wenn man ihn nicht in seinen eigenen Tyrannen nennt, ihn, den liebenswürdigen der liebenswürdigen Tyrannen, weil er nicht mehr reich genug ist, um diese schönen Gemälde zu behalten. Was würde man aber sagen, wenn er die Tyrannen, seine Kollegen, mit Vorwürfen überhäufen wollte, weil sie nicht reich genug gewesen sind, um die Gemälde zu kaufen, die er ihnen antrug, ehe er sie anderen Prinzen und selbst anderen Leuten als Springen anbot? Es sind in diesen Gemälden, die Kunstwerke nach ihrem wahren Werthe zu bezahlen. Wie oft sieht man nicht auf öffentlichen Versteigerungen von einer Seite Könige und Prinzen kommen, während auf der anderen ein Kammerdiener irgend eines Rothschild steht? Und saß immer trägt der Kammerdiener das Gemälde davon, das in den Händen eines Königs oder einer Volks noch einigermaßen der ganzen Welt angehört, das aber nun Niemand wiedersieht.

Die Zeit ist vorüber, wo die Fürsten aus dem Hause Este und die Medici's für einen spärlichen Sold die größten Dichter, die berühmtesten Maler, die geschicktesten Bildhauer und die ausgezeichnetsten Architekten des 16ten Jahrhunderts an sich fesselten. Jetzt ist jeder Verein eines volksthümlichen Dichters und ausgezeichneten Malers, jedes Gemälde eines berühmten Meisters ein kleines Vermögen. Sogar die Musiker, die länger als ihre Kunstverwandten arme Teufel blieben, haben jetzt den Preis ihrer Leistungen unglaublich gesteigert. Unter diesen Umständen ist es nicht so leicht, ein Mäcen zu sein; man kann nicht mehr die Künste unterstützen, ohne unermeßlich reich zu sein. Kaum ist es noch erlaubt, sie zu lieben. Uebersteigt der Preis schöner Werke mit der Eigenliebe verbunden, daß immer zur Erwerbung neuer Meisterwerke getrieben wird. Ein schönes Gemälde lockt ein anderes herbei, wie ein Louisd'or den anderen. Der leidenschaftliche Kunstliebhaber kömmt endlich zu einem Punkte, wo er nicht weiter kann, wo er nicht nur von neuen Einkäufen absehen muß, sondern auch des Erworbene nicht länger bewahren kann. Der bloße Privatmann hat deshalb das Recht, eine Leidenschaft bis zum Extrem zu treiben und sich gänzlich zu ruiniren. Aber dem Liebhaber, der Herr eines Reiches ist, es sey auch so klein es will, bleibt nichts übrig, als seiner Leidenschaft zu entsagen, wenn er nicht zu einem jener Mittel seine Zuflucht nehmen will, die den unumschränkten Herren immer offen stehen. So hat der Herzog von Lucca die Sache angesehen.

Die Anlegung eines Museums von alten Gemälden wäre jetzt eine Aufgabe, an die sich nur noch wenige Könige wagen dürften; um so weniger der Fürst eines kleinen Reiches, dessen Herrschaft an das Großherzogthum Toskana fallen muß, um so weniger ein Spanischer Bourbon, denn diese sind ja die ärmsten und unglücklichsten der Bourbonen. In Frankreich überschaffte einst die Gallerie des Hauses Orleans alle anderen fürstlichen Gallerien. Die Französische Revolution verstreute diese und die Spanische Revolution die von ca. Roch vor einem Jahre deutete in dem Palast des Herzogs nichts darauf hin, daß die Gallerie verkauft werden sollte. Im Gegentheil, der schönste Theil dieses Palastes der Elise Bonaparte war das Museum. Der Fürst hatte in seinem ganz Spanischen Eifer eine geräumige Gallerie erbauen lassen, und in dieser Gallerie prangten schon in herrlichen Rahmen und in der schönsten Beleuchtung die drei Caracci's, Fra-Bartolomeo, Albrecht Dürer, Baraccio, Dominichino, Gerard Dow, Guercciuo. Die Jungfrau mit den Kandelabern hatte keinen eigenen Platz; man kam aus der St. Peters-Kirche in Rom herbei, um sie zu bewundern, selbst nachdem man schon die Transfiguration gesehen; man kam aus dem Palaste Pitti zu ihr, selbst wenn man schon die Madonna della Sedia bewundert.

(Schluß folgt.)

Syrien.

Erinnerungen aus dem Feldzuge gegen Mehmed Ali.

II. Das Lager bei Dschuni. — Die Erstürmung von Sidon.

(Schluß.)

Es fehlte aber auch nicht an verdrießlichen und selbst schaudervollen Eindrücken. Als ich eines Abends mit Lieutenant Christian tuftwandelte, kamen wir zu der zerstörten Terrasse, die das Türkische Lager beherrschte. Da sahen wir, wie man fünf Soldaten, die sämmtlich Türken waren, mit auf den Rücken gebundenen Händen außerhalb der südlichen Mauer des Lagers führte. Ohne Zweifel hatten sie zu desertiren versucht. Ein Soldat hatte einen großen Krug mit Wasser und hielt ihn der Reihe nach an den Mund der Delinquenten, die mit großer Gier zu trinken schienen. Wenige Minuten darauf kamen vier andere Soldaten: die fünf gebundenen Türken wurden so aufgestellt, daß sie ihr Gesicht dem Meere und ihren Rücken den bewaffneten Kameraden zukehren, die sich nun etwa dreißig Schritte entfernten. „Was!“ rief ein Begleiter; „nur fünf Mann sind beordert, um eben so viele Gefangene zu erschießen! Das wäre ja heillos!“ Und wirklich knallten schon im nächsten Augenblick die Gewehre; aber nur Einer von den Delinquenten fiel. Die Gewehre wurden mehrmals geladen und wieder geladen, und es vergingen zehn volle Minuten, ehe die Opfer ausgeliten hatten, während eine Anzahl Personen, die hinter der benachbarten Mauer standen, der Grausel-Scene kaltblütig zusah. So geschieht eine militairische Execution bei den Türken!

Als die Alliirten durch die Stärke ihrer Stellung den rechten Grad von Vertrauen erlangt hatten, beschloß man einen Sturm auf Sidon (Saida), eines der drei vornehmsten Küsten-Forts des Feindes, und commandirte dazu 1200 Mann. Ein Bataillon von 500 Marine-Soldaten unter Capitain Morrison und zu gleich starkes Türkisches Bataillon wurden am Abend des 26sten in den beiden Kriegs-Dampfböten Cyclops und Gorgon eingeschifft. Das Linienschiff Thunderer, die Oesterreichische Fregatte Guerriera, die Türkische Korvette Gul-sifo (weiße Rose), und die Brigg Wasp sollten ihnen folgen. Mit Tages-Anbruch gingen diese Schiffe unter Segel, und gleich darauf stieß auch der durch England angekommene Stromboli mit 280 Marine-Soldaten zu ihnen. Der Admiral sowohl als der Commodore beobachteten ein tiefes Schweigen daraüber, welcher Platz angegriffen werden solle.

Auf der Fahrt nach Sidon begegneten die Schiffe dem Kriegs-Dampfboote Hydra, dessen Befehlshaber, Admiral Walker, die Festung Tyrus rekognoscirt hatte, um zu erfahren, ob man nöthigen Falls Truppen in derselben unterbringen könne. Als der Letztere von dem Commodore erfuhr, welches der Zweck seiner Fahrt sey, beschloß er sofort, ihn zu begleiten.

Das heutige Sidon liegt größten Theils auf einer gegen die See hin geneigten Anhöhe. Die Stadt enthält viele Häuser, die aber klein und unbedeutend sind. Ihre Gassen sind noch enger und labyrinthischer, als in den meisten übrigen Städten des Orients. An drei Seiten umzieht die Stadt eine Mauer von ansehnlicher Höhe, die fast dicht an die Gebäude stößt. Der größte Eingang befindet sich an der Nordseite, nahe dem Meere; dieser läßt sich gut vertheidigen. An der erwähnten Seite führt ein breiter und ebener Strand nach der Stadt. Gegen Süden erhebt sich ein etwas steil, aber nicht gar hoch über das platte Land; hier befindet sich eine kleine Citadelle, die alt und nicht sehr stark ist. An der See-Front fehlt die Mauer, aber die Häuser sind regelmäßig und kompakt gebaut; auch ein Felsenriff erstreckt sich gegenüber, und um die Zeit, von welcher ich rede, hatte man Verschanzungen daselbst angelegt, die einer Landung wehren sollten. Im östlichen Theile ragt ein bedeutender Felsen mit einem Kastell etwa 100 Fuß weit ins Meer und ist durch eine Brücke mit der Stadt verbunden. An dem Land-Ende der Brücke steht eine große wohlgebaute Kaserne.

Die Segelschiffe wurden von den Dampfschiffen aus der hohen See bugsirt und nahmen die Stellungen ein, die der Commodore ihnen angewiesen. Cyclops, Gorgon und Hydra ankerten dicht vor dem Hafen, die übrigen Schiffe reihten sich ihnen im Süden an, so daß sie dem südwestlichen Stadtviertel gegenüber lagen.

Der Angriff sollte an drei verschiedenen Punkten gleichzeitig geschehen. An der Nordseite sollten 300 Marine-Soldaten vom Strande aus stürmen; an der Nordwest-Seite 300 Türken das See-Fort einnehmen und über die Brücke in die Stadt dringen; im Südwesten aber 100 Oesterreicher und 200 Marine-Soldaten angreifen.

Der Commodore schickte dem Kommandanten eine peremptorische Aufforderung, die sofort zu peremptorisch zurückgewiesen wurde. Jetzt begann eine Kanonade gegen das See-Fort und die nördliche Fronte

der Stadt. Nachdem das Feuern etwa eine halbe Stunde angehalten hatte, entstand die Verwirrung im Fort. Die 500 Türken wurden in Booten des Geschwaders gelandet; der Feind, welcher die benachbarten Verschanzungen noch nicht geräumt hatte, empfing sie zwar mit einem lebhaften Feuer, allein es gelang ihnen dennoch, theils durch die Bresche, theils durch einen benachbarten Zwischen-Hafen einzudringen und den Platz zu nehmen.

Das Bombardement hatte wohl eine Stunde gedauert, als die Marine-Soldaten des Strandes und die Oesterreicher, ihren Kaiserlichen Prinzen an der Spitze, durch den Befehlshaber der Wasp an der südwestlichen Seite der Stadt getandet wurden. Die Stellung, welche dieses Detachement einnahm, war äußerst gefährlich; die Stürmenden waren einem sehr lebhaften Feuer von einer steilen Anhöhe, auf welcher eine Anzahl kleiner von dem Feinde stark besetzter Häuser standen, bloß gestellt. Glücklicherweise wurden 300 von dem Commodore befehligte Marine-Soldaten an dem nördlichen Strande. Nachdem sie sich in Compagnien geformt hatten, mußten sie im Geschwindschritt gegen die Stadt marschiren.

Die Offiziere der Türken gaben ihrer Mannschaft, als sie aus dem Fort aufbrach, ein begeisterndes Beispiel. Unter den Vordersten war Admiral Walker, der, mit seinem Degen aufwärts bewaffnet, die Leute zum Vorringen über die Brücke ermuthigte. Ihn begleitete Herr Cummins, Schiffs-Kadett des Cyclops, Capitain Austen und der Preußische Capitain Lane, Männer von echt ritterlichem Muthe. Dieses Detachement setzte sich in Besitz der großen Kaserne am Fuß der Brücke und feuerte von dort gegen die in den benachbarten Häusern verschanzten Feinde; dieses aber einen hartnäckigen Kampf, bevor man sie hinlänglich getrieben hatte.

Unterdeß drang der Commodore mit einer großen Abtheilung Marine-Soldaten von Aussen in die Kaserne. Von dort marschirte er mit seinen Leuten längs der östlichen Mauer bis zum obren Stadthor, sprengte es und nahm die Citadelle ein. Darauf erhielt er einen der Thürme und steckte seine Mütze als Zeichen der Eroberung auf die Spitze seines Degens. Die Schiffe brannten hierüber das Signal sogleich mit dreifachem Jubelgeschrei. Der Commodore ließ eine Wache in der Citadelle zurück, stieg mit den Uebrigen wieder hinab und scharmützelte mit einzelnen Aegyptischen Trupps, bis er sich endlich dem Türkischen Bataillon wieder angeschlossen hatte. Jetzt erfolgte ein dritter Kampf in den engen Gassen, der damit endete, daß die ganze Stadt in seine Gewalt gerieth.

Die Alliirten Truppen wurden nun in kleinere Haufen vertheilt, und jedes Häuflein bahnte sich kämpfend seinen Weg durch die meisten Gassen der Stadt. In der kurzen Depesche, die Admiral Napier bei dieser Gelegenheit schrieb, sagt er unter Anderem, daß man in einer gewölbten Barracke über 1000 Soldaten gefunden habe, die sogleich ihre Waffen streckten.

An den meisten übrigen Orten ergriff den Feind ein eben so panischer Schrecken, und er wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Hauptmann Laue erzählte mir, er sey in Begleitung des Herrn Cummins mit etwa 50 Türken eine der vornehmsten Straßen entlang marschirt, wo es wegen des beständigen Feuerns unmöglich war, auf mehr als sechs Schritt Weite zu sehen. Da bekam man plötzlich aus einer anderen, die erwähnte Straße im rechten Winkel durchschneidenden Gasse die Fusstritte eines starken Detachements gehört. Obschon nur 50 Türken mit ihm waren, behauptete doch Herr Cummins seine Stellung, während Herr Laue abging, um Verstärkung zu holen. Kaum war der Preußische Hauptmann mit einem kleinen Zuwachs an Türkischer Mannschaft wieder angekommen, als der feindliche Trupp sich zeigte; aber durch den vielen Pulverdampf sah man mit nicht geringer Verwunderung, daß die dicht geschaarten Aegypter ihre Gewehre auf den Boden stützten. Die Geistesgegenwart eines Türkischen Soldaten machte den Erfolg vollkommen, ehe der Feind die geringe Zahl seiner Gegner entdecken konnte. Dieser Soldat schrie allein verwirrt und gebot den Aegyptern in der Sultans Namen, ihre Gewehre zu strecken, indem er hinzufügte, ein großes, nur vom Dampf verhülltes Corps stände ihnen gegenüber. Dieser Aufforderung leisteten sie ohne Verzug Folge und marschirten dann vor dem Türkischen Häuflein her, obschon sie ein volles Bataillon ausmachten.

Fünf Stunden nach Anfang der Belagerung war ganz Sidon im Besitze der Alliirten. Diese Erstürmung einer von Forts, Citadelle und Mauer beschützten Stadt, deren Garnison 2700 Mann zählte, durch 900 Mann Alliirte und 500 Mann Türken, wird immer als eine ruhmvolle Waffenthat betrachtet werden. Die ganze Garnison mußte sich gefangen geben. Die Alliirten verloren an Todten vier und an Verwundeten 24 Mann, von den Türken blieb Keiner auf dem Platze, und nur Einer wurde verwundet.

Der Aegyptische Befehlshaber, dessen Vertheidigungs-Maßregeln augenscheinlich fehlerhaft gewesen, verdient gleichwohl wegen seiner persönlichen Tapferkeit einer ehrenvollen Erwähnung. Er stand an der Spitze eines großen Detachements seiner Truppen, als diese sich ergaben, und bot, obgleich von einer Kanonenkugel verwundet, vergebens alle Mittel zur Aufmunterung der eigenen Beispiels auf, um diese Schande abzuwenden. Zwei Marine-Soldaten legten ihm ihre Bajonette auf die Brust; er aber wrigerte sich, Pardon anzunehmen, und fiel bald darauf todt zu Boden.

Admiral Walker und Capitain Austen befanden sich bei den Türkischen Soldaten, aber diese Bataillon stand eigentlich unter dem Befehl des Pauymanns Laue. Einer der genannten Officiere hat mir folgenden interessanten Zug erzählt. Während sie Truppen warteten, bis die anderen beiden Kolonnen zum Aufbruche fertig seyn würden, unterhielt der Feind aus jeder Schießscharte und Oeffnung ein Kleingewehr-Feuer gegen sie; aber nach einer Viertelstunde wirkte die Kanonade von den Schiffen immer stärker, bis der Feind die Verschanzungen und Gebäude fast gänzlich geräumt hatte. Nur zwei Soldaten blieben zurück; diese hatten eine vortheilhafte Stellung unter den Ruinen genommen und feuerten unaufhörlich. Vergebens fielen große und kleine Kugeln in jeder Richtung rings um die wackeren Schützen nieder; diese blieben unversehrt und behaupteten standhaft ihren Posten. Aus Neugier zog ein Offizier sein Fernrohr aus der Tasche und rekognoszirte die Stelle; er sah aber nur den oberen Theil weiter wolligen Regenrocks, die hinter den Kolben ihrer Gewehre sichtbar und, gleich nachdem sie gefeuert hatten, wieder verschwanden. Es ist schon öfter bemerkt worden, daß die Neger die tapfersten Soldaten des Aegyptischen Heeres sind.

England.

Englische und Französische Volksfeste.

III. Das Rosenfest in Surenne.

Wir befanden uns zu Surenne, nicht fern von Paris. Das Dorf liegt an den Ufern der Seine zwischen St. Cloud und Neuilly. Der gewöhnliche Rothwein desselben ist seines sauren Geschmacks wegen eben so berühmt, wie der Stachelbeerwein des Lampredigers von Wakefield seiner vorzüglichen Eigenschaften wegen. Doch die Landleute trinken ihn mit Vergnügen; Durchreisende thun Zucker und Gewürze hinein und genießen ihn warm, und obgleich er seiner Schlechtigkeit wegen sprüchwörtlich geworden ist, war Karl X., als er bei Dorf besuchte, doch freundlich genug, ihn den guten Wein von Surenne zu nennen.

Hier in Surenne versammeln wir uns in der alten Römisch-katholischen Kirche, in der die heilige Genovefa bereits gebetet haben soll. Es ist ein schöner Junitag, und die Familie Rothschild erscheint in der Kirche, um dem ländlichen Feste beizuwohnen. Einmal in jedem Jahre wird in dieser alten Kirche nicht die Messe, sondern die sogenannte, fleischige, sportsamste und geschmackvolle Jungfrau des Dorfes vom Priester vor der ganzen Kirchen-Versammlung mit einem Kranze weißer Rosen gekrönt. Der Maire und die Kirchen-Vorsteher wählen unter mehreren Vorgeschlagenen die würdigste aus, und schon viele Wochen vor dem Wahltage sieht man die Mädchen, welche auf diese hohe ländliche Auszeichnung hoffen, vor allen anderen nett in ihrer Haltung, aufmerksam in der Kirche und emsig bei der Erfüllung aller Pflichten. Endlich erscheint der bedeutungsvolle Tag, und dies Jahr ist Rosalie, ein schönes Kind mit schwarzen durchdringlichen Augen, die Glückliche, welche mit dem weißen Rosenkranze geschmückt werden soll. Die Stunde der Versammlung ist zwei Uhr Nachmittag; der Altar ist mit Blumen verziert, die Kirche von Landleuten gedrückt voll, und die Reihen der umliegenden Schlösser wählen gewöhnlich das Rosenfest, um persprochene Besuche ihren Freunden zu Surenne und in der Nachbarschaft abzustatten. Um ein Uhr geht eine Schaar von Landmädchen, in weißen Kleidern, mit Blumen in den Haaren, in das Haus der Beglückten, welche dies Jahr zur Rosen-Jungfrau gewählt ist. Der Kirchendiener im wärmsten Sonntags-Staate, die Gesichtsfarbe, wie Angelsroem, Beschwohner und die Nationalgarden begleiten sie zur Kirche, und bei ihrem Eintritt fällt die Musik tief und ernst mit einem Psalm David's ein. Hierauf wird die Messe abgehalten, und zum Schlusse derselben findet die Krönung der Rosen-Jungfrau statt. Den Altar umgeben die Gekrönten früherer Jahre; der Priester erklärt zunächst den Ursprung und die Bedeutung des Festes; handelt von der Wichtigkeit der Tugend und dem Einfluß des weiblichen Geschlechtes auf das Treiben des männlichen. Die Dorf-Musikanten fallen mit Spiel und Gesang ein, und der Maire führt die schöne Rosalie zum Altar; sie ist weiß gekleidet, ein weißer Schleier bedeckt ihr Haupt und wallt niedlich gestaltet auf Brust und Schultern herab. Die Musik hält inne, der Priester faßt das vor ihm knieende Kind bei der Hand und wendet sich der Versammlung zu. Er hebt den Schleier, und sie wird der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. „Sie ist hübsch", sagt der Eine; „seh, wie ihre schwarzen Augen blitzen!" flüstert der Andere; „und sie ist sehr jung", spricht der Dritte. Der Priester sagt einige Worte über ihre sittliche Führung; er hofft, sie wird in künftigen Jahren eben so ein Muster der Tugend seyn, wie sie der Rosalie ist; nimmt sie dann von der Hand die Krone auf, und Rosalie erhebt sich als Rosen-Jungfrau von Surenne. Ihre Aeltern weinen und lachen vor Freude; ihre Geschwister sind diesen Tag wenigstens stolz, sie zur Schwester zu haben. Alles Volk drängt sich zum Altar, der Baron von Rothschild giebt ihr mit gewohnter Liberalität ein Goldstück, der Priester ertheilt ihr den Segen, die Musik fällt noch einmal ein, und die Festlichkeit ist zu Ende. Außerhalb vor Kirche lösen sich alle Lippen, Rosalie wird angeredet, angefaunt, sie erhält Glückwünsche, sie zeigt ihre Krone, und eine Art von freiwilliger, unvorbereiteter Prozession begleitet sie zu ihres Vaters Wohnung. Dann wird der alte Mann selig gepriesen, sosch' eine Tochter zu haben, die Nachbarn trinken eine Flasche des besten Weins von Surenne auf sein Wohl der Gesundheit der Rosen-Jungfrau wird von Haus zu Haus, von Garten zu Garten wiederholt, und die tausend Erinnerungen aus alten Jahren werden nach.

Endlich schließt dieses schöne und moralisch bedeutungsvolle Fest mit einem Tanze. Ich habe mich oft gewundert, daß die Franzosen bei Begräbnissen nicht tanzen. Nichts können sie ohne Tanz thun. Sie können besseren, ohne zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu lieben, zu schreiben, in die Kirche zu gehen, noch wenn man ihnen ihn Tanz taubt, nimmt man ihnen die Lebenslust. So wird auch dieser Feier die Krone aufgesetzt durch einen Ball mit dem Entree von sechs Sous.

Uebrigens beschränkt sich das Rosenfest nicht auf Surenne. Es

ist fast über ganz Frankreich verbreitet, und wo es noch nicht besteht, da, hoffen wir, soll es noch eingeführt werden. Es hat eine hohe sittliche Bedeutung; das Landvolk auf seiner niederen Bildungsstufe liebt die Tugend nicht um der Tugend willen; es will ein nahes festes Ziel, dem es entgegenstrebt; so feuert das Rosenfest die Mädchen zur Sittlichkeit, Bescheidenheit und zum häuslichen Gehorsam an und fördert ihr eigenes Glück, wie das Glück und den Frieden ihrer Familien. In England finden wir Nichts der Art; der Grund davon sind wohl die mannigfaltigen religiösen Parteiungen, in die das Land getheilt ist.

Wir kommen zu einem dritten Französischen Volksfeste, welches mit unseren Dorfjahrmärkten Aehnlichkeit hat, doch bei weitem schöner ist.

Rußland.

Goethe und der Russische Minister der Volks-Aufklärung, Herr von Uwarov.

Im Jahre 1817 erschien zu St. Petersburg bei A. Pluchart (in 4° VI. 102 S.) unter dem Titel: „Ronnos von Panopolis, der Dichter, ein Beitrag zur Geschichte der Griechischen Poesie“ eine Schrift vom wirklichen Staats-Rath (jetzigem Minister der Volks-Aufklärung) von Uwarov. Dieses Werk, von welchem nur wenige Exemplare gedruckt wurden und kaum einige in den Buchhandel kamen, beginnt mit folgender Zueignung an Goethe:

„Die gütige Theilnahme und das freundliche Wohlwollen, das Sie stets meinen Studien geschenkt haben, machen mich so kühn, Ihnen öffentlich ein Zeugniß meiner Hochachtung und Dankbarkeit abzulegen. Sie haben ein fortdauerndes Recht auf dieses Gefühl; die herrlichen Früchte Ihres Geistes, die der Jüngling einst auf Deutschem Boden, in dem vollen Einklange der Phantasie und des Gemüthes, so leidenschaftlich verschlang, sind dem Manne in der trüben Geschäftswelt immerfort wohlthätig und erquickend. — Ihr ermahnendes Wort hat ebenfalls einen großen Einfluß auf den Entschluß gehabt, heute in einer mir fremden Sprache als Schriftsteller aufzutreten. Unter Ihrem Schutze bin ich gestiftet; wer würde es mir mißgönnen, wenn ich einst aus Ihrer Hand das Bürgerrecht der Deutschen Literatur erhalten sollte? — Die Wiedergebung der Alterthums-Wissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland stattfinden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer anderen neueren Sprache aussprechen; und deswegen habe ich Deutsch geschrieben. Es ist Zeit, daß ein Jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am nächsten dem Ihrenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist.“ — Hier dörfte man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geistreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erklärenden Sprach-Patriotismus weit erhoben, gleich einem Meister der Tonkunst, jedesmal die Register seiner wohlausgestatteten Orgel zieht, welche Saiten am tiefsten des Augenblickes anschlagen. *) Möchten doch alle gebildete Deutsche diese zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte sich dankbar einprägen und geistreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, sich mehreren Sprachen, als beliebiger Lebensmerkzeuge, zu bemächtigen.“

Als Einleitung zu der poetisch-kritischen Darstellung eines verkannten Dichters war schon im Jahre 1813 eine Schrift erschienen: „Des Nonnos Hymnos und Nikaia“ (St. Petersburg bei A. Pluchart 4° Griechisch und Deutsch. VII. 49 S.), die, ebenfalls in zu wenigen Exemplaren gedruckt, nun völlig vergriffen ist. Dieser Versuch einer Deutschen Verdolmetschung des Dichters vom Professor und Akademiker Fr. Gräfe, mit einem kritischen Apparat gemüthlichkeit von dem Verfasser und Herrn von Uwarov bearbeitet, ist dem Russischen Staats-Minister Baron von Stein gedigirt, der mit Herren von Uwarov sich damals in engen Verhältnissen der Freundschaft befand und der mitten unter den bangen Ahnungen und Besorgnissen des politischen Lebens ein lebendiges Gefühl für die Kunst der Alten pflegte. Für den künftigen Biographen dieses geistreichen Staatsmannes mag es nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, daß Stein während seines Aufenthalts in Rußland, in verhängnißvollen Jahre 1812, Gretchen und Römer, ja sogar Dichter, gleichig in ihren eigenen Sprachen las und studirte.

S. P. J.

Mannigfaltiges.

— Michelet's Geschichte Frankreichs. Von Michelet, des Französischen Professors am Collége de France, immer mehr Boden und Anerkennung gewinnender „Geschichte Frankreichs“ ist so eben der fünfte Band erschienen, der den Kampf zwischen England und Frankreich unter Heinrich III. und Karl VII., wie die romantische Episode der Jungfrau von Orleans, die Städte-Kämpfe in Flandern und das Wachsthum des Hauses Burgund behandelt. Besonders ist es Jeanne d'Arc, deren Geschichte Herr Michelet so vollständig und treu giebt, wie wir sie bis jetzt noch nicht besitzen, und deren Ehre, eben so wie es Schiller und Southey in poetischer Weise gethan, er nun auch auf historischem Boden vollkommen rettet und gegen jeden Angriff sicherstellt. Man hat hier und da den Herrn Michelet, immer gelten lassen und sie als einen entschiedenen Beweis ansehen, daß er auch in der Fortsetzung seines Geschichtswerkes den Prinzipien gründlicher und streng historischer Forschung treu geblieben sey.

— Zur Theorie der Dichtkunst. Herr Paul Ackermann, der in Berlin lebende Französische Gelehrte, dessen hier erschienene Chants d'amour wir kürzlich erwähnten, hat jetzt eine kleine Schrift „Ueber das Prinzip der Poesie und über die Erziehung des Dichters“ herausgegeben. **) Im Gegensatze mit dem alten Ausspruche, daß die Dichter geboren werden, behauptet unser Verfasser, daß Poeten auch erzogen werden können, ja werden müssen, wenn sie in der Sinn für Poesie jedem Menschen angeborenen sey, und daß es nur der richtigen Ausbildung bedürfe, um mit diesem Sinn auch eine edle Produktivität zu verbinden. In 13 Kapiteln (auf 107 Seiten) handelt der Verfasser von subjektiver und objektiver Poesie, vom Dichter und von den Dichtungsarten, von der Sprache und von der Versifikation, wobei er zum Schluß zahlreiche Stellen aus Französischen Dichtern mittheilt, um das namentlich, was er über die poetische Sprache sagt, durch Beispiele zu erläutern. Das Ganze ist faßlich und belehrend und trägt auch zahlreiche Spuren davon, daß der Verfasser seine Studien in Deutschland nicht ohne Nutzen gemacht.

*) Herr von Uwarov schreibt aber auch, wie schon aus seinem hier mitgetheilten Schreiben hervorgeht, ein so vortreffliches Deutsch, daß es kaum zu bedauern wäre, wenn er seine Gedanken nicht zuweilen in einer Sprache ausdrückte, die diesen so ganz homogen zu seyn scheint. D. R.

**) „De Principe de la Poésie et de l'Education du Poète. Par Paul Ackermann, Membre de la Société de Linguistique à Paris. — Paris et Berlin, 1844.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Montag den 11. Oktober 1841.

Ostindien.

Uebersicht der Altindischen Literatur.

Nach dem Dänischen Orientalisten Westergaard.*)

Die Altindische Literatur, aber der ganze Schatz von Geistes-werken, welche Süd-Asien in mehr als zwei Jahrtausenden hervorgebracht hat, war nebst den Völkerschaften, welche diese Schätze besaßen, für das gelehrte und gebildete Europa bis vor ungefähr einem halben Hundert Jahre so gut wie gänzlich unbekannt. Entfernt von und durch Lage, politische, religiöse und sprachliche Verschiedenheit, konnten diese Nationen nicht einmal durch Handels-Verbindungen uns näher gebracht werden, da die Europäischen Kaufleute, welche in Indien neue Quellen des Reichthums suchten und fanden, lange Zeit die Politik befolgten, alle Ausklärungen und Mittheilungen über jene Gegenden so lange als möglich zurückzuhalten, um dadurch alle Konkurrenz zu verhindern. Erst als die Engländer in Indien große Landstrecken erhielten, das viele Englische Beamte, die in Folge ihrer gründlicheren wissenschaftlichen Erziehung den Sinn für Gelehrsamkeit und Wissenschaft besaßen, auf das Schicksal des Landes Einfluß erhielten, eröffnete sich für Europa die Aussicht, den Indischen Volksstamm, Indische Sprache und Weisheit kennen zu lernen; in den wenigen Jahrzehnden, die seit diesem Zeitpunkt verflossen sind, hat die Europäische Wissenschaftlichkeit schon so große Eroberungen in jener Literatur gemacht, daß die Kenntniß ihrer poetischen, philosophischen, philologischen und gelehrten Reichthümer mehr und mehr von gebildeten Europäern gesucht zu werden beginnt, und während einige der lichtvollsten Köpfe sich mit unermüdlichem Fleiß in diese neu entdeckten geistigen Gebiete vertiefen, forscht die Menge mit immer steigender Spannung den Resultaten ihrer Forschungen.

Die Sprache, in welcher die Altindische Literatur geschrieben ist, heißt das Sanskrit, welches, wie bekannt, zwar seit langst ausgestorben, aber doch die Mutter aller Spracharten Hindostans ist und von den Indiern als die Mundart der Götter angesehen und als die Quelle aller Bildung und Gelehrsamkeit von ihnen gepflegt wird.

Auch in der Literatur machte die Kasten-Eintheilung der Indier sich geltend; sie rief nämlich die Trennung zwischen der heiligen und profanen Literatur hervor; die Brahminen sollten allein die erste Studiren, aber bei Todesstrafe durfte die vierte Kaste nichts selbst davon lesen, und nur besondere Gnade war es, wenn sie Erlaubniß erhielt, etwas davon vorlesen zu hören.

Die vier heiligen Bedas.

An der Spitze der ganzen Literatur der Indier stehen die vier heiligen Bedas, auf welche sich nicht nur ihre Literatur, sondern auch ihre ganze politische Verfassung gründet. Sie werden als eine Offenbarung ihres Gottes Brahma angesehen; nachdem sie einige Zeit durch mündliche Ueberlieferung bewahrt worden waren, wurden sie gesammelt von Wjasa — ein Name, der nichts Anderes bedeutet als Sammler, — dem so viele andere Werke beigelegt werden, weshalb er auch mit Hinsicht auf die Bedas Weda-Wjasa, d. i. der Weda-Sammler, genannt wird. Jedes der vier Bedas besteht aus zwei Hauptheilen, von denen der erste Mantras heißt, meistens Hymnen und Gebete an Gottheiten vorzüglich in Beziehung auf die Verrichtungen des täglichen Lebens enthält, während der andere Theil, Brahmana, dagegen mehr theologische Vorschriften umfaßt, sich über Kosmogonie, das Wesen und die Thaten der Götter verbreitet und den eigentlichen Glaubens-Artikel bildet. An diese beiden, besonders aber an den letzten Theil, schließt sich eine Reihe von Abhandlungen, Upanischadas, welche die eigentliche Theologie der Bedas enthalten. Das Verhältniß zwischen diesen Bedas ist folgendes: das erste, Rigveda, enthält metrische Hymnen an alle Gottheiten und soll fast gesprochen werden; das zweite, Jadschurveda, handelt in 86 prosaischen Abschnitten die verschiedenen Arten Opfer und Opfergebräuche ab und soll nur leise gemurmelt werden, während das dritte, Samaveda, welches für das heiligste angesehen wird und aus lyrischen Gedichten besteht, mit musikalischer Modulation gesungen wird.

Diese drei Bedas sind unstreitig die ältesten, und sie haben ein sehr hohes Alter. Der gelehrte Engländer H. T. Colebrooke, der sich um die Kritik der Bedas sehr verdient gemacht hat, setzt nach einer Art Kalender, die sich in einem derselben findet, das Alter ihrer frühesten Stücke auf ungefähr 1400 vor Christi, welches auch durch ihre veraltete und schwierige Sprache bestätigt wird, die so gar für viele der eingeborenen Gelehrten unverständlich ist. Das vierte Veda, Atharvaveda, das schon durch die Sprachform gezwungsam einen späteren Ursprung verräth, enthält eine Sammlung von mehr als 700 Hymnen und wird bisweilen ein Anhang zu den Bedas genannt. Lange Zeit zweifelte man, ob die Bedas noch vorhanden wären, bis endlich Oberst Polier eine vollständige Abschrift derselben aus Jeypoor mitbrachte, welche jetzt in 11 Folio-Bänden im Britischen Museum zu London aufbewahrt wird. Hiervon ist ihre noch wenig herausgegeben, und unsere ganze Kenntniß der Bedas schulden wir zum großen Theil dem vorgenannten Colebrooke und dem berühmten und aufgeklärten Hindu Rammohun Roy, der in seinen Streitschriften mit den Indischen Brahminen und christlichen Missionairen von verschiedenen Theilen derselben Uebersetzungen geliefert hat. Zahlreiche Kommentatoren haben die Bedas zu erklären und zu verdolmetschen, und Colebrooke zählt 115 eine Auswahl von 21) solchen Werken nach London. Endlich hat man ein Glossarium, Nirukta genannt, welches auch zu den heiligen Büchern gerechnet wird; dieses enthält eine Erklärung über dunkle und schwierige Sätze in den Bedas.*)

Mythen und Sagengeschichte.

Als ein fünftes Veda bezeichnet man bisweilen Itihasa und die Puranen; sie enthalten die mythische Sagengeschichte der Indier, und eine andere Geschichte haben die Indier eigentlich bis auf die neuere Zeit nie gehabt, so daß es nur einzelne Punkte in der Historie und Zeitrechnung vieles Volkes giebt, welche wir mit einiger Sicherheit bestimmen können. Das genannte Werk Itihasa besteht aus zwei großen Gedichten, Ramajana und Mahabharata, welche beide über einen großen Theil von Asien allgemein bekannt und geschätzt und theilweise auch von Europäischen Gelehrten herausgegeben und übersetzt sind.

Das erste derselben, Ramajana, das dem Dichter Walmiki**) zugeschrieben wird, erzählt die Thaten, welche Jeodjsa's***) Herrscher Rama ausführte, namentlich den Zug nach Lanka (Ceilon) gegen den Riesenkönig Ravanas, der sein Weib Sita entführt hatte. Es enthält sehr viele interessante Beschreibungen von Ländern und Städten, Sitten und Gebräuchen, Opfern und Ceremonien, Heldenthaten und anderen Handlungen von Göttern und Menschen. Es ist etwa 24 lang, wie die Odyssee und Ilias zusammengenommen. Unter den einzelnen Episoden verdient besonders die materische Schilderung vom Niederstelgen des Flusses Ganges aus dem Himmel erwähnt zu werden, welches Bruchstück im ersten Band von Schlegel's Indischer Bibliothek übersetzt ist.

Derselbe Gegenstand, den dies Werk behandelt, hat auch den Stoff zu einer Menge anderer Gedichte geliefert, von denen Raghuvanda Kalidasa's, der im ersten Jahrhundert vor Christus lebte, und das spätere Raghaba-Pandaja von Kabiradscha (d. i. Dichterkönig) genannt zu werden verdienen.

*) Westergaard hat sich in der neueren Zeit durch seine in Kopenhagen, nach vielen orientalischen Studien und nach manchen im Orient selbst unternommenen Forschungen, publizierten Schriften einen so vortheilhaften Ruf in der Dänischen gelehrten Welt erworben, daß es dem Deutschen Publikum gewiß interessant sein wird, seine Darstellungsweise kennen zu lernen, die auch das besondere Verdienst hat, einen so populair-faßlich als übersichtlich zu sein. Einige Zeitlich in Bonn erschienenen Kapiteln singulos anzuzeigen haben ihm auch die Anzeichnung und Theilnahme der Deutschen Gelehrten erworben.

**) Hier müssen noch einen literarischen Verein anzumachen, der in den vorliegenden Jahrhunderten mit den Bedas vertraut wurde. Es kam nämlich nach Frankreich eine Schrift mit dem Titel Ezour-vedam, die Tamulischen Worte für Jadschurveda, welche Jahrhunderten Brahminen übersetzt aussagerissen wurde. Sie kam zuletzt in Voltaire's Hände, der das Buch für ein Werk hielt, welches Jesuiten-Väter Thomas herausgekannt, um ähnliche Lehrsätze im ersten Testament herabzusetzen. Nun dem, was früher ausgerissen wurde, ist diese Schrift wahrscheinlich von dem berühmten Jesuiten Robert de Nobili verfaßt, der wegen seiner Kenntniß der Sanskrit und dessen reichhaltige Handschrift im Sanskrit muß mit einer Französischen Uebersetzung im Missionsarchiv zu Pondicherry sind. Es ist symbolisch, daß zwei solcher Werk entstanden ist, um die Indische Religion in Mißkredit und so dem Christenthum den Weg zu bahnen. Die neue Französische Uebersetzung wird durch nach Europa gekommen ist, weiß man noch nicht.

***) Derselbe war der Sohn des Königs Dasaratha, der in der Hauptstadt Ajodhja residirte, welche Stadt jetzt Oude heißt.

Digitized by Google

Das zweite Gedicht aus Itihâs ist Mahâbharata, welches auch zu den ältesten Werken gehört, die wir noch von der Indischen Literatur besitzen. Es wird derselben mythischen Person beigelegt, wie die Vedas und die Puranen, nämlich Vjâsa. Die Hauptbegebenheit in diesem Gedicht ist ein Thronstreit, der in der hohen Vorzeit im nördlichen Indien, in der Gegend des jetzigen Delhi zwischen zwei Geschlechtern, den Kuraven und Pandaven, geführt wurde, deren Heiden schon in diesem Vedast vorkommen. Eine poetische Beschreibung dieser einen Begebenheit allein nimmt so viel Zeile ein, als das vorhergenannte Ramajana, aber im Verein mit der großen Menge verschiedener und für sich selbst bestehender Episoden, welche daran gehängt sind, hat es im Ganzen den Umfang von hunderttausend Doppelversen. Eine solche isolirte Episode ist Nalas und Damajanti's Liebesgeschichte, ein Gedicht, welches nach Schlegel's Urtheil (Indische Bibliothek 1. vorkommt, „an Pathos und Ethos, an hinreissender Macht der Leidenschaften, so wie an Hoheit und Zartheit der Gefühle, kaum übertroffen werden kann.“ Außer dieser Bearbeitung des Gegenstandes finden sich noch mehrere andere, welche jedoch nicht zu den heiligen Schriften gerechnet werden und zum Theil aus späterer Zeit sind. Das bekannteste derselben ist Nalodaja, welches dem Dichter Kalidâsa beigelegt wird, wahrscheinlich ein anderer desselben Namens, als der berühmte Verfasser von Raghuvansa und Sakuntala.

Eine andere eben so berühmte Episode, welche jedoch nicht allgemein als zum Mahabharata gehörig gilt und jedenfalls an einer sehr unpassenden Stelle eingeschoben ist, wo gerade eine Schlacht bedauert soll, ist Bhagavadgîta, d. h. der göttliche Gesang. Es steht bei den Indiern in fast gleicher Achtung mit den Vedas und wird von dem verstorbenen Staatsminister Wilhelm von Humboldt für das vielleicht einzige wahre philosophische Gedicht erklärt, welches alle und bekannte Literaturen aufweisen können. Es enthält ein Gespräch zwischen Ardschuna, einem der Pandaven, mit dem Gotte Krischna und ist die Hauptquelle für die ganze Religionsphilosophie der Inder. Unter den anderen eingeschobenen kleineren Episoden verdient auch eine kleine Erzählung von der Sündflut genannt zu werden, die in der Hauptsache ganz mit dem Bericht im alten Testament übereinstimmt, nur auf Indische Weise ausgeschmückt und lokalisirt ist.

Das Mahabharata holt das Gedicht „Sisupala's Tod“ seinen Stoff. Es wurde im ersten Jahrhundert vor Christus auf Verlangen des Königs Magha und auf seine Kosten verfaßt, da er mehr als funfzigtausend Rupien für dieses Gedicht, welches auch Magha's Gedicht heißt, bezahlt haben soll. Dieses, nebst den beiden vorgenannten, Raghuvansa und Meloduta, nennt man auch die großen Gedichte, und sie werden unter die Meisterwerke der profanen Literatur gezählt.

An Mahabharata schließt sich als eine Art Anhang Harivansa, d. i. Hari's oder Wischnu's Geschlecht, worin die Thaten der Götter erzählt sind, und wo Vieles ohne Zweifel nur hineingetragen ist, was im Hauptgedicht nicht Platz finden konnte. Nur einzelne Stücke dieses Gedichtes sind durch eine französische Uebersetzung bekannt.

Die andere große Reihe der heiligen Schriften der Inder bilden die Puranen, deren Name alle Sagen bezeichnet. Sie drehen sich alle, oder doch die meisten, um folgende Gegenstände: die Erschaffung, Vernichtung und Erneuerung der Welt, die Genealogie der Götter und Heiden, eine fabelhafte Zeitrechnung und Mythen von den Thaten der Götter und Heroen. Es giebt 18 Puranen, die alle Vjâsa zugeschrieben werden, obgleich sie nach bemwas man von den wenigen Bruchstücken schließen kann, die bisher bekannt gemacht worden sind, aus ganz verschiedenen Zeiten stammen. Sie sollen in Allem 400,000 Doppelverse ausmachen. An sie schließen sich 18 Upapuranen von geringer Heiligkeit, Alter und Werth eng an.

So haben wir das Wichtigste von den literarischen Schätzen der Altindischen Mythologie genannt. Derselbe Cyklus faßt zugleich, wie vorher erinnert, das wenige Historische in sich, was diese in anderer Rücksicht so außerordentlich reiche Literatur darbietet. Auch die Geographie liegt so gut wie ganz unangebaut bei den Indiern, und unser einzige Kenntniß von Indiens alter Geographie und von den Vorstellungen der Einwohner über andere Länder müssen wir aus den sagenhistorischen Werken sammeln, wo solches gelegentlich vorkommt.

Gesetzkenntnis.

Desto mehr war dagegen die Gesetzkunde bei ihnen gepflegt, und W. Ward zählt in seiner Uebersicht über die Indische Literatur ungefähr 200 zum Theil bedeutende juristische Werke auf, die noch existiren. Das wichtigste unter denselben ist die Gesetzsammlung Manu's. Derselbe hat allein auf die Veda's gebaut und soll nirgends von ihren Vorschriften abweichen. Man erzählt selbst, daß er ein Enkel von Brahma und Schöpfer aller Dinge war; und nach dieser Tradition ist es, daß die Menschen im Sanskrit Manusjas oder Manuschas heißen. Sein Werk, welches gewöhnlich Smriti (s. v. Ueberlieferung, Tradition) genannt wird, besteht aus 12 Büchern und beginnt mit einer kurzen Uebersicht der Kosmogonie, worauf die Verhältnisse des privaten und öffentlichen Lebens nebst Verbrechen und Strafen abgehandelt sind. Es schließt mit einer Lehre über die Seelenwanderung und die Seligkeit. Die ganze Gesetzsammlung trägt offenbar die Spur an sich, von einer herrschenden Priesterschaft aufgezeichnet zu seyn, und sie ist fast das Ideal einer hierokratischen Verfassung, in welcher herrschsüchtige Priester die Nation unterdrücken. Der Brahmine kann fast dieselbe Ehrenbezeugung fordern wie die Götter, und Beleidigungen gegen ihn werden zu den größten Verbrechen gerechnet, ja die ganze Welt wird als ein Eigenthum der Brahminen angesehen, und die anderen Wesen leben nur von ihrer Gnade. Gleichheit vor dem Gesetz ist natürlich unter solchen Verhältnissen undenkbar, und wo die vierte Kaste auch grausamste betraft wird, da leistet der Brahmine eine nur unbedeutende Geldbuße. Das Alter dieser Gesetzsammlung läßt sich schwerlich bestimmen. Die Sprachform verräth einen frühen Ursprung, und von den Eingeborenen wird sie für das älteste Werk nächst den Vedas und dem Ramajana ausgegeben. In den mythologischen Grundlagen soll das Werk zum großen Theil mit den Vedas übereinstimmen; sie sind zwar theils monotheistisch und keinesfalls so polytheistisch, als wir sie im Ramajana und in anderen sagengeschichtlichen Büchern finden. Die abtheilliche spätere Sitte, die Leiber mit der Leiche des Mannes zu verbrennen, ist darin ganz unbekannt; vielmehr wird es dem Sohne zur Pflicht gemacht, nach des Vaters Tode für die Mutter zu sorgen. Indeß enthält das Werk offenbar Spuren einer vorerwähnten Reduction; denn man findet zuweilen widersprechende Vorschriften, und neben vielen Gesetzen, die nur für die einfachen Sitten eines kindlichen Volkes passen, giebt es solche, die eine ausgebildete Staats-Regierung voraussetzen. Eine solche neuere Umarbeitung wird auch durch die Tradition bestätigt. Manu soll nämlich sein Buch in 100,000 Doppelversen abgefaßt haben; später aber soll ein Schüler von ihm, mit Namen Sumati, das Werk zum Gebrauch für das Menschengeschlecht in 4000 Doppelversen zusammengedrängt haben, und letztere Redaction dieser Gesetzsammlung ist es vielleicht, die unter dem Namen der alten vorkommt. Jedenfalls existirt auch diese nicht mehr bis auf einzelne Stellen, welche in verzerrten Abfassung angeführt werden, die wir jetzt in 2700 Doppelversen besitzen, und die sich ausdrücklich dafür ausgiebt, ihren Ursprung zu verdanken. Unter den Kommentatoren dieses Werkes muß man Kullukabhatta erwähnen, dessen Kürze und Klarheit, Gründlichkeit und Tiefsinn, Vollständigkeit und Anspruchslosigkeit W. Jones Veranlassung gegeben haben, ihn den größten Kommentator zu nennen, den irgend eine ältere oder neuere Europäische oder Asiatische Literatur besitzt.

(Schluß folgt.)

Italien.

Reisebriefe eines Glücklichen.

(Schluß.)

Die Gallerieen von Lucca und Florenz. — Bologna und der lebendig begrabene Rossini.

Diese köstliche Gallerie steht jetzt ganz zum Verkaufe. Das Opfer soll vollständig seyn und kein einziges Gemälde zurückbehalten werden. Ihr Besitzer hat ihnen allen Liebwohl gesagt, mit trockenem Auge, aber blutendem Herzen. Nur patriam fugimus; — wir verlassen, sagen die Meisterwerke, den heimischen Boden, die klassische Luft, den blauen Himmel, die warme Sonne, die Italiänischen Lebenschalt; wir verlassen die Wälder, die Wiesen, die Bäche und die vergoldeten Wölbungen, die fürstlichen Mauern, wir gehen, Gott weiß in welche Verbannung und wandern in die Wohnung eines Bürgers.

Die Gallerie des Herzoglichen Schlosses in Lucca ist so berühmt, als daß wir nöthig hätten, ihre Geschichte zu schreiben. Sie war eine der kostbarsten Trümmer des ephemeren Königreichs Etrurien. Wenn man sich den Erinnerungen an diese Gallerie überläßt, so stehen obenan einer der schönsten Perugino's, ein Gherardo delle Notti, von dem Künstler für den Prinzen Justiniani gemalt. Ferner „le Massacre des Innocens“ von Nicolas Poussin. Es war dies eine der schönsten Perlen der Gallerie Lucian Bonaparte's, der in die Zuffapfen seines Onkels, des Kardinals Fesch, zu treten versprach. Sodann bildeten mehrere Gemälde von Dominichino, von Zerbrino Barocchi, von Simone da Pesaro, die Samaritanerin von Guercino, ein Schutzheiliger von Lucca, ein Ecce-Bartolomeo, eine Geburt Christi von Mazzolino aus Ferrara, ein Herkules von Alessandro Allori, eine heilige Familie von Rubens, ein heiliger Franziskus von Cigoli, der Raub des Hylas von Zurini und andere Gemälde aus der Holländischen, Deutschen und Venetianischen Schule den Hauptstock der Sammlung. Jedes Gemälde hatte seine authentische Geschichte. Die einen waren den Mönchen historischen Personen aufgetragen und die Kontrakte aufbewahrt worden. Andere kamen direkt aus Rom, Siena, Livorno, Bologna, Genua, Spanien, Flandern. Die Gallerie Giustiniani, die des Marquis Soccella und des Grafen Ghidzanni hatten Einiges beigesteuert; eben so die Gallerieen Cilardella, Eierhazy, Sarti, die Joseph Bonaparte's und die Gallerie Borsch, ohne die doch Borghese zu vergessen. Nach den Klöstern und Kirchen war Manches entnommen worden. Die verehrte Erinnerung des Nonnenklosters von San-Giovanetto und der Kirche San-Frediano knüpft sich an zwei Gemälde von Annibale Caraccio und Francia, wie auch der Name der Königin von Etrurien mit mehreren Stücken der von ihr begonnenen Sammlung verbunden ist. Die modernen Monarchien haben doch in That ein kurzes Schicksal. Die Throne der Könige dauern nicht einmal so lange wie die Gallerieen, die sie anlegen.

Zum Schlusse haben wir uns das ausgezeichnetste Stück dieser Sammlung, wenn wir das Bild von Raphael ausnehmen, aufbewahrt. Dieses bewundernswerthe Gemälde ist der Christus von Francesco Francia. Dies ist ein Künstler aus der schönsten Blüthezeit der Kunst. Geist, Genie, Treue gegen seine Beschützer, Ausdauer, Ehre und Vermögen, Ruhm und Berühmtheit, nichts fehlte ihm. Er war zu Bologna geboren, inmitten der Theologie und Philosophie, die in dieser gelehrten Stadt ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Zuerst war er ein großer Goldschmidt zur Zeit der großen Goldarbeiter, dann ein berühmter Medaillen-Graveur. Aber auch einige Gemälde, unter

Digitized by Google

benen dieser Christus, können mit den herrlichsten Schöpfungen Raphael's verglichen werden. Als Francesco das Gemälde vollendet hatte, das sich in Lucca befindet, diese heilige Anna, diese heilige Jungfrau, diesen vollen Christus, Natsche ganz Italien Beifall und erhob ein Triumphgeschrei. Zu dieser Zeit war Raphael in Rom, auf der Spitze seines Ruhms. Er schrieb an den Meister von Bologna einen Brief voll des Lobes, und als er seine heilige Cäcilie, die sich in Bologna befindet, vollendet hatte, bat er den Meister Francia, dieses Bild in ein günstiges Licht zu stellen. „Ich wenn Ihr etwas daran zu bessern findet, so thut es, Meister", schrieb ihm Raphael. Francesco stellte es am Grabmale der heiligen Elena bei Ostia auf, acht Tage nachher starb er.

Herr Thiers, welcher, wenn er sich darauf einläßt, einer der größten Kunst-Enthusiasten ist, fragte mich eines Abends, als ich ihm die Geschichte dieser Gemälde erzählte, was aus denselben geworden seyn? „Mein Gott", sagte ich zu ihm, „mit allem Ihrem Geiste, würdem Sie schwerlich rathen, an welchem traurigen Orte die Meisterwerke Raphael's und Francia's jetzt weilen. Denken Sie nur, Raphael und Francesco schmachten auf der Douane; dort liegen sie unter Seidenballen, Zucker, Flanell, Seife und Zwirgo." — Herr Thiers wurde durch meine Worte außerordentlich bewegt. „Sollte eine französische Douane den Francesco und Raphael zurückhalten?" — „Die Douane von Paris, Herr Minister; sie hat den großen Francesco und die göttliche Jungfrau angehalten, sie hat sie nach ihrem Passe gefragt, als ob diese Wänder der Schönheit nicht freien Durchgang durch Frankreich haben müßten." — Der Minister stand auf und sorderte seinen Hut. Es war ein Uhr Nachts. — „Wohin wollen Sie um diese Stunde?" fragte ich ihn. — „Nach der Douane", anwortete er; „ich will den Francesco und Raphael befreien." — In der That wurden die beiden Meister am folgenden Tage in Freiheit gesetzt.

Von Lucca nach Pisa ist nur ein Sprung, gerade groß genug, um diesem köstlichen Erdwinkel Lebewohl zu sagen und um sich auf das Campo Santo, den Dom und den Hängenden Thurm vorzubereiten. Die Stadt hat sich zurückgezogen, um diesen drei dort hingeworfenen Ihren Platz zu lassen. Giebt es etwas Poetischeres als diesen Thurm, der seit Jahrhunderten mit dem Einsturze droht, als diese Kirche im Byzantinischen Styl, als diesen weißen Kirchhof? Aber die Stadt hat sich mit einem anderen Leichendenkmale bereichert. Doch wo wollen Sie verscheren? Sie sind dort am Arno das alte Schloß? Die Thüren und Fenster sind geschlossen. Schweigen umgiebt die Mauern; die kleine Kirche der heiligen Dornenkrone, dies kleine Meisterwerk des großen Nicolaus von Pisa, scheint verzweiflungsvoll auf den düsteren Palast hinzublicken. Wer du auch bist, Reisender, entblöße dein Haupt, denn dort ist die schöne und junge Prinzessin Maria von Lothringen, diese große Künstlerin, hingewelkt, die Stadt Pisa, welche nur selten weint, — sie hat ja schon so viel geweint, — hat diese erlauchte Fremde beweint.

Hören Sie, sehen Sie dort etwas Singendes, Schimmerndes? das ist Florenz. Endlich sehe ich es also wieder! Ich erkenne es an den eleganten Wagen, an der natürlichen Anmuth, an seiner sächsischen Geschäftsmäßigkeit. Ja, ich bin es, ich bin's, die Stadt der ewigen Feste! Es ist die neutrale Stadt, wo alle umherschweifende Gestalt Europa's sich lagern. Florenz ist ein Allen geöffnetes Museum. Hier ist Jeder zu Hause, hier ist nichts Drückendes, Störendes. Ja, noch immer fließt der Arno in seinen Ufern, noch immer begeistern Euch der Michel Angelo und der Benvenuto. Nein, nichts ist geändert an dem alten Palaste und an dem Palaste Pitti. Breiten wir uns langsam, denn wir finden unsere Verwunderung, unsere Enthusiasmus und unser Glück von vor zwei Jahren wieder. Und daß ist mir Florenz heiterer und schöner erschienen. In der That, der Michel Angelo ist nicht großartiger gewesen, der Titian nie glänzender, das junge Weib des Andrea del Sarto mir nie reizender erschienen. Und Du, keusche Venus, prangst noch immer in ewiger Schönheit. Auch der Apollo steht noch an dem Fuße seiner Statuenhalle, und die Piazza della Sedia und Leo X. sind noch immer die herrlichsten Repräsentanten des Genies Raphaels. Salvator Rosa trotzt an seinem gewöhnlichen Platze, und die drei Parzen spinnen noch immer ihre Schicksalsfäden. Ehre dem Ruhm dieser Stadt! Sie ist unverändert, unbeweglich! Sie hat den Revolutionen der Vergangenheit einen so reichlichen Tribut abgetragen, daß vor allen Revolutionen der Zukunft gesichert ist. Es lebe das Florenz Dante's, das Florenz Ariosto's, das Florenz Michel Angelo's, das Florenz Raphael's! Nicht mehr das Florenz der Welfen und Gibellinen. Florenz lebt nur noch von der Kunst und der Poesie.

Nur schwer trennte ich mich nach vier- oder fünftägigem Aufenthalt von Florenz; ich verließ es mit seinen Freuden und Festen. Den Ausgang aus Florenz ist düster und traurig. Jene Augenblick giebt man sehnsuchtsvoll auf die Stadt zurück. Lebewohl! ruft man ihr leise zu, lebet wohl! den Italiänischen Freunden, den jungen Frauen, den Museen jedes Daufes, die Tag und Nacht geöffnet sind. Niemand reist rascher als der Traurige. Für ihn ist auf dem Wege nichts zu sehen; nichts zieht ihn an; er stürzt den Pferden, daß sie so langsam gehen. An Semifelice, an Bologna, an Ferrara, an Padua und die Stadt erschien uns unfreundlich, die Denkmäler kleinlich. Unsere erste Frage galt Rossini, der sich und seine schlechte Laune in Bologna begraben hat. Merkwürdiges Grad! auf welchem man mit scharfen Augen die Inschrift lesen konnte: „Robert der Teufel von Meyerbeer." Rossini hat sich in seiner Einöde ganz verloren. Vergeblich sucht man ihn in Bologna. Wenn man nach ihm fragt, so ist es, als ob man nach einem längst Verstorbenen fragte. Rossini ist so reich, daß er bequem drei oder vier Italiänische Fürstenthümer kaufen könnte, aber er hat sein Haus in Bologna aus Sparsamkeit verkauft und sich in demselben nur ein bescheidenes Plätzchen unter dem Dache vorbehalten. Dort liegt er ab, wenn er nach der Stadt kömmt, um selbst Fische und Gemüse einzukaufen. Und kein Kremer kennt seinen Namen! Ja, ganz Frankreich könnte einen fremdlichen Brief an ihn schicken und ihn um eine Todtenmesse für Napoleon ersuchen, ohne daß Rossini antworten würde. Wir, die wir ihn in der Zeit seines Ruhmes gekannt haben, hüten uns wohl, ihm in seiner freiwilligen Erniedrigung zu begegnen. Man hätte ihn uns auf einer Seite der Straße zeigen können, und wir wären auf die andere getreten.

J. Janin.

England.

Englische und Französische Volksfeste.

IV. Dorfjahrmärkte.

Die Vergnügungen eines Dorfjahrmarkts in England (den zu Greenwich ausgenommen) bestehen in zwei oder drei Buden mit Pfeffernüssen, zwei oder drei Drehorgeln oder blinden Spielleuten, einigen gemeinsamen Spielen, wie das Kegelschieben, einigen Lächerlein für elslustige Gäste und, wenn es doch kommt, einem Tanze oder Bären, der den Kindern zu lachen macht. Um einem französischen Dorfjahrmarkt beizuwohnen, begeben wir uns nach Louveciennes, bei Marly, zwischen Versailles und St. Germain. Es ist Donnerstag. Dies ist ungewöhnlich; der stehende Tag für Feste in Frankreich ist der Sonntag, nicht als ob die Kirche dies vorschriebe, die Römisch-katholische ist eben sowohl als die protestantische geneigt, hier für eine Verlegung des Sonntags zu stimmen, wenn der Einzelne will, daß ihm der Sonntag nicht sein heiliger Tag, sondern auch ein Tag des Heiles, der Freude sey, darum verlangt er alles Ergötzliche, Außergewöhnliche auf ihn. Die Theater sind am Sonntag am meisten voll, die Dampfboote der Seine stehen an den übrigen Tagen fast leer; der König hält am Sonntag die Revue über die Nationalgarden ab; die Feste, welche an den Tagen bei heiligen Philipp oder Ludwig abzuhalten sind, werden auf die folgenden Sonntage verlegt, und nöthigen Verdrießnisse, ein Fest an einem Wochentage zu begehen, so wird den Sonntag darauf eine Nachfeier veranstaltet.

Louveciennes liegt malerisch von Mäbern umschlossen. Die Häuser sind hübsch nieblich und sauber, die Bäume üppig grün, die Weingärten stehen in reicher Blüthe. Fern am Horizont taucht Paris empor, doch das Fest hat nichts Städtisches an sich, es ist rein ländlicher Natur.

„Stück für Stück sündundzwanzig Sous!" ruft eine Händlerin die Vorübergehenden mit kreischender Stimme an; ihre Bude enthält Messer, Bürsten, Gläser und hundert andere kleine Waaren, die sie herzuzählen nimmer müde wird.

„Kretet her, schöne Damen, eile Herren!" schallt es aus einer zweiten Bude „verkauft Euer Glück in meiner Lotterie, kommet, kommet, drei Sous der Satz. Wer gewinnt, erhält das Zwanzigfache des Einsatzes, seht, eine dieser niedlichen Waaren erhält er, wie reich sie glänzen! und wer Nr. 90 zieht, kauft sich das in dieser Bude ausstehende Kommt denn keiner heli mir, ich Arme! wovon soll ich die Heimreise bezahlen?" Mehrere der Vorübergehenden nehmen Loose; sobald der Einsatz im Ganzen zwei bis drei Franken beträgt und die Eigenthümerin der Bude sieht, daß der mögliche Verlust ihren Gewinn nicht übersteigen kann, zieht sie eine Nummer und ruft laut: „Nr. 47, wer ist die glückliche Person in dieser ehrenwerthen Gesellschaft, welche diese Nummer hat?" Alles blickt begierig auf seine Loose, eine Stimme erschallt: „Ich habe sie!" — „So haben Sie ein gemaltes Trinkglas gewonnen, ein schönes gemaltes Trinkglas." Und indem sie dem glücklichen Gewinner dasselbe übergiebt, fängt sie von neuem an:

„Nun, meine Herren und Damen, ein neues Spiel! Ich Unglückliche! Hunger thut weh, den ganzen Tag hab' ich nichts gegessen!" Neue Spieler versuchen ihr Glück, und diesmal ist die gezogene Nummer vielleicht nicht verkauft und der Gewinn bleibt der Eigenthümerin. „Diesmal hab' ich gewonnen", ruft sie; „selten, daß ich gewinne, ich Arme, Unglückliche. Doch zum Beweis, wie wenig selbstsüchtig ich bin, will ich nach nächste Spiel, wenn ich wieder gewinne, umsonst spielen." Hierdurch angefeuert, strömen die Spiellustigen zahlreich herbei, alle Loose werden verkauft, und sie kann somit nicht gewinnen.

„Lieben Sie goldene Geschmeide, süße Damen, in neuester Form!" ruft von einer anderen Seite eine lange, hagere Frau mit schrillendem Tone; „schöne Ohrringe, rothe Diamantringe, Korallen-Halsbänder, mit Perlarbeiten direkt aus London, Nummer sechzehn! Loos nur zum Spaß!" — Die ganze Bude besteht aus einem Kasten, der auf einen Feldstuhl gestellt ist, und die Besitzerin steht davor. Auf gleiche Weise wird Pfefferkuchen verkauft und Anderes verkauft. Nun folgen die eigentlichen Vergnügungen.

Hier stehen vier Säcke, alte Mehlsäcke, die man nicht anrühren kann, ohne sich zu verstecken. Daneben steht der Feldwächter. Der Feldwächter ist ein Mann von Bedeutung. Er muß die Kinder abhalten, die Obstgärten zu plündern oder sich auf den Heuschrecken zu tummeln, er muß die Krähen von den Saatfeldern und dem Federvieh der Bauern scheuchen; bei Festen alle Trunkenen entfernen, welche sich selbst zu entfernen keine Lust haben, und heute vier freie Burschen in die Säcke stecken und die Oeffnungen zubinden, damit sie so von einem Ende des Plans sich zum anderen fortbewegen. Sobald die Operation des Sackes zu Ende ist, ruft er Marsch, und die Vier versuchen zu marschieren. Einer hüpft und fällt so der Weg zurücklegen. Ein Anderer geht fehr langsam, Zoll für Zoll; er fällt zuerst. Ein Dritter denkt durch eine Reihe von Purzelbäumen

Digitized by Google

ans Ziel zu kommen, dieser Plan mißlingt ganz. Der Bierte meint in einem Sack oben so gut gehen zu können, wie außerhalb desselben; er schreitet fort, doch es währt nicht lange, so liegt auch er am Boden, und Drei von den Vieren kugeln sich. Das Volk bricht in lautes Lachen aus; der Hüpfende setzt seinen Weg fort und kommt ans Ziel, doch nun gilt es, denselben Weg zurück zu machen. Die Andern wälzen sich so lange, bis sie auf die Knie kommen und so sich wieder aufzurichten vermögen, dann hüpfen auch sie. Nach langer Anstrengung hat Einer den Weg vollbracht; das Volk jauchzt ihm zu, und zwanzig Franken gehören dem Sieger.

Unser würdiger Zeldwächter führt uns hierauf zu einer anderen Scene des ländlichen Festes, zu dem Eimerspiel. Ein hölzerner Eimer ist etwa zwölf Fuß hoch vom Boden an einem Baumstamm befestigt und mit Wasser angefüllt. Er ist so angebracht, daß er, wenn man ihn mit einem Seile aus einiger Entfernung berührt, seinen Inhalt auf den ausschlittet, der unter ihm vorbeigeht. In einem Karren, der von einem Pferde gezogen wird, sitzt derjenige, welcher das Seil ziehen und zugleich dem Wasser entfliehen will. Selten gelingt der Versuch; Viele tragen für ihren Vorwitz nichts als gänzliche Durchnäßung davon, bis Einer den Preis gewinnt, welcher fünf Franken beträgt.

Dann folgt das Blindekuhspiel, und hierauf wird das Volk zur Betrachtung der „Merkwürdigkeiten und Wunderwerke“ eingeladen. „Wir haben die Ehre, einem hochgeehrenden Publikum eine Riesin zeigen zu können, stehen gutl Alle Könige und Kaiser Europa's haben dies Wunder der Natur angestaunt und Gouvernöre dabei gespeiset. Dazu ist sie eine vollendete Schönheit, hat reiche, wallende Locken, eine herrliche weißblendende Haut und einen Fuß, so klein wie eine Chinesin.“ Die Liebhaber fleischiger Damen frohlocken jährlich herbei; der Eintrittspreis beträgt nur zwei Sous, und Fräulein Virginie, die Riesin, „ihres Schuhgebers Kalb.“

„Trottel ein, tretet ein“, schnarrt ein zweiter Bursan, „und bewundert die Werke des berühmten Scroconi, dessen Kraft so groß ist, daß er, ein zweiter Atlas, die Welt auf seinen Schultern tragen kann. Er will das unerhörte Kunststück ausführen, auf einmal zwei Männer auf den Armen, zwei auf den Schultern und zwei auf den Füßen zu tragen und dabei zu tanzen.“ Man geht ein, bezahlt und findet sich natürlich sehr getäuscht. Der Künstler gebärdet sich, seinen Unwillen laut werden zu lassen, auch dergleichen Täuschungen gehören zu den Freuden des Tages.

„Schauet hierher! Die Schlacht von Austerlitz!“ ruft der Eigenthümer eines Guckkastens. „Rechts auf seinem weißen Lieblingsroße der Kaiser; die Erde zittert vor ihm! Sehet sein durchdringendes Auge. Jagt die Oesterreicher, daß sie rennen! Ihre Kraft, Frankreichs Kraft und Frankreichs Begeisterung widerstehen!“ So geht es eine halbe Stunde fort. Die Oesterreicher, Preußen, Engländer, Russen, alle Völker, welche da waren und nicht da waren, werden hinter einander schmachvoll vertrieben, und der stete Refrain ist: „Die Franzosen bleiben unbezwinglich!“ Wollte ein Engländer hierbei zu lachen anfangen, dem würde das Fest zu Louveciennes sehr bald kein Fest mehr sein.

Hierauf folgen Seiltänzer, die wundervoll; ausgelassste Klapperschlangen, die widerlich sind; Affen, welche Karten spielen; Hunde, welche wahrsagen; Katzen und Kaninchen, welche Schottische Tänze aufführen; Schlangen, wie sie eben Vogel verschlingen; ausgehopfte Löwen mit wilderem Aussehen als die lebendigen; ein Kinderkopf in Spiritus mit vier Augen, zwei Nasen und vier Mundöffnungen, im nördlichen Afrika soll man ihn gefunden haben; kriegerische Enten, welche Pistolen abfeuern, und hundert andere staunenswerthe Merkwürdigkeiten.

Doch man glaube nicht, daß man bei allem diesem den Tanz vergißt. Geräumig steht eine Bude, an deren mächtigem Schilde man die Aufschrift „Parisier Ball“ liest; hier ist für Personen des ersten Ranges bestimmt, der hohe Eintrittspreis schließt alle übrigen aus, er beträgt fünf Sgr. Daneben ragt eine zweite mit mäßigerem Preise; hier zahlt man drei Sgr. Den ganzen Nachmittag bereits hat man getanzt, doch wie die Glocke sieben schlägt, da beginnt die eigentliche Lust erst; der Maire und seine Frau gehen zum Ball von Paris ein; die Musik in beiden Buden ist ausgezeichnet, und die Tänzer fliegen, als ob es dem Tode zu entrinnen gälte. Pugmachercinen kommen hier mit ihren öffentlichen und geheimen Verehrern zusammen; es scheint, der Arzt hat ihnen möglichst heftige Bewegung angerathen, wie könnten sie sonst so rasen! Und manches Handwerkers Kleid, deren Gewalt in Sorgen dahein sitzt und arbeitet, weiß sich mit ihrem schönen Nachbar gar lieblich zu ergötzen. Die Schaubuden stehen jetzt verlassen, auf die Lotterieliche zahlet Niemand; mit tausend Lampen werden die Bäume verziert, und das Licht strahlt von tausend glücklichen Gesichtern glänzender wieder. Stunde auf Stunde verrauscht; Tanz auf Tanz wird begonnen und beschlossen; die Mitternacht kommt heran, ehe der Zelzwächter das Dorf in Ruhe läßt. Unglücklicher Mann! er muß am folgenden Morgen so früh wie immer aufstehen, um nach den Kindern und Krähen zu sehen, daß sie keinen Schaden machen; sonst verliert er sein Amt, welches ihm jährlich — 100 Thlr. bringt. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— **Die Wiedergeburt des Orients.** Den Einfluß des Orients auf den Occident behandelt ein in der Revue des deux Mondes vom 1. Oktober abgedruckter Artikel des Herrn Edgar Quinet unter der Ueberschrift: De la Renaissance Orientale. Nicht, wie wir gewöhnlich annehmen, der Gedanke Europa's ist es, der den Orient beherrscht und allmälig immer mehr europäisirten wird, sondern jetzt wie von Anbeginn alles Mythos und aller historisch über lieferten Bildung haben wir unter dem Einflusse des Orients uns befunden, und der Orient wird es auch seyn, der, nach Herrn Quinet, die Lösung aller der großen Räthsel hergeben wird, die das heutige wissenschaftliche, politische und sociale Europa in Bewegung setzen. Unserem Vaterlande, Deutschland, bindiziert Herr Quinet die Ehre, das Organ dieses geistigen Orients zu übertragen; dasjenige Land zu seyn, welches Asien in Europa vervollständige, — natürlich nicht in dem Sinne, in welchem etwa China für Asien gesetzt werden kann, sondern in dem höheren, in welchem die heilige Schrift auf Asien, als auf den Beitheil der göttlichen Offenbarung hinweist. Herder und Goethe sind ihm die neueren Propheten Deutschlands, die im Orient wurzeln; aber nicht minder als in der Poesie mache auch in der Deutschen Philosophie der Einfluß des Orients sich geltend, der bald wieder die ganze Welt beherrschen werde. Wir denken nächstens ausführlicher auf diesen interessanten Artikel zurück zu kommen, der für Deutsche ein besonderes Interesse habenden Artikel zurückzukommen. Vorläufig ersehen wir daraus, daß Herr Quinet, der Deutschland auf der politischen Landkarte so viel als möglich einengen möchte, uns auf idealem Gebiete für den Rheinstrom, den er uns vor Streit macht, durch eine unmittelbarste Herrschaft entschädigen will. Es ist wirklich nicht zu verlohren, daß wir seine Freunde in der neuesten Zeit eine Ahnung davon verkommen haben, daß wir bei dem Besitze „sie sollen ihn nicht haben“, für alle Zeiten wohl verbleiben werde.

— Englische Journalistik in Ostindien. Unter den vielen Büchern und periodischen Schriften, die jährlich von England oder Englischen Besitzungen ausgehen, um Licht über die Zustände des Morgenlandes zu verbreiten, darf man als eine der nützlichsten Erscheinungen das „Journal of the Asiatic Society of Bengal“ begrüßen. Dieses Journal erscheint in Kalkutta und hat seinen äußeren Lebenszuschnitt nun ein Jahrzehend ziemlich gleichförmig eingehalten. Es ist nicht von Spec. Sterl. und Shilling die Rede, sondern von Rs. (d. h. Rupie; der Rupi ist eine Silbermünze, deren Werth nicht aber ganz Indien gleich ist, jedoch nur zwischen 18 bis 20 Sgr. unseres Geldes schwankt) und Pagoda's (einer Goldmünze von 2 Thlr. 20 Sgr. Werth); den Subskribenten werden die Exemplare zu Zeitschrift per Bk. geschickt (Bk. oder Dawk ist die Briefe- und Personen-Post, welche nicht von Pferden, sondern von Menschen getragen wird). — Nach diesem Aeußeren sollte man glauben, das Journal wäre etwa für die Unterhaltung der Nabobs berechnet, die bei ihrer Entwandtheit von Regierungssorgen in ihrer langen Weile verpfändert werden sollen, an den verblichenen Glanz ihrer ehemaligen Herrlichkeit zu denken, oder es hätte zum Zweck, den Europäischen Beamten in Indien die Zeit zu kürzen. Nur Beides ist Europäischen Neuigkeiten zu versehen. Doch nichts von diesen Dingen ist darin zu finden. Das Journal beschränkt sich auf den Kreis der reinen Wissenschaftlichkeit, wobei die Länder- und Völkerkunde Indiens vorzugsweise berücksichtigt wird, jedoch die angrenzenden Länder nicht ausgeschlossen sind. In Europa, selbst in England, ist sich Deutschland namentlich seiner, wenigstens der Anlage nach, kommen die wenigen nach Europa gelangenden Exemplare gewöhnlich sehr spät an. Jedoch scheint sie für den Gelehrten, der sich mit Indien speziell beschäftigt, ein höchst ergiebige Hülfsmittel. Durch mehrere der neuesten Nummern geht eine Abhandlung unseres Landsmannes Lassen in Bonn. Es bleibt immer eine höhere Genugthuung für den Deutschen, zu wissen, daß die Früchte Deutschen Fleißes am Fuße des Hymalaja willkommen sind.

— Die autographische Handschrift des Ibn Challican. Das biographische Wörterbuch des Ibn Challican wurde seit lange als sehr wichtig für die Literaturgeschichte der Araber angesehen. Nachdem einzelne Lebensbeschreibungen von verschiedenen Gelehrten dann und wann bekannt gemacht worden, nachdem ein Niederländischer Gelehrter in diesem Jahrhunderte es schon für nöthig hielt, die Liste der Namen sämmtlicher von Ibn Challican behandelten Gelehrten als besonderes Buch herausgeben zu lassen, haben in den letzten sechs Jahren zwei ausgezeichnete Orientalisten sich an die Herausgabe des Ganzen gemacht. Wüstenfeld in Göttingen und Mac Guercin de Slane in Paris haben sich zu gleicher Zeit dieser Mühe unterzogen. Aber ein ganz neues Interesse gewann die Beschäftigung der Orientalisten mit diesem Werke durch einen Fund, welchen von dem Kustos des British Museum, Herrn Cureton, gemacht worden ist. Dieser erzählt in dem neuesten Hefte des „Journal of the Royal Asiatic Society“ wie er zu der merkwürdigen Handschrift gekommen ist, und beschreibt sie ausführlich. Der berühmte Professor Carlyle in Cambridge kaufte sie im Orient. Nach seinem Tode kam sie in die Hände eines noch lebenden Professors der morgenländischen Sprachen, der sie an einen Antiquar verkaufte, und von Letzterem kaufte sie Cureton. Die Professoren scheinen ihren Schatz nicht gekannt zu haben, der Buchhändler gewiß nicht, wie würden sonst die Einkünfte eines Kustos den Preis haben erschwingen können? Aber dieser Letztere hat ihn erkannt und bewiß es erschöpfend. Obgleich aber dieses Autographon, wie Cureton bemerkt, vielleicht das älteste von Arabischen Autographis in Europa ist, so würde der Fund dennoch nicht so wichtig seyn, wäre die Handschrift (die leider nur nicht komplet ist) nicht mit Korrigirungen und Emendationen überfährt, die der Verfasser in einem Zeitraume von 20 Jahren nach und nach seinem Werke beigefügt hat.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Mittwoch den 13. Oktober 1841.

England.

Malerei und Gemäldehändler in England. *)

Daß man uns zwingt, zwei Worte wie diese zusammenzusüllen! Einst hieß es, Malerei und Poesie seyen Geschwister; der Himmel selbst schien sie vereint zu haben, und kein Mensch dachte daran, sie zu scheiden. Welch' eine Umwandlung! Heute sagt man: Malerei und Gemäldehändler. Das Unglück führt uns seltsame Gefährten zu, heißt das Sprüchwort; doch Glück und Reichthum geben uns deren noch seltsamere. Wenn einst ein wahrer Kenner des Erhabenen in der Kunst ein schönes Gemälde besaß, man würde ihn eben so leicht bewogen haben, seine Seele als das Kunstwerk für theures Geld loszuschlagen; heutzutage sind die wahren Kenner eben nur die, welche sich in Besitz des Kunstwerks setzen, um durch den Handel mit demselben zu gewinnen, die Gemäldehändler. Mit einem Worte, früher waren Kenner und Liebhaber eine und dieselbe Person; jetzt sind sie getrennt, und zwar unterscheiden sie sich dadurch, daß der Kenner nur danach fragt, wie viel ihm ein Bild einbringt, der Liebhaber nur, was es ihm kostet.

Alles dies ist sehr natürlich, und wir denken die Gründe davon später auseinanderzusetzen. Zunächst gestatte man uns, einen Augenblick der holden Betrachtung nachzuhängen, die in uns aufsteigt, wenn wir dies Doppelgestirn, Malerei und Gemäldehändler, nur mit poetisch satirischem Blicke anschauen. Die Malerei auf der einen Seite Hand in Hand mit der Poesie, der Gemäldehandel auf der anderen Seite Hand in Hand mit dem gewöhnlichen kaufmännischen Merkur und Hermes. Doch was vereint unsere Zeit nicht Alles! Ein König rief bei einer gewissen Gelegenheit: „Wir geruhen, den Königlichen Wunsch zu haben, trunken zu seyn", und es währte nicht lange, so war er es. So geruht unsere Zeit jetzt, sich nicht um das Poetische, Philosophische, Kritische, Phantastereiche und Phantastische bei den Gemälden kümmern zu wollen, sondern um das kaufmännisch Erfreuliche; daher diese Vereinigung, und wir beobachtigen, unseren Lesern eine einfache, ziemlich trockene Darstellung dessen zu geben, wodurch sie entstanden ist und wohin sie geführt hat.

Der Reichthum und die Bildung sind in den letzten Jahren so rasch gestiegen und haben sich so allgemein verbreitet, daß der Kunstgeschmack zu einer Wissenschaft geworden ist, welche Talent und Fleiß verlangt, und so geschieht es sehr leicht, daß der Millionair von dem Gelehrten, der seine Mühe weniger gespart hat, übertroffen wird. Wie daher durch den Fortschritt der Wissenschaft Barbier und Chirurg zweierlei geworden ist, so haben durch den Fortschritt des Geschmacks und des Reichthums Liebhaber und Kunstkenner aufgehört, dasselbe zu seyn.

Beim Beginn dieses Jahrhunderts gab es zwei oder drei Personen in London, von denen es öffentlich bekannt war, daß sie mit Kunstwerken Handel trieben; sie hatten nur ein geringes Kapital in ihrem Geschäft, und der Kreis ihrer Speculationen war sehr eng. Jetzt muß sich ihre Anzahl auf einige Hundert belaufen, und Manche von ihnen besitzen ein Betriebs-Kapital von zehn- bis zwanzigtausend Pfund. Woodburn, Norton, Smith, Woodin, Emerson nennen sich Kunsthändler, und der Glanz, der in ihren Behausungen herrscht, kann mit der höchsten Pracht, von der die Häuser des ersten Ranges erfüllt sind, wetteifern. Es ist unmöglich, wenn man nicht eine Gelegenheit gefunden hat, in das Reich dieser Personen selbst einzudringen, sich einen Begriff zu machen von den Schätzen, die sie zusammenbrängen; die herrlichen Gemälde, der feinste Marmor, die ausgesuchtesten Bronze-Statuen, die seltensten Gemmen und die wertvollsten Zeichnungen vereinigen sich hier; ihr ganzes Streben geht darauf hinaus, Alles, was von Kunstwerken begehrenswerth ist, es mag in England oder im Ausland feil seyn, zu erreichen, und so führen sie beständig aus Holland, Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien, vom ganzen Kontinent Alles zu uns herüber, was selten und wertvoll genug scheint, um Kaufslustige herbeizulocken. So vergrößert sich ihr Vorrath bis ins Unglaubliche. Wir kennen ein Beispiel, wo der Besitzer sich auf mehr als zweitausend Gemälde beläuft, unter denen sich die besten Stücke der Niederländischen, Französischen, Italiänischen und Spanischen Schulen befinden; dazu kommen über hundert Bronze- und Marmor-Statuen, Kupferstiche, Holzschnitte, merkwürdige Vasen, ausgezeichnete Arbeiten in Porzellan und Glas, seltene Kameen und wertvolle Juweien; die prunkschlagige Zeit Ludwig's XIV. und die einfachen Reste des klassischen Alterthums machen hierbei auf Beachtung gleiche Ansprüche. In einer zweiten Hantlung, die in dieser Art unbedingt die interessanteste Sammlung der Welt enthält, wird der Werth der vorrätigen Curiositäten Alterthümer auf zwanzigtausend Pfund geschätzt.

Doch wir wollen nur von Gemäldehandel sprechen, wie er sich in England gestaltet hat. In diesem Geschäftszweige begegnen wir Personen aus den höchsten und niedrigsten Ständen. Coelleute, welche sich Sammlungen anlegen, kaufen selten nach ihrem eigenen Urtheil; sie geben gewöhnlich einem der berühmten Gemäldehändler, die wir eben genannt haben, den Auftrag, für sie auszuwählen, und zahlen ihm für seine Bemühung gewisse Prozente; und wenn sie ein Stück ihrer Sammlung zu veräußern oder umzutauschen wünschen, so geht das Geschäft ebenfalls durch ihn. Auf das Urtheil dieser Leute kann man sich insofern gewöhnlich verlassen, als sie durch fortdauernde Beobachtung den Charakter der verschiedenen Schulen und Meister sicherl erkannt haben und somit schwerlinger zu täuschen sind. Auch gelten Einige von ihnen als Orakel in Hinsicht der einen oder der anderen Schule. So steht Woodin z. B. im Rufe der Unträglichkeit in Betreff der Holländischen Schule, Norton erfreut sich der gleichen Berühmtheit in Betreff der Italiänischen. Als allgemeine Kunstrichter gelten z. B. die Herren Woodburn und Smith, von denen der Erstere für mehrere der herrlichsten Gemälde-Sammlungen des Königreichs die Auswahl getroffen hat; des Letztern Katalog aber, der mehrere Bände umfaßt, ist ein unschätzbares Werk, weil er die Geschreibung und Geschichte aller in irgend einer Rücksicht berühmter Gemälde der Welt enthält.

Bevor ein Gemälde in der Galerie aufgestellt wird, hat es verschiedene Hände zu durchlaufen, welche dafür Sorge tragen, daß seine natürlichen Vorzüge auf das glänzendste hervortreten. Wenn es auf Leinwand gemalt ist, so wird es zuerst aufgespannt und demnächst geglättet; diese Vorbedrung ist oft von großer Wichtigkeit und verlangt so viele Geschicklichkeit, daß Einzelne um der Ausübung dieser Kunst willen einen besonderen Ruf erhalten haben und sogar Gemälde aus dem Ausland geschickt bekommen. Ergiebt sich hierbei, daß die Farben an einzelnen Stellen gelitten haben oder ganz fehlen, was bekanntlich bei den alten Meistern oft der Fall ist, so kommt das Kunstwerk zunächst zu dem Reiniger, welcher durch gewisse Kunstgriffe den Schmutz davon abnimmt und es seiner ursprünglichen Gestalt so nahe als möglich bringt. Hierauf tritt die Kunst des Ausbesserers ein, der jedoch gewöhnlich mit dem Reiniger eine und dieselbe Person ist. Der Ausbesserer muß selbst selbst ein geschickter Maler seyn und besitzt ferner noch einer großen Umsicht und langen Uebung. Die Ausbesserungskunst ist zu hoher Vollkommenheit gediehen und beschäftigt manchen sehr geachteten Künstler. Einige von ihnen haben einen großen Ruf bekommen durch die Geschicklichkeit, mit der sie verblichene Farben wieder auffrischen, Lücken ausfüllen, Risse verdecken, und sie beziehen ein ungewöhnlich großes Honorar dafür. Auch schlagen sie selbst ihre Werkstatte nicht selten gern an. Einer der bedeutendsten von ihnen war von einem Herzog, der als wohlwollender Beschützer der Kunst berühmt war, zur Ausbesserung einiger Bilder auf das Land berufen worden. Alles ging sehr gut, bis man den Maler zu Mittag ersuchte, sich in das Zimmer des Verwalters zu begeben. Es ist nicht möglich, die Erbitterung, mit der dieser eine Verletzung seiner Ehre erblickte, zu schildern. In dem großen Gefühl, daß er in seiner Art eben so ausgezeichnet war, als sein hochfürstlicher Gönner, erklärte er den staunenden Dienern, daß er in seinem eigenen Hause nie mit weniger als vier Wachskerzen speise und ein Diener ihm zu Gebote stehe. Hierauf bedarf er, seine Sachen zusammenzupacken, und in wenigen Minuten hatte er das Schloß verlassen, um nie in dasselbe zurückzukehren. Bald, du Jardin, der einen Gemälde-Laden in der Bond-Straße besitzt, es ist fast unglaublich, wie viel die Gemälde oft durch ein geschicktes Auffpannen, Reinigen und Ausbessern gewinnen. Was ursprünglich nicht viel besser aussah, als ein bedecktes Stück Leinwand, erscheint dann, als ob es eben vom Pinsel käme, oder als ob es stets durch die sorgsamste Pflege bewahrt, nie verletzt worden wäre. Dies sind die Vorgänge, durch welche die Werke der alten Meister erst zu vollkommener Geltung gelangen, und nicht selten geschieht es, daß ein

*) Die Deutsche Vierteljahrs-Schrift brachte in einem ihrer letzten Hefte (April — Juni 1841) unter der Ueberschrift: „Der Kunsthandel in Deutschland" einen Artikel von ganz ähnlicher Tendenz, worauf wir hier verweisen. Da der Gegenstand ein sehr nahe liegendes Interesse hat, der weiß dessen gleichzeitige Behandlung und sich übereinstimmende Auffassung in beiden Ländern,

Digitized by Google

enthusiastischer Verehrer derselben das göttlich findet, was den Tag zuvor unter der Hand des Ausbesserers entstanden ist.

Die Zahl der Kopieen, die von geachteten Künstlern ausgeführt werden, ist unberechenbar, und es gelingt oft, das Original so geschickt nachzubilden, daß sachkundigsten Richter getäuscht werden. Dies ist so allgemein bekannt, daß man bereits bei jedem Gemälde, wie bei jedem kostbarlichen Rosse, nach dem Stammbaum fragt. Es ist selten, daß leutnistige Liebhaber von kleinen Fremden nach eigenem Urtheil ein werthvolles Bild kaufen und dabei nicht betrogen werden. Wir könnten mehrere Beispiele von Evellenten anführen, die ungeheure Summen für Kopieen gezahlt haben, die nur wenige Pfund werth waren; ein einziges genüge für alle. Ein Lord, der als Kenner und Beschützer der Kunst in nicht geringem Ansehen stand, reiste in den Niederlanden und Italien ein Jahr lang, um ausgezeichnete Gemälde von Rubens an und theilte ihm die Geschichte desselben so ausführlich mit, daß Sr. Herrlichkeit mit Freuden achtundvierl Pfund zahlte und sich nachträglich noch Glück wünschte zu dem herrlichen Kauf. Als er nach London zurückkehrt und seinen Schatz in der Gallerie ausstellen will, entdeckt man bei der Reinigung die Namen Robertson und Miller in der Leinwand, die aus der Zahrt der Herren Kammte, und das Gemälde erweist sich als eine moderne Kopie, die wahrscheinlich von einem Englischen Künstler gefertigt war. Wenige der alten Meister sind so oft nachgebildet worden, wie Rubens; und viele Sammlungen, von denen gerühmt wird, daß sie ein Originalwerk besitzen, enthalten nichts als eine geschickte Kopie. Der Admiral Sir Nos Donelly sprach oft mit Stolz und Begeisterung davon, daß er ein unübertrefflich Werk von der Hand des Flamändischen Meisters besitze, und wenige Wochen nach seinem Tode wurde seine ganze Sammlung bei einer Auction der Herren Christie und Manson für ungefähr 800 Pfund verkauft, während ein Werk von Rubens (wie etwa der Raub der Sabinerinnen in der National-Gallerie) allein das Dreifache werth ist.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Uebersicht der Altindischen Literatur.

Nach dem Dänischen Orientalisten Westergaard.

(Schluß).

Philosophie.

Einen der lichtesten Punkte in der Altindischen Literatur bildet die alte Philosophie der Inder, die mit der Zeit wohl einmal ein Gegenstand für gründliche Untersuchungen bei wissenschaftlichen Europa's werden wird, wenn erst bedeutend mehr von dieser Literatur herausgegeben ist. Leider ist bisher noch so wenig davon durch den Druck bekannt gemacht, daß selbst ein der Sanskritsprache kundiger Europäer sich von der Bedeutung dieser Wissenschaft bei den Indiern keinen Begriff machen kann, sondern auch in dieser Hinsicht zu dem großen Colebrooke seine Zuflucht nehmen muß, wenn leichte Abhandlung hierüber, von der Uebersetzung einiger der Hauptschriften begleitet, noch die wichtigste Quelle bildet, woraus wir darüber Kenntniß schöpfen können.

Die ganze alte Indische Philosophie theilt sich in zwei Theile, die rechtgläubige und die ketzerische. Die rechtgläubige stützt sich fast allein auf die Vedas und sucht sogar durch Spitzfindigkeiten und gezwungene Erklärungen auch solche Grundsätze auf die Religionsschriften zu bastren, welche eigentlich gegen deren Ausspräche streiten. Die ketzerische, welche die Vedas ganz und gar verwarf, bildete ihren Charakter erst durch die Sekten völlig aus, welche durch sie entstanden. Jeder dieser beiden Hauptzweige theilt sich wieder in mehrere Darsanani oder Systeme, deren wesentlichster Charakter in den sogenannten Sutras oder kernvollen Aphorismen und kurzen metrischen Sätzen ausgedrückt wurde. Diese fingen bald an, den durch ihre gedrängte Kürze unverständlich zu werden, und riefen eine Reihe von Kommentatoren hervor, welche sie auslegten. Wir können mit Gewißheit mehrere Werke dieser Verdolmetscher in eine frühe Zeit zurücksetzen, so wie auch schon in den sagengeschichtlichen Büchern die verschiedenen Schulen erwähnt werden, und denken wir uns den langen Zeitraum, welchen die Indische Philosophie hat durchwandern müssen, um sich zu entwickeln und einen bestimmten Charakter anzunehmen, und die vielleicht noch längere Zeit, die verflossen seyn muß, ehe ihre Aussprüche die zur Unverständlichkeit veralteten, so können wir hieraus und einem Begriff machen, wie außerordentlich zeitig die alten Indier einen von religiösen Vorurtheilen unabhängigen Drang zum philosophischen Denken gefühlt haben müssen, da ein solcher doch nicht zu den ersten geistigen Bewegungen einer Nation gehört. Aber es versteht sich auch von selbst, daß man bei der großen Dunkelheit, welche noch über dieser ganzen Disziplin ruht, nicht bestimmtere historische Data über ihre Entstehung oder Entwickelungs-Periode angeben kann.

Die heilige, rechtgläubige Indische Philosophie theilt sich in drei Haupt-Systeme, von denen jedes zwei Schulen enthält. Das älteste dieser drei Systeme ist ohne Zweifel die Sankhja-Lehre, auf welche das im Vorigen erwähnte Bhagavadgita sich gründet. Seine zwei Schulen, die theoretische und die praktische, oder wie sie auch genannt werden, die atheistische und die theistische, sollen von Kapila und Patandschali ausgegangen seyn. Kapila, dessen Lehre die Basis für den Buddhistischen Glauben bildet, erkannte keinen Schöpfer des Universums, keine leitende Vorsehung an; seine Götter stehen zwar über den Menschen, sind aber, wie sie, physischen Bedingungen und der Seelenwanderung unterworfen. Die Freiheit der Seele, das Endresultat aller Indischen Philosophie, suchte Kapila in wahrer Kenntniß oder einer richtigen Unterscheidung der Grundtheile der materiellen Welt von der immateriellen Seele; aber diese Kenntniß konnte nur durch die Sinne und durch Vernunftschlüsse, nebst den Lehrsätzen der Weisen, erworben werden.

Patandschali's Lehre weicht besonders darin von der Kapila's ab, daß er das Daseyn zur Pflicht macht und einen höchsten Gott, den Schöpfer und Lenker der Universums, annimmt. Er hat genauer an die Vedas sich zucht als die Widersprüche zu heben, welche Kapila in diesen Büchern findet. Das höchste Gut ist bei ihm eine Erkenntniß von Gott und eine Vereinigung mit demselben, wovon die Seelenfreiheit eine Folge ist. Zu einer solchen Vereinigung mit Gott (Joga, wovon die Schule Jogaschule genannt wird) konnte man sich durch religiöse Betrachtungen und Buß-Uebungen vorbereiten machen, durch die man eine Unabhängigkeit von äußeren Eindrücken erhielt; und die abstrakte Meditation, die bei Kapila obenan steht, spielt hier nur eine untergeordnete Rolle. Es ist diese Schule Patandschali's, welche besonders die allgemein bekannten Indischen Bußübungen erzeugte.

Das zweite Haupt-System ist die Njaja-Philosophie, die sich vorzüglich mit der Dialektik beschäftigt. Die beiden Schulen dieses Systems sind Njaja und Vaiseschika, welche von den beiden Weisen Gotama und Kamada abgeleitet werden. Der Erste, dessen Leben schon im Mahabharata beschrieben wird, sucht die Seelenfreiheit in der Wahrheit oder der Ueberzeugung von der ewigen Dauer der Seele. Die Beweisart, welche er anwendet, ist von folgender Art, indem er sie auf Sinnenwahrnehmung, Schlußfolgerung, Vergleich und Offenbarung stützt. Ein vollständiger Syllogism bei ihm besteht aus fünf Theilen, nämlich Proposition, Grund, Beispiel, Anwendung und Schluß; z. B.:

1. Es ist ein feuerspeiender Berg;
2. denn er rauchl.
3. Wo Rauch ist, da ist Feuer.
4. Nun rauchl aber der Berg,
5. also ist es ein feuerspeiender Berg.

Zu dieser Lehre fügt Kamada, dessen Schule der von Njaja nahe steht, eine Atomlehre und die sechs Kategorien: Substanz, Qualität, Handlung, Verwandtschaft, Unterschied und Vereinigung.

Das dritte Haupt-System in der Indischen Philosophie ist Mimansa oder die Wissenschaftslehre, mit zwei Schulen, der praktischen und theoretischen, deren Stiftung den beiden Weisen Dschaimini und dem oft erwähnten Bjasa zugeschrieben wird. Dschaimini's Lehre ist nicht sowohl ein eigentliches philosophisches System, als eine Art Hermeneutik mit Dialektik verbunden. Er sucht besonders die Bedeutung der Vedas durch ein vollständiges sowohl religiöses als moralisches System zu begründen, welches die Pflichten des Menschen untersucht; die Worte der Vedas haben für diese Schule eine entscheidende Bedeutung. — Bjasa, dessen System Vedanta (das Wesentlichste der Vedas) benannt wird, betrachtet Gott als die Seele des Universums, als das Licht, das ohne Anfang und Ende ist, als Einiges hervorgebracht hat und noch Alles zurückführen soll. Er bekämpft vorzüglich mit Heftigkeit alle die, welche Widerspruch in den Vedas gefunden haben.

Die sechs hier genannten Schulen werden alle mehr oder weniger für heilig gehalten und ihre Lehrsätze von den Brahmanen studirt. Aber es giebt außerdem, wie vorn angeführt, viele ketzerisch-philosophische Systeme, welche meistens den Sekten der Buddhisten und Dschainisten angehören und sämmtlich von den Brahmanen verworfen werden. So wird von ihnen in einer alten Sanskritschen Ueberschrift der heiligen Literatur gesagt, daß sie voller unbestimmter Ausdrücke, voll Meinungs-Irrthümer und eine Zusammenhäufung von offenbar verschiedenartigen Begriffen, von nicht genug durchdachten Dogmen und Sätzen sind, die gegen die allgemeine Gerechtigkeit streiten, daß sie eine Wirrwarr von Atheismus und Moral enthalten und eine große Menge Abtheilungen in sich schließen, welche übergehen, was vor Allem abgehandelt werden sollte, und abhandeln, was übergangen werden sollte. Dieses Urtheil dedarf gewiß der Milderung; um wie viel, läßt sich nicht bestimmen, so lange wir von diesen ketzerischen Systemen nichts sonderlich weiter kennen, als was die Gegenpartei anführt.

Naturwissenschaften.

Auch die mathematischen Wissenschaften fanden bei den Indischen Gelehrten ihre Pflege, und die Indier sind es, denen wir die Erfindung des Dezimalsystems verdanken. Die Geschichte der Astronomie ist noch von großer Dunkel gehüllt, und die verschiedensten Meinungen über das Alter dieser Wissenschaft machen sich bei den Gelehrten geltend. Die Brahminen rechnen astronomische Werke, Dschotischa, unter ihre heiligen Bücher, welche verloren sind. Das bei den Indiern bekannteste und angesehenste Werk ist Surga-siddhanta, dessen Verfasser im fünften christlichen Jahrhundert gelebt haben soll. Ein anderer noch sehr bekannter Astronom ist der berühmte Bhaskara-Atschara aus dem zwölften Jahrhundert, dessen Werk Siromani die Physik des Erdbodens und die eigentliche Astronomie abhandelt. Derselbe Schriftsteller hat auch zwei Abhandlungen über Arithmetik und Algebra verfaßt, worüber auch Brahmagupta zwei Schriften geliefert hat. Ein vollständiges System von der Algebra, Arithmetik und Geometrie der Inder giebt Kala-sankalita. Die hier genannten Werke sind in Europa nur durch Uebersetzungen bekannt, und es ist wieder der oft erwähnte Colebrooke, dem man das Meiste schuldet, was man auch von diesem Theil der Indischen Literatur weiß.

Digitized by Google

Arzneiwissenschaft.

Unter den mehr praktischen Wissenschaften gewann besonders die Arzneikunde, und was mit ihr in Verbindung steht, bei den alten Indiern Freunde. Sogar in ihren heiligen Schriften finden wir medizinische Werke unter dem Namen Ajurveda genannt, welche den Menschen von den Göttern offenbart seyn sollen, und welche die Theorie der Krankheiten der Arzneimittel und die praktische Heilmethode enthalten. Doch so viel man weiß, sind diese Bücher zu Grunde gegangen. Von der großen Masse medizinischer Werke, die noch übrig sind, ist Saushruta das angesehenste, dessen Verfasser Sushruta für einen Schüler von Dhanvantari und einen Zeitgenossen von Rama ausgegeben wird; sein Buch handelt in fünf Abschnitten die Chirurgie, Diagnose, Anatomie, Medizinalpflanzen und Heilmittel und die Lehre von den Giften und Gegengiften ab, wozu noch ein Anhang über die äußeren Krankheiten, so wie die Augen- und Ohren-Krankheiten beigefügt ist.

Profane Dichtung.

Die sogenannten schönen Wissenschaften, zu deren Besprechung wir hierauf übergehen, gehören alle zur profanen Literatur, und zum Theil einer sehr neuen Zeit, indem sie ihre Nahrung auch aus den heiligen Büchern haben. So hatten wir schon früher angeführt, daß die Vedas eine Menge Hymnen enthielten, und in den sogenannschichtlichen Schriften, besonders aber in den Puranen finden sich viele lyrische Stellen. Seinen Höhepunkt erreicht die lyrische Poesie mit Dschajadeva, dem Verfasser des herrlichen Gitta-Govinda, welcher Krischnas und Radhas Liebe besingt. Diese sublime Dichtart wird so hoch in Indien geachtet, daß sich drei Städte darum streiten, ihn geboren zu haben. Die elegisch-lyrische Dichtart ist vorzüglich das Genre, welches die Indier anspracht, und Kalidasa's Gedicht Megha-duta, oder die Wolke als Bote, giebt eine unvergleichliche Probe von der Höhe, zu der sie es hierin gebracht haben. — Die Idylle kulminirte in dem berühmten Gedicht Ghatakarpara, oder das verbrannte Gefäß. — Auch die didaktische Poesie war ihnen nicht unbekannt. Kalidasa hat ein Werk in dieser Dichtart hinterlassen, Ritusanhara oder die Jahreszeiten, das erste Buch, welches in der Originalsprache in Indien gedruckt wurde. Von Sanskara Atscharja (im Jahrhundert nach Christo) besitzen wir ein anderes Lehrgedicht, Mohamudgara, oder der Hammer der Thorheit. — In der didaktischen Poesie kann aber die Fabel vor Allem auf einer hohen Stufe. Das älteste und bekannte Beispiel hiervon ist Pantschatantra von Bischnusarman, welches schon im 6ten Jahrhundert unter dem Namen Bidpajs Fabeln ins Persische und im 8ten Jahrh. unter dem Titel von Kalila und Dimnah aus dem Persischen ins Arabische übersetzt wurde. Mit den Arabern kam es nach Spanien und wurde nach und nach in fast alle Europäischen Sprachen übertragen. Das Neuen mit Recht dieser Fabel, unter der Bibel wäre kein Buch in mehr Sprachen vorhanden. Selbst in Indien kamen verschiedene Umarbeitungen und Auszüge des Pantschatantra heraus, worunter Hitopadeta, d. i. der nützliche Unterricht, am meisten bekannt wurde. Ein anderes hierher gehörendes Werk ist das vollumfassende Kathasagara von Somadeva.

Wir kommen jetzt zu dem letzten Zweig der Indischen Literatur, dem Drama. Wie sehr hierin die Indier excellirten, und welche gediegene Produkte sie davon aufzuweisen haben, ist dem gebildeten Europäer nicht unbekannt; je höher ihre Kunst zu ihrer Culmination emporstieg, desto natürlicher war es, daß die Literatur überreich an Hervorbringungen wurde, in welcher das Genie zur vollkommensten Ausbildung reifen konnte. — Daß Nordien mit Recht dieser, unter der Bibel wäre kein Buch in mehr Sprachen vorhanden. Selbst in Indien kamen verschiedene Umarbeitungen und Auszüge des Pantschatantra heraus, worunter Hitopadeta, d. i. der nützliche Unterricht, am meisten bekannt wurde. Ein anderes hierher gehörendes Werk ist das vollumfassende Kathasagara von Somadeva.

Wir kommen jetzt zu dem letzten Zweig der Indischen Literatur, dem Drama. Wie sehr hierin die Indier excellirten, und welche gediegene Produkte sie davon aufzuweisen haben, ist dem gebildeten Europäer nicht unbekannt; je höher ihre Kunst zu ihrer Culmination emporstieg, desto natürlicher war es, daß die Literatur überreich an Hervorbringungen wurde, in welcher das Genie zur vollkommensten Ausbildung reifen konnte. — Daß Nordien mit Recht dieser, unter der Bibel wäre kein Buch in mehr Sprachen vorhanden. Selbst in Indien kamen verschiedene Umarbeitungen und Auszüge des Pantschatantra heraus, worunter Hitopadeta, d. i. der nützliche Unterricht, am meisten bekannt wurde. Ein anderes hierher gehörendes Werk ist das vollumfassende Kathasagara von Somadeva.

Wir kommen jetzt zu dem letzten Zweig der Indischen Literatur, dem Drama. Wie sehr hierin die Indier excellirten, und welche gediegene Produkte sie davon aufzuweisen haben, ist dem gebildeten Europäer nicht unbekannt; je höher ihre Kunst zu ihrer Culmination emporstieg, desto natürlicher war es, daß die Literatur überreich an Hervorbringungen wurde, in welcher das Genie zur vollkommensten Ausbildung reifen konnte. — Daß Nordien mit Recht dieser, unter der Bibel wäre kein Buch in mehr Sprachen vorhanden. Selbst in Indien kamen verschiedene Umarbeitungen und Auszüge des Pantschatantra heraus, worunter Hitopadeta, d. i. der nützliche Unterricht, am meisten bekannt wurde. Ein anderes hierher gehörendes Werk ist das vollumfassende Kathasagara von Somadeva.

Wir kommen jetzt zu dem letzten Zweig der Indischen Literatur, dem Drama. Wie sehr hierin die Indier excellirten, und welche gediegene Produkte sie davon aufzuweisen haben, ist dem gebildeten Europäer nicht unbekannt; je höher ihre Kunst zu ihrer Culmination emporstieg, desto natürlicher war es, daß die Literatur überreich an Hervorbringungen wurde, in welcher das Genie zur vollkommensten Ausbildung reifen konnte. — Daß Nordien mit Recht dieser, unter der Bibel wäre kein Buch in mehr Sprachen vorhanden. Selbst in Indien kamen verschiedene Umarbeitungen und Auszüge des Pantschatantra heraus, worunter Hitopadeta, d. i. der nützliche Unterricht, am meisten bekannt wurde. Ein anderes hierher gehörendes Werk ist das vollumfassende Kathasagara von Somadeva.

Wir kommen jetzt zu dem letzten Zweig der Indischen Literatur, dem Drama. Wie sehr hierin die Indier excellirten, und welche gediegene Produkte sie davon aufzuweisen haben, ist dem gebildeten Europäer nicht unbekannt; je höher ihre Kunst zu ihrer Culmination emporstieg, desto natürlicher war es, daß die Literatur überreich an Hervorbringungen wurde, in welcher das Genie zur vollkommensten Ausbildung reifen konnte. — Daß Nordien mit Recht dieser, unter der Bibel wäre kein Buch in mehr Sprachen vorhanden. Selbst in Indien kamen verschiedene Umarbeitungen und Auszüge des Pantschatantra heraus, worunter Hitopadeta, d. i. der nützliche Unterricht, am meisten bekannt wurde. Ein anderes hierher gehörendes Werk ist das vollumfassende Kathasagara von Somadeva.

Wir kommen jetzt zu dem letzten Zweig der Indischen Literatur, dem Drama. Wie sehr hierin die Indier excellirten, und welche gediegene Produkte sie davon aufzuweisen haben, ist dem gebildeten Europäer nicht unbekannt; je höher ihre Kunst zu ihrer Culmination emporstieg, desto natürlicher war es, daß die Literatur überreich an Hervorbringungen wurde, in welcher das Genie zur vollkommensten Ausbildung reifen konnte. — Daß Nordien mit Recht dieser, unter der Bibel wäre kein Buch in mehr Sprachen vorhanden. Selbst in Indien kamen verschiedene Umarbeitungen und Auszüge des Pantschatantra heraus, worunter Hitopadeta, d. i. der nützliche Unterricht, am meisten bekannt wurde. Ein anderes hierher gehörendes Werk ist das vollumfassende Kathasagara von Somadeva.

Wir kommen jetzt zu dem letzten Zweig der Indischen Literatur, dem Drama. Wie sehr hierin die Indier excellirten, und welche gediegene Produkte sie davon aufzuweisen haben, ist dem gebildeten Europäer nicht unbekannt; je höher ihre Kunst zu ihrer Culmination emporstieg, desto natürlicher war es, daß die Literatur überreich an Hervorbringungen wurde, in welcher das Genie zur vollkommensten Ausbildung reifen konnte. — Daß Nordien mit Recht dieser, unter der Bibel wäre kein Buch in mehr Sprachen vorhanden. Selbst in Indien kamen verschiedene Umarbeitungen und Auszüge des Pantschatantra heraus, worunter Hitopadeta, d. i. der nützliche Unterricht, am meisten bekannt wurde. Ein anderes hierher gehörendes Werk ist das vollumfassende Kathasagara von Somadeva.

Digitized by Google

ohne Esprit (anders, als mit diesem Ausdruck, wissen wir seine französische Schreibart nicht zu bezeichnen), aber wahr ist es nicht. Nach Herrn Bulgarin wäre es die Aufgabe der Deutschen Schauspielkunst, auf der Bühne so affektirt als möglich zu erscheinen, während doch der Russische Kunstrichter aus allen Deutschen Dramaturgieen, von Lessing bis auf unsere Zeit, hätte ersehen können, daß Natur, so fast zu viel Natur, unseren Schauspielern immer als das Wesen Deutscher Bühnenkunst bezeichnet worden. Ja, es ist weltbekannt, wenn es auch Herr Bulgarin nicht weiß, daß im höheren Drama alle Deutsche Schauspieler, vom Niemen bis zu den Vogesen, viel mehr Maß zu halten wissen, als die Französischen und Englischen, die auf dem Kothurn immer wie auf Stelzen einherschreiten und ihre Rollen nicht sprechen, sondern deklamiren. Freilich ist aber auch Herr Bulgarin zu seinem Raisonnement durch einen ganz falschen Schluß verleitet worden: er hält nämlich Herrn Kunst für einen der ersten Repräsentanten der Deutschen Schauspielkunst; er glaubt, ein Deutscher Talma oder Kemble sey nach St. Petersburg gekommen, und legt nun an ihn den groben kritischen Maßstab, um von ihm zurück auf die ganze Nation zu schließen. Ei, ei, dieser Zeitgeist ist fast noch gröber, als jener andere, den ihm ein Glück in Lessing's Dramaturgie erspart hatte!

Doch hören wir jetzt, was Herr Bulgarin mit Französischem Esprit in Russischen Worten über die Deutsche Bühnen-Darstellung sagt: „Man sollte einen Deutschen Künstler, wenn man über ihn urtheilen will, niemals mit Künstlern anderer Nationen vergleichen und überhaupt ausländische Talente nie in Vergleichung mit einheimischen würdigen. Jedes Volk hat seine eigene Diction (Art, zu reden), seine eigene Intonation (ich meine die Erhebung oder Senkung der Stimme bei bestimmten Silben, die Cantilene beim Sprechen — überhaupt die Musik der Sprache), seine eigene Haltung und Bewegung des Körpers, seinen Gang, seine Geberden. Alle heute von guter Erziehung in ganz Europa lernen nach Einer Methode tanzen, und diese ist die Französische; aber gleichwohl behalten die Engländer, die Franzosen, die Deutschen, die Italiäner eine gewisse Originalität in ihren Geberden, Manieren, Stellungen und selbst in der Art, zu gehen. Diese Originalität giebt sich bei der Masse des Volkes weit mehr zu erkennen, als bei einzelnen Individuen. Aus gleichem Grunde hat auch jedes Volk seine eigene theatralische Declamation, seine eigene scenische Sprach-Musik, seine Gesticulation — lauter Besonderheiten, die dem Ausländer sonderbar, zu lächerlich und in jedem Falle unangemessen erscheinen. Die Manieren und Intonationen eines Italiänischen buffo kommen uns fratzenhaft und höchst übertrieben vor; aber machet Euch in Italien heimisch, und Ihr werdet die Ueberzeugung gewinnen, daß diese seltsamen Verzerrungen und wilden Intonationen treue Kopien der Natur sind. Die Weise Gherardini's, Grammer's, die Englander und die Deutschen, haben in dieser Beziehung auch eine Originalität, die von der Art ist, daß ihre Declamation, Betonung und Geberdensprache einem Franzosen und einem Russen, der sich ganz nach Französischen Mustern gebildet, recht sonderbar dünken. Man muß mit Deutschen leben, ihre Sprache, ihre Sitten und Gewohnheiten gründlich erstehen, muß sie selber sprechen, um seine Verwunderung über die Deutsche Theater-Manier abzulegen. Es leidet keinen Zweifel, daß in den Geistes-Produkten der Deutschen ungemein viel Naivetät und Natur sich findet; aber diese Natur, obgleich eben so empfunden wie bei uns, offenbart sich anders — sie hat für uns etwas Gezwungenes, etwas Steifes. Diese Steifheit glauben wir sogar in Deutschen Kunst-Erzeugnissen zu gewahren, nicht bloß in der Literatur und in der Dramaturgie; ja selbst das edelste Gebilde auf Gottes Erdboden, das Weib den Germanischem Stamme (ich verstehe darunter die eigentlichen Deutschen, die Engländerinnen und die Schwedinnen), jenes holde, liebliche, sanfte Wesen, hat von der eben berührten, unser Einem sonderbar vorkommenden nationalen Eigenthümlichkeit seinen Theil empfangen. Es versteht sich, daß Jungfrauen, die zu den höchsten Stufen der Gesellschaft gehören, auszunehmen sind; aber im Allgemeinen erscheint uns die reinste, glühendste, naivste Ergießung der engelgleichen Seele einer Deutschen immer etwas theatralisch. Und doch hat wohl kein Weib auf Erden so viel Gemüth wie eine Deutsche, und nur in der Deutschen Sprache erklingt das unübersetzbare Wort Weiblichkeit. Was bedeutet Weiblichkeit? Es bedeutet nicht blos Zierlichkeit, Sanftheit des Herzens, sondern auch Lieblichkeit der Stimme, Zauber des Blickes und das, was ich den Umriß des Weibes nennen möchte, jenes bezaubernde Etwas in Zigur, Gang und Manieren, das auch eine Frau ohne Schönheit besitzen kann.

Ich verweile nur darum so lange bei dem Weibe, damit es einleuchtend werde, daß, wenn selbst der Deutschen Frau, diesem Ideale der Weiblichkeit auf Erden, jene Eigenthümlichkeit haftet, die uns minder naturgemäß vorkommt, man unmöglich erwarten könne, daß wir einen Deutschen Künstler, der ein Abbild der Nationalität seyn muß und nach dem bei seiner Nation angenommenen Muster der Vollkommenheit sich gebildet hat, nicht sonderbar finden sollen! Dies ist der Grund, warum so viele Russischen Herren und Damen den Deutschen Kunstleistungen des Herrn Kunst keinen Geschmack abgewinnen! Man betrachte ihn mit Deutschem Auge, erfasse ihn mit Deutschem Gemüth, durchdringe ihn mit Deutschem Geiste, prüfe sein Spiel aus den Tiefen des Deutschen nationalen Seyns. Die Deutschen Tragöden und Redner folgen in ihrer Declamation, Betonung und Gesticulation einem und demselben Systeme, den Traditionen und dem Geschmack ihrer Landsleute huldigend. Sprechen sie wie im gewöhnlichen Leben, bewegten sie sich auf der Bühne oder dem Katheder (!), wie auf ihrem Zimmer, so würden sie dem Deutschen Publikum nicht behagen. Es ist ganz gemein, ganz ordinair (!), es lohnt nicht der Mühe, das zu sehen und zu hören, würden die Deutschen sagen und den Künstler mit seiner Natur im Stiche lassen. — Ein Russischer Zuschauer findet es gar wunderlich, daß Herr Kunst bei jedem Schritte, bei jeder Bewegung sich gleichsam präsentirt und, wenn er eine malerische Stellung angenommen, sehr lange in derselben verweilt, so daß ein Künstler Maler jede seiner Posituren skizziren kann. Nicht weniger auffallend ist uns sein Katheder-Ton in Gesprächen und Monologen. Aber Alles dies ist Natur — nach Deutschen Begriffen, und Herr Kunst macht seine Sache gut — nach Deutschem Probirstein. Als Deutscher Künstler ist Kunst ausgezeichnet; aber mit unserem Karatygin kann er nicht zusammengeschirrt werden; dieser ist ein Russischer Künstler, der die Franzosen, die Italiäner und Spanier eben so, wie die Russen, entzücken würde.*) Kunst ist ein Deutscher Schauspieler vom ersten Range, wer aber nicht im höchsten Grade sich germanisirt hat, der vermag seine Leistungen, seine Trefflichkeit nimmermehr zu würdigen.**)

Mannigfaltiges.

— Graf Skarbek's Polnische Novellen. Unter dem Titel Powieści i pisma humorystyczne (Erzählungen und dermische Schriften) ist in Breslau eine Sammlung leichter literarischer Arbeiten des Grafen Friedrich Skarbek erschienen. Der Verfasser sagt selbst, daß er diese Sachen nur zu seiner eigenen Unterhaltung und gleichsam spielend niedergeschrieben habe. Gleichwohl hat ihnen die Anmuth der Darstellung schon diese Leser und Freunde in Polen erworben. Besonders ist es eine Erzählung: „Erben und Thaten des Jaußen Jelix Dodosinski", die sich eines verbreiteten Rufes erfreut. Sie war nämlich in ein gewisses mysteriöses Dunkel gehüllt, als sie dem Publikum zuerst dargeboten wurde; der Verfasser hatte sie anonym dem Grafen Eduard Raczynski in Posen zugeschickt, und dieser, der darin ein bedeutendes Talent erkannte und der sich kein Verdienst um die Förderung der Polnischen Sprache und Literatur gern entgehen läßt, beeilte sich, die Erzählung des neuen Slavischen C. T. A. Hoffmann (im Jahre 1838) zu publiziren. Als später bekannt wurde, daß der Graf Skarbek der Verfasser sey, war damit natürlich der Ernst in seiner Popularität als Unterhaltungs-Schriftsteller gesteigt. Sie dahin hatte sich der Graf nur als Verfasser einiger Schriften über das Finanzwesen und die Administration bekannt gemacht. Die historischen Erzählungen desselben werden jedoch von vielen Lesern seinen humoristischen noch vorgezogen.

— Zur Sitten-Verderbniss. Die Verfasserin der auch in's Deutsche übersetzten „Lebensbeschreibung einer Puppe" (Memoires d'une Poupée) Fräulein von Aulnay, hat diesem Buche, das einer besonderen Klasse von Lesern gewidmet ist, ein anderes folgen lassen, das ebenfalls für einen besonderen Leserkreis, aber für einen solchen bestimmt ist, für welchen somit die Schriftsteller, wenigstens mit ausgesprochener Absicht, keine Bücher zu schreiben pflegen. „Monsieur Bon Sens" heißt dieses neue Werk, und es enthält in Form von vielen bedeutenden Verfassern den Dienstboten ihres Vaterlandes gewidmet hat. Marianne Aubry selbst gehört der dienenden Klasse an und erzählt hier ihre Schicksale zu Nutz und Frommen ihrer in Frankreich nicht minder als in den meisten übrigen civilisirten Ländern auf einer sehr niederen Stufe der sittlichen Bildung stehenden Standesgenossinnen und Geschlechtern. Es giebt allerdings überall edle Ausnahmen unter diesen, aber eben deil es nur die Ausnahmen sind, verdient der Zustand der ganzen eben so jahrlichen als auf das Wohl der Familien einen großen Einfluß übenden Klasse die Beachtung des Menschenfreundes. Es wäre gewiß gut, wenn auch bei uns in Deutschland die Neigung dieser Leute, bevorzugen in großen Städten, Bücher und Feuilletonblätter zu lesen, dazu benutzt würde, sie et was Gründen zu belehren, und Erzählungen für sie zu schreiben, deren Eindrücke bleibend und folgenreich wären.

— Neues Italiänisches Heldengedicht. Wenn in unseren Tagen ein Dichter sich entschließt, eine Epopöe zu schreiben, so ist damit eine gewisse Resignation verbunden, denn auf zahlreiche Leser zu rechnen, darf ihm, wenn er sich nur irgend mit dem vertraut gemacht hat, was von den Erzeugnissen dieser Gattung vorliegt, wohl nicht in den Sinn kommen. In Italien, dem Lande, das die meisten klassischen Heldengedichte besitzt, kommen indessen, auf diese Gefahr hin, immer noch neue zum Vorschein. So hat vor kurzem ein Herr Giovanni Celanese ein Epos von 600 mit Ottaverime bedecken Seiten unter dem Titel „Karl der Große in Italien" (Carlo Magno in Italia) herausgegeben. Der Gegenstand, den er behandelt, ist allerdings würdig: es betrifft die Größe des Helden — und den Sieg des Christenthums; um so schwieriger war es jedoch für den Dichter, einer solchen Aufgabe würdig nachzukommen, und es fragt sich, ob nicht gerade die Größe des Gegenstandes dem Eindrucke des Gedichtes, das bis jetzt noch wenige Leser gefunden, nachtheilig ist.

*) Damit stößt sie Herr Bulgarin Alles um, was er bisher über nationale Kunstvorzüglichkeiten gesagt! Herr Karatygin ist ein Kunst; folglich ist seine Diction, Intonation, Haltung der Körpers, Geberden-Sprache ꝛc. Russisch; entweder also kann er kein Europäischer Künstler seyn, der eben so den Franzosen, Engländern und Spaniern wie den Russen gefällt; oder er hat sich seiner Russischen Natur entschlagen, und kann nicht mehr, wie er in seinem Vaterlande so viele Sympathie erwecken kann; oder endlich hat ganze Nationen mit den Herrn Bulgarin ist falsch.

**) Nun, wir können hinzufügen: man kann durch und durch germanisirt, ja ein vollständiger Deutscher seyn und braucht doch an diese Trefflichkeit nicht zu glauben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Freitag den 15. Oktober 1841.

England.

Geschichtliche Entwickelung des Deismus.

Der Deismus ist allerdings ein überwundener Standpunkt, aber er hängt nichtsdestoweniger mit der religiösen Richtung unserer Zeit aufs innigste zusammen. Der Deismus ist nicht über die Stufe der Reflexion und über die Willkür des raisonnirenden Subjekts hinausgegangen. Er war ein religiöser Pragmatismus, der sich in seinem Extrem bis zur Unreblichkeit verleiten ließ, indem er den wesentlichen und geistigen Gehalt, welcher der Religion zu Grunde liegt, verkannte, indem er sogar die geschichtliche Wahrheit verläugnete und da, wo augenscheinlich eine nothwendige, im ganzen Wesen des Menschen begründete, geschichtlich bestigte, geistige Entwickelung vorlag, nur Plagfentrug und Priestererfindung witterte. Die Willkür der Subjektivität war sein Mangel. Aber der Deismus proklamirte zugleich die Freiheit des Denkens, er erhob sich gegen den Autoritätsglauben, gegen die positiven Satzungen in solchen Dingen, wo nur der Geist Zeugniß ablegen kann, er stellte die Vernunft als oberstes Prinzip aller Erkenntniß hin. Das darf eben so wenig verkannt werden. Wenn man nun bedenkt, daß der Gegensatz, dessen eine Seite der Deismus so scharf und einseitig ausgeprägt hat, der Gegensatz nämlich zwischen Glauben und Wissen, zwischen starrer Autorität und freier Erkenntniß, noch keinesweges vermittelt ist, so bedarf es wohl keines Beweises, daß eine Uebersicht der geschichtlichen Ausbildung des Deismus von der höchsten Bedeutung für die religiöse Bewegung unserer Zeit seyn muß.*)

Das erste geschichtliche Hervortreten des Deismus — oder sagen wir lieber des Englischen Deismus, denn in England trieb er seine ersten Wurzeln und gelangte er zu seiner vollen Entfaltung — fällt in den Anfang des 17ten Jahrhunderts. Anknüpfungspunkte finden sich schon früher, und wenn wir daran festhalten, daß der Deismus von der Emancipation des Denkens ausgegangen ist, überall da, wo dieses versuchte, die Fesseln des scholastischen Dogmatismus und des Kirchenglaubens abzustreifen. So müssen wir, wenn wir auf die Zeiten der Scholastik zurückgehen, den Nominalismus hierherrechnen, der das Allgemeine nicht für etwas Selbstständiges, sondern nur für eine Vorstellung für uns gelten lassen will und insofern mit dem Sensualismus und Empirismus verwandt ist, auf dessen Boden der Englische Deismus erwachsen ist. So später Wicliff, insofern dieser den praktischen Theil der Religion gegen den dogmatischen hervorhebt. So Reginald Peacock, der die natürliche Vernunft für die erste Erkenntnißquelle und die Schrift nur für die Norm der geoffenbarten Wahrheit erklärt.

Einen nähren Zusammenhang hat indeß wohl der Deismus mit der Reformation. Diese warf die kirchliche Autorität bei Seite und stellte die Bibel als Norm hin; dadurch wurde der freien Forschung ein weiteres Feld geöffnet. Dem größten Einflusse ist aber der Gang, welchen dieselbe in England nahm. Hier ging sie vom Fürsten aus, der sie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung annahm, sondern ihr willkürlich eine Gränze setzen wollte. Dem Hofe trat aber die religiöse Bewegung des Volkes gegenüber. Alle gütliche und gewaltsame Versuche, eine Vermittelung zwischen diesen beiden Gegensätzen herbeizuführen, schlugen fehl. Je mehr aber dieselben gerade auf Aeußerlichkeiten beruhten, desto näher lag die Versuchung, eine Einheit und Versöhnung auf anderem Wege zu gewinnen, ein Gebiet religiöser Wahrheit aufzusuchen, das jenseits des Streites läge.

Auch ist nicht zu übersehen, daß zu der Zeit, wo der Deismus auftrug, sich geltend zu machen, schon eine Reform der Philosophie begonnen war, nämlich durch Francis Bacon, dessen Hauptstreben gegen die scholastische Philosophie gerichtet war. Bacon wollte reine Erkenntniß, reale Erkenntniß, und von nicht geringer Bedeutung war es dieobei, daß er zeigte, wie eine Hauptursache der Irrthümer und der Stillstandes der Naturwissenschaften im Aberglauben und blinden Religionseifer liege. Zwar erklärt er die geoffenbarte Religion für fest auf ihrem Grund und Gebiet und für unabhängig von den Wechselfällen philosophischer Forschung; zwar hat nach ihm der Glaube ungleich größere Würde als das Wissen in seiner damaligen Beschaffenheit. Indeß giebt er zu, daß der Mensch gewisse Begriffe, wie Tugend, Laster, Gerechtigkeit, aus dem natürlichen Lichte habe; auch giebt er eine scharfe Gränze zwischen Theologie und Philosophie und will eben so wenig zugeben, daß die Philosophie in die Theologie eingreifen solle, wie umgekehrt. Sein Rath ist: Da fidei quae fidei sunt. Jede mixtura theologiae cum philosophia hält er für etwas an sich Unwahres.

I. Anfänge des Deismus bis Locke oder bis zur Revolution von 1688.

Als den Vater des Englischen Deismus kann man Edward Herbert bezeichnen. Derselbe stammte aus dem Hause der Grafen von Pembroke und war ausgezeichnet durch jede Art persönlicher Tüchtigkeit. Er war ein Charakter, der die höchsten Gegenstände in sich vereinigte, denn er war eben sowohl ein Mann des Handelns und des Lebens wie ein ausgezeichneter Denker und Schriftsteller. Vom entschiedensten Einflusse auf seine religiöse und philosophische Bildung war ein längerer Aufenthalt in Frankreich, wo ziemlich allgemein eine Denkweise verbreitet war, welche sich gegen die konfessionellen Gegensätze und den Unterschied der positiven Religionen gleichgültig oder skeptisch verhielt.

Seine Hauptschriften sind „de veritate", die eine Theorie der Gesetze des Erkennens aufzustellen versucht, und „de religione gentilium", die eine Kritik des Glaubens enthält.

Im Allgemeinen stellt er die Religion so hoch wie nur irgend möglich, indem er sie für das einzige unterscheidende Merkmal des Menschen erklärt; ja er bestreitet sogar, daß ein Mensch gesunden Geistes Atheist sein könne. Die Religion ist den Menschen, seiner Ansicht nach, gegeben, damit sie zu dem, was sie von selbst thun sollten, verpflichtet würden. Dagegen spricht er sich sehr scharf gegen die Priester aus. Da in jedem Lande und zu jeder Zeit Religion geherrscht, so wundert er sich nicht wenig, daß die Priester das Volk zu dem, was nicht seyn soll, und zur härtesten Zwietracht gereizt. Diese Ansicht führt ihn auf die Vermuthung, daß frivole und sogar verderbliche Dogmen den guten und nützlichen beigemischt worden seyen. Demnach will er, aber nicht blos im heidnischen Aberglauben, sondern auch in der Bibel, zwischen dem, was echtes Wort Gottes, und dem, was nicht, unterscheiden wissen. Als Kern der Wahrheit in allen Religionen ergeben sich ihm folgende fünf Artikel: 1) das Daseyn eines höchsten Gottes; 2) die Pflicht der Verehrung dieses höchsten Gottes; 3) Tugend und Frömmigkeit sind die Haupttheile der Gottesverehrung; 4) die Verpflichtung, die Sünden zu bereuen und von ihnen zu lassen; 5) die Vergeltung, theils in diesem, theils in jenem Leben.

Herbert nimmt eine doppelte Offenbarung an, eine im Innern des Menschen und eine in der Natur, oder mit seinen Worten: Deus se ipsum tacite indicavit et se patefecit. Die Alten, sagt er, forschten nach etwas Ewigem und wandten sich zum Himmel, wo sie die Sterne als etwas Ewiges, Wechsellose, Seliges fanden. Sie verehrten die Gestirne nicht als höchste Gottheit, sondern als vorzügliche Diener derselben; man gab ihnen zwar den Namen Gott, aber nur in einem weiteren Sinne. So verehrte das Alterthum, auch noch das jetzige, den Saturn selbst, die höchste Gottheit, das Heidenthum enthält auch viel Abgeschmacktes, Unsinniges. Dies kömmt auf Rechnung der Priester. Es trat eine Meinung auf, welche behauptete, man müsse Gebräuche und Ceremonien dem innern Gottesdienste beifügen, man müsse auch Gottes Diener verehren. Aber die fünf Grundsäulen der reinen Religion fanden auch im Heidenthum sich. Im Christenthum wiederholt sich derselbe Gang: ursprüngliche Reinheit, dann Entartung durch die sich bildende Hierarchie. Uebernatürliche Offenbarung stellt er nicht in Abrede, aber unter starken Bedingungen, von denen die hauptsächlichsten sind, daß sie unmittelbar zu Theil wurde, und daß sie etwas anerkennend Gutes und Wahres enthalte. Uebrigens erklärt er sie für überflüssig.

Der Blüthepunkt dieser Periode ist in Thomas Hobbes zu suchen, in dem sodann die Zeitrichtungen ihren schärfsten und umfassendsten Ausdruck gefunden. Darum ist es rathsam, auf diese einen Blick zu werfen. Wie die fürstliche Macht sich zum Schutzherren der Gewalt der Bischöfe und des äußeren Glanzes des Kultus aufwarf, wie sie die kirchliche Konformität zu einer bürgerlichen Pflicht, die Episkopalkirche aber zum Dank dafür das Supremat zu einem Glaubens-Artikel machte, so wurde die populäre Reformation dazu hingetrieben, mit der bischöflichen Kirche zugleich die Staatsgewalt zu bekämpfen. Der religiöse Glaube hatte zu seiner Vertheidigung

*) Eine solche Uebersicht giebt die „Geschichte des Englischen Deismus" von G. W. Lechler (Stuttgart und Tübingen bei Cotta, 1841), welche eine Fruchl des gründlichsten Studiums ist und deren Hauptresultate hier mitgetheilt werden sollen.

Digitized by Google

politischer Rechte nöthig; das politische und religiöse Element waren ungetrennlich verbunden.

Wenn wir die religiösen Parteien in der Mitte des 16ten Jahrhunderts betrachten, so finden wir eine stetige Reihe von Bestrebungen, welche durch gemeinsame Richtung auf religiöse Freiheit verbunden sind und die zu immer kühnerer und bewußterer Selbständigkeit des Geistes fortschreiten. Zunächst die Presbyterianer, die der Kirche zwar eine republikanische Form geben, aber die Einheit der Gewalt wie des Glaubens festhielten; deren fanatisches Wesen rief die Opposition der Independenten hervor. Diese fragten: soll überhaupt eine Nationalkirche fortbestehen, und soll irgend eine Gewalt, sey es die päpstliche, die bischöfliche oder auch nur die der Geistlichen, die Christen einem Joch unterwerfen? Nein, sprechen sie, jeder Verein der Gläubigen muß eine ganze und wahre Kirche bilden. Weiter gingen noch die Erastianer, die jede Kirchenregierung verwarfen und nur die Oberaufsicht des Staates über alle öffentliche Vereine gelten ließen. Die Levellers endlich lösten auch den Organismus der Gemeinde auf und erklärten jeden Gottesdienst, wenn er erzwungen sey, für widerrechtlich. Jeder Gläubige sollte ein Priester seyn, für sich, für sein Haus, für alle Christen, die ihn für inspirirt hielten. So kam man dahin, die Religion in sich selbst zu suchen. Nicht nur die Geistlichkeit, die Kirchenverfassung, die gottesdienstlichen Handlungen, sondern auch die Bibel wurde gegen die Inspiration der erleuchteten Individuen zurückgesetzt.

Diese kirchliche und politische Gährung ist nun in dem System von Hobbes ausgetragen. Derselbe leitet alles Wissen und Denken von der sinnlichen Erkenntniß ab, weil wir uns vorstellen, daß endlich; es giebt keinen Begriff von etwas, was wir unendlich nennen. Demgemäß wird auch der Name Gott nicht gebraucht, damit wir ihn uns vorstellen, sondern damit wir ihn verehren. Die Worte gut und böse werden immer mit Beziehung auf die Person verstanden, die sie braucht, indem nichts an sich und schlechthin so ist, es auch keine allgemeine Regel des Guten und Bösen geben könne, denn Gegenstände selbst genommen werden könnte. Das Gewissen ist nichts Angeborenes, sondern von sinnlichen Wahrnehmungen und zeitlichen Erfahrungen abzuleiten.

Den Ausgangspunkt seiner politischen Ansicht bildet der Naturzustand, ein bellum omnium contra omnes, in welchem Jeder Recht an Alles hat. Dieser allgemeine Kriegszustand ist aber vom Zweck des menschlichen Lebens, dem Erhaltungstrieb, widersprechend; hier, dieser Zweck erreicht werden könne, ist eine gegenseitige Uebertragung von Rechten nothwendig. Wenn der Unterschied von Recht und Unrecht festgehalten werden soll, so muß eine Macht auftreten, welche die Menschen zwingt, ihre Verträge zu halten, durch die Furcht vor einer Strafe, welche größer ist als der Nutzen, den sie vom Bruch des Vertrags erwarten können. Hierin ist das Wesen des Staates begriffen, d. h. eines Willens, der Alle vertreten muß, dessen Handlungen als Handlungen Aller betrachtet werden müssen. Die Staatsgewalt ist die wirkliche Einheit Aller in einer und derselben Person, bewirkt durch den Vertrag eines Jeden mit Jedem, wie wenn Jemand sagte: Ich verzichte auf mein Recht, mich selbst zu regieren, zu Gunsten dieses Mannes oder dieser Versammlung, unter der Bedingung, daß du dein Recht ebenfalls an sie abtrittst. Ist dies geschehen, so wird die Menge, welche in einer Person vereinigt ist, Staat genannt. Dies ist die Erzeugung des „sterblichen Gottes". Das Wesen des Staates besteht in der einen Person, welche die Menge zum Behufe des Friedens autorisirt hat. Sie hat alle gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt, und zwar unbrennbar; jede Trennung führt zum Bürgerkriege. Wie ihre Gewalt unbeschränkt ist, so muß es auch der Gehorsam der Unterthanen seyn. Die Pflicht des Souverains besteht in der Sorge für die Wohlfahrt des Volkes, für die er Gott Rechenschaft schuldig ist, aber sonst Niemand.

Wir gehen nun zu seinen religiösen Ansichten über. Die Religion als Glaube und Verehrung einer Gottheit entwickelt sich durch die Erfahrung. Die Bißbegierde führt vom Betrachten der Wirkungen zu den Ursachen, dann zu den Ursachen der Ursachen, und endlich zum Gedanken einer Ursache, von welcher keine frühere Ursache zu finden ist. Diejenigen, welche über die natürlichen Ursachen der Dinge nicht nachdenken, sind dennoch geneigt, vermuge der Furcht, unsichtbare Gottheiten anzunehmen. Aus vorausgehender Furcht sind die vielen Gottheiten der Heiden abzuleiten. Der religiöse Glaube der Menschen ist in Folge der verschiedenen Vorstellungen, Urtheile der Menschen zu so entgegengesetzten Ceremonien auseinandergegangen, daß die, deren sich die Einen bedienen, den Anderen lächerlich vorkommen. Dies ist das erste Stadium der religiösen Bildung. Das zweite zeigt eine ordnende und organisirende Stiftung dieser individuellen Keime zur Religion. Diese sind nun zweierlei Arten von Menschen gepflegt worden; die Einen nährten sie selbsteigener Erfindung gemäß, die Anderen auf Befehl und unter Leitung Gottes. Die Entstehung einer geformten oder positiven Religion ist durch den Glauben bedingt, da die Menge einem Individuum nicht nur Beistand, sondern auch Heiligkeit zutraut, indem sie glaubt, daß Gott diesem Manne seinen Willen auf übernatürliche Weise kund gethan. Die Wirklichkeit einer unmittelbaren Offenbarung kann indeß durch Wunder erwiesen werden, jedoch unter der Bedingung, daß die Lehre der bereits bestehenden Religion der Vernunft nicht widersprecht. Der Offenbarung gegenüber brauchen wir auf unsere Vernunft nicht zu verzichten.

Die Schrift ist jedenfalls Regel des christlichen Glaubens, nämlich in dem Sinne, daß sie für Jeden, der sie anerkennen will, Vorschriften darüber enthält, was er glauben und wie er leben soll, aber kanonisch im vollen Sinne ist sie erst dann, wenn sie zugleich Gesetz ist. Nun sind die Souveraine in ihrem Gebiet die einzigen Gesetzgeber; folglich sind nur diejenigen Bücher, welche von der souveränen Gewalt als Gesetz aufgestellt sind, kanonisch, d. h. Gesetz in einer Nation.

Das Reich Christi beginnt erst mit der Auferstehung und dem Gericht. Daraus wird die Folgerung gezogen, daß auch seine Diener, wenn sie nicht Könige sind, in seinem Namen keinen Gehorsam fordern können. Diese Unterordnung der Kirche unter die weltliche Gewalt ist der hervorstechende Zug des Systems. Die Kirche ist nach Hobbes' Erklärung eine Gemeinschaft von Menschen, welche sich zur christlichen Religion bekennen, vereinigt in der Person eines Souverains, auf dessen Befehl sie sich versammeln. Den Gegensatz zwischen Staat und Kirche läßt er gar nicht aufkommen. Weltliches und geistliches Regiment sind, wie er sagt, zwei Namen, welche nur eingeführt worden sind, um zu machen, daß die Leute doppelt sehen und ihren gesetzlichen Souverain verkennen. Es giebt in diesem Leben weder im Staat noch in der Kirche ein anderes Regiment als ein zeitliches. Der souveraine Repräsentant des Gemeinwesens ist also über wirkliches sowohl wie über geistliches unumschränkter Herr; er hat zu bestimmen, was als Gesetz im bürgerlichen und religiösen Leben gelten soll, welche Lehren und Meinungen im Staate sollen vorgetragen werden dürfen und welche nicht. Es ist eine aufreizerische Doktrin, daß jede Privatperson über Gut und Böse urtheilen dürfe. Eben so unverträglich mit dem Bestehen des Staates ist die Lehre, was Jemand wider sein Gewissen thue, sey Sünde. Im Staate ist das Gesetz das öffentliche Gewissen. In jedem Staate ist der Souverain der höchste Seelsorger seines Volks. Der Souverain übe sein Recht jure divino, alle übrigen Seelsorger jure civili. Ist auch das Staatsoberhaupt ein Ungläubiger, so ständigt dennoch jeder seiner Unterthanen, der ihm widersteht, gegen das Gesetz Gottes. Denn der Glaube ist etwas Unsichtbares, Innerliches, und man braucht sich seinetwegen nicht der Gefahr auszusetzen; thut es dennoch Jemand, so mag er den Lohn im Himmel erwarten.

Auf den ersten Anblick erschienen Hobbes' Ansichten vom Christenthume offenbar weit gemäßigter als die von Spinoza, aber eigentlich läßt er es nur mehr bei Seite liegen. Im Grunde versetzt er der Kirche den empfindlichsten Schlag, indem er sie auf eine so entschiedene Weise dem Staat unterordnet. Daß sie in ihrem jenseitigen Gebiete angegriffen wurde, konnte sie allenfalls verschmerzen, nimmermehr aber, daß ihr das diesseitige ganz entzogen werden soll, wie Hobbes es that. Das Aergerniß, das Spinoza vorbereitete, lag hier, der kanonische Charakter der Schrift von der Autorität des Staates abhängig gemacht wird. Der Gedanke des Staates und der unbeschränkten Souveränität derselben ist der dominirende bei Hobbes, ist der Schlüssel seines Systems. Hier darf man sich durchaus nicht an persönliche Gründe stützen und etwa das Uebergewicht, das Hobbes dem Staate giebt, durch seine royalistischen Verbindungen erklären wollen. Solche Anklagungen getroffen den großen Denker, wie Hobbes es war, immer zur Seite. Seine Theorie ist vielmehr als Ausdruck dessen anzusehen, was durch die Ansichten seiner Zeit so wie durch die geschichtlichen Bedingungen derselben gegeben war. Man hat oft den Philosophen den Vorwurf gemacht, daß sie das Bestehende a priori deduzirten, das scheint Hobbes begegnet zu seyn. Die Supremalie der Staats-Gewalt über die Kirche war von Heinrich VIII. gegründet, und diese hat Hobbes systematisch entwickelt. Auch sein Krieg Aller gegen Alle, welcher die Grundlage seiner politischen Ansicht bildet, scheint ein solches bατερον πρωτερον zu seyn. Das Unglück seines Vaterlands konnte ihm sehr häufig als eine Folge der Theilung der Königlichen Gewalt erscheinen, aus der politisch-religiösen Gährung konnte wieder eine Anarchie hervorgehen, wie er eine solche als Voraussetzung des Staates angenommen hatte. Alles Unglück entsprang aus der Unfähigkeit der Subjektivität. Sehr natürlich, daß er dem Drängen derselben eine feste Objektivität entgegensetzen suchte. Diese glaubte er in der obersten Staats-Gewalt oder vielmehr in der nahezu schranken fürstlichen Gewalt gefunden zu haben.

In Hobbes hat die Bildung der Zeit ihren Höhepunkt erreicht. Das nachfolgende Zeitalter, das der Restauration, 1660—1689, hat keine selbstständige Weiterbildung des Standpunktes aufzuweisen. Die Zeit der Restauration verfiel von einem Extrem ins andere; von der finstern puritanischen Lebensansicht ging sie zu leichtfertiger Frivolität, von dumpfer Sklaverei zum entschiedensten Unglauben über. Französisches Leben, Französische Bildung, Französische Literatur galten als Muster in England. Wenn die vorhergehende Zeit einen leidenschaftlichen und schwärmerisch-mystischen Charakter trägt, so trat jetzt eine vollkommene Ebbe ein. Eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen der Restaurations-Epoche möchte noch Charles Blount seyn, der in seinem Buche „de anima mundi" die natürliche Religion gegen die positive geltend macht. Aber wir finden bei ihm keine selbstständige Entwickelung. Von Herbert entlehnt er die fünf Artikel, von Hobbes den Krieg Aller gegen Alle. Eigenthümlich möchte ihm nur die Form sein, die Form leichter Satire und pikanter Darstellung. Auch tritt bei ihm die Meinung, daß die Religion Erfindung einer selbstsüchtigen Priesterkaste und eine Sache des Betrugs sey, stärker hervor. Eben so findet sich bei ihm die Ueberzeugung, daß der rechtschaffene Deist selig werde, und daß die Moral in der Religion über den Mysterien derselben stehe.*)

L. B.

*) Ein zweiter Artikel folge nachstens.

Digitized by Google

Malerei und Gemäldehändler in England.

(Schluß.)

Sehr häufig werden die Werke der verschiedenen Italiänischen Schulen kopirt. Die Schüler und die fremden Maler aller Länder kopiren fast jedes bedeutende Gemälde, das ihnen in Italien zugänglich ist; und hierin zeigen sich die Engländischen Maler vorzüglich thätig. In einiger Zeit kommen diese Kopieen auf die Auctionen, und hinlänglich von Staub und Schmutz überzogen, gelten sie oft für Originale. Nun sind zwar die angelobenden der Londoner Bilderhändler zu gering, um sich täuschen zu lassen, und zu sehr auf ihren guten Ruf bedacht, um Andere zu täuschen; doch Privatkäufer haben selten ein so sicheres Urtheil. Auch ist diese Art des Betrugs in Italien zu einer Ausbildung gediehen, gegen die die einzelnen Züge, welche bei uns vorkommen, als Kleinigkeiten verschwinden.

Man weiß Beispiele, daß Engländer für Gemälde, die sie als echt erkannt haben, ungeheure Summen bezahlt und, um jeder Möglichkeit einer Täuschung vorzubeugen, ihr Siegel auf die Rückseite derselben gedrückt haben. Wie sie das Werk nach Hause geschickt erhalten, ist das Siegel unberührt, und sie freuen sich nicht wenig, einen unschätzbaren Rafael oder Correggio gewonnen zu haben. Endlich ergiebt sich, daß sie nichts als eine mit bewundernswerther Kunst ausgeführte Kopie bekommen, die mit großer Genauigkeit an die Rückseite des Originalgemäldes gedrückt war, auf welche sie für das Siegel gedruckt: das Original ist vorn weggenommen worden, und der glückliche Kenner führt die Kopie im Triumph nach Hause.

Im Auftrage der großen Kunsthandlungen pflegen Reisende Spanien, Frankreich, Italien und Holland zu durchstreifen, welche Originalbilder zu mäßigen Preisen zu erhalten suchen, und ungeachtet der Schwierigkeiten, denen der Reisende bei häufigen Täuschungs-Versuchen zu kämpfen haben, gelingt es ihnen doch, manches herrliche Stück der alten Meister zu schaffen. So hat der Kunsthandel in kurzer Zeit riesenhafte Fortschritte gemacht, und es kommen in unserem Königreiche mindestens vierzig- bis funfzigtausend Gemälde alljährlich zum Verkauf. Auch beschränkt sich dieser hoch erfreuliche Geschäftszweig nicht auf London; theils unternehmen die bedeutenderen Kunsthändler Londons Reisen nach den größeren Provinzialstädten und setzen in denselben gewöhnlich eine ansehnliche Anzahl von Gemälden ab, theils sind kleinere Händler in denselben ansäßig; diese fangen meist damit an, daß sie Bilder suchen, ihre eigene Wohnung zu schmücken, doch der Trieb, zu sammeln, wächst reißend, und sie lassen selten davon ab, so lange ihnen Mittel bleiben, denselben zu befriedigen. Diese Händler, theils ganz

Frankreich.

Zur Geschichte des Liebhaber-Theaters.

Unter allen Manieen des achtzehnten Jahrhunderts, und welches Jahrhundert war daran wohl reicher, hat die Manie der Liebhaber-Theater mit der größten Schnelligkeit, ja mit wahrer Wuth um sich gegriffen. Ueberall und bei jeder Gelegenheit improvisirt man Stücke; die Komödie ist von der Bühne in die große Welt und von da in die Familie übergegangen. Es giebt kein Geburtsfest, keine Abreise, keine Ankunft, die nicht durch irgend ein Gelegenheitsstück mit eingelegten Liedern gefeiert würden. Ist man auf dem Lande, so wird schnell ein Vorhang, Coulissen und Rampe hergestellt. Man beraubt den Park seines schönsten Blumen- und Blattenschmuckes, um die Bühne damit aufzuputzen; man erlaubt sich tausend unbescheidene, aber heitere Nachforschungen in den Garderoben der alten Tanten, um daraus irgend etwas ganz Besonderes und längst Vergessenes ans Tageslicht zu ziehen. Riesenmäßige Wulste, Schleppkleider, seltsame Kopfzeuge, nichts von den alten Putzgegenständen wird verschont. Befindet man sich in der Stadt, so wird in einer Ecke des Salons ein Theater aufgeschlagen. Man hat aber kein Stück einstudirt, Niemand weiß, was er sagen soll. Hm! so mag Jeder irgend etwas Lächerliches vorstellen, und man wird sich doch köstlich amüsiren. Es ist eine Liebhaberei, die dir zur Thorheit geht. Ein Wort wird und eine richtige Vorstellung von dem ganzen Unsinnen geben, in welchem die Liebhaber-Theater im achtzehnten Jahrhundert standen: sie rivalisirten mit den Soupers, was kann man mehr zu ihrem Ruhme sagen?

Wenn man die gefeierten Damen Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert betrachtet, muß man ohne Zweifel Frau von Pompadour an die Spitze derselben stellen; mit ihr wollen wir auch den Anfang machen. Ludwig XV. zeigte die heimliche Krone auf, und Voltaire umgab ihr Haupt fast mit einer Glorie. Frau von Pompadour war die Erste, welche die Liebhaber-Theater in Aufschwung brachte. Die Marquise du Deffant, welche sie kannte, als sie noch Frau von Etiolles war, erwähnte ihrer in einem Briefe an den Präsidenten Hénault: „Sie treibt ganz ausgezeichnet Musik, singt mit Anmuth und Geschmack und spielt Etiolles auf einer Bühne, die eben so schön wie die der großen Oper ist, und auf welcher Maschinen sich befinden und Coulissenwechsel vorkömmt.“ Es scheint, man hat schon damals sich eifrig um die Begünstigung einer Aufnahme in die Soireen von Etiolles bemüht; später sollte diejenige, welche denselben damals so viel Reiz verlieh, wenige Augenblicke in noch eleganteren und auserlesenen Zirkel einführen. Ziemlich bekannt ist das Theater der geheimen Gemächer Ludwig's XV., welches erwähnt befindlichen in seinen geheimen Memoiren. Ihm zufolge versuchte es Frau von Pompadour, einen schalkeiten Liebhaber dazu zu lassen, daß sie sich jeden Abend in einer neuen Gestalt, in einer anderen Rolle zeige. Man ergäbt sich eine sonderbare, naive profane Aeußerung der Favoritin, die für die Wahrheit der Ducloschen Angaben spricht. „Ach!“ soll sie einst ausgerufen haben, „wenn beim Schluß einer jener Soireen aus, in welcher der König noch gelangweilter als gewöhnlich ausgesehen hatte, „mein Leben ist, wie das des Christen, ein immerwährender Kampf.“

Während aber derjenige, den man zu zerstreuen bemüht war, stolz in seiner Königlichen Loge gähnt, saß oft in einem Winkel des Saales ein Dichter und betrachtete die siegesstrahlende Zuschauerin seiner Gedanken mit Blicken voll Erkenntlichkeit oder schwelgte in köstlichem Genuß. Dieser Dichter war Voltaire, der zu Ehren der Frau von Pompadour, als er sie die Rolle der Lise in seinem „Verschwenderischen Sohn“ hatte spielen sehen, ein Madrigal dichtete, das ihm den Haß der Gegenpartei der Favoritin zuzog.

In den geheimen Gemächern Ludwig's XV. führte man auch zum ersten Mal Greffet's Meisterwerk „Ein Bosphalte“ auf, und Herr von Rivernais, der die Rolle des Valere gab, spielte so ausgezeichnet, daß der Schauspieler Rosali von der Comédie française mit Erlaubniß der Frau von Pompadour den Vorstellungen beiwohnte, um von diesem trefflichen Vorbilde zu lernen. Das aber, was für Künstler und Dichter ein Genuß ist, gut geschriebene Stücke auch gut aufführen zu sehen, gewährte den Herrschaften bei Hofe nicht lange Vergnügen und war für sie ein fast zu ernster Zeitvertreib. Ludwig XV. verbannte das Schauspiel und wollte nur noch Opern sehen; die Pirouetten der Tänzer ersetzten Voltaire's Verse. In den Opern „Bacchus und Erigone“ und „Zimene und Egle“ glänzten vor allen die Stimme des Herzogs Agen, des ersten Sängers der Truppe, und die Feinheit des Spiels von Lemonaux, der sich das Privilegium als erster Tänzer derselben angeholten und es auch empfangen hatte. Da man das Schauspiel als zu pedantisch verbannte, so wollen auch wir mit demselben von einem Kunstkempel scheiden, den fürder nur Nymphen, Zephyretten und Liebesgötter bevölkerten. Nur noch wenige Worte über die Einrichtung des Theaters, welches Verlichtigung verdient, da Frau von Pompadour auf demselben in einem Voltaireschen Stücke gespielt hat. Die Schauspieler waren die Herzoge von Orleans, von Agen, von Nivernais, von Duras, von Coligni und Andere; den Baß spielte der Prinz von Dombes, das Violoncell der Marquis von Sourches, und der Marquis von Courtemaux, der Graf von Melfort und der Herzog von Beuvron sangten auf demselben. Man bilde sich ja nicht ein, daß diese Sprößlinge der ältesten Französischen Häuser, wie jener Römische Krieger auf den Befehl Cäsar's, weinend die Bretter des Theaters betraten; im Gegentheil, man stellte sich mit höchster Anmuth auf denselben dar und wendete alles Mögliche an, um nur vor Ludwig XV. die Schönheit seines Wuchses oder seiner Stimme enfaalten zu können. Wenn man den Memoiren der Frau von Hausset Glauben beimessen kann, so gab ein Theater-Erfolg Anwartschaft auf ein Regiment. Um sich aber mit allen diesen hochadeligen Schauspielern auszuschönen, muß man der Schlacht bei Fontenoy gedenken, wo diese Herren der Maisen-Rouge eben so tapfer wie die alten Soldaten der Armee fochten. Uebrigens waren die Theater-Statuten auch von einem gewissen galanten und ritterlichen Hauche beseelt, der günstig für dieselben stimmt. Nur die Schauspielerinnen wählten die Stücke aus, bestimmten die Tage zu den Proben und legten den zu spät Kommenden Geldbußen auf. Neben Frau von Pompadour hatten die Herzogin von Brancas und die Gräfinnen von Estrades und von Marchais noch Theil an diesem schönen Vorrecht. Die Zuschauer waren nicht eben zahlreich; die einzige Dame, welche beständig eingeladen wurde, war die Marschallin von Mirepoix, die kleine Marschallin benannt, die Gefährtin und Freundin aller Favoritinnen Ludwig's XV.

Hätten wir uns treu an die chronologische Ordnung halten wollen, so würden wir zuerst eines Theaters gedacht haben, das schon vor dem der Frau von Pompadour bestand, des Theaters von Anet. In dem schönen Schlosse Anet führte die Herzogin du Maine unter dem Schatten hundertjähriger Bäume und unter den vergoldeten Wölbungen ihrer prächtigen Säle ein sehr vergnügtes Leben. Man versetzte sie in Lumpa mit in die Unterhaltungen der Unterhaltungen des kleinen Hofes mitgetheilt, den die Herzogin um sich versammelt hatte. Jeder Tag brachte irgend einen neuen Gast, der freilich oft zu nichts als zur Führung des Zagdmessers geschickt war, so daß die Damen manchmal darüber in Verzweiflung gerieten. Da führte Frau von Chatelet einst Voltaire ein, und sogleich wurden Theater-Aufführungen eingerichtet. Nun gewann Alles ein ganz anderes Ansehen, selbst die Langweiligsten waren zu etwas zu gebrauchen, die Abende wurden vergnügt durchlebt und lieferten den herrlichsten Stoff für die Unterhaltungen des nächsten Morgens. Noch glänzender als das Theater des Schlosses Anet war das des Prinzen Conti. Auf seinem herrlichen Lustschlosse der Zu-Baum kreuzten sich beständig auf allen Wegen die Kalechen, trug leichte Zusttieg des Gebäudes die Spuren der glücklichen und munteren Gesellschaft, die sich hier versammelte, um Komödie zu spielen. Die Gräfin von Gentis gab die ersten Rollen und war in einem nach dem Geschmacke der Zeit improvisirten Sprüchwort so reizend als Schauspielerin, daß der Prinz von Conti einen Maler herbeiholen ließ, um sie sogleich in diesem ergreifenden Kostüm abkonterfeien. Auf dieser Bühne schoß auch Frau von Pompadour einen so tödtlichen Pfeil auf den Herzog von Orleans, daß er zu Gott Hymen seine Zuflucht nehmen, mußte, um seine Wunde zu heilen. Sie war als Pomona mit einer Apfel-Guirlande um ein reizend aufgeschlecktes Kleid in einem Stücke aufgetreten, wo der Marquis von Clermont den Pan und Frau von Gentis den Vertumnus gab. Frau von Monteffon leitet und zum Theater von Billets-Doux hinüber, wo sie der auf Jupiter Adam begonnene Eroberung vollendete. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Deutsche Reisewerke im Ausland. Wir freuen uns, in dem Lande, welches die meisten Reisenden nach allen Theilen der Erde auszusenden pflegt, in England, die Forschungen und treuen Darstellungen Deutscher Reisenden vor allen anderen anerkannt zu sehen. Das neueste Heft der vierteljährigen Quarterly Review von Pügel, der zu seinen Reisen durch eine hohe wissenschaftliche Bildung vorbereitet war und damit ein großes Talent der Beobachtung verband. Unmittelbar nach diesem Berichte über das Hügelsche Reisewerk wird ein anderer, allerdings etwas verspäterer, über Rüppell's „Reise in Abyssinien“ erstattet, dem nicht minderes Lob gespendet und großes Interesse zugesichert wird. Auch Ehrenberg's erste Ausländer sey, welchem die Königl. Geographische Gesellschaft in London ihre Preis-Medaille „für die überaus wichtigen Resultate seiner geographischen Forschungen“ zuerkannt habe. Endlich findet sich in demselben Hefte der genannten Englischen Zeitschrift auch noch eine sehr lobende Anzeige von Kohl's „Reisen in Süd-Rußland“, dessen Werke überhaupt Vorbild in England, wo auch eine ähnliche ausführliche Schilderungen eines mit großem Fleiße und vielem Darstellungstalent angestellten Reisenden anerkannt werden.

— Italiänische Kinderschriften. Die in Italien sehr populairen und mit Recht geschätzten Kinderschriften Cesare Cantù's sind von Madame Amable Tastu, berühmten Schriftstellerin, die in jüngern Jahre wegen ihrer Schrift zum Lobe Madame Swetchine den akademischen Preis erhielt, ins Französische übersetzt worden. Es sind vor kurzem bei Didier in Paris, in einer allerliebsten mit Vignetten verzierten Ausgabe, vier Bändchen der Cantuschen Kinderschriften unter folgenden Titeln erschienen: Le bon petit garçon (im Italiänischen Original: Il buon fanciullo); Monsieur Bonhomme (Italiänisch: Omobono delle parabole); L'honnete homme (Ital. Il Galantuomo); Le Portefeuille d'Ambroise (Ital. Carl' Ambrogio di Montevecchia). Da wir auch im Deutschen noch immer keinen Ueberfluß an guten Kinderschriften haben, so möchte vielleicht das Beispiel der Madame Amable Tastu zur Nachahmung geeignet seyn.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie in Auslande bei den Postämtern.

№ 125. Berlin, Montag den 18. Oktober 1841.

Spanien.

Die Spanische Literatur im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.

Von Don Eugenio de Ochoa.*)

Da der Verfasser des Cid nicht bekannt ist und sich selbst die Zeit, in der dies Gedicht abgefaßt ist, nur durch Konjekturen bestimmen läßt, so steht Gonzalvo von Berceo, ein Geistlicher aus dem dreizehnten Jahrhundert, an der Spitze der Spanischen Dichter. Don Gonzalvo, geboren in der kleinen Stadt Berceo, in der Provinz Rioja, nahm, wie man sieht, den Namen seiner Vaterstadt an, und sein Familienname ist uns unbekannt. Diese Sitte, die damals allgemein üblich war, währte bis ins funfzehnte Jahrhundert, nur daß man in diesem sich vielmehr nach der Stadt, in der man zum Doktor graduirt war, zu benennen pflegte. Man hat lange behauptet, Don Gonzalvo sey Benediktinermönch gewesen, doch ist gegenwärtig bekannt, daß er keinem Mönchsorden angehörte. Er blühte gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Weder sein Geburts- noch sein Todesjahr ist uns überliefert.

Da sowohl Ausländer als Spanier selbst aus den „Bibliotheken" des Don Nicolaus Antonio ihre Belehrung über unsere alte Literatur zu schöpfen pflegen, so muß ich hier bemerken, daß man sich auf das nicht verlassen darf, was Don Nicolaus von Berceo sagt. Lange Zeit ist dieser Dichter fast ganz unbekannt gewesen; man hat von ihm nur nach dem Hörsagen gesprochen, und mit jedem neuen Kritiker, welcher gewissenlos genug war, ein tieferes Studium zu scheuen, hat sich die Zahl der alten Irrthümer vermehrt. Der Marquis von Santillana, einer der gebildetsten Männer des 15ten Jahrhunderts, erwähnt ihn nicht in seinem bekannten Briefe an den Connetable von Portugal, in welchem er alle Dichter, die er kennt, aufführt. Don Nicolaus Antonio stellt Berceo in das 11te Jahrhundert; vor ihm war Fray Prudencio de Sandoval, der gewandte Geschichtschreiber Karl's V., in denselben Irrthum verfallen; dies beweist, daß weder der Eine noch der Andere Berceo's Schriften kannte. Um diese Angabe zu widerlegen, genügt es, anzuführen, daß im Kloster von San Millan eine nicht unbedeutende Anzahl von Handschriften des Dichters sich befindet, die er eigenhändig geschrieben hat: Don Gonzalvo, Diakonus von Berceo, im Jahre 1220 und 1221. Außerdem legt ihm Nicolaus Antonio noch Werke bei, die er nicht geschrieben hat, und die zum Theil gar nicht vorhanden sind.

Die Fruchtbarkeit dieses Patriarchen der Spanischen Literatur ist bemerkenswerth. Folgendes ist das Verzeichniß seiner Werke, die von Thomas Antonio Sanchez in seinen „Poesias anteriores al XV siglo" (1780. 2 Bde.) angegeben sind: Das Leben des heiligen Dominikus; das Leben des heiligen Millan de la Cogella; das Mesopsalter; das Martyrium des heiligen Laurentius; Lobgedicht auf die heilige Jungfrau; die Zeichen, welche vor dem jüngsten Gericht erscheinen werden; die Wunderthaten der Jungfrau; die Trauer der Jungfrau am Tage der Kreuzigung ihres Sohnes; das Leben der heiligen Aurea.

Das erste dieser Werke ist ein Gedicht in drei Theilen und enthält 777 vierzeilige Strophen. Der Verfasser macht keine hohe Ansprüche; er kündigt sich in der Vorrede nicht als begeisterten Sänger, nur als Erzähler an. Diese sind seine Worte: Im Namen des Vaters, der Alles geschaffen, im Namen des Theiles, der glorreichen Sohnes, im Namen des heiligen Geistes, der Eins ist mit Beiden, von einem Bekenner will ich euch erzählen. In schlichter Rede **) nur weiß ich zu sprechen, so wie ein Nachbar spricht zu dem anderen; ich bin nicht gelehrt, um lateinisch zu dichten; möge die Kunde euch erfreuen, wie ein Glas guten Weines!

Der Dichter bedient sich des Alexandriners, und die vier Verse jeder Strophe schließen mit demselben Reim. Dies ist bereits ein Fortschritt gegen die lästige Einförmigkeit, welche das Gedicht vom Cid dadurch erhält, daß alle Verse eines Gesanges durch denselben Reim gebunden werden. Noch flossen wir im Versbau bei Gonzalvo auf mannigfache Unregelmäßigkeiten, doch es ist nicht diese, man möchte sagen, barbarische Zügellosigkeit, die in jenem Gedicht herrscht. Das einzige Stück, in welchem Berceo den Alexandriner nicht gebraucht, ist ein kleines Lied, welcher er in der „Trauer der Jungfrau" einen Juden singen läßt; es besteht dies aus sechsundzwanzig acht- bis zehnsilbigen Versen mit dem Refrain eya velar (lustig!).

Ein glückliches Mittel, in den ermüdenden Gang der Erzählung Abwechselung zu bringen, ist die Form des Dialogs, die der Dichter oft anwendet. So finden wir in dem Leben des heiligen Dominikus einen sehr lebhaften Streit zwischen dem Heiligen und dem König Gargiad von Navarra, der sich der Schätze des Klosters bemächtigen will. In dem Martyrium des heiligen Laurentius findet sich ein Dialog zwischen dem heiligen Sixtus und dem heiligen Vaterins, und ein zweiter zwischen dem heiligen Sixtus und dem Kaiser Decius. Das Gedicht von der Trauer der Jungfrau ist ganz dialogisirt, und die geschickte Ausführung gereicht dem Dichter zu voller Ehre. Er nimmt an, der heilige Bernhard sey begierig gewesen, die Leiden der Jungfrau in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen; er habe bei diesem Verlangen nichts Besseres zu thun gewußt, als sich selbst an die zu wenden, welche Gabriel grüßte: Ave Maria. Die Jungfrau erhörte ihn; sie erschien ihm und schilderte ihm ihre Schmerzen. Hierauf folgt ein neuer Dialog zwischen der Mutter und ihrem göttlichen Sohne, welchem sie aufträgt, stets die fromme Neigung des heiligen Bernhard zu befriedigen. Das Gedicht ist voll naiver Anmuth und tiefen Gefühls. Zugleich liefert es einen neuen Beweis für die Unhaltbarkeit der Ansicht, daß Berceo dem 11ten Jahrhundert angehöre. Der heilige Bernhard starb 1153. Er wurde durch Alexander III. kanonisirt 1178. Nach diesem Zeitpunkt also muß der Dichter geschrieben haben, weil er ihn den heiligen nennt.

Doch die Stelle in Gonzalvo's Werken, in der er sich meines Erachtens am meisten als Dichter zeigt, die wenigstens in Gedanken und Diction mir die gelungenste scheint, ist die schöne Vergleichung, welche dem kleinen Gedichte „die Wunderthaten der heiligen Jungfrau" zur Einleitung dient. Dieser Wunder führt er fünfundzwanzig auf, und obgleich die Anzahl derer, welche Gott durch die Vermittelung seiner heiligen Mutter vollbracht hat, unendlich ist, so können doch nicht alle von den Gläubigen bewundert werden, welche der Dichter aufführt, denn von mehreren findet sich außer seinem Gedichte keine Spur; ja, unbezweifelt ist nur eines, die Niederfahrt der Jungfrau, als sie dem heiligen Ildephons das Meßgewand brachte; das Andenken an dies Wunder feiert die Kirche zu Toledo jeden 24. Januar. Die erwähnte Vergleichung ist folgender: Der Dichter bemerkt, daß wir Alle Pilger sind in dieser Welt, daß unsere Pilgerschaft schwer und ermüdend ist, doch daß eine reichblühende Wiese uns stets zur Ruhe einladet; dies ist die Jungfrau Maria. Wir bedauern, die lebendigen Farben des Originals in einer prosaischen Uebersetzung nicht wiedergeben zu können:

„Diener und Andere Gottes des Allmächtigen, wollt ihr geneigt mich anhören, ich erzähle euch ein Ereigniß, das euch die Herzen erfreuen soll. — Ich, genannt Meister Gonzalvo von Berceo, kam auf meiner Pilgerschaft zu einer grünen herrlichen Wiese, die mit Blumen reich überdeckt war und den Ermüdeten zu süßer Rast einlud. — Die Blumen athmeten welche Düfte aus, sie erquickten Auge und Seele; aus jedem Steine sprang eine klare, vollspruhende Quelle, süß im Sommer, im Winter warm. — Verschiedene Bäume hatten umher; Granaten, Feigen, Birnen, Aepfel und viele andere herrliche Früchte, die ich nicht alle nennen kann, schwanken von den Wipfeln herab; kein Wurm, keine Fäulniß war zu sehen. — Das Wiesengrün, die Blumenbüste, der Schatten der Fruchtbäume erfrischten mich wunderbar. Diese Düfte allein hätten genügt, einen Menschen zu betäuben. Ringsrund auf der Erde lade ich ein so heimliche Ruhestatt gefunden, nirgends so kühlen, labenden Schatten, nirgends so berauschende Düfte; ich legte die Kleider ab und streckte mich in den Schatten. — Da vergaß ich aller meiner Sorgen; süße melodische Lieder rauschten über mir in den Wipfeln; kein Ohr noch hat holdere Klänge vernommen. — Die Wiese war von Gott so gesegnet, daß sie weder durch Frost noch Hitze litt. Sie war über und über grün; kein Sturm zerstörte ihr diesen hohen Schmuck. — Sobald ich mich ins Gras gestreckt hatte, war all' meine Müdigkeit verschwunden; ich war glücklich, kein Leid regte sich in mir, ich wünschte nichts mehr, als ewig so glücklich, ewig hier bleiben zu

*) Dieser jetzt in Paris lebende Spanische Gelehrte und Literaturhistoriker hat in seiner Muttersprache mehrere geschätzte Arbeiten zur Geschichte der älteren und neueren Spanischen Literatur herausgegeben. Nachstehendes Bruchstück wird auch in Deutschland mit Interesse gelesen werden.

**) Roman paladino. Dieser Ausdruck hat den Vater Sarmiento zu seinen Meinungen über die Spanische Poesie zu einem sonderbaren Irrthum verleitet. Er glaubt, paladino heiße so viel als Romanisch zusammen und bedeute eine Sprache, erhaben; doch es heißt gerade das Gegentheil, wie bereits der Zusammenhang ergiebt, und wie dies die Redeitung des Wortes von selbst bedingt.

Anm. des Verf.

Digitized by Google

können. — Alle Menschen, alle Vögel, die vorüberzogen, brachen der Blumen, so viele sie wollten; doch die Wiese ward nicht leer; wo eine Blume gebrochen ward, da sprossten drei, vier neue empor. — Die Früchte der Bäume waren süß und saftig; wenn Herr Adam solche Früchte gekostet hätte, er wäre nach dem kurzen Genuß nicht zu langem Schmerze erwacht, und Eva hätte nimmer von Leiden erfahren."

Eine andere schöne Stelle in Berceo's Gedichten zeigt uns sein Talent von einer anderen Seite; ich meine die, in welcher er die Auferweckung des jüngsten Gerichtes malt. Wir haben die Anmuth des Dichters in lieblicher Beschreibung kennen gelernt, betrachten wir jetzt die Kraft, mit der er große und furchtbare Stoffe behandelt. Louis Viardot hat diese Stelle in seinen Französischen Studien über Spanien mitgetheilt.

„Am siebenten Tage beginnt ein Aufruhr in der Natur, ein allgemeines grauenhaftes Gewühl. Alle Steine werden sich erheben, sie werden an einander stürmen wie Menschen, wenn sie kämpfen wollen, sie werden sich an einander zerreiben und als Staub zerfliegen. Die Menschen werden in dieser höchsten Bedrängniß, bei so entsetzenerregenden Zeichen, eilen, sich in verstecke Höhlen zu verbergen; sie werden sagen: Deckt uns, ihr Berge, denn wir sind in Verzweiflung .... Doch am zwölften Tage, wer wird an ihm die Augen zu erheben wagen! Dann wird man Feuerfluthen durch die Himmel rollen sehen; Sterne werden fallen, weit wie die Blätter im Herbst. Der König der Königr, der allgewaltige Richter, er allein wird Alles ordnen, kein zweiter Richter wird ihm rathend zur Seite seyn. Die Engel des Himmels aber werden in laute Freude ausbrechen, noch nie ist die Freude der Engel so groß gewesen, denn sie werden ihre Schaaren wachsen sehen aus ihrer Seligkeit durch Vermehrung. Dann will Gott, daß wir in ihre Reihen eintreten. Wenn der König des Ruhmes dann in seinem Zorn daherbraust, furchtbar wie ein Löwe, der im Blute sich sättigen will, wer wird dann wagen, ihm entgegen zu blicken! Die Engel, die heiligen, werden zittern, sie, die nimmer gegen den Herrn gefehlt, was soll ich dann thun, ich Sündiger, mit meinen großen Verzehungen! Mir graufet jetzt schon; wer wird mich retten!"

Berceo schrieb um 1220—30, d. h. in den ersten Jahren der Regierung Ferdinand's des Heiligen. Derselben Zeit gehören zwei Dichter an, welche Argote de Molina in seinem Werke „Nobleza de Andaluzia" anführt, nämlich Nicolas de los Romanços und Domingo Abad de los Romanços; Beide, sagte er, waren bei der Eroberung von Sevilla um den König und empfingen dafür Land und Bürgerrecht. Ich kenne weder ihre Namen noch Fragmente von Romanzen, und diese werden ihnen vielleicht noch mit Unrecht zugeschrieben, ich muß mich also hier darauf beschränken, ihre Namen zu nennen. Dasselbe bin ich mit einem Gedichte zu thun genöthigt, dessen Inhalt das Leben des Castilischen Grafen Fernan Gonzalez ist, und von welchem derselbe Argote de Molina in seinem Gespräch über die Castilische Poesie, welches seine Antwort auf Don Guillaume Nor (Sevilla, 1573) angehängt ist, vier Strophen citirt, deren jede aus vier Alexandrinern besteht. Argote de Molina, welcher das Gedicht besaß, erklärt sich über das Alter desselben nicht, doch aus dem Style der vier Strophen erhellt, daß der Verfasser ein Zeitgenosse Berceo's muß gewesen seyn. Leider ist jetzt keine Spur des Gedichtes mehr aufzufinden.

Bald auf Berceo folgte Juan Lorenzo Segura von Aforga, ein Geistlicher, der Verfasser des Gedichtes von Alexander dem Großen. Dies ist einer der literarischen Schätze, deren Entdeckung wir dem unermüdlichen Eifer des gelehrten Thomas Sanchez verdanken, der das Gedicht in dem dritten Bande seiner „Gedichte vor dem funfzehnten Jahrhundert" veröffentlicht. Der Marquis von Santillana hatte es in seinem Briefe ebenfalls erwähnt, er führt es als das älteste Castilische Gedicht an, welches ihm bekannt geworden. Dieser Umstand, zu dem noch ein anderer hinzukommt, daß der Verfasser des Castilischen Gedichtes nämlich wiederholt die Alexandriade des Philipp Gaultier de Chatillon"), Erzdyschos zu Magatone, welchen in den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts lebte, citirt, läßt die Ansicht nicht gewagt erscheinen, daß Segura in die Mitte desselben Jahrhunderts fällt, bald nach Gonzalvo von Berceo. Es ist bekannt, daß die Großthaten Alexander's im Mittelalter unendlich oft besungen worden sind, so daß sogar die in dieser epischen Poesie üblichen Verse nach ihm benannt sind. Gleichwohl ist Segura's Gedicht über aus demselben Grunde, den ich bei Berceo angeführt habe, unzweifelhaft aus Aforga ursprünglich ich vollkommen selbständig. Er trifft mit den Dichtern und Historikern, welche denselben Stoff behandelt haben, zusammen, so oft es unvermeidlich ist, denn alle haben aus denselben Quellen geschöpft, aus Adrian von Nikomedien, Plutarch und Curtius; doch sodald die übrigen Darstellungen unter einander verschieden sind, enthält das Castilische Gedicht oft völlig neue, von allen anderen Angaben abweichende Fakta. Es erschöpft, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, Gaultier de Chatillon mit Curtius, Alexander habe auf die Frage, wer sein Nachfolger im Reiche seyn sollte, erwidert, man möge den dessen und würdigsten wählen:

Wer euch der Tüchtigste scheint und des Reiches am würdigsten, sprach er,
Der soll nach König seyn.

Dasselbe wird von dem heiligen Antonin von Florenz erzählt in seiner Chronik Alexander's des Großen. Segura hingegen schließt sich hierin dem ersten Buche der Makkabäer an, wo es heißt: Und er rief seine Großen zusammen, die von Jugend auf um ihn gewesen waren, und theilte das Reich unter sie. Vers 2469—2480 enthält die Rede, welche Alexander auf dem Todtenbette hält, und in der er sich als vortrefflichen Christen zeigt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Alexandreidos Galteri poetae clarissimi libri decem. Das Werk ist Wilhelm II, Erzbischof von Rheims, zugeeignet, welcher die bischöfliche Würde von 1176 bis 1906 bekleidete. Die Anfangsbuchstaben der zehn Gesänge des Gedichtes geben den Namen Gualterius.

Frankreich.

Zur Geschichte des Liebhaber-Theaters.

(Schluß.)

Doch verfassen wir für kurze Zeit diese Königlichen und Fürstlichen Residenzen, auf die wir später wieder zurückkommen werden. Nicht dort allein wurden im achtzehnten Jahrhundert Komödien aufgeführt, man spielte, wie gesagt, damals überall. Sollten wir für die Privat-Theater eine besondere Muse nennen, so müßte Thau von Genius diesselbe repräsentiren. Thau von Genius, die sich dadurch von Frau von Epinay unterscheidet, daß ihr Haß gegen alle Philosophen ihr etwas Steiferes und Strengeres gab, deßhalb übrigens, wie die Freundin Jean Jacques Rousseau's und Grimm's, alle Launen und Eigenschaften ihres Jahrhunderts, jene Mischung von Frivolität und Humanismus, von ungezügelter Vergnügungssucht und nasser Begeisterung für das, was man damals Tugend nannte. Niemand strebte mehr als sie nach jener Vereinigung des Nützlichen und Angenehmen, an der mit so vielem Eifer von so geistreich skeptischen Personen gearbeitet wurde. Sie betrachtete zuletzt das Theater wie ein Mittel zur Erziehung und schrieb kleine, sehr faile, moralische Stücke. Immer war dies freilich in ihrem Leben nicht so der Fall gewesen, und es gab eine Zeit, wo sie das Theater um seiner selbst willen liebte, ohne Rücksichten auf Nützlichkeit und Belehrung. Sie selbst erzählt, daß sie in ihrer Jugend dergestalt in einen Amoretten-Anzug, den man ihr zu einem Gelegenheitsfest angefertigt hatte, verliebt gewesen sey, daß sie denselben zu ihrer täglichen Bekleidung sich erwählt habe; sie hätte daher ein Liebesgöttergewand für alle Tage und ein eben solches für den Sonntag besessen. Auf allen Schlössern, wo sie Besuche abstattete, erstand plötzlich wie durch Zauber ein Theater, und wenn irgend ein Fest oder Vorwand sag vorkam, so brachte sie Alles in Bewegung, Herrn, Diener, Gärtner und Jäger; ja sie zwang selbst einmal ihren Gemahl, einen alten mit Wunden bedeckten See-Offizier, sich als Schäfer zu verkleiden, um sie bei irgend einem Gelegenheitsfeste auf der Schalmei zu begleiten.

Jetzt zu Frau von Epinay, welche auf dem Schlosse ihres Schwiegervaters, des Herrn von Bellegarde, eine Schauspielertruppe organisirte, zu deren Direktor sich Duclos und Sesäulgaret hergab. Hier, wie bei den Vorstellungen der geheimen Gemächer, tritt uns ein Name entgegen, der über alle seine Umgebungen einen hohen Glanz verbreitet. Rousseau trat hier in einem seiner eigenen Stücke „Flageolet und Liebe-Lieder" zu einer Zeit auf, wo er noch nicht in Bezug auf den Manschetten einig hatte; er hatte zwar schon damals sonderbare und scheue Gewohnheiten, aber es war eine Sonderbarkeit, von der die Verleumdung behauptete, daß er sie annähme, um zu gefallen. Frau von Epinay sagt von ihm: „Er hat einen braunen Teint, feurige Augen, die seine Physiognomie beleben, und betrachtet man ihn genauer, so gefprechen hat, so erscheint er häßlich." Häßlich? Rousseau Komödienrollen einstudirend! Welch' ein seltsames Bild für die, welche in seinen „Confessions" von den Klagen über die Nichtigkeit der Welt so gerührt wurden! Warum mußte Jean Jacques auf einem solchen Theater und in Stücken auftreten, die seiner so unwürdig waren, obgleich er selbst der Verfasser verschiedener ist. Er hätte auf einer Bühne auftreten müssen, wie sie Goethe in seinem „Wilhelm Meister" schildert. Auch der Deutsche Dichter betrat die Bretter, aber er umgab sich mit Shakspeare's großartiger Welt.

Voltaire huldigte nicht minder dem Geschmack der Zeit und erheiterte durch Komödienspiel die Soireen auf dem Schlosse Ferney. Aber Voltaire, statt den Reichthum seines Geistes auf neue Gestaltungen seltener Rollen zu verwenden, mißbrauchte das Vorrecht des Genies, wie einst eine schöne und liebenswürdige Herrscherin die Vorrechte ihres Ranges. Auch auf ihn ließ sich jenes Wort anwenden, das über Marie-Antoinette im Umlauf war: „Das neune ich mir Königlich schlecht gespielt." Uebrigens spartte er weder Feuer, noch Begeisterung, noch Lustigkeit, man behauptet, daß er die Zuschauer zuweilen so heftig amüsirte, weil es ihnen immer die selben Vergnügen bereitete. Der Fürst von Ligne schildert ihn uns, wie er alle Gäste seines Schlosses in den Schauspielsaal schleppt, um ihnen die komischen Scenen aus dem Molière unter dem größten Gelächter vorzudeklamiren.

Bis jetzt sind wir nur solche Regionen des achtzehnten Jahrhunderts durchwandert, die schon oft ausgebeutet worden. Im Schloß von Anet, auf Ile-Adam, in Villers-Cotteret, in Ferney kannte die selben Berühmtheit, dieselben Personen, und taucht auch einmal ein glänzender Name auf, wie Voltaire und Rousseau, so ist doch kein Freiheit, keine Originalität in dem Auftreten dieser großen Männer. Fern von Paris aber kann man ohne Arbeit und Anstrengung, und ohne der Einbildungskraft die Erfindung neuer Prismen zur Umgestaltung der zu betrachtenden Gegenstände zu zumuthen, in gänzlich unbekannte Verhältnisse entdecken und in kaum geahnte Gebiete vordringen.

Katharina II. kehrte von jener berühmten Reise an die Ufer des Schwarzen Meeres und durch die Einöden der Krimm zurück, die ja einer so verschwenderischen Pracht und zu so eigenthümlichen Festlichkeiten Veranlassung gab. Auf ihrem Wege lag das Schloß des Grafen Scheremetoff; hier war Alles vorbereitet, um sie mit ihrem ganz

Digitized by Google

zen Postoaste aufzunehmen. Abends ließ der Graf der Kaiserin zu Ehren eine Oper aufführen und führte dieselbe in einen glänzend erleuchteten Saal, wo ein zahlreiches Orchester die herrlichsten Symphonieen spielte. Die Schauspieler agirten mit Geist und Feuer, und alle Sängerinnen und Tänzerinnen von Wien, Paris und London würden mit Neid auf die Leistungen der Damen geblickt haben, denen es weder an Schönheit, noch an Talent, Schmuck und Anmuth gebrach. Nach beendigter Vorstellung fragte man den Bojaren, von wo die Truppe der gekommen sey, da man so schön bewundert, worauf er einfach antwortete: „Unsere Schauspieler und Schauspielerinnen, so wie Dichter des Stücks, sind alle meine Sklaven, sie sind gut eingeübt, wie Sie sehen."

Zu jener Zeit war Rußland und insbesondere Katharinens Hof in einer merkwürdigen Verfassung. Die Grenadiere, welche vor dem Thore des Kaiserlichen Palastes auf Wache standen, waren noch wirkliche Barbaren, die von der Civilisation wenig als die rohesten Laster entlehnt hatten, mit der sie den Schlaf oder die Vergnügungen ihrer Gebieter beschützten. Die Posteute aber, welche den weiten Palast bevölkerten, waren meist schon alle auf den Teppichen in Versailles umhergewandelt, hatten im Saale des Oeil de Boeuf geplaudert und den kleinen Soupers in Paris beigewohnt. Draußen brannte der Nordwind durch die unermeßlichen Höfe, stürmten sich Schnee- und Eisberge auf, und in den Gemächern duftete der Weihrauch, war der Fußboden mit Rosenblättern bestreut, kurz, es herrschte dort die milde Atmosphäre von Trianon. Wenn man aber auch auf den ersten Blick bei seiner Ankunft aus Paris sich noch in den Empfangszimmern Marie-Antoinettens wähnen mochte, so fand doch im Grunde die größte Verschiedenheit zwischen beiden Höfen statt. Beide verhamptet zwar, die wahrhaft eleganten Welt sey durch diejenige, man gehe von Palast zu Palast in allen Städten Europa's, wie die Gäste eines und desselben Festes von Saal zu Saal; unserer Ansicht nach ist es aber selbst den Auserwählten des Luxus und der Mode unmöglich, die Sitte des Volkes zu verlengnen, das sich um die goldenen Paläste drängt, in denen sie sich vergeblich abzuvertren suchen. Der Charakter Potemkin's, der zugleich weich und grausam, elegant und roh war, gehört mit Leib und Seele dem Hofe Katharinens an, der noch manchen anderen merkwürdigen Charakter zu studiren gäbe. Es würde aber auch sonst der ganze Reiz des Theaters der Eremitage nicht vorhanden seyn, und dieses Theater ist gewiß eines der pikantesten des achtzehnten Jahrhunderts.

In der Eremitage hatte eine Prinzessin nicht selbst Komödie; es herrschte hier anspruchsvollere Manie, man schrieb nämlich die Stücke, die man aufführen ließ. Obgleich Katharina II. viel auf die Huldigung geistreicher Männer gab und sich oft rühmte, von Voltaire nach der Mode zugeflugt worden zu seyn, so war sie doch keineswegs ein Blaustrumpf auf dem Throne und würde der Krone, die sie sich so kühn erobert hatte, nicht entsagt haben, um, wie die Königin von Schweden, ihre Zeit mit Lesen zu vertreiben. Nichts war gewiß ihrer Natur mehr zuwider, als die Fadheiten eines Liebhabertheaters; sie bedurfte aber einer Geisteserholung, die den Eroberern, wie den Politikern und allen denen so nöthig ist, welche beständig einen bestimmten Gedanken im Kopfe herumtragen. Katharina, die also nur Erholung wünschte, die aber vielleicht selbst dem Kampfe der Gedanken zugeneigt war, ließ sich hervorragenden der Lifetten und der Frontins gefallen, ließ sich von ihrer nächsten Umgebung, in welcher Herr von Cobentzel alle Anmuth seiner diplomatischen Höflichkeit entfaltete, Herr von Segur die Madrigale wiederholte, die er einst für die Marschallin von Luxemburg gedichtet hatte, und der Prinz von Ligne, jener kosmopolitische Hofmann, den man überall selbstgefällig strebte, alle Hülfsquellen seines göttlichen Geistes spielen ließ, zu den am Französischen Hofe Mode gewordenen Unterhaltungen überreden, und es entstand unter ihren Auspizien ein Theater, auf dem sich dem Beobachter bald zarte und anmuthige Lustspiele, bald unverschämliche Quodlibets und halbwilde Stegreifspiele darbieten.

Auf dem Theater der Eremitage führte man ein historisches Drama „Kurit", von der Kaiserin selbst verfaßt, und ein anderes von Herrn von Segur, „Koriolan", auf; glücklicher waren Beide, Katharina und der Französische Botschafter, in der Durchführung leichter Sujets.*) Es giebt von der Kaiserin einige Sprüchwörter, die geistreich und munter bearbeitet sind, den „Eridpin" von Herrn von Segur kann man fast dem „Eridpin" von Lesage und dem „Figaro" von Beaumarchais an die Seite stellen. Es gab aber unter dem diplomatischen Corps in St. Petersburg nicht bloß diesen einzigen Schriftsteller, auch der Oesterreichische Gesandte, Graf von Cobenzel, legte zuweilen die Chiffern der geheimen Korrespondenz bei Seite, um Rollen zu tripeln, und schrieb ein Stück zum Lobe der Kaiserin, worin er einen armen Teufel von Oekonomisten persiflirte, dessen reformatorische Einfälle sehr übel aufgenommen hatte. Auch der Fürst von Ligne verfaßte für das Theater der Eremitage mehrere Stücke, unter anderen „l'Amant ridicule". Alexander Momonow, der Günstling der Kaiserin, verfaßte eine Satire „l'Insouciant", in welcher er den Groß-Stallmeister Narischkin, einen Polnischen Fürsten, in der Person eines Helden auf der Bühne karikirte. Narischkin machte ein besonders großes Haus, er hielt beständig offene Tafel, man trank, sang und tanzte von früh bis spät bei ihm. Wenn liebte beselben sich bei ihm zu Rendezvous, Freunde verweilten hier ihre Freunde, Niemand war eingeladen, aber Jeder willkommen.

Der Palast der Eremitage selbst trug eigentlich seinen Namen mit Unrecht, denn man erfuhrte aber die Größe der Gemächer und Galerieren, die mit den Gemälden der größten Meister gezlert waren, und war entzückt von dem lieblichen Wintergarten, wo das Grün, die Blumen und der Gesang der Vögel den Frühling Hesperiens mitten unter Eis und Schnee hervorzuberufen. Dort verkammelten sich nun die wenigen Auserwählten, wir ausser den schon Genannten die Gräfin Skawronski, die Nichte Potemkin's und Fräulein Protasow, und die beschränkte Anzahl der Gäste bildete den lebhaftesten Kontrast mit dem Glanz und dem Ueberfluß der Feste der Eremitage. Nichts konnte einen solchen artistokratischen Charakter tragen, als diese auserwählte, aber kaiserliche Gesellschaft, die sich in der Abgeschiedenheit bewegte, welche um sich und für sich allein in diesen unermeßlichen Sälen alle Schätze der Kunst und alle Wunder des Luxus vereinigt sah. Strahlende Kronleuchter vertauschendächten sich in den Spiegelwänden der vielen Galerieren, Gemälde von Titian, Raphael, Rubens und Murillo erweckten Erinnerungen an alle Zeiten und Länder, Blumenvasen, Draperieen, Säulen und Bergesgruppen standen mitten in glänzende Wüste, in der einige wenige Grade dieser Welt in umherwandelten, wie einsame Götter und gleichgültig auf diese wunderbare Schöpfung niederschauend. Oft folgten auf die prosaischen oder poetischen Darstellungen schöne und vortreffliche Musik-Aufführungen, denn die Kaiserin hatte mit großem Kostenaufwande Anfreone, Paesiello, Cimarosa und Madame Todi herangezogen. Wie man sagt, soll die Musik auf die ganz positive Organisation Katharina's keinen besonderen Einbruck hervorgebracht haben, auf den Fürsten Potemkin aber, diesen phantastischen und poetischen Aussen, der sich durch seine Launen eben so viel Berühmtheit erwarb wie durch seinen Geist, wirkte sie mit mächtiger Gewalt.

Nun von Rußland zurück nach Frankreich. Während Katharina II. ihre Schauspielkunst eine so prächtige Gastfreundschaft auf ihrem Theater der Eremitage bereitete, ließ Marie Antoinette ihr herrliches Lustschloß Trianon zu den Bühnenspielen einrichten. Die Königin von Frankreich liebte die Musik aufs leidenschaftlichste, und es wurde auch vor allen anderen zuerst eine Sänger-Truppe für Trianon organisirt. Sie begnügte sich aber nicht damit, aus einer Ecke ihrer Loge ruhig den bezahlten Virtuosen zuzuhören; ein so passives Vergnügen war nicht nach ihrem Geschmack, sie wollte selbst die Heiterkeit der Proben, die Aufregungen der Scene, die ganze Thätigkeit eines dramatischen Lebens kennen lernen. Je mehr die Etikette sie zwang, am Tage ihre Königlichen Gewänder zu verlängern, desto lieber ließ sie sich Abends ihre Röcke als Mischmädchen einrichten; sie spielte die Colin im „Devin du Village" und Gotte in der „Gegner imprévue". Die größte Schwierigkeit bestand darin, die für eine solche Schauspielerin passenden Schauspieler auszufinden. Zuerst hatten die Aufführungen in Trianon einen sehr patriarchalischen Charakter; Ludwig XVI. wohnte denselben fast allein bei, bewaffnet mit einem großen Schlüssel, von dem er zu seinen Vergnügen oft einen wenig ehrerbietigen Gebrauch machte. Zu Anfang spielte er Zuhörer nur bei alle Proben, die seine Gemahlin und sang mit wackernder Stimme den Colin in der Rousseauschen Oper; später aber langweilte Marie-Antoinette dieses eheliche tête-à-tête, und man lud neue Zuschauer und neue Schauspieler ein. Monsieur und der Graf von Artois betraten auch diese Bühne, und Beider Charakter spiegelte sich deutlich in der verschiedenen Weise, wie sie sie Gäste betraten. Monsieur, der seine Rollen aufs sorgfältigste ein und spielte sie etwas prätentiös und manierirt, der Graf von Artois wußte die seinigen niemals auswendig, aber er spielte mit Geist, Hingebung und Anmuth, so daß er alle Zuschauer entzückte. Bald war der Saal von Trianon zu klein für alle die, welchen man die Gunst zu Theil werden ließ, der Königin Beifall zu klatschen. Die Palast-Damen, die Offiziere der Leibwache und die Stallmeister des Königs und der Prinzen hatten dabei Zutritt; Ausschließungen erregten Zeindschaft. Man hat oft die Prinzen wegen dieses Zeitvertreibes getadelt, den man im Innern der bürgerlichen Häuser doch guthieß. Man warf dem Könige Schwäche gegen die Launen der Königin vor und sprach von Intriguen, welche durch die Ungebundenheit dieses Theaters begünstigt würden. Wie sehr diese Verbindung man aber auch auf die unglückliche Marie Antoinette gehäuft hat, immer wird ihr Bild so in der Geschichte dastehen, wie der Fürst von Ligne sie schildert: „Ihr Antlitz und ihr Herz", schrieb er im Jahre 1789, „sind eines so weiß wie das andere."

Mit dem Jahre 1789 endigte das achtzehnte Jahrhundert für die Liebhaber-Theater zu Ende; vor der Donnerwetter der blutdürstigen Bären der Revolution entflohen die Musiker und die Tänzer. Wen hat jetzt herausgefunden, das Robespierre, Danton und Saint-Just in ihrer Häuslichkeit sich sehr sanft zeigten, daß sie Freunde des Vergnügens und einer gewählten Toilette waren; vielleicht beburten auch sie der Erholung in einem Liebhaber-Theater, wenn sie von den blutigen Dramen der Volks-Tribünen zurückkehren. Wir mögen aber sind so das Innere ihrer Landhäuser eindringen und ihren Familien- und Geburtsfesten beiwohnen; sollten wir die Privat-Komödie in diesen Unglückszeiten verfolgen müssen, so würden wir lieber in jene merkwürdigen Gefängniß-Scenen eindringen, die Alfred de Bigny so lebendig schildert, wo man wenigstens liebenswürdige Kavaliere und edle junge Frauen erblickt, deren Eleganz und Anmuth selbst die rohesten Mauern einer Revolutions-Kerker glänzend erhellt. Wir bewilden aber bei der Aufgabe, die wir uns stellten, weder der einen noch der anderen Schilderung, das Jahr 1789 schließt unseren Bericht. Für Viele ist dieß Jahreszahl ein Datum des Glücks und des Sieges; und aber sey es gestattet, sie zum Todesdatum jener glänzenden und heiteren Welt zu wählen, deren Geschichte wir aufzeichnen wollten. Mit Frau von Pompadour haben wir begonnen und endigen mit Marie Antoinette: die Schuld und die Buße.

(R. d. P.)

*) Vgl. den nachfolgenden Artikel „Schauspieler in Rußland", aus welchem hervorgeht, daß die Kaiserin Katharina auch eine Uebersetzung von Schakspeare's „Lustigen Weibern von Windsor" selbst veranstaltet hat.

Digitized by Google

Rußland.

Shakspeare in Rußland.

(Nach der Nordischen Biene.)

In der neuesten Zeit sind in Rußland die Uebersetzungen alter und neuer Klassiker fast gänzlich ins Stocken gerathen; man übersetzt kontraktmäßig Artikel für Journale, Erzählungen für Journale, Romane für Journale und nur den einzigen Paul de Kock auf die Spekulation von Buchhändlern. Selbst die Dramen Shakspeare's, den das Russische Publikum, seitdem Hamlet auf der Bühne so glänzenden Erfolg gehabt, liebgewonnen, werden von den Jungen und spekulativen Journalisten in ihre dickleibigen Zeitschriften aufgenommen; leider sind aber diese Uebersetzungen, wie alle auf Bestellung und Order abgefaßte Journal-Artikel, sehr flüchtig und von Leuten ohne Beruf, ohne Talent und Liebe zu ihrem Gegenstand, mit Beihülfe fehlerhafter Französischer Bearbeitungen, angefertigt. Noch schlimmer, wo möglich, steht es mit den Uebersetzungen Shakspearescher Dramen, die zur Aufführung berechnet sind; in vielen Kästlichen, abscheulichen und selbst unsinnigen Bearbeitungen wird Shakspeare demjenigen Theile des Russischen Publikums dargeboten, der ihn nicht im Originale oder in guter Deutscher Uebersetzung lesen kann und nur auf der Bühne kennen lernt!

Nach unserer Meinung thun gute Uebertragungen der besten ausländischen Schriftsteller einer so jungen Literatur, wie der Russischen, vor Allem Noth: sie befördern die Bildung blos mit Worten, sie fördern auch die Sprache in ihrer weiteren Entwickelung; wie das glühende Eisen unter dem Hammer sich dehnt, so wird die Russische Sprache durch die Bestrebungen der Uebersetzer weich und geschmeidig.*) Der Beruf des Uebersetzers, der jetzt in unserer Literatur seinen ehrenvollen Charakter verloren hat, während früher selbst Männer wie Karamsin und Shukowski sich nicht schämten, ihren Namen unter Uebersetzungen zu schreiben — der Beruf eines Uebersetzers, sage ich, sollte in der Literatur aufs höchste geehrt werden: gute Uebersetzer finden sich seltener als gute Original-Schriftsteller.

Doch kehren wir zu Shakspeare zurück. Eine vollständige Uebersetzung dieses großen Briten, wie sie Herr Ketscher**) uns verspricht und schon begonnen hat, kommt gerade jetzt gelegener als jemals; denn die Russische Literatur ist ihrer wahrhaft bedürftig. Durch einen Zeitraum von beinahe drei Jahrhunderten von der Gegenwart getrennt, bleibt Shakspeare nichtsdestoweniger der Schöpfer aller neueren Poesie, der geistige Stammherr jener großen Meister, denen die neuesten Literaturen Europa's ihre vollkommene Entwickelung verdanken. Nach dem Beispiel der Uebrigen schwatzen auch die Russischen Kritiker unaufhörlich, auch à propos, bald mit à propos, von Shakspeare, der ihnen großen Theils nur dem Namen nach oder, wenn es hoch kommt, aus Französischen Versionen bekannt ist. Diese gelehrten Kritiker sollten Herrn Ketscher für das Verdienst, das er sich um sie erwirbt, ganz besonders Dank wissen; aber auch die Russische Literatur, die jetzt in einer Art von apathischem Schlummer liegt, was sich ihr leichter Schlaf nennen, der Schlaf ist, wird gestaft hat, einen Genius, der den Stolz und Ruhm aller Europäischen Literaturen ausmacht, in vaterländischem Gewande bei ihr einzuführen.

Versuche zu Uebersetzungen Shakspearescher Dramen wurden schon ziemlich früh in Rußland gemacht; aber mit einem Gefühle besonderer Befriedigung kann sich keine einzige dieser ersten Versuch, Shakspeare dem Russischen Publikum in seiner wahren Gestalt zu zeigen — der großen Katharina angehört. In jener Zeit, als beinahe ganz Europa, wenige böher begabte Individuen ausgenommen, den großen Briten durch Voltaire's Brille betrachtete und einen „betrunkenen Wilden" oder im besten Falle ein „merkwürdiges Ungeheuer" in ihm erblickte, trat auch eine einzige seiner Dramen nur in der barbarischen Umformung eines Ducis bei den Franzosen auftführte und in Rußland nur ein Sumarokow-Ducischer Hamlet, eine kümmerliche Nachahmung des bereits verhunzten und verballhornten Originals erblickte: da unternahm es die geniale Herrscherin, obgleich sie mit Voltaire in freundschaftlichem Briefwechsel stand, Shakspeare's „Lustige Weiber von Windsor" eigenhändig zu übersetzen.***) Das Stück wurde aufgeführt und sandte seinen Autor „Seht, wie man einen Kerl und Wäsche bekommen kann!" im Jahre 1786 gedruckt.***) Die Kaiserliche Uebersetzerin nannte ihre Arbeit eine Nachahmung, weil sie einige Scenen, in welchen ein allzu ausgelassener Humor waltet, entweder übergehen oder für die Russische Bühne abändern mußte. Dieser Aufsatz merkwürdigen Thatsache ist unseres Wissens in keiner Geschichte der Russischen Literatur bisher Erwähnung geschehen! Beinahe um dieselbe Zeit übersetzte Karamsin, wie erst ganz kürzlich bekannt geworden, den Julius Cäsar Shakspeare's und ließ ihn mit einer höchst interessanten Vorrede drucken. Es ist ein erfreulicher Gedanke, daß die ersten Verehrer Shakespeare's in Rußland Katharina II. und der gefeierte Karamsin — damals noch ein Jüngling — gewesen sind.

Seit jener Zeit und bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts war Shakspeare in Rußland vergessen und verlassen. Dem Herrn Wronitschenka gebührt die Ehre, sein Andenken wieder angefrischt zu haben; dieser publizirte 1828 den von ihm übersetzten Hamlet, der jedoch keine große Sensation machte und nicht auf die Bühne kam. Nach ihm erschienen einige andere Uebersetzungen von Dramen Shakspeare's, die aber größtentheils junge, in der literarischen Welt unbekannte Männer, deren guter Wille ihr Talent überwog, zu Verfassern hatten. Mit einer geringen Kenntnis des Englischen und bisweilen ohne alle Kenntnis dieser Sprache und mit Beihülfe Französischer oder Deutscher Uebersetzungen machten sie sich kek an eine Arbeit, die ihnen gar leicht und bequem dünkte. Nur Ein in der neueren Russischen Literatur gepriesener Name knüpft sich an Shakspeare — dieser Name ist Polewoi. Seine unglücklicherweise für die Bühne bestimmte Uebertragung des Hamlet wurde, ungeachtet einiger Mängel, mit lebhaftem Interesse aufgenommen, das sie auch in vollem Maße verdient.

Die frühere Uebersetzung des Hamlet von Wronitschenka ist nichts Anderes als eine ziemlich treue, obwohl grobe Lithographie eines ausgezeichneten Gemäldes. Russische Kritiker haben es Herrn Polewoi sehr verargt, daß er, für die Bühne übersetzend, Einiges ausgelassen und solche Stellen, die dem Verfasser des Hamlet, Mensch ohne Kommentar verstanden haben würden, die also auf dem Theater absolut unverständlich geblieben wären; aber möchten sie nur zusehen, wie man in Deutschland (und selbst in England) Shakspeare für das Theater bearbeitet: die Deutschen haben mehrere treue und meisterhafte Uebersetzungen Shakspeare's; aber sie spielen ihn nicht nach Schlegel, Tieck, Bodmer oder Kaufmann, sondern nach mittelmäßigen Bearbeitungen Anderer, in denen die ganze Scenen weggelassen oder verballhornt sind.*) Deutschland soll uns hierin kein Vorbild sepn; warum aber diese Entrüstung und Erbitterung gegen einen Uebelstand, der bei uns nicht ärger, ja noch weniger arg ist?

*) Die Russische Sprache ist geschmeidig genug, und die Russischen Literaten sind es sogar zu viel, sonst würden sie weniger auf fremden Ataren gespornt haben und selbstständiger geworden sepn. Was man in der Russischen Literatur am süßbarsten vermißt, das kann sie nimmermehr durch Uebersetzungen erhalten, die das Idiot über noch verschlimmern: es manirt ihr nicht an Geist und Ihren, sondern an echt nationalem Gehalte, und ihre meisten Pfleger sind literarische Kosmopoliten, wie sie der Europäisch gebildete Schauspieler Karatygin ein kosmopolitischer Künstler ist.

**) Etwa Catcher?

***) St. Petersburg in der Druckerei der Akademie 1786.

*) Hier, scheint es, wird Deutschland wieder einmal nach dem Deutschen Theater von St. Petersburg beurtheilt! Die Schröderschen Bühnenbearbeitungen Shakspeare's sind bekanntlich längst schon von den Theatern Deutschlands beseitigt worden. In Berlin werden die meisten Dramen Shakspeare's, so weit sie hier aufgeführt werden, nach Schlegel'schen oder nach anderen treuen Uebersetzungen gegeben.

**) Examen critique de la Philosophie Allemande depuis Kant jusqu'à nos jours, par J. Steinlager, Professeur de Mathématiques et de Physique au Collège de Treves. — Treves, Paris et Luxembourg, 1841.

***) Von Hegel's Schriften z. B. kennt der Verfasser nur die „Encyclopädie", in der Ausgabe von 1827; alle nach einer geraumen Zusammenstellung und nur dem Eingeweihten als Wegweiser bestimmten Recapitulationen überlis er über das ganze System, das er mit allen anderen Systemen in einen Topf wirft, um auf diese Weise die ganze Deutsche Philosophie bequem aus zuschütten.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Mittwoch den 20. Oktober 1841.

China.

Speisen und Speise-Gewohnheiten der Chinesen. *)

Die Bewohner der verschiedenen Länder und Klimate lassen sich in der Wahl ihrer Lebensmittel zumeist von Herkommen und Gewohnheit leiten; viel Gewohnheit ist aber auch das reichliche Vorhandensein gewisser ekelhaften Dinge an den Orten, wo ein Volk seit langer Zeit sich aufhält, gegründet. In den warmen Gegenden Asiens lebt man hauptsächlich von Reis; in den tropischen von der Frucht des Paimbaums; im nördlichen Europa ist Brod von Roggen, im südlichen aber Weizenbrod das ursprüngliche Lebensmittel; nomadische Völker genießen die Milch und das fleisch ihrer Heerden. Die Gastronomie hat sich zwar Speisen verschiedener, oft der verschiedensten Klimate angeeignet, aber auch hier thut Gewohnheit sehr viel. Nur Noth und Hunger lassen uns eine Zeit lang der Gewohnheit entsagen und zwingen uns mitunter sogar zum Genusse von Dingen, vor denen wir eine natürliche Abneigung haben. Diese Wahrheiten sind überall so einleuchtend, daß sie keines Kommentars bedürfen.

Im nördlichen China gedeihen Gerste und Weizen gut; den Reis fährt man in geringer Quantität; daher die Nord-Chinesen hauptsächlich Mus aus verschiedenen Hirse-Arten verspeisen. In Peking und anderen Städten des Nordens genießt man auch Reis, der aber größtentheils aus dem Süden bezogen wird; im südlichen China ist es umgekehrt. Zur Befriedigung des Appetits bedienen sich die Ärmeren Chinesen klein geschnittener Rettige, eingemachter Früchte oder eingesalzener Kräuter; nur sehr Wenige thun sich an gekochtem oder gebratenem Fleische gütlich, und auch diese nur in seltenen Fällen. Wohlhabende Leute aber essen Rindfleisch, Hammelfleisch, Schweinefleisch, Hühner, Enten, allerlei Fische, Schildkröten, fast alle Frösche, Krebse und Krabben, Austern und Schnecken. Von wilden Thieren und Vögeln verzehren sie: wilde Schweine, Hirsche, Rehe, Hasen, Fasanen, Rebhühner, Haselhühner, Wachteln, Trauer-Enten, Garten-Ammern und Chinesische Sperlinge. Das Hinterstück eines Hirsches gilt für die leckerste Speise. In der Provinz Fu-kian und in einigen anderen Gegenden ist ein gemästeter junger Hund, in Kuang-si eine große Art Schlange von grauer Farbe das schmackhafteste Gericht an vornehmen Tafeln. Das Fleisch der zahmen Gänse gilt für zu grob und wird darum nicht genossen. Die ärmsten Leute verzehren, wenn es ihnen an jedem anderen Lebensmittel gebricht, Alles ohne Auswahl: Kameelfleisch, Pferdefleisch, Eselfleisch, Hunde, Katzen, dergestalligelten Insekten und selbst Aeser von Thieren. Wenn ein Mißjahr eintrifft, so sollen die Bäume von ellerlei Bäumen und die Wurzeln widwachsender Kräuter, in Wasser gekocht.

Auf dem Weizen machen die Chinesen nur Graupen-Brei, das oft mit zermahlten Bohnen vermengt wird; das beste Mehl ist von Reis. Aus dem Mehle bäckt man Kuchen und Pasteten von sehr mannigfaltiger Form, auch Nudeln und Fadennudeln. Kraftsuppe und den Wurzeln der Lotos und der Lilienwiebel genießt man in Krankheiten und auch beim Frühstück als Mus. Mehl von Hirse, Roggen, Erbsen und Buchweizen giebt kleine Brodte für die arbeitende Klasse, die aber in sehr geringer Quantität gebacken werden. Der Roggen wächst nur an der nördlichen Gränze und dient meist zur Weinbrauerei und Viehmast. **)

Zur Würze der Speisen dienen Schwalbennester, Haifischflossen, Seeblasen (eine Art Polothurie), Tauben-Eier, allerlei frische und trockene Pilze, Wurzelkeime des Bambus, Meerkohl, Hirsch- und Ochsen-Adern, Essig, Pfeffer, frischer Ingwer, aufbrechende Keime der wohlriechenden Esche, verschiedene Küchengewächse, wie Peterstlie, Pastinaken, Spinat, Kohl, Salate, Portulak, Knoblauch, Zwiebeln, Kleinrettige, Gartenmelonen und allerlei Eingemachtes, als Gurken, Melonen, Möhren, Rüben, Rettige, Kohlradi, Kohlrüben, Senfwurzeln, Chinesische Kartoffeln. Zimmt, Gewürznägkein und Muskatblüthe werden nie an die Speisen gethan; eine geringe Quantität dieser edeln Gewürze verursacht einem Chinesen schon Uebelkeit. Salz kommt nicht auf den Speisetisch; man begnügt sich, es den Gemüsen und der Zukost beizumengen.

Suppen und Bouillons bereitet man in Haushaltungen selten; ihre Stelle vertritt gebackenes und klein gehacktes Fleisch. Zum Backen verwendet man nur eine Art Oel und ausgeschmolzenes Nierenfett von Schweinen. Eine gewisse Schärfe und Säure — kurz, etwas Pikantes, darf nicht fehlen; die erstere wird durch frischen Ingwer und Pfeffer, die andere durch eine Art Teig aus durchsäuertem Erbsenmehl hervorgebracht. In die Saucen thut man Kraftmehl aus Zwölfchen Linsen. Es giebt in China keine Viehzucht; Rindfleisch und Hammelfleisch werden aus der Mongolei bezogen, daher nur die an der Nordgränze wohnenden Chinesen und die in Nord-China angesiedelten Tatarischen Völker beide Arten Fleisch, wie auch Butter und Milch von Kühen, genießen können. Die Bewohner Süd-China's eken sich vor diesen Speise-Artikeln eben so, wie man in Europa vor dem gesalzenen Bier sich ekelt; auch überläßt man allen Handel damit ausschließlich den in Nord-China sehr zahlreich angesiedelten Türken aus der östlichen Bucharei. Nur in den Buden dieser Leute sind Milch und Hammelfleisch zu bekommen.

Die Speisen werden weder auf Feuerherden, noch in eigentlichen Backöfen oder auf Fliesen zubereitet. Statt dessen macht der Chinese aus Backsteinen niedrige Oefchen in Form von Feuerkästchen mit zwei kleinen Oeffnungen, von denen die eine unten an der Seite, die andere oben in der Mitte angebracht ist. Diese Oeffnungen haben 3 — 4 Zoll im Durchmesser. In die obere Oeffnung legt man Steinkohlen auf einen Kohlenrost; aber das Feuer wird durch die untere Oeffnung angezündet und unterhalten. Auf diesen Oefchen wird das Mus in Kesselchen aus Thon gekocht und werden Saucen und Gebratenes in Näpfen auf Gußeisen zubereitet. Kupfergeschirr haben die Chinesen nicht, die unverzinnten Kannen ausgenommen, worin man das Wasser zum Thee kocht. Kuchen und Pasteten bäckt man in Gefäßen aus Gußeisen und in viereckigen Pfannen von Silberblech mit einem Deckel; auch wohl in tiefgrünen Reifen mit einem Gitterboden, von denen mehrere über einander in ein Gefäß aus Gußeisen gestellt und, dem Dampfe des kochenden Wassers ausgesetzt, von oben dicht zugedeckt werden. Auf die letztgenannte Art wärmt man alle kalte Speisen. Es giebt Bratöfen in der Form unserer Kamine, mit einer Rauch-Oeffnung, die, wie an den Russischen Oefen, von Außen angebracht ist. In diesen Oefen brät man — ohne das Rauchloch zu verschließen — Enten, Spanferkel, Hammel und Schweine, indem man sie an Haken aufhängt und das Feuer ins Dienloch bringt. Die Haut der Thiere wird in dieser Glut dermaßen durchgebraten, daß sie sich im Munde zerkrümelt und einen köstlichen Geschmack erhält. Bisweilen brät man auch die Thiere ganz oder stückweise am Spieß über glühenden Kohlen.

Die Chinesen gebrauchen bei Tische bekanntlich weder Messer noch Gabeln, sondern bringen jede Speise, die flüssigen ausgenommen, vermittelst zweier Stäbchen von 8 — 10 Zoll Länge zum Munde: daher alles Fleisch in kleine Stückchen zerschnitten angerichtet wird. Suppen mit Löffeln zu essen ist nicht Sitte; man legt nur höchstens zwei Löffel für Einige der Gäste auf den Tisch. Die Löffel sind klein und von Porzellan oder Jaspers.

Man ißt gewöhnlich dreimal des Tages. Um 5 oder 6 Uhr Morgens wird das Frühstück, um 9 oder 10 Uhr das Mittagbrod, und zwischen 5 und 9 Uhr Nachmittags die Abendmahlzeit eingenommen. Zum Frühstück genießt der Chinese Thee mit Kuchen, Dampf-Backwerk in Form von Pasteten, Faden-Nudeln in Bouillon, Pfirsichen (bisweilen mit Hühnergehacktem Polenfleisch), allerlei Brei aus Lotos- oder Lilienwiebel-Mehl und warmes Wasser mit Salz und Gelbes vom Ei. Die von den Europäern erborgten Butterkuchen (mit Ei vermengt) sind wohlschmeckend; ihre vaterländischen Kuchen aber, denen Fett und Kochzucker beigemengt sind, schmecken sehr übel.

Ein Gastmahl besteht gewöhnlich aus fünf Schüsseln mit Kalten oder warmen Speisen und vier Näpfchen oder Terrinen mit Brühen. Nach der Mahlzeit reicht man jedem Gaste eine Tasse gekochten Reis, Fadennudeln oder Dampfnudeln. Im Verlaufe der Mahlzeit trinkt man Liqueur und Wein aus Getraide — jedes dieser Getränke ist gewärmt und gewinnt dadurch an Lieblichkeit. Im Ganzen wird sehr wenig getrunken; daher auch die Täschen für Spirituosa nicht viel größer sind als Fingerhüte. Auf eine Abendtafel für Gäste stellt man gewöhnlich vier Teller mit frischen und vier andere mit gedörrten Früchten, vier Teller mit gebraten und verzuckerten Kernen, darunter Melonen-Kerne und geröstete Bohnen, vier Teller mit geräuchertem Fleisch, vier dergleichen mit Gebratenem, vier dergleichen mit Backwerk und nicht selten auch vier Tassen mit Saucen. Alle Gerichte

*) Nach dem Russischen des Pater Hyacinth (in dessen Werk „Ritual" rc.).

**) Der Chinesische Wein wird gebraut und ist in der That eine Art Mittelding zwischen Bier und Branntwein, das sich in manchen Gegenden seiner Güte sind erstaunlich viele — einem leichten weißen Tischwein und Muskatwein sehr ähnlich schmecken.

Digitized by Google

werden in der Ordnung servirt, in welcher sie hier aufgezählt sind. Die Abendmahlzeit beginnt mit Wein (aus Getraide) und schließt, wie das Mittags-Essen, mit Kadvin oder gekochtem Reise.

Vor jedem Gaste stellt man ein Tellerchen mit Sauce oder Essig, das bis zum Ende der Mahlzeit nicht gewechselt wird. Die Gäste nehmen ihre Bissen mit den Stäbchen, tauchen sie in den Essig und genießen zu gleicher Zeit von der eingemachten Zukost. Am Ende des Mahles hält Jeder seine Stäbchen in horizontaler Richtung; dies ist das Zeichen zum Aufstehen.

Man hat in China ein sehr einfaches und leichtes Mittel, sich auf angenehmliche Selbverlegenheit zu heben. Wer eine außerordentliche Ausgabe machen muß und einen Zuschuß nöthig hat, giebt ein Gastmahl, zu welchem er seine Verwandte und Freunde schriftlich einladet, und verabredet Jedem derselben noch mehrere Einladungs-Zettel, damit er auch Fremde einlade, die sich ein paar Stunden lang angenehm unterhalten wollen. Bei solcher Gelegenheit ist es erlaubt, Leute mitzubringen, die den Wirthe ganz unbekannt sind. Zur anberaumten Zeit kommen die Gäste, und Jeder giebt einem Menschen, der am Eingang steht, sein Billet mit einem Silberstücke darin. Der Wirth empfangt die Gäste sehr freundlich und bittet sie, beliebige Plätze einzunehmen. Die Bewirthung geht entweder in seiner Wohnung oder in einem öffentlichen Hause vor sich; im ersteren Falle beschränkt sie sich auf Thee, einen Mahlzeit, im andern aber kauft sie von acht Uhr Morgens bis zum Abend und besteht aus Frühstück, Mittag- und Abendessen, wobei allemal Schauspieler auf einer Bühne die Gäste belustigen. Der Empfänger der Einladungs-Zettel schreibt den Namen jenes Gastes auf und bemerkt dabei, wie viel er beigesteuert; Keiner darf weniger als den schon vorher festgesetzten Beitrag geben; aber Verwandte und Freunde legen noch etwas zu.*) Der Wirth ist nun freilich, einer Mahlzeit, wie der vorerwähnten Gäste zu einem ähnlichen Schmause bittet, verbunden, ihm eben so viel wieder abzutragen, als er von ihm empfangen. Nur die Fremden verlangen keine Rückstattung, daher es dem freundlichen Gastgeber besonders angenehm ist, wenn viele Fremde mit seinen Verwandten und Freunden bei ihm sich einstellen. Labet ein Vorgesetzter seine Untergebenen zum Schmause, so dürfen diese an Rückstattung ihrer Beiträge gar nicht denken, und dazu kommt noch der andere fatale Umstand, daß die Beiträge um so ansehnlicher sepn müssen, je vornehmer der Wirth ist.

Spanien.

Die Spanische Literatur im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Eben so wie Segura Gautier de Chatillon anführt, ohne sich an seine Ansichten zu binden, eben so führt er die Ilias an, doch entfernt, sie nachzuahmen, steht er häufig in offenem Widerspruche mit Homer sowohl als dem gesunden Sinne. Er erzählt, daß die Mutter des Achill in der Ueberzeugung, daß ihr Sohn, wenn er zum Trojanischen Kriege zöge, in demselben fallen werde, ihn als Kind in ein Nonnenkloster gegeben habe, damit ihn Niemand finde; daß Ulyß in einer Verschlagenheit, um zu erforschen, ob er in dem Kloster sey, mit weiblichem Schmucke und mit die Waffen auf dem Arme in dasselbe gegangen sey und Beides den Benediktinerinnen geboten habe. Jede wählte nach ihrem Sinn; Achill blickte unverwandt nach den Waffen, und die List war gelungen. An einer anderen Stelle sagt Alexander: Ich bete den Schöpfer an, welcher mein König, Bischof, Abt und Prior ist. Gebet spricht oft vom Kirchen, Bigilien u. dgl. Anderswo kann man den Dichter einer ungemeinen Leichtgläubigkeit beschuldigen, wenn er den Vogel Phönix ausführlich beschreibt, wenn er von den kopflosen Thieren sehr weitläufig handelt, wenn er die Greife und ähnliche fabelhafte Thiere uns als wirklich vorhanden zu schildern sich anstrengt, und vorzüglich, wenn er die übernatürlichen Kräfte verschiedener Steine rühmt, welche sich auf den Namen von Babylon eingraben. Allerdings kann der Verfasser zu seiner Vertheidigung eine große Anzahl sehr geachteter alter Schriftsteller anführen, welche in ähnliche Irrthümer verfallen sind. So beruft er sich bei Gelegenheit der Perle auf das Zeugniß des gelehrten heiligen Isidor von Sevilla, welcher in seinem Traktat über die Steine sich dem allgemeinen Wahne anschließt, ohne daß man ihn sonst des Aberglaubens bezüchtigen könnte. Wenn daher Männer, wie Isidor, Albert der Große, Bartolomeo Angelico, Segura's Vorurtheile nicht verleugnen, so wollen wir ihn nicht zu streng verdammen. Finden wir doch noch zwei Jahrhunderte später und bei einer Ausbildung der Kunst, welche dergleichen Anachronismen bei weitem störender macht, bei den Venetianischen Malern, biblische Personen mit geistlichen Kleidern und mit Schnabelschuhen. Noch später, in den Dramen des großen Calderon, führt Herkules seine Büchse wie der gewandteste Alpenjäger. Betrachten wir hingegen die Schönheiten des Alexander, so finden wir erstlich in ihm kein Wort, welches die Sittlichkeit verletzen könnte. Der Verfasser scheint sich stets seines gräflichen Standes erinnert zu haben, er vermeidet in seinem Gedichte an nachahmungswerthen Handlungen und nützlichen Lehren, so viel er konnte. Die Beschreibung der Waffen des Darius und die Schilderung Babylons sind mit Meisterhand ausgeführet, und die erstere kann sich fast der Beschreibung der Waffen Achill's bei Homer und Virgil an die Seite stellen. Auch die Schilderung, die der Dichter von dem Zelte Achill's entwirft, um das er die zwölf Monate gruppirt, ist ausgezeichnet.

Auch ist Segura im Allgemeinen in seinen Vergleichungen und sinnbildlichen Darstellungen sehr glücklich, obgleich wir, mit unserer modernen Spitzfindigkeit, an denselben oft Anstoß nehmen würden, doch scheinen uns viele Bilder David's, Homer's und anderer großer alter Dichter nicht minder auffallend. Und was unsere strengen Richter auch dazu sagen mögen, ich liebe den Dichter, wenn er sagt, Hektor und die Trojaner schrieen auf und bebten, als sie Achill daherbrausen sahen, wie junge Hühner, auf welche der Habicht niederstürzt. Nicht eben so zulässig scheint mir z. B. die Ausführung des Vergleiches der Welt mit einem Obstbaume, welchen der Verfasser wahrscheinlich den Mikrokosmus der Griechen im Sinne hatte, hier heißt es: die Knochen sind die Gebirge und Steine, die Haare bezeichnen das Pflanzenreich, auf dem Kopfe aber hauft das wilde Gethier u. s. w.; dergleichen ist abgeschmackt zu allen Zeiten.

Rücksichtlich der poetischen Erfindung kann man unserem Dichter nicht vorstellen, er hat Nichts gethan, als das Leben Alexanders in Verse gebracht. Epitoden oder weitere Ausschmückungen erlaubt er sich sehr oft und verknüpft sie gewöhnlich schlecht mit dem Ganzen; die vorzüglich, welche den Richterspruch des Paris, den Raub der Helena und die Zerstörung Troja's darstellt, kann als selbstständiges Gedicht gelten, das außer allem Zusammenhang mit der Alexandrinade steht. Der Dichter bedient sich wie Berceo des Alexandrines; auch kommen mir bei Beiden eine gewisse Gleichmäßigkeit der Strofe und der Gedanken. Als man von unserem Gedichte noch nicht mehr kannte, als die Erwähnung des Marquis von Santillana und eine Besprechung derselben von dem Mönche Franz Bivar, welcher in seinen Kommentaren neun vierzeilige Verse aus demselben citirt, so schrieben es die Einen Alfreo dem Weisen zu, wie Velicer, Luis Velasquez und Nikolaus Antonio, Andere, wie Strunz selbst, bielten es für Berceo's Werk. Sandoval entdeckte das Gedicht in der Bibliothek des Herzogs von Infantado zu Madrid, in der alle Manuskripte aufbewahrt werden, welche aus dem Brande des prachtvollen Palastes zu Guadalajara sich retten ließen. Hier besaß der Herzog die vollständige Bibliothek seines berühmten Vorfahren, des Marquis von Santillana, welche großen Theils ein Raub der Flammen wurde; der Brand kam am Tage des vorigen Jahrhunderts statt. In dem Gedichte giebt der Verfasser seinen Namen und Stand an, und zwar muß der Ausdruck Klerifer (clerigo) in der ursprünglichen Bedeutung genommen werden, in der es Geistlicher bezeichnet, wogegen es im Neucastilischen und Neufranzösischen oft für Gelehrter und überhaupt für alles das steht, was die Römer mit dem Ausdruck bonus literatus bezeichneten.

Ehe wir Lorenzo Segura von Astorga verlassen, von dem wir außer diesem Gedichte Nichts kennen, welches jedoch, ziemlich umfangreich, 2340 Verse enthält, setze ich eine Probe seiner Prosa hierher, welche wir aus zwei Briefen Alexanders an seine Mutter kennen lernen, die dem Gedichte am Schlusse angehängt sind. Mehrere griechische und lateinische Geschriftsteller, unter ihnen der heilige Augustin, erwähnen einen Brief, den Alexander an seine Mutter Olympias geschrieben haben soll. Ich weiß wieder, ob Jemand den Brief in seiner ursprünglichen Gestalt mitgetheilt hat, noch ob er überhaupt vorhanden war, doch ich kann mich verbürgen, daß die beiden Schreiben, welche Lorenzo Segura seinem Helden zutheilt, in Ausdruck und Gedanken voll hoher Schönheiten sind. Capmany, dessen Urtheil gewöhnlich sicher und treffend ist, giebt uns Spuren einer historisch-kritischen Darstellung der Spanischen Poesie gestellt, und sie verdienen diese Ehre. Ich schalte nur ein Stück in der Uebersetzung hier ein: „Mutter, ihre meinen Brief, denke an die Gegenwart, strebe Dich über vergangenes Unheil, erharre die Zukunft in Geduld. Gleiche nicht den anderen Weibern in Schwachheit und Furcht, sie weis Dir Nichts von dem Kommenden zu sagen. Mutter, siehst Du wohl, wie an den schönen grünen Bäumen, die mit dem dichtesten Laube, mit den vollsten schwellendsten Früchten prangen, die Aeste in kurzer Zeit brechen, wie Blätter und Früchte zur Erde sinken? Mutter, siehst Du wohl die blühenden Kräuter, die am Morgen üppig sich aufrichten, am Abende verwelkt liegen? Mutter, siehst Du den Mond? wenn er voll ist, so nimmt er ab, und bald ist er an abnehmen. Betrachte dann alle Menschen, o Mutter, betrachte alle Dinge, welche geboren werden und wachsen; Alles wird in Tod und Verwesung untergehen. Mutter, hast Du schon Jemand gesehen, welcher stets giebt und nie empfängt, welcher stets dorgt und nie bezahlt, welcher stets Schätze in Verwahrung ertheilt und von dem man sie nie zurückerwirbt? Mutter, wenn Jemand ein Recht hat zu weinen, so weine der Himmel über seine Sünden, es weine das Meer über seine Fische, die Luft über ihre Vögel, die Erde über ihre Pflanzen und über Alles, was auf ihr steht und in ihr, so weine der Mensch über sich selbst, denn er ist sterblich, Mutter, und jeder Tag, jede Stunde bringt ihn dem Tode näher."

Unmittelbar hinter das Gedicht von Alexander stellt der Marquis von Santillana die Wünsche des Paon, ein Gedicht, das gänzlich verloren scheint. Der Italiänische Jesuit Quadrio spricht in seiner Geschichte der Poesie von einem Gedichte, welches er die Romanze von Paon nennt (Manuskript in Quart), und welches sich in der Königlichen Bibliothek zu Paris befinden soll, vielleicht, nach ihm, dasselbe Gedicht noch zweimal unter dem Titel „die Wünsche des Paon" verhanden ist. Vielleicht ist die Romanze von Paon nur eine Fortsetzung der Thaten Alexander's sey.

Bisher haben wir nur von den Castilischen Dichtern gesprochen, doch diese Grundzüge der Spanischen Literatur im 13ten Jahrhundert würden unvollständig bleiben, wenn wir nicht auch diejenigen, welche in jener Zeit in den Provinzen, die der Aragonischen Krone unterthan waren, blühten, d. h. die Valenzischen, Catalonischen und Aragonischen Dichter berücksichtigten. Bis zur Vereinigung der Castilischen und Aragonischen Krone unter den katholischen Kön-

*) Mehrzahlnamen werden überhaupt dankbar angenommen: man setzt der Wohlthätigkeit keine Schranken.

Digitized by Google

gen Isabella und Ferdinand kann man das christliche Spanien als in zwei vollkommen getrennte Königreiche geschrieben ansehen, von denen jedes seine eigenen Gesetze, Sitten, seine eigene Sprache und Literatur besaß. Castilien umfaßte Leon, Galizien, Asturien, beide Castilien, Estremadura und den ganzen Süden; Aragonien bestand aus dieser Provinz selbst, aus Valencia, den Balearischen Inseln und Catalonien, das damals noch nicht durch die Pyrenäen begränzt wurde, weil die Grafen von Barcelona zugleich Grafen der Provence waren. Die Geschichte der provenzalischen Literatur verschmilzt daher anfangs mit der Provenzalischen, und es herrschte dieselbe Sprache, natürlich mit geringen Abweichungen, welche durch die Lage der Länder und ihre Berührung mit anderen Völkern leicht erklärlich werden, im Süden von Frankreich wie in dem westlichen, besonders dem nordwestlichen Theile von Spanien, bis zu den Andalusischen Mauren. Diese Sprache ist auch im Valencia- und Catalonischen erhalten, wozu ihre abgeschlossene Lage vorzüglich beigetragen haben mag; in Catalonien hat man viel Französisches, in Valencia viel Castilianisches aufgenommen; daher die Verschiedenheit beider Sprachen. In Aragonien war das Castilianische stets vorwiegend.

Alphons II., König von Aragonien, Graf von Barcelona und Provence, muß an der Spitze der Aragonischen Dichter gestellt werden, sowohl um seines eigenen Verdienstes willen und der Bewunderung seiner Zeitgenossen, als des hohen Schutzes wegen, den er den Troubadouren seiner Zeit angedeihen ließ. Dies ist wahrscheinlich der Grund, daß Alphons in Millot's Geschichte der Provenzalischen Troubadoure (Paris 1774) in die Reihen derselben aufgenommen ist. Das Lob, mit dem diese ihn überschütten, ist so groß, daß, wenn man derselben nur halb glauben will, Alphons ein vollendeter Fürst gewesen sein muß. Ein einziger malt ihn uns mit den schwärzesten Farben: Bertrand de Bora, Vicomte von Hautefort. Alphons herrschte von 1162 bis 1196; wir besitzen von ihm nur ein einziges Liebeslied.

Wilhelm von Borgundan, Graf von Berga, ein Catalonier, war ein berühmter Troubadour zu Anfange des 13ten Jahrh. Er schrieb satirische und Liebeslieder, einen poetischen Wettstreit mit Americ von Pupillan, einem berühmten Provenzalischen Troubadour, und andere kleinere Sachen, welche, wie Bastero (Crusca Provenzale p. 83) sagt, unter den Handschriften des Vatikand (Nr. 3204, 3205 und 3207) aufbewahrt werden. Diese Verse sind nach Bastero's Versicherung von empfernden Obcönitäten erfüllt. Es sind im Ganzen dreißig anzuzeigen. Das Leben dieses Dichters war sehr stürmevoll, er starb durch Meuchelmord.

Pero March, den der Marquis von Santillana erwähnt, war, wie man glaubt, der Vater des berühmten Auliad March, von dem ich später handeln werde; der Marquis führt Pero March als einen ausgezeichneten Troubadour im 13ten Jahrh. an. Don Pedro II. von Aragonien, welcher im Jahre 1213 in der berühmten Schlacht von Muret fiel, als er für die Albigenser gegen den Grafen Simon von Montfort kämpfte, war nach dem Bericht der Geschichtschreiber ein Dichter ersten Ranges. Der Französische Pater Lacordaire bespricht in seinem kürzlich erschienenen Leben des heiligen Dominikus das dichterische Talent und die herrlichen Eigenschaften dieses großen ritterlichen Königs. Auch dieser ist eine Provenzalischen Dichters. — Außerdem weiß man, daß Don Pedro III., der in der Geschichte von Aragonien so wichtig ist, ein Gedicht verfaßte, welches er König Pedro betitelte, und in dem er sich über die Ungerechtigkeit beklagte, die Papst Martin IV. gegen ihn begangen, als er ihn durch eine Bulle aus dem Reiche vertrieb, um Karl von Valois, Prinzen von Frankreich und Don Pedro's Neffen, auf den Thron zu setzen. Dieser Fürst ist in die Geschichte der Troubadoure aufgenommen. Er bestieg den Aragonischen Thron 1276 und starb 1285 zu Villafranca. (Fortsetzung folgt.)

Syrien.

Erinnerungen aus dem Feldzuge gegen Mehmed Ali.

Von Patison Hunter.

III. Das Gefecht bei Kornitschowahn oder Kalat-Meidan.

Am Morgen des 8. Oktobers erhielten die Marine-Soldaten im Lager den Befehl, sich auf der Flotte einzuschiffen; und noch an demselben Tage, kurz nach Sonnenuntergang, waren Alle an Bord ihrer Schiffe. Der Admiral wollte Soliman-Pascha angreifen und, wo möglich, Beirut in Besitz nehmen; er ertheilte daher dem Commodore die Ordre, an der Spitze der Türkischen Hauptmacht auf dem Festlande mitzuwirken.

Soliman hatte mit Einschluß weniger Reiterei ungefähr 6000 Mann; zwei andere kleine Corps des Feindes vertheidigten noch außerdem Beirut; das eine stand unter Osman Pascha, der immer noch die hohe Libanon-Kette unmittelbar über Beirut besetzte, aber von den Drusen unter ihrem neuen Emir beträchtlich weit ins Innere gedrängt war; das andere, bestehende Corps aber auf 800 Mann geschätzt wurde, befehligte Paffan Bei.

Am Abend des 9ten erschien die Flotte vor Beirut. Ich befand mich an Bord des Britischen Admiralschiffes. In derselben Nacht räumte Soliman mit seiner Armee die Stadt. Zweitausend seiner Leute näherten sich am anderen Tage den Mauern und nahmen Partou. Der Feind hatte auf seinem eiligen Rückzuge alle Feld-Equipirung und einen Park von 26 montirten Kanonen zurückgelassen. An dem Tage der Räumung Beiruts, die der Admiral kaum verhofft hatte, stieß der Commodore, ebenfalls unverhoffter Weise, mit einem feindlichen Corps unter Ibrahim Pascha zusammen. Aber der Erfolg sollte auf beiden Seiten glücklich seyn.

In Uebereinstimmung mit dem vorgängigen Angriffs-Plane, hatte der Commodore dem neuen Emir Beschit die Weisung gegeben, bei dem Dorfe Kornitschowahn auf den Höhen des Libanon mit ihm zusammenzutreffen. Dieser Ort wurde früh von einem Türkischen Bataillon besetzt, und am 10ten war General Jochmus mit vier anderen Bataillonen vorgerückt. Der Commodore erreichte die Höhen am Morgen des 9ten; es war dem Feinde keine Spur davon zu bemerken, obwohl er am Tage vorher hatte eintreffen wollen. Aller Augen waren ungedulbig der Gegend zugewendet, von welcher der Emir kommen sollte; aber um die Mittagszeit saß man statt dieser Letzteren — ein starkes Corps Aegypter in jener Richtung heranziehen, das zugleich die Türkischen Vorposten angriff. Unser Commodore war nicht der Mann, sich einen Unternehmer aus der Fassung bringen zu konnte. Der Trommel wirbelte lustig zu den Waffen. Nur ein halbes Bataillon war ausmarschirt, die andere Hälfte im Dorfe; die übrigen Türken standen sehr weit zurück. Der Commodore schickte das zweite halbe Bataillon dem ersten zu Hülfe, und sogleich zogen die Feinde ab. Es ergab sich bei näherer Untersuchung, daß die Aegypter drei Stellungen — eine hinter der anderen — besetzt hielten, von denen jede höher war als die andere. Einige Ueberläufer, die kurz darauf zu uns kamen, sagten, Ibrahim Pascha selbst sey auf dem Platze und kommandire etwa 2500 Mann.

Bevor ich zu der Affaire am anderen Morgen übergehe, wird es nothwendig seyn, die Oertlichkeiten zu beschreiben, und ich will dies hier weie anderwärts aus eigener Beobachtung thun, obwohl es kein tadelnder Geschicke ist.

Wenn man von Dschuni aus einige Engl. Meilen aufwärts steigt, so kommt man nach Kornitschowahn, welches von unten gesehen als der Gipfel der Bergkette erscheint. Das Hinaufsteigen geschieht in östlicher Richtung, mit dem Rücken gegen das Meer. Sind wir bis zu dem Dorfe gelangt, so finden wir, daß es auf einem niedrigen Höhenzuge liegt. Von hieser Höhe sieht Du in nördlicher Richtung bei tief das Hundesfluß und jenseit desselben das Kap von Beirut; die Gränze des Horizonts ist Meer. Steigt Du von dem Dorfe aus etwa 100 Yards höher, so eröffnet sich Dir aus einem kleinen Kloster am schroffen Ende des Bergrückens dieselbe Aussicht am vortheilhaftesten. Von Norden her zieht eine sehr lange Bergstraße, auf welcher Ibrahim herangog. Wir wollen diesen Weg näher kennen lernen. Bereits nahm ein empfindlich steiler Theil des Berges der Dreikaralschwahn etwas tiefer zur Linken liegt, so geht man die vorgemachte Bergstraße entlang und hat an jeder Seite einen tiefen Abhang. Der zur Linken ist eben derjenige, den wir von Dschuni aus erstiegen. Jenseit des Abhangs zur Rechten erhebt sich, etwa 600 Yards entfernt, ein anderer mit unserem Wege paralleler Höhenzug. Ist man etwa 20 Minuten weit vorgedrungen, so sieht man rechter, etwa 30 Fuß hoher Felsen, der die Straße verbollwerkt, zur Rechten aus. Ueber diesen Felsen geht man auf einem breiten Pfade, der nach Wegen um den Felsen läuft — hier war die erste Stellung Ibrahim-Pascha's. Ein Plateau von 60 Fuß Breite und langer Ausdehnung krönt die Anhöhe, und am Ende desselben führt ein steiler Felsenweg nach dem Dorfe Kalat-Meidan hinab, etwa 1000 Meilen nördlich erblickt. Dies Felsen-Plateau beherrscht die Straße, auf der wir gekommen sind. Felsen von Mannshöhe schirmen seine ganze Fronte, und es kann leicht 300 Mann Reserve fassen. Nur der von unten herauf führende gewundene Pfad ist schwer zu vertheidigen; denn zum Schutze des anderen schroffen Zugangs sind wenige entschlossene Männer schon ausreichend. Die erste Position verdoppelt der Hohlgrund zur Linken, und ein steiler Pfad führt von hier auf den höheren Hügel, auf dem sich ein anderes noch schwerer zugängliches Plateau befindet; jenseit des letzteren aber liegt ein drittes, das fast unzugänglich ist. Diese drei Stellungen, von denen die zweite 600 Schritt hinter der ersten und die dritte 800 Schritt hinter der zweiten liegt, hielt Ibrahim besetzt. Das dritte Plateau war genügend genug, um viele Tausende zu fassen.

Sechs Bataillone und zwei Kanonen waren in Kornitschowahn vereinigt; das eine Bataillon bestand aus früheren Ueberläufern und langte am selben Tage von Dschuni an. Der Commodore hielt die Stellungen der Aeppter für zu stark, als daß sie bei einem Angriff von unten Erfolg versprachen, wenn man nicht gleichzeitig in ihrem Rücken angriffe. Zwei Bataillone unter Major Bei erhielten demgemäß Ordre, zu diesem Zwecke bei nächtlicher Weile aufzubrechen. Man erwartete die Ausführung des gewünschten Manövers am Mittag des 10ten. Bald kam auch die Nachricht, daß der Emir Beschir den Hundesfluß überschritten; der Commodore schickte ihm die Ordre, im Rücken des Feindes weiter vorzudringen und dem Detachement des Omar sich die Hand zu bieten.

Der Feind hatte auf die gegenüberliegende Anhöhe, die Kornitschowahn beherrscht, einen Vorposten gestellt; und am Frühmorgen des 10ten erhielt General Jochmus die Ordre, mit einem Bataillon gegen den Vorposten anzurücken, um die Stärke des Feindes in seiner Nachbarschaft zu erkunden; allein dieser Zweck wurde nur sehr unvollkommen erreicht.

Um Uhr Nachmittags hörte man ein Feuern im Rücken des Feindes; sogleich rift der Commodore aus Kornitschowahn und befahl anzugreifen. (Die als Reserve im Dorfe zurückgelassenen zwei Bataillone machten, vermöge eines noch unerklärten Mißverständnisses, in demselben Augenblicke eine Bewegung gegen das Piquet des Feindes, das am Morgen rekognoszirt werden sollte.) Als der Commodore die vier Bataillone erreichte, die mit einigen Kanonen bereits den Berg bewohnten vorgerückt waren, befahl er, daß eines der Bataillone gegen die vorderste Stellung des Feindes marschiren und die Bergbewohner gleichzeitig einen Umweg machen sollten, um den Posten

an der linken Seite anzugreifen. Der Oberbefehl über dieses Bataillon war dem Preuß. Hauptmann Lane anvertraut, der zum persönlichen Stabe des Commodore's gehörte; aber kaum begann es den Marsch in geschlossener Ordnung längs der Bergstraße, als General Jochmus (jetzt Ferik-Pascha oder Divisions-General) aus dem Hinterstreifen kam und sich, wie es seinem Rang gebührte, an die Spitze stellte. Diese Detachement verlor sehr bald den Muth; statt den ersten Posten in geschlossener Kolonne zu erstürmen, löste es sich auf und tiraillirte, wobei die Vordersten hinter einigen Mauern und einem zerstörten Hause an der Basis der feindlichen Stellung Schutz suchten; die übrigen blieben in einer langen Reihe die Bergstraße entlang stehen. Unterdeß eröffnete man ein Feuer von beiden Seiten; die feindlichen Kugeln bestrichen den größeren Theil der Stellung der Türken. Jetzt erhielt das zweite Bataillon sofort die nämlichen Befehle, die das erste erhalten hatte, allein mit eben so geringem Erfolge. Die Linie der Tirailliirenden verdoppelte sich. Man ließ das dritte und vierte Bataillon nachrücken — immer ein gleiches Resultat. So waren nun alle vier Bataillone ausgerückt, und noch hatte kein Soldat seinen Fuß auf den feindlichen Posten gesetzt. Da kam ein Offizier, der die beiden Reserve-Bataillone in Kornischwahn abholen sollte, zurück und sagte dem Commodore, daß sie nicht mehr anwesend seyen. Dies war ein äußerst gefahrvoller Augenblick, eine rechte Probe für die Tapferkeit und Geistesgegenwart des Commodore's, dem nun keine andere Truppen mehr zu Gebote standen, als eine lange viereckte Linie konfuser Soldaten, die zwischen ihm und dem Feinde sich aufstellte. Dennoch war er sogleich eine entschiedene Maßregel mit seinem Stabe vorschreitend, zwang er die Soldaten unter Drohungen und durch sein eigenes Beispiel, vorwärts zu rücken, und so wurden etwa 300 Mann im buchstäblichsten Sinne in den Kampf getrieben. Sobald Einer wankte oder zögerte, schalt ihn der Commodore, oder warf mit Steinen nach ihm; so einmal bestimmte ihn die Wuth des Augenblicks, gegen einen solchen Zauderer ein Gewehr abzudrücken; es verfagte und im nächsten Augenblick nahm ihm Obrest Hodges das Gewehr aus der Hand. So wurde die erste Stellung des Feindes erstürmt. Sobald die ersten Stürmer oben ankamen, eilten die Aegypter davon, und viele gaben sich gefangen, während die Uebrigen auf dem zweiten höheren Posten Schutz suchten. Von hier aus eröffnete man ein lebhaftes Feuer auf den neuerworbenen Platz. Eine Zeitlang schirmten sich die Truppen hinter dem Felsen, wo sie bald große Verstärkung erhielten. Der Commodore und die Offiziere führten sie jetzt nach über das Plateau zum Sturm gegen den zweiten Posten. Schon ihre erste Ladung stoßte den allbereits entmuthigten Aegyptern einen solchen Schrecken ein, daß sie nach allen Richtungen zerstoben. Der Commodore sitzierte vor dem Posten (Ibrahim!) seinen Hut und empfing einen eben so höflichen Gegengruß.

Die Türken stürzten sich nun schaarenweise auf den vom Feinde verlassenen Platz. Am eifrigsten in der Verfolgung zeigte sich das Bataillon Aegyptischer Ausreißer, die immer noch weiße Jacken trugen. Als Letztere den dritten Posten erstiegen hatten, sahen sie die jetzt erst vorgerückten Truppen des Omar Beij, sie hielten diese selben für ein feindliches Corps und begannen hinter einer Brustwehr gegen sie zu schießen; die Türken thaten aus demselben Irrthum ein Gleiches. Zum Glück kam der Commodore in demselben Moment und öffnete beiden Theilen die Augen, worauf denn das Feuern für diesen Tag endete.

Die meisten feindlichen Haufen zogen sich in Eilmärschen landeinwärts über die Berge zurück. Fünfhundert Mann geriethen in Gefangenschaft. Trophäen des Tages waren: ein Feld-Sessel des Pascha's und eine in der Schlacht bei Nisib verloren gegangene grüne Türkische Standarte.

Es sand sich, daß ungefähr 400 Aegypter den ersten, 1500 den zweiten und 500 den dritten Posten besetzt hatten. Der Verlust auf Türkischer Seite war unbedeutend.

Die Wirkungen dieses Gefechtes waren für Ibrahim sehr nachtheilig. Er hatte den Zauber verloren, der so lange an seinem Namen haftete — seine Soldaten konnten ihn nicht mehr persönlich unbesiegbar halten. Eben so setzten ihn die Folgen seines getheilten und schwachen Vertheidigungs-Planes in Verlegenheit. Der Kern seiner Armee befand sich fern in den Päßen des Taurus, und die großen Städte des Binnenlandes, aus denen er seinen vornehmsten Proviant zog, drohten zu rebelliren. Auch saß in demselben kritischen Augenblick sein ehemaliger treuester Anhänger, der alte Emir Beschir von ihm ab; dieser war den Ereignissen mit unverständigem Auge gefolgt, und sobald das Glatt sich wendete, trat er in die Reihen der Gegen-Partei. Der Admiral erhielt ein Schreiben von ihm, worin Beschir sich erbot, die Partei des Sultand zu ergreifen, unter der einzigen Bedingung, daß man ihm die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthumes schriftlich verbürgte. Dies geschah, und wenige Tage darauf langte Seine Hoheit mit Familie, Gefolge, Gold und Juwelen in Sidon an. Von dort beförderte man den Emir in einem Dampfboote bis an Bord des Flaggenschiffes vor Beirut, wo er sich (am 14. Oktober) mit dem Admiral begrüßte. In Folge einer mündlichen Uebereinkunft wurde der greise Emir bald darauf mit seiner ganzen Haushaltung nach Malta geschickt, als einem ehrenvollen Asyl, das er selbst gewählt hatte; denn in Syrien durfte er nicht länger bleiben. Bor seinem Aufbruch wurde ein rechtmäßiger Nachfolger des Emir's gewählt.

Der alte Emir Beschir steht jetzt schon im 87sten Jahre; er ist ein langer Mann mit herabwallendem weißen Barte und hat noch immer eine gerade Haltung. Ich habe ihn seitdem in dem Palaste der Floriani zu Malta gesehen, der ihm als Wohnung angewiesen ist und wo er, hat die Erfahrung ihn anders klug gemacht, den Rest seiner Tage verleben wird.

Mannigfaltiges.

— Russisches Kunst-Potpourri. Unter dem Titel Pamjatnik Jakusov (Denkmal der Künste) ist in St. Petersburg ein Buch ohne Vorrede, aber von höchster typographischer Ausstattung erschienen, das mit Kupferstichen, Lithographieen und Holzschnitten geschmückt ist — eine Art Drawingroom-Scrapbook, ein elegantes Badmemcum, worin alle Gebiete der schönen Kunst und mehrere Zweige der Technik zur Sprache kommen, aber auch Verse, Erzählungen, Berichte aus dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde sich befinden. Das Buch besteht aus fünf Heften. Erstes Heft: 1) Bidnik des Erlösers von Carlo Dolce, in Kupfer gestochen von Sacharov, einem Zögtinge der Kaiserl. Akademie der Künste; 2) eine in Kupfer gestochene Zeichnung der im Jahre 1835 auf Kaiserlichen Befehl errichteten Nikolajewskaja Jóda in Peterdof, die als Muster eines einfachen und doch wahrhaft schönen ländlichen Baukyls gelten kann. 3) Beschreibung eines Luft-Wärme-Ofens im Königl. Schlosse zu Windsor, mit genauen Zeichnungen. 4) Illumingrapirte Abbildung einer geschmackvollen Porzellan-Vase, wie sie aus Englischen Fabriken hervorgehen. 5) System der Anfertigung gedruckter Muster zu Weber-Arbeiten, zur Mosaik und zu allerlei Stickereien, wie diese Muster in Fischer's Russischer Druckerei angefertigt werden, mit vielen Zeichnungen. 6) Kurze Geschichte der Malerei bei den Völkern des Alterthums und des Mittelalters. Zweites Heft. 1) Fünf Skizzen Flaxman's zu der Göttlichen Komödie, nebst einer Biographie des großen Brittischen Künstlers. 2) Umrisse der bronzenen Statuen der Feldmarschälle Kutusov und Barclay-de-Tolly. 3) Grab-Monument des Fürsten Kutusov. 4) Alterthümer der Stadt Kiew: eine kurze Beschreibung und Chronik dieser Stadt mit den lithographirten Abbildungen der großartigen Ruinen des sogenannten „goldenen Thores“ und des Grabmales Askold's. Angehängt ist eine Nachbildung der Schillerschen Elegie „Herkulanum und Pompeji“ im Versmaße des Originals. 5) Beschreibung eines Arabischen Himmels-Globus aus Erz, der in Mailand aufgefunden worden und jetzt in Paris sich befindet. 6) Duschmanta, König von Indien: eine kleine Erzählung. — Drittes Heft. 1) Ansicht der Griechischen Kirche des Dorfes Pargolowo bei Peterdburg, mit zwei schönen Skizzen, welche die Haupt-Façade und den Quer-Durchschnitt des Innern darstellen. 2) Ein lithographirter Gemälde-Rahmen mit Schnitzwerk, nach dem modernen Französischen Geschmad. 3) Ein historisch-geographisch-ethnologischer Artikel über Arabien, mit einem Steindruck, der einen Beduinen vorstellt, der auf seinem Kameel mit einer Löwin kämpft (ein Seitenstück zum Amazonenkampf von Kiß). — Viertes Heft. 1) Beschreibung der Stadt Mai-mai-tsching an der Chinesisch-Russischen Gränze, mit dem lithographirten Bildnisse des jetzigen Sargutschei. 2) Ein sehr schöner, von phantasiereicher Auffassung zeugender Holzschnitt zu der Nächtlichen Heerschau von Zukovski, begleitet von dem Texte der so berühmt gewordenen Deutschen Ballade und einer Russischen Nachbildung derselben in reimlosen Versen, deren erste Strophen aber sehr verunglückt sind. Es folge hier eine wortgetreue Uebersetzung dieser Uebersetzung:

Zur mitternächtlichen Stunde
Entstieg seinem Grabe der Trommler;
Und er schreitet vor uns her,
Und wirbelt dehend den Allarm-Marsch;
Und die Trommel wecket das Fußheer,
Das mächtige, aus finstren Gräbern
Steigen empor die jungen Jäger
Und die Grenadiere, die alten.
Sie ersteigen den Russischen Schnee,
Den ewigen Eisen Italiens,
Der Afrikanischen Wüsten
Dem glühenden Sand Palästina's.*)

Sind etwa die von dem Russischen Nachahmer supplirten Jäger und Grenadiere ein Ersatz für den so gut als umgangenen schauerlich erhabenen Vers:

Die Trommel klinget so seltsam
Hat gar einen starken Ton;
Der alten Grenadiere
Erwachen im Grab' davon!

Und welche schleppende, geputzt prosaische Aufzählung der verschiedenen Aufenthalten dieser Krieger! Auch paßt der glühende Sand viel besser zur Afrikanischen Wüste als zu Palästina, das bekanntlich einen seligen Boden hat. Die übrigen Strophen sind zwood weit besser gelungen. — 3) Hochzeit einer Schwester des Sultands in Konstantinopel, von einem Augenzeugen beschrieben. — Fünftes Heft. 1) Bereitung der Stearin-Lichte (!), mit vielen Zeichnungen. 2) Die Arten der Edelsteine und das Verfahren beim Schleifen derselben. 3) Aegypten, ein historisch-statistisch-geographisch-ethnographisch-archäologischer Artikel. — Das Ganze ist, wie man sieht, ein etwas geschmackloß zusammengestellter Miscmasch.

*) Im Original von „Nachts um die zwölfte Stunde“ bis — „Und nehmen's Gewehr zur Hand.“

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Freitag den 22. Oktober 1841.

Frankreich.

Aus der frühesten Geschichte Lothringens.

Unter dem allgemeinen Namen Lothringen versteht man in Frankreich gewöhnlich zwei ehemalige Provinzen, die von den Herzogen, welche sich nach denselben nannten, regiert wurden. Die eine war das eigentliche oder das Herzogthum Lothringen, in welchem sich die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun nebst einigen Herrschaften, als Castlanen, befanden. Die andere Provinz war Barrois, das hauptsächlich aus dem Herzogthum Bar, St. Mihiel mit seinen Pertinenzien und Pont-à-Mousson bestand.

Lothringen war in frühester Zeit ein Theil von Gallien. Wie Cäsar in seinen Kommentarien behauptet, hätten die Druiden in Gallien sich der Griechischen Schriftzeichen bedient; indeß ist nichts Schriftliches von ihren Gesetzen oder Sitten auf uns gekommen.

Vor der Römischen Herrschaft gab es in Gallien keine Städte; man fand dort nur kleine, gewöhnlich auf hohen Gipfeln angelegte Festungen, die mehr durch die Natur als durch die Kunst vertheidigt wurden. Noch verstand man es nicht, die Steine zu behauen, und das mit den Felsen verbundene Holzwerk vertrat allein die Stelle des Walles.

Als Cäsar Gallien erobert hatte, theilte er es in drei Theile, in das Celtische, Aquitanische und Belgische. Unter den Bewohnern des letzteren Theils befanden sich auch die Mediomatricier (Metzer). Die Römer nannten ihre Stadt Divodurum und noch öfter Mediomatrix, woraus mittelst Abkürzung der Name Metz entstanden. Trier war ein bedeutender Platz. Das weite Gebiet der Leuker (Toul), das in mehrere Kantone zerfiel*), breitete seine Boden-Kultur bis in das Territorium von Langres aus. Höher hinauf an der Mosel, Meurthe, Maas, Seille und Sarre bot das mit Holz bedeckte Land den noch wilden Einwohnern reichen Schatten dar und gab ihnen Gelegenheit zur Fischerei oder zur Jagd.

Vor Cäsar ist und von den Sitten und der Regierung der Mediomatricier nichts bekannt. Das Volk, das sich von dem Gebiete von Trier an der niederen Mosel bis zum Ober-Rhein erstreckte, hatte sich durch seine Tapferkeit Ruhm erworben. Die meisten Bewohner des oberen Belgiens stammten aus Germanien; da sie indeß oft mit den jenseits des Rheins wohnenden Germanen Krieg führten, so wurden sie von den Römern mit Recht verwendet (Cäsar), mehr die Belgier die Macht (Galliens)**). Cäsar, als vortrefflicher Feldherr, schätzte die Reiterei der Trevirer hoch. Nur durch seine Beharrlichkeit und die Disziplin der Römischen Soldaten gelang es ihm, Belgien zu bezwingen. Mit ihm drangen die Gebräuche, die Sprache, die Kleidertrachten, die Künste und der Geschmack Roms in jene Gegenden ein, die zu ungeteuren Kolonieen wurden, in denen die Größe und der Glanz des Mutterlandes sich gleichsam abspiegelte. Die Regierung gestaltete sich nach dem Muster der Hauptstadt des Reiches, und die kriegerischen Bewohner von Metz bildeten eine Legion, die ihren Rang unter den übrigen Römischen Legionen einnahm.

Erst damals fing man an, sich des Marmors und der übrigen Steinarten, des Mörtels und des Cements, des Mauerfeins und der Ziegel zu bedienen, um Gebäude und Heerstraßen aufzuführen, die uns noch heute wegen ihrer Solidität und Pracht in Erstaunen setzen.

Metz, in einem fruchtbaren Thale am Einflusse der Seille in die Mosel gelegen, ward ein sehr bedeutender Ort, wo die Römische Architektur Anwahme fand. Man sah hier Tempel errichten, in denen der Verbrauch vor den Statuen heidnischer Gottheiten verbrannt wurde. Man erbaute ein Amphitheater für die Spiele der Gladiatoren, dessen ungebrune Zugänge noch im siebzehnten Jahrhundert existirten und als Material für die Mauern der Festung dienten. An den Thermen oder öffentlichen Bädern befanden sich Säulenhallen, Säle für die gymnastischen Uebungen der Jugend und der Athleten und große Baum-Alleen.***) Eine Wasserleitung*), das Resultat einer bewundernswürdigen Anstrengung und Arbeit, führte von Gorze nach Metz; das anfangs in einem ungeheuren Behälter eingeschlossene Wasser vertheilte sich in die Springbrunnen, die öffentlichen Bäder, den schiffbaren Kanal und in die Häuser der Bürger, die eine gewisse Abgabe für die Unterhaltung der Kanäle entrichteten. Herrliche Gärten schmückten die Ufer der Mosel unterhalb der Mauern der Stadt, und ein Palast war für den Aufenthalt der Imperatoren bestimmt, welche Metz in einen festen Platz verwandelten, um den Invasionen der Germanen Widerstand zu leisten. Auch hatte man hier ein Zeughaus und die zur Unterhaltung der Römischen Armee erforderlichen Magazine aufgeführt. Zu Trier hatten die Römer Manufakturen gegründet und eine ganze Innung von Waffenschmieden und Damaszirern gebildet.

Von der Herrschaft der Druiden und der Römer haben sich noch Spuren in den Benennungen der Städte und Dörfer erhalten. Vorzüglich haben die Grotten der Druiden und die Gottheiten des Heidenthums den ersten allmälig sich bildenden Vereinen der Bewohnern ihre Namen geliehen. So zum Beispiel ist Lunrville entstanden aus Lunae-Villa (Mondsstadt), Pierre-Fitte aus Petra-Picta (Grottenbild) und Mousson aus Mons-Jovis (Jupiterberg).

Die schönsten Monumente aus der Zeit der Römerherrschaft, die uns noch jetzt eine große Idee von dem ehemaligen Reiche einflößen, sind unstreitig die öffentlichen Heerstraßen. Mit diesem Kommunikationszweige ist das Glück der Staaten verknüpft. Auch setzten die ersten und mächtigsten Personen der Republik sowohl als der Kaiser-Regierung ihren Ruhm darein, daß sie Brücken, Chausseen und Wasserleitungen erbauten, ausbesserten und unterhielten. Die Geschichte hat die Römischen Straßen durch die Namen der berühmtesten Männer geweiht, und Augustus selbst nahm seinen Anfang, sich mit der Würde eines Präfekten der Heerstraßen des Reiches bekleiden zu lassen. Sein Schwiegersohn Agrippa erhielt den Auftrag, die öffentlichen Straßen in Gallien ausführen, und er entledigte sich des wichtigen Geschäfts eben so rasch als erfolgreich. Von den Alpen bis zu dem Ozean und den Pyrenäen, und von dem Ozean bis zum Mittelländischen Meere erstreckten sich die Römischen Straßen über alle Theile von Gallien. Die Spuren davon haben sich bis auf unsere Tage erhalten, und man erkennt nach Verlauf so vieler Jahrhunderte noch jetzt die Römer-Straßen, die von Langres nach Toul, von Toul nach Metz, von Metz nach Reims, nach Straßburg, nach Trier und von Trier nach Mainz führten.

Eine große Chaussteen beförderten die leichte Communication zwischen Metz und den benachbarten Städten, und mehrere Straßen zweiten Ranges dienten dazu, die Verbindung mit den Militair-Stationen und einzelnen abgesonderten Lagern zu unterhalten, die zum Schutze der Gränzen des Reichs errichtet waren.

Die um ihrer Macht und den Wohlstand Galliens besorgten Römischen Kaiser begnügten sich jedoch nicht damit, die Communication zwischen allen Theilen der Provinz zu befördern; sie erfreuten auch die eingegangenen Schulen der Druiden durch Lyceen, wo in der Grammatik, in der Poesie und Rhetorik unterrichtet wurde. Ja, man studirte daselbst sogar die Mathemarik, die Dialektik, die Astronomie und die Medizin; nur die Rechtswissenschaft ward, wie man behauptet, absichtlich in Rom gelehrt.

Die Römer und die Gallier studirten zusammen in denselben Schulen, um gleicher Prinzipien und gleicher Lehren theilhaftig zu werden. Die lateinische Sprache erhob sich zur gemeinsamen Gesellschaftssprache; das Celtische hingegen wurde bald vernachlässigt. Die Tribunale waren mit Römischen Richtern besetzt, und die Kenntniß der Lateinischen Sprache, das Leben nach der Sitte der Römer, das Studium ihrer Gesetze und die unmittelbare Anwendung ihrer Gebräuche, alles dies waren die Mittel zur Erlangung von Aemtern und Würden.

Die Mediomatricier (Bevölkerung von Metz) beschränkten sich nicht darauf, die Sprache der Römer zu adoptiren; sie mauerten auch allmälig ihre Hütten aus und befleißten von den Trachten ihrer Vorfahren nur so viel bei, als das kältere Klima nothwendig machte.

Die Kaiser führten in Gallien eine Municipal-Verwaltung ein, die zur Begründung großer Niederlassungen ganz geeignet war. Die Römischen Kolonieen zogen die Bevölkerung so viel als möglich in ihren Kreis. Das flache Land ward zwar angebaut, aber von den

*) Die Namen derselben sind folgende: Pagus Calvo-Montensis (in Chaumontois); Pagus Segolenus (le Saintois, nachher Vaudemon genannt); Bedensis (le pays de Bede oder Vede); Pagus vallum (Vaucouleurs); Odornensis (Woevre); Barrensis (le Barrois); Scarensis (le Scarnois); Portensis (le Perthois, an der Meurthe); Blesensis (la pays de Blois) etc.

**) Es ist dies eine Praktik, die die Russischen der Römer in Gallien noch öfter mit Vortheil gegen einige Germanische Nachbarstämme gebraucht haben.

***) Ein einziges Monument bezeugt die Pracht jener Gebäude; es ist eine prächtige Wasserwanne von Porphyr, die seit langer Zeit als Taufbecken der Domkirche von Metz dient.

*) Siehe den Bogen von dieser Wasserleitung sind noch heutzutage in der Nähe von Jouy zu sehen.

Digitized by Google

Römern selbst nicht viel bewohnt; die Eigenthümer ließen sich vielmehr im Innern der Städte nieder und unterhielten auf ihren Gütern nur eine gewisse Menge Sklaven, oder begaben sich zur Arbeitszeit mit ihnen dahin. Jene Zelten, Dörfer und einsamen Schlösser dingegen, denen man heutzutage überall begegnet, existirten nicht zu den Zeiten der Römer. Ihre ungeheuren Monumente waren vielmehr auf eine zahlreiche zusammengedrängte Bevölkerung berechnet, und nichts verräth die Spur einer socialen Existenz auf dem platten Lande. Die ganze Administration war centralisirt, und das Römische Reich bildete einen Verein von Städten, wo der heidnische Klerus, der Senatoren-Adel, die Bürger, das niedere Volk, Haus- und Land-Sklaven und der Kriegsstand neben einander lebten.

Dies war der Zustand der damaligen Römischen Gesellschaft, der beinahe fünf Jahrhunderte dauerte, und der durch das Christenthum und die Völkerwanderung eine Umwälzung erlitt. Gegen das Ende des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts begann die christliche Religion in Gallien einzuwirken und die Bewohner desselben mit dem Geiste der Sanftmuth und der Liebe zu erfüllen. Die Boten des Evangeliums eilten nach Belgien hinüber, das von Römern angefüllt war, nicht blos von solchen, die die Waffen führten und Armeen daselbst befehligten, sondern auch von denen, die Güter hier besaßen, obrigkeitliche Aemter bekleideten und öffentliche Abgaben eintrieben. Trier und Metz, diese Städte ausgezeichnet durch ihren Reichthum und den Zusammenlauf der Fremden, waren ohne Zweifel der erste Aufenthalt der Prediger des Evangeliums. Als die Christen sich ziemlich zahlreich in den Städten zusammen befanden, wurden allmälig Kirchen begründet, und die Bischöfe waren bemüht, die christliche Religion in den benachbarten Städten anzubreiten. Indeß begannen bald die wiederholten Einfälle der Germanischen Völkerschaften, die die Länder an der Maas und Mosel verheerten und auf eine Zeitlang nöthigten, ihre Religion zu vermindern, die den Sklaven Gleichheit und allen Menschen die Freiheit lehrte, und die den Grund zur bedeutendsten und dauerhaftesten Umwälzung der bisherigen gesellschaftlichen Verhältnisse gelegt hatte.

Die Franken, ihrem Ursprunge nach Germanen, drangen, an den Krieg gewöhnt und das unter den Römischen Oberhäuptern bestehende Mißverhältniß benutzend, in Gallien ein, die um ihren Besitz mit Gewalt nieder. Trier und Metz waren ihren Streifzügen ausgesetzt; auch ist die erstere Stadt mehrere Male niedergebrannt worden. Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts bemächtigte sich Attila der Stadt Metz, machte einen Theil der Einwohner nieder, führte den anderen in die Gefangenschaft und zündete die Stadt selbst an.

Endlich sahen sich die Römer genöthigt, Trier zu verlassen, das die fürchte Normauer gegen den Einfall der Barbaren nicht schützte. Nach der Schlacht von Tolbiacum (426), in der Chlodewig das Gelübde that, Christ zu werden, wenn er den Sieg davontrüge, wurden diesem Fürsten die Thore von Metz, Toul und Verdun geöffnet, und das seiner Herrschaft unterworfene Land erhielt auf diese Weise ein Gemisch von Sitten und Gesetzen der verschiedenen Völkerschaften, der Römer, der Germanen und Franken.

Fast alle Monumente der Macht und der Größe der Römer wurden zerstört, und das Land blieb unangebaut, aber das Christenthum machte reißende Fortschritte. Kirchen und Klöster erhoben sich auf den Ruinen der Römischen Gebäude, und das Land nahm eine ganz andere Gestalt an, zu derselben Zeit, als es den Glauben änderte. Die Bischöfe, welche die Eroberer der Franken begünstigt hatten, erhielten, zum Lohn für diesen Dienst, bedeutende Ländereien und eine weltliche Gerichtsbarkeit, die, oft in Kollision mit der der Grafen, Gelegenheit zu manchen Beschdungen gab. Das geistliche Ansehen diente als ein Schreckbild für die noch unwissenden rohen Franken, die die Bischöfe gleichsam als die Seelen der Heiligen verehrten, deren Zorn sie fürchteten. Indeß stelen einige Prälaten als Opfer der rohen Wuth.

Salvian, der kurz nach den Plünderungen der Barbaren schrieb, schildert also die Sitten jener Zeit: „Wir ziehen", sagt er, „die Schauspiele den Zusammenkünften in der Kirche vor; die Altäre werden verachtet und die Theater hingegen geehrt. Trifft es sich, daß an einem und demselben Tage eine Kirchenfeier und zugleich öffentliche Spiele stattfinden, wo sieht man da den größten Zusammenlauf von Menschen? Zieht man wohl das Wort des Evangeliums dem der Possenreißer vor? Diejenigen, welche sich Christen nennen, kommen an den Tagen, wo Spiele aufgeführt werden, gar nicht zur Kirche, und wenn der Zufall sie etwa zu ihnen treibt, so geben sie doch augenblicklich wieder hinaus, sobald sie erfahren, daß es Spiele giebt . . ." P. Etienne.

Vier Verszeilen von Corneille.

Bei der ersten Aufführung des Cid schienen sich in Paris der Hof und die Stadt verbindet zu haben, um Unruhen zu erregen, denn die Masse, welche diese dramatische Festlichkeit überströmte, sah ihre Röcke in Gefahr und mußte bei dem allgemeinen Tumult manche Mäntel im Stiche lassen.

Es kam sogar vor, daß auf der Bühne, selbst auf den für die höchsten Personen reservirten Plätzen, ein Tabouret von zwei Edelleuten einander freitig gemacht wurde. Es waren dies der Chevalier de Nieur und der Graf von Rochefort. Kurz, es kam zum Wortwechsel, jener ließ seinen Gefühlen in Ausdrücken von Verwürfen freien Lauf und warf seinem Gegner einige Beleidigungen an den Kopf; wenn es nicht zu thätlichen Insulten kam, so muß man es mehr dem Stande der Streitenden als ihrer Mäßigung zuschreiben. Endlich wurde ein Ehren-Rendezvous auf den folgenden Tag festgesetzt, und das Tabouret blieb den Abend über unbesetzt. Diese Entfernung Beider gab einem Trokkopf, welcher Zeuge ihrer Aufregung gewesen war, Veranlassung, zu sagen, daß diese Herren den folgenden Tag ihre Unhöflichkeit wieder gut machen würden, indem sie mit derselben Hartnäckigkeit ihren Gegner zum Liegen zu bringen suchen würden, mit der sie ihn Abends vorher am Sitzen zu hindern gesucht hätten.

Nach beendigtem Schauspiel stieg Corneille, welcher von diesem unbedeutenden Vorfall nichts wußte (er hatte in der That wohl andere Dinge im Kopfe), heiter und wohlgemuth in die dritte Etage eines Hauses hinauf, welches in der Straße des doux ecus lag. Dort hatte der große Corneille das, was er sein Absteigequartier nannte, ein bescheidenes Stübchen, von welchem er Gebrauch machte, wenn ihn Sorge für seine Meisterwerke ihn dazu veranlaßte, Rouen zu verlassen, welches er mit seiner Familie bewohnte.

Man frage mich nicht, ob der Dichter ruhmsüchtig ans stolz auf seinen glänzenden Triumph war. Er befand sich da ans unbändige Beifallsklatschen, welches er erregt hatte, an die Ehrenbezeugungen, die Gebildeten, an die Thränen der schönen Damen des Hofes.

Endlich, sagte der Dichter zu sich selbst, endlich lebe ich. Und was hat mich geschaffen? — Ich, ich allein; der große Pan (der Kardinal Richelieu) und die ganze Akademie mag es mir nicht übel nehmen. Der Cid gehört wohl mir, mir ohne irgend einen fremden Antheil und Einfluß. Man wird ihn nicht den Vorwurf machen, daß er ein Stück der fünf Autoren ist.*). Kann man gute Verse verfassen, wenn man dazu eine Verbindung schließt? Nein, das Genie ist die Einheit, und um es zu erreichen, ist Einheit des Verfassers und Einheit des Werkes nöthig. — Wie das ganze Publikum gerührt, entzückt war über meine Verse oder vielmehr über meine Person! O, Macht des Geistes, edle Gewalt der Dichtkunst! Ja, ich begreife gut, daß ein Mann, der Herzog, dieses Herzen des Staats zu regieren geschickt hat, um mich zu bitten, vier Verse über das Duell, als gefährlich, zu streichen. Sie waren allerdings gut gepragt, und es bedurfte nichts weniger als meiner ganzen Ergebenheit in den Willen des Monarchen, um mich zu diesem Opfer zu bestimmen. Denn am Ende, wir armen Dichter, was ist unser Erdtheil? unsere Werke. Und ein wohl gelungenes Quatrain, welches man nun nimmt, gilt eben so viel, als eine Provinz, welche dem Könige entrissen wurde. Gott sey Dank! Nach Allem, was ich von der Aufführung gesehen habe, kann ich versichern, daß, wenn diese vier Verse, welche der Graf Gormas am Anfange des zweiten Aktes sprechen sollte, nicht von Seiten des Königs unterdrückt worden wären, die ganze Versammlung vor Freude, vor Schrecken vielleicht, unser sich gewesen wäre. —

So weit war unser Dichter in seinem Selbstgespräch gekommen, als er leise an seine Thür pochen hörte.

Ein Besuch zu dieser Stunde! Wer kann das seyn, dachte er, indem er die Thür öffnen ging.

Man denke sich sein Erstaunen! Eine junge Dame, in ihre Mantille gehüllt und eine Lorgnette in der Hand, stürzt in das einsame Stübchen des verwunderten Dichters. Dieser fühlte sich überrascht in Gegenwart dieser weiblichen Erscheinung; er blieb festgebannt auf demselben Platze und wie in Betrachtung vor dem schönen Gaste. Nachdem er einen Augenblick der Verwirrung und der Bedrücktheit sich überlassen, deren er nicht Herr werden konnte, näherte sich der Dichter höflich der Dame, reichte ihr die Hand und bat sie, sich zu setzen.

Die Dame folgte der Einladung, ohne ein Wort zu sprechen. Ihre Wangen waren geröthet von der Aufregung ihres raschen Ganges. Bei dem ersten Worte, welches er hörte, wünschte Corneille in seiner Ertase, daß eine solche Stimme im Munde der Kimene wäre; denn es ist merkwürdig, daß der Dichter, der schreibt, der Schriftsteller immer von Bezauberung seines Werkes behauptet.

Mein Herr, sagte die Dame zu ihm, entschuldigen Sie meinen Schritt. Er wirde sehr unschicklich seyn, wenn er nicht noch mehr durch die Nothwendigkeit geboten wäre. Sie, der Sie Alles verstehen, werden ihn besser als irgend Jemand würdigen. Darum habe ich auch nicht Anstand genommen, ihn zu thun.

Madame, erwiederte der Dichter, er, seine Galanterie anzubringen, eine Pause benutzte, welche die Athem schöpfende Brust der Unbekannten nothwendig machte; Madame, es wäre mir eben so lieb, bei Ihrem Schritte nichts zu verstehen. Wenn die Schönheit uns begegnet, was liegt daran, woher sie kommt? Das Ende ist Alles, der Weg dazu weniger als nichts.

Ich, Madame? sagte der Dichter, unterbrach ihn die Dame mit zerstreuter Miene, mehr aus Antrieb der Gewohnheit, welche es ihr zum Gesetz machte, für eine Artigkeit irgend ein freundliches Wort auszusprechen, als mit der Uebertragung einer Person, welche irgend eine Betrübigung, die sie empfindet, an den Tag legt. Ohne sich dessen zu verlehen, mein Herr, fuhr sie fort, werden Sie die Ursache eines Schrecklichen Unglücks seyn.

Ich, Madame? sagte der Dichter aufgeregt, da er weit entfernt gewesen war, diesen unhöflichen Uebergang zu erwarten.

Ja, Madame nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: Diesen Abend,

*) Stücke der fünf Autoren nannte man diejenigen, wozu Richelieu den Stoff lieferte an Boiz-Robert, Colletet, l'Estoile, Corneille und Rotrou, von denen er jedem einen Akt zu verfertigen zutheilte.

Digitized by Google

bei der Darſtellung Ihres Meiſterwerkes, haben ſich zwei Herren um ein Tabouret entzweit. Ein Rendezvous iſt auf morgen gegeben und angenommen worden.

Ihre Namen? ſeagte Corneille nicht ohne einige Beängſtigung. — Es iſt der Graf Rochefort und der Chevalier de Rieux. Und ich liebe den Chevalier. — Ich wünſche ihm dazu Glück, und ich verſtehe Alles, rief der Dichter, indem er ſich erhob, um die Hand dieſer Frau zu küſſen, welche eben eine ſo große Entſchloſſenheit an den Tag gelegt hatte.

Beim Herausgehen aus dem Theater, ſügte ſie hinzu, hatten die beiden Ritter, entweder weil die erhabenen in Ihrem Werke ausgeſprochenen Gefühle ihnen zur Großmuth gerathen hatten, oder weil der Gegenſtand des Streites ihnen zu geringfügig ſchien, ſich durch die Vermittelung eines gemeinſamen Freundes beinahe wieder vereinigt. Ich habe alle dieſe Einzelnheiten durch einen meiner Verwandten erfahren, welchen ich ihnen nachgeſchickt hatte.

Ach, ich athme wieder auf, unterbrach ſie der Dichter, ich bin erfreut, daß dieſe Worte des Friedens ihre volle Wirkung gethan haben. Man kann den Menſchen nicht zu viel Einigkeit und brüderliche Liebe predigen.

Unglücklicherweiſe, mein Herr, ſtimmen Ihre Worte nicht immer mit meinen Wünſchen überein, denn jene ſind es, welche den im Erlöſchen begriffenen Krieg wieder angefacht haben.

Was wollen Sie damit ſagen? verſetzte der Dichter, welchem man mit einemmale die Rolle eines Schuldigen beilegte in einer Sache, von der er in jeder Beziehung nichts wußte.

Ich will damit ſagen, mein Herr, fuhr die Unbekannte fort, daß an dem oberen Ende der Straße Dauphine der junge de Suze zu den beiden Streitenden trat, welcher, von ihrem Konflikt in Kenntniß geſetzt, zu erzählen anfing, daß der König ihn denſelben Morgen zu Ihnen beordert hätte, um die Unterredung von dier Verſen Ihres Stückes zu verlangen.

Das iſt wahr! — und was ſind das weiter?

Dieſe verwünſchten Verſe! Er hat die Unbeſonnenheit gehabt, ſie herzuſagen. Sie müſſen ſie ja kennen, dieſe abſcheulichen Verſe!

Ich will damit ſagen, mein Herr, fuhr die Unbekannte fort, daß an dem oberen Ende der Straße Dauphine der junge de Suze zu den beiden Streitenden trat, welcher, von ihrem Konflikt in Kenntniß geſetzt, zu erzählen anfing, daß der König ihn denſelben Morgen zu Ihnen beordert hätte, um die Unterredung von dier Verſen Ihres Stückes zu verlangen.

Das iſt wahr! — und was ſind das weiter?

Dieſe verwünſchten Verſe! Er hat die Unbeſonnenheit gehabt, ſie herzuſagen. Sie müſſen ſie ja kennen, dieſe abſcheulichen Verſe!

Im Gegentheil, meine Dame, ſehr ſchöne. Ich ſtelle Ihnen das Urtheil frei; und Corneille, durch den Stolz geboben, welcher bei dem Dichter eben ſo wenig erliſcht als das heilige Feuer, vergaß die Situation, in der er ſich befand, und mit etwas deklamatoriſchem Ton recitirte er folgendes Quatrain:

> Les satisfactions s'appaisent point sur ame;
> Qui les reçoit, n'a rien fait de valeur:
> Et de pareils accords l'effet le plus commun
> Est de perdre d'honneur deux hommes au lieu d'un!

Abbitte ſtillt nicht gekränkter Herzen Glut;
Wer ſie annimmt, hat nichts; entehrt iſt, wer ſie thut.
Verſöhnung dieſer Art hat nichts hervorgebracht,
Als daß ſtatt eines ſie zwei Menſchen ehrlos macht.

O Unheil erregende Dichtkunſt! rief die Dame aus, ſobald ſie dieſe vier Verſe gehört hatte; Vergebung, mein Herr, die beiden Ritter kamen wieder auf ihren ſchon nachgelaſſenen Zorn zurück, und der Zweikampf wurde mit mehr Erbitterung als je beſchloſſen.

Welcher Triumph für mich! konnte Corneille ſich nicht enthalten zu ſagen, indem er, um den Dichter zu verherrlichen, darüber den Menſchen vergaß. Augenblicklich faßte er ſich wieder. Entſchuldigen Sie, meine Dame, dieſe ungezügelte Eigenliebe. Ich bin eben ſo unterdrückt, als Sie, über dieſes betrübende Ereigniß. Aber was iſt zu thun?

Ihm vorbeugen, unterbrach ihn die Unbekannte, das Duell verhindern!

Gewiß, ich würde nichts ſehnlicher wünſchen. Aber weiter, auf welche Weiſe?

Ich weiß es nicht, ich armes Weib, ich hatte wenig Sinn für Intriguen, und ich bin zu Ihnen geeilt, um Sie angelegentlich zu bitten, dieſen Schlag abzuwenden, welcher, wenn er den Chevalier trifft, zwei Opfer hinwegraffen wird. Ich habe geglaubt, daß Sie, welchem Gott dieſe Macht ertheilt hat, Combinationen zu erfinden, Charaktere, Ereigniſſe, Worte, um ein ganzes Publikum aufzuregen, zu beſchäftigen, zu erheben, ich habe geglaubt, Ihnen würde es leicht ſeyn, ein Mittel aufzufinden, dieſen traurigen Kampf zu verhindern.

Corneille überlegte. O, rief die Dame aus, indem ſie ſich beim großen Manne zu Füßen warf, bedenken Sie, daß mein Leben in Ihren Händen iſt. Wenn er ſtirbt, ſterbe auch ich; wenn er lebt, werde auch ich leben.

Dieſesmal, dachte Corneille, welcher die Dame mit Güte wieder aufhob, dieſesmal operirte ich gegen die lebendige Natur. Meine Charaktere ſind nicht meine Figuren, es ſind Menſchen.

Indem er darauf die Augenbrauen ſenkte, als ob er eine helle Idee, welche ſich in die Tiefe ſeines Gehirns geflüchtet hatte, hervorrufen wollte, ſprach er das einfache Wort: Ich werde darüber nachſinnen!

Retten Sie ihn! retten Sie ihn! flehte die Dame, und nach dieſer dringenden Empfehlung ſchickte ſie ſich an, fortzugehen.

Der Schriftſteller hielt ſie an der Schwelle zurück.

Um Vergebung, meine Dame, ſagte er zu ihr und machte die Thür zu, Sie haben mir nicht geſagt, wen ich die Ehre gehabt habe zu empfangen. — Ich habe geglaubt, Sie würden mich danach nicht fragen. — Doch — Genug, ich frage nicht mehr danach, verzeihen Sie dieſe Indiscretion. — Aber freilich, ſagte er, ſich beſinnend, hingu, der Ort jener Zuſammenkunft? — Ach! auf dem Pré-aux-Clercs. — Die Stunde? — Sieben Uhr Morgens. — Ich werde dort ſeyn, bemerkte der Dichter. — Und wie ſoll ich den Ausgang dieſes Kampfes erfahren? fragte die Dame. — Ich werde Ihnen denſelben ſelbſt anzeigen kommen. — Ach, ich danke. Aber wo? da Sie mir die Freiheit geſtatten, meinen Namen zu verbergen. Ich, ich werde auf Ihrem Wege mich aufhalten. Sie werden mich in einer Tragelſänfte bei dem Hauſe Le Coiffier treffen. — Das iſt abgemacht; Adieu, meine Dame. Ich bitte Ihnen nicht an, Sie zurückzubegleiten, weil Sie es mir nicht abſchlagen würden. — Sie erſparen mir dies, indem Sie es mir nicht anbieten; übrigens iſt es nicht nöthig. Einer von meinen Leuten hat den Auftrag, mich an Ihrer Thür zu erwarten. Auf morgen!

Nach einem Erfolge, wie der jenes Abends, und nach einem Beſuche, wie der erwähnte, erräth man wohl, daß Corneille auch nicht einmal daran dachte, der Ruhe zu genießen. Den folgenden Tag ſtand er vor der Morgendämmerung auf und ging nach dem Platze Pré-aux-Clercs. Die beiden Gegner ließen nicht lange auf ſich warten. Sobald der Dichter ſie gewahr wurde, ging er auf ſie zu.

Meine Herren, ſagte er ihnen, man hat mir berichtet, daß Herr de Suze, der hier zugegen iſt, Ihnen geſtern eine unedirte Verſe, als von mir herrührend, recitirt hat. Ich weiß außerdem, daß er den Text bereitwenig verändert hat. Ich beſtehe darauf, ſie wieder herzuſtellen, und in dieſer Abſicht bin ich gekommen. Hier ſind meine Verſe:

> Les satisfactions valent mieux que le glaive;
> Qui les reçoit, fait bien, qui les fait, se relève;
> Et l'effet bien heureux de ces accords admis
> Est au lieu d'un meurtre de faire deux amis.

Abbitte iſt ſtarkwahr viel beſſer als das Schwert,
Wer ſie annimmt, thut recht; brav iſt, wer ſie gewährt.
Und die Verſöhnung hat noch die glückſel'ge Kraft,
Daß ſie der Freunde zwei ſtatt eines Mörders ſchafft.

Der Dichter legte ſo viel Action in dieſe Verſe, ſein Auge hatte eine ſo freie und verſöhnende Autorität, daß die beiden Freunde, von derſelben Bewegung ergriffen, ſich einander in die Arme ſanken. Aber der junge de Suze, welchem dieſe Vereinigung wenig behagte, ging gerade auf Corneille zu und ſagte zu ihm: Mein Herr, Sie haben gelogen!

Derjenige, an den dieſes hatte Wort gezichtet wo, verlor durchaus nicht ſeine Kaltblütigkeit; er legte die Hand auf ſeinen Degenknopf und ſagte, indem er ſich zu den Gegnern wandte, welche er eben ausgeſöhnt hatte: Dieſe Herren werden wohl die Güte haben und auf mich warten bleiben.

Und ohne irgend eine andere Förmlichkeit ſtellte er ſich kühn dem, jungen de Suze gegenüber und redete ihn zu an: Ich ſtehe zu Dienſt, mein Herr, ich nehme Ihre Verſion an und verwerfe jede Abbitte.

Der Edelmann, durch dieſen männlichen Muth außer Faſſung gebracht, war einen Augenblick unentſchloſſen; dann ging er auf den Dichter zu und ſagte: Höflichkeit für Höflichkeit, Sie nehmen die Verſion von geſtern an, ich laſſe mit Ihre Variante von dieſem Morgen gefallen, und ich richte mich danach, indem ich Sie um Ihre Hand bitte.

Corneille gab ſie und ſagte, ſich dem Ohre des jungen Mannes nähernd: Mein Herr, ich kann wohl für eine gute Handlung ſchlechte Verſe machen, aber ſchlechte Verſe und Feigheit! — —

Das Eine iſt Ihnen eben ſo unmöglich wie das Andere.

Und nach dieſer Höflichkeit ſchieden der Edelmann und der Dichter als die beſten Freunde von der Welt.

Corneille hatte noch ein anderes Rendezvous, wie man wohl weiß. Er lief alſo an den bezeichneten Ort, um der Dame vom vorigen Abend die glückliche Nachricht zu bringen.

Nun? fragte dieſe, indem ſie ihren ſchönen Kopf an die Thaiſenthür lehnte. — Gerettet! erwiderte der Dichter. — Das Duell? — Hat nicht ſtattgefunden. — Gott ſey gelobt! rief die Dame unter den Ausbrüchen der lebhafteſten Freude. Dank Ihnen, Sie ſind ein großer Dichter. Sie wollten meinen Namen wiſſen: ich bin die Marquiſe von Verdes.

Ich habe ihn ſchon wieder vergeſſen, ſagte Corneille. — Und ich werde immer des Ihrigen mich erinnern, entgegnete die Dame.

Z. Thomas.

Spanien.

Die Spaniſche Literatur im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Jorde, oder George de San Jordi, halten die Bewohner von Valencia, ſtolz auf das Lob, welches der Marquis von Santillana ihrem Landsmann ertheilt, für ein poetiſches Wunderwerk des 13ten Jahrh.; ihre ausgezeichnetſten Schriftſteller verſichern ſogar, er habe die Ehre gehabt, von Petrarka überlegt oder vielmehr bekohlen zu werden. Dieſe Behauptung findet man von Bouter, Escolano, Argote de Molina, Don Nicolaus Antonio, Jimeno und, was noch merkwürdiger iſt, ſelbſt von den Italiänern Quadrio und Baſtero ausgeſprochen. Viele andere Spaniſche und fremde Literarhiſtoriker haben dieſen Irthum wiederholt, ohne ſich zu bemühen, den wichtigen Streitpunkt einer tieferen Unterſuchung zu unterwerfen. Die Sache iſt folgende. Jordi ſingt:

> E non be pas, et non tinch quim guarreig;
> Val sobrel cel, et non movi de terra,
> E non estreuch res et tot le mon abras:
> Hoy he de mi, et val altri gran be,
> Sino amor, dans ano que sera?

Eben ſo Petrarka in ſeinem 105ten Sonnett:

Digitized by Google

Pace non trovo et non ho da far guerra,
E volo sopral cielo e ghiaccio in terra,
E nulla stringo, e tutol mondo abbraccio,
E ho in odio me stesso, e amo altrui;
Mi amar non so, ne lasciare i quel ch'io amio!

Offenbar ist eines dieser Stücke die Uebersetzung des andern, doch welches ist das Original? Ohne Zweifel das Italiänische, aus dem sehr einfachen Grunde, daß Petrarka früher gelebt hat. Bouter sagt in seiner Chronik, allerdings ohne allen Beweis, Jordi habe um 1270 gelebt, dies hat die obenn genannten Schriftsteller zu dem Irrthum verleitet. Auf diesen fußend, ging Don Diego de Saavedra in seiner schönen „literarischen Republik" noch weiter und behauptete, sey Petrarka zur Nachahmung gewogen, unserer Dichter zu brauchen, so sey nicht bei Jordi stehen geblieben, sondern er habe Ausias March eben so ausgebeutet. Tassoni und Muratori haben diese Verirrungen unserer nationalen Selbstliebe in ihre Schranken zurückgewiesen. Doch um das ganze Gewüf dieser Zweifel umzustürzen, genügt es, das zu lesen, was der Marquis von Santillana über Jordi sagt: „In unseren Zeiten lebte Jordo de San Jordi, ein sehr gebildeter Ritter, welcher schöne Gedichte verfaßte, die er selbst komponirte, denn er war ein ausgezeichneter Musiker. Er schrieb unter anderen einen Wettgesang und ein Gedicht über die Liebe, in dem er mehrere gute alte Gedichte vereinigte." In dieser Zeit also, gleichzeitig mit dem Marquis von Santillana, oder, wenn man den Ausdruck „in unseren Zeiten" die weiteste Ausdehnung geben will, die denkbar ist, gegen das Jahr 1450 des vorigen Jahrhunderts, blühte Jordi. Da nun Petrarka bereits 1375 starb, so ist es unmöglich, daß er die Verse Jordi's gekannt hat, zumal in einer Zeit, in welcher der geistige Verkehr nicht so rasch stattfand, wie jetzt seit Erfindung der Buchdruckerkunst. Die ungemeine Berühmtheit des Liebhabers der Laura giebt uns ein Recht, anzunehmen, daß seine Lieder bereits bei seinen Lebzeiten in hohem Ansehen gestanden haben werden, und diese wähnte Uebereinstimmung aber erklärt sich ganz natürlich durch die Bemerkung, die der Marquis hinzufügt: „Jordi vereinigt in seinem Gedichte über die Liebe mehrere gute alte Gedichte". So löst sich das Räthsel ohne alle Anstrengung.

In dem Liederbuche des Marquis von Santillana befindet sich ein Gedicht mit der Ueberschrift: Rede von Jordi, es besteht aus vierundzwanzig Versen, in denen Jordi's Gedanken werden bittet und seinen Wunsch gewährt erhält. Ob diese Verse von Jordi oder dem Marquis verfaßt sind, ist schwer zu entscheiden. Ich kenne nur ein Kleines Lied von ihm, welches in dem allgemeinen Liederbuche (Cevillá 1540) steht.

Was ich von diesem Dichter gesagt habe, gilt auch von J. Febreo, den der Marquis unmittelbar nach Jordi citirt; er ist wie Jordi aus Valencia gebürtig und wird wie dieser unter den Schriftstellern aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts aufgeführt. Der Bibliothekar Ximeno, welcher ihn ebenfalls in diese Zeit setzt, nennt ihn einen Freund Jordi's und den Verfasser zweier Werke, von denen er folgende Titel angiebt: 1) Schilderung des Sturmes, den die Flotte des König Jakob von Aragonien in den Gewässern von Mallorka zu bestehen hatte, als sie nach Palästina segelte; 2) Gedicht von Febreo über die Eroberung von Valencia. Dies angebliche Alter Febreo's ist noch leichter zu zerstören, als das Jordi's, hier genügen des Marquis eigene Worte. Erstens stellt er ihn hinter Jordi, er nimmt ihn demnach als später an, oder mindestens als Zeitgenossen, denn er befolgt streng die chronologische Folge; ferner sagt er: Febreo's Gedichte sind schön: Einige behaupten, er habe den Florentiner Dante ins Catalonische übersetzt und sowohl Metrum als Reim des Originals genau nachgeahmt. Hieraus folgt zwar nicht, daß Febreo den Dante übersetzt hat, doch, daß er ihn übersetzen konnte. Nun lebte Dante von 1265 bis 1321 (!) und konnte demnach vor den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts in Spanien nicht bekannt seyn; was wird somit aus den Verfolgungen Lorenz's, denen Don Nikolaus Antonio's und Anderer, welche diese beiden Dichter so hoch hinaufrücken? Sicher ist vor ihnen Nichts, als daß sie zur Zeit, als der Marquis schrieb (in den drei letzten Jahren seines Lebens, d. i. zwischen 1455 und 1458), nicht mehr lebten, da er den Ausias March, den er unmittelbar nach ihnen nennt, hervorhebt, dieser große Dichter lebe noch.

Der würdige Pater Sarmiento, ein Mann von großer Gelehrsamkeit, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes: „Beiträge zur Geschichte der Dichtkunst und der Dichter Spaniens", welches mir vorliegt, behauptet, daß, da die Spanische Poesie von den Galizischen Gebirgen ausgegangen ist, die ersten Spanischen Dichter sämmtlich, aus welcher Provinz sie auch waren, Galizisch geschrieben haben. Der Pater Sarmiento ist selbst Galizier und zu dieser Ansicht scheint ihn seine Vaterlandsliebe verleitet zu haben. König Alphons der Weise schrieb allerdings erweislich Galizisch, doch dies erklärt sich leicht daraus, daß er sich in seiner Jugend lange Zeit in Galizien aufgehalten. Die Ansicht des Pater Sarmiento, die vor ihm schon Argote de Molina*) und viele Andere ausgesprochen, stützt sich auf folgende Worte des Verfassers der Beschreibung des Marquis von Santillana: Ich entsinne mich, in früher Jugend, als ich mich in dem Hause meiner Großmutter Maria de Cisneros aufhielt, unter anderen Büchern einen mächtigen Band Lieder gesehen zu haben, die in Portugiesischer und Galizischer Sprache und großentheils vom Könige Dionys von Portugal abgefaßt waren; auch befanden sich einige von Johann Surrey von Pavia darin, welcher, wie man sagt, in Folge seiner Liebschaft mit einer Portugiesischen Prinzeß in Galizien geboren wurde. Da nun der Marquis im Jahre 1398 geboren ist, so kann man annehmen, daß er diesen Band Gedichte um 1410, im Alter von zwölf Jahren, gesehen; die Gedichte konnten also auf keine Weise später als im 14ten Jahrhundert geschrieben seyn. Es folgt demnach hieraus nicht sowohl, daß sich die Spanischen Dichter sämmtlich der Galizischen Sprache bedienten, denn wir haben oben gesehen, daß die Castilianer Castilianisch schrieben, dies ist die Sprache des Cid, die Sprache Berceo's, Segura's und Anderer, sondern nur, daß die Poesie im 14ten Jahrhundert so vielleicht schon früher in Galizien gepflegt wurde. Leider hat sich Nichts von der Galizischen Poesie vor dem 14ten Jahrhundert erhalten; der einzige Galizische Dichter, den der Marquis erwähnt, Johan Suarez von Pavia, ist völlig unbekannt. Gleichwohl muß man annehmen, daß die Anfänge der Galizischen Poesie sehr glücklich waren, denn im 14ten und 15ten Jahrhundert wird es bei den Castilianischen Dichtern allerdings Sitte, in Galizischer Sprache zu schreiben. Der bewundernswerthe Wohlklang und die seltene Geschmeidigkeit dieser Sprache, welche sie im Munde der gebildeten Galizier bis heute bewahrt hat, waren der Poesie ungemein günstig. Man kann nichts Bezaubernderes lesen, als die vier und erhaltenen Lieder des berühmten Macias, des Fürsten der Galizischen Dichter.

Diejenigen, welche sich mit Galizischer Literatur befassen, wissen, daß in ihr eine reiche, herrliche Poesie aus sehr alter Zeit mündlich sich fortgepflanzt, und neben vorzüglich die Texte der wundervollen Volksleieder hervor, welche „Jorjicos" genannt werden, und deren Melodien ich oft von Rossini selbst als Muster von Einfachheit und Anmuth habe preisen hören. Bisweilen habe ich mir auf meinen Reisen durch diese herrliche Provinz, unter der trefflichen Verwaltung deren Reichthum, wahres Glück und weise Unabhängigkeit man nicht genug bewundern kann, Stellen aus diesen Volksdichtungen übersetzen lassen, und war erstaunt, in ihnen alle Elemente der Poesie, wie sie sich bei Urvölkern gestaltet, zu finden. Dies ist überhaupt ein jungfräuliches Land, wie es in Europa kein zweites giebt, ein Land, in das weder die Karthagische Pest, noch die Römische Wuth, noch der Muth der Barbaren eingedrungen ist. Selbst die Araber haben diesen Boden nicht betreten. Wenn somit noch Reste der Sitten und der Sprache der alten Iberier übrig sind, so sind sie bei diesem Volke zu suchen, welches von jeder Vermischung mit anderen Nationen sich fern erhalten, weder sie je unterjocht hat, noch von ihnen unterjocht worden ist. Ich kenne die Literatur dieser Provinzen leider nur nach Andeutungen, welche in Reisebeschreibungen über Spanien über das Baskische Land enthalten sind. So beschränke ich mich hiermit auf die Bemerkung, daß die Poesie in diesen freien Provinzen im Norden Spaniens nicht blos im 13ten Jahrh. gedüht haben muß, sondern daß einzelne Gesänge, welche die mündliche Ueberlieferung bis in unsere Tage aufbewahrt hat, in noch frühere Zeiten hinaufreichen. (Schluß folgt.)

*) Argote sagt, indem er von dem berühmten Galizischen Troubadour Macies spricht: Man glaubt nicht, daß Macios ein Portugiese war, weil seine Gedichte Portugiesisch sind; bis zur Zeit Heinrich's III. wurden fast alle Gedichte in dieser Sprache abgefaßt. Argote verwechselt hier das Portugiesische mit dem ihm sehr nahe verwandten Galizischen.

Mannigfaltiges.

— Ein Russischer Reisebericht in Knittelversen. Unter dem Titel: „Empfindungen und Beobachtungen der Frau Karolutzowa jenseits der Grenze" (Kovanzii i nawesdsija gospoji Kurdjukowoi za granizeju) ist zu Tambow in Rußland ein typisch sehr schön ausgestattetes und mit vielen artigen Holzschnitten gezierte Büchlein erschienen — eine Art Reiseführer im Genre des leichten Humors, die jedenfalls eine amüsantere Lektüre sind, als wohlmeinend gedrehte und langweilig-pittoreske Beschreibungen. Das Versschen ist in artigen, mit einer Anzahl Französischer Wörter und Phrasen gespickten Knittelversen geschrieben und zerfällt in zwölf Abschnitte, unter den Ueberschriften: Abfahrt (von Kronstadt) — Lübeck — Hamburg — Diligence — Bremen — Osnabrück und Münster — Köln — Rhein — Frankfurt — Mannheim — Baden-Baden — Schwarzwald. Die angenehme Reisegesellschaft (12), von ihren Aerzten zu einer Badereise nach Deutschland aufgefordert, macht sich ebenso wie andere Menschen lustig, was Anderer entzückt, oder bespricht es spielend oder en bagatelle; aber besonders müssen die Touristen — Franzosen, Engländer und Russen von der heute vollen — ihre muthwillige Laune fühlen. Nur in dem Kölner Dom und beim Anblick des großen Altarbildes von Rubens, „Märtyrer-Tod des heil. Petrus", fällt Frau Kurdjukowa einen Augenblick aus ihrer Rolle und schildert diese Meisterwerk mit unzweideutiger Begeisterung. In Baden-Baden angekangt, sieht sie ein Gewimmel vornehmer Herrschaften aus allen Ländern Europa's:

Reiche Leut' und prokitatives,
Baumen d'état und militaires;
Députirte, Banquiers,
Abgesandte Diplomaten;
Abgesandte Majestäs,
Unser Russisch Gesandte u. s. w.

Aber nicht einen einzigen Kranken! ja für Kranke ist nicht einmal Platz. Die Verf. sagt Baden-Baden, wo „kein Doktor und kein Wasser, nur die Mode und der den von Jedem zeigt, was er zu thun hat", ein ewiges Lebewohl und reist durch den Schwarzwald, dessen typische Comfortlosigkeit sie auch nicht sehr gouttiren kann, nach der Schweiz. Schade daß sie nicht auch nach Berlin gekommen; wir würden uns dann in diesen Blättern etwas ausführlicher mit der angeblich schönen Residenz beschäftigt haben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Montag den 25. Oktober 1841.

England.

Geschichtliche Entwickelung des Deismus.

II. Die Blüthezeit des Deismus.*)

Durch die Revolution von 1688 wurden die Prinzipien wieder in Kraft gesetzt, welche bei der Umwälzung unter Karl I. thätig gewesen waren. Die religiöse Spaltung dauerte fort. Zwar suchte der König eine Versöhnung der bischöflichen Kirche mit den Dissentern herbeizuführen, aber er konnte mit seinem Plane nicht durchdringen. Der Gegensatz zwischen der high-church und der low-church befestigte sich im Gegentheil immer mehr. Diejenigen Theologen, welche die vorschriftlichen Absichten des Königs zu fördern suchten, wurden als Latitudinarier verschrieen. So z. B. Arthur Bury, Verfasser des „nackten Evangeliums“ (the naked Gospel). Nach seiner Ansicht fasste das ursprüngliche Evangelium nur Buße und Glauben in sich, weiter nichts; man glaubt aber der heil. Schrift nur insofern, als man durch Vernunft überzeugt ist, daß sie Gottes Wort ist. Die Zusätze und Veränderungen, mit welchen das nackte Evangelium später versehen wurde, sind nur bestimmt, das Gebiet des Glaubens so weit auszudehnen, wie möglich, und den Glauben über die Sittlichkeit zu erheben. So John Tillotson, der den Gebrauch der Vernunft in Religionssachen festhielt.

Unter den vorliegenden Verhältnissen mußte die deistische Opposition zu einer bedeutenden Macht gelangen, wenn freie Diskussion gestattet wurde und wenn eine bedeutende Intelligenz an die Spitze trat. Die letztere gewährte die Abschaffung der Censur im Jahre 1694. Die Intelligenz war aber John Locke.

Wie Locke überhaupt alle angeborene Ideen bestreitet und alle Ideen aus der Erfahrung ableitet, so stammt auch, seiner Ansicht nach, alles Wissen von Gott und göttlichen Dingen, so wie alle ethische Begriffe, aus der Erfahrung, d. h. aus Ideen, die der Mensch durch die äußeren Sinne oder den inneren Sinn erhält und durch die Thätigkeit seines Geistes verarbeitet. Zwar glaubt man, das Gewissen sey eine Thatsache, welche das Angeborensein praktischer Grundsätze beweise; allein dasselbe ist nichts Anderes als unsere eigene Meinung oder unser Urtheil über die sittliche Rechtschaffenheit oder Verkehrtheit unserer eigenen Handlungen. Es kann in der That geschehen, daß Lehren, welche keine bessere Quelle haben als den Aberglauben einer Amme und das Ansehen eines alten Weibes, durch die Länge der Zeit und durch die Uebereinstimmung der Nachbarn zur Würde von Prinzipien der Religion oder Moralität aufwachsen.

Wenn Locke's Richtung auch als eine kritische, durch den Gegensatz gegen den Dogmatismus und Skeptizismus hervorgerufene bezeichnet werden muß, so findet sich doch bei ihm auch eine stark ausgesprochene supranaturalistische Anschauung, und gerade dadurch wird er so bedeutend für die religiöse Fortentwickelung; er ist sich das Verhältniß der Philosophie zur Religion gleichsam ein Knotenpunkt, in welchem verschiedene Richtungen sich verschlingen, um nachher auseinanderzugehen. Weil er alles Wissen und Denken aus Reflexion und Sensation ableitet, so giebt er darum die Erkenntniß Gottes doch nicht auf, aber es bleibt ihm sowohl die natürliche Religion als die Offenbarung bestehen. Obwohl wir keine angeborene Idee Gottes haben, so hat sich doch Gott nicht unbezeugt gelassen, indem er uns mit den Mitteln und Zwecken, ihn zu entdecken und zu kennen, so weit es für den Zweck unsres Daseyns und unserer Glückseligkeit erforderlich ist, vollständig versehen hat. Es ist keine Frage, daß der Mensch eine klare Idee von seinem eigenen Daseyn hat; sodann weiß der Mensch durch intuitive Gewißheit, daß ein reines Nichts so wenig ein wirkliches Wesen hervorbringen, als eine Linie gleich zwei rechten Winkeln gesetzt kann; aus beiden zusammengenommen ergiebt sich evident, daß von Ewigkeit an etwas existirt hat, von dem Alles, was ist, herkommt, das demnach höchst mächtig und intelligent ist.

Bei dem angedeuteten supranaturalistischen Zuge Locke's ist es ganz natürlich, daß er es zu keinem festen Gegensatze zwischen Vernunft und Glauben kommen lassen will. Aber zur Vermeidung von Unordnungen hält er es doch für nothwendig, die Gränzen zwischen beiden genau zu bestimmen. Vernunft im Unterschiede vom Glauben ist ihm die Entdeckung der Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit von Wahrheiten, auf welche der Geist durch Ableitung von solchen Ideen kommt, die er durch den Gebrauch seiner natürlichen Vermögen, d. h. Sensation und Reflexion, erhalten hat. Glaube ist dagegen die Beistimmung zu Sätzen, die nicht so durch rationelle Ableitung ausgemacht sind, sondern auf die Glaubwürdigkeit dessen hin angenommen werden, der sie, als auf einem außerordentlichen Wege von Gott ertheilt, vorträgt.

Nach Feststellung dieses Verhältnisses kam er zu folgenden Resultaten: 1) Kein von Gott inspirirter Mensch kann durch irgend eine Offenbarung Anderen irgend neue einfache Ideen mittheilen, welche sie nicht vorher durch Sensation und Reflexion gehabt haben. 2) Durch Offenbarung können dieselben Wahrheiten entdeckt und mitgetheilt werden, welche sie und durch Vernunft und durch die Ideen, die wir natürlicher Weise haben, entdeckbar sind, z. B. die Wahrheit des Euklidischen Satzes. In solchen Dingen bedarf es jedoch keiner Offenbarung. Jede Wahrheit nämlich, die wir durch Betrachtung unserer eigenen Ideen klar entdecken, wird uns immer gewisser seyn, als diejenige, welche uns durch übernatürliche Offenbarung mitgetheilt wird. 3) Es giebt viele Dinge, wovon wir entweder sehr unvollkommene oder gar keine Begriffe haben, und andere Dinge, von denen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Daseyn wir gar keine Kenntniß haben; diese sind also übervernünftig und, wenn sie geoffenbart werden, der eigentliche Gegenstand des Glaubens. In Allem, was bloß wahrscheinlich ist, kann Gott Offenbarung mittheilen, so daß wir darüber Gewißheit erhalten.

Wenn Locke so der Offenbarung und dem Glauben eine bedeutende Stelle einräumt, so erklärt er sich doch stark gegen die Ueberhebung des letzteren und schreibt dieser vorzüglich die Widersinnigkeiten zu, die beinahe alle Religionen ausfüllen. Als Denker kann er den Rechten der Vernunft natürlich nichts vergeben, und er vertritt die Ansprüche derselben in dem Sinne, daß er ihr die nothwendige Entscheidung über die Frage übergiebt, ob etwas wirkliche Offenbarung, und was der Sinn dieser Offenbarung sey. Er ist beständig bemüht, Vernunft und Offenbarung in ein solches Verhältniß zu setzen, daß die erstere schlechterdings nicht beeinträchtigt werden darf. Darum wird leztern ein bestimmtes Gebiet zugewiesen. Die Vernunft ist die natürliche Offenbarung, wodurch die ewige Quelle alles Wissens dem Menschen die Wahrheiten zukommen läßt, die in den Bereich seiner natürlichen Fähigkeiten gelegt sind; Offenbarung ist die natürliche Vernunft, erweitert durch eine neue Reihe von Entdeckungen, die von Gott unmittelbar mitgetheilt werden, und deren Wahrheit die Vernunft bestätigt durch das Zeugniß und die Beweise, die es giebt, daß sie von Gott kommen.

Die spezielle Anwendung dieser Grundsätze auf das Christenthum findet sich in seiner Schrift: „Ueber die Vernünftigkeit des Christenthums, wie es in der Schrift überliefert ist.“ Das Ergebniß seiner Forschungen ist, daß der einzige Fundamental-Artikel des Christenthums der sey: „Jesus ist der Messias.“ Die Anerkennung dieser Wahrheit wird von Jedem gefordert; Niemand können den Menschen unbekannt ihres Geistes unbekannt bleiben. Der Glaube, daß Jesus von Nazareth der Messias ist, wird den Christen als Gerechtigkeit, d. h. als vollkommene Erfüllung des Gesetzes angerechnet. Eine mit dem Glauben schon gesetzte Bestimmung ist die Buße, d. h. das Bereuen der begangenen Sünden und das Bestreben, das Möglichste zu thun, um alle Handlungen nach dem Gesetze Gottes einzurichten. Das Gesetz des Messianischen besteht theils in dem durch Christus bestätigten und von verdorbenen Traditionen gereinigten Sittengesetz des Mosaismus, theils in neuen Geboten nebst dem Beweggrund unaussprechlicher Belohnungen und Strafen in einer anderen Welt. Vor der Zeit des Erlösers war die Lehre von einem künftigen Zustande zwar nicht schlechthin verborgen, aber nicht klar bekannt. Christus hat jenen Unterschied Reiche, Nichts gebracht, und während bisher die Tugend dem Hauptzweck des Menschen, der Glückseligkeit, entgegen war, wurde jetzt in die Waagschale der Tugend die überschwängliche und ewige Herrlichkeit gelegt. Dadurch ist ein Interesse zu ihr hinzugekommen. Daß sie die Vollkommenheit unserer Natur ist, daß sie in sich selbst ihren Lohn hat, das ist jetzt nicht mehr Alles, was von ihr gesagt werden kann. Die Hoffnung auf Himmel und Hölle giebt der Tugend Reize, welche sie bedarf

erörtert. Was den eigenthümlichen Kern des Christenthums ausmachen soll, geht zwar, dem Inhalt nach, nicht schlechthin über das durch die sich selbst überlassene Vernunft Entdeckbare hinaus, aber in der Form seiner positiven Einführung beruht es auf übernatürlicher Offenbarung, oder: die christliche Wahrheit, wie sie vorliegt, ist zwar nicht rationell erzeugt, aber wir können uns rationell von ihr überzeugen. Es ist keine Herabsetzung der Offenbarung, wenn man sagt, daß die Vernunft den Wahrheiten, welche die Offenbarung entdeckt hat, beistimme, oder es ist ein Irrthum von mir, wenn ich meine, die Vernunft sie uns bekätigt, glauben, daß wir die erste gewisse Erkenntniß und zwar mit der evidenten Klarheit, in der wir sie jetzt besitzen, nicht der Vernunft gedankt haben. Außer diesem ersten Vorzug, den die übernatürliche Offenbarung hat, daß sie nämlich Wahrheiten mittheilt, auf deren vollkommene Erkenntniß die Vernunft für sich selbst erst mit Mühe oder vielleicht gar nicht gekommen sein würde, hat sie den zweiten, daß sie, wo sich Irrthum von mir, methodischer oder doktrinellier Weise erzeugt wurde, in popularer Gestalt mittheilt.

Die praktische Anwendung seiner religiösen Grundsätze findet sich in seinen „Briefen über die Toleranz", deren Grundgedanke ist: Duldung gegen jede religiöse Ansicht und Gemeinschaft, und zwar unbeschränkte und gleichmäßige Duldung in Recht, Pflicht und Bedürfniß.

Auch das Verhältniß des Staates zur Religion hat er behandelt. Spekulative Meinungen kann der Staat weder befehlen noch verbieten, weil Glauben oder Nichtglauben nicht von unserem Willen abhängt. Der Staat darf das Bekenntniß spekulativer Meinungen nicht verbieten, weil sie zu den bürgerlichen Rechten der Unterthanen in keiner Beziehung stehen. Wenn z. B. ein Katholik nach für ihn wirklichen Leib Christi hält, was andere Leute Brod nennen, so thut er seinem Nachbar dadurch kein Unrecht. Anders ist es mit den praktischen Meinungen, weil sittliche Handlungen zur Gerichtsbarkeit des äußeren sowohl als des inneren Gerichtshofes, der Obrigkeit sowohl als des Gewissens, gehören. Die Obrigkeit darf seine Meinung dulden, welche den zur Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft nothwendigen Regeln entgegenläuft, z. B. daß man Häretikern nicht Wort halten solle, oder daß ekkommunizirte Könige ihre Krone verwirkt haben. (Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Die spanische Literatur im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Wir kehren zu den Castilischen Dichtern zurück und treten in das 14te Jahrhundert. Ein Mann von wahrhafter poetischer Genialität eröffnet die Reihe der Spanischen Dichter in dieser Zeit. Drei Jahrhundert beginnt für unsere Literatur eine neue Aera. Bisher hatte die Sprödigkeit der Sprache und der Mangel an Ideen dem poetischen Schaffen große Hindernisse entgegengestellt, denn die Dichter, man muß es zugeben, dringen doch selten die Ideen, welche das Volk durchdringen, hervor, sondern die Ideen ergreift das Volk selbst, meist ohne sich selbst dessen bewußt zu werden, um sie bisweilen überwinden, die ein glückliches Talent auftritt, sich dieselben aneignet, sie in ein schönes Gewand frei dinstellt, und bis sie dann in dieser Gestalt von Munde zu Munde gehen. Einzelne Gemüthregungen und Geistesblitze gehören freilich dem Dichter eigenthümlich, doch den Grund und Kern seiner Werke bilden die Ideen seiner Zeit, wobei es jedoch sein großes Verdienst ist, daß er denselben eine feste, kaffische Form giebt und sie für alle Zeiten fixirt. So hätte sich der erste Dichter des 14ten Jahrh., der Erzpriester von Hita, ein Jahrhundert früher in Spanien nicht entwickeln können. Berceo besaß nicht weniger Talent, und doch, welcher Unterschied zwischen den Werken Beider! Die arm erscheint der ältere gegen den jüngeren; ein Kind neben einem Manne. Das Epos, auf dem Berceo gemüht hatte, war viel weiter und reicher geworden, als der Erzpriester von Hita auftrat. Der Fortschritt der Ideen war noch größer, als der der Sprache.

Juan Ruiz, geboren zu Guadalajara am Anfange des 14ten Jahrh., Erzpriester zu Hita, ist unstreitig eine der höchsten Zierden unserer Literatur. Herr Sismondi, in seinem schönen Werke über die Literaturen des südlichen Europa's, behandelt den Erzpriester und Berceo mit gleicher Verachtung; er sieht noch auf viele andere Spanische Dichter mit derselben Geringschätzung herab, welche nichts Anderes verbrochen haben, als daß sie in einer Sprache geschrieben, welche Herr von Sismondi nicht genuglam kennt; ich führe dies nur als neuen Beweis auf, daß auch sehr ausgezeichnete Geister bisweilen irren. Der Erzpriester von Hita ist übrigens wenig bekannt, selbst in Spanien nicht, und obgleich einige alte Schriftsteller (unter Anderen Alphons Martinez von Toledo, Erzpriester von Talavera) von ihm als von einem berühmten Dichter gesprochen haben, so erwähnt ihn Don Nikolaus Antonio doch nicht. In dem Titel eines seiner Gedichte heißt es, es sey verfaßt worden, während der Dichter Erzpriester von Talavera war, unter Don Gil y Alborno, im Kerker gehalten wurde. In vielen anderen Gedichten klagt er über die Härte seiner Gefangenschaft und giebt als Grund derselben Verleumdungen und falsche Zeugnisse an. Da nun Gil y Albornoz, einer der größten Prälaten seiner Zeit, nur von 1337 bis 1350 Erzpriester von Toledo war, so folgt, daß die Gedichte in dieser Zeit, unter der Regierung Alphons XI., geschrieben sind. Es ist sehr glaublich, daß der revolutionäre Geist und die große sittliche Ungebundenheit, welche in seinen Schriften herrscht, der Grund der Beschwerden waren, welche er ertragen mußte, über die wir jedoch keine nähere Kunde haben. Wahrscheinlich ist nur, daß man ihn in Toledo eingekerkert hielt, denn er sagt, in einer Stadt habe er gelitten, und Guadalajara, Hita und Alkala, wo er sich ebenfalls eine Zeit lang aufhielt, und welche einige als seinen Geburtsort betrachten, können hiernach nicht verstanden werden, denn sie waren damals erst Flecken, noch keine Städte.

Vor dem Erzpriester hatten sich die Dichter auf die Alexandriner beschränkt, welche sie entweder durchgängig auf denselben Reim ausgehen ließen, oder von welchen sie je drei durch denselben Reim zu einer Strophe verbanden; die einzige Ausnahme hiervon sind die wenigen Gedichte in Oktaven mit Versen zu zwölf Silben, ganz nach Art unserer, welche Juan de Mena im 14ten Jahrhundert anwendete, und das Lied in Versen zu acht Silben mit einem Refrain, welches Berceo die Juden singen läßt, wie wir oben bemerkt haben. Der Erzpriester bereichert in dieser Hinsicht die Literatur ungemein. Er schuf eine Menge sehr verschiedener metrischer Formen, von denen vierfähigen Reim an, welcher bald allein, bald mit anderen gemischt erscheint, bis zum zwölfsilbigen, und zeigte stets gleiche Gewandtheit. Doch dies ist nicht sein einziges Verdienst. An Reichthum der Erfindung, Erhabenheit der Gedanken und vorzüglich an Anmuth steht er hinter keinem seiner Zeitgenossen zurück. „Man kann ihn", sagt der weise und scharfsinnige Sanchez, „fast den ersten berühmten Castilischen Dichter nennen und den einzigen, der in seiner Zeit und in seiner Art mit den größten Dichtern Europa's sich messen darfe, und der vielleicht hinter den großen Lateinischen Meistern nicht allzuweit zurücksteht." Der Dichter gebraucht oft Allegorieen und ist in ihnen ausgezeichnet. Man betrachte hierin die Schilderung, die er von dem Leibe Amors und der Versammlung der Monate in demselben entwirft. Hier heißt es vom Januar: „Er machte die Tage sehr kurz und die Morgen sehr kalt; er aß die ersten Nüsse und briet Kastanien; er ließ Getraide säen und Holz fällen, und schon fingen die alten Frauen ihre Mährchen am Kaminfeuer zu erzählen an. Besonders merkwürdig ist von ihm das Gedicht: „die Hochzeit des Gartenkürbis und der Pflaume"; es ist höchst pikant, doch zugleich höchst sinnlich und lüstern, in der Art der Fabliaux, deren verwandtschaftlichstes Tragikomödie, von welcher ein junger Schriftsteller, C. de Bohrne, eben eine Französische Uebersetzung veröffentlicht hat, die durch eine gelehrte Vorrede und interessante Anmerkungen noch werthvoller wird. Der Stoff des Gedichtes gehört dem Erzpriester nicht, er hat ihn einem Gedichte der spätern Lateinität, de Vetula betitelt, entlehnt. Zahlreiche erwähnt es (bibl. lat. tom. 1, pag. 277) und sagt, man schreibe es ohne Grund dem Ovid zu, es sey wahrscheinlich das Werk des Pamphilus Mauritianus, eines Mönches im Mittelalter. Er führt zwei Ausgaben desselben an, von 1470 und 71, doch er sagt nichts von der, welche 1550 zu Paris erschien unter dem Titel: Pamphilus de amore, cum commentario familiari; in diesem Kommentar wird das Gedicht bereits Ovid abgesprochen.

In Charakteren und Lokalitäten schließt sich der Dichter der Form absolut und nach dem Rathe des Horaz in fünf Akte getheilt. Der Verfasser des Lateinischen Gedichtes läßt vier Personen auftreten: Venus, Pamphilus, eine alte Frau und ein Mädchen Namens Galathee; der Erzpriester behält hiervon nur Frau Venus bei, und obgleich der Stoff seines Werkes ganz der des alten Gedichtes ist, so hat er doch durch große Kunst, durch Anwendung der Sprache, durch Leben der Zobel durch einen solchen Reichthum an neuen Wendungen erhöht, daß sein Werk für ein vollkommen originales gelten kann. Auch bemerkt er selbst, der Stoff sey bereits von Pamphilus und Ovid behandelt worden, er nennt diese beiden Dichter an fünf verschiedenen Orten seiner Schrift, man wird ihn daher in seiner Weise des Plagiats schuldigen können. Der Verfasser führt sich selbst ganz ein seinem wahren Titel als Erzpriester auf, und man muß gestehen, daß die Rolle, die er spielt, nicht allzu erhaunlich ist; seine Liebesdrängel nehmen einen großen Theil des Gedichtes ein. Allerdings schrieb er unter der Regierung Alphon's XI., jener unseligen Zeit, welche die Kämpfe und Zermürfnisse der Regierung Peter's des Grausamen, seines Sohnes, vorbereitete. Ferdinand IV. hatte Spanien zu hoher Blüthe erhoben, das Reich war in diesem glücklichen Zustande geblieben bis zu den letzten Jahren seines Sohnes, Alphons des Weisen; doch seitdem hatten die Empörung unter Sancho dem Tapferen, dem Bierten seines Namens, der vielmehr der Barbar heißen sollte, die Unruhen, welche während der Minderjährigkeit Ferdinand's IV. ausbrachen, und welche das hohe Talent seiner Mutter, Maria von Molina, die mit Recht die Große heißt, nicht zu unterdrücken vermochte, die Sittenlosigkeit Alphons XI., die unglückliche Quelle der Bürgerkriege, die während der stürmevollen Regierung Peter's I. das Reich verheerten und mit einem Brudermorde endigten, alle diese Ereignisse hatten Spanien zerrüttet und es der Anarchie nahe gebracht. Jenes edlere Streben, selbst die Vertheidigung der Mauren, war vergessen. Alle Mittel, alle Kraft des Reiches wurden dazu verwandt, das Einer dem Anderen zu zerstören suchte. In dieser Zeit konnten weder die Sprache, noch Künste und Wissenschaften Fortschritte machen.

Damals überflügelte Italien durch Männer, wie Dante, Petrarka, Boccaccio, Aretin, Spanien in der Kultur. Die Sittenlosigkeit der Priester in jener Zeit ist ohne Beispiel in den Annalen unserer Geschichte. Dieser beklagenswerthe Zustand währte fort bis zur Zeit Abadens der Katholischen, welches ist sicher nicht eine der geringsten Verdienste dieser hochbegabten Frau, daß sie den Mißbräuchen der Spanischen Kirche den Zügel anlegte. Man schaudert, wenn man in Spanischen Historikern die Ungerechtigkeiten liest, deren sich die Kirche schuldig machte; doch ziehen wir den Vorhang über diese traurigen Zerrüttungen oder betrachten vielmehr nichts als die Spuren, die sie in der Literatur zurücklassen.

Der Erzpriester war schamlos genug, einigen Kapiteln seines Gedichtes folgende Titel zu geben: Wie der Erzpriester verliebt

Digitized by Google

wurde; wie die Liebe dem Exprriester einen Streich spielte, damit er in Zukunft gesitteter lebe und ablasse, so viel weißen und rothen Wein zu trinken; wie sich der Exprriester in eine Beterin verliebte; wie er mit einer Nonne eine liebschaft hatte und was daraus entstand; Vorzüge der kleinen Frauen u. s. w. Allerdings konnte dies verderbliche Beispiel in jener Zeit nicht so mächtig wirken, wie jetzt, seit Erfindung der Buchdruckerkunst; doch ein Priester, der seine Muße zu dergleichen Productionen verwendet, verdient vom sittlichen Standpunkt aus mindestens den schärfsten Tadel; ich sage vom sittlichen Standpunkt, denn sonst ist Nichts reizender als die schalkhaften Possirien der Exprriesterd. Seine Selbstschilderung und Nichtwürdigung über Vorzüge der kleinen Frauen ist eben so gefällig als unerwartet: „Endlich", ruft er nach einem Reihe ironischer Lobeserhebungen aus, „gilt die kleinste Frau darum am meisten, weil man unter allen Uebeln sich stets das kleinste auswählen soll." Man kann denken, daß ein so fertelloser Geist nicht Anstand nehmen wird, Alles, was ihm tadelnswerth erscheint, zu verspotten. Seine Satyre richtet sich in seinen Schriften gegen den Ablaß sagt: „Wenn du Geld hast, so hast du Trost, so hast du Freude, Glück und die Huld des heiligen Vaters; du erkaufst das Paradies, die ewige Seligkeit. Wer viele Thaler giebt, empfängt viele Segnungen"; so ist unser Dichter unerschöpflich in Scherzen über die Macht des Geldes; der folgende z. B. schient mit artig: „Vieles bewirkt das Geld, Vieles macht es liebenswürdig; der gesprochene Heller wird selbst zu heilen als der erfahrenste Weise; der Lahme lehrt gehen, der Stumme sprechen; und selbst der, welcher keine Hände hat, weiß das Geld einzuscharren."

Vorzüglich lieb ist mir ein komisches Gedicht des Exprriesters, das den Titel führt: „Krieg des Herrn Carneval und der Frau Fasten", und in der Art der Batrachomyomachie abgefaßt ist; es war dies vielleicht der erste Versuch einer komischen Heldengedichtes in den nationalen Sprachen. Doch des satirischen und niedrig komischen Elementes ungeachtet erhebt sich unser Dichter oft zu hohem lyrischen Schwunge. Seine Erinnerungen an die Leiden Christi, seine Gesänge zum Lobe der heiligen Jungfrau, seine Lieder einer Bergbewohnerin bieten abwechselnd Dante's tiefen Ernst, die erhabene Größe der heiligen Schrift, die zarte Anmuth der Provenzalischen Troubadours und stets den herrlichsten Stil dar.

Wir besitzen Bruchstücke einer Chronik Spaniens in vierzeiligen Strophen, die Zeile zu acht Silben, die voll hoher Schönheiten sind und von Don Nikolaus Antonio, dem Marquis von Mondejar und dem Pater Sarmiento dem König Alphons XI. zugeschrieben werden; man hat Alphons in Folge dessen für den Verfasser des Gedichtes, Dichter aufgestellt, was ohne jeden Grund, denn diese Bruchstücke sind sicher nicht von ihm. Der Marquis von Santillana führt ihn nicht mit auf, es ist nicht glaublich, daß dies aus Vergessenheit oder Unkunde geschehen ist. Auch bürgt das übrige Treiben des Königs hinlänglich dafür, daß er keine Verse machte. Nach Alphons dem Weisen nennt der Marquis von Santillana Don Juan de la Cerda, Gonzalez de Mendoza, Rabbi Santo, einen Juden, und Don Alonso Gonzalez de Castro. Die er hierauf folgen läßt, gehören bereits dem 15ten Jahrhundert an. Von dem Ersten der Erwähnten kennen wir Nichts. Der Zweite war der Großvater des Marquis von Santillana, wie er selbst sagt. Er starb 1385 in der Schlacht von Aljubarrota. Wir besitzen einige ziemlich schöne Lieder von ihm. Der Letzte starb gleichfalls in der Schlacht, im Jahrhundert unter der Regierung Peter's 1. Er war zu Carrion gebürtig, wie er selbst in seinen „Ratschlägen des Juden Santo an König Pedro" im ersten Verse bemerkt. Dieses Gedicht befindet sich in einer alten Handschrift der Bibliothek des Escurial. Man gewahrt an diesem Dichter Begeisterung, Anmuth und große Schönheit des Versbaues. Von Don Alonso Gonzalez de Castro ist nichts bekannt.

Als zwei Hauptzierden der Spanischen Literatur im 14ten Jahrhundert werden der Prinz Don Juan Manuel und Don Perez Lopez de Ayala genannt. Der Erste, der Enkel des heiligen Ferdinand, war einer der fünf Vormünder Alphons XI. während der Minderjährigkeit desselben bis 1325. Mehrere Jahrzehnte vor der Last der Regierungsgeschäfte und fortwährend gestreckt von einem unüberwindlichen Uebergewicht, sein ganzes Leben hindurch kränklich, von dem vier jedoch nicht zu sprechen ist, fand er dennoch die Muße, eine große Anzahl von Werken zu schreiben, von denen leider nur ein einziges, der Graf Lucanor, auf uns gekommen ist. Gleichwohl kennen wir die Titel aller durch den Prinzen Testament; es sind folgende: 1) Chronik von Spanien, 2) das Buch der Gesetzen, 3) das Buch des Ritters, 4) das Buch des Kappen, 5) das Buch des Kavaliers, 6) das Buch des Fußvolkaren, 7) das Buch der Jagd, 8) das Buch der Täuschungen, 9) das Buch der Gesänge, 10) das Buch der Beispiele, 11) das Buch der Rathschläge und endlich der Graf Lucanor.

Dieses Buch ist ein philosophischer Roman, oder vielmehr eine Zusammenstellung von neunundvierzig moralischen Erzählungen, welche von dem weisen Petronin, eine Art von Mentor, dem Grafen Lucanor als Belehrungen mitgetheilt werden. Jede Erzählung schließt mit einem gereimten Spruche von zwei oder vier Zeilen. Es ist nach diesen kleinen Stücken unmöglich, über die poetische Befähigung des Verfassers zu urtheilen. Argote de Molina giebt an, zu seiner Zeit habe man im Archive von Penafiel, in Castilien, eine Abschrift von dem Prinzen gegründet war, die Handschrift seiner Lieder aufbewahrt, doch sie ist nicht mehr aufzufinden. Der Graf Lucanor ist um das Jahr 1327 abgefaßt; seine Prosa ist schön, und das große Verdienst, das dieses Werk um die Ausbildung unserer Sprache hat, besteht darin, daß es sie geschmeidig gemacht hat, um jene Art nadelfeingeschliffene Stoffe zu behandeln; um in diesem Sinn kann man den Infanten Don Juan Manuel den Vorläufer unserer großen Schriftsteller des 15ten Jahrh. nennen. Der Graf Lucanor ist das erstemal gedruckt auf Veranlassung Argote's de Molina zu Sevilla 1575; er wurde neu aufgelegt zu Madrid 1642.

Don Pedro Lopez de Ayala wurde geboren 1332. Aus dem edlen Hause der Barro entsprossen, wurde er Herr von Salvatierra d'Avala und Großkanzler von Castilien. Er lebte unter vier Königen, Peter I., Heinrich II., Johann I. und Heinrich III., deren Chroniken er schrieb. Durch ihn wurden in Castilien mehrere bedeutende Werke bekannt (so schreibt Perez de Guzman), unter diesen Titus Livius, die Chronik vom Sturze der Fürsten (de casibus principum) von Boccaz, Isidor vom höchsten Gute, Boethius und Guido's von Colonna Geschichte Troja's (geschrieben um 1287). Außer der Geschichte Castiliens von Peter bis Heinrich III. schrieb er ein gutes Buch vom Jagdwesen, denn er war ein großer Jäger, und ein anderes „el Rimado del Palacio" betitelt. Unter diesen Schriften hat ihm die Chronik der Regierungszeit Peter's den meisten Ruf gebracht, obgleich man ihn von einer gewissen Parteilichkeit zu Gunsten Heinrich's nicht freisprechen kann. Sahe 1405 wurde Lopez von Ayala in der Schlacht von Aljubarrota gefangen genommen. Schon 1367 war er in die Gewalt der Engländer gekommen, in der Schlacht von Najora, in der Heinrich von Peter besiegt wurde; Ayala trug die Fahne des Ersteren. Als man ihn hierauf nach England führte und ihn im Kerker hielt, schrieb er eine große Anzahl von Gedichten, besonders Gebete zur Jungfrau, daß sie ihn aus den Banden befreien möge. Auch behauptet man, er habe hier seinen Rimado del Palacio geschrieben, und diese Aussicht schien bestätigt als Sanchez eine Handschrift des 14ten Jahrh. fand, welche die Aufschrift trägt: „Das Buch des Palastes, verfaßt von dem edlen Ritter Pero Lopez von Ayala, als er in England im Kerker saß"; doch Sanchez selbst hat unwiderstehlich dargethan, daß die Schrift falsch, daß vier Jahre vor dem Tode des Verfassers, daß ihn in Salvatierra überrascht, entstand. Seit der Zeit des Marquis hatte Niemand diese Abhandlung gelesen, und man glaubte sie verloren. Sanchez entdeckte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zwei Exemplare derselben, das eine in der Bibliothek des Escurial, das andere bei der Frau Gräfin von Campe Alange. In dem letzteren fand sich der angegebene täuschende Titel. Das Gedicht besteht aus sechshundertzwölf Strophen von verschiedenen Metren und behandelt politische, moralische und religiöse Stoffe. Bitter klagt Lopez von Ayala über das unselige Schisma, welches die Kirche in jenem Jahrhunderte spaltete. Der Stil dieses Schriftstellers in Prosa wie in Versen ist etwas schwerfällig. In seinen Liedern ahmt er den Exprriester von Hita nach. Zu bemerken ist, daß er, gegen die Sitte seines Jahrhunderts, die weibliche Liebe in seinen Gedichten nicht feiern läßt. Er erscheint stets schroff und über den Lockungen der Welt erhaben; bisweilen verfällt er in Mystizismus. Das Vollendetste seiner prosaischen Schriften sind zwei Briefe, welche er in seiner Chronik den König von Granada an Peter von Castilien schreiben läßt. Campany hat sie als Musterstücke in sein historisch-kritisches Theater aufgenommen.

Wir besitzen ein Gedicht „Leben des heiligen Ildefons", welches meines Wissens nie herausgegeben ist. Es ist in Alexandrinern abgefaßt, und der Verfasser ist völlig unbekannt; aus den letzten Strophen erhellt nur, daß er unter der Regierung Ferdinand's IV. schrieb; daß er zu Ulkena eine Pfründe besaß, auch ein Gedicht von der heiligen Magdalena verfaßt, worauf jedoch die Strophen noch nicht datirt. Die Ausgabe davon, die ich bei Sanchez in den Anmerkungen zum ersten Bande seiner Sammlung gelesen, lassen es mich nicht sehr bedauern, daß sich das Uebrige nicht kenne. Doch gehört dies Werk noch dem 14ten Jahrhundert an.

Man könnte dieses Jahrhundert das Jahrhundert der wirklichen und erdichteten Chroniten nennen, von während Alphons XI. das Gebot seines Großvaters Alphons des Weisen erneuerte, daß man die Geschichte jedes Königs schreiben solle, und während so die Chroniken im Schatten der Klöster sehr zahlreich entstanden, bildete sich in Portugal der Ritterroman und verbreitete sich schnell über Castilien, Frankreich und Italien. Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts schrieb Vasco von Lobeira seinen Amadis, den ehrwürdigen Vorgänger und Ahnherrn des Ritters von der traurigen Gestalt. Hierauf sanden die Geschichte der zwölf Pairs von Frankreich, die Geschichte Troja's und andere Productionen der Art in Spanien Eingang. Von den wirklichen Chroniken habe ich nicht zu sprechen, sie gehören eben so wenig zur Literatur, wie die Lehm- und Strohhütten, in welchen die Hirten auf den schneigen Gipfeln der Pyrenäen den Winter zubringen, zur Baukunst. Die Jahrbücher der Ritterbücher und der orientalischen Wundergeschichten aber, an denen man immer mehr Geschmack fand, gehört in eine Darstellung der Literatur des 15ten Jahrhunderts.

Um endlich mit einem Zuge zu schließen, der für das Aufblühen der Spanischen Literatur im 14ten Jahrhundert nicht unwichtig erscheint, bleibt mir nur noch zu bemerken, daß im Jahre 1390 Johann I. von Aragonien eine Gesandtschaft an den König von Frankreich schickte, um ihn zu bitten, die Gesellschaft der Troubadoure in Toulouse aufzuordern, einige Mitglieder nach Barcelona zu senden, weil er dort eine gelehrte Schule der schönen Wissenschaften zu gründen gesonnen sey. Zwei Mitglieder begaben sich in der That dorthin, und noch in demselben Jahre wurde zu Barcelona ein Gericht nach Art dessen zu Toulouse gebildet. Dom Gregorio Mayans hat und im ersten Bande seiner „Anfänge der Castilischen Sprache" schätzbare Bemerkungen über diese Stiftung Johann's I. aufbewahrt, welche sich in hoher Blüthe bis zum Schlusse des folgenden Jahrhunderts erhielt.

Eugenio de Ochoa.

Digitized by Google

Rußland.

Ein Zusammentreffen mit Puschkin.*)

Nachdem ich am 29. Mai 1820 Kiew verlassen hatte, reiste ich in der Eigenschaft eines Arztes mit dem General R. nach dem Kaukasus. Ihn begleiteten zwei Töchter und zwei Söhne, von welchen Letzteren der Eine Garde-Oberst, der Andere Hauptmann war. In Jekaterinoslawl angekommen, wollte ich, nach der höchst beschwerlichen Fahrt, gerade mich zur Ruhe begeben, als der jüngere Sohn des Generals außer Athem zu mir eintrat: „Doktor! ich habe hier meinen Freund gefunden! Er ist krank und bedarf schneller Hülfe; kommt geschwind mit mir!" — Dagegen konnte ich nichts einwenden — ging also mit.

Wir kamen in ein unsauberes Nest; da, auf einem schäbigen Divan, saß ein junger Mann, unrasirt, bleich, hager. „Sie sind nicht wohl!" — fragte ich den Unbekannten. „Ja, Doktor; ich habe in einer wenig lustig gewesen, habe gebadet und wahrscheinlich mich erkältet." — Bei der genaueren Untersuchung des Kranken fand ich, daß er ein kaltes Fieber hatte. Vor ihm, auf einem Tische, lag Papier; daher fragte ich: „Womit beschäftigen Sie sich hier!" — „Ich dichte." — Er fand Zeit und Ort, dachte ich, rieth ihm, für die Nacht etwas Warmes zu trinken, und verließ ihn bis auf den folgenden Tag.

Wir logirten im Hause des Gouverneurs K. Früh Morgens sehe ich — der Kranke ist schon bei uns; man sagt mir, daß er mit und nach dem Kaukasus geht. Bei Tische plaudert unser Gast lustig und ohne eine Pause zu machen mit dem jüngeren K. in Französischer Sprache. Nachmittags hat er Frostbeulen, Pitze und alle Zeichen eines Paroxysm. Ich scherze ihn im Regen. „Doktor, gebt etwas Besseres; Latwerge nehm' ich nicht in den Mund!" — Was sollte ich machen? Ich verschrieb eine milde Mixtur. Da ich auf dem Rezept zu bemerken hatte, für wen es sey, so fragte ich. — „Puschkin." — Eine unbekannte Familie, wenigstens für mich. Ich bedankte ihn wie einen ganz gewöhnlichen Sterblichen und verordnete ihm am nächsten Tage Chinin. Puschkin runzelt die Stirn. Wir reisten weiter. Am Don wohnten wir beim Ataman Denissow. Puschkin folgte mir nicht, als Medikpreise und erkrankte von neuem. „Doktor, helft mir!" — „Puschkin, hören Sie nur auf mich." — „Ich will's, ich will's ja!" — Wieder eine kleine Mixtur — wieder Paroxysm und Grimassen. — „Geben Sie doch nicht und fahren Sie doch nicht ohne Mantel!" — „Ich ist heiß, ich kann mich anders." — „Besser Hitze, als kaltes Fieber." — „Nein, lieber das Fieber." — Neue, stärkere Paroxysmen. — „Doktor, ich bin krank." — „Weil Sie eigensinnig sind. Folgen Sie mir nur!" — „Jetzt werd' ich's." — Und Puschkin wurde wieder gesund.

In Georäschewsk kamen wir alle wohlbehalten und munter an. Während der Aufenthalt des Generals in dieser Stadt besuchte ihn der dortige Kommandant und schickte Karten für die Fremden-Gadriste. Alle sahen sie begierig durch. Dann sollte das Buch mit dem Namen-Verzeichnisse von des Generals Begleitung zurückgeschickt werden, und Puschkin übernahm diese Ausfüllung. Da sah ich ihn auf einem Stoß Bretter im Hofe sitzen und unter lautem Lachen etwas schreiben; doch hatte ich dabei kein Arges, und das Buch nebst Verzeichniß wurden dem Kommandanten zugeschickt. Am nächsten Tage verfüge ich mich zum Badearzte Dr. J. „Sie sind Leibarzt, mit dem General R. angekommen!" — „Das Letztere ist richtig, aber Leibarzt bin ich nicht." — „Wie, nicht Leibarzt? Sie stehen ja doch als solcher im Buche des Kommandanten eingeschrieben — eilen Sie schleunigst zu ihm, sonst können hieraus schlimme Folgen entstehen!" — Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Beim Kommandanten bitte ich mir die Liste aus und finde darin die Begleitung des Generals R. aufgeführt, wie folgt: Zwei Töchter und zwei Söhne desselben — der Leibarzt Rudolfowski .... und der Revorosski**) Puschkin .... Mit genauer Noth bewog ich den Kommandanten, dies Alles zu berichtigen, indem ich ihm anzeigte, daß ich so wenig ein Leibarzt, als Puschkin ein Revorosski — seinem Titularrath sey, mit diesem Range aus dem Zarskoeselesischen Lyceum entlassen. Der General wusch für diesen Scherz unserem Puschkin gebührend den Kopf. Deshalb schmollte dieser ein wenig auf mich, und wir trennten uns bald.

Nach Kiew zurückgekehrt, las ich „Ruslan und Ludmila" und verzieh des Dichters Muthwillen vollends herzlich gern. — Wie auch der geneigte Leser dies auf sich unbestimmte Mittheilung um des Mannes willen verzeihen möge, den sie uns in einer seiner Launen so rücksichtslos vor Augen stellt.

gleichgültig seyn kann, denn am Ende haben vielleicht nur Wenige gewußt, ob er nicht schon seit zehn oder zwanzig Jahren der Angetraute einer Frau sey, da man ohnehin gewohnt war, ihn in der Umgebung einer solchen zu sehen; er selbst ist jedoch dieser Meinung nicht. Er scheint zu glauben, daß ein Bündniß mit Dir, Dauer mindestens eben so wichtig sey, als irgend einer der Europäischen Mächte, und daß die hänslichen Wirren, denen er jetzt entgegengeht, die Leser des Journal des Débats noch mehr interessiren müssen, als die eben wieder ausgebrochenen Wirren in Spanien, denn nicht weniger als zwölf Kolumnen, jede von 42 Zeilen, nimmt sein eigener Bericht über „Le Mariage du Critique" im Feuilleton des genannten Journals vom 15. Oktober) ein. Ja, wenn wir noch nicht wüßten, von welcher ungeheuren Eitelkeit dieser Heros aller Theater-Rezensenten beseelt sey, so würden wir es durch seinen eben gedachten Bericht erfahren. Einen Scherz über seine eigene Verheirathung hat wohl schon mancher Schriftsteller drucken lassen, aber gewiß hat es keiner noch mit so vieler Koketterie und Selbstbespiegelung getban. Er beginnt damit, alle Welt würde wohl erwarten, er werde wenigstens diese Woche die Schauspieler zufrieden und die Leser im Stiche lassen und heute, am Lendemain seines Hochzeittages, das Feuilleton einem Anderen einräumen. Ja, ja, meint er, die schlechten Komödianten hätten sich schon gefreut; man wisse ja wohl durch den bekannten Englischen Kupplerstich von Wilkie, wie es in der Klasse hergehe, wenn der Schulmeister abwesend sey; aber nein! er sey auf dem Platze, er wolle den unartigen Jungen, die sich etwa unterständen, sich über seine Heirath lustig zu machen, eins aufzählen. Und nun parodirt er den Spott, der sich wahrscheinlich jetzt in der maillotlosen Stadt Paris über den guten Janin erheben, dem es in seinen alten Tagen eingefallen, sich mit einem jungen Mädchen, mit der einzigen Tochter eines kleinreichen Advokaten aus Rouen, zu vermählen. Er lacht nie Spötter, seine Kollegen von Feuilleton und von der Leihbibliothek, aus, indem er behauptet, sie würden es ihm alle gern nachmachen, — wenn sie nur könnten. Ja, Ehre und Auszeichnung gäbe es für sie in jedem Salon; in allen Zirkeln rechne es sich die geistvolle Frau vom Hause zum Glück, sie zu empfangen, und ihre schönen Töchter wiegen freundlich das schmachtende Lockenköpfchen, wenn der schwärmende Literat sich ihnen nähert — aber, man versucht es auch einmal, um die Hand einer dieser Töchter, und wäre es auch die älteste, häßlichste, dümmste unter ihnen, anzubalten. Welche Frechheit! heißt es dann; was unterstellt sich der Federfuchser! glaubt er, wir hätten Luft, seine aus Koth und Blut erwachsenen Lorbeern und einen von jenen Erfolg eines Tages abhängigen Reichthum zu theilen? — Sprichst Herr Janin so? bald nach seinem Hochzeitstage. Wahrlich, wir hätten ihm, dem Vertheidiger des Sonnenlichts gegen die Schule der Madame Delphine Gerardin, mehr Zartgefühl gegen seine Kollegen zugetraut. Und worauf läuft am Ende diese Epistel, der sich noch eine lange sentimentale Betrachtung über die Ehe anschließt, hinaus? Auf die schmeichelhafte Thatsache, die, alles Gespritzel der Kollegen ungeachtet, sein jetziger großer Schritt in den höchsten Sphären der literarischen Eitelkeit gefunden. „Sie thun wohl daran, (schreibt Dr. Janin) antworte man mir hier und dort. Herr von Chateaubriand, der mein Gott ist, schrieb mir: „Ich segne Sie nicht, weil Alles, was ich gesegnet habe, gefallen ist." Wahrlich, man hätte geglaubt, einen Brief von Voltaire zu lesen! Herr von Lamartine, der mein König ist, schrieb mir mitten aus dem bäuerischen Walze, wo ihm so manche Ohrenbarungen, so viele flüchtige Melodieen geworden: „Ich komme, um Ihnen im Angesicht des Himmels zu antworten." Der Erzbischof selbst, dieser ehrwürdige, verständige Erzbischof von Paris, der Mann von unrrschöpflicher Güte und hohem Muth, sandte dem Kritiker seinen Segen und seine Gebete. Ah, Berlin der Aeltere, unser herrlicher Schutzpatron, unser hinreißender Freund, war nicht mehr da, um mich, das Kind seiner Adoption und seines Wohlwollens, an der Hand zu führen. Er war nicht mehr da, unser vielgeliebter Patriarch, um mit seinem grauen Haupte alle Männer dieser Epoche zu beherrschen, deren intelligentester und loyalster Richter er war! .... Aber (so fährt Herr Janin fort) es war dieser Abend eine schöne Stunde in dem Leben unserer Kritikerei. Er war jetzt nicht, er konnte und durfte wesdhalb ihm, und zwar von so hoher Seite, so viele lebhafte Theilnahme ward. Er sagte sich, daß er sie nicht verdient habe, daß dies Alles nur ein Traum sey. Er konnte sich nicht denken, daß alle diese Männer, der Stolz der politischen Rednerbühne, die höchste Gewalt des Instituts von Frankreich, der Glanz der Magistratur und der Barre, die Ehre der Presse, der Ruhm der beiden Kammern, die Macht der Regierung, von jetzt an und die Macht der Regierung von ehemals, ausdrücklich seinetwegen gekommen seyen. Seine Dankbarkeit glich seinem Erstaunen. Durch welche Schriften, durch welchen Muth; durch welche Anstrengungen hatte er eine so einmüthige Zustimmung verdient? Er suchte das Motiv vergebens in der Gegenwart, aber er sann eines in der Zukunft." — Kann man wohl, fragen wir, beschiedener, kann man naiver und Französischer in einem Athem seyn?

Mannigfaltiges.

— Janin als Ehemann. Wir haben in diesen Blättern so oft schon Gelegenheit gehabt, von Herrn Jules Janin zu sprechen, oder ihn selbst sprechen zu lassen, daß es nicht mehr als billig ist, auch der neuesten Veränderung zu gedenken, die mit dem berühmten Feuilletonisten vorgegangen, — er hat sich nämlich verheirathet. Es ist dies allerdings ein Ereigniß, das selbst dem Publikum, welches am meisten mit der Feder des Herrn Janin beferundet ist, ziemlich

*) Aus dem Russkij Wjestnik.

**) Mutterssöhnchen — eine komische Figur des Russischen Theaters.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 129. Berlin, Mittwoch den 27. Oktober 1841.

Frankreich.

Wiedergeburt des Orients.*)

Von Edgar Quinet.

Alle Offenbarung kommt aus dem Orient und wird im Occident zur Ueberlieferung. Allen hat die Propheten, Europa die Gelehrten. Bald ziehen sich beide Welten an, dehnt sich gegenseitig und bewahren so das Bewußtseyn ihres gleichen Ursprungs; bald stoßen sie sich ab, wie zwei feindliche Sekten, und fliehen von einander wie ihre Ströme; sie vergessen sich, um sich neu zu finden, neu zu verschmelzen; bei jeder neuen Vereinigung empfängt Europa mit einem neuen Glauben, so zu sagen, einen neuen Gott; und die Darstellung der Annäherungen und Trennungen beider Welttheile enthält zugleich die Haupt-Epochen der allgemeinen Religionsgeschichte.

Die Bibel, das Buch des Orients, welches im Occident am meisten heimisch geworden, erwähnt Hoch-Asiens fast gar nicht. Der Horizont des Hebräischen Volks geht nicht über Mesopotamien hinaus. Die Inder und Juden haben sich getrennt von einander und selbständig entwickelt; das jüdische Volk fragte nicht nach seiner Vergangenheit; es ist das Lieblingskind Jehovah's, der Erstgeborene des Höchsten, wozu sollte es nach einer anderen Abstammung forschen? Die Griechen hingegen, deren Götter auch der ersten Verschmelzung des Abendlandes mit Hoch-Asien hervorgegangen waren, schienen verpflichtet, das Bewußtseyn dieser Vereinigung festzuhalten; gleichwohl verloren sie es ganz. Griechenland hatte Asiatische Dogmen und wußte es nicht. Es glaubte sich den Olymp selbst erfunden, gedichtet, geschaffen zu haben, und wenn es zwischen seinem Kultus und dem am Nil und Euphrat auffallende Aehnlichkeit fand, so zweifelte es nicht, daß Asien ihm seine Götter geraubt habe, wie die ganze Erde nur sehe, denke, fühle durch die Seele, die Griechenland ihr eingehaucht. Hervor war einer der Ersten, der auf seiner Reise in Aegypten und Phönizien das stolze Vorurtheil seiner Landsleute einsah, doch er konnte es ihnen nicht benehmen. Alexander blieb es vorbehalten, dasselbe zu erschüttern; ein göttlicher Instinkt führte ihn zur Wiege des Stammes, als dessen erster Vertreter sein Volk dastand, er drang bis Indien vor und zog den Schleier von der Quelle und der ersten Gestaltung der Griechischen Bildung. Doch bald nach Alexander's Tode erstarb der Griechische Geist; es scheint, daß sein Leben an seinen Irrthum geknüpft war, so ging es mit diesem zu Grunde. Gleichwohl wurde die Verbindung mit Asien fortgeführt, besonders blieb Alexandrien in Beziehung zu Indien, bis das Christenthum den zweiten großen Bund des Orients mit dem Occident besiegelte.

Während des ganzen Mittelalters ist dieses Band wiederum zerrissen, als ob es nie bestanden hätte. Der gegeißelte, gekreuzigte Christus des 12ten Jahrhunderts hatte nichts gemein mit der Pracht und den glühenden Leidenschaften am Bengalischen Meere. Selbst die Kreuzzüge mit ihrer Eroberungsluft gingen nur auf Gottesgrab aus; ein nacktes Land wollte man für einen nackten Gott gewinnen, während Hoch-Asien mit seiner reichen schöpferischen Natur als ein Land verborgener Zauberkünste und göttlicher Lüfte unbekannt blieb. So lange das mystisch-ascetische Prinzip die Oberhand hatte, war die Verbindung mit dem Orient aufgelöst. Im funfzehnten Jahrhundert erst, als der Handel und Gewerbfleiß die verachtete Materie wieder zu Ehren brachten, mit der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, ist Asien in all' seinem Glanze dem Abendlande wiedergegeben. Die Religion der Kreuzigung des Fleisches ward durch den Geist der Industrie verdrängt.

Man muß dem achtzehnten Jahrhundert zugestehen, daß es ein gewisses Vorgefühl einer Wiedergeburt des Orients in sich trug. Freilich stand dasselbe mit dem Skeptizismus in Verbindung und entsprang zunächst aus dem Bestreben, in dem alten Orient ein Buch zu finden, welches dem Hebräischen gleichstehe; auch wußten die Encyklopädisten von Indien und Indien's Heiligen Schriften nur das ihnen gerwehrt. In den Englischen Bibliotheken fanden sich Bruchstücke Indischer und Altpersischer Schriften, doch Niemand in Europa verstand auch nur das Alphabet dieser Sprachen. Jahrtausende lang haben die Reste jener frühen Bildung verborgen gelegen. Und wer hat das Siegel auf den stummen Lippen des Orients gelöstet? wer den Schlüssel zu ihren Schriften wieder entdeckt? Dieser Ruhm gebührt Anquetil Duperron. Ein Blatt aus einem der den Persern geheiligten Bücher fiel ihm zufällig in die Hände. Beim Anblick dieser unentwirrbaren Züge fühlt er sich von heißer Begier bewegt, die Weisheit, welche in ihnen verborgen liege, sich selbst und der Welt zugänglich zu machen, und schwärmt, diese Sprache zu lernen, die Niemand in Europa verstehe. In dieser Absicht geht er als Soldat, kaum dreiundzwanzig Jahr alt, nach Indien. Hier angekommen, durchstreift er auf großen Zugreisen das Land, um die Erinnerungen, welche in der Gegend schlummerten, selber aufhören zu können. Eine Pistole im Gürtel und die Bibel im Bündel, zieht er umher; es ist gerade die Zeit der Kriege zwischen den Franzosen und Engländern; von beiden Theilen verfolgt, kommt er nach Surratte; hier endlich trifft er Persische Priester, welche in der Verbannung die Reste der Schriften der alten Magier bewahren und dem Fenerdienste treu geblieben sind. Seine Wißbegierde erregt anfänglich das Mißtrauen der Priester, doch ein fast zehnjähriger Aufenthalt bei ihnen erwirbt ihm die Liebe des geheimsten derselben. Dieser unterrichtet ihn in der heiligen Sprache seiner Vorältern, in dem Zend, welches, wie das Sanskrit und wie in Europa das Griechische und Lateinische, längst zu den todten Sprachen gehört. Die Hoffnung seines ganzen Lebens ist erfüllt. Die heiligen Bücher hält er in den Händen, die noch kein Europäer gesehen; denn ihr Blick allein befleckt sie, sagen die Priester. Er fertigt Abschriften, liest sie, übersetzt sie. Die Camoens'sche Gedicht aus dem Schiffbruch rettet, so bringt er eine ganze Bibliothek von Werken der Magier, der Zeitgenossen von Darius, Xerxes, Cyrus, Cambyses, nach Europa und veröffentlicht diese Denkmäler Persischer Religion kurz vor der Revolution. Von dieser Zeit an wurde das Studium der orientalischen Sprachen ununterbrochen fortgesetzt. Bald fing auch England, welches die Herrin beider Indien geblieben war, an, auf dem Wege der Wissenschaft tiefer in dasselbe einzudringen. Ein Franzose hat die Sprache und Religion der Persischen Stämme aufgefunden; ein Engländer, William Jones, die Sprache der alten Hindus. Bald wurden durch Missionaire und Reisende immer mehr Manuskripte aus jener alten Welt uns zugebracht, Hymnen, Epopöen, Gesetzbücher in Versen, Dramen, philosophische, theologische, philologische Schriften; und jede neue Handschrift macht den Pflegern dieser Wissenschaft dieselbe Freude, die einst Petrarka beim Anblick eines vollständigen Homer genoß. Was Lasaris und die Byzantinischen Flüchtlinge für die Wiedergeburt des Griechischen Geistes waren, das wurden William Jones und Anquetil Duperron für die des orientalischen. Im ersten Entzücken der Entdeckungen versprachen die Orientalisten, aus dem Asiatischen Alterthum eine tiefere Philosophie und Poesie wieder empor zu hören, als wir aus dem Griechischen schöpfen. Doch sieht die jetzt allerdings noch zu zweifeln, das Dryheus durch Orpheus, Sophokles durch Kalidasa, Plato durch Sankara verdrängt werden wird. Allein diese Studien haben den Occident zugleich vermocht, sich dem modernen Orient zu nähern, es ist eine Gemeinschaftlichkeit der Ideen zwischen beiden entstanden. Der Orient selbst tritt aus seiner Starrheit hervor und nimmt Theil an der Bewegung an. Und welche neue Gestaltung wird aus der Vermählung dieser beiden Welten hervorgehen? Die Blätter des alten Testamentes mehren sich dauernd durch Trümmer, die aus den Altindischen und Altpersischen Bibeln aufgefunden werden; wird sich das neue Testament in gleichem Grade erweitern, wird es den Geist vom Joche des Buchstabens befreien? Die Wiederherstellung der altkatholischen Wissenschaften soll mit der Reformation zusammen; wird sie der orientalischen nicht eben so mit einer religiösen oder sozialen Umwälzung in Verbindung treten?

Nicht Handel, Entdeckungen, Seereisen waren es allein, welche im funfzehnten Jahrhundert Asien Europa wiedergaben, die Kunst selbst und die Wissenschaft wandten sich aus neue jenem Mutterlande zu, dessen Erbschaft sie antraten. Und wenn Portugal durch Entdeckung des Cap der guten Hoffnung diese Vereinigung herbeiführten, so sind sie es auch, welche dieselbe zuerst durch ein poetisches Werk verherrlichen, durch die Lusiade, welche mit allen Düften Vorlandes das Gold, die Myrrhen und den Weihrauch der Levante in sich schließt und noch von manchen Thräne des Abendlandes benetzt ist. Zum ersten Male schwingt sich die Europäische Poesie über das Mittelmeer hinaus, ohne Zweifel begleitet die Erinnerungen Griechenlands und der christlichen Welt den abenteuerlichen Dichter in jene Atlantischen Fluthen, die noch kein Ruder be-

*) Nachstehendes ist der seltsamen Fürstlich von uns (№. 122 unter „Monatsliteratur") erwähnte Artikel, in welchem und Deutschen die Ehre bindiziert wird, das orientalische Element in der geistigen Welt des Occidents zu centralisiren. Das Ganze ist bei allen Sarcasmen nicht ohne Geist und wird daher auch mit Interesse gelesen werden.

Digitized by Google

rührt hatte; Bilder, Hoffnungen, Freuden und Leiden des Abendlandes tauchen rings um ihn empor, doch eben deshalb ist das Gedicht des Camoëns das wahre Gedicht der Vereinigung Aliens und Europa's, und wie bei der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Indien vor dem Rufe „Land!" die Erde erzitterte, so fühlt man bei jeder Zeile des Gedichtes, daß das Schiff der Menschheit den Küsten zusteuert, die es Jahrhunderte lang geahnt, doch nicht gefunden hat; man athmet neue Lebensluft, welche den Geist der Menschheit zu neuer Kraft emporsachen. Das Gedicht ist tief wie das Meer und verbindet wie das Meer zwei entgegengesetzte Küsten. Ich habe stets eine große Zuneigung zu Camoëns gehabt; Alles gefällt mir an ihm, sein Leben, sein Charakter, sein edles Herz, und ich wundere mich, daß man seinen Namen bei uns nicht öfter nennt; ich kenne keinen ältern Dichter, der unserer Zeit so nahe stände, wie er, dem fehlte so großen Theil der Ideen und Gefühle, die in unserem Jahrhundert herrschen, in sich vereinigte, da sein Epos ohne Schlachten, ohne Belagerung nichts darstellt, als den ewigen Kampf der Menschen mit der Natur. Und ist dies nicht der Inhalt unserer Tage? Vorgebirge, Stürme, Meere erstiegen in seinem Werke den höchsten Grad ihrer poetischen Größe, den sie aufzuhalten bemüht sind. Nicht Tasso's Gedicht stellt dieses Ringen besser dar, es ist für unsere Zeit zu romantisch; nicht Ariost's unsterbliches Werk, wo findet man heute die Grazie, die Heiterkeit, das Lächeln dieses letzten der Trouveresdo Dante und das Mittelalter stehen uns noch ferner. Die Lusiade eröffnet sich mit dem sechzehnten Jahrhundert die neuere.

Wendet man sich von Portugal nach Frankreich, so fühlt man, daß die Begeisterung, die vom Orient herüberweht, das Jahrhundert Ludwig's XIV. nicht entflammen konnte, hier kämpften noch Sophokles und Davids um die Oberhand in der Poesie. Auch das skeptische achtzehnte Jahrhundert hatte seine Berührungspunkte mit dem fernen östlichen Orient; höchstens bedient man sich in ihm Alexis als einer Maniefis, mit dem man die leichten der Griechen übersetzte. Doch es war gut, daß der Name wenigstens ausgesprochen wurde, und daß, wenn das Volk auch noch keinen Antheil an Asien nahm, doch einzelne Gelehrte ihre Kräfte dorthin wandten.

Einige Jahre nach Anquetil Duperron irrte ein zweiter Reisender auf denselben Küsten umher und schien bestimmt zu seyn, gleichfalls einen Kommentar zu jener Offenbarung, Wilkins, zu machen. Mit Bernardin de Saint-Pierre empfing die Französische Poesie zum ersten Male die Taufe im großen Ocean. Er bringt uns zwei Gestalten von jenem fremden Himmel herüber, Paul und Virginie. Jede Zeile an ihnen zeigt, daß sie von ihrer ersten Stunde an eine andere Luft geathmet, anderer Sterne angeschaut als wir. Ihre zarten Gedanken, milder, saftiger als die Datteln, sind fern von den Leidenschaften, den Kommentar unserer Bildung, unverständlich. Mit der Sprache selbst in ihrer seltenen Weichheit klingt wie das Geflüster der Blumen auf einer Insel, die eben erst aus den keuschen Meeresfluthen aufgetaucht ist. Nicht in den Büchern unseres Abendlandes haben sie lesen gelernt, ihre Zibeln waren die Gebirge, welche sie durchstreiften, die Himmel, die noch Niemand gemessen, die Sterne, die noch Niemand befragt. Man hat erklärt, man habe Virginia neben einige poetische Gestalten der Hindus stellt, neben Sakontala, Damajanti, so lebendig zu fühlen, wie dieselbe Sonne, dieselbe Luft in den orientalischen Dichtern und dem occidentalen dieselben ätherischen Wesen hervorgerufen hat. Bernardin von Saint-Pierre erscheint wie ein christlicher Brahmane.

Noch habe ich nicht von jenem Dichter, dem gewaltigsten aller unseres Jahrhunderts, gesprochen, welcher die Bande, die den Occident an den Orient knüpften, enger zusammenzog als sämmtliche Vorgänger. Bei der Rückkehr aus seinen Schlachten sprach er Bernardin von Saint-Pierre seine Freude über Paul und Virginie aus und beschloß, was dieser mit Worten gethan, durch Thaten auszuführen; bis an den Ganges durch Persien wollte er, ein zweiter Alexander, gehen, und ist er es heute nicht geworden, so schrieb er sein Vereinigungsgedicht beider Welten doch mit blutigen Zügen von den Pyramiden bis zum Kremlin, der auf der entgegengesetzten Seite an den Gränzen des Orients steht. Dieser große Dichter, der Europa zu ersticken drohte, hieß Napoleon. Er hat mehr, als ein Anderer, Atlantisches Leben dem Herzen Frankreich eingeflößt. Seine Gedichte waren Proclamationen und die Sprache, die er anwendete, war angestaltet; wenn er sagt: „Wir sind von den Alpen herabgebraust wie ein Sturzbach", oder: „ich bin der Gott der Alpen", ist dies die diplomatische Sprache aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. I. So hat Mahomed gesprochen, und Napoleon war der Mahomed des Occidents.

Auch in England entsprachen künstlerische Schöpfungen den rein wissenschaftlichen Leistungen von William Jones, Wilkins, Colebrooke. Nur nicht bei Walter Scott, dem Dichter des Mittelalters, wie es z. B. leicht wäre, bei Sheiley schon durch Titel und Stoff seiner Gedichte den Einfluß nachzuweisen, den der Orient auf ihn geübt, wende ich mich bald zu dem Dichter, der als Repräsentant aller gelten kann, zu Lord Byron. Im Jahr 1809 beschloß Byron eine Reise nach Persien, vertauschte dieselbe jedoch gegen einen jahrjährigen Aufenthalt in Morea und Konstantinopel, wo er sich entschloß, in seinen Werken Erinnerungen an diese Land, in denen Oliven und Cypressen wachsen, in denen die Frauen schöner sind, als die Rosen, die Rose die Sultanin der Nachtigall und Alles göttlich ist, nur der menschliche Gedanke nicht. Die Fahrt des Childe-Harald, diese Wanderung der Verzweiflung, die auf den Ufern der Levante beginnt und endet, zeigt hinlänglich, wo die Phantasie des Dichters heimisch war. Und wohin kommt der Zauber dieser Gedichte, welches seit seinem ersten Erscheinen die Welt entzückt hat, wenn nicht aus dem Gegensatze des Friedens, der Harmonie der Morgenländischen Natur zu den stürmischen Gedanken, den sittlichen Qualen, ein Nebenbild, ein Abendländre, in unserer Mitte aufgewachsen, in sie hineinträgt? Doch hat sich Byron nicht begnügt, diese Verschmelzung, die geistige Vermählung Aliens und Europa's darzustellen; er hat orientalische Gestalten selbst mit seiner eigenen Seele belebt; der Corsar, Lara, der Giaour, Mazeppa, die Braut von Abydos sind halb Atlantische, halb Englische Wesen. Der Englische obwohl in zu eigenthümlich, um sich je verleugnen zu können; doch gerade diese nationale Färbung giebt den orientalischen Schöpfungen Byron's ihre Tiefe. Selbst Manfred, der finstere, stolze, verkehrt auf den Gletschern der Schweiz mit Asiatischen Geistern, er ruft Ahriman und Ormuzd an. Der Giaour ist halb Christ, halb Muhamedaner, aber vielmehr ein Abtrünniger beider Religionen, der nur den Schrecken beider bewahrt hat. Die Liebe kämpft auf seiner Stirn, der Sturm in seinem Herzen. Wenn man die Frauen betrachtet, die in seinen Gedichten auftreten, sie, von denen man ohne Gefahr nicht sprechen, und von denen man nicht schweigen kann, Gulnare, Medora, Kaled, Zuleika, Leila, wer sind sie? wo haben sie ihren Ursprung? Aliens! allein man hüte sich, sie im Orient zu suchen; ihre schwelgende Sinn bedeckt das Toten, die Angst des Occidents; Ego ist in diesen stürmischen Herzen die Negation, die Apathie des Orients! Medora selbst, welche als die stillste dem Orient am nächsten zu stehen scheint, ist zu sinnig für eine Tochter Algiers. Die Melancholie der Schottischen Seen spiegelt sich zugleich mit dem Atlantischen Meere in diesen Augen, und das Christenthum schlägt in ihrem islamitischen Herzen.

Deutschland hat von früher her einen Einfluß vom Orient erfahren; sein Beginn desselben scheint nicht bestimmbar, da selbst die Deutsche Sprache mit den orientalischen zusammenhängt.*) Und selbst in unseren Tagen steht Deutschland mit seiner ruhigen Beschaulichkeit wie ein christlicher Orient mitten in Europa. In seinen alten Gedichten ist Deutschland fast ganz orientalisch. Seine nebelhaften Götter unter den nordischen Gestalten sind dieselben, welche auf den Asiatischen Bergen kaufen. Dieser Odin, dessen Himmelsaal der Himmel, dessen Auge die Sonne, dessen Haare die Wälder, dessen Knochen die Gebirge sind, wie lebhaft erinnert er an die Indischen Gottheiten. Der Pantheism, den das Christenthum nur zum Theil überwunden, tauchi in Deutschland stets wieder auf und scheint gegenwärtig das Lebensprinzip der Deutschen Poesie zu seyn. Schiffe hat Deutschland nie in den Orient gesandt, aber es fand sich auf dem

dieses geheimnißvollen Wesens gehabt hat, ist unverkennbar. Bei anderen Deutschen Schriftstellern wird dieses Anschließen an den Orient zur Dienstbarkeit. Görres in seiner Mythengeschichte der Asiatischen Welt hat sich offenbar mehr nach den Philosophen des Ganges als nach den Griechischen und Römischen Schulen gebildet; Rückert bildet nicht blos orientalische Gedanken nach, er giebt selbst die Form getreu wieder, und durch ihn wird die Persische Poesie, die süßen Gespenster der Perle und des Edelsteins, der Sonne und der Rose, am Rhein einheimisch und erregt die Deutschen Herzen wie mit der Erinnerung an ein zweites Vaterland. Wie die Französisch Romantische Bildung im sechzehnten Jahrhundert sich in den Denkmälern des klassischen Alterthums wiederzufinden glaubte, so scheint es, daß in der Deutschen Gluth sich gegenwärtig die Persischen und Indischen kräftigt und ergänzt. Diese Verwandtschaft des Deutschen Charakters mit dem Asiatischen soll sogar eines der größten Räthsel unserer Zeit, nämlich das, weshalb Deutschland allein zur Literatur der Verzweiflung, die Boron hervorgerufen hat, keinen Beitrag gegeben. In seiner betrachtenden Weise hat Deutschland an Allem gezweifelt, nur nicht am Gedanken selbst; es hat nie das Leben in das Leben selbst gelegen. Der Pantheismus hat es vor dem Atheism geschützt, und wenn es die Tradition erschütterte, so gestaltete es dieselbe vielmehr um, als es sie zerstörte. Der Christianismus ist sah vollkommen in alle Deutschen metaphysischen Theorieen aufgenommen, und Deutschland ist noch nie so weit gewesen, von der Offenbarung sich loszusagen und dem philosophischen System sich ganz hinzugeben. Der Deutsche Skeptizism ist seiner Natur nach gesetzlich und fängt nach durch Zaudi repräsentirt; dieser hat Nichts mit Lucian, Montaigne und Voltaire gemein. Er stillt vor Durst, alles Wissen zu umfassen, strebt mit verzweiflungsvoller Begier nach dem Borne des Lebens und der Wahrheit. Er sucht ihn, verfolgt ihn, glaubt ihn überall zu finden, in der Natur, in der Wissenschaft, in den Leidenschaften, in der großen Welt, in der Einsamkeit. Kann er Gott gleich nicht werden? das ist der Zweifel, der ihn quält; ist dies die Krankheit der Encyklopädisten, ist es nicht vielmehr der Uebermuth des ersten Menschen unter dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen?

Und sogar im Prinzip der Philosophie selbst scheint das orientalische Alterthum wieder aufzuleben. Man vergleiche alle gegenwärtigen metaphysischen Schriften in Deutschland mit den Indischen und man wird zwischen beiden eine so überraschende Aehnlichkeit finden, daß es oft schwierig ist, zu entdecken, inwiefern sie sich unterscheiden. All diese Berührungspunkte und Analogieen beruhen auf der gemeinsamen pantheistischen Weltanschauung, von der das Deutsche Volk wie das Asiatische erfüllt ist. Wie der orientalische Geist in die Poesie und Politik des Lebens aufgenommen wird, so dringt er auch in die Wissenschaften ein, und die Metaphysik als die erste der Wissenschaften zieht das Band unauslöslich zusammen. Dieses ist der gegenwärtige Zustand der Philosophie. Der orientalische Pantheism, durch die Deutsche Philosophie umgestaltet und vermittelt, beschleunigt die Wiedergeburt des Orients, wie der platonische Idealism, durch Descartes umgewandelt, im siebzehnten Jahrhundert die Wiedergeburt des Griechischen und Römischen Lebens vollendete.

England.

Geschichtliche Entwickelung des Deismus.

(Fortsetzung.)

Was hier Locke in allgemeiner Haltung ausführt, das stellte er auf einem freien Boden, wo zur gesellschaftlichen Ordnung der feste Grund gelegt werden sollte, in demselben Geiste auf. Die acht Lords, denen Karl II. die Provinz Carolina als Eigenthum verliehen, gaben Locke den Auftrag, den Plan einer Constitution zu entwerfen. Locke verfaßte die „Fundamental Constitution“ in 120 Artikeln, von denen man sagen kann, daß sie die Grundlage des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche bilden, wie dieses sich in den Vereinigten Staaten festgestellt hat. Die ausgesprochene Religionslosigkeit des Staates, die völlige Scheidung des Staates von der Kirche, die Gleichgültigkeit der Regierung gegen alle Religionsparteien der Glaubensparteien sind eine Verwirklichung von Locke's und können zugleich als Beweis dienen, daß die Völker nicht so übel dabei fahren, wenn sie die Philosophen mit der Ordnung ihrer religiösen und staatlichen Verhältnisse beauftragten. Hinsichtlich der Religion finden sich darin folgende Bestimmungen: es soll Niemand erlaubt sein, freier Bürger in Carolina zu sein, ohne Landgut und Wohnung dasselbst zu haben, der nicht das Dasein Gottes verehre; der Glaubensparteien sich verehrt werden sollte, anerkennt. Sobald 7 oder mehr Personen in einer Religion übereinstimmen, so sollen sie eine Kirche oder eine Konfession konstituiren. Unter den Bedingungen der Aufnahme in jede Kirche oder Konfession müssen folgende drei sein, ohne welche kein Verein als Kirche oder Konfession betrachtet werden darf: 1) daß sich Gott ist; 2) daß öffentlich verehrt werden soll; 3) daß es gesetzlich und Pflicht jedes Menschen ist, der Wahrheit Zeugniß zu geben, wenn er von den Regierenden dazu aufgefordert wird.

Eine weit entschiedenere Stellung gegen die positive Religion nimmt Toland ein, der Mann, „der nicht gelernt hatte, seinen Verstand so wenig als seine Sinne irgend einem Menschen oder einer Gesellschaft zu unterwerfen.“ Dies zeigt sich schon in der freieren Art, wie er das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung faßt. In seiner Schrift „das Christenthum ohne Geheimniß“ sucht er zu beweisen, daß die Lehren des Evangeliums nicht gegen die Vernunft seyen, und daß nichts Uebervernünftiges im Evangelium sey. Die Offenbarung ist nur ein mean of information, sie hat nur den Zweck, die Kenntniß gewisser Wahrheiten faktisch mitzutheilen, allein der Grund der Ueberzeugung von diesen Wahrheiten muß in ihrem Gehalt selber liegen. Die Offenbarung ist nur der Weg, auf welchem wir zu einer Wahrheit kommen, nicht der Grund, aus welchem wir eine Wahrheit glauben. Gegen die Behauptung, daß etwas übervernünftig oder ein Geheimniß sey, wenn wir keine adäquate Idee von allen seinen Eigenschaften oder gar keine Idee von seinem Wesen haben, argumentirt er: es würde auf diese Weise Alles übervernünftig seyn, indem wir nichts vollständig und schicklich kennen, sondern nur so weit, als es zu uns in einer Beziehung steht. Wie wir von den Dingen nichts kennen als diejenigen Eigenschaften, welche nothwendig und nützlich sind, so ist es auch mit Gott. Jeder Akt unserer Religion ist geleitet durch die Betrachtung einer seiner Eigenschaften, ohne daß man an sein Wesen zu denken braucht. In Anwendung auf die christliche Religion giebt Toland folgende Regeln: 1) eine christliche Lehre kann eben so wenig als ein ordinaires Stück der Natur deswegen als ein Geheimniß angesehen werden, weil wir keine adäquate und vollständige Idee von Allem haben, was dasselbe betrifft; 2) was an der Religion offenbart ist, das kann und muß, da es höchst nützlich und nothwendig ist, eben so leicht verstanden und mit unseren gewöhnlichen Begriffen übereinstimmend gefunden werden, als wir von Holz, Steinen u. s. w. wissen; 3) wenn wir solche Dinge mit gleichem Vertrauthsein auslegen, als was wir von natürlichen Dingen wissen; so kann man sie keineswegs ein Geheimniß nennen, wie sie bei vielen, z. B. Einigen ist nicht übervernünftiger, weil sie sich nicht vorstellen läßt als ein Kreis, weil er vorstellbar ist.

Toland beleuchtet hiernächst den Begriff des Geheimnisses und zieht daraus das Resultat; die Sache der unbegreiflichen Geheimnisse der Religion müsse von Jedem aufgegeben werden, der die Väter, die Bibel, die Vernunft aufrichtig achte. Die Ursachen aber die Geheimnisse in das Christenthum? Ursprünglich durch Anbequemung aus Judenthum und Heidenthum, indem die bekehrten Juden ihre levitischen Gebräuche und Feste, die Heiden ihre Mysterien beibehalten wollten. Damit alle Einfachheit, die edelste Zierde der Wahrheit, das Christenthum nicht der Betrachtung der Ungläubigen aussehen möchte, wurde es auf gleichen Fuß mit den Religionen der Griechen und der Egypter bei Seiten gesetzt. Um als einmal die Philosophen es in ihrem Interesse fanden, Christen zu werden, wurde es von Tag zu Tag geheimnißvoller, indem sie unter dem Vorwande, das Christenthum durch die Philosophie zu vertheidigen, deines so vermischten, daß, was bisher Jedem deutlich war, nur noch Gelehrten verständlich blieb.

Die Vernunft bezieht nicht das Wesen des Glaubens etwas über das Wissen hinausgehendes, und sind nicht die Wunder wesentlich unbegreifliche Thatsachen? Gegen beide Einwendungen rechtfertigt sich Toland. Zürs erste beweist er, der wahre Glaube sey kein blindes Annehmen von Unbegreiflichkeiten, sondern eine auf wesentliche Gründe gebaute feste Ueberzeugung. Am bezeichnendsten für ihn ist seine Erörterung des Wunderbegriffs. Ein Wunder ist nicht eine menschliche Kräfte übersteigende Handlung, welche die Naturgesetze vermöge ihrer gewöhnlichen Wirksamkeit nicht vollbringen können. Was aber der Vernunft widersprecht, kann kein Wunder seyn, denn Widerspruch ist nur ein anderer Name für Unmöglichkeit oder Nichts. Folglich muß die Wunderthat etwas in sich Begreifliches und Mögliches seyn, ob auch die Weise des Geschehens außerordentlich ist. Uebrigens geht Locke mit den Wundern nicht verschwenderisch um; der Gang der Natur wird nicht aufgehalten oder beschleunigt, es sey denn für einen vernünftigen wichtigen Zweck. Hier ist Toland also doch noch supranaturalistisch, indem er doch das unmittelbare Eingreifen einer göttlichen Macht annimmt, obschon er einen vernünftigen Zweck zur Bedingung macht.

Diese Schrift brachte übrigens große Aufregung hervor und zog ihm harte Verfolgungen zu. Dasselbe wurde in Dublin von Penkreshand verbrannt, und er selbst mußte aus Irland flüchten. Später verlor er alles Maß, was besonders in seinem „Pantheistikon“ hervortritt.

Anthony Collins, ein Freund Locke's, trat seit 1700 in mehreren Schriften auf. So in seinem „Versuch über den Gebrauch der Vernunft bei Sätzen, deren Gründe zum menschlichen Zeugniß abhängt“, setzte er die Bedingungen fest, unter welchen ein Zeugniß Glauben und Bestimmung finden kann, und suchte zu beweisen, daß bei einer Sache, von welcher man auf blos menschliches Zeugniß hin annehme, daß sie von Gott komme, die Vernunft zu unterlassen habe, ob die Wörter nicht einen andern Sinn haben, der einem richtigen Begriff der Vernunft und Philosophie gemäß seyn. Seine Grundansichten hat er in folgenden zwei Schriften niedergelegt: „Der Pfaffenbetrug in seiner Vollendung oder Aufdeckung des Betrugs in Einschiebung und Beibehaltung der Klausel: die Kirche hat die Macht, Lehrsätze und Ceremonien anzuordnen, die Autorität in Glaubenssachen“, und „Historisch-kritischer Versuch über die Kirche von England.“ — Die Idee jener Klausel erschien ihm so hierarchisch, daß er sie mit den Prinzipien der Reformation in England nicht zu reimen wußte. Er war überzeugt, daß Gott eine Glaubensregel gegeben habe, die Jedermann sie sich selber verbreiten könne, und daß der Glaube eines Jeden in demjenigen bestehen müsse, was er selber in dieser Regel finden müsse, wenn er seinen Verstand anwende, so gut er könne.

In seiner „Abhandlung über das Freidenken, veranlaßt durch das Aufkommen und Wachsthum einer Sekte sogenannter Freidenker“ vertheidigte er theils das Freidenken überhaupt, theils das Recht zum

Digitized by Google

Freidenken in reliösen Dingen. Unter Freidenken versteht er den Gebrauch des Verstandes in dem Bemühen, die Meinungen eines Satzes ausfindig zu machen, indem man das Wesen der Evidenz, die dafür oder dagegen ist, erwägt und gemäß der schiedaren Schwäche oder Stärke dieser Evidenz darüber urtheilt. Das Freidenken ist 1) ein Recht, das nicht beschränkt werden kann, 2) ein Recht, das nicht beschränkt werden darf; a) es ist das einzige Mittel, zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen; b) das Freidenken muß erlaubt seyn, denn es trägt zum Wohl der Gesellschaft bei; c) das Freidenken ist uns durch die Bibel und die Verdätinisse erlaubt und geboten, Nachdem er hierauf ein Sündenregister der Hierarchie entworfen, kömmt er zum Schluß: Wegen dieses Benehmens der Priester haben wir keinen anderen Weg, um zur richtigen Erkenntniß Gottes, zur rechten Behandlung der Schrift zu kommen, als daß wir aufhören, uns auf Priester zu verlassen, und frei für uns selbst denken. Ohnedies haben die Priester kein Interesse, uns zu der wahren Ansicht zu führen, denn offenbar sind alle Priester, außer den orthodoxen, dazu gemacht, die Menschen in den Irrthum hineinzuführen; sie studiren auch nicht die Theologie im eigentlichen Sinne des Worts, sondern nur die Aufrechterhaltung eines bestimmten theologischen Systems. Ein Gentleman fragte einmal Gutsbesitzer aus New-Jersey, ob sie Rechtsgelehrte unter sich haben, dann, ob sie Aerzte haben, und endlich, ob sie Priester haben. Auf alle diese Fragen antworteten die Gutsbesitzer: „Nein!“ — „O, glückliches Land!“ sagte der Gentleman, „daß ein Paradies ist!“

Das rationelle Element, die Vernunft, haben wir bis jetzt den Sieg über den Glauben davontragen sehen; formell war das Prinzip durchgesochten. Nun entstand die Frage, welchen Gehalt soll die Vernunft aus sich entwickeln. Praktisch mußte das neue System sepn, denn die ganze neue Bewegung war gegen die theoretisch-spekulative und dogmatische Auffassung gerichtet gewesen. Auch sahen wir schon bei Herbert eine ethische, bei Hobbes eine praktische Richtung. Zept tritt der ethische Gesichtspunkt rein hervor; der entschiedenste Ausdruck desselben ist Shaftesbury, bei dem sich die sittliche Idee in ihrer Absolutheit erfaßt.

Anthony Ashley Cooper war ein Enkel des ersten Grafen von Shaftesbury, des Freundes und Gönners von Locke. Locke war der Lehrer seines Vaters gewesen und hatte sich ihr die Gemahlin gewählt; nach den Grundsätzen des Philosophen wurde auch vom Großvater die Erziehung des Enkels geleitet. Reisen und der Umgang mit Gelehrten und Denkern wie Bayle, Leclerc vollendeten seine Bildung. Er versocht übrigens als Staatsmann die bürgerliche Freiheit, wie er als Philosoph der des Geistes das Wort führte.

Die Hauptsache, die er als Philosoph hatte, war, zu zeigen, daß die Tugend für sich selbst etwas sey, daß sie nicht von Außen bestimmt werde, nicht von Gebrauch, Sitte oder irgend einer Willkür abhänge. Der Beweis liegt darin, daß das Prinzip der Sittlichkeit und des Rechts so gut als das der Schönheit nicht erst durch Kunst dem Menschen anerzogen und angebildet wird, sondern ihm schon durch die Natur gegeben ist, mögen sich nun angeborenen Trieb oder Instinkt nennen. Ein bloß fühlendes Geschöpf indeß kann nur gut, nicht tugendhaft seyn; ein selbstbewußtes, reflektirendes kann tugendhaft und lasterhaft seyn, denn es hat die Empfindung von Recht und Unrecht; es hat ein Urtheil darüber, was aus guter und gerechter Neigung geschehen ist und was nicht. Mit Tugend ist Glückseligkeit unmittelbar verbunden, wie natürlichen Neigungen, welche auf Liebe, Wohlwollen und Sympathie mit der Gattung sich gründen, sind so zugleich die Hauptmittel zum Genusse; je vollkommener die natürlichen Neigungen und die geselige Liebe, desto vollkommener ist die davon abhängige Glückseligkeit. Lasterhaft seyn, heißt böse und unglücklich seyn. Hierwurch tritt Shaftesbury entschieden der Ansicht entgegen, nach welcher die Tugend gleichsam eine Art Opfer wäre, welches nur durch äußere Belohnungen (Belohnungen, wie z. B. im künftigen Leben) vergolten und empfohlen werden könne. Die seinige ist offenbar die des Menschen als sittlichen und selbstbewußten Wesen würdigste, die einzig sittliche. Der wahre Grund des Glaubens an die Glückseligkeit der Tugend ist, wie er weiter ausführt, die Ueberzeugung von der Güte, Ordnung und Schönheit im Weltall; der wahre Theismus hat die begeisterte und tugendreiche Anschauung einer göttlichen Ordnung in der Welt; der Atheismus hat dieselbe nicht, somit auch keine rechte Liebe der Tugend. Der Theismus, von dem Shaftesbury hier spricht, schließt alle Willkür aus; Gott ist und ist nichts als die Anschauung einer sittlichen Ordnung der Welt. Die rechte Gotteserkenntniß ist bedingt durch Sittlichkeit. Nur dann sehen wir Zorn und Wuth, Rache und Strafen in der Gottheit, wenn wir in unserem Innern voll Unruhe und Verstörtheiten sind. Die philosophische Gottesverehrung muß eine philosophische Grundlage haben; es ist die Aufgabe der Philosophie, zu beweisen, was die Offenbarung nur voraussetzt. Derjenige muß von Gott eine sehr unglückliche Vorstellung haben, welcher sich einbildet, daß ein unparteiischer Gebrauch der Vernunft bei einem Gegenstande der Speculation im Jenseits eine Gefahr bringen könne, und daß eine niederträchtige Affectation des Glaubens ihm Anspruche auf Gunst in einer anderen Welt geben könne. (Schluß folgt.)

Rußland.

Das Senats-Archiv zu Moskau.

Dieses Archiv, worin seit 1835 durch eine vom Justiz-Ministerium angeordnete eigene Kommission eine Akten-Auswahl getroffen wird, besteht aus drei Abtheilungen. Die erste enthält die Akten des Kleinrussischen und Sibirischen, die des Stempel-Hofes; die Listen der Mitglieder und der Verhandlungen des Kaiserl. Staatsraths; die Tages-Memoiren des Hofes (von welchen bis jetzt erst, und zwar 1769 zu Moskau, die von 1632 — 1696 herausgegeben worden sind); die Truppen-, die Adels-Einstellungen, die Listen der nach Rußland gekommenen Ausländer und die Akten über Rangstreitigkeiten. — Die zweite Abtheilung, mit dem Namen der Bor-Akten, enthält die Akten des Patriarchen-Hofes (mehr als 15,000 Urkunden über geistliches Vermögen, der Patriarchen-Pfarr-Ausgabenbücher u. dgl. m.); die Akten des Kammer-Kollegiums. — Die dritte Abtheilung enthält die Zeugliste Akten, Urkunden, Schreiberbücher (das älteste ist aus dem Jahre 1540).

Nach dem Brande von 1626 wurde das Archiv besonders durch eine General-Zählung der Gutsbesitzer im Jahre 1702 vervollständigt. (Damals fanden sich in Rußland 2984 Gutsbesitzer-Familien, aus 15,041 Seelen bestehend; darunter an 136 Bojaren-, Gränzrichter- und andere angesehene Familien.) Das Archiv hat in der Abtheilung, die auf die Stürme nach Boris Godunow und auf die Feuersbrünste unter dem Zar Michail und dessen Nachfolgern Bezug hat, bei Napoleon's Einfalle sehr viel gelitten; damals wurden die Akten von den Bandalen des 19ten Jahrhunderts, welche in den Senats-Sälen ihre Wohnung nahmen, hinausgeworfen. Nachher sind sie, so weit möglich, wieder zusammengetragen und geordnet worden. Ungeachtet des unterlegten Zeitraums von 200 Jahren, in welchen es aber, wie man sieht, aus obigem kleinen Abriße entnehmen kann, sehr viel sehr viel Material für die Russische Geschichte vorhanden, von dem unsere Forscher noch keine Kenntniß genommen haben. (R. W.)

Mannigfaltiges.

— Deutsches Studentenleben, den Engländern geschildert. Herr William Howitt, der bekannte Verfasser mehrerer Englischen Skizzenbücher (Rural Life in England, Visits to remarkable places etc.), von denen auch unser Magazin bereits manche Ausjüge geliefert, hat jetzt, von einer Reise in Deutschland zurückgekehrt, ein ähnliches Skizzenbuch unter dem Titel „Das Studentenleben in Deutschland“ herausgegeben.*) Herr Howitt sagt zwar in der Vorrede, und es geht selbst aus dem Titel des Buches hervor, daß er nicht der eigentliche Verfasser desselben sey, sondern daß er einen seiner Freunde in Deutschland, Herrn Dr. Cornelius, bewogen, Skizzen aus dem Studentenleben niederzuschreiben, die er dann ins Englische übersetzt und nur hin und wieder durch Anmerkungen und ähnliches Skizzenhaft seinem Buch mehr Einheit zu geben — um uns einer bekannten Deutschen Phrase zu bedienen — einen lange gefühlten Bedürfniß entsprechen: es wird die Engländer mit der Bedeutung der mystischen Benennungen „Fuchs“, „Brandfuchs“, „altes Haus“, „bemoostes Haupt“, „Philister“, „Kneipere!“, „Bauerei“ u. s. w. genau bekannt machen und dadurch nicht wenig dazu beitragen, die vielen unklaren Begriffe über diese Seite unseres Volkslebens völlig aufzuklären. Indessen scheint es, daß die Englische Kritik diese menschenfreundlichen Bemühungen gar nicht recht erkennen wolle; wenigstens behauptet sie, dasjenige, was in diesem Buche dargeboten werde, sey nicht das eigentliche Deutsche Studentenleben in seiner allgemeineren und tieferen Bedeutung, in seiner Form vor der Englischen und Französischen Art zu studiren sich unterscheidenden Weise, noch auch ihren besonderen Einfluß die Gestaltung der Deutschen Wissenschaft übe, — sondern eine rein subjektive Auffassung einzelner Scenen aus dem Leben junger Leute, die sich „Studirens halber“ auf Universitäten aufhalten. Solche Scenen seyen früher bereits von Englischen Reisenden noch humoristischer und anschaulicher dargestellt worden; augenscheinlich sey es also nicht die Absicht, in dieser Beziehung etwas Neues zu anfaffung dieses Buches gehabt, nicht richtig aufgefaßt, ja vollkommen verfehlt. Da wir das Buch selbst noch nicht gesehen, so können wir auch nicht entscheiden, ob die Englische Kritik recht habe, doch scheint dieses Urtheil allerdings nicht unbegründet zu seyn. Ausgestattet ist das Buch übrigens mit 40 Studenten-Liedern, und zwar sowohl mit Original-Text als in Englischer Uebersetzung, mit der für das Pianoforte arrangirten Musik von Winkelmann, so wie mit Kupferstichen von Sergeant, Woods und anderen Meistern. Und diese artistische Zugabe dürfte wohl am meisten zur Verbreitung desselben beitragen.

— Die Deutschen Studirenden sonst und jetzt. Bei Gelegenheit einer Anzeige des obengedachten Werkes von Cornelius und Howitt sagt ein Englischer Kritiker, der über das zeitgemäße Erscheinen dieses Buches spricht: „Keine passendere Zeit hätte Howitt wählen können, als die jetzige, wo ein Theil des Deutschen Studentenlebens eben begann, der Geschichte anzugehören, und gerade zur Prüfung reif ist, ohne durch Entfernung der Zeit und der Augenzeugen der Entstellung bloßgestellt zu seyn. Das das Studentenleben aber wirklich schon der Geschichte angehört, dadon hat uns ein Besuch im Spätsommer dieses Jahres in Halle überzeugt. Als wir vor 12 Jahren dort waren, sahen wir im Bruder Studio nur das wilde Mitglied einer gewaltthätigen, ausgelassenen Rotte, die aus der Bürgerthümlichkeit herausgetreten und sich über sie erhob. Im Jahre 1841 war Bruder Studio ein etwas zahmer, aber auch fleißiger Universitäts-Bürger geworden.“

*) The Student-Life of Germany. By William Howitt, from the unpublished MS. of Dr. Cornelius. — London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Freitag den 29. Oktober 1841.

Polen.

Aus Kraszewski's Wolhynischen Reisebildern.

Wolhyniens Schicksal wurde erst bei der Vereinigung Litthauens mit Polen entschieden; bis dahin ging dieses Land von Hand zu Hand und wechselte zuletzt zwischen der Herrschaft der Russischen Fürsten und der Polnischen Könige. Wenig später waren in demselben die Spuren der Kosaken-Einfälle eben so sichtbar, als vorher die des Kampfs zwischen Kasimir mit Lubart. Nach Litthauens Vereinigung mit Polen dauerte noch ein langer Zwist darüber, ob Wolhynien sich zur Krone oder zu Litthauen zählen sollte; beide Länder erhoben Rechte an die Provinz, brachten die Zeugnisse der Chroniken, und auf den Reichstagen wurde hart gestritten. König Wladislaus gab 1434 dem Wolhynischen Adel vollkommen gleiche Rechte mit dem Kronadel; Stephan Batory bestätigte diese Gleichstellung bei seiner Krönung 1576. Siegmund Auguſt erkannte Wolhynien als zur Krone gehörig. Unter dem Jagiellonen Kasimir wurde es von Polen getrennt und mit Litthauen vereinigt. Dieser Zustand dauerte bis zur Union von 1569, und nach vielen Streitigkeiten kam Wolhynien wieder an die Krone. Seit dieser Zeit erlosch das Wolhynische Marschall-Amt, und es folgte der Rang der Wojewoden, Kastellane ꝛc. Regiert wurde es nach Litthauischem Statut.

Die Wojewodschaft Wolhynien zerfiel in drei Kreise: den Luzker, Wlodzimierser und Krzemieniczer. Die vor den Reichstagen abzuhaltenden Landtage wurden in Luzk zusammengerufen, wo man sechs Abgeordnete wählte, deren Zahl sich nachher auf drei reducirte. Das Wappen des Landes war ein weißes Kreuz in rothem Felde; 1589 wurde der Polnische Adler hinzugefügt. Unter den Wolhynischen Wojewoden treten als die Ersten hervor: die Fürsten-Familien Czartoryski, Korzeń, Wiśniowiezki, Sanguszko, Potocki.

Wolhynien mit der Ukraine und Podolien ist nicht ohne Grund als die fruchtbarste aller Polnischen Besitzungen berühmt gewesen. Seine großen ährentragenden Ebenen, die von einer verhältnißmäßig kleinen Bevölkerung bearbeitet werden, ernährten nicht nur das hierher zusammenströmende Gesindel, sondern belebten auch den Getraidehandel auf dem Schwarzen und Baltischen Meere.

Die Fruchtbarkeit Podoliens, der Ukraine und Wolhyniens ist allbekannt. Meierberg hatte Zeit genug, sie auf seiner Reise kennen zu lernen, und fremde Schriftsteller haben viel davon gefabelt. So schreibt Gratian, daß der kaum einmal vom Pfluge berührte Boden funfzigfach lohne; Miechowita spricht von einer zweifachen Aernde bei einmaliger Aussaat. Zwischen haben wir die letztere Erscheinung auch in Podolien, wo, wenn das Getraide sich verschießet, im folgenden Jahre oft eine zweite reiche Aernde gemacht wird. Andere schrieben von Gräsern, welche Mannshöhe überragen, und erdichten eine Vegetation, daß ein Pflug, der einige Tage im Felde bleibt, mit Gräsern umwachsen ist.

Wolhynien gewährt verschiedene nützliche Pflanzenarten, besonders sind schon früh fein Tabaks-Pflanzungen bekannt, die herba crucis, herba sana und herba sancta genannt, deren anfänglicher Gebrauch der Grund einer lebhaften Polemik wurde, wogegen auch in Posen viel geschrieben worden. Wolhynien und die Ukraine bauten zuerst Tabak, später Preußen. Der Preis für ein Pud Tabak war im Jahre 1721 zehn Kaisergroschen.

Rzonzichinski citirt eine in Wolhynien ausgegrabene fette Lehmart (Cimolia terra), woraus Pfeifen gemacht wurden. An vielen Orten gräbt man weißen, rothen, gelben Thon und Ocker, Essen und selbst Bernstein.

Meth und Wachs sind Ausfuhr-Artikel nach Schlesien und Preußen. Reichliche Wolle liefern die großen Schafherden in den Karpaten.

Unter den Thierarten erwähnt Rzonzichinski einer dort so benannten Hadina, welche von den Bewohnern sehr gefürchtet wird. „Ihr Vaterland — sagt er — ist Wolhynien; sie hat einen grünlichen Schnabel, ist von der Größe einer Gans, Füße und Zunge sind schwarz, der Schwanz ist der einer Schlange und endet in einen Pfeil." Diese Beschreibung erinnert an die Eidechsen bei Johnston und anderen alten Naturalisten. Die Hadina fliegt und läuft auf den Feldern. Man erzählt von diesem Geschöpfe Wunderbares genug.

Trotz der Freigebigkeit des Bodens, kommt dort doch oft Hungersnoth vor. 1699 starben die Menschen vor Hunger, und die Spuren der Hungersnoth waren noch sieben Jahre nachher sichtbar.

Im Jahre 1605 traf das Land ein Erdbeben, daß die Geräthe von den Tischen fielen und die schlafenden Menschen aus den Betten.

1620 bemerkte man in Lemberg, Kamienz und Palicz leichte Erschütterungen; 1789 waren sie in Wolhynien so stark, daß Häuser davon barsten; 1801 traten kurze Schläge die Gegend von Konstantinow; das letzte von 1838 wurde durch den größten übrigen Theil Europa's gespürt.

Auch von der Pest wurde das Land wiederholt heimgesucht; ferner erlitt es häufige Waſſerschäden; 1710 waren die Heuschrecken in solcher Menge im Lande, daß sie frische Saaten abnagten und selbst in die Häuser drangen.

Rzonzichinski berichtet unter vielem Wunderbaren, daß im Jahre 1704 sich auf den Häusern rothe Linien an verschiedenen Orten, zu derselben Zeit und in gleicher Höhe von der Erde, gezeigt hätten.

Wolhynien — haben wir schon gesagt — gehörte auch den Russischen Fürsten. Den Namen des Landes leitet Naruszewicz vom Schlosse Wolyn her, wo heute eine Burg nahe bei Rädnichow am Bug steht. Nach seiner Ansicht kamen im vierten und fünften Jahrhundert von der Wolga (Wolga) die Wolinier. Konstantin Porphyrogenetos zählt im zehnten Jahrhundert die dortigen Völkerschaften auf, nämlich: Derblemini, Drugubitani, Uhini (Wolhynier), Lezennini.

Wolhynien war und ist noch das Land der Magnaten; erst jetzt fangen ihre ungeheuren Güter an, sich etwas zu verkleinern und in kleine adlige Besitzungen zu zersplittern. Früher gab es hier nichts Gewöhnliches, als Fürsten, Grafen und Prätendenten des Grafen-Titels. Überall sah man diese Herren mit neuerlichen Kronen im Wappen. Die bedeutendsten Familien hatten hier ihren Ursprung, ihre Schlöſſer, nach denen sie sich nannten, und ihre ausgedehnten Güter. Es giebt wenig Kleinadel; die Dörfer sind von geringem Umfange, die Häuser selbst sehr desselben. Das Land wimmelt von den hochgeborenen und erlauchten Herren, der Titel ist in Wolhynien etwas äußerst Wichtiges, er ist aber auch etwas Gewöhnliches und manchmal ein sehr unbequemes Ding. Der Reisende sieht überall Paläste, Parks, moderne Wagen, schöne Gespanne, und daneben genug Arme und Bedrückte, die nur die Fruchtbarkeit des Bodens rettet, und zwar gegen den Willen der Herren, die sich um die Existenz des Bauern selten kümmern; davon giebt's wenig Ausnahmen. Die Sitten des Adels tragen insgemein den Stempel des Magnatismus. Niemand will geringer sein als der Andere oder sich ärmer zeigen; Jeder treibt Aufwand in Wagen, Livreen, im Hause, in der ganzen Lebensweise. Kein Wunder also, wenn sich das Vermögen verringert und jene Magnaten in ihrem Alter bei ihrem Wappen darben, wenn man die ierren Paläste zerfallen sieht und vor Allem, wo vor kurzem noch ein glänzender Hof herrschte. Die dasige Welt ist sehr mobern; die Dralesiprüche der Pariser Journale weiß sie hochzuschätzen, spricht über neue Literatur, mag sich gern gut zerstreuen und hauptsächlich ins Ausland reisen. Bücher sind hier, wie in vielen anderen Gegenden, größtentheils ein diesen Möbel im Salon; unaufgeschnitten und deshalb stehen sie in der Symmetrie zum Geschauen da. Man hat sie des Wohlanstandes wegen — und hat sie überall, aber das Bedürfniß, zu lesen, fühlt das Publikum nur in geringem Grade.

Was die Polnische Literatur betrifft, so kann der Wolhynier wegen seiner Entfernung von Warschau und Wilna, diesen beiden Hauptherden der Literatur, etwas Neues selten schnell erhalten und demnach auch selten darum. Die Sprachkundigeren, namentlich die, welche Französisch sprechen, lassen sich gern Polnischer Bücher nicht drab. „Quelle idée! ein Polnisches Buch lesen! un gout extraordinaire!" sagen sie und verurtheilen mit einem Hohnlächeln die ganze Polnische Schriftstellerei.

Viele Wolhynische Magnaten haben schöne Bibliotheken, kostbare Gemälde, aber noch kostbarere Paläste, prunkvollere Parks, deren Instandhaltung um so schwieriger ist, da die Bevölkerung mit so vielen Geschicklichkeiten und Kräften zu kämpfen hat.

Das Hochzeits-Ceremoniell geschieht in Wolhynien meistens mit ungeheurem Aufwand und mit Beibehaltung aller alten Sitten; aber die Jugend heirathet nicht sämmtlich, nicht, wie im erbarteren Litthauen, wo durch die Ehe der Mensch erst vollständig wird. Ich weiß nicht, ob man diese Antipathie gegen den Ehestand dem Einfluß der Literatur des 18ten Jahrhunderts, wo sie beliebtweise über Verehren hat, oder den Französischen Romanen des 19ten Jahrhunderts oder einem anderen Umstande zuschreiben soll. Die Jünglinge wollen erst vollkommen austoben. Und wenn sie ausgetobt, die Gesundheit durch

Digitized by Google

Sinnenluſt verloren und nichts mehr zu verlieren haben, dann verheirathen ſie ſich. Dieſe ſpäten Ehen rechtfertigen das Sprüchwort: Vor 23 Jahren heirathet der Menſch, bis zum 40ſten die Leute, und nach ihm ſelbſt der Teufel nicht mehr. In dieſer mittleren Periode werden auch hier meiſtens die Ehen geſchloſſen; ſie ſind alſo faſt und durchgehends, wie jede Spekulation; die erſte Rückſicht dabei iſt materieller Gewinn, die ſie Ehren und beſſer eine Sicherſtellung vor Unterwürfigkeit nennen, d. h. Sicherſtellung vor Arbeit und Sorge. Dieſe Bedingung eine nun non iſt zuerſt herüſchtlich, das Uebrige wird ſchon von ſelber!! Und es wird auch. Der ärmere Adel iſt von dem reichen ſo ausbrüchlich geſchieden, wie ein Stück Laub vom anderen. Die Civiliſation hat dieſe breiten Klaſſen hier noch nicht gleich gemacht; die geringere Bildung des Kleinadels lieb demſelben den hohen Geiſt der Klaſſe nicht, macht hauptſächlich die Kluft zwiſchen beiden. Es fehlt nicht an ſolchen Magnaten, die, da ſie den allgemeinen Hang zum Luxus ſehen, ſich durch Mäßigkeit und Einfachheit auszeichnen wollten, ſich auf Spekulationen legten, Handelsleute, Fabrikanten u. ſ. w. wurden. Das Beiſpiel war ſchon, aber die Mühe um Vermögenserwerb ſollte ihr nicht gänzlich des Gefühls berauben, ſie zu Menſchenbrüdern unſchaffen und ihnen Eigenliebe einpflanzen. Leider! die Liebe zum Gelde iſt der Menſchenliebe ſo entgegengeſetzt, daß beide ſich ſchwer mit einander ausſöhnen laſſen. Es giebt keine induſtrielleere Nation, als England, aber Barmherzigkeits-Angelegenheiten u. dergl. ſind dort den Kammern überlaſſen; dieſe errichten Aſyle, Arbeitshäuſer, Spitäler und machen eine Taxe für die Armen; das Elend zieht mit ausgeſtreckter Hand nicht einen Penny über die Taxe aus der Taſche des John Bull. Die Beſchäftigung mit Spekulationen, Bedeſſerungs-Projekten, politiſcher Oekonomie macht den Menſchen kalt, und den Armen, der Troſt, Mitgefühl und Privathülfe ſucht, ſchickt er in ein Arbeitshaus, wo die ſogenannte charité logale mit trockner und kalter Hand die Wunden verbindet, aber nicht heilt. Je mehr Ordnung der Menſch auf der Erde macht, deſto mehr fehlt er von der wahrhaften Ordnung.

Dieſer unwillkürliche Fehler hat nicht ganz auf Wolhynien Bezug; hier ſind die Spekulanten und Oekonomiſten eine Seltenheit und eine Ausnahme. Doch wurde ſicher durch den Einfluß des Spekulationsgeiſtes hier vorgeſehn, daß einſt die Gaſtfreundſchaft eine Hauptpflanze unſeres Charakters ausmachte, und daß man in dieſem Lande eine Art Gaſt einen Gaſtfreund nannte. Eine äußerliche Halbciviliſation, Handelsgeiſt und Gewinnſucht haben die alte Gaſtfreundſchaft verbannt — und das alte Sprüchwort:

Das Beſte, was du haſt,
Iſt immer für den Gaſt, —

iſt jetzt für das neue vertauſcht worden: Wir leben nur für uns. Freilich giebt es hiervon Ausnahmen, aber Schade, daß es nur Ausnahmen ſind. Im größten Theil der Häuſer giebt Dir der Wirth nichts zum Mittage, wenn Du nur um ein Weniges ſeine kanoniſche Stunde verfehlt haſt. Er tritt Dir nicht die Reſte ſeiner Bratenſchüſſel ab, ſondern ſie wird vorgeſtellig bewahrt und harrt ſo lange im Schranke, bis dann ſich Jemand findet, der ſie entlehigt hat. Die Alten fragten den Gaſt nicht, wer er war? woher er war? genug, er war ein Gaſt, und ſie bewirtheten ihn mit dem Beſten des Hauſes — aber bei dieſen Börſenmännern, welche nur die Prozente ihrer Pfandbriefe berechnen, ihre Fabriken und Millionen überwachen, werden die Gäſte wie Hunde behandelt. Denn ſo nenne ich auch diejenigen, welche ſich dieſer Demüthigung fügen und in Häuſern bleiben, wo die kalten Mienen des Wirths und ſein ſaurer Wein den elliten, geraden, herzlichen Empfang vertreten haben. Beim Bauern will ich Milch und Grütze, beim Edelmann Bier und Eierkuchen, beim Junker den Wein, den er ſelber trinkt, beim Hochgebornen auch die Trüffeln, Kapaunen und Faſanen eſſen, die er ſelber genießt; ſonſt iſt er nicht gaſtfreundlich. Die brutige Gaſtfreundſchaft gleicht nur einem Almoſen, und wer, ſollte er vor Hunger ſterben, würde ſolches Almoſen nehmen!

Heute, ja heute! ſuche mit der Laterne dieſe charakteriſtiſche Gaſtlichkeit früherer Jahre. Du kommſt, man meldet Dich, Du wartеſt, tritſt ein, wirſt kalt begrüßt, ſtarr angeſehen, die Pferde, wenn Du welche haſt, ſchickt man Dir nach der Schenke, ſofern Du etwa übernachten willſt; den andern Morgen kommt Dein Wirth nun die Mären niemand ſieht ſie Dir ab, außer etwa der Schenkjude, wenn Du ihm nicht fürs Nachtlager bezahlſt; niemand begleitet Dich außer dem tiefen Kammerdiener, wenn Du ihm für Offerirung einer Portion Thee ein Paar Gulden reichſt, die er verächtlich in die Taſche ſchiebt. Aengſte Dich nicht, man zwingt Dich nicht zum Eſſen und Trinken, um länger zu bleiben. Dein Gleiches, der nur ſich ſelber gern ſieht, iſt im Stande, von Dir keinen Augenblick, aber doch wenigſtens die Speiſen theilt man nach Damon's Manier: Die Leber für mich, und für die Gäſte die Pfoten; wahrſcheinlich, damit ihnen bald auf die Beine geholfen wird. Das Andere iſt in derſelben Art.

Doch müſſen wir ſagen, daß es nicht überall ſo iſt, nur ſe größer der Palaſt und je ſchöner der Park, deſto gewiſſer kannſt Du ſeyn, daß Du dies drinnen finden wirſt; je niedriger die Hütte, deſto freundlicher begrüßt Dich die gaſtliche Hand.

Doch zum Erlaß für die alte Gaſtfreundſchaft findet ſich hier noch bis zum heutigen Tage ein Ueberbleibſel des 17ten Jahrhunderts, die ſogenannte Junakerie.

Und wiſſen Sie, was ein Junak iſt? Es iſt eine kleine, ſchrumpfte, ſchwarze, ſchnurrbärtige Figur, einſt militairiſcher Kavalleriſt, jetzt Hausdiwib. Er trinkt, ißt, ſchlägt Alles und fürchtet Niemand. Sein für den täglichen Gebrauch nützlichſtes Inſtrument iſt ein Kantſchu. Der Junak hat ſchöne und gute Pferde, denen er den Kopf durchſchießen könnte, wenn ſie unter ihm ſtolperten. Die Liebhaberei guter Pferde iſt in Wolhynien gewöhnlich genug; es giebt Ställe, wo man einen Engliſchen Bereiter und Arabiſche oder Türkiſche Stuten findet. Aber das Pferd des Junaks iſt nicht ein ſchönes, großes Racen-Pferd von reinem Blut, ſondern ein Kokakenklepper, lebhaft, flüchtig ſicher zu Fuß und vor Allem feurig.

Früher wurden in Wolhynien von den meiſten Grundbeſitzern Koſaken gehalten, heute nur noch von den Magnaten und Junaks. Bei den Erſteren bilden ſie die Bedienung und kleiden ſich in ihre Burka (nach Art der jetzigen Regenröcke), ihre Kurka, den Kolpak und die Schaaravara; ſie bilden die Suite. Bei den Junaks ſind ſie noch, wenn auch ein ſchwaches Regiment, und haben einen Ataman. In einem Orte ſand ich noch ein ſolches Regiment, welches täglich zur Nachtwache vor dem Schloß und dem Schlafzimmer des Fürſten auszog. Dieſe Leute ſind an unbedingten Gehorſam gewöhnt, ſie ſchlagen, tödten, erſäufen, erſchießen einander, thun Alles ohne Ausnahme, was der Herr befiehlt. Alle Abenteuren jener wahnſinnigen und rohen Art, wie ſie ſich die Junaks mit den Koſaken erlauben, ſind weder möglich, noch nöthig zu erzählen. Mit Seufzen muß man ſich nur wundern, daß die Civiliſation das Uebel nur mehr, ſtatt ihm abzuhelfen. (Fortſetzung folgt.)

England.

Geſchichtliche Entwickelung des Deismus.

(Schluß.)

Shaftesbury fordert vollkommene Freiheit des Denkens und Prüfens, in dem doppelten Sinne, daß das Denken weder extenſiv noch intenſiv beſchränkt werde; kein Kreis von Gegenſtänden ſoll dem Denken entzogen, über daſſelbe hinausgeſchoben werden, in keinem Gebiuum darf Denken ſein mit bemſelben daß gemacht werden. Er hat das Vertrauen zu dem Denken, daß laſſe nur die Forſchung frei durchgeführt wird, das richtige Maaß jedes Dinges werde gefunden werden; nur der Gedanke ſelbſt kann ſich beſchränken.

Aus dem Vorigen ergiebt ſich ſchon die Anwendung dieſer Grundſätze auf die poſitive Religion. Die Offenbarung rechtfertigt ſich ſelbſt durch ihren Gehalt und braucht keine Prüfung zu ſcheuen. Wenn ſie nur auf der Grundlage ſittlichen Beweiſe und als hiſtoriſches Fürwahrhalten eine Wahrheit iſt, dann ſteht ſie auf ſchwachem Grund. In Bezug auf das unmittelbare Religiöſe behauptet er, daß das größte Prinzip der chriſtlichen Religion die Liebe ſey, und das eine würdigere Anſicht vom Menſchen in der chriſtlichen Religion liege, als bei der Meinung, welche alle Tugend auf die Hoffnung der Vergeltung baut. Er bemerkt, in der Religion ſeyen Blicke gegeben von einem edleren Ich und das, welches gewöhnlich als Subjekt unſerer Handlungen vorausgeſetzt wird; aber er ſagt hinzu, eben ſo wie die Erſcheinungen am Himmel gewöhnlich in die heiligen Schrift gemäß der gemeinen Vorſtellung und dem damals gangbaren Syſtem der Aſtronomie und der Naturwiſſenſchaften behandelt worden ſind, ſo ſey es wichtig, die chriſtlichen Erſcheinungen in vielen Stellen beibehalten, gemäß dem gemeinen Vorurtheil und der allgemeinen Vorſtellung und ſelbſtſtändigen Glück. Unſer wahres echtes Ich werde zuweilen als das ehrgeizige vorausgeſetzt, das Macht und Ruhm liebe, zuweilen als das kindiſche, das mit leerem Schein ſich abſpeiſen laſſe und das zum Gehorſam eingeladen werden müſſe durch das Verſprechen ſchöner Wohnungen, koſtbarer Steine und Metalle, glänzender Gewänder u. ſ. w.

Auch die chriſtliche Sittenlehre berührt er und bringt einen verſtecken Tadel gegen deren abſtrakt-religiöſe Auffaſſung des Lebens und des Menſchens vor, wenn er z. B. bemerkt, Privatfreundſchaft und Eifer für das Gemeinwohl ſeyen bei einem Chriſten durchaus freiwillige Tugenden und keine weſentliche Theile ſeiner Brüderlichkeit. Denn er an die Menſchen, die ihm Gutes gethan, nicht verpflichtet, ſich in Verhältniſſe dieſer niederen Welt einzulaſſen, die ihm nicht dazu helfen könnten, ihm eine beſſere Welt zu ſichern. Sein Wandel ſey im Himmel. Auch habe er keine Gelegenheit für ſolche überſtüſſige Sorgen und beſchwerden hier auf Erden, die ihm den Weg dorthin verſperren oder ihn in der ſorgenvollen Aufgabe, eine eigene Seligkeit aufzuarbeiten, aufhalten könnten. Wenn daher ungeachtet eine Portion Belohnung jenſeits übrig bleibt für die eine Rolle des Patrioten oder des vollkommenen Freundes, ſo ſey dieſe ſtets hinter dem Vorhange und bleibe und glücklicherweiſe verborgen, damit wir derſelben deſto würdiger ſeyn mögen, wenn ſie komme. Seine Anſicht über die chriſtliche Sittenlehre, mit der er freilich nicht ganz unverſchienert hervortritt, iſt eine nothwendige Konſequenz der ſittlichen Autonomie, von welcher er ausgeht und mit welcher die religiöſe Autonomie ſich nicht gut vereinigen läßt.

An einer anderen Stelle ſpricht er ſich über religiöſe Intoleranz aus: Es iſt in der Chriſtenheit ein neue Art Politei aufgekommen, die ſich auf eine andere Welt erſtreckt und das künftige Leben und Glück des Menſchen mehr als das gegenwärtige im Auge hat und gemacht hat, daß wir in den vorigen natürlichen Zuſammenhängen, und die aus lauter übernatürlicher Bruderliebe und gelebt hat, einander höchſt anbächtig zu plagen. — Die Reitung der Seelen iſt jetzt die heroiſche Paſſion erhabenet Geiſter und iſt in einer geſwiſſen Weiſe die Hauptſorge der Obrigkeit und der eigentliche Zweck der Regierung geworden.

Nachdem ſo der Streit über die ſittlichen Prinzipien und die ſittlichen Grundanſichten durchgekämpft war, wurde zum Angriff auf die Hauptſtützen der poſitiven Religion, die Weiſſagungen und Wunder, geſchritten.

Den Anſtoß gab hier William Whiſton, der die Anſicht äußerte, daß das A. T. groben Verfälſchungen ausgeſetzt geweſen,

und gerade in den zum Beweis auf den Beissagungen dienenden Stellen, und veranlaßte dadurch eine äußerst heftige Debatte.

Anthony Collins trat theils als Vertheidiger, theils als Kritiker Whiston's auf; er bestritt die Verklärungs-Hypothese und stellte dafür die positive Ansicht auf, der Beissagungsbeweis sey der Hauptbeweis für das Christenthum, und dieser könne nur auf der Grund allegorischer Auslegung geführt werden. Wenn nun hier behauptet wurde, der Beissagungsbeweis, wie er im N. T. geführt werde, beruhe durchaus auf allegorischer und lyrischer Auslegung und Anwendung der Schriftsteller des A. T., so wurde damit das ganze Christenthum aufgehoben, da Whiston den allegorischen Beweis als schwach und schwärmerisch verwirft.

Thomas Woolston geht noch viel weiter als Collins; er ist ein Schwärmer für Allegorie. In seinem „Schiedsrichter zwischen einem Ungläubigen und einem Apostaten" stellte er die Fragen: Ist nicht das mosaische Gesetz und die Propheten dem ganzen Umfange nach lyrisch und prophetisch auf Christus und seine Kirche zu beziehen? Und: Ist es möglich, die Wahrheit des Christenthums anders zu beweisen als durch die Nachweisung, daß die Weissagung des A. T. darin erfüllt sey? Die erste Frage bejaht er, denn die Erklärungen Jesu, die Tradition der Juden, die Meinung der Apostel und Väter der Kirche sprachen dafür. Eben so die zweite; nur der Beissagungsbeweis hat Gültigkeit. Alle andere Beweise für Christi Autorität sind ungehörige Zeug; Wunder namentlich beweisen nichts, selbst die Auferstehung kann in Zweifel gestellt werden, und es ist nicht unglaublich, daß die Jünger Jesu seinen Leib stahlen, um der Schande zu entgehen, an einen todten Mann geglaubt haben. Wäre ich nicht überzeugt, sagt er, daß die ganze Geschichte der Auferstehung, in welcher dem Buchstaben nach kein Sinn ist, nur ein Typus und Vorbild seines geistigen und mystischen Todes sey und seine Auferstehung aus dem Grabe des Buchstabens des Gesetzes und der Propheten, in welchem er begraben lag drei mystische Tage und Nächte lang, so müßte ich glauben, daß diese nur tolle Sage. Auf diese Weise erklärte er alle Wunder, indem er ihnen einen allegorischen Sinn unterlegte. Woolston wurde übrigens durch seine Uebergreifungen ins Gefängniß gebracht, in welchem er als Märtyrer des Deismus starb.

Alle bisherige Versuche können als Vorbereitungen und Vorpostengefechte angesehen werden, auf welche die Hauptschlacht noch folgen mußte. Es kam jetzt darauf an, auf dem gebrochen Boden das Gebäude des neuern Religionssystems aufzuführen und im Innern anzubauen.

Hier ist zunächst Matthews Tindal zu erwähnen, der in seinem klassischen Werke des Deismus: „Das Christenthum so alt als die Schöpfung", folgende Hauptansichten aufstellte: die natürliche Religion ist schlechthin vollkommen, und jede Religion, also auch die christliche, ist nur insofern wahr, als sie mit ihr identisch ist oder mit der natürlichen. Die natürliche Religion besteht ihrem Gehalt nach in Erfüllung der Pflichten gegen Gott und Menschen. Alles, was nicht auf die Ehre Gottes und das Wohl der Menschen Bezug hat, ist Aberglaube.

Die Religion besteht aus Moralität. Wesentlich ist, daß die Pflichten frei und mit fröhlichem Sinne, nicht aus sklavischer Furcht erfüllt werden. Die Freiheit und Selbstbestimmung ist darin gegründet, daß die Erkenntnißquelle und Gesetzbuch der Sittlichkeit die Vernunft selbst ist, dieses „Band zwischen Himmel und Erde, Schöpfer und Geschöpf." Sofern die Religion mit dem sittlichen Handeln zusammenfällt, ist sie selbst ein vernünftiger Dienst. Die Religion, identisch mit der Vernunft, ist etwas dem Menschen Eigenes und Innerres, was er nicht außer sich zu suchen hat. Alles, was Anspruch darauf macht, Religion zu seyn, und davon abweicht, ist Aberglaube. Das Wesen des Aberglaubens besteht darin, daß man sich einbildet, ein allweises und gnädiges Wesen sich durch Dinge geneigt machen zu können, welche an sich keinen Vorzug haben, welche vielleicht bloß Mittel sind, aber als Zweck angesehen werden.

Ist es ausgemacht, daß die natürliche Religion die wahre, allgemeine und ewige Religion ist, so ist eben damit gesagt, daß jede gegebene Religion nur dann wirklich Religion ist, wenn sie mit dem bisher entwickelten allgemeinen Wesen der natürlichen Religion identisch ist. Deshalb kann die natürliche Religion durch eine äußere Offenbarung in ihrer Vollkommenheit weder gebessert noch vermindert werden. Das Christenthum ist nur in der Weise Verlaß, daß es Wiederbekanntmachung der natürlichen Religion erklärt. Es ist etwas Neues, verglichen mit dem vorhergehenden Zustand, der eine Mischung von Aberglauben und wahrer Religion war; aber es ist nichts Neues, verglichen mit dem, was dem Menschen ursprünglich als Religion gegeben war. Bei dieser Identität des Christenthums mit der natürlichen Religion ruhet sich, daß das Christenthum vernünftig ist, und daß die Vernunft eine entscheidende Stimme über christliche Glaubenssätze hat. Es ist der prüfenden Vernunft frei gegeben, die Schrift wahr oder falsch zu finden, Aberglauben oder Religion in ihr zu erkennen, und wirklich ist Irrthum in der Schrift zu finden, besonders in den Beissagungen. In den Beissagungen z. B., die sich auf die Wiederkunft Christi und das Weltende beziehen, haben sich die Apostel grobliche geirrt.

Tindal selbst bezeichnet seine Richtung als christlichen Deismus, und er unterscheidet Deisten und christliche Deisten, insofern die Ersteren nicht wagen, die Wahrheit der Schriftlehre zu prüfen, während die Letzteren, welche nicht an die Lehren glauben, weil sie in der Schrift enthalten sind, sondern an die Schrift wegen der Lehre, keine solche Besorgniß hegen.

Tindal bewegt sich am liebsten im abstrakten Denken; den historischen Stoff läßt er mehr bei Seite liegen. In dieser Beziehung ergänzt ihn Thomas Chubb.

Dieser stellte in seinem „Wahren Evangelium Christi" die Ansicht auf, das Christenthum seinem Wesen nach nicht sehr, sondern Leben, daß es etwas Sittliches, freies, sittliches Handeln sey. Jesus hat sich an die Menschen als an freie Wesen gewendet und ihnen zu ernster Erwägung gewisse auf die Voraussetzung des Daseyns Gottes gegründete Lehrsätze vorgelegt, welche, weil sie für den Menschen hochwichtig sind und wenig beachtet werden, Evangelium, d. h. gute Nachricht, heißen. Diese Wahrheiten lassen sich in Einem Satze zusammenfassen: 1) Seine Verdorbenheit und unser Geist und unser Leben einrichten nach der ewigen und unveränderlichen Regel des Handelns, welche auf die Vernunft der Dinge gegründet ist. 2) Wenn man in Verletzung dieses Gesetzes gleibt und Gottes Mißfallen sich zugezogen hat, so fordert und empfiehlt er als einziges sicheres Mittel der göttlichen Gnade und Vergebung: Buße und Umkehr.

Das Evangelium, objektiv betrachtet, besteht im Gesetz der Vernunft, das Christus einschärft; subjektiv in der aus freier Ueberzeugung hervorgehenden Beobachtung dieses Vernunftgesetzes. Aus dem, was das Evangelium ist, ergiebt sich, was es nicht ist; nämlich es ist nicht ein historischer Bericht von Thatsachen. Für den sittlichen Einfluß des Evangeliums ist die Meinung dermenge, und die Menschen durch orthodoxen Glauben Gott wohlgefällig würden. Das Evangelium würde noch jetzt wie ursprünglich seine heilsame Kraft bewahren, wenn es als Prinzip des Handelns angesehen würde. Aber das Evangelium glauben, heißt jetzt nur so viel, als einigen particulairen Sätzen beistimmen, nämlich daß Christi Person und Sendung göttlich sey. Das Nachtheiligste für die Lehre des Evangeliums ist aber die Vermischung der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft; diese hat dem Christenthum eine so schwere Wunde beigebracht, daß sie wohl schwerlich geheilt werden wird. Denn durch diese unnatürliche Coalition wurden alle übrige Wege, auf welchen das Christenthum verkehrt worden ist, ratificirt: es wurde Mittel zu Zwecken, menschlicher Politik.

Eigenthümlich ist Chubb, daß er ein besonderes Gewicht darauf legt, das Evangelium sey den Armen und den niederen Klassen gepredigt worden. Darum dringt er darauf, daß es jedem Handwerker verständlich sey. Es ist in ihm eine demokratisch-nivellirende Tendenz enthalten. Im Interesse dieser stellt er die brüderliche Gleichheit als den wesentlichen Charakter der christlichen Vereine dar und will er seinerlei Autorität, keine weltliche Gewalt in diesen stattfinden lassen.

Bisher hatte es sich hauptsächlich um die christliche Religion als Offenbarung gehandelt; jetzt kam auch das A. T. an die Reihe, und zwar in dem „Moralphilosophen" von Thomas Morgan. Von ihm geht eine gnostische Ansicht aus, das Verhältniß zwischen dem A. und N. T. aus. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß die ganze Mosaische Institution keine göttliche Offenbarung gewesen. Er unterwirft die ganze Israelitische Geschichte seiner Kritik, um theils das Wunderbare und Uebernatürliche abzukreiben, theils um den sittlichen Charakter der handelnden Personen in ein schlechtes Licht zu setzen. Bei den Wunder-Erzählungen schwankt er zwischen der Annahme des Betrugs und der veränderten Sage. Den Gott Israel's erklärt er für einen untergeordneten, beschränkten Schutzgott.

Wir haben jetzt noch einen Vertreter der vornehmen Welt zu erwähnen, nämlich Bolingbroke; auf Wissenschaftlichkeit macht dieser keinen Anspruch. Eigenthümlich ist aber seinen Ansichten über die Religion der politische Gesichtspunkt. Religion, Christenthum, Kirche haben ihm an und für sich gar keinen Werth, sondern erscheinen ihm nur als Mittel für den Staat. Die Verachtung des Menschen ist bei ihm aufs Höchste gesteigert, und in der ganzen Geschichte sieht er nur ein fortlaufendes Gewebe von Betrügereien und Verrätherei. Der Beruf der Priester erforderte, seiner Ansicht nach, den Glauben an Lügen zu erhalten und so viel neue zu erfinden, als nöthig waren, um denselben Betrug fortzupflanzen. Der Elitekrit der Philosophen giebt er indeß eben so viele Schuld. *)

Rußland.

Etwas über die Tschuwaschen.

Diesen Namen führt im Russischen Gouvernement Kasan ein zahlreiches Volk, dessen Sprache Türkischen Ursprung Abkunft verräth. Schon unbedachte jetzt Beobachter der Wolga-Ufer, sind die Tschuwaschen, so lange man sie kennt, isolirt gebliebten und scheuen jeden Umgang mit Ausländern, zu sogar mit ihren nächsten Nachbarn, wenn sie von anderem Stamme sind.

Der Tschuwasche ist minder ansehnlich und kraftvoll, als mehrere ihm benachbarte Völker, aber von guter Gesundheit, mäßig und arbeitsam. Die Tschuwaschischen Frauen gebären sehr leicht und thun gleich nach ihrer Niederkunft jede häusliche Arbeit. Ihre Reize werden nicht sehr gepriesen, wohl aber ihr Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. In Weißzeug scheint das weibliche Geschlecht saum irgendwo reicher zu seyn; wohlhabende Tschuwaschinnen erscheinen, wenn sie sich verheirathen, eine Ausstattung von hundert Hemden. Zu ihrem Anzuge gehören verschiedene diesem Volke eigenthümliche Putzartikel, z. B. eine am Gürtel hängende Platte aus Kupferblech, die mit verschiedenen metallenen Zierrathen behängt ist und während des Gehens ein bestandiges Geräusch macht. Professor Erman d. J. sah bei Antschikowo, einem Dorfe im Kasanschen, eine Gesellschaft junger Mädchen zu Pferde, die ohne Steigbügel hinaus aufs Feld ritten: Alle trugen eine runde Mütze mit dicht

*) Ein dritter Artikel, der den Schluß dieser Uebersicht bildet, folgt nächstens.

Digitized by Google

neben einander aufgereihten Russischen Silbermünzen, und in gleicher Art war auch das Brustkind ihrer Kleidung verziert.

Die meisten Tschuwaschen bekennen sich äußerlich zum Griechischen Kultus und haben ihre Popen, wie die Russen; aber der krasseste heidnische Aberglaube erfüllt noch Geister und Herzen des wenig unterrichteten Volkes. Bäckt ein Tschuwasche Brod, so guckt er unaufhörlich in den Ofen, und ist an irgend einem der Laibe die Kruste zersprungen, so wirft er es gleich hinaus. Trinkt er Wasser aus einem Brunnen, der ihm Unglück zu verkünden scheint, so kehrt er nach Hause, kommt mit Gelt, Brod und Eiern wieder und wirft Alles in den Brunnen, damit der böse Genius versöhnt werde und eine Krankheit oder den Tod von ihm abwende.

Wenn die Aerndte eingethan ist, feiert man den Tag mit Fasten und Gebeten; ein Zauberer (jomasa) besucht jedes Haus und sagt jedem Familienglieder, zu was für einer Gottheit es beten soll: Einer wird Tora, den obersten Gott, gewiesen, ein Anderer einem der Waldgott, ein Dritter den Herdvergott u. s. w. anrufen, und Alle verrichten ihren Ritus, indem sie das Antlitz der nach Osten sich öffnenden Thür zukehren. Endlich schneiden die Söhne das aus dem neuen Korn gebackene Brod in kleine Stücke; die Frauen und Töchter aber reichen diese Stücke den älteren Verwandten und sprechen mit einer tiefen Verbeugung: „Gnär bitten Tora, daß er euch gesund erhalte und uns vergönne, auch im kommenden Jahr das neue Korn gemeinschaftlich zu mahlen.“ Die Feierlichkeit schließt mit einem Tanze.

Die Tschuwaschen haben vor dem Gotte der Ambar's (Kornhöden), welcher Terkul heißt und dessen Tempel die Ambar's selber zu seyn pflegen, ganz besondere Ehrfurcht. Im vorigen Jahre besaß der Russische Bauer des Dorfes und Gutshofes Jandemir den Aberglauben seiner Gemeinde, zwei Ambar's mit Terkul-Göhen zu verkaufen. Ein Russischer Bauer, der sie kaufte, fand beim Niederreißen der Ambar's in Ritzen und Winkeln gegen 15 Rubel Münze, die man dem Terkul geopfert hatte. „Noch jetzt“, sagt die Staatsräthin Fuchs*), „kommen viele getaufte und nicht getaufte Tschuwaschen zu diesem Bauer und legen Geld in einen Winkel seines Ambar; vor langen haben sie auch ein Huhn oder eine Ente dahin gebracht.“

Die den Antiquaren so einträgliche Sitte, mehr oder weniger werthvolle Gegenstände in Gräber oder Särge zu legen, erhält sich bei den Tschuwaschen in ihrer ursprünglichen Reinheit. Wenn Einer gestorben ist, trägt man seinen Körper sofort auf den Hof, reinigt ihn, legt ihn, mit seinem Festgewand bekleidet, in den Sarg und trägt diesen alsdann in die Stube, wo die Verwandten jeden Artikel, den dem Verstorbenen bei seinen Lebzeiten besonders nöthig oder augenehm war, ihm auf seine letzte Reise mitgeben; doch geschieht dies immer heimlich, damit kein Geistlicher davon merke. Handarbeitern legt man ihre Instrumente in den Sarg, und Frauen oder Mädchen werden mit Allem versehen, was zu der weiblichen Arbeit, in der sie sich hervorthaten, nöthig war. Außerdem wird jeder Verstorbene ohne Unterschied mit Geld zu seinen Ausgaben versorgt. Diese Sitte giebt manchmal zu komischen Vorfällen Anlaß, wie der folgende einer war:

Ein reicher Familienvater Nark, und man legte hundert Rubel zu ihm in den Sarg. Russische Taugenichte, die davon Kunde erhielten, gruben das Grab wieder auf, erbrachen den Sarg, nahmen das Geld heraus, setzten den Todten aufrecht und steckten ihn in die eine Hand Karten, in die andere ein Fläschchen Wein. Darauf gingen sie und sagten seinen Angehörigen, ihr respektiver Vater und Gatte führe eine lieberliche Existenz unter der Erde. Die ganze Gemeinde eilte auf den Kirchhof, sah den Verblichenen mit jenen zwei Attributen eines Zechbruders und fand keine Kopeke Geld bei ihm — er mußte also sein Leben ganz erstaunlich schwer vertan haben, erwahnte alle den Leichnam ernstlich, einem so skandalösen Lebenswandel zu entsagen und sich ehrsam aufzuführen; dann erhielt er eine neue Summe Geld, und das Grab wurde wieder zugeschüttet. Die Gaudiebe gruben ein zweites Mal nach, nahmen das Geld und zeigten der Familie an, ihr entarteter seliger Papa fahre fort, zu zechen und Karte zu spielen; aber dieses Mal ging eine Anzahl respektabler Leute, mit Beistand versehen, auf den Gottesacker, erstritten dem verstockten todten Sünder eine tüchtige Tracht Hiebe und versenkten ihn dann, ohne einen Heller beizulegen. Seitdem hat der Verstorbene sich musterhaft aufgeführt.

Die Tschuwaschen haben auch einen besonderen Gott der Genesung, der Jrich heißt. Seine aus Zinn gegossenen Bilder sehen wie kleine Finnische Puppen aus; sie sind ein Viertheil lang und mit Händen, Füßen und Augen versehen. Man hängt diese Figürchen in kleinen Behältern an den Zweig einer Eberesche, der alle Neujahr gewechselt wird. Dem Jrich werden säuerlicher Mehlbrei und süße Pfannkuchen geopfert, und man ruft ihn besonders an, wenn die Ruhr, die Zähne, die Ohren schmerzen oder Ausschlag zum Vorschein kommt. Die Frau Staatsräthin Fuchs unterstellt sich viel mit Jomsa's, welche Priester, Aerzte und Zauberer in Einer Person sind, und bemühte sich, Alles von ihnen zu erfahren, was ihren Beruf und den Glauben der Tschuwaschen angeht.

„Der Jomsa Dmitrich“ — sagt sie — „ist den Uebrigen ganz unähnlich. Er hat eine Russische Physiognomie und spricht sehr gut Russisch. Ich wurde bald mit ihm bekannt, allein er war nichts weniger als offenherzig; seiner Verbindung nach ist er der Griechischen Kirche innig zugethan. Als ich ihn fragte, wo er denn zaubern und wahrsagen gelernt habe, antwortete er zu meiner größten Verwunderung: in Petersburg! Darauf erzählte er mir eine Geschichte seines Lebens: wie er in seiner Kindheit Vater und Mutter verloren, von fremden Händen erzogen worden sey, im zwanzigsten Jahre als Arbeiter auf Schiffen nach Petersburg gekommen sey. Er wurde dort erst Hausknecht, dann Lohndiener eines Kleinhändlers, bei welchem auch ein Soldat aus Kiew wohnte, dessen Mutter ihrem Sohne in Heilkünsten Unterricht gegeben. Von diesem Soldaten erlernte nun auch Jwan Dmitrijitsch die geheime Kunst. Er glaubte ohne Zweifel, seine Erzählung, daß er in der Passion seine Bildung empfangen habe, sey in den Wind geredet, allein da er zwar mir gerade zum Ekel: ich wollte einen Tschuwaschischen Heremeistter sehen, keinen Russischen. Doch, was konnte ich machen? So verlangte ich denn von ihm, daß er etwas erraten sollte, ohne ihm etwas aufzugeben. Jwan ließ ein Glas Wasser bringen und gab mir ein Zweikopfenkäkel, damit ich selbst es hineinwürfe. Ich that alles; er schaute sehr lange in das Wasser und murmelte dabei in sehr leisem Tone eine Tschuwaschische Zauberformel; dann führte er lauter zweideutige Reden, und so oft ich ihn aufforderte, sich bestimmt auszudrücken, war die Antwort: „Sist zweifshaft.“ Wie sehr mußte ich aber staunen, als er mir unter Anderem sagte, es sey in unserem Hause etwas verloren gegangen! Ich dachte nicht an die Feuersbrunst, die in unserer Nachbarschaft gewesen, und an die damaligen Verluste und versicherte ihm, daß er sich irre. „Jä es denn in meiner Abwesenheit geschehen?“ — „„Nein, Madame, d'ist schon ein halbes Jahr, daß bei Jhnen eine Uhr abhanden gekommen ist.““ Jetzt erst kam mir die Uhr in den Sinn, die mir bei jener Gelegenheit verloren. Ich fragte meine Leute, ob sie von der Feuersbrunst und von verlorenen Dingen gesprochen hätten; allein sie betheuerten, kein Wort gesagt zu haben. Diese Erkünnen war so groß, daß ich ein paar Stunden lang fast an Herrerei glaubte; aber auf einmal löste sich das Räthsel: der Starosta (Bauerälteste) hatte mit dem Führer des Jomsa von dem Feuer und der verlorenen Uhr gesprochen, und gleichzeitig war unser Jwan Dmitrijitsch in der Stube gewesen, wo er sich am Ofen wärmte.“*)

Mannigfaltiges.

— Die Deutsche Theologie in England. In den Augenblick, wo so manche Anknüpfungen zwischen Deutschem und Englischem Protestantismus stattfinden, mag es doppelt wichtig seyn, die Stimme der Englischen Kritik über die Deutsche Wissenschaft der Theologie zu hören. Bei Gelegenheit der Ankündigung, daß in kurzem Cuvard's Werk: „Das Leben der Christen in den drei ersten Jahrhunderten der Kirche“ Englisch erschienen werde, läßt sich ein Kritiker so vernehmen: „Wir freuen uns, zu bemerken, daß das tiefgewurzelte und in mancher Rücksicht wohlbegründete Vorurtheil gegen die Deutsche Theologie in diesem Lande allmälig schwindet. Die Werke eines Neander, Tholuck, Krummacher, Friedrich Strauß haben diese überzeugt, daß unter dem seichten Be[illegible] Rationalismus ein tiefer Strom Lebens, nicht bloß von gesunder christlicher Gelehrsamkeit, sondern auch von praktischer Frömmigkeit. Wir können mit Vergnügen den ernsten Lesern ankündigen, daß ein neuer Kandidat ihrer Billigung in der Person des Dr. Conard (lies Couard**), eines protestantischen Predigers an einer Hauptkirche zu Berlin, bald vor ihnen seyn wird. Mr. Leypold J. Bernard† hat so eben die Uebersetzung eines Bandes der Predigten dieses Geistlichen vollendet über: „The Lives of Christians during the first Three Centuries“.... Es wird nächstens im Theological Cabinet erscheinen.“ Couard's Werk ist erst in diesem Jahre erschienen, und die so schnell erfolgende Uebersetzung beweist, daß die Engländer fast mit eben so großer Begierde unsere gelehrten Werke übersetzen, wie wir ihre Romane.

— Goethe's Jphigenia Englisch.***) Nachdem vor ungefähr vierzig Jahren die Britten dieses herrliche dramatische Gedicht durch Taylor's nämlich mittelmäßige Uebertragung zum ersten Male kennen gelernt, hat es jetzt ein auf Deutschen Universitäten gebildeter und in der Deutschen Literatur erfahrener Engländer unternommen, dasselbe Gedicht in dem Versmaße des Originals und in einer der fortgeschrittenen Kenntniß seiner Landsleute in der Deutschen literatur entsprechenderen Form ins Englische zu übertragen. Wenn der Uebersetzer unsere Erwartungen hier bei Jhgenhaften besitzen muß, nämlich genaue Kenntniß der Sprachen, aus der und in die er übersetzt, so wie des Jnhalts des übersetzten Werkes, die poetische Uebertragungskunst aber außer genannten drei Eigenschaften noch eine dichterische Ader voraussetzt, so hat Dr. Hartwig diese vier Eigenschaften in seiner Englischen Jphigenia in vollem Maße gezeigt. Genanntes Gedicht ist, so weit es bei einer Uebertragung in eine fremde Sprache nur möglich ist, ziemlich wörtlig wiedergegeben und ist daher den Freunden der Englischen Sprache, zum Behufe eines tieferen Eingehens in den Geist derselben, zu empfehlen, zumal da es im Aeußeren schön ausgestattet und wohlfeil zu haben ist.

*) Diese Dame publizirte im vorigen Jahre „Notizen über Tschuwaschen und Tscheremissen des Sowremennik Kalan“, in Form einer Korrespondenz mit ihrem Gemahl.

*) Wir bemerken noch, daß sämmtliche über die Sprache der Tschuwaschen eine sehr beträchtende kleine Schrift in lateinischer Sprache unter dem Titel: De Lingua Tschuwassorum (Berlin, 1841) erschienen, deren Verfasser der Dr. Wilhelm Schott, Professor der orientalischen Sprachen an der hiesigen Königl. Universität, ist. D. R.

**) Jm Englischen sein bloßer Druckfehler, denn es ist mit Jnitialbuchstaben CONARD gedruckt.

***) By Dr. Hartwig. — Berlin, 1841.

†) Wm Taylor of Norwich, nicht zu verwechseln mit dem nachmaligen Kommentator von Goethe und Schiller, Herrn Taylor in London.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Redigirt von J. Lehmann. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Montag den 1. November 1841.

Griechenland.

Sophokles und die Antigone.

Kunst und Alterthum! wie große Gedanken knüpfen sich nicht schon an jeden einzelnen dieser beiden Begriffe; um wie viel mehr aber erfüllt es uns mit heiligem Gefühle, wenn sie sich vereinigt dar-bieten! Kaum denkbar ist aber wohl eine edlere Vereinigung dieser verwandten Begriffe, als diejenige war, die kürzlich allen Freunden der klassischen alten Welt durch die Aufführung der Antigone des Sophokles dargeboten wurde. Es ist in diesen Blättern nicht der Ort, auf eine nähere Würdigung des Kunstgenusses einzugehen, den wir der erhabenen Munificenz Sr. Majestät des Königs verdanken, wohl glauben wir den Wünschen eines großen Theiles unserer Leser entgegen zu kommen, wenn wir ihnen hier nach verschiedenen Quellen und unter Benutzung der kürzlich vom Professor Borberg in Bern herausgegebenen Zusammenstellung der Dichter des Hellenischen Alterthums eine Skizze von dem Leben des Sophokles und von dem Cyklus der drei großen dramatischen Dichtungen mittheilen, deren Schlußstein gleichsam die „Antigone" bildet:

Sophokles ward 495 vor Chr. in dem Flecken Kolonos bei Athen geboren, wo sein Vater eine Waffen-Fabrik besaß. Seine sorgfältige Erziehung in allen Künsten, frühzeitige Entwickelung, Schönheit des Leibes, feinere Anmuth in seinem ganzen Wesen zeichneten ihn schon als Jüngling aus. Die großartigen Bewegungen, welche in die Zeit seiner Jugend fielen, die Perserkriege, gaben seinem milden und empfänglichen Gemüthe früh einen hohen, männlichen Ernst. Nach der Schlacht bei Salamis sang er bei der Siegesfeier das Epinikion zur Laute vor.*) — Aus seiner weiteren Jugendgeschichte ist wenig bekannt; die außerordentlich schnell sich entwickelnde und von Aeschylos mit dem grandiosesten Pompe umgebene dramatische Kunst mag frühzeitig sein seltenes Talent geweckt und ihn zu eigenen Versuchen angeregt haben: bei der Aufführung von Aeschylos' Persern war er 23 Jahr alt. Im 25sten Jahre trat er zuerst selbst als Dichter auf. Alle seine früheren Stücke vor der Antigone (in seinem 35sten Jahre aufgeführt) sind verloren gegangen; in der „Nausikaa" und dem „Thamyris" spielte er selbst die Hauptrolle (was er später wegen zu schwacher Stimme nicht mehr that): in jenem Stücke erregte sein graziöses Ballspiel, in diesem sein schöner Gesang allgemeine Bewunderung.

Er lebte in sehr glücklichen Verhältnissen; wohlhabend, von heiterem, freiem Gemüthe und beseelt von echter, den Genuß des Schönen nicht verschmähender Lebensheiterkeit, — bewundert als Dichter, von Allen geehrt und geliebt als der edelste und liebenswürdigste Mann: in ihm konzentrirte sich die ganze Fülle der Anmuth und Schönheit, der frischen Lebenskraft und des tiefsinnenden Ernstes, der großartigen Begeisterung und der heiligen Kunstliebe, wodurch sein Jahrhundert (v. 495—404) so einzig in der Hellenischen Geschichte dasteht: eine Frucht und weitere naturgemäße Entwickelung der großen Mannesschönen Zeit, welche das ganze Athenische Leben bis zu den bewundernswürdigsten Kraftanstrengungen erschütterte und begeisterte: Perikles, Phidias, Sophokles.

Zweimal war er verheirathet und zeugte mehrere Kinder; sein Sohn Jophon und Enkel Sophokles waren ebenfalls tragische Dichter. — Er verließ seine Heimat, wo er so heiter und allgeehrt lebte, nie und starb, wahrscheinlich in dem Entsetzen der Freude über einen unerwarteten Sieg im tragischen Wettkampfe, 404 v. Chr., 91 Jahr alt, lange nach Aeschylos und kurz nach Euripides (über dessen Tod, obgleich dieser sein Gegner war und dessen Kunstmanier ihm sehr mißfiel, er Trauer anlegte). Die Spartaner, welche unter Lysander damals die Lawischaft besetzt hielten, hoben den Athenern Waffenstillstand an, um einem Manne feierlich zu bestatten, „den die Götter vorzüglich liebten". Es fand die Errichtung eines Tempels statt, worin ihm als Heros jährlich geopfert wurde. — Kaum ist je ein Dichter so allgemein verehrt worden, schon von seinen Zeitgenossen, wie Sophokles; der strenge Aristophanes, Platon, Aristoteles preisen ihn als Master in der Tragödie: er hieß der „am meisten Homerische". Phrynichos, der Komiker, sagt in seinen „Musen":

„Glücklich'ger Sophokles, der den langen Lebenslauf
Vollbracht, ein friedlich heit'rer, wohlberath'ner Mann.
Nachdem er viel' und schöne Trauerspiel' erdacht,
Verschickt er rudmvoll, seines Amtchens sich bewußt." —

Man schrieb ihm 130 Stücke zu; viele mit Unrecht: wie viele der ihm beigelegten wirklich von ihm waren, darüber ist man nicht einig; Welcker („die Griechischen Tragödien v." 1839) nimmt an: 86 Tragödien (5 unsicherer) und 18 Satyrspiele. Sieben haben sich erhalten. Er gewann zwanzigmal den ersten Preis; somit jedesmal den zweiten; den dritten nie.

Sophokles hob die tragische Kunst zu ihrer größten Höhe und Vollendung empor: er mildernte das überströmend Gigantische, Schroffe und Herbe in der Aeschyleischen Poesie und drängte alle Elemente in das durch besonnene Kunstübung scharf begrünzte Bette eines prachtvoll dahin rollenden, göttlich klaren und den ewig heiteren Himmel in sich abspiegelnden Stromes.

Dahin zielten schon seine Veränderungen in der äußeren Darstellung (auch von Anderen angenommen): — er verwendete weniger auf den Chor, durch Scenerie, Maschinerie ꝛc., als Aeschylos, führte dagegen die perspektivische Scenen-Malerei ein; — etwas niedrigere Kothurne (weiße Stiefeln). — Er schränkte den Chor so ein, daß die Handlung zur Hauptsache wurde; daher haben erst seine Tragödien eine dramatische Katastrophe, eine organische Entfaltung der Handlung von dem Anfange durch die Verwickelung aller Elemente zu dem abrundenden, Alles zu Einem Total-Effekte vermittelnden Schlusse. Dazu war ihm der stille sprechende Schauspieler nöthig; endlich löste er die Aeschyleische Trilogie auf und brachte nur einzelne Stücke zur Darstellung, welche eine zu sehr gegliederte und reiche Handlung enthielten, als daß sie zur Trilogie sich gefügt hätten.

Der Grund-Charakter seiner Dramen ist Ruhe und ideale Schönheit, ganz analog der idealen Plastik seiner Zeit. Diese zeigt sich zunächst in dem wunderbar schönen, harmonischen Verhältnisse aller Theile, in dem mit eben so klarem Bewußtsein, als tiefem Kunstgefühle durchgeführten Ebenmaße und in der über Alles ausgegossenen zauberischen Anmuth. — Die Charaktere, der Heroenzeit entlehnt, gehen auch in den gewaltigsten Leidenschaften nicht über das Maß menschlicher Zwecke hinaus; es sind hohe verklärte Menschengestalten, welche in höheren Regionen wandeln, wo Licht und Schatten mit ätherischem Glanze umflossen ist. — Die Handlung schreitet mit streng abgemessenen Schritten ihrem Ziele entgegen: wir sehen dieses schon oder ahnen es wenigstens in ihrem Beginne oder in ihrer weiteren Entfaltung; während den Handelnden selbst dasselbe größtentheils oft ganz verborgen bleibt. Daher unsere innige Theilnahme mit den Verblendeten; tiefe Wehmuth, wenn die großartige Kraft oder die edelste Gesinnung ihren eigenen Untergang herbeiführt, — Mitleid selbst mit dem Frevler, wenn er die über ihm schwebende Nemesis nicht gewahrt: wir werden überall an unser eigenes Loos gemahnt und zu frommer Demuth gestimmt, wenn wir, ein so viel nichtigeres Geschlecht, selbst die gewaltigen Heroen der Vorzeit in Irrthümer sehen, sobald sie das Maß zu durchschreiten streben, das die ewig waltende Gottheit allem Irdischen gesetzt hat.

Das Schicksal nämlich steht bei Sophokles nicht, wie meist bei Aeschylos, als ungeheure Gewalt außer dem Menschen, gerecht richtend und verhöhnlich, aber mehr auf den Menschen, als in ihm wirkend; noch weniger ist es eigentlicher Zufall, wie so oft bei Euripides. Vielmehr wohnt es in dem Menschen selbst hier wohl es in der unergründlichen Tiefe des Gemüthes seine dunklen Fäden: die Menschen selbst ziehen seine ewigen Schlüsse in ihrem eigenen Innern groß, indem sie sich in Widerspruch mit ihm versetzen und aus der unabänderlichen Gesetzmäßigkeit der Natur herausreißen, die Schranken ihrer Individualität verkennen, indem sie entweder das Verlorene wollen, oder das Rechte mit falschen Mitteln erstreben. Den Fluch trifft Schicksals ziehen Einzelne auf sich und selbst auf ihr ganzes Geschlecht herab: aber der Dichter will nicht dunt und schonungslos vernichten; aus den herbesten Widersprüchen, ja aus den schauerlichsten Verirrungen heraus weiß er den Faden zu finden, der den Knoten entwirrt und die Menschennatur gekräftigt und geläutert aus dem furchtbaren Kampfe hervortreten läßt. Der Tod versöhnt: auch an der Leiche des Mörders schweigt jedes Nachgefühl.

Kein anderer Dichter steht der christlichen Weltanschauung so nahe, als Sophokles: — bei keinem tritt die sittliche Weltordnung in so glorienumstrahlter herrlicher Kraft hervor; — bei keinem hat die Frömmigkeit einen so tief ihrellen Charakter.

*) Chronologisches Verhältniß der drei Tragiker: Aeschylos kämpfte mit, Sophokles nahm als Jünglingsknabe an dem Chorreigen des Siegesfestes Antheil, Euripides ward an diesem Tage geboren.

Digitized by Google

Der Chor tritt seinem Umfange nach bedeutend zurück; er greift selten und nur in untergeordneten Verhältnissen selbstthätig in die Handlung ein. Diese berührt ihn zwar auf das innigste, aber sie reißt ihn nicht mit sich fort; er ist eng in sie verflochten, aber nur durch innige Theilnahme, durch Rath und Mitgefühl. Daher athmen die Chorgesänge oft das tiefste, lebhafteste Gefühl, erheben sich zu den herrlichsten Reflexionen, ohne aus der Befangenheit der Handelnden herauszutreten: häufig sind diese Reflexionen nur allgemeiner Art, beankunden eine freiere Weltanschauung oder erheben sich zum Preise der ewig waltenden Götter. Uebrigens aber ist die in ihnen herrschende Lyrik von der ergreifendsten Wirkung: erhaben und von unnachahmlicher Schönheit, alle Satiren des menschlichen Gemüths aufschlagend, von der tiefsten Wehmuth bis zur lautesten, fast bacchantischen Freude.

Dieser Mannigfaltigkeit des Inneren entspricht die unendlich schöne der Formen, des Rhythmus und der Sprache: in dieser Beziehung schon ist Sophokles unerreicht geblieben. Ueberhaupt ist seine Sprache der vollendetste Wohllaut; sein Bau der Perioden, sein Ebenmaß im Dialoge, besonders in dem schnell wechselnden, in kurzen, inhaltschweren Sätzen sich bewegenden, sind unnachahmlich. Er wußte dabei auch dem Gesange der Chöre eine hohe Vollendung zu geben: er hatte einen eingeübten Stehenden Chor.

Auch selbst es bei ihm nicht an Beziehungen auf politische Verhältnisse der Gegenwart, aber aber suchte er, ohne irgend in Euripideischen Sentenzenpunkt zu verfallen, auf das sittliche Gefühl zu wirken. Um so in der That kann ein anderer Dichter in dieser Beziehung größeren Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt haben, als Sophokles, dessen beste Tragödien noch lange nach seinem Tode immer wieder auf die Bühne gebracht wurden.

Wir gehen nun zu den drei Dramen über, welche den Cyklus bilden, dessen Beschluß die Antigone macht.

a) König Oedipus.

Ein entsetzlicher Fluch lastete auf dem Hause des Phönikiers Kadmos, der Thebe gegründet und dort seinen Herrschersitz aufgeschlagen hatte. Schon des Kadmos vier Töchter, Semele, Ino, Agaue, Autonoë, hatten ein traurig-vergerreichendes Loos. Glücklicher war des Kadmos Sohn und Nachfolger Polydoros, der, ohne von Unglück heimgesucht zu werden, auf seinen Sohn Labdakos die Herrschaft vererbte. Aber schon dessen Sohn, den Laïos, ereilte der nur schlummernde böse Dämon des Hauses. Er heirathete des Menökeus Tochter Jokaste: aber kein Kind wollte seine Ehe begnädigen. Er sandte zum Delphischen Orakel, um Hülfe zu erflehen, und erhielt die entsetzliche Antwort: „Ein Sohn sey Dir gewährt; aber von seiner Hand wirst Du fallen, und er wird seiner Mutter Gatte werden." Laïos, dessen Hand nicht rein von Frevel war, zeugte, ungewarnt, sich einen Sohn und mit ihm den Tod.

Den Neugebornen — denn der Thörichte wähnte, des Gottes Stimme Lüge machen zu können — ließ er, mit zusammengeschnürten und grausam durchbohrten Füßchen im Gebirge Kithäron aussetzen, damit das Kind eine Speise der Raubthiere würde. Der mit dem ruchlosen Befehle beauftragte Diener aber erbarmte sich des Kleinen und übergab ihn einem dort weidenden Korinthischen Hirten: dieser bringt ihn seinem Herrscher, dem Könige Polybos von Korinth, der den Schönen Knaben in sein Haus und an Kindesstatt annahm. Der Kleine, Oedipus, „der mit geschwollenen Füßen" genannt, wuchs zum stattlichen Jünglinge heran. Einst werfen ihm, dem von angeborner Leidenschaft Durchglühten, seine Genossen im Streite vor, er sey nicht des Königs echter Sohn. Dies ist mehr, als sein Ehrgeiz zu ertragen vermag: er eilt zu den Aeltern, befragt sie, ihre Antwort genügt ihm nicht. Da macht er sich auf zum Geiste nach Delphi und — hört wieder seine Eltern lügen. Aber was muß er vernehmen! „Suche Vater nicht, noch Mutter: denn jenen wirst Du tödten und diese zum Weibe nehmen!"

Nach Korinth durfte der Jüngling nicht wieder zurückkehren, das Entsetzliche weidend. Er zieht in Hellas umher, Abenteuer zu suchen. Nur zu bald kand er sie. Bei einer Doppgasse stößt er auf einen Zug fremder Männer; der Lenker des Wagens, in welchem Letzterer saß, behandelt mit übermüthigem Trotze den harmlos Wandernden. Dieser schlägt den Angreifenden mit seinem Stabe, er wird von allen Seiten überfallen; in männlicher Gegenwehr schlägt er Alle zu Boden, den Herrn sammt den Dienern; nur Einer entfliehet. — Er hat seinen eigenen Vater erschlagen: denn Laïos war es, der nach Delphi ziehen wollte, um den nicht gering geachteten Gott zu befragen.

Oedipus setzt seine Wanderungen fort, und sein Mißgeschick führt ihn nichts Ahnenden nach Thebe. Hier findet er Alles von schwerem Kummer niedergedrückt: auf einem nahen Felsen hat ein gräuliches Unthier sich gelagert, ein geflügelter Löwe mit jungfräulichem Angesichte, die Sphinx: sie giebt jedem vorübergehenden Wanderer unauflösbare Räthsel auf und tödtet jeden, der sie nicht auflöst. Die gramgebeugte Stadt, erst jüngst ihres Königes beraubt, hat dem Kühnen, der so glücklich ist, das Räthsel zu lösen, Thron und Ehebett des erschlagenen Königs als Preis ausgesetzt; Oedipus ist schnell entschlossen; er eilt hin und vernimmt und löst das Räthsel: „Was ist es, das am Morgen auf vier, am Mittage auf zwei, am Abende auf drei Füßen geht?" Es ist der sterbliche Mensch, der, in der Mittagshöhe seines Lebens so fest einherschreitend, am Abende sich wieder der Hinfälligkeit des Morgens nähert.

Der junge Held hat gesiegt; die Sphinx stürzt sich vom Felsen herab. Oedipus hat den Thron und die Königliche Wittwe gewonnen; der Mörder seines Vaters ist Gatte seiner Mutter. Er zeugt mit ihr zwei Söhne, Polyneikes und Eteokles, und zwei Töchter, Antigone und Ismene. Zwölfzehn Jahre lang herrscht er über Thebe, ein weiser, beglückender und beglückter Herrscher. Da bricht plötzlich über die mit doppelter Blutschuld befleckte Stadt eine verderbende Pest herein; und mit dieser beginnt jene furchtbare Katastrophe, welche dem Dichter den Stoff zu den drei nachstehenden Tragödien, König Oedipus, Oedipus in Kolonos, Antigone, lieferte.

Diese drei Dramen stehen zwar in einem engen historischen Zusammenhange mit einander; sie bilden einen dramatischen Cyklus, keinesweges aber eine Trilogie. Denn jedes ist ein in sich vollkommen abgeschlossenes Kunstwerck, dessen Grundidee nur in ihm selbst wurzelt und sich allseitig organisch entfaltet, ohne der Ergänzung durch ein zweites und drittes zu bedürfen. Es sind drei prachtvolle, aus denselben Boden hervorgetriebene Bäume; nicht aber, wie in den Aeschyleischen Trilogieen, kühn auftrebende Aeste, die in einem Stamme sich vereinen. Dies geht auch aus der Zeit ihrer Entstehung hervor: das dritte, die Antigone, ist am frühesten gedichtet, das zweite, Oedipus in Kolonos, am spätesten; zwischen beiden liegen fast vierzig Lebensjahre des Dichters. Zunächst also folgt der Inhalt des ersten, des König Oedipus.

Die Pest wüthet, aller menschlichen Hülfe Trotz bietend, in der Stadt; Oedipus, tief ergriffen von dem Leiden seines Volkes, hat seinen Bruder Kreon, Kreons, zu dem Orakel nach Delphi gesandt; die Hülfe des Gottes zu suchen. Kreon kehrt mit der rasch-frohen Botschaft, und damit beginnt die Tragödie, zurück, kein Heil sey zu hoffen, ehe der Mörder des Laïos, den das Land gastfreundlich beherberge, seine Schuld gebüßt habe und des Landes verwiesen sey. Mit edlem, hingebendem Eifer bietet von nun an Oedipus Alles auf, um den verborgenen Verbrecher zu entdecken und die gelebte Schuld von dem Fluche der Blutschuld zu entlasten; er ahnt nicht, daß er selbst der thatbefleckte Schuldige ist, den er sucht. Hier beginnt die allmälige schauerliche Entfühlung des dunklen Verhängnisses, in welches Oedipus sich selbst durch unbewußte, ungeahnte Thaten verstrickt hat: eine Hülle nach der anderen rollt Oedipus selbst hinweg, bis endlich das Gräßliche in seiner völligen Nacktheit vor ihm steht und er zernichtet zu Boden geschmettert wird. — In dieser allmäligen Entwirrung der verschlungenen Fäden und dem planmäßigen Fortschritte zum erschütternden Schlusse hat Sophokles in dieser Tragödie eine Kunst und Meisterschaft bewährt, welche derselben die Bewunderung aller Zeiten und der größten Theoretiker sein Aristoteles („Musterstragödie") zugewendet hat.

Oedipus weiß am Anfange nur, daß Laïos auf einer Reise umgekommen und in der Fremde sein Grab gefunden: nun forscht er näher und vernimmt, daß Räuber auf dem Zuge nach dem Orakel den greisen König überfallen haben und nur Einer seiner Diener entronnen sey. Ehe er diesen vernimmt, will er eine öffentliche Aufforderung an Mitwissende und Schuldige erlassen und ihnen verkünden, daß Begnadigung und dem Lande zu entfliehen ihnen Heil gestehen. Doch hat er auch den alten blinden Seher Tiresias zu sich beschieden, ihm den Spruch des Gottes zu deuten; dieser aber verweigert jede Deutung, unerweicht von den beständigsten Bitten aller Anwesenden. Oedipus, von Kummer und Ungeduld gequält, braust in heftigem Zorne auf und beschuldigt den Seher der Mitschuld, da er nicht sagen will, was er weiß: der Seher aber giebt die Beschuldigung zurück und spricht so bezeichnende Unglückweissagungen aus, daß der König sie hätte verstehen müssen, wäre er nicht vom Zorne bethört gewesen. Er glaubt vielmehr, ein Anschlag auf seinen Thron und sein Leben verrathe sich in den Worten des Propheten, und sein ganzer Zorn wendet sich nun gegen Kreon, seiner Schwester Gemahl. Auch hier tritt ihm zur rechten Zeit — nun von brafharen Gewaltthätlein abzuhalten sie bestrebt ihn, indem sie erzählt, wie ja das Orakel dem Laïos Tod von seinem Sohne geweissagt habe, dieser aber sogleich nach seiner Geburt umgekommen sey; lange nachher haben Räuber den König erschlagen: unmöglich also sey es, daß er den Mord verübt. Doch ihre Schilderung des Dreiweges, wo es geschehen, ruft aus Oedipus' Erinnerung jenen blutigen Kampf mit den Fremden, den Heros sammt seinen Dienern zur lebendigsten Anschauung hervor: unaussprechliche Angst ergreift ihn, der Seher könne recht gesagt haben. Doch die Wahrheit will er sehen; er geht ihr mit Heldenmuth entgegen; entschlossen ist der hochherzige König, lieber selbst zu fallen, als die Stadt länger im Elende dahin weilen lassen. Die Enthüllung naht mit schnellen Schritten. Ein Bote aus Korinthos meldet ihm sein Leid: seine vermeintlichen Aeltern Polybos; freudig athmet er auf: nun ist es ja unmöglich, daß er des Laïos Mörder werde: nun, daß die Mutter noch lebt, ängstigt ihn; es könnte doch der andere Theil des Orakels noch in Erfüllung gehen. Doch der Bote beruhigt ihn; er selbst ja hat ihn einst in den Thälern des Kithäron gefunden und ihn dem Könige gebracht: die Königin sprach seine Mutter. Nun wird leicht das Entsetzliche aufgeklärt. Der Hirte, dem er einst übergeben worden, wird gerufen; seine Worte lassen keinen Zweifel mehr; er ist auch der Diener, welcher damals entronnen war, als Laïos erschlagen worden. Das Orakel ist in Erfüllung gegangen: Oedipus hat den Vater erschlagen und ist der Mutter Gatte! Jokaste, im Wahnsinne der Verzweiflung, erhängt sich; Oedipus, vor sich selbst sich entsetzend, sticht sich die Augen aus; er verdient nicht, fernerhin die Sonne zu schauen. Hinausgestoßen in die Fremde will er seyn, ein Abscheulicher, Verruchter, der solches Unheil über die Stadt gebracht. Doch Kreon will erst den Willen des Gottes erforschen, ehe er dem Willen des verzweifelnden Mannes nachgiebt. Mit den erschütternden Worten des Chores schließt die Tragödie:

Digitized by Google

„O Bewohner unserer Thebe, schauet an, der Oedipus,
Der erforschte so viel Räthsel und strebet von Allen war,
Dessen Loos der Bürger keiner ohne Sehnsucht angeschaut;
Wann, in welch' grau'nvollen Schicksals Wogen der hinabgerieth!
Drum der Erdenmenschen Keinen, weissich harrend immerdar,
Seh' den letzten Tag zu schauen —, preise ganz beglückt, bevor
Durch das Lebensziel er durchschritt, ohn' daß ihm Leid gedrückt."—

So steht Oedipus vor uns, als ein von der furchtbaren Gewalt des Schicksals Zermalmter: ihn trifft, den Unschuldigen, die Strafe des Frevels, welchen sie Aeltern verübt: „denn jede Schuld rächt sich auf Erden". Doch der vom Fluche Getroffene murrt nicht gegen das Schicksal; selbst zieht er die furchtbare Strafe über sich herab: er sieht, daß die Götter ihn hassen, und so vollzieht er willig ihren Willen. In dieser sittlichen Größe liegt das herzbrechende Gegengewicht gegen die Gewalt des Schicksals, zu welcher der Heldin des Herzens nicht gelangt zu werden vermag. Doch Eines fehlt noch zu unserer vollen Beruhigung: mit einer solchen Größe des durch irdischen Jammer nicht gebeugten Menschengeistes kann das Schicksal, das ewig und gerecht waltende, nicht im Widerspruche verharren: beide müssen in einer höheren sittlichen Weltordnung, welche mit liebevoller Hand auch durch schwere Unheil hindurch die Sterblichen ihrem Ziele entgegenführt, zu vollem Harmonie sich versöhnen. Dies gewährt uns die folgende Tragödie.

Die Zeit der Aufführung des „König Oedipus" ist nicht ganz sicher zu bestimmen; wahrscheinlich aber 432 oder 433 v. Chr., also unmittelbar nach der furchtbaren Pest, welche Athen im zweiten Jahre des Peloponnesischen Krieges entwüstete. Sie gewann den ersten Preis; nicht mag man sich wundern über die Erhebung der Sache in Liede, welche als Folge begangener Unthat dargestellt wurde, vielleicht eine Aufspielung auf den damals allmächtigen Perikles finden, der immer zum Kriege gerathen hatte. (Schluß folgt.)

Polen.

Aus Krafzewski's Wolhynischen Reisebildern.

(Fortsetzung.)

Die Wolhynischen Landleute haben ihre alten Sitten, ihre Tracht und ihren alten Aberglauben sich erhalten. Die Männer lassen den Knabort lang wachsen, was ihre Physiognomie etwas verfinstert. Die Jüngstinge scheren den Bart während gewisser Fasten ebenfalls nicht. Sie tragen braune Ueberwürfe, auch weiße und graue, rings mit rothen Schnüren benäht; rothe Leibgürtel, eben solche Stiefeln, Pelz- oder Tuchmützen mit Schnüren besetzt. Auf dem Ueberwurf hängt ein sogenannter Kaptur, der bei aller Verzierung eine unnütze Last ist: denn einmal bei Regen über den Kopf geworfen wird. In Poberesien tragen die Bauern statt dessen ein quadratförmiges Stück Tuch auf den Schultern. Die Frauen tragen gelbe oder rothe Stiefeln, couleurte Beinkleider, entweder gelb, grün oder roth, und kurze Kattane. An vielen Orten trägt man statt der ganzen Hose zwei Laken, von denen das eine hinten, das andere vorn am Gürtel befestigt ist.

Im Allgemeinen sind die Wolhynischen Weiber nicht schön, doch dagegen sind es die Männer von Gesicht und Körperbau.

Ich war Zeuge eines Theils einer Hochzeitsfeier, zu der ich in demselben Augenblicke eintraf, als man das junge Paar nach Hause zurückführte. Es wurde von einem zahlreichen Haufen begleitet. Ein Cimbelschläger und ein Geiger spielten nicht üble Polaks. Lange stand die Hochzeit vor dem Hause, lange sang und spielte man, ehe die Brautmutter herauskrat. Nun wurde der Tisch gedeckt und Brod und Branntwein aufgetragen.

Die Braut — wurde mir gesagt — gehe gewöhnlich in ungereinigtem Hemde und Hose zur Trauung. Vielleicht deutet dies darauf hin, daß sie, gewaschen an der Hochzeit, keine Zeit hatte, sich umzukleiden. Endlich trat die Schwiegermutter in umgekehrtem Pelze heraus, nahm eine Flasche mit Branntwein, trank, goß das Uebrige hinter sich und warf das Glas zu Boden. Alles das sind drei unerklärbare Symbole. Uebrigens geschah die Bewirthung auf dem Hofe mit allem Ernste und hatte das Ansehen einer wichtigen Ceremonie. Die Schwiegermutter führte die Hochzeit in die Hütte. Den Gästen folgten Cimbelist und Geiger, und für mich hatte das Schauspiel ein Ende.

Die Hütten in Wolhynien sind rein und ordentlich, obgleich größtentheils von kleinen Holzhäuschen erbaut und mit Lehm ausgeklebt; sie sind mit einem Zaun von Stroh und Erde umgeben.

Das Volk ist ernst und trägt die Demuthig, fällt für ein gutes Wort oder die geringste Gabe zu Füßen. Die Bolkstieder sind nicht frohen Inhalts, außer dem Kosak, und auch hierin ist die Musik, wenn auch der Rhythmus lebendig, am häufigsten melancholisch und trübe. Kein Wunder auch, daß dies einst so vielen Anfällen, Kriegen und Räubereien unterlegene Land noch das Andenken an jene unglücklichen Schicksale noch in seinen Liedern erhalten hat. Das Verhältniß der Menschen zu den Thieren konnte wohl auch dazu beitragen. Das Volk ist gut und folgsam bei glimpflicher Behandlung, aber stolz im Herzen, denkt es lange einer Beleidigung und wartet auf den gelegenen Augenblick der Rache. Die Magnaten vergessen, daß jene Armen auch Menschen sind, aber dafür bezahlen sie oft mit dem Leben. Von der anderen Seite, welche Anhänglichkeit an gute Herren, welches Gefühl der Dankbarkeit, welche Aufopfer!!

Der Glaube an Hexerei und deren Macht dauert hier unerschütterlich fort. Den Hexen schreibt man alles Böse zu, was im Dorfe geschieht. Es wurde mir erzählt, daß erst neuerlich bei anhaltender Dürre ein Weib erfaßt worden sey, um auf diese Weise Regen zu erbitten. In den Gerichtsakten von Luzk findet sich eine besondere Art des Aberglaubens niedergelegt, die in dem betreffenden Dekret, wie folgt, erzählt wird.

Ein Weib kuetete einst Brodteig, und als ihr bei dieser wichtigen Arbeit ein in der Stube umher promenirendes Kalb hinderlich wurde, rief sie zornig: Du sollst krepiren! — Das Kalb fiel in demselben Augenblick und krepirte. Bei diesem Anblick lief das Weib ans Fenster und beschaute daran mit einer Kohle den Schatten von der Sonne, welcher ihr Einfluß, ihre Gestalt und Größe hatte, und indem, daß, so oft die Sonne denselben Schatten werfe, ihre Worte von demselben Erfolge seyn müßten. So hatte sie nun die Sitte, zu jener Stunde alle ihre Feinde zu verwünschen, von denen sie nach ihrem eigenen späteren Eingeständnis schon sehr viele des Lebens beraubt hatte. Nach der Entdeckung wurde ihr der Kopf abgeschlagen!!

Daß der Glaube an Hexenmacht sich noch bis jetzt erhalten hat, dafür wird ein neuer Beweis bei Klewanowitz von Soboryc seyn, das wir hier in Kürze mittheilen wollen:

Wir Endesunterzeichnebenen, die Gromade des Dorfes Bobrye und Kisamka, garantiren hierdurch mit unserer Oekonomie für die Witwe Tschischa, welche dieselbe Versicherung giebt, daß sie von nun an alle Verwünschungen, Verstümmelungen, alle Krämpfe und öffentliche Verrufungen einstellen und das Recht, sie Hexen zu schlagen und zu tödten, aufgeben wird. Seit ihren jungen Jahren wissen wir, daß sie unruhiger Natur war, was mit den Jahren grämenlos wuchs. Sie verstand alle Künste des Bösen, verübte alle Gräuel, hatte Gott, ihren Schöpfer, vergessen*) und fiel in die äußerste Wuth, Unheil zu stiften, so daß sie wegen ihrer unbesonnenen Bosheit unter den Dörfern keine Freunde mehr haben konnte, sondern jener ihren Stab, ihre Zunge und ihre Teufelskünste fürchtete. Daß sie jetzt bei ihren vorgerückten Jahren allen diesen Niederträchtigkeiten, wie oben gesagt, ein Ende setzen wird, verbürgen wir u. s. w. am 26ten Juni 1832.

Auf dem Wege nach Dubno hatte ich die Ehre, im Schlosse des Grafen Chodkiewicz aufgenommen zu werden, der wegen seiner gelehrten Arbeiten und namentlich des von ihm herausgegebenen Werkes über Chemie berühmt ist. Die Schönheiten der Anlagen, der Burg und des Palastes fesselten mich nicht so sehr, als die Begierde, meinen Wirth kennen zu lernen und seine historischen Sammlungen zu sehen. Sein Palast, welcher auf einem Hügel über einer Wasserfläche prächtig neben Bäumen steht, ist im Stil des 16ten Jahrhunderts erbaut und kündet dem Kunstfreunde schon von weitem einen herrschaftliche Residenz an. Der untere Salon, worin wir saßen, ist vollkommen im Geschmack des vorigen Jahrhunderts dekorirt. Alles war darin symmetrisch, und ich glaubte mich wirklich ein Jahrhundert rückwärts stehend. Von hier führte mich mein Wirth zu seiner Manuskriptensammlung. Sicher war seine Bibliothek mit glühenden Alterthumsforschern, die zugleich nicht in Skrupulos sind, reicher an Grund, daß mir der Graf seine Schätze mit ungewöhnlicher Vorsicht zeigte, als ob er meinerseits einen Raub fürchtete. Das war mir auch kein Wunder, da unsere Literaten ohne Ceremonie überall nehmen, was ihnen gefällt, indem sie zu ihrer Rechtfertigung anführen, so wie der Jäger einen Hund fängt, da dürfe der Literat ein Buch stehlen. — Aber das französische Sprichwort: Du prend son bien partout, où on le trouve, dient nur den Franzosen, nicht uns.

Ich besah die Manuskripte, worunter das Wichtigste das Gesetzbuch von 1566 in Russischer und ein späteres in Polnischer Sprache waren. Wir besahen viele Privilegien mit Königlichen Unterschriften, Briefe hoher Personen und der historischen Familien Lithauens, worunter die Familie Chodkiewicz eine schöne Stelle einnimmt. Ich sah einen eigenhändigen Brief von Stephan Czarnieki**), ein wichtiges Denkmal der Geschichte; viele Kriegsrapporte von Kosthtschuschko ꝛc. Die Bibliothek des Grafen, aus 20,000 Bänden bestehend, befand sich damals in Warschau. Seine Hauptbeschäftigung waren chemische Forschungen, wozu er ein Laboratorium und die erforderlichen Apparate hatte. Eben in jener Zeit machte Oersted seine Entdeckung der Schwere des Lichts (worüber von ihm später in Wilna eine Abhandlung erschien). Die Mittheilung über diese wichtige Entdeckung fand in mir einen Thomas; nicht, als ob ich rationell die Lichtwage nicht begriffe, aber die materielle Ueberzeugung davon fand ich unmöglich, und zwar darum, weil die Mittel der Erfahrung sehr unzulänglich sind und die Berechnung sehr unvollständig. Doch war ja die Luftwage so lange problematisch, und am Ende überzeugte man sich doch davon; warum sollten wir uns nicht eben so vom Wägen des Lichts und der Wärme überzeugen?

(Fortsetzung folgt.)

*) Verfasser bemerkt ein charakteristisches Diktum einer Polnischen Frau: Ich lese Bücher lesen, schlage das Kreuz, damit dich nur der Teufel holt. — Prächtige Auffassung der Religion!

**) Der gefeierte Held der Schwedenkriege.

Englaud.

Geschichtliche Entwickelung des Deismus.

III. Auflösung des Englischen Deismus und Verbreitung im Auslande.

Die bisherigen Vertreter des Deismus waren in dogmatischer Weise verfahren, d. h. sie waren von einer festen Voraussetzung ausgegangen, von der Identität der positiven Religion mit der Vernunft. Wenn auch einzelne Theile der geoffenbarten Religion bestritten wurden, so stand doch die Meinung fest, daß die positive Religion der Bestätigung der Vernunft bedürfe, und daß diese eine solche Sanction geben könne. Das Christenthum galt seinem Wesen nach als Doktrin; hierin stimmten beide Theile überein, eben so wie in

Digitized by Google

dem Grundsatze der Vernunftmäßigkeit des Christenthums, welches sie glaubten rationell begründen zu können. Die Einsicht in das Unbefriedigende dieses Standpunkts konnte nicht ausbleiben; sie sprach sich zunächst im Dualismus von Vernunft und Glauben aus. Es entsteht so ein unendlicher Zwiespalt, ein Gegensatz zwischen dem unmittelbaren Bewußtseyn und dem vermittelten, ein Zerfallen des Ich mit sich selbst, d. h. ein skeptischer Standpunkt: man verzweifelt an der Ausföhnung zwischen Glauben und Wissen.

Bei Bolingbroke ist dieser Gesichtspunkt schon angedeutet, allein den eigentlichen Anfang macht Dodwell der Jüngere mit seiner Schrift: „Das Christenthum nicht auf Beweise gegründet.“ Die Schrift ist in Form eines Briefes an einen jungen Freund in Oxford gefaßt, der meint, um zu einer vernünftigen Ueberzeugung, zu vernünftigem Glauben zu gelangen, müsse man alle Vorurtheile fallen lassen. Dagegen erklärt der Verf. den sogenannten Vernunftglauben für einen falschen und widersinnigen Begriff und meint, wenn er prüfen und untersuchen wolle, werde nichts klug bleiben. Jenes Prüfen, Zweifeln, Untersuchen sey gerade so viel, als der Religion den Rücken kehren, um ihr entgegenzukommen; es sey dies geradezu Unglaube: „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ Der Verf. begründet seine Opposition gegen den sogenannten Denkglauben folgendermaßen: „Wenn er aus der Natur der Sache und aus der Schrift beweist, daß die Vernunft nicht das Princip sey, das uns zum rechten Glauben hinführen könne — als ein solches politiv — wenn er zeigt, welches das geeignetste Mittel sey, zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit zu gelangen. Der Glaube, wie er weiter ausführt, beruht nicht auf rationaler Ueberzeugung, nicht auf Beweisgründen und Raisonnement, sondern die Quelle und der wahre Grund des Glaubens ist das Zeugniß, das der Geist gibt dem Geist. „Niemand kann Jesum den Herrn nennen außer durch den heiligen Geist“, und „durch Gnade seyn wir selig worden.“ Dieses Princip der übernatürlichen Quelle des Glaubens entspricht allen Forderungen. Es ist allgemein, denn die Gnade ist allen Menschen ersichtlich; es ist von unmittelbarer Kraft gegen alle Versuchungen; es ist von unmittelbarer Wirkung. Das vollkommenste Glaubensbekenntniß: „Rabbi, Du bist der Christ!“ ist auf einmal fertig. Dieses Princip gewährt absolute Gewißheit; insofern sind für solche Zeugniß eingelegt. Bei dieser Ansicht vom Grunde des Glaubens ist der Unglaube eine rebellische Opposition gegen die Gnadenwirkungen des göttlichen Geistes.

Es entsteht die Frage: ist dieser orthodoxe Supranaturalismus die wahre Meinung, oder steckt ein anderer Sinn dahinter? Beim ersten Anblick scheint es natürlich gemeint zu seyn, als ob Vernunft und Offenbarung sich zu stark hervor. Offenbar sollte den rationell seyn wollenden Orthodoxen und den orthodox seyn wollenden Rationalisten das Ideal der starrgläubigsten Orthodoxie entgegengehalten werden, um sie zu der Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen Vernunft und Glauben hinzuführen. Der Mangel dieser Einsicht war der faule Fleck beider Parteien; so gläubig ist auch der rationelle Orthodoxe nicht, daß er ganz mit der Vernunft brechen, den Glauben für unvernünftig erklären sollte, obwohl übervernünftig im Grunde dasselbe sagt; eben so wenig wollten aber die Freidenker den Glauben und die geoffenbarte Religion fahren lassen; sie begnügten sich damit, die Vernunft und die natürliche Religion zur Norm setzen zu machen. Hier war nun nicht das Resultat erlangt, das Glauben und Wissen zwei entgegengesetzte, nie zu vereinigende Begriffe sind, daß die Vernunft nichts mit dem Glauben zu schaffen, der Glaube sich nicht ernstlich mit der niemals rasenden Vernunft einlassen dürfe.

Was Dodwell der Jüngere begonnen hatte, führte David Hume zu Ende. Hume wandte innerhalb der Philosophie selbst seine philosophische Skepsis auf die Religions-Philosophie an; er vollendete damit die Auflösung des deistischen und orthodoxen Dogmatismus.

Hume knüpft direkt an seinen Vorgänger an, indem er am Schlusse seiner Abhandlung: „Ueber die Wunder“ hinzeigen, die es unternommen haben, die christliche Religion durch die Principien der Vernunft zu verbeweisen, gefährlicher Feinde oder verderblicher Freunde des Christenthums nennt. Unserer heiligen Religion, sagt er, ist auf Glauben gegründet, nicht auf Vernunft, und es ist ein sicheres Mittel, sie bloßzustellen, wenn man sie auf eine Probe setzt, die sie nicht bestehen kann. Bloße Vernunft reicht nicht hin, um uns von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen. Die christliche Religion war nicht bloß anfangs von Wundern begleitet, sondern sie kann selbst noch heute von keinem Vernünftigen ohne ein solches geglaubt werden. Wer durch den Glauben bewogen wird, ihr beizustimmen, ist sich in seiner eigenen Person eines sorgesetzten Wunders bewußt, das alle Principien seines Verstandes untergräbt.

Die einzige Grundlage der Religion ist also der Wunderglaube; allein wie steht es mit der Realität der Wunder? Diese scheinen ihm nun höchst zweifelhaft, und er schmeichelt sich, einen Beweis entdeckt zu haben, der, wenn er gegründet ist, bei den Weisen und Gelehrten jeder Art abergläubischer Täuschung einen ewigen Stoß versetzen und folglich — da die Wunderberichte sich so lange in der Geschichte finden werden, als die Welt dauern wird — so lange als die Welt dauert, nützlich seyn werde. In diesem Beweise stellt er den Grundsatz auf, kein Zeugniß reiche hin, um ein Wunder zu beglaubigen, wofern nicht das Zeugniß von der Art sey, daß seine Falschheit ein größeres Wunder wäre als die Thatsache, welche dadurch beglaubigt werden soll. Kein Zeugniß eines Wunders hat jemals den Grad einer Wahrscheinlichkeit, noch den eines Beweises erreicht, und selbst wenn wir dieses annehmen wollten, würde dieser Beweise ein anderer vermöge des Wesens der Thatsache selbst entgegenstehen.

Ueber die Wunder spricht sich Hume skeptisch aus, und da die Offenbarung auf Wunder gegründet ist, so ergiebt sich leicht das Resultat für die Offenbarung. Hume's Skepsis erstreckt sich auf die ganze Religion, auch auf die natürliche, und seine „natürliche Geschichte der Religion“ schließt er mit der Erklärung, die ganze Religion sey ein Räthsel, ein Geheimniß; Zweifel, Ungewißheit, Suspension des Urtheils sey das Resultat einer genauen Untersuchung. Er sagt noch hinzu: So groß ist die Schwäche der menschlichen Vernunft und so unwiderstehlich ist ansteckende Kraft der Meinungen, daß selbst dieser übertriebene Zweifel nicht aufrecht erhalten werden könnte, wenn wir nicht unseren Geschicklichkeit erweiterten, und indem wir eine Art von Aberglauben dem anderen entgegensetzten, sie in Streit mit einander brächten, indessen wir selbst während ihrer Wuth und ihres Zwistes uns glücklich retten in die ruhigen, aber dunklen Regionen der Philosophie. — Und die Philosophie nahm in England bald eine positive, dem Deismus entgegengesetzte Richtung.

Nach außen hin fand die deistische Richtung nur in Frankreich und Deutschland einen zur Aufnahme und Fortbildung derselben geeigneten Boden. In Frankreich hatte der zugendliche Deismus manche Anknüpfungspunkte gefunden; jetzt war er stark genug, um das Gelehene mit Zinsen zurückzuerstatten. Es braucht hier blos auf die Encyklopädisten verwiesen zu werden, die einen guten Theil ihres freigeistierischen Apparats den Engländern entnahmen und zu ihren besonderen Zwecken zuhuzten. Aber auch ohne diese Vermittelung übte der Englische Deismus einen großen Einfluß in Frankreich; die Hauptschriften wurden in zahlosen Uebersetzungen verbreitet.

In Deutschland lassen sich zwei Stadien der Verbreitung des Deismus unterscheiden; die deistischen Schriften werden zuerst nur polemisch und historisch benutzt; später gewinnen sie einen positiven Einfluß. Aus der ersten Periode ist Christian Kortholt zu erwähnen, wegen der ungemessenen Polemik, die er in seiner Schrift: „De tribus impostoribus magnis“ (Herbert, Hobbes, Spinoza) gegen den Deismus eröffnete. Leibnitz schrieb „Bemerkungen gegen die Christenthum nicht mysterious von Toland.“

Die Uebersetzung der Hauptschrift Tindal's durch einen Wolfianer bildet den Uebergang zur zweiten Epoche. Ueberhaupt ebnete der Wolfianismus dem Deismus den Boden in Deutschland. Im Jahre 1752 erschien zu Berlin eine naturalistische Schrift: „Die Religion der Vernunft“ von Heder. Allmälig gewann nun der Deismus die Oberhand in der gelehrten Bevölkerung, so daß es im siebenjährigen Kriege bei vielen Offizieren verschiedener Armeen bemerkt habe, daß sie die Schriften von Collins und Tindal eifrig lasen. In der Zeit, wo der Deismus in England dereits lag, fing er an, in Deutschland Triumphe zu feiern, und bald fingen die Engländer an, über die Theologie der Deutschen zu klagen. Von der Wolfianischen Schule und von Wolf's Popular-Philosophie gelangten durch die Wolfenbüttelschen Fragmente befestigt, erhielt er sich hier, bis durch die Kantische Philosophie eine neue Bahn der geistigen Entwicklung gebrochen wurde.

Mannigfaltiges.

— Ein in Deutschland aufgefundenes Manuskript zur Geschichte Frankreichs. Französische Journale berichten über eine in der Wolfenbüttler Bibliothek aufgefundene Handschrift, angeblich aus dem 13ten Jahrhundert, die über die Geschichte und die Zustände Frankreichs jener Zeit sehr viele wertvolle Aufschlüsse darbieten soll. Die Herren Marital und J. Delpit haben in einer in der Königl. Druckerei von Paris gedruckten Schrift (von 163 S.) Bericht über dieses Wolfenbüttelsche Manuskript ertheilt und manche Auszüge daraus gegeben. Besonders ist es die Zeit der Herrschaft Englands in Frankreich, die durch diese Handschrift über deren Ursprung und Beglaubigung in den uns vorliegenden Journalen nichts gesagt wird, von mancher Seite in Zweifel gezogen wird. So findet man darin Beweise von einer bisher kaum gekannten Thatsache, daß nämlich die Stadt Bordeaux im Mittelalter, ganz wie die Italiänischen Städte, durch Bürgerzwiste in zwei Parteien getheilt gewesen, die sich eben so, wie es dort geschah, bald auf den Straßen mit einander schlugen, bald insgeheim gegen einander intriguirten und eine wie die andere das Ausland zu ihren Gunsten zu ihren eigennützigen Zwecken mißbrauchten. Die beiden mächtigen Familien, die in Bordeaux an der Spitze dieser Parteien und ihrer Kämpfe standen, hießen Colomb und Solers. Wie es in der Regel das Ausland thut, wenn irgendwo im Innern eine entschiedene Spaltung eingetreten, so wußten auch die Könige von England die Zwiste der Colomb und der Solers zwei Jahrhunderte lang zu benutzen, um ihre eigene Autorität auszudehnen. Bald verbanden sie sich mit den Ersteren, um mit deren Hülfe die Stadt unter ihren Gehorsam zu bringen; bald ließen sie die Solers einen feierlichen Eid leisten, niemals mit ihren Gegnern einen Vertrag oder Waffenstillstand einzugehen. In der Regel schlossen sich die Engländer derjenigen Partei an, welche in diesem Augenblicke besiegt schien, wodurch natürlich der Triumph des Siegers um ein Bedeutendes gemindert wurde. Divide et impera! — derselbe Grundsatz, den Frankreich später mit so vielem Erfolg gegen Deutschland anwandte, wurde damals von England gegen Frankreich angewandt, bis die wiedererwachte Nationalität, deren erster Ausdruck die Jungfrau von Orleans war, die Fremden vom heimischen Boden vertrieb.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Mittwoch den 3. November 1841.

Schweden.

Brief über Stockholms Abend-Gesellschaften.

Von Fredrika Bremer,
Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben.

Du fragst mich, liebe Freundin, was ich in der großen Hauptstadt mache, während die Reichstags-Parteien ihre Fahnen schwingen, — während Stockholms kluge und dumme Köpfe an einander rennen und alle Unringewohte glauben, durch den gewaltigen Stoß werde eine neue Minerva des öffentlichen Wohls geboren werden, ... was ich während all' der Zeit mache? — Ach, meine Freundin, — ich soupire und — bücke mich vor gestern auf einen Souper, — war gestern, ich bin heute auf einen Souper, und wenn ich morgen noch lebe, werde ich ganz bestimmt wieder soupiren.

„Auf einem Souper!" hör' ich Du rufen, „was ist denn daran so unangenehm?"

Glückliches Landkind, beschäftige Du Dich mit Deinen Blumen und Deinem Nähzeug, — laß die reine Luft Deine Wangen umspielen, — singe Deine einfachen Weisen, — laß Dein Röschen schnurren, — schließe Deinen Tag in Frieden und Freude, — verehre Dein leichtes Abendbrod, geh' um zehn Uhr zu Bett und bitte Gott, daß er Dich vor dem Stadtleben und seinen Abend-Gesellschaften bewahre.

Wenn Du aber von weitem mit den Vergnügungen dieser rosen und seinen Welt Bekanntschaft machen willst, so folge mir im Geiste einige Augenblicke, und Du sollst in die Mysterien unserer Soupers eingeweiht werden.

Wir schmücken unser Haar zunächst mit Blumen! — Vor acht Tagen zu den Vergnügungen des Festes eingeladen, nehmen wir jetzt die heiterste Miene an, um sie zu begrüßen!

Es schlägt acht Uhr, und wir werfen einen letzten Blick in den Spiegel, um in den bereits auf uns wartenden Wagen zu steigen, er uns mit Geräusch durch die Straßen der Stadt dahin fährt, wo in langer Reihe erleuchtete Fenster uns zu halten einladet und die elle Treppe zu ersteigen.

Ich übergehe eine heruntergefallene Locke, eine Falte im Kleide nd tausend andere kleine Reise-Abenteuer; man bringt eiligst sein aar und seine Toilette in Ordnung und nimmt das graziöse ächeln wieder an, wenn man es, was oft geschieht, auf der Treppe rloren haben sollte.

Die Saloonthüren öffnen sich, und wir treten ein. — Ja es ber ist im Saale der Sirocco, was uns aus der Masse von Licht nd Leuten anweht? Einen von Beidem, — und bei diesem schwülen auch fühlt Du schon, wie sich über Deine intellektuellen Kräfte eine ewisse Dumpfheit verbreitet.

Wir stehen rechts und links gedrängt und setzen uns ..... ott sey Lob und Dank! Kommt kein Erdbeben, so stehen wir so ild nicht wieder auf. Dicht neben einander sitzend, musternd, bestimmitteren und taxirten sich die Damen, und von allen Lippen ießen zuckersüße Artigkeiten. Man nickt sich zu, die Federn schwanen, die seidenen Kleider rauschen, man fragt und antwortet; es urmelt und summt, bald stärker, bald schwächer, — es dröhnt bis er Betäubung — — dann wird es plötzlich still.

Man stellt Spieltische auf, reicht Thee herum, legt Kupferstiche or. Man spielt und schweigt, bläst und trinkt, betrachtet und gähnt.

Es ist warm und dunstig. Langsam rückt die Zeit vor. Die ige an den Zimmern nimmt zu, — die Locken gehen aus, — eine nd die andere Nase wird roth, — die Ohren fangen an zu brennen, — man wird unruhig, rückt auf seinem Stuhle hin und her und ächelt sich Kühlung zu.

Man sucht ein Gespräch anzuknüpfen. Die fließenden Ideen llen unsere schmelzenden Gefühle gleichsam wie ein frischer Duell quicken; aber ach, — die Ideen in unserem Kopfe sind geschmolzen ie Pomade in unserem Haar, und wir finden uns kaum witzig ug genug, um mit dem nöthigen Geist vom Wetter zu sprechen. enn Du Dich bemühst, etwas Originelles zu sagen, so antwortet an Dir mit einem „Ja", „Nein", „Haha" oder „Ja so" rauf, welches so viel sagen will, als: „Quälen Sie sich nicht, eine Liebe!"

Sieh' dort einen Herrn mit dem Hut in der Hand, der sich Dir ht, um eine Diversion und Conversation zu machen.

Was sagte er zu Dir? Da lächelst so mild. War es eine rtigkeit?"

„Nein."
„Etwas Witziges?"
„Nein."
„Also etwas Dummes?"
„Nein."
„Er sagte aber doch etwas."

Ja freilich, aber es war durchaus etwas Nichtssagendes. Der arme Mensch, — er war etwas schläfrig, hatte sein Geld am Spieltisch verlorren und befand sich außerdem unter dem Einfluß des Souper-Sirocco; — was konnte er wohl anderz zu mir sagen, als: Es ist entsetzlich warm hier!"

Um Deine gegen Deinen Willen schläfrigen Sinne etwas zu ermuntern, blickst Du in der zahlreichen Gesellschaft mit der Hoffnung umher, irgend eine Veranlassung zu eigenen Betrachtungen zu finden; aber vergebens, — Du trifft nichts als die größte Einförmigkeit. Der gute Ton und die feine Bildung haben an diesem Kreise so viel geschliffen und poliert, alle ausgesprochene Formen und jegliche Originalität dergestalt verdrängt, daß man an den Individuen keinen anderen Unterschied mehr bemerkt, als den geringen der Kleidung und den, welchen die barmherzige Natur, diese Feindin aller lästigen Einförmigkeit, stets fortfährt, zwischen Nasen, Augen, Mund und Ohren, die bald klein, bald groß, bald gerade, bald gebogen sind, beizubehalten, was aber auch Alles ist.

Eis und Zuckergebäck werden herumgereicht. Einige Erfrischung macht sich im Salon und in den Gemüthern bemerkbar. Man führt seinen Theelöffel zum Munde und ißt und schweigt.

Aus den Spielzimmern hört man Geräusch von Karten und Marken. Die Gesellschaft im Salon rührt sich, — man steht auf, setzt seine Untertassen fort, — man athmet.

Der Flügel wird geöffnet. Gut! — Die Zauberklänge der Musik werden die Dämonen der Langenweile in die Flucht schlagen. Man zieht einen halb schüchternen, halb frechen Dilettanten hervor. Er verstherrt, er wisse nichts auswendig, — er sezt sich aber dennoch ans Instrument. Er erröthet, er erbleicht, er zittert, — aber er paukt herzhaft auf die gewaltige Klaviatur und stimmt einen Gesang an ... Gott sey Dank, daß er zu Ende ist!

Jetzt läßt sich ein wirkliches Talent, anspruchslos, aber ruhig im Gefühle seiner Kraft, hören. Es ertönen Gesänge aus der Fridthofs-Sage; — Worte und Musik sind schön. Des Sängers Stimme ist sicher und angenehm, obgleich die Menge der Säle und die Hitze ihrem Klange Abbruch thun. Die Schlußakkorde ertönen und der Gesang verhallt; — aber wohin dies Schweigen in der Gesellschaft, — wohin diese Regungslosigkeit? Ist man stumm und regungslos vor Entzücken? — Schläfrige Augen und halbunterdrücktes Gähnen beantworten diese Fragen. Der Sänger hat nur den Wänden etwas vorgesungen. Der Souper-Sirocco hat alle Gefühle gelähmt.

Immer dunkler brennen die Lichter, immer stärker wird die Hitze, immer verdorbener die Luft. Man fühlt sich immer unbehaglicher, sängt an, schläfrig zu werden, hält sich jedoch schandehalber wach und singt an, von Diners und Tanten, von Dinern, von Reichstags-Mitgliedern u. dgl. zu sprechen; — man drängt sich und wird gedrängt, man redet an und wird angeredet, man lügt und wird belogen, wenn der Stoff der Unterhaltung ausgegangen und man vor Angst nicht mehr weiß, was man erzählen soll, — und man endet damit, sich tausend Meilen fort vom Souper zu wünschen.

Dabei scheinen die Minuten sich zu dehnen und zu recken; man fühlt sich verlacht, dasselbe zu thun.

Die Kupferstiche werden abermals besehen und um und um gekehrt. Man spricht weiter, sagt aber Nein statt Ja und Ja statt Nein. Man unterdrückt das Gähnen, auf die Gefahr, zu ersticken; man findet sich einfältig, Andere unausstehlich, aber man lächelt und zeigt sich liebenswürdig.

Von acht bis neun, von neun bis zehn, von zehn bis elf, von elf bis zwölf Uhr haben wir still und geduldig in dieser kleinen Hölle von Hitze und Höflichkeit gesessen.

Unsere Kräfte sind erschöpft, Mitternacht ist vor der Thür, und nun würde man sicher ohnmächtig werden oder sterben, — da öffnen sich jedoch die Thüren des Eßsaals, — der Geruch der Speisen wirkt wie Eau de Cologne auf unsere Nerven, — eine Stimme ruft: „Es ist angerichtet!" und — man ist gerettet! —

Die Gesellschaft erhebt sich in Masse; man zieht paarweis nach dem Eßsaal, wo eine lange Tafel — ein neues Kanaan — den verschmachteten Wanderern alle Gaben des Luxus und des Ueberflusses bietet. Man reißt sich um den Tisch, dreht und wendet, sucht

Google

und wendet sich, — der will nicht neben dem, die nicht neben jener, dieser gern neben der sitzen.... Endlich hat Alles Platz gefunden.

Jetzt wird mit dem größten Ernst und Eifer gegessen, — alle Conversation hört auf, die ausgenommen, welche Messer und Gabel auf lebhafte und geräuschvolle Weise mit dem Teller unterhalten.

Ein Gericht nach dem andern wird umhergereicht, — man ißt, ißt und ißt. Man fühlt ein verzweifeltes Bedürfniß, sich durch irgend eine Thätigkeit, sey es, welche es wolle, für die lange Unthätigkeit schadlos zu halten, der man sich unterwerfen gemußt, und benutzt die einzige Gelegenheit, welche sich zur Befriedigung dieses gewissen Rachegefühls darbietet. Man ißt mit ganz fast, aber mäßig satt, — aber man ißt dennoch mit ungehemmtem Eifer weiter.

Endlich kommt der Nachtisch, und wir Mütter, ihrerseits vollständig gesättigt, lassen Konfekt und Zuckerwerk herumgehen in ihre Taschentücher gleiten — „für die Kleinen zu Haus“, während die Töchter mit großem Interesse die Bonbon-Devisen studiren (die sich stets auf derselben Höhe matronlicher Einfalt erhalten) und ihren Schaffleisch an der Entzifferung von Calembours üben.

Der Schmaus hat — Gott sey Lob und Dank! ein Ende, wie Alles auf Erden. Das in Braten, Kuchen und Wein verwandelte Geld der Wirthsleute ruht in unserem Magen. Mit dieser Bürde kehren wir in den Salon zurück, bleiben pour l'honneur noch ein Weilchen und sprechen über — nichts; — endlich nehmen wir Abschied und fahren, an Leib und Seele müde, nach Haus, um zwischen ein und zwei Uhr mit einem vollen Magen und einem leeren Kopf und Herzen zu Bett zu gehen und am andern Morgen mit Kopfweh zu erwachen.

Unterdeß gehen die armseligen Wirthsleute bei dampfenden und erlöschenden Lampen in ihren öden Zimmern umher, wünschen sich Glück, das Souper überstanden zu haben, und trösten sich über die Kosten, die es ihnen verursacht, damit, daß es höchst brillant gewesen, und daß man sich vortrefflich bei ihnen amüsirt.

Ihr Kurzsichtigen, — ihr Betrogenen! — Wartet nur wenige Tage, und ihr werdet durch geschäftige Zwischenträgerinnen die Aeußerungen der Gäste über eure langweilige Gesellschaft und eure fadschichten Souper schon erfahren; außerdem müßt ihr noch darauf gefaßt seyn, die Langeweile, die ihr bereitet habt, hundertfach wiedervergolten zu bekommen. (Schluß folgt.)

Griechenland.

Sophokles und die Antigone.

b) Oedipus in Kolonos.

Lange Prüfungen, nach jenem Tag der grausenvollen Entdeckung, harren des Unglückseligen, der, als die Zeit den grimmigen Schmerz gemildert, das Bewußtseyn der Unschuld mit dem Leben ihn versöhnt hat, von dem entzweiten Volk, sein Reiter und König, mit Willen der Söhne, der blinde Bettler, in's Elend getrieben wird. (Zwar hatte er selbst, in der ersten Gluth des Schmerzes, über sich Verbannung ausgesprochen: doch bei zurückgekehrter Besinnung wäre er gern geblieben, nun aber verließ man ihn.) Die Hand der schwachen Jungfrau ist seine Stütze; von Antigone geführt, zieht der Frühergraute bettelnd von Land zu Land, von Heerd zu Heerd, ohne bleibende Stätte, unfreiwil Keiner den Segen will, den die Hand der Götter gezeichnet hat.

Aber es irret der Mensch, wenn er, in seine Schwächen ihre Größe kleidend, Haß ihre Prüfungen, ihre Züchtigung Härte nennt. Ob sie das Unglück senden, das gottvertrauende Demuth sich bewährte, oder ob Vergeltung, das Urgesetz der Welt des Geistes, nach ihrem Weltschluß waltet, so sehe nicht wir ihnen, wer des Elenden sich erbarmet. Denn sie wollen es, daß der Mensch viel sey, hülfreich und gut; darum verheißet Apollon in Pythischer Weissagung Segen der Götter dem Lande, das den sündigen Oedipus in Ruh' und Obsorgt aufnehme. Im Hain der Eriinnyen, das ist Rachegöttinnen, die hier Cumeniden, die Gnädigen oder Versöhnten, heißen, da, wo der Sterbliche, vor der heimlichen Wacht der Gottheit, traumumbefangen vorüberzieht, werden sie ihr Bürde von dem Dulder nehmen, der nie wieder sie murrte, und ihn, nicht durch wiederkehrendes Erdenglück, aber mit verherrlichendem Ausgang, reich belohnen. (Vor solchem erscheint selbst ein Leben voller Qual und Mühen als ein leicht zu ertragendes, nur als Weg zum herrlichen Ziele.) Und Athen, die seiß gebliebte, göttergleiche Stadt, in ihr verherrlichen sein Zeugniß allwaltender Gerechtigkeit ausserdem; denn nahe ihren Mauern liegt jener geweihte Hain, neben dem Flecken Kolonos, ehrwürdig durch Heiligthümer des Meergottes Poseidon und Prometheus, des Wohlthäters der Menschen, der ihnen das Feuer gab.

Indessen bricht in Thebe der Tag der Vergeltung an. Die entarteten Söhne, Kreon's Führung entwachen, vereinen sich erst, die ererbte Herrschaft nach Jahren wechselnd zu führen; bald aber verstreibt der jüngere, Eteokles, den anderen, und Polyneikes, in den Peloponneses entwichen, vermählt sich mit Adrastos', des Argivischen Königs, Tochter und wiebt Genossen und ein Heer wider die Vaterstadt. Er und seine Gegner wissen, daß mit Oedipus der Sieg seyn werde, und Beide suchen darum den einst Verstoßenen zu gewinnen. Kaum hat Jsmene, von Thebe kommend, ihm das Geschehene verkündet, so erscheint Kreon, bald darauf Polyneikes, und noch in der letzten Stunde sieht sich der ehrenmüde Greis von roher Gewalt angetastet. Aber Theseus, Athen's gerechter Heldenkönig, und hohe Göttermilde schirmen ihn, und in den heiligen Tiefen des Hains erfüllt sich wundervoll die göttliche Verheißung.

Wir theilen hier die letzte Scene dieser Tragödie, nach der Uebersetzung von G. Thudichum, mit, dem auch die vorstehenden Worte entlehnt sind:

(Theseus tritt auf.)

Theseus.	Kinder, o, weint nicht! Mit welchem im Tod Die Gnade der Unterirdischen ruht, Um den wohlfagen, ist Sünde.
Antigone.	O, Aegeus' Sohn, wie flehen euch an —
Thes.	Was, Kinder, begehret ihr, soll ich euch thun?
Ant.	Uns verlangt, das Grab, Das den Vater uns birgt, dort selber zu schau'n.
Thes.	Nicht ist es vergönnt, sich dem Orte zu nah'n.
Ant.	Wie sagest du, Fürst, hercischer Athena's?
Thes.	Er selber gebot es, o Kinder, wie so, Daß nie dem Gebiet dort nahe der Sterbe, Noch erhebe die Stimme des Ruf's ein Mensch Zu dem heiligen Sitz, der ihm gesichert ward. Und wenn ich ihm treu dies halte, verheißt Er mir immer des Lands ungekränkten Besitz. Das Alles vernahm mein Schutzgeist dort, Und des Zeus allhörender Horkos.*)
Ant.	Wohl denn, wird so sein Wille gethan, So entlagen wir gern. Doch zu Thebe nun, Der Oppgischen **), send' und zurück, ob noch Wir verhindern den Mord, der über die zwei'n Brüder hereinbricht.
Thes.	Ich gewähr' euch dies, und ein Jeglichek noch, Was ich vermag nur, zum Heile für euch Und zu Liebe dem Mann, den eben die Erd' Aufnahm. Nie darf so ermüden für euch. Lasset die Klage nun ruhen, und neu nicht Wieder erwecket sie. Fest steht dies Alles und heilig.
Chor.	

* * *

Dieses letzte, im Jahe 401 v. Chr. gedichtete Stück des großen Dichters soll nicht von ihm, sondern nach seinem Tode von seinem Enkel Sophokles auf die Bühne gebracht worden seyn. Wie kann eine andere, bringt diese Tragödie die tragische Ihre unmittelbar und in vollendeter Schönheit zur Anschauung. Es löst sich in ihr der schreckliche Knäuel entsetzlicher Schickungen in Frieden und Segnung auf: das Zeitliche erscheint in seinem Untergange, in seiner Auflösung verklärt zu ewiger Ruhe. Mit Recht sagt Schlegel von dieser Tragödie, daß „die ganze Persönlichkeit des Dichters darin sich abspiegele“, und schließt sein geistreiches Urtheil mit den schönen Worten:

„Das endlich der Hain der Furien mit der Lieblichkeit eines südlichen Frühlings überkleidet ist, vollendet die süße Anmuth der Dichtung: und wenn ich für die Sophokleische Poesie ein Sinnbild aus seinen eigenen Tragödien wählen soll, so möchte ich sie eben als einen heiligen Hain der Schicksalsgöttinnen beschreiben, worin Lorbeer, Oelbäume und Weinreben gränen und die Lieder der Nachtigallen unaufhörlich tönen.“

Ein ganz besonderes Interesse gewinnt das Stück noch dadurch, daß in ihm der Dichter nicht nur die Humanität der Athener in das schönste Licht gestellt, sondern auch seinen schönen Heimatsort Kolonos verherrlicht hat.

c) Antigone.

Schon zu Ende der vorigen Tragödie hatte die hochherzige Antigone in dunkler Vorahnung den Theseus gebeten:

	„Nach Thebe send',
	Der Oppgischen, send' uns beide, damit Wir noch abwenden der Brüder bereitet Annahenden Mord.“ (Nach Solger.)

Sie war also nach des Vaters Verklärten Tode mit der Schwester dorthin geeilt: aber hier schwachen Mädchen Flehen vermochte die im grimmigsten Haß sich verzehrenden Brüder nicht zu bezähmen. Die Polyneikes mit sechs Peloponnesischen Fürsten gen Theben zog; wie alle dort umkamen, und wie die feindlichen Brüder im Zweikampfe einer durch den anderen fielen; wie die führerlosen Schaaren entflohen, und wie Kreon, der nun wieder Herrscher wird, unter den heftigsten Drohungen die Beerdigung des als Feind vor Thebens erschienenen Polyneikes verbietet; — dies Alles haben wir schon durch Aeschylos „Sieben vor Theben“ erfahren. Fast ganz mit demselben Momente, mit welchem diese „Dichtung, voll des Ares“ schließt, beginnt die „Antigone“, ein Werk voll unaussprechlicher Milde und Anmuth.

Polyneikes hatte zwar seine eigene Heimat beseßet, allein er war durch schwere Kränkung, der ältere Bruder von dem jüngeren, gereizt worden: — und nun hatte der Tod, der allen Haß auslöschen soll, ihn in die Schattenwelt hinabgerufen. Dort aber fand er nicht Wohnstätte noch Ruhe, wenn seinem Leibe nicht die letzte Ehre erwiesen wurde, sey es auch nur durch eine Hand voll Erde, als Zeichen treuer Liebe über ihn hingestreut: und mit unversöhntem Haffe den Gegner bis zu den Schatten verfolgen, ist Frevel gegen die Götter der Unterwelt, denen die Seele jedes Gestorbenen gehört; Frevel gegen die obern Götter, denen es ein Gräuel ist, von den heiteren Höhen des Lichts herab einen Leichnam zu erblicken, um welchen, da er unbestattet daliegt, die Raubthiere sich streiten. Daher kann

*) Der Gott des Eides.
**) „Der nrahten“.

Digitized by Google

Antigone, die in schweren Prüfungen erstarkte Heldin, des menschlichen Verderbes nicht achtet; das göttliche Gesetz ist ihre einzige Richtschnur; selbst ihres eignen Lebens achtet sie nicht, obgleich die Verlobung mit Hämon, des Königs Sohne, ihr schönere Tage verheißt, als sie durchlebt hat. Kaum ist der ruchlose Befehl erlassen, so ist sie entschlossen, ihn zu brechen.

In der Frühe des ersten Tages naht dem Abzuge der Feinde tritt sie mit ihrer Schwester Ismene aus dem Königlichen Palaste und sucht diese zur Theilnahme an ihrem Vorhaben zu bewegen. Diese aber, von gleicher Güte des Herzens, aber mehr dazu geschaffen, sich in duldendem Harme und Schmerze um die Geliebten zu vergehren, als kühn und entschlossen für sie zu handeln, erschrickt über der Schwester Kühnheit und verweigert die Theilnahme. Auch ohne sie unternimmt es die unbeugsame Antigone, ihr Vorhaben auszuführen. Sie gehen ab. Der Chor Thebischer Greise spricht in einem prachtvollen Gesange (wie überhaupt die Chorgesänge dieser Tragödie zu den herrlichsten gehören, die wir kennen) seine Freude aus über die unverhoffte Befreiung der bedrängten Stadt. Zu ihm tritt Kreon, theilt seinen eben ertheilten Befehl den Greisen, den Aeltesten der Stadt, mit und fordert sie auf, über dessen Vollziehung zu wachen. Doch da kommt schon einer der Wächter, die bei Polyneikes' Leichnam aufgestellt worden, in angstvoller Eile und meldet, ohne daß sie es bemerkt, sey der Leichnam mit Erde bestreut worden. In den wüthendsten Zorn versetzt, jagt er den Wächter wieder von dannen und verheißt ihnen allen den qualvollsten Tod, wenn sie den Thäter ihm nicht entdecken. Beide gehen ab. Der Chor spricht in einem der herrlichsten Chorgesänge sein Staunen über den Alles waggenden Geist des Menschen aus und verdammt den frevelnden Uebertreter des Gesetzes. Doch siehe, da bringt der Wächter die Antigone in Fesseln; sie hat die That begangen. Kreon erscheint sogleich und der Wächter erzählt, wie sie den Leichnam wieder vom Staube gereinigt und sich dann dreifach bedeckt habe; wie dann Antigone unter furchtbar drauenden Stürmen herbeigekommen, um ihr Werk zu wiederholen: da sey sie ergriffen worden, und in keiner Weise habe sie sich geleugnet, ihn zu folgen. Kreon vernimmt sie: weit entfernt, zu leugnen, gesteht sie ihre That in dem vollsten, klarsten Bewußtseyn, nur eine Pflicht erfüllt zu haben; als Kreon sie daran erinnert, daß Polyneikes als Feind gefallen sey, beurkundet sie, wie wenig ihr echt weibliches Gemüth durch männlich rühmen Kampf und ihnen angehörenden Beruf entfremdet worden, durch die herrlichen Worte:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Doch Kreon, ein Tyrann von unbändigem Herrschertrieb, den er hinter patriotische Reden vergebens zu verstecken sucht, hat sie dem Tode bestimmt, auch aber Ismene ersterckt sich sein Wüthen; er hält sie für die Mitschuldige. Dieses nur im Dulden große Gemüth erklärt, Antheil an der That zu haben; Antigone aber, verletzt durch ihre frühere Kleinmüthigkeit, beharrt darauf, allein die Thäterin zu seyn. Sie wird gefangen in den Palast geführt; der Chor, tief ergriffen von dem nie tastenden Unheile, welches das Haus der Labdakiden bis auf die letzten Sprossen vertilgt, klagt in rührenden Tönen über alles Irdischen Hinfälligkeit.

Jetzt tritt Hämon, der gedengte Verlobte einer unglückseligen Braut, auf: vergebens bemüht Kreon sich, vor dem Sohne seine That zu rechtfertigen und besser Zukunftsung zu gewinnen. Hämon's dringende Bitten, durch den unglückseligen Beschluß nicht sich selbst und ihn, den einzigen Sohn, ins Verderben zu ziehen, sind fruchtlos; was er zu thun gedenkt, spricht er in den männlich stolzen Worten aus:

„Sie stirbt, und And're zieht sie mit in ihren Tod."

Zum höchsten Zorne getrieben, droht Kreon dem Sohne, vor seinen Augen solle er die Braut sterben sehen, dieser aber stürzt mit den Worten fort:

— — „und dieser Haupt (er meint sich selbst)
Soll mit den Augen nicht zusammen zu mir kommen.
Vor unterwürf'gen Freunden sey wahnsinnig dann."

Kreon, nachdem er erklärt, wie er das Mädchen tödten wolle:

„Wo in der Oede sich verbirgt der Menschen Pfad,
Weg' ich sie lebend in ein felsentiefes Grab,
Es bier der Gottheit, wie sie's fordert, will der Armen
Daß Schuldbefleckung meide die gesammte Stadt' —

nämlich so viel Speise will er ihr geben, daß man sagen könne, (freilich nur sagen), man habe sie nicht dem Hungertode preisgegeben, was als große Versündigung betrachtet wurde. — Kreon geht ab, Antigone wird hervorgeführt, und in einem unvergleichlichen Gesange klagt sie, unerschüttert auch in ihrem hohen Bewußtseyn, über ihr schreckliches Loos. Kreon tritt zu ihnen und will der Armen selbst die Klage wehren. Antigone antwortet ihm in stolzem Selbstgefühle, die Reine dem Gotteverächter gegenüber; dann wird sie, nach den schauerlich schönen Worten:

„Ihr Thauer der Stadt, seh't, Kadmier, ihr!
Der Letzige Kind, die Letzte des Stamms,
Seh't, was und von wem ich leiden es muß,
Weil ich Heiliges heilig geachtet.

zum Tode abgeführt. Theilnehmend blickt der Chor ihr nach; ohne den Muth zu haben, ihr beizustehen, sucht er seinen Schmerz dadurch zu mildern, daß er ähnlichen Mißgeschicks gedenkt, daß auch früher schon Andere schuldlos zum Tode geführt wurden.

Da tritt der blinde greise Tiresias auf, der Prophet, der die Zukunft sieht, und in den grellsten Farben schildert er dem Kreon, wie viele und furchtbare Anzeichen nahen unermeßlichen Unheiles sich kund geben, und bemüht sich in den ergreifendsten Worten, den König von seinem unheiligen Beschlusse abzudringen: vergebens, der König verbarrt in seinem Starrsinne: da weissagt der Seher ihm, daß namenloser Jammer über ihn, sein Haus und die ganze Stadt kommen werde, „eh' die Sonne viel der Umlaufsbahnen noch vollendet hat". In tiefem Kummer geht er ab. Den Tod, dessen er ihn soeben mit Wuth anfallen: als ein Zeigling steht der eben noch so hochmüthig Frechte da, erschüttert von den prophetischen Worten des Sehers; er eilt von dannen, um Antigone zu befreien. Der Chor ruft den Schutzgott der Stadt, Bachos, um Abwehr alles Unheiles an.

Doch zu spät war die Reue des frevelnden Königs: schon ist Entsetzliches geschehen, bald soll noch Schrecklicheres noch mehr geschehen. Ein Bote kommt herzugeeilt und meldet, daß Hämon sich selbst entleibt habe im Schmerz um die schmachvoll geopferte Braut. Kreon's Gemahlin, Eurydike, tritt aus dem Palaste, und ihr erzählt der Bote ausführlich, wie er und seine Genossen zuerst auf Kreon's Geheiß des Polyneikes Leichnam gebadet in heitigem Bade und auf dem Scheiterhaufen verbrannt: — dann sepen sie zu der Felsgrotte geeilt, um Antigone zu befreien, und da sey auch sie die Rüstung offnen, sehen sie Antigone „an dem fest umschlung'nen Hals — mit ihres Schleiers zartem Band emporgeknüpft": an ihrer Seite klagt in jammervollen Tönen Hämon: in ängstlicher Hast ruft Kreon ihn zu sich heraus; statt aller Antwort stößt der Unglückliche sich das Schwert durch die Brust und athmet das Leben aus, die entleerte Brust krampfhaft umfassend. — Ihren Sohn mächtig, stürzt Eurydike nun in ihre Wohnung zurück. Da erscheint Kreon, des Sohnes Leiche tragend; er hält sie in den Armen, und in herzzerreißungsvollen Worten verwünscht er sich selbst, der so gräuliches Unglück hervorgerufen. Doch noch ist das Maß des Jammers nicht voll. Ein Diener aus dem Palaste meldet, daß so eben Eurydike in Verzweiflung sich selbst das Leben genommen hat. Der Hintergrund öffnet sich, und man sieht die Leiche der Königin: bei diesem gräßlichen Anblick, zwischen den Leichen der zwei geliebtesten Wesen, bricht Kreon, der Urheber all' des entsetzlichen Jammers, in wilde Klagen aus. Man führt ihn in das Haus, und das Stück schließt mit den feierlichen Worten des Chores:

„Das Erste, o Mensch, ist dem Bau des Glücks
Ist, weise zu seyn. Vor den Göttern nicht
Die Ehrfurcht nicht. Das verwegene Wort,
Wenn es unter'm Gewicht der Strafe schwankt
Der Vermessene büßt,
Lehrt weise zu seyn noch im Alter." — —

Diese herrliche Tragödie, in welcher die Zeichnung der Charaktere in ihren schroffen Gegensätzen die Hand des Meisters selbst in den kleinsten Zügen verrath (Kreon — Antigone, Ismene, Hämon), welche namentlich durch den bei aller Männlichkeit des Handelns doch in reinster Weiblichkeit des Gemüthes verklärten Charakter der Antigone sich dem Höchsten, was die dramatische Kunst zu erreichen vermag, anschließt, schildert die über den Abgrund des Todes hinausreichende Liebe und Treue, die sich zur Braut, der der Mensch auf sich herabzieht, wenn er, im Gefühle menschlicher Macht, sein eigenen Satzungen der Götter Hohn spricht und seine Arme über die Gränzen hinausstreckt, die zu überschreiten kein irdischer Gebieter befugt ist. Mit dem Tode der Antigone konnte die Tragödie nicht schließen, denn erst mußte Polyneikes durch den König selbst bestattet werden; erst mußte das Maß alles Elendes, das der unheilige Befehl des Königs, dem sie zuvider handelte, hervorgerufen, voll werden, ehe ihre That in ihrer ganzen Größe vor uns stehen konnte.

Die „Antigone" ist, obgleich der Dichter schon 32 Stücke vorher auf die Bühne gebracht hatte, doch die älteste, die wir von ihm besitzen; gedichtet 442 v. Chr. Sie gewann den Preis und begeisterte das Volk so sehr, daß Sophokles mit Perikles zum Führer der gegen Samos geschickten Flotte ernannt wurde.

* * *

Obwohl zunächst den neueren Erscheinungen der Literatur gewidmet, haben doch diese Blätter geglaubt, die in diesen Tagen mit so glücklichem Erfolg gewagte Wiedererweckung der alten klassischen Tragödie — ein Ereignis, das gewiß nicht ohne Folgen für die so sehr gesunkene dramatische Kunst in Deutschland seyn wird — nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ohne auch ihrerseits einen bescheidenen Handreisst bei dem edeln Königlichen Bau zu leisten. Diese Ueberssicht, die allerdings nicht unser Verdienst, sondern das der Gelehrten ist, die wir oben genannt haben, kann wenigstens dazu dienen, denjenigen Theil des Publikums, der, obwohl an solchen Ereignissen lebhaften Antheil nehmend, sich mit dem klassischen Alterthum nicht näher vertraut ist, in das Verständnis der Handlung, welche der Antigone des Sophokles zum Grunde liegt, und ihrer tragischen Idee einzuführen, so daß die Darstellung selbst, falls sie auch einem großeren Publikum vergönnt wird, einen um so ungestörteren Kunstgenuß gewähren kann.

Für diejenigen auswärtigen Leser, denen vielleicht die Zeitungen, die über dieses Ereignis nähreren Bericht geben, nicht zukommen, bemerken wir noch, daß am 28. Oktober d. J. auf dem Schloß-Theater im Neuen Palais bei Sans-Souci, vor Sr. Majestät dem Könige und dem Königlichen Hofe, so wie vor einer ausgewählten mit dem klassischen Alterthum vertrauten Versammlung, die erste Aufführung der Antigone stattgefunden hat. Herr Ludwig Tieck, seit einigen Monaten unter uns weilend, hatte, auf den Wunsch seines Königlichen Gönners, die Leitung des Ganzen übernommen und durch Vorlesungen das Verständnis des alten Tragikers den Darstellenden erleichtert. Unter den vorhandenen Uebersetzungen wählte er die von J. J. C. Donner (Heidelberg, 1839), reinen Sprache (mit einigen von unserem Buch vorgeschlagenen Abänderungen) zu solchem Zwecke und besonders auch zur musikalischen Composition sich am meisten sich zu eignen scheint. Letztere war dem Kapellmeister, Herrn Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy, übertragen, der die schwierige Aufgabe, die Forderungen des Griechischen Dichters mit denen des verwohnten Ohres der heutigen Musikwelt zu vereinigen, auf geschickte und künstlerische Weise zu lösen verstand.

Google

Schon der Zuschauer-Raum des Hauses schien ganz geeignet zu der klassischen Aufführung, denn amphitheatralisch erhebt sich das Parterre, welchem sich die Logen, in Form von offenen, durch goldene Ranken mit einander verschlungenen und von Karyatiden getragenen Lauben, anschließen. Harmonisch stand damit die Bühne in Verbindung, von welcher in der Mitte, nach zwei verschiedenen Seiten hinab, Stufen in die erweiterte, scheinbar durch einen Marmorboden getäfelte Orchestra führten. Hier gruppirte sich der Chor um die altarförmige, auf Stufen sich erhebende Thymele, während unser fogenannten Orchester die Orchestra als äußere Einfassung in einem Halbkreis umgab, jedoch so verdeckt war, daß es von den Zuschauern gar nicht gesehen werden konnte. Der Vorhang der Bühne wurde nicht hinaufgezogen, sondern senkte sich herab und enthüllte den Zuschauern einen von Säulen getragenen antiken Palast, aus dessen Pforten die fürstlichen Bewohner desselben traten, während der Chor von der rechten Seite der Orchestra, wie von äußren kommenden Personen des Stückes sprach von der linken Seite eintraten und auch hier wieder abgingen. Die beiden Halb-Chöre selbst (Thebanische Greise) waren jeder von acht Sängern der Königlichen Oper gebildet. Der Chorführer (Herr Baber) stellte sich auf die Stufen der Thymele, so oft er die Personen auf der Bühne anzureden hatte, was von besonderer angewohnter und überraschender Wirkung war. Die Heldenschaften, die Herrenkinder, das nur halb zum Bewußtsein kommende Sittlichkeitsgefühl und die Religiosität des Volkes sprachen sich abwechselnd in den Gesängen und den mimischen Bewegungen des Chores aus. Von der Bühne herab machte Madame Crelinger (Antigone) den großartigsten Eindruck, wie denn überhaupt die Darstellerinnen den erhabenen, vom Schicksal beherrschten, gegen die Götter ankämpfenden und endlich sich ihnen beugenden Charakter der Rollen wahrer und ergreifender wiedergaben, als die Männer, deren Naturell zuweilen dem klassischen Alterthum widerstrebte. Jsmene ward von Fräulein Bertha Stich und Eurydike von Madame Wolff gegeben. Herrn Rott war die sehr schwere Rolle des Kreon anvertraut; Herr Devrient gab ein befriedigendes Bild der edlen Hämon. Minder dem Charakter des Ganzen entsprechend erschienen uns als Threfias Herr Franz, als Wächter Herr Bauer, als Bote Herr Grua und als Diener Herr Bethge, doch werden wiederholte Darstellungen gewiß auch diese kleinen Mängel des herrlichen Kunstwerkes verschwinden machen. J. L.

Polen.

Aus Krafzewski's Wolhynischen Reisebildern.

(Fortsetzung.)

Außer einer Menge von Privilegien und Briefen verschiedener Zeiten, doch nicht bis über das 16te Jahrhundert hinaus, zeigte mir der Graf die Keule Gonschewski's, worauf die Worte: Pro Deo et Patria Goniewski Palac., einen Säbel, den Johann III. (Sobieski) getragen hatte, worauf die Worte standen: Cave a falsis amicis, salvabo te ab inimicis. Der Graf lebt heute nicht mehr, aber Heil ihm, daß er sein Leben nützlich machte, sich den Wissenschaften aufopferte und, nachdem er dem Lande mit dem Schwerte genützt, auch im Greisenalter noch dafür arbeitete.

Ich kam nach Dubno; die Stadt ist an der Ikwa gelegen, die in den Styr mündet. Zuweilen ist die Stadt sehr lebhaft. Maltedrun bestimmt die gewöhnliche Einwohnerzahl auf 6000 und sagt, daß bei Militair-Versammlungen sich hier 30,000 Mann einfinden. Die Stadt bietet keine Denkmäler alter Zeiten, aber die Geschichte der Tatarenkämpfe, welche sie bestand, ist zu wichtig, als daß wir nicht ein Bruchstück daraus erzählen sollten. Wir sehen bei dieser Gelegenheit zugleich, was für eine Bedeutung bei den Alten eine Hochzeit hatte. Was sind unsere heutigen Hochzeiten im Vergleich zu jenen! Nur lächerliche Farcen. Wir verlieren mit dem Ceremoniell nicht mehr am Wichtigkeit, die es vor Jahren hatte, nicht mehr jene sakramentalische Bedeutung, seine Erinnerung. Früher wurde der Mensch nur einmal geboren, einmal heirathete, einmal starb er; die Ehe war ein unauflöslicher Knoten. Darum wurde auch die Hochzeit von einem so großen und feierlichen Ceremoniell begleitet, wie Geburt und Tod, zwischen welchen sie zum Punkt bildete, der das Leben in zwei Epochen theilte. Freilich wurde früher auf der Hochzeit nur pro forma vom Herzen gesprochen; aber die religiösen Begriffe, die Ueberzeugung von Pflichten, die von der jetzigen verschiedene Lebensweise sicherten den Frieden, die Eintracht und die Stille und dauernde Zuneigung, die wir noch oft zwischen greisen Ehepaaren bewundern, wenn sie in den Modernen unseres Jahrhunderts zum Lohne dienen. Vor einigen Jahrhunderten, da gab es an den Höfen der Großen Hochzeiten per excellentiam. Die bloße Erinnerung daran leuchtete den Verebelcichen wie ein Stern im Leben; sie sprachen lange von jenem glänzenden Tage, der sie verbunden hatte. Es war ein frohes, üppiges, erhabenes Fest nach nationellem Ritual, das unerschütterlich stand, ein Ritual voller Symbole, die sich heute nur in den niedrem Volksklassen erhalten haben.

Eben von einer solcher alten Hochzeiten wollen wir reden. Nicht beschreiben etwa — denn wer denkt sich nicht die ganze Feierlichkeit — das Bankett und die Reden und die Kanonendonner und die Musik und die gefühlvollen Segnungen der Alten? Sondern wir wollen bei dieser Hochzeit ein besonderes Zwischenspiel hervorheben, das zur Geschichte von Dubno gehört.

Der Fürst Konstantin Basyl Ostrogski, Wojewode von Kiew, Marschall von Wolhynien, Starosk von Włodzimier, ein Magnat, berühmt durch seine Reichthümer und seine Frömmigkeit, der Besitzer des reichsten Fürstenthums dieses Landes, bereitete in seinem Schlosse zu Dubno seiner Pflegetochter Beata Dolska die Hochzeit mit dem Fürsten Solomerezki.

Alles war in Bereitschaft zu dem feierlichen Akt, welcher im Schlosse vollzogen werden sollte. Zahlreiche Gäste von fern und nah, Verwandte, Freunde, Nachbarn und der dem Hause wohlgesinnte Kleinadel hatten sich eingefunden, und die Schloßhöfe waren von dem Gedränge der Wagen, Pferde und Dienerschaft erfüllt. Selbst von den Straßen der Stadt sammelte man Gäste, und das Thor wurde nicht geschlossen.

Es war der Morgen des Hochzeitstages — der Himmel war trübe und die Erde schneebedeckt. Jeder Winkel des herrschaftlichen Schlosses hatte ein hochzeitliches Ansehen. Alles war in Bewegung, tummelte, putzte sich und erzählte.

Die Männer in den Zimmern weideten sich an einem verschiedenen Frühstück, weil es nicht Sitte des 16ten Jahrhunderts war, namentlich in vornehmen Häusern, Würfel zu spielen und sich am Morgen zu betrinken, und sprachen über Krieg, Turniere und Pferde. Der Fürst Solomerezki, eine junge, blonde, blauäugige, bedeute Figur, nahm nur selten am Gespräch Theil und antwortete stets mit einem stillen Lächeln.

An der Schwelle des Saales stand in einem nachlässigen Reise-Anzuge ein gewaffneter Kosak aus der Ukraine, mit aufgezogenem Visir, einem Drahthemde, einem Säbel, einer Lanzschare, einem Bogen mit Pfeilen, einem Messer am Gürtel, einem Beutel Kugeln, einem großen Paradebeile, einem ledernen Wasserbeutel, einer Säbeltasche, einer Kohalki (Kapuze), mit langen seinen Schnüren behangen, einem Pulverbeutel und anderen Kleinigkeiten am Gürtel und auf den Schultern, also in der vollständigen alten Kosakenrüstung. Seine Miene war trübe und nachdenkend, Alle fragten ihn und flüsterten, und er antwortete langsam, aber dreist in seiner Muttersprache.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Blick auf das Königreich beider Sicilien und die Stadt Neapel. In der Revista Europea sucht ein Italiänischer Schriftsteller den Vorurtheilen, welche gemeiniglich über Neapel verbreitet sind, durch folgende, wie es scheint, etwas zu schöne malende Schilderung zu begegnen. „Wer jetzt noch", sagt er, „schmutzige Nachtheit, einen unter freiem Himmel schlafenden Höhlenhaufen, räuberische Zudringlichkeit der Bettler in Neapel zu finden erwartete, der würde nicht besser daran seyn, als wenn Jemand in Lutium Wölfe suchen wollte; sie sind nicht ganz kein zu nehmen. Es ist mit den grausigen Geschichten einer Räuberei, oder eines Schiffes begnügen müßte. In Neapel verdient die höchste Bewunderung das wohlverbehene Zeughaus, welches einer schönen Flotte und einem der materiellsten Heere alle Bedürfnisse liefert; ob dieses letztere auch eines der tapferen sey, wird sich zeigen, wenn es für eine Sache in den Kampf gehen wird, um sie durchzusetzen. Die Zweifelsüchtigen der Gerichtshöfe giebt der Gesellschaft nicht nur die Bürgschaft, daß ihr keines ihrer Mitglieder willkürlich entrissen wird, sondern sie leitet auch zur vernünftigen Debatte an und flößt einen heilsamen Schrecken ein, indem sie zeigt, wie der Schuldige sich in seinen eigenen Netzen fängt. Eine National-Bank und eine Diskontirungs-Kasse gewähren eine Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Geldumlaufes, wie sie in manchen vielgerühmten Ländern vermißt wird. Für die Bedürfnisse der Agrikultur sorgen ökonomische Gesellschaften. Wer Neapel sieht, die ungeheure Stadt von 600,000 Einwohnern, die sich von den köstlichen Anhöhen von St. Elmo und Capodimonte bis zum schönen Meeresufer hinstreckt, der muß bezaubert werden von dem bewegten Leben, von dem unaufhörlichen Drängen und Treiben, das vom Hafen, der an Marseille erinnert, bis zur Via Toledo hinmogt." Unter den Verbesserungen, welche die städtische Verwaltung in der letzten Zeit vorgenommen hat, werden auch einige angeführt, welche sich manche große Städte zum Muster nehmen könnten, die nicht wenig holz auf ihre Polizei-Ordnung sind. So wird die Errichtung eines großen Schlachthauses für die ganze Stadt, so wie eines großen Hafens für Hafer und Fischer, erwähnt. Die Irren-Anstalt von Aversa wird als Muster für ganz Europa hingestellt. Demnächst wird von einer Verbesserung gesprochen, die andere Italiänische Universitäten auch wünschten, aber nicht einzuführen wagten, nämlich die Freiheit des Unterrichts. Diese besteht darin, daß die Studenten sich ihre Professoren wählen können. Wie es mit der Unterrichts-Freiheit der Professoren stehe, wird nicht gesagt. Der Verf. sührt sich indeß nach dieser lobenden Schilderung zu der Frage gedrungen: ob in Neapel Alles gut sey? Die Beantwortung derselben ist charakteristisch. „Es würde nicht schwer seyn, eine Reihe von Mißbräuchen aufzuzählen, die wir selbst wahrgenommen haben, und die zwar geringer sind, als die Fremden meinen, die aber dennoch dringend eine Abhilfe fordern. Das Letztere ist so leicht! So leicht ist es, den Regierungen Vorschriften zu machen! So gewöhnlich das Bestreben, in einem Tage das alte Gebäude niederzureißen und ein neues aufzuführen. Aber das Laub, das in einer Nacht über dem Haupte des Propheten erwachsen war, vertrocknete schon am Morgen; der Gesetzgeber Jsraels dagegen sührte seine Schaar vierzig Jahre in der Wüste umher, ehe er an einem Ziele anlangte, das in wenigen Tagen hatte erreicht werden können."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Freitag den 3. November 1841.

Syrien.

Erinnerungen aus dem Kampfe mit Mehmed Ali.
Von Pattison Hunter.

IV. Die Einnahme von Akko (St. Jean d'Acre. *)

Jetzt sind wir mit dem gegen Akko befestigten Geschwader in See gegangen. Ich hatte die Ehre, auf dem Flaggen-Schiffe Walker-Bei's zu seyn, dessen Kajüte, außer dem Bei, seinem Secretair und mir, auch Selim-Pascha und den Preuß. Hauptmann Laue beherbergte. Das Schiff war ein gutes Emblem des heutigen Zustandes der Türkei — alt, zerfallen, leck und gestickt; nur ein sehr unternehmender Schiffer konnte sich in diesem Rumpelkasten auf die hohe See wagen. Damals war dieses Fahrzeug seit drei einzige Linienschiff des Sultans und hatte schon manches Jahr auf einem alten Werfte des Marmora-Meeres abgetakelt gelegen. Walker-Bei fand das Wrak vor, ließ es kalfatern, und schon nach wenigen Wochen erschien es mit einer aus dem Zuwachs Konstantinopels aufgegriffenen Bemannung vor Beirut.

Ich habe noch nie einen so buntscheckigen Haufen in einem engen Raum versammelt gesehen. Wohl achtundvierzig Kerle waren Eishändler, Schwammverkäufer, Gewürzkrämer u. dgl. gewesen; sie sahen grosentheils abgemagert und sehr unkriegerisch aus. Etwa hundert Andere gaben sich mit ihrem stämmigeren Bau und kühneren Ausdruck als Kaikschi's (Bootsleute) oder Bauerburschen zu erkennen. Nicht über 20 Mann hatten schon vorher auf einem Schiffe gedient! Wie soll ich aber beschreiben, wie es unter dem Verdeck aussah! Da ich von einem Britischen Flaggenschiffe kam, wo Alles reinlich und in vollkommenster Ordnung ist, wo die gesunde muthvolle Mannschaft ihre guten Speisetische und Hängematten hat, mußte mir der Kontrast mit dem gegenwärtigen Schauplatz natürlich auffallender seyn. Dunkelschmutzige Kerle kauerten, streckten und dehnten sich in allen Richtungen — Einige aßen, Andere schmauchten, wieder Andere zankten mit einander, und noch Andere machten emsig auf gewisse Insekten Jagd. Nur in der Kajüte, dem Schiffsschnabel und dem Halbverdeck ging es so peinlich und ordentlich her, wie am Bord eines Britischen Kriegsschiffes. Eine Türkische Schildwache spazierte vor der Kajüte auf und nieder. Aus der ersten Abtheilung, wo gespeist wurde, führte eine Thür in das Gemach Selim-Pascha's, der mit seiner langen Pfeife und seinem bis auf die Augenbrauen gedrückten Fez einen Winkel des Sofa's einnahm. Ihm gegenüber saß sein Verwandter, Selim-Bei, ein junger schöner Mann und der gebildetste Türke, den ich bis dahin kennen gelernt. Er sprach geläufig Englisch, da er unter Mahmud's Regierung eine Zeit lang in England gewesen.

Selim-Pascha war der einzige angesehene Türke, der mit den Alliirten in Syrien landete. Er hatte damals nur den Rang und die Geschäfte eines Brigade-Generals; obgleich an der Spitze der Türkischen Truppen, mußte er sich dem Admiral und dem Commodore unbedingt fügen. Sein Bruder, der beschränkte Beschaffenheit seine Tapferkeit im Felde und seine beständige Sorge für die Wohlkost der Soldaten erwarben ihm allgemeine Achtung und Bewunderung. Als aber die Aussichten günstiger wurden — was bald geschah — da traten größere Pascha's auf den Schauplatz; man bewarb sich im Wetteifer um die Verwaltung des einträglichen Syriens. Ibst Mehmed Pascha, einer von der alten Schule, durch viele vieljährigen Expeditionen schon so reich wie Krösus, landete mit dem pomphaften Titel eines Statthalters von Syrien und Aegypten zu Beirut. Und was that dieser große Mann gleich nach seiner Ankunft? Er lieh bei dem Munitzipal-Rath anfragen, was für Forderungen der vorigen Regierung noch nicht eingezogen seyen; und als man ihm meldete, die regelmäßigen Steuern seyen bis auf den letzten Para bezahlt, fragte er weiter, ob es keine andere Ausstände gäbe, die man nicht habe realisiren können. Es fand noch eine Summe von 20,000 Piastern, und sogleich befahl der neue Statthalter, dieses Geld, unter Androhung der Confiscation ihrer Effekten, morgen Mittag von den Bürgern einzuziehen! Dies waren also die ersten Früchte der gepriesenen Türkischen Reform, welche, wie es im Manifeste des Commodore's hieß, den Sultan in den Stand setzen sollte, seine Glückliche mehr verwundete sich Ibst bald darauf mit einem zufällig losgehenden Pistol im Bein, und die Wunde erhielt einen so bedenklichen Charakter, daß er mehr an die Erhaltung seines Lebens als an das Gein seiner Untergebenen denken mußte. Selim-Pascha, der schon eine wahre Null geworden, erhielt wieder die Initiative, und wir sehen ihn jetzt im Begriff, an den Gefahren und dem Erfolge dessen, was für seinen Herrn geschah, Theil zu nehmen.

Der Britische Bei (Walker) war bei den Türken ungemein beliebt; seine Tapferkeit und Kriegslist weckten schon ein günstiges Vorurtheil für ihn, und sein reich besetzter Tisch knüpfte die Bande der Zuneigung noch fester. Selim-Pascha hatte den Ehrenplatz am Tische; zu seiner Rechten saß der Schiffs-Capitain Osman, eine wohlbeleibte Figur mit einem Auge, das von munterer Laune überquoll — das orientalische Konterfei unserer John Falkstaff; dann kam der Italiänische Arzt, ein sehr geschickter Mann in seinem Berufe, dann Selim-Bei und einige untergeordnete Personen.

Als ich eines Tages bei Tische mein Glas köstlichen Madeira zum Munde führte, sah ich, wie mein Freund Osman einen Blick voll der rührendsten Theilnahme auf das Glas warf. Der Admiral fragte Selim-Pascha bei Gelegenheit, ob er nicht etwas Champagner trinken wolle, da er die anderen Weine verabredetgen hieß. Da nahm Osman hastig das Wort und bat den Pascha einen begeisterten Dichter zu Gunsten des Vorschlags; aber letzterer schüttelte gravitätisch sein Haupt, legte Osman die Hand auf den Mund und eingenete, er werde jetzt immitten des Ramasan keinen Tropfen Wein zu sich nehmen. Die Sache war um so spaßhafter, da ich wußte, daß beide Herren der Flasche sehr gern zusprachen. Osman, der kein Deutscher war, trank allemal über den anderen Tag seinen Wein und ließ sich ihn munden, wie der beste Christ; nur bei jener Gelegenheit bekämpfte er aus Respekt vor dem Pascha sein Gelüst, und der Letztere scheute sich nur, Wein zu trinken, weil Fremde am Tische saßen.

Auf unserer zweitägigen Fahrt nach Akko hatte ich so viel angenehme Beschäftigung, daß ich keinen Augenblick melancholischen Gedanken Raum geben konnte. Ich knüpfte hier mit dem Preußischen Hauptmann Laue engere Bekanntschaft. Dieser tapfere Offizier, ein Veteran aus den Europäischen Befreiungs-Kriegen, ergnügte mir die Ehre, des Admirals Pläne von Akko mit mir gemeinschaftlich zu studiren. Die Art, wie er den ganzen Angriffsplan, die Vertheidigungs-Maßregeln des Feindes und die Gefahren und möglichen Glücksfälle auf beiden Seiten abwog, setzte mein Interesse ungemein. Aber auch die Zurüstungen zum bevorstehenden Kampfe beschäftigten einen Jeden Aufmerksamkeit. Die Kajüten des Mittelbecks wurden weggeschafft, damit vom Vorderdeck bis zum Schiffsschnabel ein offener Raum blieb; die kupfernen Gitter und Pfeiler, die als Zierde auf Schiffsschnabel und Viertelbeck gestanden, wurden gleichfalls abgebrochen und, wo es nöthig, durch Tauwerk ersetzt. Dies geschah, damit die Feuer gefährlicher Artillerie-Splitter, wenn die Falle über Kugeln anschlugen, aber das ganze Verfahren kam den Tauen, die nichts vorher überlegen, gar seltsam vor. Die Feierstunden der Mannschaft waren religiösen Uebungen gewidmet: mehrere an Bord befindliche Derwische sprachen ihnen lange Gebete vor, und bei jeder Kanone kauerte eine Truppe Türken, die, mit geschlossenen Augen und den Antlitz gegen Osten gewendet, ihre Lippen rasch bewegten, auch von Zeit zu Zeit ihren ganzen Länge nach sich auf das Deck warfen.

Am Nachmittag des zweiten November erreichten wir die Bai von Akko. Die vier Kriegs-Dampfboote, welche gestern angekommen waren, warfen von Zeit zu Zeit Sprenggugeln in die Festung, und der Feind antwortete aus Mörsern, aber bis dahin ohne Wirkung. Gegen Sonnen-Untergang ward der ganze Geschwader angelangt; die Linienschiffe warfen Anker. Am Abend hielt der Admiral einen Kriegsrath, worin man beschloß, daß das Bombardement am nächsten Morgen beginnen sollte, und zwar so früh, als der Wind dem Geschwader erlauben würde, sich den Batterieen zu nähern. Der Englische Admiral beschloß, eines der Dampfschiffe zu besteigen, indem er so die Feuerung Anstalten der Schiffe besser leiten zu können glaubte. Admiral Walker, der die freie Wahl seiner Stellung hatte, entschied sich für den südöstlichen oder inländischen Winkel der südlichen Batterie-Linie, weil die Mauer hier etwas verfallen und eine Bresche am leichtesten zu bewerkstelligen war. Der Edinburgh sollte ihm dabei zuhilfreich seyn. Die resp. Chefs, Hauptleute und Befehlshaber des Geschwaders hatten besondere ertheilt, die sich theils auf Verschiedene Unterstandgründe in der Bai, die zwei Britische Offiziere nach vorgängiger Untersuchung der Untiefen entworfen hatten.

Die Festung Akko hat an der Seeseite zwei Vertheidigungs-Linien, die einen rechten Winkel beschreiben, der nach Westen und nach

*) Vgl. Nr. 107, 120 und 126 des Magazins.

Süden dem Meere zugekehrt ist. Eine Untiefe von bedeutender Länge erstreckt sich vor der westlichen Linie, an ihrem See-Winkel beginnend. Der Commodore sollte mit dem Geschwader von Süden her die westliche Fronte angreifen und sein Schiff im südlichen Winkel der westlichen Linie aufstellen. Unser Türkisches Schiff lichtete mit Tagesanbruch die Anker und segelte der Spitze des Berges Karmel zu, um später seine Station an der südlichen Linie einnehmen zu können. Am Vormittag mußte Herr Walton in unserem Schiff die Runde machen und dem Admiral über seinen Zustand Rapport bringen. Ich begleitete diesen Offizier auf seinem Inspections-Gang. Wir begaben uns zunächst nach dem Pulver-Magazin. Der Türke, der uns zu der Pforte des Magazins führte, zog kaltblütig einen eisernen Schlüssel aus seiner Tasche und stieß ihn zu unserem Entsetzen mit plumper Faust in ein Schloß von demselben Metall! Herr Walton urtheilte jetzt weislich, er habe genug gesehen, drehte sich um und rief aus: „Nun, Gott bewahre uns vor dem Auffliegen, wenn wir anders nicht untersinken!“

Wir begegneten dem Arzte und baten ihn, uns nach dem Lokale der Kranken zu bringen. „Ah! caro mio“, versetzte der Italiäner, „die Türken haben von so etwas keine Idee; da unser Admiral jedoch mir befohlen, einen Theil des Schiffes zu einem solchen Zwecke einzurichten, so ist es mir gelungen, in einem Winkel des unteren Raumes meine Instrumente zu bergen. Aber, Signor, der Ort riecht sehr übel, ich rathe Ihnen nicht, ihn zu besuchen.“

Da wir eine gar tröstliche Idee von dem Mensch, der sich frisch und gesund fühlte, konnte nicht ohne Gefahr für seine Gesundheit an einen Ort gehen, wohin er vielleicht eine holde Stunde später mit einem Arm oder Beine weniger geschleppt werden sollte! Der Ort mußte in Augenschein genommen werden; wir stiegen durch eine Reihe Löcher und finsterer Gänge abwärts, und bei jedem Schritte wurden die Hitze und der eingeprefte Dunst drückender. Endlich gelangten wir in einen kleinen Packraum im Buge des Schiffes und gerade über dem Kiel. Seine Ausdehnung mochte 20 Fuß in der Länge und 15 in der Breite betragen. Das Gemach war von einigen großen Schiff-Laternen erleuchtet, und Matratzen, die über Tonnen lagen, bedeckten es in jeder Richtung. Die Schwüle war so groß, daß man nur mit Mühe athmete, und das Naß hatte einen Geruch mit Ammonia und Chlor-Kalk geräuchert! Ungeheure Schwämme, eine große Flasche mit Ammonia, eine Anzahl Schraubenbinden und mehrere glänzende chirurgische Messer lagen auf einem kleinen, dem Doktor angehörenden Tische.

Als wir tappend und stolpernd durch die finsteren Gänge, die aus dem obern geschlossenen Lokale führten, wieder nach oben kamen, sah ich mehrere Individuen in einem anderen kleinen und schwach erleuchteten Raume, den ich auf Neugierde betrat. Es waren die Derwische, die sehr melancholische Gesichter schnitten. Ihr Chef lag auf seinem Rücken am Boden, vermuthlich, um so tief als möglich unter die Oberfläche des Wassers zu kommen; dabei, rollte er fürchterlich die Augen und klapperte mit den Zähnen, daß es ein Erbarmen war.

Endlich machte unser Schiff den Batterieen gegenüber Halt. Der Admiral schickte seinen Dragoman hinab, um den Lieutenant des Geschützwesens fragen zu lassen, ob die Mannschaft auf ihren Posten und Alles, was zu den Kanonen gehörte, in Bereitschaft sey. Der Dragoman kehrte nach einiger Zeit wieder und berichtete, die Kanonen des Hauptvertrags seyen noch nicht losgemacht. „Rufet geschwind den Lieutenant“, sprach der Admiral.

Nach einigem Zögern kam dieser Offizier zum Vorschein. Er sprach gut Englisch, da er in unserem Dienste sich gebildet hatte, war aber fast bei allen Gelegenheiten flau und nachläßig. Der Admiral warf ihm seinen Ungehorsam vor, er aber antwortete mit einiger Kaltsinnigkeit und entschuldigte sich auf eine lächerliche Weise. Sofort befahl der Admiral Walker dem an seiner Seite stehenden Captain Osman, dem Lieutenant seine mit Diamanten besetzte Decoration vom Halse zu nehmen und ihm strengen Arrest zu geben. Der gutmüthige Osman zauderte und sah den Admiral verwundert an; er schien seinen Ohren kaum zu trauen, da das Schiff schon satt im Gefechte der feindlichen Kanonen war. Aber der Chef warf ihm einen durchdringenden Blick zu, ging auf den Lieutenant los, nahm ihm eigenhändig die Decoration ab und sagte ihn die Treppe hinunter.

Die übrigen Schiffe des Geschwaders setzten sich erst um halb elf Uhr aus der hohen See in Bewegung. Jedes Schiff war nun südwärts und dem Berge Karmel zu gekehrt. Bis halb hatte ein gelinder Wind aus Süden geweht, der aber mit einem Male nach Norden umschlug. Die Schiffe kamen anfangs nur langsam vorwärts. Gegen ein Uhr Nachmittags gab der Commodore, da der Wind jetzt noch nördlicher wehte, das Signal, schief zu segeln. Diese Evolution ging sehr gut von Statten, und das Geschwader formirte sich, während es den Batterieen nahte, immer mehr zum Seetreffen.

Sobald jedes Schiff der Festung gegenüber aufgestellt war, warfen die Dampfboote Bomben aus, von denen aber durch einen unvorhergesehenen Umstand wenigstens ein Drittheil auf halbem Wege platzte.*) Der Commodore, welcher der westlichen Fronte gegenüber stand, signalisirte jetzt einen Angriff auf die Nord-Batterieen und bugsirte sogleich etwas nördlicher. Der veränderte Wind hatte ihn außer Stand gesetzt, seinen ersten Plan zu verfolgen. Sobald dieses Signal gegeben war, signalisirte Capt. Stewart vom Benbow, der eben dem See-Winkel zwischen beiden Linien gegenüber hielt: „Soll ich die Süd-Batterie angreifen?“ und der Admiral ertheilte ihm augenblicklich vom Phönix her die Erlaubniß dazu. Dieser rasche Entschluß des Capt. Stewart verdiente großes Lob, da er jede augenblickliche Verwirrung verhütete. (Schluß folgt.)

*) Die metallenen Zünder (fuzées) waren nicht zweckmäßig gearbeitet.

Schweden.

Brief über Stockholms Abend-Gesellschaften.

(Schluß.)

Da hast Du, meine liebe Freundin, eine kleine Zeichnung von einem Stockholmer Souper und, mit wenigen Ausnahmen, von den Stockholmer Soupers überhaupt. Diese Abend-Gesellschaften sind eine Menge schlürfender Schwestern, deren Mutter, die Langeweile, und Tante, die Eitelkeit, nicht müde werden, sie mit tiefen Knixen aus einem Hause ins andere zu führen. Man hat sie tausendmal unausstehlich gefunden, aber bisher noch nicht gewagt, sie zu verbannen, weil die Langeweile und die Eitelkeit ein paar alte, steife Damen sind, die es verstehen, sich in Respect zu setzen, und die man nicht ungestraft beleidigen darf.

Macht man sich über ihre Steifröcke lustig, so läuft man Gefahr, für naseweis oder nicht klug gehalten zu werden.

Wenn Du glaubst, daß irgend ein Anspruch von Winterfreuden seine bösteren Schatten auf diese meine Beschreibung der Stockholmer Abend-Gesellschaften geworfen, so sage ich nicht geradezu nein, — doch ist sie den Hauptzügen nach Wahrheit und nicht Karikatur.

Es ist mir unbegreiflich, daß so viel kluge Leute sich versammeln können, um sich zu langweilen.

Wollten die Genien der Vergnügens an ihre Verehrer in Stockholm eine Proclamation erlassen, um sie aufzuforbern, sich zu amüsiren, so denke ich, der Inhalt würde ungefähr folgender seyn:

„Freunde des Vergnügens, des Lachens und der Freude, die ihr des Lebens flüchtige Minuten und seine kurzen Wußestunden genießen wollt, siehet, flieht die Abend-Gesellschaften!“

„Nicht hier mein Rezept zur Verjagung der finstern Geister der Langeweile!“ — „Nicht hier böse, kalte langen Winterabende!“

„Versammelt Verwandte, Bekannte und Freunde, aber nicht zu viele! Aus Gedrang und Hitze entsteht der Souper-Stocko.“

„Steckt Licht an in den Zimmern, — vor allen Dingen entzündet aber in euren Köpfen das Licht des Witzes und des feinen Scherzes! Leuchtet einander mit dem hellen Feuer der Fröhlichkeit. Seyd munter, seyd gütig, seyd — wenn ihr könnt — witzig. Tanzt, spielt, singt, aber nicht mit Widerwillen, sondern zu eurem Vergnügen. Flechtet mit leichten Händen den Kranz der Freude, und Jeder reiche unfruchtlos und willig sein Blümchen dazu.“

„Der Genuß der Conversation sey euch theuer. Werft mit Funken des Scherzes um euch, die leuchten, aber nicht brennen. Laßt Gedanken, Gefühle, Gedanken, Gefühle auf Gefühl, Lächeln auf Lächeln, wie ein melodisches Echo antworten, oder vielmehr wie jene milden, schönen Töne, welche die leiseste Berührung der gestimmten Saite entlockt.“

„Dabei darf über den wohl unterhaltenen und berücksichtigten Geist der Leib jedoch keineswegs vergessen werden. Nicht ihm einige leichte Erfrischungen, nicht nur wie Beilastig und im Vorübergehen. Setzt man sich mit Ernst und feierlicher Miene zu Tische und nimmt Messer, Gabel, Löffel und Servierte zur Hand, so wird das Essen zum wichtigen Geschäft.“

„Man ißt, um zu leben, — man lebt nicht, um zu essen, sagte ein Weiser. Ihr wollt euch vergnügen, — esset und trinket nur, um mehr oder weniger desto herrlicher lachen zu können.“

„Als der allweise Schöpfer anordnete, daß auf unserem kleinen Erdenball Nacht und Tag abwechselnd herrschen sollten, war gewiß seine Absicht, daß die Menschen, seine edlen, aber schwachen Kinder, während jener ruhen sollten, damit sie beim hellen Licht des Tages desto mehr wirken und genießen könnten. Darum laßt doch mit dem Abend, der uns den Tag schließt, auch eure geselligen Genüsse enden; — darum legt euch mit dem Schlusse des Abends zur Ruh, damit die Stunde der Mitternacht euch im Schooße des Schlafes finde. Und wenn ihr den Tag zur gehörigen Zeit mit Frieden geschlossen, dann singet mit unserem edlen und liebenswürdigen Franzen:

Nach einem Abend,
Mäßig genossen,
Herrlich erfrischen,
Schlummert man sanft und erwachet beglückt.“

O Himmel, die entsetzliche Souper-Stunde ist da, — es schlägt acht Uhr! Der Wagen ist vorgefahren, mein Gemahl ist fertig, und ich habe noch keine einzige Blume im Haar!

Gute Nacht, glückliche Freundin, — Du gehst bald zu Bett, und ich muß mich mit Kampagne rüsten. Morgen, wenn ich heute nicht meine Stimme einbüße, werd' ich singen:

Nach einem Schmause,
Reichlich genossen,
Sühnend geschlossen,
Schlift man erdenklich, erwacht man vertimmt.

(Tekningar utur Hvardagslifvet.)

Polen.

Aus Kraszewski's Wolhynischen Reisebildern.

(Schluß.)

Also — rief Einer aus dem Haufen — wieder Tataren! Hast Du Nachricht? — Freilich sind Nachrichten da, so wie jeden Winter, — versetzte der Kokak — kaum steht der Sand und sind die Lüfte gefroren, so spricht man auch von den Tataren. Sie gehen durch die Thäler verschiedene Pfade. — Wie viel sind ihrer? — Das weiß Gott, der uns diese Plage schickt. Auf dem Markte verkrochen sie sich, sind sie hier, so werden sie sich in Rauchwolken hüllen und

ihren Weg mit Grabhügeln bezeichnen. Jetzt verwahren sie sich, wie Kröten, daß sie Niemand erblickt, vielleicht sind sie schon im Nauthale. — Ist der Zug lang? — Gewiß, wie sonst, viel Henkersknechte und noch mehr Pferde; denn bei ihnen kämpfen auch die Pferde, wenn bei uns selbst die Leute es nicht alle mögen. — Hat sie Jemand gesehen, oder ist's ein Wintermährchen? — Manchmal waren's Mährchen; aber jetzt ist es anders. Wer sich fürchtet, kann weit sehen, um in der Steppe haben Menschen bemerkt, daß ein Tatarenschwarm ganz im Stillen heranziehet. — Die Furcht hat große Augen — versetzte der Hofpage des Fürsten — man muß auf bessere Kundschaft ausschicken.

Hiermit endete das Gespräch; der Ukrainer sprang hinaus auf sein Pferd. Der Fürst schickte seine Kosaken-Wannschaft nach den von den Tataren gewöhnlich besuchten Thälern auf Kundschaft.

Die Kunde von den Tataren war bald durch das ganze Schloß gedrungen, und Alles zitterte; denn die Tataren, welche dieses Land so oft mit Schwert und Feuer verwüstet hatten, waren ihnen furchtbarer, als alle Plagen des zürnenden Himmels.

Um die Hochzeit nicht zu stören, verbot der Wojewode, vor den Frauen von diesem Gerücht zu sprechen. Das war gerade die Weise, es desto eher zu ihren Ohren zu bringen. Alle hatten so geheimnißvolle Mienen, flüsterten so leise, schlugen mit den Armen, schärften die Säbel, besahen die Rüstung und zeigten das in der Tiefe wurmende Geheimniß so deutlich, daß die Frauen es sehr unzweifelhaft ahnten. Die Gottinnen fragten zunächst unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was denn eigentlich vorgehe, kamen die Freundinnen einander, und bald genug war die Neuigkeit im Kabinet der Braut, wo dieselbe nach Alttslawischer Sitte mit hängenden Haaren saß.

Ich weiß nicht, wie ich die Braut beschreiben soll. Sie war weder schön, noch sogar anziehend. Eine hohe, kleine, schwarzängstige, ernste Gestalt, wiewohl noch jung, war sie vollkommen verschieden vom Manne, der neben ihr einer verkleideten Frauensperson glich. Aus ihren Augen strahlte ein lebendiges Feuer, Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit und Trotz. Die erhabene, glatte, ruhige Stirn schien große Gedanken und die Geheimnisse einer schönen Seele einzuschließen. Die kleinen, geschlossenen, bleichen, worttragen Lippen öffneten sich selten zu einem gleichgültigen Lächeln. Was konnte, wird man fragen, ein so verschiedenartiges Paar verbinden?

Nun — die Speculation der Verwandten und deren Bitte. In ihren Herzen ging nichts vor, keine Leidenschaft, keine Neigung nährerte sie einander. Ihre Hände berührten sich nicht und bebten selbst vor dem Altar vereinigt nicht einmal. Sie waren einander gleichgültig, aber sie gingen ruhig und ohne Widerwillen, ohne Widerwillen gegen einander, und die damalige Sitte, daß der Verstand, nicht die Leidenschaft Ehen schließt, hatte sie längst schon zu solchem Bündnisse vorbereitet.

Als die Dienerinnen Bratens vor Angst um sie her zu seufzen begannen und nicht mehr an die Geschmeide und die goldenen Nadeln dachten, fragte eine nach der andern Braut gewebt: Was ist geschehen, daß ihr weint? — Bis jetzt nichts — entgegnen sie — aber man sagt — der Fürst Wojewode hat nur verboten, davon zu sprechen — daß ein neuer ungebetener Gast zur Hochzeit kommt. — Wer ist es? — Die Tataren. — Sie kommen hierher?

Ach! gewiß hierher! — ein großer Schwarm! O, wie ich mich fürchte, wie ich viele Tataren fürchte — heulte sie weiter. Solche wüthende Ungeheuer mit den platten Nasen und den schwarzen blinzelnden Augen und den abstehenden Ohren, die blind geboren werden, wie die Hunde, und von Pferdefleisch leben und nicht an die heilige Dreieinigkeit glauben! o, wie fürchte ich sie!

Aber ich nicht — versetzte die junge Frau, das Haar zurückwerfend, das ihr in die Augen fiel. — Ersten, der sich an mich wagt und mich berührt, den erwürge ich.

Alle schwiegen und glaubten ihren Worten.

Sie würden uns ergreifen und in das Serai ihres Sultans schicken, die schmutzigen Heiden — sprach Eine. Ach, obgleich man Wunder davon erzählt, wolle und doch unser getreuliger Gott vor dieser Lust behüten! — Ihr aber, heidnischen Gänse, weil nach jenem Glauben, wie Vater Makary sagt, die Weiber keine Seele haben.

Was? Agrippina, — rief die Fürstin, — die Weiber haben keine Seele? wie sollten sie denn? Wahrhafte heidnische Blindheit! Und solchen Leuten können wir in die Hände fallen! — flüsterten die Mädchen, und das Schloß steht schützt!

Wer? wir? versetzte die Fürstin; — giebt's denn keine Mauern, keine Kanonen und Leute mehr? oder giebt's kein Wasser in der Jtwa und keine Gürtel am Kleide, um sich vor ihren Augen zu ersäufen oder zu erwürgen, wenn das Schloß fällt?

Aber es sind ihrer Viele!

Unserer sind wenig, aber mit uns ist unser Gott! und wir werden kämpfen auf unserem Todtenacker!

Bei diesen feurigen Worten, die so unerwartet von den Lippen der Jungfrau drangen, trat der Wojewode ein.

Vivat, Herrin! rief er, ihre Stirn küssend. So müßten Alle denken und sprechen, und die Tataren würden uns nie ein Haar krümmen. Aber, Fürstin, jetzt sind sie noch weit, und wir haben erst bestimmte Nachrichten über sie. Laß uns inzwischen an die Hochzeit denken. Die Schloß-Kanonen, wie sie das Vivat donnern! Sie mögen kommen, wir werden sie gut empfangen, bei Christi Wunden!

In der That war auch in Dubno nichts zu fürchten; denn für die damalige Art des Krieges waren die Umschanzungen, welche später selbst Chmielnicki nicht erobern konnte, sicher genug. Rings umgeben vom Wasser der Jtwa und vom Teichen, von tiefen Gräben und Mauern, konnte es sich lange gegen ein Heer vertheidigen, das nicht mit Kanonen herangog. Es war eben so schwierig, das Schloß aufzuhungern, und die Tataren mochten wegen eiliger Rückmärsche es niemals versuchen.

Während im Schlosse über die Tataren gesprochen wird, die Dunkel sich lösen und es zu tagen anfängt, während die Boten nach der Stadt eilen und die Bürger und Juden mit den Tataren schrecken, zugt man in der Schloßkirche den Altar zur Trauung und bereitet in den Sälen das Fest, welches der Trauung vorhergehen soll.

O! wo sind jene alten gastlichen Banketts, wo der Herr und sein Diener, sein Hund und sein Pferd aufgenommen wurden mit dem, was im Hause war!

Die brutigen Enkel der alten Slawen nahmen schon die fremden, kalten, berechneten Sitten an. — Ehemals mußte der Cogiosmus sich verstecken und schämen; heute prahlt er mit sich.

Erwägt, wie das Hochzeitsfest beim Fürsten Wojewoden seyn mußte, der jehn Millionen jährlicher Einkünfte hatte, der einen der ältesten Wojewoden als Hofmarschall hatte und ihm 70,000 Gulden bezahlte, daß er nur an Festtagen seinen seinen Stuhle stand; — dessen gewöhnliches Gefolge aus zweitausend Jünglingen des Klein-Adels bestand.

Im großen Festsaale, an dessen reich verzierten Wänden Familien-Gemälde und Kriegs-Trophäen hingen, waren in Hufeisengestalt lange Tische aufgestellt und mit dreifachen goldgestickten Decken belegt, worauf die Vorspeisen schon aufgereiht waren. Hinter einer Balustrade glänzte der silberne Kredenztscher, hinter welchem Berge von anderem Gold- und Silbergeräth hervorstrahlten.

Ueber der Eingangsthür standen auf einer von Säulen gestützten Gallerie Musik und Sängerknaben.

An einem Fenster des Saals stand ein besonderer Tisch für den Hof-Bielfrah Sobdan gedeckt, der täglich für Dreißig auf und von seinen Tellern mit Vorspeisen messen konnte. Es war für ihn eine solche Menge gekochtes und gebratenes Fleisch aufgetragen, daß man es unmöglicher Weise glaubte, es solle dies ein Mensch von mittler Statur und nicht gerade zu fettem Körperbau allein verzehren.

Die Gäste gingen in den Speisesaal, — nur die Braut zeigte sich nicht. Die Höflinge und Diener folgten den Herren, um sich an deren Tisch zu stellen. Zuerst erschien man den Gästen dem Range nach eine große goldene Schale, die Hände zu waschen, und zum Trocknen ein an den Enden mit Perlen und Gold besetztes Tuch. Der Hofmarschall ließ die Gäste sich setzen, und man nahm die erste Speise, die aus Fleischküchlein bestand, welche in viereckter Sauce, in gelber, rother, schwarzer und grauer, schwammen. Drei Vorschneider vertheilten an jedem Tische. Zu den Hagten und Gemüsen waren Gewürze hingestellt, wie auch nationaler Senf mit Essig und Sauerkohl. Die Gäste aßen wenig, legten aber die Teller aufgehäuft voll und gaben sie den hinter ihnen stehenden Dienern, welche die Gerichte sofort an Ort und Stelle verspeisten. Bor jedem Gaste stand ein silberner Teller unter einer kleinen Serviette und ein vergoldeter Löffel. Vom Anfange trank man nur Bier aus langen Gläsern.

Als zweites Gericht wurden verschiedene Wildbraten, Vögel und Fische aufgetragen. Außerdem die jetzt so verachteten Erbsen und unsere heimatliche Grütze. Das dritte Gericht bestand aus lauter Leckereien. Hier erst begannen die Toaste auf das künftige Glück der Verehelichten, wobei Jeder seine Meinung sprach.

Als der Wojewode endlich den Becher an die Lippen nahm und die Musik mit den Mörsern sich zum Toast vereinigte, erscholl auf dem Hofe plötzlich eine Stimme: „Nicht Vivat, wir schreien Hurrah!" — Der Ruf verbleuterte alle Gäste. Jener Kosak stürzte bleich in den Saal.

Fürstin! rief er, — Tataren! Und er fiel vor Angst und Ohnmacht zu Boden.

Alle erboben sich von den Tischen. Geräusch und Verwirrung im ganzen Schlosse. Alle riefen: Tataren! Tataren! Der Fürst Solomerezki lief in das Zimmer seiner Verlobten.

In Pferd und Säbel gehe! — rief sie dem Gefängleten zu und verschwand.

Sie erschrenvoll stiert er zum Fenster hinaus. Hinter dem Walter der Jtwa sieht er den Tatarenschwarm sich heranwälzen, der die Kosaken nach der Stadt vor sich hertrieb, die vom Wojewoden auf Kundschaft geschickt waren. Die Zahl konnte wegen der vielen Handpferde, welche die Kosaken gewöhnlich mit sich führten, nicht erkannt werden. Der Zug kam immer näher. Der Fürst setzt lief in den Hof.

Hier wurden Pferde gesattelt, die Kanonen vor die Schießscharten gestellt, die Brücken aufgezogen. Das Volk aus der Stadt und den Vorstädten drängte sich, Hülfe rufend, in die Schloßthore und führte Hausvieh, Pferde und Wagen mit sich.

Im Schlosse wurde die Gelocke gezogen vor Schrecken war unbeschreiblich. Der Fürst kam mit unbeweglich auf dem Pferde und gab, seinen Bart streichend, Befehle. Eine kleine Mannschaft versammelte sich flink um ihn. Alles Gesinde der anwesenden Gäste bestieg die Pferde und war gewaffnet. Der Fürst Solomerezki stand schweigend beim Wojewoden und sah diesem in die Augen.

Jnwessen war der Tatarenschwarm nahe am Schlosse und verbreitete sich über die verlassenen Vorstädte. Ein Haufe derselben stürzte sich an die Mauern und schickte seine Pfeile als die Vorboten des Kampfes in die Höfe. Andere schütteten die langen Stricke, womit sie die Gefangenen wegführen wollten, und zeigten sie denen auf den Schloßmauern.

Das Wagenzeit stand im Thale; die Wagen wurden mit schwachen Zäunen überschlagen. Alles das geschah mit unglaublicher Schnelligkeit; aber die im Schlosse sahen ziemlich ruhig diesen Vor-

bereitungen zu. Es wurde nur heißes Wasser bereitet, Steine hergeschafft, die Kanonen geladen und die Mannschaft an die Seite gestellt, wo der Andrang der Feinde am leichtesten war.

Der Anblick des Schlosses war jetzt ganz anderer Art, als eine Stunde vorher. Die Frauen bereiten in den verschiedenen Zimmern und in der Kirche, rangen die Hände und winkten. Die muthigeren steckten ein Messer hinter den Gürtel.

Während die Pfeile der Tataren immer dichter vor die Füße fallen und Alle im Hofe noch den Sturm erwarten, läuft plötzlich Jemand von der Schloßtreppe und stürzt unter den Haufen.

Die Pfeile umfassen Euch, und Ihr steht noch mit gefalteten Händen?

Bei diesen Worten sahen Alle auf, selbst der Fürst.

Wer sprach dort?

Die Fürstin.

Sie hatte das Haar gebunden und Trauerkleider angelegt, trug ein gerüstiges Schwert, das sie im Waffenzimmer gefunden hatte, und lief zu einer Kanone, welche auf das Thal gerichtet war. Vor ihr tummelt sich der ganze Tatarenhaufe; zu ihren Ohren dringen die wilden Rufe; sie sieht ihre gespannten Bogen, ihre glänzenden Säbel, ihre Wagen und Pferde, darunter das Zelt des Chans, der, im Glanze der unterge henden Sonne badhend, noch einmal den Halbmond seiner Stirn schimmern läßt und den Kreuzen der Kirche droht. Bei diesem Anblick steht die Fürstin Beata und scheint leise zu beten. Alle schweigen, nur Bohdan, der Bielfraß, ladet die Kanone; die Fürstin selbst richtet sie, reißt die brennende Lunte aus den Händen des Dieners, legt auf — —

Und ein lauter Schall erdröhnt durch die Luft, die Kugel saust ins Thal. Vor Rauch ist nichts zu sehen. Der Abendwind verjagt den Rauch. Die Fürstin klatscht in die Hände und fällt auf die Kniee. Das Zelt des Chans ist fort, der goldene Mond liegt an der Erde; die erste Kugel hatte ihn niedergeschmettert, und vielleicht nicht die Kugel, sondern das Gebet Beatens.

Aus dem Lager der Tataren wurde ein furchtbares Geschrei gehört; man sieht, wie sie zu Pferde steigen, zusammenrücken, und wie sie mit voller Wuth sich aufs Schloß werfen.

Fürstin, — schrie Einer aus dem Haufen, — Du hast ihren Chan getödtet; sie haben uns Alle in die Pfanne!

Beata sah mit Schweigen und Verachtung nach Jenem, befahl Bohdan, die Kanone zu laden, und die Tataren, welche so emsig auf das Schloß gekommen waren, begannen nach ein paar Kanonenschüssen sich zurückzuziehen, ihr Lager abzubrechen, ihre Wagen zu bespannen — und zogen eilends davon.

Als man in der Entfernung beim Mondlicht noch die schwärzliche Schaar sehen konnte, schüttelte die Fürstin den Staub vom Kleide, wischte den Schweiß von der Stirn und rief zum Bojewoden: Jetzt können wir in die Kirche!

Wir wollen! sprach der Bojewode, sie mit Ehrfurcht ansehend; — Du hast uns gerettet!

Finnland.

Die Petersburger in Helsingfors.

Seit dreißig Jahren ist Finnland mit Rußland vereinigt; seit dreißig Jahren erfreut es sich des Friedens, der Ruhe, vervollkommnet es alle Zweige seiner bürgerlichen, geistigen und materiellen Existenz, erweitert es seinen Handel, seine Oekonomie, schmückt es seine Städte mit neuen Gebäuden, und wenn man in Petersburg kaum an eine Verbindung mit Finnland gedacht! Endlich ist eine Dampfschifffahrt zwischen jener Hauptstadt und dieser Provinz eingerichtet worden, und die Petersburger haben eine neue Belegenheit entdeckt, die jetzt ihre Schweiz ist, mit dem Vortheil, daß sie Schweiz am Meere liegt. Es giebt zwar in Finnland keine so hohe Berge, keine so malerische, keine so glänzende Erinnerungen, aber in Hinsicht seiner Landschaften, seiner Seen und der Trennerzeigkeit seiner Bewohner giebt Finnland der Schweiz nichts nach. Kaum besteht die Dampfschifffahrt einige Jahre, und schon ist Finnland in Petersburg Mode geworden. Und man muß dieses Land auch lieb gewinnen! Die künstlichen Mineralwasser und die Badeanstalten in Helsingfors heilen den Kranken vortrefflich; das stille, einfache, wohlfeile, ruhvolle Leben aber lockt den Gesunden, der von winterlicher Arbeit und Plage erschöpft ist. Was übrigens die Wohlfeilheit und die Einfalt der Sitten betrifft, so werden diese in Helsingfors bald verschwinden, wie sie in Reval verschwunden sind, da die Besucher aus Petersburg ihren unausstehlichen Luxus und Reichthum überallhin mitbringen.

Ich erinnere mich noch der Zeit, als in Reval junge Schönen von guter Familie in ihren Röckchen aus Coulaincourt zu Fuße nach dem Ball trippelten. Das war Landessitte und erniedrigte Niemanden. Sie kleideten sich einfach, tanzten bis zum Niedersinken und amüsirten sich von ganzer Seele. Die Petersburger Damen führten Etikette und Toilette der Residenz in Reval ein, und die Fröhlichkeit flog aus Reval nach den anderen Ufer! Mit Helsingfors wird es eben so gehen. Schon in diesem Jahre sind die Wohnungen dort, nach Finnländischen Preisen beurtheilt, erstaunlich theuer geworden, ja man hatte sogar Noth, ein ordentliches Quartier zu bekommen. Der erste Saison-Ball wurde am 20. Juni gegeben, und es ging ziemlich munter her, da noch viele Finnländerinnen in der Stadt zurückblieben (die meisten Damen von Helsingfors bringen den Sommer auf Dörfern zu). Das Orchester bestand aus invaliden Deutschen Musikanten, spielte aber sehr gut.

Helsingfors verschönert und vergrößert sich zusehends. Das stattliche Gebäude der akademischen Bibliothek ist schon ganz vollendet, und im Jahre 1842 wird man in der prächtigen Nikolai-Kirche Gottesdienst halten. Nur die inneren Verzierungen des Tempels waren noch nicht vollendet.

Die Finnländer haben sich's schon abgewöhnt, an alle Speisen Zucker zu thun, da sie sehen, daß es dem Russischen Geschmack zuwider ist. In Petersburg wird man kaum glauben können, daß man in Helsingfors für einen Rubel Kupfergeld schon ganz ausserdem noch eine Tasse Kaffee zu Mittag bekommt! Die Weine, zumal die rothen, sind gut und billig. Die beste Restauration hinsichtlich ihres Baus und ihrer Lage ist im Königlichen Garten; hier wird man, nach alter Schwedischer Sitte, von Mädchen bedient. Die geschickten Kellnerinnen, die an Gewandtheit den Pariser garçons nicht nachstehen, kommen aus Stockholm. In den Bädern speisen an der table d'hôte an zweihundert Personen. Das Theater ist jetzt noch ein kleines hölzernes Gebäude, in welchem vergangenen Sommer eine herumziehende Deutsche Truppe Vorstellungen gab. Konzerte wurden in Menge gegeben, und Künstler aus Petersburg und Stockholm entzückten das Ohr der Badegäste für einen Preis, für welchen sie in Petersburg kaum ihre Violinen stimmen würden.

Die Umgebung von Helsingfors ist so reizend, daß man sie zu den herrlichsten Landschaften Europa's rechnen darf. Das Meer ist voller Klippen und Eilande, die eine üppige Vegetation bedeckt, von Felsenufern und reizenden Abhängen begränzt; — die Natur bietet hier Alles, was nur ein Dichter aus dem Reiche der Phantasie hervorzaubern kann! Der Verkehr einer Sommerreise durch Finnland im J. 1839 mußte, als er aus dem Andrang dieser Gegend entzückt ward, seine Verwunderung darüber ausdrücken, daß die Russischen Magnaten noch immer Helsingfors unbeachtet ließen und eine solche Natur nicht nützten. Jetzt ist der Anfang dazu gemacht; die Fürstin J. will auf dem Festen, der sich bei den künstlichen Mineralwassern erhebt, eine Villa für ihren Gebrauch bauen lassen. Das feinerne Band wird in Gothischem Geschmacke angelegt und rings von einem Gürtchen mit Blumenbeeten umzogen werden. Die Aussicht von diesem Punkte auf Meer und Land ist unvergleichlich. Sollten viele Russische Große dem Beispiel der Fürstin J. folgen, so wird Helsingfors für Petersburg dasselbe werden, was Tibur für Rom gewesen ist. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— Ein Philosoph aus Massachusetts. Ein Nord-Amerikaner, Herr R. W. Emerson, hat unter dem nicht- und vielsagenden Titel „Essays“ eine Reihe philosophischer Abhandlungen herausgegeben, die der bekannte Thomas Carlyle mit einer Vorrede im Englischen Publikum eingeführt hat.*) Herr Carlyle sagt darin unter Anderem, es sey ein Verdienst dieses Buches, daß es keinem System huldige, da der Verfasser einen Standpunkt auserwählt habe, der Systeme und über denselben habe. Dies erklärt zwar das Britische Athenaeum für Unsinn, da Jedermann, der denke, nach logischer Schlüsse mache, durch diese Thatsache allein schon ein System manifestire. „Es ist in unseren Tagen“, fährt das genannte Blatt fort, „Mode geworden, gegen Alles, was System heißt, zu Felde zu ziehen und das Wort in der Bedeutung von Ausschließungssucht oder von einseitiger Ansicht und engherziger Theorie zu gebrauchen; während doch System, wenigstens genau, nichts Anderes ist, als eine Kette von Schlüssen, welche logisch auf ein erstes Prinzip oder auf mehrere Grund-Prinzipien zurückzuführen sind, und welche Schlüsse nach bestimmten festen Gesetzen gemacht werden; die Wahrheit würde der menschlichen Einsicht unerreichbar seyn, wenn diese Gesetze trügerisch wären. Das System also ist es nicht, welches irrt; nur die Prinzipien, auf denen es basirt, sind von Irrthum unterworfen, und je nachdem diese Prinzipien irrthümlich oder, was wahrscheinlicher ist, unvollständig sind, wird auch das System unvollständig seyn. Aber daraus Alles, was System heißt, in Verruf bringen zu wollen, heißt sein eigenes Raisonnement sehr verdächtigen.“ — Wir haben gesagt, diese Worte, die allerdings nichts Neues belagen, hier wiedergeben zu müssen, weil man sich in Deutschland zuweilen auf das mehr praktische England beruft, um behaupten zu können, daß alle Philosophie vom Ueberfluß sey und nur zu unnützer Systemmacherei führe. — Die genannte Englische Zeitschrift beweist, daß Herr Emerson, welchen Carlyle über jenes System erhaben nennt, in einem mehr als unvollständigen System befangen sey, nämlich in dem auf den Gegriff des Weiblichen sich stützenden, die Erfahrungswissenschaft verachtlich bei Seite liegen lassenden Pantheismus. Herr Emerson behandelt in seinen Abhandlungen Themata wie „Philosophie der Geschichte“, „Geist der Gesetze“, „Liebe, Freundschaft, Heroismus“, „Kunst und Poesie“. Jedenfalls ist es interessant, einen Philosophen aus Concord in Massachusetts auf einem Gebiete sich bewegen zu sehen, das in seinem Nord-Amerikanischen Vaterlande nur sehr wenig gekannt wird; und auf welchem sich die Deutsche Wissenschaft augenscheinlich als Führer gebiert, obwohl es so thut, als habe er sich allein und ohne Wegweiser zurecht zu finden gewußt.

*) Essays, by W. R. Emerson, of Concord, Massachusetts. With preface by Thomas Carlyle. — London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Montag den 8. November 1841.

Frankreich.

Eine Französische Schrift gegen die Hegelsche Philosophie.*)

Deutschlands schöne Literatur verbreitet sich gegenwärtig über ganz Europa: von Rußland bis Spanien, von Schweden und Schottland bis Griechenland und Italien werden Goethe und Schiller übersetzt, kommentirt und nachgeahmt, und es ist erfreulich, zu sehen, wie auch die Deutsche Wissenschaft, die Philosophie, immer mehr bei fremden Völkern Eingang findet, wenigstens in ihre Sprachen übergeht. Freilich sind die meisten Darstellungen derselben, zumal die, welche von Frankreich ausgehen, höchst ungenügend, doch sie schaden darum der Sache nicht allzu viel, weil einerseits auch bei dem falschen Lichte, in dem sie dieselbe erscheinen lassen, bald der gesammte Standpunkt doch richtig erhellt, bald einzelne schlagende Wahrheiten Feuer fangen und so den fremden Leser veranlassen, sich mit dem Ganzen näher bekannt zu machen; andererseits weil man in Frankreich zu und sicher den guten Glauben hat, daß, wenn unsere Philosophie in der That so unhaltbar wäre, als aus den Schilderungen derselben oft zu folgen scheint, so daß man sie durch einige Einfälle und allgemeine Kategorieen umstoßen könnte, wir alsdann nicht erst fremder Hände bedürften, um den schlotterigen Bau einzureißen. Die vorliegende Kritik ist durch Herrn Professor Michlet's Schrift gleichen Titels**) hervorgerufen; doch ohne daß wir damit für die Konsequenzen des Neu-Hegelianismus in die Schranken treten wollen, glauben wir doch die Ansicht aussprechen zu können, daß die Angriffe der Französischen Schrift nicht bedeutend genug sind, um jenen erschütternd zu können.

Der Verfasser gefällt sich in der beliebten, oft getadelten Weise, einzelne Sätze aus der Gedankenfolge herauszureißen, diesen eben so vereinzelte, obwohl oft nicht geistlose Bemerkungen entgegen zu halten, zu verschern, dies oder jenes sey falsch, zu fragen, wie man es begründen oder erklären solle, und die Frage unbeantwortet zu lassen, obzwar die Antwort in der Philosophie sehr wohl enthalten ist, endlich aber zu summiren, was überhaupt geleistet ist, wobei sich dann ergiebt, daß die ganze Hegelsche Philosophie so gut wie niedergelegt ist, so daß der Leser staunt und das Ganze von neuem lesen möchte, indem er von der gesammten Widerlegung Nichts wahrgenommen hat. Wir glauben unseren Lesern von dem Standpunkt und der Tendenz des Verf. keinen besseren Begriff geben zu können, als wenn wir zunächst die Hauptpunkte des Resume's hierherstellen, welches er selbst am Schlusse der Abhandlung giebt. Hier heißt es:

„Die Frage von der Persönlichkeit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele ist ohne Zweifel von der höchsten Bedeutung für uns Alle. Die Hegelsche Philosophie beantwortet dieselbe mit den Worten: Gott ist nicht persönlich und die Seele nicht unsterblich. Diese Antwort, die auf starr an einander gefügte logische Formeln gestützt wird, droht den festesten Glauben umzustürzen, sie schaut das Christenthum ins Herz zu verwunden und das, was sich dem Bewußtseyn aller Völker findet, als leeren Wahn darzustellen. Bevor man die Welt der Vernunft und des unmittelbaren Bewußtseyns umstürzte und sie auf veränderten Grundlagen neu aufführete, mußte man die Gesetze der Vernunft und den Inhalt dieses Bewußtseyns genauer prüfen. Um bei der neuen Begründung eines so riesenhaften Gebäudes, daß die ganze Menschheit schützen soll, nicht zu schnitzen, mußte man zuvor die Hinfälligkeit aller der Hütten nachweisen, welche die Vorstellungen und das unmittelbare Bewußtseyn sich aufgebaut hatten, überhaupt die Wahrheiten prüfen, auf welche bis heute die Religion, der Staat, die Familie, das Individuum sich gestützt haben. Man mußte durch strenge metaphysische Beweise zeigen, daß die christliche Dreieinigkeit nur ein Symbol ist, dessen Bedeutung man erst jetzt erkannt hat; daß Gott nur im Menschen zum Bewußtseyn kommt; daß Gott ohne Bewußtseyn geschaffen hat, oder daß die Welt, wenn nicht gar der Mensch, gleich ewig ist wie Gott; daß die Schöpfung in dem gewöhnlichen Sinne unmöglich ist, weil Schaffen ein Wollen ist, ein freier Akt, der nur aus dem Selbstbewußtseyn hervorgehen kann; daß die Erde der einzige Punkt im All ist, auf dem eine geistige Entwickelung stattfindet (dies ist ein Hauptpunkt!); daß die allgemeine Vernunft, welche Gott selbst ist, zerstreut und vereinzelt in der Natur, im menschlichen Bewußtseyn sich sammelt und selbstet; daß die individuelle Vernunft frei ist in ihren Bestimmungen und die Gesetze der Natur und die Entwickelung der Geschichte in sich trägt; daß der Mensch diese äußerstschepewe (exterioreur) Vernunft in ihm zu sich selbst zurückführt und Gott so im menschlichen Bewußtseyn zu sich zurückkehrt, das war das zweite Moment der wahren Dreieinigkeit ist; daß Christus, der die Identität dieses doppelten Bewußtseyns zuerst aufdeckte, nur das Bedeutsame hat, daß er der Erste war, der es gethan; daß die menschliche Seele weder Freude, noch Leid, noch Vergeltung in einem anderen Leben zu erwarten hat."

„Es genügt nicht, zu sagen, daß diese Dogmen dem Gesammtbewußtseyn der Zeit widersprechen, — denn wir finden Stufen in der Geschichte, auf welchen dieselbe Behauptung aufgestellt wurde und sich dennoch als falsch erwies. Dazu kommt, daß diese Ueberzeugung, die aus dem Gefühl entnommen wird, zu unsicher und zu sehr von individueller Beschaffenheit und Stimmung abhängig ist, als daß man sie als allgemeine Wahrheit hinstellen dürfte. Bei Forschung der Wahrheit darf man die Wahrheit selbst nur im Auge behalten und keinen Bruch mit der individuellen Ansicht fürchten. Die moderne Philosophie und vorzüglich die Hegelsche Linke hat die Konsequenzen ihres Systems bis zu den Extremen durchführen wollen. Da sie sich im Besitz der absoluten Idee glaubte, so sah sie keinen Grund, warum sie sich mit Gott selbst nicht messen sollte. Da sie die Persönlichkeit Gottes nicht zu fassen wußte, so hatte sie nur einen Ausweg, nämlich den, das Bewußtseyn Gottes in den Menschen zu legen, und damit warfen die oben angeführten Konsequenzen unvermeidlich gemacht und der christliche Gott aufgegeben."

„Die Hegelsche Philosophie ist nur konsequent und ein Ganzes in sich, so weit von der Seele und der Verbindung derselben mit dem Körper gehandelt wird, doch sie hat sich vergeblich angestrengt, bis zur Lehre vom Geiste vorzudringen. Wenn es gelänge, nachzuweisen, daß der Geist sich auch dem Organism entwickele, daß er nicht eine eigenthümliche Substanz habe, dann allerdings wäre der Hegelsche Prozeß ein sicherer, wiewohl schwieriger Weg zur absoluten Wahrheit, und er wäre in vollem Rechte, wenn er Gott und dem Ringen des Begriffs sich entwickeln läßt, der zuerst in die Negation sinkt, die Natur, fällt und hierauf durch die Negation der Negation sich zum Geiste erhebt. Die beiden wunden Stellen der Hegelschen Philosophie sind der Uebergang vom Seyn und Nichts zum Werden, wo die Bewegung fehlt, und der Uebergang von der Idee zur Natur. Denn der endliche Geist, im sich zu manifestiren, des physischen Organism bedarf, einer Seele, in der er träumt, bis es ihm gelingt, sich seiner selbst zu bemächtigen, so ist dies noch kein Grund, anzunehmen, daß er von derselben Beschaffenheit sey, wie der Organism, aus dem er sich erhebt. Verführt haben hierbei die überraschenden Resultate, die Analogieen, die sich aus allen Anwendungen dieses Systems ergeben haben, und sicher ist es ein schönes Resultat der Philosophie, darzuthun, daß Natur und Geist von denselben Inhalt erfüllt sind, ohne daß man anzunehmen genöthigt ist, das objektive und subjektive Denken der allgemeinen Vernunft sey die Folge einer und derselben Thätigkeit, eines und desselben Wesens; doch es sind nur die beiden allen Einwürfe zu wiederholen, aus welchen die Bewegung oder der Ursache dieser Bewegung und der wahre Gott, und diese beiden Punkte selbst fallen zusammen, sobald der ewige Bewegung Gottes Akt, zu seyn, ist und seine Person oder sein Geist nicht nöthig hat, sich in der Schöpfung zu verlieren, um sich im Hirn des Denkers wiederzufinden."

„Aus unserer Beurtheilung ergeben sich demnach folgende Hauptpunkte: Man hat die Natur mit der Schöpfung vermischt; die Idee kann sich nicht zum Ich entwickeln; die Seele, die absolute Idee des allgemeinen Lebens, ist, obgleich sie der gesammten Natur angehört, dennoch nicht absolut; Gott ist in drei Personen ewig persönlich; die menschliche Persönlichkeit ist durch die göttliche gesetzt; der menschliche Geist ist nicht der einzige in der Natur; die Unsterblichkeit der Seele ist erwiesen. Wir haben zu beweisen gesucht, daß die Schöpfung ein freier Akt eines selbstbewußten Gottes, daß sie die ewige Art Gottes, zu seyn, ist; daß die Natur die Realisirung der göttlichen Ideen ist und nicht der Körper seines Wesens und seiner Person; daß der christliche Standpunkt die Schöpfung und Natur zusammenschließt, d. h. die Bewegung der Ideen in Gott (λόγος; die Schreibung λόγος, wohl nur Druckfehler, wiederholt sich konsequent durch das ganze Buch) und ihr aus ihm Herausgetretensyn (extraposition); daß die

*) De la personalité de Dieu et de l'immortalité de l'âme. Examen de quelques résultats de la philosophie Allemande par Cros, Dr. Berlin chez Asher et Comp. Paris chez Brockhaus et Avenarius. 1841.

**) Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele, oder die ewige Persönlichkeit des Geistes von Dr. C. L. Michelet, Prof. Berlin, 1841.

der Geist auf der Natur nicht entwickeln kann; daß die Idee der Seele sich im Körper realisirt und bethätigt, daß die Seele den Keim des Geistes in sich trägt, welcher vermittelst und allein vermittelst der Seele sich entfaltet, daß jedoch als ewige Monade zu enthalten scheint, und dessen Wesen uns unbekannt ist; daß der Geist nicht durch dem Körper bedingt wird, eben so wenig als Gott durch die Welt bedingt wird, daß die Seele mannigfachen Zufälligkeiten und dem Tode unterworfen ist, der seelische Geist (l'âme-esprit), zu dem die Persönlichkeit hinzugekommen ist, über das Grab hinaus lebt; daß die Geschichte nicht die einzige Art für den Geist ist, zu seyn, obgleich sie der Weg ist, auf dem Gott die Menschheit zu seinen Zwecken führt, ohne dabei die menschliche Freiheit zu beschränken; daß der menschliche Geist in seinen höchsten Betrachtungen nur approximativ kann und sich nie absolut nennen darf; daß die Bewegung ein Moment ist, welches sich im menschlichen Geiste nicht vorfindet, und dieser daher absolut nicht sagen kann, wie die absolute Idee Natur wird; daß man uns irrthümlich die Attribuire für das Subjekt, die Ideen für den denkenden Geist genommen zu haben scheint; daß die erste Bewegung in der absoluten Idee im absoluten Geiste nicht ist, sich zur Welt zu machen, sondern im Gegentheil, sich seiner als absoluter Idee bewußt zu werden und durch Realisirung seiner Ideen Rechts von sich auszugeben; daß der Consensus populorum in Betreff der Unsterblichkeit der Seele seine Rechte behält und durch die logischen Argumente des Identitäts-Systems nicht umgestoßen wird; daß nur die Wissenschaft den wahren Glauben zurückbringen kann und den so bitterernsten Verbannern, daß mithin das Christenthum das letzte Wort jeder wahren Philosophie ist."

Es wäre leicht gewesen, diese Uebersicht durch ironische Bemerkungen, Ausrufungs- und Fragzeichen zu interpoliren, wie es der Verf. mit den Citaten aus Michelet und Hegel pflegt, wenn wir nicht wüßten, daß viele wohlfeile Polemik in der Philosophie, in welcher die Entwicklung Alles ist, wenig gilt. Eine seichte Bitterlingerei der aufgestellten Ansichten, so weit sie falsch sind, gehört in das Bereich der philosophisch-kritischen Blätter; auch lehnt sie der Verfasser selbst ab, indem er den Leser in der Vorrede von diesen unvollkommenen Proiegomenen auf das verweist, was er nächstens zu veröffentlichen gewenkt; es mögen daher folgende Bemerkungen hier genügen. Die Charaktere, welche der Verf. von der Hegelschen Philosophie entwirft, passen auf die äußerste Linke derselben; ein großer Theil der angesehensten Anhänger des Hegelianismus hat gerade in einem Hauptpunkte, in dem des Christenthums, wenig oder nichts mit ihr gewein, obgleich der Tadel, den der Verf. hier ausspricht, in Betreff der jüngeren Schule allerdings vollkommen richtig ist. Doch dieser, wie alle Einwürfe, die der Hegelschen Philosophie mit einigen Gründen gemacht werden, sind schon früher und bei weitem besser ausgesprochen worden, namentlich sind die beiden Hauptanstöße, bei denen sich der Verf. die Miene giebt, als ob er sie eben erst aufgefunden habe, die Fragen, wie man vom Seyn und Nichts zum Werden und wie aus der Logik in die Naturphilosophie komme, häufig besprochen, und den ersten Streitpunkt zu schlichten, hat der Verf. vorgängig selbst gethan, obgleich er darin freilich wohl noch nicht zum Abschluß kommt. Bei dem häufig ausgesprochenen Verlangen, ehe man zur Begründung eines neuen Systems schreite, solle man die Werkzeuge prüfen, mit denen man dasselbe begründen will, vergißt der Verf., daß Kant hiervon ausgegangen ist, und daß dies nur eine Wiederholung des alten Wunsches heißen ist, der nicht in's Werk gesetzt werde, ehe er in's Werk kommen könne. Was aber den Vorwurf betrifft, daß die Hegelsche Philosophie Alles, was ihr zuwider scheine, ohne Prüfung plant umgeworfen habe, so richtet sich derselbe in seiner Ungerechtigkeit selbst. Ein Hauptmoment in den Ansichten des Verf. bildet das scharfe Auseinanderhalten der Seele und des Geistes, deren Differenz die Philosophie, wie er behauptet, bisher unrichtig habe; die Unterschiede zwischen der Seele und dem Geiste der Anaxagoras aufgestellt, sie er sich in den folgenden Systemen nie verloren gegangen, besonders von Hegel auf das schärfste hervorgehoben; das aber, was dem Verfasser hierbei eigenthümlich gehört, die Verschiedung nämlich, daß der Geist nicht eine höhere Potenz der Seele sey, sondern, obwohl er dem Keime nach in jener enthalten sey, doch seinem Wesen nach eine eigene noch unentfaltete Substanz enthalte (Voyons maintenant l'essence de la connaissance p. 132), laßt ernstens in Zweifel, wie dies überhaupt nur zu fassen ist, daß der Geist sich zwar aus der Seele entwickelt, doch nachträglich (denn bei den Kindern wie bei den Thieren ist dies nicht der Fall) eine fremde Substanz in sich aufnimmt, was mindestens mystisch scheint, zweitens aber ist diese Hypothese einer spirituellen Substanz noch nichts Anderes, als der veraltete Kunstgriff der Physiker, dort, wo sie nicht weiter können, einen noch unbegriffenen Stoff anzunehmen. Dies sind die Früchte des Reflexions-Standpunktes, auf dem der Verfasser die ganze Schrift hindurch steht. Dieser Geist nun soll durch den Körper nicht eingeschränkt (S. 44), das Selbstbewußtseyn aber noch seelisch seyn (S. 27). — Große Verwirrung kommt in die Darstellung durch den Gebrauch, den der Verf. Wort läßt gebraucht; wenn der Verfasser beziehungsweise ersteres die absolute Idee, als die Identität des Begriffs und seiner Realität, zweitens den Begriff, indem er z. B. S. 22 von einer idée du chêne spricht und gleich dahinter die Idee ausdrücklich der Realität entgegenstellt, wie die Möglichkeit der Wirklichkeit; an vielen anderen Stellen giebt er den Begriff richtig durch conception, drittens die Vorstellung, die er oft ebenfalls richtig durch représentation giebt; hierbei soll nicht gelrugnet werden, daß das Wort in der gewöhnlichen Sprache diese dreifache Bedeutung haben könne, so wie das Deutsche sie hat, doch dirfe Zweideutigkeit war leicht zu vermeiden; viertens spricht der Verfasser wiederholt von göttlichen und ewigen Ideen, deren Realisirung jedoch durch mannigfache Zufälligkeiten aufgehalten werden kann (vgl. z. B. S. 23); zuerst fragt sich hier, wie man von solchen Ideen (oder Begriffen, oder Gedanken, ich weiß nicht, wie ich übersetzen soll, der Verf. scheint an die Platonischen Ideen gedacht zu haben), die sich nie realisirt haben, etwas erfahren hat und sie anzunehmen berechtigt ist, ferner worin die Ewigkeit und Göttlichkeit solcher Ideen besteht, die durch „diverses accidences" beschränkt werden; hierdurch wird die Gottheit selbst eingereiht, sie ist somit endlich, unglücklich, auch abgesehen davon, daß bekanntlich schon durch diesen starr festgehaltenen Gegensatz des Endlichen und Unendlichen das Unendliche aufgehoben und selbst verendlicht wird.

Syrien.

Erinnerungen aus dem Kampfe mit Mehmed Ali.

IV. Die Einnahme von Akka (St. Jean d'Acre.)

(Schluß.)

Der Bradow segelte vorwärts; ihm folgten Edinburgh, Castor, Carysfort, Talbot, Hazard und Wasp. Die Fregatte Castor war anfangs nicht hinter dem Bradow, da sie aber schneller segelte, so kam sie den Linienschiffe bald zuvor. Jetzt signalisirte Capt. Stewart dem Capt. Collier vom Castor: „Bitte, amüsiren den Feind, während ich Anker werfe"; und Letzterer nahm etwa 400 Yards von den Batterieen seine Stellung ein. Alle übrigen Schiffe blieben im Durchschnitt 600 bis 1000 Yards entfernt.

Unterdeß stand unser Türkisches Schiff an dem Posten, der ihm ursprünglich angewiesen worden, d. h. am östlichen Ende der südlichen Batterie; da es aber vorgerückt war, mußte es wieder rückwärts fleuern, bis die übrigen Linienschiffe ankamen. 500 Yards von der Festung warfen wir Anker, obgleich das Wasser unter dem Kiel nicht über sieben Zoll Tiefe hatte. Die Matrosen mußten nun die Segel zusammenwickeln, eine Arbeit, die sie rasch und kaltblütig thaten. Die drei Oesterreichischen Schiffe folgten denen, welche längs der Süd-Fronte sich reihten, und nahmen dem See-Winkel gegenüber ihre Stellungen ein. Die vier Kriegs-Dampfschiffe standen im Winkel zwischen den beiden Linien. Das Bombardement begann etwas nach zwei Uhr.

Der Castor eröffnete ein sehr lebhaftes Feuer, das die Kanonen der Batterieen beantworteten. Auch unser Feuern begann, und beinahe in demselben Augenblick hörte man die Schiffe in der Ferne schießen. Viele feindliche Kugeln fielen zu kurz und ins Wasser; viele andere sausten über unsere Köpfe hinweg. Der Castor, dessen Feuer prächtig hielte, war schon zu verschiedenen Malen getroffen worden, und es hatte augenscheinlich die besondere Aufmerksamkeit des Feindes auf sich gezogen. Als nach ungefähr fünf Minuten die Linienschiffe gut beschäftigt waren, rückte der Castor bis auf eine Distanz von 150 Yards vor. Der ununterbrochene Donner des schweren Geschützes und die dicken Dampfwolken, die sich um Schiffe und Festung zogen, machten bald jede Beobachtung unmöglich. Nur dann und wann konnte man durch die dicke Wolke nur vergrößert und einen Blick auf die Schießscharten, deren Stelle gewöhnlich nur zuckende Blitze bezeichneten.

Ich stieg am Schiffsknabel auf das Hauptverdeck und staunte über die unpolitische Rührigkeit der Türken. Ihre gewohnte Lethargie war verschwunden, und die große Aufregung hatte sie Alle gleich energisch gemacht. Sie bedienten ihre Kanonen äußerst rasch und mit einem handgreiflichen Geschick, daß den Donner dieser Geschütze selbst überträubte. Ich lief mich auf einer noch stehenden Ottomane an den Fenstern des Hinterstevens nieder, die das Hauptverdeck beherrschte. Die Türken schienen gar keine Ermüdung zu kennen; ihre Kanonen prallten zurück; sie drängten sich um dieselben und luden augenblicklich wieder. Auch fingen sie an, genauer zu zielen, und oft sah ich die Kugeln ihre Ziele treffen. Einen Richter eines Geschützes threin Chefs guten Rath erheilten. Ich stand einmal auf und that einige Schritte vorwärts; in demselben Augenblick fuhr ein Schuß in eine der Stückpforten, trib die Leiter des vorderen Gatterweges hinweg und fuhr zu der entgegengesetzten Stückpforte hinaus, nachdem er Einen von der Mannschaft getödtet hatte. Die Leute bei der Kanone, die in jener Stückpforte stand, klopften sich für kaltblütig fort, als wäre nichts geschehen. Um dieselbe Zeit hörte man verschiedene Kugeln in die Seite des Schiffes einschlagen; sie drangen aber nicht durch.

Ein Oberster der am Bord befindlichen Türken fand bald einen Weg zu dem Diwan, den ich wirver eingenommen hatte. Ihn begleitete ein Regenschade, der seine Pfeife trug. Dieser zündete den Tschibuk in dreier Form an und reichte ihn seinem Herrn. Ich hatte hier Gelegenheit, von der wahrhaft unfinkmäßigen Artigkeit der Türken mich zu überzeugen. Der Türke pflegt einem Gaste, den er für seines Gleichen hält, seine Pfeife anzubieten, nachdem er selber ein paar Züge gethan; aber in einem Augenblicke, wo Keiner von uns mit Rettungsmittel wußte, ob sein Kopf im nächsten Augenblick noch auf den Schultern sitzen werde, konnte ich schwerlich erwarten, daß mein Diwan-Gemoß so streng an der Konvenienz halten würde; und dennoch that es! Hätte ich mich gewegert, den Tschibuk anzunehmen, so würde der ehrliche Osmane gewiß jetzt wie zu jeder anderen Zeit sich davon verletzt gefühlt haben.

Der Regenschade war, wo möglich, noch kaltblütiger als sein Herr. Als der Derch einmal zu Selim-Pascha abgerufen ward, der sich auf dem Schiffshonale befand, kroch der kleine Gambo auf den Diwan und streckte seinen Kopf so weit als möglich aus dem Fenster. Ein Hagel von Kugeln, der die Wogen furchte, schlug in demselben Augenblick nur wenige Yards vor dem Schiffe ins Wasser und prallte wieder in die Höhe. Dieser gräßliche Kugeltanz machte dem kleinen Schelm solche Freude, daß er jauchzend in die Hände schlug und den Mund bis an die Ohren aufriß.

Digitized by Google

Nach einstündigem Feuern sah man, wie in der Festung ein Geschütz von mächtiger Dimension gegen unser Schiff allein gerichtet wurde, und alsbald bekamen wir einen Schuß, der den Hauptmast stark beschädigte. Hauptmann Laue und Herr Walton richteten mehrere Kanonen des Hauptverdecks gegen den Ungeheuer und brachten es in kurzem wieder zur Ruhe.

Im Verlauf der zweiten Stunde wurde die Kanonade, wo möglich, noch furchtbarer. Etwas nach vier Uhr stand das östliche Ende der Festung einem Augenblick ganz in Feuer und gleich darauf in einer unbeschreiblichen schwarzen Wolke. Das bedeutendste Pulvermagazin war, vermuthlich durch eine Sprengkugel, in die Luft geflogen. Da unser Schiff diesem Magazine am nächsten stand, so spürten wir auch die Wirkungen der Explosion am meisten. Bombenstücke, Steinmassen und Bauschutt fielen in jener Richtung um und her ins Wasser, und einige derselben trafen unser Schiff. Ein solches traf unser Schiff sogar schwer. Es wurde stockfinster Nacht, und der Staub und Schwefeldampf erschwerten uns das Athmen. Die Mannschaft erschrak anfangs nicht wenig; sobald man aber erfuhr, was sich ereignet hatte, machte große Freude dem Schrecken Platz, und die Soldaten luden und feuerten mitten im Dunkel mit erneutem Eifer.

Jetzt rückte der Abend heran, und die ungeheure Wolke von Pulverdampf, welche über dem Gefechter hing, ließ das untergehende Taggestirn kaum hindurchschimmern; aber erst als die Sonnenscheibe ganz am Horizonte verlank, befahl der Admiral, das Feuern einzustellen. Schon eine halbe Stunde vorher hatte die feindliche Kanonade sehr nachgelassen, und bei Sonnenuntergang mochte nur noch etwa ein Dutzend Geschütze gegen uns gerichtet seyn.

Auf unseren Schiffe waren fünf Leute erschlagen und zwei verwundet. Der ganze sehr unbedeutende Verlust des Geschwaders beschränkte sich auf 22 Todte und 44 Verwundete. Nur Ein Offizier, der sehr geachtete Lieutenant le Mesurier vom Talbot, verlor das Leben. Auf dem Viereteck des Eviaburgh platzte eine Bombe, der wir Unser warben, verwundete vier Offiziere und tödtete Einige von der Mannschaft. An Bord des Admiralschiffes Zeypnah beschädigte an dem Türkischen Flaggenschiffe der Hauptmast; am Eviaburgh der Besanmast, am Castor der Bugspriet, am Hazard der Besanmast und am Wasp der Vordermast.

Der ehrliche Capitain Osman durfte jenen Abend sein Glas Wein ungestört trinken, indem Selim-Pascha selber aus Freude über den guten Erfolg seiner Kanonade in Festung und Canalen; und ein Boot, das nach der Stelle abging, brachte zwei Personen mit, einen Obersten und den Hafenmeister, die uns anzeigten, daß die Aegyptische Garnison, der unser gestriges Bombardement empfindlichen Respekt eingeflößt hätte, in diesem Augenblick den Platz räumte. Auf diese Nachricht schickte der Admiral Walker sofort ein Peloton Soldaten ab, um die benachbarte Zwischenbatterie zu decken, und verhieß denen eine Belohnung, die in den Straßen der Stadt ausfegen wollten, daß Jeder, der im Namen des Sultans die Waffen niederlegte, unbedingten Pardon erhalten sollte. Darauf ließ er dem Englischen Admiral die Nachricht mittheilen, der seine Maßregeln vollkommen billigte. Aus Pra. Walker's Privat-Depesche nach Konstantinopel ergab sich, wie sehr es in jenem Augenblick den Englischen darauf bei Erzherzogs Friedrich von Oesterreich, der bei allen Gelegenheiten sich hervorthat, zu schaffen wußte. Selim-Pascha landete am frühesten Morgen mit dem 300 Türkischen Soldaten, die er an Bord hatte.

Hauptmann Laue und ich, wir begaben uns an demselben Morgen nach der Küste. Ich übergehe die blutigen Scenen, die auf den Wällen, in den Gassen und an dem Orte der Explosion unseren Blicken sich darboten. Es war eines von jenen Schauspielen, die man mit Recht als die „Gräuel des Krieges“ bezeichnet. Der Hauptmann hatte den Zweck, den Zustand der Batterieen nach der Belagerung zu untersuchen. Wir zählten ungefähr 100 Kanonen an den beiden Seefesten; von den hundert Schießscharten waren 76 mehr oder weniger getroffen und 28 so gut als zerstört. An 13 zerschmetterten Kanonen erkannte man die Wirkung der größeren Bomben. Sechzehn Stück von 16 Mörsern, die 13 Zoll Kaliber hatten, waren vier beschädigt. Viele Querwälle waren längs der Linie angebracht und die meisten Schießlöcher und Zugänge äußerdem mit Schanzkörben bewahrt. Ueberall befanden sich kleine Magazine, und bei jeder Kanone lagen viele zerstörende Wurfgeschosse, namentlich auch Stangen- und Kettenkugeln. An dem Südlichen Ende der Linien befand sich eine große Mörser-Bastion, auf welcher fünf Mörser von 13 Zoll und sieben lange Vierundzwanzigpfünder montirt waren. Zwei Bomben mußten auf dieser Batterie gelagt seyn und die ganze Mannschaft von ihren Kanonen gejagt haben.

Die Explosion erfolgte in dem vom Meere entfernteren Theil der Festung und hatte somit auf diejenigen Werke, gegen welche das Feuer des Geschwaders gerichtet war, keinen zerstörenden Einfluß. Nur ein großer Theil der Mauer des vornehmsten inneren Grabens an der Landseite wurde in die Luft gesprengt.

Wir verließen die Festung und schritten in nördlicher Richtung über die Ebene. Der Weg längs der Wasserleitung nach den Bergen hin war mit aufgeschwollenen Leichnamen bedeckt. Ganze Haufen Bergbewohner, die eine Anzahl flüchtiger Soldaten ergriffen hatten, marschirten wohlgemuth nach Akko zurück. Im nächsten Dorfe waren die Bauern mit der Beerdigung Erschlagener emsig beschäftigt. Ein Aegyptischer Soldat, der mit zerschmettertem Schenkel unter einer Mauer lag, riß uns in rührendem Tone auf Arabisch zu: moi, moi, mait ana (Wasser, Wasser, ich sterbe!). Wir überreichten die Landleute mit großer Mühe, ihm Beistand zu gewähren, und es gelang, ihn wenigstens nur mit Gewalt, den Englischen Soldaten transportiren zu lassen. Als wir nach Akko zurückkehrten, fanden wir einige Tausend gefangene Aegypter außerhalb der Mauern versammelt.

England.

Die Erheblichkeit geringfügiger Umstände.

Als Walter Scott eines Tages an dem Ufer des Yarrow umherwandelte, sah er den Reifenden Mungo Park Steine ins Wasser werfen und mit gespannter Aufmerksamkeit die Blasen erwarten, die das Wasser schlug. Scott fragte ihn, was er hier triebe. „Ich dachte eben“, antwortete Park, „wie oft ich die Tiefe der Flüsse in Afrika zu sondiren suchte, indem ich berechnete, wie viele Zeit verginge, ehe die Wasserblasen an die Oberfläche kamen.“ Das war ein geringfügiger Umstand, und doch verdankte ihm der heldenmüthige Reisende oft seine Rettung.*) Die dornenvolle Triebfeder ist nur ein kleiner Theil des Uhrwerks, und dennoch treibt und regiert sie das Ganze. Eben so ist es in dem Maschinenwerk des menschlichen Lebens; ein geringfügiger Umstand stört es oder läßt es stocken; ein Niese fällt durch einen Kieselstein; ein Mädchen an der Thür eines Gasthofes verändert das Schicksal eines Staates. Wäre die Nase der Kleopatra kürzer oder länger gewesen, sagt Pascal, so würde das Schicksal der Römischen Welt, und somit auch der Welt überhaupt, ein anderes gewordenen seyn.***) Als der Prophet Muhammed im Berge Sinai verstieckt war, ließen seine diurchstrigen Verfolger — so lautet die Sage — durch ein vor der Oeffnung der Höhle befindliches Spinnengewebe sich täuschen und kehrten um.†)

Luther wäre ein Rechtsgelehrter geworden, hätte nicht ein Blitzstrahl seinen Jugendfreund Alexius an seiner Seite getödtet. Schillers Leben würde seinen unbestreitbaren Vorzug nicht bekommen haben, hätte nicht der Zuruf seines Prozigers in der Kapelle von St. Andrew's-Castle ihn aufgeschreckt. Wär' es nicht im Jahre 1764 Herrn Grenville eingefallen, „gewisse Stempelgebühren“ den Britischen Kolonieen in Amerika aufzulegen, so würde die Neue Welt vielleicht noch jetzt vor dem Britischen Scepter sich beugen. Cowley wäre wohl nie ein Dichter geworden, hätte er nicht in dem Besitzthume seiner Mutter die „Feenkönigin“ vorgefunden, und Otto wäre unbekannt aus der Welt geschieden, hätt' er nicht seinem jungen Freunde Marc Otto, als dieser einen Schmetterling zeichnete, über die Schulter zugesehen. Der Florentinische Maler Giotto wäre ein roher Hirtenknabe geblieben, hätte nicht ein Schaf, das er auf einen Stein zeichnete, die Aufmerksamkeit des Cimabue hervorgerufen, der gerade vorüberging.

Die Spanier verdanken die Minen von Potosi der zufälligen Entwurzelung eines Strauches. Ein Indianer, der ein Wild verfolgte, faßte an einen Busch, um nicht einen steilen Felsen hinabzustürzen; der starke Ruck machte die Wurzel locker, und ein kleines Stück Silber blitzte aus der Erde hervor. Der Indianer nahm es mit sich und kehrte bald wieder, um mehr zu holen; so wurden diese reichen Minen entdeckt. Und wie Vieles verdanken wir den sogenannten geringfügigen Umständen in der Heilkunde! Ein Kranker schläft in einem Zimmer, wo man Baumrinde verwahrt hatte, und ein wunderbarer Arzneimittel ist der Welt gegeben. Die Einführung der Kirchenglocken (im 9ten Jahrhundert) soll das Erbauen von Kirchthürmen veranlaßt haben; anfänglich baute man sie, weil es nothwendig war, um nach und nach wurden diese Thürme die erhabensten Denkmäler der Gothischen Baukunst.

In dem Leben ausgezeichneter Männer wenden wir uns gern von dem blendenden Glanze ihrer Thaten, von dem Zauber ihrer Geistesworke ab, um irgend einen kleinen Umstand in ihrer Geschichte zu betrachten, der für uns einen besonderen Reiz hat. Wie wohlthuend klingt z. B., wenn wir Wilhelm Jones in Indien sehen, wie er, ganz von orientalischem Pomp umgeben und anscheinend in die politischen Umstände des Augenblicks vertieft, beständig ein Mädchen zu Dalesford vor Augen hat! Mitten in der üppigen Pracht jener tropischen Vegetation sah das Auge seiner Phantasie den dunken Schatten Englischer Wiesen und die Schimmernde Linden-Allee; eine Erscheinung, die ihm höchste Ihm mit ihren Blüthen Thau. Wie gern folgen wir dem großen Zor, wenn er, in dem Garten des St. Anne's Hill herumspazierend, seinem Gefährten aus Dryden oder Horaz etwas vorliest. Das sind geringfügige Umstände, aber sie lassen uns einen Blick in die Oekonomie des Geistes thun; sie gleichen kleinen Oeffnungen in einem Walde, die den Sonnenschein auf die Scene fallen lassen.

Einige Meisterwerke der Englischen Literatur verdanken wir unbedeutenden Umständen. Milton zieht sich nach Chalfont zurück, und dieses Asyl vor der Pest begeistert ihn zu dem „Wiedergewonnenen

*) Würde Hebräisch lauten: majim, majim, meth aal!

**) Insofern ihm die Tiefe der Gedanken entweder den Gebrauch eines Bootes gestattete, oder ihm die Schicklichkeit verleihen die Nähe eines Uebergangs zu den Niederlassungen der wilden Landeseinwohner anbrutete.

***) Sie hätte dann den Triumvirat Marc Antons nicht eingehalten, deren Folgen für das Schicksal Roms so bedeutend waren.

†) Die Spinne hatte, als Muhammed schon in der Höhle war, ihr Netz über den Eingang gezogen, die Verfolger hielten daher das Netz für ein und gaben so den Gedanken auf, daß Jemand in die Höhle gekrochen sein könne.

Digitized by Google

Paradiese". Gray wollte eine Ode auf die Installation des Kanzlers zu Cambridge dichten, konnte aber keinen befriedigenden Anfang finden. Zu seinem Glück trat plötzlich ein Freund in sein Zimmer; Gray, über die Störung unwillig, empfing ihn mit dem erschreckenden Zuruf: „hinweg von dieser heiligen Stätte!" Der Besucher stutzte, aber der Poet hatte seine herrliche Ode schon begonnen. Gibbon's „Sturz und Fall des Römischen Reiches" würde vielleicht seiner epischen Prosa entbehrt haben, wäre nicht der Verfasser zur Nachtzeit in den Ruinen des Kapitols herumspaziert. Die Geschichte der schönen Kunst liefert uns ähnliche Beispiele. Thorwaldsen sieht einen Knaben auf einer Treppe sitzen, kehrt heim und modellirt seinen Merkur. Leonardo da Vinci rühmt Malern, selbst Flecken auf alten Wänden nicht unbeachtet zu lassen; er glaubte, wie Phantasie könne von diesen bizarren Linien derselben etwas lernen. Der junge Vandervelde ließ sich in jedem Wetter auf der Themse herumfahren und nahm große Streifen blaues Papier mit, die er ganz voll weißer und schwarzer Züge malte. Diese Exkursionen nannte er in seinem halb Holländischen Englisch, auf die Schau geben (to go a schowing).

Derselben glücklichen Einfluß unbedeutender Umstände bemerken wir in der Geschichte der Wissenschaften. Die zufällige Zerlegung einer Art von Dintenfisch setzte Cuvier zum Studium der Anatomie der Mollusken, die ihm allmälig das ganze Thierreich erschloß. Als Galilei auf der Universität Pisa Medizin studirte, fesselte die regelmäßige Oscillation einer Lampe, die am Gewölbe der Domes hing, seine Aufmerksamkeit und leitete ihn auf die Beobachtung der Schwingungen des Pendels. Als Kepler sich zum zweiten Male verheirathete, versorgte er seinen Keller mit Oesterreichischem Weine; es entstanden aber beim Messen des Weins Dedaillen zwischen ihm und dem Verkäufer, und dies darauf schrieb Kepler eine Abhandlung, die zu der sogenannten neuern Analysis den Weg bahnte. Newton beobachtete die Brechung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma auf einer Mauer; diese Beobachtung führte zur Erfindung des achromatischen Teleskops und zu wunderbaren astronomischen Entdeckungen. Die merkwürdige Hypothese, daß die Sonne von einer nebligen Atmosphäre umgeben sey, ist durch Encke's Beobachtungen an einem Kometen beinahe zur Gewißheit geworden.

Gewöhnliche Umstände können und müssen es nicht bleiben; sie sollten und sie entmuthigen. Der voreilige und übel berechnete Tadel, den ein Geistlicher von der Wesleyschen Sekte auf ein Fenster zu Motcomb bei Shaftesbury leitete, bewog Adam Clarke, alle seine klassische Studien aufzugeben. Es war vermuthlich nur engherzige Unwissenheit, die ihm diese Kränkung zufügte; aber sie wirkte so viel, daß Clarke's Möglichkeit zum Glück beinahe verhindert worden wäre. Im Jahre 1782 bis 1786 entsagte er allem Studiren, und er hat den Verlust dieser vier kostbaren Jahre sein Lebelang beklagt. Der berühmte Burke hielt einmal, als er eben im Parlamente reden wollte, eine sehr große Rolle Papier in der Hand; ein Mitglied, das nur wegen seiner Anmaßung bekannt war, unterbrach ihn mit der Bemerkung: „Sie werden uns doch nicht polemische Bischöfe in die Köpfe werfen!" Dies verdroß und kränkte den Redner so sehr, daß er augenblicklich aus dem Saale hinausstürzte. Er, der alle seine Gegner an jedem Abend mit einem Muthe, den seine Beredsamkeit allein überwog, bekämpft hatte, ließ sich durch einen boshaften und obendrein albernen Scherz außer Fassung bringen.

Die Araber haben ein sehr zu beherzigendes Sprichwort: „Wenn die Pforte des Glückes Dir geöffnet ist, so ergreife die Gelegenheit; denn Du kannst nicht wissen, wie bald sie wieder geschlossen wird." Die Geschichte enthält komische und tragische Beispiele dieser Wahrheit. Kardinal Bessarion wäre Papst geworden, hätte nicht sein Zimmergenosse, als die Kardinäle an die Thür klopften, Bedenken getragen, ihn in seinen Studien zu unterbrechen. „Murcia", rief Bessarion aus, als er erfuhr, was er verscherzt hatte, „Deine harte Rücksicht hat Dir einen Pul (den Kardinalshut) und mir die Tiare gekostet!"

Hier folge Einiges von Robert Bruce. Wiederholt erlittene Niederlagen schienen alle Hülfsquellen dieses großen Mannes erschöpft zu haben. Bald beschloß er, noch einmal für die Krone Schottlands sein Schwerdt zu ziehen, bald wollte er nach Palästina gehen, um im Kampfe mit den Sarazenen ein Grab zu finden. In dieser Krisis zwischen Hoffnung und Verzweiflung schaute er einmal nach der Decke auf und sah eine Spinne, die sich von einem Balken nach dem anderen zu schwingen versuchte, um den Grundfaden ihres Netzes auch dort zu befestigen. Sechs Mal machte das Thierchen den Versuch, und alle sechs Mal vergebens. Bruce war in eben so vielen Schlachten von den Engländern besiegt worden; mit ängstlicher Spannung sah er dem Resultate der Ausdauer dieses Thierchens entgegen. Die Spinne versuchte ein siebentes Mal, den Faden zu befestigen, und — es gelang. Bruce nahm diesen Umstand als ein Omen, und man weiß, wie glänzend der Erfolg war. Die Geschichte wird von Scott und anderen Schriftstellern auf den Grund einer Sage ertzählt, die sich bei einer Familie, die Bruce heißen, erhalten hat. Aber der geringfügige Umstand mit dem Faden jener Spinne würde dem Schottischen Häuptling ganz unnütz gewesen seyn, hätte er nicht Entschluß und Seelenstärke genug besessen, um die Analogie durchzuführen. „Der Augenblick", sagt Zuller, „ist immer die gegenwärtige Zeit; je tiefer die Theile an dem Bilde Nebukadnezar's waren, desto schiefer war der Schuß. Heute ist noch goldene Gelegenheit, morgen schon silberne, übermorgen kupferne, bis wir endlich an die Zehen aus Lehm kommen und Alles in Staub zerfällt." Was man Glück nennt, ist oft die Wirkung einer Geschicklichkeit, die mit eherner Charakterstärke gepaart ist. Als Wilfrid zu Orford krank lag, drangen die Mönche sehr in ihn, daß er doch sein Urtheil über die Bettelorden widerrufen möchte. Der Reformator hörte ihre Zureden und Drohungen ruhig an; darauf ließ er sich im Bette aufrichten, blickte seinen Mahnern mit festerem Ernste ins Gesicht und sagte: „Ich werde nicht sterben, sondern an Leben bleiben, um das Unwesen der Mönche noch ferner der Welt zu verkünden." Dies war in Wilfrid's Leben nur ein kleiner Umstand; allein er legt die muthvolle Festigkeit und Ausdauer, die seine ganze Laufbahn bezeichneten, in das schönste Licht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Speculations-Literatur. Alle durch ihren eigenthümlichen Speculationsgeist bisher bekannte Buchhändler-Ankündigungen werden von einer uns vorliegenden des Französischen Journals L'Audience (einer kriminalrichtlichen Zeitung) noch überboten. In Deutschland konnte man einmal, wenn man auf die endlosen Lieferungen eines sogenannten Bürger-Conversations-Lexikon abonnirte, Schiller's sämmtliche Werke als Zugabe erhalten. Doch das ist gar nichts im Vergleiche zu den Vortheilen, die Jedem angeboten werden, der auf einen Jahrgang der Audience mit 3½ Thaler (20 Franken) pränumerirt. Einem solchen Glücklichen steht es erstlich frei, sich jeden Tag im Jahre einen guten Rath in Prozeß-Angelegenheiten gratis zu ertheilen zu lassen; ein gerade so kostbares, der allein schon mehr werth ist, als das ganze Journal, und obendrein wird die Versicherung ertheilt, daß die berühmtesten Advokaten von Paris im Büreau der Audience stets bereit seyn werden, den Abonnenten ihren Rath zu geben.*) Zweitens erhält man die Memoiren des Mörders Elisabide, der Lafarge und — des Prinzen Louis Napoleon als Beilagen zu seinen von Mord-, Brandstiftungs-, Diebes-, Ehebruchs- und anderen Geschichten dieser Art strotzenden Journal. Nun, glaubt man doch gewiß, müßten die Abonnenten für ihr Geld befriedigt seyn? Nein, die Herausgeber der Audience, die uneigennützigsten Menschen von der Welt, sind unerschöpflich an Wohlthaten. Sie ertheilen zu dem Journal, den Rechts-Consultationen und den Memoiren hiertens auch noch 12, schreibe zwölf neue Romane von Paul de Kock, Louis Lurine, Alfred Saunder, Sir Paul Robert (?), Casimir Guillemeteau, Fred. Thomas, A. B. de St. Scurin, P. Millaud, Alberic Second, Leo Lespes u. s. w. Man möge sich's gesagt seyn lassen! (Qu'on se le dise!) So schließt, gleich einer Chinesischen Proclamation, die Abonnements-Ankündigung der Audience, deren Rechnungs-Stand ein unerklärliches Räthsel bleiben würde, wenn man nicht hinzufügte, daß es den Spekulanten, die an der Spitze dieses Unternehmens stehen, nur darum zu thun sey: erstlich die Gratis-Konsulenten von Tausenden zu seyn, unter denen sich immer einige Hundert finden, die neben dem Rath umsonst auch noch eine Deduction für Geld haben wollen, und zweitens die Gazette des Tribunaux und andere weitverbreitete kriminalistische Journale von dem Absatz zu heben. Hat sich nur die Audience erst ihr Publikum geworben, so wird sie schon im nächsten Jahre einige Zugaben weniger bewilligen.

— Für die Echtheit der Tell-Sage. Im vorigen Jahrgange des Magazins (Nr. 132) berührten wir einen Artikel über die Unechtheit der Tell-Sage. Seitdem haben bald darauf (Nr. 137) einen anderen über die Skandinavischen Quellen dieser Sage mit. Gegenwärtig ist nun ein Schweizer, Herr Henne, für die Ehre Tell's und für die Wahrheit der durch so viele Jahrhunderte ihr geglaubten Tradition in die Schranken getreten. In seiner kürzlich herausgegebenen Schweizer Chronik sagt er unter Anderem über Tell: „Die dritten haben mit Unrecht diesen gefeierten Namen aus dem Grunde aus der Geschichte wischen wollen, weil die jetzt noch vorhandenen gleichzeitigen Schriftsteller, bei Erzählung des Entstehens der ersten Bünde, seiner nicht erwähnen. Wenn sie das von allen berühmt gewordenen Namen verlangen, wird das Feld der Geschichte bald kahl genug bestiegen. Wahr ist, der Berner Stadtschreiber Justinger († 1421 um 1411) in seiner Berner Chronik, der Oesterreichische Winterthurer Mönch, um circa 1360 und die 1479 geschriebene Zürcher Chronik nennen weder den Namen noch die That des Tell. Darauf aber folgt weiter nichts, als daß damals die letztere über die Gränzen der Waldstätte hinaus wenig bekannt war. Hatte sie ja sicher auch innerhalb derselben noch nicht die Bedeutung, welche erst in der Folgezeit ihr gehen konnten, wo nicht in mündlicher Wichtigkeit als manche durchaus ähnliche i. den Guerillas-Kämpfen von 1798 und 1799, die, außer der betreffenden Gemeinde, und auch in ihr nur unter den etwa Sechzigjährigen, bei uns schon heute (erst 42 Jahre später, und in einer schreibenden Zeit) Niemand mehr weiß. Ja sehe man den Fall, unsere jetzigen Geschichten gingen verloren, und die Schriftsteller unserer Zeit nähme die Beschreibung Schaffhausens vom Herrn im Thurm, oder Müller Friedberg's Annalen, oder das Reisehandbuch für die Schweiz vom bekannten Adolf von Schaden zur Hand, wie fände er die Umwälzung der 30er Jahre darin? Erstere würden ihm die ganze Epoche mit scheuer Zurückhaltung und scheu darstellen und absichtlich die Namen der bedeutensten Bewegungsmänner verdrängen; letzterer gar die ganze Umwälzung ignoriren. Nennen sene Quellen ja den Stauffacher und Anderthalben eben so wenig."

*) Le cabinet de consultations se compose des avocats les plus célèbres de Paris.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Mittwoch den 10. November 1841.

England.

Lady Arabella.

Wenn das Leben irgend einer geschichtlichen Person dem Roman entlehnt zu seyn scheint, so ist es jedenfalls das dieser unglücklichen Prinzessin, welcher die Politik die Ehe wie ein Verbrechen unterlagte, weil sie eintretenden Falls ihrem Gemahl eine Krone hätte zubringen können.

Ihr ganzes Leben ist mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt, den ihre zwei oder drei Biographen noch wenig gelüftet haben. Morant in der „Biographia Britannica“ verwechselt sie mit einer ihrer Tanten, der Gräfin von Shrewsbury, und macht aus ihr eine thörichte, eigensinnige und anmuthsle Person. Georg Ballard und Andreas Kippis führen sie unter den schriftstellernden Frauen auf, wodurch sie indeß immer noch nicht die weibliche Anmuth gewinnen würde, welche ihr Morant streitig macht. War sie schön, war sie häßlich, machte sie wirklich Verse, oder war sie einfältig? Das sind die Fragen, die uns hier entgegentreten, und auf welche sich wohl keine andere Antwort dürfte ertheilen lassen, als die folgende:

Lady Arabella — so bezeichnen sie gewöhnlich ihre Zeitgenossen, ohne ihren Familiennamen Stuart oder den Namen ihres Gatten, Seymour, hinzuzufügen — stammte, wie die Königin Elisabeth und Jakob I., von Margarethe, der ältesten Tochter Heinrich's VII. Als geborene Engländerin hatte sie gegründetere Ansprüche auf den Thron, als ihr Vetter. „Ihre doppelte Verwandtschaft“, sagt Lodge, „erregte in gleicher Weise die Eifersucht der Königin von England und des Königs von Schottland, welche Beide die Ansprüche der rechtmäßigen Nachkommenschaft dieser Prinzessin zu fürchten hatten.“ Man wundert sich, daß der furchtlose Jakob I. sie nicht selbst geheirathet hat, und man weiß nicht, ob er die Gesinnung der Elisabeth auf eine geschickte Weise erforschen wollte, als er der Lady Arabella seinen Vetter Lord Esme Stuart, den er zum Herzog von Lenox und zu seinem Erben designirt hatte, zum Gemahl antrug.

Diese Verbindung schien den Interessen beider Parteien zuzusagen, aber Elisabeth gab nicht so leicht ihre Einwilligung zu einer Heirath. Sie legte sich ein, gerieth in Wuth gegen Lady Arabella und ließ sie einsperren, anstatt sie ihrem Vetter, dem König von Schottland, zu schicken, von dem sie bei dieser Gelegenheit in äußerst verächtlichen Worten sprach. „Uso palabras muy asperas y de mucho disprecio contra el dicho rey de Escocia“, wie der Spanische Gesandte in sein Journal schreibt, welches uns über alles das Benehmen der Königin von England beklagte. (Winwood Memorials.) Dieser erste Heirath's-Antrag, der an Lady Arabella erging, war von böser Vorbedeutung für ihr ganzes Leben.

Es ist bekannt, wie ungern Elisabeth an ihren Nachfolger auf dem Throne dachte; dieser Gedanke war für sie eine Quelle beständiger Unruhe. Sie fürchtete, daß sie einst vernachlässigt werden könne. „Die Menschen“, pflegte sie zu sagen, „wenden sich der aufgehenden Sonne zu.“ Diese traurige Vorempfindung hielt sie ab, ihre Nachfolge zu regeln, und noch auf dem Todtenbette widerstand diese kokette Politik allen Vorstellungen ihrer Minister.

Indem aber Elisabeth diese wichtige Frage unentschieden ließ, stand eine Menge von Bewerbern auf. In England wählte jede Partei ihren Prätendenten, und auch die fremden Mächte fahren sich nach einem solchen um. So versuchte der Papst, der Jakob I. wegen seiner Religion feindlich gesinnt war, einen Prinzen aus dem Hause Savoyen, den Herzog von Parma, auf den Englischen Thron zu bringen, weil dieser von einem Bastarde Eduard's IV. abstammte. Um dessen zweifelhaften Ansprüchen ein größeres Gewicht zu geben, hätte ihn Sir. Heiligkeit gern mit Lady Arabella vermählt; leider hatte sich aber der Herzog schon verheirathet, ohne den Papst davon in Kenntniß zu setzen, der sich nun gezwungen sah, dessen Bruder, den Kardinal, und dem geistlichen Stande zu entlassen. Aus den Briefen des Kardinals von Ossat ist zu ersehen, welche Aussichten auf Erfolg diese Hartnäckige Verschwörung hatte, für die Rom alle Engländer zu gewinnen bestre, welche die Richter oder Gegner der Maria Stuart gewesen waren.

War nun Lady Arabella katholisch? Der Geschichtschreiber Dodd behauptet es; der Jesuit Parsons sagt, sie sey von ungewisser Religion gewesen und hätte den Anfragen abwarten wollen, um sich für den Papst oder die Protestanten zu erklären. Darum wären sich abwechselnd ein Anhänger, den der Papst ihr zuführte, wenig gekümmert haben, nämlich Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra, der von jeden Preis die Vereinigung der beiden Kronen, welche durch den Regierungs-Antritt Jakob's I. erfolgen mußte, verhindern wollte; er selbst war noch vor kurzem Protestant gewesen, dennoch griff er begierig den Gedanken auf, einen Italiänischen Kardinal auf den Englischen Thron zu bringen; aber diese zweite Heirath der Lady Arabella scheiterte wie die erste.

Sie selbst trug sich mit dem Gedanken einer dritten; sie glaubte, Elisabeth würde sich ihrer Verbindung mit einem Englischen Grafen günstiger zeigen als der mit einem Schottischen Herzoge; nach de Thou hatte sie die Augen auf den Grafen von Northumberland geworfen. Elisabeth's Antwort sieht ihr keine Hoffnung.

Endlich starb Elisabeth, und Jakob war ihr Nachfolger. Lady Arabella hoffte, dieser Fürst, der sie hatte verheirathen wollen, als sie noch nicht daran dachte, würde ihr gestatten, einen Gemahl zu suchen, nun sie selbst Lust dazu fühlte. Diesmal verdarben ihr die Verschwörer das Spiel; diese wollten eine Königskrone auf ein Haupt setzen, das mit einem Brautkranze vollkommen zufrieden gewesen wyn würde.

Jakob war zum friedlichen Besitz des Thrones gelangt; er war sogar mit einer Art von Enthusiasmus aufgenommen worden. In dem Sohne der Maria Stuart hoffte man einen liebenswürdigen Fürsten zu erhalten; man rühmte seinen Geist, seine Beredsamkeit, sein Wissen; alle Parteien und religiöse Sekten hatten vertrauensvoll ihre Augen auf diesen neuen Salomo gerichtet. Die Täuschung war nicht von langer Dauer. Bald fand man, daß er die unliebenswürdigste, unbedeutendste Erscheinung an seinem Hofe sey; der geistreiche Mann verwandelte sich in einen faden Witzling, der Redner in einen Schwätzer, der Gelehrte in einen Pedanten. Die Engländer beklagten sich, daß der Monarch den adrigen Schottischen Bettlern seine ganze Gunst zugewendet habe; die Schotten behaupteten, Jakob verachte seine Landsleute und opfere seine alten Unterthanen den neuen; die Katholiken waren unzufrieden, daß der Sohn einer katholischen Königin sich nicht bulsamer gegen sie zeige als die Mörderin seiner Mutter; die Dissidenten murrten, daß ein Herrscher, der in einem protestantischen Lande aufgezogen worden, dem Anglikanismus anhänge; kurzum, der neue Salomo verlor bald seine ganze Popularität. Allerdings wäre hier auch zu untersuchen, ob die Geschichtschreiber sich gegen den unpolitischmännlichen Monarchen gerecht und unparteiisch bewiesen. Jakob's I. Charakter ist ein moralisches Phänomen, eine vollständige Antinomität. Sein Leben war ein Räthsel, dessen Auflösung die historische Kritik noch nicht gefucht hat. In Jakob I. waren zwei Individualitäten enthalten, zwei ganz entgegengesetzte. Jakob I. war eine menschgewordene Antithese, ein gekrönter Sotocismus. Es liegen eben so viel Beweise seiner Schlauheit wie seiner Einfalt vor; er unternimmte gern den Königlichen und würdevollen Styl mit Ausdrücken gutmüthiger Vertraulichkeit; er war feurig, rasch entschlossen, leichtsinnig; andererseits aber blieb er wieder eine bemunderungswerthe Ausdauer, wenn es darauf ankam, sich auf den Schlingen zu ziehen, in denen er sich selbst gefangen hatte; sein gewichtiger gesunder Menschenverstand und sein leichtfertiger Sinn, seine Klugheit und seine Unbesonnenheit, seine Verschlossenheit und seine Freimüthigkeit mußten ihn in unaufhörliche Verlegenheiten stürzen. Er war Philosoph, aber nur theoretischer; er war zu gesittet oder zu apathetisch; er schien nie in Verlegenheit zu seyn, wenn er sich entschließen sollte, aber er war zu sorglos oder zu schwach, wenn er einen Entschluß fassen sollte, und folgte gern fremdem Rathe. Dennoch liebte er nicht die Berathungen im Staatsrathe; die tausenden Geschäfte erkiten ihn an. Er bildete sich ein, seine Gesundheit, die, wie er sagte, die Gesundheit des Reiches war, hänge davon ab, daß er einen Tag um den anderen jage. Er zog die Schlösser Theobalds und Royston zu sehr dem Hause der Gemeinen und dem Palast von Whitehall vor.

Dem verkannten Fürsten machte zunächst die antischottische Partei zu schaffen, welche sich an Arabella anschloß und diese an die Stelle seines Königlichen Vetters setzen wollte. Diese Verbindung war indeß schlecht angelegt, und es ist nur zu bewundern, daß ein so verständiger Mann wie Walter Raleigh Theil an derselben genommen. Indeß scheint der König von Spanien den Verschwörern seinen Schutz verbrieft zu haben. Lady Arabella aber, welche kein großes Gelüst nach dem Throne hatte, übergab Jakob I. die Briefe, die ihr zugeschickt worden waren. Sie täuschte sich indeß, wenn sie den König dadurch zu beruhigen glaubte. Jakob I. sah in ihr ein Werkzeug, das in der Hand eines Ehrgeizigen gefährlich werden

Digitized by Google

könne, und er wollte sie nicht einmal den Polnischen Thron besteigen lassen. Als im Jahre 1604 ein Polnischer Gesandter um ihre Hand für seinen Herrn anhielt, empfing ihn der König sehr ungnädig. Damals verfiel sie auf Schriftstellerei. Glaubte sie dadurch dem Könige ein Kompliment zu machen? „Roland Arabella“, sagt William Fowler (Illustrations of British History, III. 286), „verdringt ihre Zeit mit Lesen und Schreiben; sie will nichts mehr vom Heirathen wissen; vergeblich setzt man ihr mit Moritz zu, der Graf von Gelbern sey will.“ Diese theurte Freiheit wäre also von Lady Arabella ausgeschlagen worden. Fowler war übrigens ein Dichterling, der bei der Gemahlin Jakob's I. in Diensten stand.

Aber das arme Weib mochte immerhin alle Heiraths- und Thronansprüche aufgeben, im Jahre 1608 war sie doch immer noch schlecht bei Hofe angeschrieben. In den Manuskripten des Britischen Museums sind zwei Briefe aufgefunden worden, in welchen sie Sr. Majestät um Geld ersucht. Aus derselben Manuskripten-Sammlung erfieht man, daß Lady Arabella eine Pension von 1600 Pfund erhielt. War diese Summe nicht genügend für ihre beschriebenen Bedürfnisse? Oder hatte Jakob, der bald verschwenderisch, bald wieder knickerig war, ihre Pension beschnitten? Indeß schämte er sich doch der Schulden, die seine Cousine gemacht hatte, und aus einem Briefe Chamberlayne's an Sir Ralph Winwood sehen wir, daß Lady Arabella wieder in Gnaden aufgenommen wurde, und daß der König ihr eine silberne Schaale im Werthe von 200 Pfund als Neujahrsgabe (for a new years gift) schenkte, wie er auch 1000 Mark Silber zur Bezahlung ihrer Schulden anstehte und ihr eine kleine Vermehrung ihrer Einnahme bewilligte, da der Mangel die Hauptursache ihrer Unzufriedenheit sey. Obgleich sie auch jetzt noch stand, „collapsed“ sey.“ Der letzte Ausdruck ist etwas unverständlich, und Johnson's Wörterbuch giebt uns keine Erklärung des geheimnißvollen Sinnes; ein Zeitgenosse kömmt uns indeß zu Hülfe und giebt uns zu verstehen, daß Lady Arabella vorzüglich deshalb schmollte, weil ihre Sehnsucht nach einem Manne unbefriedigt blieb.

Der König Jakob zeichnete indeß keinen der älteren Familiensöhne aus, sondern um jedem Verdachte des Ehrgeizes auszuweichen, schenkte sie ihre Gunst dem jüngsten Sohne Lord Beauchamp's, William Seymour. Dies war ein gutgearteter junger Mann, der das Studium und die Ruhe liebte. Lady Arabella kannte ihn seit seiner Kindheit und hatte ihn mit der jüngsten Tochter des Grafen Derby, eines dreißigjährigen Mädchens, aber nicht ihrer, als die sie sich überzeugt hatte, daß ihre Wahl eine gute sey. Jakob betrachtete indeß die Sachen nicht von diesem Gesichtspunkte aus; er war überzeugt von seinem göttlichen Rechte, von seiner absoluten Macht und setzte einen Ehrgeiz darein, in allen Punkten der Nachfolger der Elisabeth zu seyn. Er ließ Lady Arabella verbieten, Sir William Seymour zu lieben.

Diesmal aber lehnte sich Lady Arabella auf; sie faßte den Entschluß, nicht zu gehorchen und sich der Tyrannei durch List zu entziehen. Ein Ehe-Vertrag wurde von ihr und Seymour heimlich unterzeichnet, und die beiden Liebenden erwarteten sehnsüchtig die Gelegenheit zur Ausführung ihres Planes, als im Februar 1609 William Seymour vor den Geheimen Rath geführt wurde. Die Spione des Hofes oder ein Nebenbuhler hatten das Geheimniß Lady Arabella's entdeckt. Vor dem Rathe wurde Seymour darüber zur Rede gestellt, daß er sich habe mit Königlichem Blute verbinden wollen. „Dasselbe fließt auch in meinen Adern“, gab er kolz zur Antwort, „ich bin der Enkel von Katharina Grey.“ Der Rath sah wohl, wie die Kühne Jakob's zu dieser Rede die Geschirter verzogen. Er stimmte seinen Ton herab und nahm zu folgender fein bürgerlichen Ausrede seine Zuflucht: „Ich glaube keinen Vorwurf zu verdienen, weil ich mit durch eine vortheilhafte Ehe eine gute Stellung zu sichern gesucht habe; ich bin ein jüngerer Sohn, andekannt in der Welt, und wenigen Menschen bekannt. Ich glaube, daß ich für mich selbst sorgen muß, so habe ich in Lady Arabella vorzüglich eine ehrenwerthe und tugendhafte Dame gesehen, die in Vergleich mit mir reich ist; ich habe mich auf eine ganz erlaubte Weise um sie bemorben.“ Diese Ausrede klingt nicht weniger als romantisch, und Seymour suchte durch dieselbe wohl den vermuthlichen Besorgnissen vor seiner Ehrgeiz zu begegnen. „Ferner Arabella“, so fuhr er „hatte, wie ich glaubte, vollkommene Freiheit, zu wählen, wen sie wolle; ich erklärte mich gegen sie, indem ich kühn in ihr Zimmer trat; ich fand eine gute Aufnahme, und wir verständigten uns, aber wir kamen überein, nichts ohne die Erlaubniß Sr. Majestät zu unternehmen.“

Seymour und Lady Arabella thaten, als ob sie große Furcht hätten, und versprachen, einander zu entlagen; aber es fiel zwei Liebenden nicht schwer, einen so philosophischen König wie Jakob zu täuschen. Erst im Juli 1610 entdeckte man, daß sie seit einem halben Jahre verheirathet waren. Jakob befahl, den Mann in den Tower zu werfen und die Frau zu Lambeth im Hause Sir Thomas Perry's gefangen zu halten. Die Haft war indeß anfangs nicht sehr streng. Seymour war der ganze Tower als Gefängniß angewiesen, Arabella durfte im Garten spazieren gehen, und die beiden Gefangenen konnten sich schreiben. Diese Korrespondenz soll noch in einem alten Schlosse vorhanden seyn; ich habe indeß nur einen Brief; er ist von Lady Arabella und betrifft einen sehr gewöhnlichen Gegenstand: ihr Mann hatte den Schnupfen. Derselbe lautet folgendermaßen:

„Sir, es beträft mich außerordentlich, zu erfahren, daß Sie krank gewesen sind; ich bitte Sie, mir genau anzugeben, wie Sie sich befinden, und welchen Grund Ihr Uebelbefinden hat. Der Grund, den mir Smith genannt hat, beliebigt mich nicht; wenn es der ein Schnupfen ist, werde ich ihn einer Sympathie zwischen uns zuschreiben, da ich zu derselben Zeit in Folge eines Schnupfens einen Fluß in der Wange gehabt habe. Möge nur um Gottes willen Ihr Kummer nicht Ihrer Gesundheit schaden. Sie können an mir sehen, welche Uebelstände das hat; kein Glückswechsel schlägt mich so sehr nieder, als die Schwäche, die ich fühle, denn ich weiß nie was Aber der Alten erreichen“, wie Marot sagt, kann es und durch Gottes Gnade gelingen, für einander zu leben; wenn wir es aber nicht können, so werde ich mich meines Theils sehr ungläcklich fühlen, daß ich so kurze Zeit glücklich mit Ihnen gewesen bin. Grausame Trennung! Wo Sie auch seyn, in welchem Zustande Sie sich befinden mögen, so gehören Sie mir an, das ist mein Trost. Rache wünte uns wollte nicht getrostet seyn, weil ihre Kinder nicht mehr leben. Das ist der einzige Kummer, gegen den es kein Mittel giebt. Gott möge uns nur beschützen, und das Uebrige wird sich finden, obgleich ich noch keinen Hoffnungsschimmer sehe. Aber ich bin überzeugt, daß das Buch Gottes wenigere seiner Kinder aufgiebt, die eben so ungläcklich waren wie wir, und welche endlich noch Trost in dieser Welt fanden. Ich verschere Ihnen, daß nichts, was die Politik über mich verfügen mag, mich so sehr beunruhigen kann wie die Nachricht von Ihrer Krankheit, und Sie sehen, daß, wenn ich in Unruhe bin, ich Sie mit meiner lästigen Neigung quäle. Ich glaube wenigstens, daß Sie auf diese Weise einen so langen Brief erklären werden, da Sie mir selbst nicht geschrieben haben, wie es Ihnen geht. Aber, mein süßer Herr, ich sage dies nicht, damit Sie mir öfter schreiben, als es Ihnen angenehm seyn möchte. Wenn Sie sich wohl befinden, werde ich mich sehr glücklich schätzen, Ihre treue und zärtliche Frau Arabella S. zu seyn.“

Es hat nicht ein Brief von einer durchaus gutmüthigen Frau! Nur ein Glück auf Marot und eine kaut aus dem Buch verrathen die Schriftstellerin. Wenn Lady Arabella nur solche Briefe schrieb, so weiß man in der That nicht, weshalb Jakob diese Korrespondenz hinderte. Arabella gerieth in große Bestürzung, als ihr mit strengerem Maßregeln gedroht wurde, und sie richtete drei Briefe an den König, der die Rolle ihres Verfolgers übernommen hatte und, wie sie sagt, sie in einen Kerker gesetzt verdammt hatte. Sie erinnert ihn daran, daß sie fünf Jahre unvermählt geblieben, daß man sie nicht gefragt, und daß sie daraus geschlossen, sie könne sich nach Belieben verheirathen. Wir lassen einen Paragraph der dritten Bittschrift folgen: „Was die Beleidigung betrifft, wegen welcher ich jetzt bestraft werde, so bitte ich Ew. Majestät in Ihrer Königlichen Weisheit zu erwägen, wie elend mein jetziger Zustand gewesen wäre, wenn ich einen Andern geheirathet hätte; denn als mir mein Gewissen sagte, daß ich von Gott schon die Frau des Mannes war, der jetzt mein Gemahl ist, so konnte ich keinen Mann heirathen, wenn ich nicht wie ein verworfenes Weib hätte leben wollen, was Se. Majestät bei allen Weibern verabscheut und um so mehr bei derjenigen verabscheuen würde, welche die Ehre hat (unglückliche Ehre!), einen Tropfen von dem Blute Ew. Majestät in ihren Adern zu haben.“

Dieser Styl und diese Moral hätten doch wohl einen Salomo rühren müssen. Lady Arabella wendete sich auch an Lady Drummond, damit diese bei der Königin zu ihren Gunsten spreche; sie erhielt folgende Antwort:

„Meine Frau! Ihre Majestät die Königin Ihren Brief gesehen. Ihre Majestät antwortet, daß, als sie Ihre Bittschrift dem Könige übergeben, er sie gut aufgenommen, aber nur geantwortet hat, sie hätten von der verbotenen Frucht gegessen. Das ist Alles, was die Königin mich beauftragt hat, Ihnen zu melden; aber sie empfiehlt sich zugleich Ihrer freundlichen Gesinnung und schickt Ihnen dies kleine Geschenk und bittet der Ihrigen sich zu erinnern. Ich habe sich aufrichtig mit Ihnen freue, und ich betheure Ihnen, daß ich nichts über diesen Gegenstand weiß und nichts der Königin gesagt habe, so muß ich Ihnen bemerken, daß dies die Politik des Reiches ist; nach dem Beispiel, welches drei ähnlichen Gelegenheiten einige Personen Ihres Standes hinterlassen haben, würde ich sehr, daß Sie das Leben Ihrer Kinder nicht so bald sehen werden, als Sie hoffen und sich wünschen.“

„Lady Arabella hatte von der verbotenen Frucht gegessen!“ Welche grausame Ironie des Königs! Lady Arabella erfuhr bald, daß der König sie nach der Grafschaft Durham senden und unter die Obhut des Bischofs stellen wolle. Sie schob die Abreise so lange sie möglich hinaus, bis es ihr gelungen war, mit ihrem Plan zur Flucht ins Ausland zu verabreden. Sie that, als ob sie entschlossen sey, sich ruhig nach Durham abführen zu lassen, und brachte eine ihrer Begleiterinnen auf ihre Seite, der sie vorredete, sie wolle ihren Gemahl nur noch einmal sehen. Die Vertraute verschaffte ihr eine männliche Kleidung. „Sie zog ein Paar weite Beinkleider à la Francaise über ihre Gemeinen, legte sich in einen Mantel und verbarg ihre Haare unter einer Perrücke; sie trug einen schwarzen Hut, gelbe Stiefeln mit rothen Hacken; so bekleidet, entfernte sie sich um drei Uhr Nachmittags in Begleitung eines Kammerdieners. Kaum war sie anderthalb Meilen gegangen, als sie in einer elenden Herberge einkehrte, wo ein Vertrauter Seymour's sie mit Pferden erwartete. Sie war so schwach und leidend, daß der Knecht, der ihr die Steigbügel hielt, sagte: „Dieser Edelmann wird nicht bis London gelangen.“ Die Bewegung des Reitens belebte sie wieder etwas; um 6 Uhr langte die unglückliche Pilgerin in Gladwall an, wo ein Boot ihrer wartete. Den Schiffern wurde zuerst befohlen, bis Woowich zu fahren, hierauf bat man sie, die Fahrt bis nach Gravesend und endlich bis nach Tilbury auszudehnen; nachdem man

hier eine Meile ausgeruht, ließen sie sich bereden, Lady Arabella noch die Lee zu bringen. Bei Tagesanbruch entdeckte man das Französische Schiff, welches sie an Bord nehmen sollte. Sie wurde aufgenommen, aber Seymour hatte sich nicht eingefunden. Es wurde ihr vorgestellt, daß die Zeit dränge, und daß sie wahrscheinlich schon verfolgt werde, aber sie antwortete: „Was liegt daran? Ohne ihn will ich nicht fliehen; ich möchte nicht frei sein, wenn er es nicht auch wäre.“

Aber wo blieb Seymour? Was hielt ihn zurück? Seymour war glücklich aus dem Tower entkommen und hatte auch am Strande einen Kahn gefunden, der ihn nach Lee brachte. Aber, o Schmerz! er fand Lady Arabella nicht. Seymour bemerkte ein Schiff und ließ sich an Bord desselben bringen. Es war aber nicht das Französische Schiff, sondern ein Schiff aus Newcastle. Seymour bot dem Capitain eine bedeutende Summe, wenn er ihn an einem gastfreundlichen Ufer aussetzen wolle. Dieser ging auf den Vorschlag ein und führte ihn nach Flandern.

Unterdeß war die Nachricht von ihrer Flucht dem Hofe zugekommen, wo sie die größte Bestürzung verbreitete; der König geriet in Wuth und wollte eine Proclamation erlassen. Die Schottische Partei war außer sich und verglich dieses Ereigniß mit der Pulververschwörung. Nach allen Seehäfen wurden Courriere abgesendet, um der Flüchtlinge wieder habhaft zu werden. So viel Lärm machte die Flucht zweier verliebter Turteltauben. In den Königlichen Archiven ist noch ein Brief Jacquets Seymour an seinen Großvater, den Grafen von Hertford, vorhanden; jener benachrichtigte ihn von der Flucht seines Bruders mit Lady Arabella. Zu gleicher Zeit erhielt der alte Graf eine Zusendung des Geheimen Raths, der ihn auf Befehl des Königs vor sich beschied. Es scheint, daß der Brief seines Enkels den Greis in große Angst versetzte, und daß er mit demselben dem Zorne zu nahe kam: der Brief verschwand nun noch beiderbrand vorhanden. Der Graf Hertford mußte glauben, daß er des Hochverraths beschuldigt sey; er stammte von dem berühmten Protektor Lord Somerset, der seinen Kopf aufs Schaffot getragen hatte. Der Graf von Hertford begab sich also nach London, sehr aufgebracht über die Thorheit seines Enkels. Glücklicherweise hatte sich Jakob schon besänftigt; Lady Arabella war auf der Höhe von Calais verhaftet worden. „Mein Trost ist“, sagte sie, „daß Seymour gerettet und frei ist.“

Als sie sich aber für immer von ihrem geliebten Seymour getrennt sah, unterlag sie allmälig dem Kummer der Einsamkeit; sie bat den König, sich ihrer zu erbarmen, aber Jakob war unbeugsam und überließ sie ihrer Verzweiflung. Sie versiel auf den Gedanken des Selbstmordes, so sehrte sie sich in ihrem Schmerze auf; sie starb am 27. September 1615.

Das ist die Geschichte der Prinzessin, die dreimal nahe daran war, Königin zu werden, und die sterbend ihre Königliche Geburt verschuldete; das ist die Geschichte der Frau, von der man nicht weiß, ob sie schön oder häßlich war, die Geschichte einer Dichterin, von der kein Vers vorhanden ist, einer Frau, die als Ignorantin verschrieen worden ist, und von der ein Lateinischer Brief vorhanden ist.

Noch einige Worte über den Englischen Laurin; er hatte wirklich etwas Königliches und Ritterliches in seinem Wesen. So lange Jakob lebte, hielt er sich verborgen und führte ein literarisches Leben. Er vermählte sich noch einmal, ohne daß es vorgefallen, die ihn so sehr geliebt, denn er nannte seine Tochter Arabella. Als dann der große Bürgerkrieg ausbrach, warf er seine Bücher bei Seite und stellte seinen Degen zur Verfügung Karl's I. Dieser machte ihn zum Marquis von Hertford und zum Erzieher seines Sohnes. Nach der Restauration erhob ihn Karl II. zum Herzog von Somerset.

(Amenities of Litterature.)

Die Erbeblichkeit geringfügiger Umstände.

(Schluß.)

Geringfügige Umstände entscheiden oft über unseren ganzen Lebenslauf; sie sind Fäden, aus denen nur bedarflicher Fleiß ein dauerhaftes Gewebe spinnen kann. Das Genie mag dann alle seine Kunst aufbieten, um dieses Gewebe mit Stickerei zu schmücken. Zuletzt hat zwar behauptet, unmittelbare Anschauung (Intuition) sey die Gabe des Genies, wogegen allmälige Vervollkommnung nur dem Talent eigen sey; allein dieser Satz wird durch Erfahrung und Geschichte widerlegt. Galileo nannte seine gewaltigen Entdeckungen die Frucht unablässiger Studien; und Newton drückte sich eben so bescheiden aus. Alles, was ich geleistet, sagte er, ist das Ergebniß anhaltender und unverdrossener Beobachtungen gewesen. In den letzten Stunden seines Lebens verglich er sich mit einem Kinde, das am Ufer der Zeit einige bunte Muscheln gesammelt.

Ich habe schon angedeutet, daß geringfügige Umstände auch viel Mißgeschick und Unheil erzeugen können. Ein geringfügiger Umstand verwandelt jahrelange Zuneigung in Feindschaft, oder zum wenigsten in kalte Gleichgültigkeit. Barett und Johnson waren eine sehr lange Periode hindurch die vertrautesten Freunde, und ein Scherz, der nur wenige Minuten anhielt, zerstörte das ganze Band dieser Freundschaft, der bis dahin unzerstörbar geschienen. Als Barett eines Tages Johnson besuchte, neckte ihn sein Freund gar launig mit der größeren Geschicklichkeit des Otaheitiers Omai, dem es gelungen war, Barett mehrere Schachpartieen abzugewinnen. Der Letztere nahm den Spaß von vorn herein übel; aber Johnson fuhr in seinen Neckereien so lange fort, bis Barett endlich in höchster Entrüstung seinen Hut und Stock ergriff und zur Stube hinausstürmte, um niemals wiederzukehren. Dieses Beispiel einer absoluten Entzweiung alter Freunde, die Beide Männer von Geist und Herz waren, sollte Keiner lesen, ohne es seinem Gedächtniß einzuprägen, denn bloße Borscherzen wirken nur auf unsere Vernunft, die bei den meisten Menschen nicht stark genug ist; aber Beispiele sind Gemälde und wirken auf die Sinne.

Die geringfügigen Umstände verdienen noch von einem anderen Standpunkte Beachtung. D'Israeli spricht von dem Einflusse eines lebendigen Griffes, eines Menschen von Gluth und Phantasie, auf die Gestter, die ihm nahe stehen. Ein Genius strömt eine elektrische Atmosphäre aus. So sehen wir, wie Evelyn's Sohn in die Fußstapfen des Vaters tritt und sein Weib an seinen der schönen Gartenkunst gewidmeten Bestrebungen mit Vergnügen Theil nimmt. Ein unbedeutender Umstand im Hauswesen giebt den Ton der Unterhaltung an und selbst dem Gemälde des häuslichen Lebens seine Farben. Vater und Mutter verjüngen sich in ihren Söhnen und Töchtern; denn jedes Kind ist ein Nachahmer, und jedes Gesicht, nach dem es hinblickt, ein Spiegel, in welchem es seine eigenen Züge modelt. Unter den wunderbaren Mysterien des Lebens nimmt der Zauber des Beispiels eine ausgezeichnete Stelle ein; und es ist eine traurige Betrachtung, daß der am Nachmittag empfangene Unterricht oft durch die Unterhaltung am Abend wieder ausgemerzt wird oder höchstens als todter Buchstabe im Gedächtniß bleibt und für das Herz verloren geht.

An sich unbedeutende Umstände können das lebhafteste Interesse erregen; sie können in einer Dichtung hervorbrechen. Spenser hat dies wohl gefühlt, nachdem seine Feen auf ihren Zauberung, um dem Ritter mit dem rothen Kreuze zu erspähen, weite Wüsten durchritt ist und kein menschliches Wesen gewahrt hat, entdeckt sie endlich mit freudentrunkenem Blick einen Pfad aus niedergetretenem Gras:

Auf dem die Spur von Menschentritten war.

Und wie rühremd ist Milton's Anspielung auf die Sommer-Rose, in seiner Blindheit! Diese einzige Rote scheint die ganze Musik seiner jugendlichen Phantasie wieder zu beleben. Ein Leser Shakspeare's weiß, daß der große Dramatiker einige seiner überraschendsten Effekte durch die einfachsten Umstände hervorbringt. Den Werth solcher Umstände in einer Beschreibung lernt man aus folgender Stelle in Rogers' Italien kennen. Der Dichter hat einen Tag in Pompeji verlebt, als allgemach sich die Dämmerung ein; er sieht an einem Orte, wo drei Straßen sich kreuzen, am Faufe des Pansa, und hebrets Schweigen ruht auf der Scene:

— — — Doch hell und heller gleitet
Ein Strahl zeig über Platten von Granit
Und über Gleise, vor Jahrtausenden
Gehöhlt, und Ruhestätten an beiden Seiten,
Wo einst die Magd mit ihrem Wasserkrug
Kam hin und her geeilt, am Zimmel klagt
Der volle Mond empor und offenbarte
Jedweders Hausherren Namen und Gewerbe.

Die allen Wagengleise im Mondlicht führen uns in die Stadt der Todten.

Werfen wir einen Blick auf den Himmel über uns und auf die Welt um uns — welch' mystisches Gewebe geringfügiger Umstände umzieht die ganze Menschheit! Ueberall giebt es verborgene und gleichsam erstarrte Elementar-Mächte: die Menge der Wasser-Atome in den Lüften ist so groß, daß sie zu mehr als einer allgemeinen Fluth ausströmen würden, und eine plötzliche Verwandlung an Licht würde erfolgen, wenn aller im Dunkel verborgene Lichtstoff mit einem Mal seine Bande löste. Die ganze Körperwelt müßte im Feuer untergehen, wenn dieses Element, so viel davon vorhanden ist, unplötzlich frei walten könnte. Die Oberfläche der Erde ist mit lockeren Massen bedeckt, die nur durch die Macht der Friction von einer allgemeinen Bewegung abgehalten werden. Der Stern am Himmel, die Woge des Meeres, das Blümchen unter der Hecke haben alle ihre Gesetze, ihre Oekonomie: geringfügige Umstände für uns, die wir nicht bedenken, daß all unser Wissen nur eine kleine Kette solcher Umstände ist.

Licht und Schatten des Lebens sind die Wirkungen geringfügiger Umstände; ein Sonnenblick, ein trübes Wölkchen geben der ganzen Scene ihr Licht, ihre Farbe. Beginnen wir mit dem Lichte. Im welcher Fülle sind Gegenstände des Trostes, der Beruhigung um und der verstreut! Auf seinen Wanderungen durch das innere Afrika wurde Mungo Park bei einem Negervolke von Räubern gefangen, die ihm sogar seine kleider vom Leibe raubten. In kummer Verzweiflung saß er da, mitten in der Einöde, um die nächste Europäische Niederlassung sag bei Engl. Meilen weit! Sein Muth brach unter dem zermalmenden Gefühle seines verlassenen düsteren Zustandes. Während seine Blicke unstät herumschweiften, fesselte plötzlich die außerordentliche Schönheit eines kleinen in der Einöde stehenden Mooses seine Aufmerksamkeit. Das ganze Pflänzchen, sagt er, war noch größer als eine Spitze meines Fingers. Er betrachtete die herrliche Form der Blättchen mit Bewunderung, die nächste Europäische Niederlassung l

wir unglücklich und verzehren und in Wünschen, jener „ewigen Hetzkit eines Narren", wie Young sagt. Unbedeutende Umstände sind unsere Mosquito's. (A. J.)

Türkei.

Mahmud und die Reform in der Türkei.

Wenn der ruhige Betrachter der Begebenheiten im weiland mächtigen Osmanischen Reiche die Charakterzüge, Wünsche und Schicksale des Sultans Mahmud prüft, der fast dieses ganze Jahrhundert hindurch jene Begebenheiten hervorzurufen oder zu beherrschen bestimmt war, so muß er nothwendig den Schluß gewinnen, daß Mahmud, trotz seiner gutmüthigen Absichten, trotz seiner kühnen Pläne und trotz des wohlwollenden Beistandes der Europäischen Mächte, sein Reich zu Grunde gerichtet hat. Daß seine letzten Augenblicke mit der Schlacht von Nikibis zusammenfielen, war fast nothwendig.

Drei Bedingungen fehlten zum Gelingen der Reform-Pläne im Türkenreiche. Erstens fehlte dem Reformator die Reform in seiner Denkungsart selbst. Peter der Große hat die Reform an seiner Person begonnen; Mahmud blieb bis an sein Ende ein Zögling der Weiber des Serais. Als er noch kurz vor seinem Tode mit der Flotte nach Kleinasien ziehen wollte und sich mit dem Schwerte des großen Soliman umgürtete, traf es sich, daß ihm dieses Schwert von der Seite ins Meer fiel. Sogleich ließ er alle Rüstungen einstellen, und der Seezug gegen Mehmed Ali unterblieb, weil das Schwert des großen Kaisers untergegangen war. Hat aber ein Fürst von solchem Aberglauben die Fähigkeit, ja das Recht, ein fanatisches und abergläubiges Volk zu reformiren? Zweitens ist der Übergang und das Gewinnen der ceremoniellen Gebräuche des Türkischen Volkes das unüberwindliche Hinderniß für jeden Reformversuch. Soll eine Nation politisch reformirt werden, so muß der Zustand der religiösen Gebräuche vor Allem so von Hemmungen befreit sein, daß er dem Gedanken in Wissenschaft, Kunst und Verwaltung den Spielraum zur größtmöglichen Entwickelung gewährt. Drittens endlich hat unglücklicherweise Mahmud alle seine Reformen und alle Volksreden seiner Reform-Pläne von Ausländer her empfangen müssen, und zwar nicht blos vom Auslande, das christlich und somit seinen Unterthanen tödlich verhaßt ist, sondern vom Auslande, das ihn befiegt hat und das ihm jetzt, nach der Meinung der Muhammedaner, in den diktirten Friedens-Bedingungen auch seine Sitten und Gebräuche aufdringt.

Dieser letzte Punkt ist viel schwerer noch als der religiöse. Ein Volk verzeiht seinen Fürsten lieber irreligiöse Schwächen, als antinationale. Daher kommt es auch, daß Mehmed Ali, der den Aberglauben, ja den Glauben der Muhammedaner oft angreift, doch der Liebling der Völker von Rhodus bis an die Donau, von Bagdad bis zum westlichen Atlantik geworden ist und es bis auf den heutigen Tag geblieben, obgleich er schmachvoll gedemüthigt worden. Und hierin ist das Türkische Volk nicht schlechter als das Französische. Ludwig XVIII. war eben so gutmüthig, viel gebildeter und liebenswürdiger als Mahmud; dennoch konnten ihn die Franzosen nicht verzeihen, daß er von den Bajonnetten der Fremden geschützt auf seinen legitimen Thron zurückkehrte. Sie warfen sich Napoleon, dem Flüchtling von Elba, in die Arme, obgleich dieser in den letzten Jahren oft besiegt und gedemüthigt worden; und sie würden sich, wäre er 1816 von St. Helena entkommen, ihm wieder angeschlossen haben, trotz Waterloo und seiner demüthigenden Folgen.

Mag Mahmud den Dank und das Bedauern der Menschenfreunde hinnehmen für das, was er wohlmeinend gewollt, was für das, was er ohne Glück angefangen. Die warten sich Napoleon, dem Flüchtling von Elba, in die Arme, obgleich dieser in den letzten Jahren oft besiegt und gedemüthigt worden; und sie würden sich, wäre er 1816 von St. Helena entkommen, ihm wieder angeschlossen haben, trotz Waterloo und seiner demüthigenden Folgen.

Mag Mahmud den Dank und das Bedauern der Menschenfreunde hinnehmen für das, was er wohlmeinend gewollt, was für das, was er ohne Glück angefangen. Die Geschichte wird ihn dennoch für seine Gesinnungen für sein Andenken können ihn nicht gegen das Urtheil schützen, daß er durch Mangel an Erziehung und politischer Bildung den Geist der Zeit kaum, den Geist seines Volkes gar nicht erfaßte. Die Nachwelt wird sagen müssen, daß er, wie Darius Codomannus und Ludwig XVI., nicht die selbstbegangenen Sünden, sondern die seiner Vorfahren büßen mußte; daß er, mit seiner Willenskraft und Entschlossenheit, den Zusammensturz seines Reiches hätte abwenden können, wenn er die Nationalität und die Stufe der Bildung seiner Unterthanen besser zu würdigen verstanden hätte.

So gerecht auch das Urtheil ist, das wir von dem jedenfalls in seinem Auftreten merkwürdigen Manne fällen, so mag es doch manchen Leser überraschen, der Mahmuds und seine Reformen aus den Korrespondenzen der Zeitungen kennen gelernt hat. Allein diese Nachrichten sind meist nur Eindrücke des Augenblicks, werden nur als Futter für die Europäische Neugierde zusammengestellt, ohne daß ihr Urheber sich weiter gegen die Geschichte für verpflichtet hält. Wie man solchen Nachrichten trauen darf, lehrt der folgende Artikel, der von einem Manne herrührt, welcher sich lange Zeit selbst im Osmanischen Reiche aufgehalten und durch seine Stellung die beste Gelegenheit hatte, die Einrichtungen daselbst, sowohl alte als neue, nach ihrem wahren Gehalte zu untersuchen. Wir zweifeln nicht, daß seine Ausführliche eben so überraschend als willkommen sein werden. Wir lassen ihn selbst sprechen:

„Wenn es einen Menschen giebt, der leicht in der öffentlichen Meinung Europa's groß geworden und mit blinden Lobpreisen bewundert wurde, so ist es sicherlich der Sultan Mahmud. Verborgen hinter den undurchdringlichen Mauern des Serai, beschäftigt von dem Dunkel, welches so lange die Macht in der Türkei umhüllte, war Mahmud anfangs nach den hervorstechenden Handlungen, welche dann und wann mitten in den politischen Bewegungen der damaligen Zeit auf Tagesblicht kamen, beurtheilt worden. Die Ihee von einem Islamitischen Oberhaupte, das die Emancipation des Orients träumte, hat den Enthusiasmus für ihn erweckt; man hat zu frühzeitig alle seine Verbesserungs-Versuche mit Beifall aufgenommen, und Jeder hat sich breitt, ihn den Großen zu nennen. Unglücklicherweise sucht man, wenn man heutiges Tages die Türkei beschäftigt, vergebens irgend eine glückliche Spur dieser so sehr bewunderten Reformen.

Am Ende des Jahres 1808 drohte das Osmanische Reich als Beute einer heftigen Staats-Krisis sich aufzulösen. Ali-Pascha regierte unumschränkt über Macedonien, Epirus und die Hellenische Halbinsel. Passwend-Oglu herrschte zu Widdin; Mehmed Ali gründete seine Unabhängigkeit in Aegypten; die Janitscharen hatten die übrige erobert; Serdarbritanien kam mit bewaffneter Hand bis nach Konstantinopel; endlich unterhielt Rußland, Englands Bundesgenosse, den Aufstand in Griechenland und in Syrien. Bei diesem Stande der Dinge wurde am 11. Oktober Mahmud, bedeckt noch mit dem Blute Selim's, seinem Ankenthalte im Harem entrissen und unter dem Freudengeschrei einer zügellosen Wuth auf den Thron geschleudert. Als einiger Zeit darauf ein Bataillon nach Mustapha das Scepter wiederzugeben drohte, ließ er seinen Bruder erdrosseln, und indem er so der einzige Erbe von Othman's Blut wurde, herrschte er vermöge eines göttlichen Rechtes, welches auf dem Fanatismus der ganzen Nation beruht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Deutsche Behandlung des Englischen Deismus vor der Englischen Kritik. Nachdem wir in diesen Blättern eine Reihe von Artikeln über die geschichtliche Entwickelung des Englischen Deismus nach Lechler gegeben, ist uns eine Englische Kritik in die Hände gekommen, die deutlich beweist, welche Wichtigkeit man auf diese Deutsche Arbeit in England legt. „Ein Deutscher", sagt der Rezensent, „hat so eben „A history of English Deism" herausgegeben, welche großes Aufsehen unter den Theologen macht. Der Verfasser, gründlich und ausführlich auf den Gegenstand ein, als Leland in seinem wohlbekannten Werke über die Englischen Deisten. Er weiß klar den Einfluß nach, welchen die Englischen Deisten auf die Encyklopädisten Frankreichs und die Rationalisten Deutschlands gehabt, und wie die Letzteren wieder auf England zurückgewirkt und zum Theil den Ausgebrochen (low breed) der Socialisten und modernen Deisten unseres Landes zu Erziehung verhalfen. Die tiefe Kenntniß der Verirrungen und der Härfis giebt den Deutschen Theologen der jetzigen Zeit so viele Kraft, den Kampf für das Christenthum zu bestehen. Für unsere Geistlichkeit, die weder Zeit noch Lust hat, zu jenen Quellen hinaufzusteigen, wird das Studium dieser Deutschen Schriften eine gebieterische Nothwendigkeit."

— Schweizer Stimmen contra Friedrich List. Die wegen ihrer wissenschaftlichen Haltung sehr geschätzte Bibliotheque Universelle von Genf hat eine Reihpolge von Artikeln über das auch in Deutschland viel besprochene neueste Werk des Staats-Oekonomen Dr. Friedrich List begonnen.*) Bei den in der Schweiz vorherrschenden und auch in der Bibliotheque Universelle stets verfochtenen Grundsätzen eines völlig freien Handels war allerdings eine Zustimmung derselben zu der von Herrn List aufgestellten Theorie nicht zu erwarten, doch hätten wir kaum geglaubt, daß diese Zeitschrift, selbst immer eine sehr besonnene Haltung hat, einen so heftigen Ton anstimmen könne, wie ihn ihr Herrn Colladon in (September-Heft 1841) gegen Herrn List geschieht. Schon in der Einleitung heißt es: „Es ist dieses Buch der systematischste, heftigste und auch gefährlichste Angriff, der jemals gegen das Prinzip des freien Handels unternommen worden. Noch furchtbarer würde derselbe jedoch seyn, wenn er weniger heftig wäre; denn wie es in der Regel zu gehen pflegt, ist es List, der Dr. List gelungen, so manche Uebertreibung, zu mancher gewagten Behauptung, zu mancher ungenannen Darlegung gegnerischer Ansichten verleiten lassen, was natürlich das Vertrauen ungemein vermindert, das seine angeblichen Demonstrationen hätten einflößen können. Aber auch mit diesen Fehlern ist sein Buch noch immer geeignet, Aufsehen zu machen und die schon so große Anzahl bereitwigen Personen zu vermehren, die an die politische Oekonomie nicht glauben oder sie als eine unanwendbare Wissenschaft betrachten."

— Diese Einleitung ist jedoch noch gar nichts im Vergleiche zu dem, was nun folgt; es werden dem Hrn. List persönliche Motive untergeschoben, um seine Angriffe auf England und insbesondere auf Adam Smith zu erklären, und seine ganze Theorie wird für das ideale Luftschloß eines weniger auf dem Gebiete des Wissens als auf dem der gemeinen Speculation heimischen Empirikers ausgegeben. Wir müssen indessen bemerken, daß uns dieser erste Artikel der Bibliotheque von dem Vorwurfe des oberflächlichen Absprechens noch weniger frei zu seyn scheint, als das Buch, gegen welches er gerichtet ist, und wollen daher erst die von der genannten Schweizer Zeitschrift angekündigten Fortsetzungen abwarten, ehe wir selbst ein Urtheil über ihre Polemik gegen den Deutschen Staats-Oekonomen abgeben.

*) Das nationale System der politischen Oekonomie. Von Dr. Friedrich List. Stuttgart und Tübingen, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Freitag den 12. November 1841.

Frankreich.

Einiges über Erziehung in Frankreich.

Von W. Rotte.

Das Kind ist geboren und muß auch erzogen werden, wenn ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus ihm werden soll. Die Aerzte und das Französische Gesetz wollen keinen Zwang im Unterrichtswesen erlauben, und Jeder thut mit seinem Kinde, was ihm gut dünkt. Die Freiheit ist ein recht gutes Ding, und ihr Kodex, die Charte, auch, doch helfen beide der Erziehung sehr wenig auf die Beine. Jedes Kind ist von revolutionairer Natur. Reinlichkeit und Ordnung können ihm nur mit der größten Mühe und Sorgfalt aufgezwungen werden. Wärterinnen und Erzieher klagen täglich darüber. Das Französische Kind ist deshalb um so schwieriger zu leiten, als ihm die Revolutions- und Nationaltriden-Geschichten täglich in die Ohren klingen und ihm zu ähnlichen Großthaten Lust einflößen. Die Kinder haben im Allgemeinen eine große Liebhaberei für Krieg und Soldatenwesen. Diese Neigung muß bei Kindern durch andere Richtungen geschwächt werden; man muß ihnen Geschmack und Interesse für Moral, rechtliche Beziehungen und die ihrem Stande nothwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten einflößen. Dazu sind aber gut eingerichtete Anstalten nöthig, die vom Staate beaufsichtigt und dirigirt werden müssen.

Die Mehrzahl der Französischen Kinder, die erzogen werden (denn alle werden leider nicht erzogen), genießen ihren Unterricht in Pensions-Anstalten. Diese sind ein gutes Handelsweg und können von Jedermann erfunden, gehalten und ringrichtet werden. Es kommt dabei nicht auf Kenntnisse und Zähigkeiten an, sondern auf Spekulation und andere kommerzielle Kunkgriffe, und man sieht nicht selten einen fallirten Kaufmann sich als Pädagogen etabliren, bei dem auch wohl seine alten Kommis als angehende Lehrer in allem Möglichen functioniren, wenn sie sich sonst ihre Erdrstunden nicht theuer bezahlen lassen. Fallirt dieser alte Handelsmann mit seinem neuen Geschäfte wieder, so überläßt er es einem Anderen und siedelt sich schnell in einem neuen unbekannten Quartier an, um sein Glück von neuem zu versuchen.

Andere glücklichere Pädagogen spekuliren wieder anders. Sie verkaufen ihre mit einer ziemlichen Anzahl Zöglinge versehene Pension mit allen mobilen und immobilen Fonds einem Andren, richten anderswo eine neue ein und verkaufen sie wieder, wenn sie einiges Ansehen, d. h. viele Zöglinge, erworben haben.

Das Lehrer-Personal solcher Unterrichts-Anstalten ist denn oft gar wunderlich zusammengesetzt. Eine Person oder mehrere sind nöthig, um die Zöglinge überall hinzubegleiten, zu beaufsichtigen, mit ihnen zu schlafen und zu wachen. Dazu werden oft die gebraucht, welche sich aus bedrängten Umständen oder aus Geschicklichkeit dazu hergeben müssen. (Ihre Besoldung reicht nicht über die eines gewöhnlichen Bedienten.) Offene Lehrerstellen werden in der Regel von denen besetzt, welche am wenigsten fordern oder fordern können, so daß sich die Zöglingen, welche auf andere Anstellungen Aussicht haben, zurückziehen. Alte bewährte Lehrer werden oft fortgeschickt, weil andere ihren Unterricht und ihre Person zu billigeren Preisen feilbieten. Es giebt Pensionen, wo die Lehrer alle Vierteljahr und Halbjahre wechseln, der Lehrer nicht zu gedenken, die monatmal nach 14 Tagen abgehen oder fortgeschickt werden. Wenn man noch bedenkt, daß die Laune zügellosinniger und feiner als oft unterschaden Pensions-Vorsteher Alles durchsetzen will, was ihrer beschränkten Einsicht einfällt, was kann das immre Bild einer solchen Anstalt noch dem redlichen Beobachter darbieten? Welchen Einfluß muß der zwigt Wechsel der Lehrer und ihrer Lehrmethoden auf das kindlich Gemüth der Zöglinge ausüben? Wie können die Zöglinge fortschreiten, wenn bei so häufigem Wechsel der Lehrer eben so häufig der Unterricht unterbrochen und demselben eine neue Richtung gegeben wird, die der früheren oft entgegenstrebt? Und wie kann da der moralischen Stimmung eines Kindes, das, entfernt von seinen Aeltern und Verwandten, mit allen seinen Gebräuchen, Sitten und seiner Lebensart an die Pension und deren Lehrer gebunden ist, eine planmäßige Leitung gegeben werden, wenn der Lehrer keine Zeit hat, es lieb zu gewinnen oder nur kennen zu lernen; wenn das Kind voraus weiß, bald wird ihn ein Anderer vertreten, und diesen Anderen wieder ein Anderer. Es ist hart, daß bei einem Kinde alle schöne Gefühle auf solche Weise unterdrückt, anstatt weiter entwickelt zu werden. Die Jugend bedarf mehr als jedes andere Alter, sich Jemanden mitzutheilen, sich an dessen Schutz und Liebe zu erfreuen. Werden solche Neigungen und gegenseitiges Interesse nicht früh im Kinde geweckt, so wird der Erwachsene diese herrlichen Empfindungen ganz entbehren oder sie nicht zu schätzen wissen. Er wird alsdann Alles gleichgültig und mit der höchsten Indifferenz betrachten und nach Genüssen greifen, die ihm jene besseren, woran er Mangel leidet, ersetzen sollen. Was läßt sich da noch vom Charakter sagen, der ja nur entsteht, wenn sich der Mensch einer gewissen Neigung ganz hingiebt und sich für dies oder jenes entschieden interessirt.

Um die Lehr-Gegenstände und Methoden genauer zu betrachten, wollen wir bei den frühesten Kindesjahren beginnen, und bei dem, was wir in Deutschland Volksschulen nennen.

Von vorn herein hört man gleich von Methoden, und beim Domnospiele muß das Kind die Buchstaben und Zeten lernen. Diese Spiele werden so lange als möglich fortgesetzt, und wer am längsten spielen lassen kann, ist Meister. (Nun, spielt nur zu, ihr werdet einmal echte Taschenspieler, meine lieben Kleinen! Und weil ihr ja in der Schule noch spielen und tändeln lernt, so habt ihr auch Recht, es euer ganzes Leben fortzusetzen, denn in der Schule lernt man fürs Leben.) Dieser ganze Unterricht wird zu Lesen und Schreiben angewandt; Wenige lernen rechnen. Die Lehrer sprechen oft von Analyse, doch lernt das Kind nie, was das Wort bedeutet. Die Religion wird gar wenig besprochen und wird, als problematisch unverständlich, bei Seite gelegt. Nach diesem Lehrgeschäfte wachsen die Kinder heran, und die Aeltern halten es für sehr bequem, sie bei sich zu behalten, um ihnen zur Hand zu gehen oder mit ihren kleinen Geschwistern zu spielen. Mittlerweile kommt die Zeit, wo sie zum Abendmahle gehen müssen, und sie nehmen das Abendmahl und verlernen schreiben und lesen. Die Irrfahrten des Ulysses und Fenelon's Telemach, die man diesen unerfahrnen Kindern so oft in die Hände giebt, führen sie um so mehr irre, da sie um so viel weniger einen Begriff von alter Geographie, Städte und Alterthum haben, als sie mit keinem einzigen Gedanken an der jetzigen neuren Welt hasten. Neue Geographie, einige Geschichtsnamen und Data und wenige Kuriositäten aus der Naturgeschichte können die Begriffe eines Kindes erweitern. Dies wird auch wohl gethrt in manchen Pensionen, wo welches Kind nimmt eifrig Theil an dieser Lection, und wie kann es das, wenn die Aeltern, denen das Kind dazu angutreiben, ihn sagen, es seyen Dummheiten, die im menschlichen Leben überflüssig seyen. So bleibt das Kind zu Hause und glaubt nicht mehr an jene Dummheiten.

Es ist unmöglich, ein anschaulicheres Bild von diesen Anstalten zu geben; überall sind sie anders und die eine unvorbrichter als die andere gehalten. Um die Zöglinge anzuspornen, hängen die Lehrer dem dissen eine Medaille um, auf der ein kleiner Napoleon als Schutzpatron Frankreichs oder auch wohl andere Nationalbilder und Heilgebilder stehen. Wenn es den Aeltern, die gut bezahlen oder die sonstigen Einfluß auf den Pensionsherrn üben, lieb ist, daß ihr Kind auf ähnlicher Weise sich hervorthue, dann nehmen sie die Lehrer nicht so genau mit Jenem ihm auch so ein Ehrenkreuz um den Hals, wenn es dasselbe noch so sehr hinter den andern zurückbleibt. Auf diese Weise wird wenigstens der Zögling von der Pension beibehalten und die Eigenliebe der Aeltern befriedigt. Wenn Aeltern Kinde von ihren oft faulen Kindern einziehen, so wird ihr Gewissen immer beruhigt, und schricht sich ein kleiner Tadel ein, so wird der durch so unpreisvolle besser Eigenschaften, die der Lehrer dem Kinde ungeneigt beilegt, beschönigt. Das ist Französische Liebenswürdigkeit, gegen die so leicht Kruner anstößt. Das ist aber auch der Grund, warum Jedermann nur an Lob und Schmeicheln gewöhnt ist, wenn es sogar Personen nicht aufrichtig meinen, die für das moralische Wohl und Weh der ihnen Anvertrauten verantwortlich seyn müssen. Darum dort man im Französischen Umgange so oft die liebenswürdigsten Phrasen, die man eben so gut für das diese Gegentheil, für die schalste Pequerie halten könnte.

Ein Zug, der der ganzen Französischen Nation Ehre macht und nicht genug gelobt werden kann, ist die humanste Behandlung in allen Lebensverhältnissen und die gänzliche Beseitigung aller barbarischen Zwangs- und Strafmittel. Es mag kein Pädagog, die Zöglinge mit Ruthen zu streichen oder sie sonst mit Stößen heftig zu behandeln, aus Furcht, die ganze Französische Nationalehre zu beleidigen. Die wirklichen Zurechtweisungen müssen sogar mit Vorsicht geschehen, und es wagt wohl nicht leicht ein Lehrer, grobe Schelmworte dabei anzuwenden. Durch diese Behandlungsweise wird schon im Kinde ein gewisser Grad von Ehrgefühl erregt, was im menschlichen

Digitized by Google

Leben nicht hoch genug anzurechnen ist, denn das höchste moralische Uebel tritt nur da ein, wo alle Ehre mangelt. Die Jugend, die nur immer nach Beispielen handelt, wird dadurch angetrieben, diese Behandlung als Norm anzunehmen und sie an seinem Nebenmenschen mit eben so viel Zartgefühl auszuüben, und verträgt sich dies so ganz gut mit dem Ausspruche des gelehrten Montesquieu: Die Ehre muß in monarchischen Staaten vorherrschen, so wie die Furcht in despotischen und die Tugend in demokratischen der Antrieb aller Staatszwecke seyn müssen. Nach Montesquieu also könnte das Frankreich ein eine auf festen Grund gebaute Republik werden. Die Tugend ist hier leider zu selten Motiv zu großen Zwecken; Ehre und Glorie erstredt aber Jeder mit allerlei Mitteln (die tugendhaften aber ausgenommen). Am besten läßt sich dieses durch Verfolgung des Bildungsganges und der Französischen Geistesentwickelung beweisen.

Die Anstalten, aus denen sich das Licht über das ganze Land verbreiten soll, welche die moralische besser oder schlechtere Zukunft des Landes bestimmen und bilden sollen, sind die gelehrten öffentlichen Schulen und Anstalten. Die sogenannten Colleges royaux, unseren Deutschen Gymnasien gleichbedeutend, verdienen hier zuerst eine möglichst genaue Würdigung. Wenn ein neuer Zögling in ein solches College aufgenommen werden sollte, müßte eine Prüfung über die Fähigkeiten dieses angehenden Schülers vorausgehen; da hat aber dem Examinator und dem Examinanden Mitleid brechen könnte, so fügt man sich ohne Weiteres in den Wunsch des Zöglings oder seiner Aeltern, ihn zu der oder jener Klasse zuzulassen. Eben so überläßt man es dem Wunsche des Zöglings, ob er nach Jahresfrist in eine höhere Klasse versetzt werden oder seine Klasse doubliren will. Leider geht aber bei dieser unabweisbaren Wunscherfüllung die Erziehung selten nach Wunsch; es ist zu bedauern, daß unfähige Schüler zu den höhern Klassen übergehen wollen, weil sie in den unteren nicht vorkommen, oder weil sie auch wünschen, die lästigen und unfreien Erziehungs-Jahre hinter sich zu haben. Fähige und bessere Schüler werden aber gerade aus Eitelkeit von ihren Aeltern und Lehrern veranlaßt, mehrere Jahre in derselben Klasse zu verbleiben, um damit den großen Preis der Klasse davon zu tragen. Diese Lehrer, deren beschränkte Zahl wohl 5—6 in jeder Klasse ausmachen, sind denn auch die einzige Beschäftigung des Lehrers, weil durch sie der Lehrer seine Fertigkeit öffentlich an den Tag legt und sein falsches Ehrgefühl befriedigt. Die übrige zahlreiche Menge Schüler wird unberücksichtigt gelassen, und insonderheit man sie mit Fragen, so wird der Lehrer durch unerlaubte Hülfen getäuscht oder er nimmt seinen Nichterlernung seine Zuflucht zu der allgemeinen Bestrafung, Verse abzuschreiben. Statt Hunderte und Tausende von Versen kopirn zu lassen, könnte man Strafen von mehr Nutzen wählen, denn es giebt Schüler, die fast täglich ihre Rebenzeit auf Abschreiben dieser Verse verwenden müssen und zu nützlichen Arbeiten keine Zeit haben. Es giebt auch noch bestimmte Zahlen-Strafen, die die Lehrer festsetzen und die ihre Verse einreichen, wie etwa Lieferungen zu Kriegszeiten, bei denen weiter nicht darauf gesehen wird, aus wessen Hand sie kommen. — Diese große Mehrzahl von Schülern hat also gar oft nicht Gelegenheit, Fähigkeiten an den Tag zu legen, da die Lehrer sie unerforscht lassen.

Auch schriftlichen Arbeiten verlieren ihren Zweck dadurch, daß sie, einmal abgegeben, nicht wieder in die Hände der Schüler zurückkommen und diese also nicht wissen, wie und warum sie selbige verfaßt haben. Statt dessen liest der Lehrer eine oder einige Aufsaben und rügt die Fehler, kann aber dabei nicht auf alle Schüler und Zeher wirken. Die Lehrzeit nimmt täglich etwa 4 Stunden ein und werden die Zöglinge dazu in drei Abtheilungen hineingetrieben.

Mit Erklärungen der alten Klassiker und mit Vorstudien zum Verständniß dieser giebt man sich nicht ab. Die Schüler haben ihre Pflicht gethan, wenn sie ihre klassischen Lectionen (schriftlich erläutert), einlernen; der Lehrer begnügt sich damit, liest sie unbekümmert zur Seite und ist vollkommen befriedigt, wenn die auswendig erlernten Capitel der Klassiker recitirt werden. Das ist denn ganz der Lehrgeschäft des durch seine rothe Toga prunkend imponirenden Professoris ordinarii, der, alle Tage einen anderen Schriftsteller wählend, nicht nur bei bekannten bleibt, sondern auch und besonders mit viel Vorliebe die wiedererauffundenen Bruchstücke der verschiedenen Autoren bearbeiten läßt, und zwar von Schülern, die weder Zoemenlehre noch irgend Einsicht in der Sprache alten Klassiker besitzen. So müssen die unerfahrensten Schüler Stücke aus Plato, Aristoteles, Thucydides, Seneca und Cicero bearbeiten, ohne einen Begriff von diesen Autoren zu haben. Bei solchen Manipulationen und Lustspringereien, bei so leichtsinnigem Uebergehen der schwierigsten und bedeutendsten Studien kann man weder Gründlichkeit noch tiefer eindringenden Geist erwarten. Die Resultate dieser Fortschritte in der Wissenschaftlichkeit, indem sich hernach Jeder anmaßt, alle Schwierigkeiten des Alterthums gelöst zu haben, weil er aus jedem dieser kolossaren Denkmäler herausgepflückt hat; und läßt man diese so gewährten, dressirten Schmetterlinge aus der Schule mitten ins Leben hineinflattern, so beginnen die romantastesten Projecte.

Unter den neueren Gegenständen zieht der Schüler die Deutsche oder Englische wählen, wenn zwei Professoren an jedem College angestellt sind. Die Meisten wählen aber keine von beiden, und die wenigen Wählenden wählen noch immer die größte Faulheit und Unachtsamkeit für diese Sprache nebenbei: denn man hat bemerkt, daß dieser noch keiner Deutsch oder Englisch im College erlernt, wenn er nicht darin besonderen Unterricht und Nachhilfe hatte. Eine Wahlfreiheit, die hier wieder sehr nachtheilig ist! Maschematik und Geschichte können nach oben angeführter Methode auch nicht gründlich studirt werden. Doch taffen sich die Franzosen den Ruhm nicht nehmen, ihre berühmte Nationalgeschichte mit besonderer Vorliebe zu erlernen, ohne weiter auf geschichtliche Wahrhaftigkeit zu sehen, was verlorene oder gewonnene Siege, oder den Verkehr Frankreichs mit anderen Ländern betrifft. Herr v. Chateaubriand stellt Paris dem alten an Kunst, Witz und Wissenschaft blühenden Athen gleich. Herr Michelet läßt alle Heil und alle Vervollkommnung von Frankreich ausgehen, und Herr Cousin beweist philosophisch, daß die Schlacht von Waterloo von den Franzosen nicht verloren sey. Welche Spitzfindigkeit gehört zu solchem Beweise, und wie wenig müßte man Empiriker seyn, um daran zu glauben, wenn selbst die ärgsten Skeptiker von der Wahrheit der Waterlooschen Katastrophe überzeugt sind. Aus diesem Völker-Trauerspiel läßt sich ein leichter Lustspiel mehr machen! Die Geschichten anderer Länder werden wenig berücksichtigt, besonders die, welche nicht mit Frankreich in historische Berührung kommen. Das Alterthum ist zu entlegen und unverständlich. Mittlere und neuere Geschichte aber werden, wenn sie sonst genauerer Beachtung gewürdigt, der Nationalgeschichte so zur Seite gestellt oder unterge ordnet, wie etwa ein Lakai einem Marquis, welcher immer galant, feuerlich, verliebt und dominirend ist, während der Erstere, unterthänig an die Thür gestellt, nur antwortet, wenn er gefragt wird, und nur handelt, wenn er des Herrn Willen vollbringen soll.

* * *

Die neueren Verbesserungen, die durch Cousin's, Girardin's und Villemain's Vermittelung vor kurzem im Schulwesen vorgenommen, aber bisher ihren heilsamen Einfluß noch nicht haben fühlen lassen, haben manchen Franzosen zu der kühnen Aeußerung veranlaßt: Erziehung und Unterrichtswesen seyen jetzt vollkommen und unübertreiflich in Frankreich. Bei Eröffnung der Schulen werde ich in einem Artikel ausführlicher darüber handeln. — Meine Behauptung, daß Jedermann eine Pensions-Anstalt eröffnen kann, werde ich später näher erklären, indem ich von dem Maturitäts-Examen, das dazu verlangt wird, näher sprechen werde.

Türkei.

Mahmud und die Reform in der Türkei.

(Fortsetzung.)

Diese Epoche von Mahmud's Leben ist ohne Widerspruch die schönste, und mit dieser vielleicht hat man sich am wenigsten beschäftigt. Seine Schutzrednen beharren darauf, in ihm einen Reformator zu sehen, und vergessen den Erhalter eines Reiches, in dessen Zeyen man sich schon theilte. Welche Beharrlichkeit bewirkte nicht ein Zurückgehen von 23 Jahren, um aller dieser verlorenen Träumer sich wieder zu bemächtigen und einen durch so heftige Stöße erschütterten Thron wieder zu befestigen. Allen gegenüber allen den Zudringen, welche den Orient bewegten, schöpfte er aus der Energie seines Charakters die Kraft, diesen Kampf gegen die Anarchie der Gewalten auszuhalten. Unterstützt durch die Allmacht der Lehren des muselmännischen Fatalismus, wurde er mitten in der allgemeinen Lähmung das einzige Band so vieler getrennter Theile, der Mittelpunkt, in welchem alle abweichenden Richtungen zusammentreten.

Die ersten Handlungen Mahmud's bezeugen einen unbeugsamen Willen. Indem er mit einer bemerkenswerthen Entschlossenheit auf sein Ziel losging, seine Politik nach den Erfordernissen der Zustände gestaltete, vollendete er mit einem unverhofften Glück den Wiederaufbau seines Reiches. Indem er wechselsweise Wohlwollen und eine unbarmherzige Grausamkeit anwandte, gelangte er durch List und Kraft dahin, nach und nach die Wolfen, die sich über seinem Haupte angehäuft hatten, zu zerstreuen. Widdin und Bagdad erkannten seine Autorität an, die Wallfahrten nach Mekka nahmen wieder ihren Lauf, und die Schüssel der heiligen Stadt wurden wieder nach Konstantinopel gebracht. Kurz, Mahmud führte drei Dinge aus, wonach alle Sultane seit Mahomet IV. gestrebt: die Vernichtung der Derebey's, die Vertilgung der Janitscharen und die Unterwerfung Albaniens. Diese drei Thaten verdienen eine besondere Würdigung.

Die Vernichtung der Dere-Beys bewirkte in Asien gegen die Zeudalmacht dieselbe Reaction, welche in Frankreich von Ludwig XI. angefangen, von Richelieu fortgesetzt und vom Convent vollendet wurde. Die großen Lehnsmänner, welche widersetzlich die Privilegien, die sich in ihren Familien fortpflanzten, bewachten, unterdrücken seit langer Zeit die Vasallen, deren Obrtherhrecht sie sich anmaßten. Indem nun Mahmud sie niederschlug, stellte er in den Provinzen die Macht der Souveränität der, die unaufhörlich durch Empörungen bloßgestellt war, und er gab derselben einen festeren Boden, indem er die empörten Pascha zum Gehorsam zurückbrachte.

Die Vertilgung der Janitscharen ist der Staatsstreich, der am meisten in Europa wiederhallte. Als man daselbst das blutige Drama des Atmeidan*) erfuhr, erschien Mahmud als Befreier seines Volkes, als rächender Engel der demokratischen Bedrückung, welche seit so vielen Jahren schwer auf der Türkei lastete; die Uebertreibung der Thatsachen, die fertigen Begriffe, welche man damals von dem Lande hatte, veranlaßten eben so enthusiastische als unwahre Urtheile. Die Zeitgeist des Sultans wurde Genie; das Blutbad eine Revolution; das Reich sollte endlich seine schönen Tage des Ruhmes wiederfinden! Aber die Zeit ist gekommen, um die Vorelitgkeit dieser Lobeserhebungen zu zeigen; und jetzt muß man aus einem anderen Gesichtspunkte den Sturz jener großen militairischen Corporation betrachten.

*) Atmeidan ist der große Platz in Konstantinopel, wo die meisten Janitscharen erschlagen wurden.

Digitized by Google

Die Janitscharen, zuerst von Orkan gebildet und von Aladin und Amurath förmlich eingefegt, wurden ursprünglich aus den christlichen Sklavenkindern gewählt. Später nahm man sie von den Muselmännern, und sie erhielten eine den Fortschritten der Verbreitung des Islams angemessene Einrichtung. Diese Miliz wurde in der Folge eine unfehlbare Wichtigkeit erlangte, wurde die vorzügliche, ja man kann sagen die einzige Stütze einer durch Krieg organisirten Religion. Die Janitscharen, die an Eroberungen gewohnt und stolz auf ihre furchtbare Unabhängigkeit waren, hatten der Siege und der fortwährenden Kämpfe nöthig. Als aber das Reich schwächer wurde, als die Nachfolger des großen Sultan die Thätigkeit gegen den Müßiggang, das Leben im Felde mit dem im Harem vertauschten, so veränderten die Janitscharen auch ihre kriegerische Einrichtung. Ihr militairischer Geist, ihr ungeklämmer Muth fanden außerhalb keine Nahrung mehr, sie suchten im Innern die Hülfsquellen, welche ihnen ehedem der Krieg verschaffte. Während sie ihre Standarten und ihren Corpscommandanten verehrlichten, verwandelten sie sich mit der Nation, schlichen sich in die Zünfte ein, und identificirten sich nach und nach mit den bürgerlichen Gewohnheiten. Von diesem Augenblicke an wurden sie eine wachsame Nationalgarde und die stolzeste Stütze der Volksfreiheiten.

Ohne Zweifel wurden sie oft, wie die neueren Schriftsteller sie bezeichnet haben, eine furchtbare Leibwache, die willkürlich über den Thron und das Leben der Beherrscher schaltete. Im Jahre 1624 erdrosselten sie Osman, setzten Mahomet IV. ab, Mustapha im Jahre 1703, seinen Bruder 1735. Aber die Geschichte, welche diese zahlreichen Aufstände aufgezeichnet hat, hat nie die Ursachen, welche sie herbeigeführt haben, mitgetheilt. Als die Sultane und die Paschas, welche im Krieg nur in der Plünderung ihre großen Hoffnungen fanden, ungerechten Ertreffungen ihre Zuflucht nahmen, um dem Luxus ihrer Roßheit zu Hülfe zu kommen, da war gewissermaßen auch für die Janitscharen der Aufstand die heiligste Pflicht geworden. War es nicht ein Glück, daß eine kräftige Demokratie dem Absolutismus der Großen die Wage hielte und das Gleichgewicht zwischen den Gewalten behaupten konnte? Ich will nicht alles übersehen, was in diesen Empörungen, für gegen alle Sultane gerichtet, nicht durch die Treulosigkeit Mahmud's gerechtfertigt, der, anstatt die drei Janitscharen, die ihn auf den Thron gesetzt hatten (Kalil, Moslu und Ali), zu belohnen, sie nebst 6000 der Ihrigen erdrosseln ließ!

Die Janitscharen, welche auf diese Weise durch die Unklugheit der Großen eine wahrhafte, militairische Gewalt in geworfen waren, wurden für Mahmud's Pläne ein unüberschreitbares Hinderniß. Anzuweisen auf die Volksrechte, welche die übrigen waren, hangend an den alten Traditionen, welche sie seit so vielen Jahren repräsentirten, würden sie keinen Eingriff in ihre Vorrechte, keine Veränderung in ihren Einrichtungen geduldet haben. Zwei Auswege blieben also zu ergreifen übrig, um diese demokratische Macht zu beschränken: entweder die Janitscharen ein wenig nach dem Einfluß zu verringern, indem man ihr einen Krieg nach außen gab, wie es Amurath der Unerschrockene und Mahomet IV., beim Antritt seiner Regierung, thaten, oder sie mit einem Schlage niederzuschlagen. Mahmud wählte dieses letztere Mittel, und indem er bei der ersten Gelegenheit die Zahne des Propheten ergriff, ging er muthig auf sein Ziel los. Es ist unnütz, ein oft ergähltes Ereigniß zu wiederholen*), man weiß, welche persönliche Tapferkeit und welche Festigkeit der Sultan dabei entfaltete. — Unglücklicherweise waren diese glänzenden Eigenschaften durch eine ungeschickte Politik unterstützt worden.

Was man auch immer gesagt hat, so war doch, nach der Meinung, die mir von aufgeklärten Männern in der Türkei haben äußern hören, die Niedermetzelung der Janitscharen ein sehr großer Fehler; das Zeugniß der Geschichte hat es überdies vollkommen bestätigt. Mit einer glühenden Liebe für seine Reform eingenommen, fühlte Mahmud wohl, daß Truppen, die seinen Befehlen gehorchten und in seinem Solde ständen, sie der annehmen würden, als eine national gewordene und an ihren Gebräuchen hangende Miliz, aber er begriff nicht, daß, indem er das Hauptbindniß dieser Klasse zerriß, er den Kern seiner militairischen Macht zerstörte, das einzige Corps, welches die bewaffnete Nationalität der Türken repräsentirte. Ohne Zweifel mußte er eine Miliz schwächen, welche die Fehler seiner Vorgänger unruhig und gefährlich gemacht hatten; aber er sollte für den Krieg nützlich seine Elemente der Kraft verwenden und sie nicht im kritischsten Augenblick der Griechischen Revolution zerstören, als dieser ungeheure Aufstand unter dem unbegreiflichen Schutz der drei Mächte wuchs. Der Sultan blieb auch, nachdem er die Nationalvertretung verwischt und den einzigen Vermittler, welcher die Macht mit dem Volke verband, zerträmmert hatte, allein mit seinen unübersegten Plänen und seiner wenig reifen Reform; die niedergeschlagene Nation, der Verbindungen, welche sie mit ihm knüpfen, beraubt, mit Resignation die verkünstlichte Arbeit, die er sich aufgelegt hatte, forsiehen.

Die Folgen dieses Fehlers waren unermeßlich; Unglücksfälle bestürmten von allen Seiten ein Reich, das seine Hauptkraft verloren hatte und nur eine aufgelöste Armee, die aus Soldaten von verschiedenen Nationen und fremd jenem Corpsnationsgeist bestand, entgegenstellen konnte. Der Krieg mit Persien war ungünstig, die Unabhängigkeit der Griechen unter dem Beistallerut Europa's proklamirt, endlich benutzten die Russen die Fehler des Sultans und die weit unverzeihlicheren der Mächte, welche die Türkei geschwächt hatten, und indem sie über die Donau und den Balkan gingen, drangen sie bis Adrianopel vor. Nachdem Mahmud einen schimpflichen Frieden unterzeichnet hatte, ertrug er diese Unglücksfälle mit der Charakterfestigkeit, die ihn nie verließ, als der Aufstand in Albanien diese verzweiflungsvolle Lage noch vollendete. Dieser war um so gefährlicher, als er das Reich im Herzen traf und ihm seine letzten Hülfsquellen raubte. Nachdem er die Janitscharen verloren hatte, dürfte er auch seine einzige militairische Stütze in Europa ein.*)

Die Albanesen, welche sich weigerten, sich dem Nisam zu unterwerfen, wandten ihre Waffen gegen die Pforte und zogen die wilden Gebirgsbewohner Rumeliens in ihren Aufstand. Es wäre um die Türkei geschehen gewesen, ohne den Zufall, welcher die Wahl Mahmud's leitete und ihn bewog, zur Pacifizirung Albaniens den einzigen Mann zu berufen, der für die Wichtigkeit einer so schwierigen Mission geeignet war, nämlich Reschid-Pascha. Dieser Eunuch, von der Europäischen Presse so verächtlich behandelt, begriff sogleich, daß Versöhnlichkeit weit eher als ein offener Krieg ihm diese furchtbaren Nebenbuhler der Janitscharen gewinnen würde, und er schlug deshalb einen Plan zur Reorganisation derselben vor. Diese Maßregel, die eine direkte Steuer statt der Geld-Erpressungen anordnete, die den Provinzen von der Besoldung der Beamten, von der Bekköstigung und Einquartierung der Truppen befreite, endlich die Unterscheidung der Trachten (ein wichtiger Gegenstand im Orient) hatte einen vollkommenen Erfolg. Durch diese Reformen, die weiseften, welche in der Türkei gemacht worden sind, verband Reschid-Pascha die Rajas mit der Sache des Sultans und rettete das Reich, indem er ihm den Gehorsam dieser mächtigen Provinzen erhielt.

Nachdem Mahmud dach seinen Groß-Wesir aus der letzten Gefahr, welche das Reich bedrohte, befreit war, gab er sich mit großerem Eifer als je der Reorganisation hin, die er vorhatte. Indem er seine Verbesserungs-Bemühungen fortsetzte, warf er sich ausschließlich auf kindische Veränderungen, die seinem beschränkten Geist allein als Reformen von der höchsten Wichtigkeit darstellte. Die Armee war der Gegenstand seiner Sorgfalt geworden, und auf sie verwandte er alle seine Gedanken; aber bis ans Ende durch seinen blinden Haß gegen die Janitscharen geleitet, die er so unübertegt vernichtet hatte, und da er selbst deren Andenken verwischen wollte, schrieb er ihre Gebräuche, ihre Abzeichen und ihre Trachten vor, die sie warm, und er glaubte, er würde eine neue Armee haben, weil sie den Fez anstatt des Turbans tragen würde. Man muß diese Armee gesehen haben, um sich eine Vorstellung von einem so erbärmlichen Anblick, von einer so durchaus fehlerhaften Einrichtung zu machen. Leute von allen Nationen, von allen Farben, von allen Taillen, von allen Trachten, das Haar bis die Schultern; unsere Offiziere, unsichere tragen das zu Negerlein, was ihren hintergenommen gelebt wird, das sind die Anführer. Als wir in Kleinasien landeten, begegneten wir zum erstenmal Truppen ohne Waffen, wir glaubten einen Transport von Galeeren-Sklaven zu sehen; eine animerksamere Untersuchung trug uns die Entdeckung machen, daß in der Mitte dieses erbärmlich gebildeten Haufens, welchen in Unordnung marschirte, Einige Spieße und Grabsabeln ziemlich Formen trugen. Man sagte uns späterhin, daß dieses eines der schönsten Kavallerie-Regimenter wäre, welches die Avantgarde des gegen Mehmed Ali abgeschickten Corps bildete. Aber wir sollten in der Hauptstadt des Reichs noch mehr erstaunen.

Einer Tages durch einen Europäischen Instruktor in ein bei Therapia errichtetes Lager geführt, kamen wir früh genug an, um bei der Morgenübung zugegen zu seyn. Ein Bataillon manövrirte seit einigen Augenblicken unter dem Befehle eines fremden Unteroffiziers, als wir einen Mann sich nähern sahen, der statt jeglicher Kleidung nur ein Hemd und Soldaten-Pantalons trug. Da die Manövers den Instruktor nicht gänzlich zu befriedigen schienen, so lief der Mann, welcher vollkommen wie ein Baume abgehnitten, womit er sich sofort bewaffnete, und während er um das Bataillon herumging, machte er sich das Vergnügen, links und rechts um sich zu schlagen. Die unglücklichen Soldaten wurden gepeitscht, so lange die Kraft und die Lust dieses Unmenschen dauerte. Wir fragten, wer dieser Mann sey: — der Derwisch, antworteten man uns!... Eine Scene so barbarischer Szene erwartete und weiterte sich nur noch die Bastonade, welche man handhabte, aber dieses Mal mit einer Feierlichkeit, welche die militairische Justiz ankündigte. Rizza-Pascha, von seinem Generalstabe umgeben, war bei der Execution, die er befohlen hatte, zugegen, und er blieb da, bis der Sträfling, außer Stande, sich aufrecht zu erhalten, weggeführt wurde. Als wir uns nach der Art seines Vergehens erkundigten, erfuhren wir, daß dieser Unglückliche die Dreistigkeit gehabt habe, den Pascha um die Gunst zu bitten, in ein anderes Regiment, in welchem sein Bruder diente, versetzt zu werden! Aehnliche Thatsachen, welche sich täglich ereneuern, können eine Vorstellung von der moralischen Organisation geben; der materielle Zustand ist noch schlimmer.

Wenn man die Unordnung, die Unwissenheit und den Habsucht der Paschas, sind die Soldaten oft gezwungen, sich zu kleiden, wie sie können und auf ihre Kosten, so daß die eine Hälfte des Regiments ihre Kleidungsstücke abgenagt, ehe die andere sie empfangen hat. Bei der Infanterie tragen die Einen Stiefel, Andere Schuhe oder Sandalen, Andere endlich, die Aeger ganz besonders, gehen barfuß. Die Kavallerisien sind noch bunter; wenn sie nur den unerläßlichen Fez und einen Säbel haben, so sieht man nicht auf die übrige Kleidung, welche unendlich mannigfaltig ist. Es ist nicht selten, bei einer Schwadron, deren Uniform für blau gehalten wird, Röcke von allen Farben und allen Formen zu sehen. Die Haltung und der Gang entsprechen einem ähnlichen Zustande der Dinge.

Wir hatten mehreremal vor der Wache von Konstantinopel den Posten seine Flinte weglegen und sich setzen sehen, um seine Strümpfe

*) Diese Ereignis ist jedoch außerordentlich übertrieben worden. Manche zwingen haben uns versichert, daß die 18 oder 20,000 Todte sich auf 6 bis 700 reduziren lassen.

*) Man hat niemals in Europa die Greuthen des Augenblicks genug erkannt: das Heil des Reiches hing von den Albanesen ab. (Urquhart.)

Digitized by Google

zu fristen, während diejenigen seiner Kameraden, welche Schuhe hatten, sie ausbesserten. Was die militairische Unterweisung solcher Truppen betrifft, so ist sie fast keine, oder kaum, wie man leicht begreifen wird. Der Sultan hat Instruktoren von allen Nationen kommen lassen. Diese Offiziere kennen sich nicht, noch besuchen sie sich, und jeder übt die Truppen abgesondert, nach verschiedenen Methoden; gut bezahlt und vollkommen unabhängig, sind sie außerdem nichts in der Armee; sie haben keinen Grad, kein Ansehen, und haben selbst nicht die Lehrbefriedigung, die ihnen nothwendig ist *). Die unwissenden Obersten, zu stolz um einzuwilligen, die Wissenschaft der Christen zu lernen, und unfähig, den Soldaten zu belehren, was sie gelernt haben, hemmen beständig die Instruktoren in ihren Plänen. Wenn nur beim Vorübergehen des Sultans der Gruß wohl ausgeführt wird, so ist dem genügt, was er verlangen, was Uebrige thun, ihnen unnütz. Wenn eine Revue ist, so stellt man die Truppen auf folgende Weise auf: die kleinsten und am schlechtesten gekleideten Leute werden in die mittlere Reihe gestellt, so daß die vorderste, die nur aus den ausdrucksensten Soldaten besteht, eine ziemlich regelmäßige Fronte zeigt. Die Kavallerie verfährt auf dieselbe Weise, indem sie in das erste Glied die Leute und Pferde, welche am besten equipirt, stellt, und Mahmud, der vor seinen Truppen, die er mit Stolz betrachtete, vorüberzog, trat in das Serai ein, überzeugt, daß es in Europa keine schönere Armee gebe, als die seinige.

Der Zustand der Marine ist nicht weniger beklagenswerth. Diese so gerühmte Flotte, glänzend bloß durch den mißverstandenen Luxus der kupfernen Kanonen, und durch die neue Malerei, mit welcher sie geschmückt ist, hat eine junge und unerfahrene Mannschaft, deren Cristen unaufhörlich durch die Unwissenheit der Anführer bloßgestellt ist. In jedem Augenblick erfährt man, daß Schiffe durch die unverzeihlichsten Fehler zu Grunde gegangen sind, und man würde sich weigern, an die Heftigkeit von Unreinheit, die man erzählt, zu glauben, wenn sie nicht von allen Europäern, welche auf den Schiffen des Großherrn gedienen sind, bestätigt worden wären. Wenn auf dem Meere z. B. ein Fahrzeug von einem heftigen Sturm überrascht wird, so ziehen sich die Offiziere zurück, um ruhig ihre Pfeife zu rauchen; die Matrosen als Fatalisten steigen herab, um sich zu bergen und Allah anzurufen, so daß allein der Bootsmann auf dem Verdeck bleibt, der mit einer ganz muselmännischen Gleichmuth wartet, daß es ihm zu Ende ist. Man kann danach von der Art urtheilen, wie Alles am Bord geschieht.

Das Ste-Arsenal, das die schönste Lage in der Welt hat, zeigt überall Unordnung und Verwirrung. Da wir in dem Kommandanten einer Fregatte einen jungen Effendi, mit welchem wir von Gallipoli gekommen waren, wiedergefunden hatten, so wurden wir durch ihn geführt und zugelassen, die Flotte des folgenden Jahres, welche am folgenden Morgen abgehalte, um sich zum Pascha von Aegypten zu begeben, so wie die Schiffswerften, wo diese Absahrt die große Thätigkeit hervorrief.

(Schluß folgt.)

China.

Der Orientalist Pauthier und einige Proben seiner Uebersetzungsweise.

Im Jahre 1839 erschien Herrn Pauthier's Examen methodique des faits concernant l'Inde. Diese Uebersetzung aus dem Chinesischen ist in dem Londoner Asiatic Journal (Mai, 1841), ohne Zweifel durch Jemand, dem nur die Fülle des Stoffes und das bunte Gemengsel von Chinesischem und Sanskrit-Wörtern imponirte, also beurtheilt worden: „Es ist dies ein Werk, für welches die Erforscher der Geschichte und Alterthümer China's und Indiens dem gelehrten Verfasser tief verpflichtet seyn müssen. Es ist eine treue Uebersetzung Chinesischer Quellen, welche historische Notizen über den Verkehr China's mit Indien und den Ländern jenseit des Indus enthalten, mit reichhaltigen Noten, die, wo es nöthig, Original-Texte enthalten und von großer Gelehrsamkeit, tiefer Forschung und vielem Scharfsinn zeigen."

Nun hat aber Herr Professor Stanislas Julien in Paris, der als genauer und gewissenhafter Uebersetzer aus dem Chinesischen noch Wenige seines Gleichen gehabt, ein Examen critique de quelques pages de Chinois relatives à l'Inde etc. in Druck gegeben, worin er aus hundertundvierzig Seitzeilen äußerst gründlich und befriedigend darthut, daß Herr Pauthier nicht bloß in der Wahl der Bedeutungen sehr unkritisch, unumsichtig und flüchtig zu Werke geht, sondern sogar über alle Regeln der grammatischen Structur sich hinwegsetzt, wodurch denn seine Uebersetzung als ein fast ununterbrochenes Gewebe von Verirrungen und Verstößen erscheint, die öfter ganz unverzeihlicher, ja unerklärlicher Art sind.

Da gewisse Deutsche Blätter die obige Britische Empfehlung des Pauthierschen Buches stromgläubig nachgeschrieben haben, so wird es nicht überflüssig seyn, wenn wir aus der reichen Fundgrube aller jener bulls und blunders Einiges mittheilen. Herr Julien übersetzt z. B.: „Dies ist die allgemeine Ueberschrift, die ich von Indien geben kann." — Herr Pauthier: „Das Land ist hier eine große sandige Ebene!" — Hr. Julien: „Die Berechnungen der Empfängniß und Geburt Buddha's, der Zeit, als er Buddha ward, und als er ins Nirwana einging, unterscheiden sich in der Bestimmung der Tage und Monate." — Hr. Pauthier: „Was die Empfängniß Buddha's, seine Geburt, den Austritt aus seiner Familie, seinen Eingang ins Nirwana, die Sonne und den Mond (!) betrifft, so kann dies Alles nur in unregelmäßigen Ausdrücken (!) dargelegt werden, da man sich gezwungen sieht, nur aus zweiter Hand davon zu reden!" — Dr. Julien: „Einige gehen ganz unbekleidet." — Dr. Pauthier: „Einige haben nur Kleider von zu wenig Tuch des Turnes (la rosee)." — Dr. Julien: „Wohlhabende Hausirer und große Kapitale kaufen Waaren anderen Schmuck, als Armbänder." — Hr. Pauthier: „Die reichen Kaufleute und Großhändler verkaufen nur Gegenstände des Luxus." (!) — Hr. Julien: „Viele Leute gehen daarfuß." — Herr Pauthier: „Die Menschen sind diesen Lappalien sehr zugethan." (!!!) — Hr. Julien: „Sie haben lange Nasen und große Augen." — Dr. Pauthier: „Sie drücken ihre Nase mit großen Dregabgangen." (!) — Hr. Julien: „Ein Feldherr, der auf einem Streitwagen sitzt, erhält den Oberbefehl." — Hr. Pauthier: „Die Einen sitzen ruhig und regelos auf einem Kriegswagen und halten sich in gewisser Entfernung." (!) — Hr. Julien: „Bei Verbrechen sagt man dem Verbrecher keine Nutzenlosrede oder Strafpredigt, um ihn Gehorsam zu empfehlen." — Hr. Pauthier: „Die Ursache dieses Brauches ist, daß die Einsperrung des Verbrechers zu seiner Züchtigung nichts hinzufügen würde." (!!!) — Herr Julien: „Wenn der Angeklagte aufrichtig bekennt, so fällt man einen gerechten, seiner That angemessenen Spruch." — Dr. Pauthier: „Um ein Geständniß zu erlangen, bedient man sich eines Stückes Holz, das platt, gleichformig und in der Mitte doht ist." (!!!) — Bei vielen dieser Fehler muß man auf eine genügende Motivirung gänzlich Verzicht leisten.

Mannigfaltiges.

— **Schelling in Berlin.** Wir haben in der vorletzten Nummer dieses Blattes von der Aufmerksamkeit gesprochen, mit der man jetzt in Frankreich — allerdings nur von Seiten der geistigen Elite, denn von der Menge der Sprecher und Schreibenden kann hierbei nicht die Rede seyn — der Bewegungen des philosophischen Gedankens in Deutschland folgt. Einen neuen Beweis hiervon finden wir in einer der uns eben zu Gesicht kommenden neuesten Nummern der auch in unserem Magazin schon mehrfach erwähnten religiös-politischen Pariser Zeitschrift „Le Semeur". Es beginnt dieses Blatt mit einem Artikel, der die Ueberschrift trägt: „Schelling a Berlin", und der mit den Worten anfängt: „Ein Ereigniß, das so eben sich zeigt, die Geistes-Richtungen Deutschlands zu bezeichnen, so ist es sicherlich das allgemeine Interesse, welches dort in diesem Augenblicke die in unserer Ueberschrift angedeutete Thatsache erregt. Herr von Schelling ist zu Anfang des Monats Oktober in Berlin angekommen. Es ist dies kein politisches Ereigniß; es wird keine unmittelbare Folge weder in der inneren Verwaltung noch in den auswärtigen Verhältnissen Preußens oder Deutschlands haben; kein staatsmännischer Ehrgeiz, kein materielles Interesse ist dabei betheiligt. Ein Denker ist es, der an den intellektuellen Heerd Deutschlands und einer Schule gegenüber tritt, die lange, so zu sagen, das Scepter des Gedankens geführt, und der hier ein neues, wenig gekanntes, ungeduldig erwartetes System auseinanderlegen will, welches in seinem Prinzip und seiner Methode demjenigen des berühmten Professors entgegengesetzt ist, dessen Lehrer und Vorgänger er gewesen. Es ist der rein geistige Einfluß einer großen Persönlichkeit, der sich mit einer anderen Macht gleicher Art in Berührung und ohne Zweifel auch in Opposition setzen will. Was wird diese neue Combination und der Konflikt, der unsterring daraus hervorgehen muß, für Folgen haben? Welchem jener beiden Prinzipien, jener beiden Geister wird der Sieg verbleiben? Und wird die Nation, nachdem sie zuerst in der Philosophie, demnächst aber auch in allen anderen Sphären der geistigen Thätigkeit, durch den Gedanken Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's nach einander sich hat die Richtung geben lassen, zum zweitenmale von Schelling sich einen neuen Impuls anfachen? Das ist die Frage, die jetzt in Deutschland nicht bloß die Philosophen es professo, sondern auch alle anderen denkende Männer, alle „Gebildete" *) interessirt, aufregt, ja in leidenschaftliche Bewegung setzt, ganz so, wie es bei uns ein Gesetz über die Presse oder eine Wahl-Reform thun würde." — Die Französische Zeitschrift sucht demnächst ihren Lesern zu erklären, es sey ihnen in Grunde ganz gleichgültig, die große Frage über das Vor- oder Rückschreiten der Menschheit — was hier wie dort, in Frankreich wie in Deutschland, die Gemüther in Bewegung setze, wenn es auch unter völlig verschiedenen Formen zur Erscheinung komme. „Aber", fährt sie fort, „gerade diese Verschiedenheit in der Einheit ist es, welche zu beobachten ungemein interessant ist; ja, nichts könnte die intellektuelle Grenzlinie, die uns und den Deutschen scheidet, besser bezeichnen, als die Begierde, mit der, trotz der Erörterung von Fragen beiwohnen, deren bloßer Wortlaut für die ungeheure Majorität unserer Journal-Leser wie Sanskrit klingen würde." — Natürlich sind die Leser des Semeur in dieser Majorität nicht enthalten, und sie sie denkt dieses Journal nun auch einen fortlaufenden Bericht über den Auftritt, die Vorlesungen und die Wirksamkeit Schelling's in Berlin zu geben.

*) Wir haben diese Details von den Instruktoren selbst.

*) Der Semeur gebraucht dieses Deutsche Wort.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses literarische Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Montag den 15. November 1841.

Spanien.

Rückblick auf den Spanischen Bürgerkrieg.

Vier Jahre in Spanien. Von A. v. Gordon, Königl. Spanischem Oberst-Lieutenant vom Generalstabe. Hannover, 1841.

Erinnerungen aus den Jahren 1837, 38 und 39. Erster Theil. Frankfurt a. M., 1841.

Tirolinium eines deutschen Offiziers in Spanien. Herausgegeben von G. Höffern. Zwei Bände. Stuttgart, 1841.

Die wahre Bedeutung des Spanischen Bürgerkrieges hat sich thatsächlich erst nach der Abdankung der Königin Christine ergeben, durch welche die Austreibung des Don Carlos ergänzt und zum Abschlusse gebracht wird. Die Parteien, welche sich so viele Jahre hindurch mit der äußersten Erbitterung bekämpften, nannten sich Christinos und Karlisten, und beide Personen, von denen die Parteien ihren Namen entlehnten, sind in kurzem Zwischenraume — ausgestoßen worden. Zuerst unterlag Don Carlos, und mit ihm das Prinzip, das er repräsentirte; nicht lange, so verfiel Christine demselben Schicksal, aber die Partei, welche ihren Namen so lange zum Feldgeschrei gemacht hatte, erhielt sich nicht nur, sondern stieg sie sogar aus, weil sie in ihr nur noch ein lästiges Hinderniß erblickte. Nach Niederwindung des äußeren Gegensatzes, trat der Gegensatz in der liberalen Partei selbst hervor.

Faßt man beide Thatsachen, die Bertreibung des Don Carlos und die gezwungene Abdankung der Königin Christine, zusammen, so scheint daraus hervorzugehen, daß der eigentliche Gegenstand des nun beendigten Kampfes nicht blos eine Successionsfrage war, obgleich diese zunächst in den Vordergrund trat. Allein es erwies sich bald, daß diese nur den Vorwand hergab; der Streit entgegengesetzter persönlicher Ansprüche, der den Anfangspunkt bildete, schlug immer mehr zu einem Streite der Prinzipien um, und zwar der Prinzipien, deren Kampf den Inhalt der Geschichte der letzten funfzig Jahre bildet. Spanien, das die Revolution von sich fern gehalten hatte, während alle andere Europäische Staaten von derselben inficirt wurden, laborirt nun schon so lange, man kann sagen an der zurückgetretenen chronischen Krankheit, und es fragt sich sogar noch, ob der vor kurzem beendete Kampf schon die entscheidende Krisis gebracht hat, ob die letzte Niederlage des alten Systems den Boden für eine angemessene politische Bildung gerdnet haben wird, und ob das liegreiche Prinzip nicht noch, wie es allen Anschein hat, alle seine Konsequenzen wird durchmachen müssen.

Es ist insofern wichtig, den Nachdruck gerade auf die Prinzipien zu legen, die im Spanischen Bürgerkriege thätig waren, als in den meisten Darstellungen — in den Karlistischen durchgängig — diese entweder verkannt werden oder ihr Daseyn geradezu in Abrede gestellt wird. Eigenthümlich ist es dem Karlismus, so wie dem ganzen Standpunkte, dem er angehört, daß seine letzte Spitze eine Person ist; es soll nicht gesagt werden, daß er keinen Gedanken, kein Prinzip habe; aber das Prinzip ist ganz in dieser einzelnen Person inkorporirt, diese ist seine einzige Realität. Dadurch geht ihm aber der geschichtliche Standpunkt verloren; das Entscheidende ist nicht das geschichtliche Recht, sondern das juristische. Vor dem Forum der Geschichte würde die Frage lauten: Welcher Prinzip hat das vernunftgemäße, das entwickelungsfähige, bildungsfähige? Welches wird dem geschichtlichen Fortschritt dienen? Vor dem Forum des abstrakten Rechts lautet die Frage: Welche von diesen beiden Personen hat Recht? Gegen dieses persönliche Recht muß das allgemeine Wohl zurückstehen oder ist doch nur von sekundärer Bedeutung. In Bezug auf diesen speziellen Fall kommt es also dem Karlismus nicht darauf an, was Spanien bei dem Tode des Don Carlos zu gewinnen oder zu verlieren hat, sondern die Frage ist einfach die, ob das Dekret Ferdinand's VII., welches den direkten weiblichen Nachkommen den Vorzug vor den männlichen Seiten-Verwandten einräumt, rechtmäßige Kraft habe oder nicht. Da es kein Tribunal giebt, wo diese juristische Frage ausgemacht werden könnte, so bleibt nur die Entscheidung durch das Schwert übrig.

Dies ist der Standpunkt der beiden Karlistischen Schriftsteller, welche die Rechtmäßigkeit der Sache, die sie jetzt mit der Feder vertheidigen, Beide mit dem Schwerte verfochten haben. Es sind Herr von Gorden und der Fürst von Lichnowsky, zwei ritterliche Gestalten — ritterlich darum, weil die Ehre und Treue ihr ausschließliches Pathos bilden. Die Ehre bestimmt sie, sich dem Dienste eines Fürsten zu weihen, den sie in seinem Rechte gekränkt glauben, und dem eine überlegene Macht entgegensteht; die Treue läßt sie bei ihm ausharren, selbst wenn derjenige, dem sie sich ergeben haben, ihren gerechten Erwartungen nicht entspricht und Verzweiflung am Siege ihrer Sache sie befällt. Die Sache, der sie sich geweiht haben, ist aber nicht blos in der Minorität, sondern sie ist auch eine verlorene, und das gerade konstituirt den Charakter der Ritterlichkeit vielleicht am meisten; sie ist eine verlorene, weil sie keinen anderen Halt hat, als eine Persönlichkeit, und in diesem Falle nicht einmal eine der hohen Aufgabe gewachsene Persönlichkeit, wie die beiden erwähnten Geschichtschreiber es selbst eingestehen.

Daß die Sache von vorn herein eine verlorene gewesen, werden sie vielleicht am letzten eingestehen, wenn wenn man ihnen glauben dürfte, so wäre es dieser unglücklicher Zufall gewesen, daß Don Carlos nicht den Sieg davongetragen und den Spanischen Thron bestiegen. Wäre ein unglücklicher Tag, der 18. September 1837, nicht gewesen oder vielmehr besser benutzt worden, hätte eine unselige Unentschlossenheit, eine Verkettung unerklärlicher Umstände nicht an diesem Tage alle Früchte der früheren Anstrengungen vernichtet, so wäre Don Carlos in Madrid eingezogen, die rechtmäßige Sache würde triumphirt haben. In diesem Punkte stimmen sie beide überein, obgleich nicht recht abzusehen ist, worauf ein solches Zutrauen sich stützt, da demselben nur eine sehr trügerische Wahrscheinlichkeits-Rechnung zu Grunde liegt. Ob die Einnahme der Hauptstadt gelungen seyn würde, ob sie gegen die weit überlegenen Streitkräfte der Christinos hätte behaupter werden können, ob selbst in diesem Falle der Kampf brendet gewesen wäre, sind Fragen, die natürlich unentschieden bleiben müssen. Aber verwundern muß es immer, daß diese günstige Chance, wenn die Karlisten die Stärkeren waren, nie wiederkehren wollte. Und dann ist es auch klar, daß die Sache der Karlisten eine zu schwache Unterlage hatte, als daß sie von derselben hätte getragen werden können. Ihr andrer und einzig fester Stützpunkt war das provinzielle Interesse einiger kleiner Landestheile. Alle Versuche, den Aufstand über die Baskischen Provinzen hinauszutragen, hatten, wie glänzend sie sich auch gewöhnlich anfangs anließen, zuletzt immer einen traurigen Ausgang; die Expeditionen in das Innere Spaniens scheiterten so gut wie alle. Dieser zeigt wenigstens, daß die Sympathie für Don Carlos eine sehr beschränkte war. Nur in den Baskischen Provinzen war ein wahres Interesse für ihn vorhanden, obgleich auch dieses zuletzt ermüdete.

I.

Der erste jener royalistischen Schriftsteller ist Herr von Gorden, der seit dem Frühling 1836 sich der Karlistischen Armee in den Baskischen Provinzen anschloß, so nach und nach alle Theile des Königreichs durchstreifte und auch manche Gefangenschaft in Berührung mit den Christinos kam. Er harrte aus bis zum Ende, und erst als nach Morelle's Fall kein Karlistisches Heer mehr existirte, legte er die Waffen nieder und kehrte in die Heimat zurück. Seine Darstellung ist die umfassendste, denn er führt uns auch die Jahre, die seinem Aufenthalte in Spanien vorangingen, und die Ereignisse, bei denen er nicht selbst handelnder Theilnehmer war, in überschichtiger Schilderung vor.

Seine Gesinnung ist der reinste Karlismus und Royalismus, was er selbst mit freudigem Stolze bekennt. „Freudig eilte er zur Vertheidigung des Monarchen herbei, der in heldenmüthigem Kampfe gegen übermächtige Heere rang, welche die Revolutionaire gegen ihn aufgeboten hatten.“ Karl ist der rechtmäßige König Spaniens, lautet seine Devise. Um diese Ueberzeugung auch Andern zu verschaffen, unterstellt er die Ansprüche der beiden Prätendenten und führt zu diesem Behufe die von Philipp V. eingeführte Erbfolge-Ordnung an, welche 1713 von den Cortes angenommen und als Staats-Grundgesetz anerkannt wurde, und nach welcher die Frauen vom Throne ausgeschlossen seyn sollten, so lange noch ein männlicher Nachkomme existirte. Dem Dekret Ferdinand's VII. vom 29. März 1830, welcher den direkten weiblichen Nachkommen den Vorzug vor den männlichen Seiten-Verwandten einräumte, gesteht er natürlich keine Rechtsgültigkeit zu.

Sodann wird eine Uebersicht der Ereignisse gegeben, die seiner Ankunft vorausgingen. Das Erste ist Merino's Schilderhebung in Alt-Castilien. Dieser Mann, wie Herr von Gorden uns erzählt, schon an der Spitze von 20,000 voluntarios realistas, als ihm eine Order mit der verfälschten Unterschrift des Don Carlos zugieng, seine Truppen zu entlassen: Merino unterdrückte, und seine Bande vermehrte

Digitized by Google

sich. Hierauf folgen die Insurrectionen in den Baskischen Provinzen und Navarra, die für die Vertheidigung ihrer Fueros aufkamen. Anfangs wurden dieselben durch Sarsfield's grausame Strenge unterdrückt, aber bald flammte der Aufruhr noch höher auf; Zumalacarregui trat an die Spitze, Zumalacarregui, „der Held, der aus ungebüdten Bauern ein Heer schuf, der an der Spitze seiner kühnen Landsleute die ersten Feldherren der Monarchie schlug, ihre geübten Armeen vernichtete und die Trabanten der Usurpation in die Flucht trieb, was eine kleine Schaar vermag, wenn das Gefühl des Rechts im Kampfe sie beseelt.“ Die Bemühungen von Sarsfield, Valdes, Quesada scheiterten gegen den immer wachsenden Aufstand. Zumalacarregui, immer neue Bataillone bildend und sie mit außerordentlicher Schnelle organisirend, vermied die starken Corps oder erwartete sie in Stellungen, welche ihre Uebermacht unnütz machten. Doch hatten zur Zeit der Ankunft von Don Carlos, im Juli 1834, die Christinischen Truppen noch alle wichtige Punkte und Städte besetzt, und Zumalacarregui war auf die Gebirge und das Land im Allgemeinen beschränkt.

Indeß wuchs Zumalacarregui's Macht fortwährend; am Ende des Jahres 1834 zählte er schon achtzehn Bataillone, und einige kühne und glückliche Schläge, die er vollführte, zwangen die Christinischen Generale, sich auf die Behauptung der Ebro-Linie und der festen Küstenpunkte zu beschränken. So gelang es den Karlisten, die bisher ein wanderndes Heer gebildet hatten, welches ohne andere Stützpunkte, als die das Terrain ihnen bot, umhergezogen war, sich in den nördlichen Provinzen festzusetzen, und das Hauptstreben der Christinos ging jetzt nur noch dahin, die Ausdehnung des Aufstandes nach den anderen Provinzen zu hindern.

Mit dem Tode Zumalacarregui's, der mitten in seiner Siegeslaufbahn bei der Belagerung von Bilbao fiel, trat ein Stillstand ein. Der greise Moreno, der an seine Stelle trat, war nicht im Stande, ihn zu ersetzen. Der Tod des großen Feldherrn war indeß nicht der einzige Schlag, der die Karlisten traf; das Bilbao-System des Generals Valdes und der am 22. April 1834 abgeschlossene Quadruple-Allianz-Traktrat, der die Fremden-Legion und die Portugiesen-Legion des Barons de las Amas nach Spanien führte, trugen ebenfalls dazu bei, ihre Lage zu erschweren. Moreno's Beobachtsamkeit war diesen Verhältnissen nicht gewachsen, er mußte den Oberbefehl an den Grafen Lasa Eguia abtreten, dem die Karlisten keine einzige Vortheile errangen. Unterdeß tauchte ein neuer Plan auf, von dem man Großes erwartete. Bisher hatten die Karlistischen Feldherren, von den Baskischen Provinzen als Grundlage ausgehend, sich nach und nach auszudehnen gesucht. Jetzt war's im Werke, durch die Aufsendung kleiner Corps den Aufstand nach den anderen Provinzen zu tragen und dadurch die Nord-Provinzen zu erleichtern. Da Lasa Eguia diesem Plane entgegen war, so arbeitete man daran, ihn zu stürzen.

Wir wenden uns jetzt zu dem Verfasser. Von mehreren Freiwilligen geleitet, hatte er am 26. Mai 1836 über Irun den Marsch nach Villafranca de Guipuzcoa angetreten, wo sich das kleine Hoflager des Don Carlos befand. Dem er vorgestellt zu werden wünschte. Laut schlug ihm das Herz, als er sich dem Throne seines Feindes, für dessen Rechte zu kämpfen er freudig sich gesehnt, für den gekämpft zu haben er immer stolz ist.“ Am 31. Mai wurde ihm dieser Wunsch erfüllt. Don Carlos ist nach seiner Schilderung klein, regelmäßig und kräftig gebaut, das Gesicht trägt den Stempel hoher Güte, das graue Auge verräth tiefes Gefühl, aber auch viele Sorgen, vielleicht Schwerzen; ein starker blonder Bart bedeckt den Mund; die Stimme des Königs ist sanft und voll Melodie. Hieran eine Charakteristik knüpfend, sagt er: „Karl hat in der That alle Eigenschaften, deren Zusammentreffen in der Person des Fürsten, bei friedlicher Regierung, die Blüthe des Landes auf den möglichen Höhepunkt treiben mag, und selten wurden sie von einigen der Schatten verdunkelt, welche alle Menschliche trüben. Selbst die Fehler beruhen in den Vorzügen der Tugenden, selten in seiner Erziehung; die eigene Herzensgüte, sein Gefühlen erlauben ihm nicht die Erbärmlichkeit der Menschen und so vieler besonders aus seiner nächsten Umgebung zu ahnen; er beurtheilte nach seinem Charakter den der anderen, schenkte daher leicht sein Vertrauen und ließ sich selten von denen, welche deuchtend ihn zu täuschen wußten. Dieß erzeugte die hohe Religiosität des Königs ein oft ängstliches Festhalten an den Formen, Karl V. im friedlichen Besitze der angestammten Krone würde ein zweiter Titus, die Wonne, das Heil seines Volkes geworden seyn. Das Schicksal wies ihm einen Platz an, deßen Ausfüllung eben so viel Härte und Rücksichtslosigkeit nebst raschem Entschluß und Energie, die Eigenschaften des Helden erfordert, wie Don Carlos durch die entgegengesetzten Tugenden, die des Friedens, des Menschlichen glänzen.“ Also mit anderen Worten, Don Carlos war ein schwacher, unentschlossener Charakter, der, statt den Impuls zu geben, ihn von Anderen empfing. Daß die christlichen Tugenden nicht gerade die sind, deren ein Prätendent am meisten bedarf, gesteht der Verfasser selbst zu.

Der Verfasser ging zunächst zum Generalstabe nach Guipuzcoa ab, wo er bleiben sollte, bis er in den Provinzen Specialdienste vollkommnet hätte. Er hatte das Unglück, in einem Gefechte gefangen zu werden; zwar gelang es ihm, zu entfliehen, aber nur auf kurze Zeit; ehe er noch zu den Seinigen gelangen konnte, fiel er wieder in die Hände der Feinde. Er wurde in das Depot von Logroño abgeführt. Nach seinem eigenen Geständniß wurde er hier anfangs sehr gut behandelt, bis ein Plan zur Flucht auf's Tapet kam, worauf denn allerdings eine strengere Behandlung eintrat. Nicht offenstoßen ist befremdet er sich über die Grausamkeit der Christinos und rühmt den Karlisten nach, „die Tendenz herrschen als Ganzes, ihrer Leiter und hervorstechenden Personen sey stets auf Milde und Großmuth gerichtet gewesen; selbst da hätten sie diese nicht verleugnet, wo Pflicht der Selbsterhaltung, Pflicht gegen ihre Unterge benen sie zwangen, den Schreckensmaßregeln der Christinos durch Schrecken einen Damm entgegenzusetzen.“ Wenn dieser Behauptung die Thatsachen widersprechen, so ist hier wie an vielen anderen Orten zu bedenken, daß der Verf. selbst sagt, er sey Partei und wolle den Karlisten stets vertreten lassen. Der Unbefangene wird hier wohl sagen müssen: illusos mutros extra peccatur et intra.

Nach Logroño zurück. Der Graf Casa Eguia wurde durch Villareal ersetzt, nun mit diesem kam das System der Expeditionen zur Herrschaft. Die Expeditionen von Basilio Garcia, Gomez und Sanz waren die Resultate der neuen Politik. Basilio Garcia passirte am 15. Juni den Ebro und durchzog Guadalajara, Neu-Castilien, Nieder-Aragon; am 26. August kehrte er mit 1300 Reitern, 800 Gefangenen, 200 Maulen Maulthieren und einer großen Geldsumme nach Navarra zurück. Von größerer Bedeutung ist die Expedition des Gomez, der in Zeit von 6 Monaten ganz Spanien von einem Ende zum anderen durchzog, beständig verfolgt und beständig allen Nachstellungen entschlüpfend. Bleibende Resultate hatte indeß auch dieser wunderbare Zug nicht, wenngleich Gomez 9000 Gefangene in die Depots der Nord-Armee und von Aragon ablieferte und mit 8000 Mann und 700 Pferden zurückkehrte, nachdem er mit 2900 Mann ausgezogen war. Zum Danke für die großen Dienste, die er der Sache des Don Carlos geleistet hatte, wurde er verhaftet. Die Expedition des Generals Sanz nach Asturien war ganz erfolglos geblieben.

Während Gomez Spanien durchzog, war die Ruhe in den Nord-Provinzen nur durch unbedeutende Operationen gestört worden. Beide Heere schienen, auf den Erfolg der Expedition gespannt, ihre Kraft sparen zu wollen. Endlich schritten die Karlisten unter Villareal und Eguia zur Belagerung von Bilbao, aber Espartero zwang sie, dieselbe aufzugeben. So standen die Sachen im Anfange des Jahres 1837. „Die Christinos, durch den Erfolg ermuthigt, trafen große Vorbereitungen, um die Operationen mit Energie beginnen zu können. Espartero beabsichtigte, durch eine Combination sämmtlicher Streitkräfte nach dem Innern der Baskischen Provinzen diese zu unterwerfen und die Karlistische Armee zu erdrücken. Wirklich wurde die Operation energisch begonnen, allein den entscheidenden Sieg, den die Karlisten durch die rechtzeitige Dazwischenkunft des Infanten Don Sebastian, der an die Spitze der Armee getreten war, bei Oriamendi erfochten, zerstörte die Combination, welche den Untergang der Karlisten herbeiführen sollte.“

Dieser Sieg gab den Karlisten wieder ein Uebergewicht; er sollte zu einem entscheidenden Schlage benutzt werden: „Der König selbst wollte an der Spitze der Seinen in das Innere des Königreiches ziehen, seine Hauptstadt, die zum Sitze des usurpatorischen Gouvernements geworden, sich erobern und so den Krieg enden, der von ihr ausgehend, von ihr unterhalten wurde.“

Wir wenden uns einen Augenblick zu dem Verfasser; acht Monate waren ihm im Kerker von Logroño verflossen, als eines Morgens, am 8. Juni 1837, ein Platz-Adjutant in sein Zimmer trat, um ihn zu benachrichtigen, daß er am nächsten Morgen nach der Französischen Gränze abgeführt werden solle. Damit war ihm wieder wenig geboten; er wollte wieder zu den Seinigen stoßen; wirklich entfloh er unterwegs und gelangte nach Estella. Er wurde nun zum Generalstabe des Generals Zariategui beordert, der ebenfalls nach dem Innern abgehen sollte. Die Hoffnungen der Karlisten, ihre Begeisterung waren damals aufs Höchste gestiegen; „nie“, schreibt der Verf., „lag ich so hohe, freudige Begeisterung die Truppen beseelen, nie fühlte ich selbst so ganz ihre Alles überwindende Kraft wie zu jener Zeit, da wir, eine kleine, aber auserlesene Schaar, den Krieg in das Innere des Königreiches tragen und den übermüthigen Feind in seinem eigenen Gebiet aufsuchen sollten. Indeß zogen wir Alle dahin, und an dem Tage, an dem wir nach glorreichen Siegen, den Ebro passirten, auf unseren Gebirgen die reichen Ebenen Castiliens hinabblickten, sah ich manche dunkle Wange von einer Thräne des herrlichsten Enthusiasmus genetzt.“

(Schluß folgt.)

Türkei.

Mahmud und die Reform in der Türkei.

(Schluß.)

In der Türkischen Armee herrscht, bei aller Tapferkeit einiger Europäischer Instructeuren, der größte Mangel an Einheit. Die einst so furchtbare Infanterie ist mit den Janitscharen erloschen, und jene Kavallerie ohne Nebenbuhler, deren Pferde abgerichtet waren, in vollem Galopp in einem Hofe von 50 Quadrat-Metres zu manövriren, hat durch ihre Reform das, was ihre Ueberlegenheit ausmachte, verloren. Die Infanterie manövrirt auf Russische Manier, die Artillerie auf Preußische, die Kavallerie auf Französische; endlich die Marine, in Englischen Schiffe zu finden, ist von Englischen Offizieren organisirt, und die Anführer aller dieser Waffen sind Türken von der vollkommensten Unwissenheit und die Meisten durch die Gunst des Sultans emporgekommen.

Man hat Mahmud sehr gelobt, weil er junge Leute nach Europa geschickt, um dort ihren Unterricht vollenden zu lassen. Dies wäre ohne Zweifel eine glückliche Neuerung gewesen, wenn der Sultan das Werk vollendet hätte, und wenn diese jungen Leute, in ihr Vaterland zurückgekehrt, die Kenntnisse, welche sie erlangt hatten, dort einführen und sie zum Nutzen der heranwachsenden Generation hätten anwenden können. Aber was man nicht glauben sollte, was uns indessen einer von ihnen versichernte, ist, daß wenn sie nach der Türkei zurück-

kommen, sie dort unglücklicher sind, als vorher. Ausgesetzt der Eifersucht ihrer Landsleute, welche ihnen ihre Ueberlegenheit an Kenntnissen nicht verzeihen, seyen sie sich anderswo von allen Aemtern, die sie, ohne etwas zu wissen, erhalten haben würden, entfernt, während letztere unwissenden Paschas, von denen die Meisten in der Sklaverei geboren sind, anheimfallen. Auch bietet die öffentliche Verwaltung, ähnlichen Menschen anvertraut, überall nur Unordnung, Aberwitzerei und die thörichtste Verschwendung der Staatsgelder dar.

Was materielle Verbesserungen betrifft, so ist nirgend davon die Rede gewesen. Alles wird einzig Persönlichkeiten geopfert: wenig kümmert man sich um das Schicksal und das Wohl der Bevölkerung. Während sich der dreißigste Palast des Sultans am Bosporus erhebt, sieht das Innere von Konstantinopel aus wie vor zwei Jahrhunderten. Zur Seite glänzender Moscheen und Fontainen von vergoldetem Marmor sind die Straßen, mit unreinlichen Thieren angefüllt *), kaum eben so dunkle und schmale Gänge, wo man bei jedem Schritte offene übelriechende Kloaken und oft Leichname, welche nach dem Gesetze hier drei Tage lang ausdünsten, findet. **)

Wenn man genauer den jetzigen Zustand der Türkei untersucht und die traurigen Resultate der beabsichtigten Reform, wenn man die unzähligen Leiden wahrnimmt, welche das Reich erduldet, so muß man über die Flüchtigkeit, mit welcher die Dinge in Europa beurtheilt worden sind, erstaunen und sich fragen, wie so viele Zeugen sich beeilen konnten, das Genie des Sultans zu preisen. Mahmud ist alle ein großer Mann gewesen, so wenig als ein großer Reformator, und er konnte weder das Eine noch das Andere seyn.

Indem er der Europäischen Civilisation, die er kaum von weitem wahrnehmen konnte, schlechthin huldigte, glaubte Mahmud in seiner beschränkten Einsicht, daß es hinreichend sey, die Form dem Volke anzupassen, damit es wiedergeboren würde. Nach diesem Grundsatze handelnd, hat er viele Veränderungen, aber keine Reform bewirkt, während er hätte Alles reformiren und Nichts verändern müssen. Ohne von der Anhänglichkeit, welche die Türken für die alten Gebräuche hegen, Nutzen zu ziehen, oder zu beachten, daß der Muselmann sich unter dem Turban unbedeckt nackt, wie unter dem Fez, verhöhnend den alten Glauben der Osmanen, verlangte er von dem Volke den Umsturz der Götzen, welche es liebte, und verletzte dessen stolze Nationalität, indem er es zwang, das zu kopiren, was es verachtete. Dieser unkluge Versuchen hatte die traurigsten Folgen; es führte die Vernichtung der Janitscharen, welche mit den Neuerungen augenfreudig waren, herbei, brachte in den Provinzen in wenigen Jahren Islam sich rein erhalten hatte, und erregte den Aufstand in Bosnien, dieser Vendee der Türkei, wohin sich der muselmännische Fanatismus geflüchtet hatte. Die Reform der Tracht hat sich überdies nicht auf die Bevölkerung ausgedehnt, die die Nationaltracht beibehalten hat; die Beamten der Regierung allein tragen den Uebertrock und das Fez.

Mahmud's Regierung wird in der Geschichte Epoche machen, nicht wegen der Hauptungen, womit dieser Fürst sie bezeichnete und welche sich eben so viele Fehler sind, sondern weil eben diese Fehler, man muß es anerkennen, das Signal einer neuen Aera geworden sind. Benutzlich sein fehlerhafter Plan einer Reform nicht sein Ziel erreicht hat, so kann man doch behaupten, daß er zum Theil das gehabt, häufige Beziehungen mit dem Abendlande herzustellen. Durch seine, obgleich immer schlecht geleiteten Anstrengungen, Europäische Ideen in seine Staaten zu verpflanzen, hat er wenigstens eine erste Reaction gegen den fanatischen Geist und die stolze Unwissenheit des Orients bewirkt. Unglücklicherweise war dies nur ein schwaches Vorspiel zu dem, was seitdem Christlicher Wissenschaft gethan hat.

Jetzt ist die Türkei einer völligen Auflösung nahe. Getrennt durch die verschiedenen Interessen der Völker, die sie beherrscht, zerstückelt in ihrem Gebiete durch den Ausgang der Griechischen Revolution, durch den Verlust ihrer Provinzen jenseits der Donau ***) und die drohende Unabhängigkeit Aegyptens, zerfällt sie, von ihrer eigenen Last niedergedrückt. Die kriegerische Einheit und der Fanatismus, welche während mehrerer Jahrhunderte sie geboren hatten, haben ihren jetzigen Sturz verursacht, indem sie sie von den Zortschritten Europa's trennten. Dieses erstaunenswerthe Gebäude, so kühn auf dem Zelte Osman's durch Mahomet II. und Soliman den Großen aufgerichtet, unterliegt der Wirkung der Zeit und zerfällt, von Würmern durchfressen.

Marcel Chevalier. (B. U.)

Ostindien.

Ueber das Brahmanenthum.

Die Geschichte Indiens zerfällt in drei Perioden, eine Indische, Muhammedanische und Europäische. Es giebt allerdings Spuren einer noch früheren Bevölkerung wilder Urbewohner in Bergschluchten und Wäldern, die mit den Hindu's nicht verwandt zu seyn scheinen; aber eine Geschichte kann natürlich erst mit der Indischen Periode beginnen, und wo beginnt die letztere? Keiner erschrickt jetzt noch über die ungeheuren vorweltlichen Zeiträume, in welche die Chronologie fast aller Völker hinaufsteigt; es sind blos offenbar mythische oder aftronomische Cyklen, die entweder niemals oder doch erst in dergleichungsweise neuerer Zeit auf die nationale Geschichte angewendet worden. Man weiß, daß Ostindien in dem ganzen Bereiche seiner alten Literatur kein eigentlich historisches Werk aufzuweisen hat. Die Geschichte von Kaschmir ist eine Lokal-Chronik, einem Thale angehörend, das schon von seiner Lage abgeschlossen genannt. Aber eigentliche Geschichte ist auch nicht die einzige Quelle historischer Belehrung. Die Gesetz- und Religionsbücher eines alten Volkes werfen mehr Licht auf seine wahre Lage und oft auch beiläufig auf seinen Ursprung und seine historische Entwickelung, als dürre Chroniken oder Annalen. Das Gesetzbuch des Manu ist schon mehrfach übersetzt worden; aber die vielen Religionsbücher der Hindu's, die Veda's, sind erst fragmentarisch bekannt, daher selbst eine so meisterhafte Skizze des alten Zustandes der Hindu's, wie Herr Elphinstone sie giebt, noch Vieles unentschieden läßt. *)

Die Eintheilung der Kasten, namentlich das Verhältniß der Brahmanen-Kaste zu den ihr untergeordneten, wird, je tiefer wir in ihren Geist und ihre Gesetze eindringen, desto schwerer erklärbar. Das Problem ist noch keineswegs befriedigend gelöst, wenn man die Brahmanen, wie gewöhnlich geschieht, für eine erbliche Priesterschaft, allenfalls eine Race hoher civilisirter Fremdlinge, erklärt, die sich unter barbarischen Horden niedergelassen, sie mit den Künsten und Bequemlichkeiten des Lebens bekannt gemacht und dafür, mit dem Charakter von Gottheiten, einer Art vermittelnder Gewalt zwischen den Menschen und Gottheiten erlangt hätten.

Es wäre gar nicht unbenkbar, daß eine so begründete priesterliche Aristokratie die hohe Achtung, in der sie bei den Menschen stand, durch die strengste Disziplin gegen ihre Mitglieder aufrecht gehalten hätte. Insofern konnte das Uebergewicht der Brahmanen-Kaste Indien von eine vollkommenere Entwickelung dessen seyn, was im Orient allgemein ist, sich findet und was es in Europa bei dem sicheren Zeichen orientalischen Ursprunges betrachten kann. Ueberall kann, wie sociale und religiöse Suprematie unzertrennlich verbunden: die Magier, die Chaldäer, die Aegyptische Priesterschaft, welche unstreitig der Indischen am meisten analog, die Druiden, die Druiden, Etrusker und die alten priesterlichen Familien Griechenlands — alle sind mehr oder weniger streng von den übrigen Stämmen oder Familien, welche die Nation bilden, getrennt. Es kann nur dem Priesterstande Vorlegen; ihr Leben hat vor dem Gesetz einen höheren Werth, und eine Vermischung dieser heiligen Stände mit der übrigen Nation ist streng untersagt. Aber die Begründung eines so wunderbar künstlichen Systemes in einem Lande von ungeheurer Ausdehnung, wie Ostindien, macht den Unterschied und zugleich die Schwierigkeit. Daß eine Familie mit geistlicher Gewalt bekleidet werden und zu einem Priesterstamme heranwachsen könne, der unter den übrigen Stämmen seine Heiligkeit bewahrt; daß eine erobernde Nation ihre Priesterschaft mitbringen und mit der Vergrößerung ihres eigenen Gebietes die Sphäre ihrer priesterlichen Gewalt erweitern könne; daß selbst in einem Königreiche von beschränktem Umfang, wie Aegypten, eine Priesterkaste einer mächtigen und selbstständigen Hierarchie stattfinden könne — alles dies setzt den Forscher in Verlegenheit, scheint aber wenigstens nicht unbegreiflich. Aber die Brahmanen-Kaste ist gleichsam eine Nation in der Nation, die nicht in engen Schranken lebt, sondern über ein Land sich ausbreitet, welches beinahe ein Kontinent heißen kann. Daß die Bevölkerung einer so ausgedehnten Region, die niemals unter Einem Herrscher vereinigt war, sondern, wie noch alle Sage reicht, ein Aggregat vieler unabhängiger Staaten und Herrschaften bildete, dennoch in Kasten zerfiel, von denen eine nur dem Kriegswesen, eine andere nur Handel und Gewerben, eine dritte aber den niedrigsten und verächtlichen Geschäftigungen sich ergab, und daß über allen diesen Kasten eine gigantische Hierarchie sich behauptete, die mit äußerstem Stolze an ihren Privilegien hielt und, ungeachtet der Neigung gegen sich selbst als gegen die Beherrschten, drei Viertheile des Lebens in den härtesten Entsagungen und Selbstpeinigungen zubrachte — alles dies wird erst lange Nachforschung ins Klare bringen. Erwägen wir nun, daß dieses System schon zur Zeit der Eroberungen Alexander's des Großen vollkommen ausgebildet war, so finden wir in dieser Thatsache einen ungleich stärkeren Grund für die Annahme sehr hohen Alters der Indischen Civilisation, als in allen vorhandenen Denkmälern, die, selbst mit Einschluß der Höhlen-Tempel, mehrscheinlich einer nicht allzu frühen Periode angehören.

Wir betrachten dieses politische Phänomen mit derselben flummen Verwunderung, wie Steinbrüche oder die Pyramiden, und gaffen, wie Kinder und Schüler zu Erklärung der Räthsel fehlt. Die Eintheilung in Kasten muß älter gewesen seyn, als die Eroberung Indiens, sofern man nämlich unter letzterer die Unterwerfung des ganzen Landes versteht. Der große Stamm, aus welchem das System emanirte, mag fremder Abkunft gewesen seyn und in dem so einsamen Hindostan durch Waffengewalt eine Kolonie gegründet haben; dann wurde er allmälig zu einer Nation, die sich durch jüngere Macht, Thätigkeit oder Intelligenz über ganz Indien ausbreitete. Wohl mochten die bürgerliche und die religiöse Oberhoheit anfänglich einer und derselben Familie zusommen; der König oder die herrschende Familie konnte, gleich dem Meichlefeef der heiligen Schrift, oder dem Könige Anius des Virgil, König und Priester zugleich seyn; und hierfür spricht der patriarchalische Charakter der alten Religion Indiens. Die Erfahrung hat gelehrt, daß einige spätere Sekten ausnehmen will) niemals eine Priesterschaft gewesen,

*) Der Sultan, der die Janitscharen niedergemetzelt hat, hat nicht gewagt, die Tausende wherstlicher Hunde, welche auf den Straßen umherlaufen, zu vertilgen. Als ein Deutscher sieg, der kürzlich berufen war, um den Gesundheitszustand der Hauptstadt zu verbessern, die Unreinlichkeit der Straßen dieser lästigen Stadt verlangte, hat man ihm geantwortet, daß das numerisch sey.

**) Wenn eine Hinrichtung stattfinden soll, so führt man den Schuldigen in eine lebhafte Straße, und da vor legend einer Kanone schneidet man ihm den Kopf ab, der ihm dann unter den Arm gesteckt wird. Der englische Kaufmann, an dessen Thür das Letzt angeschlagen ist, darf drei Tage lang, während welcher der Leichnam ausgestellt bleibt, das Haus nicht öffnen, weil sich auch die Tumultuanten sei. Wir sah man eine ähnlichen Hinrichtungen während der Hitze des Monats Juni Zeuge gewesen.

***) Es genügt, die Moldau und Wallachei zu durchwandern, um sich zu überzeugen, daß die Türkische Herrschaft nur noch dem Namen nach dort existirt. Die wirkliche Oberherrschaft wird von Rußland ausgeübt.

*) History of India. 2 Bände. London, 1841.

Digitized by Google

die in öffentlichen Tempeln den Gottesdienst geleitet hätte; man hat sie nur bei häuslichen Ceremonien präsidiren lassen. Allein diese Hierarchie mußte in einer Religion, zu deren vornehmsten Bedingungen Selbstkasteiung, Absperrung von der Welt in gewissen Lebensperioden und stille Beschaulichkeit gehörten, von dem aktiven Kriegsdienste und selbst von direktem Antheil an Civilsachen allmälig zurücktreten, wenn ihr gleich die vollkommenste Autorität über Beides verblieb. Die Priester, Untergebene und Lehrer der im Kriege so tapferen und rührigsten Leuten des Gemeinwesens, die unter ihren Auspizien und dem Segen ihres Gebeted in den Krieg zogen. So entstand eine besondere militairische Kaste, während diejenigen, die zu Hause blieben und ihre Felder bauten oder Handel und Gewerbe trieben, auch von ihrer Seite in eine Körperschaft zusammentraten. Selbst die höchste bürgerliche Autorität, die ausübende Königliche Macht, konnte einem Individuum der minder heiligen Kaste zugewendet werden, wogegen die richterliche Gewalt, die Auslegung der Gesetze und die ganze Kontrolle der Regierung in den Händen der Hierarchie blieben. Die regelmäßigere künstlichere Form dieses gesellschaftlichen Systems — gleichsam das positive Gesetz der Kasten-Abtheilung — die Genealogieen, d. h. der göttliche Ursprung der verschiedenen Kasten, sofern sie aus mehr oder minder edeln Theilen der Gottheit emanirten, entwickelten sich stufenweise aus dem aristokratischen Körperschafts-Geiste und dem Ahnenstolze der Kasten.

Die Eintheilung des Lebens in vier Perioden, wie Mann sie von dem Zwecke des Brahmanen verlangt, zeigt die seltsamste Combination der Beschaulichkeit mit dem, was, wenn Ihr Ausdruck erlaubt ist, der mönchlichen und des weltlichen Elementes. Wir finden hier eine frühe Disziplin, die sehr geeignet ist, eine unbedingte Ergebenheit an den Orden zu nähren; die höchste Ehrfurcht vor Obern, welche in Zukunft durch Ausübung derselben Superiorität aufgewogen werden soll, und eine äußerste Strenge gegen sich selbst, die einen harten unbeugsamen Charakter erzeugt. Die Französischaner und die Jesuiten hätten sich eben sowohl in Brahmanischen, als in ihren eigenen Schulen zu dem herandilden können, was sie geworden sind. Aber die Hierarchie darf nicht in ein Mönchthum ausarten — sie muß sich ewblich fortpflanzen. — Heirathen und Kindererzeugen ist eine positive und unerläßliche Pflicht, und die Einschärfung dieser Pflicht bei einer Kaste, deren meiste Mitglieder nicht eben arm sein mögen, ist schon an den Gaben der Frommen, deren wohlthätigsten Theile der Religion bei den anderen Kasten, einen sicheren Fond hatte, auch nicht wie die Tschatrja's (Krieger) den Wechselfällen des Krieges ausgesetzt war, mußte ihre beständige Fortpflanzung verbürgen. Hatte diese Kaste einmal in solchem Grade numerisch sich entwickelt, so drohte ihr nicht mehr das Schicksal kleiner aristokratischer Gesellschaften, die geistig und physisch herunterkommen und am Ende aussterben. In der ersten Periode seines Lebens darf der Brahmane seine Körperkraft nicht durch vorzeitige Kasteiungen aufreiben; seine Jugend ist einigen der vornehmsten Bürgerpflichten gewidmet; er soll durch Lehre und Beispiel auf seine Mitmenschen wirken, soll die Weisheit der heiligen Bücher volmerschen, die Pflichten der Tugend in Thaten setzen, seine Lehrer ehren und tugendhaft erziehen; und erst wenn er diesen drei großen Pflichten gegen die Gesellschaft Genüge geleistet, wenn die nützliche Periode seines Lebens vorüber, soll er von der Welt zurücktreten, um seine moralische Natur, durch die härtesten Bußübungen läuternd; zu vervollkommnen.

Diese gleichzeitig geistliche und weltliche Aristokratie der Brahmanen, die das Gefühl ihrer Würde, ihr religiöser Enthusiasmus, ihr Kastenstolz von den gewöhnlichen Beschäftigungen des Lebens entfernte und von Anbeginn auf intellektuelle und spekulative Bestrebungen anwies, mußte, sobald sie erst von der übrigen Gesellschaft streng geschieden war, eine literarische Aristokratie im weitesten Sinne werden und in jedem Zustande der Civilisation ihre Entwickelung finden, ihren Genius repräsentiren. Brahmanen wurden die Dichter der Nation, die Philosophen, die Männer der Wissenschaft, die Sektenstifter, die Verfasser der Gesetzsammlungen. Da dieses System nach Dauer seines politischen Einflusses und Einfachheit der politischen Formen strebte, so konzentrirte es die Regierung in der Person des Monarchen, dessen Macht nur unabhängige Ehrfurcht vor seinen geistlichen Räthen beschränkte, und seinen spekulativen Wirkungen hatte der Brahmanismus, wie alle hierarchische Systeme des Heidenthums, die Tendenz, auszuarten, was auch in der That geschehen ist, und zwar von dem reinen Monotheismus der Veda's bis zu dem unendlichen Labyrinthe von Allegorieen, Legenden und Fabeln, das uns jetzt als Brahmanischer Glaube entgegentritt.

Die Waischna's und Sivaiten, die Buddhisten und die Dschaina's haben ihre verschiedenen Lehrmeinungen und Systeme viele Jahrhunderte lang in Ostindien herrschen lassen. Der ursprüngliche Monotheismus der Veda's ist die Zuflucht solcher philosophischer Forscher gewesen, die vor dem groben Aberglauben des Volkes zurückbebten; aber Brahma, als Neutrum, der reine und ungemischte Geist, hat nie einen öffentlichen Gottesdienst gehabt, und selbst Brahma, der ersten Offenbarung der Gottheit, ist, wie es scheint, nur ein Tempel gewidmet gewesen. Die religiöse Moral war, wie in allen Systemen, welche das ursprüngliche Uebel der Materie, eine Seelenwanderung zur Läuterung des Geistes und endliche Auflösung in die Gottheit predigen, voll der strengsten und bis ins kleinliche Detail gehenden asketischen Vorschriften, während der Zwiefache Pantheismus in allen seinen Formen beständig die Gränzen überspang, wo Geist und Materie um den Vorrang kämpfen. Schon zu Manu's grauer Zeit muß man über die Weltleere viel gegrübelt haben; eine und dieselbe Lehre erhielt auch in verschiedenen Perioden eine mehr philosophische oder mehr religiöse Form. Die Sankja, welche die Ewigkeit der Materie annimmt, und der Wedanta, welcher Alles von Gott herleitet, ja fast die Wirklichkeit der Materie leugnet, sind nur logische und rationalisirende Reflexe älterer Religionssysteme. (Q. R.)

Mannigfaltiges.

— Ehrenrettung Ossian's. Kaum ein Jahr, nachdem Frau Talvj die auch in dieser Blättern (1840 Nr. 132) erwähnte Schrift: „Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere" herausgegeben, tritt ein Landsmann der Schottischen Barden, Herr Patrick Macgregor, mit einer neuen Untersuchung hervor, in welcher er, wie es scheint unwiderleglich, darthut, daß die Lieder Ossian's echt seyen, und daß Macpherson keinesweges die ihm von so vielen Seiten gemachte Anschuldigung des literarischen Betruges verdient habe. Herr Macgregor, der seine Untersuchung zugleich im Namen und unter dem Patronate der Londoner „Hochlands-Gesellschaft" herausgiebt, verbindet damit die Publication einer neuen und zwar wörtlichen Uebersetzung des Gälischen Originales.*) Wenn eine solche wörtliche Uebersetzung der oben genannten Deutschen Schriftstellerin vorgelegen hätte, so würde sie allerdings Anstand genommen haben, ihr Anathem nicht blos gegen Macpherson, sondern auch gegen diesen, wie sie behauptet, nur vorgeblichen Original aufzuführen. Denn gerade, was die in der Ossianischen Dichtungen Macpherson's verhächtig machte, der Ton derselben, der nichts weniger als volksmäßig und voll künstlichen Pompes ist, das erscheint in der Uebertragung Macgregor's ganz verschieden. Die Hyper-Romantik und der Bombast waren allerdings ausschließlich Macpherson's Zuthaten, aber nichtsdestoweniger sind sämmtliche Dichtungen, die er mit diesen Zuthaten verbrämt, das Eigenthum des nicht weggeleugnenden Gälischen Barden Ossian. Herr Macgregor sagt von seinem Vorgänger: „Macpherson versicherte zwar, wörtlich übersetzt zu haben, aber er hat ganze Zeilen weggelassen oder hinzugefügt und andere nach Gutdünken geändert; kaum eine seiner Lieblings-Phrasen kommt im Gälischen vor, wie z. B. „vergangene Tage", „alte Jahre", „seit der Sänger starb", „milde erröthend", „düster rollend", dunkler Felsenfluxr", „strömender Gebrand" u. s. w." — Herr Macgregor stellt den alten Dichter in seiner ursprünglichen Reinheit hin, und zwar schließt sich seine Uebersetzung Zeile für Zeile dem Original an; ja selbst das Sylbenmaß derselben ist treu beibehalten. Bei dem Interesse, das Deutschland seit achtzig Jahren an Ossian nimmt, wäre eine solche, eine vollständige Ehrenrettung des Dichters, nach Macgregor's Bergang, an ihrem Platze seyn.

— Französische Biographieen. Zwei Ehrenmänner Frankreichs, ein Held zur See und einer zu Lande, Jean Bart und Latour d'Auvergne, haben neuerdings ihre Biographen gefunden. Das Leben des Seehelden hat ein Landsmann desselben, Herr Bandereb (nun de Nest), geschrieben, der es für seine Pflicht hielt, den vielen Fabeln, die über Jean Bart und namentlich auch durch Eugen Sue's sogenannte Geschichte der Französischen Marine verbreitet sind, durch eine beglaubigte Erzählung entgegenzutreten. Bart war, wie die meisten Französischen Marine-Offiziere seiner Zeit, in dem Winkel von Flandern geboren, welchen Ludwig XIV. den Spaniern abnahm und der früher Flandre maritime genannt wurde. Seit der Französischen Revolution bildet dieser Ser-Winkel in Verbindung mit dem an seiner südöstlichen Gränze gelegenen Kreis Lille (der eigentlichen „Flandre Française"), so wie mit dem an der Belgischen Gränze gelegenen Landstriche Hennegau den alten Burgundo'schen das Département du Nord. Noch jetzt begegnen uns auf diesem zwischen Weiß-Flandern und dem Departement des Pas de Calais liegenden Landstriche lauter Niederdeutsche Ortsnamen, wie Dünkirchen (Dunkerke), Gravelingen, Berge, Cassel, Hasebrud ꝛc., und noch jetzt liefert er der Französischen Marine die besten Seeleute (Namen wie Bernard haben dieses Ursprung). Bart stammte, wie sein jetziger Biograph nachweist, aus einer alten Deutschen Familie ab; einer seiner Vorfahren soll sogar Großmeister des Deutschen Ordens gewesen seyn. Herr Bandereb selbst kann übrigens seinen Flamändischen Ursprung nicht verbergen, denn nur mit einiger Ungelenkigkeit bewegt er sich in den Französischen Sprachformen, gegen die er sich auch, wie ihm bereits vorgeworfen worden, manche Verstöße hat zu Schulden kommen lassen. Latour d'Auvergne, oder mit seinem vollen Namen und Titel: „Theophile Malo Corret de Kerbeauffret de la Tour d'Auvergne, erster Grenadier von Frankreich", gehört ebenfalls einer sehr alten Adelsfamilie an, und zwar stammt er, wie sein jetziger Biograph, Herr Dubot de Kerlers, nachweist, von dem berühmten Geschlechte der Herzoge von Bouillon ab. Die Histoire de la Tour d'Auvergne hat eben genannten Verfasser ist in vier Abtheilungen herausgegeben worden, doch ist gleichzeitig noch eine andere Lebensbeschreibung Latour d'Auvergne's in kurzen Umrissen erschienen (Notice historique sur la Tour-d'Auvergne), deren Verfasser ein Herr Calophar ist und die ebenfalls sehr gerühmt wird.

*) The genuine remains of Ossian, literally translated. With a preliminary dissertation. By Patrick M'Gregor, M. A. Published under the Patronage of the Highland-Society of London. London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Mittwoch den 17. November 1841.

Belgien.

Meister Adam Boreel, der Religionsmacher.

(Nach Belgischen Chroniken.)

Noch beweinte Jedermann in den katholischen Niederlanden den Tod der Infantin Isabelle; da war Niemand, der nicht ihre Tugenden und die Milde ihres Regimentes gepriesen hätte; selbst ihre Feinde ließen ihr Gerechtigkeit widerfahren, und der Statthalter Friedrich Heinrich zeichnete mit eigener Hand in seine Memoiren ein, daß die Infantin Isabelle durch ihre Herzensgüte die Liebe Aller verdient habe. Es war am das Jahr 1632; Spanien setzte sich nur mit Mühe wieder in Besitz der Belgischen Provinzen, die seit dreißig Jahren an ihre National-Unabhängigkeit gewohnt waren. Friedrich Heinrich benutzte den Ausbruch einiger unzufriedenen Bewegungen, besetzte das Limburgische und ließ seine Soldaten von Zeit zu Zeit Einfälle in Brabant unternehmen.

Während der Statthalter solchergestalt einer Provinz oder doch wenigstens einiger Distrikte habhaft zu werden versuchte, hegte ein anderer Sohn der Niederlande noch ehrgeizigere Projekte. Adam Boreel aus Middelburg, der gewaltige Kopf jener Zeit, dachte, daß man die Umstände benutzen müsse, um Belgien der Römischen Kirche zu entreißen, und predigte im Lande eine verbesserte Religion. Isabelle lebte nicht mehr, die Spanische Herrschaft war nicht beliebt; „vielleicht", sagte er zu sich selbst, „geht es in jenem Lande, wie es bei uns gegangen, und mein wird die Ehre des Unternehmens sein." Da er aber wußte, daß die Belgier von der Reformation Luther's und Calvin's nicht sonderlich viel hielten, so schickte er sich an, ihnen etwas Anderes zu bieten. „Gewiß, es wird mir gelingen", sprach er bei sich selbst; „und weich' ein Ruhm für einen jungen Theologen!" — Er zählte in der That erst neunzehn Jahre. Mit einigen Empfehlungsbriefen versehen, die ihm der Doktor Nikolas Tulp aus Amsterdam gegeben hatte, wanderte sich auch einer an Peter Scholiers in Antwerpen bekannt, heftig er fröhlich und guter Dinge einen bescheidenen Esel, wie Peter der Einsiedler, als er den Kreuzzug predigte, und machte sich auf den Weg nach Brabant. Er lebte vergnügt, aß und trank mit Behaglichkeit, machte den Frauen den Hof und sang muntere Lieder, Alles sonderbare Dinge für einen Apostel; und überdies predigte er eine bequeme und leichte Religion. Da er die Wege nicht genau kannte, so gerieth er unter eine Abtheilung Hessischer Marodeure, deren Anführer ein Dortrechter Jude, Samuel Bach, war, der sich bei der Reformation gleichfalls bekehrt hatte. Samuel erkannte ihn für einen Spion, nahm ihm all' sein Geld und seinen Esel und entließ ihn dann. Als aber Adam Boreel sich laut über diese Behandlung beklagte und Gerechtigkeit verlangte, wurde er wieder ergriffen, ins Loch geworfen und vor den Strafen von Sprum als katholischer Spion gestellt, den man ungehört hängen müsse. Dessenungeachtet glückte es Adam Boreel, einige Worte zu seiner Vertheidigung sagen zu dürfen; er erklärte, daß er aus den Vereinigten Provinzen, aus der treuen Stadt Middelburg herkomme, daß er Theologe, Doktor und Prediger sey. Zur Bekräftigung seiner Aussagen zeigte er die Empfehlungsbriefe des Nikolas Tulp vor, den der Graf Sprum zufällig kannte, und sogleich befahl dieser dem Samuel Bach, dem Reisenden sein geraubtes Eigenthum zurückzugeben; der Esel wollte sich aber nicht wiederfinden lassen, und die hundert Dukaten, die der Reformator besessen, waren bis auf elf zusammengeschmolzen. Um wenigstens anscheinend der Gerechtigkeit genugzuthun, wurde der Anführer der Marodeure in Arrest geschickt, was er übrigens der Wiedererstattung der fehlenden neunundachtzig Dukaten bei weitem vorzog, über deren Verlust sich unser Adam auch leicht tröstete, da er noch einen Wechsel auf ein Antwerpener Haus bei sich führte.

Meister Adam Boreel befand sich nun wieder in Freiheit, beschloß aber, bevor er das Lager verließ, noch eine Bekehrungsrede an die ihn umgebenden Soldaten zu richten, in denen er eben so viel Proselyten erblickte. Er hatte jedoch kaum eine kleine Viertelstunde geredet und seine Lieblings-Dogmen auseinandergesetzt, so wurde er von einem dicken, untersetzten Manne unterbrochen, der an der Form seines Hutes und an den schmutzigen Bärtchen, die ihm von der Halbbinde herabhingen, für einen Regiments-Prediger erkannte.

„Bevor Ihr weiter fortfahret", redete ihn der Geistliche an, „verlange ich, eine Konferenz mit Euch abzuhalten, um zu erforschen, ob Ihr auch vor den Unsrigen lehren könnt. Es scheint mir, als stimmiet Ihr nicht in allen Punkten mit der Dortrechter Synode überein." — „Sieht mir denn nicht freie Lehre zu?" entgegnete Boreel; „wir leben ja nicht mehr unter des strengen Moritz Regimente." — „Das hindert mich aber gar nicht daran, Euch, wenn Ihr noch eine einzige Rede haltet, als Ketzer dreimal aufhängen zu lassen." — „So! ist das Eure Duldung?" — „Die Duldung ist eine Thorheit. Mit der Toleranz würde es eben so viele Religionen wie Individuen geben." — „Luther erkannte aber das Recht der freien Prüfung an." — „Wir halten es nicht mit Luther; wir sind Calvin's und Gomar's Anhänger und Leute, die nicht mit sich spaßen lassen. Wenn Ihr nicht unserer Meinung seyd, so habt Ihr nur das Recht, zu schweigen." Boreel sah ein, daß dies das Beste seyn würde. „Dieser Prediger", sprach er bei sich, „hat sicher bei einem aus so zerstreuten Leuten zusammengesetzten Heere nur eine sehr kleine Gemeinde; er fürchtet, ich werde ihm seine geringe Einnahme schmälern und seinem Ansehen schaden. Er nun, er hat hier festen Fuß gefaßt, ich muß nachgehen."

Als er so eine Weile über die Mittel nachgedacht hatte, wie er seinen Ideen, ohne Aufsehen zu erregen, Eingang verschaffen könne, schien ihm der sicherste Weg, Anhänger um sich zu versammeln, der zu sey, wenn er sich in einen Schenkwirth verwandelte. Er miethete sich alsbald zu Zelt und taufte eine Tonne Bier. Jeder Weg ist gut, wenn er nur zum Ziel führt! Er war auch mit seinem Entschlusse augenehmend zufrieden, und stolz auf seine Bescheidenheit, trieb er sich den Bauch und bedachte, welche Ehre er jetzt dem Schenkwirthsstande anthun wolle. Nichts erfreut so sehr, wie ein Entschluß, der einem mittelt, auf eine stolze Weise demüthig zu seyn, oder ein Bußmittel, das bei allen anscheinenden Einfachheit recht sinnreich sich anläßt. Meister Adam Boreel stach seine Tonne Bier an und rief den Krug zu sechs Liards aus. Trotz des billigen Preises seiner Waare widerfuhr ihm aber das Herzeleid, daß sich den ganzen Morgen hindurch auch nicht ein einziger Trinker seinem kleinen Tische nahte, während ein Soldat, der hinter seinem Zelte nur im Schatten eines dürren Baumes gleichfalls Bier verkaufte, kaum allen seinen Kunden genügen konnte. Der Soldat schlug freilich sein Bier zu drei Liards den Krug los, er mochte es wohl gestohlen oder bald mit Wasser versetzt haben; den Trinkern schien es jedoch zu munden.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Rückblick auf den Spanischen Bürgerkrieg.

I.

Vier Jahre in Spanien. Von A. v. Goeben, Königl. Spanischem Ober-Lieutenant vom Generalstabe. Hannover, 1841.

(Schluß.)

Wir folgen nun dem Verfasser bei der Beschreibung der Expedition Zariategui's, der auf seinem Zuge Segovia erstürmte, plünderte und in der dortigen Münze Geldstücke, mit dem Bildniß des Don Carlos die einzigen, prägen ließ, sodann gegen Madrid vorrückte, bis er, nur noch 3 Stunden von der Hauptstadt entfernt, von Mendez Vigo aufgehalten wurde, der ihn in einer festen Stellung erwartete. Die Stellung war augenscheinlich unangreifbar und Umgehung durch das Terrain fast unmöglich gemacht; dennoch ließ Zariategui einige Bataillone vorrücken, die aber mit Verlust in die Gebirge zurückgetrieben wurden. Er trat nun den Rückzug auf der Straße nach Segovia an. „Verstärkt", sagt hier unser Geschichtsschreiber, „ist es dem General Zariategui zur Last gelegt worden, daß er sich zu jener Zeit Madrids nicht bemächtigt. Wenn man aber die Stärke der Division Bigo (9000 Mann), die Zahl der National-Garden (6000) und die der übrigen Truppen in dem großen befestigten Madrid bedenkt und dagegen die Schwäche der Division Zariategui — in Segovia 3950 Mann und 300 Pferde — und ihre gänzliche Entblößung von Kavallerie, so kömmt man leicht zu dem Schlusse, daß es Tollheit gewesen wäre, die Hauptstadt anzugreifen, selbst wenn Mendez Bigo den Lieg dahin streifaltigen hätte."

Aus Segovia wurde Zariategui durch die Verfolgung der Christinos vertrieben. Indeß gelang es ihm allmälig wieder, die Offensive zu ergreifen: Lerma und Valladolid fielen vor ihm. Valladolid schien indeß das Capua der Expedition werden zu wollen, welcher Tag auf Tag unter Jubel und Festen, Bällen und Theater hinschwand. Hier berührt der Verf. eine andere gegen Zariategui erhobene Au-

Digitized by Google

klage: „Während wir so in gedankenloser Ruß die Tage vergeuden, stand nicht fern von uns der Ausgang des blutigen Kampfes auf dem Spiele; die Königliche Expedition bedrohte die Hauptstadt Spaniens; und Zariategui ruhte auf seinen Lorbeern in den Delicien vor Valladolid. So lautete die schwerste Anklage. Hätte er, anstatt gegen Westen, die große Heerstraße hinab auf Madrid seinen Marsch gerichtet, so würde er zur rechten Zeit angelangt seyn, um mit den Corps Sr. Majestät kombinirt zu operiren, so sagte man. Zariategui, es ist wahr, hat in der Zeit seines höchsten Glanzes nicht die nöthige Energie entfaltet; er hatte in Valladolid kostbare Zeit verloren. Ohne Zweifel ward jedoch der Aufenthalt in Castilien durch die erhaltenen Instructionen in der Absicht angeordnet, durch ihn einen Theil der die Königliche Expedition beobachtenden Massen anzuziehen. Und abgesehen von den Instructionen ist es klar, daß wir, mit höchster Eile die Division Pulg Sempre verfolgend, um mehrere Tage zu spät angelangt wären, abgesehen davon, daß wir jene uns mehr als doppelt überlegene Division in Aranda unbedacht ließen, um uns, von ihr im Rücken verfolgt, zwischen sie und das Heer Espartero's einzuwängen, was die nutzlose Vernichtung des Corps zur Folge haben mußte."

In Aranda stieß Zariategui's Division mit dem Corps des Königs zusammen, das einen Tag unter den Mauern der Hauptstadt gestanden hatte, ohne etwas gegen sie zu unternehmen, dann aber, da die Hauptmacht des Feindes gegen sie anrückte, sich hatte zurückziehen müssen. Wenn die Karlistischen Generale an diesem Punkte angelangt sind, so können sie ihrem Schmerze nicht mehr gebieten, und zu leugnen ist auch nicht, daß mit dem vielbesprochenen 12. September 1837 ein unglücklicher Wendepunkt in ihren Angelegenheiten eintrat. Wenn sie sagen, daß an jenem Tage die Entscheidung des Krieges in den Händen der Karlisten gelegen, so ist das eine zu sanguinische Behauptung, allein das kann man ihnen zugeben, daß die Größe des Erfolges, der ihrer in Madrid wartete, wohl der Mühe eines kühnen Versuches werth war; daß dieser nicht gemacht wurde, und zwar weil ihr Haupt sich nicht zu einem kühnen Entschlusse ermannen konnte, mußte ihnen allerdings von übler Vorbedeutung für den Ausgang ihrer Sache seyn. Der Vers. glaubt, daß Madrid unbedenklich durch einen Handstreich hätte genommen werden können. „Das Straßengefecht, welches man fürchtet", sagt er, „würde nicht stattgefunden haben. Die Besatzung reichte lange nicht hin, um die Mauern auch nur ringe zu besetzen; der Garnison würde nichts übrig geblieben seyn, als in ein festes Gebäude sich einzuschließen und zu kapituliren. In der Stadt aber erwartete die Masse, der Kern des Volkes, nur das Signal zum Angriff, um Don Carlos zu proklamiren." Um die Erwartungen des Vers. nicht zu theilen, braucht man nur die respektive Stärke beider Armeen in Anschlag zu bringen, braucht man nur zu bedenken, daß die Karlistische Armee eigentlich nur im Rücken und in Abwesenheit des Christinischen Hauptmacht operiren konnte, und daß diese auf die Nachricht von der Gefahr der Hauptstadt in starken Märschen herzueilte, worauf die Karlistische Armee den Rückzug antrat. Kurz vorher hat übrigens der Vers. von 8000 National-Garden und den übrigen Truppen der großen befestigten Hauptstadt gesprochen, die er jetzt plötzlich zu vergessen scheint.

Die große Expedition des Königs war gescheitert; er trat mit seiner Armee den Rückzug an, nachdem Cabrera sich von derselben getrennt hatte. Der König führte sie, wie seine Heeren in die Nord-Provinzen zurück, obgleich er beim Auszuge erklärt hatte, daß er nur als Sieger wiederkehren werde. Eine Proclamation an Heer und Volk, worin der König erklärte, daß er selbst den Oberbefehl übernehmen werde und zurückgekommen sey, um die Armee von den Verräthern zu reinigen, sollte die moralische Kraft der Karlisten wieder heben. „Die Proclamation", sagt der Vers., „hat die große Hoffnungen, die sie erfüllt werden sollten: die Verräther konnten unentlarvt ihre Pläne verfolgen, während die braven Truppen in nutzlosen Zügen geopfert, der Krieg lässiger als je betrieben wurde." Und wo waren denn die Verräther? Hatte nicht der Prätendent durch seine Unentschlossenheit und Unselbständigkeit seine Sache am meisten verrathen?

An diesem Punkte, als an einem entscheidenden Wendepunkte angelangt, wirft der Vers. einen Blick auf die Gründe des anfänglichen schnellen Anwachsens der Karlistischen Macht so wie ihres späteren Sinkens. Er resumirt die Frage folgendermaßen: „Betrachten wir den Gang der Ereignisse in den Baskischen Provinzen seit der Schilderhebung ihrer Bewohner, so knappirt und die Reihenfolge der anfänglichen außerordentlichen Fortschritte der Karlistischen Scharen, des plötzlichen Stillstandes, der dann ihrer Siegeslaufbahn folgte; und endlich des Rückganges, welcher nach einigen vergeblichen Versuchen zu Erlangung der früheren Superiorität mit dem gänzlichen Unterliegen der Partei endete. Die Karlisten, da sie anfangs ohne Waffen, ohne Material und ohne Organisation die an Zahl unendlich überlegenen und mit allem der neueren Kriegskunst Nothwendigen im Ueberfluß versehenen Feinde verachten durften, sehen wir in den letzten Jahren mit Erstaunen die festen Positionen und die Forts nicht selten ohne Kampf verlieren, durch die ihnen der Eintritt in die benachbarten Gebiete des Feindes offen steht, und die ihm ihre eigenen Thäler verschließen. Und doch liefern ihnen nun ausgezeichnete Fabriken das sonst Fehlende, doch übertreffen sie, von erfahrenen Führern diszipliniert, schon ihre Gegner eben so an Kriegskunst wie früher an Unerschrockenheit, und das Terrain, stets den Karlisten verbündet, stellt dem angreifenden Theile seine furchtbaren Hindernisse entgegen."

Zur Erklärung dieser Erscheinung führt der Vers. mehrere Gründe an. Erstens die eigenthümliche Kriegführung der Spanier. Der Spanier ist der schlechteste Liniensoldat, während er für den Guerilla-Krieg die höchsten Talente entwickelt. Diese Art der Kriegführung hatten aber die Vertheidiger Karl's V. adoptirt, und ihr verdankten sie ihre größten Erfolge. Sobald sie in das Flachland hinabstiegen, mußten die regulairen Truppen der Christinos nothwendig ein Uebergewicht über sie gewinnen. Auch die eigenthümliche Configuration des Terrains der Nord-Provinzen gewährte den Karlisten eine große Unterstützung, die ihnen selbst, sobald sie auf Expeditionen ausgingen. Der Kriegsschauplatz der Nord-Provinzen bildete einen Kreis, dessen Centrum die Karlisten inne hatten, während die Christinos die Peripherie besetzt hatten. Jenen war stets die Sehne offen, während diese die weitschweifenden Bogen zu verfolgen hatten. Noch zwei andere Umstände begünstigten die Karlisten: die Nähe der Französischen Gränze und die Einheit im Kommando, im Gegensatze zu der durch mannigfache Rücksichten bedingten Kriegführung der Christinos. Der letztere Umstand konnte ihnen indeß natürlich wenig Vortheil bringen, wenn ein großer Feldherr an ihrer Spitze stand, den das Vertrauen des Volkes und des Heeres trug.

Die Hauptgründe des Verfalls der Karlistischen Macht sind: der Tod des großen Zumalacarregui und die Unzulänglichkeit seiner Nachfolger im Kommando, wodurch der Eifersucht und den bis dahin stummen Intriguen der Kampflag geöffnet wurde; der Haß der Provinzen gegen einander, der in schwächender Uneinigkeit und Unzufriedenheit sich kundgab; die Erschöpfung des Landes und der Ueberdruß der Bewohner nach so vieljährigen Dulden; der drückende Geldmangel und endlich die Persönlichkeit des Prätendenten, dem es an jenen mächtigen Charakterstärke fehlte. Alle diese einzelnen Gründe lassen sich in dem einen zusammenfassen, daß es dem Prätendenten an der nöthigen Charakterstärke fehlte. Eigentliche Sympathie fand er nur in den Nord-Provinzen, und auch da nicht seiner selbst wegen, sondern weil die Sache der Fueros mit ihm identifizirt wurde. Als die Basken ihr provinzielles Interesse von ihm abzulösen anfingen, war er verloren.

Die Expedition des Don Basilio Garcia sollte das Verlorene wieder einbringen. Allein Don Basilio hatte nach dem Zeugniß des Herrn von Goeben, welches die Erfahrung vollkommen bestätigt hat, nicht die Eigenschaften, die allein einem solchen Unternehmen Erfolg versprechen können. Es fehlte ihm an Festigkeit, raschem Ueberblick und ähnlicher Entschlossenheit, deren Mangel endlich den gänzlichen Untergang, den ihm antreitenden Expedition herbeiführte. Herr von Goeben war nicht Zeuge derselben, denn in einem Gefechte verwundet und von seinen Gefährten verlassen, fiel er in die Gefangenschaft der Christinos. Er wurde zu seiner Heilung ins Hospital von Cuenca, sodann nach Madrid und, da hier die Aufregung des Pöbels dem Leben der Gefangenen Gefahr drohte, nach Cadix abgeführt.

Herr von Goeben hat sich während seiner Gefangenschaft einen sehr guten Ruf erworben, der sich später freilich als ein Ungluckbehren erwies: Maroto nämlich. Herr von Goeben schildert ihn folgendermaßen: „Maroto vereinigt mit niederen Gesinnungen hohe Talente; er ist fest, unbeugsam in seinen Willen, energisch in der Ausführung des Beschlossenen, wie ohne Bedenken bei der Wahl der Mittel; haben seine Unterredungen mit ihm doch durchaus den Charakter vorgeübter, die andere nannte sich die gemäßigte, sie widmete sich der Vertheidigung Karl's V., um ihre persönlichen Interessen und Zwecke zu fördern. Ihr schlossen viele Wohlmeinende sich an, theils kurzsichtig, theils getäuscht, theils aus schwacher Verzagtheit. Rohd den Erfolg von Oudia leitete sie Maroto, der an die Spitze des Heeres gestellt war. Maroto's Plan war aber ging weiter, er hielt die Uebergahl der Verschworenen geahnt. Er verkaufte sich, verkaufte das ihm anvertraute Heer, das Land, den König selbst, der ihn so hoch gehoben hatte; er ward zum Verräther."

Nichtsdestoweniger war Maroto's Auftreten höchst glänzend. Die Aufhebung der Belagerung von Estella, zu welcher Espartero durch sein Vorgehen gezwungen wurde, war ein ausschlagender Gewinn. Auch gegen seinen neuen Feind, der sich gegen die Karlisten erhoben hatte, trat er kräftig auf, gegen Muñagorri nämlich, dessen Devise paz y fueros war, „weil", wie Herr von Goeben sagt, „der Erfolg dieses Mannes seinen Verkauf unnütz und weniger wichtig, mithin das Kaufgeld niedriger machen mußte." Aber auf dieses glänzende Gefecht folgte die Entsetzung, die fünf ihm im Wege stehenden Generale des Don Carlos Mißhelligung dieser Gewaltthat und sein Widerruf, welcher die Sache der Karlisten moralisch tödete.

Eine Ausrechtfertigung der Gefangenen verschaffte dem Verfasser die Freiheit wieder, der sich nun zur Armee Cabrera's begab und so Gelegenheit erhielt, diesen merkwürdigen Mann aus eigener Anschauung kennen zu lernen. „Als ich in der Armee Cabrera's ausgewechselt wurde", erzählt er, „war noch nie der militairischen Eigenschaften des jungen Helden schlechte, von eben so großen Vorurtheilen gegen ihn als Menschen befangen. Bei näherer Bekanntschaft erkannte ich, daß Cabrera immer fest und selbst streng war, daß er Vieles that, was in einem anderen Lande und anderen Kriege selbst verdammenswürdig wäre, daß er aber Alles, was ihm vorgeworfen wurde, nicht that, daß er verschuldet, und daß die Umstände dazu war. Für die Beurtheilung des von ihm gegen die feindlichen

Digitized by Google

Soldaten und Gefangenen Geschehenen muß der Hauptpunkt immer im Auge behalten werden, daß die strengen Repressalien stets gerecht, in einem Kampfe wie der auf der Halbinsel wüthende unumgänglich nothwendig sind und selbst unendlich mehr Blutvergießen verhüten." Die Schuld der Gräuelscenen, mit denen sich beide Parteien im Winter 1838—39 befleckten, schreibt der Verf. übrigens den Christinos zu. Veranlassung dazu soll gewesen seyn, daß die Christinischen Dragoner in der Schlacht bei Morella auf Parditas Befehl unter dem Rufe: hay no, hay no cuartel para vuestros! die Lanciers von Tortosa, die Pardon forderten, niedergemacht hätten, worauf Cabrera nach glücklicher Entscheidung des Kampfes alle Gefangenen vom Regimente Tortosa hätte niederschießen lassen. Damit wäre denn das Signal zu gegenseitiger Ermordung der Gefangenen gegeben worden.

Herr von Goeben begab sich nach seiner Auswechselung zunächst nach Chelon, wo er den Brigadier Arevalo, Unterbefehlshaber Cabrera's traf, der ihm erlaubte, sich seinen Truppen anzuschließen. Später wurde er Cabrera vorgestellt, der ihn indeß nicht auf sehr schmeichelhafte Weise empfing. Herr von Goeben, dessen Augen in der Gefangenschaft gelitten, trug eine blaue Brille, die Cabrera zu choquiren schien. Als Arevalo ihn vorstellte, sagte er: „Und diese Brille! Ist das Mode in Ihrem Lande?" Als Herr von Goeben die Schwäche seiner Augen anführte, bemerkte ihm Cabrera entgegen: „Vorwand, caraja! Keine Brille trug Herr von Goeben" — entgegnete ich sehr männlich: „So erlache ich Ew. Excellenz um einen Paß zu dem Heere des Grafen von España." Arevalo machte unserem Leben nachher bemerklich, daß ein Spanier, der so den Paß von Cabrera gefordert hätte, bei erster Gelegenheit unter irgend einem Vorwande erschossen worden wäre.

Herr von Goeben hatte noch ein neueres scharfes Zusammentreffen mit Cabrera, das auch seine Entfernung von dessen Corps zur Folge hatte. In dem Treffen bei Corbouneras vertheidigten die Christinos die Häuser des Dorfes mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit. In dem Augenblick, wo der General in das Haus trat, in welchen Herr von Goeben eingedrungen war, sah dieser, wie einige Freiwillige drei verwundete Christinos auf einem Winkel hervorgezogen, kaltblütig den ersten niederstießen und die Bajonette erhoben, um auch die beiden anderen zu opfern. Herr von Goeben's Ruf: „Halt, Insane! Pardon!" hemmte einen Augenblick ihre Wuth. Da herrschte Cabrera ihn finster zu: „Ich habe befohlen, kein Pardon, Herr Capitain!" ihn mit einem Zornesblick vom Kopf bis zum Fuße messend.

Nach einer Reihe von Erfolgen durchzogen Cabrera's Schaaren das Hügelland Castiliens und waren nur noch 12 Leguas von der Hauptstadt entfernt, als Cabrera plötzlich den Rückmarsch anordnete und die ersttauntem Truppen nach Aragon zurückführte. Die Nachricht vom Uebertritt Karl's nach Frankreich war eingegangen.

Hier fängt die Elegie an. Ueber den Traktat von Bergara sagt Herr von Goeben: „Es ist nicht zu verwundern, daß Karl V., unfähig, solche Verrätherei zu begehen, seinen Anhang nicht nur in ihr geworfene Netz nicht durchschaute, und daß er dann die Besonnenheit verlor und zagend floh, wo entschlossene Maßregeln und Energie die Schandthat zwar nicht mehr verhüten, aber doch ihre Wirkungen schwächen konnten." Nach seiner Meinung hätte der Thronerbe, der immer noch an der Spitze von 14—15,000 Mann stand, sich mit den Bataillonen von Castilien und Navarra und Aragonien durchschlagen sollen, aber „nach so bitteren Täuschungen an Allem verzweifelnd, bewog ihn sein immer gleich milder und christlicher Charakter, ferneres Blutvergießen zu vermeiden." Herr von Goeben scheint hier zu übersehen, daß der christliche Charakter Oberhaupt kein Blutvergießen gestattet, im irrthe Ansprüche durchzusetzen.

Nach dem Uebertritt des Königs blieben noch die Corps von Cabrera und des Grafen von España. Herr von Goeben sprach sich zum letzteren. Er schildert diesen als einen heftigen und rücksichtslosen, dabei wunderlichen und launenhaften Mann. Einen Ruf der Grausamkeit hatte er sich durch die blutige Unterdrückung des Ausstandes in Catalonien im Jahre 1827 erworben. Herr von Goeben vertheidigt seine Strenge als heilsam, obwohl selbst Zeugen über Sarsfield's Grausamkeit in den Baskischen Provinzen sich schwer belagt hatte. Nur zwei Eigenschaften verdunkelten nach des Verfassers Ansicht die hohen Eigenschaften des kräftigen Greises: er gab den augenblicklichen Einfällen seiner Laune zu sehr nach und wollte Alles ohne Ausnahme rücksichtslos auf militairischen Wege ordnen.

Herr von Goeben berichtet eine recht glänzende That des Grafen von España, die kurz vor seiner Ankunft vorgefallen war. Der greise Held (!) hatte die Besatzung von Ripoll bis auf den letzten Mann niedermetzeln, die Einwohner vertreiben, die Stadt zerstören und eine Säule mit der Ueberschrift aufrichten lassen: „Aequi fuë Ripoll." Und weshalb diese unerhörte Grausamkeit? Weil die Stadt vierzehn Stürme abgeschlagen hatte. Und kennzeichnend nennt Herr von Goeben diese Barbarei ein Beispiel rächender Strafe. Man sieht, ein Karlist hat nur für den Karlisten ein Herz.

In Cafferas wollte Herr von Goeben sich dem greisen Helden vorstellen lassen. Als Antwort auf seine Anfrage ließ ihm aber der wunderliche alte Mann den Befehl zugehen, sich mit seinen beiden Begleitern auf die Hauptwache zu verfügen. Westhalb? Graf hatte ihn für einen Franzosen gehalten, bis er bitter bald, obgleich er selbst von Geburt ein Franzose war. Indeß klärte sich der Irrthum auf, Herr von Goeben wurde befreit und in den Generalstab des Grafen aufgenommen, wo er indeß nur vier Tage blieb, da der Graf von der Junta beseitigt wurde.

Herr von Goeben machte sich nun wieder auf den Weg zu Cabrera nach Morella, wo, der Siegesherzog mit seinen Schutzgarden die zwanzigen Bataillone der Getreuen umschlossen hielt und Wache auf Wache stand, das so nahe und doch unerreichbare Ziel anstarrend, denn Verrath, Bestechung, Fälschung, Meuchelmord und Gift sind die Waffen, deren er sich meisterhaft zu bedienen weiß." Zum Beleg dieser harten Anklage führt er die Krankheit an, von der Cabrera in Horrera befallen wurde, und welche dessen geistige Fähigkeiten und Energie gänzlich lähmte. Herr von Goeben schreibt diese Krankheit einer Vergiftung zu und giebt diese Espartero Schuld, ohne zu sagen, woher er diese Ueberzeugung hat. Außerdem führt er mehrere Beispiele an, wo Espartero feindliche Anführer zu bestechen suchte, und diese scheinen allerdings besser konstatirt.

Obgleich die Sache der Karlisten jetzt als gänzlich verloren angesehen war und Herr von Goeben selbst nicht mehr die geringste Hoffnung nährte, so hielt er doch bis zum letzten Manne aus. Erst als Cabrera nach Frankreich übergetreten war und jeder Widerstand durch die Uebermacht der Christinos gebrochen war, ergab auch er sich in das Unvermeidliche. Er mußte sich in die Gewalt der Christinos geben, um einen Paß nach der Gränze zu erhalten. Welches seine Gefühle dabei waren, läßt sich leicht denken. „Als ich den triumphirenden Feinden mich überlieferte, schwand meine Kraft, ich fühlte mich niedergeschmettert, und nur der Gedanke, von den verhaßten Christinos umgeben zu seyn, konnte mich stärken, um im Aeußeren Ruhe und Festigkeit zu zeigen. Es war ja Alles vorbei!" Die ewig gerechte Sache, für die wir gelitten, deren Sieg das erhabene Ziel unseres Hoffens und Strebens bildete, — um der herrlichen Früchte so vieler Thaten, so vieles Blutes —, vielleicht auf immer — beraubt, sie unterlag der Uebermacht der usurpatorischen Regierung, welche sie so glorreich bekämpft, so oft mit dem Untergange bedroht, unterlag, weil ein Elender sich fand, ein Verräther, der, niedrigen Lebensklassen zu genügen, das Heiligste für Geld hingab."

Nach einem meuchlerischen Anfall verwundet, mußte er noch 6 Wochen im Hospital zubringen, sodann trat er die Rückreise an. In Barcelona sah er noch den Siegesherzog, den er als einen Mann von untersetzter Statur, dunkel gebräunten Antlitzes, mit feurigen Augen, scharf markirten, lichtigen Zügen schildert. Endlich überschritt er die Gränze. „Als ich die Brücke überschritten, die Spanien und Frankreich verbindet, zitterte ich bis wie von Ihm und jubelte und dankte Gott, daß er schützend aus diesem Leben und Weben mich befreit hatte, aus den Klauen Spanischer Volksaufklärer." *)

Syrien.

Erinnerungen aus dem Feldzuge gegen Mehmed Ali.

Von Patison Hunter.

V. Ein Streifzug ins Innere. **)

Hauptmann Lane hatte mir, ehe wir landeten, den Vorschlag gemacht, ihm auf einer Rekognoszirung der Streitkräfte Ibrahim's bei Gabie zu folgen. Bisher war es noch nicht versucht worden, den Feind im Innern zu rekognosziren; nur durch den neuen Emir Beschir hatten wir Kunde von ihm erhalten, die aber niemals befriedigend ausfiel. Der eben erfolgte Signalschuß, welcher die nantische Eroberung der Küste so glücklich vollendete, — ich meine den Sturm von Akko, — machte es gewissermaßen zur Bedingung, den nächsten Schritt nach dem Innern des Landes zu richten, und Herr Lane fühlte sich sehr geneigt, den Feldzug von seiner Seite zu beginnen.

Die Pferde meines Begleiters warteten seiner. Ich für meinen Theil ging auf den Markt von Beirut und kaufte mir einen vollkommen angeschirrten Klepper. Ehe der Tag graute, trabten wir Beide schon die Zlaganbahn entlang, die Beirut an der Seeküste begränzen. Einer der Bedienten des Hauptmanns, Antonio, war unser Führer und im Notfall unser Dolmetsch. Wir lenkten unsere Pferde einer schroffen Bergkette zu, die in der Entfernung einer starken Meile vor uns sich erhob. Zunächst wollten wir nach Hamana, der Residenz des Emirs, die wir nach fünfstündigem beschwerlichen Ritte — der Weg war rauh und führte außerdem bergan — glücklich erreichten.

Hamana ist unter einem überhangenden Kamm des Bergs Knisst erbaut. Ein langes abschüssiges Thal führt von der Stadt in gerader Richtung nach dem Meere; aber zu Pferde muß man Umwege machen. Als wir in das sehr bevölkerte Dorf einritten, sahen wir alle Emporen eines Hauptquartiers, in dessen Nähe der Emir ist. Ein wildes Gesindel mit Gewehren auf den Rücken fragte uns bald nach dem Zweck unseres Besuches und begleitete und dann sehr vertrauensvoll zum Emir. Der Ort wimmelte von kampfgerüsteten Männern und von Frauen und Kindern, die Schutz suchten. Wir kamen in einen großen von unregelmäßigen Gebäuden eingeschlossenen Hof, am äußersten Rande des Dorfes, mit prachtvoller Aussicht auf Berge und Meer. Man führte uns durch schmutzige Gänge in ein großes Gemach, an dessen Thür der Emir Abdallah (Bruder des regierenden Fürsten) und begrüßte und dann ausfragte. Hauptmann Lane entgegnete ihm, er sey ein Deutscher (tedesco) im Gefolge Selim-Pascha's und wolle über den Feind Erkundigungen einziehen. Jetzt sahte ihn der Emir sehr freundlich bei der Hand, führte ihn nach einem der schmutzigen Polster im Winkel, kaurte an seiner Seite nieder und — ließ Tabakspfeifen reichen.

Im Orient geschieht nichts übereilt; daher auch diese Erzählung sich gemächlich abwickeln muß. Zuerst muß ich die ausgezeichnet edeln Eigenschaften des Tabacks rühmen, den unser Wirth rauchte und gastfrei mittheilte. Anfänglich setzt Einen das sonderbare

*) Ein zweiter Artikel folgt nachstens.

**) Der zuletzt gegebene Artikel befindet sich in Nr. 133 des Magazins.

Digitized by Google

Schwellen dieses Tabacks in Staunen; kaum ist er eine Minute angezündet, so dringt er aus der Bowle hervor und wird fast dreimal voluminöser. Er hat ein herrliches Aroma und so gar keine Beize, daß sein Dampf nie die Augen angreift, wenn man sie auch dicht daran hält. Ich halte diesen Tabac für den edelsten, den es überhaupt nur geben kann; er wächst bei Dschebail und ist Monopol des Emirs.

Nachdem die Pferde der Begrüßung gerauscht war, kamen die Geschäfte zur Sprache. Hauptmann Lane sagte dem Emir, als die ersten und Alles mitgetheilt hatte, was er von seinen Freunde zu sagen wußte: eine förmliche Rekognoszirung würde doch wohl nothwendig seyn; und er erfuchte Sr. Hoheit, ihm zu diesem Zweck eine Eskorte von 50 Reitern zu bewilligen. Der Emir mußte zwar einräumen, daß seine eigene Sicherheit eine nöglichst genaue Untersuchung der Stellungen des Feindes erheische, hatte aber doch gegen die Vorschläge des Hauptmanns allerlei einzuwenden. Endlich gab er nach, setzte aber hinzu, er müsse heute Abend über die zweckmäßigsten Mittel zu Erreichung dieses Zweckes die Scheiche um Rath fragen.

Als die Sonne untergegangen war, aßen wir unseren Reis mit Hammelfleisch aus einer Schüssel mit dem Emir, der zum Nachtisch einen feurigen Wein vom Libanon serviren ließ. Es war empfindlich kalt geworden; der Emir hüllte sich in einen Pelz, der Hauptmann in eine Satteldecke aus Schaffell und ich in die Falten eines guten Nachtmantschen Plaid. Bald nach der Mahlzeit trat ein sehr alter Mann ins Zimmer; der Emir stand auf, schritt ihm vor der Thür ab; dann schritten sie bis in die Mitte des Zimmers, begrüßten einige Häuptlinge, indem sie mit der rechten Hand von den Lippen bis zur Stirn fuhren, und stellten sich in Form eines großen Halbkreises um uns auf. Es begann eine Debatte über den Vorschlag des Hauptmanns, deren Inhalt Antonio uns anfänglich dolmetschte; aber bald wurde der Lärm so groß, daß Antonio vor lauter Aufmerksamkeit sein Amt vergaß. Der Streit schien hauptsächlich die Stärke der Eskorte zu betreffen, die wir erhalten sollten: eine große Mehrheit stimmte für 200 Mann. Alle Chiefs hatten eine bestimmte Ansicht von der Macht des Feindes zu haben. Dergebens bemühte sich Hauptmann Lane, ihnen begreiflich zu machen, daß der ganze Erfolg in einem Falle, wie dieser, nur von einem kleinen, aber muthigen und entschlossenen Häuflein zu erwarten sey, welches eine Zeit lang unbeachtet vordränge und gerade hinreiche, um feindlichen Streifpartieen die Spitze zu bieten; daß er von den verlangten sunfzig Mann nur die Hälfte brauchen würde, um noch einem rasch angeführten Zug um die Berge zu vielerlei Zwecken des Kantonnements unverschens zu erreichen, während die Uebrigen in einiger Entfernung blieben und nöthigenfalls den Rückzug deckten. Er bemerkte ihnen, man müsse entweder ein sehr großes Corps oder einen sehr kleinen Trupp zu diesem Zwecke verwenden; das Erstere sey aber wegen Mangels an Leuten nicht möglich. Alles war tauben Ohren gepredigt — die Scheiche hatten von einer solchen Taktik keine Vorstellung. Endlich vereinigte man sich darüber, daß der Hauptmann am anderen Morgen mit hundert Mann Reiterei unter dem persönlichen Befehle des Emirs Abdallah aufbrechen sollte. Zeit ging die Gesellschaft aus einander, und man traf Vorkehrungen zum Nachtlager.

Als der Morgen graute, zogen wir mit einem herrlich berittenen Corps aus dem Dorfe. Sobald es heller wurde, beunruhigten sich die Bergbewohner mit Reiterkünsten und verstellten Angriffen. Drei oder vier Mann ihnen trieben ihre Pferde in vollem Galopp über den felsigen und holperigen Grund, um die Gewandtheit und Sicherheit der Thiere zu prüfen; Andere sprengten mit angelegter Flinte einher oder ließen ihre Pferde sich bäumen, als bestünden sie einen Angriff mit dem Speere.

In einer kleinen Stunde waren wir auf dem Gipfel dieses Theiles der Libanon-Kette, von welchem man eine weite Aussicht auf den jenseitigen (Anti-Libanon) und das dazwischen liegende breite Thal Bukaa hat, angelangt. Nun mußten wir abwärts — ein entsetzliches Ding! Nicht nur der Emir und seine Reiter mit einemmale viel vorsichtiger und bedächtiger wurden. Man schickte die zur Entfernung einer (Engl.) Viertel-Meile an jeder Seite Kundschafter aus und stellte Vorposten von 5 oder 10 Mann. Das erste Dorf (Sukrisch), zu dem wir gelangten, lag nur 1000 Yards von dem Thale Bukaa ab und gewährte ein trauriges Bild der Verödung und des Elendes. Wenige Tage vorher war es durch Ibrahim Pascha verbrannt worden, und noch immer rauchten die kahlen Mauern. Mehrere der unglücklichen Bewohner, die auf den höchsten Ruinen standen, riefen uns zu, wir möchten ja nicht noch näher kommen, sondern auch die Pest unter ihnen ausgebrochen sey.

Hier erlaube mir der Leser, bei Ibrahim Pascha und seiner Mordbrennerei etwas zu verweilen. Herr N. N., ein Franzose, der während des ganzen Aufenthalts und sämmtlicher Manöver, die Ibrahim auf dem Libanon und in der Bukaa ausführte, in dessen Lager anwesend war (ich hatte nachmals das Vergnügen, ihn kennen zu lernen), bemerkte mir einst: „Wenn Ibrahim von einem seiner zahlreichen Ausflüge heimkehrt, pflegen wir ihn zu fragen: Nun, was hat Ew. Hoheit gegen den Feind unternommen? wie ist der Erfolg gewesen? Recht gut, war dann allemal die Antwort: Ich habe dieses und jenes Dorf verbrannt und zerstört." Dabei zählte er die Dörfer an den Fingern her. Diese selbstmörderische Manier war die einzige Art Neugierden, die der Pascha uns jemals brachte. Wirklich war dieses das einzige offensive Verfahren des trefflichen Wüterichs in der letzten Zeit seiner Unternehmungen.

Als wir in die Ebene hinabstiegen, gab unser Freund, der Emir, seine Unsicherheit keineswegs zu erkennen. Das Dorf Sahle, wo der Feind sich verschanzt hatte, lag ungefähr wier Englische Meilen entfernt, am Fuß der Kette, auf welchem wir uns befanden; aber ein Hügel bei Sahle ragte so weit vor, daß er den Ort unseren Blicken entzog. Noch waren wir nicht weit vorgerückt, als der Emir erklärte, er sehe einen Reitertrupp, und augenblicklich Halt! rief. Der Hauptmann hielt sein Fernglas ans Auge und sagte dem Emir, was er sahe, seyen nur Pferde, die ruhig grasten und gar nicht aufgeschirrt seyen. Dann griff er unsere Gefährten bei ihrer schwachen Seite, bei dem Hasbuchen, an, indem er ihnen vorstellte, daß wir, wenn wir schnell heransprengten, jene Pferde zur Beute machen könnten. Das wirkte, und nun ging es in gestrecktem Galopp vorwärts. Der Freund Abdallah zeigte bald neue Symptome seiner ersten Besorgniß, und der Hauptmann, um nicht Zeit und Zweck zu verlieren, machte ein, wieder den Berg hinanzutreiben, damit wir von da, gegen Sahle uns bewegend, dem Dorfe ganz plötzlich so nahe als möglich kämen. Wir hielten uns jetzt auf der niederen Höhen und nahten sehr behutsam vor, während die Kundschafter uns vorauseilten, die höher gingen, um eine weitere Aussicht zu haben. Allmälig nahm sich das Thal, in welchem Sahle erbaut ist, und der Emir, wie Beide und ein halbes Dutzend von seinen Leuten gingen zu Fuß auf eine etwas nähere und günstigere Stellung los. Unser Fernrohre zeigten uns das Dorf und die Umgebungen sehr genau.

Das Dorf mochte etwa 300 Häuser zählen, darunter einige sehr beträchtlicher Größe. Es lag auf einem sehr steilen zugänglichen Hügel und war anscheinend ganz ohne Vertheidigungen. In der Nachbarschaft standen einige Zelte, bei denen ein Trupp Reiter biwakirte. Wenn, wie das Gerücht lautete, 12,000 Mann im Dorfe lagen, so mußten sie wie Häringe zusammengeschart. Gegen die Ebene hin sah man Pikets, und ein paar Feldstücke beherrschen die Abdachung des Hügels; wir bemerkten keine andere Kanonen als diese, obgleich Ibrahim einen großen Artilleriepark in Sahle haben sollte. Ein anderer Haufe Soldaten war in Reihe-Glieder (ziemlich eines Hohlgrundes und am Anfang der Ebene) aufgestellt. Der Feind schien von unseren Bewegungen nichts zu gewahren.

Wir befriegen unsere Pferde wieder und kehrten, um die entgegengesetzte Seite des Berges Knisk ziehend, nach Hamana zurück. Unterdeß zog sich finsteres Gewölk zusammen, und bald überholte uns ein starker Gewittersturm mit lauten Donnerschlägen, die weit im Gebirge wiederhallten. Wir hornten unsere Pferde und warten nach drei Stunden wieder in der Behausung des Emirs.

(L. S. f.)

Mannigfaltiges.

— Audin's Lebensgeschichte Calvin's. In der neueren Zeit hat kaum irgend ein Buch unter den Protestanten Frankreichs und der Schweiz so viel Aufsehen gemacht, als die von Audin herausgegebene Geschichte des Lebens und der Schriften von Jean Calvin.*) Es ist als Gegengewicht der Geschichte der Reformation von d'Aubigné erschienen, welche schon vor einigen Jahren wie Federn in Frankreich und in der Schweiz in Bewegung setzte. Letzterer nämlich ist Katholik, und zwar streng Römisch gesinnt; er sieht alle die Reformation von anderer Seite auf, als der protestantische d'Aubigné, und da er es zu diesem Behufe an kostbaren Forschungen in der Bibliothek von Paris und in den Manuskripten unserer Handschriften-Schätze nicht hat fehlen lassen, so ist es ihm gelungen, manches gewichtige Material zusammenzubringen, das besonders bei den schwachen Seiten, welche die Persönlichkeit Calvin's darbietet, nicht ohne Wirkung bleiben kann. Wir haben hier darauf hinweisen zu müssen geglaubt, weil sich gewiß auch in Deutschland Männer finden, die von dem Werke Audin's nähere Kenntniß nehmen und seine auf subjektive Ansichten gestützten Behauptungen würdigen werden.

— Rom und Jerusalem. Herr Julius von Voss, ein Französischer Namensvetter des Englischen Ritters der „Berliner Dame", hat so eben unter diesem Titel die Beschreibung einer Reise nach Italien und Palästina herausgegeben.**) Wer dann jemals etwas mehr, als er schon weiß, über Rom oder Jerusalem zu erfahren denkt, der läuft sich gewaltig, selbst wenn ihm von hiesen beiden Städten noch gar nichts bekannt wäre, dem das Wenige, was darüber in dem Buche mitgetheilt ist, dessen des Irrthümern. So erzählt der Verf. z. B. bei Gelegenheit der Erwähnung eines Augustiner-Klosters in Rom: „Alle Augustiner-Klöster in der Schweiz, mit Ausnahme desjenigen allein, in welchem Luther Mönch gewesen, sind reformirt worden." In Jerusalem, erzählt der Verfasser, habe er Rosenwasser auf die Marmorplatte gegossen, welche das Grab des Erlösers deckt; die giebt, sagt ein Französisches Journal dazu, ein Idee von dem ganzen Buche: — es ist Rosenwasser, weiter nichts!

*) Histoire de la vie et des écrits de Jean Calvin. Par M. Audin.
**) Rome et Jérusalem, par M. J. d'Arenol. — Paris, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Freitag den 19. November 1841.

Polen.

Das Berliner Katheder für Slawenthum.

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß sie, der starren Reproduction satt, sich für den leichteren Fortschritt neue, unverbrauchte Nahrungs-Elemente sucht, die mit aller Frische und Lebendigkeit den in sich selbst gehemmten Geist erfüllen und zur freieren, selbstständigeren Forschung anregen. Wir gingen nach Asien und Amerika und bereicherten von dorther mit historischen, geographischen und physikalischen Notizen unser wissenschaftliches Feld; doch bei allen diesen wissenschaftlichen Erkursionen blieb das Slawenthum, wie eine terra incognita, welche Niemand kennen lernen mochte, zur Seite liegen und hatte für Europa eine bloß politische Bedeutung. Die Schuld daran liegt aber auch theilweise im Slawenthume selbst; denn es giebt kaum eine andere Nation, welche durch einen so langen Zeitlauf ihres Bestehens so wenig für ihre intellektuellen Interessen gethan hätte, als die Slawische. Die politischen Verhältnisse des Landes können eine Rechtfertigung gewähren. Die Intelligenz errang kein Gleichgewicht mit der übrigen Europäischen; das hat das Slawenthum eingesehen und eingestanden. Aber dieses Eingeständniß war der eigene Sporn zu der lebendigen Entwickelung, die das übrige Europa heute fast anstaunen möchte. Wir sehen nach Russland, welcher Eifer für die Entwickelung und welche Schnelligkeit des Fortschritts! wir sehen nach Polen, und welch ein mächtiger Riesenarm bewegt das ganze Heer der Literatur! bewegt es einig, nach einem Ziele — die Nation unterdrückt zu machen.

Wahrlich, eine sichere Unsterblichkeit, sicherer, als wenn Polen mit dem Scepter der Herrschaft das Anrecht auf seinen Nachruhm hätte gern wollte! Aus dem Schutt der vergangenen Jahrhunderte erhebt Polen als ein glänzender Phönix, um in seiner Jugendkraft schreitet es wacker vorwärts — der Wahrheit entgegen, jener Wahrheit, die, wenn sie das Eigenthum einer Nation geworden ist, den effektiven Grundpfeiler ihrer Existenz bildet — und dieses richtige Bewußtseyn von der Wahrheit wird Polen unter die Nationen Europa's einweihen, wenn selbst der Nachruhm der That bei ihm verschwindet. Darum darf man in diesem Sinne wohl sagen: „Noch ist Polen nicht verloren!“ — ohne daß die Nation von anderen Seiten der Vorwurf der Monomanien-Liebhaberei gemacht werden kann. Diese neue Richtung, die wohl kaum erst seit einem halben Decennium geweckt ist, nachdem die gelehrte Welt sich über ihren Standpunkt gereinigt hatte, verdient die Anerkennung, welche man nun auch von allen Seiten zu bringen eilt. Der schroffe Gegensatz zwischen Germanismus und Slawianismus fängt an zu schmelzen, es beginnt eine gütige Communication, und diese bringt neues Leben in beide Theile.

Diese Worte, die vielleicht nicht zum erstenmale ausgesprochen sind, sollten uns nur zu der Einsicht führen, eine wie zeitgemäße Erscheinung die durch die Munificenz Sr. Maj. des Königs angeordnete Errichtung eines Lehrstuhles im Herzen von Deutschland für Slawische Literatur ist.

Herr Dr. Cybulski, der seine Studien der philosophischen Wissenschaften hauptsächlich des Slawenthums in so umfassender Art umfaßt hat, daß er ein würdiger Repräsentant des Slawischen Lehrstuhls in Deutschland zu werden verspricht, hat auf der hiesigen hohen gleichen Universität zwei Vorlesungen begonnen: über die Polnische Grammatik und über Slawische Alterthümer. Beide können als vorbereitende Elemente der später erfolgenden Vorträge über Slawische Literatur dienen. In der ersteren Vorlesung lernen wir zunächst die Varietäten der verschiedenen Slawischen Mundarten kennen und die Gesetze, wonach wir ihren Stamm beurtheilen sollen; in der letzteren erfahren wir vorläufig die historischen Anfänge der Slawischen Nation, die Sitze der einzelnen Volksstämme, und später wird sich die Vorlesung über das Alterthum in seinem ganzen Umfange ausbreiten.

So wenig diese Vorlesungen bloß für die in Berlin lebenden Polen angeordnet wurden, um so mehr muß man sich wundern, daß unter den Zuhörern fast gar keine Deutschen zu entdecken sind. Dagegen nehmen die hier weilenden Polen ein sehr lebhaftes Interesse an jenen Vorlesungen; ja es darf überhaupt nicht verkannt werden, daß die Polnischen Studirenden ein echt wissenschaftliches Element in sich tragen und zu dem eigentlich nationellen Geiste exkrescirend anstreben. Wir wünschen dem Studium des Slawenthums in Deutschland Gedeihen, dessen Vertretern einen umfänglichen Wirkungskreis und auch den Deutschen Studirenden einige Empfänglichkeit dafür.

A. M.

Frankreich.

Der Kardinal del Pietro als Staatsgefangener.

(Ein Beitrag zur Geschichte der Regierung Napoleon's.)

Noch ist die Zeit der ruhigen, unparteiischen Beurtheilung für Napoleon nicht gekommen. Während er von den Einen fast zum Pygmäen herabgewürdigt wird, erheben ihn die Andern als einen Halbgott bis zum Himmel. Erst in der Zukunft, die vielleicht entfernter liegt, als wir glauben, wenn unsere eigenen Erinnerungen und Traditionen, wenn wir, seine Zeitgenossen, ausgestorben seyn werden, erst alsdann wird der Kaiser, der für sich allein eine ganze Dynastie bildet, die Stelle in der Geschichte einnehmen, die ihn nach einem gerechten, unparteiischen Urtheil gebührt.

Eine unbestreitbare Thatsache bleibt es, daß Napoleon, trotz seiner ungeheuren geistigen Ueberlegenheit, sich vor einem gewissen Rausche, einer Art Schwindel, nicht in Acht zu nehmen wußte, der alle diejenigen überfällt, die von unten hinauf zum Gipfel der höchsten Macht emporsteigen. Unter den von ihm begangenen zahlreichen Fehlern würfe keiner wohl so geringen seyn, die Wahrheit dieser Behauptung zu bezeugen, als sein plötzlicher Bruch mit dem Papst Pius VII., und die geschichtlichen Erörterungen werden es bestätigen, daß die grausame Pause, deren er sich gegen einen edlen, Gott ergebenen Greis schuldig wurde, gewissermaßen den fatalen Wendepunkt, den ersten Schritt bezeichnete, der Napoleon zu dem Abgrunde fortriß, welcher endlich sein Glück und seinen Genius vernichten sollte.

Pius VII. war, auf Befehl des Kaisers, schon seit einiger Zeit nach Savona zurückgekehrt, als der Kardinal del Pietro, den der Papst, als er Rom verließ, zum Delegaten ernannt hatte, nach Paris beordert wurde. Er begab sich dahin, ohne jedoch die Verwaltung der Kirchen-Angelegenheiten aufzugeben; aber da er der religiösen Feierlichkeit der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise nicht beiwohnen wollte, wurde er unmittelbar darauf nach Semur verwiesen. Man verbot ihm zu gleicher Zeit, die Insignien seiner Würde zu tragen, und untersagte ihm die Korrespondenz mit dem Papste.

Inmitten dieses durch den beleidigten Stolz Napoleon's aufgeregten Sturms sand Pius VII. ruhig in seinem Gewissen und Glauben die nöthige Kraft für den Kampf, den er zu bestehen hatte. Ein gegen den Kaiser geschleuderter Bannstrahl ward insgeheim mehreren Französischen Bischöfen und Kardinälen, so wie dem Kardinal del Pietro, zugefertigt; aber die Polizei, die auf Anordnung des Herrn von Chabrol drei Papst in seiner Umgebung bewachte, war so aufmerksam, daß die Liste der Personen, denen die Bulle zugesandt wurde, zu Paris bereits bekannt war, bevor noch die Bulle selbst an ihre Bestimmung gelangt war.

Blüthend über diesen feindseligen Akt, gab Napoleon sogleich Befehl, die Italiänischen Kardinäle, die sich in Frankreich befänden, arretiren und in Vincennes einsperren zu lassen. Achtundvierzig Stunden darauf wurde der Kardinal del Pietro zu Semur aufgehoben, auf einen Postwagen geworfen und unter der Eskorte eines Gendarmerie-Offiziers nach Paris abgeführt.

Es war acht Uhr Abends, als der ganz mit Staub bedeckte Wagen im Hotel des Polizei-Ministers, das damals am Quai Voltaire gelegen war, anhielt. Der Minister und Desmarest, der ihn in dergleichen Angelegenheiten zu vertreten pflegte, waren gerade abwesend. So wurde denn die Italiänische Eminenz von dem General-Inspektor Pâques empfangen.

„Mein Herr!“, sagte der Kardinal in geläufigem Französisch, aber mit Italiänischem Accent, „man hat mich zur Abreise genöthigt, ohne mir auch nur Zeit zum Frühstücken zu lassen, und ich habe auf dem ganzen Wege, den wir ohne Aufenthalt zurückgelegt, nichts zu mir genommen: ich bitte Sie demnach vor Allem, mir ein Mittagsmahl geben zu lassen.“

„„Herr Kardinal!““, antwortete Pâques, „„Sie werden im Hotel de la Force speisen.““

„Nun, so werde ich Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mich sogleich nach diesem Hotel führen lassen.“

„„Ich werde selber die Ehre haben, Ew. Eminenz zu begleiten; lassen Sie mich nur vorher einige nothwendige Anordnungen treffen.““

Digitized by Google

„Ach, mein Gott! machen Sie sich nur keine Umstände; glauben Sie mir, daß ich nicht eben darauf aufgelegt bin, nach eitlen Genüssen zu verlangen: eine Schüssel Macaroni, den ersten besten Fisch, einiges Gemüse, ein wenig Backwerk und ein Dessert ...“

Päques lächelte, doch so verstohlen, daß die Eminenz nichts bemerkte; er ging hinaus und kam erst nach Verlauf einer Stunde wieder. Der Kardinal bemühte sich diesmal nicht, seine üble Laune zu verbergen.

„Warum“, rief er, „sagt man es nicht frei heraus, daß man beschlossen hat, mich vor Hunger umkommen zu lassen!“

„„Verzeihung, Herr Kardinal“, unterbrach ihn Päques; „„ich habe mich ein wenig verspätet, aber deshalb bin ich doch hier ...“

„Und Sie wollen mich nun ins Hotel de la Force begleiten!“

„„Auf der Stelle, augenblicklich.““

„Sehr schön! Aber ein Sie nur, zum Himmels willen, denn ich bin förmlich verhungert.“

Nun begiebt man sich zu Wagen, zur großen Zufriedenheit des Kardinals, der nicht den geringsten Zweifel darüber hegt, daß das Hotel de la Force irgend ein vornehmer Palast sey, wo er mit der seinem Charakter, seinem Alter und seiner Prälaturwürde gebührenden Rücksicht und Achtung behandelt werden würde. Doch bald hält die Equipage in einem kleinen finsteren Gäßchen vor einer niedrigen Thür an. Päques steigt zuerst aus; er fordert den Kardinal auf, ihm zu folgen, sodann empfiehlt er ihm, das Haupt etwas zu bücken. Der Prälat bückt sich.

„Noch mehr, noch mehr, ehrwürdiger Herr“, sagte Päques, „wir müssen hier durch diese kleine Pforte.“

„„Wahrlich, ein sonderbarer Eingang“, versetzte der Kardinal, „„für die Wohnung der ehemaligen Herzoge de la Force.““

Kaum hatte er dies ausgesprochen, als er sich schon in einem gewölbten Saale befand, der von Männern dicht war, die, in eine etwas verdächtige Uniform gekleidet, fast alle einen Bund Schlüssel in der Hand hielten. „Geben Sie hier durch“, sagte einer dieser Männer mit rauher brutaler Stimme zu ihm.

Der Kardinal hatte sich von seinem Erstaunen noch nicht erholt; er wandte sich, um seinen Führer zu fragen, aber schon war der General-Inspektor Päques verschwunden.

„Wo bin ich denn?“ rief er endlich.

„„Seyen Sie nur ruhig““, erwiederte einer der Schließer, „„sie befinden sich in Sicherheit. Sie sind im Hotel de la Force, das ist Alles.““

„Wie! dieses Hotel de la Force ist also ein Gefängniß!“

„„Die Wahrheit zu sagen, ist es etwas der Art ...““

Der Kardinal schwieg; ein Viertelstunde darauf führte man ihn in ein kleines Gemach, das auf einem elenden Bette, einem wurmstichigen Tische und einem Stuhle möblirt war. Kaum war der Kardinal eingetreten, als ein lautes Fluchen und Lästern in der benachbarten Zelle sich vernehmen ließ.

„Was ist das!“ rief der Kardinal ganz erschreckt; „was ist das!“

„„Ei, man kann hier nicht zu viel Prätensionen machen; es ist ein Dieb, der eben seine Galle ausschüttet, nachdem er sechs Monate da gebrummt.““

Der Prälat vermochte sich nicht länger zu halten; die Geduld, mit der er sich gerüstet, war ihm ausgegangen. „O! es ist schrecklich“, rief er; „einen Kardinal der heiligen Römischen Kirche neben einem Diebe einzusperren!“

„„Allerdings““, bemerkte der Schließer, „„mag dies etwas sonderbar scheinen; aber zum Henker, das kommt Alles auf Gewohnheit an; das Leben ist eine Reise, heißt es in der Oper; Alles kommt eben nur darauf an, daß man mit dem Nachen so gut als möglich lavire und zusehe, was für einen Ausgang der Sturm endlich nehmen werde.““

Der Kardinal erwiederte nichts, denn an der Sprache seines Gegners konnte er wohl abnehmen, daß Jener eben nicht so ahnen sey, als er sich das Ansehen zu geben bemühe schien.

Sobald er allein war, warf er sich angekleidet auf das für ihn bestimmte elende Lager. Eine Viertelstunde darauf brachte man einige Thon von dem Inspektor der Anstalt zugelassene Getränke, die mit etwas mehr Sorgfalt als gewöhnlich zubereitet waren. Allein er rührte die groben Speisen nicht an, und er hatte bereits zweifundsiebzig Stunden nichts gegessen, als man ihm anzeige, daß er zum Polizei-Minister geführt werden solle. In der That ließ man ihn sogleich in einen Wagen steigen, der ihn nach dem Hotel am Quai Voltaire brachte. Dieses Mal wurde er von dem Staatsrath Réal empfangen.

„Ah! mein Herr“, sagte der Prälat vor Allem zu ihm, „man hat hier zu Lande gar wenig Respekt für unsere heilige Religion, und eben so wenig nimmt man Rücksicht auf ihre Diener.“

„„Glauben Sie mir, Herr Kardinal““, erwiederte Réal, „„daß ich solches bedauere, wenn man es an der Achtung hätte fehlen lassen, die Ihnen aus so vielen Gründen gebührt.““

„Achtung! ... Achtung! ... Aber wissen Sie, mein Herr, wo man mich die Nacht hat zubringen lassen, mich, einen Kardinal! ... neben einem Diebe!“ ...

„„Das ist übel, sehr übel““, sagte Réal; „„jedoch hat sich, ein Mal in seinem Leben, selbst unser Heiland in einer noch schlimmeren Gesellschaft befunden.““

„Sehr wahr, sehr wahr, mein Herr; es ist gewiß, daß unser Herr ... aber ... ein Kardinal ... ein Kardinal der heiligen Römischen Kirche in Gesellschaft von Banditen!“

„„Ich gestehe““, erwiederte hierauf der Staatsrath, „„daß man besser hätte verfahren können, und ich werde Befehl ertheilen, daß dergleichen in Zukunft nicht mehr vorkomme; indessen muß ich, und Sie werden die Formalität wohl entschuldigen, ich muß Sie zuvor Verhör nehmen.““

„„Ich verstehe; allein was diesen Punkt betrifft, so können Sie sich alle Mühe sparen, denn ich werde auf keine Ihrer Fragen antworten. Von dem Innern meiner Seele und meines Gewissens glaube ich Niemanden Rechenschaft ablegen zu dürfen, als Gott, und nächst ihm dem heiligen Kollegium zu Rom.“

„„Es sey also; nichts zwingt Sie, auf meine Fragen zu antworten, und es handelt sich ja übrigens nur um eine Formalität, was wir zu wissen ein Interesse haben, wissen wir schon. Sie können Sie z. B. nicht leugnen, daß Sie vor drei Tagen einen Brief vom Papste erhalten haben.““

„Vielleicht, ich werde es nicht leugnen. Ich habe einen Brief empfangen, er ist mir durch eine sichere Hand zugestellt worden; das Siegel war unverletzt, und ich habe ihn, gleich nachdem ich ihn gelesen, verbrannt ... O! mag Ihre Polizei immer so gescheidt als sie wolle; Gott ist für uns!“

„„Es versteht sich von selbst, daß unsere Polizei nicht gegen anzukämpfen vermag, und es ist zuweilen sehr übel ... Aber in Sache, da Sie gestehen, Ihren Brief empfangen zu haben, so wird es Ihnen eben so leicht werden, mir zu sagen, was in demselben enthalten war?““

„O! was das betrifft, so ist es etwas Anderes! Machen Sie sich keine kleine Hoffnung, mein theurer Herr, das werden Sie nie erfahren.“

„„Wahrlich, mein Herr Kardinal; erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, daß das sehr schlimm sey.““

„Für Sie, allerdings; und ich bedaure es in der That, denn nach dem Aeußeren scheinen Sie mir ein braver Mann; aber es muß Ihnen erklären, daß, wenn ich auch den Rest meines Lebens in Ihrem schrecklichen Hotel de la Force zuzubringen gezwungen würde, Sie dennoch durch mich kein Wort von dem Inhalte jenes Briefes erfahren werden.“

„„Dies Verfahren steht mit sich selbst im Widerspruch“ — „Mag's seyn.“ — „„Ohne Zweifel; denn wenn Sie mir durchaus nicht sagen wollen, was jener unglückliche Brief enthält, so werde ich mich genöthigt sehen, den Inhalt desselben Ihnen selber zu Gedächtniß zurückzurufen.““

„O!“ erwiederte der Kardinal lächelnd, „das klingt wie ein Kriegsruf, aber ich werde mich keineswegs fangen lassen; das Siegel, ich wiederhole es Ihnen, war unverletzt.“ — „„In wohl, ganz unverletzt, ich bin davon überzeugt.““ — „Nun denn, da mir der Brief durch eine sichere Hand zugestellt worden, so bin ich ganz ruhig, und wenn die Verfolgung sich auf meinen Verwand gründen sollte, so kann sie wenigstens nur mich allein treffen.“

„Mein Gott! mein Gott! mein Gott!“ rief er mehr denn einig. „Sie glauben, auch habe ich ja nur damit angefangen. Sie zu bitten, mir den Inhalt des Briefes mitzutheilen.“ — „„Also wollen Sie ihn doch nicht.“ — „„Verzeihung, ich räume diesen Punkt nicht ein, die Konsequenz ist nicht streng.““ — „Wie! Sie verbrehen darauf, zu behaupten, daß Sie den Inhalt kennen!“ — „Ohne allen Zweifel.“ — „Und Sie würden ihn mir sogleich genau vorzutragen im Stande seyn?“ — „„Ganz genau: ja ich will noch mehr thun und Ihnen die Ueberzeugung vor Augen bringen, denn der Text war Italienisch.““ — „Das ist ja viel für dies Mal!“

„„Allerdings ist es viel““, antwortete Réal; zu gleicher Zeit zog er ein Papier aus einer Mappe und fing an, mit gleichgültiger Miene die Ueberlesung des Briefes vorzulesen. Je mehr sich die Lektüre dem Ende näherte, desto mehr gab der Kardinal Zeichen eines unsäglichen Erstaunens.

„Das verwirrt die Einbildungskraft“, rief er, als der Staatsrath endlich war, „ich habe das Siegel genau untersucht; es war unverletzt, ich bin davon überzeugt, und ich habe den Brief selber verbrannt, ohne ihn irgend Jemanden mitzutheilen!“

„„Bleiben wir nun hierbei stehen, Herr Kardinal; gewiß, ich dürfte wohl leicht Repressalien gebrauchen und Ihnen sagen, daß die mir erfahren werden, wie wir dazu gelangt sind, und die Kopie jenes Briefes zu verschaffen; aber ich will redlicher mit Ihnen verfahren. Alles thätig in übrigen keineswegs so geheimnißvoll, als Sie sich leicht glauben: Sie haben den Brief verbrannt, nicht wahr?““

„Ja wohl, ich selbst, ich habe die Flamme gesehen, die ihn vor meinen Augen verzehrte.“

„„Sehr wohl; aber Sie haben die Asche nicht gesehen. Aber diese Asche, diese von Ihnen vernachlässigten Spuren, haben wir aufgesucht; einer unserer geschicktesten Chemiker, ein Franzose, von Chaptal, hat sie einer chemischen Analyse unterworfen, und so haben wir den Inhalt des Briefes Wort für Wort wiedergefunden.““

„Erklären Sie keinen Spaß, mein Herr, ich bitte Sie, sprechen mir wohl keine so kindische Leichtgläubigkeit zutrauen, daß ich diese schlecht erdichtete Fabel für Wahrheit annehme. Sie haben ein anderes Mittel angewandt.“

„„Es kann wohl seyn; aber dieses andere Mittel, ich werde Ihnen nicht eher mittheilen, bis Sie mir sagen wollen, wer das schwiegene Mittelsperson war, deren sich Sr. Heiligkeit bedienten.“ — „Unmöglich, mein Herr; lieber will ich an die chemische Kunst der Herr glauben, als ... — „Wie Ihnen beliebt: so behalten wir denn unser Geheimniß, und Jeder für sich.““

„Ich wollte Sie jedoch“, sagte der Kardinal nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, „um eine Gnade bitten: nämlich mich auf wiederum nach dem Hotel de la Force bringen zu lassen.“

„„Das ist keinen Augenblick meine Absicht gewesen““, antwortete Réal; „„wollen Sie mir vor Allem die Ehre erzeigen, mit mir zu speisen, mein Herr Kardinal. Ich werde Sie alsdann selber zu einem Schlosse führen, wo Sie Personen von Ihrer Bekanntschaft treffen werden.““

Digitized by Google

„Und wo ich als Gefangener sein werde?“

„Ich bedaure, daß ich mich genöthigt sehe, die Frage zu verneinen.““

„Der Wille Gottes geschehe!“ erwiederte der Kardinal.

Während des Diners war man ziemlich heiter, und der würdige Prälat ehrte dasselbe durch einen Appetit, der geeignet war, Zeugniß abzulegen von seiner bisherigen großen Resignation. Als der Abendrang gekommen war, stieg der Kardinal mit dem Staatsrath in einen Wagen, der sie nach Vincennes abführte, und Monsignor di Pietro ward in Besitz eines kleinen Zimmers gesetzt, das für ihn in Bereitschaft war. Bald erschienen alle seine Leidensgefährten die Kardinäle Consalvi und Oppitroni, so wie der Abbé d'Astros, Generalvikar der Diözese von Paris, deren Stuhl seit dem Tode des Kardinals Dubrollay vakant war. Der Herr von Astros hielt sich über die Lage in die sich der Kardinal del Pietro versetzt, auf, indem er ihm seine große Freimüthigkeit vorwarf.

„Sie hätten“, sagte er, „um keinen Preis gestehen sollen, daß Sie einen Brief vom heiligen Vater erhalten haben.“ — „„Aber denn Sie nichts gestanden haben, Herr Abbé““, versetzte der Kardinal, „„wofür kommt es denn, daß Sie sich hier befinden?““

„O! was mich anbelangt, so verhält es sich anders, wenigstens sagt es nicht an einem Mangel an Verschwiegenheit. Hören Sie, wie ich diese unglückliche Affaire verwickelt wurde. Ich kam nach den Tuilerieen, um dem Kaiser an seinem Geburtstage Glück zu wünschen, als Herr Réal zu mir trat und sagte: „„Mein Herr Abbé, wollen Sie wohl gefälligst mit mir gehen; Sr. Majestät der Kaiser haben mich beauftragt, Sie zu ersuchen, mir zu folgen.“ — „„Aber kann mich zu seinem Wagen und forderte mich auf, einzusteigen; er nahm neben mir Platz und befahl, nach meinem Hotel zu fahren. Unterwegs sagte er zu mir: „„Herr Abbé, wissen Sie nichts von der Bannbulle, die der Papst ausgefertigt?““ — „„Nichts“, erwiederte ich, „was mich dabei persönlich angingе; ich habe davon Kenntniß erhalten, wie alle Welt.“ — „„Und Sie haben bei dieser Gelegenheit keine Botschaft vom Papste erhalten?“ — „Keine.“ — „Dies werden wir unterhalten müssen.““ — Das Wort war nicht öflich, aber ich that so, als wenn ich nicht darauf gehört hätte. Nach zehn Minuten kamen wir im exzbischöflichen Hotel an. Réal egab sich ohne Weiteres nach meinem Zimmer. — „„Herr Abbé““, agte er ihrer zu mir, „„ich glaube, daß Sie klug handeln würden, enn Sie gestanden, daß Sie einen Brief von Sr. Heiligkeit erhalten haben.““ — Ich hätte eben so verfahren können, wie Ew. Eminenz, ämlich sagen, daß ich keinen Brief empfangen und ihn verbrannt habe; ich hatte beschlossen, Nichts zu gestehen. Folgte es ginge, daß ich zu verraten: ich hielt mich tapfer, ich gestand nichts; aber das länglück wollte, daß Réal's Aufmerksamkeit gleich anfangs auf einen Korb unter meinem Büreau gelenkt wurde, in den ich die unnützen Papiere hinein zu werfen pflegte. Er ergriff einige dieser Papiere, und das erste, das sich seinen Blicken darbietet, ist gerade das Konzept der Antwort, die ich an Seine Heiligkeit entworfen und in welcher ich, nächst der Meldung des Empfanges der Bannbulle, dem heiligen Vater anzeigte, daß dieselbe durch meine Vermittelung in der Diözese verbreitet würde. — Zwei Stunden darauf wurde ich hierher abgeführt, und Sie sehen, Herr Kardinal, daß es wenigstens nicht der Mangel an Verschwiegenheit war, der mich hierher geführt.“

„„O! mein Herr Generalvikar““, versetzte der Kardinal, „„wenn ich zu freimüthig gewesen bin, so gestehen Sie nur, daß Sie sehr leichtsinnig gewesen!““

Der Kardinal del Pietro blieb zu Vincennes bis zum Jahre 1813, wo er endlich die Erlaubniß erhielt, sich zum Papst zu begeben, der sich damals als Gefangener zu Fontainebleau befand. Während der langen Gefangenschaft hatte er nicht einen Augenblick eine Ruhe und seine gute Laune verloren: ja er schien nicht einmal einen Groll gegen Napoleon zu hegen, denn mehr als einmal hörte man ihn, bei der Nachricht von einem neuen Siege des Kaisers, in gutmüthigem Tone sagen: „O! was würde der verdammte Mensch nicht Alles ausgeführt haben, wenn er nicht im Bann wäre!“

Horace Raisson.

Belgien.

Meister Adam Borreel, der Religionsmacher.

(Fortsetzung.)

Als die Mittagsstunde nahte, zerstreuten sich die Gäste der aufranzenden Schenke. Adam Borreel nahm einen Krug und wollte sich zu seinem eigenen Gebrauche Bier aus seiner Tonne zapfen, doch wie erstaunte er, als er die Tonne leer fand. Nachdem er sich von seiner Verstarrung erholt hatte, überlegte, untersuchte, prüfte er und entdeckte durch genaue Nachforschung, daß seine Tonne, die gegen die seinen Zeitwand gelehnt stand, von außen am anderen Ende angespalt war; auf diese Weise hatte freilich sein eigenes Bier von dem Soldaten, ohne Verlust für diesen, zu drei Liards verkauft werden können. Bei wem sollte er wohl darüber Klage führen? Adam Borreel hatte die Süßigkeiten eines Feldlagers hinreichend geschmeckt und entschloß sich, die Soldaten ihrer Verstocktheit zu überlassen; er schüttelte den Staub von seinen Füßen und lenkte seine Schritte nach dem Spanischen Brabant hin. „Um Kriegsleute zu führen“, sagte er unterwegs zu sich, „muß man Studien ganz besonderer Art genacht haben. Ich will lieber einige Zeit mit dem niederen Volke verkehren und eng verbunden leben und seine Art, zu handeln und zu denken, beobachten.“

Ohne weiteres Mißgeschick langte er in Hoogstraeten an, wo er über Nacht zu bleiben beschloß; er trat in die beste Herberge des Orts, konnte aber kaum, weil die Nähe der feindlichen Posten Hoogstraeten mit Soldaten überfüllt hatte, ein Bett zugewiesen bekommen. Das Gewitter bedrohte ihn jedoch, er konnte in so am besten das Volk studiren. Feinschmecker, wie er war, bestellte er sich ein gebratenes Huhn, und zwar das beste, das man nur herausfinden könne; während es briet, mischte er sich unter die Gruppen und suchte eine Unterredung anzuknüpfen, welche ihm Gelegenheit zur Darlegung seiner Lehre geben sollte; Wenige aber hörten auf ihn, noch Wenigere standen ihm Rede, und nur ein einziger Mann mit einem großen Säbel und einem ungeheuren Rohr schenkte ihm einige Aufmerksamkeit, aber in ganz anderer Absicht, dieser Mann war der Amtshauptmann des Dorfes und hatte sich schon beim Wirth erkundigt, ob dieser Fremde auch nicht ein Emissär der Greuel sey. Der Wirth, der unsern Borreel für einen ganz unverdächtigen Menschen hielt, beruhigte den Landvogten, dessenungeachtet mußte der Zerländer doch seine Papiere vorzeigen; sein Empfehlungsschreiben an Peter Scholiers, der sehr bekannt war, that gute Wirkung; auch machte ihn der Titel Doktor, den ihm der Wirthsleut wurde, besonders achtungswürdig, und der gute Einfall, daß er sein Landsbrodten aufforderte, mit ihm eine Flasche Portugiesischen Weins zu leeren, beruhigte Letzteren vollkommen und sicherte unserem Adam das Recht, ganz ungehört in der großen Herberge von Hoogstraeten sein Abendbrod verzehren zu können.

Da er zu großen Appetit verspürte, so wartete er die Stunde der allgemeinen Mahlzeit nicht ab, sondern ließ sich sein Huhn, sobald es fertig war, auftragen; mittlerweil hoffte er auch dadurch die Gunst der Gesellschaft zu gewinnen, der Wirthin ein Kompliment zu machen. Er setzte sich zu Tische, summte ein kleines Zerländisches Lied gegen die katholische Geistlichkeit, brach sich eine Brodkruste ab, zermalmte sie zwischen den Zähnen und fragte die ihn bedienende Wirthin, wie alt sie sey. — „Alle zwölf Monate ein Jahr“, erwiederte sie lachend. — Diese Antwort verblüffte zwar unseren Zerländer ein wenig, jedoch setzte er seine Fragen fort, die plötzlich durch das eilige Herbeikommen des Wirthes unterbrochen wurden, der in der einen Hand das zierlich in einem Porzellan-Kopf angerichtete Huhn und in der anderen die Kafferolle trug, worin vier Eier hart gekocht waren, die der Zerländer bestellt hatte, um den Salat schmackhafter zu machen. Der Wirth war ein Schelm, der den Reisenden, welche die lästige und alberne Gewohnheit hatten, der Wirthin den Hof zu machen, gern einen Streich spielte; er hielt daher seinen Kopf mit dem Huhn so schief, daß die Sauce auf die Halskrause Meister Adam's herunter floß, und gleichzeitig goß er das heiße Wasser über die Eier besser, den sie hatten, und das Haus erhielt einen durchdringenden Geruch, welches Zeugniß für die kräftige Brust des Zerländers ablegte und zugleich dem Wirth bewies, daß sein Scherz ein wenig zu pikig gewesen sey; er entschuldigte sich nach besten Kräften mit der Zerstreuung, die ihm der Reisende verursacht; dann war er Borreel beim Ausziehen der Schuhe behülflich, umwickelte seine Füße mit Watte, lieh ihm weite Pantoffeln und verließ ihn unter Anwünschung eines guten Appetits.

— Meister Doktor hatte jedoch so heftige Schmerzen, daß ihm alle Eßluft verging, und doch durfte er sich nicht zu laut beklagen, weil er fühlte, daß er sich sein Leiden selbst zugezogen habe, denn er sah recht gut ein, daß es mehr Bosheit als Ungeschicklichkeit vom Wirth gewesen sey. „Wir fängt es an schlecht zu gehen“, sprach er, „da soll ich nun ein Huhn bezahlen, das ich doch nicht essen kann; ich will ihnen aber den Vortheil sicher nicht lassen.“ Er trank ein großes Glas Bier, wickelte das Huhn in ein Stück Papier und steckte es in seine Rocktasche, denn das kalte Huhn schmeckt vortrefflich zum Frühstück; er wollte sich daran nächsten Morgen recht gütlich thun, für diese Nacht mußte er schon in der verwünschten Herberge bleiben, weil der Zustand seiner Füße ihm nicht zu gehen erlaubte. Eben trank er ein zweites Glas Bier, da trat der Wirth mit dem Salat ein, hinter ihm sein großer, langer Hund, der seinen Herrn stets beim Austragen des zweiten Ganges begleitete, um die Knochen und Ueberbleibsel zu fressen für sich zu erobern. Der Wirth, der wohl das Huhn verschwunden war, hatte doch aber nicht das Recht, sich danach zu erkundigen; er stellte die kleine Schüssel mit dem Salat auf den Tisch, that die Eier aus der Kafferolle und entfernte sich; sein Hund aber, der um seine Gebühren gekommen war, blieb hinter Borreel liegen. Der Zerländer betrachtete die Salatschüssel und dachte bei sich, so ein leichtes Gericht würde den Magen erfrischen, den er doch nicht ganz leer lassen konnte. Er schälte also die Eier, hackte sie klein, mischte den Salat und verzehrte ihn, ohne gemahr zu werden, daß, während er Salz, Pfeffer, Oel, Essig, Mostrich und Eigelb in den Salat gemengt, der hinter ihm sitzende Hund ganz leise das Huhn aus seiner Rocktasche gezogen und in die Küche zurückgetragen hatte.

Nachdem er sein einfaches Abendbrod verzehrt, humpelte er nach seiner Lagerstätte und bemerkte erst jetzt beim Auskleiden statt des Huhnes einen abscheulichen Fettfleck in seiner Tasche. „Wir fängt es an schlecht zu gehen!“ wiederholte er bei sich. Schlecht gebettet wie er war, sah der Schlaf seine Augen, und den folgenden Morgen, nachdem er seine Rechnung bezahlt, ging er, auf seinen Stock gelehnt, trotz des Schmerzes, der noch in seinen Füßen brannte, und nahm sich vor, im nächsten Dorfe Halt zu machen. Aber in der Campine sitzen die Dörfer sich einander nicht auf dem Nacken; drei Stunden mußte er wandern, bevor er ganz zerschlagen bei einer Hütte anlangte, wo man ihm zum Frühstück etwas schwarzes Brod und Wachsbolver vorsetzte. Sehr wenig befriedigt durch ein so ländliches Mahl, sah er zu seinem Trost einen Schinken im Rauchfang hängen und forderte sich ein großeres Stück von demselben. — „Woher in gerechtes noch ein robes Stück“, entgegnete der Bauer, „heute ist Freitag; kommt Sonntag wieder.“ — „So, so, Ihr seyd ein Katholik“, sprach Borreel, „ich meines Theils, ich halte den Freitag nicht.“ — „Was,

Digitized by Google

Ihr seyd ein Reformirter!" erwiderte der Bauer, „das ist ein Grund mehr, Buße zu thun, und Ihr sollt gewiß meinen Speck nicht kosten. Glaubt Ihr vielleicht, wenn mein Weib heute gestorben wäre, und es käme ein Mensch zu mir und wollte lachen und singen und sagen, er gehöre zu nicht zur Familie, daß ich ihn dann lachen und singen ließe? Nein, nein, ich halte den Freitag, und in meinem Hause richtet sich Alles danach." „Bergeih'," sprach Borrel, „die Reformirten haben vielleicht Unrecht, meine Religion ist aber konsequenter." — „Wenn Ihr kein Gesetz seyd", meinte der Landmann, „so seyd Ihr noch weniger ein Jude, denn Ihr wollt Schinken essen." — „Ich gehöre einer Lehre an, die noch keinen Namen hat." — „Wenn Ihr toll seyd, so ist's um so schlimmer. Trinkt nur das Glas aus und geht Eure Wege."

Meister Adam, der wohl einsah, daß mit seinem Wirthe nicht viel anzufangen sey, besolgte seinen Rath und ging weiter. Unterwegs dachte er bei sich, daß er eigentlich den Volkscharakter zu wenig kenne. „Bevor ich daran denke, die Massen zu beherrschen, muß ich erst die Sitten der niederen Klassen, ihre Sprache, ihre Ideen kennen lernen und auf ihre Art und Weise, zu sehen und zu urtheilen, eingehen." Er beschloß also, sich für einige Zeit zu verstellen und zu erniedrigen, den Theologen und den Doktor bei Seite zu setzen, seine Gelahrtheit zu verschweigen und sich unter das Volk zu mischen; um dies besser ausführen zu können, wollte er sich als Bedienter auf einem Schlosse vermiethen. „Einen Monat hindurch werde ich auf diese Weise leben und erst die Hauptsitte, dann die Dorfbewohner studiren. Dann sich vor einem Meister ihres Standes ganz hinlegen werden, wie sie sind. Man muß sich vor nichts scheuen, wenn man solche Zwecke wie ich vor Augen hat." In Braschaet, wo er übernachtete und sich wohl befand, erkundigte er sich am nächsten Morgen beim Gastwirth, ob er ihm nicht eine Stelle in einem guten Hause nachweisen könne. — „Wenn Ihr Euch auf den Jägdiens versteht, so begebt Euch auf das Schloß, wo acht Tagen werden die Treiber gesucht." — Borrel war der Sohn eines in gutem Rufe stehenden Jerländischen Fischers; ohne Bedenken mahte er sich die väterliche Handthierung an, die er keineswegs gerdrt hatte, und wurde unter die Diener des Hauses aufgenommen.

Er konnte sich so gut verstellen, oder vielmehr die gemeinen Manieren waren ihm so ganz und gar gäbe, daß die anderen Diener in ihm keinen Theologen vermuthten. Er that noch mehr, er ließ in dem ganz katholischen Hause nichts von seinem Kalvinismus merken, der ihm freilich nicht sehr am Herzen lag. Er beluſtigte seine Kameraden durch seine Lieder und Erzählungen, und wenn seine schwarze Kleidung nicht gewesen wäre, die man für die Hinterlassenschaft eines Predenbruders hielt, so hätte man ihn in der Küche nicht für verdammt gehalten. Er belob aber seinen anderen Anzug ganz besonders spottete man über einen Leibgurt von schwarzwollenem Zitet, der in zwei Eicheln auslief. Obgleich dieser Theil seiner Kleidung eigentlich gar nicht für einen Bedienten paßte, so bedient er ihn doch vielleicht gerade aus diesem Grunde bei, um doch wenigstens innerlich vor sich selbst ein wenig Rühm zu behaupten. Unterdessen verfolgte er mit Eifer sein Sittenstudium und war mit seinem Fortschritte wohl zufrieden. Nur Eines war nicht ganz nach seinem Geschmack: man speiste ihn mit zu magerer Kost ab; er sah sich genöthigt, zuweilen irgend ein gutes Stück zu stehlen, um diesem Mißstande abzuhelfen, und er legte dabei eine solche Geschicklichkeit an den Tag, daß man nie Verdacht gegen ihn hegte.

Der Fischfang begann und machte viel zu thun. Alle schöne Stücke wurden zum Verkauf nach Antwerpen geschickt; alle große, etwas beschädigte Fische kamen auf den Tisch des Gutsherrn, der alle seine Freunde zu dieser Festlichkeit eingeladen hatte; in die Küche kam nur der Ausschuß. Am dritten Tage, nach beendigter Arbeit, als Borrel mit einem seiner Kameraden, der eben solch' ein Lederwamms wie er war, sich allein befand, zog er einen prächtigen 25 Pfund wiegenden Hecht aus dem Netze. Die beiden Gesellen sahen sich an und verstanden einander so gut, daß der Zerländer keinen Anstand nahm, zu sagen: „Dies Stück wollen wir uns bei Seite legen". — Bei einbrechender Nacht und herabfallendem Regen schlichen sich die beiden Brüder in ein benachbartes Gebüsch; Borrel trug den ungeheuren Hecht, seine Begleitungen in der Rechten drückte, und sein Kamerad schritt leuchtend vor ihm her. Der Fisch wurde in ein Loch versteckt, das Blätter, Grad und dürre Zweige bedeckten, worauf sich die beiden Diebe ungesehen durch das Gesträuch entfernten und sich vornahmen, ihren Hecht am nächsten Morgen von dort abzuholen. Während des Abendessens machte der Kutscher die Bemerkung, daß die beiden großen Eichen am Borneels Feldgut, über die er sich so oft aufgeholten hatte, verschwunden seyen, und lobte ihn wegen dieser Opfers; aber der Zerländer verdiente dies Lob keineswegs, denn die Eicheln waren ihm unbewußt verschwunden und wahrscheinlich an einem Gesträuch hängen geblieben.

In der Nacht wurde ein Fuchs, der nach Beute umherschnupperte, wahrscheinlich durch seinen Geruch, nach dem Brsfket hingeleitet, wo der Hecht hoch unbezahlt im Feuchten ruhte. Indem er die Blätter und dürren Zweige forscharrte, die den Tyrannen der Teiche bedeckten, gerieth das eine Bein des Fuchses bis zum Kniegelenk in den Rachen des Ungeheuers. In seiner Todesangst drückte der Hecht seine mächtigen Kinnladen zusammen, und zwar so fest, daß der arme Fuchs gefangen blieb; alle seine Anstrengungen, sich zu befreien, waren vergeblich, und so sehr er sich auch bemühte, konnte er seine gewichtige Zugangel doch nicht mit fortschleppen. Der Erhaltungstrieb gab ihm die Kraft, sein Geschrei zu unterdrücken; gegen Tagesanbruch mußte er doch wohl gestorben haben, denn der Herr von Braschaet, der alle Morgen mit einer Stutzflinte sein Gebiet durchstreifte, leitete seine Schritte nach dem Gebüsch hin, wo der Fuchs gefangen lag. Ganz erstaunt darüber, den großen Todfeind der Hühner an einem Orte hingestreckt zu sehen, wo gar keine Falle ausgestellt war, schoß der gute Herr seine Büchse ab und eilte auf den Fuchs zu, der getödtet war. Über die Jagdbeute war nicht allein, es stellte einige Nachforschungen, bevor sie ganz zu Tage gefördert wurden; wie verwundert war der Forstmann, als er sah, daß er noch einen Hecht als Zugabe mit erjagt hatte; er trennte beide von einander, nahm jedes Thier unter einen Arm und wanderte so dem Schlosse zu. Unterwegs begegnete er Borrel und seinem Gefährten, die sich nach dem Ort dieses sonderbaren Fanges hindegeben wollten. Er sprach mit ihnen über die Sache, nahm sie mit sich in die Küche zurück, ließ seine Leute zusammenberufen, betrachtete alle mit fragenden Blicken und verlangte zu wissen, wer den Hecht in dem Gebüsch verdeckt habe, wo er den Fuchs getödtet hatte. Alle, welche reines Gewissens waren, wußten natürlich nichts davon, und die beiden Schuldigen zeigten eben so viel Unbefangenheit wie die Unschuldigen. — „Nun gut", meinte der Herr, „wir werden schon später den Dieb entdecken." Zufällig blickte er unseren Meister Adam Borrel an, der innerlich darüber etwas in Verwirrung gerieth, obgleich er sich nichts merken ließ; doch ging er mit einiger Unruhe wieder an den Fischfang. Eine gute Stunde nach diesem Verhör befahl der Herr von Braschaet dem Koch, den Hecht abzuschuppen, auszunehmen und zum Frühstück blau zu kochen. Während diese Operation in der Küche vor sich ging, stand der Spießgeselle des Diebes, der Zerländer selbe, um sich Kort zu seinen Netzen zu holen, und sah mit Schrecken die beiden großen Eicheln Borrel's aus den Eingeweiden des Hechtes hervorguden, ein unfehliges Zeichen, welches den Thäter entdeckte. Schnell benachrichtigte er den Zerländer davon, den die Furcht ergriffe; er entfloh sogleich, sprang über alle Gräben, erreichte das Gebüsch der Zerländer und verschwand auf den Wegen nach Antwerpen.

Der entdeckte Dieb wurde nicht weiter verfolgt, und auf den Gefährten des Diebstahls fiel kein Verdacht. Der Apostel, der mit so unfeligen Abenteuern seine Laufbahn begann, langte bei Antwerpens Mauern an und sprach: „Mir erging es schlecht auf den Laube, ich will es nun mit der Stadt versuchen."

Eine Stunde nach seiner Ankunft in Antwerpen ließ sich Adam Borrel seinen Wechsel von 120 Dukaten im Comtoir des Josua Bloem auszahlen, und aus Furcht vor einer Verfolgung Seitens des Herrn von Braschaet beeilte er sich, noch bevor er eine Herberge aufsuchte, seine Kleidung zu verändern. Er trat in einen Trödelladen und erhandelte für sich einen vollständigen Anzug von hellgrünem Tuch mit einem grauen Filzhut mit rosofarbenener Feder. So ausgestattet und unkenntlich gemacht, logirte er sich in die Herberge zum Zeichen des Kreuzes, nahe am Durchgange des Quintin Meffis, ein. „Fort mit allen schwarzen Kleidungsstücken", sprach er zu sich, „meine Religion ist nicht düster, und wie ich jetzt aussehe, wird es mir gewiß besser ergehen." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Jeanne d'Arc nach Herrn Michelet. Es ist wunderbar, wie treu der Wirklichkeit der Charakter der Heldin von Orleans in Schiller's Tragödie ist, ungeachtet der romantischen Glorie, mit welcher der Dichter die Jungfrau umgeben, und ungeachtet in seiner Zeit noch ein seltener erst mehr aufgehellter Dunkel über jenem Theil der Französischen Geschichte verbreitet war. Wir haben kürzlich (Nr. 121 des Magazins) erwähnt, daß in dem so eben erschienenen fünften Bande der Geschichte Frankreichs von Michelet sehr viel Neues über die Jungfrau von Orleans mitgetheilt sey. Aber unsprachen dieser neuen Schriften und Aufklärungen alter Aktenstücke, stellt sich das Bild Johanna's danach fast ganz eben so dar, wie es uns Schiller gezeichnet, natürlich mit Ausnahme der von dem Dichter abgeänderten Katastrophe, die von dem Historiker übrigens so geschildert wird, daß Johanna nicht auch als Opfer der Engländer, sondern nur als das des Fanatismus erscheint, der nicht zugeben wollte, daß eine von ihm als Himmelsstimme verehrte Jungfrau, welche die Rettung ihres Vaterlandes war, behaupte, sie sey vom göttlichen Geiste beseelt und habe ihre Thaten im Namen Gottes verrichtet, wiewohl sie dazu nicht von den berufenen Dienern der Kirche aufgefordert worden. Hören wir, wie Pert Michelet, den Chronisten des 16ten Jahrhunderts folgend, die auch von Schiller erzählte Erscheinung schildert, welche das Hirtenmädchen gehabt: „An einem Sommertage, es war ein Festtag, Mittags, befand sich Johanna im Garten ihres Vaters, ganz nahe bei der Kirche. Sie sah von dieser Seite einen blendenden Schein und hörte die Worte: „Johanna, sey gut und fromm; geh' oft in die Kirche." Das arme Kind hatte große Furcht. Ein andermal hörte sie dieselbe Stimme und sah wieder den Lichtschein, aber in demselben eine Gestalten, von denen sie eine deutlich war an ein weiter Mann schien. Er sagte ihr: „Johanna, geh', reise dem König von Frankreich, und du wirst ihm sein Reich wieder verschaffen." Sie antwortete zitternd: „Messire, ich bin nur ein armes Mädchen, ich werde kein Pferd zu bestiegen und auch die bewaffneten Männer nicht zu führen verstehen." Die Stimme erwiederte: „Gehe nur zu Herrn v. Baudricourt, Hauptmann von Vaucouleurs, und er wird dich zum König führen lassen. Die heilige Katharine und die heilige Margarethe werden dir beistehen." Sie stand verstummt und weinte bitterlich, als ob sie schon ihr ganzes Schicksal im Voraus gesehen hätte."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Montag den 22. November 1841.

Spanien.

Rückblick auf den Spanischen Bürgerkrieg.

II.

Erinnerungen aus den Jahren 1837, 38 und 39. Erster Theil. Frankfurt a. M., 1841.

Der Fürst Felix Lichnowsky gehört demselben Standpunkte an wie sein Vorgänger; auch ihn bestimmte ein ritterlicher Drang, seine Dienste dem Prätendenten zu weihen. Das Bild eines „hohen ritterlichen Gönners, das ihn einer Dryadame gleich in Kämpfen und Gefahren umschwebte", in sich tragend, trat er die Reise nach Spanien an, die er den Vorläufer eines Kreuzzuges für eine von ihm als heilig und gerecht anerkannte Sache nennt. Die Betrachtungsweise und die Gesinnungen der beiden ritterlichen Paladine sind dieselben, doch ergiebt sich in der Darstellung ein äußerlicher Unterschied. Herr von Goeben sucht uns ein umfassendes und vollständiges Bild des Bürgerkrieges zu geben; der Fürst Lichnowsky schildert nur Selbsterlebtes und Selbstgesehenes. Hierbei hat er vor Herrn von Goeben das voraus, daß er die große Königliche Expedition begleitete.

Im Anfange des Jahres 1837 betrat der Fürst Lichnowsky den Spanischen Boden. Ein alter Schleichhändler Diburfuhder, der im Schmuggeln eine große Erfahrung besaß und der auch den Prätendenten geleitet hatte, führte ihn über die Gränze. Zugarramurdi war das erste Spanische Dorf, das er betrat, und hier wurde ihm das Vergnügen, in einem großen flämmigen Buschen, der um den Hals ein gewebtes Säckchen trug, sonst sich durch seine Schmutzigkeit auszeichnete und, nachdrücklich auf sein Gewehr gestützt, eine Bayer-Zigarre rauchte, den ersten Verkehrer von Thron und Altar zu erblicken. Er begab sich zunächst nach Irun, wo er den Königlichen Ober-Commissair Don Diego Miguel de Garcia, einen „Diener der geheimen doppelzüngigen Politik Ferdinand's VII. und den Urheber des schauervollen Gueta, der zur Hinrichtung von Torrijos führte", kennen lernte. In Irun wollte er verweilen, bis die Antwort aus dem Königlichen Hauptquartier eingetroffen seyn würde; allein sein kriegerischer Muth trieb ihn, an dem Gefechte von Amezogaña Theil zu nehmen. Er folgte dem Bataillon, dem er sich im Gefechte angeschlossen hatte, nach Andoain, wo sich damals das Königliche Hoflager befand.

Wir folgen ihm in das Hoflager, wo er zunächst einen Blick auf das damalige Ministerium wirft. Dasselbe bestand aus Herrn von Sierra, als interimistischem Chef, dem Bischof von Leon, Minister der Gnaden und der Justiz, Don Pedro Diez Labandero, Finanz-Minister, und dem General Cabañas, Kriegs-Minister. Herrn von Sierra nennt er ein kleines, stilles, bescheidenes Männchen. Den Bischof von Leon bezeichnet er als eine Null und bedauert dies um so mehr, als derselbe, wenn er irgend Festigkeit des Willens besäße, leicht einen sehr glücklichen Einfluß hätte üben können. Herrn von Labandero schildert er als schwach und gutmüthig, obwohl redlich; er wirft ihm vor, daß er durch unverständige Operationen, durch Anstellung einer Menge von Beamten, Intendanten, Einnehmern u. s. w., so wie durch Verschleuderung des Geldes und der Lebensmittel, der Sache selbst, deren großen Schaden gebracht.

Der Fürst Lichnowsky wurde dem Könige vorgestellt; er soll selbst den Eindruck schildern, den der Anblick desselben auf ihn machte: „So stand ich denn das erstemal vor König Karl V. Ich war so ergriffen, als ich mich vor dem unglücklichen Monarchen befand, der, seinem großen Ahn Pelayo gleich, mit dem Degen in der Faust sein Reich wiedererobern gekommen, das ich kaum ein Wort hervorzubringen im Stande war. Der König redete mich sehr gnädig an und sprach vom gestrigen Tage, vom zweiten Bataillon und von allen seinen braven Vertheidigern, die, setzte er traurig hinzu, er nicht zu bezahlen und zu belohnen im Stande sey. Ich kann nicht sagen, wie jedes dieser Königlichen Worte mich erschütterte. Karl's V. Gestalt ist weder schön noch imposant, doch kam er mir in diesem ärmlichen Pfarrhause, in der einfachen Kleidung, so groß und würdevoll vor, wie kein Monarch der Erde im vollsten Glanze majestätischer Herrlichkeit. Ich gelobte mir selbst, mehr als ich durch Worte ausdrücken im Stande war, in freudigen und traurigen Tagen ihn nicht zu verlassen und alles Ungemach redlich mit ihm zu theilen."

Der Verf. schloß sich nun den militairischen Bewegungen an und nahm an dem entscheidenden Treffen von Oriamendi und der Affaire von Galdacano Theil, welche die Absicht der Christinos, den Aufstand durch eine große kombinirte Bewegung zu unterdrücken, gänzlich vereitelten. Er wirft bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Hülfsmittel und die Lage der Karlisten. Als der König den Infanten Don Sebastian an die Spitze stellte, zählte ihre Heeresmacht 20,000 Mann Infanterie und 1500 Pferde; die Artillerie war in einem äußerst schwachen Zustande, und auch die bestrittenen Punkte der Karlisten waren mit denen der Feinde nicht zu vergleichen. Mit diesen Mitteln schlug der Infant nicht nur die Angriffe eines weit überlegenen Feindes ab, sondern hatte auch, wenn wir dem Verf. glauben dürfen, nach dem Siege von Oriamendi ohne Schwertstreich Madrid für den König gewinnen können. Obgleich diese Annahme äußerst gewagt erscheint, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Früchte des Sieges verloren gingen. Der Verf. mißt die Schuld größtentheils dem General Moreno bei. Er wirft ihm vor, daß er durch seine eingewurzelten Ideen von militairischer Disziplin, Subordination und schwerfälligem Ehrgefühl, die den Basken nicht zulagen wollten, sich unpopulär gemacht. Durch seine schroffen, ernsten Manieren entstand eine Spaltung zwischen ihm und den Basko-Navarresen oder sogenannten Provinzialen. Vergrößert wurde dieselbe noch dadurch, daß Moreno Offiziere von vornehmer Geburt aus anderen Theilen des Reichs, welche die Provinzialen als Castillaner bezeichneten, in seinen Generalstab zog. Der Infant dagegen begünstigte wieder die Basken und Navarresen. Zu den Mißvergnügten des großen Generalstabes waren auch unbedeutende Wesen der Provinzialen getadelt, in den Salons des Infanten dagegen wieder über Moreno und seinen Anhang bittere Bemerkungen gemacht. „Dies war der kleine Anfang jener unseligen Spaltung und Zwietracht, welche kurz darauf alle militairische Operationen lähmte und, stets zunehmend, stammlosen Intriguen, die Entfernung und Absetzung der tüchtigsten Generale, Moro und Bertrad, endlich den schmählichen Untergang der Königlichen Sache herbeiführte." Die Folge dieser Uneinigkeit war, daß eine kostbare Zeit, fast zwei Monate, verloren gingen. „Beide Parteien intriguirten vom Hauptquartier aus, durch ihre Anhänger im Königlichen Hoflager zu Estella, und in der nächsten Umgebung des Monarchen befanden sich Vertraute der beiden Gegner, deren Augenmerk war, jeden hingebenden Moment des Königs zu erlauschen, um zu Gunsten der Ihrigen den Widersachern tödtliche Schläge beizubringen. Die Seele aller dieser Umtriebe war eine kränkliche, halb geheimnißvolle Erscheinung, ein Mann ohne allen offiziellen Charakter, den man nie am Hoflager des Königs oder in seinem Kabinet, nie in den Salons des Infanten oder in den Büreaus des Generalstabes sah, allenthalben aber auf Mäuschen sah. Herr von Corpas war das Prototyp jenes geheimnißvollen Einflusses und der dunkeln Gewalt, wodurch in der Stille die größten Staaten minirt werden. So mußten seit Philipp II. alle jene Camarilla-Chefs ausgezeichnet haben, die sich zwischen König, Minister und Aoi stellten, da das Volk für solche gezielte Pfeile zu stumpf; abstehen und erproben, ehe man sie hinsenden ließen, ohne daß man sie je bei irgend einem Vorbereiter eingehen sah, ohne daß irgend ein Hoflakender ihre Namen endhielt, die man erst nach ihrem Tode oder Verschwinden erfuhr." Hier möchten wir den Fürsten von Lichnowsky fragen, welche Garantieen er hat, daß die Camarilla, deren gemein-schleichendes Treiben er so treffend schildert, nicht zur Herrschaft gekommen seyn würde, wenn Don Carlos auf dem Thron gekommen wäre, und ob er nie auf die Vermuthung gefallen ist, daß dieselbe im Bereen der Sache liege, der er sich angeschlossen hatte.

Nachdem ein ganzer Monat unter allerlei Lappalien, Streitigkeiten und Debatten vorübergegangen war, wurde endlich der Entschluß zu der großen Expedition gefaßt, die das Ende des langen Krieges herbeiführen sollte. Zuvor erhoben sich schon damals viele Stimmen, welche den Zeitpunkt der Expedition für schlecht gewählt hielten. So der Infant Don Sebastian, welcher der Ansicht war, daß man Espartero schlagen müsse, ehe man die Ebro-Linie passire; auch wollte er, daß der König in den Nord-Provinzen zurückbleiben solle, weil dessen Anwesenheit dem Expeditions-Corps eine zu große Verantwortlichkeit auferlegen würde. Der Verf. tritt ebenfalls der Ansicht bei, daß die Gegenwart des Königs nicht günstig auf die Expedition gewirkt, allein er meint, dieselbe sey gewissermaßen durch die nicht auszurottenden Zwiespalt an der Anwesenheit des Königs bedingt gewesen; man hätte den König dem Volke zeigen wollen, damit es endlich an ihn glaube.

Am 11. Mai 1837 trat die Expeditions-Armee den Marsch an;

Digitized by Google

der Versammlungspunkt war das Thal von Echauriz. Mehre tausend Mann 20 Bataillone, 1200 Pferde und 8 Geschütze bezeichnet, doch blieben aus Mißvertrauenvoll über diesen Willen 4 Guipuzcoanische Bataillone aus, und die Geschütze wurden zurückgesendet, unter dem Vorwande, daß sie in den Gebirgsgegenden hinderlich seyen. Ueberhaupt hatte bei den Zurüstungen zu der Expedition die größte Sorglosigkeit geherrscht, es waren keine Büchsenmacher, keine Feldschmiede, keine Patronen mitgenommen worden, wohl aber ein paar Hundert mit unnöthigem Gepäck beladener Maulesel.

Er war zu wichtig, um, der Expedition auf ihren Kreuz- und Querzügen zu folgen; gerade diese waren der Hauptfehler; sie verlor dadurch die Hälfte des Unerwarteten, auf welche sie am meisten rechnen mußte. Statt gerade auf das Ziel loszugehen, ließ sie sich auf nutzlose Diversionen ein. So die nach Catalonien, zu welcher der Hauptling Ros d'Eroles den König durch lockende Schilderungen von der Stimmung dieser Provinz, verleitete. Vergebens drang Cabrera auf einen schnellen Uebergang auf das rechte Ufer des Ebro und versprach zur bestimmten Stunde sich an Ort und Stelle einzufinden. Cabrera und der eigentliche Zweck der Expedition schienen rein vergessen. Der Zug nach Catalonien ward beschlossen. Ueber diese Debatten wurden vier Tage nutzlos in Barbastro verbracht und dem Feinde Zeit zum Vorrücken gegeben. Drüo und Zeibarten bahnten sich vereinigt, und das Expeditions-Corps war gezwungen, ihnen eine Schlacht zu liefern. Indeß wurde der Plan einer Invasion nach Catalonien doch nicht aufgegeben. Das Expeditions-Corps fand hier nichts als Täuschungen und Entbehrungen.

Endlich gelangte man an den Ebro, wo Cabrera schon angelangt war und durch einen Brief des Herzogs de Carmiual den Königlichen Truppen den Uebergang erleichterte. Der Brief giebt uns hier eine Schilderung dieses außerordentlichen Mannes: „Am meist vorgerückten Punkte hielt ein kleines Häuflein Reiter. An ihrer Spitze, auf einem kleinen Schimmel, saß gebückt ein ganz junger Mann mit schwarzem Haar und braunem bald Maurischem Gesicht. Die großen schwarzen Augen rollten unstät umher und leuchteten in dunkler, unheimlicher Glut; wenn in Momenten der Aufregung der fein geschnittene Mund sich öffnete und zwei Reihen weißer, schöngeformter Zähne zeigte. Leichter Flaum bedeckte die Oberlippe und gab dieser kleinen, dürren Gestalt, den im vollen Ebenmaß gebauten Gliedern einen so jugendlichen Ausdruck, daß nur an dem Herrischen seines ganzen Auftretens, am blinden Gehorsam seiner Umgebung der große Häuptling erkannt werden konnte. Bei näherer Beobachtung verriet Alles den kühnen Parteigänger, doch nur einem tieferen Studium war es gegeben, jenes merkwürdige Amalgam mitunter widersprechender Eigenschaften zu erkennen, die einzig ihn unter allen Guerilleros zum großen Feldherrn gehoben."

(Schluß folgt.)

Belgien.

Meister Adam Boreel, der Religionsmacher.

(Schluß.)

Meister Adam spreiße vor Allem zu Mittag, besah dann den Hafen, den Abend über sammelte er seine Gedanken und begab sich am nächsten Morgen mit seinem Empfehlungsbriefe zu Peter Scholiers. „Ich habe die niederen Klassen studirt, indem ich mich unter dieselben mischte, jetzt will ich anfangen, die gebildeten Leute zu beobachten."

Peter Scholiers, ein Mann von funfzig Jahren, war vor kurzem aus Spaa zurückgekehrt, wo ihn das Wasser der Sauveniere von einer schlechenden Krankheit geheilt hatte; in ihm herrschte ein seltsames Gemisch von Heiterkeit und Schwermuth. Er war Schöffe von Antwerpen, hatte in Löwen Philosophie studirt, war Licenziat des bürgerlichen und kanonischen Rechtes, hatte mit dem Herzog von Arschot Italien durchreist, galt für einen geschickten Alterthumsforscher und gediegenen Kenner in allen schönen Künsten. Er war eben mit der Herausgabe seiner Werke beschäftigt, das eine, „Diogenes Cynicus" betitelt, enthielt eine Reihe-folge von Satiren gegen die schlechten Sitten seiner Zeit, die, in der Sprache des Juvenal geschrieben, voller Witz, Geist und glücklicher Färbung waren; neben dieser ausgezeichneten Schrift arbeitete er an einer Abhandlung über die Küche, an einem Kochbuche, das seltlich und mit heiterer Laune in seiner Muttersprache die Zubereitung der Fleischspeise, des Geflügels, des Wildpreis, der Fische, die Pflege des Weines und dergleichen schilderte. In einer Epistel, in welcher er darthat, daß seine Küchen-Doktrinen auf vierundzwanzigjähriger Erfahrung beruhten, widmete er dieses Buch den schönen Flamändischen Frauen. Diesem außergewöhnlichen Manne war Meister Adam Boreel durch den Doktor Tulp empfohlen, einen gelehrten Engländer, Senator von Amsterdam, Curator der hohen Schule, berühmten Geforscher aller ungewöhnlichen Medizinalfälle, Schriftsteller und Gemälde-Liebhaber. Der Brief, den der Zeitänder überreichte, lautete folgendermaßen:

„Ich empfehle Euch, mein lieber Lisenzial, hierdurch einen Adam, der nicht der erste Mann der Welt war und nicht der letzte seyn wird, und der meine Frau hätte heirathen sollen, weil Eva (Eva van der Voort) heißt. Er wird Euch seine Ideen mittheilen, und es ist möglich, da er Doktor ist, daß Ihr Euch entschließen könnt, ihm nützlich zu seyn. Ich warte noch immer auf Euer Werk über die Kochkunst; sind Eure Studien auch verführerisch, so vergeßt nicht, daß sie gefährlich sind."

Peter Scholiers war ein kleiner dicker Mann, von lebhaften Farben, und was man heutzutage einen Gastronomen nennt. Lachend durchlas er den Brief des Nikolas Tulp, nöthigte Boreel, sich zu setzen, und knüpfte dann eine Unterhaltung mit ihm an. — „Euer Amsterdamer Freund ist ein Narr", sprach er, „sein letztes Wort ist nicht recht verständlich. Aber er ist ein Arzt; lassen wir ihn reden. Ich weiß gewiß, er würde mir, wenn er hier wäre, einen Aderlaß oder eine Purganz verschreiben. Wo seyd Ihr her?" — „Aus Wittenburg." — „Aus Zeeland! ein schlechtes Land! Man kocht dort sehr schlecht, und in dieser Beziehung verdienen Eure Landsleute nur Grad und Heu zu essen. Verzeihung, wenn ich durch meine Reden bei Euch anstoße, aber es ist unerhört, gute Sachen so zu verderben, wie es jene Leute dort thun. Man besitzt dort prachtige Fische, wie aber werden sie zubereitet! Gekocht in Wasser! Man wirft weiße Fische, man in nur für Wasser! das ganz sumpfig riecht und schmeckt; das ist eben so erbärmlich, als wenn man sie roh äße. Ich aber, junger Mann, lasse meine Fische in kurzer, mit weißem Wein versetzter Brühe kochen, tu thue Korbeerblätter und andere Gewürze daran, und dann wird noch eine besondere Sauce darüber angerichtet. Eure Landsleute verstehen nicht einmal mit Zwiebeln, Lauch, Petersilie und Spargeln die Suppen schmackhaft zu machen. Noch weniger wissen sie zu den Froschkeulen. Sie essen Alles gewaschen und wieder gewaschen, in-siedendem Wasser gekocht und wieder gekocht. O pfui doch! Ich hoffe, Ihr habt Eure Heimat deswegen verlassen und werdet nur in der Absicht, sie darüber aufzuklären, dahin zurückkehren."

„Gewiß, Myndeer, ich bin ganz Eurer Meinung, ich würde nicht Anstand zwischen einem schlechten Mittagessen, wie man es bei uns und in ganz Holland zurichtet, und einem nach den Regeln der Kunst bereiteten. Ich mag gern gut essen" . . . . — „Wie lieber Ihr den Schinken!" unterbrach ihn Scholiers. — „In jeder Weise." — „In jeder Weise!" wiederholte erblechend der Gastronom. — „Sagst nur, daß Ihr ein Biersseefer seyd, aber nicht, daß Ihr gern gut essen mögt. Ihr habt bloß geräucherten Schinken gesagt? Das ist eine Schande. Wenn Ihr ihn nicht in Wein kochen lasset, so laßt ihn doch wenigstens rösten oder braten. Ihr seyd gewiß einer von den Leuten, die eine Hammelkeule geschmort essen, wenn sie dieselbe auch am Spieß oder im Ofen kochen braten lassen! Einer von den Leuten, die ihre Karbonaden kochen und sie in wahre Schwämme verwandeln, obgleich sie die Bereitung einer rechten Karbonade lernen könnten, einer von den Leuten, die nie ein ogeleschtes Hühnerklassee oder Cotteletten mit Kapern gesehen haben." — „Verzeihung, Myndeer", unterbrach ihn feinerseits Boreel, „ich esse gern gut, wie ich Euch vorhin versicherte, aber ich verstehe nichts von der Kochkunst. Ich lasse preisen alle Ehre widerfahren, wo ich sie antreffe, wad, ich muß es gestehen, in meiner Heimat sich noch nicht ereignet hat. Aber Ihr seyd gefallen wollt, und ich will es Euch thun, so will ich Euer gelehriger Schüler seyn, obgleich ich mir persönlich mit einer anderen Reform beschäftige."

„So, so! Ihr fehlt also auch ein, daß es gut ist, die beste Seite von einer Sache kennen zu lernen. Beschäftigt Ihr Euch vielleicht mit der Kuchenbäckerei? Das ist eine Wissenschaft, in welcher man sich nicht noch beim A. B. C. üben muß. Man geht und hier nichts weiter als einige verdorrte Gewürzkuchen und anderes, geschmacklos Gebäck. Mir thut es sehr leid, daß ich diesen Gegenstand bis jetzt noch nicht gründlich studieren konnte. Medt vereinigt sich mit Allem, mit Sahne, Milch, Butter, mit barrem Kalk, Zucker, Honig, Zwetschgiten, Rosinen, Cognac und Orangeblüthe, wenn man sie in Wasser zu kombinieren versteht, so kann man sehr treffliche Sachen anfertigen; man kann die Fleischpasteten die ins Unendliche verschieden bereiten, kalte und warme; man kann die Schüssel verzehren, nachdem man das herrliche Ragout aufgeeßt, das darin enthalten war, wie es die Krieger des Aeneas thaten." — „Ich beschäftige mich mit anderen Dingen", sagte lächelnd der Zeländer. — „Wie was denn", fragte Scholiers, ihn betrachtend, „vielleicht mit einer Modes-Reform? Das wäre sehr nöthig, denn sie fallen ins Lächerliche." — „Nein, Myndeer", antwortete Thom Boreel, „meine Bestrebungen sind nicht auf materielle Dinge gerichtet." — „Ah! Ihr huldiget den Musen! warum sagtet Ihr mir das nicht. Wir sind auch mit ihnen ein wenig vertraut, und ich werde Euch ein paar Lateinische Verse vorlesen. Was? Eure Sprache ist Griechisch" — „Ich bin kein Polyhister" — „Gelehrter, Kommentator, Grammatiker, Philosoph, Kritiker, Theologi" — „Von allen ein wenig." — „Ihr seyd beschieden und arbeitet an . . . ." — „An einer Reform." — „An einer Reform! Gegen wen?" — „Gegen Luther." — „So sey. Die beste Art aber, das Ragout zu reformieren, welches er gemacht hat, und das so viel Saucen-Verderber zu Tage gefördert, wäre, den ganzen Kochtopf umzukehren. Der Thor, der Tulp, hatte Unrecht, Euch mit mir zusammen zu schicken. Weil ich ein Dichter bin und Abhandlungen über die Küche schreibe, hält er mich deswegen für toll und dumm, wie es die Hälfte seiner Mitbürger ist! Junger Mensch, man kann Vergnügen daran finden, die Küche und die Gesetze, die Sitten und die kleinen Kuchen, die Kleider und die Häuser zu reformieren, man kann sich über Verfeinerungen in den menschlichen Einrichtungen beschäftigen, aber die göttlichen Dinge werden nicht durch den ersten besten herbeigelaufenen Trunkenbold verändert. Wir erröthen hier nicht über unsere Väter, seit sechzehnhundert Jahren sind sie Katholiken, und da sie weder Narren noch Schurken waren, so verleugnen wir sie nicht. Ich sehe folglich nicht ein, worin ich Euch nützlich seyn könnte, wenn Ihr mich nicht in der Beschäftigung stört, welche mir den Kopf verdrehen, und selbst in dieser Beziehung setze ich nicht zu viel Vertrauen in meine schwachen Mittel."

Meister Adam Boreel wurde ein wenig entmuthigt, als er sah, daß dieser Mann, den er für so beweglich gehalten hatte, sich nicht zu ihm hinneigte. „Ihr seyd ein Katholik!", sagte er, „ich weiß es. Aber wir wollen ein wenig mit einander plaudern, und Ihr werdet, wenn Ihr für kurze Zeit mit mir vom Rechte der freien Prüfung Gebrauch machen wollt, Euch überzeugen, daß ich nichts Arges im Schilde führe." — „Was wollen wir prüfen!" — „Die heilige Schrift." — „Aber, mein junger Freund, das ist auch eine der großen

Digitized by Google

Thorheiten. Ist die heilige Schrift unserer Prüfung unterworfen? Nein, sie wurde uns gegeben. Um mich eines sehr unvollkommenen Vergleichs zu bedienen, verfaßt ein Gesetzgeber seine Gesetze, damit man sie prüfe? Keineswegs, sondern auf daß man sie vollführe. Und glaubt ihr, daß über nachsinge, was von Gott kommt, Armsinnig und Gomar diskutiren können, da denselben nicht einmal unseren Generalstaaten gegenüber solche Freiheit zusteht? Ich bin kein Theolog, aber ich habe immer gesehen, daß diejenigen, welche sich in Rücksicht auf die heilige Schrift jener freien Prüfung unterfingen, stets Dummköpfe waren; verzeihet mir ihre Zahl. Ich bin vielleicht ein wenig barsch", fuhr Scholiers nach einer kleinen Pause fort, „entschuldigt, wenn ich Euch beleidigt habe; ich lasse Euch nicht zu Worten kommen, vielleicht verstehe ich Euch besser, wenn Ihr mir Euer Vorhaben mitgetheilt habt." — „Meine Absicht ist sehr einfach", sprach Boreel, sich zusammennehmend; „ich hatte mir nur an das Evangelium, ich will die Brüderschaft wieder herstellen, es soll wieder Hohe noch Niedere geben, es soll Gleichheit in allen Dingen und Gemeinschaft stattfinden." — „Schon, schön", unterbrach ihn Scholiers, der nicht geduldig war, „aber das ist ja nichts Neues. Ihr wärmt ja nur „die Familie oder das Liebesband" wieder auf. Das war eine Ketzerei, die im vorigen Jahrhundert im Schwunge war, 1540 durch die Träumereien der Anabaptisten ins Leben trat und von einem gewissen Heinrich Nikolaus von Münster gepredigt wurde. Das hat Ihre, und zwar mir nur nicht von Wohlthaten! Die Glieder der Liebesfamilie, die noch nicht ganz ausgestorben sind, erkennen nur die Liebe an; sie verwerfen die Hoffnung, die sie nicht heiter stimmt; sie verwerfen den Glauben, was Ihr auch mit Eurer freien Prüfung zu thun beabsichtigt. Sie lieben alle Menschen, ohne eigentlich irgend Jemand zu lieben; sie haben, daß sie diese für vollkommen halte und über das Gesetz stelle, nur Lange sie nichts besitzen, leben sie in Gütergemeinschaft. Ihr Oberhaupt, Heinrich Nikolaus, fing auch damit an, vollkommene Gleichheit zu predigen, und doch war er sich zu ihrem Oberhaupt auf; dann stellte er sich vom heiligen Geist beseelt, was Euch auch bekommen wird; dann diktirte er sich ein, Gott zu sehen, und hielt sich für größer, als unseren Herrn, der, seiner Aussage nach, sein Ich- und Ebenbild nicht gewesen sey. Da er aber Gleichheit eingeführt hatte, so behaupteten alle seine Jünger, eben so göttlich wie er zu seyn. Um seine größere Erhabenheit zu sichern, verfaßte er ein Evangelium, denn Jedermann versteht sich nicht auf so etwas, und er nannte es das Evangelium des Reiches. Man fragte ihn, welches Reiches, da wußte er nichts zu antworten. Man argwöhnte, daß er vom Reiche der Liebe spreche, das Reich der Heiligen, und machte ihm begreiflich, daß sein Evangelium des Reiches sein Evangelium der Gleichheit sey, denn ein Königreich setze einen König voraus, vielleicht wollten auch alle Glieder der Gemeinde Könige seyn, denn solchen Leuten scheint Alles möglich. Er wollte den Theodor Kornhoert zu seinen Ansichten bekehren, doch dieser behielt ihn gänzlich für einen Verrückten, obgleich Heinrich Nikolaus behauptete, daß der Geist auch ihm spreche, und wenn er nicht weiter konnte, so sagte er jedesmal, der Geist befehle ihm, zu schweigen. Wenn es ein Geist war, so war es doch gewiß kein Geist des Lichtes, und Ihr werdet in vielleicht Klauen gerathen. Außer der Kirche, mein junger Doktor, ist Alles wüst, finster und wild; wer sich darüber hinwegsetzt, wird in den Sumpf gehen."

„Das mag Eure Meinung seyn", nahm Boreel, etwas beleidigt, das Wort, „die meinige ist es nicht", und einsehend, daß er bei Peter Scholiers seine Zeit verlöre, griff er nach seinem grauen Filzhute und ging fort. „Ein verwahrloßtes Land!" rief er aus, „wenn man in Zeland auch schlecht kocht, so nimmt man doch besser Vernunft an."

In sein Gasthaus zurückgekehrt, ging er, in sehr unzufriedener Stimmung, den ganzen Tag mit sich zu Rathe und kam endlich darauf, daß es noch ein leichteres Mittel zur Verbreitung seiner Lehre gäbe als die mündliche Diskussion, nämlich den Druck. Es fiel ihm ein, daß er ja noch einen Empfehlungsbrief von Tulp an den berühmten Buchdrucker Moretus besitze; den suchte er am nächsten Morgen auf, zumal ihm Manuskript, aber noch ganz erfüllt von seinem Stoffe, den er bald unter die Presse zu bringen hoffte. Man führte ihn in ein Gemach, wo sich der getreue Erbe Christoph Plantin's allein vor einem Pulte befand, auf welchem ein schönes Kruzifix stand, vor dem er anbächtig seinen Rosenkranz betete, während er auf einen Abzug des Missale wartete, das neu aufgelegt wurde und das auf die dritten zehn Bogen fertig war. Plötzlich wandte er sich um, bedeutete Boreel durch ein Zeichen, Platz zu nehmen, und setzte dann seine religiösen Uebungen fort. — „Der betet seinen Rosenkranz", dachte Boreel, „das ist ein Einfaltspinsel, bei dem werde ich ankommen."

Als Moretus geendigt hatte, machte er das Zeichen des Kreuzes, grüßte den Zeitänder und erkundigte sich nach dem Geschäft, welches ihn die Ehre seines Besuches verschaffte. „Ich bin ein Fremder", antwortete Boreel, „und möchte einige Bogen drucken lassen. Hier ist ein Brief, der mich Euch empfiehlt." Nikolas Tulp's Billet empfahl den Doktor Adam Boreel als einen Mann von Talent, Moretus verneigte sich höflich vor dem Ueberbringer und sagte: „Ich kenne Eures Amtsverwalters Sohn sehr gut, ich habe ihn auf der Universität Jahre lang mit Eifer und Ehre studiren sehen, ich bin Euch zu Diensten. Ihr habt ohne Zweifel einige Bogen über medizinische Gegenstände gedruckt haben, was ich that, nachdem ich das Manuskript hatte durchlesen lassen, ob es auch nichts Ketzerisches und Ungebührliches enthalte. Ich glaube gern an die Lobeserhebungen, die er Euch ertheilt, mein Herr, habt Ihr Euer Manuskript bei Euch?" — „Nein, Myndeer." — „Wovon handelt es?" — „Ueber theologische Fragen." — „Ich muß es sehen, denn ich es brauchen lasse, muß ich mir Euer Vertrauen schenken sollte." — „Wenn ich es aber unterzeichnet?" — „Das ist kein Grund für mich, anders zu verfahren, mein Herr; bei der Herausgabe eines Buches ist de Buchdrucker eben so betheiligt wie der Verfasser, und jener ist sogar der Strafbarste, wenn das Buch gefährlich ist. Was würdet Ihr zu dem Apotheker sagen, der Euch zwar nicht vergiftete, aber doch alle Pulver und Drogegen zur Anfertigung des Giftes lieferte? Was würdet Ihr zu dem Wirthshalten sagen, der Euch zwar nicht ermordete, aber doch den Dolch dazu geliehen hätte? Seyd Ihr ein Orthodoxer, mein Herr?" — „Ich weiß nicht recht, was ich Euch darauf antworten soll", entgegnete Boreel, „aber ich muß Euch nur gestehen, daß ich mir vorgenommen habe, einige Neuerungen einzuführen." — „Dann, mein Herr, werde ich Eure Schrift nicht drucken, und ich bitte, daß es Niemand in dieser Stadt thun wird." — „Bei Gott, Myndeer, ich bin ein Christ". — „Ihr glaubt es zu seyn; die Rebellen sind anfangs auch immer ganz getreue Unterthanen, und was die Religion anbelangt, so nenne ich alle diejenigen Rebellen, welche Neuerungen beabsichtigen und dieselben Anderen vorlegen, nicht dem Ersten, der allein das Recht hat, darüber zu urtheilen." — „Glaubt Ihr", warf Boreel ein, „daß es ein Akt der Rebellion sey, gewisse Mißbräuche anzugreifen, wie zum Beispiel das Abbeten des Rosenkranzes, den Ihr so eben verfaßtet?" — „Und weshalb tadelt Ihr den Rosenkranz?" — „Ich verwerfe das häufige Hersagen desselben Gebetes." — „Sind schöne, oft wiederholte Sachen ein Unrecht, oder ein Mißbrauch, oder eine Beleidigung? Ich könnte Euch dafür tausend Argumente aufführen, ich will mich aber nur auf eine einzige kleine Anekdote beschränken. Wir besitzen hier einen Maler von einigem Verdienst und Ruf, Peter Paul Rubens, vielleicht kennt Ihr ihn?" — Boreel machte eine abwehrende Bewegung, die so viel heißen sollte als: wir verwerfen die Bilder und kümmern uns nicht um die Maler.

„Nun wohl, mein Herr", nahm Moretus wieder das Wort, „dieser Mann, der zu unseren Gerechthumtheten gehört, hat eine Kreuzabnahme gemalt, die sehr schön ist; denn eine Schädelstätte, und zwar in dem Augenblicke, wo der Krieger die Lanze aus der Seite unseres sterbenden Heilandes zieht, und dies Gemälde ist ebenfalls sehr schön. Vor zwei Jahren kam ein vornehmer Mann aus Frankreich wegen gewisser Unterhandlungen hierher und hielt sich ein Jahr in unserer Stadt auf. Jeden Tag hielt er gewissenhaft seine Viertelstunde vor der Kreuzabnahme und noch eine Viertelstunde vor der Schädelstätte im Anschauen verloren und sprach nichts Anderes als die wenigen Worte: Wie das schön ist! die er wohl zwanzig Mal mit dem tiefsten Gefühl wiederholte. Dieses Lob würde Euch durch seine Form vielleicht Anstoß erregt haben, und doch verscherte mir Peter Paul Rubens selbst, daß dieser Mann, der sich so sehr Andachtsübungen, die ihm jemals gezollt worden seyen, ihm keine so schmeichelhaft wie diese gewesen sey."

Das Material, welches wir bei dieser kleinen Erzählung benutzen, liefert uns noch andere Einzelheiten über die Unterhaltung Boreel's mit dem Buchdrucker Moretus, aber sie sind von geringem Interesse. Diese fügen nur noch hinzu, daß der Letztere sich bereit erklären ließ, Buchdrucker für seinen Zweck aufzutreten konnte. Da er aber sehr beschäftigt war, so wollte er noch andere Wege versuchen. Er miethete eine Wohnung in der Kaiserstraße und nahm zur Führung seiner Wirthschaft eine gute Frau in Dienst, deren Gesicht ihm zusagte. — „Ich will mit dieser Frau den Anfang machen", sprach er, „ich will einstweilen Niemand, daß sie mich nicht kennt. Schon am nächsten Morgen, als Magdalene Wiert ihm sein Frühstück zubereitete, hielt er ihr einen moralischen Vortrag. Jedesmal, wenn er einen christlichen Grundsatz aufführte, sagte die gute Frau: „Das ist wahr, Myndeer, so steht's im Katechismus." Sobald er aber etwas von seinen Demonstrationen hinzufügte, die er so schön fand, erklärte sie ihm ganz unbefangen, daß sie ihn nicht verstände. Durch die Mühe, die er sich gab, um sich verständlich zu machen, wurde es der guten Frau klar, daß er ein Ketzer sey. Sie bereite sich, ihn nach achttägigem Dienst ihren Lohn abzuforbern. „Diese Beschwerden sind doch zähter, als ich dachte", meinte Meister Boreel und sah sich nach einer anderen Dienerin von weniger festen Grundsätzen um. Man verschaffte ihm eine junge, über deren Aufführung man ihm nur zweideutigen Nachweis zu liefern wußte; sie kümmerte sich um unseren Boreel sehr wenig, wenn sie nur genügt schien, auf seine neue Lehre einzugehen. Unglücklicherweise war es mit ihrer Dienstzeit ebenfalls nach acht Tagen zu Ende, sie forderte aber nicht, wie Magdalene, ihren Lohn, sondern verschwand ganz plötzlich, und der kluge Theologe wurde gewahr, daß sie eben so klug wie er selbst sey, denn statt der Gütergemeinschaft, die er predigte, hatte sie seine ganze Baarschaft gestohlen. Dieser ärgerliche Umstand war für Boreel nicht erfreulich und verstimmte ihn gar sehr. — „Wenn es hier nur Katholiken oder Schurken giebt, so ist nichts zu machen!" sprach er, ging dann am Hafen spazieren, und da er gerade ein Schiff nach Middelburg in die See stechen sah, so vergaß er alle kleine Schulden, die er noch in Antwerpen zu bezahlen hatte, sprang mit entschlossener Miene in ein Boot und fehrte nach Zeland zurück.

Wenn man ihn in seiner Vaterstadt fragte, was er in Antwerpen ausgerichtet habe, so antwortete er nur: „Ein jesuitisches Land, die religiösen Neuerungen finden dort keinen Anklang." — Er entsagte aber keineswegs dem, was er seinen großen Gedanken nannte, und seine ganze, ziemlich lange Laufbahn hindurch war er nicht müdegeworden, eine neue, von den anderen getrennte christliche Kirche zu begründen; es gelang ihm aber nicht. Vergebens wendete er sich an die Lutheraner, Kalvinisten, Anabaptisten, Gomaristen, Arminianer, Zwingtianer, Mennoniten und an all' die tausend Sekten: alle stießen ihn zurück, und die Lutheraner selbst erklärten ihn für einen Gottesläugner.

Durch es auf unserem Meister Adam Boreel nicht gelang, sein großes Projekt in Ausführung zu bringen, so hat er es doch der Nachwelt in einem kleinen Werke in Holländischer Sprache hinter-

Digitized by Google

lassen, das 1674 in Amsterdam gedruckt wurde und den Titel führt: „Onderhandelinge nopens den Broederlyken Godsdienst". Er hatte doch seine große Ihre nicht ganz der Vergessenheit überliefern wollen, und wie entzückt würde er seyn, wenn er wieder aufstehen und sein Werk von den Fourieristen fortgeführt sehen könnte, die Alles als Gemeingut betrachten und, zu noch größerer Aehnlichkeit mit dem Zeeländer, die Welt durch die Schweigerei civilisiren wollen, worin die erste Pflicht ihres Kultus besteht. (Rev. de Bruxelles.)

Fortschritte der Typographie in Belgien.

Bei Gelegenheit der diesjährigen Gewerbe-Ausstellung in der Belgischen Hauptstadt haben auch die Buchdrucker dieses Landes gezeigt, durch eine öffentliche Auslegung des Besten, was ihre Pressen in der letzten Zeit geliefert, die Fortschritte derselben bekundend zu müssen. Mehrere ist es allerdings Nachdruck, was die Belgischen Pressen beschäftigt, und aus diesem Grunde sollten dieselben ihre Leistungen eher mit Erröthen als mit Stolz zeigen. Da jedoch bei solchen Ausstellungen nicht von dem Inhalt, sondern nur von dem Gewande der Bücher die Rede, und auch dasjenige, was sich typographisch ganz besonders auszeichnet, gewöhnlich kein Nachdruck zu seyn pflegt, so wollen auch wir uns davon etwas erzählen lassen, ohne Rücksicht darauf, daß der König der Belgier kürzlich den Buchdruckern seines Landes den Rath ertheilte, nun auch einmal Deutsche Werke nachzudrucken. Ein Belgisches Blatt sagt von jener typographischen Ausstellung:

„Große Fortschritte hat seit einigen Jahren die Buchdruckerkunst auf unserm Lande gemacht. Es gab eine Zeit, wo man gewisse Bücher mit den größten Kosten aus Paris beziehen mußte, weil unsere Buchdruckerkunst noch in der Kindheit stand und die Französischen Ausgaben die unseren an Schärfe der Buchstaben, an Schönheit und Festigkeit des Papiers und vorzüglich an Schwärze bei weitem überragten. Heute ist es anders; die Belgischen Ausgaben rivalisiren mit den sorgfältigsten Französischen. Wir sprechen nicht von den Romanen und der ephemeren Literatur, für welche eine gewisse Genauigkeit nicht erforderlich ist, sondern von wissenschaftlichen Werken, welche, wie die Ausstellung zeigt, gegenwärtig bei uns mit der größten Sorgfalt ausgeführt werden. Der erste unserer Buchdrucker ist Adolph Wahlen, sein Ruf ist weit verbreitet; fast täglich bringt er neue Vervollkommnungen bei seiner Kunst in Anwendung. Das wichtigste von ihm ausgestellten Werke ist die Maria von Burgund von Octave Delpierre. Es ist bekannt, daß Herr Delpierre durch einen glücklichen Zufall ein Alphabet großer Buchstaben des funfzehnten Jahrhunderts mit den feinsten Verzierungen aufgefunden hat. Unter jedem Buchstaben finden sich einige Französische Verse, und zum Schluß stehen, von derselben Hand gefertigt, die Worte: Ave Maria. Man hat vermuthet, daß dieses Alphabet von Maria von Burgund selbst geschrieben ist, und um dieses historische Andenken nicht untergehen zu lassen, hat Delpierre die verzierten großen Buchstaben in alphabetischer Ordnung an die Spitze der 24 Kapitel seiner Lebensbeschreibung Mariens von Burgund gestellt; und es ist wahrhaft bewundernswerth, mit welcher Richtigkeit und Geschicklichkeit die verschiedenen Farben und die Verzierungen nachgeblidet sind; dazu ist in dem ganzen Werke nicht ein einziges Wort gebrochen, und gleichwohl findet sich stets der gewöhnliche Zwischenraum zwischen den Worten. Die Maria von Burgund ist ein Meisterstück in Geschmack und Kunst.

Auch haben wir verschiedene Werke mit Abbildungen gesehen, unter anderen einen, welches in sieben verschiedenen Farben gedruckt ist.

Die Herren van Linthout und van den Zande von Löwen haben ein einziges Werk ausgestellt, doch dieses eine ist der höchsten Aufmerksamkeit würdig. Es ist die Rabbinische und Chaldäische Chrestomathie von Breien, in deren zweitem Theile mehrere Arabische, Chaldäische und Hebräische Stücke gedruckt sind. Noch vor kurzer Zeit mußten Werke der Art mit großen Kosten im Ausland gedruckt werden. Van Linthout und van den Zande verdienen daher unseren Dank, weil sie die Ersten sind, welche Werke der Art zu drucken versucht haben, und um so mehr, da es ihnen so vollkommen gelungen ist. Se. Majestät selbst hat dieses Werk mit vielem Interesse betrachtet und sich sehr freundlich über dasselbe ausgesprochen; die wackeren Urheber desselben werden hierin einen schönen Lohn für ihre Mühe und Sorgfalt sehen. Die Handlung Meline, Cans u. Comp. hat verschiedene Werke ausgestellt. Ihre Bücher empfehlen sich durch schönen und korrekten Druck. Eben so sind die Herren Annoot-Braekmann von Gent, Parent und Hayez von Brüssel und die National-Gesellschaft für Verbreitung guter Bücher um der ausgestellten Werke willen lobenswerth zu erwähnen. Vorzüglich sind die Musterschöne Hanica's zu Mecheln hervorzuheben; sein Missale Romanum, sein Pastorale Romanum und seine Horae diurnae haben auch im Auslande eine freundliche Anszeichnung gefunden. Die Sammlung Französischer Dichter in 32° von Laurent zu Brüssel zeigt die höchste Sauberkeit des Druckes, und so klein die Schrift ist, ermüdet sie das Auge doch nicht.

Das Gießen der Lettern hat in Belgien ebenfalls große Fortschritte gemacht; dies bewiesen die Proben, welche Moline, Cans u. Comp., Brassart von St.-Josse-ten-Noode und Vanderborght von Brüssel ausgestellt haben. Der Letztere vorzüglich verdient um der Nettigkeit und der schönen Proportionalität seiner Buchstaben willen eine ehrenvolle Erwähnung. Aus der Werkstatt des Herrn Vanderborght sind auch die Typen hervorgegangen, mit denen Wahlen Delpierre's Maria von Burgund gedruckt, und etwas Schöneres kann man nicht sehen."

Mannigfaltiges.

— Schwedische Zustände. Der unermüdliche Lebens- und Länder-Darsteller, Friedrich Karl von Strombeck, hat jetzt, als Nachtrag zu seiner im vorigen Jahre erschienenen Reise durch Schweden und Dänemark, „Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. Johann von Schweden und Norwegen" herausgegeben. Wer die Verdienste dieses Mannes kennt, dem sind Lob und Tadel nicht gleichgültig, aber auch mit Ruhe und, wie sich bei dem Verfasser wohl von selbst versteht, ohne Beabsichtigung von Verdrehungen abgefaßte Schrift. Es giebt vielleicht zunächst charakteristische Züge aus dem Leben des Königs, die uns zum Theil jedoch schon bekannt waren, und zwar durch die von Touchard Lafosse im Jahre 1838 herausgegebene Französische Lebensbeschreibung Karl Johann's*); zum Theil berühren dieselben jedoch die neueste Zeit, die zu welcher die Französische Biographie allerdings nicht reicht. Demnächst folgt eine Reihe von Abhandlungen, die sämmtlich eben sowohl zur Kenntniß der politischen und der socialen Zustände Schwedens, als zu der der Regierungs-Grundsätze des Königs vom höchsten Interesse sind. Besonders sind über die in Antrag gekommene Verfassungs-Aenderung und über die unerklärliche Anklage der Schwedischen Minister durch den Reichstag einzelne Darlegungen gegeben, die einen scherfern Einblick in die Sache thun lassen, als er bisher vermittelst der über die Skandinavischen Länder in der Regel sehr abrupten Zeitungs-Nachrichten möglich war. Es geht daraus hervor, daß ein großer Theil des Reichstages in einer keineswegs gerechtfertigten Opposition gegen den Monarchen sich befindet, und daß man überhaupt dessen hohe Verdienste um das Gedeihen und die Wohlfahrt des Landes nicht in dem Maße, wie zu wünschen ist, würdigt. Ein sehr besonderen Charakter des Schwedischen Volkes erwartet werden sollte.

— Fanny Elsler und die Offiziere der „Belle Poule". Als die vielgefeierte Wiener Terpsichore auf dem Park-Theater zu New-York ihre letzten Triumphe davontrug, lag gerade die Französische Fregatte „La Belle Poule", berühmt durch ihre Mission nach St. Helena, im dortigen Hafen vor Anker. Die tapferen Offiziere derselben verstehlen sich, ihren Zoll zu dem Tribut beizutragen, den man der reizenden Fanny brachte, und unter den Blumenkränzen, die ihr eines Abends zu Füßen fielen, war auch einer, der einen Kranz mit einem schwarzen Bande, auf welchem die Worte „Belle Poule" in Gold gestickt waren. Hiermit nicht zufrieden, lud man die Sylphide an Bord des Fahrzeuges, und Fanny nahm die Einladung mit großem Vergnügen an. An einem Sonntage bestieg sie das Boot, welches die Offiziere zu ihrer Verfügung gestellt hatten, um sie an Bord der Fregatte zu bringen. Ein überaus galantes Fest wurde ihr bereitet. In dem Augenblick, wo sie den Fuß auf's Verdeck setzte, spielte das Musik-Corps des Prinzen von Joinville ihren Lieblings-Krakowiak und andere Tänze, von denen man wußte, daß sie bei ihr in besonderer Gunst stehen. Umrauscht von diesen Harmonieen, wurde die Tänzerin zuerst von den Offizieren und dann von dem Commandeur selbst, der in Vertretung des abwesenden Prinzen den Oberbefehl über die Fregatte führte, auf dem Schiff umhergeführt und besichtigte dasselbe in allen seinen Theilen. Dann folgte ein auserlesenes Mahl, bei welchem natürlich Fanny's Gesundheit mit dem höchsten Enthusiasmus ausgebracht wurde, worauf sie mit folgendem Toast antwortete: „Dem jungen Capitain der „Belle Poule", jung an Jahren, aber alt an Ruhm." Als man sich zur Tafel setzte, wurde zugleich ein Wächter an die Thür des Offizier-Saales gestellt, um etwanige zudringliche Gäste fernzuhalten. Man hatte nämlich in ähnlichen Fällen schon die Erfahrung gemacht, daß die Herren Amerikaner sich ungeladen einzunden und an die gedeckte Tafel zu setzen pflegten. Diese Dreistigkeit in den Sitten der Amerikanischen Männer konnten die Französischen Offiziere anfangs um so weniger begreifen, als sie bei den Damen ihres Landes eine große Zurückhaltung fanden, die oft bis zu einer Grobheit entgegengesetzter Art ging. In den ersten Tagen nach der Ankunft der „Belle Poule" in New-York stellten sich die Offiziere jedesmal, wenn Damen an Bord kamen, — und sie kamen zu Hunderten, — völlig in Reihe und Glied auf, machten diesen Gästen die Honneurs und bieten ihnen mit aller Französischen Höflichkeit und Eingebung als Cicerone's. Nicht wenig verwundert waren sie aber, als sich ihre Gäste, nachdem sie denselben Alles aufs genauste gezeigt und erklärt hatten, ohne einen Abschiedsgruß, ohne irgend ein Wort des Dankes, ja ohne ein anerkennendes Lächeln entfernten. Erst später erfuhren sie, daß in den Vereinigten Staaten diese Etikette zu den Regeln des Anstandes gehöre, wenn man Jemanden nicht vorgestellt sey, und daß es sogar für die größte Unverschämtheit gelten würde, wollte man sich gegen Jemand höflich benehmen, ohne ihm vorher vorgestellt zu seyn! Die Offiziere beschlossen daher, fortan ihre „unverschämte" Höflichkeit abzulegen und ihre Galanterie nur „wohl und richtig adressirt" angubringen.

*) Vgl. Nr. 90 des Magazins vom J. 1840, wo wir nach Touchard Lafosse die Geschichte der ersten Zusammentreffens Napoleon's und Bernadotte's mit getheilt, welche auch das Buch des Herrn von Strombeck eröffnet.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Mittwoch den 24. November 1841.

Griechenland.

Ueber den Charakter und die Mission des Sokrates.

(Nach der Bibliothèque de Genève.)

Was war Sokrates? Das ist eine alte Frage, deren Beantwortung nicht leicht sein muß, da es wenige Menschen giebt, über die seit zweitausend Jahren so verschiedene Urtheile gefällt worden. Derselbe Mensch, den die allgemeine Meinung Griechenland zu seinen ersten Illustrationen rechnete, den Marc Antonin über Alexander stellt und Cicero den Fürsten der Philosophen, den Vater der Philosophie nennt, den Erasmus beinahe wie einen Heiligen anrief, von dem Montaigne sagte, daß nie „eine so schöne Seele sich selbst gebildet", und in welchem der Ueberleger Plato's, Ficinus, einen Vorläufer und ein Musterbild Jesu Christi sah, dieser von so gewichtigen Autoritäten so hoch geschätzte Mann wird von Rollin und Barthelemy der Lüge oder wenigstens der List angeklagt, und Fenelon hat sich nicht gescheut, ihn für einen Feigling und Verräther zu erklären. Ist man heute über dieses seltsame Räthsel mehr im Reinen? Keineswegs. Während der Englische Uebersetzer des Aristophanes, L. Mitchell, und im Bunde mit ihm die Edinburger Reviewer den Verfasser der „Wolken" zu rechtfertigen und Sokrates als gefährlichen Sophisten darzustellen suchen, erklärt ihn Herr von Lamartine für inspirirt, und ein anderer Französischer Schriftsteller neuerer Zeit hält ihn, nach dem Beispiel des Justinus Martyr, für einen Schüler des Worts, für einen wahren Christen, und ist überzeugt, daß die Religion des Sohnes des Sophronikus keine andere war, als die des Fenelon.*)

Lassen wir diese widersprechenden Ansichten auf sich beruhen, so scheint wenigstens das ausgemacht zu seyn, daß Sokrates ein großer Philosoph war. Aber auch dieser Halt verschwindet vor einer ausmerksamen Prüfung, und die folgende Darstellung hat gerade den Zweck, zu zeigen, daß Sokrates viel mehr oder viel weniger als ein Philosoph war, wenn man dies Wort in dem Sinne nimmt, den wir damit verbinden.

Eine der unerläßlichsten Quellen über den Charakter des Sokrates ist seine Apologie von Plato.· Plato will hier nur berichten, was Sokrates wirklich vor den Richtern sprach, und konnte sich hier um so weniger eine Verfälschung zu Schulden kommen lassen, als die Menge der Richter (es waren ihrer fünfhundert) und der anderen Zuschauer, so wie der anwesenden Freunde des Sokrates, ihn unfehlbar Lügen gestraft hätte. Andererseits ist die Aufrichtigkeit des Sokrates selbst bei dieser feierlichen Gelegenheit nie in Zweifel gezogen worden. Sokrates hatte gar nicht die Absicht, sich zu vertheidigen; er wußte, daß seine Worte die Richter nur reizen und seine Verurtheilung um so sicherer herbeiführen würden. Auch ist diese Apologie nicht sowohl eine Vertheidigung, als eine Art Testament, ein Glaubensbekenntniß, durch welches er vor seinem Tode der Welt von dem, was er war, Rechenschaft ablegen will. „Ich sagt Sokrates Alles, was er nur sagen konnte, um Allen zu zeigen, daß er etwas Anderes als ein Philosoph sey. Betrachten wir die einzelnen Stellen näher.

„Ihr werdet von mir die ganze Wahrheit hören, Athener, freilich nicht in kunstlosen Reden, wie die meiner Gegner sind, und mit allem Glanz der Sprache und Rednerkunst ausgestattet, sondern in den Worten, die mir zunächst in den Mund kommen ... Oft sagt Sokrates Alles, was er nur sagen konnte, um Allen zu zeigen, daß er etwas Anderes als ein Philosoph sey. Betrachten wir die einzelnen Stellen näher.

„Wenn man euch sagt, daß ich mich mit Unterrichten abgebe und dafür Lohn nehme, so ist das eine Unwahrheit. Nicht, daß ich es nicht sehr schön finde, die Menschen unterrichten zu können, wie Gorgias von Leontium, Prodikus von Cos und Hippias von Elea thun." Hier zeigt Sokrates, daß man, um die Menschen zu unterrichten, im Stande seyn muß, sie zu den vollkommensten Menschen und Bürgern zu machen; dann fährt er fort: „Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich mich sehr freuen und sehr stolz darauf seyn würde, wenn ich diese Geschicklichkeit besäße; aber leider habe ich sie nicht, o Athener! Nun wird Mancher von Euch fragen: Aber, Sokrates, was thust du denn? und woher kommen jene Gerüchte, die über dich verbreitet sind? Denn wenn du nichts Anderes sagtest oder thätest, als was die Anderen, so würde man nie so viel von dir gesprochen haben. Gut, auf diese Frage will ich euch antworten und euch erklären, was mich so ins Gerede gebracht und mir so viel Feinde zugezogen hat. Hört mich an: Manche unter euch werden vielleicht glauben, daß ich nicht im Ernst spreche, aber seyn versichert, daß ich nichts als die Wahrheit sagen werde. In der That, o Athener, um nichts Anderen als um einer gewissen Weisheit willen bin ich in diesen Ruf gekommen. Was ist das für eine Weisheit? Es ist vielleicht eine rein menschliche Weisheit, und in der That scheint das meine Weisheit zu seyn. Die Leute, von denen ich vorhin gesprochen, haben vielleicht eine mehr als menschliche Weisheit; diese habe ich nicht, und wer das behauptet, lügt und will mich verleumden."

Ehe wir weiter gehen, analysiren wir diese Stelle, die so ganz jene Attische Ironie an sich trägt, die um so mehr verführt, je sorgfältiger sie die affirmativen Verbindungen vermeidet. Sokrates erklärt, er gleiche nicht den Sophisten seiner Zeit, welche eine Schule halten, ein Gewerbe aus ihrem Wissen machen und sich dadurch bereichern; er mache keinen Anspruch auf ihr stolzes Wissen, das nur aus müßigen Speculationen oder solchen, denen der Mensch nicht gewachsen ist, bestehe; er seinerseits besitze nur eine menschliche Weisheit. Aber was versteht er unter dieser menschlichen Weisheit? Dies erklärt er im Folgenden, wo er erzählt, wie sein Freund Charephon das Delphische Orakel gefragt, ob einen weiteren Menschen auf der Welt gebe als Sokrates, und das Orakel geantwortet, es gebe keinen; da spricht er aus, daß Gott allein weise ist, daß die menschliche Weisheit wenig oder nichts werth sey, und daß der weiseste unter den Menschen der sey, der die Nichtigkeit seiner eigenen Weisheit einsieht. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Als ich die Antwort des Orakels erfuhr, sagte ich zu mir selbst: Was meint der Gott? welchen Sinn verbergen seine Worte? Denn ich weiß wohl, daß in mir keinerlei Weisheit ist, weder große, noch kleine; was meint er also damit, indem er mich für den weisesten der Menschen erklärt? Denn am Ende lügt er doch nicht, ein Gott kann nicht lügen." Hier schildert Sokrates seine lange Unschlüssigkeit, und wie er anfing, diejenigen seiner Mitbürger, die am meisten Ruf hatten, zu prüfen, um, indem er sich mit ihnen verglich, zu finden, inwieweit er den Ausspruch des Orakels verdienen könne. Er entdeckt, daß Alle in gar vielen Dingen geschickter als er sind, aber daß sie das nicht wissen, was das Wichtigste sey und was sie am besten zu wissen glauben: „so daß ich", fährt er fort, „also ich mich sagte, was ich vorziehen würde, so zu seyn wie ich bin, ihrer Geschicklichkeit und auch ohne ihre Unwissenheit, oder ihre Vorzüge mit ihren Mängeln zu haben, ich mir antwortete: ich will lieber so seyn wie ich bin. Diese Untersuchungen, o Athener, sind es, die mir so viele gefährliche Feindschaften zugezogen; daher stammen alle Verleumdungen, die mit meine Rechnung verbreitet sind, daher der Ruf eines Weisen, in dem ich stehe — in den mich Jeder, der mich hören, glauben, ich wisse alle Dinge, in denen ich die Unwissenheit der Anderen aufdecke. Aber die Wahrheit ist, Athener, daß Gott allein weise ist, und daß er durch sein Orakel nur sagen wollte, daß die menschliche Weisheit wenig oder vielmehr nichts werth ist; auch hat sich das Orakel meines Namens nur wie eines Beispiels bedient, als wollte es zu allen Menschen sagen: Der weiseste unter euch ist der, der, wie Sokrates, einsieht, daß die Weisheit nichts ist. Von dieser Wahrheit überzeugt und um mich ihrer noch mehr zu versichern und dem Gott zu gehorchen, setze ich diese Untersuchungen fort und prüfe alle diejenigen unserer Mitbürger und der Fremden, in welchen ich die wahre Weisheit zu finden hoffe, und wenn ich sie da nicht finde, so diene ich dem Orakel zum Dolmetscher und zeige ihnen, daß sie nicht weise sind. Das beschäftigt mich so sehr, daß ich mir weder der Republik ein wenig nützlich zu seyn vergönnte, noch meiner Familie ...."

Nimmt man zu diesen Erklärungen noch das, was er über die geheime innere Stimme, über das Dämonion sagt, das ihn von Jugend auf geleitet, indem es ihn von Allem, was ihm nicht zum Wohl gereichte, abhielt, so wie seinen Glauben an Orakel und Träume, in denen sich der Wille der Götter kundgebe, dann wird uns immer deutlicher, daß Sokrates noch etwas ganz Anderes als bloßer Philosoph war. Betrachten wir diese Züge genauer. Sokrates erklärt, daß die menschliche Weisheit nichtig sey, daß er selbst nichts wisse, als seine Unwissenheit, und daß er nie etwas gelehrt

*) Auch in Deutschland sind in der neueren Zeit wiederum die allerdrehtesten Ansichten über Sokrates an das Licht gekommen (unter Anderem auch eine sinnliche Rechtfertigung der Athener wegen ihrer Verurtheilung des Philosophen). Dies und der Umstand, daß gegenwärtig die Verbindungen der Gottesfurcht und der Philosophie zu Stoffen der allgemeinsten und interessantesten Urtheile geworden, veranlaßt uns, diesen auch an und für sich schon interessanten Artikel für unser Blatt zu bearbeiten.

habe. Indeß geht schon, abgesehen von den Werken seiner Schüler, aus der Apologie selbst hervor, daß er die Menschen etwas Anderes als ihre Unwissenheit gelehrt, und daß er selbst an die Existenz einer positiven Weisheit geglaubt, deren Geboten zu gehorchen er für seine erste Pflicht hielt. Zum Beweiße hierfür führen wir folgende Stelle an, in welcher jene männliche, naive Schönheit athmet, die Montaigne so sehr an ihm bewunderte:

„Was nach diesem Leben kommt, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß, wer ungerecht ist und dem, der besser als er ist, sey es Gott oder Mensch, nicht gehorcht, der Pflicht und der Ehre zuwider handelt. Das ist das Uebel, das ich fürchte und das ich fliehen will, weil ich weiß, daß es ein Uebel ist, und nicht vermeintliche Uebel, welche vielleicht wirkliche Güter sind, so daß, wenn ihr jetzt zu mir sagtet: ... Sokrates, wir verwerfen den Antrag des Anytus und sprechen Dich los, aber unter der Bedingung, daß Du aufhörst, Dich zu philosophiren, und Deine gewohnten Untersuchungen einstellen wirst, wenn Du aber Dich wieder dabei ertappen läßt, sterben mußt: ja, wenn ihr mich unter diesen Bedingungen lossprechen wolltet, so würde ich euch ohne Bedenken antworten: Athener, ich ehre und liebe euch, aber ich gehorche lieber dem Gott als euch, und so lange ich athmen und etwas Kraft haben werde, werde ich nicht aufhören, mich auf Philosophie zu legen, euch zu rathen und zu warnen um Alles, indem ich begegne, meine gewöhnliche Sprache zu halten: O, mein Freund, schämst Du Dich nicht als Athener, als Bürger der größten und durch ihre Macht und Bildung so berühmten Stadt, daß Du nur daran denkst, Reichthümer zu sammeln und Ehren und Ehrenstellen zu erwerben, ohne Dich mit der Wahrheit und der Weisheit, mit Deiner Seele und ihrer Vervollkommnung zu beschäftigen? Und wenn Jemand behauptet, daß er sich damit beschäftigt, so werde ich ihn erst prüfen, und wenn ich finde, daß er nicht tugendhaft ist, sondern nur nach dem Scheine strebt, so werde ich ihn beschämen, daß er die kostbarsten Dinge so mißachtet und die werthlosen so hoch schätzt. So werde ich zu Allen, denen ich begegne, sprechen, Jung und Alt, Mitbürger und Fremde, aber am meisten zu euch, Athener, weil ihr mich näher angeht; und wisset, daß mir dies der Gott befiehlt, und ich bin überzeugt, daß es nichts für die Republik Vortheilhafteres geben kann als mein Eifer, den Befehl des Gottes zu erfüllen, denn meine ganze Beschäftigung besteht darin, euch Alle zu überzeugen, daß vor der Sorge für Leib und Reichthümer die Sorge für die Seele und ihre Veredlung kommt."

Begreift man nun noch, wie Sokrates sagen konnte: „Ich war nie der Lehrer eines Menschen ..., ich habe nie Jemanden einen bestimmten Unterricht versprochen und habe nie etwas gelehrt." Herr Slapfer sieht darin einen nicht sehr ehrenvolle Ausflucht, durch die Sokrates dem Vorwurf entgehen will, Menschen wie Kritias und Alcibiades zu Schülern gehabt zu haben. Ich glaube, Herr Slapfer täuscht sich in diesem Verdacht, der sich übrigens mit seiner sonstigen Ansicht über Sokrates' Charakter nicht verträgt. Diese Erklärung, daß er Niemandes Lehrer gewesen, ist eine nothwendige Folge der Ansicht, die sich Sokrates über die menschliche Weisheit im Allgemeinen, wie über seine eigene, gebildet hatte. Wenn Sokrates überzeugt war, daß seine eigene Weisheit nur die Kenntniß seiner Unwissenheit sey, so ist es klar, daß er in seinem eigenen Namen Niemanden nur eben diese Weisheit lehren konnte, nämlich die Kenntniß ihrer Unwissenheit, was doch keinen eigentlich sogenannten Unterricht abgiebt.

So weit konnte also Sokrates mit Recht sagen, daß er Niemanden etwas gelehrt. Aber gleichwohl hat er gewisse positive Lehren verkündigt. Es fragt sich, ob er uns in seinem eigenen Namen gethan. Denn nimmt man an, daß er sie nur im Namen und auf den Befehl eines Anderen verkündigt, so ist es klar, daß dann diese Doktrinen nicht mehr ihm angehören, daß er nicht lehrte, was er selbst gefunden und entdeckt hatte, wie die Sophisten, seine Zeitgenossen, sondern was ihm durch ein höheres Geheiß, durch einen höheren Beruf eingegeben worden. Nun haben wir zu gestehen, daß Sokrates im Namen eines Gottes sich an seine Mitbürger wendet, daß er wie einer spricht, der eine Mission empfangen, und nicht wie einer, der sich selbst seine Aufgabe gestellt. Nichts bestätigt dies so deutlich, als die folgenden Worte: „Ich handle nur, um den Befehl zu erfüllen, den der Gott mir durch die Stimme der Orakel, die der Träume und durch alle Mittel verkündigt hat, durch welche irgend eine himmlische Macht je bedient hat, um einem Sterblichen ihren Willen mitzutheilen."

Man darf diesen Zug nicht für einen bloß untergeordneten Aberglauben halten, der in Sokrates' Leben nur eine unbedeutende Rolle spiele. Aus der Apologie geht vielmehr hervor, daß seine wichtigsten Entschließungen, die, welche auf sein Schicksal den entscheidendsten Einfluß übten, aus seinem abergläubischen Gehorsam gegen die Befehle oder Warnungen der Gottheit, unter welcher Form auch dieselben sich kundgeben mochten, entsprangen.

Die außerordentlichsten Momente in dem Leben des Sokrates sind vorzüglich folgende drei: erstens, daß er sich mit so viel Selbstverleugnung dem so schweren, so gefährlichen Apostolat widmete, in welchem er bis zu sein Ende beharrte, zweitens, daß er als Athenischer Bürger in seiner aufgeregten Zeit sich beständig von allen politischen Angelegenheiten fern gehalten, und drittens, daß er nichts gethan, um erst seine Verurtheilung und dann seinen Tod zu verhindern. Diese Thatsachen nun sind, wenn wir der Apologie glauben dürfen, einzig die Folge von Entschlüssen, die jener Gehorsam erzeugt hat.

Wir haben schon gesehen, wie entschieden Sokrates seine Mission dem Delphischen Orakel und anderen Mahnungen der Gottheit zuschreibt. Und doch haben wir bei weitem noch nicht alle Stellen angeführt, wo Sokrates hierauf zurückkommt. „Glaubt nicht, Athener", sagt er unter Anderem, „daß ich mich aus Liebe zu mir vertheidige; nur aus Liebe zu euch geschieht es, weil ich fürchte, ihr möchtet durch meine Verurtheilung den Dank hintan mir gesetzt, meine Ermahnungen etwas eingebracht, so ließe sich mein Verhalten erklären, aber so, wie nicht einmal meine Ankläger den Muth hatten, mir vorzuwerfen, daß ich je den geringsten Lohn gefordert, und der beste Zeuge hierfür ist meine Armuth."

Wenn Sokrates seine Uneigennützigkeit anführt, so thut er dies nicht deßhalb, weil sie den entschiedensten Kontrast mit der Sitte der Philosophen seiner Zeit bildet, sondern weil sie, wie er sagt, über die Kräfte der sich selbst überlassenen Menschennatur hinausgeht, und diese Stelle allein würde zeigen, daß er an die Einwirkung einer göttlichen Kraft auf seinen Willen glaubte. Er giebt umsonst, weil er umsonst empfangen hat und es ihm nicht frei stände, nicht zu geben.

Gehen wir zu dem zweiten Punkt über und fragen wir, warum er sich in die politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes so wenig eingemischt, so giebt er uns einen ähnlichen Grund an: „Aber vielleicht wird es nicht folgerecht erscheinen, daß ich mich damit beschäftigt, Jeden von euch insbesondere zu warnen, und doch nie den Muth gehabt, mich in die Volksversammlungen hinzudrängen, um der Republik meinen Rath zu schenken. Was mich davon abgehalten, Athener, das ist jene höhere Stimme, von der ihr mich so oft habt sprechen hören, und woraus Melitus eine Anklage gegen mich gemacht hat. Dieses außerordentliche Phänomen hat sich in mir seit meiner Kindheit offenbart, es ist eine Stimme, die sich nur hören läßt, um mich von einem Entschluß zurückzubringen, nie aber mich zu irgend etwas antreibt: sie hat sich mir immer entgegengestellt, wenn ich mich in die Angelegenheiten der Republik mischen wollte ..."

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Rückblick auf den Spanischen Bürgerkrieg.

II.

Erinnerungen aus den Jahren 1837, 38 und 39. Erster Theil. Frankfurt a. M., 1841.

(Schluß.)

Nach dem Uebergange über den Ebro, der im Lager der Karlisten für ein so wichtiges Ereigniß galt, daß man glaubte, ihn den verbündeten Mächten anzeigen zu müssen, wurde der Marsch durch Valencia angetreten. Da indeß Borso di Carminati, Oraa und Nogueras hinterrein zogen und die Karlisten bei Chiva erreicht und geschlagen wurden, so mußten sie sich in die Berge flüchten. Sie gegen sich bis Cantavieja, der Festung Cabrera's und verweilten hier acht Tage, um sich wieder mit Munition zu versehen und die starken Verluste nothdürftig zu ersetzen. Sodann wurde wieder der Marsch nach Valencia angetreten. Am meisten war vielleicht Cabrera über diese Säumnisse und Zögerungen erbittert; er beklagte sich gegen den Verfasser bitter über die Umgehungen des Königs und äußerte unter Anderem: „Ich weiß wohl, daß man dem Könige vorstellt, ich sey nicht fromm genug; möglich! Ich bin zwar kein Heiliger, aber ich wirke doch Wunder."

Der Sieg, den die Karlisten bei Villas de los Navarras über den General Buerens davontrugen, rettete sie zwar aus großer Noth, da Espartero, Oraa und Buerens hinter ihnen herzogen und sie durch diese vereinte Colonne von allen schlechter drabschlagen, allein der moralische Eindruck ging großentheils verloren, da die Expeditions-Armee wieder eine Woche unnütz in Herrera verweilte. „Wäre nur diesmal", rief hier der Verfasser aus, „ein Kostreiten aus jener lethargischen Unthätigkeit möglich gewesen, welche nach jedem Siege sich unserer zu bemächtigen schien, die Folgen neutralisirte und die Früchte entriß — wären wir den ersten Tage Tydir vorwärts dann konnte Karl V. seiner Krone gewiß seyn. Der 24. August 1837 war einer jener vielen Tage, wo Sieg und Entscheidung so nahe und so gewiß waren, daß nicht der Feind, nur wir selbst Alles hinausschieben, verwerfen oder verlieren konnten. Der alte Moreno ist seitdem in seinem 72sten Jahre ermordet worden. Ich will jene schwere Schuld nicht von den Lebenden auf die Todten wälzen, aber wenigstein sein Rath oft heftigen Widerstand fand, so glaube ich, wäre es ihm hier doch möglich gewesen, durchzudringen und zu entscheiden. Wer es auch seyn mag — er hat der Königlichen Sache den Todesstoß versetzt."

Am 30. August setzte sich endlich das Expeditions-Corps wieder in Bewegung, am 3. September überschritt es die Gränze Castiliens. In Buenavista de Alarcon fand die Vereinigung mit Cabrera statt, wodurch die Stärke der Karlisten auf mindestens 16000 Mann Infanterie und 2000 Pferde stieg. „Alles", sagt hier der Verf., „schien noch die glücklichste Wendung zu verheißen; Zarategui und Elio hatten ihr Hauptquartier im Escurial aufgeschlagen. Don Vincente Rugiros, unser kühner Bandenführer, stand mit 3000 Pferden in Escalon Real und belegte die Querstraße nach Andalusien; Espartero war weit hinter uns auf dem Wege nach Cuenca, sonst vom Feinde nichts zu sehen. Wer damals an eine Verlängerung des Krieges gedacht hätte, würde für wahnsinnig gegolten haben."

Digitized by Google

Die Expeditions-Armee langte am Ufer des Tajo an; die Brücke über den Tajo war abgebrochen; allein es scheinen derselben selbst Naturereignisse zu Hülfe zu kommen. Plötzlich kamen eine Menge Ballen angeschwommen, auf denen die Karlisten den Uebergang bewerkstelligten. Der Uebergang fand am 11. September statt. Als der letzte Mann hinüber war, sah man in einiger Entfernung die Avant-Garde Espartero's anrücken, der in Eilmärschen mit seinem besten Truppen-Corps aus Cuenca nachgeeilt war. Das Königliche Corps nahm eine Position bei Arganda ein, à Leguas von Madrid, Cabrera's Division rückte ohne Aufenthalt vor und besetzte Valencia, eine Legua von Madrid. Das lange ersehnte Ziel war also endlich erreicht; „da lag denn das stolze Madrid schweigend, wie todt vor uns. Ein Ruf ging aus jeder Brust, wie der des Pilgers, der nach langer Irrfahrt das gelobte Land erreicht. Madrid schien so verlassen, so gedemüthigt, so unvertheidigt, daß wir es nur zu nehmen, nur die Thore zu öffnen brauchten, um Herren zu sein." „Einige Escadrons Cabrera's rückten auf der Chaussee, bei 1000 Schritte vom Thore von Atocha und besetzten das Zollhaus Cadena bei Buen Retiro. Nach einer Weile öffnete sich das Thor von Atocha, sechs Escadrons Königlicher Garden ritten im Schritt heraus und stellten sich zwischen uns und der Stadt. Durch eine Viertelstunde standen wir uns in Ruhe gegenüber. Da sprengte eine Escadron Grenadiere zu Pferde auf der Hauptstraße vor; die Charge wurde angenommen; die Escadron del Zuria, die vor dem Zollhaus hielt, riß den Grenadieren entgegen, und in einem wüthenden Choc wurden letztere geworfen. Nach dieser kurzen Episode trat Stillstand ein. Mehrere von uns ritten vor, bis 50 Schritte von den Mauern; manche Kugel pfiff begrüßend vorüber. Doch dabei verblieb es, der Feind griff uns nicht an, wir nicht rückten, und so standen wir Stunde nach der anderen." — „Der König blieb in Arganda, er hat seine Hauptstadt nicht einmal gesehen; die Truppen fanden vor Madrid, Minuten wurden zu Stunden, und jener 12. September 1837, der der halben Welt eine andere Gestalt gegeben hätte, ist ein in der Geschichte unerhörtes Beispiel der allergrößten Deception geworden. Cabrera glich einem wüthenden Löwen; er feuerte den Infanten, in Madrid auf eigene Faust einzurücken und, wenn es geschehen, es dem Könige zu berichten. Ein Adjutant nach dem anderen wurde ins Hoflager abgesendet, die ersehnte Königliche Bewilligung zu erhalten; da kam um 8 Uhr Abends der Befehl — alle Vorposten einzuziehen und nach Arganda zurückzumarschiren."

Die Schuld bei dem Nichteinrücken in Madrid schreibt der Verf. Moreno und Arias Teijeiro zu. Ersterer sagt: „Mehrere sind in divergirender Meinung, diesmal ganz einig waren und einzig für das Nichteinrücken votirten, indem sie Espartero's Armee als zu nahe darstellten, um einen so entscheidenden Schritt vornehmen zu können, ehe man eine Schlacht angeboten habe."

Es wurde also der Rückzug angetreten. Am 15. September traf die Nachricht ein, Zariategui habe das Escurial geräumt und sich in der Richtung nach Balladolid zurückgezogen. Jede Vereinigung mit seinem Corps, eine kombinirte Operation wurde dadurch unmöglich gemacht, doch tröstete man sich mit der Spanischen Sorglosigkeit, dem berühmten „n'importa". Die Vorwürfe, die Zariategui und Elio der dieser Veranlassung gemacht wurden, weist der Verf. aufs entschiedenste zurück. Er sagt: „Zariategui und Elio nur die leiseste Andeutung von der Annäherung der Königlichen Kolonne zugekommen, so würden sie das Escurial und ihre Position der Madrid bis auf den letzten Mann vertheidigt haben. Aber die Nachtäglichkeit, Schlauheit in allen Dikatterien und das blinde, blödsinnige Vertrauen, das die Standarte der schmerzenreichen Jungfrau und der Gerechtigkeit Königs genossen hat, sie haben sie öffnen und alle Heere zu schlagen, diesen faulende Marasme trägt die Schuld unserer Vernichtung, die man böswillig und gewissenlos Zariategui und Elio hat aufbürden wollen."

Am 20. September trennte sich Cabrera vom Königlichen Corps, weil er mit Recht von seiner Vereinigung mit demselben nur Unheil erwartete; hierdurch sank es auf 6500 Mann Infanterie und 900 Pferde. Durch die Vereinigung mit Zariategui und Elio wuchs es zwar wieder an, aber es schien durch dieselbe nur dem Gebiete der Intriganten im Hoflager ein weiteres Feld eröffnet worden zu seyn. Zariategui's Corps wurde ebenfalls in die Auflösung hineingerissen, in welcher sich das Königliche Corps schon lange befand.

Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen passirte die Expedition den Ebro und kehrte, nicht ohne große Verluste, und ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach den Nord-Provinzen zurück. Dies war der Ausgang der unter ziemlich glücklichen Auspizien begonnenen Expedition; derselbe vernichtete alle Posfnungen auf ein baldiges Ende des Kampfes und versetzte diesen von neuem auf den alten Kampfplatz, um ihn mit jedem Tage dem sichern Verderben näher zu führen.

Die Rückkehr des Königs machte den übelsten Eindruck auf die Basken und Navarresen. „In stummer Verzweiflung schienen alle ihre Lebenskräfte paralysirt; sie konnten sich nicht fassen, wenn sie an der Jahre Kämpfe, Noth und Entbehrungen dachten, deren Ende sie gröffe, und die nun wieder unabsehbar über sie kommen sollten. Im blinden Vertrauen auf den Erfolg, den der König hatten sie jedes Wort seines Manifestes, vor Ausgang desselben, als unirrigliche Prophezeihung, apodiktische Gewißheit angenommen, fest darauf gebaut. Alle Erwartungen waren auf das Höchste gespannt, jede Posfnung sollte vernichtet werden — da passirten der König und der Infant den Ebro und kamen zurück, verfolgt, geschlagen, das schöne Corps à bas! — 12. Mai über den Arga gelegt, war aufgelöst, demoralisirt, so gut wie vernichtet; der König und seine Umgebung erkannten wohl die Mißstimmung des Volkes und des Heeres, aber die Proclamation von Arciniega war gewiß das schlechteste Mittel, sie zu beschwichtigen. Dieselbe schob die Schuld alles Mißgeschickes auf Verräthere, die gar nicht existirte, und verfügte demgemäß die Absetzung und Verhaftung der vermeintlichten Männer, so Zariategui's und Elio's. Der Infant verlor das Kommando des Heeres, Moreno seine Stelle als Chef des Generalstabes. Der König selbst wollte sich an die Spitze des Heeres stellen und verhieß demselben die Hülfe der schmerzenreichen Jungfrau als Generalissima. An der Stelle der abgesetzten Heerführer erschienen nun drei andere Personen auf dem Kriegsschauplatze, die man niemals auf ernstlichen gesehen und von denen man sich nicht viel Gutes versprach. Zuerst der Graf Negri, ehemaliger Kammerherr des Prätendenten, dann der Herzog von Granada de Ega, ein bigotter alter Mann, der mit den größten Lächerlichkeiten behaftet war und der z. B. als Oberst, wenn er chargirte, nicht den Degen ziehen wollte, weil Gott den Todschlag verdoten habe, endlich Guergüe, ein allgemein verachteter, als Dieb und Bandit berüchtigter Mann, ohne alle persönliche Tapferkeit und militairische Tüchtigkeit.

Dies waren die hervorstretenden Personen der Partei, die jetzt das Ruder kam; im Hintergrunde standen, obgleich sie den größten Einfluß übten und die eigentlichen Chefs waren: Arias-Teijeiro und der Pfarrer Echeverria. Diesen schildert der Verfasser als einen beschränkten Charakter; was er im engen Bereiche seines Verstandes für recht und gut hielt, hatte die schlagendste Ueberzeugung vom Gegentheil ihn nicht aufgeben machen. So wurde der gutmüthige, redliche Mann das Spielwerk derer, die seine schwache Seite kannten und auszubeuten verstanden. Auf sein Anrathen wurde Guergüe, sein Landsmann und Freund, an die Spitze des Heeres gestellt. Arias-Teijeiro erhielt das Portefeuille des alten Generals Cabañas. „Uns so fahren wir", rief hier der Chef des Stabes „zum Schimpf der Welt zu einer Zeit, wo die ganze Existenz der Königlichen Sache von der Kraft unserer Bajonette und der Hülfe befreundeter Höfe abhing, an die Spitze des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten einen Advokaten gestellt! Jede etwas markante Erscheinung erregte seinen Verdacht und ward schleunig entfernt. Dem Volke und dem Heere unbekannte Menschen wurden an die Spitze der Divisionen gestellt, unsere berühmten Häuptlinge in den Kerker geworfen, andere entfernten sich, weil sie unter Guergüe nicht dienen wollten."

Die nächsten Resultate der neuen Politik waren die verunglückten Expeditionen Don Basilio Garcia's und des Grafen Negri.

Hier müssen wir stärs erste anhalten. Denn am 24. Mai 1838 verließ der Fürst Lichnowsky das Hoflager, um sich in seinen Auftrage, den er nicht näher bezeichnet, ins Ausland zu begeben. Doch war er beim Uebergange über die Gränze diesmal weniger glücklich als das erstemal; er wurde von zwei streifenden Douaniers aufgefangen, nach Bayonne gebracht und von da nach Paris transportirt.

Syrien.

Erinnerungen aus dem Feldzuge gegen Mehmed Ali.

Von Patison Punter.

VI. Beirut und der Libanon.

Endlich bin ich in meiner Erzählung zu einem Punkte gelangt, wo ich eine Zeit lang das Kriegsgetümmel bei Seite lassen und harmlosere Gegenstände besprechen kann. Die Syrischen Angelegenheiten gestalteten sich jetzt ruhig und friedlich. Der neutralisirte, im Binnenlande abgeschlossene Feind drouete nur noch Eines Schlages, um vernichtet zu seyn. Die Bergbewohner des Libanon zeigten keine Lust, dem damaligen Status quo ein Ende zu machen. Die Türkischen Eroberer, jetzt beinahe 15,000 Mann stark, ruhten auf ihren Lorbeern und hatten kein martialisches Ansehen mehr. Titel und Ehrenzeichen waren von Konstantinopel aus in solcher Fülle über das Heer ausgeschüttet worden, daß es einige Mühe kostete, seine alten Befannten wiederzuerkennen.

Ich ließ mich nun zum erstenmal auf längere Zeit an der Küste nieder; es war in demselben Hause mit Major E. Napier, dem Verfasser der geistreichen Skizzen „Scenen und Jagden in fremden Landen". Mein Zusammentreffen mit Bekanntwerden mit diesem tapferen Offizier geschah ganz zufällig, und unser Beider Zerstreuung wollte, daß wir mehrere Monate Gefährten seyn und manches Abenteuer, manche Gefahr theilen sollten.

Lauh nach Syrien gekommen, aber zu seinem Verdruß gerade am Tage nach der Einnahme von Akko und in dem Augenblick, als der Commodore in diplomatischer Absicht nach Aegypten unter Segel ging.

Wir wohnten in dem Hause einer achtungswerthen Syrischen Familie. Unser Wirth, Georgius, war ein unverheiratheter junger Mann von kaum zwanzig Jahren; bei ihm wohnten seine Mutter, eine hübsche Wittwe in den Vierzigen, und seine beiden Schwestern Sara und Anastara: die Erstere eine kokette schwarzäugige Jungfrau mit Schalkhaftigkeit in jedem Grübchen ihres reizenden Antlitzes; die Andere gesetzter und von melancholischem, aber nicht minder herzfälligem Ausdruck. Neben diesen Leuten machten wir die zufällige Bekanntschaft eines talentvollen Mannes, Namens Kajar, der an einer englischen Universität erzogen, ein Engländer von Geinnung war.

Unsere Lebensweise in Beirut hatte viel Angenehmes und Abwechselndes, obwohl das weibliche Personal unseres Hauswirthes keine andere Sprache verstand, als Arabisch; Georgius selbst war des Italiänischen sehr kundig. Ich suchte mir im Gespräche mit unserer Wirthin einige Kenntniß von der arabischen Sprache so viel als möglich anzueignen und brachte die Wörter und Redensarten dunt durch einander zu Papier. Major Napier trieb die Sache systematischer;

Digitized by Google

er widmete dem Schreiben und Lesen des Arabischen täglich mehrere Stunden.

Der aufmerksame Beobachter kann in Beirut immer noch Denkmäler entdecken, die größtentheils einem hohen Alterthume angehören mögen. Im Süden und im Norden der Stadt stieß ich auf Felsengräber, die mit denen zu Om-Kaiß am Jordan große Aehnlichkeit hatten. Säulenschäfte aus grauem und rothem Granit liegen im und um den Hafen verstreut. Die Zahl Griechischer und mittelalterlicher Münzen, wie auch geschnittener Steine, die man in der Nachbarschaft findet, ist erkaunlich groß. Als ich zum erstenmale nach solchen Gegenständen fragte, wies man mich an einen Schneider, der ein großer Sammler von Alterthümern seyn sollte. Ich machte diesem Mann einen Besuch, und er langte einen schmutzigen ledernen Sack hervor, der seine antiquarischen Schätze enthielt. Ich fand unter anderen Dingen einige schöne Krystall-Arbeiten, die ursprünglich zu einem Trinkgeschirre gehörten, eine große Zahl Römischer und Byzantinischer Kupfermünzen, einige Jüdische Heller, ein kleines Griechisches Silberstück und ein paar geschnittene Steine. Der Schneider ließ mit das kleine Silberstück, eine der Kameen und ein Dutzend Kupfermünzen für die Summe von 10 Piastern (20 Sgr.). Der geschnittene Stein, etwa 2 Zoll lang, stellt einen Vogel dar, der Körner pickt*); darüber ist das Wort LAMPO (Lampe, froh oder gesinnig) und in großen Winkel fünf Opfergeräthe dargestellt — Alles von wunderschöner Arbeit.

Die Nachbarschaft des Libanon bestimmte uns zu häufigen Ausflügen, die alle so interessant waren, daß mir die Auswahl schwer wird. Für jetzt bitte ich den Leser, uns auf dem romantischen Gange längs des Hundefusses (Nahr-el-Kelb) zu folgen.

An einem schönen Morgen traten wir unsere Sonnenaufgang nordwärts durch prachtvolle Garten-Terrassen, die jene Seite der Stadt im Halbkreise umziehen. Unser junger Hauswirt Georgius begleitete uns: er hatte blaue Pantalons angezogen, in denen mindestens zwölf Ellen Tuch waren; sein übriges Kostüm behielt in seinen mächtigen weißen Turban und hochrothen, an den Zehen aufwärts gekrümmten Schlapschuhen, die in ungeheuer breiten Schaufelsteigbügeln stecken. Wir sprengten in kurzem Galopp bis an den etwa 10 Engl. Meilen von Beirut entfernten Punkt, wo der Libanon plötzlich wieder dem Meere nahe. Die Felsen sind hier, wie öfter an der Syrischen Küste, so dicht am Wasser, daß man sich genöthigt gesehen hat, einen Weg in die Felsenwand selbst zu bauen. Dieser Weg, der stark seyn muß, erstreckt sich wohl mehrere Stunden in die Länge. Nahe an seinem Anfange, gegen Beirut hin, ist eine Anzahl Höhlungen, auf denen man große Blöcke gehauen hat. Von da gelangten wir auf die Höhe des Felsens, und ganz plötzlich lag die Mündung des Flusses und sein schlangelnder Lauf durch die Berge vor unseren Blicken. Eine auf den Felsen eingeschnittene Tafel mit einer Römischen Inschrift belehrt den Wanderer, daß jene Straße durch Kaiser Antoninus angelegt worden sey. Etwas oberhalb derselben befanden sich mehrere Basreliefs in Lebensgröße, die verschiedene Akte des Weihopferdringens darstellen; ich habe im übrigen Syrien nichts Aehnliches gesehen.

Folgen wir dem eingehauenen Pfade weiter, so führt er uns zum Flusse hinauf, über welchen eine moderne, aber wohlgebaute Brücke geht. Ehe man auf die Brücke kommt, bemerkt man auf dem Felsen eine lange Arabische Inschrift, welche besagt, daß der bekannte Drusen-Häuptling Hachr-ed-Din, der zu Anfang des 17ten Jahrhunderts lebte, ihr Erbauer sey. Am jenseitigen Ufer zieht eine steinerne Wasserleitung von guten Verhältnissen längs den Bergen landeinwärts. Einige alte Geographen halten den Hundefluß für den Lykos (Wolf-Fluß) der Griechen, und die Sage berichtet, so stand vor Zeiten ein Felsen von der Gestalt eines ungeheuren Hundes oder Wolfes an der Mündung.

Ein enger Paß zur Seite der Wasserleitung setzte uns in den Stand, fast eine Engl. Meile weiter vorzudringen. Da, wo dieser Paß aufhörte, stiegen wir die Höhen hinan und genossen einer bezaubernden Aussicht auf den Strom, den See, von riesigen Bergen eingeengt, über sein seliges Bette sich hinwälzt.

Es war unser lebhafter Wunsch, eine berühmte Höhle zu besuchen, die auf dem halben Wege die zur Quelle des Stromes liegen sollte. Wir wanderten mehrere Meilen fort, und als unsere Pferde von den vielen Steigen schon müde wurden, gelangten wir zu einem Weiler im Gebirge, wo Georgius einen Bauern vorfand, der sich als Wegweiser nach der Grotte erbot. Zuvörderst hieß er uns absteigen, indem der Weg selbst für Zufgänger schwerig sey; und bald mußten wir wirklich einen Abhang hinunter, der besser für Ziegen als für Menschen paßte. Nach einer Stunde befanden wir uns wieder an dem dunklen Gießbach, der hier schon viel kleiner war. Ein Amphitheater von Bergen umgab uns, und etwas oberhalb des Thales erblickten wir die Oeffnung der Grotte, vor welcher einige verkrüppelte Bäume standen. Aus einem anderen Felsenloch brauste ein klarer Bach, der in einer Reihe von Wasserfällen dem Hundefluß entgegenstürzte. Der Ziel war malerisch, aber so wild und schauerlich, daß er keinen ganz heitern und erfreulichen Eindruck machte.

*) Eine Anspielung auf die Augurien aus dem Fressen der Vögel, das übrigens auch im Orient eine Beziehung zur Geisterwelt hat:

„Der Mond und die Pleyaden;
Ein Vögelein, das Körner frißt;
Der Name deß, der ewig ist:
Damit hat Salomo die Geister vorgeladen."

Arabischer Spruch. (Nach v. Hammer-)

Wir hatten Wachsfackeln mitgenommen, aber im Augenblick, als wir ihrer bedurften, ergab es sich, daß Stahl und Stein verloren waren! Der Mejor, dem diese Pflicht gebiendet, mit ihren Flügeln und fließen dabei ein schrilleudes Geschrei aus, das nach allen Seiten wiederhallte. Wir waren etwa hundert Yards weit vorgeschritten, als ein nur wenige Fuß hohes Felsgestein unseren Weg verbollwerkte. Von der anderen Seite kam uns ein kalter Luftstrom entgegen, und als wir die Kerzen weit hinausstreckten, erblickten wir einen anscheinend sehr tiefen Abgrund, der in jenen Berg hinein sich erstreckte. Wir warfen einen Stein über die Felsenleiste und hörten ihn von Wand zu Wand prallen, bis er endlich in ein Wasser fiel. Eine andere Gallerie führte von da links ab; wir folgten ihr, aber wie man sich denken kann, sehr vorsichtig. Bald wendeten wir uns wieder in einen hochgewölbten, dem Ausgange der Höhle zugekehrten Gange, und hier hatten wir einen prächtigen Anblick. Durch blitzte aus ein helles Tageslichtstrommet durch eine niedrige, aber breite Spalte im Berg entgegen; als wir aber näher kamen, ergab es sich, daß eine große Wasserschicht zwischen uns und dem Tage war: der grämmste Reffer des Sonnenlichtes in dem dichten Wasserspiegel — die Finsternis ringsum, und der Rahmen aus Moos und Binsen am Ausgang erinnerten an die mythologischen Beschreibungen von Najaden-Grotten. Das Wasser der Spalte schwollte Wasser war eben der Gießbach, welcher nahe am Eingang der Höhle hindurchtrat.

Der Tag ging jetzt zur Neige, und wir mußten an die Heimkehr denken. Unser alter Führer, der schon beim Abwärtsstreigen so munter vor uns hergetappelt, stieg mit derselben rüstigen Flinkheit wieder hinan. Major Napier schien mit ihm weiterfern zu wollen, und beinahe verlor ich Beide aus den Gesichte. Der ziemlich weiß beleibte Georgius blieb weit hinter uns Allen. Sobald wir das Dorf erreichten, wo wir unsere Pferde zurückgelassen, warf er sich platt an die Erde und sagte mit weinerlicher Miene, er sey dem Tode nah; allein er war nur todesmüde: ein Schluck Branntwein und ein hartgesottenes Ei brachten ihn bald auf bessere Gedanken. Wir schwangen uns darauf in unsere Sättel und traben bei finkem Mondschein weiter, bis wir wohlbehalten zu Hause anlangten.

(U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Herr von Strombeck über das Pennsylvanische Pönitential-System. In seinen in der letzten Nummer des Magazins erwähnten Schweizischen „Memorabilien" kommt der Verfasser auch auf die von dem Kronprinzen von Schweden herausgegebene, von einerem Statte ebenfalls mehrfach benützte Schrift, „über Strafen und Strafanstalten". Herr von Strombeck gedenkt bei dieser Gelegenheit auch der jetzt von ihm selbst herausgegebenen kleinen Schrift in Sprache kommenden Anwendung des Pennsylvanischen Systems in einsamen Abperrung des Sträflings, worüber er Nachstehendes sagt: „Ich halte nicht für unangemessen, in Beziehung auf das Pönitentiar-System auch hier folgende Bemerkungen hinzuzufügen, von dem Richtigkeit ich in meiner vieljährigen praktischen Behandlung von Criminalsachen, als Richter, überzeugt worden. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, jeder Verbrecher sey ein böser Mensch und bedürfe einer moralischen Besserung. Eine große Anzahl von Verbrechern, d. h. hier Uebertretern der Criminal-Gesetze, ist eben so gut, oft selbst besser, als diejenigen Menschen sind, mit denen wir täglich, als anerkannt rechtschaffenen und erwerb guten Menschen, umgehen und noch mehrere, mit denen wir bekraft werden, will sie gegen den Zweck des Staats, Schutz der Sicherheit, und selbst oft des Lebens, der Individuen, handelten. — Man denke sich z. B. ein rechtschaffenes, edles Mädchen, unter dem Versprechen der Ehe von einem Betrüger verführt, empfänglich auf das Aeußerste für Schande. Sie gebiert heimlich. Die Schande muß nun, auch die bürgerliche Behandlungen voraussichtlich trifft sie, noch während der Schmerzen der Geburt, bald sinnlos, ihr Kind. Ihr Lebensglück ist dahin: ewig wird sie sich als Mörderin anklagen, sie wird nie wieder Ruhe finden, als im Tode. Sie muß dennoch bestraft werden; dies ist Recht: aber worin soll sie gebessert werden? Einsames Gefängniß kann sie nur zum Wahnsinn bringen. — Ein alter Mann, ungerecht auf das schreckbarste, nur weniges wollen wir annehmen, öffentlich beschimpft, erfüllt mit Wuth und Rache, und bereut sie die That. Seine Ruhe ist auf ewig dahin. — Hunderte ähnlicher Fälle lassen sich denken, und viele derselben kommen in den Laufe mehrerer Jahre einem Criminal-Richter vor. Hier scheint dem Verfasser jene Pönitential-Strafe, auch nach dem Philadelphischen Systeme, unanwendbar. — Vor Gott, der in das Innere schaut, sind diese Verbrecher unschuldig, die der Mensch im Staate bestrafen muß: diese Strafe darf nur Strafe für den Staat, d. i. zu dessen Genugthuung, nicht Büßung, zu einer ganz übrigen moralischen Besserung seyn."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Der Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Von pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Freitag den 20. November 1841.

Spanien.

Herr von Chateaubriand über Spanien.

I. Geschichtliches.

Von der zweiten Hälfte des funfzehnten bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war Spanien fünf Menschenalter hindurch die erste Nation Europa's. In dieser Zeit bereicherte es die Erde mit einer neuen Welt, gebar Krieger, welche sich den Ruhm der größten Feldherren erwarben, diktirte den Höfen der Könige und Fürsten die Gesetze der Mode und Etikette, herrschte in den Niederlanden durch Heirath, in Italien und Portugal durch Eroberung, in Deutschland durch Wahl, in Frankreich durch einheimische Zwietracht und bedrohte Englands Selbständigkeit, nach der Vermählung mit der Tochter Heinrich's VIII. Spanien sah unsere Könige in seinen Gefangnissen und seine Krieger in unserer Hauptstadt; seine Sprache und sein Genie gebarten uns den großen Corneille. Endlich kam die Stunde des Falls; der Ruhm der Spanischen Infanterie starb zu Rocroi unter der Hand des großen Condé, aber Spanien gab nicht seinen Geist auf, bevor Anna von Oesterreich den vierzehnten Ludwig der Welt geschenkt hatte.

Spanien unter der Familie der Bourbonen begrub sich in seine Halbinsel bis zum Anfange der Revolution. Der Spanische Gesandte wollte Ludwig XVI. retten und vermochte es nicht; denn Gott hatte den Märtyrertod über ihn verhängt. Man ändert nicht die Pläne der Vorsehung, wenn die Stunde der Umwandlung für die Nationen geschlagen hat. Karl IV. wurde 1778 auf den Thron gerufen, dazu sank sich der Emporkömmling Godoy, den wir haben Metoren pflanzen sehen, nachdem er ein Königreich zum Fenster hinausgeworfen. Nach seinen Siegen im Norden wandte sich Napoleon nach dem Süden, um Portugal, den Schützling Englands, anzugreifen. Er verstand sich mit Godoy. Ein zu Fontainebleau den 29. Oktober 1806 unterzeichneter Vertrag erklärte die Abtheilung des Hauses Braganza. Junot drang den 19. November 1807 in Portugal ein, und den 27ten desselben Monats schiffte sich die Familie Braganza ein. Die Besetzung Portugals war die Losung zur Invasion Spaniens. Murat, der General en chef, rückte auf Madrid los. Die Bevölkerung Madrids erhebt sich mit dem Rufe: „Es lebe der Prinz von Asturien, Tod dem Godoy!“ Karl IV. dankt ab, der Friedensfürst wird ergriffen, der neue König, Ferdinand VII., tritt ihn. Napoleon heißt sich unwillig über die Härte, die dem alten König widerfahren ist, und erklärt endlich, die Vermittelung zwischen Vater und Sohn übernehmen zu wollen. Karl IV. wird nach Bayonne gerufen, und Godoy verläßt Spanien unter dem Schutze Murat's. Ferdinand findet sich, ungeachtet sein Volk ihr mißtraute und entgegen war, zu dieser Zusammenkunft ein. Dies war eine Scene aus dem Italiänischen Mittelalter, von dem Geiste Machiavell's eingegeben. Karl IV. die Königin, der Günstling nahmen ihren Weg nach Marseille mit der Aussicht auf eine Pension, die Infanten begaben sich nach Valençay. Die Metzeleien, welche am 2. Mai in Madrid stattfanden, vollendeten den allgemeinen Aufstand.

II. Der Charakter der Spanier.

So oft man sentzinzige über Spanien spricht, verfällt man in einen großen Irrthum, weil man gewöhnlich von der Idee ausgeht, den rechten Maßstab gefunden zu haben, indem man seine Bewohner nach den Begriffen, die man von anderen kultivirten Nationen hat, beurtheilt. Napoleon theilte diese allgemeine Täuschung; er glaubte die Iberier besiegen zu können wie die Germanen, durch Gewalt und Verführung, und er verrechnete sich. — Die Spanier sind christliche Araber; sie haben etwas Wildes und Unbezähmtes; das Strichingerblut der Kantabrer, des Karthagers, Römers, Vandalen und Mauren, das in ihren Adern fließt, pulsirt nicht wie anderes Blut. Sie sind thatkräftig, träg und gravitätisch, nicht ruchweise, sondern Alles zugleich. „Jede träge Nation“, sagt der Verfasser des Esprit des lois, indem er von den Spaniern spricht, „ist gravitätisch; denn die, welche nicht arbeiten, betrachten alle als Oberherren drer, welche arbeiten.“

Die Spanier, die eine sehr hohe Meinung von sich selbst haben, bilden sich über Recht und Unrecht nicht dieselben Begriffe, wie wir. Ein Hirt jenseits der Pyrenäen, an der Spitze seiner Heerde, genießt der unbeschränktesten persönlichen Freiheit. Und diese Unabhängenheit ist es, welche in diesem Lande der Freiheit schadet. Was thun die politischen Rechte einem Menschen, der sich um sie nicht kümmert, dem zur Richtschnur seines Lebens das Sprüchwort dient: „Aneja de casta, pasto de gracia, hijo de casa“, (ein Racenschaf, eine Mahlzeit umsonst, ein Kind des Hauses); einem Menschen, der, wie der Beduine, mit seiner Stutzbüchse bewaffnet und von seinen Schafherden begleitet, zu seiner Erlösung nur einer Eichel, einer Feige oder Olive nöthig hat? Der Mann an den Ufern des Guadalquivir unterscheidet niemals die Sache von der Person und bringt jede Meinungs-Verschiedenheit auf dieses Dilemma zurück: „Todte oder stirb.“

Dieser Typus ist so tief dem Iberischen Charakter eingeprägt, daß der modernistirte Theil der Bevölkerung, ungeachtet er die neueren Ideen aufgenommen hat, mit der Hinneigung zu diesen, dem Genius seiner Heimat treu bleibt. Wer hätte z. B. geglaubt, daß die Spanier Priester ermorden könnten? Das haben ohne Gewissensbisse und mit Heiterzungen aller Pietät die Liberalen gethan. Und doch schreibt sich das Ansehen der Geistlichkeit auf der Halbinsel von sehr alter Zeit her. Dieser Einfluß ist nicht allein auf die Religiosität der Bevölkerung gegründet, er hat auch eine politische Quelle. Seit dem Jahre 852 opferten die Märtyrer von Cordova, Aurelius, Johannes, Felix, Georg, Martial, Roger, welche dem Schwerte oder den Wogen des Betis preisgegeben wurden, sich eben so sehr der nationalen Freiheit als dem Triumphe der christlichen Religion. Die Priester kämpften mit dem Cid und zogen mit Ferdinand in Granada ein. Und dennoch übtet man sie. Warum? Weil bei einer gewissen Partei ein Haß, der anderswo seinen Ursprung genommen, der übrigens zugleich undankbar und grundlos ist, gegen sie Wurzel gefaßt hat. In Spanien ist einmal, man liebe oder hasse, tödten das Natürlichste; durch den Tod schmeichelt man sich, Alles zu erreichen. Die Abenteurer, welche, mit dem Schwert in der Hand, bis an den Gurt im Wasser standen, um den Stillen Ocean*) zu erobern, schienen Amerika seinen ursprünglichen Einöden wieder überliefern zu wollen; der Spanier begehrte die Herrschaft der Welt, aber einer entvölkerten.

Zu diesem unbändigen Despotismus des Charakters gesellt sich durch einen merkwürdigen Kontrast der Natur eine starke Beimischung von Apathischem und Komischem, von Trägheit und Aufschneiderei. Wenn z. B. in den Bürgerkriegen der eine Partei einen Erfolg erkämpft hat, glaubt Ihr, daß sie ihn verfolgen wird? Keineswegs, sie hält ein, berechnet ihren Vortheil und fängt an, ihn vor den Augen der Welt prahlerisch zu übertreiben, ihre Siege zu besingen, Guitarre zu spielen, sich an der Sonne zu wärmen. Der Geschlagene zieht sich indeß bedächtig zurück und benimmt sich wie ein Eurer, der gesiegt hat. So verläuft eine Kette von Begebenheiten ohne Resultat. Wenn die Angreifenden eine Stadt nicht heute nehmen, so werden sie dieselbe morgen, übermorgen, nach zehn Jahren — oder auch, sie werden sie gar nicht einnehmen; was liegt daran? Die Pyrenäen sagen, daß sie 600 Jahre gebraucht haben, um die Mauren zu vertreiben.

Die Spanier wundern sich selbst über ihre Geduld; diese Geduld, der Gegenstand ihrer Bewunderung, ist, von Geschlecht auf Geschlecht übertragen, zuletzt ein Familienschild geworden, der nicht mehr schützt und als altertümlicher Schmuck der erblichen Uebel des Landes paradirt. Das abgelebte Spanien glaubt sich immer unverwundbar, wie der alte Einsiedler des Klosters St. Martin zwischen Sagunt und Karthagena. Nach dem Berichte des Gregorius von Tours nämlich, fanden die Soldaten des Königs Löwegild das Kloster verlassen, den Abt ausgenommen, der zwar vom Alter gebeugt, aber nichtsdestoweniger sehr frisch an Tugend und Gesundheit war. Ein Soldat wollte ihm den Kopf abschneiden, fiel aber rücklings zu Boden und gab seinen Geist auf.

Die Staatsmänner dieser Nation theilen die Fehler der Krieger. In den dringendsten Umständen beschäftigen sie sich mit nichtssagenden Maßregeln, halten schülerhafte Reden, hauen mit dem Munde Alles in Stücken, nur daß die Thaten, welche man darauf erwartet, ausbleiben. Nun, wie geht das zu? sind sie dornirt oder feige? Keines von beidem; sie sind Spanier, sie werden von den Ereignissen nicht wie Ihr betroffen, sie sehen dieselben nicht von dem nämlichen

*) Die schneidende Ironie zwischen dem Dépôt à la main und dem Océan Pacifique, welche sich dem Franzosen so natürlich darbot, geht wohl für uns verloren.

Digitized by Google

Gesichtspunkt an, sie überlassen es der Zeit, die Verhältnisse zu entwirren, deren Ende zu sehen ihnen keine Unruhe macht. Der Vater läßt ohne Furcht oder Bedauern sein Leben auf seinen Sohn übergehen und der Sohn führt sich seinerseits wie der Vater. So wird sich in einigen Hunderten von Jahren zur Zufriedenheit der Lebenden das Ereigniß lösen, das die Längbordrothornen ihnen als Vermächtniß hinterlassen haben und das bei einem anderen Volke in acht Tagen entschieden wäre.

Wenn in den Reibungen, welche heute existiren, die Massen nach weniger individuellen Grundsätzen zu handeln scheinen, so beweist dies bloß, daß der herrschende Geist des Jahrhunderts über den Separatismus der Stadt den Sieg davon zu tragen anfängt; er ist aber noch weit entfernt, denselben auf wirksamere Weise erlangt zu haben. Hinter allen diesen Ereignissen steckt die Gleichgültigkeit der Menge, nur von weitem machen sene viel Geräusch. Wenn eine Revolution ausbricht oder eine feindliche Partei naht, verschließt man seine Thüren und läßt sie wie einen Schwarm Heuschrecken vorüberziehen. Man ist für Niemand. Don Carlos kann keine Stadt einnehmen, Marie Christine nicht die Landbewohner zusammenbringen. Uebrigens haben die Spanier zu allen Zeiten die Waffen für Gegenkönige, welche um die Krone bublten, ergriffen. Ist der Krieg aus, so kehrt Jeder, ohne daß sich etwas geändert hat, zum Gehorsam oder vielmehr zu seinem gewöhnlichen Leben zurück, was das Einzige in Spanien ist, das niemals seine Verfassung ändert, schon deshalb weniger als in anderen Ländern, weil die Dörfer isolirt liegen und der Handel nur sporadisch von Karawanen über kahle Ebenen und unbewohnte Berge getrieben wird.

III. Alte Staatsgesetze der Spanier.

Nach dieser Skizze könnte man glauben, daß die Spanier niemals die politische Freiheit gekannt hätten, aber das wäre eine irrige Vorstellung. Diese Freiheit ist bloß in Vergessenheit gerathen, weil ein höheres Element vorherrschend war. Von Recared bis auf Roderich sammelten 16 National-Versammlungen den Schatz ihrer Staatsgesetze und was diese Konzilien bestimmten, erhielt die Sanktion der Städte und der Krone. Der Adel, der sich später aus dem reinen Stamme der Gothen, schwor, seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. Das Geschworenengericht gehörte zu den Grundgesetzen und die Akten des Konzils von Toledo bildeten die Grundlage des Institutes.

Der Wesigothe hatte seinen Romano-Spanischen Unterthanen die Möglichkeit gelassen, nach ihren alten bürgerlichen und Municipal-Rechten zu leben, dergestalt, daß sie die Organisation der Municipal-Kammern beibehielten. Die inneren Kriege, welche den Besiegten des damals geltenden Völkerrechts heraubten, waren weniger häufig als anderswo; die Knechtschaft nahm daher nicht so überhand; die Herren genossen nicht der Vorrechte, welche ihre Brüder in Frankreich und Italien mit so viel Schwerte errungen hatten, das Lehnwesen war so gut als nicht bekannt, eine lateinische Bemerkung, die Montesquieu gemacht hat. Und in Wahrheit wurden die Spanier Hirten, Ackerbauer, Pächter, nur nicht Vasallen; denn schon die Polizei-Gesetze der Mauren führten vermöge ihrer Sitten jene wilde Unabhängigkeit Arabiens, welche im Herzen des christlichen Spaniens sitzen geblieben ist, im Lande ein.

Die Festen, welche nach und nach den Königen von Spanien angelegt wurden, sind unglaublich zahlreich. Die General-Stände von Aragon sind bekannt; Philipp II. nahm ihnen ihre wichtigsten Privilegien, aber er vermochte nicht das Gesetz anzutasten, welches die Abgaben ohne Zustimmung der Stände zu erheben verbot. Navarra, Biscaya, Catalonien und das Königreich Valencia genossen Vorrechte, Castilien selbst hatte sie einer anderen Welt zu danken, sein gebieterisches Conseil und üble der Herrschaft. Der Aragonier, so geschützt er auch durch seine Charten war, konnte dennoch zu nichts gelangen, wenn er nicht Güter unter der Krone Castilien besaß. Der Marquis von Denia wurde genöthigt, den Castilischen Namen eines Herzogs von Lerma anzunehmen und der Marquis von Castel Rodrigo sah sich gezwungen, seinen Kredit und seine Gunst auf den Grafen von Olivarez zu übertragen.

Die ersten Cortes, zu welchen sich Vertreter des dritten Standes einfanden, waren die von Leon 1188, und dieser Datum beweist hinlänglich, daß die Spanier an der Spitze der emanzipirten Völker gingen. Nach und nach gestatteten die müde gewordenen Bürger, daß der Conservatin die Oberhand über die Letzte und Beste bestimmte, welche das Wahrrecht üben sollten. So erhielten nur zwölf unter ihnen dieses Recht. Karl V., ein Tyrann (!), den ein natürliches Band mit jenem anderen Tyrannen, dem Volke, verknüpfte*), erhob die Zahl der repräsentirten Städte auf zwanzig, aber zu gleicher Zeit beschränkte er auf dem Reichstage zu Toledo im Jahre 1538 die Cortes für immer auf die Gerichtshöfe und den Adel.

Als die Könige sich vom Joche der Cortes frei gemacht hatten, wurden sie gezwungen, sich andere Lasten aufzulegen, Conseils oder Konsulte regierten die Monarchie. Die Stellen in diesem Rathe waren so gesucht, daß die Vicekönige von Neapel und Sicilien, die Statthalter von Mailand und Flandern sich darum bewarben. Günstlinge, wie Olivarez, waren genöthigt, das Konsulatrecht zu schmeicheln. — Man sieht, daß Spanien die Repräsentativ-Verfassung begriffen hatte; wenn dessenungeachtet die individuelle Unabhängigkeit über die bürgerliche Freiheit den Sieg davon getragen hat, obgleich die eine wie das diente, die andere zu befestigen — was konnten die Bemühungen, denen man sich unterzogen hat, um Spanien zu der Schmachfreiheit einer brrathenden Versammlung zu führen, wohl für eine Wirkung haben? Auf der anderen Seite, ist es nicht unerhört, daß, unter dem Vorgeben, die Cortes herzustellen, anstatt dem volksthümlichen Herkommen sich anzuschließen, man sich bemühte, ein fremdes Muster zu entlehnen, das heute selbst in Frankreich nicht mehr Anerkennung findet?

Und dennoch ist man so verfahren. Sucht man für diese Anomalie eine Erklärung, so fände man sie einzig in dem langen Frieden, welcher auf den Vertrag zu Basel folgte und der die Halbinsel in freundschaftliche Verbindung mit der Republik brachte, zu einer Zeit, wo allen anderen Staaten Europa's Paris verschlossen war. Man zählte um diese Zeit mehrere Unterthanen Karl's IV. unter unseren eifrigsten Bewunderern. Der Spanier liebt die blutigen Schaustücke, und der Glanz unserer auswärtigen Siege blendete ihre Nationaleitelkeit und ließ sie in der Freundschaft mit und die eigene Apotheose erblicken.

Griechenland.

Ueber den Charakter und die Mission des Sokrates.

(Fortsetzung.)

Was endlich seinen Tod betrifft, so werden wir auch hier fortwährend auf seinen Glauben an eine höhere Leitung und Inspiration hingewiesen. Bekanntlich hing es nur von ihm ab, seines sich freisprechen zu lassen, zweitens, nachdem das Schuldig ausgesprochen war, seine Strafe auf die Verbannung zu beschränken, und drittens, nachdem er zum Tode verurtheilt war, dem Gifttrcher durch die Flucht zu entgehen. Aber alle drei Mittel wies Sokrates gleich entschieden zurück. Und doch war er überzeugt, daß sein Mensch je glücklicher gelebt als er; außerdem hatte er erklärt, daß nichts in der Welt ihn bewegen könne, seinen Posten zu verlassen, die ihm übertragene Mission auszugeben. Dieser Widerspruch läßt sich wieder nur auf die angegebene Art erklären, und er selbst läßt uns hierüber keinen Zweifel. „Meletus", so erzählt Xenophon in seinen Memorabilien, „hatte schon die Anklage gegen Sokrates eingereicht, und dieser unterhielt sich wie immer von allem Anderen, als von seinem Prozeß. — Du solltest doch doch mit deiner Vertheidigung beschäftigen, sagte ihm Hermogenes. — „Siehst du nicht", antwortete Sokrates, „daß ich mich mein ganzes Leben hindurch damit beschäftigt habe, indem ich nichts that, als darüber nachdenken, was recht und was unrecht ist, indem ich stets die Gerechtigkeit beobachtete und das Böse floh; hätte ich nun schönere Vertheidigung ersinnen können?" — Aber weißt du nicht, mein lieber Sokrates, daß die Athenischen Richter um einer ungeschickten oder gewandten Vertheidigung willen schon viele Unschuldige verurtheilt oder viele Schuldige freigesprochen haben? — „Das ist wohr, aber ich schwöre es dir, mein lieber Hermogenes, als ich daran dachte, eine Vertheidigungsrede vorzubereiten, hat mich mein Genius daran gehindert."

Aus dieser kostbaren Nachricht geht hervor, daß Sokrates ursprünglich die Absicht hatte, sich zu vertheidigen, aber auf die Warnung des Dämonion davon abstehe und unvorbereitet vor seinen Richtern erscheint. Doch das Gesetz gebietet ihm, sich zu vertheidigen; er gehorcht: „Ihr werdet", sagt er, „die ganze Wahrheit hören . . . . in den Worten, die mir zuerst in den Mund kommen, daß es mit Erfolg geschehe, wenn daraus für euch und für mich ein Segen entspringen kann . . . . Indeß geschehe, was den Göttern gefällt."

Die Rede selbst verleugnet den Anfang nicht: da ist keine Spur von oratorischer Kunst, von einem Streben, die Dinge zu verhüllen oder in einem günstigeren Lichte darzustellen, kein Wort, um sich die Richter zu verbinden. Sokrates spricht, wie er denkt, und handelt auch wieder Schlag! Das Todesurtheil ist ausgesprochen worden. Sokrates nimmt wieder das Wort: „Vielleicht meint ihr, wenn ich Alles hätte thun und sagen wollen, was mir zur Rettung verhelfen konnte, so wäre ich doch nicht im Stande gewesen, die rechten Worte zu finden. Nein, nicht an Worten hat es mir gefehlt, Athener, sondern an Unverschämtheit: ich unterlege, mich und nicht das habe sagen wollen, was ihr so gern hört: weil ich nicht jammern, weinen und zu allen den Niedrigkeiten, an die man euch gewöhnt hat, die Zuflucht nehmen wollte. Aber die Gefahr, in der ich schwebte, schien mir kein Grund, etwas eines freien Mannes Unwürdiges zu thun, und noch jetzt bereue ich es nicht, mich so vertheidigt zu haben; ich will lieber sterben, nachdem ich mich so vertheidigt, als das Leben einer feigen Rede verdanken . . . . Den Tod zu vermeiden, Athener, ist nicht schwer, wohl aber ist es schwer, das Verbrechen zu meiden; das läuft schneller als der Tod. Darum habe ich mich, alt und schwerfällig wie ich bin, von dem langsamsten derselben einholen lassen, während das schnellere, das Verbrechen, meine Ankläger verfolgt, welche Kraft und Beweglichkeit haben. Ich gehe also jetzt, den Tod zu erleiden, zu dem ihr mich verurtheilt habt, und sie die Ungerechtigkeit und Schande, zu der die Wahrheit sie verurtheilt. Was mich betrifft, so halte ich mich an meine Strafe, und sie sich an die ihrige. Vielleicht sollten die Dinge in der That sich so gestalten, und nach meiner Meinung ist es so am besten."

Diese Worte reizten Sokrates an die Majorität, die ihn verurtheilt hat. Dann sich an die wendend, die ihn freigesprochen, theilt er ihnen in Folgendem das Geheimniß seines Vertrauens und seiner

*) Die Gründe, warum Fürsten ihren Städten Vorrechte verleihen haben, können zwar verschiedener Art sein, wie in jenem Jahrhundert der Mittelalters sich Beispiele nachweisen lassen — man denke an Heinrich den Vogler und seinen Sohn, an Wenzel und Rudolph II. in Böhmen, an die Bekanntschaft der Mark — aber ein sonderbarerer Argument, daß über dem gesprochen Gesetzlichkeit entschieden ist, möchte wohl nicht so bald anzuführen sein. Wohl den Völkern, wenn die Herrscher immer solche Tyrannen wären, daß sie ihre Unterthanen mit Beeinträchtigen voraussichtlich Uebelgiens wor Karl V. in dem schwierigen Spanien, das ihn nur als Stellvertreter seiner wahnsinnigen Mutter anerkannte, dazu gezwungen.

Digitized by Google

Festigkeit mit: „.... Ich will euch, meinen Freunden, etwas, was mir heute widerfahren ist, erzählen, und ihr sollt hören, was es bedeutet. Ja, Richter — um Indem ich euch so nenne, gebe ich euch den Namen, den ihr verdient — es ist mir heute etwas Außerordentliches begegnet. Jene prophetische Eingebung, die bei den unbedeutendsten Vorfällen meines Lebens ihren Widerspruch merken ließ, sobald ich im Begriff war, in ein Uebel zu stürzen, diese göttliche Stimme hat heute, wo mir das begegnet, was man gewöhnlich für das größte aller Uebel hält, gar nichts geäußert; sie hat mich weder heute Morgen als ich mein Haus verließ noch als ich mich nach diesem Tribunal begab, noch während ich sprach, zurückgehalten. Und doch hat sie bei vielen anderen Gelegenheiten mich mitten im Sprechen unterbrochen; aber heut hat sie sich keiner meiner Handlungen, keiner meiner Worte widersetzt: warum? ich werde es euch sagen: weil das, was mir begegnet, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Glück ist und wir uns gewiß täuschen, wenn wir glauben, daß der Tod ein Uebel sey. Denn wenn mir nicht etwas Gutes damit beschieden wäre, so hätte mich das gewöhnliche Zeichen unfehlbar davor gewarnt." Hier macht Sokrates, um diese Behauptung zu stützen, einige allgemeine Betrachtungen über die wahrscheinlichen Folgen des Todes; dann fährt er fort: „Darum, meine Richter, seyd voller Hoffnung auf den Tod und vergeßt nicht, daß es für den guten Menschen eben so wenig während seines Lebens als nach seinem Tod ein Uebel giebt, und daß die Götter ihn nie verlassen; denn was mir jetzt widerfährt, ist kein Werk des Zufalls, und es ist klar für mich, daß jetzt sterben und von den Sorgen der Lebenden befreit werden mir am angemessensten war; daher hat auch die himmlische Stimme heute geschwiegen, und ich trage keinen Groll gegen meine Ankläger oder gegen jene die mich verurtheilt, obgleich ihre Absicht nicht war, mir Gutes zu thun, und sie nur mir zu schaden suchten, weshalb ich wohl einiges Recht hätte, mich über sie zu beklagen .... Aber es ist Zeit, daß wir uns verlassen, ich um zu sterben, ihr um zu leben. Wer von uns das bessere Theil hat, weiß nur Gott."

Wir sehen hier, daß man Sokrates letzten Augenblicken am wenigsten bewundert, jene sanfte unerschütterliche Festigkeit, jene Entschlossenheit, „ein unverdorbenes Leben", wie Montaigne sagt, „und ein so heiliges Bild der menschlichen Form nicht zu beflecken, jene Gleichgültigkeit gegen den Tod", dies Alles erklärt sich nach seiner eigenen Auslage aus seinem unbegränzten Vertrauen auf die göttliche Stimme.

Seine Weigerung, den Bitten Kriton's, der Alles zu seiner Flucht vorbereitet hatte, nachzugeben, hat keinen anderen Grund; es war eine nothwendige Folge des in der Apologie ausgesprochenen Glaubens, und dieser Glaube erscheint wieder ganz in dem letzten Wort, das die Unterhaltung schließt: „Lassen wir also diesen Streit, mein lieber Kriton, und gehen wir ohne Zurcht, wohin Gott uns geleitet."

Was aber am meisten dafür spricht, daß Sokrates' Ruhe auf Glauben beruhte, das ist der Umstand, daß er nirgends auf die Vergangenheit, auf die Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen, auf die Vergeblichkeit der Bemühungen seiner ganzen Lebens zur Besserung der Athener zurückkommt. Unter denen, die Sokrates weinend begleiteten, als er den Gerichtshof verließ, war ein gewisser Apollodor, der ihn sehr liebte, übrigens ein einfacher Mensch. Was mich am meisten schmerzt, sagte er zu ihm, das ist, daß du unschuldig stirbst. Aber Sokrates fuhr ihm leicht mit der Hand über den Kopf und sagte: Ei, mein lieber Apollodor, möchtest du mich lieber schuldig als unschuldig sterben sehen? Und zugleich lächelte er. Man erklärt, wenn man will, diesen Zug, durch das, was man Seelengröße nennt. Diese pikante Einfachheit, diese naive Anmuth im Erhabenen entspringt aus einem Schatz von gutem Gewissen und Seelenheiterkeit, der etwas Anderes und Höheres ist als bloße Kraft.

In Xenofon's Dialogen erscheint Sokrates in seiner Unterhaltung mit Cosmicus in einer Aehnlichkeit, die alle Schriftsteller Geschichte überdrüssig und hat alle Lust vertoren, die Menschen zu belehren." Xenofon hat sehr richtig gefühlt, daß nach einem solchen Leben nichts natürlicher sey als dieser Ueberdruß. Indeß finden wir in Sokrates letzten Reden nichts dergleichen; Alles athmet darin nicht blos eine vollkommene Ruhe, sondern sogar die innigste Zärtlichkeit für seine Freunde; die Philanthropie, die er so oft gepredigt, verläßt ihn keinen Augenblick.

Wie konnte nun dieser Mann, der mit so viel Eifer und Beharrlichkeit eine Aufgabe verfolgt, die er so hoch stellte, sich derselben so leicht begeben und ohne Sämmern etwas Todes erleiden, der den guten Samen, den er ausgestreut, verderben können? Das ist unbegreiflich, wenn wir nicht den Glauben, den Sokrates und auseinandergesetzt, für wahr halten. Nicht er ist es, der sich seine Laufbahn ausgesucht; er hat nur den empfangenen Anweisungen gehorsam gezollt; er ist nicht durchgedrungen, aber das war nicht seine Sache; er war nur verbunden, zu gehorchen, und er gehorchte bis ans Ende; er ist glücklich und hofft es in einer besseren Welt noch mehr zu seyn.

Eine solche Lehre war für Sokrates Zeitgenossen zu hoch; selbst seine Schüler verstanden ihn nur halb. Der Mann, der im Namen der Gottheit auftrat, um die Herrschaft der Materie und der Sinne zu bekämpfen, konnte der in einer Zeit Glauben finden, wo die Materie sich auf dem Culminationspunkt ihrer Verherrlichung befand? Man beschuldigte Sokrates, daß er neue Gottheiten uns einen neuen Kultus einführe, und man hatte Recht: Sokrates Geist sprach zum Herzen des Menschen und zu seinem Geist; die Götter Athens sprachen nur zu den Sinnen, wurden nur von den Sinnen angebetet. Die Form hatte den Inhalt verschlungen, die Materie hatte den Geist entthront; Sokrates protestirte, er unterlag, und darauf war er gefaßt. Aber da sein Werk nicht von ihm war, verzweifelte er darum nicht und glaubte an die Zukunft.

Mit einem Wort, es scheint uns unmöglich, das Resultat zu bekreiten, daß Sokrates ganzes Leben und Wirken von einer gewissen Religion beherrscht ward, die wir hier nicht näher auseinandersetzen brauchen, die aber jedenfalls ein entschiedener Supranaturalismus war. Für Jeden, der Sokrates Aufrichtigkeit anerkennt, ist dieser Schluß unverwerflich. Aber eben dieser Schluß bringt eine neue Schwierigkeit mit sich, und man fragt sich, worin die Philosophie eines Menschen bestehen kann, der sich inspirirt glaubt.

Es giebt eine Art, diesen Knoten wo nicht zu lösen, so doch durchzuhauen, indem man die Philosophie des Sokrates leugnet oder ignorirt und eben nur einen lehrenden Theologen, einen Vorläufer Christi in ihm sieht. Dieser gewagten Erklärung, die übrigens nicht neu ist, fehlt es weder an Größe noch an Schönheit: hören wir darüber Herrn Lamartine.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Brief eines Russen aus Rom. *)

Ich habe nun das schöne Italien gesehen, habe mich gefreut über sein Klima, seine herrlichen Reben, seine Schöpfungen der Kunst, seine Denkmäler aus dem Alterthum — und eile jetzt wieder nach Hause, nach dem kalten Norden, zum süßen Nichtsthun zur Arbeit und Plackerei, von dem Spaziergang am Neapolitanischen Golfe zu den Korrektur-Spalten der Nordischen Biene.

Von Genua gelangten wir auf dem Dampfboot nach Neapel, nachdem wir Livorno und Civita-Vecchia auf dem Wege berührt hatten. Ich erholte mich in der Wärme des südlichen Himmels, weidete mich an der unvergleichlichen Landschaft am Fuße des Vesuv und eilte, um aus der Stadt zu kommen, in welcher physischer und moralischer Unrath alle Reize der Natur verdirbt. Jetzt bin ich schon die zweite Woche in Rom. Hier athme ich wieder auf in Freiheit und behaglicher Stille, mitten unter Allem, was der Menschengeist Großes und Schönes im Verlaufe von Jahrtausenden hervorgebracht. Da ich mir den Genuß vorbehalte, etwas Ausführliches über Rom zu schreiben, so will ich Dir fürs erste nur von der Lebensweise und den Lebtlen der Russischen Künstler, die in diesem Heiligthum des Schönen wohnen, etwas mittheilen. Zu Rom habe ich die Vortheile der Künstler für Rom erst begreifen gelernt; hier ist das Geheimniß, warum der Künstler nur in Rom und an keinem anderen Orte Europa's sich bilden und vervollkommnen kann, mir offenbart worden. Erstens ist das hiesige Klima schon ein Genuß; indem es die Bewohner der Sorge überhebt, sich vor dem winterlichen Frost zu wahren. Der Himmel ist beständig heiter; fünf Monate lang, bis zum 11. (23.) September, war hier kein Regen gefallen. In den kürzesten Wintertagen hat der Künstler bis sechs Uhr Abends Tageslicht. Zweitens giebt es hier alle erdenkliche Muster der antiken und modernen Kunst im Ueberfluße: für den Architekten die majestätischen Ruinen des Kolizeo, die Triumphbogen, Tempel und Säulen des alten Roms, der modernen Kolossalen Ueberbäude aus dem goldenen Zeitalter Italiens; — für den Maler und Bildhauer die reichsten Gallerieen auf der Welt: die Vatikanische, Kapitolinische, die Gallerie Doria, Farnese, Borghese, Albani, Corsini; auch einzelne Schöpfungen der Kunst in fast allen Kirchen. Hier duftet Alles nach Alterthum und Künsten; man spricht und schreibt kaum über etwas Anderes: Karbindale und Damen, Diplomaten und Kausleute, Militairs und Banquiers — Jedermann plaudert von den Künsten, beurtheilt sie, nimmt lebhaftes Interesse an ihnen. Dazu rechne man noch die zeitliche oder tägliche Anwesenheit der vornehmsten Künstler Europens. Drittens ist das Leben hier so gemächlich und erfordert nur sehr geringen Geld- oder Zeit-Aufwand. Kost, Wohnung und die übrigen Bedürfnisse, aus die Materialien für Künstler (Farben, Marmor u. dgl.), sind hier wohlfeiler als irgendwo sonst. Der Künstler kann seine ganze Zeit seinem Berufe weihen, unbrengt von Verhältnissen oder einen Verbindlichkeiten. Gewöhnlich steht er auf, wenn es Tag wird, und arbeitet etwa bis neun Uhr; dann geht er in sein Kaffeehaus und frühstückt; dann arbeitet er weiter bis Mittag, frühstückt ein zweites Mal, beschäftigt sich wieder bis zur Dämmerung und geht endlich zum Diner in die Restauration Lepre, wo alle Künstler nach vollbrachtem Tagewerk zusammenkommen. Die Russen haben hier ein besonderes Zimmer gemiethet, in welchem sie die letzten Stunden des Tages unter traulichem Gespräche zubringen, und um ihre Beschäftigungen, ihre Pläne für die Zukunft, ihr Vaterland und ihre Freunde und Lieben sich drehe. Die Seele, im Kaffeehause zu frühstücken und zu dineren, überhebt den Künstler der angenehmen Nothwendigkeit, einen eigenen Haushalt, eine Küche, Köchin, Speisegeräth u. dgl. sich anzuschaffen: das wäre eine geplagtere Existenz und eine kostspielgere obendrein. In Rom braucht der Künstler keine Zeit auf Visiten zu verwenden; er braucht nicht dem Herrn Oheim Thomas Wasserpolisch glückliche Feiertage auszuwünschen oder am Namenstage der Mnyme Praskowia Grigorjewna ihr Bad zu seyn. Auch kommt Keiner des Morgens auf sein Zimmer, um eine Zigarre zu rauchen und ihm eine kostbare Stunde zu stehlen, wie bei uns Mode.

Ich habe unsere Russischen Künstler besucht und ihre Arbeiten gesehen. Ich will Dir derzählen und mich dabei jedes Urtheils enthalten, da ich keinen Beruf dazu habe.

Alexander Iwanow arbeitet schon mehrere Jahre an einem großen Gemälde, das Johannes den Täufer vorstellt, wie er in der Wüste predigt. Er widmet alle seine Zeit und seine Kräfte aus-

*) N. Gretsch an Th. Bulgarin.

Digitized by Google

schließlich diesem Gemälde und bemüht sich, Alles zu leisten, was man von einem genialen, geschickten, arbeitsamen und gewissenhaften Künstler verlangen kann. Die Literalität unseres Cäsarewitsch verschafft ihm die Mittel zur Vollendung seines Werkes. — Peter Schamschin hat Peter den Großen gemalt, wie er die Passagiere eines Schiffes rettet, das im Finnischen Meerbusen in Noth ist; ferner einen Knaben, der einen Schmetterling zu haschen sucht. Jetzt malt er Jagar und Ismael in der Wüste, wo Hagar Wasser schöpft. Er arbeitet an einem großen Gemälde, das Christus vorstellt, wie er in die Unterwelt hinabsteigt. — Unser gemeinsamer Freund, Sawelii Kanevskii, hat schöne Portraits des Großfürsten Thronfolgers, des Großfürsten Michail Pawlowitsch, des jetzigen Papstes u. s. w. gemalt, auch ein Fresko-Gemälde Rafael's, „Attila vor Rom", kopirt und nach Petersburg geschickt. — Iwan Iwanowitsch Jordan ist beschäftigt, Rafael's Verklärung Christi in Kupfer zu stechen; er hat schon vier Jahre auf diese Arbeit verwendet, und ihre Vollendung liegt noch ziemlich fern. Sie wird allem Anschein nach meisterhaft. — Alexander Loganowskii arbeitet auf Befehl des Cäsarewitsch an einer Statue des Apollonia. Jetzt modellirt er einen Knaben, der mit einem Balle spielt, und schickt sich an, die Figur des Kiewer's zu formen, der sich in den Dnjepr stürzt. — Nikolai Pimenow beendigt die Statue eines Knaben, der am Amboß bittet — im Auftrage des Großfürsten Cäsarewitsch — und modellirt den Helden Jan Usmowitsch im Kampfe mit einem Stier. — Der geniale Darsteller von Seestücken, Gaiwasowskii, wohnt in Nizza bei Genf. Ich habe seine Arbeiten schon früher gesehen, dem Fürsten Dolgoruki, ein herrliches Gemälde von ihm gehehren. — Der junge Künstler Fride, ein ausgezeichneter Landschaftsmaler, hat auf seiner Reise durch verschiedene Gegenden Europa's viele schöne Gemälde angefertigt, die fast alle in Rußland sich befinden. Er ist mit einem sliggenreichen Portefeuille hier angelangt.

Nachdem ich mir die Künstler Ateliers angesehen, besuchte ich auch die Studien einiger Italiener und Ausländer. Hier tritt die Malerei sühlbar gegen die Skulptur in den Hintergrund. Es giebt der Maler nicht viele, und ihre Ausstellungen sind dürftig. Cammuccini zehrt von seinem ehemaligen Ruhme eines klassischen Zeichners. Seine neuen Gemälde sind arm an Erfindung und ohne Leben. Von dem Atelier Podesta's sah ich zwei sehr schöne Gemälde: das Urtheil Salomo's und Tasso, wie er sein Gedicht am Hofe zu Ferrara vorliest. — In Thorwaldsen's Werkstatt entzückte mich ein Fronton, auf welchem Johannes der Täufer predigt: die Gesichter seiner Zuhörer sind wunderbar schön ausgeführt und in reicher Mannigfaltigkeit. Man unterscheidet die Aufmerksamkeit des Greises, des Mannes, der Frau, des Kindes, der Jünglinge, der Soldaten, auch ihre verschiedenen Charaktere entgehen uns nicht: Jeder hört und versteht den Redner nach seiner Weise. Zu einem anderen Fronton hat der Künstler Jesum und die Apostel skulpirt — ebenfalls ein Werk voll Geist, Feuer und künstlerischer Vollendung. Diese Frontons bestehen nicht etwa aus Basreliefs, sondern aus ganzen Figuren. Beide sind für eine Kirche in Kopenhagen bestimmt. Augenwärtig ist eine Büste des Lord Byron, die man über seinem Grabe in Missolonghi aufstellen will. — Bei Tenerani sah ich eine allerliebste Statue der Psyche, die er im Auftrage des Cäsarewitsch skulpirt hat, bei dem originellen Fenelli aber folgende schöne Kunstwerke: das Erzengels Michael Sieg über den Satan — drei Stunden des Tages, als reizende Jünglingsgruppen symbolisch dargestellt — ein Gespräch Amor's mit Psyche (eine unvergleichliche Gruppe!) — eine Büste des Herzogs von Bordeaux. — Bei Bienaimé (einem aus Belgien stammenden Italiäner) bewunderte ich einen Apollo, eine Venus, eine Bacchantin; bei dem britischen Künstler Gibson: eine von Zephyren getragene Psyche, einen Amor von ungemeiner Schönheit, einen Jäger mit seinem Hunde, die Nymphe Nisida, eine Statue des Ulysses, eine den Wasserkrug tragende Rebekka und Andromeda, wie er den Splitter aus der Tatze des Löwen zieht. — Im architektonischen Gebiete wird gegenwärtig hier sehr wenig geleistet, und bemerkenswerthe Gravenre sind gar nicht vorhanden.

Verlange keine politische oder literarische Nachrichten von mir: in Rom wollen Kunst und Künstler die Leitung. Ueber die Künstleistungen habe ich Dir Alles mitgetheilt, was ich weiß; und jetzt sollst Du noch von einem Naturphänomen erfahren, das die Römer in Schrecken gesetzt hat. In voriger Woche (am 11. [23.] September) war hier ein kurzes, aber heftiges Gewitter: ein Blitzstrahl tödtete auf dem Wege nach Albano einen reitenden Bauern, der mit seinem Gaule unter einen Baum geflüchtet war, und ein anderer beschädigte den Sockel der berühmten Säule des Antonin auf dem Platze Colonna: er zerstörte den Fries des Piedestal an einer Ecke und zerstückelte einen Theil der marmornen Fliese mit einer Inschrift aus der Zeit Sixtus V. Man hat die Säule mit Planken umgeben und arbeitet eifrig an Ausbesserung des Schadens, da der Papst am 6. Oktober N. St. wieder in Rom eintreffen wird. Seine Heiligkeit ist jetzt in Ancona. Ich höre Dich schon sagen: „Du warst in Rom und hast den Papst nicht gesehen!" Auch werde ich ihn nicht sehen: denn Morgen reise ich schon nach Florenz ab. Der ehrwürdige Kardinal Mezzofanti tag mir sehr an, den Papst abzuwarten, indem er mir sein Wort gab, daß ich demselben vorgestellt werden sollte. Ich gab ihm zur Antwort: „Ich will warten, bis Sie zum Papste gewählt sind, und dann kommen, um Ihnen auf Russisch zu gratuliren." — „„Nein!"", entgegnete der ehrwürdige Greis mit unverstellter Bescheidenheit: „„ich werde niemals Papst; es ist mir nicht mein Wille, und auch Gott will's nicht haben."" — Mit der Zeit gewann ich über diesen verdienten und in seiner Art einzigen Mann etwas Ausführlicheres zu schreiben.

Gestern, am Tage St. Michael, wurde die Ausstellung in der Lehranstalt der Künste und Gewerbe eröffnet. Ich ging mit zwei Gefährten dahin; aber das Gedränge am Eingang und in den Sälen war so groß, daß wir uns nicht entschließen konnten, hineinzugehen und uns dafür nach dem Kloster St. Onufrio führen ließen, das im westlichen Theile der Stadt auf einer Anhöhe liegt und die Asche des unsterblichen Tasso beherbergt. Auf der Terrasse entzückte uns das prachtvolle Panorama des von der Abendsonne vergoldeten Rom. Den Hintergrund des Gemäldes bildeten die Sabinischen und die Abruzzischen Berge; aus der Ferne schimmerten Frascati, Gandolfo und Albano. Der volle Mond zeichnete sich schon am östlichen Himmel, die Zeit erwartend, in der er sein Herrscherrecht ausüben konnte. Alles war unvergleichlich und über alle Vorstellung schön.

— Tasso ist in der Klosterkirche, links vom Eingang, begraben. Ueber dem Grabe liegt eine Marmorplatte mit Inschrift; an der Mauer aber befindet sich sein Bildniß, mit einer anderen Inschrift darunter. Die hiesigen Künstler wollen ihm auf gemeinschaftliche Kosten ein prachtvolles Monument errichten. Man führte uns durch das Kloster an den Ort, wo Tasso ein einsam murmelndes Bach, im Schatten einer alten Eiche, öfter zu sitzen und seinen Betrachtungen sich hinzugehen pflegte. Die Eiche grünt noch, der Bach rauscht, wie sonst; noch entrollt sich am Fuß der Anhöhe das Panorama der ewigen Stadt; die Leber Tasso's hallen überall wieder, wohin die Laute der herrlichen Sprache Italiens nur dringen. Sein Körper ruht aus von diesen lebend Mühe, und seine Seele — wer könnte zweifeln, wo und wie sie wohnt! Ich brach einen Zweig von dem Baume und bringe ihn unserem Kakolnik mit.

(Sbb. Ztg.)

Mannigfaltiges.

— Napoleon und die Priester von Genf. Alexander Dumas, der im vorigen Jahre eine Zeit lang in Belgien sich aufhielt, hat eine Geschichte der Grafen von Flandern und insbesondere der Stadt Gent zusammengestellt, die indessen mehr den Charakter einer romantischen Erzählung als den einer historischen Darstellung hat. Unter Anderem berichtet er darin Folgendes aus der Zeit der Herrschaft Napoleon's über die Niederlande: „Damals liefen sich in Genter, nachdem sie zweihundert Jahre lang ruhig gewesen waren, zum erstenmale wieder von dem alten Geist der Widersetzlichkeit beherrschen. Der Fürst von Broglie sah seit dem Jahre 1807 auf dem Bischofsstuhle von Gent, und Napoleon, dem die heimliche Opposition dieses Prälaten nicht recht war, ihn zum Präsidenten der höchsten Functionen niederzuklagen, und dem Papste vorschlug, an die Stelle desselben Herrn de la Brue von Saint-Bauzille, Kanonikus von Tours, zu ernennen. Pius VII., der seinem Kaiserlichen Wirthe in Fontainebleau nichts abschlagen durfte, kam diesem Verlangen nach, und der neue Bischof ging nach Gent, um von dem Palast des Fürsten von Broglie Besitz zu nehmen. Aber kaum sämmtliche Geistliche von Gent weigerten sich, ihn anzuerkennen, und besonders waren es die Zöglinge des bischöflichen Priester-Seminars, die sich in Masse gegen ihn erhoben. Indessen war der Zeitpunkt schlecht gewählt, um Rebellion zu machen, und noch viel weniger war Napoleon der rechte Mann dazu. Der Präfect Janet übte den Priester-Aufstand einen Bericht an den Kaiser ab, um dieser, mit der Zeit — es war im Anfange des Jahres 1813 — weniger an Geistlichen als an Soldaten fehlte, anzuwerbe mit dem Befehl, die Rebellen sofort unter die Rekruten zu stecken und diese in Eilmärschen zur Armee zu senden. Hundertzweiundneunzig Seminaristen wurden sogleich eingekleidet, bewaffnet, equipirt und nach Wesel geschickt; von diesen sind fünfundfünfzig in den Feldzügen von 1813 und 1814 geblieben worden, und von den Uebrigen war bei ihrer Rückkehr nur noch ein kleiner Theil geneigt, in den Priesterstand wieder einzutreten."

— Unabhängige Revue. Madame George Sand, die bisher eine sehr fleißige Mitarbeiterin an der Revue des deux Mondes und der Revue de Paris war, hat sich darüber, daß sie sich des Herausgebern dieser beiden Journale entzweite, eine neue Zeitschrift gegründet, der sie den Titel Revue Independante gegeben hat. Mit ihr haben sich zu diesem Zwecke die Herren Louis Viardot, bekannt durch ein ziemlich umfangreiches Reisewerk über Spanien, so wie durch eine schöne Uebersetzung des Don Quijote, und P. Leroux verbunden. Letzterer, der früher Buchdrucker war, hat bekanntlich an der Redaction des Globe (besonders als das Blatt St. Simonistisch wurde), so wie der Revue Encyclopedique und der Revue de Progrès, thätigen Theil genommen. Gegenwärtig beschäftigt er sich nun bei der neuen Zeitschrift, um seine Ideen über Social-Reform und Staatshaushalt populair zu machen. Das erste Heft der Revue Indépendante enthält unter Anderem Gedichte von Handwerkern, von denen Madame George Sand, eben so wie Herr P. Leroux, die Regeneration der Zukunft erwartet, doch wird sie durch solche Gedichte schwerlich herbeigeführt werden, besonders in Frankreich, das durch nichts so sehr zurückgeschreckt wird, als durch Langeweile. Ja, es scheint, als werde selbst der glänzende Name George Sand's die vierte Zeitschrift Leroux's vor dem Schicksal ihrer drei Vorgängerinnen nicht bewahren können, die sämmtlich bei ihren Vätern versammelt sind.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Montag den 29. November 1841.

Portugal.

Lissabon.

Von einem Passagier der Brigg „Oscar".*)

Alle Seestädte, wenigstens die vielbesuchten, gleichen einander; denn die Eigenheiten des Landes, in welchem sie liegen, und der Nation, von der sie bewohnt sind, werden durch die vielen Fremden, die von allen Seiten herzuströmen, sehr bald verwischt. Eine Beschreibung von Lissabon ist daher durchaus keine allgemeine Charakteristik von Portugal oder der Portugiesischen Nation, sondern nur eine Beschreibung von — Lissabon.

Wirft man einen Blick auf die Landkarte, so sieht man, wie sich der Tajo kurz vor seiner Ausmündung ins Meer zu einem geräumigen Bassin erweitert, dessen Wassermasse sich durch einen verhältnißmäßig engen Ausfluß in den Ocean ergießt. Dieser Ausfluß ist es, der den Hafen von Lissabon ist daher durchaus keine allgemeine Charakteristik von Portugal oder der Portugiesischen Nation, sondern nur eine Beschreibung von — Lissabon.

Wirft man einen Blick auf die Landkarte, so sieht man, wie sich der Tajo kurz vor seiner Ausmündung ins Meer zu einem geräumigen Bassin erweitert, dessen Wassermasse sich durch einen verhältnißmäßig engen Ausfluß in den Ocean ergießt. Dieser Ausfluß ist es, der den Hafen von Lissabon bildet, ein beschwerlicher, wenn nicht gefährlicher Ankerplatz, und zwar ganz besonders zur Zeit der Fluth, deren Stärke durch den Gegendruck der großen Wassermasse des erwähnten Bassins bedeutend erhöht wird, — so wie auch zur Zeit des Regens, welcher ein schnelles Anschwellen jenes engen Ausflusses veranlaßt. Auf dem nördlichen Ufer erstrecken liegt nun die Hauptstadt Portugals, wie Rom, auf sieben Hügeln. Von dem Fort San Julian, dessen Feuerdecken mit dem gegenüberliegenden Bugio-Feuer dem Seemann leuchten, bis zum großen Bassin, sind die Ufer des trüben, gelblichen Tajo mit Häusern besetzt, die aufsteigend durch dunkelgrüne Orangenbäume, deren Zweige kaum die Last der goldenen Früchte zu tragen vermögen, durch Weinreben, graue Oliven, Cypressen, Feigen- und Wallnußbäume von einander getrennt sind, später aber immer dichter zusammenrücken und endlich die Stadt selbst, ein amphitheatralisch aufsteigendes Labyrinth von Gebäuden, bilden. Die unterste Reihe derselben besteht aus lauter Waaren-Magazinen. Diese sind hin und wieder durch schmale, steile Gäßchen getrennt, welche Eintritt in die Stadt gewähren, jedoch alle durch Zoll-Beamte bewacht werden, bis man zur Praça dos Romulares gelangt, wo eine breite steinerne Treppe den anlangenden Reisenden direkt in das Herz von Lissabons eleganter Welt führt. Ein Gedanken weiter hinauf gelangt man zu einem großen mit schönen Gebäuden aus Portugals besserer Zeit umgebenen und mit der Reiter-Statue König Johann's VI. geschmückten Platz. Dies ist die Praça do Commercio. Hier liegen die kleinen Dampfboote an, die täglich mehrmals zwischen beiden Ufern hin und her fahren. Hier ist es auch, wo sich die sogenannte Quadra befindet, welche höchst Portugiesische Einrichtung eine nähere Betrachtung verdient.

Vier Kanonenböte sind so aufgestellt, daß sie die Ecken eines regelmäßigen Vierecks bilden. Innerhalb dieses imaginairen Quadrates müssen alle fremde Schiffe, die nach Lissabon kommen, vor Anker gehen, damit sie um so leichter von den Zoll-Beamten bewacht werden können; und es wird so streng und so pedantisch auf die Ausführung dieser Vorschrift gehalten, daß auch nicht der geringste Theil eines Schiffes die eingebildeten Linien überragen darf. Das Schiff eines Schwedischen Capitains durfte durch den Portugiesischen Lootsen dergestalt in der Quadra placirt worden, daß, als es sich in Folge der Ebbe um seinen Anker drehte, sein Hinterstheil ein wenig die imaginaire Linie überragte. Dies konnte die Zoll-Behörde unmöglich ungeahndet hingehen lassen; der Capitain mußte die Versäumniß des Lootsen mit einer ansehnlichen Geldstrafe büßen.

Einem andern Schwedischen Schiffs-Capitain mehte der Wind seinen Hut über Bord, und er schickte einen Matrosen mit dem Boote ab, der ihn auffischen sollte. Da er jedoch in seinem Eifer vergessen hatte, sich vom nächsten Kanonenboote die Erlaubniß dazu auszubitten, verlor er Hut und Boot. Zwar gelang es den Bemühungen des Hauses Torlado u. Comp., den beiden Capitainen mit vieler Mühe die Rückerstattung der Strafe und des Bootes auszuwirken, aber auf einen so günstigen Fall ist doch nicht immer zu rechnen, und dergleichen Händel sind Arts äußerst lästig und zeitraubend. Man nehme einmal an, es fiele ein Mensch über Bord, so wäre er längst vom Strome fortgerissen, ehe man im Stande gewesen, die lästigen Formalitäten zu erfüllen, die den Versuchen zu seiner Rettung vorangehen müßten.

Noch sind dies noch nicht alle Unannehmlichkeiten der Quadra. Derjenige Capitain, welcher sich des Abends um 9 Uhr nicht an Bord seines Schiffes befindet, muß sein desselben die ganze Nacht hindurch auf dem Lande bleiben. Wenn auch das Einschmuggeln hier so häufig vorkommt, daß die Portugiesische Regierung sich genöthigt sieht, zur Verhütung derselben außerordentliche Maßregeln zu treffen, so bleiben diese doch fruchtlos, so lange das Volk durch die vielen Monopole der Regierung zur Schmuggelei verleitet, wenn nicht fast gezwungen wird. Durch die gegenwärtigen Verhältnisse geräth aber Verkehr in Stocken; denn die Regierung hat sich nicht nur das ausschließliche Verkaufsrecht des Rauchtabacks, Schnupftabacks, Siegellacks, der Karten und der Seife, sondern sogar auch das der Fische vorbehalten, welche Verkaufsrechte sie einzeln verpachtet. Auf jenen Zoll sind die Pacht-Summen, die den Staats-Kassen durch das gegenwärtige Zwangs-System zufließen, weit geringer als diejenigen, welche ein freier Handel an Zoll einbringen würde. Weder in Rußland, noch in Spanien, noch in der Türkei trifft man dergleichen Einrichtungen, wodurch fremde Seefahrer nur abgeschreckt und dem Lande die besten Hülfsquellen abgeschnitten werden.

In der zusammengedrängten und verworrenen Häusermasse, aus welcher die eigentliche Stadt, vom Tajo aus gesehen, zu bestehen scheint, sucht man vergebens irgend eine imponirende architektonische Schöpfung. Kein hoher Thurm strebt kühn den Wolken zu, — kein hochgewölbter Dom verräth ein Gotteshaus. Der Königliche, aus einem röthlichen Stein erbaute Palast hat viel Aehnlichkeit mit einem Gefängniß, und die Kathedrale steht man nicht eher, als bis man dicht vor ihr steht. Unterhalb der Stadt, weit nach San Julian zu, erhebt sich ganz isolirt die kolossale Belems-Thurm, den man in mehr als einer Lithographie bewundern kann, — und etwas höher hinauf gewährt das neue Schloß auf einer von Olivenbäumen umkränzten Höhe einen ganz hübschen Anblick, doch ist es, wie so Manches in Portugal, noch unvollendet und wird es auch wohl niemals werden, da die Königin das Gebäude für den Winter zu kalt, für den Sommer zu warm findet.

Lissabon ist eine sehr weitläufige Stadt; sie hat etwa 200,000 Ew. und schließt, außer den Wohnungen für diese, noch eine bedeutende Anzahl prächtiger derjenigen Gebäude in sich, welche durch Erdbeben zertrümmert wurden. Im Allgemeinen ist die Stadt wohlgebaut; und wenn die langen Reihen schöner Häuser auch häufig unterbrochen werden, so geschieht dies doch fast immer nur durch äußerst malerische Ruinen. Klöster finden sich hier gar nicht mehr; sie sind entweder zerstört oder für andere gemeinnützige Zwecke in Beschlag genommen. Ich habe während eines dreimonatlichen Aufenthaltes in Lissabon nicht mehr als einen einzigen Mönch gesehen, d. h. in Ordenstracht, — in bürgerlicher Kleidung und heimlich mag es deren wohl noch genug geben. Es treiben sich hier viel Spanier mit allerhand Kleinigkeiten zum Verkauf umher, wie bei uns die Wetzgötzer; doch sollen sie nicht so friedliebend und ehrlich wie unsere zudringlichen Landsleute seyn, sondern oft, wenn es ihnen nicht gelingt, den Käufer durch Worte von der Vorzüglichkeit ihrer Waare zu überzeugen, zu den schärferen und eindringlicheren Argumenten ihrer Dolche schreiten. Mir ist indeß niemals etwas der Art in den Straßen Lissabons zugestoßen, obgleich ich sie zu allen Stunden des Tages und der Nacht durchwanderte, — auch habe ich niemals etwas von Mordanfällen gehört, — dergleichen Begebenheiten sind indeß vielleicht so gewöhnlich, daß man sich nicht mehr die Mühe giebt, davon zu sprechen. Auf wen Einer sich bei dringenden während zweier lästigen Aufenthaltes zwei berüchtigte Straßenräuber wegen Uebelthaten in der Provinz hier gehängt worden. Der Zusammenlauf von Zuschauern dabei war ganz unermeßlich, und sie haben auch Grund, sich nach dem Anblick eines solchen Schauspiels zu drängen, denn eine jegliche Art von Handhabung der Gesetze und Vollziehung von Urtheilsprüchen ist in Portugal eine der höchst Seltenen. Der grausamen, gesetzwidrigen Strenge Dom Miguel's ist eine fast eben so verderbliche Schlaffheit und Mattigkeit in der Handhebung der Gerechtigkeit gefolgt. Die erwähnten beiden Delinquenten waren weiß gekleidet und sahen ziemlich gleichmüthig aus. Sie waren von einer starken Bedeckung umgeben. Das Portugiesische Militair ist sehr gut bezahlt, geschmackvoll und gut uniformirt, und macht leidige Handgriffe und auch sichere Evolutionen. Soldaten und Offiziere tragen, wenn sie es nur irgend möglich machen können, gewöhnlich einen

*) Die Brigg „Oscar", Capitain Hedenberg, verließ am 26. Oktober 1840 Stockholm, um mit einer Anzahl von jungen, für den Seedienst bestimmten Männern eine Instructions-Reise zu machen, und lief auf dieser auch bei Lissabon an.

Digitized by Google

modernen Zingenbarl. Dergleichen Bockgeschicter trifft man hier auch häufig beim Civilstande, obgleich es in die Augen fällt, daß solche Bärte weit eher zu einem ledernen Koller und beschlagenen Stiefeln, als zu Glacehandschuhen und leichten Stümpfen passen.

Die ärmeren Klassen tragen in der Regel kurze Jacken, die meiner ausseben als die langen, baumenden Rocke, welche hier überhaupt schon des warmen Klimas wegen ganz entbehrlich sind. Im Winter geht alle Welt in den bekannten weiten Mänteln oder Mantelkragen, die ursprünglich braun sind, mit der Zeit aber durch allerlei Flickiappen, wie der Zufall sie in den Weg warf, das bunteste Aussehen gewinnen. In jeder Familie existirt nur ein solches Kleidungsstück, und man sieht oft an einem Vormittage Vater, Mutter, Sohn und Tochter nach einander in demselben Mantel ausgehen. Die Frauen schlingen gern ein weißes Musselintuch um den Kopf, was sehr zierlich ausstieht, oft aber, wenn es die Sitten einer Mohrin schmückt, den Ahreitenden in Kontakt hervorbringt, von dem man darf nicht glauben, daß die Schwarzen den Weißen in irgend einer Weise nachahmen wollen; Gott bewahre! — was eine Weiße trägt, muß auch eine Mohrin aufsetzen, es kleide oder kleide nicht.

Wagen sind in Lissabon etwas Seltenes; ich habe nur äußerst wenige Equipagen gesehen. Zwar bekommt man eine Art leichter bedeckter Kabrioletets zu mieten, die von einem Pferde gezogen werden, während der Kutscher auf einem anderen daneben reitet und von da Zügeln lenkt; doch bedient man sich ihrer nicht oft, sondern zieht es vor, auf Eseln zu reiten. Erwähnen wir noch eine dritte Art Fuhrwerk, so haben wir Alles gesagt, was sich über diesen Gegenstand anführen läßt. Dies besteht aus einem Kasten, der zwei große, breite, schwerfällige Räder hat und von Ochsen gezogen wird. Die Hörner dieser Thiere sind manchmal mit bunten Bändern geschmückt, und der Fuhrmann lenkt und leitet seine Ochsen einzig und allein mit der Stimme. Man trifft diese Karren ganz besonders des Morgens, wo sie die Straßen mit einem furchtbaren Gepolter erfüllen. Um diese Zeit kommen auch die Landleute auf dem mit Früchten und Gemüsen aller Art beladenen Eseln nach der Stadt. Die Bauerfrauen gehen dabei nebenher und tragen flache Körbe mit Sardellen und anderen kleinen Fischen auf dem Kopfe. Die Bauerburschen in kurzen Jacken und dreikkeempigen Hüten tragen Kuh- und Eselsmilch von Haus zu Haus, und an den Fontainen versammeln sich die Wasserträger, um ihre roth und grün angestrichenen Tönnchen zu füllen und sie dann mit dem Geschrei „Agoa Frisco, — agoa frisco!“ auf der Schulter durch die Stadt zu tragen; doch muß man auch bei ihnen, wie bei allen derglechen Ausrufern, wissen, was sie sagen, um sie zu verstehen. Um diese Zeit öffnen auch die Barbiere ihre Buden, — von der Höhe der langen Reihen in Böten an und verbreiten sich durch die Stadt, — die Glocken laden zum Morgengebet, — die Kaffeehäuser füllen sich, und das Gerüusch der Domino-Steine dringt laut auf die Straßen. Diese Scenen wiederholen sich mit geringer Abwechselung jeden Tag.

Einen wunderbaren Kontrast gegen den täglichen Verkehr des Handels und der Zinanzen Portugals bilden die schönen Gebäude, welche die einzigen Zeugen verschwundener Größe sind. Von ihnen sind besonders anzuführen: die Wasserleitung, ein ursprünglich Maurisches Baudenkmal, aus großen Granitbogen bestehend, die fest Zusammenfügung der Steine ist den Erdeben widerstanden hat. Die gigantischen Bogen derselben führen von den Bergen Cintra's die Fontainen Lissabons ihr Trinkwasser zu. — Von dem der Dnadra gegenüber liegenden Platze do Commercio laufen — parallel mit einander — die beiden Haupt-Straßen der Stadt aus. In ihnen finden sich die kostbarsten Waren der Juwelier- und Goldarbeiter, denen sie auch ihre Benennung verdanken. Der Platz selbst ist an zwei sich gegenüber liegenden Seiten mit großartigen Kolonnaden geschmückt, von denen die eine zum Zollhause, die andere zum Arsenale gehört. (Schluß folgt.)

Griechenland.

Ueber den Charakter und die Sitten des Sokrates.

(Fortsetzung.)

Lamartine, der Dichter der „Meditationen“, sagt von Sokrates: „Er war inspirirt, er sagt es uns, er verbreitet es uns, und warum dem nicht aufs Wort glauben, der sein Leben für die Wahrheit hingab? Giebt es viele Zeugnisse, die dem Wort des Herbenden Sokrates gleichkommen? Ja, er war inspirirt, er war ein Vorläufer jener letzten Offenbarung, die Gott durch partielle Offenbarungen von Zeit zu Zeit vorbereitete. Denn die Wahrheit und die Weisheit stammen nicht von uns; sie kommen auf dem Himmel in ausgetheilte Herzen, die von Gott mit dem Odemhauch des Geistes entzündet werden. Er streut sie an verschiedene Punkte tropfenweise aus, um nur die Kenntniß davon mitzutheilen und die Sehnsucht danach zu erregen, bis zu dem Augenblick, wo er uns ganz damit erquicken wollte.“

„Abgesehen von der Erhabenheit der Lehren, die er verkündigte, war Sokrates' Tod ein Blitz, wohl würdig des Adlicks des Himmels und des Himmels; er hatte ohne Zagen seine Verfolger, sich zum Brandopfer für die Wahrheit hingebend. Er konnte sich verbergen, er konnte sich selbst verleugnen; er wollte es nicht; er hätte dem Gott, der in ihm sprach, sagen müssen, und nichts vermag, daß die Reinheit, die Schönheit dieser erhabenen Hingebung durch irgend eine Aeußerung des Stolzes befleckt worden wäre. Seine Worte, wie sie Plato berichtet, sind von Ende seiner letzten Tages eben so einfach, als in der Mitte seines Lebens. Die Frierlichkeit dieses letzten Momentes giebt seinen Reden eben so wenig Schwung, als Weichheit und Schwäche. Indem er mit Liebe dem Willen der Götter, den er in Allem wiederfindet, gehorcht, unterschreibt sich sein letzter Tag von den übrigen in nichts, außer daß er ohne Morgen ist. . . . Er trinkt den Giftbecher wie ein gewöhnlicher Getränk; er legt sich zum Sterben nieder wie zum Schlafen, so sicher ist er, daß die Götter vorher, nachher, überall da sind, und daß er in ihrem Schoß erwachen wird!“

Gleichwohl ist es ausgemacht, daß Sokrates selbst sich viel mit rein philosophischen Untersuchungen beschäftigte; er empfahl seinen Schülern Dialektik und war selbst als der erste Dialektiker seiner Zeit berühmt. Sie verehrten ihn gleichsam als den Gründer und Herrn ihrer Schule. Ein inspirirter Mensch, der sein ganzes Leben hindurch spekulirt, der keinen Glauben predigt, der fortwährend diskutirt! Es käme also darauf an, zu erklären, wie es kommt, daß Sokrates, der in seinen Handlungen und Worten der spekulativen Vernunft nur eine abhängige, untergeordnete Stellung einräumt, dieselbe in seinen Reden und seinen Unterricht stets über die leitende Rolle spielen läßt.

Schwerlich bemerkten wir, daß Sokrates seinen Schülern solchen Sinne des Wortes, in dem Sinne, wie wir Jesu Schüler sagen, gehabt hat. Wenn Sokrates viel mehr als ein Philosoph war, so läßt sich von denen, die sein Werk fortsetzeten übernahmen, nicht dasselbe sagen. Sie waren nur Philosophen, Plato zu allererst, der sich wohl hütete, daß er nicht gezwungen würde, den Giftbecher zu trinken, und nun, nicht sicherem Lehrer im Tode folgen zu müssen, sich weislich entheilt, auch im Leben sein Beispiel nachzuahmen. Während Sokrates Allen, die er traf, Groß und Klein, Reich und Arm, freigebig und ohne Zurückhaltung mittheilte, was er empfangen hatte, hielt Plato Schule. Er begnügte sich, auf der Religion seines Meisters eine erhabene Philosophie aufzubauen, die er in Worten und Schriften mittheilte.

Da Sokrates' Schüler nur Philosophen waren, so ist nicht zu verwundern, daß sie ihn in den Berichten, die sie und von seinen Reden und seinem Leben mittheilen, nach ihrem eigenen Bilde gezeichnet, daß sie besonders das erzählen, was sie durch Studium und Nachahmung erreichen konnten, daß sie mit einem Wort den Glauben verwischen und den moralisirenden Dialektiker in den Vordergrund treten ließen.

Xenophon selbst macht hiervon keine Ausnahme. Er bildete seine Schule, aber er war ein frommer Heide, der sich bestrebte, die Moral des Sokrates mit dem Volksglauben zu vereinigen. Da er überdies die Memorabilien in der letzten Absicht schrieb, Sokrates gegen seine Ankläger zu vertheidigen, so mußte er Alles beseitigen, was seinen praktischen Beisheit seiner Lehren hervorzuheben und zu zeigen, daß er immer der Landes-Religion treu geblieben. Ihn nöthigte also eine doppelte Rücksicht zu der Untreue, von der wir reden. — Plato und Xenophon erwähnen, mit Ausnahme der Apologie, wo Plato im Beseitigen der wider ihn erhobenen Anklagen wiedergeben mußte, nie des Dämons, — sie sprechen nur von Sokrates' Genius, kaum je — oder niermal seines Schutzgeistes, und doch erklärte Sokrates selbst vor seinen Richtern, daß sie ihn oft und an vielen Orten von seiner inneren und göttlichen Stimme hatten sprechen hören; auch beruhte ja die Anklage, daß er neue Götter einführe, auf nichts Anderem als diesem Geständniß außerordentlicher Eingebungen. Einen anderen Beweis für diese Thatsache liefert Kriton. Dieser übrigens so schöne Dialog bildet mit der Apologie, von der er jedoch nur die Fortsetzung ist, den auffallendsten Gegensatz. Ist es wahrscheinlich, daß Sokrates vor Kriton seine Handlungsweise anders motivirt als vor den Athenern? Diese wollten seinem Gewissen Gewalt anthun; er antwortet ihnen, er wolle lieber Gott als den Menschen gehorchen. Kriton, indem er ihn zur Flucht auffordert, schlägt ihm etwas vor, was sein Gewissen, seine innere Stimme nicht weniger mißbilligt; Sokrates aber begründet seine Weigerung, ihm zu folgen, nur damit, daß jener Bürger die Pflicht habe, unter allen Umständen den Gesetzen seines Landes zu gehorchen. Erst am Ende der Erörterung findet sich das schöne Wort, das wir oben angeführt, und das wieder auf dem Glauben des Sokrates, dem Gefühl der Apologie zurückführt. Aber in der Apologie hatte Plato seine freie Hand, da es sich um eine öffentliche Rede handelte, die vor einer großen Anzahl von Zuhörern gehalten ward. Im Kriton, wo er eine Scene darstellt, die zwischen Sokrates und seinem Freunde Kattfindet, konnte sich Plato frei ergehen, und er hat es nicht versäumt: gab es eine schönere Gelegenheit, seine politische Theorie von der absoluten Unterwerfung unter das Gesetz zu bestätigen, als indem er zeigte, wie Sokrates sie am Vorabend seines Todes ausübrach und durch seinen eigenen Tod gleichsam besiegelte!

Aber gehen wir darüber hinweg. So sehr wir auch zugeben, daß Sokrates' Schüler, wenn sie ihren Lehrer reden lassen, seinen religiösen Ueberzeugungen nicht die Bedeutung einräumen, die sie für seine Unterhaltungen mit Gott hatten, so bleibt es doch nichtsdestoweniger ausgemacht, daß Sokrates viel spekulirte und sich überall der Vernunftschlüsse und Beweise bediente. Wie soll man den Reichthum und die Subtilität seiner Dialektik mit seiner Gewohnheit, den Eingebungen der Orakel, der Träume und seines Genius zu gehorchen, in Einklang bringen? Es würde zur Erklärung dieser Phänomene nicht genügen, daran zu erinnern, daß Sokrates Griechr war, daß er mitten unter den Sophisten lebte, und daß zu seiner Zeit die Kunst der Rede und der Dialektik die Beschäftigung aller gebildeten Menschen war. Offenbar hatte Sokrates seinen Zweck, wenn er seine Gegner mit Fragen und Argumenten verfolgte. Diesen Zweck theilt er uns in der Apologie mit: er wollte sie ihrer Unwissenheit überführen. Aber warum legte er so viel Werth auf diese Einsicht, die er ihnen übrigens nicht beibringen konnte? Eine aufmerksame Prüfung seines Lebens giebt und die Antwort, daß Sokrates seine Mitbürger denselben Weg wollte einschlagen lassen, den er selbst zurückgelegt.

Digitized by Google

Nach einer Tradition, die uns Plutarch aufbewahrt hat, fängt die höhere Entwicklung bei Sokrates schon mit der Wiege an. Als er noch ein Kind war, bekam sein Vater ein Orakel, das ihm befahl, den Knaben Alles, was ihm einfiele, thun zu lassen, ihn zu nichts zu zwingen, noch von etwas abzuhalten, sondern seinem Instinkt und Naturell die Zügel schießen zu lassen und nur zu Jupiter und den Musen für ihn zu beten, da er in sich einen Wegweiser und Lehrmeister habe, der besser sey als zehntausend Lehrer und Erzieher.

Diese Legende erlangt eine gewisse Bestätigung durch die possirliche Erklärung des Sokrates vor seinen Richtern, daß das göttliche oder dämonische Zeichen, das er so oft erwähnte, sich seit seiner Kindheit in ihm offenbart hat. Andererseits erklärt er in der dem Xenophon zugeschriebenen Apologie, daß er sich nie mit Politik befaßt habe, wo er angefangen, die Sprache der anderen Menschen zu verstehen, nie aufgehört, so viel an ihm lag, Alles, was gut sey, zu suchen und zu lernen."

Diese beiden Stellen, die einzigen Nachrichten, die über den Charakter der Kindheit des Sokrates zu uns gelangt sind, würden beweisen, daß man schon in diesem frühen Alter die doppelte natürliche und denkende, religiöse und philosophische Tendenz in ihm erkennen konnte, die ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete. Als er vor den Richtern seine Nichtbetheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten mit den ihm von seinem Genius gewordenen Verbot entschuldigt, verstärkt er sogleich dieses Symptom durch den vermuthlich: „dem wisse wohl", sagt er, „daß ich schon lange nicht mehr thäte, was mir riethe, wenn ich mich mit der Angelegenheiten der Republik gemischt, und ich würde weder für euch noch für mich etwas gefördert haben. .... Nie wird einer ungestraft gegen die Leidenschaften eines Volks, des Athenischen wie jedes anderen, kämpfen oder verhindern können, daß etwas Ungerechtes oder Ungesetzliches in einem Staat geschieht. Wer für die Gerechtigkeit kämpfen will, muß durchaus, wenn er einige Zeit leben will, Privatmann bleiben und darf nicht in die Regierung nehmen ..." Eben so sucht er, als er von dem Schweigen der göttlichen Stimme am Tage seiner Verurtheilung spricht, den Grund dieses Schweigens und rechtfertigt es. Ganz eben so verfährt er bei dem anderen Fall, den wir mitgetheilt, wo er dem Pro magoras erzählt, wie er von seinem Genius daran gehindert ward, eine Staatsangelegenheit zu entwerfen. Auf diesen Vorfall scheint hervorzuspielen, das es Sokrates' Gewohnheit war, wenn er eine solche Warnung empfing oder zu empfangen glaubte, sie einer Art Prüfung zu entwerfen, nicht aus Mißtrauen oder um ihr nicht zu folgen, sondern um ihre Weisheit zu begreifen. Man kann nicht umhin, hierin die Methode eines außerordentlichen Geistes zu erkennen. Ein gewöhnliches Gehirn sich von dieser inneren Mantik und ihren abergläubisch gebeugt haben und zugleich durch den speziellen Schutz einer Gottheit, aus der er sich eine Art Fetisch gemacht hätte, stolz aufgebläht worden seyn. Sokrates gerieth nie in eine solche Verirrung. Er betrachtet seinen Schutzgeist nicht als ihm allein angehörig; er hält ihn für ihn ein stets gegenwärtiger Gott, aber ohne besonderen Namen, der bereit ist, Allen, die auf seine Stimme hören wollen, zu helfen.

Wir können uns also den jungen Sokrates vorstellen, wie er mit dem Alter auf den beiden angegebenen Wegen vorschreitet; indem er immer aufmerksamer auf die Gebote seines inneren Genius wird, die er als das Gesetz Gottes selbst verehrt und deren Gründe und Zwecke er mit allen Kräften seines Geistes zu erkennen strebt, und indem er zugleich bei allen Gelegenheiten mit Eifer nach dem forscht, was für weise, gut und schön unter den Menschen gilt.

Was war die Folge dieser doppelten Forschung, dieses doppelten Studiums? Die Apologie sagt es uns. Sokrates faßte die höchste Idee von der göttlichen Weisheit und hielt sehr wenig von der menschlichen. Sein Vertrauen in diese und sein Mißtrauen zu ihrer nahmen täglich zu, und er kam zu dem Schluß, daß, wenn es einen Menschen gäbe, der den Namen eines Weisen verdiene, es nur der wäre, der seine ganze Unwissenheit erkenne. Nach dem Bericht der Apologie ward ihm dieser Schluß zur Gewißheit, als die Pythia auf die Anfrage des Chärephon das berühmte Orakel aussprach: „Weise ist Sophokles, weiser Euripides, aber Sokrates ist der weiseste unter allen Menschen." Nach demselben Bericht war es offenbar zur Zeit dieses Orakels, wo das begann, was man die öffentliche Laufbahn des Sokrates nennen kann, das Werk der Ermahnung und Belehrung bei allen denen, die er traf oder die seine Unterhaltung suchten. Von da ab zog er immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich, die Zahl seiner Freunde und Feinde wuchs, und der Zeitraum, der von dieser Epoche bis zu seinem Tode verfloß, ist es, auf den sich die meisten Nachrichten, die uns über sein Leben zugekommen sind, beziehen.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Rückblick auf den spanischen Bürgerkrieg.

III.

Tirocinium eines Deutschen Offiziers in Spanien. Herausgegeben von G. Hoffen. Zwei Bände. Stuttgart, 1841.

Das „Tirocinium" enthält die Erfahrungen eines Deutschen Offiziers, den ebenfalls ein Prinzip nach Spanien führte, aber das entgegengesetzte von dem seiner Vorgänger. Diese zogen als Verfechter des historischen Rechts der Legitimität in den Kampf; er glaubte, daß die Sache der allgemeinen Freiheit von den Christinos verfochten werde, und stellte sich in deren Reihen. Seine Gesinnung kann im Allgemeinen als die gemäßigt liberale genannt bezeichnet werden; sie ist eine ebenfalls ehrenwerthe, da sie ihn veranlaßte, seine Kräfte einer allgemeinen Idee zu widmen; doch läßt sich nicht verkennen, daß sie sich mitunter etwas zu äußerte und ihr die sehr geschlossenheit und unverwüstliche Ueberzeugung fehl, welche die beiden erwähnten Karlistischen Schriftsteller auszeichnet, und durch welche diese uns bei aller Einseitigkeit unwillkürlich imponiren. Doch war der Zweck seiner Reise nicht bloß ein politischer; sondern der lag nach Spanien sollte zugleich seine Lehrjahre bilden. Der junge liberale Held zog, wie er selbst sagt, hinaus in die weite Welt, hinter sich lassend sein Vaterland, das er liebte, und ein altes junges Leben, um ein neues unbekanntes Land aufzusuchen, um Völker und Menschen unparteiisch zu betrachten, mit ihnen zu fühlen, zu weinen, zu lachen, um auf dem Felde Erfahrungen zu sammeln, die er später im Innern des Vaterlandes verwerthen könnte, um einer heiligen Ansicht aus allen Kräften zu dienen und dabei nach persönlichem Werthe und Geltung zu streben. Dem einen Zwecke, Völker und Menschen zu betrachten, hat er mit vielem Glücke nachgestrebt, den anderen, Erfahrungen auf dem Felde zu sammeln, hat er nur theilweise erreicht, obgleich ohne seine Schuld.

Diese Mannigfaltigkeit der Zwecke ergiebt auch eine große Mannigfaltigkeit des Inhalts, zu welcher noch eine große Freiheit der äußeren Darstellung kömmt, die sich bald in Form eines Briefes, bald in Form eines Tagebuches, bald in Form subjektiver Ergießungen oder Betrachtungen weiterspinnt. Vom Kriegsschauplatze, auf dem er nur kurze Zeit verweilte, wendet er seine Blicke auf die nationalen Eigenthümlichkeiten, provinziellen Unterschiede, Geschichte, Literatur, Gesellschaft, ja, er benutzt jede Gelegenheit, um Spanien aus gegen Berlin und die Hegelsche Philosophie zu polemisiren. Das einzige zusammenhaltende Band des lose an einander gereihten Stoffes ist seine Subjektivität, seine persönlichen Erfahrungen, Anschauungen. Er selbst sucht sich zwar wegen dieser Zusammenhangslosigkeit zu entschuldigen und meint, er würde ein besseres Werk aus dem Ganzen geformt haben, wenn ihm nicht ein unglücklicher Fall in die Ducre gekommen, über den er nicht genügenden Aufschluß geben könne. Er wäre nämlich in die trostlose Lage gebracht worden, sich selbst vergessen zu sollen, in einer Art von Gebäuden, die zwar eine ähnliche Bestimmung wie die Vergeltskreuzschiffer im Perserkrieg hätten, die aber heute nicht mehr den Namen eines Schlosses verdienten, so sie auch so häßlich gewesen. Diese Entschuldigung, wie jede Aussprach auf eine noch größere Theilnahme sichert, würde eine vollkommen genügende seyn, wenn es hier bedürfte, doch scheint gerade diese freie Form seinem Zwecke die günstigste.

Wir berühren zunächst kurz seine persönlichen Schicksale, um dann einige seiner meist geistreichen und treffenden Betrachtungen mitzutheilen.

Mit Empfehlungen der Spanischen Gesandten in Brüssel und Paris ausgerüstet, bei denen er freundlichste Aufnahme und die treflichsten Zuschreiungen erhalten, überschritt er die Gränze, fiel indeß einer Streifpartei in die Hände. Bei einem Zusammentreffen derselben mit den Christinos gelang es ihm, seine Freiheit wiederzugewinnen. Er begab sich nach Pamplona, um hier in den Reihen des Corps einzutreten. Mehrmals verfuchte er, sich dem Vice-König, General Sarsfield, vorzustellen; da ihm dies nicht gelang, wendete er sich an den kommandirenden General des Navarresischen Operations-Corps, General Clonard, den er uns als einen kleinen, knappen Mann mit braunem von dunkler Zuversicht strahlenden Gesicht schildert. Dieser erwies sich sehr freundlich gegen ihn und unterhielt sich mit ihm über verschiedene Gegenstände, unter anderen auch über die Armee der Königin, Offiziere sowohl als Soldaten, Hunger leiden müsse, zum nicht geringen Aergernisse des jugendlichen Helden, der über „diese schmählichen Redensarten eines Christinischen Generals in Chef, eines Spanischen Granden, der an der Spitze eines Armee-Corps stand", nicht wenig empört war. Der General Clonard erklärte ihm, daß er durchaus nicht bevollmächtigt sey, ihn in der Armee anzustellen, und rieth ihm, zur schnelleren Betreibung seiner Sache nach Madrid zu gehen. So hatte seine Kampfeslust unbefriedigt bleiben müssen, wenn ihm nicht ein zufälliges Zusammentreffen mit dem General Conrad, dem Befehlshaber der Fremden-Legion, eine provisorische Anstellung in dieser verschafft hätte.

Eine Schilderung dieses damals vielgenannten Mannes dürfte vielleicht von Interesse seyn. „Das Aeußere dieses Mannes setzte mich in Erstaunen, da es nicht das Mindeste von einem Haudegen entdecken ließ. Sein Bau war klein und unterseht, doch mehr von schwächlichem als festem Ausbehnen; sein Schritt ziemlich lebhaft; die Kleidung ging nachlässig am Körper, bestehend aus einem Schlafrocke ohne Epauletten und weiten rothen Beinkleidern; um den Rock hatte er einen leichten Säbel lang angeschnallt, das dieser ihm hinten nachschleife; in der Hand hielt er einen langen Rohrstock, der nichts weniger als einem Kommandostab glich, und der auch zu Pferde sein beständiger Begleiter war. In der Haltung ein Bürgler, war aber die Hälfte seiner Haare bereits grau gefärbt; sonst sein Gesicht rund, etwas pausbig, durchaus Deutsch, sein Kopf verhältnißmäßig dick." Von Conrad's menschlichem Charakter urtheilt er günstig, weniger von seinem militairischen. „So kapfer und brav General Conrad auch ist", sagt er, „er hat seine strategischen Combinationsgabe, keinen meisterhaft umfassenden Blick; ein guter Avantgeneral in Führung eines kleinen bewaglichen Streifhaufens, wird er doch niemals eine Armee zu befehligen verstehen."

Als Offizier der Fremden-Legion wohnte er den Gefechten bei, welche diese im Anfange des Jahres 1837 zu bestehen hatte, und zeichnete sich in mehreren persönlich aus. Unterdeß war aber von Madrid aus eine Einschreibung eingegangen, welche seine provisorische Anstellung in der Fremden-Legion nicht bestätigte, weil er der Unterthan eines der Königin feindlichen Staates sey. Im Feind Spanien

Digitized by Google

persönlich zu betreiben, begab er sich nach Madrid, war indeß auch hier nicht glücklicher. Wenn ihm hierdurch eine Aussicht auf militairischen Ruhm verloren ging, so erhielt er dafür mannigfache Gelegenheit, seine Urtheile über Spanien zu erweitern und tiefer in den Geist und die Eigenthümlichkeit des Volkes und des Landes einzudringen, als es ihm im Heerlager möglich gewesen wäre.

Wir lassen nun noch einige Urtheile und Betrachtungen folgen.

Ueber Espartero sagt er: „Unter allen Generalen war der dagere Espartero bei der Armee am beliebtesten. Er ist ein tapferer Degen! sagte der eine; er ist ein unsichtiger Führer! der andere, daß wir ihnen den Spielraum hier allein überlassen, den Deutschen Handel nach Spanien für sich selbst sorgen lassen und uns alle Mühe geben, daß unsere natürlichen Bundesgenossen, denn das sind die Spanier, und und unser Vaterland ganz aus den Augen und dem Gedächtnis verlieren."

L. B.

Mannigfaltiges.

— Berühmte Neger. Mehrere Schwarze sind von der Römischen Kirche unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden: namentlich der heilige Ebenan, König der Aethiopier, die heilige Iphigenia, ebenfalls eine Aethiopierin, der heilige Antonius von Caltagirone und San Antonio di Noto. In Kongo gab es im vorigen Jahrhundert einen schwarzen Bischof, der in Rom seine Studien gemacht hatte. Partheien für und wider die Negerrace spricht von mehreren schwarzen Predigern, von denen Einer durch seine Beredsamkeit ganz ausgezeichnet war. Der Neger Angelo Soliman, Secretair des Fürsten Wenzel von Lichtenstein, war ein Mann von Geist und Herz, der sich mit der Literatur beschäftigte und mit vielen Gelehrten in näherer Verbindung stand. Amo, ein in Guinea geborener Neger, der im Jahre 1707 nach Europa gebracht wurde, studirte dort und ward ein geachteter Gelehrter. Er sprach Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Deutsch und Holländisch und hielt öffentliche Vorlesungen. In Wittenberg erwarb er sich den Doktorgrad, und auch in Berlin, wo er sich im Jahre 1734 aufhielt, soll er großes Aufsehen gemacht haben. Zyaag Sandoe, im J. 1726 auf einem Sklavenschiffe von einer schwarzen Mutter geboren, kam nach England, wo er Menschenfreunde fand, die ihn erziehen und unterrichten ließen. Nach seinem Tode wurde eine Sammlung seiner Briefe herausgegeben, welche zwei Auflagen erlebte. Er stand unter Anderem mit Lorenz Sterne in Korrespondenz, und dieser nannte sich seinen Freund. In einem Briefe Sterne's, der in jener Sammlung mit abgedruckt ist, sagt letzterer: „seine Verschiedenheit der Race konne das Band der Seelenfreundschaft trennen." Mit Unwillen spricht er davon: „daß gewisse Menschen einen Theil ihrer Nebenmenschen zu Thieren herabwürdigen wollen, um sie ungestraft als solche behandeln zu können." Zwei Neger, Othello in Baltimore und Eugano Ottobah in London, haben im Jahre 1788 Bücher gegen die Sklavenhandel geschrieben und herausgegeben, von denen das Englische Original des Letzteren ins Französische übersetzt wurde. Mehrere Schwarze haben sich als Dichter ausgezeichnet: namentlich die freie Negerin Philis, die im vorigen Jahrhundert in Boston lebte und deren Elegien ungemein zartsinnig gedacht sind. Noch jetzt ist ein Neger, Namens Juan Francisco, der in Rio Janeiro lebt, als genialer Dichter bekannt; ein in Havanna erscheinendes Taschenbuch publizirt in jedem Jahre mehrere Gedichte von ihm.

— Rosellini und Wilkinson. Sir J. G. Wilkinson, Verfasser des vor einigen Jahren in England erschienenen Werkes: „Die Sitten und Gebräuche der alten Aegypter", das sowohl von den Gelehrten als vom größeren Publikum mit Beifall und Anerkennung aufgenommen ward, ist jetzt in Englischen Zeitschriften des Plagiates angeklagt und überführt. G. Wilkinson hat nämlich das einige Jahre vorher, von Rosellini über Aegypten herausgegebene, mit Unterstützung der Toskanischen Regierung gedruckte Werk: I Monumenti dell Egitto auf ungebührliche Weise benützt, indem er nicht blos viele Zeichnungen, die der Italiänische Gelehrte veranstaltet hatte, genau kopirte, sondern auch die dazu gegebenen Erklärungen wörtlich und nur mit einigen stilistischen Abänderungen übersetzte, ohne seiner Quelle auch nur im mindesten zu erwähnen. Es könnte zwar mit Bezug auf das Kopiren der Zeichnungen entgegnet werden, daß, da Beide dieselben Kunstwerke beschreiben, die Zeichnungen sich auch nothwendig gleichen müßen; dies darf jedoch nur den Umrissen nach, nicht aber auch in den Details der Fall seyn. Wenn zwei Künstler denselben Gegenstand zeichnen, so fällt ihn gewiß Jeder in anderer Weise auf, und wer daher auf blos oder fast vollständig aus, was der Andere nur skizzirt, und eben so umgekehrt. So ist dies z. B. der Fall mit Zeichnungen, die auch Champollion mit Rosellini gemein hat; hier weicht des Letzteren Arbeit in sehr vielen Details von der des Ersteren ab, während derselbe Gegenstand bei Wilkinson ganz eben so, nur in etwas veränderten Maßstabe, in den Text eingedruckt erscheint. Das Werk des Sir J. G. Wilkinson hat allerdings auch seine eigenen unbestreitbaren Verdienste; aber darum erscheint das von ihm begangene Plagiat nur um so verwerflicher, und zwar jetzt noch um so mehr, als in diesem Augenblicke die gebildeteren Europäischen Nationen darauf hinarbeiten, sich gegenseitigen Schutz auf ihr geistiges Eigenthum zu verleihen. Wenn das aber am grünen Zweig geschieht, wenn verdienstvolle Gelehrte auf diese Art zu Werke gehen, was soll erst dann neuen Reis erwartet werden, von den Buch-Fabrikanten und Zusammenstopplern?

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Mittwoch den 1. Dezember 1841.

England.

Das Sprechen vom Schaffot herab.

I.

Unter allen Völkern Europa's ist John Bull, ich will nicht sagen die ergötzlichste, doch sicher die am meisten excentrische Gestalt und die, welche für den Beobachter das meiste Interesse bietet; zu jeder Zeit, in jeder Lage macht er ein und dasselbe hoch originelle Gesicht, er verleugnet seine Eigenthümlichkeit nie. Bei Hochzeiten und Begräbnissen, in der Stadt und auf dem Lande, im Theater und in der Kirche, stets bleibt er gleich pathetisch, nüchtern, frostig, regungslos, stumm, gelangweilt zum Sterben und oft mit einem unwiderstehlichen Drang zum Selbstmord. Der Franzose hat ein stetes Bedürfniß nach Mittheilung, durch sie sühnt er das Leid, die Freude doppelt; der Engländer schließt sich im Unglück wie im Glück ab, und ein warmes lebhaftes Gespräch gehört in England zu den Merkwürdigkeiten.

John Bull nun ist nicht stumm im eigentlichen Sinne des Wortes; er hat die Gabe der Sprache empfangen, und bisweilen dankt er seinem Schöpfer für dieselbe, indem er den eifrigsten Gebrauch von ihr macht. Ein Britischer Mund ist in dieser Hinsicht mit dem Krater gewisser Vulkane zu vergleichen; er bleibt sehr lange geschlossen, doch wenn er plötzlich sich öffnet, wenn er losbricht, dann wehe dem, über welchen die Lava ausströmt. Dickens hat im ersten Kapitel seiner Pickwicker diese Eigenthümlichkeit seiner Landsleute sehr geistreich persiflirt. Diese Reden, die bei dem plötzlichen Aufthauen der Lippen zu Tage kommen, speech genannt, sind ihr Element, ihr Leben, ihre Seligkeit. Ein Gesetz, welches dies ihr Hauptvergnügen unterjagte, würde in sechs Monaten auf ihrer Insel größere Verwüstung anrichten, als die Cholera in Indien in zehn Jahren. In Rücksicht nun auf die wahrhaft merkwürdige Menge solcher Reden, die John Bull das Jahr hindurch hält, kann man ihn als ein ganz sonderbares Volk und als das geschwätzigste, maulwindigste und glücklichste der Welt betrachten. Er liebt die öffentlichen Reden so sehr, daß er seine Leidenschaft selbst auf dem Schaffot gelernd macht. Alle Verurtheilten, politische und religiöse Märtyrer, Mörder, Diebe, Verräther, unterhandeln einige Minuten, bisweilen einige Stunden mit dem Henker, um vor dem Tode noch eine Rede zu halten, a dying speech, wie sie heißt.

„Wenn die Engländer ihr Leben gering achten", sagt Voltaire, „so muß man gestehen, daß die Regierung sie stets nach ihrem Wunsche behandelt hat; die Englische Geschichte könnte durch den Henker geschrieben werden." In der That ist die Zahl der Hinrichtungen während der letzten acht Jahrhunderte in keinem Europäischen Staate so groß wie in England. Allein unter der Regierung Heinrich's VIII. betrug sie nach Samuel Romilly's Versicherung 70,000. Oeffnet man nun die großen Sammelwerke, welche Berichte über die wichtigsten Kriminal-Prozesse Großbritanniens enthalten, durchläuft man die State trials um den Zeitraum zu überzeugt man sich, daß unter hundert Verurtheilten stets neunzig Reden vor der Hinrichtung gehalten haben; das Sprechen ist nicht bloß ein Recht, es wird zur Pflicht.

Es giebt in England viele Gebräuche, die zur Geltung positiver Gesetze erhoben worden sind, so das Sprechen auf dem Schaffot; es ist nie direkt erlaubt und nie verboten worden, und wenn man auch oft die Trommeln schlagen und die Trompeten blasen ließ, um die Stimme derer zu übertäuben, welche von verfänglichen Gegenständen sprachen, so hat man doch denen nie das Wort verweigert, welche eine friedliche Rede hatten wollten. Die Geduld, mit der man bisweilen anhörte, gränzte oft ans Unglaubliche. Charles Walker, der unter Karl II. (1665) hingerichtet wurde, unterbrach sich, nachdem er eine Viertelstunde gesprochen, und bat den Gerichtsdiener, ihm nur eine kurze Zeit noch zu gestatten, er wolle nichts als das Nothwendigste hinzufügen. „Nehmt Euch Zeit", entgegnete der Angeredete; „ich werde warten, bis Ihr fertig seyd."

Bei der Hinrichtung des Sir John Freind und Sir William Parkins, welche Beide des Hochverraths angeschuldigt waren, sagte der Gerichtsdiener höflich zuvorkommend: „Wenn Sie Zeit zum Sprechen bedürfen, so nehmen Sie dieselbe; ich sehe es ganz in Ihren Willen." — „Herr", entgegnete Sir John Freind, indem er ihm ein Papier übergab, „ich bin hierher gekommen, um zu sterben, nicht, um Reden zu halten. Ich wünsche, daß dieses Papier gedruckt wird, damit meine Mitbürger es lesen. Ich habe Nichts zu thun, als Gott zu bitten, daß er sich meiner Seele erbarme; ihm empfehle ich sie." — „Gott wird sich ihrer erbarmen." — „So hoff' ich, Herr." — „Sir John, wenn Sie mehr Zeit bedürfen, wir warten sehr gern." — „Ich danke, Herr."

So macht man formliche Komplimente, und wenn sich die Gerichtspersonen einige Bemerkungen erlauben, so bitten sie viel mehr, als sie befehlen. Bei der Hinrichtung eines gewissen Gibbs (1662), der ungemein lange sprach, erklärte der anwesende Diener der Gerechtigkeit: Was Sie sagen, ist Alles sehr schön und passend, doch Sie wiederholen sich; ein anderer Ihrer Freunde hat nach Ihnen zu sprechen, und unsere Zeit ist gemessen, ich bitte, fassen Sie sich kurz. — Bisweilen sind die Verurtheilten selbst ungeduldig und begehren zu sterben; sie bitten daher ihre Leidensgefährten selbst, ihre Reden abzukürzen, welche, so schön sie sind, doch nicht hierher gehören (Cuffe und Mercier, 1660).

Die Sprechenden durch gewaltsame Mittel, wie durch Trommeln und Trompeten, zum Schweigen zu bringen, hat man erst unter der Regierung Karl's II., nach der Restauration, angefangen. „Gehet den Weg des Herrn", sagte Donald Cargill (1681), „sonst werdet ihr euch größere Qualen ausstehen, als die sind, welche grausame und blutdürstige Mörder uns zufügen." Da wirbelten die Trommeln und überdröhnten seine Stimme. „Ihr seht", fügte er lächelnd hinzu, „man gestattet uns nicht, zu sprechen, wenigstens nicht zu sprechen, was wir wollen."

Die Tudors und die beiden ersten Könige aus dem Hause Stuart haben seinen ernsten Angriff gegen die Freiheit des Wortes auf dem Schaffot gewagt. Sie fanden die Verurtheilten sogar schätzende Stimmen unter der Menge, welche die Gerichtsdiener tadelten, wenn sich dieselben erlaubten, die Redenden zu unterbrechen. Die Stunde ist nun, sagte eine Magistratsperson zu Sir Christoph Blunt (1640), kommen Sie zu Ende. Alsbald traten Lord Gray und Sir Walter Ralegh heran, befahlen dem Unterbrechenden, zu schweigen und den Schuldigen sprechen zu lassen, so lange er wolle.

In dieser Hinsicht boten die Hinrichtungen der Königsmörder (1660) manches Interessante; man dachte daran, ihnen das Reden ganz zu verweigern, doch die Scheu vor dem Umkürzen eines alten Herkommens hielt davon ab. Als der General-Major Harrison am Fuße des Blutgerüstes ankam, rief eine verlorene Stimme aus der Menge: „Wo ist eure gute Sache jetzt?" — „Hier", sagte er, indem er die Hand aufs Herz legte, „und mit meinem Blute will ich sie besiegeln. Ich sterbe für die glorreichste Sache, für die noch irgend Jemand gestorben ist." Hierauf heftig er die Leiter und wendete sich in einer langen Rede an das Volk.

Zwei Tage darauf starb John Carew und hielt vor dem Tode eine so lange Rede an das Volk, daß ihm, nach seinem eigenen Ausdruck, die Stimme in der Kehle vertrocknete. Den folgenden Tag (den 16. Oktober) kam John Cook an die Reihe: „Ich bereue nicht, was ich gethan habe", rief er aus, nachdem er lange von seiner Religion und seinem Stande gesprochen hatte; „ich sterbe für die Sache Gottes und meines Landes, für die gerechteste Sache, für die schönste. Reden entheiligen", bemerkte eine Gerichtsperson. — „Man pflegt in England so wenig als in der Türkei den Menschen zu mißhandeln, wenn sie zum Tode geführt werden; darum unterbrechen man mich nicht. Was ich vor meinen Richtern gesagt, darf ich vom Blutgerüst herab wiederholen."

„Meine Herren", sprach Thomas Scot, „ich bin hier ein Schauspiel für Gott, für die Engel und für die Menschen. Ich halte es für passend, Sie hier davon zu unterrichten, weshalb und wie ich in diese Lage gekommen bin. Am Anfange dieser Unruhen war ich, wie viele Andere, höchst unzufrieden; ich sah, zu meinem großen Schrecken, die Freiheit und die Religion meines Volkes in der dringendsten Gefahr, ich sah . . .

Wenn Sie beten wollen, unterbrach ihn der Gerichtsdiener, so nehmen Sie Ihre Zeit wahr.

Ich will keine Vorwürfe machen, rief Scot.

Gilt gleich; Sie haben nur noch wenige Zeit, unterbrach ihn der Gerichtsdiener nochmals; ich bitte, zum Gebete zu kommen.

Ich werde sprechen.

Ich beschwöre Sie, Herr, beten Sie.

Ich muß meinen Lebenslauf erzählen, von meinem Grundsätzen, meiner Handlungsweise sprechen, denn . . .

Es ist für diese Stunde angemessener, zu beten: Sie haben nur noch wenige Minuten zu leben, denken Sie an Ihr ewiges Heil.

Digitized by Google

Ich wollte sagen ...
Alle Welt weiß ...
Es ist entsetzlich, daß ein Engländer nicht sprechen darf, wenn er will.

Reden der Art darf ich nicht dulden.

Wohl denn, so habe ich nur noch ein Wort hinzuzufügen: wie trübselig muß die Sache seyn, die vor den letzten Worten eines Sterbenden erzittert!

Mein Herr, Sie sind nach den Gesetzen gerichtet worden.

„Wohl", seufzte Soot, kniete nieder und betete; zwei Minuten darauf war er in der Ewigkeit.

Den folgenden Tag (den 19. Oktober) fand die Hinrichtung der Obersten Daniel Axtell und Francis Hacker statt. Als die Beiden am Fuße des Gerüstes angekommen waren, rief eine Stimme dem Henker zu: „Hänge sie, hänge sie; das sind Schufte, Mörder; wir wollen sie nicht hören." — „Ruhe!" donnerte eine zweite Stimme im Volk; „der Sheriff weiß, was er zu thun hat." Und Alles schwieg.

„Herr", wendete sich der Oberst Axtell an den Gerichtsdiener, „ich wünsche frei zu reden, zuerst mit dem Volke und dann mit Gott; denn diese Rede wird die letzte seyn, die ich auf Erden halte."

Doch man entgegnete ihm, daß Gott habe gehorchen, ihn nicht reden zu lassen; was er gesagt habe, sey bereits hinlänglich erwogen worden, und es sey zwecklos, das Alle zu wiederholen; wenn er jedoch Etwas zu sagen habe, was mit seinen politischen Verhältnissen in keiner Verbindung stehe, so sey es ihm gestattet.

Ungeachtet aller Unterbrechungen hielten die Reden der Königsmörder einen solchen Eindruck auf das Volk gemacht, daß der Hof und der König davor erschraken. Als daher zwei Jahre später Heinrich Vane zum Tode verurtheilt wurde, beschloß man, ihm jede Möglichkeit, die Etiaudnis, auf dem Gerüste zu sprechen, für politische Zwecke zu benutzen, abzuschneiden. Sobald der berühmte Schuldige mit den verhängnißvollen Stufen angekommen war, jauchzte ihm die Menge zu, die sich bemühte, seine allen Gefühle um das Gerüst drängte. Heinrich Vane winkte Schweigen, er sah mit leuchtenden Blicken auf das Volk hinab und begann:

Als mit heute Morgen der Sheriff den Befehl des Königs überbrachte, ich dürfe Nichts gegen seine Majestät und deren Regierung sprechen, so hab' ich in gewissen Sinnen zu bleiben versprochen, und meine Rede soll so wenig verletzend seyn als möglich.

Gleichwohl überschritt er das vorgeschriebene Maß und fing das Verfahren seiner Richter gehörenzu charakterisiren an.

„Sie lügen!" fiel ihm Sir W. Roberson, der wachthabende Lieutenant, ins Wort. „Ich verbiete Ihnen, derglichen Reden zu halten."

Vane sah ihn ruhig an, ließ sich aber Nichts weiter sagen, und mit furchtbarem Ernst fuhr er fort:

Ich bin Zeuge, daß Gott mit Trauer und Entsetzen sieht, wie ein einem Kondeinirt gepredigt hatte. James Renwick hatte alle Thatsachen eingestanden, die man ihm zur Last legte. Nachdem er zum Tode verurtheilt war, bot man ihm die Begnadigung an, wenn er sich persönlich an den König wenden wolle. Er lehnte dies ab. Am Tage seiner Hinrichtung überreichte man ihm eine fertige Bittschrift und bat ihn, sie nur zu unterschreiben; er wies sie von sich.

Als er hierauf zu dem letzten Gange abgeholt wurde, gebot man ihm, sich jeder tendenziösen Rede zu enthalten. „Ich habe keine Rede vorbereitet", erwiederte er, „was Gott mir eingeben wird, werde ich sagen." Kaum war er am Blutgerüst angelangt, so rief ihm ein katholischer Priester zu: „Renwick, bete für den König und wolle Seele beten wir für dich." — „Ich bedarf eurer Gebete nicht", antwortete er; „ich werde bald vor dem König der Könige erscheinen, der alle Könige verabscheut, die nicht zu seiner Ehre regieren." Hierbei fielen die Trommeln ein und wiederholten, bis er den letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Gleichwohl blieb das Recht, dem Schaffot hinab zum Volke zu sprechen, in gewissem Sinne unverletzt, und gewöhnliche Diebe und Mörder hatten keine Unterbrechung zu fürchten; dies geht aus folgendem Beispiel hervor:

Meine Freunde, sprach Georges Marley, der im Jahre 1738 eines Mordes wegen hingerichtet wurde, wehrhaft seyn. Ihr seer versammelt! Um einen Menschen zu sehen, der einen großen Satz aus dem Leben in den Tod macht! Betrachtet mich genau, und ihr werdet den Muth des Curtius an mir bewundern. Ihr glaubt, weil ich einen Menschen getödtet habe, bin ich ein Verbrecher? Marlborough hat Tausende getödtet und Alexander Millionen; Marlborough und Alexander sind große Männer in der Weltgeschichte, und wenn ich gehängt werde, so geschieht es nur, weil ich es in meinem Handwerk nicht allzu weit gebracht habe. Möge sich der Erlöser meiner Seele erbarmen.

Als der Herzog von Hamilton das Gerüst betrat und sich durch das Schweigen, welches um ihn entstand, zum Sprechen aufgefordert sah, bedauerte er lebhaft, daß er nicht dazu vorbereitet sey; gleichwohl sprach er auf dem Steigereit, doch als er Mehreres bemerkte, die seine Worte nachschrieben, rief er mit tiefem Schmerz aus: „Wie leid thut es mir, daß ich dies nicht voraus gesehen habe, ich würde weit klarer, methodischer, erschöpfender gewesen seyn." — Frederic Barbie, ein Franzose, der 1811 hinrichtet wurde, bediente sich des Henkers sogar zum Dolmetscher, weil er nicht Englisch sprach.

Diese Reden nun wurden stets von Stenographen nachgeschrieben und erschienen gedruckt.

(Fortsetzung folgt.)

Griechenland.

Ueber den Charakter und die Mission des Sokrates.

(Schluß.)

Es wäre nicht ohne Interesse, eine Epoche wenigstens annähernngsweise bestimmen zu können. Ich bin geneigt, zu glauben, daß sie später ist als die Aufführung der „Wolken". Meine Gründe hierfür sind folgende: In der Art, wie das Orakel abgefaßt ist, in seiner Vergleichung des Sokrates mit zwei dramatischen Dichtern erkenne ich die Absicht, den Aristophanes herabzusetzen und seine Angriffe gegen Sokrates zu bekämpfen. Das Orakel will gleichsam sagen: Aristophanes urtheilt über Sokrates, und doch ist Sokrates weiser als Sophokles und Euripides, die selbst viel weiser als Aristophanes. In diesem Sinne aufgefaßt, entspricht das Orakel vollkommen dem Gedanken desselben, der es sich geben ließ, des Chärephon. Dieser Mann, ein enthusiastischer Bewunderer des Sokrates und von gleichem Alter mit ihm, war in den „Wolken" sehr mißhandelt worden; bei seinem gereizten, abyrechenden Charakter (man vergleiche das Gespräch seiner Brüders Charmkrates mit Sokrates im zweiten Buch der Xenophontischen Memorabilien) ist es wahrscheinlich, daß er die Scherze des komischen Dichters nicht so gelassen ertrug wie sein Freund, und daß er folglich, als er in Delphi war, auf den Gedanken kam, die Pythia zu befragen, um dem Beifall, den die „Wolken" davongetragen, einen Spruch Apollo's entgegenzustellen. Ohne diese Annahme begreift man nicht, was auf einmal Chärephon dazu trieb, sich in Delphi der Weisheit seines Freundes zu vergewissern. Er bezweifelte dieselbe gewiß nicht; man schildert ihn uns als einen Enthusiasten; wenn er diesen Schritt that, so geschah es nur, um einen kurzfristen öffentlichen Angriff gegen seinen Freund zu erwiedern; nur auf die „Wolken" aber bemerkt man nicht die geringste Spur eines solchen Angriffs.

Eine aufmerksame Vergleichung der „Wolken" und der Apologie führt zu demselben Resultat. Bekanntlich erzählt Sokrates in der Apologie, wie er seit dem Orakel sich es angelegen sein ließ, alle Athener, die im Ruf der Tüchtigkeit oder Weisheit ständen, zu prüfen, um zu sehen, ob sie wirklich so seyen, wie sie sich selbst zu bedünken, was sich leichter zur Persiflage eignete als dieser Zug; wie will man es nun erklären, daß Aristophanes hiervon keinen Gebrauch gemacht, wenn man nicht unserer Annahme folgt, daß jene Betrachtungen des Sokrates jünger sind als die „Wolken". Weit entfernt, uns den Sokrates so zu zeigen, wie er den Leuten nachläuft, um sie auszuhorchen, spottet vielmehr Aristophanes über die Art, wie er auf den Straßen geht, mit stolzer wegwerfender Miene die Augen nach beiden Seiten hinwerfend", und über „die Menge von Leuten, die er alle Tage an seiner Thür habe, und welche kamen, um ihn über schwierige Fragen und gewinnreiche Prozesse zu Rathe zu ziehen."

Diese letzte Stelle des Aristophanes, verglichen mit einigen anderen Nachrichten, bietet eine schätzbare Aufklärung darüber, von welcher Art wohl der Ruf und der Einfluß sepn mochte, den Sokrates zur Zeit der „Wolken", d. h. ungefähr vierundzwanzig Jahre vor seinem Tode besaß. Es ist anerkannt, daß der Begriff, der in der Philosophie mit dem Ausdruck Schule verbunden wird, ein Begriff, der sich erst nach Sokrates gebildet, auf dem Kreis von Leuten, der sich um ihn sammelte, nicht anzuwenden ist. Er tehrte nicht im strengen Sinne des Wortes; man kann ihn nicht als einen Meister betrachten, dessen Schüler die Lehre aufnehmen und fortpflanzen sollten. Es war also nicht der Reiz eines neuen Systems, der zu ihm lockte. Man weiß überdies, daß seine ersten Schüler Männer seines Alters waren, wie Cebes und Simmias, der Freund Philolaus', und Kriton, und es ist wahrscheinlich, daß diese Männer, die nicht mehr jung waren und ihre fertigen Meinungen hatten, etwas Anderes bei Sokrates suchten, als bloße Meinungen. Diese Betrachtungen, verglichen mit der Aristophanischen Stelle und folgenden Zeilen Xenophon's, werden uns auf die richtige Spur führen. „Sokrates", erzählt Xenophon, „versicherte, daß er von Gott geführt und geleitet werde, und daß er nach diesen göttlichen Eingebungen mehreren von seinen Freunden im voraus anzeige, was sie zu thun und zu lassen hätten. Die, welche ihm glaubten, haben sich wohl dabei befunden, die Anderen hatten es zu bereuen, daß sie ihn nicht gehört.... Nun ist es klar, daß er es nicht gewagt hätte, die Zukunft vorherzusagen, wenn er nicht sicher gewesen wäre, wahr zu sprechen." In der Apologie, die demselben Schriftsteller zugeschrieben wird, sagt Sokrates: „Zum Beweise, daß ich mich nicht des Namens der Gottheit bediene, um die Menschen zu blenden, führe ich nur an, daß, so oft ich meinen Freunden ihre Befehle und ihren Willen mittheilte, niemals der Erfolg meine Worte Lügen strafte."

Aus allen diesen Angaben zusammen kann man ohne Verwegenheit schließen, daß die Eingebungen seines Schutzgeistes es waren, denen Sokrates seinen ersten Ruf, seine ersten Schüler verdankte. Dieser erste Zeitraum seines Lebens war im Vergleich mit dem zweiten verborgen. Vix recepit Socratem fama, sagt Seneca. Sein Ruf kam ihm durch die Angriffe des Aristophanes, den Ausspruch des Delphischen Orakels und das öffentliche Leben, das er seitdem annahm, um die Mission, mit der er sich bekleidet glaubte, zu erfüllen. Bisher hatte er umgeben von einem engen Kreise von Freunden und

Digitized by Google

Leuten geiebt, die seinen Rath suchten. Die Komödie der „Wolken“ stimmt vortrefflich zu dieser Stellung. Nun begreift man es; daß Aristophanes damals in Sokrates nur noch einen Sophisten von gleichem Werth wie die Andern sah, der nur den lächerlichen Vortheil vor ihnen voraus hatte, sich mit Visionen zu brüsten, die den Leuten imponirten.*)

Betrachten wir noch einmal Sokrates zur Zeit, wo das Orakel über ihn gegeben worden. Es ist kein Zweifel, wie P. Riller (in seiner Geschichte der Philosophie) sehr richtig bemerkt, daß er schon viel, besonders mit Chärephon, philosophirt hatte; das Orakel selbst setzt es voraus. Nun läßt uns die Apologie über den Ausgangspunkt und den Charakter seiner Philosophie keine Ungewißheit: sie war ganz psychologisch und moralisch, ganz auf die Beobachtung seiner selbst gegründet, gemäß der berühmten Inschrift des Delphischen Tempels, deren tiefen Sinn er früh begriffen und in welcher er gleichsam einen Führer sah, den die Gottheit den Menschen anbiete, um sie auf den Weg des wahren Wissens zu leiten. Sokrates war damals zu dem Bewußtsein seiner eigenen Unwissenheit gelangt; dies war es, was ihn in seinen Augen vom Andern unterschied. Das Orakel zeigte ihm eigentlich nur den Werth dieser Entdeckung; er hatte sie gemacht, indem er sich selbst beobachtete; er erweiterte, verallgemeinerte sie durch Beobachtung der Anderen, und indem er sich von da zur Unterscheidung zwischen der göttlichen und menschlichen Weisheit erhob, schloß er, daß diese nichts Anderes sey als das Bewußtseyn der eigenen Schwäche und Unwissenheit.

Sokrates setzte sich damals die Mission, die Menschen zum Prinzip der Weisheit, zu dem Punkte, den er selber erreicht hatte, zu führen; er versuchte, die falsche Meinung, die sie von ihrem Wissen hegten, zu berichtigen, eine Meinung, die in seinen Augen eine Krankheit war, eine Art Wahn, der sie in den Stand der Sünde erhielt, ehe sie von der Vermuthung des Gebrauch machen könnten, zu welchem sie uns gegeben worden. Das ist der Sinn jener schönen Stelle des Phädon: „Hüten wir uns vor allen Dingen, daß uns nicht das Unglück begegne, Mislogen zu seyn, wie es Misanthropen giebt; es giebt kein größeres Unglück als das, das Denken zu hassen .... Lassen wir uns nicht von dem Glauben bethören, daß es in dem Denken vielleicht nichts Gesundes giebt: laßt uns vielmehr einsehen, daß wir krank sind, und daß wir muthig alle unsere Kräfte ausbieten müssen, uns zu heilen ....“

Auffallend ist die Uebereinstimmung der Sokratischen Weisheit mit dem ersten Wort des Evangeliums: Selig sind die Armen an Geist, denn das Himmelreich ist ihr. Aber es hatte Sokrates nicht der Autorität, die allein eine Religion stiften kann; er hatte keinen anderen Beglaubigungsbrief aufzuweisen als ein Orakel, das nur zu leicht umgangen werden konnte und das auch nichts von dem Charakter eines Mandats an sich hatte. Um die ihm fehlende Autorität zu ersetzen, war er also genöthigt, eine philosophische Methode zu suchen, und dies ist zu einer neuen Philosophie geworden.

Seine Lehre, in der Form und Darstellung ganz philosophisch, ist ihrem Inhalt nach supranaturalistisch; sie stützt sich nirgends auf ein wissenschaftlich feststehendes Prinzip. Aber jede philosophische Methode ist ungenügend, wenn es darauf ankommt, den Widerstand des Willens zu besiegen. Die Sokratische war die gewandteste, sinnreichste, die man sich denken kann; aber es war immer nur eine mehr oder weniger verhüllte Polemik, und die Leute schlagen, mag es auch mit noch so viel Bescheidenheit und Anmuth geschehen, ist nicht das schärfste Mittel, sie zu gewinnen. Sokrates wußte dies auch vor seinem Tode. „Soll ich mich zur Vertheidigung vorbereiten?“ sagt er zu seinen Richtern. „Ihr würdet vielleicht einwilligen. Aber ich müßte von der Liebe zum Leben sehr verblendet seyn, um nicht einzusehen, daß, wenn ihr, meine Mitbürger, meine ganze Art zu seyn und meine Reden nicht ertragen konntet und sie euch so zuwider geworden, daß ihr euch endlich davon befreien wolltet, Andere dieselben leichter ertragen werden. Nein, Athener, ich bin weit entfernt, mich in dieser Lebenslage zu begeben, in der ich am schwersten sagt: „Ein Mensch wie ich, Athener, ist schwer wiederzufinden, und wenn ihr mir dies glauben wollt, werdet ihr mich am Leben lassen. Aber vielleicht werdet ihr, mir zürnend wie Leute, die man weckt, wenn sie gern schlafen wollen, mich zurückstoßen und, im Einstürmungen des Amytus gehorchend, mich ohne Gewissensruhe tödten und dann für immer ein lethargisches Schlafleben, wenn nicht die Gottheit aus Mitleiden euch noch einen solchen Menschen, wie ich, sendet.“ Und nach dem Ausspruch des Todesurtheils sagt er: „Ihr tödtet mich nun, um euch von der unangenehmen Last zu befreien, vom eurem Leben Rechenschaft zu geben.“

Fassen wir also alles Bisherige zusammen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß Sokrates gleichsam eine doppelte Natur hatte, und daß die Philosophie für sich allein diesen großen Mann mit Unrecht in Anspruch nimmt. Sokrates hatte seinen Glauben, ehe er Philosoph war, und er behielt diesen Glauben bis an sein Ende. Nichts ist weniger philosophisch als sein Tod, und Voltaire hatte recht zu sagen: „Nein, die modernen Sokrates werden den Giftbecher nicht trinken. Der Athenische Sokrates war, unter uns gesagt, ein sehr unklueger Mann, ein unbeugsamer Rechthaber, der sich tausend Feinde gemacht hatte und seinen Richtern wider alle Klugheitsregeln trotzte.“

Die, welche überzeugt sind, daß sein großer Mann in der Geschichte auftritt, der nicht seine Mission hat, der nicht ein Werkzeug für die Pläne der Vorsehung ist, werden noch fragen, welches die wahre Mission des Sokrates war? Er glaubte sich berufen, seine Zeit zu regeneriren, die Athener zum Kultus des Geistes und der Wahrheit zurückzuführen. Offenbar täuschte er sich, und seine Zeitgenossen selbst haben seinen Irrthum erkannt. „Er bewies“, sagten sie, „große Kraft, die Menschen zur Tugend zu ermahnen, war aber nicht im Stande, sie tugendhaft zu machen.“ Seine Mission war also nur für die Zukunft berechnet; er bereitete für die Völker, zu denen allmälig die Griechische Kultur und Civilisation hindrang, dem spätern Triumph des Spiritualismus über den Materialismus der ausgearteten antiken Religionen den Weg. In diesem Sinn konnte man sagen, daß er ein Vorläufer Christi war. Der Einfluß des Sokrates, der vor seinem Tode sehr beschränkt war, nahm seitdem durch die Schriften seiner Schüler und besonders durch den Eindruck des wunderbaren Endes, das seine Laufbahn krönte, fortwährend zu. Ein solches Beispiel konnte nicht verloren gehen; es war eine zu entscheidende Protestation gegen die Erniedrigung der Geister, gegen die überwiegende Herrschaft der Sinne und irdischer oder eitler Interessen.

Portugal.

Lissabon.

(Schluß.)

Das Zollhaus umschließt einen bedeutenden, mit einer Fontaine und Gartenanlagen versehenen Hofraum. Noch in der Blüthenepoche des Portugiesischen Seehandels aufgeführt, ist es geräumig genug, sämmtliche Waaren aufzunehmen, die gegenwärtig in Portugal importirt werden. Alle eingeführten trockenen Waaren dürfen nämlich zwei Jahr, alle nassen aber sechs Monat im Zollhause liegen bleiben, ohne Lagergeld zu zahlen, wenn sie in dieser Zeit in den Konsum abgesetzt werden; für den Fall aber, daß man sie exportirt, haben sie keinen Zoll zu entrichten.

Hier liegt auch das Arsenal, dessen graue, düstere Façade sich längs der Rua do Corpo Santo fast bis zur Praça dos Romulares erstreckt und ein Werft für Kriegsschiffe in sich schließt, wo man noch gegenwärtig mit dem Bau eines 1816 begonnenen Kriegsschiffes beschäftigt ist. Das große, 215 langes und 61 Fuß breites Saal ist zum Exerzierplatz und Auditorium für die Seekadetten eingerichtet. Eine Menge Modelle von Schiffen in allen Zuständen, im Bau, fegelfertig, in der Ausbesserung u. s. w. dienen zur Instruction der angehenden Seeleute. Die Wände sind mit Landkarten und Plänen bedeckt. An der einen Seite prangen die vergoldeten Büsten der Königin und der Könige. Im Hintergrunde des Saales steht eine Statue Johann's VI., von weißem Marmor, und vor ihr eine 30 Fuß lange Fregatte zum praktischen Einüben des Manövers. Das Portugiesische Wappen und ein Marinebild schmücken die Seewand, mit Golbtrangen besetzte Fahne, die von der Königin eigenhändig gestickt und den Seekadetten verehrt worden.

Im Arsenale werden eine Menge Arbeiter beschäftigt, doch sind diese oft genöthigt, in Bezug auf Arbeitslohn der Regierung Kredit zu gewähren. Vor kurzer Zeit nahm indeß ihre Geduld plötzlich ein Ende, und zwar, weil die Regierung, nachdem sie ihnen lange keinen Pfennig Lohn bezahlt, ihnen verbieten ließ, sich nebenher noch etwas durch Arbeit für Privatmeistern zu verdienen, alle Anschlam von ihnen verlangte, gedwisig zu verdingen. Da entschlossen sich die Arbeiter kurz und entschieden sämmtlich das Arsenal. Man sah sich genöthigt, das Verbot zurückzunehmen und einen Theil des rückständigen Arbeitslohnes auszuzahlen, um sie zur Wiedertaufnahme der Arbeit zu vermögen. — Ein andermal war es noch schlimmer. Ein Schreiben, Namens Raymund Franz, hatte sich mit 3000 Arbeitern, schloß die Thore des Arsenals und verschanzte sich in dem starken Gebäude. Die Regierung ließ eine Fregatte kommen und sich dem Werfte gegenüber ausstellen; doch kümmerte dies die empörten Arbeiter wenig, denn sie wußten sehr wohl, daß die Regierung ihr eigenes, theures Etablissement nicht zusammenschießen lassen würde. Die Fregatte feuerte in die Luft, und der Lärm hatte keinen andern Erfolg, als daß sowohl von den Empörern als von dem versammelten Volke verhöhnt. Zuletzt sah die Königin sich genöthigt, vollständig mit den Aufrührern zu kapituliren: sie ertheilte ihnen Amnestie, und Franza war ein Mann des Volks geworden. So sieht werden Ruhe und Ordnung in einem Lande erschüttert, welches durch eine Reihe von unweisen Regierungs-Maßregeln von einer bedeutenden Civilisation Macht zu einer kaum brachieren herabsank, und dessen früher hochherzige Bewohner — um mit Byron zu reden — jetzt nichts sind als ein Volk „voller Müßiggang und Eigendünkel.“

Das Lazareth ist ein großes, auf einer Anhöhe in der Stadt freigelegenes Gebäude. Lange Säle, deren gewölbte Decken von Pfeilern getragen werden, beherbergen die Kranken, welche gut gepflegt, richtig behandelt und sehr reinlich gehalten zu werden scheinen.

Das frühere Franziskaner-Kloster enthält ein Museum der schönen Künste, welches nicht besonders reich ausgestattet ist, aber einige sehr schätzenswerthe Kopieen Raphaelscher Bilder enthält. — Das Theater San Carlos ist ein recht schönes Gebäude, obgleich es sich mit dem Stockholmer Theater nicht messen kann. Senhora Luiza Boceabadali ist die Primadonna, und ihre Tochter die aufgehende Sonne. Der erste Sänger ist ein kleiner Mann, Namens Conti, der gewöhnlich höchst grimmig und verzweifelt aussieht; seine Stimme erinnert an die Bellett'a. Sänger und Sängerinnen sind ohne Widerrede ausgezeichnet und besitzen Alles, was zur vorzüglichen Reproduzirung Italiänischer Musik nöthig ist. Das Ballet wird dem Aeußeren nach sehr anständig unterhalten, obgleich es nichts Außerordentliches aufzuweisen hat. Unter der Verwaltung des reichen Grafen Farrobo waren Oper und Ballet äußerst prachtvoll ausgestattet, denn er soll, um sich populaire zu machen, bedeutende Summen

*) Wahrscheinlich hat Aristophanes dieser seine Meinung über Sokrates geändert. Würde ihn sonst Plato in seinem Gastmahl eingeführt haben?

Digitized by Google

seines eigenen Vermögens auf den Glanz der Bühne verwendet haben. Jetzt hat er jedoch diesen Posten abgegeben und lebt auf seinen Gütern. Kurz nach unserer Ankunft hierselbst wurde unser Chef von ihm zu einer Maskerade eingeladen, die er in einem seiner Landhäuser dicht bei Lissabon gab. Hier wurde Alles entwickelt, was der ausgelassenste Luxus und der größte Reichthum vermögen, um einem Feste Glanz zu verleihen. Die Maskirten strahlten von Edelsteinen; auf einem herrlich dekorirten Theater wurde ein Gelegenheitsstück aufgeführt, in welchem die junge, liebenswürdige Tochter des Grafen die Hauptrolle spielte; die Gallerieen waren mit kostbaren Treibhauspflanzen geschmückt, zwischen denen bunte Lampen schimmerten; die Angahl der Gäste belief sich auf sechshundert.

Diese Pracht, in welcher ein Farroba, ein Palmella und einige Andere mit einander wetteifern, steht im schreiendsten Kontrast mit den Finanzen des Landes; aber das verblendete Volk glaubt in dem Luxus seiner Großen einen Beweis von Portugals Macht und Herrlichkeit zu erblicken. Auch Napoleon III. wurde voraussichtlich in den drei Wochen, während er bei der Krönung der Königin von England sein armes Vaterland als außerordentlicher Gesandter repräsentirte, auf eigenen Mitteln 105,000 Thaler. Und mit diesen unerschwinglichen Opfern verbinden die Portugiesischen Großen keine andere Absicht, als Volksgunst und großen Anhang zu gewinnen, durch dessen Benutzung zu unseren Zeiten sie die ökonomischen Verhältnisse immer mehr verwirren und zu Grunde richten.

Die angesehensten und einflußreichsten außer den bereits genannten Parteihäuptern sind: der Herzog von Terceira, (General); der Marquis Saldanha (General), der allgemein für Portugals ersten Krieger gilt; der Bomfim, früher Günstling Dom Pedro's, gegenwärtig Minister des Innern, übrigens aber weder Diplomat noch Soldat; Sa da Bandeira (guter General und Haupt der radikalen Partei'en), hat nach und nach alle Ministerportefeuilles gehabt, ohne ein einziges behaupten zu können; Magalhaes, den man nach Palmella für den erfahrensten Diplomaten in Portugal hält; Manoel de Vasconcellos Pafod, er ist radikal und repräsentirt das junge Portugal u. s. w.

Eine wohlthätige Einrichtung ist das Waisenhaus in dem früheren St. Geronimos-Kloster bei Belem: und das damit vereinte, von unserem vortrefflichen Landsmann Borg eingerichtete Taubstummen-Institut. Ich besuchte das Waisenhaus an einem Sonntage, als die Kinder eben der Messe beigewohnt waren, und folgte ihnen dann in die Säle. Alles deutete auf die größte Ordnung und Sauberkeit. Die Mittagszeit war herangekommen, — es standen lange, gedeckte Tafeln im Speisesaal, und die Kinder, welche an der Reihe waren, in der Küche zu helfen, füllten das Essen in Schüsseln und setzten sie auf die Tische. Man gab mir davon zu kosten, ich fand es gut und schmackhaft. Die Anzahl der Kinder beläuft sich auf zweihundert. Sie tragen Jacken und Beinkleider von braunem Tuch.

Die Umgegend von Lissabon ist im Allgemeinen kahl. Sie trägt deutliche Spuren der mit der Erdoberfläche vorgegangenen Revolutionen. Zahllose Hügel und Berge mit steilen, grasbedeckten Abhängen gestalteten oft dem Reisenden die Aussicht angenehm; aber diese Hohlwege, deren kläglichen Zustand man sich — besonders in der Regenzeit — leicht denken kann. Schmutzige Dörfer unterbrechen in geringen Abständen von einander häufig die grünende Fläche, und überall stößt man auf Ruinen von Häusern, welche durch das Erdbeben zerstört wurden. Der Boden um Lissabon ist ganz vorzüglich und aus dem Grunde ist die Hauptstadt auch — wenigstens nach den Begriffen eines Schweden — ziemlich dicht bevölkert.

Bei einem so bergigen Terrain sollte man glauben, daß es an schönen Aussichten nicht fehlen könnte, — und man hat dergleichen auch, so wie man den Gipfel eines Berges erreicht; dies ist aber für einen Fremden kaum möglich, denn in der Nähe der Stadt sind alle Wege mit hohen, die Aussicht hemmenden Mauern eingefaßt, zwischen denen er in der Mittagssonne bald umkommt, ohne weder rechts oder links ins Freie sehen oder gelangen zu können. In der Stadt selbst findet sich nur eine einzige Promenade, und diese ist, obgleich schön und geschmackvoll, nicht größer als der Platz Karl's XII. in Stockholm, oder Raum so groß. Aber auch diese ist — wie Alles hier — mit Mauern umgeben und der Eingang mit Polizei-Beamten besetzt, die jeglichen Individuum in Stemannstracht den Eintritt verwehren müssen. Aus diesem Grunde wurden selbst die Eltern der Brigg „Oscar" abgewiesen, als sie eines Tages beabsichtigten, sich daselbst eine kleine Motion zu machen, — obgleich sie in Uniform waren. Dieser Mißgriff wurde zwar später mit all der ausgezeichneten Artigkeit abgestellt, deren wir uns von den hiesigen Autoritäten überhaupt zu erfreuen haben; jene Anordnung beweist jedoch, in welchem Mißverhältniß hier ein Stand befindet, der vielleicht mehr als alle andere zum Gedeihen eines Landes beiträgt. In der Zeit, wo Portugal sowohl durch seine Macht zur See, als durch Bildung, Heldenmuth und Reichthum zu den ersten Nationen Europa's gehörte, wurde es schwerlich Jemand eingefallen sein, die von Distrikten und dem Land hereinbrechende Seeleute von irgend einem Orte auszuschließen; ihr Stand genoß der Achtung, die er verdient; — man rechnete es sich zur Ehre, zu ihnen zu gehören, und das Land florirte. Gegenwärtig ist es umgekehrt. Früher besaß Lissabon allein gegen 400 Schiffe von 300—600 Tonnen Gehalt, die vorzüglich zum Handel nach Süd-Amerika verwendet wurden; gegenwärtig findet man in diesem Hafen kaum 30 Schiffe für den auswärtigen Handel, und sie haben durchschnittlich nicht mehr als 150 Tonnen Gehalt. Fast alle Ausfuhr-Artikel werden durch fremde Schiffe transportirt. Die einzige Ausnahme davon macht der Handel zwischen Lissabon und Cork, der durch Portugiesische Fahrzeuge betrieben wird. Sie führen von St. Ubes aus Salz hinüber und bringen Butter dafür zurück. Im Allgemeinen haben die politischen Unruhen fast allen regelmäßigen Handel vernichtet, und dieser wird sich nicht eher wieder erholen, als bis die Gährung sich gelegt und die ewigen Ministerwechsel ihr Ende erreicht haben.

Was nun die Brigg „Oscar" — unstreitig das schönste Schiff von denen, die gegenwärtig auf dem Tajo liegen — anbelangt, so will ich nur hier anführen, daß wir vollständig ausgerüstet sind, um wieder in See zu stechen, und demgemäß auch in einigen Tagen nach dem Lapiata-Fluß abfegeln werden. Die Bemannung ist wohlauf, und die Eleven haben sich bereits in Allem, was zum Seedienst gehört, gute Kenntnisse erworben. Uebrigens erfparen mir die Briefe der Eleven an ihre Aeltern und Verwandte in Stockholm, die mit dem meinigen zugleich abgehen, alle Mittheilungen über Einzelnes an Bord der Brigg.

Lissabon, den 26. April 1841.

C. E—r.

Mannigfaltiges.

— Die Belgier und die Französischen Literaten. Kein anderes Land ist in den letzten Jahren von den Französischen Touristen so viel besucht und heimgesucht worden, als Belgien. Es liegt ihnen erklich so nahe, fast vor den Thoren von Paris, und man kann also auch die kürzesten Ferien zu einer Reise ins Ausland benützen. Zweitens aber haben die Französischen Literaten eine persönliche Malice gegen Belgien, daß ihre meisten Schriften nachgedruckt und sie — wie sie wohl glauben — um Hunderttausende bringt, die sie mehr an Honorar erhalten würden, wenn die fatalen Belgier nicht wären. Von den vielen Französischen Literaten, die kürzlich nach einander in Belgien gewesen und dann gegen daselbe geschrieben haben, nennen wir Beaujour, Alphonse Royer, Theophile Gautier, Meyer de Beauvoir, André Dérieux, Paul Bermond und Aler. Dumas. Die kürzlich erschienenen Reisebeschreibungen des Letzteren (Excursions sur les bords du Rhin) geben einer Belgischen Zeitschrift zu folgenden Bemerkungen Anlaß: „Das, was die Franzosen an Esprit zu viel haben, selbst ihnen dagegen an Gemüth und an Aufrichtigkeit des Urtheils fehlt, ohne welche man ein ganzes Volk unmöglich richtig beurtheilen kann. Wenn sie in ein fremdes Land einkreten, so ist das erste Wort, das aus ihrem Munde kömmt, ein Witz; das Erste, was sie thun, ist, das sie die komische Seite alles desjenigen, was sich ihren Blicken darbietet, aufgreifen, wobei sie in der Regel das, was nicht mit ihren eigenen Sitten und Gewohnheiten übereinstimmt, für lächerlich halten. Man kommt an unsere Französische Gränze, und man wird täglich diese Wahrnehmung bei den Reisenden machen können, die uns die Dilligencen von drüben zuführen. Ja, unser armes Belgien hat ganz besonders das Privilegium, die Medisance unserer Nachbarn hervorzurufen, so nicht selten sogar auch ihren Zorn. Ist nicht unsere Presse Gegenstand beständiger Zeloten und Belgischer Nachdruck! Keine Gnade, kein Mitleid giebt es für uns bei den Französischen Schriftstellern; wir sind sämmtlich literarische Räuber, Korsaren, die den Strang verdient haben. Was wir auch sagen, was wir auch thun mögen, es ist und bleibt, wie sie behaupten, doch immer Nachdruck. Selbst sich in Paris eine Gesellschaft gebildet haben, ausdrücklich zu dem Zwecke, Alles zu verleumden, was in unserem kleinen Lande geschieht. Doch besteht diese Gesellschaft hauptsächlich aus Schriftstellern, deren Werke man nicht nachdruckt, und daher ihr Zorn, inde irae! Der Belgische Charakter läßt sich in folgenden wenigen Worten zusammenfassen: Der Belgier druckt nach, der Belgier stiehlt nicht, der Belgier raubt nicht. Zugleich bemerken wir, daß man darum nicht zu glauben braucht, daß die Herren Franzosen nicht etwa selbst nachdrucken; man frage nur die Herren Bandry und Konsorten, bei denen man ein Assortiment von Nachdrucken Englischer, Italiänischer, Deutscher und selbst — Belgischer Werke finden kann!" — Der Vorrath von Nachdrucken Belgischer Werke in Frankreich kann indessen nicht sehr bedeutend sein, denn das einzige Belgische Buch, das, so viel uns bekannt, die Franzosen bisher nachgedruckt, ist der treffliche Bericht des Herrn Jobard, Kommissarius der Belgischen Regierung, über die Gewerbe-Ausstellung in Paris. Hören wir nun aber, wie die gedachte Belgische Zeitschrift gewissenschaftlich mit uns Deutschen gegen die Rheinlust der Franzosen ankämpft: „Herr Aler. Dumas", bemerkt sie, „spricht er es nicht ausdrücklich sagt, gehört doch auch zu denjenigen, die für Frankreich die Rheingränze wollen und der Meinung sind, daß eine Nation groß werde, wenn sie einer anderen die politische Unabhängigkeit raubt. Mehr als eine Stelle seines Buches giebt davon Zeugniß. Doch was wundern wir uns darüber? Die Eroberung Belgiens, welche Attila, Dschingis und Napoleon nicht gelingen konnte, wird vielleicht Herrn Dumas gelingen. Wir, Belgier, Abkömmlinge der alten Eburonen und Nachbarn des tapfern Cimbrer sind es nicht, daß er sich zu fürchten hat. Wir sind vielmehr [illegible] Belgier, die nur Frieden und Ruhe wollen, und [illegible] Belgier, die nur Frieden und Ruhe wollen, und [illegible] Belgier, die nur Frieden und Ruhe wollen, und

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Freitag den 3. Dezember 1841.

Rußland.

Die Schlacht von Borodino.

(Am 26. August 1812.*)

Unter obigem Titel hat Polewoi eine Beschrei-bung herausgegeben, welche wie — sofern nur seine dieselbige Vordemerkung von uns richtig verstanden worden ist — um so unbelangener als eine versehlte Arbeit bezeichnen dürfen, je überzeugter wir bisher saft jede Thätigkeits-Aeußerung des Verfassers auch in ihrer Duechführung beifällig anerkannt haben. Hier aber scheint diese letztere in geradem Widerspruche mit der Idee zu stehen, welche die Veranlassung zur Arbeit gegeben: Polewoi wollte nämlich die Schlacht bei Borodino in allgemeinfaßlicher Erzählung, ohne alle Schönredneret und technische Ausdrücke, darstellen, um dadurch, nach dem Vorgange der altdeutlierlerten Beschreibung der Eroberung von Kasan, der Newski-Schlacht u. a. m., eine Reihe von bregierlichen volksthümlichen Schilderungen anderer Glanzscenen aus dem heroischen Drama der vaterländischen Geschichte (z. B. der Schlacht bei Poltawa, des Suworowschen Zeitzugs in Italien, der Einnahme von Paris) zur Nährung und Belebung von Vaterlandsliebe und Nationalstolz im niederen Volke zuwegezubringen. Unser Kobfrrack, meinen wir, könnte ihm hierein ein nicht verwerfliches Muster abgeben. Doch, ohne alle weitere Bemerkungen und Glossen, hören wir jetzt, wie Polewoi — brausend, gleich seinen vaterländischen Geschützen — in der Schlacht selbst agirt, nachdem er ihr eine gedrängte Uebersicht der Schicksale und Lage Frankreichs, dem übrigen Europa und insbesondere Rußland gegenüber, vom Jahre 1796 an, dem Jahre des Auftretens Napoleon's — welches zufällig auch das Todesjahr der Kaiserin Katharina und das Geburtsjahr des jetzigen Kaisers — voraufgeschickt.

„Ein rührendes Schauspiel (so beginnt Polewoi) gewährte das Russische Heer am Abende des 25. August: vor Allem pflegten die Russen jedes Beginnen durch Gebet zu weihen. Bei dem Russischen Heere befand sich damals ein großes Heiligthum: das gewidte Bild der Mutter Gottes von Smolensk, von unseren Kriegern aus dem Brande der Stadt getragen, als sie das altehrwürdige Smolensk an Napoleon übergaben und seitdem das Russische Heer zu jeder Zeit und Stunde begleitend, bis zur Wiedereinnahme von Smolensk, als der Feind schon schreckerfüllt von dannen floh. — Jetzt ließ Knäs Kutusow daselbst, unter Absingung eines Molében (Dankliedes) vor die Front tragen, indem er selber hinter ihm herging; und die Mutter Gottes zugleich mit ihrem Feldheeren durch Hurrahruf begrüßend, brugten die Wachten in regloser Andacht das Knie vor dem Bilde der Himmelsfürstin. Mit Thränen vernahmen sie den erhebenden Zuruf: „Auf! Jetzt nach Borodino!“ und voll Hoffnung schlugen die Heezen bei den Worten: „Den Heldenführer krönt der Sieg!“

Der heilige Gesang schwieg. Der Abend sank hernieder, der Tag erlosch. Nächtige Wachten verflammten den Himmel; still ward das Russische Lager, und mit reinem Gewissen entschlummerten Rußlands Söhne sanft in ihren Feldhütten zwischen den reglosen donnerschwangeren Feuerschlünden. Nur das Anrufen der Wachtposten verkündete das Daseyn des Lagers, und still berathschlagten die Führer unter sich. — Aus dem feindlichen Lager dagegen drang Lärm und Getümmel herüber; bis Abends noch rief Napoleon an allen seinen Regimentern hinunter, und sie begrüßten ihn mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! In dieser Nacht mag er wohl kaum geschlafen haben. Etliche Male ließ er fragen: Ob sich die Russen nicht etwa davonmachten? Er traute nicht, weil er gar keine Regung und keinen Laut von unserem Heere vernahm. Nur der Wind frich durch die Felde, die Flammen der von den Russen angezündeten Holzhaufen hin- und herwehend. — „Die Russen sind noch auf ihrem Platze“, meldeten Napoleon's Adjutanten demselben, und er bezeigte sich daeüber zufrieden. Kaum tauchte die Morgenröthe auf, so wurde das feindliche Lager abgebrochen, so fing man an, die Trommeln zu rühren, und las jeder Hauptmann seiner Compagnie den Tagesbefehl vor, der von Napoleon selber geschrieben war: „Soldaten (sagte er), rüstet Euch zur Schlacht, die Ihr so lange erhaert habt. Streitet so, daß die Nachwelt mit Stolz von Jedem unter Euch sage: Er war in der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau!“ — Freudejauchzen ward ihm als Antwort. Um 5½ Uhr etwa, als durch die Morgennebel die Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzten, trat Napoleon aus seinem Zelte und rief, nach ihr hinsehend, seiner Suite zu: So ging sie am Tage von Austerlitz auf! — Damals erkannte er noch nicht, daß für ihn die seßhaften Zeiten auf immer unteeggangen, daß die Sonne von Borodino für ihn den verhängnißschweren Tag einer ersten Beeinsteuerung seines Ruhmes beleuchten sollte.

Napoleon sprengte zu Ehevardin; die Regimenter besselben rückten zur Schlacht vor. Sordier fuhr seine Geschütze auf. Bei der Russischen Hauptbatterie wachte damals schon Knäs Kutusow. Als er die Bewegung der feindlichen Schaaren wahrnahm, donnerte aus der Russischen Batterie der Signalschuß. Sein dumpfer Schall verbreitete sich rings und verklang. Ohne seine Stelle abzuwarten, tritt der Russische Feldherr aus dem Hauptquartier zur Batterie hin. Es schlug 6 Uhr, als in der Entfernung von einigen Werken plötzlich das Feuer aufzublitzen begann, die Kleingewehrschüsse aus vollem Halse lachten (загремѣли, sagrochotali), die Kanonen laut brüllten, jählorrig die Schlacht aufsuhr — die Schlacht von Borodino....

Rein! Vergeblich wohl möchten wir auch nur den allerschwächsten Umriß dieser Großthat, wie es ihrer nicht viele gegeben, zeichnen wollen, za, wenn wie auch Muster-Kriegsgeschichtschreiber wären! Zusammengedrängt auf acht Quadrat-Werften beeinahlhundertkausend Mann, bei nunaterbrochenem Getöse von fünfzehnhundert Stücken Geschütz, zwölf Stunden hinter einander stärkend und einander vernichtend, bis der zwölfte Theil von Allen todt auf dem Platze geblieben oder mit Wunden bedeckt aus der Schlachtordnung geschieden. Von den unaufhörlichen Salven wurden die Stücke glühend und platzten; die Kanonenkugeln und Kartätschen flogen wie sonst Flintenkugeln umher; die Batterieen gingen fünf, ja sechs Mal aus einer Hand in die andere über und mußten das Feuer einstellen, weil sie unter Leichen verschüttet waren. Mehrere Generale wurden getödtet, über sechzig mit Wunden bedeckt, und die Erde dröhnte und bebte auf 25 Werst vom Kanonendonner.

So war die Schlacht von Borodino! Wer möcht' es wagen, sie zu schildern? Wer zählt alle die Großthaten auf, alle die Thaten unerhörter Mannhaftigkeit, alle nähere Umstände jener verzweiflungsvollen Schlacht? Keiner wollte sich gelangen geben, Keiner Schonung gegen machen. Aber dringen wir immerhin den Zoll der Erinnerung diesem unsterblichen Heldenwerk, wenngleich nur durch die kärzeste, unzureichendste Beschreibung.

Die Schlacht begann, wie wir gesehen haben, um 6 Uhr Morgens, mit einem Male auf der ganzen Ausdehnung der Russischen Linie, hauptsächlich aber unterhalb Borodino und Semenowsk, mit einer donnernden Kanonade. Sobdier ließ 120 Stücke auffahren und eröffnete ein mörderliches Feuer. Unsere Batterieen antworteten mit nicht geringerer Stückenzahl. Nach dem senseitigen Plane warfen sich vor Allem die Italiäner auf Borodino, und hier wurde mit ihnen zuerst der Dkeeß Bleibre handgemein geweigen in der Folge General der Infanterie und Befehlshaber über alle Garden zu Fuß geworden ist). Kühn warf er mit dem Jägerregiment der Leibgarde die Feinde zurück, zog sich aus der Schußlinie und ging über die Kolotscha. Der Feind warf sich auf das andere Flußufer, aber hier empfingen ihn mit Bajonneten und derjagten ihn die Obersten Kaepenko und Wuitsch (†) mit dem ersten Jägerregiment. Hier fiel unser Obeeß Gowerowsff, wurde der Oberst Makaeov schwer verwundet und blieb der feindliche General Plausonne nebst dem Oberst Dume. Unsere vermöge der Oertlichkeit überlegenen Batterieen drachten das Geschütz des Feindes zum Schweigen, der zwar hier das Feld räumte, jedoch nur, indem er die Hauptbewegung seines rechten Flügels verdeckte. Der Marschall Davoust mit 44 Geschützen von den Kolonnen führete das Fußvolk durch Gestrüpp nach Semenovsk und stürzte es unter den Kartätschenschüssen und dem Feuer unserer Schützen auf. Dieses Werk war schwierig, aber etwa um 7 Uhr Morgens stand der Feind geordnet und warf sich durch einen Bach auf unsere Semenovskische Batterie. Hier hielt General Campan; an seine Stelle trat Delair, welcher schwer verwundet und deshalb von Rapp erseßt, der jedoch ebenfalls verwundet wurde. Davoust selber warf sich ins Feuer und stürzte mit dem Pferde, das, von einer Kanonenkugel getroffen, unter ihm fiel, so daß er nicht wollte kommandiren konnte. Ney trat einstweilen an seine Stelle und wurde durch Murat mit Reiterei

*) Nach dem Russischen Courier.

unterstützt. Bagration sah sich gegenüber das furchtbare Anrücken der gewaltigen Reservemassen und ließ vom Tutschkowschen Corps die Division Konownizin's herbeikommen. Unverzüglich schickte Knäs Kutusow zu dessen Verstärkung die Division der Kürassirer Duka ab, dann die Kürassirer-Regimenter Seiner und Ihrer Majestät, nebst dem Atrachanischen, endlich die Jömailowschen und die Ilowaiskischen Leibgarden zusammt den freiwilligen Grenadier-Bataillonen. Dem Oberst Toll befahl er, eiligst am rechten Flügel das Corps Baggowut an Stelle der Division Konownizin zu Tutschkow hinüberzuführen. Ungeachtet drang unterdessen der Feind an; er warf unsere Schützen, drang trotz unserem Kartätschenfeuer bis zu unseren Kanonen vor und überwältigte eine Batterie. Graf Woronzow und General Helfreich sprangen mit Bajonnet darauf los, trieben den Feind zurück und nahmen die Batterie wieder; die Kürassirer verfolgten die Flüchtigen, die jedoch durch ihre Reiterei gedeckt und zum Stehen gebracht wurden. Bei Semenowsk machte der Feind Halt. Da bewegte sich Pontalowskij auf Tutschkow zu, warf diesen Schützen zurück, besetzte das alte Aliza und naherte sich der Batterie; doch die allgemeine Bewegung war unterbrochen, machte er Halt und begann die Batterie durch eine Kanonade aus 40 Stücken zurückzutreiben. (!) Noch gewaltiger stürzten sich die Feinde auf Semenowsk. In der Mitte Morzenflunk brachten Ney und Davoust die Heere ungestüm in Bewegung — sie führten 130 Kanonen an ihrer Spitze. Die Division des Grafen Woronzow wurde vernichtet; er selbst ein Gefangener. Nachdem Newerowskij's Division blieb auf dem Platze. Schon drei Batterien hatte der Feind überwältigt: der furchtbaren Augenblick — der entscheidende! Ney schickte um Verstärkung zu Napoleon. „Noch zu früh — hatte Euch!" war die Antwort. Doch den Russen gegenüber sich zu halten, war unmöglich, und während der Feind den General Sorokow zu Gefangenen machte, den Konownizin und Borodkin mit dem Bajonnette aus der Batterie und trieben ihn über den Semenowskischen Bach zurück. Mit einem nochmaligen entsetzlichen Stoße kam Ney aufs neue, zum dritten Male, auf unsere Batterie, unterstützt von den Generalen Kanfonta (!) und Latour Mandourg. Da wandten sich die Russen mit einer verzweiflungsvollen Anstrengung nochmals. Jherlof wurde verwundet, der linken Flügel befehligende General Gorlichakof verwundet, später auch der Prinz von Mecklenburg. Der General-Major Tutschkow IV. stürzte dem Revalschen Regimente voran — in der Hand die Fahne schwingend — eine Flintenkugel durchbohrte ihm die Brust. Die freiwillige Grenadier-Brigade fiel auf dem Platze, mit ihrem Führer, dem fürsten Zankiasow. Der Commandeur des Afrachanischen Grenadier-Regiments Buchhöfden erhielt drei Wunden, drang aber dennungeachtet immer weiter vor, bis er auf der Batterie fiel. — „Kinder!" (rief der Oberst Monachtin) „schützt die Batterie mit Eurer Heldenbrust . . .!" und eine Kartätsche verstümmelte ihn, ehe er ausreden konnte. Dem Oberst Ulchakow wurde ein Fuß weggerissen; die Obersten Jachontow und Schaslow wurden schwer verwundet. Konownizin triumphirte nochmals: er warf den Feind und nahm ihm zum dritten Male die Batterie, welche rings von Leichenhaufen eingeschlossen war. Ney, als er die Unmöglichkeit, jene wiederzunehmen, und um so mehr, sie neuerdings zu behaupten, sah, um Marschall Junot warfen sich die Zwischencavallerie-Generale Semenowsk und Delzon. Sie spalten Tutschkow ab, schneiden und die Batterie von der Seite nehmen. Junot's Anlauf hielt Knäs Golizuin mit der Reiterei auf; in dem hartnäckigen Scharmützel wurde er selber verwundet, doch wich er nicht zurück. Einem großen Theile des Bagowutschen Corps gelang es inzwischen, den rechten Flügel zu erreichen und zu verstärken; die Hälfte der Division des Prinzen von Würtemberg und Gorjatinow, sie befreite Junot und verfolgte ihn dicht. Doch gelang es Pontalowski, von der stürmischen Attacke Rajen zu ziehen; ein furchtbares Kanonenfeuer warf unsere Batterie auf der Höhe hinter Aliza, und der Feind bemächtigte sich der Anhöhe. Tutskow sah die Gefahr; der Feind konnte uns in die Flanke kommen. Er wendete sieben Bataillone, führte selber das Pawlowsche Regiment zum Angriffe, wurde schwer verwundet und gewöhnigt, zurückzugehen.* Sein muthvoller Waffenbruder, Graf Stroganow, und der General Olsufjew rächten seinen Fall; sie warfen den Feind aus der Batterie. Baggowut trat an Tutschkow's Stelle.

Jetzt war es 9 Uhr, und das ganze Augenmerk der Russen, wie der Feinde, hatte sich dahin seinen Vereinigungspunkt in Semenowsk gehabt. Dies nützte geschickt der General Bieckönig von Italien: auf vier, in der Nacht geschlagenen Brücken über die Kolotscha gegangen, stürzte er sich auf die Russen, und die Division Broussier ward unserer Jäger. Da ging ihr Zusammenhalt entgegen. Eine dichte und wunderbare Verwirrung trat ein; doch die Russen fochten tapfer; die Russen rechten. Die Feinde stürmten auf die Batterie; geradezu überschüttete man sie mit Kartätschen. Der Pulverdampf lag dicht auf der ganzen Ebene, und, wie der Fürst von Warschau selber nachher sagte: Die Köpfe der Franzosen tauchten unplötzlich neben unserem Kanonen auf — ohne einen Schuß, mit dem Bajonnette, wurden die unsere Batterie ganz wahr gekommen und erkletterten dieselbe. Pasckewitsch erkannte den Gefahr schon früher: er hatte schon vorher die vollen Pulverkarren wegbringen lassen; und als nun der Feind die Batterie genommen, fand er Nichts zum Schießen für die eroberten Stücke. Frische Regimenter eilten, sie (sic) ihm zu Hülfe und stürzten Geschütz herzu. Ra'rofskij,**)

*) Drei Wochen darauf starb er. So sagte die Schlacht von Borodino beide Brüder Tutschkow hinweg. Ihre Mutter bewahrt sie so, daß sie ere überdrüte; die Witwe des Einen tadelte der Zeit, daß sie an Stelle, wo ihr Gatte gefallen, ein Kloster, und von dort den Schleier.

**) Der Verfasser ist irrthümlich.

Paskewitsch, Wassil'itschikow warfen sich auf dieses, um die feindliche Verstärkung abzuschneiden. Der Feind brach durch, drängte mit Uebergahl — doch vergeblich! Barclay de Tolly selber, mit dem General Baron Korff zeigte sich hier. Die Batterie war in der Gewalt der Feinde, und wenn es ihnen gelang, sie zu behaupten, so nahm die Schlacht die fürchterliche Wendung, war unsere linke wie wichtigsten Punkte durchschnitten. Da wurden wir dem General 'Ermolow*) und dem Grafen Kutaisfow unsere Rettung schuldig: Sie sprengten in diesem Augenblick vom Knäs Kutusow auf die linke Flanke und erkannten die unheilvolle Lage der Dinge. „Alles ist verloren!" rief Kutaisfow. Alle Gefahr, die eigene Bestimmung vergessend, warf er sich, als 'Ermolow aus dem ihm gerade zunächst stehenden Pawlowschen Infanterie-Regiment eine Kolonne mit diesem auf die Lünette. Da fiel Kutaisfow — einige Minuten sah man sein Pferd mit blutbefleckten Sattel umherirren. Sein Leichnam ist nicht aufgefunden worden. „Nur auf Muth und auf mein Glück kannt' ich mich verlassen" — sagte 'Ermolow später. Mit einem einzigen Bataillon gelangte er auf die Höhe, welche vom Zahlen feindlichen Linienregimente von dem General Konow mi besetzt war. Mit den Bajonnetten dirb man den Feind in Stücke; Bonami selber wurde, mit Wunden bedeckt, zum Gefangenen gemacht. Auch unser Oberst Sapojini wurde hier verwundet. Man wandte die Kanonen auf den Feind, und die Kartätschen deckten mit seinen Leichnamen das Thal, bis Paskewitsch und Wassil'itschow die Seinen in diesen Flammen zu Asche schlugen.

Der Oberst Kreuz bekam drei Wunden, doch immerete er sich immer mit der Reiterei, bis er im heißen Gedränge vom Pferde gerissen wurde. Es gelang, das Verderben abzuwenden; indeß hielt sich der Feind jenseits der Kolotscha und seine Artillerie verstärkte sich. Die Gefahr kehrt noch viel Mal wieder und um so mehr, als gegen Bagrathion damals Napoleon riesenmäßige, unerhörte Anstrengungen aufwandte" . . . .

Des Tages Wichtigkeit und Heiligkeit noch höher zu steigern, schließt der Verfasser mit einer nicht wenig empfindlichen Erinnerung daran: daß derselbe 26ste August, im Jahre 1395 die Flucht Timur Tamerlan's aus Rußland — die Befreiung des Vaterlandes von den Polen (durch den Sieg gegen deren Hetman Chotkowitsch bei Moskau, im Jahre 1612) — und endlich, als der gewisse Namenstag der Mutter Peter's des Großen, in neuester Zeit die Einnahme von Warschau gefeiert hat.

England.

Das Sprechen vom Schaffot herab.

(Fortsetzung.)

Bisweilen jedoch hatten diese Reden außer der Befreidigung, welche sie dem Sprecher und dem Publikum gewährten, einen bedeutenderen Erfolg. Die Anschuldigen betheuerten im Namen Gottes, vor den sie zu treten im Begriff seyen, daß sie nur als Opfer eines Verbrechens oder eines Irrthums der menschlichen Gerichte stürben, und erregte mehr als einmal Zweifel und Unwillen in der Seele der Richter, und durchaus wurden oft Gleichmschuldige einem unverdienten Tode entrissen. Ferner verbreiteten sich wirkliche Verbrecher oft über die Qualen der Reue, von der sie über ihr Leben zerknirscht seyen, und schrecken so Andere von einem verbrecherischen Leben zurück. Ferichly kamen mitunter auch empörende Scenen vor; Richard Dyonysius, der 1808 um einer Diebstahls willen hingerichtet wurde, bekannte, seinen Mord verübt zu haben, und Thomas Hunter, der zwei Kinder, die ihm zur Erziehung anvertraut waren, gemordet hatte, um eine kleinliche Rache zu befriedigen, rief von dem Gerüst herab: Es giebt keinen Gott, es kann keinen geben, und wenn es einen giebt, so bete ich ihn, so lach' ich ihn aus. Doch selbst Reden der Art brachten nicht selten eine Wirkung hervor, die der vom Sprecher beabsichtigten direkt entgegengesetzt war.

Wenn nun Diebe, Betrüger und Mörder gewöhnlich in ihrer letzten Stunde eine lebhafte und wahre Reue fühlen, wenn sie die göttliche Barmherzigkeit anflehen, so zeigen die politischen und religiösen Märtyrer meist durchaus keinen Schmerz über ihre Handlungsweise, ja, sie rühmen sich derselben. Puritaner, Presbyterianer, Papisten, Royalisten, Republikaner, alle lauchten über das Glück, ihr Leben ihrer guten Sache zum Opfer bringen zu können. Wir beschränken uns darauf, aus den zahlreichen Beispielen, welche die Staatsprozesse darbieten, folgende Einzelheiten über die Hinrichtung Christoph Lowe's, eines presbyterianischen Predigers, zu entlehnen, die 1651 unter Jakob II. stattfand; Lowe war als Hochverräther angeklagt.

Er ist mir gestattet, hier zu sprechen und zu beten! fragte er die anwesende Gerichtsperson. — Ja wohl, erwiderte diese; doch vergessen Sie nicht, daß auf Ihre Hinrichtung noch eine zweite folgt, daß wir Ihnen also nur eine kurze Zeit bewilligen können. — Ich werde kurz seyn, antwortete Lowe. Hierauf schwang er den Hut zweimal gegen das Volk und begann:

*) Spr. Jrmolow.

Digitized by Google

„Geliebte in Christo! Ich bin heute ein Schauspiel für Gott, für Engel und Menschen. Unter den Menschen klagen die Guten, die Bösen lachen. Alle blicken auf mich. Doch Gott sey gedankt, ich fühle keine Furcht vor dem Tode; wenn ich nur noch einen Schritt bis ins Grab habe, so hab' ich es nicht weiter bis in den Himmel. Indem ich den Kopf auf den Block lege, besteig' ich meinen Thron; der Beile lacht mir entgegen, in dem ewige Ruhe mich umfangen soll. Meine Kanzel taucht' ich gegen dieses Blutgerüst aus, dieses Blutgerüst gegen einen ewigen Thron, und die Menge, die mich umgiebt, gegen die zahllosen Schaaren der Heiligen und der Engel, die mich empfangen und mich in Abraham's Schoß geleiten. Dies Gerüst ist die schönste Kanzel, von der ich je gepredigt habe. Schwarz, meinen Text in der Hand, will ich predigen, u. s. w. Diese Rede, die wir im fünften Bande der State-trials lesen, muß mindestens eine Stunde gewährt haben. Er schloß: Die Menschen tödten, doch verdammen können sie nicht; sie verdammen von der Erde, doch aus dem Himmel verdammen können sie nicht. Ich habe einen weiten Weg vor mir, doch wahrlich ich sage euch, ich werde den weiten Weg früher zurückgelegt haben, als ihr die wenigen Schritte in eure Häuser. Gott segne euch! Er betete, und sein Haupt fiel.

II.

Den 8. Januar 1664 gab der Londoner Journalist Popys in seinem Blatte folgende Notiz: Man sprach heut auf der Börse von einem Verbrechen, das einen Herrn schon seit langen Jahren Kummer, verübt worden ist. Die Diebe haben die Abwesenheit der Diener benutzt, sind mit Nachschlüsseln in das Haus gedrungen, haben den unglücklichen Greis gefesselt und sich der baaren Summe von 1050 Pfund und einer Anzahl Juwelen im Werthe von 4000 Pfund bemächtigt. Einige Tage darauf bemerkte Popys, man habe den Oberst Turner, der wegen vielfacher übler Streiche allgemein bekannt war, auf den muthmaßlichen Urheber des Diebstahls verhaftet. Den anderen Tag erklärte er, man hoffe den Oberst Turner bald gehängt zu sehen. Turner wurde in der That bereits am 16ten, ungeachtet seines Leugnens, durch die Jury verurtheilt, den 19ten gestand er sein Verbrechen, und den 21sten wohnte Popys folgender Scene bei, zu deren Ansicht er sich für einen Schilling einen Platz auf einem Wagenrade gemiethet hatte.

Turner betrat das Schaffot und sagte zu dem Henker: Meine Freunde wünschen sich in meine Kleider zu theilen, hier sind 20 Schilling für dich und außerdem noch 2 Schilling 6 Denare zu einem frischen Trunk und 15 Schilling für die Ehrenmänner, die meinen Leib herumgeben und meine Kleider an eine gewisse Mistreß Smith abgeben sollen. Hierauf wendete er sich an das Volk: Sir Richard Ford, und Sie, zweiter Herr Richter, und ihr alle, eure Versammlung, ich habe eine Schuld, die wir Alle der Natur abzutragen haben. Gott straft mich für meine Sünden, ich bin ein großer Verbrecher; ich habe ihn oft gestraft und bei seinem Namen falsch geschworen; doch ich hege gute Hoffnung zur Barmherzigkeit, daß Christi Blut auch meine Sünden abwaschen wird. Nach dieser Rede, die wir gehört haben, erklärte Turner seine Söhne, die man gleichfalls verhaftet hatte, für unschuldig, sprach von seinem Vater, der ein gelehrter Prediger war, von seiner Frau, die aus einer angesehenen Familie stammte, und bat zuletzt, seine beiden Kinder noch denselben Abend der Mutter wiederzugeben. Nachdem man ihm versprochen, hierfür das Möglichste zu thun, begann er eine lange Darstellung seines gesammten Lebensganges, suchte sich von allen Anklagen zu reinigen und schloß mit der Frage an die Richter: Sind Sie befriedigt, meine Herren? wünschen Sie, daß ich auf größere Einzelheiten eingehe? Die Richter verstehen, er seyen zufrieden, denn er habe es nur sey. Der Oberst Turner sagte sich auf Fragen, ob er angeworben, die man in Betreff von Verbrechen, deren man ihn beschuldigt, während der Untersuchung an ihn gerichtet hatte. Der Gefängniß-Prediger von Newgate unterbrach ihn mit der Frage, ob er von einem falschen Stein wisse, den man der Gräfin von Devonshire an der Taufe seiner Diamanten verkauft habe. Er verneinte entschieden, von einem Betruge der Art sey ihm Nichts bekannt, und schloß: Jetzt sey ihr mit meinen Leidensthen unterrichtet, so will ich euch meine Religions-Ansichten auseinandersetzen. Hierauf fing er zu erzählen an, wie es ihn stets erbittert habe, wenn er Jemand in der Kirche den Bal aufbehalten gesehen, wie er den Wein und das Vergnügen gerade, doch mit als Kind sich herausfist habe, u. dgl. viel.

Endlich unterbrach ihn der Gerichtsdiener ungeduldig: Wenn ich eine Möglichkeit sähe, daß ihr begnadigt würdet, so könnte ich mich über diesen Zeitverlust trösten, doch da zur Begnadigung keine Aussicht ist, so lasset ab, uns durch eitles Geschwätz aufzuhalten. Ich bitte auf seine Gnade, erwiderte Turner, bittet Gott mit mir. Er bittet, der Prediger möge ihn noch ein Gebet sprechen lassen. Er sich nochmals an die Versammlung, gab Aufträge an Zurückbleibende, bete zu Christus, daß er sich seiner Seele erbarme, dankte einem Gerichtsdiener 40 Schillinge ein, die er unter die Armen des Kirchsprengels vertheilen sollte, gab ihm ferner 18 Schillinge und 6 Pence für den Lehrer seines Sohnes, der Kabell war, und sagte endlich, er sey bereit. Der Prediger betete noch, und Turner sagte, man könne ihn, sobald ihr wolle sey, schneiden man euch los. — Ich bitte, täuscht mich nicht. — Ihr bleibt nur eine halbe Stunde hängen.

Hierauf küßte er den Strick, der über die Schultern des Nachrichters hing, und legte ihn sich um den Hals. Herr Turner, erscholl jetzt eine Stimme aus einem benachbarten Fenster, haben Sie an die vier Punkte gedacht, von denen ich mit Ihnen gesprochen habe? — Ja habe sie vollbracht, Herr Secker. — Adjeau also diese Stunde, die sonst so peinlich ist, für Sie eine Stunde des Glückes sey. — Das ist sie, Herr Secker. — So sey der Herr mit Ihnen und rette Ihre Seele aus den Armen des Todes in das Reich seiner ewigen Freuden. — Ich sehe den Reiter, wie er durch die Wolken winkt, erwiderte der Oberst. Henker, hab' Acht auf mich, fuhr er fort; ich werde dir das Zeichen zu deinem Geschäft geben, wenn ich die rechte Hand auf die linke Schulter lege. Gott vergebe dir dein Handwerk! In diesem Augenblick gewahrte er eine niedliche junge Dame, die ihn aus einiger Entfernung beobachtete; er schritt zu ihr, küßte ihr die Hand und sprach: Ihr Diener, Madame; kniete hierauf nieder, streckte die Hände gen Himmel und rief: Jesus, nimm meine Seele zu Dir. Er machte die angegebene Bewegung, und der Henker beförderte ihn in die Ewigkeit.

III.

Das Schaffot wurde in England nicht blos zur Rednerbühne benutzt; es wurde oft zu einer art von Theater, auf dem man keine mehr oder minder tragische Dramen improvisirte. Die Historiker beschränken sich auf die Berichtung der Thatsachen; doch unter den unscheinbaren Nebenumständen, die sie übergehen und zu übergehen ein Recht haben, finden sich Vieles, was oft nicht blos ein dahes psychologisches Interesse hat, sondern was selbst zur Charakteristik der nationalen Eigenthümlichkeit einzelne schlagende Züge giebt. Wir erlauben uns wenige Beispiele.

Der Graf von Derwennwater, der 1716 als Hochverräther hingerichtet wurde, unterschrte, nachdem er eine Rede abgelesen hatte, den Block und behabi dem Henker, einen Holzsplitter wegzuschneiden, der ihn drücke; erst nachdem dies geschehen war, legte er das Haupt auf den Block. — Der Seeräuber John Gow (1729) war kaum gehängt, als seine Freunde, um seine Schmerzen zu verkürzen, sich an seine Beine hängten. Die anwesenden Gerichtsdiener unterlagen es ihnen nicht, der Strang reißt, und die Execution muß von neuem angehen, weil der Unglückliche noch röchelt. — Sir Jerome Alexander, der, der Ermordung Sir Thomas Overbury (1615) angeklagt, hingerichtet wurde, bestieg die Leiter, setzte sich an eine Sprosse und wollte seine Rede beginnen, als er bemerkte, daß er unbequem sitze; er gebot dem Nachrichter, der Leiter eine bequemere Lage zu geben, befieg sie, nachdem dies geschehen war, von neuem und sprach. Plötzlich bemerkte er einen gewissen Maximilian Dollisse, der in Spanien in der Nähe des Gasthofs zum Hotel. „Herr Maximilian", sagte er, „Sie wissen, wie oft wir den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage gemacht haben, ich bitte Sie, schänden Sie den Sabbath in Zukunft nicht mehr, Gott könnte Sie strafen."

Ihr Schicksal wird mir stets vor Augen schweben, erwiderte Maximilian.

Bisweilen ließen sich die Gerichtsleute selbst in Gespräche mit den Verurtheilten ein. Folgenden Verhör wurde mit zwei Herrn angestellt, die im dreiundvierzigsten Jahre der Regierung Karl's II. hingerichtet wurden.

Der Sheriff wendet sich zu der Ersten der beiden Verurtheilten und fragt: Maria Tremble, was hast du mir über das Verbrechen zu sagen, dessen du angeklagt bist?

Marie. Nichts, was ich nicht schon gesagt hätte.

Der Sheriff. In welcher Gestalt ist dir der Teufel erschienen?

Marie. Ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen, da hatte er die Gestalt eines Löwen.

D. Sh. Hat er seine Gewalt gegen dich gebraucht?

M. Nein; ich erschrak und rief: Mein Gott! da war er verschwunden.

D. Sh. Und du, Temperance Lopy, hast du einen Bund mit dem Teufel geschlossen?

Temperance. Nein, Herr.

D. Sh. In welcher Gestalt ist er die erschienen? — T. In einer gar scheußlichen. — D. Sh. Hat er dich in seiner Gewalt gehabt? — T. Nein, Herr. — D. Sh. Was that er, als er dir erschien? — T. Er ließ mich Böses thun. — D. Sh. Und hat du ihm gehorcht? — T. Einer armen Frau that ich Böses, ohne es selbst zu wissen. Er zog mich zu ihrer Thür, sie stand offen. — D. Sh. Also was thatest du? — T. Der Teufel gab mir Befehle über den Kopf, weil ich sie nicht tooten wollte, da erschien sie. — D. Sh. Kamst du durch den Schornstein? — T. Nein, die Thür stand auf. — D. Sh. Woran erkanntest du den Teufel? — T. An seinen Augen. — D. Sh. Hast du einen Vertrag mit ihm geschlossen? — T. Nein, Herr. — D. Sh. Hat die der Teufel nichts versprochen? — T. Nein. — D. Sh. Dann hat du einen schlechten Herrn gedient, wenn er nichts zahlt. — Nach einer Pause fragte er noch: Glaubst du an Gott? — Ja, antwortete die arme Verurtheilte, auch an Jesus Christus, und ich bitte, daß er mir alle meine Sünden vergebe.

Politische Verbrecher suchte man oft zu bewegen, daß sie ihre Handlungen vor der Oeffentlichkeit erklärten und ihre Reue darüber aussprechen sollten. Folgende Scene hatte im Jahre 1643 bei der Hinrichtung Lord Macquire's statt:

Der Sheriff. Glauben Sie bei dieser furchtbaren That recht gehandelt zu haben?

Lord Macquire. Ich habe nur noch wenige Augenblicke zu leben, ich will mich mit Ihnen nicht über solche Fragen.

Der Sheriff. Ich darf Sie nicht schonen, damit man Sie im Himmel schone.

Lord Macquire. Im Namen Gottes, lasset mich beten.

Der Sheriff. Bedenken Sie, Sie haben zwei Wege vor sich, den einen zum Himmel, zur Hölle den anderen. Wenn Sie nicht bereuen, so ist Ihr Loos entschieden.

Lord Macquire. Lasset mich in Frieden sterben!

Man durchsucht ihn und findet ein Kruzifix in seiner Tasche; er wendet sich an das Volk und ruft, er sterbe als Katholik, man solle ihn in Frieden zu seinem Gotte beten lassen; doch der Gerichtsdiener

Digitized by Google

ist unerbittlich, er bringt von neuem in ihn, er solle seine That entsetzlich finden, er solle es bereuen, Blut der Protestanten vergossen zu haben. Lord Marquiro schweigt, und man richtet ihn hin.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Talleyrand's Witz.

Der Witz muß zu den ersten Mächten dieser Welt gerechnet werden; er ist ein rein persönlicher Vortheil, der uns in jedes Verhältniß begleitet, und der einzige, dessen uns das Alter nicht beraubt. Was man auch immer in anderen Beziehungen für Urtheile über Herrn von Talleyrand gefällt haben mag, Freunde und Feinde kommen darin überein, daß er außerordentlich viel Witz besessen habe. Die natürlichen Folgen eines solchen Rufes hat er denn auch erdulden müssen; es giebt keine pierliche Anekdote, keinen faden Scherz, so selbst kein Wortspiel, die man ihm nicht zugeschrieben hätte, immer von dem sprüchwörtlichen Grundsatze ausgehend, daß dem, der da hat, gegeben wird. Er, der auch in dieser Hinsicht überreich war, fand, daß man ihm zu viel gäbe und oft Dinge, die er sehr gern entbehrt hätte. Bis die Zeit zur Veröffentlichung seines politischen Testamentes herangenaht wäre, wünschte daher der Fürst wenigstens sein Urtheil über seinen Witz zu berichtigen. Die Leser mögen nach den folgenden Auszügen aus seinen eigenen Notizen übersenden urtheilen:

Als Mirabeau Herrn von Talleyrand in der konstituirenden Versammlung wiederlegte, sagte er zu ihm: „Ich will Sie in einen Kreis von Sünden einschließen." — „Wie", entgegnete dieser lebhaft, „sollten Sie vielleicht für baden, mich zu umarmen?"

Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Direktorium war Herr von Talleyrand noch nicht reich oder kümmerte sich wenigstens noch nicht darum, es zu scheinen. Er hatte sich einen Wagen bauen lassen, dessen Eleganz ganz Paris bewunderte, bezahlte ihn aber nicht. Der Sattler, der ein Geld gern haben wollte, entschloß sich, den Minister auf seinem Hofe zu erwarten, und überreichte ihm seine Rechnung gerade im Augenblick des Einsteigens. „Richts ist natürlicher", sagte Herr von Talleyrand, „da man Euch etwas schuldet, so müßt Ihr bezahlt werden." — „O, Bürger Minister, wie bin ich Euch verbunden! Die Zeiten sind so schlecht, Ihr ergeizt mit einen wahren Dienst." — „Dabei kann von keinem Dienste die Rede sein; man muß seine Schuldner bezahlen." — „Ihr werdet mich also bezahlen, Bürger Minister, und wann?" — „Wann Ihr seyd sehr neugierig!" — Und der arme Sattler, den diese Antwort für den Augenblick verblüffte, konnte sich nach zwei Sekunden davon überzeugen, daß der Wagen ganz prächtig davonrollte.

Napoleon, der die Expresser nicht leiden mochte, fragte einmal Herrn von Talleyrand, ob es wahr sey, daß er reich wäre. — „Ja, Bürger erster Konsul." — „Aber wie geht das zu?" — „Ich habe am Abend vor dem 18. Brumaire viel Renten gekauft und dieselben am Tage darauf wieder verkauft."

Der Graf Ludwig von Narbonne deklamirte einst Verse in seiner Manier dem Herrn von Talleyrand vor. Dieser unterbrach ihn, um ihm einen Mann zu zeigen, welcher gähnte: „Sieh nur, Narbonne", sagte er, „Du sprichst immer zu laut."

Eines Tages fragte man Herrn von Talleyrand nach der Adresse der Fürstin von Baudemont: „In der Straße St. Lazare", antwortete er, und da die Nummer ihm entfallen war, so sagte er hinzu: „Sie brauchen mich nur nach dem Hause zu fragen, dem Sie begegnen; denn die kennen alle ihre Wohnung."

Der General Montbrun, der einst bei einem Mittagessen bei Talleyrand auf sich hatte warten lassen, erschöpfte sich desshalb in Entschuldigungen. „Nun, nun, sie sind der Letzte", erwiederte der Fürst, „was will das aber sagen? Sie waren auf kein Schlachtfeld eingeladen, denn da wären Sie sicher der Erste gewesen."

Herr von Talleyrand kam in Paris auf der Post mit einem angekommen Fremden zusammen an; dieser fragte ihn, zu welchem Gebäude die Kuppel gehöre, die sich in der Luft abzeichnete. — „Zum Pantheon", erwiederte der Fürst. — „Ah", meinte der Fremde, „vort wird ja wohl das dankbare Vaterland die sterbliche Hülle der großen Männer beisetzen, die es berühmt gemacht haben?" — „Richtig", entgegnete Talleyrand .... „unterdessen aber setzt man Senatoren dort bei."

Der ehemalige Bischof von Autun sieh bei Napoleon nach seinem Aufenthalte in Bayonne in gänzliche Ungnade; man schrieb dies der Meinung zu, die er in Bezug gegen den Spanischen Krieg abgegeben; er hatte dieselbe in folgender Weise ausgesprochen: „Spanien ist für Frankreich eine große Pachtung; das Einkommen und die Abgaben werden gehörig entrichtet, der Boden aber ist noch nicht recht bekannt, und man würde Alles aufs Spiel setzen, wenn man ihn durch sich selbst sich wollte verwerthen lassen."

Man sprach mit Entzückung von dem Benehmen des Marschalls Herzog von Ragusa. Mit Bitterkeit sprach man von den Wirkungen des Schritts, den man die Initiative des Abfalls nannte. „O, mein Gott", sagte der Fürst, „das Alles beweiß nur zu viel, das seine Uhr vorging; denn alle Welt ward zu zum Verräther."

Ludwig XVIII. sagte einst zu ihm: „Ich bewundere Ihren Einfluß auf alle Begebenheiten Frankreichs. Wie haben Sie es gemacht, um zuerst das Direktorium und später die koloffale Macht Napoleon's zu brechen?" — „Mein Gott, ich habe nichts dazu gethan", entgegnete der Fürst; „es ist aber in mir etwas Unerklärliches, was alle Regierungen, die mich vernachlässigen, ins Unglück stürzt."

„Warum", sagte er eines Tages, „warum sollten diese Leute nicht Frankreich retten? Haben die Gänse doch das Kapitol gerettet."

Erzürnt über die Opposition, welche Herr von Talleyrand in der Pairs-Kammer bei dem Gesetz-Entwurf über den Spanischen Krieg an den Tag gelegt hatte, wollte Ludwig XVIII. ihn auf eine milde Weise ins Exil schicken. „Haben Sie nicht die Absicht, aufs Land zu gehen?" fragte er ihn. — „Nein, Sire, Ew. Majestät müßte sich denn nach Fontainebleau begeben wollen; dann würde ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, um den Pflichten meines Amtes zu genügen." — „Nicht doch, das will ich nicht sagen; ich frage, ob Sie nicht nach Ihrem Landsitze zu gehen gedenken?" — „Nein, Sire." — „O!... sagen Sie mir doch, wie weit ist es von Paris nach Valence?" — „Sire, es mögen vielleicht 14 Lieues weiter seyn als von Paris nach Gent."

Gegen Ende des Jahres 1815 sagte ihm ein Bittsteller, er sey in Gent gewesen. „In Gent, ist das gewiß?" — „Wie so?" — „Ja, sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie sich dahin begeben hatten, oder ob Sie jetzt nur von dort wiederkehren .... Denn sehen Sie, ich war meinerseits auch in Gent; wir waren unser vielleicht siebenbis achtmundert; zurückkehrt von dort sind aber meines Wissens mehr als fünfzigtausend."

Bei dem ersten Ball der Oper unter der Verwaltung des Herrn Delaveau, gerade als die Menge der Masken eingelassen werden sollte, überbrachte ein Gendarm eine sehr eilige Depesche, und in Folge derselben wurde die Thür des Foyers plötzlich angeballen. Der fromme Polizei-Präfekt, da er in die Maskenballe nicht zu verbieten wagte, sah doch keine andere Mittel aufzufinden, als dadurch verrücklaubten Zusammenkünften vorzubeugen. Herr von Talleyrand, dem man die Sache am anderen Tage erzählte, äußerte: „Das heißt doch den Eifer im Anhalten etwas zu weit treiben, wenn man schon eine Thür durch die Gendarmerie anhalten läßt."

Mannigfaltiges.

— Französische Dichterinnen. Unter dem Titel: „Poetische Meisterwerke Französischer Frauen vom 13ten bis zum 19ten Jahrhundert(*)" hat ein Herr Philippe Busoni ein eben so galantes als nützliches Buch herausgegeben. Denn es macht und nicht blos mit den dichterischen Frauen, sondern auch mit der poetischen Sprache dieser Frauen, Jahrhunderte bekannt, zu welchem Ende auch ein Wörterbuch zum Verständnis älter veralteten Ausdrücke beigegeben ist. Schon im 13ten Jahrhundert hatte Frankreich sieben schriftkellernde Frauen, unter denen die zu den Normannen nach England gekommene Marie de France sich durch die Fruchtbarkeit ihrer Muse und besonders durch die Anmuth ihrer Fabeln auszeichnete. Aus dem 14ten Jahrhundert sind uns zwei und aus dem 15ten nur von drei Frauen Gedichte überliefert. Dagegen hat das 16te Jahrhundert unter zwölf Dichterinnen Namen wie Diana von Poitiers, Maria Stuart und Jeanne d'Albret aufzuweisen. Das 17te Jahrhundert, zum Theil das Siècle de Louis XIV., prangt mit 27 weiblichen Dichter-Namen, unter denen der der Fräulein von Scudery, der Madame Deshoulières, der Demoiselle Descartes und der Madame Lecamus. Endlich das 18te Jahrhundert mit den bekanntesten Namen (Gräfin von Beauharnais, Frau von Staël, Prinzessin von Salm-Dyck, Gräfin von Genlis ꝛc.) hat 26 Dichterinnen zu dieser Sammlung geliefert, die alle im Ganzen die Lebens-Skizzen und die besten Poesieen von 77 Französischen Dichterinnen enthält.

— Französisches Synonymikon. Ein wirthvoller Beitrag zur Bereicherung der Sprachwissenschaft sind die kürzlich erschienenen Synonymes Français von Lafaye. Nicht in der Weise gewöhnlicher Synonymen-Lexika, eine alphabetische, d. h. ganz zufällige Zusammenstellung von Wörtern aus allen Sprachgebieten, sondern eine begriffsmäßige und grammatische Entwickelung des Allgemeinen und dem Besonderen ist diese mit vielem Fleiß, aber auch mit Geist zusammengetragene Arbeit. Der Verfasser benutzte dabei ein bisher noch unedirtes Manuskript Condillac's, der für den Prinzen von Parma ein Französisches Wörterbuch bearbeitet hatte, ferner Guizot's schätzbare philologische Studien und endlich die grammatischen Forschungen des Auslandes, von denen, wie er selbst zugiebt, Frankreich jetzt in demselben Maße lernen kann, als es früher der Lehrer des Auslandes war. Herr Lafaye verspricht, falls der eben erschienene Band, der übrigens auch ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet, Anerkennung finde, eine Fortsetzung seiner Studien herauszugeben. Man braucht nur einen Blick in das reichhaltige Buch zu thun, um an dieser Anerkennung nicht zu zweifeln. Auch wird es ihm bei dem verhältnißmäßig sehr billigen Preise (es sind 625 Seiten eng gedruckt in groß 8. und kostet etwa 2 Thlr. 20 Sgr.) gewiß nicht an zahlreichen Käufern fehlen.**)

*) Chefs-d'oeuvre poétiques des dames françaises depuis le treizième siècle jusqu'au dix-neuvième.

**) In Berlin sind Exemplare dieses auch für Deutsche Sprachforscher interessanten Werkes, so wie des vorher genannten über die Französischen Dichterinnen, in der Buchhandlung der Herren Asher und Comp. zu finden.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Bränumerationspreis 2½ Sgr. (4 Ngr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Montag den 6. Dezember 1841.

Nord-Amerika.

Die Literatur des demokratischen Amerika.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Die Aufmerksamkeit Europa's hat sich seit einiger Zeit lebhaft auf die Zustände der Vereinigten Staaten von Amerika gerichtet. Interessante Bücher haben und in den Stand gesetzt, den politischen Mechanismus dieser eigenthümlichen Gesellschaft näher betrachten und die Wechselfälle ihres Verfalles oder ihrer Größe für die Zukunft abwägen zu können. Eine solche Prüfung war wohl der Mühe werth, zuvörderst wegen des Interesses, welches eine auf neuen, in der Vergangenheit nicht gekannten Grundlagen errichtete Gesellschaft erweckt, und dann, weil es für Europa eine Unmöglichkeit ist, sich von starken Vorurtheilen frei zu erhalten, wenn es neben den alten Elementen des allgemeinen Gleichgewichts ein neues erstehen sieht, dessen Stellung und Werth noch nicht richtig abgeschätzt ist. Vielleicht Amerika eine ihm allein eigene Stellung? Kann es in dieser politischen Absonderung beharren, die ihm von seinen weisen Gründern so sehr anempfohlen wurde, oder ist es bestimmt, gewaltsamerweise in die Sphäre der zukünftigen Combinationen der Europäischen Politik mit fortgerissen zu werden? Liegt im Schooße der Amerikanischen Union hinreichende Kraft und ganz vorzüglich genug Stabilität, daß fremde Mächte daran denken könnten, hier die Grundlage für neue politische Beziehungen zu suchen? Diese Fragen, von welchen einige schon gelöst sind und andere erst von der Zukunft ihre Lösung erwarten, erklären die so allgemeine Theilnahme für die Angelegenheiten der Amerikanischen Union und sichern ihr seit zwanzig Jahren einen so bedeutenden Antheil an allen Europäischen Streitigkeiten.

Es liegt übrigens, man muß es zugeben, etwas Ergreifendes in dem Schauspiel, welches uns jetzt Amerika darbietet. Vielleicht hat niemals ein so rascher Fortschritt das erste Auftreten eines Volkes bezeichnet. Ausgedehnte Waldstrecken verwandeln sich durch die erstaunenswürdigste Thätigkeit plötzlich in bevölkerte Ländereien; Fabriken, Gasthäuser, ja ganze Städte erheben sich wie durch Zauberei, wo noch vor zwanzig Jahren der verirrte Jäger auf den elenden Wigwam des Indianers stieß; Eisenbahnen laufen nach allen Seiten hin und verbinden Punkte mit einander, die durch ungeheure Entfernungen getrennt liegen; improvisirte Kanäle durchfurchen die wasserreichen Becken des Ohio, des St. Lorenz, des Mississipi und verbinden diese großen Wasserbecken des Amerikanischen Continents mit einander und mit dem Ocean. Die Bewunderung einer solchen materiellen Entwickelung steigert sich noch, wenn man bedenkt, daß diese inmitten einer Bevölkerung von gestern entstanden ist, die saft durchaus von der unaufhörlichen Aufregung in Anspruch genommen wird, zu welcher sie die Natur ihrer Institutionen verdammt. Noch hat keine Revolution in ihrem Grade, wenigstens nicht in materieller Beziehung, die kühnsten Hoffnungen ihrer Urheber verwirklicht; keine hat so früh und so vollständig die positiven Resultate, die daraus hervorgehen sollten, ans Licht gebracht.

Diese Resultate konnten freilich nur mit Hülfe einer ausdauernden, hartnäckigen Thätigkeit erreicht werden. Man kann aber auch mit Recht behaupten, daß der Müßiggang hier gänzlich unbekannt ist. Kaum hat der Junge Amerikaner der westlichen Staaten sein sechzehntes Jahr erreicht, so denkt er sich, eine Gesährtin zu erwählen; bewaffnet sich dann mit Beil und Flinte und dringt in die düsteren Wälder ein, welche noch einen so großen Theil der neuen Welt bedecken. Seine Flinte, die er mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit handhabt, verschafft ihm leicht Alles, was er für die bescheidenen Bedürfnisse seines beweglichen Haushaltes braucht; die Felle der wilden Thiere werden gegen Kleidungsstücke umgetauscht. Hat er nun einen geeigneten Platz für seine Wohnung gefunden, so befreit er denselben schnell von Bäumen und Schlingpflanzen; wälzen sich aber die immer anwachsenden Fluthen der Bevölkerung bis zu ihm heran, so ist es eine Handvoll Dollars hinreichend, ihn zur Abtretung desselben zu bewegen, und er dringt tiefer auf neue Forschungen in die Wälder ein.

So ist das Leben der Squatters, dieser Pioniere der Civilisation der neuen Welt, beschaffen. Es ist ein Dasein, in welchem, wie wir sehen, kein Raum für die Literatur ist, und so muß es auch seyn, denn nur den alternden Gesellschaften sind die moralischen Traditionen, die philosophischen, Alles beherrschenden Gewohnheiten eigen, welche die Geister von der Außenwelt loslösen und sie zu der Breit der Ideen hinleiten. Dafür besitzt aber auch der Amerikaner, welcher dazu berufen ist, eine weite Strecke seines Landes urbar zu machen, sie zu bevölkern und zu civilisiren, sowohl den Instinkt, wie den Geschmack für seine Sendung. Man kann behaupten, daß alle natürliche Fähigkeiten, welche die Naturforscher in den verschiedenen Gattungen der Schöpfung erkannt haben, sich in der Anglo-Amerikanischen Race vereinigt und vervollkommnet vorfinden. Man nimmt bei allen Klassen, selbst bei denen, welche sich ausschließlich mit Gewerbefleiß und Handel beschäftigen, denselben Trieb der Ortsveränderung wahr. Sehet nur, wie die Amerikaner in Massen auf ihrer Quais eilen, wie sie sich in die Dampfboote stürzen und das Meer suchen, ohne anscheinend im geringsten auf jene furchtbaren Katastrophen zu achten, welche das Springen der Maschinen jeden Augenblick unter ihren Augen veranlaßt. Man möchte behaupten, es flosse nicht Blut, sondern Quecksilber in ihren Adern. Man begreift leicht, daß bei einem solchen Volke und unter solchen Verhältnissen jeder Zuwachs an Bevölkerung, weit entfernt, für die Oekonomisten und Staatsmänner ein Gegenstand der Sorge zu seyn, welcher Fall in unserem alten Europa wohl eintritt, dort im Gegentheil eine Quelle nationalen Wohlstandes und ein Civilisationsmittel ist. Man trifft auch da nirgends auf jene Race von Müßiggängern mit gezierten Manieren, welche bei den gebildeten Nationen der alten Welt ihr Leben in beständigem Faullenzen verpassen. Arbeit, nichts als Arbeit, darauf läuft jede Amerikanische Existenz hinaus.

Im Schooße einer so organisirten Gesellschaft kann man keine Literatur erwarten, die reich an Dichtern, Dramaturgen und Romanschreibern wäre. Die geringe Muße, die dem Amerikaner sein so wohl bemaßtes Leben übrig läßt, muß den für den Bürger unumgänglich nothwendigen geistigen Uebungen, den ernsten Familien- und Religionspflichten gewidmet seyn. Eine kalte und wenig sich äußernde Frömmigkeit, eine Philosophie, die scharf und streng ist, sich aber selten zu allgemeinen Ideen erhebt, eine Rechtspflege, die noch durch kein Gesetzbuch festgestellt ist, und eine Geschichte, die nicht weiter hinauf reicht, wie das Gedächtniß der Zeitgenossen, das sind wenig fruchtbare Elemente für eine Literatur. Und doch ist das Alles, was die Vereinigten Staaten besitzen, wie anderere Meinung einer ihrer Schriftsteller, Bird, auch in dieser Hinsicht sein möge, auf diesen kürzlich erschienenen Werk über die Literatur seines Vaterlandes wir hier Bezug nehmen; denn als guter Bürger möchte er gern den von seinem Volke errungenen Trophäen auch noch die des Gedankens hinzufügen. Weil Amerika in industrieller Hinsicht, in physischer und materieller Entwickelung merkwürdige Fortschritte gemacht hat, so kann der erwähnte Schriftsteller es nicht über sich bringen, der Ueberzeugung Raum zu geben, daß es in Bezug auf die Literatur einen anderen Platz, als den ersten, einnehmen solle. Obgleich man dies als einen Irrthum bezeichnen muß, so ist es doch ein sehr bezeichnender. Die Völker haben, wie die Individuen, ihre Eigenliebe, ihren mehr oder weniger berechtigten Stolz in der Literatur, wie in jeder anderen Beziehung, empfinden sie das Bedürfniß, sich auszuzeichnet zu erscheinen und den obersten Rang einzunehmen. Bietet ihnen die Gegenwart keine Befriedigung, so suchen sie dieselbe in der Vergangenheit. Die Geschichte, die Ueberlieferungen, ja selbst die Legenden werden zu diesem Zwecke ausgebeutet, und sicher entdeckt irgend ein scharfsichtiger Alterthumsforscher in der Dunkelheit, die über den ersten Annalen eines Volkes ausgebreitet liegt, noch einige zerstreute Strahlen eines zweifelhaften Ruhmes, und man bildet sich dann ein, in der Vergangenheit die Größe aufgefunden zu haben, welche der Gegenwart fehlt. In den meisten Fällen aber erwählt sich die Eigenliebe ihren Fokus in der Gegenwart; kühn erhebt man sich vor den Völkern als ein Wunder von Genie diesen oder jenen Schriftsteller, von dessen Ruhm sich die Welt nicht hat überzeugen wird, und das Ausland erstaunt nicht wenig, wenn es sieht, daß selbst verständige Männer die freilich ganz ehrenwerthen Namen eines Joel Barlow und eines Bryant denen der ersten dramatischen Dichter anderer Nationen zur Seite stellen, ohne die Größe des Sakrilegiums zu fühlen. Man kann gewiß während seines Lebens ein sehr guter General gewesen seyn, ohne deshalb mit Napoleon, den Cäsar's oder eines Napoleon's Anspruch zu haben; man kann als Philosoph, als Staatsmann ausgezeichnet seyn und deshalb sich doch nicht zur Höhe eines Montesquieu, eines Richelieu emporschwingen. Ein Amerikaner sollte sich also nicht scheuen, einzugestehen, daß seine Landsleute in der Poesie und in den Künsten noch viel zu leisten haben, bevor sie ihre Namen neben die der Europäischen Berühmtheiten stellen können. Ihr Stolz kann sich durch ihren niederen

Digitized by Google

Standpunkt in diesen Beziehungen nicht getrankt fühlen, denn sie treten ja erst in diese Laufbahn ein, und sie bedürfen, wie alle Völker, erst der Hülfe der Zeit, um in den Annalen der Literatur einen gewissen Rang einnehmen zu können.

Die auf den Ruhm ihres Vaterlandes eifersüchtigen Amerikaner sollten sich darauf beschränken, alle die ungünstigen Umstände darzulegen, welche ihrem literarischen Aufschwung hemmend entgegentreten; übrigens sind dieselben schon an und für sich genugsam in die Augen fallend. Eine gewaltsam aus ihren alten Grundvesten herausgeschleuderte Gesellschaft, die bald damit beschäftigt ist, ihrer Unabhängigkeit durch die Gewalt der Waffen den Sieg zu erringen, bald die noch ungleich schwierigere Aufgabe ihrer politischen Reorganisation zu regeln hat, die einer materiellen Bewegung ohne Beispiel und einer beständigen Reglamkeit hingegeben ist, eine solche Gesellschaft kann unmöglich der ruhigen Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften obliegen. Wenn man alle diese so verschiedenen Ursachen bedenkt, so muß man darüber erstaunen, daß Amerika noch etwas besitzt, was einer Literatur ähnlich, nicht darüber, daß es vergleichsweise arm an verdienstvollen Schriftstellern ist. Uebrigens sind aber die Vereinigten Staaten noch durchaus aller wissenschaftlichen und schönzeitigen Berühmtheiten baar. Man kennt die merkwürdigen Werke Washington Irving's, Cooper's, Jefferson's und die von Washington selbst, welche kürzlich in einer französischen Ausgabe von Guizot erschienen sind; solche Arbeiten bilden einen ruhigen, starken und geregelten Gesellschaft zur Ehre gereichen, deren politische Organisation schon einer viel früheren Epoche angehörte. In diesem letzten Punkte sind wir ganz mit Herrn Bial einverstanden, nur fühlen wir uns bewogen, ihm einzugestehen, daß die Hoffnung, in den gesitigen Erzeugnissen seiner Landsleute nicht das Schöne oder Edle, wohl aber das Ungewöhnliche, das Erstaunliche anzutreffen, am meisten unsere Aufmerksamkeit auf dieselben lenkt. Hierüber noch Einiges zur näheren Erläuterung.

Mit geringen Ausnahmen trifft man jetzt überall in Europa dieselbe Philosophie, dieselbe Rechtspflege, dieselbe Literatur an. Die Regierungsformen, ohne gerade identisch zu seyn, gleichen sich doch unter einander; unsere Gewohnheiten, unsere Ideen, obgleich scheinbar verschieden, sind doch überall nach demselben Muster geformt. Die constitutionellen Bürger Frankreichs und Englands betheilen zwar nicht in allen Dingen wie ihre Nachbarn in Italien und Deutschland, doch aber basiren alle ihre Schlüsse auf dieselben Grundprinzipien. Wenn wir alle zuweilen in unseren Systemen, in unseren Ansichten von einander abweichen, so geschieht es nur, weil wir etwas von unserem besonderen Temperament, von unseren örtlichen Gewohnheiten hineinmischen. Daher selbst auch unseren literarischen Arbeiten oft das Beedienst der Neuheit und Originalität und folglich auch das, ein lebhaftes und tiefes Interesse zu erwecken. Man kennt die Geschichte jener alten Englischen Dame, die sich selbst das Leben nahm, weil sie, seitdem Shakespeare alles gesagt hatte, nichts mehr zu demselben Schnitt kleideten, darüber verzweifelt war, in Europa nichts Dramatisches, Hervorstechendes und Malerisches mehr zu finden. Und dasselbe fast ist jetzt auch der Fall mit unseren Literaturen, die selbst in ihren Schönheiten fad und monoton geworden sind, weil eine die andere kopirt und sie dahin streben, einander immer ähnlicher zu werden. Demzufolge sichtet sich von unserer Kulturexistenz ganz besonders auf die geistigen Erzeugnisse Amerika's, kann sie sollen oder sollten vielmehr die Meinungen und Ideen eines Volkes ausdrücken, dessen sociale Organisation durchaus nichts mit der der Europäischen Gesellschaften gemein hat. Der Philosoph, der Moralist, der Staatsmann müssen begierig seyn, zu erfahren, welches die geistige Nahrung ist, die man der einzigen großen demokratischen Gesellschaft bereitet, die jetzt in der Welt existirt, und in welche Einwirkung diese politische Form auf die Sitten und die Geister ausübt. Man braucht nicht mehr in die Zeiten der Griechen und Römer hinaufzusteigen, um zu erfahren, wie das moralische Leben der Demokratie gestaltet war. Amerika, das wir vor Augen haben, bietet uns ein lebendiges Beispiel dar, ein Beispiel, das um so wichtiger für uns ist, weil es in gewisser Hinsicht vielleicht einzig in der Geschichte dasteht. Man weiß, daß dasjenige, was man in Athen und Rom Demokratie nannte, sehr wenig demjenigen gleicht, was wir jetzt mit diesem Wort bezeichnen. Das Volk von Athen wird als regierend betrachtet; unter dem Volk waren aber die Sklaven nicht mit eingegriffen, die doch zwei Drittel der Bevölkerung ausmachten. Nirgend sind im Alterthum die politischen Rechte einem direkten Antheil an der Regierung zugelassen worden, wenn auch das Prinzip der allgemeinen Zustimmung, welches stets zu beräcksichtigen man sich den Anschein gab, das Gegentheil zu beweisen scheint. Vor dem Beispiele Amerika's gab es also nur mehr oder weniger demokratische Oligarchien, aber keine wahre Demokratie.

Welches Argument bietet aber uns Amerika zu Gunsten der civilisirenden Macht der Demokratie dar? Sind die Geister im Fortschritt begriffen, schreitet die Aufklärung immer weiter vorwärts? Ist die leidenschaftliche Gährung der Massen, die zu gleicher Zeit ein Zeichen und die Folge der Freiheit ist, mit jenem Gefühl von Sicherheit, mit der Stätigkeit der traditionellen Ideen vereinbar, ohne die es für ein Volk weder moralische Kraft, noch wahre Civilisation giebt? Wir wollen nicht behaupten, daß diese Elemente nicht vorhanden seyen zur Lösung jener großen socialen Frage, um die es sich seit dem Beginn aller Dinge gehandelt, nämlich welches die passendste Regierungsform für den Menschen sey. Will man indeß wissen, ob die Institutionen eines Volkes auf seine Ausklärung und Erhebung hinwirken, ob sie ihm einen ruhigen Geist, eine hohe Civilisation verleihen und noch zu gleicher Zeit jener kriegerischen Elemente bedarf, jene militairische Gewandtheit bewahren, die selbst jenen Anschein einer Gefahr von außen fern halten, so studire man seine Literatur, man sehe zu, was seine Denker, seine Dichter sagen. Ist ihre Sprache niedrig und trivial, sind ihre Bilder schwerfällig oder übertrieben, ihre Gedanken gemein, oder tragen sie den Charakter wahrer, sich Mittelmäßigkeit, so kann man sicher seyn, daß ohne eine gründliche geistige Wiedergeburt hier keine echte Civilisations-Keime, kein wahrer Prinzip moralischer Größe vorhanden sey.

Wir wollen jedoch keineswegs alles eben Gesagte auf die Zustände beziehen, welche die Amerikanische Demokratie gebildet hat. In ihrer Literatur giebt es zwei sehr von einander unterschiedene Epochen. In der ersten bemerken wir eine wahre Erhebung, als Washington, Franklin, Jefferson, Madison, Hamilton, Jay, alle die Unterzeichner der Unabhängigkeits-Erklärung, edle und aufgeklärte Geister, gehören dieser ersten Epoche an. Lest ihre unsterblichen Werke und vergleicht sie mit denen der gegenwärtigen Generation. Welch ein Unterschied! Bevor Amerika gänzlich die politischen und literarischen Traditionen des monarchischen Europa's abschüttelte, als die öffentliche Meinung sich noch im Uebergangspunkte befand, hat es große Schriftsteller, kühne Denker hervorgebracht; als aber die Umwälzung vollzogen, die neue Ordnung der Dinge sich gänzlich von den alten societalen Elementen losgelöst hatte, da schrint es, als wären die Geister plötzlich stumpfer geworden. Nicht mehr an die Gebildeten, an die geistig Hochstehenden wendet sich der Amerikanische Schriftsteller; nicht mehr nach ihrer Einsicht und ihrem Geschmack regelt er seine Gedanken; sein Publikum ist zahlreicher, aber roher geworden. Sein Ziel sind die Massen, die in der Literatur wie in der Politik herrschen. Man begreift leicht, daß sich alle seine Ideen gezwungen den Instinkten, Vorurtheilen und Gewohnheiten dieses neuen akademischen Tribunals fügen müssen. Es wird ihm also in seinen Erzeugnissen die Aufgabe gestellt, dieses Publikum auf jene Ausdrucksweise und den Stand- oder Rangton abzuspiegeln, ja selbst gegen das Talent, gegen Alles, was über das Gewöhnliche hervorragt; eine Abneigung, die eben so wohl heut zu Tage, wie vor tausend Jahren, einen der charakteristischen Züge des demokratischen Geistes ausmacht. Die alten Demokratieen mißtrauten selbst dem von ihnen mit Lob gekrönten Verdienste, und die modernen Demokratieen stehen ihm nicht minder feindselig bereit. Nur erst wenn ihre großen Männer im Grabe ruhen, fällt es ihnen ein, sie zu ehren; lebend werden sie zwar nicht mehr verbannt, wie einst Aristides und Coriolan, aber man verleumdet ihre Absichten, man greift ihren Charakter an, und die Menge ist immer leichtgläubig genug, um die gehässigsten Schmähungen des Neides und die unwürdigsten Verläumdungen der Bosheit zu glauben. Nur so mag es kommen, daß das arme Menschengeschlecht sich zu seiner Zeit und an keinem Orte seiner einwohnenden Schwächen entkleidet; unter jeder Regierungsform und im Dienste jeder Sache tritt das höfische Wesen hervor, und oft entdeckt man nur zu deutlich da sein Wieken, wo man zuletzt nur uneigennützigen Patriotismus zu sehen glaubte. Da wo die Kapitalvollkommenheit in den Künsten, in der Poesie, in der Beredsamkeit, in Schriftstellier schwach genug, ihr Talent dazu herabzuwürdigen, daß sie den Eingebungen eines beschränkten Neides oder einer großen Unwissenheit das Wort reden und denselben schmeicheln, und eine fruchtbare, ja in gewisser Art unerschöpfliche Mittelmäßigkeit tritt an die Stelle jener Werke ausgezeichneter Geister, die zwar selten sind, aber doch zuweilen für den monarchischen Völkern ihr Jahrhundert erschüttern und erleuchten.

Dieser Ausspruch mag vielleicht zu streng erscheinen, aber man musterе die Liste der jetzt lebenden Amerikanischen Schriftsteller, und man wird ihn nur gerecht finden. Kaum sind oder sechs Namen sind der Erwähnung werth, und diese gehören in gewisser Beziehung fast eben so wohl Europa wie Amerika an. Washington Irving ist ganz unbestritten einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Schriftsteller des Jahrhunderts. Wer sein Braebridge-Hall, seine Geschichte von New-York, die Erzählungen eines Reisenden und jenes große Werk, das allein schon hinreichend wäre, seinen Verfasser berühmt zu machen, das Leben des Columbus, gelesen hat, alles Arbeiten, die einen scharfen, geläuterten Geist, feltene Forschungskraft und ein ausgebildetes, sicheres Urtheil bekunden, der giebt zu, daß die Lobeserhebungen, die sowohl Europa wie Amerika dem Verfasser dieser Schriften zollt, keineswegs übertrieben sind. Wenn nun aber auch Amerika das Recht zusteht, den Namen Washington Irving's ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen, so hat sich doch im Schoße Europa's, das er fast gar nicht verlassen, erst das Talent dieses Schriftstellers entwickelt, gebildet, und auch in den Vereinigten Staaten hat Washington Irving seine Verehrer und sein zahlreichstes Publikum gefunden. Seine Ideen richten sich auch mehr nach unserem Geschmack, als nach dem seiner Landsleute, und das wahrscheinlich auf eine ihm selbst unbewußte Weise. Dieselben Bemerkungen finden auch auf Cooper ihre Anwendung, dessen mit Recht gefeierte Romane auch ohne Zweifel durch die Erfolge Walter Scott's hervorgerufen wurden und sich ganz augenscheinlich dem Europäischen Geschmacke anfügen.

Wir wollen also in Rücksicht auf diese Schriftsteller Herrn Bail nicht entgegen seyn. Wir geben gern zu, daß er diese beiden schönen Namen auf das Frontispiz seines National-Pantheons einschreibe, wenn er nur sinnerleits zugiebt, daß sie eine Ausnahme unter den Amerikanischen Literaten bilden. Tucker, Storp, Livingston, Sparks und besonders Channing, welche der jetzigen Generation angehören, sind zweifelsohne verdienstvolle Schriftsteller; wir sagen denselben noch Clay und Webster bei, deren Redner-Talent von Bedeutung ist; dann aber entdecken wir nur höchst undedeutende geistige Berühmtheiten in den Annalen des heutigen Amerika's.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

England.

Das Sprechen vom Schaffot herab.

(Schluß.)

Laud, der berühmte Erzbischof von Canterbury, hielt vom Schaffot herab eine lange Predigt über eine Bibelstelle (Luca 12, 2) und übergab sie darauf förmlich dem Dr. Stern mit der Bitte, sie den übrigen Priestern zu zeigen; in dem Augenblicke bemerkte er Jemand, der seine Worte nachschrieb: Mein Herr, wandte er sich zu diesem, sehen Sie genau, veröffentlichen Sie keinen falschen Bericht. — Das versprech' ich Ihnen, antwortete der Schreibende, Gott strafe mich, wenn ich mein Wort breche.

Das ganze Schaffot war von den Feinden des unglücklichen Greises so erfüllt, daß er Mühe hatte, zu dem verhängnißvollen Block zu gelangen. Ich bade gebeßt, sagte er mild, man werde mir wenigstens Platz zum Sterben lassen. Einige der Nahestehenden wichen schen zurück; er blickte zur Erde und sah durch die Spalten des Gerüstes mehrere Personen, welche unter demselben standen. Ich bitte Sie, sagte er zu den Offizieren, lassen Sie diese Menschen hinwegtreten, ich will nicht, daß mein Blut auf Ihre Köpfe fließe. Hierauf befahl er seine Seele in die Hände Gottes, gab dem Nachrichter einige Stücke Geld und sprach: Gott vergebe dir, wie ich dir vergebe; erfülle dein Amt mit Schonung.

Um den Herzog von Monmouth waren vier Bischöfe in der Stunde seiner Hinrichtung, die in ihn drangen, er solle, vom Gerüst herab, seinen Irthümern als irrig bekennen. Er trat an den Rand des Gerüstes und sprach:

Man hat in letzter Zeit eine Frau angeklagt, die mit mir bekannt war, Lady Henriette Wentworth; ich habe kein Unrecht mit ihr begangen, unser Verhältniß war vor Gott durchaus edel und schuldlos.

Einer der Bischöfe. Vielleicht in Ihrem Sinne schuldlos. Doch ich dächte, Sie hätten in dieser Stunde an passendere Dinge zu denken.

Der Gerichtsdiener. Herr, sind Sie mit dieser Frau verheirathet gewesen?

Der Herzog von Monmouth. Hier ist der Ort nicht, auf Fragen der Art zu antworten.

Der Gerichtsdiener. Herr, ich hoffe, Sie würden Reue zeigen über Ihren Verrath und über das Blut, das Sie vergossen.

Der Herzog. Ich sterbe sehr reuevoll.

Der Erzbischof. Sie können vor dem Tode kein besseres Werk thun, als Ihre Reue durch ein öffentliches Bekenntniß an den Tag zu legen.

Ich habe in einem Manuskripte, welches in Ihren Händen ist, gesagt, was ich zu sagen hatte, und berufe mich auf das Manuskript; ich sterbe gefaßt, denn ich weiß, daß ich zu Gott gehe.

Doch Ihr Bekenntniß muß öffentlich seyn und alle einzelne Punkte berühren.

Pfylorb, entgegnete der Herzog, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich in Frieden sterben.

Wir verlangen nur wenige Worte.

Im Namen Gottes, lassen Sie mich sterben.

Alsdann können wir nicht mit der Innigkeit für Ihr ewiges Wohl beten, mit der wir es gethan hätten, wenn Sie ein öffentliches Bekenntniß abgelegt hätten.

Mein ernstes Gewissen ist die beste Fürbitte bei Gott. Ich habe Niemand Unrecht gethan.

Wie? sind Sie nicht mit gewaffneter Hand in das Reich eingebrochen und haben das Blut so vieler Unschuldigen vergossen?

Das gestehe ich und bereue es.

Diese Worte sprach der Herzog zu leise, als daß sie die versammelte Menge hätte verstehen können, daher wiederholte sie der Gerichtsdiener mit lauter Stimme im Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen.

Hierauf drang man in ihn, für den König zu beten, damit dieser seine Frau und seine Kinder schone.

Meine Frau und meine Kinder? was haben die verbrochen? Handelt mit ihnen, wie Euer Gewissen es Euch räth.

Nach langem Zureden ließ sich der Herzog bewegen, ihrem stets wiederholten Rufe: „O betet, Gott schütze den König!“ ein Amen! hinzuzufügen. Hierauf näherte er sich dem verhängnißvollen Block und fing sich zu entkleiden an. Die Bischöfe gaben ihn auch jetzt noch nicht los; sie drangen in ihn, er sey Soldat gewesen, so solle er die Soldaten, welche das Gerüst umgaben, zur Treue gegen den König ermahnen und ihnen sein eigenes Unglück als das verdiente Schicksal eines Rebellen entgegenhalten.

Der Herzog wendete sich zum Henker und gab ihm zehn Guineen: Dies nimm und vollführe Dein Amt gut, setzte mich nicht wie den Lord Russell; ich höre, ihn hast Du erst beim dritten oder vierten Streich getödtet. Wenn Du mich auf den Streich sicher triffst, so erhältst Du von meinem Diener noch zehn Guineen.

Ich hoffe, sie zu verdienen, versetzte der Scharfrichter.

Der Herzog legte das Haupt auf den Block, doch erhob er es alsbald noch einmal und bat den Scharfrichter, ihm das Beil zu reichen, damit er fühlen könne, ob es hinlänglich geschärft sey.

Als er sich hiervon überzeugt hatte, legte er den Kopf auf den Block zurück. Dieses Schweigen durchlebt einige, das Beil blitzte und fiel dumpf. Ein Schreckensruf durchflog die Reihen des Volkes. Der Henker hatte gefehlt, und der Herzog, nur leicht verwundet, wollte aufspringen, sich über seine Ungeschicklichkeit zu beklagen. Doch in demselben Augenblicke folgte ein zweiter, ein dritter Streich, noch war der Kopf nicht vom Rumpfe getrennt, und alle Glieder des Unseligen zitterten krampfhaft. Der Henker warf das Beil von sich und schrie schaudernd: Gott strafe mich! ich bring' es nicht zu Ende, mir fehlt der Muth.

Die Menge drang wüthend auf ihn los, kaum konnten die Soldaten sie zurückhalten; die Bischöfe und Gerichtsdiener geboten ihm, bei Gefahr seines Lebens seine Schuldigkeit zu thun. Er nahm das Beil wieder auf, that noch zwei Streiche, und als auch diese noch nicht hinreichten, zog er die Fleischen mit seinem Taschenmesser durch.

IV.

Die hier aufgeführten Beispiele fallen faß sämmtlich in die Zeit der Regierung der Tudors und Stuarts. Vor dem Auftreten Heinrich's VII. läßt sich die Sitte, vom Schaffot Reden zu halten, nicht nachweisen, und nach Jakob II. werden die politischen Hinrichtungen so selten, als daß wir, wie früher, durch Aufzählung derselben zu allgemeinen Resultaten kommen können. Der Grund dieser erfreulichen Erscheinung war theils eine Umgestaltung der kriminellen Justiz, theils die größere Gesittung, welche nach und nach eintrat. Das Schaffot wurde in der Folgezeit nie mehr weder zur Renverbühne noch zum Theater mißbraucht. Die letzten, welche als politische Verbrecher hingerichtet wurden, der unglückliche Thistlewood und seine Genossen, versuchten nicht einmal, sich an das Volk zu wenden.

So wurde die Sitte, vom Schaffot zum Volk reden, durch kein Gesetz geschützt, sie beruhte nur auf dem Herkommen. Würde man nun den Verurtheilten, die sich heute auf sie beriefen und zum Volke sprechen wollten, es gestatten oder verweigern? Ohne Zweifel werden Diebe und Mörder stets das Recht behalten, um Gnade zu flehen und die Reue über ihre Verbrechen öffentlich auszusprechen; doch darf man politischen und religiösen Märtyrern noch gestatten, das Volk aufzuwiegeln, ihrem Beispiele zu folgen? Diese Frage zu entscheiden, überlassen wir der Zukunft.

(Nach den State-trials und dem Newgate-Calendar.)

Frankreich.

Royer Collard.

Der Mann, der diesen Namen trägt, ist mehr als ein gewöhnlicher Staatsmann, mehr als ein Minister; er ist das Haupt und der Stifter einer socialen Meinung, und er hat eben so seine persönliche Regierung gehandhabt, wie er seine eigenthümliche Philosophie gelehrt hat.

Royer Collard emigrirte nicht wie andere Emigranten, er ging 1792 nicht nach Koblenz und 1830 nicht nach Holy-Rood; seine Emigrationen führen ihn gewöhnlich in den Schooß des Parterre, wo er sich seinem niederläßt. Sie hat er im Rathe der Fünfhundert unter der Republik, und so that er in der Deputirten-Kammer unter dem jüngeren Zweige der Bourbonen. Er wird in einigen Monaten als Aeltes-Präsident den Stuhl besteigen, auf den ihn im Jahre 1828 seine monarchisch-liberalen Grundsätze unter dem Jubelrufe Frankreichs geführt haben, nachdem er an einem und demselben Tage von sieben Stuhl-Kollegien zum Deputirten ernannt worden war. Und wir wollen für die Andachtaren, die ihn vergessen, und für die jüngere Generation, die ihn nicht kennt, einige Hauptzüge dieser ausgezeichneten Physiognomie hier geben.

Royer Collard gehört einer jener alten bürgerlichen Familien an, die durch ihr hervorragendes Alter und durch die Erziehung ihrer Mitglieder mehr Ansehen gewonnen haben als manche Adelsfamilie. Er gehört dem Stande an, aus welchem die Könige von Frankreich seit Franz I. ihre Almoseniers, ihre Agenten und Minister genommen haben; aus welchem Ampol, L'Hôpital, Marot, Desyerriers, der Präsident Jannin, Louvois und Colbert hervorgegangen sind; aus einem Stande, welcher der Monarchie mit wahrhafter Hingebung gedient.

Royer Collard ist aus der Champagne, und er strakt ein ausgünstiges Sprüchwort gegen sein Geburtsland Lügen, nachdem schon Racine und Lafontaine diesem Sprüchworte einen großen Theil seiner Geltung geraubt haben. Ist er auch nicht Dichter, wie diese, so schreibt er doch eine Prosa, wie diese Männer sie wünschten. Racine barg unter der Hülle seiner zarten Ausdrücke eine beißende Ironie, Lafontaine gab unter der Zuckerhülle seiner liebenswürdigen Unbefangenheit einen Kern von politischer Tiefe, und auf gleiche Weise birgt die metaphysische Wolke, welche Royer Collard umgiebt, einen Schatz von Sarkasmus, Spott und Esprit.

Er hatte zu Paris sein Studium der Rechte eben beendigt, als die Revolution ausbrach. Er hat die Gräuel derselben in der Nähe gesehen und wurde aus ihren Gefahren von — Danton gerettet, der aus Gefühl der Landsmannschaft der Erhalter, wenn nicht der Führer des jungen Mannes seyn wollte.

Das Werk, welches die allirten Mächte im Jahre 1814 vollbrachten, die Bourbonen auf Frankreichs Thron zurückführen, war schon 1797 nahe daran, ausgeführt zu werden. Die sogenannten Clichyfien*) Pichegru, Barbé-Marbois, Simeon Portalis wollten den constitutionellen Geist von 1789 an die Stelle der Brutalitäten von 1793 setzen; sie wollten die verbannten Fürsten zurückrufen, wenn diese sich verpflichteten, einem Theile ihrer früheren Rechte zu entsagen, und sich den unvermeidlichen Folgen der geschehenen Umwälzung der Ideen unterwürfen. Zu dieser Zeit war Royer Collard Mitglied der Fünfhundert, in deren Schooß jene Verhandlung von den Eingeweihten gepflogen wurde. Er war noch mehr, er war Korrespondent Ludwig's XVIII. und hierdurch die Seele, der Gedanke und die Feder derer, die da wünschten, daß die

*) Sie hielten in dem Orte Clichy bei Paris ihre Zusammenkünfte.

Digitized by Google

Bourbonen nach Frankreich und nicht in ihr Reich zurückkehrten. Royer Collard setzte alle Bedingungen fest; er redete zu seinem erlauchten Korrespondenten im Namen Montesquieu's, im Namen der Erfahrungen Englands; er führte die Sprache eines ernsten Lehrmeisters, und seine Worte wurden gehört und gefürchtet. Er war es auch, der seinen Brief Ludwig XVIII. an Bonaparte aufgesetzt, der so viel Aufsehen gemacht hat.*)

Als die Triumphe der konsularischen Diktatur die Royalisten erbitterten, als Ludwig XVIII. von der Verzweiflung sich beherrschen ließ und die Georges Cadoudal den friedlicheren Gang der Unterhandlung ersetzten, da hörte Royer Collard auf, Korrespondent zu seyn. Er brach nicht mit den Prinzipien der Monarchie, wohl aber mit seinen, mit solchen Pläne, welche allein machen wollten. Er wendete sich wieder zu seinen unterbrochenen Studien der Philosophie der Port-Royalisten, unter welchen zu jeder Zeit ein Glied seiner Familie war.

Fontanes, der Großmeister der Kaiserlichen Universität, setzte ihn auf den Lehrstuhl der Philosophie und machte ihn zum Dekan der Fakultät. Fontanes war sich gleichsam Diener eines zweiten Augustus, und er fand Mittel, die am Fürsten kompromittirten Cinna's mit seinem Kaiser zu versöhnen. Leute wie Delille, Bonald und Royer Collard wurden für den Dienst gewonnen, ohne daß sie ihre monarchischen Wünsche aufgaben. Der Letztere trug die Skotische Philosophie vor und wurde der Lehrer von Männern wie Cousin, Jouffroy und Jamiuet.

Die erste Restauration sah ihn bereit für die neuen Begebenheiten, ohne daß ihn die früheren kompromittirt hätten. Ludwig XVIII., sein früherer Korrespondent, und der Minister Montesquieu's bedienten sich seines Rathes bei der Redaction der Charte, machten ihn zum Staatsrath und zum Direktor der Buchdruckereien und des Buchhandels. Die zweite Restauration machte ihn zum Großmeister der Universität, nachdem ihn seine getreue Champagne im Arrondissement Vitry le-Français zum Deputirten gewählt.

In der Kammer, an der Universität und in den Conseils des Königs empfing man die Schätze seines metaphysischen Nachdenkens und seinen konstitutionellen Geist. Alle Ministerien liebkosten ihn wie eine reifersüchtige und unumschränkt herrschende Egeria, wenn er war das Orakel und die Inspiration des ganzen Französischen Torpismus, der das Königthum liberalisiren und die Nation royalisiren wollte.

Unter der Herrschaft der rechten Seite, als die blinde Verwaltung des Billele ans Ruder stieg, gab er seine Entlassung und beschränkte seine öffentliche Thätigkeit auf seine Pflichten als Deputirter. Der Sieg von 1827 zwang das Ministerium des Königthums, an die Präsidenten der Kammer anzuknüpfen. Er war ein würdiger Chef der Opposition im Kampfe der beiden Prinzipien, und er wünschte, daß die Demokratie aus den Ufern trete, und daß das Königthum sich in sein constitutionelles Bett zurückführen lasse. Gewählt von sieben Wahl-Kollegien, glaubte er sich Herr der öffentlichen Meinung, und er regierte beharrlich auf einen Sieg der Tribune, niemals auf eine Revolution. Daher kam es, daß er im Juli 1830 nicht die Ehrenbezeugungen der Triumphe, sondern die Trauerkleidung und die Niedergeschlagenheit eines Besiegten annahm.

Haben wir bisher vom Staatsmann und seinen Grundsätzen gesprochen, so wollen wir einige Worte von seiner Persönlichkeit und seiner Haltung im gesellschaftlichen Leben sagen:

Er ist 1763 geboren und durch Allianzen mütterlicher Seite mit dem Adelsstand verwandt, und hiervon mag er, gleich Cuvier, einen Geschmack für alle Familiengeschichte und Wappen erhalten haben. Seit langer Zeit trägt er graues Haar, das noch durch eine Perücke, die den starken runden Kopf bedeckt, gehoben wird. Sanguinischen Temperaments, ist er dabei mäßig, enthaltsam, obgleich er innerhalb der Gränzen der Weisheit zu genießen versteht. Er ist einfach in seinen Gewohnheiten, ohne Stolz, und er scheint mehr durch sein Alter als durch sein Auftreten zu imponiren. Seine geringe Parthörigkeit überreizt er manchmal boshafterweise, um nicht zu antworten, wo es ihm nicht gefällt. Gerade so wie es Manches macht, wenn man mit ihm nicht sprechen will.

So sehr er auch für einen Mann seiner Zeit gehalten seyn will, so blieb er doch ein Mann der Vergangenheit durch seine Sitte und seine socialen Ansichten, seine Geisteseinrichtung und seine Erinnerungen. Es ist 15 oder 20 Jahre her, daß er seine Journale gelesen hat; und zwar mehr, weil er einen Widerwillen gegen ihre Grammatik hat, als wegen ihrer Politik. Die neue Grammatik macht ihm Schmerz, die Politik macht ihn lachen. Er gehört in der literarischen Klasse kern an, und wenn er manchmal Neuerer oder gar dunkel ist durch die Idee, so drückt er sich doch elegant, klar, streng und genau aus. Er will für einen Mann gelten, der es mit den Schriftstellern des 18ten und 17ten Jahrhunderts hält, und dies erklärt sein Bescheid an Victor Hugo, der ihn um seine Stimme für die Akademie bat: „Mein Herr, ich kenne Ihre Schriften nicht, ich lese nicht mehr, ich wiederhole (Je ne lis plus, je redis)."

Auch die Erneuerungen Scribe's und Dupaty's waren ihm schmerzlich.

Die moderne Wohlredenheit vollends mißfällt ihm arg, und diejenigen, welche als die mit derselben am begabtesten gelten, binnen am meisten zur Zielscheibe seiner üblen Laune. Eines Tages, als Remusat die Tribune verließ, auf der er eben eine seiner körnigsten Reden hielt, sagte der alte Chef der Doctrinaire zum Nachbarn: „Ich begreife nicht, wie man Ohren für diesen jungen Menschen haben kann, wenn man Beine hat, um davonzulaufen." Obgleich er dem Redner nur halbe Ohren schenken konnte, so hatte er doch mit der Hälfte schon so viel, daß er sich bessere Seine wünschte. Ohne Zweifel ist ihm, trotz seiner Parthörigkeit, doch ein Ausspruch von Remusat zu Ohren gekommen, der so lautet: „Der Doctrinaire ist ein unverschämtes Wesen a.c."

Zu Odilon Barrot sagte er: „Mein Herr, ich kenne Sie seit langer Zeit, vor 40 Jahren habe ich Sie schon gesehen, damals nannten Sie sich Pétion."

In unseren Tagen hat er sich zum Stillschweiger verdammt, und für die ganze Politik des Tages hat er nicht einmal ein verächtliches Wort, sondern nur ein O! und ein Ach! Und dieses studirten seine Freunde; dieses O! und Ach! so manchmal nur ein Husten, ein Seufzer, ein Achselzucken gilt ihnen mehr als manche lange Rede Anderer. Sie vergleichen sein Schweigen mit dem berühmten Schweigen des Mirabeau und Siéyes und halten es zwar für ein öffentliches Unglück, aber für gerecht, für eine Strafung des jungen Geschlechtes, welches der Reden eines Royer Collard unwürdig ist. Dagegen erklären es seine Spötter für seine Heuchelei, für den bedauernswerthen Wunsch, den einmal erlangten Ruf in Würde nicht zu kompromittiren, und es fehlt ihnen freilich nicht an Gleichnissen, berühmte Männer früh aufhören zu sprechen und zu schreiben, weil sie nicht das so frühzeitig genossene weiche Vorbertlager zum Einsatze in einem Spiele benutzen wollen, das neue Vorbeeren bringen, die alten aber auch wegnehmen kann.

Seine politischen Freunde waren bloß Tallerand, Molé, Guizot und Decazes. Ersteren hielt er für seinen Lehrer, den Zweiten für seinen Schüler, den Dritten für seinen Mitarbeiter, den Vierten für seinen Dupe. Broglie, Dubois, Thiers, Remusat und Mignet hält er für kleine Girondisten in der Politik, für große Jakobiner in der Grammatik.

Von der Nähe von Valençay hat er ein kleines Landhaus, und von hier aus schreibt er nach Paris nur an zwei von den genannten Männern. Dagegen soll er mit seiner Nachbarin, der Herzogin von Dino, eine eigenthümliche Korrespondenz eröffnet haben, die eine Art von politischer Intrigue enthält.

Eine seiner Töchter ist an Herrn Andral, einen der berühmtesten Aerzte, verheirathet; und zwei seiner Neffen, die seinen Namen tragen, haben sich auch einige Eigenschaften seines großen Oheims. Der sein glückliches Alter ist in der neuesten Zeit von einem grausamen Schlag getroffen worden. Er hat ein Kind durch den Tod verloren, das die Freude und der Trost seines Greisenalters war. (F. F.)

Mannigfaltiges.

— Der Mirza. Unter diesem Titel hat der Verfasser des „Padschi Baba", Herr James Morier, eine neue Reihefolge Persischer Erzählungen herausgegeben, wie wir dergleichen schon mehrere von seiner gewandten Feder besitzen. Der „Mirza" ist auch solche orientalische Maske wie jener „Padschi". Ersterer bedeutet bekanntlich einen Prinzen, und meistens enthält man solchen seinen großen Titel. Der sein glückliches Alter ist in der neuesten Zeit von einem grausamen Schlag getroffen worden. Er hat ein Kind durch den Tod verloren, das die Freude und der Trost seines Greisenalters war. (F. F.)

— Der Mirza. Unter diesem Titel hat der Verfasser des „Padschi Baba", Herr James Morier, eine neue Reihefolge Persischer Erzählungen herausgegeben, wie wir dergleichen schon mehrere von seiner gewandten Feder besitzen. Der „Mirza" ist auch solche orientalische Maske wie jener „Padschi". Ersterer bedeutet bekanntlich einen Prinzen, und meistens enthält man solchen seinen großen Titel. Der Mirza, wenn man eine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina gemacht. „Mirza" dagegen hat zweierlei Bedeutungen; nach dem Namen gesetzt, kommt es nur einem Prinzen des Königlichen Hauses zu, wie Abbas Mirza (L. Mirza); vor dem Namen dagegen zeigt es einen Hofbeamten oder einen Großwürdenträger an. Der Mirza Morier's ist ein Hofbeamte, den er in der Umgebung Zeid's, Gouverneurs von Persien, gefunden will, der ihm manche anmuthigen orientalischen Geschichten erzählte, die er uns jetzt mittheilt. „Der Orient", bemerkt Hr. Morier, „wie wir ihn durch seine Erzählungen kennen, sängt allmälig an, von der Welt zu verschwinden. C'est le commencement de la fin. Vielleicht haben wir die letzte Nachlese gehalten, den letzten Nahlick des mächtigen Gemäldes und seine weiten Schattenreihen, die immer voll, wenn Jene nun den zierlichen Rahmen des Fensters verlassen, sind doch unbedeutender ist doch und würdig der ernstesten Betrachtung jene Thatsache, daß das ganze Gebäude des Muhammedanismus so plötzlich und gleichzeitig von allen Seiten durch Ereignisse sich bedroht sieht, die kein menschlicher Verstand vor wenigen Jahrzehnden noch geahnt hätte! Die Derbevel, Aegypten, Syrien, die Ufer des Euphrats und des Tigris, das Rothe Meer, Konstantinopel, Klein-Asien, Persien und Afghanistan, alle haben mehr oder weniger den Einfluß Europäischer oder anti-Muhammedanischer Agentien empfunden. Vielleicht sieht die gegenwärtige Generation noch kein neues Gebäude erstehen, aber sicher hat sie den Grund zu demselben schon legen sehen."

— Philosophie in England. Ein Herr Charles Bray in in England als Philosoph auferstanden, der ein neues System entdeckt haben will. Er nennt dasselbe die „Philosophie der Nothwendigkeit", weil er in einem „Gesetze der Konsequenzen" entwickelt, wie sie sich auf die Vernunft-, Moral- und Social-Wissenschaft anwenden lassen.*) Die Englische Kritik dieses Systems beschränkt sich jedoch auf den zwar allen, aber bezeichnendsten Ausspruch: „Was daran neu ist, ist nicht gut, und was gut ist, nicht neu."

*) Der Vers. meint hier den Brief, worauch Ludwig die angeblich Aufforderung Bonaparte's, seine Thronrechte anzugeben, beantwortet. Bekanntlich hat Bonaparte damals und später die Aufforderung, die von der Französischen Gesandtschaft zu Berlin aufgegangen seyn soll, dementirt; das Antwortschreiben bleibt nichtsdestoweniger ein merkwürdiges Aktenstück der Zeit. D. Uebers.

*) The Philosophy of Necessity, or the law of consequences, as applicable to mental, moral and social science. By Charles Bray. In two volumes. London, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Mittwoch den 8. Dezember 1841.

Holland.

Hollands Verpältnisse zu Java.

Von T. Marmier.

Wäre ich Mitglied jener reichen Holländischen Societät, die unter dem Namen der Handels-Maatschappij bekannt ist, oder auch nur ein schlichter Bürger des Königreichs der Niederlande, so würde ich darauf antragen, daß man an der Spitze des Helden ein Monument errichtete, auf welches der Name Houtman eingegraben wäre. Stein und Erz sind öfter dazu verwendet worden, um weniger berühmte Menschen zu verewigen. An der Spitze des Helden war es, wo vor mehr denn zwei Jahrhunderten jene Flotte ins Meer stach, die Holland eine Quelle unermeßlicher Reichthümer eröffnen sollte. Die Bande, welche das Ländchen so geraume Zeit an Burgund und an Spanien gefesselt hatten, waren gesprengt. Wilhelm des Schweigsamen mit Klugheit verbundene Ausdauer hatte über die rohe Gewalt Philipp's II. gesiegt. Ein Panier Bauern und Fischer, angeführt von einigen Edelleuten, die mit Stolz den Namen „Gueusen" (Bettler) trugen, welchen höhnender Spott ihnen gegeben, hatte die blutigen Projekte des Herzogs von Alba zu Schanden gemacht. Der Utrechter Friede besiegelte die Einheit und Freiheit der Niederländischen Provinzen, und von den Ufern der Maas bis zu den Nordgrafen Frieslands organisirte sich eine Republik. Diese junge Republik konnte aber nur durch den Handel bestehen, und Philipp II. schnitt ihr alle Seewege ab, die sie bis dahin so eifrig befahren. Siegreich an ihren Gränzen, fanden die Holländer im hohen Meer eine mächtige Flotte, die ihr Vordringen hemmte. Von Portugal hatten sie die Freiheit des Handels mit Indien erhalten; aber Portugal war jetzt mit Spanien vereinigt, und sein Holländischer Zahrzeug durfte in den Asiatischen Häfen einlaufen. Anfänglich suchten die Generalstaaten durch Aufsuchung eines nördlichen Seweges nach Indien dieses Hindernißz zu überwinden — allein vergebens. Die fruchtlosen Unternehmungen eines Barenz und Heemskeerke bewogen ihre Landsleute, auf ein anderes Mittel zu denken, das ihnen den Handel mit den Produkten des Südens wieder verschaffen könnte. Da offenbarte plötzlich ein Zufall der naturkundigen Welt, was ihre Geographen und Seeleute vielleicht noch lange vergebens gesucht hätten. Ein Holländischer Handelsmann, Cornelius Houtman, wurde in Lissabon festgenommen und als Agent eines feindlichen Landes zu einer bedeutenden Geldbuße verurtheilt. Houtman war ein Mann von vielem Verstande und großer Lebhaftigkeit; er nützte die Zeit, wie er im Gefängnisse zubrachte, um sich bei den Portugiesen nach dem Ostindischen Seewege und nach der Art, wie man dort Handel treibt, zu erkundigen. Als er sich dann heimlichend unterrichtet glaubte, ließ er einigen Aehnlichen von Amsterdam insgeheim anzeigen, daß er, wofern sie ihn einlösten, wieder heimkehren und ihnen wichtige Nachrichten bringen würde. Man schickte ihm das nöthige Geld; Houtman kehrte zurück, meldete ihnen Alles, was er erfahren, und flößte seinen Befreiern so viel Vertrauen ein, daß sie vier Schiffe zur Fahrt nach Indien anrüsteten.

Am 2. April 1595 ging die kleine Flotte unter Segel. Houtman befehligte sie. Er sollte um das Kap der Guten Hoffnung schiffen, bis zu welchem die Holländer damals noch nicht vorgedrungen, an den Küsten die zu Erleichterung des Verkehrs nöthige Kunde einziehen und den Portugiesischen Niederlassungen so viel als möglich auswichen.

Houtman erfüllte seinen Auftrag mit Muth und Geschicklichkeit. Er rekognoszirte die Küsten Brasiliens und Afrika's, ankerte bei Madagaskar, den Malediven und den Sunda-Inseln. In Java angelangt, stellte er sich dem ersten Häuptling der Insel als Admiral vor und schloß ein Bündniß mit ihm. Die auf Java angesiedelten Portugiesen sahen diese Holländische Expedition in Gegenden, die sie selber entdeckt hatten, nicht ohne große Eifersucht. Sie legten Houtman allerlei Schlingen und schritten sogar zu bewaffneter Opposition; aber das glückliche Gefechter überwand alle Hindernisse, besiegte seine Widersacher und führte am 14. August 1597 seine vier Schiffe triumphirend an die Holländische Küste zurück. Auf den Sunda-Inseln hatte er eine Ladung Pfeffer und andere Spezereien sehr wohlfeil eingekauft; sonst war seine Reise in finanzieller Beziehung nicht sehr vortheilhaft gewesen; allein sie öffne eine große, bis dahin unerschlossene Handelsbahn und diente den Holländern zu einem Weg, dessen Beschiffung das Ziel ihrer Wünsche gewesen. Houtman brachte einen von ihm gemietheten Lootsen aus Surate mit, der von den Küsten Indiens sehr genaue Kenntniß besaß.

Man beschloß unverzüglich eine zweite Expedition. Houtman stach von neuem, und zwar mit einer zahlreicheren Flotte, als die erste gewesen, in See und besuchte Madagaskar, Kotschinschina und Sumatra. Der Häuptling dieser Insel empfing ihn anfangs gnädig und erlaubte ihm, seine Schiffe zu befrachten; dann aber änderte er, in Folge Portugiesischer Einflüsterungen, ganz plötzlich sein Benehmen und ließ ihn einsperren. Die Schiffe kehrten mit einer reichen Ladung heim, aber Houtman war im Gefängnisse geblieben. Nach einiger Zeit wurde er wieder in Freiheit gesetzt, jedoch unter der Bedingung, nie wieder nach seiner Heimat abzugehen. In einem Distrikt der Insel verbannt, von den Seinen verlassen und von Seiten derer, die ihn eingekerkert hatten, streng bewacht, unterlag der arme Houtman endlich seinen Leiden.

Die Rückkehr seiner Gefährten erweckte in ganz Holland neue Hoffnungen. Sie brachten ihren Landsleuten nicht bloß sehr nützliche Kunde von den Erzeugnissen und dem Handel der Länder, die sie besucht hatten; sie offenbarten ihnen auch die wahre Lage der Portugiesen in jenen Gegenden. Bis dahin hatte man Letztere an den von ihnen entdeckten Küsten für unumschränkte Gebieter gehalten; jetzt erfuhr man, daß ihr Fanatismus, ihre rohe Habsucht die Eingebornen jener Länder gegen sie empört hatten, und daß sie an mehreren Punkten nur durch Gewalt und beständige Kämpfe sich halten konnten.

Mehrere Provinzen der Niederlande wollten jetzt ihren Kreuzzug nach Indien machen. Indien war das gelobte Land der Kaufleute; von dort her strahlte ihnen das Glück wie ein neuer Messias entgegen. In Amsterdam bildete sich eine Handels-Gesellschaft zur Ausbeutung dieser entlegenen Länder, und nach ihrem Beispiele entstanden mehrere andere in den Provinzen. Jede dieser Compagnieen hatte ihre besonderen Agenten, ihre Comptoirs, und man sah bald ein, daß sie einander alle durch die Konkurrenz großen Schaden brachten. Außerdem mußten sie oft gegen die Angriffe der Portugiesen oder Indischer Fürsten sich vertheidigen, was ihnen, da sie isolirt waren, sehr sauer wurde. So vereinigten sich im Jahre 1602 die verschiedenen kleinen Compagnieen zu einer großen, die den Titel „Ostindische Handels-Gesellschaft" annahm. Die Generalstaaten bewilligten ihr ein Privilegium auf 21 Jahre. In dieser Urkunde war gelagt, die Societät solle das ausschließliche Recht haben, an allen östlich vom Kap liegenden Küsten Handel zu treiben; sie könne Truppen ausheben, Festungen bauen, Länder erobern, Verträge schließen. Das Kapital der Compagnie betrug 23 Millionen Gulden; Amsterdam allein hatte die Hälfte dieser Summe geliefert.

Der fruchtbare Boden von Java und die sehr bequeme vornehmste Rhede dieser Insel bestimmten die Gesellschaft, ihr Haupt-Comtoir hier zu errichten. Einige Monate nach ihrer Organisation rüstete sie 14 Schiffe und mehrere Jachten für Indien aus. Der Admiral Warwick, dem das Kommando dieser Flotte anvertraut worden, gründete das Comtoir Batavia, errichtete ein anderes in den Staaten des Königs von Dschahor und schloß Verträge mit mehreren Bengalischen Fürsten. Im folgenden Jahre liefen 13 Schiffe unter dem Admiral van der Hagen aus dem Texel und kamen 15 Monate später mit koldbaren Spezereien zurück.

Alle diese Unternehmungen waren jedoch von großen Hindernissen und zahlreichen Gefahren begleitet. Die Holländer hatten es mit den Engländern, den Portugiesen, den Spaniern und den Fürsten der Indischen Inseln und Länder zu thun, welchen Letzteren das Kriegliche ihrer Lage immer deutlicher ward. Die Schiffe der Compagnie konnten an keiner Küste verweilen, ohne auf Begegnung mit einer feindlichen Flotte gefaßt zu sein. Auf der hohen See mußten sie oft mit den Spaniern kämpfen, die ihnen wie einem Wilde nachspürten, aber nicht selten entmastet und leck wieder abzogen. Auch in Batavia stieß man auf viele Hindernisse: bald verfolgten Portugiesen und Engländer die Holländischen Schiffe bis in die Rhede; bald störten die Insulaner den Festungsbau.

Trotz dieser stets erneuten Hemmnisse, dieser beständigen Angriffe und blutigen Schlachten, wurde die Holländische Compagnie reicher und mächtiger. Ihre Klugheit und ehrne Ausdauer übermant Alles. Der Muth ihrer Seeleute erschreckte die Flotten Philipp's II. und trug ihre siegreiche Flagge an alle Küsten. Schon war den kühnen Spekulanten Java nicht mehr genug; sie eroberten die Molukischen Inseln, drangen in den Bengalischen Golf, bemächtigten sich der Insel Ceilon, gründeten ein Comtoir auf Japan und rückten gegen China vor.

Digitized by Google

Allein Java blieb der Ausgangspunkt aller Unternehmungen, der Stützpunkt ihrer Flotten, der edelste Juwel im Diademe des Freistaates. Batavia wurde nach und nach eine große und schöne Stadt, man nannte sie die Königin des Ostens. Durch die Engländer gereizt, griffen die Fürsten von Java das in Batavia errichtete Fort zweimal mit bedeutender Heeresmacht an und belagerten es hartnäckig, mußten aber beide Male, von einem kleinen Häuflein geschlagen, abziehen.

Ich werde hier nicht alle die anderen Kriege erwähnen, die Holland bestehen mußte, ehe es in Indien festen Fuß gewann, noch alle die Fehden nambaft machen, die sein langer Kampf mit eifersüchtigen Nebenbuhlern erzeugte; kein seltsamer Kriegsgott scheint der Compagnie ist meinem Zwecke fremd: ich will nur zeigen, durch welches Verwaltungs-System die Compagnie dahin gelangt ist, so große Vortheile aus ihren Kolonial-Besitzungen zu ziehen, und was für verschiedene Phasen sie durchgegangen, um dieses Ergebniß zu erreichen.

Als diese Compagnie das Comtoir auf Java gründete, besaß sie im ganzen Umfang der Insel keinen Zußbreit Land. Etwas später erwarb sie so vielen Raum, als zu Festung und Magazinen nöthig war. Ihr ganzes Gebiet besand sich damals innerhalb ihrer Mauern. Dieser Zustand der Dinge dauerte 70 Jahr (von 1602 bis 1672), und niemals ist, wenn wir die letzten Jahre ausnehmen, ihre Lage glücklicher gewesen, als während dieser. Alle Unternehmungen der Holländer beschränkten sich damals auf Handels-Speculationen. Geschickt und ökonomisch, fern von jeder Idee des Luxus und von aller edlen Ehrbegierde lernte die Compagnie beständig ihre Ausgaben einschränken und ihre Vortheile vermehren. Sie schickte Europäische Waaren, die um wohlfeilen Preis gekauft waren, nach Java, verkaufte sie dort gegen Kolonial-Produkte, die sie dann wieder nach den Häfen von Holland und verkaufte sie sehr theuer. Sie stand nur mit den Fürsten und Häuptlingen der Insel in Geschäfts-Verbindung; diesen überließerte sie ihre Waaren, und von ihnen empfing sie die Erzeugnisse Java's, welche die Eingebornen gefärdtet und in ihren Magazinen aufgespeichert hatten. Durch diesen einfachen Tauschhandel mehrten sich der Credit der Gesellschaft Jahr um Jahr in ungeheuren Verhältnissen. Im Jahre 1653 betrug ihr reiner Gewinn 25,326,682, im Jahre 1673 über 44 Millionen und im Jahre 1693 genau 48,319,507 Gulden. Mit dieser letzten Epoche beginnt aber der Verfall, und was die Größe der Compagnie am meisten hätte bestätigen sollen, war die erste Ursache ihres Unglücks.

Im Jahre 1672 hatte die Compagnie den König von Mataram in einem Kriege, in des er mit mehreren Nachbarn verwickelt war, Beistand geleistet. Um sie dafür zu entschädigen, überließ er ihr den westlichen Theil der Insel Java bis zum Fluße Pambuntan. Später nahm er die Hülfe der Holländer wiederum in Anspruch und überließ ihnen die Häfen und die Provinzen an der Nordküste. Als dieser Fürst endlich im Jahre 1749 starb, vermachte er ihnen alle seine Besitzungen. So wurde Holland Gebieter der ganzen Insel Java.

Seit dem Jahre 1672 zeigt die Holländische Compagnie dem Beobachter eine doppelte Seite. Es ist nicht mehr jene schlichte Handelsgesellschaft, die ihre ganze Zeit und Geschicklichkeit darauf verwendet, Schiffe zu befrachten und Waaren zu verkaufen, sondern unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu verkaufen — es ist eine administrative und militairische Macht, die ein Land verwaltet, Millionen Unterthanen regiert, Truppen besoldet und Fürsten Gesetze vorschreibt. In dieser neuen Stellung war die Compagnie so verwirrt, daß erklärlicher Ansehen der souverainen Familien des Landes zu achten. Die Eingebornen sind gutmüthig und leicht zu beherrschender Natur. Der orientalische Despotismus und die Hitze des Klimas haben sie auf diese Stufe knechtischer und feiger Unterwürfigkeit gebracht. Nur äußerste Tyrannei kann den Javaner aus seiner Apathie wecken und in Verzweiflung stürzen. Er trägt für seine Fürsten und ihre Familien eine Art von abgöttischer Verehrung. Er liefert ihnen ohne Murren den Ertrag seiner Arbeit; er beugt sich geduldig unter ihr Joch. Wenn die Opfer, die man von ihm verlangt, zu schwer sind, wenn er sich dem Elend preisgegeben sieht, so rebellirt er nicht; er sagt dem dreimischen Heerde, wo ein grausames Gesetz ihn verfolgt, Lebewohl und wandert aus. Dies ist die einzige Art von Protestation, die er für gegen die Tyrannei seiner Herrn, für welche er angestammte Verehrung fühlt. Mit dieser gewohnten Resignation fügt er sich auch in ausländischer Oberhoheit, vorausgesetzt, daß sie nur auf ihm selber lastet und nicht auf seine Fürsten übergeht. Er ehrt diejenigen, denen seine Oberhäupter Ehre bezeigen. Beleidigt man die letzteren, so regt sich augenblicklich seine schlummernde Energie. Auf den Ruf seiner Häuptlinge erhebt er sich zornig, und die mächtige Hand, deren Wink ihn gleichsam gebeugt, dringt ihn allein wieder zur Ruhe.

Indem die Holländische Societät mit den Fürsten von Java in Bündnisse trat, versicherte sie sich der Treue ihrer Unterthanen; aber ihre Beziehungen zu den Fürsten blieben nicht dieselben. Vor dem Jahre 1749 kaufte sie die Erzeugnisse Java's zu mäßigen Preisen und nahm geringe Rolle davon, wie ihr die Häuptlinge zu diesen Erzeugnissen verhalfen. Seitdem aber die ganze Insel in ihrem Besitze war, wollte sie dieselbe gänzlich ihrem Interesse unterordnen, ohne auf das die Bande bestandene Herkommen Rücksicht zu nehmen. Um nur immer ansehnlicheren Gewinn zu häufen, drückte die Compagnie ihre zahlreichen Unterthanen ohne Schonung. Wenn der Anbau irgend eines besonderen Produktes bedeutenderen Gewinn verhieß, wurden die Felder neu bestellt, die Familien zu neuer Arbeit angehalten. War irgend ein Handelszweig von Erfolg, so behielt die Compagnie das ganze Monopol so lange, bis nichts mehr auszubeuten blieb. Vom Geize fortgerissen und verblendet, verließen die Holländer die einfache und regelmäßige Bahn, auf der sie sich bereichert hatten, machten unbarmherzig einen Versuch um den anderen, und jeder dieser Versuche war für sie und noch mehr für das Land, das sie ausbeuten, unheilbringend.

Gleichzeitig erwuchsen der Compagnie ungeheure Ausgaben, die sie bis dahin nicht gekannt. So lange sie bloß ihre Magazine und ihre Festung besaß, hatte sie nur die Interessen von ihren Kapitalien, die Dividenden ihrer Actionaire zu bezahlen. Sie unterhielt nur 6 viele Soldaten und Beamte, als das dringende Bedürfniß erheischte. Mit der Souverainetät des Landes bekleidet, hatte sie jetzt ein ansehnliches Heer in ihrem Solde und Beamte in allen Distrikten der Insel. Diese Leute, die ihre Aemter um hohen Preis kauften, ließen sich allerlei Schurkenstreiche und Erpressungen zu Schulden kommen. Außerdem mußte die Compagnie den fürstlichen Familien der Insel kostbare Geschenke machen, um ihr Wohlwollen zu erhalten und dadurch ihre Herrschaft zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Die Literatur des demokratischen Amerika.

(Schluß.)

Doch wie kann es auch anders in einem Lande seyn, wo es bis jetzt noch eigentlich gar keinen Gelehrtenstand gegeben hat? Kaum vermöchte man zehn Schriftsteller anzuführen, die nicht auch zu gleicher Zeit noch nebenbei irgend ein anderes Gewerbe betrieben. Sie sind meistentheils Advokaten, Aerzte, Kaufleute, Missionaire und zumeilen, wie dies mit Franklin und dem Doctor Bowditch der Fall war, Setzer in einer Buchdruckerei oder Mechaniker. Die Geschäfte, die Politik, die gleichfalls für jeden ein Geschäft und zwar das bedeutendste ist, weil es in genauester Verbindung mit seinem eigenen Interesse steht, nehmen die ganze Zeit eines Bürgers der Vereinigten Staaten in Anspruch. Es ist hier ein verworrenes Gewirr von unbenennlichen Stimmen, ein allgemeiner Wirrwarr, eine große Marktbude, wo alle Leute sich drängen, sich stoßen, sich beschimpfen, sich bekämpfen, kurz, wo Alles Gegenstand des Streites, der Discussion wird, ohne daß jemals aus dieser Reibung der Geister leuchtende Funken des Genies aufsprühten.

Wenn wir jedoch die Massen in Amerika betrachten, so werden wir sehr verhältnißmäßig aufgeklärter als sonst irgendwo finden. Besonders ein Jeder kann lesen, Jeder besitzt etwas Kenntnis von Geschichte. Der geistige Horizont ist nicht weit ausgedehnt, aber Alles, was er umfaßt, lebt und bewegt sich. Man mag immerhin den Menschen auch die freieste Regierungsform geben, nie wird es doch gelingen, die Massen von dem strengen Gesetz zu befreien, das sie zu beschränkter Arbeit verurtheilt; diese aber stellt dem Aufschwunge des Geistes, gewiß auch einer freieren Entwicklung der Fassung, seine Grenzen. Die Massen haben und werden immer beschränkte Vorurtheile haben, gegen die es keine Hellmittel giebt. Das Unglück Amerika's in literarischer Hinsicht ist, daß alle Macht im Besitz der Massen sich befindet und daher auch alle geistige Anregung von ihnen ausgeht. Dies möchte wohl ein Grund a priori seyn, warum es unter demokratischer Verfassung eine so glänzende Literatur geben wird. Doch ist die Demokratie nicht die einzige Ursache der literarischen Mittelmäßigkeit, in welcher sich Amerika befindet. Schon von ihrem Ursprung an hat die Gesellschaft in Amerika einen Charakter ganz besonder herber Strenge angenommen, der gewaltsam alle Fortschritte der Wissenschaften und Künste verzögerte. Die ersten Englischen Auswanderer waren bekanntlich strenge Puritaner, welche religiöse Verfolgung aus ihrem Vaterlande vertrieb. Sie und ihre Nachkommen mußten natürlich eine große Vorliebe für theologische Forschungen, für Glaubens- und Dogmen-Fragen besitzen; auch sind die damals in Amerika erschienenen Bücher fast nur Abhandlungen über geistliche Streitigkeiten, Katechismen oder Predigten. Uebrigens war zu jener Zeit sowohl in der alten wie in der neuen Welt der Theologie an der Tagesordnung, und unsere modernen politischen Kämpfe sind gar nichts gegen die dogmatischen Gefechte, die damals geliefert wurden. Die Puritaner, welche lieber ihr Vaterland verlassen, ja selbst den Tod dem Nachgeben gegen religiöse Lehrsätze vorzuziehen hatten, die Puritaner, die sich zu Märtyrern der bischöflichen Unduldsamkeit weihten, sie begannen, kaum eingerichtet in ihrem neuen Zufluchtsort, auch ihrerseits zu verfolgen. Die wenigen Schriften, die um diese Zeit in der neuen Welt erschienen, tragen alle den Charakter einer beschränkten und gehässigen Fanatismus. Ihre Lektüre bietet weder Trost noch Belehrung, höchstens das Lesse für jene trübseligen Geister, die ganz vergessen, daß Unvollkommenheit in der menschlichen Natur erblickt ist, und die sich einbilden, in der Vergangenheit jene Muster von Tugend und moralischer Trefflichkeit zu finden, die sie in der Gegenwart nicht erkennen wollen.

Eigentlich wurden dazumal und selbst noch mehrere Jahre später gar keine Werke in Amerika gedruckt; die Auswanderer sandten ihre Manuskripte direkt nach Europa, von wo sie erst nach ziemlich langer Zeit zurückkehrten. Erst um das Jahr 1700 richtete man die ersten Buchdruckerpressen in den Kolonieen des neuen Kontinents ein; 1701 gab es daselbst erst vier Buchdruckereien. Die Unabhängigkeits-Erklärung verlieh endlich den Wissenschaften und Künsten in Amerika einigen Aufschwung. Befreit von dem Joche des Mutterlandes und dazu berufen, die Grundvesten eines neuen politischen Gebäudes zu legen, sahen die Amerikaner plötzlich in ihren Städten, in ihren Versammlungen jene umfassenden und philosophischen Tendenzen sich kundthun, die in der Natur eines solchen Berufes zu liegen scheinen. Wirklich ausgezeichnete Männer erkannten die Nothwendigkeit, ihre

Digitized by Google

Mitbürger über die Natur der socialen Stellung aufzuklären, in die sie eintraten, sie machten sich aus Werk und entwickelten in einer, der Föderalist betitelten Sammlung die Haupt-Motive, welche der Redaction der neuen Verfassung zum Grunde lagen. Ihre centralisirenden Theorieen riefen, wie das nicht anders sein konnte, eine Opposition hervor. Das bei diesem Kampfe lebhaft bethätigte Volk nahm, je nachdem es sich von seinem Interesse, seiner Neigung oder seinen Vorurtheilen fortreißen ließ, für oder wider die Streitenden Partei. Bald auf, bald ab sinkend, parteiisch, eine Literatur, nicht eine alte, matte Literatur, sondern eine junge, kräftige, die sich selbst und an die Zukunft glaubte. Es ist dies das große geistige Jahrhundert Amerika's; Jefferson, Hamilton, Franklin, Namen, die den Amerikanern mit Recht theuer sind, standen an der Spitze dieser glänzenden Bewegung. Alle oder doch fast alle der genannten Schriftsteller, und später berufen wurden, thätigen Antheil an der Verwaltung des Landes zu nehmen, haben sich als Männer von Herz und Thatkraft ausgezeichnet. Jay diente seinem Vaterlande in der diplomatischen Laufbahn; Jefferson war zweimal Präsident der Union; Hamilton starb, nachdem er mit Ruhm das Amt eines Secretairs der Finanz-Abtheilung bekleidet, durch die Hand eines politischen Gegners, den er durch einen Satisfactionsmachte beleidigt hatte.

Hier machen wir auf eine Analogie zwischen dieser Periode der Geschichte Amerika's und der Geschichte des neueren Frankreichs aufmerksam. In beiden Ländern sehen wir Männer, welche in den Wissenschaften einen Ruf als Geister erster Größe genossen, von ihren Landsleuten zum Behufe der neuen socialen Organisation berufen. Ein Gelehrter, Jefferson, wurde von dem Amerikanischen Kongreß mit der Redaction der Unabhängigkeits-Erklärung beauftragt, und einem Gelehrten, Guizot, vertraute im Jahre 1830 die Französische Kammer das Geschäft an, ihre Protestation gegen die Ordonnanzen zu redigiren. Gelehrte haben in diesem letzten Lande mit eigener Hand den Thron der neuen Dynastie aufgerichtet, sie sind es, die jetzt unter ihren Auspizien und unter ihrer Leitung einfaitet. Und warum sollte dem auch anders sein? Um zwischen der Vergangenheit und Gegenwart einer Gesellschaft die Harmonie wieder herzustellen, welche unvorhergesehene Begebenheiten gestört haben, um ihre alten Gewohnheiten mit den neuen Bedürfnissen in Einklang zu bringen, kurz um sie so vermittelnd, als möglich den Weg betreten zu lassen, aufgeklärten und vorsichtiger Geister, dazu ist ein Glaube nothwendig, aber ein Glaube, den Erfahrung und eine tiefe Erkenntniß der Unvollkommenheit der menschlichen Natur gemäßigt haben. Das Amerikanische Volk hat es übrigens nicht zu bereuen gehabt, daß es seinen Schriftstellern den hohen Auftrag gab, seine soziale Reorganisation einzuleiten; es fand in ihnen Männer, welche ehrenhafte Führer, treue Beispiel es noch jetzt bleibt und beseelt, wo diese großen Männer, welche alle schon lange die allgemeine Schuld der Menschheit bezahlten, die Ruhe genießen, die ihnen die Leidenschaften ihrer Zeitgenossen im Leben nicht zu Theil werden ließen.

Doch wir müssen diese Aera der geistigen Geschichte Amerika's verlassen, um uns kurz über die Journalistische Literatur zuzuwenden. Schwer kann man sich eine Vorstellung von der unermeßlichen Fruchtbarkeit Amerika's in dieser Gattung machen. Erst vor kurzem gab ein Blatt, der „American Almanac", die Durchschnittszahl der einzelnen Nummern aller politischen Blätter, die in einem einzigen Jahre über Amerika verbreitet werden, auf hundert Millionen an, denn Übertreibung lieb und haßt man in diesem Lande einhellig. Alle Vielleicht wichtige Erörterungen über politische Systeme, über religiöse Lehrsätze, über philosophische Ansichten, über jene Fragen hoher socialer Moral, kurz, tragen sie dazu bei, das Volk zu bilden und aufzuklären? Leider, nein! Sie enthalten Schmähungen und Drohbriefe, welche sich entgegengesetzten Parteien an den Kopf werfen; sie sind ein wichtiges Mittel, die Verurtheilungen der Vehmgerichtlichen und beschimpfenden Ausdrücken. Jedermann ist halb Gauner, Schurke, Verräther, Whig, Tory, Locofoco und Aristokrat, und diese letzte Benennung bezeichnet im Amerikanischen Jargon den äußersten Grad von Verräthertei und Schlechtigkeit; auch die Namen Whig und Tory haben eine ganz andere Bedeutung als in England; Tory bezeichnet in Amerika die Partei der demokratischen und Whig eine Partei von konservativer Richtung. Die Benennung Locofoco hat einen ganz besonderen Ursprung. In einer Tory-Versammlung, welche vor einigen Jahren im Saale Tammany Hattland, verlöschten plötzlich alle Lampen, so daß man seine Zuflucht zu Phosphor-Feuerzeugen nehmen mußte, die in Amerika Locofoco heißen; daher stammt nun diese Benennung, welche auf die demokratische Partei angewendet wird. Von Zeit zu Zeit erscheint wohl ein einzelnes Wort, das der Gehässigkeit mit Vergnügen durchreisen kann, doch dies Phänomen wiederholt sich leider nicht zu häufig, und Sparks, Irving und Channing sind glänzende, aber seltene Ausnahmen. Der Journalismus nimmt alle geistige Kraft für sich in Anspruch, er ist der große Düggegraut, der unter den Händen seines Wagens Seele und Geist seiner zu blinden Anbeter zermalmt.

Nein, Amerika's Beruf ist kein literarischer. Seine geographische Lage, seine Triebe und Bedürfnisse lassen uns die Mission erraten, welche ihm unter den Völkern der Erde beschieden ist: die Mission der materiellen Entwickelung und vielleicht der Verwachung der Meere. Das Amerikanische Volk ist ein handeltreibendes und strebt danach, auch ein industrielles zu werden. Seine Interessen ziehen es also mit Gewalt nach der Sphäre der Europäischen Politik, von welcher seine Richter es fern halten wollten. Nun kann aber Amerika es nicht vermeiden, vorzugsweise mit England, seinem ehemaligen Mutterlande, in Berührung zu kommen, und dies ist schwerlich ein Unglück. England darf sich nicht der Täuschung hingeben, zur See die Rolle spielen zu wollen, welche Napoleon zu Lande so schiecht gelang, und gegen die es selbst sich so mächtig erhob. An der Schwelle seiner eigenen weitlichen Besitzungen sieht England eine Flagge wehen, deren Besitzer im voraus allen Seemächten ersten und zweiten Ranges gesichert ist, die es durch keine Anmaßung und Abtheilung aufs Aeußerste zu treiben sich einkommen ließe. Wenn Amerika als Seemacht den Platz von Portugal, Holland und Spanien einnimmt, so wird es viel dazu beigetragen haben, das alle Gleichgewicht zur See herzustellen. Halten wir es also nicht für beruhen, einen großen industriellen Glanz zu verbreiten, so ist der Grund davon, daß wir glauben, es sey dazu bestimmt; seine Trophäen auf anderen Feldern zu erringen.

Frankreich.

Die geheimen Gesellschaften unter der Restauration.

Chateaubriand äußert sich folgendermaßen über diese für das Ministerium, in welches er mit Herrn von Villele eingetreten war, so wichtige Angelegenheit:

„Kaum waren wir in das Ministerium eingetreten, als wir auch den Entschluß in uns befestigten, für die Stabilität der Restauration und die Größe Frankreichs zu wirken, da wir einen Posten bekleideten, in welchem wir mit Erfolg handeln konnten. Wir prüften alle Thatsachen und Begebenheiten und gewannen immer mehr die Ueberzeugung von der Gefahr, in welcher die Monarchie schwebte, denn es waren Mittel im Werke, sie durch Verrath in Ueberfluß vorhanden.

Schon von dem letzten Sturz Bonaparte's im Jahre 1815 an hatten in Frankreich die geheimen Gesellschaften ihren Anfang genommen. Die Polizei hatte nach einander die Vereine „der schwarzen Nadel", „der Patrioten von 1816", „der Gleer Bonaparte's", „der Sonnenritter", „der reformirten Europäischen Patrioten" und „der allgemeinen Wiedergeburt" entdeckt. Gedichte, Reden, Broschüren, Katechismen, gottlose und philosophische Bücher, Alles wirkte als vergiftetes Element bei diesen auflösenden Gesellschaften mit. Wissentlich oder unwissentlich wurde man Theilnehmer an denselben: alle ließen sich nicht beweisen, man lachte darüber, doch waren sie deshalb nicht minder wahr. Diejenigen, welche an das Dasein solcher Vereine nicht glauben, gaben im Publikum die Verfälschung und Lopale Leute die es waren, welche sich zu spielen, spotteten unter sich über diese hohen Geister und sahen nur Schwachköpfe in ihnen.

Ausgedehnte Verschwörungen erstreckten sich im Jahre 1816 über Paris, über die Departements der Isere, der Rhone und der Saethe; 1820 vervollkommenten sich diese Vereine immer mehr durch ihren Anschluß an die Italiänischen Carbonari, und denen in Spanien die Communeros hervorgingen. Die Neapolitanische und Piemontesische Insurrection lehrte diese Carbonari besser kennen, deren Prinzipien zuerst monarchisch waren, um die Herrschaft Bonaparte's zu bekämpfen, sich aber allmälig immer mehr denen der Französischen Jakobiner annäherten. Die verschiedenen obenerwähnten Gesellschaften verschmolzen sich in Paris in die der Carbonari. Die Carbonari waren in Sectionen getheilt, welche Kreise oder Hütten genannt wurden; es gab Einzel- und Central-Hütten, Hoch-Hütten mit einer Oberhütte oder einem leitenden Comité. In den ersten Grad der Verbrüderung, in die Einzel-Hütte, konnte man auf das Zeugniß erprobter Carbonari aufgenommen werden; man mußte seinen Paß gegen eine Legitimität restituiren, durfte man nicht Militair auf halbem Sold oder außer Dienst war, weil alsdann die Beweise für den Paß als völlig begründet galten.

Die Einzel-Hütte umfaßte nie mehr als zwanzig Mitglieder, die sich „gute Vettern" nannten. War man unbedeckt, so befand man sich „im Gefolge". Die Abgeordneten von zwanzig Einzel-Hütten bildeten eine Central-Hütte, und diese konnte unter sich mit der Hoch-Hütte in Verbindung stand, die ihrerseits wieder von der Oberhütte oder dem leitenden Comité Befehle erhielt. Jeder Carbonaro kannte nur die Mitglieder seiner Hütte; er soll nach dem 35sten Artikel der Statuten „strenges Geheimniß über das Dasein, die Zeichen, das Reglement und den Zweck der Carbonarigesellschaft gegen die Heiden bewahren". Der 60ste Artikel lautet: „Der Verräther, wenn er die Entdeckung der Geheimnisse des Carbonarismus zur Folge hat, wird mit dem Tode bestraft. Es wird geheimes Gericht über ihn gehalten und einer der guten Vettern wird durch das Loos erwählt, um den Todtschlägen zu tödten."

Die Carbonari theilten sich nie etwas schriftlich, sondern nur in Worten mit; sie erkannten sich unter einander an halb durchgeschnittenen Karten, die wieder mit anderen halben zusammen passten. Sie hatten Losungen und Zeichen mit den Händen oder Armen; bald drückten sie durch Biegungen der Finger die Buchstaben C und N gedoppelt, bald sprachen sie die Worte Hoffnung und Glaube und trennten die Sylben des Wortes Liebe (en-ri-ta) scharf von einander. Die Buchstaben C und N gedoppelt bezeichneten Jesus-Christus und den Vater; Glaube, Liebe und Hoffnung waren ihre mystische Auslegung. Diese Attesten pflanzten das Banner des Christenthums auf; alle Revolutionen des Erdballs schaarten sich unter dies Labarum, welches das Signal zur Umwälzung der Erde gab. Aus Italien stammte der Carbonarismus, und die gebendeute Jungfrau der Pifferari's in den Gebirgen führte sie ganz sicherlich. Die Carbonari verpflichteten sich, der Ober-Hütte dann zu gehorchen; sie mußten mit einer Flinte, einem Bajonnett, fünfundzwanzig Patronen und einem Dolche bewaffnet sepn; bei ihrem Eintritt zahlten sie fünf Franken an die allgemeine Kasse und außerdem nach monatlich einen Franken. In Frankreich betief sich ihre Anzahl auf mehr als sechzigtausend. Die unsichtbaren Mitglieder der Ober-Hütte waren die Fürsten ihres unnahbaren Heiligthumes, und aus diesen Allerheiligsten

Digitized by Google

sandten sie die gemeinen Carbonari in den Tod, indem sie ihnen heiße Tränen-Thränen und ein besuchtes Grab versprachen.

Im Laufe des Jahres 1821 zeigten fünfundzwei[ß]ig Präfekten Carbonari-Gesellschaften an. In Paris gab es mehrere Hunderte von Hütten: die Siegreiche, die Aufrichtige, die Erfolgreiche, den Washington, den Beistar, den Westermann, die Freunde der Wahrheit. Sie kamen in finstern Kellern, in abgelegenen Zimmern auf Böden wie zu einem Herrenfabeth zusammen. Man belobte eine Art von Konstriktirten für die Emeuten, und die Gefangenen wurden in ihren Kerkern unterstützt. Mit den Unruhen im Juli 1819 und mit der Verschwörung am 19. August 1820 begann die Thätigkeit der Verbündeten. Im Dezember 1820 fand die Flucht des Obersten Duvergier statt; Französische Carbonari machten sich auf den Weg, um ihre Brüder „von der goldenen Fontaine“ zu unterstützen. Bey Madrid wollten sie mit den Spaniern an die Französische Gränze unter der dreifarbigen Fahne zurückkehren. Bei ihrem Durchzuge beunruhigten sie unseren Gesundheits-Cordon.

Diese Hütten, in welchen allerhand kindischer Hokus-Pokus getrieben wurde, um die romantische Einbildungskraft der jungen Landleute zu entzünden, befaßen in ihrer Gefangenen und vulkanischen Natur wohl Macht genug, um die Welt zu erschüttern, und leicht konnten sie den schwachen Thron der Bourbonen in die Luft sprengen. Glücklicherweise eignet sich aber der Französische Charakter nicht zu geheimnißvollen Faxen; wir mögen uns nicht wie die Deutschen bei Mondenschein in den wirthlichen einen alten Gebräuchen verbrüdern; wir vereinigen uns nicht wie die Italiäner in den Apenninen-Wäldern und in den Höhlen, die von den oben Fluthen des Adriatischen Meeres bespült werden, um Zukunft zu ahnen; nicht wie die Spanier unter den Palmen Murcia's, des „dreimal gekrönten“, hüllen wir uns in das Geheimniß unserer Beschwörungen und in das Schweigen unserer Hoffnung.

Vom Dezember 1820 bis zum März 1821: Vertheilung der Zonds, Comite für die kriegerische Thätigkeit, Waffenübungen, zu früh unternommene Rekognoszirungen des General Berton; die westlichen und südlichen Departements unterminirt, die Affaire von Befort; die Soldaten werden überfallen, zerstreut; der General Lafayette, der einen Augenblick sich gezeigt hatte, entflieht. Bei Poligny eine Geschichte. Lugnet de Montarlot) und ein Offizier der alten Garde werben Rekruten an der Pyrenäen-Gränze. In Marseille und in Toulon macht man sich bereit, auf Paris loszurücken. Ballet wird ergriffen und hingerichtet; er trug ein Schreiben bei sich, das in verstümmelnde Stücke zerrissen war. In Saumur werden Delon und Stephan zum Tode verurtheilt. Der Letzte soll sich erheben, ein Ex-Gensdarm verbirgt den Erfolg, er durchzieht die Provinzen und die Gemeinden. In Straßburg werden Sergeanten und Korporals aufrührerisch. Im 45ten Linien-Regimente bildet sich eine Hütte; am 21. Januar bricht dieses Regiment von Paris nach La-Rochelle auf, die Verschwörung greift unterwegs und in La-Rochelle immer weiter um sich.

Am Rande einer Liste der Verschwornen steht geschrieben: „Blut schreit nach Blut!“ Unter den Namen der Verschwörer befand sich das Wort „Dolch“ und das Wort „Tod“. Vories wurde zum Richtplatz gewählt. In den Hütten zu Paris gebildet, stellen sich seine Gefährten stumm und niedergeschlagen am Wege auf; sodbares Blut wird unnütz vergossen, unnütz benetzt, das an unseren Gränzen sich Ruhm hätte sterben können. Es ist wahrlich beklagenswerth: heutzutage haben alle Parteien ihre Gräber, aber fast keinem derselben wird die vollständige Ehrfurcht der Menschen zu Theil. Die Gesellschaft, die getödtet werden soll, tödtet, — eine ganz natürliche Wiedervergeltung. Aber wenn der Augenblick der Verschwörung vorüber ist, so bleibt nur ein wenig Asche übrig, und sie ist nicht bei der gerächten Gesellschaft verbessert hat, so bleibt ihr nur das Bedauern.

Seit mehreren Jahren hatte sich Spanien unseren Factionen zugesellt; es hatte, man weiß nicht weshalb, Partei gegen die Legitimität genommen; es hatte sich breitet, unsere Verfassungen nachzuahmen, die ihm doch nur Unglück bereitet hatten. Sollte man Ihnen viel blos aus dem Grunde werth schätzen, weil es uns berühmt macht? Das Aufsehen untersucht die menschliche Vernunft; die Täuschungen des Ruhms berauben uns unserer gesunden Einsicht. Die Thatsachen, welche in dem Bericht des Herrn von Marchangy über die geheimen Gesellschaften enthalten sind, können nicht mehr gelengnet werden; die Verschwörungen können jetzt, wo man sie eingesteht und sich ihrer rühmt, nicht mehr für Mährchen gelten.

Von einem hochgeachteten Deputirten, der damals, als der Bericht des Herrn von Marchangy erschien, zu den Hütten gehörte, haben wir erfahren, derselbe sey von den Verbündeten so genau befunden worden, daß man den Verfasser zum Tode verurtheilte; der erwähnte Deputirte aber widersetzte sich der Ausführung des Urteils. Wir unsererseits waren nicht einfältig genug, als wir die Hammerschläge hörten, das Schaffot und die Todesmaschine aufrichten sahen, jenen eingeweihten guten Leuten zu glauben, die da ausriefen: „Verschwörer! Welche Narrheit! Niemand denkt aus Verschwören! Das Euch Furcht einjagt, ist nichts als ein Theater, das für ein Marionettenspiel errichtet wird.“

Mannigfaltiges.

— Napoleon und die Welt-Monarchie. Wir haben bereits vor zwei Jahren der damals erschienenen Schrift Napoleon apocryphe von L. Geoffroy erwähnt. Es war zu jener Zeit, als ob der Verfasser eine Parodie der bekannten Unterschungen von Dr. D. F. Strauß beabsichtigt hätte, nur in umgekehrter Weise, indem er wirklich eine Mythe machte aus einem Leben, dessen Einzelnheiten noch in ihrer vollständigsten Uebersichtlichkeit den Zeitgenossen vor Augen lagen. Der Erfolg hat jedoch gezeigt, daß dem Verfasser eine solche ironische Absicht ganz fern lag, und daß es ihm unter Ernst damit war, Napoleon's Traum von einer Welt-Monarchie in die Wirklichkeit zu übersetzen, zur Genugthuung derer, die, im Widerspruch mit allem ihrem sonstigen politischen Denken und Treiben, in der Betriebigung des unerfüllbaren Ehrgeizes, den die neuere Zeit gesehen, die Glorie ihres Landes und ihres Volkes erblicken. So groß war der Beifall, den dieser gelungenste Napoleon und die Geschichte seines bis zum Jahre 1832 fortgesetzten Lebens fand, daß in kurzer Zeit die ganze sehr starke Auflage vergriffen ward und nunmehr bei dem Verleger Paulin in Paris eine zweite, verbesserte und vermehrte Edition erschienen ist.*) Bei der übertriebenen Verehrung, ja man kann sagen: bei der unsinnigen Apotheose, die in neuerer Zeit dem Kaiser auch in Deutschland zu Theil geworden, hat es noch eigentlich verwundert, daß unsere rasch fertigen Uebersetzer nicht auch schon das Buch des Herrn Geoffroy verarbeiteten. Welches köstliche Wild für eine jagdbegierige Meute! Allerdings ist unseren Vaterlande in der Welt-Monarchie Napoleon's eine sehr mißrabile Stelle angewiesen: wie die Menschheit an einer Leber leidet, so leidet sie, so behauptet sich Deutschland unter dem Bilde eines Napoleonischen Stiefels; man nimmt es kaum wahr, und durch einen einzigen Fußtritt kann es vernichtet werden. Aber hat ein Fabrik-Uebersetzer, wie wir deren zu Dutzenden besitzen, wohl eine Ahnung von Deutscher Nationalehre? Uebersetzen sie uns nicht die schmächtigen Subsidien eines Soulie, Sue, Dumas und Konsorten — Andererseits, so denken wir unser Vaterland in seinem Glücke, die Gesellschaft, das menschliche Leben und die Gedanken der Zeit auf das anwärdigste in den Koth getreten werden? Ja, wir stehen nicht dafür, ob nicht der glückliche buchhändlerische Erfolg des Napoleon apocryphe in Frankreich irgend einen Spekulanten in Deutschland nun noch noch veranlaßt, das Versäumte nachzuholen!

Wir wollen hier, um unseren Lesern einen vollständigen Ueberblick von dem Inhalte dieses Buches zu geben, das Resume mittheilen, welches ein Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung davon giebt, der jedoch in dem Irrthum sich befindet, daß der Napoleon apocryphe jetzt zum erstenmale gedruckt worden: „Bis zur Einnahme von Moskau läßt Herr Geoffroy die Geschichte unangetastet, dann aber die Jarenstadt und von da an Napoleon gefleckt, aber das Glück der Französischen Waffen hierdurch keineswegs gestöhret; Napoleon wendet sich nach St. Petersburg, in der Nähe dieser Hauptstadt wird eine große Schlacht geschlagen, die Russen unterliegen, und Kaiser Alexander so wie Bernadotte, König von Schweden, werden gefangen genommen. Man kann sich leicht denken, welche dramatische Folgen eine solche Katastrophe haben müsse entspringen. Bernadotte wird wieder in die Reihe der Französischen Marschälle eingereiht; das Russische Reich wird zerstückelt, Polen als ein besonderes Königreich konstituirt, unter Poniatowski, der mit Bataillen-Abhängigkeit von Frankreich. Nun folgen der Reihe nach die Eroberungen der übrigen Länder Europa's und bald Afrika's, Alsnd und Amerika's, wo bei der Verfasser seinen Helden die Welt-Monarchie und die Herrschaft über die ganze Erde bestimmt hat, so muß er sie ihm allgemach zuführen. Spanien ist nur eine Kleinigkeit, Deutschland wird auf dem Rückweg aus Rußland eingethan; England folgt; ehe man sich in London nur rüsten konnte, hatte der Kaiser seine Landung vorbereitet und ausgeführt, und eine einzige Hauptschlacht, bei Canbridge, entscheidet das Schicksal der drei Königreiche, die fortan nur noch eine Provinz der Universal-Monarchie bilden; natürlich sind Frankreich und Paris das Haupt dieses Riesenreiches. Amerika unterwirft sich freiwillig, Afrika und Asien werden durch die Gewalt der Waffen gebändigt. Nachdem der Kaiser die Marken seiner Herrschaft bis an die äußersten Gränzen mit Erdlugel hinausgerückt hat, thut er viel für die einheitliche Kraft seiner Monarchie, für Künste und Wissenschaften, nichts für die Freiheit, und behandelt selbst seine Vasallen, seine Unterkönige, die ehemaligen Herrscher der übrigen Reiche, mit großer Strenge und Hoffarth. Im Jahre 1832 endlich stirbt er ziemlich plötzlich an einem Schlagfluß, man weiß nicht recht, warum. Nachdem Herr Geoffroy so viel für seinen Schützling gethan, hätte er ihm wohl ein bischen Unsterblichkeit verleihen und uns seine Geschichte bis ans Ende erzählen sollen. Nicht unpoetisch ist der geheime Schauer, den der moderne Alexander empfindet, als er auf der Rückkehr aus Asien vor St. Helena vorbeifährt; allein er rächt sich an dieser Schwäche seiner menschlichen Natur: die ganze Insel wird mit Pulverminen untergraben und führt unter fürchterlichem Getöse in die Luft; der Himmel wird allmälig wieder klar, und von dem ganzen Eiland bleibt auch keine Spur; da, wo ehedem die vulkanischen Felsenspitzen emporragten, wogen jetzt die Fluthen des Oceans in wilder Pracht. Europa will den Heimzug seines Monarchen feiern; es löst den Pik von Teneriffa in die Gestalt Napoleon's modelu; offenbar Erinnerung an Alexander und, irre ich nicht, den Berg Athos in Macedonien.“

*) Napoléon apocryphe, 1812—1832. Histoire de la conquête du monde et de la monarchie universelle. Par L. Geoffroy. Edition corrigée et augmentée. — Paris, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Freitag den 10. Dezember 1841.

Spanien.

Neue Reise-Literatur über Spanien.

C. O. L. von Arnim. — Gräfin von Hahn-Hahn.

Sobald man eine neue Reisebeschreibung von Spanien in die Hand nimmt, kann man sich nicht leicht eines unwillkürlichen Rückblicks auf Huber's „Skizzen aus Spanien" erwehren, dieses klassische Muster einer geistreichen und tiefen Auffassung einer so eigenthümlichen und darum so vielfach verkannten Nationalität. Keiner seiner Vorgänger, keiner seiner Nachfolger hat sich derselben mit solcher Liebe hingegeben, hat mit so großer poetischer Wahrheit die Tugenden und Laster des Spanischen Charakters geschildert, der sich, trotz des tiefen politischen Verfalls, in seiner ganzen Frische und Ursprünglichkeit erhalten hat. Wir würden den beiden kürzlich erschienenen Reisebeschreibungen Unrecht thun, wenn wir sie in eine so gefährliche Parallele stellen sollten. Huber's Skizzen sind und werden wohl noch lange das Grundbuch für die Würdigung des Spanischen Charakters bleiben. Allein wenn auch dieser in seinem Fonds unvertänderlicher wie kaum ein anderer ist, so hiermit er doch vermöge seiner provinziellen Eigenthümlichkeiten so viele Seiten der Beachtung, daß ein aufmerksamer Beobachter hier noch lange reichen Stoff finden wird. Und dann kommt noch auch der gegenwärtige Zustand des Landes in Betracht, das durch die langen Bürgerkriege bedeutend affizirt worden ist. Besonders über den letzteren Punkt finden wir in den beiden neuerschienenen Reisebeschreibungen manche neue Aufschlüsse.

I.

Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid zu Anfange des Jahres 1841 von C. O. L. von Arnim. Berlin, Nicolai. Duncker, 1841.

Herr von Arnim ist ein Reisender, wie es jetzt nur noch wenige giebt; er ist mit einem Worte ein verständiger Reisender. Nicht etwa, als ob dadurch die Mehrzahl der mehrenden Reisebeschreibungen als unverständig bezeichnet werden sollte, aber die ruhige, verständige Betrachtung bildet doch bei ihnen größtentheils ein sehr untergeordnetes Moment. Meistentheils dienen die fremden Gegenden und Zustände ihnen nur als Spiegel, in welchem sich das Ich des Reisenden wohlgefällig beschaut; die Aussenwelt hat blos insofern Werth, als sie ihnen Stoff zu pikanten Bemerkungen giebt. Von dieser Eitelkeit ist Herr von Arnim weit entfernt; er läßt den Dingen, die ihm vorkommen, ihr reelles Recht angedeihen und bleibt durchaus in der Rolle des Beobachters. Hiermit verbindet er noch eine andere Eigenschaft, die einen höchst wohlthuenden Eindruck macht; er ist ohne alle Prätensionen; es fällt ihm nie ein, seine einzelnen Erfahrungen für allgemeine Gesetze ausgeben zu wollen. Er sagt: das und das habe ich gesehen, knüpft daran auch wohl ein Urtheil, setzt es aber nie dem Leser wie eine Pistole auf die Brust. Dabei verschmäht er es nicht, bekannte Erinnerungen anzuregen, und wenn er z. B. erwähnt, wie es in der Champagne pouilleuse Manchem eigen vorkomme, daß der bei uns heure Champagner ein Tischwein ist, und daß selbst die Kinder Französisch sprechen, so fühlt man sich dadurch gleich in eine gewisse gemüthliche Stimmung versetzt, denn die Erinnerung an vergangene Heiterkeit ruft immer wieder einen behaglichen Eindruck hervor. Andere Reisende, um noch eines anzuführen, haben die Flüchtigkeit in ihren Büchern, Herr von Arnim hat sie nur auf dem Titel. Lauter Vorzüge, wie man sieht.

Wir überspringen die Reiseroute nach Paris und folgen Herrn von Arnim in die Weltstadt, die er seit achtundzwanzig Jahren bereits zum viertenmale sah, ein Umstand, der ihm natürlich Gelegenheit zu den interessantesten Vergleichen geben mußte. Im Jahre 1803, wo Herr von Arnim zum erstenmale in Paris einkraf, fand er nur noch den Schein der Revolution, einen schwache Abenddämmerung derselben, die bald von der aufgehenden Sonne Napoleon's erhellt, im Jahre 1841 herrschte das Bürgerkönigthum. Welche Kluft! wenn auch ein Republikaner sagen würde, daß die republikanischen Institutionen des Juli-Thrones ebenfalls nur ein Schein seyen. Im Aeußeren der Stadt schien Herrn von Arnim Vieles zu ihrem Vortheil geändert, er fand Brücken über Brücken gebaut und die meisten Straßen mit den schönsten Trottoirs belegt, wo man sonst sich stets in Lebensgefahr befand. Wenn indeß viele neue Bauwerke aufgestiegen waren, so waren dagegen viele alte große Hotels nicht mehr zu sehen oder abgebrochen. Alles erschien aber mehr im Gewande der Reinlichkeit, sowohl im Aeußeren wie im Inneren. In den Wohnungen, die zur Zeit des Konsulates anständig, aber durchaus nicht prächtig eingerichtet gewesen waren, fand er jetzt einen Luxus, der Alles überbot, was er in irgend einem Lande gesehen; dagegen vermißte er, mit Ausnahme einzelner Galerieen, den solidarischen Schmuck derselben, nämlich Gemälde und Bildwerke. Zu den öffentlichen Vergnügungen übergehend, lobt er es, daß die Spielhäuser verschwunden, die leichtgeschürzten Schönen aus dem Palais-Royal getrieben worden sind. Dagegen haben sich im Vergleich zur Kaiserzeit die Theater vermehrt und sind mit unglaublicher Pracht an brillanter Einrichtung, Decorationen u. s. w. eingerichtet. Hier wirft auch der Verf. die Frage auf, ob die darstellenden Künstler besser geworden oder nicht und entscheidet sie dahin, daß wohl Einzelne nicht wieder erreicht werden mögen, daß aber im Ganzen Alles viel gerundeter als früher gehe. Namentlich hebt er die Fortschritte hervor, die im Gesang durch die Errichtung des Conservatoire und die Anwesenheit der Italiänischen Oper bewirkt worden sind. In Dem. Rachel scheint ihm dem Théâtre Français ein Stern aufgegangen, der alles Frühere verdunkele, und er ist der Meinung, daß sie durch die Natur in ihrem Spiele diejenige Revolution auf der Französischen Bühne hervorbringen werde, wie es Miß O'Neil in England versprochen. Wenn er auf diesem Gebiet seine Haupt-Veränderungen antraf, so glaubte er sich dagegen auf den öffentlichen Maskeraden in eine völlig fremde Welt versetzt. Hier, meint er, war früher eine gewisse Zucht und Ordnung geherrscht, treffe man jetzt wohl Ordnung, aber keine Zucht. Der sogenannte Höllengalop sey das wüthendste unanständigste Tanzen, das er je gesehen, und Tänzer und Tänzerinnen schienen, um einen Ausdruck zu gebrauchen, oft eins zu seyn. Ueber die Französische Lebhaftigkeit fällt er das Urtheil, daß sie selbst, sich somit hauptsächlich durch die vortrefflichen, angenehme und gesunde Mischung verschiedener Nahrungsmittel ausgezeichnet und aus den schwersten Ingredienzien selbst die leichtesten und leichtverdaulichen Gerichte zu machen verstand, hierin nicht zugenommen habe, dagegen jede einfache Speise, einen Fisch, ein Rostbref und dergleichen, besser als früher zu bereiten verstehe. Hier ist also offenbare Hinneigung zum Republikanismus.

Nach kurzem Aufenthalt machte er sich trotz aller Abmahnungen, die an ihn ergingen, im Vertrauen auf ein gutes Reisegläck, auf den Weg und langte auch glücklich in Barcelona an. Hier wohnte er der Aufführung eines Stückes bei: „El dialogo del Niño liberal" (das Gespräch des liberalen Kindes), in welchem ein Knabe von ungefähr zehn Jahren seinem Vater, der außer sich über die liberale Tendenz der Zeit ist, mit vieler Emphase die liberalsten Grundsätze vorträgt, ihm die Pflichten des Königs, der Minister und die Rechte des Volks auseinandersetzt und damit schließt, seinen alten Vater von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Ein noch größeres Interesse schien ihm folgender Anschlagzettel zu versprechen: „Teatro dos Capuchinos, En Unidad y Provecho de la Milicia National Hoy A del corriente la Passion y Muerto de Jesus, con todo el apparato y compostura que requiero". (Theater der Kapuziner. Zum Nutzen und Besten der National-Miliz, heute den 4ten des Monats, die Leidensgeschichte und Tod Jesu mit allem Glanz und Anstand, die erforderlich sind. Alle werden in Barcelona noch Mysterien aufgeführt. Eigentliche Gesellschaften vermißte der Verf. in Barcelona. Als Hauptgrund dieser Ungeselligkeit führt er die verschiedenen politischen Parteien an, die besonders in Barcelona mit großer Leidenschaftlichkeit gegen einander gehetzt sind.

Von hier aus machte er auf dem Dampfboote die Fahrt nach Valencia, auf welcher der Flüchtig-Reisende indeß nur einen flüchtigen Blick werfen konnte, aber auch dieser genügte, um ihn prächtige Brücken, schöne Gebäude und schöne Frauen entdecken zu lassen. Die Bewohner schildert er als arbeitsam, dabei aber als lustig und den Tanz liebend, eben so auch als unbeständig, leicht zu reizen und überaus heftig. In Alicante glaubte er sich nach Aegypten versetzt, denn nichts Grünes war zu sehen, als die Felsen und die Gärten, die Häuser gelb, die Dächer völlig flach, und einzelne Palmen vollendeten die Afrikanische Landschaft. Dieses Vorherrschen der gelben Farbe erscheint sehr natürlich, da es in Alicante nicht nur selten regnet, sondern auch im ganzen Jahre kein Tropfen Wasser gefallen war.

Der Zustand Carthagena's giebt dem Reisenden Veranlassung zu einem allgemeinen Urtheile über Spanien. „Spanien", sagt er, „ist ein überreiches Land und ernährt, so zu sagen, seine Einwohner von selbst und ohne große Industrie, das heißt: es hat nur solche Industrie, die sich gleichsam von selbst versteht, und über die sich keiner den Kopf zerbrechen wird. Der wahrhaft erfindungsreichen

Digitized by Google

Männer giebt es wenige; sie sind zu zählen, und was hiervon durch verkehrte Gesetze und Einrichtungen noch erstickt werden kann, geschieht gewiß. Ist es nun nicht ein wahrer Jammer, wenn man solche ungeheure Schiffswerfte wie zu Carthagena, ein solches prächtiges Gebäude wie das der Marineschule sieht, genug, sich einen Ort denkt, wo ungefähr zweitausend Menschen sonst beschäftigt waren, und alles dieses leer, ausgestorben und im gräßlichsten, seit jedem Tage zunehmenden Verfalle erblickt."

Das schöne Thal, in welchem das freundliche Almaria gelegen ist, gewährte dem Reisenden den in Spanien so seltenen Anblick einer grünen Landschaft. In Malaga verweilte er zuerst wieder etwas längere Zeit. Hier findet er auch zum erstenmale Veranlassung, sich über die Spanische Küche zu äußern. Er sei Verehrer von und auch vort Italiänisch gelebt, auf dem Schiffe aber Französische Küche gehabt. Er giebt der Spanischen, und wir dürfen ihm unbedingt trauen, das Zeugniß, daß sie, wenn man nicht Chokolade ein Gericht nennen wolle, für einen Fremden nichts Genießbares enthalte, wiewohl Alles zu einer guten Küche Erforderige im Lande sey. Er nennt sie ein Gemisch von ausgedörrtem Fleische, Gemüsen, die nie einen Frühling gehabt, wie z. B. grünen, aber harten Erbsen, Knoblauch, Essig und ranzigem Oel. Gourmands, die sich jetzt versucht fühlen sollten, Spanien zum Schauplatze ihrer gastronomischen Thaten zu wählen, werden sich dies gesagt sey lassen. Hiernächst erhalten wir eine Beschreibung der schönen Kathedrale von Malaga, in welcher sich noch ein Bild befindet, das, wenn dem Maurer, der es gemalt, Könige bekannt, deswegen merkwürdig ist, weil zwei Monarchen es auf ihren kriegerischen Zügen stets mit sich führten. Eine Tertulia, der er hier beiwohnt, giebt ihm Gelegenheit zu einem Lobpreise der Spanischen Damen. „Ich habe schon einmal", sagt er, „ihrer schönen Hände, Füße, Augen, ihrer weißen Zähne und dergleichen mehr gedacht, aber noch nicht ihrer Charaktere erwähnt, und da muß ich nach Allem, was ich selbst davon wahrgenommen und was ich davon gehört, freimüthig gestehen, daß es keine liebenswürdigeren, achtungswerthern und gutmüthigeren Geschöpfe giebt als die Spanierinnen. Zeurig, wie es das Klima mit sich bringt, ergeben sie sich mit voller Liebe, da ist keine Falschheit, keine Koketterie, nichts Studirtes. Die sind ganz Leben und voller Leben. Ihr Geist ist kindlich, keine Sucht nach Rang, keine Eitelkeit. Was nützt aber auch Geld einer Spanierin, die nicht feiert, keine Möbel braucht, wenig ißt und, was die Hauptsache ist, keiner Toilette bedarf? Ein schöner Blondenschleier für ihr Leben, ein schwarzes seidnes oder vielleicht gar nur kattunenes Kleid, so geht sie Jahr auf Jahr ein. Wozu also das Geld? — Ei! ei! Was werden die schönen Landsmänninnen des Spanischen-Reisenden zu diesem begeisterten Lobe der Spanierinnen sagen, besonders wenn die Männer diese Stelle lesen und, sich darauf stützend, auf Toiletten-Reduetionen dringen werden?

Wir folgen unserem Reisenden sogleich nach Granada, wo er uns zunächst die rührende Geschichte der Donna Mariana Pineda erzählt. Hier befindet er natürlich die Alhambra für das Merkwürdigste. Den Eindruck, den jene auf ihn machte, schildert er folgendermaßen: „Wir Europäer sind gewohnt, durch das Aeußere unserer Häuser schon auf den Styl des Inneren vorzubereiten, und wir würden es sonderbar und völlig ungereimt finden, wenn ein von innen schöner Palast nicht auch schön von außen wäre; ja, wir finden sogar bei den südlichen Völkern, namentlich den Italienern, viel mehr Sorgfalt auf die äußere Architektur als auf die innere Einrichtung verwendet, die öfters sogar alles und jedes Comforts entbehrt. Wie verschieden dagegen die Mauren dachten, davon halte ich hier das merkwürdigste Beispiel. Denn kaum hatte ich die Schwelle dieser unbedeutenden Thür überschritten, als ich einen Styl der köstlichsten ausgelesten Schmuckfachheit der Welt vor mir sah, wenn das schneeige Grün ein gewisses himmlisches Leben einhauchte. Wenn ich mich des Vorteil Schmuckfächen hier bediene, so geschieht es, um die Idee von Größe denjenigen meiner Leser zu benehmen, die vielleicht glauben, man staune vor den Wundern der Alhambra, wie man es vor den Monumenten der Griechen und Römer thut. Aber nichts von dem ist der Fall. Man sieht sich beim ersten Anblick aller der herrlichkeiten angenehm überrascht, man fühlt sich bei näherrm Anschaun wollüstig angezogen; man schwelgt in einer uns fremden Sphäre und längt verlossenen Zeiten. Dann geht man näher heran, bewundert und staunt über diese köperliche Zilligran-Arbeit, geht dann aus Fenster, sieht die Sierra Nevada und die schöne Natur herum und glaubt, wenn man es verläßt, man habe in einer Opium-Verzückung sich befunden und die wunderbarsten Gestalten um sich herum drehen sehen."

Aus Malaga berichtet und der Reisende ein Beispiel von dem außerordentlichen Einflusse des Journalismus in Spanien. Der dortrühmte Frau Grundy — nämlich der feinen Welt daselbst unter dem Leulen der Glocken von Mitternacht. Municipalität bewilkommnet. Abends wurden auf Befehl die Häuser erleuchtet, während ihm Schaaren von Menschen vor seinem Hotel Vivats brachten, und am folgenden Nachmittage ihm zu Ehren eine Revue über die National-Garde veranstaltet wurde.

Von hier begab sich der Flüchtig-Reisende auf dem Dampfboote nach Gibraltar, wo ihn der Englische Comfort erfreute, dem er eine Lobrede hielt. Das nächste Ziel seiner Reise war sodann das „schöne weiße Cadix". Hier macht er die Bemerkung, daß in keinem Lande der Welt eine solche Verschiedenheit im äußeren Bilde der Städte angetroffen werde wie in Spanien. „Welch ein Unterschied", ruft er aus, „zwischen dem Italiänischen Barcelona, dem blühenden, im Garten liegenden Valencia, dem Afrikanischen Alicante mit flachen Dächern und Palmbäumen, mit versengtem Boden, dem verlassenen, verwaisten Carthagena mit seinen Felsen und leeren ungeheuren Gebäuden, dem freundlichen Almeria, dem lieblichen, kommerziellen Malaga, dem Maurischen Granada, mit seinen durch vielen Regen stets grünen Umgebungen und Alleen, dem Englischen Gibraltar und nun dem regelmäßig gebauten, prächtigen Cadix. Und wie sind von diesen Städten, wie wir später zu sehen Gelegenheit haben werden, nicht Madrid, Sevilla und die Hauptstädte der Baskischen Provinzen verschieden! In der That, wer Spanien kennen lernen will, müßte sämmtliche Provinzen bereisen, denn in jeder sieht er etwas gänzlich Verschiedenes." Cadix spezjell betreffend macht er die Bemerkung, daß es seit dem Abfall der Amerikanischen Provinzen von seiner Höhe gesunken sey; der Geschäfte seyen weniger als in anderen Häfen, und der Zwischenhandel habe sich verringert, indessen seyen die schönen Häuser einmal vorhanden, das Vermögen, das früher geschaffen, sey noch nicht ganz, immer noch groß genug, um Luxus und reiches Ansehen und wrrde von Madrid immer noch benebet.

Wieder auf dem Dampfboot glug die Reise nach Sevilla, „dem viel besprochenen, dem berühmten Sevilla, mit seiner Kathedrale, seinem Alcaßar, seinen Murillo und seinem Zigaro." — „Sevilla", sagt unser Reisender, „ist das eigentliche Spanien; Alles ist hier großartig, aber alt. Man sieht nur wenig Neues, und daher gerade scheint uns Alles neu, Alles merkwürdig." Nächst der großartigen Kathedrale und dem Alcaßar besuchte er hier die Caritas, ein Hospital, das der große Murillo für alle kranke Männer gestiftet und für das er seine anerkannt schönsten Gemälde verfertigt hat. Dem Mosen von Murillo rühmt er nach, daß es auf ihn einen Eindruck hervorgebracht habe, wie auf Jeden, und daß es daher eine Reise nach Sevilla werth sey. Ueberhaupt muß dieses Hospital große Kunstschätze in sich bergen, da es außer einer großen Anzahl von Murillos auch Werke von Zurbaran, Velasquez und den anderen großen Malern der Zeit enthält.

Von seinen übrigen Beobachtungen auf der Route nach Madrid theilen wir nur mit, daß er bei Deutsche Kolonie in der Nähe der Sierra Morena, deren Hauptort la Carolina ist, besuchte. Der Flüchtig-Reisende fand ihre blonde Haare, ganz Deutsche Gesichter, Namen wie Schütze, Schmidt und Müller; merkwürdiger Weise konnte Niemand in der ganzen Kolonie auch nur Ja und Nein sagen. Der Verf. erklärt diesen Umstand dadurch, daß die Deutsche Sprache die schwerste aller Sprachen sey, und daß es deshalb so leicht vergessen werde. Er hätte sich hier vielleicht schon mit dem Mangel an Nationalität, der die Deutschen auszeichnet, begnügen können.

In Madrid verweilte unser Reisende einige Zeit; für dieses bricht er eine Lanze, indem er dem Vorurtheile widerspricht, daß dasselbe ein todter, in der schlechtesten Gegend belegener großer Ort sey, der wohl mitunter breite Straßen, aber nicht schöne Häuser habe. Alles das erwies sich ihm als ganz anders. Der nächste Tag nach seiner Ankunft war der, an welchem Espartero seinen Eid vor den Cortes leisten und den öffentlichen Rückzug nach dem Schlosse zur Königin halten sollte. Hier sah er den berühmten Feldherrn. Er schildert denselben als einen vollkommenen „Spanier mit schwarzem Haar, breiten Augen, der an seinem Tage den Blick recht weit links wendend, in der vollen Glorie, zu der er sich hinauf zu schwingen gewußt hatte, dankbar die Menge begrüßte."

Hier erhalten wir auch eine Betrachtung über die geselligen Formen in Spanien. „Spanien", sagt er, „ist das wahre Land der Gleichheit, das ist gewiß. Man achtet den Hofbergsklichen, aber man wird nicht vor ihm kriechen, und selbst der Geringste haltet nicht Stolz, geschweige eine Grobheit. Von allen jenen Ausbrüchen der üblen Laune, die sich Höhere gegen ihre Untergebenen, oft ohne alle Veranlassung, in anderen Ländern erlauben, weiß man wenig oder nichts. Man wird strafen, aber man wird nicht schimpfen. Dadurch entsteht nun die wahre Gleichheit, und der Gemeine hält sich scheu, so lange er unbestraft bleibt, jeden Andern für eben so gut, wie ein Herzog. Gibt Letzterer auf der Straße, und ist dem Eselreiber seine Zigarre angezogangen, so wird er sie mit einigen höflichen Worten an derzenigen des Herzogs wieder anzünden. Kann ein Spanier einem wirklich dienen, so thut er es mit Freuden; falsche Versprechungen macht er gewiß nicht." — Das Museum in Madrid erklärt er für das erste der Welt, und führt zur Bestätigung an, daß zweitausend Gemälde, sämmtlich Originale der größten Meister, nicht bloß Spanische oder Italiänische, sondern ebenfalls Niederländische und Deutsche, dort aufgestellt sind, und daß noch tausend mehr aufgestellt werden könnten, wenn der Raum dazu vorhanden wäre.

Von Madrid aus trat der Verf. direkt die Rückreise an, die ihn über Burgos nach den Baskischen Provinzen führte. Er besuchte noch einmal Paris, wo er der Aufnahme Victor Hugo's in der Akademie beiwohnte und von hier aus in seine Heimat zurückkehrte.

Holland.

Hollands Verhältnisse zu Java.

(Fortsetzung.)

Ungefähr um die nämliche Zeit, als die Holländer in Java ihre Herrschaft gründeten, legten auch die Engländer den Grund zu ihrem ungeheuren Reiche auf den Ostindischen Inseln. Wie die Holländer, organisirten auch sie anfänglich eine Handelsgesellschaft, welche Schiffe nach Indien befrachtete; wie die Holländer bereicherten sie sich durch Tausch und Verkauf; wie die Holländer endlich wurden sie die Gebieter eines Landes, das sie als Kaufleute betreten hatten. Aber die Analogie reicht nur bis hierher. Beide Compagnieen befanden sich nicht in gleichen Verhältnissen. Die Britische brach die Macht der Fürsten und Edlen in den von ihr eroberten Ländern, gewann das Volk für sich und unterwarf es ihrer unmittelbaren Autorität; die Holländische Compagnie dagegen sah sich gezwungen, die Fürsten des Landes als Mittelspersonen zwischen sich und dem Volke Java's zu

Digitized by Google

nehmen, das Ansehen der souverainen Familien zu ehren und in gewisser Beziehung ihrer Macht tributair zu werden. Indem Erstere große Reiche in Besitz nahm, trennte sie die Verwaltung des Landes ganz von den Interessen des Handels. — Die Anderen dachten nur an ihr unmittelbares Interesse. — Die Ausbeutung des Augenblicks. Aus dieser Verschiedenheit ihrer Stellung schreibt sich großentheils die Verschiedenheit der Ergebnisse für beide Compagnien.

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts war die Dividende der Britischen Compagnie im Durchschnitt auf mehr als 100 Millionen Franken jährlich, während die Holländische, in Schulden verwickelt, von ihrer eigenen Last zu Boden gedrückt ward. Um so viel Kredit, als möglich, zu erhalten, zahlte sie ihren Actionairen nach wie vor eine ansehnliche Dividende und verbarg die Lücken in ihrem Bau, so gut es gehen wollte. Aber ein unvorhergesehenes Unglück verrieth ihr Geheimniß und offenbarte der Welt den tiefen Abgrund, an dessen Rande sie sich befand. Im Jahre 1780 nahmen die Engländer mehrere Schiffe weg, die mit reicher Besrachtung aus Indien heimkehrten. Die Niederländische Compagnie, der diese Schiffe angehörten, hatte sie mit Ungewild versichert, um ihre Lavung eilligst zu verkaufen und ihre leeren Kasten zu füllen. Da sie jetzt dieser Hülfsquelle beraubt und auf der Stelle war, die Interessen von ihren Kapitalien zu zahlen, sah sie sich gezwungen, um eine Frist zur Tilgung ihrer dringendsten Schulden anzuhalten. Die Generalstaaten bewilligten dieses Gesuch, verlangten aber zugleich, daß die Compagnie von dem wahren Stand ihrer Finanzen genaue Rechenschaft ablegen solle.

Man ernannte eine Spezialkommission, um an Ort und Stelle die Ursachen des Verfalles der einst so blühenden Handelsgesellschaft zu untersuchen und auf Mittel zu denken, wie man das Unheil abwenden könne. Die Kommissarien reisten 1791 nach Java ab, und das Ergebniß ihrer Nachforschungen setzte Holland in große Bestürzung. Schon seit 1694 hatten die Ausgaben der Compagnie ihre Einnahmen um mehrere Millionen überstiegen, um 1741 Dukaten hier alle Jahr höher. Im Jahre 1779 war die Schuldenlast schon auf mehr denn 84 Millionen Gulden angewachsen. Während des Krieges zwischen England und Holland nahmen die Schulden in weit rascherer Progression zu, und 1791 hatten die Kommissarien in den Finanzen der Compagnie ein Passivum von 119,035,473 Gulden zu konstatiren. Die große Erschütterung, welche dann darauf in Europa vor sich ging, die Eroberung Hollands, die verschiedenen Verfassungen, welche das Land der Reihe nach erhielt, die Kriege im Norden und Süden, das Konsulat und das Kaiserreich zogen die öffentliche Aufmerksamkeit von der Bilanz der Handelsgesellschaft ab. Sie bestand noch bis 1808; dann aber löste sie sich auf. Das Holländische Gouvernement übernahm selbst die Verwaltung der Besitzungen und betraute sie dem General Daendel, der sofort abreiste, mit dem lebhaften Wunsche, alle Mißbräuche abzuschaffen. Ehe wir von den Wirkungen seines Systemes sprechen, müssen wir den damaligen Zustand von Java ins Auge fassen.

Die ganze in ihren Dörfern zerstreut lebende Bevölkerung der Insel war in Tialia's oder Familien vertheilt. Jede dieser Familien bestand aus einem Chef und mehreren Verwandten, Freunden, Arbeitern, die von ihm abhingen. Die Zahl der zu einem solchen Verein gehörenden Individuen war sehr verschieden; in einigen Distrikten 15 bis 18, in anderen 20 bis 22. Alle Glieder einer Tialia arbeiteten unter dem unmittelbaren Befehle des Chefs, dem sie, je nach dem größeren oder geringeren Range der Person, der sie Hülfe oder zwei Fünftheile des gedroschenen Reises zufallen mußten.

Die Fürsten der Insel hatten in allen ihrer Autorität unterworfenen Ländern ein Recht auf ein Fünftheil des Erträges. Sie konnten diesen Tribut mit Frohnarbeiten vertauschen; in diesem Fall bestimmte das Haupt der Tialia diejenigen seiner Untergebenen, die für den Fürsten arbeiten mußten, und überdieß sie ihrer Verpflichtungen gegen ihn selber.

Als die Holländische Compagnie der Souverainetät über Java sich bemeisterte, nahm sie die jährliche Abgabe, welche die Javaner den Abkömmlingen ihrer Könige zahlten, sie sich. Die Beamten jedes Distriktes mußten das Quotum in jeder Tialia bestimmen und einnehmen. Die hierbei jährlich vorkommenden Geschäfte benutzten sie oft schwere Ungerechtigkeiten und handelten mit einer barbarischen Strenge, die man der Compagnie zum Vorwurf machte. Die Compagnie ersetzte den unregelmäßigen Frohndienst, auf welchen die Fürsten ein Recht hatten, durch eine jeder Tialia auferlegte Verpflichtung, jährlich tausend Kaffeebäume zu pflanzen, die Bohnen zu sorgen und dann abzuliefern. Eine solche Arbeit erforderte 60 Tage Zeit. Unter dieser Bedingung hatte die Familie ganz freie Benutzung ihrer Reisfelder; nur mußte sie dem Beamten des Distriktes ein Zehntheil lassen. Uebrigens hatte die Compagnie, wie schon bemerkt, in ihren Besitzungen das Monopol des Handels gegründet.

General Daendel war ein Mann von großem Verstande und seltener Festigkeit, einer von den Männern, wie Holland sie in großer Zahl hervorgebracht, die ihr Ziel aus der Ferne sehen, einer bestimmten Idee mit ganzer Seele sich hingeben und sie durch alle Hindernisse hartnäckig verfolgen. Er kam unter den erdenklichsten Umständen nach Java. Sein Vaterland, an Menschen und Geld erschöpft, von England bedroht, bedurfte der Hülfe seiner Kolonieen und konnte ihnen selber nicht helfen. Fürsten und Völker stimmten die Schwäche Hollands und gedachten nun, ihre alte Souverainetät wieder zu erobern. In solcher Bewirrung und Gefahr sah Daendel ein, daß baldige Maßregeln die Lage Hollands noch kritischer machen würden, und daß er nothwendig Energie zeigen mußte. Man hat ihn eines harten Verfahrens beschuldigt; diese Härte that sehr Noth, um die von der Compagnie begangenen Mißbräuche abzuschaffen.

Er fing damit an, daß er den Bewohnern von Java die Freiheit des Handels zurückgab. Indem er sie von den Fesseln des Monopols befreite, legte er ihnen härtere Arbeiten und häufigere Frohndienste auf. Er zwang sie nicht blos, den Kaffee zu bauen, sondern auch, Gebäude und Forts zu errichten und Straßen anzulegen. Ein Theil der Einkünfte des Landes war an Chinesen verpachtet, die aus ihren Pachtgütern bedeutende Einkünfte zogen und gehässige Erpressungen sich erlaubten. General Daendel annullirte ihre Kontrakte und legte die unmittelbare Einnahme der Steuern in die Hände der Regierung. Er wies den Beamten ein ihrer Stellung angemessenes Gehalt an und verbot ihnen unter den strengsten Strafen jede Handlung der Willkür. Die seit Jahren vernachlässigten und der Plünderung überlassenen Wälder und Schiffswerfte wurden ganz neu organisirt. Batavia wurde der eigentliche Sitz der Regierung, der Mittelpunkt, aus welchem General Daendel seine Befehle ergehen ließ, und wo er in der Bericht seiner Substituten nahm. Während General Daendel so mit allen Einzelheiten der Verwaltung sich befaßte, traf er auch Vorkehrungen zu einer Vertheidigung gegen England für den Fall eines Angriffs. Er vermehrte die Zahl der Truppen, baute Wälle und Festungen und eröffnete ein und wieder neue Communicationslinien im Innern. Sein richtiger Blick, seine moralische Kraft und strenge Rechtsfahrtheit wußten so viel, daß er in wenigen Jahren große Reformen bewerkstelligte.

Daendel glaubte sich seinem Ziele nahe: er hatte sein Budget entworfen und wollte, daß die Kolonieen dem Mutterlande nicht nur keine Kosten verursachen, sondern zehn Millionen jährlich einbringen sollten. Allein die Ursachen machten einen starken Strich durch seine Rechnung. Java's Verbindung mit Holland war durch die Engländer verhindert. England unterbielt in den Indischen Meeren eine mächtige Flotte, und das an Macht tief gesunkene Holland besaß nur wenige Kriegsschiffe. In Folge dessen brachten die Kolonial-Produkte viel weniger ein, als Daendel angenommen hatte, und die Ausgaben des Landes stiegen höher. So ergab sich statt des berechneten Ueberschusses ein Defizit von 6 Millionen, 1809 eines von 2 und 1810 eines von 3½ Millionen.

Um das Unglück voll zu machen, dewies Daendel den fürstlichen Familien von Java nicht diejenige Schonung, deren sie bis dahin von Seiten der Compagnie genossen. Zwei Fürsten empörten sich, und es erfolgte ein langer, blutiger und kostbarer Krieg. Unterdeß wurde Daendel nach Holland zurückberufen. Bisher beschuldigten ihn, seine Mission schlecht verstanden zu haben; allein er fand neben hartnäckigen Widersachern auch eifrige Anhänger. Jedenfalls verdient er mehr lob als Tadel.

Sein Nachfolger, General Janssen, hielt sich so kurze Zeit in Java auf, daß er nichts reformiren konnte. Einige Monate nach seiner Ankunft nahmen die Engländer die Kolonie in Besitz. Es schien, als wäre der neue Statthalter nur gekommen, um die Trophäe zu empfangen.

Die Expedition, welche England 1811 gegen Java schickte, war von Lord Minto beseligt, der so sicher auf seinen Erfolg rechnete, daß er schon eine Anzahl Beamte für die zu besetzenden Stellen mitbrachte. Und wirklich gelang sie, und ohne Blutvergießen. Der von Java zu werden, als dessen Statthalter er den wegen seines Werkes über Lage, Hülfsquellen und Verwaltung des Landes berühmten, aber zu parteilich gegen Holland eingenommenen Raffles einsetzte. Dieser neue Statthalter führte in Java ein ähnliches System der Verwaltung ein, wie es Lord Cornwallis in Bengalen begründet hatte. (Schluß folgt.)

Griechenland.

Die jährliche Zusammenkunft der archäologischen Gesellschaft zu Athen.

Den 29. Mai 1840 fand auf der Akropolis im Parthenon die vierte Versammlung der archäologischen Gesellschaft zu Athen statt. Diese Gesellschaft hat sich durch das Zusammentreten von Männern gebildet, welche voll Liebe für die Kunst und das Alterthum von dem alten Hauptsitze der schönen Künste aus für die Auffindung, Sammlung und Erklärung der Kunstschätze sich bemühte sind, die aus der reichen Erdschaft des alten Griechenlands auf uns gekommen sind. Die Erfolge dieser Gesellschaft, die ursprünglich nur gering waren, haben sich schon im zweiten und dritten Jahre ihres Bestehens bedeutend gesteigert. Die Anzahl ihrer Mitglieder, welche bei der Gründung derselben sich auf 26 beschränkte, ist auf 300 gestiegen, und außerdem haben mehrere berühmte Männer fremder Nationen für die Auffindung dieser wichtigen Kunstdenkmäler mitzuwirken gewünscht, deren Namen eine Bürgschaft mehr für den glücklichen Erfolg ihrer Bestrebungen sind.

Die diesjährige Versammlung war zahlreicher, als die der beiden ersten Jahre; fast 60 Mitglieder waren anwesend (im vergangenen Jahre nur 36), und außer ihnen eine zahllose Menge von Zuhörern, unter denen man mit Vergnügen auch die schöne Geschlecht wahrgenommen. Der Anblick war höchst erfreulich. Ein ehrfurchtsvolles Schweigen herrschte im Saale; wenn einer der Zuhörer dem anderen etwas mitzutheilen hatte, so flüsterte er vielmehr, als er sprach, als ob er sich in dem Heiligthum eines Gottes befände. Die ehrenlichen Gestalten vergoldeten das Meer, dessen Spiegel ruhig dampf verbreiterungen. Der Jakob Rizo, der Präsident der Gesellschaft, erhob sich und hielt eine Rede, die von all' der Gluth eines jugendlichen Herzens und von all' dem Talente zeugte, das ihm seit längerer Zeit einen Platz unter Griechenlands besten Schriftstellern geschert hat; er sprach:

„Meine Herren, um die Vergangenheit einer Familie aufzuhellen, die mit Ehren und Rechten begabt ist, werden die mühevollsten Untersuchungen und die größten Summen Geldes nicht gespart.

Digitized by Google

Wie haben die Freiheit plötzlich erlangt, und unsere Familien haben keine Rechte, die wir durch genealogische Forschungen herausstellen könnten; doch ein Punkt unseres alten Ursprungs ist es, der die sorgfältigste Nachforschung nicht eines Individuums, sondern der gesammten Nation verlangt; um seinetwillen sind wir hier versammelt, ich meine die Ausgrabung der Griechischen Alterthümer und ihre möglichst sorgfältige Wiederherstellung.

„Die archäologische Gesellschaft zu Athen hat sich dieses Ziel gesteckt; sie ist heute zum vierten Mal versammelt, um ihre Gründung zu feiern. Mit welcher Freude und Befriedigung würde Ihnen die Direction von den Ergebnissen dieses dritten Jahres Rechnung ablegen, wenn sie eine lange Reihe bedeutenderer Erfolge auszuzählen hätte! Doch wie sehen wir vor uns unser Theater erbaut, in dem wie binnen kurzer Zeit unsere Mitbürgern Beifall sollen werben für die edle Darstellung, in der sie und die geofarttgen Gedanken und Gefühle unserer Vorältern vorführen. Doch das Theater, in dem einh Aeschylus, Sophokles, Euripides und Agathon ihre unsterblichen Werke aufführten, liegt noch von den Trümmern der allmäligen Zer störung verschüttet. Dieß Theater, meine Herren, sollte vor anderthalb Jahren schon ausgegraben werden. Die Zöglinge der Universität und des Gymnasiums, 800 an der Zahl, waren sammt ihren Professoren bereit, diese beschwerliche, doch ruhmvolle Arbeit zu unternehmen, damit man die Stufen wieder bereiten könne, von denen das Athenische Volk Aristides einst für seine Gerechtigkeit und für seine Vertheidigung des Vaterlandes würdig belohnte, auf Alter Augen sich wie durch einen elektrischen Schlag bei den bekannten Versen des Aeschylus ihm zuwandten. Das Kriegs-Ministerium war diesem schönen Eifer der Studirenden und ihrer Lehrer bereitwillig entgegengekommen, indem es ihnen Wagen, Spaten und die sonst zu der Arbeit erforderlichen Werkzeuge überließ. Doch der Mangel an Vertrauen und die illiberale Gesinnung des Ministers, der damals das Portefeuille der Polizei und des Innern verwaltete, waren der Grund, daß die Petition der Gesellschaft, in der sie sie nichts als eine einfache Erlaubniß nachsuchte, übel aufgenommen, zurückgelegt und zu der unzähligen Menge von Petitionen geworfen ward, von denen das Cabinet des Ministers wimmelte.

„Welche Lähmung ist in den Bestrebungen der archäologischen Gesellschaft durch wenige Worte hervorgebracht worden der Art eingetreten! Hätte man damals die Ausgrabung dieses Theaters gestattet, waren der Rektor der Universität und der des Gymnasiums damals nicht gehindert worden, mit ihren Lehrern und Schülern dieses Prachtwerk aufzuschließen und abzuputzen, welche Begeisterung hätte diese That in Griechenland erzeugt; wie sehr würde diese Begeisterung zur Verherrlichung und zum Gedeihen Werke der Gesellschaft haben beigetragen haben! Welche Entdeckungen hätte man nach und nach gemacht, und wie viele würden den Schatz der Denkmäler unserer alten schönen Künste vermehrt, wie viele würden Licht auf historische Untersuchungen geworfen haben, die bis jetzt noch nicht zuständlich aufgehellt sind; und welchen Beifall würden wir für diesen Eifer bei fremden Nationen gefunden haben!

„Dieses, meine Herren, sind die traurigen Gründe mannigfacher Verzögerungen; sie können gegenwärtig nicht mehr eintreten, und wenn sie fortdauerten, so würden wir uns heute nicht im Parthenon versammelt haben, sondern, unserer schönsten Hoffnungen beraubt, wohl Scham vor uns selbst und vor den geehrten Mitgliedern, außerhalb Griechenlands und verborgen haben.

„Wenn mit dem Untergange der Griechischen Freiheit auch das Theseum, das Erechtheum, Parthenon und so viele andere bewundernswerthe Denkmäler, die zwar verletzt, aber doch erhalten sind, untergegangen wären, wenn sie nicht als unträgliche Zeugen der alten Größe Griechenlands dastünden, so könnte man sich diese Größe selbst, den Ruhm von Thermopylä, Platää und Salamis für eine poetische Fiktion halten .... Doch diese herrlichen Reste haben den gebildeten Nationen Europa's gezeigt, daß unsere wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen nicht in einem tollkühnen Wagen, sondern in der heiligen Begeisterung ihren Grund haben, mit der die Nachkommen ihren großen Vätern gleich zu werden strebten und wenn noch Thaten zu vollführen sind, so muß man sie sicher für unfähig hält. Und dieß ist die Ursache, weshalb wir seit dem Beginn unseres Krieges Bewunderung und Theilnahme erregt haben, und weshalb eine so große Menge von Philhellenen sich bewogen gefühlt, unsere Gefahren zu theilen und mit uns für unsere Freiheit zu kreiten. Diesen nun, meine Herren, können wir keine größere Wohlthat vergeltung gewähren, als daß wir ihnen durch unsere archäologischen Arbeiten, auch wenn dieselben mit noch weit größeren Anstrengungen verbunden wären, als sie es in der That sind, den Genuß der Alt-Griechischen Kunstwerke bereiten.

„Das Namen-Verzeichniß unserer Mitglieder ist der sicherste Beleg für das Wohlwollen, mit dem man an unseren Bestrebungen von allen Seiten Theil nimmt. Die berühmtesten Männer haben sich in die Gesellschaft aufnehmen lassen; Einige haben uns ihre eigenen Werke angetragen, und der König der Niederlande hat gerucht, uns eine Kopie der Alterthümer seines Museums zu senden. Die Herren Gesandten der fremden Mächte sammt unserer Königlichen Majestät selbst ehren als hohe Mitglieder unserer Gesellschaft diese Versammlung durch ihre Gegenwart. Sie, die Kenner und Verehrer des Schönen und Erhabenen, bezeugen uns, daß wir in diesen unseren Arbeiten nicht laß zu Werke gehen, daß wir mit tiefem Schmerze den Verlust empfinden, den Reisende und bereitet haben, von denen wir während der Zeit unserer Knechtschaft manches Kunstschätze beraubt worden sind, daß wir jetzt die Bedeutung dieser hohen Erbschaft unserer Väter vollkommen erkennen, die zerstörten Stücke derselben mit möglichst großer Sorgfalt wiederherstellen und die verschütteten ausgraben, um so den Verlust so viel als möglich zu verwinden, den uns die Zeit zugefügt hat, welche drei ihren Zerstörungen durch die Rohheit unserer Bedrücker und durch die Fühllosigkeit des eigenen verknechteten Volkes noch unterstützt wurde.

„Als ich, meine Herren, Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit den Herren Repräsentanten der befreundeten Mächte diese Gegenden zu unterfuchen kam, ich kann Ihnen nicht schildern, wie ich mein Herz da schlagen fühlte, als ich sah, daß so viele der herrlichsten Denkmäler des Griechischen Alterthums die Gefahr der Zerstörung noch stegreich überwunden hatten, daß sie nicht Trümmer über Trümmer gethürmt waren, sondern aufrechtstehend den Schutt und die Asche dieser zerstörten Stadt überschatteten. Ich fand in der Umgegend mehrere Gräber unserer Freiheit, die einst über und triumphirt hatten und doch vergessen sind; daneben sah ich einfache Grabhügel, welche die Gebeine von Helden einschließen, die im Kampfe für das Vaterland gefallen sind, und ich segnete sie als glückliche Märtyrer unserer Freiheit; die Blätter der Gesichte, sprach ich zu mir, werden als ungerstörbare Pyramiden ihr Grab schmücken, doch die, welche sie Tyrannen fallen, sind unwerth, der Nachwelt überliefert zu werden. Diesen Erhügeln ohne Denkstein verdanken wir nicht nur die Wiederkehr in diese alte freie Stadt, die wiederum von freien Griechen bewohnt wird, sondern an Allem, was wir durch unsere Ausgrabungen wiedergewinnen und was für die Archäologie und die schönen Künste von Werth ist, haben sie Theil."

Mannigfaltiges.

Theater in Madrid. Der kürzlich erschienene dritte Band des „Treciennium eines Deutschen Offiziers in Spanien", von Gustav Heffen*), enthält manchertei interessante Mittheilungen über die neueren Zustände der Spanischen Literatur, über die in Madrid bestehenden getheilten Gesellschaften und endlich auch über die Theater oder, wie sie der Verf. nennt, „Schaubürgen" dieser Hauptstadt. Wir entlehnen über den zuletzt gedachten Gegenstand folgende Bemerkungen, die uns zugleich mit einem Drama nach dem neuesten Spanischen Geschmack bekannt machen. Es giebt zwei Schaubürgen in Madrid, de la Cenz und del Principe genannt, welche sich weder durch Schönheit, noch durch Größe oder Glanz auszeichnen; die eine wird meist für die Italiänische Oper benutzt, die andere für die Spanische Komödie.**) Noch unvollendet ist das neue große Schauspielhaus, so wie der prächtige Königliche Palast selbst, der noch gegenwärtig, ein viertel Jahrhundert seit seiner Gründung nicht in Betracht. Als ich zum erstenmale die Komödie in Madrid besuchte, wurde unter Anderem ein kleines Stück dargestellt, das auf die Deutsche Bühne hat, jene Geschichte von einem armen Komponisten, der im ärgsten Elende seine reiche Tochter verheirathet, in welche sein Unglücksgefährte, ein armer Poet, verliebt ist. Es wurde unter dem Titel: „Ki componitor y la componitora" von den Theaterzettel sehr gepriesen, und obgleich Manches darin bei der Darstellung verstößt wurde, machte es lebhaften Eindruck. Mich rührte es innig; es rief Bilder aus der Kindheit und dem Vaterlande in mir auf. Auch etwas Geschmackloses kann unter Umständen das Herz mit wehmüthigen Erinnerungen erfüllen und Thränen in das Auge locken. Einige Tage später sah ich eine moderne Tragödie, „Calaked ik" betitelt, welche zum erstenmale gegeben wurde und der ganzen Abend ausfüllte. Es sollte darin die Periode der Englischen Geschichte geschildert werden, wo die Regierung aus den Händen Karl's II. in die Jakob's übergeht. Der Verfasser gab sich als einer von der liberalen Parthei zu erkennen; denn einmal waren diesmal moderne liberale Flosken angebracht, welche meist nur dazu sie sich auch einmals im Munde setzen historischen Personen ausnahmen, doch stets beklatscht wurden, und dann mußten sich auch die Jesuiten auf das gröbste mißhandeln lassen. Wenn jener berühmte Orden solche Schwachköpfe zu Mitgliedern gezählt hätte, wie sie die modernen Romane darstellen, wie könnte er seinen großen Ruf erlangt haben! Das Publikum unterließ nicht, jene Anspielungen, welche die heilige Brüderschaft oder ihre Prätensionen lächerlich machen sollte, mit Beifall zu überschütten; wahrhaft ungestüm wurde das Klatschen, als der Jesuit, den neuen König, welcher von Einigung des „Throns und Altars" sprach, unterbrechend, sagte: „Nein, Sire, des Altars und Thrones!" Sonderbarerweise hat sich in den neuen Verfassungsweise katholischen Städten, in Brüssel, in Madrid, dieselbe Sucht im Publikum gefunden, über die Geistlichkeit, besonders über Mönche und Ordensbrüder, loszuziehen; jedes Wortspiel auf Kosten dieser Leute kann auf sicheren Beifall rechnen. Aus ästhetischem Gesichtspunkte betrachtet, hat das Stück keinen Werth; es ist voll schwülstiger Deklamation. Sein eigentlicher Zweck scheint nur zu seyn, die große Sympathie an den Tag zu legen, welche das gebildete Spanien im Allgemeinen für England fühlt. Es strotzt von Lobeserhebungen des Englischen Volkes und der Englischen Freiheit. Weil die Franzosen seit vielen Jahren Spanien täuschen und lauter Unheil über dieß Land brachten, sind sie fast durchgehends verhaßt, wo nicht verachtet; der Name Engländer aber ist gegenwärtig hier eine Empfehlung."

*) S. Nr. 143 des Magazins.

**) Der Spanische Gebrauch ist zu loben, demzufolge alle Plätze in den Theatern numerirt und folglich nicht mehr Billette, als es Plätze giebt, verkäuflich sind; daher ist es auch nicht nöthig, wie in Paris, in einer Art Hühnerleiter stundenlang auf der Gasse die Eröffnung zu erwarten.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Montag den 13. Dezember 1841.

Spanien.

Neue Reise-Literatur über Spanien.

II.

Reisebriefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Erster Band. Berlin, Alexander Duncker, 1841.

Hier haben wir eine ganz moderne Reisebeschreibung im Genre der Reisebilder u. s. w. In diesem kommt es nicht auf die Gegenden, auf die fernen Zuklänge, nationalen Eigenthümlichkeiten an; die sind ganz gleichgültig; die Hauptsache ist das beschauende Ich; die Gegenden, die Bäume, die Felsen, die Städte, die Menschen sind nur, um sich von dem beschauenden Ich reflektiren zu lassen. Der moderne Reisende (oder sagen wir lieber die moderne Reisende, da die Verf. den Repräsentin Oberflächlichkeit vorwirft, welche gesagt haben, sie schreibe wie ein Mann) reist, nicht um sich zu belehren oder zu beobachten, sondern um sich anzuregen, um ihre Phantasie zu erfrischen, um einen Gegenstand für ihre poetische oder satirische Laune zu erhalten. Es kommt also auf die Gefühle, Einfälle, Stimmungen an; daraus entsteht die femme à sentimens (wohlgemerkt femme!); aber das Kosthaus, Werthvolle dieser Gefühle ist gerade, daß sie die eigenen Gefühle sind. So geht die femme à sentimens in die femme à prétentions über. (femme!)

Die Hauptsache ist also das fühlende, anzuregende Ich. Was es fühlt, wodurch es angeregt werden soll, ist gleichgültig; wenn es nur überhaupt fühlt und angeregt wird. Dadurch erhalten wir einen Rahmen von ungeheuren Dimensionen, in den alles Mögliche hineingebracht werden kann, wie es hier der Fall ist. Eine größere Mannigfaltigkeit läßt sich kaum denken. Wir finden hier lyrische Klagen, poetische Ergüsse, polemische Ausfälle gegen die Dampfwagen und die Rezensenten, Franzosenhaß, innige Gefühle, unbefriedigte Sehnsucht, Anpreisungen des Mittelalters und — aber die Liste würde zu lang werden. Ja, wer sollte es glauben, die Verfasserin macht sogar Abschweifungen in das Gebiet der Politik (wo soll man nun noch Ruhe vor derselben finden, wenn sie sich sogar in die ländliche Feier einer liebenswürdigen Deutschen Frau flüchtet!). Ob sie bei den unpolitischen Lesern, wenn diese das Gesetz anwenden: „Que la politique ne tombe pas en quenouille", Gnade finden, ob sie nicht, wenn auch nicht in den Ruf einer Frau, die wie ein Mann schreibt, doch in den Ruf einer emancipirten Frau kommen werde, ist eine andere Frage.

Man glaube übrigens ja nicht, daß Mangel an Belehrung in dem Buche sey; im Gegentheil ist dafür sehr reichlich gesorgt. Da sich indeß viele der geistreichen Aeußerungen nicht gut würden in eine Ueberschrift hineindrängen lassen, so verankalten wir eine kleine Blumenlese. Zuerst, was ist gegen die Dampfwagen zu sagen? Es sind größtentheils persönliche und poetische Gründe, von denen wir indeß, da sie manches Neue enthalten, einige anführen. Zunächst ist der Verfasserin die Gemeinschaft mit aller Welt im engen Raume zuwider. Sodann findet sie, daß der Mensch sich dadurch zu einem Waarenballen herabsetze und sich seiner Sinne, seines Willens und seiner Unabhängigkeit begebe. Daran wird gleich eine Anklage der Zeit geknüpft. „Ja, sa! ruft sie aus, in der modernen Praxis paßt sie! sie ist nivellirt und centralisirt, und das sind die beiden süßen Ideen derjenigen, welche sich Liberale nennen. Nivelliren können wir zugeben, aber nicht Centralisiren! das Centralisiren ist von Ludwig XIV., von Napoleon, überhaupt von der Gewalt ausgegangen, die alle Fäden in einer Hand zu fassen sucht. — An einer anderen Stelle sagt sie einige schöne und tiefgefühlte Worte zur Verherrlichung des Mittelalters. „Stehe ich vor solcher Blüthe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, vor solcher sublimen (warum dies in eau de mille fleurs getränkte Wort?) Hieroglyphe der Andacht, so fällt mir immer ein, daß jetzt so viele Menschen im Mittelalter nichts sehen wollen als brachterische Klerisei und Raubritter und völlige Knechtschaft des Geistes. Tyrannen haben die Kirchen bauen lassen und Sklaven haben sie erbaut; so sprechen sie ganz ernsthaft. Aber wer hat sie erdacht, frage ich; haben das auch unwissende, stupide Sklaven gethan? Welch' ein Schwung, welch' eine Imagination zu solcher Conception gehört, davon ist mit diesen Leuten nicht zu reden, denn sie haben weder den einen noch die andere."

Mit Uebergehung aller poetischen Kreuz- und Querzüge geben wir der Verf. jetzt auf ihrer Reise nach Salzburg, Gmunden, Ling, Ischl, Salzburg, durch Tyrol nach Mailand, Genua und Nizza. Diese Route ist indeß zu bekannt, um noch eine sonderliche Ausbeute davon zu erwarten. Nachdem die Verf. den Winter in Nizza verweilt, trat sie die Reise durch das südliche Frankreich an, wo sie lange Zeremonien über den Franzosischen Geist anstimmt, und bei dieser Gelegenheit auch den Deutschen vorwirft, daß sie sich unter Frankreichs Vormundschaft begeben hätten; die Sammlungen in Deutschland zum Besten der überschwemmten Franzosen nennt sie eine Bavourdise und miserable Ostentation. Sie besuchte Toulon, Marseille, Aix, beklagt sich gelegentlich über den Mangel an Poesie in unserer Zeit, besonders über die Vertagee, die nur Prosa wollen, besichtigt Avignon, das sie schildert als: „Ruine ohne Poesie, begraben in Schmutz und Düftigkeit, menschenleer, obwohl es 30,000 Einwohner zählt, und wo Alles das Gepräge der Verkommenheit trägt. Menschen und Häuser, Kirchen und Steinpflaster." Die Reise geht sodann über Nimes, wo sie Veranlassung findet, sich über die Römer zu erstaunen und Thämmel der Leichtfertigkeit zu bezüchtigen, Arles, Montpellier, Béziers und Perpignan.

Bei ihrem Eintritt in Spanien findet sie die Chausseen zwar schlecht, aber den Zustand des Landes doch beruhigender als sie erwartet hatte. „Verwahrlost", sagt sie, „sind die Wege, die Brücken, und was durch die Regierung eines Landes unterhalten seyn will, aber weder das Volk noch das Land. Ich bin seelich in Catalonien, in der arbeitsamsten, gewerbsthätigsten Provinz von ganz Spanien, bei einem Volk, das von jeher thätig und reich war, aber es ist dennoch ungläubisch, daß man so wenig Spuren der Verwüstung und Verwahrlosung wahrnimmt, welche die knausbleiblichen Folgen eines Bürgerkrieges und einer so komplexen Desorganisation zu seyn pflegen, wie sie seit Jahren hier geherrscht haben. Die Felder sind bestellt, in den reinlichen weißen Häuschen der Dörfer und kleinen Ortschaften klappert der Webstuhl; die Weiber spinnen unter den Thüren und klöppeln Spitzen, die Männer treiben die Handwerk. Alle sehen rüstig aus, schlank und fest von Gestalt, mit schmieglamen Gliedern und mit einem ungewöhnlich leichten Gang."

Da den Postwagen beständig einige Kavalleristen und Infanteristen begleiteten, so konnte sie sich vom Zustande des Militaires überzeugen; sie gesteht, daß dasselbe ziemlich günstig aufgefallen und ihre Equipierung geflickt und abgeteagen gewesen, aber sie rühmt ihnen kräftige und behende Haltung und Nerv nach. Und an einer anderen Stelle sagt sie über denselben Gegenstand: „Etwas, woran sich mich nicht gewöhnen kann, ist die Barbarei der Soldaten und ihr ärmlicher Anzug. Sie sind den ganzen Winter in Sommerbeinkleidern herumgelaufen, und wenn ihnen die Regierung Sold für sechs Monat schuldig geworden, bezahlt sie ihnen drei. Die Offiziere sollen es noch übler haben, denn da den Gemeinen außer ihrem schon so geringen Sold gar keine Subsistenzmittel zu Gebote stehen, so treten jene mit ihren Forderungen so lange zurück, bis diese befriedigt sind. In Reihe und Glied sollen sich dennoch die Truppen recht gut ausnehmen.

Von Barcelona sagt sie, daß es eine recht elegant gebaute und wohlhabende Stadt sey, die ein wenig an Neapel, ein wenig an Mailand erinnere, aber durch den Mangel an Wagen etwas Kleinstädtisches erhalte. Sie gesteht indeß zu, daß dieselbe von allen Spanischen Städten jetzt den lebhaftesten Handel treibe, meint aber, sie habe durch die Reibung mit Fremden ihre Originalität verloren, wie ein Goldstück, das aus einem Beutel in den anderen geht, sein Gepräge verliere.

Wenn sie in Barcelona das Spanische Wesen vermißte, so fand sie sich in Valencia en plein Espagne versetzt. „Valencia", sagt sie poetisch, „lag, weiß wie ein Schwan auf seinem grünen Rest, auf der Ebene da, und ein Kranz von violetten Bergen, wie von Blumen, rund umher, während das Blau des südlichen Himmels Dom- und Hintergrund von unvergleichlicher Transparenz bildet. Valencia! klingend von Liedern, von Romanzen, von Guitarren; duftend von Blumen, belebt von tapferen Rittern und schönen Frauen, von reizenden, lockenden Abenteuern der Liebe, der Leidenschaft und der Rache. Valencia! wer kennt es nicht! „Den Cid zu Valencia und im Jahr" — den herrlichen Königlichen Kampfpreis, den der edle Campeador durch sein gutes Schwert sich gewann! Das sog mir Alles durch den Sinn, als ich's ins Auge faßte mit jenem erwartungsvollen, freudetrunkenen Blick, den wir auf etwas nie Gesehenes und doch schon längst Bekanntes und Geliebtes werfen."

Mit Valencia zeigt hiermit den vollkommensten Kontrast, der sie um so mehr frappirte, als er durch gar keine Uebergänge vermittelt war. „Vor zwölf Stunden sah ich Frische und Kraft in voller Ueppigkeit,

Digitized by Google

in rechter Jugendblüthe um Valencia gelagert und die Kultur bodaglich ausgebreitet auf der weiten und breiten lachenden Ebene; heute früh den schroffen, nackten, heißen Felsen, starr am Meere sich hinziehend ohne Vegetation, ohne Kultur, nichts als Schärfe und Dürre, und Alicante eingeklemmt zwischen Fels und Meer, wie das Produkt dieser Natur, wie eins mit dem Stein. In der Stadt sah es viel breiterer aus als wir erwartet hatten, hübsche weiße Häuser mit flachen Dächern, von Palmbäumen umgeben, und die Straßen besser gepflastert und weit reinlicher als in Valencia.

Den Anblick von Carthagena findet sie nicht freundlicher als den von Alicante, denn es zeigt sich hier derselbe Mangel an Vegetation, dieselbe schroffe nackte Felsformation. Uebereinstimmend mit dem Züchtig-Reisenden, schildert sie den Verfall dieser Stadt, die einst für Spanien dasselbe war, was jetzt für Frankreich Toulouse ist, als blüht betrübende. Zu Salzhauf

rung davon Kunde erhielt und ihnen Einhalt thun konnte! War ein Jahr herum, so kamen die Einkünfte der Insel nicht den Ausgaben gleich, und eine ganze Bevölkerung, wahrhaft brasilianswerdte Bevölkerung war gepreßt, geschunden, mißhandelt worden, um Chinesische Kaufleute oder Dorf-Häuptlinge zu bereichern. Das System des Generals Daendel war weniger hart und gefährlich gewesen.

Im Jahre 1823 sanken die Kolonial-Erzeugnisse bedeutend im Preise. Im folgenden Jahre brach zwischen der Holländischen Regierung und einigen widrigen Häuptlingen der Inseln die Regierung war in solchem Grade verarmt, daß sie, um ihre gewöhnlichen Ausgaben bestreiten und die unvorhergesehenen Kosten des Krieges decken zu können, ein Anlehen machen mußte. Sie erhielt von dem Hause Palmer und Comp. in Kalkutta 10 Millionen Gulden zu 9 Prozent jährlich gegen Verpfändung des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums der Insel. Das Kapital sollte in 20 Jahren abgetragen werden; und um die Schuld allmälig zu tilgen, ohne die Interessen zu bezahlen, sollte Holland an das Haus Palmer jedes Jahr so viele Kolonial-Produkte ablieferen, als es mit Vortheil in Kalkutta verkaufen konnte.

Im Jahre 1826 wurde Herr du Bus de Gisignies als General-Commissair nach Java geschickt, damit er den Zustand der Kolonie untersuche und die Mittel, ihre Verluste zu ersetzen, in Erwägung zöge. Er arbeitete darauf hin, die Auflagen zu erhöhen und die Ausgaben zu vermindern; er überreichte der Regierung ein überschlägliches Budget, nach welchem die Einnahmen 106 Millionen Gulden und die Ausgaben 104 Millionen betragen sollten. Aber der veränderliche Preis der Produkte und die unvorhergesehenen Zufälle kauschten diese Vorberechnungen, und seit 1827 kam nach seiner Ankunft in der Kolonie mußte man wieder zu einer Anleihe schreiten. Mehrere Holländische Handelshäuser, die nach Indien handelten, liquidirten damals mit 20—30 pCt. Verlust, und mehrere andere fallirten.

Als General Daendel das Monopol abschaffte, sah er nicht alle Folgen dieser Maßregel vorher, und die General-Kommission von 1814 war in dieser Hinsicht nicht besser berathen. Sobald Java seine Handelsfreiheit wieder hatte, sah man Schwärme von Engländern, Franzosen, Amerikanern in die Häfen der Insel kommen; sie brachten Produkte von allerlei Art auf ihren Schiffen mit und boten sonst eine gefährliche Konkurrenz für Holland. Besonders furchtbar wurden auch in diesem Betracht die Engländer. Sie verbreiteten ihren mächtigen Kredit auf der Insel, und machten es noch besser waren, als die Holländischen, und bemeisterten sich am Ende dieses Handelszweiges gänzlich. Die Holländer konnten nur noch Verproviantirung nach der Insel bringen. Die Holländischen Schiffs-Capitaine verlangten ein bedeutendes Frachtgeld, um ihre Unkosten zu bestreiten; wogegen die Engländer, die am Verkauf ihrer Ladung in Java und an der Rückfracht nach Europa, besonders in England profitirten, die Kosten des Transports kaum berücksichtigten. Außerdem fuhren 60 bis 70 Englische Fahrzeuge jährlich nach Botany-Bay und anderen Kolonieen mit einer Ladung, deren Transport ihnen theuer bezahlt wurde. Auf dem Heimwege legten sie vor Java an und nahmen für 80 bis 100 Gulden die nämliche Fracht, welche die Holländischen Schiffe für nicht weniger als 150 oder 160 Gulden einnehmen konnten. Eine Verordnung des Parlamentes, welche den Einfuhrzoll des von Singapohr kommenden Kaffee's auf 9 Pence festsetzte, während der Kaffee aus anderen Gegenden einen Schilling zahlen mußte, brachte den Holländern ebenfalls großen Schaden; die Engländer kauften den Kaffee in Java, führten ihn ohne Singapohr, von dort nach England und realisirten von jeder Ladung einen bedeutenden Profit. Auch konnten die Holländischen Kapitalisten bei all' ihrem Reichthum mit den Britischen nicht rivalisiren. Ihre Schiffe kamen in unregelmäßigen Perioden aus Indien zurück. Bald waren die Kolonial-Produkte in Holland selten und wurden sehr theuer verkauft, bald kamen sie in Menge an und ihr Preis fiel sogleich. Diese abwechselnde Zähe Steigen und Fallen veranlaßte gefährliche Speculationen, welche den Handel unsicher machten und oft den Kredit der angesehensten Häuser erschütterten.

Alle diese bedenklichen Umstände bewogen Holland zur Organisation einer Handels-Gesellschaft, die durch Vereinigung ihrer Kapitalien leichter mit den Britischen Reichen rivalisiren und ihre Unternehmungen ordentlicher und regelmäßiger leiten könnte. So entstand im Jahre 1824 die Handels-Maatschappij. Der König selbst stand an der Spitze der Actionaire. Die Regierung verkaufte der Gesellschaft im voraus die ganze Kaffee-Aernde von mehreren Jahren und überließ ihr den Transport der Truppen, die zu dem mit Dipo Negoro ausbrechenden Kriege nothwendig waren. Da es der Handelsgesellschaft damals an Schiffen fehlte, so mietete sie die Holländischen Rhedern eine bedeutende Fracht und gewann Viele für ihr Interesse.

Während aber diese Gesellschaft durch das ihr bewilligte Privilegium sich bereicherte, mußte Holland ob des Zustandes der Kolonie doch nicht weniger leiden. Das Defizit wuchs mit jedem Jahre, und der Krieg machte den Niederlanden ungeheure Ausgaben. Auf Dipo Negoro's Ruf hatten sämtliche Gemeinden die Waffen ergriffen; die Vorsteher der Dörfer und Distrikte versuchten es vergeblich, sie unter der Holländischen Herrschaft zu erhalten. Die lange gepflegten, unterdrückten, zu harter Arbeit verdammten Javaner erhoben sich wüthend und rannten mit grässlichem Schwerdte über die Felder, die sie sonst mit ihrem Schweiße bereichert hatten, allen Anbau verwüstend und die Europäer ohne Erbarmen mordend. Das war ein Verttlgungskrieg, ein Krieg, der fünf Jahre lang dauerte, und in dessen Verlaufe gegen 200,000 Javaner und über 30,000 Mann, die unter Holländischer Flagge dienten, ihr Leben verloren.

Die Kolonie war damals in einem sehr traglichen Zustande. Seit ungefähr funfzig Jahren hatte Holland um ihrer willen ferne Truppen und mehr als 150 Millionen Gulden geopfert, ohne einen wirklichen Vortheil aus ihr zu ziehen. Man hat mir in Holland gesagt, es sey damals im Grunde davon die Rede gewesen, die Unheil bringende Kolonie ganz aufzugeben. Allein es ereignet sich oft, daß man im Augenblick, wo man am Gelingen irgend eines großen Unternehmens verzweifeln will, nahe daran ist, die Früchte seiner Anstrengungen zu ärnden. Das Glück hat seine Launen. Es stellt Nationen wie Individuen auf die Probe und hält sie nedend am einen Ende seines Zauberstabes, während sie sich an ihrer Angewuld und Beriegenheit und krönt nur den ausdauernden Kämpfer.

Im Jahre 1830 wurde General van der Bosch zum Statthalter von Java ernannt. Der Krieg näherte sich seinem Ende. Die vornehmsten Häuptlet der Revolution waren gefangen genommen oder hatten sich freiwillig unterworfen, und Dipo Negoro war mit einem kleinen Anhange in das Gebirge Diekstaria retirirt. So lange noch dieser verwegene Mann freie Hand hatte, wagte man nicht, die Armee auf den Friedensfuß zu setzen; sie bestand noch immer aus 35,000 Mann. Endlich gerieth Dipo Negoro in Gefangenschaft, und die Armee wurde entlassen. Jedes mußte man die Truppen noch beschäftigen, die unter dem großen Rebellen gedient hatten, und ihre Union nach und nach auflösen, um einer neuen Empörung zuvorzukommen. Ihren Häuptlingen mußte man bedeutende Summen Geldes geben, um sie vollends zu unterwerfen. Endlich mußten auch die der Holländischen Sache treu gebliebenen Fürsten für ihre während des langen Krieges erlittenen Verluste entschädigt werden. Das war eine neue schwere Last für Holland, und während man an der Pacification Java's arbeitete, brach die Empörung in Belgien aus.

Mitten unter den zwiefachen Sorgen zwischen Belgien und Holland, unter den Gerüchten von dem unglücklichen Kriege, die bis zu seiner entfernten Insel widerhallten, entwarf der General van der Bosch den Plan zu seinem Verwaltungs-System. Die Vorsehung schien diesen ausgezeichneten Mann geschickt zu haben, damit er seinem armen Vaterlande im Augenblicke der größten Noth eine neue Quelle des Wohlstandes eröffnete. Er nährte die lebhaften Wünsche, die Regierungsform auszuwenken, die auf der einen Seite Java's traditionelle Gebräuche und Interessen schonte und auf der anderen Seite Holland alle Vortheile verschaffte, die es von einer so großen und gelegenen Kolonie mit Recht erwarten konnte. Ein aufbarrendes Studium der physischen und moralischen Natur des Landes führten ihn auf diese Regierungsform, und nachdem er in einzelnen Gegenden glückliche Versuche gemacht, führte er sie auf der Insel in ihrem ganzen Umfang ein.

Alle Tlatla's der Javaner waren, wie wir oben gesehen, verpflichtet, für ihre Chefs entweder ein paar Monate zu arbeiten, oder ein Fünftheil der Aernde an sie abzuliefern. Darunter und seine Nachfolger hatten diese Auflagen nicht gepaßt, weil sie den Fürsten dienste verwehrt. Von der Bosch entsagte ihrem Systeme gänzlich, wie auch dem Verpachtungs-Spteme der Engländer. Er verlangte von jeder Gemeinde, daß sie ihm ein Fünftheil ihrer Reisfelder überlasse, um solche Pflanzen darauf zu säen, die in Europa den meisten Werth hatten. Unter dieser Bedingung befreite er sie von den Abgaben und Frohnen und sicherte ihnen den Ertrag davon zu. Den die Produkte abwärten, deren Anbau er verlangte, einen Anlheil zu. Außerdem erklärte er ihnen, daß, wenn die Aernde ohne Schuld der Arbeiter schlecht ausfallen sollte, die Regierung allein diesen Verlust tragen würde. So nahm er den Javanern ihre alten Lasten von den Schultern und flößte ihnen Interesse für eine Arbeit ein, die ihnen Vortheil versprach.

Mit dieser ersten Punkt einmal geregelt war, stiftete van der Bosch Fabriken und organisirte die Arbeiter in verschiedene Sectionen. Einige wurden mit dem Anbau der Erzeugnisse, Andere mit der Aernde derselben, wieder Andere mit dem Transporte nach den Fabriken beauftragt, und noch Andere mußten die Erzeugnisse so präpariren, daß sie in Europa leichter verkauft werden konnten. Die letzte Sektion eine längere und mühevollere Arbeit hatten, als die Uebrigen, so gab man ihnen in der Werkstatt eine Portion Reis und Salz unentgeltlich. Die meisten Fabriken wurden Chinesen und Europäern anvertraut, die ihre Kapitalien hineinstecken. Da der Statthalter wußte, daß die Javaner unter unmittelbarer Aufsicht der Europäer sehr ungern arbeiteten, so gab er ihnen, wo es irgend möglich war, Eingeborne zu Aufsehern.

In diesenigen Distrikte, deren Bewohner die ihnen auferlegte Bestellung der Pflanzen nicht kannten, schickte man erfahrene Arbeiter, die sie darin unterweisen mußten. Wo die Gemeinde das verlangte Fünftheil ihrer Grundstücke nicht herausgeben wollte, bestimmte man einen Antheil freies Land für diejenigen Gemeindeglieder, die nach Verweisung der Regierung arbeiteten und mehr Arbeit thun, als sie steuerfrei wurden. Die Bestellung des üppig fruchtbaren Bodens von Java ist leicht; man braucht nur den Saamen in die Erde zu werfen, und er keimt ohne weitere Pflege. Man muß nur den Javaner dazu bringen, daß er seine natürliche Apathie überwindet; und das ist dem General van der Bosch gelungen.

Die Bevölkerung ist sehr rührig und arbeitsam. Sie kultivirt auf eigene Rechnung diejenigen Vegetabilien, die den meisten Gewinn abwerfen, verkauft sie der handelsgesellschaft und bereichert Holland und sich selbst mit ihrer Arbeit und ihren Speculationen. Zwei Mal jährlich importirt die Handels-Maatschappij auf Rechnung der Regierung die Produkte Java's und verkauft sie in Rotterdam, Amsterdam und Middelburg an den Meistbietenden. Seit 1830 ist die Quantität dieser Produkte beinahe verdreifacht worden. Die Kolonie hat aus eigenen Mitteln 45 Millionen von ihrer Schuld getilgt; sie kann alle ihre Ausgaben bestreiten und belebt den ganzen Handel, die ganze Marine der Niederlande.

Gegenwärtig gleicht Java einem unermeßlichen, mit reicher

Digitized by Google

Vegetation bedecken Garten, den breite, mit eleganten Wohngebäuden besetzte und von einer Menge Bauern, Arbeitern und Kaufleuten belebte Landstraßen durchziehen. Batavia ist eine Stadt von 60,000 Seelen, in der man allen Europäischen Luxus findet. Einige Stunden Wegs davon liegt die Residenz des Statthalters und der vornehmsten Beamten, ein wahrer Königlicher Palast in einer zauberischen Natur.

Die Chinesen kommen alljährlich in großer Zahl nach Java. Mit Abgaben belastet, mit Ausflüge oder Pestkranke in besondere Reviere eingepfercht, verhöhnt und mißhandelt, bieten sie Allem Trotz, um nur nicht in ihrem übervölkerten Vaterlande Hungers sterben zu müssen. Das Volk verachtet sie und bedarf ihrer dennoch. Immer thätig, unternehmend und erfinderisch, übernehmen sie allerlei Arten von Brodverwerb: heute sind sie Matrosen, morgen Ackerbauer; ein ander Mal lassen sie sich als Arbeiter in den Werken in Zuckersiedereien anstellen, oder sie borgen Geld zu schweren Zinsen. Es kommt ihnen wenig darauf an, wie sie ihre Zeit und Geschicklichkeit anwenden, wenn sie nur einen Profit dabei machen können; und da zu ihrer Gebuld, Ausdauer und Klugheit ein sehr ordnungsliebender, ökonomischer Sinn sich gesellt, so werden sie in der Regel schon nach wenigen Jahren wohlhaben. Die Chinesen sind die Mittelstandsklassen Juden von Java: sie haben gleiche berechnende Klugheit und Selbstbeherrschung, gleiche Unermüdlichkeit, gleiche Schicksale. Von Europäern und Javanern gering geschätzt, zurückgestoßen, fast mit Füßen getreten, haben sie doch nicht selten die Satisfaction, im Gefühle ihrer industriellen und finanziellen Bedeutung diejenigen auszulachen, die sie mit Verachtung behandeln. Schärfere Ironie ersinnt der Holländer mit dem Fürsten von Java bevorte der Statthalter einmal einer bedeutenden Summe Geldes und wendete sich deshalb vergebens an die Kaufleute von seiner Nation. Kein Holländer war im Stande, etwas vorzuschießen — ein Chinese borgte ihm die ganze Summe.

Die Beamten der Regierung und die Officiere sind sämmtlich Holländer, und alle Jahr kommen auch Kaufleute und Handwerker, um in der Kolonie sich niederzulassen. Das Klima dieses so schönen und reichen Landes ist jedoch den Europäern gefährlich, und eine Menge Individuen, die in diesen lachenden und aromatisch duftenden Ebenen sich niederlassen, finden daselbst ein frühes Grab. Ein Beamter auf Java sagte mir vor einigen Monaten: „Im Jahre 1816 reiste ich mit Dreihundert neuen Landsleute, die ebensalls in Batavia Anstellungen erhalten sollten, von Texel ab. Im vorigen Jahre wollte ich einmal zählen, wie viele von diesen Emigrirten, die bei ihrer Ankunft alle jung und rüstig gewesen, noch lebten — es waren unserer nur noch Vier!" Aber die Sehnsucht nach dem Mammon läßt keine Gefahr zu groß erscheinen. Die Beamten werden so gut bezahlt, daß sie nach und nach ein ansehnliches Kapital zurücklegen können, ohne sich sehr einschränken zu müssen; und die Kaufleute haben jeden Augenblick Gelegenheit zu einer vortheilhaften Speculation. Wer über das mörderische Klima triumphiren kann, der kehrt nach 10 bis 12jährigen Arbeiten oder Speculationen in sein Vaterland zurück, kauft sich ein schönes Landgut mit einer idyllischen Aufschrift, lebt ruhig von seinen Renten und erzieht seine Kinder in der Liebe zum Vaterlande. F. Marmier.

Polen.

Fragmentarisches aus Kraszewski's Polesischen Reisebildern.

Mit Recht klagt der Verfasser über den Instinkt der wissenschaftlichen Forscher, welche eher nach den oft gesehenen Quellen des Nils und den Eisbergen des Nordmeeres und den vielbesungenen Ufern des Rheins und den Armlichen Hütten Irlands ziehen, als nach dem Slawischen Süden, der noch viele Reichthümer für die Kunst, die Wissenschaft und hauptsächlich für den Poeten bewahrt — daß die Naturforscher eher in der Tiefe der Erde die Mammuts suchen und die Pflanzen am Meeresboden, während doch im Slawenlande noch Alles im jugendlichen Zustande zur Entdeckung und zur Beschreibung bereit liegt. Sterne oder Pallas, Humboldt oder Forster, Basil-Hall und der Fürst Pückler-Muskau. Jeder dürfte hier seine Reisen gewinnreich drehen können; denn für Jeden finden sich hier noch unberührte Materialien.

Erst zwei Männer des Auslandes, Beauplan und Malte-Brun, haben dier ihren Stoff gesucht und Europa theilweise ahnen lassen, was dieser Süden ist und was er werden könne.

Wir wollen keine von den romantischen Gegenden Polesiens, nicht das poetische Pinsk, nicht die Ufer des Styr und Horyn dem Verfasser nachschildern — was wäre ein einzeln herausgerissenes Naturbild! wir wollen uns einen Theil desselben wählen, was einen wissenschaftlichen Werth für uns hat, und zunächst über den Zustand der Polesischen Bauern etwas sprechen.

Der Verfasser des Werkes „über die Reformation der Polnischen Sitten in Reußen" (begreift alle Länder, wo Russisch gesprochen wird, sie mögen zu Rußland gehören oder nicht) schreibt Folgendes über die Verdrückung der Bauern: „Unsere Vorfahren hatten auf den Reichstagen bestimmt, daß die Unterge benen, sowohl der geistlichen als weltlichen Magnaten, für diese nur einen Tag der Woche arbeiten sollten. Und welcher Magnat der Untergebenschaft Gewalt anthun würde, von dem sollte das ganze Dorf abfallen können und sich einen anderen Herrn suchen. Woraus sich zeigt, wie der Staat es gewollt habe, daß wir den Untergebenen nicht als Sklaven behelen, sondern als Gehülfen bei unserer Arbeit. — — Daher thut es Noth, daß, nach dem Beispiel anderer Nationen, der Staat darauf sehe, daß die Magnaten ihre Leute nicht nach Gefallen tödten oder plündern, ihnen das erworbene Grundeigenthum entreißen, sie über Gebühr mit Arbeiten überhäufen, wie das stumme Vieh, sondern mit ihnen wie mit Menschen menschlich umgehen." Fernet stellt dieser weise Reformator das Beispiel fremder Nationen auf und empfiehlt statt des Schaarwerksdienstes eine Zinsjahlung an.

Unerhört war nämlich die Bedrückung der Russischen Bauern von den Magnaten, wovon auch zum Theil der furchtbare Bunt Chmielnicki's (gegen Adel und Juden), der so viel Blut gekostet hat, herbeigeführt oder doch unterstützt wurde.

Die immer wachsenden Steuer-Auflagen, verbunden mit der Last der Militair-Quartiere, waren dem Volke unerträglich geworden. Von angeborenen Kindern, von Neuvermählten wurden Steuern eingetrieben — und noch jetzt herrscht sich die Polnischen und Wolhynien die Sitte, Geschenke an den Hof zu bringen, als Hühner, Leinwand, Grütze, Branntwein, Brod, Leibgürtel ꝛc.

Geldzahlungen und andere Abgaben pachteten, trotz des Verbotes der Diozesal-Synoden, größtentheils die Juden und preßten sie ohne Mitleid den armen Bauern ab. Dafür wurden jene freilich von Jahrmarkt zu Jahrmarkt hart genug gestraft, und wer weiß, ob ihrer nicht mehr gefallen sind, als von den Christen. Der Verfasser der Reformation erwähnt dieser Pachtungen. „In Reußen — sagt er — sind alle Pachtungen in den Händen der Juden, welche durch unzerstörbare Privilegien geschützt sind und von dem Landarbeiter jedes Jahr beliehen, was früher nur alle 10 Jahr, dann alle 7, alle 5 und alle 3 Jahre geschah, damit sie nicht Zeit hatten, sich Recht haben, zu jagen, zu fischen, Met und Branntwein zu bereiten, die liegenden Gründe wegzunehmen, nur nicht den Bauern die Haut über die Ohren zu streifen!" (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Kette. So heißt das neueste Lustspiel Scribe's, das auf dem Théâtre Français fast eben so viel Glück macht wie das „Glas Wasser". Noch mehr aber als in diesem, ist es in dem neuen Stücke das große Talent des Verfassers, einen dramatischen Knoten auf geschickte Weise zu schürzen und zu lösen, was ihm der Beifall des Publikums erwirbt. Denn von einer dem Stoffe und den Personen immanenten dramatischen Wirksamkeit ist in der „Kette" noch viel weniger die Rede, als im „Glas Wasser". Vielmehr wird darin die alte, in unzähligen Französischen Stücken schon da gewesene Geschichte wiederholt von der Liebe eines jungen Mannes zu einer verheiratheten Frau, die ihn durch Schönheit und Geist, durch den unwiderstehlichen Reiz eines vornehmen Persönlichkeit gefesselt, aber doch am Ende einem einfachen Landmädchen, einer jugendgetreuen, das den jungen Mannes, den Besitz desselben überlassen muß. Kaum ein Anderer als Scribe dürfte es wohl wagen, auf solchen Grundlinien, nicht etwa ein kleines lustiges Gartenhaus, nein, einen formlichen fünf Stock hohen Palast für das Théâtre Français zu erbauen. Freilich versteht Herr Scribe es auch die feinsten Züge der Gesellschaft, in der er lebt, aufzufassen und ihre geheimsten Motive zu belauschen. Die heutigen Berührungen und gegenseitigen Koketterien der vornehmen Welt und der Kunst liefern ihm, wenn auch nicht den Stoff des Stückes, doch Stoff zu allerlei pikanten Episoden. Der junge Held des Drama's, Emerie d'Albret, ist Komponist, und die Musik spielt ihm die Pforten der vornehmsten Häuser. Aus Vordeaux nach Paris gekommen, weil er in der Provinzialluft seinem musikalischen Drang nicht genug thun konnte, fühlt er sich doch auch in der Hauptstadt unglücklich, denn es fehlt ihm das Instrument, auf welchem er der Welt seinen Beruf beweisen kann; er wollte eine Oper komponiren — aber er hatte kein Textbuch. Und in Paris ist, wie und Herr Scribe versichert, ein gutes Textbuch eine eben so seltene Erscheinung als gute Musik in unseren Opernhäusern. Es hängen wohl an allen Bäumen Verse und Reime, hier ein hübsches Lied, dort allenfalls ein wirksames Duett oder ein Chor, aber Alles zusammen giebt noch immer kein Libretto, mit dem ein dramatischer Komponist sein Glück machen kann. Da führt unseren Emerie sein musikalisches Talent in das Haus des Grafen von Saint-Germain; er begleitet die Gräfin zum Gesang, kann ihr noch etwas provinzialstädtische, aber interessante junge Mann spricht zu ihr von seinem Unstern. Was nützt ihm alle seine Virtuosität? Er gäbe sie gern hin für das Eine, das ihm fehlt. „Mein Königreich für ein Textbuch!" Da ruft die geistreiche Gräfin den in der Gesellschaft anwesenden Dichter, den einzigen, der in Frankreich Texte zu schreiben versteht — nachgerade ziemlich der Scribe selbst — und verlangt von ihm ein Libretto für ihren Schützling. Einer solchen Frau kann der Dichter nichts abschlagen; acht Tage darauf hat Emerie seinen Text, und nach einigen Monaten spricht man in ganz Paris, ja in der ganzen musikalischen Welt, von seiner Oper und von seinem außerordentlichen Genie. Sein Glück ist gemacht, und er sagt uns wiederholt sich stets, daß er es zunächst der liebenswürdigen Gräfin verdanke, die, je mehr sein Ruhm wächst, auch um so mehr in seiner Dankbarkeit, ja in seiner Leidenschaft sich zu befestigen weiß. Dies nun ist die Kette, an der der arme junge Mann gefesselt ist und die dem Lustspiel des Herrn Scribe den Namen leiht. Wie dies auf die oben angedeutete Weise geistig wird, mögen wir hier nicht verrathen, da das Stück doch wohl in kurzem auch auf der Deutschen Bühne zu erwarten ist, und namentlich in Berlin saft mit derselben Besetzung gegeben werden kann, wie das „Glas Wasser"; wenigstens sind auf dem Théâtre Français fast ganz dieselben Personen in beiden Stücken beschäftigt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Mittwoch den 15. Dezember 1841.

Belgien.

Frankreichs erste Invasion in Belgien.
1792.

Bekanntlich theilte die Kriegsfahne die revolutionaire Partei in Frankreich. Das Mißtrauen, welches das Benehmen des Hofes einflößte, bewog die Girondisten zu dem Glauben, die Freiheit sey mit dem Königthume unvereinbar, und das angreifende System war für sie ein Mittel, die Entscheidung zu beschleunigen und das Königthum umzustürzen. Die Partei der Ausgewanderten gab sich anderen Hoffnungen hin und erwartete von einem Einfall in ein fremdes Reich die Wiederherstellung der absoluten Macht. Die Berg-Partei leugnete nicht, daß der Kaiserliche Hof zu Wien, was die Girondisten behaupteten, das Bündniß gebrochen habe, welches ihn mit dem zu Versailles verband, und eine feindliche Stellung annehme, doch noch forderte sie, man solle nur Vertheidigungs-Maßregeln anwenden; mit Ministern, welche vom Auslande erkauft seyen, mit Heerführern, welche Verrath sinnen, einen offenen Angriff zu wagen, sey die höchste Unbesonnenheit. Die Partei der constitutionellen Monarchie, welche unter dem Namen „Feuillants" begriffen wurde, unterstützte aus anderen Gründen die Ansicht der Berg-Partei. Der Minister Narbonne hatte in der That Vorbereitungen zum Kriege gezeigt; es soll dies die Folge einer Intrigue gewesen seyn, die in den Salons der Frau von Staël angezettelt war. Doch die Feuillants hofften noch, durch weise Vermittelungen und Beschränkungen einen Krieg vermeiden zu können, der das Land der ganzen leidenschaftlichen Wuth entweder der Reaction oder der Anarchie preisgeben mußte. In den Augen des Monarchen war dies ein äußerster Schritt, zu dem man nur seine Zuflucht nehmen dürfe, wenn jede andere Hoffnung verschwunden sey, und Ludwig XVI. in seiner Unentschlossenheit glaubte noch nicht Alles verloren.

Das System Brissot's und seiner Freunde würde, obgleich es den Neigungen des kriegslustigen Volkes schmeichelte, dennoch nicht so leicht durchgegriffen haben, wenn die fremden Mächte in ihrer Diplomatie behutsamer gewesen wären. Das Oesterreichische Kabinet gab, vorzüglich seit dem Tode Leopold's, dem Drängen der Ausgewanderten und den Herausforderungen einer Partei, die in Frankreich einen Bruch deabsichtigte, zu sehr nach. Getäuscht durch die Leichtigkeit, mit der die Restauration in Brüssel und Lüttich durchgedrungen war, glaubte es, seine Regimenter dürften sich vor Paris nur zeigen, so werde dieselbe Ruhe eintreten. Die Mittheilungen des Fürsten von Kaunitz bewirkten, daß sich das Feuillantische Ministerium nicht halten konnte, und zwangen Ludwig XVI., Girondisten zu seinen Räthen zu wählen, denen er im März 1792 Dumouriez zufügte. Die Oesterreichische Politik hatte solche Früchte getragen, daß die Parteien, in welche die National-Versammlung geschieden war, auf einen Augenblick schwiegen und das Defret, welches auf den Vorschlag des Königs Oesterreich den Krieg erklärte (20. April 1792), fast einstimmig erlassen wurde.

Mit gleicher Gewandtheit für den Krieg und für die Diplomatie begabt, war Dumouriez in einer Schule erzogen, die seine Moralität nicht eben empfahl. Den Parteiungen fremd, wie er sich dessen selbst in seinen Memoiren rühmt, das heißt, ohne eine der mächtigen Ueberzeugungen, welche Märtyrer schaffen, und gleichwohl zu umsichtig, um sich in Rücksicht der Zukunft der monarchischen Gewalt mit falschen Hoffnungen zu trösten, war er bereit, sich einer Abzweigung der revolutionairen Partei, welche seinen Kräften einen Wirkungskreis verhieß, in die Arme zu werfen, und er schloß sich den Girondisten an, die damals die Oberhand hatten. Die Ueberlegenheit seines Geistes machte ihn zum Chef des neuen Kabinets, und von ihm ging der Plan des Feldzuges gegen Oesterreich aus. Dieser Plan, nach welchem Belgien für die Fehler der Oesterreichischen Diplomatie büßen sollte, war den Grundsätzen der Girondisten vollkommen angemessen. Diese bestanden darin, sich überall nur vertheidigungsweise zu verhalten, wo sich eine natürliche Gränze darbot, am Meer, an den Pyrenäen, an einem Theile der Alpen und des Rheins, und nur an anderen Punkten das Ausland anzugreifen. Die transalpinischen Besitzungen des Königs von Sardinien, die einiger kleinen Souveraine des Deutschen Bundes waren, wie die Belgischen Provinzen, zunächst bedroht; doch da der Kaiser für den Augenblick allein im Kriege mit Frankreich begriffen war, so richtete man die ersten Streiche zunächst gegen ihn.

Der von Dumouriez entworfene Plan hatte den Vortheil, daß er dem Französischen Charakter angepaßt war, daß er Oesterreich an seiner verwundbaren Stelle angriff und die Folgen des gestörterten Bundes, dessen Grundlagen zu Pilnitz gelegt waren, zu schwächen, vielleicht zu vereiteln versprach; denn noch war man von der Organisation desselben weit entfernt. Im Süden zeigte der Hof von Turin, der durch Familienbande an die Bourbonen geknüpft war, allein eine kriegerische Wachsamkeit; dieser Staat war mehr durch seine Lage, als durch seine Mittel gefährlich. Im Norden blieb England, welches für Principe keine Kriege führt, in seiner Neutralität, aus der nur die Eroberung Belgiens und die Eröffnung der Schelde es zu reißen vermochte; Schweden, welches Gustav verloren hatte, zog sich in seine Abgeschlossenheit zurück; Rußland versprach, den Sund zu treten, sobald es seine Unternehmen haben würde; Preußen war, ohne sich offen erklärt zu haben, entschieden feindlich gegen Frankreich gesinnt, doch konnte es vor dem Sommer seine Truppen nicht zum Kriege führen.

Somit blieb Oesterreich allein übrig. Sein Bund mit Preußen schien ein Ungethüm, an das sich die Geister nur langsam gewöhnen konnten, und noch waren die beiden Mächte selbst nur über das Ziel einig; über die Mittel, es zu erreichen, hatten sie sich noch nicht verständigt. Vermöge einer umsichtig geleiteten Thätigkeit konnte Frankreich, ohne auf bedeutende Hemmnisse zu stoßen, bis zum Rhein vordringen. Leopold zauderte fortdauernd, ernste Vorkehrungen zum Kriege zu treffen; so überraschte ihn der Tod, ohne daß ein Schritt weiter geschehen wäre, und die 30,000 Mann, die sich in Belgien befanden, reichten kaum hin, die innere Ruhe aufrecht zu erhalten.

In Belgien nahm der Aufstand einen gefährlichen Charakter an; die Brabanter Regierung verfuhr ohne festes System, sie verordnete heute, was sie morgen verwarf. Ein doppelter Einfluß suchte sie zu beherrschen, der der Erherzogin Marie Christine und der des Fürsten Kaunitz; die Erstere beabsichtigte eine offene Auflösung mit der aristokratischen Partei, während der Letztere, der empfangenen Beleidigungen eingedenk, jeden Vergleich zurückwies. Noch am Anfang des Jahres 1792 sah sich die Regierung haltlos und ohne Verlaß auf das Belgische Volk. Die beiden Parteien, empört über ihre Unentschiedenheit, gegen sich zugleich von ihr zurück; die Demokraten schlossen sich der herrschenden Ansicht in Frankreich an und forderten Krieg; die Aristokraten bereiteten sich auf einen neuen Aufstand vor, versammelten Schaaren von Auswanderern auf der Gränze und drängten die Regierung durch Verfagung der Subsidien zur Entscheidung.

Eine Umgestaltung des Regierungs-Systems hätte damals die beiden Parteien zur Versöhnung noch bereit gefunden. Die Dazwischenkunft einer fremden Macht war ein verzweiflungsvolles Mittel, dessen Gefahr die gemäßigten Bouckisten wie instinktartig geahnt zu haben scheinen. Die konservative Partei kämpfte gegen einen Druck noch mehr. Bedrohte die Französische Revolution nicht alle Rechte? Was konnten der Adel und die Geistlichkeit durch einen Anschluß an sie gewinnen? War im Grunde einem so furchtbaren Feinde gegenüber ihr Interesse und das des Kaisers nicht dasselbe?

Wenn man die Stellung, welche Oesterreich damals einnahm, unparteiisch betrachtet, so kann man sich kaum erklären, wie es das Anbraken an die ihm zugefügten Beleidigungen nicht zu opfern vermochte, wie es bis dringende Nothwendigkeit nicht fühlte, den Weg der Versöhnung einzuschlagen. Oesterreichs Politik blieb dieselbe; die mißvergnügten Ausgewanderten konnte sie im fremden Lande nicht erreichen, sie ruhte der ganze Zorn der Regierung auf den Zurückgebliebenen. Zu wiederholten Malen wurden nächtliche Arretirungen mit so großem Aufsehen vorgenommen, daß die Ruhe der Hauptstadt dadurch gestört wurde. Die Kerker waren gedrängt voll von sogenannten politischen Verbrechern, und dies Alles flößte der Menge mehr Erbitterung als Furcht ein.

In dieser Lage, nach einer offenen Verweigerung der Abgaben, wagte die Regierung nicht mehr, die Privilegien von Brabant für ungültig zu erklären und mit der Gewalt offen hervorzutreten. Dazu fehlte ihr die Kraft. Somit griff sie zu neuen Verbindungen. Die Ausgleichung, welche der Zufall aus der Linie verschafte, mißlang; und Oesterreich war vor Allem bestrebt, Brabant von den übrigen Provinzen zu scheiren; die Amnestie, welche durch den Vertrag von Brüssel versprochen war, wurde überall verkündigt, nur nicht in Brüssel; hier hing die Gefahr, für die Verzeichungen, die man Fürsten und an Privatpersonen verübt hatte, büßen zu müssen, noch als drohendes Schwert über den Häuptern der grimmigsten Patrio-

Digitized by Google

ten. Bald erfolgten neue Verhaftungen, und man verdoppelte die Strenge der Maßregeln, die man getroffen hatte, um einem offenen Ausbruch des Mißvergnügens zu hüten. Dazu kam, daß die Erklärungen und Verbote in so allgemeinen Ausdrücken abgefaßt waren, daß der Willkür und persönlichen Rachgier derer, denen sie zur Vollstreckung übergeben wurden, dadurch der größte Spielraum geboten war. Stockschläge waren ein Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe, dessen man sich mit größter Geläufigkeit bediente. Die polizeiliche Gewalt kam in die Hände des Militairs, und gegen den Marschall Bender, von dem diese Maßregeln größtentheils ausgingen, erwachte der glühendste Haß in Brabant.

Noch sind uns vielfache Berichte von Vorfällen aufbewahrt, welche für das gewaltsame Verfahren der Regierung zeugen, und von denen wir einige hier einrücken. An demselben Abend, an dem das Gesetz veröffentlicht wurde, dermöge dessen jeder Bürger, der auch nur von fern eine Unzufriedenheit mit der Regierung zeigte, vom Militair durch Stockschläge zur Ruhe verwiesen werden sollte, diente es einem unglückseligen Parteigeist zum Vorwand, seine selbstsüchtige Rachsucht zu befriedigen, und dies zu einer Zeit, in der ganz Brüssel der tiefsten Ruhe genoß und sich nicht die leisesten Spuren eines Aufstandes zeigten. Die Soldaten stürmten mit entblößtem Degen in die Schenken, zerschlugen die Gläser und mißhandelten die friedlichen Bürger, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie ihre Anhänglichkeit an die Landesverfassung bekundet hatten. — Den Tag darauf wurden Bürger beschimpft, geknufft zu haben: die Franzosen werden bald kommen und ihre Kränker verderben. Eine Anspielung auf die Niederlage im Monat April); man verhaftet ihn auf offener Straße, die ganze Stadt ist ruhig wie den Abend zuvor; der Angeklagte verlangt, vor seinen Richter gestellt zu werden; man lacht ihn aus und giebt ihm Stockschläge. — In Antwerpen ließ Einer von denen, die so mit Unrecht im Namen von Royalisten sprach, einen Bürger, der zu seinem Vortheil Beifall äußerte, auf seinem eigenen Hause reißen und in gleicher Weise militairisch gegen ihn verfahren. In Löwen säumte man eben so wenig, das Kriegs-Gesetz zu vollstrecken; hier wurde sogar Jemand von einer Patrouille getödtet. Dies wurde einer Nation geboten, deren Herrscher ihr bei der Thronbesteigung durch einen Eid gelobte mußte, „er wolle nicht dulden, daß seine Unterthanen willkührlich behandelt würden, er wolle sie selbst stets nur nach dem Gesetze richten."

Gleichwohl empfahlen die Gouverneure in einer Proclamation, die auf die Kriegs-Erklärung Frankreichs Bezug hatte, Ruhe und Eintracht; sie ertießen ein förmliches Manifest gegen die Revolution, indem sie alle die Schrecken und Leiden schilderten, die auf Frankreich lasteten, und vor denen man Belgien bewahren wollte; man nannte als Urheber dieselben Menschen voll blinder Parteiwuth, eine ruchlose Sekte von Neuerern, die sich Philosophen nennen, und gegen deren Lehren man sich eifrig verwahren müsse; man zählte die Sicherheits-Maßregeln auf, die man getroffen habe, und schloß: man habe zu den Bürgern das gute Zutrauen, daß sie über die innere Ruhe wachen würden, während man gegen Feind der ruhmbekrönten Truppen Sr. Majestät auf den Gränzen aufstellen wolle, welcher das Land beschützen solle, bis der Bund, den mehrere große Mächte mit einander geschlossen, dem reißenden Strome verderblicher Ideen, der ganz Europa in seinem Strudel fortzureißen drohe, einen unerschütterlichen Damm entgegenbauen werde.

Am Abend dieses, als diese Proclamation erlassen wurde, rückten die Französischen Truppen ins Herz; Belgiens innerer Zustand, der alle Angreifen des herannahenden Aufstandes an sich trug, war von Dumouriez bei dem Entwurf seines Angriffsplanes als wesentlicher Punkt berücksichtigt worden.

Der Beginn des Feldzuges war nicht glücklich. Man theilte die Truppen in drei Haupt-Corps, das Centrum befehligte Lafayette, Lückner den rechten, Rochambeau den linken Flügel. Der Letztere zürnte auf die Revolution, die ihn gleichwohl zum Marschall von Frankreich gemacht hatte; Lafayette wurde beauftragt, die Invasion in Belgien zu leiten. Die Verstärkung, welche er bei den beiden Flügeln erhielt, soll 8000 Mann betragen haben, das gesammte Oesterreichische Heer in Belgien aber bloß 30,000 Mann; der Marschall Bender kommandirte daselbst, doch wurde er seines Alters wegen schon wenige Monate darauf als Gouverneur der Stadt und Provinz Luxemburg ehrenvoll abberufen, und durch Clairfayt, einen Belgier, ersetzt.

Dumouriez wollte, daß eine Abtheilung der Lückner'schen Truppen Luxemburg im Sturm hatte, während Belgien an vier verschiedenen Punkten zugleich angegriffen werden sollte. Von diesen vier Angriffen waren zwei blind, zwei wirklich, Lafayette und Biron leiten die letzteren. Der Eine sollte nach Mons, welches eine schwache Garnison hatte, und von dort nach Brüssel vordringen, der Andere sollte sich nach Namur wenden, wo man in größter Eile einige Erdschanzen aufgeworfen hatte, und wo sich nur ein einziges Bataillon Waallonen befand, von denen sich mehr als die Hälfte verschworen hatte, bei Anblick der Franzosen zu desertiren.

Die beiden blinden Angriffe wurden von Dillon und Carle geleitet; sie beabsichtigten, den Geist der Bevölkerung zu untersuchen und sich Tournay's und Furnes' zu bemächtigen, wenn sie nicht auf unvorhergesehene Hindernisse stießen; wenn dies jedoch der Fall sey, so waren sie beauftragt, sich auf die äußerste Gränze zurückzuziehen.

Die Bewegung begann den 28. April 1792. Die Resultate waren nichts weniger als ruhmvoll. Nachdem sich Biron Quievrain's bemächtigt hatte, sah er sich den 29sten Beaulieu gegenüber, der 3300 Oesterreicher kommandirte und sich zwischen den Dörfern Jemmapes, Quaregnon und Frameries verschanzt hatte. Den folgenden Morgen machten sich die Franzosen zum Angriff bereit, als plötzlich, ehe ein Schuß gefallen war, zwei Regimenter ihrer Dragoner verrätherisch die Flucht ergriffen und die ganze Armee mit sich fortrissen, die von nicht mehr als 500 feindlichen Jägern verfolgt wurde; erst zu Valenciennes machte sie Halt und den Versuch, ihre Anführer zu tödten, die vergeblich Anstrengungen gemacht hatten, sie auf der Flucht anzuhalten.

Dillon regirte es noch schlimmer; an der Spitze von 3000 Mann verließ er Lille; in geringer Entfernung stößt er auf sieben bis achthundert Kaiserliche, die bereits Kahlheit sein ganzes Heer Flucht ergreift; sobald es jedoch nach Lille zurückgekommen ist, tödtet es den unglücklichen Dillon und mehrere seiner Offiziere.

Nur der Angriff, den Carle leitete, glückte; er ergriff Besitz von Furnes, allein der Aufstand, den man in Flandern gehofft hatte, fand nicht statt, das Unglück Biron's und Dillon's war alsbald bekannt geworden.

Lafayette, der am 30. April von Givet ausgezogen war, lagerte sich den Tag darauf bei Bouvignes. Hier empfing er die Nachricht von den Unfällen, welche die Linke betroffen hatten. Anstatt nun seine Bewegung nach Namur fortzusetzen, dessen er sich wahrscheinlich bemächtigt hätte, glaubte sich Lafayette zurückziehen zu müssen. Dieser Rückzug wurde ihm von Dumouriez hart verworfen. Die Besitzergreifung Namurs war für Frankreich von großer Wichtigkeit, weil es dadurch eine feste Stellung an der Maas erhielt, und 10,000 Mann, denen Verstärkung noch sicher war, brauchten den Streich nicht zu scheuen.

Diese Vorfälle ließen sich erklären, ohne daß man anzunehmen genöthigt war, in den Reihen der Französischen Armee befanden sich einige Verräther, die im Solde der Emigranten ständen. Die Armee bestand zum großen Theil aus Rekruten, und die ultrarevolutionairen Journale hatten ihr Selbstvertrauen erschüttert, indem sie heftige Angriffe gegen die Anführer veröffentlichten; die Offiziere waren meist jung und ohne Erfahrung, da die Letztern fast alle ausgewandert waren; die Generale selbst waren nicht im Stande mit Mißvermögen einen Kriegsplan aus, den sie für verfehlt hielten. Doch diese Gründe waren zu natürlich, als daß man sich mit ihnen hätte begnügen können. Die revolutionaire Partei schrieb die Unfälle dem Verrathe nicht einiger einzelnen unbekannten Personen, sondern der Generale selbst zu. Man behauptete, die Feindseligkeiten in Verbindung mit den Emigranten hätten im Einverständniß mit den Königen von Preußen nach Brüssel gesandt, daher seyen die feindlichen Armeen bei weitem überlegen gewesen, denn wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, wie wäre es denkbar, daß Französische Soldaten die Flucht ergriffen hätten? Dennoch wurden die 3300 Mann Beaulieu's mehr als um das Dreifache übertrieben, und 10,000 Mann traten an die Stelle der 800 Oesterreicher, die Dillon gegenüber gestanden hatten. Diese Beschuldigungen gingen von den Girondisten und der Bergpartei aus. Rochambeau wurde von Karre in seinem Journal förmlich denuncirt. Dumouriez selbst beschränkte sich darauf, zu sagen, ein Vertrag sey unzweifelhaft anzunehmen, doch von wem er ausgegangen sey, wage er nicht zu entscheiden.

Gleichwohl hatten diese Unfälle die Folge, daß sich auch die Jrrländs und die Bergpartei jetzt entschieden für den Bruch mit Oesterreich und die Fortsetzung des Krieges erklärten.

Robespierre sagte in der ersten Nummer des Journals le Defenseur de la Constitution, daß er in jenen Tagen herausgegeben anfing: der Krieg entschieden sey, so muß er ernstlich geführt werden, entweder bis die Freiheit triumphirt hat, oder bis der letzte Franzose von der Erde verschwunden ist. Er bespricht die Maßregeln, die man ergriffen hatte, und die, welche man hätte ergreifen sollen: Wenn die Rebner, welche und zum Kriege anfeuerten, sagt er, uns die Oesterreichischen Heere schilderten, wie sie brannten, die Fahnen der Freiheit zu verderben, wie sie die Verfassungs-Eide anzuwenden zu kämpfen, wie ganz Brabant bebte, sich unter unsere Gesetze zu stellen; wie konnten wir da einen so unglücklichen Ausgang erwarten, wie ihn die Erfahrung jetzt uns zeigt? Wenn die Despoten es oft verstanden haben, den Erfolg ihrer Waffen durch politische Operationen vorzubereiten, weshalb haben wir in der Sache der Freiheit Nichts gethan, um die Begeisterung der Belgischen Patrioten anzufachen und zu nähren. Was hat man auf die Meinungen dieten derer entgegnet, die sich in unserer Mitte aufgehalten? Und vorzüglich, weshalb hat man den Belgiern keinen Plan des Verfahrens vorgelegt, das wir nach der Eroberung einschlagen wollten, damit sie hierin eine Garantie desselben hätten? Um die Wichtigkeit dieser Bemerkung zu erweisen, genügt es, an den innern Zustand der Belgischen Provinzen zu erinnern. Es ist bekannt, daß sich ihre Bevölkerung, außer der Oesterreichischen Partei, in zwei Theile spaltet, deren einer aus der Geistlichkeit, dem Adel und der aristokratischen Bürgerschaft, der andere aus dem übrigen Volke besteht; nur den letzteren Theil konnten wir nach den Grundsätzen und dem Interesse unser Constitution befreien, ihm mußte dieser Vortheil daher durch eine klare und entschiedene Erklärung verbürgt werden, damit er so in seinen Ansichten bestärkt und zu einem Aufstande angefeuert worden wäre, der unsere gemeinsame Sache unterstützt hätte. Ich selbst, fuhr Robespierre fort, habe Vertheidiger der Belgischen Freiheit gesehen, welche eifrig begehrten, Frankreich möge ihnen eine Königliche Familie aufdrängen, daß sie, wenn sie sie benachrichtigt haben würden, daß sie nicht bloß als Mittel ansehen wolle, mit Oesterreich einen Vergleich zu schließen, der den Kabinetten zu Wien und in den Tuillerieen mehr angemessen sey, als den Interessen Belgiens. Man müsse dem Anfang und man muß noch jetzt hierüber erklären, daß Frankreich keine Gewalt zu nichts Anderem gebrauchen will, als dem Volke die Möglichkeit zu schaffen, sich eine Constitution zu geben, die dem Lande die angemessenste scheint. Diese Erklärung soll unseren eigenen Soldaten übergeben werden, damit ein jeder von ihnen den Willen der Nation kenne, dessen Vollstrecker er ist. Verlieret das

Digitized by Google

hohe Interesse nicht aus den Augen, für das wir die Waffen ergriffen haben. Es gilt nicht, Städte zu erobern und Schlachten zu gewinnen, sondern es gilt die mächtigen Erfolge, die wir von diesem Kriege für unsere politische Freiheit hoffen.

(Schluß folgt.)

Polen.

Fragmentarisches aus Kraszewski's Polesischen Reisebildern.

(Schluß.)

Solche Bedrückungen dauerten lange auch im Wolhynischen Polessien, und theilweise dauern sie noch; denn außer dem gewöhnlichen dreifachen Schaarwerk, außer einer Menge von Abgaben an Naturalien zahlen die Bauern noch immer einen erheblichen Gedenkzins. Ist es möglich, daß ein Bauer auf einem kleinen Stück Landes dieses Alles erschwinge und dabei etwas erübrige, wenn wir bedenken, daß die Herren, welche ihre Güter selbst bewohnen, jene Bauern noch zu Transporten und anderen Diensten willkürlich brauchen, die ihnen niemals vergütet werden?

Ueberall muß Gerechtigkeit herrschen, und es scheint unmöglich, die Aufklärung, wozu Polen hinanschreitet, mit jener unmenschlichen Rohheit zu verbinden, die noch fast überall sichtbar ist.

Wer Französisch spricht, Whist spielt, die Literatur kennt — und damit genug zu haben glaubt, um den Namen eines civilisirten Menschen zu tragen, weiß darum doch nichts von Civilisation und kennt nicht den Fortschritt, den er immer auf den Lippen trägt.

Trotz diesen lebt der Polessische Bauer nicht in vollkommenem Elende; eher macht Gewohnung, als wirkliche Dürftigkeit sein Leben so öde, seine Kleidung so ärmlich, seine Nahrung so schmutzig und seine Nahrung so kärglich. In Wolhynien ist man wenigstens besser; anderswo trinkt man mehr, und da, wo diese Gewohnheit erblich geworden ist, folgt ihr das Elend auf der Spur. Aber wer ist Schuld daran, wenn nicht die Magnaten?

Die Sitten des Landvolks sind sonst sanft, nur in der Trunkenheit kommt's zu Unverträglichkeit unter ihnen. Sie leben höchst einfach, und das Laster bei den Weibern zeigt hier dieselben Symptome, welche ein neuerer Reisender in der Schweiz bemerkt hat — es ist eher eine Folge von Gleichgültigkeit, als von anderen Ursachen des Temperaments.

Aetterliche und eheliche Liebe zeigt sich am deutlichsten im Unglück. Welches Weinen, welches Seufzen bei Rekrutirungen! Sonderbar, daß in diesen seierlichen Augenblicken die Weiber, statt zu sprechen, stets unwillkürlich einen weinerlichen Gesang verwinseln. Sie folgen dem Wagen des betrauerten Eristanten, wischen die Thränen mit den Enden der Westen des Mannes. Sie singen dann um tiefer in diese Thränen, so entdeckt man nur materielle Gründe; doch was ist mehr zu verlangen von dem einfachen Volke? Bei der Verheirathung sieht der Mann nur darauf, ob die Zukünftige eine gute Wirthin und aus wohlhabender Hütte ist; und ob die Brannteweinstasche mit einem rothen Bändchen umbunden ist oder nicht, das kümmert ihn wenig. Der verheirathete Bauer trägen stellenweise des Wochentags weiße Tücher, wie die Mädchen, nur mit dem Unterschiede, daß bei diesen noch lange Haarzöpfe darunter hervorhängen. Sonntags werden Mützen getragen. Die übrige Kleidung besteht im größten Theile Polessens aus einem weißgrauen Lederwurf mit Taschen, aus Stiefeln oder Bastschuhen, einem mit blanken Knöpfe versehenen Fendrek, einem Gürtel und einem am Gürtel herabhängenden rothen Tuchstreifen; doch so wenig sieht man auf die Aeußerlichkeit, daß, wenn das graue Tuch nicht ausreicht, die Weiber und Männer alle mögliche Farben auflegen, so daß sie oft recht possirlich aussehen. Am Busen der Frau hängen ein Medaillon oder ein Messingkreuz und einige Schnüre Bernkorallen. Weiter in Wolhynien und der Ukraine tragen die Weiber geschlossene Korallen und goldene Medaillons.

Selten sieht man in Polessien geschorene Köpfe, aber oft lange Bärte. Die Mütze ist gewöhnlich von Tuch, ähnlich der ehemaligen sogenannten Konföderaten-Mütze, mit farbigen Schnüren benäht. Unumgänglich nöthig ist dem Polesier ein Tabergürtel, worauf ein Beutel mit Feuerstein, Schwefelfaden und manchmal einigen Groschen hängt; ein scharfes Messer hängt ebenfalls daran. Ohne diese wesentlichen Dinge rührt sich der Polesier nicht aus der Hütte. Ohne Feuer und Pfeife kann er nicht leben. Selbst die alten Weiber sieht man häufig rauchen. Der Geruch ihres Nartotikums läßt sich mit nichts vergleichen.

Nach alter Sitte fällt der Polessische Bauer vor dem Herrn aufs Gesicht und begrüßt ihn mit dem üblichen: Hill Gott! Er ist still, aber zuvorkommend gegen Fremde; angeregt dazu, plaudert er sehr gern, wenn nur von den Herren und seinem Elende die Rede ist. Von seinem Elend würde er Tag und Nacht sprechen. Der gerade Verstand dieser Leute ist darnach nicht zu rauchen; manchmal birgt sich unter äußerlicher Einfalt eine ungewöhnliche Verschmitztheit.

Selten tanzen diese Leute, noch seltener singen sie; ihr gewöhnlicher Tanz ist eine Art von Walzer. Ihre Gesänge sind meistens trübe, mitunter zu heiter und ausgelassen. Aber welche Poesie liegt darin! welche geraden und kräftigen Ausdrücke aus der Tiefe der Seele! Aus dem Herzen kommt Freude und Trauer. Diese Gesänge, Kinder des hiesigen Waldes, schließen mit aller Lebendigkeit den Stand der Landleute; aber wer aus ihnen auf die Sittlichkeit schließen wollte, würde einen schlimmeren Begriff davon erhalten, als er sollte. Der Bauer singt in dieser Beziehung mehr, als er thut. Der größte Theil dieser Gesänge hat nur vier Verse, die entweder einen sozialen Zug oder einen trüben Seufzer enthalten. Oft beklagen sich die Mädchen, daß sie schon verkauft seyen, daß ihnen in der Hütte der Aeltern wohler gewesen. Solche Seufzer giebt es in unendlichen Variationen. Auch sie empfinden den Reiz der Jugend, der nachher durch das Joch der Arbeit erdrückt wird.

Daß auch in Polen, namentlich gegen Wolhynien hin, die Volkslieder großen Reiz selbst in der Musik haben, wird Niemand bestreiten, der sie hörte — der sie des Abends in der Stille hörte, wie sie feierlich durch den Wald erklangen. In der reinen Hirtenstimme, die aus dem Gehölz dringt, liegt etwas so Prophetisches, so Zauberisches, daß das Ohr ihrer noch immer mehr verlangt und kein Instrument sie wiederholen kann. Doch gehört dazu der Mund eines Hirten, ein Hain, eine Heerde, ein stiller Abend — und vielleicht Empfänglichkeit beim Hörer.

Eine Menge von Sagen lebt unter dem Volke; sie haben eine Quelle und einen gewissen Zusammenhang mit anderen Slawischen — nur sind sie der Lokalität angepaßt. Oft treten darin wunderbare Thiere auf, denen die Polessischen Bäuer zum Bauernhause sie benennen sollen. Verschiedene Schlangenarten spielen darin eine erhebliche Rolle, und ihre Eigenthümlichkeiten sind aufs genaueste geschildert. Findet man im Winter eine Schlange im Bauernhause, so ziemt es nicht, dieselbe zu tödten, um nicht ein Unheil herbeizuführen. Auch diese Marime ist ein Zug von Gastfreundlichkeit, die in hohem Grade Tugend des Polessiens ist. Das Gastfreundlichkeit besteht sich so weit, daß sie sogar lächerlich wird; davon nur ein Beispiel: Ich war Zeuge eines Brandes in einem Dorfe. Lärmend und fürchtend flüchte ich und zwang zur Rettung, wozu sich kein Einziger bequemen wollte. Nicht einmal Eimer und Haken wollte man hergeben; denn man wußte das Feuer gastlich empfangen. — Man stürzte ihm alle nicht, sondern das Feuer trugen alle vor der Thür gestellten frische Brod und Salz zum Zeichen eines freundschaftlichen Empfanges! — und sahen mit verschränkten Händen dem Beande zu. Als indessen alle Gastfreundschaft und die von Kindern erzwungene Hülfe nichts fruchtete, wurde ein altes Mütterchen herbeigeholt, die sich bis aufs Hemde entkleidete, dreimal murmelnd um das Feuer herumging und es behutsam löschte. So wurde es dem Beschwichtigt!

Hiernach spricht der Verfasser vom Polessischen Horodec. „Ich wage nicht, durch eine weitschweifige Schilderung den Ort zu profaniren, der mir so theuer ist, wie Horodec. Nicht jedem Reisenden gelingt es hier, dahin zu schauen, wohin das Herz, nicht Neugier oder Verdegierde treibt. Doch Polessien beschränken und von Horodec ausschließen, wäre eine unverzeihliche Sünde. Ohne von seinen Bewohnern etwas zu sagen, will ich nur von seinen äußeren Notabilitäten sprechen.

Die Lage von Horodec, in einer Ebene und der Mitte Polessiens, ist sehr anziehend. Der umfangreiche Palast steht an einem ungeheuren Teiche, von dem ihn nur ein Fahrweg trennt. Aus den Fenstern des Palastes kann der Spieler die ganze Ebene übersehen gelegt, zu seiner Seite ein langes Dorf und Wälder im Hintergrunde, wie überall in Polessien. Der auf ziemlich undankbarem Boden angelegte Park erstreckt sich von der Südseite des Palastes bis an den fernsten flüssenden Horyo und dessen Bielen. Diese kurze Schilderung giebt ein Bild von den Reizbarungen der Russischen Magnaten.

Die Bibliothek, der von Alters her berühmteste Gegenstand in Horodec, ist durch großen Aufwand von Zeit, Geld und Arbeit zusammengeschafft und in einem eigenen, schmuckvoll dekorirten Lokale untergebracht. Außer vielen bibliographischen seltenen Druckwerken finden sich hier sehrenswerthe Manuskripte, worunter besonders an Schönheit und Kunst das kalligraphische Manuskript von Valerius Maximus hervorsticht, das im Anfange des 14ten Jahrhunderts auf Pergament in Folio, durch Miniaturen und Vergoldungen ungemein kostbar, sehr gut erhalten ist. Aus demselben Jahrhundert finden sich mathematische Handschriften, eine noch ältere Aktensammlung der erzbischöflichen Kapelle von Louteuse, das Manuskript eines Gebetbuchs für den Katholischen Gottesdienst und viele andere Literarische und Polnische Handschriften.

Aus den seltenen Abdrücken sind bemerkenswerth: die Nürnbergische Bibel nach Art eines Manuskriptes aus dem 15ten Jahrhundert, das Katholikon des Johannes Balbus, in Faust's Lettern. Ebenfalls finden sich viele Polnische Inkunabeln, die Biographien berühmter Männer, ferner die schönen und seltenen, im Auslande so hochgeschätzten Druckwerke der Elzevire und Wien, große Klassiker-Ausgaben, Bibeln in allen Sprachen und eine Menge von Reisebeschreibungen.

In der Französischen Sammlung steht die ganze methodische Encyklopädie, sehr viele Historiker, eine schöne Ausgabe der ornithologischen Werke von Levaillant, Deutsche Monographien über Muscheln und Pflanzen, Schmetterlinge u. s. w. Im Betreff der schönen Künste müssen wir der Gateriren erwähnen, und so finden wir: die Galerie von Orleans, von Dresden, des Luxemburg, von Düsseldorf, von Neapel, einen Theil der Wiener, die Eremitage, das Herkulanum von Piraveil und David, eine Geschichte der Italiänischen Malerei u. s. w. Da wir und der Schwierigkeiten dieser Forderung und den Werke nicht verdrießen können, müssen wir uns auf Erwähnung dessen beschränken, was uns im Gedächtnis geblieben ist.

Im Bibliothek-Lokale ist in zwei Schränken eine bedeutende Münzensammlung aufgestellt. Diese Schränke gehörten ehemals dem Könige Leszczynski, und wie die darauf befindlichen Medaillons zeigen, waren sie gleich zu einer Nummersammlung bestimmt. Ein solches Geschenk Ludwig's XV. an den Schwiegervater gewesen zu seyn, wofür auch die Arbeit der Medaillons spricht.

Unter der Sammlung ist eine Abtheilung von Münzen Griechischer Städte, Römischer Kaiser und späterer Familien hervorzuheben; ausgezeichnet ist die Polnische Sammlung aus Sigismund August's Regierungszeit. Von den in den prächtigen Salons aufgehängten Gemäl-

Digitized by Google

den ist das weltberühmte Original mit dem Datum von 1495; dann folgen zwei Gemälde von Rubens, wovon das eine ein nacktes, in ein Fell gehülltes Weib, das andere die Vermählung der heiligen Jungfrau darstellt. Ein Gemälde von Rolandt aus d. J. 1619 stellt die Auswanderung der Thiere aus der Arche dar und ist in allen Theilen meisterhaft vollendet; es ist um so werthvoller, da dieser berühmte Maler sehr viel kunstwerthe hinterließ. (Beschluß.) Ein treffig gefülltes Bild ist die Miniatur der h. Cäcilia von van der Vorst. Von den Raphaelischen Gemälden findet sich die h. Familie, eine Miniatur auf Blech; eine dieser ähnliche Zeichnung sieht man in der Galerie von Orleans. Die Prophezeiung Dominichi's, worin nicht sowohl die beiden Hauptfiguren, als vielmehr die sich herabstassende Volke von Engeln der Bewunderung werth ist, darf neben den Meisterwerken gepriesen werden. Ihm ist beizusetzen das Gemälde mit der Familie des Darius der neuen Schule. Wir erwähnen nicht der Römischen Karnevale, der Samariterin, einiger Originalien der Holländischen Schule, aus Furcht, dem Leser wegen Unzulänglichkeit der Schilderung bei aller Namenanhäufung lästig zu werden, und schließen diesen Artikel, wie wir ihn anfingen, mit der Versicherung, daß es in der That nicht unwerth wäre, wenn auch im Auslande immer mehr und mehr das Studium des Slawenthums angefacht würde, welches namentlich in der Naturgeschichte und der Völkergeschichte eine große Lücke ausfüllen würde.

Rußland.

Gedichte der Gräfin Rostopschina. *)

Diese lieblichen Geistesblüthen einer edlen Russin — edel von Stand und von Herzen — haben bei mehreren sonst ziemlich ansprachsvollen Landsmännern ihrer Nation warmen Beifall gefunden und selbst Enthusiasmus erweckt. Einer derselben nennt sie einen Strauß herrlicher Blumen, die von gemüthlicher, reiner und heiliger Poesie duften, einer Poesie, die nicht gesucht oder erzwungen ist, sondern der allbelebenden Sonne unseres geistigen Seyns, der Seele, unmittelbar entquillt. Was er nun Dichterin zum Vorwurfe macht — die vielen bald Russischen bald Englischen, Französischen und selbst Deutschen Motto's über ihren Gedichten — ist eine kleine Schwäche, die sie mit manchem schönen Geiste ihrer Nation und anderer Nationen theilt. Wir fühlten uns anfänglich versucht, eine Satire auf die grassirende Motto-Wuth darin zu erkennen; aber diese Art Satire wäre ihrer unpassend, da sämmtliche Gedichte der Gräfin den ernstesten und sentimentalsten Charakter sind, obwohl jede Empfindsamkeit ihnen fremd ist.

Die Versafferin schickt das Manuskript an ihren Bruder, der, wie man aus einigen Stellen ihrer Zuzignung erhebt, als Offizier bei den im Kaukasus stehenden Truppen Dienste thut. Nachdem sie in einigen Strophen voll rührender Schwesterlicher Zärtlichkeit auf den Inhalt hingewiesen, ermahnt sie ihren Sergei scherzweise, mit diesen dem Papier anvertrauten Grillen, die ihr Gemüth von Kindheit an bewegt, einige Gerüste und Vortheile sich zu verschaffen. „Nimm", sagt sie, „mein buntes Geschreibe, seh' es in Gold um, verzubele das Gold, und spiest Du dann einige Nachworten des Rauschen, so denke mit brüderlichen Lächeln an Deine Schwester in ihrer einsamen Zelle. Kaufe Dir für den Erlös der schwesterlichen Träumereien ein schimmerndes Epauletten-Paar, einen Zatagan zum wilden Kampfe, ein feuriges Streitroß u. s. w."

Es liegt unserem Zwecke fern, diesen Kranz von Dichtungen, in dem freilich einzelne Blumen matter duften, als die übrigen, kommentatorisch zu zergliedern; wir bemerken nur, daß keine derselben uns reinern Genuß gewährt hat, als das an der Spitze der Sammlung stehende tief empfundene Lied „der junge Monat", d. h. der erwachende Frühling, welcher die Versafferin mit Wehmuth an die entschwun Tage ihrer Jugendträume erinnert, und ein anderes, betitelt „die Male des Leidens"*), worin sie den Gedanken durchführt, daß es Menschen gebe, in denen Blick und Züge die Natur schon gestreiden hat, daß sie auf dieser Erde zum Leiden bestimmt sind. Diese und ähnliche Lieder sind mehr hingehaucht, als gedichtet, und wir wagen es nicht, sie durch eine Uebersetzung zu verderben; eher mag und dies in Betreff einiger anderen erlaubt seyn, welche die Versafferin im Volkstone gehalten und auch wirklich „Volkslieder" betitelt hat:

Gebet mir Flügel, Flügel zum raschen Flug!
Gebet mir Freiheit, Freiheit, die süße, nur,
Daß ich entfliege — fort in das freie Land,
Rastlos verfolge meinen Pfad.

Hin zu ihm eil' ich, wo er auch wollen mag,
Nimmer erschreckt mich grausige Wüstenei;
Ahnung des Herzens leitet mich fort zu ihm,
Findet gewiß ihn, wo er verweilt auch sei!

Spring' in die Fluthen, stürze durch Flammen mich,
Bändige Alles, kann ich nur schauen ihn;
Rasten bei ihm von dem bösen und bittren Weh,
Labung der Seel' aus dem Blicke der Liebe ziehn.

In mehreren ihrer Gedichte offenbart die Versafferin eine heimwehartige Sehnsucht nach dem „Vaterland der Harmonieen, der Poesie und Liebe", von welchem Byron sagt: „Was ist Die vergleichbar, selbst in Dolner Verbannung!" Ein hartes Geschick verwehrt ihr die Seligkeit, „ihre dürstenden Lippen an den heiligen Boden dieses Zauberlandes zu drücken", uns reißart ihr somit — wenn sie ihrem Landsmanne Gretsch Glauben schenken will — manche neue Enttäuschung.

„Im kalten Norden geboren", ruft sie aus, „aber mit einer südlichen Seele begabt, bete ich Dich seit meiner Kindheit im Stillen an und trage Dein Bild im Herzen — — — Wie Deine Töchter braun und schwarzäugig, so bist auch ein flammendes Herz, wie sie; ich verstehe ihr dreistes schalkhaftes Wesen, ihr ihrem Abergläuben sey' ich tiefen Sinn; ich glaube an ihre poetische Madonna" — — —

Die Nebel und Stürme ihrer Heimat, der blumenlose, das Auge verwundende Teppich des Schnees sind Gegenstände, die unsere Gräfin „obgleich von Kindheit an mit ihnen vertraut, nie liebenswürdig finden kann. Einmal geht sie so weit, auszusprechen, der Ewige habe ihre Heimat am Tage seines Zorns und Dahsyn geraffen. Man kann nicht sagen, daß so kühnen Aeußerungen die Reue nachfolge; denn ein anderes Lied, worin sie ihre Zufriedenheit mit Rußland ausdrückt, ist volle drei Jahre später datirt. In diesem heißt es freilich nach einer reizenden Schilderung, dessen, was ihre Italiänischen Träume der Versafferin vorgaukeln:

Doch horch! es rufen Glockenklänge
Zum hehren Mitternachtsgebet;
Der frommen Glaubigen Gesänge,
Sie haben meinen Traum verwebt.
Aus fernen Zeiten: Regionen
Ist endlich meine Seel' erwacht,
Bin hier, wo schöne Trachten wohnen,
Ins Heimatland zurückgebracht.

Und wieder:

Dem lang gewohnten lieben Kreise
Von Herzen wieder zugewandt,
Betrachte ich mich selig heute
Dich wieder, ihnres Heimatland.

Die großartige Natur des Kaukasus, wo unsere Versafferin zum ersten Male den Strahl der südlichen Sonne einfangt, und dessen Besuch eine recht heitere Episode in ihrem Leben bildet, hat mehrere schöne Lieder hervorgerufen. Was die Harmonie der Sprache und überhaupt das rhythmischen Versib der Gedichte der Gräfin Rostopschina betrifft, so bildet sie in dieser Hinsicht wohl kaum etwas zu wünschen übrig lassen; doch steht einem Ausländer hierüber kein vollgültiges Urtheil zu.

Mannigfaltiges.

— Nachdruck des Britischen Athenaeum in Berlin. Wie das Londoner Athenaeum in seinem Blatte vom 4. Dezember verkündet, wird, außer dem hier bereits erscheinenden Deutschen Namensbruder dieses Journals, auch noch ein Abdruck des Englischen in Berlin herauskommen, und zwar mit Hülfe eines neuen mechanischen Verfahrens, das selbst den Engländern noch ein Geheimniß ist. In den ersten Tagen des Oktober erhielt nämlich die Redaction der genannten Zeitschrift in London von einem Korrespondenten in Berlin einen hier veranstalteten Abdruck ihres Blattes vom 25. Sept., und zwar mit den darin befindlichen Holzschnitten. „Der Abdruck", sagt das Athenaeum, „war ein so vollständiges Facsimile, daß, wäre er uns unter anderen Umständen zugekommen, wir nimmald auf den Gedanken gekommen seyn würden, daß er nicht aus unserer Presse hervorgegangen. Ja selbst bei aller Aufmerksamkeit, mit der wir nun den Gegenstand betrachteten, konnten wir doch kaum einen anderen Unterschied wahrnehmen, als daß der Druck minder scharf war und die Schwärze weniger Körper hatte, woraus wir denn auch den Schluß zogen, daß, der Haupthache nach, ein lithographirtes Verfahren dabei in Anwendung gekommen sey." — Die Redaction hat ihren Korrespondenten in Berlin um weiteren Aufschluß, erhielt jedoch in einem Briefe vom 25. November nur den Bescheid, daß das bei dem Abdrucke des Athenaeum in Anwendung gebrachte Verfahren in Erfurt zuerst versucht und auch auf alle Drucke und Handschriften mit dem glücklichsten Erfolg angewandt worden, so daß jetzt kein Bibliomane sicher sey, ein Unicum zu besitzen — das nicht vollständig nachgemacht werden könne. Die Besitzer des Geheimnisses hätten die Absicht, in Berlin, vom neuen Jahre ab, einen vollständigen Abdruck des Athenaeum für drei Thaler jährlich zu liefern, wofür man in London kaum das bloße Papier allein herzustellen vermöge. — Die Redaction der genannten Zeitschrift sagt hinzu, daß, da sie auf dem Kontinente verhältnißmäßig nur wenige Abonnenten besitze, der pekuniäre Verlust, der ihr durch dieses Unternehmen drohe, im Grunde von geringem Belang sey; sie, sie sehe es sogar als eine Art von Genugthuung an, daß ihr Blatt des Nachdrucks in Deutschland für würdig gehalten werde. Etwas Anderes sey es jedoch, wenn man bedenke, daß vermittelst des neuen Verfahrens kostspielige Englische Werke, wie die Naturgeschichte von Harrell und Bell, bei denen allerdings auch auf einen Debit im Kaukasus gerechnet werde, mit allen ihren schönen Abbildungen und zahlreichen Holzschnitten nachgedruckt und leicht auch bis in die Englischen Kolonieen verkauft werden könnten. Die Redaction des Athenaeum nimmt hiervon Anlaß, die Britische Regierung an die Dringlichkeit eines internationalen Vertrages über den Schutz des geistigen Eigenthums zu erinnern. Und auch wir können nur unser Bedauern darüber aussprechen, daß eine so sinnreiche und schöne Erfindung, wie die kürzlich in Erfurt gemachte, zunächst dazu mißbraucht werden soll — wenn es nämlich wahr ist — eine geachtete Englische Zeitschrift in ihrem Rechte zu benachtheiligen.

*) Adelstworennija Gräfini R. — Ein Bändchen. St. Petersburg, 1841.

*) Überlib der Stempel des Kummers (klejmo toski), was im Deutschen nicht ästhetisch genug klingt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Freitag den 17. Dezember 1841.

Dänemark.

Die Königliche Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen.

Jahresbericht 1840. *)

Der Präsident, Geheime Staats-Minister Mösting, eröffnete die Jahres-Versammlung mit einer Rede, worin er unter Anderem äußerte, daß es erforderlich sey, zu sehen, wie sehr die großen Denkmäler des Nordischen Alterthums immer mehr und mehr die lebhafte Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und wie die Zahl derjenigen zunimmt, die ihre Wirksamkeit dem Mutterlande der Altnordischen Geschichte widmen, jener merkwürdigen Felseninsel fern im Nordmeere, auf welcher die Altnordische Sprache, die Mutter der Norwegischen, Dänischen und Schwedischen, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit sich unverändert erhalten und lebendig bewahrt hat.

Nachdem er hierauf der vielen und werthvollen Beweise hoher Theilnahme gedacht hatte, welche die Gesellschaft von dem hochseligen Könige Friedrich VI., ihrem Protektor, empfangen, hob er hervor, daß Se. Maj. der König Christian VII., der schon früher durch mehrere alterthümliche Mittheilungen zu erkennen gegeben, wie sehr er das Bestreben der Gesellschaft schätze, in den huldreichsten Ausdrücken derselben seine fernere Theilnahme und Beschützung zugesagt habe.

Durch das im vorletzten Jahre herausgegebene Werk des Prof. Rafn: Antiquitates Americanae sive scriptores septentrionales rerum Ante-Columbianarum in America, hat die Gesellschaft zur Aufstellung der frühesten Entdeckungsgeschichte der westlichen Halbkugel beizutragen gesucht.

Dieses Werk hat auch im vergangenen Jahre verschiedene Mittheilungen hervorgerufen.

Dr. Webb in Boston beschrieb in einem Briefe an den Herausgeber die Trümmer eines alten Gebäudes zu Newport auf Rhode-Island, welche seit langer Zeit ein Gegenstand der Bewunderung Aller waren, die sie in Augenschein nahmen, und Jeden wünschen ließen, ihren Ursprung zu kennen, über welchen selbst die ältesten Einwohner keine befriedigende Auskunft zu geben wußten. Kein ähnliches in älteren oder neueren Zeiten zu irgend einem Zwecke aufgeführtes Gebäude findet sich in der Nähe, noch sonst wo im Lande. Die Beschreibung war durch Abbildungen veranschaulicht, welche die äußere Ansicht, das Innere, Durchschnitt und Grundriß nach Messungen gewährten. **) Es ist ein rundes Gebäude auf acht schweren Säulen mit einfachem runden Fuße und Deckplatte, durch Rundbogen verbunden, über welche eine hohe Ringmauer, mit einem Fenster, aufsteigt. Dieser über den Säulen dienten wohl zum Gebälke für den Boden eines zweiten Stockwerks, der längst sammt der Bedachung fehlt. Dieses merkwürdige alte Bauwerk heißt dort gemeiniglich „die alte steinerne Mühle" (früher Pulvermühle) und hat zum Pulver- und Heu-Speicher gedient. Die Ansiedelung der Engländer in dieser Gegend geschah erst 1686, und im Jahre 1678 wird dieses Gebäudes schon gedacht. Es ist von unbehauenen Blöcken einer dort häufigen Grauwacke. Der mit grobem Sande vermischte Kalk zeugt durch seine fast steinharte Festigkeit eben so sehr von seiner ursprünglichen Güte, als von seinem hohen Alter.

Diese Mittheilung veranlaßte den Prof. Rafn, in den Denkschriften der Gesellschaft für 1838—39, in welche sie aufgenommen, einen Nachtrag zu den Antiquitates Americanae zu liefern. Zur Vergleichung stellt dieser alten Gebäude giebt er nämlich folgende Abbildungen: 1) einzelne Theile der Westerwiger Kirche ***), an der westlichen Bucht des Limfjord in Jütland (nach Prof. Höyen's Mittheilung), ursprünglich zum dortigen Augustiner-Kloster gehörig, welches um 1110 von dem dortigen Bischofe (Theodgar aus Thüringen), des Norwegischen Königs Olaf des Heiligen Kapellan, gestiftet wurde, der auch dem Falle seines Königs sich in Dänemark niederließ; 2) die Unterkirche (crypta) zu Bidorg, gebaut unter dem König Nikolaus, um 1128. †) 3) die Kirche zu Bjernede bei Sorö auf Seeland, erbaut von einem Verwandten des Erzbischofs Absalon, Sune Ebbesson, dem durch die Kapitinga-Saga bekannten Helden, welcher auf dem Zuge nach Rügen, 1184, von König Waldemar I. in die Burg Arkona gesandt wurde, um das Götzenbild Svantewit's zu zerstören: ein runder Bau mit vier hohen Säulen innerhalb, die ein spitzbogiges Kreuzgewölbe tragen. Der Romanische oder vorgothische Baustyl, der bis gegen Ende des 12ten Jahrhunderts in dem westlichen und nordlichen Europa herrschte ††), ist unverkennbar, so wie besonders in den beiden erstgenannten Gebäuden, so auch in dem zu Newport, von welchem also angenommen werden muß, daß es nicht später als im zwölften Jahrhundert aufgeführt ist.

Auf Grönland haben sich Trümmer von drei Rundgebäuden; zwei davon, etwa 150 und 220 Schritt östlich von den Kirchen zu Igaliko und Kakortok, waren wahrscheinlich Taufkapellen, welche in älteren Zeiten oft außerhalb der Kirchen angelegt wurden. Dieselbe Bestimmung, glaubt man, hatte ein achteckiges Gebäude gehabt, welches zu der 1141 gestifteten Mellifont-Abtei in Irland gehörte und für gleichzeitig mit ihrer Grundlegung gehalten wird. †††) Vermuthlich ist demnach das durch seine eigenthümliche Bauart mit diesem Gebäude so auffallend übereinstimmende alte Bauwerk zu Newport eine Taufkirche gewesen; vielleicht von Bischof Erik angelegt, der 1121 nach Vinland (wie die Nordischen Ansiedler Rhode-Island und die Umgegend nannten) zog, gewiß in der Absicht, seine Landsleute dort zu bekehren und die bereits Christen gewordenen im Glauben zu befestigen.

Professor Engl von St. Thomas, der vorigen Spätjahr die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's bereiste, theilte einige Nachrichten von Rhode-Island mit, namentlich über die dort wildwachsenden Weinreben und deren Trauben ††††): wodurch sich der Altnordische Name dieses Landes erklärt.

Dr. Paulsen in Schleswig sandte der Gesellschaft einen Bericht über einige zu Wisconsin im Durconelande aufgefundene Trümmer von Verschanzungen und Gebäuden, welche Slavinischen Ursprunges seyn könnten.

Herr Aubin in Mexiko hat Auszüge aus Mexikanischen alten Schriftdenkmälern eingesandt, um hinsichtlich Mexiko's durch unbezweifelbare Thatsachen zu beträftigen: daß in mehreren Theilen Amerika's eine weiße Bevölkerung gewesen, bevor Columbus diesen Welttheil wieder entdeckte, und daß auch Spuren des Christenthums lange vor der Ankunft der Spanier gefunden habe. Er weiß auch, wie diese beiden Thatsachen, in Betreff Mexiko's, sich gleichsam in der Person Quetzalcohuatl's vereinigen, und giebt zur Erläuterung Beiträge zur Bildungsgeschichte der alten Mexikaner und ihrer Religionen.

Joshua L. Smith zu Norbury in Massachusetts übersandte sein zu Boston herausgegebenes Werk: The Northmen in New-England, or America in the tenth Century, dem er die Antiquitates Americanae zum Grunde gelegt hat; er ließ demselben auch die neuere 1839 davon zu London besorgte und mit Abbildungen begleitete Ausgabe (The discovery of America by the Northmen in the tenth century) folgen.

Bernardin Biondelli übersandte eine ebenfalls durch die Antiq. Americ. veranlaßte Abhandlung: Scoperta dell' America fatta nel secolo X. da alcuni Scandinavi. Milano 1839.

Der Akademiker Sjögren überlandte eine 1839 zu St. Petersburg stattgefundene Russische Uebersetzung von Rafn's Geschichte der Entdeckung Amerika's im alten Jahrhunderte. Von derselben Schrift übersandte Graf Gräberg von Hemsö eine zu Pisa veranstaltete Italiänische Uebersetzung: Memoria sulla scoperta dell' America nel secolo decimo. Dr. Joseph Vargas, früher Präsident der Republik Venezuela in Süd-Amerika, seine zu Caracas veranstaltete Spanische Uebersetzung: Memoria sobre el descubrimiento de la America en el siglo decimo. Dr. Buchingh im Haag: Oudekking van Amerika, en herhaalde Zeereisen derwaerts in de X. XI. XII. XIII. en XIV Eeuw (volgens het Koninklijk Oudheidkundig Genootschap van Kopenhagen). Te's Gravenhage 1838.

*) Schließt sich an den Bericht in diesen Blättern 1841, Nr. 14 u. 15.

**) Sie sind auf drei Kupfertafeln dem ausführlichen Dänischen Jahresberichte beigefügt.

***) Die beigefügte Kupfertafel zeigt abwechselnd Säulen und viereckige Pfeiler, mit einfachem Fuß und Sims und Rundbogen darüber mit hoher Mauer.

†) Dreischiffiges Schiff auf Säulen mit Würfelkapitälen und rundbogigen Kreuzgewölben.

*) In Deutschland noch bis ins 13te Jahrhundert.

**) Auch Pfeiler mit Säulen und Rundbogen finden sich: offene Eingänge und tragen eine hohe Wand mit acht Fenstern, deren Bedachung fehlt.

***) Sie sind blau, mehr fleischig als sastig und saurrich. Eine Rebe hatte 2 Fuß Umfang, und die Ranken schlingen sich an den höchsten Bäumen empor und von einem zum andern.

Der Staathalter von Massachusetts, Edward Everett, war als Mitglied des Ausschusses der Gesellschaft für die Borcolumbische Geschichte Amerika's eingetreten.

Die Alterthumsforschungen, welche auf Veranstaltung der Gesellschaft in Grönland vorgenommen werden, und deren Ergebnisse das von Finn Magnusen und Rafn schon 1838 mit zwei Bänden begonnene Werk: Grönlands geschichtliche Denkmäler, ausführlich liefern wird, sind auch im letzten Jahre mit Erfolg fortgesetzt worden. Der Missionar Jörgensen zu Julianehaab erstattete vorläufig Bericht über eine von ihm vorgenommene Ausgrabung des Kirchhofes am nördlichen Arm der Bucht Igalikko. Indem tiefer als bisher gegraben wurde, stieß man, 3 bis 4 Ellen tief, auf ganze Reihen von Särgen und mit Steinen ausgefüllten Gräbern, welche Gerippe enthielten. Der Beschreibung dieses Fundes sind Ueberbleibsel von Kleidungsstücken der Leichen beigefügt, so wie andere Gegenstände, welche unverkennbar von der früheren Europäischen Bevölkerung dieses Theiles von Grönland zeugen. Zu der für das Werk über Grönland bestimmten Ausgabe der Reisen Jens's im Norden, welche Prof. Bresdorff bearbeitet, überlandte George Dowmes in Dublin mehrere Mittheilungen über Irlands Geographie und ältere Geschichte; dergleichen Prof. Schröter zu Thorshavn einige Färöische Sagen und Geschlechtsregister.

Die kritische Ausgabe der Altnordischen Saga's, betreffend die Geschichte Norwegens, Schwedens und Dänemarks, war schon 1835 so weit vorgerückt, daß eine vollständige Reihe von zwölf Bänden, sowohl in der Isländischen oder Altnordischen Ursprache, (Fornmanna Sögur, Sagas der Altvordern), als in Dänischer Uebersetzung, Oldnordiske Sagaer (Altnordische Sagas), erschienen waren. Daneben waren sieben Bände in Lateinischer Uebersetzung von Sweinbjörn Egilsson, Lehrer an der Schule zu Besestad auf Island, ausgegeben; zu welchen 1839 folgende zwei kamen:

Scriptа historica Islandorum Vol. VIII. & IX., enthaltend die Norwegische Reichsgeschichte von 1184 bis 1240.

Eine ähnliche Ausgabe der großen Altnordischen Sagareihe, betreffend die Geschichte Islands und der Isländer in und außer ihrem Vaterlande, ist eines der bedeutendsten und wichtigsten Werke, welche die Gesellschaft jemals bearbeitet hat. Vorbereitungen dazu sind schon früher begonnen und im vergangenen Jahre fortgesetzt worden. Der Ausschuß für die alle Geographie Islands betreffende mehrere Beilagen und Berichtigungen der Karte des alten Islands. Von den wichtigsten und anziehendsten dieser merkwürdigen Saga's veranstaltet die Gesellschaft eine Dänische Uebersetzung durch R. M. Petersen; und schon ist der erste Band derselben, Historikes fortællinger om Islændernes Færd, geschichtliche Erzählungen von den Thaten der Isländer) erschienen, enthaltend, nach einer Einleitung und kurzen Uebersicht der Hauptthelle Islands und der Hauptbegebenheiten der ältesten Isländischen Geschichte, die Saga von Egil Skallagrimson, nebst Abhandlungen über die „Berserker und Berserkerwuth" über die Wikinger (Seeräuber), über die Einrichtungen der Altnordischen Wohnhäuser, über die Zeitrechnung in der Egils-Saga.

Geschichtliche und alterthümliche Untersuchungen hat die Gesellschaft herausgegeben im zweiten Bande ihrer Zeitschrift Annaler for Nordisk Oldkyndighed (Jahrbücher der Nordischen Alterthumskunde) und in dem zweiten Hefte ihrer zur allgemeinen Mittheilung in Deutscher, Französischer und Englischer Sprache bestimmten Det Kiöbenhavnske Selskabs Skrifter. Diese letzteren enthalten, außer obgedachten Beiträgen von Webb und Rafn: Canut Lavard, narration historique d'après la Saga de Knytlinga, par L. S. Borring; den Schluß von Petersens Geschichte der Züge der Dänen nach Preußen; über die Herkunft des alten Russischen Fürstengeschlechts aus Jütland, und Untersuchungen der Alterthümer Livlands, Kurlands und Lithauens von Prof. Ulprecht in Dorpat, der auf Kaiserlichen Befehl diese Landschaften bereiste und hier überall Altnordische Denkmäler fand.

Der Schullehrer Thrisfensen zu Sahl, Amt Viborg, sandte Abbildung eines in der Kirche dort eingemauerten Runensteins mit dem Namen Ingardr unter einem Kreuze.

Der Gesellschaft erhielt noch folgende ausmärtige Sendungen: von P. A. Brandt zu Lagoa Santa in Brasilien, Ansichten geschichtlich merkwürdiger Orte in Norwegen; vom Pastor Helgason zu Reykholt auf Island, nähere Erläuterungen einiger neulich auf Island entdeckten Runensteine, von Dr. Clement auf der Insel Amrum, Zeichnungen einiger Dolmen und Alterthümer; vom Pastor Mau zu Demern im Fürstenthum Ratzeburg, Bericht über die Oeffnung einer Grabhügels bei Gröpelingen im Bremischen; vom Regierungsrath Bodvien zu Aurich, über einen merkwürdigen Fund im Friedeburger Moore in Ostfriesland; vom Prof. Zipser zu Neusohl, Bericht über Bronze-Alterthümer, gefunden im nördlichen Ungarn.

Der Ausschuß für die Alterthümer berichtete, das Museum der nordischen Alterthümer habe im letzten Jahre einen Zuwachs von 815 Stücken erhalten.*) Darunter eine in einem Torfmoore bei Karum auf Seeland gefundene Wurfspießspitze von Bein mit an den Seiten eingekitteten feuerfesterneren Splitterchen, gehört zu den seltensten Sachen des Stein-Zeitalters. Zur Vergleichung mit solchen damals allgemeinen Waffen und Werkzeugen dienen 14 verschiedene Steinsachen aus Ohio (von dem Nordamerikanischen Gesellschaftsorgan in Kopenhagen, J. Webb die verehrt); nebst zwei Steinmessern, sogenannten Pict-knives, von den Shetlands-Inseln (verehrt vom Konsul C. Ogilvy zu Lerwick und überlandt durch den Amtmann Ployen auf den Färöern). In einem Sandhügel des Kirchspiels Nörrebroby auf Fünen wurde eine ansehnliche Menge von Metall-Alterthümern gefunden, darunter mehrere Stücke, die Römischer Herkunft schienen, z. B. ein Metallspiegel von einer Zinkmischung, drei Zoll im Durchmesser, die Vorderseite, welche als Spiegel diente, mit einem durchlöcherten Rande, die Rückseite mit gedrehten Kreislinien verziert: so viel bekannt, der erste, so bisher in Dänemark gefunden ist. Zu Mycdal auf Island fand man in einem kleinen Erdhügel zwei Spangen von Bronze, mehrere Perlen von Glas, Glasmolasit und gebrannten Thon, Stücke eines eisernen Schwertes und zwei Kufische Münzen des Samaniden Hasan Nasr den Achmed, die eine vom J. 917, die andere 926 n. Ch.

In der April-Versammlung zeigte Thorwaldsen einige in Italien gefundene Alterthümer von Bronze vor, bestehend aus Paalstäben, Sperrspitzen, Aexten, Meißeln, Schnallen und anderen Spangen, nebst verschiedenen anderen Gegenständen, welche viel Aehnlichkeit mit den zur Vergleichung herbeigebrachten nordischen haben. — Major Fasting, Inspecteur von Nord-Grönland, las einige Grönländische Volkssagen vor.

In der Juli-Versammlung wurden vom Justizrath Thomsen verschiedene, von wilden Völkern gebrauchte Werkzeuge und Waffen aus Stein mit ihren Schäften vorgezeigt, um zu veranschaulichen, auf welche Weise mehrere von den nordischen Steinalterthümern eingefaßt oder an Schäfte befestigt waren, zum bequemeren Gebrauche.

In der Oktober-Versammlung zeigte der Präsident an, daß Sr. Maj. geruht habe, der Gesellschaft als Fortsetzung die siebente Sendung der auf königliche Kosten durch Prof. Weigt in Königsberg besorgten Abschriften von Urkunden der nordischen Geschichte, die sich im geheimen Archiv zu Königsberg befinden, zustellen zu lassen. Von den mannigfaltigen, der Gesellschaft zugesandten Schriften liefert der Dänische Jahresbericht ein Verzeichniß.

Das feste Vermögen der Gesellschaft hatte sich auch in diesem Jahre um 2000 Reichsbankthaler Silbergeld vermehrt und wuchs während nunmehr 28,000 Rthl. in Königlichen vierprozentigen Obligationen; bei der Brauttewahl für die folgenden drei Jahre wurden, nächst dem Staatsminister Mösting als Vormann, Finn Magnusen zum stellvertretenden Vormann, Archivar Kall zum Schatzmeister und Rafn zum Secretär wieder gewählt. Der umsichtigen Thätigkeit des letzteren hat die Gesellschaft vornehmlich ihr forsiet blühendes Gedeihen zu verdanken.

v. d. Hagen.

Belgien.

Frankreichs erste Invasion in Belgien.

(Schluß.)

Die Unglücksfälle des April kamen der Partei der Emigranten höchst erwünscht. Royou versäumte die Gelegenheit nicht, mit Begeisterung über die Vorzüge der absoluten Gewalt zu predigen: „Die Anarchie, die unser Land zerrüttet", rief er, „wie ist es möglich, sie der liebvollen Mutter einer väterlichen Herrschaft vorzuziehen! Noch ist es Zeit, Franzosen, erkennt euer Irrthümer; verschließet euer Ohr der Stimme der Schmeichler, die euch bethören durch falschliche Lobpreisungen, durch Ausmalung trügerischer Hoffnungen, um euch ins Netz des Verderbens zu ziehen. Wir haben es tausendmal gesagt, und wir hören nicht auf, es zu wiederholen, alles Heil, alle Hoffnung besteht für uns in der Wiederherstellung der Monarchie."

Im nämlichen Sinne sah man in der Niederlage des Französischen Heeres nur eine Bestätigung der Schilderungen, welche die Ausgewanderten von demselben entworfen hatten, daß es nämlich nichts als eine ungeordnete Schaar erfahrungsloser Hitzköpfe sey. „Kaufen Sie nicht zu viele Pferde", sagte der Minister v. B. zu mehreren Preußischen Offizieren nach einer Revue, welche Ende Mai bei Magdeburg gehalten wurde, „sie kommen Ihnen nicht lange dauern." „Nicht so viel Lärm", sagte der Herzog von B., indem er von dem bevorstehenden Kriegszuge sprach, „nicht so viele Kosten, die ganze Geschichte wird nichts als ein militairischer Spaziergang seyn."

Der Hof zu Wien vorzüglich sah durch das Glück seiner Truppen die volle Meinung, die er von denselben hatte, nur gerechtfertigt, und dieses unbesonnene Selbstvertrauen erklärt die Unvollständigkeit der Mittel, welche die erste Coalition gegen Frankreich entwickelte. Es ist schwer zu bestimmen, welche Partei die Belgischen Flüchtlinge ergriffen. Wir wissen, daß sich deren in dem Französischen Heere eine ziemlich ansehnliche Zahl befand, und die Journale der Zeit schildern einen Schwarm, der in mehreren Städten des Herzogthums Lüttich eine Art von Leibwache bildete. Zum gemeinsamen Heere vereinigten sie sich erst in der Mitte des Mai, wie dies aus einem Aktenstücke hervorgeht, welches folgenden Titel führt: „Vorschläge, die von den Belgiern in Betreff der Ausrüstung eines Belgischen Kriegs-Corps in der Mitte des Mai 1792 dem Französischen Ministerium gemacht worden sind, und Folge deren das Französische Ministerium die Summe von 60,000 Livres den Belgiern übergeben hat, worüber eine Quittung beiliegt." Dies Aktenstück ist ein förmlicher Kontrakt und zeigt uns, unter welchen Bedingungen die Flüchtlinge, oder doch der angesehenste Theil derselben, sich an Frankreich anschlossen; sie bildeten ein Comité zu Lille, standen unter Soult's direktem Einfluß und im Uebereinkunft mit dem Comité zu Paris, das sich General-Comité der Revolution der vereinigten Belgier und Lütticher nannte und aus Männern bestand, die fast alle die entschiedensten Jakobiner waren.

Der erwähnte Vertrag enthielt folgende drei Hauptpunkte: 1) Man bildet ein Kriegs-Corps, dessen Organisation die Belgier übernehmen; 2) dieses Corps wird zur Disposition der Französischen Generale gestellt, damit sie es auf den Gränzen der Niederlande oder

*) Während darüber enthält der Dänische Bericht.

im Innern derselben verwenden, doch nirgends sonst; 3) die Vorschüsse werden zurückgezahlt werden, sobald der Fortgang der Belgischen Revolution es erlaubt. Ausserem wurde ausbedungen, daß, wenn Frankreich einen Frieden mit Oesterreich schließe, in demselben die Straflosigkeit aller Belgier eingeschlossen sein müsse, die für die Sache der Freiheit zu den Waffen gegriffen. Als der Vertrag geschlossen wurde, war Dumouriez noch im Ministerium, und seine Vorliebe für die Vorschlüsse hat wahrscheinlich dabei mitgewirkt. Er entwarf einen neuen Angriffsplan, dem im Ganzen dieselbe Idee zu Grunde lag, den Feind zu entfernen, und nach dem man zum zweiten Male nach Belgien vordringen sollte, um der bereits daselbst sämtlich liegenden Städte bemächtigen und das übrige Land zur Empörung aufrufen. Obgleich die Umstände nicht so günstig waren als bei dem ersten Versuch, so versicherten die Flüchtlinge doch, das Mißvergnügen sey zu groß, als daß es nicht offen ausbrechen sollte, sobald man des Schutzes von Seiten Frankreichs gewiß sey.

Diesem Plane waren nur die Feuillants entgegen. Die Girondisten waren durch die Macht der Verhältnisse zum Republikanismus gezwungen. Unter den Jakobinern aber erhob sich bei dieser Gelegenheit ein heftiger Streit, den wir ausführlicher erwähnen, weil er einiges Licht auf die Belgischen Zustände wirft.

Real, der Redner, wollte, daß die Versammlung sich zu Gunsten der Angriffs-Maßregeln erkläre, ohne Zweifel, um dem Plane Dumouriez' mehr Geltung zu verschaffen. „Ich habe die Armee gesehen", sprach er, „ich kenne sie sehr wohl, die in der Gegend von Givet lagert; ich habe sichere Nachricht über die Anzahl und Stellung der feindlichen Truppen, die zwischen der Sambre und Maas liegen; ich habe Lüttich gesehen, ich kenne den Geist der Lütticher, aller Völker, die dem Fürstbischof unterworfen sind; ich weiß, wie günstig und wie Stimmung des Volkes in und um Namur ist, ich, und nach allem diesen bedaure ich die traurige Unthätigkeit, in der unser Heer erschlafft." Hierauf rühmt er den Französischen Soldaten, seine Disziplin, seinen Patriotismus, schildert das glühende Verlangen desselben, sich mit dem Feinde zu messen, und fügt hinzu: „O, könnt' ich euch die Stimmung des Volks sehen, das euch zunächst wohnt. Als die Avantgarde zu Bouvignes lagerte, steckten die Bewohner von Dinant die National-Kokarde auf; der Baum der Freiheit wurde aufgerichtet und mit den Französischen Farben geschmückt; unsere Soldaten betraten die Stadt ohne Waffen; die Einwohner beeilten sich, ihnen Erfrischungen aller Art zu bieten. Gründe, die ich nicht kenne, haben den General (Lafayette) bewogen, das Lager von Bouvignes zu verlegen. Oesterreichische Soldaten sind die Dinant gekommen und haben die Bewohner auf das ärgste mißhandelt; den Bürgermeister haben sie an den Fuß des Freiheitsbaumes geführt und ihn mit gezücktem Schwerte gezwungen, mit der Art die ersten Streiche auf den Baum zu führen, den sie umgehauen haben. Dies Verfahren ist empörend; es kann traurige Folgen haben und die freundliche Gesinnung, welche unsere Waffen in Frankreich gegen sie erbrabstimmen. Denn noch glühen sie vor Begier, durch uns gerettet zu werden; ich habe Briefe aus mehreren Städten gesehen; sie flehen, daß wir sie nicht verlassen sollen, sie wollen Freiheit und Gleichheit, sie wollen, was Frankreich will. Ich weiß sehr wohl, daß Einige behaupten, die Stimmung sey für uns nicht so günstig, wir ich sie schildere. Was sie vorbringen, ist wahr; sollte es anderwärts, ohne unser Hinzuthun. Wo wären die Bewohner dieses unglücklichen Landes jetzt, wenn sie diesen Weg eingeschlagen hätten? Durch die Baionnette der Soldaten und die Beile der Henker würde der Despotismus sie weggeräumt haben. Somit haben sie weise gehandelt, daß sie die Bewegungen der Französischen Armee abgewartet haben und abwarten, um ihre Unentschlossenheit zu verrathen; schon weiß er ihnen den eigenen Ungestüm zu zügeln und nicht die geringsten Fortschritte in der Sache der Freiheit mit den größten Opfern zu erkaufen. Dies ist der Zustand Belgiens, und wer ihn anders darstellt, der ist entweder falsch berichtet, oder er verleumdet. In Lüttich vornehmlich beten neun Zehntheile die Freiheit und die Franzosen an; aus Allem folgt, wir müssen gegen den Feind ziehen, der Sobald verlangt es, der Sieg kann nicht ausbleiben. Wenn die National-Versammlung die Wohlfahrt des Reiches will, so kann sie nicht dagegen seyn."

Gegen diese Rede erklärte sich die Berg-Partei. Chabot ergriff das Wort und warf Real Unrechtlichkeit vor, da er wohl wisse, daß sich Lafayette weigere, anzugreifen. „Ich bitte Sie", sprach er, „Herr Real, im Namen der Freiheit, im Namen des Lütticher Volkes, demungiren Sie Lafayette, Gouvion und Narbonne; sagen Sie die ganze Wahrheit."

Hierbei erhob sich ein Gemurmel, welches der Präsident, Merlin de Thionville, unterdrückte, indem er diejenigen, welchen Chabot's Rede nicht gefalle, bat, sich hinwegzugehen. Dieser fuhr fort: „Ich verpflichte Sie, Herr Real, Ihre Denunciationen dem Minister zu machen, damit dieser sie der National-Versammlung mache. Wir berufen keiner Behutsamkeit. Wer das ganze Volk in so dringender Gefahr sieht, wie Sie, der darf es nicht scheuen, den eigenen Kopf in Gefahr zu bringen."

Real vertheidigte sich schwach; er sagte, die Unthätigkeit halte er für gefahrbringend, doch ob diejenigen, welche für dieselbe sprächen, von guten oder schlechten Gründen geleitet würden, wolle er nicht entscheiden.

Hierauf erklärte Merlin, um den Streit zum Schluß zu bringen: „Die Belgier strecken und die Arme entgegen, und Menschen, treuloser als die treulos' len Aristokraten, Feinde der allgemeinen Freiheit, wagen, sich zwischen uns und unsere Brüder zu stellen. Weshalb deuteten wir das feindliche Reich nicht? Wer trägt die Schuld davon? Man antworte mir! Sie trägt die ausübende Gewalt, ja, die ausübende Gewalt. (Beifall.) Sie ist die Ursache aller Uebel, welche pied Zaudern über und bringen kann."

So wurde der neue, von Dumouriez entworfene Angriffsplan angenommen, und den Befehl, vorzudringen, erhielt Lückner, nicht Lafayette. Dieser behielt jedoch zum großen Verdruß der Berg-Partei den Oberbefehl des Centrums, Lückner aber anstatt der rechten Flügels der linke übergeben, und die Stelle Rochambeau's nahm Lamerliere ein. Die Stärke der gesammten drei Corps schätzt Dumouriez in seinen Memoiren auf 150,000 Mann. Die Bewegung begann um dieselbe Zeit, als Dumouriez genöthigt war, seinen Platz im Ministerium an Männer ohne politische Bedeutung zu überlassen, unter denen der Hof und die Feuillants ihre Plane wieder mit größerer Sicherheit verfolgen konnten. Lückner, ein braver Soldat, doch ein charakterloser Mensch, konnte sich des Einflusses Lafayette's nicht erwehren und war so für die Feuillants gewonnen. Nachdem er sich mit Leichtigkeit der Städte Menin, Ypres und Courtrai bemächtigt hatte, brach er, als er die Lunde erhielt, daß Dumouriez gestürzt sey, in Klagen aus, räumte das eroberte Land und gab die Belgier preis, die bereits im Aufstande begriffen waren.

Um diesen Rückzug zu rechtfertigen, erklärte Lückner in einem Briefe an das Kriegs-Ministerium, er habe bei dem Vordringen der Preußischen und Oesterreichischen Heere befürchtet, abgeschnitten zu werden; auch zeige sich in Belgien durchaus keine Bewegung, und die Bauern schössen auf die Französischen Patrouillen und nähmen die Provianthagen in Beschlag, anstatt sich zu Gunsten der Franzosen auszuopferchen.

Das Comité der Belgischen Flüchtlinge übernahm es, diesen Bericht Lückner's zu beantworten; es erklärte, wenn Lückner sage, seine Armee sey über das Dreieck zwischen Lannoy (bei Lille), Brügge und Brüssel verbreitet gewesen, so sey dies unwahr, daß dieser ganze Theil Belgiens sey im Besitz der feindlichen Truppen aufmiliren; was jedoch das betreffe, daß sich in ganz Belgien keine Bewegung gezeigt habe, so seyen die Belgier um dieser Besonnenheit willen nicht genug glücklich zu preisen, denn in welcher Lage wären sie jetzt, wenn sie weniger besonnen gehandelt hätten. Hierauf zählte das Comité die Strafthe der Belgier auf, aus denen ihre Anhänglichkeit an Frankreich sich hervorgehe, es erwähnte unter Anderem die Gesandtschaften, die aus Brügge und Gent dem Marschall entgegengekommen seyen und ihn in ihre Städte geladen haben, und schloß, wenn es allerdings wahr sey, daß auf diese ersten Schritte ein dumpfes Schweigen gefolgt, so sey der Grund hiervon nur darin zu suchen, daß wohlunterrichtete Männer überall erklärt haben, der Marschall werde nicht weiter vordringen, bevor er die Befehle des neuen Ministeriums erhalten.

Ein Fall, der sich auf dem Rückzuge ereignet hatte, diente der revolutionairen Partei zu noch größeren Anschuldigungen. Der General-Major (Maréchal de Camp) Jarry, einer der Generale, die unter Lückner's Oberbefehl standen, war in Courtrai von den Oesterreichern angegriffen worden, die er zurückschlug, die sich jedoch in den Häusern der Stadt festsetzten und von denen Jarry sie zu lieh Jarry nicht bloß diese Vorstadt, sondern auch alle übrige anzünden, und einige Stunden darauf plünderte er die Stadt (Nacht vom 29. zum 30. Juni 1792).

Anstatt in diesem Schritte nur einen unüberlegten Versuch der Rettung zu sehen, führte man ihn als neuen Beweis eines Komplotts an. Man erinnerte sich der Verbrüderung, daß er von Adel sey und mit mehreren Emigranten befreundet, so mußte er mit Deutschland im geheimen Verständnis stehen und darauf hinstreben, Frankreich dem Auslande zu verrathen.

Die Brüsseler Regierung ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, die Belgier vor den verderblichen Neuerern zu warnen, „die zu Brandstiftern ihre Zuflucht nehmen, um die Völker aufzureizen über die vermeintlichen Vorzüge ihres unvergleichlichen Reichs." Mehrere Nummern des offiziellen Journals waren erfüllt von der Aufzählung der Gräuel, welche die Französischen Truppen in der Vorstadt von Courtrai angerichtet.

In Paris wurde die Sache in der Sitzung vom 3. Juli (1792) durch Carnot, den Berg-Mitglied von der National-Versammlung, gebracht. Diese beschloß einstimmig, die Belgier müssen entschädigt werden. Die Spalten des Moniteur sind angefüllt von Diskussionen über das Gesetz, welches das Vaterland in Gefahr erklären sollte, sie geben uns keinen Aufschluß über die Stimmung, die dieser Vorfall hervorrief; doch wie er von den Jakobinern aufgenommen wurde, zeigt und das erschütternde Beispiel einer Rede, die Merlin in der Sitzung vom 6. Juli hielt: „Die National-Versammlung", sprach er, „hat mit Bedauern erfahren, daß Lückner sein Heer nach Lille zurückgezogen hatte, und daß, nachdem er Courtrai verlassen, Herr Jarry, unter dem Vorgeben, es seyen Tyroler Schützen in den Vorstädten verborgen, dieselben in Brand gesteckt hat, ohne Zweifel, um den Brandstern Alschers gegen die Franzosen einzuführen, denen sie hocherzig die Thore eingeschlagen hatten."

Lafource vertheidigte Lückner und wälzte alle Schuld auf Jarry: „Der Brand von Courtrai", sprach er, „ist eine abscheuliche That, welche der ganzen Französischen Nation zum Schimpf gereichen würde, wenn dieselbe nicht ihren tiefsten Abscheu gegen dieselbe offen an den Tag legte, wenn die National-Versammlung nicht die unglücklichen Bürger trösten, so weit es in ihren Kräften steht, entschädigen und den Urheber dieses Schimpfes dem Schwerte der Gerechtigkeit übergäbe."

„Wann sollen euch die Schuppen von den Augen fallen", rief Camille Desmoulins, „wenn es nicht jetzt geschieht, bei dem schimpflichen Verrathe Jarry's, der Courtrai anzündet, um die Franzosen bei ihren Belgischen Verbündeten verhaßt zu machen?"

Als einen Monat später Petion an der Spitze einer Gesandtschaft der Kommune von Paris den Ex-Ludwig'e XVI. vor der National-Versammlung zu fordern kam, wurde der Brand von Courtrai noch als eines der Verbrechen hervorgehoben, das auf dem Monarchen

lasse. „Bergeblich ruft uns Belgien an", sprach er; „verkehrte Befehle haben unsere Soldaten zu verderblichen Schritten verleitet; unsere ersten Schritte in diesen schönen Gegenden sind durch Brand bezeichnet worden, und der Brandstifter lebt noch mitten unter uns."

So hatte die Revolution zweimal versucht, sich über Frankreichs Gränzen zu verbreiten, und war zweimal zurückgewichen. Bald darauf war es an ihr, Angriffe abzuhalten. Die verbündeten Mächte rückten mit ihren Heeren auf Frankreich zu, und der Augenblick nahte, in dem Frankreich der Welt zeigte, was eine Nation vermag, wenn es gilt, ihr Land und ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen.

(Kev. Nat. de Belg.)

Rußland.

Russischer Abschied von Italien. *)

Venedig, den 1. Oktober 1841.

Ich sage Italien Lebewohl, nachdem ich zwei unvergeßliche Monate in diesem Lande zugebracht. Heute Abend werde ich auf dem Dampfboote nach Triest abgehen. Mein Herz klopft freudig bei dem Gedanken, daß ich bald mein Vaterland wiedersehe. In Geist und Einbildungskraft drängen sich die Gemälde, die ich geschaut, die Töne, die ich gehört, die Eindrücke schöner, großartiger, bis dahin mir unbekannt gewesener Gegenstände, und in dieses bunte Gewimmel von Erinnerungen mischt sich ein Bedauern, daß ich im Lande der Wunder nur Zauber so kurze Zeit verweilt, daß mir kaum die schwächste Hoffnung bleibt, das Begonnene einst zu vollenden! Ein inhaltreiches Buch hat mir vorgelegen; ich habe nur den Titel gelesen, flüchtig darin herumgeblättert und über die Druckfehler mich geärgert.

In einem meiner Briefe — ich glaube, er war aus Mailand datirt — sagte ich, daß ich an Italien nicht finden könne, was die Reisenden aus diesem Lande machen. In vieles Urtheil stimmen viele meiner Reisegefährten ein; auch war es damals begründet. Aber eine Stadt, zwei Städte, ein einzelner Bezirk vermögen nicht, uns einen vollständigen Begriff von einem Lande zu geben, das aus so vielen und verschiedenartigen Theilen besteht. In Frankreich z. B. ist es anders: wer Paris gesehen hat, der hat Alles gesehen, was Frankreich den Nicht-Franzosen Interessantes bietet. Auch London kann für eine Quintessenz von England passiren. Nicht so verhält es sich mit Deutschland und Italien: Berlin und Wien, Hamburg und München, Mainz und Breslau sind wesentlich von einander verschieden, in physischer und in moralischer Hinsicht. Noch schärfer, wo möglich, treten solche Kontraste in Italien hervor. Man sagt mir, Deutschland und Italien hervorragte durch die verschiedenen Religionen, während in Italien nur allein die Römische herrsche. Aber diese religiöse Einheit ist nur äußerlich; sie wird zu einer Vielheit, je nach ihrem Einflusse auf die Menschen und je nach ihren Wirkungen. Alle Katholiken haben gleiche Dogmen, gleiches religiöses Ceremoniell, gleiche Kirchen-Disziplin, aber der bedächtsame, methodische Mailänder ist eben so sehr Katholik, wie der Neapolitaner, als der glühende, effenzirzige und sorglose Neapolitaner. Theologische Materien, die in Rom viel Lärmen und Gerede machen, bringen in Florenz kaum die Oberfläche der Gesellschaft in leichte Bewegung. Von Gott, dem Schöpfer des Sichtbaren und Unsichtbaren, hört Du nirgends etwas: in Neapel wird der heilige Januarius angerufen, in Palermo die heilige Rosalia, in Venedig der heilige Markus.

Die Volkssprache zerfällt hier, wie in Deutschland, in mehrere Dialekte, die zum Theil so sehr von einander abweichen, daß Eingeborne verschiedener Italiänischer Staaten große Mühe haben, einander zu verstehen. Die korrekteste Sprache findet man in Toskana; die richtigste und zugleich ausgesprochenste Aussprache in Rom.

Die Sitten des Volkes bilden ein eben so buntes, als merkwürdiges und lehrreiches Gemälde. Reise von Florenz nach Livorno, sehe Dich dort in ein Dampfboot und fahre, ohne bei Livia-Vecchia auszusteigen, nach Neapel: so wird es Dir vorkommen, als hättest Du in 48 Stunden eine unermeßliche Strecke zurückgelegt, als wärest Du aus einer wohlregierten Provinz des kultivirten Europa's in irgend eine Afrikanische Kolonie ohne Gesetze und Rechte, ohne Sitten und Schamgefühl versetzt! Das ist nicht Italien, sagst Du; es ist Abdera und Sybaris zusammengenommen.

Von der Gegenwart aus seinem Zauber greifen, auf jedem Schritt von dem Bilde der Elends, des Müßiggangs und der Lieberlichkeit getroffen, muß der Fremde in seiner Phantasie in Italien aufsuchen, was Literaturgeschichte und die Erkundschaftung des Jetzt bewährten — denn Jenes hat auf jedem Schritt unauslöschliche Spuren hinterlassen — in dem Jetzt aber die charakteristischen Züge eines Volkes erkennen, das seine Jahrhunderte lang der Spielball ausländischer Herrschsucht und seiner eigenen Leidenschaften war, das in seiner Heimat von Fremden aus fremdem Stamme tyrannisirt wurde, während es unfähig war, sich gebieterisch über andere Völker, das, nachdem es seine politische Herrschaft eingebüßt, im Reich der schönen Künste den Thron besitzt und mit gewaltigen Individualitäten für die intellektuelle und moralische Gesunkenheit des großen Haufens sich schadlos hielt.

Die blutigen Kämpfe, die wilden politischen Stürme Mailands sind auf ewig zur Ruhe gebracht. Von der Grabesstille der Gegenwart umgeben, erhebt sich der unbegleichliche Dom über vermodernden Helden der Lombardei, wie ein Gothisches Mausoleum über der Asche eines mittelalterlichen Ritters. Pygmäen tripeln in gedankenlosem Schweigen um das Denkmal des alten Ruhmes.

Genua schmückt sich mit den alten Palästen aus der Periode seiner Herrlichkeit; es bewahrt sie wie Heiligthümer. Die Nachkommen der muthigen Eroberer Tauriens haben die Reichthümer ihrer Väter eingebüßt; sie gestatten dem Fremden, alle Wunder der Vergangenheit anzustaunen; allein sie bewirthen ihn nicht mehr gastfrei, wie vordem; er muß jetzt sogar bezahlen. Dagegen thut man alles Mögliche für die Erhaltung dieser noch hochtönenden Namen verherrlichten Gebäude und giebt solche Bürger, die das Haus ihrer Ahnen veräußern, der Schande und Verachtung preis. Der Einfluß ausländischer Herrschaft ist in Genua weniger fühlbar, als in andern Städten Ober-Italiens: erstens, weil diese Herrschaft auch eine Italiänische ist, und zweitens, weil Genua nicht zum erstenmale fremden Machthabern gehorcht. Außerdem haben durch die Vereinigung mit Sardinien nur die früheren Aristokraten ihre Rechte verloren, das Volk aber hat dabei gewonnen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Neuigkeiten der Polnischen Literatur. In Warschau ist so eben von K. W. Wopicki, der sich schon durch mehrere Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Nation rühmlich bekannt gemacht hat, ein Werk in vier Theilen unter dem Titel: Zarysy domowe (Skizzen aus dem Volksleben) erschienen, dessen Inhalt aus allerlei Schilderungen Polnischer Sittenzustände und Gesellschaftszustände früherer Zeiten besteht. Wir werden darin auf den alten Schmauserein und Lustgelagen umhergeführt, dann mit dem Elend in den Hütten vertraut gemacht, unter Straßenräubern und anderes liederliche Gesindel versetzt; wir lernen das Leben des Polnischen Schlachtschitzen und des Holzhauers kennen. Besonders die „Zeit Augusts II." wird uns in mehreren dieser Skizzen auf lebhafteste vor Augen geführt. Die zweite Hälfte des Werkes bringt die ältesten Volkslieder, die Plalmen, wie sie zuerst in Polen gedruckt worden, eine Menge Sprüchwörter und historische Karikaturen, Schilderungen aus dem Polnischen Hauswesen, Beschreibungen der dem Lande eigenen Thier- und Pflanzenwelt und vieles Andere, was zur Charakteristik des Volksliedes beiträgt. Polnische Bibliographen verfechten diesem Werk eben so viel Originalität als den von demselben Verfasser herausgegebenen alten Volkslagen und seiner Abhandlung über das älteste Theater in Polen. Eben derselbe hat auch für den allgemeinen Warschauer Kalender aus das Jahr 1842 einen interessanten Beitrag über die ältesten Polnischen Volkslieder geliefert. Nächst diesen Original-Produkten wird als neue literarische Erscheinung die Uebersetzung einer Auswahl aus Göthe's lyrischen Gedichten von Augustin Bielowski nebst einem vorangeschickten Abriß von Schiller's Leben angezeigt. Zugleich wird die Bemerkung gemacht, daß aus den Pressen der zu Paris bestehenden Polnischen Druckerei in der letzten Zeit fast nur geistliche Bücher hervorgegangen, und zwar meistentheils Uebersetzungen aus dem Französischen enthalten, unter anderem ein dogmatisch-moralischer Katechismus, eine Geschichte des Lebens Jesu und der Apostel, eine Geschichte des alten Testamentes und ein neues Testament mit Erläuterungen aus der Feder eines Französischen Geistlichen.

— Gedanken über die Zukunft der Polen. Unter diesem Titel ist so eben in Berlin in Französischer Sprache eine kleine Schrift erschienen, die das Motto trägt: „Was in Polen geschah, ist Vergangenheit, sein Leben, aber vor Allem die Wahrheit schuldig." **) Der Verfasser dieser Schrift, der ein in Rußland lebender Pole zu sepn scheint, hat darin in sehr beredten Worten seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß nur in einem innigen Anschließen an das große Russische Reich das Heil in politischer sowohl als in wissenschaftlicher und literarischer Beziehung, nicht blos für die eigentlichen Polen, sondern für alle Slaven überhaupt, zu finden sey. Er bekämpft die neueren selbständigen Bemühungen der Polen, das Nationaldenkmal ihrer Sprache und ihre besondere Literatur sich zu erhalten; er verweist auf die untergegangene Provencalische Poesie in Frankreich und erinnert daran, daß Walter Scott, der dem eroberten Schottland, und Thomas Moore, der dem eroberten Irland entstammte, in der Sprache des Eroberers, Englisch, geschrieben und gedichtet. Daß diese Beispiele auf den vorliegenden Fall nicht passen, ist wohl nicht schwer zu erweisen. Eine Sprache und eine Literatur sind weder künstlich zu pflegen und zu erhalten, wenn sie keine Lebenskraft besitzen, noch durch Argumente hinwegzudemonstriren, wenn sie wirklich kräftig und am Leben sind. Das blose Faktum entscheidet, und wie es scheint, läßt auch unsere Regierung diese Thatsache sich leiten, indem sie nicht blos im Großherzogthum Posen dem edeln Bestreben, die Polnische Sprache auch wissenschaftlich auszubilden, ihren Schutz verleiht, sondern auch auf ihren Deutschen Universitäten selbst Lehrstühle für die Sprache und Literatur der Polen und der Slaven überhaupt ereirt.

*) Ein Brief des Staatsrath W. Grees ch an Th. Bulgarin. Wir sehen, daß auch in Rußland Russischen und literarische über Italien so getheilt sind und sich so schmutzkatzig einander gegenüberstehen, wie bei uns. Wir haben in der vorigen Nummer die schwindsüchtigsten Verse einer von Italien vollen Russischen Dichterin mitgetheilt und lassen hier nun die an eine bekannte Deutsche Reisebeschreibung zwar erinnernde, aber auch das Gute und Eigenthümliche gern anerkennende Prosa eines Landsmannes der Dichterin folgen.

**) Vor ungefähr hundert Jahren wurden die Reisenden, die in Genua Paläste besuchten, unentgeltlich mit Erfrischungen regalirt.

***) Pensées sur l'avenir des Polonais. (Die doit à son pays sa fortune, ou vie, mais avant tout la vérité.) Berlin, A. Asher & Comp., 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Kön. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Montag den 20. Dezember 1841.

Spanien.

Die Betriebsamkeit der Araber in Spanien. *)

I. Land- und Ackerbau.

Das Schicksal der Künste ist unaufhörlich mit dem der Wissenschaften und der Literatur verknüpft; wo letztere nicht gepflegt werden, blühen die ersteren nie. Naturwissenschaften waren Gegenstände der eifrigsten Bestrebungen bei den Arabern, besonders aber die Chemie. Diese, indem sie ihnen eine tiefere Einsicht in die Werke der Natur gestattete, als die Griechen und Römer jemals besessen hatten, erhielt wiederum von ihnen sehr ausgedehnte und nützliche Anwendung auf alle nothwendige Künste des Lebens. Der Ackerbau vorzüglich wurde von ihnen mit jener vollkommenen Kenntniß von Klima, Boden, Pflanzen und Viehzucht studirt, die sie allein in den Stand setzen konnte, die Resultate einer langen und ausgedehnten Praxis in ein wissenschaftliche Form zu bringen. Keine civilisirte Nation Europa's, Asiens und Afrika's, Literer oder neuerer Zeit, besaß jemals einen Kodex weiserer, gerechterer oder vollkommenerer Ackerbaugesetze, als die Spanischen Araber; und in keinem Lande ist der Ackerbau jemals auf eine höhere Stufe des Gedeihens gebracht worden, als im Maurischen Spanien, in Folge der Weisheit der Gesetze und der Einsicht und Thätigkeit seiner Bewohner. Am meisten blühte das Königreich Granada. Abdurrahman III., der größte aller westlichen Chalifen, besaß einen Theil seiner unermeßlichen Einkünfte als Auflagen, welche von den Erzeugnissen des Bodens erhoben wurden, und besaß die reichsten und schönsten Bezirke Spaniens. In seinen Besitzungen rechnete man achtzig große Städte, dreihundert mittlere und eine unermeßliche Zahl kleinere Städte und Dörfer. Cordova's Mauern umschlossen zweihundertsiebenhundert Häuser, von eben so viel einzelnen Familien bewohnt, und neunhundert öffentliche Bäder. Wir ist, seit Vertreibung der Mauren, dies Bild des Reichthums und der Betriebsamkeit in sein Gegentheil verkehrt! — Die Ursache hiervon ist offenbar. — Die Mauren, als sie die Spanier bekriegten, verfolgten die Spanier nicht; die Spanier im Gegentheil, als sie die Mauren unterwarfen, verfolgten sie nicht allein, sondern vertrieben sie. Dies grundsätzliche Betragen besteckte sich selbst: der Mangel der Mauren wurde so schwer gefühlt, daß, unter der Regierung Philipp's IV., 1623, Landbauer und Handwerker aus fremden Ländern eingeladen wurden, sich in Spanien niederzulassen; aber dieser Versuch zeigte sich unwirksam. Die beständigen Kriege, welche seitdem die Aufmerksamkeit der Spanischen Regierung in Anspruch nahmen, haben, indem sie ihre Schätze erschöpften, die Erreichung der Absicht, das Land wieder zu bevölkern und seinen Ackerbau wieder herzustellen, gehindert.

Die Berichte neuerer Reisenden in Spanien ergeben, daß noch jetzt zahlreiche Spuren Arabischen Ackerbaues auf der Halbinsel anzutreffen sind. Nach diesen und einer noch in der Bibliothek des Escurial aufbewahrten Arabischen Abhandlung können wir uns eine Vorstellung von der Sorgfalt machen, welche die Spanischen Araber auf diesen wichtigsten Theil der Landwirthschaft verwandten. Aus der letzteren ergiebt sich klar, daß sie mit der Natur und den Eigenschaften der Bodenarten, der geeignetsten Benutzung derselben für die verschiedenen Fruchtarten, der Natur und den verschiedenen Arten des Düngers und der Verwendung dieser für besondere Arten von Bäumen, Pflanzen u. s. w. wohl bekannt waren. Der Dünger wurde sorgfältig in Gruben aufbewahrt, damit keines der Salze verloren ginge, und reichlich über ihre Felder ausgebreitet. Auf Bewässerung verwandte man emsige Sorgfalt, und die von der Höhe herabfließenden Ströme wurden in Tausende von Kanälen abgeleitet, um den Boden zu befruchten. Die Anlegung von Gärten, Anordnung von Pflanzen und Wahl des für jede passenden Bodens wurden ebenfalls mit großer Sorgfalt studirt. Die Spanier verdanken den Mauren die Einführung des Reis, des Zuckerrohrs **), der Baumwollenstaude, des Safrans, des Spinats und jene unendliche Mannigfaltigkeit schöner Früchte, welche jetzt fast als einheimisch auf der Halbinsel angesehen werden, von wo der Gebrauch und Anbau vieler derselben nach und nach über Europa verbreitet worden ist. Daß diese allgemeine Lobrede auf den Ackerbau der Araber in Spanien nicht übertrieben ist, wird leicht aus der folgenden Uebersicht seiner Wirkungen hervorgehen.

Im Anbau ihres Landes befolgten die Spanischen Araber zuerst das System Justamil's, des Verfassers der Nabatäischen Landwirthschaft, und später benutzten sie die Anweisungen, welche in den Werken Abu Omar's, Ibn Hadschar's, Rasi's, Abu Abdallah's und Anderer, besonders Zacharia's, enthalten sind. *) Wenn man die mannigfaltigen Zeugnisse, welche die Araber aus hinterlassen haben, prüft, findet man, daß jede Bedenart der Art des Anbaues zugewiesen war, welche am besten dafür paßte. So könnte in Eichar, einer Stadt im Königreich Valencia, der Reisende sich nach Afrika versetzt glauben, wenn er sich in der Mitte von Hainen aus Palmbäumen sieht, die nicht in zierlicher Ordnung, sondern ordnungslos, nach der Bequemlichkeit der Bewohner, gepflanzt sind. Diese haben eine regelmäßige Dattel-Aernote und sammeln auch eine beträchtliche Menge von Zweigen, welche bei der Feierlichkeit am Palm-Sonntage gebraucht werden. In demselben Königreiche ist auch der Reisbau zur höchsten Vollkommenheit gebracht, besonders auf dem sumpfigen Boden in der Nähe Albufera's; und obgleich die Valencier ein wenig von den Anweisungen Abu Zacharia's abgewichen sind, so bildet der Anbau dieses Gewächses doch den Hauptreichthum des Landes und steht dem der Seide in seiner Hinsicht nach. Alle diese schönen Erzeugnisse verdankt man der Arbeit der Arabern. Auf den Hügeln bei Oliva und Gandia, besonders denen am Ufer des Mittelmeeres, wurde Zuckerrohr und Baumwolle gebaut, während die Araxal von Sevilla und bei weitem der größte Theil von Andalusien mit Olivenbäumen bepflanzt und das Land um Xeres, Granada und Malaga mit Wein bedeckt war.

Die Araber waren ausgezeichnet in der Kunst, den Boden zu bewässern, und erfanden auch ein Werkzeug, Marhilal genannt, zur Ebnung des Bodens. In der Nachbarschaft des Dorfes Moncada, im Königreich Valencia, existiren nicht allein noch die Deiche und mit dem Arkolabium nivellirten Wasserleitungen, sondern auch ganz die früher eingeführte Ordnung und Weise der Bewässerung. Der Bauer kennt bis zum heutigen Tage genau die Zeit, wann das Wasser sein Feld erreicht, die zur Bewässerung nöthige Menge derselben und die Zeit, welche es auf seinem Boden bleiben muß; er ermangelt nicht, die Schützen demgemäß zu öffnen und zu schließen. Die geringste Nachlässigkeit seinerseits würde ihn einer Geldstrafe aussetzen, die durch ein Gericht auferlegt wird, gegen dessen Entscheidung keine Berufung stattfindet, und welches aus den angesehensten der bei der Bewässerung betheiligten Bauern besteht, welche ihre Sitzungen jeden Sonntag an der Kirchthür halten. Wir die Kadi bei den Arabern, hört dieses Gericht die Klagen mündlich vortragen und spricht sein entscheidendes Urtheil auf der Stelle.

Aber nicht allein im Königreich Valencia leitet die rege Erfindsamkeit der Araber das Wasser auf den Klüften aufwärts, um dann Behälter und Leitungen zu bilden, die Jahrhunderte lang Jahre sind in dem Bezirke von Orriba, einer Stadt im Königreiche Granada, Kanäle entdeckt worden, welche Wasser zur Befruchtung der Ebenen führten, und die seiner Zeit verbreiteten Nachrichten bewiesen, daß Felsen angehöhlt wurden, um eine Leitung von hundert Fuß lang, bei sechs Fuß Höhe und fünf Fuß Breite, zu bilden. Die durch den Bau der Mauren verbrauchten Wasserleitungen von Carmona **) führen das Wasser an drei Meilen weit und reichen vermittelst großer Bogen von Ziegeln und Mörtel bis an das Thor von Sevilla, und von hier wird das Wasser über diese große Stadt mittelst vieler Röhren vertheilt.

*) Aus Arabischen Quellen nach Murphy's History of the Mahometan in Spain.

**) Laborde hat verschiedene alte Schriften angeführt, welche vollständig bewiesen, daß die Spanier den Arabern den Anbau des Zuckerrohrs und die Bereitung des Zuckers verdanken, welche sie mit in seinem Verlage in Amerika eingeführt haben. Voyage Pittoresque et Historique de l'Espagne. T. II. p. XII.

*) Casiri (Bd. I, S. 323—338) hat eine ausführliche und interessante Analyse der Abhandlung über den Ackerbau von Abu Zacharia Jahia Ben Mohamad Ben Ahmed, eines Eingeborenen von Sevilla, gegeben; eine Lebensbeschreibung davon zu liefern, wie er bedauerlicherweise, darf er durch den Tod gehindert worden. In dem merkwürdigen Verzeichnisse von Früchten und Gewächsen erwähnt Zacharia einer Art Getreide, Garaze zu pflegen, so wie einer merkwürdigen Eigenschaft, welche die Pflanze besitzt. Wenn sage er, ein Stengel Spargel mit Honig bestrichen, mit Asche von Eichenholz bestreut und dann dem Boden anvertraut wird, so treibt derselbe viele Schöße von beträchtlicher Dicke, die zuweilen nach der Schöße zu dunkel gefärbt werden. Gepulverte Spargelwurzel, mit Oel vermischt, wenn sie in derlei angegriffene und oder tief verdorbene Zähne gerieben wird, soll vorzugsweise das letzte vorher gewachsen werden den üblen Geruch ganz entfernen. Casiri, T. I. p. 337. Eine Spanische Uebersetzung des Werkes Ibn Zacharia's ist in Madrid, von Banqueri, in 2 Bänden 8vo., 1802, erschienen.

**) Irrig Cannos de Carmona.

Da der Ackerbau der Araber zu jenem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht war, auf dem ihn das angeführte Werk Abu Zacharia's darstellt, so verdeutlicht dieses, welche Geschicklichkeit der von der ersten Fruchtbarkeit des Landes und dem Reichthum der Städte geben, uns nicht länger übertrieben erscheinen. In der Beschreibung der vom Könige Ferdinand in Sevilla 1253 gemachten Theilung findet man, daß Millionen von Olivenbäumen in jener Provinz angepflanzt waren, außerdem aber auch Feigen und andere Fruchtbäume. Die Gärten waren, von fünf Flüssen bewässert, deren Wässer sich in Tausende von Kanälen vertheilen, bildet einen ganz mit Orangen, Granat- und anderen Fruchtbäumen und Wein bedeckten Garten von beinahe 22½ Meilen Ausdehnung. Wie reizend muß sie während der Herrschaft der Könige von Granada erschienen seyn, als über hundertundzwölf Mühlen, eine unermeßliche Zahl Vertheidigungsthürme und mehr als dreyhundert Lustschlösser sich warten! Zur Zeit der Araber waren an den Ufern des Guadalquivir mehr als zwölftausend Dörfer oder kleine Städte, und das anliegende Land konnte mit der Arrijafa von Cordova und dem Generalife von Granada verglichen werden, sowohl wegen der Mannigfaltigkeit der Früchte, als der Schönheit der Blumen.

Nicht geringere Sorgfalt verwandten die Araber auf Kunstgärtnerei: während sie die köstlichen Früchte für den Genuß des Gaumens zogen, sorgten sie bei Einrichtung ihrer Gärten auch für den des Auges und des Geruches. Allerwärts hin wurde Wasser in reicher Fülle geleitet, um die Luft zu kühlen. Der Garten bei der Moschee zu Cordova und der zum Alhambra gehörige Garten, obgleich jetzt vernachlässigt, geben uns immer eine günstige Vorstellung von der Geschicklichkeit der Spanischen Araber im Gartenbau. Die vollständigste Probe eines Arabischen Systems ist aber der des Alcazar, eines alten Palastes zu Sevilla. Ursprünglich von den Mauren angelegt, ist derselbe, obgleich von späteren Herrschern beträchtlich verändert und erweitert, doch in seiner anfänglichen Pracht erhalten worden. Er enthält mit Myrthen gepflanzte Gänge und mit Immergrün eingefaßte Beete, von Orangenbäumen wohl beschattet. In vielen Theilen desselben sind Bäder, welchen durch marmorne Springbrunnen aus einer von den Römern erbauten, von den Mauren wiederhergestellten Wasserleitung Wasser zugeführt wird. Durch eine diesem Garten eigene Vorrichtung können die Gänge in einen zusammenhängenden Wasserbehälter verwandelt werden. In jenem Klima bringt dies eine sehr angenehme Kühlung hervor. Ein geistreicher Reisender bemerkt, dieser Garten sey, als Probe eines Arabischen in seiner ursprünglichen Pracht, ein sehr interessanter Gegenstand: er erweckt unwillkürliche Erinnerungen an Schilderungen morgenländischer Schriftsteller, besonders im Poben Liede Salomo's in der Bibel, dessen Beschreibungen genau mit diesem Garten übereinstimmen; denn in den sonstigen Ländern kommt noch der, daß er völlig ummauert und für Jedermann, die Bewohner eines Hauses ausgenommen, verschlossen ist.

II. Bergbau und Metallurgie.

Auch im Bergbau auf die verschiedenen Metalle, an denen in den Bergen Granada's ein großer Reichthum ist, haben die Araber einige Fortschritte gemacht. Ibn Paukal, ein morgenländischer Schriftsteller des zehnten Jahrhunderts, versichert, in Andalus, d. i. Spanien, wären viele Gold- und Silber-Bergwerke. Aus diesen hatten die Maurischen Herrscher reichliche Zuflüsse an edlem Metall und wahrscheinlich auch durch Auswaschen des Sandes des Flusses Douro oder Darro, welcher durch die Stadt Granada fließt. Die Werke Abdullah Ibn el Chatib's und Abdurrahman Abu Zaafar's beweisen ferner, daß sie Minen auf Gold, Silber, Eisen, Blei, Markasit und viele andere Mineralien bearbeiteten. Zu diesem Zwecke teuften sie viereckige, ziemlich enge Gruben ab.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Russischer Abschied von Italien.

(Schluß.)

Livorno ist eine reiche, blühende Handelsstadt — der Tummelplatz des wildesten, ungeschlachtesten Pöbels aus allen Italiänischen Seestädten — der offen liegende Preis-Courant aller Handels-Artikel — der brausende Strudel, in welchem alles Große und Schöne untergeht. — Nur wenige Wesen existiren, erfreut sich das Fürchterliche Pisa mit seinem milden, friedsamen Klima, seinem ruhigen, harmlosen Leben, seinen romantischen Erinnerungen aus dem Mittelalter und geheiligten Denkmälern des Alterthums, die in geheimnißvollem Schweigen den Gottesacker beschatten, dessen Erde fromme Kreuzritter aus Palästina mitgebracht.

Eine Mischung aller Höhen und Niedrigen, Schönen und Häßlichen, Unsterblichen und des Lebens Unwürdigen zeigt uns Neapel. In einem paradiesischen Klima liegend, von der entzückendsten Natur umgeben, die ein Füllhorn der edelsten Schätze und köstlichsten Gaben über sie ausschüttet, am Fuße des poetischen Vesuv und nahe bei heiligen Monumenten des Alterthums — stößt diese Stadt den Fremden mit ihrem physischen und moralischen Anblick, mit dem Bilde des Müßiggangs, der Liederlichkeit und Gewissenlosigkeit von sich zurück. Wirft Du mir glauben können, daß ich den Augenblick meiner Abreise aus dem zauberischen Neapel kaum erwarten konnte?

Noch voll von unangenehmen Empfindungen, kam ich in Rom an. Rom, die Stadt der Städte, das Wunder-Phänomen in der Geschichte aller Zeiten, die Erwarterin der gewaltigsten Kunstschöpfungen, erhebt sich auf einer dürren und lautosen Wüstenei. Nicht in einem kurzen Briefe, nicht in einer flüchtigen Skizze kann ich ausdrücken, was in meinem ewigen Aug' des Großen und Schönen meinem Auge sich geboten hat. Und innerhalb dieser Ruinen-Gebäude der alten und neuen Roma — die Kardinäle und Monsignori, die Jesuiten und Dominikaner, die Trappisten und Kapuziner. Und diese Schaaren der Römischen Gesittlichkeit drängt sich ein rothbärtiger Dandy und stößt, mit den Guineen in seiner Hosentasche klimpernd, Alles von unten herauf. Und neben diesen Skizze. Und dort, jenseits des Flusses ihn, liegt das finstere Ghetto, in welchem man 6000 unglückliche Hebräer zur Nachtzeit mittelst eiserner Thore abspernt, während einer von ihren Stammes- und Glaubensgenossen die Päpstliche Kasse durch seine Vorschüsse flott erhält.

Auf der Barabinskischen Steppe des Taimonium Petri fuhr ich auf Dampfes Flügeln nach dem gepriesenen Teskana, dem Garten vor, besser gesagt, dem Blumenbeete Italiens, eine wahren Oase zwischen Saud, Unwissenheit und beispielloser Armuth. In einem meiner früheren Briefe klagte ich über den Mangel an Blumen in Ober-Italien. In Rom und Neapel ist es eben so: Aloe und Oleander blühen ohne menschliche Beihülfe; aber Niemand besaßt sich damit, Rosen zu ziehen oder das Einsammer-Blümchen (asyetor odnoliterijj zu sein, welches in solchem Klima und bloßen wie durch Zauber gedeihen muß. Aber hier in Florenz werden überall Blumen gezogen (die Rosen blühten gegen Ende Septembers zum zweiten Mal); auf den Straßen verkauft man sie zu Tausenden; liebreizende weibliche Wesen mit Augen von Agat und zauberischen Lächeln bieten Dir auch wohl Blumen an, für die sie ganz und gar keine Bezahlung annehmen, und die sie Dir mit Anmuth und Huld zum Geschenk verschmäht. Auch die Menschen sind hier, wie die Blumen, still, bescheiden, wohlgesittet, höflich und dabei in guten Umständen: man sieht weder Lumpen, noch Dolche. Aber in engen Gassen erheben sich große finstere Gebäude mit Gitterfenstern und spitzen Thürmchen, auf welche in den Zeiten der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen die Feste erschlagener Feinde geschaut wurden. Die Vorsehung hat Toskana eine Reihe wackerer, weiser und friedliebender Regenten geschenkt, und so ist auch in Italien ein wohlregierlicher, man kann sagen, ein Neu-Europäischer Staat entstanden.

Wenn der Reisende Bologna, die fette und gelehrte Stadt (la grassa e la dotta), die, eben so wie Göttingen, durch ihre Würste und Universität berühmt ist, Florenz, Siena, Arezzo, die Ver-Sorbene, und Padua, die Anbeständige des heiligen Antonius, mit ihrer alten Denkwürdigkeit, dem Corso, und ihrer neuen, dem ungeheuren, auf dem Fundamente eines antiken Tempels errichteten Kaffehause Perocchi, eines Blickes gewürdigt hat, wird er in die Stadt Venedig hindurchgedrängt, ein anderes Weltwunder, welches physische Größen mit den größten Erinnerungen seiner weiland politische. War es möglich, über den moralischen Untiefen des Adriatischen Meeres diese Jahrhunderte alten Tempel, diese majestätischen Paläste zu errichten? War es möglich, daß dieser kleine Freistaat sein Daseyn behielt, daß er die Hälfte von Griechenland eroberte und mit den mächtigsten Staaten zur See und in Handel rang, daß er seine Größe und Selbstständigkeit bewahrte, die Verlust konnte, als seine alte Macht und Herrlichkeit schon lange untergegangen waren! Ja — es ist kein Traumgesicht; ich erblicke mit leiblichen Augen diese romantische Zauberstadt: ich sehe verwitterte Riesen-Paläste am großen Kanal — sehe den auf Erden einzigen St. Markusplatz und seine Kirche, die mit Tropäen aus dem St. Sophien-Dom zu Konstantinopel geschmückt ist; ich erhebe sich der Palast der Dogen mit seinen Steinmmen und seinen Kerkern unter dem Wasser, mit der Seufzer Brücke und mit der Tribüne im Smallaal, auf welcher Pisani seine Landsleute überrettete, die Regierung nicht aus Venedig nach Konstantiopel zu verlegen. Hier ist die Piazzetta mit den beiden Säulen, zwischen welchen man öffentliche Hinrichtungen vollzieht — dort, auf der hohen Gallerie des Dogen-Palastes, der Ort, wo Marino Faliero wegen Vaterlandsverrathes enthauptet wurde. Die handelnden Personen sind von der Bühne abgetreten, aber die Decorationen stehen noch an ihrem Platze; nur hat der Souffleur nicht die Dekretalien des Senats, sondern den Oesterreichischen Beobachter in Händen.

Ich habe Italien gesehen, die prachtvolle Grabstätte einer untergegangenen Welt, im Schatten ihrer Cypressen und Lorbeern — habe den Nachhall seines verklungenen Ruhmes gehört, bin in den Zufluchten verweilter Helden gegangen und bewahre für mein ganzes übriges Leben Erinnerungen und Empfindungen, von denen meine Feder nicht den hundertsten Theil wiedergeben kann.

(Schl. Bl.)

Italien.

Die gelehrten Gesellschaften in Rom.*)

Als einen der wichtigsten literarischen Vereine Roms bezeichnen wir zuerst die Arcadia. Wenn diese gelehrte Gesellschaft nur ihre mit den Sitten unserer Zeit so ganz unverträglichen, aus früheren Jahrhunderten herrührenden Circulare und Diplome ein wenig reformiren, wenn sie aufhören wollte, Zonds und Ländereien anzuweisen, die sie nicht besitzt, und die sonderbar klingenden hyperbolischen Namen und Titel an ihre Mitglieder zu ertheilen, so würden

*) Wir machen bemerklich, daß diese Uebersicht von einem Römischen herrührt, der indeß in Rom eher zu viel als zu wenig nach seinem Geschmacke lebt. Daß er unter den gelehrten Gesellschaften Roms das Unter dem Schutze Sr. Majestät des Königs von Preußen befindliche, zum größten Theil aus Deutschen bestehende „Archäologische Institut" übersieht, wird bei einem Franzosen wohl nicht auffallen.

Digitized by Google

bald die Epigramme verstummen, denen sie bis jetzt ausgesetzt ist. In der That hat sie in unseren Tagen eine Bedeutsamkeit erlangt, die sie bisher noch nie erreichte. Ursprünglich war es eine Anzahl geistreicher und genialer Männer, die sich um Christine von Schweden versammelten, als dieselbe dem Lutherthum zugleich mit dem Throne entsagte und in die Hauptstadt der katholischen Welt einzog, um den friedlichen Genüssen, der Literatur und den Wissenschaften zu leben. Die Gesellschaft faßte gleich anfangs den Plan zu einer Akademie, die sich hauptsächlich mit Philologie und Moral beschäftigen sollte, und am 24. October 1690 hielt sie ihre erste regelmäßige Sitzung auf dem Gianicolo (Janiculum), in den Garten des Klosters St. Peter à Montorio.

Der Archäver-Verein*), der am 10. Mai 1696 auf dem Palatinischen Berge in den Farnesischen Gärten stiftete, gab seine Statuten berathschlagte und dieselben in Kraft setzte; dieser gesellschaftliche Verordnungen durch die Freigebigkeit Franz, des Herzogs von Parma, in Marmor eingegraben wurden; der im Jahre 1726, vermittelst der reichen Geschenke Johann's V. von Portugal, seine Sitzungen nach dem Lustwäldchen Parnaßo, am östlichen Abhange des Gianicolo, verlegte — dieser Verein war saß ja Null herabgesunken, seitdem der Verfall in seinem Inneren und die Staatsumwälzungen um ihn her die Züge seiner ursprünglichen Physiognomie verwischt hatten. Wenn auch die Liste seiner Mitglieder, deren Namen nicht ohne Glanz waren, sich mit jedem Jahre vermehrte; wenn auch die Schönheit ihrer Fontainen, die Frische ihrer Lustwäldchen, die Pracht ihrer Basiliken, ihr künstliches Theater, ihr mit berühmten Kunstwerken ausgeschmücktes Versammlungshaus noch immer die neugierigen Besucher aus der Ferne herbeizogen, um hier inmitten der aufgehäuften Reichthümer der Kunst des milden Klima's zu genießen; so war doch das Ziel der Akademie ein ganz anderes geworden, seitdem sie ihre Benennung mit dem kindischen Namen der „Arkadischen Schafer" vertauscht hatte?

Diesem so großen Verfalle zu steuern, die Akademie wiederum zu nützlichen Arbeiten zurückzuführen und den Vorlesungen derselben wieder neues Leben einzuhauchen, in einem Augenblicke, wo die akademischen Vereine von so hoher Bedeutung sind, das war die Absicht des gegenwärtigen Papstes, als er mit wahrhaft Römischer Munificenz sein Jagdschloß in Versammlungs-Gebäude und Hörsäle wieder herstellen, neue Säle eröffnen und ausschmücken, den botanischen Garten ausstatten und Alles zusammenbringen ließ, was nicht nur zum Nutzen, sondern auch zum Vergnügen und zur Erholung beitragen kann. Die regenerirte Arcadia hat auch ihre Erkenntlichkeit an den Tag gelegt, indem sie ihre neue Epoche mit einer großen Feierlichkeit zu Ehren des Papstes begann. Verbunden sich durch die Aehnlichkeit aller dessen, was Rom an vorzüglichen Geistern aufzuweisen hat, sah die Gesellschaft, ohne irgend eine Unterscheidung der Sitze, Fürsten, Prälaten und Kardinäle mit den Literaten vereinigt, die aller Titel und Ehrenstellen entbehrten. Von diesem Augenblicke an fanden die Vorlesungen regelmäßig Statt, die bald poetische, bald erndituelle Materien zum Gegenstande hatten. Zu den ersteren gehören wir zum Beispiele die von Mgr. Grossellini ausgeführte Widerlegung einer Ansicht Salvador's, der in seiner „Geschichte der mosaischen Institutionen und des Hebräischen Volkes" die Verurtheilung Christi in einem neuen Lichte darzustellen versucht. Ferner gehören dahin die historischen Erörterungen des Kardinals Pollidori über die religiösen und moralischen Wohlthaten, die Rom den Leuten der Kunst verdanken hat; und wir könnten noch noch mehrere andere Abhandlungen zitiren, ohne uns auf die neueren Sachen einzulassen.

Geben wir nun zur Archeologica Pontificia (Päpstliche Archäologische Gesellschaft) über. Diese ist die erste unter den Italiänischen gelehrten Gesellschaften, die den Namen und die Gestalt einer wahren Akademie annahm. Johann von Portugal stiftete im 16ten Jahrhundert, zum Zwecke der Vervollkommnung der Wissenschaften, des Studiums des Alterthums und der gelehrten Sprachen, so wie der freien Besprechung philosophischer Fragen. Allein, sey es nun Mangel an Ueberlegung, es wird behauptet, das irreligiöse Prinzipien, verderbte Sitten und gehässige, unerlaubte Zusammenkünfte unter den Akademikern, die Auflösung der Akademie, die durch die Gewohnheit der Mitglieder, anstatt ihres Taufnamens einen anderen Namen anzunehmen, einiges Gewicht erhält. (?) Aus diesem Grunde ließ der Papst Paul II., trotz seiner Liebe für die Gelehrten, dieselben einsperren, indem er mit Philipp Bonacasi und dal Platina den Anlaß machte und Einige selbst der Tortur unterwerfen ließ. Aber nachdem er dal Platina, eben so wie dessen Gefährten, die Erlaubniß zur Vertheidigung ertheilt und überdies zweimal Zeuge des unglücklichen Schicksals der Gefangenen gewesen war, verminderte er seine Strenge. Ein Jahr darauf gab er ihnen die Freiheit und setzte sie in die Ehrenstellen wieder ein, die sie verloren hatten. Nach dieser Befreiung gingen sie wieder an ihre Arbeiten mit mehr Eifer als je und waren bemüht, die alten Ausgaben zu verbessern, so wie die Lateinischen Inschriften abzuschreiben und drucken zu lassen. Pomponia sammelte eine große Zahl antiker Marmor-Arbeiten in seinem Hause auf dem Quirinal, die das erste archäologische Museum Europa's bildeten. So viele auf die Beförderung der Wissenschaften und der Geschichte gewandte Sorgfalt konnte dem Kaiser Friedrich III. nicht entgehen, der, um seine Achtung gegen die Körperschaft zu bewirken, derselben bedeutende Privilegien ertheilte und den noch jetzt bei der Akademie bestehenden Gebrauch bestätigte, den 21. April, als den Gründungstag Roms, in der Kirche Aracelli, auf dem Kapitol, zu feiern. Auch in vorigen Jahre fand dieses Fest statt, wobei nach alter Gewohnheit eine Rede über den Ursprung und die Größe Roms von dem Erzbischof Cadolini gehalten wurde. Die Päpste Julius II., Sixtus IV. und Leo X. trugen insbesondere viel zum Gedeihen der Corporation bei, die bald unter ihre Mitglieder die ausgezeichnetsten Männer des In- und Auslandes zählte.

Die Versammlungen dieser Gesellschaft wurden zur Zeit der Plünderung Roms, im Jahre 1527, unterbrochen, ein Ereigniß, das die Gemüther lange beschäftigte und endlich sehr Körperschaft wohl ganz aufgelöst haben würde, wenn nicht der gelehrte Giampini und der unsterbliche Clemens XI. gemeinschaftlich dafür gesorgt hätten, sie vor dem Untergange zu bewahren. Unter Benedikt XIV. gewann die Gesellschaft neues Leben; der gelehrte Lambertini gab ihr, nebst dem Titel pontificia, ganz neue Statuten, brachte die Zahl der Mitglieder auf vierzehn, stellte sie unter den Schutz des Fürsten Colonna, wies ihr den Sitz auf dem Kapitol an und erhöhte die Feierlichkeit der Versammlungen durch seine eigene Anwesenheit. Nachdem er aber gestorben war, trat an die Stelle des beschützenden Schutzes Ermattung und Erkaltung ein. Endlich hatten die Franzosen, sobann Pius VII. und zuletzt Canova der Gesellschaft durch Unterstützungen wieder auf und derselben dieselbe mit neuer Kraft und Wirksamkeit. Die beiden folgenden Päpste herrschten nur zu kurze Zeit, um viel zu ihren Gunsten thun zu können; aber Gregor XVI. vertieft ihr mehr Würde, indem er sie in das Romische Universitäts-Gebäude verlegte und ihr gelehrte Privilegien ertheilte. Sie steht unter einem Protektor (dem Kardinal-Kämmerling pro tempore) und einem dreißigen Präsidenten (gegenwärtig Zürst Orsolcalchi); hat dreißig ordentliche Mitglieder, zehn Supernumerarien, dreißig Ehren-Mitglieder, vierzig Korrespondenten, einen Schatzmeister und einen Secretair. Alle drei Jahre vertheilt sie eine goldene Medaille für die beste archäologische Arbeit; gegenwärtig ist sie Pietro Odescalchi, der das aus grau-rothe nicht Römische Münze, und ob sie, da sie keine Aufschrift hat, über das vierte Jahrhundert der Erbauung Roms hinaus zu setzen sey. Die Vorlesungen zeugen von der Wichtigkeit der Studien der Mitglieder. Wir zitiren nur die von Campana vorgelesene Beschreibung zweier antiker Grabmäler, die zwischen der Via Latina und der Via Appia entdeckt wurden; die Abhandlung über den Gerichts-Kristliches Epigramm zu Autun in Frankreich, von dem Pater Secchi*); sodann die Vorlesung über die Entdeckungen Cervetteri's, von dem Ritter Visconti; endlich die historischen Memoiren von Coppi.

Als einen dritten vorzüglichen Gelehrten-Verein erwnen wir die Accademia Tiberina. Frankreich, England und Deutschland hatten noch kein Beispiel einer Akademie der schönen Wissenschaften aufgestellt, als den Italiänern bereits die Gesellschaft zum Ruhme gereichte, die unter dem Symbol des Luchses die Sorgfalt darstellte, mit der ihre Mitglieder die Geheimnisse der Natur erforschen. Sie wurde im Jahre 1603 durch den Fürsten Friedrich Cesi zu Aquasparta, seiner Vaterstadt, gegründet und gelangte sogleich zu einem so hohen Rufe, daß die ersten Gelehrten Europa's sich darum bewarben, an ihren Diskussionen Theil zu nehmen. Dort, in den Zimmern des Palastes Cesi, lebt noch das Andenken jener berühmten Gäste, mit deren Büsten die Wände geschmückt sind. So leicht es übrigens in der Folge wurde, die Mitgliederschaft in diesem Vereine zu erlangen, so schwer war es während der Lebenszeit des Fürsten Cesi; damals enthielt jener, stets kleiner unendlichen Liste von Mitgliedern und Korrespondenten, nur eine kleine Anzahl auserlesener Namen, unter denen sich die eines Galilei, eines Fabbio Colonna und eines Francesco Stelluti befanden. Von Aquasparta wurde die Akademie nach dem Palaste Cesi zu Rom verlegt, wo sie mit großen Kosten durch ihren Gründer, der ihr einen botanischen Garten, eine Bibliothek und ein Museum hinzufügte, in Thätigkeit gesetzt wurde. Aus derselben gingen bedeutende Männer hervor, die, besonders in den Naturwissenschaften, vor Anderen hervorragten. Die Mitglieder trugen kein eigenthümliches Kostüm, zeichneten sich aber durch einen mit Smaragden verzierten goldenen Ring aus, in den ein Luchs mit dem Namen der Akademie und dem des Gründers gestochen war.

Der Tod des Fürsten Cesi 1630 erfolgte, bevor dieses bisherigen Beschützers (Cesi) wieder zugleich auch den Tod der „Lincei" herbeigeführt haben, wenn nicht glücklicherweise der Komthur Castiano del Pozzo Manches für sie gethan hätte, um sie wenigstens zu konserviren. So dauerten sie fort, bis der Papst Lambertini, der selbst ein Liebhaber der Wissenschaften und Gelehrter war, ihnen im Jahre 1740 wiederum neue Energie verlieh. Er setzte fest, daß sie fortan den Namen einer „neuen Akademie der Lincei" führe, und legte ihr zugleich die strenge Pflicht auf, zum Fortschritte der Wissenschaft mitzuwirken. Hierauf, nach einer glänzenden Lebensperiode, begann sie aber wiederum in Verfall zu gerathen. Schon war sie saß in Vergessenheit versunken, als sie der berühmte Feliciano Scarpellini 1795 in seinem Umbrischen Kollegium wiederzusammelte und ihr so wenig Zahren einen solchen Glanz wiedergab, daß Leo XII. sie würdig hielt, sie nach dem berühmtesten Berge der Welt, nach dem Kapitol, zu verlegen. Von diesem Augenblicke an war Scarpellini beständiger Secretair derselben bis auf seinen letzten Lebenstag, den 30. November 1840. Seiner Sorgfalt verdankt man die mit dieser Akademie verbundene berühmte Sternwarte, die seit kurzem durch die Freigebigkeit des jetzigen Papstes mehrere Teleskopa mit kostbaren Instrumenten bereichert wurde. Scarpellini hat aus dem Verein einen wahren Tempel der Wissenschaft und eine permanente Schule für die studirende Jugend gemacht. Durch

*) Vergl.: „Das Leben der berühmten Arkadier", von Rossi; „Briefe über die Versammlungsörter der Arkadier", von Crescimbeni, 1738; „Das Lustwäldchen Parnaßo, am Abhange des Gianicolo, nach den Zeichnungen Bizuri's dargestellt", Rom, 1659.

*) Herr Prof. Dr. Franz in Berlin hat bekanntlich diese Inschrift ebenfalls in gelungener Weise erklärt.

die von dem gegenwärtigen Papste erlangte Konzession, den Titel einer Päpstlichen Akademie führen zu dürfen, gewann dieselbe noch mehr an Wichtigkeit und Bedeutung.

Wenden wir uns nun zu vieren berühmten Societät Rom, San Luca (die Gesellschaft des heil. Lukas). Beispiele artistischer Vereine zu Rom finden wir gleichzeitig mit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften; aber den Plan zu einer Akademie, in welche ausschließlich Männer aufgenommen würden, die die sogenannten freien Künste praktisch ausübten, wurde erst im Jahre 1577 von dem berühmten Girolamo Muziano gefaßt und von Gregor XIII. ins Werk gesetzt. Aber Muziano und der oben genannte Papst wurden vom Tode überrascht, und so kam die ursprüngliche Idee erst im Jahre 1588 durch den Schutz Sixtus V. und den Rath des Malers Friedrich Zuccari zur Ausführung. Der Erstere stiftete die Zeichenschule, indem er den ehemaligen Tempel des rächenden Mars (Mars ultor), die heutige Kirche St. Martin, auf dem Forо Romano zur Akademie schlug und mit Unterricht aller Art versah; der heil. Lukas stellte. Die Akademie bewährte sich während drei ereignißvoller Jahrhunderte und bedarf mit wenig Veränderungen die von ihrem Gründer aufgestellten Ordnungsregeln bei. Ihr Ziel ist darauf gerichtet, die freien Künste zu vervollkommnen, den Künstlern Ermunterung zu gewähren und endlich für die Erhaltung der öffentlichen Monumente Sorge zu tragen. Sie besteht aus vierzig emeritirten Mitgliedern, die in die einzelnen Klassen der Maler-, Bildhauer-, Architektur und Kupferstecherkunst vertheilt sind, so wie aus einer unendlichen Zahl von Ehrenmitgliedern. An der Spitze steht ein jährlicher Präsident und ein beständiger Secretair (gegenwärtig Salvator Betti).

Sowohl Päpste, als Kardinäle und Privatleute haben stets dazu beigetragen, die berühmte Gesellschaft in Ehren zu erhalten und ihre Anstalten zu bereichern. So insbesondere Clemens XI., der ihr ein kleines Kapital hinterließ; ferner der Papst Lambertini, der der Maler-Schule zu Hülfe kam und sie mit einer schönen, mittelst großer Kosten erworbenen Gallerie versah; Pius VI. verlieh dem Chef der Akademie für die ganze Zeit seiner Amtsverwaltung den Titel einer Palizeiaktion (comes palatinus); Pius VII. gab den Präsidenten der Gesellschaft den Rittertitel, verlegte sie auf den Rath Canova's vom Kapitol nach dem Gebäude der Konvertiten, am Corso, und votirte sie mit einer jährlichen Rente von 1,000 Thalern zum Behufe der Erwerbung von Kunstdenkmälern; Leo XII. verlegte sie, um ihr mehr Beständigkeit zu sichern, nach dem Palaste la Sapienza, vermehrte die Zahl der Gelehrten-Stuhle um zwei, daß diese Akademie mehr der Archeologia, als die einzige unter allen wissenschaftlichen Instituten, unabhängig von der Congregation der Studien sey; Canova vermachte ihr eine Rente von 400 Thalern zur Belohnung verdienter Künstler. Endlich Gregor XVI. stellte die seit mehreren Jahren aufgehobenen Preisbewerbungen wieder her, machte ihr ein Geschenk mit zwei Gemälden, mit Glückgöttin (Fortuna), von Guido, und der Eitelkeit (Vanitas), von Guercino, und ertheilte ihr außerdem mehrere Privilegien.

Fünftens nennen wir die Akademie der katholischen Religion. Diese Gesellschaft kann sich nicht eben des Alterthums ihres Ursprungs rühmen, da sie erst im Jahre 1801 gegründet wurde; aber während dieser kurzen Epoche hat sie Ehre und Nutzen bereits geleistet. Ihre Statuten wurden von Pius VII. genehmigt, der ihr, zum Zwecke ihrer Versammlungen, einen Flügel in dem Palast der Sapienza einräumte. Zum Vereine gehören Männer, die durch Gelehrsamkeit und Talente auszgezeichnet sind.

Sechstens kommen wir auf die Tiberina Romana (die Römische Tibergesellschaft). „Die Väter-Akademie trat zu dem Zwecke zusammen, um das Feld der Literatur und der Wissenschaften, so wie der Studien anzubauen, die die Stadt Rom und den Acherdau zum Gegenstand haben.“ So besagen die Statuten. Sie verdankt ihren Ursprung einer lebhaften Debatte über die Hellenen, so wie einem Streite zwischen Borgovesia de Macerata und dem Poeten Jakob Ferretti, von Rom. Sie ward am 13. April 1813, in dem Pauls per Santa-Maria-in-Via, feierlich eröffnet. Von diesem Augenblicke an dauerte ihre Wirksamkeit ununterbrochen fort bis 1831, wo sie durch die politischen Bewegungen gestört wurde. Als aber die Unruhen vorüber waren, ließ sie der Papst, der selbst Mitglied dieser Gesellschaft ist, wieder zusammentreten und gewährte ihr neue Aufmunterungen, die sie in Stand setzen, sich spezieli mit dem Ackerbau zu beschäftigen. Sie hat einen Präsidenten, einen Vice-Präsidenten, einen Secretair, einen Schatzmeister, drei Censoren und außerdem Residenten und Korrespondenten; alle vierzehn Tage hält sie öffentliche Sitzungen; sie vertheilt jährlich regelmäßig dreißig Medaillen und noch einige extraordinair, von denen die eine, in Gold, dem Ritter Ariccaud, dem Verfasser der Geschichte Pius VII., und anderer gelehrten Arbeiten, welche die Literatur und die Geschichte Italiens betreffen, zuerkannt wurde.

Wir kommen nun siebentens zur Gesellschaft der Virtuosi al Pantheon (Virtuosen im Pantheon). Der Plan zu derselben ward von Raphael aufgefaßt, dessen Schüler sie im Jahre 1543 errichteten. Gleich der Akademie von Luca wurde sie auch unter den Schutz eines Heiligen, nämlich des St. Joseph-in-Terra-Santa, gestellt, in der Kapelle des Pantheons, welche die Asche Raphael's enthielt. Ihrer ursprünglichen Grundregel nach, schien sie eher ein Kloster, als eine Schule zu bilden, indem die Mitglieder zur Abhaltung des Gottesdienstes, zum Tragen des Rosenkranzes, zu Gebeten und Almosen verpflichtet wurden. Am Festtage ihres Schutzheiligen veranstalten sie eine Ausstellung ihrer Arbeiten in der Halle der ungeheuren Rotunde.

In unseren Tagen nahm die Gesellschaft ihre alten Statuten wieder auf und stellte auch die jährlichen Preisvertheilungen mit den silbernen Medaillen, mit dem Bilde Raphael's wieder her, so wie die dreijährigen Gregorischen, von dem gegenwärtigen Papste ungeordneten Preisvertheilungen, in einer goldenen Medaille, zum Werthe von fünfundzwanzig Zechinen, auf welcher das Sitzwild des Papstes geprägt ist.

Gleich anderen Akademieen hat auch sie Residenten, fünfundvierzig an der Zahl, ferner dreißig Korrespondenten und außerdem eine unbegränzte Menge von Ehrenmitgliedern. Als ein heiliges Recht gilt bei der Gesellschaft die Bestimmung, die Künste durch die Wahl ausßerger Gegenstände nicht zu entwürdigen, so wie den alten herabgekommenen Künstlern Unterstützung angedeihen zu lassen.

Endlich erwähnen wir noch der Gesellschaft San Sepolcro Liberia Toreana (v. G. zum heil. Grabe). Seit wenigen Jahren hat sie sich wegen der positiven Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigt, einen großen Ruf erworben. Als einen Beweis ihrer practischen Tendenz dürfen wir nur die im vorigen Jahre von ihr aufgestellte Preisaufgabe anführen. Der Preis sollte nämlich demjenigen zuerkannt werden, der das auffallend schönste Kalb oder die schönste junge Kuh im einjährigen Alter vorzeigen würde; eben so waren zwei Gratifikationen in Geld für das schönste Kalb oder die schönste junge Kuh bestimmt, welche noch nicht ein Jahr alt wären, aber bereits alle ihre Zähne hätten.

Mannigfaltiges.

— Fortschritte des Christenthums in Afrika. Ein ungemein interessantes und belehrendes Buch ist kürzlich von einem französischen evangelischen Missionair, Herrn Eugen Casalis, zur Kenntniß der südlichen Afrika's und seiner Sprachen herausgegeben worden. Das Buch führt den Titel: „Studien über die Setschuana-Sprache, nebst einer Einleitung über den Ursprung und die Fortschritte der Mission bei den Basutos.“*) Die Setschuana-Sprache ist das gemeinsame Idiom aller süd-Afrikanischen Volksstämme, die nord-östlich von den Kolonieen am Kap der guten Hoffnung, zwischen dem eigentlichen Kaffern- und dem Hottentotten-Lande, als Setschuanas auf unseren Karten verzeichnet sind, jedoch in viele Zweige, von denen die Barolongs, die Baklapi's, die Bahaurutji's und die Basutos die hauptsächlichsten sind, zerfallen. Unter den Letzteren weilt seit dem Jahre 1833 eine evangelische Mission, an deren Spitze die Französischen Prediger Arbousset und Casalis stehen. Moschesch, König der Basutos, hatte sie zu sich eingeladen, weil er seinen schwarzen Unterthanen gern die Wohlthaten des Glaubens und der Civilisation verschaffen wollte, und nahm sie auf das freundschaftlichste auf. Seine beiden Söhne wurden die ersten Schüler der Missionaire, denen der König zwei große Häuser erbauen ließ, das eine in seiner Residenz Thaba-Bossiu, wo Casalis wohnt, und das andere in dem neuen Etablissement Morija, wo Arbousset und der Hülfs-Missionair Gosselin ihren Aufenthalt haben. Seit dieser Zeit hat das Christenthum über die Bevölkerung der ganzen Umgegend, welche über 12,000 Seelen zählt, sich verbreitet. Der Gottesdienst wird von den Schwarzen fleißig besucht, und der Sonntag wird mit merkwürdiger Strenge gefeiert. In benachbarten Dörfern, die zu weit von den beiden Missionshäusern entfernt sind, wird sonntäglich vor der Thür des Oberhauptes im Freien gebetet und gesungen. Die Missionaire haben zu diesem Zwecke Lieder und Psalmen in der Landessprache abgefaßt, wie sie denn auch bereits einen Theil des Neuen Testamentis in dieselbe übersetzt haben. Der König Moschesch selbst gab durch seinen Beifall und seine Theilnahme den Anstoß, indem er alle Vorschriften des Evangeliums befolgt. Auch hat er seine Wilden-Tracht abgelegt und kleidet sich fast ganz Europäisch. Der Drang nach Belehrung ist unter den Setschuanas so groß geworden, daß die Missionaire bereits nach Paris geschrieben haben, man möge ihnen noch einige Gehülfen senden. Gleichzeitig hat aber Herr Casalis auch seine sehr interessanten Beobachtungen über die in Afrika weit verbreitete, Setschuana-Sprache mitgetheilt und nicht blos eine vollständige Grammatik, sondern auch eine Sammlung von Sprüchwörtern, Volksliegen und Dichtungen gegeben, wie man nichts Aehnliches bisher von diesem Welttheil besaß. Wir hoffen spärer noch auf das reichhaltige Buch zurückzukommen.

*) Études sur la langue Sésbuana (sur Eugène Casalis, Missionnaire Français à Thaba-Bossiou, dans le pays des Bassoutos (Afrique méridionale). Précédées d'une introduction sur l'origine et les progrès de la mission chez les Bassoutos, publiée par le Comité de la Société des Missions Evangéliques de Paris chez les peuples non chrétiens. — Paris, à l'imprimerie royale, 1841.

An die Leser.

Vom 1. Januar 1842 wird das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ auf ganz weißem Papier in etwas größerem Format und mit lichterem Druck erscheinen, so daß den von mehreren Seiten in dieser Beziehung ausgedrückten Wünschen wird entsprochen werden, ohne daß darum der Reichthum an Stoff eine Einbuße erleidet. Auch der Preis des Blattes wird nach wie vor derselbe bleiben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung (Zeitungsstraße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Mittwoch den 22. Dezember 1841.

Frankreich.

Eine philosophische Schauspielerin in Berlin.

Mademoiselle Cochois, so hieß vor hundert Jahren eine beim Berliner Theater angestellt gewesene Französische Schauspielerin, die vor etlichen sechzig Jahren gestorben ist, ohne eben ein sonderliches Andenken hinterlassen zu haben; denn wir zweifeln, daß viele unter unseren Lesern ihrer jemals dahin erwähnen hören. Bloß ein einziger Schriftsteller hat von Mlle. Cochois gesprochen: es ist dies Thiebault in seinen Erinnerungen an Berlin, und zwar da, wo er ihres Gatten, des Marquis d'Argens, gedenkt. Also lauten seine Worte:

„Die Cochois durfte man eher eine häßliche, als schöne Frau nennen; dagegen war sie mit einem ausgezeichneten Verstande begabt und besaß überdies viele Kenntnisse und Talente. So z. B. malte sie recht nett und war besonders sehr tüchtig in der Musik. Außer ihrer Muttersprache verstand sie das Deutsche, Italiänische, Lateinische und sogar ein wenig das Griechische, welches sie aus Gefälligkeit gegen ihren Gemahl erlernt hatte. Dieser hatte ihr auch noch das Spröäßische beibringen wollen; allein schon die Buchstaben fand sie gar zu barbarisch und konnte das Alphabet nicht vervollen. Ihr Charakter war sanft, gesetzt und rechtschaffen. Ihr war ferner die seltene Gabe eigen, unter dem Anschein größtmöglicher Anspanngenheit, sich stets zuvorkommend gegen ihren Ehemann zu benehmen und hierdurch dessen Beifall zu erwerben. Die Familie Cochois", fügt Thiebault hinzu, „gehörte seit langer Zeit der Bühne in Berlin an, wo Vater und Mutter ihr gestorben waren. Der Sohn, welcher die Rolle des Arlequin vortrefflich spielte, war nach Rußland gegangen, ärndtete da reichliche Lorbeern, bekam bran Geld und stand in hoher Gunst. Die zur Marquise d'Argens erhobene Schauspielerin hatte noch eine jüngere, sehr hübsche Schwester, welche bei der Berliner Oper als erste Tänzerin fungirte."

Daß ein Philosoph eine Schauspielerin heirathet, dies ist schon vorgekommen und müßte sich sogar öfter wiederholen, wenn die Philosophen konsequenter handelten, als gewöhnlich. Indeß, man muß einräumen, daß d'Argens einen ganz besonders glücklichen Fang gethan: auf den Brettern, in einer solchen Familie, in der Schwester eines Hauswesens und einer Opernsängerin ein solches Weib zu finden! In der That etwas Ungeheures. Und um so höher preise ich das gütige Geschick des Marquis, als ich eben seinen Briefwechsel mit Mlle. Cochois gelesen, welche damals erst neunzehn Jahr alt war und sich wohl nicht träumen ließ, daß sie einst Frau Marquise werden sollte. Eine Korrespondenz macht nur ein geringes Bändchen aus, das 1744 erschien und von Thiebault nicht mit einer Sylbe erwähnt wird. Gewiß mit Unrecht, da sich hierin völlig bestätigt findet, was er über die vortrefflichen Geistesgaben und den liebenswürdigen Charakter des Mädchens bemerkt.

D'Argens, zweifelsohne überrascht von ihren Fähigkeiten und ihrer Anmuth, hatte es übernommen, ihr Unterricht in der Philosophie und den Wissenschaften zu ertheilen. Dies war der nächste Anlaß ihres schriftlichen Verkehrs. Seltsam! die junge Künstlerin hatte gleich von vorn herein eine ganz besondere Vorliebe für das Systems gefaßt, welches mit Stolz die ersten Geister des Zeitalters Ludwig's XIV. zu seinen Anhängern zählte: sie war mit Leib und Seele Cartesianerin, was dem Marquis keineswegs behagen wollte. „Gestehen Sie es nur", sagt er ihr, „Sie fürchten, von Grund aus Philosophin zu werden; nicht vermögen Sie, ein artiges Häuslein von Vorurtheilen, die noch an Ihnen kleben, fahren zu lassen. Cartesianerin sind Sie, ganz wohl; warum jedoch kümmern Sie sich nicht darum, auch die entgegengesetzten Lehren zu ergründen? Philosoph brauche ich mich, Sie zu überzeugen, daß die wahre Philosophie auf der Kenntniß der Geschichte des menschlichen Geistes beruhe, und daß dieses Wissen nur durch aufmerksame Prüfung aller von einander abweichenden Systeme gewonnen werden kann; Sie dagegen bleiben mit Hartnäckigkeit dabei, schlechtweg Cartesianerin zu sein. Ich habe mit Gewißheit, daß in vielem Ihrem Einsichtsvollen mehr Aengstlichkeit als wahrhafte Verehrung für Descartes vorherrscht. Vertrauen Sie mir und entfernen Sie sich von Ihrem Irrthume. Ich wünsche nicht, daß Ihre prächtigen Anlagen durch dunkle und unerquickliche Studien eine verderbliche und falsche Richtung einschlagen; ich möchte im Gegentheil Ihren Geist mit tausend edlen so angenehmen als nützlichen Kenntnissen schmücken. Sie besitzen Einbildungskraft, Schärfe des Verstandes; Sie haben sogar Ausdauer, etwas, das man so selten bei Ihrem Geschlechte antrifft und das doch denen, welche sich wollen belehren lassen, schlechterdings nothwendig ist. Weshalb nun lassen Sie so köstliche Gaben nicht zu ihrer Geltung kommen? Was Ihnen Abneigung gegen eine so fruchtbare Wissenschaft einflößt, ist wohl der Charakter gewisser Personen, denen Sie den Titel Philosoph haben geben horen. Sie sind erstaunt, daß ich Ihnen rathe, sich mit ähnlichen Kollegen zu verbinden. Vielleicht glauben Sie, Sie wären dann gezwungen, einen tauben, körperlichen Ausdruck saure Miene und am Ende gar ein etwas unverdientliches Aeußeres anzunehmen. Bannen Sie diese Furcht; ich verspreche Ihnen zu Gefährten ganz ähnliche Leute wie Carlesius und Fontenelle. Nie werden wir Werke von anerkannten Pedanten durchgehen, indem diese eher dazu geschaffen sind, einem die Wissenschaft zu verleiden, als zu belehren. Wir werden solche lesen, von dem Sie schon etwas vor Augen gehabt; ich werde Ihnen Gassendi's Meinungen erklären. Sie werden Newton aus den Schriften einiger seiner Schüler, die dessen Ansichten und Entdeckungen in ein den Damen sastliches Gewand zu kleiden gesucht, studiren, und Sie werden sehen, daß die Cartesianische Lehre nicht die einzige sey, welche Reiz gewähre."

Die Cochois entgegnet hierauf:

„Warum sollte ich mich scheuen, Philosophin ex fundamento zu werden? Sie müssen sicher Mißtrauen gegen sich selber hegen, wenn Sie nicht glaubten, daß Ihre Lehren mich von einem Irrthume scheint Gahe haben, der in meinem Geschlechte eine nur gar zu gewöhnliche Erscheinung ist. Ich betrachte die Philosophie als die Klippe der unsichtigsten Vergnügungen: sagen Sie mir es wohl vergegen, daß ich in meinem Alter (d. h. in demjenigen, wo Alles, was nur eine ernste Außenseite hat, abschreckt) beforgte, mich einer Wissenschaft zu befleißigen, die man mir in der traueigsten Gestalt vorgeführt hatte! Sie haben mich enttäuscht; Sie haben mir gezeigt, daß die Philosophie liebenswürdig ist, daß sie heiter ist und öfters gar eben so anziehend, als die mutwirren Weiber einlanten Herrn. Wir haben bis jetzt nur die Werke des Descartes und Fontenelle gelesen. Sie verlangen, daß ich mit Aufmerksamkeit auch die der übrigen Philosophen lese; ich merke mit Erlaubniß, daß Sie mit verdreifachten Augen auf meinen Eifer für Carlesius blicken, und daß Sie nicht übel hist hätten, mich zur Zweifelsucht zu verleiten. Sie versprechen mir, mich mit liebenswürdigen Philosophen bekrunden zu wollen, und ich meinerseits gelobe Ihnen rastlosen und anhaltenden Fleiß. Sie haben begonnen, mich mit Locke vertraut zu machen; Sie scheinen mir ein warmer Verehrer dieses Engländers: seyen Sie dehusam; es wäre wahrhaftig ärgerlich, wenn mein Widerwille gegen Alles, was nicht der Feder eines Fontenelle und Carlesius entflossen, anfing, sich auch gegen einen Mann, den Sie so hoch schätzen, zu äußern."

Sich von Descartes zu Locke wenden, hieß so viel, als von einem mächtigen Genius zu leidlger Mittelmäßigkeit übergehen, von einem glänzenden Gestirn zu einem schwankenden und matten Lichte; der verwunderwerthe Verstand der jungen, weit ihrem Lehrer überlegenen Schülerin täuschte sich hierin nicht. Mit welchem Scharfsinn ahnt sie das Ziel vorher, dem sie zugeführt werden soll, und wie spürt sie den hinter Locke's Buch versteckten Pyrrhonismus heraus! Der Marquis, welcher fast Alles trieb, beschäftigte sich auch mit Geschichte. Eines Tages überfandte er der Cochois seinen Abriß der allgemeinen Geschichte, begleitet von einem Briefe, worin er sie ausführlich über die Furcht belehrt, die er bei ihr voraussetzt, für eine Pedantin zu gelten. Die Cochois beruhigt ihn auf eine Weise, die ihn entzücken mußte, denn ein richtiger Takt war ihm nicht abzustreiten.

„Seyen Sie unbesorgt, daß ich mich noch ängstige, eine Gelehrte zu werden. Ihr Unterricht hat eine so große Veränderung in meinem Geiste hervorgebracht, daß, sollte ich auch ein wenig von dem ungefälligen und selbst widerwärtigen Wesen, das weiland der guten Madame Dacier eigen war, an mir haben, ich trotzdem, wie ich merke, den Zweck, den ich mir einmal gesetzt, verfolgen würde. Wissen Sie wohl, daß es für eine junge Person immer ein starkes Stück bleibt, Kenntnisse auf Kosten der Vergnügungen erkaufen zu wollen? Ihr ganz fertiges Philosophen, Ihr seid so hoch über den Leib für Nichts. Der Geist ist Euch Alles: er allein ist's, der euer Thun und Lassen bestimmt. Ein Sucklger, der folgerecht schließt, ein Einäugiger, der eine geometrische Wahrheit zu Tage fördert, scheint Euch hundert Male schätzenswerther als Endymion, um dessenwillen Luna so häufig aus des Himmels Höhen zur Erde niederstieg, und als Alys, für welchen Cybele so viel Thorheiten beging; indeß wir un-

Digitized by Google

philosophischen Frauen denken anderer. Sie haben ebenso gewiß meine Gesinnungen gekannt, daß ich nicht zweifle, daß Ihnen hiervon, trotz aller Ihrer Philosophie, immer noch so viel im Gedächtniß geblieben seyn wird, um den vollen Umfang des Opfers, das ich darzubringen bereit bin, begreifen zu können. Ich werde Ihnen sogar noch etwas mehr sagen, nämlich: daß Sie, statt zu fürchten, als ekelten mich die Studien an, vielmehr befeugen müssen, daß mich ein zu ungeheures Verlangen nach ihnen erfaßt. Zürnen Sie mir, daß jedliches Uebermaß Tadel verdiene. Merken Sie's sich, wachst bei mir die Liebe zu den Wissenschaften in demselben Grade wie seit einiger Zeit, so wird zu guter letzt mein Durst nach Gelehrsamkeit gar zu heftig werden. Sehen Sie die auffallende Veränderung, welche seit kurzem dieses Streben in meinem Kopfe bewirkt hat, und erwägen Sie hiernach, wie sehr es in Zukunft zunehmen kann. Ich wäre beinahe versucht, Ihnen meine Einwürfe vorzutragen, Folgendes sind die Punkte, um die sie sich drehen."

„Diese Sachwalter ist voll des feinsten Takts, ein Muster von Einfachheit und Natürlichkeit, ohne Ziererei und Haschen nach krunkenden Ausdrücken. Und dann welch' eine zugleich liebenswürdige und anziehende Manier, die Kritik über ihren Herrn und Meister einzuleiten! D'Argens hatte sich in seinem Abriß dürftschtlich der Geschichte des Cyrus nach Herodot's Erzählung gerichtet. Die Tschosi weiß ihm mit unumbößlichen Gründen nach, daß Herodot's Cyrus viele Züge offenbar fabelhaft seyen, und daß er besser daran gethan hätte, sich, nach Boffart's Beispiel, der jüdischen Historiker und des Xenophon zu bedienen, um Herodot zu berichtigen.

Die Frage wird mit großer Lebhaftigkeit und Genauigkeit untersucht; indeß mag ich der jungen Schauspielerin auf dieses Gebiet nicht folgen und gieße so vor, Ihnen den Gegenstand, welcher in ihr durch die Streitsache, in die sie sich eben eingelassen, hervorgerufen werden. „Erwäge ich den Zwiespalt, welcher unter den Geschichtsforschern in Betreff der bekanntesten Ereignisse herrscht, so bin ich gerade so verdrießlich, als Sie zufrieden scheinen. Dieser Gegenstand der Meinungen verschafft Ihnen triftige Gründe zur Unterhaltung Ihrer Psychosisten, und ich bin nicht imstande, mich mit ihnen zu schlagen. Gar sehr möchte ich wissen, weßhalb diesen Historikern, daß sie sich so übel mit einander verstanden haben, und wie zürne ich den neueren, die nicht einiger zu seyn scheinen. In welche Irrthümer Kürzen uns nicht die Einen wie die Anderen! Die Herren Philosophen schrei Zeter über die Koketten: grollet doch lieber mit den Historikern. Die verschmitzteste und geriebenste Pariser Buhlerin hat noch niemals so viel Kallen ihren anrichtigen Anbetern gelegt, als deren die Geschichtschreiber der Leichtgläubigkeit ihrer Leser entgegenhalten. Der Eine stellt einen König als einen Helden dar, der Andere als einen Wüthrich. Der läßt eine Stadt gewinnen, jener läßt sie verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Die Betriebsamkeit der Araber in Spanien.

(Schluß.)

Durch Beachtung der Verschiedenheit der localbichen Art zu graben von den Gruben der Römer, welche rund und weit sind, entdeckte Bowles die von den Arabern Behufs Beardeilung der Minen unternommenen großen Werke. Nach seiner Angabe sind Spuren davon noch jetzt im Königreiche Jaen, in der Nähe von Linares, vorhanden, und auf einem Raume von weniger als einer Meile befinden sich über fünfhundert nach Art der Araber abgeteufte Gruben oder Schachte. Wir haben kein sicheres Zeugniß darüber, ob sie die schon von den Römern bearbeiteten Quecksilberminen bei Almaden benutzten; wahrscheinlich ist dies aber, weil in den Schriften Movairi's und Mogredi's in Bezug auf den von Abdurrahman erbauten prächtigen Palast von Azahra ein großes aladabstrenes Becken erwähnt wird, in dessen Mitte ein Quecksilber-Springbrunnen spielte, und auch aus anderen Nachrichten hervorgeht, daß die Mauren in Spanien großen Ueberfluß an Quecksilber besaßen.

Daß die Araber in Bearbeitung der Metalle geschickt waren, geht aus der Beschaffenheit der Kanäle der Moschee von Cordova und der von Abdurrahman II. erbauten Wasserleitung nach dieser Stadt, der während desselben Regierung zuerst in Spanien erfolgten Prägung von Münzen und endlich aus dem Gießen von Kanonen, Behufs der Belagerung von Algefras, hervor. Die Eisen- und Bleiminen waren so ergiebig, daß die Spanischen Araber im Stande waren, beträchtliche Mengen jener Metalle zu den Schmelzöfen in Barcelona und den Mauren in Afrika auszuführen.

III. Manufakturen.

Ihre Eisen- und Stahl-Manufakturen waren berüchtlich und die letzteren so vortrefflich, daß die Schwerter von Granada allen übrigen in Spanien vorgezogen wurden. Bei den Afrikanern stand die Härte der Spanischen Waffen im größten Rufe; Spanien war gleichsam das Arsenal, woher sie ihre Harnische, Schilde, Helme, Säbel und Dolche bezogen.*). Seiden- und Baumwollen-Manufakturen wurden von den Arabern in Spanien eingeführt; sie bereiteten wollene Gewänder von großer Feinheit**); und in der Färberei zeichneten sie sich ganz vorzüglich aus; wahrscheinlich verdanken wir ihnen die Einführung der Kunst, mit Indigo schwarz zu färben; mit dem Gebrauch der Cochenille waren sie wohl bekannt. Von ihren Fortschritten in der Porzellanbereitung geben uns die im Alhambra noch aufbewahrten prächtigen Vasen und die reizenden Ziegel, welche eine besondere Zierde vieles prächtigen Gebäudes bilden, mehr als genügenden Zeugniß.

Die Böttcherei schein unter ihnen nicht bekannt oder nicht gehörig worden zu seyn, da sie die zahlreichen hölzernen Gefäße, an die wir im häuslichen Leben gewohnt sind, durch irdene, theils schlichte, theils glasirte, ersetzten. Sogar ihre Färber-Bottiche waren aus gebranntem Thon. Der Verfasser der „Arabian Antiquities of Spain" bemerkte eine Anzahl davon am nördlichen Ufer des Guadalquivir, in der Nachbarschaft von Cordova, wo sie wahrscheinlich das berühmte Cordwan gärbten. Die Alcarrazas oder porosen, irdenen Gefäße, welche in Spanien bis auf den heutigen Tag zur Kühlung von Getränken gebraucht werden, sind wahrscheinlich die zuerst durch die Mauren eingeführt, wo sie seit undenklicher Zeit bekannt gewesen sind; ihr Gebrauch hat sich nun von der Pyrenäischen Halbinsel über alle Spanische Kolonieen in Amerika und Indien verbreitet.

Das Haubwerk aber, worin sie vorzüglich ausgezeichnet waren, ist die Zubereitung und Färbung des Leders. Durch die Betreibung von den Mauren ist es nun fast verschwunden, dagegen haben sie es nach Fez gebracht, wo viele von ihnen sich niedergelassen haben. Auch in England ist es eingeführt worden, wo die Benennungen Maroquin und Cordovan auf das nach Art der Araber zugerichtete Leder angewandt werden.

Daß die Araber die Bereitung des Zuckers in Spanien eingeführt haben, ist bereits bemerkt worden; das Schießpulver hatten sie wahrscheinlich bei den Indiern kennen gelernt; sie erfanden aber wesentliche Verbesserungen der Bereitungsart und wandten es im Kriege an.

Den größten Dank verdienen sie für die Einführung der Bereitung und des Gebrauchs des Papiers im westlichen Europa. In sehr früher Zeit wurde daselbe in China aus dem Abfalle der Seide gemacht; um 649 (30 der Hedschra) war die Bereitung desselben in Samarkand eingeführt. Bei der Eroberung dieser berühmten Stadt durch die Sarazenen im 85sten Jahre der Hedschra brachte Jusuf Amru die Kenntniß der Bereitungsart desselben nach Mekka, seiner Vaterstadt. Das von ihm angewandte Material war Baumwolle, und der erste Papier, welcher jetzt gebräuchlichen ähnlich, wurde daselbst im 85sten Jahre der Hedschra (706 n. Ch.) gemacht. Von Mekka aus verbreitete sich dieser Zweig der Manufaktur rasch über alle Arabische Staaten, besonders in Spanien; hier war die Stadt Xativa, das neuere San-Philippe, im Königreich Valencia, schon im zwölften Jahrhundert wegen seiner vortrefflichen Papierfabriken berühmt. Es scheint, daß in jener Zeit die Araber, um sie in beträchtlicher Menge bauten, an die Stelle der damals seltenen und theureren Baumwolle gelegt hatten. Im christlichen Spanien wurden Papierfabriken erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts errichtet, wo sie durch Alphons X., König von Castilien, eingeführt wurden. Von da gingen sie allmälig nach Frankreich, Deutschland und England über. Italien war aus jeden der Europäischen Länder, welche Manufakturen in Linnenpapier erhielten; hier waren die ersten der Art in Fabua und Treviso, um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

IV. Handel, Geld, Gewicht und Maaß.

Der größte Theil der Araber war seit den frühesten Zeiten mit nationaler Unabhängigkeit und persönlicher Freiheit zufrieden. Sie beschränkten sich auf ihre Halbinsel, warteten dort ihre Kameele und

*) Unter den zahlreichen Werken des berühmten Philosophen Alfindi ist eine Abhandlung über die verschiedenen Arten von Degen, in welcher die Eigenschaften des Eisens ganz besonders erörtert werden; eine andere über die Kunst, Schwerter (Stahl) zu bereiten, das die Schneide eines Degens weder zerbricht noch stumpf wird. Casiri, Bibl. I. S. 356 col. 2.

**) Die Frage, ob der Gebrauch, die Schafe wandern zu lassen, um ihre Wolle zu verfeinern, bei den Spanischen Arabern so lebhaft war oder eine neuere Erfindung ist, kann, nach Labordo's Bemerkungen, nicht als entschieden betrachtet werden. Unter anderen Geschenken von großem Werthe, welche dem Abderrichen Zaharia's und Derselbe am Hofe von Granada erhielt, war auch eines Spanische Wolle; und der Chalif Mohammed Ibn Abdallah schenkte Karl dem Kahlen, um 865, ein Kleid sehr feinen Spanischen wollenen Zeuges, das in Cordova verfertigt war. Voyage Pittoresque, t. II. p. XII. Musoleum, Hist. Crit. de Espasia, tom. XIII. p. 131.

***) Um blaue und grüne Farbe aufzutragen, bedienten sie sich ferner jenes Herr Wald, oyymo admirabile genannt, mit dem sie auch ein sehr schönes Scharlach hervorbrachten. Nachdem sie die Haut mit mancherlei Ingredienzien zuerichtet hatten, färbten sie dieselben in lebhaften Farben, und gaben ihnen einen solchen Glanz, daß sie wie gefirnißt aussahen. Dieses Verfahren wird noch in einigen wenigen Orten Andalusiens getrieben. L. Borde Th. II. S. XII.

zogen ihre Palmbäume; mit der übrigen Menschheit hatten sie wenig Verkehr, wenn sie nicht etwa einmal auszogen, um eine Karavane zu plündern, oder einen Reisenden zu berauben. In einigen Gegenden hatten sie jedoch begonnen, die Arbeiten des Ackerbaues den Beschäftigungen des Hirtenlebens zuzuziehen, und mit den gebildeten Völkern des Alterthums hatten sie ausgedehnten Handelsverkehr getrieben. Arabiens einheimische Gewächse, Arzneimittel und Farben sowohl, als die aus Indien eingeführten Gewürze und das aus Afrika eingeführte Gold, veranlaßten einen ausgedehnteren Verkehr mit Aegypten und Assyrien. Der Weihrauch Yemens durchwanderte beständig die Tempel Babylons, wenn seine Gewürze dienten der Ueppigkeit Aegyptens. Der große Handel und die Kapitalien, mit denen er betrieben wurde, befanden sich, nach Abulfeda, in den an der Arabischen Küste gelegenen Städten, zu Muhammed's Zeit vierzig an der Zahl, früher mehr. Zu Lande wurde dieser Handel durch Karavanen betrieben, an deren Spitze die nomadischen Stämme von Temu, die Handelsgesellschaften von Gerha und die Koraischiten standen. Diese letzteren, welche die Beduinen sind — Menschen, welche von Moses Zeiten herab dasselbe Hirtenleben führten, indem sie ihre Schafe, Pferde und Kameele durch weite Einöden, zu denselben fernen Brunnen und denselben zerstreuten Flecken spärlicher Weide trieben.

In Folge der raschen Verbreitung des Islams, sowohl während der Lebens, als nach dem Tode seines Gründers, wurden die Araber bald Herren über Persien und Aegypten; und da sie ihre neuen Unterthanen in beiden Ländern im Betriebe eines ausgedehnten Handelsverkehrs mit Indien fanden und dessen große Vortheile erkannten, kam ihnen das Verlangen, daran Theil zu nehmen. Aus ungestümen Kriegern wurden die Araber bald unternehmene Kaufleute, und in kurzer Zeit gingen sie weit über die Gränzen der alten Schiffahrt hinaus und brachten viele der kostbarsten Luxus-Gegenstände des Ostens anmittelbar aus den Ländern, wo sie erzeugt wurden.*)

Während der letzten Zeit der Gothischen Herrschaft in Spanien waren Künste, Schiffahrt und Handel sehr verfallen, und das Land war verhältnißmäßig verarmt; aber sobald die Araber sich in ihren neu erworbenen Gebieten befestigt hatten, begannen sie Literatur, Künste und Manufakturen wieder auf, und sie machten sich die Handels-Vortheile, welche ihnen ihre Küsten und ihre Häfen darboten, im ganzen Umfange zu Nutze. Der Hafen von Barcinona, jetzt Barcelona genannt, wurde der Hauptplatz für den Verkehr mit den östlichen Küstenländern des Mittelmeeres; und daselbst wurden nicht allein für Spanien, sondern auch für fremde Kaufleute Schiffe gebaut. Die glückliche Zeit des Arabischen Handels in Spanien war jedoch während der Regierung des berühmten Abdurrahman III., Chalifen von Cordova.

Ueber ihren inneren Handel fehlen hinlänglich genaue Angaben, um seine Ausdehnung und Wichtigkeit einigermaßen richtig zu schätzen; aber in der damaligen Zeit war ein großer Theil des Handels vertheilt, welche einen ungeheuren Zufluß von Reichthümern ins Land brachten. Gold, Silber, Kupfer, rohe und verarbeitete Seide, Cochenille, Quecksilber, rohes und verarbeitetes Eisen, Oliven **) und besonders über wollene Manufakturwaaren waren die einträglichsten Ausfuhr-Gegenstände. Hierzu kamen noch Andra, gelber Bernstein, Magnet, Alaun, Salz, Zinnober, Safran, Ingwer, Myrrhen und mannigfaltige andere Arzneiwaaren, — Korallen, die man an der Küste Andalusiens, Perlen, die man an der von Catalonien sichte, Rubinen, wovon man zwei Gruben in der Nachbarschaft von Malaga und zu Soja entdeckt hatte, auch Amethyste aus einer Mine nahe bei Carthagena. Diese zuletzt aufgeführten Gegenstände, obgleich an Werth von Metallen geringer als die vorgenannten Ausfuhr-Gegenstände, brachten doch offenbaren und reichen Gewinn. Die Berberei, Aegypten und der Osten waren die Länder, nach welchen hauptsächlich dieser ausgebreitete Handel ging. Durch ganz Afrika waren die Spanischen Waffen, rohe und verarbeitete Seide und wollene Zeuge von verschiedenen Farben sehr gesucht; in Aegypten waren die Waaren zu von höherem Gelaufe gegen solche Dinge vertauscht, welche in Spanien am meisten gesucht waren: die Luxus-Gegenstände Indiens wurden von Alexandrien nach Malaga gebracht, um den Hof damit zu versorgen.

An diesem gewinnreichen Handel, der fast ganz durch Juden betrieben wurde, nahmen Almeria, Barcelona und Valencia Theil: unter der Maurischen Herrschaft waren diese Städte eben so bedeutende Handelsplätze, als die Hansestädte. Im 12ten und 13ten Jahrhundert war der Hafen Almeria's vorzugsweise berühmt, und im 14ten Jahrhundert war der Handel Barcelona's unermeßlich. Diese Stadt hatte Schiffe zum Schutze der Küsten Cataloniens ausgerüstet; sie hatte ein Faktorei am Tanais, und ein Konsul residirte, welcher 1397 Kaiser Tamerlan Geschenke anbot.

Zu dieser Zeit hatten die Araber eine jährliche Seemacht; ihre Schiffe wurden von dem Holze der Wälder Spaniens gebaut, und sie sollen über tausend Kauffahrteischiffe besessen haben.

Aber die Unermeßlichkeit ihres Handels mit dem Osten ist kaum zu begreifen. Aus Gründen der Politik bemühten sich die Chalifen von Cordova freundliche Beziehungen mit den Griechischen Kaisern zu erhalten, in der Absicht, die Unternehmungen der Chalifen von Damaskus zu hemmen, welche die Zerstückelung ihres Reiches durch Abdurrahman I. nicht verschmerzen konnten. Alle Fäden der Grie-

*) Dr. Robertson's Disquisitions, p. 400 et seq. Daselbst befindet sich auch die interessante Stelle über den alten Arabischen Handel, aber die vollständige Uebersicht vorhandene Nachweisung befindet sich in Dr. Vincent's klassischem Werke über „the Navigation of the Ancients in the Red Sea."

**) „Sevilla war der Hauptmarkt für Oliven unter der Maurischen Herrschaft in Spanien. Der Ertrag dieser Bäume betrug jährlich, 300 Millionen Arrafes, oder den Olivenzuwachs anzugeben, wonach jene Stadt umgeben war, sich auf hundertsiebenzig Pachtbauer und Olivenpressen befanden.

chischen Gebiete waren den Spanischen Handelsleuten offen, und diese führten reiche Ladungen solcher Waaren ein, die dem Auf des verfeinerten Luxus entsprachen, durch welchen der Hof von Konstantinopel ausgezeichnet war. Aus den diesen erfolgreichen Speculationen gezogene Gewinn muß ungeheuer gewesen sein; und während der die Kaufleute reichlich belohnte, gewährte er dem Herrscher eine reiche Quelle des Einkommens. Aus der Abhandlung über den Handel von Mosiena Abulcassem von Madrid, welcher im zehnten Jahrhundert schrieb, ist ersichtlich, daß der Vortheil dem Handel entschieden auf Seiten der Spanischen Araber war. Cäsiri vergleicht diese wegen ihres Seehandels und ihrer Seereisen mit den alten Phöniziern und Karthagern.

Von dem bei den Spanischen Arabern in ihrem Handelsverkehr gebräuchlich gewesenen Gelde ist unsere Kenntniß spärlich und unvollkommen. Der Geschichtschreiber Ibn el Chaind führt im Allgemeinen an, daß das Granadische Gold hinsichtlich der Güte keinem nachstand, indem es von feinsten Gelde und Silber geschlagen war. Die nächsten Nachfolger Muhammed's prägten kein Geld unter ihren eigenen Namen, da die damals im Umlaufe befindlichen Griechischen und Persischen Münzen für hinlänglich gehalten wurden. Nach Elmacin wurden die ersten Kufischen Münzen auf Befehl des Chalifen Abdulmalik im 76ten Jahre der Hedschra, 695 n. Chr., ausgegeben; aber Al-Makrizi versichert, der Chalif Omar habe schon im achtzehnten Jahre der Hedschra, 639 n. Chr., Geld geschlagen. Welche dieser Angaben die richtigste sey, ist jetzt schwer zu bestimmen, da keine Kufische Münze aus so früher Zeit, wie die Abdulmalik's, bekannt ist.

Obgleich Muhammed jede Art menschlicher Abbildung verbot, prägten die Chalifen ihr Bildniß auf eine Seite ihrer Münzen und auf die andere ihre Namen zusammen mit einigen Stellen aus dem Koran. Unter den verschiedenen Münzen Moslemischer Herrscher, welche bisher bekannt geworden sind, ist keine von Spanischen Chalifen zu finden. Herr Adler, dessen gelehrte Untersuchungen über diesen Gegenstand das Studium des numismatischen Antiquars reichlich lohnen werden, hat nur eine Goldmünze erwähnt, welche auf Befehl Jussuf Ibn Taschfins, Kaisers von Marokko, geschlagen wurde, der, da er nach Spanien eingeladen war, um den Moslems gegen Alphons, König von Toledo, beizustehen, sich rasch zum Herrn von Granada, Sevilla und der übrigen Arabischen Eroberungen auf der Halbinsel machte. Derselbe tüchtige Schriftsteller erwähnt auch eine andere Münze von Ali, des Sohnes Jussuf, von welcher angenommen worden, sie sey in Sevilla geprägt.*)

Die in der Geschichte der Spanischen Araber am öftersten erwähnten Münzen sind der Dinar und der Dirham. Der erstere, war von Gold und wechselte unter der Regierung der verschiedenen Chalifen sowohl nach Gewicht als Werth; von den besten Schriftstellern wird dieser Gegenstand mit dem Werth des englischen neuen Spilling und zwei Pence Sterling angenommen. Der Dirham war eine Silbermünze, deren Werth, da er gleich schwankend war, schwer zu bestimmen ist.

Etwas beträchtender als das Vorhergehende ist, was wir über die von den Spanischen Arabern gebrauchten Maaße und Gewichte wissen. Die folgenden sind die, welche am meisten im Gebrauch gewesen erwähnt. Der Ausdruck für das niedrigste Gewicht war ein Gran oder Gerstenkorn, welches 3 Drachme wog. Zwei Gran bilveten ein قيراط sutuj; zwei satuj oder vier Gran ein قيراط, oder قراط kirat oder karäte (der Korn der siliqua dulcis oder süßen Erbse), wovon das Gold-Gewicht Karat genommen ist. Bei den Arabern Afrika und Aegyptens machten drei kirar ein دانق danik, in Spanien aber nur zwei Kirat. Zwölf Kirat machten einen درهم dirham; مثقال mithcal war 1½ oder 1¾ Dirham. Das رطل rati war bei den Arabischen Aerzten ein Gewicht von zwanzig Unzen; bei den Spanischen enthielt es nur 12 Unzen. Zwei Rati machten ein من mann, welches auch ein trockenes Maaß war; die اوقية aukiya oder die Unze war ein Gewicht von 40 Dirham, zufolge der Sunna, aber später, besonders bei den Aerzten, wog sie nur 10½ Dirham. Von diesen verschiedenen Gewichten scheint das Mithcal am häufigsten im Gebrauch gewesen zu seyn.

Unter den Arabischen Längenmaaßen kennen wir das ذراع dhira oder die Elle und das باع ba, von der Länge eines Armes.

Das größte Maaß für trockene Dinge nennt Cäsiri cyathus und bestimmt seinen Inhalt auf 6 modii oder 9—12 Englische peck. **)

*) Adlerі Museum Cuficum Borgianum, c. II. Die oben erwähnte Münze Jussuf Ibn Taschfins ist auf dem Einleitungs-Titelblatte in Mureho's Description of Arabian Antiquities in the Alhambra abgebildet. Sie ist auch von Prosper Tochini beschrieben, mit den Worten des Granadischen Geschichtschreibers Abu Mohammed Ben Abdalhaiim. Hist. Mous. pp. 66, 109. Herr Taschini führt ferner eine andere von Jahre 107 an, welche von Herrn Hattenberg in einer 1797 in Stockholm herausgegebenen Untersuchung abgebildet ist. Niebuhr hat einige alte Arabische Münzen abgebildet und beschrieben, in seiner Description de l'Arabie, Tafel X. XII. pp. 85—88.

**) Margaritae collectae e Mokrizi libello de Ponderibus et Mensuris, in Hist. Mouset. Arab. pp. 135—146. Cäsiri, t. I. pp. 281, 365, 366. Eine genaue und vollständige Uebersicht der Bestimmungen Arabischer Gewichte und Maaße wird man mit Nachsicht betrachten, wenn man die Schwierigkeiten bei der Bestimmung ihrer Werthe bedenkt.

Digitized by Google

Syrien.

Der Libanon und die Maroniten.

Von Pattison Hunter.*)

Es würde mir keine geringe Befriedigung gewähren, könnte ich hier, wenn auch nur skizzenhaft, eine Geschichte des merkwürdigen Gebirges liefern, das durch alle Wechsel Phönikischer, Persischer, Griechischer, Römischer und Arabischer Dynastieen seinen Kanaanitischen Namen bewahrt hat.**) Kein Fleck auf der weiten Erde scheint mir zu den, das man die Unabhängigkeit der Gebirge nennt, besser geeignet, als der Libanon. An allen Seiten hoch und steil emporstrebend, dem Zutritt Fremder streitig gemacht werden kann, unzählige Tafelländer einschließend, mit einer tiefen und sehr fruchtbaren Erdschicht bedeckt, mit klarem Wasser reichlich versorgt und eines paradiesischen Klima's sich erfreuend, scheint dieses Gebirge von der Natur selbst zu einem Asyle vor Willkür und Tyrannei bestimmt zu sein.

Man kann sagen, daß der Libanon im Besitze zweier Völker ist — der Maroniten und der Drusen. Die von den Ersteren bewohnte Region des Gebirges ist bei weitem die wichtigste.

Die meisten Maroniten hausen in demjenigen Theile des Libanon, als dessen südliche Gränze man Beirut und als dessen nördliche man Dschebail betrachten kann. Ein weit engerer Raum innerhalb dieser Gränzen, der nördlich vom Flusse Keib nur zehn Englische Meilen in die Länge sich erstreckt, gehört ihnen ausschließlich — es ist Kisruan, das Kafravan der Kreuzfahrer. Auf diesem Distrikte leben über 150,000 Maroniten. Dörfer erheben sich fast in Entfernungen von Steinwurfsweite; kleine Weiler krönen, wie Adlernester, die Höhen, und jeder Fleck des Bodens zeigt Spuren von Menschenhand, kurzum gewaltige Terrassen auf das sorgfältigste angebaut sind. Bei einer Wendung führt man Kiesäre, die auf üppig fruchtbaren Winkeln hervorschimmern, während die Weinrebe, die Feige, Olive und Dattel, mit Maulbeerbäumen untermengt, durch ihre mannigfachen Tinten die Wirkung des Gemäldes noch erhöhen.

Die Maroniten nennen sich Anhänger eines heiligen Maro***), der ein Syrischer Priester war, im Anfang des fünften Jahrhunderts lebte und, wie sie behaupten, die reine Lehre der ächten Kirche Christi predigte. Erzbischof Wilhelm von Tyrus will dieses Volk erst um die Mitte des 12ten Jahrhunderts in die Hürde des Christenthums eingepferchelt wissen; aber de la Roque, die beste Autorität über den Gegenstand, redet der weit älteren Maronitischen Tradition das Wort. Man hat einen Brief des heiligen Chrysostomus an Maron (ad Maronem), monachum, presbyterum, episcopum. XXXVI), und Kardinal Baronius gedenkt in seinen Annalen (631) einer Sekte, die ein solcher Mann an den Ufern des Orontes gestiftet haben soll. Unter Konstantin Pogonat scheint die Sekte, wenn Ebenezar Glauben verdient, weit um sich gegriffen zu haben; nach diesem Historiker des siebenten Jahrhunderts begründete ein Maronitischer Parteigänger zuerst im J. 676 seine Lehre auf dem Libanon, und zwar, wir man vermuthete, unter der Autorität des Römischen Stuhles.

Bolney, der während seines achtmonatlichen Aufenthalts in diesen Bergen mit einheimischen Chronikschreibern sich bekannt machte, behauptet, der Libanon sey mehrere Jahrhunderte nach obiger Periode eine Zufluchtsstätte für verfolgte Bekenner jeder Religion geworden. Wirklich können wir die Abdachte, daß Christen und Heiden durch eine so lange Reihe von Jahrhunderten hier sich amalgamirt haben, kaum auf andere Weise erklären.

Im Jahre 1588, unter Sultan Murad III., war der Libanon von den Osmanen insoweit unterjocht, daß seine Bewohner Tribut zahlen mußten. Diese Schazung ist bis auf den heutigen Tag geblieben; sogegen haben die Libanesen und Maroniten jedem gemeinsamen Versuch der Pforte, ihre eigenen Garnisonen oder ihre unmittelbare Herrschaft einzuführen, mit Erfolg sich widersetzt.

1. Der berühmte Druse Fachr-ed-Din (Ruhm des Glaubens), dessen Familie die höchste Gewalt bekleidete, herrschte im Anfang des 17ten Jahrhunderts über diese Stämme. Er besaß seine Herrschaft allmälig über den ganzen Gebirgs-Distrikt zwischen Tripolis und Sidon aus, und erst nach einer langen, von glänzendem Erfolgen bezeichneten Laufbahn, auf welche er einen hohen Grad von Civilisation im Libanon einführte, fiel er als Opfer der Osmanischen Eifersucht. Seine Familie wurde nachmals ausgerottet, und das Volk wählte die gegenwärtige Herrschersamilie Schehab zu seinen Nachfolgern.

Der Maronitische Theil des Libanon ist das blühendste und wichtigste Gebiet dieser Gebirgsregion; seine christliche Bevölkerung war in dem letzten Kriege mit Mehmed Ali eine der vornehmsten Ursachen des Sturzes der Aegyptischen Herrschaft; sie allein besitzt wahre Einheit und Macht im Lande, und ihre gegenwärtige politische Existenz dürfte wohl die sichere Bürgschaft einer künftigen Befreiung dieses ganzen Theiles der Orients in sich tragen.

Dennoch wird der Libanon nach wie vor schlecht regiert! Die Ursache seiner wunderbaren Veränderung in Vergleichung mit dem seßhaften Zustande (wie ihn noch Burckhardt beschreibt) ist ohne Zweifel in der vergrößerten Macht des letzten Emirs zu suchen, der seinen Unterthanen wirkliche Unabhängigkeit vom Muhammedanismus, sey er nun Aleranbrinisch oder Konstantinopolitanisch, gelehrt. In einer langen Reihe von Jahren hat dieser Fürst ungeheure Summen von den Maroniten erhoben, ist auch mit unbeschränkter, wenn auch in persönlicher Hinsicht verdammenswürdiger Verschwendung eines Theiles der erpreßten Summen dahin gelangt, daß er mit Einwilligung der Türken der ganzen Region sich bemeisterte. Der Emir wurde auf Kosten seiner Unterthanen reich, aber seine Talente erweiterten das christliche Gemeinwesen und drachten Einheit in dasselbe. Als Alles, was seiner Regierung im Wege gestanden, weggeräumt war, gebot er zwar noch nicht seinem Gefolge Schweigen, erkannte aber, daß er diese Leibeschaft besser beseitigen könne, wenn er die Bauern ermuthigte und somit in den Stand setzte, größeren Anforderungen zu genügen. Aber kaum hatte seine Geschicklichkeit den Bau vollendet, als die Ereignisse anders und glücklichere Erfolge herbeiführten. Der Libanon wurde gegen seine Beherrscher — er stützte sich in seiner erworbenen Kraft, und Ibrahim's ohnmächtige Anstrengungen befeuerten noch den Muth der Bewohner. Die Geschichte der Empörungen von 1839 ist bekannt; die Empörungen des folgenden Jahres waren die entfernte Ursache der Britischen Einmischung, welche den Untergang der Aegyptischen Herrschaft in Syrien und des alten Emir Beschir zur Folge hatte.

Mannigfaltiges.

— Neue Ausgaben des Shakespeare. Die neuen kritischen Ausgaben des Shakespeare folgen jetzt in England einander auf dem Fuße nach. Kaum hat Herr Charles Knight sein sogenannte Pictorial Edition des großen Dichters (diesen Name in dieser Ausgabe immer „Shakspere“ geschrieben wird) beendet, so tritt der bekannte Literarhistoriker und um die Kenntniß der alten Britischen Dramatiker ungemein verdiente Herr J. Payne Collier mit einem neuen Plane auf, den Text des Shakspeareschen Dramen zu revidiren und zu bessern. Daß Herr Collier dazu der Mann sey, wie Herr Knight darin überein, die alten Editionen und Commentationen in vielen Stücken für sinnentstellend und abweichend vom Gedanken des Dichters zu erklären, doch über das Maaß der anzuwendenden Kritik weichen sie sehr von einander ab. Während Knight sich unbedingt an die beiden in Folio erschienenen Ausgaben des Shakespeare von 1623 und 1632 hält, will Herr Collier — und in der That mit Recht — die entschiedensten Anzeichen von Editoren-Willkür entdecken, indem er einzelne Stellen nachweist, die augenscheinlich interpolirt sind. Jedenfalls geht aus diesem Widerspruch hervor, daß es überhaupt schwer, wo nicht unmöglich sey irgend, einen ganz genuinen, gegen alle weitere Abänderungen sichern Shakespeare herzustellen, und daß diejenigen Kritiker, welche, wie Lachmann, die, wie Brei, Lachmann, noch in einer Zeit, wo es möglich ist, sich alle Auskunftsmittel zu verschaffen, dem Texte eines von der Nation geehrten Schriftstellers ihre Forschungen widmen.

— Niebuhr und Jacob im Holländischen. Der vortreffliche Brief Niebuhr's an einen jungen Philologen, den vor zwei Jahren (Leipzig, 1839) Professor Jacob in einem sehr zeitgemäßen Abdrucke zur Freude Vieler in weitern Kreisen bekannt gemacht hat, ist von J. C. G. Boot in das Holländische übertragen worden.**) Die Lebensbeschreibung Niebuhr's von Jacob ist mit übersetzt worden, auch sind hier und da einige Zusätze aus Münch's Aufsatze in Bilau's Jahrbüchern für Geschichte und Politik (1839, Januar) beigegeben. Von den Extursen hat Boot die ausführliche Abhandlung Jacob's über das Lateinschreiben, wie es von einem Holländischen Gelehrten zu erwarten war, gleichfalls übersetzt, eben so die Aufsätze über Horaz und Cicero, von denen namentlich der letztere nützliche Zusammenstellungen und Lehren für die Verfeinerung des großen Römers in sich schließt; auf S. 174 findet sich ein Zusatz Boot's über Horaz und auf S. 181 über neuere Lateinische Dichter in den Niederlanden. Die zwei andern Extursse des Deutschen Verfassers hat der Holländer weggelassen. In dem Vorworte zeigt er sich als großen Verehrer Niebuhr's und stellt ihn seinen Landsleuten als Vorbild auf.

*) Es ist dieser Artikel auch als eine Fortsetzung der früher von demselben Verf. in unserem Blatte mitgetheilten „Erinnerungen aus dem Zeitzuge gegen Mehmed Ali“ anzusehen.

**) Hebraisch kinnáhu, von kánah, weiß. Den Halbvokal (Schwa) zwischen l und h haben die Griechen in t verwandelt, daher Libanon und bei den Römern Libanus.

***) Dies ist wahrscheinlich kein Name, sondern das Aramäische Wort für Herr: maran oder mâri, welches z. B. in maranatha (unser Herr kommt) enthalten ist und immer den Namen der Heiligen voransetzt, z. B. Mar Judan, der heilige Johannes bei den Syrischen Christen. Verwandt ist die Wurzel mit dem sonst der Hebräer und Araber (herrschen, sprechen), woher z. B. das Wort Emir.

**) Reasons for a new edition of Shakespeare's Works, containing Notices of the defects of former impressions. By J. Payne Collier. London, 1841.

***) Der Titel lautet: Niebuhriana. Levensschets van B. G. Niebuhr en gezuivilt brief aan zeven jongen Philolog. Uitgegeven en opgehelderd door Dr. K. G. Jacob, Hoogleeraar te Pleeta. Naar het Hoogduitsch. Leeuwarden, G. N. T. Suringer. 1840. gr. 8.

An die Leser.

Vom 1. Januar 1842 wird das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ auf ganz weißem Papier in etwas größerem Format und mit lichterem Druck erscheinen, so daß den von mehreren Seiten in dieser Beziehung ausgedrückten Wünschen wird entsprochen werden, ohne daß darum der Reichthum an Stoff eine Einbuße erleidet. Auch der Preis des Blattes wird nach wie vor derselbe bleiben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 22½ Sgr. (1 Thlr.) 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Freitag den 24. Dezember 1841.

Griechenland.

Zur Geographie des heutigen Griechenlands.

In Athen ist im J. 1841 bei den Buchhändlern Ab. Rasi und Rud. Bund ein „itinéraire descriptif de l'Attique et du Péloponnèse, avec cartes et plans topographiques, par Ferd. Aldenhoven" — der Verf. desselben hat bereits durch mehrere geographisch-topographische Werke in Bezug auf das neue Griechenland sich bekannt gemacht — erschienen (in Leipzig ist das Buch bei Georg Bigand für 4 Thlr. zu haben), welches namentlich Reisenden in Griechenland als ein zweckmäßiger Führer empfohlen werden kann. Um zum Bekanntwerden dieses itinéraire auch durch diese Blätter beizutragen, lassen wir hier einige Mittheilungen daraus folgen, und bemerken nur noch im voraus, daß Herr Aldenhoven mehrere Jahre in Griechenland, vornehmlich in Athen, sich aufgehalten, übrigens allenthalben an Ort und Stelle gewesen ist und dort die nöthigen Untersuchungen angestellt hat.

Athen.

Das gegenwärtige Athen hat 20,000 Einwohner, die Fremden mit eingegriffen. Es ist die Residenz des Königs, der Ministerien, des Cassationshofes, der heil. Synode u. s. w., der Gesandten und General-Konsuln fast aller auswärtigen Mächte; es befinden sich daselbst eine Universität, ein Lehrer-Seminarium, ein Gymnasium mit einer Hellenischen Schule, zwei Knaben- und eine Mädchenschule, eine Amerikanische Schule für beide Geschlechter, eine Pensions-Anstalt für Mädchen der Herrn Hill, und eine derglichen bei Mad. Wolmerange, eine Zeichenschule und eine Modell-Kammer; ferner ein naturhistorisches Kabinet, ein botanischer Garten, acht Apotheken und 26 Aerzte. Bereits hat man daselbst Kasernen erbaut, so wie ein Militairspital und eine Münze, und ist beschäftigt, einen Palast für den König in prächtiger Lage aufzuführen, ferner ein Universitäts-Gebäude und ein Civilspital zu bauen. Das Trinkwasser wird von Kephissia, einem benachbarten Dorfe, mittelst einer alten Wasserleitung nach Athen geführt; auch sorgt man dafür, daß selbst noch viele alte Brunnen und Cisternen. Gottesdienst wird in 12 Kirchen nach Griechischem Ritus und durch 23 Geistliche gehalten; auch giebt es dort eine katholische Kirche mit einem Pfarrer und zwei Diakonen und einem Königlichen Kaplan, der bei Hofe die Messe liest; der protestantische Gottesdienst wird in Privat-Wohnungen von mehreren Geistlichen und bei Hofe von dem Kaplan der Königin gehalten. Die Russische Gesandtschaft hat gleichfalls eine Griechische Kirche mit einem Geistlichen und einem Sängerchor. Mehr als 10 Kirchen liegen in Ruinen, die die Regierung der Gemeinde abgetreten hat, um den Erlös aus deren Verkaufe zum Bau einer Kathedral-Kirche zu verwenden. Alterthum besitzt Athen ein unbedeutendes Theater und zwei Türkische Bäder.

Die Civil-Verwaltung der Stadt steht unter der Leitung eines Dimarchen (Bürgermeisters), der 235 Drachmen (der Drachme beträgt gegen 6 Sgr.) monatlicher Besoldung hat, übrigens von einigen Gemeinde-Räthen unterstützt wird. Der Dimarch wird alle drei Jahre erwählt und muß vom Könige bestätigt werden. Die Gemeinde-Räthe werden auf neun Jahre erwählt.

Auch giebt es in Athen zwei Friedensrichter.

Die Haupt-Einnahmen der Stadt sind folgende:

Die städtische Abgabe, die sich jährlich belaufen kann auf	60,000	Drachmen.
Der Miethzins für die Plätze auf dem Basar	54,000	„
Die Hälfte der Einnahme von den Fässen	1,000	„
Das Viertel der Einnahme von den Patenten	6,000	„
Das Viertel der Abgabe von den Miethzinsen (die übrigen drei Viertel gehören der Regierung)	7,000	„
Für das Wasser, das die Stadt an 200 Personen liefert, zahlen diese ungefähr	15,000	„
Für das Wasser des Kephissos u. s. w., zur Wässerung der Gärten	7,000	„
An Strafen für Polizei-Vergehen	1,000	„
Für Baugestattungen	500	„
	151,500	Drachmen.

Trotz der vielen politischen Umwälzungen, deren Gegenstand Athen gewesen, und seiner neuesten Unfälle, finden sich doch daselbst noch viele Alterthümer, welche von Athens ehemaligem Ruhme zeugen. Was an ihnen zuerst auffällt, ist ihre Farbe. Im Norden, unter einer Atmosphäre voll Nebel und Regen wird auch der weißeste Stein bald schwarz und grünlich. Der reine Himmel und die glänzende Sonne von Griechenland verbreitet dagegen über den parischen und pentelischen Marmor einen goldenen Schimmer, ähnlich dem reifer Aehren oder den Blättern der Bäume im Herbste. Sodann zieht die Richtigkeit, die Harmonie und die Einfachheit der Verhältnisse an jenen Alterthümern die Bewunderung der Beschauer auf sich. Alle einzelne Theile sind in sich vollendet (Der Verf. verbreitet sich hierauf über die noch vorhandenen Alterthümer in Athen, was jedoch hier nicht weiter mitgetheilt werden mag.)

Sparta.

Vom alten Lacedämon war seit vielen Jahrhunderten, seit den Zeiten Bilz-Pardouin's, nicht mehr die Rede; seine Monumente, was davon noch übrig geblieben war, wurden zum Aufbau von Mistra verwendet. Die Regierung des Königs Otto beschloß auf die Bitte der Bewohner und der Ortsobrigkeit zu Mistra, daß der Hauptort der Provinz Lacedämon auf der Stelle des alten Sparta erbaut werden, daß die neue Stadt den alten berühmten Namen annehmen, daß sie auf die zweite Stadt des Königreichs angelegen werden sollte, und daß die Regierung für sie und ihre Entwickelung und sonst weiter sich verwenden wolle. Bereits ist daselbst angefangen worden, ein Stadthaus, Brunnen und eine Wasserkunst, wozu man das Wasser einer benachbarten Quelle benutzt, zu bauen; auch haben schon mehrere Privatpersonen Häuser daselbst erbaut, und es ist Hoffnung vorhanden, daß Neu-Sparta mit der Zeit an Umfang immer mehr zunehmen werde. Es giebt bort eine Seidenspinnerei, nach Art der Italiänischen; die beinahe 200 Personen beschäftigt, und wo gegen 14,000 Okka's Seide (ein Okka = 2½ Pfund) im Jahre gesponnen werden. Die gegenwärtige Stadt zählt 130 Häuser und 500 Einwohner.

Das Kloster Megaspilaron im Peloponnese.

Dieses Kloster, das für das größte und reichste in Griechenland gilt, muß man sich als ein großes Gebäude vorstellen, das in einer Höhle eingebaut ist und unter einem Gewölbe von 120 Fuß Höhe liegt; über der Höhle erhebt sich ein Felsen von fast 400 Fuß Höhe. Die Oeffnung ist in ihrer ganzen Breite und bis zu zwei Drittheilen der Höhe mit einer Mauer verschlossen, worin die Fenstern der einzigen Seitenreihe angebracht sind, und welche sich auf die Mitte des Felsens stützt, wo man nach Mittag hin das Eingangsthor angebracht hat. Dieses dunkle Gewölbe ist an seiner äußersten Seite durch ein mit Eisen beschlagenes Fallgitter geschlossen und mit einer mit vierzig Schießscharten versehenen Brustwehre vertheidigt, von wo aus diejenigen, welche es wagen sollten, einen Angriff auf das Thor zu unternehmen, in der Seite und dem Rücken gefaßt werden können. Tritt man durch dieses Thor ein, so befindet man sich im ersten Stockwerke und gegenüber der Kirche der heiligen Jungfrau, welche die Mönche Katholikon nennen. Im Schiffe dieser Kirche befindet sich auf dem Fußboden eine Mosaik, welche die Sonne, den Mond und einen zweiköpfigen Adler darstellt; die bronzenen Pforten der Kirche sind mit Basreliefs in mittelmäßiger Arbeit, verschiedene Gegenstände aus der heiligen Schrift darstellend, geschmückt. In einer Nische zeigt man hinter einem Schleier das Wunderbild der heil. Jungfrau in Basrelief, braun, angeblich vom heil. Lukas. Das Refektorium ist zu ebener Erde; seitwärts vom Wege dahin steht man in der Nähe einer Quelle, die aus zwei Felsen springt, einen in den Felsen selbst gehauenen Altar, vor die Stelle angelegt, wo die Griechische Prinzessin aus dem Kaisergeschlechte von Konstantinopel, Euphrosine, das Bild der Jungfrau entdeckt haben soll. Nicht weit von da ist die Kirche in einem dunkeln unterirdischen Gewölbe; der Keller ist merkwürdig wegen zwei großer Fässer, die er enthält: das älteste davon, das Angeikon heißt, soll 16,000 Okka, das andere dagegen, mit dem Zunamen Stammato, mehr als 24,000 Okka enthalten. Beide sind in leiser Schwingung versetzt worden, in welcher auch eine Menge anderer Fässer sich befinden, die die Mönche mit den, in den Umgebungen des Klosters gezogenen Weinen anfüllen, während sie die von ihren entfernteren Meiereien gewonnenen Weine und gegen 200,000 Korinthen verkaufen. Die Bibliothek des Klosters ist in keinem glänzenden Zustande. Der gewöhnliche Ort der Erholung für die Mönche ist ein schöner Platz nach Abend zu; die Feuchtigkeit der Höhle ist übrigens Ursache, daß die Letzteren im Allgemeinen an rheumatischen Uebeln leiden.

Digitized by Google

Die Umgebungen des Klosters sind schön und malerisch; und weil es um seiner natürlichen Lage willen durch einen Handstreich nicht genommen werden kann, so diente es während der letzten Revolution vielen Familien mit ihren Habseligkeiten zur Zuflucht und zum Schutze vor der Habsucht der Türken. Da das Kloster von vorn nicht angegriffen werden kann, so wollten die Türken es zerstören, indem sie große Steine von der Höhe des Felsens darauf herabwälzten; allein weil der Felsen zu weit vorspringt, konnten sie es nicht erreichen, und die Mönche benutzten diesen natürlichen Umstand, um dem leichtgläubigen Volke glauben zu machen, das ein Wunder auch hier das Kloster gerettet habe.

Frankreich.

Eine philosophische Schaufpielerin in Berlin.

(Fortsetzung.)

Ich bin zumeilen (fährt Die. Cochois fort) fo bitterböfe über meine Zweifel, daß ich mir faft vornehme, mich zu entfchieden und wenigftens zu einer Zahne zu fchwören. Wohlan, fage ich dann, ich will's mit dem Autor da halten; zu, fo fey es, nichts foll mich davon abbringen. In dem Augenblicke, wo ich diefen Entfchluß faffe, da entdeckt nolens volens mein Beftand wieder frifche Gründe zum Zweifel. Alle meine Plane gehen in blauen Dunft auf, ich geratbe wieder in die nämliche Verlegenheit, und da weiß in der That nicht, ob ich's der Vernunft danken foll, daß fie mich unaufhörlich mahnt, nur forfchen Ereigniffen, die eine ftrenge Prüfung aushalten können, meinen Glauben zu fchenken, oder ob ich mich hierüber beklagen müßte, daß fie mich nur aufklärt, um mir meine Ungewißheit zu zeigen. Indem ich Ihnen unverhohlen fchreibe, worin meine Zweifel über die Gefchichte beftehen, fo muß ich, daß Sie mich wenig foglocken werden. Vielleicht bilden Sie ich gar fchon ein, daß Sie mich unvermerkt dahin bringen könnten, die Skeptiker als die weiferen Philofophen zu betrachten. Kehren Sie zurück von folchem Irrthume, wie werden Sie an's Ziel gelangen. Ich mag durchaus nicht mein Leben damit zubringen, immer nur zu prüfen und niemals eine feite Ueberzeugung zu gewinnen. Ich verlieb in den Enthufiasmus folcher Leute, die nach vollbrachten gründlichen Studien in der Baukunft, die herrlichften Paläfte zerftören könnten, weil fie Mängel daran wahrnehmen, an deren Stelle aber keine anderen aufrichten würden. Wozu würden ihre architektonifchen Kenntniffe dienen? Die öffentliche Wohlfahrt zu bezweifachtigen. - Ein Philofoph meint, das Syftem eines anderen feg fehlerhaft: verwerfe, fchlage es ab, gang gut: allein er ftelle dann auch etwas Beffres an die Stelle des Verworfenen. Es verdrießt Sie, in mir eine hartnäckige Carteflanerin zu finden. Zeigen Sie mir eine Philofophie, welche mir richtiger erfcheint, als die des Descartes: von Minute an laffe ich diefe im Stich. Aber indem Sie mit-nur Verachtung gegen fämmtliche Syfteme ausfohren und begehren, daß mir Alles gleich feg, weil Nichts einen feften Halt habe, verwerfen Sie mich mit dem Geift vermengen. Manche Frauen ift's noch weit mehr Pflicht als den Männern, die Meinungen der Skeptiker zu bekämpfen. Es ift fehr kränkend für Sie, daß man erft hin und her ftreitet, ob Sie geftreich, ob Sie hübfch, ob Sie angenehm find und, ob Sie's auch verdienen, geliebt zu werden. Sagen Sie mir, Herr Pyrrhonier, geletzt, man fragte Sie, ob ich liebenswürdig bin, fo würden Sie, um etwas zu meinen Gunften zu thun, erwiedern, daß allem Anfchreine nach dem fo ift: ein Carteflaner aber, möchte er fonft noch fo wenig artig feyn, wird behaupten, daß ich es wirklich bin; und ängern Sie ihn erft gar, alsdann wird er, um es haarfcharf zu beweifen, alle Regeln der Carteflanifchen Methode in Anwendung bringen. Doch Scherz bei Seite, ich wundere mich felbft darüber, daß es Ihnen fo wenig gegen die Natur ift, Zweifel hegen: daß jedoch fich Etliche darunter befinden, denen das Zweifeln förmlich Bedürfniß geworden ift und die Gelegenheit hierzu aufluchen, das hat in Wahrheit mich bis jetzt gewaltig erftaunt und wird mich immer erftaunen."

Sicher verrieth es einen hohen Grad von Unabhängigkeit, fich alfo über den Skepticismus zu äußern, und diefer unbefangene Widerwille gegen jene fogenannte Philofophie, giebt Zeugniß von einem Geifte der vorurtheilfreien Art, von einem fcharfen und gefunden Verftande. Man begreift nun erft, in welchem Sinne ich gleich behauptet habe, daß die junge Schaufpielerin ihren Lehrer in der Philofophie, den Verfaffer zahlreicher Werke, den Freund und Tifchgenoffen eines großen Königs, deren Prüfungen in Berlin's Akademie, kurz und gut einen Mann, der zu jener Zeit fo viel Redens von fich machte, weit überflügelte. Denn der Marquis war, trotz feiner ausgebreiteten Kenntniffe und feiner vielfeitigen Bildung, im Grunde doch nur ein fchwacher Geift, der gern den Genialen fpielte. Mlle. Cochois, ftatt ihm auf den weitfchweifigen Kreuz- und Querzügen einer ohnmächtigen Logik zu folgen, beharrte vielmehr fleiß und feft bei den fpiritualiftifchen Ideen eines Descartes, Malebranche und Pascal. Wir wollen eine Probe hiervon liefern. Nicht ohne Staunen habe ich die folgenden Seiten durchgehen können, wenn ich bedenke, an wen und von wem fie geftrieben waren, und ich glaube, daß der Leser meine Ueberraschung theilen wird.

„Diejenigen, welche Locke über Descartes erheben wollen, fcheinen mir ihre Lobfprüche gar zu fehr zu übertreiben. Der Franzöfifche Metaphyfiker fteht dem Engliichen in keiner Weife nach. Ich glaube fogar, daß er mehr Erhabenheit des Geiftes befitzt. Geht man nur aufmerkfam zu Werke, fo wird man finden, daß faft Alles, was Locke in Betreff der Natur der Seele fagt, den Schriften entlehnt ift, welche Gaffendi gegen Descartes' Betrachtungen gerichtet hat.

„Locke behauptet, daß, wer nur erwägen will, wie fchwer es uns fällt, die Empfindung mit einer ausgedehnten Materie und auch wieder das wirkliche Daferyn mit einem der Ausdehnung völlig ermangelnden Dinge zu verknüpfen, aufrichtig geftehen muß, daß er weit davon entfernt feg, mit Gewißheit das eigentliche Wefen der Seele zu erkennen. Wer, fagt er, fich wird die Mühe geben wollen, die Hinderniffe und das unburchdringliche Dunkel diefer beiden Hypothefen frei zu unterfuchen, der wird wohl keine genügende Gründe finden, um fich gerathen für oder gegen die Lehrfätze der Seele zu entfcheiden, weil, wie er auch immerhin die Seele anfehen möchte, entweder als eine nicht ausgedehnte Subftanz, oder als eine nicht ausgedehnte und denkende Materie, die Schwierigkeit, die er haben dürfte, fie auf die eine oder die andere Weife auszufaffen, ihn ftets zum Gegenfatze führen müßte. Gaffendi hat das Nämliche in feinen Einwendungen gegen Descartes' Meditationen vorgetragen und feine Meinung mit noch kräftigeren Gründen unterftützt, als Locke die feinigen. Er fcheint mir fogar richtiger gefolgert zu haben; denn er räumt ein, daß die Beweisgründe für die Geiftigkeit der Seele mächtiger find, als die ihnen entgegengefetzten, ftatt daß Locke die Frage gänzlich unentfchieden läßt und vorgiebt, fie bliebe plattterdings für Jeden unbegreiflich, der fie ohne vorgefaßte Meinung unterfuche. Ich nun trage die vollftändige Ueberzeugung, daß, wenn man eben ohne Vorurtheil darüber nachdenken will, man fehr wohl zu der Einficht gelangen kann, daß die Seele durchaus geiftiger Natur feyn müffe. Ich weiß, daß die Erkenntniß diefer Wahrheit tiefes Nachdenken erfordert; aber am Ende intereffirt fie uns fo fehr, daß wir nicht zweifeln dürfen, daß Gott Jedem die Fähigkeit, um fie zu kennen und fo klar und deutlich zu beweifen, daß auch nicht eine Spur von Zweifel mehr übrig bleibe. Hat man erft einmal die Geiftigkeit der Seele feftgeftellt, fo ift es auch leicht, überzeugende und fogar glänzende Beweife für ihre Unfterblichkeit zu haben. Blos der Glaube an diefe Unfterblichkeit ift es, der uns fowohl in diefer Welt als in der anderen das Glück verfchafft, welches wir Alle zum Gegenftande unferes Wunfch, nach ihrem Tode in völliges Nichts fich auflöslen; für uns jedoch, die wir die Tugend lieben, was giebt es wohl Unlockenderes und Tröfterderes als die Hoffnung, nach einem fo unruh- und leidenvollen Leben, wie das gegenwärtige, ein ewiges Glück genießen zu können? Die, welche die Sterblichkeit der Seele annehmen, erwiedern, daß Niemand, welches man fühle, wenn diefe ceffire, fey noch kein Grund, daß fie es nicht wirklich vorhande ein feyn müffe. Ich ftimme ihnen zwar bei; allein ihr Raifonnement kann keine Anwendung auf die Frage finden, um die es fich hier handelt. Denn fcher nicht aus dem Wunfche, daß die Seele unfterblich fey, ftelle der Glaube, daß fie es auch ift, fondern weil man vorzügliche Belege dafür hat, daß fie es in der That ift. Ja, mein Herr, mir handelt, Ihnen die vorgebrachten Beweife, daß die Seele geiftiger Natur, völlig nothwendig hieraus, daß fie auch unfterblich ift, indem der Untergang einer ausgedehnten Subftanz nicht die Zerftörung einer aus keinen Theilen beftehenden Subftanz herbeiführen kann und etwas, das keine Theile hat, fchlechterdings nicht der Auflöfung unterworfen ift, begreiflich, daß man, um eine nicht ausgedehnte Subftanz zu vernichten, nicht wie bei einer ganz ausgedehnten Materie die feine Zuflucht nehmen müßte; und wie mir fcheint, hat Descartes klar nachgewiefen, daß der Geift nicht Materie feyn könne. Ueberhaupt hatte ich in Bezug auf diefen Gegenftand die Meditationen diefes Philofophen für das Vollkommenfte, was der menfchliche Geift hervorgebracht. Der Materie Denkfähigkeit beimeffen, das heißt, den Begriff des Denkens mit dem der Materie auf eine Weife verbinden, daß fich in der Materie Etwas, welches dem Bewußtfeyn, das wir von unferen Handlungen haben, entfpräche? Man zerreibe die Materie in die allerfeinften Stäubchen, man fchüttele fie durch einander, man laffe fie in Ruhe und fetze fie aufs neue in Bewegung, mit einem Worte, man gebe ihr alle möglichen Formen, die fo anzunehmen fähig ift, niemals kann man begreifen, daß diefer Materie das Denken erzeugen, alsdann will ich herzlich gern zugeftehen, daß die Seele körperlich feyn kann: fo lange aber dies unmöglich ift, muß man bekennen, daß die Wefenheit, welche ich in Begriffen, als ihren mannigfachen Geftaltungen, hinlglebt, gar nichts mit der Materie zu fchaffen hat. Aber, wendet man ein, Sie können nicht fämmtliche Eigenfchaften der Materie kennen. Wie die beftimmen, daß diefe nicht die bewegende Kraft, noch das Denken hervorbringen könne? In einer materiellen Subftanz kann eine Menge uns unbekannter Eigenfchaften vorhanden feyn. Zum Beifpiel, die Annäherung der materiellen Dinge an einander, je nach den verfchiedenen Verhältniffen, bewirkt, daß in der Materie Etwas liege, das wir nicht begreifen, nämlich das Vermögen, fich felber zu bewegen, ein unerklärbares Anziehungskraft. Solch ein Raifonnement ift aber verfänglich als wirklich überzeugend. Zuvor müßte man fa beweifen, daß an der Materie fich noch andere Eigenfchaften vorfinden, als die, welche wir deutlich an ihr wiffen; und was jene unbegreifliche Kraft betrifft, die fie durchaus beffen foll, fo ift weder zu Gunfige erwiefen, noch in dem Maße deutlich, daß fie das Gleichgewicht den vorherrfchenden Gründen halten follte, aus denen die Ohnmacht der Materie, zu denken, erhellte. Denn zwei deutliche Vorftellungen habe ich nun einmal: eine von mir felbft, als einem denkenden und nicht ausgedehnten Wefen; eine zweite von meinem Körper, als einer ausgedehnten und nicht denkenden Subftanz. Sollte ich nun zwei fo fonnenklare Begriffe um einer fich zwar prächtig ausnehmenden, jedoch dunklen Muthmaßung willen über den Haufen werfen? Zumal ich geht noch weiter und behaupte, daß, wenn wirklich die Materie mehrere Eigenfchaften, die wir nicht kennen, hätte, keinesfalls das Denken Eigenfchaft eines ausgedehnten Dinges feyn kann. Alles Ausgedehnte ift zugleich aus Theilen zufammengefetzt; und nichts liefe fich dieter Größe zufchreiben, das nicht eben fo gut ihren Theilen zukäme. Sehen wir nun voraus, ein ausgedehntes Wefen denke. Entweder

Digitized by Google

müßte da der Gedanke vollständig in jedem einzelnen Punkte einer solchen Größe vorhanden seyn, was doch abgeschmackt wäre, weil ja in einer und derselben Substanz der nämliche Gedanke sich eben so oft wiederholen und zum Vorschein kommen würde, als es Theile in der Substanz gäbe; oder aber der Gedanke würde über die ganze Größe verbreitet seyn und folglich auch theilbar wie sie selber; was nicht minder ungereimt wäre und schlechterdings der Natur der Begriffe zuwiderlaufend. Mithin kann der Gedanke nimmermehr Ausdruck und Form einer ausgedehnten Substanz seyn; also muß er es von einer einfachen Substanz, welche weder ausgedehnt ist, noch eine Form ist, und weil er nur mittelst einer Substanz sich offenbaren kann. Erlauben Sie mir Ihnen etwas zu sagen, was Ihnen vielleicht seltsam scheinen dürfte, darum aber nicht minder wahr bleibt. Wenn ich mit Jemand über die Geistigkeit der Seele streite und er wie ihre Materialität darthun will, so beseitige er mich desto mehr in meiner Ansicht, je mehr Gründe er beibringen und entwickelt, weil er mich stets überzeugt, daß die Materie gar nicht im Stande ist, das zu bedeuten, was er von ihr ausſagt; dies eben ist der große Vorzug des Geistes, daß, so wie er nur zur Thätigkeit kömmt, er hiermit auch sein innerstes Wesen zur Anschauung bringt.*) Locke hat also minder folgerecht als Descartes gefolgert, da er auch angenommen, daß die Materie des Denkens fähig wäre; und mag er auch immerhin ein sehr bedeutender Mann gewesen seyn, so waren dennoch die Lobsprüche derer, welche ihn so sehr über den französischen Philosophen erhoben, nicht so fest begründet, wie sie sich's eingebildet haben. Dies geht auch Sie ein bischen an. In allen Ihren Schriften haben Sie sich bemüht, Locke den Vorzug vor Descartes zu geben. Ich bin durchaus nicht Ihrer Meinung, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ich es jemals seyn werde."

Die neunzehnjährige Schauspielerin kam also dem Urtheile der Nachwelt über Locke und über Descartes zuvor: Ihre Meinung gilt heutzutage bei allen Männern, welche einen Namen in der Philosophie haben. Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß der Titel „sehr bedeutender Mann" ein Zugeständniß aus Höflichkeit gegen den Marquis war, welcher den Engländer gewaltig anpries, wie seitdem sämmtliche Encyklopädisten, die keinen Anstand nahmen, in Descartes einen der ruhmwürdigsten Söhne Frankreichs zu verunehren, und zwar aus dem einzigen Grunde, daß sie bei Locke einige dem Materialismus günstige Meinungen vorfanden, von denen Sapen bekämpft die Cochois sehr lebhaft in folgendem Briefe. Locke, der den Zustand während des Schlafs, welchen die Cartesianer die Betrachtung im Schlafe nennen, nicht zugab, behauptete, die Seele höre manchmal auf, zu denken. Die Cochois aber hält Descartes' Ansicht aufrecht und zeigt das Gefährliche der entgegengesetzten Meinung.

„Die Ansicht, als könne die Seele während mehrerer Stunden sich gänzlich des Denkens entschlagen, scheint mir eben so gefahrvoll als falsch. Läßt man sie als eine Wahrheit gelten, so kann man hieraus sehr bequem einen Schluß auf die Sterblichkeit der Seele ziehen. Bleibt die Seele drei Stunden ohne Denken und ohne Bewußtseyn ihres Daseins, ohne einen Begriff von ihrem Daseyn zu haben, warum sollte sie nicht Jahrhunderte lang in solch einem Zustande der Unthätigkeit verharren? Mit einem Worte, warum würde sie nicht ganz und gar aufhören zu denken, da ja das Denken nicht ungereimterweise an sie gebunden ist? Eine Seele, die zu denken aufhört, könnte die nicht als in's Nichts zurückkehrend betrachtet werden? Man sollte es gar nicht glauben, wenn Meinungen zu verschlüpfen, welche das Gewicht der Beweise für die Fortwauer der Seele verringern können. Es heißt in der That dem öffentlichen Wohle und Frieden schaden, wenn man die Wahrheit einer Lehre zu schwächen sucht, welche allein in diesem Leben die rechtschaffenen und unglücklichen Leute trösten und zugleich die Bösen, mit denen die Welt gar zu überfüllt ist, durch steten Anblick der Strafen halten kann. Alle Menschen, glaube ich, theilen mit dem Descartes unendlich verpflichtet. Denn dieser Weise hat seinen ganzen Scharfsinn darauf verwandt, zwei Wahrheiten zu beweisen, die anbedingt die beiden festesten Stützen der Gesellschaft sind: die Geistigkeit und die Unsterblichkeit der Seele. Die Philosophen, welche die Dauer der Vergänglichkeit der Seele aufgestellt, haben nur zu sehr den Weltlichgesinnten Vorschub geleistet als alle Tyrannen und Räuber zusammengenommen. Die Missethaten dieser Verbrecher waren vorübergehend und endigten mit ihnen. Eine Meinung aber, die dem Volke beibringt, daß es nach diesem Leben weder etwas fürchten, noch hoffen dürfe, und die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzt, ist eine ansteckende Krankheit, deren Gift sich durch die Zeit noch mehr vermehrt als gereinigt.

„Die Gelehrten ferner, welche zwar die Unsterblichkeit der Seele zugeben, jedoch aus übergrossem Vorwitz die Beweise prüfen, welche sie zweifelhaft machen können, und, um ihren Verstand glänzen zu lassen, die Gründe der Epikuräer und Spinozisten zu bekräftigen suchen, sind sehr todeswürdig, obwohl sie hinterher eben diese Beweise widerlegen. Wie viele Schwachköpfe giebt es nicht, welche sich von Scheingründen berücken lassen und auf sie einen tieferen Eindruck machen, als die richtigen! Welch' einen Mißbrauch diese es nicht mit seinem Geiste treiben, daß man ihn auf eine Weise anwendet, die sie zum Schaden ausschlagen kann! Ich hätte hier eine gar passende Gelegenheit, Ihnen einige Vorwürfe zu machen. Nicht immer haben Sie gleich guten Gebrauch von dem regen und durchdringenden Geiste gemacht, welchen der Himmel Ihnen verliehen. Sie haben mitunter in Ihren Werken, so viel Sie nur vermochten, gewisse Meinungen zu beseitigen versucht, welche Sie später wieder verwarfen. Warum wagen Sie es, Ihre Leser in Unglauben oder Zweifel zu stürzen? Sollten Sie nicht mehr Vergnügen daran finden, die Menschen im Denken, als im Zweifeln zu unterrichten? Ja, könnten sie hierdurch zur Glückseligkeit gelangen, so würde ich wahrlich am allerersten behaupten, daß man ihnen nicht genug Geschmack an der Wahrheit einflößen könnte. Aber es ist nur zu klar, ihnen Elend zu bereiten, weshalb sie da zu Hyperbeln greifen wollen?. Verzeihen Sie einer Schülerin die Freiheit, die sie sich nimmt. Tagtäglich empfehlen Sie mir, meinen Meinungen keinen Zwang anzuthun, nicht knechtisch den Ideen Anderer anzuhängen, dem, was man mir sagt, nur insofern Glauben zu schenken, als ich mich überzeugt halte, daß Nichts, was meinem Verstand verleiten möchte, behauptet werde. Ich habe dieses kostbare Vorrecht wohl benutzt und wiederhole Ihnen dies, was ich schon mehrmals gegen Sie geäußert."

Man glaube übrigens ja nicht, daß der Spiritualismus der Mlle. Cochois sich hinter einer Art Deismus verschanze und daß sie sich durch das Glaubensbekenntniß des Savoyarden Vicaire beschwigt fühlte, vielmehr verbindet sie ihre wissenschaftlichen Forschungen streng mit dem christlichen Lehrbegriff.

„Der Pater Malebranche da, wo er über die unwillkürlichen Triebe und Anregungen nachforscht, die auf die Seele einwirken, hält dafür, daß eben aus ihnen sich wesentlich die Irrthümer herleiten und entstehen lasse. Gibt man solchen in's Auge, so scheint es bei weitem vernünftiger, als so manchen Philosophen, die sie nicht ein bischen zu leichtfertig erwogen haben. Entweder muß man die Erbsünde annehmen, oder ein früheres Daseyn der Seele, schon vor ihrer Verbindung mit dem Körper. Ich finde eben nicht so sonderbar die Meinung des Origenes und seiner Anhänger, obgleich man in der Schule und in der Betrachtung auf sie hetzt. Ich räume ja ihre Meinungen falsch waren, weil sie von der Kirche verdammt worden sind, aber in Wahrheit, schaut man auf die Schwächen, Bekümmernisse und Uebel, von denen die im Körper eingeschlossene Seele heimgesucht wird, so ist es fast nicht so übern, wie man und gern weiß machen möchte, zu denken, daß die Seele in einem Gefängniß sich befinde, worein sie die Sünden aufeinander vorhergegangenen Lebens Platz geht sogar noch weiter, indem er, mit Anwendung eines griechischen Wortspiels, den Leib (τὸ σῶμα) ein Grab (σῆμα) der Seele nennt.

(Schluß folgt.)

Diatribe des Doktor Neophobos gegen die Wörterfabrikanten.

Die Sprachen haben ihre Lebensperioden wie der Mensch; sie entstehen und wachsen; wenn sie gestammelt haben, fangen sie an zu sprechen und treten in das Alter der Blüthe und Reife. Dann neigen sie sich dem Alter zu; sie werden ärmer, trotz aller ihrer Bemühungen, sich zu bereichern. Zuletzt gelangen sie zu der geschwätzigen und kindischen Weitschweifigkeit des Greisenalters. Wenn sie schon einige Zeit gestorben sind, fragt man, ob sie noch leben; ja, viele geschickte Leute behaupten dann, daß sie sich emanzipiren und die Bahn des Fortschritts betreten.

Wenn man sieht, mit welcher Leichtigkeit die Französische Sprache jetzt neue Worte aufnimmt zur Bezeichnung von Dingen, die durchaus nicht neu sind, so könnte man fast glauben, daß die Französische Sprache todt sey oder sich dem Tode mit starken Schritten nähere. Eines der untrüglichsten Zeichen des Todes einer Sprache ist der unnütze Wortreichthum. Im 17ten Jahrhundert sprach man im Allgemeinen ein ziemlich gutes Französisch; wenn man Descartes, Pascal, Bossuet, Malebranche, Fenelon, Corneille, Racine, Molière, La Bruyère, Boileau liest, so wird man nirgends finden, daß das Wort dem Gedanken fehle. Die Französische Sprache bestand damals aus höchstens 30,000 Wörtern, und die Akademie fand diese Zahl nicht unzureichend, da sie dieselbe von Zeit zu Zeit vermindernte. Vom Ende des 18ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit hat man 60,000 Wörter hinzugefügt, und es erscheint fast in Vielbesorgniß, daß sich nicht schmeichelt, 10,000 Wörter mehr als sein Vorgänger aufgenommen zu haben.

Gewisse Optimisten glauben nicht, daß eine Sprache abnehmen könne, und sie zucken die Achseln, wenn man von der Macht der schlechten Beispiele spricht. Aber obgleich diese Macht sich nur sehr allmälig entwickelt gemacht hat, so ist sie doch in einer Zeitraume von drei Jahrhunderten sehr deutlich nachzuweisen. Zwei Italiänische Höfe haben den Grund zum Verfalle der Französischen Ausdrucke und Orthographie gelegt. Die Gemahlinnen der „précieuses" ist auf dieser Bahn weiter geschritten, welche zur lächerlichen Reform Voltaire's führte. Nach Voltaire kam die Revolution mit ihren ersten Adepten, Kinglet, Beaumarchais, Mirabeau, Danton, die der Barbaren hätten thun können. Diese drei Körperschaften waren die Akademie der Inschriften, die sich unbeirrlicher Weise auf die etymologische Orthographie und die geschichtliche Onomatologie einließ; die Französische Akademie, welche der Autarkung einer Sprache, die sie schützen und erhalten sollte, stillschweigend zusah; und die Akademie der Wissen-

*) Den nämlichen Gedanken hat Frau von Staël in ihrem Werke „über den Einfluß der Leidenschaften" ausgesprochen. „Mehrere Gottesleugner", heißt es da, „haben auf die geschickte Weise den Materialismus zu erdichten gesucht; doch der hitzliche Trieb strauch sich weiter solch ein Streben, und der, welcher mit allen Kräften der Denkens gegen die Gleichgiltigkeit der Seele ankämpft, stößt immer auf einige Punkte, wo seine Stege sogar ihn an seinen Behauptungen zweifeln machen."

Digitized by Google

schaften, welche die Nomenklaturen auf eine ganz geschmackose Weise änderte.

Die Akademie der schönen Wissenschaften ist hierbei nur durch zwei oder drei Wortlöse betheiligt, die vielleicht keine Spuren hinterlassen werden. Die Orientalisten haben z. B. angeklagt, daß das K ein schönerer Buchstabe sey als das C. Wenn diese Aenderung aber die geringste Begründung haben sollte, müßte das K im Französischen anders ausgesprochen werden, als das harte C, oder sich dem Arabischen Kyllaute mehr nähern. Eben so ist es mit dem Q, welches in neuerer Zeit häufiger gewonnen hat.

Vor oder nach dieser merkwürdigen Reform hatte die Akademie eine andere wunderbare Entdeckung gemacht. Sie hatte nämlich gefunden, daß al in Alkoran der Arabische Artikel ist, und daß man also le Koran schreiben müsse, um eine unnütze Wiederholung zu vermeiden. Alkoran ist aber nicht das einzige Wort, welches den Arabischen Artikel aufgeladen hat. Die Spanier, welche so stolz auf ihre Lumbra sind, werden durch die Laudi's mütter Recht sprechen und deren Urheber durch die Guazils in Aufführung bringen lassen. Eine vorsichtige Dame wird einen Manach in ihren Kove legen und ein Fläschchen Kali auf ihre Toilette.

Diese Versuche waren indeß nur anmaßend oder lächerlich; jetzt haben wir aber einen sehr ernsten zu rügen. Ein berühmter Geschichtschreiber (Thierry) ist plötzlich auf den Einfall gekommen, die ganze Onomatologie der Geschichte umzuwenden. Er hat den Franzosen gelehrt, daß der wahre Name von Clovis Clodowig sey. Er hat keine historische Erinnerung geschont, ist vor keiner klassischen Autorität zurückgebebt. Der Erfinder dieser neuen Methode hat aber nicht bedacht, daß Bonaparte eigentlich Buonaparte hieß, und daß dies die wörtliche Uebersetzung von Kalomero, einem eigentlich Schönen, ist. Die Akademie der schönen Wissenschaften kann also ganz dreist eine Vergleichung der Staats-Einrichtungen von Karl de Groot und Kalomero il grande zum Konkurs ausschreiben lassen.

Ich will hier gern zugestehen, daß die ursprüngliche Aussprache und Orthographie im Laufe der Zeit manche Veränderungen erleiden, aber der Gebrauch muß dem eine entscheidende Stimme behalten. Das Sicherste ist doch wohl, in jedem Lande die Sprache des Landes zu sprechen und mit keinem unnützen geschrten Apparat zu prunken. Die Revolutionen der Sprachen sind eine feststehende Thatsache. Es fragt sich, ob diese Thatsache in Frage gestellt oder anerkannt werden muß. Je nachdem die Antwort ausfällt, wird der König Thierry wohl in der Thierry heißen müssen, oder der Geschichtschreiber Thierry muß sich Theodorich nennen.

Die Lorbeern der Akademie der schönen Wissenschaften lassen leider der Akademie der Wissenschaften keine Ruhe. Diese fabrizirt Jahr aus Jahr ein in jeder Sitzung 30—60 neue Wörter.

Es ist eine nicht uninteressante Frage, wie viel sich wohl von der Französischen Sprache erhalten würde, wenn Geschichte ein schlechtes Arabisch und verdächtiges Deutsch spricht. Die Jagd- und Reitkunst sprechen Englisch, die Musik Italiänisch, die physischen Wissenschaften Griechisch, und die Medizin, die ihre Sprache zu verändern pflegt, sobald man anfängt, sie zu verstehen, spricht ebenfalls Griechisch. Man wird mir vielleicht einwenden: Was kommt auf die Nomenklatur an! Man wird mir sagen, was sie ist, für das Rothwälsch der Gelehrten, welche sich hinter ihrer Spezialität verschanzen. Diese Worte sind das Schiboleth des Instituts und haben nichts mit der Sprache gemein. In der That wäre nichts gegen die Nomenklaturen zu sagen, wenn sie innerhalb ihrer Gränzen blieben. Die Wissenschaften mögen ihr Rothwälsch, ihr Schiboleth bewahren, aber sie mögen dasselbe nicht der Sprache der Literatur beibringen.

Wir leben leider nicht mehr in der Zeit, wo Chilperich und August und der Tyrann Dionys freiwillig bekannten, daß die Könige, trotz ihrer Allmacht, nicht im Stande seyen, einem Worte das Bürgerrecht zu verschaffen, das der Gebrauch proskribirt habe. Wir leben auch nicht mehr in der Zeit, wo Tiberius sich zweimal vor dem versammelten Senate entschuldigte, daß er sich einen Römers Namen gegeben habe, das zwar bestimmt und bezeichnend sey, aber nicht die Autorität der Klassiker für sich habe. Die Wortschmiede unserer Zeit sind nicht so furchtsam; sie klopfen mit roher Gewalt an die Thür des Dictionnaire und lassen sich dieselbe durch ein Gesetz öffnen.

Die alten Völker sind auch zu dem Grade der Verfeinerung gelangt, wo das gesällige um bedeutenden Wort nur noch in Reden ohne Bedeutung und Werth war, aber keines ist auf den Einfall gekommen, das Kauderwälsch seiner Sophisten und Scholastiker unter den heiligen Schutz der Gerechtigkeit zu stellen. Bei den Römern hatte die klassische Sprache sich in den Text des Gesetzes geflüchtet, und Justinian bewaffnete nicht den Prokurator des Königs und den Inquisitions-Richter gegen die Sprache Cicero's. Allerdings erfanden die Barbaren dieser Zeit auch abscheuliche Wörter, aber die ungeheure Idee, ein vollständiges Wörterbuch aus ganz unverständlichen Wörtern zu bilden, gehörte unserer Zeit des Fortschritts an. Wir führen hier den lächerlichen Katalog von Barbarismen an, aus dem die gesetzlicher Nomenklatur der Muse und Gewichte gebildet werden soll.

Der Plan, der ganzen Wissenschaft dasselbe Alphabet und dieselben Sprach-Elemente aufzudrängen, ist nicht so neu, wie die gelehrten Apostel des Fortschritts meinen. Eine durchaus philosophische und logische Sprache, die leicht zu sprechen, zu schreiben und zu verstehen wäre, findet sich schon bei Trithemius, bei Collange, Billiers, Dalgarno, bei Becker, Wilkins und in der Encyklopädie. Aber wenn dies das Ziel ist, nach welchem die Neuerer streben, so wissen wir nicht, was damit gewonnen ist. Gerade die Unregelmäßigkeit, an der sie Anstoß nehmen, ist das offenbarste Zeichen der menschlichen Vollkommenheit. Alle Thiergeschlechter sind auf dieselbe Weise gebildet. Nur der Mensch unterscheidet sich vom Menschen durch die Sitten, Einrichtungen und Sprache, weil der Mensch nicht Sklave einer Instinkts, sondern geistbegabt ist. Es wäre ein schlechter Fortschritt, der die menschliche Gesellschaft der blinden und mechanischen Ordnung eines Ameisenhaufens unterwerfen wollte. (R. d. P.)

Mannigfaltiges.

— Philosophie in Frankreich. Herr A. Ghon, Professor der Philosophie am Kollegium des heiligen Ludwig in Paris, hat so eben den ersten Band seines „Kursus der Philosophie“ erscheinen lassen, welcher die Psychologie und die Logik umfaßt.*) Ein zweiter Band wird die Gotteslehre (Theodicee) und die Moral enthalten. Der Verfasser, der, wie er sagt, in diesem Werke die Frucht zwanzigjähriger Forschungen niedergelegt, sagt sehr bescheiden von sich: „Ich glaube mich nicht geirrt, eine Revolution in der Wissenschaft zu bewirken. Der größte Theil der in diesem Buche enthaltenen Gedanken findet sich auch bereits in anderen Werken; aber ihre Combination ist die That meines eigenen Nachdenkens: es fehlt ihr nicht an Originalität, und in einigen Stücken bin ich zu ganz neuen Resultaten gelangt, die hoffentlich einiger Aufmerksamkeit würdig erachtet werden um wenigstens Beachtung verdienen, gelegentlich Stoff zu nützlichen und fruchtbaren Untersuchungen liefern können.“ — Der Verfasser zeigt sich von der Idee durchdrungen, daß in unseren Tagen die Philosophie nicht mehr bloßer Empirismus, aber auch eben so wenig blos kritisch und ausscheidend seyn könne, so daß die höchsten Probleme des Menschengeistes, die Fragen über Gott und Unsterblichkeit, unentschieden bleiben. Darum bildet die „Theodicee“ den Gipfelpunkt seines Systemes, und er versichert, daß er, der Jugend gegenüber, bei seinem Vortrage der Philosophie sich immer eines wahrhaften Priesterthumes bewußt und von dem Ernste, von der Heiligkeit dieser Mission vollkommen erfüllt sey, deshalb sich aber auch nicht scheue, an irgend eine religiöse Frage mit dem prüfenden Blick der Wissenschaft heranzutreten. Da die „Theodicee“ selbst erst im zweiten Bande enthalten ist, so können wir vorläufig nicht angeben, in welcher Weise er diese Aufgabe erfüllt hat. Seine Logik ist im Vergleiche mit der Entwickelung, den diese Wissenschaft in Deutschland gefunden, nur ein Versuch zu nennen; dagegen bieten sie anderen psychischen Darstellungen, die er unter dem Namen „Psychologie“ zusammenfaßt, viele interessante und in der Zusammenstellung auch neue Bemerkungen dar. In der Einleitung äußert sich der Verfasser wie folgt über die Deutsche Philosophie: „Wenn das gelehrte Deutschland sich ein wenig allzusehr in Theorien gefällt, deren Theile sie dem Nichteingeweihten unzugänglich macht, so führt doch der Geist der Forschung, der Gedanke über den Menschen hinaus; denn die Deutsche Philosophie hat ihren Anfang und ihr Ende, ihr Subjekt und ihr Objekt, in der Vernunft, welche berufen ist, sich selbst zu erkennen, fest zu stellen und in allen Sphären, wo die menschliche Thätigkeit geübt wird, ihre Autorität zu rechtfertigen.**) Wenn man demnächst wahrnimmt, welche häufige Erkursionen die großen Philosophen Deutschlands in das Gebiet der Religion sich gestatteten, und wie sehr sie bemüht sind, die Festheit, die Logik, die Moral und das Naturrecht auf feste Grundlagen zu basten, so muß man in der That über die Unwissenheit oder den Leichtsinn der (Französischen) Kritiker erstaunen, die ihnen noch heutzutage vorwerfen, daß sie das Studium der praktischen Philosophie vernachlässigten. Allerdings muß man zugeben, daß bei jenen kontemplativen Geistern die Wissenschaft oft in Gefahr ist zu abstrakten und strengen Formen auszuarten; daß sie sich weniger zugänglich und praktisch als in unserem Frankreich zeigt: aber die Geschichte der letzten funfzig Jahre beweist und klar, daß sie den Gedanken, welche Europa in Bewegung setzen, nicht fremd geblieben. Eben die Suprematie der Vernunft ist es, die in jenem klassischen Lande zu Theorien für alle Handlungen und Angelegenheiten der Menschen von der Philosophie erkannt wird. Modifizirt durch die vorherrschenden Begriffe der Epochen, durch die sie auf und gekommen, und in den verschiedenen Schulen einigermaßen individualisirt, ist die Deutsche Philosophie in ihren Entscheidungen über das Problem der letzten Dinge allerdings nicht übereinstimmend, aber sie hat nichtsdestoweniger das für sie Tendenz, die Menschheit zu leiten in der Erfüllung ihrer moralischen, sozialen, politischen und religiösen Aufgaben.“

*) Cours de Philosophie. Par M. A. Ghon, Professeur de Philosophie au Collège royal de St. Louis. — Paris, 1842. Tome I. Exemplare davon sind in der hiesigen Buchhandlung Mittler zu haben.

**) Der Verfasser würde diesen Satz vielleicht modifizirt haben, wenn er von der Lehre in Philosophie, die Schelling jetzt in Berlin vortragt, Kunde gehabt hätte.

An die Leser.

Vom 1. Januar 1842 wird das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ auf ganz weißem Papier in etwas größerem Format und mit lichterem Druck erscheinen, so daß den von mehreren Seiten in dieser Beziehung ausgedrückten Wünschen wird entsprochen werden, ohne daß darum der Reichthum an Stoff eine Einbuße erleidet. Auch der Preis des Blattes wird nach wie vor derselbe bleiben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Montag den 27. Dezember 1841.

England.

Die Orden in Großbritanien.

Wenn die Aristokratie in England entschiedener hervortritt, als bei anderen Völkern, so besteht sie doch seit weit kürzerer Zeit. Die ältesten Geschlechter reichen bis zu den Plantagenets, und wenn sich ein Stammbaum bis zu den Kriegen der beiden Rosen hinauf verfolgen läßt, so steht er in sehr großer Achtung. Vergleicht man hiermit die alten Patrizier-Geschlechter zu Venedig, die Spanischen Granden, die Deutschen Ritter, den Estländischen Adel, wo Irland, wie O'Neill, O'Brien, O'Connor, die französischen Barone, die unter den Zeitgenossen Karl's des Großen ihre Ahnen nachweisen, so wird man in dem Respekt vor dem Englischen Adel sehr herabgestimmt, und selbst das Blut der Howard erscheint als nicht allzu erlaucht. Doch ohne auf diese Bemerkung ein zu großes Gewicht zu legen, müssen wir anerkennen, daß die heraldischen Ueberlieferungen in England mit gleicher Sorgfalt und mit größeren Kosten als bei den übrigen Nationen aufbewahrt und gelehrte Bücher jährlich darüber veröffentlicht werden.

Unter den Schriftkellern, die in diesem vornehmen Wissenszweige gearbeitet haben, ist Harris Nicolas, der Kanzler des St. Michaels- und St. Georgs-Ordens, ehrenvoll bekannt, und Georg Friedrich Beltz, der Wappenherold; Beide haben neuerdings durch einige empfehlenswerthe Werke über das Britische Ordenswesen die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gelenkt. Ihnen entlehnen wir folgende, wie uns scheint, nicht uninteressante Einzelnheiten über verschiedene Ritter-Orden, die in England als Zeichen der Anerkennung für bürgerliche und militairische Auszeichnung verliehen werden.

Es ist seltsam, daß man über die Zeit und die Veranlassung der Entstehung gerade des ersten und gestiftetsten dieser Orden, des Hosenband-Ordens, ungewiß ist. Unbezweifelt ist er der älteste. Der Orden des goldenen Vließes schreibt sich von 1429, der des heiligen Geistes von 1579, doch die Ritter des Hosenband-Ordens erscheinen nach Einigen zuerst im Jahre 1344, nach Andern 1347. Ueber die Umstände, welche die Gründung des Hosenband-Ordens hervorriefen und begleiteten, dessen wir sehr verschiedene Ueberlieferungen; Beltz erzählt Folgendes:

Die berühmte Anekdote vom Strumpfbande der Königin oder einer anderen Dame, das sie während des Balles verlor und das der galante Monarch aufhob, so wie die Worte, die er dabei gesprochen haben soll und welche die Devise des Ordens wurden: Honni soit qui mal pense, finden sich bei keinem Schriftsteller vor Polydor Virgil; nach ihm haben Spend, Baker und Camden diese Angabe bestätigt und die Dame als eine Gräfin von Salisbury bezeichnet, welche der Gegenstand einer Königlichen Leidenschaft gewesen sey. Selden forschte nach, wer die Gräfin seyn könne, vermuthete auf Johanna Plantagenet, die berühmte Schönheit von Kent, und taufte sie irrthümlich auf die Gräfin von Kent und Salisbury; doch dies war ein Irrthum, Johanna wurde erst nach dem Tode ihres Bruders 1351 Gräfin von Kent, und auf die Grafschaft Salisbury hat sie nie ein Anrecht gehabt. Uebrigens war der einzige Grund, der Polydor Virgil bewog, hierbei die Gräfin von Salisbury zu nennen, die romanhafte Episode, in welcher Froissart Eduard III. von England mit der Gemahlin des Wilhelm Montacute, Grafen von Salisbury, zusammenbrachte. Der geistvolle Chronist, in dessen Sinne ein Ritter ohne Dame nicht vollkommen war, griff diese Anekdote eifrig auf. Man hat versucht, durch eine Berechnung der Jahre nachzuweisen, daß auf der Gräfin eine Zahl von Trübsalen gehäuft habe, durch welche sie gegen die Abenteuer auch der blondesten Liebe sicher gestellt gewesen sey. Doch ist Froissart so lange Zeit Secretair bei der Gemahlin Eduard's III. gewesen, daß man nicht glauben kann, er habe seine Erzählung ohne jeden äußeren Grund erfunden; sie besteht ungefähr in Folgendem: David, König von Schottland, belagerte bei seinem Einfall in das Englische Gebiet 1342 ein Schloß, welches dem Grafen von Salisbury zugehörte, der damals als Gefangener in Frankreich lebte. Dieses Schloß war nach Froissart's Angabe ein Geschenk, das der König dem Grafen bei seiner Vermählung mit einem der edelsten und schönsten Mädchen des Landes gemacht hatte. Der König von Schottland wurde mehrere Male zurückgeschlagen, und dem Gouverneur gelang es, Eduard, der sich damals zu Berwick aufhielt, von der Gefahr zu unterrichten, von der die Besitzungen seines getreuen Vasallen bedroht seyen. Der König rückte alsbald ins Feld, und die Nachricht von seinem Herannahen bewog die Schotten, die Belagerung augenblicklich aufzuheben. Eduard, dem es leid that, daß die Feinde seiner Bestrafung entgangen waren, ergriff die Gelegenheit, sich durch einen Besuch bei der Gräfin von Salisbury zu trösten, die er seit dem Tage, an welchem sie diesen Namen empfing, nicht gesehen hatte. Hier verweilt Froissart mit gewohnter Selbstgefälligkeit bei der Schilderung der Feste, welche bei dieser Gelegenheit gegeben wurden. Er malt die Schönheit und Anmuth der Schloßwirthin; die glühende Liebe, welche ihre Reize in dem Herzen des Monarchen anfachten; den zierlichen, doch entschiedenen Widerstand, auf den die Bündche desselben stießen. Er zügt hinzu, daß der König von Frankreich, als kurz darauf ein Frieden zwischen Schottland und England geschlossen wurde, den Grafen von Salisbury gegen den Grafen von Moray auswechselte. Bei der Ankunft des Grafen veranstaltete Eduard große Feste zur Feier seiner Rückkehr, bei denen der Graf nicht umhin konnte, mit seiner Gemahlin zu erscheinen. Doch die Gräfin wußte durch die Einfachheit und Würde ihres Auftretens die Hoffnungen ihres Königlichen Liebhabers herabzustimmen.

Beltz fährt fort:

Aus der Geschichte ist bekannt, daß König Eduard III., um den Grafen von Salisbury für seine muthvolle Theilnahme an dem Sturze Mortimer's zu belohnen, ihm und seiner Gemahlin Katharina, der Tochter des Lord William Granson, die der Krone zugefallenen Besitzungen Mortimer's, der als Hochverräther verurtheilt wurde, überließ. Man hat keine bestimmte Nachricht über die Zeit der Vermählung des Grafen, doch da er 1301 und sein ältester Sohn 1328 geboren ist, so muß dieselbe um das Jahr 1326 fallen, d. h. in die Zeit der Thronbesteigung Eduard's. Es steht zugleich fest, daß England im Jahre 1342 der Gegenstand mehrerer Angriffe der Schotten war. Eduard zog in diesem Jahre (wie Lord Hales, um Froissart zu widerlegen, bemerkt) in die Bretagne; doch da dies erst im Herbst geschah, so könnte er gleichwohl an den kriegerischen Unternehmungen gegen Schottland Theil genommen haben; allein der Graf von Salisbury starb im Januar 1343 in Folge der Verwundungen, die er bei den Turnieren erhalten hatte, die der Gründung des Ordens vorausgingen, und dieser Umstand, doch er allein, macht es unwahrscheinlich, daß das Strumpfband seiner Witwe zum Symbol der neuen Ritterschaft sollte gedient haben, da es nicht glaublich ist, daß Froissart diesen so wesentlichen Punkt sollte übergangen haben. Den Mantel nun, der, mit goldenen Strumpfbändern besät, das Abzeichen des Ordens wurde, trug unter Eduard III. und seinen Nachfolgern nicht bloß die Königin von England, sondern eine große Anzahl der angesehensten Damen. Später, als der Orden selbst zu dem geworden war, was er jetzt ist, war Karl I. im Begriff, ein Edikt zu erlassen, welches auch Frauen zum Eintritt in den Orden ermächtigte; doch ingwischen brach der Bürgerkrieg aus und verhinderte ihn daran. Ob Marie Tudor die Abzeichen des Ordens trug, wissen wir nicht; doch von Elisabeth ist es außer Zweifel, da noch ein Bild erhalten ist, welches sie damit bekleidet darstellt. Die Königin Anna von St. Georgs-, Stern- und Hosenband-Orden, wie die gegenwärtige Königin ebenfalls, und es wäre zu wünschen, daß Ihre Majestät den Orden wieder in seine Rechte einsetzte, die schon Karl I. ihm zurückzugeben gesonnen war.

Ursprünglich war der Mantel von blutrother Farbe, überall mit goldenen Strumpfbändern, von denen jedes die Devise trug, und die sich in großer Anzahl vorfanden waren, am glänzendsten und zahlreichsten jedoch auf dem Mantel des Königs. Später trug man ihn blau, darauf nach Gefallen roth oder blau. Gegenwärtig besteht er aus purpurrothem Sammet, der nicht mehr mit Strumpfbändern überstreut ist, und die Stte, ihn während der Landestrauer schwarz zu tragen, ist aufgehoben.

Das Hosenband kann nach Belieben mit Perlen, Edelsteinen und dergleichen ausgeschmückt werden. Das, welches Karl I. am Tage seiner Hinrichtung trug, und welches der Kardinal von York Georg IV. überbrachte, besteht aus vierbundert Diamanten. Der jetzige Herzog von Devonshire trägt ein fast eben so kostbares, und mehrere unserer Zeitgenossen haben die Devise mit Diamanten einschließen lassen.

Georg III. fand die Zahl der Ritter des Ordens nicht größer, als man sie ursprünglich bestimmt hatte, er bestand aus sechsundzwanzigen (und nicht aus vierzigen, wie Froissart, oder vielmehr wie seine Abschreiber berichten). Er gestaltete jedoch das Reglement des Ordens mehrfach um und im Ganzen nicht zur Zufriedenheit seiner Unterthanen. Im Jahre 1786 bestimmte er, daß es erlaubt sey, außer den vollzähligen sechsundzwanzig Mitgliedern des Ordens

Digitized by Google

alle diejenigen in deutschen aufzunehmen, welche in direkter Linie von ihm abstammten; 1805 erweiterte er dieses Edikt auch auf alle Nachkommen Georg's II., und Wilhelm's IV. dehnte es 1833 noch auf alle Nachkommen Georg's I. aus. Diese Neuerungen machten es möglich, alle protestantischen Fürsten Königlichen Geblüts in den Orden aufzunehmen, und dies mag sie in Vieler Augen entschuldigen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine philosophische Schaufpielerin in Berlin,

(Schluß).

Mlle. Cochois fährt dann fort:

„Etliche neuere Philosophen spotten der Erbsünde, während ich meinestheils glaube, daß gerade dies (selbst die Religion ganz bei Seite gelassen) eine Lehre ist, die mit den geschichtlichen Gründen der Welt die geringe Sicherheit schenkt, welche zwischen den körperlichen Gelüsten und den Willensäußerungen der Seele obwaltet. Die Heiden, welche noch keine Vorstellung von der Erbsünde gehabt, haben dafür die Seelenwanderung angenommen. Sie glaubten mittelst ihrer das, was ihnen unbegreiflich schien, erklären zu können. Man hat ihre Meinungen verworfen und hatte Recht: man wollte sie sicherlich machen, aber das war nicht der Fall. Denn am Ende ist mit Feststellung der Unsterblichkeit der Seele unter sämmtlichen Lehren der Alten die von der Seelenwanderung die verständigste. Durch dieses System gab man die Ursache des moralischen und des physischen Uebels an. Trotz ihres tugendhaften Wandels floß doch manchen Leuten ihr Leben in Noth und Drangsal dahin, aber nur darum, weil sie in ihrem früheren Dasein gesündigt hatten. Mithin war das Unglück der Menschen, welches unerklärbaren und nur göttlich Gerechtigkeit verleugnenden Geistern Anlaß zu vielen falschen Schlüssen darbietet, eine sehr natürliche Folge ihrer ehemaligen Vergehungen. Ich weiß, daß die Lehre von der Seelenwanderung starke Einwürfe zu erleiden hatte. Waren aber die übrigen mehr davor geschützt? Ehe uns die Offenbarung den Urquell und letzten Grund der Trübsale, denen die Menschen preisgegeben sind, aufdeckte, mußte man's mit Epikur halten und folglich dem albernsten und ungereimtesten Systeme huldigen; oder es war rein unmöglich, auch nur etwas Erträgliches über den traurigen Zustand so vieler Geschöpfe zu sagen, sobald man nicht mit den Pythagoräern und Platonikern voraussetzte, daß die Seelen dieser Wesen bereits andere Körper beseelt hätten. Ich gestehe Ihnen, daß mir nach die Religion nicht mit der Ursache des Unglücks, dem wir unterworfen sind, bekannt gemacht, und hätte mir nicht der Glaube den Grund der Widersprüche nachgewiesen, welche ich täglich zwischen den Begierden meines Körpers und den Willensäußerungen meiner Seele bemerke, ich würde die entschiedenste Hypothagoräerin seyn, die es je gegeben. Freilich könnte ich Ihnen nicht, wie Pythagoras, die verschiedenen Verkettungen, welche meine Seele durchgemacht hätte, erzählen; allein ich würde diese mangelhafte Kenntniß meinem schwachen Gedächtniß zuschreiben und erklären, daß die Wiedererinnerung, welche Plato bei den in seine Körper einkehrenden Seelen annahm, in den einen stärker oder geringer, als in den anderen sey."

Die Voraussetzung, ich gebe es zu, ist sehr natürlich, daß Mlle. Cochois, wenig durch Nachdenken ihren Geist befriedigt, wie man aus einem ihrer Briefe ersieht, und ganz wohl wissend, daß d'Argens ein Auge auf sie geworfen, es fein angelegt habe, sich zur Frau Marquise emporzuschwingen. Andererseits aber muß man eingestehen, daß die Gestaltungen, welche sie in ihren Briefen an den Tag legt, eben nicht geeignet waren, sie zu diesem Ziele zu führen. Wie dem auch sey, dies hilft ihr, daß sie nicht mißlieben. Von Empfindungen beiden Schreiben, worin Locke so trübsalt angegriffen wird, erwiderte der Marquis: „Ich habe mit eben so großer Bewunderung als Freude Ihre zwei letzten Briefe gelesen. Was läßt sich von dem, der zu neunzehn Jahren so gut zu schreiben und so tief zu denken vermag, nicht hoffen, wenn er erst ein vorgerückteres Alter erreicht hat? Wie weiß ich mir's Dank, Sie zum Philosophen gemacht zu haben! Eigentlich war d'Argens nichts weniger als ein völliger Unglaubiger; er machte wohl Anspruch darauf, doch er rechtfertigte ihn nicht: es war ein stets hin und her schwankender Kopf, den das Grübeln vollends irre machte, überdies abergläubisch bis zur Kinderei, und den der kräftige Geist der Cochois ohne Mühe unterjochen mußte. Ja, man sieht ihn sogar das Kleid des Unglaubens an den Nagel hängen, kaum nachdem er Berlin verlassen und wieder frei athmen konnte. Nach der Rückkehr in die Provence, sein Geburtsland, starb er daselbst im Jahre 1771, und es ist bekannt, daß er vor dem Tode die Sakramente verlangte, während der letzten Krankheit fleißig das Evangelium las und sich in den Busbrüder-Orden hatte aufnehmen lassen. Um die Briefe der Cochois, wovon mir nur die letzteren vorliegen, zu Ende zu bringen, habe ich nur noch einige vorzugsweise hervorzuheben. Ich wünschte gern den anführen zu können, worin sie der Newtonischen Theorie vom Heeren in den Himmelsräumen zu Leibe geht; jedoch die metaphysischen Raisonnements, die sie dabei anwendet, dürften gerade nicht eine Kost für Irdermann seyn. Ich werde daher aus demselben Brief lieber die Stelle anführen, wo sie ein Bild von Algarotti entwirft, einen der Engländer am Hofe Friedrich's des Großen, und der in den Augen der Cochois das schwere Verbrechen beging, geringschätzig von Descartes zu sprechen.

„Die Engländer waren viel bescheidener in ihrer Weise, sich über Descartes Verdienst auszudrücken, als gewisse Franzosen. Aber am Ende wären die Englischen Philosophen schon zu entschuldigen, wenn sie nur ihre Worte ein bischen gespart hätten. Joseph Newton war ihr Landsmann, und die Liebe zur Heimat durfte sie allenfalls zu Uebertreibungen verleiten. Hat überdies Newton Schüler gehabt, welche fähig waren, seinen Ruhm zu erhalten und zu vermehren, so geschah dies auf dem Boden Englands selber. Die Englischen Newtonianer, im Verhältniß zu den übrigen Anhängern dieses Meisters, kommen mir vor wie der Prinz Eugen vergleichen mit dem General Merci. Unter den Italienern giebt es etliche Halbphilosophen, welchen es ordentlich Pflicht schien, Descartes zu beschimpfen. Herr Algarotti hat sich durch die unziemliche Weise ausgezeichnet, in der er von seinem großen Mann und überhaupt von allen Französischen Philosophen gesprochen. Er behandelt sie mit höchster Verachtung: es lesen, meint er, allerdings leutige und eine Köpfe, die sich lindig in lauter Unbilden und den kläglichsten Irrthümern verlieren und aller Gründlichkeit entbehren. Wie jämmerlich, so etwas auf dem Munde eines Anfängers zu hören! Denn noch ist dies Herr Algarotti in der Philosophie, und blos er allein glaubt's nicht. Sie wissen, als wir das erste Mal sein Buch gelesen, wie ich mich darüber geäußert. Es wimmelt von sogenannten sinnreichen und blitzenden Einfällen, von bunter und leichter Darstellung, von Anmuthsfunken und Flammen zum herbeigezerrten geschichtlichen Zügen; die Gründe, die er vorbringt, werden begraben unter einer Fluth von ungeheurer langen Abschweifungen; und es ist meiner Meinung nach noch ein weit bedeutenderer Unterschied zwischen seinem Werke und dem des Herrn von Fontenelle, als zwischen Racine's und Prabon's Tragödien. Mich als den Algarotti an Geist mangeln; man vermißt ihn selbst in seinem Buche nicht, wie schlecht es auch ist. Jneß, um eine gute Arbeit zu machen, dazu bedarf es wohl noch anderer Kräfte. Jn Prabon's Regulus finden sich zwei bis drei sehr rührende Scenen: das Stück im Allgemeinen taugt aber doch nichts. Eben so ist's mit Algarotti's Buch. Nach seiner Schreibweise zu schließen, würde ich sehr, daß niemals ein Philosoph aus ihm werden könnte. Er entscheidet gar zu schnell; er greift zu einer Meinung über Dinge aus der Körperwelt mit der nämlichen Hast, wie er über einen abstrakten Begriff urtheilen würde. Er giebt sich nicht die Mühe, die Gegenstände sich zu bestimmen, sie nach allen Seiten zu wenden und zu vergleichen. Er betrachtet, und dies scheint ihm in's innerste Wesen einzudringen. Er entscheidet, und gleichwohl hat er an den Dingen nur ihre Oberfläche gesehen. Solche wahrgenommen. Wollte sich Herr Algarotti als ein liebenswürdiger Gesellschafter zeigen, so könnte er da sein Glück schon machen. Befaßt er sich aber mit Anfertigung philosophischer Werke, so werden sie immer übel gerathen. Ernstes und tiefes Forschen richtet solche Köpfe nämlich zu Grunde, welche mit Witzen und artigen Einfällen voller Besorgnissen. Jn der Unterhaltung braucht man sie nicht alle zu erwecken, regsamen Sinn, um glänzen zu können; ohne judicium wird man aber im Leben kein gutes Werk zu Stande bringen, und zumal ein philosophisches. Was sagen Sie zu meiner Keckheit, also zu urtheilen? Nun, Herr Algarotti geht mir ja mit seinem Beispiel voran. Er richtet über Descartes, kann ich nicht auch über ihn richten?"

Jch habe kurz vorher auf einen Brief hingedeutet, worin Mlle. Cochois ihre Meinung über ihren Stand als Schauspielerin ausdrückte. Hier der Anfang dieses Briefes: „Sie preisen mir alle Tage die Annehmlichkeiten des Bühnenlebens, Sie halten die Stellung einer Bretterheldin für reizend. Freilich wohl ist sie es in gewissen Beziehungen, in anderen durch weniger, als Sie denken. Jch bin so rührsüchtig, als den Beifall des Publikums zu lieben, nichts dagegen so niederdrückend, als eben von diesem Publikum abzuhängen. Jch wüßte Jhnen wahrlich nicht zu sagen, welches Vergnügen ich empfinde, wenn ich aus dem Theater in meine Wohnung zurückkehre. Jch vergleiche eine Schauspielerin mit einem Advokaten, der nur schwache Aussicht auf einen glücklichen Erfolg vor von ihm zu vertheidigenden Sache hat, und den es gelingt, seinen Prozeß zu gewinnen. Die Urtheile der Menschen sind nicht minder anzuverlässig hinsichtlich des Geschmacks, als der Gesetze; und ich habe es erfahren, daß gerade die Rollen, die ich mit besonderer Sorgfalt studirt hatte, keineswegs diejenigen waren, in denen ich beklatscht wurde. Wahr ist's, wenn die Menge mich minder als gewöhnlich auszuzischen schien, hyrodete mich ein kleiner Haufen Bevorzugter Leute, die mir Beifall bezeigten. Sie aber ja, daß gerade dies die Bestimmung einer Künstlerin ist, daß sie in gleichem Grade Jedermann gefallen müsse. Die schwierig dies auch seyn mag, sie gelangt nimmermehr zu ihrem Ziele, sobald ihr in diesem Punkte Abbruch geschieht; nichts kann uns für die Mühseligkeiten unseres Geschäfts so belohnen, als die einmüthige Beifallsbezeigungen aller derer. Ein Schauspieler hat gut reden, um uns zu trösten, wir hätten uns etwas darauf einzubilden, wenn wir die Kenner befriedigten; nein, wir wollen Allen gefallen, und wir sind in Verzweiflung, wenn wir nicht den vollen und einstimmigen Beifall davontragen. Dies sind indeß noch lange nicht alle Unannehmlichkeiten des Schauspielerstandes. Die vornehmere Klasse beträgt sich gegenwärtig mit Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit gegen die Bühnenkünstler; sie lebt mit ihnen, trotz der Unglaublichkeit ihres Ranges und ihrer Geburt, sie sucht sie förmlich auf, das Volk im Ganzen aber verachtet sie. Wenn ich sage das Volk, so meine ich selbst die guten Bürger; und aus einer unerklärlichen Grille thun diejenigen, welche dieses Vorurtheil verdammen und es auch in den Anderen ausrotten könnten, nicht das Allergeringste dafür. Es scheint, als wollten sie La Bruyère's Ansicht bestätigen, der da sagt: Die Lage der Schauspieler war bei den Römern eine schmachvolle, bei den Griechen eine ehrenvolle. Was ist sie bei uns? Man denkt von ihnen wie die Römer, man lebt mit ihnen wie die Griechen."

War der Sinn der Cochois vorzugsweise ernsten Studien zugewandt, so geschah es doch zuweilen, daß sie sich gern durch leichtere Lektüre zerstreute.

Digitized by Google

„Wissen Sie wohl, daß ich seit einigen Tagen Romane lese und zwar mit großem Behagen? Ich habe die sämmtlichen von Prevost d'Exiles zu Ende gebracht. Dieser Schriftsteller kennt das menschliche Herz, er enthüllet seine geheimsten und verborgensten Seiten; er schildert Alles, was im Innern desselben vorgeht. Seine Romane gelten mir für metaphysische Bücher. Ich liebe die Werke von Marivaux; sie ergötzen, sie belehren mich. Duchweg herrscht darin eine reizende Mannigfaltigkeit; seine Gemälde sind der Natur entnommen, doch stnnet sich dann und wann eine Ziererei im Stile, die mich ordentlich quält. Ich habe Ihnen gesagt in Betreff seiner Schöne, daß ich andrute: Ach! Herr von Marivaux, Sie besitzen viel Geist, allein Sie würden weit liebenswürdiger sepn, wollten Sie nicht gar so viel haben. — Crebillon, dem Sohne, ist eine Lebhaftigkeit eigen, die mich fesselt; ich finde bei ihm sonderbare Ideen, er ist originell, sowohl in seiner Weise, zu denken, als sich auszudrücken. Wissen Sie wohl, was für ein Urtheil das Lesen seiner sämmtlichen Romane auf mich hervorbringt? Deutlich werden Sie's ersehen, sie rühren mich, sie stimmen mich weichmüthig. Wahrhaftig noch viel Schlimmeres als alles dies. Sie erwecken in mir die Lust, auch einen Roman zu schreiben. Na, Sie werden schön schmollen mit mir, ich bin aber fest entschlossen, meinem Drange zu folgen: ja, ich will einen Roman machen. Gewiß ist's, daß ich, um Ihnen nicht zu verfallen, mir vorgenommen habe, so viel als es angehen wird, nützliche Betrachtungen einzuflechten. Ist meine Arbeit fertig, so leie ich sie Ihnen vor, und dann, gut oder schlecht, spazirt sie in's Feuer. Taugt sie etwas, so wird sie deshalb verbrannt, damit es mich ja nicht etwa verlange, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben; ist sie nichts werth, so soll es auf immer unbekannt bleiben, daß ich sie verfaßt habe. Wie dem aus den Dinge sich wenden mögen, bis dahin wenigstens habe ich meine Freude daran, und das ist's grade, was ich eigentlich begehre und worauf die Hälfte meiner Handlungen abzweckt. Das Leben ist ein Kind, man muß es wiegen und einschläfern."

Ich muß, um genau zu seyn und der gerechten Neugierde des Lesers zu entsprechen, hinzufügen, daß diese Korrespondenz drei Liebesbriefe enthält: zwei vom Marquis, wahre Muster von Abgeschmacktheit, und einen von der Dame, der von ausnehmender Klugheit zeugt: „Ich habe Ihnen versprochen, über den Gegenstand zu schreiben, der unsere letzte Unterhaltung ausmachte. Sie waren Willens, mir einzureden, es gebe kein wahrhaftes Edelmüthigkeit außer der Liebe; Sie haben gesiegt, wie ich aus allen Ihren Meinungen ersehe. Die Betrachtungen, zu denen mich Ihre Gründe veranlaßten, haben nur dazu gedient, meinen Haß gegen Alles, was uns die Freiheit zu rauben vermag, noch zu steigern. Ich bin ab.zeugt, Sie haben sich mit dem Gegentheile geschmeichelt; die Männer dürfen sich ein, die Frauen können unmöglich an das Vergnügen denken, geliebt zu werden, ohne zugleich der Berlustung zu ertiegen. Haben Sie eine so wenig billige Idee von mir gefaßt, daß Sie wähnten im Ernste. Mitleidenheit hätten Sie, schon um der Philosophie willen, mich nicht gezwungen einer solchen Schwachheit ständig halten sollen. Glauben Sie mir, folgen Sie meinem Beispiel; ich bin entschlossen, gegen meine Freunde das aufrichtigste Wohlwollen zu hegen; das ist aber auch Alles, was ich Ihnen gewähren mag. Sie, ein Philosoph, Sie, so lange zum Spielball der Launen des Glücks und der Liebe, Sie hätten von neuem Lust, sich auf dieses stürmische Meer zu wagen, wo Sie so häufig Schiffbruch gelitten!

O, über die Liebe! zum Unheil nur ist sie geschaffen!

Hatten Sie sich aber nicht für unglücklicher, so bedenken Sie wenigstens, daß Sie ein Philosoph sind. Paroditen Sie Crebillon's Verse und sagen Sie:

Ei ja, die Liebe! sie ist bloß da für die, die reicher Weisheit huldigen!"

Nichtsdestoweniger gab Mlle. Cochois endlich den Wünschen des Marquis nach und heirathete ihn im Jahre 1749. Ihr Verhältniß hatte, wie man sieht, schon einige Jahre vorher begonnen, indem der Briefwechsel, von dem wir den ersten Anfang gelesen, darauf schließen man. D'Argens hatte sich zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich's II. 1740 in Berlin niedergelassen. Geboren war er 1704; mithin war er ungefähr zwanzig Jahre älter als Mlle. Cochois. Thiébault erzählt einen recht spaßhaften Auftritt, der zwischen diesen Ehegatten stattfand: „Bei einem Abendfeste, welches der Marquis den Mitgliedern der Akademie zum Besten gab, hatte er mit seiner Frau einen sehr lebhaften Streit, der sich ungemein drollig auswahn, durch den Auftritt von Wichtigkeit und durch den erkünstelt heftigen Ton, womit er ihn führte: es handelte sich um die Italiänische Musik, welcher Frau von Argens den Vorzug vor der Französischen einräumte. „Meine Freunde", rief plötzlich der Marquis, „ich habe Ihnen zu melden, daß meine Frau sie zwischen Madame und mir zur Scheidung kommen sollte, lediglich der Italiänischen Musik die Schuld beizumessen wäre. Wohlan, Madame, es ist einmal Zeit, daß wir unseren Hader beendigen und unsere Freunde hier zu Richtern wählen. Sagen Sie mir doch, was das für eine Italiänische Arie ist, in der Ihrer Meinung nach die Musik am besten den Sinn der Worte wiedergiebt?" Sogleich stürzte die Marquise ein Kochen ein, dessen Text ungemein lieblich war, und begann: „Nina, Nina, du bist wohl schon ein Sechziger oder doch nahe daran, diese Arie zu singen, erst mit den Italiänischen Versen und dann parodirend mit folgenden Französischen Worten, die, wie er behauptete, noch besser dazu paßten: Peterchen, lehr' um den Braten, lehr' um den Braten, Peterchen, Peterchen, u. s. w. Ich habe wenig positerlichere Szenen erlebt."

Es ist bekannt, daß diese ohne sein Vorwissen vollzogene Heirath Friedrich im höchsten Grade mißfiel, und daß er es dem Marquis lange nicht verzeihen konnte, einen scheinbar so leichtsinnigen Streich begangen zu haben. Der König ließ den armen Marquis sehr oft die Pointen seines treffenden Witzes empfinden. D'Argens schmachtete lange Jahre nach dem Augenblicke, Frankreich wiederzusehen, aber erst 1769 erhielt er mit großer Mühe die Erlaubniß zur Rückkehr in die Provence, zu seinem Bruder, dem Präsidenten d'Eguilles. Gleich nach seiner Ankunft daselbst war seine erste Sorge, seiner Familie sowohl seine Frau als eine Tochter vorzustellen, die sie ihm 1754 geboren, und die unter einem erdichteten Namen erzogen ward, welchen sie alsdann mit dem eines Fräuleins Pagès vertauschte. Sie heirathete 1774 Herrn v. Magallon, General-Adjutanten des Generalcommandirenden der Provence. „Ihre Italiänische Mutter", sagt Thiébault, „die Blume und Hauptzierde d'Argens, brendete ihr Leben in einem einsam gelegenen Schloß, welches der Marquis bei d'Eguilles unter dem Namen Monrepos hatte erbauen lassen. Ihre Mutter kam ihr bald nach und starb an ihrer Seite. Beide wurden gleich getheilt und gehrt von der gesammten Familie des Marquis." Der Bruder, der in St. Petersburg in Diensten stand, der von Gunstbezeigungen überhäuft worden war, starb dort in Dessau, nach dem Zeugniß des nämlichen Thiébault, der jedoch gar nichts von dem Schicksale der jüngeren Schwester, der schönen Opernsängerin, erwähnt. Wahrscheinlich ist's wohl, daß sie ein minder ehrenvolles und glücklicheres Loos als die ältere fand.

Das achtzehnte Jahrhundert war für Frankreich eine der merkwürdigsten Epochen. Die Begebenheiten sind da das Wenigste, die Sitten und Begriffe machen die Hauptsache aus. Diese bilden ein so ungeordnetes Durcheinander, ein so seltsames Gemisch, daß sie sich nur durch schärferes Eindringen in die besonderen Einzelnheiten studiren können. Aus diesem Grunde, dachte ich, könnte eine Schilderung des Verhältnisses der Mlle. Cochois zu d'Argens nicht ohne Interesse seyn. Doch ist es zur vollständigen Beleuchtung nöthig, noch die Lektüre der Denkwürdigkeiten hinzuzufügen, wo der Marquis sein Leben bis zum Jahre 1735 erzählt. D'Argens und Mlle. Cochois vertreten ziemlich genau die beiden geistigen, die beiden philosophischen Richtungen, in die sich Frankreich damals theilte. In d'Argens' häuslichen Kreise, da trug endlich doch der gesunde Sinn und eine höhere Erkenntniß den Sieg über die Zweifelsucht davon. Nicht also indeß war es mit dem Haushalte Frankreichs beschaffen; hier war es die große Menge von feurigen und, nicht zu verschweigen, auch sähigen Köpfen, die Alles mit sich fortrissen und so das Gleichgewicht zerstören sollten. (B. U.)

Westindien.

Die Britische Kolonie Barbados.

Dieses birnförmige Eiland ist der Ostellein des Karaibischen Meeres, das kleine Britannien Amerika's. Keine andere Kolonie ist dem Mutterlande so treu ergeben, so sehr seiner ersten Kolonisirung hat Barbados in beständigem freundlichen Verkehr mit England gestanden, der für beide Länder stattliche Früchte getragen. Besonders groß zeigt sich die Britische Sympathie zu Gunsten der Eingebornen, wenn ein Orkan die Insel heimsucht und alle Subsistenzmittel der verdüstnmäßig sehr starken Bevölkerung zerstört. Wegen ihres besonders guten Verhältnisses zu Mutterland mit England sollen sich die Leuten für etwas Besseres, als ihre Nachbarn auf den übrigen Karaiben, und dieses Gefühl ist beinahe unter allen Ständen merklich. Ein Gentleman von Barbados besuchte mit einem seiner Sklaven die Leewards-Inseln. Als sie schon eine Zeitlang auf der Reise waren, fragte er Sambo, wie ihm diese neuen Gegenden gefielen. „O Massa, Massa", antwortete er, „wenn ich wieder nach Barbados komme, werde ich nie wieder Lust kriegen, nach Westindien zu reisen."

Man weiß nicht mit Gewißheit, wer diese Insel zuerst entdeckt hat. Gegen Ende des 16ten Jahrhunderts besuchte sie ein Portugiesisches Schiff, das ihr den Namen os barbados (die Bärtigen) gab und einige Ferkel zurückließ. Im Jahre 1605 berührte ein von der Küste Guinea kommendes Englisches Schiff, die „Olivier", durch einen Zufall Barbados; ein Theil der Mannschaft landete an der Stelle, wo nachmals Poletown erbaut ward. Sie errichteten ein Kreuz als Zeichen ihrer Besitznahme und schnitten, ehe sie wieder abgelegten, in mehrere Bäume die Worte: „Jakob, König von England und von dieser Insel." — Etwa zwanzig Jahre später verschaffte sich Graf Pembrokeworth von König Jakob ein Patent, wodurch das Eiland ihm und seinen Erben zugeschrieben ward. Als aber Karl I. zur Regierung kam, ertheilt Graf Carlisle (1627) die patentirte Souverainetät über alle Karaibischen Eilande. Da Barbados in der Schenkung mit einbegriffen war, protestirte Marlborough, begab sich aber gegen die Zusicherung von 300 Pfund jährlich seines Rechtes.

Seit den Tagen Kaiser Karl's V. ist der Name Carl für Könige ein gutes Omen gewesen, besonders in England. Der Erste dieses Namens machte sich mit der Vertheidigung seiner Vorrechte so viel zu schaffen, daß er fast alles Uebrige vergaß, und namentlich auch seine Schenkung an Lord Carlisle; er gestand die Insel plötzlich einem Anderen, dem Lord Pembroke, als Besitzthum zu. Als Graf Carlisle bald darauf von einer Sendung ins Ausland heimkehrte und dem Königs seine Unterwürfigkeit bezeugte, empfing ihn der scheinheilige Monarch seine Zuschreibung an Lord Pembroke wieder zurück. Lord Carlisle bemühte sich, die Insel einträglicher zu machen. Durch den Ausbruch des Bürgerkriegs wurde die Bevölkerung von Barbados vermehrt, da viele loyale Familien hier ein Asyl suchten. Nachdem zogen die Einwohner ob ihrer Anhänglichkeit an Karl II., der damals in Verbannung lebte, den Zorn Cromwell's auf sich. Er schickte eine bedeutende Streitmacht gegen die Insel, welche, nach tapferem Widerstande, durch verrätherischen Abfall eines Obersten zur Unterwerfung gezwungen ward. Im Jahre 1664 griff der Holländische

Admiral de Ruyter die Forts in der Carlisle-Bay an, wurde aber so energisch empfangen, daß er bald wieder abzog.

Unter der liberalen Regierung des Langen Parlamentes wurden Leute, die politischer Vergehungen überführt oder verdächtig waren, mit Bagabunden und gemeinen Verbrechern nach Barbados deportirt und auf eine Periode von fünf Jahren an Pflanzer verkauft, die sie nicht besser als schwarze Sklaven behandelten. Seit Karl II. haben wenige Ereignisse von Bedeutung die Geschichte dieser Insel bezeichnet.

Der Boden von Barbados ist korallenreis mit einer dünnen Erdschicht darüber, deren natürlicher Fruchtbarkeit man jetzt mit Dünger zu Hülfe kommen muß. Gesalzene Fische, die schon in Fäulniß übergehen, werden zu diesem Zwecke besonders empfohlen. Die Schönheit und das gesunde Klima der Insel sind schon lange anerkannt; und nehmen wir Malta aus, so kann Barbados wohl für den am dichtesten bevölkerten Fleck dieser Erde gelten.

Barbados ist bei Mittelpunkt aller militairischen Operationen innerhalb des Karaibischen Meeres, der Sammelplatz aller zu den verschiedenen Unternehmungen bestimmten Truppen, das allgemeine Rendezvous aller Kriegs- und Transportschiffe. Seine Küsten sind rings herum mit Forts besetzt, aber die sonstigen Vertheidigungsmittel der Insel haben noch größeren Werth. Sie ist das Hauptquartier der Windward-Inseln, mit einem General und einem Stabe: ihre Garnison beträgt in Kriegszeiten gewöhnlich volle 4000 Mann (Infanterie und Artillerie); und außerdem hat sie eine begeistert patriotische Miliz von wenigstens 4500 Mann. Das Fort St. Anna ist mit reichlichen Vorräthen an Waffen und Munition versehen. Barbados kann als die Citadelle der britischen Festungen im Westen angesehen werden; und sollte jemals eine Verletzung englischer Interessisse die übrigen Karaibischen Eilande den Händen der Engländer entreißen, so würde diese Insel immer noch ihr Haupt über die Meeresfluth heben und eines beständigen, mit Erfolg gekrönten Widerstandes fähig sein.

Der Boden von Barbados ist im Allgemeinen eben; wenigstens erreichen die Hügel nur im nordöstlichen Theile der Insel eine bedeutende Höhe. Diese Configuration ist der Gesundheit förderlich, da kein Passatwinde freieren Spielraum läßt; nur Schade, daß hier, wie in den meisten Britischen Kolonieen des Westens, die vornehmsten Pflanzungen an der Windseite liegen, daher eine angesteckte Luft, wenn sie ja einmal sich entwickelt hat, sosort in die Hauptstadt verführt wird. Die Spitze des Klimas erlaubt keine Spazierritte, geschweige denn Spaziergänge zur Tageszeit; allein sie ist kühl, im Vereine mit der Seeluft, die äußere Schönheit der Insel um ein Bedeutendes.

Wie viele neue Ankömmlinge sind über die Pracht des Landschaft um Carlisle-Bay in Extase gerathen! Angenommen, ein Detaschement wird in unserer lärmenden Friedenszeit nach dem Hauptquartiere zu St. Vincent beordert. Da es zu Chatham an Offizieren gebricht, so erhalten zwei Lieutenants der Polonaise, die auf einige Zeit vom kleinen Dienste emancipirt sind, Ordre, sich zu verbeeilen. Sie sehen ihrer Ankunft in Barbados mit großer Neugier entgegen, können aber nicht eher in Carlisle-Bai Anker werfen, bis es finster geworden ist. Mit Tagesanbruch sind die beiden Jünglinge auf dem Verdeck: ihre ersten Blicke fallen auf den glatten, dunkelblauen Wasserspiegel mit dem Silberschaume seiner Brandung am sandigen Strande. Durch den Morgen-Nebel können sie die Umrisse der Stadt sehen, welche beinahe zwei Miles längs der Bai-Ufer sich ausdehnt. In dem Maße als die Sonne heraufsteigt, werden die Partieen des Gemäldes deutlicher, und Fort St. Anna mit der Kaserne nimmt unter den Gebäuden eine ausgezeichnete Stelle ein. Aber die anziehendsten Gegenstände sind die schattenvollen Villa's auf den Hügeln, sast begraben in der üppigen tropischen Vegetation und von prachtvollen Kokospalmen überschattet.

Herr Neukomm der Aeltere ist mit Natur und Verantwortlichkeit seines Berufes wohl bekannt; er bedeutet seinem jüngeren Freunde, daß er (der Jüngere) für heute bei den Truppen an Bord bleiben müsse, und läßt sich im Boote ans Land setzen. Er begiebt sich dann zurück nach einem der guten Wirthshäuser, eine Muskatine ist, bestellt Nachtlager und Abendessen und läßt sich von einem halb nackten Negerknaben zur Wohnung des Ober-Offiziers bringen. Diese vornehme Person ist von ihrem Morgenritte noch nicht zurück; das bestimmt Herrn Neukomm, seine Karte abzugeben und in Begleitung des kleinen Negers weiter zu kutschiren. Die große Mannigfaltigkeit in den Farben und Bildung der Gesichter, vom Ebenholz-Schwarzen durch alle Schattirungen des Braun und Gelb bis zum sogenannten Weiß, gewährt ihm viele Zerstreuung, und die zum Verkaufe ausgebotenen Waaren könnten ihm fast den Glauben beibringen, er sey in England, wenn nicht das äußere Ansehen der Läden seine Täuschung zerstörte. Er betrachtet die plumpe Domstiche und fragt, ob es an Gelb zum Bau einer Kirche gefehlt habe? Nun bedeutete ihm, nur allein die Oekane sepen Squib daran, daß man keine höheren Thürme baue. Herr Neukomm beschaut sich ein Weißen Nelson's Bildsäule am Square und begiebt sich dann nach der Kaserne. Hier nimmt es ihn Wunder, wie es den Leuten möglich gewesen, auf Barbados einen so schönen Paradeplatz anzulegen; auch staunt er über die bedeckten Gallerieen vor dem Gebäude.

Von diesen und anderen Merkwürdigkeiten erlättigt und doch mit leerem Magen, kehrt der junge Ankömmling in sein Hotel zurück, wo er sich vor der Stunde des Diners vergebens mit einem großen Humpen Sangari abzukühlen sucht. Von Schweiß triefend, legt er das Messer an einen aufgewärmten Puter, der gestern bei einem großen Diner unverkäuft geblieben, und macht sich dann über die Sapadillo's, Granadillo's und andere wundersame Früchte her, die ihm bis dahin kaum dem Namen nach bekannt gewesen. Noch hat er sein Fläschchen köstlichen Madeira nicht geleert, da kommt ihm von Seiten der Frau Wirthin eine Einladung zu dem Balle, der heute Abend stattfinden soll und — nur einen Dollar s Person kostet. „Ist das ein anständiger Ball?“ fragt er seinen schwarzen Cicerone. — „„Ah, schöne Ball, Massa, viel Vornehm tanza — alle die Massa gehen sie hin.““ — „Besucht ihn auch der Gouverneur?“ — „„O sehr oft Massa Gouverneur geht sie hin.““

Während Erkundigungen kann unser Freund nicht einziehen; er fällt vielmehr den Entschluß mit seinen Leuten auf die Madeira auch bald auf. Bei Terpsichorens Tempel angekommen, findet er das Aeußere nicht sehr brillant. Er zahlt seinen Dollar und tritt in einen Salon voll schwarzer und gelber Schönheiten. Die Frau Wirthin fragt ihn, ob er Lust hat, zu tanzen; Herr Neukomm aber lehnt ihr Anerbieten höflich ab, da schon jetzt seine trockene Faser an ihm ist, und setzt sich an einen Ort, wo er ungestört beobachten kann. Ihm gerade gegenüber sitzt Mis Sally Barker mit ihrem Gliedpuppen-Leib, ihrer spindeldürren Taille und schmachtenden Miene; neben ihr Mis Kwalschaba, kohlschwarzen Antlitzes, wohlbeleibt und mit grimmig rollendem Augenpaar. Die schwarze Schönheit rührt unseren Helden am meisten, und er spricht mehr als einmal seufzend vor sich hin: „Mann, ach Mann wird es mir vergönnt seyn:

Den tiefschwarzen Mann zu küssen,
Der von einem Ohr zum andern reicht!“

Da klapft wider alle Erwartung der Schiffskabett in den Tanzsaal und meldet dem schon sast zum Schäfer gewordenen Helden, sie hätten Ordre, mit Tagesanbruch abzusegeln, und es harre schon ein Boot, das ihn an Bord bringen solle. Herr Neukomm erhebt sich etwas langsam und nimmt von Beiwerken und Carlisle-Bai mit vielem Widerstreben Abschied: höchst wahrscheinlich wird er Beides nie wiedersehen! (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Orientalische Urtheile über den Stil. Auch bei den Muhammedanern giebt es entgegengesetzte Ansichten in der Aesthetik. Von der Verschiedenheit ihres Geschmacks in Betreff einer schönen Schreibart erzählt und Botta in seiner so eben erschienenen Relation d'un voyage dans le Yemen*) ein Pröchen: „Der Scheich Hassan“, sagt er, „war schon sehr verwundert, von mir, dem Europäer, einen Arabischen Brief zu erhalten, noch mehr aber über die Einfachheit meines Stils. Er sagte, es wäre viel ein größer Vorzug der Europäer, daß sie nur das schreiben, was zur Sache gehört, während die Morgenländer ihre Gedanken unter einen Berg von Phrasen vergraben und dann Hassen von Blumen darauf streuen. So Scheich Hassan. Wie ganz anders Hussein-Effendi, der Stallbruder Sadi's! Dieser hatte mir die trefflichste Erziehung und den Geist Ibrahim Pascha's, des Bruders seiner Gemahlin im Briefschreiben führte er an, daß seine Briefe überaus schwer zu verstehen seyen. Nur ein einziger Mann sey im Lande, der ihre Sprache zu erklären vermöge.“ Mit Hussein-Effendi hatten es freilich in Europa viele Beurtheiler, wenn sie von Leuten sprechen, die mit Ibrahim Pascha bekannt in der Nähe von Hassen mit ihrer angestammten Geistessamkeit herrschen. Und dieß Geistesmarkt besteht oft in nichts Anderem, als in der Kunst, einen schwachen Gedanken „unter einem Berge von Phrasen zu begraben und auf das Grab dann Blumen zu streuen.“

— Schlegel's Name in Nord-Amerika. Friedrich Schlegel's Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur, von denen bereits vor mehreren Jahren eine Englische Uebersetzung erschien, sind jetzt in New-York mit einer Amerikanischen (v. h. von einem Janker herübernden) Einleitung herausgegeben worden.**) Die dramatischen Vorlesungen von Aug. Wilhelm v. Schlegel, übersetzt von Black, und Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Geschichte, übersetzt von Robinson, genießen sowohl in England als in Nord-Amerika großes Ansehen. In der Einleitung zu der eben erschienenen Literaturgeschichte sagt der Herausgeber, erst durch die beiden Schlegel habe man in Amerika und England erfahren, was eigentlich unter philosophischer Kritik zu verstehen sey. Interessant ist, daß dieses Wort im fernen Westen solche Anerkennung in demselben Augenblicke findet, in welchem auch in Deutschland eine neue Ausgabe desselben, bis auf unsere Zeit fortgeführt von Dr. Theodor Mundt, als eine willkommene Erscheinung begrüßt wird.

*) Die Reise ist im Auftrage des naturhistorischen Museums von Paris unternommen, und der Bericht zeichnet sich durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit aus.

**) Lectures on the History of Literature, ancient and modern. From the German of Frederic Schlegel. With an introductory preface. New-York, 1841.

An die Leser.

Vom 1. Januar 1842 wird das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ auf ganz weißem Papier in etwas größerem Format und mit lichterem Druck erscheinen, so daß den von mehreren Seiten in dieser Beziehung ausgedrückten Wünschen wird entsprochen werden, ohne daß darum der Reichthum an Stoff eine Einbuße erleidet. Auch der Preis des Blattes wird nach wie vor derselbe bleiben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Mittwoch den 29. Dezember 1841.

Frankreich.

Episoden aus der Französischen Revolution.

Ich kannte einen Huissier des Konvents, Roper mit Namen*), der mir oft freien Eintritt auf eine der besonderen Tribünen verschaffte; denn diese demokratischen Gesetzgeber, welche alle Vorrechte aufhoben, hatten doch für ihre Freunde gewisse Zuhörer-Privilegien beibehalten. Ich meinerseits leistete dafür denn gefälligen Handlanger alle die kleinen Dienste, die mir in meiner Stellung als Schreiber bei einem Notar möglich waren. So überbrachte ich ihm zum Beispiel eines Tages, in der ersten Dekade des Ventose im Jahre II, eine Vollmacht, die er vergangenen Abend bei mir unterzeichnet hatte. Als ich nach ihm fragte, sagte man mir, er sey so eben in das Büreau der Saal-Inspektoren beschieden worden.**) Ich sand ihn auch dort, aber nicht allein, denn ein junger Mann von vierbis fünfundzwanzig Jahren, von schöner Gestalt, sanftem Ausdruck, eleganter Haltung und feinem Anzuge saß an einem Tisch voller Papiere und blätterte in Akten, die er in der Hand hielt. Ganz in seine Arbeit vertieft, achtete er nicht auf mich; Roper legte unterdessen, nach Art der Chaise des Harpentraes, zwei Finger auf den Mund, um mir Schweigen und Vorsicht anzuempfehlen. Diese Aufforderung war jedoch unnütz, denn Zeit und Ort mahnten mich schon dringend genug an die große Zurückhaltung im Sprechen. „Bürger Roper", sagte ich mit lauter Stimme, „hier ist die Vollmacht, die Ihr von mir verlangt habt." Als ich sie ihm überreichte, sprach der schöne junge Mann, ohne von seinen Papieren aufzublicken, welche seine Aufmerksamkeit fesselten: „Eine Vollmacht, Roper! Ihr habt also Geschäfte, mein Theuerster?" — „Ja, Bürger, mir ist eine kleine Erbschaft in Versailles zugefallen, und da ich nicht abkommen kann, um dieselbe anzutreten, so . . . ." — „So beauftragt Ihr einen Anderen damit; das ist wohlgethan." Nach einem kurzen Stillschweigen, als ich mich wieder fortbegeben wollte, fragte mich der Unbekannte, nachdem er mich vom Kopf bis zu den Füßen gemustert hatte: „Ihr arbeitet also bei einem Notar?" — „Ja, Bürger," — „Schimm genug für Euch. Die Pariser Notare sind ein Aubel Schufte, die alle die Guillotine verdienen und ihr auch anheimfallen werden."

Dieser Eingang zur Unterhaltung verursachte mir ein heftiges Zittern, und ich blieb wie festgebannt auf meinem Platze stehen. Er blätterte wiederum in seinen Papieren, wendete sich aber nach Verlauf einer Minute zu mir mit den Worten: „Da man ihnen aber noch ihr Gehrigt gestattet und ich gerade Jemand wegen Einkassirung einer Schuld nach Noyon zu schicken habe, so fertigt mir nach Eurer Rückkunft in Euer Büreau eine Vollmacht aus." — „Mit Vergnügen, Bürger; aber Ihr müßt mir die nöthigen Punkte angeben." — „Das ist wahr; schreibt also."

Ich nahm eine Feder, er diktirte mir die Bemerkungen, und ich erfuhr daraus, daß er Saint-Just sey. Das Medusenhaupt hätte mir keine größere Erstarrung verursachen können. Nachdem ich meine Note eingetheilt hatte, sagte ich: „Ihr könnt Euch darauf verlassen, Bürger, noch diesen Abend . . . ." — „Warum nicht schon eher?" — „In einer Stunde, wenn es Euch beliebt." — „Gut, so sey es. Ich will dieses Geschäft nicht länger anstehen lassen. Mein Schuldner ist ein ci-devant, einer von ehedem, der seinen Kopf nicht mehr lange zwischen den Schultern tragen wird, und er soll mir bezahlen, bevor er ihn verliert. Geht nur und kommt schnell zurück." — Noch vor Ablauf einer Stunde war ich mit meiner Vollmacht wieder zurück. Saint-Just unterzeichnete sie, bemerkte sich für seinen Eifer, verschierte mir, daß er die schnellen Leute über Alles schätze, und empfahl mir an, ihm dieselbe den folgenden Morgen unterzeichnet und einregistrirt in seine Wohnung in der Rue-des-Moulins zu bringen.

Den nächsten Tag um neun Uhr Morgens begab ich mich, schnell wie der Blitz, in die Wohnung des schrecklichen Volksvertreters. Er besaß eine sehr schöne Wohnung im ersten Stock. Sein Officieur ***) empfing mich im Speisesaal, in dessen Mitte auf einem hübschen Büfet von Mahagonyholz Teller mit kalten Speisen, mit Früchten und Eingemachtem, kurz mit Allem standen, was man zu einem guten Frühstück erforderlich war; denn ich muß bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß Saint-Just, dieser strenge Republikaner, der auf der Rednerbühne des Konvents die Meinung ausfprach, daß die Franzosen nicht an die Schweigerein von Perfepolis denken, sondern sich zur Spartanischen Mäßigkeit bekehren sollten, doch keineswegs Gebrauch von der kärgsamen Suppe machte, sondern die Heil, welche er nicht im Konvent oder im Ausschuß zubrachte, regelmäßig mit den Freuden der Tafel ausfüllte. In dieser Beziehung glich er ganz dem Chaumette, dem Finanzier Cambon und anderen Republikanern derselben feinen Sorte, von welchen man mit Recht sagen konnte: Qui Curios simulant et bacchanalia vivunt. Nachdem der Officieur den Grund meines Besuchs erfahren, meldete er mich bei dem Repräsentanten, der mit seiner Morgen-Toilette beschäftigt war und bald in einem blendend weißen Dimity-Schlafrock erschien. Seine Füße steckten in eleganten gelben Safian-Pantoffeln, als Flamme er in gerader Linie von Muhammed ab. Er strich die wallenden Locken seines parfümirten Haupthaares wiederholentlich mit der Hand und schnitt dieselben auf den Kragen mit derselben ängstlichen Sorgfalt, wie der Redner Hortensius die Falten seiner Toga. Kaum hatte ich ihn erblickt, so überreichte ich ihm ehrfurchtsvoll die ausgefertigte Vollmacht; er lobte mich von neuem wegen meiner Pünktlichkeit und lud mich zum Frühstück ein. Ich stammelte einige Dankworte und nahm die Einladung an.

Beim Frühstück sagte Saint-Just: „Ich habe gestern mit Roper über Euch gesprochen, und es hat mich gefreut, zu hören, daß Ihr ein guter Patriot seyn." — (Roper hatte mich ganz besonders herausgestrichen.) — „Wie jeder Franzose es seyn soll." — „Gewiß, aber wie es nicht jeder Franzose ist . . . . Apropos, was haltet Ihr von den Girondisten?" — „Ich?" — „Freilich, Ihr." — „O! aber . . . ." — „Nun, laßt hören, was Ihr von den Girondisten denkt." — Ein Lichtstrahl erhellte plötzlich mein Gehirn: „Ich denke, sie gleichen dem Nero, der sagte: ich umarme meinen Redenbuhler, um ihn zu ersticken; so haben auch sie die Republik in ihre Arme geschlossen, um sie zu zermalmen." — „Dazu werden wir ihnen nicht Zeit lassen, und die Republik wird sie dergestalt zusammenpressen, daß sie in diesen Umarmungen zu Grunde gehen." — Bei diesen Worten strahlten seine Augen von teuflischer Freude, er glich der Hyäne, die sich auf ihre Beute stürzt. Dann sprach er nach einer Pause: „Ich bin mit Eurer Antwort zufrieden, besucht mich wieder. Wenn ich allein bin und Zeit habe, wollen wir mit einander plaudern und sehen, was aus Euch zu machen ist." — Hierauf entließ er mich, um seine Staats-Toilette zu besorgen, weil er sich in den Konvent begeben mußte; denn Saint-Just sprach, wie sein Idol Robespierre, den tiefsten Abscheu gegen die schmutzige Kleidung der Sansculotten und erschien öffentlich stets in einem gewählten Anzuge, der seine elegante Haltung und seine natürliche Anmuth vortheilhaft hervorhob.

Man kann sich leicht denken, daß ich eine so wichtige Bekanntschaft nicht zu vernachlässigen gedachte, und daß ich mir vornahm, von dem Schutz eines solchen Bilzbahleiters Vortheil zu ziehen. Nach sechs oder sieben Tagen begab ich mich wieder zu Saint-Just, er hatte sich mit Robespierre eingeschlossen; das nächste Mal arbeitete er mit Couthon; dann entheilte er wieder Verhaltungsregeln an Maignet, der nach Vendun abreisen sollte, um es niederzubrennen und die Einwohner theils zu erschießen, theils zu vernichten; als ich zum vierten Male einen Besuch wagte, fertigte er gerade mit Fouquier Tinville die Liste der Verschworer an, die er am nächsten Morgen auf das Revolutions-Tribunal senden wollte; kurz, ich fand ihn beständig mit der öffentlichen Wohlfahrt beschäftigt. Abgeschreckt von allen diesen vergeblichen Versuchen, wagte ich keinen neuen, begnügte mich, ihn oder beim Herausgehen aus einer Abend-Sitzung auf einem der Thore des Konvents; noch war ich zweifelhaft, ob ich ihn anreden solle, als er schon freundlich mit mir zurief: „Da seyd Ihr ja; desto besser. Man schreibt mir aus Noyon, daß mein Bevollmächtigter krank sey; wenn Ihr also nichts Besseres zu thun habt, so reiset hin, um meine Schuld einzufordern." — „Mit dem größten Vergnügen; wann soll ich abreisen?" — „Morgen; begleitet mich, ich will Euch einen Paß vom Wohlfahrts-Ausschuß geben."

Am anderen Tage reiste ich nach Noyon, beendigte das Geschäft in zwei Tagen und überbrachte an Saint-Just den Betrag

*) Er war früher in der Hofhaltervei von Madame angestellt, galt nachher für einen erprobten „Patrioten" und stand bei St. Just in besonderer Gunst. In seiner letzten Lebenszeit war er Aufseher der Huissiers des Rechnungshofes.

**) Die Saal-Inspektoren versahen zur Zeit des Konvents dieselben Functionen wie jetzt die Quästoren der Deputirten-Kammer.

***) Der Domestikenstand war also auf wiederzeglich mit Ehren Würde des Menschen abgeschafft worden: man hatte daher die juristische Fiction aufgestellt, daß jedes Individuum im Hause eines Anderen nicht als Dienstbote betrachtet werde, sondern ihm nur „gute Dienste" (de bons offices) leiste; daher die Benennung officieur.

seiner Schuld, sieben- oder achtlausend Franken in Assignaten.*) Von dieser Zeit an wurde ich, so zu sagen, sein Geschäftsführer, und er nahm mich nach und nach immer freundlicher auf. Ich arbeitete damals, wenn man dies arbeiten nennen konnte, bei dem Notar Etienne in der St. Jacques-Straße; als ihm aber der Auskauf der Section des Panthéons in dem ehemaligen Collège du Plessis, welches eine der breitbrandet Speisekammern der Guillotine wurde, eine Wohnung anwies, war ich ganz brotlos.**) Ich begab mich zu Saint-Just, theilte ihm ohne Weiteres meine Verlegenheit mit, und er bot mir auch sogleich eine Stelle als Hülfsarbeiter in den Büreaux des öffentlichen Wohlfahrts-Ausschusses an. (Schluß folgt.)

England.

Die Orden in Großbritanien.

(Schluß.)

Größere Zweifel haben die Veränderungen erweckt, die sich Georg IV. erlaubte. Er ist der Erste gewesen, der die Anzahl der wirklichen Ritter des Ordens über die ursprünglich vorgeschriebene Gränze erweiterte, und zwar nahm er, als die Zahl schon voll war, noch in den Orden auf: die Kaiser von Rußland und Oesterreich nach dem Sturze Napoleon's; Ludwig XVIII. nach seiner Rückkehr auf den Französischen Thron; Lord Liverpool und Lord Castlereagh zur Anerkennung ihrer Verdienste in Beförderung der revolutionairen Zoren, und den Fürsten Leopold von Sachsen-Coburg bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Charlotte. Wilhelm IV. machte den Grafen Grey zum außerordentlichen Mitgliede des Ordens, und Ihre Maj. die Königin Victoria hat mit Recht nicht geglaubt, warten zu müssen, bis ein Platz in demselben ter wird, um den Prinzen Albert darin aufzunehmen.

Den Statuten des Hosenband-Ordens gemäß, konnte jeder Edelmann in ihn aufgenommen werden, doch es ist nicht nöthig, zu erwähnen, daß eine so ausgezeichnete Gunst in Wirklichkeit auf den hohen Adel beschränkt blieb; ja, man darf hinzufügen, mit wenigen Ausnahmen auf den Fürstand.

Der Thistle- (Distel-) Orden wird in der Verordnung vom Mai 1687, durch welche Jakob VII. von Schottland (Jakob II. von England) ihn wieder erneuerte, sehr alt genannt. Die Legende von seiner Entstehung zur Zeit Karl's des Großen und des Achajus bedarf keiner Widerlegung. Die Dokumente, vermöge deren man dat bewiesen wollen, daß er schon unter den ersten Königen auf dem Hause Stuart bestanden, schienen und eben so wenig überzeugend; die ersten sichern Spuren desselben treten unter Jakob V. hervor. Die alte Sage, daß die Königin von Schottland der ursprüngliche Mittelpunkt der Vereinigungs-Platz der Ordensritter gewesen sey, ist, wenn auch nicht unbestreitbar, doch sehr glaubhaft, da Jakob V. hierin das Beispiel der Englischen Monarchen nachgeahmt hätte, welche die Ritter des Hosenband-Ordens zu Windsor versammelten, und der Schottische Hof in dem Ceremoniell und der Etikette sich fast beständig in allen Punkten des Englischen angeschlossen hat. Nachdem dieser Orden bald und bald in Vergessenheit gekommen war, führte ihn die Königin Anna 1703 in seiner ursprünglichen Gestalt wieder ein; sie bewahrte ihm die bei seiner Gründung vorgeschriebene Zahl Zwölf, den Herrscher nicht mitgezählt, worin eine Anspielung auf Christus und die Apostel liegt. Zu Rittern des Ordens wurden stets die Pairs gemacht, und es ist bereits der Gebrauch, daß man ihn abgiebt, wenn man den Hosenband-Orden erhält, obgleich hiervon einige Ausnahmen bekannt sind. Der letzte Herzog von Norburgh beide Orden, und unter unseren Zeitgenossen vereinigt sie Se. Königl. Hoheit der Herzog von Sussex. Das Band des Thistle-Ordens war ursprünglich blau, seit der Königin Anna ist es grün; der Devise ist das Motto: Nemo me impune lacessit, und die Königlichen Wappen in Schottland erfunden hat und welches, so wie die symbolische Distel, sehr gut für ein stolzes, kühnes Volk paßt: Nemo me impune lacessit.

Diesen beiden Orden steht als dritter, gleich bedeutender zur Seite der St. Patricks-Orden in Irland, dessen Geschichte jedoch in ein mythisches Dunkel gehüllt ist. Er wurde gegründet von Georg III. im Jahre 1783 und besteht aus drei Königen, dem Großmeister und zweiundzwanzig Rittern, die bisher ohne Ausnahme aus den Reihen der Irischen Patrschaft gewählt worden sind. Die einzige Aenderung, welche mit den Statuten des Ordens vorgenommen ist, besteht darin, daß Wilhelm IV. dem Großmeister, welche Würde stets mit der des Vice-Lieutenant von Irland verbunden ist, verliehen hat, das Recht der Niederlegung seines Vice-Königthums die ehrenvollen Abzeichen des Ordens zu tragen. Harris meint, daß es besser gewesen wäre, wenn man ihnen, wie dies im Jonischen Orden der Fall ist, den Rang von außerordentlichen Rittern ertheilt hätte, welche, sobald ein Platz im Orden leer wird, in denselben einrücken.

Die Abzeichen dieses Ordens sind Sterne. Die Farbe des Bandes ist ein sehr lebhaftes Blau (grün, die Nationalfarbe, war

*) Sein Schuldner, was er nun nicht mehr war, erlitt hierauf den Tod durch die Guillotine, und Hébert theilte sein Vermögen.

**) Etienne, der anfangs mit großem Enthusiasmus an der Revolution theilnahm, wurde im Jahre 1793 zum Beisitzbander des Nationalgerichts, und starb 1794 auf dem Schaffot, weil er widergerichtlich gegen Robespierre in den Tuilerieen die Wache hatte, ließ er sein Pferd unter den Fenstern der Schloßwache parabiren, wo gerade die Königin sich befand, und da er ein besserer Reiter als Redner war, so warf ein Paar seines Pferdes ihn zur Erde, und er wurde schwer verwundet. Die Königin schickte ihm sogleich ihren Arzt und befahl, daß man ihm alle mögliche Pflege zuteil werden lassen. Sie ließ sich öfters nach seinem Befinden erkundigen, bis er vollkommen wieder hergestellt war. Diese Beweise von Güte wirkten so auf ihn, daß er von da an der aufrichtigste Anhänger der Königlichen Familie wurde, was ihm — Jahre 1793 die oben erwähnte Einkerkerung zuzog. Um nicht aufs Schaffot kommen, entschloß er sich wenige Tage darauf mit einem Räuberstiefer, selber schon von Schottland weggenommen), und der höchst zierliche Stern besteht aus einem Kleeblatt, welches an jeder Spitze mit einer Krone geziert ist. Die Devise hat die ungewöhnliche, doch bezeichnende Form einer Frage: Quis separabit? Jeder kann hierin nach seinem Gefallen die Herausforderung einer wohlgegründeten Macht oder die Hoffnung eines schwerbedrängten Volkes sehen. O'Connell wird einst nicht ermangeln, von diesem Doppelsinn Vortheil zu ziehen, in seinen Versammlungs-Orten. Der Mittelpunkt dieses Ordens ist die Kathedrale des heiligen Patrid zu Dublin.

Wir kommen jetzt zu dem Bath- (Bad-) Orden, dessen Geschichte Harris mit besonderer Sorgfalt behandelt, und welcher, wie er nachweist, unter Georg I. gestiftet worden ist. Das Bad, welches die angehenden Ritter als Weihe empfingen, so wie das übrige Ceremonial, ist seiner Bedeutung und Einrichtung nach so bekannt, als daß wir hier davon sprechen müßten. Wir wollen hier nur, daß das Bad nur bei den Rittern nothwendig war, welche zu Friedenszeiten in den Orden traten. Diese Ceremonie hatte in ihren Einzelheiten vieles Seltsame, besonders, wenn man sich buchstäblich an die Vorschrift hielt, was jedoch nur selten und bei sehr seierlichen Gelegenheiten der Fall war, etwa bei einer Königskrönung. Auch darf man sich nicht wundern, wenn man früh die Ritter, welche die abenteuerliche Weihe in ihrem ganzen Umfang erhalten hatten, von den übrigen unterschied. Bei jeder Krönung von Heinrich III. an bis Karl II. fand die Feierlichkeit statt; bei der Thronbesteigung Jakob's II. unterblieb sie zuerst, und natürlich dachten weder Wilhelm noch Anna daran, sie zu erneuern. Georg I. hatte es eben so wenig gethan, doch Walpole kam unter vielen genialen Entwürfen zur Beherrschung der Parteien auch auf den Gedanken, den Bath-Orden wieder aufleben zu lassen und durch sechsundzwanzig rothe Bänder dem Ministerium ein sehr ansehnliches Kapitel zur Belebung derselben zu gründen, deren Verdienste man nicht durch Stellen belohnen konnte. So kam es auch, daß den Rittern von den Hosenband-Orden auch, denn wer das rothe Band empfing, wartete geduldig, bis das blaue ihm zu Theil ward. Sir Robert selbst befand sich unter den ersten Rittern des rothen Bandes (Mai 1725), natürlich ging er schon im folgenden Jahre zum blauen über. Alle übrigen Ritter dieser ersten Ernennung waren Mitglieder des Parlaments. Die Statuten hat, wie Walpole erzählt, ein Mann voll Humors entworfen, dessen Laune auch das ganze Ceremonial durchdurchsimmert, doch sein Scherz blieb ehrl, und so hat man bis heute Rechts an den Vorschriften dieses heraldischen Gesetzbuches geändert. Dieselben lauten also:

„Alle, die zur Aufnahme in den Orden erwählt sind, müssen sich an bestimmten Tage in das Zimmer des Fürsten in unserem Ministerhause begeben. Jeder Ritter muß sich mit zwei Edelmännern begleitet seyn, die Eroelleute von Geburt sind. Er wird mit seinen Knappen in das besagte Zimmer geführt; diese müssen sich zuvor über das Wesen des Ordens und über die Form der Aufnahme unterrichtet haben, ihm dieselbe genau auseinanderseßen und ihn die pünktliche Beobachtung aller Ceremonien, welche von symbolischer Bedeutung sind, einschärfen. Hierauf haben sie ihn zu Bette zu bringen, daß ein geschickter Bader ein Bad in einer Wanne bereitet, welche von außen und innen mit weißer Leinwand überzogen ist und zum Schutz gegen die Kälte der Nachtluft mit einem auf gedogenen durch einander gekreuzten Stäben ruhenden Teppich überdeckt wird. Eine wollene Decke muß eings um die Badewanne auf den Erde ausgebreitet seyn. Hierauf muß der Bader Bart des Aufenthalten abgenommen, sein Haar geschnitten, und die Knappen haben dem Großmeister zu melden, daß er für das Bad vorbereitet ist. Bei dieser Nachricht erhebt sich allgemeine Freude, Ministerle fallen mit Gesängen ein, und unter den rauschenden Tönen wird der Ausverwählte entkleidet und das Bad gebraucht. Sobald er sich in dasselbe befindet, hört die Musik auf, dieser Ritter tritt mit tiefen Ernst in das Gemach, knieen Einer nach dem Anderen neben der Wanne nieder und erklären dem Badenden mit sanfter, doch bedeutender Stimme den Zweck und die symbolische Bedeutung des Bades und mahnen ihn ernst an, in Zukunft all' sein Treiben und Trachten vor jeder Besteckung zu bewahren. Hierauf nehmen sie einige Tropfen Wasser und sprengen sie auf die Brust des Badenden, so daß sie zurück, und die Knappen heben ihn aus dem Bade, trocknen ihn ab und kleiden ihn sehr warm an, da er die ganze Nacht hindurch wachen muß. Diese Bekleidung besteht in einer braunen Kappe, wie sie die Eremiten tragen, und in einem braunwollenen Mantel mit langen herabfallenden Aermeln, der vermittelst einer feinen Schnur um die Hüften zusammengehalten wird. Nachdem nun der Bader die Wanne weggeschafft hat, treten die Ordensritter aufs neue ein und führen den Gebadeten in die Kapelle König Heinrich's VII., von sämmtlichen Knappen und von den Minstrelen begleitet, welche fröhliche Melodieen spielen. Hier dankt der Ermählte den Rittern für die große Gunst, die sie ihm an diesem wichtigen Tage durch ihren freundlichen Besuch geleistet haben; diese entfernen sich, und die Knappen schließen den Neugewählten in die Kapelle ein, woselbst er die ganze Nacht unter Gebeten zubringen muß. Mit Tagesanbruch wird er in das fürstliche Gemach zurückgeführt und daselbst zu Bett gebracht; zu bestimmten Stunde werden hierauf die Knappen dem Könige oder dem Großmeister, daß die Zeit des Aufstehens gekommen sei; die Ritter werden sogleich benachrichtigt, sie sich ankleiden und wünschen, nachdem man ihn vorgeschriebenermaßen durch sanfte Musik geweckt hat, ihm einen guten Morgen. Hierauf heben ihn die Knappen aus dem Bett, der älteste Ritter überreicht ihm das Hemd, der nächstälteste die Beinkleider, ein dritter den Ueberrock, zwei andere die Stiefeln u. s. f. Den Beschluß der Feierlichkeit macht die Umlegung des leichten Mantels, welcher auf der linken Schulter die Insignien des Ordens trägt."

Digitized by Google

Es scheint unnöthig, hinzuzufügen, daß diese bizarren Formalitäten nie buchstäblich ausgeführt worden sind. Der König oder der Großmeister verkauften nie, die nöthige gesetzliche Dispensation zu ertheilen, damit die Statuten nicht offen verletzt werden.

Obgleich nun Robert Walpole den Orden ursprünglich nur für Militairpersonen bestimmt hatte, so nahmen doch die auf ihn folgenden Minister Jeden darin auf, von dem es bequem schien, seine Dienste durch solch' eine Belohnung zu vergelten; und man muß gerecht gegen sie seyn und ihnen die Ehre lassen, daß sie ihn nicht unbedachtsam mißbrauchten, sondern ihm seine Stellung vollkommen bewahrten.

Wie bei dem Thistle-Orden, ist es gewöhnlich, daß auch die Mäler des Bath-Ordens denselben ablegen, sobald sie den Hosenband-Orden erhalten; doch sind hiervon bereits öfter Ausnahmen vorgekommen, und als Wellington nach Empfang des Hosenband-Ordens im Mai 1813 hat, ihn aus der Hand der der Ritter des Bath-Ordens zu streichen, so haben der Großmeister und die übrigen Ritter eine so große Beleidigung darin, daß sie es zu thun sich weigerten.

Am 25. März 1840, mit welchem die von Harris gesammelten Dokumente schließen, bestand der Bath-Orden aus hundertundfünf Mitgliedern, von denen vierundzwanzig aus dem Civilstande waren.

Der Orden des heiligen Michael und des heiligen Georg wurde gestiftet, als die britische Herrschaft über die Jonischen Inseln durch die Verträge mit den Europäischen Mächten fest begründet war. Man läßt in denselben nur Männer, welche auf diesen Inseln oder auf Malta geboren sind, und hohe Englische Staatsbeamten zu, welche mit der Verwaltung dieser Provinzen beschäftigt sind. Bei der Geschichte dieses Ordens verweist der Verfasser mit bekannter Ausführlichkeit, er ist der Kanzler desselben, und wir finden seine Vorliebe für ihn so natürlich wie verzeihlich. Zugleich weist er darauf hin, wie wünschenswerth es sey, ihn über alle Englische Kolonieen auszudehnen, und wir geben ihm Recht darin, daß es von Wichtigkeit für die Britische Regierung wäre, ihn für ihre zahlreichen Kolonieen zum allgemeinen Civilverdienstorden zu erheben und mit ihm in Kanada wie in Australien jede Treue und Anhänglichkeit zu belohnen.

Der Guelfen-Orden in Hannover hat seit der Trennung beider Kronen aufgehört, ein Englischer Orden zu seyn, obwar gegenwärtig noch der größere Theil seiner Ritter aus Britischen Unterthanen besteht. Einige nehmen, wie es scheint, selbst in England an seiner Stadt einen anderen „Zond von Gunstbezeugungen" zu gründen; und jedoch scheint es, als ob es weit mehr an der Zeit wäre, den Kreis der äußeren Auszeichnungen und neuen Titel zu beschränken, als ihn zu erweitern. Wir zweifeln sehr, ob gegenwärtig in unserem Ordenswesen etwas Besseres geschehen kann, als daß man durch eine weise Sparsamkeit mit Auszeichnungen der Art dieselben ihren Werth bewahrt, welche unsere Beraätern für zureichend hielten. Wenn einige von ihnen, was sich leider nicht leugnen läßt, in ihrer Geltung gesunken sind, so ist der Grund hiervon nur in einer unbedachten Verschwendung mit ihnen und in dem Mangel an Vorsicht zu suchen, mit welchem man oft diejenigen auswählte, welche man dieser Ehre für würdig hielt, und gegen die sich häufig die öffentliche Meinung aussprach.

Polen.

Ueber die Polnische Journalistik.

Es mögen jetzt in Polnischen Ländern etwa 33 und im Ausland etwa 6 Polnische Zeitschriften erscheinen. Bei den in Paris herauskommenden lassen sich, wie bei der im Ausland gepflegten Polnischen Literatur überhaupt, wenn auch nicht der Haupt-Ton nach, doch nach der Art ihrer Vermittelung, zwei politische Richtungen vorzugsweise unterscheiden: die aristokratische und die demokratische, oder genauer: die monarchische und die republikanische.

Diese beiden Parteien stehen einander in den Vorbereitungs-Ideen des Hauptzieles so schroff entgegen, daß sogar oft kleinliche Lebenszhalt sich in den Streit einmischt. Eine Schilderung dieser gegenseitigen Ansichtungen lassen wir noch jüngst in der zu Paris erscheinenden Zeitschrift „der dritte Mai" (Trzeci maj). Nämlich ein zu seinen erzürnten Landsleuten gepilgerter Allpoie erzählte, zurückgekehrt, auf dem Todbette:

. . . . „Der Stimme der Mutter Gottes in Czenstochau folgte ich und wanderte nach Frankreich; ein Greis hat überall Eintritt, auch mit waren die Gränzen dieses Landes nicht gesperrt — ich ging von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und suchte sie, meine Landsleute aufzleiten. Es waren dies trübe Augenblicke für mich, aber, gern oder ungern, ich muß von ihnen sprechen. Wer dem Tode so nahe ist, wie ich, scheraz nicht mit der Wahrheit, und ich sage, wie ich es fand: Unteinigkeit, Zankſucht, wie auf den alten Reichstagen — ja schlimmer als in einer Synagoge war es; denn die sich hierin veekammeln, haben wenigstens einen Glauben, aber von unseren Brüdern glaubt Einer an dies, der Andere an jenes und ein Dritter noch an etwas Anderes. Ich war auf den Versammlungen, die man bald Rath, bald Seetion, bald Gemeinde und Gott weiß wie nannte, und weil ich nur von Almosen lebte, ging ich zu meinen Brüdern, um nicht von Anderen zu betteln. Jver gab etwas; denn das Polnische Herz ist gut, aber Jeder hatte etwas zu sagen. Geb' nicht zu Jenem nach Almosen, er giebt Dir nichts — er ist ein Egoist, ein Aristokrat. Ein Anderer sagte wieder: Geh' nicht zu dem, er ist ein Demokrat, ein armer Schlucker, renommirt, daß er Alle wie Brüder liebe und das Letzte mit ihnen theile — geh' nur zu ihm, ob er Dir keinen Rest giebet er wird eher für sich als für Deine Armuth bedacht seyn. Aber noch schlimmer ist es, daß weder der Eine noch der Andere sich um die Kirche kümmert, daß sie ihren eigenen Verstand zur Glaubensnorm machen — und welch' Wunder, daß Gott aus der Emigration ein Babylon schuf und den Brüdern die Sprache verwirrte? welch' ein Wunder, daß man einander beneidet und die verdientesten Männer für Verräther ausschreit, obgleich diese unschuldig Verfolgten mit ihren Anklägern Erst und Elend theilen? Das ist kein Wunder, wenngleich Alle Söhne einer Mutter sind! Um meinen Schmerz zu desänftigen, ging ich ins Gotteshaus und bannte, als ich sah, wovon meine Landsleute denken und was sie thun! Sie thun nichts und denken verkehrt — ja, sie denken verkehrt, wenn sie auch an Polen denken, wie der Hungrige an Brod. Erst muß man dieses haben und kann es in Stücke theilen, um nicht aufs neue Hunger zu leiden. Sie denken daran, wie sie das neue Polen kleiden, welche Farbe sie ihm geben, welche Mütze sie ihm aufsetzen wollen, ohne es zu haben. Die einen meinen, zum Kleid wäre der Mutter gut stehen, die Anderen beliebten dieses; und wenn nicht dieses — dann wollen wir nicht, sagen sie.

„So gut ich konnte, ermahnte ich zur Einkracht, zur wahrhaften Verbrüderung, die man in keinen Theorieen finden kann, sondern nur im allgemeinen Glauben. Ich habe ein gutes Gedächtniß: ein Theil hatzigte einem gewissen Jouarier, ein anderer dem St. Simon, noch Andere dem Lapponerayr, Andere dem Lamennais und Andere endlich dem Raspail. Diese hält man für die wahren Erlöser der Menschheit und vergißt Glauben und Kirche. Ich erinnerte daran; man verlachte mich, und Einige nannten mich einen Trops. Da sah ich, daß ich wenig oder nichts unter ihnen beginnen könnte, und begab mich auf den Rückweg zu meinen Brüdern.

„Sieben Jahre hindurch wanderte ich in Posen, Großpolen, Kleinpolen, Galizien, Wolhynien, Podolien, der Ukraine und Litthauen, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und suchte Schutz theils an den Höfen, theils in Pfarrein, theils in der Bauerhütte. Die Großen waren bald Russen, bald Polen, bald Franzosen, also politisch Nichts oder nichts. Ich wies sie als Feinde und suchte die Höfe von biederen Altpolen.

„Oft lockte mich eine rauschende Musik; ich trat ungefragt und ungebeten in die Gesindestube. Mein graues Haar diente mir als Schlüssel für alle Thore. Skapuliere und Medaillons aus Czenstochau öffneten mir die Lippen der Mägde und Frauen. Einige Pfarrherren und der Stirn führten mich in die Nähe der jungen Herrschaft; man seagte und wunderte sich, strich mir das Kinn und fühte meine Wunden. Erzählt uns, Alterchen! wie war's da unter Kosciuschko? Ich erzählte es ihnen, und im Laufe der Rede kam ich unwillkürlich auf die Emigration; dann bebten die jungen Mädchen vor Freude und fragten: Also Ihr wartet in Frankreich? Da ist mein Bräutigam, da ist mein Verwandter, mein Geliebter! Sagt was Ihr machen, wann sie kommen. Mit diesen Fragen zogen sie mich in den oft mit Gästen gefüllten Saal, und mein Herz freute sich dieser jungen Nation, die noch wenigstens einen Glauben hatte. Ueberall fand ich hier mehr Einheit der Meinungen, den Gedanken der Monarchie."

Der Ton entgegengesetzter Richtung, also die aristokratisch-monarchische, wird außer dem angeführten Journal (Trzeci maj) ferner repräsentirt von den meisten in Polen erscheinenden Zeitschriften, hauptsächlich vom Posener Orędownik. So wie „der dritte Mai" unter dem Einfluß des Fürsten Adam Czartoryski steht, so steht der Orędownik unter dem Einwirkung der Träger jener ersteren Zeitschrift, also der Schriftsteller Lappkowski, Mickiewicz und den früher Niemcewicz. Der bekanntlich im Mai d. J. verstorben ist). Das letztere Blatt ist also von diesem Gesichtspunkte aus ein Appendix des ersteren, wenngleich seine politische Richtung unter der Hülle der wissenschaftlichen Literatur versteckt liegt.

„Der dritte Mai" hat seine Sphäre durch folgende Prinzipien bezeichnet: 1) Der Titel der Schrift ist die Bezeichnung des Tages, welcher, als das Resultat der durch Czartoryski's Reform begonnenen und durch den wichtigsten Polnischen Reichstag gekrönten Bestrebungen, die Epoche der republikanischen Wahl der Könige, der rechtlosen Oligarchie der Magnaten, der lockeren Anarchie des Adels, der schandvollen Knechtschaft des Volkes und der demüthigenden Unmacht der ganzen Nation beschließt und hat. Die Zeitschrift bricht im Geist dieser neuen Epoche, welche an dem großen Tage des 3. Mai nach langen Kämpfen gegen Vorurtheile, Eigensucht, Unverstand und fremde Einflüsse auf den Reichstagen als „der Ausdruck des erleuchteten Willens der Nation" hervorgerufen wurde.

Was diese Epoche ausdrücklich zu wirken begann, war: 1) Die der Krone zugetheilten Prärogative, d. h. die Hoheit der Würde, die Macht im Handeln und die Unabhängigkeit der Erbfolge wurden festgestellt. 2) Die Beschränkung des usurpirten Uebergewichts der Magnaten. 3) Beschränkung der Adelsrechte. 4) Die Erziehung des Volkes zur wahren Freiheit. Der dritte Mai ist also die rechtliche Grundlage der politischen Meinung der gleichmäßigen Zeitschrift.

Der Gedanke der Polnischen Monarchie ist mit guten und schlechten Gründen vertheidigt; doch hat er in diesem Meinungs-Organ die kräftigste Stütze. Es heißt nach allen wiederkehrenden Erörterungen darüber: die Monarchie ist die einzige Combination der Erhaltung des Landes. Das Scepter kann unter gewissen Umständen nicht nur der Lohn, sondern das Mittel der Rettung seyn. Diese Marime wird auch von einer ferneren Vorsicht empfohlen. Auf den Reichstagen mußten diese Gedanken herrschen, sofern man Ordnung, nicht Anarchie wollte! Die Monarchie ist das Centrum der nationalen Kraft; keine Diktatur, keine Reichstags-Autorität kann den Staat zusammenhalten. Das adlige Volk steht im Widerspruch mit der Einheit der Nation. Die Negative schafft nichts, und es war die Aufgabe Polens die That. Zur That führt nur die Monarchie —

Digitized by Google

Polen ist also jetzt in legaler Rücksicht, der Sitte, der Ueberzeugung, dem Bedürfniß gemäß, monarchisch.

Die demokratisch-republikanische Partei, deren Vertreter hauptsächlich die in Straßburg erscheinende „Pszonka" ist, steht darnach in großem Nachtheile hinsichts der Gegner, daß sie alles Maß der ruhigen Ueberlegung überschreitet und mit der ungezieme ndsten Leidenschaftlichkeit die entgegenstehenden Projectionen anficht. Sie will eine vollständige Emancipation des Volks, und ihr Gedanke ist: „Alles durch's Volk und für's Volk", ohne Rücksicht darauf, daß zwischen slavischer Unterwürfigkeit des Volks und Aufbebung aller Standes- d. h. Adelsrechte sich doch wohl ein trefflicher Mittelweg finden ließe.

Auch der Posener Tygodnik literacki will, wiewohl er kein politisches Ausbangezeichn trägt, Tendenzen, und zwar die liberalen, vertreten, jedoch begnügt sich dieses Blatt damit, in seinem Feuilleton gegen gewisse Prinzipien zu Felde zu ziehen; es hält sich dagegen frei (oder muß sich frei halten) von den Extravaganzen jenes Straßburger Blattes.

Lobend müssen wir von dem Posener Blatte anführen, daß es unter einer Rubrik, Literatur des Auslandes, die wertbvollsten, in den fremden Sprachen erschienenen wissenschaftlichen und ästhetischen Werke ererpirt und beleuchtet, woraus denn doch der Vortheil für die Leser erwächst, daß sie ohne Bekanntschaft mit den fremden Sprachen sich wenigstens ungefähr auf deren schriftstellerischen Standpunkt versetzen können.

Um von dem schon erwähnten Orędownik näher zu sprechen, müssen wir ihn als ein literarisches Magazin für das Inland bezeichnen, in welcher Richtung er mit dem Polnischen „Athenäum" Vieles gemein hat. Ob es gut sey, daß sich Polen meist mit sich selber beschäftigt, bedarf keiner Frage, wenn man nur nicht in den Fehler eines Chinesischen Abzäunungssystems verfällt. In der Politik schweift Polen niemals über die Gränzen des Slaventums, außer daß es die Referate der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welche das Slaventhum angehen, sehr in Ehren hält. Die Presse Polen ist der Punkt, wo sich Deutsche und Polnische Literatur am leichtesten mit einander vermitteln können, und ein solcher Vermittelungspunkt dürfte ausreichend seyn. Die Russische Literatur ist selbst aus den Wilnaer Journalen fern gehalten und hat nur den Eintritt in dieselben, wenn sie Polnische Interessen bespricht. Die Journalliteratur dieser beiden Völker sind auch keineswegs in einer specifischen Beziehung zu einander, weil die Russischen Journale meistens der Behandlung innerer Angelegenheiten gewidmet sind, die im Innern Polens existirenden aber alle Politik aus gewissen Gründen nur unter einer Maske einschmuggeln.

Das Athenäum, von dem fruchtbaren Belletristen und Historiker Kraszewski in Wilno herausgegeben, ist eine Monatsschrift für Verbreitung historischer Denkwürdigkeiten, alter Manuskripte, umfassender Kritiken, die einzige Ephemeride, bei welcher man noch eine politische Tendenz vermißt; und dieses ist dabei! wozu alle den nationalen Zuständen gewidmete Bestrebungen in den poetischen Rebel der Politik tauchen? Schon träumen breiß freisig Leser, daß man lasse sich nur lieber von der, wenn auch frostigen, Realität wecken, manifestire sich daria und bewältige das Denken unter das Seyn.

Der Volksfreund (Przyjaciel ludu), welcher früher in Lisa erschien und bis dahin, wie es auch einem Volksblatte nicht besser anstebt, ohne politische Farbe war, hat nach seiner Vereinigung mit dem Orędownik, aber doch wenigstens nach der Verschmelzung beider Redactionen, auch einen aristokratischen Feuer gefaßt und wirft ebenfalls von Zeit zu Zeit einen Funken in den aristokratisch-demokratischen Streit, wiewohl sich der sonst loyale Volksfreund diese Mühe immerhin ersparen könnte; denn dem Streite aufgeregter Parteien beitreten, heißt, ihn nur anschüren, während eine gewisse Indifferenz dazu beitragen würde, die Glut abzukühlen.

Als Monatsschriften sind ferner die in Frankreich erschienenen Broschüren angesehen werden, welche von der dortigen demokratischen Gesellschaft als ihr Meinungs-Organ veröffentlicht werden und eine sehr nachdrückliche Sprache führen.

In einer der letzteren, welche uns eben zur Hand liegt, haben sich 2000 Emigranten durch Namens-Unterschrift als Antipoden des Fürsten Adam Czartoryski erklärt, indem sie ihn anschuldigen, er habe ihr Unglück durch Theilnahme an der Expedition nach Algier und an dem Kampfe in Portugal veranlaßt. Der Nutzen dieser Schriften ist durchaus nicht so wesentlich; denn die Raisonnements strotzen von Kurzsichtigkeit, chevalereskter Hoffnungen und Exclamationen, auf der andren Seite von bitteren Lamentationen und Uebertreibungen.

In diesem Augenblicke wollen auch die Frauen in Polen Journale redigiren und nicht nur ihrem der Mode huldigenden Geschlecht, sondern durchaus der Wissenschaft einen Dienst damit erweisen. Fräulein Eleonore Ziemiengka, eine sehr eifrige Widersacherin des antichristlichen Hegel und eine Bekennerin der unseren Schellingianismus, konnte nicht umhin, ihre philosophische Weisheit der Oeffentlichkeit preiszugeben, und hat sich theoretisch schon in Autorität zu setzen gewußt. Nur wird die Arme noch einen schweren Kampf zu bestehen haben, einmal gegen das Vorurtheil, besonders da der angelante Polnische Philosoph Trentowski dem Weibe die höhere Denkfähigkeit abgesprochen hat; zweitens gegen die zahlreichen Polnischen Hegelianer, die, in ihrem Glauben sehr glücklich, nicht mehr gern zum Gebrauche zurückkehren möchten. Eine ähnliche Erscheinung gab es schon früher in Polen: man glaubte an Voltaire und verketzerte den Dr. Luther.

Das schöne Geschlecht hat Leonore indeß von Hause aus auf ihrer Seite; denn diesem hat noch kein Profaner den „Himmelsschlüssel" oder den „Seelenwecker" aus der Hand gerissen. Es wäre auch ein Unglück für die Nation, solche Leiden des Pantheismus aufzunehmen; denn der Katholizismus allein schlingt noch ein Band um sie, das sie erhält, und er würde es noch mehr, wenn auch die staatliche Verfassung auf seinen Prinzipien beruhte. Es versteht sich, daß hier von keiner Orthodoxie die Rede sey, und dieser wird unseres Wissens auch in keinem Organ der Polnischen Oeffentlichkeit das Wort geredet.

Almanache sind mehrere für 1842 erschienen, von denen die „Rusalka" des gediegenen Kritikers Grabowski auszuzeichnen ist.

Schließlich erwähnen wir noch der in der letzten Zeit vielfach besprochenen Polnischen Vorlesungen in Posen. Die Libelischen Prälectionen über Deutsche Literaturgeschichte sind in einer früheren Nummer des Magazins schon besprochen, nun wir haben nur noch hinzuzufügen, daß derselbe gestern eine zweite Vorlesung über Aesthetik begonnen hat. Libelt besitzt ein reiches Maß von Kenntnissen auch für dieses Gegenstand und giebt sich demselben mit der lobenswerthesten Aufopferung hin, indem die Vorlesungen öffentlich von ihm gehalten werden und ihr viel Anregendes haben. Die Vorträge über Deutsche Literatur hatten wir selbst Gelegenheit zu hören.

Eine andere öffentliche Vorlesung über Slawische Geschichte und Alterthümer wird von Moraczewski, einem eben so geistvollen als eifrigen Gelehrten, gehalten. Das System, wonach Herr Moraczewski die Geschichte behandelt, ist ein durchaus eigenthümliches und neues. Er faßt die Geschichte als praktische Wissenschaft auf, die sogar einigen materiellen Werth hat; er sucht nicht die Kette von Ursache und Wirkung, sondern bildet die Zeit des Faktums ab, und aus dieser findet sich der Grund des Ereignisses von selbst. Bisher haben die Slawischen Historiker die Etymologie als das einzige Kleinod ihrer Forschungen angesehen, Moraczewski übergeht diese sowohl, als alle Volkssagen, Volkslieder und Sprüchwörter, die immer nur eine sehr unzuverlässige Quelle seyen; er hält sich allein nur an die Authentika der Geschichte und kann diesen dann desto mehr Aufmerksamkeit zuwenden.

Auch über die Encyklopädie des Rechts wird eine Vorlesung gehalten von Krauthofer.

A. W.

Mannigfaltiges.

Giorgio Vasari. Ein für Künstler und Kunstfreunde wichtiges, ja zur Kenntniß der Geschichte der Kunst unentbehrliche Italienische Werk, Giorgio Vasari's Lebensbeschreibungen der berühmtesten Maler, Bildhauer und Architekten (Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti), wird jetzt in einer Französischen Uebersetzung von den Herren Leclanché und Jeanron herausgegeben.*) Sechs Bände dieser Arbeit sind bereits erschienen, und da das ganze Werk aus zehn Bänden besteht, so sind deren noch vier zu erwarten. Vasari, geb. im Jahre 1512 zu Arezzo in Toskana geboren, stand selbst ausgezeichneter Künstler, namentlich aber ein berühmter Baumeister und geschickter Zeichner. Schüler Andrea del Sarto's und Michel Angelo's, hat er in seinen Schriften besonders viel zur Verherrlichung seiner Toskanischen Meister beigetragen, aber auch die Geschichte der übrigen Schulen Italiens, vom Jahre 1215 bis zum 16ten Jahrhundert, ist aus seinem großen Werke vollständig kennen zu lernen. Die jetzige Herausgabe desselben in Französischer Sprache liefert den besten Beweis einerseits für den wachsenden Kunstsinn in Frankreich und andererseits für das mehr und mehr auch wieder den ernsteren Gegenständen der Literatur sich zuwendende Interesse des Publikums.

— Polnische Alterthümer. In Polen, und zwar in Schawlen, hat sich eine Gesellschaft von Sammlern Polnischer Alterthümer gebildet, welche im Posener Tygodnik literacki ihren Jahresbericht erstattet, aus welchem sich ergiebt, daß die Zahl ihrer Mitglieder sich jetzt auf 36 belaufe. Ihr Kabinet zählt, außer Urnen, Hausgeräthen und kleinen Metallsachen, die Rüstungen zweier Ritter mit Helm, Visir und Schwert. Als wichtig für die Sammlung wird ein Kreuz von Ezenstochau dargestellt. Von Münzen ist schon eine beträchtliche Anzahl gesammelt; auch alte Dokumente und Schriften (Chroniken) sind eingesandt worden.**) Die Forschungen der Gesellschaft beschränkten sich bisher auf das Aufsuchen von Wallgräben, deren 15 entdeckt sind. Die Direction ist jetzt mit der Untersuchung über das Enstehen und den Zweck dieser Gräben beschäftigt.

*) Vies des peintres, sculpteurs et architectes, par George Vasari, traduites et annotées par MM. Leopold Leclanché et Jeanron. — Paris, 1841.

**) Eine wertbvolle Sammlung Polnischer Alterthümer besitzt auch der Graf Eduard Raczynski in Posen.

An die Leser.

Vom 1. Januar 1842 wird das „Magazin für die Literatur des Auslandes" auf ganz weißem Papier in etwas größerem Format und mit lichterem Druck erscheinen, so daß den von mehreren Seiten in dieser Beziehung ausgedrückten Wünschen wird entsprochen werden, ohne daß darum der Reichthum an Stoff eine Einbuße erleidet. Auch der Preis des Blattes wird nach wie vor derselbe bleiben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 157. Berlin, Freitag den 31. Dezember 1841.

Griechenland.

Der Landbau im Königreich Griechenland.

(Aus dem nächstens erscheinenden Handbuche für Reisende in Griechenland, von dem Geheimen Justizrath Dr. Ross daselbst.)

In dem Lande, wo Triptolem den Ackerbau gelehrt, wo die Eleusinischen Geheimnisse zum Andenken an diese Wohlthat des Menschengeschlechtes gefeiert wurden, ist der Landbau mit Recht einer der wichtigsten Gegenstände der Betriebsamkeit der Bewohner, und er ist bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens, der großen Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse und der trefflichen Lage zum Absatz in hohem Grade belohnend.

Nach Pouqueville behaupteten die Griechen während der höchsten Stufe ihrer Kultur einen ausschließenden Rang zum Landleben. Dieser Nationalgeschmack trieb sie stets zur Verschönerung des Innern des Landes, das sie bewohnten. In Attika machten sie die unfruchtbarsten Theile anbaulustig, schafften Erde herbei, säeten Getraide und pflanzten Bäume. So besonders in der Gegend des Sunischen Vorgebirges und auf den sogenannten Pherischen Feldern. Nordwärts von Athen fand man eine reiche Landschaft in üppigem Grün, mit Weingärten bedeckt und Olivenwäldern. Die jetzt nackten Berge, wie der Parnaß und der Brelessi, waren beschattet von mächtigen Eichen, Cypressen und Fichten, die emporragten wie Pyramiden oder Sonnenschirme. Die schrecklich dürren Ebenen bildeten zu Perodot's Zeit und bis ins Zeitalter Plutarch's das Revier der Ziegenhirten und ihrer Heerden. Unter den Sennen dieser Hirten, auf künstlichen Terrassen dieser Berge hatte der vom Bedürfniß getriebene Fleiß Pflanzungen und Gärten angelegt. Die Erdlagen schützte man durch Mauern gegen die Wegschwemmungen der Regenbäche. Durch künstliche Wasserung entwickelte man das Wachsthum. Dieser Anbau erforderte die Thätigkeit zahlreicher Sklaven und Tagelöhner. Mit dieser Beschäftigung verdiente der Philosoph Kleanth sein Brod, ehemvoller jedenfalls als der Cynifer Diogenes durch Betteln und Aristipp durch Schmarotzen an den Tafeln der Könige. Um die Ländereien möglichst nutzbar zu machen, vervielfältigte Solon die Brunnen und Cisternen zum Behuf der Wässerung. Seine Gesetze sind ein rühmlicher Zeugniß seiner landwirthschaftlichen Einsichten. Diese Wohlthat erstreckte sich auf ganz Griechenland, wo die Bauern der Wässerungs-Arbeiten noch völlig kundig sind. Der weise Gesetzgeber hatte die Tiefe bestimmt, bis zu welcher gegraben werden durfte, weil man sonst auf die Wasserbehälter stieß, die sich unter dem Attischen Boden hinziehen. Auch jetzt findet man häufig noch wohlerhaltene Wasserleitungen unter der Oberfläche, und es ist nicht zu verwundern, daß die Besruchtung des Bodens durch das Wasser eine so bedeutende Rolle in der Griechischen Mythologie spielt, wie der geistreiche Forchhammer durch seine gründlichen Forschungen an Ort und Stelle dargethan hat.

So wie im Alterthum, beschäftigt auch jetzt noch der Ackerbau die meisten Hände in Griechenland, mit Ausschluß der kleinen Inseln. Man bestellt sich zum Bau des Landes zweier Paar Ochsen, die gewechselt werden. Während die Hälfte des Tages das eine Paar pflügt, sucht das andere sich durch eine kümmerliche Weide Nahrung. Der Pflug, oder vielmehr ein Haken, wie ihn Hesiod schon beschrieben hat, ist ohne Räder; der Baum des Pfluges bildet die zum Kopfe der Ochsen eine Stange, ist unbeweglich, und dadurch, daß er zwei ganz kleine Streichbretter hat, wirft er die Ackerfurme links und rechts in die Höhe, statt sie nach einer Seite um, und kömmt diese Pflügungsart der gleich, welche in Deutschland mit dem Rührhaken geschieht. Der hiesige Pflug geht nur auf eine Tiefe, welche 6—8 Zoll beträgt, und kann durch seine Coaktruction auch nicht anders gestellt werden; gewöhnlich wird das Land zweimal gepflügt und zwar über Kreuz; das Eggen ist unbekannt. Vermittelst eines Bretes, welches durch Ochsen gezogen wird und worauf der Führer der Ochsen steht, wird der Boden festgetreten. Die Saatzeit ist bei Eintritt des ersten Regens, Anfangs November, und dauert bis Ende Decembers; nach dieser Zeit ist die Einsaat ungewiß. Einen Unterschied zwischen Sommer- und Winter-Getraide in Ansehung der Bestellung kennt man nicht. Nach Beschaffenheit des Bodens kann man 2½—3½ Stremmen täglich ackern; die Einsaat ist verschieden nach Beschaffenheit und Lage des Feldes; im Gebirge muß mehr, im Thal weniger gesäet werden; Gerste 15—20 Okka auf die Stremma, Weizen 12—18 Okka. Die Aerndte ist nach der Güte des Bodens vom 4ten bis 10ten Korn. Die Düngung war bisher unbekannt; auch Fruchtwechsel, Felder-System, überhaupt rationelle Landwirthschaft kennt man nicht. Da man keine Futterkräuter säet, so benutzt man als Grünfutter die Gerste, ehe sie Aehren treibt; sie wird auf dem Felde abgeweidet, welches im Monat März bis April stattfindet, und wird dies zugleich als Kur für die Pferde betrachtet. Man nennt diese Weide Krabbi. Geordnete Rindviehzucht kennt man ebenfalls nicht, besonders in Beziehung auf Milchvieh. Die Ochsen werden bloß zur Arbeit benutzt, und sind sie dazu unfähig, dann werden sie geschlachtet. Die Kühe dienen bloß zur Zucht der Kälber; die Kälber werden nicht geschlachtet, indem man keinen Gebrauch von Kalbfleisch macht: gewöhnlich säugt das Kalb ein Jahr. Während des ersten Jahres heißt das Kalb: Mocharis, das weibliche: Mochita; im zweiten heißt das Kalb: Damalis, welche Benennung es bis zum vierten Jahre erhält; alsdann heißt es erst Stier.

Die Kühe bleiben das ganze Jahr hindurch im Walde oder auf unangebauten Plätzen, und sobald die Ochsen ihre Arbeit vollendet haben, werden sie ebenfalls zur Weide getrieben.

Stallschweinemastung kennt man ebenfalls nicht; die Schweine werden auf die Weide getrieben, dann in Eichen- und Kastanien-Waldungen, wo sie vorzüglich fett werden. Die Aerndte ist Ausgangs Mai und Anfangs Juni; man schneidet die Frucht mit der Sichel, läßt aber in manchen Gegenden die Hälfte des Strohes stehen, weniger in der Nähe der Städte, wo dasselbe verkauft werden kann; in manchen Gegenden wird bloß die Aehre abgeschnitten. Das Land bleibt alsdann bis zur nächsten Aerndte liegen, das übrig gebliebene Stroh wird vom Vieh abgeweidet und, was noch stehen bleibt, verbrannt. Ein Mann kann an einem Tage eine Stremma schneiden. Die Frucht wird sogleich auf Tenn zur Dreschstelle gebracht. Gewöhnlich ist die Dreschtenne auf dem Felde gemeinschaftlich, indem daselbst, nachdem die Frucht gereinigt ist, die Zehntabgabe für den Staat genommen wird. Das Getraide wird übrigens nicht ausgedroschen, sondern durch Ochsen und Pferde ausgetreten. Es wird auf der gedeckten Erde (in den meisten Distrikten ist hierfür Ort gepflastert) ein starker Pfahl eingerammt, woran sich ein starker Strick befindet. An diesen werden mehrere Thiere angebunden, und so treibt man sie über das auf dem Boden ausgebreitete Getraide im Kreise umher; indem sich nun der Strick um den Pfahl windet, bedecken die Thiere immer engere Kreise und kommen zuletzt bis an den Pfahl. Hierauf werden sie nach der entgegengesetzten Richtung getrieben, so daß sich der Strick wieder abwickelt und so nach und nach alles Getraide ausgetreten wird; ist dies geschehen, so stellt der Bauer sich auf ein Brett, welches unten mit scharfen Eisen versehen ist, und läßt sich von dem vorgespannten Vieh über das Stroh wegziehen, auf welche Art dasjenige Stroh, welches von dem Vieh noch nicht ganz klein getreten ist, zerschnitten wird, indem langes Stroh dem Bauer keinen Nutzen gewährt, da er sein Streuholz kennt, sondern die flachen Dächer mit Stroh versehen sind und er das Stroh nur zum Füttern gebraucht, er daher auf diese Weise am leichtesten seinen Zweck erreicht. Ist die Frucht auf diese Art ausgetreten, so wird sie vermittelst des Windes, welcher regelmäßig des Nachmittags weht, gereinigt und, je nachdem die Wohnung geräumig ist, aufgeschüttet oder in großen geflochtenen Körben aufbewahrt. Zur Aufbewahrung der verschiedenen Getraidearten bedarf es nicht der Sorgfalt wie in nördlichen Gegenden; man schüttet solche manchmal 10 bis 12 Fuß auf einander, ohne sie umzuwenden, da dies der Frucht hier durchaus keinen Nachtheil bringt, welches hauptsächlich daher rührt, weil das Getraide stets sehr trocken eingeärndtet wird. Der Staat erhält vom Bauer ohne weiteren Zuschuß als Steuer den zehnten Theil: hat der Bauer die Frucht auf Staatsländereien geärndtet, so zahlt er außer dem Zehnten noch 15 Prozent; hat er solche auf gepachtetem, fremden Eigenthum bezogen, so zahlt er dem Eigenthümer als Pacht in den meisten Gegenden das Drittel, gleich aber der Eigenthümer dem Bauer das Saatkorn und die Ochsen zum Pflügen, so bekommt er zwei Drittel. Da bei Ochsen selbst nicht, daher nicht Alles angebaut werden kann, so bedient gewöhnlich der Bauer einen Theil das erste Jahr und benutzt den anderen Theil zur Viehweide. Am meisten baut man Weizen, Gerste, Hirse, Türkisches Korn oder Mais. Letzteres kann aber nur an Orten gebaut werden, die sich bewässern lassen; reis darf, wie bereits oben erwähnt ist, nur in gewissen Entfernungen von den Ortschaften gebaut werden. Roggen wird bloß gebaut, um Bandstrob zum Binden der Garben zu haben; Hafer äußerst wenig, indem die Pferde nur mit Gerste gefüttert werden. Der Futterkräuterbau ist sehr beschränkt, besonders wegen Mangel an gehöriger Bewässerung

Digitized by Google

und weil die anhaltend trockene und heiße Witterung im Sommer alles Gras versengt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß hier das Heu nur den Zugvierdern zuträglich ist.

Was die Gartenkultur anbelangt, so kultivirt der Grieche nur solche Kräuter, die er am nothwendigsten bedarf; sie bestehen hauptsächlich in Zwiebeln, Knoblauch, Sellerie, Kohl, gelben und weißen Rüben, Mertlamie, Damiol, Zucker- und Wassermelonen und besonders in einer großen Art Gurken, welche letztere, so wie die Melonen, seine Hauptnahrung sind; die großen Kolokynthen erreichen oft eine Größe bis zu einem Zentner an Gewicht, besonders gut und groß ist der Blumenkohl. Der Kartoffelbau ist noch im Entstehen. Außerdem benutzen die Landleute mehrere wildwachsende Kräuter, worauf sie Salat zubereiten. In der Umgegend der Städte werden auch die anderen Europäischen Gemüse gezogen; sie verlieren aber sehr an Schmackhaftigkeit. Obstbaumzucht ist noch in der Kindheit; man hat indessen seit der Ankunft des Königs bedeutende Fortschritte gemacht und viele Obstbäume aus Italien, Frankreich und Deutschland kommen lassen, wovurch man nunmehr im Besitz aller Gattungen ist und durch Pfropfen der häufig sich vorfindenden wilden Stämme die Obstbaumzucht in Flor kommen wird, besonders da in dem so günstigen Klima die Bäume so rasch wachsen, daß man bald den Vortheil davon genießt. Die Südfrüchte gedeihen in solcher Fülle und Güte, daß sie einen großen Artikel der Ausfuhr bilden; bei Poros ist ein ganzer Wald von Citronenbäumen. Nußbäume sind häufig, und auch Kastanienwälder von bedeutender Größe finden sich vor.

Was den Weinbau anbelangt, so ist er in Griechenland sehr bedeutend, und es werden jährlich noch neue Anlagen gemacht; indessen ist die Behandlung des Weines den Griechen noch unbekannt; würde ein gutes Verfahren eingeführt, so konnte das Land die herrlichsten Weine liefern, wozu indessen Keller unumgänglich nothwendig sind, welche hier ganz mangeln. Der Wein enthält sehr viel Geist, und es giebt schon einige Sorten der guten Weine, als: der Malvafier, der Vinosanto von Santorin und der Bachuswein von Naxos. Der Griechische Wein hat, wie schon erwähnt, für den Fremden einen unangenehmen Geschmack, indem man ihn, um ihn haltbar zu machen, mit Pech und Harz vermischt. Alten Wein findet man äußerst selten, höchstens in einigen höheren Privathäusern. Der Wein wird alle Jahre konsumirt, da man keine Zehlanlage hat, so verproduzirt er sich alle Jahre; er ist übrigens im Innern des Landes äußerst billig, und während der Aernote kostet die Okka nur 6 bis 10 Lepta.

Viehzucht. Am gewöhnlichsten ist das gemeine Schaf mit langer grober Wolle, welche zu Kapotten, groben Tüchern, Teppichen, Polstern oder Matratzen und Betten benutzt wird. Ein Schaf kostet 10 bis 15 Drachmen. Sie werden durchgehends zweimal des Tages gemolken und geben eine Viertel bis halbe Okka Milch. Dieselbe wird zu Käse und Butter benutzt, und zwar wird die Butter aus der frischen Milch gemacht; 12 Okka Milch geben 1 Okka Butter. Der Käse wird fett und bald ranzig gemacht, stark gesalzen und ist ein hauptsächlicher Nahrungsartikel; das Schaf kalbt gewöhnlich im Dezember und Januar; man schlachtet die Böcke meist als Lämmer, besonders zur Osterzeit, auch kennt man das Hammeln wenig. Nach 1½ Jahren tritt die Fortpflanzungs-Fähigkeit ein, und bis zur Sprungzeit wird das Schaf gemolken. Ein junges Lamm wird für 3 bis 4 Drachmen gekauft. Das Schaf giebt jährlich gegen 1 Okka Wolle, und erhöht man den jährlichen Ertrag eines Schafes auf 3 Drachmen. Ein Schäfer kann 300 Stück Schafe hüten; er braucht dazu keine Hunde, gewöhnlich befinden sich aber drei zehen Pferde à große und böse Hunde zur nächtlichen Wache, um Wölfe und Diebe abzuhalten. Man muß daher mit Vorsicht sich einer Heerde nahen. Die Schafe bleiben immer im Freien. Dem Staat zahlt man an Steuer für jedes Schaf (Lämmer sind frei) 35 Lepta der Jahres, die Weide ist verpachtet und kostet 20 Lepta auf das Stück zu stehen. Auf diese Art braucht man nicht Grundbesitzer zu seyn, um Schafstereden zu besitzen. Im Sommer werden die Gebirge zur Weide benutzt und sind solche im Winter mit Schnee bedeckt, so treibt man die Heerden in die Ebenen. Da man keine Stallfütterung kennt, so kommt es manchmal vor, daß, wenn die Gebirge mit Schnee bedeckt sind, ein Schaf so wegen Mangel an Futter einer großen Sterblichkeit unterworfen sind. Das Schaf- und Ziegen-Fleisch gehört zu den am meisten üblichen Fleischspeisen; besonders gut ist das Fleisch der Ziegen, weil sie nur von aromatischen Kräutern leben, die sie durch Hinanklimmen auf die höchsten Berge und selbst zwischen den Klüften der Felsen erbeuten; sie verursachen indeß in Feldern bedeutenden Schaden.

In Gegenden, wo die Schafzucht keinen guten Fortgang hat, hält man Ziegen und stellen sich solche im Ertrage mit den Schafen gleich. Die hiesige Ziege ist von schönem Körperbau und hat gerade aufstehende 1 bis 1½ Fuß lange Hörner. Mit Merinoschafen sind Versuche angestellt worden; es sind aber durch die Acclimatisation ein bedeutender Abgang von Thieren erzeugt statt. Die eingeführten Merinoheerden befanden aus Sächsischen Electoralschafen; 100 Stück Schafe und 15 Widder kosteten mit Transport nach Athen 17,000 Drachmen. Das Resultat findet natürlich weder bei den Merinos noch deren Bastarden statt.

Es ist zu bemerken, daß bei der Kreuzung die erste Generation schon eine auffallend bessere Wolle gab.

Die Griechischen Wollen kommen unter verschiedenen Namen in den Handel; Sorge dreibt die, welche im Monat März geschoren wird, sie wird in feine, grobe und Baja getheilt, welche unserer Ausschußwolle entspricht. Uebrigens sind die hiesigen Schafe, wie in Spanien, Wanderschafe, wodurch sie stets in derselben Temperatur erhalten werden, indem sie, wie gesagt, im Winter auf die Ebene und im Sommer auf die Berge getrieben werden. Da die Schafe nie in Ställe kommen, so sind sie von allen den sanligen und thierischen Krankheiten befreit, die nicht selten in den mephitischen Dünsten ihren Ursprung haben, und hier mitunter unsere Ställe angefüllt sind.

Die Pferdezucht ist im Beginnen; es sind indeß sehr viele schöne, besonders Zuchtpferde während der letzten Zeit auf der Türkei eingeführt worden; die hiesigen Pferde sind sehr unterhalt und daher besonders zum Reisen brauchbar, sie haben einen sicheren Gang, wodurch bei den schlechten festigen Wegen, die meistens an Abgründen vorbeiführen, sehr nothwendig ist. Mit unseren Deutschen Pferden wäre es fast unmöglich, ohne lebensgefahr diese Wege zu passiren. Man bedient sich nicht einmal des Zügels, sondern läßt die Pferde ruhig fortgehen, selbst an den gefährlichsten, steilsten Stellen finden sie einen sichern Punkt, wo sie ihren Fuß hinsetzen. Die Pferde der Griechen werden nicht wie in Europa beschlagen. Ihr Beschlag besteht aus einer runden Eisenplatte, welche die ganze Sohle des Hufes bedeckt und nur in der Mitte ein Loch hat, damit der Huf einen Weg zum Ausdünsten habe.

Esel und Maulesel werden häufig gezogen, doch kommen die Letzteren größtentheils aus der Türkei und werden theurer als die Pferde bezahlt. Die Maulesel sind meistens falsche Thiere; der hiesige Esel ist aber munter und geht einen raschen Schritt.

Kameele giebt es nur wenige, und zwar nur in Ebenen, sie werden zum Tragen der Lasten verwendet. Es werden einem Kameele gewöhnlich 4 Zentner aufgeladen, ihre Unterhaltungskosten sind ziemlich bedeutend; sie kommen auch beim Freiheitskampfe her, wo sie als Lasthiere der Türkischen Armee nach Griechenland gebracht und beim Rückzuge dieser Heere erbeutet wurden.

Die Regierung hat bereits viel für die Verbesserung des Landbaues gethan, besonders war auf denselben durch Anlegung von Kolonieen zu wirken gesucht. Den Eingewanderten aus Kreta, dort von den Türken, wegen ihrer Bevölkerung, das unerträgliche Joch abzuschütteln, hart verfolgt, wurden Ländereien zu Modon und Milo angewiesen, den eingewanderten Sulioten zu Naupaktos und Anatrychion, den Thessaliern zu Mitzela, den Piatioten zu Kretitza, den Samieren zu Chalkis, den Macedoniern zu Pela und den Chioten zu Patras und im Piräus. Der Oliwenwald der Athen, welcher durch das Niederreißen des Lepsikser Aquäduckts war, ist bereits entwässert, da man diesem Flusse ein neues Bett gegeben; die Ebene von Atros am Meerbusen von Nauplia ist durch einen Kanal trocken gelegt, eben so die Ebenen von Tripolitza durch Aufräumung der unterirrischen Abzuggräben.

Frankreich.

Episoden aus der Französischen Revolution.

(Schluß.)

Mit Eifer ergriff ich dieses neue Schutzmittel; schon am nächsten Tage führte mich Saint-Just in mein neues Amt ein, und durch einen glücklichen Zufall kam ich unter den Befehl Theodor Labussière's zu stehen, mit dem ich sehr genau bekannt war. Labussière hatte das Glück und das Geschick, mehreren schon bestimmten Opfern das Leben zu retten, wie zum Beispiel den Französischen Schauspielern, die in den Madrionetten gefangen saßen, und die ihm 1797 ihre Dankbarkeit dadurch bezeigten, daß sie eine Vorstellung zu seinem Benefiz gaben. Während der Kaiser-Regierung wurde er als Wahnsinniger nach Bicetre geschickt, wo er starb.

Der Wohlfahrtsausschuß hatte sich in den kleinen Gemächern des Königs in den Tuilerieen niedergelassen. Selbst Ludwig XI. umgab sich in seinem Schlosse du Plessis-les-Tours nicht mit so viel Vorsichtsmaßregeln und flößte weniger Schrecken ein. Zahlreiche Garde du Corps bewachten den Eingang; auf der Seite des Gartens wie von der des Prinzenhofes sehr Annäherung an diese Hölle des furchtbarsten Despotismus, der auch zugleich gewiß der mißtrauischste war, und nur mit Furcht und Zittern wagte man einen scheuen und flüchtigen Blick dorthin zu werfen. Eine Masse von Büreaus nahm den zweiten Umkreis ein, und hier verrichteten zitternd Schaaren von Hülfsarbeitern das ihnen zugetheilte Tagewerk; auf den Gesichtern eines Theils derselben war Schrecken ausgedrückt, während man in den Zügen Anderer Bosheit oder niedere Augendienerei las. Man war hier von Spionen und Angebern umringt; wem nur ein verdächtiges Wort entschlüpfte, der wurde sogleich bei Zouquier Tinville angezeigt, und dieser ließ ihn nicht lange schmachten. Einen Monat nach seinem Eintritt begegnete ich diesen zweien Männern, Garnaud und Metivier, die ein Viertelsjahr darauf mit Lowitzal, Cecile Renaud, Madame Saint-Amaranthe, Devaux und Anderen auf das Schaffott geführt wurden.

Tag und Nacht waren Kanonen mit brennenden Lunten an den äußeren Eingängen aufgepflanzt, und gleich den Stummen des Serails bildeten Wächter die unmittelbare Umgebung, und führten die ihnen gegebenen geheimen Befehle auf das pünktlichste aus. Um nach den Vorzimmern des Wohlfahrts-Ausschusses zu gelangen, mußte man durch einen langen düsteren Gang kappen, der nur durch eine schwachleuchtende Laterne an jedem Ende erhellt wurde. Alle Zugänge zu dieser Räuberhöhle waren düster, traurig und furchterregend; der Eingang zum Tartarus könnte nicht entsetzlicher seyn. Welches Erstaunen bemächtigte sich aber bestimmen, der in die Säle eindringen konnte, wo die Decemvirn sich versammelten, und wie wurde er von dieser plötzlichen Veränderung der äußeren Ausstattung geblendet! Prächtige Gobelin-Teppiche bedeckten die Fußböden; Marmor, vergoldete Bronze-Zierrathen und Spiegel schimmerten überall; kostbare Uhren und herrliche Leuchter schmückten den Kaminvorsprung. In

Digitized by Google

reichen Armsesseln, auf schwellenden Kanapees ruhten die ermüdeten Glieder dieser strengen Republikaner aus, die vor dem Volke die Sitten und die Redeweise der Spartaner des Lykurgus nachahmten. In den anstoßenden Kabinetten hatten immer reichlich mit kalten Speisen und feinen Weinen besetzte Buffets, denen die Mitglieder des Ausschusses fleißig zusprachen. Als ich eines Tages mich mit Labussière dahin begab, um Saint-Just einige Aktenstöße zu überbringen, die er verlangt hatte, sahen wir auf einem der Kanapees den Junanjer Cambon mit rother Mütze und ekelhaft schmutziger Jacke seinen Weinrausch ausschlafen; an den Zähnen krug er, seiner Gewohnheit nach, so viel Knochen, daß mir Labussière, daß man der Stoff derselben gar nicht unterscheiden konnte.

Mitten im Hauptsaale stand ein großer, länglich runder, mit einem grünen Teppich bedeckter Tisch, um den die Decemvirn Platz nahmen, wenn sie ihre Proscriptions- oder Todes-Urtheile diktirten. Der Ausschuß war permanent, das heißt, es war zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, ein Mitglied oder mehrere desselben hier gegenwärtig, so daß der böse Geist nie schlummerte. Die Büreaus waren auch permanent, nur mit dem Unterschiede, daß in denselben beständig wenigstens ein Drittel der Gehülfen versammelt seyn mußten. Gewöhnlich kommen die Mitglieder des Ausschusses um zehn Uhr Abends zusammen; Robespierre kam gewöhnlich viel später als die Anderen. Bis zu seiner Ankunft ließen sich diese trefflichen Männer ganz behaglich Zeit und unterzeichneten lachend die Listen, welche man an Fouquier Tinville für den folgenden Tag absandte. Man trieb dabei allerhand Possen und krank auf die Gesundheit der Aristokraten, an die das National-Rasirmesser angelegt worden oder angelegt werden sollte. Gewöhnlich empfing man hier den Besuch einiger Mitglieder des Ausschusses für allgemeine Sicherheit, welche seine Sitzungen neben an im Hotel Belonde hielt. Vadier kam Amar, bald Vadier, um ihre Freunde zu ermuthigen, und ganz besonders rieth immer David, der Maler der Nation, der stets antrieb, ja recht viel Reiß zu reibrn; er war nie zufrieden, wenn das nicht im Ueberfluß geschah, denn es schlte ihm sehr daran. Wenn Robespierre kam, thrten alle Spaße auf, man verstedte die Gläser und die Bouteillen, und die Erdeterungen nahmen einen ernsten Charakter an; man lachte nicht mehr, man formte sein Gesicht nach dem des Meisters, man besprach sich mit mehr Besonnenheit und beging das Verbrechen mit weniger Leichtsinn. Robespierre's Eintritt brachte das größre Stillschweigen hervor; er sprach gewöhnlich kein Wort bei seiner Ankunft, ging um den Tisch herum und sah die vorbereiteten Geschäfte durch; die, welche er billigte, wurden gelesen und die, welche er nicht billigte, bis auf eine andere Zeit verschoben. Eines Tages kam es vor, daß sechs anwesende Mitglieder des Ausschusses, Carnot, Couthon, Barrere, Lacroix, Saint-Just und Guyton-Morveau, einen Beschluß gefaßt hatten, der die Freilassung Linguerne's aussprach. Robespierre las das ihm dargereichte Dekret und sagte verdrießlich: „Nur Carnot-Feulins können sich für die Freilassung eines Aristokraten interessiren." Man biß sich in die Lippen, Niemand wagte eine Antwort, und Linguens blieb im Gefängniß.

Sobald die Mitglieder des Ausschusses vollzählig waren, gaben sie den subalternen Scharfen ihre Instructionen. Dort hatte sich der General Rossignol die Befehle zur Einäscherung der Vendee, da ordnete Carrier Requisitionen und Verhaftungen an, Lecarpentier, in das Departement de la Manche beordert, machte sich anheischig, täglich sechs ganze Körbe voll Bürgerer für die Guillotine zu schicken.*) In dieser schenßlichen Hohle des Verbrechens organisirte man auch die Verschwörungen der Gefängnisse und entwarf den Plan zur Entvölkerung von Frankreich, von dem immer eine große Karte vor den Augen der Decemvirn ausgebreitet lag, um hin schicken oder brachten alle revolutionairen Comite's von Frankreich auch die Listen, welche die Anzahl der Köpfe enthielten, die Jeder für sein Theil liefern wollte; dahin begaben sich endlich die anderen Deputirten, um sich Sendungen in die Departements auszuwirken. Diese Elenden standen oft Stundenlang im Vorzimmer und erwarteten mit ehrerbietigem Schweigen Robespierre's Vorübergehen, dem demüthigst einen gnädigen Blick oder die Gunst von ihm zu erhaschen, in irgend ein Departement im Namen des Ausschusses Schrecken und Tod verbreiten zu dürfen und um ihre Bestallungen als prokonsularische Henker von ihm zu empfangen. Aus der Höhle der Decemvirn gingen alle Gesetze, Kriege, Finanzeinrichtungen und alle Maßregeln hervor, die auf Blutvergießen und Entvölkerung abzweckten. Der Konvent war nicht weiter als der Ort, wo man sie öffentlich machte; sein Name Mitglieder waren nichts als elende Coiporteure, denen man die ohne ihre Theilnahme ausgefertigten Dekrete übermachte, mit dem Befehle, sie in Ausführung zu bringen, was sie auch niemals verweigerten.

Der Wohlfahrts-Ausschuß besaß außer den Kanonen, womit er sich umzab, noch eine Artillerie anderer Art in den unteren Räumen der Tuilerieen, nämlich eine Druckerei, wo die Decemvirn ihre eigenen die Berichte, die Beschlüsse, die revolutionairen Dekrete drucken ließ, die Frankreich täglich immer mehr entvölkerten und in Blut badeten. Uebrigens waren alle Zugänge zu dem Wohlfahrts-Ausschusse mit Paßten und Gegenständen aller Art ganz angefüllt, die man den eingekerkerten Aristokraten abgenommen hatte; bei jedem Schritt in den Gängen, die an dieser Höhle hinliefen, stieß man auf die Habe der Opfer, und gewiß bin ich nicht der Einzige, welcher die Bemerkung gemacht hat, daß man eher glauben konnte, in Git-Blas Höhle zu kommen, als in einen Versammlungssaal der Repräsentanten des Französischen Volkes.

Mehr als einmal sah ich Schriftsteller, Sängerinnen von der Oper, Schauspieler vom Theater der Republik und von den verschiedenen anderen Theatern als Bittsteller nach dem Wohlfahrtsausschusse kommen, denn man muß wissen, daß sich derselbe um Alles bekümmerte, und daß nie ein neues Stück auf den Theaterzetteln, folglich noch weniger auf der Bühne, ohne Barrere's Visa erscheinen durfte. Eines Tages verweigerte er dieses an Piis, der doch ein eifriger Patriot war, für die Vorstellung eines Stückes, welches „der Republikaner von Gefühl" betitelt war; als Piis ihm auseinandersetzte, daß sein Stück nach den Prinzipien des reinsten Republikanismus bearbeitet sey, antwortete Barrere: „Ja weiß das Alles, aber Robespierre will nicht, daß Einer Stück aufgeführt werde, der Tirel scheint ihm unrichtig, ein wahrer Republikaner soll nichts mit dem Gefühl zu schaffen haben." Ich weiß diese Anekdote von Piis selbst, der sie mir bei Brion, dem Polizei-Kommissarius des St. Medarden-Viertels erzählte, welcher damals einer der Administratoren des Central-Büreaus war.

Zu Anfang des Prairial, als Saint-Just nach der Nord-Armee abgereist war, um daselbst den Konvent zu repräsentiren und Generale und Soldaten zu bewachen, wurde, da mir sein hoher Schutz nun fehlte, der lebhafte Wunsch in mir rege, die Büreaus des Wohlfahrtsausschusses zu verlassen, und ich nahm mir vor, meinen Abschied einzureichen. Zwei meiner Kollegen, welche dieselbe Idee wie ich hatten, theilten sie mir mit und wurden in La Bourde eingekerkert, um sie so zu verbindern, daß auszuplaudern, was sie wußten. Dieses Beispiel machte mich klug, und ich beschloß in der Höhle zu bleiben und mehr denn jemals auf meiner Hut zu seyn. Ich hielt dort bis zum 9. Thermidor aus, und als ich erlöst war, athmete ich die freie Luft einer anderen Umgebung mit eben solcher Wollust ein, wie der befreite Vogel, den der Druck der Luftpumpe nicht mehr zu ersticken droht.

Georges Duval.

*) Bei jeder neuen Sendung von Schlachtopfern, die Lecarpentier dem Wohlfahrts-Ausschuß zuschickte, schrieb dieser Repräsentant jedesmal: „Da sende ich wieder einen tüchtigen Korb Wildpret für auf Weiteres."

Westindien.

Die Mulatten im Französischen Westindien.

Nach den farbigen Leuten, die Grundbesitz haben, sich verheirathen, mit den Weißen verkehren, Municipalräthe und Offiziere bei der Miliz sind, kommen die Mulatten, die nichts besitzen und nichts treiben. Leider ist diese Klasse die zahlreichste. Wovon leben sie? das wäre schwer zu sagen. Sehr viele Mulatten pflegen noch mit den Sklaven auf den Plantagen Umgang, von denen sie sich ernähren oder wenigstens unterstützen lassen. Die Stadt Pointe-à-Pitre wimmelt von dieser müßigen und unnützen Bevölkerung. Der Fremde mit Wenigem fürlieb nimmt, aber auch nicht einmal so viel arbeitet, um dieses Wenige zu erwerben. Der Feldbau ist dem Mulatten zuwider; Gewerbe und Handwerke sagen ihm nicht zu; er schläft, schmaucht, oder spielt Lotto. Was soll man aus diesen Menschen machen, die weder Bauern noch Handwerker seyn wollen? Am wenigsten Soldaten; man macht Soldaten aus ihnen.

Die Mulatten sind im Allgemeinen schwache Geister und folglich Enthusiasten. Eine bestimmte Idee oder ein bestimmtes Gefühl macht sie fähig, das Aeußerste zu thun. Sie sind abergläubisch, fürchten sich vor Beherungen und tragen Amulete. Den einzelnen Mulatten würde eine geringende Gefahr vielleicht zum Weichen bringen, aber in größerer Zahl und gut kommandirt, sind sie tapfer, wie Löwen. Ein weißer Befehlshaber, auf dessen Muth sie Vertrauen hätten, würde mit ihnen Wunder thun können. An der Spitze von vierzig Mulatten zwang Herr von Beauvallon sechshundert Engländer, sich wieder einzuschiffen; und Herr von Saint-Luce Billery machte mit fünfundzwanzig Mulatten einen Bajonnett-Angriff auf zwei Regimenter. (!) Hinlänglich ist noch voll rühmender Erinnerungen, die der Mulatte Pelage, welcher als General in der Schlacht bei Wagram fiel, auf diese Insel hinterließen; und man hat kein Beispiel eines entschlossneren Heldenmuths als das des Mulatten Delgrès, der, zu Matuba in einer fast unzugänglichen Stellung eingeschlossen, mit dreihundert Schwarzen und Farbigen sich in die Luft sprengte.

Lärm, Glanz und Schmuck machen dem Mulatten Freude. Ein schönes Kleid hat immer Reiz für ihn; ein Säbel und ein Paar Epauletten noch mehr. Er ist sehr enthaltsam und schläft lieber auf einem Brett, als auf einer Matratze. Schon viele Mulatten haben sich zum Militairdienst erboten; in den Kolonieen können sie aber nicht eintreten: sie müssen daher nach Brest abgehen, um dort in ein Regiment aufgenommen zu werden, das als Garnison nach Pointe-à-Pitre bestimmt ist.

Die beiden Kolonieen Martinique und Guadeloupe könnten leicht jede ein Bataillon farbiger Leute liefern, die bei der Afrikanischen Armee vortrefflliche Soldaten abgeben würden, man brauchte nur eine Liste freiwilliger Rekruten zu eröffnen und Instructions-Offiziere in den verschiedenen Orten zu schicken. Ich habe mich genau nach Allem erkundigt, was diesen Gegenstand betrifft, und alle erfahrene Leute sind darüber einer Meinung gewesen, daß solche Truppen leicht auszuheben seyen und wichtige Dienste leisten würden. Ein Theil könnte sogar zur Bewachung der Kolonieen verwendet werden, während die Uebrigen in Afrika dienten. Diese Leute, ohne Bedürfnisse, enthaltsamer als Europäer, an Wohnung, wie auch an die Französischen Soldaten, bleiben von allen Krankheiten, die beiden Klimaten eigenthümlich sind, unberührt.

Die Errollirung der Mulatten wäre demnach eine doppelt nützliche und wichtige Maßregel. Erstens würde sie die Kolonieen von einer müßigen, unnützen, ja gefährlichen Bewohner-Klasse befreien, die in denselben nicht wurzelt und niemals wurzeln wird, da sie nur Handarbeiten Abneigung hat. Zweitens würde sie zur Verminderung des wirklichen Bestandes der nach den Antillen geschickten Französischen Truppen führen oder wenigstens diese Truppen von einer perma-

Digitized by Google

nenten, sie aufreibenden Krankheit befreien, indem sie ihnen erlaubte, in den Sanitäts-Lagern zu bleiben, und dafür den farbigen Leuten allein die gefährlichen Posten an der Küste überliese, die sie wegen ihrer Akklimatisirung ohne Gefahr einnehmen können, denn es ist fast ohne Beispiel, daß das gelbe Fieber einen Afrikaner oder einen Menschen von gemischtem Blute befällt. Die farbige und die weiße Bevölkerung würden in dieser Maßregel eine unermeßliche Wohlthat finden: die erstere, weil sie eine Beschäftigung nach ihrem Geschmack hätte, die sie von Müßiggang und Langeweile entfernte; letztere aber, weil eine so stark sich mehrende und unbeschäftigte Klasse der Bewohner natürlich viel kostspieliger und viel gefährlich werden muß.

Die farbigen Leute sind eine wahre Landplage der Antillen, da sie nichts arbeiten und doch herrschen wollen. In St. Domingo sind die Mulatten die Tyrannen der Neger. Der Afrikaner liebt den Weißen und wird von ihm geliebt, weil er die soziale Hierarchie anerkennt: der Mulatte aber liebt und verhetzt von der Hierarchie nur den Gipfel, und er macht es ohne alle Gnade.

Als die Mulatten im Jahre 1832 bürgerliche und politische Rechte erhielten, brachte dieses ungewohnte Spielwerk sie in ziemliche Gährung. Sie bildeten sich ein, die politischen Rechte führten ohne Arbeit zu Ehre und Ansehen; aber bald erwachten sie aus ihrer Täuschung. Ihre bürgerliche Freiheit machte sie streitsüchtig, und sie bekamen sieben bis acht Duelle mit Weißen — Duelle, wie sie auf den Französischen Antillen und in Louisiana Sitte sind, d. h. mit Flinten auf zehn Schritt und zwei Schüsse! Die armen Mulatten blieben alle auf dem Platze, und ihre weißen Gegner empfingen nicht einmal die leichteste Verletzung. Jetzt sind sie im Allgemeinen sehr friedfertig, und doch nähren sie im Grunde ihres Herzens zweierlei Haß: sie hassen den Schwarzen, der den Weißen ähnlich sehen, und den Weißen, weil sie ihm nicht ähnlich sehen.

Die weiße Bevölkerung der Kolonieen ist mit den Negern viel enger verbrundet, als mit den Mulatten; und wenn jemals eine Kollision entstände, so würden die Neger, wenn keine Fehler oder Mißverständnisse vorfielen, ohne Zweifel für die Europäer und gegen die Mulatten Partei nehmen. Auf Martinique liegt in der sittlichen und geistigen Superiorität der Weißen, der den Negern imponirt, sie sehen die Weißen ihre Pflanzungen verwalten, arbeiten, Handel und Schiffahrt treiben, sich verheirathen, mit ihren Familien ehrbar leben, mit ihrer Dienerschaft liberal und gütig umgehen, während die Mulatten schalten, schwadronen, spielen, eine armselige Existenz führen, kaum einmal Familie haben und, wenn sie Sklaven besitzen, denselben sehr hart begegnen.

Seit einigen Jahren lebt der Mulatte allerdings regelmäßiger und heirathet lieber. Man bemerkt diese Verstittlichung besonders bei Wohlhabenden. In dem Maße, als die Arbeit ihnen Vermögen einbringt, offenbart sich ihnen die Ordnung in allen Gestalten und vorzüglich in der moralischen, welche die Basis der anderen ist. Aber je höher der Mulatte steigt, desto weiter flieht sich von dem Neger ab, und zwar vermöge eines den Emporkömmlingen natürlichen Gefühls, wonach sie Leute ihres ehemaligen Standes geringschätzen. Ich kann von diesem Hochmuth der Mulatten in Betreff der Neger keinen besseren Begriff geben, als wenn ich sage, daß er hundertmal stärker ist, als der des Weißen. So haben die Weißen ihre Kinder mit den Kindern der Sklaven in die Elementar-Schule von Basse-Terre geschickt, die mit vielem Eifer und großer Einsicht geleitet wird; aber die Mulatten haben erklärt, sie würden ihre Kinder nicht eher nach dieser Schule gehen lassen, bis man die Kinder der Schwarzen fortjagte. Und sie haben Wort gehalten.

(Cabinet de Lecture.)

Mannigfaltiges.

— Marquis d'Argens und Mlle. Cochois. Mit Bezug auf die in den letzten Blättern des Magazins nach der Genfer Bibliothèque Universelle gemachten Mittheilungen über die Korrespondenz des Marquis d'Argens mit der gefeierten Schauspielerin, welche nachmals seine Frau wurde, geht uns von dem hochgeschätzten Historiographen, Herrn Professor Dr. Preuß, folgende interessante Berichtigung zu:

„Wenn Friedrich auch anfangs die Heirath des Marquis d'Argens mißbilligte, so hebt doch fest, daß Letzterer späterhin seine Gemahlin, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, nicht nur mit nach Potsdam, wenn er den Monarchen in den Winter-Quartieren des siebenjährigen Kriegs auf längere Zeit besuchte, sondern daß beide Eheleute dann auch auf Sanssouci ihren gewöhnlichen Wohnort gehabt haben. In den Briefen und Gedichten des Königs ist öfter von der Marquisin die Rede, und als Marquis d'Argens in seiner Heimat gestorben war, ward seine Wittwe allen Beistand an. In welchen Gesinnungen ihr Mann gestorben, sagt sie in dem Briefe aus Eguilles bei Aix, den 19. März 1771: „Sire, depuis deux mois que j'ai perdu mon mari, on ne cesse de me recommander d'écrire partout qu'il est mort comme un saint, lorsque la vérité veut que je dise simplement qu'il est mort comme un sage etc."

— Daß der Marquis lange Jahre nach dem Augenblick geschmachtet, Frankreich wiedersehen, aber mit großer Mühe 1769 erst die Reise-Erlaubniß bekommen, ist nicht genau, da bereits 1747, 1750, 1758, 1764, zum Theil auf längere Zeit, sein Vaterland wiedergesehen hat. Der Briefwechsel zwischen dem Marquis d'Argens und seiner nachherigen Gemahlin, welcher schon 1744 im Druck erschienen und von dem sich auch ein Exemplar auf der hiesigen Königlichen Bibliothek befindet, datirt aus einer sehr frühen Zeit der d'Argens'schen Verbindung mit dem Könige, da diese erst 1743 offiziell geordnet wurde; Präsident der Akademie der Wissenschaften ist er nie gewesen; aber er hat dem Herzen seines Königs lange Jahre, besonders in der Zeit der Noth, nahe gestanden, als irgend ein anderer Mensch: das bezeugen die beiden Bände der Korrespondenz mit dem Könige, und einige sechzig der wichtigsten, seither unbekannten Briefe Friedrich's an ihn werden dem edlen Marquis d'Argens künftig zu neuem ehrenvollen Zeugniß dienen."

— Katharina Cornaro, Königin von Cypern. Genz derselbe historische Stoff ist gleichzeitig von zwei verschiedenen Komponisten, einem Deutschen und einem Franzosen, zu einer großen Oper benutzt, und in demselben Monat sind beide Werke mit gleichem entschiedenen Beifall, das eine in München und das andere in Paris, aufgeführt worden. „Katharina Cornaro" heißt die Oper des Deutschen, des Königl. Bayerischen Hoftapellmeisters Lachner, und die „Königin von Cypern" nennt sich die des Französischen Tondichters Halevy, des Komponisten der „Jüdin" und des „Guitarrero". Für die Vergleichung würde es besonders interessant seyn, wenn nicht blos der Stoff, sondern auch der Texte identisch wären, was allerdings möglich, da Herr Lachner sein Libretto aus Paris von demselben Poeten (Herrn St. Georges) verschrieben, der das Buch zur „Königin von Cypern" geliefert, und die „Katharina Cornaro" erst in München ins Deutsche übertragen worden. Gegenstand beider Opern ist die Erbebung des Jacob von Lusignan auf den Thron von Cypern durch den Einfluß Venedigs und die Heirath dieses mit der edeln Venettianerin Katharina Cornaro. Lachner hat sich bekanntlich früher durch eine große Symphonie, die in Wien den Preis davongetragen, so wie durch einige geistliche Musiken, als ein tüchtiger Kontrapunktist ausgewiesen, jedoch außer der spurlos vorübergegangenen Oper „Alidia" noch kein dramatisches Werk geliefert. Halevy dagegen ist bekanntlich mit der Bühne und deren Publikum ungemein vertraut. Jedenfalls würde es zur Feststellung des Ansehens über Deutsche und Französische Musik dienen, wenn beide Opern in Berlin zur Aufführung kommen könnten.

— Rafael und Murillo. Im zweiten Bande der kürzlich von und angezeigten „Reiseskizze von Ida Gräfin Hahn-Hahn" giebt die geistreiche Frau folgende Charakteristik jener ersten Meister der Italiänischen und der Spanischen Malerschule: „Rafael schuf die Antike zum Heiligen um, Murillo den Menschen. Wundern Sie sich nicht, daß ich diese beiden Namen zusammenstelle; nur sie vereinen die engste Gemeinschaft. Aehnlichkeit ist übrigens keine andere in ihnen, als daß Jeder auf seinem Wege das Höchste erreichte und das Vollkommenste schuf; — denn sie lebten in gar verschiedenen Zeiten und Zuständen: Rafael war der Lieblingszögling Griechischer Schönheit, dem die Grazien verschwenderisch alle ihre Gaben schmückten mit dem Kuß' und Seele gaben zum Lohn; — Murillo wurde angestrahlt von der Schönheit der schlichten Natur, und statt der Griechischen Grazie neigte sich der ekstatische Glaube zu ihm und weihte ihn in himmlische Mysterien ein. So wie Rafael der Maler der Madonna — ist Murillo der der Heiligen. Beide haben auch andere Meisterwerke geschaffen; aber in jenen Darstellungen sind sie fast außer aller Proportion mit allen übrigen Malern. Neben der Madonna Sixtina steht jede andere irdisch aus; neben S. Thomas de Villanueva jeder Heilige unheilig. Was nun die Weichheit und Besstimmtheit des Pinsels, den Schmelz der Farben, die korrekte Zeichnung betrifft, so mein' ich, daß Rafael eben so viel über Murillo steht als unter ihm in der Gruppirung. Verstehen Sie mich? Rafael hat nicht etwa schöner oder inniger — er hat hoch gruppirt: während sich bei Murillo die Gestalten zusammenfinden wie die Sterne zu einer Constellation."

— Neue musikalische Zeitung. Merkwürdig genug, daß Italien, das Stammland unserer dramatischen Musik, bisher noch keine der musikalischen Kunst besonders gewidmete Zeitschrift besaß. Erst jetzt, und zwar vom Jahre 1842 ab, wird unter dem Titel „Gazzetta Musicale di Milano" eine solche Zeitung, redigirt von Giovanni Ricordi, in Mailand erscheinen. Der Herausgeber hat sich mit dem Redacteur der Rivista Europea, Herrn D. Battaglia, verbunden, der den literarischen Theil der Journales leiten wird, wogegen über rein musikalische Gegenstände Beiträge versprochen werden von den Herren Basily, Donizetti, Dr. Lichtenthal, Mayr, Mazzucato, Mercadante, Parini und Vaccaj, lauter Namen, die in Italien einen guten musikalischen Klang haben. Das Blatt erscheint wöchentlich am Sonntag und wird allmonatlich eine Composition, der ältesten oder der neueren Musik angehörend, als Beilage bringen.

An die Leser.

Vom 1. Januar 1842 wird das „Magazin für die Literatur des Auslandes" auf ganz weißem Papier in etwas größerem Format und mit lichterem Druck erscheinen, so daß den von mehreren Seiten in dieser Beziehung ausgedrückten Wünschen wird entsprochen werden, ohne daß darum der Preis des Blattes sich erhöhen wird. Auch der Preis des Blattes wird nach wie vor derselbe bleiben.

Der Pränumerations-Preis beträgt jährlich für 156 bis 158 Blätter drei Thaler, wofür diese Zeitschrift in Berlin und durch alle Königl. Postämter zu beziehen ist.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

3 2044 092 563 592

Digitized by Google